HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

FROM THE
Subscription Fund
BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Eilfter Band,

Januar bis Juni

1837.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußiſchen Staats-Zeitung, ſo wie bei allen Königl. Poſt-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE
MAY 31 1888
LIBRARY.

~~IX 1.6~~
BP 373.1 (11-12)
Subscription Fund.

Inhalts-Verzeichniß.

Einleitung.

Zum 24. Januar 1837 (10).

Spanien.

Januar: Reise von Salamanca nach den Pyrenäen. Von dem Amerikaner Ridell (1).

Februar: Ein Stiergefecht im Jahre 1679 (25).

April: Winter-Vergnügungen in Madrid (40). Physiognomie von Madrid (46).

Mai: Eine Scene in den Pyrenäen. Von J. C. Murray (56).

Juni: Die neuere Spanische Literatur (66). Drei Monate bei den Karlisten. Von einem Britischen Offizier (77).

Frankreich.

Januar: Cazette. Ein Fragment von Charles Nodier (1). Jean Guérin am Hofe Napoleon's. Von Louis Levrault (4). Guizot über die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und ihre Wirkungen. Aus seiner Antritts-Rede in der Französischen Akademie (5). Die Geschichte zum Kranklachen. Von Fréderic Soulié (7). Das Ballet in älterer und neuerer Zeit (8). Der Kriegsgefangene (9). Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon (11). Mentell. Von Charles Nodier (12). Alt-Französische Etikette. Aus den Memoiren der Marquise von Crèquy (13). Scenen aus Frankreich im März 1815 (13). Der Salon der Mlle. Contat. Von Sophie Gay (14). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Der Salon der Madame Contat. Von Madame Sophie Gay (14). Alt-Französische Etikette. [Schluß] (14). Bertin de Velisle (15). François Gérard (17). Das ehemalige und das heutige Frejus (18). Bonaparte, der Artillerie-Lieutenant (20). Pariser Kostüme im Jahre 1796 (22). Zigeuner in Avignon (23). Die Französische Philosophie unserer Zeit (24). Zur Geschichte Ravaillac's (25). Bibliographische Mittheilungen.

März: Der Konsul Bonaparte und die Marquise von Crèquy (26). Zur Geschichte Ravaillac's. [Schluß] (26). Jules Janin. Ein kritischer Versuch von August Bussière (27). Centralisation und Kommunal-Verfassungen in Frankreich. Von F. Guizot (29). Die Schlacht bei Tours. 732 (29). Die heutigen Theaterdichter der Franzosen (30). Das Schmuggel-System der Kontinental-Sperre. Von Leon Gozlan (32). Ein Gespräch mit Napoleon vor seiner Einschiffung nach Elba (33). Die Jagd ins Blaue. Von Méry (34). Ueber Assekuranz-Gesellschaften (36). Anekdoten aus Napoleon's Soldatenleben. Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes (37). Das Schiff der „Solide". Von Méry (38). Bibliographische Mittheilungen.

April: Die Matadore der Handelswelt (40). Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes. Aus den Memoiren des Generals Lafayette (41). Die Sitte des Gesundheit-Trinkens (43). Französische Gastronomie. Diners in Paris (44). Chateaubriand vor dem Richterstuhle der Englischen Kritik. Mit Bezug auf dessen Versuch über die Englische Literatur (45). Die Melancholie der Komiker (45). Ein Besuch auf St. Helena (46). Paul de Kock's schriftstellerischer Ruf in England (49). Aus dem Leben Joachim Murat's. Von Méry (51). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Zoologie. Von Isidore Geoffroy Saint Hilaire (55). Fontanes in Lyon (57). J. Janin's literarische Portraits. I. Frau von Staël (63). Naturforscher während der Revolution (63). Die Pagen an Napoleon's Hofe (64). J. Janin's literarische Portraits. II. Benjamin Constant. III. Bernardin de St. Pierre (64). IV. Frau von Genlis. V. Madame Cottin und Frau von Souza (65). VI. Die Frau Herzogin von Duras (65). Bibliographische Mittheilungen.

Juni: Denkwürdigkeiten des Bischofs Gregoire (66). Französische Kleinstädterei (67). Französische Charakteristik der Eifersucht. Aus der Physiologie der Leidenschaften. Vom Baron Alibert (67). J. Janin's literarische Portraits: Charles Nodier und Prosper Merimé (68). Die Gefängnisse in Frankreich. Von Adrian Picot (68). Musikalische Salons in Paris. Von Sophie Gay (69). Eine Reise mit dem Paketboote (70). Die Feste in Fontainebleau. Von Jules Janin (71). Anekdoten aus der Zeit der Kontinental-Sperre. Von einem Pagen am Kaiserlichen Hofe (73). Napoleon's Kommentare zu den Kriegen Cäsars (74). Die Porzellan-Manufaktur zu Sèvres (75). Irrenhäuser in Frankreich (76). Pariser und Pariserinnen. Nach der Beurtheilung eines Engländers (78). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Januar: Ein Sturm in den Gletschern (5). Zwingli's Tod in der Schlacht bei Kappel (10).

Februar: Erziehung und Gefangenschaft. Eine Jugendgeschichte aus Genf (16).

April: Alexander Dumas in der Schweiz (42).

Italien.

Februar: Die Email-Malerei und Madame Jaquotot (21). Ueber die Verschiedenheit der Angaben städtischer Bevölkerungen. Von Adriano Valdi (22). Unerwartete Begegnung (24). Bibliographische Mittheilungen.

März: Die Katakomben in Rom und Palermo (27). Ein Blick auf die neuere Italiänische Literatur. Von Defendente Sacchi (37). Bibliographische Mittheilungen.

April: Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik (50 und ff.). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik (53 bis 60). Torquato Tasso's Handschriften in Rom. Erster Artikel (61). Zweiter Artikel (62). Der Mönch auf dem Aetna (63).

England.

Januar: Irländer in London (2). Geschichte des Schwarzen Prinzen: Die Schlacht bei Poitiers (3). Die Französischen Emigranten in London; Jugend-Erinnerungen von Miß Mitford (6). Oliver Goldsmith (9). Die Luftfahrt von London nach Weilburg (11). Die Britische Gelehrten-Versammlung zu Bristol im Jahre 1836 (12). Bibliographische Mittheilungen.

Februar: Deutsche Kunst im Auslande (17). Die Wallfischfahrten in den Nördlichen Eismeeren (20). Die Aufsuchung der Wallfischfahrer im Jahre 1836. Vom Capitain James Clark Roß (23). Bibliographische Mittheilungen.

März: Geschichte der Männertrachten in England (28). Englische Zeitungs-Annoncen [Puffs.] (31). Edmund Burke bei dem Tode seines Sohnes Richard (35). Bibliographische Mittheilungen.

April: Graf Essex und Sir Walter Raleigh. Von Robert Southey (40). Irländische Armuth. Von Leitch Ritchie (44). Walter Scott's Kindheit und Knabenjahre (47). Hallam's Europäische Literaturgeschichte (50). Niederländische Genrebilder und Seestücke. Von Cap. Marryat (51). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Hallam's Europäische Literatur-Geschichte: Lorenzo von Medici, Macchiavell (57). Die Gegner des Tabacks (58). London aus der Vogelperspektive (59). Der Spleenklub (61). Hallam's Europäische Literatur-Geschichte: Arioslo und Bojardo (62). Die Londoner literarischen Zeitschriften (64). Bibliographische Mittheilungen.

Digitized by Google

Juni: Die Londoner literarischen Zeitschriften. [Schluß] (66). Eine Stecknadel-Fabrik und ein Irrenhaus in London. Von Nisard (68). Hallam's Europäische Literatur-Geschichte. Lateinische und Italiänische Dichtkunst im 16ten Jahrhundert (69). Zur Naturgeschichte der Affen (70). Der Oestliche Ocean, oder Reisen und Abenteuer im Indischen Archipel in den Jahren 1832—34 (71). Die Schottische Philosophie und ihr Verhältniß zur Französischen (74). Die Missionen in der Südsee (75). Das heutige Englische Theater (78). Bibliographische Mittheilungen.

Belgien.

März: Das Beguinenstift in Gent (35).

Schweden.

Januar: Uebersicht der Schwedischen Literatur im J. 1836 (2).

März: Ein Tag in St. Gallen. Aus dem Tagebuche eines Schwedischen Reisenden (31). Bibliographische Mittheilungen.

Polen.

Juni: Ein Blick auf die Polnische Literatur. Von Emil Haag (72).

Ungarn.

Mai: Marschall Marmont in Ungarn (53).

Rußland.

Januar: Russische Städte-Ansichten: Odessa (1). Die älteste Kirche der Christenheit in Rußland (6). Von der Wichtigkeit des Kartenspiels. Von Th. Bulgarin (11). Kaukasische Skizzen. Von Marlinski (13). Bibliographische Mittheilungen.

März: Kaukasische Skizzen. Von Marlinsky. Mulla-Nur, der Tscherkessenhäuptling (26). Bibliographische Mittheilungen.

Mai: Puschkin, nach dem Urtheile seiner Landsleute. Von N. Polewoi (61).

Moldau und Wallachei.

Januar: Romänische oder Wallachische Sprache und Literatur. Von einem Moldauer (8).

Februar: Das Land und seine Bewohner (19).

Griechenland.

Juni: Die Griechische Literatur und Archäologie als das älteste und festeste Band zwischen Griechenland und dem übrigen Europa (72).

Türkei.

Februar: Eine Reise zu Wasser von Konstantinopel nach Ungarn. Aus dem Tagebuche eines Britischen Offiziers (22).

Syrien.

April: Ein Französischer Königssohn in Jerusalem (48).

Juni: Das Erdbeben in Syrien (76).

Arabien.

Februar: Die Chronik des Tabari (14).

Persien.

März: Persische Begebenheiten. Vom Baron F. von Korff. I. Der Tod Feth Ali Schah's (30). Die Universitäten des heutigen Persiens (34). Persische Begebenheiten. II. Der Kaimakam, das Lager und das Heer des neuen Schah's (39).

April: Persische Begebenheiten. Vom Baron F. von Korff. III. Marsch nach Teheran. Sir Henry Bethune (43). IV. Einzug in Teheran. Krönung des neuen Schahs (49).

Mai: Persische Begebenheiten. Vom Baron F. von Korff. Schießübungen in Teheran. Hassan und Hussein. Tod des Kaimakam (55).

Ostindien.

Februar: Dramatische Belustigungen der Hindu's (19).

März: Die Landschaft Sindi [Sind]. Von Alexander Burnes (33).

April: Die Provinz Adschmir (Ajmere) in Hindostan (42).

Mai: Die Jagden in Ostindien (65).

China.

März: Chinesische Brücken (28). Justiz und Polizei im Chinesischen Reiche. Nach der brieflichen Mittheilung des Französischen Missionairs Bohet (38).

Asien.

Februar: Honigberger's archäologische Forschungen (15).

Mai: Die Tscherkessen. Nach Charles Belanger (59).

Aegypten.

Januar: Bilder aus Aegypten. Von Lane (3).

März: Basars und Volksleben in Kahira (36).

April: Diebe und Räuber in Aegypten (41).

Afrika.

Januar: Volksstämme in Marokko (7).

März: Ein Spaziergang von Algier nach Blidah (27).

Mai: Scenen aus dem Lager Abd el Kader's. Von Defrance (54). Algier und seine Bewohner. Von Capt. Rozet (58).

Nord-Amerika.

Januar: Eine Menschenjagd (7).

Februar: Jeannie Maccrea (18). Cooper's Erinnerungen aus Europa (21). Bibliographische Mittheilungen.

März: Cooper und Walter Scott in Paris (32). Was Nord-Amerika auf die Ausfälle Englischer Reisenden erwiedert (39). Bibliographische Mittheilungen.

April: Red-Jacket, der Indianer-Häuptling (49).

Mai: Die Urbewohner Nord-Amerika's (55).

Juni: Washington Irving's Capitain Bonneville (77).

Süd-Amerika.

April: Montevideo (48).

Mai: Die Aufsuchung Eldorado's. 1560 (52).

Australien.

Februar: Gebräuche der Eingebornen auf Neu-Holland (16).

Mai: Die Strafkolonieen in Neu-Süd-Wales. Nach Dr. J. D. Lang (56). Die Missionen in der Südsee. Nach John B. Williams (60).

Mannigfaltiges.

Januar: Ein Engländer als Deutscher Schriftsteller. — Bevölkerung von Paris und St. Petersburg. — Auber's Botschafterin. — Englischer Bijou-Almanach. — Homöopathie in England. — Rossini und seine Nebenbuhler. — Englischer Getraide-Luxus. — Die Zeit des materiellen Fortschrittes. — Dissertations-Novellen. — L'amor delle svanziche. — Amerikanischer Plutarch. — Deutsche Forschungen in Frankreich. — Schulen in Holland. — National-Eigenthümlichkeiten. — Amerikanische Zustände. — Die weißen Halsbinden kommen wieder zu Ehren. — Politische Gevatterschaften. — Macbeth auf Holländisch.

Februar: Französische Preisaufgabe über Deutsche Philosophie. — Französische Gelehrten-Versammlungen. — Jüdische Soldaten in Ostindien. — Claqueurs in Paris. — Bevölkerung von Liverpool. — Belgische Industrie. — Eigene Art von Literatur-Zeitungen. — Das Kapitol in Washington. — Der Reiche und der Arme. — Geschichte der Moldau und Wallachei. — Englische Gesetzgebung. — Anerkennendes. — Frau von Staël und Goethe. — Das Leben Alcuin's. — Auch ein Juste-Milieu. — Gedruckte Briefsammlungen. — Portugiesische Bibliothek. — Dante Alighieri.

März: Französische Real-Encyklopädieen. — Straßen-Namen. — Die Scipiade von Petrarca. — Historische Gesellschaft. — Ueber die Erziehung der Blindgebornen. — Deutsches Leben. — Ueber Dufau's Blindenschrift. — Pariser Kunst-Ausstellung. — Alexander Puschkin. — Eduard Bendemann in Paris. — Leontine Zuczkowska. — Deutsche Kunstwerke in Paris. — Ein Spanier über Nord-Amerika. — Scribe als Novellist. — Stradella. — Der Indische Guttenberg. — Crosse's Thier-Fabrication. — Südpol-Expeditionen. — Deutsche Literatur in Holland. — Französische Urtheile über Vegas und Lessing. — Französische Ortsnamen. — Englische Eisenbahnen. — Spohr in Marseille. — Siamesischer Kurialstyl. — Bulwer's Zeitgenossen. — Maria Stuart. — Bulwer und der Verlag der Klassiker.

April: Pariser Theater- und Bühnendichter-Honorare. — Winterbolter's Dekameron. — Puschkin's Werke. — Fabelbuch in vier Sprachen. — Das Pontifikat Gregor's VII. — Die Indischen Thugs.

5,30

Digitized by Google

— Ausländisches Theater. — Corneille und Shakespeare. — Der Roman der Romane. — Prozesse der gräflichen Familie Solar. — Deutsche Tänzerinnen in Paris. — Zur Beurtheilung Napoleon's. — Chateaubriand. — Theater im Elsaß. — Das Leben ein Tanz. — Papier-Fabrication in England.

Mai: Capefigue's Ludwig XIV. — Bulwer's Belagerung von Granada. — Jules Janin im Auslande. — Denkstein dreier Könige. — Schiller Französisch. — Schiller Italiänisch. — Abermals Bulwer. — Unterricht und Religiosität. — Abgeschmacktes über Deutschland. — Kunst-Vereine in London. — Buchhändlerfest in New-York. — Lady Morgan. — Engländer in Hamburg. — Ein Wort zur Verständigung. — Französische Memoiren-Literatur. — Nord-Amerikanisches. — Lafayette's Memoiren. — Basreliefs von Thorwaldsen. — Zur Statistik der Makulatur. — Potsdam.

Juni: Michailowsky-Danilewsky. — Runkelrüben-Zucker. — Zur Philosophie der Geschichte. — Europäischer Buchhandel. — Deutsche Literatur in Italien. — Cooper in England. — Jedem das Seine. — Haben die Alten den Farbendruck gekannt? — Das Moslemitische Juste-Milieu. — Schiller in England. — Ueber Englische Gefängniß-Disziplin. — Marmier in Dänemark. — Michel Raymond. — Honoré de Balzac. — Reclamation. — Italiänische Briefe aus Deutschland. — Spanische Malerschule in Frankreich.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diese Beilage der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 1. Berlin, Montag den 2. Januar 1837.

Frankreich.

Cazotte.

Ein Fragment, von Charles Nodier.

Der Name Cazotte's ist wahrscheinlich den meisten Lesern durch jene berühmt gewordene Prophezeiung bekannt, die er zur Zeit Ludwig's XVI. bei einem Gastmahl mitten unter fröhlichen, geistreichen und vornehmen Tischgenossen ausgesprochen haben soll. Seinem inneren Auge, so heißt es, eröffnete sich ein schreckensvoller Blick in die Zukunft; rings um die Tafel sah er Enthauptete sitzen, prädestinirte Opfer des revolutionairen Henkerbeils. Die Erzählung rührt von Laharpe her, und zwar hat dieser Schriftsteller sie erst nach dem 9. Thermidor des Jahres 1794 bekannt gemacht, zu einer Zeit, wo er durch die erschütterndsten Ereignisse von seiner früheren sogenannten Philosophie gründlich bekehrt war. Das Meiste an der Geschichte ist offenbar von Laharpe's eigener Erfindung, und ihm selbst ist es nie in den Sinn gekommen, sie für durchgängig wahr auszugeben. Die Erfindung ist überdies nicht fein genug angelegt, um bei dem Leser oder Hörer die Illusion der Wahrscheinlichkeit hervorzubringen. Laharpe läßt den inspirirten Greis Cazotte gar zu viel, gar zu genau und gar zu richtig prophezeien; die Ereignisse der Zukunft stellen sich ihm mit den einzelnsten positiven Umständen so deutlich vor Augen, daß der geheime Schauer des Räthselhaften, das traumhafte Schwanken der Umrisse und Bilder, welches von solchen Gesichten unzertrennlich ist und eigentlich ihr Wesen und ihren Reiz ausmacht, ganz verloren geht. So spezielle Kleinigkeiten erfaßt die Vision nicht, wenn sie überhaupt etwas erfaßt. Laharpe besaß Geist und Talent, aber an Phantasie war er gänzlich bankerott; sie war ein Werkzeug, das er nie geführt; kein Wunder, daß er ungeschickt damit umsprang. Wer nicht weiß, wohin er geht, der geht leicht zu weit; er sieht das Ziel nicht und rennt darüber hinaus. Wer sich nicht selbst in eine Illusion versetzen kann, — und nur der Fanatiker und das Genie, der Wahnsinnige und der Dichter vermag das, — der wird auch bei Andern keine zuwege bringen.

Wie gesagt also, Laharpe hatte durchaus die Fähigkeit nicht, eine solche Erzählung phantastisch angemessen zu kombiniren; sonst hätte es wahrhaftig nur geringer Kunst und Mühe bedurft, um alle Leute, welche den würdigen Greis Cazotte mit Augen gesehen, an die wunderbarsten Prophezeiungen des Mannes glauben zu machen. Der gute Mann saß beinahe in einem fort auf seinem Pythischen Dreifuß, und was er voraussagte, das ging meistentheils, wenn die Zeit gekommen war, auf die natürlichste Weise in Erfüllung. Eine außerordentliche oder wunderbare Bewandniß hatte es damit gar nicht, vielmehr ließ es sich auf begreifliche Weise erklären. Das Vermögen, aus einer Reihe von Zuständen und Ereignissen, innerhalb deren man sich befindet, vorher zu erkennen, was kommen wird, dies Vermögen kann man wohl erwerben sonder Offenbarung, sonder Visionen und Hexerei. Es gehört dazu eine Gabe tiefer und vielseitiger Empfindung, ein sicheres und richtiges Urtheil und ein durch lange Uebung und Erfahrung vervollkommnetes Beobachtungsvermögen; wer diese drei Gaben besitzt, kann prophezeien. Denn was ist die Zukunft? eine Vergangenheit, die sich wiederholt. Daß der Tag auf die Nacht, der Frühling auf den Winter folgen wird, das weiß Jedermann voraus; warum? weil Jedermann es sein ganzes Leben lang gesehen hat, wie es immer hinter einander Nacht und Tag, Winter und Sommer wird. Nun wohl, die Regeln, wonach Jedermann den Tag und den Frühling prophezeiht, gilt für alle Dinge und Ereignisse in der Welt: zu gleichen Ursachen gehören gleiche Wirkungen. Von Eigennamen und Jahreszahlen abgesehen, ist der Philosoph in der Geschichte der Zukunft so gut zu Hause, wie in den bekanntesten Geschichten der Vergangenheit. Nostradamus war ein dummer Teufel, verstand nichts als Kalendermachen, und auch das nur sehr oberflächlich und mit großer Konfusion; aber nachdem er eine Menge Kalender gemacht, hatte er doch mit seinen Prophezeiungen hin und wieder richtig getroffen. Hätte er Geschichts-, Natur- und Menschenkenntniß gehabt, so hätte er sich vielleicht eben so selten geirrt, als er getroffen hat. Cazotte kannte die Verhältnisse und die Menschen, und so konnte es zu seiner Zeit einem Manne, wie er war, nicht schwer fallen, vorher zu sehen, daß eine Revolution, wie die Französische, eintreten und daß sie alle ihre Stadien und Phasen durchlaufen müsse, wie es im Wesen der Revolutionen liegt. Denn eine wahre Revolution steht nicht etwa still oder hört mitten inne auf; eine wahre Revolution erstickt auch nicht in der Geburt, sondern sie wächst schnell und völlig aus; todtmachen kann man sie nicht, aber sie stirbt zeitig genug an Altersschwäche. Das haben wir Alle, so viel wir heute leben, aus eigener Erfahrung und aus der Geschichte gelernt, um so schlimmer für die thörichten Leute, die sichs einfallen lassen, Revolutionen anzufangen, und ihnen dann gebieten wollen: bis hierher und nicht weiter.

Die hier mitgetheilte Geschichte, deren Held gleichfalls Cazotte ist, beruht auf einem zwar höchst wunderbaren, aber keineswegs bloß ersonnenen Umstande. Ich erinnere mich genau, daß ich das Faktum aus Cazotte's eigenem Munde gehört habe, zwar noch als Knabe, aber doch schon in dem Alter, wo man lebendig auffaßt und wo Erinnerungen sich deutlich und unverwüstlich dem Gedächtniß einprägen. Die alte Dame nämlich, welche in unserem Fragmente unter dem Namen der Madame Lebrun auftritt, soll nach Cazotte's Versicherung keine andere seyn, als Marion Delorme, die schon unter Heinrich IV. geborene, zur Zeit Ludwig's XIII. und Richelieu's berühmt gewesene Courtisane, die demnach ein ganz unglaublich hohes Alter von 130 bis 140 Jahren erreicht haben müßte. Sonderbar genug, daß alle hierüber angestellte Untersuchungen nicht nur zu keiner Widerlegung, sondern eher zu einer Bestätigung dieser Angabe zu führen scheinen. Schon im Jahre 1781 ließ ein gewisser Herr Delaborde, der als ein naher Freund Cazotte's die Geschichte gleichfalls aus seinem Munde gehört hatte, zu London eine Lettre de Marion Delorme au rédacteur du Journal de Paris drucken, die damals durch ihren pikanten Ton und ihren sonderbaren Inhalt großes Aufsehen im Publikum machte; von einer ernstlichen und gründlichen Untersuchung des biographischen Faktums ist freilich darin nicht die Rede, sondern die Sache ist in der Manier und im Geschmacke damaliger Zeit auf skeptisch ironische Weise und mit frivolem Witze behandelt. Für den neugierigen Leser stehe der Titel des Buches hier, welchem jener Brief als Anhang beigegeben ist: Delaborde, recueil de pièces intéressantes sur le procès de Chalais, Londres 1781. in—12. Doch haben sich auch Gelehrte hin und wieder für die Frage interessirt; Beuchot hat sogar in seiner biographie universelle, unter dem Artikel Marion Delorme, jener Vermuthung von ihrem überaus späten Tode Erwähnung gethan; doch geht er so schnell und vorsichtig darüber hin, daß man wohl sieht, wie wenig er daran glaubte. Ich selbst, voll Vertrauen auf die mündliche Ueberlieferung eines Augenzeugen wie Cazotte, den ich für höchst glaubwürdig halte, habe die Mühe genannter Nachforschungen nicht gescheut, und so mißtrauisch sonst der Leser gegen die Versicherungen eines Autors seyn mag, der ihm früher manche phantastische Geschichten und Mährchen aufgetischt hat, so möge er mir doch diesmal glauben, wenn ich ihm sage: ich bin fest davon überzeugt, daß Marion Delorme und die Anne Dudetto Grappin, verwittwete Lebrun, eine und dieselbe Person sind.

Ich kann den Lesern nicht zumuthen, mit mir die Polizei-Listen, die Geburts- und Sterbe-Register, die Taufscheine, die Trauscheine und Kirchenbücher zu durchmustern, durch deren Ansicht ich jene Ueberzeugung gewonnen habe. Vielleicht sind die Meisten schon ungeduldig geworden und sagen: Was geht es denn uns an, ob deiner Geschichte Wahres oder Erdichtetes zum Grunde liegt, wenn sie nur gefällt und interessirt? Es ist nun einmal so mein Geschmack, oder, wenn ihr wollt, eine sonderbare Gewissenhaftigkeit, daß ich meiner Phantasie zumuthe, es solle an den Dingen, worin sie sich ergeht, immer etwas Wahres seyn. Dieses Bischen Wahrheit muß das Salz in den Geschichten seyn, damit sie besser bekommen. Was schadets auch dem Leser, wenn er eine interessante Anekdote erfährt, während ich für mein Theil das Vergnügen habe, in meinem alten Gedächtniß Eindrücke aus den Knabenjahren wieder aufzufrischen, die, so kindisch sie scheinen mögen, doch einen langen und tiefen Nachklang in meinem Gemüthe hinterlassen haben.

Noch mit einem Worte sey mir erlaubt, des guten ehrwürdigen Cazotte zu gedenken und den Wunsch auszudrücken, daß von seinem Leben und Charakter eine ausführlichere Nachricht ins Publikum käme, als sie Vergasse geliefert hat. Hier ist nicht der Ort dazu. Hoffentlich hat die gegenwärtige Generation Cazotte noch nicht vergessen; hoffentlich giebt es noch Viele, die sich an seinen zarten und lieblichen Erzählungen ergötzen, Viele, die mit Rührung an das Schicksal und die Leiden des edlen Mannes denken. Der Name seiner Tochter, Elisabeth Cazotte, ist durch heldenmüthige Kindesliebe ewig und andere geistlich an den ihres Vaters geknüpft; weniger bekannt ist, daß noch ein Sohn des ehrwürdigen Mannes am Leben ist, ein Sohn, eines solchen Vaters würdig, den aber die Restauration, wie viele Andere, mit ihren Ehrenbezeugungen vergessen hat; nicht einmal zum Pair hat man ihn gemacht. Ein Enkel Jaques Cazotte's hat in der polytechnischen Schule ein rühmliches Andenken hinterlassen und ist jüngst in der Blüthe seines Alters als Bräutigam eines geliebten Mädchens vom Tode hingerafft worden. Ein anderer Enkel ist noch vorhanden. Wäre zu hoffen, daß endlich einmal aus dem Chaos unserer Revolutionen,

Digitized by Google

statt so vieler angeblicher Repräsentativen, eine wahrhaft liberale Regierung hervorginge, eine Regierung, die ihre Ehre darein setzte, die heilige Schuld der Nachwelt an berühmte Namen abzutragen und diese Namen mit den Ehren zu schmücken, die man heutzutage an den Mammon und an die Intrigue hinwirft, — wäre das zu hoffen, ich würde mich freuen, daran erinnert zu haben, daß ein Erbe des Namens Cazotte lebt. (Fortsetzung folgt.)

Spanien.

Reise von Salamanca nach den Pyrenäen.

Von dem Amerikaner Ridell.

Während meines Aufenthalts in Madrid hatte ich in einer Zeitung gelesen, daß man beim Graben des Kanals von Sigales (zwei Meilen von Valladolid) die fossilen Knochen eines Riesen von mehr als zwanzig Fuß Länge gefunden habe. Als ich in Sigales ankam, beschloß ich, das Wunder mit eigenen Augen zu sehen. Ich konnte mir nicht denken, daß Spanische Tagelöhner mit einem Hieb ihrer Hacke ein System vernichtet haben sollten, das auf Erfahrungen von Jahrhunderten gegründet ist. — Der Wirth, bei dem wir abgestiegen waren, führte mich nach einem Schuppen, der einer Anzahl von Sträflingen, die an dem Kanal arbeiten mußten, als Sammelort diente. Einer dieser Verbrecher, dem wir eine Prise Taback anboten, fragte den Wirth, womit er ihm dienen könne? „Oh!" sagte mein Begleiter, „ich bringe da einen Herrn, der das große Ding gern sehen möchte, das man vor ein paar Tagen hier ausgegraben hat — den Riesen!" — „„Aha!"" versetzte der Züchtling, die Lippen zusammenkneifend, „„ich weiß schon. Die Arbeiter haben einige große Steine gefunden, aus denen die Gelehrten mit aller Gewalt ein Skelett machen wollen. Die Steine liegen bei dem Aufseher.""" Wir waren schon auf dem Wege dahin, als der Arzt des Dorfes uns begegnete, ein kleiner, mumienartig vertrockneter Alter, der sich, nachdem er meinen Wunsch vernommen, mit vieler Wichtigkeit erbot, mir als Führer zu dienen. Bald darauf stand ich vor den Ueberresten des angeblichen Riesen.

In einem großen Zimmer lag ein ungeheurer Stein von beinahe runder Form, und daneben präsentirten sich ein paar andere Steine, die etwas länglich gerathen waren. Der kleine Doktor, der weit mehr einem Alchymisten des Mittelalters, als einem modernen Gelehrten glich, erfuhr mit Bedauern, daß ich ein bloßer Laie sey, und daß er also mit seiner gelehrten Demonstration Perlen vor die Säue werfen würde. Er war gleichwohl so herablassend, mir zu erklären, wie die Arbeiter diese versteinerten Substanzen aufgefunden und leider stark beschädigt hätten, ehe sie ihren Vorgesetzten davon benachrichtigt. Die angestellten Beobachtungen hatten jedoch ergeben, daß zwischen dem ersten gefundenen Steine und dem letzten eine Distanz von zwanzig Fuß war. Da nun diese Steine die einzigen waren, die man in jener Gegend entdeckte, so mußten sie nothwendig versteinerte Knochen seyn; und da ferner kein anderes Thier, als der Mensch, Knochen von runder Form hat, so mußte man den dicken Stein für einen menschlichen Schädel und die anderen für Arme und Schenkel erklären. Mein Wirth schien durch die Argumente des Dorf-Orakels nur schwach überzeugt zu werden; seine zweifelnde Miene und ein gelegentliches Achselzucken wollten vermuthlich sagen: Mit einem bischen Geologie und eben so viel Latein ist es eben nicht schwer, einen Riesen zu zimmern! ....

Durch den Castilischen Kanal soll — vom Fuße der Guadarrama bis zum Ocean bei Santander — eine Communication von beiläufig 250 Meilen eröffnet werden. Dieser Kanal soll später mit dem von Aragonien in Verbindung treten und sonach das Mittelländische Meer mit dem Atlantischen verbinden. Ein anderes Ergebniß dieser schönen Unternehmung wäre, daß mehrere Theile der Provinzen Castillien und Leon dadurch Bewässerungs-Mittel erhielten und, was bis jetzt brennende Wüste war, in fruchtbare herrliche Gärten verwandelt würde. Wie viele andere nützliche Anstalten, so wurde auch der Kanal von Castillien unter Karl III. begonnen, und zwar nach dem Plane des berühmten Don Ramon Pignatelli, der auch den Aragonischen Kanal baute. Unter Karl IV. und Ferdinand VII. gerieth der Bau in Stocken; jetzt aber verbreiten sich Unternehmungs-Geist und kaufmännische Betriebsamkeit über die Halbinsel: eine Gesellschaft, an deren Spitze der reiche Banquier Agnado steht, hat sich eigens organisirt, um dieses schöne National-Denkmal zu vollenden. Ich bewunderte die nach meiner Ansicht übermäßige Breite und Tiefe, die man dem Bette des Kanals giebt. Ueberhaupt tragen alle öffentliche Gebäude der Spanier das Gepräge einer im übrigen Europa seltenen Solidität und Großartigkeit. Das gute Ding will aber auch Weile haben; während der Spanier noch an seinem Plane zeichnet, sind wir schon mit dem Gebäude fertig. ....

— In der Stadt Burgos findet Herr Ridell ein so comfortables Gasthaus, daß er seinen dortigen Aufenthalt um ein paar Tage verlängert. Er stattet hier mit noch einigen Reisenden der Kathedrale einen Besuch ab.

„Nachdem wir Messe und Predigt gehört hatten, wendeten sich meine Gefährten an einen Kanonikus, den Einer von ihnen kannte, und baten ihn, uns die verschiedenen Merkwürdigkeiten dieser Kathedrale zu zeigen, die gewiß eines der schönsten Gothischen Denkmäler ist. Unter den zahlreichen Reliquien, deren Wunderkraft gerühmt wird, stößte mir keine so großes Interesse ein, als der Koffer des Cid (baul del Cid), an den eine charakteristische Legende dieses edlen Spiegels der Ritterschaft sich knüpft. Als der Cid — so erzählt die Sage — die Bahn seines Ruhmes betreten wollte, war er ohne Vermögen und außer Stande, seinen Dienstmannen Brod zu geben. Um sich Geld zu verschaffen, lud er zwei reiche Juden aus der Nachbarschaft an seinen Tisch. Nach der Mahlzeit eröffnete er seinen Gästen, was ihm fehlte, sprach sie um Geld an und bot ihnen zwei Koffer, die sein Tafelgeschirr enthielten, als Unterpfand an. Voll Vertrauen auf die ritterliche Ehre ihres Wirthes, nahmen die Juden diese Koffer an sich, ohne sie zu öffnen, und lieferten ihm die verlangte Summe. Als nun der Cid nach Valencia's Eroberung seinem Könige, dem Kloster San Pedro und der edlen Ximene reiche Geschenke übermachte, ließ er zugleich den beiden ehrenwerthen Juden, Raquel und Vidas, die vorgeschossenen 200 Mark Goldes nebst Interessen wieder zustellen. Außerdem ließ er ihnen durch einen seiner Diener melden, daß die Noth ihn gezwungen habe, eine List gegen sie zu gebrauchen, und daß die Koffer, die sie als Unterpfand behalten hätten, mit Sand gefüllt seyen. Der Cid bat die Juden wegen seines Betruges um Verzeihung; „doch", setzte er hinzu, „durfte Euch dieser Betrug, wenn Ihr ihn entdecktet, keine Unruhe machen; denn unter diesem werthlosen Sande steckte das Gold meines Ritterwortes (el oro de mi verdad)!"

„Des Nachmittags nahm ich ein Pferd und machte mich auf den Weg nach dem Kloster San Pedro de Cardena, wo der Cid begraben liegt. In dem Maße, als ich diesem Kloster mich näherte, wurde die Gegend wilder und dürftiger; ich gewahrte weder Feldbau noch Menschenwohnungen und mußte froh seyn, auf meinem einsamen Marsch eine junge Bäuerin zu finden, die ich fragen konnte, ob ich nicht vom Wege abgekommen sey? Sie deutete mit dem Finger nach einer wenig entfernten Anhöhe, von der ich das Kloster im Hintergrund eines düsteren zu meinen Füßen ausgebreiteten Thales entdeckte. Ich stieg hinab und sah bald ein großes viereckiges Gebäude vor mir. Die traurigste Landschaft umgab dieses Gebäude; ein Gemüse-Garten hinter dem Kloster nahm den engen Hintergrund des Thales ein; weiter oben sah man unangebaute Hügel, auf welchen einige Schafe grasten; und eine schneebedeckte Bergkette, deren Gipfel über den Thürmen des Klosters hervorschimmerten, begränzte das Amphitheater. Das wehende weiße Gewand eines Mönches und die Glöckchen einiger Widder waren die einzigen Lebenszeichen in dieser schauerlichen Oede. Ich verweilte ein paar Augenblicke, um das Gothische Portal des Klosters zu betrachten, auf dem in halb erhabener Arbeit der Cid in voller Rüstung dargestellt ist. Die Hufe seines Rosses Babieca zerstampfen abgeschlagene Mauren-Köpfe, und der Reiter selbst erhebt drauend sein Schwert, um noch mehr Feinde zu erlegen. Diese Gruppe, welche bemalt und vergoldet ist, hat eine beinahe erschreckende Natur-Aehnlichkeit: das Pferd scheint die Kampflust seines Herrn zu theilen und mit der ganzen Begeisterung eines wahren Gläubigen seines Triumphes sich zu freuen. Erst hatte ich einige Mühe, um die Erlaubniß zum Besuch der Kapelle zu erhalten, wo der Cid begraben liegt; denn die Mönche waren gerade im Chor versammelt und sangen ihre Abend-Hymne an die Jungfrau; als man jedoch erfuhr, daß ich ein Fremder sey, gab man meiner Bitte nach. Ein höflicher Mönch führte mich in einen großartigen Tempel, wo ich kein lebendes Wesen bemerkte, meinen Führer ausgenommen, obschon die Luft von dem feierlichen Gesang der hinter den Tribünen versteckten Mönche wiederhallte. In einer Kapelle rechter Hand, zwischen der Pforte und dem Altar, steht das Monument, welches, wie die Ueberschrift besagt, „die Reste des gefeierten, siegreichen und unbesiegbaren Kriegers birgt." An seiner Seite und in demselben Sarkophage ruht sein Weib Ximene; oben auf dem Sarge liegen die Marmorbilder Beider, neben einander ausgestreckt. Etwas weiter, in derselben Kapelle, ruhen die Ueberreste der Familie des Helden, Diego Lainez, Lain Calvo, und die Töchter des Cid, Elvira und Maria Sol, welche, nachdem sie von den treulosen Grafen Carrion so grausame Schmach erfahren, Beide Königinnen wurden, die Eine von Navarra, die Andere von Arragon. Die Französischen Revolutionaire, freche Störer der Ruhe der Gräber, gaben ein empörendes Beispiel von Rohheit und Mangel an Ehrfurcht vor dem Heiligen, als sie den Körper des Cid aus der Kapelle rissen, wo er seit vielen Jahrhunderten ruhte, und ihn auf der Alameda von Burgos zur Schau ausstellten. Nachmals stellte man diese ehrwürdigen Reste dem Kloster San Pedro de Cardena zurück, welchem der Cid selbst sie vermacht hatte, und dessen Geschichte mit der des Helden eng verknüpft ist."

— Von Burgos begab sich Herr Ridell nach Vitoria, wo damals die Christinos sich behaupteten. Hier setzte er sich in eine Galera, deren Mayoral, Lorenzo Lanz, ein Mann von bewährter Redlichkeit, den Kriegs-Schauplatz in jedem Sinne zu durchwandern gewohnt war.

„In Zeit von einer Stunde hatte ich meinen Paß visiren lassen, meine Zeche bezahlt und die Galera erreicht, die mich aufnehmen sollte. Die Maulthiere waren vorgespannt, und der Conducteur in sammetnem Kleide, mit seiner zuckerhutförmigen Mütze, empfing etwas ängstlich die Briefe und Bestellungen, welche verschiedene Personen ihm überbrachten. Endlich umarmte er seine Familie, und die Galera setzte sich in Bewegung. Das Thor, welches uns aus der Stadt führte, war von einem Peloton junger Peseteros oder Baskischer Freiwilligen im Dienste der Königin bewacht. Diese anscheinend recht munteren jungen Leute riefen unserem Lorenzo scherzweise zu, er möchte die Karlisten grüßen und ihnen melden, daß man sich auf ihren Besuch freute. Ich weiß nicht, wann und wie der Conducteur seines Auftrags sich entledigte; so viel aber kann ich versichern, daß Zumalacarregui vierundzwanzig Stunden später Vitoria an der Spitze von 6000 Navarresen und Basken überrumpelte, alle Thore zugleich besetzte, die muthvoll sich widersetzende Miliz in die Flucht schlug und, nachdem er sechs Stunden in der Stadt gehaust, wieder fortzog. Er nahm alle Peseteros mit, deren er habhaft werden konnte, und ließ sie, zwei Meilen von Vitoria, je Fünf und Fünf niederschießen!"

„Je weiter wir in Biscaya vorrückten, desto besser fanden wir das Land angebaut: nach allen Seiten hin erfreuten blühende Steckrüben-Felder unser Auge; in der Nähe der Hütten bearbeiteten die Frauen jeder Familie das Land vermittelst großer eiserner Gabeln, die sie mit vieler Kraft und Gewandtheit zu regieren verstanden. Daneben, auf der Landstraße, bemerkte man ihre weidengeflochtenen und mit Rüben bespannten Karren. Diese Karren ruhen auf Rädern und Achsen von

Digitized by Google

Holz, deren widerliches Knarren man in bedeutender Entfernung schon hören kann; so groß ist aber die Macht der Gewohnheit, daß dieser einem Fremden unerträgliche Lärm für die guten Leute einen Zauber hat, dem sie, wie man behauptet, nur ungern entsagen. Der Umstand, daß die Frauen in dieser Gegend Spaniens jede Feldarbeit mit ihren Männern theilen, ist dem Guerilla-Kriege sehr günstig. Wirklich kommen die Männer, die als Freiwillige ausziehen, nur zu bestimmten Zeiten wieder nach Hause, wenn starke Arbeit die Hülfe ihres Armes erfordert; später entfernen sie sich wieder, wegen des Unterhalts ihrer Familien unbekümmert, denn sie wissen, daß man während ihrer Abwesenheit Alles fleißig besorgen wird. Ist Einer oder der Andere verwundet, so bringen ihn seine Kameraden, wie eine Katze ihre Jungen, bis zum ersten bedeutenden Dorfe, wo er wundärztlichen Beistand findet. Der Kranke darf sich in jedem Fall guter Pflege versichert halten, selbst dann, wenn seine Freunde und Verwandten fern sind."

„Die Basken und Navarresen besitzen mehr Freiheiten als alle übrige Spanier und hängen um so mehr an ihren Gerechtsamen, je mehr sie ihre Nachbarn gedrückt sehen. Statt schwerer Auflagen und direkter Steuern zahlen sie der Spanischen Regierung eine freiwillige Abgabe, deren Belauf sie selber bestimmen; und während ein Castilianer oder ein Andalusier wegen einiger Pfunde geschmuggelten Tabacks in Ketten nach Afrika geschickt werden kann, wandert der Baske mit so vielem Tabak, als er zu tragen im Stande ist, über die Heerstraßen des Königreichs, ohne in die geringste Strafe zu verfallen. Endlich ist der Bewohner der freien Provinzen auch keiner Conscription unterworfen und braucht dem Könige nicht persönlich zu dienen; im ganzen Umfang dieser privilegirten Länder heißt das Haupt des Staates nur Señor, nicht König. Es ist also nicht Liebe zum Despotismus, sondern im Gegentheil die Besorgniß, ihre angestammte Freiheit zu verlieren, was ihnen die Waffen in die Hand giebt. „Wir halten es", so sagte mir ein Baske, „weder mit Don Carlos, noch mit der Königin; immer werden wir, komme nun was da wolle, einen Gott haben, der uns richtet, und einen Monarchen, der uns regiert. Können wir nicht Spanier in unserem Sinn bleiben, mit unseren alten Gerechtsamen — wer weiß, ob wir dann nicht einen unabhängigen Staat bilden werden, mit einem tapferen Könige, den wir alle Jahre wählen werden." Es liegt am Tage, daß die Idee einer Republik bei ihnen vielfach im Schwung ist."

„Nachdem wir die Städte Irun, Villa-Franca und Andoan bei Tage passirt hatten, erreichten wir gegen Abend den Flecken Urnieta, der auf dem Gipfel und am Abhang eines Hügels liegt. Das Wirthshaus, in welchem wir übernachten sollten, stand unter der Leitung zweier junger Nichten Lorenzo's, die es sich eifrig angelegen seyn ließen, uns gut zu bewirthen. Ich trank eine köstliche Tasse Chokolade, wickelte mich dann in meinen Mantel und sah mich, eh' es finster wurde, in den Umgebungen ein wenig um. Auf dem Gipfel des Hügels stand eine alte verwitterte gothische Kirche, die mit Schießscharten versehen war und demnach wohl als Festung gedient hat. Nicht weit davon, auf einem freien Platze, erhob sich an der einen Seite das Rathhaus und an der anderen eine kleine Kapelle. Benachbarte Höhenzüge mit malerischen Felsen bekränzten üppige Felder und Waldungen. Mitten auf diesem Platze spielten muntere junge Leute von Urnieta Fangball. In einiger Entfernung gruppirten sich die jungen Frauen, fast alle groß, frisch und wohlgebildet. Sie trugen bunte Französische Kleidung, und ihr langes Haar fiel in Flechten auf den Nacken herab. Einige hatten ihre Säuglinge an der Brust, Andere trippelten, die Kleinen auf den Armen wiegend, unter klagendem Gesang auf und nieder. Die jungen Mädchen plauderten, lachten und warfen manchen verstohlenen Blick auf die Ballspieler. Die Väter des Dorfes waren theils in der benachbarten Schenke versammelt, aus deren Fenster ganze Wolken von Tabacksdampf herzordrangen, theils saßen sie auf einer langen Bank neben der Kirche und sahen mit ihrer Pfeife im Munde dem Spiel der Jünglinge zu, das sie vor Zeiten selber so gern gespielt. Diese Scene des Wohlstandes, der Ruhe und des patriarchalischen Glückes mitten in einem durch blutigen Bürgerkrieg verheerten Lande hatte etwas gar Erquickliches für das Herz; ich konnte mich nicht davon losreißen, und als endlich die Nacht zum Rückzuge mahnte, sprach ich in meinem Innersten den herzlichen Wunsch aus, daß dieses bescheidene Dorf, wo tiefer Friede und wahrhaft arkadische Einfalt der Sitten herrschten, durch blutige Kämpfe und rohe Parteienwuth nie beunruhigt werden möchte."

„Der folgende Tag war der letzte, den ich auf Spanischem Boden zubringen sollte. Wir reisten früh Morgens ab, von den Segenswünschen der Nichten unseres Mayorals begleitet; die Luft war aber so kalt, daß ich lieber zu Fuße vor dem Wagen herging. Nach einem herrlichen Spaziergang von ungefähr zwei Englischen Meilen, zwischen fruchtbaren, wohl angebauten Feldern und in einer lachenden malerischen Landschaft, erreichte ich die freundliche Stadt Hernani, die an der Seite eines tiefen Thales auf einer Anhöhe belegen ist. Eine massive Hochstraße, an beiden Seiten mit Geländern versehen, führt nach der Stadt. Ueber dieses Geländer hinab hat man eine köstliche Aussicht in den blühenden Thalgrund, der mit Gemüsegärten, Feldern und Pflanzungen jeder Art bebaut ist. Ein befestigtes Thor, auf welchem das zierlich in Stein gehauene Wappen der Stadt prangt, begränzt die Hochstraße und führt nach einem schöngebauten Markte, wo das Rathhaus und eine Kirche stehen. Ich ging in die letztere, als eben ein junges Weib ihren Finger in das Weihwasser am Portale tauchte. In der Meinung, daß ich ein Gleiches beabsichtigte, kehrte sie sich mir zu, reichte mir anmuthig bescheiden ihren benetzten Finger und ließ mir ein Tröpfchen von dem geweihten Wasser zufließen. Ich dankte mit einem ehrerbietigen Gruße, machte das Zeichen des Kreuzes und folgte meiner Schwester in Christo, tief gerührt von ihrer warmen ungekünstelten Frömmigkeit. Obschon die Neugier immer einigen Antheil daran hatte, wenn ich Spaniens Tempel besuchte, so kann ich doch ohne Heuchelei versichern, daß auch Ehrfurcht und wahre Andacht bei solcher Gelegenheit mich beseelten. Die erhabene Schönheit der Spanischen Kirchen und ihr Ernst, wie man den Gottesdienst hält, wirken mächtig auf die Phantasie; besonders aber ist es die naive und herzliche Frömmigkeit der Gemeinde, was unwiderstehlich fesselt. In der Kirche zu Hernani sah ich eine Menge Frauen in tiefer Trauer: ohne Zweifel hatten sie den Tod ihrer Söhne, ihrer Brüder oder Gatten zu beklagen, die im Bürgerkriege gefallen waren! Vielleicht nirgends ist die Insurrection vollständiger und allgemeiner gewesen, als in diesen Kantonen: erst kürzlich war eine Proclamation des Don Carlos bekannt geworden, die alle waffenfähige Jünglinge unter seine Fahnen rief, und Hernani's zahlreiche Bevölkerung hatte mit Begeisterung Folge geleistet."

„Ungefähr eine Englische Meile von Hernani beginnt die schöne Straße, welche nach San Sebastian führt. Es that mir leid, daß ich keine Zeit hatte, jene Citadelle zu besuchen, die während des Unabhängigkeits-Krieges der Schauplatz so vieler Waffenthaten und verzweifelten Anstrengungen gewesen."

„Auf der Brücke, welche über die Bidassoa führt, verweilte ich ein Paar Augenblicke, um die berühmte Fasanen-Insel in Augenschein zu nehmen. Dieses Fluß-Eiland, wo der Kardinal Mazarin und Don Luis de Haro (1659) den Pyrenäischen Frieden verhandelten, in dessen Folge das Haus Bourbon auf den Spanischen Thron kam, ist jetzt nur noch eine Anhäufung schlammiger Erde, von dem Umfang eines gewöhnlichen Hauses und ganz ohne Anbau. Gleichwohl bielten einst auf diesem Flecke die beiden Bevollmächtigten zweier großer Nationen ihre Konferenzen und überboten einander an verschwenderischer Pracht. Hier wurde ferner jene Hochzeit gefeiert, die Spaniens Schicksale so lange mit den Schicksalen seines ehrgeizigen und unruhigen Alliirten verkettete."

„Als ich den Fuß auf Französischen Boden setzte, trat ich in ein hübsches Wirthshaus jenseits der Brücke, wo eine Französisch redende Wirthin mich bewillkommnete. Man bediente mich mit einem recht guten Mittagessen, das mir Gelegenheit gab, zu bemerken, daß in der Mannigfaltigkeit alles dessen, was zum Comfort des Lebens gehört, zwischen Französischen und Spanischen Wirthshäusern ein bedeutender Unterschied stattfinde. „Ohne Zweifel", sagte ich, „hat man diesen größeren Wohlstand Frankreichs einer besseren Verfassung und Verwaltung, einem höheren Grade bürgerlicher Freiheit und einem zweckmäßigeren Unterrichte beizumessen, der den Gewerbfleiß auf jede Weise begünstigt. Lorenzo schüttelte mit Würde den Kopf und sprach voll patriotischen Eifers: „Alles, was Sie hier sehen, kommt aus Spanien, werther Herr! Betrachten Sie nur diese Gabel, sie ist aus Spanischem Silber; und was die erbärmlichen Baumwollenzeuge der Franzosen betrifft, von denen sie so viel Lärmens machen, und mit welchen sie unsere schönen und guten Wollenzeuge gern verdrängen möchten, so versichere ich Ihnen, daß man jetzt eben so gute Kattune in Catalonien fabrizirt. Mit ihren falschen Vergoldungen, ihren tombachnen Uhren und Glas-Diamanten wollen sie uns in Versuchung führen, und gelingt ihnen das nicht, so bringen sie uns einen Tanzbären oder einen gelehrten Affen und kehren, die Taschen mit Piastern angefüllt, in ihr Land zurück. Wäre ich ein Alcalde, und es zeigte sich Einer dieser Taugenichtse in meinem Distrikte, so würde ich meinen Leuten sagen: schlagt mir den Bären gleich todt; seinen Herrn aber gebet die Bastonnade und dann einen Reisepaß nach Bayonne — vierzigtausend Teufel mögen ihm das Geleite geben! In Frankreich trägt jeder Lump, der mit seinem Leierkasten durch die Straßen zieht, einen langen Rock, wenn er gleich keinen Heller und nicht einmal eine Brodkruste in der Tasche hat — in unserem Spanien ist der, welcher sich als wohlhabender Mann kleidet, auch wirklich wohlhabend. Hat ein Spanier Brod zu essen, braunes Tuch, um sich zu bekleiden, und allenfalls noch einen Cigarro, so ist er zufrieden. Bringt er es mit seiner Arbeit nicht dahin, daß er diese drei Dinge haben kann, so nimmt er ein Gewehr und geht auf die Landstraße .... Aber er würde hundert Mal lieber vor Hunger umkommen, als im Auslande herumziehen und mit etwas Musik oder Affen-Grimassen seinen Unterhalt erbetteln. Der Spanier hat ein edles, ein sehr edles Herz! (el Español tiene el corazon muy noble, mucho!)" — So lautete die patriotische Ergießung meines Freundes Lorenzo Lanz, dessen Begeisterung für sein Vaterland auf dem Französischen Ufer der Bidassoa natürlich noch stärker geworden war."

„Zu Saint-Jean de Luz sagte ich Spanien ein letztes Lebewohl, indem ich von Lorenzo Lanz Abschied nahm. Ich bestieg eine Post-Chaise, um baldmöglichst nach Bayonne zu kommen. Der Conducteur derselben, ein echter Gascogner, hatte mich bald mit Französischer Art und Sitte vollends vertraut gemacht. Kaum saß er auf seinem Bocke, als er seine Pferde, seinen Wagen und sein Talent, die Kutsche zu lenken, bis in den Himmel erhob und aller Lobsprüche gedachte, die von Seiten der Passagiere ihm schon zu Theil geworden seyen. Aber trotz dieser Versicherungen und Betheuerungen kamen wir nur mit Schneckenschritten vorwärts; und als ich mich einmal darüber beschwerte, antwortete mein Gascogner mit ziemlicher Unverschämtheit: „Seyen Sie nur zufrieden, mein Herr! Ich fahre alle Gesandten, alle Engländer, alle Mylords; sie sind sämmtlich entzückt von mir. Ich wollte nur, der Herr könnte sie fragen!" Und nun ließ der impertinente Mensch die Peitsche knallen, als wollte er seine aufgemergelten Mähren zum Galopp antreiben, wobei er ihnen aus voller Kehle auf Spanisch zuschrie: Alza, alza, Caballos! (Vorwärts, vorwärts, Pferde!)"

„Da ich sah, daß keine Vorstellung fruchten wollte, so ergab ich mich darein und suchte Trost in der Ueberzeugung, daß ich hier wenigstens ohne Furcht vor Räubern, Mördern, Christinos und Karlisten reisen könnte. Schon am folgenden Tage fand ich jedoch diese Sicherheit monoton; es fehlte mir ein gewisses Etwas, das mein Leben in den zwei vergangenen Monaten pikant gemacht hatte. Dieses Etwas war eben die Besorgniß, jedesmal, wenn ich um die Ecke eines Waldes bog, den Ruf: „Die Börse oder das Leben!" zu hören, von Mordthaten

Digitized by Google

Zeuge seyn zu müssen oder selbst ertrosselt zu werden — kurz, jener aufgeregte Zustand, den die Idee der Gefahr erzeugt. Ich reiste mehrere Tage mit einem gewissen Hang zur Schwermuth und Langeweile, der erst bei meiner Ankunft in Paris sich wieder verlor. Aber mitten unter den mannigfachen Zerstreuungen, mitten im Strudel der Genüsse jeder Art, welche diese Hauptstadt darbietet, kehrte ich oft meine Blicke voll liebender Sehnsucht dem schönen Spanien zu, das in meiner Liebe die nächste Stelle nach meiner Heimat einnimmt, und wo ich, wenn auch vielleicht etwas zu flüchtig, so manche neue und interessante Beobachtung gemacht hatte. Oefter mußte ich seufzend die Worte wiederholen, die meinem Buche als Motto dienen:

Salve, tierra de amor! mil veces salve!*)

(Spain revisited.)

Rußland.

Russische Städte-Ansichten.

Odessa.

Ich habe über Odessa viel gelesen und viel gehört, aber alle Beschreibungen und Erzählungen gaben mir nur einen schwachen Begriff von dem, was ich gesehen habe. In einer Entfernung von ungefähr 7 Werst auf der Straße von Balta erblickte mein Auge das majestätische Panorama von Odessa und seiner reizenden Umgebungen. Der links von der Stadt belegene Hafen war mit so vielen Schiffen bedeckt, daß die Masten einen dichten Wald bildeten; wehende Flaggen, blinkende weiße Segel und in der Ferne das Schwarze Meer, auf welchem Schiffe im vollen Segeln, wie weiße Schwäne, dahinzogen, zeigten meinem Blicke das bezaubernste Gemälde, das man in der Natur sehen kann! Es gehört aber eine andere Feder wie die meinige dazu, um es zu beschreiben; sie gehorcht nicht immer meiner Einbildungskraft und versteht es nicht, erhabene Gegenstände angemessen zu schildern.

Die auf einem fast senkrechten Kalkfelsen liegende Stadt Odessa beherrscht und ziert den Hafen und das Meer, dessen brausende Wogen sich zürnend an den unerschütterlichen Massen des gigantischen Kalkgebirges brechen, als wollten sie dasselbe untergraben und zerstören, bald aber, einen kräftigen Widerstand findend, ruhiger werden und sich in weiter Ferne verlieren, während Odessa, einem in den Wolken schwebenden Adler gleich, von oben herab auf das Meer blickt und gleichsam lächelnd den von allen Welttheilen anfegelnden weißgeflügelten Schiffen zuwinkt.

Prächtige, von der Regierung sowohl als von Privatleuten aufgeführte Gebäude ziehen unwillkürlich die Blicke auf sich und setzen den Reisenden in Erstaunen. Ohne sie ausführlich beschreiben zu wollen, bemerke ich nur im Allgemeinen, daß die Mannigfaltigkeit des Geschmacks in der modernen schönen Architektur selbst den peinlichsten und geschicktesten Baumeister befriedigen muß. Verbannt ist hier die immer langweilende Monotonie, die sich so häufig in anderen Städten bemerkbar macht. Die Börse, das Theater und mehrere andere Gebäude am Ufer sowohl als im Innern der Stadt würden auch eine Zierde für Residenzen seyn. Das Boulevard erhebt sich am Hafen selbst wenigstens 10 Klafter über die Meeresfläche und ist der beliebte und einzige Spaziergang der höheren Klassen von Odessa's Bewohnern. Hier ergötzt sich das Auge an den den fernen Horizont begränzenden von Fahrzeugen stets belebten blauen Fluthen des Meeres. Hier hört man auf jedem Schritt Unterhaltungen in fast allen Europäischen und Asiatischen Sprachen. Will man Damen und Herren, nach den neuesten Moden von Paris, London, Wien und Petersburg gekleidet, oder Asiatische Trachten sehen? Hier begegnet man dem leichtbeflügelten Franzosen, dem stolz einherschreitenden Polnischen Pan, dem finster blickenden Englischen Phlegmatiker, dem anspruchslos gekleideten Deutschen, mit einem Stroh-Cigarren im Munde, dem listig lächelnden Italiäner, dem bronzefarbenen Portugiesen, stolz herabblickend auf Tataren, Perser, Griechen, Armenier, Moldauer, Türken, Bulgaren und demüthige Juden, von denen hier die ganze Gegend überschwemmt ist.

In Odessa angekommen, kehrte ich in einen der besten Gasthöfe ein, deren es hier viele gute giebt: die Konkurrenz erregt das Streben, sich einander in guter Tafel, Aufwartung und innerer Bequemlichkeit zu überbieten und mit vortrefflicher Bewirthung zu billigen Preisen, die im Allgemeinen viermal niedriger sind als in Petersburg, zu verbinden. Was den Nachtisch betrifft, so dürfte in ganz Rußland wohl nur Odessa einen solchen Luxus an Früchten darbieten. An Miethwagen fehlt es nicht; die Italiänische Oper ist vortrefflich und Signora Tassistro ein Liebling des Publikums. Das Orchester ist zwar nicht sehr zahlreich, besteht aber aus geschickten Musikern und zum Theil aus Virtuosen, die sich in Konzerten hören lassen.

Kein Fremder unterläßt es, den hiesigen Basar zu besuchen, und ist er zum ersten Mal in Odessa, so erscheint ihm jede Hauptstraße wie ein Basar; Odessa hat eine Menge von Läden und Magazinen in allen Quartieren der Stadt; sie sind durchgängig geschmackvoll, ja, theilweise prächtig ausgestattet und bieten dem Auge hinlängliche Unterhaltung dar. Alles, was Europäischer und Asiatischer Luxus erfunden haben, findet man da. — Dafür ist Odessa auch ein Freihafen, ein wahres Paradies für die hiesigen Stutzer.

Die durch Kunst verschönerten Umgebungen Odessa's sind reizend. Landhäuser, Weinberge, Obstgärten und Wirthschaftsgebäude bieten ein bezauberndes Gemälde dar. Am meisten gefiel mir, seiner Lage wegen, der Landsitz eines Herrn Reynaud. Verläßt man aber Odessa dieses Schmuckes, so bleibt nichts als eine traurige Einöde. Der Reichthum und Schönheitssinn hiesiger Negozianten und anderer Personen, durch Nacheiferung belebt, verwandelte, wie durch Zauberkraft, eine Wüste in ein zweites Italien.

Odessa wächst riesenartig und scheint doch jetzt nur noch ein Kind zu seyn; was wird es nicht erst werden, wenn es seine Volljährigkeit erreicht hat?

Odessa zählt gegen 35,000 Einwohner; bemerkenswerth war es mir, während meines ganzen dortigen Aufenthalts nicht einem einzigen Bettler zu begegnen.

Die Natur, die über den Süden ihre Reichthümer ausschüttete, versagte Odessa zwei der nothwendigsten Bedürfnisse: Wald und süßes Wasser. Doch die nämliche schützende Natur, die den Menschen mit Ueberlegung und Kenntnissen begabt, half diesem Uebel bald ab. Das von den Dächern strömende Regenwasser wird sorgfältig in Reservoirs gesammelt und giebt gereinigt ein Getränk, welches schmackhafter ist als Brunnenwasser; das beste Wasser wird sieben Werst weit aus der sogenannten kleinen Fontaine geholt. Bau- und Brennholz erhält man größtentheils zu Wasser aus Ebersen; viele Leute aus dem Mittelstande und aus den ärmeren Klassen brennen statt des Holzes Schilf, Stroh und Steppengras.

Um 4 Uhr Nachmittags sitze ich am Boulevard, wo sich um diese Zeit die Spaziergänger versammeln; Damen und Herren sind ganz sommermäßig gekleidet; ein milder Südwind verbreitet balsamische Düfte. Vergleiche jetzt den Odessaer 14. Oktober mit dem Petersburger! Nachdem mich eine Zeitlang das bunte Publikum unterhalten hatte, warf ich meinen Blick auf das wogende Meer und gewahrte ein angekommenes Dampfboot; es hatte gestern Konstantinopel verlassen. Nur eine Fahrt von 30 Stunden, und ich hätte die große Hauptstadt des Ottomanischen Reiches sehen können mit ihren fremden Sitten, Gebräuchen und Trachten! (C. H.)

Mannigfaltiges.

— **Ein Engländer als Deutscher Schriftsteller.** Bisher ist unter den lebenden Sprachen gewöhnlich nur der Französischen die Ehre zu Theil geworden, daß sich auch die Gelehrten anderer Nationen ihrer, und zwar lieber, als ihrer eigenen Landessprache, in ihren Schriften bedient haben. Ein berühmter Deutscher Dichter, ein Schriftsteller, dem seine Muttersprache die gelungensten Neuerungen verdankt, Aug. Wilhelm v. Schlegel, schreibt sogar seit mehreren Jahren nur Französisch, weil ihm für seine orientalischen Forschungen das Deutsche Publikum nicht groß genug scheint. Vielleicht war es derselbe Grund, nur auf das Englische Publikum angewandt, der jetzt einen Englischen Gelehrten deswegen hat, seine Angelsächsischen Studien in Deutscher Sprache herauszugeben. Herr John M. Kemble, ein eben so tüchtiger Schüler als großer Verehrer Jakob Grimm's, hat so eben seinen Versuch „Ueber die Stammtafel der Westsachsen" erscheinen lassen und sie seinem berühmten Lehrer dedizirt. Herr Kemble gilt in seinem Vaterlande für einen der gelehrtesten Kenner des Angelsächsischen; Deutschland wird ihm nunmehr das Zeugniß ertheilen können, daß er ein eben so gelehrter Kenner des Deutschen und von seinen Landsleuten gewiß auch der eleganteste Deutsche Schriftsteller sey. Seine Untersuchung, die sich mit der Genealogie der Angelsächsischen Könige beschäftigt, gewährt übrigens das Resultat, daß die ältesten bekannten Genealogieen dieser Art als mythisch und werthlos zu betrachten seyen, indem sämmtliche Namen bloße Synonyma oder Eigenschaften desselben Götzen (Wodan's oder Odin's) wären und die authentische Geschichte der Angelsachsen erst mit ihrer Bekehrung zum Christenthum beginne.

— **Bevölkerung von Paris und St. Petersburg.** In beiden Hauptstädten hat die Bevölkerung während der letzten dreißig Jahre auf eine ganz unverhältnißmäßige Weise zugenommen. Paris zählte im Jahre 1805 etwas über eine halbe Million, nämlich 547,750, und St. Petersburg in demselben Jahre etwas über eine Viertel Million, nämlich 271,137 Einwohner; gegenwärtig aber zählt die Französische Hauptstadt nahe an einer ganzen und die Russische nahe an einer halben Million Einwohner. Auch die Bevölkerung Berlins hat sich in diesem Zeitraume beinahe um das Doppelte, nämlich von 160,000 auf 280,000 Einwohner vermehrt. Zur Vergleichung des progressiven Anwachsens der beiden vorher genannten Städte theilen wir hier einige Zahlen-Angaben mit. Im Jahre 1590 zählte Paris, der verheerenden Bürgerkriege ungeachtet, doch schon 200,000 Einwohner. Unter den Regierungen Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. dehnte sich die Hauptstadt bedeutend aus, und unter Ludwig XIV., als Paris bereits den Anspruch machte, die Metropole der gebildeten Welt zu heißen, besaß es 510,000 Einwohner. Im Jahre 1762 zählte man 576,000 und vor dem Ausbruche der Revolution unter Ludwig XVI. über 600,000 Einwohner. Von 1789 an nahm die Bevölkerung in jedem Jahre bedeutend ab; sie hob sich zwar wieder unter dem Direktorium, hatte jedoch auch im ersten Jahre nach dem Regierungs-Antritte des Kaisers Napoleon noch nicht wieder den Umfang erreicht, den sie vor der Revolution gehabt: sie zählte nämlich, wie bereits oben bemerkt, 547,750 Einwohner. Zwei Jahre nach der Restauration, im J. 1817, besaß Paris 713,966, noch zehn Jahre später 890,431 Einwohner. Abermals trat im J. 1830 eine Revolution und mit derselben eine ansehnliche Abnahme der Bevölkerung ein, denn im J. 1832 zählte man nur 770,280 Einwohner, die jedoch seitdem in noch rascherer Progression als vorher sich vermehrt haben. — St. Petersburg besaß im J. 1800: 220,208, 1805: 271,137, 1812: 308,474, 1814: 335,713, 1817: 344,619, 1819: 363,938, 1825: 424,741 und 1833: 442,896 Einwohner, unter denen sich jedoch nur 141,026 Frauen befanden.

*) Gegrüßt seu mir, du Land der Liebe, tausend Mal gegrüßt!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 2. Berlin, Mittwoch den 4. Januar 1837.

Schweden.

Uebersicht der Schwedischen Literatur im Jahre 1836.

Zur Beurtheilung, welche Zweige der Wissenschaft in Schweden in Zuwachs oder Abnahme sich befinden, schicken wir nachstehende Tabelle voraus, welche aus der Schwedischen Bibliographie für die Jahre 1829—1835 zusammengetragen ist und sowohl die Anzahl der in Schweden herausgekommenen Arbeiten, als die Bogenzahl derselben angiebt:

	1829.		1830.		1831.		1832.		1833.		1834.		1835.	
	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.	Arbeiten.	Bogenzahl.
Philologie	32	220	29	77	22	236	16	163	25	121	41	227	24	175
Theologie	119	936	122	695	140	711	129	690	122	560	123	775	124	882
Philosophie	7	41	11	129	9	81	2	6	7	11	6	46	2	38
Pädagogische Schriften	20	292	32	250	30	183	52	342	39	300	20	91	19	98
Schöne Wissenschaften	108	811	132	860	110	855	173	1213	158	1080	132	1078	150	1379
Geschichte	65	837	85	868	82	692	94	904	106	1009	74	819	64	909
Geographie	25	192	30	383	25	307	28	282	32	238	19	265	21	313
Staats-Wissenschaft	102	2569	77	902	77	700	102	525	116	835	157	2588	97	2068
Physik	19	83	20	158	31	278	20	238	20	174	23	145	31	252
Medizin	24	138	20	177	35	208	28	129	31	140	70	181	31	135
Oekonomie und Technologie	46	256	35	223	43	262	59	450	36	240	54	325	35	208
Mathematik	17	52	19	89	15	121	18	98	20	131	22	111	26	48
Kriegs-Wissenschaft	6	62	6	79	2	8	10	78	6	36	9	75	2	11
Jurisprudenz	46	244	45	245	80	434	63	306	101	398	67	238	75	150
Schöne Künste	2	10	4	25	2	6	7	38	4	20	6	23	11	44
Vermischte Schriften	25	313	42	344	66	573	55	462	56	732	52	444	52	662
Musik	27	—	26	—	30	—	36	—	28	—	25	—	19	—
Karten	5	—	4	—	6	—	2	—	2	—	4	—	1	—
Kupferstiche	—	—	1	—	2	—	1	—	1	—	1	—	—	—
Steindrücke	38	—	26	—	21	—	44	—	30	—	18	—	17	—
Summa . . .	742	7056	766	5404	838	5657	933	5926	941	6025	943	7433	799	7392

Es muß hierbei bemerkt werden, daß unter den im Jahre 1829 aufgeführten Arbeiten mehrere sich befinden, welche im Jahre 1828 herausgekommen, da wegen unvollständiger Ausgabe der Bibliographie diese Arbeiten erst in dem Verzeichnisse von 1829 angegeben worden sind. Die unter der Rubrik Staats-Wissenschaften für die Jahre 1829 bis 1833 so große Bogenzahl rührt von den Reichstags-Schriften her und hauptsächlich von dem Protokoll der Reichsstände; in der unter der Rubrik Vermischte Schriften angegebenen Bogenzahl sind nur Zeitschriften, aber keine Zeitungen begriffen.

In der Bibliographie von 1836, welche bis zum Schluß des Septembers reicht, sind folgende Arbeiten aufgeführt:

1. Philologische Schriften.

Hiervon sind in diesem Jahre 28 Werke erschienen, von denen 13 Originale und 15 Uebersetzungen sind; 22 sind neu, 2 in vermehrten Auflagen, 1 in neuer Auflage und 3 Fortsetzungen vom vorigen Jahre. Zusammen haben sie 202½ gedruckte Bogen betragen. Hiervon sind die vornehmsten: ein Deutsches und ein Schwedisches Wörterbuch des verdienten Lexikographen Dalin und die so lange erwartete Sprachlehre der Schwedischen Akademie. Im Uebrigen bestehen die meisten philologischen Schriften in Lehrbüchern und Disputationen.

2. Theologische Schriften.

Der Exegetik gehören 2 Arbeiten an, worunter eine Uebersetzung ist. In der Dogmatik erschienen 2 Original-Arbeiten. In der Katechetik eine Schrift. In der Liturgik 1 Arbeit. In der Homiletik 24 Schriften, wovon 17 Schwedische Originale, 1 in Französischer Sprache und 6 Uebersetzungen, zusammen 138 Bogen. In der Ascetik 12 Schriften, wovon 8 Originale und 4 Uebersetzungen, zusammen 82 Bogen. Von vermischten theologischen Schriften sind 6 Arbeiten erschienen, wovon 5 Originale und 1 Uebersetzung.

3. Philosophische Wissenschaften.

Es sind 10 Arbeiten herausgekommen, unter denen 8 Originale und 2 Uebersetzungen, zusammen 35 Bogen.

4. Pädagogische Schriften.

Von diesen sind 4 erschienen, wovon 3 Originale und 1 Uebersetzung, zusammen 23 Bogen.

5. Schöne Wissenschaften.

Von theoretischen Schriften sind 3 Arbeiten erschienen, sämmtlich Schwedische Originale. — Lyrische Schriften 12, davon 11 Originale und 1 Uebersetzung, die hauptsächlichsten von Esaias Tegnér, F. M. Franzén und A. F. Cronhamn. — Epische Schriften eine: die Uebersetzung der Ilias, aus dem Griechischen, von J. Trauer. — Dramatische Arbeiten sind 13 herausgekommen, davon 4 Schwedische Originale, 1 Englisch und 8 Uebersetzungen, zusammen 66 Bogen. — Das Königliche Theater hat seit dem Anfang des Jahres 13 neue Stücke aufgeführt, wovon 2 Schwedische Originale; nämlich Svenskarne i Neapel (die Schweden in Neapel), Schauspiel in 5 Akten, von Karl Kullberg, und Hobergsgubben (der Alte vom Hoberg oder Hobergs Rübezahl), Singspiel in 2 Akten, von W—r. — Die 11 anderen Stücke waren folgende: 1 Oper: den Stumma från Portici (die Stumme von Portici), von Auber. 2 Vaudevilles: Lägret för Montauban (die Pagen des Herzogs v. Vendome), von Varin, Arago und Desvergers. — Det nya Blåskägg eller det hemlighetsfulla Kabinettet (der neue Blaubart oder das geheimnißvolle Kabinet), in 1 Akt. — 4 Dramen: Diamanten (der Diamant), in 3 Akten, von Victor Ducange. — Victorine, in 3 Akten, aus dem Französischen. — Den Venetianske Bravon (der Venetianische Bravo), in 4 Akten, von Anicet Bourgeois. — Angelo Malipiert Paduas Tyrann, in 4 Akten, von Victor Hugo. — 4 Komedien: Giftermålet på befalning eller den Preußiske Grenadieren (die Heirath auf Befehl, oder der Preußische Grenadier), in 1 Akt, von Dupin und Dartois — Guldkorset (das goldene Kreuz), in 2 Akten, von Rougemont und Dupatty — Sen er i spegeln (Beschaut euch im Spiegel [Nehmt ein Exempel daran!]), in 1 Akt, von Töpfer — För ewigt eller Medicin mot ett Kärleksrus (Ewig, oder Arznei gegen einen Liebesrausch), in 2 Akten, von Scribe und Varner.

Digitized by Google

Das Theater des Königlichen Thiergartens, das während der Sommer-Monate Vorstellungen giebt, in welchem Zeitraume das Königliche Theater nicht spielt, hat folgende neue Stücke aufgeführt: ein Trauerspiel: Kung Filip (König Philipp), in 5 Akten, Uebers. nach Alfieri. — 4 Dramen: Lord Davenant, in 4 Akten, Uebers. — Henrik III. och hans hof (Heinrich III. und sein Hof), in 5 Akten, von Alex. Dumas, Uebers. — Hugo Hertig af Modena (Hugo, Herzog von Modena), Uebers. 4 Lustspiele und 1 Singspiel: Studentputsen eller Wilddrädstjufvarne (Studentenstreiche oder die Wilddiebe), in 1 Akt. — Lorgnetten, in 1 Akt, von Scribe. — Den mystificerade Brunnsgasten (der mystificirte Brunnengast), in 1 Akt. — Smyghandlarne (die Schleichhändler), von Raupach. — York och Lancaster eller den politiske Mannequinen (York und Lancaster oder der politische Gliedermann), in 5 Akten, von Picard und Empis.

Zwei Schwedische Originalstücke sind außerdem herausgekommen, welche nicht zur Aufführung gebracht sind: Audiensen eller Lappflickan i Kungsträdgården (die Audienz oder die Lappländerin im Königlichen Lustgarten), Schauspiel in 5 Akten, von Franzén. — Drottning Ingjerd eller mordet på Elfaräs (Königin Ingjerd oder der Mord zu Elfaräs), Trauerspiel in 5 Akten, von Franzén.

Von Romanen, Novellen, satyrischen Schriften sind 42 Werke erschienen, von denen 17 Schwedische Originale und 25 Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen sind. Unter den Romanen sind die Qvinnorna (die Frauenzimmer), 3 Thle., vom Verfasser der Confirmerna, die vorzüglichsten. Unter den Uebersetzungen sind mehrere von Bulwer, Cooper, Leigh Hunt, Wriesloa, George Sand, Victor Hugo, Miß Ferrier, Spindler, Paulding, Eugène Sue, Zschokke und Belani; auch von Nestlad sind mehrere Novellen in Uebersetzungen erschienen. — In Bezug auf Rhetorik ist nur eine Schrift herausgekommen. Von schönwissenschaftlichen Werken sind 7 erschienen, sämmtlich Schwedische Originale.

6. Historische Werke.

Von diesen sind 64 Werke herausgekommen, davon sind 57 Originale und 7 Uebersetzungen. Unter den ersteren sind die vorzüglichsten: Handlingar rörande Sveriges historia ur utrikes Archiver samlade och utgifna af Fryxell (Aktenstücke in Bezug auf Schwedens Geschichte, in den Archiven des Auslandes gesammelt und herausgegeben von Fryxell). 2 Thle. — Anteckningar i fäderneslandets Häfder för unga och gamla isynnerhet bland allmoger, af en gammal vän af historien (Anmerkungen aus den vaterländischen alten Zeiten für Jung und Alt, besonders unterm Volke, von einem alten Freund der Geschichte). — Gustav Adolf den Store och hans samtid (Gustav Adolf der Große und sein Zeitalter). — Öfversigt af Svea Rikes Historia ifrån Konung Carl XII:s död till 1772 års revolution (Uebersicht der Schwedischen Geschichte von König Karl's XII. Tod bis zur Revolution des Jahres 1772). — Betraktelser i anledning af Rysta Generalen P. v. Suchtelns historiska berättelser om Kriget mellan Sverige och Ryssland åren 1808 och 1809 af G. Lagerbring (Betrachtungen in Bezug auf die geschichtliche Darstellung des Krieges zwischen Schweden und Rußland, vom General P. v. Suchtelen vom Jahre 1808 und 1809). — Den 31 Mars eller de vigtigaste tilldragelser vid Revolutionen i Sverige år 1809 af Öfverste Gustafsson (Der 31. März oder die wichtigsten Begebenheiten bei der Revolution des Jahres 1809 in Schweden, vom Oberst Gustafsson).

7. Geographie.

In diesem Fache sind nur 9 Werke erschienen, von denen 5 Originale und 4 Uebersetzungen.

8. Staats-Wissenschaften.

43 neue Werke sind herausgekommen, welche zusammen 440 Druckbogen betragen.

9. Physik und Chemie.

In diesem Zweige der Wissenschaft, der bekanntlich in Schweden seinen Reigenführer besitzt, sind 16 Werke erschienen, worunter nur eine Uebersetzung; 13 sind neu für dieses Jahr.

10. Medicin.

Es sind 14 Werke erschienen, von denen 9 Originale und 5 Uebersetzungen sind.

11. Oekonomie und Technologie.

19 Werke, wovon 16 Originale und 3 Uebersetzungen, sind herausgekommen, welche zusammen 101 Bogen betragen.

12. Mathematik.

Es sind 8 Werke erschienen, welche sämmtlich Originale und neu sind; sie zählen 46 Druckbogen.

13. Kriegs-Wissenschaften.

7 Werke sind herausgekommen, welche 56 Druckbogen betragen.

14. Jurisprudenz.

21 Werke sind herausgekommen, von denen 19 Originale und 2 Uebersetzungen; zusammen 135 Druckbogen.

15. Schöne Künste.

Zur Erläuterung derselben sind 5 Werke erschienen, welche zusammen 15 Druckbogen betragen.

16. Vermischte Schriften.

a) Schriften vermischten Inhalts, 9 Werke, betragen 22 Druckbogen.

b) Verhandlungen gelehrter Gesellschaften, 3 Werke, 62 Druckbogen betragen.

c) Zeitschriften 14 Stück, betragen zusammen 157 Druckbogen.

d) Zeitungen, und zwar folgende in Stockholm: Svetiges Stats Tidning eller Post och Inrikes Tidningar; Nya Dagligt Allehanda; Stockholm's Dagblad; Journalen; Svensk Författnings Samling; Svenska Minervan; Det Sjette Aftondladet; Nya Argus i Stockholm; Missions Tidning; Tidning för Bonde Ständet; Tidning för Medborgare af alla ständ; Svenska Bondens Tidning; Tidning för Theater och Musik; Lördags Magazinet; Freja und Allmän Ecclesiastik Tidning.

Außerdem erschienen in 30 Provinzstädten 69 Zeitungen; davon in Gothenburg 6; in Werås 2; in Carlshamn 1; in Carlskrona 1; in Carlstad 3; in Christianestad 3; in Fahlun 1; in Gefle 1; in Halmstad 4; in Hernösand 2; in Jönköping 3; in Calmar 4; in Landskrona 1; in Linköping 2; in Land 4; in Malmö 2; in Mariestad 1; in Norrköping 2; in Nyköping 2; in Skara 2; in Strengnäs 3; in Ulricehamn 1; in Upsala 5; in Wenersborg 1; in Westerwick 1; in Westerås 3; in Werjö 2; in Wisby 3; in Ystad 1 und in Orebro 2.

Frankreich.

Cazotte.

Ein Fragment, von Charles Nodier.

(Fortsetzung.)

I.

„Soll das wieder eine phantastische Geschichte werden?" Nein, liebe Lesewelt, fürchte dich nicht. Ich höre, du hörst, wir Alle hören in den Lüften die Stimme der Zukunft, d. i. die Stimme der nächsten Woche, und sie ruft laut: „Ach, lieber Gott, erlöse uns von den phantastischen Geschichten, sie sind schrecklich ennuyant." Glaube mir, Leser, ich bin seit langst so überdrüssig an dem phantastischen Zeuge, daß ich mir lieber die trivialsten Fibelsprüche wieder vorkauen lassen möchte. Was bin ich gebeizt worden bei den romantischen Meerfahrten, rittlings auf geflügelten Schlangen, auf Basilisken und Drachen; wär ich nur so glücklich, daß mir Sancho Pansa's Klepper in den Weg käme, ich wollte mich gern ein Weilchen auf ihm strecken und ausruhen. Ihr anderen Leute aber, ihr auf Romantik Versessenen, in deren Plauderstübchen ein Erzähler nur dann willkommen ist, wenn er mit Teufels-Extrapost zum Schornstein herunter oder zum Fenster herein gefahren kommt, wer für euren Geschmack, für eure schiefen Launen und Gelüste schreiben muß, dem hat es euer und sein böser Stern angethan. Und wenn ich euch den Gefallen thun, wenn ich noch einmal eine Drachenbestie aus eurem Marstall zwischen die Beine nehmen und auffliegen wollte, es würde nichts helfen. Mein altes Handwerk habe ich verlernt; ein leidiger Instinkt würde mich zur Natürlichkeit und Wahrheit zurückzwingen; ich habe nicht mehr das Herz, so hoch zu steigen, daß ich das gelobte Land der Wirklichkeit, wohin ich gern zurückmöchte, ganz aus den Augen verlöre. Sogar von gegenwärtiger kleiner Geschichte, wozu ich mich eben anschicke, getraue ich mich nicht, vorherzusagen, nach welcher Seite sie ausfallen wird. Wollt ich euch amüsiren, so müßte es Erdichtung, wollt ich meine Freude daran haben, so müßte es Wahrheit seyn. Einstweilen, da ihr nicht wißt, woran ihr mit mir seyd, so bitte ich euch, erweist mir die Liebe und hört mich bis zu Ende, wenn ihrs so lange aushaltet. Hernach wollen wir Beide schlafen gehen; wenn ihr aber schon früher einschlaft, meinethalben! Nun fange ich an.

Ich muß euch in das Jahr 1792 zurückführen. Das war für mich eine glückliche Knabenzeit, das zehnte Jahr meines Lebens, davon ich Tag für Tag wohlgemuth und fröhlichen Sinnes verstreichen ließ. Ich galt bei den Leuten für einen wohlgesitteten und ziemlich fleißigen Knaben, nur ging es mit meinen Fortschritten im Lernen und mit meiner Verstandes-Entwickelung langsamer, als man von meinen Anlagen und meiner glücklichen Organisation hätte erwarten sollen. Dies kam daher: ich war in hohem Grade empfänglich für Eindrücke der Empfindung und des Gemüthes, für Anschauungen und Gefühle; Ideen und Begriffe hingegen machte ich mir nur höchst langsam und unvollkommen zu eigen. An den wunderbaren Mährchen, an den glänzenden Bildern, womit man die Einbildungskraft der Kinder ergötzt, hatte ich meine Freude; der Unterricht in den positiven Dingen, worauf man die Erziehung des Mannes zu gründen pflegt, flößte mir Widerwillen ein. Ich habe mich seitdem, in so vielen Jahren, nicht sehr geändert und bin auf meine alten Tage zwar so ziemlich ein Mann geworden, aber noch immer eine Art Kind geblieben.

Daher kam es, daß ich von allen Ereignissen, von dem reichen und gedrängten Schauspiele des Lebens, das an mir vorüberging, immer nur die ideale Seite mit Vorliebe auffaßte. Ich erfreute mich an dem Farbenspiel, womit die Dinge und Ereignisse an ihrer Oberfläche schillern; ich liebte diese bunten Hüllen des Daseyns, welche die Vernunft freilich bei ernsterer Erwägung der Dinge als etwas Trügliches und Wesenloses abstreift. Während meine Zeit- und Altersgenossen mit Arbeit und Anstrengung solides Material zum Bau der Geschichte zusammentrugen, führte ich zu meiner Lust Kartenhäuser auf; ich erfand mir Mährchen und theilte sie freigebig mit; denn in meinem Sinne war Mährchenerzählen das größte Glück nächst dem, Mährchen zu hören. Wenn ich mich von Zeit zu Zeit gedrängt fühlte, zu einer festen Ansicht, zu einem Urtheil über die Ereignisse und die Menschen zu kommen, so gestaltete sich auch dieses Urtheil nach den Eigenheiten des Phantasielebens, welches ich innerlich führte. So wurde mir mein eigenes Jugendleben zu einem lang ausgesponnenen Mährchen, wie alle Mährchen sind, stellenweise schleppend und langweilig, dann wieder hell und freundlich, immer jedoch außergewöhnlich und bizarr. Unbekümmert darum, wie das Mährchen sich abwickeln würde, oder seinen Aus-

ganz in meiner Phantasie vorhergestaltend, ließ ich mirs unterwegs in allerlei Episoden herzlich wohl seyn, befriedigte mein launenhaftes Spielgelüst mit Allem, was am Wege lag, und Personen und Dinge, wie die Wirklichkeit sie mir vorführte, mußten sich gefallen lassen, in wunderlicher Beleuchtung als Bilder im Felde meiner Zauberlaterne zu figuriren. Man verstehe dies nicht so, als hätte dieser phantastische Trieb die Einbildungskraft des Knaben in der wirklichen Welt seiner Umgebungen ganz fremd werden lassen, als hätte er nicht mit lebendigen, kindlichen Neigungen und Wünschen an ihr gehangen; aber ein für allemal haftete er mit instinktmäßiger Vorliebe an diesem Gebiete des phantastisch Wunderbaren, dahin strebte er mit Allem, was er spielte, mit Allem, was er las. Die Dinge und Elemente, aus denen sich der alltäglich einförmige Lauf des gewöhnlichen Lebens zusammensetzt, waren schlechthin ohne Interesse für mich. Es schien mir, als hätte der eigentlich gar nicht gelebt, dem sein Lebelang nichts zugestoßen wäre, der in seinem Leben keine andere Schicksale aufgesucht hätte, als was der hergebrachte Lebenslauf der Alltagswelt so ziemlich über Alle mit geringen Unterschieden ergehen läßt. Ruhm, Wagnisse, Abenteuer, ein mächtig treibendes und getriebenes Leben, nur das interessirte und bewegte mich innerlich; je mehr der Ursprung und die Herkunft eines solchen Lebens im Dunkeln lag, je plötzlicher, je mächtiger, je verwegener es seine Macht in der Welt erobert hatte, desto unwiderstehlicher fühlte ich mich davon gefesselt und erbaut. Von der Leidenschaft begriff ich nichts als den äußeren Sturm der Bewegung und den gewaltigen Ausgang; aber in dieser Exaltation und Erschütterung schien mir die einzige des Verlangens und der Sehnsucht würdige Realität des Lebens zu bestehen.

Der Eindruck, welchen die Gegenwart von Mädchen und Frauen auf Sinn und Gemüth des Knaben ausübte, war unter gewöhnlichen Umständen natürlich ein ganz schwacher und unmerklicher, wenn auch nicht ganz ohne geheimen unbewußten Reiz. Wenn aber die Erlebnisse eines Weibes sich durch romantische Schicksale über das Gewöhnliche hinaushoben, wenn mit ihrem Namen sich die Erinnerung an etwas Gewaltiges, Rührendes, Erschütterndes verband, wenn in ihrem Leben und Tod ein tiefes, tragisches Verhängniß sich ausprägte und besiegelte, dann steigerte sich jener Reiz und jene geheime Zuneigung bis zur begeisterten Ueberspannung. Hieraus wird der Leser begreifen, — und das beabsichtigte ich eben mit dieser über Gebühr langen Einleitung, — er wird begreifen, wie es möglich war, daß ein Gefühl, exaltirter und schwärmerischer noch als die Liebe, daß eine ausschließliche, beinahe fanatisch leidenschaftliche Zuneigung für ein Weib sich der Seele eines zehnjährigen Knaben bemächtigen konnte. Doch warum sage ich für ein Weib? nein! für ein Traumbild, für einen Schatten, für ein Phantom, dessen ich fortwährend mit Sehnsucht gedachte, woran sich auf einsamen Spaziergängen meine Einbildungskraft entzückte, wovon ich im Schlaf träumte, an welchem ich mit vergeblichem Verlangen und mit den überschwenglichsten Hoffnungen hing. Dieses Weib meines Herzens und meiner Gedanken war — ich scheue mich fast, jetzt, nach so langen Jahren, den Leser zum Vertrauten dieser kindischen Einbildung zu machen — war Marion Delorme.

Damals, im Jahre 1792, faßten meine Aeltern auf einmal den Entschluß, mich zur Vollendung meiner Erziehung nach Paris zu bringen. Damals, nach Paris — das hatte dem kleinen Phantasten gerade noch gefehlt! Als von dieser Veränderung zuerst die Rede war, empfand ich keine große Freude daran; ich fürchtete, man würde mich strenger zum Lernen anhalten, ich fürchtete, streng beaufsichtigt zu werden und die Freiheit für meine Lieblings-Träumereien einzubüßen. Bald aber erwog ich, daß ich mich dem Aufenthaltsorte der Marion Delorme nähern, daß ich das Haus auf der Place Royale, wo sie gewohnt hatte, mit Augen sehen würde, und um dieser frohen Hoffnung willen ließ ich mir die Aussicht auf Lectionen und Schulzwang nicht leid thun. So ungefähr war mir zu Sinnen, als ich mit meinen Aeltern in einem alten Hôtel garni zu Paris abstieg. Das Haus lag in der Rue de la Verrerie, an der Ecke der Rue Barre-du-Bec. Der Wirth, ein Herr Dautz, war unser Landsmann. Will der Leser das Haus heute aufsuchen, so findet er im Erdgeschosse ein ziemlich elegantes Kaffeehaus etablirt; damals bewohnte dieses Erdgeschoß ein ehrsamer Geldarbeiter, Monsieur Brisbart; gerade darüber in der ersten Etage waren unsere Wohnzimmer. Ob indeß noch ganz dasselbe Haus oder ob ein neugebautes an dieser Stelle steht, weiß ich nicht bestimmt zu sagen; die Rue Barre-du-Bec scheint mir heute viel breiter, als sie damals war.

Außer dem Hauptzwecke der Reise, welcher darin bestand, mich unterzubringen, erfreute sich mein Vater zu Paris am Wiedersehen mehrerer Freunde, darunter Einige schon damals einen berühmten Namen führten, Andere ihn später erlangten. Delisle de Salles, Verfasser einer philosophie de la nature, die als eine Art von metaphysischem Roman damals ziemlich im Schwange war, war meines Vaters Schulkamerad im Collège des Frères de l'Oratoire gewesen. Legouvé hatte von meinem Vater den ersten Unterricht in den Elementen der Rhetorik und der Verskunst erhalten und fand sich als dankbarer Schüler ein. Mit Collin d'Harleville und Marsollier des Vivetières, der später mit seinem fruchtbaren Talent die Opéra comique so glücklich versorgt hat, stand mein Vater seit Jahren in einer durch Begegnung in der Welt und durch gemeinschaftliche literarische Bestrebungen vermittelten Bekanntschaft und Korrespondenz. Aber mit bei weitem innigerer Freundschaft hing mein Vater an dem um zwanzig Jahre älteren trefflichen Jacques Cazotte, den er vor Jahren zu Lyon bei einem gemeinschaftlichen Freunde, einem jungen Dissizier, Namens Saint Martin, hatte kennen lernen. Dieser Saint Martin war Bekenner und Prediger einer neuen etwas mystischen Philosophie, gewissermaßen ein Thaumaturg. Seine Lehrsätze waren freilich weder in logischer Folge geordnet, noch besonders deutlich ausgedrückt, aber sie sprachen das Gemüth und die Phantasie an und hatten darin einen unendlichen Vorzug im Vergleich mit der dürren, trostlosen Philosophie des Jahrhunderts. Mein Vater besaß wohl einen natürlichen Hang, eine Liebe zum Mystischen und Wunderbaren; doch hielt er in seinem Glauben an die Offenbarungen und Theorien Saint Martin's nicht lange aus, sondern war seit geraumer Zeit zu positiveren und nüchternen, wenn auch minder verlockenden Glaubenssätzen zurückgekehrt. Doch fuhr er fort, Cazotte lieb zu haben, hörte die Träumereien des Freundes gern an und legte ihnen weder mit Thaten noch mit Worten etwas in den Weg. Der gute Cazotte täuschte sich gern selbst, nahm das lächelnde Anhören für eine ausdrückliche Beistimmung und wünschte sich im eigenen Herzen Glück dazu, wie sein verirrter Schüler sich von Tage zu Tage mehr bekehre. Je größer nun seine vermeinten Fortschritte in diesem Bekehrungswerke ihm dünkten, desto häufiger wiederholte er seine Besuche, denn er war mit ganzem Herzen und ganzem Eifer ein Proselytenmacher. Unsere Gesellschaft bestand für gewöhnlich aus den obengenannten Männern und aus einigen liebenswürdigen und geistreichen Freundinnen meiner Mutter, für die unser Hotel, so lange meine Aeltern in Paris waren, der gewöhnliche Ort des Zusammentreffens blieb. Alle waren erfreut, wenn Cazotte kam, aber gewiß Keiner in der ganzen Gesellschaft so herzlich, wie ich. Cazotte's ganze Persönlichkeit flößte meinem jungen Gemüth Liebe und Verehrung ein; aus seinem überaus schön und würdig gesormten Gesicht sprach das reinste, unerschöpflichste Wohlwollen, aus seinen lebendigen, blauen Augen blickte die freundlichste, gewinnendste Sanftmuth; sein hohes und doch frisches Alter erweckte Ehrfurcht. Dabei besaß er das unschätzbare Talent eines trefflichen Erzählers; gewiß Niemand in der Welt konnte, wie Cazotte, Geschichten vortragen, die, seltsam wunderlich und naiv unschuldig zugleich, durch die genauste Angabe und Ausführung von Einzelheiten in die gemeine Wirklichkeit und durch die wunderbarsten Motive und Entwickelungen in die Zauber- und Feenwelt hineinreichten. Er war von der Natur mit einem besonderen Blick ausgestattet, wodurch er alle Dinge in phantastischen Lichtern und Farben sah; der Leser kann sich nun denken, mit wie innigem Vergnügen, mit wie leidenschaftlicher Lust ich mich von einem solchen Erzähler in Illusionen wiegen ließ. Wenn denn zur Abendzeit ein langsamer, ruhiger, gleichmäßiger Schritt draußen auf den Dielen unseres Zimmerflurs sich vernehmen ließ, — wenn die Thür mit methodischer Langsamkeit sich aufthat und der Schein der wohlbekannten Laterne ins Zimmer fiel, womit ein alter Diener Cazotte's ihm vorleuchtete, — der Alte hieß nur immer der Page, zum Scherz, denn er war viel schwächer auf den Beinen, als sein Herr — wenn dann endlich Cazotte selbst hereintrat, einen dreieckigen Hut in der Hand, im langen grünen Ueberrock von Camelot mit schmalen Tressen, in breiten Schuhen mit einer starken, vorn am Fuße sitzenden silbernen Schnalle, unter dem Arme einen langen Stock mit goldenem Knopfe, dann lief ich jedes Mal auf ihn zu, sprang an ihm heran, und die Liebkosungen des alten Mannes brachten mich ganz außer mir vor Freude.

An dem Abende, wo die folgende Geschichte vorging, war Cazotte später als gewöhnlich gekommen und trat gerade ein, als das Gespräch unter den Anwesenden seine Wendung auf einen ziemlich ernsten Gegenstand nahm. Delisle de Salles hatte damals ein großes Werk vor, eine allgemeine Geschichte der Menschheit; sie macht einen Theil seiner bänderreichen Schriften aus, an die heute Niemand mehr denkt. An jenem Abend trug er den Anwesenden sein System ganz mit dem pomphaften Wortschwall, mit dem Uebermaß von Bildern, Gleichnissen und Anspielungen vor, wodurch sich auch seine Schreibart auszeichnet. Als er nun zu Ende war, bob mein Vater an zu reden: „Daß Du Poesie in alle Dinge mengst, das habe ich Dir, lieber Freund, mehr als einmal zum Vorwurfe gemacht; heute jedoch will ich Dir gestehen, daß es mich recht freuen würde, wenn gerade Du den Versuch machtest, in die Geschichtschreibung eine neue Form und einen neuen Stil einzuführen. Ich möchte sagen, daß bis zur Stunde noch Niemand recht verstanden hat, die Ereignisse früherer Zeiten so darzustellen, daß sie uns so lebendig und ergreifend wie im Momente des Geschehens vor Augen treten. Da haben wir den alten Plutarch und unseren Philippe de Comminés, der uns schier eben so alt vorkommt, wie Plutarch. Ja, die verstehen's, sich eines Vorganges, einer Handlung zu bemächtigen, das Geschehene dem Leser dramatisch vorzuführen, ja, es so zu machen, daß ich nicht bloß vor der Bühne unter den Zuschauern sitze, sondern recht mitten unter die Personen versetzt bin, alle ihre Erlebnisse und Streitigkeiten mit durchmache, und daß ihre Gesinnungen und Leidenschaften mir in meinem Innern gegenwärtig und lebendig werden. So was nenne ich mir eine lebendige Geschichte. Was habe ich aber an denen, die man so gewöhnlich, zumal in Frankreich, Historiker nennt? Die Einen sind trockene und kalte Kompilatoren, sie kommentiren das Lehnrecht, sie registriren Urkunden, sie verarbeiten Dokumente, oder sie schreiben mir eine Zeitung von vor hundert Jahren; die Anderen geben mir mit schwülstiger Rhetorik zu Leibe, deklamiren mir aufgeblasene Phrasen vor und thun eigentlich nichts, als daß sie die dürren Protokolle, wie jene erste Klasse sie abfaßt, mit Pathos verbrämen. Erst heutzutage, nachdem ich 54 Jahre alt geworden, habe ich ein Stück Geschichte mit Augen gesehen, und wenn es noch etliche Jahre so fortgeht, wie in den jüngsten Tagen, dann wird sich unser Einer rühmen dürfen, mehr Geschichte erlebt und erschaut zu haben, als sonst wohl in drei Jahrhunderten vorging. Ein Theil dessen, was ich an Geschichte erlebt, ist sogar schon in Büchern beschrieben; aber wenn ich diese Bücher lese, so wundere ich mich, wie uninteressant das Alles geworden ist, wie gemein, wie matt und schaal, wie schwerfällig und unbeseelt, wenn ich's mit dem vergleiche, was in meinem Bewußtseyn lebt. Beinahe möchte ich behaupten, daß die unmittelbare menschliche Erinnerung und Tradition, so weit sie nur überhaupt mit Sicherheit zurückreichen kann, bei weitem die verläßlichste Geschichtsquelle ist. Denkt Euch einen Greis von gutem Gedächtniß, verständigem Urtheil, von glücklicher Auffassungsgabe und von ehrlicher Wahrheitsliebe, ob man nicht aus den Gesprächen eines solchen Greises tausendmal mehr und tausendmal gescheidtere Dinge lernen könnte, als

aus den weitschweifigen Rhapsodien unserer Französischen Historiographen. Ein kleines Beispiel. Bei Voltaire liest man die schöne und charakteristische Anekdote von dem Chevalier d'Assas, der in der Nacht vom 15. zum 16. Oktober 1760 bei Klosterkamp ums Leben kam. Nun wohl, diese Anekdote hat Voltaire aus meinem Munde; ich aber habe sie von meinem Perückenmacher Charpin, der damals im Regiment Auvergne diente, ich versichere Euch, der Perückenmacher erzählte die Geschichte bei weitem besser als Voltaire."

Delisles de Salles antwortete nicht. Der Name des Perückenmachers klang ihm zu trivial in die Ohren, und er gab durch ein leises Kopfschütteln sein Bedenken zu erkennen, daß ein solcher, in einer wohlgesetzten, viergliedrigen Periode mit majestätisch spendeischem Schlußfall als Autorität zitirt, eine schlechte Figur machen dürfte.

Cazotte, der bisher noch nicht gesprochen, nahm das Wort: „Ich gebe Dir, Freund Nodier, nicht bloß Recht, sondern ich sage noch mehr; weil eine nicht alltägliche Wahrheit Dir unter den Händen zu einem Paradoxon anzuwachsen schien, bist Du bedenklich und ängstlich geworden und hast Deinen Satz auf die Geschichte der gleichzeitigen Ereignisse, auf die Erzählung dessen, wovon Einer Augenzeuge gewesen, beschränkt. Sehr mit Unrecht; er gilt für die ganze Geschichte von der Welt Anfang bis auf den heutigen Tag. Der Mensch ist überall und zu aller Zeit ein und derselbe oder doch beinahe; wenn man nun wohlbedächtig und weislich auf dasjenige Rücksicht nimmt, was je nach Zeit und Ort anders wird — und, wie gesagt, es ist wenig, — so wäre es eben nicht schwer, die Schlachten von Cannae und Pharsalus eben so lebendig und dramatisch zu schildern, als jenes Scharmützel bei Klosterkamp, für welches sich glücklicherweise in Deinem Perückenmacher eine so authentische Quelle zum ewigen Ruhme des Namens d'Assas gefunden hat. Der Name Moses ist freilich viel zu altmodisch, als daß man ihn heutzutage in einer philosophischen Diskussion zitiren dürfte; aber Du hättest ihn wohl als einen von den Geschichtschreibern nennen mögen, deren Erzählung das unverkennbarste Gepräge der lokalen Wahrheit und Treue trägt. Diesen unbestreitbaren Vorzug verdankt Moses seiner Quelle, nämlich der mündlichen Tradition, die sich in den patriarchalen Geschlechtern forterbte. Ihr könnt diese Bemerkung schon bei Eurem alten Freunde Pascal lesen. Du hast Dir einen Greis gedacht, der außer einem umsichtigen und richtig auffassenden Verstande auch etwas von der Seelenwärme und Frische besäße, darohne keine tiefe und wahre Auffassung möglich ist; Du kannst Dir weiter denken, daß dieser Greis in jüngeren Jahren den Umgang anderer Greise genossen hat, die mit denselben Eigenschaften ausgestattet gewesen; ohne Zweifel wird dieser Greis auf solchem Wege an eigenthümlichen, lebendigen, richtigen Auffassungen und Eindrücken mehr gewonnen haben, als man aus unzähligen Büchern lernen kann. Denke Dir eine solche Kette der Ueberlieferung durch zehn vermittelnde Glieder aufwärts fortgesetzt, so bist Du schon bei einem Zeitgenossen der ersten Kapetingischen Könige angelangt, die unsere Monarchie gegründet haben; und dazu brauchst Du gar nicht einmal ein überaus hohes Alter bei Deinen lebendigen Gewährsmännern vorauszusetzen, sondern nur eine mäßig ansehnliche Lebensdauer, dergleichen in jedem Jahrhundert Viele erreichen. Ich habe nicht übel Lust, Euch gleich und handgreiflich einen Beweis von der Möglichkeit dessen zu geben, was ich hier voraussetze. Seyd nur erst so gut und saget mir, der wievielte Mai heute ist; das muß ich vorher wissen."

„Das kann ich Dir gleich sagen", sprach mein Vater und zog seine Uhr, die das Datum zeigte: „der 14te."

„Also der 14te", sagte Cazotte. „Gerade heute vor 182 Jahren, nicht mehr, nicht weniger, hat man den Leichnam des guten Königs Heinrich's IV. etliche Stunden nach dessen Ermordung auf der kleinen Palastitreppe am Louvre zur Schau ausgestellt. Ich habe Dir die Treppe neulich gezeigt. Nun, wie wärs, wenn ich Euch jetzt mit aller Bestimmtheit und Genauigkeit, wie nur ein Augenzeuge vermag, ganz besondere Umstände von der Ermordung Heinrich's IV. erzählte, die noch niemals der Schrift anvertraut worden sind, und an deren Wahrheit ich doch nicht den mindesten Zweifel hegen kann."

Bei diesen Worten rückte unser kleiner Gesellschaftskreis noch enger um Cazotte zusammen, und wir Alle saßen lautlos in gespannter Erwartung da.

„Versprecht Euch nur nicht zu viel", fing Cazotte wieder an. „Die Einzelheiten, die ich Euch erzählen werde, gehören nur als eine kleine und unscheinbare Episode zu einer ganz kleinen und unbekannten Anekdote. Aber", so fuhr er lächelnd fort, „der kleine Charles hat mir in vergangener Woche wieder eine Geschichte ritterlich abgewonnen; die bin ich ihm noch schuldig und will sie abtragen, denn in meinem Alter behält man manchmal keine Zeit, eine Schuld zu berichtigen. Wenn ihr also die Zeit nicht besser zuzubringen wißt, so will ich mit der Geschichte herauerücken; ich werde mich kurz fassen."

Es versteht sich von selbst, daß Cazotte's Vorschlag mit Eifer und Begier angenommen wurde. Legouvé namentlich geberdete sich gegen Cazotte mit einer überfließenden Freundlichkeit und Herzlichkeit, die man gar nicht an ihm gewohnt war; denn von Hause aus war er etwas jansenistisch steif und herb in seinem Benehmen; ich weiß nicht, ob der liebe Gott oder sein Vater ihn so hatte geboren werden lassen.

„Etwas Unbekanntes vom Tode Heinrich's IV.!" rief er voll Extase aus; „ei, das möchte ich wohl erfahren, das interessirt mich. Ich will schon längst aus dem Süjet eine Tragödie machen."

„Eine Tragödie", sprach Cazotte; „also Deine schöne Liebesgeschichten von der Astrea und von ihrem zärtlichen Glück hast Du abgethan? — Ach ja, die Welt wird alt, erst waren Romane vom unschuldigen Zeitalter, jetzt kommen die historischen Tragödien. Nun denn, wenns Tragödien seyn sollen, mein Freund, — und hier drückte er Legouvé die Hand — Du wirst sie wohl erleben."

Und hierauf fing Cazotte an, zu erzählen, wie folgt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Le dernier des Carlovingiens. — Von Bignan. 7½ Fr.
Antiquités grecques et romaines. — Von Lebas. 3 Fr.
Argow, le pirate. — Von St. Aubin. 2 Bde. 15 Fr.
La corbeille d'or. Annales romantiques. — 9 Fr.

England.

Irländer in London.

Der Humor des gemeinen Irländers ist sprüchwörtlich geworden. Einen Theil seiner Wirkung auf das Ohr des Engländers mag man der eigenthümlichen Art zuschreiben, mit der das Irländische Volk, das eben so viel Phantasie als müßige Stunden hat, seine Zeit verdringt. Ein solches Volk ist seiner Natur nach umgänglich; und wo es nicht eben vielerlei Unterhaltungs-Stoff giebt, sucht man, zum Ersatze dafür, den vorhandenen Stoff in alle erdenkliche Formen zu gießen. Der Engländer hat gewöhnlich an viele Dinge zu denken, darum faßt er sich beim Reden so kurz, als möglich. Der Irländer aber, der Bergschotte, der Spanische Bauer, der Bettler auf den Landstraßen aller Länder — diese Leute sind fast immer geschwätzig und humoristisch.

Auf den Polizei-Büreaus von London giebt es täglich Scenen, die zu dem eben Gesagten einen Beleg liefern. Vor kurzem verklagte eine Irländerin einen ihrer Landsleute, der sie unter dem Deckmantel redlicher Zuneigung um zwei Hemden und 11½ Shilling baar betrogen hatte. Die arme Getäuschte hieß Erina Fagan — ein wahrhaft romantisch klingender Name, der aber unsere Leser nicht bestechen darf; denn die Irländerinnen niederen Standes — wenigstens diejenigen, welche nach England kommen — gehören zu den abschreckendsten Exemplaren Irischer Häßlichkeit. Als der Commissair unsere Erina Fagan über die Ursache ihres Unglücks befragte, nahm sie eine gravitätische Miene an, stemmte die Arme in die Seiten und sprach mit einem lang ausgeholten Seufzer: „Der Schwindler war mir nachgelaufen, als wollte er mich heirathen; auch versprach er dies buchstäblich, allein er spielte ein falsches Spiel mit meinem Herzen. Ich machte ihm, auf sein Gesuch, ein Paar Hemden und borgte ihm 11 Shilling 6 Pence, meine ganze Baarschaft, lauter klingende Münze, Alles aus meiner eigenen Tasche. Was that aber der Schändliche, als er erst meine zwei Hemden am Leibe und meine 11 Shilling 6 Pence in der Tasche hatte? Er machte, wie aufs Kommando, rechtsum kehrt, bat nicht einmal um Entschuldigung und heirathete eine Andere. Ich wünsche ihm viel Glück dazu — sie ist so alt und häßlich, wie Barney's Schwein. Ich will nur meine Hemden und mein Geld zurück haben." Die Erzählung erregte ein allgemeines Gelächter, in welches der Polizei-Beamte selbst beinahe eingestimmt hätte.

„Wie lange ist's her, daß er um Euch freite, Mrs. Fagan?" sprach der Commissair. — „„Seitdem er mit O'Connell rivalisirt.""

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte der Beamte etwas stutzig.

„„Was ich damit sagen will? Er geht in alle große Versammlungen; denn er hat eine so gewaltige Stimme, daß er die Todten aufwecken könnte, wenn er schreit.""

Jetzt wurde der Mann mit der Stentor-Stimme hereingerufen, ein stattlicher Kerl, seines Namens O'Regan, in dessen Gesicht eine Mischung von Schlauheit und Verwunderung lag. Nun kam es zu folgendem Verhöre: „O'Regan, was habt Ihr auf die Anklage dieser Frau zu antworten? Ist es wahr, daß Ihr die Hemden und das Geld widerrechtlich an Euch genommen?" — „„Nein!"" brüllte O'Regan, sich mächtig in die Brust werfend; „„nein! das schwör' ich bei Eid und Leben!""

Er war im Begriffe, eine lange Rede zu halten; aber der Beamte unterbrach ihn mit der Aufforderung, die Bibel zu nehmen und einen Eid zu leisten. O'Regan kam in sichtbare Verlegenheit; er war nicht darauf gefaßt, daß man so summarisch mit ihm verfahren würde.

„O'Regan", sagte der Commissair, „Ihr müßt Eure Aussage eidlich erhärten. So antwortet nun aufrichtig: Hat die Erina Fagan Euch zwei Hemden gemacht, und habt Ihr sie bewogen, Euch Geld zu leihen?"

„„Wenn dem so ist — je nun! da muß ich schon ja sagen. Allein es ist eben so wahr, daß sie mir Beides, die Hemden und das Geld, geschenkt hat. Doch, ich weiß den Grund, warum sie mich vor Eure Gestrengen zitirt hat: es ist ihr nicht um die Hemden zu thun, auch nicht um das Geld. Sie ist nur ärgerlich darüber, daß ich geheirathet habe; sie möchte gern mich, nicht aber mein Geld haben.""

„Gut", sprach der Commissair, „jetzt seh' ich, wie die Sache steht. Ihr habt dieses Weib betrogen und müßt sie ohne Weiteres bezahlen. Wovon lebt Ihr? Wo kommt Ihr her? Wo geht Ihr hin?"

„„Je nun — ich gehe immer dahin, wo man mich haben will!""

„Redet kein dummes Zeug! Wer seyd Ihr? Wohin geht Ihr, und wem dient Ihr?"

„„Je nun — die reine Wahrheit ist: ich bin zu Allem zu gebrauchen, und wer ein rechter Gentleman ist, der bezahlt mich für meine Dienste.""" Hier stellte er sich auf die Zehen und schnitt ein furchtbares Gesicht.

Das Urtheil lautete natürlich zu Gunsten der betrogenen Schönen. O'Regan mußte Bürgschaft für die Bezahlung leisten und ging unzufrieden nach Hause. (Ed. Mag.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 3. Berlin, Freitag den 6. Januar 1837.

England.

Geschichte des Schwarzen Prinzen*).

Die Schlacht bei Poitiers. 1356.

Wenn auch das kürzlich erschienene Werk des Herrn James wegen des Mangels an höherer historischer Kritik und der öfteren Leichtgläubigkeit des Verfassers in manchen Stücken ungenügend erscheint, so ist doch das Talent desselben in der Schilderung, besonders des Hof- und Ritterwesens, nicht zu verkennen, und man darf ihm daher zu der Wahl seines Helden nur Glück wünschen. Am Hofe Eduard's III., der zu seiner Zeit durch Pracht und Eleganz das ganze übrige Europa überstrahlt, hat der Schwarze Prinz die erste und hervorstechendste Rolle gespielt. Gleich seinem Vater war er nicht nur durch Muth und Tapferkeit im Kriege ausgezeichnet, sondern legte bei verschiedenen Gelegenheiten Proben der erhabensten Gesinnung an den Tag, die allen Eroberer-Ruhm und selbst den Glanz einer Krone zu verdunkeln im Stande waren. Der Schwarze Prinz, der sich in der Schlacht von Poitiers groß zeigt, erscheint in seinem Benehmen gegen den gefangenen Monarchen von Frankreich erhaben. Was die Wahrheitsliebe, Humanität und Großmuth in Entschluß und Handlung betrifft, so war seines Gleichen unter den Rittern seiner Zeit kaum anzutreffen.

Ein kurzer Auszug aus dem Werke des Herrn James über die eben erwähnte berühmte Schlacht von Poitiers wird am besten dazu dienen, sowohl das Schilderungstalent des Autors als den Charakter seines Helden zu beleuchten. Nach einem Raubzuge in das Innere von Frankreich — einem Zuge, der, wie wir mit Bedauern bemerken müssen, von allerlei Arten von Gräueln begleitet war, die dem Feldherrn einen beträchtlichen Theil der Bewunderung, die wir ihm zollen, zu entziehen geeignet wären — beschloß der Schwarze Prinz, da er hörte, daß König Johann ihm den Rückzug abzuschneiden gedenke, ohne Verzug nach der Provinz Guyenne sich zu begeben. Indeß schienen die Maßregeln des Prinzen nicht eben mit vieler Vorsicht ausgeführt. Er hatte keine Spione ausgeschickt, um die Richtung auskundschaften zu lassen, die der Französische Monarch eingeschlagen; auch kannte er seine eigene Lage gar nicht, bis er endlich einer kleinen Abtheilung Französischer Ritter in den Wurf kam, wodurch er erfuhr, daß sein Feind nur um einen Tagesmarsch von ihm entfernt sey. Nunmehr blieb ihm nur die traurige Alternative, entweder einen schimpflichen Frieden einzugehen, oder mit der Uebermacht des Feindes zu kämpfen. Es kommt wenig darauf an, ob das Verhältniß der Gallischen Streitkräfte gegen die der Engländer zwölf, oder acht, oder sechs gegen Eins — obwohl das Letztere wahrscheinlich — gewesen ist: die Französische Kavallerie galt damals für die tapferste auf dem ganzen Erdboden. Aber der Schwarze Prinz fühlte keine Furcht: „Mag Gott uns beistehen!" rief er; „wir müssen uns entschließen, zu fechten!" Um den früheren Mangel an Vorsicht wieder gut zu machen, wählte er nun mit vielem Bedacht das Schlachtfeld aus.

„In der Nacht vom 17. September hatte der Schwarze Prinz sein Lager aufgeschlagen, und des Morgens darauf traf er schon seine Anordnungen zur Schlacht. Sie waren einfach, aber mit Verstand und Umsicht getroffen. Er ließ sein ganzes Heer absitzen und die Hochebene einnehmen; ein eggenförmig aufgestelltes Schützen-Corps bildete die Fronte, die Schwerbewaffneten standen hinter denselben, und ein dichtes Corps Bogenschützen hielt die Hecken auf beiden Seiten des Hohlweges besetzt. Auf diese Weise ward der angreifende Feind, indem er den Hügel erklimmte, sofort den Englischen Pfeilschüssen ausgesetzt, bevor er noch die Position der Schwerbewaffneten angreifen konnte, während die Beschaffenheit des Bodens so war, daß die Ueberzahl der Franzosen ihnen keinen Nutzen brachte.

Sonntags früh hatte der König von Frankreich sich ebenfalls in Schlachtordnung gestellt. Nachdem er Messe gehört und nebst seinem Bruder und seinen vier Söhnen das Abendmahl genommen, stellte er sein Heer auf der Ebene südlich von Beauvoir auf, während de Ribaumont, Johann von Landas, Guichard d'Angle und Guichard von Beaujeu, vier seiner erfahrensten Offiziere, die Englische Position rekognoszirten. Es wurden drei Divisionen gebildet, von denen eine jede aus 16,000 Mann bestand; der junge Herzog von Orleans, der Bruder des Königs und der Dauphin erhielten das Kommando über die beiden ersten Abtheilungen, während Johann selber die letzte anführte. Die beiden Prinzen wurden außerdem von einer Anzahl ausgedienter Offiziere im Kommando unterstützt; den Dauphin begleiteten seine Brüder Ludwig und Johann, und endlich Philipp, der jüngste aus dem Hause Valois, damals beinahe noch ein Knabe, ritt an der Seite seines Vaters zur Schlacht.

Als das ganze Heer in Schlachtordnung gestellt war, bestieg König Johann ein weißes Kampfroß, ritt die Reihen entlang, und indem er Gott für die ihm zur Vertheidigung seiner Rechte verliehene Kriegsmacht dankte, ermuthigte er seine Truppen durch eine begeisterte Anrede. „So oft Ihr", sagte er zu ihnen, „zu Paris, zu Orleans, zu Rouen, zu Chartres seyd, verflucht Ihr die Engländer und wünschet sie zum Henker. Nunmehr habt Ihr sie vor Euren Augen — so beweiset denn Euren angeborenen Haß gegen dieselben und rächet an ihnen alles Euch bisher zugefügte Unglück; denn unfehlbar werden wir mit ihnen handgemein werden."

Während der König so sprach, kehrten de Ribaumont und seine Gefährten zurück und statteten Bericht über die Stellungen der Engländer ab; es ward hierauf beschlossen, die ganze Armee absitzen zu lassen, mit Ausnahme von dreihundert auserlesenen Kriegern, die die Linie der Englischen Bogenschützen durchbrechen, so wie einem kleinen Corps Deutscher Verbündeten, die als Reserve dienen sollten. Während diese Anordnungen getroffen wurden, fiel ein Ereigniß vor, das die Schlacht noch auf einige Tage verschob.

Der heilige Stuhl von Rom war nämlich damals noch voll unermüdlichen Eifers mit dem Werke der Aussöhnung und der Friedensstiftung bemüht; kaum hatte man nun daselbst vernommen, daß feindliche Heere ins Feld rückten, als bereits Päpstliche Legate abgesandt wurden, um, wo möglich, das drohende Blutbad abzuwenden. Der Kardinal von Perigord war in aller Eile der Armee des Königs von Frankreich gefolgt; mit der Morgendämmerung hatte er den 18. September Poitiers verlassen, um das Französische Lager aufs schnellste zu erreichen. Als er zu Beauvoir ankam, war die ganze Armee bereits schlagfertig und die Oriflamme entfaltet; die Truppen waren eben im Begriff, auszurücken, und mehr als 60,000 bewaffnete Männer, Alle vor Begier brennend, jene Handvoll Feinde auf einmal zu vernichten, starrten den Friedensboten, als er mitten durch ihre Reihen ritt, mit wilden Blicken an. Der gute Kardinal suchte indeß den König Johann selber auf und fand ihn endlich in der Mitte der wogenden Banner, der flatternden Helmbüsche und der glänzenden Waffen, umgeben von all dem goldenen Pompe des Königthums und dem traurigen Glanze des Feudal-Krieges. In dem Augenblicke, als der Kardinal ihn erblickte, stieg er vom Pferde, fiel zur Erde nieder und ersuchte ihn mit gefalteten Händen, bevor er den Befehl zum Aufbruche gäbe, ihm Gehör zu schenken."

„Gern, ehrwürdiger Kardinal", erwiederte der König, „was habt Ihr mir zu hinterbringen?"

„Königl. Herr", erwiederte der Prälat, „Ihr habt hier die Blüthe der ganzen Ritterschaft gegen eine Handvoll Engländer versammelt; es würde aber gewiß weit ehrenvoller und vortheilhafter für Euch seyn, wenn Ihr Jene ohne Blutvergießen in Eure Hände bekämet, als mit einer so herrlichen Armee einen ungewissen Kampf zu wagen. So bitte ich Euch denn im Namen Gottes, laßt mich zum Prinzen von Wales reiten, um ihm seine Gefahr deutlich zu machen und ihn selbst zum Frieden zu ermahnen."

„Gut, Herr Kardinal, aber vor allen Dingen seyd rasch", erwiederte der König; und sogleich, ohne einen Augenblick zu verlieren, sprengte der Prälat davon in das Englische Lager. Hier fand er den Schwarzen Prinzen bereits schlagfertig in der Mitte seiner Ritter, jedoch keineswegs Friedensvorschlägen abgeneigt. Die Lage desselben war in der That sehr mißlich, und eine unmittelbare Schlacht gegen die Ueberzahl der Feinde wäre noch das geringste Uebel gewesen, das ihm hier hätte widerfahren können. Schon zwei Tage litt sein Heer Mangel an Fourage, und jetzt waren die Lebensmittel fast gänzlich erschöpft. Wenn nun die Franzosen ihn in seinem Lager blokirten, so hätte er sich der Uebermacht unbedingt ergeben müssen. In dieser Lage erwiederte er dem Kardinal, daß er, wenn nur seine Ehre und die seiner Kampfgenossen nicht darunter litten, sich in alle Bedingungen fügen würde.

Der gute Prälat kehrte nun zu dem Könige von Frankreich zurück und wirkte bei demselben, trotz der heftigen Opposition Ribaumont's und Landas', durch vieles Bitten einen Waffenstillstand aus. Die Soldaten begaben sich hierauf in ihre Zelte, und während eine Anzahl von Rittern von jedem Heere das feindliche Heer zu rekognoszíren bemüht war, ritt der Kardinal fortwährend aus dem einen Lager in das andere, indem er hier den Französischen König ersuchte, seine übermäßigen

*) A history of the life of Edward the Black Prince. (Das Leben Eduard's, des Schwarzen Prinzen.) Von G. P. R. James. London, 1836.

Forderungen herabzustimmen, und dort den Prinzen Eduard ermahnte, sich in sein Mißgeschick zu ergeben. Allein auf der einen Seite hielt der König, im Vertrauen auf seine Uebermacht, den Sieg für gewiß und wollte von nichts als von unbedingter Ergebung hören, auf der anderen Seite aber setzte der Prinz seine Hoffnung auf das Kriegsglück, und obgleich er wußte, daß er, wenn die Franzosen ihn blokirten, am Ende wohl nachgeben müßte, war er doch entschlossen, sich nicht eher zu ergeben, als bis er durch kräftigen Widerstand seine Ehre gerettet. Alles, was der Kardinal von ihm erlangen konnte, war das Anerbieten, auf alle bereits gemachte Eroberungen — auf sämmtliche Burgen, Kastelle und Gefangene zu verzichten und einen Eid abzulegen, daß er während sieben Jahren keine Waffen gegen Frankreich führen wolle. Diese Zugeständnisse entsprachen jedoch so wenig den Ansprüchen des Königs von Frankreich, daß fast alle Hoffnung auf eine friedliche Beilegung verschwunden war.

Inzwischen fiel ein Ereigniß vor, das hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Unmittelbar nach eingetretenem Waffenstillstande begegneten sich der berühmte John Chandos und der Marschall von Clermont, die Beide in völliger Kriegesrüstung ausgeritten waren, um die gegenseitigen feindlichen Lager zu rekognosziren. Zufällig trugen Beide dieselbe Devise auf ihren Waffenröcken, nämlich das Bild einer in Blau gekleideten von einer Glorie umgebenen Dame. Wie es schien, hatte es der Marschall bereits gewußt, daß Chandos ein dem seinen ähnliches Sinnbild trug, denn kaum hatte er diesen ins Auge gefaßt, als er ihm zurief: „Ich habe lange gewünscht, Euch zu sehen, Chandos. Wie lange ist es her, daß Ihr meine Devise angenommen?“ — „„Oder vielmehr Ihr die Meinige!““ erwiederte der Englische Ritter; „„denn sie ist mein eben so gut wie die Eurige.““ — „Mit nichten!“ rief Clermont aus, „und wäre es nicht gerade zur Zeit des Waffenstillstandes, so wollte ich Euch auf der Stelle zeigen, daß Ihr kein Recht habt, sie zu tragen!“ — „„Je nun!““ erwiederte Chandos; „„zu morgen früh werdet Ihr mich bereit finden, dieselbe zu vertheidigen und Euch durch Waffenthaten zu beweisen, daß sie die meinige ist.““

Die beiden Ritter wechselten noch einige heftige Worte und trennten sich darauf; aber so kurz auch ihre Unterredung gewesen, kostete sie doch dem Marschall von Clermont das Leben; er fiel an dem folgenden Tage in einem Zweikampfe mit Chandos. Der Kardinal von Perigord hatte es indessen Montag Morgens noch einmal versucht, den Französischen Monarchen zu sprechen; aber Johann blieb unbeweglich, und mehrere Hauptleute warnten den Prälaten, sich wieder in ihren Reihen zu zeigen. Dieser eilte nun, die Nachricht von seiner mißlungenen Mission dem Prinzen, der bereits schlagfertig war, zu überbringen. „Theurer Sohn“, sagte er zu ihm, „thue, was Du thun kannst; Du mußt fechten, da der König von Frankreich sich zu keinem Frieden verstehen will.“

„Es sey, guter Vater!“ erwiederte der junge Held; „es ist unser fester Entschluß, zu fechten; Gott wird dem Rechte helfen.“

Obgleich das Englische Heer durch Mangel an Lebensmitteln bereits hart gedrängt ward, so war doch der Aufschub des Gefechtes in manchen Rücksichten für dasselbe vortheilhaft gewesen. Es hatte Zeit bedurft, um tiefe Gräben zu ziehen und Pallisaden um das Lager aufzuführen, das unterdessen auch an der schwachen Seite durch Verrammelung mittelst sämmtlicher Zugkarren und Bagagewagen, so wie durch einen neuen Wall, gegen die Angriffe des Feindes noch mehr befestigt wurde. In Folge einer genaueren Untersuchung der Beschaffenheit des Bodens hatte man eine kleine Aenderung in der Vertheilung der Streitkräfte vorgenommen. Es zeigte sich nämlich, daß der Hügel an der rechten Seite des Lagers weniger schwierig zu ersteigen war, als man anfangs geglaubt, und Eduard hatte daher Befehl gegeben, daß dreihundert Schwerbewaffnete, so wie dreihundert Bogenschützen zu Pferde, einen Umzug um die Basis des Hügels halten sollten, um der Abtheilung des Dauphins, sobald sie denselben hinanzuklimmen versuchte, in die Flanke zu fallen. Die Verheimlichung dieser Maßregel ward durch die Beschaffenheit des Bodens sehr erleichtert; auch gelang es dem Hauptmann von Buch, dem die Ausführung derselben anvertraut ward, sich durch eine Waldschlucht zu decken, die nur wenige hundert Schritte von dem linken Flügel der feindlichen Armee entfernt war.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Cazotte.

Ein Fragment, von Charles Nodier.

II.

Cazotte erzählt:

Zwanzig Jahre war ich alt geworden und war noch nie aus meiner Vaterstadt Dijon gekommen. Im Jahre 1740 schickten die Meinigen mich nach Paris. Ich war an mehrere vornehme Herren, an Edelleute aus meinem Geburtslande Burgund, empfohlen, die am Hofe lebten, um sich möglichst zu deprovinzialisiren; man hoffte, sie würden mir ihre Protection angedeihen lassen; sie empfingen mich mit dem feinen höflichen Wesen, was den Einfältigen und Unerfahrenen wie Herzlichkeit und Gefälligkeit vorkommt; damit war es geschehen, und sie ließen mich laufen. Es machte mir wenig Kummer, Hoffnungen und Ansprüche aufzugeben, an denen meinem Herzen eigentlich nie viel gelegen war; kaum hatte ich einen Blick in das Treiben dieser großen und glänzenden Welt gethan, und schon fühlte ich mich ihrer überdrüssig und ermüdet.

Ich war jung, ich ließ mich, wo die Gelegenheit sich bot, leicht zu Zerstreuungen hinreißen; eigentlich aber und in tiefster Seele liebte ich nichts mehr als Einsamkeit, stille Geistessammlung, Nachdenken und Träumen ins Unbestimmte. Daher war das Treiben der Geschäfte, der Lärm der Vergnügungen, worein ich mich gleich anfangs zu stürzen versuchte, mir innerlich unbequem und zuwider. So kam mir denn plötzlich der Entschluß, mich ganz und gar von aller Welt abzusondern und sogar in der äußeren Erscheinung und Weise des alltäglichen Lebens jede Gemeinschaft mit ihr zu vermeiden. Ich führte ihn aus. Ich kleidete mich in einen langen bis ans Kinn sorgfältig zugeknöpften Rock; ich trug einen runden niedrigen Hut mit breiten heruntergeschlagenen Krempen und Kamaschen-Schuhe mit Lederschnüren und stählernen Schnallen. Die Haare puderte ich nicht, schnitt sie vorn an der Stirn glatt ab und ließ sie einige Zoll weit über den Kragen auf die Schultern herunterfallen. Könnt Ihr Euch das Alles vorstellen, so wißt Ihr genau, wie Jacques Cazotte damals ausgesehen; ungefähr wie ein Studiosus ex Hibernia vor Zeiten an der Pariser Universität.

In der vornehmen Gesellschaft hatte ich keine nähere Bekanntschaften angeknüpft; wer wollte auch da Freunde suchen. So hochgestellte Leute haben keine Zeit, Einen liebzugewinnen; sie haben gar zu viel andere Dinge zu thun. In meiner Verwandlung würden auch diejenigen, die ich am öftersten besucht hatte, mich nicht wiedererkannt haben, und so war mir's lieb; ich trug gar kein Verlangen, dergleichen Bekanntschaften zu erneuern. In meiner Stille war ich nicht allein zufrieden und glücklich, sondern ich fühlte mich auch so. Wohl dem, der dieses köstliche Bewußtseyn hat; ohne dasselbe wird alles vermeintе Glück zur Chimäre. Wie schön und süß war die Freiheit, die ich mir verschafft hatte, wie genoß ich sie mit Herz und Sinnen, wie wohlgenützt für mein Ergötzen glitten mir die Stunden jedes Tages dahin. Allzu schnell verfloß mir die Zeit; fast that es mir leid, wenn das Bedürfniß des Schlafes mich nöthigte, meine lieben Studien und Phantasiren zu unterbrechen; doch entschädigten meine Träume mich reichlich dafür. Ich fürchtete mich erdentlich, Menschen zu begegnen, mit so innerlichem und unerschöpflichem Behagen schlürfte ich meine eigenen Gedanken. Kein Schatten war mir dunkel, kein Versteck entlegen genug, um mich vor allen störenden Blicken zu flüchten und mich mit Sylphen und Feen im Traum-Palast meines Dschinistan zu erlustigen, weit, weit ab von den Straßen, wo die Welt geht. Denn die allergeringste Störung machte dem Zauber, in welchem ich mich eingesponnen, ein Ende, wie der Gesang eines allzu früh wachen Vögleins vor Sonnenaufgang die freundlichen Geister verscheucht, die zu Häupten des Schläfers um das Kissen spielen; wie die Seifenblase, klarer als Diamant und in Regenbogenfarben schimmernd, an ein winziges, unsichtbar in Lüften schwimmendes Stäubchen anstößt und zerfährt. In meinen inneren Gesichten lebte eine Schöpfung, die mein war, eine ganz andere Schöpfung, als die Ihr mit Augen kennt, viel mannigfaltiger, glänzender und reicher an den wunderbarsten Gebilden. Ich habe in meinem Leben wohl manche leckende und rührende Geschichte, viele ergreifende, verwickelte, vielgestaltige Abenteuer erzählen hören, aber keines durchdrang und erbaute mich so innerlich, keines war so warm und lebendig in Gestalten und Farben, als was ich in dieser Fülle träumerischer Schöpfungen meiner Phantasie mährchenhaft durchlebte. Denn natürlich war immer ich selbst der Held, die Hauptfigur in den vor meiner inneren Anschauung vorüberziehenden Bildern. Ein fremder Zuschauer hätte vielleicht geglaubt, ich erläge in dumpfem, träumerischem Hinbrüten der Last des einförmigsten Müßigganges, während innerlich meine Phantasie und mein Herz in unaufhörlichen Regungen und Kämpfen anmuthig beschäftigt waren. Ich erträumte mir Leidenschaften, die keinen Gegenstand in der Wirklichkeit hatten; ich kämpfte mit Hindernissen, die meine Phantasie sich selbst erschuf; ich stürzte mich in Gefahren und kämpfte mich in der Einbildung glücklich durch; ich belebte, ich schmückte, ich bevölkerte meine innere Welt und schaltete allmächtig über ihr; ich schuf mir in Wahrheit ein All aus dem Nichts. Glaubet mir, dies ist ein Zustand, in welchem unsere Seele, unser wahres Seyn sich am höchsten zur Nähe der Gottheit aufschwingt.

So lebte ich einige Monate hindurch mit mir allein, bis ich anfing, mir allein nicht mehr genug zu seyn. Die Philosophie des Selbstgenügens ist und bleibt eine fahle und trostlose, und ich fühlte mich gar nicht von ihr verlockt. Ich empfand ein ungemessenes Verlangen nach Erregungen und Gemüthsbewegungen von neuer Art. Ich dürstete nach Sympathie, Zuneigung und Herzlichkeit. Ich trachtete mit der expansiven Strebkraft meines Gemüths, in einem kleinen, traulich begränzten Lebenskreise heimisch zu werden, damit sie nicht ins Ungeheuerliche hinausstrebte; ich wünschte, irgendwo ein freundliches Band häuslichen Lebens und Behagens zu knüpfen, damit ich fortfahren könnte, mit all meinen Tagen und Stunden mein eigen zu seyn, ihren Inhalt recht zu sammeln und auszukosten, statt ihn zu vergeuden und aufs Gerathewohl zu verschleudern, wie es in Paris so häufig geschieht. Da erinnerte ich mich auf einmal höchst glücklicherweise, daß mein Vater mir ein Empfehlungsschreiben an einen gewissen Herrn Labrousse mitgegeben hatte, dessen ehrbares, friedliches, patriarchalisch stilles Hauswesen sogar in der Provinz den Leuten zum Beispiel dienen konnte, in Paris aber vollends als ein Wunder seiner Art anzusehen war. Herr Labrousse hatte in früheren Jahren ein Droguerie-Geschäft en gros betrieben und durch glückliche Speculationen nach Indien ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben. Er beschied sich bei Zeiten seines Glückes, gab sein Geschäft auf und setzte sich in seinen besten Jahren zur Ruhe. Ihr kennt das schöne und ansehnliche Haus, das mit seiner Façade von der Rue du figuier bis zur Rue de Normandières reicht; in demselben bewohnte Herr Labrousse als Hauptmiether die erste Etage. Als ich ihm meine Aufwartung machte, schämte ich mich beinahe, denn ich war eine ewige Zeit in Paris gewesen, ohne mich ihm vorzustellen. Ich war entschlossen, meine Nachlässigkeit offen einzugestehen und, wenn mir deshalb gerechte Vorwürfe gemacht wurden, sie geduldig hinzunehmen. Ich hatte falsch gerechnet. Man empfing mich in dem Hause so herzlich und zuvorkommend, als wäre ich erst vor wenigen Stunden aus der neuen Welt gekommen. Kaum war ich zwei Minuten mit den guten Leuten zusammen, so that es mir in der Seele leid, daß ich nicht früher hingegangen, und ich gab ihnen dieses Ver-

dauern so aufrichtig und so lebendig zu erkennen, daß ich gänzlich ihre Zuneigung gewann.

Herr Labrousse war ein guter alter Papa, in seinem ganzen Wesen schlicht und einfach. Einen erfahrenen, gewandten, durch geschickte Speculationen reich gewordenen Kaufmann hatte ich mir immer mit feineren und verschmitzteren Geberden und Manieren gedacht; ich meinte, das vorsichtige Auftreten, das aufmerksame Umherspähen nach Gelegenheiten und Konjunkturen, das Spiel mit klugen Combinationen, dieses Alles müßte sich auch äußerlich in der Physiognomie und in der ganzen Haltung des Benehmens ausprägen. Aber bei Vater Labrousse fand ich von dem Allen keine Spur und nahm mir daraus die Lehre, daß auch die Ehrlichkeit zum Reichthum führen kann, wenn sie sich glücklicherweise mit richtigem Verstande und treffender Urtheilskraft zusammenfindet. Beide letztere Gaben besaß Herr Labrousse in ungewöhnlichem Maße, machte aber in seinen gegenwärtigen Lebensverhältnissen fast gar keinen Gebrauch davon. Er ließ seine Ideen mit Ruhe und Behaglichkeit im alltäglichen und gewohnten Kreise einherlaufen, und wenn zufällig einmal diese Bewegung sich beschleunigte, wenn seine Gedanken in eine Art von Schwung geriethen und sich von jenem Kreise losrissen, je nun, so ließ er sie fahren. Er gehörte nicht zu den Gedankenbändigern, die eine neue, noch nicht eingeschulte Idee festhalten, wie man ein junges Rößlein an der Mähne faßt, ihm Leitseil und Zügel anlegt und nicht eher ablässt, als bis es seines Meisters Willen thut. Wenn man im Gespräch irgend einen fremden oder ungewöhnlichen Gedanken auf die Bahn brachte, so ließ Herr Labrousse sich schlechterdings darauf nicht ein, sondern verhielt sich bei der weiteren Conversation so still, als wäre es Ehinesisch; sobald aber durch eine zufällige Wendung oder durch absichtliche Herbeiführung die Rede auf einen Gegenstand gebracht wurde, womit er durch seinen Stand und seine früheren Beschäftigungen bekannt und vertraut geworden oder wofür er sonst ein praktisches Interesse gefaßt hatte, dann konnte man sicher seyn, aus seinem Munde die reichhaltigste Belehrung, die klarsten Aufschlüsse und die scharfsinnigsten Antworten und Lösungen für jeden Einwurf und jede Schwierigkeit zu empfangen. Eine solche Fülle von Kenntnissen, eine so gründliche Beherrschung des ganzen Gebietes von Thatsachen, ein solcher Reichthum an glücklichen Inductionen, eine solche Präcision und Gemeinverständlichkeit stand ihm dann zu Gebote, daß er den kühnsten Sophisten und den hartnäckigsten Disputator aus dem Felde schlagen konnte.

Ich muß Euch doch auch die übrigen Mitglieder dieser Familie schildern; es macht mir altem Manne Vergnügen, und Ihr seyd schon so gut, mich bei meiner Manier zu lassen. Madame Labrousse war eine ziemlich korpulente Frau, drall und rund von Leib und Seele, und von so sättiger, unverwüstlicher Heiterkeit, daß es ein Vergnügen war, sie anzusehen. Man begriff auf den ersten Blick, diese Frau müsse ihr ganzes Leben lang glücklich gewesen seyn. Aus ihrer Physiognomie sprach nicht sowohl eine sich äußerlich kundgebende Fröhlichkeit, als vielmehr das innere Zufriedenseyn, die stille, reine und ernste Seelenheiterkeit, die ein höchst seltenes Gut ist, und wozu etwas mehr gehört, als eine äußerlich glückliche Lage und eine sanguinische Behaglichkeit des Temperaments, — nämlich eine gute Organisation, gute Gesundheit und hauptsächlich gutes Gewissen.

Diese liebenswürdige Familie gehört, das gestehe ich Euch, eigentlich gar nicht in meine Geschichte, aber die Erinnerung an sie macht mir ein so großes Vergnügen, daß Ihr mir wohl verzeiht, wenn ich Euch auch noch von den drei Töchtern erzähle. Sie waren alle drei höchst liebenswürdig, und man sah darin nichts Erkünsteltes, nichts durch Abrichtung aus der großen Welt Erlerntes, sondern die einfache, ungezwungene und gewinnende Freundlichkeit, die aus wohlwollenden und unverfälschten Herzen fließt. Die älteste von den Dreien hieß Madame Lambert, war etwa dreißig Jahre alt und Witwe. Dieser Witwenstand theilte ihrem Charakter und Benehmen etwas Ernstes, Mildes und Gesetztes mit, wie es sich übrigens auch für ihre Stellung in der Familie schickte; denn die Aeltern hatten sich zur Ruhe gesetzt und ihr gewissermaßen die ganze Autorität überlassen. So war denn Madame Lambert eigentlich die Herrin im Hause; Herr und Madame Labrousse gingen unter den Anderen eigentlich wie zwei altgewordene Kinder einher, die sich aus Bequemlichkeit und aus Vertrauen zu ihren Umgebungen aller Sorgen entschlagen hatten und, von der Liebe und Sorgfalt der drei Jüngeren umgeben, die Tage ihres Lebens in ruhigem Behagen zu Ende neigen ließen.

Die jüngste von den drei Töchtern hieß Klara; sie ging ins siebzehnte Jahr, aber nach der ganzen kindlichen Weise ihrer Unterhaltung und ihres Benehmens hätte man sie kaum für zwölf gehalten. Der Charakter ihrer wirklich ausgezeichneten Schönheit bestand in der reinen und zarten Frische, wodurch die Unschuld der Seele sich körperlich malt, so wie die unberührte Frucht an ihrer Oberfläche mit dem Ueberzuge eines weichen Flaumes prangt. Ihr Geist war lebendig und besonders liebenswürdig durch den naiven Witz, wodurch sie alle Augenblick sich als ein wahres Kind in glücklicher Unwissenheit und im regsamen Instinkt der Neugier bekundete. So rein, so unberührt von der Außenwelt war dieses Kind, daß sie in der gewöhnlichsten Unterhaltung über die gewöhnlichsten Dinge tausend Anlässe zur Verwunderung fand. Sie war im Alter der Jungfräulichkeit, aber das Bewußtseyn dessen, was sich in minder reinen und stillen Lebenssphären dem künstlich frühgereiften Weibe so zeitig offenbart, schlummerte noch in dieser frischen Seele. Sie war keusch und rein aus innerem, unbewußtem Triebe, gleich der empfindenden Blume, die ihren Kelch voll Scheu gegen die leiseste fremde Berührung schließt und so durch die höchste Zartheit gegen jede Verletzung bewahrt ist. (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Les après-dîners de Cambacérès. — Von Langon. 2 Bde. 15 Fr.
Anna Boleyn. — Von Musset. 2 Bde. 15 Fr.
De la population dans ses rapports avec la nature des gouvernemens. — 5 Fr.
Dictionnaire de phrénologie et de physiognomie. — Von Theré. 4½ Fr.
Les escrocs de Paris. — Roman von Vallée. 4½ Fr.
Essais sur la philosophie de Hegel. — Von Wilm in Straßburg, dem Mit-Herausgeber der Nouvelle Revue Germanique. 6 Fr.
Herbier de plantes médicales indigènes. — Von Dalmesche. Rouen. Fol. 30 Fr.
Histoire de la guerre de Méhémed-Ali contre la porte Ottomane. — Von Cadalvène und Barrault. 10 Fr.

Aegypten.

Bilder aus Aegypten, von Lane.

Herr Lane, der Verfasser eines kürzlich erschienenen ungemein gründlichen und gehaltreichen Englischen Werkes über Aegypten*), kam 1825 zum ersten Male nach diesem Lande. Schon damals mit Arabischer Sprache und Literatur vertraut, brachte er es hier binnen einem Jahre so weit, daß er mit den Eingeborenen sich unterhalten und mit ihnen seine Ideen austauschen konnte. Allein dies war ihm noch nicht genügend. Herr Lane bemühte sich, mehr als irgend einer seiner Europäischen Vorgänger, die Nationalität der Aegypter kennen zu lernen. Er beschränkte sich förmlich auf den Umgang mit Muselmännern, theilte alle ihre Gewohnheiten, enthielt sich des Weins und verbotener Speisen, aß ohne Messer und Gabel, äußerte keine Meinungs-Verschiedenheit in Sachen der Religion und vermied jede Handlung, die ein National-Vorurtheil verletzen konnte. Da er außerdem stets in Türkischer Kleidung ging, so gestattete man ihm freien Zutritt zu den Moscheen und schenkte ihm überhaupt fast unbedingtes Vertrauen. Trotzdem aber hatte Herr Lane noch manche Schwierigkeit zu überwinden; die Muselmänner unterhalten sich sehr ungern über Sachen des Glaubens und der Sitte mit Leuten, von denen sie voraussetzen, daß sie in wesentlichen Punkten anderer Meinung sind. Herr Lane bahnte sich indessen den Weg zu lehrreicher Unterhaltung mit eifrigen und unterrichteten Moslimen, indem er erst von den Gleichgültigeren und minder Unterrichteten so viel oberflächliche Kenntniß, als möglich, zu erlangen suchte. Bedeutenden Vorschub that ihm auch der regelmäßige Unterricht zweier Professoren des Arabischen und der Muhammedanischen Theologie, denen er alle seine Zweifel über dieses und jenes vortrug. Nicht selten hatte er das Glück, aus noch wichtigeren Quellen schöpfen zu können, indem Leute von der höchsten orientalischen Bildung zu seinen Freunden in Kahira gehörten. Nachdem Herr Lane durch solche Mittel eine Menge schätzbarer Notizen gesammelt hatte, kehrte er nach England zurück; allein er überzeugte sich bald, daß seine Wißbegierde nicht ganz befriedigt war; und einige Mitglieder des Comité's zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, von der Neuheit und Wichtigkeit seiner Beobachtungen überrascht, munterten ihn auf, den Schatz seiner Erfahrungen möglichst zu vervollständigen. So ermuthigt, reiste Herr Lane ein zweites Mal nach Aegypten. Sein nunmehr erschienenes Werk ist das Ergebniß seines zweimaligen Aufenthaltes in diesem Lande. Herr Lane hat auf seiner zweiten Reise über ein Jahr in der Hauptstadt und über ein halbes Jahr in Ober-Aegypten verweilt.

Die Gegenstände, die der Verf. hier näher darstellt, sind: Land und Klima, Körperbildung und Kleidung, Kindheit und erste Erziehung, Religion, Gesetze und Verwaltung, häusliches Leben und soziale Gebräuche, Sprache, Literatur und Wissenschaft, Aberglaube und Magie, National-Charakter, Manufakturen und Künste, Erheiterungen, Feste und Trauer-Feierlichkeiten. Hier mögen einige kurze Auszüge aus dem Werke selbst folgen.

Der Aegypter steht sehr früh, noch vor Tages-Anbruch, von seinem Lager auf und ist schon angekleidet, wenn der östliche Himmel sich zu röthen beginnt. Religiöse Waschungen, eine Pfeife Tabak und ein leichtes Frühstück sind die Verrichtungen des Morgens. Hat der wohlhabende Moslim — so berichtet Herr Lane — kein bestimmtes Amt, so thut er den größten Theil des Tages nichts, als Reiten, Einkaufen oder Besuche abstatten — oder er schmaucht, schlürft Kaffee und plaudert mit Freunden — oder endlich, er genießt eine Stunde lang und darüber die Annehmlichkeit eines öffentlichen Bades. Um die Mittagszeit muß er, wenn seine Religions-Pflichten ihm heilig sind, wieder eine Anzahl Gebete hersagen; doch giebt es nur wenige Personen, die sich in diesem Punkte keine Ausnahmen von der Regel gestatten, und Viele beten überhaupt kaum jemals. Unmittelbar nach Mittage wird gespeist; dann raucht man seine Pfeife, schlürft eine Schale Kaffee und hält, wenn das Wetter schwül ist, gewöhnlich eine Siesta. Bald nach Sonnen-Untergang wird zu Abend gegessen.

Von den Künsten der Aegyptischen Zauberer führt Herr Lane Beispiele an, die dem Leser eben so unerklärbar seyn werden, wie ihm selber. Herr Lane beschied einen berühmten Lehrer der Magie in sein Haus, und dieser traf alle Anstalten zu dem Zauber des mystischen Spiegels. Eine Schüssel mit Weihrauch, Koriander und glühenden Kohlen wurde aufgetragen. Dann rief Herr Lane einen Knaben von der Straße herein, denn der Zauber kann nur unter dem Einfluß eines noch unmündigen Kindes, einer Jungfrau oder eines schwangeren Weibes von Statten gehen. Der Knabe, der in keinem Fall mit dem Schwarzkünstler in Berührung stand, mußte sich auf einen Stuhl setzen. Dann zeichnete ihm der Wundermann einen magischen Zirkel, welcher Arabische Zahlen enthielt, in seine rechte Hand, ließ mitten in den Zirkel ein Tröpfchen Dinte fallen und hieß den Knaben mit unverwandtem Auge

*) An Account of the Manners etc. (Die Sitten und Gewohnheiten der heutigen Aegypter.) Geschrieben in Aegypten während der Jahre 1833—35. Von E. W. Lane. London, 1836.

auf diesen Klecks hinsehen. Er fragte ihn dann, ob er in dem Dintenfleck etwas bemerkte? Der Knabe verneinte dies anfangs, fügte aber bald mit bebender Stimme hinzu: „Ich sehe einen Mann, der den Boden fegt.“ — „Wenn er mit Fegen fertig ist, so sage mir's“; sprach der Zauberer. Alsbald sagte der Knabe: „Er ist fertig.“ — Der Zauberer unterbrach sich wieder in seinem geheimnißvollen Murmeln und fragte den Knaben, ob er wisse, was ein Bairak (Fahne) sey? Der Knabe bejahte dies und sprach dann, dem Verlangen des Schwarzkünstlers gemäß, zu der Figur im Tintenfleck: „Bring eine Fahne!“ Bald darauf sagte er: „Der Mann hat eine Fahne gebracht.“ — „Von welcher Farbe ist sie?“ — „Sie ist roth.“ — Der Knabe wurde aufgefordert, eine andere Fahne zu begehren; er that dies und sagte gleich darauf, die Fahne sey gebracht worden und sey von schwarzer Farbe. Auf gleiche Art mußte er eine dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente Fahne bestellen; alle diese Fahnen kamen der Reihe nach zum Vorschein, und wie der Knabe versicherte, hatte jede derselben ein besondere Farbe. Endlich fragte ihn der Magier: „Wie viele Fahnen hast Du jetzt vor Dir?“ — „Sieben“, war die Antwort. Diese Experimente wurden eine Zeitlang fortgesetzt, und alsdann kam Herr Lane an die Reihe.

„Der Magier wendete sich jetzt an mich und fragte, ob ich wünschte, daß der Knabe eine abwesende oder verstorbene Person in dem Zauberspiegel sähe? Ich nannte Lord Nelson. Von diesem hatte der Kleine offenbar nie gehört, denn es kostete ihm viele Mühe, den Namen richtig auszusprechen. Der Magier forderte ihn jetzt auf, das dienstbare Wesen im Tintenfleck so anzureden: „Mein Meister bestellt dir seinen Gruß und bittet dich, Lord Nelson zu bringen: bring' ihn vor meine Augen, daß ich ihn gleich sehe.“ Der Knabe that, wie ihm geboten, und sagte alsbald: „Er ist gegangen und hat einen Mann in schwarzer*) Europäischer Kleidung mitgebracht, dem der linke Arm fehlt.“ Hier schwieg der Kleine ein paar Augenblicke und setzte dann, sich verbessernd, rasch hinzu: „Nein, der Arm fehlt ihm nicht; er hat ihn nur auf der Brust liegen.“ Diese Verbesserung gab der Beschreibung noch mehr Auffallendes; denn Lord Nelson trug seinen leeren Rockärmel gewöhnlich an dem Brustlatz des Rockes befestigt; aber es war der rechte Arm, den er verloren hatte. Ohne zu äußern, daß ich den Knaben eines Mißgriffs schuldig glaubte, fragte ich den Zauberer, ob die Gegenstände in der Dinte so erschienen, als ständen sie dem Zuschauer wirklich vor den Augen, oder ob sie, wie in einem Spiegel, sich zeigten. Er bejahte das Letztere, und so hatte der Knabe in seiner Art Recht.“

Unter den Geschichtchen, die der Verf. von diesen Magiern erzählt, befindet sich eine, die jeden Zweifel an dem Zauberspiegel niederzuschlagen scheint.

„Vor kurzem“, erzählt Herr Lane, „zeichnete derselbe Zauberer seinen magischen Spiegel in die Hand einer jungen Englischen Dame. Nachdem diese eine Weile hineingesehen hatte, sagte sie: „Ich sehe einen Besen, der den Boden fegt, ohne daß ihn Jemand hielte.“ Ihr Schrecken war so groß, daß sie den Dintenfleck nicht länger betrachten wollte.“

Wir theilen hier nun noch eine interessante Stelle mit, wo der Verf. seine Meinung hinsichtlich der politischen Lage Aegyptens ausspricht. Er sagt, man irre sich, wenn man behaupte, die Civilisation mache dort reißende Fortschritte; dennoch zweifelt er nicht daran, daß die Aegypter mit der Zeit uns Europäern immer mehr sich annähern dürften. Die Einführung der Europäischen Taktik beim Heere wie bei der Marine hat bereits eine sehr bedeutende Reform veranlaßt.

„Schon sind viele von den Vorurtheilen beseitigt, die so lange auf der Türkischen Nation gelastet haben. Nachdem wir ihnen die Ueberzeugung beigebracht, daß Ein Zweig unseres Wissens dem entsprechenden Zweige des übrigen weit überlegen sey, sind sie von dem Wunsche beseelt worden, noch mehr von uns zu lernen. Eine Wirkung dieser veränderten Gesinnung, welche den rechtgläubigen Moslim mit finsteren Ahnungen erfüllt, erscheint dem Christen als ein sehr glückliches Omen. Die Türken fangen damit an, von unseren Luxus-Artikeln Gebrauch zu machen: mehrere wohlhabende Personen führten zuerst bei ihren Mahlzeiten Messer und Gabeln ein; dann gewöhnten sie sich, vor den Augen der Welt Wein zu trinken, und jetzt huldigt eine große Zahl höherer Beamten diesem Gebrauche. Man kann hieraus abnehmen, daß die Vorschriften des Islam in ihrem Werthe immer tiefer sinken, und ohne Zweifel werden die Prinzipien der herrschenden Klasse auf die niederen Kreise der Gesellschaft zurückwirken.“

Von dem Charakter Muhammed Ali's**) urtheilt Herr Lane im Allgemeinen günstig, doch hält er seine politischen Grundsätze in vielen Stücken für irrig und leugnet nicht, daß die Nation unter schwerem Drucke seufzt. „Um den Pascha von Aegypten“, sagt er, „richtig zu beurtheilen, ziehen wir am besten eine Parallele zwischen ihm und einem anderen Türkischen Reformator, seinem titulairen Oberherrn. Muhammed Ali hat in jedem Punkte, vor Allem aber in der Disziplinirung seines Heeres, bewiesen, daß er dem Sultan überlegen ist. Während Letzterer uns Europäer mehr in kleinlichen oder minder erheblichen Dingen nachahmt, hat Muhammed Ali das Wichtigere erstrebt und erreicht. Wollen wir dem Letzteren die grausame Vertilgung der Mamelucken zum Vorwurf machen, so müssen wir doch auch in Erwägung ziehen, daß ihm dabei ein sehr guter Zweck vorgeschwebt. Zugleich dürfen wir nicht vergessen, daß der Pascha von Aegypten den Griechischen Flüchtlingen Schutz und Sicherheit gewährte, als das Blut ihrer Landsleute in Konstantinopel floß. Eine Wohlthat für die Aegyptische Nation wäre es jedoch, wenn der ehrsüchtige alte Vice-König entweder für unabhängig erklärt oder dazu bewogen würde, daß er dem Sultan ehrlich die Hand böte.“

*) Die dunkelblaue Farbe heißt bei den Aegyptern eswed, schwarz.

**) Mehmed ist eine bloße Aegyptische Verderbung von Muhammed. Der Verf. selbst schreibt immer Muhammed.

Mannigfaltiges.

— Auber's Botschafterin. Die besten lebendigsten Opernterte, die Scribe bisher geliefert hat, sind von Auber komponirt worden; man weiß nicht, ist es die freundliche leichte Muse, die dem Dichter immer zu neuen graziösen Erfindungen, oder ist es vielmehr die gewandte Intrigue, das fließende Couplet, was dem Komponisten stets wieder zu den lieblichen Melodieen verhilft, die seitdem das Eigenthum von ganz Europa geworden sind. Unstreitig wirkt wohl Jeder auf den Anderen zurück, und darum, scheint es, haben auch Auber und Scribe ein ewiges Bündniß mit einander geschlossen; wenigstens ist der Erstere niemals ohne den Letzteren auf dem Theater-Zettel zu finden. Die Scene von Auber's neuester Oper: L'Ambassadrice, hat Scribe nach den beiden Deutschen Hauptstädten Berlin und München verlegt. Auf dem Opern-Theater in München sind zwei Sängerinnen, Henriette und Charlotte, die Lieblinge des Publikums und der jungen Männer-Welt. Weil aber Henriette die allgemeine Gunst in noch viel höherem Grade besitzt, als Charlotte, ist diese natürlich etwas neidisch und wird es um so mehr, als sie bemerkt, daß ein vornehmer Unbekannter, der, um sich bei den Künstlerinnen Zutritt zu verschaffen, sich für einen Theater-Direktor aus Berlin ausgibt, Henrietten allein seine Huldigungen darbringt. Madame Vanderk, die alte Tante Henriettens, wacht über deren Ruf und geräth daher ganz außer sich, als Charlotte ihr verräth, daß der Unbekannte kein Theater-Direktor, sondern der Herzog von Walberg, ein Botschafter am Berliner Hofe, sey, der gewiß keine guten Absichten habe. Der Botschafter, der von Madame Vanderk ersucht wird, unter diesen Umständen ihr Haus nicht mehr zu besuchen, kehrt am nächsten Tage mit der Erklärung zurück, Henrietten zu seiner Gemahlin erheben zu wollen. Dies giebt der Sache natürlich ein anderes Ansehen. Madame Vanderk kündigt sogleich dem verzweifelnden Theater-Direktor Fortunatus an, daß ihre Nichte nicht mehr auftreten werde; vergeblich bittet der arme Impressario, ihm wenigstens nur noch einige Einnahmen zu verstatten; vergeblich seufzt der bescheidene Tenorist Benedikt, den die liebenswürdige Sängerin längst schon wirklich zu dem schwermüthigen Liebhaber gemacht hatte, als der er auf der Bühne neben ihr zu erscheinen pflegte: die Tante ist unerbittlich, und am nächsten Morgen schon sitzt sie mit ihrer Nichte in einem prächtigen mit vier Pferden bespannten Reisewagen, der sie direkt nach Berlin hinführt. Hier giebt der Herzog, der die beiden Damen in sein prächtiges Hotel bei seiner Schwester einführt, die Tante für eine Bayerische Baronin aus, die mit ihrer Nichte, einer reichen Erbschaft wegen, nach Preußen komme. Die Schwester des Herzogs empfängt die Fremden um so freundlicher, als sie bemerkt, daß Henriette dem Herzen ihres Bruders nicht gleichgültig sey, und während die Tante ihrem grotesken Hange nach vornehmen Manieren, zur Belustigung der Berliner feiner Welt, die Zügel schießen läßt, beschränkt sich die bescheidene Henriette auf das Haus, in welchem die Schwester des Botschafters sie zu zerstreuen sucht und ihr unter Anderem Unterricht in der Musik giebt. Dem Komponisten hat natürlich die Scene, in der die erste Deutsche Sängerin sich als ein Bayerisches Edelfräulein in den Elementen des Gesanges unterrichten läßt, zu artigen Erfindungen Anlaß gegeben. Inzwischen aber will es der Zufall, daß Fortunatus mit seiner Opern-Gesellschaft nach Berlin kommt, wo er mehr Glück als in München zu machen hofft. In dem Hotel des Botschafters, welches ein Foyer aller Kunstfreunde und Gelehrten Berlins bildet, stellt sich auch der Münchener Impressario mit Empfehlungsschreiben an den Herzog ein, um dessen Protection er bittet. Natürlich kommt dadurch Henriettens Geheimniß an das Tageslicht, und besonders die neidische eifersüchtige Charlotte beeilt sich, sowohl die Schwester des Botschafters von dem eigentlichen Stande ihrer Rivalin zu unterrichten, als den Herzog selbst zu sich hinüberzuziehen. Der Letztere schwankt auch nur zu bald in seiner Liebe, besonders nachdem er sich von seiner stolzen Schwester mit Spöttereien überhäuft sieht. Er verabredet eine Zusammenkunft mit Charlotte in seiner Theater-Loge (loge grillée), und Charlotte, die an diesem Abende in einer Oper, die zum Benefiz des Tenoristen Benedikt angekündigt war, auftreten sollte, läßt sich, um die Unterredung mit dem Herzog nicht zu versäumen, krank melden. Der fünfte Akt der Oper führt uns nun in die Loge des Herzogs mit der Aussicht auf die Bühne. Charlotte nimmt eben bei dem Herzoge seine Verwendung für einen jungen Mann in Anspruch, der sich um ihre Hand bewirbt, als man das Pochen des Berliner Theater-Publikums hört, das ungeduldig auf den Anfang der Oper dringt. Schon freut sich Charlotte auf das allgemeine Mißvergnügen, das die Ankündigung von ihrem Unwohlseyn erregen werde, als der Vorhang in die Höhe geht und Herr Benedikt erscheint, der folgende Anrede an das Publikum hält: „Meine Herren, Mlle. Charlotte ist plötzlich unwohl geworden und dadurch des Vergnügens beraubt, heute vor Ihnen aufzutreten; erlauben Sie jedoch, daß eine der berühmtesten Sängerinnen, die so eben hier eingetroffen, die Hauptpartie in der Oper übernehme.“ — Rauschender Beifall folgt, und bald nachher tritt Henriette auf, die rasch den Entschluß gefaßt hat, das Haus des Herzogs zu verlassen, der Kunst treu zu bleiben und dem bescheidenen Benedikt ihre Hand zu reichen. Man kann sich denken, wie sehr der Herzog sowohl, dem Henriette in einem Zwischenakte ihren Entschluß selbst ankündigt, als Charlotte und das ganze Publikum dadurch überrascht werden.

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß vom vorigen Halbjahre.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 4. Berlin, Montag den 9. Januar 1837.

Frankreich.

Jean Guérin am Hofe Napoleon's.

Aus dem Leben dieses Künstlers, von Louis Leyrault.

In einem eleganten Boudoir des Palastes der Tuilerieen, dessen blaue Atlas-Tapete reich mit goldenen Adlern verziert war, brendete eben ein Maler in Hoftleidung das Portrait einer Dame, die nachläßig auf einem Divan von kostbarem Indischen Kaschemir saß. An ihren Zügen, die noch sanft und lieblich waren, obgleich der Reiz der ersten Jugend sie verlassen, an dem Schmachten ihrer großen schwarzen Augen, an ihrem kreolischen Teint, dessen glühende Farben noch von dem Hauch einer tropischen Luft belebt zu seyn schienen, vorzüglich aber an der seltenen Grazie, die über jede ihrer Bewegungen ausgegossen war, hätte wohl das ganze Europa der damaligen Zeit eine Herrscherin, die Kaiserliche Gemahlin des Helden unseres Jahrhunderts, Josephine, den guten Genius Napoleon's, erkannt! Mit dem Künstler sich unterhaltend, fragte sie ihn wegen ihrer Toilette um Rath, versuchte mit anmuthiger Koketterie, ob diese oder jene Blume sie besser kleide, ob das in dem Feuer von hundert Schlachten geschmiedete Diadem einen Theil der Stirn bedecken oder sie ganz frei lassen sollte — als sich plötzlich die Thür des Boudoirs öffnete und der Kaiser eintrat. Er setzte sich neben Josephine auf's Sopha, flüsterte ihr einige Worte zu und neigte dann den Kopf über die Schulter des Malers, um das Portrait zu betrachten.

Wie groß mußte Napoleon's Erstaunen seyn, als Jean Guérin schnell mit seiner Hand das Miniatur-Bild bedeckte und mit Künstlerstolz sagte: „Verzeihen Ew. Majestät, ich lasse meine Gemälde nur dann erst sehen, wenn sie ganz vollendet sind." — „So machen Sie bei mir eine Ausnahme", erwiederte der Kaiser mit freundlicher Stimme. — „Ich muß es Ihnen abschlagen, Sire .... Auch die Maler haben ihre Koketterieen."

Napoleon besteht indessen darauf, und von dem hartnäckigen Widerstand des Malers aufgebracht, ruft er endlich mit der Herrscher-Stimme des Kaisers: „Ich will es!"

Bei diesen Worten, vor denen halb Europa erzitterte, wenn derselbe Mund sie aussprach, blieb Jean Guérin unbeweglich; die ausgestreckte Hand bedeckte noch immer das Portrait, und — der Kaiser gab nach. Lächelnd sagte er, indem er das Zimmer verließ: „Ich räume Ihnen das Schlachtfeld, Herr Guérin!"

Am anderen Tage ward der Maler von dem Hof-Marschall Duroc nach den Tuilerieen beschieden. Er sollte ein neues Portrait beginnen; — es war das des Kaisers.

.... Guérin wurde im Jahre 1760 in dem Straßburger Münz-Gebäude, wo sein Vater als Graveur angestellt war, geboren. Sein erster Lehrer, Huin, war damals als Pastell-Maler berühmt; Guérin's vortreffliche Arbeiten in diesem Fache zogen bald die Aufmerksamkeit des Gouverneurs vom Elsaß, Herrn von Contades, und die vieler anderer vornehmer Herren auf sich; der junge Künstler ward nach Paris geschickt, um sich in der Malerei zu vervollkommnen und sein Glück zu versuchen. — Er blieb dort nicht lange unbemerkt.

Die Pastell-Malerei war damals schon aus der Mode gekommen, und der berühmte Augustin hatte der Miniatur-Malerei, dieser jetzt gänzlich entthronten Kunst, einen mächtigen Schwung gegeben. Ein sprechend ähnliches Bildniß der Frau von Matignon, der Tochter des Premier-Ministers, Barons von Breteuil, brachte Guérin in Mode, und Alles, was in Paris Anspruch auf feinen Ton und Vornehmheit machte, wollte sich nur von ihm malen lassen. — Wie eine Flamme, die dem Verlöschen nahe ist, noch einmal hell auflodert, ehe sie erstirbt, so strahlte auch um diese Zeit die ehemalige Aristokratie in ihrem schönsten Glanze. Unbekümmert um die Zukunft, beschäftigte sich der Französische Hof mit den schönen Künsten und Festen, tanzte über dem schon halb geöffneten Abgrund der Revolutionen, und gleich den Opfern, die man schmückt, ehe sie zum Tode geführt werden, wanden sich die Frauen Blumenkränze durch die vielleicht einst von der Guillotine durchschnittenen Locken. — Die Königin Marie Antoinette interessirte sich für den jungen Straßburger Künstler. Zwischen zwei Bällen und zwei Festlichkeiten in Trianon ließ sie sich von ihm malen; und von dieser Zeit an wurde Guérin der Liebling, der tägliche Gast der berühmtesten wie der vornehmsten Bewohner der Hauptstadt.

Während dieser glänzendsten Epoche seiner Laufbahn knüpfte er ein inniges Freundschafts-Bündniß mit Kleber. Sie waren in Straßburg Spielgefährten gewesen, und Kleber war nach Paris gekommen, um sich in der Bildhauerkunst, wie Guérin in der Malerei, zu vervollkommnen. Diese anscheinende Gleichheit der Bestrebungen brachte sie noch näher zusammen, und bald wurden sie unzertrennliche Freunde. Aber eines Tages machte sich Kleber auf, um in Oesterreichischer Uniform gegen die Türken zu Felde zu ziehen. Zehn Jahre später wurden sie auf's neue vereinigt; der Bildhauer hatte dem Helden der Republik Platz gemacht; aber der Maler fand seinen Kleber dennoch unverändert wieder.

Nach dem 10. August verbannt, flüchtete Guérin zuerst nach Straßburg, um unter dem väterlichen Dache Schutz zu suchen. Dort machte er Desaix's Bekanntschaft, und bald zählte Kleber's Liebling einen Helden mehr unter seinen Freunden. Als Monnet, der Maire von Straßburg, den Befehl erhalten hatte, Guérin festzunehmen, rettete ihm Desaix die Freiheit und wahrscheinlich auch das Leben; er steckte ihn in Soldaten-Kleider, nahm ihn mit sich zu den Vorposten und half ihm in das Schloß Ittenwiller, nahe bei Andlau. Dieses gehörte damals derselben Familie, in deren Mitte Guérin vierzig Jahre später seine letzten Tage verlebte. Der Künstler blieb bis nach der Schreckenszeit in Ittenwiller verborgen.

Endlich schienen für Frankreich glücklichere Tage anzubrechen, und Guérin konnte sich auf's neue den Künsten weihen. Er kam nach Paris zurück und ward durch die Verwendung mehrerer berühmter Generale von dem Direktorium, wenn auch nicht beschützt, doch geduldet. Sein Ruf verbreitete sich jetzt weit und breit; Kleber's Bildniß erschien um diese Zeit, von ihm gemalt, und war so vortrefflich, so sprechend ähnlich, daß es die Aufmerksamkeit Bonaparte's, der damals mit den Vorbereitungen zur Expedition nach Aegypten beschäftigt war, auf sich zog; er ließ den Künstler darum bitten und behielt es mehrere Tage auf seinem kleinen Zimmer in der rue Chantereine. Nach diesem Portrait sind alle später erschienene Bildnisse Kleber's kopirt worden.

Guérin's Manier hat sich immer vor der der beiden anderen großen Meister in der Miniatur-Malerei ausgezeichnet; viele Kenner behaupten, daß Augustin sauberer in der Ausführung und Isabey energischer, aber weniger korrekt gewesen sey. Während des Kaiserreichs waren Isabey und Guérin Hofmaler, und Jeder von ihnen hatte seine entschiedenen Anhänger und Gegner. Die Meisten, Napoleon an der Spitze, zogen Isabey vor, aber die Kaiserin und ihre Hofdamen protegirten Guérin und liebten nur seine Manier. Wir haben gesehen, mit welchem Muthe er seine Künstler-Unabhängigkeit zu vertheidigen wußte. Diese wohlbekannte liebenswürdige Dreistigkeit, mit der er immer auf die feinste Art und unter allen Formen des höheren Gesellschafts-Tons seine Unabhängigkeit zu erhalten suchte, trugen vielleicht eben so viel, wie sein Talent, dazu bei, ihn bekannt und berühmt zu machen. Er malte stets in seinem Hause und machte nur bei dem Kaiser und der Kaiserin eine Ausnahme von dieser Regel. Was die Prinzen der Kaiserlichen Familie und die fremden regierenden Häupter betrifft, welche damals nach Paris kamen, so mußten sie, wie einfache Privatleute, den Maler in seiner Wohnung auf dem Quai Voltaire aufsuchen und ihm dort sitzen. Seine liebenswürdige, geistreiche Unterhaltung verlieh übrigens diesen Sitzungen einen seltenen Reiz, und oft besuchten ihn die hohen Modelle noch, nachdem das Portrait vollendet war, um mit dem Künstler sich zu unterhalten. So ward Guérin, fast ohne es zu wollen, in mehrere galante Intriguen jenes jungen militairischen Hofes, welcher die feinen Sitten mit der Ungebundenheit und Zügellosigkeit eines Feldlagers vereinigte, eingeweiht. Wahrlich, Niemand hätte wohl leichter als er seinen Beitrag zu der Chronique scandaleuse aus der Kaiserzeit liefern können; aber Guérin's Redlichkeit verbot ihm jede Indiscretion, und wenn seine Freunde in ihn drangen, daß er ihnen auch nur die kleinste unbedeutendste Einzelnheit aus seiner Künstler-Laufbahn mittheilen möge, wenn sie ihn mit Fragen über Dinge, die ihm allein bekannt waren, bestürmten, erwiederte er ihnen lächelnd: „Ein Miniatur-Maler ist wie ein Notar oder Beichtvater; die Pflichten seines Standes erheischen tiefes Stillschweigen von ihm."

Die folgende Anekdote, die er gern zu erzählen pflegte, möge dazu dienen, den Charakter eines Helden jener Zeit, in Bezug auf diesen Gegenstand, recht treffend zu schildern.

Joachim Murat, dieser Husar, der sich durch seinen Säbel zum König von Neapel emporgeschwungen hatte, besuchte den Maler Guérin, um sich portraitiren zu lassen. „Wie viel Portraits, glauben Sie wohl, habe ich von Ihnen schon?" fragte der König im Laufe des Gespräches unseren Guérin. „Sire, ich hatte bis jetzt noch nicht die Ehre, für Ew. Majestät zu arbeiten." — „Bah, Sie wissen freilich nichts davon, offiziell ist es das erste Mal, aber ohne daß Sie es vermutheten, haben Sie schon oft für mich gemalt. Erinnern Sie sich nicht noch gestern der kleinen Herzogin von ***! (Jean Guérin nannte den Namen nie-

malen.) Nun, ich will Ihnen eine angenehme Ueberraschung bereiten, Sie sollen morgen alle meine von Ihnen gemalte Portraits sehen."

Am anderen Morgen kam der König von Neapel, von einem Offiziere begleitet, der ein elegant gearbeitetes, vergoldetes Kästchen unter dem Arme trug, zur zweiten Sitzung. Nachdem er das Kästchen mit einem kleinen goldenen Schlüssel geöffnet hatte, schüttet er den Inhalt desselben auf den Teppich hin, und zu den Füßen des erstaunten Malers rollten wohl zwanzig Medaillons, die sämmtlich Bildnisse von Damen enthielten. Erkennen Sie dieses, Herr Guérin, ist Ihnen jenes bekannt, sind sie nicht alle von Ihnen gemalt? rief Murat, indem er mit der Spitze seines Fußes ein Bild nach dem anderen bezeichnete. „Mein lieber Guérin, so oft Sie eine hübsche Hofdame malen, können Sie dreist wetten, daß es für mich ist." — Dann entfernte sich der erhabene Zant, ohne sich um die auf dem Teppich umhergestreuten Liebespfänder zu kümmern. So schnell wie möglich packte Guérin die Portraits wieder in das Kästchen, dieses Depositerium so vieler Familien-Geheimnisse, verschloß es sorgfältig und schaffte es in den Palast des Königs zurück.

Ehe ich diese Notiz über einen durch seine geistigen Eigenschaften, wie durch sein Talent, ausgezeichneten Mann schließe, muß ich noch eine Anekdote erzählen, die, wie die vorhergehende, vielleicht dazu dienen wird, einen berühmten Feldherrn näher kennen zu lernen.

Am Abend vor dem 18. Brumaire war Jean Guérin in der Oper und begegnete in einem der Korridore dem damaligen Kriegs-Minister B., dessen Bekanntschaft er durch Kleber gemacht hatte, und der gern mit dem Maler über den Hof von Versailles, Marie Antoinette und das ancien régime überhaupt plauderte. An diesem Abende schien B. sehr bewegt und aufgeregt; er nahm Guérin's Arm, und ohne ein Wort zu sagen, fing er an, mit großen Schritten den Vorsaal auszumessen. „Was ist Ihnen, General?" fragte der erstaunte Maler. „Was mir ist?" rief B. auffahrend mit seinem scharfen Gascognischen Accent; wissen Sie nicht, daß es mit der Republik aus ist? es existirt ein höllisches Komplott .... Morgen wird der Korse das Direktorium niederlegen. Aber ich kenne meine Pflicht, und wir werden sehen!" Guérin kehrte in voller Angst nach Hause zurück und erwartete am anderen Tage ganz Paris unter Waffen und Bonaparte und den Kriegs-Minister im Kampfe zu sehen. Aber am anderen Morgen wurde die Hauptstadt nur durch die Bewegung der Truppen, die, wie zu einer Revue, mit dem Gewehr im Arm, manövrirten, gestört; kein General zeigte sich, um die Republik zu vertheidigen, und als am Abend unser Künstler nach der Oper kam, wo der neue Cäsar erwartet wurde, war die erste Person, die er in der Gruppe der Stabs-Offiziere, welche Bonaparte umgaben, bemerkte, General B., der Ex-Minister des Direktoriums. Er mischte seinen Freudenruf mit dem Jubelgeschrei des Volkes und rief lauter als alle Andere: „Es lebe der erste Konsul!"

Nachdem Jean Guérin 50 Jahre in Paris gelebt, die merkwürdigen Begebenheiten jener denkwürdigen Zeit an ihm vorübergerauscht waren und er fast alle berühmte Männer dieses halben Jahrhunderts kennen gelernt hatte, wollte er sich nach der Heimat seiner Jugend zurückziehen; die Erinnerungen an seine Kindheit zogen ihn mächtig nach diesem Orte, wo ihn eine Familie, die er schon in seiner Jugend lieb gewonnen hatte, mit herzlicher Freundlichkeit aufnahm. Wie ein Vater von seinen gütigen Wirthen in Obernai verehrt und beweint, starb er in ihrer Mitte, im Alter von 76 Jahren.

Cazotte.

(Fortsetzung.)

Noch habe ich von der zweiten Tochter nicht gesprochen, obwohl ich, Gott sey mein Zeuge, gerade diese am allerwenigsten vergessen habe. Sie hieß Angelika und war ungefähr drei Jahre älter als Klara. Sie war an Gestalt und Gesichtszügen den übrigen Gliedern der Familie ganz unähnlich; ja, sie war in ihrem ganzen Wesen etwas Anderes, als Mädchen gewöhnlich sind, und von jeher hat es wohl wenig Weiber auf Erden gegeben, die ihr glichen. Eben so freundlich und gut, eben so herzlich und treu gesinnt, wie ihre Aeltern und Schwestern, trugen alle ihre Empfindungen einen ernsteren, erhabeneren und wärmeren Ausdruck. Ihr Geist zeichnete sich durch die feinste, zarteste Wahrnehmungs- und Auffassungsgabe, ihr Herz durch die größte Innigkeit und Fülle der Empfindungen aus. In Worten sprach sie wenig, aber aus ihren schwärmerischen Augen leuchtete eine höhere Beredsamkeit, wenn ihre Seele innerlich Zwiegespräch mit den zartesten und edelsten Empfindungen und Gedanken hielt. Ihr Gemüth verbreitete seine lautlose, aber mächtige Einwirkung im ganzen Kreise ihrer Umgebung, es war eine Art von geheimnißvoller geistiger Atmosphäre um sie, wodurch sie sich uns mittheilte, und nur ein Fremder oder Gefühlloser hätte dieses Schweigen des gemüthlichen Verständnisses durch laute Worte und Fragen unterbrochen. Nur das in seinem heiligen Glauben aufgewachsene Gemüth, nur die an der Religion gesäugte und genährte Phantasie ist eines solchen innigen Verkehrens im Gebiete der höheren Geistigkeit fähig, nur ihr offenbaren sich die überirdischen Stimmen, deren Laut vergeblich an das Ohr der gröber organisirten Kreatur schlägt. Ein gläubiger Grieche aus alter Zeit würde in Angelikens Gestalt die schützende Gottheit des Familienheerdes erblickt haben, und so erinnerte auch ihr Name daran — glaubet ja nicht etwa, daß ich ihn ersonnen hätte, damit mein Mährchen um so besser klänge; ich erzähle Euch eine wahre Geschichte — ihr Name erinnerte daran, daß sie wie ein Engel des Himmels zu Schutz, Freude und Trost unter den Ihrigen einherzuwandeln schien. Auch sah sie ganz so aus; ein hoher, schlanker, biegsamer Wuchs, Gesichtszüge voll Adel und Anmuth, ein unbeschreiblich süßes und doch ernstes Lächeln um die Lippen, der Ton ihrer Rede weich und einschmeichelnd, wie eine fern durch die Nacht tönende Musik. Wundert Euch nicht, wenn die Erinnerung an dieses Mädchen noch heute meinen Ausdrücken einen Anstrich poetischer Begeisterung verleiht; denn wie gesagt, in ihrer Nähe, in ihrer Atmosphäre verklärte sich Alles zu Poesie, und die Entzückung, der Enthusiasmus, die glühenden Herzens-Regungen des Jünglings sind noch heute in der Erinnerung des Greises nicht ganz erloschen; habet daher noch eine Weile Geduld, daß ich mich in den schlichten Ton eines Erzählers am traulichen, abendlichen Kaminfeuer wieder hineinfinde.

Es war nicht Fröhlichkeit, nicht ein Gefühl zufriedenen Glückes, was Angelikens Gesellschaft, ihr Anblick, ihre Rede in mir zu Wege brachte, vielmehr eine lang nachklingende ahnungsvolle Traurigkeit, von deren Grund ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Noch heute weiß ich's nicht. Es war wie eine wehmüthig träumende Erinnerung, wie eine dem Gemüth aus nächtlicher Ferne sich aufdringende Mahnung an die Flüchtigkeit, an die Nichtigkeit des süßesten Glückes; es war wie der bange, tief aufquellende Zweifel, der mit ahnender Unruhe den Genuß jeder gegenwärtigen Freude verbittert. Ja, wenn ihre Gestalt sich plötzlich unter einer höheren Eingebung belebte, wenn eine tiefe, innerste Aufregung ihren Busen hob, wenn ihre blendend weiße Stirn, die bleiche Wange in höherer Färbung erglänzte, wie zarte Wolken, wenn die Sonne dahinter tritt, wenn ihr die leisen, abgebrochenen Worte auf der flüsternden Lippe verhauchten, wie eine Harfe unter den ruhenden Fingern den letzten, leisen, sterbenden Klang ihrer Saiten austönt, dann fühlte ich mich von einer tiefen, unnennbaren Angst ergriffen, wie sie den verirrten Wanderer überfallen muß, wenn der letzte ferne Lichtschein, wonach er seine Schritte richtete, ausischt. Ich fürchtete und wagte nicht, den Gedanken laut werden zu lassen, Angelika möchte so auslöschen und uns entschwinden. Schien sie doch mit der irdischen Natur unser Aller so wenig gemein zu haben, als hätte sie nur aus Liebe und Zärtlichkeit zu den Ihrigen sich dieses Band des körperlichen Daseyns aufgelegt, und als könnte sie's in jedem Augenblick lösen und zu ihrer Heimat zurückkehren. Kennt Ihr den leisen, halben Schlaf, wo der Gedanke in träumerischen Stillstand gewiegt ist, aber sich noch nicht in Schlummer verloren hat; hat Euch dann ein schwanker, duftiger Traum ein helles Bild, eine glänzende, beseligende Erscheinung vorgezaubert, die Ihr gern mit aller Sehnsucht festhalten möchtet, und Ihr fühlet doch, wie die süße Täuschung vor Euren ohnmächtig ausgestreckten Armen ohne Hoffnung der Wiederkehr verschwindet; dann verwehrt Ihr Euren Gliedern die leiseste Regung, Ihr haltet den Hauch Eures Athems zurück, damit Ihr ja nicht aus der Täuschung erwachet, die Euch so freundlich wiegt, damit Ihr den zauberischen Wahn nicht an die arme und kalte Wirklichkeit verliert; — habt Ihr das je an Euch selbst erfahren, und ist es lebendig in Eurer Vorstellung, nun, so habt Ihr eine Ahnung davon, wie mir in Angelikens Gegenwart zu Muthe war.

Ich liebte sie, wie ich sie lieben durfte; meine Liebe war ein Traum, der Hauch des Athems meiner Seele, eine duftige Illusion, die sich dem Bewußtseyn wieder entzog. Nie hatte ich in ihrer Nähe eine trügerische Hoffnung in mir keimen lassen, nie hatte ich mich in den Wahn eingewiegt, sie einst mein Weib zu nennen. Die Aeltern sahen es anders an. Zwar waren sie viel reicher als ich, aber sie hatten mich so aufrichtig und herzlich lieb, daß der Unterschied des Vermögens in ihren und in meinen Augen etwas ganz Nichtiges war. Ich war im Hause der tägliche Gast, ich war ihnen unentbehrlich geworden, ich hieß nur ihr lieber Jacques. So freundlich fühlte ich mich von diesem vertrauten Verhältnisse zur Familie angezogen, daß das ungestüme, phantastische Verlangen meiner ersten Jugend nach Reisen und Abenteuern ganz in mir zum Schweigen gebracht war. Daß die guten Aeltern keiner besonders klugen Anstalten und Einleitungen bedurften, um meine Zuneigung zu Angelikens auszuforschen, das könnt Ihr Euch leicht denken; nicht nur hatte ich keinen Grund, sie ihnen zu verheimlichen, sondern ich verrieth sie alle Augenblick durch die naivsten Ausbrüche meiner Herzensbegeisterung. Warum hätte ich auch ein Geheimniß daraus machen sollen? Meine Liebe war mehr als Leidenschaft, sie war eine Verehrung, eine Anbetung. Herr und Frau Labreuffe aber mit ihrem schlicht natürlichen Verstande, mit ihrer nüchternen und ruhigen Ueberlegung waren freilich nicht im Stande, am Charakter meiner Liebe eine so feine Nüance zu unterscheiden, die auch wohl einem besseren Beobachter entgangen wäre, ja, deren ich selbst in manchem Momente mir nicht bewußt war. Sie erklärten sich meine Scheu als bloße Furchtsamkeit und Zurückhaltung, die ich vielleicht wegen meiner geringeren Vermögensumstände und wegen des Mißlingens meiner auf die Protection vornehmer Gönner gebauten Pläne als Pflicht ansähe. Mit einer Herzensgüte, mit einer großmüthig zuvorkommenden Offenheit, von der die Beispiele seit der Zeit, da die Menschheit ihre patriarchalischen Zeltwohnungen mit dem civilisirteren Aufenthalt in Städten vertauscht, gewiß von Tage zu Tage seltener geworden, entschlossen sich die beiden guten Alten, den ersten Schritt zu thun und meiner Werbung mit ihrem Anerbieten entgegen zu kommen.

Wer schildert meine Freude, meine Ueberraschung, meine Wonnetrunkenheit. Mir schwindelte im ersten Augenblick, als ob ich um den Verstand käme; alle meine Gedanken verwirrten sich bei der ersten Aussicht auf ein so unverhofftes, überschwengliches Glück. Die Thränen stürzten mir aus den Augen, und die guten Alten weinten vor Freuden mit mir; sie waren so glücklich, mich glücklich zu sehen.

Endlich kam der Augenblick heran, wo das, was zwischen uns vorläufig verabredet worden, Angelikens selbst in allem Ernst und in aller Form eröffnet werden sollte. Ein Zittern überfiel mich; mein Herz pochte in mir mit mächtigen Schlägen, als wollte es mir die Brust dehnen und sprengen. Beinahe hätte ich gewünscht, tausend Meilen davon zu seyn! Oder wäre doch nur ein Besuch, irgend ein unvorhergesehener Zufall dazwischen gekommen, daß die Eröffnung sich hätte verschieben lassen. Ich fühlte mir nicht den Muth, Angelikens in die Augen zu sehen, denn ich ahnte wohl, ihr erster Blick würde mein Schicksal entscheiden. Endlich doch entschloß ich mich. Sie sah an

diesem Tage blasser als gewöhnlich aus, und je näher sie im Laufe der Rede von den Absichten ihrer Aeltern unterrichtet wurde, in desto tieferes Nachdenken schien sie zu versinken.

Plötzlich strich sie, wie aus einem Traum auffahrend, mit der Hand über die Stirn. „Ich bitt' Euch", sprach sie mit sanfter, aber fester Stimme, „sprecht mir nicht mehr davon." Darauf neigte sie ihr Haupt zu mir und schloß meine zitternde Hand in die ihrige. „Ich habe Jacques lieb", sprach sie, „ach ja, wenn ich weiß, was Liebe heißt, ich liebe ihn von Herzen. Wenn ich wählen dürfte, ich hätte keinen Anderen gewählt, als ihn. Aber ich darf nicht, nein, ich werde nie die seinige werden, ach nein, niemals."

Ich war verstummt. Ihre Worte setzten mich nicht in Verwirrung, nicht in Verzweiflung, nicht einmal in Erstaunen. Im Gegentheil, mir war zu Muthe, wie Einem, der sich aus tiefer und schmerzlicher Beängstigung losgerungen hat. Es wäre vergeblich, Euch meinen Zustand und meine Stimmung in jenem Moment beschreiben zu wollen; kaum mit Gedanken läßt es sich fassen. Angelikens Antwort, so außerordentlich, so unbegreiflich sie erschien, war doch ganz so, wie ich sie vorher geahnt hatte.

Ihrem Vater aber war das minder begreiflich. „Was sagst Du da", rief der gute Alte, was soll das heißen? Du hast ihn lieb und magst ihn doch nicht haben? Was ist das für eine verkehrte Laune?" —

„Eine Laune?" erwiederte Angelika mit trauriger und nachdenklicher Miene, „eine Laune, sagst Du? Freilich wohl, Du kannst es Dir nicht anders denken; ich liebe ihn, und doch kann ich seine Braut nicht seyn. Mein Herz ist frei, ach nein, es hängt an ihm, und doch muß ich ihm Herz und Hand versagen. Es ist ein Geheimniß, ein unbegreifliches, nicht wahr? und doch, wer weiß, vielleicht ein Wahn, ein recht thörichter Wahn. Habt Mitleid mit mir; ich werde irre, ganz irre an mir selbst. Betrügt sich denn mein Herz? O, wenn es doch noch seyn könnte, wenn es möglich wäre! Hört", — und hier wurden ihre Bewegungen und ihre Blicke von neuer Lebhaftigkeit verklärt, — „hört, was ich Euch sage." Sie hielt wieder inne. „Nein doch, nein, ich sage nichts für gewiß. Was habe ich Euch gesagt? — es trifft vielleicht nicht ein. Ach Gott, ich hätte ja auch gern ein Glück, eine Hoffnung, eine Zukunft; ich möchte ja gern leben. Seht, künftig einmal, wenn wir dann noch Alle hier zusammen sind, wollen wir wieder davon sprechen; — wenn die Madame Lebrun gestorben seyn wird, — drei Monate nach ihrem Tode wollen wir wieder davon sprechen."

„Was, drei Monate nach dem Tode der Madame Lebrun?" — so unterbrach Herr Labreusse die Reden seiner Tochter mit einem Ungestüm, mit einer Ungeduld, die sonst gar nicht im Charakter des alten Mannes lag. „Was soll das heißen, drei Monate nach dem Tode der Frau Lebrun? Was in aller Welt hat die Frau Lebrun im Leben oder im Sterben mit der Verheirathung meiner Töchter zu schaffen? — Ich will ihr aus christlicher Nächstenliebe alles Gute wünschen, aber sonst, ob sie lebt oder stirbt, was soll das Dich und mich angehen? — Was machst Du Dir da für Gedanken, Kind? Wer weiß denn, wann Frau Lebrun sterben wird, wer weiß denn, ob sie sterben wird?" — Angelika lächelte vor sich hin.

Von der Madame Lebrun hatte ich bisher höchstens zwei oder drei Mal, und nur ganz im Vorbeigehen, reden hören. Die Dame war gewaltig hoch bei Jahren und wohnte in Herrn Labreusse's Hause in der zweiten Etage. Madame Labreusse mit ihren Töchtern pflegte einen Abend in jeder Woche der alten Frau Gesellschaft zu leisten; Angelika jedoch ging öfters allein hinauf, und wenn sie herunterkam, so war manchmal — das hatte ich wohl bemerkt — ihr ganzes Wesen in einer Spannung und Rührung, die sich auch in ihren anmuthigen und lieblichen Zügen ausprägte. Diese Wahrnehmung hatte mir zeither von keiner besonderen Wichtigkeit geschienen, jetzt fiel sie mir plötzlich wieder aufs Herz. (Schluß folgt.)

England.

Geschichte des Schwarzen Prinzen.

Die Schlacht bei Poitiers. 1356.

(Schluß.)

Unterdessen waren die Franzosen allmälig vorgedrungen; es mußte einen glänzenden, obwohl schmerzlichen Anblick gewähren, als dieses gewaltige Heer zum Angriff ausrückte. Während indeß der Ocean der hin und her wogenden Helmbüsche den Hügel hinanstürmte und jene kleine Schaar der Engländer fortzureißen drohte, stand der in voller Jugendblüthe strotzende Schwarze Prinz, von Eifer und Heldenmuth belebt, in der Mitte seiner Ritter und sprach in demselben festen Tone, in dem er den Tag zuvor erklärt, daß England nie ein Lösegeld zu zahlen haben werde, nunmehr die Hoffnung auf den Sieg aus.

„Liebwerthe Herren", rief er, indem er auf den Feind hinwies, „sind wir auch der Zahl nach nur wenig in Vergleich mit der gewaltigen Macht des Feindes, so laßt uns darum doch nicht muthlos seyn; denn wahrlich, nicht die Menge, sondern Gott verleihet Sieg und Kraft. Wenn Er will, daß der Tag unser sey, so wird der höchste Ruhm dieser Welt uns zu Theil werden. Bleiben wir aber, nun, so habe ich einen edlen Vater und zwei tapfere Brüder, und Ihr habt Jeder von Euch einen Freund, die uns wohl rächen werden. So bitte ich Euch denn, nehmt Euch recht zusammen für den heutigen Tag, und wenn es Gott und dem heiligen Georg gefällt, so werde auch ich meinerseits das thun, was einem tapferen Ritter geziemt."

Chandos und Audley wurden nun, als die tapfersten und erfahrensten Krieger, von dem Prinzen auserwählt, ihm während des Gefechts mit ihrem Rathe beizustehen. Audley meinte aber, daß er seit langer Zeit das Gelübde gethan, in jedem von dem Könige von England oder einem seiner Söhne befehligten Treffen der Erste unter den Kämpfern seyn zu wollen. Gegen einen so ritterlichen Entschluß hatte der ritterliche Befehlshaber nichts einzuwenden, und Audley stellte sich sofort, in Begleitung vier auserlesener Ritter, an die Spitze des Heeres. Nicht weit von ihm entfernt sah man ebenfalls im Vortrabe der Englischen Armee den Sir Eustaz von Ambrecicourt zu Pferde, gleich Audley vor Begier brennend, sich im Gefechte auszuzeichnen.

Das Französische Heer rückte nun im langsamen gemessenen Schritte gegen den Prinzen von Wales heran. Die dreihundert auserwählten, die kräftigsten Rosse reitenten und mit stählernen Rüstungen bedeckten Krieger eröffneten den Marsch unter dem Befehle der Marschälle von Audebam und Clermont, während ein starkes Corps Deutscher Reiter unter den Grafen von Nassau-Saarbrück und Nidau im Schritte herbeikam, um die zur Durchbrechung der feindlichen Schützenlinie bestimmte Abtheilung zu unterstützen. Den aus 16 000 Mann bestehenden rechten Flügel der Französischen Armee befehligte der Herzog von Orleans; eine gleiche Anzahl rückte am linken Flügel unter dem Kommando des Dauphins und seiner beiden Brüder heran, während der König Johann selbst den Nachtrab unter dem Banner der Oriflamme anführte.

Die die Elite bildenden dreihundert Mann erreichten bald den engen Pfad zwischen den Hecken, setzten ihre Pferde in Trab und suchten so schnell als möglich in die eggenförmig aufgestellte Schützenlinie einzudringen, um den Bogenschützen zu entgehen, von denen sie wohl wußten, daß sie an jeder Seite des Hügels aufgepflanzt seyen. Aber in dem Augenblicke, in dem sie zwischen die Reihen gerathen waren, ließen die Englischen Bogenschützen einen solchen Strom von Pfeilen auf sie herabregnen, daß Alles auf ein Mal in Unordnung und Verwirrung gerieth. Die Pferde bäumten und stürzten unter den von Todespfeilen getroffenen Reitern; die Leichname dieser Gefallenen selbst versperrten den Uebrigen den engen Weg, auf dem sie vordringen wollten. Trotzdem gelang es einer bedeutenden Anzahl, diese Hindernisse zu besiegen und sich der vordersten Schützenlinie zu nähern. Aber in diesem Augenblicke wurden sie von Audley empfangen, der sich mit seinen vier Rittern in die dichtesten Reihen der Feinde stürzte und während des ganzen Tages immer allein vorwärts drang, ohne sich an die übrige Heeresmacht zu kehren. Seine erste Waffenthat war die Außerkampfsetzung des Marschalls von Audebam, den er im Handgemenge verwundet zu Boden streckte. Audley selbst gab sich jedoch nicht damit ab, Gefangene zu machen, sondern überließ den Gefallenen einem Anderen und suchte sich immer weiter durch die dichtesten Reihen des Feindes Bahn zu machen, bis er endlich spät am Tage fast vor den Thoren von Poitiers, mit unzähligen Wunden bedeckt im Blute schwimmend, von den vier getreuen Rittern, die ihn während des ganzen Tages nicht verlassen hatten, vom Felde hinweggetragen wurde.

Nicht so glücklich war Sir Eustaz von Ambrecicourt, der, auf die Deutsche Reiterei, welche den Heereshaufen der Marschälle deckte, lossprengend, mit einem Ritter zusammengerieth, der ihm selbst entgegengezogen war, und bevor er noch einen kleinen über denselben erlangten Vortheil benutzen konnte, wurde er bereits von vier anderen Lanzen zu Boden gestreckt und mit Stricken gebunden auf einen feindlichen Bagage-Wagen geschleppt.

Unterdessen setzten die Englischen Schützen ihren Pfeilregen gegen den Heereshaufen der Französischen Marschälle ununterbrochen fort; die Streitrosse wurden mit jedem Augenblicke wilder, und die schwerbewaffneten Engländer drangen durch die in der Schützenlinie vorsätzlich gelassenen Lücken, um den vorgedrungenen Feind zurückzutreiben; der ganze Hohlweg war ein Schauplatz des schrecklichsten Blutbades; die in Unordnung durch die Gebüsche zurückgetriebenen Ueberreste der Elite brachten nur Verwirrung in die nunmehr vorrückende Abtheilung des Dauphins, Herzogs der Normandie. In demselben Augenblick stürzte der Hauptmann von Buch aus dem Versteck, in dem er bisher gelegen, hervor und feuerte auf den linken Flügel des Dauphins, der bereits durch den unordentlichen Rückzug des Heerhaufens der Marschälle in einige Deroute gebracht worden war. Die Verwirrung in der Fronte, das Feuern der Engländer auf die Flanke, die Unmöglichkeit, zu sehen, was eigentlich vorgegangen, und das ausgesprengte Gerücht, daß ein Theil des Heeres bereits geschlagen sey, verbreiteten in den hinteren Reihen der Abtheilung des Dauphins allgemeinen Schrecken, und ganze Schaaren, die noch kein Schwert gegen den Feind gezückt, suchten in aller Eile ihre Rosse und flohen davon. Nunmehr begannen auch die Schützen zu Pferde, die dem Englischen Hauptmanne folgten, ihren Pfeilregen auszuströmen. Das scharfe Auge des John Chandos bemerkte bald eine Lücke in der feindlichen Linie; sogleich wandte er sich zum Schwarzen Prinzen und rief: „Nun, Sire, reitet vorwärts, und der Tag ist Euer! Laßt uns nun rechts auf den König von Frankreich hinzielen; denn hier muß sich das Schicksal des Tages entscheiden."

„Nur vorwärts, John Chandos!" erwiederte der Prinz; „Ihr sollet mich keinen Schritt rückwärts, vielmehr immer vorwärts kommen sehen. Hier, haltet meinen Banner in die Höhe! Im Namen Gottes und des heiligen Georg!"

Nunmehr setzte sich auch der Theil des Englischen Heeres, der bisher den Hügel besetzt gehalten, zu Pferde und drang mit eingelegten Lanzen auf den Feind ein, während der Hauptmann von Buch schleunigst vorrückte, um sich der Hauptmacht anzuschließen. Diesen beiden Abtheilungen standen aber die ganze Deutsche Reiterei, die bereits durch die Flucht schrecklich verdünnte Abtheilung des Dauphins und ein Corps unter dem Connetable von Brienne gegenüber. Der erste Angriff der Engländer war gegen die Deutschen, den wiedergesammelten Heereshaufen der Französischen Marschälle und das von dem Connetable befehligte Corps gerichtet. In einem Augenblicke hatte sich sämmtlicher feindlicher Abtheilungen ein entsetzlicher Schrecken bemächtigt, und mancher tapfere Ritter ward zu Boden gestreckt, um sich nie mehr wieder aufzurichten. Ueberall erklangen die Worte: „Montjoye!" „Heiliger Georg!" „Guyenne!" mitten durch das Krachen zersplitternder

Lanzen, durch das Geräusch der schnaubenden Pferde und das Gerassel des Stahls. Endlich ward das Schicksal des Tages entschieden. Der Herzog von Orleans, Bruder des Königs Johann, war mit einem kraftvollen frischen Corps von 16,000 Mann etwas weiter unten auf der rechten Seite des Hügels aufgepflanzt. Dieses Corps ward plötzlich durch den Anblick der Flüchtigen, die von den hinteren Reihen der Abtheilung des Dauphins ausrissen, von einem panischen Schrecken ergriffen, und 16,000 Soldaten, die während des ganzen Tages noch kein Schwert gegen den Feind gezogen hatten, ergriffen nun zugleich mit ihrem Befehlshaber die Flucht.

Die Deutsche Reiterei wurde nun von allen Seiten durch die Englische gedrängt; der Graf von Nassau-Saarbrück wurde gefangen genommen, und der Rest ward den Hügel hinab in großer Unordnung zurückgetrieben. Durch die Niederlage der Deutschen gewann Sir Eustaz von Ambreticourt seine Freiheit wieder; er schwang sich schnell zu Pferde und schloß sich an seine Landsleute an, die eben im Begriffe standen, die Abtheilung des Dauphins anzugreifen.

Dieser Theil der Französischen Armee war bereits durch den Hauptmann von Buch in die Enge getrieben worden; als nun die Anführer desselben die gänzliche Niederlage der Marschälle und der Deutschen bemerkten und die siegreiche Macht immer mehr vordringen sahen, da ward ihr Muth wegen der Verantwortlichkeit, die ihnen in Bezug auf die drei Prinzen oblag, plötzlich erschüttert. Obwohl frei von aller persönlichen Furcht, waren doch die Grafen von Landas, Baudemay und St. Venant wegen der Kinder des Königs in Unruhe versetzt, und da sie die Schlacht für unwiederbringlich verloren hielten, so eilten sie mit den Prinzen, in Begleitung von achthundert Reitern, vom Schlachtfelde fort, entschlossen, für ihre Person, sobald sie die Königliche Familie in Sicherheit gebracht, zurückzukehren und an der Seite des Königs zu sterben. Aber die Flucht der Prinzen löste vollends die ganze von ihnen befehligte Macht auf; nur eine Anzahl edler Herren blieb noch auf dem Felde umher zerstreut und focht in einzelnen Haufen nebst den unter ihren Bannern gesammelten Anhängern mit dem Feinde.

Die Verständigsten und Erfahrensten unter ihnen zogen sich zu der vom König Johann in Person befehligten Reserve zurück, der nunmehr mit einer der Zahl nach immer noch doppelt so starken Kriegsmacht anrückte, als die, mit der die Engländer die Schlacht begonnen hatten. Indeß scheint es doch Wenigen gelungen zu seyn, ihre vollkommene Vereinigung mit dem Könige zu bewirken, obwohl sie alle fast in derselben Schlachtlinie mit seiner Heeres-Abtheilung aufgestellt waren. Als sonach der Monarch seine Truppen in Bewegung setzte, behauptete der Connetable sich noch immer auf dem linken Flügel, während etwas höher hinauf der Herzog von Bourbon mit einem starken Häuflein von Rittern und Waffenleuten eine bedeutende Fronte gegen die heranrückenden Engländer bildete.

Johann selbst hatte übrigens zwar mit Unwillen wahrgenommen, daß seine Truppen geschlagen und seine Heerführer flüchtig geworden; trotzdem aber ließ er sich dadurch nicht außer Fassung bringen; er zählte vielmehr auf die Uebermacht, die ihm noch jetzt zu Gebote stand, so wie auf die Zahl der tapferen Ritter, die um ihn waren, und endlich auf seine eigene unerschütterliche Tapferkeit.

„Setzt ab! Setzt ab!" rief er, als er das Englische Heer auf das Französische losstürzen sah, und indem er selber vom Pferde sprang, ließ er alle seine Leute absitzen und mit eingelegten Lanzen auf die Englischen Krieger eindringen. Mit der Streitaxt in der Hand schritt er unter dem Banner der Oriflamme vor, feuerte seine Krieger an und sammelte sie da, wo sie bereits zu schwanken begannen.

Aber von der anderen Seite rückte die Fahne Eduard's immer weiter vor; die schwarze Waffenrüstung des jungen Befehlshabers*) ward an der Spitze der ins Gefecht von neuem vordringenden Ritter von England gesehen. Die Pfeile der Bogenschützen schlummerten keineswegs in ihren Köchern, und bevor die Linien sich schlossen, wurden die Reihen der Franzosen noch einmal durch die Flucht gelichtet. Nun kam es erst recht eigentlich zum Handgemenge, wo Mann gegen Mann und Ritter gegen Ritter focht, und wo Jeder Gelegenheit hatte, seine eigene persönliche Tapferkeit an den Tag zu legen. Der König von Frankreich selbst focht zu Fuß und verrichtete Thaten des Muthes, die ihm zwanzig Schlachten hätten gewinnen können, wenn Muth allein dazu hinreichend wäre. Aber der Schwarze Prinz stürmte immer weiter auf die dichtesten Reihen des Feindes los, und so mild und gutmüthig er sich auch im Frieden zeigte, erschien er doch hier, um uns der Worte Froissart's zu bedienen, wie ein junger Löwe, grausam und wild in der Mitte des allgemeinen schrecklichen Blutbades. Während die Herzöge von Bourbon und Athen, die Herren von Landas, Argenton, Chauvency, Joinville, Jobann von Saintré und andere Unzählige von Seiten der Franzosen blieben, rückten die Grafen von Warwick und Suffolk, der Hauptmann von Buch, die Herren von Mucidau, Pomiers, Langapran, De Tarse und Soultitch de l'Estrade, nebst Audley, Chandos, Burgersh und viele Andere von Seiten Englands immer siegreich vor. Die Franzosen wurden Schritt für Schritt zurückgetrieben; ihre Streitkräfte hatten sich in einzelne von einander geschiedene Haufen aufgelöst. Ein Ritter nach dem anderen fiel in der Nähe des Königs; Johann selbst gelang es trotz seiner fast unglaublichen Tapferkeit nicht mehr, die Ordnung zu erhalten und sich auf seinem Standpunkt zu behaupten; aber selbst bis zu den Thoren von Poitiers zurückgetrieben, die sich bereits vor ihm geschlossen hatten, widerstand er noch lange, nachdem bereits alle Aussicht auf Sieg verschwunden war. Schon war de Ribeaumont an seiner Seite gefallen, aber Geoffroy de Charny, einer der Berühmtesten im ganzen Heere, der die Oriflamme trug, hatte seinen Souverain nicht verlassen, und so lange die heilige Fahne über seinem Haupt wehte, wollte König Johann nicht glauben, daß der Tag für ihn verloren sey. Endlich aber bahnten sich die Englischen Ritter mit Gewalt einen Weg nach dieser Stelle; Geoffroy de Charny erlag, die Oriflamme schwankte und sank. Mit ihr sank auch die Hoffnung Johann's. Aber noch jetzt, auf allen Seiten von Feinden umgeben, die vor Begier, ihn zum Gefangenen zu machen, brannten, lichtete er mit seiner Streitaxt den Kreis rings um sich und seinen kleinen Sohn, und obgleich Alle ihn lebendig einzufangen bemüht waren, wäre er doch beinahe ein Opfer seines hartnäckigen Widerstandes geworden, bis zuletzt ein gigantischer Ritter von Artois, der aus Frankreich verbannt und in Englische Dienste getreten war, auf den Königlichen Helden losstürzte und ihm auf Französisch zurief: „Ergebt Euch, Sire, ergebt Euch!" — „Wem soll ich mich ergeben?" erwiederte der König in derselben Sprache. „Wo ist mein Vetter von Wales? Wenn ich ihn sähe, so wollte ich ihn sprechen." — „Er ist nicht hier", versetzte Morbec; „aber ergebt Euch mir, und ich will Euch zu ihm in Sicherheit geleiten." — „Und wer seyd Ihr?" fragte hierauf Johann. — „Ich bin Denys von Morbec", antwortete Jener, „ein armer Ritter von Artois, aber jetzt als ein Verbannter meines Vaterlandes in Englischen Diensten." — „Nun", sprach der König; „ich ergebe mich Euch"; und sofort warf er ihm als Zeichen der Uebergabe seinen Handschuh zu.

Unterdessen begannen die Banner und Fahnen, die bisher das ganze Feld bedeckt, allmälig zu verschwinden; man sah bald nichts als Todte und Sterbende, Haufen von Flüchtlingen und Gruppen von Gefangenen. Auf den Rath Chandos' ließ nun Eduard Halt machen und pflanzte das Siegespanier auf eine von zerstreuten Gebüschen und Steinen bekränzte Anhöhe auf, die seinen dem Feinde noch immer nachsetzenden Truppen zum Sammelplatz dienen sollte. Er selber stieg, von dem Tageskampfe ermüdet, vom Pferde und nahm seinen Helm ab; hierauf ward ein kleines Zelt aufgeschlagen und Wein aus dem größeren Lager geholt, den der Schwarze Prinz mit einer kleinen Schaar von Rittern leerte, während die Trompeten zum Rückmarsche bliesen.

Unter den Ersten, die der Trompetenschall zurückrief, befanden sich die beiden Marschälle des Englischen Heeres, die Grafen von Warwick und Suffolk; der Prinz fragte sie sogleich nach dem König von Frankreich, um dessen Leben er aufrichtig besorgt war. Da man ihm erwiederte, daß der König entweder gefangen oder auf dem Felde geblieben seyn müsse, schickte er sofort den Grafen von Warwick und Reginald Lord Cobham ab, um ihn, wenn er noch am Leben wäre, aufzusuchen und in Schutz zu nehmen. Diese brachen sogleich auf und bemerkten bald eine dichte Masse von Englischen Kriegern, die unter sich in Zwist gerathen schienen; als sie näher kamen, fanden sie, daß der Gegenstand des Streites der unglückliche König von Frankreich sey, der den Händen Morbec's entrissen worden war und den nun ein Jeder als seinen eigenen Gefangenen angesehen wissen wollte. Aber der Marschall bahnte sich sofort den Weg durch das Gedränge, und vermittelst der ihm zustehenden Gewalt gelang es ihm, den König, dessen Leben, bei dem wilden Getümmel um seine Person, sichtbar in Gefahr schwebte, zu retten. Der Graf von Warwick und Lord Cobham stiegen von ihren Pferden und begrüßten ehrfurchtsvoll den gefangenen Monarchen. Sie trieben die Menge zurück und führten den König sogleich zu dem Prinzen von Wales, der seinen gefangenen Gegner mit rührender Aufmerksamkeit und Achtung empfing. Er beugte sogar das Knie vor dem Könige und reichte ihm mit eigener Hand den Becher zum Trinken dar. In dem kühnen Feldherrn und Sieger von Poitiers schlug ein Herz, das die Majestät seines gefallenen Feindes fühlte und ehrte."

*) Diese Rüstung, die er gewöhnlich trug, war es, die dem Prinzen von Wales den Beinamen, der Schwarze Prinz, verschafft hatte.

Mannigfaltiges.

— Englischer Bijou-Almanach. Auch in diesem Jahre ist diese Nachahmung des bekannten Deutschen Liliput-Taschenbüchleins wieder erschienen. Es ist der Königin von England, deren Bildniß es bringt, gewidmet und enthält außerdem noch die Bildnisse Coleridge's, Cooper's, Goethe's, von Raumer's, Mistreß Somerville's und Madame Malibran's. Die Herausgeberin, Miß Landon, hat wiederum die Bildnisse mit kleinen erklärenden Gedichten begleitet, von denen das zu Friedrich v. Raumer's Portrait folgendermaßen lautet:

He has recalled the past as still
The present should the past recall;
With careful patience seeking truths,
And asking lessons from them all.

'Tis the historian's part to weigh
The glories of a former hour;
His are the trophies that outlast
The storied arch, the lofty tower.

We mark the progress of the mind —
How changed to what it was of yore!
And every point of knowledge gained
Seems an encouragement for more!

Wir versuchen davon folgende Uebersetzung:

Er rief uns die Vergangenheit zurück,
Wie stets die Gegenwart es sollte;
Die Lehren der Geschichte gab er treu,
Und Wahrheit ist es, was er wollte.

Wohl kömmt es auch dem strengen Forscher zu,
Dem Ruhm die Waage hinzuhalten;
Das stolze Denkmal, das die Macht sich baut,
Sein ist's, er darf darüber schalten.

Wie schön ist's doch, den edeln Menschengeist
In seinem Fortschritt zu erkennen!
Groß ist die Wissenschaft, doch dürfen wir
Noch größer ihre Zukunft nennen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 5. Berlin, Mittwoch den 11. Januar 1837.

Frankreich.

Guizot über die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und ihre Wirkungen.

(Aus seiner Antritts-Rede in der Französischen Akademie.)

Ein großes Jahrhundert, ein Jahrhundert, welches die Welt erobert hat, ist kaum vorüber; ein großer Philosoph, der Letzte von einer Generation großer Philosophen*), ist kaum zu Grabe gegangen, und ich soll schon meine Gedanken über diese gewaltige Epoche und ihren würdigen Repräsentanten aussprechen! Geziemt es Söhnen, über ihren Vater zu urtheilen? Das achtzehnte Jahrhundert hat uns zu dem gemacht, was wir sind. Ideen, Sitten, Institutionen haben wir von ihm; wir sind ihm kindliche Liebe schuldig, und ich für mein Theil felle ihm dies Gefühl. Möge es meine Worte durchdringen, möge es sich darin offenbaren, selbst in den freisten! Sind unsere Worte frei, wem verdanken wir es? Das achtzehnte Jahrhundert hat unsere Freiheit geschaffen. In diesen Mauern und außerhalb derselben, überall giebt jeder Gedanke, der sich ungehemmt entfaltet, jede Stimme, die sich ungehindert erhebt, Zeugniß von dem Ruhm des achtzehnten Jahrhunderts und seiner Wohlfahrt. Montesquieu, Voltaire, Rousseau, mächtige Geister, unsterbliche Namen, wir sind frei, so wie Ihr uns gewollt; wir werden es auch gegen Euch seyn; aber unsere Freiheit ist die würdigste Huldigung für Euch, und unsere Dankbarkeit gegen Euch wird mit der Unabhängigkeit unseres Urtheils steigen.

Es kam ein Augenblick im Lauf dieser großen Epoche, der ihr gewaltiges Geschick zu Tage förderte. Montesquieu gab den „Geist der Gesetze" heraus und vertheidigte ihn mit der etwas stolzen Ruhe des über den Kampf getäuschten und des Sieges sicheren Genies**). Rousseau erhob sich plötzlich aus seinem stürmischen Dunkel und legte die Axt an die Wurzeln derselben gesellschaftlichen Institutionen, die Montesquieu am Abend vorher noch mit Ehrfurcht prüfte***). Voltaire lieh im Glanz seiner Zurückgezogenheit, wo ihn der Unwille und die Freundschaft der Könige nicht erreichen konnten, alle Völker, alle Gewalten, alle Glaubensmeinungen, alle Thatsachen, die ganze Welt mit ihrer Geschichte vor sich erscheinen, richtete über sie, verurtheilte sie spielend, und selbst die, welche von seinen Streichen getroffen wurden, bewunderten ihn und streuten ihm Weihrauch†). Buffon befragte unseren Erdball, ohne sich an geheiligte Ueberlieferungen zu kehren, über die Geheimnisse seines Ursprungs und seiner Umwälzungen††). Condillac und Helvetius fanden nichts Geheimnißvolles mehr in dem menschlichen Geiste; nach ihrer Ansicht gelangt man durch eine sichere Methode zu allen seinen Gesetzen und kann sie auf ein einfaches Prinzip zurückführen†††). Und während der Mensch, die Gesellschaft und die Natur so nach allen Richtungen hin mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit durchforscht und behandelt wurden, gab Diderot das noch kühnere Versprechen, alle Schätze der menschlichen Wissenschaft in ein einziges Werk zu sammeln und sie dem Publikum zum alltäglichen Gebrauch zu überliefern††††).

Zehn Jahre genügten zu so viel Arbeiten, zu so viel Siegen. Mitten in diesen entscheidenden Jahren, am Zenith des achtzehnten Jahrhunderts, erblickte Herr von Tracy das Licht der Welt. Die Philosophie schien nicht sein Beruf, die Philosophen nicht die ihm angemessene Gesellschaft. Er war in einer ganz militairischen Familie geboren, seinen Vater hatte man zweimal für todt auf dem Schlachtfelde gelassen, und der Thurm des alten Herrenhauses trug an seinen Zinnen die verdiente Inschrift: „Gar wohl erworben." Die kriegerische Laufbahn sollte auch die seinige werden und wurde es in der That. Aber die Zeit war nicht mehr, wo die Verschiedenheit des Berufs die Menschen streng sonderte, wo der Geist sich in die Gränzen seines Standes einschloß. Gleich dem Tageslicht drang und verbreitete sich das damals über der Welt aufsteigende Licht überallhin, glänzend und unwiderstehlich. Die Provinzen wie Paris, der Hof wie die Stadt, die Armee wie die Nation, die Schlösser wie die Städte, der Müßiggänger in den Salons, der Geschäftsmann in seinem Kabinet, der Krieger bei seinem Regiment, der Geistliche auf seiner Kanzel, der Richter unter seiner Toga, sie alle empfanden die Macht dieser Neuerungen, die so herrliche Aussichten eröffneten und eben so sehr die edelsten Leidenschaften des Gemüths wie die ausschweifendsten Triebe des menschlichen Egoismus weckten.

Wie hätte man ihnen widerstehen sollen? Nicht dadurch allein, daß sie sich an die Vernunft wandte, und nicht durch das kalte Wort der Bücher übte und breitete die Philosophie ihre Herrschaft aus. Sie bemächtigte sich der Gesellschaft selbst, beherrschte deren Gewalten, suspendirte ihre Gesetze und führte in die Verhältnisse der Menschen eine Freiheit, Mannigfaltigkeit und Bewegung ein, die man noch nie gekannt hatte. Jahrhunderte lang war das Schicksal der Philosophen, der freien Denker rauh, ja, oft schmerzlich gewesen; jetzt wurde es leicht und glänzend. Sie strebten nicht etwa in arbeitsamer Zurückgezogenheit bloß nach den beiden Freuden des Gedankens, nein, sie kosteten in der Welt alle Annehmlichkeiten des Lebens. Niemals hatten sich so sanfte Sitten mit so lebhaften Streitigkeiten vereinigt; niemals so viel Feuereifer in den Geistern mit so viel Sicherheit der Existenzen, ein so hoher Schwung der Seelen mit solchem Sichgehenlassen in den Handlungen. Allgemeine Begeisterung und Allen gemeinsame Ungebundenheit, voll Reiz für Alle; wie wenn gegen das Ende eines Festes alle Anwesenden, aufgeregt und fortgerissen, sich umarmen, in einander aufgehen und sich mit gleicher Sorglosigkeit zusammen gleichem Taumel hingeben.

Und es waren nicht mehr die schamlosen Ergötzungen, die wilden Ausschweifungen, welche die ersten Jahre des Jahrhunderts bezeichnet hatten. Edle und reine Freuden gefüllten sich zu den gewöhnlichen Genüssen, erhabene Hoffnungen zur Befriedigung der literarischen und weltlichen Eitelkeit. Im Schoß dieser leichten Sitten wurden die ehrenwerthesten und schönsten Gesinnungen wiedergeboren und thaten sich mit Wohlgefallen hervor. Diese Philosophie, die ihren Schülern so reichlich Vergnügen und Ruhm spendete, versprach sich für alle Menschen Freiheit und Glückseligkeit!

Allerdings war es eine mächtige Aufregung, als der große Tag kam, als im Namen Frankreichs, im Schoß von Paris die konstituirende Versammlung den Auftrag empfing, alle Verheißungen der Philosophie zu erfüllen und jeden Ehrgeiz der Menschheit zu befriedigen! Welcher Enthusiasmus! Welcher unerhörte Verein der ernstesten Arbeiten und der berauschendsten Vergnügungen! Die wirkliche, unmittelbare, praktische Herrschaft, plötzlich auf diese Geister übergehend, die noch eben erst in die Kritik und Speculation versenkt waren; der Stolz der Wissenschaft und der Stolz der Macht vereinigt und triumphirend; der Gedanke und Wille des Menschen von jedem Zügel frei, ja, unumschränkt und despotisch herrschend, und Alles nicht nur den Blicken, sondern auch den Händen der Menschen preisgegeben! Und jene ungestümen Eroberer, jene ephemeren Schöpfer, ihr Werk unter den Augen, unter dem Beifallszuruf der kultivirtesten Gesellschaft und der erregbarsten Menge verfolgend, die eine wie die andere gleich begierig nach Eindrücken und Erfolgen, gleich bereitet, sich in Dankbarkeit oder in Zorn, in Bewunderung oder in Schmähungen zu ergießen! Ward jemals der Welt ein so gewaltiges, ein so hinreißendes Schauspiel dargeboten? Wo finden sich noch Scenen, die den Geist und die Leidenschaften der Mitspielenden in so hohem Grade aufregen mußten?

Herr von Tracy war einer dieser Mitspielenden, und zwar einer der ernstesten und aufrichtigsten. Er hatte bis dahin seinen festen, thätigen und strengen Sinn auf kein besonderes Studium gerichtet. Der Zauber jenes gesellschaftlichen Lebens, das durch die Bewegung in den Gemüthern eben so lockend war, wie durch die Anmuth seiner Verhältnisse, hatte seiner mehr aufgeregten als beschäftigten Jugend genügt. Aber Keiner hatte die Luft seiner Zeit so tief eingeathmet; Keiner ihre Ideen und Hoffnungen mit größerer Liebe zur Wahrheit, mit größerer Achtung für ihre Rechte, mit größerem Vertrauen in ihrer Herrschaft in sich aufgenommen. Jeden Eigennutz fremd, von jedem persönlichen Ehrgeiz frei, kam er in die konstituirende Versammlung, einzig und allein von dem Wunsch durchdrungen, die so lange zum Vortheil einiger Wenigen durch Gewalt und Zufall beherrschte Gesellschaft nach Vernunft und Gerechtigkeit und zum Wohl Aller zu ordnen. So dachte derjenige Theil des Französischen Adels, dem Herr von Tracy angehörte, und der die Reformen eifrigst verfocht, ohne daß er etwas davon zu erwarten hatte. Wahrhaft freisinnige Geister, wahrhaft edle Herzen, denen die

*) Destutt de Tracy, an dessen Stelle Herr Guizot zum Mitgliede der Akademie gewählt worden, und dem er daher, dem Gebrauch gemäß, eine Gedächtnißrede zu halten hat.

**) Der „Geist der Gesetze" erschien im Jahre 1748 und die „Vertheidigung des Geistes der Gesetze" im Jahre 1750. Montesquieu starb 1755.

***) Die „Abhandlung über den Einfluß von Wissenschaft und Literatur" ist aus dem Jahre 1750, die „Abhandlung über die Ungleichheit der Stände" aus dem Jahre 1754.

†) Die erste von Voltaire selbst publizirte Ausgabe des „Versuch über Sitten und Geist der Nationen" ist aus dem Jahre 1757. Voltaire zog sich im Jahre 1758 auf seinen Landsitz „Délices" und im Jahre 1758 nach Ferney zurück.

††) Die ersten Bände der „Naturgeschichte" erschienen im Jahre 1749.

†††) Condillac's „Versuch über den Ursprung des menschlichen Wissens" erschien 1746, die „Abhandlung über die Empfindungen" 1754 und das Buch „über den Geist" von Helvetius im Jahre 1758.

††††) Die beiden ersten Bände der „Encyklopädie" erschienen 1751.

Liebe zur Menschheit über Alles ging, und die, wenn sie dem Irrthum nicht immer entgingen, sich wenigstens nicht ohne eigene Aufopferung irrten!

Wer mißt den Schmerz, den sie empfanden, als sie nach so vielen herrlichen Arbeiten, die fast eben so schnell ausgeführt als unternommen wurden und die einen neuen gesellschaftlichen Zustand begründeten, ihr Werk gewaltsam aufgehalten, entstellt und nahe daran sahen, aufs schrecklichste und unerwarteste zu scheitern und in den Abgrund zu versinken! Mitten in dem allgemeinen Rausch plötzlich eine gänzliche Umkehrung; neben jenen glänzenden Versprechungen alles Glück zerstört, alle Rechte verletzt; der Unsinn unter Anrufung der Vernunft proklamirt; die Freiheit der Tyrannei als Fahne dienend; die Schaffotte haufenweise errichtet, in Permanenz, im Namen der Menschheit; die Barbarei den Triumphwagen der Civilisation besteigend; das Fest eines großen Volks mit einem Mal unterbrochen, zerstoben, dem gewaltsamen Tode, dem Leichenbegängniß einer alten und lange Zeit ruhmvollen Gesellschaft den Platz räumend! — Ach, wir sind, jetzt im Schoße unseres ruhigen und glücklichen Frankreichs, von diesen schrecklichen Tagen schon so fern, daß wir uns nur eine schwache Vorstellung von dem bitteren Gefühl und Entsetzen machen können, welches bei diesem Anblick und solchen Verheerungen gegenüber die edlen Geister ergriff, die noch am Morgen den Aufgang der schönsten Sonne mit Entzücken begrüßt hatten. Wenn dem Herzen des Menschen nichts so theuer ist, als die reinen und fruchtbaren Ueberzeugungen, in denen er das ganze Menschengeschlecht, die ganze Zukunft umfaßt, die ihn mit uneigennütziger Wonne erfüllen, sein Leben verschönern und sein Denken verherrlichen, so ist es gewiß die bärteste Prüfung für den Muth des Philosophen, die empfindlichste Lehre für seinen Stolz, sich plötzlich darin getäuscht und Glauben wie Hoffnung wanken zu sehen.

Ins Gefängniß geworfen, täglich, ja stündlich irgend einen geliebten Gefährten seiner ehemaligen Hoffnungen und jetzigen Leiden vor seinen Augen zum Tode abführen sehend und nahe daran, unter dieser Last zu erliegen, versenkte sich Herr von Tracy, um sie abzuschütteln, um die Welt zu vergessen, in das Studium des Menschen, dieses erhabene Studium, welches die Seele ganz und gar einnimmt, sie aufrichtet, wenn Alles sie niederschlägt, sie beruhigt, wenn Alles sie erschöpft, und sie in den heiteren Regionen einbürgert, wohin nur das Licht dringt. Die schönen Tage der konstituirenden Versammlung hatten Herrn von Tracy als Freund der Philosophie gesehen; die finsteren Tage des Schreckens machten ihn zum Philosophen selbst.

Im Schoß des aufblühenden Instituts, damit auch die Philosophie, so wie alles Herrlichste der menschlichen Einsicht, an dessen Wiege ihren Platz hätte, förderte Herr von Tracy seine ersten philosophischen Betrachtungen ans Licht. Hier las er seine Abhandlungen vor, dieser eben so gebildete als schlichte, eben so geschmeidige als feste Geist, der, die Wahrheit suchend, an sie glaubte, wie Columbus an die Neue Welt, und der, so wie er sie erblickte, gleich darauf hinwies und „Land, Land!“ rief, damit Aller Anstrengungen sich den seinigen anschlössen und die Menschen in Besitz eines gemeinsamen Schatzes brächten. Die berühmtesten Trümmer des achtzehnten Jahrhunderts, seine Metaphysiker, seine Staatsräthe, seine Moralisten, seine Geschichtschreiber, seine Politiker: Raynal, Sieyes, Volney, Garat, Cabanis, Gaillard, saßen damals, wie Leidensgefährten, die einem großen Unglück entgangen, im Institut bei einander; sie genossen hier zusammen Sicherheit, Freiheit, Muße zu ihren Studien und alle die Güter des gesellschaftlichen Lebens, in deren Besitz sie eben erst so grausam gestört worden waren. In Herrn von Tracy's Ideen fanden sie das treue Bild, die gelehrte Begründung der Philosophie wieder, die sie in ihren schöneren Tagen, in den Tagen der Jugend und Hoffnung, erleuchtet und geleitet hatte. Sie erschien von neuem unter ihnen; Einer aus ihrer Mitte, Herr von Tracy, hatte sie aus dem Schiffbruch gerettet und gab sie den Menschen zurück, die durch ihre eigene Thorheit fast um sie und all die Güter gekommen wären, die sie ihnen verheißen hatte.

(Schluß folgt.)

Cajotte.

(Schluß.)

Als ich mich mit Herrn Labrousse wieder allein sah und der alte Mann mir zärtlich und herzlich die Hand drückte, um mich durch ein solches Liebeszeichen aus meiner Bestürzung aufzurichten und über das Unerklärliche zu trösten, erkundigte ich mich bei ihm: „Was ist es denn mit dieser Madame Lebrun, wie kommt die Frau dazu, daß an ihrem Namen mein Glückstraum zerstiebt? Wenn ich recht gehört habe, so äußerten Sie sich ja eben selbst, die Frau hätte gar nichts mit Ihren Familien-Angelegenheiten zu theilen. Kennen Sie sie denn genau?“

„Madame Lebrun“ — der gute Alte faßte meine Frage eilig auf und war offenbar froh, ein Gespräch aufs Tapet zu bringen, um mich für den Augenblick meine Traurigkeit vergessen zu machen — „Madame Lebrun, ja meiner Treu, wenn ich Dir genau sagen wollte, wer sie ist, da wäre ich in großer Verlegenheit. Weißt Du, wann und wo ich sie zum ersten Male gesehen habe? Das sind jetzt mehr als 34 Jahre her, als man Anno 1706 die berühmte Mademoiselle de l'Enclos begrub. Damals sah sie wahrhaftig schon ganz so alt aus, wie heute. Sie kam zu jener Zeit von weiten Reisen zurück; reich war sie in der Fremde nicht geworden. Die Leute erzählten, sie hätte einen Anspruch auf ein Vermächtniß einer Verwandten oder einer Freundin — was weiß ich — gehabt, die gerade damals kurz vorher gestorben war; es hieß, sie wäre just um einen Tag zu spät gekommen, so daß ihrer im Testamente nicht gedacht wurde. Ich hab' mich um das Gerede niemals viel bekümmert. Ich weiß auch gar nicht, wie sie damals hieß, oder vielmehr, wie sie zu heißen vorgab; denn so viel ist gewiß, über ihrem früheren Leben ruht ein Geheimniß, an dessen Bewahrung ihr außerordentlich viel gelegen ist. Wie gesagt, sie war damals schon sehr alt, aber sie hat doch noch einmal geheirathet, offenbar nur der Form wegen, damit sie einen Rang und Stand in der Gesellschaft bekäme. Sie nahm einen gewissen Lebrun aus der Franche-Comté, einen Mann, der allerhand Finanz-Geschäfte betrieb, und der vermuthlich auch ihre Angelegenheiten wieder in Ordnung gebracht hat. Ueberdies, wenn man so alt wird, wie die Frau, fällt einem wohl hier und da manches schöne Stückchen Erbschaft zu. Wie Manchen hat die Frau nicht begraben sehen! Wie viele Geschlechter, Väter, Kinder, Enkel sind an ihr vorübergegangen, und sie lebt noch auf Erden. Seit damals hatte ich nichts wieder von ihr gehört, bis sie vor etlichen Jahren hier im Hause einzog; ihr Mann war schon längst gestorben. Ich glaube, sie hat gegenwärtig außer uns gar keine Bekanntschaft mehr, meine Frau aber und meine Tochter unterhalten sich gern mit ihr und lassen sich von ihr erzählen. Denn Du kannst Dir denken, was die Alte für merkwürdige und wunderbare Geschichten weiß. Sie hat in ihren Tagen viel Geist gehabt und eine gute Erziehung genossen, hat viel erlebt, gesehen und im Gedächtniß behalten. Was ich aber mit Wahrheit sagen kann, sie ist eine sehr würdige und moralische Person, fromm, wohlthätig, wohlwollend gegen Jedermann, und bezahlt ihre Miethe jedesmal ganz pünktlich. Kurz, ich hätte ihr gar nichts vorzuwerfen, wenn es mich nicht leider bedünken wollte, daß sie meiner armen Angelika das Köpfchen verrückt und ihr allerhand kindische Träumereien beigebracht hat; denn alte Leute werden selbst zu Kindern. Dies, mein lieber Jacques, ist wirklich Alles, was ich Dir von Madame Lebrun's Geschichte zu sagen weiß, wenn ich sie nämlich von der natürlichen Seite betrachte.“

Dieser Zusatz machte meine Neugier aufs neue rege: „Von der natürlichen Seite“, fragte ich, „was hat sie denn noch für eine Seite?“

Herr Labrousse sah mich mit bedenklicher Miene an: „Ich traue mir kaum zu, Dir ein Wort davon zu sagen. Ich fürchte beinahe, Du wirst die gute Meinung von meinem Verstande verlieren, wenn Du denken könntest, daß ich von solchen Thorheiten etwas hatte. Ich will sie Dir erzählen, nimm sie für das, was sie sind.“

„Die Leute vom Volke reden sich immer ein, sehr alt gewordene Personen müßten nicht allein eine große Erfahrung von der Vergangenheit besitzen, sondern auch die Zukunft mehr oder minder klar vorhersehen. Der alten Madame Lebrun vollends haben sie die allerwunderlichsten Geschichten angedichtet. Man hält sie für eine Art von ewigen Juden weiblichen Geschlechts und glaubt, daß sie sich jetzt hier ausruht. Es sollte mich gar nicht wundern, wenn von den Abenteuern, die man ihr nacherzählt, eines und das andere schon in Troyes gedruckt wäre. Beim Volke heißt sie gewöhnlich die Fee von Elfenbein, von der sonderbaren Farbe und Beschaffenheit ihrer Haut, woran das Alter schuld ist und wovon man sich wirklich gar keine Vorstellung machen kann, wenn man's nicht sieht. Manche aber nennen sie immer die Prinzessin von Aegyptenland; mancher Andere meint, sie wäre eine abgesetzte Königin von China oder Japan. Da sie von vornehmen Herren, von Königen und Prinzen, die vor Zeiten gelebt haben, als von guten Bekannten spricht, so reden sich Manche steif und fest ein, sie sey ehemals Königin von Frankreich gewesen; noch Andere schwören fest darauf, sie sey Niemand anders, als die unglückliche Maria Stuart, sie sey nicht enthauptet worden, sondern eine treue Kammerfrau hätte zu Fotheringhay statt ihrer das Haupt auf den Block gelegt. Alle aber behaupten einstimmig, daß sie eine Prophetin sey. Ja, das ist noch das Geringste, was man ihr nachrühmt. Sie ist nichts weniger als reich, aber sie kleidet sich noch immer auf altmodische Weise elegant und kostbar; sie besitzt einige Kleinodien und Diamanten, die sie aus den Trümmern früherer Herrlichkeit gerettet haben mag, und sie theilt reichliche Almosen aus, worin allerdings ihre größte Ausgabe besteht. Das reicht für Viele hin, zu behaupten, sie besitze den Stein der Weisen. Es scheint mir beinahe, sie findet Vergnügen an dem, was die Leute Wunderliches von ihr denken, und verliert sich absichtlich auf Sonderbarkeiten in der Sprache, in den Manieren und in der Lebensweise, um sie in dem Wahne zu bestärken. Z. B. will ich Dir nur eines anführen, weil wir nicht gar zu weit von der Zeit entfernt sind, wo es wieder eintreffen wird. Ich habe Dir kurz vorher gesagt, Madame Lebrun gebe, uns ausgenommen, mit keiner anderen Gesellschaft um: aber sonderbarer Weise, jedesmal, wie das neue Jahr kommt, entfernt sie sich und bleibt einen ganzen Monat weg; wo sie während der ganzen Zeit hinkommt, das weiß kein Mensch. Zum Neujahrsmorgen versäumt sie nie, den Mädchen Geschenke zu machen, seltsame alte Kleinodien, die sie, Gott weiß wo und vor wie vielen Jahren, in der Fremde aufgelesen hat. So wie es den ersten Januar des Abends zehn Uhr schlägt, geht sie die Treppe hinunter und hinter ihr eine Art Kammerfrau, die beinahe eben so steinalt ist, wie ihre Gebieterin, und aus der Niemand ein einziges Wort herausbekommt; die trippelt hinterher mit einem großen verhüllten Korbe, in welchem vielleicht Lebensmittel sind. Am ersten Februar zur selben Abendstunde kommt sie wieder zum Hause herein und die Treppe herauf, und dann sieht sie viel jünger, viel wohler aus und trippelt noch einmal so behende, als sie fortging. Die Portiers und die Dienstboten, die allerwegen und zu allen Zeiten ein neugieriges und geschwätziges Volk sind, haben sich mehrmals, trotz meines ausdrücklichen Verbotes, zum Geschäfte gemacht, ihr nachzuspüren, sind aber darum nicht klüger aus der Sache geworden. Denn immer, so wie sie um die nächste Ecke war, hat kein Auge sie mehr gesehen. Du kannst Dir denken, was die Leute darüber zusammenfaseln.“

Ich hatte ihm mit Begier zugehört und glaubte, in meinem Leben keine wunderbarere Geschichte vernommen zu haben. Je mehr ich darüber nachdachte, desto deutlicher verspürte ich, wie eine ganz neue Folge von Ahnungen und Vorstellungen sich vor meinem innern Geistesauge erschloß.

Herr Labrousse, der mein Stillschweigen anders auslegte, fuhr fort zu sprechen: „Eines wundert mich nur, wie hat meine kluge, verständige Angelika sich von dergleichen Einbildungen und Mährchen dergestalt

übermannen lassen, daß sie in ernstlichen Dingen solch eine Wichtigkeit darauf legt?"

„Nein, mein lieber väterlicher Freund, ich will lieber mich und uns Alle der Narrheit und Leichtgläubigkeit, als Angelikan einer solchen Geisteszerrüttung zeihen. Wer bürgt uns dafür, ob die Hindernisse, vor welchen sie im Geiste erschrickt, wirklich nur Wahnbilder sind, ob nicht vielleicht etwas mehr? Wenn Gott das Leben seiner Geschöpfe auf Erden so weit hinaus verlängert, wenn der irdische Leib immer tiefer und hülfloser in seine Schwäche und sein Nichts versinkt, vielleicht gewährt der Schöpfer alsdann der Seele, als Ersatz gleichsam für die längere Einkerkerung, einen Vorgeschmack ihres künftigen Lebens, ein ahnendes Vorgefühl ihrer Zukunft. Vielleicht wird ihr ein Theil des unermeßlichen Schatzes, des Wissens vom Guten und Bösen, im Voraus mitgetheilt, wenn sie auch erst jenseits in den Vollgenuß ihres Antheils treten kann. Was ist nicht Alles möglich? Wenn sich nun wirklich ein schweres, ein trübes Verhängniß an mein Dasein knüpfte, wenn der Geist jener alten Frau, seiner irdischen Bande schon zum größten Theile entledigt, jenes Verhängniß in Offenbarungen des inneren Sinnes geschaut, wenn die geheimnißvolle greise Freundin Angelika's mit einem Bewußtsein, welches mir nicht gegeben ist, in den unveränderlichen Beschlüssen der Versehung gelesen und daraus die warnende Ahnung geschöpft hätte, die meinem Geist, weil er sie unter keinem deutlichen Bilde erfassen kann, mit Bangigkeit erfüllt! — Vielleicht hat Madame Lebrun, seitdem ich Euer Hausgenosse geworden, meinen Namen aus Eurem Munde nennen hören, und er hat vor ihren Ohren, vor ihrer ahnenden inneren Seele wie die Kunde von einem traurigen Ereigniß geklungen. Fürwahr, ich selbst, wie oft habe ich selbst mich unwillkürlich in die Vorstellung versenkt, daß der unerforschliche Wille Gottes mein Leben für ein blutiges Ende ausspare."

„Freund, bist Du bei Sinnen?" unterbrach mich Herr Labreuffe und sah mich dabei starr an. „Diese kleine Widerwärtigkeit, die wir hoffentlich leicht überwinden werden, hat doch nicht etwa Deinen Verstand aus dem rechten Geleise gebracht? — Nimm Dich zusammen, Freund Jacques, sey guten Muthes und wohl auf!"

In der That, die Worte, die ich zu ihm gesprochen hatte, entsprangen aus einer Reihe von unbestimmten, traumhaften Vorstellungen und Empfindungen, wofür kein Anfang und kein Ende im Denken nachzuweisen; phantastische Geister ergehen sich darin, aber der gute Alte war mit seinen Vorstellungen in solchem Gebiete stockfremd. Ja ich selbst war mir eigentlich neu; es war das erste Mal, daß ich die Gewalt einer solchen Ahnung über mich ergehen ließ; zu jenen Worten hatte es mich von innen heraus, ohne Zuthun meines Willens, getrieben; nicht meine Seele mit ihren gewöhnlichen Kräften hatte gesprochen, sondern die Stimme einer mir unbekannten geheimnißvollen Geistesmacht war in mir ertönt. Solcher Art war mein Zustand, daß ich mich ernstlich fragte, ob meine Vernunft auch ihrer selbst noch mächtig wäre.

Nach Verlauf etlicher Tage jedoch gab meine erregte Phantasie sich zur Ruhe, meine Bangigkeit verschwand. Angelikan sah ich täglich im Kreise ihrer Familie, und sie erwies mir unveränderlich die liebevollste Freundlichkeit. Mehr als einmal schien es mir, als bräche aus ihren Reden, aus ihren Blicken ein Strahl der reinsten und wärmsten Liebe hervor; ich fühlte mein Glück wiederkehren.

Doch erinnerte ich mich der unbegreiflichen Bedingung, an die Angelika ihre Einwilligung in unsere Wünsche geknüpft hatte; dazu kamen die merkwürdigen Umstände, die mir Herr Labreuffe mitgetheilt hatte; durch beides zusammen war mein Verlangen, Madame Lebrun kennen zu lernen, aufs höchste gespannt. Nicht leicht erlangte man die Gunst, bei ihr vorgelassen zu werden; aber Angelika erbat die Erlaubniß für mich, und ihr konnte Madame Lebrun nichts abschlagen. Der Tag, an welchem ich in Gesellschaft der Madame Labreuffe und ihrer Töchter die alte Dame besuchen sollte, wurde auf den 31. Dezember festgesetzt. Am folgenden Tage sollte die geheimnißvolle Madame Lebrun ihre alljährliche Reise antreten und auf einen Monat unsichtbar werden. Herr Labreuffe dachte in seinem Gleichmuth längst nicht mehr an all die Dinge, über die ich so große Unruhe und Wißbegier empfand; er blieb daheim am Kamin zu einer Partie Trictrac mit seinem Hausfreunde, dem Pfarrer von St. Paul.

Die achte Abendstunde schlug, als die Thür zum Zimmer der Madame Lebrun sich öffnete. Eine unbegreifliche Angst bemächtigte sich meiner in dem Moment, wie ich über die Schwelle trat. Mein Herz schlug hörbar; mir war, als müßte diese Thür sich für ewig in ihren Angeln schließen und mich von all meinen Hoffnungen scheiden. Ich war nie abergläubisch; mein Glaube an geistige Mächte ist mir Sache des Gewissens und der reiflichsten Ergründung: ich habe mich zu ihm bekannt, so lange ich überhaupt über die Natur und Bestimmung des Menschen nachzudenken vermag, und ich rechne mir dieses Bekenntniß zur Ehre; aber eben dieser Glaube hat mich frei von allem ängstlichen Wahn des Pöbels erhalten, des Pöbels, dessen Wissen von überirdischen Dingen immer ein ärmliches und darum ein schlechtes und verzerrtes ist. Ich war nie abergläubisch, aber ich bebte doch innerlich zusammen, als man der Madame Lebrun meinen Namen nannte.

Stellet Euch nicht etwa vor, daß das Zimmer der alten Dame auf geheimnißvolle oder prächtige Weise wie die Wohnung einer Sibylle ausgestattet gewesen; mit nichten, es war Alles weit einfacher, als ich's mir vorgestellt hatte. An den Wänden altes Holzgetäfel und schmucklose Tapeten aus längstvergangener Zeit; saubere und zierliche, allein überaus altmodische Zimmer-Geräthe, darunter von besonders reicher Verzierung und altertümlichem Ansehen ein Betstuhl mit sonderbaren in Holz gemeißelten Figuren, wie sie hundert Jahre früher aus Cursinet's Werkstatt hervorgegangen, und hart neben dem Betstuhl eine Art von Postament, darauf ein schönes, großes, überaus künstlich gearbeitetes und verziertes Kästchen, dessen Bestimmung ich nicht zu errathen vermochte. Uebrigens, wie man leicht denken kann, verweilten meine Augen nicht auf diesen Umgebungen, sondern richteten sich auf Madame Lebrun in ihrem Lehnstuhl, wo Angelika um sie beschäftigt war und sie mit größter Mühe nöthigte, sitzen zu bleiben, um ihr unnütze und ermüdende Höflichkeitsbezeigungen zu ersparen. Ich trat eilends zu ihr hin, beugte mich über ihre Hand und suchte sie auch meinerseits am Aufstehen zu verhindern. Als ich mein Haupt wieder aufrichtete, sah ich, wie sie ihre beiden schwarzen, tiefliegenden Augen auf mich heftete und sie in mich hineinschlug, als wollte sie mich, wie mit eisernen Ankerhaken, festhalten.

„O mein Gott, mein Gott", rief sie plötzlich aus, auf die Lehne ihres Sessels zurücksinkend und die Stirn mit beiden Händen bedeckend, „o mein gerechter Gott, kannst Du ein solches Verbrechen noch einmal zulassen! Noch immer, o Gott, noch immer!" —

Die Arme sanken von der Stirn zur Seite des Sessels herunter und blieben an der Lehne desselben unbeweglich liegen, als wären sie zusammengewachsen mit dem leblosen Geräth. Keine Regung in der ganzen Gestalt, das Antlitz nachdenklich ernst; sie war mit ihren Gedanken in fernen Zeiten und Gegenden, sie hatte unserer vergessen, die Wimpern senkten sich über die tiefglühenden Augensterne. Da gewann ich mir Muth, sie aufmerksamer zu betrachten. Ihr Anzug war altmodisch, aber elegant und einfach, nicht anders beschaffen, als das geschmückte Negligee, in welchem einst die Damen von der großen Welt ihren Besuchern Audienz zu ertheilen pflegten. Aber höchst auffallend war der Eindruck, den ihre Gesichtsfarbe auf mich machte, und ich begriff augenblicklich, warum das Volk ihr den Namen der Fee von Elfenbein gegeben hatte. In der That, ihre Haut erschien glänzend wie Elfenbein, wenn ihm die Zeit und das Alter einen trüben, blaßgelben Schimmer verliehen hat. Unter dieser glatten, gespannten Haut war kein Blut und kein Leben mehr; hier und da tief eingefurchte starre Runzeln, wie sie der Meißel eines Künstlers an einer Büste eingräbt, und in ihren Tiefen lag, man sah es deutlich, die Geschichte und das Weh von hundert Jahren begraben. Ob die elfenbeinerne Fee je in ihrem Leben vollkommen schön war, das ließ sich jetzt kaum entscheiden, aber daß sie reizend gewesen, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Ich verfügte sie mir in meiner allzeit fertigen Phantasie, ich sah sie fröhlich, schäferisch, lächelnd in aller Anmuth eines jungen Mädchens; da hob sie auf einmal die Hand von der Lehne ihres Stuhles, langsam und schwerfällig, wie die Hand eines Automaten, als erwachte sie eben aus einem Traume, als wollte sie mich festhalten, wie man ein Traumbild festzuhalten sucht, so faßte sie mit ihren Fingern meine Locken.

„Noch immer", hob sie wieder an, „und doch, es ist schon so lange her, sagen sie, daß Armand Jean du Plessis nicht mehr regiert. Nein, nein, es ist kein Irrthum", — und hier wurde das Murmeln ihrer Stimme immer schwächer und schwächer, so daß nur ich es hören konnte, und daß die letzten ersterbenden Laute kaum mein Ohr erreichten — „das Geschick erreicht diesen wie jenen! Noch ein Haupt für Dich, Matabeouf!" Ich kann nicht sagen, daß diese sonderbaren Worte einen tiefen oder dauernden Eindruck auf mich gemacht. Ich kümmerte mich nicht einmal darum, was für einen Sinn sie haben möchten. Ich war auch keineswegs überrascht, denn ich hatte das Zimmer dieser Frau mit der Erwartung von etwas Ungewöhnlichem betreten. Es freute mich, daß ich sie wieder ruhig werden sah, und daß ihre Gemüthsbewegung nicht länger gedauert als meine. Ich begab mich zurück auf meinen Platz.

„Matabeouf!" sprach sie und stützte die Elfenbeinstirn in die Elfenbeinhand; „woher kommt mir der Name, woher erwachen mir diese Erinnerungen, so lebendig, so mächtig, und es sind doch hundert Jahre seitdem vergangen? Bin ich denn verurtheilt, immer wieder zu sehen, was ich ehemals sah?"

Man sah, wie die Gedanken sich in ihrem Geiste drängten, und wie von dem Drange sich ihre Lippen regten. Wir Alle horchten, am aufmerksamsten Angelika und ich. Das Geheimnißvolle übt eine unbezwingliche Macht über junge Gemüther, die in christlicher Erziehung und im poetischen Glauben an das Wunderbare herangewachsen sind.

Mad. Lebrun saß noch immer nachdenkend, aber sie hob einen Finger gen Himmel: das war ein Zeichen, daß sie sprechen wollte. — — —

„Was sie uns damals erzählte, das werde ich Euch ein andermal erzählen", sagte Cazotte und stand auf; „ich glaube, es hat zehn Uhr geschlagen, und wo die Freiheit herrscht, da thut man klug, sich bei Zeiten nach Hause zu verfügen. Ueberdies, meine gute Elisabeth wird leicht unruhig über das Ausbleiben ihres alten Vaters. Es heißt in der Nachahmung Christi: „Welche Herren lieben, die noget die Sorge."

Er gab dem alten Pagen ein Zeichen, und derselbe erhob sich schwerfällig von seinem Bänkchen hinter dem Ofen. Mein Vater geleitete Cazotte zur Thür hinaus, ich hing mich an seinen Arm und sprang mit.

Als wir wieder hineinkamen, ging Legouvé zweimal in der Stube auf und ab und murmelte halb verdrießlich vor sich hin: „In dem ganzen Gerede war auch keine Spur von einem dramatischen Motiv."

Marsollier zupfte sich an der Busenkrause und sprach: „Mir scheint, es steckt eine recht gute Intention zu einem Stillleben darin, aber es müßte nur mehr Disposition und Stil dazu kommen."

Ich Knabe dachte bei mir selbst: die Geschichte darf ich nicht vergessen, darum will ich sie gleich heute Abend aufschreiben, und ich legte Hand an meines Vaters Schreibzeug und Papier. Er sah mir zu und sprach: „Wenn du nun aber das Ende niemals hörst?" —

Wir hörten's vier Monate später. Der edle Greis Cazotte trug sein Haupt zum Henkerblock der Revolution. Der Terrorismus war noch in seiner Wiege, und als Kind in der Wiege fraß er Männer und Greise.

Charles Nodier.

Bibliographie.

Donna Bianca Capello. — Gustave Adolphe. — Le chateau de cri de la faim. — Schauspiele von A. H. 13 Fr.

Histoire de la Restauration. — Ben Lable. Erster Bd. 7½ Fr.

Schweiz.

Ein Sturm in den Gletschern.

Wenige Reisende können sich rühmen, den Gipfel des Mont-Blanc erstiegen zu haben. Auf diesem höchsten Punkte unseres Erdtheils öffnet sich plötzlich eine ganz neue Welt den Blicken des Menschen. Die Sonne steigt empor, ihre ersten Strahlen berühren anfangs nur die höheren Regionen der Atmosphäre und von dem ganzen Umfang der Erdkugel nur die äußersten Spitzen, die Gipfel jener Gletscher, welche den Silberglanz der Sterne oder die noch sanfteren Färbungen der Morgenröthe funkelnd zurückwerfen. Bald werden sich die Strahlen durchkreuzen, sich in einander drängen und brechen, sich in die tiefsten Tiefen der Abgründe verlieren und den Umriß der entferntesten Gegenstände in das duftige Blau des Horizonts hineinzeichnen; so werden diese stolzen Berge, diese echten Söhne der Erde, diese Schöpfung von tausend und aber tausend Wintern, gleichsam zur Beute, zur Eroberung des himmlischen Lichtes, so zeigen sie sich unseren geblendeten Augen in ihrem undurchdringlichen Glanze, in ihrer funkelnden Unermeßlichkeit.

Dort hängt der Buet mit seiner überhängenden Spitze bis in eine Höhe von ungefähr 2000 Klaftern und bedroht die Erde unaufhörlich mit seinem Falle; weiter davon erhebt sich strahlend der große Talèfre und trägt seine Eishüllen von Terrasse zu Terrasse in die höchste Wolkenschicht hinein. Hier endlich thront der Mont-Blanc in königlicher Majestät, und vor ihm neigen sich sämmtliche Alpenspitzen.

Ist es wohl möglich, die Schönheiten einer solchen Menge von Bergen und Gletschern, welche man erst ganz oben auf dem Scheitel des Mont-Blanc selbst mit einem Blick überschauen und beherrschen kann, genügend zu schildern? Fürwahr, hier wird das Buch der Natur unendlich erhaben, und nimmermehr wird es einer Beschreibung gelingen, die hehre Pracht, die unermeßliche Herrlichkeit dieses neuen Schauspiels zu erreichen.

Kannst Du es wohl im Geiste schauen, wie des Ewigen allmächtige Schöpferhand plötzlich die Sonne berührt, um aus den Trümmern eines ihrer Theile hier unten einen Licht-Palast zu bilden? Wie diese Trümmer der Tages-Sterne ihre strahlende Kugel verlassen, nach diesem Erdball hinabschießen, unter tausend mannigfaltigen, phantastischen Formen, aber mit dem reinen Glanze ihres Ursprungs ihn berühren und dann wieder zum Himmel emporfahren, als ob sie sich noch einmal nach dem prachtvollen Thron zurücksehnten, von welchem sie ausgegangen sind? Das Sonnenlicht spielt auf ihnen und läßt die Glanzwellen seines ätherischen Goldes, Purpurs und Azurs um ihre Formen fließen; hier starren sie in diamantklaren, blitzenden Pyramiden empor, dort steigen schlanke Obelisken in die Höhe, dort wieder drängen sie sich zum Bau von Städten mit Zinnen und Thürmen, eine himmeltragende Babel, zusammen, strecken ihre Spitzen über die Wolken-Regien hinaus, und dem schwindelnden Auge entfliehen ihre Umrisse im reinen, höchsten Aetherblau. Hier wieder siehst Du Riesen-Mauern von Eis, bauen sich Zauberwölbungen von Krystall, und im tiefen Spalt der Gletscherwände liegen Thäler vergraben, deren ewige Stille nur durch das Getöse der niederbrausenden Lawine unterbrochen wird, — der Lawine, die das blendende Schneelicht der Höhen und das Entsetzen des Todes in die Tiefe herniederträgt, wie einst vielleicht der Sturz von Sonnen-Trümmern Beides zur Erde herniedertrug.

Zu diesen herrlichen Schauspielen, bei deren Beschreibung die Einbildungskraft aus der Ferne im Staube kriechen und ihre ganze Ohnmacht fühlen muß, kommen noch die wunderbaren Kontraste, welche die reizenden Bilder der Natur an den Gränzen dieses weiten Eis-Gebiets und oft innerhalb seines Umfangs selbst darbieten: fruchtbare Ebenen, anmuthige Thäler, die mit glücklichen Bewohnern bevölkert sind, Seen, die, von ungeheuren Gletschern umgürtet, die Gewässer ihrer stolzen Vasallen in funkelnden Wasserfällen aufnehmen und die majestätischen Formen derselben mit ihren von sämmtlichen Strahlen des Tages überstreuten Gewändern in ihrem hellen, klaren Krystall zurückspiegeln.

Wenn man so auf einem der zwei höchsten Punkte unserer Kugel steht, wo nur wenige Sterbliche hingekommen, da geräth man ganz außer sich, man verfällt in jene stumme Extase, in jene höhere Entzückung, wo die ehrfurchtgebietende Stimme der Natur in dem tiefen, allumgebenden Frieden dieser Hölle, dieses Elysiums von Eis, viel stärker, viel tiefer in der Seele erklingt. Mit gierigem, aber nur zu schwachem Blick überschaust Du die Kette der Alpen, die Dir unter den Füßen hinläuft, und jene Menge von Städten, Provinzen, welche in der Schweiz, Frankreich und Italien sammt ihren Völkern dem mit Fernröhren bewaffneten Auge gleich Ameisenhaufen erscheinen.

Zuweilen gewinnt das geblendete Auge eine Art von Ruhepunkt, wenn es durch die schwarzen Krümmungen, die dunklen Schattirungen dieser hohen Alpen umherschweift, welche jetzt, ganz still und öde, ganz nackt und leer, ihres glänzenden Eisschmucks entkleidet, dem ungeheuren Gerippe einer untergegangenen Welt ähnlich sehen, einer Welt, die, noch ehe sie in starren Todesschlaf versank, schon Chaos und Wüste war.

Weiter hin ändert sich die Scene, überall erscheint Licht und Leben und mannigfaltiger Reichthum: ja, der erstaunte Wanderer begegnet hinter einander oder auf einmal den Produkten und Bildern aller Jahreszeiten, den Temperaturen der verschiedensten Himmelsstriche; da wuchert weicher Rasen neben starrendem Reif, da blühet der üppige Weinstock unter herabgefallenen Schneeklumpen; höher hinauf trifft Du schwarze Tannen und junge Lerchenbäume, die Gluth des Hundssterns und den Frost des Winters, das sanfte Weben des Zephyrs aus den Thälern und die rasende Wuth der Stürme über Deinem Haupte, lachende Wohnungen neben schwarzen Abgründen und grausigen Spalten, welche der Blitz, indem er tief in den Berg hinabfuhr, vom Scheitel bis zu seinem Fuße hineingerissen zu haben scheint; mit einem Wort, es ist, als ob hier, auf diesem einzigen Punkt des Erdballs, die Natur alle Wunder ihrer Schöpfung zur Schau zusammengedrängt hätte.

Doch dieses großartige und erhabene Bild, welches der Scheitel des Mont-Blanc darbietet, ist noch nicht das höchste: viel wunderbarer und mächtiger noch bewegt den Wanderer der Anblick eines Sturms mitten unter diesen Gletschern. Vernehmt die Schilderung des Reisenden:

Kaum waren wir von der Spitze einer der Neben-Kuppen des Mont-Blanc herabgestiegen, da gewahrten wir unter unseren Augen, wie sich einzelne Gewölk-Massen, die, zuerst licht und glänzend, den Horizont mit einem Lichtsaume umgürteten, nach und nach immer mehr verdichteten, wie sie ihre reichen, lustigen Färbungen verloren, und sich mit finsterem Grau überzogen, wie sie uns die Erde verhüllten und die Elemente zu einem schrecklichen Orkan vorbereiteten.

Anfangs verhielten wir uns bei dieser Veränderung des Schauplatzes ganz ruhig; wir spazierten über der Werkstätte des Donners in der Erwartung des Sturmes einher und hielten uns beinahe für so unerschütterlich und erhaben, als die Gottheit; doch bald gewann das Gefühl unserer Schwäche seine natürliche Oberhand wieder. Sollten wir hinabsteigen und in der Tiefe unterhalb des Gewitters Zuflucht suchen, oder sollten wir lieber warten, bis es zu uns herkäme? Wir entschlossen uns zu Letzterem.

Bald sahen wir die Flammen des Wetters jene Wolkenfläche durchzucken, welche sich unter unseren Blicken ausdehnte. Es war gleich einem hochaufgethürmten Meere, dessen schäumende Wogen, mit reißender Schnelligkeit von einer Gränze des Horizonts zur anderen rollend, nach allen Seiten hin Blitze schleuderten.

Welch furchtbares und zugleich erhabenes Schauspiel bot sich uns dar: über unseren Häuptern glänzte klar und heiter der Tag, unter unseren Füßen tobte eine Hölle, wir selbst schwebten gleichsam über einer Welt, die der Zerstörung des Feuers, dem Kampfe der Elemente preisgegeben schien; unsere erschrockene Phantasie zeigte uns den Tag eines allgemeinen Weltuntergangs, unsere bange Empfindung fuhr auf den finstergrauen Fluthen und auf der trüben Lohe des Wetters mehr, stieg hinauf in die Himmel mit den Feuergarben, welche der Blitz hinschleuderte, und versenkte sich tief in die Abgründe, welche die plötzlich auseinandergerissenen Wolken in ihrer Mitte öffneten. Wir fürchteten, die Berge, die uns trugen, möchten, erschüttert durch die Schläge des Orkans, in ihrem Fall uns mit fortreißen. Auf einmal dringen die Wolkenmassen, die Finsternisse auch zu uns empor. Da eilten wir bestürzt hinab und suchten Schutz unter einem Felsen.

Hier erwartete uns der ganze Schrecken des Sturmes, hier hörten wir uns das Rollen des Donners mit dem tausendfachen Echo, welches ihn in den Bergen begleitete, mit dem Krachen der Lawinen, welche durch seine Schläge immer zahlreicher und stärker wurden, ein wahres lebendiges Bild des jüngsten Gerichtes. Man muß diese Gletscherstürme gesehen, man muß das Wiederballen des Donners in der langen und bald nachklingenden Tiefe der Abgründe, das Pfeifen der Winde, die, von dem fesselnden Widerstande gereizt, wirbelnd durch die Thäler fahren, den Fall ungeheurer Eisstücke, wie sie rollen, wie sie springen und mit dem Getöse eines einstürzenden Berges zerbersten, dieses Alles muß man gehört haben, um den ganzen Schrecken dieses Naturkampfes begreifen zu können. Bei dem Anblick dieser schwarzen, gigantischen Wolkenmassen, die, von entgegengesetzten Winden an einander getrieben, unter dem Krachen des elektrischen Stoffes, der sich aus ihrem Schooß entwickelte, zusammenfuhren und sich vermischten, stellten wir uns jene schreckliche Schlacht vor, welche Milton's böse Engelschaaren dem Schöpfer liefern; da sind sie selbst, dachten wir; aber wie viel mächtiger und furchtbarer noch sind diese hier, welche die Berge emporwühlen, mitten durch die Lüfte schleudern und von dem Stoß dieser ungeheuren Massen das Himmelsgewölbe erschüttern können!

Welch reißende Schnelligkeit in ihren Bewegungen, welche fürchterliche Erschütterungen, welcher Kampf himmlischer Mächte! Da fährt auf einmal ein entsetzlicher Donnerschlag zu unserer Seite hernieder und verkündet uns seine Nähe. Voll Furcht und Schrecken, mit dem Antlitz nach dem Boden gewandt, wagten wir nicht, unsere gesenkten Häupter wieder emporzurichten; endlich, da das dumpfe Grollen des Donners nur noch aus der Ferne herübertönte, sprachen wir zu einander: Der Herr ist vorübergewandelt. Wir richteten uns wieder auf am Rande des Abgrundes und sahen noch, wie sich der Sturm entfernte in jener stolzen und ernsten Majestät eines siegenden Gottes, der auf seinen Thron zurücksteigt, nachdem er dem Weltall den Frieden gegeben. (Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— **Homöopathie in England.** Das Hahnemannsche Heilverfahren muß doch in England schon zu einigem Ansehen gekommen seyn, da man auch dort bereits anfängt, es mit den Geißeln der Satire anzugreifen. Hood's Comic Annual, ein Taschenbuch des Scherzes, das sich seit einigen Jahren ein immer größeres Publikum gewinnt, enthält in seinem neuesten Jahrgang eine Ode an Hahnemann, in der besonders der Grundsatz Similia similibus curantur durch alle möglichen Uebertreibungen persiflirt wird. So heißt es unter Anderem, daß ein homöopathischer Arzt einen Soldaten, der von einer Kugel verwundet worden, die ein Pfund gewogen, durch einige Schrotkörner von „Nummer sechs" wieder hergestellt habe; einem Anderen aber, den ein toller Hund gebissen, hätte man nur brauchen ein Haar von diesem Hunde aufzulegen, um ihn von der Wasserscheu vollkommen zu heilen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 6. Berlin, Freitag den 13. Januar 1837.

England.

Die Französischen Emigranten in London.

Jugend-Erinnerungen, von Miß Mitford.

Miß Maria Russel Mitford gehört zu den besseren jetzt lebenden Schriftstellerinnen in England. Liebenswürdig und wahr in ihren Darstellungen, zeichnet sie sich noch besonders dadurch von ihren literarischen Landsmänninnen aus, daß sie nicht, wie manche derselben, unweiblich und anmaßend auf dem Tummelplatz der Parteien politisch liebäugelt. Weit entfernt, wie eine ihrer Schwestern im Schriftstellerthum, die Blößen der poetischen Schöpferkraft und Beobachtungsgabe mit torystischen und anderen aus der politischen Luft gegriffenen Declamationen verdecken zu wollen, bewegt sich Miß Mitford vielmehr innerhalb der Gränzen der schönen Wissenschaften auf dem anmuthigen Gebiete des Geschmacks und erobert in den Herzen der Tories und der Whigs gleich innige Verehrung. Zu ihren Beschreibungen der häuslichen Sitten in ihren zarten Abstufungen hat sie vor kurzem nachstehendes Genre-Bildchen geliefert, welches die Französischen Emigranten in London zur Zeit der Revolution in den Neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zum Gegenstande hat. Wir lassen sie selbst reden:

„Noch nie sind Verbannte von so plötzlich hereinbrechenden Bedrängnissen, von einem so schnellen Wechsel des Glücks und von einem so tiefen Boden drückenden Elende getroffen worden, wie es die Französischen Auswanderer wurden. Die zarten Glieder, die gewohnt waren, sich in Seide zu hüllen, fühlten jetzt die harte Berührung grober Wollenzeuge; der Hermelin machte dem Kittel Platz, und der Purpur gehörte nur noch der Erinnerung an. Vor wenigen Monaten herrschte man noch im Reiche des Vergnügens und erschöpfte es; jetzt weist uns das Schicksal an die Wohlthätigkeit, wenn wir unseren Hunger stillen wollen. Comfort, Wohlleben und verfeinerte Genüsse waren die Elemente, in welchen ihre Seele bisher geschwelgt; jetzt muß man alle noch gerettete Trümmer der Kraft des Daseyns sammeln, um die neuen ungeahnten Nothwendigkeiten ertragen zu lernen; man muß alle stoische Tugenden in Thätigkeit setzen, um mit Entbehrung und Dürftigkeit vertraut zu werden. Wer von ihnen hätte sich nicht geschämt, mit Industrie und Handelsgeschäften die geringste Gemeinschaft zu haben? Und jetzt mußten diese Hochgeborenen ein Handwerk oder ein arbeitvolles Gewerbe ergreifen, um sich einigermaßen gegen Noth zu schützen. Diejenigen Menschen, welche bisher vom Schweiße Anderer gelebt hatten, mußten nun unter Fremden versuchen, vom Schweiße ihres Angesichts zu leben; die stolzen Höflinge von Versailles, die Pairs von Frankreich mußten im Auslande ihr Brod suchen und arbeiten.

Doch der Französische National-Charakter setzte die Bewohner London's, Piemont's und der Rheinländer bald in Erstaunen. Jene Noblesse, die noch voll von Erinnerungen des gestrigen Glanzes war: ihre Frauen und flatterhafte Herren fanden sich in die Anforderungen ihrer neuen Lage und waren groß im Unglück. Hier zeigte sich jene leichtbeschwingte Biegsamkeit im Wesen der Franzosen, jener leichte Sinn, jene Entschlossenheit beim Uebergange von einer Lage zur anderen, jene liebenswürdige Frivolität, die an den herbsten Seiten des Unglücks herzend vorbeischlüpft und ihm die erträglichsten Seiten abgewinnt; hier zeigte sich jene Französische Elasticität so vortheilhaft, daß besonders wir nicht so wankelmüthigen Kinder des Nordens unsere Bewunderung nicht unterdrücken konnten. Ich kannte einen Emigranten, der Salat verkaufte, und einen anderen, der im Frisiren Unterricht ertheilte, haben aber darum diese neugebackenen Gewerbsleute ihre vormaligen Wappen zerbrochen? Haben sie dem Titel Vicomte und Marquis entsagt und ihre Erinnerungen verleugnet? O nein! Sie bewahrten noble Gesinnungen unter den Beschäftigungen der Armuth und stellten ruhig ihren ehrenvollen Fleiß zwischen die chimärischen Prätensionen der Vergangenheit und die rechtliche Anstrengung der Gegenwart. Die Schönseligkeit, die Galanterie, die pikante, leichtfertige Conversation, die Frivolität des Geschmacks, die Grazie des Thuns, die tausend kleinen Eigenheiten, die Intriguen und die Koketterie — Alles war zugleich mit dem Puder und den Schönpflästerchen von Versailles und Trianon ausgewandert. Dies Alles, aus seinem eigentlichen Rahmen gerissen, ohne die dringend nöthige Folie des Reichthums und der Macht, kam den Leuten zu Koblenz und London sonderbar, lächerlich vor; allein unter der lächerlichen Oberfläche lag ein heroischer Muth verborgen. Die scheinbare Unveränderlichkeit des alten Dünkels erregte Spott beim gemeinen Haufen, aber die wahre Gesinnung der Unglücklichen, ihre Erhebung und ihre Geistesgegenwart weckten Bewunderung und Rührung bei denen, die ihnen näher kamen.

Ich war noch Kind, als sich die Französischen Emigranten über England ergossen; ein sehr natürlicher Umstand versetzte mich bald in die Mitte der Gruppe, welche sich in der Hauptstadt bildete. Während meines Aufenthalts in der Pensions-Anstalt brachte ich gewöhnlich die Zwischenzeit von Sonnabend bis Montag früh im Hause einer mir nahverwandten Dame zu; diese Dame heirathete einen Emigranten, der seiner edlen Geburt durch seinen Geist und seine Thätigkeit alle Ehre machte. Das Steckenpferd seines Stammbaums und die Klagen über sein verlorenes Vermögen beschäftigten ihn nur kurze Zeit. Er verstand sich zu gewerblichen Unternehmungen, nahm offen den Namen und die Sitten eines Engländers an und wußte sich durch seine Talente, verbunden mit dem ihm zugebrachten Vermögen seiner Frau, eine unabhängige Lage zu verschaffen. Statt, wie die meisten seiner Landsleute, an jede Erinnerung einen schweren Seufzer über die zu Grunde gegangene Monarchie anzuhängen, statt in jedes Gespräch ein herzzerreißendes Klaggelied über die verschwundene Größe zu mischen, hielt er seinen Kredit bei Lloyd's für einen hinlänglichen Ersatz. Die heiteren Stunden in seinem Hause auf Brunswick-Square ließen ihn die ehemaligen des Oeil de Boeuf vergessen; er würde sein Haus zu London selbst gegen sein Schloß in der Normandie nicht vertauscht haben und sein hübsches Weibchen gegen keinen Schatz in der Welt. Er war in jeder Beziehung Engländer geworden; er aß nicht nur Roastbeef und Plumpudding mit patriotischer Lust, trank nicht nur Portwein und Porter, ohne Gesichter zu schneiden, sondern er sprach auch unsere Sprache sehr gut, las den Pope, stritt und urtheilte über die dichterischen Schönheiten und Fehler des Shakespeare, war stolz darauf, den Milton zu verstehen, und war, unseren Spleen und sonstige Lächerlichkeiten ausgenommen, mit Leib und Seele ein vollkommenes Bild eines Englischen National-Charakters.

Inzwischen hatte die Liebe zum adoptirten Vaterlande keineswegs die Liebe zum Lande seiner Geburt verdrängt. Seinen Freunden und Landsleuten mit Treue zugethan, beklagte er sie, daß sie nicht völlig Meister der angeborenen National-Vorurtheile werden könnten, daß sie in den vorstädtischen Winkeln London's arm und einsam schmachteten, weil sie ihre Sitten und Denkweise dem Lande nicht anzupassen verständen, welches sie freundlich aufnehme. Er war Engländer gegen uns und Franzose gegen diese bedauernswerthen Freunde. Jeder Tag und jede Stunde waren Zeugen von dem außerordentlichen Wohlwollen, mit welchem er und seine Frau diesen Armen entgegenkamen. Aber der Sonnabend war es besonders, der den patriotischen Zusammenkünften heilig war. Dieser Tag war der Französische Tag; er war gleichsam der festliche Sabbath, an welchem sich unsere Franzosen von den Englisch-weltlichen Sitten der Werkeltage erholten und sich, gesellig vereint, an den verehrten Gebräuchen der Französischen guten alten Zeit erbauten. Es gab Souper, Conversation, Spiel und Musik. In der Küche mußten Beefsteak und Pudding, Austern und Sandwiches (Butterbrodte mit kalten Fleischspeisen belegt) den Hühner-Fricassees und Sallats Platz machen. An die Stelle des Backgammon trat das Trictrac, das Whist wurde von Reverst verdrängt. Die Harmoniem Händel's mußten vor denen Gretry's verstummen.*) Von Shakespeare und Milton hörte man kein Wort, dagegen viel von Racine und Corneille.

Was meine kleine Person betraf, so befand ich mich etwas unheimlich in der Mitte dieses nach London versetzten Klein-Frankreichs. Welche gutgesinnte Engländerin würde sich aber auch beim Anblick solcher „ausländischen Gräuel" eines unangenehmen Gefühles haben erwehren können? Die ganze Küche der Franzosen kam mir feindlich vor, und die dabei vernommene Sprache noch mehr. Ich aß fast nichts und sprach nicht ein Wort. Französisch zu reden und zu speisen, Gerichte, wie Hühner-Fricassee, über welches man sich auf unseren Bühnen so oft lustig macht, zu berühren, und zwar an einem Abend, der dem heiligen Sonntage vorausgeht, das hielt ich für ein Majestätsverbrechen gegen die Nation, für ein Attentat gegen die Rechte der Bürger, für eine Kränkung der Englischen Freiheit. Ich saß da, mit einer wahrhaft patriotischen Miene im Kleinen und verfehlte nicht, meinen geheimen, aber sehr gerechten Unwillen durch ein absolutes Stillschweigen zu erkennen zu geben. Auf alle an mich gerichtete Fragen antwortete ich festig: „No!" anstatt Non.

Wenn ich mich indessen auch mit der Zeit an die Unterhaltung und die Speisen des auswärtigen Frankreichs gewöhnen lernte, so ward es mir doch sehr schwer, an den verschiedenen Personen, aus denen es im

*) Doch ist merkwürdigerweise der Erste eben so wenig Engländer, wie der Zweite Franzose, Händel war ein Deutscher und Gretry ein Niederländer.

Hause meines Verwandten zusammengesetzt war, so bald Geschmack zu finden. Es war eine Gruppe von Emigranten, die auf mich den Eindruck einer herumziehenden Komödiantentruppe machte. Obgleich ich von meiner Kindheit an belehrt und gewohnt war, das Alter und das Mißgeschick bei allen Menschen zu achten, so hatte ich doch die größte Mühe, über die Französischen Freunde und Freundinnen meine Lachlust zu unterdrücken. Diese Gesellschaft vereinigte aber auch ein solches Gemisch seltsamer Persönlichkeiten und lustiger Gegensätze, daß sich darin sehr viel darbot, was die Einbildungskraft eines jungen Mädchens ergreifen mußte, eines Mädchens, das eine besondere Geschicklichkeit besaß, das Lächerliche aufzufassen, und deren Beobachtungsgabe noch beißender werden mußte, je mehr sie gezwungen war, durch eine schickliche Zurückhaltung ihre Kritiken zu verschweigen. Ich bewunderte die vornehmen Mienen und Schönpflästerchen, die Schminke, Koketterie und Etikette dieser armen Marquisen und Gräfinnen, aber nichts war für mich kleine Engländerin befremdender, als die Unwissenheit über England und seine Zustände, in der sie freiwillig beharrten, der einseitige National-Hochmuth, mit welchem sie in der Mitte der Britischen Hauptstadt ihrem kleinen Kreis den Namen Grande société beilegten.

Fern sey es von mir, wenn ich hier versuche, einige der fleißigsten Besucher hervorzuheben und zu malen, an eine Karrikatur zu denken; ich will nur die einfachen Eindrücke meiner damals noch auf der Gränze der Kindheit stehenden Jugend schildern.

Die Herzogin von C.... soll den Reigen eröffnen; ihr Rang fordert das schon. Sie war eine lange hagere Gestalt, damals ungefähr 60 Jahre alt, und hatte einen schwankenden unsicheren Gang. Zu Fuße gehen hat sie wahrscheinlich erst in England gelernt, in den Tagen der Größe berührten ihre Sohlen die Erde nicht so leicht, und wenn es geschah, so waren, nach der damaligen Mode, ungeheure hohe Absätze zwischen der Ferse und dem Boden. Ihr Gesicht zeigte noch deutliche Spuren verblichener Schönheit, ja, sie würde noch jetzt für schön haben gelten können, hätte nicht ein fortwährendes gezwungenes Lächeln ihre Lippen umspielt, und hätte nicht eine ungeheure Schichte von Schminke in zu großem Mißverhältnisse mit den hohlen, fast geisterhaft aussehenden Augen und dem grünlich blassen Teint gestanden. Ihre Kleider waren von höchst einfachem Stoffe, aber ungemein nett. Sie gab vor, der Englischen Mode zu folgen, und sagte oft: „Me voici mise à l'anglaise"; allein weder sie noch ihre Kammerfrau wollten sich im Ernste herablassen, „ces grosses bourgeoises de Londres" nachzuahmen, und so blieb ihr Anzug weiter nichts als eine verschollene Mode vom alten Versailles. Sie war gutmüthig, leutselig, treu gegen ihre Freunde und, wie alle Hofleute, gewohnt, viele Fragen zu machen und auf keine einzige die Antwort abzuwarten. Am Französischen Hofe hatte sie einst großen Einfluß und sich dadurch viele Freunde erworben, die ihr seitdem noch treu und dankbar geblieben. Sie hatte einige Kostbarkeiten gerettet, deren Werth ihr in London ein bescheidenes Auskommen verschaffte.

Ein Mann, der das Stichblatt mancher witzigen Spötterei, besonders von Seiten der Herzogin, war, mag jetzt an die Reihe kommen. Es war ein kleiner Abbé, eine sanfte Figur, mit Sorgfalt gekleidet, dienstfertig, geschäftig, mit Auge und Ohr stets auf der Lauer, ein guter Redner und großer Verschwender von Taback. Er war der Politiker par excellence und als solcher eine wahre Geißel für die Minister von Großbritanien. Nie überschüttete sie Jemand mehr mit Denkschriften, als der Herr Abbé. Keine Woche ging ohne Beweis seiner politischen Weisheit und schriftlichen Thätigkeit zu Ende. Pläne zur Insurgirung der Bender, zu Invasionen in Frankreich, die Französische Flotte zu zerstören, Bonaparte in Paris aufzuheben und ihn in den Tower von London zu sperren, wechselten mit einander ab. Der letztgedachte Plan war seine eigentliche Lieblings-Idee, er sprach mit dem größten Enthusiasmus davon und hielt, an das Kamin gelehnt, stundenlange Reden darüber, wobei er sich so erhitzte, daß er oft erhaben wurde. „Aber", setzte er gewöhnlich nach einer Reihe vielversprechender Phrasen hinzu, „die Minister Sr. Englischen Majestät wollen's nicht begreifen und verlängern unverständigerweise einen Krieg, der so viel Geld und Blut kostet." Alles Unglück unserer Land- und See-Expeditionen beklagte er als traurige Folge der Vernachlässigung seiner Rathschläge, während alles Glück im Kabinette, Parlamente und auf dem Schlachtfelde aus der endlichen Befolgung derselben entsprang. Er war auch der einzige Franzose dieser Gesellschaft, der es nicht für seiner unwerth hielt, den Verhältnissen Englands eine schwache Aufmerksamkeit zu gönnen; war seine rechte Tasche voll von Entwürfen, die Französischen Armeen zu vertilgen, die Tuilerieen in die Luft zu sprengen und die Vendee zu bewaffnen, so strotzte die linke von Maßregeln, unsere Nationalschuld zu tilgen, die Zehnten zu verwandeln, das Parlament zu reformiren, die Armentaxe aufzuheben und Irland zu unterwerfen.

Der Chevalier des H... verdient eine Stelle in unserer Gallerie. Er war ein schöner Mann mit einer ganz kriegerischen Gestalt und schien mehr dem revolutionnairen Frankreich als dem ancien régime anzugehören. Er hatte dabei das Talent, hübsche Verse und Räthsel zu machen, und blies die Flöte. Das merkwürdigste seiner Besitzthümer aber war seine junge Frau. Sie war mehr hübsch als schön zu nennen, sehr wohlgebaut, kleidete sich geschmackvoll und hatte in ihrer ganzen Physiognomie etwas, das auf Geist und Herz schließen ließ. Allein sobald man sie hörte, mußte man sich über das voreilige günstige Urtheil selbst wundern. Sie öffnete den Mund nie, ohne eine Albernheit zu sagen, und ihr armer, in sie verliebter Mann zitterte, wenn sie zu reden anfing. Sie war nicht von adeliger Herkunft, hatte ihrem Manne kein Vermögen mitgebracht, aber war thätig, entschlossen und eine sehr gute Wirthin, alles Eigenschaften, die wenig für den Salon des auswärtigen Frankreichs passen. Von den vielen Beispielen der Verlegenheit, die sie ihrem Manne durch ihre Dummheit bereitete, führe ich nur folgendes an:

Der berüchtigte Drille und der berüchtigte Minister Calonne besuchten eines Sonnabends unsere „große Societät" in Brunswick-Square. Welche schöne Gelegenheit für unseren Chevalier, sein poetisches Talent geltend zu machen! Eine halbe Stunde vor dem Souper, während die ganze Gesellschaft spielte oder plauderte, stand er plötzlich auf, nahm eine nachdenkliche Miene an, ging im Zimmer auf und ab, murmelte zwischen den Zähnen, schlug sich auch mitunter an die Stirn, forderte sodann Dinte und Feder und schrieb mit einer Hast, als fürchtete er, eine glückliche Inspiration zu verlieren. Er schrieb ein wenig, schien ein Wort zu suchen, strich, veränderte und schrieb wieder und präsentirte endlich mit bescheidener Ruhe dem berühmten Dichter sein Impromptu. Da dieser im Gedichte nicht unansehnliche Komplimente empfing, so machte er natürlich dem Verfasser bedeutende Gegen-Komplimente, welche dieser bald geschmeichelt, bald schamroth hinnahm. Die gegenseitigen Batterieen der Schmeicheleien und Entschuldigungen schwiegen endlich, der politische Abbé griff schon nach dem Faden seiner alleinseligmachenden Projekte, als plötzlich die Frau unseres gekrönten Stegreifdichters ihre schönen, von Thränen blinkenden Augen zum Himmel erhob und ausrief: „Welches Glück, daß dieses Impromptu so gelungen ist! Mein armer Mann hat die ganze gestrige Nacht nicht geschlafen, immer geschrieben, auch den heutigen ganzen Tag schrieb er daran, wir sind darüber zu spät gekommen. Armer lieber Mann! jetzt bist Du doch zufrieden?"

Ich habe den Chevalier vor dem Baron von G.... und seiner Tochter genannt, und dieser, fürchte ich, vergiebt mir die Sünde gegen die Rangordnung so leicht nicht. Er war ein Elsasser, Deutsches Blut rollte in seinen Adern und der Stolz eines Kaiserlichen Reichsfreiherrn. Er war ein Funfziger, hatte edle Züge, elegante Manieren und galt für den besten Tänzer seiner Zeit. Er war nicht besser und schien der Unglücklichste der Gesellschaft. In die Sonnabend-Gesellschaft ging er nur seiner Tochter Angelika wegen, der er nichts abschlagen konnte. Angelika war ein schönes Blondköpfchen, sie liebte ihren Vater zärtlich, und er lohnte ihr mit der größten Sorgfalt und den möglichsten Opfern. Die Quellen des Barons, mit deren Hülfe er seine Tochter so anständig kleidete und ihr alle unschuldige Wünsche erfüllte, waren ein Geheimniß, bis ich zufällig dahinter kam. Der frühere Tanzlehrer unserer Pensions-Anstalt war reich und alt geworden und verließ seine Stelle. Sein Platz ward bald durch einen Franzosen besetzt, von dessen Talent unsere Lehrerin mit der größten Bewunderung sprach und von dem sie eine vollständige Kunst-Reform in ihrer Anstalt prophezeite. Der Meister wird von uns sehnsüchtig erwartet, er kommt endlich, und wen sehe ich? — den Baron von G....

Man denke sich aber den Schrecken und die Bestürzung des Barons, als er auch seinerseits mich erkannte; seine Hand zitterte, sein Gesicht erglühte und er konnte fast kein Wort hervorbringen. Doch ich war so klug, mich so zu stellen, als kenne ich ihn nicht; er that nun dasselbe, und die Sache blieb volle acht Tage verschwiegen, bis ich nämlich wieder zur Muhme kam, der ich freilich Alles erzählte. Man bewunderte einen Mann, der so stolz auf seine Geburt, so hartnäckig in seinen Grundsätzen war und doch, bloß aus Liebe zu seinem Kinde, zu einem Geschäft herabstieg, das er für Entwürdigung halten mußte. Voll Bewunderung für diese väterliche Hingebung, beeilte man sich, noch funfzehn Andere das Geheimniß und die Bewunderung genießen zu lassen, und diese Funfzehn entdeckten es wieder zwanzig Anderen. Der Baron wurde den nächsten Sonnabend und die folgenden mit noch mehr Achtung als gewöhnlich behandelt, und nichts konnte ihn auf den Verdacht führen, daß wir von seinem Metier und seiner Taschengeige etwas wußten.

Angelika machte im Hause meines Verwandten die Bekanntschaft und die Eroberung eines jungen, sehr reichen Kaufmannssohns. Es waren für die Liebenden große Hindernisse zu übersteigen; der Baron wollte lange nichts von einer Heirath seiner Tochter mit einem Bürgerlichen wissen; endlich siegte auch hier die Liebe für sein Kind über hartnäckige Vorurtheile. Angelika ward sehr glücklich mit ihrem Manne; ihr Vater lebte bei ihr, umringt von blühenden Enkeln, in treuen Liebkosungen er seinen Stolz und seine Unglücksfälle vergaß."

Frankreich.

Guizot über die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und ihre Wirkungen.

(Schluß.)

Der wesentliche Charakter, der Ruhm der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist ihre hohe Achtung für den Menschen, ihr erhabener Begriff von der Würde und den Rechten des menschlichen Wesens an und für sich, abgesehen von jeder anderen Betrachtung, — ein so weit rein religiöser Gedanke, den die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zum erstenmal in die bürgerliche Ordnung brachte, indem sie es sich zugleich eifrig angelegen seyn ließ, den Menschen, und zwar jeden Menschen, in vollkommenen und wirklichen Besitz seiner Würde und seiner Rechte zu setzen.

Daher eine eben so hervorredende, eben so rühmliche Eigenschaft der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts: ihr unermeßlicher, unersättlicher Ehrgeiz, zu Gunsten des Menschen, zu Gunsten aller Menschen, — ein Ehrgeiz, der nicht nur das Wohl, das allgemeine Wohl, sondern auch die Vervollkommnung, die unendliche Vervollkommnung nach allen Seiten hin bezweckte. Der Ehrgeiz führt die Philosophen wie die Könige irre; aber bei den Philosophen erzeugt der Ehrgeiz auch alles Große, was die Menschheit erhebt und bereichert. Wer wir auch seyn mögen, laßt uns dem Ehrgeiz mißtrauen, aber ihm niemals entsagen, denn das hieße auf die höchste Macht unserer Natur, auf die schönsten Aussichten für unser Geschick verzichten.

Hat aber das achtzehnte Jahrhundert die Erhabenheit dieser Natur,

dieses menschlichen Geschicks, die es so hoch stellte, wohl begriffen? Wußte diese Philosophie, die so stolz auf den Menschen, so ehrgeizig für ihn war, den Menschen wirklich auch als einen würdigen Gegenstand so großen Stolzes und Ehrgeizes zu fassen? Nein, die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hatte nur einen unvollständigen, kleinlichen Begriff vom Menschen; sie verkannte, was er Edelstes und Reinstes in sich trägt, was sein Loos Erhabenstes und Schönstes hat. Sie sah in ihm nicht das hehre, unsterbliche, vom göttlichen Hauch beseelte Wesen, welches auf seinem Wege durchs Leben an einem göttlichen Werke schaffen hilft und anderswo den Lohn für seine Arbeit empfangen soll. Sie betrachtete den Menschen vorzugsweise in seinen Beziehungen zu der materiellen, wirklichen Welt, und da sie eine wesentlich sociale Philosophie war, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die irdischen Verhältnisse des Menschen zu verändern, so studirte sie an ihm auch nur die Seite, mit der er der Erde angehört.

So sah man, merkwürdig genug, dasselbe Jahrhundert, welches die Würde des Menschen am höchsten achtete, welches am meisten von dem Menschen erwartete und die größten Ansprüche zu seinen Gunsten erhob, den Menschen auf der Leiter der Wesen erniedrigen, seine Natur verstümmeln und die Würde seines Standpunkts fast vernichten!

Ein gelehrter und treuer Dolmetscher der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, spiegelt Herr von Tracy ihren Charakter in seinen Werken ab. Auch in ihnen ist der Mensch, nur noch viel bestimmter und folgerichtiger, ein Wesen, welches von nichts weiß, als von seinen Empfindungen, und das sich selbst nur durch seine Empfindungen kennt, dessen Handlungen von der Nothwendigkeit geboten sind und durch das bloße Interesse seines persönlichen Vergnügens geleitet werden, der nicht weiß und nicht wissen kann, ob er eine Seele hat, ob es einen Gott giebt, ob er selbst wirklich ein Wesen ist, denn die Wissenschaft entdeckt in ihm nur eine flüchtige Verbindung materieller, durch eine unbekannte Kraft angezogener und zusammengehaltener Stoffe.

Und für dieses zweifelhafte, untergeordnete Wesen ist die Philosophie doch von so tiefer Ehrerbietung erfüllt! Für dieses beschränkte, erbärmere Geschick hegt sie die lebhafteste Theilnahme! Diese unsichere, eitle Wahrheit verfolgt sie mit so glühendem, reinem Eifer!

O, danken wir dem menschlichen Widerspruch, oder, um ganz aufrichtig zu sprechen, wie ich denke, vielmehr der göttlichen Weisheit, die den Menschen seine herrliche Natur nicht zerstören läßt, selbst wenn er sie verkennt, die in den menschlichen Geist einen Schatz von Wahrheit niedergelegt hat, den kein Irrthum daraus verbannen kann, und in das menschliche Herz eine Fülle von Uneigennützigkeit, die auch die egoistischsten Theorieen besiegt und beseelt! Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts haben Gottes Werk oft verkannt, und doch besaßen sie Glauben, ja, tiefen Glauben an die Wahrheit, die, wenn man sie sprechen hört, kein Recht auf so viel Zutrauen hätte; und doch dienten sie so freudig der Menschheit, die, wenn sie nichts weiter wäre, als was sie in ihr sahen, keinen Anspruch auf so viel Hingebung machen könnte.

Die Schriften des Herrn von Tracy wurden, so wie sie erschienen, sehr begierig gelesen, übersetzt und erläutert, besonders in England, Italien, Spanien und Süd-Amerika, überhaupt in allen den Ländern, wo das achtzehnte Jahrhundert sein Werk noch nicht gethan hatte, wo der alte gesellschaftliche Zustand nicht umgestürzt war. In Frankreich machten sie keinen so lebhaften und allgemeinen Eindruck. In Frankreich hatte das achtzehnte Jahrhundert seine Laufbahn vollendet und war über unsere Häupter dahingegangen. Seine Wohlthaten waren erworben, seine Fehler erkannt. Neue Bedürfnisse von ganz anderer Art rissen uns auf andere Bahnen fort. Was ist aus dem lockenden, mächtigen Zauber geworden, den das bloße Wort Freiheit noch eben erst auf das Volk ausübte? Es rennt derbei, es stürzt sich dem Blendwerk der Gewalt entgegen. Gestern noch verbargen sich Glauben und Religion, die Kirchen waren geschlossen, und siehe da, die Kirchen öffnen sich wieder, die Menge drängt sich hinzu, und der gewaltige Geist, der dem Staate die Religion wiedergiebt, die glänzende Stimme, die sie in die Seelen zurückruft, fesseln ganz die öffentliche Gunst. Man fühlt noch die Schauder der wilden Zerstörungssucht, die Frankreich mit Trümmern bedeckte, und überall beleben und erheben sich die Trümmer wieder; überall regt sich muntliche, bewundernswerthe Arbeit und allgemeine Lust, wieder aufzubauen. Jung und Alt, Erfahrung und Ehrgeiz, Besonnenheit und Enthusiasmus, Alles drängt nach Einer Richtung hin, Alles hilft an einem und demselben Werke arbeiten; und Napoleon, der diese verschiedenartigen Triebfedern durchschaut, vereinigt sie alle nach seinem Willen, reißt sie fort, wohin es ihm beliebt, theilt den einen Ruhe, den anderen Bewegung zu und beherrscht als unumschränkter Gebieter im Namen der Ordnung und des Sieges dieselben Generationen, die beim Beginn ihres Lebenslaufs die konstituirende Versammlung entzückt ewigen Frieden und ewige Freiheit hatten beschließen hören!

Bei dieser plötzlichen Umkehr der Dinge bieten die meisten Philosophen, Herr von Tracy an ihrer Spitze, sich fern, überrascht, besorgt, mißtrauisch, unabhängig, im Senat wie im Institut, wenn es galt, über politische Maßregeln abzustimmen, wie wenn es galt, Ideen zu äußern. Wer möchte ihnen ihre Besorgniß, ihr Widerstreben zum Vorwurf machen? Die Reaction war heftig und blind; sie führte den Willen eines großen Volks und den Genius eines großen Mannes weit über das rechte Ziel hinaus; sie stürzte Napoleon in die unumschränkte Gewalt und Frankreich in das Vergessen seiner Rechte. Die Ideologie war dem Herzen der Philosophen mit gutem Fug werth und theuer, als der Krieg, welcher der Ideologie erklärt wurde, sich gegen den Gedanken selbst kehrte. Wie hätte Herr von Tracy nicht mit seiner eigenen Freiheit auch die Freiheit des menschlichen Geistes gefährdet glauben sollen, als er im Jahre 1811 seinen „Kommentar" zu demselben „Geist der Gesetze", von dem Montesquieu im Jahre 1750 unter der alten Regierung zweiundzwanzig Ausgaben in noch nicht zwei Jahren erlebt hatte, in Frankreich nicht drucken lassen konnte und ihn in Amerika herausgeben mußte!

Aber wenn Herr von Tracy auch über diese Rückkehr zu Ideen, die er besiegt glaubte, in Staunen gerieth, wenn er auch die Beweglichkeit der Menschen beklagte, so war er doch zu klug, als daß er es hätte versuchen sollen, den Kampf weiter zu treiben, als die Würde seines Charakters und seines Lebens es erheischte. Er zog sich von den Geschäften und aus der politischen Welt zurück, um in Auteuil, wie er selbst sagt, den ganzen Zauber der Einsamkeit, der Ruhe, der Studien und der Freundschaft zu genießen, und den Zauber, — füge ich hinzu, — der eben so freien als feingesitteten Unterhaltungen voll Maß und Ungezwungenheit, deren Geheimniß nur das achtzehnte Jahrhundert besaß.

Bald jedoch mußte er auch dieses Trostes entbehren; zu den Aergernissen des Philosophen kamen noch die Prüfungen des Menschen und zu den Verrechnungen des Geistes die Trübsale des Herzens. Er verlor in wenig Jahren seine vertrautesten Freunde, seine liebsten Bekannten. Mit dem vorrückenden Alter ward seine Gesundheit wankend, sein Gesicht schwach; eine gleichmüthige, aber tiefe und unerschütterliche Traurigkeit bemächtigte sich seiner Seele. „Seitdem", sagt er (und er lebte seitdem noch zwanzig Jahre), „schleppte ich mein übriges Leben nur noch unnütz hin."

Ein edler Kummer, der das Gemüth des Philosophen noch voller Lebendigkeit und Hingebung ließ! Als die Verblendung der unumschränkten Gewalt und die Verirrungen des Ehrgeizes die Uebel über Frankreich brachten, die Herr von Tracy oft vorhergesagt hatte, als er mitten unter den grausamsten Unglücksfällen einige Hoffnung durchschimmern sah, seinem Vaterlande das zu sichern, was das Kaiserreich ihm niemals gegeben hatte, ein wenig Frieden und Freiheit, da fühlte er seine ganze Kraft wieder erwachen. Niemand betrachtete das Schauspiel der fremden Invasion und Frankreichs Schicksalsschläge mit so bitterem Schmerz wie er. Aber wenn auch das Herz des Patrioten litt, so bewahrte doch der Philosoph die Unabhängigkeit seines Urtheils; er sah die Nothwendigkeit ein, sich zu unvermeidlichen Opfern zu entschließen und in den Ereignissen, welcher Art sie auch seyn mochten, das zu suchen, was das Wohl der Nation gebot. Bei dieser großen Gelegenheit bewies er, daß die Verantwortlichkeit ihn nicht erschreckte. Er war es, der am 2. April 1814 im Senat die Absetzung des Kaisers vorschlug. Kaum aber war die Restauration vollbracht, so befand er sich schon wieder in der Zurückgezogenheit und Opposition, die er nicht wieder verließ.

Unter dieser schwankenden Regierung, die Frankreichs Stimme nicht erstickte und sie doch auch nicht verstand, bei diesen fruchtbaren Debatten, wo die verschiedenen Rechte sich achten lernten, wo der menschliche Gedanke, angeregt und zurückgehalten zu gleicher Zeit, seine Würde und seine Herrschaft wiedererlangte, ohne seine Gränzen zu überschreiten, und, um der Akademie selbst ein treffendes Wort zu entlehnen, inmitten dieses „mühsamen Fortschrittes unserer bekämpften Freiheiten" hätte Herr von Tracy ohne Zweifel, wäre es sein Wille gewesen, den heilsamsten Einfluß ausüben müssen. Aber seine Generation, in der gesellschaftlichen Unterhaltung und im Studirzimmer aufgewachsen, war nicht für die Herbheit, Langsamkeit und anscheinende Erfolglosigkeit der politischen Kämpfe, nicht für die ewige, unendliche Wahl zwischen Streit und Vergleich geeignet. Sie zählte auf den raschen Sieg der Wahrheit und zog sich zornig zurück, sobald sie sah, daß er ihr mit Hartnäckigkeit streitig gemacht wurde. Wer ein etwas stolzes Herz und eine etwas hohe Vernunft hat, der muß lange genöthigt gewesen seyn, mit der Härte des Eigennutzes und mit dem Ungestüm der Leidenschaften zu unterhandeln, er muß oft ihre Macht erprobt und ihre Schläge empfunden haben, um sich endlich in sie zu finden und sich mit einem unvollständigen Sieg zu begnügen. Herr von Tracy nahm an den Debatten der Pairs-Kammer nur wenig Theil und wohnte ihren Sitzungen sogar nicht mehr regelmäßig bei. Der Gedanke des Philosophen verlangte nach weiteren Räumen, freieren Bewegungen und minder heftigen Kämpfen.

Auch der Philosoph fand in der damaligen Richtung der Gemüther und der Ideen keine große Befriedigung. Das Wiedererwachen früherer Streitigkeiten und alter National-Leidenschaften führte allerdings einen Theil des Publikums zu Grundsätzen und Werken zurück, die während des Kaiserreichs ganz unbeachtet geblieben waren. Voltaire, Rousseau, Diderot, Condillac, Helvetius wurden von neuem und vielfältig wieder gedruckt, gelesen, gefeiert. Aber während und neben dieser Auferstehung der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts wuchs eine neue Philosophie empor, die in der intellectuellen Welt den Spiritualismus, in der moralischen Welt das Pflichtgesetz als Symbol anerkannte, die in der politischen Welt nicht die Souverainetät der Zahl gelten ließ, die dem religiösen Glauben die Hand reichte und eine Freundin der Wissenschaft und Freiheit war, nur nach anderen Grundsätzen und mit anderen Gesinnungen als ihre Vorgänger. Die Philosophen selbst lassen sich nicht gern, besonders wenn ihre Ideen die herrschenden gewesen sind, auf eine streitige Theilung der Herrschaft ein. Ungeachtet der wieder aufblühenden Popularität seiner Meister, ungeachtet seiner eigenen Erfolge, blieb Herr von Tracy doch mit der Gegenwart wenig zufrieden und hoffte wenig von der Zukunft. Er machte von seinem Ruf, von seinem Vermögen, von seiner Muße den edelsten Gebrauch, indem er an den Fortschritten der Wissenschaften lebhaften Antheil nahm und gegen geheimes Unglück, gegen ausgezeichnete junge Leute verschwenderisch war mit seiner Unterstützung, mit seinen Rathschlägen und mit dem aufrichtigen, schlichten Wohlwollen, welches denen, auf die es gerichtet ist, den Verpflichteten und den Wohlthäter in ganz gleichem Lichte erscheinen läßt. Er war der Mittelpunkt einer auserwählten, seelenvollen, dankbaren und ehrerbietigen Gesellschaft; die zärtlichste Sorge umgab ihn; er hatte das seltene Glück, seine Wahrheitsliebe, seine Hingebung für die Menschheit und das Vaterland unter seinem Namen fortleben zu sehen. Ein treu

sames Leiden, eine lange Blindheit schien die einzige Prüfung, die er zu bestehen hatte; er trug sie mit gewohntem Muthe. Aber sein Muth war düster, seine Seele einsam. Wenn man zu ihm von den äußeren Begebenheiten, von der geselschaftlichen und geistigen Bewegung sprach, die um ihn wiederhallte, dann hörte man ihn sagen: „Ich gehöre nicht mehr dieser Welt an; was darin vorgeht, kümmert mich nicht mehr.“ Und je drückender die Last seiner Jahre wurde, je mehr seine Körperkräfte schwanden, um desto mehr sonderte er sich von der Außenwelt ab, verschloß sich in seine Erinnerungen und ließ sich nur noch aus seinen Lieblings-Schriftstellern vorlesen, besonders aus Voltaire, für den er stets eine unerschöpfliche Bewunderung kundgab. Treuer als jemals hing der Greis jetzt an seinen Ansichten, an seinen Meistern, an der Philosophie, die sein Leben geleitet hatte; er staunte nur darüber, daß sie nicht zu der schnellen und allgemeinen Oberherrschaft gelangt war, die er sich davon versprochen; und so sank er nach und nach gleichsam unter der Last einer geheimen Verrechnung zusammen und schien, wenn er sie auch nicht anerkannte, die große Unzulänglichkeit der Ideen, an die er immer noch mit derselben Aufrichtigkeit und Hingebung glaubte, doch fühlen zu sollen.

Ein gewaltiges Ereigniß trug sich indeß neben ihm, um ihn zu, der Sieg der Sache, der sein Leben gewidmet war. Ja, die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hatte allerdings zu Gunsten der menschlichen Gesellschaft sehr kühne Ansprüche erhoben, verwegene Hoffnungen gehegt. In ihrem Stolze hatte sie das unserer Natur anhaftende Uebel, die unüberwindliche Unvollkommenheit unseres Zustandes übersehen. Auf die Probe gestellt, erlitt sie große, empfindliche Niederlagen. Und dennoch, sind heutzutage nicht die wesentlichsten Forderungen und Hoffnungen der Philosophie in Erfüllung gegangen? Der Gedanke ist frei, das Gewissen ist frei, die Arbeit ist frei, das Leben ist frei. Mächtige Institutionen, — Institutionen, welche Voltaire in der Ferne bewunderte, und die Montesquieu dem erstaunten Europa erklärte, sichern alle diese Freiheiten. Ein König, würdig unserer Institutionen, unverletzlich wie sie, widmet ihrer Befestigung seine unermüdliche Weisheit. Auch reifen schon sichtbar ihre vortrefflichen, lange ersehnten Früchte, die Sicherheit, der Wohlstand, die Civilisation und die Volksvernunft. Die Menschen sind, um zum Genuß derselben zu gelangen, nur den Prüfungen unterworfen, die das Gesetz der Menschheit bilden, den Prüfungen der Zeit und der Arbeit. Wer sich der Arbeit und der Zeit überhoben wähnt, für den giebt es keine Freiheit, keine Civilisation, keine Gesellschaft. Und wann waren diese nothwendigen und heilsamen Prüfungen jemals so kurz und so wenig drückend, als jetzt? Welches Jahrhundert, welches Land hat je ein so hohes Ziel rascher erreicht? Man befrage, man höre jenen großen Minister, der seinen Namen ehrte, indem er ihn an das Institut knüpfte, jenen großen König, der den seinigen mit so vielem Ruhme Frankreichs vereint hat: Richelieu und Ludwig XIV., die in ihrem langen gewaltigen Leben so viel gesehen und so viel gethan, sahen und thaten sie irgend etwas, das mit dem unter unseren Augen Vorgegangenen und durch uns Vollbrachten sich vergleichen ließe? Haben sie einer so vollständigen Umwandelung, einer so unabsehbaren Entwickelung der Ideen, der Institutionen, der Sitten, der Gesetze, des ganzen Daseyns so vieler Millionen Menschen beigewohnt und dazu mitzuwirken die Ehre gehabt? Und wie vieler Zeit bedurfte es, um solche Resultate hervorzubringen? Sie haben es eben vernommen: eines Menschenalters. Als Herr von Tracy geboren wurde, brach der große Kampf im Reiche der Gedanken aus; als er starb, war der große Sieg im Reiche der Thatsachen errungen. Wahrlich, nie ist die Vorsehung gegen ein Jahrhundert und gegen ein Volk so huldreich gewesen; nie waren Zweifel und Kleinmüthigkeit größerer Undank, als jetzt; nie hat die Menschheit nach so viel sinnlosen Anforderungen und traurigen Irrthümern so ausgezeichneten Grund gehabt, an ihre hohe Bestimmung und an die Macht der Wahrheit zu glauben.

Rußland.

Die älteste Kirche der Christenheit in Rußland.

Da, wo die grünenden Abhänge des schneebedeckten Kaukasus sich auszubreiten beginnen und dem linken Ufer des reißenden Kurstromes sich hinneigen, erheben sich hart an der entgegengesetzten Seite andere Terrassen, die, immer höher steigend, die Cartalinische Gebirgskette bilden, mit welcher in südwestlicher Richtung die Trialetischen Berge fast parallel laufen. Zwischen diesen Gebirgen, in einer wilden Schlucht, die wie eine felsige, nicht weniger als 10 Werst im Umkreise habende Vertiefung erscheint, entspringt brausend das Flüßchen Aiget und bildet, indem es von Felsen zu Felsen springt, beständige Wasserfälle; hin und wieder eingeengt, wird es von Schritt zu Schritt wilder und dehnt sich immer mehr und mehr aus, bis es endlich aus einem Flüßchen ein Fluß geworden, ein kleines Thal durchzieht und in seinen Fluthen die mit Wald bedeckten Berge seiner Ufer abspiegelt. Hier liegt das Kloster Manglis mit einer Kirche, die vielleicht die älteste in der ganzen christlichen Welt ist, wenn man etwa nicht die heidnischen Tempel in Anschlag bringt, die in christliche Kirchen verwandelt worden, oder einige Kirchen Jerusalems und Roms, die jedoch vielen Veränderungen und Umgestaltungen unterlagen.

Die Kirche in Manglis ward von Konstantin dem Großen im Jahr 324 nach Christi Geburt erbaut, wenn auch nicht unter seinen Augen, so doch in Folge seiner Erlaubniß. Zur Bekräftigung dieser Angabe werde ich sowohl Wahrscheinliches als ganz historische Thatsachen anführen.

Obgleich wir wissen, daß im westlichen Theile des großen Römischen Reiches der christliche Glaube bereits im Jahr 311 Eingang gefunden hatte, so mußte er jedoch im Osten noch viel früher Fuß gefaßt haben. Afgar, Zaar von Edessa, der von den Wunderthaten Christi gehört hatte, ward von ihm auf eine wunderbare Weise geheilt. Es ist nichts natürlicher, als daß die Achtung oder vielmehr tiefe Verehrung des Zaaren für Christus das Dunkel des Heidenthums durchdringen mußte. Thiridat, Zaar von Armenien und Landsmann des Zaaren von Edessa, der mit Hülfe der Römer sein Volk von der Herrschaft Ardschar's, ersten Zaaren aus dem Stamme der Sassaniden, befreit hatte, war von der Göttlichkeit der christlichen Religion überzeugt und wahrscheinlich schon früher als der apostelgleiche Kaiser, wenn auch der Papst Sylvester I. erst im Jahr 319 den heiligen Gregorius als Patriarchen nach Armenien sandte, wo er eine Saat verbreitete, die dort schon lange ausgestreut war, wie aus dem angeführten Beispiel von Afgar zu ersehen ist. Will man übrigens das hier Angeführte nicht als historisches Faktum gelten lassen und die Einführung des Christenthums nicht nach einzelnen Epochen, sondern erst nach der feierlichen Anerkennung desselben, wie es seither üblich gewesen, berechnen, so möge auch obige Hypothese immerhin eine Hypothese bleiben. Dem sey nun aber wie ihm wolle, so gab doch die Verbreitung des Evangeliums in Armenien dem Zaar Thiridat Gelegenheit, sich mit Rom zu befreunden. Nachdem Konstantin der Große die durch die Gegenwart des Erlösers geheiligten Orte besucht hatte, erbaute er viele Kirchen im Orient und größtentheils an Orten, wo sich bereits Christen befanden; zu diesen gehört auch die in Rede stehende in Semchetim, am Ufer des Aiget, 50 Werst von Tiflis, unter 40° 50' nördlicher Breite in einer Gegend, die Manglis hieß. Kartlis-Zchowreb in seiner Beschreibung Gruziens bestätigt dieses und spricht auch von einem großen Schatz, einem Stücke vom Kreuze Christi, das sich vielleicht noch in dieser alten Kirche befindet.

Der Zufall veranlaßte mich, einige Wochen in Neu-Manglis zuzubringen. Zwei Werste davon liegt Alt-Manglis mit einem längst aufgehobenen Kloster, in welchem sich aber der in Rede stehende älteste christliche Tempel noch erhalten hat. Ein Liebhaber des Alterthums, hatten die Andeutungen mehrerer Personen meine Neugier rege gemacht, und ich beschloß, den Greis zu besuchen, der so viele Jahrhunderte überlebt hatte. Der Weg dahin von Neu-Manglis führt durch einen Fichtenwald. Bald erblickte ich die mit Ziegeln gedeckte Kuppel der Kirche; jenseits derselben entstieg dem Horizont eine Reihe von Bergspitzen, bedeckt mit Wald und in bläulichen Dunst gehüllt. Hin und wieder brachen sich Sonnenstrahlen am Wasser-Prisma der Wolken und spielten in tausend Lichtern. Dicht an der Klostermauer sprudelte eine Quelle des schönsten Wassers.

Die Eingeborenen hatten die Kirche in Ehren gehalten; von Feinden war sie verschont worden, aber die Zeit hatte ihren Tribut genommen. An vielen Stellen fehlen bereits die Steine; andere wollen eben zusammenstürzen. Die Architektur ist kühn und verständig. In der ganzen Kirche und sogar in der Kuppel findet man nicht ein Stück Eisen; Alles wird durch die Schwerkraft und den richtigen Mittelpunkt zusammengehalten. Fenster, Thüren und Säulen tragen noch jetzt die reizendsten Verzierungen. Uebrigens bietet das Innere der Kirche ein Bild der Zerstörung dar; nur noch in der Kuppel hat sich etwas Malerei erhalten. Im Allerheiligsten, an der Stelle des Altars, liegt ein Stein, unter welchem, der Sage nach, ein Heiliger, wahrscheinlich Mangleßi, der erste Bischof, begraben liegt. Hierher finden jährlich Wallfahrten frommer Gläubigen statt. Innerhalb der fast ganz verfallenen Mauer, die einst die Kirche umgab, steht ein sehr schlecht aus Stein gebauenes Roß, und neben demselben liegt eine Bildsäule von der nämlichen Arbeit. Dies ist Alles, was ich über die älteste Kirche in der Russischen christlichen Welt sagen kann. (C. H.)

Mannigfaltiges.

— **Rossini und seine Nebenbuhler.** Leider scheint es, daß der Schwan von Pesaro nicht mehr Lust habe, zu den Lorbeern, auf denen er nun schon seit mehreren Jahren gemächlich ausruht, noch einige frische Blätter hinzuzufügen. Vor einiger Zeit hieß es zwar, er habe eben eine neue Oper vollendet, die noch vor seiner Rückkehr nach Italien in Paris gegeben werden würde, doch findet sich die France Littéraire veranlaßt, diesem Gerüchte auf das Bestimmteste zu widersprechen. „Wozu soll ich noch arbeiten?“ soll der berühmte Maestro vor kurzem geäußert haben; „wenn meine neue Oper Glück machte, so würde ich kaum noch eine rechte Freude daran finden, und machte sie kein Glück, so würde man mir den dummen Streich noch bis ans Ende meines Lebens vorhalten.“ Das Journal général de France behauptet, daß es vornehmlich Meyerbeer's und Bellini's Erfolge gewesen seyen, die Rossini mißmuthig gemacht und zu dem Entschlusse vermocht hätten, nicht mehr zu komponiren. Er soll es den Parisern übel nehmen, daß sie einem Deutschen, der früher in Italien sein Nachahmer gewesen, und einem jüngeren Italiänischen Komponisten, der sich selbst einen Schüler Rossini's genannt, noch mehr applaudirt hätten, als seinen eigenen zwanzig Opern. Aber dies scheint doch wahrlich kein Grund, die einundzwanzigste nicht zu schreiben! Bellini freilich ist todt, und mit ihm ist keine neue Konkurrenz vor Preisrichtern dieser Welt mehr zu beginnen, aber wie interessant müßte es den Parisern seyn, ihre drei beliebtesten Komponisten, einen Italiäner, einen Deutschen und einen Franzosen, Rossini, Meyerbeer und Auber, auf einer und derselben Bühne in einem Wettkampfe um die Palme des Sieges zu sehen!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 7. Berlin, Montag den 16. Januar 1837.

Frankreich.

Die Geschichte zum Kranklachen.

Von Frédéric Soulié.

Meiner hieß Ganguernet; meiner, sage ich, denn wahrscheinlich hat jeder Leser seinen eigenen, von dem er zu erzählen weiß. Ich darf die Art Menschen nur beschreiben, und jeder Leser wird sich erinnern, daß ihm so einer schon vorgekommen ist. Klein, untersetzt, dick und rund, kurzes starres Haar, niedrige Stirn, graue Augen, Nase mit breiten Flügeln, aufgebauschte Backen, — Alles an der ganzen Figur in einander geschoben, der Hals zwischen die Schultern, die Brust an den Magen, der Magen an den Bauch, der Bauch auf die kurzen Beine. So ein Menschlein kugelt und kollert Euch vor die Füße, kichert und kreischt Euch in die Ohren, — packt Euch auf der Straße von hinten beim Kopf, hält Euch die Augen zu und fragt, wer bin ich? — zieht Euch den Stuhl hinterrücks weg, wenn Ihr Euch gerade setzen wollt, — zieht Euch das Schnupftuch aus der Hand, wenn Ihr's just an die Nase bringen wollt, — und wenn man dem Männchen darüber einen grimmigen Blick zuwirft, so kommt es nicht im mindesten aus der Fassung, sondern reibt sich vergnügt die Hände und schnarrt: „Ha, ha, das ist zum Kranklachen!"

Also, lieber Leser, Du weißt, wie Deiner heißt, und ich sage Dir, wie meiner heißt: Ganguernet. Zu Rennes habe ich ihn kennen gelernt; dort trieb er als Possenreißer sein Handwerk, und er trieb es so recht mit allen Griffen und Kniffen. Niemand übertraf ihn in der Kunst, an den Klingelzug einer großen Hausthür ein Stückchen Fleisch oder Wurst zu befestigen; jeder herrenlose Hund, der nur vorbeilief, sprang und schnappte nach dem Bissen, und so wurden die Domestiken zehnmal in der Nacht aufgeweckt. Mit noch größerer Virtuosität wußte er Ladenschilder abzunehmen, aufzuhängen und mit einander zu vertauschen. Einmal hob er das Schild eines Friseurs ab, sägte es entzwei und leimte es mit der Hälfte von dem Schilde eines anderen Nachbars zusammen; am anderen Morgen war zu lesen: M. Robiot vermiethet Lohnfuhren und falsche Locken à la Paris. Ein andermal hängte er die hölzerne Schildtafel eines Puppen-Theaters über einer Apotheke auf, so daß ganz Rennes am Morgen las, wie folgt: Jahrmarkt-Theater in der Apotheke von M. F.....

Waren Herrn Ganguernet's Streiche in der Stadt so anmuthig, so waren sie auf dem Lande vollends liebenswürdig. Mit dem größten Geschick zerschnitt und verstreute er die Haare einer Bürste im Bette seines guten Freundes, so daß der Mann es keine Viertelstunde im Bette aushalten konnte, ohne vor Kratzen und Stechen in der Haut rasend zu werden. Wenn Jemand etwa in einem Zimmer schlief, das von Herrn Ganguernet's Zimmer nur durch eine Holz- oder Tapetenwand geschieden war, so wußte unser Freund diese Wand höchst künstlich zu durchbohren und eine Schnur hindurch zu praktiziren, die er an der Bettdecke des Nachbars befestigt hatte. Wenn dann der Andere schlief, fing er ganz sachte an, die Decke hinwegzuziehen, so lange, bis der Schlafende nichts am Kopf und nichts an den Füßen hatte. Besonders wenn die Nächte recht kalt und feucht waren, pflegte Herr Ganguernet sich dieses Vergnügen zu machen. Der Schläfer erwacht ganz starr vor Kälte, wickelt sich sorgfältig ein und legt sich aufs Ohr, ohne etwas Arges zu denken. Kaum merkt das Ganguernet, so zieht er sachte wieder am Schnürchen, bis der Andere vor Aerger, Ungeduld und Frost zu brummen und zu fluchen anfängt; dann legt Ganguernet den Mund an das Loch in der Wand und ruft: „Ha, ha, das ist zum Kranklachen!"

Wenn unserem Freund eine Person von recht einfältigem Gesichte, eine von den Figuren in den Wurf kam, bei denen man schwer der Versuchung entgeht, sie zum Narren zu haben, — dann führte Herr Ganguernet folgendes Lieblingsstückchen aus. Er entwendet dem Schlafenden Hose und Rock und näht sie mit vielen Stichen dermaßen zusammen, daß sie bedeutend enger werden; er legt sie wieder hin, dann tritt er ans Bett, rüttelt den Bedauernswürdigen, er soll aufspringen, sich schnell ankleiden und mit auf die Jagd gehen. Der Mann springt auf, will in seine Hosen fahren und kann nicht hinein. „Um Gotteswillen, mein Bester", ruft Ganguernet, „was ist denn das mit Ihnen, was fehlt Ihnen denn, Sie sind ja ganz geschwollen." — „Wie, ich?" — „Und wie geschwollen!" — „Wirklich?" — „Ich wollte mich gerade geirrt haben, kleiden Sie sich nur an, kommen Sie hinunter, wir wollen die Anderen fragen, ob sie's auch merken." — „Aber ich kriege die Kleider nicht an!" — „Sehen Sie wohl, Sie sind geschwollen; wenn es nur nicht die galoppirende Wassersucht ist." — — — Und so fuhr er fort, den Armen zu ängstigen, bis die Posse sich mit dem hergebrachten Worte löste: „Ha, ha, 's ist zum Kranklachen!"

Der abscheulichste Streich in dieser Art war wohl folgender, womit er einem Manne, der allgemein für äußerst muthig galt, einen tödtlichen Schreck einjagte. Der Mann legt sich zu Bette und fühlt unten zu Füßen etwas Kaltes, Klebriges, Glattes; er betastet es mit den Füßen, es ist ein runder, länglich gestreckter Körper; er rührt es mit Händen an; wahrhaftig, es ist eine zusammengerollte Schlange. Von Schreck und Ekel übermannt, springt er mit einem lauten Schrei aus dem Bette: sieh da, Ganguernet kommt aus seinem Versteck hervor, klatscht in die Hände und schreit: „Ha, ha, zum Kranklachen!" — Was nämlich jenem so große Furcht eingejagt, war nichts als eine Rathaut, mit nassem Lehm ausgestopft. Der Gefoppte war wüthend und wollte dem Spaßmacher den Hirnschädel einschlagen; Ganguernet warf ihm, sich vertheidigend, eine ungeheure Kanne mit Wasser an den Kopf und lief eiligst davon, während er in einemfort schrie: „Ha, ha, zum Kranklachen!" Die Hausleute liefen auf den Lärm herbei, und es gelang ihnen, den Wüthenden, Gefoppten, Vergessenen zur Ruhe zu bringen, indem sie ihm vorstellten, was der Ganguernet für ein trefflicher Kerl wäre, ein munterer Zeisig, ein Bruder Lustig, ohne den man vor Langeweile umkommen müßte, zumal auf dem Lande.

Der Meinung werden unsere Leser nicht seyn; vielmehr gehörte Herr Ganguernet zu den unerträglichen Kreaturen, die ihren Nebenmenschen überall in die Quer kommen, gerade wie wenn Euch ein Hund übers Brettspiel liefe und mit seinen vier Pfoten alle Eure Lieblingspläne zu Schanden würfe. Nein fürwahr, ein solcher Mensch ist schlimmer und unerträglicher als ein Hund, denn man kann sich ihn nicht so leicht vom Halse schaffen. Nicht im Ernst, nicht im Scherz, nicht in der Freude, nicht in der Traurigkeit ist man vor ihm sicher; jeden Gedanken, den man sich macht, jede Empfindung, die Einen beschleicht, jedes Vorhaben, mit dem man umgeht, sie lauern darauf, sie spähen es aus, und dann passen sie genau den Augenblick ab, wo sie Einen mit ihren Verbal- oder Realposseu ärgern und verblüffen können. Sie sind nicht allein lästig, sondern wirklich gefährlich; denn sie bringen Euch dahin, daß Ihr unwillkürlich über Andere lacht, die gefoppt werden, gleichviel obs Eure besten Freunde oder Eure bittersten Feinde sind, und indem Ihr solchergestalt Vergnügen oder Schadenfreude an den Neckereien empfindet, womit man Andere heimsucht, werdet Ihr gewissermaßen zu Mitschuldigen des Possenreißers. Unversehens kommt die Reihe an Euch selbst, und dann dürft Ihr so wenig auf Barmherzigkeit rechnen, als Ihr sie selbst geübt habt. Das Klügste ist dann, sich so wenig als möglich darüber zu ärgern, wenn man Euch tüchtig auslacht, und am besten ists, wenn Ihr selber mitlachen könnt.

Indeß auch unter den Possenreißern giebt es verschiedene Stufen des Ranges und der Kunst. Manche ergehen sich in so gemeinen und trivialen Späßen, daß sie sich sehr schnell um allen Respekt bringen. Das Repertorium ihrer Farcen und Streiche ist ziemlich bekannt und leicht ausgebraucht. Z. B. Man fährt zur Nachtzeit unvermuthet mit dem Kopfe durch das geölte Papierfenster einer Schuhflicker-Werkstatt und fragt den Mann drinnen, ob er wisse, wo der Finanz-Minister oder Erzbischof wohnt, oder: man zieht im Dunkeln eine Schnur quer über die Treppe, so daß Alle, die hinunterSteigen, eine Rutschfahrt per posteriora machen müssen, oder man weckt mitten in der Nacht einen Notarius auf und heißt ihn eiligst zu dem und jenem seiner Klienten kommen, der im Sterben liege und ein Testament machen wolle, während der Mann natürlich sich so gesund befindet, wie ein Fisch im Wasser. Dergleichen Streiche giebt's tausenderlei; es sind die Anfangsgründe, die ersten Handgriffe zum Metier; wer zweifelt daran, daß Ganguernet sie meisterlich verstand?

Auf seinem Repertorium standen aber noch ganz andere Dinge von seiner eigenen Erfindung, und auf diese gründete sich eigentlich sein ungeheurer Ruf. Einmal war ich Zeuge von einer wirklich geistreichen Mystification, die er angestiftet hatte. Wir befanden uns in zahlreicher Gesellschaft auf dem Lande. Eine etwa dreißigjährige Dame genoß die Ehre, daß Ganguernet ihr vorzügliche Aufmerksamkeit widmete; sie aber, eine entschiedene Freundin des Motischen, Eleganten, Pariserischen, fand an dem blassen, feinen Angesicht eines ziemlich hübschen und ziemlich einfältigen jungen Mannes mehr Geschmack, als an Ganguernet's rundem glänzenden Purpurantlitz. So sehr auch Ganguernet den schönen Helden in Gegenwart und vor Augen der Dame bänseln mochte, seine Einfalt galt bei ihr immer für poetische Zerstreutheit und seine Leichtgläubigkeit für ehrliches Gemüth. Eines Abends gingen wir aus einander und zur Ruhe; es war eben zuvor von dem blassen jungen

Herrn die Rede gewesen, die Dame hatte ihn mit aller möglichen Beredsamkeit vertheidigt, und Ganguernet hatte ihr mit einer Geduld zugehört, woraus nichts Gutes zu prophezeien war. Wir mochten kaum eine halbe Stunde gelegen haben, da hören wir aus dem Salon im Erdgeschoß überlautes Geschrei: Feuer, Feuer! Das ganze Haus stürzt zusammen, Herren und Damen, bald entkleidet, bald angekleidet, wie man will. Man drängt sich in den Salon hinein, Lichter in der Hand; da liegt Freund Ganguernet ganz gemächlich ausgestreckt auf einem Sessel. Man bestürmt ihn mit Fragen; statt aller Antwort erbebt er sich, nimmt den blassen Jüngling bei der Hand, führt ihn mit feierlichem Anstand der schönen Dame entgegen und spricht mit Pathos: „Ich habe die Ehre, Ihnen das poetischste Gemüth der Gesellschaft in einer wollenen Schlafmütze vorzustellen." Schallendes Gelächter! Die Dame hat dem Ganguernet diesen Streich nie wieder vergessen; ob sie's der Schlafmütze vergessen hat? — —

Man glaube indeß keineswegs, daß alle Possen Ganguernet's auf eine solche Rache hinausliefen. Aufs Lachen hatte er's abgesehen; 's ist zum Kranklachen, das war sein Losungswort. Das Stückchen, auf das er sich am meisten einzubilden pflegte, verdient hier zum Ergötzen der Leser noch eine Stelle. In derselben Straße zu Rennes, wo Ganguernet wohnte, ihm gegenüber, bewohnten zwei alte ehrliche Bürgersleute, Mann und Frau, ein kleines Häuschen, das ihnen gehörte. Alle Sonntage pflegten sie bei einem ihrer Verwandten, der ziemlich weitab wohnte, zu Abend zu essen und ein Spielchen Piquet zu machen; manchmal setzte es auch wohl einen Punsch, oder man spülte die Krebse mit einem wenig moussirenden Cider hinunter, so daß unser ehrwürdiges Ehepaar beim Nachhausekommen um eilf Uhr Nachts allerhand alte Melodieen zu summen und allerhand neue Pas dazu zu machen pflegte.

So geschah es eines Sonntags Abends, daß sie ein bischen im Zickzack ihres Weges nach Hause gingen. Schon sind sie an des Nachbars Thür; von da sind allbekanntermaßen noch zehn Schritte bis zu ihrer eigenen. Sie gehen die zehn Schritte, der Mann greift in seine Tasche, sucht den Hausschlüssel und findet ihn; er sucht auch das Schloß, aber das Schloß ist nicht da. „Wo ist das Schloß", schreit er, „wo ist das Schloß?" — „Lieber Larquet", sagt die Alte, „Du hast zu viel Cider zu Dir genommen; Du suchst das Schloß, und wir stehen hier noch vor Nachbars Wand!" — „Hast Recht, Alte", spricht Larquet, „wir müssen noch ein paar Schritt weiter." Sie gehen weiter, aber nun sind sie auf einmal zu weit gegangen; vorhin gingen sie an der Thür des Nachbars zur Rechten vorüber, jetzt stehen sie an der Thür des Nachbars zur Linken. Sie müssen an ihrer eigenen Hausthür vorbeigegangen seyn. Sie kehren um, sie tasten sich mit den Händen an der Mauer fort, sie finden eine Thür, es ist wieder die Thür des Nachbars zur Rechten. Den armen Alten wird um ihren Verstand bange, sie glauben, der Kopf drehe ihnen vom Wein; sie kehren abermals um, fangen ihre Untersuchung von neuem an und gerathen richtig wieder an die Thür des Nachbars zur Linken. Immer diese beiden Thüren und niemals ihre eigene; ihre Thür ist fort, wer hat ihnen ihre Thür weggenommen? Die Angst macht sie zittern; sie fragen sich ernstlich, ob sie den Verstand noch an der rechten Stelle haben, aber sie schämen sich doch, Leute herbeizurufen; sie fürchten, man werde sie gar zu sehr auslachen, daß sie, als ehrbare Bürgersleute und Hausbesitzer, ihre Hausthür nicht finden. So gehen sie eine ganze Stunde hin und her, auf und ab; sie späben, sie tasten, sie messen, Alles umsonst; keine Thür ist vorhanden, nur eine Mauer, eine ganz fremde verzweifelte Mauer. Endlich übermannt sie die Furcht, sie schreien um Hülfe, die Nachbarn kommen mit Licht, und nun findet sich's, daß man die Thür sorgfältig vermauert und die Stelle überputzt hat. Alle Welt fragt sich, wer wohl den alten Leuten diesen bösen Streich gespielt haben mag? Ganguernet hat längst von seinem Fenster aus mit einigen närrischen Gesellen auf die Straße gelauscht und sich an der Noth und Betrübniß des alten Herrn Larquet und seiner Ehehälfte ergötzt; jetzt steckt er den Kopf hervor, und die Umstehenden vernehmen das wohlbekannte: „Ha, ha, zum Kranklachen!" „Aber", sagt man ihm, „die alten Leute werden davon das Fieber kriegen." — „Pah", spricht Ganguernet und reibt sich die Hände: „War's nicht zum Kranklachen?"

Diesmal ließ man doch an den Königlichen Prokurator das Gesuch ergehen, er möchte die Lachlust des Herrn Ganguernet etwas mäßigen. Seine geschickte Vertheidigung, indem er unter fortwährendem Händereiben versicherte: „Herr Präsident, es war zum Kranklachen" — diese Vertheidigung half ihm nichts, man sperrte ihn auf eine Woche ein.

(Schluß folgt.)

Afrika.

Volksstämme in Marokko.

Der Markt von Tetuan gleicht einer lebenden Bilder-Gallerie, in der die verschiedenartigsten Racen der Bevölkerung von Marokko vor uns die Revue passiren. Man unterscheidet, außer den Juden, im Ganzen vier Hauptstämme, nämlich: die Berbern oder Amazirgen, die Szelloks, die Mauren und die Araber. Alle Bewohner des Marokkanischen Reiches, mit Ausnahme der Juden, lassen sich unter eine dieser vier Hauptrubriken bringen.

Die Amazirgen, mit Unrecht „Berbern" genannt, sind die direkten Nachkömmlinge der ältesten Bewohner, nicht bloß von Marokko, sondern des ganzen nördlichen Afrika's, vom Nil bis zum Ocean. Man hält sie für ein und dasselbe Volk mit den alten Numidiern, von denen auch die frühesten Bewohner Mauritaniens, Nabiens und Libyens abstammen. Amazirgen ist der allgemeine Name dieser Völkerschaften, die je nach den von ihnen in Besitz genommenen Orten andere spezielle Benennungen erhalten; so heißen sie in der Regentschaft Algier Kabylen, in Tunis Suaven, in Tripolis Adems und in der großen Wüste Tuaten. Die Amazirgen von Marokko sind über das ganze Atlas-Gebiet, von dem Riff bis zur Provinz Tedla und dem Reiche Tafilet, verbreitet. Unter den zu dieser Völkerschaft gehörigen Stämmen zeichnet sich der der Gomeren als einer der mächtigsten und berühmtesten aus.

Was die Benennung „Berbern" betrifft, die ihnen von den meisten Geschichtschreibern beigelegt wird, so ist diese unstreitig fremden, wahrscheinlich Arabischen Ursprunges; ihnen selber ist der Name nicht bekannt, ja sie würden ihn kaum aussprechen können, da der Buchstabe B in ihrer Sprache gänzlich mangelt. Das Volk nennt sich nie anders als Amazirgen, ein Wort, das so viel als edel, unabhängig oder frei bedeutet, ganz analog dem Namen der Franken und der Slaven. Die Araber behaupten von jenen Urbewohnern des Landes, daß sie von den Amalekiten und Kananiten abstammen, die durch Josua und die nachfolgenden Israelitischen Heerführer aus Palästina vertrieben worden; sie selbst aber versichern, daß sie bereits vor jener Zeit im Besitz des nördlichen Afrika's gewesen, und daß sie schon damals ihre jetzige Sprache gesprochen; diese Sprache aber ist weder Hebräisch, noch Phönizisch, noch Arabisch. Gelehrte Orientalisten haben überhaupt keine Verwandtschaft derselben mit den Semitischen Sprachen auffinden können, ein Umstand, der die Meinung ihres Geschichtschreibers Ibun Chaldun zu bestätigen scheint, welcher sie nicht von Sem, sondern von Ham abstammen läßt.

Die Amazirgen erkennen die Oberhoheit des Sultans nur in einem geringen Maße an. Die meisten Stämme sind ganz unabhängig und führen keine anderen Befehle als die ihrer Aeltesten (omzargh) aus. Diese Letzteren sind eine Art erblicher Fürsten, deren erste Sorge darin besteht, über die Reinheit ihres Stammbaumes zu wachen. Kein Europäischer Fürst mag wohl je auf seine Regentenwürde so stolz gewesen seyn, als diese Häuptlinge. Einer derselben, Nameus Amzgar Mbaneer, hat sich in der letzten Zeit durch seine militairischen Talente berühmt gemacht. Im Jahre 1816 stand er an der Spitze einer Empörung gegen den Sultan Suleiman, die er mehrere Jahre hindurch mit vieler Energie leitete.

Ihr dünner, oft kaum bemerklicher Bart ist ein charakteristisches Kennzeichen der Amazirgen, und obwohl ihre Haut eben nicht sehr weiß ist, haben sie doch oft blondes Haar, ein Umstand, der sie mehr den Bewohnern des Nordens, als denen des inneren Afrika's ähnlich macht. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen Hemde ohne Aermel. Sie leben unter Zelten, oder, wie die Troglodyten, in Gebirgs-Höhlen; sie sind mehr Hirten als Ackerbauer, auch ziehen sie viele Bienen. Als geschickte Schwimmer und unermüdliche Fußgänger sind sie für die Jagd aufs leidenschaftlichste eingenommen. Vor Allem aber ist die Flinte ihr Liebling; sie scheuen keine Kosten, um sie mit Elfenbein und Silber zu schmücken. Die Amazirgen sind von kleiner Statur, aber stark und unternehmend; stolz und in ihrer Feindschaft unversöhnlich, tragen sie dem christlichen Namen einen Haß nach, der sogar die fanatische Intoleranz der Mauren übersteigt.

Trotzdem haben wir indeß gesehen, daß sie eine große Anzahl von Juden in ihrer Mitte dulden; diese Toleranz ist unstreitig der Meinung der Amazirgen zuzuschreiben, daß viele ihrer Vorfahren vor der Eroberung der Araber im siebenten Jahrhundert Anhänger des Judenthums gewesen, eine Meinung, die durch die Nachrichten mehrerer Arabischer und Spanischer Geschichtschreiber des Mittelalters unterstützt wird. Nach Einigen hätten viele Berbern zur Zeit des Tarek sich zum Judenthume bekannt, und ein Geschichtschreiber von Grenada, Abdu Muhamed, der im vierzehnten Jahrhundert die Geschichte der Könige schrieb, behauptet ausdrücklich, daß von den Amazirgen Einige der christlichen, Andere der mosaischen und noch Andere der Magie, d. h. der Religion des Zoroaster, zugethan gewesen.

Was die Szelloks betrifft, so bewohnen sie vorzüglich die südlichen Gegenden des Atlas. Ganz abweichend von den Amazirgen, leben sie mehr vom Ackerbau, als von ihren Viehheerden; ja sie treiben sogar Künste und Gewerbe und liefern mehrere kostbare Artikel für den Europäischen Handel. Anstatt in Zelten und Höhlen, wie jene, wohnen sie vielmehr in Städten und Dörfern; ihre Häuser von Stein und Kalk sind mit Ziegel- oder Schiefer-Dächern gedeckt und mit Vertheidigungs-Thürmen versehen. Die Szelloks betrachten sich als die Nachkommen der Urbewohner des Landes; sie halten die Berbern für Philistäer, für solche, die aus Palästina eingewandert wären. Gegen die Juden zeigen sie sich nicht so rücksichtsvoll als jene, indem sie dieselben vielmehr in harter Dienstbarkeit halten.

Von ihren Nachbarn unterscheiden sie sich durch ihre Tracht, durch eine weniger starke Leibes-Constitution und durch ein größeres Geschick zur Betreibung der verschiedenen Handwerke und Künste. Diese Spuren einer verbreiteteren Civilisation haben zu der keineswegs haltbaren Meinung Anlaß gegeben, daß sie die Nachkömmlinge Portugiesischer Kolonisten seyen, die im Mittelalter das Land in Besitz genommen, es aber unmittelbar nach der Entdeckung von Amerika wieder verlassen hätten. In der Nähe von Demnet, einer ganz Szellokischen Stadt, zeigt man eine mit Lateinischen Inschriften bedeckte Kirche, deren Gründung den Portugiesen zugeschrieben wird. Es ist das Gerücht verbreitet, daß sie von Geistern besucht werde, und diese abergläubische Geschichte hat die Kirche bisher noch vor dem gänzlichen Untergange geschützt: die Eingeborenen wagen es nicht, Hand an sie zu legen.

Obgleich die nächsten Nachbarn der Amazirgen, leben die Szelloks doch gänzlich von ihnen getrennt; sie stehen in keiner Handels-Verbindung mit denselben, und es giebt kein Beispiel von Ehen zwischen dem einen und dem anderen Volke. Was ihre beiderseitigen Sprachen betrifft, so verstehen sie sich einander nicht ohne Dolmetschen; ja selbst die gewöhnlichsten Worte weichen in beiden Idiomen von einander ab, obwohl sie aus einer gemeinschaftlichen Quelle geflossen zu seyn scheinen. Ein Spanischer Mönch, der Pater Don Pedro Martin del Rosario,

er beide Völkerschaften besucht und ihre Sprachen studirt hat, behauptet, daß sie sich ungefähr wie das Englische zum Holländischen verhalten; hinsichtlich des National-Charakters beider Stämme pflegte er zu sagen, daß die Szellots die Marokkanischen Franzosen, die Berbern hingegen die Belgier jenes Landes wären.

Leo, der Afrikaner, entwirft von den Ersteren folgendes Bild: „Es sind kräftige und furchtbare Menschen, die weder Kälte noch Schnee scheuen. Ihre Kleidung besteht aus einem einfachen wollenen Gewande, über welchem sie einen Mantel tragen; die Beine verhüllen sie mit Bänderstreifen statt der Strümpfe, und den Kopf lassen sie das ganze Jahr hindurch unbedeckt. Es sind die größten Diebe und Räuber von der Welt; sie besitzen große Heerden von Eseln und Mauleseln und leben in offener Freundschaft mit den Arabern, bestehlen dieselben aber in der Nacht. Bei alledem sind die Gebirgsleute tapfer; es läßt sich keiner von ihnen lebendig gefangen nehmen. Sie ziehen mit Speer und Dolch bewaffnet in die Schlacht, und nur mittelst einer starken Reiterei sind sie in die Flucht zu schlagen."

Die Szellots stehen eben so wenig unter der Botmäßigkeit des Sultans, als die Amazirgen; sie leben in völliger Unabhängigkeit und greifen bei dem geringsten Anlaß zu den Waffen.

Nächst diesen beiden Stämmen bilden die andere, jedoch kleinere Hälfte der Marokkanischen Bevölkerung die Mauren und die Araber. Die Mauren sind Persischen Ursprunges und scheinen überhaupt nur ein Gemisch von Asiatischen Nationen zu seyn. Später als die Amazirgen nach Marokko gekommen, bekannten sie sich hier doch schon lange vor der historischen Zeit der Griechen und Römer. Ihre erste Erscheinung in Marokko wird in die Zeit Josua's, ungefähr 1400 Jahre vor Christo, verlegt; später aber sollen sie auch noch von Karthago einen neuen Zuwachs von Kolonisten erhalten haben. Aeltere Geschichtschreiber schildern sie als ein nomadisches Volk, während die Amazirgen feste Wohnsitze einnehmen. Der größte Theil der Mauren, die das Land zwischen dem Atlas und dem Meere innehaben, stammt von denen ab, die unmittelbar nach der Eroberung von Granada aus Spanien vertrieben wurden; diese Nachkömmlinge der Europäischen Mauren bilden die reichste und mächtigste Masse der Bevölkerung der Städte. Sie bekleiden die höchsten Aemter bei der Regierung und in der Armee und sind die Einzigen unter den Eingebornen, die direkte Verbindungen mit den christlichen Völkern unterhalten; ein Umstand, der sie doch nicht hindert, die Letzteren recht ordentlich zu hassen. Ihre Sprache ist das sogenannte Occidentalisch-Arabische, vermischt mit vielen Amazirgischen und Spanischen Wörtern. Die Mauren sind im Allgemeinen schlank und wohlgebildet, aber gegen das reifere Alter neigen sie sich, in Folge ihres indolenten und müßigen Lebens, meistentheils zur Korpulenz hin. Auch die Frauen, die sonst recht hübsch und graziös seyn sollen, werden durch das Embonpoint, das bekanntlich bei ihnen selbst als ein Zeichen der Schönheit gilt, auffallend entstellt. Wie man sagt, färben sich die Letzteren die Augenbrauen und Wimpern schwarz, um dadurch ihre Schönheit noch zu erhöhen.

Das Kostüm der Mauren ist bekannt; was aber ihren Charakter betrifft, so haben wir bereits gesehen, daß Geiz und Treulosigkeit als die Basis desselben zu betrachten sind. Ein Beispiel mag hinreichen, um zu zeigen, mit welcher teuflischen List diese beiden National-Laster in der engsten Verbindung mit einander auftreten. Ein einer Mordthat angeklagter Mann war ins Gefängniß gesetzt worden; schon hatte man den Tod über ihn verhängt, und man wartete nur auf den letzten Kaiserlichen Ausspruch, um die Hinrichtung zu vollziehen; aber einer seiner Freunde hatte sich vorgenommen, ihn zu befreien. Er wandte sich deshalb an den Kerkermeister, der sich auch bald für eine gewisse Summe Geldes anheischig machte, die Fesseln des Gefangenen zu lösen. Es ward verabredet, daß er ihn um drei Uhr des Morgens seinem Freunde zustellen sollte. Aber um Mitternacht verfügte sich der Kerkermeister zu dem nächsten Verwandten des Ermordeten, gab ihm einige Winke über die Entweichung des Mörders und machte sich zugleich, und zwar ebenfalls für eine bedeutende Summe Geldes, anheischig, ihm seinen Feind um zwei Uhr in die Hände zu liefern, damit er den seiner Familie angethanen Schimpf an ihm rächen könne. Die Summe ward festgesetzt, und zur bestimmten Stunde findet der Verwandte in der That den Gefangenen an dem verabredeten Orte. Mit kaltem Blute durchbohrt ihn jener und geht davon. Als nun um drei Uhr der Freund herbeikam, fand er nur noch den Leichnam dessen, den er zu retten beabsichtigte. Er bricht in die bittersten Verwünschungen gegen den treulosen Befreier aus; dieser aber erwiederte ihm kaltblütig: „Ich habe mein Versprechen erfüllt und meine Belohnung verdient. Habe ich nicht Euren Freund aus dem Gefängniß geschafft? Was ihm nachher widerfahren, das geht mich nichts an. Nachdem er einmal in Freiheit sich befand, war es seine eigene Sorge, über sein Leben zu wachen."

Wenn man bei den Berbern zum wenigsten ihre Kühnheit, ihren Muth und ihre Entschlossenheit bewundern muß, so haben dagegen die Mauren gar nichts Großes für sich; vielmehr feig, kleinmüthig, kriechend gegen die Stärkeren und übermüthig gegen die Schwächeren, wissen sie weder was Großmuth noch was Uneigennützigkeit sey; eben so wenig kennen sie geistige Genüsse, da sie in viehische Wollust stets versunken sind. Sie streben nur nach Reichthümern, und wenn sie dieselben endlich erlangt, so besteht ihre größte Sorge wiederum nur darin, sie so viel wie möglich verbergen zu halten. Ein einheimischer Dichter erfand wahrscheinlich mit Bezug auf diese ihre unersättliche Habsucht folgende Mythe: „In dem uralten irdischen Paradiese gab es Bäume von Gold und Silber; unter dem Schatten dieser Bäume war es, wo Adam nach dem Sündenfalle sich vor Gott zu verbergen suchte, aber die Bäume versagten ihm ihren Schutz und stießen ihn weit von sich hinweg. Da sagte Gott zu ihnen: Ihr seyd mir vor Allen treu geblieben, darum mag euch zur Belohnung die ganze Welt unterworfen seyn. Bei diesen Worten vergrub er sie ins Innere der Erde, und seit der Zeit ist das menschliche Geschlecht eifrig damit beschäftigt, diese Bäume wieder aufzusuchen und auszugraben zu lassen."

Den vierten Hauptstamm des Landes bilden die Araber. Sie sind die Eroberer, die zur Zeit ihrer großen kriegerischen Züge aus den Wüsten von Yemen in das Land eingedrungen und dem besiegten Volke ihre Sprache und ihre Religion aufgezwungen haben. In der Folge verschmolzen sie allmälig mit den übrigen Bewohnern des Landes. Jedoch ward das Band der Verbrüderung nie so eng, daß nicht der erobernde Stamm noch heutzutage sich von allen übrigen durch seinen Charakter unterschiede. Die Araber sind von sanfteren Sitten als die Mauren; sie sind tapferer, gastfreundlicher und wortreuer. Wenn sie auch gegen fremdes Eigenthum nicht eben sonderlichen Respekt beweisen, so treten sie doch wenigstens nie als gemeine Räuber oder Meuchelmörder auf. Ziehen sie ja im Zorn den Dolch, so darf man ihnen nur die einfachen Worte: „Denket an Gott und den Propheten" zurufen, um sie auf der Stelle zu entwaffnen und zum Frieden zurückzubringen. Im Allgemeinen bilden die Araber einen ziemlich schönen Menschenschlag, der aber nicht so schön von Gesichtsbildung als vielmehr dem ganzen Körperbau nach ist. Sie sind größer, gewandter und thätiger als die Mauren. Ihre Tracht besteht aus dem weißen Haik; das Haar tragen sie kurz, durch ein Band zusammengehalten. Nur Wenige machen Gebrauch vom Turban; auch gehen sie lieber baarfuß als mit Sandalen. Sie sprechen das Arabische des Korans in seiner ursprünglichen Reinheit, zum wenigsten rühmen sie sich desselben. Ueberhaupt haben sie, wie kein anderes Volk, die uralten Gebräuche ihrer Vorfahren bewahrt. Mit Ausnahme der Religion befinden sich ihre Sitten noch heutzutage auf demselben Standpunkte, auf dem sie zur Zeit Hiob's (?) standen.

Sie sind jenem Hirtenleben treu geblieben, das ihren gränzenlosen Ebenen, ihren brennend heißen Tagen und ihren heiteren Nächten so angemessen ist. Sie ziehen von Feld zu Feld, indem sie ihre Kameele und Viehheerden mit sich führen, aus denen ihr ganzer Reichthum besteht. Am liebsten schlagen sie ihre Zelte und Hütten an den Ufern eines Baches, an der Quelle eines Flusses oder in der Nachbarschaft einer Moschee auf. Wenn ihre Weideplätze abgefressen sind und nicht mehr Futter genug für das Vieh darbieten, so wird das Lager abgebrochen, sie ziehen weiter und suchen wieder einen anderen Ort auf, der mit reichem Grase und mit frischen Wasserquellen versehen ist. Die Liebe zur Unabhängigkeit und zum nomadischen Leben ist mit der Natur der Araber so innig verwebt, daß bisher nichts sie vermocht hat, sich in Städten niederzulassen oder auch nur ein Dorf zu erbauen. Sie haben so wenig Bedürfnisse, daß sie dieselben überall leicht befriedigen können; als Pythagoräer von Natur, achten sie das Fleisch der Thiere nicht sehr und leben überhaupt so frugal, als man sich nur denken kann. Die Milch und die Wolle von ihren Heerden genügen ihren Bedürfnissen, so wie der Gebrauch des Pferdes und die Jagd ihre Lieblings-Vergnügungen ausmachen. Die Frauen arbeiten gleich den Männern, sie ziehen besonders Bienen und Seidenwürmer, spinnen die Wolle, die zur Bekleidung für die Familie dient, und bereiten die Leinwand, die zum Aufschlagen ihrer Zelte gebraucht wird. So frisch und schön sie auch meist in den ersten Tagen der Jugend sind, verlieren sie doch gar frühzeitig ihren Glanz; die Blüthe ihrer Schönheit welkt in Folge ihrer übermäßig angestrengten Arbeit hin, und bevor sie noch das zwanzigste Jahr erreicht, sind die Frauen schon alt geworden.

Wenn man das Leben dieser Nomaden in unseren Tagen in Betracht zieht, so kann man sich kaum einen Begriff davon machen, daß dies einst die Eroberer des Landes waren. Indeß ist der kriegerische Geist in ihnen keineswegs erstorben; wenn sie auch auf Augenblicke schlummern, so erheben sie sich doch bald, wo es Noth thut, mit um so größerer und lebendigerer Kraft; das nomadische Leben tödtet keineswegs den Geist, sondern dient vielmehr dazu, ihn zu stärken und seine Spannkraft zu erhöhen. Gleich auf das erste Signal greift der Araber zu den Waffen, sein Auge entflammt beim Schlachtrufe, gleich wie das Ohr seines Rosses beim Trompetenschalle sich in die Höhe richtet. Das patriarchalische Leben muß einen außerordentlich großen Reiz haben, ja, es muß einem tiefen Bedürfnisse der menschlichen Natur entsprechen, da diese tapferen Völkerschaften so lange Zeit mit inniger Anhänglichkeit bei demselben verharren konnten. Obgleich durch die Eroberung zu Herren des Landes geworden, leben sie doch darin so, daß man glauben könnte, sie müßten mit dem nächsten Tage als Fremde das Land wieder verlassen. Sie begnügen sich damit, ihren Glauben und ihr Gesetz den Besiegten aufgezwungen zu haben, aber sie lassen ihnen ihre Schätze und ihre Städte; Alles, was sie selber bedürfen, ist ein Winkelchen Erde, um ihre Zelte aufzuschlagen, und ein freier Himmel, um die Sterne zu betrachten und Gott anbeten zu können.

Wir haben hier unseren Lesern die vier Hauptstämme vorgeführt, die sich heutzutage in das Gebiet von Marokko theilen. Es hält nicht schwer, sie auf den öffentlichen Sammelplätzen von einander zu unterscheiden. Wäre ich Maler gewesen, ich hätte auf dem Markte von Tetuan die beste Gelegenheit gehabt, die merkwürdigen Physiognomieen der verschiedenen Racen nach lebenden Mustern zu zeichnen. Die Verschiedenheiten in ihrer organischen Bildung waren nicht minder auffallend, als die Mannigfaltigkeit ihrer Trachten. Das männliche und stolze Gesicht des Berbern erschien um so kräftiger neben den weibischen und mißtrauischen Gestalten der Mauren; eben so wie sein kurzes Gewand von den wallenden Haiks der Letzteren auffallend abstach. Auf der anderen Seite tummelte der Beduine sein muthiges Roß mitten unter den Kameelen herum, als ein treues Abbild der Energie und der Kühnheit des ehemaligen Eroberers. Die Frauen hatten sich hier in größerer Zahl eingefunden, als auf dem Sauk von Tanger, aber in ihre langen Gewänder hermetisch verhüllt, ließen sie nichts als Hände und Augen sehen, die ich fast bei Allen sehr schön fand. Ihre Taille aber und die ganze sitzige Gestalt wurden durch die weiten Falten ihrer Kleider dem Blicke gänzlich entzogen, und so erschienen uns denn auch die plumpen Massen ohne allen Reiz und ohne Grazie. Charles Didier.

Nord-Amerika.

Eine Menschenjagd.

Wir haben in den vorjährigen Blättern des Magazins eine Uebersicht und reichhaltige Auszüge von Washington Irving's neuestem Werke „Astoria", dieser Chronik der abenteuerlichen Nordwest-Expeditionen zur Förderung des Amerikanischen Pelzhandels, gegeben. Da bisher noch keine vollständige Deutsche Uebersetzung dieses Buches erschienen ist, so theilen wir hier noch eine kleine Nachlese aus demselben mit:

„Zwei von jenen kecken Abenteurern, die im Innern der Vereinigten Staaten unermeßliche Strecken weit über die entlegensten Wohnplätze hinaus vordrangen, um Pelzwerk und Felle zu erjagen, — sie hießen Colter und Potts — hatten mehrere Tage an einem Arme des Missouri verweilt, welcher „Jefferson's Gabel" genannt wird. Eines Morgens fuhren sie in ihrer Piroque ein Flüßchen hinauf, das in jene „Gabel" sich ergießt, und an dessen Mündung sie am Abend vorher ihre Fangnetze ausgespannt hatten. Der Fluß war in sehr hohe Felsenufer eingeengt, so daß man zu beiden Seiten keine Durchsicht hatte.

Beide Jäger ruderten ungestört vorwärts, als Colter plötzlich ein starkes Geräusch zu hören glaubte. Sogleich rief er: „Das sind Indianer!" und bat seinen Kameraden, aus allen Kräften zurück zu rudern, um zu entfliehen. Potts sprach scherzend: „Du läßt Dir wohl von einer Büffelheerde Furcht einjagen?" Aber schon nach wenigen Augenblicken erhob sich ein unmenschliches Gebrüll, und mehrere hundert Wilde erschienen am Ufer. Sie winkten den Jägern, ans Land zu kommen, und diese mußten gehorchen. Ehe sie noch aus der Piroque waren, bemeisterte sich ein Wilder der Jagdflinte Colter's und trug sie davon. Potts sprang ans Land, entriß den Indianer die Flinte, gab sie seinem Kameraden zurück, stieg dann selbst wieder in die Piroque und stieß vom Ufer ab. In demselben Moment hörte man eine Bogensehne schwirren und dann einen Pfeil zischen. Potts schrie, er sey verwundet. Colter beschwor ihn, ans Land zu steigen und sich zu ergeben, indem sonst keine Aussicht auf Rettung sey; aber Potts wußte, daß er kein Erbarmen zu hoffen hatte, und wollte daher sein Leben theuer verkaufen. Er schoß seine Flinte ab und streckte Einen der Wilden todt nieder. Bald darauf stürzte er selbst, von Pfeilen durchbohrt.

Die Rache der Wilden kehrte sich jetzt gegen Colter, den sie für's Erste auskleideten. Da er einige Kenntniß von ihrer Sprache hatte, so verstand er, daß sie unter einander zu Rathe gingen, wie sie ihn auf recht ergötzliche Weise umbringen sollten. Einige schlugen vor, den Gefangenen als Ziel hinzustellen, um ihre Geschicklichkeit in der Kunst des Bogenschießens an ihm zu erproben. Der Häuptling stimmte für ein edleres Spiel; er faßte Colter bei der Schulter und fragte ihn, ob er ein guter Läufer sey? Der Unglückliche kannte die Sitten der Indianer zu gut, als daß er nicht den Grund dieser Frage errathen hätte: man beabsichtigte, ihn zum Gegenstand einer förmlichen Parforce-Jagd zu machen. Obschon ein berühmter Schnell-Läufer unter seinen Kameraden, antwortete Colter dem Häuptling dennoch, er sey gar leicht zu überholen. Diese List gelang, und man hielt es für schicklich, ihm einen bedeutenden Vorsprung zu geben. Der Häuptling führte ihn ungefähr 400 Schritte weit von dem Haufen der Wilden, ließ ihn dann los und sagte ihm, er möge sich retten, so gut er könne. Der arme Teufel verzog keinen Augenblick und rannte mit all dem Eifer, welchen die Hoffnung, sein Leben zu retten, ihm einflößen konnte. Ein fürchterliches Geheul gab ihm zu erkennen, daß die ganze Meute hinterdrein stürmte.

Colter flog mehr, als er lief; er selbst mußte über seine Kraft und Leichtfüßigkeit staunen; allein es galt, beinahe zwei Englische Meilen zurückzulegen, bevor er die „Gabel des Missouri" erreichen konnte — dies lag außer der Möglichkeit menschlicher Kräfte. Obendrein war die Wiese mit einer Unzahl stachliger Pflanzen bedeckt, die seine nackten Füße zerfetzten; und jeden Augenblick mußte er befürchten, daß ein Pfeil ihn durchbohren würde. Er drehte nicht einmal den Kopf um, damit die Distanz, welche ihn von seinen Verfolgern trennte, und von deren Behauptung sein Leben abhing, um keinen Zoll verkürzt würde. Schon hatte er beinahe die Hälfte der Ebene durchlaufen, als das immer schwächer werdende Geheul der Wilden ihm endlich den Muth gab, sich einmal umzusehen. Die Masse der Wilden befand sich in bedeutender Entfernung; aber einige der besten Läufer waren den Uebrigen vorangeeilt, und ein Wilder, der einen Wurfspieß als Waffe führte, hatte sich Coltern bis auf hundert Schritte genähert.

Von neuer Hoffnung belebt, verdoppelte der Gehetzte seine Anstrengungen, die so gewaltig waren, daß ihm aus Mund und Nase Blut floß. Schon hatte er nur noch eine Englische Meile bis zum Flusse, als die Tritte des nächsten Verfolgers ihm lauter ins Ohr tönten. Ein verstohlener Rückblick zeigte ihm denselben nur etwa zwanzig Ellen entfernt und eben im Begriff, seinen Wurfspieß zu schleudern. Colter hemmte seinen Lauf, schwenkte sich um und streckte die Arme aus. Der Wilde, erstaunt über diese plötzliche Bewegung, wollte gleichfalls Halt machen, um seinen Wurfspieß nach ihm zu werfen; aber seine Beine verwickelten sich im Gestrüpp, und er fiel zu Boden. Bei seinem Fall drang die Spitze des Wurfspießes in die Erde und der Schaft zerbrach. Ehe der Wilde noch sich aufraffen konnte, stürzte Colter mit Blitzesschnelle über ihn her, entriß ihm das Stück von dem Wurfspieß, durchbohrte ihn und rannte dann mit erneuter Gluth weiter.

Als die Indianer bei ihrem todten Kameraden ankamen, verweilten sie ein paar Augenblicke, um die gewohnte Todtenklage zu heulen. Colter nahm sich diese Zeit zu Nutze und gelangte an den Saum eines Waldes von Baumwollenstauden, der am Flusse sich hinzog. Er drang hindurch und stürzte sich ins Wasser. So erreichte er schwimmend ein kleines Eiland, an dessen oberem Ende das Treibholz des Stromes in Menge sich gesammelt hatte. Colter schwamm unter diesen Haufen von Baumstämmen und tauchte nicht eher wieder in die Höhe, bis er eine offene Stelle entdeckte, über welcher die verschlungenen Zweige eine Art von Bedachung bildeten, so daß er hier versteckt bleiben konnte.

Aber bald hörte er das wüthende Geschrei der Indianer am Ufer. Er sah durch das Laubwerk, welches ihn bedeckte, wie sie ins Wasser plumpten und auf die Holzmassen loßschwammen. Hier suchten sie ihn lange Zeit, und der Eine kam sogar in seinen Schlupfwinkel. Als aber Colter den Wilden herannahen sah, tauchte er langsam unter, und kam nicht eher wieder in die Höhe, als bis der lästige Gast sich entfernt hatte. Endlich räumten die Indianer diese Gegend und schlugen eine andere Richtung ein. Colter besorgte anfangs, sie würden vielleicht wiederkehren und, in der Hoffnung, ihn doch noch hier zu finden, an das Treibholz Feuer legen. Glücklicherweise kamen sie nicht auf diese Idee.

Als endlich die Nacht hereingebrochen war, faßte Colter den Muth, eine bedeutende Strecke den Strom hinabzuschwimmen. Dann stieg er ans Ufer und marschirte mit schnellen Schritten weiter, bis der östliche Himmel sich röthete. Am nächsten Morgen kam er ganz erschöpft und ausgehungert zu einer Jäger-Station, wo man ihm allen nöthigen Beistand leistete.

Washington Irving.

Bibliographie.

A lecture on German literature. (Vorlesungen über die Deutsche Literatur.) Eine Geschichte derselben von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart. Von George H. Calvert, Uebersetzer des Don Carlos, von Schiller. Baltimore.

Characteristics of the present century. (Kennzeichen unserer Jahrhunderts.) Von J. Adams, Präsidenten des Collegs in Philadelphia.

A treatise on consumption. (Ueber die Schwindsucht und ihre Behandlung.) Mit Hinweisungen für solche Kranke, die das Klima des südlichen Europa aufsuchen wollen. Von Dr. W. Smallie, Professor in Vermont. — Boston.

Traits of American life. (Züge aus dem Amerikanischen Leben.) Von Mrs. Sara Hale. New-York.

The three eras in woman's life. (Die drei Zeitalter im Leben der Frau.) Novellen von Elizabeth Elton Smith. 2 Bände. New-York.

Mannigfaltiges.

— **Englischer Getraide-Luxus.** Der jetzige Verbrauch der ordinairen Getraide-Sorten in England ist, wie aus Herrn Macculloch's neuem statistischen Werke hervorgeht, ungemein geringfügig. Im Jahre 1760 zählten England und Wales etwa sechs Millionen Einwohner; damals aber lebten nur 3,750,000 Menschen von Weizen, während sich 888,000 mit Roggen, 739,000 mit Gerste und 623,000 mit Hafer ernährten. Gegenwärtig, wo die Bevölkerung mehr als das Doppelte von damals beträgt, werden kaum noch 20,000 Menschen gefunden, welche Roggen-Brod essen. Nur in der Grafschaft Durham giebt es noch eine Mischung von Roggen und Weizen, welche Maslin heißt; in allen übrigen Theilen des Landes (von Irland natürlich ist hier nicht die Rede) ist der Anbau des Roggens etwas ganz Unbekanntes. Ebenso dasselbe kann von dem Verbrauche der Gerste gesagt werden. Während man in den nördlichen Grafschaften Englands, namentlich in Cumberland, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Gerstenmehl sogar noch in der Küche häufig anwandte, ist es jetzt auch in den ärmsten Häusern durch den Weizen verdrängt. Städter sowohl als Landleute essen nur Weizen-Brod, und in einigen Fabrikstädten ist innerhalb der letzten Jahre auch schon gegen das ordinaire Weißbrod eine so entschiedene Abneigung eingetreten, daß sowohl für Arme als für Reiche fast nur das feinere Mehl in Anwendung kommt.

— **Die Zeit des materiellen Fortschrittes.** Herrn Macculloch's neues Werk beweist auf jeder Seite, in welcher guten Zeit wir leben, und wie sehr der Wohlstand und der allgemeine „Comfort" gegen jede frühere Periode vorgeschritten seyen. Eigenthümlich aber ist es, daß das Wohlseyn der vierfüßigen Thiere und namentlich des Schlachtviehes noch bedeutend mehr zugenommen zu haben scheint, als das der Menschen. Denn von 74,000 Stück Rindvieh und 570,000 Schafen, welche die 675,000 Einwohner von London im Jahre 1750 verzehrten, wog jedes Stück Rindvieh im Durchschnitte nur 370 und jedes Schaf eben so nur 28 Pfund, während die 156,000 Stück Rindvieh und 1,238,000 Schafe, welche die 1,472,000 Einwohner Londons im Jahre 1831 verzehrten, durchschnittlich respektive 800 und 80 Pfund gewogen haben. Es ist aber kaum zu glauben, daß sich die Kultur des Viehes so unverhältnißmäßig mehr verbessert habe, als die der Menschen, und wir werden wohl, um der Wahrheit näher zu kommen, annehmen müssen, daß man im vorigen Jahrhundert auf der Britischen Insel bei weitem mehr Kalb- und Lamm-Fleisch gegessen habe, als jetzt, wo man es bekanntlich in der Bereitung der derben Rostbeefs und anderer von ausgewachsenem Vieh herrührenden halbgaren Fleischspeisen zu einer unerhörten Vollkommenheit gebracht hat. Jedenfalls aber zeigt das obige Verhältniß, wie sehr sich der Appetit oder — um immer wieder auf dasselbe glückliche Resultat zurückzukommen — der „Comfort" der Engländer im neunzehnten Jahrhundert vermehrt hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 8. Berlin, Mittwoch den 18. Januar 1837.

Moldau und Wallachei.

Romänische oder Wallachische*) Sprache und Literatur.

Von einem Moldauer.

> Le Valaque parlé dans un coin de la Turquie d'Europe, est aussi un débris de la langue romane, qui par son mélange avec le slavon, a adopté une forme toute spéciale, mais qui n'offre que peu de culture et par conséquent peu d'intérêt!!! (Parallèle des langues de l'Europe et de l'Inde, par F. G. Eichhoff. Paris, 1836.)

> Il faudrait regretter la langue moldave, parcequ'elle est la dernière trace de l'inflexibilité du caractère romain. Elle s'est enrichie des mots de toutes les langues du Nord et du midi, sans changer ni ses anciennes expressions, ni son génie primitif; elle est encore la langue romaine, non celle de Ciceron et du siècle d'Auguste, elle date beaucoup de plus loin. La langue moldave est celle des soldats de Romulus, elle a conservé la dureté de leurs moeurs, et toute la grossièreté de leurs manières. (Le comte d'Hauterive. Tableau de la Moldavie etc. Paris, 1824.)

> Durch Zartheit und Wohlklang ausgezeichnet, scheint sie (die Moldauische Sprache) zum Gesang geschaffen, und was die Süße und Weichheit anbelangt, kann sie fast der Italiänischen zur Seite gestellt werden. (F. J. A. Schneidawind. Taschen-Bibliothek der Reisen, von J. H. Jäck. 8stes Bändchen. Nürnberg, 1832.)

Welche Verschiedenheit des Urtheils!

Von allen Ländern des orientalischen Europa's sind die Moldau und die Wallachei fast am wenigsten bekannt, und dennoch verdienen diese Fürstenthümer in keiner Hinsicht eine solche Vernachlässigung. Die Geschichte dieser Länder ist voll heroischer Thaten, die den Griechen und Römern zur Ehre gereichen würden; man erinnere sich nur an die Siege Stephan's des Großen, Fürsten der Moldau, an den Muth Helena's, seiner Mutter, an das ganze Leben von Michael dem Tapferen, Fürsten der Wallachei.

Die Moldauischen und die Wallachischen Regierungen haben den orientalischen Völkern Europa's das erste Beispiel von Freilassung der Leibeigenen gegeben. In Polen, in Rußland und in anderen Ländern sind die Bauern noch heute Leibeigene, während sie bei uns alle seit dem Jahre 1740 sich des Zustandes der Freiheit erfreuen.

Dieselbe Geringschätzung hat auch die Romänische Sprache getroffen, obgleich sie eine Tochter der Lateinischen ist und von mehr als fünf Millionen Menschen geredet wird; denn sie ist die Muttersprache nicht nur der Wallachen und der Moldauer, sondern sie wird auch in Bessarabien, in der Bukowina, in Siebenbürgen, in dem Banat von Temeswar, in Macedonien, Thracien und selbst in mehreren Kolonieen der Ukraine gesprochen. Drei Viertel derselben bestehen aus Römischen Wörtern, und nur ein Viertel ist aus Slavonischen, Gothischen, Türkischen und Griechischen zusammengesetzt.

„Vor der Florentinischen Kirchen-Versammlung hatten die Moldauer, nach dem Beispiel aller übrigen Nationen, die ihre Sprache aus der Römischen verdorben haben, Lateinische Buchstaben. Als aber auf dieser Synode der Moldauische Metropolit sich zu der Partei der Lateiner schlug, so hat sein Nachfolger, Namens Theoctistus, Diakonus des Markus von Ephesus, von Geburt ein Bulgar, um den Sauerteig der Lateiner aus der Moldauischen Kirche auszurotten und den jungen Leuten die Gelegenheit zu benehmen, die Trugschlüsse der Lateiner zu lesen, Alexander dem Guten gerathen, nicht nur die Leute, welche in der Religion anderer Meinung waren, sondern auch die Lateinischen Buchstaben aus seinem Fürstenthum zu vertreiben und die Slavonischen an ihre Stelle zu setzen.“**) Der Fürst genehmigte diese Bitte des Metropoliten, ließ alle mit Lateinischen Buchstaben geschriebenen Bücher verbrennen und befahl, daß man sich von nun an nur der Cyrillischen oder Slavonischen Buchstaben bedienen solle. Wer diesem Gebote zuwider handelte, wurde von dem Metropoliten mit dem Banne belegt; man verbrannte sogar die Privilegien und selbst die wichtigsten Dokumente, nachdem man sie in Slavonischen Buchstaben abgeschrieben hatte.

Die Wallachen und die anderen Romänen ahmten den Moldauern nach, indem sie die Lateinischen Buchstaben verwarfen, so daß bis zu Ende des 18ten Jahrhunderts alle Bücher mit Cyrillischen Buchstaben gedruckt wurden.

Im Jahre 1780 gaben Georgius Sinkay und Samuel Klein eine Romänische, zuerst wieder mit Lateinischen Lettern geschriebene Sprachlehre heraus, in welcher sie jedoch viele Fehler gegen die Orthographie begangen haben. Diese Sprachlehre ist zum zweiten Male gedruckt worden unter dem Titel: Elementa linguae Daco-Romanae sive Valachicae, per Georgium Sinkay. Budae, 1805.

Seit Sinkay und Klein haben sich viele Gelehrte damit beschäftigt, die Romänische Sprache wieder mit Lateinischen Buchstaben zu schreiben und gute Bücher darin zu verfassen; z. B. Peter Major de Ditsö Sz. Márton: Orthographia Romana sive Latino-Valachica; Dictionnarium quadrilinguum a Rev. D. D. Samuele Klein et Basilio Kolosy; aber das beste Werk in dieser Art ist die: Grammatica Daco-Romana, studio Joannis Alexi. Viennae, 1826, obgleich auch noch in dieser einige bedeutende Fehler enthalten sind. Im Jahre 1830 hat der Bischof Bob in Ofen ein großes Lateinisches, Romänisch-Ungarisches Wörterbuch in 3 Bänden drucken lassen.

Jetzt druckt man in Siebenbürgen und in dem Banat von Temeswar im Allgemeinen die Bücher mit Lateinischen Lettern, und die Romäner der Wallachei und der Moldau haben auch angefangen, dem Beispiel ihrer Brüder von Transsylvanien zu folgen; ausgenommen sind nur noch die Wallachen von Macedonien und Thracien, welche sich im Schreiben der Griechischen Buchstaben bedienen.

Um die Aehnlichkeit der Romänischen Sprache mit der Italiänischen zu zeigen, mögen hier die acht ersten Verse des Orlando furioso im Italiänischen Original mit Romänischer Uebersetzung folgen.

Canto primo.

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l'audaci imprese io canto,
Che furo al tempo, che passaro i Mori
D'Africa il mare, e in Francia nocquer tanto,
Seguendo l'ire, e i gioveuil furori
D'Agramante lor re, che si dié vanto
Di vendicar la morte di Trojano
Sopra re Carlo, imperator Romano.

Cánteeu l ánteiu.

Dómne le, cavaleri i, arme le, amori i
Curtesíle, îndrăzneçe le întreprinderi io cânta,
Que furé în tempu l, quând trecuré Mori i
Mare a d'Africa, ai în Françia stricaró atótu,
Urmându urgia, ai teuerece le furori
A lui Agramente riga lorn quare se laudau
De a resplăti mórte a lui Trojanu
Asupra rigei Carolu, impératu Romanu.

Adelung hat in seinem Mithridat mehrere Romänische Vater Unser aus verschiedenen Provinzen mitgetheilt, aber unter diesen kein einziges ohne bedeutende Fehler; einige enthalten viele falsche Wörter, andere sind ohne alle orthographische Richtigkeit. Es folge hier also eins, das in der jetzt gültigen Orthographie abgefaßt ist.

Tatá nostru quare le eści în cerurĭ sănţiască se nume le tău vie împărăţia ta, fie voia ta precum în ceriu si pe pământu. Pâne a nóstră quea de pururea dane noi astădi, si ne ărtă gressa le le nóstre, precum si noi ertămu gressiti loru nostri, si nu ne duce pre noi în ispită, qui ne isbăvesce de quel reu.

Der Gothischen oder Deutschen Wörter, die sich in der Romänischen Sprache finden, sind sehr wenige; z. B. Becher, Bachar oder Pachar; geld, galben; Panzerträger (Curassier), pançéru u. s. w.

Griechische Wörter sind in größerer Zahl in derselben vorhanden: παλδεύω, pedépsa; χυμέρνησις, kivernisire; βλασφημῶ, blastemu etc.

Die Türkischen sind: aferim, bravo; alai, Gefolge; oda, Zimmer; zaraf, Geldwechsler u. s. w.

Der Slavonischen Wörter giebt es nach den Lateinischen am meisten in der Romänischen Sprache. Sluga, Diener; priczestanie, die Communion; blagoslovit, gesegnet.

* * *

Schon vor dem 11ten Jahrhundert findet man einige kleine in der Romänischen Sprache geschriebene Dokumente, und die Bibliotheken der Klöster bewahren viele bis jetzt noch unbekannte alte Chroniken. Privilegien von den Wallachischen und Moldauischen Fürsten existiren seit dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Aber das erste in Romänischer Sprache gedruckte Buch ist eine Cazania oder Predigtbuch von dem Stadtrichter Kreßtel Lukatsch, einem Lutheraner, herausgegeben und zu Kronstadt in Transsylvanien 1580 erschienen.

Außer dieser Cazania, den Chroniken und noch anderen wenigen Werken waren seit dem Florentinischen Concilium alle Bücher, welche in Siebenbürgen, in der Moldau und Wallachei erschienen, in der Slavonischen Sprache verfaßt und gedruckt. Die Liturgie sogar wurde in dieser Sprache abgehalten, welche weder die Priester noch das Volk

*) In der Moldau, und selbst in der Wallachei, ist das Wort Wallachisch unbekannt. Die Wallachische und Moldauische Sprache ist dieselbe und wird von denen, die sie reden, die Romänische genannt.

**) Cantimir in seiner Beschreibung der Moldau.

verstanden. Erst im Jahre 1643 wurden die heiligen Bücher wieder in die Romänische Sprache übersetzt.

Georgius Rakoczi, Fürst von Siebenbürgen, hatte sich zum evangelischen Glauben, den in jener Zeit auch ein großer Theil von Ungarn und alle Siebenbürgische Sachsen angenommen hatten, bekannt, und da er wünschte, daß auch die Romäuer seines Fürstenthums seinem Beispiele folgten, so ließ er, um dies zu erreichen, die heiligen Bücher aus dem Slavonischen in die Romänische Sprache übersetzen. Er errichtete eine Wallachische Druckerei in Belgrad und beauftragte mit der Uebersetzung Simeon Stephan, den neugewählten Bischof der Romäner, indem er ihm ein Privilegium verlieh, in welchem sich folgende Worte befinden: „Quod sacrosanctum Dei verbum juxta sacros Bibliorum codices tam Dominicis, quam aliis diebus festivis in Ecclesiis suis tum ad sunera, tum vero alibi ubicunque locorum desiderabitur, vernacula sua lingua praedicabit, praedicarique per quosvis alios quoque pastores procurabit ac faciet."

Dieser Schritt war eine Anregung für die Moldauer und die Wallachen. Basilius der Albaner, Fürst der Moldau, ließ im Jahre 1648 gleichfalls den Gottesdienst Romänisch halten, und im Jahre 1697 folgten auch die Wallachen diesem Beispiele.

Ein Beweis, daß die Romäner sich mit der Literatur beschäftigt haben, sobald sie nicht durch äußere Kriege oder den Druck der Tyrannei daran verhindert wurden, liegt auch darin, daß sie schon von sehr alten Zeiten her viele Rechts-Codices in ihrer Sprache besessen haben.

Die älteste Gesetzsammlung ist ein geistliches und politisches Buch der Romäner, von welchem der Abt Pray spricht in seinem Buch: Dissertationes historicae, criticae in Annalibus veterum Hunnor. etc. Dissert. 7. §. 3, pag. 139. Sie ist aus dem Griechischen in die Romänische Sprache und von dieser in das Lateinische übersetzt; in der letzten Form trägt sie den Titel: „Regula legis voluntati divinae accomodata."

Wann diese Gesetzsammlung des Johannes Jomninus, der von 1118 bis 1143 regiert hat, ins Romanische übersetzt worden ist, weiß man nicht, es ist jedoch zu vermuthen, daß dies geschah, ehe die Wallachei und die Moldau als Fürstenthümer bestanden, und als sie noch dem Griechischen Kaiser unterworfen waren, also zu Ende des 12ten oder zu Anfang des 13ten Jahrhunderts. Die Romänische Uebersetzung dieser Gesetze ist jetzt sehr selten, da sie nur im Manuskript vorhanden war.

Im Jahre 1401 veranstaltete Alexander der Gute, Fürst der Moldau, eine Sammlung von Gesetzen nach den Basiliken und bestimmte sie für sein Fürstenthum. Dieser Kodex wurde auf Befehl Basilius des Albaners in Romänischer Sprache bearbeitet und zu Suczawa 1646 gedruckt. Der genannte Fürst, einer der größten Wohlthäter der Moldau, ließ in Suczawa eine bedeutende Romänische Buchdruckerei errichten, in welcher alle kirchliche Bücher, die Gesetzsammlung und andere Schriften gedruckt wurden. Diese Druckerei wurde später nach Jassy gebracht.

Da der Kodex Basilianus nicht sehr verbreitet war, so ließ Alexander Murusi durch Thomas Jarchas den Harmenopulus 1804 in die Landessprache übertragen, und der Fürst Callimachi, welcher in der Moldau allen Dingen einen Griechischen oder vielmehr einen Phanariotischen Zuschnitt geben wollte, ließ einen neuen Kodex in Griechischer Sprache abfassen, welcher in Jassy 1816 unter dem Titel: Κώδιξ πολιτικὸς τοῦ Ηγεμονάτου τῆς Μολδαβίας, mit vieler Pracht gedruckt worden ist. Ein Exemplar dieses Kodex wurde durch den Britischen General-Konsul, W. Wilkinson, an die Universität zu Oxford geschickt.

Auch der Fürst der Wallachei, Mathei Basarabu, besorgte eine Gesetzsammlung für sein Land, im Jahre 1633—1644, und in der neueren Zeit folgte der Fürst Caradja dem Beispiele Callimachis, indem er eine Revision der Gesetze vornahm. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Geschichte zum Kranklachen.

(Schluß.)

So viel sich aber auch Herr Ganguernet auf seine vortrefflichen und klugen Streiche einbildete, ging doch seine Eitelkeit nicht so weit, daß er alle erzählt hätte, manchen verschwieg er weislich. Zu einem namentlich hat er sich nie bekannt, aus guten Gründen; denn verschiedene bandfeste Personen hatten gedroht, dem Urheber die Ohren abzuschneiden, wenn sie ihn herausbekämen. Ganguernet hatte sich nämlich für die Verachtung rächen wollen, womit seiner Person in einer aristokratischen Gesellschaft begegnet worden war, und zwar galt es keiner geringeren Person, als einer überaus alten Dame von überaus altem Adel, welche die vornehmste und adligste Gesellschaft in der Stadt Rennes und der Umgegend bei sich sah.

Diese würdige Dame hatte unter vielen alten Gewohnheiten ihres Standes und ihres Geschlechtes noch folgende zwei beibehalten: erstens, daß sie Leuten von gemeiner Herkunft nicht gestattete, sich in ihre Gesellschaft zu mischen; zweitens, daß sie sich in einer Sänfte tragen ließ. Sie kommt auf einen Ball beim Ober-Präsidenten des Gerichtshofes, wo auch Ganguernet eingeladen war. Um Mitternacht verläßt sie die Gesellschaft und läßt sich nach Hause tragen; der Regen fiel kalt und in Strömen. Der Leser kennt die gewaltigen Dachrinnen, die sich in Provinzialstädten bis mitten auf die Straße hinüberstrecken und aus denen die Wasser des Himmels in gewaltig hohen Kaskaden zur Erde herniederträufen. Gerade wie die Sänfte unter einem solchen Guß vorbeikommt, erschallt rechts und links ein gellendes Pfeifen; vier bandfeste vermummte Kerle kommen auf die Sänfte los, die Träger laufen davon und lassen die Sänfte stehen; die edle Dame glaubte nicht anders, ihr letztes Stündlein sey gekommen. Auf einmal fühlt sie's gewaltig kalt und naß auf ihrem Kopfe. Wie durch Zauberei war die Decke der Sänfte hinweggenommen, und mitten hinein ergoß sich der Wasserfall aus der Dachtraufe mit kalten Strömen. Die arme Gefangene versucht die Thür zu öffnen, vergebens! In ihrer Noth steigt sie auf den Sitz in der Sänfte, so daß sie sich mit dem Oberleib über den Rand hinausbeugen kann; in dieser Positur, gleich einem Teufel, den man in eine Kanzel gesperrt hat, fängt sie laut an, zu predigen und den Zorn des Himmels auf die Mordgesellen herab zu beschwören, die ihr dieses unmenschliche Tuschbad bereiteten. Die Bösewichter standen ganz in der Nähe und erwiederten alle Vorwürfe und Schimpfworte nur durch die demüthigsten Verbeugungen. Will man aber die ganze Grausamkeit und Schändlichkeit dieses Streiches recht ermessen, so füge man zu dem Bilde folgende zwei Umstände hinzu: die Dame war gepudert, und die Bösewichter trugen aufgespannte Regenschirme.

Zur Zeit, als ich Ganguernet kennen lernte, existirte er in dieser Eigenschaft bereits zehn Jahre. In der geistlosen, dumpfen trägen Gesellschaftssphäre seiner Provinzialstadt pries man ihn laut als den jovialsten, liebenswürdigsten, amüsantesten Menschen von der Welt. Nur Wenige gab es, die ihn innerlich verachteten, und zu diesen gehörte ich. Noch mehr, der Mensch kam mir entsetzlich vor. Diese grell rothen, beständig zum Lachen verzogenen Lippen waren mir schrecklich anzusehen; diese unbarmherzige Lustigkeit, die sich in alle Begegnisse des Lebens mengte und eindrängte, erweckte in mir Widerwillen, Unruhe und Ekel; es war mir, als grinste mich die häßliche Fratze eines Kobolds in einem fort an. Das freche häßliche Wort, mit dem er zu Ende aller seiner Geschichten die Moral derselben aussprach, dieses beständige: „Ha, ha, zum Kranklachen", schien mir teufelsteiger und beängstigte mich mehr als das: Frater, memento mori eines Trappisten. Es ahnte mir deutlich, daß dieser Mensch mit einem großen Unglück für Andere schwanger ging; ich sah voraus, daß er einmal ein zarteres Leben, bedenklicheres Verhältnisse mit seiner unseligen Lustigmacherei mißhandeln und tödtlich verletzen würde. Wollte Gott verhüten, so dachte ich bei mir, daß er nicht einmal bei einem frischen Grabe steht und spricht: „Ha, ha, zum Kranklachen!"

Kurz vor der Zeit, da ich Rennes verlassen sollte, luden mich einige Freunde zu einer Jagdpartie ein. Ganguernet sollte dabei seyn. Wie ich den Namen hörte, verlor ich die halbe Lust und rechnete auf kein Vergnügen mehr. Doch stellte ich mich des anderen Morgens zur frühen Stunde bei meinem Freunde Ernst B. ein, mit dem ich zusammen ausreiten wollte.

Ganguernet kam zu gleicher Zeit mit mir. Wie wir eintraten, schloß Ernst eben einen Brief, versiegelte, adressirte ihn und legte ihn auf das Kamin. Ganguernet nahm ihn neugierig in die Hand und las die Aufschrift. „Sieh da, Du schreibst an Deine Schwägerin", sprach er. — „Ja wohl", erwiederte Ernst mit großer Ruhe; „ich benachrichtige sie, daß wir heute um sieben Uhr Abends nach der Jagd auf ihr Schloß kommen und diniren wollen. Wir sind unserer Funfzehn und müssen uns wohl anmelden, damit bei Zeiten für uns gesorgt wird. Sonst rieliren wir eine schlechte Bewirthung."

Ernst schellte und übergab den Brief einem eintretenden Domestiken. Niemanden fiel es auf, daß Ganguernet mit dem Bedienten hinausschlüpfte und eine Weile draußen blieb. Wir ritten und fuhren ab. Während der Jagd traf ich zufällig mit Ganguernet an einer Seite des Reviers zusammen, während unsere Freunde längs der anderen hinsprengten. „Heut' Abend wird's einen rechten Spaß geben", sprach Ganguernet an. — „Wie so?" — „Denken Sie sich, ich habe dem Bedienten einen Louisd'or gegeben, damit er den Brief nicht bestelle." — „Haben Sie den Brief etwa zu sich gesteckt?" — „Nein, pas Kuckuk, ich habe dem Bedienten gesagt, es gelte einen hübschen Spaß, und er sollte den Brief nicht an Ernst's Schwägerin, sondern an ihren Mann, an B. den Aelteren, abgeben. Den muß er im Assisenhofe aufsuchen, wo er jetzt präsidirt. Wie wird der sich ärgern, wenn er erfährt, daß ihn heute Abend funfzehn hungrige Gesellen besuchen wollen! Das wird ihm das Herz abstoßen. Der alte Harpagon! Die Verschwörung, daß wir heute Abend Mord und Plünderung in seinen Keller und in seinen Hühnerhof bringen wollen, die wird ihn so grimmig machen, daß er im Stande ist, ein Dutzend Inkulpaten unbarmherzig zu verurtheilen, um nur zeitig genug hinauszukommen und sein Hab' und Gut zu wahren." — „Mit Ihrer Erlaubniß", erwiederte ich, „das ist ein böser Streich, den Sie uns da spielen, Herr Ganguernet." — „Was", sagte er, „zum Kranklachen wird's seyn. Und am allermeisten freue ich mich auf den Augenblick, wenn wir dort eintreffen. Prächtiger Spaß! Die anderen Alle, hungrig wie Wölfe und durstig wie Kameele, laufen aufs Schloß und verschlingen schon in Gedanken ihr excellentes Abendbrod. Da kommen sie schön an; es setzt nichts, gar nichts." — „Ei", sagte ich, „warum erzählen Sie mir das? Glauben Sie denn, es würde mir mehr Spaß machen, als den Anderen? Und dann vergessen Sie nicht, Herr Ganguernet, daß Sie sich selber mit zum Besten haben." — „O, nicht doch, für mich habe ich gesorgt; ich habe ein kaltes Huhn und eine Flasche Bordeaux-Wein mit. Die Hälfte steht Ihnen zu Diensten." — „Ich danke schönstens; ich will lieber schnell zu Ernst hinreiten und ihm die Sache sagen."

„Ach Gott, mein Bester", rief Ganguernet, „was sind Sie doch für ein Mensch! Mit Ihnen kann man ja gar kein Vieches Spaß anfangen."

Ich ließ ihn allein und ritt eiligst zu den Anderen hinüber. Ich fragte nach Ernst und erhielt zur Antwort, er hätte seinen Weg nach dem Schlosse seiner Schwägerin genommen. Eiligst setzte ich ihm nach; ich wünschte sogar, ihm zuvorzukommen und Madame B. von dem Streich, den ihr Ganguernet gespielt, in Kenntniß zu setzen. Bei einer Wendung des Weges gewahrte ich in ziemlicher Entfernung vor mir Ernst, der auf das Schloß zuritt. Ich setzte mein Pferd in Galopp, um ihn einzuholen; es gelang mir beinahe; wie ich vor dem Hofthore ankangte, war Ernst so eben eingetreten. Ich wollte ihm nach, zu

wurde das Thor dicht vor mir zugeschlagen; im selben Moment ertönte inwendig ein Schuß, gleich darauf eine zornige Stimme: „Dein Glück, Bube, daß ich Dich gefehlt; vertheidige Dich!“

Neben dem Thore war ein geschlossenes Gitter, durch das man in den Hof hineinsehen konnte; dahin stürze ich, — welch' ein Schauspiel! B. der Aeltere stürzt mit gezücktem Degen in schäumender Wuth auf seinen Bruder los. „Ha!“ rief er, „Du liebst sie, und sie liebt Dich!“ und dabei ging seine Stimme vor Zorn in ein heiseres Brüllen über. „Du liebst sie, und sie liebt Dich! Wohlan denn, erst Dich, dann sie!“

Der durch den Domestiken an B. den Aelteren überbrachte Brief hatte ihm ein seit vier Jahren verschwiegen geliebtes Geheimniß entdeckt, und er, der Richter, hatte seine Stelle, wohin der Staat ihn als Rächer des Verbrechens gestellt, verlassen, um seine eigene Rache zu vollziehen.

Vergebens rief ich von draußen, vergebens beschwor ich sie beim Bruder-Namen; der Aeltere trieb den Jüngeren mit blinder Wuth von einer Ecke des Hofes zur anderen. Plötzlich wird ein Fenster aufgerissen, und Madame B., todtenbleich, mit fliegenden Haaren, streckt bittflehend die Arme hinaus. „Geh' fort, um Gotteswillen, Leonie!“ rief Ernst hinauf. — „Nein“, schrie der Aeltere, „sie soll bleiben, sie soll sehen! Fürchte nicht, daß sie sich zwischen uns stürzt, ich habe sie eingeschlossen.“ Und abermals stürmte und hieb er mit solcher Gewalt auf den Bruder ein, daß sein Degen an der Steinmauer Funken schlug. — „Schone ihn“, rief Madame B. von oben; „ich bin die Schuldige, ich muß sterben! Tödte mich, ich flehe Dich an, tödte mich!“

Ich vereinigte meinen Hülferuf mit dem ihrigen; ich schrie, ich rüttelte am Gitter, ich versuchte, über die Mauer zu klettern. Da stürzt Leonie, von Verzweiflung getrieben, vor Angst und Schmerz und Reue außer sich, sie stürzt sich zum Fenster hinaus und sinkt zwischen dem Geliebten und dem Gemahl zu Boden. Der Ehemann, blind vor Wuth, zückt seinen Degen gegen das Weib. Da vergißt Ernst alle Furcht und Besinnung; er schlägt den Degen bei Seite. „Ha!“ ruft er, „Du willst sie umbringen? Nun sey auf Deiner Hut!“ Und jetzt stürzte er mit zornigem Grimm auf den Aelteren los.

Ich war außer Stande, zu ihnen zu gelangen; Leonie ebenfalls. Die Unglückliche lag mit gebrochenem Bein am Boden. Welches Entsetzen! Zwei Brüder, kämpfend in dem Hause, das sie von ihrem Vater ererbt; vor den Augen des Weibes, das ihrer Beider Namen trug. Ich war erstarrt; ein unbeschreiblicher Schrecken lähmte mich. Das Blut beider Brüder strömte aus ihren Wunden; aber statt sie zu erschöpfen, schien der Anblick ihre Raserei zu steigern. Ich war auf die Mauer hinaufgeklimmt und eben im Begriff, in den Hof hinabzuspringen, als ich unsere Freunde aus der Ferne herbeieilen sah. Ganguernet war Allen weit voran; auf etliche Schritte rief er mir zu: „Was ist Ihnen denn? Sie schreien ja, wie Einer, dem man die Haut lebendig abziehen will. Wir haben Sie auf eine Viertelmeile weit gehört; was giebt's denn?“

Wie ich den Elenden sah, übermannte mich der Zorn; ich sprang zu ihm hinunter, packte ihn bei den Schultern und stieß ihn wüthend mit der Stirn ans Gitter. „Da, sehen Sie, Herr! 's ist zum Krankachen, nicht wahr? 's ist zum Todtlachen.“ B. der Aeltere, von dem Degen seines Bruders durchbohrt, lag neben seinem Weibe im Blute.

Ernst hat Frankreich verlassen und ist in den Tod gegangen. Leonie hat am Tage nach dem unseligen Zweikampfe Gift genommen. Das war, Leser, die Geschichte zum Krankachen. Fr. Soulié.

Das Ballet in älterer und neuerer Zeit.

Der Tanz ist aus den ersten Bedürfnissen und Empfindungen, aus den ersten Erfahrungen und Freuden des Menschen hervorgegangen; auch um Grabesstätten und um Denkmäler der Todten schlang das Alterthum seine Reigen gleich Trauerkränzen. Er ist überhaupt die wahrhafte poetische Form der ersten Zeitalter. Als David, dessen Gesetz als leuchtende Gränzsäule zwischen dem uralten Orient und dem modernen Occident dastebt, das Lob des Herrn feierte, that er es durch diese beiden Poesieen: er tanzte vor der Bundeslade, indem er sie in den Tempel geleitete; und hier sang er seine Psalmen.

Das Ballet, welches eigentlich ein getanztes Drama, ein Dialog der Geberden ist, kommt schon in den heiligen Ceremonien der alten Aegypter vor und war damals nach hieroglyphischen Zeichnungen geordnet: es drückte die Lehre der Priester und die Bewegung der Gestirne aus. Ueberhaupt wurde das Volk im Alterthum durchaus nicht in einem so rohen Zustande der Unwissenheit gehalten, wie man gewöhnlich glaubt; vielmehr bekam es die erhabensten Wahrheiten unter reizenden lockenden Symbolen, und so wurden die Gläubigen der Aegyptischen Theokratie durch den Tanz in die Kenntniß der Sternkunde eingeweiht.

Auch die Griechen tanzten sehr viel. Sokrates war schon hoch an Jahren, als er noch die Reihe seiner Studien mit dem Unterricht bei der berühmten Tänzerin Aspasia beschloß. Pyrrhus hatte den pyrrhischen Tanz erfunden, und Merion hat sich einer höchst schmeichelhaften Lobpreisung im Homer zu erfreuen, wo er ein guter Tänzer genannt wird. Selbst im Areopag tanzte man, und die Glieder dieser ernsten Versammlung schritten im Takte heran, um ihre Kugel oder ihre Muschel in die Urne zu werfen.

Pylades und Bathyll waren die zwei berüchtigten Pantomimen, welche unter der Regierung des Augustus um die Gunst des Römischen Publikums buhlten. Der Erstere erfand das edle, zärtliche und pathetische Ballet, Bathyll's Productionen dagegen waren lebendig, leicht und voll heiterer Laune. Zuerst waren Beide mit einander verbunden, sie errichteten auf ihre Kosten ein Theater und gaben gemeinschaftlich Tragödien und Komödien ohne andere Hülfe, als die der Pantomime, des Tanzes und der Musik. Diese glückliche Vereinigung zweier so verschiedener und zugleich so origineller Talente verschaffte dem Römischen Publikum eine Fülle der schönsten Genüsse. Pylades und Bathyll erfreuten sich eine Zeitlang gemeinschaftlich ihres Vermögens und ihres Ruhmes. Doch bald untergrub die Eifersucht ihre Freundschaft und brach ihren Bund; sie trennten sich. — Die Talente dieser beiden Nebenbuhler entsprachen in der Ausführung der Kühnheit und Schönheit des Style, welchen sie zuerst auf die Scene zu bringen wagten. Pylades besonders, welcher der Erfinder desselben war, besaß eine reiche und fruchtbare Einbildungskraft, die ihm jeden Tag irgend ein neues Mittel an die Hand gab, um den Enthusiasmus der Zuschauer zu beleben. Er vermehrte die Zahl der Instrumente, bildete Tanzchöre, die er mit seinen Darstellungen verband: er schrieb ihnen Pas und Figuren vor nach den verschiedenen Situationen des Drama's; auch im Kostüm führte er sehr wichtige Reformen ein: seine Schauspieler erschienen auf der Bühne nur in den elegantesten, prächtigsten Kleidern, welche jedesmal der Natur ihrer Rollen vollkommen angemessen waren. In allen seinen Tragödien entriß Pylades selbst dem Gefühllosesten Thränen, so daß mehrere Male das Weinen und Schluchzen die Scenen des Ballets Glaucus unterbrach. Wenn dagegen Bathyll die Liebe der Leda darstellte, so konnte er dadurch leicht die Römischen Damen von den unbescholtensten Sitten auf Gedanken-Abwege bringen, welche die Gränzen der gewöhnlichen Empfänglichkeit überschritten.

Oft wurde auch das Theater durch die Partheiungen der Pyladianer und Bathyllianer mit Blut befleckt. Die Schauspieler, welche die Verschiedenheit ihres Erfolges mit Stolz oder Wuth erfüllt hatte, schlugen sich und erwürgten einander am Ende des Stückes hinter der Bühne. Daher verjagte Tiberius sämmtliche Pantomimen aus Rom; aber Caligula und Nero riefen sie zurück und stellten die öffentlichen Schauspiele wieder her. Messalina faßte eine heftige Leidenschaft für den Tänzer Mnester, den Claudius enthaupten ließ. Ueberhaupt war diese Kaiserin in das Ballet wunderbar verliebt. Tacitus erzählt uns von dem Maskenball und den Wettrennen der Frauen und Bacchantinnen in den Gärten der Messalina, als sie öffentlich noch bei Lebzeiten des Claudius ihren Freund Silius heirathete. Die Schauspieler bei diesem Hochzeitsfest nahmen das Kostüm der Venus an, wie sie aus dem Wellenschaum emporsteigt, und hatten also nichts als das Gesicht verschleiert. Dieses sonderbare Saturnal kostete den Neuvermählten und den Gefährten ihrer Ausschweifungen das Leben: Tänzer und Tänzerinnen, Satyre und Bacchantinnen, Alles zusammen wurde ohne Mitleid hingerichtet.

Die Darsteller von Pantomimen brauchten zuweilen auch die gewaltsamsten Mittel, um den Tod, die Ermordung oder die Hinrichtung einer Person ganz naturgetreu wiederzugeben. Man nahm einen zum Tode verurtheilten Verbrecher, dessen Gesicht natürlich mit der Maske des Schauspielers bedeckt war, welchen er bei dieser Entwickelung der Handlung vertrat, und ließ ihn alles Ernstes vergiften, martern, erdolchen oder ins Feuer werfen, wobei die Zuschauer roh und grausam genug waren, so gräßliche Scenen, vor denen unsere Einbildungskraft erschrocken zurückbebt, mit dem größten Vergnügen anzusehen.

Hier muß der Geschichtschreiber der Tanzkunst mit zusammengeschlossenen Füßen einen gewaltigen Satz über mehrere Jahrhunderte hinausmachen und sich mit einem Sprung von der Regierung Konstantins bis in das Zeitalter der Mediceer hinabschnellen. In jener undurchdringlichen Finsterniß, mit welcher das Mittelalter Europa eingehüllt, hatte sich die ganze dramatische Kunst verloren, und auch die Pantomime und das Theater-Ballet waren von ihrem Glanzpunkte herabgesunken. Gleichwohl hat man immer getanzt auf eine mehr oder minder kunstgerechte Weise; ja, man findet sogar die Spuren des Ballets am Hofe Caribert's, eines Königs von Paris. Dieser Fürst zeigte für nichts eine so heftige Leidenschaft, als für die Jagd, und um ihn nun den Geschmack an diesen weiten abenteuerlichen Streifzügen, welche ihn einen großen Theil des Jahres hindurch von dem Palast entfernt hielten, ganz zu benehmen und ihn mehr an sich zu fesseln, veranstaltete seine Gemahlin Ingoberga die reizendsten Galanterie- und Hirtenfeste, welche, mit den Freuden des Tanzes und der Musik verbunden, unseren Caribert so sehr entzückten, daß er nicht mehr daran dachte, die Bewohner des Waldes zu verfolgen, sondern sich ganz und gar dieser neuen Zerstreuung hingab. Doch nur zu spät merkte diese tugendhafte Fürstin, daß das Mittel noch schlimmer als das Uebel war; denn zwei Schwestern von entzückender Schönheit, welche wie Sirenen sangen und obendrein noch Hoffräulein waren, Merofleda und Marcovera, die in den von der Königin angeordneten Festen die Hauptrollen gaben, hatten des Königs Herz so sehr mit Liebe entzündet, daß er seine rechtmäßige Gattin verließ, um die beiden Schwestern, eine nach der anderen, zu heirathen.

Das erste nach Kunstregeln und mit gehöriger Pracht aufgeführte Ballet, worüber uns nach der Epoche der wiederhergestellten Wissenschaften berichtet wird, hatte nur den sehr untergeordneten Zweck, den Appetit und die Verdauung einer Gesellschaft von erlauchten und berühmten Schmausern zu befördern. Sämmtliche Notabilitäten der Mythologie und Geschichte wurden aufgeboten, um diesen Herren bei einem splendiden Gastmahl aufzuwarten. Der Veranstalter war Bergonio di Botta aus Tortona, ein Mann, dessen Name in den Annalen der Gastronomie und der Tanzkunst unsterblich fortlebt; die Veranlassung war ein Fest, das im Jahre 1489 zu Ehren der Vermählung des Mailändischen Herzoges Galeazzo Sforza mit Isabelle von Aragonien gefeiert wurde. Die Gerichte und die Tänze machten dem Geschmack des Festgebers Ehre. Von da an wurden die großen Ballets Mode. Anfangs blieben sie für höchst feierliche Gelegenheiten aufgespart, wenn an den Fürstenhöfen eine Vermählung, die Geburt eines Prinzen oder ein besonders freudiges, die Nation betreffendes Ereigniß festlich begangen werden sollte. Das Ballet für sich allein war ein Schauspiel, das fürstliche Summen verschlang und wobei Pracht und Verschwendung bis zu unsinniger Höhe getrieben wurden.

Auf diese getanzten Haupt- und Staatsactionen folgten in der

Mode die poetischen Ballets, z. B. die Nacht, die Jahreszeiten, die Menschenalter; dann kamen allegorische Ballets und getanzte Moralitäten, z. B. die gestörten Wonnen, die Neugier u. s. f. Gewöhnlich war eine solche choregraphische Composition in fünf Akte abgetheilt, und jeder Akt enthielt drei oder sechs oder neun, manchmal sogar zwölf Auftritte und Figurationen.

Die poetischen Ballets hatte eigentlich Katharina von Medicis am Französischen Hofe in Mode gebracht. Baltasarini hieß der Künstler, der zuerst diese Art von Darstellungen auf Regeln brachte; für die Vermählung des Herzogs von Joyeuse komponirte er 1581 das berühmt gewordene ballet comique de la reine, das als Zwischenspiel zur Verherrlichung dieser Hochzeitsfeier bestimmt war.

Der Tanz war ein Lieblingsvergnügen des großen Heinrich IV. Sully, der ernste Sully, machte den maître de plaisir, den Festordner, ließ Ballsäle bauen und richtete nicht allein als kundiger Ballettmeister die Tänze ein, sondern figurirte selbst als Tänzer dabei und exekutirte die schönsten Pas, die er von der Schwester des Königs gelernt. Für die Hochzeitfeste dieses Königs wurden in zwanzig Jahren über achtzig große Ballets komponirt; dabei sind eine Menge glänzender Bälle und lustiger Maskeraden gar nicht mitgezählt.

Mit Anfange des 17ten Jahrhunderts nahm das Ballet einen neuen Charakter an; es wurde zu einer anmuthigen Travestie der Hof-Intriguen und Hof-Liebschaften. Den rauschendsten Beifall fand Benserade mit seinen Ballets; er flocht Couplets und Rondeaux ein, die von den Herren und Damen gesungen wurden und worin auf feine und witzige Weise der Charakter der Sänger geschildert ward.

Quinault richtete eine Revolution im Balletwesen an, oder vielmehr er führte sie durch. Schon Pierre Corneille war mit dem Beispiel von Tragödien vorangegangen, worin, wie in der Andromeda, Tanz und Gesang als Zuthaten mit dem dramatischen Vortrage abwechselten. Es war dies eine Rückkehr zu den Ueberlieferungen des Griechischen und Römischen Theaters, eine Rückkehr, die in dem Kunstwesen und der Kunstrichtung der damaligen Zeit begründet lag. Durch Quinault wurde der Tanz zurückgedrängt und der Gesang hervorgehoben; er schrieb große Opern, in denen sich die Ballet-Partieen nur wie ein eingeschobenes Divertissement verhalten. Quinault hatte eine besondere Sucht zu dem Hochtrabenden, Schwülstigen, Wunderbaren. Er ergeht sich im Feenreich und Heldenthum, und hierin that er dem souverainen Geschmack Ludwig's XIV. schmeichelndes Genüge. Die Allmacht und die überschwengliche Größe des Königs, das ist die Grund-Idee in allen seinen Opern. Zauberpracht der Decorationen, Götter und Ungeheuer, die erscheinen und verschwinden, die Natur und alles Leben in knechtischem Gehorsam, die Elemente im zahmen Dienst, die Feenwelt in schmeichelnder Verehrung des Monarchen befangen, das Alles sahen die Hofleute in den Schauspielen, die der große König gebot.

Wie gesagt, diese Gestaltung der Tanzkunst unter Ludwig XIV. stand im Einklang mit der gleichzeitigen Entwickelung der übrigen Künste und der Literatur. Jedermann weiß, daß der Charakter dieser Geistes-Epoche in einer Reaction zum Griechischen und Römischen, in einer Hinneigung zur klassisch antiken Form bestehe. Die Griechischen und Römischen Heroen betraten die Bühne wieder, in die Chlamys und in die Toga gekleidet; durch die Zaubermacht der Dichtersprache waren sie wieder lebendig worden; man sah und hörte die Gluth ihrer Leidenschaft, die Qual ihres Unglücks und ihrer Schuld, die Gewaltigkeit ihres Kampfes gegen das unerbittliche Schicksal. Durch Corneille und Racine erhob sich die Tragödie wieder zu ihrer alten Größe und Majestät; da sprach die Großmuth des Augustus wieder mit erhabenen Worten, da entbrannte in Phaedra's Busen wieder die schuldvolle Begier, da loderte Hermione's Eifersucht wieder empor, da schüttelten die Furien wieder die zischenden Schlangen ihrer Häupter. Alle Gattungen der Literatur durchdrang diese Nachahmung des Antiken; auch im Ballet machte sie sich geltend. Die reizenden Ueberlieferungen der Mythologie, die heiteren Bilder und Symbole des Polytheismus lieben den Festen des großen Königs ihren Schmuck und ihren blendenden Zauber. Der ganze Olymp fand sich zur Cour ein und tanzte. Die großen Götter und die obskursten Genien und Nymphen eiferten um die Wette, die Augen des Monarchen und seiner Hofleute mit Pirouetten und Ronds de jambe zu regaliren. Die Dryaden des Hains, die Nereiden des Oceans machten sich auf die Reise nach Paris und stellten sich zu den Tanz-Feierlichkeiten ein; das war ein beständiges Flimmern und Blinken, ein berückender und berauschender Duft von Poesie und Mythologie. Die Trümmer jener zu Boden gestürzten Götterwelt wurden aufgewühlt, und siehe da, aus ihrem tausendjährigen Grabe hervor stiegen die alten Gottheiten und richteten sich in ihrem besten Schmucke blendend und kokettirend empor, um vor der Elite der Französischen Gesellschaft alle Anmuth ihrer Formen, alle Schönheit und Reizfülle ihrer Attitüden und Gruppirungen zu entfalten.

In der trüben, unreinen Atmosphäre des achtzehnten Jahrhunderts begann diese Blüthe der Kunst zu welken, der Geschmack verfiel und mit ihm das Ballet. Da trat gegen Ende des Jahrhunderts Noverre auf; er, der Wiederentdecker der pantomimischen Kunst, hat zuerst wahre Muster des dramatischen Ballets aufgestellt; nach ihm haben Mehrere es vervollkommnet, und es besteht heute noch. Am 13. Juli 1763 kam das Ballet: Jsmene und Jsmenias, zur Ausführung, in welchem einige Scenen aus einem von Noverre herrührenden pantomimischen Ballet, Medea und Jason, eingeschalten wurden. Aber es dauerte lange, bis man an Noverre's Compositionen Geschmack fand; es geschah dies nicht eher, als bis er selbst nach Paris kam, die Ausführung zu leiten.

Die Familie Vestris aus Florenz hat beinahe ein Jahrhundert lang den Französischen Tanz beherrscht. Gaëtano Vestris trat 1748 bei der Oper auf und verließ die Bühne erst 1800. Er hatte vier Brüder, sämmtlich desselben Berufes. Sein Sohn August übertraf ihn noch an Talent und Virtuosität und soll in der Pantomime und in der Ausführung der graziösesten und schwierigsten Pas unübertrefflich gewesen seyn.

Der reißende, zerstörende Strom der Revolution konnte dem Ballet nichts anhaben. Inmitten der blutigsten Orgien des Jahres 1793 hörte man nicht auf, zu tanzen. Bei dem Feste des höchsten Wesens, das Robespierre feiern ließ, mußten die Tänzerinnen der Oper figuriren; auch führte man revolutionaire Ballets und Tragödien auf, z. B. ein Ballet: l'offrande à la liberté, und eine fünfaktige Oper: la réunion du dix août. In dem Ballet la rosière républicaine tanzte August Vestris im Kostüm eines Sansculotten ein Pas de trois mit zwei Nonnen, die von den Damen PérigNon und Adeline dargestellt wurden. Der Festzug, den Robespierre zur Feier des höchsten Wesens anordnete, war eigentlich auch ein ambulatorisches Ballet.

Am 23. Juli 1827 hat Demoiselle Marie Taglioni bei der großen Oper in Paris debütirt, und zwar in dem Ballet: „Der Sicilianer" man weiß, mit wie ausgezeichnetem Erfolg. Ihre naive Grazie, ihre decenten und anmuthigen Bewegungen, ihre wunderbare Leichtigkeit, die überraschende Neuheit ihrer Ausführungen, in denen man eher eine natürliche Eingebung als ein kombinirtes und vorhergeübtes Kunststück zu erkennen vermeint, — dies Alles erwarb ihr allgemeine, begeisterte Bewunderung. Wenn eine Künstlerin sich von allen Traditionen entfernt, Nachahmung verschmäht und sich in neue Bahnen der Kunst hinüberschwingt, so findet sie sonst wohl Tadler und Widersacher, die auch der glänzendste und dauerndste Erfolg nicht immer entwaffnet. Die Taglioni hat gleich bei ihrem Auftreten alle Stimmen erobert, einmüthiger Beifall kam ihr entgegen, alle Welt war erfreut und entzückt. In der That, wie sie tanzt, das ist kein Tanz von dieser Welt; sie mögen Elfen und Feen dahinschweben. Voll Anmuth, voll Geschmeidigkeit, voll ideeler Leichtigkeit, kaum scheint man sie den Boden berühren: sie hat es gar nicht nöthig, es geschieht nur aus Scherz, aus Caprice, zum Vergnügen, wenn sie einmal ihr Füßchen an den Boden setzt.

(Fr. Lau.)

Bibliographie.

Physiologie des passions. — Von Alibert. 2 Bde. Dritte Auflage. 16 Fr.

Atlas historique des états européens. — Nach den Deutschen Arbeiten von Kruse. Fol. 32 Fr.

De l'amour filial. — Von Barrau. 6 Fr.

Cours d'économie industrielle. — Von Blanqui. Erste Lfg.

Mannigfaltiges.

— Dissertations-Novellen. Mit diesem Namen bezeichnet die Foreign-Quarterly-Review bei Gelegenheit einer Beurtheilung der Schriften des Freiherrn A. von Sternberg*) eine gewisse Gattung Deutscher Erzählungen, zu welchen namentlich die des eben genannten Schriftstellers gehören sollen. „Wilhelm Meister's Lehrjahre", meint der Reviewer, hätten dazu das erste Muster abgegeben, das seitdem besonders Tieck unter beifälliger Anerkennung Deutscher Leser nachgeahmt habe und nun beinahe zur Karrikatur geworden sey. „Wir nehmen", sagt der Englische Kritiker, „eine Deutsche Novelle mit einem anlockenden romantischen Titel — wie z. B. die Zerrissenen — in die Hand, und was finden wir? Dialoge über Religion, Politik, Weltweisheit, Philosophie, Metaphysik, Aesthetik, oder irgend sonst einen Gegenstand der Diskussion, locker mit einander verbunden durch Besuche, Gesellschaften und leichte Inclinationen, oft auch durch die Liebesbändel eines Künstlers Otto, oder eines Grafen Hermann, oder irgend eines anderen menschlichen Wesens, hoch- oder wohlgeboren. Wir wollen damit keineswegs sagen, daß es nicht auch noch andere Arten von Romanen in Deutschland gebe, aber solche unterhaltende Schriften werden dort in der Regel etwas vornehm angesehen, während es die Dissertations-Novelle allein ist, der eine Deutsche Conversazione die Ehre zu Theil werden läßt, sie ihren Verdiensten oder Mängeln nach gründlich zu beleuchten."

— L'amor delle svanziche. Diese neugebildete Italänische Bezeichnung für die Liebe zum Gelde, dieser recente Beweis von Deutschem Einfluß auf das Land, wo im dunkelu Laub die Gold-Orangen glühn, ist so originell, daß wir es uns nicht versagen können, unsere Leser damit bekannt zu machen. L'amor dello svanziche! Welches gemüthliche, wir möchten sagen Leopoldstädtische Bild, sich die Liebe oder, was hier dasselbe ist, Amor mit einem Zwanziger zu denken! Nun bezweifle noch Jemand, wie es erst kürzlich wieder bei Gelegenheit des Mailändischen Ricoglitore, der seine Deutschen Kenntnisse aus Englischen Quellen schöpft, geschehen ist, die geistigen Wechselwirkungen zwischen Süd-Deutschland und dem nördlichen Italien! Die Gazetta di Milano vom 6. Januar, die jene treffende Bezeichnung wenigstens ein Dutzend Mal wiederholt, beweist damit klar, welchen Anklang in den Herzen der Italiäner das Süddeutsche — Geld gefunden hat. Allerdings will so Manches, was mit dem Namen Tedesco belegt wird, noch immer nicht dort ansprechen, doch die Liebe zu den Zwanzigkreuzer-Stücken — welch ein schwerfälliger gebarmischter Laut gegen das molliönige Svanziche! — wird hoffentlich Alles bald ausgleichen.

*) Die Zerrissenen; Eduard; Lessing; Galathee und vier Bände vermischter Novellen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 9. Berlin, Freitag den 20. Januar 1837.

England.

Oliver Goldsmith.

Oliver Goldsmith, dieser auch in Deutschland besonders durch seinen „Landprediger von Wakefield" bekannte treffliche Englische Schriftsteller, hatte bis jetzt noch keinen würdigen Biographen gefunden. Herr Prior, der Verfasser von Burke's Leben, unterzog sich auf vielseitig an ihn ergangene Aufforderungen einer so rühmlichen Arbeit, und so besitzen seine Landsleute jetzt eine Biographie Goldsmith's*), die, was die Darstellung der Schicksale des merkwürdigen Mannes, seiner Gewohnheiten und seines Charakters betrifft, alle Erwartungen, die man mit Recht davon hegen durfte, befriedigt. Herr Prior hat mit unermüdlichem Fleiße jeder Quelle nachgeforscht, die ihm Beiträge liefern konnte, und selbst die kleinsten Details nicht verschmäht. Es ist ihm gelungen, nachzuweisen, daß Goldsmith eine große Anzahl von Sachen geschrieben hat, über deren Verfasser Jedermann bisher in Zweifel war; und seine neue zugleich mit der Biographie erschienene Ausgabe der Werke des Dichters enthält außerdem eine Anzahl noch bisher ganz ungedruckter Schriften.

Ein wesentlicher Fehler der Biographie ist aber die etwas ungeschickte Verarbeitung des reichen Materiale. Die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Data mag Schuld daran seyn, daß der Verfasser bei dem Versuche, sie zu ordnen, gescheitert ist; aber das Verdienstliche seiner Arbeit bleibt darum doch ungeschmälert. Die gesammelten Charakterzüge gewähren solches Interesse, und die Menge vertrauter Briefe Goldsmith's, die Herr Prior zum ersten Male mittheilt, ist so reich an Charakterzügen, daß man Alles dankbar aufnimmt, wo es nur immer stehen mag.

Wir vermissen in Herrn Prior's Werke nichts, was zur Ergänzung des Bildes Goldsmith's gehört. Seine Geburt und Erziehung, seine jugendlichen Verbindungen, seine Reisen auf dem Kontinent, sein Leben in London, seine ephemere Schriftstellerei zu kümmerlicher Fristung des Daseyns, seine Schwächen, sein Edelmuth u. s. w., Alles ist hier mit einer Vollständigkeit dargelegt, die man nur würdigen kann, wenn man das gehaltvolle Werk selbst liest. Wir begnügen uns damit, einige besonders wichtige Resultate zu berühren, die man Herrn Prior's Bemühungen verdankt.

Ein bekannter Charakterzug Goldsmith's war seine harmlose Eitelkeit, von der kein älterer Schriftsteller ihn freispricht. Boswell, der Goldsmith nicht leiden konnte, oder wenigstens sehr eifersüchtig auf ihn war, weil Johnson ihm so viel Ehre zollte, war der Erste, der dieser Eitelkeit öffentlich gedachte, und die Anekdoten, welche man von Goldsmith erzählt, bestätigen in der That Boswell's Behauptungen. Herr Prior ist indessen bemüht, eine so unwürdige Anklage von dem Verstorbenen abzuwehren; aber vermöge eines sonderbaren Zufalls bestätigen seine gesammelten Denkwürdigkeiten die Thatsache nur noch mehr. Es leidet gar keinen Zweifel, daß Goldsmith von seinem Genie und selbst von seiner Persönlichkeit eingenommen war, obschon er, als ein kurzes, stämmiges und nicht allzu bedächtiges Männchen, keinen sonderlichen Grund hatte, sich auf sein Aeußeres etwas einzubilden. Aber, wie schon bemerkt, seine Eitelkeit war, wie die mancher noch jetzt lebenden uns sehr wohl bekannten Gelehrten, ungemein harmlos. Sie verleitete ihn nicht zu falscher Beurtheilung Anderer und machte ihn überhaupt niemals bitter oder menschenfeindlich. Sein schlichtes und gerades Wesen, seine Sympathie gegen Leidende und seine unverwüstliche gute Laune, die nur Mangel und Entbehrung beugen konnten, sind Bürgschaft genug dafür, daß er, wenn er auch mehr Rücksichten zu verdienen glaubte, als man ihm bewies, doch mindestens diese Rücksichten nicht verlangte oder gar auf Unkosten seiner Zeitgenossen wünschte. Lernen wir einen so unschuldig eiteln Menschen kennen, so dürfen wir ihm wohl eine Schwäche verzeihen, die keine schlimmere Wirkung hat, als daß er sich dann und wann einmal lächerlich macht. Schon aus seinen Schneider-Rechnungen läßt sich abnehmen, wie viel ihm zuweilen an seiner äußeren Erscheinung gelegen war, obschon er ein geputztes und zugestutztes Wesen in hohem Grade verabscheute. Zwar finden wir ihn noch häufiger sogar nachlässig in seinem Aeußeren; aber diese Nachlässigkeit selbst war nur eine andere Phase seiner Eitelkeit, und er mußte oft kleine Neckereien darüber hören. Eines Tages hatte Goldsmith unter einem Haufen von Menschen gestanden, die eine Frau in ausländischer Tracht angafften. Er war gerade auf dem Wege zu einem Diner bei Sir Joshua Reynolds, und als er endlich dort ankam, sagte Burke (einer von den Gästen): „Unser Goldsmith hat heute in einem Volkshaufen gesteckt, der nach einer fremden Frau gaffte. Im Vorübergehen hörte ich ihn ausrufen: „„O ihr Tölpel, die ihr eine gemalte Puppe anglotzt und einen Mann von meinem Genie unbeachtet lasset!"" Der arme Goldsmith bereuerte, dieser Ausruf sey ihm nicht über die Lippen gekommen; doch gestand er zu, er habe wenigstens einen solchen Gedanken gehabt. Diese kleine Anekdote beurkundet eben sowohl die Eitelkeit wie die kindliche Offenheit unseres Poeten.

Wer Goldsmith nur aus den Werken kennt, die bis jetzt unter seinem Namen bekannt geworden, der wird über die ungeheure Menge und Mannigfaltigkeit der literarischen Produkte staunen, die Herr Prior demselben Schriftsteller vindizirt hat. Neben seinen eigentlichen Schöpfungen sind bändereiche Uebersetzungen, Compilationen, Biographieen, kritische Artikel für Zeitschriften u. s. w. aus seiner fruchtbaren Feder geflossen. Er war gleichsam ein literarischer Tagelöhner. In Zeit von einem Jahre lieferte er eine Broschüre über das „Gespenst im Hahnen-Gäßchen" (Cock-lane Ghost), eine Geschichte von Mecklenburg, einen Englischen Plutarch (in sieben Bänden), eine kurzgefaßte Geschichte von England, ein Leben des Beau Nash und viele Beiträge zu dem Public Ledger, einer Zeitschrift, die noch jetzt fortbesteht. Für alle diese Arbeiten erhielt er ungefähr 120 Pfd. Sterl., eine Summe, die nicht nur dem Werthe derselben keineswegs angemessen, sondern auch nicht zureichend war, um drückenden Sorgen zu begegnen, die bei literarischer Thätigkeit um so störender sind. „Er arbeitete", so erzählt Herr Prior, „mit nie erkaltendem Eifer, und hatte er sich einmal etwas erübrigt, das ihn in den Stand setzte, ein wenig zu feiern, so spielte ihm seine Freigebigkeit einen Streich, und seine Kasse war schon wieder leer, ehe er an sich selber dachte. Goldsmith's Ruf führte ihm viele von Armuth gedrückte Verwandte — besonders Irländer*) — zu; und unaufhörlich wurde er mit Empfehlungs-Schreiben, Bitten um Verwendung u. s. w. gepeinigt. Ein Gesuch konnte er nie abschlagen; ja, oft gab er die willkommene Unterstützung schon, ehe man ihn darum ansprach. So erschöpfte er bald seine Hülfsquellen und fesselte sich dann wieder zu einer neuen sauren Arbeit an sein Schreibpult. Als Goldsmith eines Tages mit ein paar Freunden in einem Kaffeehause saß, ließ sich von der Straße eine auffallend schöne weibliche Stimme hören. Schon nach wenigen Minuten rannte Goldsmith hinaus und gab der Sängerin alles Geld, das er bei sich trug. Als er zurückkehrte, scherzten seine Freunde über eine so ungeheure Freigebigkeit; er aber entgegnete: „Ihr habt nur die Lieblichkeit, nicht den Jammer ihrer Töne gehört."

Das Interessanteste in dem vorliegenden Werke ist unstreitig Goldsmith's Privat-Korrespondenz, die man wohl seines Herzens wahre Sprache nennen kann. Hier erschließt er seine schöne Seele mit so lieblicher Naivetät, daß wir in diesem Genre keine anziehendere Lektüre kennen. Wir beschließen unsere Anzeige mit einigen Auszügen aus dieser Korrespondenz. Der nachstehende Auszug ist einem Briefe entlehnt, den Oliver Goldsmith im 31sten Lebensjahre an seinen Bruder, einen Geistlichen in Irland, schrieb. Der Inhalt des Briefes betrifft seine Existenz in London und den Einfluß dieser Existenz auf sein ganzes Wesen.

„Ich habe mich in Betreff meiner Reise nach Ostindien nicht verrechnet; auch ist mein Entschluß nicht wankend geworden. Dessenungeachtet empfinde ich es schmerzlich, daß ich in meinem 31sten Jahre zum ersten Mal in die Welt trete. Seit unserem letzten Zusammenseyn war ich keinen Tag krank, und doch bin ich der kräftige, rührige Mensch nicht mehr, der ich sonst gewesen. Du kannst Dir kaum einen Begriff davon machen, wie sehr acht Jahre voll Täuschungen, voll Sorgen und geistiger Anstrengung mich zerrüttet haben. Wenn ich mich recht erinnere, so bist Du sieben oder acht Jahre älter als ich; und doch möchte ich wetten, daß ein Fremder, der uns Beide sähe, mir die Ehre erzeigen würde, das Gegentheil anzunehmen. Denke Dir ein bleiches melancholisches Gesicht mit zwei tiefen Furchen zwischen den Brauen, mit ein paar abschreckend finsteren Augen und einer dicken Perrücke — dann hast Du mein treues Portrait vor Dir. Du, mein Bruder, bist ohne Zweifel frisch und gesund und verlebst manchen glücklichen Tag im Kreise Deiner Kinder oder derjenigen, die Dich als Kind gekannt haben; — Seitdem ich weiß, was das bedeutet, ein Mensch zu seyn, fühle ich eine Art von Vergnügen, das mir bis dahin unbekannt geblieben. Ich habe unter kalten Speculations-Menschen gelebt und ihr ganzes mißtrauisches Wesen angenommen. Ich würde jetzt für die Gesellschaft meiner Freunde daheim eben so untaug-

*) The Life of Oliver Goldsmith. — Aus Original-Quellen. 2 Bde. London, 1836.

*) Er selbst war bekanntlich in Irland geboren, zu Pallas in der Grafschaft Longford.

lich seyn, wie ich die hiesige Gesellschaft verabscheue, an der ich Theil nehmen muß. Ich kann bei keinem frohen Gelage mehr froh seyn und noch weniger die Freuden desselben erhöhen. Ich kann weder lachen noch trinken, habe mir eine unangenehme verächtige Sprache angewöhnt und sehe aus, wie ein wahrer Griesgram — kurz, es hat sich eine stehende Melancholie und ein vollkommener Widerwille gegen Alles, was das Leben mit sich bringt, meiner Seele bemeistert. Woher diese romantische Färbung, die unserer ganzen Familie geworden ist? Woher diese Liebe zu jedem Orte und jeder Gegend, ausgenommen den Ort und die Gegend, wo wir gerade wohnen? — diese Lust an jeder Beschäftigung, nur nicht an dem pflichtmäßigen Berufe? — diese Sehnsucht nach Besitz, und doch wieder diese Leidenschaft zum Verschwenden? Ich bemerke, theurer Bruder, daß ich manchmal eine ordentliche Lust darin finde, in diesen mißsüchtigen Stimmungen mich gehen zu lassen und meinem eigenen Geschmacke zu folgen, ohne mich um den Deinigen zu kümmern." — —

Eines Lebens voll Plage und Bekümmerniß überdrüssig, hatte Goldsmith den Plan gefaßt, als Arzt und Wundarzt nach der Küste von Coromandel zu gehen. Es war dieses Projekt, auf das er in seinen Briefen hindeutete; er blieb aber unschlüssig. Er sehnte sich gar sehr aus einer Gesellschaft heraus, in der es ihm unheimlich wurde, und konnte doch ein im Hinterhalt lauerndes Gefallen an feinerer Unterhaltung nicht verleugnen. In einem Briefe an einen Freund in Irland beschreibt er seine Lage folgendermaßen:

„Reifliche Ueberlegung läßt mich mit Grund besorgen, daß meine Würde verdunkelte, wenn ich wieder nach Irland käme. Ich weiß, daß Ihr Irländer sehr wenig von einem Menschen haltet, welcher schriftstellert, um sein Leben zu fristen. Ihr bildet Euch ein, jeder Schriftsteller von Profession trage schadige Kleider und gehe mit der niedrigsten Gesellschaft um. Gleichwohl glaube ich, daß ein hiesiger Schriftsteller, der auch nur eine Französische Novelle übersetzen kann, feinere Kleidung trägt und bessere Gesellschaft sieht, als mancher unserer Landsleute, den seine Unwissenheit stolz macht. Du hast keinen Begriff davon, wie sehr ich zuweilen in meinem Innersten zerworfen bin; es schmerzt mich, Allem, was mir theuer ist, zu entsagen; bedenke ich aber wieder, daß ich vielleicht eine ehrbare Selbstständigkeit erringen kann — denke ich an die Mahnung der Philosophie, über Spott und Verachtung sich zu erheben: so ergreife ich mit Gluth jede Gelegenheit, in meinen äußeren Verhältnissen eben so weit von dem großen Haufen mich zu trennen, als ich ihm innerlich entfremdet bin. — Ich weiß nicht, wie es kommt, daß meine Sehnsucht, Irland zu sehen, die so lange eingeschlafen war, von neuem so lebendig geworden ist. In trüben Augenblicken fühle ich oft eine Versuchung, nach Hause zu kehren und mein Glück im Stiche zu lassen, obschon es mir endlich zu lächeln beginnt. Aber nein! — erst in fünf oder sechs Jahren gedenke ich dieses Sehnen zu stillen. Ich merke, daß ich noch keine vollkommene Willenskraft besitze, obschon diese allein den Menschen groß macht."

Ein anderer Brief, den Goldsmith in einer späteren Periode an seinen Bruder Moritz, einen Kunsttischler, schrieb, enthüllt uns die innersten Gesinnungen des Schriftstellers noch mehr.

„Januar, 1770.

„Theurer Bruder — ich hätte Deinen Brief gern früher beantwortet; allein ich denke nicht gern an die Noth derjenigen, die mir lieb sind, da es so wenig in meiner Macht steht, zu helfen. Es thut mir sehr leid, daß Du von allen Seiten im Gedränge bist; und meine trübe Stimmung erhält noch Zuwachs durch einen Brief unserer Schwester Johnson, der ähnliche Klagen enthält. Vielleicht könnte ich eine kleine Unterstützung für Euch auswirken; aber es ist mein Grundsatz, nie um Weniges zu bitten und überhaupt nicht eher Euch beizuspringen, bis mir eigene Mittel zu Gebote stehen. Der König hat mir neulich das Amt eines Professors der Alten Geschichte an einer Maler-Akademie übertragen; es ist aber kein Gehalt damit verbunden. Ein bloßes Ehren-Amt paßt für einen Mann in meiner Lage, wie Manschetten für einen Menschen, der kein Hemde auf dem Leibe hat. Du schreibst mir, es kämen mir noch etwa 15 Pfund Sterl. zu Gute, die bei meinem Vetter Lawden deponirt seyen, und fragst mich, wie ich darüber zu verfügen gedenke. Ach! ich möchte meinen lieben Verwandten in Kilmore durchaus keine Anweisung dazu geben, wie sie eine Summe Geldes verwenden sollen, das ja eigentlich ihnen viel mehr angehört, als mir. Ich entsage hiermit feierlich allen Rechten und Ansprüchen auf dieses Geld und bin überzeugt, daß sie den besten Gebrauch davon machen werden ..... Ich habe meiner kleinen Muhme Jenny mein Portrait in Miniatur geschickt — vielleicht das angenehmste Geschenk, das ich ihr anbieten kann. Das Gesicht ist häßlich, wie Ihr wißt; aber der Künstler hat es treu wiedergegeben .... Willst Du mir große Freude machen, so schreibe recht oft, magst Du nun Antwort bekommen, oder nicht. Laß mich besonders von unserer Familie und den alten Bekannten viel hören. Erzähle mir, wie es unserer Mutter, unserem Bruder Hodson und seinem Sohne, den Kindern meines Bruders Partie, meiner Schwester Johnson u. s. w. geht, wo sie wohnen und was sie treiben. Du nanntest Dich in Deinem Briefe meinem einzigen Bruder — ich weiß nicht, was das heißen soll. Ein Stückchen Papier mit Neuigkeiten von Hause würde mich sehr glücklich machen und Dich näher meinem Herzen erhalten. Dein u. s. w. Ol. Goldsmith."

Moldau und Wallachei.

Romänische oder Wallachische Sprache und Literatur.

(Fortsetzung.)

Während der Besetzung der Moldau und Wallachei durch die Russischen Armeen wurde ein Comité von vier Moldauischen und vier Wallachischen Bojaren eingesetzt, unter dem Vorsitze des Russischen Staatsrathes Minciaki, um eine Constitution für das Moldo-Wallachische Volk zu verfassen. Die Moldauischen Mitglieder dieses Comité waren G. Catargiu, C. Conachi, C. Passkaun und M. Sturdza, der jetzige Fürst; die Wallachischen waren G. Filipesku, A. Vilara, G. Balcanu und St. Valácanu. Diese Versammlung hielt ihre erste Sitzung in Bukarest am 29. Juli 1829. Das Moldo-Wallachische Volk erhielt am Schlusse derselben im Jahre 1830 eine liberale Verfassung: es wurde für beide Fürstenthümer eine außerordentliche General-Versammlung oder Deputirten-Kammer gebildet, welche aus den großen Landbesitzern besteht und jedes Jahr drei Monate in der Hauptstadt versammelt bleibt. Die Bestimmungen des Comité, welche organisches Reglement genannt wurden, erhielten durch die Kammer, durch den Kaiser von Rußland und durch den Sultan ihre Bestätigung.

Im Jahre 1833 fühlte die Deputirten-Kammer der Moldau das Bedürfniß einer neuen in der Romänischen Sprache geschriebene Gesetz-Sammlung; sie beauftragte damit den hochverdienten Justiz-Minister Costachi Sturdza; der Kodex Callimachi wurde übersetzt und nach vielen Veränderungen von der Kammer bestätigt und zu Jassy im Jahre 1833 in Folio gedruckt.

Was die nationale Geschichtsschreibung betrifft, so haben die Romäner in diesem Zweige der Literatur keinen bedeutenden Mangel. In Siebenbürgen, in der Wallachei und in der Moldau finden sich eine Menge Romänischer Ebroniken aus verschiedenen Zeiten, von denen die ältesten aus dem 13ten Jahrhundert herrühren; sie werden mit dem Servischen Namen Letopis, d. i. Ebronik bezeichnet. Ihre Verfasser sind größtentheils unbekannt.

Außer diesen Letopis haben die Moldauer drei große alte Geschichtschreiber, unter welchen der große Bornilu Ureche der älteste ist. Er lebte am Ende des 16ten Jahrhunderts, aber leider ist bis jetzt sein Werk noch Manuskript geblieben. De Peyssonnel spricht von diesem Schriftsteller in seinen: Observations historiques et géographiques sur les peuples barbares qui ont habité les bords du Danube et du Pont Euxin. Paris, 1765.

Auf Ureche folgt der Kanzler Miron Costin, welcher ungefähr in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte. Seine Geschichte der Moldau fängt, wie die Ebronik des Nester, von Adam an und endigt mit der Regierung des Fürsten Stephanizza, Sohn Basilius des Römers, 1660. Sein Werk ist ein Manuskript, in groß Folio von 460 Seiten.

Demetrius Cantimir, Fürst der Moldau, der in ganz Europa bekannt ist, hat gleichfalls eine Geschichte der Moldau geschrieben, welche erst im Anfang dieses Jahrhunderts zu Jassy gedruckt worden ist. Seine übrigen Werke in Romänischer Sprache sind folgende:

1) Die Welt und die Seele, in Griechischer und Romänischer Sprache gedruckt in Jassy.
2) Geschichte der beiden Häuser Brankovanu und Cantakuzenus, eine Handschrift.
3) Einleitung zu der Türkischen Musik, Manuskript.

Cantimir, 1673 geboren und 1723 gestorben, hat viele andere Werke in fremden Sprachen geschrieben.

1) Geschichte von dem Anwachsen und Abnehmen des Ottomanischen Reichs, Lateinisch geschrieben und in das Französische von den Abt de Joncquières übersetzt und 1743 in 4 Bänden zu Paris gedruckt. Es ist die beste Geschichte der Türkei, nach der von Herrn von Hammer.
2) Systema oder Zustand der Türkischen Religion, in Russischer Sprache, Petersburg 1722 in Folio gedruckt und dem Kaiser Peter dem Großen gewidmet.
3) Der gegenwärtige Zustand der Moldau, in Lateinischer Sprache von Dr. Büsching ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel: Beschreibung der Moldau, in Frankfurt und Leipzig 1771 gedruckt.
4) Geschichte der Schöpfung, Manuskript in Lateinischer Sprache mit der Aufschrift Theologo-Physica.
5) Ein Buch Türkischer musikalischer Gesänge in Quarte.

Eine in Griechischer Sprache verfaßte ausführliche Geschichte der Moldau und Wallachei, welche von Dionysius Photinos, einem Griechen, herrührt, ist zu Wien 1818 in 3 Bänden unter dem Titel erschienen: *Ἱστορία τῆς παλαι Δακίας τε νῦν Ἰφλακοβλαχίας, Βλαχίας, καὶ Μολδαυίας, παρὰ Διονυσίου Φωτεινοῦ.* Es ist die vollständigste Geschichte Daciens, die bis jetzt gedruckt ist.

Ein gewisser Georgius Vida giebt jetzt zu Jassy eine Geschichte des alten und neuen Daciens heraus, die einen schon verstorbenen Schriftsteller zum Verfasser hat, dessen Name mir jedoch entfallen ist. Dieses Werk ist die Frucht einer dreißigjährigen Arbeit und soll ein Meisterstück der Geschichtschreibung seyn.

Bereits ist zu Jassy die zweite Ausgabe von einem sehr guten nationalen Buch erschienen; dieses ist die Geschichte des Ursprungs der Romäner in Dacien, von Peter Major von Diosd Sz. Märton, zuerst in Ofen 1812 gedruckt.

Die Römischen Alterthümer von Damascenus Th. Vosinka, 2 Bde. Ofen 1832, geben eine vergleichende Schilderung der Sitten der Römer mit den jetzigen Romänischen, jedoch in einer nicht sorgfältigen Schreibart.

Gregori Pleffoianu, Professor in Bukarest, hat sich viele Verdienste um die Romänische Literatur erworben, indem er mehrere Werke theils übersetzt und theils verfaßt hat. In seinen „ersten Kenntnissen der Jugend" (Bukarest, 1828.) giebt er unter Anderem einen interessanten Ueberblick der Geschichte und der Geographie der Wallachei und der Moldau.

Zwei Bücher haben sich im ganzen Romänischen Lande einen großen Ruf erworben, nämlich: die Geschichte von Alexander dem Großen, aus welchem man einen übernatürlichen und wunderbar kühnen Helden gemacht, und dessen Thaten man ohne Rücksicht auf die Reihenfolge derselben mit der kühnsten Vermischung von Wahrheit und Dichtung auf eine abenteuerliche Weise zusammengestellt hat. Man findet z. B. darin erzählt, daß Alexander Athen mit Kanonen belagerte, als er jung war, die Psalmen lernte, sich nahe an das Paradies hinwagte und von

da zur Hölle ging*). Dieses Buch ist sehr anziehend, da sich darin viele Romänische Sitten geschildert finden; es ist vor ungefähr hundert Jahren verfaßt, aber der Name des Verfassers ist auf dem Titel nicht genannt. Es findet sich in den Händen aller Romäner, welche lesen können, und wird fast alle Jahre wieder abgedruckt; auch verdient es diese Theilnahme wegen der einfachen Schönheit der Gedanken und der kindlich poetischen Anschauungsweise, die sich besonders in den Episoden zeigt.

Das zweite National-Buch ist die Geschichte des schönen Argir und der schönen Helena mit goldenen Haaren oder Allegorie von der Eroberung Daciens durch Trajan. Dieses kleine in vier Bücher getheilte und in achtsilbigen Versen geschriebene Gedicht ist dem Ungarischen nachgeahmt. Es enthält viel Schönes: der Verfasser ist ein Siebenbürge, Johann Barac.

Ein drittes kleines Werk, das gleichfalls große Popularität erlangt hat, ist ein zwischen einem betrunkenen Mann und seiner Frau erdichteter Dialog.

Von allen Gattungen der Romänischen Literatur aber ist die Poesie die reichste.

Eine Uebersetzung der Psalmen in Versen von Dosoftei, Erzbischof der Moldau, welcher im 17ten Jahrhundert gelebt hat, ist ein Meisterstück der Verskunst.

Poesieen des Aga G. Asaki, Mitglieds der Akademie von Rom, Jassy, 1836. Dieser Aga Asaki, welcher in Italien und in Deutschland seine Studien gemacht hat, ist der größte lebende Poet, den die Romäner besitzen. Er war früher Redacteur der Romänischen Biene, eines Romänisch-Französischen Journals, in welchem er viele Züge aus der vaterländischen Geschichte mitgetheilt hat. Jetzt ist er Direktor des öffentlichen Unterrichts und Groß-Archivist des Staates, (ein höherer Posten als der des Archivar). Er hat die Fabeln von Lafontaine, viele Oden von Lamartine, Lieder von Anakreon und Sonnette von Petrarca in sehr schöne Romänische Verse übersetzt. Aber in seinen originalen Poesieen besteht sein größter Ruhm, und ich kann nicht umhin, hier ein Gedicht von ihm in einer Uebersetzung beizufügen.

Ode an Italien. 1812.

Ich begrüße euch, des alten Ausoniens schöne Küsten,
Von zwei Meeren umgeben, vom Apenin durchfurcht,
Wo nahe beim grünen Lorbeer der Friedensölbaum wächst,
Wo die Blume nicht verschwindet unter stets heiterem Himmel.
Wo stolze Andenken bezeugen und vor die Erinnerung führen
Tausend Bilder des weltherrschenden Volkes.

Ich begrüße euch! .... denn wer kann ohne Ehrfurcht und Rührung
Diesen Staub, das Grab der Heroen, mit Füßen treten,
Welche während eines Tausend von Jahren im Siegen verharrt sind
Und heute noch leben durch ihrer Tugenden Werk und durch ihre Reden,
So daß, unter welchem Namen es seyn mag, niemals
Glorreicheres oder Gewaltigeres, seit Menschen die Erde bewohnen, gelebt hat.

In des Tibers Ebene gelagert ist Rom wie ein Berg,
Von zertrümmerten Palästen und Gräbern gebildet.
Unter ihnen erhebt seine alte Stirn das Kapitol,
Das von den Barbaren und von der Zeit verschont worden ist.
Dort erblickt man ein Volk von Statuen, Meisterstücken des Phidias,
Die Rom's und Griechenland's Ruhm durch ihren Anblick verkünden.

Zwischen Tempeln, Obelisken und gestürzten Säulen
Erhebt sich, wie ein eiserner Thurm, noch unversehrt die Säule Trajan's,
Auf dieser erblicke ich, wie der Iser sich der Legion Jassia unterwirft,
Wie des Decebalus Krieger mit seinem Vaterlande flieht,
Und wie im verwüsteten Dacien ein neues Volk sich niederläßt,
Dem Sprache, Gesetze und Name der Romäner den Ursprung verdanken.

Ist in dem Walde die alte Eiche vor Alter gestorben,
So wachsen aus ihrer befruchteten Erde tausend schöne Blumen hervor;
So auch sind nach dem Falle von Rom, in ausgesuchtester Schönheit,
Gleich neuen glänzenden Gestirnen, Ariosto, Raphael,
Galileo, Kolumbus Italien geboren, und ihrem Genius
Spendet die Welt, wie den Tagen der Vorzeit, einen ununterbrochenen Tribut.

In diesen Garten Europa's, wo das Wort so süß ist,
Wo die Malerei und der Wohllaut unterworfen und bezaubert haben
Die Fürsten und die Sklaven der Erde, die stets sich dort versammeln
Von Norden und Westen, voll von der Bewunderung Leidenschaft,
Kommt ein Romäner von Dacien zu seinen Vorfahren, um zu umarmen
Die Asche ihrer Gräber und um ihre Tugenden zu lernen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Der Kriegsgefangene.

Es war an einem Abend im Spätherbste des Jahres 1812, als die jüngere Bevölkerung von Peebles, einer Stadt in Süd-Schottland, bei ihren gewohnten Spielen sich ergötzend, plötzlich durch ein Ereigniß, wie es an jenem Orte selten vorkam, unterbrochen wurde.

Ein Trupp Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett marschirte zum Stadtthor herein. Sie eskortirten sechs oder acht elend aussehende und zerlumpte Menschen, die man bald für Französische Kriegsgefangene erkannte. Noch jetzt lebt dieser traurige Anblick lebhaft in meiner Erinnerung. Der kalte gemessene Schritt der Soldaten, mit ihrem Offizier und Sergeanten an der Spitze — das melancholische Aussehen der Gefangenen, barfuß und mit bald zerrissenen, aus rothem, gelbem und blauem Tuche zusammengesetzten Kleidern bedeckt und mit ihrem fremdartigen Idiom, wenn sie einander gelegentlich etwas zumurmelten: Alles wirkte mächtig auf mein jugendliches Gemüth. Voll regen Mitleidens begleitete unser junger Haufe die armen Fremdlinge bis zur Pforte des Stadt-Gefängnisses, wo sie der Obhut des Schließers übergeben wurden.

An jenem Abende bildete der Einzug der Gefangenen in vielen Familien das vornehmste Thema der Unterhaltung. Man erkundigte sich und erfuhr, daß diese Leute vor etwa vierzehn Tagen aus Pennycuick, einem ungefähr zwölf (Engl.) Meilen entfernten Dorfe, wo das Depot der Kriegsgefangenen war, zu entfliehen gewagt hatten. Nach ihrer Entweichung, die sie mit eben so viel Muth als Klugheit bewerkstelligt, waren sie in Wäldern und Pflanzungen herumgestreift und hatten von Feldfrüchten gelebt, bis ein Bauer sie auf seinem Grundstück entdeckte und an das Militair ablieferte. Manche gute und mitleidige Dame des Ortes konnte nicht umhin, ihren Abscheu vor dem Menschen, der die Leidenden so herzloser Weise verrathen habe, laut werden zu lassen.

Als der Tag graute, trieb mich das Interesse, das ich an den Gefangenen nahm, aus dem Bette; ich eilte nach dem Stadt-Thore, um sie fortbringen zu sehen. Das war eine grausenerregende Scene! Die Unglücklichen sahen, als sie heranwankten, kaum noch menschlichen Wesen ähnlich — mit allem Staub und Schmutz des gestrigen Marsches, zerlumpt, gelähmt und von Hunger abgezehrt, waren sie ein lebendiges Bild des Jammers, der im Gefolge des Krieges sich befindet. Ihre militairische Bedeckung umringte sie, wie gestern, und man befahl ihnen, zu marschieren; allein das konnten sie nicht. Einige waren so schwach, daß sie sich mit Mühe auf ihren Füßen erhielten. Ein Murmeln des Mitleids erhob sich; und als der dienstthuende Offizier bemerkte, daß die Gefangenen kaum im Stande waren, einen Schritt zu thun, war er so menschlich, ein Paar Karren zu ihrem Transporte kommen zu lassen.

Einer der Gefangenen, welcher noch erschöpfter aussah, als seine Leidensgefährten — ein schlank gewachsener schöner Jüngling, anscheinend nur etwa zwanzig Jahr alt —, wollte beweisen, daß sein Zustand nicht erheuchelt war. Er wies uns seinen mit Beulen bedeckten Fuß, dessen Anblick allgemeines Grausen erregte. Jetzt wurde das bisher nur in Seufzern sich offenbarende Mitleid werkthätig; der Eine schleppte mehrere Bündel Stroh herbei, um den Unglücklichen in ihren Karren ein Lager zu bereiten; der Andere holte Leinwand und Speck geschmiert, um sie auf ihre kranken Glieder aufzulegen, und so suchte Jeder, sein Scherflein zur Linderung ihrer Leiden beizutragen. Die Gefangenen hatten wenig Zeit, ihren tiefgefühlten Dank auszusprechen. Nachdem sie mit Mühe eingestiegen waren, fuhren die Wagen ab, und bald war der traurige Zug uns aus dem Gesichte.

* * *

Zweiundzwanzig Jahre nach dieser Begebenheit befand ich mich in Frankreich. Es war im Herbste 1834. Meine Reise ging von Paris über Rouen und Dieppe durch die Normandie. Die damals herrschende Dürre hatte die Landstraßen mit undurchdringlichem Sand bedeckt; die Atmosphäre war zum Ersticken mit Staub geschwängert, und als wir in Dieppe aus unserer melancholischen Post-Chaise herauskrochen, hätten wir ohne allen Wechsel der Kleidung das Drama „der Müller und seine Gesellen" aufführen können. Ich eilte spornstreichs nach dem Gasthofe.

„Mein Herr", rief ein kleiner Mann in blauem Ueberrocke und aufgestutztem Hute, der am Eingange des Hotels stand, „Ihren Paß, mein Herr!" Ich reichte ihm denselben, in der Erwartung, daß er ihn mit einer Verbeugung sogleich wieder zurückgeben würde. Allein ich hatte mich verrechnet; es fehlte auf dem Papier die Unterschrift irgend einer offiziellen Person in Paris, und der Polizei-Beamte forderte mich auf, ihm den Grund davon anzugeben. Das war ein Ding der Unmöglichkeit; denn ich verstand nur sehr wenig Französisch. „Mein Herr", sagte der Beamte mit wichtiger Miene, „Sie werden die Gewogenheit haben, mich auf das Polizei-Büreau zu begleiten." Was sollte ich thun? Dem Hafen der Ruhe so nahe, war es eine fatale Aussicht für mich, in Zeit von Stunden — wenn es dem Herrn Polizei-Commissair so gefiele — wieder die Welle suchen zu müssen. Da trat der Gastwirth zu uns und ersuchte mich, ihm meinen Paß zu zeigen. Er sprach so rein und gut Englisch, daß ich ihn anfangs beinahe für einen in Frankreich neutralisirten Landsmann gehalten hätte. Hoch gewachsen und dabei wohlgestaltet, zeigte der etwa vierzigjährige Mann doch einige Anlage zur Wohlbeleibtheit.

Während mein Wirth den Paß überlas, malte sich angenehme Ueberraschung in seinen Zügen. Plötzlich sprach er: „Sie sind ein Schotte von Geburt?" — „„Ja"", versetzte ich; „„doch was nützt das hier? Meine Abkunft wird mir nicht aus meiner Verlegenheit helfen."" — „Da haben Sie wohl Recht; ich fragte Sie nur aus einem Gefühle von Dankbarkeit — doch, gedulden Sie sich etwas; ich will unterdeß mit dem Polizei-Offizianten reden."" Er that dies; der Mann mit dem aufgestutzten Hute entfernte sich mit meinem unglücklichen Passe, und ich wurde auf mein Zimmer gewiesen.

Nachdem ich das Diner eingenommen, ließ der Wirth um die Ehre nachsuchen, mir seine Aufwartung machen zu dürfen. Ich bestellte für uns Beide eine Flasche vom besten Burgunder, und bald erschien der mir interessant gewordene Mann. „Sir", sprach er, „ich muß Ihnen sagen, daß ich sechs Jahr und drei Monate in Ihrem Vaterlande Kriegsgefangener war. Als ich einmal zu entfliehen versucht hatte und wieder eingefangen wurde, fand ich dort eine überaus freundliche Behandlung, die ich nie vergessen kann. In dem Städtchen Pennycuick, wo man den Gefangenen erlaubte, ihre Handarbeiten zu verkaufen, verdiente ich mir mit selbstgefertigten Spielwaaren etwas Geld und lernte während meines Aufenthalts an diesem Orte die Englische Sprache, die ich bald geläufig reden konnte." — „„Sie sprechen allerdings sehr gut Englisch; allein dies interessirt mich weniger als der Umstand, daß Sie in Pennycuick gewesen sind. Ich kenne den Ort sehr genau. Er ist nicht weit von Peebles, wo ich in meiner Jugend gelebt habe."" — „Peebles!" rief der Wirth mit großem Interesse; „ich habe viel Ursache, dieser kleinen Stadt zu gedenken. Wäre ich dort nicht so gütig behandelt worden, als unsere Wachen so liebles mit uns verfuhren — gewiß, ich lebte jetzt nicht mehr!"

„Ist es möglich?" rief ich; „waren Sie einer von den unglücklichen Gefangenen, die vor etwa 24 Jahren unter Bedeckung durch

*) Aehnliche Fabeln über Alexander den Großen existiren bekanntlich auch in anderen Ländern und Sprachen. Vom Indus bis zu den Sauien des Herkules haben Nationen und Weltalter den Macedonischen Helden in abenteuerliche Mythen gekleidet. Zu den abenteuerlichsten dürften unter Anderen wohl die Erzählungen des Pseudo-Josephus (Josippon) gehören.

meine Vaterstadt kamen?" — „„Ja wohl", sprach der Wirth; „„und ich kann sogar hinzusetzen, daß ich der Erbarmenswürdigste von Allen war. Vielleicht ist es Ihnen angenehm, den weiteren Verlauf meiner Abenteuer zu hören?"" — „Nichts kann mir erfreulicher seyn", bemerkte ich, ihn unterbrechend; „Sie würden mich aber noch mehr verbinden, wenn Sie mir Ihre Lebens-Geschichte von Anfang an erzählen wollten." Der Wirth versprach dies, führte mich aber zu diesem Zweck in sein Familien-Zimmer, weil ich, wie er lächelnd sagte, vor Allem die Ursache seiner Leiden wie seiner Glückseligkeit kennen lernen müßte.

Wir wurden von einer schönen Frau empfangen, die noch in der Blüthe ihrer Jahre stand. Zwei jüngere Familienglieder, eine hübsche Tochter von etwa funfzehn und ein Knabe von zwölf Jahren, saßen an einem altmodischen Fenster. Der Mann stellte mich dem kleinen Kreise als einen Schotten vor, und sogleich betrachteten mich Alle mit Blicken voll Interesse und Freundlichkeit.

Nachdem wir ein paar Fragen ausgewechselt hatten, füllte der Wirth die Gläser von neuem und schickte sich an, seine Geschichte zu erzählen. „Hätt' ich", so sprach er, „meine Madelaine, die hier vor uns steht, nie gesehen und geliebt, so wäre ich wahrscheinlich nie Soldat und Kriegsgefangener, aber auch nie so glücklich geworden, wie Sie mich jetzt sehen. Ich wurde an dem Tage geboren, an welchem Ludwig XVI. sein Haupt unter die Guillotine legte. Mein Vater, der ein kleines Pachtgut nicht weit von Dieppe besaß, erzog mich zum Landwirthe. Da die Revolution alle unsere Institute eine Zeitlang aufhob, so würde ich gar keine Schulbildung genossen haben, hätte nicht ein flüchtig gewordener Prediger in der Hütte meines Vaters ein Asyl gefunden. Dieser würdige Mann lehrte mich schreiben und lesen und gab mir sehr schätzbare Unterweisung in Moral und Religion. Außerdem lehrte er mich die Sprache Deutschlands, in welchem Lande er einen großen Theil seiner Jugend verlebt hatte. Diese Sprache gewann ich besonders lieb, da die meisten Bücher des Predigers in derselben geschrieben waren. Ueber Allem schwebt eine Vorsehung; das Deutsche, welches ich damals zu meiner Erholung studirte, war mir in der Folgezeit vom größten Nutzen."

„Unter solchen Beschäftigungen verstrich meine erste Jugendzeit. Als ich das funfzehnte Jahr erreicht hatte, wünschte mein Vater, daß ich ein Gewerbe erlernen möchte. Die Wahl wurde mir nicht schwer. Der Pfarrer liebte die Blumen, und ich hatte ihm bei der Bestellung unseres Gärtchens so lange emsig Hülfe geleistet, bis enthusiastische Liebe zur Gärtnerei in mir sich regte. Ich fand Beschäftigung bei einem Kunstgärtner und Winzer in Dieppe, unter dessen Leitung ich ein Jahr lang sehr fleißig und eifrig arbeitete. Um diese Zeit wurde aber ein Theil meiner Gedanken auf einen anderen Gegenstand gelenkt. Die Bewohner von Dieppe kauften meinem Principal Blumen und Pflanzen ab, und oft besuchten große Gesellschaften unsere Gärten. Eines Tages, als ich gerade allein war, trat ein schönes Mädchen zu mir und verlangte ein Geranium für den kleinen Topf, den sie in der Hand hatte. Dort stehen sie, Sir — die nämliche Blume und der nämliche Topf, an jenem Fenster." Der Wirth unterbrach seine Erzählung einen Augenblick, und ich stand auf, um das Gewächs zu betrachten, das ihm so theuer war. Als ich meinen Platz wieder einnahm, sah ich, wie das Ehepaar sich ansah und die Frau tief erröthete. Sie verstand kein Englisch, aber der Umstand, daß ihr Mann mich auf jene Blume aufmerksam gemacht, ließ sie errathen, bis zu welchem Punkte er in seiner Erzählung gekommen war.

„Ich brauche kaum zu sagen", fuhr der Wirth fort, „daß jenes Mädchen ebenfalls hier im Zimmer ist, und zwar an unserer Seite sitzt. Sie war nur um ein weniges jünger als ich und hatte eine so liebliche Stimme — oh! die Blumen rings umher verloren für mich Farbe und Geruch, als ich nach ihr hinblickte! Sie ging mit ihrem Pflänzchen wieder fort, und mir war, als wäre der Tag zur Nacht geworden. Aber bald kehrte sie wieder, und immer hatte ich eine Pflanze oder ein Sträußchen für sie in Bereitschaft. Endlich wagten wir, mit einander im Garten herumzugehen, und ich — obgleich noch ein wahrer Knabe — fand Worte, um ihr auszudrücken, daß ich sie liebte. Das Mädchen war ganz Unschuld und Seelenreinheit; sie konnte mir nichts verbergen; und malen Sie sich meine Freude, als ich Gewißheit erhielt, daß ihr Herz für das meine schlug!"

„Ich habe Ihnen von Madelaine's Verwandten noch nicht erzählt. Ihre Aeltern waren Beide todt, und die Waise lebte bei ihrem Oheim, dem dieses unser Gasthaus damals gehörte. Er galt für reich und behandelte Madelaine sehr freundlich; aber seine Willfährigkeit erstreckte sich nicht so weit, als wir uns eingebildet hatten. Meine Lehrjahre waren beinahe verstrichen, und ich glaubte, das Geld, das ich mir selbstständig erwerben könnte, würde wohl zu unser Beider Existenz genügen. Wir waren so arglos, daß wir eines Tages zusammen den Oheim anginge und ihm Alles bekannten. Er gerieth in Zorn, sagte mich mit Schimpfworten aus dem Hause und sperrte seine Nichte in ihr Zimmer ein. Da konnte ich vor Verzweiflung nicht mehr arbeiten, und nachdem ich vergebens den Versuch gemacht hatte, meine Geliebte noch einmal zu sehen, ging ich in einem Anfall von Wahnsinn unter das Militair."

„Damals ließ man den Rekruten keine Zeit zum Nachdenken oder zur Reue. Wenige Wochen nach meiner Einrollirung befand ich mich auf einem Spanischen Schlachtfelde und bald nachher als Gefangener auf einem Britischen Schiffe, das mich einem Britischen Gefängniß zuführte! Jetzt fand ich Muße, meine Thorheit zu bereuen. In einen engen Raum gesperrt, verwundet und erschöpft, mußten viele meiner Kameraden auf der Reise sterben. Als wir in England gelandet waren, verbesserte sich unsere Lage etwas; aber Gefangenschaft ist der Gesundheit nie zuträglich."

„Wir wurden nach Pennycuick in Schottland geschickt, wo wir Spielsachen für Kinder anfertigten, die in Großbritanien eben so selten als auf dem Kontinente gewöhnlich sind. Den aus dem Verkaufe dieser Kleinigkeiten entspringenden Gewinn verwendete Jeder, wie es seiner Neigung zusagte, die nicht immer eine löbliche war. Was mich betrifft, so hielt mich das Bild der tugendhaften und liebenswürdigen Madelaine von jedem Laster zurück. Dieses liebe Bild machte mich aber auch kühner als meine Kameraden: ich schmiedete Pläne zur Flucht, und es gelang mir, einen Theil meiner Kameraden in mein Interesse zu ziehen. Wir arbeiteten bei nächtlicher Weile an einem unterirdischen Gange — ein Geschäft, das unsägliche Mühe und Geduld erforderte. Die ausgegrabene Erde warfen wir in den Abfluß-Kanal unseres Kerkers. Da wir keine andere Werkzeuge hatten, als kleine Messer, Pfriemen u. dgl. so brachten wir erst nach Monaten einen Gang zu Stande, den nur eine Person, und zwar auf allen Vieren, durchkriechen konnte."

„In der zu unserer Flucht verabredeten Nacht krochen wir, Einer hinter dem Anderen, durch diese enge Passage. Ich war der Vorderste und mußte die jenseitige Oeffnung des Ganges von Erde frei machen. Bei dieser Arbeit schmetterte mir ein großer abwärts rutschender Stein die Haut vom Fuße; allein dieser Unfall hinderte mich nicht, herauszuschlüpfen, nachdem ich meinen Kameraden zugeflüstert hatte, daß die Oeffnung frei sey. Obgleich wir uns möglichst ruhig verhielten, so hörte doch die Schildwache am Außenwerk ein Geräusch. Der Soldat machte sogleich Lärm und schoß Einen meiner Kameraden auf dem Flecke nieder. Als die anderen Schildwachen den Schuß fallen hörten, eilten sie herbei; aber auch wir verloren keine Zeit. Anfangs hatten wir nach der Seeküste fliehen wollen, um von da, etwa auf einem Fischerboote, nach Holland zu entkommen; aber in der Bestürzung und Verwirrung des Augenblicks wählten wir die erste beste Richtung und kamen über bestellte Felder, durch Sümpfe, Teiche und Bergwasser immer tiefer ins Innere. Endlich, als der Morgen graute, suchten wir in einem Walde Schutz. Mehrere Tage führten wir in dieser Gegend ein Leben wie Raubthiere. Erst wenn es Nacht wurde, wagten wir uns aus unserem Versteck und sammelten uns Rüben oder andere Feldfrüchte. Solch eine Lebensart mußte unsere Lage immer elender machen. Das Schlafen an der feuchten Erde verschlimmerte meine Fußwunden immer mehr. Endlich zwangen uns Hunger und Kälte, bei einem Bauer, auf dessen Grundstück wir waren, um Speise zu betteln. Er zeigte sich bereit, uns beizustehen, aber sein Versprechen war falsch. Er verrieth unseren Aufenthalt der Behörde, und als wir es uns am wenigsten versahen, waren wir von Soldaten umringt. Diese schleppten uns ausgehungerte Flüchtlinge über Prebles nach Pennycuick zurück. Mein alter Kerker nahm mich wieder auf; allein ich machte durch meinen Wundarzt eine Eingabe an die Regierung, in der ich mich für einen Deutschen ausgab und bemerkte, ich sey zum Französischen Kriegsdienst gezwungen worden. In Folge dieser Eingabe mußten einige kompetente Personen meine Kenntniß der Deutschen Sprache prüfen, und darauf erhielt ich meine Freiheit, jedoch unter der Bedingung, daß ich zwei Jahre lang als Soldat in Ostindien diente."

„Obschon die gute Wirkung meiner List mich freute, so war diese Bedingung doch wieder niederschlagend. Ich konnte mich nur damit trösten, daß ich wenigstens nicht gegen mein Vaterland zu dienen brauchte. Endlich, nach zweijährigem Dienst in der heißen Zone, binnen welcher Zeit aller Verkehr mit Frankreich mir abgeschnitten gewesen, kehrte ich in einem Britischen Schiffe zurück und wurde an Frankreichs Küste ans Land gesetzt."

„Wie bang klopfte mein Herz, als ich Dieppe mich näherte! Madelaine konnte mir untreu geworden — ach! sie konnte auch todt seyn! Gott sey gepriesen, sie lebte und war treu! Ich fand sie am Siechbette ihres alten Oheims, der, nachdem ihre rührende Beständigkeit sein Herz bezwungen, vergebens überall nach mir geforscht hatte. Er erlebte noch unsere Verbindung und segnete uns im Sterben. Auch meinen Vater sah ich langsam seinem Grabe entgegengehen, und bald drückte ich ihm die Augen zu. Nach allen meinen Leiden, Sir, habe ich einen Hafen der Ruhe gefunden und genieße jetzt im Kreise der Meinigen ein stilles Glück, wie es nur Wenigen zu Theil wird."

Ich blieb viel länger in Dieppe, als ich anfangs beabsichtigt hatte, denn die häusliche Glückseligkeit des alten Kriegsgefangenen machte einen gar wohlthätigen Eindruck auf mein Herz. (L. P.)

Mannigfaltiges.

— Amerikanischer Plutarch. Herr Jared Sparks, dessen Lebensbeschreibung Washington's in seinem Vaterlande als ein klassisches Werk angesehen wird, setzt seine Sammlung Amerikanischer Biographieen, deren wir bereits früher zu erwähnen Gelegenheit hatten, fort, und es ist vor kurzem der sechste Band derselben in Boston erschienen. Die erste der in diesem Bande enthaltenen drei Lebensbeschreibungen, die des berühmten Rechtsgelehrten und Redners William Pinkney aus Maryland, hat den gegenwärtigen Geschäftsträger der Vereinigten Staaten in Berlin, Herrn Henry Wheaton, zum Verfasser. Herr Wheaton hat bekanntlich auch eine „Geschichte der Normannen" geschrieben, die bei seinen Landsleuten in großem Ansehen steht. Ueber William Pinkney ist bereits im Jahre 1826 ein größeres Werk von ihm erschienen, nach welchem die gegenwärtige Biographie gearbeitet ist. Der Staatsmann William Ellery und der Prediger Cotton Mather, Beide um ihr Vaterland auf gleiche Weise verdient, bilden den Gegenstand der beiden folgenden Lebens-Abrisse, die den Professor Channing, einen Enkel Ellery's, und Herrn Peabody, einen sehr geachteten Amerikanischen Gelehrten, zu Verfassern haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 10. Berlin, Dienstag den 24. Januar 1837.

Zum 24. Januar 1837.

Das „Magazin für die Literatur des Auslandes" hat einen großen Geburtstag. Am 24. Januar 1832 wurde die erste Nummer desselben ausgegeben, und zwar hatten wir das Glück, unser Blatt, dem die Mission ward, das geistige Ausland dem Vaterlande näher zu bringen, mit einer neuen Huldigung eröffnen zu können, die das Englische Volk dem gekrönten Helden zu Theil werden ließ, der dem Preußischen Vaterlande zuerst seine Europäische Bedeutung gegeben hat. Des verstorbenen Lord Dover „Leben Friedrich's des Großen" war so eben erschienen, und würdig konnten wir mit einer Anzeige dieses Werkes am 24. Januar, an dem Geburtstage des großen Königs, unser Blatt beginnen.*)

Ein Lustrum ist seitdem verflossen, das reicher, als jedes andere in dem halben Jahrhundert seit dem Tode Friedrich's, an historischen Forschungen über den König war. Der Würdige ist immer dankbar. Und so mag es denn auch unserer Zeit zum Ruhme gereichen, daß sie sorgsam die Materialien sammelt, die ein Zeichen der Verehrung dem Geiste seyn sollen, der sich freilich in seinen Thaten das unsterblichste Denkmal gesetzt hat. Weniger ihn als uns selbst ehren wir ja durch unsere Huldigungen, und das äußere Monument, das ihm bald auch in unserer Mitte ersteht, wird eben so unserer eigenen Zeit ein Denkmal seyn, als der seinigen.

Ein Literatur-Blatt Preußens kann aber wohl den heutigen Tag und sein eigenes Lustrum nicht würdiger feiern, als indem es seine Leser von Friedrich als Schriftsteller unterhält. Und dazu hat uns der geachtetste Geschichtschreiber des großen Königs, Herr Professor Preuß, der gleichsam schon in seinem Namen eine Vocation zu seiner beneidenswerthen Thätigkeit erhielt, einen überaus glücklichen Anlaß gegeben. Am heutigen Tage nämlich erscheint ein neues Werk von ihm, das Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen gewidmet ist und das den Titel führt:

„Friedrich der Große, als Schriftsteller. Vorarbeit zu einer echten und vollständigen Ausgabe seiner Werke; bei Annäherung des großen Preußischen Thron-Jubelfestes ehrerbietigst der Königl. Akademie der Wissenschaften empfohlen. Von J. D. E. Preuß." **)

Fern sey es von uns, dadurch, daß wir das Werk vor unser Forum ziehen, Friedrich als einen ausländischen Schriftsteller bezeichnen zu wollen. Hat er auch die Geschichte seines Hauses und seiner Zeit in einem so klassischen Französisch geschrieben, daß namentlich die „Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg" anfangs selbst in Frankreich für ein Werk von Voltaire angesehen wurden***); hat er auch, einem dankbaren Gefühle gegen die Sprache folgend, in der er selbst mit der ganzen damaligen Zeit das Mittel vollendeter Ausbildung fand, sowohl als Dichter wie als Philosoph dem fremden Idiom ausschließlich gehuldigt: so war doch sein Geist nach seinen einflußreichsten Richtungen ein wesentlich Deutscher. Er war Deutsch, dem Ursprunge und dem Boden nach, in welchem er wurzelte; er war Deutsch, der Nationalität nach, der er im siegreichen Kampfe gegen die Französischen Waffen zum ersten Male wieder das von den Reunions-Kammern Ludwig's XIV. verhöhnte Ansehen verschaffte; er war endlich Deutsch durch seine Regenten-Tugenden, von deren Einfluß auf Sprache und Bildung, so wie auf die ganze Volksthümlichkeit unseres Vaterlandes das gerade zu seiner Zeit und zuerst in seiner Hauptstadt wiedererwachte Leben der Deutschen Literatur ein Zeugniß ist. Hat doch übrigens er selbst in der Einleitung zu seinen (1751 erschienenen) „Brandenburgischen Denkwürdigkeiten", wo er sich wegen seines Nicht-Deutschschreibens gleichsam entschuldigt, das Verhältniß näher bezeichnet, in welchem er als Französischer Schriftsteller angesehen seyn will. „Wenn", sagt er hier, „zu unserer Zeit ein Deutscher Französisch schreibt, so ist dies wohl nicht auffallender, als wenn zur Zeit des Cicero ein Römer Griechisch geschrieben hat." Was lag diesen Worten wohl näher, als der Gedanke: Rom war zur Zeit, als es sich der gebildeteren Sprache Griechenlands bediente, darum doch stärker und volkskräftiger als das besiegte Griechenland?

Also gerade den Deutschen Geist suchen und erkennen wir in Friedrich dem Großen als Schriftsteller, und dieser ist es auch, den uns Herr Professor Preuß in seinem Werke klar zu machen gesucht hat. Mit Sachkenntnissen, wie sie eben nur dem eifrigen Forscher zu Gebote stehen, der sein ganzes Leben dem Leben seines Helden gewidmet hat, liefert uns der Verfasser hier eine Kritik der sämmtlichen Werke des Königs, verbunden mit ihrer Entstehungs- und Publications-Geschichte. Die Letztere ist in der That ungemein merkwürdig. Wir haben wohl Alle aus eigener Anschauung gewußt, was auch durch die scharfen Bemerkungen der beiden großen Geschichtschreiber Johannes von Müller und Gibbon längst als ein Vorwurf begründet war, daß die nach dem Tode Friedrich's erschienene Sammlung seiner sämmtlichen Werke eine des großen Königs ganz unwürdige Ausstattung von Seiten des Buchhandels sowohl als von Seiten der Herausgeber gefunden habe; neu ist uns jedoch, daß in diese Sammlung Manches aufgenommen worden, was der König gar nicht geschrieben hat, und vieles Andere, was den großen Verfasser und seine Zeit besonders charakterisirt, ganz herausgeblieben ist. In doppelter Beziehung also fordert das Gedächtniß Friedrich's eine neue, eben so echte als vollständige Ausgabe seiner Werke.

Und dazu scheint in der That kein Zeitpunkt einladender, als der herannahende des großen Preußischen Thronjubelfestes. Im Jahre 1840 werden wir das hundertjährige Jubiläum der Thronbesteigung Friedrich's gleichzeitig mit dem zweihundertjährigen der Thronbesteigung des großen Kurfürsten feiern. Welch ein großes Jahr, das sich auf diese Weise an das Gedächtniß zweier Regenten knüpft, denen unser Vaterland die ganze Grundlage seiner jetzigen moralischen und politischen Macht verdankt! Willkommen also sey der Gedanke des Autors, dessen Buch wir heute mit freudigem, von allen Vaterlandsfreunden getheilten Enthusiasmus begrüßen.

J. L.

Schweiz.

Zwingli's Tod in der Schlacht bei Kappel.

Es ist bekannt, daß Zürich die Wiege und der Hauptsitz der Reformation in der Schweiz war; nicht viel später trat auch Bern zu ihr über. Diese beiden durch den Glauben verbundenen Kantone hatten sehr lange gegen den Fanatismus der katholischen Kantone zu kämpfen, und unter diesen waren es besonders Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, welche sich durch ihre Intoleranz vor allen übrigen auszeichneten und welche die Schweizer Chronisten Bullinger, Hottinger, Myconius zusammen unter dem Namen der fünf Kantone bezeichnen. Zweimal kam es zu den Waffen, 1529 und 1531; das erste Mal gelang es der Vermittelung der neutralen Kantone Glarus, Freiburg, Solothurn, Appenzell, die Wuth der beiden Partien zu besänftigen und im Dorfe Kappel einen Vertrag zu Stande zu bringen. — Zwei Jahre später, 1531, entstand ein neuer Friedensbruch; da beschlossen die Reformirten von Zürich und Bern, jeden Verkehr mit den Katholiken aufzuheben und sie auf diese Weise in den Blokadezustand zu versetzen: so hofften sie jene fünf Kantone, welche, wie dieser ganze Theil der Schweiz, alle ihre Bedürfnisse aus den benachbarten Kantonen und besonders aus Zürich und Bern bezogen, durch die Hungersnoth zu bezwingen. Vergebens suchte der edle Reformator, Ulrich Zwingli, diese Maßregel zu bekämpfen; auch die Vermittelung der neutralen Kantone war diesmal umsonst, und der Krieg brach aus.

Den 6. Oktober 1531 ließen die fünf Kantone ein Kriegsmanifest ergehen .... In jeder von den katholischen Städten zog ein Herold, dem das Kreuz vorangetragen wurde, durch die Straßen einher, und rief vor dem versammelten Volke: — „Krieg, Krieg den Ketzern! Wer will für seinen Gott kämpfen, wer will seine Seele erretten?" — Und das Volk drängte sich haufenweise zu den Kirchen, ... hell erleuchtet glänzten die Altäre, der Weihrauch stieg in dichten Wolken zu den Gewölben der Tempel empor, und die Priester in ihren heiligen Gewändern, die Arme über die knieenden Soldaten ausbreitend, sprachen feierlich: — „Der Gottlose hob seine Hand auf die heilige Bundeslade, und siehe! er ward vom Donner erschlagen .... Der Gottlose prahlte in seinem Uebermuthe: Ich werde ihnen entreißen das Brod des Lebens, auf daß sie sterben und ihre Kirche mit ihnen! .... O Ihr, die Ihr jung seyd, Christi Statthalter auf Erden sprach zu Euren Vätern: Ihr seyd die Vertheidiger der Kirche. Mögen sich die Alten dessen erinnern, auf daß sie ihre ehemalige Kraft wiederfinden! Wohlan, Ihr Auserwählten des Herrn, senket Eure Lanzen, auf daß der Herr sie einweihe zum Siege!" — Und das Volk warf sich auf sein Angesicht und bat Gott um das Blut seiner Brüder,

*) Das Blatt trägt zwar das Datum vom 1. Februar, doch war darauf ausdrücklich bemerkt: Ausgegeben am 24. Januar.

**) Berlin, Verlag von Veit u. Comp. 1837.

***) Friedrich schreibt darüber an Voltaire am 21. Nov. 1759: „Quoique je sois très-indifférent sur ce qu'on peut dire de moi en France et ailleurs, on ne me sâchera pas en Vous attribuant mon Histoire de Brandebourg. C'est la trouver très-bien écrite, et c'est plutôt me louer que me blamer."
(Friedr. d. Gr. als Schriftsteller, S. 55)

Hierauf zogen die geweihten Heerhaufen unter den Thoren der Städte vorüber, indem sie stillschweigend hinter dem Kreuze einherschritten, und entfernten sich auf der Straße, welche nach Kappel führt, am Fuß des Berges Albis; diesen Weg nahmen die von Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug; die von Luzern dagegen, 1500 an der Zahl, eilten nach dem Dorfe Bremgarten hin, um sich zwischen Zürich und Bern zu lagern und die Vereinigung der Reformirten zu verhindern.

Noch wußte man in Zürich nichts, und die Stadt war ganz ruhig; schon sank die Nacht herab, und man rüstete sich, das Abendgebet zu verrichten. Auf einmal erhebt sich ein großes Geräusch von Osten her.... Athemlose, ganz mit Schweiß bedeckte Bauern stürzen herein und erzählen, daß die Katholiken in großer Anzahl mit Kreuz und Priestern bei Kappel sind, drei Meilen von Zürich, und daß sie Kappel anzünden würden. Die Ersten, welche diese Nachricht hören, stürzen gleichfalls durch die Straßen.... Der Tumult nimmt zu, der Lärm verbreitet sich überall hin.... und die ganze Stadt ist auf den Beinen. Schnell versammelt sich der Rath.... Die Menge umringt zitternd den Saal, voller Bestürzung fragt Einer den Anderen beim Leuchten der rauchenden Fackeln in der Dunkelheit, und Alles wartet ängstlich, was der Senat sagen wird.

Innerhalb, wie außerhalb des Saales, war die Unruhe gleich groß; überall herrschte dieselbe Verwirrung, dieselbe Bestürzung. — „Der Feind ist an den Thoren! — Die Katholiken kommen herein! — Man muß die Glocke läuten! — Man muß das Volk zu den Waffen rufen! — Zu den Waffen! zu den Waffen!" — So schrie Alles auf einmal unter einander, und man hörte zugleich den Lärm des Volkes von draußen, das Geschrei von innen, welches sich unten auf dem Platze wiederholte.... Da schwieg auf einmal die erschreckene Menge, und eine tiefe Stille herrschte plötzlich im Saale. — „Um Gottes Willen! Hört mich! rief endlich eine starke und energische Stimme, welche die Versammlung beherrschte. Aller Augen wandten sich wie durch eine einzige Bewegung auf denselben Punkt hin. — Hört mich an! wiederholte Zwingli mit aufgehobenem Arme.

„Ihr stürzt die Republik ins Verderben! Hier, hier liegt die ganze Gefahr!" Die Versammlung blieb unbeweglich. — „Auch das Volk soll man zum Schweigen bringen", rief Zwingli von neuem. „Sagt ihm, daß sein Geschrei den Senat in seinen Berathungen stört." — Nach und nach beruhigte sich der Lärm und erstarb allmälig in der Ferne: Alles wurde wieder ganz still.

„Was sind wir doch für schwaches gebrechliches Rohr", nahm der Reformator wieder das Wort.... „der geringste Hauch des Sturmes beugt uns zur Erde: den Schrecken treibt Gott aus unseren Seelen, und unser armes Fleisch erzittert und vergeht bei dem geringsten Lärm!.... Noch wissen wir gar nicht, welches eigentlich die Gefahr ist, die uns bedroht, und schon sind wir ganz blaß vor Angst, als ob Gottes Hand selbst diese Mauern mit dem Feuer seines Zornes getroffen hätte!.... Laßt uns die Bauern aus Kappel vernehmen.... laßt uns wenigstens erfahren, was vorgeht." Die Bauern wurden in den Saal hineingeführt und erzählten, was sie gesehen hatten.

Ein großes Heer zog auf Kappel los, heilige Lieder singend, die Scheunen verbrennend, die Bewohner der Hütten vor sich her treibend und mit gierigem Heißhunger Heerden und Lebensmittel fortraubend. Der Schrecken herrschte in Kappel... die Stadt war in Gefahr, erobert und angezündet zu werden, da die Katholiken aufs heftigste erbittert waren und Kappel der erste reformirte Flecken war, der sich auf ihrer Straße befand. Die Einwohner flehten den Senat an, sie zu retten.

„Man beruhige das Volk", sprach Zwingli... „Man sage ihm, daß es sich ganz unnöthig erschrecken habe, daß die Bürger wieder in ihre Häuser gehen und die Stadt sich ganz ruhig halten soll. Die Bauern von Kappel haben die Gefahr übertrieben, denn der Mensch ist schwach und leicht geneigt, in Schrecken zu gerathen. Die Katholiken sind gewiß nur in großer Anzahl ausgezogen, um sich Lebensmittel zu holen, weil es bei ihnen daran fehlt: nicht zu Krieg und Kampf sind sie gekommen.... der Krieg ist ja nicht erklärt, und Gott wird nicht zugeben, daß Brüder gegen Brüder die Waffen richten. Der Senat wird nach Kappel und nach Bremgarten zwei Kommissarien schicken, um zu sehen, was vorgeht; ist es nöthig, zu handeln, was Gott verhüten möge, so wird auch nach der Rückkehr der Gesandten noch Zeit dazu seyn.... Bis dahin laßt uns warten und beten!"

Dieser ruhige und feierliche Ton hatte die beste Wirkung; der Senat fügte sich in den Rath des Reformators, dessen kluge Vorsicht er jetzt zu spät einsah; man schickte die beiden Kommissarien ab und wartete bis zum anderen Morgen.

Den anderen Morgen mit Tagesanbruch erwartete die Menge an den Thoren der Stadt mit Ungeduld die Rückkehr der Gesandten. Die Häuser waren geschlossen, und die Stadt Zürich bot einen trüben, traurigen Anblick dar.

Auch der Rath war versammelt und harrte in tiefer Stille; diejenigen, welche für die Blokade gestimmt hatten, waren jetzt über die Verantwortlichkeit erschrocken, welche sie auf sich gezogen, während die, welche dagegen gewesen waren, von Zeit zu Zeit ihre Stimme in bitteren Vorwürfen erhoben.... Zwingli fühlte, wie sehr unter solchen Umständen Eintracht und Zusammenhalt nothwendig wäre.

„Wir haben Unrecht gehabt", sprach er, „eine ganze Bevölkerung in Hungersnoth zu versetzen; aber der Mensch kann nicht Alles vorhersehen. Wir glaubten, Recht daran zu thun, und Gott zeigt uns, daß wir uns getäuscht haben... Wir wollen uns demüthigen und unseren Fehler eingestehen. Möge wenigstens dieses Geständniß uns die Kraft geben, den Fehler wieder gut zu machen.... Gestern, beim Einbruch der Nacht, da habe ich das Volk nicht erschrecken wollen... aber ich fürchte nur zu sehr den Krieg! Ich fürchte ihn, weil man nicht mit dem Degen das Evangelium predigen soll.... Aber, da wir uns doch einmal vertheidigen müssen, heute wie immer, so ist es auch unsere Pflicht, mit Bereitwilligkeit unser Blut für unseren Glauben zu vergießen! Laßt uns unsere Gemüther vereinigen, und wir werden stark seyn. Wenn wir einmal kämpfen müssen, so laßt uns dem Feind ohne Furcht ins Antlitz schauen und auf Gott allein unser Vertrauen setzen. Dann wird uns nichts erschüttern können."

Von Zeit zu Zeit drang ein verworrener Lärm, der sich an den Thoren erhob, in die Stadt. Es waren Bauern, welche mit Stöcken und Lanzen vom Lande herkamen, Schäfer, welche ihre Heerden vor sich hertrieben, um sie unter den Mauern von Zürich in Sicherheit zu bringen, bestürzte Weiber, welche in Angst flohen, mit ihren Kindern in den Armen.... Jeder neue Ankömmling verbreitete neue unglückliche Nachrichten, und der Lärm von draußen verkündigte dem Rath die Ankunft der Leute vom Lande.

Gegen Mittag entstand plötzlich ein großer Tumult. — „Da ist ein Abgeordneter! ein Abgeordneter!" rief die Menge und lief ungestüm hinter einem Kurier her, welcher im Galopp ankam und für den Senat Nachrichten mitbrachte. Der Rathssaal wurde von neuem umringt, wie den vorigen Abend, und endlich ward es still.

Der Kurier war hineingeführt worden,.... er hatte Zeit gehabt Alles zu berichten, und noch blieb die Versammlung ganz stumm. Das Volk harrte draußen in schrecklicher Angst; so verfloß eine halbe Stunde. Hier und da fingen einzelne Stimmen an, sich unter der Menge zu erheben, wie das Geschrei der Schildwachen in einem Lager. Noch verharrte die Versammlung in ihrem Schweigen! Endlich öffnete sich die Thür.... und Zwingli erschien auf der Schwelle. „Das Volk soll sich bewaffnen!" rief er mit bewegter Stimme, und sogleich verbreiteten die traurigen Töne der Glocke in der ganzen Stadt die Nachricht. Achttausend Katholiken waren am Fuße des Berges Albis.

In einem Augenblick war das ganze Volk in Waffen; die wenigen Truppen, die in der Stadt lagen, waren bereit, zu marschiren. Der Befehlshaber machte zwei kleine Abtheilungen daraus und schickte sie in aller Eile nach Kappel und Bremgarten; er selbst sollte den anderen Morgen mit allen Kräften des Kantons folgen.

Es war eine traurige, unruhige Nacht in Zürich. Auf den Mauern, in der ganzen Stadt brannten Fackeln in gewissen Entfernungen; helle Feuer wurden auf den Straßen angezündet; überall umher wachte das Volk, und die Töne der Glocken hallten landein auf dem Lande, die Bauern und Milizen des ganzen Kantons zu den Waffen rufend.

Endlich brach der Tag an. — Nur 300 Mann waren angekommen, während man ihrer 4000 erwartet hatte. Das Volk schrie: „Verrath!" und es entstand die größte Verwirrung.... Man verschob den Abmarsch auf den Mittag, und die Glocke fuhr fort zu läuten.

Um Mittag erschien der Befehlshaber mit gerunzelter Stirn vor dem Rath. — „Ich habe nicht mehr als 700 Mann", sprach er. — „Wir wollen noch warten", antwortete Zwingli. Um zwei Uhr kam er zurück. — „Hier steckt Verrätherei im Spiel: die Bauern müssen getäuscht worden seyn.... auch nicht ein Einziger ist gekommen!" — Da wurde die Versammlung bestürzt. — „Was thun?" fing der Kommandant wieder an; „die Zeit vergeht, das Corps, das in Kappel steht, braucht Hülfe.... Wir haben keine Pferde zum Artillerie-Transport, keine Waffen, keine Munition, und endlich fehlt es an Menschen." — „Was thun?.... Auf Gott vertrauen.... und fortziehen", sprach Zwingli. Da eilte der Befehlshaber hinaus, ließ die Trompete zum Abzuge blasen, und das kleine Heer setzte sich stillschweigend in Bewegung.

Aller Augen wandten sich auf Zwingli, erzählt Bullinger. Seine Freunde beschworen ihn, den Befehlshaber zu begleiten, indem sie hofften, daß seine Gegenwart die Truppen begeistern würde. Seine heimlichen Feinde dagegen, welche seine Unerschrockenheit kannten, schmeichelten sich, daß er den Gefahren nicht entgehen würde. — „Ich werde meine Brüder begleiten", sprach der Reformator, verließ den Senat und zog sich in seine Wohnung zurück, um seine Vorbereitungen zu treffen.

Seine Freunde folgten ihm. — „Denke daran, daß Dein Leben unserer heiligen Religion nothwendig ist", sprachen sie zu ihm. „Wenn der Hirt entfernt ist, werden seine Lämmer nur zu schnell zerstreut, und Bosheit und Ungerechtigkeit werden wie früher zurückkehren."

Zwingli, dessen Angesicht so ruhig und sanft wie gewöhnlich war, suchte auch seine Freunde mit dieser Ruhe und Ergebung zu bewaffnen: — „Unsere Sache ist gut", sagte er ihnen, „aber sie ist schlecht vertheidigt. Ich weiß, ich werde sterben, ich und viele andere brave Männer, welche der Religion ihre ursprüngliche Reinheit und dem Vaterlande seine alten Sitten wiedergeben möchten.... Aber daran liegt nichts.... Gott wird seine Diener nicht verlassen; er wird ihnen beistehen, wenn sie Alles verloren glauben. Auf Gott allein, und nicht auf die Menschen, wollen wir unser ganzes Vertrauen setzen.... Was auch kommen mag, ich unterwerfe mich seinem Willen."

Bevor er abreiste, wollte er noch mit seinen Freunden das heilige Abendmahl nehmen. — „Dieser Abschied", sprach er, „wird mir weniger schmerzlich seyn, als es Christus sein letztes Mahl war. Mit mir wird kein Verräther die Hand in das Becken tauchen." — Ein Tisch, mit weißer Leinwand bedeckt, ungesäuertes Brod und mit Wein angefüllte Becher, dies war das Abendmahl nach den Vorstellungen Zwingli's. Der Reformator ließ sich am Tische nieder. — „Vor sechs Jahren", sprach er, „war es das erste Mal, daß wir diese heilige Feier zusammen begingen. Bleibt ihr treu, meine Freunde, und der Herr wird nicht zugeben, daß sie untergehe." — Wenige Augenblicke betete er, dann nahm er Abschied von seinen Freunden und eilte, den Befehlshaber aufzusuchen. — „Laßt uns ziehen", sprach er, „es ist Zeit!".... und das kleine Heer entfernte sich.

Der Weg von Zürich nach Kappel führt über den Berg Albis hin und geht lange und steil in die Höhe, daher das Fußvolk, mit schweren Rüstungen beladen, nur sehr langsam vorrückte. Zwingli schritt zu Fuß und ermuthigte seine Gefährten.

Mitten auf dem Wege hörte man den dumpfen Schall einer Kanone.

„Der Kampf hat begonnen", sprach Zwingli, „laßt uns eilen!" Stillschweigend zogen sie vorwärts. Nur das eintönige Geräusch der militairischen Schritte hallte wieder an den Seiten des Berges, und aus der Ferne rollte der Kanonendonner. — „Laßt uns schnell eilen!" rief von Zeit zu Zeit der Reformator; „wenn wir zögern, könnten wir zu spät kommen .... Was mich betrifft, so will ich rasch meinen Brüdern zu Hülfe eilen und sie entweder retten oder mit ihnen sterben."

Als das kleine Heer auf der Spitze des Berges angekommen war, sah es unter sich den ganzen Schauplatz des Kampfes: Kappel auf einer kleinen Anhöhe und die Katholiken in der Ebene. Noch war es nicht zu einer eigentlichen Schlacht gekommen; die Katholiken, welche den Feind vortheilhaft postirt sahen und seine Stärke nicht kannten, beschränkten sich auf ein fortwährendes Kanonenfeuer.

Kaum hatte man Truppenhaufen bemerkt, welche vom Berge Albis herabkamen, da erhob sich zugleich in Kappel und auf der Ebene lautes Geschrei. Die neu Angekommenen antworteten von ihrer Seite durch wiederholtes Hurrah und marschirten in aller Eile nach dem Platze hin, durch ein kleines Gehölz bedeckt, welches ihre Zahl den Augen der Feinde verbarg. Ein große Bewegung entstand plötzlich unter den Katholiken, welche bei den Feinden ansehnliche Streitkräfte fürchteten .... Da näherte sich unglücklicherweise ein Offizier aus dem Kanton Uri an der Spitze von 300 Reitern, um den Feind zu rekognosziren. Beim Anblick des kleinen Zwinglischen Häufleins stieß er ein Siegesgeschrei aus und warf sich mit aller Wuth mitten unter die Reformirten .... Sogleich stürzten die 800 Mann, die in Kappel eingeschlossen waren, ihren Freunden zu Hülfe .... Die ganze katholische Armee setzte sich zu gleicher Zeit in Bewegung, und der Kampf ward allgemein.

„Muth, Muth! Gott ist für uns!" rief der Reformator, indem er mit aufgehobenem Degen sein Pferd die Reihen hinfliegen ließ und mit Begeisterung zum Angriff führte. Die erstaunten Katholiken fangen an zu wanken, schon weichen sie aus ihren Reihen, da stürzt plötzlich einer von ihren Reiterhaufen durch das kleine Gehölz hervor auf den Rücken des Feindes. Der Nachtrab desselben wird durchbrochen und ergreift die Flucht. — „Verrath! Verrath!" schreit man von allen Seiten. Unordnung, Tumult, Verwirrung nehmen unter den Reformirten überhand. Die Stimme der Führer wird nicht gehört. Die Nachhut zieht den Haufen mit fort, und die Flucht wird allgemein. Nur die vordersten Reihen, durch Zwingli's Stimme und Beispiel angefeuert, bleiben unerschütterlich mitten in der Verwirrung, noch lange widerstehen sie dem Andrang der Katholiken und fallen endlich auf dem Platze unter dem Ruf: Es lebe die Reformation ....

Zwingli war gefallen und tödtlich verwundet. Ihn suchten die Katholiken mit Wuth überall auf, um ihn zu tödten. Noch athmend hörte der Reformator die Drohungen und Schmähungen seiner Feinde, und in Mut gedacht, mit gekreuzten Armen, die Augen zum Himmel emporgehoben, betete er. Da stößt ein vorübergehender Soldat aus Unterwalden den unbeweglichen Körper mit seinem Fuße. Er hört einen Seufzer, bleibt stehen, und ohne den Führer der Reformirten zu erkennen, spricht er: „Du bist ein Ketzer, mag seyn, willst Du Dich bekehren?" — Zwingli will sprechen, er kann seine erloschene Stimme nicht mehr deutlich vernehmen lassen und giebt durch Kopfschütteln ein verneinendes Zeichen. — „Desto schlimmer", fängt der Soldat wieder an .... „dann empfehle Deine Seele der Jungfrau Maria" .... Zwingli giebt aufs neue ein verneinendes Zeichen. „Dann fahr in die Hölle", ruft der Soldat und versetzt ihm mit dem Degen den Gnadenstoß.

Alle Nachforschungen, um den großen Ketzerhäuptling aufzufinden, waren vergebens. Gegen Mitternacht kehrte die Reiterei von der Verfolgung zurück. Man zündete Feuer an, und mitten auf dem noch rauchenden, blutigen Schlachtfelde, in der Finsterniß und dem Schweigen der Nacht stieg das Te Deum zum Himmel empor.

Den anderen Morgen wurde der Körper des Reformators von Soldaten, die ihn gefunden und erkannt hatten, im Triumph herbeigebracht. Das ganze Heer wollte diesen mächtigen Mann, den sie getödtet hatten, mit eigenen Augen sehen. Die allgemeine Freude machte sich in lärmenden Ausbrüchen Luft. Die Wiedereroberung der Freiheit selbst hätte sie nicht so glücklich gemacht, und Niemand schien zu bemerken, daß alle diese Gefallenen, welche auf der Erde umher lagen, dieselbe Kleidung trugen, wie die, welche sie so frohlockend betrachteten. Nur ein alter Priester, ein ehemaliger Kollege Zwingli's vor der Reformation, näherte sich traurig seinem Leichnam und rief aus: „Armer Ulrich! Was auch Dein Glaube gewesen seyn mag, Dein Vaterland hast Du aufrichtig geliebt: Der Herr vergebe Dir!" .... — Die Stimme des Greises wurde von den Verwünschungen der Soldaten übertäubt: Auf den Scheiterhaufen mit dem Ketzer! so schrie man von allen Seiten, und um den Leichnam entstand eine große Bewegung: in einem Nu war der Scheiterhaufen errichtet und angezündet. Vergebens rufen einige Offiziere, daß man die Todten ehren solle, der Körper wird fortgetragen und vor einem Tribunal, das sich durch allgemeinen Zuruf auf dem Platze bildete, niedergelegt.

„Das Gericht soll urtheilen", brüllten die Fanatiker. — „Den Ketzerhäuptling ins Feuer", antworteten die Richter des Lagers. Und sogleich verschwand der Körper in den Flammen. Nur eine einzige Stimme wagte es zu wiederholen: „Armer Ulrich!"

(F. M. de Lausanne.)

Moldau und Wallachei.

Romänische oder Wallachische Sprache und Literatur.

(Schluß.)

Auch Herr Eliade, Redacteur des Romänischen Couriers, welcher zu Bukarest erscheint, nimmt einen der ersten Plätze unter unseren Dichtern ein. Er ist bis jetzt durch gute poetische Uebersetzungen Französischer Werke bekannt, indem er namentlich Lamartine's Meditations und Racine's Phädra dem Publikum mitgetheilt hat; jetzt beschäftigt er sich mit einem großen nationalen Gedicht, dessen Haupthelb Michael der Tapfere, Fürst der Wallachei, ist, der im 17ten Jahrhundert gelebt hat.

Der Moldauische Bojar Stamati hat viele schöne Poesieen gedichtet, von denen etliche in Jassy gedruckt worden sind. Eines von seinen schönsten Gedichten ist: Der Romänische Soldat und Stephan der Große.

Nach ihm verdient die nächste Erwähnung Christowergi, ein junger Adjutant des Fürsten der Moldau, welcher, von der Liebe zum Vaterlande begeistert, eine von den schönsten Oden, die in der Romänischen Sprache vorhanden sind, verfaßt hat, sie heißt: „Ode an die Ruinen von Niámtzu" (Niamtiu).

Der Wallachische Bojar Johann Bacarescu, mit dem Beinamen Anakreon der Romäner, hat außer seinen originalen Poesieen mehrere Bücher von Tasso's befreitem Jerusalem übersetzt. Jedoch ist er als Dichter nicht so bedeutend als der verdiente Moldauische Postelnik: oder Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Beldimann, der zwei Jahre nach der Griechischen Revolution von 1821 gestorben ist. Er hat viele Französische Werke und namentlich Tragödien in Romänische Verse übersetzt. Z. B. den Orest von Voltaire, und selbst die Odyssee und die Iliade nach dem Griechischen Original, welche letztere Werke leider noch nicht gedruckt worden sind. Er hatte auch ein großes Gedicht über die Revolution von Ypsilanti von 1821 verfaßt; aber da sich noch am Türkischen Hofe manche Personen befinden, die in demselben eine schlechte Rolle spielen, so haben die Erben des Dichters für gut befunden, zu beschließen, das Gedicht erst nach dem Tode derselben drucken zu lassen. Derselbe Verfasser hat auch eine malerische Reise in die Karpathen geschrieben.

Außer diesen Dichtern ersten Ranges besitzen wir noch viele andere von untergeordnetem Werthe, die wir, der Kürze halber, mit Stillschweigen übergehen.

Was die dramatische Poesie betrifft, so haben die Romäner keine originale Stücke; alle sind Uebersetzungen von Racine, Voltaire, Molière, von einigen kleinen Stücken von Florian und Geßner*) und Meses von Chateaubriand; einige Tragödien von Sophokles und Euripides sind auch übersetzt. Gegenwärtig befindet sich in der Wallachei eine Romänische Schauspieler-Truppe, welche zu der Hoffnung berechtigt, daß man bald auch originale Romänische Schauspiele aufführen wird, denn bis jetzt existiren nur zwei Akte in Manuskript von einem Original-Schauspiel in Versen, mit dem Titel: Stephan der Große, Fürst der Moldau, und ein kleines Vaudeville, die Soldatenfeste, welches von einigen Moldauischen jungen Edelleuten an dem Namenstage des Fürsten der Moldau auf dem Theater zu Jassy aufgeführt worden ist. Der Aga Asaki hatte zwar eine Tragödie geschrieben, Michael, der Held der Romäner, aber das Manuskript ist nebst zwei anderen aus dem Französischen übersetzten Tragödien, Alzire und Saul, einer Geschichte des Römischen Kaiserthums und einem Kursus der Mathematik, in der großen Feuersbrunst zu Jassy 1827 verbrannt.

Die periodische Literatur ist sehr unbedeutend, indem nur vier Zeitschriften erscheinen: 1) Der Romänische Courier, eine politische und literarische Zeitung, welche, von Eliades redigirt, zwei Mal die Woche ausgegeben wird. 2) Die Romänische Bibliothek, ein literarisches Jahrbuch, erscheint unter der Redaction von Kartalecki in Transsylvanien zu unbestimmten Zeiten. 3) Die Romänische Biene, redigirt von dem Aga Asaki, erschien bis 1836 in Jassy zwei Mal die Woche. Es war ein Französisch-Romänisches, politisches und literarisches Blatt; sie wird bald wieder von neuem zu erscheinen anfangen. Endlich 4) das offizielle Blatt der Moldauischen Regierung, welches alle Gesetze und Befehle enthält.

Außer diesen Zeitschriften erscheinen jährlich etwa zwölf Almanache in Romänischer Sprache, welche Gedichte und prosaische Aufsätze verschiedenen Inhalts bringen.

Die Bücher für das Kriegswesen, die wir haben, sind hinreichend für die wenigen regulirten Truppen unseres Landes. Diese Bücher, welche zur Ausbildung der Infanterie wie der Kavallerie bestimmt sind, sind aus dem Französischen und Russischen übersetzt und 1833 zu Bukarest gedruckt.

An Elementar-Büchern für niedere Mathematik, für Rhetorik, für den ersten Unterricht in der Jurisprudenz, für die Naturgeschichte, für die geographische Wissenschaft, für die Griechische, Lateinische, Französische und Deutsche Sprache fehlt es nicht; sie sind meistens in Jassy und Bukarest gedruckt, wo sich die großen Gymnasien und die Romänische Akademie befinden.

Wir besitzen auch viele gute Werke, sowohl über allgemeine Geschichte als für einzelne Völker, aber sie sind meistens Uebersetzungen aus anderen Sprachen, die ich, da hier nicht ein Bücherverzeichniß gegeben werden soll, nicht einzeln nennen werde. Aber populaire Bücher sind geworden: die Geschichte von Napoleon und von Mentschikof; die Thaten des großen Kaisers wie des großen Ministers sind allen Romänern bekannt und werden von Mund zu Mund wie Mährchen fortgepflanzt.

In dem belletristischen Fache haben wir außer den Uebersetzungen mancher guten Werke der übrigen Europäischen Nationen auch einige originale Satiren, die viel Schönes enthalten. Z. B. die Wahrheit und die Lüge, von einem anonymen Verfasser.

Aber was den Kern unserer nationalen Poesie bildet, sind die Balladen und die Volkslieder. Es giebt unter ihnen einige, die den besten Dichtern keine Schande machen würden: und die interessantesten sind folgende: der Tod Chandscherlie, Fürsten der Wallachei, die Eroberung der Festung Chotin, der Tod Ghikas, Fürsten der Moldau u. s. w.

*) Unstreitig ist hier der „Tod Abels" gemeint, der wohl auch erst durch das Medium des Französischen den Weg in das Romanische gefunden hat.

Was die Volkslieder betrifft, will ich hier anführen, was ein Deutscher Schriftsteller sagt:

„Wuk Stephanowitz hat durch seine Serbischen Volkslieder die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa erregt; manche Blicke wandten sich unwillkürlich nach dem düsteren Norden, und bald überzeugte man sich, daß die heilige Flamme der Poesie auf schneebedeckten Felsen und unter ewig umwölktem Himmel nicht verglühe; sondern daß ihr Alles belebender Odem auch die schwermüthigen Herzen der Nordländer mit heiliger Gluth durchhauche. Noch mancher kostbare Edelstein liegt in den tiefen Schachten der Karpathischen Urgebirge vergraben; noch manche duftende Blume blüht und verblüht auf den gesegneten Fluren der Bukowina ungesehen, unbeachtet, sehnsüchtig dem Augenblicke entgegenharrend, da auch ihre Sonne sich heben und deren Strahl Blume und Stein mit leuchtenden Farben beglänzen wird."

„Die Wallachische Sprache, wie sie durch die ganze Bukowina gesprochen wird, ist eine Tochter der Lateinischen. Der Umstand, daß die Wallachen sich der Slavischen Buchstaben bedienen, erregte manche Zweifel an dieser Verwandtschaft; doch alle Gründe dieser Art ließen sich leicht widerlegen. Schon der Umstand, daß die Wallachen sich seit undenklichen Zeiten Romäni*) und ihre Sprache limba romanésca benennen, und die auffallende Aehnlichkeit beider Sprachen scheint jeden Zweifel zu benehmen. Ueberdies ist bekannt, daß die Moldau, zu der die Bukowina früher gehörte, und die Wallachei Römische Kolonieen waren. Die Verbindungen, in denen sie mit den Ungarn, Illyriern (von welchen sie die Schriftzeichen zu ihrem Gottesdienst entlehnten), Griechen und Türken standen, bereicherten ihre ursprünglich äußerst arme Sprache mit vielen neuen Ausdrücken. Durch Zartheit und Wohlklang ausgezeichnet, scheint sie zum Gesang geschaffen, und was die Süße und Weichheit anbelangt, kann sie fast der Italiänischen zur Seite gestellt werden. Das Volk fühlt es und sehnt sich beständig nach Sang und Klang. Kaum erscheint ein neues Lied, so durchtönt es mit Blitzschnelle das ganze „Gottgesegnete Land" (Bogdana, wie es die Wallachen nennen), und dieselben Lieder, die bei der Begleitung der Guitarre von den glühenden Lippen einer reizenden Moldauerin sich ergießen, ertönen sehnsuchtsvoll bei den melancholisch-schmelzenden Horn-Akkorden in den niederen Hütten der Bauern, auf den kahlen Felsenspitzen und durch Steppen, beim matten Scheine des aufsteigenden Halbmondes, oder verklingen im Rauschen Nordischer Stürme. Die meisten dieser Lieder sind Erzeugnisse des romantisch-poetischen Geistes des gemeinen Volkes, vor allen der Hüter der Gestüte und der Heerden. Unter freiem Himmel werden Lieder der Liebe gedichtet, und der Anblick majestätischer Naturscenen weckt den Funken der Poesie und facht ihn zur Flamme an. Wenn mit dem herannahenden Winter die Hirten mit den Heerden in die häuslichen Umzäunungen zurückkehren, bringen sie gewöhnlich einen reichen poetischen Schatz mit. Viele dieser Lieder verdanken ihren Ursprung der glühenden Phantasie geistreicher und gebildeter Bojarinna's; so ist das herrliche Lied: dia, ceasu l dispartirei, von einer Fürstin gedichtet, eines der schönsten Liebeslieder aller Sprachen. Liebesklagen sind der gewöhnliche Gegenstand ihrer Poesie; doch auch wichtige, auf seine poetische Existenz Bezug habende Ereignisse begeistern den sanglustigen Wallachen mit dichterischem Feuer. So hat man manches schöne kräftige Lied aus den Zeiten des Aufstandes des Wallachischen Hospodars Brankowanu, und das zarte, düstere Lied des fliehenden Hetäristen: Nai, nai, nädejde, nui, kann als Seitenstück zu der himmlischen Hymne des Thessaliers Riga: ἐλπὶς καλὸς τὸν Ἕλληνων angesehen werden. Die höchst einfachen Melodieen haben einen eigenthümlichen Reiz; sie bewegen sich meistens in Molltönen in einem feierlichen Rhythmus sehnsuchts- und empfindungsvoll. — Die Zigeuner, diese Kinder Ostindiens, diese ausgebreitete Kaste der Hindus, überall wuchernde Schößlinge, die bald an den Ufern des Nils als Zauberer und Almis, bald an dem Ganges als Seiltänzer und Bajaderen, bald in Aegypten als Schlangen-Anbeter erscheinen, sind auch hier in großer Anzahl. Die von ihnen verfaßten Melodieen tragen sie mit ungemeiner Geschicklichkeit und Empfindung vor. Der Name eines Angelo, Giorgi und Suczawa ist weit und breit in der Bukowina bekannt. Die Instrumente, mit denen sie sich beim Absingen der Stanzen begleiten, sind Violinen, Papageno-Pfeifen und eine Art Guitarre, auf der sie mit einem Federkiele spielen (Cobzá). Sind Musik und Poesie die Grund-Akkorde in der Seele, die bei einzelnen wie bei ganzen Nationen in so mannigfaltigen Abwechselungen hervorströmen, so sollen wir auch diesen Tönen der Natur ein aufmerksames Ohr leihen; mit ihrer Hülfe sollen wir bis zur Quelle dringen, aus der sie so reich hervorsprudeln. Dieser Gesang, so einfach und monoton er erscheinen mag, ist stets als ein heiliger Naturhymnus zu betrachten. Fehlt auch dem Gesange des Nordens die Gluth und Frische des Südens, so ist die Sehnsucht danach um so rührender ausgesprochen."

„Wie oft, wenn die Mondscheibe den Rücken schneebedeckter Karpathen mit blassem Schimmer übergoß, horchte ich dem Liede eines einsamen Wanderers, der durch die öde Haide in der Stille der Nacht dahintrabte! Wie oft, in dem dunkeln Schatten eines düsteren Eichenwaldes, oder am wärmenden Feuerherde in der Höhle einer Zigeuner-Familie, versenkte mich das geisterhafte Trillern eines alten Schyle in trübes Sinnen. Die schauerliche Erzählung des Griechen in der Cafferia zu Botoschan (Botossáni) war von fernen, schwermüthig fallenden Guitarre-Akkorden begleitet." **)

Hier muß noch hinzugefügt werden, daß man auch historische Lieder über verschiedene Fürsten und berühmte Räuber findet, wie über Jamandi, Busoru, den Sohn der Romänca, u. s. w.

*) Ich habe die Orthographie der Romanischen Wörter verbessert.

**) F. J. A. Schneidawind. Taschen-Bibliothek der Reisen; von J. H. Jäck. 88stes Bändchen. Nürnberg, 1832.

Um einen vollständigen Begriff von dem literarischen Streben der Moldau und Wallachei zu geben, sey es erlaubt, einen kurzen Bericht von den wissenschaftlichen Instituten derselben zu erstatten. In Bukarest und Jassy sind zwei große Gymnasien, in welchen man Unterricht in den alten und neuen Sprachen und in den übrigen Schulwissenschaften ertheilt, zu welchen nicht allein die Mathematik und die Naturgeschichte, sondern auch die Jurisprudenz gerechnet wird. In jedem dieser Gymnasien werden mehr als hundert Söhne von Bojaren und Beamten unentgeltlich erzogen. — Neben diesen beiden Gymnasien ist in der Hauptstadt der Moldau eine große Unterrichts-Anstalt von dem Fürsten Sturdja, 1835, unter dem Namen Romänische Akademie errichtet und bestätigt. Die Mitglieder derselben bilden eine gelehrte Gesellschaft und halten regelmäßige Zusammenkünfte; zugleich dient das Gebäude, in welchem diese stattfinden, zu einer wissenschaftlichen Anstalt, in welcher hundert junge Edelleute als Pensionaire leben und größtentheils von Mitgliedern der Akademie unterrichtet werden. — In allen übrigen Städten der Wallachei und Moldau und in vielen Dörfern sind Schulen von der Regierung errichtet. Zu diesem Zwecke ist die Einrichtung getroffen, daß jeder Beamte nur neun Zehntheil seines Gehaltes bezieht und die eine Hälfte des auf diese Weise gewonnenen Zehntheils für die Besoldung von Lehrern und die andere für den Druck guter Bücher verwendet wird.

Außerdem besteht als gelehrte Gesellschaft noch in Jassy der Verein für Naturwissenschaften und Medizin, zu welchem die ausgezeichnetsten Aerzte und noch manche andere Gelehrten des In- und Auslandes gehören; er erhält vom Staate wesentliche Unterstützung und steht mit den gelehrten Gesellschaften Württembergs und des Großherzogthums Baden in lebhaftem Verkehr. Das Naturalien-Kabinet oder Museum ist jetzt ziemlich bedeutend und enthält manche seltene Gegenstände, z. B. sehr schöne antediluvianische Fossilien, merkwürdiges und der Moldau eigenthümliches Erdwachs, welches wir Französisch cire vierge benennen, u. dgl.

Die hauptsächlichsten Buchdruckereien der Romäner sind die von Kronstadt, Belgrad und Suczawa, welche als die ältesten zuerst genannt zu werden verdienen; aber bedeutender sind jetzt die in Petersburg, Wien, Ofen, Pest, Hermannstadt, Temeswar, Klausenburg, Jassy, Kloster von Niamtzu, Bukarest, Kraiowa, Czernowitz, Kissinow u. s. w. Nach dieser großen Anzahl von Pressen, welche für die Romänische Literatur in Bewegung sind, läßt sich darauf schließen, wie weit verbreitet jetzt die Theilnahme für dieselbe ist, und welche Thätigkeit sich darin offenbart.

Ein Moldauer.

England.

Bibliographie.

History of the reformation. (Stebbing's Geschichte der Reformation.) Zweiter Band. 6 Sh.

Annual biography and obituary. (Britischer Nekrolog vom Jahr 1836.) 15 Sh.

Switzerland, France and the Pyrennees. (Die Schweiz, Frankreich und die Pyrenäen.) Von Inglis. 10½ Sh.

Lyra Apostolica. — 3½ Sh.

The letters and works etc. (Die Briefe und Werke der Lady Mary Wortley Montague.) Herausgegeben von Lord Wharncliffe. 42 Sh.

The revolutions in Spain. (Die Spanischen Revolutionen von 1808 bis zu Ende des J. 1836.) Von W. Walton. 2 Bde.

Journal etc. (Tagebuch einer Reise nach Moskau im Sommer 1836.) Von R. B. Paul.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Forschungen in Frankreich. Ein Herr Beaulieu in Paris hat so eben „Archäologische und historische Forschungen über die Grafschaft Dachsburg im Elsaß" *) herausgegeben. Die kleine Grafschaft Dachsburg, die seit dem 13ten Jahrhundert, und zwar noch bis zum Jahre 1803, das Besitzthum der Fürsten von Leiningen war, gehört jetzt zu dem Französischen Departement der Meurthe und zählt in fünf Kirchspielen etwa 2000 Deutsche Einwohner, die jedoch zum Theil auch Romanisch sprechen. Schon dieser letztere Umstand deutet auf eine eigenthümliche Geschichte des Ländchens, die in der That auch nach der Darstellung des Herrn Beaulieu, der zu diesem Behufe sowohl die alten Orts-Chroniken, als die Handschriften im Depot des Französischen Kriegs-Ministeriums und mehrere andere Quellen benutzt hat, nicht ohne Interesse ist. Er theilt seine Darstellung in folgende vier Abschnitte: 1) Zeitraum der Celten und der Tribocer; über deren Theogonie und religiöse Denkmale in Dachsburg. 2) Zeitraum der Tribocer und Römer; fernerer Charakter ihrer Bauwerke. 3) Zeitraum der Deutschen Herrschaft, vom Beginn des fünften Jahrhunderts bis zum Frieden von Ryswick. 4) Beschreibung der Celtischen, Tribocischen, Römischen und mittelalterlichen Denkmale, die sich zum Theil noch in der Grafschaft Dachsburg befinden; erläutert durch mehrere interessante Abbildungen, so wie durch die Sagen, die in Bezug auf diese Denkmale jetzt noch im Munde des Volkes leben. Das alte Wasgauische Bergschloß Dachsburg selbst ist während der räuberischen Invasionen der Französischen Reunions-Kammern im Jahre 1680 von den Franzosen zerstört worden.

*) Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg (aujourd'hui Dabo), ancienne province d'Alsace. Paris, Lenormant.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 11. Berlin, Mittwoch den 25. Januar 1837.

England.

Die Luftfahrt von London nach Weilburg *).

Herr Mason, der den unten angeführten Bericht über die Fahrt, die er in dem Ballon des Luftschiffers Green in Gesellschaft mit diesem und dem Herrn Holland unternommen, hauptsächlich in der Absicht niedergeschrieben und publizirt hat, um, wie er sagt, zu zeigen, daß es Herrn Green gelungen sey, die Schwierigkeiten zu überwinden, die sich bisher den Fortschritten der Luftschifffahrt entgegengestellt, erspart dem Publikum, nachdem er ihm die Thatsachen vorgelegt, die Mühe, sich selbst ein Urtheil daraus zu bilden, indem er die Frage selbst entscheidet. „Diesen Erfolg", bemerkt er am Schluß, nach Beschreibung der Reise, „trage ich kein Bedenken, jetzt für vollständig zu erklären." Herrn Menck Mason's bloße Erklärung dürfte jedoch diejenigen wenig befriedigen, denen es um specifische Beweise und gehörige Gewährschaft zu thun ist.

Die Hindernisse, mit denen frühere Luftschiffer zu kämpfen hatten, waren: 1) die Unsicherheit und die Kosten der Füllung mit Wasserstoffgas; 2) die Unmöglichkeit, lange genug in der Luft zu bleiben, um eine bedeutende Entfernung zurückzulegen; 3) die mit der Luftschifffahrt verbundenen Gefahren; und 4) die Unfähigkeit, dem Lauf des Ballons eine beliebige Richtung zu geben. Diese Hindernisse, oder wenigstens einen Theil derselben, soll Herr Green, wie der Verfasser des Berichts behauptet, wiewohl seine Behauptungen nicht ganz klar sind, nach einer Reihe von Versuchen besiegt haben, und zwar: 1) durch Anwendung von Kohlenwasserstoffgas statt Wasserstoffgas, wodurch nicht nur der Kostenaufwand und die Gefahr vermindert werden, sondern auch noch der Vortheil entstehen soll, daß das Gas sich länger in dem Ballon erhalte, weil es mit der umgebenden Atmosphäre nicht so verwandt und folglich minder zum Entfliehen geneigt sey. Herr Mason versichert, es seyen dabei noch zwei gleich wichtige Vortheile, aber er sagt nicht, worin sie bestehen. 2) Durch ein scharfsinniges Mittel, den Ballon immer in gleicher Höhe zu erhalten, ohne daß man Ballast auszuwerfen brauche, um sein Sinken zu verhindern, oder Gas herauszulassen, um sein Steigen zu hemmen, durch welche beide Operationen natürlich die Kraft der Maschine erschöpft werden muß. Das Mittel besteht in einem Seil von angemessener Stärke und Länge, welches unten auf der Erde nachschleppt, oder, wenn man sich über der See befindet, in einer Anzahl schwimmender Gefäße mit flüssigem Ballast, die ebenfalls der Neigung zum Steigen entgegenwirken und, wenn sie erforderlichen Falls in die Höhe gezogen werden, die umgekehrte Wirkung hervorbringen. Diese Operation hat sich bewährt, und es ist daher kein Grund vorhanden, die Haltbarkeit der Versicherung, daß sie vollständigen und sicheren Erfolg habe, in Zweifel zu ziehen; aber gesetzt den Fall, man wünschte den Ballon zu wissenschaftlichen Zwecken in einer größeren Höhe fliegen zu lassen, als Herr Green es bis jetzt versucht hat, würde wohl dann dies Mittel noch eben so sicher anzuwenden seyn? 3) Ueber dieses Hinderniß sagt Herr Mason sehr wenig und beweist gar nichts. Er führt an, daß Herr Green 226 Mal aufgestiegen sey, ohne daß ihm der geringste Unfall zugestoßen, und schließt daraus, daß die Luftschifffahrt, wenn man nur geschickt zu Werke gehe, eigentlich gar keine besondere Gefahr habe. „Ich sage ohne Bedenken", bemerkt Herr Mason, „daß die Luftschifffahrt eben so wenig mit einer außerordentlichen Gefahr verknüpft ist, wie irgend ein anderes der bis jetzt gebräuchlichen Fortschaffungsmittel." Herr Mason hat selten Bedenken, wie man sieht, aber dessenungeachtet möchte es ihm doch etwas schwer werden, Andere zu überzeugen, daß ein Ballon eben so gefahrlos sey, wie eine Postkutsche, die eines von den „anderen Fortschaffungsmitteln" ist. Diese Art von Beweis gehört zu der Klasse derjenigen, welche man in der Logik als solche bezeichnet, die zu viel beweisen. 4) Ueber dieses Hinderniß, das wichtigste von allen, weil es sich dabei um den großen Punkt handelt, der dem Gebrauch der Luftschifffahrt zum Nutzen der Menschheit im Wege steht, sagt Herr Mason nichts. Dies ist der einzige Theil der Sache, wo er Bedenken hat. Er glaubt, die Erörterung der Frage „möchte zu weit führen", und behält sich dieselbe daher für eine künftige Gelegenheit vor.

So viel von den allgemeinen Punkten der Broschüre; der übrige Theil derselben ist mit Herrn Mason's Bericht über den Verlauf der Reise gefüllt, in welchem einige noch nicht durch die früheren Zeitungs-Berichte bekannt gewordene recht interessante Wahrnehmungen vorkommen. Als der Ballon den Kanal passirt hatte, war es völlig Nacht geworden, und da der Mond nicht schien, so hatten die Luftsegler kein anderes Merkmal, woran sie die Richtung ihrer Fahrt erkennen konnten als die Lichter, mit denen die Erde unter ihnen überall bedeckt war. Diese Schilderung ist eine der besten in der ganzen Schrift.

„Der Anblick selbst", heißt es darin, „ging über alle Beschreibung. Die ganze Oberfläche der Erde, viele Meilen rings umher, so weit und weiter, als das Auge reichte, war wie überstreut mit den vereinzelten Feuern einer wachsamen Bevölkerung und gewährte ein Sternenschauspiel unter uns, das an Glanz den ferneren Lichtern des gewölbten Himmels über uns fast gleichkam. In der ersten Hälfte der Nacht, ehe sich die emsigen Einwohner zur Ruhe zurückgezogen hatten, kamen fortwährend am fernen Horizont in der Richtung, die wir nahmen, große Lichtmassen zu Vorschein, die uns immer die Nähe irgend einer größeren Ortschaft bezeichneten, und die anfangs fast den Eindruck auf das Auge machten, wie eine Feuersbrunst, wenn man sie aus so weiter Ferne sieht, daß man noch nichts genau unterscheiden kann. Je näher wir kamen, desto heller schienen diese verworrenen Lichtmassen zu werden; sie dehnten sich über einen weiteren Raum aus, nahmen eine bestimmtere Form an und machten eine imposantere Wirkung, bis sie sich endlich, wenn wir den Punkt erreicht hatten, wo wir gerade darauf hinabschauen konnten, in ihre einzelnen Theile auflösten und in Straßen oder Plätze zertheilten, so daß wir das vollkommenste Modell einer Stadt, nur in mehr oder minder verkleinertem Maßstabe, je nach der Höhe, in der wir uns befanden, vor uns hatten."

Der Verfasser bemerkt sodann, daß man sich von dem Eindruck, den ein so seltenes Schauspiel hervorbringe, keine Vorstellung machen könne, wenn man es nicht selbst gesehen, und fügt hinzu: „Daß wir auf einem solchen Fuhrwerk in der gränzenlosen Einsamkeit des Himmelsraums, mitten in der todten Nacht, unbekannt und unbemerkt, still und verborgen Königreiche überblickten, Landstrecken durchforschten und Städte im Grundriß schauten, und zwar in so schneller Folge, daß wir kaum Zeit hatten, darüber nachzudenken, dies war schon an sich allein ein so erhabenes Gefühl, daß es auch weit uninteressanteren Scenen, als die waren, welche den Gegenstand unserer Betrachtungen bildeten, einen mächtigen Reiz verliehen hätte."

Auf diese Weise schwebten sie über einen Theil des Europäischen Kontinents, über Städte und Dörfer dahin, die sie nur an ihren künstlichen Erleuchtungen wahrnahmen. „Unter diesen letzteren", sagt der Verfasser, „war besonders eine, die durch ihre eigene höhere Anziehungskraft, durch die Länge der Zeit, während welcher sie uns vor Augen blieb, und durch den ununterbrochenen Anblick, den uns unsere Lage, gerade über ihr, davon gewährte, unsere Aufmerksamkeit fesselte und uns wiederholte Aeußerungen des Staunens und der Bewunderung entlockte. Im Mittelpunkt eines Distrikts gelegen, der von den unzähligen Feuern, womit er nach jeder Richtung hin, so weit unser Gesichtskreis reichte, übersät war, völlig zu flammen schien, war es, als ob dieser Ort in sich allein und auf den ersten Blick einen Inbegriff von all dem Zauber enthielte, den wir vorher einzeln bewundert hatten. Die vollkommene Deutlichkeit, womit jede Straße durch ihre Reihe von Lichtern bezeichnet wurde, die Formen und Verhältnisse der bedeutenderen Gebäude der Stadt, die Theater und Plätze, Märkte und Hotels, durch größere und unregelmäßigere Anhäufung von Licht angedeutet, dazu das schwache Gemurmel einer geschäftigen, noch munter und lebhaft dem Vergnügen oder dem Gewinn nachjagenden Bevölkerung, dies Alles zusammen bildete ein Gemälde, welches so eigenthümlich und überraschend war, daß man sich vorher keinen Begriff davon hätte machen können. Dies war die Stadt Lüttich, merkwürdig durch die vielen großen Eisenhämmer der Umgegend, die ihr eben das bereits geschilderte auffallende Ansehen gaben und uns darauf führten, daß dieser Ort es sey, was wir später bei näherer Untersuchung auch gegründet fanden."

Wir schließen unsere Auszüge mit der Schilderung eines Vorfalls, der die Reisenden unterwegs sehr erschreckte.

„Es war gegen halb vier Uhr Morgens, als der Ballon, der vor wenigen Minuten durch eine Auswerfung von Ballast plötzlich einen bedeutenden Zuwachs von Kraft erhalten hatte, — denn da wir in einer Gegend, deren Charakter uns ganz unbekannt war, der Erde sehr nahe gekommen, so glaubten wir uns nicht ganz sicher und erleichterten daher den Ballon, — als dieser, sage ich, mit großer Schnelligkeit zu steigen anfing, und ehe wir noch die gewöhnlichen Mittel anwenden konnten, um sein Aufsteigen zu hemmen, hatte er schon eine Höhe von mehr als zweitausend Fuß erreicht. In diesem Augenblick, während Alles ringsumher undurchdringliche Finsterniß und Oede war, erfolgte mit einemmal an der Maschine oben eine ungewöhnliche Explosion, von

*) Account of the late aeronautical expedition from London to Weilburg, accomplished by Robert Holland Esqu., Monck Mason Esqu. and Charles Green, aeronaut. London, 1836.

einem starken Knistern und Rascheln der Seide begleitet, und alle Zeichen ließen uns das Zerplatzen des Ballons befürchten, obgleich wir uns in einer Region befanden, wo gar keine äußere Veranlassung zu einem so schrecklichen unerwarteten Unfall vorhanden war. Fast zu gleicher Zeit wurde die Gondel, als wäre sie plötzlich von ihren Stricken losgelöst worden, einer heftigen Erschütterung unterworfen, und es schien, als wollte sie so eben mit all ihrem Inhalt in den finsteren Abgrund hinabstürzen. Eine zweite und dritte Explosion folgten schnell auf einander und waren von denselben auffallenden Wirkungen begleitet, so daß der ängstliche Reisende über das Schicksal, das unvermeidlich schien, nicht länger gezweifelt hätte. Einen Augenblick darauf war Alles still und ruhig; der Ballon hatte seine gewöhnliche Form und sichere Bewegung wieder angenommen, und es war keine Spur mehr von der unnatürlichen Erschütterung wahrzunehmen, die er eben noch so seltsamer Weise erlitten hatte."

Dieser Zufall erklärt sich dadurch, daß bei der großen Kälte der Nacht das vorher mit Feuchtigkeit gesättigte Netzwerk des Ballons gefroren war; seine Erweiterung beim Aufsteigen aus einer niedrigeren in eine höhere Luftschicht verursachte den Knall, indem die Maschen des Netzwerks plötzlich aus ihrem gefrorenen Zustande befreit wurden; das Gefühl, als ob die Gondel sänke, war eine bloße Täuschung, denn sie stieg im Gegentheil; aber da die Erschütterung so unerwartet kam, war ein irriger Eindruck sehr natürlich.

Frankreich.

Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon.

Der bekannte Vidocq, der die großen Erfahrungen, die er einst bei den Gaunern gesammelt, später im Dienste der Polizei so trefflich anzuwenden wußte, ist nun auch als Theoretiker aufgetreten und hat unter dem Titel Les Voleurs eine Art von Conversations-Lexikon für oder vielmehr gegen Diebe herausgegeben; denn er verräth darin aller Welt die Geheimnisse der Zunft, und wer jetzt in den Fall kommt, bestohlen zu werden, der kann aus diesem Lexikon erfahren — wenn auch nicht, wo und wie er das Gestohlene wieder erhält, doch wenigstens, in welche Kategorie sein Diebstahl eigentlich gehört. Indessen kann doch mancher der von Herrn Vidocq mitgetheilten Fälle eine Warnung vor ähnlichen Betrügereien seyn, und so ist sein Buch doch wohl nicht ganz unnütz. Wir geben hier zur Probe einige Artikel aus dem alphabetisch geordneten Wörterbuche:

„Grinchir, verb. transit. = Greinschen oder Grabschen, in der Diebessprache ein Euphemismus für Stehlen oder Mausen (voler). Wir theilen bei Gelegenheit dieses Wortes einige Methoden und Einzelheiten der Diebes-Praxis mit. Manches, was wir hier erzählen werden, geht noch täglich aller Orten vor; dagegen giebt es andere Methoden, mit denen sich nur ihre Erfinder befaßt haben und die daher nicht weiter ausgebildet worden sind.

— Grinchir au boulon: Haspen-Greinschen. Die Erfindung dieses Kunstgriffes wird einem Individuum zugeschrieben, welches sich durch seine Liebhaberei an Angeln und Fischfang in der Gauner-Welt einen eben so großen Namen erworben hat, wie ein wohlbekannter ehrenwerther Juste-Milieu-Deputirter in der politischen Welt. Da wir (Vidocq spricht) jenes Individuum persönlich kennen, so hegen wir einigen Zweifel, ob ihm die Ehre der Erfindung dieser Methode wirklich gebührt; so viel jedoch steht fest, daß er meisterhaft darin praktizirt hat. Wenn der Pariser Kaufmann die Thür oder das Schaufenster an der Vorderseite seines Ladens schließt, so verwahrt er sie noch überdies mit Balken und Querstangen. Damit diese fester anliegen und schließen, sind sie mit Haspen versehen, die man durch eine Oeffnung von außen nach innen steckt und an denen inwendig ein Zapfen oder eine Schraube befestigt wird, wodurch die Laden- oder Thürflügel zusammengehalten werden. Der Grinchisseur versteht die Kunst, einen langen dünnen Faden von Draht, der am oberen Ende mit einer Art von Angelhaken versehen ist, durch die Oeffnung, in welcher die Haspe steckt, hindurch zu praktiziren. Mit dem Haken faßt er einen feinen dünnen Gegenstand, z. B. feine Gewebe, Spitzenstreifen, Goldkettchen u. dergl., die am Schaufenster hängen, und zieht sie allmälig ohne große Mühe heraus. Wer also nicht auf diese Weise bestohlen werden will, der schließe die Löcher, wodurch die Haspen gehen, noch zum Ueberfluß von innen mit einer Eisen- oder Blechplatte.

— Grinchir à la cire. Es kommt eine Person oder es kommen ihrer mehrere zu einem Restaurateur, und während sie speisen, spielen sie ein Stück oder etliche Stücke von dem silbernen Tischgeräth unter den Tisch und kleben es mit einem aus Wachs oder Pech bereiteten Pflaster an der unteren Fläche des Tisches fest. Für den schlimmsten Fall, daß man etwa noch in ihrer Gegenwart den Diebstahl bemerkt, sind sie dann sicher; denn wenn man ihnen auch die Kleider durchsucht, man findet nichts. Wenn alsdann der Ankleber sich vom Tische erhoben hat und weggegangen ist, so setzt sich alsbald ein Anderer, der angestellt ist, darauf zu warten, an den nämlichen Tisch und praktizirt das Gestohlene in seine Taschen. Die Erfindung dieser Verklebungskunst datirt von ungefähr zwanzig Jahren her; die Erfinderin war eine junge anmuthige Dame und trieb das Geschäft in Gemeinschaft mit ihrer Mutter; was die Tochter unter den Tisch praktizirt hatte, das holte hernach die Mutter ab. Zwei Jahre lang ging das Gewerbe ruhig und glücklich von Statten; endlich traf das Loos aller Diebe auch die beiden Damen: man nahm sie fest und schickte sie ins Zuchthaus. Bei der Instruction gestanden sie ein, 236 Diebstähle dieser Art begangen zu haben.

— Grinchir à la Limonade. Ein Individuum präsentirt sich in der Eigenschaft und Pracht eines Bedienten beim Konditer und kommandirt zehn, zwölf oder gar funfzehn Glas Limonade oder Eis für einen Herrn so und so, der in derselben Straße mit dem Konditer wohnt, nur gerade am anderen Ende. Ist das Bestellte bereitet, so geht er über die Straße vor dem Konditor-Burschen her und gerade auf die Thür des bezeichneten Hauses los. Der Bursche kommt heraus, der Bediente nimmt ihm sein Brett oder seinen Korb ab und bittet ihn, noch schnell zurückzulaufen und Liqueur mitzubringen, den hatte er zu bestellen vergessen. Der Bursche denkt kein Arg und läuft über Hals und Kopf zurück, um Liqueur zu holen; er kommt zurück, zieht die Glocke am Hause; es kommt zu Explicationen mit dem Portier, und nun erfährt er, wie der verwegene Spitzbube ihm mitgespielt hat. Vernehme Speisewirthe, die ihren Kunden das Essen mit silbernem Geräth ins Haus schicken, haben sich besonders in Acht zu nehmen, damit sie nicht zu ihrem eigenen Schaden erfahren, was Grinchir à la Limonade heißt.

— Grinchir à la desserte: Tafeldecken. Das ist eine Kunst, die man nur in Paris zu üben pflegt. Hier kleidet sich der Grinchisseur wie ein Koch oder Tafeldecker; er trägt eine weiße Zipfelmütze und hat ein großes Küchenmesser an der Seite. In diesem Kostüm verfügt er sich in ein Haus oder Hotel, dessen Lokalität er vorher genau studirt hat; denn es kommt darauf an, daß der Speisesaal so weit als möglich von der Küche entlegen sey. Gerade zur Stunde, wo angerichtet wird, stellt er sich ein, und wenn er unbemerkt bis in den Speisesaal schleichen kann, dann wehe allem Silbergeräth, das man auf den Tisch gepflanzt hat. Der fingerfixe Koch steckt ein, so viel er kann, und entfernt sich eiligst, ohne eine Spur zu hinterlassen. Wenn man sich dann zu Tische gesetzt hat, findet sich der Hausherr oder Wirth nicht wenig überrascht; er will die Suppe serviren, ihm fehlt die große Kelle. Hat die Magd sie vergessen? Er schellt; das Mädchen kommt, der Koch kommt, der Tafeldecker kommt; nach vielem Fragen und Reden löst sich das Räthsel. In früheren Jahren ereigneten sich Diebstähle dieser Art zu Paris bei weitem häufiger als jetzt, indem die berühmtesten Meister im Fache der Tafeldeckerei ihre Geschäfte aufgegeben und sich einem ehrlichen Leben zugewendet haben; wir kennen einen, der ein Wucherer, und einen, der ein Gemälde-Liebhaber geworden ist.

— Grinchir au voisin. Die Methode ist schon sehr alt, wird aber noch tagtäglich in Praxis gesetzt, wie wir denn noch ganz neuerlich in der Gazette des tribunaux eine Geschichte von einem Uhrmacher in der Straße St. Honoré gelesen haben, den man auf diese Weise geprellt hat. In des Uhrmachers Laden tritt ein Mann, der als Nachbar angezogen ist, d. h. er trägt einen Schlafrock oder eine kurze Jacke oder ein ähnliches bequemes Kostüm, je nach den Umständen. Der Mann sieht sich allerhand kostbare Uhren an, denn er will seiner Frau oder seinem Neffen eine schenken; kaufen will er sie jedoch nicht eher, als bis der Neffe die Uhr gesehen hat und diese ihm gefällt. Endlich nimmt der Mann eine Uhr und bittet den Uhrmacher, ihm einen seiner Gehülfen mitzugeben, der das Geld dafür in Empfang nehmen könnte; denn höchst wahrscheinlich werde er sie behalten. Er empfiehlt sich, und der Uhrmachergehülfe geht mit; nach ein paar Minuten Weges über die Straße stehen die Beiden vor der großen Einfahrt eines ansehnlichen Hauses, der Herr Nachbar klopft oder zieht die Glocke, die Thür geht auf. „Treten sie gefälligst ein", spricht er zu dem Uhrmachergehülfen; „belieben Sie voranzugehen, mein Herr", erwiedert dieser. „Bitte sehr", spricht der Nachbar, „nur immer voran, ich bin hier zu Hause." „Wenn Sie befehlen", spricht der Uhrmacher und schlüpft mit einer Verbeugung hinein; kaum ist er drin, so schlägt der Nachbar die Thüre hinter ihm zu und macht sich fort. Nun muß der Betrogene erst dem Portier des Hauses lange Erklärungen machen, wozu er hier eingekommen und was er hier zu suchen habe, und ehe derselbe sich bewegen läßt, die Schnur zu ziehen und den Eingesperrten zu entlassen, ist der Herr Nachbar längst über alle Berge.

— Grinchir aux deux lourdes. Ein Herr vom vornehmsten Anstand, von den feinsten Manieren, in eleganter Kleidung, fährt mit Extrapost beim ersten Gasthofe in einer Stadt vor und nimmt die schönsten Zimmer in Beschlag. Er hat einen Kammerdiener; in der ersten Stunde nach seiner Ankunft miethet er einen Lohnlakei. Jeder Zoll an ihm ist ein Millionair; kaum läßt er sich zu einem Wort an den Wirth und seine Leute herab: der Kammerdiener rechnet und bezahlt für ihn. Dieser nimmt sich nie die Mühe, die Posten nachzuaddiren, und wenn er den Namen seines Herrn nennt, so nimmt er jedes Mal den Hut dabei ab. Kurz, Alles flößt Respect, Verehrung und Zufriedenheit ein. Auf diese Weise wird der Weg gebahnt. Eines Morgens läßt der fremde Herr einen Wechsler rufen; es stellt sich Einer ein, devot und mit großem Eifer. Der fremde Herr zeigt ihm so und so viel Rollen voll fremder Goldstücke, wogegen er Französische Zwanzigfrankenstücke einwechseln will. Der Wechsler prüft, reibt und wägt die Münzen; Gepräge und Gewicht sind richtig. Man kommt über Preis und Agio überein; morgen oder übermorgen zur bestimmten Stunde soll das Geschäft abgemacht werden. Der Wechsler stellt sich pünktlich ein, er berechnet schon im Voraus sein schönes Gewinnstchen. Der gnädige Herr empfängt ihn in seinem Schlafzimmer, er sitzt in einem prächtigen, weiten Schlafrock vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brennt. Der Wechsler zählt sein Französisches Gold auf den Tisch, man rechnet ab; der gnädige Herr läßt das Geld unberührt liegen und bittet den Wechsler, ihm nebenan ins Kabinet zu folgen, wo das fremde Geld für ihn bereit liege. Während die Beiden durch ein paar andere Zimmer ins Kabinet gehen, schnürt der Kammerdiener dasjenige, was der Wechsler aufgezählt hat, zusammen und macht sich fort. Der gnädige Herr will im Kabinet seinem Secretair aufschließen, sieh da, er hat den Schlüssel vergessen. Er geht ihn holen und kommt natürlich nicht wieder, sondern eilt seinem Kammerdiener nach, um den Diebstahl zu theilen.

Man glaube indeß nicht, daß der Grinchisseur à deux lourdes sich meistens an die Geldwechsler macht. Die folgende Anekdote wird beweisen, daß er auch die Juweliere beehrt.

Im Jahre 1812 oder 1813 steigt ein Herr in einem der vornehmsten Gasthäuser zu Hamburg ab. Sein Bedienter prahlt bei aller Welt mit den Millionen, die sein Herr im Vermögen habe, und mit der Heirath, die er nächstens schließen und wodurch er noch einmal so reich werden wird. Das Betragen des Herrn macht den Prahlereien des Dieners keine Schande, er bezahlt pünktlich, er bezahlt splendid, er wirft Geld hin, als wäre es nichts. Eines Tages, nachdem er sich solchergestalt in hohe Reputation gesetzt, läßt er den Wirth rufen, eröffnet ihm, er wünsche allerlei Schmuck für seine Verlobte zu kaufen, er sey jedoch in Hamburg unbekannt, der Wirth möge ihm einen recht reellen, soliden Juwelier nennen und wo möglich einen, der den elegantesten Laden in der Stadt führe. Der Wirth ist entzückt, daß ein so großer Herr ein solches Vertrauen in ihn setze; er empfiehlt den Juwelier Abraham Levy. Der Fremde geht zu Herrn Levy und bestellt Schmuck und Bijoux zu einem Betrage von 150,000 Franken. An dem Tage, wo der Juwelier die Sachen zu liefern versprochen, ist der fremde Herr unwohl; doch da Herr Levy sich melden läßt, wirft er sich in ein Negligee und empfängt den Juwelier in seinem Salon. Er besichtigt den gelieferten Schmuck, prüft und lobt jedes einzelne Stück, öffnet einen prachtvollen Cylinderschreibtisch, legt die Kleinodien sehr sorgfältig in ein Schubfach und schließt ihn wieder zu, läßt jedoch den Schlüssel stecken. Darauf schellt er nach seinem Kammerdiener, der soll ihm den Schlüssel zu einer eisernen Kassette bringen, die im Zimmer steht. Er schellt ein, zwei, drei Mal, der Kammerdiener giebt kein Lebenszeichen. Der Herr wird ungeduldig, dann zornig und verläßt endlich das Zimmer, um den Schlüssel selbst zu holen. Der Juwelier und sein Commis warten, sie warten eine Viertelstunde, der Herr kommt nicht wieder. „Er bleibt sehr lange", spricht Herr Levy zu seinem Commis, „die Sache wird mir bedenklich." — „Wie meinen Sie bedenklich", erwidert der Commis. „Ja, wenn er den Schmuck mitgenommen hätte, aber der liegt hier im Secretair. Wir haben also nichts zu besorgen und können uns immer noch ein wenig gedulden. Wer weiß, es kann ihm ein Bedürfniß angekommen seyn, gerade wie er den Bedienten rufen wollte." — „Sie haben Recht, Freund Brackmann", sprach Herr Levy und gab sich zufrieden. Nach einiger Zeit jedoch zog er die Uhr und bob an: „Nun sind schon 35 Minuten, daß er fort ist; daß ist unerklärlich: sollen wir ihn rufen?" Herr Brackman stimmt seinem Principal bei, sie rufen den Herrn beim Namen, keine Antwort. „Ich meine, um der Sicherheit willen", sprach der Juwelier, „da er doch den Schlüssel hat stecken lassen, wir machen den Secretair auf." — „Ich bitte Sie, Herr Levy, woran denken Sie! Wenn er nun wiederkommt und findet, daß wir über seinen Secretair gegangen sind, was wird er von uns denken, was wird er sagen?" — Der Juwelier resignirt sich und wartet noch länger; aber endlich, nachdem drei Viertelstunden vergangen sind, wird ihm die Sache zu arg; er schellt, die Domestiken des Gasthofes eilen herbei, man ruft, man sucht nach dem gnädigen Herrn, er ist nicht zu finden. Der Secretair wird geöffnet; wer schildert die Bestürzung des armen Herrn Abraham Levy! Die Zimmerwand, an welcher der Secretair stand und die Hinterwand des Secretairs selbst waren durchbrochen und die Oeffnungen führten gerade zur Kopfseite eines im Nebenzimmer an der Wand stehenden Bettes, so daß man mit der größten Leichtigkeit das Geschmeide aus den Schubladen des Secretairs herausnehmen konnte. Beide Spitzbuben waren längst durch die Thüren der Nebenzimmer entwischt, und in dem Augenblick, wo Herr Levy den Betrug bemerkte, gewiß schon eine Meile weit von Hamburg. Der Eine von diesen beiden trefflichen Geschäftsführern wohnt gegenwärtig ganz ruhig in Paris und ist ein ehrlicher Mann geworden.

Demnach lautet die Regel: wer Geld verwechselt, und wer einer Person, die er nicht ganz genau kennt, Juwelen verkauft, der verliere sein Geld und seine Juwelen bei Leibe nicht aus den Augen, und um keinen Preis lasse er sie einschließen, ehe er die Bezahlung eingestrichen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Essai sur le duel. — Von Chateauvillard.

Leonie. — Trauerspiel von Detritau. 4 Fr.

Essai sur les aveugles-nés. — Von Dufau. 5 Fr.

Traité des maladies epizootiques des bêtes. — Von Dupuy. 7½ Fr.

Encyclopédie pratique du jardinage. — Erste Lfg. 4. 30 Cent.

Napoléon et la conquête du monde. — 7½ Fr.

Paris, Londres. Keepsake français pour 1837. — Erste bis fünfte Lfg. mit Kupfern. 2½ Fr. Das Ganze wird aus 26 Lfgen. bestehen.

Sathaniel. — Roman von Soulié. 2 Bde. 15 Fr.

Rußland.

Von der Wichtigkeit des Kartenspiels.

Von Th. Bulgarin.

Ich behaupte ein für allemal, daß die Erfindung der Spielkarten eben so wichtig ist, als die des Pulvers, der Buchdruckerkunst, der Magnetnadel, der Dampf-Maschinen und ähnlicher Dinge. Ja, in einigen Fällen gebe ich den Spielkarten sogar den Vorzug. Für die menschliche Gesellschaft sind sie, was der Rettungs-Anker dem Schiffe ist. Hätten die Alten den Gebrauch der Spielkarten gekannt, so würden sie eine Menge Noth und Thorheiten sich gespart haben. Ehrsüchtige Römer hätten nicht die Welt durchzogen, um friedliche Völker zu unterdrücken, und diese Völker würden sich in ihrer Verzweiflung nicht wieder auf das Römische Reich geworfen haben. Man hätte keine Theilung des Römischen Reiches nach seinem Verfall und eben so wenig eine Völkerwanderung gesehen, die fast alle Aufklärung von der Erde vertilgte. Boston und Whist hätten ehrsüchtige Römer und Barbaren an den Spieltisch gefesselt und alle wilde Leidenschaften unterjocht, namentlich deshalb, weil die Lust am Kartenspiele den Menschen an eine Stelle und an eine Gesellschaft bindet.

Die Völker des Alterthums spielten Hazardspiele, Würfel und dergleichen. Daher stammt alles Uebel. Wir nehmen nur die sogenannten Commerce-Spiele in Schutz, die der menschlichen Gesellschaft den wahren Haltpunkt gaben, das Zusammenleben befestigten und zu der heutigen Europäischen Bildung den Grund legten. Keine Entdeckung, keine Erfindung der Welt kann mit den Spielkarten verglichen werden! Sie kommen fast den Diners gleich! Ein größeres Lob und eine größere Wichtigkeit kann ich ihnen nicht beilegen! Der Vorzug der Europäer vor den Bewohnern anderer Welttheile besteht im Zusammenleben, und unser Zusammenleben hat zur Basis die zwei Herkules-Säulen: Diners und Whist. Ohne diese wären wir wilde Thiere geworden.

Ein Mittagsmahl und eine Partie Whist sind für mich eine wahre Wohlthat, eine Spazierfahrt auf dem Meere, mit Einem Wort Alles, was die Hülfsmittel darbietet, geistige und physische Kräfte in ein gehöriges Verhältniß zu bringen. Wenn man sechs Stunden in seinem Kabinet arbeitete, gegen hundert Bücher durchsuchte, um einen Gran eines gesunden Gedankens aufzufinden, und mehr als 10 Bogen Papier beschrieb, so tritt man in Gottes Welt wie aus einem Schmelzofen. Stößt man dann auf einen Pedanten, oder auf einen redseligen Liebhaber der Literatur, oder auf einen Politiker, der den Bewegungen der Truppen des Don Carlos und der Königin Christine und den Parlaments-Reden wie ein getreuer Trabant folgt — wehe uns! Man sucht Zerstreuung, einige Augenblicke Erholung von geistiger Anstrengung; man will sein Haupt durch den leichten Duft von Chateau Lafitte und durch gedankenlose Gespräche erfrischen; und siehe da, ein Pedant, ein Liebhaber der Literatur (Uf!) oder ein Politiker lastet auf Euch mit seiner ganzen Schwere wie ein Karnak auf dem Elephanten, und stößt Euch mit seiner Stachelspitze in den Kopf! Hundertmal lieber möchte man krank nach einem reichen Diner, oder dreimal groß Schlemm in sechs Robber Whist werden, als in Gesellschaft mit dergleichen Verstandes-Prätendenten seine Zeit hindringen.

In Gesellschaft muß man mit und für die Menschen leben, damit sie es auch mit uns thun. Jeder von uns hat seine alten und neuen Verbindungen, seine Verwandten und Freunde; es giebt gute liebe Leute, die man gern sieht, wenn man auch von ihnen nicht erfahren kann, an welcher Stelle z. B. Oleg bei Konstantinopel landete; auch giebt es Leute, die man nicht gern sieht, die man aber sehen muß, weil sie von Leuten, die uns nützlich oder angenehm sind, gern gesehen werden. Aus solchen Elementen besteht die Gesellschaft. Wer möchte es wohl versuchen, Alle und Jeden zu unterhalten, es Allen und Jedem recht zu machen! Das ist eben so unmöglich, als die Quadratur des Zirkels und ein Perpetuum mobile aufzufinden. Macht man selbst den Erzähler, so ermüdet man die Hälfte der Gäste und erwirbt sich den Namen eines Schwätzers; fordert man Andere zum Erzählen auf, so schlafen Einige ein, und in Anderen regt man eine unangenehme Rivalität auf: es erheben sich Zwiste, man hört spitze Redensarten, beißende Bemerkungen — oder, was noch schlimmer ist, die liebe Langeweile breitet ihre Bleifittige über den ganzen Zirkel aus. Die Tafel ist aufgehoben. — Wohl bekomm's! Schnell die Karten in die Hände! Die Hausfrau wird dadurch der unerträglichen Pflicht überhoben, sich mit den Gästen zu unterhalten; selbst sorgt man für seine Freiheit, macht allen Altercationen und Unannehmlichkeiten ein Ende, und, was noch mehr ist, man versetzt jeden Gast in eine unabhängige Lage. Mit den Karten endet man alle indiskrete Fragen und Erkundigungen, alle fade Witze; die Karten entheben den höheren Beamten der lästigen Familiarität seines Untergebenen und diesen der tödtlichen Kälte seines Chefs. Die Karten erlösen zwei Nebenbuhler, zwei Feinde, aus der peinlichen Lage, vor der Welt freundlich zu thun oder sich mit Epigrammen zu beschießen, und, was am wichtigsten ist, die Karten egalisiren alle moralische Fähigkeiten der Menschen, eine unerläßliche Bedingung des Zusammenlebens, weil ein hervorragendes Talent das Gleichgewicht in der Gesellschaft stören würde. Ein Neger erscheint nicht so schwarz neben einem Mulatten, als neben einer blonden Schönen. Die Karten sind heutzutage, was einst die Masken in Venedig waren. Die Patrizier gingen durch die Straßen maskirt, namentlich um das Volk nicht zu genieren und sich bei demselben in Respekt zu erhalten. Das Volk sah das Antlitz der Patrizier nur bei feierlichen Gelegenheiten. Das Talent muß sich nur in den Schöpfungen des Menschen zeigen, in Handlungen und Büchern. In Gesellschaft muß man Karten spielen, zu Mittag essen und sich amüsiren — nur nicht auf Kosten Anderer. Das Talent hat in Gesellschaft keine auszeichnende Tracht, keinen besonderen Mantel und kein Barett; nur das Genie darf originell seyn und ohne Gefahr Thorheiten aller Art begehen. Darum giebt es auch mehr Thorheiten in der Welt, als geniale Erscheinungen. Mit dem Ausdruck Talent will ich nicht nur Schriftsteller und Künstler bezeichnen. Ein ausgezeichneter, verständiger Offizier oder Civil-Beamter, ja, ein aufgeklärter Kaufmann, mit einem Wort Jeder, der sich durch seine Bildung über die Masse erhebt, der sich durch die ausgezeichnete Weise, in der er seine Pflichten erfüllt oder seine Geschäfte betreibt, bemerkbar macht — trägt in seinem Innern den Keim des Talents. Nicht Jeder konnte die Bahn der Literatur und Kunst betreten; gäbe es aber außerhalb des Feldes der Literatur und Kunst keine talentvolle Leute, für wen sollte man dann wohl schreiben und Pinsel und Meißel führen? Wer sollte über Literaten und Künstler das Urtheil sprechen? In ihren eigenen Angelegenheiten sind Literaten und Künstler immer parteiische Richter; Neid und Verbindungen — die Grundlagen ihrer Beurtheilungen.

Ich bitte daher, nicht zu glauben, daß nur Diejenigen Karten spielen, die an nichts denken, nichts thun und nicht im Stande sind, etwas zu denken und zu thun! Ja, ein dummer Mensch, ein ausgemachter Narr, ist nicht im Stande, Whist zu spielen. Einem solchen Menschen wird es eben so schwer, das Spiel zu begreifen, wie die höhere Mathematik und

die Differential- und Integral-Rechnung. Unter der Zahl der Whistspieler kann man dreist den vierten Theil als gescheidte und thätige Leute betrachten, die nach ihren Geschäften zur Erholung spielen. Zwei Drittel der Spielenden machen freilich von jenen gescheidten und sachkundigen Leuten keinen anderen Gebrauch, als von Karten, Kreide und Börsen, d. h. sie bedienen sich ihrer, damit ein Spiel zu Stande kommt, und diesen Zwei Dritteln ist das Spiel eben so nothwendig, als Luft und Licht, weil sie ohne Spiel nicht leben und in der Gesellschaft nicht bemerkt werden könnten. Für diese zwei Drittel ist das Spiel ein Schiff, welches sie in den ersehnten Hafen führt, obgleich sie selbst nichts Anderes als Ballast sind. Ohne Ballast aber gäbe es keine Schifffahrt! Ein ruhiger, angenehmer Spieler und guter Bezahler ist etwas Wichtiges im gesellschaftlichen Leben. Zu der Conduitenliste der großen Welt liefert er eine glänzende Rubrik. Dergleichen Leute werden gesucht und verhätschelt. Literaten, Künstler ladet man nur ein, um sie zu zeigen, zu einer Art von Ausstellung, und leider giebt es unter ihnen solche gutmüthige Menschen, die, in dem Wahn, in der Glorie ihrer Berühmtheit zu schwelgen, sich in die geselligen Zirkel begeben, um dort, wie in Schaubuden, die Neugier des schaulustigen Volks zu befriedigen. Der verständige Literat und Künstler besucht nur dann Gesellschaften, wenn er einen guten Magen hat und mit Karten umzugehen weiß, und nimmt eine Einladung nur dann an, wenn man ihn zu Mittage und zum Whist bittet. Nach einem sogenannten The (das heißt, nach einer Gesellschaft, wo nicht zu Mittag gespeist und nicht Karten gespielt wird) bin ich drei Tage lang ganz unfähig, mich mit etwas zu beschäftigen, und suche ich immer nach der ohne Nutzen und Vergnügen verlorenen Zeit. In diesen drei Tagen würde ich ein vortrefflicher Mitarbeiter irgend einer Zeitschrift seyn, deren Zweck es ist, den Ruhm ihrer Freunde und der ergebenen Diener des Herausgebers zu verherrlichen!

Der vierte Theil der Whist- und Kartenspieler überhaupt ist die unsterbliche Phalanx, die Elite der Helden. Furchtbar und entsetzlich ist es, ihren Kampf zu sehen, und noch schrecklicher, wenn sie mit gewöhnlichen Whistspielern zu thun haben! Da ist das Spiel kein Spiel mehr, sondern ein Geschäft, ein wichtiges Geschäft, wie eine Handels-Speculation, wie eine Belagerung. Der Geist arbeitet, die Zunge ist wie gelähmt, das Auge aber lauert, ruhig wie Marmor ist das Gesicht! In solchem Spiel vereinigen sich die mathematische Berechnung des Ingenieurs, die Tapferkeit des Grenadiers, die Kühnheit des Korsaren, die Berechnung des Kaufmanns, die Begeisterung des Poeten und die Ueberlegung des Prosaikers. Das einzige Ziel ist Geld, diese Springfeder des Mechanismus im geselligen Leben, diese Springfeder, die das menschliche Geschlecht, einem Automaten gleich, weinen, lachen, singen, tanzen, sich verneigen, mit den Füßen scharren, sich krümmen, ja, sogar schreiben und lesen macht! Dieser ganze Mechanismus liegt vor Einem auf dem grünen Tuch, in 32 Karten. Das Glück eines Jeden hängt von den Trits ab, die er macht. Gelingt es damit, so kauft man sich ein Haus, ein Gut, eine schöne Equipage und wird viel höher geschätzt, als alle geldlose kluge Leute, die Niemand zu Gast bittet, vor denen Niemand sich verneigt, weil Jeder innerlich von sich überzeugt ist, er sey klüger als alle Andere, und diese Anderen nur deshalb für besser hält, weil sie ein gutes Gedächtniß und Geld haben.

Ein Held im Spiel muß jedoch geboren werden, wie ein Dichter, ein Musiker oder Künstler. Nach solchem Ruhm jage man ja nicht; man erringt ihn nicht und läuft Gefahr, den Hals darüber zu brechen. Mit dem Helden im Spiel verhält es sich wie mit allen großen Männern. Man spricht von ihnen, ohne sie jemals gesehen zu haben. Nicht nur erfindet man Anekdoten auf ihre Rechnung, man erzeigt ihnen sogar die Ehre, die ausschließlich Männern ersten Ranges gehört, man verleumdet sie! Ein unbestreitbarer Beweis von Vortrefflichkeit! Alle geschickt gewonnene Spiele werden wiederholt erzählt und im Gedächtniß aufbewahrt. Sie bilden die Traditionen, die Sagen unseres verfeinerten geselligen Lebens. Noch jetzt leben in unseren Gesellschaften Traditionen und Sagen über Spieler aus Potemkin's Zeit! Sie sind der Ruhm unserer Geselligkeit! Das Andenken an unsere schriftstellernden Kollegen wird begraben werden in den Katalogen des Buchhändlers Smirdin, in irgend einer literarischen Vorlesung, die man beim Abschied von der Schule so schnell als möglich zu vergessen sucht; das Andenken aber an einen Helden im Spiel wird an üppigen Mittagstafeln und in eleganten Salons immer erneuert werden. „Ich habe die Ehre, Ihnen den Sohn des verstorbenen Herrn N. N. vorzustellen." — „Ah, ich weiß, Ihr verstorbener Vater gehörte zu unserer Partie! Er war ein ausgezeichneter Spieler, ein wahrer Meister! Ich bitte, treten Sie näher, ich bin sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen." — „Ich bin so frei, Ihnen Herrn N. N. vorzustellen; er ist der Sohn des verstorbenen Verfassers...." „Ja, ich habe von ihm gehört! Vermögen, glaube ich, hat er nicht hinterlassen? Die Herren Autoren sind schlechte Spekulanten .... sie schreiben und denken an keine Geschäfte! Sind Sie auch Schriftsteller?" — „Nein, o nein!" — „Nun, Gott sey Dank, so kann man doch etwas für Sie thun, bei Gelegenheit" .... Sey so gut und zieh' ab, mein lieber Verfassers-Sohn!

Nach allem diesem schimpfe man noch auf die Karten und behaupte, sie wären unnütz und schädlich! Nicht einmal meinem Arzt glaube ich in dieser Hinsicht, wenn er versichert, daß ich, Morgens am Arbeits- und Abends am Spieltisch sitzend, mir ein frühes Grab bereite. Als ob es nicht einerlei wäre, an Karten zu sterben oder an Langeweile. Wer für die Gesellschaft geboren ist, wer, wie ich, es liebt, mit Menschen umzugehen, der muß, um mit ihnen zu leben, entweder Karten spielen oder vor langer Weile sterben, oder Andere zu Tode langweilen. Ich sagte bereits, daß man nicht ewig lesen, ewig schreiben, ewig sprechen kann, folglich muß man durchaus Karten spielen. Ich würde mit Freuden mein halbes Vermögen hingeben, wenn schlechte Schauspieler, schlechte Stücke im Theater, schlechte Musik und schlechte Ballets mir gefallen könnten. Zehn Jahre meines Lebens würde ich dafür opfern, wenn Klatschereien, Verleumdungen, schlechte Witze und die bleierne Liebenswürdigkeit der großen Welt mich belustigen könnten. Mein halbes Leben und mein halbes Vermögen würde mir nicht zu theuer seyn, wenn pedantische Unterhaltungen, literarische Vereine und politische Gespräche mich zu interessiren im Stande wären. Mit liebenswürdigen Damen mag ich gern zusammen seyn in auserwählten Kreisen, die aber so selten sind, wie die Nordlichter; mit Gelehrten liebe ich es, mich zu berathen, und mit Literaten freundschaftliche Gespräche zu führen — aber nicht über Literatur. Dies sind indessen lauter Seltenheiten auf Erden. Unter einer Menge liebenswürdiger, gescheidter und guter Frauen giebt es nur sehr wenige, welche die Unterhaltung mit Literaten lieben. Nur wenige gutmüthige Gelehrte giebt es, die gern mit Rath beistehen, ohne mit der Last ihrer Gelehrsamkeit zu erdrücken, und noch weniger Literaten, die bereit wären, Euch einiges Talent zuzugestehen. Was soll man also thun? — zu Mittag essen und Whist spielen! Ich schreibe diesen Aufsatz, und mein Arzt schreibt mir .... ein Rezept. Thorheit, liebster Doktor! Zehn Jahre früher oder zehn Jahre später dem großen Schlemm, den uns die Natur verschrieben hat, entgehen wir doch nicht! Bis dahin — trumpfe ich*).

Bibliographie.

Pan Jagoshinski, Roman von Popoff.

Erzählungen über Dieses und Jenes, so wie über nichts.

Gymnasial-Kursus der reinen Mathematik, von Leßnewski.

Wörterbuch der Haus- und Landwirthschaft, von Dwigubski.

Schilderung des Feldzuges in Frankreich im J. 1814, von Michailowski-Danilewski.

St. Petersburgische Flora, von K. Lewin.

Meine ländlichen Mußestunden, Gedichte des Bauern M. Suchanoff.

Kursus der Viehzucht, vom Professor und Ritter Wsewolod.

Schlüssel zu Karamsin's Geschichte des Russischen Reichs, von P. Strojew, Chef einer auf Kosten der Regierung veranstalteten archäologischen Expedition.

Briefe über den Gottesdienst der Griechischen Kirche.

Mannigfaltiges.

— Schulen in Holland. Die Revue des deux mondes bringt seit einiger Zeit die Berichte, die Herr Victor Cousin über den Zustand des Unterrichtswesens in Holland, nach seiner im Herbste 1836 unternommenen Reise, abgestattet hat. Für Deutsche Schulmänner dürften diese Berichte insbesondere auch darum von Interesse seyn, weil Herr Cousin zuweilen Gelegenheit nimmt, seine neuen Beobachtungen mit denen zu vergleichen, die er früher über das Schulwesen im nördlichen Deutschland und insbesondere in Preußen herausgegeben hat. Die Revue vom 1 Dec. 1836 enthält den Bericht des Herrn Cousin über die Normal-Schule in Harlem, und die vom 15. Januar 1837 das Resultat seines Besuches der Schulen von Rotterdam. Was den Elementar-Unterricht in Holland betrifft, so äußert sich der Berichterstatter folgendermaßen darüber: „Der hervorstechendste Charakterzug der Holländischen Elementarschulen ist der Mangel jeder besonderen Unterweisung in der Religion, ja sogar in der Sittenlehre, bei dem Unterrichte eines der moralischsten und religiösesten Völker der Erde. Die Deutsche Praxis ist davon ganz abweichend, und dieser Unterschied entspringt aus der entgegengesetzten Beschaffenheit dieser beiden ausgezeichneten Länder. In Holland meidet man Alles, was einen theoretischen und spekulativen Anstrich hat, als einen unfruchtbaren Luxus, besonders bei der Erziehung; man hält sich vielmehr an die Wirklichkeit, d. h. an die Gewohnheiten, die man durch beständige Uebung auszubilden sich bemüht. In Deutschland dagegen, wo der Geist der Speculation vorherrschend ist, giebt es keine Elementar-Schule, in der nicht unter den einfachsten Formen die Wahrheit des Christenthums, die für die Armen an Geist eben so wie für die Gelehrten geschaffen ist, in ihren allgemeineren dogmatischen Prinzipien, so wie in ihren moralischen Folgen, als die feste Grundlage des häuslichen und öffentlichen Wohles dargestellt und gelehrt wird. Ich meinerseits, ich pflichte dem Deutschen Systeme bei. Ich gestehe, daß mir jene absolute Trennung von Schule und Kirche nicht besser scheint, als ihre Durcheinanderwerfung. Es würde hier noch eine „richtige Mitte" aufzufinden seyn, von der man jedoch in Holland weit entfernt ist."

— National-Eigenthümlichkeiten. Ein altes Englisches Sprüchwort sagt: Der Engländer ist nur dann glücklich, wenn es ihm recht miserabel geht; der Schotte ist nur dann zu Hause, wenn er sich auswärts befindet, und der Irländer hat nur dann Frieden, wenn er im Kriege ist. Horace Walpole meint, der Engländer mache sich aus jedem Unglück ein Schauspiel, und jedes Uebel sey ihm eine Kuriosität. Als die Pest in London war, liefen die guten Leute nach den Häusern hin, wo sie eben wüthete, bloß um sich das Ding mit anzusehen. „Ich bin überzeugt", fügt Walpole hinzu, „daß, wenn sich der Marschall von Sachsen mit 10,000 Mann Franzosen auf dem Wege nach London befände, die guten Einwohner dieser Stadt sich beeilen würden, alle Fenster in Cheapside und Charing-Croß zu miethen, um den Feind hier vorbeikommen zu sehen."

*) Eine Sammlung der Vermischten Schriften von Bulgarin in vier Bänden ist so eben von Russischen Zeitschriften angekündigt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mehren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 12. Berlin, Freitag den 27. Januar 1837.

England.

Die Britische Gelehrten-Versammlung zu Bristol im Jahre 1836.

Der Gedanke, eine Art von Parlament für die Gelehrten-Republik jährlich zusammenzurufen, entstand in der neueren Zeit zuerst in der Schweiz, wo schon 1815 unter dem Namen: „Allgemeine Helvetische naturforschende Gesellschaft" ein zahlreicher Verein Schweizer Gelehrten zusammentrat und seitdem jährlich an einem anderen Orte seine Versammlungen hält. Der Verein hat bestimmte ordentliche und Ehren-Mitglieder und unterscheidet sich also schon hierdurch wesentlich von dem Deutschen Naturforscher-Verein. Dieser ward durch Oken ins Leben gerufen. Es war im Jahre 1822, als Oken in seiner Zeitschrift „Isis" eine Aufforderung ergehen ließ, in welcher er die Naturforscher zu einer ersten Zusammenkunft in Leipzig auf den 18. September einlud. Nur dreizehn Gelehrte, zudem meist nur Sächsische oder gar Leipziger, folgten der Einladung; doch gab man die Idee nicht auf, obgleich die darauffolgende Versammlung, 1823 zu Halle, nicht viel zahlreicher besucht war. Erst 1826 war die Zahl der Mitglieder auf 130 gestiegen, und 1828 zählte die Versammlung in Berlin an 500 Gelehrte. Der Zweck des Vereins ist, einen mündlichen Austausch der Ideen durch gegenseitige Mittheilung angestellter Beobachtungen und gemachter Entdeckungen zu befördern, ein Zweck, der durch die Presse nicht immer erreicht werden kann.

Die Franzosen, von denen man bei ihrem Nationalhang zur geselligen Mittheilung die erste Gründung, oder wenigstens die erste Nachahmung eines solchen Vereins erwartet haben dürfte, haben erst, so viel bekannt geworden ist, einen schwachen Versuch gemacht. Der Grund dieses scheinbaren Widerspruchs mit dem Französischen National-Charakter ist ganz einfach. Die Gelehrsamkeit, Kunst, Wissenschaft und Bildung der Franzosen ist in der Hauptstadt zusammengedrängt. Nicht nur die Centralisation aller Staats- und richterlichen Gewalten macht, daß man mit vollem Rechte behaupten kann, Frankreich läge in Paris, sondern auch der Mittelpunkt alles dessen, was das Leben zu verlängern, zu erheitern und irdisch und überirdisch zu erheben strebt, ist an Paris festgewurzelt, während das übrige große Frankreich, je nach dem Geiste seiner Bewohner, hier nach geistiger Veredlung schmachtet und dort sie, in tiefer Versunkenheit im Aberglauben des Mittelalters, verwünscht. Die Französischen Gelehrten, das heißt also die Pariser, können sich täglich leicht Mittheilungen machen, ohne einen bestimmten Verein zu bilden und ohne kostspielige Reisen machen zu müssen.

Anders verhält es sich mit England, wo nicht nur die beiden höchsten Landes-Universitäten mit ihren riesenhaften wissenschaftlichen Sammlungen von der Hauptstadt getrennt sind, sondern auch, wie in Deutschland, Gelehrte, Künstler und Dichter an verschiedenen Orten der drei vereinigten Länder anzutreffen sind. Als der Deutsche Naturforscher-Verein anfing, auch im Auslande mit Interesse betrachtet zu werden, setzten berühmte Englische Gelehrte übers Meer, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen, und dies mag noch mit dazu beigetragen haben, daß auch in England sich ein gleicher Verein bildete. Die erste Versammlung fand zu York im Jahre 1831 statt, und die vorjährige zu Bristol. Der Verfasser der folgenden Betrachtungen über den Zweck, die Form und die Erfolge dieses Vereins ist, wie er selbst gesteht, ein thätiges Mitglied desselben, und seine Bemerkungen, die an sich interessant genug sind, werden durch Hervorrufung mancher Vergleichung zwischen dem Deutschen und dem Englischen Vereine für den Deutschen Leser um so schätzbarer. Wir lassen den Verfasser jetzt selbst reden:

„Der vorzüglichste Nutzen, der unmittelbar aus dem Streben dieses Vereins entspringt, ist, den Sinn für die Natur-Wissenschaften unter alle gebildete Klassen zu verbreiten. Der ostensible Zweck der Gesellschaft: „die Beförderung der Wissenschaft", hingegen, kann nur indirekt erreicht werden. Nicht in den geräuschvollen Sälen solcher Vereine werden die Mittel bereitet, wodurch man Eroberungen in der terra incognita der Natur macht; dem Fleiße der stillen Klause, den einsamen Anstrengungen des Laboratoriums hat man sie noch immer zu verdanken gehabt.

Wollen wir aber damit sagen, daß der Name: „Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaft", ein falscher ist? Keineswegs. Ohne Zweifel hat die Gesellschaft ein mächtiges Werkzeug in Händen, das Reich menschlicher Kenntnisse zu erweitern, aber es darf nicht so gebraucht werden, wie manche Mitglieder glauben. Gemeinnützigkeit wird ihr unmittelbarer Erfolg seyn. Myriaden von Menschen werden für die Wissenschaft gewonnen und werden belehrt, wie und welche Kenntniß sie zu erwerben haben; sie werden gleichsam als Rekruten in der großen Armee der Wissenschaft eingereiht, in welcher sie selbst später durch Verdienste Hauptleute und Anführer werden. Von diesen Myriaden würde ohne die Anregung und Wirksamkeit des Vereins kein Einziger seinen Geist den Kenntnissen zugewendet haben, während doch jetzt bei solcher allgemeinen Bestrebung die Möglichkeit der Erscheinung eines neuen Newton oder Laplace um vieles erleichtert wird. Außerdem darf man hoffen, daß manche neue Phänomene entdeckt und beobachtet werden können, wenn so viele wohlgerichtete Augen sich nach dem Firmamente oder dem Schoße der Erde wenden. Männer, welche früher bloß in passiver Anschauung und Wundersucht auf die Werke der Schöpfung sahen, werden sie jetzt mit nützlicher Neugierde und geschickter Aufmerksamkeit betrachten, und wo sonst nur unwissende Bewunderung war, die zum Aberglauben und zum Beschränken des menschlichen Geistes führte, wird jetzt eine Bewunderung für den Urheber der großen Schöpfung allgemein werden, die sich Rechenschaft zu geben weiß, und immer streben wird, ihre Gegenstände klarer zu sehen.

Daß aber die Britische Gesellschaft solche und andere schöne Zwecke vollständig und bald erreichen wird, wenn nicht eine größere Sorgfalt auf ihre Organisation und Operationen verwendet wird, bezweifeln wir sehr. Wir haben bei einer früheren Gelegenheit sowohl über die Gesellschaft als solche, als auch über ihre vorzüglichen Mitglieder unsere Meinung zu freimüthig und deutlich ausgesprochen, als daß wir aus Furcht, mißverstanden zu werden, jetzt dieselbe unterdrücken sollten, wenn es gilt, manche Punkte in dem Verfahren der Gesellschaft zu bezeichnen, die der Verbesserung fähig wären. Wenn wir diesmal nicht die Sprache des Lobes führen, so geschieht es nicht, weil wir das viele Lobenswerthe verkennen, sondern weil wir die allgemein für gut und edel anerkannten Grundsätze des Vereins und seine Verdienste zu loben für überflüssig halten müssen; dagegen aber glauben wir unserem Leser und vielleicht dem Vereine selbst eher zu dienen, wenn wir seine Aufmerksamkeit auf einige andere Punkte lenken.

Man sollte niemals vergessen, daß die so sehr zahlreiche Gesellschaft aus ganz verschiedenen Klassen mit verschiedenen Eigenschaften und Vorzügen besteht, die mehr oder minder Auszeichnungen, Ehrenstellen und Vortheile von der Gesellschaft zu erwarten haben. Es liegt daher am Tage, daß das Verfahren nicht ausschließlich nach den Wünschen einer dieser Klassen geleitet werden darf, am wenigsten nach den Wünschen der minder zahlreichen Klasse, obgleich sie auf der höchsten intellectuellen Stufe steht.

Es ist wohlbekannt, daß keine eigentliche Wahl zur Aufnahme in die Gesellschaft stattfindet, sondern daß man bloß von einem schon aufgenommenen Mitgliede vorgestellt wird und auf sichere Aufnahme rechnen kann, sobald man 20 Shilling für das laufende Jahr bezahlt. Deshalb ist die Gesellschaft nicht bloß sehr groß, sondern auch mit ihren Mitgliedern sehr veränderlich, weil immer die Stadt, in der die Versammlung stattfindet, ihre wohlhabenden Einwohner sendet, die im folgenden Jahr wieder durch die Einwohner einer anderen Stadt ersetzt werden. Zu dieser Klasse von Mitgliedern gehören auch diejenigen, welche aus der Nähe der Stadt der Neugierde wegen kommen, wie man zu einem Musikfeste u. dgl. reist; sie lassen sich ebenfalls nur für das laufende Jahr als Mitglieder aufnehmen.

Der jährliche Kongreß dauert 6 Tage, von Montag Morgen bis Sonnabend Abend. Sonnabends vor der Eröffnung der Sitzungen versammelt sich ein Ausschuß, der sich General-Comité nennen oder besser schelten läßt. Von diesem Ausschuß sollen alle Gesetze und Anordnungen für alle Sectionen des Vereins ausfließen, und alle Entscheidungen und Beschlußnahmen der sämmtlichen Ausschüsse sind seiner Revision zu unterwerfen. Dieser General-Ausschuß besteht aus lauter Mitgliedern, die schon zu den Abhandlungen einer gelehrten Gesellschaft beigetragen haben. Den Sonnabend vor der ersten Sitzung sollen die Maßregeln der Geschäftsführung der folgenden Woche, insofern sie Präsidenten, Vice-Präsidenten, Secretaire und Ausschüsse betreffen, in Berathung gezogen und bestimmt werden. Wir sagen sollen, denn in Wahrheit hat der sogenannte General-Ausschuß nur eine nominelle Autorität, und wir glauben, daß er nicht einmal die Gewalt hat, die kleinste Veränderung in dem äußeren Geschäftsgang einzuführen. Wir wollen uns hierüber deutlicher erklären.

Beim Entstehen des Vereins hielt man es für nöthig, einige wenige Männer zu wählen, um manche Anordnungen in Detail zu treffen, die man nicht füglich zur Berathung in eine größere Versammlung

...ungen konnte. Diese Individuen nannte man: Council, und ihre vorzüglichste Aufgabe war, dem General-Comité Maßregeln vorzuschlagen, welche die Wirksamkeit der Gesellschaft befördern könnten. Dieses Council schlug nun nicht nur Alles vor, Präsidenten, Vice-Präsidenten, Ausschüsse und Anordnungen, sondern es sah auch, wir wissen nicht warum, Alles durch das General-Comité genehmigt und bestätigt. Ja, das Council wählte seine eigenen Mitglieder für das folgende Jahr. Seitdem ist die Ratification der Beschlüsse des Council's von Seiten des General-Ausschusses so sehr eine Sache, die sich von selbst versteht, geworden, daß man die Ratification gar nicht mehr hier für nöthig hält. Kein Mitglied der Gesellschaft kann jetzt mit der geringsten Hoffnung auf Erfolg versuchen, die Beschlüsse des Council's zu bestreiten; die Gesellschaft wird also von einigen sich selbst wählenden Individuen beherrscht; und so sehen wir denn schon in dieser jungen Anstalt die alten Mißbräuche einer geschlossenen Körperschaft. Wir waren bei der Versammlung zu Bristol Zeuge, wie ein berühmter Gelehrter, der noch dazu ein sehr thätiges Mitglied der Gesellschaft ist, sich erhob, um einige Verbesserungen im Geschäftsgange vorzuschlagen; man erklärte ihm, daß diese nur vom General-Ausschuß angehört werden können, wenn sie vom Council kommen!

Doch entfernen wir uns einstweilen von den etwas zweideutigen Grundsätzen der Organisation und betrachten wir den praktischen Nutzen der Gesellschaft. Wir wollen nicht fragen: Wirkt sie Gutes? denn die Bedingung ihres Wesens verbindert sie, Böses zu thun, und Gutes muß aus dem Schoße ihres Wirkens hervorgehen, die Mißbräuche mögen noch größer seyn, als sie wirklich sind. Aber wir dürfen die Frage so stellen: Könnte sie nicht Besseres wirken? und wir antworten ohne Bedenken: Ja!

Die Diskussionen, welche das eigentliche Geschäft des jedesmaligen Kongresses bilden, sind zweifach; erstlich die tägliche in den Sectionen, zweitens die Diskussionen, welche die ganze Gesellschaft jeden Abend beschäftigen. In den Sectionen werden allgemein wissenschaftliche Fragen besprochen, und man setzt voraus, daß die Mitglieder mit den Wissenschaften vertraut sind, die ihr respektives Fach sind. Das erste Erforderniß für den Fortschritt wäre jetzt, eine zweckmäßige Wahl der Gegenstände und einsichtsvolle und erfahrene Präsidenten. Ob in einer der Sectionen solche Wahlen getroffen worden sind, können wir nicht bestimmt sagen, aber wir können versichern, daß sie in vielen Sectionen nicht getroffen worden.

Die Ausschüsse der Sectionen mit ihren Präsidenten, Secretairen und anderen Geschäftsführern werden nicht früher als Sonnabend Nachmittag vor der ersten Versammlung ernannt. Die Sectionen selbst versammeln sich folgenden Montag und jeden folgenden Tag derselben Woche von 11 Uhr Vormittags bis 3 Nachmittags, manchmal dauert die Sitzung bis 4, je nachdem der Inhalt und das Interesse der Diskussion die Herren an ihre Katheder fesselt. Gewöhnlich kommen sie um 4 Uhr zur Mittagstafel zusammen, niemals später als 5. Die allgemeine Versammlung der Gesellschaft findet darauf Abends 8 Uhr statt und dauert gewöhnlich bis Mitternacht. Unter solchen Umständen fragt man mit Recht, wann entledigen sich denn die Sections-Ausschüsse ihrer wirklich wichtigen Arbeiten? Sie müssen die Gegenstände für jeden Tag auswählen und ordnen, sie müssen Personen zur Geschäftsführung ernennen, sie müssen Zeichnungen, Modelle, Instrumente und dergleichen herbeischaffen und gehörig aufstellen lassen, viele schriftliche Anträge müssen geprüft und es muß darüber entschieden werden, und zu diesen Arbeiten ist ihnen die Stunde von 10 bis 11 jeden Vormittag an den Sitzungstagen eingeräumt. Es ist demnach kein Wunder, daß dann in den Sectionen so viele Menschlichkeiten mit unterlaufen, daß z. B. die Herren vom Ausschusse in den Saal kommen und selbst nicht wissen, worüber man eben jetzt sprechen wird. Die Stellen sind nicht immer mit Glück besetzt worden; die Präsidenten-Stelle ist gewöhnlich, aus Rücksichten auf äußere Verhältnisse, verliehen und mit geringem Gefühl für die Pflicht der Thätigkeit angenommen worden. Innerhalb der Schranken dieser Gesellschaft sollten der Rang und der Titel am wenigsten für Aemter privilegirt seyn. Selbst das Genie der Gelehrsamkeit dürfte nicht auf Kosten der Tüchtigkeit für den Nutzen der Gesellschaft bevorzugt werden, und Brewster und Dalton, so hoch sie auch als Zierden der Gesellschaft stehen, würden doch die unbrauchbarsten Beamten für sie seyn.

Der Mangel guter Anordnung erscheint noch deutlicher in den General-Versammlungen. Hierzu drängt sich die eigentliche Masse der Zuschauer und hier allein sind auch Zuschauerinnen. Freilich kann man die Herrn Gelehrten auch im Speisehause beisammen sehen; sie finden sich sämmtlich in einem und demselben Hause zur bestimmten Stunde ein; allein das Volk ist nicht zufrieden, die Wissenschafts-Menagerie bloß bei der Fütterung zu sehen, es drängt sich auch zur Schaubühne, wo der Löwe brüllt und andere Thiere brummen, summen oder singen. In diesem Falle aber sollten die Aufseher dafür sorgen, daß deutlich und hörbar, und für die Damen auch anständig gebrummt werde. Scherz bei Seite, diese Abend-Versammlungen leiden an noch größeren Unordnungen als die Sectionen, weil sie gar keine leitende Ausschüsse haben.

Wenn man nicht diese rauschenden Versammlungen gänzlich einstellen will, so wähle man Vorträge und Vortragende, die mehr zu den Umständen passen. Man lasse künftig Redner sprechen, die neben ihren gelehrten Kenntnissen auch Geschmack und Sinn haben, Anstößigkeiten zu vermeiden und sich nicht, wie bisher geschehen ist, Späße erlauben, die mit dem Orte und dem Anseben der Gesellschaft nichts zu thun haben sollten, und durch welche sie sich den beleidigenden Namen der „Possenreißerei" zugezogen hat. Ja, bei der letzten Versammlung zu Bristol war noch mehr als Possenreißerei, und wir wundern uns, daß man an Englische Matronen und ihre Töchter Worte zu richten gewagt hat, die wir hier uns zu wiederholen hüten, aber an die manche Väter und Ehemänner noch denken werden.

Bibliographie.

German poetry for beginners. (Deutsche Dichtungen — von Lessing, Goethe, Schiller, Rückert, Uhland, Schwab u. s. w. — für junge Leute, die diese Sprache erlernen.) Herausgegeben von Dr. Bernays.

Glenlonely. — Roman in 3 Bden. 31½ Sh.

Selection from the museum of the Vatican. (Schriften aus der Bibliothek des Vatikans.) Von G. Whitwick. Fol. 10½ Sh.

Lectures on local nervous affections. (Vorlesungen über örtliche Nerven-Leiden.) Von Sir Benj. C. Brodie. 4 Sh.

A dialogue in the Devonshire dialect. (Gespräch in der Mundart von Devonshire.) Nebst einem Wörterbuche. Von J. F. Palmer. 5 Sh.

Modern society. (Gesellschaftsleben.) Eine Fortsetzung der Modern accomplishments, von Miß C. Sinclair. 7 Sh.

Spain and Barbary. (Spanien und die Berberei.) Briefe an eine jüngere Schwester. 6 Sh.

History of Ireland. (Geschichte von Irland bis zur Union.) Von Elizabeth Blacker. 4 Sh.

A chemical treatise etc. (Chemische Abhandlung über die epidemischen Fieber in Westindien.) Von W. J. Evans. 9 Sh.

Frankreich.

Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon.

(Schluß.)

Diese Art der Dieberei verlegt sich nicht bloß auf Geld, Edelsteine und Kostbarkeiten von Metall, sondern auch auf feine Kanten und Weberein. Ein verschmitztes Weib, Louise Limé, mit dem Zunamen „die Lütticherin", in der Welt unter dem Namen einer Gräfin von St. Amont bekannt, bezog im Jahre 1823 zu Paris das Erdgeschoß eines Eckhauses der Rue de Lille und der Rue des Saint-Pères. Dieses Erdgeschoß hatte zwei Ausgänge, der eine führte auf den gemeinschaftlichen Hausflur, der andere in einen damals leer stehenden Laden. Nun hatte die Frau Gräfin in ihrem Zimmer eine solche Menge von Kasten, Schachteln und Kartons über einander gestapelt, daß man diese letztere Thür nicht sehen konnte. Eines Tages verfügt sie sich in ein großes Modewaaren-Magazin und kauft Spitzen zum Belaufe von 36 — 40,000 Franken für baares Geld. Am nächsten Tage kommt ein Commis mit der Waare auf ihr Zimmer. Sie besichtigt Alles sorgfältig, macht den Karton wieder zu, verschnürt und versiegelt ihn, und schickt ihn hinter die Anderen. Natürlich stand hinter dem Schachtelgerüst ein Quidam der mit dem Raube durch die offene Thür von dannen schleicht. Während dessen setzt die Frau Gräfin sich vor ihren Schreibtisch und zählt blankes, baares Geld wieder auf, Goldstücke und Thaler. Auf einmal besinnt sie sich und spricht zum Kommis: „Wozu soll ich Sie mit dem schweren Gelde belästigen? — Es wird Ihnen wohl lieber seyn, wenn ich Ihnen Banknoten zahle." Darauf scharrt sie das Geld wieder zusammen, thut es in den Beutel, aus welchem sie es herausgenommen und schlüpft damit hinter ihre Schachteln. Im nächsten Moment hört der Commis einen Schlüssel im Schloß drehen: sie schließt ihre Kassette auf, denkt er sich. Darauf wird es eine Weile still, der Commis denkt, daß ihm die Frau Gräfin die Banknoten abzählt. Da es aber sehr lange dauert und die gnädige Frau gar nicht wieder hervorkommt, so faßt sich der Commis endlich ein Herz, hinter die Schachteln zu gucken, und hier sieht er die Bescheerung. Alle Nachforschungen der Polizei um der vermeinten Gräfin von St. Amount auf die Spur zu kommen, sind seitdem vergeblich gewesen; Niemand weiß, was aus ihr geworden ist.

— Grinchir à location. Gegen diese Klasse von Grichisseurs kann man sich nicht genug vorsehen; sie sind äußerst gefährlich. Lacénaire hat seinen Lebenslauf mit dieser Kunst begonnen. Der Grinchisseur à location kommt nie allein, sondern zu Zweien oder Dreien, öfters in Begleitung einer Dame. Er sieht sich Zimmer und Wohnungen an, die zu vermiethen sind; er weiß genau, was für Leute und wie viel ihrer in dem Quartier wohnen, und zu welcher Stunde sie nicht zu Hause sind. Wenn er das erste Mal kommt, sieht er sich höchst sorgfältig an allen Wänden und in allen Ecken um, kommt aber wegen des Miethens zu keinem Entschluß. Das Stehlen verspart er sich für einen zweiten Besuch. Wenn dann der rechte Augenblick gekommen ist, so weiß einer von den beiden Gästen den herumführenden Dienstboten oder den Portier aufs Schönste zu unterhalten, während der Andere flink ausräumt und mitnimmt, was er kann und was ihm gefällt.

— Grinchir à la broquille. Diese Art von Grinchisseurs gehört als eine besondere Species, eben so wie die Schlinger (avaleurs-tout-cruds) und die Almoseniers (aumôniers), zu dem Hauptgenus der détourneurs. Diese Klasse hat es hauptsächlich auf Juweliere und Galanteriewaaren-Händler abgesehen. Wer sich vor ihnen hüten will, der halte seine Augen stets offen und seine Tafeln oder Glaskasten stets geschlossen. Das ist die erste und allgemeinste Vorsicht, aber nur die Einleitung zu einer Menge von anderen, deren man sich nach den Umständen bedienen muß. Gesetzt z. B. es tritt ein Fremder in den Laden und will Ringe oder Tuchnadeln kaufen, so darf der Kaufmann, wenn er nicht bestohlen werden will, dem Käufer nie mehr als zwei Gegenstände auf einmal zur Ansicht in Händen lassen. Will der Käufer ihrer mehrere sehen, so muß der Kaufmann die ersten zurücknehmen und an ihre Stelle legen, bevor er ihm die anderen giebt. Die Kartons, die kleinen Schächtelchen und Blätter, worin und worauf man dergleichen Schmucksachen präsentirt, dürfen daher nur für zwei oder drei und nicht für mehr eingerichtet seyn.

Diese Maßregeln und Einrichtungen sind unerläßlich; gleichwohl kann der Galanteriewaaren-Händler dabei noch bestohlen werden und zwar wie folgt: Ein geschickter Broquilleur stellt sich ans Schaufenster

und besieht einen Ring, eine Nadel oder dergleichen, was da ausgelegt ist, sehr sorgfältig. Dann geht er zu einem Freijuwelier und läßt eine Nadel machen, die der ausgestellten auf ein Haar ähnlich sieht. Mit dieser falschen Nadel geht er in den Laden und handelt um die echte; der Preis, so billig er gestellt seyn mag, ist ihm immer zu hoch. Er giebt daher dem Kaufmann die Nadel, so er in Händen gehabt, wieder, natürlich nicht die echte, sondern die falsche; mit der echten empfiehlt er sich. Der Kaufmann müßte scharf zusehen, wenn er die Verwechselung im Augenblick bemerken sollte; denn das Blatt, die Nummer, die Bezeichnung, die Etiquette, die Seide sogar, womit die Nadel befestigt gewesen, Alles ist aufs Täuschendste nachgemacht.

Eine andere Klasse von Broquilleurs versteht die Kunst, die einfachen Goldringe mit Facetten, von denen jeder Juwelier mehrere Gehänge zur Auswahl für Käufer vorräthig hat, aus Kupfer nachzumachen. Man geht in den Laden, handelt um einen goldenen Ring, und vertauscht unvermerkt das eine Gehänge mit dem anderen; der Juwelier hängt die blanken Kupferringe in seinen Glasschrank und der Dieb geht mit den goldenen davon.

Zuweilen sieht man zwei Damen in anständiger, obwohl nicht durchaus eleganter Kleidung in den Laden des Goldarbeiters treten; sie wollen eine Halskette kaufen, gewöhnlich eine von feinem, gewirktem Golddraht. Sie suchen und wählen lang, ehe sie eine Qualität finden, die ihnen ansteht, und wenn sie sich endlich entschieden haben, so wollen sie vor Abschluß des Handels noch wissen, wie viel mal die Kette um den Hals gehen soll. Um genaues Maaß zu treffen, schlingt die eine von beiden Damen der anderen die Schnur mehrmals um den Hals; im Aermel aber hat sie eine kleine Scheere stecken, womit sie ein ganzes Ende der Schnur abschneidet, so daß es vom Halse zwischen die Kleider hinabfällt. Wenn dies glücklich zu Stande gebracht ist, reden die Damen ab, daß sie so und so viel Schnur kaufen wollen, geben Draufgeld und empfehlen sich. So treiben sie's an einem Tage mehrmals an verschiedenen Orten. In der Kunstsprache nennt man dies: la détourne à la cisaille.

— Haute-Pègre. Derjenige Schriftsteller, den man schlechthin den fruchtbarsten Novellisten nennt, dieser Schriftsteller, der seinen Lesern ein so mächtiges Interesse für seine Helden einzuflößen weiß, erzählt in einem seiner jüngsten Romane, im „Vater Goriot"*), von einer Spitzbubenbande, welche den Namen „die Schaar der Zehntausend" führt, weil sämmtliche Mitglieder einen Eid darauf geleistet haben, nie für weniger als 10,000 Franken zu stehlen. Wenn ein Mitglied dieser Verpflichtung beständig und treulich nachgekommen ist, so wird es von der Brüderschaft in aller Noth unterstützt und nie im Stich gelassen. Wenn ein abrechnen, was der geist- und phantasiereiche Autor von seiner Erfindung hinzugethan hat, so wird ihm wohl diejenige vorgeschwebt haben, was in der Diebessprache „la Haute-Pègre" heißt.

Unter diesem Namen begreift man nämlich die vornehmsten und angesehensten Mitglieder der Diebes-Corporation; diejenigen, welche der Republik glänzende Beweise von ihrer Kühnheit und Tüchtigkeit gegeben haben; diejenigen, die eine besondere Kunst und Methode erfunden, lange Zeit hindurch ausgeübt und vervollkommnet haben.

Der Pègre de la haute wird sich nie herablassen, Gegenstände von geringem Werthe zu stehlen; damit würde er seiner Autorität und seinem Talent zu viel vergeben; er treibt das Geschäft nur im Großen; er spart seine Geschicklichkeit für entscheidende und wichtige Gelegenheiten auf; das Volk, das Kleinigkeiten maust, nennt er verächtlich Pègriots, Pègres à marteau, chiffonniers, blavinistes. Die Corporation der Haute-Pègre hat ihre Gesetze, die zwar nicht schriftlich abgefaßt sind, die aber jedes Mitglied kennt und denen man strenger gehorcht, als die ehrlichen Leute ihren Staats-Gesetzen. Wenn der Pègre de la haute seine Kameraden nie verrathen, sie niemals in der Gefahr im Stiche gelassen hat, so darf er zu jeder Zeit und in jeder Lage auf sie zählen; ins Gefängniß, ins Bagno, ja bis zum Fuße des Schaffots senden sie ihm Unterstützung. Der Pègre de la haute ist überall in den höchsten und in den niedrigsten Kreisen anzutreffen, in der Kneipe und im Café de Paris, bei verdächtigem Tanz-Vergnügen und in den Rang-Logen der Italiänischen Oper; an jedem Ort trägt er das geeignete Kostüm, ungezwungen, mit Anstand und Leichtigkeit, heute im elegantesten Frack, den jedesmal Staub oder Quatresou gearbeitet hat, morgen in der Jacke und in der Blouse. Wir stehen nicht dafür, ob er nicht je zuweilen die Epaulets eines General-Majors und die Stola eines Kirchen-Fürsten anlegt; in alle Formen schmiegt er sich und spricht alle Sprachen, die raffinirte des Salons und das Kauderwälsch des Bagno, mit gleicher Fertigkeit.

Die Mitglieder der Haute-Pègre moralisch bessern zu wollen, wäre vergebliche Mühe; sie stehlen nicht aus Noth, sondern weil es ihnen Vergnügen macht und weil sie daran gewöhnt sind; sie lieben das Handwerk, sie bedürfen der Aufregung, die es ihnen schafft. Im Gefängniß geht all ihr Sehnen und Trachten dahin, frei zu werden und von neuem zu stehlen. Unbarmherzig verspotten sie ihre Unglücks-Kameraden, die etwa Reue bezeugen und für die Zukunft Besserung versprechen.

Es giebt auch in der Haute-Pègre Verschiedenheiten der Stände und des Ranges. Am deutlichsten unterscheidet man ohne Zweifel den Spitzbuben aus Paris von dem Spitzbuben der Provinz. Der Pariser verlegt sich nur auf solche Geschäfte und Handgriffe, zu denen Gewandtheit, Scharfsinn und List gehört. Der Provinzialist läßt sich mehr auf Dinge ein, wozu Kraft und Verwegenheit nöthig sind. Die Pariser Diebe liefern bei weitem das stärkste Kontingent zur Bevölkerung der Zuchthäuser; in den Bagnos findet man meistens Diebe und Räuber aus der Provinz. Beiden Klassen indeß kann man nicht etwa zur Entschuldigung nachsagen, daß sie aus Unkenntniß der Gesetze sündigen; vielmehr sind die Pègres de la haute durchweg vortreffliche Kriminal-Juristen; sie stehlen gleichsam mit dem Kodex in der Hand und wissen genau, was sie mit jedem Streiche verwirken.

Spitzbuben, die sich auf eine besondere Methode des Stehlens mit Liebe verlegt haben, bekehren sich schwerer und hängen weit fester an ihrem Beruf, als solche, die jede Gelegenheit mitnehmen. Man sieht leicht ein, warum. Wer nur in einem einzigen Genre arbeitet, erlangt binnen kurzem eine solche Sicherheit und Meisterschaft, daß er beinahe darauf zählen kann, nie ertappt zu werden; und wirklich, wenn man die Fälle durchgeht, wo Mitglieder der Haute-Pègre festgenommen und vor Gericht geführt worden sind, so wird man sich überzeugen, daß fast immer ganz ungewöhnliche, nicht vorherzusehende Umstände zu ihrer Entdeckung geführt haben.

Die Haute-Pègre rekrutirt sich in unseren Tagen aus den niedrigsten Klassen der Gesellschaft. Gleichwohl setzen die Mitglieder eine Ehre darin, bei allen Gelegenheiten Anstand und eine gewisse Seelengröße zu bewähren; sie sind überaus eitel und eingebildet. Man hat Beispiele, daß die ehemaligen Koryphäen dieser edlen Corporation mit ihren Spitznamen, Jambe d'argent und Cap de ville genannt, mit Nachschlüsseln oder durch Einbruch in ein Zimmer gelangten und im aufgebrochenen Secretair neben den Geldsummen, von deren Vorhandensein sie Wind hatten, Pfandscheine des Mont-de-piété und anderweitige Papiere vorfanden, woraus hervorging, daß die pecuniaire Lage des Besitzers nicht zu den erfreulichsten gehörte; dann pflegten sie zum Ersatz für den angerichteten Schaden alles Geld, was sie bei sich trugen, auf dem Kaminsims liegen zu lassen. Ja, es hat sich ereignet, daß ein anständiger Taschendieb dem ersten besten Freunde, der ihm begegnete, eine so eben gestohlene Uhr in die Hand drückte, wenn sie nicht von Gold war.

*) Man sieht, Herr Vidocq ist auch in der neuesten Damen-Literatur belesen; Herr von Balzac wird sich durch dieses Citat gewiß sehr geschmeichelt finden.

Menteli.

Eine biographische Notiz, von Charles Nodier.

Im April-Monat des Jahres 1824 zogen drei neue Bewohner in das alte Gebäude des Arsenals ein, nämlich Herr St. Martin, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, als Administrator, — ferner ich, der Verfasser gegenwärtiger Notiz, als Bibliothekar, — der Dritte war ein Ungarischer Gelehrter, Namens Menteli, dem die Obrigkeit in dem allerbescheidensten Kämmerlein des großen Gebäudes Obdach gewährte. Von diesen Dreien bin ich der Einzige, der noch lebt, wenn ein Zustand der Kränklichkeit und des Leidens überhaupt noch Leben heißen kann. Menteli, dem es bei seinem Gedächtniß und bei seiner stupenden Gelehrsamkeit nie an Vergleichungen aus alter und neuer Zeit mangelte, würde mich heute mit dem Spartaner Othryadas vergleichen, der seine Gefährten nur überlebte, um sie zu begraben.

Wie es dem wackeren Menteli in seinem Leben früher ergangen, bevor er an das Arsenal gekommen, das ist ein Geheimniß, das Niemand je erfahren wird. Zwar war er sehr mittheilend; aber seine übersprudelnde Gesprächigkeit ergoß sich in so verwirrter, unzusammenhängender, aus hunderterlei Sprachen gemischter Rede, daß es unmöglich war, etwas davon zu begreifen. Ob er von Hause aus Geistlicher, Jurist oder Soldat gewesen, Gott weiß es! So viel ist gewiß, entweder hat er von Kindesbeinen auf eine Erziehung und einen Unterricht genossen, so bildend und so reichhaltig, wie Wenige, — oder er hat den Mangel des Jugend-Unterrichts durch die gewaltigste Arbeitsamkeit, durch den eisernsten Fleiß ersetzt, den nur jemals ein Mensch aufgeboten. Alle Sprachen, von denen die Gelehrten den Namen kennen, kannte er wirklich; er rühmte sich, gleich seinem Vorgänger und Muster Wilhelm Postel, daß er von jedem beliebigen Punkt in Europa aus bis nach China ohne Dolmetscher reisen wolle. Slavisch, Arabisch, Persisch, Hebräisch, Griechisch und Lateinisch, — das waren so seine alltäglichen Gewohnheits-Sprachen, seine Gewohnheits-Sprachen, sage ich, denn er hatte sich aus der Vermischung aller dieser Idieme mit dem Französischen eine ganz eigene Sprache gebildet, in der er redete und schrieb. Zwar war er des Französischen in dem Grade mächtig, daß ihm, bei einigem Besinnen, vielleicht kein Ausdruck gefehlt hätte; aber die ungemeine Lebendigkeit seiner Ideen, die drängende und sich überstürzende Raschheit seines Gedankenganges, die sich auch in der ungemeinen Volubilität seines Sprechens dokumentirte, litt es nicht, daß er hätte auf das rechte Wort in der einen Sprache warten sollen, wenn ihm hundert Worte aus hundert anderen Sprachen zu Gebote standen, um dasselbe zu bezeichnen. Erst wenn er die ganze Litanei der Synonymie hervorgegurgelt hatte und merkte, daß man ihn dennoch nicht verstand, dann erbarmte er sich, hielt eine Weile inne und warf für das Verständniß des verblüfften Zuhörers das vulgäre Französische Wort hin: „Na, das, das, wie's bei Euren Leuten heißt."

Wie gesagt, damals vor dreizehn oder vierzehn Jahren kam das Ministerium auf den glücklichen Gedanken, Menteli zu einer Arbeit anzuwenden, der Niemand als er gewachsen war. Man gab ihm den Auftrag, in der großen Bibliothek des Arsenals die Sprache und den Gegenstand einer Menge von Manuskripten und Büchern zu bestimmen, mit denen die Allwissenheit unserer Gelehrten nichts anzufangen wußte. Für diese wichtige Arbeit sollte er 1800 Franken jährlichen Gehaltes beziehen. Ehe ein Monat verging, waren die Sprachen sämmtlicher Manuskripte namhaft gemacht, sämmtliche Titel übersetzt und Alles gehörig rubrizirt und klassifizirt. Menteli strich sein Salarium für einen Monat ein und ließ sich auf der Bibliothek nicht wieder sehen. „Aber Ihre Stelle", sagte man zu ihm. „Was Stelle!" erwiederte er, „die Arbeit ist gethan, ich habe keine Stelle mehr." Zur Belohnung jedoch räumte das Ministerium ihm eine kleine, kleine Zelle in dem alten von Sully erbauten Pallast ein.

Menteli war königlich zufrieden; was hätte er mehr verlangt?

Er besaß eine jährliche Rente von 154 Franken (41 Thaler); davon konnte er große Ersparnisse machen. Ich selbst war Zeuge, daß er zuweilen in Verlegenheit darüber gerieth, was er mit seinem vielen Geld anfangen sollte. Er wollte es gern sicher unterbringen. Etliche Wochen hindurch stand er alle Qual des Reichthums aus und hatte entsetzliche Furcht vor Dieben.

Wer Menteli persönlich gekannt hat, bedarf keiner Erklärung, um zu begreifen, wie das zuging. Aber den Leser müssen wir mit seiner Lebensweise etwas näher bekannt machen. Er hatte gar vielerlei Schriften studirt, keine öfter und keine fleißiger, als die von den alten Griechischen Philosophen. Plato war sein Orakel, den Plato wußte er auswendig, den Plato mengte er in alle Unterhaltungen ein. Ich glaube beinahe, wenn Jemand Plato gerufen, er hätte den Ruf auf sich bezogen, wie Pythagoras, wenn man den Namen Euphorbus rief. Man konnte wirklich glauben, daß die Seele eines alten Philosophen bei ihrer Wanderung in dem Leibe dieses Pannoniers angelangt sey; es ist auch möglich, daß er vielleicht selbst sich etwas der Art einredete; wenn alten Büsten und Bildern vom Plato zu glauben ist, so war die Aehnlichkeit von Menteli's Zügen mit denen Plato's eine höchst auffallende und gewiß mehr als zufällige. Für seine Lebenspraxis jedoch war er weit entfernt, Plato zum Muster zu nehmen; vielmehr hielt er sich an den Philosophen von Sinope. Bei den Angestellten und bei den Besuchern der Bibliothek nannte man ihn auch nicht anders, als Diogenes.

Menteli's ganze Garderobe bestand aus zwei Hauptstücken: aus einem alten militairischen Kommißmantel, der aussah, als wäre er niemals neu gewesen, und aus einem Paar Pantoffeln. Sein dichter Bart, halb grau, halb weiß, machte, daß er beinahe aussah, wie Lafontaine's paysan du Danube. Seine Nahrung bestand in dem Ausschuß von Brod, den man an der Thüre der Kasernen verkauft. Dazu kamen, wenn er sich einmal etwas zu Gute thun wollte, Wurzeln und rohe Kräuter, denn von einem Kochfeuer wußte er als ein Naturmensch nichts. An Geräth besaß er einen hölzernen Stuhl, einen Schemel und einen kleinen Kasten, worein er seine Bücher und Papiere packen konnte. Doch glaube ich, daß er dieses luxuriöse Inventarium nicht mitgebracht, sondern in seiner Zelle vorgefunden hat, so daß er aus eigenen Mitteln nichts anzuschaffen brauchte, als ein Schreibzeug und zwei irdene Krüge. Beinahe hätte ich einen großen Sack von grauem Linnen vergessen, der ihm als Speisekammer diente und womit er alle 14 Tage auf den Markt einkaufen ging. Damit ist aber auch wirklich das ganze Inventarium seiner Habseligkeiten erschöpft und nun kann der Fiskus kommen und die Erbschaft unter Siegel legen. Danach wird es dem Leser begreiflich seyn, wie so Menteli auf seine jährlichen 154 Franken so große Summen ersparen und zurücklegen konnte — große Summen, ja wohl, denn vor vier Jahren hatte er ein seltenes Manuskript für 400 Franken gekauft. Von dieser großen Ausgabe wird sich der Schatz in den letzten Jahren schwerlich erholt haben.

Der Leser sagt vielleicht, ob es denn gar nicht möglich gewesen, die äußere Lage des wackeren Mannes ein wenig zu bessern? Darauf antworte ich unumwunden mit nein. Während eines strengen Winters schickten wir ihm Holz, er nahm es nicht an. Ja, er fand sich durch solches Anerbieten beleidigt, es schien ihm eine Herabsetzung seines Charakters. Einen Monat etwa vor seinem Tode sprach ich mit ihm von der Möglichkeit, ihm eine kleine Pension zu verschaffen. „Wozu", sprach er lächelnd, „ich hab' schon zu viel Geld." In der That, Menteli hatte in seiner Lebensweise die strengsten Vorschriften und die reinsten Entsagungsträume der Philosophen verwirklicht; er hatte es nicht bloß beim Studium der Theorie der Weisheit bewenden lassen, sondern er war mit unerschütterlichem Muth an die Praxis gegangen. Durch die äußerste Einschränkung seiner Bedürfnisse hatte er die möglichste Unabhängigkeit erreicht, in welcher ein Mensch nur irgend leben kann, und in dieser Unabhängigkeit war er glücklich.

Endlich war es uns doch gelungen, für ihn ein kleines Stübchen ausfindig zu machen, worin er geräumiger, reinlicher und gesünder leben konnte, als in dem vergitterten Loch, in welchem er so viele Jahre zugebracht. Er ließ es sich gefallen, er sah es als eine Belohnung an, womit die Regierung ihm vieljährige, uneigennützige Arbeiten vergalt. Wie ein Kind freute er sich, als er von seinem neuen Domizil Besitz nahm.

Acht Tage war ihm die Freude vergönnt. Jüngst am Donnerstage, 22. Dezember 1836, ging Menteli wie gewöhnlich um drei Uhr Nachmittag hinaus, um seine beiden Krüge an der Seine mit Wasser zu füllen. Bekanntlich stand die Seine in diesen Tagen ungewöhnlich hoch. Der Philosoph ging langsam seines Weges und blieb am äußersten Ende der Ile Louvier dem Pont-Marie gegenüber, unterhalb der Staketen stehen. Er füllt den ersten Krug und stellt ihn neben sich ans Ufer, darauf taucht er den zweiten ein. Wie er diesen herausziehen wollte, muß sich irgend ein Hinderniß getroffen haben, das zu überwinden, dem Philosophen Anstrengung kostete; man überlege, daß Menteli nach gerade alt wurde, und bei seiner Diät nicht besonders zu Kräften kommen konnte. Ein Kahn war vom Strome an das Ufer getrieben worden, aber nicht an dasselbe befestigt. Man wollen einige Leute gesehen haben, daß Menteli, während er mit der rechten Hand den Krug im Wasser hielt, sich mit der Linken auf den Kahn stützte. Das war eine böse Zerstreuung von einem Gelehrten, der sein ganzes Leben lang Statik und Mechanik studirt hatte, und es im Disputiren wohl mit Archimedes aufnehmen konnte. Natürlich trieb der Kahn, indem der Philosoph sich dagegen stützte, vom Ufer ab und der arme Menteli fiel in den reißenden Strom und sank unter. Arbeiter, die am Ufer Holz aufschichteten, schrieen um Hülfe; es fuhren mehrere Kähne vorbei, aber man hörte sie nicht. Erst nach einer Viertelstunde fing ein Schiffer an zu suchen; vergebliche Mühe! Man hätte doch nur einen Leichnam gefunden. Am Ende gaben sich die Leute zufrieden, da sie hörten, es wäre nur der Wilde aus dem Arsenal gewesen. Sie wußten freilich nicht, daß dieser Wilde einer der wackersten und merkwürdigsten Männer unserer Tage gewesen. — Menteli war etwa funfzig Jahre alt. Obwohl er Vieles schriftlich hinterlassen hat, so wird doch schwerlich ein anderes Andenken an ihn bleiben, als das geringe, welches ich ihm in diesem trauernden Nachruf stifte. Um seine Schriften zu benutzen, müßte man sie lesen können. Aber wer kann sie lesen, wer schafft uns einen zweiten Menteli, eine lebendige Polyglotte? — Er ist nicht zu ersetzen.

Bibliographie. Gleichzeitig sind im Laufe dieses Monats folgende entweder aus dem Deutschen übersetzte oder nach Deutschen Gelehrten bearbeitete Werke in Frankreich erschienen:

Description des iles Canaries. — Von Leopold v. Buch. Uebersetzt von Boulanger. Mit einem Atlas.
Vues de quelques phénomènes géologiques. — Von Abich. Fol.
La famille Oswald. — Von Jakob Glatz.
Nouvelle choix de paraboles. — Von Krummacher. Uebersetzt von X. Marmier.
Racines de la langue allemande. — Von Leuf.
Principes d'éducation. — Von Niemeyer. Uebersetzt von Lochner. 2 Bände.
Le Serin. — Nebst mehreren anderen Erzählungen, von Christoph Schmid. Uebersetzt von L. Friedel.
Essai sur la philosophie de Hegel. — Von Willm. Erste Abth.

Mannigfaltiges.

— **Amerikanische Zustände.** Ein Deutscher, Herr F. J. Grund, hat so eben in London ein in Englischer Sprache abgefaßtes Buch über Amerika erscheinen lassen*), das, als eine Frucht seines funfzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten, zu gleicher Zeit als eine Widerlegung solcher Reiseberichte, wie der von Mistreß Trollope, dienen soll. Die Klatschereien der guten Dame sind indessen längst schon der Vergessenheit übergeben durch gediegene Darstellungen Nord-Amerika's, wie z. B. die des Engländers Stuart, der Franzosen Tocqueville und Chevalier und des Deutschen Julius, dessen ausführlichere — allerdings nicht in Englischer Sprache abgefaßte — Arbeit wir ebenfalls bald erwarten können, und so dürfte Herr Grund in dieser Beziehung wohl etwas mehr oder weniger Ueberflüssiges geliefert haben. Sein Buch enthält auch, nach dem übereinstimmenden Urtheil Englischer Kritiker, wenig Neues und dagegen viel Widersprechendes. Er ist eben so sehr für Amerika eingenommen, als es Mistreß Trollope dagegen war. Er schließt, eben so wie sie, von einzelnen Theilen auf das Ganze, und so können am Ende, wenn man ein solches Verfahren gelten läßt, Beide recht haben, obwohl sie sich fast überall widersprechen. Wunderbar ist nur, daß gerade Herr Grund, der Deutsche, so viel von dem intelligenten Volke Amerika's spricht; seiner Schilderung nach ist die Wissenschaft nirgends höher geachtet, als jenseits des Atlantischen Meeres, während doch die eben genannten gründlichen Darsteller Amerikanischer Zustände alle darin übereinstimmen, daß nur die materiellen, nirgends aber die höheren geistigen Interessen einer sichtbaren Förderung sich erfreuten. Was wäre es denn auch sonst, was in der neuesten Zeit so viele gebildete Europäer, die in Nord-Amerika ein zweites Vaterland zu finden wähnten, wieder nach dem alten Europa zurückgetrieben hat? Wir kennen einen Arzt, der in einer großen Deutschen Hansestadt eine sehr bedeutende Praxis aufgab, um in Amerika das Ideal geselliger Einheit aufzusuchen, das er in seinen altfränkischen Umgebungen schmerzlich vermißt hatte. Aber was fand er jenseits des Meeres? Nichts weniger als Mitgefühl; nichts weniger, als eine der seinigen homogene Bildung und Empfänglichkeit für jeden Fortschritt der Humanität. Nach fünfjährigem Aufenthalt in den größeren Städten Nord-Amerika's ist er jetzt wieder in die ehrwürdige Deutsche Hansestadt zurückgekehrt, wo er mit den altfränkischen Einrichtungen sich versöhnt hat, weil sie mit allen Vorzügen Europäischer Gesittung verbunden sind, die allein den Standpunkt einer wahrhaft großartigen Welt-Ansicht zu gewähren vermag.

— **Die weiße Halsbinde kommt wieder zu Ehren.** Die neuesten Pariser Mode-Zeitungen widmen diesem wichtigen Ereignisse, unter der Ueberschrift: „La restauration de la cravate blanche", sehr ausführliche Betrachtungen. Die Restauration von 1814 ist in Paris kaum so viel besprochen worden, als die der weißen Halsbinden. In diesem Augenblicke, sagt der Entr'acte, ist die weiße Kravate bereits eine „Wahrheit" geworden, die niemand mehr von sich weisen kann. Als sich auf einem der letzten Pariser Bälle ein junger Mann noch mit einer schwarzen Halsbinde zeigte, wurde er von mehreren Seiten mit der Frage aufgezogen, ob er etwa aus der Provinz oder aus dem „Quartier latin" komme? Das nahm der junge Mann aber sehr übel; es kam zu Herausforderungen und mehrere weiße Halsbinden wurden bei dieser Gelegenheit blutig roth gefärbt. Natürlich hat nun dieses évènement sanglant der neuen Restauration vollends das Siegel aufgedrückt, und weder im Theater noch auf der Promenade und in den Salons sieht man jetzt mehr eine schwarze Halsbinde. Dagegen soll bereits Herr Arnal damit beschäftigt seyn, ein neues Vaudeville unter dem Titel „die schwarzen Kravatten" auf die Bühne zu bringen.

*) The Americans in their moral, social and political relations. By Francis J. Grund. 2 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 13. Berlin, Montag den 30. Januar 1837.

Frankreich.

Alt-Französische Etikette.

Aus den Memoiren der Marquise von Crequy.

Die Memoiren der Marquise von Crequy, die es als ein besonderes Glück ihres Lebens ansah, daß Ludwig XIV. ihr in ihrer frühesten Jugend mit auszeichnender Zärtlichkeit die Hand geküßt habe*), und in einer Anmerkung zu dieser Stelle auch erzählt, daß ihr Bonaparte im Jahre XI. der Französischen Republik die gleiche Ehre erwiesen habe, enthalten viele einzelne Züge von Interesse aus dem langen Zeitraume von 1710—1800, den die Verfasserin schildert. Im Ganzen aber scheint doch die Wichtigkeit dieser sieben Bände in Deutschland zu hoch angeschlagen zu seyn, was namentlich von Redaktoren einzelner Zeitschriften ausgegangen ist, die immer neue Nahrung für ihr lesehungriges Publikum haben müssen. Ein zweckmäßig angelegter Auszug würde kaum zwei kleine Bände füllen, denn selbst die angenehme Schwatzhaftigkeit der Herzogin von Abrantes, welche trotz der großen Bändezahl ihrer Memoiren viele Leser lange bei denselben festgehalten hat, selbst der Marquise von Crequy, die mitunter eben so langweilig ist, als ein großer Theil der Zeit war, welche sie geschildert hat.

In diese Kategorie gehört nun der größte Theil der Regierung Ludwig's XV. Die vielen genealogischen Erörterungen über die Breteuil's, Talleyrand's, Roban's, Noailles', Tremouille's, über den Hauptstamm und die verschiedenen Nebenäste des Crequyschen Hauses, die durchaus steife und ceremoniöse Haltung der Verfasserin, die eigentlich nie jung gewesen zu seyn scheint, ihre preciöse Frömmigkeit, die Geschichten von Cartouche und Cagliostro, die Verdammung Voltaire's und seines Atheismus, das Einerlei des Hofes zu Versailles — alles dies zusammengenommen, vervollständigt nur das unerfreuliche Bild jenes langweiligen Lebens am Hofe Ludwig's XV. Es ist sehr begreiflich, daß die Etikette des genannten Hofes und das Ceremoniel einen bedeutenden Theil des Buches einnimmt; aber, nach unserem Dafürhalten, nicht zum Vortheil desselben. Denn diese Alt-Französische Etikette, deren Begründer Ludwig XIV. war und die für das ganze übrige Europa von Wichtigkeit gewesen ist, erscheint hier in ihrem Uebergangspunkte aus dem Glanze eines durch äußere Siege und Eroberungen verherrlichten Regentenlebens in die Alltäglichkeit seines Nachfolgers, dem bloß körperliche Schönheit und die Gewohnheit, sich von einem Bourbonischen Fürsten beherrschen zu lassen, bei seinen Unterthanen den Namen des Vielgeliebten verschaffen konnten. Den neuen Geist freilich, der sich neben und unter den Formen der alten Etikette entwickelte, und den unter uns neuerdings J. W. Zinkeisen in seinen Hauptzügen treffend dargestellt hat**), scheint die alte Frau von Crequy — wenigstens in den ersten Bänden ihres Werkes — nicht geahnet zu haben.

Man glaube übrigens nicht, daß wir den steifen Formen der Etikette ihren Nutzen absprechen wollen. Wir loben sie im Gegentheil, weil sie dem Leben der Großen etwas Würdevolles und Feierliches geben und Anderen Ehrfurcht einflößen, die zugleich es anerkennen müssen, daß auch hohe Personen unverbrüchliche Gesetze des Anstandes über sich annehmen und denselben ihren Willen unterordnen. Oft ist freilich mit diesen Formen ein bloßes Spiel getrieben worden, und übertriebene Anforderungen haben gerade die Fürstliche Hoheit in den Augen der Menge herabgesetzt, wo sie doch bestimmt waren, dieselbe zu erhöhen. Man denke an die Etikette beim Ankleiden einer Königin von Frankreich, an die Königlichen Prinzessinnen von Frankreich, die nie allein eine Treppe hinunter oder herauf gehen durften, an das Fest des Stiefelausziehens (déboltement) des alten Ludwig's XV., an die Schilderungen der Herzogin von Abrantes vom Spanischen und Portugiesischen Hofe, wo noch am 21. März 1834 Lord Howard de Walden's Auftreten in Stiefeln das höchste Mißfallen erregte und Ferdinand VII. erst in den letzten Jahren seines Lebens zugab, daß auf den Königlichen Landsitzen, nicht aber im Palast zu Madrid, weite Beinkleider getragen werden durften. Und welchen Eindruck mußte es auf die im Jahre 1789 ohnehin scheuen gegen den Hof Ludwig's XVI. eingenommenen Reichsstände machen, als ihre Deputation zu Meudon vor den todten Körper des im Juni dieses Jahres gestorbenen Sohns Ludwig's XVI. geführt wurde und der Ober-Ceremonien-Meister sie dem todten Prinzen anmeldete: Monseigneur, voilà une députation des états-généraux.*)

Diese Präsentation führt uns auf die Stellen der Frau von Crequy zurück, welche gerade über die Präsentation am Hofe und das Recht zu derselben sich verbreiten. „Man konnte einst", schreibt sie (d. h. zur Zeit Ludwig's XIV.), „am Hofe nicht vorgestellt werden, wenn man nicht im Besitz eines ererbten hohen Ranges sich befand, oder Aeltern hatte, die vom Könige entweder wegen ihrer Aemter oder durch die Gunst und das Wohlwollen desselben mit einer besonderen Vertraulichkeit beehrt waren. Aber nachdem der Französische Adel so sehr herabgekommen war, wollte Jedermann der Quelle der Gnade sich nähern, und die Gesuche, um vorgestellt zu werden, wurden so häufig, so allgemein und fast immer so lächerlich, daß man Mittel ergreifen mußte, um sie zu beschränken und eine feste Regel einzuführen."**)

Man muß zur Erklärung dieses Ausfalls wissen, daß Frau von Crequy sich zu einer Zeit, die jedoch von ihr nicht genau bestimmt ist (wie denn die chronologischen Angaben meistens ganz weggelassen sind), höchlich beleidigt fand, daß ein Edelmann aus Anjou, Lejeune de la Fujounière, es gewagt hatte, sich den Namen, den Titel und das Wappen der Familie Crequy in Folge alter Ansprüche anzueignen. Die Marquise bot Alles gegen ihn auf, aber die heraldischen Untersuchungen des Hof-Genealogen Eberin lieferten kein für sie günstiges Resultat, bis endlich ihr Sohn, der Marquis von Crequy, die Sache beim Parlamente zu Paris anhängig machte und nach einem vierjährigen Rechtsstreite den Prozeß gewann, wodurch dem Grafen von Crequy dem Jüngeren anbefohlen ward, diesen Namen und das Wappen der Familie abzulegen.

Nachdem sich also die Marquise weitläuftig über das Edikt des Königs Ludwig's XV. (unstreitig ist das vom 17. April 1760 gemeint), wonach nur solche Adelige das Recht haben sollten, am Hofe vorgestellt zu werden, die ihren Adel bis zum Jahre 1400 hinaufführen könnten, ausgesprochen und bedauert hat, daß der König mit persönlichen Ausnahmen zu freigebig gewesen sey, fährt sie (p. 126) in folgender Weise fort:

„Heutzutage ist die Ceremonie der Präsentation für die Männer sehr einfach. Der erste Kammerherr vom Dienste nennt sie dem Könige, indem er die Bescheinigung ihres Adels nach dem Zeugnisse des Herrn Eberin hinzufügt. Seine Majestät neigt darauf etwas das Haupt und sagt ihnen einige Worte über ihre Aeltern, wenn sie die Ehre gehabt haben, dem Könige bekannt gewesen zu seyn. Dann folgen die so Präsentirten dem Könige auf die Jagd und dürfen in den Königlichen Equipagen Platz nehmen (monter dans les carosses du roi). Ist dies nun geschehen, so darf man am Hofe erscheinen, wenn man will."

(Schluß folgt.)

Scenen aus Frankreich im März 1815.

Ich weiß nicht, ob es allen Leuten so geht; was mich betrifft, so bekenne ich: Alles, was auf Napoleon Bezug hat, jeder einzelne Umstand, jede Erläuterung über die Zeit, wo er mit seiner mächtigen Persönlichkeit allein den historischen Schauplatz ausfüllte, jeder Beitrag zu seiner Charakteristik interessirt mich aufs höchste, und meine Wißbegier wird nimmer müde. Man glaube nicht etwa, daß ich den Kaiser liebe; mit nichten! Ich gehöre zu der großen Zahl derjenigen, die es tief empfinden, wie viel Böses er Frankreich gethan hat, die noch viel tiefer empfinden, wie viel Gutes er hätte thun können und nicht gethan hat. Die Ordnung hat er wiederhergestellt, ja, aber im Interesse seiner despotischen Gewalt.

„Dreifaches Erz umpanzerte die Brust,
Darunter schlug kein menschlich fühlend Herz!"

Er gehört zu den über die Welt gesandten Gottesgeißeln; Keiner hat Menschenrecht und Menschenwürde verwegener mißhandelt, Keiner hat sie so kaltblütig mit Füßen getreten. Das sind meine Gesinnungen als Patriot; dagegen bekenne ich frei, alle Neigung und Liebe, die eine historische Gestalt dem Künstler abgewinnen kann, die habe ich ihm verdientermaßen zugewendet. Die Persönlichkeit des Kaisers ist die mächtigste, die imponirendste, die erhabenste und anziehendste, die in neueren Zeiten aufgetreten; die Züge seines Antlitzes, mit dem Stempel der großartigsten Originalität gezeichnet, bewältigen den Geist in andächtiger Anschauung durch die Erinnerung an die mächtigen Thaten,

*) Die Worte der Verfasserin selbst dürften nicht ohne Interesse seyn. Le roi me tendit sa main, la paume en-dessous, comme s'il me l'avait offerte pour la baiser; mais ce fut pour la refermer prestement, en saisissant la mienne, qu'il daigna porter à ses lèvres et qu'il eût ensuite la bonté, la politesse, la galanterie exquise d'abattre tout doucement et de maintenir baissée le long de ma robe, sans parler, mais assez longtems, pour me faire comprendre sa volonté, qui fut d'en rester là. T. I. p. 150.

**) In Raumer's histor. Taschenbuch f. 1837. S. 380—386. S. 408 ff.

*) Montgaillard Histoire de la France. T. II. p. 38.

**) T. III. p. 121.

womit er seine Zeit und Welt bewegt hat. Umgestürzt ist das Meiste, was sein gewaltiger Degen gegründet, aber sein Andenken wurzelt fest, es lebt unter seinen Zeitgenossen und Nachkommen; es ist populair in der vollsten und wahrsten Bedeutung des Wortes. Bis zum Uebermaß hat man diese Popularität ausgebeutet, man hat sie schnöde gemißbraucht; aber noch auf lange hin werden die Poeten, wird das Volk, das auf seine eigene Weise der größte Poet ist, sich an diesem Namen erbauen und begeistern. In ihm ist eine reiche Ader poetischen Stoffes für alle Zeiten gegeben. Wer daher vom Kaiser etwas Neues, und wär' es das Geringste, zu erzählen weiß, dem hört man begierig und beifällig zu. Jeder kann hierin die Anderen nach sich selbst beurtheilen. Anekdoten von seinem öffentlichen und Privatleben, Schlagwörter, in denen sein Charakter sich von einer noch ungeahnten Seite zeigt, seine offiziellen Reden, Tagesbefehle und Bülletins, die unwillkürlichen Ergießungen seiner Gesinnung oder seiner Leidenschaft, die Ausfälle, in denen seine Ungeduld und sein Unwille sich Luft machten, wer greift nicht begierig nach jedem Blatt, wo er sich darüber unterrichten kann! — Nur freilich darf dergleichen nicht für einen gaffenden Pöbel dramatisirt, es darf nicht von literarischen Krämern für das müßige Geschlecht gedankenloser Leser der Leihbibliotheken zugerichtet werden. Doch woran vergreift sich die Industrie nicht, um ihre Kunden zu bedienen!

Ich hoffe, dem Leser wird die Mittheilung einiger wenigen, aber sehr bezeichnenden Thatsachen, zu deren Kenntniß ich gelangt bin, nicht unwillkommen seyn. Sie betreffen den Zug des Kaisers durch die Provinz Bourgogne bei seiner Rückkehr von Elba. Er hatte Lyon erreicht, ohne irgend auf ernstlichen Widerstand zu stoßen; der Weg nach Paris war ihm offen; er hatte in Wahrheit Frankreich schon erobert. Von Tage zu Tage sah man in *** (einer ansehnlichen Provinzialstadt der Bourgogne, deren Namen hier verschwiegen bleiben möge) seinem Durchmarsch entgegen. Es gab dort einen jungen Mann von angesehener Familie, ausgezeichneten Fähigkeiten, höchst wackeren und ehrenwerthen Gesinnungen, von großer persönlicher Liebenswürdigkeit; nur ergab er sich einer politischen Exaltation, die alles Maaß und alle Vernunft überstieg. Er war ein fanatischer Anhänger Bonaparte's und doch zugleich ein schwärmerischer Freiheitsfreund. Er sah — und wie Viele theilten damals seine Täuschung! — in dem Kaiser den Repräsentanten der Revolution und der Volksfreiheiten. In seinem Entzücken über die Kunde von der Rückkehr Napoleon's vermaß er sich, die friedliche Bevölkerung seiner Vaterstadt zu Gunsten des Kaisers aufzuwiegeln. In bloßem Hals und Kopf, mit wild flatternden Haaren und blitzenden Augen, eine dreifarbige Fahne hoch emporschwingend, so stürmte er mit einem kleinen Häuflein durch die Straßen, haranguirte die umherstehenden Gruppen, schrie unaufhörlich: Vive l'empereur! und war binnen kurzem so heiser, daß er keinen Laut mehr hervorbringen konnte. Alle Muskeln an seinem Halse schwollen, sein Gesicht glühte und zuckte; er riß den Mund auf und vermochte das Wort nicht auszurufen, das Wort: „Es lebe der Kaiser!" Es war, als wollte er seinen letzten Athem damit aushauchen. Er sah nicht mehr, er hörte nicht mehr. Wie furchtbar, wie gefährlich können solche Naturen werden, die sich in ihrer eigenen Leidenschaftlichkeit berauschen, die der eigene Eifer gewaltsam überwältigt: solche fanatisiren den großen Haufen, reißen ihn mit sich fort und stürzen kopfüber in den Abgrund der Wildheit und Grausamkeit. An der Spitze einer Grenadier-Compagnie hätte der junge Mann in seiner exaltirten Selbstvergessenheit eine todtspeiende Batterie mit dem Bajonnet erstürmt: in den Straßen der guten Stadt *** brachte er keine Wirkung hervor. Es war kein Element einer Volksbewegung vorhanden; nur Knaben liefen hinter dem Agitator und seiner Fahne her und schrieen an seiner Statt, als er nicht mehr schreien konnte. Er in seiner wahnsinnigen Geistesverzückung achtete nicht auf seine Umgebungen; er merkte nicht, wie er allein blieb. Mit hochgeschwungener Fahne stürzte er in die Kathedrale, wo man gerade in Gegenwart vielen Volkes die große Sonntags-Messe feierte; er drängt sich durch die Masse bis zu den vordersten Bänken; da tritt der Präsident des Gerichtshofes der Stadt, ein Mann von festem und muthigem Charakter, ein standhafter Royalist, dem Jünglinge entgegen: „Mein Herr, Sie lästern Gott und den König." — „Es giebt keinen Gott mehr, es giebt keinen König mehr, es giebt nur einen Kaiser!" — So stürzt er in die Sakristei; da findet er einen Chorknaben: „Knechtischer Bube, gieb mir den Schlüssel zum Glockenthurm!" Der Knabe, voll Muth und Verstand, rührt sich nicht und spricht: „Ein Bube bin ich nicht; Du aber bist ein Tyrannen-Knecht!" — Diese dreiste und entschiedene Antwort erregt den Jüngling zur Bewunderung; er hebt den Knaben in seinen Armen auf, drückt ihn an die Brust und spricht im herzlichsten Tone: „Geb' hin, aus Dir wird einmal ein wackerer Bursche!" — Wenige Minuten vergingen, und man sah die dreifarbige Fahne über dem Thurme der Kathedrale wehen; einen alten Geistlichen hatte man im Namen der Freiheit gezwungen, sie einzusegnen.

Noch am Tage, ehe dieses vorging, war es zwischen diesem jungen Manne und seinem Vater zu einem heftigen höchst dramatischen Auftritt gekommen. Der Vater war ein Royalist von altem Schrot und Korn, unbeugsam in seinen Gesinnungen und für seinen König von eben so glühendem Eifer beseelt, wie der Jüngling für seinen Kaiser. Bitten, Vorstellungen, Befehle, Alles bot er auf, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen, ihn nur zu bewegen, daß er sich jeder öffentlichen Darlegung seiner Gesinnungen enthielte. Wie Alles nichts half, trachtete er ihn zuletzt zu überzeugen, daß Bonaparte doch ein Tyrann sey: „Und wenn er tausendmal ein Tyrann wäre", rief der Sohn in überschäumendem Eifer, „doch müßte man für ihn kämpfen." Wie der Alte das vernahm — er war mit großen Schritten im Zimmer auf und abgegangen — trat er vor den Jüngling hin, sein Auge funkelte, seine Lippen zornesbleich bebten vor innerer Bewegung, und mit donnernder Stimme rief er: „Nein, nicht kämpfen für einen Tyrannen; ihn tödten, tödten!" —

Am 10. März fuhr der Kaiser in die Stadt ein und stieg im Posthause ab; alsbald füllte sich die Straße mit einer wogenden Volksmasse, die Vive l'empereur schrie. Aber es waren nur Leute aus den allerniedrigsten Ständen, — hier und da sah man einen Mann comme il faut, der aber merklich zitterte und zu mehrerer Sicherheit eine teller-große dreifarbige Kokarde am Hute trug. Einen Augenblick trat der Kaiser ans Fenster, da verdoppelte sich das Geschrei, die Marktweiber warfen ihm Küsse hinauf und riefen mit ihrem Bourgoguischen Accent: „Eh mon cher ami!" Beim Anblick dieses Haufens trat der Kaiser verdrießlich zurück und sprach: „Giebt es denn nur Volk in Latschen hier?" — Offenbar entmuthigte ihn die Erfahrung, die er auf seinem Wege von Cannes her öfters gemacht hatte, und die sich ihm hier aufs neue bestätigte, daß seine Rückkehr nicht sowohl ein nationales Ereigniß sey, als vielmehr ein populaires in der engsten und schlechtesten Bedeutung des Wortes. Wenige Tage zuvor hatte er den Lyonesen beim Abschiede zugerufen: „Lyonnais, je vous aime!" Dem Volke von *** that er die Ehre nicht an. Er hielt es so vieler Komplimente und Umstände nicht werth.

Gleich nachdem er im Posthause abgestiegen, ließ er den Magistrat und die angesehensten Einwohner der Stadt zu sich bescheiden. Man brachte deren so viel zusammen, als man nur in der Geschwindigkeit konnte; in aller Eil und doch höchst ungern folgten sie dem Ruf. Unterwegs traf die Deputation auf den Friedensrichter, der gerade von seinem Landgute zurückkam. Der Friedensrichter war ein verständiger, gewitzigter Mann, von viel Geschick und Geistesgegenwart, aber so wenig wissenschaftlich gebildet, daß er kaum vier zusammenhängende Worte in gutem Französisch herauszubringen konnte. Als er vom Pferde stieg, war er vom schnellen Ritt über und über mit Koth bespritzt. Die Herren Kollegen baten ihn, er möchte sich ihnen anschließen, vergebens sträubte er sich: er könne sich in so nachlässigem, überdies unsauber gewordenem Anzug dem Kaiser unmöglich vorstellen. „Ach was", sprach der Herr, der an der Spitze der Deputation stand, „kommen Sie nur mit, es ist gut genug für ihn!" — Der Friedensrichter ließ sich zureden und ging mit seinen Kollegen; — und das war ihr Glück.

Man führte die Deputation beim Kaiser ein; an ihrer Spitze war der Präsident des Gerichtshofes, derselbe Mann, welcher in der Kathedrale dem exaltirten Jünglinge so ehrenfest entgegengetreten war. Der Kaiser fühlte sich gedrungen, die Gründe, warum er wiedergekommen sey, zu erklären und alle Einwendungen vorweg abzuschneiden; er ergriff daher zuerst das Wort und richtete es an den Präsidenten. Dieser, so ehrenwerth und charakterfest er seyn mochte, besaß doch so gut als gar keine Beredsamkeit. Er setzte sich ganz kurz über alles Ceremoniel hinweg, ließ die Anreden: Sire und Eure Majestät ganz bei Seite und erwiderte nur die wenigen Worte: „Aber Sie haben abgedankt!" — Der Kaiser war erstaunt; er stellte ihm weiter vor, daß die Abdankung nur durch Gewalt von ihm erzwungen worden, somit nach allem Recht ungültig sey; der Präsident verlor die Fassung nicht, erwiederte: „Aber Sie haben einmal abgedankt." Man weiß, wie Napoleon zu diskutiren verstand; er ließ sich's nicht verdrießen, seinen Beweis noch einmal mit stärkeren Gründen zu wiederholen; er setzte dem Redner mit der unwiderstehlichen Schärfe seiner Dialektik zu, aber dieser zog sich zum dritten Male hinter sein einziges und allerwinzigstes Argument zurück: „Es steht gleichwohl nicht zu leugnen, daß Sie abgedankt haben." — Da verlor der Kaiser vor dieser hartnäckigen und muthigen lakonischen Kürze die Geduld und kehrte dem Sprecher mit den Worten den Rücken: „Lassen Sie mich zufrieden, vous n'êtes qu'une bête." Darauf wandte er sich zu dem Maire, der ehemals Advokat gewesen und mit seiner Person sehr verlegen dastand; er fuhr ihn an: „Ich muß Ihnen meine große Unzufriedenheit zu erkennen geben; warum gehen Sie nur mit Adeligen um, was soll das heißen? Sie taugen höchstens zu einem Advokaten von einem Prokurator." So sprach er und riß mit einer heftigen Bewegung dem erschrockenen Manne seine Schärpe ab; darauf herrschte er mit strenger Miene und Haltung den Abgeordneten zu: „Entfernen Sie sich, meine Herren!" — Das ließ sich die Deputation nicht zweimal sagen. Sie war mehr todt als lebendig. Sie zogen sich verbeugend an der Person des Erzürnten vorüber und bemühten sich, Vive l'empereur! zu rufen. Aber vor Angst blieben ihnen die Laute stecken. Es war ihnen nach so ungnädigem Empfange gar übel zu Muthe. Sie besorgten, der Kaiser würde sie von seinen alten, furchtbaren Schnurrbärten, die er von Elba mitgebracht, packen und erschießen lassen; mindestens glaubten sie, ins tiefste Loch geworfen zu werden. Dies suchten sie nun durch Bezeugungen des Enthusiasmus abzuwenden, die so komisch herauskamen, daß der Zorn des Kaisers in ein Lächeln überging.

Der Friedensrichter, der bisher einen stummen Zeugen des Auftrittes abgegeben, sammelte indeß seine Gedanken, wie er den Sturm wohl abwenden und das Uebel möglichst wieder gut machen könne. Seine Geistesgegenwart half ihm geschickt heraus. Er blieb vor dem Kaiser stehen und apostrophirte ihn: „Großer Monarch!" Bei diesem Vorwort sah man Napoleon's Stirn sich glätten, und er hörte die Rede des Mannes gnädig bis ans Ende; sie war ganz und gar für den Augenblick und nicht ohne Takt improvisirt, nicht kriechend, nicht allzu schmeichlerisch und durch des Himmels Zuthun sogar ziemlich gut Französisch. „A la bonne heure", rief der Kaiser, „so lasse ich gern mir reden." Kurz, der Friedensrichter sprach mit dem ausgezeichnetsten Erfolg, und seine Kollegen, die währenddessen unter Zittern und Zagen im Vorzimmer gewartet, fielen mit Danksagungen und Glückwünschungen über ihn her. Aber die Welt geht ihren Lauf. Vier Monate später denunzirten sie ihn als einen Bonapartisten und jagten ihn von seinem Amte. „Der Bösewicht", sagten sie, „er hat ihn grand Monarque geheißen." —

Der oben erwähnte junge Mann mit der Fahne wurde dem Kaiser aufs dringendste empfohlen; man bat für ihn um das Kreuz der Ehrenlegion, zum Lohne dessen, was er für des Kaisers Sache gethan. Napoleon war nicht dazu zu bewegen, er schlug es rund ab und wies

alle weitere Verwendungen mit folgenden charakteristischen Worten zurück: „Man soll mir nicht mehr davon sprechen, ich mag solche Feuerfangende Köpfe nicht.“ — Der Despoten-Instinkt sprach aus ihm und sprach richtig. Solche Köpfe beugen sich dem passiven Gehorsam nicht; Napoleon fürchtete sie. Der junge Mann wurde nach der Rückkehr der Bourbonen zum Tode verurtheilt; es war sein Glück, daß er entfliehen konnte; damals verzieh man nicht so leicht.

Auf seiner Weiterreise von *** ließ der Kaiser in der nächsten Stadt den Maire und Niemand weiter zu sich rufen. Der Maire kam und sprach: „General, ich stelle mich zu Ihren Befehlen.“ Napoleon fuhr ihn lebhaft an: „Warum nennen Sie mich General; ich habe nie aufgehört, Kaiser zu seyn, ich bin Kaiser, ich bin als solcher in unabhängig souverainer Herrschaft über die Insel Elba anerkannt. Kraft dieses Rechtes meiner Souverainetät führe ich jetzt Krieg gegen den König von Frankreich; ich komme mit 400 Grenadieren, er hat 400,000 Mann, warum wehrt er sich nicht?“ — Der Maire verbeugte sich und sprach: „Sire, Sie haben mich überzeugt.“ Der vorsichtige Mann hätte sagen können, oder vielmehr er wollte sagen: „Ich unterwerfe mich dem Gesetz des Siegers, obwohl ich in ihm immer nur den Souverain der Insel Elba anerkennen darf.“ So sprechend hätte der Mann die herrschende Gesinnung von ganz Frankreich ausgesprochen. (Bibl. Un.)

Bibliographie.

Mémoire sur l'instruction secondaire dans le royaume de Prusse. — Von Victor Cousin. Zweite Auflage. 3 Fr.

Théorie des volcans. — Von de Buch und Palastercamp. 3 Bde. Straßburg.

Foë koue ki. — Beschreibung der Buddhistischen Königreiche, von Schi fa hian. Aus dem Chinesischen, von Abel Remusat. 4.

Examen des questions de l'age du monde. — Von Forichon. 6 Fr.

Etudes sur l'economie politique. — Von Simonde de Sismondi. Erster Bd. Straßburg.

Balderic, Chronique d'Arras et de Cambrai. — Herausgegeben von Le Glay.

Cours des belles lettres. — Von Boussen de Mairet. 4½ Fr.

De l'unité; apperçus philosophiques. — 2 Bde. 12 Fr.

Caractères phrénologiques. — Von Pourin. 10 Fr.

Recueil de mandemens et lettres pastorales. — Von dem Erzbischof von Quelen. Erster Bd. 12 Fr.

Rußland.

Kaukasische Skizzen, von Marlinski.

.... Noch war der Sfamur nicht aus seinen Ufern getreten, indessen hatte er bereits viele trockene Stellen, die ihn in mehrere Arme theilen, überschwemmt, als ich ihn passiren wollte. Ein sehr guter Bekannter aller Daageftanischen Flüsse, würde ich auch diesen mit meinem Pferde durchwatet haben, ohne die Tabackspfeife aus dem Munde zu nehmen; da ich aber auf einem mageren Postgaul saß, so gestehe ich, daß ich nicht ohne Gefahr in die schäumenden Wogen des Sfamur hineinsprengte. Man giebt den Reisenden gewöhnlich den Rath, sich nicht umzusehen, wenn sie durch Wasser passiren, um Schwindel und Furcht zu vermindern: diesem Rath gerade entgegen, liebe ich es, meine Blicke scharf auf die reißendsten Stellen des Stromes zu richten, um die Gefahr durch irgend ein neues Schauspiel zu erkaufen. Und in der That gewährt diese Manier, außer dem Vortheil, seinen Weg zwischen großen Steinen auszusuchen, den fremdartigen herrlichen Anblick des Spiels der Wellen und des Lichts. Die rasche Strömung der Bergflüsse reißt Myriaden von Kieseln mit sich, und dem getäuschten Blick kommt es vor, als ziehe das ganze Flußbett unter den Füßen des Pferdes hin. Aber die weißen, über moosbewachsene Felsenlager hingleitenden und springenden Kiesel, mit dem Schaum der Wellen und den kleinen blitzenden Fischchen und mit dem Wiederschein der Sonnenstrahlen, verursachen einen buntfarbigen Glanz, den das Auge nicht ertragen kann. Mein Pferd, immer in größere Tiefe getrieben, neigte sich auf die rechte Seite hin, indem sein Instinkt ihm sagte, daß ein scharfer Winkel der Gewalt des Stromes leichter widerstehe, dergestalt, daß mein rechtes Bein sich schon ganz im Wasser befand, während von meinem linken kaum die Ferse benetzt ward; endlich geriethe der ganze Sattel ins Wasser. Rauschende Wogen hoben mich in die Höhe; mein Pferd schwankte in Folge seiner Anstrengungen; es gab einen Augenblick, wo ich meine Füße aus den Steigbügeln losmachte und den Strom hinunterblickte, um eine gute Landungsstelle zu entdecken, wiewohl die Hoffnung nicht sehr groß war, in voller Bewaffnung dieser Höhle zu entkommen. Am Ufer selbst vergrößerte sich die Noth: der Sfamur hatte die Auffahrt fortgerissen, und mein Pferd, nachdem es fünfmal versucht hatte, das steile Ufer hinanzuspringen, glitt aus, fiel, hätte mich beinahe abgeworfen, und der wild ans Ufer schlagende Strom siedete und öffnete bereits seinen hungrigen Schlund, — aber umsonst: ich gelangte glücklich aufs Trockene. Ich beschreibe diesen unbedeutenden Vorfall nur deshalb, weil hinter mir der mein wohlbeleibter Gefährte ritt, ein Civil-Beamter, bei dessen Anblick, als ich das Wasser aus meinen Stiefeln goß, mich ein wahrhaft Homerisches Gelächter ergriff. Man muß gestehen, daß unsere ganze Europäische Tracht durchaus nichts Aesthetisches an sich hat und nichts weniger als malerisch ist, insbesondere in den Bergen, im Angesicht einer wilden Natur, mitten unter Asiaten in ihrem leichten gefälligen Anzuge; — ein kurzer, beschnittener Frack auf der fliegenden Schabracke eines Persischen Rosses; eine wahre Anomalie ist er, das schneidendste Epigramm auf die Geschmacklosigkeit und Unzweckmäßigkeit unserer Kleidungsstücke. Und nun denke man sich in einem solchen Frack eine lange sechs Fuß hohe Figur, furchtsam durch den Fluß reitend und schimpfend auf die Kaukasischen Wege. Nein, es giebt nichts Komischeres. Es gelang mir indessen mit Hülfe des Zügels, und meinem Gefährten mit Hülfe der Peitsche, das erschöpfte Pferd ans Ufer zu bringen.

„Nun, lieber S.“, sagte ich, „bereiten Sie sich nach den Wasser-Abenteuern auf Land-Abenteuer vor: vor uns liegt ein Wald, die Herberge Tabassaranischer Räuber. Sie steigen von den Bergen zu den Ufern des Sfamur herab, um unsere Fischereien zu plündern, von wo sie die Gefangenen mit sich nehmen, oder um Karawanen und Reisende zu berauben, aus deren Taschen sie ihre Perlenfischerei und ihre Münzstätte machen. Haben Sie in Derbend den Offizier des Iwograzkischen Corps, Tim—ff, gesehen?“

„Ich begegnete ihm unterwegs.“

„Diesen Offizier fingen die Räuber vor zwei Monaten hier auf der nämlichen Stelle. Er hatte einen Donischen Kosaken und zwei Führer bei sich. Die Sache begann damit, daß ein ausgemergelter armer Lesgier, sich bis zur Erde bückend, um Erlaubniß bat, hinter dem Kosaken Platz zu nehmen, um durch den Strom zu kommen. Der Offizier erbarmte sich seiner und nahm ihn mit. Noch hatte man nicht funfzig Schritt zurückgelegt, als etwa zehn Räuber plötzlich aus einem Hinterhalte mit Geschrei hervorsprengten, den Zügel des Pferdes, auf dem der Offizier ritt, ergriffen und, bevor dieser sich besinnen konnte, ihn zu Boden rissen, während der hinter dem Kosaken sitzende Lesgier ihn packte und vom Pferde warf; die Führer hatten, wie gewöhnlich, die Waffen fortgeschleudert. Mit gezogenen Kindschals schleppten die Räuber den Offizier bei Seite und entkleideten ihn. Nachdem Pferde und Kleider des Gefangenen vertheilt worden, warf der Ataman (Anführer) ihm einige Lumpen zu, denen freilich kein Archäolog der Welt hätte ansehen können, zu welcher Tracht der Vorzeit sie gehört hatten. Uebrigens sprach der Ataman, den seine Umgebung Bey nannte, ihm sehr freundlich Muth ein, versicherte ihm, er habe nichts zu fürchten, und bedeckte ihn eine Zeitlang mit seiner Burka (Filzmantel). „„Nur dreimal““, erzählte der Offizier, „„war ich am Rande des Grabes. Aus dem mit Truppen besetzten Walde blinkten Bajonette hervor, und alle Räuber stürzten mit ihren Kindschalen auf mich los, um, wenn sie überfallen werden sollten, meinen Körper ins Wasser zu werfen. Einer versetzte mir sogar einen Kolbenschlag; aber der Ataman nahm sich meiner ernstlich an, wiewohl man sich nicht viel um ihn zu kümmern schien. Glücklicherweise verschwanden die Bajonette, und Alles ward ruhig. Aber jedes Knarren eines Rades, jeder Laut eines Thieres auf der Landstraße erneuerte jene Scenen, und in solcher Todesfurcht verbrachte ich einen ganzen Wintertag. Als es zu dämmern begann, führte der Ataman mich auf die Straße, zeigte mir ein Dorf, und darauf entfernte sich Alles. Ich lief spornstreichs zu meinen Gefährten, die sich beim Dorf-Aeltesten befanden und es lange nicht glauben wollten, daß ich meinen Kopf noch auf den Schultern trüge.““ — Das Bemerkenswertheste bei diesem Ereigniß war, daß dieser Offizier, ein guter Zeichner, nach seiner Ankunft in Derbend die Bildnisse von fünf dieser Räuber entwarf, die sich seinem Gedächtniß ganz besonders eingeprägt hatten: die Tataren nannten Jeden bei Namen. Im Ataman erkannten sie einen aus Kubi entflohenen Bey.“

„Diese Menschen hat man denn doch wohl eingefangen und hingerichtet?“ fragte mein Gefährte. — „Ei ja, bevor sie aber ihre Strafe erleiden, warten sie nur auf Gelegenheit, um Ihnen noch persönlich ihre Aufwartung zu machen“, antwortete ich, indem ich die Pfanne meiner doppelläufigen Flinte untersuchte.

Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, in Asien niemals ohne gute Waffen zu reisen, und auch keine Ursache gehabt, es zu bereuen. Ein entgegen gehaltenes Gewehr und ein kühner Anstand machen auf alle Bergvölker einen ungewöhnlichen Eindruck. Ueberhaupt muß man wissen, daß sie den Tod durchaus nicht lieben und sich zu einem offenen Ueberfall nur dann entschließen, wenn ihre Anzahl oder bessere Bewaffnung ihnen für einen sicheren Erfolg bürgt. Selten wird sich Einer von ihnen an Jemanden wagen, der drei Feuergewehre bei sich führt und Entschlossenheit zeigt, diese in so geringer Entfernung als möglich ihre Schuldigkeit thun zu lassen. Daher sind Waffen in den Bergen unentbehrlich, nicht sowohl um sich gegen Ueberfälle zu vertheidigen, als um ihnen zuvor zu kommen. Jedenfalls aber, wenn man von fern verdächtige Leute gewahrt, die uns folgen oder entgegen kommen, so zeige man nicht die mindeste Unruhe, mache sein Gewehr zurecht, greife aber nicht danach und nehme es nicht von der Schulter, bis man sieht, daß Jene es zuerst thun; sonst führt man einen feindlichen Angriff herbei, anstatt ihn zu verhindern. Begegnet man aber Reitern, die das Gewehr quer über den Sattel vor sich liegen haben, so ist es ein Zeichen, daß es Feinde sind, und man hat das vollste Recht, das Nämliche zu thun; halten sie an, berathen sie sich, zerstreuen sie sich nach mehreren Seiten, so ist es ein nicht zu bezweifelndes Merkmal eines beabsichtigten Angriffs; und dann frage Jeder sein Herz — ob er erschlagen oder gefangen seyn will; es gilt hier, sich zu ergeben oder auf Leben und Tod zu kämpfen. In letzterem Falle muß man des Spruches gedenken, daß dem Kühnen der Himmel beisteht; nirgends ist dieser so richtig angewendet, als in Asien. Man empfehle sich dem Schutz des Himmels, springe vom Pferde, suche irgend einen Baum, einen Felsen, einen Hügel, hinter welchem man sich bequemer vertheidigen kann. Ist dergleichen nicht vorhanden, so schieße man vom Sattel hinunter; wird das Pferd getödtet, so lege man sich hinter dasselbe, die Hauptsache aber ist, seine Ladung im Rohr zu schonen: die eigene Rettung liegt in der Geduld. Ich kenne Beispiele, wo umsichtige Menschen zu Dreien, zu Zweien, ja, sogar einzeln ganze Banden von sich abwehrten, ohne eine Kugel zu verfeuden. Selten, daß Daageftaner und am wenigsten Räuber sich auf den Säbel einlassen*): dies ist nicht ihre Liebhaberei; geschieht es aber,

*) Was hier von den Daageftanern gesagt wird, bezieht sich nicht auch auf Tschetschenzen oder auf Tscherkessen. Jeder Volksstamm im Kaukasus hat seine eigene Art, Krieg zu führen und zu rauben, seine eigenen Sitten und Gewohnheiten, seine besonderen Manieren und Launen.
(Anmerkung des Verf.)

so müssen wenigstens Vier zusammen seyn. Läßt man sie in einem solchem Falle auf zehn Schritt nahe kommen und tödtet einen derselben, so hat man nur noch mit Einem zu thun, denn nach einer dem Muselmanne heiligen Sitte müssen die Kameraden den Leichnam des Erschlagenen forttragen. Drei hat man mithin vom Leibe, und der Vierte ist aufs Höchste verwirrt und würde sich schon aus dem Staube gemacht haben, wenn er nicht von allen Seiten mit Feuergewehr bedroht würde. Wer oft in den Bergen war und mit den Bergvölkern nicht nur ihr Brod theilte, sondern auch mit ihnen kämpfte, der wird gewiß mit mir einig seyn, daß Vorsicht auf jedem Schritt, Kühnheit in jeder Gefahr und ein zuverlässiges, jederzeit schußfertiges Gewehr — die besten Leibtrabanten und die sichersten Führer eines durch Asien reisenden Europäers sind.

Mein Reisegefährte war auf festem Lande durchaus kein zaghafter Mensch, und wir ritten muthig durch die selva selvaggia. Der Frühling belebte freudig das Herz; erquickende Wohlgerüche entstiegen dem jungen Grün. Mein Gefährte war, vermuthlich irgend einer schweren Sünde wegen, dazu verurtheilt worden, unaufhörlich zu sprechen; ich aber, der keine so große Schuld auf der Seele hatte, ich gestattete meinen Ohren oft, nicht zu hören, und jedesmal, wenn er, sich entschuldigend, mich bat, ihm aufrichtig zu sagen, ob er mich mit seinen Erzählungen nicht im Nachsinnen störe, hatte ich große Lust, ihm zu antworten — ganz und gar nicht, fahren Sie nur immer fort, ich höre Sie ja doch nicht! Aber nicht vermeiden konnte ich es, seine Verwünschungen des Dagestanischen Sattels zu vernehmen; dieser war ihm entweder nicht tief oder nicht breit genug, auf jeden Fall saß er höchst unbequem. Er konnte zuletzt die Sattelteufel nicht länger ertragen; sein angeborener Scharfsinn brachte ihn auf den Gedanken, daß man sich viel angenehmer in einem Wagen befände, als zu Pferde; er miethete daher die erste Nagaistische Arba (Karren), der wir begegneten, um nach Kuba zu fahren. Ein großes zweischläftiges Federkissen, welches mein Gefährte immer mit sich führte, ward in die Arba gelegt, in welche er sich nicht ohne Mühe einheimisch machte. Ich warf ihm einen Abschiedsgruß zu und sprengte mit zwei Begleitern auf der mir bekannten Straße vorwärts.

Gegen Sonnenuntergang näherte ich mich Kuba. Dieser Flecken, (ihn Stadt zu nennen, dazu will ich die Sprache nicht mißbrauchen) bietet einen höchst malerischen Anblick dar. Ein waldiges Vorgebirge versinkt plötzlich in einem Wasser, und Kuba erhebt sich wie eine kleine Insel an dem entfernten jenseitigen Ufer. Dies ist übrigens — eine schöne Vorrede zu einem häßlichen Buch. Wer kein Neuling in Asien ist und es nicht in seinem Felleisen durchreiste, dem sind Entzauberungen freilich etwas Gewöhnliches; und dennoch täuscht keine Stadt wie Kuba, hinsichtlich ihres Rufes sowohl als der Ansicht, die sie darbietet. Man komme nur näher, — einem schmutzigen Flüßchen begegnet man vor einem verfallenen Thor mit stellenweise eingesunkenen Mauern und von Dornen umschlungenen Wällen. Im Innern tiefer Schmutz; in diesem Schmutz, der hier nicht das fünfte, sondern das einzige Element ist, bewegen sich Tataren und Soldaten, Hunde und Kinder. Alles ist flach, schwarz und häßlich; nirgends die Kuppel einer Moschee, nirgends ein hohes Gebäude, das als Leuchtthurm dienen könnte. Ich bin überzeugt, das Labyrinth von Kreta hat hier angefangen; da ich aber unglücklicherweise keine Ariadne fand, so verlor ich zwanzig Mal des Tages meinen Weg und wanderte immer um meine Wohnung herum, ohne sie aufzufinden. Doch wir wollen geographisch sprechen: Diese berühmte große Stadt des nördlichen Dagestan erfreut sich des seltenen Vorzuges der Kühle; Staub kennt sie nicht, und obgleich sie an 5000 Menschen umschließt, so ist sie dennoch nicht dumpfig. Das Klima ist nur Neulingen verderblich, aber später sehr erträglich. Die Wälder, von denen Kuba umgeben ist, nehmen die schädlichen Dünste auf und mildern die sengende Hitze des Sommers. Hierbei thun freilich die beschneiten Berge das Ihrige, wogegen sie aber feuchtes Wetter herabsenden. Kuba rühmt sich seiner Teppiche: sie werden in den umliegenden Dörfern verfertigt, stehen aber den Persischen bei weitem nach. Der General Jermoloff gab den dortigen Meistern schöne Europäische Muster, und man kann in der That die diesen Augenblick in Kuba Teppiche nach Europäischem Geschmack haben, und nicht theuer. Dafür jedoch kauft man statt eines Teppichs die Ueberzeugung, wie schwer es ist, Asien umzubilden. Gar nicht zu beschreiben ist es, welchen Wirrwarr die Tatarische Hand aus unseren Zeichnungen zusammenwürfelt. Wolle, in zerzaustem Zustande gefärbt, ist bunt durch einander gewebt. Hier prangt eine blaue Rose auf karmoisinrothen Blättern; dort ist die eine Hälfte einer ursprünglich gleichfarbigen Blume gelb und die andere violet. Das ganze Fabrikat ist grob, schwer und völlig geschmacklos. Mir ist der Kubasche Kohl, mit welchem es Baku und Derbent versorgt, bei weitem lieber.

Bisher befand sich hier der Stab des Apscheronschen Infanterie-Regiments und der Division, zu welcher es gehört. Hier ist auch der Sitz der Verwaltung von Dagestan. Das Regiment lag in dem sogenannten Neuen Kuba, gegen zwölf Werst vom alten entfernt, näher am Meer, am Ufer des Flüßchens Gussari. Die Lage ist reizend; ein Wald von Obstbäumen zieht sich rund umher. Der Weinbau ist schlecht bestellt und daher kein erträglicher Wein zu haben; das Wasser ist so trüb und ungesund, daß es fast nicht zu trinken ist. — Die Gesellschaft? In Trans-Kaukasien darf keine Rede von Gesellschaft seyn, weil sie ganz vom Zufall abhängt. Zwei, drei gute Häuser öffnen sich einen Augenblick, um bald für immer zu verschwinden. Heute geht es hier munter und angenehm zu, morgen wird ein ehrenwerther Beamter an einen anderen Ort versetzt und — dahin sind die freundschaftlichen Unterhaltungen, Promenaden und Tänze.

Mannigfaltiges.

— Politische Gevatterschaften. So möchten wir den Titel des fünfaktigen Lustspiels „La camaraderie" übersetzen, das Herr Scribe so eben auf die Pariser Bühne, und zwar auf das Théâtre français, gebracht hat. Der Tendenz nach, reiht sich dieses Stück an dasselbe Verfassers „Bertrand und Raton". Es ist ebenfalls eine sogenannte „politische Komödie" und hat den gleichen Zweck, auf das nichtige Treiben gewisser Parteimänner und auf das Illusorische mancher Volksfreiheiten hinzuweisen. Der Intrigant, sagt uns Herr Scribe, weiß die einen wie die anderen für sich auszubeuten, und solcher Intriganten giebt es nicht etwa hier und da, sondern ganze Gesellschaften, die sich gegenseitig in die Hände arbeiten, die sich Einer den Anderen loben — entweder als Schriftsteller, und dann gehören sie in die Kategorie der literarischen Gevatterschaften (camaraderies littéraires), deren es eben so gut in Berlin und anderen Hauptstädten als in Paris geben soll — oder als Volksbeglücker, Freiheits-Apostel und politische Systemmacher, wie sie in dieser Weise allerdings nur in Paris anzutreffen sind. Das neue Stück des Herrn Scribe spielt darum auch in Paris. Edmond de Barennes ist ein junger ausgezeichneter Advokat, der jedoch kein Glück macht, dessen Reden von den Journalen entstellt und ohne die üblichen Einschaltungen (Sensation. — Beifalls-Gemurmel. — Tiefe Erschütterung unter den Zuhörern u. s. w.) wiedergegeben werden, bloß weil er bisher noch keiner „Camaraderie" sich angeschlossen hat. Sein Studien-Genosse Oskar Rigaut dagegen, ein Geck, der sehr oft die Herren „Kameraden" bei einem Dejeuner von Austern und Champagner bewirthet, macht entschiedenes Aufsehen in der journalistischen und politischen Welt. Eine Cousine Oskars, Cesarine, die zweite Gemahlin des Grafen von Miremont, Pairs von Frankreich, ist die eigentliche geheime Triebfeder der „Camaraderie". Sie begünstigt ihren Vetter eben so, als sie den jungen Edmond verfolgt, der einst, als sie noch Gouvernante einer Pensions-Anstalt war, ihre Liebe verschmäht hatte. In dieser Pensions-Anstalt ist auch Agathe, die Tochter des Grafen aus erster Ehe, erzogen, und um sie bewirbt sich der junge Edmond. Der Graf will seine Tochter nur einem Manne von Einfluß, einem Deputirten, geben. Cesarine aber, der Zwei unseres politischen Olymps, der hier Glücksgüter und dort Donnerkeile austheilt, wird schon zu verhindern wissen, daß Edmond gewählt werde. Als dem Ministerium einmal in der Deputirten-Kammer noch vier Stimmen zu einer Maßregel fehlten, durch deren Verwerfung es gestürzt worden wäre, giebt sie ihren Gemahl für gefährlich krank aus. Da nun dieser gleichzeitig mehrere sehr einträgliche Aemter bekleidet, die das Ministerium nach seinem Tode zu vertheilen hat, so stimmen in der Aussicht auf diese Aemter 35 Mitglieder mehr für die ministerielle Maßregel, als früher berechnet worden waren. Die Wahl eines Deputirten für St. Denis soll eben stattfinden. Sämmtliche Mitglieder der „Camaraderie" bewerben sich darum und kommen überein, erst durch Abstimmung unter sich zu entscheiden, wer die Stelle haben soll. Wunderbar genug, erhält jeder Kandidat nur Eine Stimme, und zwar die, die er sich selbst gegeben hat. Auf Cesarine's Veranstaltung entscheidet sich die Gesellschaft jedoch für Oskar Rigaut. Cesarine ist eben auch beschäftigt, ihren Gemahl, den Grafen von Miremont, zu bewegen, daß er seinen Einfluß auf die Durchsetzung dieser Wahl verwende, als eine schlaue Freundin Edmond's ihr hinterbringt, daß dieser seit ihrer Verheirathung mit dem Grafen ganz unglücklich sey, weil er sie liebe. Natürlich ändert dies die Sache. Der Graf, der sich in die Volksversammlung begeben will, um für Oskar zu sprechen, wird nunmehr durch einen Kunstgriff seiner Gemahlin zurückgehalten, die ihn eifersüchtig macht, indem sie thut, als wäre ihr Herz für den anwesenden Oskar eingenommen. Der Letztere muß sich nun allein in die Versammlung begeben, und zwar beredet seine Cousine den Gecken, recht viel zu sprechen, was ihn natürlich noch lächerlicher macht in den Augen der Wähler, die unter dem veränderten Einflusse Cesarine's den jungen Edmond zu ihrem Deputirten wählen. Nun kann man sich Cesarine's Enttäuschung denken, als dieser um Agathens Hand anhält und sie heimführt. Aber auch Edmond wird nicht weniger enttäuscht; denn er glaubt, allein durch seine Rechtlichkeit seine Deputirtenstelle erhalten zu haben, aber es zeigt sich jetzt, daß es gerade die von ihm verachtete „Camaraderie" gewesen, die ihm zu seinem Glücke verholfen hat.

— Macbeth auf Holländisch. Shakespeare ist den Holländern bisher noch ziemlich unbekannt geblieben, und erst vor ungefähr einem Jahr hat Herr Juriaan Moulin, ein in seinem Vaterlande rühmlichst bekannter Literat, den ersten Versuch gemacht, Macbeth zu übersetzen. Es kann dies ein neuer Beweis seyn, wie wenig die schwesterliche Deutsche Sprache und Literatur von den Holländern gekannt wird; denn unmöglich würden sie, wenn sie von den vielen trefflichen Deutschen Uebersetzungen Shakespeare's auch nur Eine gekannt hätten, so lange auf den Genuß verzichtet haben, den ersten dramatischen Dichter auch sich anzueignen. Der Holländischen Sprache ist dadurch die Gelegenheit entzogen worden, ihre Ausdrucksweisen und poetischen Wendungen, wie es unsere Muttersprache gethan, seitdem Wieland und Eichenburg zuerst den großen Briten bei uns einheimisch gemacht, vielfach zu bereichern. Herr Juriaan Moulin hat den Macbeth im Versmaße des Originales wiedergegeben, was ihm auch ziemlich gelungen ist, bis auf einige Härten im Ausdruck, wie z. B. in der dritten Scene des zweiten Aktes, wo der Vers „And let us not be dainty of leave-taking" im Holländischen einen barbarischen Anstrich bekömmt durch die Uebersetzung: „En laat ons niet verlekkert zijn op afscheid." Von der Aufnahme, die dieser Versuch beim Publikum findet, wird es abhängen, ob Herr Moulin auch noch einige andere Shakespearesche Dramen ins Holländische übersetzt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 14. Berlin, Mittwoch den 1. Februar 1837.

Frankreich.

Der Salon der Mlle. Contat.

Von Mad. Sophie Gay.

Der Salon einer Schauspielerin? Das muß ein Irrthum seyn; eine Schauspielerin hat keinen Salon, allenfalls ein Boudoir ..... O nein, eine Künstlerin, wie diese, konnte sogar auch ehemals ihren Gesellschafts-Saal sich bilden; sie mußte nur, um zu diesem Zwecke zu gelangen, Geschmack für die höhere feinere Gesellschaft haben. Aber wenn man bedenkt, wie vieler Festigkeit es bedarf, und wie viel Geist man haben muß, um Leute, deren Rang, Erziehung, Ton und Manieren uns beständig an das erinnern, was uns fehlt, solcher Gesellschaft vorzuziehen, die durch ihre untergeordnete Bildung und geringe geistige Fähigkeiten uns dienstfertig unsere eigene Ueberlegenheit fühlen lassen; wenn man ferner die mannigfaltigen Hindernisse berücksichtigt, die früher Vorurtheile und Sitten denjenigen Frauen in den Weg stellten, welche Künstler-Unabhängigkeit mit der Lebensweise einer Weltdame verbinden wollten, so muß man der Schauspielerin, die sie alle zu besiegen wußte, eben so viel Bewunderung als Achtung zollen.

Das Beispiel der Damen Lecouvreur und Quinault, in deren Salons sich die ausgezeichnetsten Leute ihrer Zeit versammelten, war hinreichend, Mlle. Contat zur Nachahmung zu ermuthigen, und man muß dem ancien régime Gerechtigkeit widerfahren lassen: es war viel höflicher gegen die Schauspieler, als unser Zeitalter, und machte sich zuweilen ein Vergnügen daraus, sie für die Ausschließung aus höheren Zirkeln durch liebenswürdige Gastfreundlichkeit zu entschädigen.

Nachdem das Gesetz alle Stände gleich gemacht, trennt sie die Gesellschaft wieder; nachdem die Philosophie hergebrachte unsinnige Vorurtheile zertrümmert hat, sucht die Gesellschaft sie aufs neue ins Leben zu rufen, führt sie in die Welt zurück und ruht nicht eher, bis sie wieder in ihre vollen Rechte getreten sind. Früher, wo Privilegien, Trachten und Gebräuche einen Stand von dem anderen scharf unterschieden, war man bemüht, sich gegenseitig so viel wie möglich zu nähern; aber jetzt, wo Jeder fürchtet, für weniger gehalten zu werden, als er ist, sucht man die Berührung mit Anderen zu vermeiden und bleibt lieber stets in seinem Kreise, wie eine Statue auf dem ihr angewiesenen Platze. Daher kommt es, daß die Schauspieler wie die alten Adeligen, die Beamten wie die Trümmer der großen Armee nur unter sich leben; die Millionäre allein gehören zu allen Koterieen. — Das haben die großen Talente durch die Revolution gewonnen!

Mlle. Contat's Vorliebe für ausgezeichnete Leute des ancien régime, ihre Erkenntlichkeit für das Wohlwollen eines Fürsten, den später der Thron und das Exil berühmt machten, mußten ihr wohl die Verfolgung jener Ungeheuer der Schreckenszeit zuziehen; sie wurde mit den sogenannten „Aristokraten der comédie Française" eingekerkert und machte im Gefängniß die Bekanntschaft mehrerer Hofdamen. Ein Zug, der uns einen Beweis von ihrem Geiste und der Tiefe ihres Gefühls liefert, hätte ihr beinahe das Leben gekostet. Ehe die Königin selbst gefangen war, wollte sie das Stück: „La gouvernante de la Chaussée" sehen und wünschte, daß Mlle. Contat die Rolle der Gouvernante, die nicht zu ihrem Fache gehörte, übernehme. Diese lernte in einem Zeitraume von 24 Stunden die 500 Verse ihrer Rolle auswendig, studirte sie ein und schrieb dann der Person, die ihr den Wunsch der Königin mitgetheilt hatte: „Bis jetzt wußte ich noch nicht, wo eigentlich der Sitz des Gedächtnisses sey; nun erst ist es mir klar geworden; er ist im Herzen." — Dieser Brief, der auf Befehl der Königin publizirt wurde, war hinreichend, dem Revolutions-Tribunal das Urtheil zu diktiren, als der neunte Thermidor Mlle. Contat befreite.

Man konnte sie nicht oft sehen, ohne von dem Zauber ihrer Unterhaltung entzückt zu seyn; aus ihrem Wesen sprach eine gewisse Hoheit und Würde, und ihre Manieren waren durchaus nicht theatralisch, aber im höchsten Grade imposant. Durch ihren bestigen, dominirenden, aber auch zugleich empfänglichen und großmüthigen Charakter sympathisirte sie schnell und leicht mit jedem edeln Menschen, und das Gefühl ihrer Ueberlegenheit schützte sie vor Befangenseyn oder kleinlicher Demuth, wenn sie sich mit Frauen von hohem Range unterhielt; sie plauderte mit der Marquise von J... und der Gräfin von N... auf gleiche Art und mit derselben Leichtigkeit, wie diese Damen unter sich sprachen, ohne Vertraulichkeit, aber auch ohne Vertraulichkeit.

Die innige Freundschaft, die ein langer Aufenthalt in demselben Gefängnisse, gleiche Meinungen und gemeinschaftliche Gefahren angeknüpft hatten, dauerte auch noch fort, nachdem die Ordnung und die alten Vorurtheile schon lange wiederhergestellt waren, und das machte eben den Gesellschafts-Saal der Mlle. Contat zum Nebenbuhler der ersten Salons von Paris.

Ich fühlte mich durch einen seltsamen Umstand zu ihr hingezogen. Sie hatte eine wunderbare Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Mutter, und als ich nach zwei Jahren des tiefsten Schmerzes zum ersten Male wieder das Theater besuchte und die Contat auftrat, brach ich in einen Strom von Thränen aus; bei jedem Worte, das sie sprach, stürmten Erinnerungen auf mich ein; denn es war auch die liebe Stimme meiner Mutter, und ich war so heftig erschüttert, daß ich endlich halb ohnmächtig aus der Loge getragen werden mußte. Trotz aller meiner Bemühungen gelang es mir auch späterhin nicht, diese Bewegung zu unterdrücken, und ich mußte mich entschließen, an den Tagen, wo Mlle. Contat spielte, das Theater nicht zu besuchen. Für mich war das kein kleines Opfer; denn von allen geistigen Vergnügungen gewährt mir keines einen höheren Genuß, als das Theater, wenn es von so vortrefflichen Mitgliedern unterstützt wird. — Durch eine seltsame Laune des Schicksals mußte diese Frau, deren Anblick ich mied, weil er in mir herzzerreißende Erinnerungen erweckte, ein Haus dicht neben dem meinigen beziehen; es lag in der Straße Larochefoucauld, einem jetzt sehr bewohnten, aber damals noch einsamen Stadtviertel an dem einen Ende von Paris, und sie hatte vielleicht diese von einem großen Garten umgebene Wohnung gewählt, weil der Aufenthalt im Gefängnisse die Sehnsucht nach frischer Luft im höchsten Grade rege macht. — Eine sehr niedrige Mauer trennte ihren Garten von dem meinigen. Von den Fenstern meines Zimmers konnte ich die Blumenbeete, die Wiese und die Allee, wo Mlle. Contat gewöhnlich spazieren ging, übersehen. So oft das Wetter es erlaubte, war auch ich im Garten, und an der Mauer, die unsere Linden-Alleen trennte, auf und ab gehend, lauschte ich mit Entzücken auf die Töne jener Stimme, die mein Herz bewegten; denn die Zeit übt einen wunderbaren Einfluß auf den Schmerz aus, und eine Erinnerung, die uns anfangs zu tödten droht, ruft oft später in unserer Seele nur eine sanfte traurige Stimmung hervor.

Ich kann meine Empfindungen nicht schildern, als ich in einem mir ganz fremden Wesen jene Blicke und Bewegungen, denen ich sonst zu gehorchen gewohnt war, jenes freundliche graziöse Lächeln, das mich früher für jede gute Handlung belohnte, wiederfand. Meine Einbildungskraft ward oft durch diese Aehnlichkeit so erregt, daß ich wirklich meine Mutter zu sehen glaubte und stundenlang unbeweglich das schöne Gesicht dieser Frau ansehen und jeder ihrer Bewegungen folgen konnte, ohne daß diese Täuschung sich verlor.

Unmöglich konnte ein solches Benehmen lange unbemerkt bleiben. Mlle. Contat wollte den Namen der jungen Nachbarin wissen, die nicht müde werden konnte, sie unverwandt anzusehen. „Ich kenne sie sehr genau", antwortete ihr der Vicomte von Ségur; und er entwarf ihr ein Bild von mir, das seine alte Galanterie aufs schmeichelhafteste für mich ausmalte. Ich hatte in seinen Augen das Verdienst, ihn zu einer Zeit bei mir gesehen zu haben, wo seine aristokratische Haltung und sein Kostüm sowohl ihm selbst als seinen Freunden verderblich werden konnten. Aber ich liebe den Muth unter jeder Gestalt und hätte mich geschämt, ihm meine Freundschaft zu entziehen, weil er selbst mit Gefahr seines Lebens dem Sans-Culottismus Trotz bot. Dieses Gefühl erwarb mir seine kokette Freundschaft; denn bei Herrn v. Ségur mischte sich die Koketterie in Alles; das Alter hatte keinen Einfluß auf ihn, er behandelte es wie die Revolution und opferte ihm nicht die kleinste seiner Gewohnheiten. Nachdem er Mlle. Contat besucht hatte, kam er zu mir und erzählte, daß ich ihr aufgefallen sey. Ich fürchtete, für eine neugierige, zudringliche Nachbarin zu gelten, und gestand ihm die Ursache meines Betragens, fügte aber hinzu, daß Mlle. Contat von nun an keinen Grund mehr haben sollte, sich zu beklagen. — „Sie beklagt sich durchaus nicht darüber", erwiederte der Vicomte; „im Gegentheil, sie freut sich, daß Sie so viel Vergnügen finden, sie anzusehen. Aber warum wollen Sie sich denn diese Freude nicht auf eine bequemere Art verschaffen? Sie wohnen hier wie in einem Dorfe, und auf dem Lande geht man mit seinen Nachbarn um."

„Ich wage es nicht, sie zu besuchen, und dann wissen Sie ja, daß ich mich hierher geflüchtet habe, um in der Einsamkeit zu leben." — „Sie haben sehr unrecht", erwiederte er; „in dem Salon der Mlle. Contat versammelt sich jetzt Alles, was noch von seiner Welt in Paris ist; und ich muß es, ohne Sie beleidigen zu wollen, sagen, man ist dort nicht ausgesetzt, wie so oft bei Ihnen, junge Jakobiner-Talente zu finden." — „Ach, Jakobiner! Sie irren; es sind Talente, die während der Revolution ans Licht traten und nun neue Ideen benutzen und sie ausarbeiten." — „Mir ist das ganz gleich", erwiederte er; „ich hasse diejenigen, welche die Revolution herbeigeführt, eben so wie die,

welche aus ihr Nutzen gezogen haben." Diese Worte bezogen sich auf Talma, der eben damals die geistreiche vom Vicomte von Ségur noch immer geliebte Julie geheirathet hatte.

Wenige Tage darauf kam er mit Herrn Vigée, einem vertrauten Freunde der Mlle. Contat, zu mir und lud mich in deren Namen ein, einen anderen unserer gemeinschaftlichen Bekannten bei ihr lesen zu hören. Die Rede war von dem „Verdienst der Frauen", einem Stücke in Versen, in welchem Hr. Legouvé mit rührender Beredsamkeit einige Züge des Heroismus erzählt, von welchem so viele Frauen während der Schreckenszeit die glänzendsten Proben abgelegt haben; er hatte die bekanntesten und berühmtesten gewählt, denn Bände wären nicht hinreichend gewesen, um aller edlen Handlungen zu erwähnen, durch die sich damals Frauen jedes Standes und Ranges auszeichneten. Jene uneingeschränkte Hingebung, ohne alle Hoffnung auf Anerkennung oder Belohnung, jene nichts scheuende Großmuth, jene Heroinen, von denen jede zum Modell hätte dienen können, sind eben durch ihre Menge zu unbekannt geblieben. In Frankreich hat man einen solchen Abscheu vor dem Gewöhnlichen und Allgemeinen, daß sogar Keiner gern von dem Erhabenen und Großartigen spricht, sobald es überall gefunden wird.

Am anderen Tage erhielt ich ein Billet von der Contat, in welchem die dringendste Einladung mit den liebenswürdigsten Schmeicheleien vermischt war: es war in einfachem, leichtem und anmuthigem Tone geschrieben und hatte ganz die Grazie einer geistreichen Unterhaltung. Dieses Talent, auch den unbedeutendsten Dingen einen Anstrich von Geist zu verleihen, erwarb ihr eben den Namen einer „Königin des Billets." — Ich war sehr bewegt, als ich in den Salon der Mlle. Contat trat, denn ich fürchtete, hier die Täuschung, die sie mir so theuer machte, schwinden zu sehen: es war das erste Mal, daß ich eine Schauspielerin so in der Nähe sah, und ich besorgte, daß ihr Ton vielleicht nicht der Eleganz ihres Spiels entspräche; aber ihre geistreiche Unterhaltung, ihre feine Höflichkeit und Manieren, verscheuchten bald jede Furcht; nichts in diesem Salon, weder die Besuchenden, noch die Dame vom Hause, erinnerten an eine Schauspielerin. Auf dem einen Sopha saßen die Marquise von S... und Mad. Des..., auf dem anderen Frau von Soulés und die berühmte Mad. Lebrun; in der Nähe dieser Damen sah ich Frau von Beaufort, Mad. Legouvé und endlich ein junges Mädchen von entzückender Schönheit, die, ganz in der Nähe gesehen, so sehr gegen ihre sonstige Erscheinung gewann, daß man Mühe hatte, sie wieder zu erkennen. Es war die einzige Schauspielerin vom Théatre Français, der um diese Zeit der Zutritt zu Mlle. Contat gestattet war, und alle diejenigen, die seitdem so oft das eminente Talent und die liebenswürdige Persönlichkeit der Dlle. Mars bewundert haben, werden diesen Vorzug nicht mehr als gerecht finden. Unter den Herren erblickte ich die Elite der vornehmen Welt, jedoch keinen von den berühmten Helden des Tages. Einige junge Schriftsteller ausgenommen, hatten sich nur Männer, die mehr oder weniger von der Revolution gelitten hatten, in dem Salon eingefunden; sie hofften diese vielleicht hier zu vergessen, wo sie sich nicht um Politik kümmerten und sich wie ehemals dem Reize einer leichten, angenehmen Unterhaltung überließen. Der Graf Louis von Narbonne, der Marquis von Jaucourt, der Vicomte von Ségur, die Marquis von Gontant und von Girardin, die Herren Vigée, Deprez und de Parny repräsentirten hier den Geist, die Heiterkeit und die Galanterie des ancien régime, und junge Talente diskutirten mit Geschmack und Beredsamkeit über die dramatischen und literarischen Tages-Neuigkeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Alt-Französische Etikette.

Aus den Memoiren der Marquise von Crequy.

(Schluß.)

„Die Präsentation der Damen", fährt die Marquise fort, „geschah damals mit weit mehr Ceremonie und äußerer Zurüstung. Nachdem man dazu den Befehl Seiner Majestät erhalten hatte, welche zuvor von dem Namen der vorzustellenden Dame und ihrer beiden Begleiterinnen (adjointes), die immer Damen vom Hofe seyn mußten, unterrichtet worden war, langten die Damen an der Thür des großen Kabinets an, in voller Hofkleidung, das heißt in einem Reifrocke von fünfzehnhalb Ellen im Umfange, in einem langen Mantel, der im Gürtel eingehäkelt war, einem dem entsprechenden Korset, mit lang herabflatternden Bändern (barbes tombantes) und mit einem Haarputz, wie er gerade der Mode des Tages angemessen war. Es braucht nicht hinzugesetzt zu werden, daß man zu dieser Bekleidung die prächtigsten Stoffe gewählt und so viele Diamanten angebracht hatte, als man sich nur immer verschaffen konnte. Der König sprach nicht immer, namentlich unterließ Ludwig XVI. dies sehr häufig, aber er gab immer ein Zeichen von wahrhaft väterlicher Freundschaft, darauf umarmt er die ihm vorgestellte Dame, einmal, wenn es bloß eine gewöhnliche Dame von Stande war, zweimal (sur les deux joues), wenn es eine Herzogin, oder ihr Gemahl Grand von Spanien, oder wenn sie einer der Familien angehörte, die sich im wirklichen Besitz der Ehre des Louvre befinden und deren Ehemänner den Titel eines Cousin du roi führen. Man erinnert sich noch immer der sehr herzlichen Umarmung, mit welcher der König Ludwig XVI. in seiner Jugend die Marquise von Pracontal empfing, eine sehr hübsche, aber auch sehr fromme und furchtsame Frau, die dadurch in eine außerordentliche Verwirrung gerieth. Der König wollte sie eben auch auf der anderen Seite umarmen, als der Herzog von Aumont, der den Dienst hatte, sich zwischen den König und die junge Frau mit dem Ausrufe stürzte, daß sie keine Herzogin wäre, worüber denn Jedermann laut lachen mußte und der gute König zuerst. Hierauf begab man sich zur Königin, vor der man sich so tief zu verneigen pflegte, um den Schein zu haben, als wolle man niederknieen, um den Saum ihres Kleides zu ergreifen, aber Ihre Majestät ließ niemals zu, daß die vorgestellte Dame das Kleid wirklich mit den Lippen berührte, und die Königin Marie Antoinette hatte immer die Aufmerksamkeit, die Robe durch eine leichte Bewegung mit dem Fächer herunter fallen zu lassen. Man kann überhaupt nicht ausdrücken, welch' eine edle Würde aus ihren Gesichtszügen sprach und wie so höchst anmuthig ihre Haltung war. Dann setzte man sich einen Augenblick vor Ihrer Majestät nieder, jedoch wurde dies nur den Herzoginnen und solchen Frauen, deren Männer Granden von Spanien waren, gestattet (man nannte dies im bürgerlichen Leben avoir labouret chez la reine), worauf man sich dann, mit dem Rücken nach der Thür zu gewendet, entfernte und sehr geschickt seyn mußte, um sich nicht in den langen Mantel zu verwickeln, der acht Ellen lang hinterher schleppte. Zum Schluß ließ man sich den übrigen Prinzen und Prinzessinnen der Königlichen Familie vorstellen, wo auch eine bestimmte Reihefolge stattfand, und wo man sich der wohlwollendsten Aufnahme zu erfreuen hatte."

So weit die Erzählung der Marquise von Crequi. Welch einen hohen Werth sie auf diese Präsentation bei Hofe und auf die Ehre des Louvre legte, ergiebt sich hinlänglich aus mehreren Stellen ihrer Denkwürdigkeiten*). So erzählt sie es mit dem größten Mißbehagen, daß eine Frau von Coigny, deren Schwiegervater im Jahre 1747 seine Adelsprobe nicht ablegen konnte, um das blaue Band zu erhalten, und dem der König eine Frist von hundert Jahren zugestanden hatte, um sie herbeizuschaffen, trotz dem bei Hofe vorgestellt wurde und die Ehre des Louvre erhielt. Ja, sie konnte sich recht inniglich darüber freuen, daß an einem Tage, wo der König öffentliche Tafel hielt, Frau von Coigny keinen Platz finden konnte, während sie selbst behaglich in ihrem Sessel, der ihr als einer femme titrée gebührte, thronte. Eben so übel empfand sie es bei derselben Veranlassung, daß die Marschallin von Etrées und die Gräfin von Lamark keine Plätze hatten finden können, und daß die Thürsteher so dumm gewesen waren, drei bis vier Gesandtinnen, die nicht einmal Gemahlinnen Königlicher Gesandten waren, zu verstatten, sich auf Plätze zu setzen, die einzig und allein den femmes titrées zukamen. Die Thürhüter wurden weggejagt, und der ganze Hof ließ sich bei der Gräfin und bei der Marschallin einschreiben, um ihnen sein Mitgefühl bei diesem traurigen Unfalle zu beweisen. „Wie konnte es", sagt die Marquise bei dieser Gelegenheit, „nun wohl um eine Monarchie gut bestellt seyn, wo die Grundgesetze und die durch hundertjährige Dienste erworbenen Rechte verletzt und solche arge Ungerechtigkeiten verübt wurden? Wahrlich, ich kann nicht, ohne mich gegen meine Zeitgenossen empört zu fühlen, daran denken, daß Alles, was wir jetzt erleben, einst der Geschichte angehören und unsere böse Zeit von den Nachkommen vielleicht noch einmal die gute Zeit genannt werden wird." Viel gerechter ist ihr Unwille darüber, daß Mademoiselle Poisson als Frau von Pompadour eine Wohnung im Schlosse zu Versailles erhalten und zur Palastdame ernannt worden sey, und daß sogar Madame Dubarry die Ehre der Vorstellung am Hofe genossen habe. „Dieser Skandal", setzt sie hinzu, „war leider so groß, daß er wohl die Grundfeste der Monarchie erschüttern mußte; doch muß man auch zur Ehre des Französischen Adels nicht vergessen, daß es sehr schwer hielt, eine Frau von Stande zu finden, die sich dazu hergeben wollte, die Dubarry vorzustellen, und daß man diese endlich nur unter den Hofdamen der verstorbenen Herzogin von Berry, der Tochter des Herzoge-Regenten, finden konnte."

Es ist in der That ergötzlich, in der mit der größten Ernsthaftigkeit verfaßten Erzählung unserer Marquise zu lesen, wie sich der alte Französische Adel über alle Fürsten und den übrigen Adel Europa's erheben hat. Nach den sechzehn Venetianischen Familien, die man gewöhnlich die zwölf Apostel und die vier Evangelisten zu nennen pflegt, und nach den drei Römischen Häusern der Colonna's, der Ursini's und der Santa Croce gab es kein Haus in der Christenheit, welches den vierzehn oder fünfzehn vornehmsten Familien Frankreichs gleich gestellt werden konnte. Daher dürfen fremde Fürsten aus regierenden Häusern in Frankreich, wenn sie nicht von Königlichem Geblüt sind, auf kein Vorrecht des Ranges Anspruch machen, namentlich sollten die Deutschen Fürsten es nicht vergessen, daß ihr Haupt, der erste Kurfürst des Deutschen Reiches, der König von Böhmen, zu Ende des eilften Jahrhunderts noch nichts als ein armseliger Wilder, ein Götzendiener war, während die Franzosen schon weit früher gebildet und civilisirt waren, also nothwendig auch die ältesten adeligen Familien in ihrem Lande haben mußten!! Eben so wenig können die Deutschen Fürsten es bestreiten, daß die Lothringischen, jetzt mit der Deutschen Kaiserkrone geschmückten Herzöge bis zum Jahre 1748 Vasallen von Frankreich gewesen sind. Ich selbst habe es noch, sagt die Marquise, mit meinen Augen zu Versailles im Jahre 1729 oder 1730 gesehen, wie der Herzog Franz von Lothringen, auf beiden Knieen liegend, dem Thron von Frankreich den Lehnseid als Herzog von Bar leistete. Ich habe auch die drei Königlichen Prinzen von Sachsen und Polen in Versailles an der Marschalls-Tafel essen sehen, weil es ihnen, nach der Etikette des Französischen Hofes, nicht zukam, mit ihrer eigenen Schwester, der Gemahlin des Dauphin, an einer Tafel zu speisen. Von einem Platze an der Königlichen Tafel konnte, wie es sich von selbst versteht, für sie gar nicht die Rede seyn.

Die Irrthümer in einzelnen Angaben der bereits verstorbenen Marquise von Crequy nachzuweisen, würde viel zu weit führen; auch springen sie zum Theil so deutlich in die Augen, daß es zu ihrer Widerlegung keiner Worte bedarf. Wer sich in der Kürze über den eigentlichen Zustand des Französischen Adels vor der Revolution unterrichten will, findet diesen genau und bündig in des General von Schütz Geschichte der Staatsveränderung in Frankreich dargestellt.**) Aber daß die Ansprüche des höheren Adels sehr oft bis ins Lächerliche gingen, mag hier nur an einem Beispiele gezeigt werden. Man erfährt näm-

*) T. II. p. 178. 55.
**) T. I. p. 70—77

lich aus des Barons Grimm Korrespondenz,*) welch ein großer Streit sich wenige Tage vor der Vermählung des Dauphin Ludwig mit Marie Antoinette von Oesterreich (30. Mai 1770) unter dem Adel erhob, als sich das Gerücht verbreitete, daß eine Dame aus dem Hause Lothringen, die Tochter des Grafen Brienne und Schwester des Prinzen von Lambise, die Menuet unmittelbar nach den Prinzen von Geblüt tanzen sollte. Der Bischof von Rezen stellte sich an die Spitze des Hofadels und der Pairs, die dem Könige deshalb eine Eingabe überreichten und veranlaßten, daß ein Ausweg getroffen wurde, der indeß die Ansprüche des Adels doch nicht ganz befriedigte. Wie streng und genau diese Dinge beobachtet wurden, geht schon daraus hervor, daß wohl nicht leicht in einer anderen Europäischen Nation eine Anzahl gelehrter Männer zu einer so höchst erschöpfenden Darstellung der Rechte und Privilegien der einzelnen Stände zusammengetreten sind, als in Frankreich. Denn kurz vor der Revolution vereinigten die berühmten Rechtsgelehrten Boucher d'Argis, de Sèze, Garran de Coulon, Merlin, Robin de Mezas und Treilhard ihre Kräfte zu einem Werke, das unter dem Titel: Traité des droits, fonctions, franchises exemptions et privilèges annexés en France à chaque dignité, à chaque office et à chaque Etat, soit civil, soit militaire, soit ecclésiastique erscheinen sollte. Von demselben sind im Jahre 1786 zu Paris nur zwei dicke Quartbände erschienen, die indeß noch nicht einmal das erste der zwölf Bücher, in welche das ganze Werk zerfallen sollte, erschöpfen. In diesem ersten Buche sollte von dem Könige und seinem Hofstaate, von der Königin, dem Dauphin, den Königlichen Prinzen und Prinzessinnen, den Pairs, den Räthen und Ministern des Königs, den Gesandten, Intendanten u. s. w. gehandelt werden. Der Ausbruch der Revolution hat die Fortsetzung eines Werkes gehindert, das uns jetzt, bei der noch immer wachsenden Menge von Memoiren, sehr nützlich seyn würde, um frühere Zustände und Verhältnisse besser zu durchschauen, als es durch die oft gefärbten Gläser der Memoirenschreiber geschehen kann.

Bibliographie.

Essai sur l'histoire intérieure de Rome. — Von Gemont.

Annales, publiées par la section française de l'institut archéologique. — Erster Bd. Heft 1. 1836. 20 Fr.

Oeuvres de Chastellain. — Bildet einen Band von Buchon's Choix de chroniques. 10 Fr.

Arabien.

Die Chronik des Tabari.

Zu Paris erschien im Jahre 1836 die Chronik des Abu Dschafar Muhammed Tabari, nach der Persischen Bearbeitung des Abu Ali Muhammed Belami, aus Handschriften der Königlichen Bibliothek, übersetzt von Louis Dubeux. Von dem Umfange der schwierigen, von Herrn Dubeux unternommenen Arbeit kann der Leser sich einen Begriff machen, wenn er erfährt, daß die erschienene erste Lieferung, 280 Quartseiten stark, erst den 36sten Theil des Ganzen bildet. Was ist nun der Inhalt, fragt der Leser weiter; was für Resultate, was für Belehrungen hat man zu erwarten, wenn man sich in das Studium eines so voluminösen Werkes einläßt? Wir wollen es versuchen, diese Frage zu beantworten.

Der Autor, dessen Werk in dieser Französischen Bearbeitung vor uns liegt, ist um's Jahr 838 der christlichen Zeitrechnung in der Persischen Landschaft Tabaristan geboren, von der er den Beinamen führt; sein Tod fällt ins Jahr 922; vierzig Jahre seines Lebens hindurch arbeitete er an seiner umfassenden Weltchronik, die er in Arabischer Sprache abfaßte. Sein Werk erwarb im Orient schnell eine klassische Autorität; es wurde um das Jahr 976 ins Persische übersetzt. Der Uebersetzer, oder, richtiger gesagt, der Bearbeiter war Belami, Wesir des Sultans Abu Salib Mansur von Chorasan. Seine Bearbeitung ist verdienstlich und glücklich; er hat Kritik geübt, abgekürzt, zusammengezogen, er hat Wiederholungen und Widersprüche aus dem Original ausgemerzt. Diese Bearbeitung hat daher im Morgenland solche Gunst gefunden, daß das Original darüber in Vergessenheit gerieth; sie ist ums Jahr 1300 ins Türkische, zu Anfang des 16ten Jahrhunderts ins Dschagataische übertragen und ungefähr um dieselbe Zeit in die Ursprache des Originals, ins Arabische zurückübersetzt worden.

Die Bücher der Geschichten Tabari's beginnen mit der Kosmogenie und gehen bis auf die Regierung des Chalifen Moktader (um 920 der christlichen Aera) herab. Es ist interessant, zu beobachten, was ein Historiker, je nach der Zeit und nach dem Orte seines Auftretens, die Welt nennt. Man vergleiche z. B. unseren Perser Tabari mit dem nordischen Snorre Sturlason, dem Verfasser der unter dem Namen Heimskringla bekannten Weltbeschreibung. Snorris Welt besteht aus Skandinavien, den von Skandinavien ausgesendeten Kolonieen und den Ländern, wohin Skandinavische Abenteurer auf Krieg und Beute zogen; Tabari's Welt besteht aus Persien, Arabien, den Ländern um den Euphrat und Tigris, Syrien und Aegypten, mit einem Wort, aus den Ländern, wo die bis auf seine Zeit über Persien herrschenden Dynastieen ihre Heimath oder ihren Sitz gehabt. Weiter reicht seine Universalität nicht.

Tabari's Werk ist in sieben große Abschnitte getheilt; davon enthält der vierte die Geschichte der Sassanidischen Dynastie und der ersten Thaten des großen Propheten. Hier ist eigentlich die Gränze und der natürliche Ausgangspunkt, von wo an das Werk erst den Namen einer Historie verdient. Vor den Sassaniden und Muhammed ist für die orientalischen Historiker das mythologische, heroische, romantische Zeitalter, und zu diesen mythisch-phantastischen Elementen kommt noch ein theologisch-scholastischer Wust. Mit der Aera der Sassaniden nimmt die Erzählung erst den Charakter glaubwürdiger und ausführlicher Annalen an; mindestens ist ein Bestreben nach historischem Inhalt und historischer Wahrhaftigkeit zu verspüren. Davon macht indeß die Geschichte Muhammed's und seines Prophetenthums eine große Ausnahme; denn hier hat Tabari, als eifriger Sunnit, nicht ein Titelchen von all den Traditionen und Wundergeschichten weggelassen, womit man die ursprünglich so einfache Lebensgeschichte des Propheten der Moslemim durchwebt hat. Daher kommt es, daß Muhammed's Geschichte beinahe drei von den sieben großen Abtheilungen der Chronik des Tabari einnimmt; in den beiden letzten wird die Geschichte der Nachfolger des Propheten bis auf Moktader hinabgeführt.

Die erste Lieferung von der Uebersetzung des Herrn Dubeux bringt uns, wie der Leser leicht deuten kann, nur die Einleitung zum ganzen Werke und einige Kapitel von der ersten Abtheilung; sie reicht bis zu der Geschichte des Propheten Ayub (Hiob), auf welchen dann zunächst Moses folgt.

Wenn wir den Namen eines Historikers nur in der volleren und erhabeneren Bedeutung verstehen, die man neuerdings in Europa mit dem Worte verbinden gelernt hat, wenn der Historiker ein Mann seyn soll, der im Namen der Gegenwart ein unparteiisches, moralisches und literarisches Gericht über die Vergangenheit verwaltet, dann freilich ist Tabari nichts weniger als ein Historiker, sondern ein bloßer Kompilator. Er hat nicht einmal Geschick oder Lust, unter mehreren Versionen eines und desselben Ereignisses eine auszuwählen; vielmehr setzt er seine Ehre darein, mit der größten Umständlichkeit alle neben einander zu stellen. Die Verwirrung in seiner Chronologie übersteigt allen Begriff, alle Zeiten werden wie in einer tollen Zauberwirthschaft durcheinander geworfen. Die Traditionen, die dem Autor bei seiner Erzählung zum Grunde liegen, sind mit einander oft im größten Widerspruch. Nichtsdestoweniger blitzt ein und der andere Lichtstrahl aus diesem Chaos auf, und die Lektüre dieser ersten Kapitel ist nicht bloß recht interessant und anmuthig, sondern sogar lehrreich; — lehrreich, ja wohl, nur freilich liest und lernt man etwas ganz Anderes, als was der Autor sagen und lehren wollte.

Bei seiner Erzählung vom ersten Menschen hält sich der Autor an die Kosmogenie der Guebern oder Parsen: „Sein Name war Kasumors, d. h. der Lebende, Sprechende, Sterbliche." Wie kurz und herrlich ist die Dessultion! Die Vorstellung von der weltregierenden göttlichen Allmacht, von dieser durch den Islam in ihrer abstraktesten Gewalt aufgefaßten Allmacht, bildet gewissermaßen den Hintergrund oder die große dunkle Tafel des Gemäldes, worauf der Annalist die unabsehbare Reihe der Menschengestalten aller Zeitalter erstehen, vorüberschweben und vergehen läßt. Die Allegorieen, wodurch der orientalische Erzähler die winzige Kleinheit des Menschlichen auch in seiner größten Herrlichkeit, der unermeßlichen Gottesmacht gegenüber, versinnlicht, sind von eigenthümlicher, spitzfindiger Großartigkeit: „Als Salomon, der König der Welt, der Herr der Menschen und der Geister, gestorben war, blieb er noch ein Jahr lang aufrechtstehen, auf seinen Stab gestützt, und keiner wußte, ob er todt wäre oder schliefe oder ob er noch lebte. Da kam eine weiße Ameise und zernagte den Stock, und der Stock brach, und Salomon fiel um. Da kam Verwirrung unter die Dews, unter die Peri's, unter die Menschen." Der Umsturz der Welt veranlaßt durch eine Ameise; bei Aesop wäre das albern, bei Tabari ist es erhaben. Die Ameise ist das Werkzeug, dessen sich der allmächtige Gott bedient; mehr braucht es nicht in seiner Hand, um die Welt umzukehren.

Folgende Mythe hat Tabari, wie manche andere, dem Talmud nachgebildet. „Nimrod herrschte tausend Jahr, und in seiner Macht verglich er sich Gott. Da schickte Gott eine Mücke, die blind war auf einem Auge und lahm auf einem Fuße, und gab der Mücke ein, daß sie aus der Luft hinabflog durch Nimrod's Nase in sein Gehirn. Da hob die Mücke an, zu nagen an seinem Gehirn, und Nimrod schlug mit Fäusten an seine Stirne vor Schmerz. Vierhundert Jahre duldete er die Qual der Mücke und starb. Die Herrschaft wich von seinem Hause und kam zu den Aramäern, bei denen sie geblieben ist 300 Jahr; von diesen kam sie zu den Persern. Gott sey mit euch!"

Damit läßt uns der morgenländische Annalist stehen, nachdem er in einer Zeile zwei große Herrschaftsumwälzungen abgefertigt hat; er läßt uns stehen mit der furchtbaren Lehre und Warnung von der stolzesten, unumschränktesten menschlichen Herrschermacht, die 400 Jahre lang von einer einäugigen und lahmen Mücke bis zu Tode gequält werden.

Einen gigantischeren Mythus giebt es nicht, als den, wonach derselbige Nimrod den mächtigen Gott herausgefordert. Nimrod und sein Wesir besteigen einen Wagen, an welchen vier Greife gespannt sind. Sie steigen in den Lüften empor einen Tag und eine Nacht; da befiehlt Nimrod dem Wesir, ein Fenster abwärts zur Erde zu öffnen. „Mein Herr und König," erwiederte der Wesir, „ich sehe Staub." Und weiter stiegen sie einen Tag und eine Nacht, und abermals öffnete der Wesir das Fenster und sprach: „Mein Herr und König, ich sehe Rauch." Da schwebten sie ferner in die Höhe einen Tag und eine Nacht, und Nimrod sprach zum Wesir: „Mach auf." Der Wesir öffnete; frug ihn Nimrod: „Was siehest Du?" — Sprach der Wesir: „Ich sehe nichts." Darauf spannte Nimrod — möge er verflucht seyn von Gott! — die Sehne seines Bogens und that seinen Köcher auf und nahm drei Pfeile und schoß sie gen Himmel. Da befahl Gott der Herr dem Engel Gabriel, dem Nimrod die Pfeile zurückzusenden und sie vorher mit Blut zu färben. Da sprach Nimrod: „Ich habe den Gott Abrahams vernichtet", und er wendete seinen Wagen und fuhr wieder zur Erde hinab." — Wie klein, wie schwach sind Phlegyas und Kapaneus neben diesem Nimrod, wie Schade, daß Dante diese riesenhafte Legende nicht gekannt hat.

Aus der Traditionen der Hindus, oder vielleicht aus einer älteren gemeinschaftlichen Traditionen des ursprünglichen Orients, hat Tabari die

*) T. I. p. 148—161. — Die Marquise von Crequi erwähnt dieser Sache ebenfalls T. IV. p. 92—100.

Kaabe, daß Adam, als Gott ihn aus dem Paradiese trieb, auf die einsame Bergspitze von Serandib verwiesen wurde. Ist Serandib das Taprobane der Alten, die Insel Ceylon? Tabari bemerkt ausdrücklich, daß der Berg in Indien liege; doch weiter läßt sich nichts entscheiden. Dagegen ist es eine ganz späte, rein Muhammedanische Sage, daß Eva's Sündenfall bei Dschidda geschehen, daß Adam und Eva einander später in Mekka wiedergefunden, und daß die Hütte, worin der Engel Gabriel den Adam nach dem Sündenfalle besucht, zur heiligen Kaaba in Mekka geworden. Man sieht, wie der Islam seine heiligsten Traditionen und Gebräuche an jene ersten Erinnerungen und Ahnungen, an jene Mysterien von der Wiege der Menschheit anzuknüpfen sucht. Zugleich mögen wir an diesem Beispiele lernen, wie man auf orientalische Traditionen, sobald sie einmal durch das Medium des Islam gegangen, durchaus nichts mehr geben darf. Man müßte alle historische Wahrheiten und Wahrscheinlichkeiten, alle Analogieen in den Wind schlagen, um in der Gegend von Mekka den ursprünglichen Heerd der Asiatischen Völkererzeugung zu suchen.

Der alte National-Heros der Perser, Dschemschid, dessen Name von Delhi bis Moskau zu einem Symbol des Glanzes und der Herrlichkeit geworden ist, und der bei den Griechen den Namen Achaemenes führt, dieser kommt auch in Tabari's Annalen vor; hier aber wird er in die Zeit vor der Sündfluth gesetzt, und seine tausendjährige Regierung war voll Frevel und Grausamkeit.

Sehr häufig sind in diesen unsicheren Anfängen, in diesen mythischen Präludien zur Geschichte des Orients, die Hindeutungen auf Alexander's Heldenthaten. Auch bei Tabari wird dieses Eroberers erwähnt, und zwar unter seinem orientalischen Beinamen Dh'ûlkarnein.

Im 44sten Kapitel kommt eine wissenswürdige Notiz von der ursprünglichen Eintheilung Asiens vor. König Afridun, der in die Zeit zwischen Noah und Abraham gesetzt wird, hat drei Söhne, die nach seinem Tode das Erde theilen. Der Erste heißt Tûr, der zweite Salm, der dritte Iradschê. Des Letzteren Reich ist an den Ufern des Euphrat und Tigris, in der Mitte der Erde; die beiden Anderen werden an die beiden äußersten Enden der Welt verwiesen. Wir sehen also, daß der Hauptsitz, vielleicht das ursprüngliche Centrum der Kultur und mythischen Bildung, im Gegensatz zu barbarischen wilden Volksstämmen gedacht wird, die ihm zu beiden Seiten benachbart sind. Man ist nicht einig darüber, ob Tûr, Turân das Bergland von Armenien und Georgien oder das Turkestanische Steppenland bedeuten soll. Beide Meinungen sind eifrigst verfochten worden; die Entscheidung steht dahin, und am wenigsten kann sie hier gegeben werden.

Wir haben von Tabari's Chronologie gesprochen; bei aller seiner Verwirrung und zum Theil durch die Art seiner Verwirrung ist dies ein interessanter Gegenstand. Die neueren Geologen und Kosmographen werden sich wundern oder freuen, wenn sie lesen, was der Muhammedanische Gesetzesgelehrte in seinem dritten Kapitel behauptet: Unter den sechs Tagen, an welchen Gott die Welt erschaffen, seyen eben so viel Zeiträume von tausend irdischen Jahren zu verstehen. „Wenn Gott gewollt hätte, so vermochte er die Welt in einem Augenblick zu erschaffen; aber er hat eine lange und geraume Zeit zur Schöpfung gebraucht, damit Du lernest, daß ein Weiser sein Werk verrichten soll mit Bedacht, mit Einsicht und Verstand."

Tabari hegt die Meinung, die auch bei den Christen während der ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung sehr verbreitet gewesen ist, daß nämlich der Welt Ende tausend Jahre nach der letzten Gesetzesverkündigung eintreten würde. „Gott, der Allmächtige und Unvergleichliche, hat bestimmt, daß diese Welt siebentausend Jahre dauern sollte von dem Tage an, da sie vollendet war. Der Prophet ward geboren, da 6000 Jahre verflossen waren, noch nicht voll, aber beinahe; denn wie viel es genau an der Zeit gewesen ist, das kann Niemand wissen." Weiterhin stellt Tabari, unter ausdrücklicher Berufung auf die Bücher Mosis, eine Zeitrechnung auf, die sich aber weder mit dem Hebräischen, noch mit dem Samaritanischen, noch mit dem Griechischen Texte verträgt. Citate und Berufungen auf den Pentateuch und die Evangelien kommen überhaupt bei Tabari sehr häufig vor, aber immer grundfalsch. Der Orientale kennt jene Bücher, nur in einer durchgängigen unheilbaren Verunstaltung. Das erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, woher die Muselmänner im 10ten Jahrhundert ihre Kenntniß unserer Religions-Quellen schöpften: für die Bücher Mosis aus dem abgeschmackten Wust der Masoreten, für die Evangelien aus den mystischen Grübeleien und aus den untergeschobenen Büchern der Gnostischen und Sabäischen Sekten.

Merkwürdig ist Tabari's Ansicht von den letzten Dingen der Welt, wobei der Muselmann dem göttlichen Lehrer des Christenthums einen hohen Rang und eine bedeutende Rolle zuerkennt. Wir theilen die Weissagung von der Welt Ende, wie sie unter den Sunniten gilt, aus Tabari's 23stem Kapitel hier mit: Sobald der Deddschal, d. i. der Antichrist, nach Jerusalem gekommen seyn wird vor das Angesicht Jesus, des Sohnes der Maria — Friede sey mit ihm! — so wird die ganze Größe seines (des Antichrist) Leibes schwinden, und er wird dünn werden, als ein Haar. Auch wird Jesus ihn nicht dulden vor seinem Angesicht und wird dem Mahdi (eine Art Vorläufer Christi) befehlen, ihn zu tödten; dann werden die Menschen auf Erden sich des Friedens erfreuen, und Jesus wird den Mahdi als seinen Statthalter auf Erden einsetzen, und der Mahdi wird seyn auf Erden der Statthalter des allerhöchsten Gottes und Jesu. Alsdann wird die Welt wachsen und blühen in Frieden und Gerechtigkeit und wir hoffen, daß zu solcher Zeit der Tag des Gerichtes eintreffen wird."

In Tabari's dreißigstem Kapitel finden wir eine andere symbolische Prophetie, die offenbar dem christlichen Dogma entlehnt ist: „An dem Tage, wo die Posaune zum Ende der Dinge erschallt, da werden alle Todten aus ihren Gräbern aufstehen. Und der Tod wird mitten eingeführt werden in Gestalt eines Baumes, und man wird den Tod tödten. Wenn nun der Tod wird getödtet seyn, so wird Niemand mehr können Todes sterben." Was haben wir hier vor uns? Nicht etwa ein uraltes tiefes Mysterium aus den Anfängen des Asiatischen Völkerlebens, sondern eine leicht zu erkennende ungeschickte Nachahmung des erhabenen Bildes im 2ten Kapitel der Offenbarung Johannis, wo unter dem Bilde des geopferten Lammes der Erlöser erscheint, welcher durch seinen Tod die Hölle überwunden und den Tod selber getödtet hat.

So viel von Mythen und Mysterien; wir müssen aber auch ein Pröbchen davon mittheilen, wie Tabari mit seiner Zeitrechnung in historischen Dingen, die sich kurz vor der Hedschra zugetragen, unrettbar im Argen liegt. Die bekannte Legende von den Siebenschläfern hat sich laut unserem Autor zur Zeit eines Königs zugetragen, der Decius hieß, und dieser König herrschte, bevor Jesus, der Sohn der Maria, geboren war. Sieben Günstlinge des Königs Decius wurden insgeheim Muselmänner und verbargen sich in einer Höhle; Gott, der Allgepriesene, verschloß die Höhle, und die Männer drinnen blieben todt liegen dreihundert und etliche Jahre, bis der allmächtige Gott sie wieder zum Leben erweckte in den Tagen Jesu, des Sohnes der Maria. Der Anachronismus beträgt beiläufig 350 Jahre, und dies Beispiel gehört keineswegs zu den ärgsten.

Was man ferner aus Tabari mit großer Verwunderung kennen lernt, das ist die überaus spitzfindige Subtilität und Kasuistik, womit die angesehensten Gesetzlehrer des Islam schon im vierten Jahrhundert der Hedschra über die Auslegung ihrer Religionsgesetze und über die Erfüllung ihrer Religionspflichten verhandelten. Der Prophet Ayub (Hiob) hatte, im bitteren Zorne über sein Weib, geschworen, ihr hundert Stockschläge zu geben. Als sein Zorn verraucht ist, als das Weib seine Verzeihung verdient und erhalten hat, nimmt der Prophet seine Zuflucht zu einem possierlichen Kunstgriff, um seinen Schwur zu halten, ohne daß es dem Weibe wehthue. Bei dieser Gelegenheit läßt sich Tabari in eine überaus umständliche Dissertation über die Frage ein, zur großen Bequemlichkeit:, für diejenigen, so ihres Eides wollen ledig werden, ohne ihn zu brechen." In dieser Praxis hat man es freilich heute weit genug gebracht, aber für die Theorie können wir noch immer bei den alten Muselmännern, und namentlich bei Tabari in seinem 67sten Kapitel, in die Lehre gehen.

Anmuthiger als diese Sophismen sind die Züge von naiver Natürlichkeit, welche er in die Geschichte Joseph's einwebt. „Jussuf hatte an Schönheit zehnmal mehr als alle übrige Geschöpfe zusammengenommen. Rail, das Weib Putiphar's, seines Herrn, wurde von anderen Weibern wegen ihrer Liebe zu ihm gescholten; sie lud deren fünf in ihr Haus zu einem Gastmahl. Jussuf war verborgen in einem Zimmer neben dem, in welchem die Weiber zum Gastmahle saßen. Und Rail gab einer jeden der Weiber eine Citrone, um sie nach Tische zu essen, und gab jeder ein Messer in die Hand, die Citrone zu zerschneiden. Da trat Jussuf zu ihnen herein und setzte sich nieder, und der Glanz seines Auges traf ihre Augen und blendete sie. Und die Weiber hatten alle fünf die Messer an die Citrone gelegt, aber ihre Augen blieben haften an Jussuf und sie schnitten alle fünf sich in die Hand. Und das Blut lief herunter, aber sie merkten es nicht. Denn sie waren außer sich und ihr Verstand von ihnen gewichen vor der großen Schönheit Jussuf's. Da sprach Putiphar's Weib zu ihnen: Sehet Ihr, dieser ist's, um dessen willen Ihr mich gescholten habt."

Wir sehen der Fortsetzung dieses Werkes durch Herrn Dubeux mit Verlangen entgegen. Das Werk ist höchst mannigfaltig, inhaltreich, und trägt auf ausgezeichnete Weise das Gepräge des Asiatischen Geistes. Ein besonderer Dank gebührt der Londoner Gesellschaft für die Uebersetzung orientalischer Werke, die dieser Arbeit ihr Patronat auf höchst rühmliche und uneigennützige Weise zugewendet, die Kosten des Druckes bestritten und dabei doch gestattet hat, daß die Uebersetzung Französisch und in Frankreich erscheinen konnte. So ist es der wahren Wissenschaft würdig, die keinen kleinlichen Neid auf fremden Ruhm kennt. So möge denn die freudigste Anerkennung von Seiten des Publikums aller Nationen das Verdienst des Französischen Uebersetzers und der wackeren Londoner Gesellschaft krönen.

Mannigfaltiges.

— Französische Preis-Aufgabe über Deutsche Philosophie. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris hat auf Betrieb des Herrn Victor Cousin die kritische Untersuchung der Deutschen Philosophie zum Gegenstand ihrer so eben publizirten großen Preis-Aufgabe gemacht. Indessen ist es nicht sowohl der Preis als die Aufgabe, was groß ist, denn er beträgt nur 1500 Franken. Die Aufgabe lautet folgendermaßen: „1) Durch genaue Analysen sind die hauptsächlichsten Systeme darzustellen, welche seit Kant — diesen mit eingeschlossen — bis auf unsere Zeit in Deutschland erschienen sind. Man hat sich dabei vorzüglich an das Kantische System zu halten, welches das Grund-Prinzip aller anderen war. 2) Diese Philosophie ist kritisch zu würdigen; die Grundsätze, auf denen sie beruht, die Methoden, die sie anwendet, die Resultate, zu denen sie gelangt ist, sind zu erörtern; das Irrthümliche und das Wahre darin ist aufzusuchen und endlich dasjenige analytisch darzustellen, was in den Augen einer gesunden Kritik von der philosophischen Bewegung in Deutschland unter der einen oder der anderen Form mit Fug und Recht (légitimement) bestehen bleiben kann." — Die Arbeiten, die unter den üblichen Formen spätestens bis zum 31 Dezember 1838 in den Händen der Akademie seyn müssen, können entweder in Französischer oder in Lateinischer Sprache abgefaßt seyn.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 15. Berlin, Freitag den 3. Februar 1837.

Asien.

Honigberger's archäologische Forschungen.

Martin Honigberger, ein Deutscher aus Siebenbürgen, wurde 1795 in Kronstadt geboren. Nachdem er die Apothekerkunst studirt hatte, verließ er 1815 seine Heimath, um eine lang genährte Sehnsucht, die ihn nach dem Orient trieb, befriedigen zu können. Er ging zunächst nach Konstantinopel, wo er nur kurze Zeit verweilte, und reiste dann durch Anatolien und Syrien nach Aegypten. Dort trat er in die Dienste Mehmed Ali's; aber die Verwüstungen, welche die Pest in Kahira anrichtete, bestimmten ihn, diese Stadt und Aegypten bald zu verlassen und seine ursprünglichen Reisepläne auszuführen. Während seines Aufenthalts in Aegypten hatte er sich in der Medizin gründliche Kenntniß erworben und mit den Sitten des Orients vertraut gemacht. Er durchwanderte Syrien als Arzt, begab sich mit einer kleinen Karawane von Damaskus nach Bagdad und besuchte dann hinter einander die Städte Bassora, Buschir, Schiras und Ispahan. Das westliche unabhängige Indien und die beinahe noch unbekannten Länder zwischen Persien und jenem Theile Indiens waren sein hauptsächlichstes Augenmerk. Er beabsichtigte, die östlichen Provinzen Persiens zu bereisen und über Herat nach Kabul und Kaschmir oder nach dem Pendschab vorzudringen. Da der Krieg mit Rußland ihm die Reise in die östlichen Provinzen von Persien sehr erschwerte, so kehrte er über Kermanschah nach Bagdad und Bassora zurück, an welchem letzteren Orte er sich nach Maskat und von da nach Bender-Karaschi, dem besuchtesten Hafen von Sinde, einschiffte. Dann besuchte er, den Indus, Dschunad und Kawai hinaufsegelnd, die Städte Heiderabad, Chairpuhr, Multan und Lahohr. Rundschit Singh bedient ihn als Arzt an seinem Hofe und übertrug ihm dabei die Leitung der Pharmakopöen und Pulver-Fabriken. Die Güte dieses Fürsten und die Freundschaft der ihn umgebenden Europäischen Beamten konnten unseren Reisenden jedoch von dem Wunsche, seine Heimath wieder zu besuchen, nicht abbringen. Rundschit Singh würde ihm die Erlaubniß zur Abreise nicht lange vorenthalten haben, hätte nicht Honigberger einen vornehmen jungen Moslim zurückgelassen, der sich unter seiner Leitung zum Arzte gebildet hatte.

Der Reisende wollte anfangs den Indus hinab und nach Bombay fahren, um dort nach Bassora sich einzuschiffen, von wo er über Aegypten in die Europäische Heimat zurückzukehren gedachte. Als er aber in Multan ankam, fand er sich veranlaßt, seinen Plan zu ändern und die Handels-Straßen in Central-Asien bis nach Rußlands Gränze zu verfolgen. Er besuchte zunächst Afghanistan, wo Dschabar Chan, der Bruder des Dost Muhammed Chan und jetziger Regent des Landes, ihm gastfreie Aufnahme gewährte. Hier konnte er seine wissenschaftlichen Nachforschungen ungehindert anstellen.

Honigberger verweilte ein paar Monate in Afghanistan, vertraute dann seine archäologischen Sammlungen der Obhut des Herrn Allard in Lahohr, und verließ Kabul mit einer Karawane, die nach Balch und Bochara abging. Sein Aufenthalt in Bochara dauerte beinahe vier Monate. Dann zog er mit einer anderen Karawanen-Gelegenheit durch die Steppen Kiptschak, Karakum und der Kirgisen nach Orenburg und endlich von Orenburg über St. Petersburg in seine Heimat. In der Folge besuchte er Frankreich und England. In Paris stellte ihm der damals dort anwesende General Allard seine Sammlungen wieder zu.

Herr Honigberger hat die Absicht, seine reichhaltigen Notizen zur Grundlage einer Reisebeschreibung zu machen, in der er besonders ausführlich von Afghanistan und dem Pendschab handeln wird, zweien Ländern, deren gründliche Erforschung ihm weit eher möglich war, als jedem früheren Reisenden. Auf seinen Wanderungen durch Syrien und Kleinasien widmete Herr Honigberger einem Handelszweige, der in Europa wenig bekannt, aber in jenem Theil des Orients sehr blühend ist und einer Menge Familien sicheren Erwerb giebt, seine Aufmerksamkeit. Es ist dies der Handel mit Medaillen und antiken geschnittenen Steinen, welcher fast ganz in den Händen der Goldschmiede und Geldwechsler sich befindet. Diese Leute kaufen dergleichen Antiquitäten zu einem niedrigen Preise und schmelzen sie um, oder verkaufen sie mit ungeheurem Vortheil. Honigberger bewahrte viele werthvolle Münzen der Seleuciden und Arsaciden vor den Schmelztiegeln, denen sie bereits zugedacht waren.

Höchst interessant ist besonders dasjenige, was uns Herr Honigberger über die alten gewöhnlich auf Anhöhen befindlichen Denkmäler mittheilt, in denen sich in der Regel Denkmünzen und andere Kostbarkeiten befinden, und die höchst wahrscheinlich Mausoleen längst verstorbener Großen sind. Herr Honigberger nennt sie in der Regel bloß Topé, doch werden sie in der Sprache der Eingeborenen gewöhnlich Dagops genannt. Diese Denkmäler wurden bis vor kurzem gar nicht gekannt, da sie meistens die natürlichen Gipfel der Anhöhen bilden und erst die angestellten Nachgrabungen zur Entdeckung völlig massiver Bauwerke geführt haben, die meistens das Ansehen eines alten platten Thurmes haben.

Während Honigberger's Aufenthalt in Lahohr öffnete der General Ventura den berühmten Top von Manikyala, der ihm eine reichliche Ausbeute von Medaillen gewährte. Der günstige Erfolg veranlaßte unseren Reisenden, als er, auf seiner Wanderung nach Kabul, zu dem schönen Top von Scheleri-Bala kam, dieses Monument unter dem Beistande Dschabar-Chan's zu öffnen. Hier traf er auch Herrn Masson, der einige Zeit vor ihm nach Afghanistan gekommen war und die Ruinen abzeichnete. Beide Alterthumsforscher wirkten jetzt gemeinschaftlich zum Besten der Wissenschaft.

Zu Dschalalabad, welchen Ort Honigberger kurz vor seiner Abreise nach Bochara besuchte, entdeckte er ungefähr dreißig Tops von verschiedenen Dimensionen, aber nur sechs oder sieben derselben lieferten ihm Artikel von einigem Werthe. Er erfuhr bald, daß die Eingebornen in dem Wahne ständen, diese antiken Monumente lieferten ihm gewaltige Schätze, und er hielt es darum für gerathen, die Ergebnisse seiner Nachgrabungen öffentlich vorzuzeigen; dies befriedigte aber den Argwohn und Geiz der Afghanen keineswegs, und beinahe hätte die Sache einen schlimmen Ausgang genommen. Man wollte durchaus nicht glauben, daß ein gescheidter Mann, und obendrein ein Franke, so viel Zeit und Mühe an bloße Lappalien verwenden würde, und schloß daher, die Stücke Mörtel und Asche, welche Honigberger zu Tage förderte, müßten irgend eine geheime Kraft besitzen. Auf Befehl des Statthalters von Bamian wurde der Reisende an den Gränzen von Kabul festgenommen und nach der Festung Achrabad geschleppt, wo man einen Theil seiner Effekten in Beschlag nahm. Der Statthalter suchte unter den ausgegrabenen Stücken vergeblich den mit Bestimmtheit erwarteten Stein der Weisen und entließ Honigberger endlich mit vielen Entschuldigungen. Der Letztere berichtete über diese Behandlung an Dost Muhammed Chan, erhielt aber nur eine Antwort voll nichtiger Ausflüchte und Versprechungen.

Während seiner Anwesenheit in Bamian und Balch kam er in den Besitz einiger alter Baktrischer Münzen, worunter ein sehr schön erhaltener goldener Mokadphises,*) von demselben Gepräge, wie eine andere Münze dieser Art, die er in dem Top von Kemri entdeckt hatte. Auch sammelte er in Bochara eine Anzahl sehr werthvoller Silbermünzen und zwei goldene, von denen eine aus den späteren Zeiten der Indo-Skythischen Dynastie zu seyn scheint. Die numismatische Sammlung des Reisenden wurde hier ferner durch beinahe funfzig geschnittene Gemmen bereichert, darunter: ein Karniol, auf welchem ein Mann in langem Medischen Gewande einem beflügelten Löwen mit einem Dolche droht — ein gefärbtes Glas, das einen Löwenkopf zeigt, nebst Inschrift in Pehlwi-Charakteren — ein dergleichen mit dem vortrefflich ausgeführten Portrait eines Fürsten und einer Inschrift in unbekannten Charakteren.

Der erste Top, der Herrn Honigberger besonders interessirte, war der oben erwähnte, den die Eingebornen den Thurm der schwarzen Säule von Scheleri-bala nennen. Er ist vier Stunden von Kabul entfernt und steht auf einer künstlichen Anhöhe. Dieses Denkmal hat das äußere Ansehen einer Kuppel, ist von oben verstümmelt, muß aber von sehr eleganten Verhältnissen gewesen seyn.

Das Material bilden ungeheure, sehr harte und fast unbehauene Steine, mit einem Anwurfe von Kalk, den der Regen beinahe ganz weggespült hat. Der untere Theil des Gebäudes ist so gut als Ruine; aber man darf wohl daran zweifeln, ob es jemals eine vollkommen gleichförmige Oberfläche hatte; denn die Basis fast aller übriger Tops von Afghanistan ist unregelmäßig oder vielmehr eine formlose Masse von Steinen und Mörtel. Ueber der Basis befindet sich eine Art Gürtel, sechs bis sieben Fuß hoch und von kleinen Säulen gebildet, die einer Reihe von Bogen als Stützen dienen. Dieser Theil der Architektur, dessen Projection nur gering ist, macht den schönsten Effekt.

Der Erdwall, welcher dem Top als Basis dient, ist hohl und ruht vermuthlich auf unterirdischen Grundlagen. Sein Umfang beträgt etwa 2000 Schritt. Der Besitzer des Grundstücks, auf welchem der Top steht, erzählte Herrn Honigberger, er habe vor zehn oder zwölf Jahren in einiger Entfernung von dem Monumente einen Kanal zur Wässerung seiner Felder anlegen lassen. Da entdeckten die Arbeiter, wie er

*) Die Herren Masson, Prinsep und Honigberger leiten den Namen dieses Königs wohl minder richtig Kadphises.

sagte, eine in der Richtung des Erdwalls laufende unterirdische Gallerie, die unter dem Top selbst endigen mußte. Sie waren mit brennenden Fackeln in diese enge Passage getreten, kehrten aber mit ausgelöschten Fackeln zurück und berichteten, dieselben seyen durch die Flügel großer Fledermäuse, welche beständig um sie herum geflattert, verlöscht worden. Wenige Tage darauf waren die Arbeiter nebst ihren Familien aus dem Lande verschwunden, ohne Jemand ein Wort davon zu sagen. Die anderen Einwohner kamen jetzt natürlich auf den Verdacht, daß Jene einen großen Schatz mit sich fortgeschleppt haben möchten, und diese Vermuthung erhielt beinahe Gewißheit, als einige andere Arbeiter, auf Befehl des Eigenthümers, durch den unterirdischen Gang in eine große Gallerie unter dem Top kamen, wo sie einige lose Stücke Silber vorfanden. Herr Honigberger wollte sich gern selbst von der Wahrheit der Sache überzeugen und versuchte es, in den unterirdischen Gang zu gelangen; aber die Erde war dermaßen eingesunken, daß er diesen Versuch wieder aufgeben mußte.

Herr Honigberger begann damit, daß er am Gipfel des Top graben ließ, dessen verfallener Zustand leichten Zutritt in das Innere zu versprechen schien. Die Arbeitsleute fanden in den Rissen Schlangen, Skorpione und ganze Nester von großen Wespen, und es kostete unseren Reisenden viele Mühe, sie zu bewegen, ihre Arbeit fortzusetzen. Nach zwölftägigem angestrengten Nachgraben war man noch nicht viel tiefer als die Mitte gekommen und hatte weiter nichts vorgefunden, als eine Art von viereckiger Zelle, aus regelmäßig behauenen Steinen erbaut. Diese ungefähr acht Fuß im Quadrat haltende Zelle war mit großen rauhen Steinen angefüllt. Herr Honigberger wollte jetzt nicht weiter von oben herab graben lassen, sondern ließ eine kleine Oeffnung am Fuße des Monumentes erweitern und dann in horizontaler Richtung gegen den Mittelpunkt miniren. Obwohl man bei diesem Geschäft harte Steine durchbrechen mußte, die ein noch härteres Cement verkittete, so kamen die Arbeiter doch in weniger als drei Tagen dem Centrum bis auf drei Fuß nahe. Hier stießen sie auf eine neue Construction von runder Form und aus sehr kleinen zusammengekitteten Steinen bestehend, die eine enge Zelle von einem Fuß im Gevierte einschlossen. Die Zelle selbst bildete sechs Platten von schwarzem Stein, die sehr regelmäßig behauen waren. In dieser Central-Zelle, die zwei oder drei Fuß über dem Boden anfing, entdeckte Herr Honigberger eine Büchse aus glattem kompakten Topfstein (ollaris) mit grauen und schwarzen Adern auf gelbem Grunde. Die Büchse ist über 4 Zoll hoch und hat 3½ Zoll im Durchmesser. Sie besteht aus drei Fachwerken; das erste ist der Deckel, auf dessen Außenseite Baktrische Charaktere stehen, die aber so undeutlich sind, daß ihre Entzifferung wohl unmöglich seyn dürfte. In der Mitte des zweiten Fachwerks befindet sich eine Art Phiole, und das dritte enthielt eine Mischung von Staub und Asche, worin man verschiedene werthvolle Artikel fand, namentlich: eine Granate und einen Türkis, beide herzförmig zugeschnitten; eine Anzahl sehr kleiner Goldblättchen, von verschiedener Form, die größeren gefaltet oder zusammengerollt und einige an einen kleinen Ring von demselben Metalle befestigt; eine goldene Verzierung, aus drei kleinen Kügelchen bestehend, die so zusammengefügt waren, daß sie in jeder Position eine pyramidalische Erhöhung bildeten. Zu diesen Dingen kam noch ein wohl erhaltener Papyrus, auf dessen Rückseite schwarze Baktrische Charaktere standen. Die Substanz dieses kostbaren Papyrus, der einzigen geschriebenen Reliquie aus jenen Zeiten und Gegenden, die man bis jetzt vorgefunden, ist so zerreiblich geworden, daß sie nur durch einen chemischen Prozeß entfaltet und ausgebreitet werden kann. Die untere Höhlung der Stein-Büchse enthielt eine kleine Schachtel aus leicht oxydirtem Silber von roher Arbeit, und in dieser steckte wieder ein goldenes Büchschen, das einige Fragmente verkalkter Knochen, zwei gleichfalls verkalkte Perlen, zwei kleine goldene Ornamente und endlich einen oval geschnittenen Rubin enthielt.

Die Entdeckung dieser merkwürdigen Artikel veranlaßte Herrn Honigberger, noch einen anderen Top zu öffnen, der Burdschi Kemri heißt und ungefähr eine Meile von dem erstgenannten entfernt liegt. Dieser faßt, wie jener, auf einem von unterirdischem Gebäu getragenen künstlichen Erdwall, den Herr Honigberger zum Theil untersuchte, indem er durch massive Gallerieen in kleine gewölbte Gemächer eintrat, die aber nichts Merkwürdiges enthielten. Es fehlte ihm an Zeit, um auch die anderen Gallerieen auszugraben.

Der Burdschi Kemri ist weniger hoch, als jener andere Top; er mißt nur etwa 40 Fuß in der Höhe und beinahe 50 im Durchmesser. Seine Verhältnisse sind nicht so elegant; auch ist er minder gut erhalten und sein Gipfel ganz eingestürzt. Aus den Borsten und selbst aus den Fugen der Steine wächst üppiges Gras, und der Boden ringsumher ist mit Trümmern bedeckt, welche der Regen oder steinbrechende Pflanzen losgerissen haben. Durch Erfahrung belehrt, fing Herr Honigberger das Nachgraben an der Basis des Gebäudes an, und schon am zweiten Tage waren sie dem Mittelpunkt sehr nahe. Sie stießen hier auf ein inneres Bauwerk von runder Form, das eine sehr harte Bekleidung von Mörtel hatte. Im Innern war eine Höhlung, die etwa einen Fuß im Gevierte maß, und in welcher ein vergoldetes bronzenes Becken stand. Das Becken war rund, sehr oxydirt und maß etwa acht Zoll im Durchmesser. Ein darüber liegendes feines Tuch zerfiel bei der ersten Berührung in ein dunkelrothes Pulver, das Herr Honigberger sorgfältig sammelte. In dem bronzenen Becken befand sich eine Mischung von sehr schöner Erde, Baumrinden und Fragmenten eines weißlichen harzartigen Stoffes. In der pulverigen Erde am Boden des Gefäßes lagen: ein in Herzform zugeschnittener Türkis, ein anderer Edelstein von sphäroidischer Form und violetter Farbe und einige goldene Ornamente, der werthvollste Artikel aber, den dieses Gefäß barg, war ein sehr schön gearbeiteter und vollkommen wohl erhaltener Mokadphises aus Gold, dessen Avers die Büste eines bärtigen Mannes darstellt, der eine cylinderförmige Mitra trägt. Das Gewand scheint das der Skythischen Könige von Baktrien zu seyn. Jede von beiden Händen führt ein Königliches Attribut: in der einen befindet sich eine Keule und in der anderen ein etwas undeutlicher Gegenstand, der höchst wahrscheinlich die Ankusa, ein Instrument, womit man Elephanten lenkt, vorstellen soll. Die im Kreise laufende Inschrift ist Griechisch, sie lautet: „MOKAΔΦICHC BACIAEVC" (König Mokadphises). Auf dem Revers sieht man eine stehende nackte Figur. Die linke Hand derselben ist mit dem Fell eines wilden Thieres bedeckt und hält ein Instrument, das in Form einer Kugel endet; die erhobene Rechte ruht auf einer Angriffs-Waffe, einem Stabe, der mit einem Dreizack endet und dessen Handhabe ein Beil ist. Die im Kreise laufende Inschrift, in Baktrischen Charakteren, ist durch Friction unkenntlich geworden, läßt sich aber durch die Inschrift eines anderen Exemplars ergänzen. Außer diesen Artikeln enthielt das bronzene Gefäß noch einen silbernen Cylinder, mit einem Petrefakte darin, das die Höhlung beinahe ganz ausfüllte. Naturforscher erklären dieses Petrefakt für versteinertes Holz.

Zunächst schenkte Herr Honigberger einem Orte seine Aufmerksamkeit, der bei den Eingebornen Sih Top (die drei Tops) heißt. Wirklich findet man hier drei Tops von ziemlich gleicher Höhe, die am Abhang eines Berges liegen, ungefähr 1½ Stunden von dem Burdschi Kemri entfernt. Der Reisende untersuchte den größeren Top, der an Bau und Figur mit dem oben beschriebenen im Wesentlichen übereinkam. Man fand in diesem Monumente nichts, als eine kleine hübsch gearbeitete Lampe aus Serpentinstein, welche Fragmente eines weißlichen leicht entzündbaren Harzes enthielt. Die Lampe ist mit Rosen und Löwenköpfen geziert, und am Vordertheil befindet sich das Haupt eines fantastischen Thieres, in welches man ein Loch gebohrt hatte, um den Docht hineinzustecken.

Ein anderer Top in der Nähe von Kabul, den Herr Honigberger geöffnet und etwas zu früh wieder verlassen hatte, wurde nach ihm von Herrn Masson untersucht, der verschiedene werthvolle Artikel, unter anderen acht schöne Goldmünzen, in demselben vorfand. (J. A.)

Frankreich.

Der Salon der Mlle. Contat.

(Fortsetzung.)

Da ich mir denken konnte, daß der Salon der Mlle. Contat größtentheils aus interessanten Personen bestehe, so bat ich Herrn von Ségur, mir die ausgezeichnetsten zu nennen. — „Der kleine Mann dort", sagte er, „mit den demüthig gesenkten Blicken und der bescheidenen Haltung, der sich beständig in einen Winkel des Saales drückt, damit man ihn aufsuchen soll, ist Colin d'Harleville. Den Beifall, den er durch sein Lustspiel „der alte Junggeselle" erwarb, schreibt er nur dem vortrefflichen Spiel der Contat zu, und das kann ihn allein bestimmen, diesen Abend herzukommen; er lebt jetzt fern von der Welt, die auch seiner nicht mehr, wie früher, achtet; seine Ansprüche sind: Sanftmuth und Milde, sein Ehrgeiz die Bescheidenheit. Er ist das Veilchen des Instituts, aber seine Feinde behaupten, daß dieses Veilchen beständig mit seiner ganzen Familie prozessire!" — „Was kümmert das mich; er ist nichtsdestoweniger der Verfasser des „Unbeständigen", der „Lustschlösser" und jener Rolle der Mad. Evrard, die aus Molière's Feder geflossen zu seyn scheint." — „Ich bewundere das Alles", erwiederte er, „aber noch mehr seinen grenzenlosen Haß gegen Fabre d'Eglantine, jenen berüchtigten Septembriseur, der mehr Talent hat, als er. Ist es diesem sonderbaren Menschen nicht eingefallen, die Namen der Heiligen im Kalender zu streichen und sie durch Gemüse-Namen zu ersetzen! Ich wollte nemlich doch sehen, welcher Name an der Stelle meines Schutz-Patrons stände, und da fand ich denn, daß ich Krautkohl (choux frisé) heiße."

Ich lachte über diese Thorheit, welche durch die Frisur des Vicomte einen komischen Anstrich erhielt, und fragte ihn dann, wer der dicke gepuderte Herr sey, der mit Collin d'Harleville plauderte? „Es ist Desfaucherets, der Verfasser der „heimlichen Heirath"; Mlle. Contat glaubt steif und fest, ihm allein den Beifall zu verdanken, den sie doch nur durch ihr entzückendes Spiel erworben hat. Obgleich er schon sehr alt ist, gründet sie doch noch viele Hoffnungen auf sein Talent, aber sie irrt sehr; sein Genie ist ein überaus unfruchtbares, und die heimliche Heirath wird wohl die Geschichte seines ganzen Lebens seyn." — „Es ist immer schon ein Verdienst, dem schönsten Talent seines Jahrhunderts Gelegenheit zu geben, sich in seinem vollen Glanze zu zeigen", wandte ich ein. — „Ohne Zweifel, der Baum, der ganz frei, ohne Stütze dastehend, nicht reifen kann, muß zum Spalier seine Zuflucht nehmen. Hier ist eine junge Pflanze, die gewiß allein in die Höhe treiben und gedeihen wird", fuhr er fort, auf einen jungen Mann zeigend, dessen geistreiches, ausdrucksvolles Gesicht sehr viel versprach.

„Ich erkenne ihn", sagte ich, „es ist der Verfasser des „Agamemnon"; einer meiner Freunde hat ihn in meine Loge geführt, während das Publikum ihn, nach der ersten Aufführung seiner Tragödie, mit rauschenden Applaudissements hervorrief. Die Art, wie er die vielen Komplimente, mit denen man ihn überhäufte, beantwortete, hat mir eine hohe Meinung von seinem Geiste gegeben; es ist so selten, einen jungen Schriftsteller, dessen Werk mit ungetheiltem Beifall aufgenommen ward, ganz frei von einer gewissen lächerlichen Eigenliebe, wie von erheuchelter Bescheidenheit, zu finden. — „Oh", erwiederte Ségur, „machen Sie sich nur einen hohen Begriff von seinem Geiste; denn seine eigenen Werke sogar werden nie so geistvoll seyn, wie er ist."

Dann zeigte mir der Vicomte den Herrn von Parny und sagte mir, daß der Neffe dieses Poeten, der schon seit mehreren Jahren Mlle. Contat liebe, sie, wie man sagt, jetzt geheirathet habe, daß aber diese Verbindung bis zu ihrem Abgange von der Bühne geheim gehalten werde. Niemand wunderte sich über ihre gegenseitige Zuneigung, denn trotz ihrer vierzig Jahre war die Contat noch höchst reizend, und der junge Parny verband mit einem schönen Gesicht und einer hohen Ge-

Halt die eleganteste Französische Tournüre; dabei mußte er sich von jener Eitelkeit fern zu halten, die zuweilen auch einen gebildeten, geistvollen Mann geckenhaft erscheinen läßt; er legte durchaus keinen Werth auf seine äußeren Vorzüge und erschien deshalb nur um so liebenswürdiger.

„Hier ist mein junger Mitschuldiger", fuhr Herr von Ségur fort, indem er mir Emanuel Dupaty bezeichnete, „wir haben zusammen die „komische Oper", jenes kleine Stück, das bei Ihnen, auf dem Lande, in Musik gesetzt wurde, verfaßt. Dieser Emanuel ist der liebenswürdigste Mitarbeiter von der Welt, denn erstens macht er drei Viertel der Arbeit, würzt sie mit niedlichen Versen und geistreichen Worten und dann sagt er den Theater-Damen, den ersten Liebhaberinnen und Koketten so viel schöne Dinge, daß sie ihre Rollen mit doppeltem Eifer spielen. Es thut mir nur leid, daß ich ihm nicht auch in meinem „gelben Kabriolet"*) einen Platz eingeräumt habe; es wäre dann gewiß nicht so unsanft umgeworfen worden. Wissen Sie denn", fuhr er fort, „wie die Republikaner mich gestern bei meinem Herausgehen aus dem Feydeau-Theater muthwillig beleidigt haben? Die Schurken riefen so laut, wie sie konnten: Das gelbe Kabriolet des Herrn von Ségur! Und Gott weiß, welches Gelächter und wie viel Neckereien ich anhören mußte, ehe es mir gelang, mein Kabriolet zu erreichen. Es wird wieder umgeworfen! riefen Einige. Es ist ja erst eben aufgehoben worden! antworteten Andere. Glücklicherweise lachte ich mehr, als irgend einer meiner Quäler, und entwaffnete so ihre Bosheit."

Nichts glich in der That der liebenswürdigen Heiterkeit, mit welcher der Vicomte in einen Scherz, den man sich auf seine Kosten erlaubte, einstimmte; er hatte, wie so mancher Andere seine Lächerlichkeiten, aber er kannte und liebte sie und nahm es nicht übel, wenn sie seinen Freunden zur Belustigung dienten. Auch an diesem Abende mußte Alle. Contat ihn in Anspruch nehmen, um ihre Gäste von der Langeweile des Wartens zu befreien; denn Legouvé kam, wie gewöhnlich, viel zu spät, es war bei ihm weder Unhöflichkeit noch die Sucht, Effekt hervorzubringen, aber Nachlässigkeit und Saumseligkeit. Es war damals gerade eine Zeit, wo die Liebe für das Antike vorherrschend war; die Mode, diese despotische Fee, hatte mit einem Schlage ihrer Zauberruthe die Säle in Hallen, die Kleider in Tuniken, die Becher in Schalen, die Schuhe in Kothurne und die Guitarren in Lyra's verwandelt. Auch Mlle. Contat hatte eine solche moderne Lyra zum Geschenk erhalten; sie bat mehrere ihrer Gäste, sich darauf hören zu lassen, aber von all den zahlreichen Musikliebhabern konnte oder wollte keiner von dem Pindarischen Instrument Gebrauch machen, weil es den Spielenden zu einer gar zu lächerlichen Stellung zwang. Der Vicomte von Ségur allein hatte den Muth, die Lyra aus den Händen der Mlle. Contat anzunehmen und sich zu einem neuen Gesange zu begleiten. Das anti-Griechische Kostüm des Sängers, sein sorgfältig gekräuseltes und gepudertes Haar, seine steife Haltung, seine sonderbare Aussprache nach der Mode der ci-devant Elegants von Versailles, seine dünne Stimme, die, nach der Manier des Phidias, in seinen Armen ruhende Leier — das Alles machte einen so grotesken Eindruck, daß ich mich nicht enthalten konnte, in lautes Gelächter auszubrechen. Mein Beispiel wirkte wie durch einen Zauberschlag auf alle Andere, die bisher ihre Lachlust unterdrückt hatten, und der Vicomte, der nun auch sehen wollte, welchen Anblick er gewähre, rückte seinen Stuhl so, daß er sich in einem großen Spiegel sehen konnte, und scherzte nun besser, als irgend Einer über seine Olympische Haltung; jetzt sang er mit Ausdruck und Geist eines der hübschesten Lieder seines Bruders, Jeder applaudirte, und die Gesellschaft hatte, wenigstens für den Augenblick, Legouvé vergessen.

Endlich ward dieser gemeldet; er kam aus dem Theater, wo er dem Debüt seiner Schülerin, Mlle. Duchesnois, beigewohnt hatte; die junge Schauspielerin war mit Beifall überhäuft worden und Legouvé in der glänzendsten Laune.

Er fand sein Tischchen und ein Glas Zuckerwasser bereit, und die Gäste die sich hier und da im Nebenzimmer zerstreut hatten, versammelten sich jetzt wieder im Salon, um die Vorlesung zu hören. Nun erst bemerkte ich Alexander Duval und wunderte mich über sein Hiersein, denn ich glaubte ihn mit der Dame vom Hause auf immer entzweit. — „Wie unerfahren Sie doch sind", sagte Ségur, dem ich meine Gedanken mitgetheilt hatte, „glauben Sie denn, daß zwei Personen, die einander so nöthig sind, lange uneinig leben können? Es ist wahr, daß sich neulich, bei der letzten Probe des Dramas, das jetzt einstudirt wird, ein kleiner Streit zwischen dem Autor und der Schauspielerin entspann; Mlle. Contat wünschte nämlich eine Aenderung in der Haupt-Scene, und da Duval nicht einwilligen wollte, warf sie ihm ohne Weiteres ihr Rollenbest an den Kopf; er bob es auf, nahm sein Manuskript aus den Händen des Soufleurs und ging davon, indem er betheuerte, daß er nicht ein Wort ändern werde, wenn auch sein Stück gar nicht gegeben werden sollte. Es ist wahr, daß das Alles im Theater viel Sensation erregte, daß man lange nicht wußte, ob die Contat oder der eigensinnige Bretagner den Sieg davontragen werde; aber da das Stück der Schauspielerin und die Schauspielerin dem Stücke einen großen Erfolg verspricht, so mußte das gemeinschaftliche Interesse sie bald wieder einander nähern und versöhnen."

Dies ist dasselbe Drama, das durch den Beifall des Herzogs von Choiseul und die lauten Lobsprüche des Vicomte von Ségur dem ersten Konsul verdächtig wurde und dem Verfasser eine Verbannungs-Ordre, der er folgen mußte, zuzog. Emanuel Dupaty ward um dieselbe Zeit von einem gleichen Schicksale bedroht. Er ließ in der Opéra comique ein kleines Stück, mit dem Titel „das Vorzimmer", einstudiren und ahnte wohl nicht, daß zwei Freunde des Konsuls, in Picaros und Diego und in der Menge der sie umgebenden Diener eine Mystification des sich bildenden jungen Hofes, aus dessen Mitte bald Könige hervorgehen sollten, finden würden. Wegen eines unschuldigen Calembourgs ward Dupaty denuncirt, eines Abends von Gendarmen abgeholt, in eine Postchaise geworfen und nach Brest geführt, wo er in einen Ponton, eine Art von sumpfigem Kerker, eingesperrt ward, in dem die Langeweile, schlechte Nahrungsmittel und pestilentialische Dünste sehr schnell die Gesundheit der Gefangenen untergraben. — Diese und so manche andere Beispiele beweisen, daß unter den zu strengen wie unter den zu schwachen Regierungen geist- und talentvolle Männer oft wie Feinde behandelt werden, und das ist am Ende, meiner Meinung nach, noch besser, als sich weder protegirt noch verfolgt zu sehen, denn der Haß reizt und feuert an, aber die Gleichgültigkeit lähmt und stumpft ab.

Bei den ersten Lauten der vollen, soneren Stimme Legouvé's hörte alle Conversation auf. Mehrere Witzlinge aus der Gesellschaft wagten es, einige Fadheiten über das Thema der Vorlesung, das „Verdienst der Frauen", als Vorrede voranzuschicken; die Boshaften lächelten mit einer Miene, die zu sagen schien: „Ich wäre eben nicht böse, es kennen zu lernen", und Herr von Ségur flüsterte mir ins Ohr, „Vom Verdienst der Frauen ist die Rede? nun Gottlob, das wird nicht lang seyn."

Und in der That, es schien wohl Keinem zu lang; die Verse auf die barmherzigen Schwestern und den Heroismus des Fräuleins von Sombreuil rührten uns bis zu Thränen; das ganze Gedicht war so schön und dabei so wahr, daß wir nicht wußten, ob wir mehr das tiefe Gefühl oder das Talent des Dichters bewundern sollten; unser Beifall steigerte sich bis zum Enthusiasmus. Die guten Leute, die ja unlängst Alle einem allgemeinen Blutbade entgangen waren, fühlten sich noch so voll von Schauder und Abscheu gegen die Henker, von Mitleid für die Opfer und von Bewunderung hingebender Frauen, daß kein Herz ungerührt blieb; Jede von uns fühlte sich wohl in diesem Augenblicke stolz und glücklich, denn wir glaubten ja Alle, zur Zeit des Terrorismus mehr oder weniger Proben unsers Muthes abgelegt zu haben. Bei einer der rührendsten Stellen richteten sich Aller Augen auf Mad. Lebrun, auf jene herrliche Frau, die ihre Feinde, so zu sagen, aus Frankreich vertrieben hatten, um ihr das Leben zu retten; denn sie sollte eben mit dem Tode die Ehre büßen, unsere Geschichte durch die schönste Schilderung der Märtyrer-Königin bereichert zu haben. Man erinnerte sich der muthvollen Erkenntlichkeit, die sie immer ihren erhabenen Beschützern bewiesen, und die Treue, mit der sie selbst später allen verführerischen Versuchungen des Kaiserreichs widerstand, erhöhte noch die Bewunderung, die ihr Talent einflößte. Niemals war wohl eine Frau mit reicheren Gaben von der Natur ausgestattet worden; Mad. Lebrun war zu gleicher Zeit schön und anmuthig, glänzend und einfach, geistreich und gut; in ihren Schilderungen wußte sie die Wahrheit aufs Anmuthigste einzukleiden, ohne ihr je untreu zu werden; poetisch in ihrem Talent, in ihrer Conversation, in ihrer Kleidung sogar, hat man es ihr daher immer verziehen, originell zu erscheinen, weil sie nie den Anspruch machte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken zu wollen. An jenem Tage hatte das Gesicht der Mad. Lebrun noch den vollen Glanz der Jugend, und dennoch war ihre Schönheit schon lange vor der Revolution berühmt gewesen. Aber sie war so glücklich, sich wieder in Frankreich, umgeben von geist- und talentvollen Leuten, zu sehen, daß ihre Augen vor Freude glänzten, und dieser belebte Ausdruck, ihr frischer Teint, ihre schönen Farben und ihr herrliches blondes Haar täuschten über ihr Alter; sie hatte alle Reize einer jungen Frau.

Ihr Bruder, Herr Vigée, ein geistvoller Mann, war der Verfasser der „Entrevue", eines kleinen Stückes in Versen, in welchem Mlle. Contat und Molé so vortrefflich spielten, daß man wirklich der Zeuge eines häuslichen Zwistes zu seyn glaubte, wenn man sie hörte. Herr Vigée war natürlich sehr dankbar dafür; seine Verehrung für Mlle. Contat veranlaßte ihn, noch einige andere kleine Stücke in Versen zu schreiben; doch schadete ihnen ein gewisser Anstrich von Pedanterie, die ihm als Professor am Athenäum eigen war, und seine Bemerkungen, die wirklich pikant und scharfsinnig waren, erhielten dadurch zuweilen eine lächerliche Pomphaftigkeit. Mlle. Contat selbst scherzte oft mit ihm über sein feierliches Wesen; dann wurde er übelgelaunt, und man neckte ihn nur um so mehr. Dessenungeachtet war er einnehmend und der Freund aller jungen Talente, denen er sich überlegen glaubte. Auch Legouvé gehörte zu diesen letzteren, er hatte ihn nicht nur ermuthigt, sondern auch applaudiren heißen, und nur in Folge der Lobsprüche und der Empfehlung Vigée's hatte die Comédie Française sich entschlossen, den „Tod Abel's" zu geben. Man erräth wohl leicht, wie viele Hindernisse sich dem Stücke des jungen Autors wegen des veralteten Stoffes und der Neuheit des Kostüms entgegenstellten, und obgleich Vigée's eifrige Freundschaft bei dieser Gelegenheit für Legouvé von großem Nutzen war, so hat doch oft die schwerfällige Pedanterie des Professors dem jungen Talente geschadet. Alles mußte bei ihm ernst und regelrecht seyn, jeder schüchterne Versuch eines kühneren Aufschwungs ward sogleich unterdrückt, und so war das Resultat der vielen Berathungen mit Vigée, daß der junge Dichter seinen nach der Bibel geschilderten Kain wie Voltaire's Orest, seinen Abel aber wie Zaïre sprechen ließ, und daß die wilde rohe Einfachheit des ersten in der Welt geschehenen Verbrechens unter der geglätteten Sprache des Mörders und seines Opfers ganz verschwand. Einige sehr schöne Scenen im Stücke, wo das Talent des Verfassers dem Willen und der gelehrten Routine seines Freundes Trotz bot, beweisen, daß er wohl Besseres leisten konnte.

Ich hatte viel von dem Grafen Louis von Narbonne und seiner alten Liebe zu der Contat gehört; auch ohne ihn je gesehen zu haben, hätte ich ihn sogleich erkannt. Es lag so viel Geschmack und Grazie in den Komplimenten, mit denen er Legouvé überhäufte, so viel Koketterie in Allem, was er von dem Verdienste der Frauen sagte, daß ich in ihm gleich den Mann, der den Frauen zu gefallen gewohnt ist, erkannte. Die Freundschaft, die er noch immer der Mlle. Contat bewies, gereichte Beiden zur Ehre, denn es ist schwer, Jemand, den man so

*) Der Titel einer komischen Oper, die wenige Tage vorher durchgefallen war.

glühend geliebt hat, lange zu lieben und der eifrigste Freund derjenigen zu bleiben, die ihre Liebe schon längst einem Anderen zuwandte. Herr von Narbonne hat auch durch edle und muthige Thaten bewiesen, daß er mehr als bloß liebenswürdig seyn konnte; man denke nur an den Brief, den er dem National-Konvent zu Gunsten Ludwig's XVI. schrieb, als dieser angeklagt war, die Mittel, sein Königreich in den Vertheidigungszustand zu versetzen, vernachlässigt zu haben. Und doch konnte dieser Schritt Herrn von Narbonne in den Augen der Seinen nicht von dem Verdachte reinigen, die Volkspartei ergriffen zu haben. Und diesem aristokratischen Grolle verdankte der Kaiser einen eifrigen Minister, einen seiner tapfersten Adjutanten und einen liebenswürdigen Hofmann.

Der Vicomte von Ségur liebte ihn nicht; er konnte sich nie von einer kleinen Eifersüchtelei gegen ihn frei machen, und so oft er dem Verdienste des Herrn von Narbonne Gerechtigkeit widerfahren ließ, war er eifrig bemüht, auch auf die Fehler desselben hinzuweisen. Er warf ihm besonders den Leichtsinn vor, mit dem er sich, als Kriegsminister, auf seiner Visitations-Reise nach den Gränzfestungen von Frau v. Staël hatte begleiten lassen, und erzählte mir bei dieser Gelegenheit einen hübschen Zug von Hrn. v. Staël, der mir bis jetzt noch nicht bekannt war. Kurze Zeit nachdem Herr v. Narbonne vom Ministerium abgegangen war, waren seine Vermögensumstände so zerrüttet, daß er sich von seinen Gläubigern hart bedrängt sah. Ein indiskreter Freund verräth der Frau v. Staël, daß Herr v. Narbonne noch an demselben Tage ins Gefängniß wandern müsse, wenn er sich nicht augenblicklich die Summe von 30,000 Franken verschaffen könne. Frau von Staël sucht ihren Gatten auf, und dem Antriebe einer leidenschaftlichen Freundschaft nachgebend, schildert sie ihm mit den lebhaftesten Farben die unglückliche Lage des Grafen Louis und fragt, ob es kein Mittel gäbe, ihn zu retten. „Oh, Du machst mich unendlich glücklich!" rief Herr von Staël, nahm dann aus seiner Brieftasche die Summe, die zu Herrn von Narbonne's Freiheit nothwendig war, übergab sie seiner Frau und fügte mit bewegter Stimme hinzu: „Stelle Dir meine Freude vor; ich dachte, es sey Dein Liebhaber." (Schluß folgt.)

Bertin de Belliſle.

Diesen Namen trugen zur Zeit Ludwig's XV. zwei bekannt gewordene Männer, von denen der Eine ein sehr reicher Arzt und der Andere, sein Neffe, Polizei-Präfekt von Paris und späterhin Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Staatsrath Ludwig's XV. war. Ueber beide Männer enthält das Französische Journal le Droit folgende Notizen:

„Ein Hospodar der Moldau, der mit seinem Leibarzt im höchsten Grade unzufrieden war, rief den berühmten Doktor Bertin, Mitglied der medizinischen Fakultät zu Paris, an seinen Hof. Kaum hatte dieser gelehrte Mann, den zu gewinnen man keine Opfer gescheut hatte, die Residenz des Hospodars erreicht, als jener unglückliche Zögling des Aeskulap, an dessen Stelle Bertin berufen war, unter den Augen des Ankömmlings enthauptet wurde. Der Moldauische Fürst hatte — ob mit Recht oder Unrecht, haben wir hier nicht zu erörtern — den Unglücklichen in Verdacht, daß er ihn auf Betrieb des Großherrn habe vergiften wollen. Das Schauspiel der Hinrichtung verfehlte seinen Eindruck nicht, aber es war nicht dazu gemacht, Herrn Bertin ein besonderes Zutrauen zu seinem Kranken einzuflößen; Unwillen, Schrecken und Furcht bemächtigten sich seiner von diesem Augenblick an, und er faßte auf der Stelle den Entschluß, so kurze Zeit als möglich an einem so gefährlichen Orte zu verweilen. Als nach Verlauf von zwei Jahren der Französische Konsul am dortigen Hofe nach Paris zurückkehrte, benutzte er die Gelegenheit, bei dem Hospodar seine Entlassung einzureichen, und er kehrte in sein Vaterland zurück, nicht ohne sich furchtsamen Blickes umzusehen, bis er glücklich über die Gränze gelangt war. Im Monat Dezember 1745 kam er wieder in Paris an.

Er hatte diese Hauptstadt als ein armer Mann verlassen und kehrte als ein Kapitalist zurück. Er war im Besitz höchst bedeutender Summen, die er, fast ohne zu wissen, wie? während seines gezwungenen zweijährigen Aufenthaltes am Hofe des Hospodars gewonnen hatte. Für ein Gemüth wie das seinige war der Reichthum nur ein Mittel mehr, Wohlthun um sich her zu verbreiten. Der wackere Mann errichtete in der Bretagne, im Dauphinée und in Paris neue Lehrstühle der Medizin, gründete Freistellen in den Hospitälern, schenkte den Findelhäusern bedeutende Fonds und überhäufte seine im Verborgenen lebende Familie mit Wohlthaten, deren sie kaum würdig war.

Einer seiner Neffen, voll Fleiß und Anstelligkeit, vertrauerte seine Tage in der Schreibstube eines Prokurators im Chatelet. Er entriß ihn diesem düsteren Aufenthalte, setzte ihn in Stand, die Rechte zu studiren, und als der junge Mann seine Studien beendigt hatte, kaufte er ihm eine Rathsstelle im Parlament.

Dieser glückliche junge Mann hieß Jakob Anton Bertin de Belliſle. Vom Parlamentsrath wurde er zum General-Einnehmer des Steuer-Departements Riom befördert und nicht lange darauf zum Polizei-Präfekten der Stadt Paris ernannt.

Durch den Einfluß des Herzogs von Aiguillon und der Frau von Pompadour zu dieser Würde erhoben, behielt Bertin alle Irrthümer und Fehler in der Verwaltung bei, ganz wie sie ihm von seinem Vorgänger überliefert worden war. Bertin de Belliſle hatte weder Festigkeit, noch Gewalt genug, um die Polizei-Verwaltung zu dem zu machen, was sie seyn sollte; er ließ sich von der mächtigen Hof-Partei beherrschen, anstatt über das Wohl und die Sicherheit der Stadt zu wachen, die ihm anvertraut war."

— Um nun zu erklären, warum Bertin de Belliſle, trotz seiner nicht großen geistigen Fähigkeiten, so lange Polizei-Präfekt gewesen und dann auch noch Minister geworden, erzählt das obengenannte Journal, angeblich nach einem erst jetzt aufgefundenen Dokumente, wie der Polizei-Präfekt einmal dem Könige das Leben gerettet, indem er noch zeitig genug ein Komplott entdeckte, wonach der König durch einen ihm feierlich überreichten vergifteten Blumenstrauß in Gegenwart des ganzen Hofes getödtet werden sollte. Die Geschichte trägt jedoch so sehr das Gepräge des Unwahrscheinlichen, daß das Journal le Droit, welches, seiner Tendenz nach, einen juristisch-historischen Charakter trägt, wohlgethan hätte, seine Quelle näher zu bezeichnen.

Von der Polizei-Verwaltung Bertin de Belliſle's wird dann noch Folgendes erzählt: „Trotz der Vorurtheile, die man gegen die Bertinsche Verwaltung hegt, ist doch nicht zu verkennen, daß er einige sehr nützliche Anordnungen getroffen. Die Administration der Französischen und der Schweizer Garde versteigerte alle fünf Jahre sämmtliche ausrangirte Uniformstücke. Die Hefe des Pöbels kaufte diese Gegenstände für eine Kleinigkeit an sich, und es war nichts Seltenes, die Savoyarden auf dem Pontneuf, die Lumpensammler und ähnliche Individuen mit verschiedenen Uniformstücken bekleidet zu sehen. Diese Vermummung führte eine doppelte Unannehmlichkeit herbei: erstens wurde das Ehrenkleid des Soldaten auf solche Art entweiht, und zweitens wurden oft unter dieser Maske Diebereien und andere Unthaten verübt, die dem Soldatenstande zur Last gelegt wurden. Bertin wollte diesem eben so unmoralischen als gefährlichen Handel ein Ende machen und befahl, daß dergleichen Bekleidungs-Gegenstände nicht ferner zum Verkauf gebracht werden dürften, wenn nicht vorher die Farbe und der Schnitt derselben geändert worden. Von dem Zeitpunkt ab wurde das Auge nicht mehr durch die groteske Tracht der niederen Volksklasse beleidigt, und der Soldat hatte ferner keine Ursache, über Unthaten zu erröthen, durch die seine Uniform beschimpft worden war. Ferner hatten seit den Kriegen der Fronde viele herumziehende Handwerker die Gewohnheit beibehalten, sich des Klanges kriegerischer Instrumente zu bedienen, um die Aufmerksamkeit der Käufer rege zu machen. Scheerenschleifer, Kesselflicker und Steinguthändler zogen unter dissonirenden Klängen einer Trompete oder eines Jagdhorns durch die Straßen; ja, selbst die Milchverkäufer wanderten unter brausenden Fanfaren umher. Diese Sitte war eben so lächerlich als gefahrvoll. Bertin untersagte diese widersinnigen Konzerte und duldete nur die Klapper. Eben so verbot er den Taschenspielern, Seiltänzern und Marktschreiern, sich einer Trommel und anderer kriegerischer Musik zu bedienen, und erwarb sich auf diese Weise sowohl den Beifall der Kriegsleute, als den der ruhigen Bürger. Bertin traf auch einige neue Anordnungen hinsichtlich der Straßenreinigung, die aber nicht von solcher Wirkung wie die seiner Vorgänger waren."

Bertin de Belliſle ist als Staatsrath im Jahre 1764 gestorben und hat den Ruf eines rechtlichen Mannes hinterlassen, was damals in Frankreich etwas Ungewöhnliches war.

Mannigfaltiges.

— Französische Gelehrten-Versammlungen. Die nächste Zusammenkunft der Französischen Natur- und Geschichtsforscher wird im September d. J. in Metz stattfinden. Auch an mehrere Berliner Gelehrte sind Aufforderungen dazu ergangen, von denen uns eine vorliegt, die die pomphafte Ueberschrift „Congrès scientifique de France" trägt. Nun, bei unseren überrheinischen Nachbarn kommt ja Alles auf den Namen an. Ein „wissenschaftlicher Kongreß von Frankreich", auch wenn er gar nichts leistet, imponirt doch schon durch seinen Namen mehr, als eine bloße „Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte." Die Versammlung in Metz wird bereits die fünfte in Frankreich seyn, ohne daß von den vier vorhergegangenen viel bekannt geworden wäre. Freilich nehmen auch die Pariser Zeitungen von den Vorgängen in der Provinz keine sonderliche Notiz, und so kann es wohl seyn, daß wir nur deshalb nicht viel von den vier „wissenschaftlichen Kongressen" erfahren haben, weil wir in Deutschland keine andere Französische Zeitungen, als die Pariser zu halten pflegen. Der letzte „Kongreß", der in Caen stattfand, theilte sich in folgende Sectionen: 1) für Naturgeschichte; 2) für Landbau, Gewerbe und Handel; 3) für Physik und Medizin; 4) für Geschichte und Archäologie; 5) für schöne Künste, Literatur und Philologie und 6) für Staatshaushalt und Statistik. In Metz wird auch noch eine siebente Abtheilung, die für mathematische Wissenschaften, hinzukommen. In der uns vorliegenden gedruckten Aufforderung wird Metz durch seine vielfachen historischen Erinnerungen, die es sowohl mit Frankreich als mit Deutschland verbänden, als besonders geeignet für den „wissenschaftlichen Kongreß" gehalten, zu welchem man auch, wegen der Nähe von Deutschland, sehr viele Deutsche Gelehrte erwarten dürfe.

— Jüdische Soldaten in Ostindien. Ein ansehnlicher Theil der Armee von Bombay besteht aus Juden, die sich in Sprache, Kleidung und Sitte von den Mahratten, unter denen sie so lange gewohnt, nur sehr wenig unterscheiden. Diese Indischen Juden würden vielleicht von allen übrigen Eingebornen die besten Soldaten seyn, wenn sie nicht dem Trunke so ergeben wären. Sie sind weder so stolz noch so indolent wie die Muselmänner und haben kein so lästiges Ceremoniell wie die Hindu's. Die meisten können in der Mahratta-Sprache lesen und schreiben, und viele verstehen auch Hebräisch. Mit einem starken Körperbau verbinden sie vielen Sinn für Arbeit und Thätigkeit. Ihre Frauen und Kinder haben meistens sehr schöne Gesichtszüge. (Asiat. Journal.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 16. Berlin, Montag den 6. Februar 1837.

Schweiz.

Erziehung und Gefangenschaft.

Eine Jugendgeschichte aus Genf.

„Die Erziehung, so sagt ein alter Spruch, die Erziehung macht den Menschen. Es giebt eine ganze Gattung von Leuten, die, so zu sagen, auf der Schwelle von ihres Vaters Kramladen groß gewachsen sind, die schon als Knaben durch tägliche Begegnung mit der alltäglichen Welt abgerieben werden. Indem sie nun so aufwachsen, erlangen sie wohl eine Art von praktisch pfiffiger Menschenkenntniß, einen Instinkt neugierigen Herumschnüffelns; sie sind auf der Gasse zu Hause, ihr Denkvermögen giebt sich mit dem Allertrivialsten zufrieden, und sie halten sich ihr Lebelang an die Moral und an die Vorurtheile ihres Stadtviertels. Bei alle dem können sie Advokaten oder Präsidenten werden; sie finden sich in jederlei Beruf und verwalten ihn gut oder schlecht, je nachdem sie's eben an der Ladenthür gelernt.

Es giebt aber eine andere Art Leute; die haben zu ihrer Knabenzeit, so etwa ums 15te Jahr, in einem kleinen Kämmerlein gesessen mit der Aussicht auf einen weiten stillen Hof und auf einsame Dächer. Darüber sind sie nachdenklich geworden. Sie sind wenig vertraut mit dem, was auf der Gasse vorgeht, aber desto vertrauter damit, wie es innerlich bei ihren nächsten Nachbarn aussieht. Dabei erlernt man leichtfalls Menschenkenntniß, zwar keine so extensive, aber eine desto extrautere und intensivere. Und wenn es draußen gar nichts zu sehen giebt, so lebt der Knabe mit sich allein und muß bei sich selbst einkehren. Derweilen sitzt der Andere auf der Schwelle, an der Gasse, und guckt alle Augenblick nach etwas Neuem; wie sollte er sich selbst kennen lernen? — Er hat's nicht nöthig, er hat keine Zeit, keine Lust dazu. Wenn nun beide Knaben eines Tages zu Advokaten oder Präsidenten heranwachsen, so däucht mir, der aus dem Kämmerlein wird sich wohl anders anstellen, als der von der Ladenschwelle.

Es ist ein ernstlich Ding darum, was Einer im 15ten Jahre für eine Wohnung hat, was für Leute er vorbeigehen sieht, was in seine Ohren tönt, und was es zu lachen oder zu weinen giebt, und was die Nachbarn machen, und was sonst Alles passirt. Es soll einmal Einer einen Erziehungs-Plan ausklügeln; er soll nach dem Rathe eines Freundes, eines Buches, oder nach eigenen erleuchteten Intentionen, eines Sohnes Herzens- und Geistesgaben nach väterlichen Absichten lenken! Er richte sich drauf: alles Lebendige und Lebiose in der Nachbarschaft, jedes Wort, jeder Ton, jedes zufällige Ereigniß vermag mehr als die planvollste pädagogische Weisheit. Gut, wenn es Euch zu Statten kommt; schlimm, sehr schlimm, wenn sich's mit Euren Absichten nicht verträgt. Das ist eine Summe von unausweichbaren Einflüssen; man kann sie nicht vermeiden, — noch mehr, man kann sie nicht entbehren.

Das erinnert mich an meine schönen Knabenjahre, die ich im hübschen Quartiere der guten Stadt Genf verlebte, hinter der Petrikirche, unweit des alten, schon damals als Gefängniß dienenden bischöflichen Palastes. Vor meinem Fenster wiegte ein schön belaubter Akazienbaum seine Blätter; durch das Grün hindurch sah ich die hohen Pfeiler der Kirche, die alten Thurmmauern; auf der anderen Seite die schwarze Gefängnißmauer; dazwischen durch eine freie Oeffnung den See mit seinen schönen Ufern. Wie glücklich war ich doch vor anderen Knaben meines Alters! Nicht im einsamen Kämmerlein zwischen Dächern, nicht auf der prosaischen Ladenschwelle, — an einem Ort, in einer Gegend wuchs ich heran, wo ich fürwahr ein großer Dichter hätte werden müssen, hätte in der Materia prima meines Gehirns nur das geringste Körnlein zu einem Dichter gelegen.

Mit wem ich in dem Stübchen lebte? Erstens mit meinem Präzeptor, ein klein wenig; zweitens mit mir selbst, ziemlich viel, am meisten aber mit Eucharis, mit Galatea und mit der tugendsamen reizenden Estella. Jedermann macht nämlich in seinem Leben ein Stadium durch, ein kurzes Stadium, wo er sich an Florian's Idyllen herzinniglich ergötzt. Damals war ich gerade mittendrin. Mit welcher Lust träumte ich mich unter die Lämmer hütenden Schönen, und wie erbaute ich mich an ihrer pretiösen Naivetät, und wie schlürfte ich ihre rosenduftenden Sentiments, und wie schön dachte ich mir sie im ländlichen Putz mit den buntbebänderten Hirtenstäben, tausendmal schöner, tausendmal anmuthiger, tausendmal erster und klüger und liebreicher und empfindsamer als die schönsten Mädchen in Genf. Ich hatte ihnen Liebe und Treue gelobt; nur Schade, ich durfte bei Leibe nichts davon merken lassen.

Nämlich: vor ein paar Tagen hatte mein Präzeptor mit mir einen sehr ernsten Diskurs geführt. Wir übersetzten den Telemach: wie er sich auf der Insel der Kalypso so vortrefflich aufführt und die schöne Eucharis um der Tugend willen verläßt, welche Aufführung ihm Mentor dadurch erleichtert, daß er ihn ins Wasser wirft. Also las ich: et il précipita Télémaque dans la mer, und übersetzte, so gut ich es kannte: et Telemachum in mare de rupe praecipitavit. Da fing Herr Ratin, so hieß mein Präzeptor, zu fragen an, was ich wohl davon dächte, und ob der Herr Mentor recht gethan? Ich saß ziemlich verdutzt; so viel hatte ich aber doch schon weg, daß ich den Herrn Mentor in Gegenwart des Herrn Präzeptors nicht tadeln dürfte. Im Grunde wollte es mich bedünken, daß der Herr Mentor mit seinem Zögling doch ein bischen zu grob umgesprungen. „Ich meine", sagte ich, „der Telemach ist noch recht gut davongekommen, daß er einiges bittere Meerwasser geschluckt hat." — „Sie haben meine Frage nicht verstanden", bob Herr Ratin an; „sehen Sie, Telemach war in die Nymphe Eucharis verliebt. Nun ist aber die Liebe eine sehr schädliche und unehrbare Leidenschaft und läuft der Tugend zuwider. Wenn ein junger Mann verliebt ist, so wird er träge und weichlich und zu nichts nutz, als seiner Geliebten zärtliche Komplimente zu machen, wie Herkules der Dumbale. Der weise Mentor hat es also vortrefflich angefangen; um den Telemach vom Rande des Abgrundes zurückzuziehen, hat er ihn heruntergeworfen. Sehen Sie", sagte Herr Ratin, „so hätten Sie mir antworten müssen."

So erfuhr ich denn auf indirekte Weise, wie bedenklich mein eigener Kasus war und wie weit ich schon vom Pfade der Tugend abgewichen; denn gewiß, ich liebte Estella so sehr, wie Telemach die Eucharis. Also nahm ich mir innerlich vor, mein sündhaftes Gefühl zu bekämpfen; denn aus Herrn Ratin's Lehren und aus seiner großen Bewunderung für Herrn Mentor's pädagogische Kunstgriffe sah ich wohl voraus, daß die Sache mir einmal ein großes Unglück zuziehen könnte. Die Rede meines Präzeptors hatte überhaupt einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und zwar eben darum, weil ich ihn nicht verstand. Es war etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles für mich darin. Ich hatte den ernstlichen Vorsatz, mich gut aufzuführen, mich nicht in den Abgrund zu stürzen, meine sträflichen Gefühle zu unterdrücken, und meine Phantasie beschäftigte sich unablässig mit den drehenden Worten meines Präzeptors, wie mit einem Orakel, um dessen dunkeln Sinn zu ergründen. So war meine erste Liebe beschaffen; der Diskurs meines Präzeptors machte ihr den Garaus.

Ich guckte nun fleißiger zum Fenster hinaus. Da war mir gegenüber die schwarze dunkle Mauer, hinter welcher die Gefangenen steckten, und ganz unten tief in der Mauer ein einziges Fenster, eigentlich nur ein Loch, klein, mit Eisengittern verwahrt und draußen noch durch eine niedrige Mauerbrüstung verstellt, so daß dem Gefangenen nur von oben ein bischen Licht in seinen Kerker fiel; er konnte den Kopf nicht herausstecken und auch durch das Gitter die Straße nicht sehen; ich aber sah es von oben. Der Anblick erregte mir kein Erbarmen, sondern Furcht und Abscheu. Das Urtheil eines Knaben wird eben, weil es nach einer Seite hin unschuldig, gutmüthig und zutraulich ist, auf der anderen Seite recht hart und streng und grausam. Das Kind denkt sich in der Welt lauter gute und ehrliche Leute; um so tiefer ist seine Entrüstung, sein Abscheu darüber, daß Einer sich unterstehe, zu stehlen und todtzuschlagen. Ich wußte es nicht anders, als daß die Gerechtigkeit die guten Leute gegen die Bösen beschütze; keine Strafe für die argen Bösewichter schien mir hart und streng genug. Später freilich mildert die Erfahrung solches Urtheil; die guten und ehrlichen Leute kommen Einem schon verdächtiger vor; menschliches Gericht erscheint nicht mehr heilig und unfehlbar; in den Bösewichtern erkennt man unglückliche Opfer der Verführung, der Armuth, der Ungerechtigkeit, und der Zorn über das Verbrechen wandelt sich in Mitleid mit dem Verbrecher. Kinder aber, in ihrer glücklichen Unwissenheit aller dieser Dinge, haben daher manchmal harte und grausame Worte und Gedanken; ihr moralisches Bewußtseyn äußert sich in ungebrochener, ungebeugter Stärke. Wenn ich einen Mann von einem Gendarmen ins Gefängniß führen sah, so sah ich den Gefangenen mit Haß, den Gendarmen mit Liebe an. Wäre ich nicht so unverdorben gewesen, so würde ich den Gendarmen gehaßt und den Gefangenen bedauert haben.

Eines Tages, noch erinnere ich mich dessen deutlich, wurde Einer vorübergeführt, bei dessen Anblick sich mein ganzes Blut empörte. Er hatte einem Anderen bei der Ermordung eines ehrwürdigen Greises geholfen, dessen Reichthum ihre Habgier gereizt hatte. Ein Kind war unbemerkt Zeuge des Verbrechens gewesen, und sie hatten einen zweiten Mord nicht gescheut, um sich des Anklägers zu entledigen. Der eine von den Beiden wurde hingerichtet; der Andere mochte einen geschickteren Vertheidiger gefunden, oder es mochten sich mildernde Umstände

für ihn ergeben haben, man verurtheilte ihn zu schwerem Gefängniß auf Lebenszeit. Auf dem Wege zum Kerker, vor meinem Fenster vorbei, sah er noch mit neugierig frechen Blicken die Häuser und die Menschen, und wie er mich ins Auge faßte, fuhr ein Lächeln über sein Gesicht, gleich als kennte er mich. Darüber gerieth ich in Unruhe, in Angst, ich konnte es nicht vergessen, ich sah den ganzen Tag über die tückisch lächelnde Fratze vor Augen. Ich erzählte die Geschichte dem Herrn Ratin; er beruhigte mich, indem er mir einen langen Diskurs hielt voll Vorwürfe, daß ich so viel Zeit damit zubrächte, auf die Straße zu gucken.

Er war eigentlich ein kurioser, ein närrischer Mann, der Herr Präzeptor, moralisch und pedantisch, ehrwürdig und lächerlich, ernst und drollig, so daß ich ihn immer mit Ehrfurcht und doch nie ohne Lachlust ansah. Hier zeigte sichs aber, wie die Redlichkeit, die strenge Aufrichtigkeit eines Lehrers und die Uebereinstimmung seines Betragens mit den Vorschriften, die er predigt, wie dies auf den Schüler wirken kann. Wenn mich auch Herr Ratin gar oft zum Lachen brachte, so übte er doch einen Einfluß auf mich und flößte mir einen inneren Respekt ein, wie dies keinem noch so gelehrten oder gewandten Lehrer gelungen seyn würde, an dessen sittlichem Betragen ich die geringste Abweichung von der Strenge seiner eigenen Vorschriften ausgespäht hätte. Vorsichtig war Herr Ratin über alle Maßen. Ganze Blätter im Telemach hieß er mich überspringen, weil sie sich mit der Sittlichkeit nicht vertrügen; mit dem größten Eifer suchte er jede Vorliebe für die zärtliche Kalypso in mir auszurotten. „Ihres Gleichen", sagte er, „giebt es viele in der Welt, und sie sind höchst gefährlich." Die arme Göttin hatte es schlimm bei ihm, er machte sie förmlich zu seinem Sündenbock. Lateinische Autoren lasen wir gar nicht anders, als in den expurgirten Texten des Jesuiten Jouvency, und auch da wurden noch viele Stellen übersprungen, die der fromme Jesuit als gefährlich hatte stehen lassen. Daher kam's, daß ich mir von vielen unbekannten Dingen eine ganz entsetzliche Vorstellung machte, und daß ich mit der größten Aengstlichkeit vermied, Herrn Ratin meine Gedanken, auch die unschuldigsten, zu verrathen, wenn nur im Entferntesten etwas wie Kalypso darin vorkam.

Diese Methode meines Präzeptors kann ich noch heute nicht ganz löblich finden; im Uebrigen war Herr Ratin ein guter Mann, und seine Strenge bestand hauptsächlich im Predigen, wobei seine Diskurse von Latein und von Römischer Geschichte überquollen. Einen Dintenklecks belegte er mit Citaten aus dem Seneka, und wenn ich einen muthwilligen Streich gemacht, so hielt er mir den Cato Uticensis als Beispiel vor. Nur Eines war, was er mir nie verzieh: die Lachlust. Gott weiß, was der gute Mann Alles aus meinem Lachen heraus diagnostizirte: neumodisches Jahrhundert, frühzeitige Immoralität und alles mögliche Böse für die Zukunft. Ueber diesen Punkt gerieth er in Leidenschaft und diskurstrte ohne Ende. Ich weiß auch wohl, woher das kam: er hatte eine Warze auf der Nase.

Selbige Warze war ungefähr so groß wie eine Erbse, mit einem Büschelchen Haare bewachsen. Die Härchen waren sehr fein und besaßen ausgezeichnete hygrometrische Eigenschaften; denn ich merkte wohl, sie waren bald glatter, bald gekräuselter, je nach dem Wetter. Zuweilen geschah es, daß ich mir, während Herr Ratin vortrug, die Warze ansah, ganz unschuldigen Sinnes, ohne einen Gedanken an Spott, bloß weil was dran zu sehen war; dann pflegte mich Herr Ratin auf einmal böse anzufahren und zu schelten, daß ich nicht Acht gäbe. Zuweilen ereignete sich der interessante Fall, daß eine Fliege sich durchaus und allem Abwehren des Präzeptors zu Trotz auf die Haare setzen wollte; dann wurde er unwirsch und ungeduldig und ließ mich gewaltig schnell exerziren, damit ich nicht Zeit hätte, vom Texte auf und nach seiner Nase hinzusehen, wo der hartnäckige Kampf vor sich ging. Aber eben daran merkte ich, es müßte etwas los seyn, und die Neugier ließ mich nicht ruhen, bis ich ihm ganz verstohlen ins Gesicht geguckt. Wenn ich sah, was da vorging, wandelte mich die Lachlust an, und wenn die Fliege hartnäckig Posto faßte, so brach es los; dann that Herr Ratin, als wenn er gar nicht im Mindesten wüßte, woher ihm das Aergerniß käme, sondern er stellte sich hin und hielt eine donnernde Predigt gegen die Lachlust im Allgemeinen und demonstrirte mir ihre höchst unseligen Folgen ganz ausführlich und jede besonders.

Es ist aber doch eine gar schöne Sache um das Lachen aus Herzenslust, das Lachen um Nichts und wieder Nichts; ich weiß mir nichts Schöneres, und ist's verboten, so ist es doppelt süß. Mein Präzeptor hat mich nicht davon kurirt, die Jahre haben's gethan. Ja, wer mit inniger Herzenslust lachen will, der werde ein Knabe von vierzehn Jahren und sitze über der Lection und schaffe sich, wenn er einen auftreiben kann, einen Lehrer mit einer Warze auf der Nase und drei Borstenhärchen drauf. Gelernt hab' ich aber doch etwas von Herrn Ratin's Warze. Ich habe mir daraus abstrahirt, daß alle empfindliche Leute irgend eine physische oder moralische Schwäche, so eine Art von sichtbarer oder unsichtbarer Warze an sich haben. Und darum reden sie sich immer ein, daß man sich über sie lustig machen wolle. Bei Leibe lache Keiner in Gegenwart solcher Leute, sonst lacht er über sie. Bei Leibe spreche Keiner von Linsen oder Blümchen, sonst macht er eine Anspielung; und wenn einer zu diesen Leuten von Cicero oder Scipio Asiatica spricht, so mag er sehen, wie er's verantwortet.

So verstrichen Tage und Wochen, und es kam die Zeit der Maikäfer heran. Die Maikäfer! wie hatte ich sonst mein Spiel und meine Lust damit gehabt! Jetzt war ich schon zu groß, zu vernünftig, kaum sah ich mehr einen an. Wie schnell wird doch der Mensch alt!

Jedoch, wenn man allein auf seinem Stübchen sitzt und sein Pensum arbeitet und herzlich darüber gähnt, so ist Einem jeder Gesellschafter willkommen. Ich ließ einen Maikäfer auf meinem Tische kriechen und unterhielt mich mit ihm aufs beste; ich hätte ihn können am Faden schnurren oder eine Nußschale fortschleppen lassen; aber nicht doch, das ist ein kindischer Spaß. In seinem funfzehnten Jahre kann man mit einem Maikäfer etwas Gescheideteres anfangen. Meint ihr etwa nicht? Vom Kinderspiel bis zum Experiment des Naturforschers ist ein weiter Weg und manches Ergötzliche und Lehrreiche liegt dazwischen.

Erstlich legte ich den Maikäfer auf den Tisch und stürzte ein Glas über ihn um; er krabbelte mit Mühe an der glatten Wand hinauf, und so oft er herunterfiel, fing er doch unverdrossen immer wieder von vorn an. Manchmal fiel er auf den Rücken, was für einen Maikäfer immer ein großes Unglück ist. Ehe ich mich seiner erbarmte, sah ich lange zu, wie er mit seinen sechs Füßen geduldig in der Luft herumsuchte, ob er nicht etwas fände, sich daran festzuhalten. Er fand rund herum nichts, aber er suchte doch immer fort. „Die Maikäfer haben keinen Verstand", dachte ich bei mir. Endlich, wenn er sich lange genug gequält hatte, hielt ich ihm die Fahne meiner Schreibfeder hin, und siehe da, ich erfuhr, wie Berquin sagt, daß jede gute That sich selbst belohnt. Denn diese Hülfeleistung verhalf mir zu der schönsten und glücklichsten Entdeckung, die man jemals in der Naturgeschichte der Maikäfer gemacht. Das Thierchen klammerte sich an die Spitze von meiner Feder und hielt sich auf die Beine; ich ließ ihm einige Zeit, wieder zu Sinnen zu kommen und sich zurecht zu setzen; während dessen schrieb ich weiter an meinem Pensum, doch widmete ich den factis und gestis meines Maikäfers größere Aufmerksamkeit, als den Thaten Julius Cäsar's im vierten Kapitel de bello Gallico, das ich übersetzen sollte. Was wird der Maikäfer thun? Wird er wegfliegen, oder wird er an der Feder herunterkriechen? Wie oft hängen doch die wichtigsten Ereignisse von den kleinsten Umständen ab! Wäre er weggeflogen, so hätte ich meine große Entdeckung nicht gemacht, ich hätte den Gedanken daran gar nicht gefaßt, aber er that mir den Gefallen und spazierte an der Feder herunter. Wie er sich der Dinte näherte, überschlichen mich großartige Gedanken, Ahnungen des wichtigen Ereignisses, welches eintreten sollte. So hat Columbus seine neue Welt im ahnenden Geiste geschaut, bevor ihm die ersehnte Küste am Horizont erschien. Endlich, endlich kommt der Moment: der Maikäfer kriecht über den Schnitt der Feder hinweg und tunkt seine Maulzange in die Dinte. Nun geschwind ein weißes Blatt Papier ..... Was wird der nächste Augenblick gebähren? —

Der Käfer setzt seine Vorderfüße auf das Blatt, und indem er seinen Weg mit dem Maule sondirt, zeichnet er ihn mit seinen schwarzen Punkten vor sich her. Schöne Linien und Zeichnungen! Ich weiß nicht, ob der Maikäfer durch sein Genie auf einen Kunstgriff verfiel, oder ob der Vitriol ihn um das Mäulchen juckte: genug, von Zeit zu Zeit hob er seine Zange in die Höhe, dann senkte er sie wieder und dabei marschirte er immer gemächlich fort; das gab denn eine vermaledeite durchbrochene Arbeit, Pünktchen und Strichelchen von äußerster Feinheit und Delikatesse. Auf einmal fällt ihm was ein, er macht Rechts schwenkt und nach einer Weile wieder Links schwenkt — ist's da, wahrhaftig, es ist ein deutliches S. Da kam mir ein Lichtstrahl. Ich nehme das wunderbare Thier zwischen meine Finger, tauche ihm das Maul recht tief in die Dinte, und so setze ich den Käfer auf das leere Vorderblatt von meinem Schreibebuch nieder. Ich bewaffnete mich mit einem Strohhalm, um seinen Marsch zu dirigiren; ich hatte ihm den Strohhalm vor die Nase, so muß er Kehrt machen; hatte ich ihn rechts, so muß er links, hatte ich ihn links, so muß er rechts, und so bringe ich's durch geschicktes Kommando dahin, daß der Maikäfer meinen Namen auf das Blatt schreiben muß. Es war keine kleine Arbeit, zwei Stunden dauerte das Exercitium, aber auch welch ein Meisterstück! —

Um die künstliche und feine Arbeit genauer in Augenschein zu nehmen, war ich ans Fenster getreten und hatte es geöffnet. Ich war in meiner größten Zufriedenheit beim letzten Buchstaben angelangt, als eine Stimme von draußen mir leise zurief: „Junger Freund!" Ich sah mich auf der Straße um, sie war ganz leer. „Hier", rief die Stimme wieder. „Wo", fragte ich. „Hier büßen, im Gefängniß", so kam die Antwort. Nun begriff ich's, der Gefangene rief mir aus seinem Kerkerloch zu, derselbe Gefangene, der Mörder, dessen Blick mir eine so große Angst eingejagt hatte. Ich fuhr zurück, ich flüchtete bis hinten in mein Zimmer. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Salon der Mlle. Contat.

(Schluß.)

Als das Abendessen aufgetragen war, bot mir Herr von Parn den Arm, um mich in den Speisesaal zu führen; er selbst placirte sich als Hausherr und machte die Honneurs, so daß man nicht länger an seiner Verbindung mit Mlle. Contat zweifeln konnte. Kaum saßen wir an dem mit Eleganz und Geschmack servirten Tische, als ihr Jemand mit einer Benachrichtigung aus dem Théâtre Français gemeldet wurde. Mlle. Contat, unwillig, an die langweiligen Pflichten ihres Standes in einem Augenblicke erinnert zu werden, wo sie sie so ganz vergessen hatte, ließ sagen, daß es schon zu spät sey, um sich mit Theater-Angelegenheiten zu beschäftigen, und daß man am anderen Morgen wiederkommen solle. — „Aber Madame", erwiederte der Bediente, „Herr Florence selbst kömmt im Namen des Comité, wegen einer sehr wichtigen Sache, und will nicht fortgehen, ohne Sie gesprochen zu haben." — „Nun, so lassen Sie ihn in mein Kabinet treten", sagte die Contat mit ziemlich übler Laune; „ich werde sogleich zu ihm kommen."

„O, lassen Sie ihn hereinführen", rief Mad. J....; „wir sind neugierig, Florence, den wir bis jetzt nur in der Rolle der Vertrauten gesehen haben, nun auch als Botschafter und Diplomaten kennen zu lernen."

„Sie haben Recht; er ist in diesem Fache viel weniger schlecht", sagte Mlle. Contat; „glauben Sie wohl, daß der mittelmäßigste Schauspieler bei unserer Bühne der beste Direktor derselben ist? Er ist klug und verschmitzt; man muß ihm gehorchen, ohne zu wissen, warum?

Indessen nehme ich mir zuweilen die Freiheit, seinem Willen Trotz zu bieten."

„Ich weiß nicht, was er von ihr verlangen wird", flüsterte mir Vigée zu; „aber ich will hundert gegen Eins wetten, es kehrt nicht unverrichteter Sache zurück."

Endlich trat der einstimmig von allen Gästen begehrte Florence ein und grüßte rechts und links mit einer gewissen, den Vertrauten und Bittstellern eigenen, demüthigen Miene. Ein allgemeines Stillschweigen herrschte in dem Saale, als ob man einer feierlichen Botschaft entgegensähe, und Florence sagte nun, daß wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit Talma's die für den anderen Tag angekündigte Vorstellung des „Manlius" nicht gegeben werden könne, und daß er gekommen sey, um Mlle. Contat im Namen aller Uebrigen zu bitten, in dem „Misantrope" und den „Fausses confidences" zu spielen. Mit verbindlicher Artigkeit fügte er hinzu, daß sie allein im Stande sey, das Publikum und den Theater-Kassirer für den durch Talma's Krankheit erlittenen Verlust zu entschädigen.

Eine klare und unumwundene abschlägige Antwort war die Erwiederung auf dieses schmeichelhafte Verlangen; jeder Andere, als Florence, hätte sich muthlos zurückgezogen, denn der verächtliche Blick und gebieterische Ton, mit dem sie ihre Versagung ausgesprochen hatte, schien jede Hoffnung auf Nachgiebigkeit zu rauben. Indessen ließ er nicht nach, bat für die Abonnenten, für die Mitspielenden; Alles umsonst. Mlle. Contat erwiederte mit Ungeduld: „Ich will morgen nicht spielen, lassen Sie mich in Ruhe", — so wie man lästigen Bettlern sagt: Macht, daß Ihr fortkommt; ich habe kein Geld bei mir. —

Nachdem er alle Beredsamkeit eines Theater-Direktors in vergeblichen Bitten erschöpft hatte, machte Florence, der bis jetzt unbeweglich hinter dem Stuhle der Contat, wie Narcisse hinter dem Nero's, gestanden hatte, einige Schritte der Thür zu, als ob er sich entfernen wollte; dann aber näherte er sich wieder und sagte mit dem Ausdruck der Verzweiflung: „Sie sind wahrlich hart und unbarmherzig, Madame; denn Sie zwingen mich, jetzt, so spät es ist, noch zu Mad. Petit*) zu gehen, um diese zu bitten, daß sie morgen Ihre Rolle in der „mère coupable" übernehme. Es ist eine Grausamkeit, sie jetzt zu wecken; denn sie ist auch leidend, und dennoch bin ich überzeugt, daß sie spielen wird; sie ist eine so gefällige Frau."

Es ist unmöglich, den magischen Effekt zu schildern, den der Name der Mad. Petit auf Mlle. Contat hervorbrachte; ihre Eigenliebe war gereizt, denn Jene war ihr in dieser Rolle weit überlegen; zwar war sie auch eher für eine zweite Schauspielerin geschrieben, doch konnte die Contat die Idee nicht ertragen, sich in einer Rolle, die sie einstudirt, von einer Anderen übertroffen zu sehen, und der Gedanke, Jene könne Sensation erregen, war ihr fürchterlich.

„Geben Sie Acht", sagte mir Vigée lachend, „jetzt fängt die Scene an." — Und in der That veränderte die Contat plötzlich den Ton und sagte mit mitleidiger Stimme: „Wie? Mitternacht ist vorüber, und Sie wollen die arme Frau jetzt noch quälen, morgen zu spielen? Das ist wirklich eine Tyrannei von Ihnen." — „Ohne Zweifel", erwiederte Florence, „es wird mir schwer genug; aber was soll ich thun?"

„So geben Sie morgen einen Ruhetag, wegen Unpäßlichkeit." — „Das ist unmöglich, Madame; Schnupfen und Husten haben die Abonnenten in diesem Monate schon um zu viele gute Vorstellungen gebracht; die Theater-Kasse kann nicht so leicht diese Einnahmen entbehren." — „Wahrlich, wenn man ihn hört, sollte man nicht glauben, die Existenz der Schauspieler und der Ruin des Theaters hingen allein von mir ab." — „So ist es in der That", erwiederte der Direktor mit der erheiterten Miene eines Advokaten, der den glücklichen Erfolg seines letzten Mittels vor Augen sieht; „aber ich habe schon zu lange Ihre Geduld gemißbraucht", fügte er hinzu, und sich tief verbeugend, wollte er sich entfernen.

Der Vicomte von Ségur, der vielleicht zuerst bemerkt hatte, wie der Name der Mad. Petit den Entschluß der Mlle. Contat wankend gemacht, kam ihr mitleidig zu Hülfe und tadelte mit affektirter Wärme ihren hartnäckigen Widerstand gegen die Bitten des Theaters und die Wünsche des Publikums; wir Alle, die großmüthigen Absichten des Herrn v. Ségur errathend, vereinigten unsere Bitten mit den Schmeicheleien des galanten Vicomte, und Mlle. Contat, entzückt, sich zu der Erfüllung ihres eigenen Wunsches gezwungen zu sehen, rief Florence zurück, um ihm zu sagen: „Weil man es denn durchaus will, werde ich morgen Abend in beiden Stücken spielen."

Mlle. Contat sah den Komiker Dugazon als den besten Lehrer beim Théâtre Français an, und, sonderbar genug, er excellirte in der Kunst, gute Tragiker zu bilden. Er hatte sich in einem solchen Grade die Manier des berühmten Le Kain angeeignet, daß Mlle. Contat zuweilen bis zu Thränen gerührt wurde, wenn er spielte; jede seiner Bewegungen erinnerte sie an den großen Tragiker, trotz des grotesken Gesichts, der dünnen Stimme und der ganzen Buffo-Tournure Dugazon's. Sie gestand uns, in der Rolle der „Susanne" auch einmal einen vortrefflichen Rath von ihm angenommen zu haben.

„Er kann nicht besser seyn, als die Lehre, die Sie ihm neulich gegeben," sagte Herr von Chazet (der junge Dichter, dessen geistreiche und anmuthige Verse damals schon bekannt waren), und er erzählte uns, wie das Publikum vor wenigen Tagen wegen eines zu langen Zwischenaktes ungeduldig geworden, Dugazon, als zeitiger Direktor für den Monat, den Vorhang habe in die Höhe ziehen lassen und hervorgetreten sey, um zu sagen, daß das Stück „le mariage secret" nicht angefangen werden könne, weil Mlle. Contat noch nicht mit der Toilette fertig wäre. Das Parterre zischt und pocht; doch als das Stück endlich anfängt, ist Alles wieder still; Frau von Volmare erscheint, und aufs neue lassen sich Töne des Mißfallens hören; verwundert über eine so ungewöhnliche Aufnahme, fragt Mlle. Contat nach dem Grund derselben, erfährt ihn nur zu bald und bietet nun alle Kraft ihres Talentes auf, um durch vortreffliches Spiel das Publikum zu zwingen, sein erstes Urtheil zurückzunehmen. Nie schien sie mit solcher Grazie und Liebenswürdigkeit gespielt zu haben; aber auch nie ward sie durch rauschenderen ungetheilteren Beifall dafür belohnt; triumphirend tritt sie hinter die Coulisse und sagt lachend zu dem ci-devant Terroristen: „Nun, Herr Dugazon, Sie müssen auch immer denunziren!" — Bei diesen Worten, fügte Chazet hinzu, machte der arme Ankläger eine so betrübte, unglückliche Miene, daß er wirklich Mitleid einflößte.

— Wenige Jahre nach dem Abgange der Frau von Parny von der Bühne ward sie von derselben Krankheit ergriffen, die mir meine Mutter geraubt hatte; diese merkwürdige Aehnlichkeit in den Zügen, der Stimme und der Toilette hat mich so frappirt, daß ich späterhin Niemand sterben sehen konnte, ohne auch für den zu zittern, der ihm ähnlich sah, und diese traurige Ahnung ist leider! fast immer eingetroffen.

Der Doktor Corvisart besaß allein Frau von Parny's volles Vertrauen; aber er litt an der Gicht, und nur dem Kaiser machte er noch persönlich seine Besuche, wenn es seiner ärztlichen Hülfe galt. Nachdem sie ihn mehrere Mal konsultirt hatte, kam sie eines Tages zu ihm, um sich Verhaltungs-Maßregeln wegen ihrer Lebensweise und Diät zu holen. Corvisart hatte gewünscht, den Doktor Hallé zu Rathe zu ziehen, er wollte mit ihm über Mittel sinnen, das Leben der Kranken, wenn auch nicht zu retten, doch länger zu erhalten. Als sie zu ihm kam, lag er noch im Bette, man führte sie in das Kabinet des Doktors, und sie setzte sich an sein Büreau. Auf dem Schreibtische lag ein angefangener Brief, Frau von Parny's Blick fällt zufällig darauf, und sie sieht ihren eigenen Namen mehrere Mal auf derselben Seite wiederholt. Von dem Wunsche getrieben, zu wissen, was Corvisart über ihren Zustand an Hallé schreibe, nimmt sie das Blatt in die Hand und liest eine Stelle, die sie zu einem gewissen Tode in dem Zeitraume von 4 Monaten verurtheilt und die Mittel detaillirt, die fürchterlichen Leiden zu mildern, welche ein unheilbares Krebsgeschwür der Kranken verursacht. In dem Augenblicke, wo diese Zeilen eine Todtenblässe über das Gesicht der Parny verbreiteten, trat Corvisart ein: sein Adlerblick suchte aus den Zügen der Kranken zu erspähen, ob sie ihr Urtheil gelesen; aber ihr liebenswürdiges Lächeln, ihre Heiterkeit täuschten ihn, sie wollte ihrem Arzte den Schmerz ersparen, sie zuerst auf die Schrecknisse eines nahen Todes vorbereitet zu haben, und er ahnte nicht, daß die Großmuth so viel Kraft verleihen könne. Die Nothwendigkeit, sich die Füße warm halten zu müssen, vorschützend, führte er Frau von Parny in die Nähe des Kamins und warf nachlässig sein Taschentuch über den Unglücksbrief. Die Kranke bemerkte mit nassem Auge seine unnütze Sorgfalt; der Doktor gab ihr die Verordnung zu einem beruhigenden Mittel, das ihr wenigstens, wie er sagte, für die Nacht Schlaf verschaffen werde; sie entfernte sich, das furchtbare Geheimniß mit sich fortnehmend. — An demselben Abend war ihr Salon mit den ausgezeichnetsten Männern und Frauen gefüllt; man bemerkte, daß sie nie mit mehr Geist und Liebenswürdigkeit sich unterhalten, nie mit größerem Vergnügen die Heiterkeit und gute Laune ihrer Gäste gesehen hatte, aber die mitleidigen Blicke, die sie auf ihre Kinder richtete, der liebevoll schmerzliche Ausdruck, mit dem sie das jüngste derselben häufiger als gewöhnlich an das Herz drückte, mußten dem scharfen Beobachter das traurige Geheimniß, das ihr Herz durchbohrte, verrathen.

Drei Monate später war derselbe Salon wieder mit den ausgezeichnetsten Personen gefüllt, aber die Heiterkeit, die sonst hier herrschte, hatte der tiefsten Trauer Platz gemacht, und jene Elite der feinen Welt, jene großen Künstler, jene schon mit Ruhm bedeckten Offiziere und Schriftsteller bildeten einen Trauerzug. Sie hatten sich versammelt, um der berühmten Schauspielerin die letzte Ehre zu erweisen, um ihrem Herzen, Geist und Talent die letzte Huldigung darzubringen.

Sophie Gay.

*) Ehemals Mlle. Vanhove, nochmalige Mad. Talma.

Bibliographie.

Rassemblement, campement et grandes manoeuvres des Troupes Russes et Prussiennes réunis a Kalisch. — Vom Obersten v. Decker. Aus dem Deutschen übersetzt von Capitain Haillot. Mit Karten und Plänen.

Chroniques et légendes de France. — 21 Fr.

Paris historique. — Von Nodier, Regnier und Champin. Erste Lieferung. 60 C.

Vigée-Lebrun, Souvenirs. — Dritter Band. 7½ Fr.

Revue du Nord. — Dritter Jahrgang.

Le Don Quichotte. Journal des folies du siècle. — Erster Jahrgang. 10 Fr.

La belle Picarde. — Roman von Ledhuy. 2 Bde. 15 Fr.

Le manteau bleu. — Von dem Fürsten E. v. G. 5 Fr.

Le dernier fils de Louis XVI. — Von Merel de Saint Didier. 1½ Fr.

Australien.

Gebräuche der Eingebornen auf Neu-Holland.

So sehr auch die meisten Englischen Kolonieen auf Australiens Kontinent an Wohlstand zunehmen, so verharren doch die Eingebornen nach wie vor in ihrer thierischen Dumpfheit. Nirgends findet man abgeschmacktere Gebräuche und einen gröberen Aberglauben.

Diejenigen Eingebornen, welche in Wäldern leben, müssen sich ihren Unterhalt sehr sauer erwerben; sie klettern auf Bäume, um Vögel zu haschen, und fangen die vierfüßigen Thiere in Schlingen. Aus zerstoßenen Farnkraut-Wurzeln und Ameisen, wozu in der rechten Jahreszeit noch die Eier dieser Insekten kommen, bereiten sie einen rohen Teig. Sie verschlingen Alles, was ihnen in die Hand fällt; selbst Würmer, Raupen und Ungeziefer nicht ausgenommen. Männer und

Frauen reiben sich die Haut mit Fisch-Oel, das sie gegen den Stich der Mosquitos schützt, ihnen aber zugleich einen scheußlichen Geruch mittheilt. Oft beschmieren sie den Körper mit rother und weißer Erde und schmücken ihr Haar mit Fischgräten, Knochen von Vögeln, Federn, Stücken Holz oder Zähnen des Känguru. Manche nehmen sich ganz wie Priester oder Teufel aus: von Kopf bis zu Füßen schwarz übertüncht, malen sie einen breiten Ring von weißer Farbe um beide Augen und weiße Streifen auf Arme, Schenkel und Beine. Zuweilen bringen sie sich mit Muscheln tiefe Wunden bei, und wenn diese Wunden sich vernarben, so bilden sie auf ihrem Körper Zeichnungen, die für eine große Zierde gelten.

Im 12ten oder 13ten Jahre ihres Alters bestehen die Knaben eine Operation, die man Gna-gung nennt; man durchbohrt ihnen den Nasenknorpel, um ein Stück Rohr oder Knochen hineinzustecken. In demselben Alter werden sie zum Range von Männern befördert, nachdem sie einem ihrer Vorderzähne entsagt haben. Ich will hier die vornehmsten Umstände dieser Operation mittheilen, von der ich selber Zeuge war.

Die Wilden eines Stammes in der Nachbarschaft von Sidney waren, mit Keulen, Schilden und Lanzen bewaffnet und in ihrem schönsten Putze steckend, auf einem kleinen umzäunten Platze zusammengetreten. Ihnen gegenüber standen funfzehn Knaben. Die Bewaffneten rückten, ihre Lanzen und Schilde schüttelnd und mit den Füßen Staub aufwühlend, unter Geheul heran. Der Staub überdeckte die ganze Versammlung. Einer der Krieger packte den ersten Knaben, den seine Kameraden vergeblich zu beschützen suchten, und schleppte ihn nach dem anderen Ende des Pu-lang (so heißt der umschlossene Raum), wo er mit untergeschlagenen Beinen, gebücktem Kopfe und in einander gelegten Händen sitzen blieb, bis auch alle Uebrigen auf dieselbe Weise herbeigeschleppt worden waren. Die Kerredai's vollzogen darauf einige ihrer mystischen Gebräuche. Einer von ihnen fiel plötzlich an den Boden, wälzte sich, indem er allerlei gezwungene Stellungen annahm, als litte er die unerhörtesten Schmerzen, und schien endlich von einem Knochen entbunden zu seyn. Während dieses fürchterlichen Kreisens umtanzten ihn eine Menge Eingebornen unter großem Geschrei, und Einige schlugen ihn von Zeit zu Zeit auf den Rücken, bis er den wunderbaren Knochen von sich gegeben hatte. Kaum war dieser, im Zustande der äußersten Ermattung und von Schweiß triefend, wieder aufgestanden, als ein Anderer denselben Hokuspokus trieb. Das Ergebniß war dieses Mal wieder ein Knochen, den der Gaukler wohlweislich in seinem Gürtel versteckt hatte. Durch diese grobe Farce will man den jungen Leuten die Ueberzeugung beibringen, daß die Operation, der sie sich unterwerfen müssen, ihnen nur sehr wenig Schmerz verursachen werde; denn je mehr die Kerredai's gelitten haben, desto weniger haben sie selbst zu leiden. Der Augenblick der Operation war gekommen. Der erste Knabe, den man herbeibolte, wurde auf die Schultern eines anderen Eingebornen gesetzt, der auf dem Rasen Platz nahm. Zunächst wurde ein Knochen herbeigeholt, der gestern Abend den Magen eines der Versammelten verlassen haben sollte. Das eine Ende dieses Knochens hatte man geschärft, um das Zahnfleisch damit abzulösen; denn ohne diese Vorkehrung würden sie den Zahn unmöglich herausbrechen können, ohne die ganze Kinnlade zu sprengen. Dann legte der Operateur eine Art Wurfspeil mit dem dünnen Ende an den Zahn, und schlug mit einem dicken Steine gegen das andere Ende. Diese erste Operation dauerte zehn volle Minuten; denn zum Unglück des armen Kleinen saß der Zahn sehr fest in seiner Höhle. Endlich sprang er heraus, worauf man den kleinen Patienten bei Seite führte, sein Zahnfleisch befestigte und ihm die Kleidung anzog, die er mehrere Tage am Körper haben sollte. Man legte ihm einen Gürtel um, in welchem ein hölzerner Säbel steckte, und umwickelte seinen Kopf mit einer blendend weißen Binde, die sich gar nicht übel ausnahm. Der Patient hatte die linke Hand auf dem Munde liegen, welcher geschlossen bleiben mußte; er durfte den ganzen Tag über nicht sprechen und nicht essen. Auf dieselbe Art verfuhr man mit allen übrigen Knaben. Nur ein einziger hübscher Junge von acht bis neun Jahren wollte, nachdem ihm das Zahnfleisch bereits abgelöst worden, nicht mehr als Einen Schlag mit dem Steine aushalten. Er rettete sich aus den Händen der Peiniger und entkam glücklich. Während der ganzen Operation erhoben die Umstehenden ein unmenschliches Gebrüll, um die kleinen Dulder zu unterhalten und ihre Klagen zu ersticken; die Letzteren aber machten sich eine Ehre daraus, ihren Schmerz zu bewältigen.

Das Blut, welches aus dem zerrissenen Zahnfleisch drang, wurde nicht abgewischt, sondern man ließ es über die Brust des Knaben rinnen und dem Eingebornen, auf welchem der Knabe saß, auf das Haupt tropfen. Alsdann empfing der Knabe zu seinem eigenen Namen noch den des Mannes, der ihn trug. Das getrocknete Blut darf erst nach einigen Tagen von dem Kopfe der Männer und der Brust der Knaben abgewaschen werden. Ist die Operation vorüber, so läßt man die Knaben um einen Baumstamm sich lagern und legt denen, die besonders vielen Schmerz ausstehen müssen, geröstete Fisch an das Zahnfleisch. Plötzlich, auf ein gegebenes Zeichen, sprangen die Patienten auf und liefen nach ihren Hütten, indem sie Alles, was ihnen begegnete, aus dem Wege trieben. Von diesem Augenblick an standen sie in gleichem Ansehen wie die erwachsenen Männer; sie hatten das Recht, Waffen zu führen, und konnten sich auch Mädchen rauben, sobald ihre physische Kraft zu Beidem ausreichte. Europäische Aerzte, die von den auf obige Weise ausgebrochenen Zähnen einige gesehen, erklärten, daß ein mit den nöthigen Instrumenten versehener Zahnarzt diese Zähne nicht besser ausgezogen haben würde.

In dem größten Theile Neu-Hollands ist die brutalste Gewaltthätigkeit das Präludium der Liebe. Gewöhnlich raubt sich ein Wilder in einem fremden, selbst feindlichen Stamme seine Lebensgefährtin. Er dringt verstohlen in die Hütte, wo des Mädchens Aeltern wohnen, sobald er sie allein zu Hause weiß, fällt wie ein Rasender über sie her und versetzt ihr ein paar Keulenschläge auf Haupt und Schultern, dann nimmt er das Mädchen, betäubt und blutend wie sie ist, auf den Arm und eilt mit ihr durch Wälder und Heideginde nach dem Orte seines Aufenthalts. Seine Stammesgenossen erklären die Unglückliche für sein Weib; sie unterwirft sich ihrem Schicksal und entläuft den neuen Gebieter nur selten, obgleich sie ihr Lebelang seine Sklavin und argen Mißhandlungen ausgesetzt ist.

Daß diese Wilden jedoch zuweilen auch für wahre Liebe empfänglich sind, beweist die folgende Anekdote, die mir ein Beamter in Sidney erzählt hat. Ein junger Wilder von ungefähr 22 Jahren, der zu einem benachbarten Stamme gehörte, hatte zwei Schwestern, von denen die Eine 20, die Andere 14 Jahr zählte. Als dieser Wilde einst von der Jagd nach Hause kam und seine Schwestern nicht wie gewöhnlich ihm entgegen kamen, setzte er sich an einen Baum in der Nähe der Hütte und zweifelte nicht, daß sie bald erscheinen würden. Unterdessen ging die Sonne unter, und seine Schwestern ließen sich noch nicht blicken. Des Wartens müde und voll innerer Unruhe, stand der Jüngling endlich auf und trat in die Hütte. Wie groß war aber sein Staunen und sein Schmerz, als er die jüngere Schwester in ihrem Blute am Boden liegen sah! Er warf sich auf die Kniee, rief sie beim Namen und leistete ihr alle mögliche Hülfe; allein sie war ohne Besinnung. Er holte Wasser und rieb ihr das Gesicht. Endlich schlug sie die Augen wieder auf und sprach: „O Bruder! unsere Schwester ist uns geraubt. Der Bösewicht schlug sie mit seiner Keule und packte sie dann, um sie fortzuschleppen. Ich wollte sie ihm mit Gewalt wieder entreißen, allein da fiel er über mich her und schlug mich so, daß ich die Besinnung verlor. Bei dieser Erzählung vergeß das Mädchen heiße Thränen. Ihr Bruder war so fürchterlich aufgeregt, daß er nur einzelne Worte von sich geben konnte. Des nächsten Morgens machten sie sich auf den Weg, um den Räuber ihrer Schwester bei seinem Stamme aufzusuchen. Da begegnete ihnen die Schwester des nämlichen Wilden, der ihre ältere Schwester geraubt hatte. Sie war in den Wald gegangen, um Holz einzusammeln; und der Jüngling, der eine so schöne Gelegenheit zur Rache nicht vorbeilassen wollte, stürzte sogleich mit seiner Keule auf sie los, um sie niederzuschmettern. Das Opfer zitterte und sah den Jüngling mit flehenden Blicken an. Dieser staunte dermaßen über ihre Schönheit, daß er wie eingewurzelt stehen blieb. Als das Mädchen dies bemerkte, warf sie sich ihm zu Füßen, um sein Mitleid besser zu erregen; allein bei diesem war alles Rachegefühl der zärtlichsten Leidenschaft gewichen. Er warf seine Keule von sich, drückte das Mädchen an sein Herz und bat sie, ihm nach seinem Stamme zu folgen. Die Schöne besann sich nicht lange; sie tröstete ihn über das Schicksal seiner älteren Schwester, und Beide wurden ein glückliches Paar.

(Magazin des Voyages.)

Mannigfaltiges.

— Claqueurs in Paris. Man hat es bisher immer für eine Uebertreibung gehalten, wenn von einer förmlichen Organisation dieser Leute gesprochen wurde, die in den Pariser Theatern den Ton angeben und über das Schicksal der Stücke, wie der Schauspieler, zu entscheiden pflegen. Die Gazette des Tribunaux theilt jedoch einen förmlichen Kontrakt mit, der zwischen einem Theater-Direktor und einem „Unternehmer dramatischer Succeße" abgeschlossen worden, und den man unter den Papieren eines solchen Unternehmers, Namens Clochet, gefunden, der kürzlich fallirte, obwohl ihm seine Unternehmung in den letzten vier Jahren 30,000 Franken eingebracht hat. Diesem Kontrakte zufolge, hatte der Unternehmer dem Theater-Direktor die Summe von 20,000 Franken zu bezahlen, wofür ihm auf die stipulirte Zeit, so oft ein neues dreiaktiges Stück aufgeführt wurde, sämmtliche Parterre-Billets, bei neuen Stücken von einem Akt oder zweien jedoch nur 100 bis 120 Billets zum Verkauf überlassen wurden. Außerdem wurden ihm aber auch noch für jede Vorstellung 25 bis 30 Billets, so wie von Seiten des Autors die üblichen vier Frei-Billets für jedes einaktige Stück zugestanden, welche Billets der Unternehmer an „wohlgekleidete" Leute zu vertheilen hatte, „um, was in seinen Kräften stand, zum Erfolg der neuen Stücke und des Debüts der Schauspieler beizutragen." Sowohl bei den Generalproben als täglich um 4 Uhr im Sprechzimmer hatte sich der Unternehmer einzufinden, um hier etwanige Instructionen zu empfangen. Man sieht, daß auf diese Weise das Interesse beider Theile merkwürdig gut verklausulirt war.

— Bevölkerung von Liverpool. Kein anderer Ort ist wohl in gleicher Progreßion so rasch zur volkreichen Stadt geworden, als Liverpool. Noch im Jahre 1700 zählte der Ort nur 5714 Einwohner, 30 Jahre später schon 12,000, und von dieser Zeit an nahm die Zahl derselben auf erstaunliche Weise zu: 1740 zählte man 18,000, 1770: 34,407, 1801: 77,653, 1812: 94,376, 1821: 118,972, und 1831: 165,221 Einwohner in der eigentlichen Stadt und 45,000 in den im Weichbilde liegenden Ortschaften (townships), die jetzt schon zur Stadt selbst gehören. Gegenwärtig beträgt die ganze Bevölkerung ungefähr 230,000 Seelen. Im Jahre 1770 zählte die Stadt 5928 bewohnte Häuser, und im Jahre 1831 betrug die Zahl derselben 25,637. Der Handel in Liverpool hob sich mit jedem Schritte, den die Englische Industrie vorwärts that. Liverpool selbst besitzt keine Fabriken, aber das mit dieser Stadt durch eine Eisenbahn verbundene Manchester und die dahinter liegenden Fabrikstädte versehen ihre Docks mit der ungeheuern Production, die der Welthandel gleichsam verschlingt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 17. Berlin, Mittwoch den 8. Februar 1837.

England.

Deutsche Kunst im Auslande.

Bevor noch das große Werk des Herrn Grafen von Raczynski erschien, sind die Franzosen durch einige ausgezeichnete Journal-Artikel auf die Düsseldorfer Malerschule aufmerksam gemacht worden, die sich, dem Vernehmen nach, auch auf der nächsten Pariser Ausstellung durch einige werthvolle Bilder will vertreten lassen. Eine Ehre ist in der That der anderen werth. Haben doch die Franzosen den Anfang mit ihren Gesandten gemacht, und wie in der diplomatischen Welt, scheint es hier auch in der artistischen nicht mehr als billig, daß wir die Artigkeit erwiedern und mit einer gleich starken und ehrenvollen Mission bei ihnen erscheinen. Einstweilen ist es aber gut, wenn die Deutschen Maler-Namen in Paris geläufig werden. Ein Ruhm, der nur bestätigt zu werden braucht, hat es viel leichter, als einer, der erst neu erworben seyn will. Darum verdient die Revue Britannique unseren Dank, die an die Spitze ihres Artikels über die Düsseldorfer Malerschule die Namen Schadow, Lessing, Hübner, Bendemann, Hildebrandt, Sohn, Schrödter, Stille, Jordan und Pistorius stellt. An dieser Ueberschrift schon merkt man, daß das Ausland hier aus guter Quelle belehrt wird. Die Namen sind trefflich gewählt und — was noch merkwürdiger ist — auch richtig gedruckt, sowohl in dem Französischen Journal, als in seiner Englischen Quelle; denn die Revue Britannique hat ihren Artikel nach der Foreign-Quarterly-Review bearbeitet. Wer aber aus Erfahrung weiß, wie sehr unsere Deutschen Namen von Französischen und Englischen Berichterstattern verstümmelt zu werden pflegen, der wird auch darin eine Art von Aufmerksamkeit für die Deutsche Kunst erkennen.

Gleichwohl scheint Deutschland unseren Nachbarn doch noch immer eine ultima Thule im Gegensatze zu dem Europa, das sie allein zu vertreten meinen. Denn so unterrichtet auch unser Englischer Kunst-Kritiker ist, sagt er doch — und der Franzose spricht's ihm nach —: „Vielleicht ist es uns durch unsere Skizze gelungen, Europa's Aufmerksamkeit auf diese ehrenwerthe und wahrhaft rührende Künstler-Verbrüderung zu lenken. Unbezweifelt wird auch ihr Ruhm glänzender werden, wenn erst der Grabstichel des Kupferstechers in England und in Frankreich die Compositionen Lessing's, Hildebrandt's, Steinbrück's ꝛc. verbreitet haben wird, Compositionen, die selbst die gewandteste Feder nicht im Stande seyn würde, der Einbildungskraft des Lesers erschöpfend darzustellen."

Gleich zu Anfang seiner Betrachtungen meint der Kritiker, daß es wohl nur eine Folge ihrer allzu großen Bescheidenheit sey, „wenn Europa diese Schule bisher kaum eines Blickes gewürdigt hat." Eine solche Bemerkung hätten wir von dem feingebildeten Englischen Kunstkenner nicht erwartet. Sieht es doch aus, als ignorirte er absichtlich, daß es im Herzen von Europa ein großes weites Land giebt, dessen kunstliebende Städte die Arbeiten der Düsseldorfer Maler, wie in einem Triumphzuge, empfingen, und dessen gesammte Theilnahme gewiß nicht wenig dazu beitrug, die Schule zu fördern und zu immer größeren trefflicheren Arbeiten zu ermuntern. Wahrlich, wir möchten dieses Land das Europäischste in Europa nennen, insofern wir unter Europäischem Charakter denjenigen verstehen, der jede Bildung in sich aufzunehmen vermag und sich nicht in mehr oder weniger selbstgefälliger Nationalität abschließt.

Doch hören wir den Kritiker auch da, wo er unserem Vaterlande Gerechtigkeit widerfahren läßt: „In Deutschland", sagt er, „ist die Kunst, gleich der Poesie und der Philosophie, einen geheimnißvollen und langsamen Weg gegangen, dessen weite Biegungen und gelehrte Abschweifungen allerdings mit jener reißenden Entwickelung und jenem stürmischen Drang der südlichen Kunst lebhaft kontrastiren. Dafür findet man aber auch in der Deutschen Kunstwelt eine Gedankentiefe, eine Aufrichtigkeit des Gefühls, eine Reinheit, einen Adel der Intention und ein Studium der Details, wie sie die Künstler der für mehr begünstigt geltenden Länder selten zu erreichen vermögen. Solcher Art war die großartige Erscheinung der Deutschen musikalischen Schule, jener energischen und machtvollen Schule, die um so überraschender erschien zu einer Zeit, wo alle Welt glaubte, es gäbe nirgends sonst Musik, und es könne sich in keinem anderen Lande eine musikalische Schule bilden, als in Italien. Solcher Art war auch in neuerer Zeit die moderne Entwickelung der zeichnenden Künste in demselben Lande: eine zweite Jugend, ein zweiter mit dem reichsten Blüthenschmuck bedeckter Frühling, der weit hinter sich den verfallenen Zustand der Italiänischen Kunst läßt, die einst durch die Namen Raphael und Titian erhoben wurde, jetzt aber durch die Mittelmäßigkeit Camuccini's und seines Gleichen herabgewürdigt wird."

Der Kritiker führt seine Leser nun in das hohe lichte Haus am Rhein, das, seitdem Meister Schadow und seine Schüler es zu ihrer Kunst-Werkstatt gemacht, eine historische Bedeutung erlangt hat und eine der schönsten Zierden des schönen Stromes geworden ist. Er schildert das brüderliche neidlose Verhältniß, das hier, im Gegensatze zu den Italiänischen Schulen, zwischen älteren und jüngeren Künstlern, zwischen Mitstrebenden und Nacheiferern stattfindet. „Mitten in diesem freundlichen Vereine", fährt er fort, „ist es Schadow, der als Leiter und Muster wirkt; Hübner spielt die Rolle des Kritikers und des Mannes von Geschmack; Lessing, der melancholische Maler, übt auf die sittliche und gemüthanregende Tendenz der Schule und ihrer Leistungen einen unverkennbaren Einfluß; bei Hildebrandt ist es besonders die Naivetät, bei Stilke und Bendemann dagegen die Majestät des Styls und seine Reinheit, was uns überrascht. Was aber die ganze Schule charakterisirt, ist eine gewissermaßen verborgene Harmonie, ein Kolorit, das wir sfumato nennen, Anspruchslosigkeit, das Verzichten auf blendende Effekte und Kraftanstrengungen, wahre, tiefe, aber auch etwas träumerische Empfindung, gewissenhafte Ausführung und etwas eben so Naives als Studirtes, ganz so, wie wir uns Deutschland zu denken pflegen. Tiefe ist es und nicht Glanz, was diese Künstler erstreben, die der Einfachheit der Kunst ihre edle Hingebung weihen, was aber natürlich dazu beitragen mußte, sie in einer gewissen Obskurität zu erhalten." — Wir vermuthen fast, daß sich der Englische Kritiker der Geschmacklosigkeit seiner Landsleute schämt, die jährlich zu vielen Tausenden den Rhein hinauf nach Baden-Baden und der Schweiz pilgern, bekanntlich aber diese Tour bloß machen, um sagen zu können, daß sie da gewesen sind; und die daher auch von solchen Merkwürdigkeiten, welche in Reichard's „German Tourist" noch nicht verzeichnet sind, gar keine Notiz nehmen. Sollten unsere Düsseldorfer Maler aber wirklich deshalb obskur genannt werden können, weil die gedankenlosen Englischen Dampfboot-Reisenden, diese Theemaschinen, die kaum für die Rebenhügel des Rheins, geschweige denn für seine Kunstschätze, ein Auge haben, sie noch nicht schaarenweise aufgesucht haben? Wahrlich, das wäre eben kein dankenswerthes Verdienst der Foreign-Quarterly-Review, wenn ihr sonst so schätzenswerther Aufsatz auch den Erfolg hätte, daß nun die Engländer bei Düsseldorf das Dampfboot verließen und mit ihrer lästigen Schaulust den Künstler-Verein bei seinen Arbeiten störten, die sie doch nicht zu würdigen wissen. Es versteht sich übrigens von selbst, daß wir hier nur diejenigen Englischen Reisenden meinen, die seit zehn Jahren immer zahlreicher den Rhein besuchen und dort eben so wegen ihrer Indolenz als wegen ihrer Knauserei nicht sonderlich beliebt sind, und wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß wir darum kein allgemeines Vorurtheil gegen eine der gebildetsten und einflußreichsten Nationen der Erde hegen.

Unser Englischer Kunst-Kritiker ist übrigens mit den Gemälden der Schadowschen Schule so vertraut, daß wir vermuthen, es habe ihm bei seinen Details das große Werk des Grafen von Raczynski zum Theil schon vorgelegen. Inzwischen kennt er doch die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer noch nicht, was namentlich in Bezug auf die „Söhne Eduard's" zu bedauern ist, da wir gerade darüber das Urtheil eines Engländers gern gehört hätten. Als Hildebrandt's bedeutendstes Bild ist hier noch seine „Judith und Holofernes" genannt. Lessing wird mit besonderer Vorliebe portraitirt und auf treffende Weise mit Leopold Robert verglichen. Etwas schwerfällig nimmt sich in der Französischen Uebersetzung der Revue Britannique das „trauernde Königspaar" als „le couple royale dans la douleur" aus.

Mit einem heiteren Blick, den unser Engländer auf das Beisammenleben der Rheinischen Maler wirft, wollen wir diesen Artikel schließen. „An den Ufern des Rheins", sagt er, „erhebt sich ein großes viereckiges Gebäude von sehr einfacher und regelmäßiger Architektur; Ruhe herrscht im Innern, so wie in den Umgebungen. Die Zimmer zu ebener Erde werden zur Bibliothek, zu Studien-Sälen und zu einigen Wohnungen benutzt. Im ersten Stock befinden sich die Ateliers, aus einer Reihe von großen Zimmern mit Bogen-Fenstern bestehend. Der Schutzgeist, der Vater dieses Künstler-Klosters ist Schadow, dessen Atelier sich in einem Zimmer befindet, das gerade auf die große Treppe stößt. Um ihn trifft man gewöhnlich seine vertrautesten Freunde, Deger und Köhler; Deger, sein Tröster und treuer Achates, Köhler, der ihm seine Künstler-Laufbahn verdankt. In mehr oder weniger entfernten Distanzen arbeiten nun andere Maler, die sich zu zwei und zwei vereinigt haben: Hübner mit seinem Schwager Bendemann, Stille mit Deger, Sohn mit Lessing, Köhler mit Sonderland, Rethel mit Reinick, Hildebrandt mit v. Der.

Noch eine Treppe höher, in den Zimmern, welche ihr Licht von oben empfangen, befinden sich Schirmer mit seinen Eleven und Achenbach. Die einfachste Lebensweise, die bescheidensten Vergnügungen, die brüderlichste Vertraulichkeit machen aus diesem Kloster ohne Strenge, wiewohl nicht ohne Enthusiasmus, eine merkwürdige Erscheinung, die einzig in der Geschichte der Kunst zu nennen ist. Sämmtliche Mitglieder dieser Akademie konsultiren sich gegenseitig; Deutsche Gutmüthigkeit, die das Genie keineswegs ausschließt, herrscht bei allen ihren künstlerischen Beurtheilungen vor. Schadow, obgleich der Meister und Stifter, nimmt doch Rath von Hübner an, dessen solides Urtheil und verständige Studien er schätzt. Nicht minder leiht er aber auch den jüngeren Malern ein gefälliges Ohr, und mit wahrhaft väterlichem Wohlwollen leitet er ihre Arbeiten. Ihre Sitten, ihre Sprache, ihre Verhältnisse haben etwas Rührendes, so einfach ist Alles. Sie kennen keinen Luxus und machen daher auch aus ihren Bildern keinen Gegenstand der Speculation. Das Kegelspiel ergötzt sie; Abends ist die Unterhaltung bei einem Glase Bier und bei einer Pfeife Tabak ihr Lieblings-Vergnügen. Das „Stockkämmerchen", ein besonderes Zimmer, das ihnen oft als Vereinigungspunkt dient, hört so manche fast kindische Debatten, Diskussionen, nicht sowohl gelehrter als ausgelassener Art, und Späße, die oft grotesk, niemals aber boshaft sind. In dieser echt Deutschen Schule zeigt sich Niemand unduldsam und exklusiv. Die Verschwisterung der Künste tritt hier in einem zwar dürftigen, aber interessanten Gewande auf. Bald übernimmt es der Landschafter, die Bäume in einem historischen Bilde seines Gefährten zu malen, und bald verbessert der Geschichtsmaler die Figuren des Landschafters. Manchmal sind sogar, seltsam genug, die Gewänder von einer, die Köpfe von einer anderen und die Architekturen endlich von der dritten Hand. Wenn in Düsseldorf die Geschicktesten und Berühmtesten 3—4000 Franken jährlich sich verdient haben, so sind sie über die Maßen zufrieden und verlangen nichts mehr." —

Wir haben nach dieser Uebersetzung nichts weiter hinzuzufügen, als den Wunsch, daß der wackere Meister Schadow und seine reich begabte Schule, die bisher in der vollen freudigen Anerkennung der Heimath ihren schönsten Lohn gefunden haben, noch lange den künstlerischen Ruhm des Vaterlandes erhöhen mögen, das allerdings der Approbation des Auslandes nicht erst bedarf, um auf seine Künstler stolz zu seyn.

J. L.

Schweiz.

Erziehung und Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

„Fürchte Dich nicht, Kleiner", so rief's von drüben, „ich will Dir etwas sagen, ich bin ein ehrlicher Mann." — „Ihr böser Mensch", rief ich hinüber, „wenn Ihr noch ein Wort zu mir sprecht, sag' ich's der Wache dort." Nach einer Weile bob der Gefangene wieder an: „Mein junger Herr, damals, wie man mich durch die Straße führte, hab' ich Ihr Gesicht gesehen, und weil Sie einen so gutmüthigen Blick haben, hoffte ich, Sie würden barmherzig seyn und Mitleid fühlen mit einem armen unschuldigen Mann, den die Menschen ungerecht verurtheilt haben." — „Schweigt lieber, Ihr Bösewicht", rief ich zornig hinüber, „Ihr habt einen guten alten Mann und ein junges Kind umgebracht." — „Ach", sagte er, „junger Herr, ich sehe wohl, Sie sind getäuscht und denken Böses von mir, wie alle Welt. Sie sind noch so jung und trauen Ihrem Nebenmenschen schon so viel Schlimmes zu." Hier hielt er inne, denn er hörte Tritte kommen. Ein schwarz gekleideter Mann ging dicht an der Mauer des Gefängnisses vorüber. Wie der sich entfernt hatte, fing der Mann im Kerker wieder an: „Junger Herr, der ehrwürdige Mann, der da vorbeiging, ist der Gefängnißprediger. Sie können ihn fragen, er kennt meine Unschuld, Gottlob, er weiß, daß mein Herz rein ist." Abermals hielt er inne, ein Gendarm ging vorüber. Ich hatte schon Lust, den Gendarmen zu rufen und ihm zu erzählen, was so eben geschehen. Aber ich hielt an mich. Meine Leichtgläubigkeit war durch die Betheuerungen des Gefangenen schon halb gewonnen; dabei schien es mir unehrlich und schändlich, einen Unglücklichen zu verrathen, der auf mein ehrliches Gesicht getraut. Hauptsächlich aber hatte der Mann mich gelobt, meine kleine Eigenliebe war geschmeichelt und wollte ihn nicht Lügen strafen. Ich stand noch eine Weile und horchte, aber der Mann drüben sprach nicht mehr. Da ging ich zurück an meinen Tisch, um zu sehen, was mein Maikäfer mache.

Hilf Himmel, ich wurde blaß, ich zitterte vor Schrecken. Ein großes Unglück, ein unersetzlicher Schaden: was hatte der Maikäfer angerichtet! Im ersten Zorn packte ich ihn und warf ihn zum offenen Fenster hinaus; dann besah ich mir den Schaden. Es war zum Verzweifeln, wie die Sachen standen. Ein breiter, dicker, schwarzer Streifen fing beim vierten Kapitel de bello Gallico an und lief gerade hinüber an den Rand des Buches rechts. Da hatte es der Maikäfer zu steil zum Herunterspazieren gefunden, er hatte Kehrt gemacht und war über die ganze Breite des Buches zurück auf das Blatt links marschirt; mitten auf dem Blatte nahm er mit einer halben Schwenkung seine Richtung nordwärts; unter einer günstig gelegenen Stelle war ihm der Uebergang aus dem bello Gallico auf den Rand des Dintenfasses geglückt. Von da ging es steil und glatt abwärts und, o Wehe, o Jammer, zu seinem und meinem Unglück war der Maikäfer in den Abgrund, in die schwarze Hölle, in die Dinte hinuntergerutscht. Da unten merkte er erst, daß er sich verirrt hat. Also drehte er um und kroch aus der Dinte wieder heraus, schwarz, tief schwarz, ganz in Trauer, von Kopf bis zu den Füßen. Und so war er zurückgekrochen und hatte sich über das vierte Kapitel de bello Gallico hergemacht, da fand ich ihn herumduseln. Was für Kleckse, es war ein Schauder anzusehen. Flüsse, Seen, Meerbusen, neben einander, untereinander; und was für Lineamente, grob, verworren, ohne Verstand und Geschmack; eine Kette von tragischen Wahrzeichen, die Verewigung eines schwarzen Mißgeschickes. Und was für ein Buch, ein Elzevir, Herrn Ratin's Elzevir, ein Elzevir in Quart, ein seltenes, ein kostbares Exemplar, unersetzlich. Und wie hatte mich Herr Ratin gewarnt, als er mir's gab, wie hatte er mich für jeden Schaden verantwortlich gemacht! Es war vorbei, es war aus mit mir.

Ich wischte die Kleckse, so gut es ging, mit Löschpapier auf; ich legte das Blatt zum Trocknen ans Fenster, und nun ergab ich mich wehmüthigen, besorglichen Betrachtungen über mein Unglück. Waren meine Gewissensbisse groß, so war meine Angst noch viel größer. Das allerschlimmste war der Maikäfer, den konnte ich unmöglich eingestehen. Was würde Herr Ratin für schreckliche Augen dazu machen, wie würde er mich schelten! In verständigen Jahren so meine Zeit zu verständeln, als ein großer Mensch mit Maikäfern spielen! Gefährlich! wird er sagen, verderblich! wird er sagen, unmoralisch! wird er sagen. Ich armer Sünder! —

Da kam Satan, von dessen List ich dazumal noch keine Ahnung hatte, Satan, der niemals fern ist in Stunden der Versuchung; der schlich sich in mein Herz und gab mir allerhand Gedanken zur Beruhigung ein. Wie wär's, sprach er, wenn wir etwas ersinnen könnten, uns aus der Noth zu helfen. Der Nachbarin ihre garstige Katze ist in die Stube gekommen, wie Niemand drin war, und hat gespielt und hat das Dintenfaß auf das 4te Kapitel de bello Gallico geworfen. Aber Herr Ratin hatte mir verboten, ich sollte nicht weggehen, ehe ich meine Lection gehalten. Also, also — ich hab' mir eine Feder kaufen müssen. Aber ich habe Federn genug, sie liegen im Schrank, und der Schrank steht in der Stube. Thut nichts, ich habe gestern den Schlüssel verloren, ich bin baden gewesen. Freilich, das war auch verboten; ich bin auch wirklich gar nicht baden gewesen; aber wenn ich eingestehe, daß ich ohne Herrn Ratin's Erlaubniß baden gegangen bin, so wird er mir um meiner Aufrichtigkeit willen das Uebrige glauben. Und es ist ja gar keine so große Lüge. Meinen Fehler gestehe ich ja doch, wenn auch nicht den wahren, dafür einen anderen, zu dem ich mich unschuldig bekenne. Kurz, ich absolvirte mich selbst im Voraus, und ich hatte mein künstlich kombinirtes Aussagen-System wohl einstudirt, als ich Herrn Ratin die Treppe herauf kommen hörte. In meiner Angst machte ich das Buch zu und wieder auf und wieder zu, und wie er schon an der Thüre war, machte ich es schnell wieder auf; denn, dachte ich, wenn er die Kleckse sieht, merkt er's von selbst, und dann brauchte ich nicht anzufangen.

Herr Ratin kam zur Lection; er sah gar nicht auf das Buch, legte Hut und Stock ab, nahm einen Stuhl, setzte sich, räusperte und schneuzte sich. In meiner großen Angst, da ich keine geschickte Miene anzunehmen und überhaupt nichts anzufangen wußte, schneuzte ich mich auch. Das machte Herrn Ratin stutzig; wo es um die Nase ging, verstand er keinen Spaß, er sah mich groß und starr an; er wollte herausbringen, welche muthwillige Intention mich dazu bewogen hätte, gleichzeitig mit ihm die Nase zu schneuzen. Ich armer Teufel aber legte mir seine Mienen anders aus; ich dachte, er hätte den Klecks gesehen und schlug die Augen nieder. Auf schnelle, stürmische Fragen hatte ich mich gerichtet; dieses strenge, forschende Schweigen brachte mich aus der Fassung. Endlich erhob er seine Stimme: „Karl, ich lese Dir aus den Augen." — „Ach nein, Herr Ratin", — „Ich lese Dir aus den Augen, sag' ich Dir." — „Ach nein, Herr Ratin, die Katze ist's gewesen." — Das war dem guten Herren Ratin zu arg, zu unverschämt; er entsetzte, er verfärbte sich, schon wollte er losbrechen, da fielen seine Augen auf das Buch und auf die Riesenkleckse. Betäubt, erstaunt sprang er vom Stuhle auf, und der Schrecken fuhr mir durch alle Glieder. Nun galt es, sich zusammenzunehmen, seinen Zorn durch Bitten zu beschwören: „Ach, Herr Ratin .... wie ich weggegangen bin .... da ist die Katze .... eine Feder kaufen .... ist die Katze gekommen .... weil ich den Schlüssel verloren hatte .... wie ich baden war — gestern ...., der Nachbarin ihre Katze ...." Und je mehr ich sprach, desto schrecklicher, desto durchdringender sah mich Herr Ratin an .... Endlich hielt ich's nicht mehr aus, ich war zerknirscht und nahm meine Zuflucht zu einem offenen Geständniß meiner Sünden: „Ach nein Herr Ratin, seyn Sie nicht böse, es ist nicht wahr, ich hab' die Kleckse gemacht" .... Ich schwieg, er schwieg; eine lange, furchtbare Pause.

Nach fünf Minuten räusperte sich Herr Ratin abermals und hob im feierlichsten Tone an: „Wundere Dich nicht, daß ich so lange stumm geblieben; mein Unwille und meine Betrübniß ist so groß, daß ich's nicht auszusprechen im Stande bin. Ich finde keine Worte, Dein Benehmen" — da war eine Fliege auf Herrn Ratin's Nase; das Lachen zuckte mir übers Gesicht, er sah's, und abermals trat eine Pause ein, länger und schrecklicher, als die erste.

Da nahm Herr Ratin Hut und Stock: „Mein Freund, Du wirst Dich zwei Tage lang nicht aus der Stube rühren; so lange gebe ich Dir Zeit, über dein Betragen nachzudenken. Bis dahin werde ich selbst wissen, was ich in einem so exemplarischen Falle zu thun habe." — Sprache, ging zur Thür hinaus, schloß ab und nahm den Schlüssel mit.

Also war ich eingesperrt. Aber ich fühlte mich leichter ums Herz, ich hatte ja gestanden, ehrlich und freiwillig gestanden. Vor Herrn Ratin hätte ich mich geschämt, aber er war ja fortgegangen, kurz meine Gefangenschaft kam mir eher wie eine Befreiung vor. Die schwere Krisis war überstanden, ich faßte guten Muth. Nur eins lag mir noch auf dem Herzen: ich sollte ja zwei Tage lang über mein Vergehen nachdenken. Ich dachte nach, so gut ich konnte, aber es kam mir nichts Kluges in den Sinn. Ja, wenn ich mir's recht im Grunde betrachtete, was hatte ich denn so gar Böses gethan? Gelogen! Nicht doch, ich hatte lügen wollen, aber ich hatte ja gleich die Wahrheit gesagt, und zwar von selbst, was doch immer sehr schön ist. Mit einem Wort, ich hätte gern dem Herrn Ratin gefolgt und ein Bischen Reue erfunden, aber es fiel mir schwer, es wollte gar nicht gehen. Wie, dachte

ich, sollte denn der Herr Ratin wirklich Recht haben? Habe ich etwa wirklich schon ein böses, verstocktes, unmoralisches Herz! Ich nahm mich zusammen, ich ging in mich: gewiß, gewiß, dachte ich bei mir, ich will's nicht mehr thun, und auch das Lachen will ich mir abgewöhnen.

So stand es mit meinen Betrachtungen, da ging unten auf der Gasse der Kuchenmann vorbei, der Mann kam pünktlich zu seiner Stunde. Sein Rufen brachte sehr natürlich die Wirkung hervor, daß ich Lust bekam, Kuchen zu essen; die Versuchung war groß, die Fleischeslust wurde mächtig in mir. Aber, aber, sprach mein Gewissen, darf ich denn? Muß ich nicht mein Pensum arbeiten? Muß ich nicht Reue empfinden? Ich bezwang mich, ich blieb hinten in meinem Stübchen sitzen und ließ den Mann unten warten und rufen. Aber ein Kuchenmann läßt sich nicht so leicht abfertigen, zumal bei guten Kunden. Dieser war seiner Sache sicher, obwohl er mich nicht ans Fenster kommen sah; er verließ sich auf mein Leckermaul, und nur mit einem Wort trachtete er die Lockung zu verstärken. Er rief nämlich: „Kuchen, Kuchen, warme Kuchen!" Das Epitheton war von erstaunlicher Wirkung, es betrohte all meine Moral mit einer schmählichen Niederlage. Zum Glück merkte ich's noch bei guter Zeit und stellte alle meine Vorsätze wieder in Schlachtordnung.

Der ehrliche Kuchenmann stand unten und rief und verlor seine Zeit; das ging mir nahe. Soll der Mann meinetwegen zu Schaden kommen? Ich ging ans Fenster und rief ihm hinunter: „Lieber Freund, verweilt Euch nicht, heut kann ich keine Kuchen nehmen." Aber er kannte meinen Appetit und kannte ihn besser, als ich selbst. „Geschwind, junger Herr", sagte er, „ich habe Eil'." — „Es geht nicht", sagte ich, „ich hab' kein Geld." — „Auf Kredit!" — „Ich hab' auch keinen Hunger." — „Wer's glaubt!" — „Ich habe auch viel zu thun." — „Na, keine Faxen." — „Und überdem bin ich eingesperrt." — „Ach, haben Sie mich doch nicht zum Besten", sprach er und hob seinen Korb vom Boden auf, als wollte er weggehen. Diese Demonstration war mir zu stark, ich mußte mich überwunden geben. „Wart' ein Weilchen", rief ich, und ehe eine halbe Minute verging, zog ich an einer Schnur mein Mützchen in die Höhe und drin lagen zwei Kuchen, zwei ganz warme Kuchen.

Ich aß sie mit Behagen und machte mir allerhand Gedanken: Was so ein Maikäfer dumm ist! Hat vier Flügel zum Wegfliegen und kriecht ins Dintenfaß. Bin ich daran Schuld? Wäre der Maikäfer nicht so ein Esel gewesen, so hätte ich ruhig meine Lection gearbeitet, und ich wär gut gewesen, und Herr Ratin wär gut gewesen, und Alles wär gut gewesen, und ich hätte keine Lüge zu sagen brauchen, und ich wäre jetzt nicht eingesperrt.... O du Esel von einem Maikäfer! — Dieser glückliche Gedanke tröstete mich, ich machte den Maikäfer zu meinem Sündenbock, ich lud ihm all meine Schuld auf. Mein Gewissen gab sich zur Ruhe, und meine Seele wurde froh. Dazu kam noch ein anderer höchst erfreulicher Umstand: Herr Ratin war nämlich vor Unwillen so außer sich gewesen, daß er ganz vergessen hatte, mir für die zwei Gefängnißtage Lectionen aufzugeben. Also hatte ich zwei Tage vor mir und nichts zu arbeiten. Eine süße Strafe, ich hätte sie mir selbst nicht besser zugedacht. Also, um meine beiden Feiertage recht zu genießen und mich des Bewußtseyns meiner Schuldlosigkeit in guter Ruhe zu erfreuen, traf ich einige zweckmäßige Anstalten zur Verschönerung meines Stübchens. Ich schaffte nämlich den Elzevir, das Lexikon, alle meine Hefte und Schreibebücher bei Seite. Wie ich das Terrain meines Tisches rein sah, da war mir so leicht, so froh zu Muth, wie mir noch nie geschehen; es war, als wären mir Steine und Ketten von der Brust gefallen. So ereignete es sich, daß ich in der Gefangenschaft zum ersten Mal das süße Wohlbehagen der Freiheit empfand.

Frei war ich, und nun fing ich an zu überlegen, wie ich mich wohl amüsiren könnte. Da hörte ich in der Stube nebenan ein Rascheln und ein Prusten. Ich gucke durchs Schlüsselloch: da war ein Gefecht zwischen der Nachbarin Katze und einer mächtig großen Ratte. Anfangs nahm ich für die Katze Partei, denn sie war von längst meine gute Bekannte. Es war die höchste Zeit, daß sie Sukkurs bekam, die Ratte hatte ihr schon tüchtig in die Schnauze gebissen; der Angriff geschah furchtsam, der Feind war bis an die Zähne verschanzt und vertheidigte sich tapfer. Ich leugne nicht, der schwächere Theil gewann durch seinen muthigen und geschickten Kampf gegen einen so furchtbaren Gegner meine ganze Sympathie, und ich befloß, die strikteste Neutralität zu beobachten. Aber neutral zu bleiben, ist ein schweres Ding: entweder die Katze oder die Ratte, heißt es im Leben. Es dauerte nicht lange, so entdeckte ich an der Ratte noch andere vorzügliche Eigenschaften: sie schien es mit den Elzeviren ziemlich eben so zu halten wie ich. Sie lag nämlich wohl verschanzt in einem großen Folianten auf der Diele, wo sie sich mit ihren Zähnen eine Art von Kasematte gegraben. Das wackere Thierchen mußte ich retten. Also, um der Katze Furcht einzujagen, stieß ich mit dem Fuße gewaltig gegen die Thür. Der Versuch gelang über Erwarten; die alte morsche Thür sprang aus dem Schloß, und der Weg zum Kampfplatz stand mir offen.

Da lag der Foliant, allein und verlassen; der Feind war verschwunden, mein Alliirter ließ nichts von sich hören, aber ich selbst hatte mich bedeutend kompromittirt. Ich befand mich in einer alten, dunkeln, staubigen Kammer, rings an den Wänden mit Bücherbrettern garnirt; sie gehörte zu meines Onkels Bibliothek, mein Onkel war verreist. Da war eine alte, verfallene Elektrisirmaschine, Schränke mit Mineralien, unweit des Dachfensters ein alter Lehnstuhl. Um der Bücher willen hielt man diese Kammer beständig verschlossen, ich sollte nicht hinein; Herr Ratin sprach nur immer höchst geheimnißvoll davon, als wär' es ein gefährlicher Ort. Nun konnte ich meine Neugier befriedigen. Ich versuchte etliche Experimente mit der Maschine, ich studirte ein Büchen Mineralogie; endlich ergriff ich den Folianten und schlug ihn auf. Die Ratte hatte ihn tüchtig studirt; vom Titelblatt war nur ein Fetzen übrig, darauf stand Dictio..... Ein Dictionnaire, na, das kann doch kein gefährlich Buch seyn. Was für ein Dictionnaire denn? Ich blätterte: da stand oben über den Kolumnen ein Weibername und in der Mitte allerhand Kauderwelsch mit Latein gemengt und darunter Noten. Ich las, es war von Liebe die Rede. Ei der Tausend, wer hätte das gedacht! In einem Dictionnaire soll was von Liebe vorkommen! Ich war höchlich verwundert, aber das Ding reizte mich. Ich setzte mich mit dem schweren Folianten in den Lehnstuhl und fing an, ihn eifrig zu studiren. Es war die Geschichte von Abälard und Héloise. Kurios! Ein Weib, das lateinisch schreibt, eine Aebtissin, die sich verliebt, das brachte alle meine Vorstellungen in Verwirrung. Gewiß, Herr Ratin hatte recht, es war ein schlechtes Buch: solche Geschichten in einem Dictionnaire? — Ich verlor den halben Respekt vor allen Dictionnairen, aber ich machte das Buch doch nicht zu, sondern ich wurde immer neugieriger und las den Text, und noch neugieriger und las die lateinischen Brocken und die Noten dazu. Es waren sonderbare Sachen: Einiges schien mir rührend, vieles Andere ein unverständliches Geheimniß, und dazwischen kamen immer die Stellen, wo die Ratte studirt hatte. Sie hatte es aber wirklich zu arg gemacht, ich war sehr geneigt, ihr die Freundschaft aufzukündigen. Wenn man ein zerrissenes Blatt liest, so erregt das, was fehlt, immer am meisten unsere Wißbegier. Der Text kann niemals die Neugierde in dem Grade befriedigen, wie Lücken sie anregen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

François Gérard.

Von den vier berühmten Künstlern: Girodet, Drouais, Gros und Gérard, die durch ihre vortrefflichen Leistungen den Ruf der Davidschen Schule, aus der sie hervorgegangen, weit verbreiteten, war François Gérard der letzte Ueberlebende. Obgleich die Talente dieser vier Maler eine sehr verschiedene Richtung genommen, so erinnert doch der Grundton aller ihrer Gemälde an die Manier ihres ersten Meisters, nach welcher dieser „den Tod des Sokrates", „die Bestattung Hektors" und „die Horatier" malte.

François Gérard, der Jüngste von den genannten Künstlern, war im Jahre 1770 in Rom geboren, als der Sohn eines Französischen Vaters und einer Italiänischen Mutter. Schon früh zeigte er Talent und Liebe zur Malerei. Um in dieser Kunst den nöthigen Unterricht zu erhalten, ward er nach Paris geschickt, wo er erst die Schule des geschickten Bildhauers Pajou und dann die des damals sehr beliebten Malers Brennet besuchte. Von diesem Letzteren hatte David selbst so Manches gelernt, ehe Vieus vortreffliche Rathschläge ihn bei seinen ersten Versuchen unterstützten. Bald ward der junge Gérard der Leitung desselben Malers, der den Künsten zu jener Zeit einen neuen Impuls gegeben hatte, anvertraut, und David wünschte sich Glück, einen Schüler mit so vortrefflichen Anlagen unterrichten und ausbilden zu können. Nach Drouais' Tode ruhte die ganze Hoffnung der neuen Malerschule auf Girodet, Gros, Gérard und auf Herrn von Montpellier, der schon früh eine Carriere, auf der er sich so glänzend ausgezeichnet, wieder verlassen hat. Schon als die vier jungen Künstler noch Eleven waren, suchten sie sich mit edlem Wetteifer einander zu übertreffen und ihrem Vorbilde nachzustreben; Jeder von ihnen wollte immer das Beste leisten, Jeder den Preis davontragen, und dieses Feuer, das auch später nie erkaltete, trug gewiß viel zur Vollkommenheit ihrer Arbeiten bei. Girodet und Montpellier gewannen nach einander den großen Preis in Rom. Obgleich Gérard mit der größten Leichtigkeit Ideen auffaßte, Skizzen entwarf und sie mit Sauberkeit und Eleganz ausführte, gelang es ihm doch niemals, bei der Konkurrenz der Schulen den Sieg über seine Nebenbuhler davonzutragen. Vom Glücke durchaus nicht begünstigt und gezwungen, sich jede Zerstreuung, die ihm so nothwendig war, zu versagen, kämpfte er mit Festigkeit gegen alle Hindernisse, die seine Armuth ihm in den Weg stellte, und arbeitete mit doppeltem Eifer an der Ausbildung und Vervollkommnung seines Talents. Mehrere Portraits, bei denen es dem Maler gelungen, in Kolorit und Stellung der Personen eine Zartheit und Wahrheit zu legen, an die man seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt war, brachten bei dem Publikum eine große Wirkung hervor. Die erste Arbeit dieser Art war das Bildniß des Malers Isabey des Aelteren, in Lebensgröße. Dieser war Gérard's Mitschüler bei David und fing auch eben an, die Aufmerksamkeit der Kenner durch seine niedlichen Miniaturbilder auf sich zu ziehen.

Im Jahre 1795 stellte Gérard sein Gemälde „Belisar" und sein Bildniß der Mlle. Brongniart aus. Diese beiden ihrem Style nach so verschiedenen Bilder waren mit einer solchen Vollkommenheit ausgeführt, daß sie allgemeines Aufsehen erregten und der Ruf des jungen Künstlers von diesem Augenblick an fest begründet war. Dennoch mußte der Maler, trotz des ungetheilten Beifalls, mit dem seine beiden Kunstwerke aufgenommen worden, zur nächsten Ausstellung ein Gemälde auf seine eigenen Kosten und nach seiner eigenen Idee entwerfen, eine Thatsache, die jetzt, wo jedes Talent protegirt und aufgemuntert wird, wo man dem Künstler zuvorkommend Gelegenheit giebt, seine Fähigkeiten anzuwenden und zu entwickeln, wunderbar scheinen muß. Man erzählt sogar, daß Gérard den „Belisar" nicht hätte vollenden können, wenn sein reicherer Freund Isabey das Gemälde nicht im Voraus gekauft und bezahlt hätte. Als Herr Isabey das Gemälde später für einen höheren Preis wieder verkaufte, war er redlich genug, dem armen Künstler den Ueberschuß der Summe wie eine Schuld auszuzahlen. Die Revolution hatte die Grundfesten der Gesellschaft erschüttert, und um diese Zeit bebte diese noch von den zu bestigen Stößen; viele reiche Privatleute hatten ihr Vermögen verloren, Anderen fehlte es an Sinn für die Malerei, und die Meisten scheuten sich, Luxus-Gegenstände anzuschaffen, wenn sie jeden Augenblick fürchten mußten, daß ihnen auch das Nothwendigste entzogen werde. Diese Schwierigkeiten hemmten

Gérard nicht in seiner Künstler-Laufbahn. Ohne sich über die Bestimmung seines neuen Werkes Sorge zu machen, komponirte und vollendete er das Gemälde „Amor und Psyche". Niemals hat wohl Gérard mehr Achtung und Liebe für seine Kunst gezeigt, als bei Ausführung dieser eleganten Arbeit. Kopf und Hände bei den Hauptgestalten sind meisterhaft gemalt, und das Ensemble bietet eine Scene dar, die den Geist beschäftigt und anzieht, während sie dem Auge einen pittoresken und graziösen Anblick gewährt.

Ehe Bonaparte als erster Konsul auch die Künste mit in das Räderwerk seiner Regierungs-Maschine zog, hatte Gérard, wie die meisten ausgezeichneten Maler jener Zeit, durchaus keine Gelegenheit, seinen Pinsel zu üben. Das Gemälde Amor und Psyche wurde gelobt, bewundert, aber dabei blieb es; endlich ward es von dem Künstler Fontaine und Herrn Breton, Secretair des Instituts, gekauft: sie schätzten den Werth des Meisterstücks auf 6000 Franken und zahlten dem Maler diese Summe. Trotz aller öffentlichen Anerkennung und aller glänzenden Erfolge hatte Gérard noch immer nicht die Mittel, sich neue Triumphe zu bereiten; die Armuth zeigte sich ihm jetzt drohender als je, und er sah sich gezwungen, sein Talent zu Arbeiten von untergeordneterem Range anzuwenden, um bei der mühseligsten Anstrengung dem Mangel zu entgehen. Er theilte in dieser Hinsicht das Schicksal der meisten berühmten Künstler jener Epoche, und wie Girodet und Prud'hon, machte auch Gérard Vignetten zu den neuen Ausgaben des Virgil und Racine, die damals bei Didot in Druck erschienen. Die einzige Arbeit von einiger Wichtigkeit, die Gérard um jene Zeit ausführte, ist das Bildniß Ossian's, welches für Schloß Malmaison bestimmt war; aber obgleich man auch an diesem Werke den geschickten Meister erkennt, ist es doch nur als eine vollendete Skizze zu betrachten.

Gérard war auch in intellektueller Hinsicht vollkommen ausgebildet. Mit einem durchdringenden, klaren Verstande begabt, ging er schnell und leicht in fremde Ideen ein, faßte sie auf, eignete sie sich an und verarbeitete sie in seinem reichen Geiste. Schon zur Zeit seiner ersten Erfolge, die sich von 1795—1800 datiren, ward er von den ausgezeichnetsten Leuten aufgesucht; bescheiden wie ein junger Anfänger erschien er in ihrer Mitte und hörte mit Aufmerksamkeit auf die Gespräche unterrichteter Männer, die sich wiederum geschmeichelt fühlten, einen so berühmten Künstler und geistvollen Mann unter ihren Zuhörern zu zählen. Gérard liebte die Gelehrten, hatte Sinn und Geschmack für Musik, interessirte sich für jeden Zweig der Wissenschaften, und da er schon früh von ausgezeichneten Männern umgeben war, aus deren Umgang er Nutzen zog, so hatte er sich eine mannigfaltige, vielseitige Bildung angeeignet. Wie verschieden auch die Talente und Beschäftigungen derjenigen seyn mochten, die sich mit ihm unterhielten: sie konnten gewiß seyn, auf jede Frage eine treffende, geistvolle und schmeichelhafte Antwort zu erhalten.

Diese seltenen Eigenschaften, verbunden mit so eminentem Talente, mußten endlich wohl auch würdig belohnt werden, und als Gérard in das Mannesalter trat, streute das Glück mit vollen Händen seine Gaben über ihn aus. Man weiß, wie er unter Napoleon's Regierung in Mode war, und mit welchem enthusiastischen Beifall seine Gemälde aufgenommen wurden. Die Portraits der Dlle. Brongniart und des Generals Moreau hatten Aufsehen erregt; auch Napoleon sah sie, — und es würde zu weitläufig seyn, wenn wir alle Bildnisse aufzählen wollten, die Gérard nun von dem Kaiser, der Kaiserin, den Prinzen und Prinzessinnen des neuen Hofes malen mußte. Doch wollen wir hier einige der ausgezeichnetsten erwähnen; zu diesen gehören die Portraits des Herrn Redouté, des Dichters Ducis, des Fürsten v. Talleyrand, der Mad. Bonaparte, des Königs von Sachsen, des Herrn Regnault von St. Jean d'Angely, der Dlle. Mars und noch viele andere, die ebenfalls vortrefflich gelungen sind.

Gérard war ein wahrer Künstler. Kaum hatte man von allen Seiten erst seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen, kaum war sein Glück gemacht, so fühlte er auch schon das mächtige Bedürfniß, seine Studien, deren Lauf er nach der Vollendung der Psyche unterbrechen mußte, wieder aufzunehmen. Dem Künstler ist der Ueberfluß oft eben so nachtheilig, wie der Mangel. Gérard fühlte das, und er bedurfte wahrlich keiner geringen Seelenkraft und Festigkeit, um der Menge von Königen, Prinzen und schönen Frauen zu widerstehen, die Alle nur von ihm gemalt seyn wollten; aber er blieb standhaft und zog sich in sein einsames Attelier zurück, um dort ernst und ununterbrochen zu arbeiten.

Im Jahre 1808 zierte Gérard's Gemälde „die vier Zeitalter" die Pariser Kunst-Ausstellung, und zwei Jahre später waren 14 Portraits von seiner Hand und eine seiner schönsten, vollendetsten Arbeiten: „die Schlacht bei Austerlitz", ausgestellt. Diese Composition war ursprünglich dazu bestimmt, den Plafond des Staatsraths in den Tuilerieen zu zieren; der Künstler aber, der wohl vorhersah, daß man einem Gemälde von solcher Dimension einen anderen, passenderen Platz anweisen müsse, arbeitete es, als ob es vertikal placirt werden sollte. Die Kupferstiche, welche nach diesem Gemälde erschienen, sind so allgemein verbreitet, daß es überflüssig wäre, dasselbe zu beschreiben; aber nie wurde auch wohl ein Gegenstand von so hohem geschichtlichen Interesse von dem Pinsel des Malers würdiger und herrlicher dargestellt, als dieser. Der Künstler hatte das Bild nicht nur mit Geschmack, sondern auch mit Einfachheit und Wahrheit ausgeführt.

Bis zum Jahre 1815 malte Gérard noch viele ausgezeichnete Portraits und unter anderen auch das Ludwig's XVIII.; aber 1817 trat der große Künstler, glänzender als je, als Geschichts-Maler auf. Sein „Einzug Heinrich's IV." lockte ganz Paris nach der Kunst-Ausstellung. Bei diesem großen Gemälde, wo dem Maler freilich das Eigenthümliche und Malerische des Kostüms aus der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts unterstützte, hatte man wieder Gelegenheit, die mannigfaltigen Eigenschaften seines Genies zu bewundern. Wenige gemalte Darstellungen entfalten so viel Abwechselung, Leben und Bewegung, wie diese; man glaubt, die Figuren aus der Leinwand heraustreten zu sehen; jeder einzelne Theil des Gemäldes verräth den seltenen Geschmack und das eminente Talent des berühmten Künstlers, dessen Verlust Frankreich tief betrauert. Auch dieses Meisterwerk ist durch den vortrefflichen Kupferstich von Toschi reproduzirt und allgemein bekannt worden.

Im Jahre 1822 sah man auf der Pariser Ausstellung Gérard's Gemälde „Korinna", 1824 seinen „Philipp V.", „Daphnis und Chloë" und endlich 1827 „die Salbung Karl's X." Nur in seiner Kunst lebend und in der Ausführung derselben stets neues Vergnügen findend, hat auch Gérard seitdem nie aufgehört, thätig zu seyn. Außer einer Menge Portraits berühmter Personen vollendete er in den letzten Jahren die Gemälde „die Pest von Marseille" und „Ludwig Philipp auf dem Stadthause"; dabei arbeitete er fortwährend an den vier großen Logen der Kirche der heiligen Genoveva. Gérard gehört zu der kleinen Zahl der berühmten Meister, die aus der Französischen Schule hervorgegangen sind. Sein Ruhm ist um so sicherer und fester, als alle seine Arbeiten die Probe des Kupferstichs bestanden haben; denn das ist der beste Prüfstein für die Werke der Maler. Auch sein Portrait des Herrn v. Talleyrand ist von Desnoyer gestochen worden.

François Gérard, der in seiner Jugend mit so edler Ausdauer gegen die Armuth kämpfte, hat im späteren Alter den Lohn für seine Beharrlichkeit empfangen. Er ist einer der größten Maler seiner Zeit geworden, das Glück hat seinen Anstrengungen gelächelt, und es fehlte seinem Verdienste an keiner öffentlichen Anerkennung. Gérard war Baron, Ritter der Ehrenlegion, Inhaber des St. Michael-Ordens, Mitglied des Französischen Instituts, Professer an der Königl. Schule für die schönen Künste, Mitglied des Niederländischen Instituts und der Akademieen von Wien, Berlin, München, Turin, Mailand, Rom und Kopenhagen, — und so hat fast jeder Europäische Monarch dem Französischen Künstler irgend eine Ehre erwiesen. — Trotz dieser Huldigungen, die man von allen Seiten seinem Talente und seiner Person darbrachte, konnte doch nichts für Gérard schmeichelhafter seyn, als der Besuch von fremden Künstlern, geistreichen Männern, Gelehrten und so vielen durch Geburt und Rang ausgezeichneten Leuten, die von allen Theilen Europa's nach Paris kamen und sich glücklich schätzten, wenn sie bei ihm eingeführt werden konnten. Die Erinnerung an diese schönen Vereinigungen in Gérard's Hause wird gewiß noch lange ein Gegenstand des Schmerzes für seine Witwe seyn. Alle, die in Paris mit Recht Anspruch auf Geist und Geschmack machen, und die jungen Eleven der Kunst, die er edelmüthig mit Rath und That unterstützte, weil er an seine eigene Jugendzeit gedachte, haben gewiß mit dem tiefsten Bedauern erfahren, daß diese Art von wöchentlicher Akademie, wo in einer Stunde das Interessanteste aus der Gelehrten- und Künstler-Welt verhandelt wurde, aufgelöst sey, — weil derjenige, der auf eine so liebenswürdige und bescheidene Art ihr präsidirte, nicht mehr ist. — Schon seit mehreren Jahren war Gérard's Gesundheit erschüttert. Er litt an einem Augenübel, das zuletzt sein Gesicht schwächte; auch waren seine Hände durch Gichtanfälle gelähmt und unfähig geworden, den Pinsel zu führen. Indessen hat keines dieser Uebel seinen schnellen Tod herbeigeführt. Am Abend des 8. Januar 1837 erkrankte er an einem hitzigen Fieber, und drei Tage später hatte Frankreich einen seiner ausgezeichnetsten Künstler verloren. (J. d. D.)

Bibliographie.

Gessner, Oeuvres complètes. 4 vols. (Unser Landsmann scheint in Frankreich den alten Ruhm noch immer zu behaupten. In Deutschland würde eine neue Gesammt-Ausgabe seiner Idyllen ꝛc. schwerlich viele Käufer noch finden.) Pr. 5 Fr.

Herder, les feuilles de palmier. — Uebersetzt von Treuenthal. 3 Fr.

Manuel de généalogie historique. — Von Fellens. 3½ Fr.

Suite de la convalescence du vieux conteur. — Von P. L. Jacob dem Bibliophilen. 4½ Fr.

Mannigfaltiges.

— Belgische Industrie. Mehrere Brüsseler Blätter — unter anderen auch der Belgische Moniteur vom 23. Januar — wissen es nicht genug bereuzuheben, daß nicht bloß der einheimische Buchhandel jetzt in der höchsten Blüthe sey, sondern daß auch der Musikalien-Verlag nicht minder glänzende Geschäfte zu machen beginne. Naiv genug wird dann hinzugefügt, daß, während der Buchhandel sich hauptsächlich auf den Wiederabdruck (réimpression, bekanntlich ein höfliches Wort für Nachdruck) Französischer Werke beschränke, der Musikalien-Verlag dagegen, der es mit einer Sprache zu thun habe, die aller Welt verständlich sey, auch nach Deutschlands Schätzen greifen dürfe, die denn auch in echter Korsaren-Manier ausgebeutet werden. Herr H. Messemaeckers in Brüssel, der seine Musikalien alle mit 75 pCt. Rabatt gegen die Pariser und Leipziger Preise verkauft, hat es in seinem Nachdrucks-Verzeichniß schon bis zur Nummer 2756 gebracht. Der Mann ist aber auch höchst unparteiisch; er druckt eben so gut Mozart und Beethoven, als Rossini und Auber nach; er zieht nicht, wie die einseitigen Franzosen, den Pariser Musard und dessen Contretänze dem Deutschen Strauß und seinen Walzern vor. Ihm ist Alles recht, wenn es sich nur verkaufen läßt und ihm kein Honorar kostet. Deutsche Musikhandlungen werden aber gut thun, vor diesem musikalischen Polyphem auf der Hut zu seyn. Mit einer Sendung Französischer Bücher aus Brüssel könnten leicht auch einmal die „Wiederabdrücke" unserer eigenen Musikalien bei uns eingeschmuggelt werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 18. Berlin, Freitag den 10. Februar 1837.

Frankreich.

Das ehemalige und das heutige Frejus.

Die vorigen Tage waren übermäßig heiß gewesen, jetzt wurde es entsetzlich kalt. Zu allem Unglück gingen unsere Thiere immer langsamer und langsamer. Dem Maulthiertreiber war alle Lust zum Singen vergangen. Wir hatten nicht einmal Mäntel, uns gegen den Frost zu decken: Frost, denkt Euch, mitten im August und obendrein in der Provence. Der Mistral blies mit unerhörter Gewalt von den Bergen her, in kalten, rauhen, schneidenden Stößen, unter diesem milden südlichen Himmel, empfindlicher, als in nördlichen Gegenden der schärfste winterliche Nordostwind.

So schleppten wir uns des Weges und verwünschten die Reisesucht, die Alpen und den Mistral. Da bog die Straße um und schmiegte sich hinabsteigend an den Südabhang des Berges; eine weite Aussicht auf das Tiefland, ein entzückendes Panorama that sich vor uns auf. In demselben Augenblick, wie durch Zauberschlag, hörte der Mistral auf; wir waren seinem Bereich entrückt. Hinter uns tobte er auf der Höhe; ins Angesicht fächelte uns der frische Seewind, mit Orangen-, Rosen- und Jasminduft gewürzt. Unter seinem schmeichelnden Hauch verflog all unsere üble Laune.

Zu unseren Füßen lag das üppige blühende Thal von Draguignan; den äußersten Horizont umgränzte das Meer, das Meer, welches wir seit drei Jahren zum ersten Male wiedersahen; dort zur Linken, unweit des Meergestades, ragte der Thurm der Kathedrale von Frejus hervor, wie ein stolzer reicher Herr, der seinen eigenen Grund und Boden überschaut.

Wir beabsichtigten, Frejus zu besuchen und seine Ruinen in Augenschein zu nehmen; sodann wollten wir in der Gegend geologische Beobachtungen anstellen; endlich wünschten wir, unsere Schmetterlings-Sammlung mit dem Rosenlerchenvogel, dem herrlichsten unter den Französischen Abendvögeln, zu bereichern. Das waren so unsere Pläne für die Woche. In Draguignan war nichts für uns zu sehen, als der uralte Druidenstein und das nagelneue Theaterhaus, das man auf einen alten Kirchhof zwischen ein Gefängniß auf der einen Seite und ein großes Missionskreuz auf der anderen hineingebaut hatte. Wir hielten's nicht der Mühe werth, uns darum zu verweilen, sondern, nachdem wir durch ein reichliches Mittagbrod unseren Humor und unsere Humores gehörig restaurirt, verabschiedeten wir unseren musterhaften Maulthiertreiber und ließen uns in einer bequemen Miethkalesche gen Frejus steuern. Am Wege, im Städtchen Le Muy, sieht man einen Thurm, welcher der „Thurm Karl's V." heißt. Als nämlich dieser Kaiser mit seinem Heere in die Provence eingerückt war und Frejus geplündert hatte, verschworen sich eine Anzahl rüstiger Gesellen, dafür am Leben des Kaisers Rache zu nehmen. Sie warfen sich in den Thurm und lauerten ihm auf; im entscheidenden Moment aber erstachen sie anstatt des Kaisers einen von seinen Edelleuten, der in prächtigeren Kleidern einherritt, als sein Kaiserlicher Herr.

Nachmittags trafen wir in Frejus ein; dort harrte unserer bei dem guten Onkel B. der herzlichste Empfang und eine schmack- und nahrhafte Bouillabès, ein Fischsuppe, das Lieblingsessen der Provenzalen. Noch an demselben Abend machten wir eine Spazierfahrt nach St Raphael. Der gute Onkel ließ sich's trotz seiner siebzig Jahre und seines Zipperleins nicht nehmen, unseren Cicerone zu machen. Ihr müßt wissen, der Onkel ist ein alter Soldat von 1792, lebt nun schon seit fast vierzig Jahren zurückgezogen in Frejus, ein Patriot mit Leib und Seele, dabei aber doch ein eingefleischter Provencale. Unterwegs hob er an, uns zu erzählen, wie folgt:

„Am 9. Oktober 1799, um 10 Uhr Morgens, signalisirte die Thurmwache des Hafens St. Raphael ein Fahrzeug. Es war die Fregatte „Muiron", die mit vollen Segeln in den Golf hineinsteuerte, und mit ihr, auf ihr Frankreichs Glück. Sie führte Napoleon an Bord. Um ihn drängte sich die kriegerische Blüthe Frankreichs: Murat, Berthier, Beauharnais, Desaix, Andréossy, Gantheaume, Davanoir und Marmont; ja, Marmont, damals vor allen Anderen der Begünstigte, der Liebling des großen Generals. Sie Alle kamen von Aegypten, sie kamen her von den tausendjährigen Pyramiden, die aufs neue zu Denkmalen des jüngsten Ruhmes der Welt geworden; jetzt eilten sie ihrem Vaterlande zu Hülfe, das vor Ermattung, belastet mit den blutigen Verbrechen von 1793, mißhandelt unter den schmutzigen Orgien des Direktoriums, zu Boden zu sinken drohte."

„Auf die Nachricht von der Ankunft des Helden erhob sich zu Frejus Mann und Weib, Alt und Jung, die ganze Bevölkerung wie Ein Mann. Die Luft erschallte von Jubelruf, von Segenswünschen; die Menge strömte zu dem Hafen. Der Strenge des Gesetzes nach, hätte Bonaparte mit seinem Gefolge unter Quarantaine gehalten werden sollen; aber wer hätte an solche kleinliche Vorsicht gegen den Retter Frankreichs gedacht. Für ihn, für den Mann des Schicksals, war die Quarantaine nicht gemacht. Die Munizipalität von Frejus ließ sich die Ehre nicht nehmen, die berühmten Gäste zuerst auf Französischem Boden willkommen zu heißen; sie begab sich an Bord der Fregatte und kam mit dem General wieder ans Land."

„Die Trunkenheit, den Jubel, den Enthusiasmus, das ganze Schauspiel der Landung zu beschreiben, wäre keiner menschlichen Zunge möglich. Der Patriotismus, die Exaltation, die glühende Lebendigkeit unserer südlichen Bevölkerung überbot sich damals selbst. Die Tapferen, die dem Tode im Gefecht und in der Wüste unerschüttert gestanden, fühlten sich von solchem Empfang auf dem Boden des Vaterlands überwannt, und Thränen hingen an ihren Wimpern."

„Nur er, Napoleon, inmitten seiner Gefährten, schritt einher, als wäre ihm Alles fremd, was rings vorging; kaum daß seine Lippen sich zu einem freudigen oder dankbaren Lächeln verzogen. Doch war es nicht Kälte, Gleichgültigkeit; der herzliche Händedruck, womit er die Grüße der sich herandrängenden Freunde und Landsleute vergalt, der tiefglühende Blick seines Auges sprach beredter, als Worte vermocht hätten. Er verschloß sein Gefühl in sich, und über die tausend und abertausend Köpfe der Menge, die rings um ihn wogte, schweifte sein Adleraug' und verweilte auf den Trümmern der alten Cäsarenstadt, als wollte es den Ruinen das Geheimniß der Weltgeschicke abfragen."

„Nachdem der erste Sturm des Enthusiasmus sich gelegt hatte, richtete Bonaparte seiner Gewohnheit nach an die nächststehenden allerhand Fragen über die Geschichte der Stadt Frejus und ihre Monumente. Schon damals drängte bei ihm eine Frage die andere, schnell, lebendig, kurz, bestimmt, überraschend, — nie kam die Antwort schnell genug. Man wies ihm den Zirkus, aus dessen bedeutendem Umfang man auf eine Römische Bevölkerung von mindestens 60,000 Seelen schließen muß; die Wasserleitung, wodurch das klare Wasser der Siagne zehn Meilen weit über zahlreiche Höhen und Tiefen in die Stadt geleitet wird; dort weiterhin die alten Thermen und dicht daneben die herrliche Porta aurea, die Ruinen eines Triumphbogens, der noch großartiger, noch kolossaler gewesen seyn muß, als der neue an der Porte St. Dénis in Paris; endlich drüben am Ufer des silberklaren Flusses die Stelle, wo das Römische Lager des Lepidus stand, als Antonius unbewaffnet hineinging und ihm seine Legionen abspenstig machte. Dies Alles zeigten die Ciceroni dem General, und ihre Beredsamkeit erging sich weitläuftig, unermüdlich über die alten Namen: Forum-Julii und Civitas Octavianorum."

„Die Stadt, ursprünglich eine Kolonie der zu Marseille angesiedelten Phocäer, wurde nachmals ein Lieblingsort Julius Cäsar's; ihre überaus günstige, anmuthige Lage in der fruchtbarsten Gegend bewog ihn, hier eine Militairkolonie zu gründen und ihr seinen Namen: Forum Julii, beizulegen; auch wurde die Stadt ein Kriegshafen, Civitas classica. Hierhin führte Octavianus nach dem Siege von Actium die 300 erbeuteten Schiffe des Antonius, hier stationirte die zur Deckung der südlichen Küste Galliens bestimmte Flotte. Unter den Nachfolgern des Augustus wurde die Stadt das Standlager der 8ten Legion, Civitas Octavianorum. Der Schwiegervater des Historikers Tacitus, Agricola, wurde daselbst geboren."

„Als im Jahre 1536 Karl V. in die Provence einfiel und die kleineren Städte fast alle sich ihm ergaben, so daß der verschlagene, ehrgeizige Monarch, von seinem Siegerglück berauscht, schon sagte: Poco a poco ré di Francia, — da waren die Einwohner von Frejus die Ersten, die ihm einen Vorschmack von dem Empfange gaben, der den Spaniern vor Marseille bereitet war. Sie legten einen Hinterhalt in das Gehölz von Esterell unweit des Städtchens Las Adrets und brachten dem feindlichen Heer ansehnliche Verluste bei. Leider kam ihnen dies theuer zu stehen; die Spanier nahmen das Gehölz; Karl V. in Person ließ Frejus erstürmen und plündern; darauf, als wollte er dem ersten Eroberer Galliens nachäffen, befahl er, daß die Stadt fortan seinen Namen führen und daß der Hafen wiederhergestellt werden sollte, unter dem Namen: Charleville."

„Während man dies Alles bererzählte, war Bonaparte wieder in Schweigen und tiefes Nachdenken versunken. Sein Auge durchforschte die Stadt und ihre Umgebungen, nicht wie das Auge eines müßigen Reisenden, der etwa eine Skizze für sein Taschenbuch entwerfen will, sondern mit dem kundigen und planvollen Blick eines Kriegs- und Staatsmannes. Am aufmerksamsten spähte er rechts hin auf das Meer,

er suchte die Spuren des ehemaligen Hafens; dort, wo fruchtbare Gemüsegärten an die Stelle der Lachen von Meerwasser getreten sind, dort findet er die Linie des Kanals heraus, durch welchen vor Zeiten Schiffe bis an die Stadt heranfuhren; wo drüben Gärten und Felder sich hinstrecken, einsam, unbetreten, da müssen ehedem Landungsplätze gewesen seyn, voll Matrosengewühls, bedeckt mit den kostbarsten Waaren des Orients. Er kombinirte Alles, seine Phantasie baute Alles wieder auf, wie es zwanzig Jahrhunderte zuvor gewesen; die mächtigen Arsenale, die weiten Magazine voll Heere und Schiffsgeräth. Die Römische Stadt baute sich vor seinem innern Auge wieder auf, lebendig, kräftig, geschäftig, wie in den schönsten Tagen ihres Glanzes."

„Sie soll, sie kann wieder erstehen! Trümmer entstellen sie, man kann, man soll sie wegschaffen. Wer kann uns wehren, den Hafen neu zu graben? Hat denn das Meer seine alten Gestade verlassen? Nicht die Natur hat Frejus verwüstet; den Gothen, den Sarazenen, den Spaniern, ihren wilden Einfällen und Raubzügen ist es erlegen. Der Hafen ist versandet und verschüttet; der Schlamm hat die Mündung des Flusses verstopft; der wilde Bergstrom, von Menschenhand nicht mehr gezügelt, hat Sand und Kies in den Kanal geschleppt. Dort, wo das Meer sich mit Sumpf und Lache tief in das Land hineinstreckte und seinen Pestdunst über eine zahlreich wogende Bevölkerung goß, dort hat des Menschen Hand und Fleiß lachende Gärten gepflanzt, und doch, heute sind es dreitausend, damals war es die zwanzigfache Menge."

„Wie der Bergmann und der Naturforscher mit künstlicher Berechnung in die Tiefe gräbt, um die Trümmer einer Vorwelt zu Tage zu fördern, die unter dem Anwachs späterer Bildungen vergraben liegen, so denkt er, der Kriegsmeister, hier das alte Leben der Stadt und des Hafens wieder zu Licht zu wecken. Ein Hafendamm um die Bucht von St. Raphael, ein Kanal, ein Werft, ein Arsenal, — dann wird Frankreich hier in seinem Süden am Mittelmeer, wo seine Küste nach Italien, Korsika, Afrika hinausschaut, den herrlichsten Seeplatz besitzen. Er beschließt es in seinem Herrschersinn; die Zeit, die Mittel wird ihm der Friede gönnen, den er erkämpfen wird."

„Noch hieß er nur der General Bonaparte, aber er trug sich mit einem festen, großen, mächtigen Gedanken; er kannte Frankreich's Zustand, die Ermattung der Parteien; er wußte, wie Alles sich nach einer Regierung, nach einer gesellschaftlichen Ordnung sehnte, und hätte er's nicht gewußt, die Begeisterung, der Zuruf des Volkes auf seinem Wege hätte es ihn gelehrt. Er eilte nach Paris; dort wartete der Abbé Sieyes, aus Frejus gebürtig; dort wartete seiner der 18te Brumaire."

„Funfzehn Jahre später, am 27sten April 1814 zehn Uhr Morgens, reiste Napoleon abermals durch Frejus; nicht mehr der junge, glückaufstürmende General der Republik; der Kaiser, der verrathene, gestürzte, vertriebene Kaiser; er, den die koalisirten Fürsten Europa's nach der Insel Elba verdammten. Wer waren seine Begleiter? Kein Beauharnais, kein Berthier, kein Murat, kein Desaix. Ihn eskortirten die Kommissarien der Alliirten."

„Doch fand der Kaiser bei den Bewohnern von Frejus die alte Zuneigung noch wieder. Die Nationalgarde stellte ihm eine Ehrenwache. Am 28sten April des Abends sagte der Kaiser ihnen das letzte Lebewohl. Der Kaiser fuhr nach St. Raphael; sein Auge suchte den Hafen, den Hafen, den er mit Millionen gegründet zu haben glaubte; was fand er? einen elenden Damm, wohinter sich kaum ein Schifflein von 100 Tonnen vor dem Ostwind bergen mochte; ein Ruf der Verwunderung, des Unwillens entfuhr ihm; zu spät, seine Zeit war um. Er bestieg das Englische Schiff „the Undaunted", Capitain Usher; einundzwanzig Kanonen verkündigten seine Abfahrt."

„Zehn Monate vergingen, und abermals landete Napoleon im Golf von Juan unweit Frejus. Die Stadt, ihren alten Gesinnungen und dem National-Ruhm getreu, pflanzte auch damals zuerst von allen die dreifarbige Fahne auf, die vor dem Kaiser-Heer von Thurm zu Thurm sich auf die Spitze von Notre-Dame schwang." —

Napoleon ist keineswegs der Einzige, der in neuerer Zeit den Gedanken einer Wiederherstellung des Hafens von Frejus gehegt hat; schon vor der Revolution hat ihn Necker in einem Schreiben an die Stände von Provence vom 27. Oktober 1779 angeregt: „Auf Ihre Sr. Majestät eingereichten Vorstellungen wegen der dringend nöthigen Reinigung des alten Römischen Hafens bei der Stadt Frejus und wegen der Grabung eines Kanals, theils um Ihrer Provinz einen neuen Hafen zu verschaffen, theils um die stehenden sumpfigen Wasser abzuleiten, deren Ausdünstung, wie Sie sagen, die Bewohner der Stadt und Gegend mit epidemischen Krankheiten heimsucht, in Betracht dessen haben Se. Maj. geruht, der Provence für die nächsten zehn Jahre einen jährlichen Hülfszuschuß von 15,000 Livres anzuweisen, um sie für dieses nützliche Unternehmen zu unterstützen, unter der Bedingung jedoch, daß die Provence selbst für dasselbe eine Summe von mindestens 300,000 Livres aufbringt."

Es ist jedoch daraus nichts geworden; statt den Hafen neu auszugraben, hat man ihn vollends verschüttet. Die Umgegend ist dadurch gesünder geworden, die Luft ist mild und rein, wie auf den gepriesenen Pierischen Inseln; aber Frankreich entbehrt eines Hafens, der, bei der großen Nähe von Nizza, Genua und Livorno, und bei dem neuen Algierschen Colonisations-Unternehmen, gewiß binnen kurzem einer von den lebhaftesten Landungs- und Handelsplätzen im Mittelmeer geworden seyn würde.

Auch in strategischer Beziehung würde Frejus sich als wichtige Station empfehlen; die Stadt ist so gelegen, daß sie sich in ansehnlichen Vertheidigungsstand setzen läßt; dies wäre dann ein schöner militairischer Punkt für die Küstenstrecke von Toulon bis Antibes. In England würde man eine solche militairische Position nicht vernachlässigen. In Amerika würde man, ehe ein Jahr verginge, rüstig mit den Hafen-Arbeiten beginnen. Gott weiß, wann man in Frankreich daran denken wird. Es ist ein weiter Weg von Paris nach Frejus.

Ein klarer blauer Himmel, die größte Milde des Klimas, der größte Reichthum an Früchten in der ganzen Provence, die anmuthigste Landschaft, wie im Rahmen liegend, zwischen den waldgekrönten Bergen von Esterell und dem Kap St. Aigou; die Küste, reich an den köstlichsten Fischen, Feld und Wald voll Geflügel und Wildpret, das Gestade nimmer leer von Zugvögeln, die in Schaaren zwischen Afrika und Frankreich, zwischen Frankreich und dem Norden hin und her wandern; imposante Ruinen der Vorzeit; ein freisinniges, fröhliches gastliches Volk, — muß das Alles nicht die Reisenden locken und ihnen den Aufenthalt daselbst angenehm machen? Man sollte meinen, die Reisenden müßten sich in den Straßen von Frejus drängen. Aber das Städchen liegt einsam und verlassen; kaum daß von Zeit zu Zeit ein Paar Engländer sich hierher verirren und eine Skizze vom Circus und von der Porta aurea in ihr Album zeichnen. Fürwahr, die Touristen gewöhnlichen Schlages sind ein Volk von Schaafen. Alle gehen den Ersten nach; sie wählen sich die betretenste Straße und die Gegenden die durch tausendmalige Beschreibung Mode geworden sind. Ich aber sage Euch, Ihr Großstädter, Ihr Fabrikstädter, wenn Euch die Ohren von dem Hammergeräusch, vom Kreischen der Sägen, vom Geklapper der Maschinen wehthun, wenn das lärmende, rastlose, methodische Treiben Eures Industrielebens Euch ermüdet, wenn Ihr Euch erholen wollt, kommt nach Frejus. Hier könnt Ihr zu Euch kommen, Euch ergötzen, sinnen, träumen; hier ist es still, ruhig, friedlich, es stört Euch nichts, als am Sonntage das Tambourin und das helle Galoubet, wenn die Dörfler tanzen; keine Industrie sehrt Ihr vor Augen, als Bretter schneiden und Reisstrohflechten.

Es ist ein Völkchen von Ackerbauern und Hirten; von Handel und Gewerbe wissen sie blutwenig. Bisher genoß der Kanton Frejus die Vergünstigung, Taback bauen zu dürfen; letzthin aber hat der Fiskus für gut gefunden, dem ganzen Departement du Var diese wichtige Quelle des Erwerbs abzuschneiden. Vielleicht hat der Fiskus doch nicht so übel gethan. Was soll der häßliche Taback neben Oelbäumen, Reben, Orangen und Rosenlorbeer! Nicht doch! der wilde Rosendorn an seiner Statt wird sich besser ausnehmen.

Die Stadt Frejus steht heute noch immer, wie vor 60 Jahren, im Rufe, sie sey ungesund; das ist ein reines Vorurtheil, welches ihr, wie man sagt, der reisende Gelehrte Millin aufgebracht hat. Derselbe nämlich, als er durch Frejus fuhr, war gerade mit der Verdauung eines schlechten Mittagessens sehr beschäftigt, darüber er all seinen Unmuth an dem armen Städchen ausgelassen, sagend, es sey pesthaft wie die Pontinischen Sümpfe. Das ist nun durchaus unrecht, und wer die frischen runden Gesichter der Einwohner und die frischen munteren Mädchen von Frejus gesehen hat, der glaubt es gewiß nicht. Freilich hat vor Zeiten, der Malaria wegen, ein Bischof von Frejus, der so berühmt gewordene Kardinal Fleury, sich stylisirt: Von Gottes Gnaden Bischof zu Frejus. Heute aber besitzt das alte Forum Julii noch immer, wie zu Plinius Zeit, der Brustkranken dahin zu reisen rieth, aërem salubrem et lac hujusmodi curationibus accommodatissimum, d. h. gesunde Luft und Milch, die für Brustkranke höchst zuträglich ist. Herrn Millin's Unmuth erinnert an jenen reisenden Engländer, der zu Tours eine unfreundliche Wirthin mit rothen Haaren fand und in sein Tagebuch schrieb: „Die Weiber zu Tours sind rothhaarig, sauertöpfisch und bissig." So macht man — Reisebeschreibungen. (France Litt.)

Schweiz.

Erziehung und Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Es war spät, der Tag neigte sich; über dem See und der Landschaft brannte das Abendroth, als ich aus meinen Träumen erwachte. Zum Dachfenster starrte ich hinaus über Feld und Berg und Wald; der Foliant lag vergessen auf meinen Knieen. Ich war in einer anderen Welt gewesen, ich war, mit einem Wort, ich war zum zweiten Mal verliebt, diesmal in ein wirkliches lebendiges Wesen. Acht Tage waren es her, seitdem ich sie zum ersten Mal gesehen, und sechs Tage, schon sechs Tage, seitdem ich sie nicht gesehen. In diesen sechs Tagen hatte ich so gemacht, wie alle unglückliche Liebhaber. Erst wiegte ich mich in allerlei Hoffnungen, dann suchte ich allerhand Zerstreuungen, und der Leser weiß, wie schlecht mir die bekamen. Nun saß ich gefangen und konnte meinen Gedanken nachhängen und durch die romantische Lektüre dieses Abends war meine Phantasie so leidenschaftlich gesteigert, daß ich mich nicht mehr mit zärtlichen Gedanken und Apostrophen begnügte, sondern etwas Kühnes und Entscheidendes auszuführen beschloß. Ich wußte, daß nebenan im Dachgeschoß in des Malers Städchen, da konnte ich meine Vielgeliebte finden. Vielleicht ist sie zu dieser Stunde dort allein. Aus der Kammer daneben kann ich ja wohl durch's Dachfenster steigen und dann über das Dach .... eine Minute darauf, war ich wirklich schon zur Luke hinausgekrochen. Die Kühnheit meines Vorhabens war mir so neu, daß sie mich fast überwältigte; beinahe wäre ich umgekehrt. Einstweilen setzte ich mich ein wenig hin, um mich mit meiner gewagten Situation vertraut zu machen. Ich ducke mich, ich lege mich platt auf das Dach und krieche so fort, damit mich die Leute von unten nicht sehen. Bald genug hatte ich beim trüben Dämmerlichte das ersehnte Fenster erreicht. Noch einen Blick warf ich auf die Straße und zog ihn schnell wieder zurück; denn aus der Höhe sah ich durch die Luke ins Gefängniß des Mörders hinein. Um keinen Preis wollte ich haben, daß er mich sehe. Noch eine Weile kauerte ich vor dem Fenster, um mir Muth zu sammeln. Es war offen. Mein Herz schlug hörbar vor Erwartung: wird sie drin seyn, wird sie nicht drin seyn, finde ich sie allein? Wie ich so zauderte, hörte ich mir von unten zurufen: „Nur immer hinein, mein schöner junger Herr, fürchten Sie sich nicht, ich werde es Niemand sagen." Es war der Gefangene, der so zu mir sprach. Beim ersten Wort, das ich hörte, war es um all meine Fassung geschehen. Ueber Hals und Kopf sprang ich durchs Fenster in das

Stübchen hinein, und — sprang einer schönen geputzten Dame auf den Rücken. Sie fiel um und ich über sie. Da lagen wir Beide am Boden.

Ich weiß nicht, wie lange wir Beide dagelegen haben; der Sturz und der Schreck hatten mir alle Besinnung geraubt. Als ich wieder zu mir kam, sah ich zu meiner Verwunderung die Madame noch immer daliegen, mit dem Gesicht am Boden. Sie schrie nicht, sie weinte nicht, sie rührte sich nicht. Ich krieche leise zu ihr hin, ich zupfe sie am Kleide. „Madame, Madame!" flüstere ich weinerlich; keine Antwort. „Madame, Madame!" kein Laut. Ach, was hab' ich da gethan! Ich habe sie todtgeschlagen, umgebracht, eine schöne vornehme Dame. Wie wird mir's geben! Gewiß, die Situation war schrecklich. Zwar sehe ich schon einen Kritikus kommen, der sagen wird, ich hätte sie bei den Haaren herbeigezogen, dem neumodischen Geschmack an grausigen Dingen zu lieb. Nicht so geschwind, Herr Kritikus! Das Stübchen war eines Malers Stübchen, und die vornehme Dame war eine Puppe. Besinnen Sie sich auf etwas Anderes, Herr Kritikus.

Meine erste Sorge, nachdem ich mir selber auf die Beine geholfen, war, die Madame aufzuheben. Sie war gar nicht ärgerlich; sie lächelte, lächelte mit ihrem dummen rothgeschminkten Gesicht in einem fort. Schaden hatte sie nicht genommen, außer ganz vorn an der Nasenspitze. Ich bemühte mich, die Verletzung zu kuriren, aber ich stand bald davon ab. Denn o Jammer, Jammer, was für Unglück hatte ich angerichtet! Die Madame hatte, als sie mit mir umfiel, mit ihrer großen Nase an den Oelfarbentopf gestoßen; der Topf war gleichfalls umgefallen, da floß und lag Alles in der Stube herum: Oel, Tusche, Pinsel, Schwämme, Muscheln, Alles unter einander. Ich kroch in der Stube herum und wollte die Dinge so gut als möglich wieder zusammenlesen. O weh, da war das Unglück lange noch nicht zu Ende. Neben dem Farbentopf war ein langer, dünner, einfältiger Ständer gewesen; den mußte der Topf an den Fuß gestoßen haben, daß er anfing, zu schwanken hin und her, und am Ende machte er kurzen Prozeß und fiel um. An der Wand an einem Nagel hing ein schöner großer Herr, der sah sich all die Geschichten an; da kommt der Ständer und kriegt den Herrn im Fallen bei der Brust zu packen; der Ständer reißt den Herrn mit, der Herr reißt den Nagel mit, und alle drei werfen sich auf die Lampe; das Lampenglas zersplittert, und nebenan steht ein großer Theekessel, der mit ins Verderben gerissen wird. Es war eine arge Verwüstung, eine allgemeine Ueberschwemmung, und die Madame lächelte in Einem fort.

Da saß ich und überlegte mir die Katastrophe. Daß jeder Gedanke an meine Liebe mir verflogen war, kann ich dem Leser beteuern. Die Diversion war gar zu stark und plötzlich gekommen, und während ich so rathlos inmitten der Trümmer die Hände in den Kopf stütze und all mein Mißgeschick ausrechne, nimmt sich der Leser wohl ein wenig Zeit, um des Näheren zu erfahren, in wen und wie so ich mich verliebt hatte. —

— Der Mann, in dessen Stübchen ich so eben unter allgemeinem Umsturz der Dinge eingestiegen war, durfte für einen großen Künstler gelten. Er machte alle Portraits treffend ähnlich und doch alle hübsch. Ja, wenn man's dahin bringt, dann lohnt die Kunst dem Künstler. Weiß Jemand einen besseren Köder, einen Köder, der solche Wunder thut, daß Karpfen und Hechte und Goldfische und Gründlinge und Haifische und Seekälber zu Haufen herbeischwimmen und anbeißen und sich fangen lassen? Sie zappeln nicht einmal, die Angel ritzt sie nicht, und der Angler hat zu seinem Fang noch einen schönen Dank obendrein.

Das Alles macht die Eitelkeit! Wenn Du, geneigter Leser, es zu Wohlstand und Ansehen gebracht hast, wenn Du ein reicher Mann, ein Mann bei der Stadt geworden bist, gleich läßt's Dir keine Ruhe. Du sollst Dein interessantes, Dein originelles, Dein, bei Lichte besehen, liebenswürdiges Antlitz auf die Leinwand abkonterfeien lassen. Wie weiß die Eitelkeit Dir zuzureden! Du mußt doch Deiner Mutter, Deiner Frau, Deinem Onkel, Deiner Tante die Freude machen, Du mußt sie überraschen. Und wenn Du keine Verwandte hast, was sagt sie dann? Ei, man muß die Kunst befördern, man muß einem Talent, das ein armer Teufel ist, etwas zu verdienen geben. Nun wäre zwar das Talent zu tausenderlei anderen Dingen zu gebrauchen; es könnte Dir z. B. einen Kaminschirm malen, oder eine Spanische Wand, oder es könnte Dir Kopieen anfertigen; aber die Eitelkeit leidet's nicht, sie will ihr ganz apartes Vergnügen haben. Deine Augen sollen sich daran weiden, wie Du auf der Leinwand stehst, hübsch, jugendlich, geputzt, glänzend, frisirt, in feiner Wäsche, mit Glacé-Handschuhen. Und alle Leute sollen es sehen und sollen es bewundern, das Bild nämlich, das heißt Dich; man soll daran sehen und erkennen Deine Züge, und Deinen Reichthum, und Deine edle Geburt, und Deinen vornehmen Anstand, und Deine Eleganz, und Dein Talent, und Dein zartes Gefühl, und Deinen Witz, und Deine Klugheit, und Deine Wohlthätigkeit, und Deine gewählte Lektüre, und Deinen feinen Geschmack und all die anderen vortrefflichen Eigenschaften, woran man merkt, daß Du ein ausgezeichneter Mann bist, ein Mann, der seines Gleichen sucht, ein Mann, der tausend und eine Tugend und Liebenswürdigkeit besitzt, die liebenswürdigen Fehler ungezählt.

Ergo: die Kunst-Theorie des Portrait-Malers beruht ganz und gar auf der physiologischen Theorie des Eitelkeits-Organs im Gehirn. Es hat Maler gegeben, die das nicht gewußt haben; sie sind im Hospital gestorben. Diese Ignoranten malten einen Hecht wie einen Hecht und einen Pavian wie einen Pavian: wer kann da ein Portrait bestellen? Sie mögen große Maler gewesen seyn; aber am Ende haben sie den Hunger an die Wand gemalt.

Meiner aber, der neben mir im Stübchen wohnte, das war ein anderer Mann! Alle elegante, fashionable Gesichter in der Stadt und Umgegend bekam er zu konterfeien. Tag für Tag warteten elegante Karossen vor der Thür, während die Besitzer und Besitzerinnen derselben ihm oben saßen. Stundenlang stand ich am Fenster und hatte meine Lust zuzusehen, wie die Herrschaften anestiegen und wieder einstiegen, und wie die Pferde unten standen und mit den Schwänzen nach den Fliegen schlugen, und wie die Kutscher pfiffen und mit der Peitsche knallten. Neugierig musterte ich die Figur und Kleidung der aus- und einsteigenden Personen; ihre Gesichter konnte ich selten von oben erkennen, aber sie entgingen mir nicht: denn ich durfte nur zwei oder drei Tage warten, so sah ich sie Alle und konnte alle ihre Züge mustern nach Herzenslust. Der Maler nämlich hatte an der Außenseite seines Fensters zwei eiserne Stangen mit Haken; daran pflegte er von Sitzung zu Sitzung seine Bilder aufzuhängen, ich weiß nicht, ob zum Trocknen oder zur Schau. Dann durfte ich nur die Augen aufheben, so sah ich die auserlesenste Gesellschaft, Mylords und Barone, Herzoginnen und Gräfinnen. Die hingen da einander gegenüber und sahen einander an, und wenn ich sie ansah, so sahen sie mich wieder an; so machten wir Bekanntschaft.

Nun denn, vor acht Tagen am Montag war ich wie gewöhnlich auf das Rollen einer Karrosse zum Fenster gesprungen. Prächtige Equipage, vier Pferde, glänzendes Geschirr, Livreebedienten; zwei Lakaien sprangen an den Wagentritt und halfen einem alten schwachen Mann beim Aussteigen. Ich sah den weißen kahlen Schädel von Silberlocken umsäumt und merkte mir's, um den Mann wieder zu erkennen, wenn er im Bilde am Fenster aufhängen würde. Nachdem der Greis ausgestiegen war, kam noch ein junges Mädchen zur Karrosse herausgeschlüpft. Die beiden Lakaien traten zurück, der alte Mann stützte sich auf den Arm des Mädchens, und ich sah ihn langsam die Stufen hinauf zum Hause eintreten. Hinterher sprang, gar lustig mit dem Schweife wedelnd, ein niedliches Bologneserhündchen.

Es ist immer ein freundlicher und herzbestechender Anblick, wenn man die Jugend schön und blühend neben dem ehrwürdigen und gebrechlichen Alter sieht, es pflegend, leitend, stützend. Aber das junge Mädchen übte durch sein ganzes Wesen noch einen besonderen Zauber auf mich, einen Zauber, der im Augenblick mein Herz umstrickte. Mitten unter so reichen prächtigen Umgebungen ging sie selbst so ganz einfach einher, — ein Strohhut und ein weißes Kleid, — und dabei war in ihrem Wesen, in ihrer Haltung so viel Anstand, Anmuth und Zierlichkeit, daß ich überzeugt war: ich hätte sie ganz allein, am entlegensten Orte, ohne Karossen, ohne Bediente treffen mögen, und ich würde doch an ihrer Miene, an ihrem schwebenden Gang, an ihrer ganzen Liebenswürdigkeit erkannt haben, daß sie kein gewöhnliches und geringes Mädchen sey. Aufrichtig gesagt, die vornehme Gesellschaft, die ich beim Maler oben sah, hatte mich scheu verdorben. Ich hatte an der Vornehmheit, am Reichthum, an eleganten Kleidern und Manieren Geschmack gefunden; ich verlernte den Respekt vor den gewöhnlichen, bürgerlichen, alltäglichen Wesen, kurz vor meines Gleichen. Dies trug mit dazu bei, daß ich auf einmal eine ganz ungemeine Zärtlichkeit und Verehrung für diese schöne, junge, vornehme Antigone verspürte. In der Begeisterung meines Herzens vergaß ich die Kalypso sammt allen Signalements, die mir Herr Ratin gegeben. Ich war verliebt. Freilich verliebt wie ein Schulknabe, ohne Hoffnung, ohne Aussicht, ohne zu wissen, wie und warum. Aber wer glaubt, daß die Liebe eines Schulknaben darum weniger lebhaft, weniger ernst, weniger begeistert sey, den strafe ich Lügen.

Die Leute, die sich dergleichen einreden, müssen nie Schulknaben gewesen seyn, oder wenn sie's gewesen sind, so haben sie mit Partikeln und Conjunctionen und mit dem Accusativus cum infinitivo vortrefflich Bescheid gewußt; sie sind gewiß vortreffliche Schüler gewesen, haben gut memorirt, haben sich artig und verständig aufgeführt, haben ihr Herz hübsch lau gehalten, ihren Verstand wohl einexerzirt, ihre Gedanken nicht auf die Sprünge gehen lassen und haben dreimal alle Jahr Prämien bekommen, kurz, sie sind Muster von Schülern gewesen, Muster nach dem Herzen ihres Herrn Ratin und jeder von ihnen ein Herr Ratin in spe. Heute sind sie vielleicht Minister, Advokaten, Gewürzkrämer, Poeten, Professoren, Tabacksfabrikanten; aber was und wo sie auch seyn mögen, im Tabacksladen oder auf dem Katheder, auf der Börse oder auf dem Parnaß, sie sind gewiß musterhaft, musterhaft als Minister, musterhaft als Gewürzkrämer, musterhaft als Poeten, musterhaft als Tabacks-Fabrikanten, musterhaft, ganz und gar musterhaft, nicht mehr und nicht weniger: ist das nicht was Schönes? —

Ich aber schwöre Euch: um einen einzigen Blick des lieben Mädchens hätte ich den ganzen Herrn Ratin hingegeben; um ein Lächeln von ihr hätte ich den größten Elzevir in der Welt an allen vier Ecken in Brand gesteckt.

Ich lauschte, wie sie die Treppe hinaufging. Wie sie an meiner Stube vorbei waren, machte ich leise die Thür auf. Da kam mir das Hündchen in die Stube gesprungen, war lustig und freundlich, seidenweich von Haaren, ein gar schönes, niedliches, ein feines, ein vornehmes Hündchen. Abgesehen von dem Umstande, daß ich ein kleiner Mensch und er doch nur ein kleiner Hund war, hätte ich ihn fast beneiden mögen. War es denn nicht ein Hündchen vom besten Hause, ein Hündchen, das mit den vornehmsten Personen vertraut umging, ein Hündchen, das die schöne junge Dame lieb hatte? und von mir mußte sie nichts. Auf dem Halsbande trug es einen Namen, der schien mir Englisch; also war sie eine Engländerin.

„Ich gebe Ihnen keine sehr fröhliche und anmuthige Züge zu malen", so sprach der alte Herr zu dem Maler — ich hörte es nämlich hinter dem Dachfenster — „und da vermuthlich die Kopie das Original weit überleben wird, so machen Sie es nur so wenig unfreundlich als möglich; denn warum sollen meine Enkel sich noch vor meinem Bilde fürchten? Fürwahr, zur Eitelkeit kann es mir Niemand auslegen, daß ich mich heute malen lasse; Ihre anderen Besucher wählen vermuthlich ihre Zeit besser." „Das möchte ich bezweifeln", sprach der Maler; „ein so ehrwürdiges Greisen-Antlitz, wie das Ihrige, sieht man gewiß seltener, als Jugendfülle und Schönheit."

„Ich darf mich gegen Komplimente nicht mehr sträuben, mein Herr", so sprach der alte Mann; „meine Zeit ist kostbar und viele

werde ich wohl nicht mehr hören. Sey nicht traurig, Lucy, mein liebes Kind; blicke doch ruhig in die Zukunft, wie Dein Vater thut. Was meinst Du wohl, wenn wir uns trennen müssen, wer von uns Beiden mehr verlieren wird? Ich berufe mich auf den Herrn, der mag's entscheiden." „Die Entscheidung möchte ich nicht auf mich nehmen", sagte der Maler; „doch möchte ich eher dem Fräulein beistimmen. Für das Beste halte ich, an eine Trennung, die Beide betrüben muß, gar nicht im Voraus zu denken."

„Ei, sehen Sie", sprach der Greis, „gerade so denkt meine Tochter auch, und ich halte es, aufrichtig gesagt, für eine Schwäche und möchte es ihr gern ausreden. Ja wohl, eine Schwäche, die man entschuldigen und selber theilen kann, wenn Gott uns unerwartete harte Schläge sendet, wenn der Tod die schönsten Hoffnungen der Jugend knickt, die noch auf viele schöne Lebensjahre zählen durfte. Aber wenn der Tod, der lang erwartete und vorhergesehene, uns am späten Ziele unserer Lebenstage erreicht, wenn er uns nach langer und mühevoller Arbeit zur Ruhe winkt, wenn ein Vater, bis zum letzten Augenblicke in der Liebe seiner Tochter glücklich, in den Armen seines Kindes zum letzten Schlummer eingehen möchte, — ist die Vorstellung denn gar so traurig, daß man die Augen davon abwenden muß? gar so schrecklich, daß man sich mit heroischem Muth dagegen waffnen müßte? Ei, weine nicht, Lucy; komm her, mein Kind. Sieh nur Alles an, wie ich es ansehe; dann werden meine Tage friedlich und freudig dahinfließen, und ich werde bis zum letzten Augenblick dem Himmel für seinen Segen danken. Sieh es nur recht gefaßt und muthig an, meine Tochter, es droht Dir kein Unglück; nur Deine Einbildung, Deine furchtsamen Gedanken und das vergebliche Sträuben Deines Herzens, das macht es erst dazu; nur Deine eigenen Gedanken machen Dich bange. Entschuldigen Sie, mein Herr", so wandte er sich zu dem Maler, „über diesen Punkt liege ich mit meiner Lucy immer im Streit; nun hat das Portrait mich wieder darauf gebracht, und ich habe den Streit selbst in Ihrem Zimmer nicht ruhen lassen können."

Dem Allen hörte ich zu und war davon entzückt. Wie doppelt schön erschien mir meine Angebetete im Lichte der kindlichen Liebe und einer zärtlichen Schwermuth! Sie hat Pferde und Wagen, dachte ich, und galonirte Bedienten und alle mögliche Pracht. Sie könnte fröhlich seyn und eitel und sich schmücken, und doch betrübt sie sich und weint, weil die Zeit einmal aufhören muß, wo sie ihrem alten Vater den Arm reicht. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Jeannie Macerea.

Ein neuer Roman, auf die dramatische Episode des Unabhängigkeits-Krieges gegründet, den die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika gegen ihr Britisches Mutterland führten, ist so eben in Boston erschienen. Die Wahrheit der in diesen Roman verflochtenen Erzählung wird von allen Zeitgenossen bestätigt.

Jeannie Macerea war die Tochter eines presbyterianischen Geistlichen, der vor der Revolution in New-Jersey starb. Sein Bruder, der am östlichen Ufer des Hudson wohnte, bot ihr nach dem Tode ihres Vaters in seinem Hause einen Zufluchtsort an. Dort machte sie die Bekanntschaft eines jungen Manneq, Namens David Jones, der um ihre Hand anhielt. Der Krieg brach aus; Jones nahm Dienste in der Königlichen Armee, begab sich nach Kanada und wurde zum Lieutenant bei den Truppen des Generals Burgoyne ernannt.

Ungefähr vier Meilen von dem Hause, das der Oheim des jungen Mädchens bewohnte, erhob sich einige hundert Schritte vom Hudsen das Fort Edward, rings umgeben von einer großen angebauten Ebene. Gegen Norden, eine Viertelmeile ungefähr von dem Fort, war die Wohnung einer Amerikanischen Dame, die Jeannie Macerea öfter zu besuchen pflegte und deren Wohnung ein ziemlich hoher Hügel beschützte. Dichtes Gesträuch bedeckte den Hügel, dessen Gipfel von einer gigantischen Fichte beschattet wurde, die durch ihren Umfang in der ganzen Gegend berühmt war und zu deren Füßen ein rauschender Quell sprudelte. Jeannie Macerea war gerade zum Besuche bei ihrer Freundin, als die Amerikanischen Truppen diese Gegend besetzten. Hundert Mann wurden von dem Fort aufgenommen; ein Piquet Soldaten, von dem Lieutenant van Rechten kommandirt, besetzte das Gehölz.

Der Morgen war kaum angebrochen, als eine Abtheilung Indianer, mit ihrem durchdringenden Kriegsgeschrei aus den nahen Wäldern hervorstürzend, das Piquet Soldaten nahe beim Hügel anzugreifen versuchte. Vier Leute werden verwundet; der Lieutenant aber und fünf Andere wurden getödtet. Ein Soldat, Namens Samuel Standish, der bei der Fichte auf Posten steht, sieht drei Indianer auf sich zukommen, zielt auf einen, tödtet ihn, rettet sich nach der Ebene hin, wird von neuem von vier Feinden umringt, die auf ihn feuern, ihn am Fuße verwunden und, nachdem sie sich überzeugt, daß es ihm zu entfliehen unmöglich sey, ihn bis zur Quelle tragen und ihn dort verwundet liegen lassen. Einige Minuten war er in dieser Lage, als zwei Frauen mit zerzausten Haaren, von denselben Indianern herbeigeschleppt, den Hügel heraufkamen. Es waren Miß Macerea und ihre Freundin Miß Macneil, welche von den Indianern in dem Hause der Letzteren überfallen und fortgeführt worden waren. Man knebelt sie und wirft sie neben den verwundeten Soldaten. Indessen erhebt sich ein heftiger Streit unter den Anführern der Wilden. Aus dem Ton ihrer Stimme, aus der Heftigkeit ihrer Bewegungen läßt sich schließen, wie gereizt sie sind. Bald artet der Streit in offenen Kampf aus; einer der Indianer ergreift Miß Macerea bei der Brust und durchbohrt sie. Sie fällt; er hebt sie wieder auf, und mit einem einzigen Streich seines Tomahawk reißt er ihr die Haut mit dem ganzen Haarwuchs herunter und wirft diese grauenhafte Trophäe einem Indianer, der seine grausame Wut nicht theilen wollte, ins Gesicht. Dieser wirft sich auf ihn und ersticht ihn. Nach dieser blutigen Scene verlassen sie den Ort, und die Leichname bleiben auf dem Platze liegen. Benachrichtigt von diesem gräßlichen Ereigniß, eilt Jeannie Macerea's Bruder nach dem Platze und findet den Körper des armen Mädchens mit neun Wunden bedeckt. Er begräbt sie.

Das Schrecklichste ist nun aber die eigentliche Veranlassung zu der Entwickelung dieser tragischen Geschichte. David Jones hatte nämlich zweien Anführern der Wilden den mit einem Briefe begleiteten Auftrag gegeben, ihm seine Braut, die sie im Hause ihrer Freundin finden würden, zuzuführen. Die Indianer kannten weder Jones Absicht, noch sein Verhältniß zu dem jungen Mädchen. Ihnen schien es nur darum zu thun, eine Gefangene zu machen, eine Beute zu erobern. Wenn sie nur ihre Gefangene oder deren Ueberreste an Jones brachten, glaubten sie, ihre Schuldigkeit gethan zu haben. Unsere Indianer begnügten sich nicht mit einer Heldenthat; während sie das junge Mädchen entführten, griffen sie nebenbei auch die Amerikaner an und lieferten das oben beschriebene Gefecht.

Jeannie, die im Voraus mit Jones übereingekommen war, den Indianern, die er schicken würde, zu folgen, war auch gleich bereit, als sie den Brief brachten, und ging ohne Widerstand mit ihnen. Als aber die beiden Gefangenen fortgeführt wurden, entstand über den Antheil, den ein Jeder an dem Sieg haben wollte, ein Streit, den der Wildeste unter ihnen dadurch beendete, daß er die Gefangene ermordete. Ein furchtbarer Streit, und gräßlicher noch durch die Entscheidung. Außerdem aber meinten die Wilden, daß die blutige Trophäe, die Haut, die sie dem unglücklichen Schlachtopfer abgezogen, den Lieutenant Jones völlig zufriedenstellen würde, und sie beeilten sich daher, sie ihm zu bringen. Der Bräutigam sah die blutigen Ueberreste seiner Geliebten von diesen Wilden vor sich ausbreiten, er, der ihnen, ohne es zu ahnen, die Waffen selbst dazu gegeben hatte. Er überlebte nur kurze Zeit diese fürchterliche Tragödie, von der die Einwohner der Umgegend das Andenken bewahrten.

Es sind erst wenige Jahre, daß die Ueberreste der unglücklichen Jeannie und ihres Bräutigams mit großer Feierlichkeit, von jungen Mädchen bekränzt, auf dem Kirchhofe in einem gemeinsamen Grabe bestattet wurden. Die Erzählung von dem Tode Jeannie Macerea's hatte sich bis nach England verbreitet, und Burke erwähnte oft dieser Geschichte als eines Zeugnisses von der Grausamkeit, womit der Amerikanische Krieg geführt wurde.

Bibliographie.

Lecture on public instruction in Prussia, read before the American Institute. (Ueber den öffentlichen Unterricht in Preußen. Eine Vorlesung, gehalten im Amerikanischen Institute, von George S. Hillard. — Boston.

Manual of classical literature. (Handbuch der klassischen Literatur. Aus dem Deutschen von Eschenburg. Nebst Zusätzen und Bemerkungen von M. W. Fiske, Professor des Lateinischen und Griechischen am Amherst-College. — Philadelphia.

Elements of international law. (Grundzüge des Völkerrechts, nebst einer Skizze der Geschichte dieser Wissenschaft.) Von Dr. Henry Wheaton, Minister-Residenten der Vereinigten Staaten in Berlin. — Philadelphia.

Mannigfaltiges.

— Eigene Art von Literatur-Zeitungen. So weit hat es der Nachdruck doch noch nirgends gebracht, als in Nord-Amerika. Man druckt in Brüssel freilich die Revue de Paris nach, in Paris die Edinburgh-Review und in Deutschland unter Anderem auch unser „Magazin", wenn auch nicht so vollständig wie diese beiden Revüen, doch um so häufiger von ganz verschiedenen Seiten. Aber nichts dieser Art kommt doch der Amerikanischen Industrie gleich. Hier giebt es Zeitungen, die jetzt schon die Verheißung wahr machen, daß die Journalistik einmal die ganze Literatur verschlingen werde. Diese Zeitungen drucken nämlich vollständige Bücher vom Titelblatt bis zu dem Striche nach, der jetzt das in alten Büchern üblich gewesene „Ende" vertritt, und verkaufen für wenige Cents, was in England ein Pfund Sterling kostet. Die Philadelphia News vom 26. November v. J. giebt in einer Doppel-Nummer den vollständigen Inhalt des Englischen Taschenbuches Friendships offering auf das Jahr 1837. Zwar sind natürlich die schönen Stahlstiche dieses Almanaches nicht dabei, doch erhält man dafür den Inhalt desselben, den man sonst mit sechs Thalern bezahlen muß, für zwei Silbergroschen. Auf dieselbe Weise hat die genannte Zeitung schon den größten Theil von Marryat's und Bulwer's Romanen nachgedruckt, und dabei ist sie eigentlich ein politisches Blatt. Aber gerade in Amerika, wo die freieste Regierungsform keinerlei Ausdruck der Presse in den Weg tritt, fehlt es den Zeitungen oft an politischem Stoff. Mit Europäischen Nachrichten kann man die Leser, die allerdings an den Ereignissen in England, Frankreich und Spanien großes Interesse nehmen, nicht täglich unterhalten, denn die Posten aus Liverpool und Havre kommen ja in der Regel nur alle 14 Tage an, und so geschieht es zuweilen, daß eine Amerikanische Zeitung ihre Spalten mit Gedichten, oder, wie wir aus obigem Beispiel ersehen, mit ganzen Taschenbüchern füllt. Die Philadelphia News verspricht übrigens, ganz in derselben Weise wie es mit dem Friendships offering geschehen, auch alle übrige Englische Taschenbücher nach und nach abzudrucken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 19. Berlin, Montag den 13. Februar 1837.

Moldau und Wallachei.

Das Land und seine Bewohner.

Nachdem wir im vorigen Monate eine Uebersicht von der Sprache und Literatur der Moldau und Wallachei gegeben haben, glauben wir, unseren Lesern eine interessante Ergänzung dieses Artikels in den nachstehenden Bemerkungen mitzutheilen, die von einem in Paris lebenden Bucharester herrühren und sich in einem der letzten Hefte der Revue des deux mondes befinden:

„Da die Wallachei und Moldau in den letzten Jahren der Schauplatz bedeutender Ereignisse wurden, so zogen sie zwar die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, aber es war nur eine flüchtige Neugier, die sich auf einige Verhältnisse und auf einige Männer beschränkte. Die kleinen Königreiche des mittleren Afrika's sind vielleicht noch mehr bekannt, als diese beiden wichtigen Fürstenthümer. Sollte man es glauben? Hängen sie nicht offenbar innig mit der orientalischen Frage, also mit der Frage der Zukunft, zusammen? Verdienen Länder, die unseren Kontinent begränzen und von den Wogen des Schwarzen Meeres bespült werden, eine solche Geringschätzung? Warum hat noch keine Hand versucht, den Schleier zu lüften, der sie bedeckt?

Kaum daß die Europäische Welt über ihre geographische Lage unterrichtet ist; von ihrem politischen Zustande aber, von ihrer Geschichte, von ihrer Vergangenheit und Gegenwart weiß sie gar nichts; sie kennt weder die Hülfsquellen, welche sie darbieten, noch die Leiden, die sie erduldet haben, noch die Beziehungen, welche sie mit den Geschicken des Christenthums und der Civilisation verknüpfen. Eben so unbekannt ist der Grund und Boden, den sie umfassen, so fruchtbar und malerisch er auch seyn mag.

Wenig Gegenden Europa's sind von der Natur so begünstigt, wie die Moldau und Wallachei. Sie bilden ein großes Becken, das im Westen und Norden von den Karpathen und im Süden von der Donau begränzt wird. Die Wellen dieses majestätisch dahinrollenden mächtigen Stroms bienen weiten, bunten, pittoresken und fruchtreichen Ebenen zur Einfassung. Eine Menge von Teichen stoßen an den großen Fluß, dessen Wasser sie ihren Ursprung und ihre Nahrung verdanken; der Fischfang darin ist sehr ergiebig und macht eine der wesentlichsten Revenüen der beiden Fürstenthümer aus. Nach den Karpathen zu findet man herrliches Weideland, Wälder voll Bauholz, Steinsalz-Salinen, die sich mit dem besten Produkt dieser Art in Europa messen können, und Salz-Gebirge, die kaum mit einer dünnen Erdschicht bedeckt sind, und die noch nie Jemand ausgebeutet hat. Die Regierung behält sie für sich und läßt sie doch unbenutzt liegen. Sie will das Salz, welches sie aus den Salinen zieht, und woraus sie ein Monopol macht, zum höchsten Preise verkaufen. Im mittleren Theil des Landes wechseln Ebenen und Hügel, Wiesen und Gehölze ab und gewähren reizende Anslchten.

Der verschiedene Charakter des flachen, des Wald- und des Hochlandes findet sich in diesem Gebiet vereinigt. Alle mögliche Produkte sind ihm eigen; von Europäischen Bäumen werden nur der Oelbaum und die Orange hier durch Boden und Klima nicht begünstigt. Die zahlreichen Weinberge liefern ein treffliches Gewächs, das bloß einer verständigen Behandlung bedürfte, um den Französischen Weinen den Rang streitig zu machen. Es fehlt aber an Ausfuhr, und der einheimische Absatz reicht kaum hin, um die ersten Kosten zu decken. In manchen Jahren konnte man das Litre zu zwei bis drei Sous haben; daher die gänzliche Vernachlässigung dieses Kulturzweiges von Seiten der Einwohner, trotz deren die ausgezeichnete Qualität des Gewächses sich nicht ändert.

Unfruchtbare Gegenden und Haideland trifft man gar nicht an. Zahlreiche Bäche, die von den Karpathen herabkommen, münden sich in die Donau, und eine Zeit lang bilden ihre stillstehenden Wellen hier und da weite Wasserflächen, die dem Lande ein wunderliches Ansehen geben. Es ist, als wären diese Landstrecken einem großartigen Bewässerungs-System unterworfen und harrten der Bebauung. Ueberall fließendes Wasser, überall fruchtbare Quellen für den Ackerbau. Man benutze einige dieser Bäche, man mache eines oder ein paar dieser Wasserbetten schiffbar, und man könnte ein großes Netz von Fluß-Communicationen schaffen, man könnte Reichthum über ein armes Land ausschütten. Etwas Gewerbfleiß würde riesenhafte Kapitalien vertreten und unermeßliche Hülfsquellen öffnen. Die Wellen dieser Flüsse führen oft Goldsplitter mit, die sich von den Seiten der Berge abgelöst haben. Quecksilber, Eisen, Kupfer, Erdpech, Schwefel und Steinkohlen liegen in den noch unerforschten Gebirgen vergraben und warten nur auf den mächtigen Hebel der Industrie.

Im Jahre 1811 wurden Mineralogen von St. Petersburg mit dem Auftrage abgeschickt, die Minen des Karpathen-Gebirges zu untersuchen; als der Frieden unterzeichnet wurde, hatten sie schon herrliche Gold-, Kupfer- und Quecksilber-Adern entdeckt; da hörten ihre Arbeiten auf. Daß man eine solche Ausbeutung vernachlässigen, das Glück geradezu von sich stoßen und auf vergrabenen Schätzen arm leben kann! Die Regierung, die sich sehr wenig um das Gemeinwohl kümmert, hat derzüglich die Habgier der Ottomanischen Pforte zu erwecken gefürchtet. Man weiß, wie schwankend die Herrschaft der Phanarioten war, und wie die Unsicherheit ihrer Existenz sie nöthigte, sich auf den schnellsten, ja auf den gefährlichsten Ertrag zu werfen. Der Mensch ohne Zukunft setzt Alles für einen augenblicklichen Erfolg daran und richtet sein Land durch den gegenwärtigen Gewinn zu Grunde. Ohne Kapitalien und ohne die zur Ausbeutung nöthigen Kenntnisse, konnten sich die Privatleute auf solche Unternehmungen nicht einlassen. Vor der letzten Reform verbot ihnen sogar das Gesetz, dieses Staats-Eigenthum, diese mineralischen Fundgruben anzurühren, obgleich Niemand davon Nutzen zog. Wenn man eine entdeckte, so wurde sie als dem Fiskus gehörig angesehen.

Wachs, Honig, Taback, Butter, Käse von ausgezeichneter Qualität, Häute, Felle, Flachs, Farbekörner (ramus infectorius), Wolle, Seide, Groß- und Kleinvieh, Geflügel, Wildpret kommen zu dem Naturreichthum dieser Länder noch hinzu, deren wunderbare Fruchtbarkeit sich nur durch Unglück und schlechte Verwaltung vermindern konnte. Hier, wo alle Getraide-Arten wuchern, weiß man nichts von künstlichen Mitteln zur Vermehrung der Aerndte; die Worte Düngung und Verbesserung sind unbekannt. Der Waizen giebt hier das Sechzehn-, ja Zwanzigfache der Aussaat, der Roggen das Dreißigfache, die Hirse das Dreihundertfache. „In der Wallachei finden sich alle Arten von Früchten", sagt Malte-brun; „oft trifft man auf ganze Wälder von Fruchtbäumen, als Birnen, Aprikosen, Kirschen und dergleichen. Der größte Theil der Berge gleicht hinsichtlich der Mannigfaltigkeit der Fruchtbäume den schönsten unserer Gärten, die stets hinter denen der Wallachei zurückbleiben werden. Die Beschaffenheit des Bodens, die Ebenen und Hügel vereinigen im Allgemeinen so viel günstige Verhältnisse, daß man hier in einem Winkel Europa's fast alle auf dem Erdball bekannte Kultur-Gegenstände ohne Unterschied (nur natürlich die Gewächse der Tropen und der sehr südlichen Breiten ausgenommen) zusammendrängen könnte. Man könnte aus diesem Lande die schönste Gegend Europa's machen." „Es giebt", sagt er ferner, indem er von der Moldau spricht, „wenig Länder, wo die Ebenen, Hügel und Gebirge in einem für den Ackerbau und die landschaftliche Perspektive so wunderbar geeigneten Verhältniß mit einander abwechseln. Größer und majestätischer ist die Natur in der Schweiz; hier aber ist sie sanfter und lieblicher."

Aber die Natur vermag nichts und ihre Gaben sind verloren, wenn nicht die Unterstützung einer einsichtsvollen Thätigkeit hinzukömmt. Der Mensch kann Alles verderben, was von Gott kömmt. Wo Gewerbe und Handel fehlen, bleibt der schönste Boden unbebaut, und die herrlichsten Reichthümer werden mit Füßen getreten.

Der Luxus erzeugt in diesem Lande unbekannte Bedürfnisse, und die Industrie bietet doch keine hinreichende Hülfsquellen dafür. So steigert sich zwar der Verbrauch, aber nicht die Production. Man nimmt daher seine Zuflucht zu fremdem Gewerbfleiß; die Wolle, die Seide und der Flachs, woran das Land Ueberfluß hat, gehen ins Ausland, werden unter seiner Hand in nützliche Fabrikate von dreifachem Werth umgeschaffen und kehren so verwandelt zu den Wallachen zurück, die einen ungeheuren Preis dafür zahlen. Oesterreich versieht die Moldau und Wallachei mit allem Wirthschaftsgeräth; die Eisen-, Glas- und Töpferwaaren, die Leinewand und die Kattune kommen aus anderen Theilen Deutschlands. Die Leipziger Messe liefert die Tuche, die Seidenzeuge, die Tülle, die Spitzen und die neuen Moden. Die prächtigen Kutschen, die in den Straßen der beiden Hauptstädte der Moldau und Wallachei dahinrollen, sind in Wien fabrizirt. Alle Sattel- und Wagenpferde, der Stolz der Reichen, kommen aus Ungarns Gestüten. Mögen die Feinde der Prohibitiv-Gesetze die Wallachei und Moldau besuchen; hier werden sie die traurige Verwirklichung ihres Lieblingsgrundsatzes mit Augen schauen: neben einer unbedeutenden Ausfuhr eine sehr beträchtliche und stets zunehmende Einfuhr. Ein edlerer und lebenswerthrer Luxus, das Lesen fremder Bücher und Journale, kostet diesem reichen Lande auch eine Auflage, so daß es selbst durch seine besseren Neigungen ärmer wird. An Kapitalien fehlt es überall; der gesetzliche Zinsfuß ist 12 Prozent. Die große Entwerthung, welche die Münze seit der Herrschaft des reformatorischen Sultans erlitten hat, vermehrt diese Noth noch, und seltsamer Weise findet man hier eine traurige Vereinigung von Elend und Ueberfluß.

Die Volkszählung, welche kürzlich in der Wallachei und Moldau unter Russischer Autorität vorgenommen wurde, und deren Resultat von dieser Regierung gewiß nicht zu hoch angegeben worden, da sie kein Interesse an einer solchen Uebertreibung haben konnte, lieferte die Summe von 3 Millionen Seelen auf beide Fürstenthümer. Die Größe des Landes kann aber, in Verbindung mit seiner erstaunlichen Fruchtbarkeit, ohne Zweifel sechsmal so viel Einwohner ernähren. Hier sind keine Moräste auszutrocknen, keine Haidestrecken zu bewässern, keine schlechte Bodenarten zu verbessern. Rüstige Arme, die das Grabscheit zu führen wissen, weiter ist nichts vonnöthen. Eine so leichte Kultur und ein so leichter Gewinn müßten unter einer festbegründeten und sorgsamen Regierung eine zahlreiche Bevölkerung herbeiziehen oder vielmehr sie erzeugen, denn es ist jetzt erwiesen, daß Reichthum Konsumenten erzeugt. Auch müßten Gewerbtreibende aller Art natürlicher Weise in ein Land strömen, wo noch keine Industrie vorhanden ist und doch eine gewaltige Menge von Fabrikaten verbraucht wird.

Sind nun diese vom Himmel so geliebten, von den Menschen aber enterbten Länder etwa von einem herz- und gedankenlosen Volksstamm bewohnt? Keineswegs; die Hervorhebung einiger einzelner Züge ihres noch wenig studirten und kaum gekannten National-Charakters wird das Gegentheil zeigen.

Vor Allem wird der Reisende, der diese Fürstenthümer besucht, von der naiven Gastfreundlichkeit ihrer Bewohner eingenommen. Es wird ihm eine wohlwollende und überraschende Aufnahme zu Theil, die man nicht als jene banale Gewohnheit anzusehen hat, die gedankenlose Reisende allen Orientalen zuschreiben. Der Wallache liebt in dem Fremden nicht bloß den geheiligten Charakter des Gastes und des Reisenden, sondern auch die Ueberlegenheit, die er anerkennt, die Civilisation, die er noch nicht erreicht hat. Von allen in der Kultur zurückgebliebenen Völkern, die Europa einschließt, fühlt keines ein so lebhaftes Bedürfniß, die Sphäre seiner Kenntnisse und seiner moralischen Macht zu erweitern. Der Wallache beugt sich vor der geistigen Ueberlegenheit; er verehrt selbst äußere täuschende Zeichen derselben; seine alten Vorurtheile weichen seiner Ehrfurcht vor dem Auslande; ein gebildeter Mensch ist für ihn ein Halbgott. Der Franzose wird in der Wallachei als das letzte Resultat, als der vollständige Ausdruck der Europäischen Civilisation angesehen und als solcher mit Enthusiasmus empfangen; man erkennt alle seine Ansprüche an, läßt sich alle seine Anmaßungen gefallen, und nur offenbare Dummheit könnte ihn vor der allgemeinen Vorliebe schützen.

Der Reiz der eingeborenen Sitten, die höflichen Manieren und die Festivitäten einer vergnügungesüchtigen und verschwenderischen Aristokratie haben eine große Menge von Fremden in der Wallachei gefesselt. Ernste und verständige Männer, Männer von reifem Alter und hoher Vernunft, konnten diesen Lockungen nicht widerstehen. So viel verführerische und schmeichelhafte Aufmerksamkeiten machten, daß sie ihr Vaterland und die Ergötzlichkeiten der civilisirten Hauptstädte vergaßen. Sie wollen unter diesem fernen Volke sterben und sehnen sich nicht mehr nach den verfeinerten großen Städten und nach den ergrauten Gesellschaften zurück. Wir fragten Einige von ihnen, warum sie dies rohe Land ihrem Vaterlande vorzögen, aber sie wußten nur mit einem National-Sprüchwort der Wallachen zu antworten, welches sagt: Denhovitza appa doultze tzine bea nou se mai doultze, das heißt: „Wer das süße Wasser der Dendowitza (eines Wallachischen Flusses, der durch Bucharest fließt) trinkt, der kann nicht mehr von dannen." Wenn man dieses Sprüchwort analysirt, so wird man die offenbare Verwandtschaft der Wallachischen Sprache mit den Idiomen des südlichen Europa's bewährt finden: appa ist aqua; doultze dulcis, tzine qui, bea bibit, nou non, se se, mai das Italiänische mai, doutze deducit. Alle Wurzeln dieser Wörter sind Römisch.

Vorzüglich ist es die Aristokratie in der Wallachei, die sich so gastfreundlich zeigt und sich zur freiwilligen Sklavin, zur leidenschaftlichen Verehrerin eines Jeden macht, der das Gepräge feinerer Geselligkeit an sich zu tragen scheint. Besonders braucht man nur Deutscher oder Franzose zu seyn, um als Fremder hier mit der größten Zuvorkommenheit empfangen zu werden. In der Wallachei lernt Jedermann Französisch; diese Sprache wird hier bald fast allgemein im Gebrauch seyn. Die Bibliotheken des Landes enthalten nur Französische Bücher. Seit länger als zwanzig Jahren kommen abwechselnd funfzehn bis zwanzig junge Wallachen nach Paris, um hier gründliche und fruchtbare Studien durchzumachen. Diese jungen Leute eilen durch das gelehrte Deutschland nach Paris, wo das Leben zwar kostspieliger ist, aber auch einen mächtigeren Reiz auf sie ausübt.

Biegsamkeit, Geschmeidigkeit und Lenksamkeit des Geistes zeichnen den Wallachischen Volksstamm vornehmlich aus. Er nimmt alle Eindrücke leicht in sich auf. Als kürzlich unter den Auspizien der provisorischen Regierung Rußlands die regulairen Truppen, bescheidener Weise Milizen genannt, organisirt wurden, konnten die Russischen Offiziere sich nicht genug wundern über die verständige Gelehrigkeit der neuen Rekruten, über die Leichtigkeit, womit sie Alles faßten. War es nicht auch in der That zum Erstaunen, daß ein Volk, dem die kriegerischen Gewohnheiten so lange fremd gewesen, sich so leicht in eine ganz neue Disziplin zu finden wußte, von der es vorher gar keinen Begriff hatte? Viele von den Russischen Lehrmeistern blieben im Wallachischen Dienst; andere, durch das Beispiel ihrer Zöglinge milder gemacht, kehrten mit sanfteren, gefälligeren Sitten zu ihrem Corps zurück.

So ist dies Volk, stets bereit, sich dem Einfluß hinzugeben, der ihm von Außen kömmt. Kein Wunder, daß es sich so beeiferte, die Französischen Moden, die Kleiderpracht, den Glanz der Equipagen und Pferde anzunehmen! In keinem Lande der Welt sind die Equipagen reicher und eleganter. Man kann sich kaum eine Vorstellung machen von den mannigfachen Formen und Farben, von der Pracht des Geschirres, von der Auswahl der herrlichsten Rosse. Die blendende Außenseite der Europäischen Gesellschaft verführt den Wallachen, und so stürzt er sich in [illegible] gränzenlosen Luxus. Statt das Lebensprinzip der Bildung, die er verehrt, zu erfassen, entlehnt er ihr nur eine schimmernde Rinde, reizende Gebräuche und unnütze Ausgaben. Vergebens ist er zu allen Reformen bereit, vergebens strebt er nach Neuerungen; es fehlt ihm an den nothwendigen Grundlagen. So pflegt es allen minder vorgeschrittenen Völkern zu gehen, und so mußte es namentlich einem so empfänglichen Volke gehen, wie die Moldauer und Wallachen es sind. Dessenungeachtet muß man an diesem Lande nicht verzweifeln. Abgesehen von den bewundernswerthen Anlagen seiner Bewohner zum Eintritt in die Bahn der Fortschritte und Verbesserungen, findet man unter ihnen einen gesellschaftlichen Zustand, der lange nicht die großen Hindernisse darbietet, auf welche vernünftige Reformen anderwärts gestoßen sind; die Aristokratie ist zwar von Vorurtheilen nicht frei, aber sie geht nichtsdestoweniger an der Spitze der Nation einher und würde unter geschickten Händen ein vortreffliches Werkzeug zu Verbesserungen seyn.

Der Adel ist hier von altem Schlage, aber größtentheils nur titulär. Die Substitutionen kennt man nicht. Es giebt hier kein Proletariat in Lumpen. Beim ersten Anblick könnte der Reisende zu glauben versucht seyn, das Land habe nur Grundbesitzer und zur Ausbeutung des Territoriums verurtheilte Strafarbeiter. Weit gefehlt; Jedermann besitzt sein kleines Kapital, welches er bewirthschaftet, indem er zugleich einige durch das Gesetz bestimmte jährliche Abgaben zahlt. Mit Ausnahme einer sehr geringen Anzahl von Personen, die nichts besitzen, haben alle Einwohner einen mehr oder minder bedeutenden Fonds von beweglichem oder unbeweglichem Vermögen; nur an Händen fehlt es zu den Unternehmungen. Um die Hauptstadt und um einige andere Städte haben die Beamten das Grundeigenthum in ihre Hände konzentrirt; ihr Gebiet hat sich auf Kosten ihrer Nachbarn ausgedehnt; eine gehörige Rechtspflege würde ihre angemaßten Ansprüche im Augenblick vernichten. In allen anderen Gegenden der Fürstenthümer ist der Grundbesitz sehr zerstückelt. Diese Menge kleiner Eigenthümer bietet niemals das Beispiel der Dummheit und Verworfenheit der armen notleidenden Klassen dar, welche die Hefe der Europäischen Gesellschaft bilden. Nur eine Hand voll Zigeuner, die Heloten dieses Landes, lungert in sklavischer Barbarei, die ihnen durch die Reize eines trägen Nomadenlebens werther und theurer als Alles wird. Ihre Herren erheben jährlich einen geringen Tribut von ihnen und kümmern sich weiter nicht um sie.

Die Milde und Gefälligkeit der Nationalsitten ist auch merkwürdig. Selbst der verworfenste Despotismus, die rohe Behandlung, die daraus entstehende Erbitterung und alle sie begleitende böse Leidenschaften haben es nicht vermocht, den Charakter des Volks zu verderben. Keine Polizei, eine sehr lockere Mannszucht, eine gar nicht strenge Religion, die hier keineswegs den Einfluß ausgeübt hat, den das Christenthum anderwärts hatte, und der es zwar nicht an Anhängern, aber an Predigern fehlt; eine Gesetzgebung, die mit der Todesstrafe nicht viel Umstände macht, und doch bei alledem kaum ein einziges Todesurtheil in einem Jahre! Sehr oft gehen die zwölf Monate vorüber, ohne daß der Scharfrichter unter diesem Volk seine schreckliche Amtspflicht zu erfüllen braucht, und neun Zehntel unter den Verurtheilten sind fremde Verbrecher, meistens solche, die vom andern Donau-Ufer herüberkommen. Todtschlag in den Familien und Meuchelmord stören nur sehr selten einmal das friedliche patriarchialische Leben dieses Volks. Nicht einmal das gewöhnliche Gefolge von Gräueln, welches Volksaufstände zu begleiten pflegt, hat man hier sich entfalten sehen. Keine Steuern! Dieses Losungswort aller Insurrectionen ertönte vor kurzem zum erstenmal im Ohr des Wallachen, aber kein Blutstropfen befleckte seine Hände. Höchstens kann man einige Leute anklagen, daß sie inmitten der allgemeinen Empörung an der von den fremden Straßenräubern begangenen Plünderung Theil nahmen. Weiter führte sie der Revolutionsschwindel nicht.

Die Moldowallachen sind mit einer Heiterkeit des Temperaments begabt, die weder Noth, noch Plagen, noch Unglücksfälle niederzuschlagen oder zu zerstören vermögen. Ist es Apathie? ist es Sorglosigkeit? Ist es ein fast Französischer Charakter, der sich um die Zukunft nicht kümmert, über die Vergangenheit einen Schleier breitet und sich damit tröstet, daß er sich der glücklichen Stimmung eines munteren, lebhaften Geistes hingiebt, die seine Gesellschaft so anziehend macht und ihn seine Leiden weniger fühlen läßt? Die Moldauer sind etwas ernsteren Gemüths; aber der Wallache scheint alle Gegenstände durch einen durchsichtigen und buntfarbigen Flor zu erblicken. Zwischen einem Mazurek und einem Contretanz kann man aus ihm machen, was man will. Unter den Händen eines Staatsmannes wie weiches Wachs, harrt er nur des mächtigen Willens, der ihn umbilden soll. Die Französische Politik beschäftigt ihn sehr, aber nur als Mode; ein Französisches Journal entzückt ihn; das Lesen eines solchen gehört zum guten Ton; bei den eleganten Damen gehört es zu den Bedürfnissen ihres Putztisches. Die Debatten über das Wahlgesetz und über die gezwungene Expropriation werden mit gleichem Vergnügen gelesen; man nimmt dasselbe Interesse daran, wie an einem Bericht über die Wettrennen zu Chantilly oder an einer Oper von Meyerbeer. Für den Gedankenlosen mag die Trägheit, welche man den Wallachen vorwirft, einige Wahrscheinlichkeit haben; eine traurige gesellschaftliche und politische Organisation übt auf die Wallachei denselben Einfluß aus, wie auf Spanien und Italien, diese vor Jahrhunderten so blühenden Länder; aber man gebe den Einwohnern gute Institutionen, man gebe ihnen Raum zur Entwickelung ihres Gewerbfleißes, und man wird Thätigkeit und Unternehmungsgeist unter ihnen erwachen sehen."

Schweiz.

Erziehung und Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Tage wurde das Portrait ausgehängt, zwar nur als Skizze, doch erkannte ich den schönen Greis auf der Stelle.

Ich bemerkte, daß er in ganzer Figur die linke Seite des Vordergrundes einnahm; rechts war ein großer Raum leer gelassen. Das verdroß mich; aber am zweiten Tage schon merkte ich, was das zu bedeuten habe. Die junge Dame kam nämlich allein, ohne ihren Vater, und dennoch nahm der Maler das Bild vom Fenster weg. Also, dachte ich, in den leeren Raum kommt sie selbst, und ich freute mich schon darauf, ihr Angesicht zu sehen.

Ich hörte den Maler sprechen: „Sie waren so gütig, gnädiges Fräulein, mir eine Skizze von der Lieblingsstelle Ihres Herrn Vaters in seinem Park zu versprechen, die ich in das Gemälde aufnehmen soll."

„Daran habe ich wohl gedacht", erwiederte sie; „ich habe es unten im Wagen." Sie rief zum Fenster herab: „John, bring me my album, if you please." Aber John war nicht zu sehen, noch zu hören. Kutscher und Bediente hatten einem armen Teufel die Bewachung von Pferd und Wagen übergeben und waren in die nächste Schenke gegangen, um sich gütlich zu thun. Der Maler wollte das Album selber holen, aber ich war ihm längst voraus; ich hatte es geholt und lief schnell mit dem Büchlein die Treppe herauf, indem ich es verstohlen an die Lippen drückte. Ich hoffte, bis an die Thür der Maler-Werkstatt zu kommen und oben nur ein Bischen hineinzugucken, um einen Blick von ihrem Angesicht zu erhaschen. Aber unterweges kam mir der Maler schon entgegen: „Ei, schönen Dank", sprach er, „was sind Sie für ein gefälliger kleiner Mann!" und damit nahm er mir das Buch aus den Händen. Ich ging in meine Stube zurück und begab mich langsam wieder auf meinen Posten am Fenster. Das war dumm von mir. Oben wurde von mir gesprochen, Schade um jedes Wort, das ich verlor.

„Das ist ja ein recht liebenswürdiges Kind, und wie ich sehe, versteht er Englisch." — „Ja wohl, und er leistet mir manchmal bei Ihren Landsleuten Dolmetscherdienste. Er ist ein recht gefälliger und talentvoller Knabe, Schade, daß man ihn nicht zum Künstler bestimmt, er hat alle Anlagen dazu. Ich will Ihnen einmal etwas zeigen, was er gemacht hat." Hier hielt der Maler eine Weile inne; dann trat er wieder ans Fenster: „Sehen Sie, diese Skizze hat er einmal von hier aus entworfen; drüben der See und die Gebirge, und hier im Vordergrunde die Gefängnißmauer da drüben; der schlechte Hut, der daran hängt, damit die Vorübergehenden ein Almosen hineinwerfen, soll an den armen Gefangenen inwendig erinnern, der sich des Anblicks dieser schönen Natur nicht erfreuen darf."

„In der That", sprach sie, „das ist recht gefällig entworfen und mit viel Empfindung. Wenn aber seine Neigung zur Kunst sich so deutlich zeigt, warum läßt man ihr nicht ihren Lauf?"

„Seine Vormünder wollen durchaus haben, daß er die Rechte studiren soll." — „Seine Vormünder, also ist er eine Waise?" — „Seit langer Zeit; er hat einen alten Onkel drüben in Lausanne, der sorgt für seine Erziehung." — „Das arme Kind", sprach die junge Miß, und in ihrer Stimme malte sich ein so reines und süßes Mitleid, daß ich ganz berauscht, entzückt davon war. Beinahe hätte ich mich glücklich gepriesen, eine Waise zu seyn, daß sie mich bedauern konnte.

Ihr Gespräch wandte sich nun auf andere Dinge, und zu meinem großen Leidwesen erfuhr ich, daß sie Genf bald verlassen, daß sie schon in acht Tagen nach England zurückreisen würde. Das betrübte mich inniglich. Wenn sie nun wegfährt und mich mit Herrn Ratin allein läßt, was soll aus mir werden? O England, du schönes Land, wohin die Schiffe mit lustigem Wimpel steuern, wie sehne ich mich nach deinen grünen Ufern, nach deinen schattigen Wäldern, wo die süß melancholischen jungen Misses umherwandeln. Meine Heimath Genf gefiel mir gar nicht mehr, ich sah den See, den Himmel und die Berge und hatte keine Freude daran.

Der alte Herr kam längst nicht mehr zur Sitzung. Ich wartete mit Begierde, mit Ungeduld, ob das Portrait nicht bald ans Fenster kommen würde; aber ein Tag verging nach dem anderen und ich bekam nichts zu sehen. Da geschah es, wie oben beschrieben, daß ich die Bücherkammer und die Dachluke entdeckte. Da führte mich die Sehnsucht über das Dach hinweg in des Malers Atelier; ich wollte die Züge meiner Herzenskönigin im Bilde schauen. Der Leser weiß, welche Katastrophe sich da ereignete, er findet mich, wie er mich verlassen, mitten in Graus und Verwüstung sitzend, voll wehmüthiger und kläglicher Gedanken. Ich sah all mein Unglück der Augen, unvermeidlich; diesmal war es aus mit mir, ganz aus. Zweier großer Vergehen war ich schon schuldig, einer Lüge und eines schwarzen Majestäts-Verbrechens am Elzevir; nun noch obendrein Erbrechung einer Thür, Lesung eines verbotenen Dictio . . . ., heimliche Entweichung aus meinem Gefängniß, Dachüberkletterung, zerstörender und verwüstender Einfall in ein Atelier, Mißhandlung einer Puppe, Zerbrechung unzähliger Gegenstände: welch' unselige Kette von Missethaten! Und der erste Ring dazu? Herr Ratin weiß ihn, er wird mir ihn nennen mit schrecklichem Gesicht: das Lachen um nichts und wieder nichts.

Was war zu thun? Alles wieder auf seine Stelle setzen, zurechtsetzen, reparieren? Unmöglich, der Schaden war zu groß. Mir mit einer erfundenen Geschichte aus der Noth helfen? Ja, wenn ich nur nicht eben ad vocem Klecks und Maikäfer die Erfahrung gemacht hätte, daß das Lügen nicht so leicht ist. Alles einzugestehen? Nein, um keinen Preis, lieber das Aergste in der Welt. Denn dann hätte ich ja müssen merken lassen, daß ich verliebt war, und wie hätte ich da vor Herrn Ratin bestehen mögen? Auf den geringsten Verdacht von einer solchen Verderbniß und Immoralität wäre ihm alle seine Decenz blutroth zu Gesichte gestiegen, mit einem Blick hätte er mich vernichtet.

Endlich kam ich zu dem Entschluß, ganz still in mein Stübchen zurückzukriechen, die Thür zur Bücher-Kammer hinter mir zu schließen und unbändig fleißig zu studiren, theils, um mir dadurch die bösen und ängstlichen Gedanken zu vertreiben, theils, um Herrn Ratin auf eine andere Spur zu bringen. Denn, dachte ich, wenn ich dem Herrn Ratin reichliche Spezimina von meiner Pflichterfüllung vorlege, sorgfältig gearbeitete und schön geschriebene Exercitien, so wird er meinen Fleiß loben und keinen Verdacht auf meine Moralität werfen. Es war spät nur ein paar Minuten wollte ich warten, um dann, von der Dunkelheit begünstigt, meinen Rückzug über das Dach antreten zu können. Auch der Gefangene unten sollte mich nicht sehen.

Diese wenigen Minuten beschloß ich mir noch recht zu Nutze zu machen. Nach einigem Suchen fand ich das Portrait des Alten und der Miß; es stand gegen die Wand gelehnt; ich drehte es um und trug es hervor ans Fenster.

Es war beinahe vollendet. Die Miß saß in anmuthiger Haltung neben ihrem alten Vater und zu ihren Füßen das Hündchen, auf dessen Hals sie ihre zarte Hand ruhen ließ. Sie saßen im Grünen unter dem Schatten alter Buchen, und durch eine Lichtung des Parks sah man in der Ferne ein schönes Schloß auf einer Terrasse neben einem großen Wasser. Bei dem Anblick dieses Liebreizes, dieser sanften, sinnigen, von süßer Schwermuth verklärten Züge erwachte meine Zärtlichkeit auf das Lebhafteste. Ich warf ihr Küsse zu, ich erging mich in tausend schönen Träumen und erwachte mit dem bitter schmerzlichen Bewußtseyn, daß ich ihr nichts sey, und daß sie bald weit, weit von hinnen reisen würde.

Die Nacht war eingebrochen. Traurigen Herzens nahm ich von dem Bilde Abschied und langte über das Dach wohlbehalten in meinem Stübchen an, gerade in dem Augenblick, wo man mir Licht und mein Abendbrod brachte. Ich war so aufgeregt, daß ich keinen Bissen essen mochte, daß kein Schlaf mir in die Augen kam. Flugs setzte ich mich zur Arbeit, damit, wenn Herr Ratin käme und in welchem Augenblick er mich zu überraschen gedächte, ich jederzeit sichtbare Beweise meines Fleißes und meiner Besserung hätte. Also erst Cäsar, und nach dem Cäsar Virgil, und nach dem Virgil Bourdon's Chrestomathie, und nach der Chrestomathie drei Seiten Aufsatz, und nach den drei Seiten Aufsatz war ich eingeschlafen.

Wie ich des anderen Morgens bei früher Dämmerung erwache, höre ich's unten auf der Straße aus voller Kehle geistliche Lieder psalmodiren. Ich wundere mich, wer das seyn mag, der mich so früh weckt; ich horche genauer hin, ich laufe an das Fenster, sieh da, es ist der Gefangene drüben. Er fuhr fort zu singen, immer leiser und leiser, und hörte endlich ganz auf. Um dieser Frömmigkeit willen faßte ich eine ordentliche Zuneigung zu dem Manne. Nach einer Weile, wie er sah, daß ich am Fenster stehen blieb, hob er an: „Junger Herr, sind Sie immer so fleißig, wie vorigen Abend?" — „Und singt Ihr immer so fromme Lieder, wie heute morgen?" — „So habe ich's gelernt und gehalten von Jugend auf. Wie könnte ich auch mein bitteres Unglück ertragen, wenn ich die Tröstungen der Religion nicht hätte?" — „Aber wenn Ihr so fromm und gottesfürchtig seyd, wie habt Ihr das Verbrechen begehen können, um dessenwillen Ihr eingesperrt seyd?" — „Ich rufe Gott zum Zeugen, junger Herr, daß ich an dem Verbrechen unschuldig bin. Sein Name sey gepriesen, er hat verstattet, daß meine Richter in schweren Irrthum verfielen; doch sein Wille geschehe. Alles will ich gern ertragen, mein Leib mag leiden und darben, wenn nur meine Seele ihrer Speise nicht entbehrte. Wenn ich doch eine Bibel hätte." — „Was sagt Ihr da, unmöglich! man wird Euch doch eine Bibel nicht verweigern?" — „Wen man verabscheut, dem verweigert man Alles." — „Nein, das leid' ich nicht, das geht nicht an, Ihr müßt eine Bibel haben, ich bring' Euch meine." — „Sie, gutes Kind, sprach der Mann im dankbarsten Tone, wie wollen Sie das anfangen? Man läßt Sie ja gar nicht zu mir. Nein, Sie sollen auch gar nicht zu mir kommen, Ihr junges, unschuldiges Auge soll nicht aus diesen abscheulichen Kerkerwänden Schwermuth saugen. Aber soll ich aufrichtig seyn mit meiner Bitte? Gestern sah ich, wie Sie an einem Strick die Kuchen zu Ihrem Fenster heraufzogen. Ach, dachte ich, warum findet sich nicht eine mitleidige Seele, die mir armen Gefangenen auf diesem Wege zum Brodte der Seele, zu Gottes Wort verhülfe!"

Da kam mir ein Lichtstrahl. „Habt Ihr eine Schnur?" rief ich. — „Gott ist so gnädig gewesen, mir eine zukommen zu lassen", sprach der Mann, „und ich habe sie von Anfang an zu solchem Zwecke bestimmt." — „Ich schaff' Euch eine Bibel", rief ich, „ich schaff' Euch gewiß eine", und voll Freude bei dem Gedanken, dem Unglücklichen eine solche Wohlthat erweisen zu können, sprang ich zu dem Schrank, wohinein ich gestern all' meine Bücher geschoben hatte, und suchte die Bibel hervor.

Während ich so unter den Büchern stöberte, schien mir's, als hörte ich's drüben im Gefängnisse leise stöhnen und ächzen. Ich horchte auf: „Seyd Ihr's drüben?" rief ich. Das Aechzen wurde immer lauter und kläglicher. „Was fehlt Euch, armer Mann", rief ich besorgt, „warum stöhnt Ihr so?" — „Ach", sprach er kläglich, „ich leide furchtbare Schmerzen. Sie haben mir ein Eisen um den Fuß gelegt, das ist zu eng. Der Fuß ist mir geschwollen und aufgebrochen, und das Eisen reibt und drückt mich immerfort. Au weh", schrie er, „au-weh!" — „Armer Mann, Ihr dauert mich." — „Es quält mich Tag und Nacht, ich kann vor Schmerzen keine Nacht schlafen; heute hab' ich bis nach Mitternacht Ihr Licht brennen sehen." — „Könnt Ihr denn keine Hülfe verlangen?" — „Ach der Wärter kommt nur alle fünf Tage zu mir. Uebermorgen, weh, übermorgen will ich bitten." — „Ich habe herzlich Mitleid mit Euch, kann ich Euch denn gar nicht helfen?" — „Ach nein, junger Herr, nichts, könnte ich nur . . . . . Ich danke Ihnen tausendmal, schon Ihr Mitleid thut mir wohl, könnte ich nur." — „Nun, was denn?" — „Herr Gott, erbarme Dich meiner, das Blut rinnt mir vom Fuße. Könnte ich nur das Fußeisen ein wenig abreiben!" — „Ist Euch mit einer Feile gedient, ich habe eine Feile, o, ich will sie Euch geben. Geduld ein wenig! Ich will sie in die Bibel thun."

Ich steckte die Feile in die Bibel, schlug die Bibel in Papier, band eine Schnur darum und machte eine Schlinge daran. Wie sollte ich es aber hinüberschaffen! Ich hätte verzweifeln mögen, daß ich eingesperrt war. Der Gefangene drüben hörte gar nicht auf, kläglich zu jammern, und jeder Schrei zerriß mir das Herz. Schon wollte ich einen

Anlauf nehmen, um eine Thür zu sprengen. Da ging zu meiner größten Freude ein Lumpensammler auf der Straße vorbei. „Heda", rief ich ihm zu: „Guter Freund, was ich Euch da herunterwerfen werde, das bindet einmal an den Strick da drüben an der Mauer fest. Macht geschwind, es soll einem armen Manne zum Troste dienen. Der Lumpensammler that, wie ihm geheißen, und ich sah den Strick sammt der Bibel zu der Luke des Gefangenen hereinziehen.

Gegen Mittag kam Herr Ratin und fand mich emsig bei der Arbeit sitzen. „Gestern, mein lieber Charles", hob er an, „war mein Unwillen über Dein kräftliches Betragen so groß, daß ich vergessen habe, Dir Arbeiten auf die zwei Tage zu geben." — „Ich habe selber welche gemacht", brachte ich zitternd heraus. Diese Eröffnung kam ihm ganz unerhört. Er sah die Arbeiten durch, sorgfältig, kopfschüttelnd, bis er sich vollkommen überzeugt hatte, daß ich dies Alles wirklich seit meiner Einsperrung gearbeitet. „Nun", sprach er, „damit bin ich zufrieden. Du hast recht und klug gethan, Dich selbst vor der Gefahr des Müßiggehens zu bewahren. Ein junger Mensch, der müßig geht, kann nicht vermeiden, allerhand Böses zu thun; denn in Deinem Alter ist der Geist, wenn er sich der Trägheit ergiebt, lauter bösartigen, unmoralischen Antrieben ausgesetzt. Erinnere Dich, was Du von den beiden Gracchen gelesen hast, an denen ihre Mutter Kornelia eine so große Freude hatte, weil sie von Jugend auf alle Zeit ordentlich und fleißig gewesen." — „Ja, Herr Ratin", sagte ich. — „Ich sehe, Du hast dein Abendbrod stehen lassen. Hast Du Dir nicht Zeit genommen, zu essen?" — „Nein, Herr Ratin", sagte ich. — „Es soll mich freuen, wenn Dir vor recht inniger Betrübniß über Dein gestriges Betragen der Appetit vergangen ist." — „Ja, Herr Ratin", sagte ich. — „Hast Du es Dir recht zu Herzen genommen, hast Du Dir recht ernste Gedanken darüber gemacht?" — „Ja, Herr Ratin", sagte ich. „Hast Du recht erkannt, zu wie vielem Bösen Deine Lachlust Dich verleitet hat? Erstlich zur Unehrerbietigkeit gegen Deinen Lehrer —" „Ja, Herr Ratin", sagte ich. Aber mir wurde Angst, ich hörte den Maler die Treppe heraufkommen. — „Und nicht bloß zur Unehrerbietigkeit, sondern sogar zu einer Lüge —" „Ja, Herr Ratin", sagte ich. Aber ich hörte nebenan die Thür zum Atelier aufschließen. — „Und nicht bloß zu einer Lüge, sondern auch —" „Ja, Herr Ratin", sagte ich. Nun erhob sich nebenan ein Lärm, ein Verwundern, Aergern, Fluchen. „Was ist das für ein Geschrei?" fragte Herr Ratin. „Ja, Herr Ratin", sagte ich. Aber nebenan wurde der Tumult immer ärger; es kam zu Exclamationen, zu tragischer Wuth, zu hochpathetischen Apostrophen, ich dachte vor Angst umzusinken.

(Schluß folgt.)

Ostindien.

Dramatische Belustigungen der Hindu's.

Die dramatischen Vorstellungen der Hindu's sind jetzt größtentheils auf ihre gottesdienstlichen Feste eingeschränkt und tragen folglich einen ganz religiösen Charakter. Die seltsamen und manchmal sehr phantastischen Sagen von ihren Gottheiten sind Gegenstände dieser Art von Bühnenstücken, die sich oft viele Tage lang hinziehen. Es giebt unter ihnen verschiedene Klassen von Schauspielern und verschiedene Grade des moralischen Ansehens, in welchem sie stehen. Die Bajaderen selbst werden nicht immer als sittlich verworfene Geschöpfe betrachtet; und man zollt ihnen sogar einen gewissen Grad von Achtung, wenn sie die Beischläferinnen von Brahmanen sind. Viele dieser unglücklichen Geschöpfe werden schon in zartester Jugend zum Tempeldienst von ihren Aeltern bestimmt, die ein gottgefälliges Werk zu thun glauben, wenn sie eine schöne Tochter der Gottheit weihen. Die Kinder der Bajaderen erzieht man in demselben Gewerbe, die Mädchen als Tänzerinnen und die Knaben als Muster oder Schauspieler. Die berühmteren Hindu-Tempel sind sehr reich ausgestattet, und hier empfangen die vornehmsten Helden des Drama's die früheste Unterweisung.

Der Wagen des Thespis wandert noch sehr anspruchslos durch Hindostan; denn man überhebt sich vieler scenischer Decorationen. Ein offener viereckiger Raum in dem Hause, wo sie spielen, dient als Schaubühne, und wenig kümmert man sich dabei um optische Täuschungen. Die Schauspieler entfalten in ihrer Darstellung der beliebtesten mythologischen Charaktere, welche den Stoff des Drama's bilden, oft einen hohen Grad von Kunst. Ist die Festlichkeit, welche sie mit ihrem Spiel verschönert haben, vorüber, so kehren sie nach ihren oft sehr weit entlegenen Tempeln zurück. Jede große und wohl dotirte Pagode enthält immer eine Anzahl Gemächer, deren ausschließliche Bestimmung es ist, den Schauspielern als Wohnung zu dienen.

Ueber das Verdienst der Schauspieler, sofern sie Hindu's oder Muhammedaner sind, ist man verschiedener Meinung. Die meisten behaupten jedoch, daß unter den Ersteren die vorzüglichsten Sänger, unter den Letzteren aber die besten Tonkünstler zu finden seyen.

In allen Gegenden Indiens giebt es ganze herumziehende Volksstämme, die sich mit der Aufführung einer Art von Dramen Geld verdienen. Die sogenannten Bhaan's, der Religion nach Muhammedaner, haben in dieser Kunst besonders große Berühmtheit erlangt. Ihre Vorstellungen haben viele Aehnlichkeit mit den alten Italiänischen Pantomimen. Der Bhaan ist Autor und Schauspieler zugleich; und in diesen beiden Eigenschaften versteht er es meisterlich, jeder Nation und jedem Individuum seine lächerlichen Seiten abzugewinnen. Der Dialog ist oft sehr gemein, aber witzig und beißend; er enthält eine Menge geistreicher Wortspiele, zu denen die Hindostanische Sprache so willig sich leiht. Viele dieser extemporirten Stücke bestehen ganz aus Intriguen; und die Schauspieler zeigen bei solcher Gelegenheit gern, daß von dem Charakter und den Eigenheiten der Europäer Kenntniß besitzt. Sind dann auch die Farben, wie man sich schmeicheln darf, etwas dick aufgetragen, so muß man doch auf der anderen Seite gestehen, daß Vieles sehr wahr und treffend gezeichnet ist. So z. B. werden sie in einen Gerichtshof versetzt, wo Europäer das Recht handhaben. Ein der Schauspieler, welcher in Englisches Kostüm — weiße Jacke und Pantalons und rundem Hut — gekleidet ist, tritt pfeifend und mit einer Gerte an seine Stiefeln schlagend in den Saal. Wir müssen hier bemerken, daß mancher junge Britische Beamte, der mit vollkommener Geringschätzung der Eingebornen nach Ostindien kommt, solche lächerliche Gewohnheiten selbst bei dem ernsthaftesten Geschäfte nicht ablegt. Ist nun der junge Sans-Façon seinen Sitz eingenommen, so wird ein Beschuldigter vor ihn gebracht; aber der Herr Richter merkt seine Gegenwesenheit nicht, weil ein junges Mädchen, die unter den Zeugen sich befindet, ihn ganz beschäftigt. Während die Zeugnisse abgelegt werden, giebt der Richter dem Mädchen durch Blicke und Geberden seine Gunst zu erkennen, und es scheint ihm sehr gleichgültig, was für ein Ende der Rechtshandel wohl nehmen wird. Endlich tritt der vornehmste Bediente des Richters herein, nähert sich seinem Herrn mit gefalteten Händen und spricht in tiefster Demuth: „Salib, das Frühstück steht bereit." Der Richter steht sogleich auf; indem er aber gehen will, fragen noch seine Subalternen, was denn aus dem Gefangenen werden solle? Der Mann des Rechts dreht sich noch einmal unwillig herum, schreit: „Nun zum Teufel, hängt ihn auf!" und stürzt dann aus dem Saale, zur größten Belustigung der Zuschauer.

Eine ganz andere Art von Künstlern sind diejenigen, die in der Regel einen Theil der Indischen irregulairen Reiterei bilden. Diese heißen Kurkhot und sind ihrer Abstammung nach Patan's. Sie singen auf der Parade feierliche Schlacht-Hymnen und beleben die Evolutionen der Truppen durch ihre gewaltige Stimme. Die Lunge dieser Leute ist, wie man sagt, so ungeheuer stark, daß ihr Gesang tausend Reiter in vollem Galoppe übertönt. Sie ziehen mit in den Krieg und wissen den Soldaten so sehr zu begeistern, daß er mit jedfacher Glut seinen Feinden entgegenstürzt. Die Kurkhot's sind jetzt selten; hin und wieder findet man sie noch in großen Muhammedanischen Städten, wo sie die frommen Gläubigen an hohen Festtagen in Verzückung und Begeisterung zu bringen wissen.

Viele Muhammedanische Familien von Rang haben auch ihre dramatischen Privat-Belustigungen, wobei die weibliche Dienerschaft eine Rolle spielt. Solche Mädchen erhalten schon als Kinder regelmäßigen Unterricht in der Schauspielkunst; der Lehrer ist ein altes Weib, das sich selbst ihr Lebelang diesem Gewerbe gewidmet hat. Die Mädchen übernehmen, je nach ihrem individuellen Talente, verschiedene Rollen; Einige tanzen und singen; Andere spielen Instrumente. Zu dem Gesang und Tanz kommt dann zuweilen auch eine kleine dramatische Farce, denen der Bhaan's ähnlich, oder eine Karrikatur, die irgend ein bekanntes Individuum lächerlich machen soll. So z. B. hatte in einer Familie ein ehrwürdiger alter Musiklehrer Zutritt; dieser Mann besaß ein so ausgezeichnetes Talent, daß man ihn den Paganini des Orients nannte. Er faßte jede Europäische Melodie, die er spielen oder singen hörte, sogleich auf; und was viel größere Bewunderung verdient — er konnte sie mit den herrlichsten Variationen auf seiner Violine wiedergeben. Er war in seinen guten Tagen ein berühmter Sänger gewesen und hatte die ganze Theorie der Kunst, so wie sie in Hindostan gelehrt wird, vollkommen inne. Da nun dieser gute Mann aus musikalischer Begeisterung viele Grimassen zu schneiden pflegte, so wurde er deshalb die Zielscheibe des boshaften Witzes. Eine seiner Schülerinnen, das Mädchen des Hauses, erschien mit einem künstlichen Barte und in ganz ähnlicher Kleidung, wie sie der Alte trug, und wußte alle seine Züge und Geberden so täuschend wiederzugeben, daß alle Zuschauer in ein konvulsivisches Lachen ausbrachen. (Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Das Kapitol in Washington. Das kostbarste und unzweifelhaft auch das edelste Gebäude in den Vereinigten Staaten ist das Kapitol in Washington. Das Gebäude hat einen Hauptfehler in der Construction, der jedoch dem Künstler, welcher den Plan entworfen hat, nicht beizumessen ist. Die Central-Kuppel erscheint nämlich ungemein kolossal, schlecht proportionirt und hier durchaus am unrechten Orte. In der Original-Zeichnung hatte diese Kuppel keine größere Kurve, als die Dome an den beiden Seiten, die viel niedriger sind und sehr elegant aussehen. Das Kapitol ist von sogenannten Potomacschen Quadersteinen erbaut, die von glänzender brauner Farbe sind. Ein schöneres Material giebt es nicht; doch unglücklicherweise wurden die vollendeten Theile des Gebäudes, bei dem Brande desselben, als Washington im letzten Kriege eingenommen wurde, durch den Rauch so geschwärzt, daß man es bei der Wiederherstellung und Vollendung des Baues für nothwendig hielt, das Ganze anzustreichen, so daß es, aus einer kurzen Entfernung betrachtet, das Ansehen hat, als wäre es von weißem Marmor. Das Innere des Kapitols ist einfach und elegant. Die Rotunde, die unter der großen Kuppel sich befindet, ist unstreitig der schönste Saal in Amerika. Sie würde jedoch, eben so wie die Senats-Kammer und die Halle der Repräsentanten, noch viel schöner sich ausnehmen, wenn die Decke al fresco gemalt wäre. Diese Art der Verzierung ist aber bei den Amerikanern noch nirgends in Anwendung gekommen. (American Architecture.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 20. Berlin, Mittwoch den 15. Februar 1837.

England.

Die Wallfischfahrten in den nördlichen Eismeeren.

Trotz der zahlreichen Unglücksfälle, welche die Unternehmungen und Reisen im Eismeer von jeher erfahren haben, verlockt der Wallfischfang den Seemann immer wieder, sich jenen schrecklichen Leiden und Mühseligkeiten aufs neue preiszugeben und allen Gefahren des arktischen Klimas zu trotzen. Sobald die Jahreszeit für den Wallfischfang da ist, regt sich fast in allen nördlichen Theilen der Erdkugel ein so geschäftiges Leben, ein so allgemeines Interesse, gerade als ob das ganze Daseyn von dem Erfolge dieser Unternehmungen abhinge. Doch ist das auch gar nicht zu verwundern: das Fleisch jenes Ungeheuers, welches wie rohes Rindfleisch aussieht, macht einen unentbehrlichen Nahrungs-Artikel aus; ferner bietet dieses Thier einen feinen, durchscheinenden Stoff, welcher statt Fensterglas gebraucht wird, und seine Sehnen, wenn sie geschickt aus einander genommen werden, können den Zwirnfaden ersetzen. Die gewöhnlichen Knochen des Wallfisches werden zur Erbauung von Hütten gebraucht; die Wallfisch-Gräthen aber oder das Fischbein leisten bei der Verfertigung von Kähnen und anderen Werkzeugen die besten Dienste, während der Rest dieser Knochen noch den vortrefflichsten Feuerungsstoff abgiebt. Außerdem ist der Thran und alle übrige thierige Stoffe, welche dieses Thier darbietet, dem Geschmack der Bewohner jener Gegenden weit angenehmer und willkommener, als den verfeinertesten Völkern ihre ausgesuchtesten Delikatessen. Gewiß, das Rennthier der Lappländer ist diesen nicht nützlicher und werthvoller, und auch in den tropischen Zonen gewährt die Palme den Eingebornen eine größere Mannigfaltigkeit von Hülfsmitteln zur Befriedigung ihrer sämmtlichen Lebensbedürfnisse, als der Wallfisch jenen nördlichen Stämmen. Wenn die Eingebornen nach langer neun- bis zehnmonatlicher Einkerkerung in ihrem Polar-Winter wie Lebende aus ihren Gräbern hervortauchen, da entwickelt sich oft die größte Thätigkeit bei ihren Vorbereitungen zur Fahrt auf den Wallfischfang, und wenn Alles fertig ist, versammelt sich Weib und Kind, Alt und Jung am Ufer, um die Abreise mit anzusehen. Wenn dann die Seeleute nach einer Entfernung von vielen Wochen, mit den Früchten ihrer glücklichen, aber nur zu gefährlichen Arbeit beladen, in die Heimath kehren, da glänzt Freudsinn und Heiterkeit auf allen Gesichtern, da freut sich Groß und Klein, nicht weniger ausdrucksvoll und herzlich, als die Glocken von Lerwick, da Kapitain Parry von einer seiner gefährlichsten und kühnsten Reisen wohlbehalten zurückkehrte.

Die ersten Europäer, welche den Wallfischfang regelmäßig und im Großen trieben, scheinen die Bewohner Biscaya's gewesen zu seyn. Die Normänner, welche, nach langen Jahren von Raub und Plünderung, sich endlich an den westlichen Küsten von Europa niederließen, sollen ihn zuerst mitgebracht haben. Schon damals brauchten die Basken im 13ten Jahrhundert ganz dieselbe Art von Werkzeugen und Instrumenten zum Wallfischfang, wie heute, und auch die Art und Weise des Fanges hat sich nicht verändert. Gegen das Ende des 16ten Jahrhunderts wurden sie immer zuversichtlicher und kühner in ihrem Gewerbe; sie schweiften hinauf bis nach der Isländischen Küste und fanden daselbst eine Norwegische Kolonie, welche bereit war, an ihren Zügen Theil zu nehmen: bald zählte ihre Flotte funfzig bis sechzig Segel.

Ehe noch der Enthusiasmus, welchen die glänzenden Erfolge des Columbus zuerst erregt, nachgelassen hatte, machten die Holländer und Engländer mehrere sehr unglückliche Versuche, den Weg nach Indien auf einem nordöstlichen Durchgang zu finden. Da trafen sie, in diese Eis-Regionen vordringend, auf ungeheure Wallfisch-Heerden, welche dort Jahrhunderte lang in ihren abgeschlossenen Meeren ungestört gewohnt hatten und sich jetzt ganz zahm und träge dem ersten Angriff ihrer Feinde als Gefangene ergaben. Die Seeleute beschlossen, diesen Gewinn mit ihren Abenteuern zu verbinden, und da sie ihr ursprüngliches Ziel, auf einem neuen Wege die Gewürze Indiens aufzusuchen, verfehlten, so fanden sie dafür in den Produkten des Nordens reichlichen Ersatz, und der Bär, das Walroß, das Seekalb und der Wallfisch füllten jetzt ihre heimkehrenden Schiffe. Anfangs war dies nur ein zufälliges und gelegentliches Nebengeschäft gewesen, bald wurde es das Hauptziel dieser abenteuerlichen Reisen; und wenn früher die weitaussehenden Hoffnungen der Menschen nach nichts Geringerem gestrebt hatten, als den Namen großer Entdecker zu verdienen, so begnügten sie sich jetzt mit dem reichen Gewinn, welchen die Mühseligkeiten und Gefahren des Wallfischfangs versprachen.

Doch vor dem 17ten Jahrhundert scheint die ganze Sache noch keine große Ausdehnung und Wichtigkeit für den Handel gehabt zu haben. Die erste Reise, welche ganz ausdrücklich und bestimmt nur den Wallfischfang zum Zweck hatte, wurde von Engländern im Jahre 1610 gemacht. Eine Amsterdamer und eine Londoner Gesellschaft sandten bald ihre zahlreichen Flotten nach Spitzbergen, und auch andere Völker Europa's fingen um dieselbe Zeit an, mit jenen zu wetteifern. Da jede Nation dieselben Eigenthumsrechte an dem Wallfischgebiet geltend machte, so entstanden sehr häufig Streitigkeiten bloß um den Besitz jener Meeresstrecken, wodurch die Reisen oft ganz erfolglos und ohne allen Gewinn blieben. Die Schiffe zogen nicht anders als in kleinen Geschwadern aus und waren mit Allem versehen, was zur Plünderung oder Vertheidigung nothwendig ist. Besonders trieben es die Engländer darin sehr weit; sie wurden im wahren Sinne des Wortes Piraten und verließen sich mehr auf die Plünderung der Schleichhändler, wie sie die Schiffe der Uebrigen nannten, als auf ihre eigene ehrliche und mühsame Arbeit. Endlich, nach vielen Jahren eines so einfältigen und hartnäckigen Streites, wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem die besten und vorzüglichsten Meeresstriche an den Küsten von Spitzbergen unter die Engländer, Holländer, Hamburger, Franzosen und Spanier vertheilt wurden.

Nach diesem Theilungs-Vertrage trieb die Englische Moskau-Compagnie dieses Gewerbe mehrere Jahre hindurch sehr glücklich; bald aber verschwanden nach und nach ihre Flotten, und zuletzt verließen die Engländer die nördlichen Polar-Meere ganz und gar. Es scheint, als hätte ein böser Unstern alle ihre Unternehmungen begleitet; denn während sie ein Jahr nach dem anderen immer ohne allen Erfolg heimkehrten, wurden die sparsamen und schlau berechnenden Holländer jährlich mit reichen Ladungen belohnt. Endlich wurden die Engländer genöthigt, diesen furchtbaren Nebenbuhlern zu weichen, welche das Gewerbe mit demselben Muth und derselben Beharrlichkeit fortführten, die sie auch in allen anderen Handels-Unternehmungen gezeigt haben. Gleich zuerst fanden die Holländer an dem Küstenstrich, welchen sie bekommen hatten, eine reiche Menge von Wallfischen in der trägsten Zahmheit und Ruhe. Sie gründeten am Ufer eine Sommer-Niederlassung, um aus dem Thran, welchen die Schiffe ans Land brachten, das Oel auszuziehen und zurecht zu machen. Hier auf dieser ungeheuren Schneewüste brachte das kleine Dorf Smeerenberg eine erquickende Abwechselung in die traurige Einförmigkeit des Todes. Dieser früher noch nie gesehene Anblick, der sich empor windende Rauch und der Klang der Glocken gab die Kunde von lebenden Wesen, welche ein Gebiet in Besitz genommen hatten, das die Natur mit der totalen Vernichtung aller thierischen Existenz zu bedrohen schien. Während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts gewann das Unternehmen immer größere Ausdehnung, und gar oft sah man zweihundert Schiffe, von verschiedener Art und Größe, in dem Hafen von Smeerenberg umherschwimmen. Endlich wurden aber die Wallfische scheu und wild, und bald war man genöthigt, sich auf die offene See hinauszuwagen und dort den furchtbaren Kampf zu beginnen. Wie sie nun in den offenen Ocean vordrangen, da entfernten sie sich fast eben so weit von ihrer Kolonie als von ihrer Heimath, daher gaben sie bald die Zwischenstation auf und kehrten mit ihrer Ladung direkt nach Holland zurück. Jetzt ist von jenem Dorfe keine Spur mehr zu sehen.

Es würde eben so wenig Interesse als Belehrung bieten, wenn man allen den verschiedenen Schwankungen dieses gefährlichen Gewerbes bis in die kleinsten Einzelnheiten folgen wollte. Es ist hinreichend, zu wissen, daß die Engländer mehr als hundert Jahre lang nur sehr spärlichen Wallfischfang trieben, während die Holländer und Hamburger bis auf das Jahr 1778 jährlich eine Flotte von mehr als 200 Schiffen dazu brauchten. Einen Theil dieses Zeitraums hindurch brauchten sie sogar 300 Schiffe und 18,000 Mann. Endlich wurde der Stolz der Britischen Regierung wieder geweckt, und durch hohe Prämien und Hoffnungen gelockt, traten die Engländer aufs neue als Nebenbuhler in jenem Gewerbe auf. Die Versuche, welche unter dem Namen der Grönländischen Gesellschaft und der Südsee-Compagnie gemacht wurden, waren mit Verlust fehlgeschlagen. Von 1732—49 war die Prämie auf 40 Schilling pro Tonne gestiegen, und hier blieb sie stehen für das ganze übrige Jahrhundert. Von da an begann eine neue Aera im Englischen Wallfischfang. Bis 1758 betrug die Zahl der Britischen Wallfischfahrer, welche Grönland und die Davis-Straße besuchten, im Durchschnitt ungefähr sechzig. In den vier folgenden Jahren hat diese Zahl auf eine beispiellose Weise zugenommen, denn im 1788 wurden schon 253 Schiffe dazu gebraucht. Nun wurden noch die Holländischen Wallfischflotten in den furchtbaren Strudel der Französischen Revolution hineingezogen, und so konnte England in den Grönländischen Seen mehr Schiffe halten, als alle andere Europäische Nationen zusammen. Vor

dieser Periode aber hatten fast alle See-Staaten Europa's zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger an diesem Gewerbe Theil genommen.

Anfangs wurde der Handel von der Hauptstadt aus getrieben, dann wurden von Zeit zu Zeit bequemere Häfen gewählt, und jetzt sind es vorzüglich die Orte Hull und Whitby in England und Peterhead, Aberdeen, Dundee und Leith in Schottland, von wo aus die Wallfischflotten ihre Fahrt beginnen. Die fortgesetzten eifrigen Verfolgungen haben das Ungeheuer von seinen alten Lagern über das Atlantische Meer hinaus getrieben. Bis in die Grönländischen Meerengen hinein verfolgt, flüchtete es in die Davis-Straße und die Baffins-Bay, und hier ist jetzt der ausschließliche Schauplatz des Wallfischfanges. Dazu wurden in den letzten acht Jahren vor 1818 einhundert und dreißig Schiffe gebraucht, während diese Flotte jetzt bis auf ungefähr neunzig Segel abgenommen hat.

Wenn wir die Geschichte dieses verwegenen und gefährlichen Erwerbszweiges verfolgen und auf der einen Seite die Menge und Größe der Gefahren, der Stürme und all' des schrecklichen Elends betrachten, mit welchen diese Unternehmungen zu kämpfen haben, und auf der anderen Seite durch die großartigsten und erhabensten Schauspiele überrascht werden, welche die Natur dem Menschen darbietet, dann können wir uns gewiß nur mit Mühe dazu verstehen, diese ganze Industrie für eine wirkliche Quelle des National-Reichthums zu halten. Betrachten wir jetzt für einen Augenblick die Leiden der Kälte, des Hungers, der Stürme und des Schiffbruchs, welche jenen Fahrten eigenthümlich sind. Zuvörderst darf man nicht vergessen, daß die Reise gewöhnlich über den 70sten Breitegrad hinausgeht. Bei den Gefahren der Kälte und aller möglichen Leiden und Beschwerden, welchen die kühnen Seeleute hier ausgesetzt sind, scheint selbst der beste Erfolg keine große Lockungen darzubieten. In der schrecklichen Lage, wo sie zwischen lauter Inseln und Bergen von Eis durchsegeln müssen, erfordert es die wachsamste Vorsicht und die erfahrenste Gewandheit, um allen Gefahren auszuweichen. Die Mastbäume und das Seegeltuch sind oft ganz mit Eis überzogen, ihre Taue von Hanf oder Eisen brechen oft wie Pfeifenstöcke entzwei, und in dem erstarrten Zustande, in welchem sie sich fortwährend befinden, müssen sie oft Monate lang den Ocean durchschiffen. Die gewöhnlichen Gefahren, welche sie bedrängen, können wir uns vorstellen, aber wer beschreibt ihre schreckliche Lage, wenn die Finsterniß den Sturm noch furchtbarer macht? Das Schiff wird von einer bergeshohen Woge emporgehoben und fällt hinab in den Abgrund, um vielleicht an einer Eismasse zerschmettert zu werden. Wenn jene ungeheuren Eisfelder, welche die arktischen Regionen bedecken, aus einander platzen, dann erfordert es die ganze Geschicklichkeit des Seemanns, sich durch diese durchbrochenen Massen hindurch zu winden. Zuweilen, wenn sie sich noch in der späten Jahreszeit dort aufhalten, werden sie von den Eisschollen rings eingesperrt und sind gezwungen, den ganzen langen nordischen Winter dort auszuhalten. Ja, sie werden auch oft noch weiter hinauf nach dem Pol zu getrieben. Die Tage werden immer kürzer, die Sonne beschreibt nur einen sehr kleinen Bogen über den Horizont, zuletzt erscheint nur noch ein kleiner Theil ihrer Scheibe, und den nächsten Tag ist sie verschwunden und verläßt die Welt ohne Licht, ohne Baum, ohne Leben. Ohne irgend eine von jenen Zerstreuungen, ohne jene Kamine und Vorbereitungen zu geistiger Beschäftigung, wodurch sich Roß und Parry ihre Ueberwinterung etwas erträglicher machten, müssen sie geduldig einen Monat nach dem anderen warten, bis die folgende Jahreszeit herankommt. Wollen sie nun vielleicht auf die Jagd gehen, da findet sich plötzlich einer von der Mannschaft in den Tatzen eines riesenhaften Bären, und nur der verstümmelte Körper eines Kameraden wird aus einem verzweifelten Kampfe gerettet, der um so furchtbarer und hartnäckiger wird, je gefräßiger und rasender die Wuth des Bären geworden ist nach monatlangem Fasten.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Erziehung und Gefangenschaft.

(Schluß.)

Ich raffte alle meine Sinne zusammen, um Herrn Ratin in einen Dialogus zu verflechten und seine Aufmerksamkeit von der Scene, die neben uns an spielte, abzuwenden. „Als Sie gestern fortgingen, Herr Ratin —" „Still ein Weilchen", sagte er und horchte. Der Maler war in Verzweiflung und schrie in einem fort: „Was für 'ne Wirthschaft, um Gottes Willen, man muß zum Fenster eingestiegen seyn." Er trat an's Fenster und rief: „Karl, sind Sie seit gestern Abend beständig zu Hause gewesen?" „Allerdings, mein Herr", gab Herr Ratin an meiner Statt zur Antwort, „und zwar auf meinen Befehl." — „Wie geht das zu", sprach der Maler, „mein ganzes Atelier ist umgekehrt, Alles durcheinandergeworfen, meine Leinwand zu Grunde gerichtet, mein Gestell umgeworfen. Ihr Zögling muß doch den Lärm gehört haben?"

„Wollen die Herren erlauben, daß ein armer Gefangener ein Wort mitreden darf?" so ließ sich jetzt die Stimme drüben aus der Luke vernehmen: „Ich kann Ihnen sagen, wie Alles zugegangen ist, ich hab's gesehen." „Nun sagt, geschwind." „Sie müssen wissen, mein Herr, gestern Nacht ist auf dem Dache, gerade vor Ihrem offenen Fenster, große Assemblee gewesen. Es waren ihrer vier Kater und eine Katze. Nun wissen Sie wohl, wenn dergleichen Volk auf die Freite geht —" „Nur kurz", rief Herr Ratin. — „so pflegt es nicht am frömmsten und stillsten herzugehen. Die Katze zierte sich —" „Nur kurz, nur kurz", fiel Herr Ratin wieder ein: „das kommt gar nicht zur Hauptsache —" „Wenn Sie gütigst verzeihen wollen, es gehört allerdings dazu; denn wäre die Schöne nicht so kokett gewesen, und wären die vier Freier nicht so eifersüchtig gewesen —" „Karl", sprach Herr Ratin feuerroth, „gehen Sie ein Weilchen hinunter"; ich war froh, dahinzukommen. — „so würde Alles gut abgelaufen seyn, in aller Freundschaft. S miauten um die Wette, und zwar recht zärtlich. Die Katze aber th als hörte sie's nicht, und putzte sich die Schnauze mit ihrem Samm pfötchen. Es war ein Bild, wie Penelope unter ihren Freiern." „Na, und was weiter?" sprach der Maler: „Ihr erzählt langsa Freund. — „Was weiter? Auf einmal nimmt sich's einer von den z Liebhabern heraus und applizirt dem anderen seine Kralle auf Nase. Der nimmt's übel und replizirt. Das war das Signal, u ging's los; die anderen mengen sich drein: ein Krieg auf Tod u Leben. Man sah nichts als einen großen Katzenpelz, mit Zähnen u Krallen und glühenden Augen dazwischen; ein Vokalkonzert für Bei bub. Während dessen nimmt die erschreckene Penelope die Gelegenh wahr und springt durchs Fenster ins Atelier hinein. Das ganze ve schlungene System von Katern springt ihr nach. Nun sah ich nich mehr, aber gehört habe ich genug, und nach dem Lärm soll mic nicht wundern, wenn sie zehnerlei Geräth über einander geworfen habe Es mochte so um Mitternacht seyn."

Ich hörte die ganze Erzählung mit an und schämte mich des G fallens, den der Gefangene mir damit thun wollte; die lustige L womit er dem Maler vorlog, und der freche Witz, womit er ihn zu Besten hatte, nachdem er kurz vorher so viel Frömmigkeit bewiesen u so viel Schmerzen ausgestanden hatte, das schien mir so verdächt daß ich den Mann gar nicht mehr leiden konnte. Wäre in dies Augenblick der Maler allein da gewesen, ich hätte mich überwunde und ihm aufrichtig Alles gestanden. Weil aber das Verliebtseyn d erste Veranlassung zu meiner Schuld gewesen, so hatte ich nicht de Muth, vor Herrn Ratin's sittsamen Ohren ein Wörtchen davon verla ten zu lassen; er stand vor mir, wie ein großer schwarzer Alp, wo er sich rührt, erdrückt er dich.

Sieh da, um das Unglück voll zu machen, kommt die Karr herangefahren und hält vor dem Hause; Vater und Tochter steige aus und die Treppe herauf. Dem Maler verging Hören und Sehen „Was fange ich an, so kann ich sie nicht aufnehmen. Ihr guter Freund da drüben, Ihr habt mir ein albernes Mährchen erzählt. Das Portrait da stand gegen die Wand gelehnt, und nun finde ich's umgekehrt. Seit wann drehen die Katzen Bilder auf die andere Seite. Man muß zum Fenster eingestiegen seyn. Karl, haben Sie nichts gesehen?

Ich war hinter den Besuchern die Treppe heraufgeschlichen und wollte gerade an der offenen Thür meines Zimmers vorbeischlüpfen, als Herr Ratin mir aus dem Zimmer zurief: „Karl, jage den Hund d weg." Der Bologneser war nämlich in die Stube hineingesprungen u schnüffelte an Herrn Ratin's neuem Parapluie. Wer war freher a ich, ich jagte den Hund alle Treppen hinauf bis auf den Boden, d unter das Dach, damit nur der Maler seine fatale Frage nicht wieder holen sollte.

Als ich wieder hinunterschlich, war er eben in seinem Zimmer i Entschuldigungen gegen seine beiden Gäste begriffen, daß er genöthig sey, sie inmitten einer so schrecklichen Unordnung aufzunehmen. „Wenn Ihre Abreise nicht schon auf morgen feststände", sprach er, „so müßte ich Sie inständig bitten, diese letzte Sitzung bis morgen zu verschieben." „Ich bedaure von Herzen", sprach der Alte; „wir müssen spätestens morgen reisen. Aber lassen Sie sich durch unsere Gegenwart nicht ab halten; erkundigen Sie sich, untersuchen Sie, wer den Schaden angestiftet haben mag." Der Maler benutzte die Erlaubniß und stieg wieder zum Fenster hinaus, um das Dach zu untersuchen; ich aber begab mich kopfhängend zu Herrn Ratin zurück.

Der gute Mann hatte zu meinem Glück keine Ahnung von meiner Mitschuld an den Ereignissen. Er hatte sein Parapluie sorgfältig wie in den Ueberzug gesteckt, stand am Tisch, blätterte in meinen Büchern und Heften und zeichnete mir mit Bleistift Anfang und Ende meiner Exercitien an. „Da Du mir von selber Arbeiten vorgelegt hast, und da ich eine Geneigtheit zur Besserung bei Dir verspüre, so will ich —" Hier trat der Maler ins Zimmer, der hatte den Kopf voll von seinen eigenen Gedanken und fing gleich an, ganz hastig: „Ich vermuthe, Sie haben noch ein Zimmer neben diesem, richtig, hier ist die Thür. Wollen Sie mir gefälligst öffnen! Es muß durchaus Jemand von hier nebenan auf das Dach gestiegen seyn; wir wollen doch sehen, wie Jemand da herein hat kommen können." — „Ich stehe zu Diensten", sprach Herr Ratin, schloß den Schreibtisch auf, nahm den verlangten Schlüssel hervor und steckte ihn ins Schloß. Auf den ersten Druck sprang die Thür auf, ich wurde todtenbleich vor Angst und steckte das Gesicht tief in die Bücher, als wenn ich Wunder wie fleißig wäre. Aber nun kam das Aergste. Während Herr Ratin und der Maler die Kammer daneben visitirten, erhob sich ein neuer Lärm drüben im Gefängniß. Ich hörte heftig sprechen, schelten, man rief nach Gerichtsdienern und Wache; mehrere Vorübergehende blieben stehen. „Da haben wir's", rief eine Stimme: „hier ist der Strick." „Seht her", rief ein Anderer, „da hat er eine Feile liegen lassen, eine Feile hier unter dem Stein." Zugleich ließ sich Herr Ratin in der Kammer vernehmen: „Wahrhaftig, es ist sein Schnupftuch; Karl, komm einmal herein." Aber in der Minute war Karl schon über alle Berge.

Der Maler hatte, als er eintrat, die Thür nicht geschlossen; ich war hinausgeschlichen, die Angst jagte mich, die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, um die Ecke; ich zitterte an allen Gliedern, mir schwindelte. Ich lief über Hals und Kopf, ohne zu wissen, wohin, nur aus Furcht, aus Schaude, ich wollte mich vor Niemanden sehen lassen. Nach den ersten hundert Schritten wagte ich's, einen Blick hinter mich zu werfen; o weh! dort unten kam der Lumpensammler von heute früh mit einem Gerichtsdiener, sie gingen auf meine Wohnung zu. Nun nahm ich ernstlich Reißaus durch die nächsten Straßen, durchs Thor, mit Zittern und Beben an der Thorwache vorüber, — nie habe ich eine friedlichere Wache gesehen, — weit, weit über Feld. Während des Marschirens überlegte ich mir, wie es mit mir stand. Zurück? Gott

behüte! Jetzt hatte ich es nicht bloß mit Herrn Ratin, sondern mit Gendarmen und Gerichten zu thun. Also trieb mich die Furcht muthig vorwärts, bis ich das Genfer Gebiet hinter mir hatte. Auf einer Wiese unweit Coppet setzte ich mich nieder, um auszuruhen. Aber noch verließ mich die Angst keinen Augenblick. So oft sich ein Staub drüben auf der Landstraße erhob, mochte es nun ein Lastwagen seyn oder eine Heerde Schaafe oder ein Müllereselein, immer dachte ich, o weh, das sind die Gendarmen, die dir nachreiten. Endlich brachte ich's zu einem festen Entschluß: ich laufe in einem fort, bis ich nach Lausanne komme zu meinem Onkel. Also auf und davon.

So war ich denn im Exil. Eine Meile von meiner Geburtsstadt auf gut Glück in die Welt hinausgelaufen; es war mir so weh zu Muthe, als hätte ich Niemanden mehr in der Welt. Mit gepreßtem Herzen, das Weinen niederkämpfend, lief ich längs den schönen Ufern des Genfer-Sees, der von meinem Fenster aus immer so lachend anzusehen gewesen. Beinahe hätte die Traurigkeit meine Furcht überwogen. Mehrmals setzte ich mich am Wege nieder und überlegte ernstlich, ob ich nicht umkehren sollte zu Herrn Ratin, Alles eingestehen und um Verzeihung bitten. Aber die Nacht brach ein, und ich war schon so weit gelaufen, daß ich's zu meinem Onkel in Lausanne fast näher hatte, als zu Herrn Ratin in Genf. Bei dieser Betrachtung erwachte all mein Muth, ja, fast alle meine Munterkeit wieder. Wie glücklich, wie elastisch ist ein junges Gemüth! Ich dachte wieder an meine schöne Miß; ich sah wieder ihr Bild wie gestern zur nämlichen Stunde; ich malte es mir in den blauen Himmel, in die blühende Flur, in die klare Fluth, in den fernen Duft der Gebirge.

Spät des Abends beg ich vom Wege ab und bat zwei ehrliche Landleute um Nachtquartier. Sie ließen mich ihr Abendbrod und ihre Streu theilen, dafür gab ich ihnen das einzige Stückchen Geld aus meiner Tasche. Früh am Tage setzte ich meinen Weg weiter fort; ich war ohne Mütze weggelaufen; die Sonne stieg hoch und brannte mir ins Gesicht. Von Zeit zu Zeit trat ich in den Schatten unter das Vordach eines Bauernhauses, bis die Leute aus dem Hause oder Vorübergehende kamen und mich ansahen; dann trieb mich mein böses Gewissen weiter. Meine Jugend und mein städtischer Anzug voller Staub fiel den Leuten auf; ich aber meinte, alle Leute wüßten von meinem großen Verbrechen.

Wenn man an dem stillen Dörfchen Allaman vorbei ist, so stehen links am Wege am Rande eines großen Waldes hohe und prächtige Eichenbäume. Wenn man unter ihrem Schatten steht, so sieht man über dem See auf der einen Seite ins Wallis bis zu den weißen Alpenmauern, auf der andern Seite nach Genf hinüber über grüne, sanftgeschwungene Hügel, die sich im dämmernden Horizont verlieren. Hier lagerte ich mich und verzehrte mein Stück Schwarzbrod, das die Bauern mir mitgegeben. Ich dachte mit inniger Sehnsucht an meinen Onkel, und wenn mir die Möglichkeit einfiel, daß er nicht zu Hause seyn könnte, kamen die Thränen mir in die Augen.

Da fuhr drüben auf der Chaussee eine prachtvolle Kutsche mit Sechsen im Galopp vorüber, und hinter ihr her wirbelte der Staub in großen Wolken; die Bedienten hinten auf dem Bocke waren eingenickt. Schon waren sie an mir vorbeigefahren, da hielt die Kutsche an; ein Bedienter stieg ab und kam auf mich zu. Schon wollte ich weglaufen, aber wie er näher kam, siehe da, es war John, der Bediente der jungen Miß. „Sind Sie der junge Herr, der gestern von Genf aus der Maison St. Pierre verschwunden ist?" — „Der bin ich." — „Dann kommen Sie gefälligst mit mir." — „Wohin?" — „Dort zum Wagen; Ihr Herr Lehrer hat einen schönen Schreck gehabt: kommen Sie nur." — „Ist mein Herr Lehrer auch dort?" — „Ei, der sucht Sie auf allen möglichen Kreuzwegen, Sie loser Herr!" Die Sache schien mir sehr bedenklich; ich dachte, am Ende sitzt Herr Ratin mit in der Postkutsche; ich fing an zu parlamentiren, ich wollte nicht mit. Da stieg drüben ein Mädchen im weißen Kleide aus der Karosse. Gleich sprang ich auf und lief hin, damit die schöne Miß nicht etwa durch den Staub herüberkommen dürfte; aber so wie ich ihr näher kam, ging ich zögernder, langsamer, theils vor innerer Bewegung, theils, weil ich mich schämte. Einige Schritte von ihr blieb ich gar stehen. „Ei, Herr Karl, sind Sie's?" redete sie mich freundlich an. „Ich bin's, Mademoiselle." — „Ach, die Sonne hat Sie ja ganz verbrannt! Kommen Sie doch, steigen Sie zu uns in den Wagen. Das freut mich sehr, daß wir Sie gefunden haben; Ihr Herr Lehrer ängstigt sich recht." Der Alte steckte den Kopf zum Wagenfenster heraus: „Ei willkommen, mein junger Freund! Sie sind wohl recht müde. Nur immer herein, wir wollen ein wenig mit einander plaudern." Ich stieg ein, und im Galopp ging es davon.

Da saß ich und konnte kein Wort hervorbringen vor Glück, vor Freude, vor Beschämung. Ich war wie berauscht, mein Gesicht glühte von Sonnenbrand, mein Herz schlug, und in der Hand hielt ich den Ueberrest von meinem Schwarzbrod. „Ei", sprach der Alte, „ich sehe, Sie haben frugal gelebt, wo waren Sie denn zur Nacht?" — „Ich habe in einem Bauernhause geschlafen." — „Und wo wollten Sie denn heute noch hin?" — „Nach Lausanne." — „So weit", sprach die Miß, „und so allein und im bloßen Kopfe?" — „Und wenn's noch weiter wäre, Mademoiselle", sprach ich; „ich wollte in einem fort laufen, bis ich zu meinem Onkel komme." Die Thränen traten mir in die Augen. „Er hat nur einen Onkel", flüsterte sie zu ihrem Vater. Und dabei sah sie mich so mitleidig freundlich an, daß mir ganz wohl ward. „Nun, mein Freund", sprach der Alte: „wir fahren auch nach Lausanne, wir nehmen Sie mit und führen Sie zu Ihrem Onkel. Aber was haben Sie da für einen Streich gemacht, wovor haben Sie denn so entsetzliche Furcht?" — „Weil ich dem Gefangenen die Feile gegeben hatte; er litt so große Schmerzen, der arme Mann, er wollte nur sein Eisen ein bischen lockerer machen." „Ei, das ist ja nichts Böses, Sie haben ein gutes Herz: in Ihren Jahren braucht man noch nicht zu wissen, wozu ein Verbrecher im Gefängniß eine Feile braucht. Aber wie war es denn mit des Malers Atelier? da sind Sie auch drin gewesen, nicht wahr?" — „Ja wohl, ich hätte es auch wohl gesagt dem Maler oder meinem Onkel oder Ihnen, aber ich fürchtete mich vor Herrn Ratin." — „Ist er denn so ein gewaltig böser Mann, der Herr Ratin? Und was hatten Sie denn in dem Atelier zu schaffen? Haben Sie das Bild umgedreht?" Ich wurde roth bis über die Ohren; da fing er an zu lachen: „Ah so, das ist ein schlimmer Kasus. Doch, was geht's mich an, um meines alten Kopfes willen haben Sie's nicht gethan. Nun magst du böse werden Lucy." — „Nicht doch, Papa, sprach sie und lächelte gar anmuthig." — „Herr Charles versteht sich auf die Kunst, er zeichnet selber gar hübsch; er hat gern ein Gemälde von einem geschickten Maler sehen wollen." — „Ich will's gelten lassen, Lucy: in Deinem Alter braucht man noch nicht zu wissen, worauf es abgesehen ist, wenn man ein Bild umdreht, worauf Dein Gesicht gemalt ist." Da er aber sah, wie sehr ich mich schämte, klopfte er mich auf die Schulter: „Nun, mein lieber Freund, Sie dürfen nicht gar so roth werden; ich denke darum nichts Böses von Ihnen, und meine Tochter verzeiht es Ihnen auch; nicht wahr, Lucy?" —

Ein kurzes, verlegenes Stillschweigen folgte auf den leichten Spott des Alten; bald aber hatte ich auf unzählige Fragen meiner beiden liebenswürdigen Reisegefährten zu antworten. Der Alte wurde immer freundlicher und fröhlicher, die schöne Miß zwar etwas zurückhaltender, doch mit ihren Blicken und Worten so wohlwollend wie früher. Ich konnte mich nicht satt an ihr sehen.

Lausanne lag bereits vor uns. Wird Ihr Onkel Sie nicht schelten, sprach der Alte. „O nein", sprach ich, „das thut er nicht, und wenn er's auch thäte, das sollte mich nicht sehr grämen. Ich habe ihn gar zu lieb." — „Sie sind ein freundliches Kind", sprach er, „aber um der Sicherheit willen will ich Sie selbst zu ihm bringen. Wo wohnt er?" Und bald darauf rief er dem Bedienten draußen zu: John, rue du Chêne, No. 3.

Nun hatte ich nur noch eine Furcht, wir möchten den Onkel nicht zu Hause treffen. Der Wagen hielt, mein kleines Mühmchen spielte vor der Thür. „Ist Dein Papa zu Haus?" — „Oben in der Stube." — „Bitte ihn, er soll herunterkommen." — „Nicht doch", sprach der gute Alte, „wir gehen selbst hinauf; wie hoch?" — „Eine Treppe", sprach die Kleine. Und nun war es wieder wie vor unserm Hause in Genf; die Miß gab ihrem Vater den Arm, sie traten zum Hause ein, und ich ging hinterher und hätte ihre Fußstapfen küssen mögen.

Der Onkel war eben nach Hause gekommen. Ich sprang ihm in die Arme: „Ei, Karl, Du bist's." Ich nahm mir nicht Zeit, ihm zu antworten, so freute ich mich. „Du kommst ja ohne Mütze, Kind, aber in guter Gesellschaft, wie ich sehe." Und nun wandte er sich zu den Beiden, sie willkommen zu heißen. Ich ließ seine Hand los und brachte Stühle herbeigeschleppt.

„Unsere Absicht ist", nahm der Greis das Wort, „diesen Knaben zu Ihrer väterlichen Obhut zu bringen, der sich eine kleine Unbesonnenheit hat zu Schulden kommen lassen; aber ich weiß, er hat das beste Herz. Wie so mir das Vergnügen gehabt, ihn zum Reisegefährten zu bekommen und uns jetzt Ihnen vorzustellen, das wird er Ihnen selbst des Weiteren erzählen. Nun leben Sie wohl, mein kleiner Freund", sprach er und gab mir die Hand. „Hier auf der Karte steht mein Name, damit Sie mich doch zu finden wissen, wenn Sie der Himmel künftig einmal in die Nähe Ihres alten Freundes führt." „Leben Sie recht wohl, Herr Charles", sprach die Miß und reichte mir auch die Hand. Ich sah ihnen lange nach und trocknete mir die Augen.

So geschah's, daß ich wieder zu meinem guten Onkel Thomas kam. Einige Tage später fuhr er mit mir nach Genf zurück und nahm mich von Herrn Ratin weg. Von da an behielt er mich bei sich zu Lausanne.

(Bibl. Univ.)

Frankreich.

Bonaparte, der Artillerie-Lieutenant.

Bonaparte war Artillerie-Lieutenant im Regiment de la Fère, das im Jahre 1790 zu Auxonne in Garnison stand. Die allgemeine Aufregung, welche sich des ganzen Französischen Volkes bemächtigt hatte, erfaßte auch ihn. Von glühendem Enthusiasmus ergriffen und von den kühnsten Hoffnungen beseelt, stürzte er sich in den Strudel der Revolution. Der erste öffentliche Akt, wodurch er seine Anhänglichkeit an die Sache des Volkes deutlich aussprach, war ein Sendschreiben voll energischer Kraft, das er an den General-Major von Buttafuoco, Deputirten des Korsischen Adels bei der gesetzgebenden Versammlung, richtete. Er brachte dieses Sendschreiben selbst im Manuskript nach Dole, um es dort drucken zu lassen. Herr J. F. X. Joly, der sich dieser Arbeit unterzog, erinnert sich noch mit besonderer Genauigkeit aller damit verbundenen einzelnen Umstände. Eines Tages war dieser achtungswerthe und thätige Buchdrucker mit der Korrektur einiger Kleinigkeiten beschäftigt, als zwei junge Leute zu ihm eintraten. Der Eine, der eine Carmagnole und weißleinene blaugestreifte Beinkleider trug, war von untersetzter Statur und hatte ein zartes Aeußere; die Züge seines bleichen Antlitzes waren von der größten Regelmäßigkeit und verliehen ihm für den ersten Augenblick einen Anflug von sanfter Melancholie, die ihn ungemein anziehend machte. Aber dieser Ausdruck seines Gesichts verschwand nach und nach, wenn er von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung fortgerissen ward und aus seinen Augen die ganze Festigkeit und Stärke seines Charakters leuchtete. Der Zweite hatte mit diesem Ersteren einige Aehnlichkeit, doch hatte er eine weniger ausdrucksvolle Physiognomie und weniger Hoheit im Blick. Bonaparte ergriff das Wort und nannte kurz und mit scharfer Betonung seinen und seines Bruders Louis Namen und Stand, so wie die Ursache ihres Besuchs. Herr Joly versprach, das Verlangen der beiden Herren, so bald als möglich, zu erfüllen. Kurze Zeit darauf kam der junge Artillerie-Offi-

zier jeden Tag, um sich mit eigenen Augen von dem Fortgang der Arbeit zu überzeugen. Um sechs Uhr früh verließ er Auxonne, langte um acht Uhr in Dole an, setzte sich still und ruhig in das Arbeitsstübchen des Buchdruckers, besorgte mit besonderem Fleiße die Korrektur desjenigen, was von seinem Manuskripte abgesetzt war, und setzte sich dann mit Herrn Joly zu Tische, dessen einfaches Frühstück er mitunter theilte. Während dieser kleinen Mahlzeiten ließ sich Bonaparte ganz von seinem Feuerkopf hinreißen, er sprach nur von seinem festen Entschluß, der Sache des Volks, die er zu der seinigen gemacht, mit unerschütterlichem Eifer zu dienen und zur Erreichung dieses Zweckes alle Mittel aufzubieten, denn diese Sache schien ihm für immer das Glück und die Freiheit seines Vaterlandes zu begründen; er versuchte dann allen denen, die ihm zuhörten, seine Gesinnungen einzuflößen und ihnen seine glühende Begeisterung mitzutheilen. Nach dem Frühstück kehrte Bonaparte in die Garnison zurück. Oft schlug er bei dieser Gelegenheit die Straße nach Gray ein, um Herrn Masson von Authume, Besitzer des Schlosses, das in dem gleichnamigen Dorfe liegt, einen Besuch abzustatten. Herr Masson war früher einer der Chefs des jungen Napoleon gewesen und hatte stets für ihn eine besondere Vorliebe gezeigt, wofür dieser später zu Gunsten seines vormaligen Lehrers die Stelle eines Bibliothekars an der Militairschule zu Metz stiftete.

Bonaparte machte alle diese Wege zu Fuß. Er stand von Zeit zu Zeit still, unterhielt sich mit den Feldarbeitern, zeigte Theilnahme für ihre beschwerliche Arbeit und richtete oft Fragen an sie, die bereits den scharfsinnigen Beobachter, den geschickten Staatsmann verriethen. Wenn bei solchen Gesprächen, angelockt durch seine Uniform und seine Worte, die jungen Bauern sich um ihn sammelten, gab er sich die erfinnlichste Mühe, diese für sein schönes Regiment anzuwerben.

Wenn Bonaparte nach Dole kam, versäumte er auch nie, den alten Pater Charles, einen ehemaligen Bernhardiner-Mönch, zu besuchen, von dem er auf der Schule zu Brienne den ersten Religions-Unterricht empfangen hatte. Als er erster Konsul geworden war, erinnerte er sich sogleich dieses Geistlichen; er bewilligte ihm eine Pension von tausend Franken und begleitete sie mit folgenden Worten: „Ich habe nicht vergessen, daß ich Ihren weisen Lehren und Ihrem tugendhaften Beispiel das große Glück, das ich erreichte, zu verdanken habe. Ohne Religion ist kein Glück, keine heitere Zukunft denkbar. Schließen Sie mich in Ihr Gebet!" — Als er, auf seinem Zuge nach Italien, wo er seine Heldenlaufbahn eröffnete, durch Dole kam, ließ er, während des Pferdewechsels, den Pater Charles rufen. Gerührt von dieser zarten Aufmerksamkeit, konnte der alte Geistliche, als er sich dem Helden näherte, nur Thränen vergießen, aber in dem Augenblick der Abreise rief er mit prophetischer Stimme: „Vale prosper et regna!"*)

Auf einer der Wanderungen, die Bonaparte nach Dole unternahm, sah ihn der als Professer der Mathematik berühmte Abbé Jantet. Ergriffen von dem energischen Charakter des jungen Offiziers, von den tiefen und richtigen Ansichten, so wie von den lebhaften und originellen Aeußerungen desselben, sagte er eines Tages: „Dieser junge Mann wird sich eine glänzende Laufbahn eröffnen." Der Abbé verlangte in seinem Enthusiasmus das Manuskript des Sendschreibens an Buttafuoco, um es in einer öffentlichen Bibliothek aufzubewahren; aber er starb, noch ehe er sein Projekt ausführen konnte, plötzlich zu Besançon, und das kostbare Dokument ist nicht wieder aufgefunden worden. Diese Schrift, worin die bitterste Ironie mit den heftigsten Vorwürfen verbunden ist, die Bonaparte dem Korsischen Deputirten macht, zeigt deutlich, wie die Revolution diesen Feuerkopf entzündet hatte, der darin mit glühender Beredsamkeit die Ereignisse aufzählt, die sein Vaterland unter Französische Oberherrschaft brachten. „O, Lameth! O, Robespierre! O, Pétion! O, Volney! O, Mirabeau! O, Barnave! O, Lafayette!" ruft er am Schlusse aus, „das ist der Mann, der es wagen durfte, sich neben Euch zu stellen. Befleckt mit dem Blute seiner Brüder, beladen mit Verbrechen aller Art, zeigt er sich in der Uniform eines Generals, die er als Lohn für seine Thaten empfing. Er wagt es, sich einen Repräsentanten des Volkes zu nennen, das er verkaufte, und Ihr leidet es! Ihr duldet, daß er in Eurem Kreise weilen, daß er auf Eure Worte merken, Euch frei ins Auge blicken darf. Das ist nicht die Stimme des Volkes. Ajaccio, Bastia und der größte Theil der Kantone haben mit seinem Bilde gethan, was sie gern ihm selbst gethan hätten, sie haben es verbrannt."

Bonaparte soll, wie man sagt, noch lange diese bombastische phrasenreiche Sprache, die er auf der Schule lernte, beibehalten und sie erst später gegen die kürzere und bestimmtere vertauscht haben, die ihn als Kaiser charakterisirt. Uebrigens mischte er seiner Schreibart oft unwillkürlich etwas Orientalisches bei. Die Briefe aus seiner Jugendzeit, die man nach seiner Erhebung begierig aufsuchte, tragen, unbeschadet der Sorgfalt, mit der sie geschrieben sind, alle diesen untrüglichen Stempel. Sie sind voll Eleganz, verrathen dabei die angezügelteste Einbildungskraft und geben fast alle einen deutlichen Begriff von seinen exaltirten politischen Grundsätzen. Man wird sich von der Richtigkeit dieser Bemerkungen überzeugen, wenn man den nachfolgenden, und zwar im milderen Tone abgefaßten Theil eines bisher noch nicht gedruckten Briefes liest, dessen Original der Schreiber dieses Artikels**) besitzt. Die Zeilen, welche wir in der Mitte fortgelassen haben, sind so heftig und verletzen so sehr jedes Zartgefühl, daß wir damit dem Andenken des großen Mannes einen Dienst erwiesen zu haben glauben. Der Brief ward am 27. Juli 1792 zu Valence geschrieben und ist an den Artillerie-Capitain Naudin gerichtet, den Bonaparte zu Auxonne genau gekannt hatte, und den er später zum General-Intendanten des Invalidenh: erhob.

„Mein Herr. Beruhigt über das Schicksal Frankreichs und Ruhm meines Freundes, widme ich meine ganze Sorgfalt meinem terlande. Ueber das Schicksal desselben will ich mit Ihnen reden, die Augenblicke widmen, die mir von diesem Tage noch übrig sind. Kopf angefüllt mit der großen Sache des Vaterlandes, das Herz besch mit der Sorge um Personen, die man liebt und achtet — so einfa sen, das ist eine Wollust, die nur die größten Epikuräer kennen .... Die Einwohnerschaft dieser Gegend ist voll Feuer und Leben. In Versammlung, die aus den 22 einzelnen Gesellschaften der drei Dr tements gebildet ward, hat man vor vierzehn Tagen eine Bittschrift worfen, daß der König vor Gericht gestellt werde. — Meine Emp lung an Madame Renaud, an Marescot und Madame de Goi. 14ten war ein Bankett. Ich brachte die Gesundheit der Patrioten Auxonne aus. Unser Regiment ist zuverlässig; auf sämmtliche Sol ten und Unteroffiziere, so wie auf die Hälfte des Offizier-Corps k man zählen. Zwei Capitains-Stellen sind unbesetzt. Achtung Freundschaft. Bonaparte. — N. S. Das südliche Blut rollt der Schnelle des Rhone-Stromes durch meine Adern; verzeihen E wenn die Entzifferung meines Gekritzels Ihnen Mühe macht."

Welche Bemerkungen könnte ich dem Briefe des jungen Artille Offiziers hinzufügen, die nicht Jeder selbst machte? Er enthält die ei ultra-demokratischen Gesinnungen eines Jünglings, der bestimmt z eine der größten Rollen in dieser Welt zu spielen; und Jedermann weiß ohne mein Erinnern, wie die Gedanken und Meinungen mit d Jahren wechseln, wie die Ansichten sich ändern, sobald wir in ande Verhältnisse gerathen, und namentlich, wenn diese so schnell und a fallend wechseln, wie bei dem Schreiber des Briefes, der 1792 ein ar Offizier war und dann der Eroberer und Beherrscher von halb Eur wurde.

(France Litt.)

Mannigfaltiges.

— Der Reiche und der Arme. Herr Emile Souvestre, ein junger Dichter aus der Bretagne, hat dieses Thema erst in einem Romane behandelt und dann aus dem Roman ein fünfaktiges Drama gemacht, das in der vorigen Woche auf dem Pariser Theater der Porte St. Martin zum ersten Male gegeben worden ist. Wie jede dramatische Situation, in der der Schwächere dem Stärkeren gegenübergestellt und das Gefühl zu Gunsten des Ersteren rege gemacht wird, so hat auch diese den Beifall der Menge gewonnen. Dem Reichen gelingt in dem Stücke Alles, dem Armen aber nichts. Arthur, der Sohn des reichen Mannes, und Antoine, der der armen Witwe, begegnen sich überall, in der Schule und auf der Universität, als Advokaten vor der Barre und als Nebenbuhler eines und desselben Mädchens. Ueberall trägt Arthur den Sieg über Antoine davon, bis dieser endlich, von Leidenschaft übermannt, den unedeln Arthur, der ihre beiderseitige Geliebte verführt und im Elend gelassen hat, seine physische Kraft fühlen läßt und das bürgerliche Drama zu einem Trauerspiele macht. Wir haben dergleichen auch schon in Deutschland auf der Bühne gesehen. Wir erinnern z. B. an Ludwig Robert's „Macht der Verhältnisse", ein Drama, das in ganz ähnlichen Gegensätzen sich bewegt und zu einer ähnlichen Katastrophe führt. Aber Niemand hat hier daran gedacht, wie es doch die Absicht des Französischen Dichters ist, das Unrecht zu malen, das der Reiche immer gegen den Armen haben soll, den Zustand der Gesellschaft als grauenvoll darzustellen, weil angeblich der Reiche Alles, der Arme aber gar nichts darin durchzusetzen vermag. „Das Geld", sagt Jules Janin in einer geistvollen Kritik des neuen Drama's*), „das Geld ist nun Privilegium noch Macht; es ist nichts, als entweder ein Erfolg oder ein Mittel, und oft der kläglichste aller Erfolge und das elendeste aller Mittel. Wahrlich, das heißt dem Gelde zu viel Ehre anthun, wenn es zum Gegenstand eines Romans, eines Dramas oder auch nur einer politischen Glaubensartikels gemacht wird. Das heißt, den Turenne eben so behandeln, wie einen Montmorency, das heißt, sich des Degens gegen einen Feind bedienen, der schon vor Harlekins Pritsche davonläuft." Janin weist dann auf die Unwahrheit der ganzen Darstellung jenes Dramas hin, und wie in unserer Zeit nur das Talent es sey, ja, das Talent des fleißigen, auf die Arbeit angewiesenen Armen noch bei weitem mehr, als das des bequemen Reichen, was zur Achtung der Menschen und zu den Ehren der Gesellschaft führe. Mit hinreißender Beredsamkeit zeigt er dem Dichter den Marschalls-Saal in Versailles und die den aufgehängten Bildnisse. „Diese Helden", sagt er, „diese Herzöge und Pairs sind nicht Söhne der Reichen, sondern geboren und aufgewachsen in der Hütte der Armuth, aber groß geworden durch ihr Genie, wie jene unzähligen einflußreichen Redner und Schriftsteller unserer Deputirten-Kammer, unserer Barre und unserer Literatur. Ja, selbst da, wo der Reichthum sich findet, ist er in sehr vielen Fällen die Frucht der Industrie und des Talentes, der Besitz des Fleißigen, der einst der Sohn der armen Witwe, nicht aber der Erbe des reichen Verschwenders war." Und in der That sind auch Armuth und Reichthum gar nicht die eigentlichen Hebel des Souvestre'schen Drama's. Der Dichter hat sie zwar dafür aufgegeben, aber was er, von dem wahrhaften inneren Zusammenhange der gesellschaftlichen Ordnung gedrängt, wirklich dargestellt hat, das ist nicht das Geld und die krasse Opulenz, sondern Leidenschaft und Ehrgeiz, Liebe und Verführung, wie sie in jedem Drama mehr oder weniger eine Rolle spielen und hier nur mit der Maske des Reichen und des Armen bekleidet sind.

*) Vale glücklich und herrsche!

**) Armand Marquiset, Unter-Präfekt in Dole.

*) Journal des Débats vom 6. Febr.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 21. Berlin, Freitag den 17. Februar 1837.

Nord-Amerika.

Cooper's Erinnerungen aus Europa. *)

Dieses neueste Werk des Amerikanischen Novellisten kann als ein Nachtrag zu seinen früheren Schriften über Frankreich und die Schweiz angesehen werden. „Ich habe", sagt der Verfasser selbst in der Vorrede, „zur Entschuldigung der Fehler in diesen beiden Bänden weder Fiß noch Mangel an Zeit vorzuschützen. Alles, was ich wünsche, ist, daß man nicht mehr darin erblicken wolle, als wofür sie sich ausgeben. Sie sind die Nachlese nach bereits eingebrachter Aerndte, unverbunden zusammengeworfen und ohne die mindesten Ansprüche, oder wenigstens mit sehr geringen, auf arithmetische und statistische Genauigkeit, wie sie Werken von ernsterem Charakter geziemt. Man findet darin nur die flüchtigen Bemerkungen eines Mannes, der allerdings ein wenig von der Welt gesehen hat, es mag nun zu seinem Vortheil gewesen seyn oder nicht, der ziemlich gute Gelegenheit hatte, zu prüfen, was er sah, und der sich bewußt ist, daß weder Furcht, noch Gunst, noch Hoffnung auf Lohn den geringsten Einfluß auf ihn üben. Sein compte rendu muß für das gelten, was es werth ist."

Gewiß ein aufrichtiges und herausforderndes Geständniß; der Leser wird indeß genug Anziehendes und Unterhaltendes in diesen zerstreuten Blättern finden. Mag man dergleichen Bücher auch Sammelsurien nennen, sie bieten doch, wenn sie von feinen Beobachtern herrühren, für den Wißbegierigen manches Belehrende und für den, der bloß zu seinem Vergnügen liest, manches Ergötzliche dar. Nur etwas dürfte vielleicht weder in Amerika noch in Europa an den Betrachtungen und Meinungsäußerungen des Verfassers wenig bewundert werden. Cooper hat sich nämlich in der letzten Zeit zu einem moralischen Censor aufgeworfen, und er sagt beiden Nationen, der Amerikanischen und der Europäischen, in den Vorlesungen, die er ihnen hält, manche Wahrheit. Wenn aber der Hauptcharakter dieser Vorlesungen als Ausdruck der dem Verfasser eigenen Denk- und Gefühlsweise zu betrachten ist, so wird man nicht umhin können, diese etwas auffallend und seltsam zu finden, denn es möchte kaum in den albernsten Englischen Moderomanen so viel mit philosophischem Anstrich prunkendes Geschwätz über bloße Förmlichkeiten und Manieren anzutreffen seyn. Das Werk scheint für ein Buch der Etikette gelten zu sollen; wenigstens könnten die Transatlantischen Buchhändler hinreichenden Stoff zu einem Amerikanischen Handbuch für den „Mann von Welt" daraus entnehmen. Die Formen und Gebräuche der Europäischen Gesellschaft scheinen für den Verfasser wirklich Dinge von gewaltiger Bedeutung zu seyn, und er meint ganz im Ernste, daß die Frage über den Vorrang bei Tische, wo die Amerikaner, an Gleichheit der Gesetze und Institutionen gewöhnt, wie es scheint, noch keinen Unterschied in den Plätzen machen, späterhin auch werde ins Reine gebracht werden; jetzt sind die Amerikaner, obgleich sie Macht genug besitzen, jeden Streit über eine vermeintliche Beeinträchtigung mit der Mündung der Kanone zu entscheiden, vermuthlich noch zu schwach, um eine so wichtige Sache zu erledigen! Was sie, ihrer zwölf Millionen, nicht vermögen, werden sie vielleicht, ihrer funfzig, im Stande seyn. Aber die funfzig Millionen wären wirklich zu bedauern, wenn sie sich mit solchen Lappalien abgeben wollten, so sehr auch Herr Cooper jede Gelegenheit benutzt, um seine Landsleute zu unterrichten, wie sie sich bei Besuchen, Vorstellungen, Anzeigen, Einladungen und dergleichen zu benehmen haben. Freilich unterscheiden sich diese Formalitäten in Amerika und Europa oft sehr bedeutend, doch sind sie nicht auch in jedem Lande Europa's, ja in jeder gesellschaftlichen Kaste eines jeden Landes wieder anders? Wohlwollen und Freundlichkeit aber reden eine allgemeine Weltsprache, und wo solche Gesinnungen sich offenbaren, da kömmt wohl auf äußere Formen wenig an.

Als Cooper mit Lafayette zusammenkam, fragte er ihn, wie es zuginge, daß sein Vater Graf von Lafayette geheißen habe, und daß er Marquis genannt werde. „Er konnte mir", sagt der Verfasser, „keine Auskunft darüber geben; sein Großvater sey Marquis von Lafayette, sein Vater Graf und er selbst wieder Marquis genannt worden. „„Außer diesem"", fügte er hinzu, „„ist mir sehr wenig darüber bekannt; ich fand mich als kleinen Marquis, wie ich zu denken anfing, und Knaben kümmern sich um dergleichen nicht viel; und nachher, wie ich in Amerika war, wurde mir der Titel bald zuwider.""" — Den Amerikanern scheinen aber überhaupt Titel und Würden nicht so gleichgültig zu seyn, wie man aus dem Umstande schließen könnte, daß sie selbst unter sich keine Distinctionen haben. So erzählt Cooper: „Ich befand mich einst zu einem kleinen Diner bei dem Grafen von Segur, wo auch der General Lafayette und Herr Alexander von Lameth zu Gaste waren. Die Drei hatten zusammen in Amerika gedient und waren alle schon Obersten, als sie noch kaum die Knabenjahre überschritten hatten. Herr von Lameth bemerkte aber im Laufe des Gespräches scherzend, daß die Amerikaner dem General Lafayette immer größere Achtung bezeigt hätten, weil er Marquis gewesen."

Was die politischen Ansichten des Verfassers anbelangt, so konnte man schon in den Beschreibungen seiner Reisen durch Frankreich und die Schweiz wahrnehmen, daß er in der letzten Zeit seinen Sinn wesentlich geändert, und daß seine mächtigen National-Vorurtheile und republikanischen Theorieen sich allmälig in eine gegen Europa's Einrichtungen und Regierungsformen duldsamere Ansicht verwandelt hatten. Wenn er auch Amerika immer noch den Vorzug vor jedem anderen Lande einräumte, so war es doch unverkennbar, daß er oft Ursache fand, Institutionen zu loben, die mit dem System der Vereinigten Staaten in direktem Gegensatz standen. Hier nun, wo er uns die zerstreuten, noch unbenutzten Bruchstücke aus seinem Notizbuch in der Form von Briefen mittheilt und sie mit den Betrachtungen ausstattet, die sich ihm nach längerer Zeit über die schon entfernten Gegenstände aufdrängten, als er spätere Erfahrungen mit seinen ersten Eindrücken verglich, hier zeigt sich jene Veränderung noch deutlicher; es tritt hier das stillschweigende Eingeständniß noch viel stärker hervor, daß in Amerika in politischer und moralischer Hinsicht noch gar Manches zu verbessern und von Europa zu lernen sey. Diese Meinungsänderung ist insofern von nicht geringer Wichtigkeit, als sie, von einem solchen Autor ausgehend, auch wohl im Gemüth der Leser entsprechende Wirkungen hervorbringen und endlich zu richtigeren Begriffen von dem wahren Zustande der Dinge in der Neuen Welt führen dürfte.

Das Werk beginnt mit Cooper's Abreise von New-York im Jahre 1826, wo er zum erstenmal Europa besuchte, um fünf Jahre hier zu verweilen. Es fängt daher natürlich mit vorgefaßten Meinungen an, die aber bald, während seines Aufenthalts in Frankreich und England, immer mehr berichtigt werden, so daß wir die gereiften Resultate seiner Erfahrungen in beiden Ländern erhalten. Fehlt es diesen Erinnerungen auch an der Frische und Lebendigkeit, womit die ähnlichen Schilderungen seines Landsmannes, Herrn Willis, die der Impuls des Augenblicks eingab, geschrieben sind, so besitzen sie dafür den gewichtigeren Charakter eines Produkts der ruhigen Ueberlegung und haben zugleich das empfindsame Kolorit, welches von den Schriften eines Autors zu erwarten ist, der so lange im Reiche der Phantasie gearbeitet hat. Besonders aber giebt uns Cooper nirgends so sich selbst, wie in diesem letzten seiner Werke.

Die vielerlei Gegenstände, welche uns hier vorgeführt werden, und die fragmentarische unzusammenhängende Weise, wie dieselben behandelt sind, machen es unmöglich, dem Verfasser von Ort zu Ort zu folgen. Nachdem wir daher vorausgeschickt haben, daß die Schilderungen sich über Frankreich und England verbreiten und uns bei einer Menge berühmter Personen einführen, welche Cooper auf seinen Reisen kennen lernte, wollen wir aus den unterhaltendsten Theilen des Ganzen einige Auszüge folgen lassen. Zuerst einen Blick auf die Kleidertracht in Amerika:

„Als Volk haben wir ohne Frage einen entschieden provinzialistischen Charakter; aber unser Provinzialismus zeigt sich nicht gerade in unserer äußeren Erscheinung. Die Männer vernachlässigen ihren Anzug ganz, denn sie sind zu sehr beschäftigt, haben wenig Dienstboten, und die Kleider sind sehr theuer; aber die Tracht der Frauen richtet sich möglichst nach den Pariser Moden. Wir trauen es uns nicht zu, eigene Moden aufzubringen. Wo wir von den Gebräuchen der übrigen Welt abweichen, ist es eine Folge der Umstände, nicht der Berechnung, wenn es nicht etwa einen pekuniären Grund hat. Wem daran gelegen ist, daß Veränderungen in der Kleidertracht aufkommen, der weiß die Moden schnell herbeizufördern, und es macht in der That nicht so viel Schwierigkeit, noch auch mehr Kosten, etwas von Havre nach New-York zu schaffen, als eben dasselbe von Calais nach London zu spediren, während es bei uns weit leichter ist, eine neue Mode einzuführen, weil wir, als ein jugendliches Volk, von Natur nachahmungssüchtig sind."

Hieraus sieht man, daß Amerika kein eigenes Kostüm, kein Mode-Genie hat, und daß es hinter Europa, seinem Vorbild, jedenfalls immer um die Reise eines Paketboots zurückbleibt. Nun eine Schilderung von England, nicht des modischen Englands, sondern eines Seehafens, Southampton's, wo der Verfasser landete:

„Gegen die New-Yorker gehalten, erschienen die Leute außerordentlich gut gekleidet. Die Frauen waren zwar nicht so modisch herausgeputzt

*) Recollections of Europe; by J. Fenimore Cooper. 2 vol.

putzt, wie die unsrigen, die sich die Pariser Moden zum Maßstabe nehmen, aber sie trugen schöne Englische Cambric-Kleider, glänzend rein, und die Männer sahen alle aus, als wären sie mit Hut- und Kleider-Bürsten in der Hand auf die Welt gekommen, obgleich sie sämmtlich nur eine Art von Strand-Kostüm anhatten. Ich sah Manche, in denen mein nautischer Instinkt sogleich die Marine-Offiziere entdeckte, und worunter sich gewiß Capitaine befanden, in Kitteln, aber man konnte an Toiletten nichts aussetzen, die so makellos sauber waren und so nett saßen."

Unter den Eindrücken von Londoner Ansichten und Gegenständen, die uns der Verfasser schildert, verdient besonders der, welchen die Westminster-Abtei auf ihn macht, seiner Originalität wegen hervorgehoben zu werden: „Staunend", sagt er, „stand ich in dem Gebäude. Ich wußte, daß Westminster, so merkwürdig es auch um seiner Kapelle willen ist, doch keineswegs ein Muster erster Klasse in seiner Bauart sey; und in diesem Augenblick fühlte ich doch, wie eine Reise durch Europa eine Steigerung der herrlichsten Genüsse seyn müsse, immer einer köstlicher als der andere. Die ganze Architektur Amerika's zusammengefaßt, würde nicht den zehnten Theil so viel Erhabenheit, Phantasie und Schönheit (ein paar Nachahmungen Griechischer Tempel ausgenommen) in sich vereinigen, als dieser einzige Bau darbot. Sollte ich die mächtigen Aufregungen und Gefühle, die bei dem Anblick neuer Gegenstände erwachen, dem Grade nach aufzählen, so würde ich diesen kurzen Besuch in der Abtei obenanstellen, denn er machte den gewaltigsten Eindruck auf mich. Die Erfindung, welche eine erste Landung in Europa erregt, war längst vorüber; unsere neueste Land-Entdeckung war, wie jede andere Land-Entdeckung, bloß erfreulich; und selbst die St. Paulskirche kam mir wie ein alter ganz vertrauter Freund vor. Dies aber war schlechtbin meine Einführung in die Gothische Welt, und diese Bekanntschaft hat sich mir als fruchtbarer an reinstem Genuß erwiesen, als irgend eine andere, die ich seit meiner Jugend zu machen das Glück hatte."

Zu den Gegenständen, die in London die Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich ziehen, gehört auch das Gewerbe der Beutelschneider. Eines Abends kehrte Cooper in Gesellschaft eines Freundes nach Hause zurück, als dieser einen Kerl dabei ertappte, wie er ihm eben sein Taschentuch stehlen wollte, aber den Schuft entwischen ließ. „Ich äußerte ihm mein Erstaunen darüber", sagt der Verfasser, „wie er einem so abgefeimten Schurken den Laufpaß geben könne; er meinte jedoch, das Klügste, was wir thun könnten, wäre, uns fortzumachen; der Bursche habe sicherlich eine ganze Bande zur Reserve, und wir könnten für unsere Mühe nicht nur beraubt, sondern auch durchgeprügelt werden; überdies sey das Taschentuch nicht wirklich genommen; vor den Gerichten zu erscheinen, mache viel Kosten und Plackereien, und er würde den Menschen gerichtlich belangen müssen. In England ist also der Kläger genöthigt, seine Beschwerde gerichtlich zu verfolgen, was in der That einer Prämie auf das Verbrechen gleichkömmt! Wir haben noch viele von den Ungereimtheiten des Englischen gemeinen Rechts beibehalten, unter anderen auch einige, die auf einer Unterscheidung zwischen der Absicht und der Verübung einer That beruhen; aber ich wüßte nicht, daß einer unserer Staaten so ungerecht wäre, einen Bürger auf solche Weise zu bestrafen, weil er schon das Opfer eines Schurken gewesen."

Von England begab Cooper sich nach Frankreich und landete in Havre, wo ihm Alles sehr unbehaglich vorkam. In einem Dampfboot fuhr er von dort die Seine hinauf bis Rouen und dann zu Lande weiter bis Paris. Die Naivetät, womit der Verfasser oft ganz bekannte Dinge beschreibt, ist keine der geringsten Eigenthümlichkeiten dieser beiden Bände. Als Probe mag folgende Schilderung einer Französischen Diligence dienen:

„Eine ordentliche Diligence besteht aus einem Wagenkasten und zwei Kutschenkasten, einer vor den anderen gestellt, der erste in Front. Diese sind sämmtlich in gewaltigem Maßstabe gebaut; die Räder und das Gestell nach demselben Verhältniß. Obenauf (die drei Kasten sind nämlich dicht mit einander verbunden) befindet sich ein Kabriolet oder bedeckter Sitz, und das Gepäck ist da oft viele Fuß hoch in die Höhe gethürmt. Ein großes Leder bedeckt das letztere. Ein gewöhnliches Fuder Heu, wenn es auch breiter ist, macht kaum eine größere Masse aus, als ein solches Fuhrwerk, welches zuweilen 25 bis 30 Passagiere und ein bis anderthalb Last Gepäck befördert. Das gewöhnliche Gespann besteht aus fünf Pferden, von denen zwei an der Deichsel und drei an der Leine gehen. Die letzteren kehren ihre Köpfe nach auswärts, so daß sie, wie Herr W— bemerkte, zusammen einem ausgebreiteten Adler gleichen. Der Schwere ungeachtet fahren diese Wagen meistentheils einen Hügel hinab schneller, als auf ebenem Boden. Es wird nämlich vermittelst einer Winde, die eine Person regiert, welche der „Conducteur" heißt (ein Mann, der über Schiff und Ladung die Aufsicht führt), ein Hemmholz an die Hinterräder gebracht, welches man, je nach den Umständen, mit größerer oder geringerer Kraft auf dieselben wirken läßt, so daß die Deichselpferde von den Vorderrädern nicht im mindesten belästigt werden."

In ähnlicher Weise sind die Pariser Hotels, Thore, Höfe, Vorzimmer und dergleichen beschrieben; Cooper zeichnet solche Dinge mit einer Ausführlichkeit, wie sie kaum irgendwo noch zu finden seyn möchte. So sagt er über die Französischen Diners, Livreen und Bedienten: „Ich hätte schon früher bemerken sollen, daß man in Frankreich bei einem Diner fast niemals seinen Nachbar bedient. Die Gerichte werden gewöhnlich auf die Tafel gesetzt, dann der Reihe nach von der Dienerschaft wieder heruntergenommen, zerlegt und den Gästen präsentirt, die sich selbst bedienen. Wo die Aufwartung vollkommen ist, müssen jedem Gast alle Schüsseln präsentirt werden. In den großen Häusern machen Bediente ohne Livree die Vorschneider bei den verschiedenen Gerichten, während andere in Livree die Schüsseln, Saucen u. s. w. halten und die Teller wechseln. Ich glaube, es ist durchaus haut ton, daß die Livree-Bedienten nichts Anderes thun, als daß sie denen ohne Livree zur Hand gehen. In Amerika gilt es für modisch, Livreebediente zu haben; in Europa aber stehen in der Mode diejenigen ebenso, welche die meisten Bedienten ohne Livree haben, weil dies gewöhnlich eine Dienerschaft höheren Ranges ist. So sehr dies Alles auch unsern Begriffen ganz und gar widerstrebt, so ist es doch vollkommen vernünftig, wenn man die verschiedenen Verhältnisse, Bildungsstufen und Gewohnheiten der beiden Völker in Betracht zieht. Hier in Frankreich sind die Dienstboten nämlich in mehrere Klassen getheilt; Einige versehen den Küchendienst, Andere haben die Schlüssel unter sich. Diejenigen Häuser also, welche die meiste Dienerschaft aus der höchsten Klasse haben, die niemals Livree trägt, leben auch auf dem höchsten Fuß. Er hält einen Bedienten ohne Livree, heißt so viel als: er hat eine bessere Sorte von Bedienung. Bloße Lakaien tragen immer Livree, der Hausbofmeister und der Kammerdiener niemals."

Neben solchen Kleinigkeitskrämereien nehmen sich politische Betrachtungen, wie die folgende über die Centralisation in Paris etwas seltsam aus: „Es war Napoleon's Politik, ein Centralisations-System zu schaffen, wonach Alles von ihm ausgehen sollte. Die ganze Einrichtung der Regierung hatte diesen Endzweck, und alle Zweige in den Departements wurden ausdrücklich auf die Beförderung dieser Absicht berechnet. Die Präfekten sind weiter nichts als eben so viel politische Adjutanten, welche die von dem Oberhaupt ausgehenden Befehle zu vollziehen haben; und Telegraphenlinien erstrecken sich über ganz Frankreich, so daß binnen wenigen Stunden eine Mittheilung von den Tuillerieen nach dem entlegensten Winkel des Königreichs gelangen kann. Man hat gesagt, einer der ersten Schritte, wenn in Paris eine Revolution bewerkstelligt werden sollte, müßte die Beschlagnahme der Telegraphen seyn, vermittelst deren die von dem Augenblick erhaltenen Nachrichten und Befehle nach den Provinzen befördert werden können. Dieses Centralisations-System hat die Fortschritte der Nation in Kenntniß der Gebräuche und Zwecke der politischen Freiheit, welche die Franzosen mit herben Erfahrungen aus anderen Quellen erlangt haben, fast neutralisirt. Es ist das beständige Ziel desjenigen Theils des Gemeinwesens, der sich auf das Triebwerk freier Institutionen versteht, die Befugnisse der Munizipalitäten zu vermehren und die Functionen der Central-Regierung zu beschränken; aber man widersetzt sich diesen Bemühungen mit einer mißtrauischen Eifersucht auf Alles, was so aussieht, als ob es vom Volke käme. Mit Recht werden Munizipal-Privilegien als die Keile der wahren Freiheit betrachtet. Ein solches System kann in Frankreich noch so wenig, daß kaum eine Glocke in einer Dorfkirche aufgehängt, kaum eine Brücke ausgebessert werden kann, ohne daß vorher mit Paris darüber kommunizirt und Ordre von dort eingeholt werden muß."

Cooper scheint von seiner Reise durch Europa mit nicht sehr günstiger Stimmung gegen Amerika zurückgekehrt zu seyn; er fand sich in die Veränderung, die dort so plötzlich stattgefunden hatte, keineswegs angenehm berührt, und die Art, wie er sich darüber äußert, ist nicht schmeichelhaft für sein Vaterland. „Jedermann", schreibt er, „hatte mir gesagt, ich würde das Land nach einer achtjährigen Abwesenheit so verändert finden, daß ich es nicht wiedererkennen möchte. Verändert fand ich es allerdings, aber nicht eben so augenscheinlich verbessert. Es fiel mir auf, daß die Mittelmäßigkeit sich so breit gemacht hatte, die an sich zwar gut genug war, wenn sie sich nur nicht so ausgedehnt hätte, daß sie fast Alles verdunkelte, was einst als ausgezeichneter bewundert. Dies war vielleicht nur eine natürliche Folge der Elastizität und des Wachsthums eines jungen kräftigen Gemeinwesens, das in seinem Gesammtcharakter, eben so wie in dem Charakter seiner einzelnen Glieder, die Jugend durchmachen muß, um zur Mannheit zu gelangen. Dennoch war es peinlich, und doppelt peinlich für Einen, der aus Europa kam. Ich sah die Städte vergrößert und prunkhafter als je, aber durchaus mit weniger gesundem Geschmack, als sie in meiner Jugend genossen hatten. Die Malerkunst allein schien mir einen wesentlichen Fortschritt auf dem rechten Wege gemacht zu haben. Der Reichthum freilich hatte sich sehr zugenommen, und eben so die Leichtigkeit, sich Reichthum zu erwerben. Dessenungeachtet waren die Dampfboote die einzigen Gegenstände, die einige wahrhafte Pracht zur Schau trugen; indeß würden sie an Glanz zugenommen haben, boten sie weniger Bequemlichkeit und Anstand dar. Die Gasthäuser hatten sich im Ganzen verschlechtert, wiewohl die drei ersten, die ich betrat, nämlich Head's, Barnum's und Gadsby's, sich wohl mit einer der vornehmsten Klassen Europäischer Hotels messen könnten."

Diese Geständnisse sind gewiß als zuverlässig anzusehen, wie der überhaupt der größte Werth dieses Buchs darin bestehen dürfte, daß es dadurch, wenn auch auf indirektem Wege, den Charakter der Amerikaner besser kennen lernen, als aus manchen Schilderungen Europäischer Reisenden.

Bibliographie.

Thirty years ago. (Vor dreißig Jahren.) Denkwürdigkeiten eines Wassertrinkers. 2 Bde. — New-York.

Six years in the monasteries of Italy. (Sechs Jahre in den Klöstern von Italien und drittehalb Jahre auf dem Mittelländischen Meere.) Von S. J. Mahony, ehemaligem Kapuziner in Rom. — New-York.

Adventures and exploits in Texas. (Leben und Thaten in Texas.) Von Crocket. — Philadelphia.

England.

Die Wallfischfahrten in den nördlichen Eismeeren.

(Schluß.)

Zuweilen ist ein Schiff nach dem anderen in lauter Trümmer zerschellt worden, und die wenigen Reste jener zahlreichen Schiffsrotten

welche in bodenlose Abgründe hinabgeschleudert worden, sind nun gezwungen, sich in ein einziges Schiff zusammenzudrängen, welches vielleicht schon an allen Vorräthen Mangel leidet, oder sie müssen in einige kleine Böte flüchten und so nach irgend einer nördlichen Küste hinsteuern. Und was erwartet sie hier? Ist es schon zu spät, um die Schiffe oder die Niederlassungen civilisirterer Menschen zu erreichen, dann können sie sich glücklich schätzen, wenn sie unter den wilden Stämmen der Eingebornen eine Gastfreundschaft erfahren, welche sie unter einem gebildeteren Volke vergebens gesucht haben, und wenn sie so, unter einen solchen Stamm vertheilt, den nächsten Frühling erwarten können in schmutzigen unsittigen Hütten, wo die verdichtete Feuchtigkeit, sobald durch eine Oeffnung nur der geringste Hauch der Kälte eingelassen wird, auf der Stelle in Schneeflocken herabfällt. Wenn sie nicht so glücklich sind, da landen zu können, wo sie Menschenspuren erblicken, dann müssen sie, so gut wie es geht, aus den spärlichen Mitteln, die ihnen noch zu Gebot stehen, eine Hütte zusammenflicken und nun ihre ganze Geschicklichkeit und Kraft aufbieten, um sich noch beim Leben zu erhalten. Zuweilen gelingt es ihnen, es auszuhalten und sich zu retten. So erzählt man fast die unglaublichsten Geschichten von vier Russischen Matrosen, welche auf diese Weise sechs solche furchtbare Winter überlebten und von denen endlich drei glücklich nach Hause zurückkehrten. Manche also von diesen Unglücklichen retten sich, aber wie Viele sterben dahin in Verzuckungen, ehe noch der höchste Grad der Kälte eingetreten ist! Wie Viele werden eine Beute des hungrigen Wolfs, und wie Viele endlich haben Leiden zu ertragen, die gar nicht zu nennen sind, weil sie noch Niemand gesehen! Diese Schilderungen sind keineswegs Uebertreibungen der Phantasie. Die Holländer versuchten in den frühesten Zeiten des Wallfischfanges, ob es nicht möglich wäre, auf einer dieser erstarrten Eisküsten eine Niederlassung anzulegen. Sie ließen mehrere Männer zurück, um den Versuch der Ueberwinterung zu wagen. Im nächsten Sommer landete ein Boot an der Küste und fand ihre Hütte fest zugeschlossen. Sie brachen sie mit Gewalt auf und sahen ein Grab vor sich. Alle zusammen waren umgekommen, vier von ihnen wurden erfroren gefunden, und auf der letzten Seite ihres Tagebuchs standen folgende Worte geschrieben: „Wir sind alle vier auf unseren Lagern ausgestreckt und noch am Leben; wir möchten gern Nahrung zu uns nehmen, wenn nur Einer von uns im Stande wäre, aufzustehen und ein Feuer anzuzünden. Wir flehen zum Schöpfer mit gefalteten Händen, daß er uns bald von diesem Leben befreien möge, da wir es unmöglich länger aushalten können ohne Nahrung und ohne Etwas, um unsere erfrornen Glieder zu wärmen. Keiner von uns kann dem Anderen helfen — Jeder muß sein eigenes Elend ertragen."

Wir haben also Beweise genug dafür, daß schon solches Unglück unsere Mitmenschen in jenen Gegenden getroffen hat. Viele von ihnen sind so verschmachtet und umgekommen, ohne daß ein Ueberlebender ihre Leiden und ihr Ende berichten konnte. Doch so viel kann man zum Trost hinzufügen, daß in den hundert Jahren vor 1778 die Zahl der Schiffe, welche gänzlich zu Grunde gingen, nicht vier von je hundert betrug. Der Wallfischfang wurde damals besonders in den Grönländischen Meeren und hier mit einer weit größeren Sicherheit getrieben, als seit der Zeit, wo sich die Wallfischfahrer in die Bassins-Bay hineingewagt haben. Jeden Herbst strotzen wieder die Zeitungen von Nachrichten über außerordentliche Unglücksfälle. In den letzten drei Wintern, welche dem jetzigen unmittelbar vorangingen, ist der fünfte Theil der Flotte gar nicht zurückgekehrt. Wenn wir auf die ganze Geschichte des Wallfischfanges zurückblicken und an die Tausende denken, welche auf einmal und für immer vom Abgrunde verschlungen sind, wie vortrefflich lassen sich da Irving's Worte hier anwenden: „Sie sind hinabgesunken mitten im Brausen des Sturmes — ausgebleicht liegen ihre Beine unter den Höhlen der Tiefe. Gleich wie die Wogen sich über sie zudecken, hat einsames Stillschweigen und ewige Vergessenheit sie für immer begraben, und Keiner vermag die Geschichte ihres Untergangs zu erzählen. Welche Seufzer sind diesem Schiffe nachgesendet worden! Welch' innige Gebete sind emporgestiegen am einsamen Heerd in der Heimat! Wie oft sind Hausfrau, Gattin, Mutter über die täglichen Neuigkeiten hergefallen, um irgend eine zufällige Nachricht aufzufangen über jene kühnen Schwärmer auf fernen Abgründen! Wie hat sich nach und nach die harrende Hoffnung in finstere Angst, die Angst in Schrecken, der Schrecken in Verzweiflung verwandelt! Ach! auch nicht das geringste Zeichen der Erinnerung ist der Liebe übrig geblieben. Alles, was man von diesem Schiffe gehört hat, ist, daß es hinaussegelte von seinem Hafen und nie mehr wieder gesehen ward."

Eine der größten Gefahren für die Grönländischen Wallfischfahrer sind die Eisberge. Dies sind große von süßem Wasser zusammengefrorne Massen. Man nimmt an, daß das Wasser, welches von den Hügeln längs den Küsten herabströmt, in irgend einer Höhle gefriert und so die erste Grundlage des Eisberges bildet, welcher in einer Reihe von Jahren immer mehr sich emporhebt. Der Schnee, welcher noch dazu fällt, zerschmilzt und gefriert dann wieder auf dem Gipfel. So wächst der Berg wohl ein Jahrhundert, bis seine Höhe mit den Spitzen der ihn umgebenden Berge wetteifert. Seine Grundlage, welche sich nach und nach auf den Ocean hinüberlegt, wird von dem plätschernden Andrang der Wogen unterwühlt. Zuletzt fällt der Berg mit einem furchtbaren Sturz in den Abgrund, und nun schwimmt er wie im Triumph Monate lang auf der Oberfläche des Atlantischen Meeres dahin, ein Schrecken für den unglücklichen Seemann, der ihm gerade auf seinem Wege in die Quere kömmt, bis er endlich in einem milderen Breitegrade sich auflöst und zerschmilzt. Oft erheben sich diese Berge dreihundert Fuß über die Oberfläche des Meeres, und da man gefunden hat, daß nur ungefähr ein Siebentel von diesen Massen aus dem Wasser hervorragt, so müssen wohl manche von ihnen zweitausend Fuß in die Tiefe hinabreichen. Mehrere Wallfischfahrer ankern oft zugleich unter dem Schutz eines solchen Berges: doch dann ist es nothwendig, sich in einer ehrerbietigen Entfernung zu halten, weil oft große Stücke vom Ganzen abbrechen und mit gewaltiger Kraft losfahren. Zuweilen zergeht der untere Theil durch die wärmere Temperatur des Wassers, und dann pflegt der Riese, als ob er geneigt wäre, sich etwas behaglicher im Wasser hinzustrecken, nur langsam und schwerfällig umzustürzen. Wenn er so auf dem Ocean umherschwimmt, dann kann ihn kein Widerstand hemmen, außer jenen demantenen Ufern, deren Natur ihm etwas befreundeter und ähnlicher ist. Man kennt Beispiele, wo zwei solche mächtige Massen mit entsetzlichem Gekrache an einander fuhren und die schwache Barke des Seemanns in tausend Stücke zermalmten.

Die gewöhnlichere Art des Treibeises ist aus Meerwasser zusammengefroren und wird durch den Zuwachs von Schnee und Regen immer stärker und dicker. Wenn der Sturm diese in Stücke zerbricht, so treiben sehr oft die Bruchstücke zusammen und thürmen sich schichtenweise empor. Durch die strenge Kälte, welche diese Massen an einander kettet, immer fester und stärker geworden, rollt der Eisberg fast ohne Widerstand dahin, und schrecklich ist das Schicksal der Mannschaft, deren Schiff, als ob es mit eisernen Banden im Eis festgebunden wäre, einen von diesen Giganten auf sich zukommen sieht, der ihm den sichersten Untergang mitbringt.

Die dichte Atmosphäre in jenen Gegenden hat eine so starke strahlenbrechende Kraft, daß die Sonne jedesmal lange noch, ehe die rechte Zeit ihrer Rückkehr da ist, am Horizonte gesehen wird. Die Nässe, welche in lauter kleinen gefrorenen Sternchen herabfällt, strahlt tausend mannigfache Färbungen aus und giebt einen Glanz von sich, wie ihn die Bewohner einer milderen Zone nicht kennen. Hier zeigt sich auch jene ungewöhnliche optische Täuschung der Fata Morgana — ein Schiff erscheint hoch in der Luft mit den Mastbäumen nach unten und dem Rumpf nach oben zu gerichtet. Auch das Nordlicht wird dort mit einem Glanze erblickt, welchen kaum die reichste Phantasie beschreiben kann. Es glänzt und strahlt über den weiten Raum hin, bis der ganze Himmel von einem Feuermeere flammt. Die glänzenden Wolken, welche von jedem Wechsel der unruhigen Luft hin und her getragen werden, sollen wie die Bewegungen kämpfender Schlachtheere aussehen und werden von den Eingebornen mit zitternder Ehrfurcht als die Vorboten schrecklicher Unglücksfälle betrachtet.

Schon sehr früh hat man in dem Wallfischfang eine vortreffliche Pflanzschule für die Seeleute erkannt, und aus diesem Grunde hat es die Englische Regierung jedem Schiffe, welches auf die Prämie Anspruch machen will, zur Verpflichtung gemacht, eine gewisse Anzahl von jungen Leuten und Lehrlingen mitzunehmen. Sie ermuthigte und unterstützte das Gewerbe, um die Liebe zu Abenteuern zu befördern, um die Seeleute in Mühseligkeiten und Gefahren abzuhärten, um sie an Gewandtheit, Kühnheit und Vorsicht zu gewöhnen. Daher finden wir auch, daß Viele von jenen Helden, welche den Triumph des Britischen Dreizacks über den Erdball verbreitet und den Seeruhm Karthago's, Venedig's und Holland's verdunkelt haben, mit jenen Gefahren und Scenen eines Polar-Winters vertraut waren. Jener Veteran, welcher mit mächtigem Arm und Auge die vereinigten Flotten Europa's bei Trafalgar in Schrecken jagte, hatte seine heldenmüthige Entschlossenheit, seine standhafte Tapferkeit und Gewandtheit unter demselben arktischen Himmelsstrich geübt, mit welchem der Britische Wallfischfahrer zu kämpfen hatte. Wenn die längsten und größten Fahrten über den Ocean, wenn die Beschiffung jedes Meeres auf der Erdkugel, mag sie ruhig oder stürmisch seyn, wenn die strengste Disziplin und Subordination zahlreicher Mannschaften die beste Pflanzschule für Seeleute abgeben, dann ist gewiß das Gewerbe des Wallfischfangs vor allen anderen diesen Erfordernissen entsprechend.

Bibliographie.

Philosophy and religion. (Das Verhältniß der Philosophie zur Religion.) Von Galloway. 16 Sh.

The Duchess de la Vallière. — Schauspiel von E. L. Bulwer. (Hat auf der Bühne wie im Druck eben so mißfallen, als seine Romane zu gefallen pflegen.) 3½ Sh.

On the use of torture. (Ueber die Anwendung der Tortur in der Englischen Kriminal-Rechtspflege.) Von Jardine. 3½ Sh.

The stories of aunt Alice. (Geschichten der Tante Alice.) Von L. F. Dibdin. 2 Sh.

Digest of the homoeopathic principles. (Zusammenstellung der homöopathischen Prinzipien.) Von E. Williams. 2 Sh.

Zulnaida. — Roman vom Verf. der White Cottage. 3 Bde. 31½ Sh.

Italien.

Die Email-Malerei und Madame Jaquotot.

Um das Jahr 1530 brachte ein Enkel des Luca della Robbia die Kunst, auf gebrannte Erdarten zu malen, nach Paris und gelangte durch dieselbe zu Ehren und Reichthum; jetzt, nach drei Jahrhunderten, befindet sich eine Französische Künstlerin mit wunderbaren Werken dieser Gattung in Italien und zeigt hier, welche Vollkommenheit jene Kunst erreicht hat, die noch in der Kindheit war, als dieses Land sie an Frankreich überließ. Die Künstlerin heißt Madame Jaquotot und hat kürzlich in Mailand von ihren unvergleichlichen Leistungen in der Porzellan-Malerei eine Ausstellung veranstaltet.

Die Email-Malerei, auch Schmelz-Malerei genannt, hat diesen Namen daher erhalten, daß die Farben am Feuer verglast werden, um unzerstörbar zu bleiben, mag das Gemälde nun auf eine Metallplatte oder auf gebrannte Erde aufgetragen seyn. Die Verschiedenheit besteht nur in der Anwendung der Farben, in der Art, wie man sie am Feuer verglast, und in der Dimension. Die Metallplatte darf nicht sehr breit seyn; sie hat eine konkave, noch öfter eine konvexe Oberfläche; sie nimmt nicht alle Farben ohne Unterschied an, und man härtet sie frei auf einem Roste. Die gebrannte Erde dagegen kommt in den Ofen; man

kann ihre Dimension nach Gefallen ausdehnen; die Oberfläche ist eben, und sie bequemt sich der Palette des Malers wie die Leinwand oder die Holztafel eines Oelgemäldes. Um dieser Vorzüge willen ist die letztere Gattung beliebter, als die erstere.

Schon auf den Ziegelsteinen der Mauern von Babylon soll Schmelz-Malerei angebracht gewesen seyn, und auch die Griechen und Römer versuchten diese Kunst, ohne jedoch große Fortschritte darin zu machen. Im Mittelalter wurde sie in Konstantinopel und Mailand gepflegt, wovon das aus Griechenland nach Venedig gebrachte Pallium des heiligen Marcus und das von Valvino gearbeitete Pallium des heiligen Ambrosius Zeugniß geben. Diese Pallien enthalten Malereien auf kleinen Metallplatten mit wenigen Farben, obwohl man auch kleine Köpfe versucht hat. Zu Dante's Zeit übte man die Schmelz-Malerei in Florenz, aber nur auf Metallplättchen, die zum weiblichen Schmucke gehörten, wie aus einem Gesetze hervorgeht, das diesen Luxus verpönte.

Unterdeß wurde im Jahre 1388 der Florentiner Luca della Robbia geboren, welcher diesen Zweig der Industrie zu einer schönen Kunst erheben sollte. Der langwierigen Marmor-Skulptur überdrüssig, machte er sich an plastische Basreliefs, die er, damit sie an Dauerhaftigkeit dem Steine gleichkämen, mit einem verglasten Firniß oder Schmelz von eigener Erfindung überstrich und dann am Feuer härtete. Der Versuch gelang so wohl, daß die Basreliefs noch jetzt allen zerstörenden Einflüssen trotzen. Damit noch nicht zufrieden, ersann er nun auch eine Methode, die Figuren auf Flächen von gebrannter Erde zu malen; und diese Experimente hatten gleichfalls einen Erfolg, der allgemeines Staunen erregte. Schon Leonardo gedenkt dieser Erfindung in seinem Werke über die Malerei mit gebührendem Lobe.

Die Söhne des Erfinders traten zuerst in seine Fußstapfen, und bald thaten andere Künstler ein Gleiches. Man versuchte die Erfindung an Gefäßen aus unechtem Porzellan (Majolica, Fayence) in den Fabriken von Faenza und Castel Durante. Guidobaldo, Herzog von Urbino, ließ sich die Förderung dieser Kunst so angelegen seyn, daß er nur die Werke der größten Meister auf Majolica kopirt haben wollte. Diejenigen Künstler, welche sich der Schmelz-Malerei ganz widmeten und alle Gefäße der Fabrik von Castel Durante malten, waren Giorgio da Ugubio, Federigo Brandani, Orazio und Flaminio Fontana, Raffaello Ciarla, Luca, Ottaviano, Agostino und Girolamo della Robbia. Der Letztgenannte ging nach Frankreich und arbeitete für Franz I. Vieles in diesem Genre.

Während nachmals die Fabrik von Urbino in Verfall gerieth, regte sich neue Lust an der Schmelz-Malerei bei den Franzosen, die es bis dahin noch nicht mit Farben auf Majolica oder Metall versucht hatten. Einige Künstler, wie Toutin (1630) und seine Schüler Gribelin, Dubié, Moriere, nahmen zwar Farben, allein sie wagten sich nur an kleine Bildchen auf Blechen. Erst 1649 lieferten Jean Petitot und Jaques Bordier Malereien in größerem Maßstabe, besonders Portraits in Emaille, die, weil sie Personen bei Hofe vorstellten, große Epoche machten. In ihre Fußstapfen traten mit gleichem Glück die beiden Miniatur-Maler Hame und Guernier, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Augustin, dessen Gemälde einen großartigeren Charakter hatten, als die seiner Vorgänger.

Unterdeß wurde in Frankreich eine Composition erfunden, die dem Chinesischen Porzellan zunächst kam, und bald versuchte man die Schmelz-Malerei mit vielem Glücke in der Fabrik von Sèvres. Die beiden Maler, welche das meiste Lob ärndteten, waren Constantin und Madame Chevassier. Von dem Ersteren besitzt die Königl. Gallerie zu Turin sechzehn Werke in schöner Dimension, Kopieen von Rafael, Titian u. s. w. Aber auch damals fehlte es der Kunst noch an vielen Mitteln; besonders erhielten die Gemälde zu viele harte und grelle Partieen; denn der Künstler konnte nicht immer berechnen, in welchem Grade eine oder die andere Farbe durch die Verglasung sich nüanciren würde.

Unserer Zeit und insbesondere der Madame Jaquotot war es vorbehalten, die Schmelz-Malerei auf Porzellan dem Ideale ihrer Vollendung nahe zu bringen. Ihre Werke sind theils Originale, theils Kopieen, und die Dimension wechselt von kleinen Portraits in Miniatur bis zu den größten Gemälden, die man jemals in diesem Genre versucht hat. Kleine Bilder und Kopieen sind die meisten Portraits, z. B. die Kaiserin Maria Thereſia, Anna von Bretagne, Maria von Medici, Maria Stuart, die Mancini und die Maintenon, Ludwig XVIII. und Cromwell. Größere Bilder und zugleich Originale sind: ein Napoleon und zwei Karl X. Alle übrige Arbeiten sind Kopieen in größerer oder kleinerer Dimension: die Fereniere Leonardo's, Anna Boleyn von Holbein, die Hoffnung von Gerard. Drei figurenreiche Gemälde in großem Maßstabe sind Kopieen Rafaelischer Stücke: „die Glorie der Madonna von Foligno" und „die Gärtnerin", beide größer als Desnoyers' bekannter Kupferstich; ferner „die heilige Familie", noch größer als der riesige Kupferstich Edeling's.

Ich habe schon darauf hingewiesen, daß die Werke der Madame Jaquotot eben so viel Genie als künstlerische Vollendung bekunden, zwei Eigenschaften, die bis jetzt noch kein Email-Maler vereint besessen hat. Madame Jaquotot verstand es, der Methode, welche diese Gattung erheischt, die höchste Vollkommenheit zu geben. Weder die Mannigfaltigkeit der Farben, noch die Schwierigkeit des Verglasens ist für diese Künstlerin ein Hinderniß; ihre Gemälde bestehen die Feuer-Probe im buchstäblichen Sinn des Wortes. Sie weiß nicht nur die Palette, sondern auch die Kraft und Meisterschaft des Malers wiederzugeben. Ihre Fleisch-Tinten haben so viel Weiches, so sanft verschwimmende Schatten, solche Lebendigkeit, wie nur das vollkommenste Oelgemälde sie aufweisen kann. Der Eindruck aller dieser Eigenschaften wird noch erhöht durch die Vollendung und den Glanz des Schmelzes.

Daß Madame Jaquotot den Namen einer Künstlerin mit vollem Rechte verdiene, ersehen wir aus ihren Original-Portraits: das Bildniß Karl's X. scheint zu sprechen; man sieht Lebensregung im Gesichte, in den Augen, am Munde. Eben dies kann man von Napoleon's Bildniß sagen. Als der Letztere Madame Jaquotot den Auftrag gab, ihn zu portraitiren, sagte er zu ihr: „Ich will ein lebendes Medaillon von Ihnen; aber lassen Sie mich nicht so ernsthaft aussehen, wie alle übrige Portraits, unter denen mein Name steht." Wirklich gab die Künstlerin dem Genius der Schlachten ein Lächeln von großem Liebreiz, wie man es auf keinem anderen Portrait Napoleon's wiederfindet.

Die Vorgänger dieser Künstlerin glaubten schon genug zu leisten, wenn sie den Gedanken des Originals wiedergaben; Madame Jaquotot versteht die Kunst, in den Geist des Malers einzudringen und denselben sich eigen zu machen. Man findet in ihren Kopieen das Individuelle, die Manier jedes Meisters so treu bewahrt, daß man, wenn die Originale eines Raphael, eines Leonardo und Holbein verloren gingen, aus ihren Kopieen beurtheilen könnte, wer und welches Geistes Kinder diese Männer gewesen.

Endlich müssen wir noch eines Verdienstes gedenken, das Madame Jaquotot ausschließlich angehört; dieses ist die vollkommene Harmonie der Farbengebung, bis zu welcher keiner ihrer Vorgänger sich erheben konnte. In den Werken der übrigen Schmelz-Maler zeigt uns das Kolorit eine Menge Ungleichheiten, die unsere Künstlerin mit vielem Glücke zu vermeiden gewußt.

Jetzt, da Herr Carlo Tinelli weder Mühe noch Kosten scheut, um eine großartige Porzellan-Fabrik in Italien selbst zu errichten, ist es gewiß wünschenswerth, daß auch einmal wieder Italiänische Künstler durch die bewundernswürdigen Leistungen der Jaquotot angeregt, ihr Talent an der Schmelz-Malerei erproben. Defendente Sacchi.

Bibliographie.

Saggi d'eloquenza protestante. — Herausgegeben vom Kardinal Maury und den Abbés Guillon und Caillot. Mailand. 4 Lire.

Storia d'Ancona. (Geschichte von Ankona, seit seiner Erbauung bis zum J. 1802.) Von Agostino Peruzzi. 2 Bde. Pesaro.

Storia del Regno di Napoli. (Geschichte des Königreichs Neapel.) Von Giuseppe Cassetta. 5 Bde. Neapel.

Versi alla luna. (Gedichte an den Mond.) Von 15 neueren Italiänischen Dichtern. Parma.

Vite e ritratti. (Lebensbeschreibungen und Bildnisse von dreißig berühmten Bolognesen.) Bologna.

Mannigfaltiges.

— Geschichte der Moldau und Wallachei. Das Interesse für die beiden Fürstenthümer ist mit einem Male und auf höchst bedeutungsvolle Weise von sehr verschiedenen Seiten rege geworden. In Frankreich und in Deutschland zugleich lassen sich Stimmen über den Volks-Charakter, die Sprache, den Boden und die Literatur des Landes vernehmen, und jetzt sollen wir sogar auch, einem uns vorliegenden Prospektus zufolge, eine gründlich ausgearbeitete Geschichte desselben erhalten, deren Verfasser ein Moldauer, Herr Michael von Kogalnitschan ist. Dieselbe wird unter dem Titel „Histoire ancienne et moderne de la Moldavie, de la Valachie et des états indépendants des Transylvains et des Valaques transdanubiens" in der W. Behr'schen Buchhandlung in Berlin erscheinen. Daß ein Moldauer in Deutschland eine Geschichte seines Landes in Französischer Sprache herausgiebt, wird uns weniger auffallen, nachdem wir aus früher mitgetheilten Schilderungen der beiden Fürstenthümer ersehen haben, wie sehr den Französische Erziehung und Lektüre unter den höheren Ständen verbreitet sind. Herr St. Marc Girardin, der bekanntlich im vorigen Sommer eine Reise nach Konstantinopel unternehmen wollte, aber der Pest halber, die damals eben wieder in der Türkischen Hauptstadt ausgebrochen war, nur bis nach der Moldau ging, theilt über die förmlich zur Epidemie gewordene Verbreitung Französischer Romane in den beiden Fürstenthümern ebenfalls manches Ergötzliche mit. Die Frauen nämlich, die eben den ganzen Tag nichts weiter thun, als Romane lesen, und die keine Ahnung von dem Unterschiede haben, der zwischen der wirklichen gebildeten Welt — die allerdings dort eine terra incognita ist — und dem Romanen-Leben stattfindet, glauben nun auch ihre Bildung nicht besser manifestiren zu können, als indem sie Liebe und nichts als Liebe denken, sprechen und ins Werk setzen. Daher denn die unglaublich zahlreichen Ehescheidungen in der Moldau. „Unsere Damen", sagte ein Bojar dem Französischen Reisenden, „machen es in der Ehe wie im Mazurek: eine Tour mit diesem und die andere mit jenem Herrn." Inzwischen giebt auch Herr St. Marc Girardin zu, daß die ihrem eigensten Wesen nach von uns noch nicht gekannten Fürstenthümer ein höchst interessantes Studium darbieten, und so wird denn eine Geschichte des Landes, die sich, eben weil sie Französisch geschrieben ist, an alle Gebildeten Europa's wendet, ein um so willkommeneres Werk seyn. Herr von Kogalnitschan verspricht übrigens in seinem Buche, bis zu den Ernennungen der Fürsten Stourdza und Gbika zu Hospodaren der Moldau und Wallachei reichen soll, auch neue Details über die Sprache, die Literatur, die Gesetze, den Handel, die Sitten, Institutionen und Ceremonien des Moldo-Wallachischen Volkes, und so wird er wohl auch Gelegenheit haben, dasjenige zu berichtigen oder zu bestätigen, was der oben erwähnte Französische Reisende über die merkwürdige Frivolität der Frauen einerseits und den schwankenden Charakter der Männer andererseits erzählt hat.*)

*) Man vergl. das Journal des Débats vom 8. Febr. d. J.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllbl. Post-Aemtern.

№ 22. Berlin, Montag den 20. Februar 1837.

Frankreich.

Pariser Kostüme im Jahre 1796.*)

Die Bevölkerung von Paris theilte sich im Jahre 1796 nach ihrem Kostüm in vier von einander durchaus verschiedene Klassen. Die hartnäckigen Jakobiner und die Leute der niedrigsten Klasse waren wahre Sans-Culotten geblieben; sie trugen ihre rothen Mützen und Holzschuhe, ungeschnittene Westen, die man Carmagnole nannte, von einem groben Zeuge, eine Art von Ueberrock (houpelande) ohne Nath und natürlich oben und unten von gleichem Umfange, die nichts als ein Stück unbearbeiteter, zottiger Schafswolle war und meistens auch von der Farbe dieser Thiere. Die Frauen dieser Männer erschienen noch schrecklicher als vor der Revolution, weil sie noch weit schmutziger und weit erbärmlicher von Ansehen waren. Um diese Zeit kam die Gewohnheit auf, sich die Haare nicht mehr frisiren zu lassen, sondern den Kopf mit einem baumwollenen oder seidenen Schnupftuch zu umwickeln. Denn vor der Revolution bestand der Kopfputz aller dieser Frauen aus den niederen Volksklassen, von den Sträußerverkäuferinnen auf der Straße bis zu den Lumpenhändlerinnen, in dem schleierähnlichen Kopfputz der Bauermädchen (bavolet) von dichter Leinwand, mitunter auch von Batist, aber ohne Spitzen, und in den Wochentagen meistens von ungebleichter Leinwand.

Die sämmtlichen Schüler des Bürgers David und ein großer Theil der Schauspieler von den Boulevard-Theatern waren Griechisch gekleidet und zeichneten sich durch die strengste Beobachtung des Kostüms aus. Demnach trugen sie die Lacedämonische Tunika, die bis über das Knie reichte, einen leichten Mantel mit einer Kante, die in Wolle gestickt war und meistens die Krümmungen des Flusses Mäander darstellte. Brust und Kopf waren also unbedeckt, und eben so die Arme und die Beine ganz entblößt. Man kann sich in der That von der Unbehaglichkeit keinen Begriff machen, deren diese Leute während des ganzen Winters genossen, aber am größten war ihre Unbehaglichkeit, wenn sie sich auf dem Concordien-Platze oder auf dem Pont National allen Stürmen zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche ausgesetzt sahen. Den Regen aber ertrugen sie mit einem solchen Stoicismus und einem so würdevollen Ansehen, daß man nicht leicht Etwas Aehnliches gewahren konnte. Der junge Ephise Noteffet, ein Neffe der Madame Roland, sagte einst zu seiner Tante, einer Demoiselle Dupont, daß der Regen für sie einen doppelten Vortheil habe, einmal, ihnen den Kopf zu waschen, und zweitens, ihre Haare lockig zu machen. Dieser Jüngling war auch einer aus David's Schule, aber er zeichnete nur die Genien des Ackerbaues und des Handels. Etwas Anderes verstand er nicht. Seine Aeltern meinten, es habe nicht leicht einen schmutzigeren Knaben und einen abscheulicheren Republikaner gegeben.

Außer der Nachahmung Griechischer Kleidungen und Kostüme suchte man auch bei Festen und Gastmählern die größtmögliche Illusion hervorzubringen. Die Decoration eines Saales, in welchem die Bankette gefeiert zu werden pflegten, war ganz im Römischen Style mit kannelirten Säulen; im Hintergrunde war die Bildsäule des Lykurgus an dem Ufer des Eurotas, in welchem Schwäne schwammen, die man aus dem ehemaligen Schlosse Chantilly, welches jetzt National-Eigenthum war, hatte kommen lassen. Der Saal war überall mit Blumen geschmückt; Männer sowohl als Frauen, so viel am Gastmahl Theil nahmen, trugen Blumenkränze und tranken aus Bechern, deren Rand ebenfalls mit Blumen geschmückt war, was für sie eben nicht bequem seyn konnte.**) Die Aufwartung bei der Tafel besorgten junge und fast ganz nackte Diener. Aber die Schönheit, die Anmuth und der fröhliche Muthwille der Bürgerinnen, welche an dieser interessanten Gesellschaft Theil nahmen, gaben gewiß denselben Eigenschaften der Aspasien, Phrynen und anderer berühmter Schönheiten des alten Griechenlands nichts nach! Es scheint auch, daß die Bürgerin Constanze Pipelet (die nachmalige als Schriftstellerin bekannte Gemahlin des Fürsten Josef von Salm-Reifferscheid-Dyk) bei dieser Gelegenheit einen Gesang hat vernehmen lassen, der einer Sappho würdig war. Endlich vollendeten die Stimmen der Sänger, welche von der Griechischen Schalmei oder Pansflöte begleitet wurden, die Reihe dieser reizenden Illusionen, indem sie den ersten Chorgesang aus der Wolke des Aristophanes anstimmten, und zwar nach der Melodie, in welcher die katholischen Geistlichen noch jetzt die sogenannte préface (praefatio) singen. Denn es ist hinlänglich bekannt, daß dieser Theil der Messe nichts Anderes ist, als das alte Rezitativ des Griechischen Theaters, welches die Tradition der Römischen Kirche aufbewahrt hat.

Eine besondere Aufmerksamkeit widmeten aber die Journale jener Zeit der berühmten Spartanischen Suppe, die im Alterthum so großen Beifall gefunden hatte, und die Freude war außerordentlich groß, als man sich das Rezept zu derselben durch die Bemühung des Bürgers Ephise Rotiffet zu verschaffen gewußt hatte, der selbst ein begeisterter Verehrer des Alterthums war. Seine Nachforschungen waren durch eine Frau von ausgezeichneter Bildung unterstützt worden, die für die älteste und vertrauteste Freundin des berühmten Abbé Barthelemy, des gelehrten Verfassers der Reisen des jungen Anacharsis, galt. Sonst war auch eine Alt-Griechische Suppe von Gerstenbrod mit Käse aus Brie sehr beliebt; eben so wilde Maulbeeren, die im Ofen gedörrt waren, wogegen die in Olivenöl gebackenen und mit schmierigem Honig angemachten Kuchen bei den Kennern keinen Beifall finden konnten.

Unwillkürlich muß man sich bei solchen Erzählungen an jenes Gastmahl im Geschmack der alten Griechen und Römer erinnern, welches im zweiten Theile des Peregrine Pickle mit so vielem Humor beschrieben wird. Als jener Verfasser diese Scenen schilderte, konnte wohl weder er noch einer seiner Leser daran denken, daß sich funfzig Jahre später bei einem Volke, das sich das raffinirteste in allen Tafelgenüssen zu seyn rühmt, diese Scenen in der Wirklichkeit wiederholen würden. Doch hören wir unsere Marquise weiter erzählen.

Wie die Männer, so gefielen sich auch die Frauen in der Griechischen Kleidung. Die Damen aus der Straße Vivienne und aus der Straße Thireux trugen nichts als ein leichtes Kleid von durchsichtiger Gaze (chemise de percale) und ein Mäntelchen von Musselin ohne Aermel; die ganze Brust und die Schultern waren durchaus entblößt. Diese antike und faltenlose (sans ampleur) Robe wurde auf der Taille unmittelbar unter der Brust von einem rothwollenen Gürtel zusammengehalten, und von derselben Farbe waren die drei- bis viermal um den Kopf geschlungenen Bänder, womit sie das Haar zu schmücken pflegten, das ziemlich kurz abgeschnitten war. Die Beine waren ganz nackt; die Stelle der Schuhe ersetzte der Cothurn, der bis zur Hälfte der Wade reichte, mit durchbrochenen Zacken und rothwollenem Besatz. Handschuhe sah man nirgends, und an Taschen konnte man bei einem solchen Gewande, welches nur eben über die Hüften hinabfiel, natürlich auch nicht denken.*) Man behalf sich denn, so gut es gehen wollte, mit einem netzförmigen Beutel (réticule); denn man konnte sich doch nicht bloß à l'antique kleiden, man mußte sich doch auch mitunter die Nase schnauben. Die Art aber, sich die Haare auf dem Wirbel des Kopfes à la victime frisiren zu lassen, verdankte ihren Ursprung den jungen Gefangenen, die nach dem 9. Thermidor aus ihren Kerkern befreit worden; die Republikanerinnen behielten diese Mode bei, zum Andenken an die erlittene Verfolgung. Und weil die Hand des Henkers die Generationen in Frankreich decimirt hatte, so trugen alle diese Damen große Sorge, die Nation über ihre Zukunft zufrieden zu stellen, indem sie alle sich den Anschein gaben, in gesegneten Umständen zu seyn. Diese Zeichen der Fruchtbarkeit nannte man die demi-termes, und keine elegante Frau aus dem Jahre 1796 würde haben öffentlich erscheinen wollen, ohne ihre Toilette durch einen solchen Zusatz zu verschönern.

Die dritte Art des Pariser Kostüms im genannten Jahre war die der Wunderbaren (merveilleuses), die vom Luxembourg, wo die fünf Direktoren ihre Residenz aufgeschlagen hatten, ausging. Diese Damen waren die entschiedenen Gegnerinnen der Griechischen Mode und gaben der Römischen Tracht den Vorzug, weil man bei derselben Veranlassung zu einer weit glänzenderen und eleganteren Toilette hatte. Diese reizen-

*) Nach den Souvenirs de la Marquise de Créquy. T. VII. p. 155—162.

**) Man muß der Marquise schon einige archäologische Unwissenheit zu gut halten, denn es war allerdings bei den Römern ein gesteigerter Luxus, wenn man die Blätter aus den Kränzen in die Becher pflückte und sie mittrank. Dafür hat der ältere Plinius in der historia naturalis (lib. XXI. sect. 9) den Ausdruck coronas bibere in der Anekdote von der Cleopatra und Antonius. Eben so unrichtig ist, was im Texte gleich darauf von der Entstehung der praefatio in der katholischen Messe angeführt ist. Allerdings nannte man in der Griechischen Liturgie die praefatio, welche zwischen der Secreta und dem Sanctus gesprochen wurde, προλογος, ohne aber dabei an Aristophanische Chorgesänge zu denken.

*) Damit man nicht glaube, daß die Aristokratin aus Verdruß ihre Schilderungen übertrieben habe, so setzen wir zur Vergleichung eine Stelle aus des eifrigen Bonapartisten Lavalette Memoiren her, der jene Zeit als Augenzeuge beschreibt: „Ohne es gesehen zu haben, wird man kaum glauben, daß liebliche Frauen, welche eine ausgezeichnete Erziehung genossen hatten und von vornehmer Geburt waren, fleischfarbige Pantalons trugen, den Kothurn anlegten und, kaum mit durchsichtigen Gazekleidern bedeckt, den Busen entblößt, die Arme nackt bis zu den Schultern, öffentliche Orte besuchten und weit entfernt waren, die allgemeine Schamhaftigkeit zu verletzen, im Gegentheil Beifall und Bewunderung fanden." (I. 175.)

den Julien, Agrippinen, Cornelien und Faustinen, welche am Hofe der neuen Tibere und Neronen glänzten, erschienen in lange, patriotische, purpurne Roben gekleidet, die mit kleinen goldenen Palmzweigen gestickt waren; ihre langen Haare fielen in Flechten à la Porzia herab und funkelten von kostbaren Steinen, was sich recht gut ausnahm. Aber ihre Fußbekleidung fiel sehr unangenehm in das Auge; denn ihre fleischfarbenen Strümpfe waren wie die Handschuhe, so daß die einzelnen Zehen sichtbar wurden, und überdies hatten sie auf einer jeden derselben einen Diamantring. Die Erfinderin dieser Mode war die Bürgerin Tallien; Gott weiß, woher sie dieselbe haben mochte, aber ihrem Geschmacke machte sie sicherlich keine Ehre.

Von der vierten Klasse, fährt die Marquise fort, von den sogenannten Incroyables in ihren buntgewürfelten Kleidern und mit Hundsohren (oreilles de chien*), mag ich lieber gar nicht sprechen. Diese waren mit allerhand Medaillons, mit Augengläsern, mit Halsbändern, mit Ohrringen von geschnittenen Steinen geschmückt und hatten die Haare zu einem förmlichen Gerüst aufgebaut, das entweder in Ringeln herabfiel oder von einem krummen Kamme zusammengehalten wurde. Sie trugen Strümpfe, wie man sie auch nicht leicht wiedersehen wird, von einem streifigen Zeuge, welches um die Füße lauter dicke Ringe bildete. Der Hals endlich war in eine wirklich unbegreifliche Halsbinde (système de cravate inconcevable) eingewickelt, und in der Hand führten sie ein kleines Stöckchen von Weinrebe in der Gestalt eines Kochlöffels. Die Marquise setzt hinzu, daß sie glaube, es hätten die Incroyables eine so auffallende Kleidung gewählt, um einen recht gründlichen Kontrast mit den Republikanern hervorzubringen. Die Carmagnole, sagt sie am Schlusse, war eine Infamie; die Griechische Kleidung, welche durch die Maler und Schauspieler aufkam, war eine Narrenposse (folie); aber das Kostüm, welches diese jungen Stutzer (muscadins) zur Mode machen wollten, war von einer unglaublichen Ueberschwenglichkeit. Das ist aber nicht der rechte Weg, die Narren zu übertreffen, wenn man es ihnen in Narrheit zuvorthun will.

Bibliographie.

Les deux mères. Scène de famille. — Von Lagache. 6 Fr.

Une voix dans le desert. — Von Laurent. 6 Fr.

Ma vie et mes pensées. — Von Leinode.

Mémoires sur les causes de la peste. — Von Pariset. 2½ Fr.

Nouveau système de physiologie végétale. — Von Raspail. 2 Bde. 30 Fr.

Histoire naturelle des insectes. Aptères. — Von Walckenaer. Erster Band. 6½ Fr.

La Suisse et le Tyrol. — Scenen aus dem Gebirgsleben. Mit Kupfern. 12 Fr.

Italien.

Ueber die Verschiedenheit der Angaben städtischer Bevölkerungen.

Von Adriano Balbi.**)

Wenn schon die Bestimmung der Einwohnerzahl eines Landes großen Schwierigkeiten unterliegt, so werden dieselben noch ungleich größer, wenn es sich darum handelt, die Bevölkerung einer Stadt zu zählen oder zu schätzen. Die Behauptung scheint auf den ersten Blick paradox, doch hoffen wir den Leser von ihrer Richtigkeit vollkommen überzeugen zu können. Die Untersuchungen gelehrter Statistiker und die Mittheilungen der berühmtesten und zuverlässigsten Reisenden geben uns Thatsachen genug an die Hand, auf die unsere Darstellung sich stützen kann.

Da das Verfahren des rechnenden Statistikers sich immer nach der Beschaffenheit der Quellen und Nachweise richten muß, die ihm zu Gebote stehen, so muß man vor aller Untersuchung sich davon Rechenschaft geben, ob das Land, die Stadt, die Gegend, deren Einwohnerzahl ermittelt werden soll, zu einem der wissenschaftlichen Statistik zugänglichen geographischen Gebiete gehört oder nicht. Demzufolge müssen wir zwei Klassen von Städten unterscheiden: erstens solche, deren Bevölkerung uns durch bereits angestellte Zählungen, wo nicht genau doch einigermaßen bekannt ist, so daß wir an jenen Zählungen eine verläßliche Basis für die Abschätzung besitzen; zweitens solche, für die noch keine Zählung angestellt oder noch keine uns bekannt geworden ist. Die Städte der letzteren Klasse liegen, wie sich von selbst versteht, meistens in solchen Ländern und Provinzen, die noch gar nicht oder nur wenig statistisch erforscht sind.

Betrachten wir zuvörderst nur die Städte der ersten Klasse, so begegnen uns gleich mancherlei Bedenken, die eine große Unsicherheit in den Zahlen hervorbringen. Erstens nämlich wird in vielen Fällen nicht bemerkt, ob in der angegebenen Einwohnerzahl nur die Bewohner des Stadtbezirkes im engsten Sinne begriffen, oder ob die Bewohner der Vorstädte, der umliegenden einzelnen Häuser, der zum Stadtweichbild gehörigen Werke, Weiler, Dörfer und dergleichen mitgezählt sind. Daher rühren die größten Abweichungen in statistischen Tabellen, die beinahe gleichzeitig abgefaßt sind; der Eine hat nur die Bevölkerung intra muros angeben wollen; der Andere hat die Vorstädte und die nächstliegenden einzelnen Wohnungen und Gehöfte mit in Rechnung gebracht; noch Andere zählen Alles mit, was innerhalb des Kreises oder Weichbildes der Stadt wohnt. In manchem Schwedischen und Norwegischen Dorfe, besonders höher gegen Norden, findet man nicht den fünften Theil der Einwohnerzahl, die sie, den geschätztesten geographischen Handbüchern zufolge, haben sollen. Wenn man liest, eine Stadt in Italien, in Spanien, in Großbritanien, im Oesterreichischen Kaiserstaat u. s. w. habe so und so viel Einwohner, so ist dabei in der Regel die Bevölkerung der Vorstädte und der umliegenden Wohnstellen, öfters auch die Bevölkerung sämmtlicher ländlicher Gemeinden des Stadtbezirkes mitbegriffen.

Als z. B. im Jahre 1810 zu Padua die Volkszählung angestellt wurde, ergaben sich innerhalb der Stadtmauern 31,174, in den Vorstädten 12,177, ferner in neun zum Stadtbezirke gehörigen Gemeinden 17,633 Köpfe. Demnach konnte ein Reisender, ein Geograph und Statistiker die Bevölkerung von Padua angeben: a) der Stadt im engeren Sinne zu 31,174, b) der Stadt mit den Vorstädten zu 43,351 c) der Stadt mit Vorstädten und Landbezirk zu 60,984. Die jüngste im Jahre 1832 angestellte Zählung giebt für a) 36,381, für b) 50,981 für c) 78,318. Zu Wien wurden im Jahre 1824 gezählt 289,598 Einwohner bürgerlichen Standes; davon aber nur 49,550 in der eigentlichen Stadt Wien, die übrigen in den vierunddreißig Vorstädten und in den fünf der Stadt zunächst liegenden Ortschaften, Herrenhaus, Matzlerchenfeld, Wahring, Fünfhaus und Simmering; die letzteren kaum zusammen 15,806 Einwohner. Im Jahre 1826 zählte man zu Wien 280,805 Einwohner bürgerlichen Standes, davon 51,525 in der eigentlichen Stadt, 215,030 in den Vorstädten, 14,250 in den fünf Ortschaften außerhalb der Linie. — Ueber die Bevölkerung der Ungarischen Stadt Schemnitz findet man in gleichzeitigen Quellen, die sämmtlich Glauben verdienen, auffallend abweichende Angaben, die sich wahrscheinlich auf ähnliche Weise erklären.

Die Stadt Odessa, über deren Bevölkerung die Angaben gleichfalls sehr schwankend sind, zählte 1829 innerhalb des Freihafengebietes nur 41,552 Einwohner; hätte man die anstoßenden Ortschaften und Straßen jenseits der Zolllinien mitgezählt, so wären ungefähr 60,000 herausgekommen. Die Einwohnerzahl von München wurde aus gleichen Gründen lange Zeit zu gering angegeben; sie belief sich im Jahre 1829 auf 95,718, die folgendermaßen vertheilt war: 79,530, worunter 4863 vom Militair in der eigentlichen Stadt, 9505 in der Vorstadt Au, 4501 in Haidhausen, und 2182 in Obergiesing.

Wenn man bei Englischen Geographen und Statistikern die Einwohnerzahl einer Stadt angegeben findet, so ist dies fast durchgängig so zu verstehen, daß die Seelenzahl in allen innerhalb des Jurisdictionsbezirkes der Stadt gelegenen Kirchspielen mitgerechnet ist. Wenn die Einwohnerzahl von London auf Grund der jüngsten Zählung zu 1,624,034 angegeben wird, so sind hierbei nicht bloß die Einwohner der City und der ihr zugehörigen vorstädtischen Bezirke, sondern es sind auch alle Kirchspiele von Westminster und Southwark eingerechnet, obwohl die letzteren nicht zur Jurisdiction des Lord-Mayor von London gehören. Die ganze Grafschaft Middlesex, in der das eigentliche London liegt, besitzt nur eine Seelenzahl von 1,358,200, das ist um ein ganzes Fünftheil weniger als die obige Angabe. Dieselbe Bewandniß hat es mit sehr vielen Großbritanischen Städten. So z. B. werden zur Bevölkerung der Stadt Newcastle in der Grafschaft Durham gewöhnlich die Einwohner des anstoßenden Fleckens Gateshead mitgerechnet; dieser Flecken gehört aber gar nicht mehr zur Grafschaft Durham. Sheffield in der Grafschaft Chester, sollte nach der im Jahre 1821 angestellten Zählung 44,937 Einwohner haben, in der eigentlichen Stadt wohnten aber nur 21,726; für Sheffield in der Grafschaft York wurden 62,115 angegeben, die eigentliche Stadt enthielt nur 42,157; in Edinburg, der Hauptstadt von Schottland, zählte man 138,235 Seelen, davon aber 9870 in Canongate, 30,597 in St. Cuthbert, 7023 in North-Leith, und 18,975 in South-Leith.

Hieraus ist leicht zu ersehen, daß man einen großen Irrthum begeht, wenn man auf bloße Zahlenangaben hin Englische und Französische Städte in Rücksicht auf ihre Bevölkerung vergleichen will. Unter Berufung auf die Resultate der jüngsten in Großbritanien vorgenommenen Zählung, hat Herr Galibert einen interessanten Artikel in der Revue britannique mitgetheilt, worin er nachzuweisen sucht, wie man es anstellen müßte, um die Einwohnerzahl von Paris und London zu vergleichen. Erstlich müßte man zu den zwölf Stadtbezirken von Paris noch die Bevölkerung von Montrouge, Passy, Batignolles und anderen bereits zur Stadt gezogenen Ortschaften miteinrechnen. Dazu kommt in der Pariser Bevölkerung noch ein wandelbares, wanderndes, ab- und zuströmendes Element, z. B. von Leuten, die nur die Hälfte des Jahres in Paris, die andere Hälfte in den Departements zubringen; ferner die in Paris garnisonirenden Regimenter und dgl. m., kurz es findet sich wenn der Vergleichung gleiche Bedingungen zu Grunde liegen sollen, daß man entweder von der Londoner Bevölkerungssumme gewisse Bestandtheile zum Belauf von ungefähr 200,000 abrechnen oder zu der Pariser ein Masse von angefähr 100,000 zurechnen muß. Dasselbe gilt von allen Französischen Städten im Vergleich mit den Englischen. Die Einwohnerzahl von Lyon z. B. wird immer weit unter ihrem wirklichen Betrag angegeben, weil man die Bevölkerung der beiden anstoßenden Vorstädte La Guillotière und La Croix-Rousse nicht mitzählt; hingegen Manchester, Liverpool, Birmingham, Edinburg, u. s. w. sind in der Wirklichkeit bei weitem nicht so stark bevölkert, wie die Angaben lauten, in welchen man die Bewohner aller umliegender Landgemeinden miteinrechnet.

Zu Philadelphia ergab 1830 die Zählung 167,841 Einwohner; davon wohnten 80,458 in der Stadt, 58,380 in den nördlichen Vorstädten (Northern Suburbs) und 29,003 in den südlichen (Southern Suburbs).

Im Jahre 1810 zählte man zu Havana 43,175 Einwohner in der Stadt, außerdem aber noch in den Vorstädten, wie folgt: 28,419 in La Salud, 11,623 in Jesus Maria, 3989 in Jesus del Monte, 2588

*) Wir wissen keinen passenderen Ausdruck. Die Sache selbst aber erläutern zwei Stellen aus Napoleon's Lebensgeschichte; denn da, wo die Herzogin von Abrantes (Denkwürdigk. I. 190) seine schlechte Kleidung bei seinem ersten Auftreten in Paris beschreibt, spricht sie ebenfalls von „zwei schlecht gepuderten Hundsohren, die auf den Kragen seines grauen Ueberrocks herabgefallen waren", und Baron Fain schildert ihn im Manuscrit de l'an trois (1793—1795), indem er sagt: Ses cheveux longs lui tombent des deux côtés du front, le reste de sa chevelure, sans poudre, se rattache en queue par derrière.

**) Als Nachtrag zu seinem Abrégé de géographie, von welchem so eben in Paris eine dritte Auflage erscheint.

San Lazaro, 2290 in Horcon, 2218 in Regla, 2000 in Lo Cervo. Wenn man dieses Alles zusammenschlüge, so würde man die Einwohnerzahl der Hauptstadt von Cuba, ganz richtig, auf mehr als 96,304 Seelen berechnen. Eben so geben die Nord-Amerikanischen Geographen der Stadt Boston nur eine Bevölkerung von 61,392 Seelen; wenn sie aber nach Englischer Weise rechnen und die Bewohnerschaft von Charlestown und anderen anstoßenden Ortschaften mit zur Stadt ziehen wollten, so kämen über 80,000 heraus.

Ein zweites Bedenken ist folgendes: sehr häufig wird bei Angabe der Einwohnerzahl von Städten nicht bemerkt, ob das in Besatzung liegende Militair mitgerechnet ist oder nicht. Zwar bei Städten des ersten Ranges, bei ungemein volkreichen Hauptstädten, wie Paris und London, macht die Zu- oder Abrechnung des Militairs wenig aus; die allerstärkste Besatzung kommt gegen eine so ungeheure Volksmasse nur wenig in Betracht. Mit Wien, Berlin, Petersburg verhält sich die Sache schon anders; hier sind die Volksmassen bei weitem geringer, das Militair dagegen ist verhältnißmäßig ungleich zahlreicher, als in der Französischen und der Englischen Hauptstadt. Am auffallendsten aber wird der Unterschied, wenn es sich von Festungen, Kriegshäfen und anderen Waffenplätzen handelt, wo die militairische Besatzung nicht selten ein volles Viertheil oder gar ein Drittheil der gesammten bürgerlichen Bevölkerung beträgt.

So z. B. zählte man 1813 zu Petersburg 285,500 Einwohner, darunter 55,036 Mann Militair; im Jahre 1823 zu Moskau 246,545 Seelen, darunter 22,194 vom Militair.

Zu Anfange des Jahres 1826 belief sich nach Rohrer die Gesammtbevölkerung von Wien auf etwa 300,000, darunter das Militair auf etwa 20,000 Mann. Paris hatte laut der Zählung von 1817 eine Bevölkerung von 713,966 Seelen; davon betrug die Besatzung 17,073, dazu kamen 3192 Invaliden, also belief sich die Zahl des zu Paris stationirenden Militairs auf 20,265. Berlin hatte im Jahre 1826 99,776 Einwohner bürgerlichen Standes und daneben 16,461 Mann Militair. Im Jahre 1817 zählte man zu Venedig 101,638 vom Bürgerstande und 6700 vom Militair; in demselben Jahre zu Warschau 6,000 Bürgerliche und 10,000 Soldaten. Zu Mainz lagen im Jahre 1816 über 10,000 Mann Besatzung, während die Bevölkerung der Stadt nur 25,251 betrug. Die Stadt Sebastopol in der Krimm, bei welcher sich ein Russischer Haupt-Kriegshafen befindet, hat höchstens 6000 Seelen eigener Bevölkerung; sie steigt aber auf 15,000 durch das gesammte Personal der Marine, welches den größten Theil des Jahres über daselbst stationirt. Olmütz hat nur 12,000 Einwohner, aber, die Besatzung mitgerechnet, wohl 20,000. Die Stadt Gibraltar hat 20,000 Einwohner, dazu kommt Jahr aus Jahr ein eine Besatzung von 5000, die in Kriegszeiten auf 10,000 und mehr gebracht wird. Die kleineren festen Plätze vollends, z. B. Palma auf Majorka, Peschiera im Venetianischen, Silberberg, Küstrin und Torgau in der Preußischen Monarchie, haben fast immer beinahe so viel Besatzung als eigene Einwohner.

Türkei.

Eine Reise zu Wasser von Konstantinopel nach Ungarn.

Aus dem Tagebuch eines Britischen Offiziers.

Um die Mittagszeit des 24. September 1836 gingen wir in dem prächtigen Hafen von Konstantinopel an Bord des schönen Oesterreichischen Dampfschiffes „Ferdinand I.“ Das Boot sollte uns bis Galatz, einer Moldauischen Stadt, bringen, die ungefähr 60 Engl. Meilen von der Mündung der Donau entfernt liegt. Unsere Reisegesellschaft bestand aus sechs Herren, worunter drei liebenswürdige und unterrichtete Deutsche. Den Bosporus hinan ging es langsam, wegen der beständigen starken Strömung aus dem Schwarzen Meere; allein dieser Umstand erhöhte noch unseren Genuß, da es vielleicht in der ganzen Welt keine entzückendere Gegend giebt, als die Ufer des Bosporus bei schönem Wetter. Die Krümmungen des Ufers theilen diese Meerenge in viele freundliche Binnen-Seen von dunkler Bläue, deren Strand mit Orangen-Hainen, Baumgärten und Rebenhügeln bedeckt ist, welche die lachenden Kioske der reichen Griechischen, Armenischen und Fränkischen Kaufleute umgeben.

Von der Serai-Spitze an segelten wir bei einer Reihe prächtiger Paläste und anderer Bauten vorüber und durch eine Flotte von größeren und kleineren Schiffen, welche die Wirkung der ganzen Scene noch verstärkt. Kaum war aber die „Erbadene Pforte“ mit ihren vergoldeten Moscheen und Minarets unseren Blicken entschwunden, als wir auch schon an die Eitelkeit alles irdischen Glanzes erinnert wurden. Der Himmel verdüsterte sich, und bald gab es so vielen Nebel, Regen und Wind, daß wir nichts Anderes mehr sehen konnten.

Zu Therapia — etwa 14 Engl. Meilen von Stambul — gesellte sich ein Britischer Offizier mit seiner Tochter zu uns, einer jungen Dame von eben so viel Geist als Liebenswürdigkeit. Das Wetter war so abscheulich, daß wir bei Büjükdere*) eine Zeit lang landen mußten. Abends acht Uhr kamen wir im Schwarzen Meere an.

Der Bosporus ist da, wo er das Schwarze Meer berührt, sehr eng, weshalb Fahrzeuge, die im Finstern oder bei starkem Nebel einlaufen wollen, sehr auf ihrer Hut seyn müssen. Zwar giebt es hier zwei wohlgelegene Türkische Leuchttürme; aber die Beleuchtung ist so schlecht, daß sie gar keinen Nutzen gewähren. Am Mittag des 25sten kamen wir bei Cap Emineh, dem Ende der Balkan-Kette, vorüber, und Nachmittags 4 Uhr ankerten wir in der Bucht von Wärna. Es ist dies eine kleine Bai mit gutem Ankergrunde von fünf bis acht Faden Tiefe. An der Süd- und Ost-Seite ist sie unbeschützt, und mächtige Wogen dringen ein, wenn die Winde aus jenen Himmels-Gegenden vorherrschen. Eine beständige Brandung macht das Landen schwierig. Die Stadt Warna liegt in einer Tief-Ebene zwischen dem Meere und einem großen Binnen-See. Der kleine Strom, welcher aus dem See in das Meer fließt, hat durch Kunst mehr Tiefe und eine solche Gestalt bekommen, daß er den Platz mit vertheidigen hilft. Die Meer-Batterieen sind stark und gut angelegt; die Land-Fortificationen bestehen aus einer Linie von Verschanzungen, zwischen See und Meer. Der Plan dazu war vortrefflich, und das Terrain eignet sich ganz besonders zu einer befestigten Stadt; aber die Festungs-Werke, an denen man jetzt baut, haben ein gar kümmerliches Ansehen; es sind lange Linien unbedeckter Zwischenwälle, mit kleinen Bastionen. Bedeckte Wege und Außenwerke fehlen ganz; der einzige Graben ist schmal und seicht, und wenigstens die Hälfte der Contre-Escarpe an keiner Seite beschützt. Gegen Westen dehnt sich ein fruchtbares Thal aus, und sowohl nordwärts als südwärts erheben sich, etwa 5 Engl. Meilen entfernt, hohe Felsen-Reihen mit schwierigen Pässen.

Da wir hier einige Ladung einzunehmen hatten, so stiegen wir ans Land und promenirten durch die Stadt, welche ein trübseliges und ärmliches Ansehen hat. Wir machten Abschid Pascha unsere Aufwartung; und dieser empfing uns mit vieler Güte. In der ganzen Türkei herrscht eine große Vorliebe für England. Nachdem wir einige Pfeifen geraucht und Kaffee geschlürft hatten, ließ der Pascha für die Lady und einige andere Personen von der Gesellschaft seinen eigenen Wagen vorfahren, für mich aber ein herrliches Pferd aufzäumen; und so besuchten wir in Begleitung eines Italiänischen Offiziers, der in Diensten des Pascha's steht, die Festungswerke.

Um acht Uhr Abends gingen wir sehr befriedigt wieder an Bord. Das Wetter blieb schön, und wir erfreuten uns einer nächtlichen Fahrt auf dem jetzt beruhigten Pontus Euxinus bei hellem Mondlicht. Um die Mittagszeit des folgenden Tages passirten wir das Land zwischen den beiden Donau-Mündungen Portitscha und Georgiew, das sehr flach ist, und an die Küste Coromandel erinnert. Indem wir unsere Fahrt dicht an der Küste fortsetzten, gelangten wir um 2½ Uhr an die Mündung Sulima, welche die Haupt-Einfahrt in die Donau ist. Wir fuhren sogleich hinein und glaubten beinahe, daß hier, statt eines Flusses, ein breiter Kanal sey; denn die Donau hat in dieser Gegend bei 250 Yard's Breite gegen 50 Fuß Tiefe, und diese Tiefe geht so dicht bis ans Ufer, daß man letzteres mit den Rudern bestreichen könnte. Der Fluß behält diese Breite und Tiefe bis in die Nähe von Galatz, und eben so weit reicht die monotone Fläche. Von Anbau sieht man nirgends eine Spur; Schafe, Rindvieh und Pferde sind selten; das Land ist die personifizirte Einöde.

Zwischen dem Bosporus und den Donau-Mündungen giebt es keinen Hafen für große Schiffe; aber an sehr vielen Stellen ist guter Ankergrund, der eine Engl. Meile vom Lande 5 Faden mißt und dann allmälig sich vertieft, bis auf 25 Faden in einer Entfernung von drei Meilen. Wir setzten unsere Fahrt stromaufwärts fort, ohne daß uns Jemand anbielt, obschon wir an der Bessarabischen Seite von einer Englischen Meile zur anderen Russische Wachthäuser gewahrten.

Gegen zehn Uhr Abends passirten wir bei hellem Mondlicht eine Sandbank, mit ungefähr 12 Fuß Wassertiefe, welche die Agherna-Bank heißt. Sie bildet sich durch die Erweiterung des Flusses und die Lostrennung eines bedeutenden Armes. Hier werden die Schiffe ausgeladen und nicht eher wieder befrachtet, als bis die Gefahr vorüber ist. Wir begrüßten Tultschi, ein kleines Bulgarisches Fort und Dorf. Am Morgen früh passirten wir die Mündung des Pruth, eines Flusses, der nur insofern merkwürdig ist, als er die Gränze zwischen der Moldau und Rußland bildet; und um sechs Uhr Nachmittag (den 27sten September) erreichten wir die Moldauische Stadt Galatz, die erste Haupt-Station auf unserer Fahrt.

Galatz ist eine kleine offene Stadt und hat eine gute Lage an der einzigen Anhöhe, die wir auf der linken Seite des Flusses bis dahin gewahrten. Da die großen Schiffe wegen der abnehmenden Tiefe des Wassers nur bis hierher segeln können, so wird in Galatz ein lebhafter Handel getrieben, indem man hier Felle, Talg, Wolle, Getraide und Bauholz für alle Küsten des Mittelländischen Meeres einschifft. Mehrere Schiffe von 200 bis 300 Tonnen wurden während unseres Aufenthalts befrachtet. Da der Sanitäts-Cordon uns keine Landung an der Moldauischen Küste erlaubte, so setzten wir quer über den Fluß, um das Ufer von Silistria kennen zu lernen. Diese Gegend ist nur eine Fortsetzung der öden Flächen des Donau-Delta's, und nur wenige vereinzelte Hügel in einer Entfernung von ungefähr 10 Engl. Meilen geben der Landschaft einigen Hintergrund. Wir besuchten zwei kleine Dörfer, in denen wir viel Armuth, aber auch viel Gastfreiheit und Genügsamkeit fanden. Wir kauften da einige große herrliche Wasser-Melonen.

Den 28. September beehrte uns der Hospodar der Moldau an der Spitze seines General-Stabes mit einem Besuche. Am Abend desselben Tages kam das Dampfboot „Pannonia“, welches uns weiter fördern sollte, und am folgenden Tage bezogen wir unsere neue schwimmende Wohnung.

Der „Ferdinand I.“, auf dem wir gekommen waren, ist ein schönes und tüchtiges Boot mit zwei Maschinen, von denen jede die Kraft von 50 Pferden hat. Zu unserer Fahrt von Konstantinopel nach Galatz hatten wir 66 Stunden gebraucht, mit Einschluß von 9 Stunden, die wir in Allem vor Anker gelegen; also waren wir nur 57 Stunden gefahren.

Die „Pannonia“, welche am 30. September mit uns und unseren Effekten von Galatz aufbrach, ist ein kleines Boot mit plattem Kiele, einem Boote von Gravesend sehr ähnlich. Es enthält eine kleine Kajüte für Damen und einen großen Saal für die männlichen Passagiere. Seine beiden Maschinen, jede von 18 Pferden Kraft, sind viel zu schwach, und das Schiff hat deshalb viele Noth, wenn ein starker widriger Wind sich erhebt. Wir passirten die Stadt Brailow (Ibrail) vor Tagesanbruch. Von hier an verliert der Fluß seine kanalartige

*) Unser Britischer Offizier muß einen schlechten Dolmetsch für Türkische Wörter gehabt haben; denn er übersetzt bujük-dere, was große Wiese bedeutet, durch tiefe Bucht (deep bay)!

Gestalt; er wird reißender, breiter und seichter. An den Ufern sieht man Zwerg-Weiden, mit Espen untermischt, und andere Bäume, welche feuchten Boden lieben. Von hier an erscheint das Land als eine schöne wellenförmige Niederung, von Felsen eingefaßt, an deren Fuße die Donau strömt. Auf einem dieser Felsen-Ufer steht das kleine Kastell Hirsowa, welches von einer bedeutenden Russischen Streitmacht erst nach einer beinahe zweimonatlichen Belagerung eingenommen wurde. Die Stadt ist seitdem nur noch ein Haufen von Lehmblitten. Wir landeten hier und nahmen eine kleine Anzahl schmutziger Türken, Juden u. s. w. als Verdeck-Passagiere auf.

Die Bulgarei hat viel Schaaf- und Rindviehzucht; auch Pferde werden viel gezogen. Um fünf Uhr Nachmittags erreichten wir Zarniboda, bei welchem Orte der Fluß jählings nach Westen sich dreht. Von hier beträgt die Distanz zu Lande bis zum Schwarzen Meere nur zehn Seemeilen. Dazwischen liegt ein fruchtbares Thal, welches einst zu den Mündungen der Donau gehört haben muß, denn noch jetzt findet ein kleiner Strom durch dasselbe seinen Weg in das Meer.

Um zwei Uhr nach Mitternacht kamen wir vor Silistria an. Da wir nothwendig mit dem Pascha zu verkehren hatten, so mußten wir warten, bis es Seiner Hoheit gefiel, das Bett zu verlassen. Dieser Verzug reute mich nicht, da er mir Gelegenheit gab, die Stadt genauer anzusehen, welche mit einer Türkischen Garnison von 12,000 Mann einem 50,000 Mann starken Russischen Belagerungs-Heer neun Monate lang Widerstand leistete. Die Festungswerke sind in demselben Stile erbaut wie die von Warna — lange und schwache Zwischen-Wälle, mit zwei oder drei elenden, weit aus einander liegenden Bastionen. Die Stadt ist verödet, und es war unmöglich, Eier, Milch oder auch nur Obst zu bekommen, obschon das letztere in dieser Gegend beinahe wild wächst. Die Stör-Fischerei hatte in diesem Jahre wenig Ausbeute geliefert, und so konnten wir nicht einmal frischen Kaviar haben. Unermeßliche Heerden von Rindvieh, Schaafen und Pferden waren auf der Wanderung nach Rußland.

Die Bulgarei ist von Silistria an ein schönes Land, wo üppige Niederungen mit anmuthig bewaldeten Ufern wechseln. Bei der Stadt Olenitza, auf dem Wallachischen Ufer, sind ausgedehnte Salz-Bergwerke, welche alles Türkische Land an beiden Seiten der Donau versorgen.

Um drei Uhr Nachmittags hielten wir bei Turkikai, einem schönen Dorfe, dessen Häuser auf einem weiten Areale zwischen Baumgärten, Weingärten u. s. w. zerstreut lagen. Dieser Ort zählt etwa 3000 Einwohner, die, nach dem guten Anbau der Gegend zu urtheilen, verständige und betriebsame Leute seyn müssen. Um neun Uhr erreichten wir Dschurdschewo (Giurgewo), eine Wallachische Stadt, wo man gerade ein Fest zu feiern schien; denn die Häuser waren erleuchtet, und viele Raketen flogen in die Luft. Um zehn Uhr Abends ankerten wir bei Rustschuk. Hier mußten wir übernachten, da es nicht möglich war, vor Anbruch des folgenden Tages Kohlen einzunehmen.

Von Silistria bis Rustschuk hatten wir bei seichtem und reißendem Wasser vierzehn Stunden gebraucht. Rustschuk ist eine schöne Stadt von 30,000 Einwohnern und liegt auf einer Reihe schroffer Anhöhen. Die Nordseite wird von der Donau und die Westseite von einem schmalen Strome beschützt, den man zu einem tüchtigen Graben erweitert und vertieft hat. Die Festungswerke sind großartig und nach einem vortrefflichen Plane angelegt; es war dies, mit einem Worte, die erste starke Festung, die ich bis dahin auf Türkischem Gebiete gesehen hatte. Die Umgebungen sind sehr gut angebaut und ausnehmend fruchtbar, was man aus der großen Wohlfeilheit vieler Lebensmittel — z. B. Eier, Rind- und Hammelfleisch, Geflügel u. s. w. — abnehmen kann. Die Ausfuhr besteht in Getraide, Vieh, Wolle, Häuten, Talg und Bauholz; Einfuhr-Artikel sind: Salz von Olenitza, Kaffee, Zucker, Eisen und Fabrikwaaren.

Des folgenden Morgens um acht Uhr setzten wir unsere Reise fort. Die Bulgarische Landschaft zeigte sich immer fruchtbar und angebaut — die Wallachei dagegen immer öde und unerquicklich. Um zwei Uhr Nachmittags hielten wir einige Minuten bei Listowa, einer kleinen, aber schön gelegenen Stadt, die von einem Amphitheater von Hügeln umgeben ist. Das östliche Ende dieser Hügelreihe bildet ein kühnes felsiges Vorgebirge, auf welchem ein verwittertes Gothisches Kastell steht. Wir verschafften uns hier treffliche Weintrauben und Wasser-Melonen von ungeheurer Größe. Diese köstliche Frucht ist im Sommer hier eine Hauptnahrung der niederen Klassen. Etwas oberhalb Listowa's hat der Fluß eine Englische Meile in der Breite, und die Schifffahrt ist wegen ausgedehnter Sandbänke und reißender Strömungen sehr schwierig.

Die Donau ist auf ihrem ganzen Laufe von Pesth bis ins Meer eben so trüb und schmutzig, wie die Themse an der Londoner Brücke, und es gehört ein außerordentlich geübtes Auge dazu, um die Gefahren zu entdecken, die unter diesem flüssigen Schlamme verborgen sind. Um 6½ Uhr erreichten wir Nikopolis, wo zu unserer großen Freude der letzte Verdeck-Passagier mit seinem unangenehmen Gepäck Abschied nahm.

Von Rustschuk bis Nikopolis waren wir eilf Stunden unter Dampf gewesen. Die „Pannonia" hat nicht Kraft genug, um den Strömungen widerstehen zu können, die in jener Gegend so häufig sind; aber es heißt, daß eiserne Böte mit Maschinen von doppelt so großer Kraft eingeführt werden sollen. Nikopolis ist eine hübsch gelegene kleine Stadt, die sonst nichts Interessantes darbietet. Wir verließen sie um zwei Uhr des Morgens, bei Mondschein; bald aber sahen wir uns genöthigt, zu ankern, weil ein dicker Nebel, wie sie auf der Donau nichts Ungewöhnliches sind, eingetreten war. Erst um sieben Uhr konnten wir weiter fahren, und um 11 Uhr passirten wir Rahowa, eine andere schön gelegene und dabei große Stadt in der Bulgarei. Nahe dem Ufer bemerkten wir die Ruinen bedeutender Römischer Bäder und auf einer schroffen Anhöhe ein Stück von einem großen antiken Kastell.

Nachmittags drei Uhr hielten wir an einem eingefriedigten Platze auf der Wallachischen Seite, welchen die Dampfschifffahrts-Gesellschaft als ein Depot für Kohlen angewiesen erhielt. Eine Wache in der Nähe hat darauf zu sehen, daß die Passagiere nicht umherlaufen und die Regeln der Quarantaine verletzen. Der Spaziergang am Ufer ist auf die Länge des Schiffes und des Kohlenplatzes beschränkt. Das kleine Stück Wallachischen Landes, welches wir übersehen konnten, schien fruchtbar und war mit Heuschobern bedeckt. Nach anderthalb Stunden schifften wir uns wieder ein, mußten aber schon um sieben Uhr ankern; denn die Nacht war so finster, daß der Pilot sich weigerte, sein Amt zu verwalten.

Des anderen Morgens um die siebente Stunde erreichten wir Widdin, eine große volkreiche Bulgarische Stadt, wo wir eine Stunde verweilten. Die Festungswerke sind großartig und höchst zweckmäßig angelegt; eine sehr starke Fronte derselben, von 1200 Yard's Länge, ist dem Fluße zugekehrt, und vier mächtige Bastionen bestreichen seinen Lauf. Die Fortifikationen an der Landseite sind nach demselben Maßstabe angelegt. Die Festung hat 280 Kanonen, von denen in diesem Augenblick die meisten dienstfähig sind.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Englische Gesetzgebung. Die Engländer fangen nunmehr endlich auch an, einzusehen, daß ein Gesetz, wenn es seine Zwecke vollständig erfüllen soll, auch in knapper Form und in einer dem niederen Volke eben so wie dem geübten Rechtsgelehrten verständlichen Sprache abgefaßt seyn muß. Das Parlament hat, um Vorschläge in dieser Beziehung zu erhalten, einen Ausschuß niedergesetzt, und von diesem ist so eben der vollständige Bericht im Druck erschienen.*) Unter den Sachkundigen, deren Gutachten bei dieser Gelegenheit vernommen worden, befindet sich auch ein Nord-Amerikanischer Rechtsgelehrter, Herr Duer, der für sein Vaterland einen großen Theil der Englischen Rechts-Statuten umgearbeitet hat. Uebereinstimmend waren sämmtliche Gutachten darin, daß England, welches sich rühme, das freieste Land in der Welt zu seyn, die allerunverständlichsten dunkelsten Gesetze habe, daß hier die Richter sowohl als die Advokaten, die Magistratspersonen eben sowohl als das Volk, die Gesetze, unter denen sie lebten und deren Befolgung sie beschworen hätten, gar nicht kennen, ja, daß sogar die Legislatoren, welche die Gesetze machten, im Ganzen eben so unwissend in dieser Beziehung seyen, als alle Uebrigen. „Wir haben uns", wird unter Anderem gesagt, „an diesen Zustand der Dunkelheit nun schon so lange gewöhnt, daß wir gleichsam Furcht vor dem Lichte haben oder uns einbilden, daß ein verständlich abgefaßtes Gesetz unmöglich auch ein gutes seyn könne." Es ist in Vorschlag gebracht worden, eine Gesetz-Kommission zu errichten, welche jede neue Bill in sprachlicher Hinsicht prüfen und nach gewissen festzustellenden Grundsätzen auf eine möglichst einfache Fassung zurückführen soll. Es fragt sich jedoch, ob die Parlaments-Mitglieder in dieser Kommission nicht eine Beschränkung ihres Rechtes erblicken würden, nach Gefallen Gesetze vorzuschlagen und in das Ober- oder Unterhaus einzubringen. Darum haben Andere gemeint, daß ein gewisses Paradigma, eine Formel, wonach alle Bills unabänderlich zu entwerfen seyen, für den Zweck vielleicht genügen würde.

— Anerkennendes. Des Herrn Professor Adolf Erman „Reise um die Erde", deren zweiter Band unter der Presse ist, wird jetzt auch von Englischen Zeitschriften ein viel umfassendes interessantes Buch genannt, und zahlreiche Auszüge müssen diesem Urtheil als Beleg dienen. Das Athenaeum sagt bei dieser Gelegenheit von dem Verfasser, er sey ein Reisender aus der Schule Humboldt's, d. h. ein Mann, der, bevor er auf die Reise gegangen, seinen Geist mit dem vollständigsten gelehrten Apparat ausgerüstet habe und daher da, wo ein gewöhnlicher Englischer Reisender oft nichts als die Dunkelheit merkwürdig finde, mit Hülfe seiner wissenschaftlichen Leuchte Neues entdecke und Interessantes wahrnehme. Der Englische Kritiker meint zwar, dieser große Vortheil sey sehr oft auch mit dem Nachtheil verbunden, daß Reisende solcher Art ihren gelehrten Beobachtungen gar zu großen Spielraum ließen, und es wäre daher zu fürchten, daß auch das Erman'sche Werk über die Gebühr ausgedehnt werden möchte; wir können ihn jedoch mit der Versicherung beruhigen, daß, dem Vernehmen nach, mit dem zweiten Bande die eigentliche Reisebeschreibung des Verfassers beendigt seyn werde.

— Frau v. Staël und Göthe. Französische Blätter theilen eine bisher noch ungedruckt gewesene poetische Epistel der Frau v. Staël an Neapel mit. Der Anfang dieses Gedichtes erinnert so sehr an Mignon's Lied in Wilhelm Meister, daß wohl kaum zu zweifeln ist, die Verfasserin habe in ähnlicher sehnsüchtiger Weise das schöne Italien besingen wollen; doch hat sie sich von ihrer Phantasie und von dem historischen Boden, den sie bereits betreten hatte, nur zu bald hinreißen lassen, und aus der Elegie ist ein Dithyrambus geworden, der nur am Schlusse wieder eine elegische Wendung mit einem rührenden Hinblick auf Necker, ihren verstorbenen Vater, nimmt. Die ersten Zeilen des Gedichtes lauten:

Connais-tu cette terre où les myrtes fleurissent,
Où les rayons des cieux tombent avec amour,
Où des sons enchanteurs dans les airs retentissent,
Où la plus douce nuit succède au plus beau jour?

Von den Reizen des Landes an seine Geschichte erinnert, ruft sie wehmüthig aus:

Ah! bienheureux l'oubli dans la contrée antique,
Où par les souvenirs naîtrait tant de douleur;
Où tout fut généreux, noble, fier, héroïque.
Quels héritiers, grand Dieu, pour le peuple vainqueur!

*) Report from the select committee on public bills, with the minutes of evidence. Printed by order of the House of Commons.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 23. Berlin, Mittwoch den 22. Februar 1837.

England.

Die Aufsuchung der Wallfischfahrer im Jahre 1836.

Von Cap. James Clark Roß.

Zu Anfang des vorigen Jahres unternahm Capitain James Roß der jüngere seine neueste Reise nach dem nördlichen Eismeere, bei der er vornehmlich den Zweck hatte, über das Schicksal von elf verschollenen Wallfischfahrern Kunde zu erhalten. Am 21. Dezember 1835 zog der Capitain an Bord des Schiffes „Cove" im Hafen von Hull seine Flagge auf.

Man wendete Alles an, um das Fahrzeug zum Dienste geschickt zu machen. Die Zimmerleute, die Kalfaterer und alle übrige Werkleute arbeiteten sogar die ganze Nacht bei Fackelschein; erwägen wir jedoch, daß von den zwei- oder dreihundert Mann, die beständig auf dem Schiffe in Thätigkeit waren, die Meisten einen Bruder, einen Vater, oder einen Sohn an Bord der vermißten Schiffe hatten, so darf uns der Eifer und der Enthusiasmus, womit Jeder arbeitete, nicht Wunder nehmen. Von den Schiffs-Docken bei Deptford und Woolwich wurden Vorräthe jeglicher Art in Dampfböten dem „Cove" zugeführt. So war das Schiff schon in vierzehn Tagen zum Absegeln im Stande.

Während der Ausrüstung des „Cove" kamen zwei von den vermißten Schiffen, die „Harmony" und „Duncombe", in England an. Die Schiffseberen berichteten, daß vier dieser Schiffe, namentlich „William Torr", „Jane", „Viewforth" und „Middleton", im Land-Eise der West-Küste eingefroren seyen, und daß die anderen vier Schiffe, welche mit den angekommenen gemeinschaftlich gesegelt, noch von Eismassen umgeben, südwärts trieben. Das eilfte Schiff, „Dorden", hatte Schiffbruch gelitten, und die Mannschaft war an Bord der anderen Fahrzeuge aufgenommen worden.

Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, die vier von Eis eingeschlossenen Schiffe würden wohl baldigst wieder frei werden und im Hafen anlangen; allein es war auch die Möglichkeit vorhanden, daß sie in den Schollen stecken blieben, bis ihr ganzer Vorrath an Lebensmitteln erschöpft wäre. Unter diesen Umständen sollte der „Cove" dahin trachten, in möglichster Eile die Gränzen der Eismasse zu erreichen, damit er jedem Schiffe, sobald es herausgetrieben würde, gleich mit Speisevorräthen, Arznei und Kleidungsstücken aushelfen, auch, im Fall ein Fahrzeug gescheitert seyn sollte, die etwanigen Ueberlebenden aufnehmen könnte. Außerdem erhielt der „Cove" die Weisung, mit den Dänischen Kolonieen an der Westküste Grönlands in Verbindung zu treten, weil die Mannschaft eines verunglückten Fahrzeugs möglicher Weise dorthin sich gerettet haben konnte.

Zwei Bombardier-Galioten, der „Erebus" und der „Terror", sollten Capitain Roß nachgeschickt werden und ihm dazu behülflich seyn, durch die Hauptmasse des Central-Eises zu dringen. Die Ausrüstung beider Fahrzeuge begann mit großem Eifer; als aber der „Cove" abgesegelt war, ließ dieser Eifer nach, und endlich erhielten sie gar den Befehl, zurückzubleiben. So überließ man den „Cove" in dieser gefährlichen Jahreszeit ganz allein seinem Schicksal. Doch müssen wir hinzusetzen, daß, ehe dieser unlöbliche Beschluß erfolgte, alle übrige vermißte Schiffe, bis auf zwei — „William Torr" und „Lady Jane" — bereits zurückgekehrt waren. Den Berichten der Capitaine zufolge, war der „William Torr" wahrscheinlich nicht eingefroren, sondern trieb mit den Eismassen südwärts. Ein Besuch an der Westküste Grönlands war nun überflüssig geworden.

Am 5. Januar 1836 ging der „Cove" unter Segel. „Am Morgen des 9ten", heißt es in dem Schiffs-Tagebuche desselben, „verließen wir den Pentland Firth. Ein Fischerboot meldete uns, der „Norfolk", eines von den vermißten Schiffen, sey am 2. Januar in Stromneß angelangt. Da Wind und Fluth uns entgegen waren, so ankerten wir im Hafen Long-Hope, von wo Lieutenant Inman sofort nach Stromneß geschickt wurde, um von der Ankunft des „Norfolk" sich zu überzeugen und die neueste Kunde in Betreff der übrigen Schiffe einzuziehen.

Bald nachdem wir geankert hatten, kam ein Sturm aus Süd-West, und wir schätzten uns glücklich, in einem so guten Hafen seiner Wuth zu entrinnen. Am folgenden Tage ließ der Sturm bedeutend nach, und wir kamen schon mit der Dämmerung wohlbehalten in den Atlantischen Ocean.

Den 14. Januar, unter 6° W. Länge (von Greenwich) und 61° N. Breite, erblickten wir zu unserem Erstaunen zwei sehr große Eisberge. Da wir uns erst 200 Engl. Meilen von der Britischen Küste entfernt hatten, so war dies für die ganze Mannschaft eine höchst interessante Erscheinung. Man konnte mit Recht befürchten, daß manches Schiff zur Nachtzeit oder bei dichtem Nebel an diesen Massen zertrümmern möchte. Der eine von den Eisbergen hatte nicht weniger als siebzig Fuß Höhe und mehr als eine Engl. Meile im Durchmesser; der andere war noch höher, aber viel weniger ausgedehnt.

Von dem Wetter, das wir jetzt zu bestehen hatten, kann nur derjenige sich einen Begriff machen, der mit uns zu Schiffe war. Heftige Stürme aus Westen folgten so rasch auf einander, daß Offiziere und Mannschaft Alles, was in ihren Kräften stand, aufbieten mußten, um dagegen anzukämpfen. Wir machten uns jede veränderte Richtung des Windes sorgfältig zu Nutze und breiteten, so oft er nachließ, alle Segel aus, die das Schiff tragen konnte. Den 24sten hatten wir unter 59½° N. B. den Meridian von Island erreicht. Am Abend jenes Tages erhob sich ein gewaltiger Sturm, der fünf ganze Tage anhielt und am Nachmittag des 28sten sein höchstes Stadium erreicht zu haben schien. Die See stieg in ungeheuren Wogen, deren mächtiger Andrang unserem kleinen Schiff jeden Augenblick den Untergang drohte.

Indeß bot unser Fahrzeug, zur Verwunderung der ganzen Mannschaft, dem rasenden Elemente Trotz, bis endlich (etwa um 5 Uhr Nachmittage) eine furchtbare Wogenmasse gegen das Steuerbord anschlug, das Bugspriet, die Vasteien u. s. w. mit sich fortriß und dem Kiele selber Schaden zufügte. Was unten im Schiff war, eilte sogleich auf das Verdeck, weil man aus der Gewalt des Stoßes abnahm, das Schiff müsse wohl gegen einen Felsen oder Eisberg gerannt seyn. Der panische Schrecken war indessen nur augenblicklich: die ruhig ernste Stimme des Capitains, welcher mit großer Kaltblütigkeit seine Befehle ertheilte, brachte Jeden zu männlicher Besonnenheit. Noch ehe der Sturm sich erhob, waren so gute Maßregeln getroffen, daß die Masten des Schiffes unverletzt blieben; aber es schwankte beständig, wegen des fehlenden Bugspriets, und drohte jeden Augenblick, sich auf die Seite zu legen. Unter großer Gefahr, welche das nächtliche Dunkel noch vermehrte, gelang es endlich, den Vordermast zu sichern und das Takelwerk ꝛc. zu retten; aber ein Unglück von solcher Art schlug den Muth der ganzen Mannschaft nieder. Es war gebieterische Nothwendigkeit, nach England umzukehren, und der Sturmwind selbst, mit dem wir so lange und verzweifelt gerungen, mußte uns jetzt wieder nach Hause treiben.

Den 30sten legte sich der Sturm. Die ganze Mannschaft wurde jetzt angewiesen, die Masten zu sichern und ein Noth-Bugspriet anzufertigen, das am 1. Februar betakelt wurde. Am 3ten sahen wir die Insel St. Kilda, und am Morgen des 5ten ankerten wir in dem Hafen von Stromneß. Alle Schiffs-Zimmerleute, die sich auftreiben ließen, wurden sogleich zur Ausbesserung des Schadens angehalten; auch arbeiteten sie im Ganzen mit löblichstem Eifer; aber eine übertriebene religiöse Gesinnung hielt sie zurück, auch am Sonntag zu arbeiten, obschon der Capitain ihnen vorstellte, das Leben von Hunderten ihrer Mitmenschen — die der „Cove" noch retten sollte — stände dabei auf dem Spiele. Zu ihrer Schande sey es gesagt, daß sie den Tag des Herrn mit Faullenzen feierten, während ihre Mit-Christen vielleicht vor Hunger umkamen.

Am folgenden Sonnabend war Alles fertig und das Schiff wieder im Stande, die See zu halten. Um 11 Uhr kam die „Jane" von Hull, eines der vier Schiffe, die im Land-Eise der Westküste eingefroren seyn sollten, und ankerte auf der Rhede. Sogleich schickte Capitain Roß unsere Böte mit frischem Fleisch und anderen Vorräthen dahin ab und bot der Mannschaft jeden möglichen Beistand an. Herr Talbot, der Capitain jenes Schiffes, kam am folgenden Morgen an Bord und berichtete uns, der „Middleton" sey gestrandet, die ganze Mannschaft aber gerettet. Ein Theil derselben war mit ihm an Bord der „Jane", und ein anderer Theil am Bord des „Viewforth".

Das letztererwähnte Schiff erreichte am selbigen Nachmittag die Rhede und legte zu unserer Seite vor Anker. Die Scene des Elends, die sich uns darbot, als wir an Bord dieses Schiffes kamen, geht über alle Beschreibung. Die Mannschaft bestand ursprünglich aus 84 Seelen, darunter 27 von dem gestrandeten „Middleton". Vierzig dieser Leute hatten der Skorbut und die Kälte getödtet. Viele lagen im letzten Stadium jener Krankheit, und Mehrere hatten wohl drei bis vier Monate lang ihre Betten nicht verlassen. Das Bett faulte unter ihnen, und der Geruch, den sie verbreiteten, war fürchterlich. Nur sieben Individuen auf dem Schiffe waren im Stande, zu erbeiten; und wären sie nur ein paar Tage länger zur See gewesen, so hätte unstreitig Keiner sein Leben gerettet. Der schauderhafte Anblick dieser Unglücklichen erschreckte die Einwohner in solchem Grade, daß Niemand sie in sein Haus nehmen wollte; und hätte nicht Capitain Roß ein großes leeres Gebäude zu ihrer Aufnahme und Verpflegung gemiethet, so würden sie in ihrem Elend umgekommen seyn.

Jetzt ereignete sich ein unerwarteter sehr verdrießlicher Vorfall. Der grausenerregende Zustand, in welchem die Mannschaft des „Bemsforth" angekommen war, die heftigen Stürme, mit denen wir auf unserem ersten Ausflug zu kämpfen gehabt, und ein ausgesprengtes Gerücht, der „Cove" werde nicht lange die See halten — dies Alles hatte eine solche Wirkung auf die Mannschaft, daß die Meisten offen erklärten, sie könnten sich nicht entschließen, vor Ablauf einiger Monate wieder in See zu gehen.

Sobald der Capitain dies vernommen hatte, versammelte er die Mannschaft auf dem Verdeck und hielt ihnen mit eben so vieler Festigkeit als Milde vor, wie grundlos ihre Befürchtungen seyen und welcher Makel ihnen künftig ankleben würde, wenn sie ihre Mitbrüder einem entsetzlichen Schicksale preisgäben. Der Seemann auf Handelsschiffen hat weit mehr Nachdenken, als der auf Kriegsschiffen, und die Wirkung dieser Ermahnungen war eben deshalb eindringlicher, als wenn Capitain Roß zu Drehungen seine Zuflucht genommen hätte.

Schon am nächsten Morgen lichtete man die Anker. Noch nie hatte die Mannschaft des „Cove" mehr Eifer, Thätigkeit und Heiterkeit gezeigt, als bei dieser Gelegenheit. — — — —

Auf unserer neuen Fahrt erfreuten wir uns bis in die ersten Tage des März einer günstigen Witterung — dann aber kamen die alten Drangsale wieder. Der Wind drehte sich nach Westen und blies fast ohne Unterbrechung 23 Tage lang, binnen welcher Zeit wir nur um 100 Engl. Meilen vorwärts kamen. Die gewaltigen Wind- und Wellenstöße erforderten die ganze Thätigkeit und Aufmerksamkeit der Mannschaft, und diese beständigen Anstrengungen in Kälte und Näße wirkten sehr nachtheilig. Dazu kam noch, daß die Fugen des Verdeckes wegen der steten Erschütterung des Schiffes bedeutend aus einander gegangen waren; von jeder Welle, die über unser Fahrzeug hinwegspülte, kam ein Theil in die Hangmatten der Mannschaft; aber Alles wurde mit heiterer Geduld ertragen, und das Benehmen des Schiffsvolkes war wirklich über jedes Lob erhaben. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Impressions of Italy. (Italiänische Eindrücke.) Von Lady E. S. Wortley. $10\frac{1}{2}$ Sh.

Indian reminiscences. (Erinnerungen aus Indien.) Von G. A. Addison. 14 Sh.

The gamblers dream. (Des Spielers Traum.) Roman in 3 Bden. $31\frac{1}{2}$ Sh.

Paynell — oder der Getäuschte. Von M. Stapleton. 2 Bde. 21 Sh.

Türkei.

Eine Reise zu Wasser von Konstantinopel nach Ungarn.

(Schluß.)

Um drei Uhr Nachmittags passirten wir die Mündung des Flüßchens Timok, das die Gränze zwischen Bulgarien und Serbien bildet, und um eilf Uhr in der Nacht gelangten wir zu den Trümmern der berühmten Trajans-Brücke. Der Fluß ist hier ungefähr 1100 Yard's breit. Die Pfeiler an beiden Seiten sind noch vollständig erhalten, aber die Trümmer der Mittel-Pfeiler liegen unter dem Wasser und erschweren die Passage bedeutend. Um Mitternacht erreichten wir das elende Serbische Dorf Skala Kladova, die zweite Haupt-Station auf unserer Fahrt. Das schöne Wetter hatte den Capitain bestimmt, an diesem Tage zwanzig Stunden zurückzulegen.

Wir brauchten von Galatz bis Skala Kladova fünf Tage. Der Aufenthalt, den das Einnehmen frischer Kohlen mehrmals verursachte, war unvermeidlich, da wegen des niedrigen Wasserstandes das Boot nicht vollgeladen werden durfte. Die Station bei Rustschuk und die andere zwischen hier und Skala Kladova werden aus dem Banate von Temeswar mit vortrefflichen Steinkohlen versorgt.

Von Drenkova, das ungefähr 60 Engl. Meilen höher stromaufwärts liegt, bis in die Nähe von Skala Kladova fließt die Donau durch eine Reihe prächtiger Gebirgs-Pässe. An einigen Stellen wird das Bett des Flusses durch Felsenriffe sehr eingeengt, und gegenwärtig kann auf dieser ganzen Strecke nur eine Art kleiner Kähne durchkommen, die von Ochsen gegen den Strom gezogen werden. Wir mußten demnach hier aussteigen und unsere Personen nebst Gepäck auf einige armselige Ochsenkarren laden, die uns nach der etwa vier Stunden Weges entfernten Quarantaine-Station Orsova bringen sollten.

Glücklicherweise fand sich ein Privat-Fuhrwerk mit ein Paar guten Pferden, welches für unsere liebenswürdige Dame und ihren Vater gemiethet wurde. Ein Ungarischer Herr und ich selbst konnten sie begleiten, und so hatten wir eine herrliche Spazierfahrt an den Ufern der Donau, die hier alle ihre Reize entfaltet. Ungefähr 15 Engl. Meilen oberhalb Skala Kladova, in einer Krümmung des Flusses, liegt das Eiland Orsova, welches von den Oesterreichern befestigt und nachmals an die Türken wieder abgetreten wurde. Orsova ist eine sehr starke Festung und hat, vom Ufer aus betrachtet, ein recht pittoreskes Ansehen. Der Boden steigt hier jählings, und zwar zu einer bedeutenden Höhe, an beiden Seiten der Donau, so daß rechts und links nur schmale Pfade am Fluß entlang gehen. Die Straße an der Serbischen Seite führt durch ein starkes, in der neueren Zeit erbautes Kastell aus Ziegelwerk. Dieses Kastell kann einem feindlichen Heere viel zu schaffen machen, da man nicht im Stande ist, ihm mit Kanonen nahe zu kommen, ausgenommen von der schmalen Land-Straße und vom Flusse aus. Beide Punkte aber werden durch die mächtigen Batterieen des Kastells und der Insel bestrichen.

Etwa vier Engl. Meilen weiter gelangten wir zu dem kleinen, aber netten Orte Tekia, dem Ziel unserer Reise am rechten Donau-Ufer. Während wir hier unsere Gefährten und unser Gepäck erwarteten, ließ uns der Gouverneur zu sich einladen. Wir wurden von dessen Gemahlin, einer der schönsten Frauen, die ich seit meiner Abreise von England gesehen, sehr gütig aufgenommen. Nachdem auch die Uebrigen eingetroffen waren, bestiegen wir sammt und sonders ein großes hübsches Boot und ruderten der Ungarischen Stadt Alt-Orsova zu, wo jeder unglückliche Reisende aus Osten auf den Verdacht hin, daß er verpestet seyn könnte, in die Quarantaine kommt. Nach kurzer Prüfung durch Aerzte und andere Beamte, die, während sie ihr Amt verwalteten, in der ehrerbietigsten Entfernung blieben, eskortirte man uns mit aufgepflanztem Gewehr nach dem Lazarethe, das eine gute Viertelstunde von der Stadt liegt. Hier wurden wir ohne Gnade eingesperrt und von aller Communication mit der Außenwelt abgeschnitten.

Das Lazareth von Alt-Orsova ist geräumig und wohl eingerichtet. Der Gouverneur, ein sehr liebenswürdiger alter Mann, bewies uns alle mögliche Aufmerksamkeit; aber ein Kerker bleibt doch immer ein Kerker, und wären die Gitterstangen von Gold. Erst nach zehn Tagen (den 15ten) wurden wir unserer Haft entlassen. Da das Dampfboot erst am 17ten von Drenkowa abfuhr, so hatten wir Gelegenheit, die Bäder von Mehatscha und die reizende Landschaft kennen zu lernen. Auf einem Wagen mit drei und einem anderen leichten Fuhrwerk mit zwei Pferden fuhren wir etwa 15 Engl. Meilen an den Ufern eines kleinen Flusses entlang, dessen klares Wasser gegen das schlammige der Donau sehr kontrastirte. Es ist unmöglich, die Schönheit des Panoramas, das sich auf dieser Spazierfahrt vor unseren Blicken entfaltete, mit Worten zu beschreiben. Die jähen Berge waren bis zum Gipfel mit Waldgebüsch in herbstlicher Belaubung überwachsen. Ungeheure Felsenmassen, hin und wieder meilenlang ausgedehnt, strebten oft kerzengerade einige hundert Fuß hoch, und riesige Tannen schmückten ihre Häupter. Bedeutende Ueberreste einer Römischen Landstraße, welche dieses Thal hinangeführt, waren noch sichtbar. Die Bäder, ein öffentliches Etablissement, liegen in einer der wildesten Schluchten dieser wilden Gegend. Es sind heiße Schwefelquellen von ungefähr 125 ° Fahrenheit, und der Badende muß warten, bis sie sich abgekühlt haben, da sie durch Beimischung kalten Wassers an Wirksamkeit verlieren.

Den Bädern gegenüber strömt der Fluß dicht an einem steilen Felsenberge, der von wilden Reben und anderen rankenden Gewächsen wie umstrickt ist. Die Abhänge am jenseitigen Ufer treten etwas zurück und bilden hier einen schmalen flachen Raum, auf welchem sechs oder sieben ungeheure Gebäude errichtet sind, die wenigstens 200 vornehmen Ungarn und Oesterreichern im Sommer einen comfortablen Aufenthalt gewähren.

Sehr angenehm war unsere abendliche Spazierfahrt nach Orsova. Hin und wieder erblickten wir zu beiden Seiten der Donau fruchtbare und ziemlich ausgedehnte Thäler mit schönen Weingärten, die an den Seiten der Berge hinangingen. Die Straße, welche eben so gut ist wie nur irgend ein Theil der Landstraße von Bath nach London, führt fast ununterbrochen bei Kirschen-, Pflaumen- und Wallnuß-Baumpflanzungen vorüber. Der Frühling muß hier außerordentlich reizend seyn.

Den 16. Oktober um 4 Uhr Morgens machten wir uns in zwei leichten Kordwagen auf den Weg nach dem etwa 45 Engl. Meilen entfernten Drenkova, um dort unser Dampfboot zu treffen.

Auf dieser Strecke windet sich der Fluß durch eine Reihe Felsenpässe, längs welcher man jetzt mit großer Mühe eine Straße baut. Da diese aber noch nicht passirt werden konnte, so fuhren wir auf einem abhängigen, am Ufer sich schlängelnden Wege. Herrliche Gebirgs-Partieen in reicher Mannigfaltigkeit erschlossen sich hier unseren Blicken.

Gegen 9 Uhr Morgens kamen wir in ein schönes und ausgedehntes Thal, wo der Fluß das Ansehen eines gewaltigen, von hohen und dicht bewaldeten Bergen umgebenen Binnen-Sees hat. Wir verweilten hier einige Zeit in dem Oesterreichischen Ingenieur-Etablissement Plawiwitzacs, wohin die Regierung einige talentvolle junge Offiziere abgeordnet hat, die daselbst Pläne zur Verbesserung der Communication an diesem so schwer zugänglichen Theile der Donau entwerfen.

Um 4 Uhr Nachmittags kamen wir in Drenkova an, wo wir jedoch, zu unserem Verdrusse, kein Dampfboot vorfanden, da der außerordentlich niedrige Wasserstand dasselbe genöthigt hatte, bei dem vier starke Stunden entfernten Alibeg Halt zu machen. Nach kurzer Rast fuhren wir daher weiter und erreichten das Boot endlich Abends 9 Uhr.

Der „Franz I.", welcher uns ermüdete Wanderer aufnahm, ist in demselben Style erbaut, aber größer und brauner eingerichtet, als die „Pannonia". Er geht, wenn er betrachtet ist, 3 Fuß 2 Zoll tief und hat zwei Maschinen, jede von 36 Pferden Kraft. Um halb 5 Uhr des nächsten Morgens gingen wir unter Segel. An der Serbischen Seite bemerkten wir die Trümmer eines großen und sehr starken Kastells, das durch seine Lage den Fluß beherrschte. Noch jetzt stehen acht große Thürme, die durch Mauern mit Zinnen verbunden sind. Kastelle ähnlicher Art stehen fast auf jedem die Donau beherrschenden Punkte von Belgrad aus bis zu ihrer Vereinigung mit dem Meere. Wir ankerten eine halbe Stunde vor Moldava, einer gewerbthätigen Stadt, wo ein Kohlen-Depot und eine Station für die Agenten der Societät sich befindet. Nahe dabei und in geringer Entfernung vom Flusse steht das Griechische Kloster Vorlovich, ein ungeheuer weitläufiges Gebäude, in welchem sich gegenwärtig 300 Mönche befinden.

Stadt und Schloß Semendra, wo wir um 2 Uhr vorüberfuhren, haben eine hübsche Lage an der Einmündung des Flüßchens Dschesava in die Donau. Das Kastell, in der Form eines aufgekrempten Hutes, kehrt seine gerade Seite dem Lande zu. Es deckt einen bedeutenden Raum und besteht aus 27 großen viereckigen Thürmen in regelmäßigen Zwischenräumen, die durch ungemein starke Wälle verbunden sind. Von der Landseite können diese Werke ihrer ganzen Ausdehnung nach beschossen werden und sind überhaupt keiner regelmäßigen Festung unserer Tage an die Seite zu stellen; aber die bekannte Hartnäckigkeit der Türken im Vertheidigungs-Kriege machte sie in einem solchen Fort immer noch furchtbar.

Der Theil von Ungarn, den wir hier vor uns hatten, das Banat

genannt, ist eine ungeheure und sehr gesegnete Ebene, bietet aber wenig Pittoreskes dar. Serbien dagegen ist ein gebirgiges und gut bewaldetes Land.

Um halb 7 Uhr Abends hatten wir bei Mondschein eine Aussicht auf die Minarets von Belgrad, und bald nachher ankerten wir bei der Slavonischen Stadt Semlin, welche durch die Sava von Belgrad getrennt ist. Zu unserer großen Freude mußte das Dampfboot — ich weiß nicht, aus welcher Ursache — am 18ten bei Semlin vor Anker bleiben; denn dieser Verzug erlaubte uns einen Abstecher nach dem berühmten Belgrad. Zunächst nahmen wir die erstere Stadt in Augenschein. Semlin hat breite, gerade, wohlgepflasterte Straßen, schöne Kirchen und ein angenehmes Glockengeläute — es ist eine Stadt von echt Europäischem Charakter. Die Läden waren alle mit Waaren versorgt, und Produkte jeder Art konnte man wohlfeil und in Fülle auf den Märkten haben. Ich bestieg einen Hügel im Westen der Stadt, um die Trümmer eines alten Kastells zu besuchen, das weiland dem Ungarischen Patrioten Hunyady, dem Vater des Matthias Corvinus, als Schutzwehr diente. Es war einmal ein großes viereckiges Gebäude mit gewaltigen runden Thürmen in jeder Ecke; jetzt aber ist es beinahe dem Boden gleich.

Die gütige Verwendung eines einflußreichen Ungarischen Mitreisenden verschaffte uns Zutritt in Belgrad. Nachdem wir in Begleitung einiger Quarantaine-Beamten einen Arm der Donau hinabgeschifft und über die Mündung der Sava gesetzt waren, landeten wir einmal wieder auf Türkischem Gebiete. Wir sprachen zunächst bei dem Oesterreichischen Konsul ein, der uns freundlich begleitete und die Erfüllung jedes unserer Wünsche erleichterte. Dann machten wir dem General Milosch, Bruder des regierenden Fürsten von Serbien, unsere Aufwartung. Er empfing uns sehr freundlich und stellte uns seiner Gemahlin und seiner hübschen Tochter vor. Es war ein wunderlicher Anblick, uns durch die Straßen der Stadt marschiren zu sehen, begleitet von drei Männern mit langen Stäben, die jede andere Person, selbst unseren Freund, den Konsul, von uns entfernt hielten. Bei dem General durften wir auf hölzernen Stühlen sitzen und wurden wir mit Pfeifen Taback u. s. w. bedient. Alles aber mußten unsere eigenen Aufwärter uns reichen.

In einer interessanten Unterhaltung mit unserem verständigen alten Wirthe erfuhren wir, daß die Türken, obschon vertragsmäßig nur im Besitz der Festung, nach und nach viele von ihren Leuten in die Stadt Belgrad einschmuggelten, was denn große Konfusion erzeugte, indem zwei Arten von Rechtspflege, von polizeilicher Verfassung u. s. w. nothwendig wurden. Belgrad zählt 20,000 Einwohner, worunter 6000 Türken und 2000 Juden. Alle Uebrigen sind Christen von Griechischer Konfession. Der Palast des Prinzen Eugen und viele von den schönen Oesterreichischen Bauten sind jetzt im Verfall. Die Citadelle liegt auf einer majestätischen Felsenhöhe zwischen der Sava und der Donau; sie ist mit aller erdenklichen Kunst befestigt, aber durch die Sorglosigkeit der Türken und namentlich Jussuf Pascha's (des nämlichen, der Warna übergab) ist Alles in Verfall gerathen. Selbst die großen Wasserbehälter sind vernichtet, und aller Wasserbedarf muß durch Pferde aus dem Flusse geholt werden. Nur wenige Kanonen sind montirt, und diese wenigen haben ein schlechtes Ansehen. Die Niederung zwischen der Citadelle und der Vereinigung beider Flüsse ist ebenfalls durch mächtige Batterieen beschützt, die alle Zugänge bestreichen; aber auch hier sahen wir Spuren von großer Vernachlässigung. Die Garnison, jetzt nur 600 Mann, exerzirte auf diesem Platze unter dem Kommando Osman Bei's, des zweiten Sohnes des Pascha's.

Nachdem wir Belgrad und dem Türkischen Gebiete ein letztes Lebewohl gesagt, kehrten wir auf das jenseitige Ufer der Sava zurück, wo ein freundlicher Italiänischer Offizier in Oesterreichischen Diensten uns in seinem Wagen nach Semlin zurückfuhr. Am Abende desselben Tages sahen wir eine Prozession von Bauern in Gala-Kleidung, welche die Weinlese feierten. Die Weiber schritten, Körbe voll Weintrauben tragend, voran und sangen ein wildes nationales Lied; die Männer aber folgten und stimmten dann und wann in den Chor ein. Die Sonne ging wunderschön unter, und die Wirkung des Ganzen war fast bezaubernd zu nennen.

Wir kehrten auf unser Dampfboot zurück und rüsteten uns zur frühen Abreise am folgenden Morgen nach Pesth, Preßburg und Wien.

(U. S. J.)

Frankreich.

Zigeuner in Avignon.

Ein berühmter Schriftsteller sagt irgendwo, daß es in Spanien hochadelige, hochgelahrte und hochromantische Städte gebe. Auch im südlichen Frankreich finden sich Orte, die einen wunderbar ernsten religiösen Anblick gewähren und an die Zeiten des Ritterthums erinnern. Ist Avignon zum Beispiel mit seinen Mauern, die überall mit dem Päpstlichen Kreuz geschmückt sind, nicht eine priesterliche Stadt zu nennen? Wenn man diese hohen schönen Mauern mit ihren in dem Blau eines reinen südlichen Himmels schimmernden Kreuzen, diese Heiligenbilder, diese überall in Stein gehauenen Tiaren betrachtet, sollte man nicht glauben, daß die Bevölkerung der Stadt noch jetzt, wie zu den Zeiten Petrarka's, aus Kardinälen, Domherren und Mönchen bestehe? Aber diese Täuschung schwindet, sobald man in Avignon eintritt. Solche alte Städte erinnern freilich durch ihre antiken Gebäude, ihre ehrwürdigen Kirchen und ihre hohen dunkeln Thürme an eine ferne Epoche, deren Kennzeichen auf ihren bemoosten Mauern eingegraben sind; aber kaum dringen wir weiter vor, so löst sich der Zauber, in den der Anblick der Stadt uns versetzte, und ein eleganter junger Modeherr, den wir, mit einem Journal in der Hand, in irgend einem Kaffeehause treffen, führt uns, trotz der Päpstlichen Schlüssel und der hohen für eine Ewigkeit erbauten Thürme, auf unsere Zeiten und auf die Gegenwart zurück.

Nur in der Oper sieht man diese alten Behausungen, diese Gothischen Kathedralen, diese dunkeln Klöster, mit ihren hohen Bogengängen, von einer Bevölkerung erfüllt, die wieder auferstanden ist, um dieses Mittelalter von Pappe und Leinwand zu beleben und durch Kostüm und Sprache den Zuschauer in die Vergangenheit zu versetzen.

Ich war interessen vor ungefähr einem Monate durch einen seltenen Zufall so glücklich, der Vorstellung eines Dramas aus dem Mittelalter beizuwohnen, zu dem das Mittelalter selbst die Decorationen sowohl als die Schauspieler geliefert hatte: jene waren wohl fünfhundert, diese hingegen vielleicht zwei- bis dreitausend Jahre alt. — Wie bei den alten Griechischen Schauspielen, beleuchtete anfangs die Sonne, statt des Krentleuchters, die Scene; doch endigte das Drama bei dem Scheine von fünf bis sechs ziemlich übelriechenden Lampen. Was aber die Decorationen betrifft, so fordere ich die Einbildungskraft der größten Maler heraus, schönere zu erfinden; ich fand sie in dem großen Karthäuser-Kloster zu Villeneuve-Les-Avignon.

Der Mistral übernahm die Partie des Orchesters. Das ist ein mächtiger Musiker, dieser Mistral, vorzüglich wenn die Rhone ihm zum Instrumente dient. Er blies an diesem Tage mit einer solchen Gewalt, daß die Erde in ihren Grundvesten zu erbeben schien. Der Weg zu meinem Theater führte über eine Brücke von Eisendraht, die mit ungeheuren Pfeilern und Brückenmauern am Ufer befestigt war; aber dennoch schüttelte sie der Mistral wie ein Kinderspielwerk hin und her. Es gehörte Kühnheit dazu, sie jetzt zu betreten; ich setzte mein Leben aufs Spiel, aber eine Ahnung, die mich auch nicht betrog, flüsterte mir zu, daß in der Karthause von Villeneuve Ueberraschungen meiner warteten, welche mich für alle ausgestandene Angst reichlich entschädigen sollten, und ich schritt dreist vorwärts, indem ich den Flußgott und den Mistral bat, mich gnädig ans andere Ufer zu leiten.

Als ich in der Mitte der Brücke war, fing die Ouvertüre an. Es war eine bedräische Melopöe, deren Sinn mir vollkommen klar ward. Anfangs hörte ich klagende Töne, die den Seufzern der Verbannten glichen; dann wieder das ängstliche Weinen von Kindern, die dem Arm der liebenden Mutter entrissen worden; und auch diese herzzerreißenden Jammertöne hörten auf und machten einem bald sanften, bald wilden Pastorale Platz; ich hörte das silberne Geklingel der Glöckchen, das Blöken der Schafe, das Geschrei des Waldesels, und dann schien wieder der Sturmwind die Zelte der Auswanderer zu zerreißen und deren einzelne Stücke weit in die Wüste zu entführen. Die Noten sanken und schwollen wieder an: bald war es ein leisgehauchtes Piano, dann wieder das brausendste Fortissimo; man hätte glauben sollen, daß die Musik wild durch einander aus einem Abgrunde mit ehernen Wänden emporstiege. Biblische Erinnerungen, die sich von Babel und Sodom herdatirten, kreuzten sich in dem kolossalen Tonstück, das der Mistral und die Rhone den Päpstlichen Thürmen gegenüber ausführten, und ich vergaß Angst und Gefahr, indem ich auf die wunderbaren Melodieen lauschte.

Die Ouvertüre war noch nicht zu Ende, als ich den Eingang des Klosters erreichte, dessen weite Ruinen auf einer von dem Fort St. André begränzten Anhöhe liegen. Ich betrat die Schwelle der alten Abtei und verirrte mich in lange dunkele Korridore, deren Wölbungen sich hier und da gesenkt hatten und dem Einsturze nahe schienen; überall triumphirten Zerstörung und Verwüstung, man sah nichts als ungeheure Steinhaufen und Ruinen; der ganze Raum schien ein Schlachtfeld zu seyn, auf dem die Riesen-Karthause doch endlich nach langem Widerstande der Zeit und den Stürmen erlegen war, die mit vereinigter Kraft ihre Mauern umgestürzt hatten. An diesem Tage ward das Kloster mit seinen Trümmern zu einer gigantischen Orgel, aus welcher der Mistral wunderbar mannigfaltige Töne zog. Wenn ein heftiger Windstoß von oben senkrecht herab in die alte Kirche fuhr, ließ das mächtige Instrument das Rollen des Donners hören; aber wenn er sich in den Bogengängen der Abtei verlor, verwandelte sich dieses Brausen in ein leises Seufzen; aus dem Innern des Klosters drang eine liebliche Musik: es waren die vollen starken Töne einer Orgel, und dann wieder die melodischen Klagen eines sanften Westwindes. Die Karthause sang in allen ihren Theilen, und aus allen ihren Oeffnungen strömte eine großartige erhabene Melodie.

In einem kleinen finsteren Hofe waren die Schauspieler des Dramas versammelt. Die Nacht war während meiner Wanderungen durch die Ruine hereingebrochen, und einige schlecht brennende Kerzen verbreiteten über die Scene, die sich jetzt meinen Blicken auftbat, ein magisches Halbdunkel. Auf der den Hof umgebenden Mauer zeichneten sich die Silhouetten der Schauspieler in den bizarrsten Formen; ein junges Mädchen tanzte und sang dabei in einer mir fremden unbekannten Sprache; ihre Modulationen waren sanft und lieblich, und die übrigen Personen hatten einen großen Kreis rund umher gebildet, um sie tanzen zu sehn. Was würden die Leser von „Notre Dame de Paris" darum geben, wenn ihnen nur einmal das Glück zu Theil würde, einer Esmeralda, so wie sie der Phantasie des Dichters vorschwebte, zu begegnen? Und Victor Hugo's liebliches Geschöpf gilt ja für unwahrscheinlich und fabelhaft, weil man bis jetzt noch kein solches aus Luft und Strahlen gewebtes Wesen traf, das in den schmutzigen Straßen tanzen konnte, ohne ihr graziöses Füßchen und ihr mit Flittern besetztes Kleid im geringsten mit dem Kothe zu besudeln. In der That hat seit dem Erscheinen dieses Romans noch keine von Straße zu Straße ziehende Tänzerin an jene liebliche Zigeunerin erinnert, die wirklich, der Schilderung des Dichters nach, fast ein überirdisches Wesen zu seyn scheint; gewöhnlich bräunt die Sonne den Teint dieser Frauen, das unregelmäßige Leben bleicht schon früh ihre Wangen, und sie flößen unter ihren verblichenen Stickereien und ihren idealischen, nur zu oft zerrissenen Gewändern nichts als Mitleid ein. Mir aber war es vorbehalten, der wieder auferstandenen Esmeralda zu begegnen: ja nur ein solches Wesen

konnte sich der Dichter gedacht haben, das waren die ätherisch leichten Bewegungen, das liebliche Gesicht, die bezaubernde Grazie, das Kostüm jener Esmeralda, und in ihrer bizarren Umgebung erschien auch mir die Afrikanische Tänzerin wie eine Lichtgestalt, wie ein überirdisches Wesen.

Die Zigeunerin schwang mit Anmuth ein Tambourin über ihrem Kopf, dessen Glöckchen, von dem lebhaften Tanze in Bewegung gesetzt, ein liebliches Geklingel hören ließen. Die Zuschauer beobachteten das tiefste Stillschweigen; ich suchte mich mit den Kindern der Horde zu befreunden und schenkte ihnen einige Sous, die mir eine gute Aufnahme verschafften, und gegen einen Pfeiler gelehnt, hörte ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf den melancholischen Gesang, mit dem die Tänzerin ihre Schritte begleitete. — Was aber sang sie? — Die Sprache, in der sie sich ausdrückte, hat in dem Wörterbuch der bekannten Idiome keinen Namen; auch war es mir unmöglich, aus den melodischen Tönen, die über die Lippen der Sängerin flossen, den Inhalt des Liedes zu verstehen, nur wenn ich die um sie her sitzenden Zuhörer genau beobachtete, glaubte ich, aus dem schnell wechselnden Ausdruck ihrer wilden beweglichen Gesichtszüge den Sinn eines Refrains zu verstehen, auf den der Arabische Komponist die durchsichtigen duftigen Verzierungen seines Rhythmus geworfen hatte. Wahrscheinlich drückte dieser Refrain den Schmerz des Exils, den Gram über die Verfolgung durch fremde Nationen, die Sehnsucht nach der fernen Heimath aus; denn so oft er wiederkehrte, drangen Thränen in die Augen der Zigeuner; aber es schienen nicht Thränen des Mitleids oder der Rührung zu seyn; der wilde Ausdruck ihres Gesichts verrieth nur Wuth und Rachsucht.

Die Trachten der Zigeuner waren fremdartig und grotesk; alle Welttheile hatten dazu beigetragen, sie zusammenzusetzen. Das Kostüm der jungen Tänzerin war vollkommen idealisch, es gehörte keiner Nation an, und sein phantastischer Schnitt entsprach dem Gewerbe und der Lebensweise derjenigen, die es trug; obgleich es mir vorkam, als ob das liebliche Wesen nur diesen Stand ergriffen und sich der Horde angeschlossen habe, um das traurige Leben derselben zu verschönern. Wenn man jedes einzelne Kleidungsstück dieser armen Leute musterte, so konnte man errathen, wie viele Gegenden sie durchzogen; denn jedes Europäische und Asiatische National-Kostüm hatte zu dem bizarren Anzug der Zigeuner irgend einen Theil geliefert. Der Castilianische Sombrero bedeckte den Kopf eines jungen kräftigen Mannes, der Türkische Turban den eines Greises; eine Frau hatte eine Andalusische Mantilla umgeworfen, ihr kleiner Knabe verschwand fast in den weiten Beinkleidern, die er aus irgend einer Stadt der Halbinsel Morea mitgenommen, und ein junges Mädchen trug ein Französisches Kleid, das freilich schon hier und da durchlöchert war, aber doch noch die verblichenen Ueberreste von Luxus und Eleganz zeigte. Als die Tänzerin einen Augenblick ruhte, richteten sich Aller Augen auf mich; es lag in den Blicken dieser Leute eine Mischung von Kühnheit und Argliſt, von Demuth und Stolz, von Niedrigkeit und Entschlossenheit; man hätte Einige von ihnen für Juden, Andere für Araber halten können; es war mir, als ob ich in die Mitte eines Urvolks versetzt wäre. Meine Augen fielen auf ein Kind, das von seiner Mutter genährt wurde und kaum sechs Monat zählen konnte, aber es sah mich mit einem so sonderbar verständigen Ausdruck an, daß ich es anredete und ihm dabei ein Goldstück zeigte. Dieses Kind hatte Runzeln wie ein Greis und einen sichern festen Blick; es lächelte und reichte mir seine Hand; aber dieses Lächeln hatte nichts Unbestimmtes, nichts Liebliches, es glich dem der befriedigten Habsucht; aus den Zügen und Augen des Kindes sprach eine so erschreckende frühzeitige Reife des Geistes, daß ich meine Augen nicht von ihm abwenden konnte und keineswegen erstaunt gewesen wäre, wenn es mit mir gesprochen hätte. So seltsam diese Erscheinung auch ist, so soll sie doch bei diesem Stamme keine ungewöhnliche seyn.

Als die Sängerin ihren Tanz und ihr Lied beendigt hatte, begann eine lärmende Unterhaltung unter den Zuschauern; Italiänische, Englische, Spanische, Französische und Provenzalische Worte kreuzten sich mit Arabischen und Türkischen; und dann hörte ich wieder eine Sprache, deren Idiom mir ganz unbekannt war. Diese verschiedenen Zungen erinnerten wahrlich an den Thurmbau zu Babel und schienen mir ein neuer Beweis, daß dieses Volk schon in den ältesten Zeiten existirt haben müßte.

Eine Frau redete mich Französisch an. — „Wer seyd Ihr?“ fragte ich sie. — „„Wir sind Zigeuner.““ — „Und woher kommt Ihr?“ fuhr ich fort. — „„Von allen Orten und aus allen Gegenden.““ — „Aus allen Gegenden?“ — „„Ja, mein Herr, unsere Schuhe sind noch mit dem Staub aller Wege bedeckt; die Welt ist unser Vaterland, wir wandern von Ort zu Ort und gehen mitten durch Völker, die uns verabscheuen. Man flieht uns, weil man uns fürchtet; alle Thüren schließen sich, so wie wir uns nähern; die Hunde sogar verfolgen uns mit ihrem Gebell; überall werden wir wie Feinde betrachtet.““ — „Und wißt Ihr nicht, woher Ihr stammt, in welcher Gegend Euer Vaterland ist?“ — „„Wir stammen von den Römern ab; denn in unserer Sprache heißen wir Rumani, nur Ihr habt uns den Namen „Zigeuner“ gegeben.““ — „Weder Euer Wesen noch Eure Gestalt erinnert an die Römer“, erwiederte ich, „viel eher will ich glauben, daß Eure Ahnen sich Rumani genannt haben, um sich mit einem berühmten Namen zu schmücken.“ — „„Das ist möglich, mein Herr, auch ein gelehrter Sibirier sagte es mir einst.““ — „So giebt es in Sibirien auch Gelehrte?“ — „„Es war ein vornehmer Russe, den sein Kaiser in jenes traurige Land verbannt hatte, er besuchte uns auf dem Jahrmarkt von Irkutzk, und ich fragte ihn, ob er seine Zukunft wissen wolle; lächelnd reichte er mir die Hand; die verschlungenen Lineamente derselben verkündeten einen nahen Tod; ich sagte ihm, daß er nach drei Tagen sterben werde, und meine unglückliche Prophezeiung ist eingetroffen; denn als er am dritten Tage in einem Walde Kräuter sammelte, ward er von einem weißen Bären getödtet.““ — „Ihr habt in Euren Gesichtszügen und Euren Manieren nichts von einer Zigeunerin“, fuhr ich fort, „Ihr seyd der Französischen Sprache vollkommen mächtig, gehört Ihr denn auch zu diesem Stamme?“ — Die Frau sah mich mit einem Blicke an, der mich die ganze Indiscretion meiner unvorsichtigen laut ausgesprochenen Frage fühlen ließ. Einen Augenblick später, als der Gesang aufs neue begonnen hatte, flüsterte sie mir zu: „„Ich bin Französin, aber die Frau eines Zigeuners; meine Lebensgeschichte ist auf diesen Blättern niedergeschrieben; nehmen Sie sie, aber bewahren Sie sie sorgfältig auf.““ Ich verbarg schnell das Papier, und die zur Zigeunerin gewordene Französin schilderte mir jetzt mit der lebhaftesten Farben ihr trauriges Vagabundenleben. Ihre wilden Gefährten hatten einen Gesang angestimmt, der einem Geheule glich und in den Wölbungen des alten Klosters unheimlich wiederhallte; wir konnten unbemerkt unsere Unterhaltung fortsetzen. „„Die Zigeuner““, sagte sie, „„sind die Beduinen der civilisirten Gegenden; diese leben frei und schweifen in ihren Wüsten umher, wir ziehen durch Eure Städte, lagern uns auf Eure Felder und brechen des Morgens das Zelt ab, das wir den Abend vorher erst errichtet haben. Woher kömmt es, daß die Obrigkeit uns ungehindert von Ort zu Ort wandern läßt, daß sie noch keinem Prokurator des Königs einfiel, uns als Landstreicher festzunehmen? Wir besitzen weder Geld noch Gut, ein einziges Maulthier oder ein Esel transportirt das Mobiliar einer ganzen Familie; wir haben kein Gewerbe, die Hände unserer Männer und Söhne sind zu jeder Arbeit untüchtig; wir Frauen sind Wahrsagerinnen, oder wir singen und tanzen, unsere Männer leben von den kleinen Gaben, die uns gespendet werden, und beschützen uns auf unseren Reisen. Wir durchwandern Gegenden, wo die Vagabunden den härtesten Strafen ausgesetzt sind, und doch wagte noch kein Häscher unseren Zügen Einhalt zu thun und uns ins Gefängniß zu setzen. O! wir würden auch unsere Hirnschädel gegen die Eisengitter des Kerkers zerschmettern, denn wir bedürfen der Luft, der freien und reinen, die man in dem weiten unendlichen Raume mit voller Brust einathmet; die dumpfe Atmosphäre Eurer Städte würde uns erdrücken. Vielleicht scheut man unserer, weil man nicht die Trümmer eines so alten Stammes vernichten will, eine Art von abergläubischer Verehrung umgiebt uns, und ist es nicht für die meisten Menschen ein interessantes und wunderbares Schauspiel, wenn sie so die Reste einer primitiven Gesellschaft, die seit mehr als 3000 Jahren, trotz aller Berührung mit civilisirten Völkern, ganz unverändert geblieben ist, von Stadt zu Stadt wandern sehen! In meinen Adern fließt durchaus kein Zigeunerblut. Als ich sechzehn Jahr alt war, traf mich ein gräßlicher Unglücksfall, ich wollte mit der Welt brechen und hatte nicht den Muth, mich zu tödten, wohl aber Kraft genug, um ein Nomadenleben zu ergreifen, dessen aufregende Zerstreuung und Abwechselung wohlthätig auf mein Gemüth wirkte. Ich mußte mich einem langen Noviziat unterwerfen, ehe die Zigeuner mich in ihre Horde aufnahmen und in ihre Geheimnisse einweihten, aber meine Ergebung, die mannigfaltigen Dienste, die ich ihnen leistete, die Treue, mit der ich an dem Gatten hing, den ich, den Gebräuchen des Stammes nach, unter den Zigeunern wählen mußte, der Muth, mit dem ich alle Entbehrungen und Anstrengungen ertrug, erwarben mir bald die Liebe der ganzen Horde. Ich machte in der Wahrsagekunst so schnelle Fortschritte, daß ich jetzt eine ihrer ersten Zauberinnen bin.““

Als die Zigeunerin diese Worte sprach, hatte ich wahrlich Mühe, mich zu erinnern, daß ich sie den 7. Dezember 1836 hörte; denn nichts um mich her rief mir unser Zeitalter mit seiner hohen Civilisation zurück. Die Nacht hatte mich in einem alten Kloster überrascht; zwar fand ich dort keine weiß gekleidete Mönche, aber Leute von einem älteren Geschlechte als sie, und in ihrer Mitte eine Frau, die sich mit Leib und Seele jenem bald wilden Stamm ergeben hatte, die mir ganz ernsthaft sagte, daß sie eine der ersten Zauberinnen der Horde sey.

Die Poeten und Schriftsteller haben Unrecht, wenn sie sich über das gänzliche Hinsterben des Mittelalters beklagen. Ohne Zweifel existirt es nicht in unseren Hotels, auf unseren Boulevards und in unseren glänzenden Soireen, aber dennoch ist es nicht ganz aus Frankreich verschwunden. An jenem Tage, wo ich einer Esmeralda begegnete und mich mit einer Wahrsagerin unterhielt, fühlte ich sein Weben; es war mir, als ob die grauen Ruinen der Karthause von Villeneuve spottend auf unsere Zeiten herabsähen. (L. M.)

Mannigfaltiges.

— Das Leben Alcuin's. Eine Dame, Miß Jane Mary Slee, hat das gelehrte Werk unseres Landsmannes, Herrn Professor Friedrich Lorenz, ins Englische übersetzt.*) Alcuin, der Vertraute, Lehrer und Rathgeber Karl's des Großen, war bekanntlich ein Engländer, und die Schule zu York, die er bei seinen gelehrten Einrichtungen in Frankreich stets als Muster betrachtete, ward auch noch in späteren Jahren zu wiederholten Malen von ihm besucht. Es ist daher wohl zu verwundern, daß die Engländer, eben so wie die Franzosen, die dem thätigen Alcuin ihre älteste wissenschaftliche Kultur verdanken, erst durch einen Deutschen über sein Leben belehrt werden müssen.

— Auch ein Juste-Milieu. Der bekannte Minister Horace Walpole schreibt in einem seiner kürzlich in England gesammelt erschienenen Privatbriefe: „Zu Cromwell's Zeit gab es hier einen Florentinischen Gesandten, der mit großer diplomatischer Vorsicht an seine Regierung berichtete: Einige behaupten, der Protektor sey todt, Andere sagen, er lebe noch; was mich betrifft, so glaube ich weder das Eine noch das Andere.“

*) The life of Alcuin. By Dr. Fr. Lorenz. Translated from the German by Jane Mary Slee. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 24. Berlin, Freitag den 24. Februar 1837.

Frankreich.

Die Französische Philosophie unserer Zeit.

(Nach der Bibliothèque Universelle.)

Der Stand der Philosophie in einem Lande läßt sich aus zwei wesentlich verschiedenen Gesichtspunkten betrachten: nämlich, entweder will man wissen, wie sich die Philosophie äußerlich manifestirt und welche Verbreitung sie gewonnen hat, oder man will in ihr inneres Leben, in die Gründe ihrer Entwickelung und ihres Fortschrittes Einsicht gewinnen. Im ersten Falle lautet die Frage: wie weit und in welchem Grade ist die Philosophie populair geworden, im anderen Falle: wohin ist ihre Entwickelung als einer Wissenschaft gediehen? Wer Antwort sucht, der begebe sich im ersten Falle in die zahlreiche Gesellschaft der Gebildeten, unter das intelligente Volk, und sehe zu, wie die Philosophie in diesen Kreisen aufgenommen wird; oder er suche im zweiten Falle Eingang in den wenig zahlreichen Kreis der wissenschaftlichen Denker, an deren geistige Wirksamkeit aller wahre Fortschritt der Philosophie gebunden ist. Diese zwiefache Betrachtungsweise ist übrigens unerläßlich; denn die Differenz zwischen den beiden bezeichneten Sphären ist in jeder Hinsicht bedeutend, und man würde fehl gehen, wenn man aus Beobachtungen, die für das eine Gebiet gelten, Schlußfolgen auf das andere ziehen wollte. Es ist möglich, daß eine Nation Philosophen zählt, deren Forschungen die intellektuelle Wissenschaft ungemeine Fortschritte verdankt, ohne daß außerhalb ihrer Studierzimmer und außerhalb des Kreises ihrer nächsten Schüler eine Bewegung, ein Interesse für die Philosophie erwachte. Es ist andererseits möglich, daß die Philosophie in einer Nation sehr viele Köpfe einnimmt, sehr viel Antheil, viele Wißbegier rege macht, und daß trotz dem ihr innerer Fortschritt sich auf nichts reduzirt. Um es kurz zu sagen, die Philosophie kann in die Breite, sie kann in die Tiefe wachsen, aber eins hängt mit dem anderen nicht zusammen. Wir wollen uns daher nach Raum und Kräften bescheiden und uns hier zunächst auf die eine Hälfte der Betrachtung beschränken. Es soll demnach im Folgenden von der populairen Ausbreitung und Geltung der Philosophie die Rede seyn, natürlich das Wort populair in seiner besten und höchsten Bedeutung genommen.

Der Leser versetze sich, wenn er es kann, eine Weile in die Zeit vor der Französischen Revolution, in das ablaufende 18te Jahrhundert, zurück. Damals schien eine neue Aera für die Philosophie aufzugehen, eine Zeit lebendigen Fortschrittes und äußeren Erfolges. Eine nicht geringe Zahl von Denkern trat mit wissenschaftlichen Arbeiten, Versuchen und Forschungen hervor und schien einen fruchtbaren Kern, einen starken organischen Mittelpunkt für die intellektuelle Wissenschaft abgeben zu wollen. Aus Frankreich waren seit einem halben Säkulum die ausgezeichnetsten Beobachter und Dolmetscher der Natur in allen ihren Reichen hervorgegangen; jetzt, so hoffte man, würden auch die Räthsel des Menschengeistes von Frankreich aus ihre befriedigende und glänzende Deutung gewinnen. Die beredtesten Lehrer, Schriftsteller voll Talent und Gewandheit saßen und schrieben inmitten einer aufhorchenden Jugend; da wurden alle Fragen erörtert über das Wissen des Menschen von seiner Seele, über die Geschichte und den Wechsel der philosophischen Meinungen, über Menschenrecht und Menschenpflicht. Es war vielleicht kein tiefer, kein höchst umfassender, aber doch gewiß ein anziehender, nützlicher, heilsamer Unterricht, eine Vorbereitung für die ernsteren Aufgaben des Denkens. Noch waren die Geister in der großen Mehrzahl nicht gewöhnt und geübt, ihr Augenmerk auf die höchsten, übersinnlichsten Objekte der reinen Intelligenz zu richten; der Lehrer mußte zu ihnen hintreten, sich auf gleiche Höhe mit ihnen stellen, ihr Fassungsvermögen zur Philosophie heranbilden. Für sich abgesondert betrachtet, mochte es wenig seyn, was im 18ten Jahrhundert für die Philosophie gewirkt wurde, aber es war sehr viel im Vergleich mit früheren Zeiten, es war ein großer, erster Schritt auf einer Bahn, die man seit vielen Menschenaltern nicht betreten.

Leider hat es sich gezeigt, daß die an solchen Anfang geknüpften Hoffnungen voreilig gewesen; nicht allein ist die Erfüllung ausgeblieben, sondern, wenn man sich in der Gegenwart umsieht, so findet man, daß man auch den Hoffnungen auf lange Zeit hinaus Valet sagen muß. Die Fundgruben der Philosophie stehen verlassen; nur wenige Denker arbeiten in der Einsamkeit, und es stört sie fast Niemand in ihrem Fleiß, als eine gewisse Klasse von Charlatanen, die mit Philosophie prunken wollen. Ueberall sonst herrscht Gleichgültigkeit, und wo diese überwunden oder nicht eingedrungen ist, da regt sich der Unsinn. Alles, was für die Philosophie geschieht, reduzirt sich somit auf die vulgairen Formeln, die man den Schülern in den Klassen vorträgt, auf schale Versuche von Dilettanten und auf einige wenige Bücher voll Gelehrsamkeit, die man nicht liest. Keine Spur mehr von dem Eifer, dem Fleiß, der Strebsamkeit, womit früher die Geister sich um das Panier der Geisteswissenschaft drängten; da ist Alles zerstoben und zerstreut, andere Paniere sind aufgesteckt; der Glanz der philosophischen Studien ist vor dem Glanz der sogenannten Juli-Sonne ganz und gar erblichen. Dies ist ein Umstand, der näher ergründet zu werden verdient.

Offenbar ist die Revolution des Jahres 1830 ihren Ergebnissen nach weit mehr eine sociale, als eine politische gewesen; von Tage zu Tage wird dies offenbarer. Man darf nur die gegenwärtigen Zustände betrachten und bedenken, wie wenig die Verfassung verändert ist und wie sehr die Sitten. Wenn eine Revolution so plötzliche und merkwürdige Veränderungen in einer Gesellschaft zu Wege bringt, so muß ein bedeutendes Element, eine entschiedene Kraft und Tendenz dieser Gesellschaft von ihr erfaßt und umgewandelt worden seyn. Das philosophische Bestreben war zur Zeit der Restauration beinahe in die Sitten eingedrungen, es hatte sich der Jugend bemächtigt, ihre Liebe und Neigung gewonnen; kein Wunder, wenn die Philosophie auf das entschiedenste von einer Revolution berührt worden ist, welche Jugend und Sitten verwandelt hat. Und zwar konnte diese Berührung nicht anders als schädlich seyn; sie mußte in ihren Folgen die Philosophie aufs tiefste beeinträchtigen.

Unter welchen Umständen, mit welchem Charakter ist denn jene philosophische Tendenz aufgetreten, der sich unsere Jugend im letzten Drittel der Restaurationszeit so eifrig ergab? Sie gehörte als ein Theil zu der Summe von offenen oder geheimen Oppositions-Bestrebungen; sie gehörte zu den tausend Waffen, womit man die Regierung Alt-Bourbonischen Styles und die Kasten-Ansprüche des Adels und der Priesterschaft bekämpfte. Die geistige Bewegung lief vielleicht nicht auf das Resultat einer Revolution hinaus, aber sie verlief sich in diesem Resultat. Die intellektuelle Wissenschaft stand zum Kampf in Reihe und Glied neben anderen, die ihr gleich oder wohl über sie geschätzt wurden. Auf allen Punkten ging der eifrige und glückliche Widerstand in den Angriff über, und so wurde auch die Philosophie nicht aus uneigennütziger Wißbegier um ihrer selbst willen studirt, sondern man wollte sie zum Angriff handhaben lernen; die Geister sollten frei werden, um sich nicht in den Zwang der bestehenden Ordnung zu fügen. Man verschwor sich mit den Wissenschaften gegen das Bourbonische Regiment, zuerst mit der Geschichte, zuletzt auch mit der Philosophie.

Nun sollte man meinen, wenn die Philosophie ihr Schärflein zu dem großen Revolutions-Werke beigetragen, so hätte sie von dem Ergebniß ihren Nutzen haben sollen. Sie hatte die Emancipation herbeiführen helfen, sollte ihr nicht die neue Freiheit vor allen anderen zu Nutze kommen? — Lehrer und Schüler hatten im Kampfe ihren Mann gestanden und sich in die Kriegs-Disziplin geschickt; nun, sollte man meinen, würden sie in dem eroberten Lande der Freiheit mit ehren Grund und Boden gewinnen und sich ihrem Werke mit erneutem Eifer zuwenden. Das Feld war offen; was sie früher hinderte, war gestürzt, bei Seite geschafft; nun also vorwärts! Just das Gegentheil geschah. Die Anführer der bisherigen philosophischen Bewegung stürzten sich urplötzlich in eine neue Laufbahn, die ihnen früher verschlossen gewesen, und verfolgten diesen Weg mit solcher Hast und solchem Eifer, als hätten sie nie etwas Anderes ersehnt und erstrebt. Sie wendeten sich, vielleicht nur für einige Zeit, vielleicht auch für immer, von den Bahnen ihres früheren Ruhmes; sie hingen, wie jener Gladiator bei Horaz, ihre Waffen im Tempel des Gottes auf und gingen anderen Künsten nach. Früher befanden sie sich außerhalb des thätigen Lebens, da wandten sie sich einstweilen an die Wissenschaft, zur Aushülfe; sie wurden Philosophen ad interim und gingen von Anfang an mit dem edeln Vorsatz um, eines Tages ein großes Opfer zu bringen und ihre geistig wissenschaftliche Stellung für Rang und Aemter hinzugeben. Wer weiß, vielleicht hatten sie eine Ahnung, daß Ehre und Erfolg, unter günstigen äußeren Umständen erworben, ihnen nach solchem Umschwung der Dinge nicht mehr treu bleiben würden. Geistreichen Männern war von jeher ein glücklich treffender Instinkt der Eitelkeit nicht fremd, und Vielen kam die Weisheit früh genug, daß sie die Welt gerade noch verließen, ehe die Welt sie verließ.

Und doch, welch hoher Beruf war ihnen aufgethan, wie edel, wie mächtig konnten sie wirken! Woran fehlte es ihnen? An Talent, gewiß nicht; vielleicht an Gesinnung, an Muth. Sie fanden sich durch Glück und Erfolg in der schönsten Stellung; was sie zu thun hatten, das mußte ihr Gewissen ihnen sagen, und sie konnten sich dem gewachsen fühlen, es rüstig anzugreifen. Sie hatten die Geister nach sich gezogen auf den Wegen des freien Denkens, der philosophischen Emancipa-

tion, — sie hatten der Jugend, vielleicht zu voreilig, die scharfen Waffen der Untersuchung in die Hände gegeben; sie hatten den Trieb geweckt, jetzt lag ihnen ob, ihn zu zügeln, zu mäßigen, in gesunde Bahn zu leiten. Sie für ihre Person kamen zum Besinnen und bieten inne; aber sie hätten wissen sollen, daß ein Strom in seinem Zuge nicht von selbst still steht. Hatten sie keine Ahnung, wohin er sich verirren könne? Heute freilich wissen wir Alle, wohin die vorschnell emanzipirten Geister gerathen sind, wie weit sie sich in Zügellosigkeit, in Unsittlichkeit, in raffinirte Geistesschwelgerei verirrt haben.

Hier müssen wir einhalten, wir dürfen gegen jene ausgezeichneten Männer nicht ungerecht werden, wir dürfen nicht ihnen allein ein übertriebenes Maaß der Schuld aufbürden. Die Lehrer traten zurück und schwiegen, aber auch die Schüler zur selben Zeit wurden gleichgültig und blieben davon. Es ist schwer zu entscheiden, ob die Meister den Jüngern oder die Jünger den Meistern früher den Rücken gekehrt; Mancher, den die Einsamkeit rings um seinen Lehrstuhl entmuthigte, hat sich dann erst am Ehrgeiz wieder aufzurichten versucht. Die jungen Geister, nach Thätigkeit dürstend, von der Restauration mit halber Mißgunst angesehen und argwöhnisch zurückgewiesen, diese Alle sahen mit einem Male, am Tage nach der Revolution, tausend Bahnen weltlichen Vortheils und äußerer Ehre geöffnet, und Jeder, der am Kampfe Theil genommen, streckte die Hand aus nach seinem Antheil an der Siegesbeute. Wer hätte ihnen zumuthen sollen, sich in Speculationen über das Wesen der Intelligenz zu vertiefen, während sie selbst mit aller ihrer Intelligenz vollauf beschäftigt und angestrengt waren, ihres Vortheils wahrzunehmen und eine Stellung im Staate, in der Gesellschaft zu erringen? Alle wißbegierige Forschungen über das verborgene Wesen der Seele, über die ursprünglichen Thatsachen des Bewußtseyns wurden bei Seite geschoben, jetzt galt es, sich die neue Organisation der Gesellschaft zu Nutze zu machen, wodurch jeder Fähigkeit und Tüchtigkeit der Weg zu sicheren Erfolgen geöffnet war; es galt, alles Vermögen und alle Kraft des Geistes auf's Schleunigste für die Gegenwart zu verwenden, um eine vortheilhafte, einflußreiche, glänzende Stellung in der Welt zu erobern. Da erschien der ungeduldigen Jugend alle Beschäftigung mit spekulativen Wissenschaften nur wie ein unnützer Aufenthalt. Wer mag ihr's verdenken? Nicht die geläuterte Gedankentiefe, sondern das praktisch gewandte Talent hat in Frankreich und wohl überall von jeher gegolten. Wenn Ihr nur zur rechten Zeit klug und zweckmäßig handelt, so wird wenig danach gefragt, wie es mit Euren Ansichten und Eurem Denken beschaffen sey. Die Revolution bebte, im äußeren Leben sowohl als in den Gemüthern, mit starken und erschütternden Schwingungen nach; da war nirgends eine feste Ordnung, Sicherheit und Stätigkeit; alle bestehende Verhältnisse schienen auf's Neue in Frage gestellt. In solcher Zeit drängen sich die positiven und materiellen Interessen mit Macht in den Vordergrund; die unruhige Sorge für das Nächstliegende nimmt die Geister dermaßen in Anspruch, daß sie nicht Ruhe noch Muße finden, den Lehren der Philosophie aufzumerken. Inmitten dieser brausenden Gährung, wo der Wettstreit der Interessen, wo Leidenschaft, Furcht, Aengstlichkeit, erlaubte und unerlaubte Wünsche in allen Richtungen durcheinanderfahren, war allerdings keine Ruhestatt, geschweige denn ein Katheder für die Philosophie herzustellen. Und dennoch bleiben wir bei unserer Behauptung, daß es unrecht, daß es eine schwere Pflichtversäumniß von Seiten der Bekenner der Philosophie war, den Kampf mit den verwirrenden Mächten des Tages ganz aufzugeben und sich still bei Seite zu halten. Denn allerdings war ein Terrain vorhanden, wo sie mit der Aussicht auf ein wohlthätiges und gemeinnütziges Wirken auftreten konnten.

Der Leser wolle sich nämlich erinnern, daß es, wo nicht zweierlei Philosophieen, doch zweierlei Arten giebt, wie die Philosophie auftritt und sich geltend macht. Einmal als reine Wissenschaft, Theorie, Speculation, als tiefes abstraktes Studium des menschlichen Geistes; hier bedarf es der geduldigen, angestrengten, in sich gekehrten Forschung; hier bedarf es der stillen Sammlung des Geistes, um die übersinnlichen Eingebungen, die Offenbarungen des inneren Menschen zu vernehmen. Inmitten der Stöhrung und Verwirrung des öffentlichen Wesens, wo das moralische Selbst nach allen Seiten anzukämpfen und sich feindlicher Einflüsse zu erwehren hat, so daß es unvermeidlich und ungeachtet seines Widerwillens in den Kampf der Tagesgeschichte hineingezogen wird, — da vermag Keiner, sich mit Andacht in die Innerlichkeit des Geistes und Gemüthes zu versenken und aus tiefstem Bewußtseyn heraus die Grund-Phänomene seines Erkennens und Wollens, den Ursprung der Triebe und die Gründe aller Pflicht zu deuten. Dies ist ein enges und heiliges Gebiet, welches den Denkern zu eigen gehört und dem sich niemals, auch in Tagen der Ruhe nicht, geschweige denn in Zeiten des Kampfes, das Interesse der lauten Welt zuwenden kann. Es giebt aber ohne Zweifel eine praktische Geltung und Wirkung der Philosophie, und dieser steht ein weiteres Feld offen, ein so wohlgelegenes, so vielfach nutzbares Feld, daß wir es schwerlich billigen können, wenn man die feindlichen Umstände, die Verwirrung, die Bedrängniß des äußeren Lebens zum Vorwande nimmt, die Hände in den Schooß zu legen.

Nein, unter keinen Umständen, ereigne sich was da wolle, soll man auf diese Einwirkung der Philosophie in das Leben verzichten. Was soll man von Eurer Wissenschaft des menschlichen Geistes denken? Ist sie so elend, so dürftig, so kraftlos, daß sie nichts vermag, daß sie müßig und regungslos zuschaut, wenn der Mensch mit seinen geistigen Kräften und mit seinen Begierden über Maaß und Gränze und Sitte hinaus strebt? Gerade wenn der Mensch Eurer Wissenschaft am meisten bedarf, wenn sie ihn vor Verwirrungen, Uebereilungen, Ausschweifungen behüten soll, läßt sie ihn gerade dann mit Achselzucken im Stich? O pfui über ein so hohles, leeres, erbärmliches Wissen, über Eure aufgespeicherten, dürren, unfruchtbaren Abstractionen, über Eure Systeme und Nomenklaturen, wenn Ihr Geist und Herz nicht anders zu erforschen wißt, als wie der Anatom Leichen zerlegt und präparirt. Schmach über Eure Philosophie, wenn sie nur mit Schattenbildern umzuspringen weiß, wenn sie sich zum Voraus besiegt, entwaffnet und verloren giebt, sobald ihr zugemuthet wird, sich mit der Realität, mit dem Leben zu messen. Es ist fürwahr eine schnöde Unwissenheit, zu meinen, es sey bei der Philosophie keinerlei Hülfe gegen das Schlimme in der Zeit zu finden; glaubt Ihr aber an ihre Kraft und getraut Euch nicht, Gebrauch davon zu machen, das wäre noch viel schlimmer, das wäre Feigheit.

Womit befaßt sich denn Eure Wissenschaft? Welches ist ihr Gegenstand? Der Mensch ohne Zweifel, der Mensch und sein geistiges Vermögen. Dazu gehört denn, daß Eure Betrachtung den Menschen ganz umfasse, in allen Bestandtheilen und in allen Aeußerungen seines Wesens. Das Erkennen, das Wollen, das Handeln, die Sitte, die Leidenschaft, das Recht, die Pflicht, wo ist denn das Alles zu finden? Ja denke doch, in der wirklichen Welt, in der Erscheinung des Individuums, der Familie, der Gesellschaft, des Staates, des historischen Ganzen der Menschheit. Wenn Eure Prinzipien, Eure Regeln, Eure Sätze hierher nicht passen, hier nicht gelten, wenn sie auf keine Lebenssphäre, auf kein Individuum, auf keine Gemeinschaft von Individuen Anwendung finden, wenn die Richtigkeit und Weisheit Eurer Conceptionen sich im Wechsel der Erscheinungen nicht bewährt, was ist dann Euer Wissen und Eure Lehre? Die Philosophie muß sich unseren Zustand, die Organisation unserer Gesellschaft, wie sie einmal ist, gefallen lassen; sie muß sich daran anschließen und von der Gegenwart aus weiter streben. Woher soll sie des Lebens theilhaftig werden, wenn sie jeder Berührung mit den konkreten Gestaltungen des Lebens ausweicht?

Wir wissen wohl, unsere Anforderungen stellen die Philosophie auf eine schwere, auf eine gefährliche Probe. Es läßt sich freilich in der Welt des Abstrakten, des rein Intellektuellen, leichter mit den Prinzipien operiren, als in einem Leben voll thätigen und spröden Inhalts. Der Philosoph kann seine Sätze und Formeln in schönster Ordnung aufmarschiren lassen; sie nehmen sich trefflich aus, sie exekutiren ihr Kommando auf das Genaueste, wie Paradesoldaten auf dem Exerzirplatz; aber in der Wirklichkeit, auf dem Schlachtfelde, da stehen sie dem Anfall nicht, da schwanken und brechen ihre Reihen, da zeigt sich der Zufall mächtiger als Taktik und System. Darum eben halten wir keine Theorie für erprobt, bevor es sich gezeigt hat, ob sie in der Praxis besteht; gebt Ihr Eure Philosophie für unstellbar, für unausführbar in der Wirklichkeit, so habt Ihr sie selbst gerichtet; kann Euer System sich den Bedürfnissen der Welt nicht anschließen, kann es nichts auf Erden fördern, so brecht nur getrost den Stab darüber. Wenn Euer wissenschaftliches Thun auf die Erkenntniß des Menschen gegründet ist und den Menschen selbst zum Objekt und Ziel hat, so müßt Ihr doch irgend wie auf den Menschen wirken können. Was sind das für Lehrer, die uns sagen: so wäre es recht zu denken, zu meinen, so zu handeln, so zu glauben und zu hoffen, nur bei Leibe laßt Euch nicht einkommen, solches Denken, Handeln und Hoffen in Eurem täglichen Leben geltend zu machen. Es klingt wie Hohn oder wie Wahnsinn, wenn man uns zumuthet, gerade dasjenige Wissen, wonach wir unsere Erkenntnisse berichtigen, unsere Vorurtheile ausrotten, unsere Leidenschaft mäßigen, unsere Gesinnung veredeln könnten, was doch Alles ganz unstreitig vom wichtigsten und entschiedensten Einfluß auf allen Verlauf menschlicher Dinge ist, gerade dieses Wissen soll auf ewig innerhalb der Gränzen der Speculation gebannt bleiben und soll in einem fort nichts erzeugen dürfen, als Undinge, mit Glanz und Scharfsinn ausgestattet. (Schluß folgt.)

England.

Die Aufsuchung der Wallfischfahrer im Jahre 1836.

(Schluß.)

Endlich am 7. April, und nach unsäglichen Mühseligkeiten, erreichten wir unter 54° N. Breite und eben so viel W. Länge den Rand der Eismassen. Die letzten heftigen Stürme aus Osten hatten das Eis sehr dicht zusammengedrängt, und die See brach sich mit Macht am Rande desselben. Am nächsten Morgen begannen wir, die Eisfelder zu prüfen; und seitdem wiederholten wir unsere Angriffe auf diese Festung täglich mit Sonnen-Aufgang. Das Schiff wurde in das lockere Eis hinein bugsirt, so weit man dies ohne Gefahr thun konnte; denn hier trieb uns die Strömung beständig nach Süd-Ost, und es war ein mächtiger Gegendruck nothwendig, wenn wir gegen Strömung und vorherrschende Nordwest-Winde das Feld behaupten wollten. Oft hinderten uns die dicke Nebel und das Schneewetter, der Hauptmasse näher zu kommen; am schwersten wurden wir aber geprüft, wenn die Stürme aus Osten am Rande der Eisfelder uns überraschten. Besonders fürchterlich war der Orkan vom 27. April.

Als wir am Nachmittage jenes Tages eben damit beschäftigt waren, unsere gewohnten Untersuchungen anzustellen, wendete sich der Wind plötzlich nach Nordost und wurde mit Eindruck der Finsterniß zu einem wüthenden Sturme. Ungeheure Wogen-Berge, von denen jeder Tod und Vernichtung drohte, rollten über unser Schiff. Das Dunkel der Nacht und der dicke Meeres-Schaum, welcher am Schiffe gefror, machten es uns unmöglich, nur funfzig Schritte weit zu sehen, und wir schwebten daher in fortwährender Besorgniß, daß unser Schiff mit einem der zahlreichen Eisberge zusammenstoßen würde.

Der Sturm wüthete fort bis zum Sonntag. Schon waren die Bollwerke an der Windseite und viele Gegenstände auf dem Verdecke fortgerissen, und wir konnten jeden Augenblick gewärtig seyn, daß das einzige Segel, welches wir aufgezogen hatten, das Hauptmast-Segel, in Stücke gehen würde. Noch nie hatten wir dem Tageslicht mit größerer Ungeduld entgegen geharrt; und doch konnten wir, nachdem es angebrochen war, nicht viel mehr sehen, als vorher, weil der Schnee ungeheuer dicht herabfiel. Unser Schiff glich vom Kiele bis zur Spitze des Hauptmastes einem aus Eis nachgeformten Fahrzeuge; das Tauwerk war mit dem gefrornen Meeres-Schaum überzogen, und nach unten hatte sich

as Eis in solchem Grade angehäuft, daß wir für die Masten fürchten ußten. Am Nachmittage legte sich der Sturm etwas, und jetzt waren lle Hände geschäftig, die Masten vom Eise zu befreien.

Dies war nur Eine von den zahllosen Gefahren, die wir bestehen ußten; doch wir hatten uns schon darauf vorbereitet, ehe wir dem eimathlichen Heerde Lebewohl sagten. Wir waren vertraut mit dem naufhörlichen Wüthen der Elemente und hatten alle schon einmal den ausgestreckten Arm der Barmherzigkeit zu einer Zeit erblickt, als Menchenwitz und menschliche Hülfe nichts mehr fruchten wollten.

Eifrig benutzten wir jede Gelegenheit, um unsere verschollenen und othleidenden Brüder ausfindig zu machen. Obschon wir nur zu oft n die Nothwendigkeit versetzt waren, für unser eigenes Schiff zu sorgen, ießen wir doch den wichtigen Gegenstand der Expedition niemals aus en Augen. Wäre irgend ein Fahrzeug dem Rande der Eismassen nahe gewesen — es hätte uns nicht entgehen können.

Zu Anfang des Mai war unser Wasser-Vorrath sehr gering geworen, und wir konnten an den Eisbergen, bei denen unser Schiff alltägich vorüberfuhr, kein Wasser einnehmen, weil die Meereswogen an iesen Massen unaufhörlich eine starke Brandung erzeugen. Da ersann er Capitain ein Mittel, uns Wasser zu verschaffen, das allgemeine Beachtung verdient. Einer der zwei Tonnen fassenden eisernen Wasserehälter wurde auf dem Verdeck so befestigt, daß durch eine zehn Fuß ange bleierne Röhre die Wasserdämpfe aus kupfernen Kesseln, die allerings sehr viele Feuerung kosteten, hineingeleitet werden konnten. Hier urden diese Dämpfe vermittelst einer durch Verdunstung hervorgebrachen Kälte wieder kondensirt. Und auf diese Art wurden täglich 60 Gallonen wohlschmeckenden Wassers gewonnen — eine zum Gebrauche er ganzen Mannschaft mehr als hinreichende Quantität. Ein Paar Tage darauf wurde diese Destillir-Methode überflüssig, weil wir einige große Stücke Eis, die sich von einem Eisberge abgelöst hatten, in unere Gewalt bekamen.

Wenn ein Schiff vor dem 1. Mai Cap Farewell passirt hat, so flegen die Grönlandfahrer an dem genannten Tage eine Festlichkeit zu egehen, derjenigen sehr ähnlich, welche stattfindet, wenn Schiffe die inie passiren. Alle neue Matrosen werden alsdann Herrn Neptun voreführt und von ihm an Kindes Statt aufgenommen. Da der 1. Mai ieses Mai auf einen Sonntag fiel, so verschob Neptun, mit gezieemer Rücksicht für diesen geheiligten Tag, seine Visite bis nach Mitteracht. Das Meer war gerade sehr stürmisch; dennoch erwangelten Nepun und seine reizende Amphitrite nicht, von allen ihren Satelliten beleitet, zu erscheinen; und die herkömmlichen Ceremonien wurden mit o viel Humor vollzogen, daß sie unserer Mannschaft nach Monaten noch Stoff zu heiteren Gesprächen gaben.

Am 15. Mai trafen wir mit dem „Undaunted" von Kirkcaldy usammen, der uns die endliche Rückkehr der „Lady Jane" anzeigte. Ein Theil ihrer Mannschaft war umgekommen, und die Uebrigen hatten n einem traurigen Zustande den Hafen von Orkney erreicht. Wir erubren auch bei dieser Gelegenheit, daß man in England allgemein laubte, die Mannschaft des „William Torr" habe ihr Schiff verlassen nd bei den Eskimos der West-Küste Zuflucht gesucht, um ihr Leben zu risten, bis Hülfe käme.

Um die Mittagszeit hatten wir eine Sonnen-Finsterniß, deren Anfang wir jedoch wegen des bewölkten Himmels nicht beobachten konnen. Es war ein schöner Tag und für uns, die wir so lange einsam uf dem Ocean herumgetrieben, ein erfreulicher Anblick, noch ein Schiff n unserer Seite zu haben. Am Abend schieden wir, indem der „Undaunted" seinen Lauf nach Norden richtete und wir den unsrigen nach Westen, um die Eismassen weiter zu verfolgen.

Jetzt konnten wir unser mühevolles Werk mit weniger Unterbrechung ortsetzen, weil die Tage länger und das Wetter besser wurden. Wir teuerten auch unser Fahrzeug viel weiter in das Eis, weil wir jetzt viel weniger Gefahr dabei liefen.

Am Abend des 27sten waren wir unter 65° Breite angekommen. Hier mußten wir unsere Aufsuchungen einstellen und bei Holsteinburg nkern, wo die Bombardier-Gallioten am 1. Juni zu uns stoßen sollten. Um 9 Uhr Abends fanden wir in einer Tiefe von 210 Faden Felsen- und Korallen-Grund. Es war nebelig, und feiner Schnee fiel zugleich, o daß wir selbst auf die kürzeste Distanz nichts wahrnehmen konnten. Als der Capitain das Verdeck verließ, sagte er zu dem wachthabenden Lieutenant, er würde, sobald das Wetter sich aufklärte, in einer Entfernung von 90 Engl. Meilen die Gipfel einiger Berge erblicken. Um echs Uhr des anderen Morgens erblickte man dieselben wirklich in der enannten Distanz gegen Nord-Ost. Da dieser Tag der Geburtstag unseres Königs war, so erhielt das Schiffsvolk eine Quantität Grog und eine Zulage an Speise.

Den 30. Mai hatten wir das Hochland um Holsteinburg vor uns, und Lieutenant Crozier wurde in einem Boote vorangeschickt, um dem Capitain der Bomben-Schiffe, wenn sie dort seyn sollten, unsere Annäherung zu verkünden. So lange der Tag dauerte, wurden wir von den Eskimos besucht, die mit den Wallfischfahrern alle Jahr zu verkehren flegen, wenn diese nordwärts auf den Fang gehen. Von den Eskimos rfuhren wir, daß jetzt keine Schiffe im Hafen seyen, daß aber ein beschädigter Wallfischfahrer einige Zeit hier verweilt habe, um den Schaden wieder gut zu machen.

Erst am Abend des folgenden Tages konnten wir den Hafen erreichen, wo wir um zehn Uhr ankerten. Lieutenant Crozier kam ein paar Stunden später zurück und bestätigte die unwillkommene Kunde, daß die Schiffe nicht angekommen seyen. Viele Wochen lang hatten wir den versprochenen Gefährten mit froher Bangigkeit entgegengesehen und gute Nachrichten von unseren Freunden und Lieben in England erwartet; und so fühlten wir uns Alle bitter getäuscht. Doch trösteten sich Viele mit der Hoffnung, das stürmische Wetter habe die Ankunft der Schiffe noch verzögert und wir dürften sie wohl bei Whale-Island vorfinden.

Während unseres Aufenthalts in Holsteinburg wurden wir von dem Dänischen Statthalter und anderen Dänischen Bewohnern dieser Kolonie mit großer Güte und Gastfreundschaft behandelt, und die Erinnerung an jene glücklichen Tage wird nicht leicht aus dem Gedächtnisse derer schwinden, welche sich der freundlichen und fast brüderlichen Aufnahme bei jenem herrlichen Volke zu rühmen hatten.

Wir bemühten uns vergebens, über die Mannschaft des „William Torr" etwas zu erfahren. Man versicherte uns, daß kein Fremder ohne Wissen der Bewohner von Holsteinburg gelandet seyn könne, da sie häufigen Verkehr mit den Nord- und Süd-Gegenden an der Küste hätten und in den kürzlich empfangenen Briefen keine solche Begebenheit erwähnt war.

Die Kolonie Holsteinburg liegt an der äußersten Spitze der Nordküste eines weiten und sehr geräumigen Fiord's. Ihre Lage ist, genau berechnet, 66° 56′ 32″ nördlicher Breite und 53° 34′ 28″ westlicher Länge. Den geräumigen Hafen schützen viele kleine Eilande, die, mit Einschluß des gefährlichen ausgedehnten Riffs im Nord-Westen und der vielen versteckten Felsen im Süden, für unkundige Schiffer den Zugang sehr gefährlich machen. Wenn das Wetter nicht allzu stürmisch ist, so kommen die Eskimos jedem Schiffe, das sie heransegeln sehen, gleich entgegen, und Viele derselben kennen die gefährlichen Punkte hinlänglich, um als Piloten zu dienen.

Wir erfuhren auch in Holsteinburg, daß der letzte Winter außerordentlich kalt gewesen sey, und daß die Meerenge und die Bassins-Bay im Norden mit Eis wie angefüllt seyen; denn es gab — wie sie sagten — nur wenige bedeutende Stürme, die das Eis brechen und nach Süden treiben konnten. Wir staunten nicht wenig über die letztere Nachricht, da wir im Atlantischen Ocean mit so mächtigen Orkanen gekämpft hatten; und unser Staunen wuchs noch, als wir bei Durchlesung des Wetter-Registers fanden, daß während des wüthenden Sturms, welcher vom 24. bis 29. Januar anhielt und unser Schiff so arg mitnahm, hier in Holsteinburg nur leichte Winde und selbst diese zumeist aus Ost und Nord-Ost geweht hatten.

Am Morgen des 13. Juni nahmen wir von unseren freundlichen Wirthen Abschied und stachen in die See. Von einem starken Südwinde begünstigt, machten wir schnelle Fortschritte gegen Norden und hielten uns dabei dicht am Ufer, dessen hohe schneebedeckte Berge, von unzähligen Thälern und Fiord's durchschnitten, eine ganz neue und imposante Scene darboten. Wer aber zum ersten Male in jene Gegenden kam, der wird noch lange an die Passage über den Riff Rieeol denken. Wir erreichten den Südrand des Riffs um zehn Uhr Abends; allein hier konnte man nur wenige Eisberge sehen; die See war mit dem zunehmenden Sturme gestiegen und brach sich über diesen Felsenmassen auf eine fürchterliche Weise. Als wir bald nach Mitternacht dem Nordrande des Riffs uns nahten, nahmen die Eisberge an Zahl und Größe zu, so daß es einem ungeübten Auge vorkommen mußte, als könnte das Schiff nirgends einen Ausgang finden. Mehrere dieser Eisberge waren gewiß über 200 Fuß hoch, und ihre mannigfachen Gestalten, langsam hervortretend aus der schäumenden Brandung, die von Zeit zu Zeit über ihre Gipfel hinwegrollte, gewährten ein eben so erschreckliches als majestätisches Schauspiel. Erst in größerer Nähe entdeckten wir eine schmale Oeffnung zwischen zwei hohen Eisbergen, durch die unser Schiff passiren konnte. Der Capitain und der Steuermann gaben dem Schiffe seine Richtung, und es flog, von dem starken Winde und den mächtigen Wogen getrieben, wie mit vollen Segeln durch die enge Passage. Nachdem wir diese zurückgelegt hatten, bekamen wir leichten Wind und sehr ruhiges Wasser. Die große Eismasse zeigte sich in einer Entfernung von zwei bis drei Engl. Meilen gegen Westen.

In dem Maße als wir vorrückten, fanden wir das Eis viel dichter am Lande und kamen wir mühsamer hindurch. Endlich kam wieder eisfreies Wasser, und die Wallfisch-Eilande zeigten sich in einer Entfernung von 8 bis 9 Englischen Meilen. Gegen eilf Uhr Abends ankerten wir in einem sehr bequemen Hafen. Von einem Wallfischfahrer, dem „Lord Gambier", der hier ankerte, erfuhren wir, daß keine Bomben-Schiffe uns nachgeschickt seyen, und daß einige andere Wallfischfahrer Befehle zu unserer Rückkehr nach England mitgebracht hätten. Diese Depeschen sollten in Lievely, einer Dänischen Niederlassung an der Südspitze der etwa 20 Engl. Meilen entfernten Disco-Insel, wo der Ober-Gouverneur aller nördlichen Kolonieen, Major Fasting, residirte, gelandet worden seyn. Sogleich schickten wir Lieutenant Juman in einem Boote dorthin. Wegen des schlechten Wetters konnte er erst am Abend des 18ten zurückkehren; er brachte jedoch kein offizielles Schreiben mit.

Am nächsten Tage liefen zwei andere Schiffe, die „Eclipse" und „Clarendon", im Hafen ein. Von diesen erfuhren wir, daß alle an uns gerichtete Schreiben der Regierung an Bord der „Lady Jane" von Newcastle seyen, welches Schiff in bedeutender Entfernung gesehen wurde. Unser Boot, das wir an Bord desselben geschickt hatten, kehrte am nächsten Morgen mit den Befehlen der Admiralität zurück.

Die Capitaine verschiedener Wallfischfahrer, welche im Laufe des Tages zu uns an Bord kamen, und von denen wir mit frischem Proviant unterstützt wurden, sagten uns, daß der diesjährige Wallfischfang sehr wenig Ausbeute geliefert habe. Einer von ihnen — Capitain Gray — war der Letzte, der im vergangenen Jahre mit dem „William Torr" verkehrt hatte. Er traf dieses Schiff am 16. September bei Coutt's Fiord, und der Capitain äußerte ihm seine Absicht, an irgend einem Punkte der Küste ein Winterquartier zu suchen.

Wir hatten uns überzeugt, daß keiner von der Mannschaft an irgend einem Theil der Grönländischen Küste gelandet war; auch versicherte man uns, wir müßten das Schiff gesehen haben, wäre es nicht schon vor unserer Untersuchung der Eisfelder gescheitert. Es blieb uns daher nur noch die Hoffnung, sie könnten wohl an der Küste von Labrador gelandet seyn, denn diesen Küstenstrich zu untersuchen, waren wir wegen zu großer Ausdehnung der Eismassen bis jetzt nicht im Stande gewesen.

Es ging auch ein Gerücht, daß der „Ben Accord" (Capitain

Parker) bei Kap Farewell (der Südspitze von Grönland) an dem Wrack eines Schiffes mit gelben Masten vorübergekommen sey; und wirklich waren — wie man sagte — die Masten des „William Torr" mit dieser ungewöhnlichen Farbe angestrichen gewesen. Alle diese Umstände bestimmten den Capitain vor der endlichen Heimkehr nach England, einen Abstecher in nördlicher Richtung zu machen, um doch jedes Mittel versucht zu haben, das der unglücklichen Mannschaft des „William Torr" auf die Spur führen konnte.*) (U. S. J.)

Piemont.

Unerwartete Begegnung.

Im September 1833 besuchte ich von Genf aus das Chamounp-Thal. Unweit des Weges, zwischen Cluse und Sallenches, liegt die merkwürdige Höhle, die unter dem Namen der „Grotte de Balme" bekannt ist. Ihr Eingang liegt in der steilen Bergwand, siebenhundert Fuß über dem Wasserspiegel der Arve, und ihre Tiefe ist unergründlich. In einer Entfernung von drei- bis vierhundert Fuß vom Eingange öffnet sich zu den Füßen des Wanderers ein Absturz, wie ein Brunnen, und unten hört man in der ewigen Felsennacht die Bergwasser rauschen.

In diesem Lande macht man alle Natur-Merkwürdigkeiten bestens zu Gelde, und so ist auch diese Grotte von Seiten der Sardinischen Regierung an eine Savoyardin verpachtet; diese Frau ist nämlich ausschließlich berechtigt, Reisenden die Grotte zu zeigen oder zeigen zu lassen, und zahlt dafür jährlich eine gewisse Summe an die Obrigkeit. Sie hat auf eigene Kosten und mit vieler Arbeit, zur Bequemlichkeit der Reisenden, Treppen und Stiegen in die Felswand bauen lassen, wo man ehedem auf zusammengebundenen Leitern, den schwindelnden Abgrund zu Füßen, bis zur Oeffnung der Grotte hinanklimmen mußte.

Meine Führerin den Berg hinauf war ein junges Mädchen, deren Haltung, besonders des Kopfes, und deren Accent die Italiänerin verriethen; schlank und zart gewachsen, gelbbräunlichen Teints, erinnerte sie mich, wie sie die Höhe hinauf leichten Fußes vor mir herlief, lebhaft an die Fenella von Walter Scott. Am Eingange der Höhle zündete sie eine Fackel an, deren trübes flackerndes Licht die Wunderbarkeit und Schauerlichkeit des großartigen Natur-Schauspiels noch erhöhte.

Jedoch auf eine Beschreibung der Grotte ist es hier nicht abgesehen. Ich war schon im Begriff, den Rückweg anzutreten, als meine Begleiterin mich noch aufforderte, meinen Namen in das Buch einzuschreiben, in welchem die reisenden Besucher der Grotte sich verewigen. Wie ich in dem Buche hin und her blätterte, fällt mir ein Name auf, der auf eine sonderbare Weise ausgelöscht, wie weggewischt, aber doch in den Zügen noch halb und halb kenntlich war. Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr mir, und meine Begleiterin wurde aufmerksam. „Wie so ist der Name hier weggelöscht?" fragte ich. Sie sah mich mit einem sonderbar forschenden Blicke an, gleich als wollte sie meine Gedanken von meinem Gesichte lesen: „Sie sind wohl aus Frankreich, mein Herr, nicht wahr?" hob sie an; und als ich dieses bejahte, fuhr sie fort: „dann will ich Ihnen die Geschichte erzählen." Ich setze die Erzählung her, wie ich sie auf dem Rückwege aus ihrem Munde vernahm; nur leider kann ich die Naivetät und die lebhafte fremdländische Betonung ihres Ausdrucks nicht wiedergeben.

„Es mögen drei Monate her seyn", sprach sie, „da kamen drei junge Männer von Sallenches herauf und wollten die Grotte sehen; ich mußte sie umherführen. Einige Zeit nach ihnen war ein anderer Reisender mit einem Bedienten eingetroffen, und den führte die Madame selbst, weil Niemand anders da war. Sie kamen uns entgegen, wie die drei jungen Leute schon mit mir zurückgingen und hinaus wollten. Im Dunkeln konnten sie einander nicht genau ins Auge fassen, nur fiel den jungen Leuten die sonderbare Aussprache des Herrn auf; sie machten sich darüber lustig und lachten. Zuletzt ersuchte ich die Herren, sich vor dem Weggehen noch in das Buch einzuschreiben; der Eine von ihnen, dem die Anderen einen gewissen Respekt bewiesen, obwohl er keineswegs älter an Jahren schien, gab mir zur Antwort, sie pflegten das nicht zu thun; doch stellte er sich an das Buch, blätterte hin und her, las einige Namen laut vor und machte sich über Einiges lustig, was hineingeschrieben war. Auf einmal erblickt er auf dem letzten Blatte den allerletzten ganz frisch geschriebenen Namen; er ruft ihn laut aus, die Anderen treten hinzu, und alle Drei sehen sich eine Weile ganz überrascht und erstaunt an. Der Eine tritt wieder an das Buch, starrt eine Zeit lang hinein, und dann, als wenn ihm eine plötzliche Eingebung käme, ruft er: „Er ist hier, meine Freunde! er ist wahrhaftig hier, er kam uns vorhin entgegen. Sehet, Gott liefert ihn in unsere Hände, damit er für seine Schändlichkeit büßen soll." — „Wohlan", riefen die beiden Anderen, „ihm nach! wir müssen ihn finden." Ich stand bestürzt; ich begriff gar nicht, was vorging, aber ihr lautes Geschrei, ihre zornigen Geberden, — ich war ganz erschrocken, mir ahnte ein großes Unglück.

Sie rissen mir die Fackel gewaltsam aus der Hand und stürzten fort in die Grotte zurück. Sie stießen im Laufe an die Tropfstein-Zapfen und an die Felsen-Ecken; aber im Eifer merkten sie es nicht. Ich folgte ihnen von weitem, am ganzen Leibe zitternd. Da sie fürchteten, sich in den mancherlei Gängen nicht zurecht zu finden, so kamen sie wieder auf mich zu, gaben mir die Fackel in die Hand und zwangen mich, ihnen den Weg zu weisen.

So liefen sie lange Zeit hin und her, aber der fremde Herr war nirgends zu finden; ich hoffte und wünschte im Stillen, er möchte die Grotte schon verlassen haben. Da auf einmal hören wir Stimmen unserer Nähe; es war der Fremde, den die Madame mit der Fackel geleitete; sie waren nur durch eine Ecke, um welche der Gang bog, von uns getrennt. Da schoben die Drei mich mit Gewalt bei Seite und sprangen voller Wuth auf den Fremden los. Was sie zuerst für Worte wechselten, das konnte ich nicht verstehen; aber ich kam gerade dazu, wie sie den fremden Herrn beim Kragen gepackt hielten und ihn wütend umherwarfen. Er schrie um Gnade; der Bediente lag auf den Knien und bat kläglich für seinen Herrn, er klammerte sich an ihre Röcke, aber sie stießen ihn ungestüm zurück. „Fort mit ihm!" rief der Eine, „hinunter mit ihm ins Loch!" Sie schleppten ihn fort nach dem Brunnen hinten in der Grotte. Der arme Mann suchte sich festzuklammern, wo er konnte, an den rauhen Steinwänden, an den scharfen Ecken; seine Kleider waren zerrissen, er blutete im Gesicht und an den Händen; er streckte die Hände nach der Madame und mir aus und bat um Hülfe, um Erbarmen, so kläglich, mit solchem Wehgeschrei, daß mir noch heute mit Schreck und Mitleid daran denke; damals aber waren wir Beide vor Angst so außer uns, daß wir keinen Laut hervorbringen konnten. So schleppten sie ihn, wie er sich sträubte, bis hart an den Abgrund; da versuchte er sie noch einmal zum Erbarmen zu rühren mit Thränen und Betheuerungen, aber das machte ihren Grimm noch ärger. „Henkersknecht!" riefen sie, „ehrloser Büttel! hast Du Erbarmen gehabt? Kein Mitleid mit Leuten Deinesgleichen!" Sie packten ihn, und schon hing er mit dem halben Leibe über der Tiefe.

Da konnte es die Madame nicht länger mit ansehen; sie stürzte sich zwischen die Kämpfenden und schlang ihre Arme mit Gewalt um die Füße des Unglücklichen, der nur noch mit erstickter Stimme winselte. „Ach, meine lieben Herren", rief sie, „haben Sie Erbarmen! um des Himmels willen, richten Sie eine arme Witwe nicht zu Grunde! Sie bringen mich und meine Kinder ums Brod." Sie zerfloß ganz in Thränen; ich hatte mich neben ihr auf die Kniee geworfen und bat sie ihr bitten. Die Drei hielten inne, sie waren durch unsere Bitten erweicht; ich glaube auch wohl, sie haben von Anfang an nicht mehr gewollt, als dem Unglücklichen einen rechten Schreck einjagen. Sie gingen eine Weile unter einander zu Rathe: „Gut, wir lassen ihn laufen; aber" — zu ihm gewendet — „der Strafe sollst Du nicht entgehen, wie sie Dir gebührt. Wir wollen Dich züchtigen, marsch!" Sie trieben sie ihn zum Eingange zurück; er war todtenbleich, zitterte wie Espenlaub, er sah und hörte nicht, und seine Füße trugen ihn kaum. Uns beiden Frauenzimmern war kaum besser zu Muthe, wir waren voller Angst über das, was noch kommen würde. Vor dem Tische, worauf das Fremdenbuch lag, zwangen sie ihn, niederzuknieen; „Elender Schurke, Dein Name besudelt dieses Buch, lösch' ihn aus!" Der Unglückliche streckte die Hand nach dem Schreibzeug. „Nein, nein, nicht so! ablecken mußt Du ihn mit Deiner eigenen Zunge." Anfangs sträubte er sich, aber da drohten sie ihm noch fürchterlicher; sie drückten ihm das Gesicht mit Gewalt auf das Papier . . . . hernach warfen sie ihn mit Schimpf und Schande hinaus.

— „Und wer waren die jungen Leute?" fragte ich das Mädchen; „haben Sie ihre Namen nicht erfahren?" — „Nein", sprach sie, „sie gingen fort, ohne sich zu nennen; aber hernach habe ich die Leute sagen hören, daß an demselben Tage ein junger Mann mit zwei Begleitern in Sallenches eingekehrt wäre; sie nannten ihn Louis Bonaparte."

Und der im Fremdenbuche ausgelöschte Name hieß Sir Hudson Lowe. (Gaz. des Tribunaux)

Mannigfaltiges.

— **Gedruckte Briefsammlungen.** Die im vorigen Jahre in Mailand erschienene Sammlung von Briefen berühmter Italiäner des achtzehnten Jahrhunderts*) ist in den Italiänischen Blättern vielem Widerspruch in Bezug auf den Grundsatz begegnet, ob die Privat-Korrespondenz von Männern, die ihren Verbindungen nach immer noch der Gegenwart angehörten, veröffentlicht werden dürfe oder nicht. Da in Deutschland ganz ähnliche Fragen erhoben worden sind, so wird es wohl nicht uninteressant seyn, auf die Meinung eines geachteten Italiänischen Kritikers, des Herrn Defendente Sacchi in Mailand, zu verweisen, der jene Briefsammlung als eine vollkommen gerechtfertigte und zeitgemäße Publication erklärt.**) Herr Sacchi behauptet sogar, es könne nur mit Hülfe solcher Werke eine vollständige Literaturgeschichte zu Stande kommen, da man nur aus ihren Privatbriefen erfahre, welche verwerfliche Mittel oft ein Aretino oder ein Algarotti angewandt habe, um zu seiner Berühmtheit zu gelangen. Allerdings werden Namen und Privat-Skandale noch lebender Personen dabei zu vermeiden seyn, aber was das literarische Verhältniß und das epistolarische Talent von Verstorbenen betrifft, so gehört das eine wie das andere der öffentlichen Kritik gewiß eben so gut an, als dasjenige, was sie selber für gut gehalten haben, von sich zu publiziren.

— **Portugiesische Bibliothek.** Die vollständigste Portugiesische Büchersammlung außerhalb Portugals besitzt ein Englischer Gelehrter, Herr John Adamson in Newcastle, als Uebersetzer der „Inez de Castro" und als Verfasser der „Denkwürdigkeiten von Camoens" auch in der literarischen Welt rühmlichst bekannt. Gegenwärtig hat er unter dem Titel „Bibliotheca Lusitana" einen 115 Seiten starken Katalog seiner Sammlung drucken lassen, die, wie man glaubt, für das Britische Museum erworben werden dürfte. Es befinden sich darunter einige Unica und viele andere Werke, die selbst in Portugal zu den größten Seltenheiten gehören.

*) Ob dieser Abstecher von Erfolg gewesen ist, wird in dem United Serv. Journ. noch nicht mitgetheilt.

*) Lettere inedite di quaranta illustre Italiani del secolo XVIII. — Milano, Bravetta, 1836.

**) Gazzetta di Milano del 13. Febbrajo.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 25. Berlin, Montag den 27. Februar 1837.

Frankreich.

Zur Geschichte Ravaillac's.

Von A. Bazin.*)

Als der erste Schrecken nach der Ermordung Heinrich's IV. vorüber war, als man sah, daß diesem kühnen Streich keine weitere Bewegung folgte, und daß er durchaus nicht, wie man anfangs wohl befürchten mochte, das Signal zu einem Aufstande war, da erging sich ganz Paris in den verschiedenartigsten Vermuthungen über die höhere Triebfeder, die den Arm des Mörders bewaffnet, über den Fanatismus, der ihn zu dieser That verleitete, und über die Mitschuldigen, die man bei einem so großen Verbrechen voraussetzte. Paris war damals, wie jetzt, mehr als jede andere Stadt in Frankreich, voll von Leuten, die gern über die Tagesbegebenheiten hin und her raisonnirten, deren verschiedene Folgen zu besprechen und von den Ereignissen selbst auf die ersten Ursachen zurückzugehen pflegten. Ehe noch die Justiz selbst Zeit gehabt hatte, in ihren Untersuchungen zu irgend einem Resultat zu gelangen, fanden sich schon eine ganze Menge solcher Alleswisser, welche die Sache ganz klar durchschaut zu haben meinten und aus einigen unbestimmten öffentlichen Gerüchten, die sie für sichere Thatsachen annahmen, die große Schlußfolgerung gezogen hatten, welche sie für die einzig wahre hielten. Nur war diese einzige Wahrheit so verschieden, als die Leute selbst. Die Einen behaupteten, es sey gewiß die alte eingefleischte Feindschaft Spaniens gegen Frankreich, welche den Mörderdolch gedungen habe; denn, sagten sie, da man nicht bemerkt hat, daß die großen Kriegerüstungen, welche von Heinrich IV. gegen den katholischen König getroffen wurden, diesem die geringste Sorge gemacht hätten, so muß er wohl einen anderen Ausweg gefunden haben, sich seines Feindes zu entledigen. Andere meinten, dieses Bubenstück sey gewiß von der Jesuitenbrut ausgegangen, zumal da ein Geistlicher dieses Ordens den Abend vor der That sich gegen den König geäußert, es müßte wohl sehr schwer seyn, Gott für sein Heil zu bitten, wenn er in einem Lande, das schon ohnedies ganz voll Ketzer sey, noch den geringen Rest der Katholiken durch einen Kriegszug ausrotten wolle. Manche wieder glaubten in dem Verbrechen die Rache eines Weibes zu erkennen, der Marquise von Verneuil, einer ehrgeizigen Dame, die der König im Stich gelassen. Einige endlich gingen noch weiter in ihrem Verdacht, bis zur Königin selbst; deren Eifersucht, meinten sie, habe gewiß den Herzog von Epernon, das Haupt der katholischen Partei am Hofe, oder auch dessen vertrautesten Diener Concino Concini, der vielleicht bei der Königin selbst noch mehr als bloßer Diener sey, zum Werkzeug ihrer Rache ausersehen. Bei allen diesen vagen widersprechenden Gerüchten aber waren fast Alle einig in ihren Klagen über den langsamen Untersuchungsgang der Justiz und über die Geheimnißkrämerei der Regierung, Klagen, welche uns die Geschichte, die gewöhnlich nur zu gern die gehässige Seite der Dinge auffaßt, vor allem Anderen treu überliefert hat.

Der Mörder hatte keineswegs versucht zu entfliehen, wiewohl er sehr leicht die Gelegenheit dazu gehabt hätte. Man hatte ihn unter der Bewachung der Bogenschützen von der Königlichen Leibwache in ein benachbartes Hotel geführt, wo man gewiß sehr Unrecht gethan hat, ihn zwei ganze Tage zu lassen. Gleich in den ersten Augenblicken nach der That scheinen sich mehrere Personen zu ihm gedrängt zu haben; ja, Einige sollen ihn sogar wegen seiner Handlung gelobt und ihm tiefes Stillschweigen empfohlen haben. Er selbst versicherte, es hätte ihn ein Hugenott, der durchaus keinen Beruf dazu gehabt, durch die grausamsten Martern zwingen wollen, seine Mitschuldigen zu entdecken. Hier bestand er vor dem Präsidenten Jeannin und dem Staatsrath de Vulion das erste gerichtliche Verhör, wo er aber nur die Fragen über Namen, Stand und Wohnung zu beantworten hatte und außerdem noch einige dunkle Aufschlüsse gab über die Leute, mit denen er am meisten zusammenzukommen pflegte, über den Zweck seiner Reise nach Paris, über die Gründe, die ihn zur That getrieben, und über einige Papiere, die man bei ihm fand. Noch andere Personen höheren Ranges hatten Zutritt zu ihm und fragten ihn aus, doch ohne irgend einen gerichtlichen Beruf, der sie dazu befähigte, was gewiß nach strengem Recht nur zu tadeln ist. Man erzählt, er habe Allen mit der größten Ruhe geantwortet, daß er sich nur freue, seinen Anschlag ausgeführt zu haben, und daß ihn der Eifer für die Religion und ein unwiderstehlicher Trieb dazu fortgerissen habe. Einige, die mit ihm über die Gerechtigkeit einer solchen That disputiren wollten, fanden ihn mit allen möglichen Vertheidigungswaffen versehen und von den verschiedenen Ausflüchten und Spitzfindigkeiten, die es in diesem Thema gebe, ganz wohl unterrichtet, obgleich er sonst in jedem anderen Punkte der Theologie sich vollkommen unwissend gezeigt habe. Uebrigens erzählt man auch eine sehr kluge Antwort von ihm, womit er gewisse Personen vom höchsten Rang abgespeist haben soll, als sie in ihn drangen, zu bekennen, wer ihn zu diesem Verbrechen angetrieben habe. „Sehen Sie zu", sagte er, „daß ich nicht Ihren eigenen Namen nenne." Endlich nahm das Parlament den Verbrecher unter seine Jurisdiction und ließ ihn in die Conciergerie bringen, wo man ihn in dem sogenannten Thurm Montgommery einsperrte. Nun wurde der Prozeß von dem ersten Präsidenten de Harlay, dem Präsidenten Potier und zwei Parlamentsräthen regelmäßig instruirt.

François Ravaillac, aus Angoulême gebürtig, 32 Jahr alt und unverheirathet, ein Mann von hohem Wuchs und starkem Körperbau, mit rothem Bart und schwarzen Haaren, mit großen tiefliegenden Augen und weiten Nasenlöchern, nach Allem zusammen mit einer ziemlich auffallenden Schurken-Physiognomie versehen, hatte zuerst in seiner Jugend die gerichtliche Praxis getrieben und sich in Paris besonders mit Prozessen beschäftigt. Später hatte er sich in seiner Geburtsstadt niedergelassen und daselbst die Kinder gelehrt, ihre Gebete nach der katholischen Religion zu verrichten. Vater und Mutter waren ihm noch am Leben, aber sie wohnten schon seit sechs Jahren nicht mehr zusammen und lebten Beide nur von Almosen; er selbst unterstützte seine Mutter und hatte achtzig Schüler, die ihm seinen Unterricht in Fleisch, Speck, Korn und Wein bezahlten; mit dem Gelde, das er hieraus löste, konnte er von Zeit zu Zeit nach Paris kommen. Nicht viel später hatte er sich in ein Barfüßer-Kloster zu Paris aufnehmen lassen, wo er aber nur sechs Wochen blieb wegen gewisser Visionen und Träumereien, die ihn zu einem Gegenstande öffentlichen Skandals machten und seine Ausstoßung aus der Congregation bewirkten. Erst seit dem letzten Weihnachtsfest vor dem Morde wird seine frühere Geschichte etwas deutlicher, auf diese Zeit scheinen sich alle seine Erinnerungen und Gedanken zurückzubeziehen, obgleich auch nur sehr verworren und unklar, gerade als er „mit der Erlaubniß seines ehemaligen Barfüßler-Priors seine Andacht verrichtete." Er glaubte, das Fegefeuer der Ketzer vor sich zu sehen, indem ihm aus Leib und Füßen Schwefel- und Feuergestank ausströmte. Als er sich einige Tage später außerhalb des Klosters befand und sich mit gefalteten Händen und über einander gekreuzten Füßen frommen Gedanken überließ, da kam es ihm vor, als schwebte ihm etwas, das er nicht recht erkennen konnte, auf Gesicht und Mund hin und her. Wie er die Psalmen singen wollte, glaubte sein Ohr die Töne einer Trompete zu vernehmen. Endlich waren ihm beim Scheine seines Heerdfeuers Hostien, wie sie zum Abendmahl der Katholiken dienen, auf beiden Seiten des Gesichtes erschienen. Das war das größte Ereigniß seines Lebens, welches ihm seine ganze Erinnerung erfüllte und von wo er eigentlich die Sendung, für die er sich berufen hielt, herleitete.

Diese Visionen hatten in ihm den Gedanken erzeugt, daß er von Gott dazu auserwählt sey, die Ketzerei zu zerstören und der katholischen Religion die ungetheilte alleinige Herrschaft in der Welt zu begründen; daß die Zeit gekommen wäre, diesen herrlichen Akt des göttlichen Willens zu erfüllen, und daß der König von Frankreich dessen Werkzeug, er selbst aber, der arme Schulmeister, sein Vorläufer und Herold seyn müsse. Er reiste also von Angoulême gegen das Ende des Jahres 1609 ab, um den König aufzusuchen und ihm zu sagen, daß es seine Pflicht sey, durch alle Mittel, die in seiner Macht ständen, selbst durch den Krieg, die Reformirten in den Schooß der Römischen Kirche zurückzuführen; als Zeichen dieser Pflicht trug er ein kleines Messer bei sich, auf welchem ein Herz und ein Kreuz eingegraben waren; dies sollte bedeuten, daß das Herz des Königs bereit seyn müsse, dem Kreuze Jesu Christi durch das Schwert einen ewigen Sieg zu verschaffen. Nach 18 Tagen kam er im Anfang des Jahres 1610 in Paris an und versuchte umsonst, zur Person des Königs zu gelangen, indem er sich zu verschiedenen Malen im Louvre meldete und immer wieder abgewiesen ward, indem er im Gefolge der großen Herren oder an den Thüren der Klöster vergebens Jemanden aufsuchte, ihn einzuführen; endlich hatte er, nach seiner Aussage, bei einem Jesuiten, Namens d'Aubigny, Zugang gefunden, gerade als dieser in der Kirche der Straße St. Antoine die Messe gehalten. Er behauptete, seine Visionen diesem Priester erzählt zu haben, welcher ihm rieth, „sich das Alles aus den Gedanken zu schlagen, seine gute Brühe zu essen, nach Hause zurückzukehren und seine Paternoster herzusagen; übrigens solle er, wenn er dem König etwas zu sagen habe, sich an irgend einen Großen wenden, um Zutritt zum König zu bekommen." Einen anderen Tag, da er den König vor Sankt Innocent

*) Aus dessen „Geschichte von Frankreich unter Ludwig XIII.", die in 4 Bänden binnen kurzem erscheinen wird.

vorbeifahren gesehen, habe er laut gerufen, damit er ein wenig anhalte und ihm Gehör schenke. Doch man trieb ihn mit einem Stock bei Seite, und so war er voller Verzweiflung in seine Vaterstadt zurückgekehrt.

Als er wieder nach Hause war, fingen seine Visionen von neuem an, ihn heimzusuchen; doch jetzt arbeiteten seine Gedanken nach einem ganz anderen Ziele hin. Da der König von Frankreich zu dem heiligen Werke, das der Fanatiker stets vor Augen hatte, nicht helfen wollte, so trug er gewiß nur dazu bei, es zu hemmen, und dann blieb nichts weiter übrig, als ihn aus dem Leben zu schaffen. Um sich zu überzeugen, ob dieser Gedanke wahr und gerecht wäre, erzählte er einem Franziskaner aus Angoulême die höheren göttlichen Eingebungen, die er bekommen, über die Nothwendigkeit, die Reformirten zum Katholizismus zu bekehren. Dieser Mönch antwortete ihm, daß dies gar nicht zu bezweifeln wäre. Dann befragte er einen anderen Bruder dieses Ordens, um von ihm zu erfahren, ob ein Priester, dem in der Beichte das Geständniß eines Mordplans gegen den König anvertraut worden, diese Beichte öffentlich anzeigen müsse; doch erinnerte er sich nicht mehr, welche Antwort er darauf bekommen habe. Uebrigens hatte er, mag man es ihm damals gesagt haben oder nicht, sich nachher vollkommen überzeugt, daß es allerdings die Pflicht eines Priesters wäre, ein solches Geständniß bekannt zu machen, und darum hatte er sich seitdem wohl in Acht genommen, Jemanden etwas zu entdecken, aus Furcht, er möchte schon der bloßen Absicht wegen dieselbe Strafe erleiden, wie nach der That selbst.

So trug er sein trauriges Vorhaben im tiefsten Geheimniß mit sich herum, indem er es von Zeit zu Zeit bald fallen ließ, bald wieder aufnahm. Was ihn zuletzt wieder von neuem dazu reizte, das war ein Gerücht, welches sich in seiner Provinz verbreitete, daß nämlich die Hugenotten sich verschworen hätten, am Weihnachtsfeste ein großes Katholiken-Gemetzel im Lande anzurichten, und daß der König, wiewohl er darum gewußt, sie doch nicht dafür bestrafen wollte; ferner, daß der Nuntius des Papstes den König mit Excommunication bedroht hätte, falls er gegen den heiligen Stuhl Krieg führte, worauf der König gesagt haben solle, wenn der Papst ihn exkommunizire, so würde er den Papst absetzen. Unter diesen Betrachtungen brachte der Schwärmer die ganze Fastenzeit hin, und die andächtige exaltirte Stimmung in diesem Zeitraum trug gewiß nicht wenig dazu bei, ihn in seinem unglücklichen Entschluß zu bestärken, bis er gegen Ostern von Angoulême abreiste, doch ohne vorher das heilige Abendmahl zu empfangen, indem er glaubte, daß er durch die böse Versuchung dieser Gnade unwürdig geworden sey; doch tröstete ihn hierbei die Ueberzeugung, daß er durch seine Mutter, wenn sie zugleich für ihn mit das heilige Sakrament nehme, auch dieser Wohlthat theilhaftig würde. Nachdem er acht Tage unterwegs zugebracht, kam er ungefähr drei Wochen vor dem 14. Mai in Paris an und nahm sein erstes Quartier im Faubourg St. Jacques. Um aber dem Louvre näher zu seyn, suchte er eine Wohnung in einem Gasthof bei dem Armenhause der Quinze-Vingts, wo sich jedoch kein Platz fand, ihn zu beherbergen. Hier bemächtigte er sich in dem Saale, wo er wartete, eines liegen gebliebenen Messers, nicht, wie er hinzufügte, um sich für die abschlägliche Antwort zu rächen, sondern weil ihm das Messer ganz dazu gemacht schien, den König zu tödten. Endlich fand er eine Schlafstelle in der Straße Saint-Honoré vor der Kirche Saint-Roch. (Schluß folgt.)

Die Französische Philosophie unserer Zeit.

(Schluß.)

Es giebt keine wahre Philosophie, als die ihre Anwendung in der Welt der Wirklichkeit findet. Sie wird sich bei dieser Anwendung nach dem Charakter, der Physiognomie, nach den Neigungen und Anlagen der Gegenwart und der Umgebungen richten; sie wird Mittel und Methode mit Weltklugheit wählen müssen, um heilsamen Grundsätzen und Vorschriften Eingang und Geltung zu verschaffen. In Tagen der Ruhe, wo die Gesellschaft sich mit Behagen dem Triebe des Erwerbes und des Genusses hingiebt, wird die Philosophie das Ihrige thun, geistige Interessen zu wecken, Wißbegier und Forschung anzuregen, die Intelligenz zur Thätigkeit in entschiedenen Richtungen anzuspornen. In Tagen der Bewegung, des Aufruhrs der Gemüther, wo die Uebereizung sich in gefährlichen, leidenschaftlichen Symptomen bekundet, wo die Gesinnungen mit überspanntem Antriebe aus den Geleisen des Rechtes und der Pflicht gewichen sind, in solcher Zeit soll der philosophische Gedanke in imponirender Gestaltung und mit ernsten eindringlichen Worten die Geister zu Maaß und Ordnung ermahnen, nicht indem er sie strafend und zürnend in die alten Bahnen zurückweist, sondern indem er ihnen die wahren Wege der Zukunft eröffnet.

Die Philosophie also soll sich der Zeit und ihrem Charakter akkommodiren. Damit ist aber nicht gemeint, daß sie sich den Volksmeinungen bequemen, daß sie sich dem Wahn und der Tendenz des Tages stillschweigend unterordnen oder laut darin einstimmen soll. Sie braucht, um auf den Willen und die Ueberzeugung der Menschheit einzuwirken, ihr eigenes Wollen und Glauben nicht zu verleugnen; mit solchem Opfer die scheinbare Herrschaft des Tages zu erkaufen, ist für die Wissenschaft die verderblichste Demüthigung. Lieber schweige sie ganz. Nicht der Inhalt der Lehren soll je nach Zeit und Ort wechseln, sondern der Ausdruck, die Einkleidung, die Art und Weise des Anknüpfens an die Gegenwart. Man kann an die Geister und an die Fragen heute von dieser und morgen von jener Seite herantreten, man kann sich bald an das eine, bald an das andere geistige Vermögen der Zeitgenossen wenden, man kann sich mit Geschick an ein in der Gegenwart lebendiges Interesse anschließen, ohne ein Jota der wahren Lehre und Ueberzeugung zu verleugnen. Anders trete die Philosophie in einer fantastisch exaltirten, anders in einer zweifelsüchtigen und materialistischen, anders in einer puritanisch strengen, anders in einer zuchtlos ausgelassenen Gesellschaft auf. Es ist in unserer Menschheit kein so roher und heilloser Zustand denkbar, daß die Philosophie absolut unüberwindliche Hindernisse vor sich sähe; aber allerdings giebt es Zeiten, wo die Frage, die gelehrt werden soll, unendlich wichtiger und schwieriger erscheint, als die Frage nach dem Was. In solchen Zeiten wird sich Takt und Geschick wirksamer beweisen als Genie, Beredsamkeit wirksamer als Forschergabe, Umsicht ersprießlicher als Tiefsinn. Ueberhaupt, sobald die Philosophie als äußerlich wirkend im Leben gedacht wird, so erscheint sie nicht sowohl als eine geistige Weihung, denn als ein Predigtamt; die Thätigkeit, die an der Wissenschaft groß gezogen, wird eine Mission, ein moralisches Problem aufgelegt, wobei es nicht sowohl auf die Verbreitung neuer Ideen, als auf die Berichtigung und Läuterung des schon vorhandenen ankommt. So mindestens war die Philosophie, die wahrhafte Menschenweisheit, in dem Geiste und in dem Munde eines Sokrates beschaffen.

Wenn dies der Beruf der Philosophie für das Leben ist, so hatte ihn die Französischen Philosophen, die nach den Ereignissen des Jahres 1830 zurücktraten und verstummten, unleugbar im Stiche gelassen. In dem entscheidenden Moment, wo der freie Gedanke und die freie Rede sich wie eine Fluth über die Gesellschaft ausbreiteten, da war es nöthig, da war es heilsam, die Stimme der ernsten Wissenschaft mit Nachdruck durch das Gewühl tönen zu lassen; da hätte man ihr Organe schaffen sollen, so zahlreich und bedeutend als möglich, auf den Lehrstühlen, in den Zeitschriften, in rüstigen literarischen Bestrebungen. Die Publizität war aufgethan, weit aufgethan für Wahres und Falsches, für Thörichtes und Verständiges, für Heilsames und Verderbliches; da galt es, den Platz zu behaupten. Es brachen Tendenzen herein, die mit der Philosophie eben so absolut unverträglich sind, wie mit der gesellschaftlichen Ordnung; keinen Zoll breit hätte die Philosophie vom Terrain weichen sollen. Warum blieb sie davon?

Die Elemente der Verderbniß aufzuzählen, welche der aufmerksame Beobachter in den gegenwärtigen sittlichen Zuständen Frankreichs erkennt, dieser Mühe können wir hier überhoben seyn. Niemand wird bestreiten, daß sie vorhanden sind; man kann sogar weiter gehen und behaupten, daß sie bei allen civilisirten Völkern vorhanden sind, nur in ungleicher Entwickelung und bei einigen erst im Keime. Nur ein Symptom, glauben wir, gehört dem neueren Frankreich, wie es seit 1830 geworden ist, eigenthümlich an. Es ist dies die Skepsis, der Indifferentismus, der sich aller höherer Fragen, wie aus Ueberdruß, entschlägt, der im Handeln dem entschiedensten Materialismus huldigt und sich dabei in Spielen und Beschäftigungen des Geistes der beispiellosesten Ungebundenheit, der verderbtesten Licenz hingiebt; viel Uebel auf einmal und in der allergefährlichsten Verbindung. Der Zweifel ist und wurzelte von lange her fest in den Gemüthern; er war angreifend herausgetreten zu jener Zeit, als die Religion mit gebässigen Mitteln der Unterdrückung gewaffnet erschien. Dieser Antagonismus hatte ihn geweckt und genährt; sich selbst überlassen, hatte er sich zur Ruhe begeben und erschien nun äußerlich als Indifferentismus. Er greift nicht mehr an, aber er ist auch nicht überwunden; tief in den Geistern steckt er, und mit ihm besteht keine ernstliche Ueberzeugung, kein innerliche Glaube, kein wahrer und warmer Antheil an geistigem Leben. Wo er lange und ausschließend die Seele beherrscht, da geht jede Ahnung, jeder Keim erhabener Gesinnungen zu Grunde, und auch der Glaube an fremde Gesinnung verlischt. Es giebt Gemüther, die unter der drückenden Last dieses Zweifels danach ringen, wieder zu sich zu kommen; gequält, zerstört, mißvergnügt schleppen sie sich durchs Leben, und hin und wieder macht ihr gepreßtes Bewußtseyn sich in einem plötzlichen Aufschrei Luft. Der Zweifel aber höhnt diejenigen, die von ihm besessen sind, und treibt sein Spiel mit den Qualen und Aengsten des Gemüthes. Mit affektirten Schmerzen wird den wahren nachgeäfft, die Einbildungskraft und der erfinderische Witz müssen zum Ergötzen aller Welt Qualen ersinnen und beschreiben, die das Herz nie empfunden hat; aber das ist ja eben das Pikante, das Unerhörte, das höchst Tief- und Scharfsinnige, daß man alle mögliche Empfindungen und Gemüthsbewegungen willkürlich hervorrufen und das Erlogene mit diabolischer Seelenkenntniß darstellen kann. Der Zweifel hat alle Gesinnung ausgehöhlt und alle Ueberzeugung ausgetrieben. Da ist kein starkes, festes, innerliches Band, woran die Menschen zusammenhalten könnten für ein gemeinsames Glauben, Thun und Hoffen; da ist kein Centrum der Anziehung, wohin ein gemeinsames Wollen und Streben sich richten könnte in Religion, Sitte, Literatur, Politik.

Dieser Zustand eines latenten Zweifels, dieses Dahinleben der Menschen in unbekümmerter Unwissenheit über ihr eigenes, wahres Selbst wird nun noch ganz besonders befördert durch die ungemeine Ausdehnung und Wichtigkeit, wozu die materiellen Interessen während der letzten Jahre gediehen sind. Die rastlose Arbeit zur Erzeugung von Reichthümern, der unersättliche Durst nach Gewinn, der Trieb zu Genuß und Wohlleben, die vielfältigsten Unternehmungen in Industrie und Handel, mit einem Wort, die Steigerung aller materieller Lebens-Functionen ist der Gesellschaft, das ist die Bewegung, die heutzutage in allen Ständen der Französischen Nation, im höchsten wie im tiefsten, unaufhaltsam vor sich geht. Es ist ein schönes und würdiges Schauspiel, wie der Mensch mehr und mehr die Natur unterwirft und ihre Kräfte zu Dienern seiner Lebensbedürfnisse macht; aber gefährlich ist es, wenn diese materielle Richtung ausschließend überwiegt, wenn das physische Leben alle Kraft und Thätigkeit an sich zieht, während das moralische darbt. Der Mensch ist kein Thier, das seine Bedürfnisse mittelst der Intelligenz befriedigt. Es ist schlimm, wenn der Materialismus die Existenz einer Seele leugnet; es ist noch unendlich schlimmer, wenn er sich aller Gedanken an eine Seele entschlägt und sich's in der Gleichgültigkeit bequem macht.

Zwar scheint es auf den ersten Anblick, und wenn man sich mit dem Anschein auf der Oberfläche begnügt, als wenn in der Französischen Gesellschaft eine ganz außerordentliche geistige Thätigkeit und Produktivität rege wäre. Die Geister rasten nicht, die Phantasie schafft unaus-

hörlich und mit unbegreiflicher Fruchtbarkeit. Gedanken und Ideen aller Art kommen tagtäglich in Unzahl zum Vorschein; die literarischen Erzeugnisse drängen sich; als wenn eine ganz ungemeine intellektuelle Entwickelung zu Grunde läge. Bei genauerer Betrachtung aber erkennt man in allen diesen Erscheinungen nur die Symptome einer fieberhaften Uebereizung, hervorgerufen durch die politische und sinnlich leidenschaftliche Aufregung der jüngsten Zeit. Der Geist erschöpft sich in der politischen Exaltation, er entartet in dem Jagen nach Genuß. Der politische Eifer hängt sich mit allen Bestrebungen und Wünschen an die vergänglichen Interessen des Tages; er geräth in eine Beschränktheit, wobei er den Sinn für das Rechte und Edle einbüßt, wo Sophismen die Vernunft und Leidenschaften die Rechtschaffenheit übertäuben. Die Sinnlichkeit verunreinigt alle geistige Kräfte und Vermögen; die Phantasie und alle schaffende Geisteskräfte enziehen sich den Gesetzen des Schönen und Guten; die Werke des allergrößten Talentes erscheinen entwürdigt, es mischt sich ihnen etwas Bösartiges, Verworfenes bei, was sich wohl am richtigsten durch den Ausdruck geistige Prostitution bezeichnen läßt.

Durch diese Betrachtung sind uns die Punkte bezeichnet, wohin die Philosophie ihren lebendigen sozialen Einfluß hätte richten sollen. Die verderblichen Tendenzen zu bekämpfen, auf Trümmerstellen einen neuen Bau zu gründen, den Geist in seine Ansprüche wieder einzusetzen, wo die Sinnlichkeit eingedrungen ist; befestigen und veredeln, wo die moralische Schwäche und Verderbniß einzubrechen drohte; keinen Fuß breit von einem Uebel weichen, das man herankommen sieht; einen Kampf nicht scheuen, der stets wahren Nutzen und Ehre bringt, wenn auch zuvörderst kein entscheidender Sieg errungen wird. Einer großen Bewegung darf man nicht unthätig gegenüber stehen; nicht am Ufer darf man verweilen und in selbstzufriedener Ruhe warten und zusehen, bis der wilde Strom der Zeit vorübergerauscht, sondern in den Strom selbst müssen wir muthig hineinsteuern, jedes Treiben, jeden Zug, jede Richtung der Strömung mit Geschick zum Fortkommen benutzen, damit man an die praktische Kraft unserer Lehre glauben lerne, damit unsere Wissenschaft Eingang zur wahren Popularität gewinne.

Oder wäre es etwa eine Täuschung, eine gutmüthige Illusion, womit wir uns schmeicheln? Wenn man inmitten einer civilisirten Welt lebt, die wohl im Stande ist, philosophische Lehren zu begreifen; wenn der Staatsorganismus eine große geistig befähigte Volksklasse an die Spitze des nationalen Lebens gestellt hat, dann wird doch wohl jeder Philosoph, der es nicht bloß zur Parade seyn will, den Wunsch, den Trieb empfinden, seinen Mitbürgern zu verkündigen, was er von den ewigen Wahrheiten des Geistes der Menschheit, von den ewig nothwendigen Grundsätzen des Rechtes in Erfahrung gebracht. Diese Wahrheiten sind Nahrung und Stärkung für das Leben und Gedeihen der Völker. Die vom Lärm der Umgebung überäubten Geister von ihrer Unruhe und ihren Zweifeln zu erlösen, sie zurückzurufen, daß sie sich sammeln und in sich selbst einkehren; mit Ernst, mit Nachdruck und mit Liebe die besseren Gesinnungen und Bestrebungen heraufbeschwören, die in den Seelen zu Grunde liegen, sollte dieser Beruf nichts Anderes einbringen, als vergebliche Mühe und Ueberdruß?

Es haben sich auch in Frankreich einzelne Stimmen in unserem Sinne vernehmen lassen, bald warnend vor der gefährlichen Bahn, bald mit überzeugenden Grundsätzen auf die bessere hinweisend, und mit größerer Einsicht und Beredsamkeit, als uns zu Gebote steht. Aber sie waren leider einzeln; dergleichen Protestationen werden schnell überhört und können auf die Gesinnung und die praktischen Sitten eines Volkes keinerlei Wirkung ausüben. Immer und ewig, unablässig, mit Eifer und Energie müssen die heilsamen Wahrheiten gepredigt und stets aufs neue gepredigt, bekräftigt, erwiesen, tagtäglich und von allen Seiten dargestellt werden. So machen es die Verbreiter der bösen Lehren; warum sollte es denn mit den guten nicht gehen? Als es den Angriff gegen das Vergangene galt, da mußte man der Philosophie einen großen Wirkungskreis anzuweisen, warum nicht heute zur Bekämpfung desjenigen, was der Gegenwart Verderben droht?

Die Philosophie ist in Frankreich während der letzten Jahrhunderte immer nur in zwei Formen aufgetreten, die in ihrem Resultat einander gerade zuwider liefen. Es gab Schulen, und in den Schulen konstruirte man Systeme; was aber im öffentlichen Leben die Philosophie so populair machte, die Kraft, wodurch sie die Geister in Bewegung setzte, das war nicht der systematisch aufbauende, sondern der kritisch wegleugnende und zerstörende Geist. Sie ist zu verschiedenen Zeiten aristokratisch und anarchisch, absolutistisch und revolutionair gewesen; wenn es ihr gelang, in rein wissenschaftlichem Gebiete etwas zu gründen, so hat sie andererseits nur weniger abstrakter Ideen zum Hebel bedurft, um Verfassung, Gewohnheit und Sitte von Grund aus umzuwälzen. Heute ist es an der Zeit, daß sie jene beiden Charaktere ausziehe und sich zu einem neuen verjünge. Im aristokratischen Charakter kann sie nicht fortfahren, sonst ginge sie alles öffentlichen Einflusses verlustig; im revolutionairen aber auch nicht, denn dieser kann nur eine momentane Bedeutung haben, und nach jeder Umwälzung muß man sich zu der Arbeit eines neuen Aufbaus ernstlich entschließen.

Darum haben die Männer, welche sich in Frankreich der Beförderung und den Fortschritten der Philosophie widmen, etwas Größeres und Gedeihlicheres vor sich, als bloßes gelehrtes Forschen und spekulative Theorie: die große Aufgabe, diejenigen zu bilden und zu unterrichten, deren Leitung das Schicksal des Vaterlandes anvertraut seyn wird. Nicht die Geburt, sondern Fähigkeit und Thätigkeit wird künftighin in Frankreich zur Macht führen; darum ist die rechte Pflege der Intelligenz die allerwichtigste Aufgabe für die Lenker der öffentlichen Angelegenheiten. Nirgends kann es heutzutage mehr dahin kommen, daß der große Haufe, wie Römischer Pöbel, von nichts als Brod und Schauspielen lebt; die Ideen sind fortan ein Lebenselement und ihr praktisches Eingreifen in die Gesellschaft und den Staat eine Nothwendigkeit für das Bestehen beider.

Der Mensch kann nicht anders existiren, als durch Thätigkeit, und eine unvermeidliche Folge seiner Thätigkeit ist für ihn der Irrthum; darum bedarf er eines höheren Gesetzes, wonach er sein Thun richten, einer Lehre, wodurch er vom Irrthum zur Wahrheit zurückkehren kann. Früher erfüllte die Religion diesen Beruf; heute ist die menschliche Vernunft im Begriff, sich seiner zu bemächtigen; denn auf die Mehrzahl der Menschen wirkt nur sie allein und der Glaube nicht mehr. Es bedarf einer Wissenschaft, die Allen zugänglich und wodurch der Mensch sich selbst offenbar werde, einer wahren Wissenschaft des sozialen Lebens, wodurch die Emancipation des Menschen geistig und moralisch sich von innen heraus vollzieht. Daß der Mensch sich selbst kennen lerne, in seinem Reichthum und in seiner Dürftigkeit, mit seiner Kraft und seiner Schwäche, daß er klar werde über seine Bestimmung und seine Pflicht, über Wahr und Unwahr, über Gut und Böse, und daß diese Erkenntniß die Gesinnung, die Sitten und das Leben Aller durchdringe, das steht nicht durch weitere philosophische Forschungen und Studien, sondern durch die unverzügliche praktische Anwendung des Erforschten zu erreichen.

Man wird uns zum Schluß einwenden, daß wir der Philosophie zu viel zutrauen, wenn sie und sie allein das geistige und moralische Leben eines Volkes erfrischen und reinigen soll. Dies ist, so wird man sagen, ein Ideal, welches die Philosophie sich vorsetzen und wonach sie den Geistern ein ringendes Verlangen einflößen kann, aber sie wird sich allezeit nur einer bevorzugten Minderzahl von Geistern verständlich machen können, und ein großes Element des Erfolges, eine Kraft zum Siege, fehlt ihr ganz und gar: der Glaube. — Es ist aber nicht die Schuld der Philosophie, wie sie seyn soll, wenn der Glaube verkannt und verschmäht wird, wenn so Wenige nach einer Religion verlangen; gerade der Philosophie könnte es auf dem Wege einer gründlichen und heilsamen Erleuchtung gelingen, die Geister wieder für die Religion zu gewinnen. Wenn das Gemüth sich hingebend der Wahrheit öffnet, wenn das Bewußtseyn mit Redlichkeit seiner selbst klar zu werden ringt, dann kann es auch der Glaubenswahrheit nicht mehr verschlossen seyn. Die Religion in ihrer Wahrheit ist zugleich die einzig wahre Philosophie; alle unsere Hoffnung in der Gegenwart beruht auf der Einheit und auf der künftigen Vereinigung beider. Möge die Philosophie, nachdem sie uns lange Zeit von der Religion abgelenkt, uns von jetzt an wieder ihr zuführen. (Bibl. Un.)

Spanien.

Ein Stiergefecht im Jahre 1679.

Wenn der König von Spanien ein Stiergefecht anbefohlen hatte, so sandte der Königliche Ober-Forstmeister schon am nächsten Morgen seine Leute in die Andalusischen Gebirgs-Wälder, wo die wüthendsten und unbändigsten Stiere zu Hause sind. Sie brachten eine Anzahl wohl dressirter Kühe mit, welche in die größten Dickichte sich vertieften und die wilden Stiere durch allerlei kokette Geberdungen anlockten. Von dem Ausgange des Waldes bis zu dem Orte, wo das Stiergefecht stattfinden sollte, hatte man zwei Reihen hoher und starker Palisaden errichtet, die zuweilen eine nahe an 30 Meilen lange Straße bildeten. Hatten die Stiere, den verrätherischen Dulcinеen auf dem Fuße folgend, diesen Weg erst betreten, so konnten sie nicht wieder umkehren. Ein zahlreicher Haufe bewaffneter Reiter schnitt ihnen — zuweilen erst nach blutigem Kampfe — den Rückzug ab. So in der Mitte, zwischen Liebreiz und Todesschauer, gelangen die getäuschten Stiere nach mehrtägigem Marsche endlich auf die Plaza Mayor, wo man einen Stall mit zwei einander entgegengesetzten Thüren angebracht hat. Die Kühe, welche immer einen Vorsprung behalten, ziehen zur einen Thür herein und zur anderen wieder hinaus, und bald sind ihre vierfüßigen Anbeter Gefangene, ohne zu wissen, wie. Durch diese List hat man zuweilen schon an funfzig Stiere auf einmal eingefangen. Wenn sie ein paar Stunden der Ruhe gepflegt und Futter zu sich genommen haben, so werden sie durch starke und junge Bauerburschе einer um den anderen aus dem Stalle gelassen, worauf man sie, vermittelst eines glühenden Eisens am Schenkel zeichnet und ihnen die Ohren schlitzt. Ist dies geschehen, so bewirft man die Plaza Mayor mit Sand und schlägt rings herum dicke Pfähle aus Eichenstämmen in den Boden. Die Räume zwischen diesen Pfählen sind nur so weit, daß ein Mensch mit Mühe hindurch gelangt. Aber es mußte ein Kämpfer schon bis zum Aeußersten oder so weit gekommen seyn, daß die Todesfurcht sein Ehrgefühl besiegte, wenn er auf so schimpflichem Wege seine Rettung suchen sollte. Die Räume zwischen den Pfählen waren seine Caudinischen Pässe.

Die Häuser auf der Plaza Mayor, alle fünf Stock hoch, sind oben mit Pavillons versehen, und jede Etage schmückt ein Balkon. Wenn alle diese Balkone von geputzten Herren und Damen wimmeln, so ist dies ein bezaubernder Anblick. An einem solchen Tage giebt der König eine öffentliche Collation, die aus Früchten, Eis und trockenen Konfitüren besteht. Den Damen überreicht man elegante Körbchen, Handschuhe, Bänder, seidene Strümpfe und dgl.

Nachdem Seine Majestät angekommen war und Jedermann sich niedergelassen hatte, gab der Alguazil-Mayor das Zeichen zum Anfang. Sogleich sah man sechs Reiter (die Picadores) auf dem Platze erscheinen, deren Pferde prächtig angeschirrt waren. Jeder von den Reitern hatte außerdem zwölf Leitpferde und sechs Maulthiere, welche letztere einen Vorrath von Garrochon's trugen.*) Die Picadores ritten mit ihrem Gefolge über den Platz, hielten vor dem Königlichen Balkon, machten dann, nachdem sie abgesessen waren, eine tiefe Verbeugung und baten den König um die Erlaubniß, mit den Stieren kämpfen

*) Es sind dies Lanzen aus trockenem Tannenholz, [illegible] Länge, vergoldet und mit einem sehr scharfen Eisen versehen

Digitized by Google

zu dürfen. Nachdem Se. Majestät beifällig genickt hatte, ertönte von allen Seiten eine Fanfare von Trompeten, Trommeln, Pfeifen, Hautboen, Flöten und Sackpfeifen, und das auf einem rings um den Platz laufenden Amphitheater geschaarte Volk brüllte den gewöhnlichen Zuruf: Vivan los bravos caballeros! Die reitenden Alguazil's öffneten die Thür des Stalles, um einen Stier heraus zu lassen, ein Alguazil zu Fuß stand aber hinter der Thür und schlug sie gleich wieder zu, sobald das Thier den Stall verlassen hatte. Dann kletterte er eilig eine Leiter hinan auf den Stall; denn nur so kann er der Wuth des Stieres, die sich zuerst gegen diesen Mann kehrt, entrinnen.

Einer der sechs Reiter springt auf das wüthende Thier los und schleudert gegen dasselbe einige kleine Wurfspieße, die mit Pech-Papier umwickelt sind, welches kurz vorher angezündet worden. Der Stier, von dem Eisen und Feuer zugleich verletzt, springt, dreht und windet sich auf alle Weise, wobei ihn die Dämpfe seines glühenden Athems wie ein dichter Nebel umhüllen. Dann bleibt er plötzlich stehen und sucht seinen Feind mit zornfunkelnden Augen. Bald hat er ihn entdeckt und stürzt ihm entgegen. Der Reiter erwartet das Thier mit erhobenem Garrochon und wirft ihm, wenn es noch ungefähr zehn Schritt entfernt ist, seinen Hut oder Mantel zu. Der Stier macht eine Wendung und stürzt sich auf den zugeworfenen Gegenstand; aber in demselben Augenblick stößt ihm der Reiter den Garrochen in die Brust. Der Stier, von seiner neuen Wunde, die ihn heftiger schmerzt, weil sie tiefer ist, als die früheren, noch wüthender gemacht, stößt ein entsetzliches Gebrüll aus, kehrt seine klaffenden Nüstern in die Höhe und bleibt einige Sekunden ruhig, als wär' er verzweifelt oder resignirt. Aber der Reiter, welcher die Manieren seines Gegners schon kennt, weiß recht gut, daß dieser augenblicklichen Ruhe eine entsetzliche Explosion folgen wird. So ist es auch in der Tat; das rasende Thier konzentrirt seine ganze fürchterliche Muskelkraft auf Einen Punkt, eine unglaubliche elastische Gewalt hebt den Stier, so leicht, als wär' er ein Windhund, in die Höhe, bis er in der Richtung seines Feindes mit gedrucktem Kopfe wieder an den Boden kommt. Kein lebendes Wesen — den Elephanten und das Rhinoceros ausgenommen, würde einen solchen Angriff bestehen können; aber zum Glücke für den Picador schießt der Stier immer seine Augen, wenn er auf solche Weise losstürmt. Fernando, der Reiter, that einen ausweichenden Sprung; und als der Stier eben an den Boden sah, wo er seinen besiegten Feind zu erblicken glaubte, stieß ihm der Picador seinen Garrochen in die Knochennaht zwischen beide Hörner. Das Eisen drang bis ins Gehirn, und der Stier fiel, wie vom Blitze getroffen.

Ein Gewitter-Regen unterbrach das Fest für heute, zum großen Verdrusse der ganzen Versammlung, die nach Hause gehen mußte, ohne einen Tropfen Menschenblut gesehen zu haben. Wenn die Spanier zu diesen fürchterlichen Spielen herbeiströmen, so hoffen sie nichts Geringeres, als daß der Sand mit dem Blute der geopferten Stiere und Menschen ganz getränkt werden würde. Sie wollen an zuckenden Eingeweiden ihr Auge erquicken — wollen sehen, wie Todesblässe ein Gesicht überzieht, das noch vor wenigen Augenblicken frisch und blühend war. Und wirklich sollten sie am nächsten Tage volle Satisfaction bekommen; man höre, was sich zutrug:

Ein junger Toledaner, 19 Jahr alt, Don Palacio, meldete sich des folgenden Tages als Picador. Er gedachte, durch eine rühmliche That die Gunst seines künftigen Schwiegervaters zu erwerben, der einem so sehr jungen Manne seine Tochter nicht anvertrauen wollte. — „Was schadet's, daß ich erst 19 Jahre zähle", sprach der Jüngling; „wenn ich die Kraft und den Muth eines Mannes von 30 Jahren habe? Nicht wahr, Mariola?" Die letzten Worte richtete er an ein 15jähriges Mädchen, das ihn mit liebendem Vertrauen ansah. — „„Ja"", bemerkte die Geliebte; „„wenn etwa Palacio morgen an dem Stier-Gefecht Theil nähme, so wäre ich überzeugt, daß er keinem seiner Mitkämpfer gestatten würde, noch tapferer und geschickter zu seyn, als er selbst."" — „Ich werde es Keinem gestatten", rief Palacio, „und davon wird alle Welt sich überzeugen!" — „„Wie denn das!"" fragte seine Geliebte mit einiger Unruhe. „Weil ich die Absicht habe, in die Schranken zu treten und Deinem Vater zu beweisen, daß ich kein Kind, sondern ein Mann bin." — Mariola wurde bleich und zitterte. Nachdem der Vater Beide allein gelassen hatte, sagte sie: „„Palacio, glaubst Du, daß es mein Ernst war, als ich sprach, Du könntest bei dem Stiergefechte der Tapferste und Geschickteste seyn? Glaubst Du wirklich, daß ich Dir zumuthen wollte, morgen mitzukämpfen? O nein! Ich wollte nur meinen Vater wegen Deines Alters beruhigen. Ich habe recht unbesonnen geredet; aber Du wirst mich nicht dafür bestrafen — wirst nicht mit den Stieren kämpfen — schwöre es mir!"" — „Morgen, theure Mariola, morgen nach dem Kampfe komm ich wieder und bringe Deinem Vater meinen Siegerkranz — mein Entschluß ist gefaßt — Du mußt bei dem Feste zugegen seyn, Dein Vater auch! Uebermorgen wird er mich seinen Sohn nennen!" Mariola mochte weinen und bitten, so viel sie wollte: nichts konnte Palacio wankend machen. „Du wirst doch mit zugegen seyn, Mariola?" sprach er, Abschied nehmend. „„Nun — ja — das will ich!"" entgegnete sie in ernstem Ton und mit bedeutungsvollem Blick — „„Du bist unbeugsam — glaubst, meine Gegenwart werde Dich ermuthigen. O! ich fürchte das Gegentheil! Doch es sey!""

Am nächsten Morgen ritt Palacio auf einem feurigen Andalusischen Hengst in die Schranken und reihte sich den Kämpfern an. Schon waren zwei Stiere durch einen unerschrockenen Valencianer geworfen worden, als der Alguazil, welcher, so oft ein neuer Stier heraustritt, die Stallthüre schließen muß, beim Zudrücken derselben hinter dem dritten Stier einen unbesiegbaren Widerstand verspürte. Die Thüre flog blitzschnell auf und zerschmetterte den Alguazil an der Mauer. In demselben Augenblick drangen wohl dreißig Stiere dicht hinter einander aus dem Stall hervor. Von allen Seiten hörte man einen Schrei des Entsetzens. Es war nicht mehr möglich, die Stiere in den Stall zurückzudrängen — man mußte entweder fliehen oder gegen sie ankämpfen. Allein der Stiere waren dreißig, und der Kämpfer nur zehn!

Mehrere unerschreckene Bürger sprangen, als sie die Gefahr der Picadores sahen, in die Arena, bewaffneten sich mit Garrochon's und gingen dem Feinde entgegen. Es gab nun eine wahre Metzelei — einen Kampf ohne Ordnung, ohne List und Taktik. Der Hagel von Wurfspießen, das Geschrei der Volksmenge und das Schwenken der Schärpen und Taschentücher machten die Stiere wie betrunken. Sie sprangen herum, wie Felsenstücke, die eine angezündete Mine in die Luft schleudert. Einige rannten gegen die Schranken und warfen Alles nieder, was ihnen im Wege stand; einige andere bäumten sich vor Entsetzen, wie Pferde, und blieben einige Augenblicke in dieser Stellung ganz von dem Dampf ihrer glühenden Atmosphäre umgeben, der sie wie höllische Phantome erscheinen ließ.

Schon leuchten mehrere Stiere auf der Arena neben den Leichen einiger Picadores. Das Amphitheater trank die vergossenen Blutströme mit den Augen, und noch war sein grausamer Durst nicht gestillt. Palacio's Pferd lag bei einem Stiere, dessen Hörner in seinen Eingeweiden steckten, und der Jüngling selbst sah sich von wuthschnaubenden gehörnten Feinden eingeschlossen, die ihn grausig umtanzten. Mit zwei Garrochon's bewaffnet, beobachtete Palacio alle ihre Bewegungen. Vergebens hatte er einige Mal, wenn der Kreis sich enger zog, auf allen Vieren durch die Beine der Bestien zu entwischen gesucht. Er fühlte, daß die Kräfte ihm ausgeben würden, wenn es ihm nicht gelänge, mit Gewalt oder List aus dem Kreise zu kommen; und der Gedanke an seine theure Mariola beflügelte seinen Entschluß. Er stürzt mit Blitzesschnelle auf einen der Stiere los, packt ihn an den Hörnern und schwingt sich über ihn weg; aber sein Unstern will, daß er rittlings auf einen anderen Stier fällt. Dieser rennt mit seiner ungewohnten Last wie wahnsinnig auf der Arena umher. Palacio klammert sich an die Hörner fest, und verdoppelt so die Wuth des Stieres. Die anderen Stiere folgen ihrem Kameraden instinktmäßig in allen seinen Bewegungen und machen es keinem Menschen möglich, dem unglücklichen Palacio zu Hülfe zu kommen. Außerdem waren die meisten Picadores nicht mehr kampffähig, und Andere hatte der Schrecken hinausgetrieben. Palacio wird bleich von übermäßiger Anstrengung, und seine Kräfte schwinden .... Da sieht man plötzlich, wie ein junger Bauer durch die Menge sich Bahn macht und, mit einem Wurfspieß bewaffnet, in die Schranken eindringt. Er erwartet den Stier am äußersten Ende der Linie, die er durchlaufen zu müssen scheint, und stößt ihm sein Eisen in die Seite. Palacio schreit laut, und seine Hände lassen das Thier los, dessen unwiderstehlicher Andrang den jungen Bauer niedergeworfen hat. Er hebt seinen Retter vom Boden auf, umarmt ihn und fällt ihm dabei die Mütze vom Haupte. Das Haar des Unbekannten fällt sich und fällt in langen Locken herab. — „O Himmel, meine Mariola!" ruft Palacio. — „„Ich hatte Dir wohl gesagt, daß ich hier sterben würde ....!"" Sie konnte ihre Rede nicht vollenden; denn in demselben Augenblick versetzte ihr ein anderer Stier einen so fürchterlichen Stoß, daß sie entseelt niedersank. Die Liebenden starben, Eines in dem Arm des Anderen.

Das Amphitheater und der Hof hatten dieses Mal große Ursache, zufrieden zu seyn; denn die Arena war mit Stier-Blut, mit Männer-Blut und mit dem Blute eines Mädchens getränkt. (F. L.)

Mannigfaltiges.

— Dante Alighieri. Dem fleißigen Förderer Italiänischer Literatur-Kenntniß in unserer Deutschen Hauptstadt, Herrn Professor Fabio Fabbrucci, haben wir neuerdings die Herausgabe einer Schrift zu verdanken, die zur Verbreitung dieser Kenntniß nicht wenig beitragen kann. Durch einen mit Anmerkungen und kritischen Zugaben begleiteten Abdruck von Brocchi's Briefen über die göttliche Komödie des Dante*) wird der Poeta Divino auch unseren Frauen zugänglicher gemacht, die sonst vor der dunkeln Majestät dieses Dichters eine gewisse heilige Scheu zu haben pflegen, und daher gerade den eigenthümlichsten und großartigsten Genius unter den Italiänischen Dichter-Heroen nicht kennen lernen. Brocchi hat diese Briefe vor vierzig Jahren an eine Englische Dame gerichtet und ist dabei dem Beispiele Addison's gefolgt, der bekanntlich das „verlorene Paradies" in einer Reihefolge geistvoller Aufsätze zum Gegenstande seiner Betrachtungen im Spectator gemacht und dadurch zu seiner Zeit die Kenntniß des Milton'schen Gedichtes von neuem gewirkt hat. Wie Addison, so weiß auch Brocchi, der nicht bloß mit den Dichtern Italiens, sondern auch mit der Englischen und Französischen Literatur innig vertraut ist, gerade die interessantesten Stellen des klassischen Werkes mit seiner gewandten einschmeichelnden Darstellung zu verweben, und so wird am Ende die Leserin unvermerkt mit dem kolossalen Gedichte vertraut, von dem sie bisher ein allzu großer Respekt entfernt gehalten hat. Wie sehr man in unserem Vaterlande den großen Dichter schätzt, können wir aus den zahlreichen Uebersetzungen schließen, die bereits vom Dante erschienen sind, und deren Cyklus, so trefflich auch besonders die Uebertragung von Karl Streckfuß ist, doch noch nicht geschlossen scheint, da uns schon wieder eine neue Bearbeitung, und zwar nicht in dem schweren Terzinen-Gewande, von einem poetischen Kenner der Italiänischen Idioms, Herrn August Kopisch, angekündigt ist. Jedenfalls aber können die „Briefe des Brocchi" jeder Uebersetzung, eben so wie dem Originale, als ein angenehmer Begleiter dienen.

*) Lettere sopra la Divina Commedia di Dante, di G. B. Brocchi. Ora ristampate con alcune note ed un appendice, per opera e cura di Fabio Fabbrucci, Toscano, Regio Professore e publico lettore di lingua e letteratura Italiana nella R. Univ. di Berlino. 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 26. Berlin, Mittwoch den 1. März 1837.

Frankreich.

Der Konsul Bonaparte und die Marquise von Créquy.

Die Marquise von Créquy hatte, wie die übrigen altadeligen Familien in Frankreich, während der Revolution ihre Güter und Besitzungen verloren. Nach der Errichtung des Konsulats im Jahre 1802 zeigte sich der erste Konsul Bonaparte gegen mehrere Damen aus den ältesten Familien in der Zurückgabe der als Eigenthum der Nation konfiszirten Grundstücke so gefällig, daß sich auch Frau von Créquy nach langem Widerstreben durch den Baron Breteuil bestimmen ließ, in ihren Angelegenheiten an den ersten Konsul zu schreiben. Ein Adjutant desselben brachte ihr die mündliche Antwort, daß Bonaparte sie zwei Tage darauf um zwei Uhr des Nachmittags zu sprechen wünsche. Für die Marquise war diese Einladung höchst unangenehm; aber sie überwand endlich alle ihre Bedenklichkeiten und ließ sich am 12. November 1802 in einer Sänfte nach den Tuilerieen tragen, wo damals die Konsuln ihren Sitz hatten. Sie vergißt dabei nicht, zu bemerken, daß sie in ihrer gewöhnlichen Kleidung war.*)

Man meldete, so beginnt sie ihre Erzählung, dem Konsul die Bürgerin Créquy, und so befand ich mich nun dem Sieger bei den Pyramiden gegenüber. Er betrachtete mich zwei oder drei Minuten lang mit einer nachdenkenden Miene und gab sich den Anschein, gerührt zu seyn. Dann sagte er mit einem Ausdrucke, den ich fast kindlich nennen möchte: „Ich habe gewünscht, Sie zu sehen, Frau Marschallin"; fuhr aber sogleich in einem anderen und ziemlich unbescheidenen (passablement impertinent) Tone fort: „ich habe Sie sehen wollen. Sie sind hundert Jahr alt." — „Vielleicht noch nicht ganz, aber ich bin nahe daran." — „Nun, wie alt sind Sie denn gerade?" Ich gestehe, daß ich über diese befehlshaberische Frage fast Lust hatte, zu lachen; indeß ich lächelte nur (wie man in meinem Alter lächeln kann) und sagte ihm: „Mein Herr, ich kann Ihnen mein Alter nicht ganz genau angeben. Ich bin auf einem Schlosse in der Provinz geboren." —

„Ja, ja", unterbrach er mich heftig, „zu Ihrer Zeit waren die Civilstands-Register noch nicht in Ordnung, oder es gab noch gar keine." Darauf fing er sehr trocken, wie ein Untersuchungs-Richter im Verhöre, an zu fragen: „Wo wohnen Sie?" — „Im Hotel Créquy." — „Ach, zum Teufel! und in welchem Viertel?" Ich begriff seine Neugierde zwar nicht, doch sagte ich ihm endlich, daß dies das ehemalige Hotel Feuquières sey, in der Straße Grenelle.

„Ah so, in der Straße Grenelle. Nun, da haben Sie gestern und vorgestern in Ihrem Viertel Lärm gehabt. Haben Sie sich gefürchtet? Es war wegen der Brodpreise."

„Die Unruhestifter waren nicht zahlreich, sagte man, und so habe ich mich auch nicht beunruhigen lassen."

„Es werden künftig unter meiner Regierung keine Pöbel-Unruhen mehr möglich seyn! keine ernsthafte Aufstände, sage ich, vielleicht etwas Geschrei, das thut nichts. Frankreich ist darum nicht weniger glücklich und zufrieden! man darf sich darüber nicht täuschen; einige schlechte Menschen beweisen noch nichts für die allgemeine Unzufriedenheit. Wenn das Volk sich wohl befindet, so läßt es sich nicht darauf ein, in der Straße Lärm zu machen: eine Handvoll Unzufriedener und Uebelgesinnter giebt sich das Ansehen, etwas zu seyn; aber es ist nichts, gar nichts. Habe ich nicht Recht?"

„Ei, ganz gewiß. Drei Frauen, welche schreien, machen mehr Lärm, als dreitausend Männer, welche schweigen."

„Das war vortrefflich gesagt. Wissen Sie wohl, daß dies ganz vortrefflich war, was Sie da gesagt haben?" Und ich antwortete bescheiden: „Sie sind gar zu gütig, mein Herr."

„Sie kennen den Fürsten von B.....? Was halten Sie von ihm?"

„Die Frage ist gar zu delikat und ohne Umschweife, aber zum Glück verwirrt sie mich nicht, denn ich kenne den Fürsten zu wenig, um von ihm eine eigentliche Meinung zu haben."

„Man hat ihn mir sehr gerühmt. Aber das war ohne Grund. Wenn das heißt, weise seyn, so weiß ich nicht, was ein Thor ist."

„Im Gegentheil", erwiederte ich; „wenn das heißt, thöricht seyn, so weiß ich sehr wohl, was ein Weiser ist." Hierbei sah er mich mit einem Blicke an, wie er einen Soldaten ansehen würde, den er beloben will, und sagte: „Sie wissen sich eben so einsichtig als treffend auszudrücken."

Hier bemerkt die Marquise, daß sie fast ein spöttisches Wort hätte laut werden lassen, als sie sich von diesem Soldaten (pauvre soldat) wegen ihres Verstandes in demselben Schlosse rühmen hörte, wo sie so oft mit den erlauchtesten Personen zusammengelebt hatte und das Bonaparte jetzt als das seinige betrachtete. Aber sie gedachte des Zwecks ihres Hierseyns und schwieg.

Das Wetter war an diesem Tage sehr unangenehm. Der Himmel war finster, Regengüsse und Windstöße wechselten mit einander ab. „Es thut mir leid", sagte Bonaparte, „daß ich Sie heute zum Ausgehen veranlaßt habe; aber man kann sich auf das Wetter nicht verlassen, seine Herrschaft ist eine sehr arbitraire", und lächelnd betonte er das letzte Wort. Dann fuhr er fort: „Wir sehen häufig eine Dame bei uns, die zu Ihrer Verwandtschaft gehört."

„Wer wäre denn das?" entgegnete ich ganz verwundert und in einem vertraulichen Tone, den er jedoch nicht bemerkte.

„Nun, das ist Frau von Miranda."

„Ich wüßte nicht, daß wir mit einander verwandt wären. Ich bin Herzogin von Miranda in Spanien, und deshalb hat sie sich vielleicht geirrt." — Aber der erste Konsul nahm hierüber eine so zornige Miene an, daß es mir leid that, so viel gesagt zu haben, denn ich wollte ja weder Gutes noch Böses von jener Abenteurerin sprechen.

„Sie haben Ludwig XIV. gesehen?" fuhr er mit sehr belebter Stimme und starker Betonung fort. „Haben Sie auch Peter den Großen gesehen, Frau Marschallin?"

„Ich habe diese Ehre nicht gehabt. Ich befand mich gerade damals auf einem ältterlichen Schlosse in der Provinz."

„Nun, haben Sie viel unter der revolutionairen Gesetzgebung gelitten?" fragte er weiter, ganz trocken und fast mit dem Ansehen eines Zerstreuten. Vielleicht wollte er es vermeiden, ein langes Klagelied zu hören, also faßte ich mich kurz und war bald bei meinen Forsten, deren Rückgabe ich wünschte. Er antwortete mir gar nicht hierauf (es schien, als ob er ganz an etwas Anderes dächte, als mir einen Bescheid zu geben), sondern sprach: „Madame, wer in Revolutionszeiten Gutes thun will, der schreibt auf den Sand am Ufer des Meeres. Was dem Winde entgeht, das spülen die Wogen weg." Das waren ungefähr seine Worte, auf die ich nichts erwiederte.

(Hier findet sich nach der Angabe des Herausgebers der Créquyschen Denkwürdigkeiten eine unleserliche Stelle, wo sich bloß die Jahreszahl 1718 erkennen läßt.)

„Das war", nahm Bonaparte das Wort, „das Jahr, in welchem D'Aguesseau verbannt wurde? Haben Sie den Kanzler D'Aguesseau gekannt?"

„Ich habe ihn einige Male gesehen, General, er war der Freund meines Schwiegervaters gewesen."

„Haben Sie Dubois und Cartouche gekannt?"

Diese Frage kam der alten Dame gar zu überraschend. Sie antwortete kein Wort und sah dem Konsul so starr und streng ins Gesicht, daß sie sich selbst hinterher darüber gewundert hat. Er mochte es indeß wohl selbst fühlen (fährt sie fort), daß es eine große Unschicklichkeit war, die Marquise douairière von Créquy nach Neuigkeiten von Cartouche zu fragen (von dem sie übrigens im ersten Theile ihrer Denkwürdigkeiten so viel erzählt hat, daß dem Leser Bonaparte's Frage gar nicht so wunderlich vorkommen kann), und er wendete sich daher mit einem so feinen, naiven und sanften Lächeln zu ihr, daß sie gänzlich entwaffnet wurde. „Erlauben Sie mir Ihre Hand zu küssen", sagte er. Ich wollte also schnell meinen Handschuh (mitaine) abstreifen, wie es sich für eine solche Gelegenheit schickte. Aber er setzte mit vieler Gutmüthigkeit hinzu: „Ziehen Sie Ihren Handschuh nicht aus, mein gutes Mütterchen (ma bonne mère)", und drückte nun seine Lippen mit Heftigkeit auf die Spitzen meiner armen hundertjährigen und mageren Finger, die nicht vom Handschuh bedeckt waren. Darauf bewilligte er mir mit großer Anmuth die Zurückgabe meiner Waldungen und sprach viel von dem edlen und vortrefflichen Betragen des Herzogs von Créquy-Lesdiguières zu Rom, indem er hinzusetzte, daß Frankreich sehr Unrecht gehabt habe, zu gestatten, daß man die Säule niederreißen durfte, die auf das deutlichste die Genugthuung bezeugte, welche der Römische Hof unserem Botschafter hatte geben müssen. Ach! was hilft mir jetzt dieser schöne Name, den ich als die Letzte vom Hause Créquy trage, und den man bald in ein schmutziges Todten-Register schreiben wird, wie den aller gemeinen Leute, und vielleicht gar auf ein Blatt mit den Namen eines Merlin oder Gasparin!

Bonaparte wußte übrigens nicht, oder vielleicht erinnerte er sich nicht darau, daß auf der Säule, deren Zerstörung er bedauerte, die Korsen als eine durchaus verwerfliche und von allen Völkern gehaßte

*) Souvenirs de la Marquise de Créquy. T. VII. p. 232—237.

Nation bezeichnet waren, die für unfähig erklärt worden, künftig im Dienst der Könige zu stehen.

So weit die Marquise. Wir gestatten uns nur in Beziehung auf die letzten Aeußerungen Bonaparte's den Zusatz, daß in denselben die Händel gemeint sind, welche im Jahre 1662 zu Rom stattfanden, als der Herzog von Créquy außerordentlicher Gesandter am Hofe des Papstes Alexander VII. war. Die Französischen Bedienten hatten Streit mit der Päpstlichen Wache, die aus Korsen bestand, gehabt, und es war zum Handgemenge gekommen und der Französische Gesandte nebst seiner Gemahlin am 20. August persönlich beschimpft worden. Zur Genugthuung für den höchst erbitterten König Ludwig XIV. schickte der Papst eine Gesandtschaft nach Paris, ließ eine Schandsäule an dem Orte errichten, wo sich die Begebenheit ereignet hatte, und verbannte die Korsenwache für immer aus Rom, worauf dann der Herzog von Créquy nach Rom zurückkehrte. Die Säule selbst wurde indeß schon nach drei Jahren mit Einwilligung des Königs von Frankreich niedergerissen. M. s. Le Bret's Geschichte von Italien in der Allgem. Welt-Historie Th. 46. Bd. 2. S. 669 — 676. Die Worte der Inschrift giebt übrigens Frau von Créquy falsch an. Denn die Korsische Nation wurde nur für unfähig erklärt, je wieder dem Päpstlichen Stuhle zu dienen, inhabilis et incapax, wie die Worte lauteten (s. Allgem. Welt-Historie Th. 39 S. 559), ad sedi Apostolicae inserviendum, nicht aber als untauglich für den Dienst der Könige überhaupt. J.

Zur Geschichte Ravaillac's.

(Schluß.)

Kaum aber war Ravaillac seinem Ziele so nahe, als plötzlich sein Entschluß beinahe gescheitert wäre. Er verließ Paris, kehrte wieder um und ging dann aufs neue bis zu den Thoren von Etampes, nachdem er auf der Straße die Spitze seines Messers zerbrochen hatte, bis er endlich auf einmal, ohne neuen Grund, ohne irgend etwas Besonderes auf dem Wege getroffen zu haben, als eine heilige Figur auf dem ersten Hause der Vorstadt, sich nach seinem ersten Logis in Paris zurückbegab. Das Einzige, womit er diese plötzliche Rückkehr zu erklären wußte, bestand in einer traurigen Erinnerung, die ihm zum Unglück unterweges eingefallen war. Es hatten ihm nämlich einige Soldaten in Paris gesagt, sie wüßten zwar nicht, zu welchem Krieg sie versammelt würden, aber selbst, wenn es gegen den Papst ginge, so würden sie doch ihrem König bereitwillig folgen und auf die Gefahr ihres Seelenheils für ihn bis in den Tod kämpfen. Dieses aufbrausende Geschwätz einer kampflustigen Soldateska machte die Person Heinrich's IV. aufs neue zum Ziele des Mörders; „da", meinte er, „gegen den Papst Krieg führen so viel ist als gegen Gott den Herrn." Er wetzte also wieder sein abgebrochenes Messer und fing nun an, den König selbst aufzusuchen. Doch ehe er den Schlag ausführte, wollte er noch warten, bis die Krönung der Königin, die schon zehn Jahre vermählt und Mutter von sechs Kindern war, vorüber wäre, indem er glaubte, daß nach dieser Feierlichkeit der Tod des Königs weniger Verwirrung verursachen würde. Endlich den folgenden Tag nach dieser Ceremonie, Freitag den 14. Mai, hatte er sich den ganzen Morgen zwischen den beiden Thoren des Louvre aufgehalten; als er den König herausfahren gesehen, folgte er ihm bis zu dem Orte, wo er einige Monate vorher umsonst versucht hatte, sich Gehör zu verschaffen; und hier war es, wo er ihm mit seinem Messer ein oder zwei tödtliche Stiche in die Seite versetzte.

Außer diesem Messer mit einem Hirschhorngriff hatte man noch bei ihm einige Stanzen gefunden in Französischen Reimen für einen zum Tode gehenden Verbrecher; diese rührten nach seiner Aussage nicht von ihm her, sondern von einem Landsmann, der sie seinem Urtheile unterworfen habe, „da er sich zuweilen mit Poesie beschäftigte"; ferner ein Papier, auf welchem das Französische Wappen abgebildet war, und daneben zwei Löwen, von denen der eine einen Schlüssel und der andere einen Degen hielt, mit folgender Aufschrift von seiner eigenen Hand, die, wie er sagte, seinem Verbaben zum Wahlspruch dienen sollte:

Ne souffre pas qu'on fasse en ta présence
Au nom de Dieu la moindre irrévérence;

drittens fand man ein Stück Baumwolle in Form eines Herzens, das ihm ein Kanonikus aus Angoulême gegeben hatte, um ihn vom Fieber zu heilen, und in welchem seine Frömmigkeit ein Stückchen von dem wahren Kreuz eingeschlossen glaubte, welches sich aber nicht darin befand; endlich noch ein Papier, auf welchem an drei Stellen der Name Jesu Christi geschrieben stand, und einen Rosenkranz, den er in der Rue Saint-Jacques gekauft hatte, um seine Gebete zu verrichten. Bei dem zweiten Verhör, das er bestand und aus welchem alle diese Thatsachen hergenommen sind, schrieb er hinter seinen Namen folgende zwei Reime:

Que toujours dans mon coeur
Jésus soit le vainqueur.

Dies war der Mensch, dies der Charakter, welcher so eben den Plänen und dem Leben eines großen Königs ein Ziel gesetzt und den ganzen Lauf der Ereignisse in Europa plötzlich verändert hatte.

Man richtete natürlich eine große Menge direkter und indirekter Fragen an ihn, um seine Mitschuldigen von ihm herauszubekommen; daß er welche haben müsse, suchte man ihm mit sehr vielen Argumenten eindringlich zu machen. Doch er beharrte auf seiner Aussage, daß ihn in Paris Niemand gekannt habe, außer seinen Landsleuten im Jakobiner-Kloster, wo er immer die Messe besucht hatte; daß weder er noch die Seinigen vom Könige das geringste Unrecht erlitten, und daß Keiner ihn dazu angetrieben oder verführt hätte; daß er seit länger als zwanzig Jahren aller fremden Leitung entwachsen sey, und daß die That, die er gewagt, von ihm allein herrühre, und zwar aus einer bösen, teuflischen Versuchung, welche die verschiedenen Reden und Predigten, die er gehört, noch verstärkt hätten; auch die größten Qualen, meinte er, würden nie etwas Anderes von ihm herausbringen. Gern erkannte er an, daß er eine große Sünde begangen habe, für die er Gott, und die König und den Dauphin, und den Hof und alle die, welche dadurch zu Schaden kommen könnten, um Verzeihung bäte; doch verzweifele er nicht an der Gnade des Herrn, zu dessen Ehre er die Sünde gethan habe, „denn ja Gottes Barmherzigkeit mächtiger sey, als das Verbrechen der Sünde; darum wolle er bis zum Tode in Glaube, Hoffnung und Liebe verharren. Er fügte hinzu, daß er sich der göttlichen Gnade und des Himmelreichs für unwürdig hielte, wenn er von einem Franzosen oder einem Fremden zu der That verleitet worden wäre und dies nicht vor dem Tode bekennen wolle; denn dann würde ja seine Sünde noch größer werden und er daran Schuld seyn, daß alle seine Mitbürger durch ihre ungerechten Verdacht gegen Den oder Jenen tagtäglich eine Sünde begingen. Er versicherte feierlich, daß er gewiß niemals aus einem andern Grunde, als wegen eines Krieges gegen den Papst, einen solchen Anschlag gefaßt haben würde, daß er seine That tief bereue und Jedermann inständigst bitte, ihn allein dafür verantwortlich zu machen und keinen Anderen offen oder im Geheimen böslich zu verdächtigen. So oft man auf diesen Gegenstand zurückkam, wurde er in seinen Worten, die sonst ziemlich kalt und matt waren, plötzlich warm und eifrig. Durch diesen allgemeinen Glauben der Menschen, die ihm durchaus Mitschuldige aufdringen wollten, fürchtete er nicht nur, seinen eigenen Charakter verkannt zu sehen, sondern er hielt es auch für eine Sünde, die Welt in dieser Ungewißheit zu lassen. Auch über den Verdacht, daß er von ehrgeizigen Leuten gedungen seyn könne, ließ er sich ziemlich genügend vernehmen. „Wenn das wahr wäre", sagte er, „würde ich gewiß nicht hundert Meilen weit hergekommen seyn, mit dem Könige selbst zu sprechen, und ich hätte mir's nicht so viel Zeit und Mühe kosten lassen, zu seiner Person zu kommen." Er selbst, sein eigener Entschluß habe ihn dazu fortgerissen, freilich wider den höchsten Willen Gottes; er habe dieser Versuchung nicht widerstehen können, da es ja nicht in der Macht des Menschen wäre, das Böse von sich abzuwehren; aber, nachdem er die ganze Wahrheit bekannt, ohne das Geringste zu verbergen, „wolle er nur noch zur heiligen Jungfrau flehen und zur heiligen Sankt Petrus und zum heiligen Sankt Paulus und zum heiligen Sankt Franziskus, seinem Schutzpatron, — dessen Namen er mit heißen Thränen aussprach, — und zum heiligen Sankt Bernhardus und zu dem ganzen heiligen Hof des Himmelreichs, sich für ihn bei unserem Herrn Jesus Christus zu verwenden, auf daß er ihn durch sein Kreuz von der Hölle erlöse."

Auch der Pater d'Aubigny wurde natürlich über das sonst ganz unschuldige Verhältniß, in welchem er nach der Erzählung des Mörders zu diesem stand, vernommen, und obwohl der Rath, den dieser von ihm bekommen haben wollte, gewiß der einzige und beste war, den ein Geistlicher einem so fanatischen Schwärmer geben konnte, so leugnete doch der Jesuit, den Ravaillac jemals gesehen zu haben, obgleich dieser bei seiner Aussage blieb. So erinnerte er ihn auch unter Anderem, daß er ihm einen Sou geschenkt habe, worauf der Jesuit erwiederte, daß die Geistlichen seines Ordens niemals Geld gäben und auch gar keines bei sich trügen; er nannte den Angeklagten einen verstockten Bösewicht und meinte, er solle nach einem solchen Bubenstück nicht noch einen Unschuldigen hineinmischen, sondern sich mit seinen eigenen Sünden begnügen und nicht noch tausend anderes Unheil verursachen. Auf alle Einwendungen und Erklärungen des Mörders antwortete er bloß, das wären nichts als Träumereien und unverschämte Lügen.

Dies war der Inhalt der Resultate, welche die Instruction des Prozesses von vorn herein ergab. Ravaillac's Aussagen in Bezug auf seine wiederholentlichen Versuche, zum Könige zu gelangen, wurden von den Leuten bestätigt, die sich erinnerten, ihn, wie so viele Andere, abgewiesen zu haben. Sonst kannten ihn in seinem zurückgezogenen ärmlichen Leben nur einige Handwerker, mit denen er zusammen wohnte und speiste. Uebrigens suchte man auch hier, wie immer, von allen Seiten die entferntesten Umstände zusammen, die sich auf das Verbrechen beziehen konnten, und es wurden eine ganze Menge von omindsen Zeichen und Vorbedeutungen angeführt, wie sie, selbst in den aufgeklärtesten Jahrhunderten irgend wichtigen Ereignissen niemals gefehlt haben. Ja, man erzählte ganz sonderbare Geschichten von diesen Orten, wo man zu gleicher Zeit die gräßliche That im Augenblicke der That gewahrt und beklagt haben soll. Daß die Obrigkeiten und Beamten, trotz aller Bemühungen, dieser Spur zu folgen, doch nichts weiter zu entdecken vermochten, das wurde natürlich von den Unzufriedenen ihrem ungeschickten Verfahren zugeschrieben. Dagegen hatten sie, ohne sich von den hergebrachten Regeln zu entfernen, alles Mögliche versucht, um den Sinn des Delinquenten durch Drohungen zu erschüttern. So hatte ihm der Präsident unter Anderem bemerkt, wenn er nicht die Wahrheit gestehen wolle, so würde man seinen Vater und seine Mutter holen und Beide vor seinen Augen unbarmherzig zerreißen lassen, bis er Alles bekenne. Einige behaupten, daß ihn diese Drohung außer Fassung brachte; nach Anderen aber soll er die Gerechtigkeit einer solchen Maßregel bestritten haben. Zu allererst hatte man ein weit wirksameres Mittel vorgeschlagen, das die Königin selbst empfahl. Ein Pariser Fleischer erbot sich, wenn man ihm den Verbrecher anvertraue, so wolle er ihn mit so viel Geschicklichkeit und so langsam abschinden und dabei doch seine Kräfte so zu schonen wissen, daß er, selbst wenn ihm schon die ganze Haut abgezogen sey, doch noch bis zur Hinrichtung leben könne. Da man endlich durch Schrecken nichts vermochte, so nahm man zu geistigen Ermahnungen die Zuflucht. Man schickte Mönche und Prediger zu ihm, die ihm vor der ewigen Höllenqual Angst machen sollten; doch auch diese konnten nicht mehr von ihm herausbringen, als was er gerichtlich ausgesagt hatte.

Auch die wenigen Personen, mit denen er einige Verbindung gehabt, meist ziemlich einfältige Leute und arme unwissende Mönche, wurden verhört. Nur Einer von diesen, Namens Dubois, wußte einen besonderen Umstand aus dem Leben des Mörders zu erzählen. Er hatte nämlich vor vier Jahren mit dem Angeklagten in einer Stube zu Paris

girt und hatte des Nächts beim Schein eines hellen Lichts bemerkt, ie Ravaillac, indem er ihn für eingeschlafen hielt, den Teufel heraufschworen und wie ihm dieser in der Gestalt eines großen schwarzen undes erschienen sey. Diese Entdeckung mußte natürlich den ganzen eiligkeits- und Frömmigkeitsschein, den der Mörder bis jetzt angenomen, zerstören; es war nun keine höhere Eingebung mehr, sondern die chwarze Kunst, die ihn zu dem Verbrechen verleitet; daher Ravaillac ieſe Beſchuldigung mit allen Kräften abwehrte. Er erinnerte ſich war, mit jenem Menſchen in einem Wirthshauſe gewohnt zu haben, der nicht in demſelben Zimmer. Er erzählte, daß er den Dubois aus einem Zimmer um Hülfe ſchreien hörte, daß er ihm nicht auf der Stelle beiſpringen konnte, und daß er ſpäter von ihm erfahren habe, in ungeheurer ſchwarzer Hund wäre zu ihm gekommen und hätte die Pfoten auf ſein Bett gelegt. Hierauf hatte er ihm gerathen, den anderen Morgen in die Meſſe zu gehen, um dieſe ſchreckliche Viſion zu vergeſſen.

Dergleichen Einzelnheiten waren nur wenig geeignet, die Unterſuchung zu befördern; jetzt war die Reihe an der Tortur. Man ſchlug vor, die grauſamſten und ſchrecklichſten Künſte des Henkers anzuwenden, da, Einige wünſchten, man möchte ſich eines ganz beſonderen ausgeſuchten Folterwerkzeugs bedienen, das neulich in Genf erfunden worden und deſſen praktiſchen Erfolg ſie zu rühmen wußten. Andere dagegen fanden es ſehr ſeltſam, daß man etwas, woran Frankreich, Gott ſey Dank, keinen Mangel leide, vom Auslande borgen wolle; es gab auch welche, die von dieſer neuen Erfindung desbalb nichts wiſſen wollten, weil ſie von den Ketzern kam. So kam man denn überein, ſich an die gewöhnlichen und hergebrachten Martern zu halten, was wieder die Reformirten für eine ſehr lächerliche Schwäche hielten. In ſo fern aber ging man über die gewöhnliche Sitte hinaus, daß man, nach einem ähnlichen Beiſpiele unter der Regierung Ludwig's XI., auch den Mörder Heinrich's IV. ſchon damals ohne Weiteres eine der härteſten Proben beſtehen ließ, während ſonſt nur die Angeklagten, welche ihr Verbrechen leugneten, vor der Hinrichtung auf die Folter gelegt wurden. Nach dieſer erſten Probe mußte man ſtehen bleiben, weil der Delinquent ſich in ſeinen Ausſagen und Antworten durchaus nicht geändert hatte; auch wollte man ihn nicht zu ſehr ſchwächen, damit er es noch lebend zur Strafe ausbalten könne.

Als die Inſtruction des Prozeſſes vollendet ſchien, ließ ſich der Generals-Prokurator, da er krank war, in das Palais de Justice bringen, um mit den Königlichen Advokaten ſeine Verabredungen in Betreff des Endurtheils und der Strafe zu nehmen. Man wünſchte noch einen außerordentlichen Zuſatz zu erfinden zu der gewöhnlichen Beſtrafung großer Verbrechen; dieſe beſtand nur darin, den Körper mit glühenden Zangen zu zwicken und gliedweiſe hinzurichten, und damit wollte man nun noch ein ſinnreiches Gemiſch von mehreren Stoffen verbinden, wodurch das Fleiſch zerriſſen und grauſam verbrannt würde; das Recept dazu hatte man ſchon bei den Alten gefunden. Da wurde es aber plötzlich rathſam, die Sache zu beſchleunigen, damit ſich nicht die Gemüthheit des Verbrechers verſchlimmere und er zu wenig Strafe litte. Endlich verſammelten ſich den 27. Mai die verſchiedenen Kammern des Pariſer Parlaments, um das Endurtheil auszuſprechen. Als der Verbrecher vor die Schranken kam, erzählte er zum erſten Male von einer neuen Viſion, die ihm in der Kirche von Bivonne begegnet war. Da er ſich nämlich hier aufgehalten hatte, um ſein Gebet zu verrichten, habe er in einer dreieckigen Figur den Kopf eines Mohren vor ſich geſehen, und als er nachher einen Maler, mit dem er zuſammen wohnte, um ſein Schreibzeug bat, um ſich die ganze Geſtalt dieſer Erſcheinung auf dem Papier aufzubewahren, fand es ſich, daß dieſes Schreibzeug auch die Geſtalt eines Dreiecks habe und daß der Maler ebenfalls das Bild eines Mohren beſäße. Ueber dieſes Zuſammentreffen erſtaunt, konnte er es ſich nur damit erklären, daß dieſer Mohrenkopf, deſſen Schwärze alle Waſſer des Meeres nicht wegwaſchen konnten, Niemand anders wäre, als der König ſelbſt. Uebrigens wiederholte er vor den verſammelten Richtern Alles, was er vor den Kommiſſarien ausgeſagt, und ſo gab denn das Parlament ſein Endurtheil, nach welchem er „des Verbrechens der beleidigten Majeſtät am Oberhaupt des Staates und des gottloſen, abſcheulichen Vatermordes an der Perſon des verewigten Königs Heinrich's IV. lobeſamen Andenkens für ſchuldig und überführt erklärt und zu der Strafe verurtheilt wurde, daß ſeine Bruſt, Waden und Schenkel mit glühenden Zangen gezwickt, ſeine rechte Hand, die mit dem Meſſer den Mord begangen, mit Schwefel verbrannt, daß auf die Stellen, die mit Zangen gezwickt worden, geſchmolzenes Blei, ſiedendes Oel, brennendes Pech und Wachs und Schwefel zuſammen gegoſſen, und daß nach dieſem ſein Körper von vier Pferden zerriſſen, ſeine Glieder vom Feuer verzehrt und ſeine Aſche in alle vier Winde geſtreut werden ſolle; ferner erklärte es ſeine Güter für konfiszirtes Eigenthum des Königs, verordnete, daß das Haus, in welchem er geboren, niedergeriſſen, der Eigenthümer deſſelbigen vorher entſchädigt und daß auf dem Platze in Zukunft kein neues Haus gebaut werden ſolle; ſodann befahl es ſeinem Vater und ſeiner Mutter, in vierzehn Tagen das Königreich zu verlaſſen und nie mehr wieder dahin zurückzukehren, widrigenfalls ſie ohne weiteren Prozeß gehängt würden; endlich unterſagte es ſeinen Brüdern und Schweſtern, ſeinen Vettern und anderen Verwandten, in Zukunft noch den Namen Ravaillac zu führen, und gebot ihnen, einen anderen dafür anzunehmen." Dieſes Urtheil war vielen noch nicht ſtreng genug; der General-Prokurator ſelbſt hatte mehr verlangt. Er wollte, daß zwiſchen den Zangen und den vier Pferden eine Pauſe von einer ganzen Stunde hingehen, ferner daß man auf den Boden des umgeriſſenen Hauſes Salz ſtreuen und endlich, daß man alle Verwandten, die den Namen des Delinquenten führten, in das Verbannungsurtheil aufnehmen ſolle. „Wenn ich bei dem Urtheil zugegen geweſen wäre", ſchrieb der damalige Supplikenmeiſter Nicolas Pasquier, „ſo würde ich noch weiter gegangen ſeyn; Vater, Mutter, Brüder und Schweſtern hätten alle zuſammen mit ihm ſterben müſſen."

Vor der Execution, welche noch denſelben Tag ſtattfinden ſollte, wurde der Delinquent noch der Spaniſchen Stiefelprobe unterworfen, um ihn zur Entdeckung ſeiner Helfershelfer zu zwingen. Bei der erſten und zweiten Schraube ſchrie er, daß Niemand etwas von ſeinem Plan gewußt, bei der dritten verlor er die Beſinnung. Als man ihn wieder zu ſich gebracht hatte, wiederholte er, daß er nichts verberge, daß er ſich der göttlichen Barmherzigkeit unwürdig hielte, wenn er die Wahrheit verheimliche, daß ihn die Verſuchung des Teufels zu einer großen Sünde verleitet habe, und daß er dafür die ganze Welt um Verzeihung bitte. Nachdem er darauf den Prieſtern übergeben worden, legte er dieſen ſeine letzte Beichte ab, beſtätigte alle frühere Erklärungen und verlangte die Bekanntmachung der Beichte. Sodann führte man ihn in einem Karren vor die Kirche Notre-Dame, um daſelbſt öffentliche Abbitte zu thun, und endlich auf den Grève-Platz mitten unter den Verwünſchungen der Menge, über die er ein wenig verwundert ſchien; denn gleich allen denen, welche die feindſeligen Worte der Parteien aufgefangen und zur That verwirklicht haben, glaubte er, für den Dienſt des Volkes zu ſterben und wenigſtens im Tode Mitleid zu verdienen. Auf dem Schaffot empfing er die Abſolution des Prieſters unter der Bedingung der ewigen Verdammniß, wenn er nicht die Wahrheit geſagt habe; dies nahm er an. Mit Ruhe und Gleichmuth ſah er das Schwefelfeuer ſeine Hand verzehren. Die Zangen, die ſein Fleiſch zerriſſen, die brennenden Flüſſigkeiten, die auf ſeine Wunden gegoſſen wurden, entriſſen ihm furchtbares Angſtgeſchrei; aber nichts deſto weniger beharrte er dabei auch mitten unter dieſen Leiden, daß er Alles geſtanden habe. Als endlich in dem Augenblick, wo die vier Pferde ihr Werk begannen, die Prieſter die gewöhnlichen Gebete herſagen wollten, da überräubte ſie das Wuthgeſchrei des Volkes. Die Bretter, zwiſchen welchen der Körper eingefügt war, fielen, die wildgewordenen Pferde fingen an zu reißen, und als eins von ihnen ermattete, lieh ein Pferdehändler das ſeinige, um es zu erſetzen. Der Nachrichter hatte nur das Hemde des Delinquenten zu verbrennen; denn das Volk war über ſeine Reſte hergefallen, und Jeder hatte ein Stück davon mitgenommen. Alle Prinzen und Herren vom Hofe, alle Beamten der Krone und des Staatsraths wohnten dieſem ſchrecklichen Schauſpiel bei von den Fenſtern des Hôtel-de-Ville. Es wird nicht berichtet, ob auch der Florentiner Concini, der nachherige Marſchall d'Ancre, zugegen war, und ob auch er, dem es ſpäter nicht viel beſſer ging, zuſehen konnte, wie das Volk ſeine Rache an einem Leichnam ausübte.

Bibliographie.

Esquisses historiques etc. de l'armée française. — Von Ambert. 2 Bde. Saumur.

Des forces militaires de l'Empire Russe. — Aus dem Deutſchen des General von Bismark.

Cours de littérature allemande du moyen age. — Von Eichhoff. Erſte und zweite Lfg.

Almanach du commerce de Paris. — Von Bettin. Jahrgang 1837. 12 Fr.

Annales françaises et étrangères d'anatomie etc. — Erſte Lfg. Jährlich 14 Fr.

Le droit et la géométrie. — Bericht für das J. 1837. 12 Hefte. 14 Fr.

Veillées du Nord. — Sittenſchilderungen von Madame H. L. 6 Fr.

Traité de la peremtion d'instance. — Von Regnaud. 7 Fr.

De l'étude du droit romain. — Von Beyrières. 4½ Fr.

Essai sur la dissolution de la gravelle. — Von Chevallier. 3½ Fr.

Le musée de Versailles. — Von Reveil. Erſte Lfg. 60 Cent.

Leçons de médecine homoeopathique. — Von Simen.

Chroniques contemporaines. — Von Biellet. 7½ Fr.

Rußland.

Kaukaſiſche Skizzen, von Marlinsky.

Mulla-Nur, der Tſcherkeſſen-Häuptling.

Man hat mir in Kuban viel von Mulla-Nur erzählt, und ſo viel ich aus Allem, was ich hörte, ſchließen kann, verſteht dieſer Räuber ſein Handwerk ſehr gut. Wollte er die Kaufleute und Reiſenden, die ſich von Kuban nach Schamacha begeben, total ausplündern oder gar tödten, ſo würde er natürlich die Uebrigen zurückſchrecken, ſie von dieſer Straße fern halten und dadurch ſeinen, wenn auch nicht großen, ſo doch ſicheren Durchgangszoll verlieren. Jeder, der jetzt dieſe Bergſchlucht paſſirt, ſagt zu ſich ſelbſt: „Wahrſcheinlich begegne ich Mulla-Nur nicht, und geſchieht es, ſo iſt das Unglück auch nicht groß. Er nimmt mir zwei Rubel ab, höchſtens einen Dukaten, während mir der Umweg über Alti-Agatſch zweimal ſo viel Geld und dreimal ſo viel Zeit koſten würde"; und Jeder reiſt ohne Gefahr und ohne des Räubers Erſcheinung zu fürchten, da deſſen ſogenannte Rechtlichkeit zum Sprüchwort geworden iſt.

Faſt unbegreiflich iſt es aber in der That, wie ein Räuber, und ein Tſcherkeſſiſcher Räuber noch dazu, beim Anblick von Gold und werthvollen Waaren der Verſuchung zu widerſtehen und ſich mit Wenigem zu begnügen vermag, wenn er Alles nehmen kann! Dies ſtimmt eher mit angeborener Uneigennützigkeit überein, als mit ſcharfſinniger Berechnung. Noch bemerkenswerther iſt ſein Wohlwollen gegen Ruſſen. Er beraubt ſie nicht nur niemals, ſondern erweiſt ihnen Höflichkeiten, geleitet ſie durch einen reißenden Strom, ſchützt ſie an gefährlichen Stellen gegen fremde Räuber und verehrt ihnen bei der Trennung einen Apfel oder eine Granate mit den Worten: „Gedenket Mulla-Nur's!" und dergleichen mehr.

In ganz beſondere Affection nahm er den Geiſtlichen des Apſcheron'ſchen Regiments, der in Kirchen-Angelegenheiten ſich oft nach Schamacha begeben muß. Er kommt ihm entgegen, geleitet ihn, führt ihn an ſchlüpfrigen Stellen der Fuhrt durch den Tengi, ſein Pferd am Zügel, und ſpricht: „Danke mir nicht; ich muß Dir dienen, weil

Du ein Mulla (Priester) dem Herzen nach bist und ich es nur dem Namen nach bin; deshalb achte ich Dich. Es giebt nur Einen Gott! Lebe wohl!" Einst war der Diener des Geistlichen weit hinter ihm zurückgeblieben. Als Mulla-Nur auf seinem Rückwege dem Säumigen begegnete, ließ er ihn die Geschmeidigkeit seines Sattelriemens fühlen und gab ihm dabei die Lehre: „Verlasse Deinen Herrn nicht an solchen Stellen, wo er ohne Hülfe, und ohne daß man je etwas von ihm erfahre, durch Wasser, durch einen Sturz vom Felsen oder durch böse Menschen umkommen kann!"

Während einer Hungersnoth nahm er von jedem Bündel Weizen, das aus Schirwan gebracht wurde, welche Provinz von der Dürre nicht gelitten hatte, ein gewisses Maaß als Abgabe und vertheilte diesen Weizen unter die ärmsten Leute in den Gebirgsdörfern. Dafür hat aber auch die ihm treue Anhänglichkeit der Bewohner der Umgegend bisher noch jedem Geldanerbieten und jeder Androhung von Strafen widerstanden. Mulla-Nur findet überall Aufnahme, erfährt es immer zeitig genug, wenn man heimlich einen Angriff gegen ihn vorbereitet, und gewöhnlich kehren die gegen ihn ausgesandten Reiter ohne Erfolg und ohne Eisen an den Hufen ihrer Pferde zurück, während der kühne Räuber auf der Spitze eines steilen Felsens ihrer vergeblichen Anstrengungen spottet. Es kam zwar mehrere Male zum Handgemenge, doch Mulla-Nur, durch die Oertlichkeit geschützt, rettete sich immer mit seiner Schaar, zwar nicht ohne Verlust, aber ohne verfolgt zu werden; denn wo er mit seinem Pferde durchkommt, folgt ihm so leicht Niemand, der die Gegend nicht genauer kennt.

Vor einem halben Jahre ungefähr hatte der Platz-Adjutant von Kuban einen Plan entworfen, ihn zu fangen. Ein Bewohner von Kuban und Vertrauter Mulla-Nur's gab das Haus in dem Dorfe an, wo er bei einem Verwandten übernachtete. Bei Tagesanbruch näherten sich gegen hundert gewandte Reiter der Höhle des Panthers, — und er schlief noch. Der wachthabende Tatar machte aber Lärm, und in demselben Augenblick begrüßte Mulla-Nur's Gewehr die Angreifenden. Er und seine Gefährten fochten wie Verzweifelte, wobei das an den Felsen stoßende Haus ihnen alle Vortheile der Defensive darbot. Der Offizier ward verwundet, und die Räuber, die augenblickliche Verwirrung benutzend, entkamen in die Berge. Sie in den Schluchten fangen zu wollen, wäre eben so gut gewesen, als hätte man Lust gehabt, den Wind auf freiem Felde zu haschen. Die Expedition kehrte zurück.

Am Abend des nächsten Tages begab sich Mulla-Nur ganz ruhig in das Haus seines Verräthers und setzte sich schweigend an das im Kamin brennende Feuer. Der unglückliche Denunziant erbleichte, als er die finstere Miene des Eingetretenen wahrnahm. Fortgehen konnte er nicht: ein Pistolenlauf schloß ihm die Thür. — „Erinnerst Du Dich, Bagir", sagte Mulla-Nur endlich, „wie viel Gold Du von mir empfangen hast, wie oft ich Dich aus der Noth rettete. Nicht nur, daß Du Dein gutes Auskommen hast, sondern auch daß Du lebst — verdankst Du mir. Ist es so?"

Die Antwort erstarb auf Bagir's Lippen.

„Ich würde übrigens ein elender Mensch seyn, wenn ich Dir dergleichen unbedeutende Wohlthaten vorhalten wollte. Was ist Leben, was ist Gold, wenn das Leben Kummer und Sorgen, und das Gold — Schande bringt; wenn man beide nicht mit Ehre und Zufriedenheit genießen kann? Ich aber rettete zweimal Deinen guten Namen, Bagir; ich gab Dir die Mittel, ihn auch künftig gegen allen Vorwurf zu bewahren. Sage, ist es Wahrheit, was ich spreche, oder nicht?"

Bagir fiel auf die Kniee nieder.

„Auch damals fielst Du vor mir auf die Kniee, wie jetzt, und riefst Gott zum Zeugen Deiner Dankbarkeit an; Du legtest Deine Hand auf den heiligen Koran und schworst mir Freundschaft und Treue!.... Geschah es so, oder habe ich es geträumt? Antworte!"

„Erbarme Dich meiner!" rief voll Verzweiflung die Hände ringend Bagir.

„Und Du ließest Dich ohne alle Noth in einen Handel ein, meinen Kopf zu verkaufen; Du wogst in einer Hand mein Blut und in der anderen den Preis dafür? Du bist ein schlechter Rechner, Bagir; es hätte Dir mehr Vortheil gebracht, mir Russisches Pulver als Russisches Blei zu verkaufen. Wie viel versprach man Dir für Deine blutige Vermittelung? Zwanzig oder dreißig Dukaten?"

„Zehn", stotterte der überführte Sünder hervor.

„Nur zehn? Wenn man mich nicht höher schätzte, so zeigt es, daß man sehr gut wußte, wie viel an Dir ist. — Wahrscheinlich empfingst Du schon Zahlung und Geschenke für Dein herrliches Unternehmen?"

„Nein; ich sollte Alles erst erhalten, wenn ich Dich nach Kuban brächte!"

Die Augen Mulla-Nur's sprühten vor Zorn. „Ich bin in Kuban!" rief er, indem er in die Höhe sprang. „Du hast Dein Gold verdient und sollst es zum Vollen erhalten!"

Die Nachbarn fanden Bagir mit Dukaten erschossen, die ihm bis mitten ins Herz gedrungen waren. Seit dieser goldenen Hinrichtung zeigte sich noch kein Liebhaber wieder, Mulla-Nur zu verrathen, und wie früher trägt er auf seinen Schultern das als Preis aufgegebene verbrecherische Haupt.

Meine Neugier ward rege. „Dieses wilde Thier möchte ich wohl sehen!" sagte ich. — „Das ist nicht ganz gefahrlos", antwortete ein Offizier. — „So leicht ist es nicht", meinte ein Anderer. „Ich habe ihn aufgesucht, habe ihn bei Namen gerufen, aber vergebens." — „Man findet ihn gewiß, wenn man die Tenginskische Schlucht passirt; ich habe ihn gar nicht sehen wollen und begegnete ihm unerwarteter Weise", sagte ein Dritter.

„Ich will durch die Tenginskische Schlucht." Und vor mir lag ein Reisepaß in Russischer und Türkischer Sprache: „Den Inhaber dieses hat man auf der über Kunakent führenden Straße ungehindert passiren zu lassen und ihm gegen gesetzmäßige Zahlung so und so viel Pferde verabfolgen zu lassen und, nach Verhältniß der Gefahr, ihm bewaffnete Begleiter zuzugeben."

Dieser Talisman bringt mich in einem Nu über das Gebirge nach Schirwan. Der Kommandant suchte mir von der Reise auf der nächsten Straße abzurathen: „Die Ströme in den Schluchten sind angeschwollen; auf den Bergen ist der Schnee nicht geschmolzen; der Lawinen giebt es viele und von jeder Art!" — „Um so mehr muß ich den Weg erwählt werden, Herr Oberst!" sprach ich zum Kommandanten. „Ihre Wunden beweisen, daß Sie sich vor gewisser Gefahr nicht fürchten; ich müßte mich ja schämen, vor eingebildeter zu bangen." „Liebster Freund", antwortete der Kommandant, „ich ward im Dienste des Kaisers verwundet, und hätten jene Berge irgend einen Vortheil dar, so würde ich Sie nicht nur nicht zurückhalten, sondern sogar selbst hinführen. Wer aber, wage ich zu fragen, soll einen Vortheil davon haben, wenn Sie sich mit jenen Abgründen bekannt machen?"

„Die Poesie", erwiederte ich.

„In der That? Dann hab' ich freilich Unrecht und vergaß, daß Sie zu einer Klasse von Leuten gehören, denen die Regionen über den Wolken von Rechtswegen angehören, und die sich den Hals auf malerischste Weise brechen dürfen. Nun, Gott sey mit Ihnen. Ich will Sie nicht länger zurückhalten. Sie thäten aber wahrlich viel vernünftiger, wenn Sie, wie Ihre Kollegen, auf der Feder reitend in das Gebirge zögen."

„Ja, die Gebirge meiner Kollegen erinnern darum auch an Dachstuben, liebster Oberst; ich will sie aber im Original sehen. Meinen herzlichsten Dank."

Das Siegel ward dem Visa aufgedrückt, und die Pferde hielten an der Treppe. Lebe wohl, geliebtes Kuban! Du bist sehr liebenswürdig, wenn es dir aber nicht einfallen sollte, mich zu besuchen, — meinen Besuch wirst du vergebens erwarten.*)

Mannigfaltiges.

— Französische Real-Encyklopädieen. In Paris erscheinen jetzt neben einander drei verschiedene Encyklopädieen, die sämmtlich mehr oder weniger dem Deutschen Conversations-Lexikon nachgebildet sind. Von dem bedeutendsten, dem Dictionnaire de la Conversation, welches die berühmtesten Mitarbeiter zählt, haben wir bereits mehrere Mal in diesen Blättern interessante Proben mitgetheilt. Die erste Lieferung desselben enthält, zum Theil aus der gewandten Feder des Ministers Guizot, den Artikel France (Frankreich), den wir nächstens ebenfalls in einem Auszuge zu geben gedenken. Das zweite Unternehmen, die Encyclopédie des gens du monde, wird von Herrn Schnitzler geleitet und war Anfangs darauf berechnet, mehr eine blose Uebersetzung des Brockhaus'schen Werkes als ein freies Unternehmen zu seyn. Es zeigte sich jedoch bald, daß die Deutsche Encyklopädie für die mehr politische als wissenschaftliche Bildung der Franzosen einerseits nicht praktisch und andererseits nicht umfassend genug sey. Die Encyclopédie mußte daher, eben so gut wie das Dictionnaire, neue Artikel und andere Bearbeitungen geben, wenn sie von diesem nicht völlig verdrängt werden wollte. Gegenwärtig ist sie zwar erst bis zum C gelangt, während ihr Rival bereits den Buchstaben F vollendet hat, doch scheint es ihr ebenfalls nicht an lebhafter Theilnahme zu fehlen. Der dritte Konkurrent endlich ist die Encyclopédie moderne von Herrn Courtin. Dieser nimmt zwar für sein Werk das Recht der Anciennität in Anspruch, und allerdings existirt es bereits seit mehreren Jahren in veränderter Gestalt; da sich jedoch die neue Ausgabe desselben als völlig umgearbeitet ankündigt und das Versprechen gegeben wird, den beiden anderen nach einem viel größeren Plan angelegten Unternehmungen nicht nachstehen zu wollen, so dürfte es jetzt wohl als deren jüngerer Bruder zu betrachten seyn.

— Straßen-Namen. Das New Monthly Magazine macht die Bemerkung, daß es in dem großen London keine einzige Straße gebe, deren Namen mit einer historischen Erinnerung an berühmte Personen verknüpft sey. Weder Königen und Staatsmännern, noch Dichtern, Künstlern und Gelehrten ist in London die Auszeichnung zu Theil geworden, ihre Namen auf Stadtviertel und Straßen übertragen zu sehen. Die Benennungen der letzteren scheinen vielmehr alle ganz zufällig entstanden zu seyn, und so giebt es in London Straßen mit höchsten Titeln verbunden, wie König, Königin, Regent, Herzog, Graf (Earl) ꝛc.; mit Namen von Pairs, wie Argyle, Somerset; mit Städten, wie Hannover, Berwick, Marlborough (diese Straße und ihr Name sind älter als der berühmte Feldherr); mit Gewerben, wie Bäcker, Brauer; mit Vögeln, wie Finke, Falke, Schwalbe; mit den Weltgegenden Nord, Süd, Ost und West; mit Metallen, wie Silbern, Golden; mit Vornamen, wie Martin, Paul, Marie ꝛc. Alle diese Bezeichnungen wecken jedoch keine historische Erinnerung. Wie schön wäre es dagegen, wenn London eine eine Alfreds-, Chaucer-, Königin Elisabeth-, Spenser-, Shakespeare-, oder Milton-Straße hätte! Es scheint dies eine eben so einfache, als leichte Weise, große Namen populär zu machen und ihr Andenken selbst beim niederen Volke zu erhalten. Ja, wir wundern uns, daß es noch keine Deutsche Residenz giebt, in der eine Schiller- und eine Goethe-Straße schwesterlich parallel laufen, eine prächtige Lessing- und eine winkelige Gottsched-Straße sich durchkreuzen, und eine lange Bischofs-Straße in einen großartigen Luthers-Platz ausläuft.

*) Wenn Herr Alexander Martinsky das Resultat seines Besuches bei Mulla-Nur veröffentlichen sollte, so werden wir nicht unterlassen, es unseren Lesern mitzutheilen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 27. Berlin, Freitag den 3. März 1837.

Frankreich.

Jules Janin.
Ein kritischer Versuch von Aug. Bussière.

Nichts macht solches Glück wie ein guter Erfolg, hat Janin selbst gesagt; er hatte aber schon etwas Besseres gethan, als es blos zu sagen: er hatte es durch sein eigenes Beispiel bewiesen. Jener Ausspruch kann als Motto für die Literatur gelten, die er hervorgerufen, und die sich heutzutage in ganz ansehnlichen Schaaren unter seinem Banner gruppirt. Daraus allein läßt sich der Ruf so vieler Namen erklären, für deren Glück man schwerlich einen anderen Grund auffinden dürfte, als diesen leidigen Zirkelsatz.

Nehmen wir aber auch mit Janin an, daß der Zufall, das Glück, die Mode, genug Alles, was den sogenannten guten Erfolg bildet, gewöhnlich in kürzerer Zeit mehr für das Schicksal eines Schriftstellers thun, als echte, durch genügende Vorarbeiten erworbene Ansprüche, so glaube ich doch, daß die Sicherheit, Würde und Freiheit auf Seiten derer, welche den letzteren Weg einschlagen, jenem die Wagschale halten. Sicherheit ist, wo man nicht auf den gestrigen Zufall den heutigen, auf das gestrige Glück das heutige baut. Würde ist, wo man nichts der Gunst und der Laune des Publikums anheimstellt, wenn man es ihnen abdringen kann. Freiheit ist, wo man seine Zukunft nicht durch seine Vergangenheit, seine Begeisterung nicht durch einen Schlendrian und durch handwerksartige Kunstgriffe, die Glück machen, seine Selbstständigkeit nicht durch besondere Gelüste fesselt, zu deren Augendiener man sich hergegeben und denen man nun, bei Todesstrafe, jedwedes Verlangen ablauschen muß.

Hat man sich aber einmal auf diese Bahn fortreißen lassen, so ist es schon ein gutes Zeichen, wenn man nur seinen Irrthum einsieht. Indeß das Schwerste bleibt noch zu thun übrig; man muß mit seinen Verbindungen, mit seinen geistigen Gewohnheiten, mit der Süßigkeit einer errungenen Stellung brechen; man muß dem Beifall, der uns stolz gemacht, Stillschweigen gebieten und alle die alten Klienten fortjagen, die uns unterjochen und die schärferen, aber zurückhaltenderen Stimmen der Kritik nicht zu uns gelangen lassen. Erst wenn man von dieser Berührung gereinigt ist, kann man unter den Leuten, mit deren Talent es ernster genommen wird, zur freien Praktika zugelassen werden.

Schon seit langer Zeit scheint es, als wollte Janin die Quarantaine beziehen. Janin, der so sehr über seine Triumphe und über seine Werke erhaben ist, daß er oft nicht umhin kann, über sein Publikum und über sich selbst anmuthig zu scherzen; Janin, der mit seinen Brosamen so vielen Anderen zu Triumphen verholfen hat; Janin, der mit seiner Person ohne Frage auf dem Gipfel der leichten Literatur steht und alle Stufen bis zu demselben hinauf mit seinen Nachahmern besetzt hält; Janin, der König aller der Reiche, die man von der Höhe aus sieht, auf die sein Erfolg ihn erhoben hat; Janin ist so hoch nur gestiegen, um inne zu werden, daß der Erfolg ihn getäuscht, und daß er noch weit zu steigen habe. Und nennt er nicht selbst diesen Gipfel irgendwo ein Loch? ein Loch, das ihm allerdings eine sichere Zuflucht gewährt, und aus dem Niemand ihn vertreiben kann! Doch was hilft ihm das, wenn sein eigener Drang ihn hinaustreibt, wenn er seinen Gesichtskreis darin zu beschränkt, sein Leben zu eng und gedrückt findet; wenn der Schwung seiner Gedanken dort gefesselt und gehemmt ist? Janin ist über seinen Erfolg erhaben, denn dieser Erfolg, so unerhört er auch ist, so sehr er auch die gewöhnlichen Gränzen überschreitet, erscheint ihm doch noch nicht als vollständig.

Wie oft hat nicht der Verfasser so allerliebster Erzählungen und vor allen so allerliebster Feuilletons, wie sie das neunzehnte Jahrhundert nicht zum zweitenmale aufweisen kann, die Fesseln der öffentlichen Gunst schwer auf seinen Schultern lasten gefühlt! Wie oft hat er nicht den Willen gezeigt, sich frei zu machen, einen anderen Weg einzuschlagen, ein neuer Mensch zu werden, zu ernster Arbeit, zu ernsten Dichtungen zurückzukehren. Wie angelegentlich ist er nicht bemüht, diese Worte oder andere ähnliche voranzuschicken und den Wunsch durchblicken zu lassen, sie möchten fortan eine treue Begleitung seines Namens seyn! Sieht man daran nicht, wie er dem öffentlichen Urtheil vorauseilt, wie er es unvermerkt zu gewöhnen und nach dem neuen Gesichtspunkt hin zu drängen, ja zu treiben sucht, wohin er es haben will, indem er nicht die Geduld besitzt, dort allein darauf zu warten, und nicht weiß, ob es auch wohl von selbst dahin gelangen möchte? Wie oft haben uns nicht seine Feuilletons und seine Vorreden die lahmen, immer wieder nachlassenden Anstrengungen verkündigt, womit er eine bessere Stellung zu gewinnen strebt! Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo er seine „sämmtlichen Werke“ herausgab, wie er sie ausdrücklich in der Absicht benannte, um den Kreis der Kindereien und Ueppigkeiten seiner Jugend, den er für beendet hielt, völlig abzuschließen und gleichsam einen Ballen daraus zu machen, den er, als etwas lächerlich bezeichnet, hinter sich werfen könnte, um freier und leichter in eine neue männliche Phase eintreten zu können? Alles dies hatte zwar in der Praxis einige Versuche zur Folge, wovon sich hier und da die Spuren finden, aber es vermochte nicht, eine Umgestaltung des ursprünglichen Charakters seiner literarischen Physiognomie herbeizuführen. Er mußte ein Kind bleiben, ein wider seinen eigenen Willen verzogenes Kind, wider Willen leichtfertig, wider Willen ein Gegenstand der Mode. Er mußte bleiben, wie der Erfolg ihn genommen, angeworben und benutzt hatte. Er mußte seine Pagen-, seine Cherubim-Rolle fortspielen, wie er selbst sich ausdrückt, und die Livree, die Farben des Herrn und Gebieters, den er sich gegeben, beibehalten.

Indeß darf man sich auch nicht täuschen. Die Knechtschaft, welche Janin sich aufzuerlegen beliebt hat, ist keine gänzliche Verzichtleistung auf seine Persönlichkeit. Der geistige Hang und Geschmack, dem er in seinem Publikum schmeichelt, ist ein Hang und Geschmack, den er demselben beigebracht. Er hat es sich assimilirt, ehe er sich von ihm verschlingen lassen. Sein erster Aufschwung war freiwillig und eigenthümlich, er bahnte einen Weg, auf dem die ganze Mittelmäßigkeit in Literatur und Kritik ihm nachgezogen und mit fortgerissen wurde. Sein Fehler, da er sich einmal an der Spitze dieser Bewegung befand, war nur, daß er die Leitung nicht länger zu behaupten wußte, sondern sich passiv dem Impuls hingab, der ihm von hinten ankam, und den er ursprünglich selbst verursacht hatte. Solchergestalt getrieben, bleibt er fortwährend im Gange, dreht sich aber stets in einem und demselben Kreise herum. Er bewegt sich um seine eigene Axe. Das hat sein Fortschreiten, seine jetzige Originalität, aber nicht seine ursprüngliche Originalität getödtet.

Anstatt sich vermöge eines unaufhörlichen inneren Arbeitens beständig zu erneuern und immer mehr zu entwickeln, hat er sich in seiner Ueberlieferung versteift. Anstatt das durchsichtige und geschmeidige Wachs seiner Gedanken zu immer neuen und mannigfaltigen Werken frei ausfließen zu lassen, hat er es in eine einzige feste Form gerinnen lassen. Diese Form aber, diese Ueberlieferung gehört ihm allerdings zu eigen. Man sieht in der That nicht, wem Janin folgen, welches Muster er hätte nachahmen können.

Janin nimmt in der Literatur einen Platz ein, der ihm allein eigen ist, der nie Anderen außer ihm gehört hat. Er bildet eine neue literarische Existenz, für ein ganz neues Bedürfniß berechnet. Funfzehn Jahre des Friedens, nach einer langen verzehrenden Aufregung, hatten die Geister gezwungen, sich in sich selbst zu kehren, weil sie außer sich keine Nahrung für ihre Thätigkeit fanden. Ein Zuwachs an Wohlstand, als Folge des Friedens, und an Bildung, als Folge des Wohlstandes, war dieser geistigen Entwickelung zu Hülfe gekommen und hatte ihren Einfluß über eine größere Oberfläche ausgedehnt. Die Summe unserer Kenntnisse hatte nicht zugenommen, aber die Zahl der Theilhaber hatte sich vermehrt, und wenn sich die Bedürfnisse des Geistes bei einer größeren Anzahl fühlbar machten, so hatten sie dafür bei diesen Neulingen auch ein wenig von ihrer reizbaren und geläuterten Zartheit verloren. In ihrer guten Zeit hatte die Französische Literatur die Griechen zu ihrem Gesetzgeber angenommen. In antikem Gewande zog sie sich auf die Gipfel des Helikon und Parnassus zurück, wo sie einen Attischen Tempel von allerdings vollendetem Geschmack, aber für die Menge unzugänglich und verschlossen, bewohnte. Sie begeisterte sich durch das feierliche Schweigen dieser von ihr allein genossenen Schatten und schlürfte aus den Dichterquellen Permessus und Hippokrene. Später jedoch wurde sie wieder auf den bürgerlichen Frack zurückgeführt, ihr Tempel wurde entweiht, ihre Geheimnisse wurden veröffentlicht und Jedwedem mitgetheilt, der danach begierig war. Der Permessus und die Hippokrene, diese kleinen, oft austrocknenden Bächlein, die nur für ein Kollegium von Eingeweihten hinreichen, konnten die neuen Bedürfnisse nicht mehr befriedigen. Es bedurfte einer Literatur zum Gebrauch für die ganze Welt von Schöngeistern und großer Herren vom vorigen Abend, die sich von allen Seiten herbeidrängten, — einer stets überquillenden Literatur, damit man ohne Mühe und Anstrengung daraus schöpfen könne. Viel Oberfläche und viel Wasserstrahlen, um in die Augen zu fallen; wenig Tiefe, um den Muth dieser Neulinge nicht zu erschrecken und nicht zu ertränken, das war es, was unsere Zeit forderte. Und Herr Janin ist der Mann, der uns Speise nach unserem Hunger und Getränk nach unserem Durst gereicht hat. Er war die stets für Jedermann gedeckte und servirte Tafel. Er war mit seiner immer mun-

teren, sprudelnden Laune, mit seiner unversiegbaren Fluth von Phrasen und Bildern der unerschöpfliche Quell, in welchem alle literarische Gluth der Stadt bei Tag und Nacht hinreichende Stillung fand.

Wahrlich, ein solcher Erfolg ist originell und rechtmäßig. In der periodischen Presse besonders hatte er einen gewaltigen Wiederhall und unermeßliche Resultate. Sie war auch das eigentliche Terrain, welches Janin wählen mußte, um seine Natur gehörig zu entfalten. In der periodischen Presse ist er geboren und groß gewachsen. Er verdankt ihr seinen Namen und sein Glück, und er hat ihr auch zurückerstattet, was sie ihm gegeben. Um ihr eigenes Glück zu gründen oder wiederherzustellen, hat die Presse oft auf diesen Namen, den sie selbst geschaffen hatte, Wechsel auf Sicht gezogen.

Anfangs war sie ziemlich hart gegen ihn. Sein Eintritt in eine Laufbahn, auf welcher solche Triumphe seiner warteten, ließ wenig von dem glücklichen Erfolg ahnen, der ihm vorbehalten war. Geboren im Jahre 1804, in dem Jahre, mit welchem, wie er sagt, das Jahrhundert beginnt, zu Ampuy an den Ufern der Rhone, kam er in seinem funfzehnten Jahre nach Paris, um auf dem Gymnasium Ludwig's des Großen seine Studien zu beendigen. Dort fand er als neuer Ankömmling hervorragende Talente schon fest begründet, die nachher vor den seinigen verblichen, und er vermochte sich durch nichts bemerklich zu machen, als durch eine gewisse Zügellosigkeit der Phantasie, wovon ihm noch etwas verblieben ist. Schon auf der Schule war er derselbe Geist wie jetzt, übersprudelnd, wißbegierig, oberflächlich, voller Nachlässigkeit und Ungleichheiten, unbeständig, plötzlich aufwallend, verwegen und stets in Athem. Eines Tages borgte er sich von einem seiner Kameraden den Montesquieu. Am Abend hatte er ihn gelesen und gab das Buch mit den Worten zurück: Das ist schön! — So machte er es auf der Schule. Hat er es nicht nachher in der Welt fast eben so gemacht?

Wer seine Selbstbiographie im ersten Bande der „neuen Erzählungen" (Contes nouveaux) gelesen hat, der weiß, daß er, als er diese Schule verließ, sich mit einer alten Tante zusammen, die bei seinem Abgange aus dem väterlichen Hause verreist war, um nicht den Abschied von ihm aushalten zu müssen, und die nun ihre letzten Tage und ihre letzten Thaler mit ihm theilen wollte, in die Drachen-Straße (rue du dragon) zog, wo sie nach vielem Suchen „ein ziemlich erbärmliches Nest für ihre Armuth gefunden hatten." Hier ertheilte er Jedem, der da kam, Unterricht im Lateinischen, im Griechischen und vielleicht noch in anderen Dingen. Er lehrte, was er wußte, und was er nicht wußte, von Letzterem noch mehr als von Ersterem, und er lernte noch mehr, als er lehrte. In diesem „Nest" und unter dieser Beschäftigung verflossen heiter und froh seine zwei oder drei ersten unabhängigen Jugendjahre. Eines Abends begegnete er vor der Thüre des Theaters Feydeau einer Schauspielerin am Arm eines Journalisten, und diese Begegnung machte ihn selbst zum Journalisten.

So wurde der Erfinder des modernen Feuilletons und des Journal-Stils auf den Weg zu seinem Amerika geführt, ohne eine Ahnung davon gehabt zu haben. Dieses Amerika brachte ihm anfangs, so lange er am „Figaro" arbeitete, nicht mehr als fünfundzwanzig Franken monatlich ein!

Die Anekdote von dem Theater Feydeau ist nicht bloß um der Folgen willen, die sie für das Leben des neuen Kolumbus gehabt, sondern auch deshalb von Wichtigkeit, weil sie ihn ganz so malt, wie er ist. Es ist ganz er selbst; ein hastiges Leben und Gemüth, ohne Uebergänge, unvorbereitet, plötzlich und auf der Stelle entschlossen, ohne in die Zukunft zu blicken, ein Leben und Gemüth voller Sprünge und Einfälle.

Vom „Figaro" sieht man ihn zur „Quotidienne" übergehen, die ihn beinahe an den Hof versetzt hätte. Zum Jahrestage des 21. Januar hatte er in diesem Blatte einen Artikel geschrieben, der großes Aufsehen im Schlosse machte. Die Dauphine ließ ihn zu sich rufen. Er kam und mußte warten; da fing ihm seine fünf Minuten lange Größe schon an lästig zu werden. Endlich erschien man. „Sie sind der Verfasser dieses Artikels?" — „„Ja, Madame."" — „Sie können sich rühmen, mir recht viel Thränen entlockt zu haben!" — Die Prinzessin, die hiermit ohne Zweifel das Maaß des Ehrgeizes und Glücks dieses Mannes gefüllt zu haben glaubte, begnügte sich mit diesen Worten. Janin seinerseits, der sich nicht denken konnte, daß die Gunst, welche man ihm erweisen wollte, indem man ihn nach den Tuilerieen beschied, so kurz seyn werde, wiegte sich noch in Träumereien über die möglichen Folgen, als seine erhabene Gönnerin schon verschwunden war.

Die Herzogin von Berry, eine Dame von nicht so chevalereskem Manieren und weniger das Gepräge ihrer alten Zeit tragend, fügte dem Wohlwollen der Dauphine eine minder ideale Gunstbezeigung hinzu. Bei einer Gewerbe-Ausstellung brach Janin vor einem porzellanenen Frühstücks-Service in einen Ausruf des Entzückens aus. Die Herzogin, welche zufällig gegenwärtig war, hörte dies und erkannte entweder Herrn Janin oder fragte nach seinem Namen. Am nächsten Morgen stand das Service auf dem Tisch des enthusiastischen Bewunderers.

Um diese Zeit, 1829, trat er als einer der thätigsten Mitarbeiter der „Revue de Paris" auf, die damals gegründet wurde. Sein erster Artikel für dieses Journal war „Eine Nacht in Alexandrien", eine kleine anmuthig erzählte Novelle mit einem pikanten Schluß. Auch erschien sein erstes und bestes Buch und sein erster glücklicher Erfolg, „der todte Esel und die guillotinirte Frau".

Der Erfolg, den Janin hatte, war, wie gesagt, ganz eigenthümlicher Art; dies tritt besonders hervor, wenn man denselben mit anderem Erfolg vergleicht, der sich um eben die Zeit Bahn brach, und wenn man sieht, wie sehr sich der seinige sowohl durch seinen Ausgangspunkt wie durch seine Mittel davon unterschied. Es scheint, als wäre das literarische Glück des Verfassers des „todten Esels", des Schriftstellers mit den leichtfertigen und unbekümmerten Paradoxen, in Hinsicht seines Ursprungs selbst ein Paradox gewesen, und als habe der Mensch das Leben fast eben so angegriffen, wie der Schriftsteller die Ideen und Charaktere desselben angreift, nicht gerade ganz verkehrt, aber doch s und von einer Seite, die ihm die wenigste Beute darbieten konnte.

Das erste Drittel des Jahres 1829, welches uns den „todten und die guillotinirte Frau" schenkte, war überhaupt für die literar Bewegung, die damals alle Leidenschaften und alle lebendige Kr Janin aufgenommen, in der einen oder anderen Richtung mit fortriß, ein glänzender, entscheidender Augenblick. Bis dahin hatte Angriff nur Rekognoszirungen angestellt und Vorpostengefechte gelie um den Feind zu prüfen. Jetzt aber war der Tag des allgemei und entscheidenden Kampfes gekommen. Es erschienen plötzlich in we ger als vier Monaten die „Orientalen", der „letzte Tag eines Ver theilten", „Heinrich III.", die „Dichtungen Joseph Delorme's", „Gedichte" des Herrn von Vigny, die wieder anstedten, um Theil der Schlacht zu nehmen, die „Zeitgeschichte Karl's IX." von Méri die „Studien" von Deschamps und so weiter. Dies Alles war zu stedend, kühn bis zur Verwegenheit. In diese unwiderstehliche Sch mußte sich, um sich durchzuschlagen, jeder nach Auszeichnung u Ruhm dürstende Ehrgeiz werfen. Janin befand sich allerdings dem ter, aber in welcher Eigenschaft!

Theorieen waren es, entweder im angewendeten Zustande oder Gestalt von Formeln, um die jene Männer kämpften. Die Metaph der Kunst war von Grund aus aufgerührt. Victor Hugo maß in Vorrede zu seinen „Orientalen" der Kritik ihren Raum zu und einen Kreis um den Dichter, den er zu überschreiten verbot. Jene Delorme half sich mit der Ueberlieferung und dem Gefühl, indem das Recht der neuen Poesie begründete; er setzte das sinnlich unmit bare Zeichen dem mittelbaren Zeichen entgegen, das malerische Bi dem abstrakten und eine unbestimmte Empfindung ausdrückenden Be Andere begnügten sich mit der praktischen Ausübung und predigten Beispiele. Alle aber dienten ihrem Banner mit gleicher Energie mochten es nun entfaltet vor sich her tragen oder nicht.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Vie de Grégoire VII. — Von de Vidaillan. 2 Bde. 15 Fr.
Histoire de Bretagne. — Von Morice. Bd. 15 und 16.
Histoire des Reines et des Regentes de France. — Von Dubern. 10 Fr.
Expériences sur la poudre de guerre. — 5 Fr.
Elémens de géographie physique. — Von Lecoq. Clermont-Ferrand.
De l'influence pernicieuses des saignées. — Von Wiesecke.
Monsieur et Madame. — Von de Lamothe Langon. 2 Bde. 15 F
Les Moscovites. Olessia. — Erzählungen von Lestreline. 3½ F
L'agent de change. — Von Villotey. 3 Fr.
L'abbé Maurice. — Von F. Bodin. 2 Bde. 15 Fr.
Beaux jours et jours d'orages. — Gedichte von Castellan. 6 F
Scènes morales de la vie privée. — Von Hennequin. 2 Bde. 3
La chatte grise. Chronique allemande.

Italien.

Die Katakomben in Rom und Palermo.

Es giebt keinen Fremden und vielleicht auch keinen Bürger i Paris, der nicht zuweilen, des Tumultes dieser ungeheuren Hauptst überdrüssig, in seinem Herzen einen schwermüthigen Hang zur Ruhe und zur Einsamkeit fühlte. Alsdann verläßt er den Aufenthalt der Lebenden, um die letzte Behausung der Todten zu besuchen, und benutzt den ungeheuern Kirchhof des Pater Lachaise, jene imposante Nekropole, die hier wie ein trauriger Gedanke mitten im Jubel der Freude erschein wie eine Warnungsstimme beim Festgelag, die uns zuruft, daß unser Leben vergänglich sey, und daß die Trauer der Fröhlichkeit auf den Fuße nachfolgt.

Allein diese Pariser Nekropole erinnert nur an den Tod; sie malt ihn nicht, stellt ihn nicht leibhaftig vor unsere Augen, wie die Nekrodemen von Rom und Palermo; in diesen Städten sieht man nicht bloß die Wohnungen der Abgeschiedenen und ihre Grabschrift sondern die Todten selbst. Wenn es jemals einem Fremden, der in Italien weilt, begegnete, daß er, getäuscht von dem Ueberfluß an Lebenskraft, welchen das südliche Klima in ihm erzeugt, und gefesselt von dem Zauber des ewig heiteren Himmels und der üppigen lachenden Natur die ihn umgiebt, sich unsterblich wähnen sollte: so lenke er seine Schr in die Kloster-Kirchen der Kapuziner zu Rom und zu Palermo; steige hinab in die unterirdischen Räume derselben, und ein ganzes Vo von Todten wird ihn daran erinnern, daß er selbst sterblich sey. Es giebt mehrere unterirdische Kammern, wo die Römischen Kapuziner die Leichname ihrer Ordensbrüder beisetzen. Menschen-Gebeine jeglicher Art schmücken die Wände derselben, und in den gleichfalls mit Todten Gebein ausgelegten Nischen liegen symmetrisch geordnete Skelette von Kapuzinern in ihrer Ordenstracht. Oben an der gewölbten Decke des ersten Gemaches ist das Skelett eines Kindes angebracht, welches in der einen Hand eine Wage und in der anderen eine Sichel hält. Selbst die Lampen, welche diese Kammern erhellen, und die drei Ketten, an denen jede Lampe hängt, sind aus Menschenknochen zusammengesetzt. Menschliche Zähne, musivisch eingefügt, schmücken die Altäre, welche auf einem Boden stehen, dessen Erde aus Palästina hierher gebracht ist. Diese Erde hatte sonst die Kraft, in Zeit von 24 Stunden jeden menschlichen Leichnam, den man ihr anvertraute, bis auf das Skelett zu verzehren. Jetzt, nachdem die Zeit ihr viel von ihrer Kraft genommen, äußert sie diese Wirkung langsamer. Hat der Körper eines Kapuziners so lange in der Erde gelegen, bis er zum Gerippe geworden ist, so wird er ausgegraben und an eine Wand des Gemaches gehängt. Diese traurigen Räume sind übrigens nicht bloß von Leichen bewohnt;

ein lebender Kapuziner verweilt hier bei Tage und schläft hier zur Nachtzeit.

Die Körper in dem Todten-Gewölbe von Palermo, welches unter der Kapuziner-Kirche in den Felsen gehauen ist, sind nicht Skelette, sondern wahre Mumien. Wie sie zu Mumien werden, ist ein noch ungelöstes Räthsel. Diese Katakomben bestehen aus mehreren sehr langen und geräumigen Gallerien, an beiden Seiten mit Nischen versehen. Hier sieht man die Mumien von Männern und Frauen, von Geistlichen und Laien jedes Alters und Standes aufgestellt. Ein kleiner Eisendraht, der ihnen mitten um den Körper geht, und ein kleiner eiserner Haken halten sie an der Mauer fest. Da übrigens nichts als die Kleidung ihre Gliedmaßen zusammenhält, so sind diese Körper allen möglichen Contractionen des Zellgewebes unterworfen. Der Eine steht so steif da, wie eine Schildwache; der Andere krümmt sich, wie eine Person, die eine tiefe Verbeugung macht; bei einem Dritten ist der Kopf zurückgefallen, und sein Körper bildet einen Bogen, der die konvexe Seite nach Außen kehrt; ein Vierter erscheint fast wie ein Knäuel zusammengeballt, während sein Nachbar das Haupt emporhebt, die Arme hervorstreckt und die Hände ausbreitet. Nicht weniger mannigfach ist die Bekleidung dieser Körper, denn Jeder trägt ein Gewand, wie es ihm bei seinen Lebzeiten zukam; so erblickt man die grobe Kutte eines Mönches neben der seidenen Robe eines Fräuleins, und dann wieder das sammetne, mit Gold und Silber gestickte Kleid des Herzogs oder des Marchese, oder eine militairische Uniform. Mehrere dieser Mumien sind schon seit ungefähr drei Jahrhunderten Bewohner der Katakomben; dennoch halten Geripp und Zellgewebe so fest zusammen, daß sie nicht einmal mit Gewalt sich trennen lassen.

Die Bewohner Palermo's statten diesen unterirdischen Gallerien häufige Besuche ab und schätzen sich glücklich, nach ihrem Tode hier wohnen zu können. Jeder sucht sich selber seine Nische aus und prüft das größere oder geringere Verdienst der Personen, die eines Tages seine Nachbarn seyn werden. Hat er endlich eine Wahl getroffen, so kehrt er von Zeit zu Zeit wieder und stellt sich eine Weile stumm und regungslos in die Nische hinein, als gehörte er schon nicht mehr zu den Lebenden.

Aber selbst diese melancholische Behausung hat ihren Festtag. An dem Allerseelen-Feste sieht man hier unzählige Fackeln leuchten und ein lärmendes Volk durch einander wogen, das den Leichen seiner Angehörigen Kränze aufsetzt und Blumensträuße in die Hände steckt. Und wie es bei Festlichkeiten Brauch ist, daß die Lebenden ihre beste und neueste Kleidung anlegen, so werden auch die hingeschiedenen Bewohner der Katakomben von Palermo an jenem Tage neu bekleidet.

Wir begreifen nicht, wie Herr Carlo Botta (in seiner Französisch geschriebenen Reise) zu der Behauptung gekommen ist, daß keinem weiblichen Wesen — sey es nun lebend oder todt — der Eingang in die Katakomben von Palermo verstattet sey! Um diese Behauptung zu widerlegen, genügt schon die Bemerkung, daß wir am 12. Juli 1832 in Begleitung einer Spanischen Dame, der Herzogin Luisa von Montemar, die Katakomben besucht haben. Viele andere Damen unserer Bekanntschaft haben ohne alle Schwierigkeit und vorgängige Erlaubniß diesen Ort betreten; und was die Beisetzung von Frauen an diesem Orte betrifft, so ist uns noch eine weibliche Mumie in frischem Andenken, die ganz steif in ihrer Nische stand und deren Gesicht noch Spuren von Schönheit trug. Ihre Arme lagen kreuzweise über der Brust, und ihr Anzug bestand aus einem Kleide von schwarzem Tuche, weißen Strümpfen, schwarzen Schuhen und Schuhbändern von derselben Farbe, die gleich den Bändern der antiken Kothurne zusammengeschürzt waren.

(Foglie Ital.)

Afrika.

Ein Spaziergang von Algier nach Blidah.

Die Entfernung von der Stadt Algier bis Blidah beträgt nicht mehr als 15 Stunden; aber ungeachtet der Kürze des Weges ist doch Niemand zu rathen, denselben anders, als unter Begleitung einer zahlreichen Schutzwache einzuschlagen. Der Europäer wird oft von Neugierde oder Jagdlust verlockt, die Vorposten-Linie unbegleitet zu überschreiten; aber ehe er es sich versieht, duckt plötzlich, wenn er um die Ecke des Weges biegt, ein bronzefarbiges Gesicht empor, neben welchem ein ungeheuer langes Gewehr sich ausdehnt, dessen Zielpunkt er geworden ist. Sehr wenige solcher Nimrod-Söhne oder Neugieriger, die vom Forschungsgeiste zu weit, das heißt über die Vorposten-Linie hinaus, getrieben wurden, haben das gefährliche Zusammentreffen und den schrecklichen Eindruck, den es auf sie gemacht, nachher erzählt; denn die Meisten kamen nicht lebend zu ihren Landsleuten und Freunden zurück; ihr verstümmelter Körper, den man nachher fand, diente nur zur warnenden Belehrung für ihre unvorsichtigen Nachahmer. In der letzten Zeit schienen sich die Verhältnisse friedlicher mit den Stämmen der Ebene zu gestalten, aber ohne Zweifel wird es noch Jahre dauern, bis der Araber seinen mörderischen Gewohnheiten entsagt, bis er sich das Vergnügen entreißen läßt, auf den Rumi (Christen) Feuer zu geben, den mit einer Kugel zu bewillkommnen seine gepriesene Gastfreundschaft für keine Sünde hält.

Im Jahre 1833 waren die Ausflüge nach dem Innern des Landes noch mit viel größerer Gefahr verbunden, als jetzt. Als die Mitglieder der von der Regierung nach Afrika geschickten Untersuchungs-Kommissionen das Verlangen äußerten, die Ebene von Metidjah zu besuchen, hielt man es für nöthig, um sie in ihrem Untersuchungs-Beruf nicht zu stören und ihre Sicherheit nicht zu gefährden, ihnen eine Ehrenwache beizugesellen, die aus ungefähr 3000 Mann bestand und in welcher alle Armee-Corps repräsentirt waren: Kavallerie, Infanterie, Artillerie, Genie-Truppen, Zuaven und Spahis. Es war ein sehr schöner Tag, als diese furchtbare Kolonne mit Pulverwagen und Feldstücken durch die zum Bab-el-Ued führende Straße defilirte. Der ungewöhnliche Zug erregte die Neugierde und beschäftigte die Muthmaßungen der Eingebornen im höchsten Grade. Sie glaubten nicht anders, als daß es sich um eine blutige Unternehmung handele, um so mehr, als denselben Morgen die Nachricht einlief, daß der Kadi von Buffarik, Verbündeter der Franzosen, von den Hadjuten ermordet worden sey. Selbst die National-Garde von Algier ward mitgenommen; man hat jetzt seine National-Garde am Fuße des Atlas so gut wie am Fuße des Montmartre.

Wenn man durch das Bab-el-Ued (Thor des Hohlweges) nach Blidah sich begiebt, hat man zunächst einen langen ebenen Platz zu durchschneiden; hierauf kömmt man zu einer von unseren Ingenieuren angelegten, zum Gipfel des Hügels führenden Straße; man geht weiter über die Kassaubah hin und gewinnt bald das Kaiserschloß. *) Hier genießt man noch den letzten Ueberblick über die weiße dreieckige Stadt, die in Form eines Halbmondes umspülte Rhede und das herrliche Meer und verliert sich dann in Buschwerk und Dickicht.

In einer kleinen Entfernung kann man von einem erhöhten Standpunkte aus das Schlachtfeld Staoueli erblicken, wo die Franzosen den entscheidenden Sieg, der zur Capitulation führte, erfechten haben; man durchzieht das Lager Mustapha, indem man zur Rechten das Dorf Delhi-Ibrahim läßt. Das Dorf ist angelegt und bevölkert von armen Bauern aus dem Elsaß und aus Württemberg; sie wohnen in hölzernen leichten Hütten, in denen man nichts gewahrt, als herzzerreißende Armuth.

Nach einem Marsche von 4 bis 5 Stunden kamen wir im Lager von Duära, dem letzten unserer Posten, an, welches in einem kleinen Thale abgesteckt ist. Von der Höhe der das Thal umgebenden Hügel zeigt sich dem überraschten Auge die ganze Ebene von Metidjah, deren Horizont die hohe Kette des Atlas bildet. Man glaubt dann, daß es nur eine Entfernung weniger hundert Schritte sey, die sich zwischen dem Gebirge und dem Standpunkte befindet; man glaubt hier und dort grünes Buschwerk und weiße Steine zerstreut zu sehen; aber man erkennt bald in den kleinen Gesträuchen große Bäume, und die weißen Steine sind Heiligen-Gebäude oder Marabuts. Es ist fast eine volle Tagereise bis zum Atlas, und doch ist die Täuschung so vollständig, daß man auch hieraus auf die außerordentliche Reinheit und Durchsichtigkeit der Afrikanischen Luft schließen kann.

Das Lager von Duära könnte eine vortreffliche militairische Stellung seyn, aber es ist nichts als eine traurige Garnison. Für manchen nagelneuen Lieutenant könnte man es das Lager des Bedauerns nennen. Der zarte junge Herr, der frisch aus der Schule von Saint-Cyr kömmt, wird gewiß mit schmerzlichen Erinnerungen an die schönen Tage vom Palais-Royal, oder auch nur an die des Holländischen Kaffehauses zurückdenken, wenn er hier in der wilden Gegend nichts vor sich hat, als ein schlechtes Zelt zur Wohnung, die nackte Erde zum Fußboden, und nur dann und wann einen Arabischen Hirten erblickt. Es ist noch ein großes Glück für unseren angehenden Helden, wenn die guten Kabylen oder Araber sich zu einem Scharmützel verstehen, das ihn wieder an die einzusammelnden Lorbeern erinnert, die wahrscheinlich auf der Schule oft genug seine Einbildungskraft entzückt haben.

Jedoch für einige Stunden ist das Leben im Lager gar nicht ohne Reiz. Die im Ebenmaße an einander gereihten Zelte, die in Pyramiden stehenden glänzenden Gewehre, das muntere Wiehern der Rosse, der Schall der Trompeten, das lustige Treiben in den Marketenderbuden, wo junge und alte Göttinnen des Branntweines mit ihrem Nektar die Diener des Mars bewirthen, wenn diese nur das kleinste Metallstück opfern, das behagliche Feuer, in welchem das Holz von Citronen- und Oelbäumen prasselt; dies Alles in dem wildromantischen, von Hügeln eingeschlossenen Thale, verbunden mit der überall geschäftigen Lebhaftigkeit der Französischen Soldaten, bietet dem Besucher ein anziehendes Bild voll Leben und Reiz. Kurz vor dem Zapfenstreich bildete das Musik-Corps einen Kreis und spielte einige seiner gewöhnlichen Märsche, die alle nach Melodieen von Rossini und Auber komponirt sind und die, obwohl wir sie schon bis zum Ueberdruß oft in Paris gehört haben, dennoch hier in der Einsamkeit dem Gefühle wohlthun, ja etwas Feierliches in sich tragen. Sobald die Stunde des Nachhausegehens schlägt, sieht man die Feuer durchs ganze Feld erlöschen, ausgenommen in den Zelten der Generale und anderer Obereffiziere; man hört bald, statt des früheren Lärmes, nichts mehr als den regelmäßigen Gang der Patrouille und von Zeit zu Zeit ein kräftiges qui vive? denn der größte Theil der Fremden-Legion besteht aus Deutschen und anderen Nordländern, und ein großer Theil der Truppen zu Duära gehört der Fremden-Legion an.

Gegen Mitternacht brach ein allgemeiner Trommelwirbel das Schweigen und den Schlaf. Man mußte aufbrechen, um in der Kühle der Nacht und unbemerkt von den auf den Bergen lauernden Arabern den Weg bis zu den Mauern der Stadt Blidah zurückzulegen. Die Soldaten, welche an solche wirbelnde Erweckungsmittel gewöhnt sind, waren in weniger als einem Augenblick auf den Beinen und reisefertig; nicht so die Kolonisten, die Neugierigen und die Kaufleute aus Algier, welche die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen wollten, die Ebene von Metidjah ohne Gefahr zu bereisen. Diesen Herren ward es sehr schwer, sich so schnell von der Bequemlichkeit ihres Lagers zu trennen, obschon dasselbe sich auf ein wenig Stroh, oder auf ein Plätzchen Erde, wie es Gott erschaffen hat, beschränkte. Daß es bei dieser Gelegenheit in der Finsterniß nicht an Unordnung und an Verwechselungen und unwillkürlichem Tauschhandel gefehlt hat, kann man sich leicht denken. Die vielen Fälle, wo saumselige Menschen das Opfer ihrer Saumseligkeit in dieser Gegend geworden sind, spornten auch die Trägsten zum eiligen Aufbruch an, und so setzte sich der halb bürgerliche, halb militairische Zug in Bewegung.

Bei Tagesanbruch erreichte die Spitze der Kolonne das Defilé von Buffarik, das voll sumpfiger Schluchten ist, über die man leichte Brücken

*) Bekanntlich vom Kaiser Karl V. bei seinem unglücklichen Zuge nach Algier angelegt.

geschlagen hat, und auf beiden Seiten in halber Schußweite von dichtem Gehölze begränzt wird. Diese Beschaffenheit des Bodens ist am besten zu Hinterhalten geeignet, aber unsere Feinde haben glücklicherweise entweder nichts von unserem Zuge oder die so leicht wahrzunehmenden Vortheile des Bodens nicht zu benutzen gewußt. Am Ausgange des Defilés befindet sich ein mit Bäumen bepflanzter Platz, in dessen Mitte eine Quelle sprudelt. Hier wird jede Woche ein Vieh- und Getraidemarkt abgehalten, der fast von der ganzen Provinz Algier besucht wird. Heutiges Tages sieht man daselbst Araber und Europäer sich im friedlichen Handelsverkehr begegnen; so war es aber bei weitem nicht zu der Zeit, von der wir sprechen. An der Quelle machten wir Halt. Tags vorher ward an dieser Stelle der Kadi von Buffarik erschlagen, und unser Gemüth ward von einer düsteren Ahnung erschreckt, daß der heutige Tag auch nicht ohne blutige Begebenheit ablaufen werde. Unter tausend düsteren Gedanken setzten wir unseren Weg bis zu den ersten Strahlen der Morgensonne fort.

In diesem Augenblick erhob sich der majestätische Atlas, der bis jetzt in ein graues Leichentuch gewickelt schien; die Nebel, welche durch die Ausdünstungen der Sümpfe der Ebene entstehen und seinen Fuß umgeben, erhoben sich und verdrängten die Wolken, welche seine Gipfel bedeckten, und der erhabene Berg rechtfertigte jetzt die Vorstellungen des Heidenthums, daß er den Himmel auf seinen Schultern trage.

Angenehme Düfte, Wohlgerüche von Rosen, Jasmin und Orangenblüthen kündigten die Nähe von Blidah an. Diese hart am Fuße des Atlas gelegene Stadt ward schon mehrere Male durch Erdbeben zerstört. Aber „Allah akhbara" (Gott ist groß)! sagt der Gläubige und baut, wenn er nicht selbst mit umgekommen ist, sein Haus wieder auf dieselbe Stelle und erwartet darin einen zweiten Beschluß des Fatums. Doch gestehe ich, es muß auch einem weniger in der Indolenz des Fatalismus versunkenen Menschen schwer werden, die üppige Vegetation, die immergrünen Gärten zu verlassen, welche sich um Blidah, wie von Blumen- und Balsamduft erfüllte heilige Haine, ausdehnen.

Unterdessen entstand ein großer Schrecken in der Stadt, deren Einwohner beim ersten Lärm über die Ankunft der Franzosen glaubten, es sey entweder ihre eigene letzte Stunde oder doch wenigstens die ihres Vermögens gekommen. Unter der Regierung des Deys und der benachbarten Kabylen sind sie an solche Vermuthungen gewöhnt worden, und wie man sagt, soll auch ein Französischer General bei seinem bewaffneten Besuche nicht alles Mögliche gethan haben, sie auf andere Gedanken zu bringen. Wir waren kaum am Thore, als eine aus etwa funfzig Personen bestehende Deputation der Einwohner auf uns zukam, an deren Spitze der Kadi und der Mufti der Stadt, zwei sehr ehrwürdig aussehende Männer, standen. Der ganze Trupp, der auf kleinen Berberpferden ritt, näherte sich den Generalen Voirol und Bonnet, und an den Ersten, der eine glänzende Uniform trug, wendete sich, nach vielen Salems, der Kadi mit seiner Anrede.

„Preis und Lob sey Allah, der alle diejenigen erhört, die ihn anrufen", sagte er im Tone des Schreckens und der Bestürzung; „zu seiner rechten Seite geht der große, ruhmreiche und wohlwollende Kriegsfürst der Franzosen. Noch einmal Salem! Derjenige, welcher sich unterfängt, mit Dir zu sprechen, ist der unglückliche Sidi Padschi Muhammed Ben Abdallah Scherif, Kadi von Blidah; der, welcher zu meiner Seite steht, ist der Mufti Sid Hassan Ben Ismaël. Weder er noch ich, noch einer derer, die uns hier folgen, noch einer derer, die uns zu Dir abgesandt haben, können errathen, welcher böse Geist uns verfolgt und Dich anreizt, den Sturm Deines Zornes auf unser Haupt zu entladen. Wir lieben ja und verehren den ruhmbedeckten Sultan der Franzosen; und deshalb bitten wir Dich, auf uns einen Blick der Barmherzigkeit zu werfen, wofür Gott in seiner unversiegbaren Gnade die leuchtende Sonne seiner Belohnung über Dich scheinen lassen wird."

Die Generale, denen der Dolmetscher die Anrede Wort für Wort übersetzte, antworteten durch dasselbe Organ, daß sie nichts Feindseliges gegen die Stadt im Sinne hätten und nur hier wären, die Ebene zu durchziehen. Erstaunen und ungläubiges Mißtrauen malte sich auf den Gesichtern der Mauren, denen es nicht in den Kopf wollte, daß man 15 Stunden Weges und in solcher Gesellschaft spazieren gehen könne, und der Kadi nahm zum zweiten Male das Wort:

„Preis und Lob sey Allah ꝛc. (kein wohlerzogener Muselmann eröffnet seine schriftliche oder mündliche Rede anders, als mit dieser Formel) wir danken Dir, großer und erlauchter Kriegsfürst, daß Du die Sonne der Gerechtigkeit über die armen Bewohner von Blidah leuchten lässest; aber was willst Du in unserer Stadt sehen? Ach! sie ist kaum wieder aus ihren Trümmern entstanden; ihre Häuser sind elend, ihr Anblick traurig; unsere Straßen sind kaum breit genug für einen Deiner Reiter, dessen Kopf die schwachen Stäbe unserer Dächer erreichen kann; unsere Weiber, unsere Greise und unsere Kinder werden beim Anblick Deiner Soldaten vor Schrecken vergehen!" Der Dolmetscher versicherte nochmals, daß man unverletzliche Achtung gegen Personen und Eigenthum haben werde. „Gut!" versetzte der Kadi, „aber was wird nach Deinem Abzuge aus uns werden? wer wird uns gegen die Kabylen, diese Geier der Berge und Thäler, vertheidigen? Sie werden sich unter der Anklage auf uns stürzen, daß wir den Franzosen, deren verblendete Feinde sie sind, die wir aber lieben, Gastfreundschaft boten. Wir hätten Dir gern Geschenke gebracht, aber unsere Stadt ist arm; überdies bist Du über uns gekommen, wie der Adler über seine Beute, ohne uns Zeit zum Athemholen zu lassen. Indessen bitten wir Dich, die Früchte unserer Gärten anzunehmen."

In demselben Augenblick ließ er mehrere Pferde vorführen, die mit Körben voll Trauben beladen waren. Trauben, deren Größe und Geschmack an die Trauben der Israelitischen Kundschafter in Kanaan erinnerten. Der Kadi hatte den schönsten Erfolg von seinem Rednertalent; man beschloß, nicht nach der Stadt zu ziehen; die Deputation entfernte sich und wünschte allen Segen Allahs auf das Haupt der Franzosen herab.

Während dieses hier vorging, trug sich im Engpasse zu Buffarik eine schauderhafte Begebenheit zu. Ein Deutscher Marketender blieb unglücklicherweise, trotz aller ihm gemachten Vorstellungen, im Lager von Duära bis sechs Uhr Morgens zurück. Um diese Zeit machte er sich auf den Weg mit seiner Frau, seiner kleinen Tochter, einem Soldaten und noch einer Person, die gleich ihm zurückgeblieben waren. Buffarik erreichten sie glücklich; hier aber sahen sie plötzlich ein Dutzend weißer Burnusen, deren Träger sich im vollen Galopp auf sie stürzten. Alle schrieen: „Wir sind verloren!" Keiner dachte an Widerstand. Der Soldat, der seinen gewissen Tod voraussah, war ein phlegmatischer Elsasser, und da er glaubte, die Araber seyen noch ziemlich entfernt, so fiel er über den Branntwein her, um sich zu betrinken und in der Trunkenheit weniger Bewußtseyn des Todes zu haben. Einer nur hatte die Gegenwart des Geistes, sich hinter dickes Gebüsch von Kaktus und Aloe zu verbergen. Es war auch die höchste Zeit, denn er war kaum geborgen, als die Kugeln der Araber den Marketender und den Soldaten zu Boden streckten. Die Frau mußte die gräßlichsten Mißhandlungen ertragen, bevor sie das Schicksal ihres Mannes theilte, das Mädchen wurde mit dem Karren und dem Pferde weggeführt, nachdem die Leichname geplündert und verstümmelt waren. Der Versteckte war während dieses Auftritts mehr todt als lebendig; aber wie steigerte sich seine Angst, als die Araber einen ihrer Hunde umherspüren ließen, um neue Opfer anzugeben. Glücklicherweise war das Gebüsch dick genug, und die Feinde entfernten sich schnell, da ein bewaffnetes Detaschement erschien, das auch den Geretteten nach Duära zurückbrachte.

Was uns betrifft, so setzten wir uns nach kurzer Ruhe unter den schattigen Bäumen bei Blidah in Marsch nach Buffarik zurück. Wir waren noch keine Stunde marschirt, als einige hundert Araber mit unserem Nachtrabe handgemein wurden. Es gab ein heftiges Gewehrfeuer, das bis zu unserem Einrücken in Buffarik dauerte. Ein Schwarm von Arabern machte hier Miene, auch unseren Vortrab zu beunruhigen, indessen reichten ein paar Kanonenschüsse hin, Feinde zu verjagen, die gegen Kanonen und Haubitzen eine besondere Abneigung haben. Die verstümmelten Leichname der drei Unglücklichen machten einen tiefen Eindruck auf Alle, und an diesen Eindruck knüpften sich die fürchterlichsten Bilder. Der Eine wollte jetzt noch mehr Leichname gesehen haben, ein Anderer glaubte überall Feinde und Hinterhalte, und als wir Abends im Lager ankamen, sprach man schon von 30 Erschlagenen. In Algier aber hatte man bereits von 100 erzählt, und wir wurden mit traurigen Geberden bewillkommt und mit beunruhigenden Fragen beimgesucht.

Nach genauer Untersuchung ergab sich, daß die drei Personen, deren beklagenswerthes Ende wir erzählt haben, die einzigen Gefallenen waren. Das lange Scharmützel von Blidah bis Buffarik hat uns keinen einzigen Todten, ja keinen einzigen Verwundeten gekostet, ja, die Araber waren solche gute Schützen gewesen, daß man Mühe hatte, ein halbes Dutzend Soldaten aufzufinden, die eine Kontusion davongetragen.

Felix Mornand.

Mannigfaltiges.

— **Die Scipiade von Petrarka.** Der Sänger Laura's und der Quelle von Vaucluse hat auch eine Epopöe, und zwar in Lateinischer Sprache, geschrieben, die jedoch über seine Italiänischen Sonnette und Kanzonen ganz in Vergessenheit gerathen ist, obwohl sie es war, die ihm die Lorbeerkrone des Kapitols erwarb. Das Gedicht, das sonst auch unter dem Namen „Afrika" bekannt war, hat den zweiten Punischen Krieg zum Gegenstande, und Scipio, der Afrikaner, ist natürlich der Held desselben. Jedoch schon Petrarka's Zeitgenossen fanden nur wenig Geschmack an seiner Lateinischen Epopöe, nachdem ihnen bereits durch die „göttliche Komödie" ein viel großartigerer Gegenstand, und noch dazu in dem neuern Idiom, dargeboten worden war. Viele behaupteten sogar, Petrarka habe bloß das Gedicht des Silius Italicus, welches er aufgefunden, umgearbeitet und für das seinige ausgegeben. Dies hat sich nun zwar als ungegründet erwiesen, doch dauerte es lange, bevor der Nachruhm des Dichters von diesem unverdient ihm aufgehängten Flecken gereinigt werden konnte. Gegenwärtig hat es nun Herr Montanari unternommen, die Scipiade des Petrarka ins Italiänische zu übersetzen, und davon bereits einen Gesang im Druck herausgegeben.*) Das Ganze ist sehr umfangreich, und der Uebersetzer hat es daher noch nicht gewagt, damit hervorzutreten; doch ist ihm dazu von vielen Seiten die Aufmunterung zu Theil geworden, da das Gedicht neben vielen Mängeln auch zahlreiche Schönheiten hat.

— **Historische Gesellschaft.** In England, wo bald jeder Zweig der Wissenschaft seine besondere Societät haben wird, geht man damit um, auch einen „historischen Verein" zu stiften, zu dem ein Herr E. H. Barker den Plan entworfen hat. Mit dem Vereine soll eine Bibliothek verbunden werden, die nichts als historische Werke, aber in allen Sprachen, enthalten soll. Eine andere Societät, die sich eben in Wallis bildet, hat sich die Aufgabe gestellt, ältere und neuere Walliser Manuskripte herauszugeben, die jetzt ganz unbenutzt liegen, da seit langer Zeit nichts Erhebliches in dieser alten Sprache gedruckt worden ist. Besonders die „Welshmen" scheinen sich für diesen Verein sehr zu interessiren, doch dürfte er auch wohl von wissenschaftlich gebildeten Engländern unterstützt werden.

*) Saggio di traduzione della Scipiade di Francesco Petrarca offerta agli amatori delle lettere da Giuseppe Ignazio Montanari. — Pesaro.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diesen Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 28. Berlin, Montag den 6. März 1837.

England.

Geschichte der Männertrachten in England.

Es gewährt eine angenehme Unterhaltung, alle Jahr zur glänzendsten Zeit der Londoner Season in Regent-Street auf und ab zu spazieren und auf die Veränderungen zu achten, die jedes neue Jahr in dem Anzug und Aufzug der eleganten Spaziergänger herbeiführt. Wenn die Mode-Gecken von heute und die Stutzer von vor hundert Jahren einander begegnen könnten, was würden sie wohl gegenseitig für Augen machen! Jene Elegants von ehedem, die auf der Bühne des Lebens figurirten, voll stattlicher Toilette, voll zierlicher Mienen, in aller Pracht der aufgekrämpten Dreimaster, der langflutenden Perrücken, der reichgestickten Staatsröcke, der Spitzen-Manschetten, der Kavalier-Degen, der Puder-Wolken, der Spanischen Hosen, — wie würden sie mitleidig die Achseln zucken über die nichtssagenden, schmal zugeschnittenen, glattröckigen, in langen Pantalons einherschlotternden Dandies, die Einem heutzutage über den Weg laufen.

Seit der Regierung Karl's I. hat sich unstreitig Manches in unseren National-Gewohnheiten und Trachten geändert, aber doch Nichts so ganz und gar, wie der Anzug und überhaupt die äußere Erscheinung eines Englischen Gentleman. Versetzen wir uns um nicht volle zwei Jahrhunderte zurück, so befinden wir uns in der Zeit Van Dyk's, des Malers der Englischen Königs-Familie; es war dies zugleich die Zeit des größten Aufwandes, des größten Glanzes und Geschmacks in der Kleidung. Ein galanter Hof-Kavalier trug sich damals, wenn uns die History of British Costume recht berichtet, wie folgt: „Ein Wamms von Seide, Atlas oder Sammt, mit weiten vorn aufgeschlitzten Aermeln; auf die Schultern herab fiel ein Kragen vom feinsten reichgestickten Spitzengewebe mit Säumen à la Van Dyk; darüber ein kurzes Spanisches Mäntelchen, nachlässig über eine Schulter geworfen. Die Beinkleider lang, mit Borten oder Stickereien; Stiefel mit überaus weiten Schäften, woran Quasten und Troddeln vom allerfeinsten Gespinnste hingen. Ein breitflügeliger Flämischer Biberhut, mit reichen Bändern und prächtigen Federn geschmückt, saß keck auf einer Seite des Kopfes; um die rechte Schulter war das breite kostbare Degengehenk wie eine Schärpe geworfen, und daran hing zur linken Seite das Spanische Rappier. An die Stelle dieses seidenen oder sammtenen Anzuges trat in jenen unruhigen Zeiten öfters das feste Wamms von Büffelleder, reich mit Schnüren besetzt, zuweilen wohl gar mit Gold oder Silber gestickt, um die Hüften mit einer breiten seidenen Binde gegürtet. Zu diesem Kostüm gehörte das Spanische Mäntelchen nicht. Zuweilen wurde das Büffel-Wamms ohne Aermel als Ueberkleid über dem Seiden-Wamms getragen. Unter dem Kinn stand der spitze Zwickelbart, auf den Lippen ein kleiner aufwärts gedrehter Schnauzbart; das Haar fiel lang im Nacken herunter und war vielleicht bei Manchen schon gepudert.

Dieses Kostüm der Van Dykschen Zeit entartete unter den Hofleuten Karl's II. Das Wamms wurde immer kürzer, dabei ließ man es vorn offen, und zwischen den beiden Wammsflügeln über dem Beinkleidergurt blähte sich ein reiches kostbares Jabot hervor. Die Aermel des Wammses weit und bauschig, die Beinkleider desgleichen, beide mit Bändern und Stickereien übermäßig verziert. Man trug Kniebänder mit lang herunterhängenden Spitzen und Fransen. Der breite Spitzenkragen und der hoch aufgestülpte Federhut behielten am längsten den alten chevalereesken Charakter bei. Dann kam die Zeit, wo die Französischen Moden vom Hofe Ludwig's XIV. über die Meerenge drangen und im Königs-Palast zu White-Hall herrschend wurden. Den Höflingen, den knechtischen Schmeichlern und Affen des größten Monarchen verdanken wir das garstigste, abscheulichste, abgeschmackteste Modenstück aller Zeiten: die Perrücke.

Der König von Frankreich hatte als Jüngling außerordentlich schönes Haar, das ihm in langen wallenden Locken über die Schultern herabfloß. Da wetteiferten alle Hofleute, ihren Respekt vor der Person ihres jungen Königs dadurch zu beweisen, daß sie ihr Haar trugen wie er; sie mochten's haben oder nicht; so kam der falsche Lockenkopf auf, der sich durch alle Grade bis zum Ungethüm der Allonge-Perrücke entwickelte. Als nun der große König zu Jahren gekommen war, mußte er die ehrfurchtvolle Aufmerksamkeit seiner Getreuen aufs höchste zu belohnen, indem Er Höchstselbst eine Perrücke aufsetzte. Und es dauerte nicht lange, so luden auch in England alle Gentlemen die ehrwürdige Last auf ihre Häupter und Schultern. Aber nicht bloß die Köpfe, auch die Beine wurden von Frankreich aus tyrannisirt. Die Kunkelhosen kamen auf, und die langen Strümpfe, die über dem Knie ungeheuer weit waren und mit Bändern an die Hosen befestigt wurden. Anno 1659 beschreibt uns Holmes die Figur eines Gentleman wie folgt: „Ein kurzes Leibwamms und kurze Kunkelhosen, wovon der Besatz bis aufs Knie herabhängt und darüber mit dem Kniebande befestigt wird; die Hosen sind an den Seiten bis zur Tasche hinauf und an den Schenkeln vorn mit Bändern gestickt; auch der Leibgurt ist mit Stickereien besetzt, und das Jabot sieht darüber hervor." Gegen Ende der Regierung Karl's II. ging eine neue Veränderung mit dem Wamms vor; es wurde nämlich mit den Schößen bis zu den Lenden hinab verlängert; dagegen wurden die Aermel kürzer und reichten nur bis zum Ellenbogen, wo sie zugebunden wurden: darunter hervor kam nun der feine Hemde-Aermel, in Falten aufgebauscht, bebändert und gestickt. Hierdurch war nun das Wamms schon zu einem Mittelding zwischen Jacke und Reck geworden, und schon im Jahre 1679 finden wir in einem Garderoben-Verzeichniß König Karl's II. immer die drei Stücke als zusammengehörig angeführt, aus denen sich unsere heutige Männertracht herausgebildet hat: Oberwamms, Leibwamms und Hose, das ist: Reck, Weste und Pantalon. Auch Halstücher fing man damals bereits zu tragen an.

Während der Regierung Wilhelm's von Oranien und Mariens kam wenig Neues in den Kleidertrachten auf, nur daß die Strümpfe an dem Schenkel noch weiter hinauf rückten. Die Perrücken wuchsen mit Macht, und die Stutzer, so wird uns berichtet, kämmen sich die Perrücke öffentlich vor allen Leuten so unbefangen, wie ein heutiger Elegant an seinem Schnurrbarte kräuselt. Die breiten Hutränder wurden allmälig in mancherlei Formen aufgekrämpt; am Hute flatterte noch immer Feder und Band. Der ehrliche Sir Roger von Coverley*) hat uns aus jener Zeit einen Diskurs hinterlassen, worin er die allmälige Veränderung der Trachten an den Portraits seiner Verfahren beschreibt. Darunter schildert er Einen: „Ein seidenglatter Gentleman, in einem Wamms mit kleinen Knöpfen, mit Stickereien und Schärpen darum und daran, mit kleinen Stiefelchen an den Füßen; der war im Stande, einen Schuldschein über sein halbes Vermögen zu unterschreiben, und er hätte seine Handschuhe dabei nicht ausgezogen, und vor einer Lady setzte er seinen Hut nicht auf, wenn auch ganz England darüber hätte zu Grunde gehen müssen." Im Spectator beschreibt der alte Stutzer Sir Roger sich selbst, wie er sich „aufgerichtet hat in Schuhen mit hohen Absätzen und mit Riesen von glänzend poliertem Wichsleder." Im Juni 1709 bemerkt der Tatler, daß Schuhe mit rothen Absätzen ein wesentliches Stück seyen, wenn Einer als ein recht geschniegelter Kerl einhergehen wolle. Damals kamen bei den Damen kirschrothe Hauben auf, worüber Will Sprightly in höchster Extase erklärte, das wäre der kühnste Streich, den die Weiber seit hundert Jahren ersonnen hätten; und dabei drohte er, nächstens in White's Kaffeehaus mit einem Anzuge einzusteigen, daß ganz London darüber außer sich gerathen sollte, mit einem großen kirschrothen Dreimaster über der Perrücke.

Ueberhaupt hatte die Mode während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die allerseltsamsten Launen und gewährte den satirischen Tages-Schriftstellern einen reichen und wohlbenutzten Stoff. Besonders die Landjunker kamen schlecht weg, wenn sie mit ihren rothen Röcken, ihren Schottischen Monmouth-Hüten u. s. w. sich unter ihren eleganten Londoner Brüdern sehen ließen, und noch heute liest sich im Tatler die Beschreibung eines Squire vom Lande höchst ergötzlich, der sich im Park mit Karosse, Trachten und Manieren ganz von seiner eigenen Erfindung sehen ließ.

Mit dem Regierungs-Antritte Georg's III. kam einmal auch eine Deutsche Mode auf, große breitkrämpige Hüte, die man „Herrenbutter" nannte. Da lesen wir: „Manche trugen ihre Hüte mit der Krämpe vorn offen, wie eine Wasserrinne am Kirchendach; bei Manchen lief er vorn spitz zu, wie die Schnauze von einem Windhunde, und die Ecken stachen ihnen über der Nase weit in die Luft hinaus." Die Patrone bei den Wettrennen trugen damals auch eine eigene Art Hüte, mit einem schmalen Saum von Goldband, wie man es noch auf alten Gemälden von Stubbs oder Gilpin sieht. Anno 1770 machten die Hüte à la Nivernois Furore; sie waren ganz klein und niedrig, die Klappen nach einwärts aufgeschlagen und mit Schlingen und Knöpfen am Deckel oben befestigt; die Ecke, die man nach vorn trug, war einnen- oder schaufelförmig und mit Draht ausgesteift. Anno 1775 kamen Hüte mit Goldborten in Mode, und während der Kriegszeit sah man viele Leute damit einhergehen, um sich ein militairisches, recrutirliches Ansehen zu geben und vor der Soldaten- und Matrosenpresse sicher zu seyn.

*) Sir Roger von Coverley gehörte bekanntlich zu den trefflich gezeichneten Charakteren, unter deren Namen Addison in seinem Spectator-antical.

Die Französische Revolution hat die dreieckigen Hüte zu Grabe getragen; aber über den Ursprung der runden, die jetzt allgemein herrschen, weiß unsere Geschichte leider nichts zu sagen. Jene alten Dreimaster führten den Spitznamen „Egham-, Staines- und Windsor-Hüte", weil nämlich, wenn Einer mitten in London stand, die drei Ecken seines Hutes nach jenen drei Orten hinausschauten. In dem witzigen Romane „Geoffrey Gambado" beklagt der Held das Verschwinden dieser ehrbaren Hüte: „denn", sagt er, „abgerechnet, daß ein Dreimaster jedem Gesicht, auch dem dümmsten, ein ehrwürdiges Ansehen giebt, so läßt sich noch überdies für einen, der öfters reitet, gar keine bessere Art von Hut erdenken; denn wenn der Reiter einen runden Hut trägt, so wird er blind vor Staub, wenn der Wind geht, und wenn es regnet, wird er begossen; ein Dreimaster aber, wenn er ordentlich aufgekrämpt ist, hält das Regenwasser hübsch bei sich, bis der Reiter ins Quartier kommt, und hält ihm den Kopf kühl, wenn er etwa zu heiß geritten ist, und erfrischt ihn, wie ein Wasserkübel einen Blumentopf erfrischt." Auch die Perrücken sind mit dem achtzehnten Jahrhundert zu Grabe gegangen, und nur die Königlichen Richter auf ihrem Sitze müssen sich noch mit der alten Mode quälen.

Eine große Epoche in der Geschichte des Englischen fashionablen Lebens machte das Auftreten des Prinzen von Wales, nachmaligen Königs Georg IV., um das Jahr 1780. Ein solcher Aufwand, eine solche Eleganz, eine solche Verschwendung wird wohl nie wieder in England zu sehen seyn. Jede neue Idee führte er aus, und zwar im größten Maßstabe: mochte sie nun Kunstliebhaberei, Baulust, Pferderennen, Juwelenschmuck, Gold- und Silbergeräth, Equipagen, Garderobe betreffen; da kam es bald, daß die ihm jährlich ausgesetzten 30,000 Pfund nicht zur Hälfte reichten; zweimal binnen zwölf Jahren mußte der Prinz seine ganze Einrichtung aufgeben, seine Pferde, Equipagen u. s. w. veräußern. Mancher wird sich noch erinnern, welch' ein Paradezug es war, als zwanzig Jockeys mit des Prinzen Rennpferden durch die Straßen der Stadt nach Tattersalls ritten, wo sie verkauft werden sollten; Anno 1792 kamen gar 500 Pferde des Prinzen auf den Markt. Auch wird noch Mancher zu erzählen wissen, wie der Prinz in seinem prächtigen Phaeton mit Sechsen einherjauste, einen winzig kleinen Jockei auf dem vordersten Sattelpferd, während er selbst mit geschickter Hand die vier anderen lenkte. — An Wahl und Geschmack der Toilette kam Niemand Georg IV. gleich. So ausgezeichnet war seine Figur, sein Anstand und sein Geschick, daß er mit Anmuth und Eleganz das zu tragen wußte, was jeden Anderen plump und häßlich gekleidet hätte; ihm stand Alles wohl. In seinen glänzenden Jahren war er ganz gewiß der stattlichste Mann, der feinste vollkommenste Gentleman in der ganzen Welt. Wie er bei dem Wettrennen von Ascot auf der Tribüne stand, mit seinem imposanten fürstlichen Wesen, den Blick über die Haide und das Wettrennen schweifen ließ, und wie er sich umwendete zu dem Volke, das rechts und links heranwogte und ihn mit Freudengeschrei begrüßte, von dem die Lüfte bebten, wie er da an das Fenster der Tribüne trat und hinausgrüßte, mit so erhabener Freundlichkeit, mit so durchaus eigener Anmuth und Würde — jeder Zoll an ihm war ein Königssohn.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Rabbi Kimchi's commentaries. (Rabbi Kimchi's Kommentare zu dem Propheten Zacharias.) Aus dem Hebräischen übersetzt von A. Mackaul. 7 Sh.

Tales in prose. (Erzählungen.) Von Miß Mary Howitt. 3½ Sh.

Illustrations etc. (Ornithologische Abbildungen.) Nebst Text. Von Jardine und Selby. 3 Bde. 4. 10½ Pfd.

Life etc. (Gerhard Tersteegen's Leben.) Aus dem Deutschen übersetzt von S. Jackson. Dritte Auflage. 5 Sh.

Essays illustrative of the Halle of John Halle. (Das Leben John Halle's, Bürgers und Kaufmanns von Salisbury zur Zeit Heinrich's VI. und Eduard's IV. Nebst einer Geschichte der von ihm angelegten Halle.) Von Edw. Duke. Erster Theil. [Ein sehr weitschweifiges Werk.] Salisbury.

Frankreich.

Jules Janin.

(Schluß.)

Mitten hinein in diese Reibung der Ideen, mitten in dieses Handgemenge, welches alle Gemüther entzweite und in welchem alle glänzende Namen der Zeit geschmiedet wurden, traf der Verfasser des „todten Esels." Er langt eben in dem Augenblick an, wo die Geister, in gerader Linie nach entgegengesetzten Meinungsströmungen hingerissen, mit blinder logischer Wuth nach den steilsten und gefährlichsten Abgründen der absoluten Prinzipien hinstürzten. Es gilt für ihn, sein Glück zu machen, und um schneller zu seinem Ziel zu kommen, läßt er sich nicht etwa von dem Handgemenge mit fortreißen, benutzt nicht, sich blindlings hineinwerfend, den einen oder den anderen Strom, sondern kehrt sich gegen alle Parteien. Zu den Besiegten sagt er: Marsch fort mit euch! die Sieger parodirt er; und trotz dem macht er Glück. Einen solchen Erfolg kann man wohl paradox nennen. Welche neue Formen brachte er den von Formeln und Neuerungen so eingenommenen Geistern? Was hatte er gethan, um eine einzige von den Fragen, die damals alle Köpfe in Flammen setzten, auch nur einen Schritt weiter zu fördern? Von welcher Idee, von welchem Prinzip wollte er der Repräsentant seyn? Von keiner Idee, von keinem Prinzip. Eine schöpferische, materialistische und umherschweifende Phantasie, wie es je eine gab, war er nicht der Mann dazu, sich mit Metaphysik zu befassen oder zu Theoristen zu schwören. Er war keines Prinzips Schildhalter; er repräsentirte sich selbst und nur sich selbst. Sein Buch war sein Abbild und wollte nichts Anderes seyn. Außerdem aber war es ein Bild, dem er vielleicht den Abend vorher nicht ähnlich gesehen hatte und das ihm am anderen Morgen nicht mehr ähnlich sehen sollte.

Janin ist in der That nicht ein Mann aus Einem Stück, bei dem sich Alles in einer gleichartigen Reihe streng aus einander abzuleitender Folgen verkettet und gebiert, — ein Mann, dessen Weg man mit geschlossenen Augen finden könnte, wenn man nur seinen Ausgangspunkt und seine Richtung hat. Er bewegt sich immerfort in gebrochenen Linien, ohne sich darum zu kümmern, von wo er ausgeht, ohne zu bedenken, wohin er gelangt. Seine Muse ist die Unabhängigkeit, die Willkür, die Laune. Seine Stärke besteht darin, daß er ganz in dem Gedanken aufgeht, der ihn eben beschäftigt, daß er sich beeilt, ihn auszudrücken, daß er, wenigstens fünf Minuten lang, fest davon überzeugt ist; sein Reiz aber besteht darin, daß er seine Ueberzeugungen nur für das nimmt, was sie sind, daß er keine zu ernste Sache daraus macht, daß er sich selbst wohlfeilen Kauf giebt. So merkwürdig auch sein Leben durch den bunten Wechsel und die Zusammenhangslosigkeit ist, die ihn charakterisiren, so kann man ihn doch keinen inkonsequenten Menschen nennen, denn er hat gar keine Prinzipien; man kann ihm auch nicht vorwerfen, daß er gegen sein Gewissen handle, denn er lebt so schnell, so im Courierschritt, daß er stets vor seinem Gewissen, das heißt vor seinem Nachdenken anlangt und demselben stets um eine oder zwei Stationen voraus ist. Janin hat niemals am Abend seinen folgenden Tag geschrieben. Es ist ein Denken, ein Leben für den Augenblick, das sich jeden Tag, jeden Moment improvisirt.

Janin versteht sich außerordentlich auf die Ausführung des Einzelnen, aber er vermag kein Ganzes zu schaffen. Das ist der Grund, warum er kein Buch schreiben kann, obgleich er sehr schöne Feuilletons schreibt; das ist der Grund, warum er mit Parodieen großes Glück macht, während es ihm mit anderen Mitteln nicht so gelingen will. Sein Geist verträgt keinen Zügel, selbst den Zügel seiner eigenen Ideen kann er nicht lange aushalten; er würde seinen ganzen Nerv, sein ganzes Kolorit verlieren und wahrscheinlich nichts dafür gewinnen, wenn er unter irgend ein Joch sich bequemte.

Freilich hat Janin sich auch ein volles Maaß cynischer Freiheit genommen, aber er weiß, man möchte sagen bis auf einen Gran, welche Dosis sich davon vertragen läßt, und er treibt sie nie über diesen Gran hinaus. Es scheint, als hätte er die Laterne des Diogenes geborgt, nicht um einen Menschen zu finden, sondern um mit seinem Blick bis tief in die Grundsuppe des menschlichen Herzens einzudringen. Es scheint, als führe er uns deshalb durch alle Gräuel und Nichtswürdigkeiten der physischen und der moralischen Welt, um uns alles Rohe und Schmutzige, das noch tief verborgen lag, vor die Augen zu bringen; aber in dem Augenblick, wo wir uns vor Ekel abwenden, erlischt seine Lampe stets zur rechten Zeit, und wie durch einen Zauberschlag ruft er frische und lachende Bilder um uns hervor. Viele stark ins Auge fallende Kontraste sind eines der Mittel, deren er sich am geschicktesten bedient hat. Ein plötzlich eintretender unerwarteter Schluß, pikante Zusammenstellungen, gut angebrachte Einfälle, viel komische Laune und treffender Witz öffnen alle Augenblicke eine Aussicht auf irgend eine anmuthige Seite der Natur und des menschlichen Lebens, wenn das Gemüth des Lesers von dem künstlichen Alp beklemmt ist, den es sich aufwälzen läßt.

Die „Beichte", ein Roman in zwei Bänden, ist ein Buch, das seinen Anfang überall, seine Mitte überall, das Ende überall und die Vernunft nirgends hat. Es ist keine dramatische Handlung, kein Charakter-Gemälde, kein Intriguen-Gewebe. Der Verfasser bringt durch ein Motto, das er an die Spitze gestellt hat, auf den Gedanken, es könne ein in Gestalt eines Romans verdünntes Epigramm seyn, und das wäre schon ein Schritt zur Entdeckung der Gattung, welcher dieses seltsame Geisteserodukt angehört; man könnte es geradezu eine in einen Roman gekleidete Sammlung von Räthseln nennen, eine Sammlung, die weder dem Roman noch dem Räthsel Ehre einbringt. Janin bedurfte eines bedeutenden Triumphs, um diesen unglücklichen Fall wieder aufzuwiegen, und wir sehen ihn endlich sein Kapitol besteigen, indem er bei dem „Journal des Débats" eintritt. Es war im Jahre 1830, in dem Jahre, welches er mit Herausgabe der „Beichte" eröffnet hatte. Die „Quotidienne" hatte er verlassen, als das Polignacsche Ministerium ans Ruder kam, und ehe er das literarische Scepter des Feuilletons im „Journal des Débats" erhielt, hatte er sich in dem „Premier-Paris" in der Opposition gegen die politische Gewalt geübt. Es ist wenig bekannt, daß er auch am „Journal des Débats" sich mit der Politik befaßte, bevor er sich zur Literatur wandte. Unter Janinscher Politik muß man sich einige gute Oppositions-Artikel in einer schönen Sprache, einige mit reichem, glänzenden Stil ausgeschmückte lebhafte und poetische Zornausbrüche denken. Uebrigens kann man eine Probe davon in der letzten Nummer dieses Blattes vor den Juli-Tagen finden. Dieser Artikel schließt für das „Journal des Débats" die Periode der liberalen Opposition desselben ab und ist durch eine dreitägige Ruhe von dem getrennt, der die neue Periode beginnt. So war es demjenigen, der in ganz Frankreich am wenigsten Politiker ist, beschieden, den politischen Artikel zu verfassen, der am längsten im Besitz der Oeffentlichkeit blieb, einen Artikel, der drei Tage lebte!

Sein Feuilleton schien anfangs weniger Glück machen zu wollen, als seine Politik. Es kostete ihm Mühe, sich darin festzusetzen. Die neue ungewohnte Manier gab dem alten „Journal des Débats" Aergerniß, den Redacteuren sowohl wie den Abonnenten. Man hatte damals noch keine Idee davon, daß das Feuilleton etwas Anderes seyn könne, als Kritik und Didaktik, etwas Anderes als eine Art von Herold im Gefolge der Literatur, um deren Kommen und Gehen anzukündigen, mit dem Recht, sie vorzustellen, aber ohne die Gränzen dieser Function irgendwie überschreiten zu dürfen. Daß es selbst eine besondere Gattung von Literatur seyn könne, die ihre Unabhängigkeit und Originalität hätte, das ließ man sich nicht träumen. Etwas konnte man noch nicht begreifen, nämlich, daß es, so wie es im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert Literatur-Zeitungen gegeben, jetzt umgekehrt eine Zeitungs-

Literatur geben sollte. Aus dem Gliede, das es gewesen, war das Journal zum Magen geworden. Diese Stellung konnte das Journal nicht behaupten, wenn es sich, wie früher, auf eine Analyse der Materialien, die ihm von der Literatur geliefert wurden, beschränken wollte. Dadurch hätte es sich zu einer untergeordneten, abhängigen Stellung bequemt. Es mußte sich einen Theil des Feldes zuerkennen, auf welchem die älteren Gattungen, seine Vorgänger, das Aernderecht hatten. Es mußte eine müßige Fiber in dem öffentlichen Geiste ausfindig machen, die es wecken und deren Thätigkeit es beschäftigen könne. Zur Vollendung dieses Werks war die Kritik, und besonders die Feuilletons-Kritik, durchaus unzureichend. Auch ist Janin kein Kritiker.

Einige meinen, Janin habe im „Journal des Débats", durch die Mittelglieder Geoffroy und Dussicquet, wieder an die Ueberlieferung der Französischen Kritik angeknüpft, wie Freron sie hinterlassen. Das ist zwar eine ganz nette, aber sehr zu bestreitende Ableitung. Janin hat keine Ueberlieferung für sich, er stammt in gerader Linie von Niemand ab, am wenigsten von Freron. Janin ist Komiker. Er hat der vom Theater geflüchteten Komödie das Feuilleton als Asyl geöffnet. Am unmittelbarsten ist er unter den Heutigen als Molière's Erbe zu betrachten. Er hat das komische Genie der Franzosen in sich wieder gesammelt, diesen großen verfallenen Ruhm, der von Rabelais bis auf uns so verschiedene Schicksale durchlebt hat. Da er keinen Palast mehr hatte, worin er ihm eine Wohnung anweisen konnte, wie Molière, kein zweideutiges schmutziges Haus, wie Rabelais, keinen regelrechten vornehmen Salon, wie Lesage, lauter Dinge, die nicht mehr an der Zeit sind, so brachte er es, so gut es gehen wollte, in einem Feuilleton unter, in dem Winkel eines Journals, in dem Nest der alten Kritik, die mit ihren Erzeugern, den Poetiken, gestorben war. Das erschreckte denjenigen Theil der „Débats", der einen Kritiker auszubrüten geglaubt hatte und nun plötzlich Schwingen sich entfalten sah, in denen man einiges Gefieder von Molière erkannte.

Einen hervorragenden Charakterzug aufzuhaschen und ihn durch einen einzigen kräftigen, treffenden Pinselstrich in die Augen springen zu lassen, das ist Janin's Kunst. Eben so vortrefflich weiß er in seinen besseren Momenten in das oft nichtige Spiel der Worte einen Gedanken einzuhüllen, der plötzlich in Lichtglanz hervorbricht und durch seine Richtigkeit und Wahrheit eben so mächtig ergreift, wie durch die Art und Weise, in welcher er gegeben wird. Könnte Janin im Zusammenhange denken und beobachten, verstände er es, einen Charakter und eine Handlung im Ganzen zu fassen und beide mit festem Schritt durch das Labyrinth einer dramatischen Fabel hindurchzuführen, so würde er ohne Zweifel auf dem Theater noch mit größerer Macht und Herrlichkeit regieren, als im Feuilleton. Leider jedoch ist Janin nur ein Genie in Einfällen, ohne Stetigkeit und Mittelpunkt; leider giebt er Alles nur in einzelnen Brocken, Strahlen und Blitzen. Aber diese Blitze leuchten nur in seinem Innern, und deshalb ist er allein unter allen Kritikern von Profession kein Kritiker des Geschmacks und der Thatsachen.

Man folge nur Herrn Janin Abends einmal ins Theater. Im Namen der Kritik und um der Kritik willen geht er hinein. Nun sollte man glauben, er werde ihr, nach dem Beispiel seiner Kollegen, seinen ganzen Abend zum Opfer bringen, er werde nur um ihretwillen sehen, nur um ihretwillen hören, nur um ihretwillen denken. Aber man betrachte jenes gelbe Stück Papier, das ihm in die Hände geschoben worden und auf das er zufällig einen Blick geworfen hat. Lebe wohl Kritik, denn dies Papier hat ihn eine andere Beschäftigung für den Abend finden lassen. Lebe wohl Theaterstück, das auf der Bühne gespielt wird, denn er hat ein anderes Stück gefunden, das in seinem Kopfe spielt, ein Monodrama, das ihm durch das gelbe Papier, welches er zwischen den Fingern rollt, eingegeben worden. Am anderen Tage, wenn man sein Urtheil über das Melodram oder Vaudeville sucht, das er gesehen, findet man statt dessen eine kleine Komödie in Monologform, die folgendergestalt anhebt: „Seit langer Zeit schon empfand das Publikum den Mangel eines gelben Journals." Läßt sich die Sprache der unzähligen Subscriptions-Aufforderungen, womit der Charlatanismus und der Speculationsgeist das Publikum überschwemmen, feiner und geistreicher persifliren?

Ein andermal, wenn er sein Stück für sich beendet hat, erinnert er sich plötzlich, daß er gekommen war, um ein anderes zu sehen, und daß man von ihm darüber Rechenschaft fordern wird. Siehe da, was er der Wißbegier des Lesers darbietet: „Uebrigens habe ich das Stück nicht gesehen." Es ließe sich kein lakonischeres und besseres Referat über ein schlechtes Stück denken, wenn uns der Verfasser selbst nicht noch ein anderes geliefert hätte. Nach dem Titel des Stücks läßt er nämlich vier bis fünf Reihen Punkte folgen; das ist Alles. Dann, nach vollbrachter Aufgabe, kehrt er in sich selbst zurück und antwortet auf Vorwürfe, die ihm gemacht werden, mit dem Ausruf: „Und nun wird man noch sagen, ich sey Herrn Scribe feindlich gesinnt!"

Ein kleines mit wahrer Meisterhand entworfenes Gemälde ist folgendes, zu welchem ihm die Oper den Stoff liefert. Janin hat von dem Tanz der Taglioni gesprochen. „Keine Anstrengung", sagt er, „kein Zwang. Das kommt ihr Alles wie dem Vogel der Gesang. Wenn sie endlich einhält, wenn sie aus diesem dritten Himmel herabsteigt, wo sie so schön war, geschieht es, um uns nicht zu ermüden." Und nun das Gegenstück: „Zwei Tage darauf zeigte man mir an demselben Platz, nein, ich irre mich, unter demselben Platz einen Tänzer, der zum erstenmale auftrat. In der That, es war ein wirklicher Tänzer von Fleisch und Blut. Tanzte er gut oder schlecht, war er schwerfällig oder leicht, häßlich oder schön, dick oder dünn, jung oder alt? Ich weiß es nicht. So viel nur weiß ich, daß es ein Tänzer war. Er hatte den Körper eines Tänzers, die Schenkel eines Tänzers, die Beine eines Tänzers, die Arme eines Tänzers. Er tanzte wie ein Tänzer, er lächelte wie ein Tänzer. Genug, er war durchaus, vollkommen und schlechterdings ein Tänzer. Auch fand ich ihn ganz vortrefflich und hoffnungsvoll, nur einen kleinen Fehler hatte ich an ihm auszusetzen: daß er ein Tänzer war."

Einmal fängt er eine Geschichte folgendermaßen an: „Hier ist eine Geschichte, die ich für wahr halte, obgleich sie mir von einem Augenzeugen erzählt wurde." Solcher Züge von sprudelnder Satire, die eben so viel seinen Sinn, als Salz und Heiterkeit in sich schließen, finden sich unzählige bei Herrn Janin. Wo soll nun aber bei diesem Schriftsteller die Kritik herkommen? Und in der That, es verbleibt ihr ein sehr kleiner Raum. Wer so fruchtbar und ergiebig an eigenen Erzeugnissen ist, kann sich damit nicht abgeben, die Erzeugnisse Anderer zu kritisiren. Ueberdies finden wir Janin hier ganz eben so wieder, wie wir ihn überall gesehen, als einen Schriftsteller, dem seine Begeisterung plötzlich kömmt, der eine unabhängige nomadenhafte Phantasie hat, der sich nicht am Fuß eines Prinzips anzusiedeln und das Feld seiner Streifzüge auf den Punkt zu beschränken vermag, wo die logische Entwickelung der Folgen am Ziel ist. Die Kritik, eine in ihren Mitteln abstrakte Geistesthätigkeit, ist auch in ihren Ergebnissen abstrakt. So geschickt sie auch Alles aufzulösen versteht, so vermag sie doch nichts wieder zusammenzusetzen; sie bringt nichts zu Stande, sie besteht und gilt nur als Idee, und die Idee eben, abstrakt genommen, ist für Janin nicht vorhanden. Seine Kritik besteht nicht in zergliedernden Betrachtungen, sondern in Gestaltungen, in Bewegungen, in Farben, die er sehr geschickt anderen Farben, anderen Bewegungen, anderen Gestaltungen entgegenzusetzen weiß. Sie verwirklicht sich in Parodieen, in witzigen, drolligen Paradoxen, in Widersprüchen und Kontrasten aller Art. Er läßt sich nicht darauf ein, die Eindrücke, welche ein Werk des Geistes auf ihn gemacht, zu analysiren und zu erklären; er giebt sie in lebensfrischer, ausdrucksvoller Gestalt wieder, die er mit seinem Hauch beseelt, und deren überaus feine Umrisse ein kräftiges, scharf hervortretendes Gepräge nicht ausschließen. Bei ihm vor Allen nimmt jeder Einfall gleich einen Körper, eine Seele, einen Geist, eine Gestalt an und immer die ihm am besten zusagende, die ihm eigenthümliche Gestalt, ausgenommen wenn der Verfasser eine historische Figur darstellen will, wie man an der Art und Weise sehen kann, wie er Barnave und die anderen denselben umgebenden Personen geschildert hat.

Janin ist, wenn auch kein antiker, doch ein heidnischer Geist, der die Form um ihrer selbst willen liebt und sie gern vergöttern würde, wenn er durch Verleihung der Göttlichkeit etwas für sie zu thun glaubte. Er verzeiht sich und Anderen alle Widersprüche, Verstöße und Sünden gegen die Geschichte, gegen die Wahrheit und gegen die Wahrscheinlichkeit; aber einen Mangel an Eleganz, einen Verstoß gegen den guten Ton und Stil wird er Anderen und sich niemals vergeben. Welche harmlose Laune ist auch in seiner grausamsten Bosheit! Welche auserlesene Urbanität in seinem leidenschaftlichsten Zorn! Welche Anmuth, welcher Zauber in seinen unbedeutendsten Gedankenspielen! Wenn man bedenkt, was er in einem arbeitsamen Leben seit acht bis zehn Jahren in dieser Beziehung Alles produzirt hat, ohne zu ermüden, ohne sich ein einziges Mal Lügen zu strafen, so hat Herr Janin nicht seines Gleichen. Niemals zeigte ein Schriftsteller so lange Zeit so viel Witz ohne Gift und Unsauberkeit.

Der ausschließliche Formsinn, das ausschließliche Streben nach Form, das ist Janin's ganzes Wesen, der Urquell seiner Vorzüge und seiner Fehler, der Grund, weshalb man ihn eher unter die Komiker als unter die Kritiker stellen kann, weshalb er mehr ein schaffender, als ein auflösender Geist ist. Aber der Mangel an Zusammenhang und Verkettung in den Ideen, der ihn hindert, ein Kritiker zu seyn, verbietet ihm auch jede längere Production. Das Feuilleton, in enge Gränzen eingeschlossen, die leicht mit einem Wurf zu durchmessen sind, war ein vortrefflicher Rahmen für die hingeworfenen, blitzartigen Erzeugnisse dieses Geistes, für diesen Stil, der nie reicher und anmuthiger ist, als wenn der Schriftsteller nichts zu sagen hat, und nie schwerfälliger und unbestimmter, als wenn man ihn an das Schlepptau einer Idee befestigen will. Wenn Janin's Phantasie gezwungen ist, zwei Bände hindurch das ganze Gepäck eines sich regelmäßig entwickelnden Werks zu ziehen, gleicht sie einem Rennpferde, das man vor einen Lastwagen gespannt hat. Sie sträubt und bäumt sich unter diesen ungewohnten Fesseln, sie schleppt, stößt, wirft die unerträgliche Maschine rechts und links, zerschmettert sie und galopirt querfeldein, die Trümmer, deren sie sich nicht hat entledigen können, nach sich ziehend, bis es ihr endlich Halt zu machen beliebt. Aber man lasse ihr in ihrer gewohnten Rennbahn die Zügel schießen, und sie wird Wunder thun, ohne wilde Seitensprünge, ohne Schweiß und sichtbare Ermattung. Janin's Feuilleton ist es, was ihm zum Ruhm und dem Publikum zum Vergnügen gereicht; sein Feuilleton, in welchem er über Alles bei Gelegenheit von Allem spricht; sein Feuilleton, dieser Spiegel mit unzähligen Rauten, der alle Zustände und Vorkommenheiten des Pariser Lebens beständig zurückstrahlt; sein Feuilleton, das in Allem, was jeden Tag gesagt und gethan wird, die Poesie und das Lächerliche herausfindet. Während rings um ihn die Poesie schwermüthig, träumerisch, der Güter, die uns nahe liegen, überdrüssig geworden ist und in unaussprechlichen, eingebildeten Genüssen schwelgt, führt Janin die Poesie auf das zurück, was da ist, und stürzt sich seine Phantasie, die lustige Tochter seines Körpers, in Erwartung des Glücks der reinen Geister, nach welchem sich jetzt die Gemüther so eifrig hinwenden, einstweilen in den Strudel der Freuden dieses Lebens. Zuweilen indeß erhebt er sich auch zur Moral, wie zum Beispiel, als Paganini es abschlug, ein Konzert zum Besten der Opfer der Cholera zu geben, so wie als Nina Lassave an einem Schenktisch für Geld „die Ueberreste von Fieschi's Liebschaft" zur Schau bot. Aber diese Moral ist bei ihm mehr die Wächterin über die äußere Form, das Gesetzbuch der Salons; sie entspringt aus großer Zartheit der Nerven und aus den Gewohnheiten eines verfeinerten, jeden Skandal scheuenden Lebens.

Was seinem Feuilleton am nächsten kömmt, sind die Artikel, die er für die „Revue de Paris" geschrieben hat. Diese Erzählungen und Schilderungen haben etwas sehr Anmuthiges, wenn sie kurz und flüchtig sind; sie werden aber verwerren und ermüdend, sobald der Verfasser

die Entwickelung eines Gedankens oder einer Intention darin verfolgt, wie in der Geschichte „Ein Herz für zwei Leidenschaften." Ein Meisterwerk unter Janin's Arbeiten und ein Muster der literarischen Polemik überhaupt ist das „Manifest der jüngeren Schriftsteller." Doch wohlverstanden, es handelt sich hier nicht etwa von schlagenden Vernunftgründen, nicht von einer in dichten, undurchdringlichen Maschen um eine Kunst-Theorie geschlungenen Beweisführung; nein, Janin's Haupt-Argument ist, daß er die Thatsache selbst für sich sprechen läßt. Ihr wollt uns vertreiben, uns leichtes literarisches Volk; aber wenn wir uns nun zurückzögen, wer wäre dann da, um uns zu ersetzen? Dies würde freilich nicht beweisen, daß die „leichte Literatur" eine an sich untadelhafte und unschädliche Sache sey, die den Bann nicht verdiene, mit dem sie belegt worden. Hätte Janin nur diese Gründe gehabt, um Recht zu behalten, so wäre das Interdikt auf ihm haften geblieben. Aber er hatte seinen Witz, der nie reicher, schärfer, anmuthiger, attischer, unwiderstehlicher, er hatte seinen Stil, der nie Französischer, er hatte alle Grazie und Verführungskunst der leichten Literatur, die nie hinreißender, nie bezaubernder gewesen waren, als an diesem Tage, wo sie ihre eigene Sache vertheidigten.

Sehr viele von den Artikeln, die er in der „Revue de Paris", in seinen „neuen Erzählungen" und anderwärts publizirt hat, knüpfen sich an Studien über das achtzehnte Jahrhundert. Dies Jahrhundert, das unter seiner Revolution begraben liegt, wie Pompeji unter seinem Vulkan, wurde so bepudert und duftend, ja vielleicht noch bepuderter und duftender, als es je zu seinen Lebzeiten war, von Janin aus dem Schutt emporgezogen. Er säubte es ab und restaurirte es von Kopf bis zu Fuß, nach allen Richtungen hin, von Mirabeau bis zum Marquis von Sade, von Freron bis Voltaire, von Frau von Pompadour bis Marie Antoinette, von der Encyklopädie bis zur Charade des „Mercure", vom Boudoir der Tänzerin bis zur Bodenkammer Jean Jacques Rousseau's, vom Sopha Crebillon's des Jüngeren bis zum Schaffot des Wohlfahrts-Ausschusses. Er versuchte es, jene von Sinnentaumel, Paradoxen und Blut trunkene Welt wieder auf ihre Füße zu stellen; er zeigte sie uns, die Wollust auf den Lippen und den Tod im Herzen. Als er mit dieser Reihe von kleinen Gemälden fertig war, in denen sein Pinsel anfangs so funkelte, fand er das auf seiner Palette präparirte Rosa und Schwarz noch nicht ganz verbraucht; da nahm er den Rest, leckte und schmierte ihn auf eine große Leinewand und nannte auf gut Glück das Produkt dieser Operation „Barnave". Ein anderer eben so unglücklicher, wenn auch verzeihlicherer historischer Versuch war die Vorlesung über die „Geschichte der Journalistik", die er im Athenäum begann und nicht zu Ende brachte. Das Programm darüber in der „Revue de Paris" versprach gewaltig viel. Zu Programmen und Prospekten ist Janin's Hand allerdings wie gemacht. Dies hier war sein Triumph und ein wohlverdienter Triumph. Warum aber ging er weiter? Geschichte! Fühlte sich Janin denn nicht zermalmt durch dies bloße Wort? Fühlte er nicht, daß es eines stählernen Griffels bedürfe, nicht einer Kolibri-Feder, um Geschichte zu schreiben, und wäre es auch nur die Geschichte des Journalwesens? Solche Geschichte, wie die des „Theaters zu vier Sous als Fortsetzung zur Geschichte des Theatre français", ja, die läßt man sich wohl von ihm gefallen! Da ist Witz, Salz, muntere Satire, Paradoxes und Parodie am rechten Platz; da haben wir den ganzen Janin, das freie Spiel seiner innersten wahren Eigenschaften. Eine Geschichte der Art kann er ohne Furcht schreiben, und Niemand thut es ihm darin gleich. Janin's Einbildungskraft hebt die kleinen Dinge empor und erniedrigt die großen. Was Barnave und Mirabeau verlieren, wenn sie durch seine Hände gehen, das gewinnt Debureau. Dieser wird zu einer Person, Mirabeau zu einem Bajazzo. Herrn Janin ist es zu danken, daß ganz Paris Debureau sehen wollte, und daß ganz Paris vielleicht einen Augenblick glaubte, dieser seltene Künstler sey etwas mehr als ein wenig Mehl auf einer unbeweglichen, trivialen Maske. Die Täuschung war nur angenehm und kam sehr gelegen, um Paris von der Cholera abzulenken. In diesem Sinn waren jene beiden Bändchen Jules Janin's nicht nur eine hübsche geistreiche Kleinigkeit, sondern auch eine für Theater und Publikum wohlthätige Erfindung.

Eines ist bei der Geschichte der von Janin herausgegebenen Werke noch zu bemerken. Sie sind bis jetzt alle aus irgend einem Journal-Artikel ausgebrochen, so sehr führt ihn die Natur seines Geistes in seinen Erzeugnissen immer wieder auf diese ihm eigenthümliche Form zurück, die man embryonisch nennen könnte. Der „todte Esel und die guillotinirte Frau" hat seinen Embryo in einem Artikel des „Figaro", betitelt: „Sie und der Esel"; „Barnave" in einem Artikel über Mirabeau, der in der „Revue de Paris" stand; „Debureau" in einigen Feuilletons des „Journal des Débats", und der „Kreuzweg" endlich in einer Erzählung der „Revue de Paris", die „das Piedestal" überschrieben war. Janin scheint erst nach geschehener That seinen Roman in seinem Journal-Artikel zu finden. Wollte man ein Gleichniß aus der Naturgeschichte benehmen, so könnte man sagen, Janin gehöre, als Verfasser von Romanen oder von Büchern in die Klasse der eierlegenden, nicht in die der Säugethiere. Nur von der „Beichte" ist das Ei noch nicht aufzufinden gewesen; aber man möchte wetten, daß es im „Figaro" oder an irgend einem anderen Ort läge.

China.

Chinesische Brücken.

Außer den gewöhnlichen Brücken, auf denen man über Gewässer geht, haben die Chinesen noch eine Unzahl anderer, die von Berg zu Berg und über tiefe Abgründe führen. Zu diesen Brücken hin gelangt man oft auf ansehnlichen Kunststraßen, die mit erstaunlicher Mühe den Felsen gebauen sind. In dem Alpenlande Schen-si findet man auf einer Strecke von wenigstens zehn Meilen eine fast ununterbrochene Reihe solcher Brücken, die ein Heer von mehreren hunderttausend Menschen angelegt haben soll. Das Material dieser Brücken sind zum Theil ungeheure Balken und Sparren, die von einer Klippe zur anderen gelegt sind, und denen wieder andere auf den Abhängen der Felsen ruhender Balken als Stützen dienen. An solchen Stellen, wo keine enge Schlucht, sondern ein weites und tiefes Thal zwischen den Bergen liegt, wird die Brücke von ungeheuer hohen und starken Pfeilern getragen, welche auf dem Boden des Thals und bis zum Niveau der Berge hinaufsteigen. Auf einem Drittheil des Weges erheben sich die Brücken so hoch über den Abgrund, daß der Wanderer nur mit Grauen über das Geländer hinunterblicken kann; und dabei haben sie eine solche Breite, daß vier Reiter neben einander die Brücken passiren können. Alle sind an beiden Seiten mit eisernem oder hölzernem Geländer versehen.

In derselben Provinz Schen-si giebt es auch eine steinerne Brücke von 400 Fuß Länge, die aus einem einzigen gewaltigen Bogen zwischen zwei Bergen besteht. Unten im Thale, und zwar angeblich in einer Tiefe von 825 Fuß, strömt ein Bergwasser. Die Chinesen nennen diese Brücke die „Fliegende Brücke".

Unter den Hänge-Brücken der Chinesen ist besonders Eine in der Provinz Yün-nan, die über ein sehr tiefes Thal mit einem reißenden Strome führt, sehr berühmt geworden. Erbaut wurde diese Brücke im Jahre 65 unserer Zeitrechnung. Die Balken derselben ruhen auf 20 eisernen Ketten, welche zu beiden Seiten an große Ringe oder Pfosten befestigt sind. Wenn viele Personen zu gleicher Zeit über diese hängende Brücke gehen, so schwankt sie hin und her, und der Wanderer muß starke Nerven haben, der ohne Schwindel und Todesfurcht diese schwankende Bewegung lange auszuhalten vermag. (Canton Register.)

Mannigfaltiges.

— **Ueber die Erziehung der Blindgebornen.** Herr Dufau, einer der Lehrer und Direktoren des Blinden-Institutes in Paris, hat kürzlich über diesen wichtigen Gegenstand ein Buch herausgegeben*), das ganz dazu geeignet ist, die Aufmerksamkeit der Franzosen auf einen Zweig des National-Unterrichts zu lenken, der bei ihnen noch sehr vernachlässigt ist. Denn während Herr Direktor Dufau berechnet hat, daß in Frankreich auf 1650 Menschen ein Blindgeborner, mit Einschluß aber der späterhin des Augenlichts beraubten schon auf 850 Menschen ein Blinder komme, giebt es dort doch nur zwei Institute, die dem Blinden-Unterrichte gewidmet sind. Von etwa 40,000 Franzosen, welche die himmlische Gabe des Lichts entbehren, genießen also nur ungefähr 100 öffentlichen Unterricht, während 500 von den Gemeinden unterstützt, die Uebrigen aber ohne allen geistigen und physischen Beistand von Seiten des Staates gelassen werden. Herr Dufau theilt in seinem Buche die reichen anthropologischen Beobachtungen mit, die er über die Natur der Blindgebornen und insbesondere über ihre Erziehung gemacht hat, und schließt sich dadurch auf eine würdige Weise den Menschenfreunden in Deutschland und England an, welche darüber schon früher ihre Erfahrungen veröffentlicht haben. Wem es bekannt ist, wie sehr der Materialismus der Franzosen auf den Sensualismus des vorigen Jahrhunderts begründet ist, der in der Seele nichts weiter als den gesammelten Eindruck der äußeren Sinne erblickt, der wird in Buch, in welchem dargethan wird, daß die Seele der Blindgebornen, denen doch eines der ersten Sinnenwerkzeuge ganz abgeht, der höchsten menschlichen Ausbildung ganz eben so fähig, wie die der Sehenden sey, gewiß für eine um so interessantere Erscheinung erklären. Auch scheint uns die Beobachtung des Herrn Dufau, daß Blinde selten in dem Maaße geisteskrank werden, wie Sehende. Uebrigens aber ist der Verfasser der Meinung, der Blindgeborne könne, wenn er von früher Kindheit an eine selbstständige Anwendung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten gewöhnt werde, mit geringen Ausnahmen jede Art von Lebens-Thätigkeit, wie sie scheinbar nur für Sehende sich eigne, ebenfalls ergreifen.

— **Deutsches Leben.** Unter dieser Ueberschrift theilt das Londoner Athenaeum Auszüge aus „Berlin wie es ist und — trinkt" aus „Leipzig wie es geht und steht" und aus „München wie es trinkt und ist" mit, drei Schriften, die bekanntlich das niedere Volksleben in den genannten Städten darstellen. Unsere „Eckensteher" müssen doch eine ganz besondere Anziehungskraft haben, denn nachdem sie in der Person des „Nante" die Wanderung über alle Deutsche Bühnen gemacht haben,**) werden sie nun auch in die Englische Gesellschaft eingeführt und hier als eine der originellsten Menschenklassen präsentirt. „Diejenigen", sagt unser Engländer, „die in der Preußischen Hauptstadt noch nicht gewesen sind, werden nicht wenig überrascht seyn, zu hören, daß das kalte Klima des intelligenten Nordens eine Art von Lazzaroni hervorbringt, die es in der Grobheit und sonstigen nur unter freiem Himmel üblichen Sitten mit ihren Neapolitanischen Kollegen aufzunehmen vermögen."

*) Essai sur l'état physique, moral et intellectuel des aveugles-nés, avec un nouveau plan pour l'amélioration de leur condition sociale, par P. A. Dufau.

**) Wir haben sogar den „Berliner Eckensteher Nante im Verhör" von einer wandernden Truppe in den Steyerschen Alpen aufführen sehen. Das Komischste dabei war, daß der Schauspieler, der den Nante gab, auch nicht die allerentfernteste Ahnung vom Berliner Volks-Dialekt hatte. Er glaubte ein vollkommener Berliner zu seyn, wenn er mit dem weichen G sprach, das Mir und Mich verwechselte und dabei in Sächsischer Weise melodirte. Am Ende war es auch einerlei; die guten Steyermarker lachten so herzlich, als ob ihnen Beckmann den „Nante" vorgespielt hätte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 29. Berlin, Mittwoch den 8. März 1837.

Frankreich.

Centralisation und Kommunal-Verfassungen in Frankreich.

Von F. Guizot.*)

Bevor wir zu Herrn Guizot's Artikel selbst übergehen, sey es uns gestattet, über den Gesichtspunkt, aus welchem derselbe aufzunehmen seyn wird, einige allgemeine Betrachtungen anzustellen.

Es gehört wohl mit zu den nachtheiligeren Seiten des constitutionnellen Lebens mancher Länder, daß auf ihrem Boden die harmlose Pflanze der Wissenschaft und Gelehrsamkeit nicht ohne Beunruhigung von einer oder der anderen Hand keimen, emporschießen und Früchte tragen darf, wenn der Pflanzer zufällig zu einer oder der anderen Fahne der politischen Parteien geschworen hat. Aus der Fäulniß der Parteisucht nimmt er seinen Dünger (sit venia verbo), ihre Sonnen und Wolken befördern oder hindern das Gedeihen seiner Saat, und ihr Urtheil bestimmt endlich den Werth der gewonnenen Frucht.

In keinem Lande begegnen uns aber so widerliche und abschreckende Gestalten des politischen Sakrilegiums gegen alles Schöne, Bildende und Belehrende, wie in England. Abgesehen von Dichtern, die ihren Hippogryphen vermiethen, von Gelehrten, die ihre Muse als Sklavin verkaufen, giebt es dort ehrenwerthe und in der öffentlichen Meinung des Inlandes so wie in der Achtung des Auslandes hochgestellte Männer, die in den Schöpfungen der poetischen, ja oft in der historischen Wahrheit stets ihre Teufel mit den Farben der Gegenpartei, ihre Engel aber mit den Farben der eigenen Partei malen. Der gesunde Sinn eines gebildeten Lesers kann zwar unangetastet bleiben, wenn er das zudringliche Geschrei einer Blue-stocking, wie Mistreß Trollope, hört, einer Dame, die es für zu unbequem hält, selbst zu schaffen, aber für angenehm, im geistigen Müßiggang eines geschäftigen Nomadenlebens in allen Ländern des alten und neuen Kontinents umherzuziehen, überall „die Nacktheit des Landes zu sehen", dann ihr „gesunden!" durch alle Reihen der freundlich Gesinnten ruft, es zu zwei oder drei Büchern breitschlägt und sich dafür von der lieben Schwester Quarterly-Review die Frau von Staël Englands nennen läßt. Walter Scott und Bulwer, Southey und Thomas Moore, Coleridge und Byron, die Fürsten des Englischen Parnasses, waren und sind den Einflüsterungen der Politik offen, wenn man sie im treuen Dienste der einen und ewig untheilbaren Republik der Musen glaubte. Der verächtlichste Unfug dieser Art aber zeigt sich in den kritischen Zeitschriften, besonders in der Quarterly-Review. Jede Spalte dieses Blattes ist ein sicheres Versteck, aus welchem hervor ein Ungenannter ungestraft auf die der Musterung unterworfenen Schriftsteller entweder einen Hagel der pöbelhaftesten Ungezogenheiten, oder süßen Segen von Artigkeiten schüttet, je nach dem politischen Evangelium, auf welches der beurtheilte Dichter, Gelehrte oder Künstler schwört.

Amerika würde sicher seinem Mutterlande in diesem Punkte nichts nachgegeben haben; die Schriftsteller und Kritiker würden noch mehr von Parteizwecken geleitet werden in einem Lande, wo Habsucht die erste und Käuflichkeit die zweite Tugend ist. Allein Amerika hat durch das einfachste Mittel von der Welt keine parteiische und vorurtheilsvolle Schriftsteller und Kritiker, weil es gar keine Schriftsteller und Kritiker hat. Bruder Jonathan kümmert sich um Kunst und Wissenschaft so wenig, wie um die Ehre des politischen Einflusses auf fremde Staaten. Wie der Sultan und der Pascha von Aegypten jährlich eine Anzahl Jünglinge nach Paris, London, Wien und anderen Städten schicken, um daselbst die Landessprachen zu erlernen und später Lehrbücher daraus ins Türkische oder Arabische zu übersetzen, so schicken die Amerikaner jährlich eine Anzahl Professoren (man erlaube den Ausdruck) nach Europa, besonders auch nach Deutschland, um hier nächst den Anfangsgründen gewisser Heidensprachen auch so viel Deutsch zu lernen, daß man biblische Exegese von dort nach der Heimath verpflanzen kann; denn die Bibel spielt in der Amerikanischen Politik eine große Rolle. Statt daß anderswo die profane Weltgeschichte zur Beglaubigung der verschiedenen Meinungen aufgerufen wird, muß dort die heilige Schrift sich gefallen lassen, zur Vertheidigung verworfener Grundsätze aufgeboten zu werden, und wir müssen von einer gesetzgebenden Versammlung hören, „daß die Sklaverei gottgefällig sey, denn der gute Patriarch Abraham habe auch Sklaven gehalten."

In Frankreich ist durch den geselligen Charakter der Nation und einer gewohnten Artigkeit, noch mehr aber durch eine zartere Achtung für die Hoheit der Wissenschaft und Kunst, diese noch nicht so vom kalten selbstsüchtigen Geiste der Politik entweiht. Daher sehen wir die Muse Lamartine's, des enthusiastischen Verehrers der Restauration, nach St. Helena schweben, um an der Trauerweide dieser Insel eine Thräne der Wehmuth zu vergießen. Daher sehen wir Beranger, der mit den Streichen seines Spottes die Grundfesten der Restauration erschüttert, den treuen Anhänger und glänzenden Vertheidiger derselben, Chateaubriand, in rührenden Versen zur Rückkehr nach Frankreich einladen, und endlich sehen wir diesen mit Thränen im Auge und unaussprechlichem Schmerz im Herzen am Grabe Armand Carrel's stehen. Die kritischen Blätter Frankreichs werden zwar, wie in allen andern Ländern, oft von persönlichem Hasse, von persönlicher Liebe, oder vom Geiste einer Schule, gewiß aber sehr selten vom Geiste der politischen Parteisucht geleitet. Nur ein Zweig der Wissenschaft ist in Frankreich mehr als anderswo abwechselnd eine Offensiv- und Defensiv-Waffe in den Händen der Partei, dies ist die, schon ihrer Natur nach, von jeder guten und schlechten Sache zum Zeugen vorgeladene Weltgeschichte. Ein Meisterstück von Gewandtheit, die Thatsachen der Geschichte so zusammenzureihen, zu beleuchten und darzustellen, daß sie dem gläubigen Leser ein klares Bild geben von der Nothwendigkeit, die politischen Ansichten des historischen Darstellers als die allein seligmachenden zu betrachten, liefert der als Staatsmann mit getheiltem und zweideutigem, als geistreicher, fleißiger und sehr gelehrter Historiker mit ungetheiltem Beifall gekrönte Minister Guizot. Frankreich, das stets an der Spitze seines Staats-Gebäudes schnitzelt und künstelt, aber für die Grundlage und Pfeiler desselben keine Sicherheit und Stärke auffinden kann, das sich darum streitet, ob der König herrscht, oder regiert, aber den Gemeinsinn des wahren Bürgerthums durch gesunde Städteordnung zu wecken unterläßt, hat eben jetzt wieder einen Versuch gemacht, die Munizipal-Angelegenheiten auf selbstständigere Grundlagen zurückzuführen und sie von Gebrechen der eisernen Obergewalt zu emanzipiren, unter denen sie seit Ludwig XIV. seufzen, und bei denen Napoleon und die Restauration nur die Käuflichkeit der Stellen gegen die Willkür der Angestellten vertauscht hatten. Der Sinn wahrer Weisheit und wahrer Freiheit, welcher die Preußische Städteordnung so ersprießlich durchdringt, und der im Englischen Parlamente die schönste und allgemeinste Anerkennung gefunden, stößt in Frankreich auf das despotische System der Centralisation, wodurch eine wahre Ministerial-Oligarchie entsteht, die jeder freien Bewegung des Bürgersinnes ungünstig ist. In den neuesten Verhandlungen über die Verfassung des Gemeindewesens in der Französischen Deputirten-Kammer hat die Centralisation abermals über die Emancipation der Gemeinden einen bedeutenden Sieg davongetragen. Um diesen Sieg strategisch vorzubereiten, und nicht bloßer Zufall mag es seyn, ist gleichzeitig mit der Einbringung des Munizipal-Gesetzes in der Kammer unter dem Artikel France in dem trefflichen Dictionnaire de la Conversation ein Aufsatz von Herrn Guizot erschienen, der die großen Vortheile der modernen Centralisation vor den Munizipal-Institutionen nachzuweisen zum Zwecke hat. Ob er auch Deutsche Leser davon überzeugt, mag dahingestellt seyn, gewiß aber gehört der Schluß dieses höchst geistreichen, gewandten und gründlichen Umrisses der Geschichte der Französischen Institutionen mit zu dem Lesenswerthesten, was aus der Feder des berühmten Schriftstellers geflossen ist. Guizot sagt bei dieser Gelegenheit Folgendes:

„Die Arbeitsamkeit spielte ohne Zweifel eine große Rolle bei der Bildung sowohl der Städte des Alterthums, als der neueren Kommunen; aber das Wort bezeichnet auch hier sehr verschiedene Arten von Thätigkeit. Die Einwohner einer entstehenden Stadt, einer Kolonie, wie Marseille, widmeten sich schon im Augenblicke ihrer Niederlassung dem freien und grundbesitzlichen Ackerbau; sie bebauten den Boden in dem Maße, als sie sich seiner bemächtigt hatten, eben so wie die Römischen Patrizier den Boden der durch Rom eroberten Länder ausbeuteten. Zum Feldbau gesellte sich der Handel, aber ein ausgebreiteter, mannigfacher, hauptsächlich zur See getriebener Handel, voll von Freiheit und Großartigkeit. Welcher Abstand von den emporsteigenden Kommunen des Mittelalters! Hier ist Alles dienstbar, schwankend beengt, elend. Die Bürger kultiviren den Boden, aber ohne wahre Freiheit, ohne wahres Eigenthum; sie erobern diese nicht in einem Tage und durch Waffenglück, sondern langsam und durch harte Arbeit. Kann hier von

*) Aus dem Artikel France im Dictionnaire de la Conversation. Diesen umfangreichen Artikel umfaßt außer der Guizot'schen Arbeit auch noch folgende Unter-Abtheilungen: 1) Boden, Klima und Natur-Erzeugnisse, von Ferry; 2) historische und statistische Geographie, von Walckenaer; 3) Geschichte des Handels und der Industrie, von Blanqui; 4) Geschichte, Ursprung und Verfall der Französischen Sprache, von Ch. Nodier; 5) Geschichte der älteren und neueren Literatur, von Nisard; 6) Geschichte der Philosophie, von Matter; 7) Geschichte der Wissenschaften, von Bory de St. Vincent; 8) Geschichte der schönen Künste, von de l'Escluse; 9) Geschichte der Musik, von Casil Blaze; 10) allgemeine Geschichte von Frankreich, von Tissot.

Gewerbfleiß und Handel die Rede seyn? ihre Thätigkeit bestand lange Zeit in bloßer Handarbeit, und ihr Handel war in einen sehr beschränkten Kreis eingeschlossen. Nichts gleicht hier jener freien Thätigkeit, jenen ausgedehnten und weit verbreiteten Verbindungen der Kolonieen des Alterthums. Diese bildete man mit den Waffen in der Hand und unter ausgespannten Segeln; die Kommunen des Mittelalters gingen aus einer Furche und einem Kramladen hervor.*)

Im inneren gesellschaftlichen Zustande der Römischen und der Feudalwelt sind mir drei Dinge vorzüglich bemerkenswerth. In den meisten Städten der alten Gallier sehen wir die bürgerlichen und religiösen Functionen vereinigt. Es ist einer der großen Charakterzüge der Römischen Civilisation, daß die Patrizier, die Familienhäupter, im Innern des Hauses zugleich Priester und Herrscher waren. Es war keine Körperschaft da, die, wie die christliche Geistlichkeit, der Ausübung religiöser Amtsverrichtungen geweiht war. Die beiden Gewalten waren in derselben Hand und auf eine gleiche Weise mit dem häuslichen Leben verknüpft; diese Gewalten waren überdies unbeschränkt. Im Verlaufe der Zeit erlitten sie wichtige Modificationen; auch waren sie in den Städten Griechischer Abstammung verschieden von denen Römischer Herkunft, blieben aber trotz dem ein vorherrschender Charakterzug jenes sozialen Zustandes. Endlich lebten die bedeutenden Familien und Häupter der Städte umgeben von Sklaven und ausschließlich durch sie bedient. Keines dieser drei Verhältnisse treffen wir in dem Gemeindewesen des Mittelalters. Die Trennung der religiösen von den weltlichen Amtsverrichtungen ist vollständig. Eine sehr isolirte Körperschaft, die Geistlichkeit, herrscht allein in der Religion, ist gewissermaßen im Besitz derselben. Die väterliche Gewalt ist mächtig in Betreff der Güter, aber sehr eingeschränkt über Personen; der majorenne Sohn ist ganz frei und unabhängig vom Vater. Endlich giebt es keine häusliche Sklaverei; von Handwerkern, freien Männern läßt sich der vornehmere und reichere Städter bedienen. Dieser einzige Umstand, daß eine höhere Klasse über eine niedrigere verfügt, giebt den Ideen, Gesinnungen und der ganzen Lebensweise der Städtebewohner eine andere Gestalt. Die Verfassungen der südlichen Staaten und Städte im Amerikanischen Staatenbund sind meistens demokratischer als die des Nordens, und dennoch sind in Folge der Sklaverei die Sitten und Gedanken des Südens viel aristokratischer als die des Nordens.

In Betreff der Verhältnisse der Städte zur ländlichen Bevölkerung finden wir abermals eine ungeheure Verschiedenheit. Die Herren der Römischen Welt wohnten in oder in der Nähe der Stadt, das Land hingegen war von Sklaven oder halbsklavischen Kolonisten bevölkert. Im Schoße der Städte hatte die politische Gewalt ihren Sitz. Das entgegengesetzte Schauspiel begegnet uns in der Epoche des Feudalwesens. Die Großen, die Herren des Bodens wohnen auf dem Lande, die Städte aber sind einer untergeordneten Bevölkerung überlassen, die schwere Kämpfe bestehen muß, sich zu schützen, sich zu vertheidigen und sich eine schwache Freiheit hinter ihren Mauern zu erringen. Der hervorstechendste Charakterzug also ist, daß der aristokratische Geist in den Städten Roms, der demokratische in den Städten des Mittelalters herrschte. Das Gefühl einer höheren Stellung, der Stolz, die Würde und alle sich daran knüpfende Verdienste waren die Lichtseiten des aristokratischen Geistes; die Leidenschaft des Vorrechts, das Bedürfniß, die niedere Klasse an Fortschritten zu hindern, ist seine Schattenseite; während die Unabhängigkeit, Liebe zur individuellen Selbstständigkeit und steigender Entwickelung die schöne Seite des demokratischen Geistes ausmachen.

Gegen das Ende der Feudalzeit, zu Anfang des 14ten Jahrhunderts, bemerkt man mit Erstaunen, daß die Gemeindewesen im Verfalle sind und doch der dritte Stand im Fortschritte begriffen ist; daß die Bürgerschaften zahlreicher und mächtiger sind, obgleich die Kommunen viele ihrer Freiheiten schon verloren haben. So wie die Lehnsherren, die von keinem inneren Bande zusammengehalten waren, endlich in eine Menge kleiner Souveraine ausarteten, so kamen die Städte nach und nach in eine isolirte Lage und waren ohne bedeutenden Umfang. Sie haben sich freilich durch Erhebung von den kleinen Ortsherrschern losgemacht und ein politisches Leben gewonnen, allein sie waren ohne innere Verbindung, ohne allgemeine Organisation und ohne Macht, ihre Verhältnisse zu erweitern.

Der größte Theil der Städte befand sich jetzt einem anderen Herrn gegenüber, als früher. Der kleine Lehnsherr war besiegt, dagegen trat jetzt ein furchtbarerer Ober-Lehnsherr auf, welcher für eigene Rechnung die sämmtlichen Rechte der vielen Lehnsherren ausübte. Die Stadt Amiens z. B. hatte dem Grafen von Amiens einen Freibrief und mehrere wirksame Bürgschaften abgerungen. Darauf kam aber die Grafschaft an Frankreich, gegen dessen König jetzt die Kommune für ihre Privilegien mit mehr Anstrengung und weniger Aussicht kämpfen mußte. Die Kommunen, welche vom König oder großen Ober-Lehnsherrn abhängig waren, stritten fast immer vereinzelt, jede für sich selbst. Hier und da wurden einige Versuche zur Allianz gemacht, aber sie waren nur momentan, schwach und bald vernichtet.**) Dies war der erste Stoß gegen das Kommunalwesen. Ein zweites Uebel war, daß sich die Städte oft um Schutz und Beistand gegen einen kleinen Lehnsherrn an den König oder an Ober-Lehnsherren wandten. Diese halfen auch, aber sie machten dann die Einflüsse aller Beschützer geltend und zerstörten früher oder später die Unabhängigkeit der Gemeinde.

Ein dritter Umstand mußte noch den Städten gefährlich werden. Unter den Schöppen, Schultheißen, Geschwornen und Verwaltern verschiedener Grade und Namen hatten manche eine Sehnsucht nach willkührlicher und grausamer Herrschaft und versagten sich kein Mittel zu diesem Zwecke. Die niedere Bevölkerung war gewohnt, gegen die Reichen und Werkmeister in steter Eifersucht und brutalem Widerstande zu sehn. Man lese die Urkunden oder nur die Briefe des Herrn Thierry über die Geschichte der Stadt Laon; man wird erfahren, welchen schrecklichen Scenen der Anarchie, der Tyrannei, der Grausamkeit und Willkür eine freie Kommune zur Beute werden konnte. Die Freiheit dieser Zeit hat nur eine traurige Geschichte. Nachdem die Bürger sich von dem Drucke von oben befreit hatten, fielen sie der Plünderung und dem Morde von unten in die Hände; sie suchten von neuem Hülfe beim König oder Ober-Lehnsherrn, der von neuem retten mußte; aber in Folge dieser häufigen Hülfsgesuche wurden zwar die Bürger gegen ihre Unterdrücker geschützt, doch ihre Freiheiten gingen auch um so rascher verloren. Frankreichs Civilisation war zu jener Zeit der Art, daß man die Sicherheit nur um den Preis der Freiheit erkaufen konnte. So stürmisch, so fürchterlich war damals der Zustand des Landes, daß man vor der Freiheit, wenn nicht Widerwillen, doch Angst hatte und um jeden Preis eine Ordnung der Dinge suchte, die einige Sicherheit gewährte, welche ja der Hauptzweck jeder gesellschaftlichen Vereinigung ist. Schon zu Ende des 13ten und zu Anfang des 14ten Jahrhunderts verschwinden eine Menge Kommunal-Verfassungen mit ihren Gerechtsamen.

Man schlage die Sammlung Königlicher Verordnungen auf; man wird daraus erfahren, daß zu jener Zeit eine Menge von freien Städten ihre Unabhängigkeit verloren haben und zwar immer entweder durch einen zu ungleichen Gegner, oder durch einen furchtbaren Beschützer, oder durch eine Reihe von Unordnungen, die den Bürger vor seiner Freiheit zittern machten. Bis zu Ende des 13ten Jahrhunderts schlossen die Könige mit den einzelnen Städten besondere Verträge; von da ab beginnen die allgemeinen Anordnungen der Königlichen Gewalt über die Kommunen. Da der größte Theil der Städte unabhängig oder wenigstens mit bedeutenden Privilegien versehen war, so schrieb weder der König, noch der Ober-Lehnsherr eine allgemeine Regel für die Gemeinde-Verwaltung vor. Dieses fängt unter Ludwig dem Heiligen und Philipp dem Schönen erst an und ist ein sicherer Beweis, daß damals die Unabhängigkeit und die Freiheiten der Städte völlig gestürzt waren. Hätte das Schicksal des Bürgerstandes von den Freiheiten seiner Kommunen abgehangen, so wäre er zu dieser Zeit schwach und ebenfalls in Verfalle gewesen. Aber dem war ganz anders; die dritte Stadt fing gerade damals an, sich zu heben und sich von sehr verschiedenen Quellen zu nähren. Während die eine versiegte, wurden die anderen reich und ergiebig. Neben den eigentlich sogenannten Kommunen gab es Städte, die zwar keine kommunalrechtliche Existenz hatten, aber unter Freiheiten und Vorrechten und unter der Verwaltung Königlicher Beamten an Bevölkerung wie an Reichthum zunahmen. Diese Städte theilten keineswegs den Verfall der Kommunen im 13ten Jahrhundert. Man sah in ihnen neuen Geist entstehen, der in unserer Geschichte eine so mächtige Rolle spielt, einen Geist, der nicht sehr ehrgeizig, nicht sehr unternehmend, sogar ein wenig furchtsam und nicht für den Gedanken eines entschiedenen und heftigen Widerstandes gemacht ist, der aber redlich, der Ordnung befreundet, ausdauernd und seinen Rechten ergeben ist, denen er früher oder später Achtung zu verschaffen weiß.

Vorzüglich in den Städten, die im Namen des Königs und durch seine Beamten verwaltet wurden, gab sich dieser Geist kund. Man darf auch nicht glauben, daß aus Mangel wahrer Kommunal-Unabhängigkeit diese Städte keine innere Sicherheit hatten. Das Königthum erinnerte sich sehr wohl der Mühe, die es hatte, aus den Trümmern der früheren Kaiserlichen Oberherrschaft wieder ein Ganzes zu machen. Es wachte auch sorgfältig über die Macht seiner verschiedenen Beamten, daß sie ihm nicht gefährlich werde. Zudem bildete sich damals unser Parlament und das ganze Gerichtswesen. Fragen über Verwaltung der Städte und Streitigkeiten zwischen Bürgern und den Königlichen Prévôts wurden vor das Parlament zu Paris gebracht und dort darüber mit mehr Billigkeit und Unabhängigkeit als anderswo entschieden. Auch bereicherte der dritte Stand noch aus einer anderen Quelle seine Bildung. Jene Richter, Beamten, Schultheiße und Sennschalle des Königs oder Ober-Lehnsherrn wuchsen bald zu einer großen Zahl an. Sie waren aber meist vom Bürgerstande und gaben diesem somit durch ihre Gewalt und Zahl einen großen Zuwachs von Wichtigkeit. Dieser Umstand hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, demselben das soziale Uebergewicht zu geben, dessen er sich bemächtigt hat. In demselben Augenblick, wo der Französische Bürgerstand einen Theil seiner Freiheiten in seinem Kommunalwesen verlor, mußte er vermittelst der Parlamente und der Königlichen Beamten einen großen Theil der Gewalt doch an sich zu reißen. War es nun ein großes Unglück für die Kommunen, ihre Freiheiten zu verlieren? Ich glaube, wenn sie hätten bestehen und sich dem Laufe der Begebenheit anpassen können, es wäre ein Gewinn für unsere Institutionen und unseren politischen Geist gewesen. Indessen hat die unsere Geschichte charakterisirende Centralisation für Frankreich viel mehr Segen und Größe, glücklichere und glorreichere Schicksale gebracht, als es je erlangt hätte, wenn die lokalen Einrichtungen, lokalen Ideen und lokalen Unabhängigkeiten herrschend oder auch nur vorherrschend geblieben wären. Ohne Zweifel haben wir durch den Fall der Kommunen des Mittelalters etwas eingebüßt, gewiß aber nicht so viel, wie man uns gern möchte glauben machen."

---

*) Herr G. scheint zu vergessen, daß die Lage des Ortes sein schnelles oder langsames Emporkommen bedingt. Wenigstens ist Marseille kein gutgewähltes Beispiel. Eine Küste kann nur zum Handel im Großen auffordern, und Massilia wurde im Mittelalter eben so wohl in Besitz eines großen Handelsverkehrs gekommen seyn, wenn Frankreich und England solche Bewohner gehabt hätten, wie sie die Phocäer vorgefunden haben. Man denke nur an die Kolonieen an den Amerikanischen Küsten, die, obgleich im späten Mittelalter gegründet, doch verhältnißmäßig so schnell wie das alte Massilia aufblühten, während wieder Kolonieen des Alterthums schnell zu Grunde gingen, wenn sie im Innern des Landes lagen.

**) Und doch war der Bund der Lombardischen Städte unter der Aufreizung und dem Schutze der Päpste gegen die Deutschen Kaiser mächtig und dauernd genug, und er war es, dem die Hohenstaufen ihren Untergang beizumessen haben. Freilich waren aber auch die Französischen Städte niemals zu den organischen Kräften und zu dem Machtgefühle der Lombardischen gelangt. Ludwig XI. würde in Italien an seinen Versuchen eben so gescheitert seyn, wie die Deutschen Kaiser.

Die Schlacht bei Tours. 732.

Herrn Reynaud's Werk über die Invasionen der Sarazenen in Frankreich*) ist von der gelehrten Welt mit einem Beifall aufgenommen worden, den es auch zu verdienen scheint. Es wird dadurch eine Periode des Mittelalters aufgehellt, über welche bisher noch ein großes Dunkel verbreitet war. Die amtliche Stellung des Verfassers, der in der Königl. Bibliothek von Paris die Aufsicht über die orientalischen Handschriften führt, hat ihm die nöthige Vergleichung derselben mit den mittelalterlichen Chroniken sehr erleichtert, und so ist denn ein gründliches Werk zu Stande gekommen, das auch noch für die Zeit, in der es erschienen, ein besonderes Interesse gewährt, indem es den jetzigen Invasionen der Franzosen in dem Lande der Mauren die der Letzteren in Frankreich gegenüberstellt und so zu einer Vergleichung der Arten, den Krieg zu führen, Gelegenheit giebt. Was die Grundzüge betrifft, so sind sich die beiden Nationen in ihren Enkeln gleich geblieben, wenn auch freilich Waffen und Taktik ganz andere geworden sind. Wir theilen hier zur Probe folgende ergänzende Notizen über die für die christliche Welt so merkwürdige Schlacht bei Tours mit.

„Nach dem Berichte eines Arabischen Geschichtschreibers soll Abd al Rahman wegen des Mangels an Mannszucht, der in Folge der ungeheuren von seinen Kriegsschaaren überall fortgeschleppten Beute in die Reihen derselben eingedrungen war, bei der Annäherung Karl Martell's in Furcht gerathen und für einen Augenblick selbst entschlossen gewesen seyn, seine Truppen sofort aufzufordern, daß sie einen Theil ihrer unermeßlichen Schätze fahren lassen möchten. Trotzdem wollte er es nicht wagen, in einem so kritischen Moment die Unzufriedenheit seines Heeres rege zu machen, sondern verließ sich vielmehr auf dessen Tapferkeit und auf sein eigenes bisher gewohntes Kriegsglück.

Derselbe Arabische Autor erzählt, daß die Muselmänner sich vor den Augen Karl's in die Stadt Tours warfen und daselbst gleich wilden Tigern in Raub und Blut sich wälzten, was, wie er hinzufügt, ohne Zweifel den Zorn Gottes gegen sie reizte und das nachfolgende Unglück hervorrief. Die christlichen Schriftsteller, deren Berichte in der That sehr mangelhaft sind, thun der Einnahme von Tours gar keiner Erwähnung, noch sagen sie etwas von der Plünderung der Schätze der St. Martins-Kirche daselbst, woraus wir denn schließen dürften, daß nur die Vorstädte jenes Ortes auf eine kurze Zeit der Plünderung der Barbaren ausgesetzt waren.

Endlich, nachdem sie acht Tage lang damit zugebracht, daß sie sich gegenseitig beobachteten und einige kleine Scharmützel einander lieferten, schickten sich die beiden feindlichen Heere zu einem Haupttreffen an. Nach der bereits erwähnten Arabischen Quelle ist die Schlacht in der Nachbarschaft von Tours geliefert worden, wie wir's auch beim Ximenez, der im Allgemeinen den Berichten der Araber treu geblieben, angegeben finden. Die meisten Fränkischen Chroniken hingegen, unter anderen eine Compilation des Abtes Moissac, behaupten, daß jene Schlacht bei Poitiers, ja daß sie in einer von den Vorstädten dieses Ortes stattgefunden. Diese beiden verschiedenen Angaben lassen sich indeß dadurch mit einander ausgleichen, daß man annimmt, das erste Zusammentreffen der beiden feindlichen Heere habe sich allerdings vor den Thoren von Tours ereignet, dessen Vorstädte selbst man bereits zu plündern begann, als die Sarazenen in Folge des Gefechts entflohen und endlich unter den Wällen von Poitiers eine völlige Niederlage erlitten.

Die Schlacht fällt nach der Uebereinstimmung mehrerer Schriftsteller in den Oktober des Jahres 732. Die Sarazenen eröffneten den Kampf im Vertrauen auf ihre schnellfüßige Reiterei; aber die Franken waren nicht minder durch die Erinnerung an die vielen früheren Siege, als durch die Gegenwart Karl Martell's, der überall, wo die Gefahr am größten war, an der Spitze sich zeigte, begeistert. Vergeblich versuchten die Sarazenen, durch ihre ungemein raschen Bewegungen die Reihen der Christen in Unordnung zu bringen, da die Letzteren schwer bewaffnet und, nach dem Ausdrucke eines Schriftstellers aus jener Zeit, einer Mauer oder einer Eismasse glichen, die, jeder Gewalt trotzend, die heftigsten Stürme der Feinde zurückwarf. Das Gefecht dauerte den ganzen Tag, und nur das Dunkel der Nacht vermochte die beiden Heere zu trennen. Des Morgens darauf begann der Kampf von neuem. Die blutgierigen Muselmänner rückten mit verdoppelten Kräften heran. Aber plötzlich ward ihr Lager durch eine, wie es scheint, von dem Herzog von Aquitanien befehligte Abtheilung angegriffen. Sogleich verließen die Sarazenen ihre Reihen, um ihre reiche Beute dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen. Abd al Rahman versuchte es, die Ordnung wieder herzustellen, aber alle seine Bemühungen waren vergebens; er selbst blieb, von einem Pfeile getroffen, auf der Wahlstatt. Von diesem Augenblicke an ward die Verwirrung unter den Sarazenen fürchterlich; es gelang ihnen zwar, ihr Lager zu retten, aber ein großer Theil ihres Heeres war auf dem Schlachtfelde geblieben.

Während der Nacht bereitete sich Karl wieder zum Kampfe für den nächsten Morgen vor; aber die Sarazenen, die ihre Absicht, Frankreich zu unterjochen, bereits vereitelt sahen, hielten es für unzweckmäßig, ihr Kriegsglück noch einmal zu versuchen. Sie benutzten vielmehr das Dunkel der Nacht, um in aller Eil den Weg über die Pyrenäen aufzusuchen; ja, sie nahmen sich nicht einmal Zeit, die Zelte abzubrechen oder ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Des Morgens darauf, als Karl mit seinem Heere vergebens den Feind erwartete, rückte er sogleich in das feindliche Lager ein und vertheilte die von allen Seiten her zusammengeplünderten Schätze der Barbaren unter seine Krieger."

*) Invasions des Sarrazins en France, et de France en Savoie, en Piémont et dans la Suisse. (Einfälle der Sarazenen in Frankreich u. s. w.) Von Herrn Reynaud. Paris, 1836.

England.

Geschichte der Männertrachten in England.

(Fortsetzung.)

Zu jener Zeit, d. i. in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, herrschte in der ganzen Welt als Morgenkostüm der Frack nebst ledernen Pantalons und Hessischen Stiefeln mit Quasten; dabei setzte man einen Vorzug darein, die Pantalons so überaus eng und knapp zu tragen, daß der Elegant sie nicht heraufziehen konnte, sondern von oben hineinsteigen und durch das Gewicht seines Körpers, von einer geschickten schwingenden Bewegung unterstützt, die Passage erzwingen mußte; es war keine kleine Arbeit, sich dergestalt hinunterzubohren. In einer Posse von Foote bestellt ein Stutzer bei seinem Schneider ein Paar Hosen nach der neuesten Mode und spricht mit Emphase: „Merkt's Euch, Meister, wenn ich sie ankriegen kann, nehme ich sie nicht." Die Hessischen Stiefel trug man mit sehr kurzen bräunlichen Schäften, die etwa nur bis mitten auf die Wade reichten, und die Lederhosen waren doch nicht so lang, daß man nicht im Vorübergehen die blaßrothen seidenen Strümpfe des Stutzers hätte bewundern können. Allmälig wurden die Schäfte länger und endlich knapp anschließend, wie bei den heute gebräuchlichen Jagdstiefeln. Der Stutzer Brummell, unsterblichen Namens, dem man nachsagt, er habe die verwöhnten Schäfte seiner Stiefel nie anders als mit Champagner getränkt, dieser Heros der Mode hat die hellrosenrothen Stülpen anstatt der dunkelbraunen oder mahagonifarbenen aufgebracht.

Mit dem Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts verfiel man auf die Mode von den hellfarbenen Röcken, und je lichter der Rock aussah, für desto feiner galt es. Mancher hat diese Mode noch bis vor wenigen Jahren beibehalten; den sehr ehrenwerthen Lord Scarborough sah man häufig im Park einherspazieren in einem altmodischen Rock von der Farbe, die man Pfeffer und Salz nennt. Die wichtigste Veränderung aber um diese Zeit bestand darin, daß die kurzen Kniebeinkleider immer mehr in Mißkredit kamen, und daß die Pantalons endlich sogar im Opernsaal Eingang fanden. Zwar suchten die Patronesses der Almacks-Bälle jene ältere Tracht durch ein ausdrückliches Gebot vor dem Untergange zu retten, aber gerade dies führte ihn um so schneller und vollständiger herbei. Jetzt sieht man sie nur noch an einigen steinalten Pairs, an Kellnern in den Gasthöfen und an Lohnbedienten.

Den Kriegen, welche mit dem Jahre 1814 endigten, verdanken wir zwei aus Frankreich eingeführte, jetzt aber auch in England völlig einheimisch gewordene Kleidungsstücke, den Frack und die Wellington-Stiefel. Die weiten Pantalons sollen ursprünglich bei den Kosaken zu Hause seyn; im Jahre 1814, als die gekrönten Häupter uns in London einen Besuch abstatteten, fingen die Pantalons an, in der Stutzerwelt Furore zu machen. Damals stand überhaupt der Dandyismus in seiner höchsten Blüthe, und es war eine Tracht aufgekommen, die es an Abgeschmacktheit keiner aus früheren Zeiten nachgab, ohne die Augen dafür durch Pracht, Schmuck und Glanz zu entschädigen. Die richtigste Definition eines Dandy läßt sich vielleicht so geben: Ein menschliches Wesen in Kleider gesteckt, wovon kein einziges ihm paßt. Alles war unnatürlich an diesen Menschenfiguren; der Hut des Dandy war so klein, als hätte er aus Versehen einen Kinderhut aufgesetzt; dieses Diminutivum saß auf einer ungeheuren aufgesträubten Haar-Pyramide, die zu beiden Seiten mit einem unförmlichen Busch über die Ohren hinausragte. Der Rock, das war ein lächerlich kleines, schwindsüchtiges, verhungertes Ding, eng, schmal, zusammengelaufen; der schmale Kragen saß ganz hinten auf den Schultern, und darüber empor stieg die unermeßlich weite, steifaufgerichtete weiße Kravatte und ein nicht minder hoher, nicht minder steifer, gestickter Hemdkragen; dazwischen befand sich der Kopf und Hals des dergestalt Geputzten eingezwängt, wie in einem Halseisen. Er konnte die Augen nicht rechts noch links wenden, ohne sich mit dem ganzen Leibe zu drehen. Das Leibstück des Fracks, mit kleinen dichtsitzenden Knöpfen besetzt, saß gar nicht auf der Brust, sondern nur halb auf den Schultern, und von dem Rückenstück abwärts bis zur Kniekehle baumelten zwei lange, schmale Schwalbenschwänze, vulgo Frackschöße. Mancher närrische Märtyrer vermehrte seine Leiden noch, indem er ein Schnürleib trug oder seinen Rock an Brust und Seiten steif wattiren ließ. Daher es sich wohl ereignete, daß Lady Oldtown den Sir Henry Millingtown ersuchte, neben ihr Platz zu nehmen, und der würdige Baronet sehr bedauerte, die Ehre nicht haben zu können: er hatte den Abend nicht Toilette zum Sitzen gemacht, er trug seinen Stehfrack. Auch die Weste des Dandy war sehr kurz gerathen, mit einem Ueberschlag und niedrigem Stehkragen; der Frack gewöhnlich blau mit Metallknöpfen, eine Mode, die heute wieder aufzukommen scheint. War nun solchergestalt der Oberleib des Dandy sehr schmal und dürftig bekleidet, so sah es wie Spott aus, daß er ungeheuer weite, faltige Pantalons trug, aber so kurz, daß man nicht recht wußte, ob sie am Knie oder an der Wade aufhörten. Dazu ein Paar sehr lange Wellington-Stiefel, die so knapp am Fuße lagen, daß der Schuster, wenn er sie ablieferte, seinem Kunden rieth, eine Weile damit ins Wasser zu gehen, ehe er sie ordentlich anzöge, ungemein hohe Absätze mit klirrenden Eisen und Sporen von Messing oder Stahl. Auch gehörte es zur feinsten Manier, kurzsichtig zu seyn, und die Lorgnette des Elegant war in beständiger Bewegung. Kurz, es war keine kleine Arbeit für einen Dandy, sich in Staat zu werfen, und war er einmal darin, so taugte er den ganzen Tag zu Nichts, bis er aus der Zwangsjacke wieder heraus kam.

Diese abgeschmackte Mode schlug nun auf einmal in ihr völliges Gegentheil um. Die Schwalbenschwänze und die kurzen Westen verschwanden urplötzlich, und an ihrer Stelle sah man Jacken mit langen Taillen und ganz kurzen Schößen. Man sah einen Mann zum Speise- oder Ballsaal eintreten, hinten so kurz abgestutzt, als käme er eben mit Reinecke, der den Schwanz verlor, aus der Falle. Die Pantalons gin-

gen über das ganze Bein hinab und wurden im Sommer in außerordentlich hellen Farben getragen, mit breiten Streifen nelkenfarb und blau; dazu große Westen mit karirten Mustern in ähnlicher Farbe, mit doppelten Ueberschlägen und runden Kragen. Anstatt der weißen Halstücher kamen phantastisch gestreifte auf, und am Ende wurden rothe, blaue und grüne zur herrschenden Mode. Die gestreiften Pantalons mußten bald darauf Russischen Jagdhosen von gebleichtem oder ungebleichtem Drill Platz machen, deren Einfachheit und Bequemlichkeit ihnen eine lange Herrschaft zu versprechen schien. Das nahmen sich die Schneider zu Herzen und erfannen eine Veränderung, wobei die Sache unmöglich dauern konnte. Nämlich sie ließen die Taschen nicht oben an der Seite, sondern sie brachten sie weiter abwärts neben der Hüfte an; dabei wurden die Beinkleider rings um den Gurt in breite Falten aufgezaust, so daß sie sich bauschten, wie bei dem dickleibigsten Holländischen Bürgermeister. Die Folge davon war, daß man allernächst gar keine Taschen mehr in die Pantalons machte; allerdings kein großer Verlust für Manchen, der nichts hineinzustecken hatte, als seine Hände. Die Gegenstände, die in neuester Zeit die größte und dauerhafteste Gunst in der Mode erworben haben, waren die Pantalons von Schottischem, gewürfeltem Zeuge und die über die Brust zugeknöpften Harrington-Fracks, beides eine sehr populaire und bequeme Tracht. Man pflegte zu sagen: Mit einem guten enggeknöpften Frack mit doppelten Ueberschlägen, mit ein Paar Pantalons, Wellington-Stiefeln und einem schwarzen Stocke könnte ein Mann sich überall anständig sehen lassen, wenn er auch sonst gar nichts auf dem Leibe trüge.

Stutzer und Narren sind von jeher nur ephemere Geschöpfe gewesen, und so ist auch der Dandyismus fast ganz verschollen, oder er hat sich zu seiner, gentlemännischer Eleganz in Manier und Kleidung herabgestimmt. Von den Sternen, die während der letzten zehn Jahre am Himmel der Mode aufgegangen sind, hat keiner mehr als drei Sommer lang geglänzt. Vor allen verdient hier, als Muster und Orakel des Geschmackes in Kleidung, Einrichtung und Equipage Herr Hughes Ball genannt zu werden, — man hieß ihn schlechtweg den Gold-Ball, und alle Zeitungen waren seiner Thaten und Leistungen voll. Er hatte wirklich den feinsten Sinn für alle diese Dinge und getrieb dabei nie ins Lächerliche und Uebertriebene, sondern wußte immer, mit dem soliden Anstand und Wesen eines Gentleman aufzutreten. In jenen Tagen waren alle Elegants versessen auf's Kutschiren; Herr Ball kutschirte auch in einer überaus gefällig geformten, dunkel chokoladefarbenen Chaise, mit vier weißen Pferden, zwei nette Grooms mit brauner Livrei hinten auf; an ihm konnte man lernen, wie ein Gentleman dieser Liebhaberei fröhnen und mit Vieren vom Bock fahren kann, ohne sich darum wie ein Fuhrmann zu kleiden oder zu geberden. Auch in seiner Kleidung trug er sich stets ungemein glücklich und wohlgefällig, nie in schreienden Farben, sondern meistens weiß und schwarz; er hatte auch die großen Kravatten mit schwarzer Schleife erfunden, und ihm verdankt man es, wenn dieses Element der Toilette, ehedem das schwierigste und mißlichste in der Behandlung, jetzt so einfach und bequem geworden ist. Das Sprüchwort, daß kein großer Mann in den Augen seines Kammerdieners groß sey, fand auf ihn keine Anwendung; denn auch sein Kammerdiener, der ihn auf seiner Tour durch den Kontinent begleitete, schwor überall in allen Wirthshäusern, in allen Bedientenstuben, an jeder table d'hôte, sein Herr sey unter allen Herren der schönste, der feinste, der beneidetste, und nächst seinem Herrn er selbst.

Diesem Herrn Ball zunächst, aber in unermeßlichem Abstand, folgte in der modischen Welt ein gewisser Herr Haine, ein junger Mann, dem sein Vermögen die größten Ansprüche in der Gesellschaft eröffnete, und der sich mit vielem Kostenaufwand die Auszeichnung erwarb, eine Zeit lang in den Zeitungen neben jenem großen Koryphäen genannt zu werden. Die Nachwelt wird sich bei seinem Namen erinnern, daß sein Garderobenbehältniß allein, den wechselnden Inhalt ungerechnet, 1500 Pfund werth war; ferner daß er sich im Frühjahr 1825 zu allgemeinem Furore in einem erbsengrünen Frack blicken ließ, aber zur Abschreckung der Nachahmer verkündigte, noch vor dem Monat August werde er einen braunen tragen. Dieser würdige Mann hält sich gegenwärtig zu Brüssel auf. Gleichfalls auf dem Kontinent lebt gegenwärtig Herr Long Welleslev, der zwar in beckledernen Handschuhen auszureiten pflegte, ein Vergehen, worauf in den Brummelschen zehn Geboten Ehrenverlust steht, dem aber doch Niemand den feinsten Geschmack, in seinen Equipagen namentlich, absprechen kann. Nächst diesem ist Herr Bailey zu nennen, ein wahrer Schmetterling von einem Dandy, ein lebendig umherflatterndes Muster von allen hellen Farben: hellblauer Frack, bunte seidene Kravatte, Weste mit Dessins à la fantaisie; nicht zu vergessen, daß er ein eifriger Beförderer der Nanquin-Pantalons war. Wenn er an Sommerabenden die Promenade von Rotten-Row auf und ab mit seinem Rappen und Reitknecht paradirte und seine schillernden seidenen Strümpfe und seine superfeinen Pumpschuhe mit den silbernen Schnallen erglänzen ließ und die Luft auf zwanzig Schritte in die Runde parfümirte, indem er mit seinem duftenden Cambric-Taschentuch dem edlen Rappen die Fliegen abwedelte, — oder wenn er Abends in der Oper mit nachlässig über einander geschlagenen Armen an der Logenbrüstung lehnte, das Haar in Locken über dem Ohr geringelt, in einer blitzenden Weste von blauem oder nelkenfarbenem Seidenzeuge mit Gold- oder Silberstickereien, überhaupt Alles, was er am Leibe trug, vom kokettesten, brillantesten, kostbarsten Stoffe, — so hätte ihn ein Fremder leicht für eine lebendig gewordene Modenpuppe angesehen; aber das war Herr Bailey nicht, sondern, wo es galt, ein munterer, resoluter, derbhafter Kamerad. Ja, einmal hatte er Nachts mit seiner eigenen Faust alle Nachtwächter in Bond-Street zerarbeitet. Er war der lustigste Dandy, seit Menschengedenken, in der großen Stadt London; und als die Herrlichkeit verging, als sein Garn bis auf den letzten Faden abgehaspelt war, da kamen unendliche Rechnungen vom Schneider für Kasimirhosen, vom Modewaarenhändler für Cambrictücher u. s. w., daß den ehrlichen Geschwornen schier Hören und Sehen verging. Seitdem begegnete uns der Mann noch einmal an den Dünen bei Ostende, aber es war nicht mehr er selbst, er vegetirte nur noch.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Home, its joys and sorrows. (Die Heimath mit ihrem Freud und Leid.) 3½ Sh.

An autumn dream. (Ein Herbsttraum.) Gedicht von Sheppard. 7 Sh.

A glossary of terms etc. (Erläuterung der in der Griechischen, Römischen, Italiänischen und Gothischen Architektur vorkommenden Kunst-Ausdrücke.) Mit 150 Holzschnitten.

Dispatches etc. (Depeschen des Marquis von Wellesley.) Dritter Band. 25 Sh.

Education reformed. (Verbessertes Unterrichtswesen.) Von Thomas Wyse. Erster Bde. 15 Sh.

The evils of the factory system. (Die Nachtheile des Englischen Fabrikenwesens.) 21 Sh.

Geology and mineralogy. (Die Geschichte unseres Erdbodens mit einem Hinblick auf Theologie und biblische Geschichte.) Von dem Geistlichen Dr. W. Buckland.

Mannigfaltiges.

— Ueber Dufau's Blindenschrift. Von dem im letzten Blatte des Magazins angeführten Werke über den physischen und geistigen Zustand der Blinden, von Dufau, ist so eben eine Deutsche Uebersetzung in Leipzig von einem ungenannten „praktischen Arzte" erschienen. Sowohl der Verfasser als der Uebersetzer stellen einige auffallende Behauptungen auf. 1) Ersterer sagt, daß Blinde selten in dem Maße geisteskrank werden, wie Sehende; aber Blödsinn findet sich bei ihnen sehr häufig, meist als Folge der oft ganz vernachlässigten Erziehung, und auch Schwermuth tritt oft in vorgerückten Jahren ein. 2) Letzterer sagt, daß das Nervenfieber bei Blinden nie gastrisch wäre; aber in der Berliner Anstalt waren gerade umgekehrt alle Nervenfieber nur gastrisch. Man sieht auch keinen Grund, warum der Mangel des Gesichts eine stärkende Kraft auf das gastrische Vermögen ausüben sollte. A. Z.

— Pariser Kunst-Ausstellung. Die Säle des Louvre sollten wie gewöhnlich am 1. März für die Ausstellung des Jahres 1837 eröffnet werden. Nicht weniger als 4000 Kunstwerke waren angemeldet, doch hat das Comité, die sogenannte Kunst-Jury, die freilich in ihren Entscheidungen weder die höchste Unparteilichkeit, noch den besten Geschmack immer bekunden soll, an 1500 Arbeiten zurückgewiesen, so daß der Ausstellungs-Katalog nur etwa 2500 Nummern darbieten wird, was allerdings immer noch sehr viel ist, wenn man bedenkt, daß die Französische Kunst alljährlich eine solche Masse neuer Erzeugnisse zur Schau stellt. Indessen hat auch hier das „sehr viel" seine bedenkliche Seite, wie es ja überhaupt in der Kunst mehr als in irgend einem anderen Gebiete sich bewährt, daß multa nicht immer multum sey. Jährlich hört man in Frankreich darüber klagen, daß größere Kunstwerke, die einer sorgfältigen Ausführung und längerer Arbeit bedürfen, durch die allzuhäufig wiederkehrenden Ausstellungen gedrängt und daher auch sehr oft übereilt würden. Nicht gern will ein Französischer Künstler bei einer Ausstellung seinen Namen ganz fehlen lassen, und statt das Publikum zu bitten, sich bis zum nächsten Jahre auf eine vollendete Arbeit zu gedulden, giebt er lieber in diesem Jahre eine mittelmäßige hin. Zuweilen kömmt es auch wohl, daß Künstler, wie diesesmal Herr Gigoux mit seinem Gemälde: „Antonius und Kleopatra versuchen die Wirkung des Gifts an ihren Sklaven" und Herr Marquis mit seinem „Gottfried von Bouillon", ihre Arbeiten unvollendet zur Ausstellung geben und sie dort unter den Augen des Publikums zu Ende bringen. Sollte man hiernach nicht annehmen, daß Herr Gigoux und Herr Marquis entweder für sich oder für ihre Arbeiten die Besorgniß hegen, sie möchten das nächste Jahr nicht mehr erleben? Ist es bei solchem Drängen der Eitelkeit und Ruhmsucht nicht ganz natürlich, daß die kleinen Bildchen, die Genre-Stücke und die karrikirten Historien-Malereien, wie wir deren auch einige auf der letzten Berliner Ausstellung aus Französischer Fabrik gesehen haben, in den Salons des Louvre ein so bedeutendes Uebergewicht erhalten? Freilich fehlt es auch nicht an einigen Meistern. Auch in diesem Jahre bringt Herr Delaroche, der zuerst die „Söhne Eduard's"*), obwohl in ganz anderer Weise als Hildebrandt, gemalt, wieder einige Prachtstücke aus der Englischen Geschichte**); Gudin wird es nicht an Seestücken und Watelet nicht an Französischen Städte-Ansichten fehlen lassen, und die in Paris viel beliebten Deutschen Namen Scheffer, Schnetz und Lehmann**) werden auch diesesmal mit neuen Werken glänzen, aber wird das Ausgezeichnete nicht durch die Masse erdrückt? Wird der Geschmack des Publikums nicht verwöhnt und der Reiz der Neuheit, der kein kleiner Sporn der allgemeinen Kunstschätzung ist, bei so oft wiederkehrenden feierlichen Ausstellungen nicht abgestumpft? Wir glauben, diese Fragen möchten hier nicht ganz am unrechten Orte seyn.

*) „Lord Strafford, der das Schaffott besteigt, empfangt den Segen Laud's, Bischofs von London" und „Karl I. blickt stolz auf die ihn verspottenden Kriegsknechte Cromwell's."

**) Der Letztere ist, so viel wir wissen, ein junger Hamburger und trat in Paris zuerst im Jahre 1835 mit entschiedenem Erfolg auf.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 30. Berlin, Freitag den 10. März 1837.

Frankreich.

Die heutigen Theaterdichter der Franzosen.*)

I. Scribe.

Unter allen Gattungen der neueren Poesie ist es nur die dramatische, welcher die Kritik besonders aufmerksam zu folgen scheint, — scheint, sage ich, denn wenn man der Sache freimüthig auf den Grund geht, so stellt sich heraus, und wir sagen damit gewiß Niemanden etwas Neues, daß keine Kritik so viel Lärm macht und so wenig thut, wie die dramatische. Allwöchentlich schießen die Feuilletons in die Höhe, ihre Zahl ist Legion, und bringen zu Protokoll, was für neue Stücke man vom Montage bis zum Sonnabend gegeben hat; aber mehr als Protokoll ist es auch nicht. Der Rezensent führt gewissenhaft an, welche Schauspieler in dieser oder jener Rolle debütirt haben, welche mit Applaus begrüßt oder begleitet worden sind; er erzählt die Fabel des Stückes bis zum letzten Akt und bis zur letzten Scene, und dann ruht er auf seiner Arbeit aus, als hätte er ein recht sinnreiches und schweres Kapitel über die Kunst zu Tage gefördert. An einem so abgefaßten Feuilleton ist nun eigentlich nichts zu loben und nichts zu tadeln, ihm gebühret gar kein Platz in der Literatur. Es begnügt sich, Register darüber zu führen, was beifällig aufgenommen und was durchgefallen sey, und begiebt sich alles eigenen Vortheils.

Gleichwohl ist es hoch an der Zeit, daß unsere Theaterkritik in den Feuilletons einigermaßen ernster und gehaltreicher werde. Es ist dahin gekommen, daß unsere dramatische Poesie bei aller anscheinenden Fruchtbarkeit doch im Grunde so armselig und dürftig beschaffen ist, wie keine andere. Die Beweise sind mit Händen zu greifen. Nehmen wir zuerst denjenigen dramatischen Schriftsteller vor, welcher die größte Popularität und dabei die schwächsten literarischen Eigenschaften besitzt, Herrn Scribe. Wir haben in neuerer Zeit vier Stücke von ihm gesehen, bei denen ihm keiner von seinen unzähligen Mitarbeitern geholfen hat: le mariage d'argent, Bertrand et Raton, l'ambitieux und ganz jüngst la camaraderie; alle vier sind gänzlich arm an Erfindung und bieten zum vollgültigen Beweis, daß Herr Scribe nichts Großes und Rechtes produziren kann. Und doch haben Bertrand et Raton und la camaraderie beim großen Publikum den rauschendsten Beifall gefunden. Es steht nicht zu leugnen, nur muß man es richtig erklären. Der große Applaus am Boulevard Bonne-Nouvelle und in der Rue Richelieu macht weder dem Autor noch dem Publikum so ungemein große Ehre. Herr Scribe war ganz der Mann dazu, bei Zeiten zu merken, wie in der Gesellschaft eine Scheidung eintrat zwischen den enthusiastischen und den positiven Geistern, zwischen den Ueberzeugungen, den Leidenschaften, wenn man will, und den Interessen. Es war seinem Scharfsinn leicht, zu entdecken, wie das Recht meistens gegen die Thatsachen, die Tugend gegen die Verhältnisse zurücksteben muß, und wie der reichste Egoist den Aermeu auslacht, der seine Pflicht thut. So wirft er auf der einen Seite die großmüthigen Gesinnungen, die so leicht in ihrem Glauben getäuscht werden, und die alberne Einfalt, die sich alles Mögliche einredet, — er wirft diese beiden Charakter-Typen zusammen und stellt sie als gleich mitleidswürdig dar; auf der anderen Seite steht ihm der Erfolg und mithin auch die Klugheit. Das sind die Axiome seiner dramatischen Moral, die freilich in der heutigen Welt so viel und mehr als auf den Brettern gilt, und mit diesem Ideenverrath macht er sich auf den Weg, der breit und offen vor ihm liegt. „Die Reichen haben Recht, daß sie reich sind, und von den Armen ist es dumm, daß sie arm sind"; dieses Evangelium ist der Ausgangspunkt und das Ziel der neuen Scribeschen Komödie. Nun sollte man meinen, wenn dies Evangelium so in einem fort verkündet wird, so müßte es am Ende eintönig und langweilig ausfallen. Thut nichts, Herr Scribe kennt sein Publikum und hat längst herausgebracht, daß man nicht immer Neues zu bringen braucht, um Glück zu machen. Dieses ewige Wenden und Wiederkäuen einer und derselben Idee verhilft ihm sogar gewissermaßen zur Popularität, will heißen zur gemeinen Verständlichkeit. Der große Haufe macht immer gern mit alten Späßen neue Bekanntschaft, und wenn man ihm dazu verhilft, daß er aus einer Sache klug wird, ohne daß es ihm viel Nachdenken und Aufmerksamkeit kostet, so gefällt ihm das gar ungemein. Ein Witz, der zum hundertsten Mal vorkommt, wird natürlich gleich verstanden, da freuen sich die Leute denn ihres eigenen Witzes und Scharfsinnes, wie sie das so schön und schnell auffassen. Der ausgedienteste, der invalideste Gedanke macht bei diesem Haufen das meiste Glück. Dieses Rezept kennt Herr Scribe und weiß es in allen Fällen meisterlich zu brauchen; darin besteht das Geheimniß seines vielen Glückes.

II. Casimir Delavigne.

Herrn Casimir Delavigne's dramatischer Ruf beruht nun freilich auf ungleich besseren Ansprüchen; und doch müssen wir sagen, die Gründe, die Eigenschaften, die sein Glück in der dramatischen Laufbahn gemacht, liegen eigentlich nicht innerhalb des Wesens der Literatur, sondern in Nebendingen. Delavigne verdient sich seinen Beifall nicht sowohl durch das, was er leistet, als vielmehr durch das, was er vermeidet. Vor allen Dingen enthält er sich aller Erfindung; denn wer erfinden will, der setzt den Fuß ins Ungewisse, der riskirt; Herr Delavigne aber ist vorsichtig, er will immer sein sicher gehen. Darum hütet er sich sorgfältig vor allen gewagten Neuerungen, so lange das Publikum sie noch nicht durch beifällige Aufnahme legitimirt hat; dem Ungewöhnlichen, an dem der Geschmack des Publikums zur Stunde noch Anstoß nehmen könnte, geht er aus dem Wege, wie der ärgsten Todsünde; kurz, aus allen den Fehlern, die er nicht begangen oder nicht zu begehen gewagt hat, summirt sich für Delavigne gewissermaßen eine negative Berühmtheit zusammen, deren Kredit eben darum auf breiterem Grunde steht, als dessen andere Dichter in unseren Tagen sich rühmen können. Nun dürfen wir aber auch nicht ungerecht gegen ihn seyn; er thut mit unverdrossener Mühe und Ausdauer das Seinige, sich in diesem Ansehen mit Ehren zu erhalten. Macht er nichts Großes, Neues, Geniales, so macht er doch, was er kann und so gut er's kann. In der Anlage und Durchführung seiner Stücke, in der Wahl und Charakteristik seiner Personen, im Technischen des Versbaues, in Cäsur und Reim läßt er sich's angelegen seyn, alle Pflichten eines rechtschaffenen Dichters zu erfüllen. Kann er die größten Vorzüge nicht erreichen, so möchte er doch gern auch im Kleinsten fehlerlos seyn. Auch zum Genialen, Tiefsinnigen, Pathetischen nimmt er mit bestem Willen seinen Anlauf, und es ist offenbar nicht seine Schuld, wenn er's nicht über seine Kräfte hinausbringt. Die Natur hat ihn nun einmal nicht zum schöpferischen Dichter gemacht, und da kann Fleiß und Mühe nicht nachhelfen.

Bekanntlich ist Delavigne bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom zum erstenmal als Dichter aufgetreten, und es lohnt der Mühe, ihm nachzugehen und zur Einsicht zu kommen, wie er sich von damals bis heute durch- und emporgebracht hat. Auf welche Hülfsmittel hat er sich gestützt, mit welchen Tendenzen ist er in den Bund getreten, an welcher Seite hat er das Publikum zu fassen und seine Neigung zu erforschen gewußt, und welche poetische Aufgabe hat er sich überhaupt gestellt? Mit einem Wort, wie läßt sich seine Berühmtheit historisch erklären?

Die Basis für alle Operationen Delavigne's heißt unverbrüchlicher Respekt vor dem, was eben Tradition ist. Er hat niemals daran geglaubt, daß man mit beständigen Nachahmungen Corneille's und Molière's ein geeignetes Repertoir für das heutige Theater zu Stande bringen könne; aber gleichwohl rückte er mit der Losung Tartüffe und Cinna in das dramatische Feld. Seine Anerkennung dieser beiden Namen sicherte ihm den Beifall und die Gunst der großen Mehrzahl, während er doch im Stillen von den klassischen Mustern des 17ten Jahrhunderts so viel beibehalten oder so viel daran ändern konnte, als ihm bequem war. Und man muß sagen, Delavigne's Ruf ist unter diesem wohlthätigen Schutze der Tradition vortrefflich groß gediehen. Seine „Sicilianische Vesper" ist freilich keine Fortsetzung Corneille's, denn im Grunde ist sie doch nichts, als sonorer Tragödienstyl. Seine „Schule der Alten" ist freilich keine Fortsetzung Molière's, denn im Grunde ist es nur der Stoff zu einer geistreichen Epistel in Dialog gekleidet. Aber der kluge Vater hat es verstanden, den beiden Kindern weiland Molière und weiland Corneille zu Paten zu geben, er nimmt den Französisch-literarischen Patriotismus für sie in Anspruch, er proklamirt im Prolog oder auch mitten im Dialog seinen Respekt vor den Dichtern des goldenen Säkulums, und siehe da, dieses Glaubensbekenntniß gilt bei einer Menge guter Leute als eine Gewähr seines Genies. Dabei wird denn das Publikum in seiner Altgläubigkeit eigentlich mystifizirt, aber auf eine so unschuldige Weise, daß wir es ihm nicht gar zu schlimm anrechnen wollen. Wer die Finte durchschaut, nun, der nimmt die Erklärungen des Dichters, daß er sich zu diesen oder jenen Grundsätzen bekenne, für das auf, was sie werth sind, und ist Zeuge seines Erfolges, ohne darum von seinen Leistungen eine höhere Meinung zu fassen. (Fortsetzung folgt.)

*) Nach der Revue des deux Mondes.

England.

Geschichte der Männertrachten in England.

(Schluß.)

Der Fürst im Modenreiche ist gegenwärtig unstreitig, und schon seit mehreren Jahren, Graf d'Orsay. Sein Ruhm ist über alle Anfechtung erhaben; schon ehe er nach London kam, hatte er seine Proben an den Höfen von ganz Europa mit Glanz abgelegt. Wir sahen ihn zu Paris Abends in der Oper, mit seiner dübendschönen Braut, kurz nach seiner Rückkehr von Neapel; die Beiden überstrahlten das ganze Haus. Er trug fast beständig das Hofkleid vom prächtigsten schwarzen Sammet; seine Equipage, seine Apfelschimmel waren der Neid und die Bewunderung von ganz Paris. Dieser fürstliche Genius ließ sich zu keiner Schule, zu keiner Sekte im Reiche der Mode zählen; er gehörte allen, aber keiner ausschließlich und sklavisch an; ehe man sich dessen versah, hatte er sich von Grund aus in neue Tracht geworfen. Sollen wir indeß durchaus ein Prinzip namhaft machen, zu dem er sich in seiner Praxis bekannte, so nennen wir's mit einem Französischen Worte étalage de formes. Denn immer, ob er sich nun in engen weißen Lederbeinkleidern mit Hessischen Patentstiefeln, oder ob er sich in bescheideneren Pantalons sehen ließ, war es bei ihm auf die Darlegung eines Luxus an Formen und Gliedmaßen abgesehen, worüber seiner Zeit der Amerikanische Schriftsteller Willis in bewundernder Ekstase gerieth. Noch zur Stunde ist Graf d'Orsay der Mann, der sich am schönsten trägt, aber bei der Versatilität seines Talentes, bei seinem schnellen Wechseln der Trachten kann es nie dahin kommen, daß er an der Spitze einer Partei, einer Sekte in der Modenwelt auftrete; um es mit dem Kunst-Ausdruck zu sagen: er bringt nichts auf, man kann sich nicht getrauen, ihm was nachzumachen. Denn man kann wohl sehen, wie er sich heute trägt, aber wie er sich morgen tragen wird, das weiß Niemand. Seine Nachahmer würden ewig hinter ihm her seyn, wie an einem Wagen das Hinterrad hinter dem Vorderrade — und das wäre ärger, als eine Tantalusstrafe.

Unter den Sternen zweiter Größe ist Herr Duncombe, das radikale Parlaments-Mitglied für Finsbury, zu nennen; er weiß die Farben zu seinem Anzuge sehr geschmackvoll zu wählen und zu verbinden; es ist ein bescheidener, versteckter Reichthum in Allem, was er trägt, es harmonirt Alles aufs Schönste und Beste. Lord Jersey ist das anerkannte Haupt in Sachen der Jäger-Toilette; die Jersey-Hüte und die Jersey-Sporen sind nach ihm genannt; um ihn schaaren sich zahlreiche Nachahmer, die auf jedes Wort schwören, das er spricht. Wenn wir nicht irren, so ist er Urheber der Mode, die Pantalons eng um das Knie und unten weit zu tragen. Vergessen wir endlich Herrn John Warde nicht, den Patriarchen aller Fuchsjäger, der unerschütterlich den Lederhosen und Quastenstiefeln treu geblieben ist und mit dieser Tracht erlebt hat, wie vor Zeiten Sir Roger v. Coverley mit seinem Wamms, daß sie zehnmal aus der Mode und wieder in die Mode kam.

Heutzutage kleidet sich Jedermann, wenn er Geschmack hat, nach seinem Geschmacke, und man kann eigentlich nie sagen, dieses oder jenes sey an der Mode. Zwar sehen wir so allerhand Sachen aufkommen, z. B. Seidenkragen anstatt der Sammetkragen, und allerhand seidenes Fleckwerk vorn am Frack, und allerhand neue Schnitte und Façons an den Rockaufschlägen und Westenkragen; aber alles das beweist nur, wie die Schneider sich den Kopf zerbrechen müssen, um es dahin zu bringen, daß die Leute sich neue Kleider machen, während die alten noch gut sind. Auch muß man sagen, die heutige Jugend hat keine so kolossale, absonderliche Einfälle mehr, worüber die ganze Stadt die Augen aufreißt, wenn man sie produzirt; unsere Stutzer verlegen sich vielmehr mit ihren Eitelkeiten, Witzen und Capricen auf Kleinigkeiten, auf nichtssagende Dinge. Der Eine hat was Besonderes in Handschuhen und Kravatten, der Andere in Nadeln und Knöpfchen; ein Dritter hat was Apartes an den Schuhen; dann giebt es wieder Welche, die halten was auf Ringe, Ketten, auf verzierte Knöpfe und dgl. Kurz es zeigt sich, daß die Putzsucht, die puppenhafte Eitelkeit bei unserer heutigen glatten, einfachen Modetracht eben so wenig zu Ruhe kommt, als vor Zeiten, da der Mann sich erklecklich und schwülstig herausstaffirte. Sogar die Quäker putzen sich.

Juwelenschmuck gehört eigentlich nur zur Frauen-Toilette, und da läßt sich viel Bedeutung und Ausdruck hineinlegen; es giebt eine Juwelensprache, wie es eine Blumensprache giebt. Vor Zeiten äußerte ein in solchen Dingen wohl bewanderter Hofmann und Schriftsteller, er getraue sich, aus den Schuhschnallen eines Ceremonienmeisters bei Hofe heraus zu demonstriren, in was für diplomatischen Verhältnissen besagter Hof mit allen verstorbenen Potentaten gestanden habe; ja noch mehr, er getraue sich, an dem Schmucke, den eine Hofdame und ihr Anbeter an einem Abend trügen, den Grad ihrer gegenseitigen Zuneigung zuverlässig zu ermessen.

Da wohl jeder Leser bei dem Kapitel von Kleidern auf irgend eine Weise interessirt ist, so wollen wir zu guter Letzt die Sache noch ein wenig von der ökonomischen Seite betrachten. Dabei wollen wir uns nicht mit Extremen befassen, und unsere Leser weder in die Toilettengeheimnisse eines exquisiten Dandy's einweihen, noch ihnen solche Kunstgriffe an die Hand geben, wie sie uns Addison von einem alten Stutzer erzählt. Es war dies nämlich ein armer Teufel, dessen Einkünfte Alles in Allem, Jahr aus Jahr ein, sich auf neunzig Pfund beliefen; aber als Mann von Stande, als Hofmann gab er sich große Mühe, die Hoftrauer um alle regierende Personen mitzumachen. Beim ersten König, der starb, ließ er sich einen neuen schwarzen Anzug machen; beim zweiten ließ er ihn wenden; als der dritte starb, ließ er ihn bürsten, rührte sich aber nicht aus der Stube. Kleineren Potentaten, die Todes verblichen, that er die Ehre an, daß er neue schwarze Knöpfe auf seinen grauen Rock setzen ließ; den Tod eines Fürsten, dessen Heldenthaten er in der Zeitung oft bewundert, feierte er durch drei Finger breit Krepp um seinen Hut. Dergleichen Beispiele könnten wir den Lesern noch manche vorführen, theils aus der Geschichte, z. B. von den beiden Edelleuten zur Zeit Karl's I., die zusammen ein Herz, einen Beutel, eine Kamper und einen Hut hatten, theils auch aus der Gegenwart. Wir wollen aber die Frage ganz alltagemäßig praktisch untersuchen, damit recht viele Leser sich einen guten Rath daran nehmen können.

Was ein Mann an Kleidern wirklich braucht, ist gar nicht viel; aber freilich der Laune und der Mode zu Liebe schafft man sich manches Unnöthige an, wie es denn schon bei Shakespeare heißt: Die Mode trägt mehr ab, als der Mann trägt. Wie Mancher sieht im dreißigsten oder fünfunddreißigsten Jahre die Schneider-Rechnungen aus dem fünfundzwanzigsten mit Kopfschütteln an und kann's nicht begreifen. Dies rührt aber daher: erstlich, wenn man den Schneidern gar zu sehr aufs Wort glaubt und folgt, so oft sie sagen, dies oder jenes sey die neueste Mode; zweitens, wenn man immerfort auf Kredit arbeiten läßt; drittens endlich bedenke man, daß der Modeschneider sich für eine Menge verlorener Posten in seinem Schuldbuche an solchen Kunden schadlos halten muß, welche zahlen. Manche Schuld steht fünf, sechs Jahre aus, ohne daß der Schneider mit einem Worte mahnt; dabei sind die Gesetze über Schuldenarrest von der Art, daß ihre gänzliche Abschaffung dem Schneider, seinen reichen und vornehmen, aber liederlichen Schuldnern gegenüber, eher Vortheil als Schaden bringen würde. Wie die Sachen heute stehen, gilt es gewissermaßen für recht und honett, den Schneider schmachten zu lassen, während die respektabelsten Schneidermeister darin übereinstimmen, daß es mißlich und ganz unthunlich für sie sey, von der ihnen gesetzlich zustehenden Befugniß zum Arrest Gebrauch zu machen.

Nun denn, die Haupt- und Grundregel der Oekonomie in Angelegenheiten der Garderobe lautet wie folgt: Bleibe bei Einer Tracht und lasse Dir jeden Anzug aus dem besten Stoffe so tüchtig und vollkommen als möglich arbeiten. Dazu gehört aber, daß man sich an einen soliden, wohlberufenen, seit vielen Jahren etablirten Schneider hält. Nur hüte man sich vor den celebrirten Modeschneidern, die bloß, um ihrem Namen Ehre zu machen, jedes Item in ihrer Nota doppelt hoch ansetzen.

Der Londoner Frack- und Rockschneider befaßt sich mit der Verfertigung von Beinkleidern und Pantalons nicht, sondern diese bilden ein besonderes Departement, dem sich eigene Künstler widmen. Zwar auf ausdrückliches Verlangen würde jeder Schneider ein Paar Hosen arbeiten, aber wer einmal erfahren hat, wie schön und angenehm und mit welchem Comfort ein Paar von Meistern dieses Faches verfertigte Beinkleider sich tragen, der wird eingestehen, daß hier die Specialität ihren guten Grund und Zweck hat. In die Verfertigung der Westen haben sich beide Künstlerklassen getheilt, und man kann sie sowohl beim Rock- als beim Hosenschneider arbeiten lassen. Bemerken müssen wir, daß nur der Erstere vorzugsweise auf den Kunstnamen eines Tailor Anspruch macht, der Letztere führt den bescheideneren Titel eines breeches-maker. Die Weste ist dasjenige Stück der männlichen Garderobe, woran der Elegant seinen Geschmack, seine Originalität oder seine Laune am auffallendsten und brillantesten zeigen kann. Sie sticht von der ganzen Kleidung am meisten hervor und trägt wesentlich zur Physiognomie des Anzuges bei. Eine glänzende oder sonst auffallende Weste zieht unfehlbar alle Augen auf sich, und wir könnten ein Ex-Mitglied des O'Connellschen Schweifes im Unterhause namhaft machen, welches diese Regel fein zu benutzen wußte. Wenn der Mann nämlich Abends im Hause sprechen wollte, warf er sich in eine so furiös brillante Weste, daß er dem Sprecher blendend in die Augen stach, wie er sich nur erhob; auf diese Weise gelang es ihm, anderen Mitgliedern das Wort vor dem Munde wegzunehmen.

Der Hut ist ein überaus wichtiges Garderobenstück und trägt durch Form und Beschaffenheit das allermeiste dazu bei, wie Jemand durch seinen äußeren Aufzug sich empfiehlt. Die meisten Leute gehen bei der Wahl eines neuen Hutes sehr unaufmerksam und ungründlich zu Werke; sie nehmen die Façon, die ihnen der Kaufmann eben als die neueste empfiehlt, unbekümmert, ob sie ihnen zu Kopfe paßt oder nicht. Es gehört aber in Wahrheit zu jeder Gesichtsform eine besondere Hutform, und wer einmal die seinem Kopfe zusagende Façon ausfindig gemacht, der sollte dabei bleiben und sich durch den Wechsel der Tagesmode nicht irre machen lassen. Einen feinen Hut kann man zu jederlei Kleidung, auch zu ganz schlichter und gewöhnlicher tragen, ohne daß es störend absticht; ja, ein neuer Hut macht beinahe einen abgetragenen Rock wieder neu. Einen schlechten Hut zu tragen ist die kläglichste Ersparniß. Es mag seltsam klingen, aber es bleibt wahr: einen guten Hut findet man nur zu London und sonst nirgends in England.

So hätten wir denn unseren Gegenstand gleichsam von seiner Wiege an bis auf den heutigen Tag herabgeführt. Wenn es dem Leser trivial scheint, sich mit dergleichen Minimis zu befassen, so erinnern wir zu unserer Entschuldigung an Lord Chesterfield's Maximen. Es ist ein wichtiges Ding, wie ein Mann sich kleidet; wer fein und stattlich auftritt, der führt sich selbst am besten und empfehlendsten ein; hingegen mit einem ungeschickten und erbärmlichen Aufzuge kann man sicher seyn, es im Voraus bei Fremden und bei Zuhörern zu verderben. Hätte Marcus Tullius Cicero seine Reden mit einem schlechten Mantel um die Schultern, statt in einer prächtigen Toga gehalten, so hätte der populus Romanus viel eher über die Figur des Konsularen gelacht, als seine Eloquenz bewundert. Wie Einer aussieht, das sieht und bekrittelt eben Jeder; Talent und Charakter vermögen die Wenigsten zu beurtheilen. Närrischem Modewesen und Puppenspiel wollen wir nicht das Wort reden, aber ehe wir einen jungen Mann nachlässig oder schäbig gekleidet einhergehen sehen, wollen wir's doch lieber mit der alten Stutzermoral halten und ihm zurufen: Hans, nimm Dich zusammen und mach' Dich fein!

(Fraser's Mag.)

Persien.

Persische Begebenheiten.

Vom Baron F. von Kerff.

I. Der Tod Feth Ali Schah's.

Eines Morgens spazierte ich durch die engen und dunkeln Straßen von Tabris, die sich in ewigen Krümmungen winden, als hätten sie Furcht vor den Häusern. Es war gleich im ersten Augenblick zu bemerken, daß irgend ein Geheimniß durch die Stadt ziehe: das Volk drängte sich in den Basars und bildete Gruppen; aufmerksam horchte die Neugier auf Erzählungen mit halber Stimme; die Kaufleute, die mit untergeschlagenen Beinen an den Schwellen ihrer Laden zu sitzen pflegen, dampften heute nicht aus ihren Tabackspfeifen wie gewöhnlich, strichen sich vielmehr ihre langen Bärte, steckten die Hände in den Gurt und gaben durch ihre Geberden zu verstehen, daß sie, — gelobt sey Allah, — etwas von der Sache wüßten.

Mitten in einer Gruppe, der ich mich näherte, stand ein Mann, Hussein-Bey, die linke Hand am Kinsbal und mit der rechten seine Mütze zurecht setzend, und erzählte, mit wichtiger Miene auf die Umstehenden herabblickend, er habe einen Brief aus Jspahan vorlesen hören, in welchem gemeldet werde, daß der Padischah, „die Zuflucht der Welt", vier Melonen zu Abend gespeist, sehr viel Scherbet dazu getrunken habe und am nächsten Tage an einem Fieber gefährlich erkrankt sey.

„Du lügst! — Nimm Deinen Bart in Acht, Hussein-Bey! — Verbreite nicht solche Nachrichten über den Padischah!" — so rief man ihm von mehreren Seiten zu.

Aber verächtlich sah Hussein-Bey auf seine Umgebung und warf einen vernichtenden Blick auf den Verwegenen, der ihn einen Lügner gescholten hatte. Er warf sich in die Brust, strich seinen Knebelbart und sagte mit fester Stimme: „Ihr seyd Alle Narren. Selbst Satan kann solche dumme Kerle nicht brauchen. Wisset, Schafsköpfe, daß der Padischah todt ist!"

„Aman! Aman! — Wai! Wai!" schrie im Chor die versammelte Menge, und in einer Sekunde stand der so eben noch von einem neugierigen Publikum umringte Erzähler ganz allein mitten im Basar; Alles floh vor ihm, als wäre er verpestet. Es fiel Niemanden ein, daß Feth Ali Schah jemals sterben könne. Wie ungeliebt er auch seyn mochte, im Laufe seiner vierzigjährigen Regierung war man doch so daran gewöhnt, ihn zum Beherrscher zu haben, daß der Gedanke an einen neuen Herrn unter keiner einzigen Schafpelzmütze Raum finden konnte. Die ihnen jetzt wie Schnee aufs Haupt fallende Nachricht vom Tode Feth Ali Schah's jagte allen Bewohnern von Tabris den größten Schrecken ein. Die Meisten glaubten an einen hinterlistigen Plan der Obrigkeit, irgend einen Rechtgläubigen auf Mangel an Ergebenheit für den Padischah zu ertappen und ihn in Folge dessen entweder abzuschälen wie eine Linde, oder ihm vielleicht gar die Augen auszustechen.

Hiernach läßt sich der panische Schrecken, in welchen Alle durch Hussein-Bey's Erzählung versetzt wurden, begreifen. Einige beschlossen sogar, sich beim Beylerbey von Tabris über Hussein zu beklagen, weil er es gewagt, eine solche entsetzliche Neuigkeit zu erdenken. Es versteht sich, daß Niemand seiner Erzählung Glauben schenkte.

Es trafen indessen Reisende von Teheran ein, die, wenn sie auch die Nachricht von dem Tode des Schahs nicht vollkommen bestätigten, doch darin übereinstimmten, daß Se. Hoheit todtkrank danieder läge. Die Behörden aber schützten in dieser Sache eine völlige Unwissenheit vor und sagten, daß sie durchaus keine Berichte hätten. Nach drei Tagen endlich erschien aus Teheran ein Abgesandter an den Thronfolger Muhamed-Mirsa mit der Anzeige, daß sein erhabener Oheim Feth Ali Schah am 8. Oktober in Jspahan, nach einer kurzen und in der That durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken veranlaßten Krankheit, „geruht habe", von dieser irdischen Welt in die ewige „überzugehen". Die herrlichen Jspahanischen Melonen hatten ihm den Tod gebracht.

Feth Ali Schah starb in seinem 76sten Jahre nach einer 39jährigen Regierung. Als Regent that er nichts, was ihm Anspruch auf einen glänzenden Namen in der Geschichte geben könnte; als Mensch aber verdient er, seines Charakters wegen, die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen. Ich will versuchen, einigermaßen einen Begriff von ihm zu geben. Ich beginne, wie es üblich ist, mit seinem Aeußeren.

Feth Ali Schah war nicht groß und sehr mager. Durchdringende Augen und eine ziemlich ansehnliche etwas gebogene Nase waren die einzigen Gesichtstheile, die ein dichter Bart sehen ließ, der gleich unter den Augen anfing und bis zu den unteren Regionen des Bauches hinabreichte. Dieser Bart ward für den längsten in ganz Persien gehalten. Die Maler, die dem Schah schmeichelten, verlängerten ihn auf den Bildnissen bis ins Unendliche. Dies ist Alles, was man über das Aeußere der entschlafenen „Zuflucht der Welt" sagen kann.

Der Hauptzweck seines Lebens war die Befriedigung der Sinnlichkeit und seiner bestigen, alles Andere beherrschenden Leidenschaft, Geld zu sammeln. Sein Harem bestand aus 300 bevorrechteten Frauen, und rechnet man dazu deren Dienerinnen und Tänzerinnen, so würde man leicht über 1000 weibliche Seelen zusammenbringen. Dafür hinterließ er aber auch 935 Nachkommen an Söhnen, Töchtern, Enkeln u. s. w. Der größte Theil lebte bei ihm in Teheran, und die übrigen fanden sich in ganz Persien zerstreut. Bei der Auswahl seiner Frauen kehrte Feth Ali Schah sich an kein Gesetz: Damen aus den höchsten Ständen, Weiber der niedrigsten Herkunft, wurden, wenn sie Se. Hoheit gefielen, Mitglieder seines Harems. Die liebste Gemahlin des Schahs in der letzten Zeit seiner Regierung war die Tochter eines gewissen Kebabschi, eines Verkäufers von gebratenem Fleisch, und führte den Titel: Tadschi-Doulet, „Krone des Reiches".

Der Geiz Feth Ali Schah's überstieg alle Begriffe; er gestand selbst, daß er den Tag, an welchem er nichts in seinen Geldbeutel zurücklegte, für einen verlorenen hielt, und daß er die Nacht darauf nicht ruhig schlafen könne. In Persien erzählt man von ihm eine unzählige Menge von Anekdoten. Einige derselben sind, meiner Ansicht nach, sehr interessant, weil sie den Schah mit wenigen Zügen schildern.

Er hatte die Gewohnheit, in Begleitung von 20 bis 30 Großen des Reichs, jeden Tag außerhalb der Stadt einen Spazierritt zu machen. Einst bemerkte er, ungefähr vier Werst von der Stadt entfernt, einen an einem Brunnen stehenden Bettler, der aus vollem Halse auf das jämmerlichste schrie: „Um Gotteswillen gebt mir ein Stück Kupfergeld!" Der Gulam (Stallmeister) des Schahs machte bereits Anstalt, seine Pflicht zu erfüllen, und sprengte mit erhobener Peitsche auf den Bettler zu, als der Schah ihm plötzlich befahl, einzuhalten, den Armen zu sich rief, mit ihm scherzte, sich nach seiner Familie und seinen Geschäften erkundigte und, nachdem er sich satt gelacht hatte, aus seiner Tasche ein Goldstück zog und sagte: „Hier hast Du einen Dukaten; ich gebe ihn Dir als ein Kapital, mit der Bedingung, daß Du die Prozente mit mir theilest." Der Bettler nahm den Dukaten und konnte lange vor Erstaunen nicht zu sich kommen, so daß der Schah mit seinem Gefolge schon lange fortgeritten war, als er noch immer wie bezaubert auf derselben Stelle stand und gedankenlos das glänzende Goldstück anstarrte. Endlich blickte er nach der Richtung hin, die der Zug des Padischahs genommen hatte; lange folgte er ihm mit seinen Augen und schien eine schwere Sorge auf dem Herzen zu haben. Da fiel ihm plötzlich ein seltsamer Gedanke ein: er setzte sich auf einen neben dem Brunnen stehenden, von einer dichtbelaubten Cypresse beschatteten Stamm und beschloß, den Dukaten in der Hand haltend, die Rückkehr Sr. Hoheit abzuwarten. Mehrere Male flüsterte ihm ein böser Dämon zu, das Geld in die Tasche zu stecken und nach Hause zu gehen, aber er widerstand der Versuchung. Den Padischah von Ferne erblickend, stand er auf und erwartete ihn in ehrerbietiger Stellung. Als der Schah näher kam und den Bettler erblickte, gerieth er in Wuth, er glaubte, das Geld habe ihm gefallen, und er wollte nun noch mehr erbitten. Wie groß war daher sein Erstaunen, als der Arme an sein Pferd trat und, die Hand ausstreckend, ihm den Dukaten wieder gab. „Was soll das heißen?" fragte der Schah. „Ich gebe Dir, Herr, Dein Geld zurück, weil ich fürchte, daß ich bei der Prozenten-Theilung mein Hemd vom Leibe verlieren könnte." Dem Schah machte dieser Vorfall viel Vergnügen; er nahm seinen Dukaten wieder und scherzte den ganzen Weg entlang viel über den Bettler, sich innerlich freuend, Geld zurück empfangen zu haben, welches er, in Erfüllung einer der ersten Vorschriften des Propheten, um „Gotteswillen" ausgegeben hatte: auf diese Einnahme hatte er nicht gerechnet.

Jedesmal wenn der Schah auf die Jagd ritt, brachte er mehr Geld als Wild nach Hause. Das ging ganz einfach zu. Er lud gewöhnlich einige Große dazu ein. Alle fürchteten sich vor dieser Ehre: sie richtete sie zu Grunde. Denn der erhabene Feth Ali Schah that, wie Ludwig XIV., niemals einen Fehlschuß, weder mit der Flinte noch mit dem Bogen, ja, nicht einmal mit dem Wurfspieß; fehlte er, so hatten seine Diener schon zeitig genug für eine hinlängliche Anzahl getödteten Wildes gesorgt. Wenn der Schah sich schußfertig machte, wendete er sich zu einem der Anwesenden und sagte: „Ehan, der Schah schießt auf Deine Gesundheit!" Dann schob er seinen langen Bart bei Seite und legte an. Kaum war der Schuß gefallen, als seine Diener versprangen und nach einigen Minuten Sr. Hoheit das getödtete Wild brachten. Während dieser Zeit blieb der Schah, eine Hand auf dem Rücken haltend, stehen, und der Ehan, auf dessen Gesundheit geschossen worden war, mußte in die „goldene Hand" des Gebieters so viel Gold legen, als es sein Vermögen erlaubte. Es gab nur Wenige, die es wagten, für die ihnen erwiesene Ehre weniger als 50 Batsch-Ogli (Dukaten) zu opfern. Diese Ausnahme ward nur den sehr Unbemittelten gestattet, denen der Schah selbst sagte: „Du bist ein armer Mensch, von Dir sind 30 oder 25 Batsch-Ogli auch genug." Durch die Gewohnheit, mit Geld umzugehen, erwarb sich Feth-Ali eine erstaunliche Fähigkeit, die man in Europa wahrscheinlich dem Magnetismus oder Hellsehen würde zugeschrieben haben; er wußte nämlich dem Gewichte nach, wie viel Gold er in der Faust hielt, und fiel sich nie auch nur um einen Dukaten geirrt haben.

Auf diese Weise ließ der verstorbene Schah keine Gelegenheit vorübergehen, Geld zu nehmen, wo und von wem er es konnte. Die Leidenschaft für das Gold, von welcher die Geizigen sich oft zu den unvernünftigsten Handlungen hinreißen lassen, hatte den nämlichen Einfluß auch auf ihn. Man darf nur einen Blick auf die von ihm eingeführte Verwaltung Persiens werfen. Alle Provinzen des Reiches theilte er unter seine Söhne, die sie gewissermaßen wie in Pacht hatten und dafür dem Schah jährlich eine gewisse Summe zahlen mußten. Die Prinzen, unter deren Verwaltung Masanderan und Schiras standen, gewannen dabei so viel, daß sie fast reicher wurden, als ihr Vater, und sich unter allerlei Vorwänden weigerten, ihren Tribut zu zahlen. Nach einigen vergeblichen Mahnungen rückte Feth Ali Schah in Person mit Truppen bis an die Gränze einer dieser Provinzen. Die hierdurch erschreckten Prinzen kamen dem Vater entgegen und legten ihm einige Tausend Dukaten zu Füßen — vielleicht nur den unbedeutendsten Theil dessen, was sie schuldig waren; wenn er Geld sah, war der Schah jederzeit gnädig; er kehrte nach Teheran zurück. Ein solches Finanz-System ist sehr einfach und sicher.

Seine Haupt-Ausgaben waren die für den Unterhalt seines großen Harems, der in der That eine Masse Geld verschlang, und für die Jahrgehalte derjenigen Söhne, die keine Provinzen verwalteten. Der Luxus bei Hofe war übrigens gar nicht so groß, als man sich nach den Begriffen von orientalischer Verschwendung und nach der Schilderung vieler Reisenden, die ihre Nachrichten größtentheils, Gott weiß, woher hatten, in Europa vorstellen dürfte. Die lyrischen Farben dieser Schilderungen stimmen eben so wenig mit den nackten Steppen überein, die einen großen Theil von Persien bedecken, als mit den geschmacklosen

Handarbeiten seiner Bewohner. Ich, der ich fast Alles gelesen habe, was über dieses Reich geschrieben worden, ich muß vor Allen einem Werk Gerechtigkeit widerfahren lassen, das ungefähr 200 Jahr alt ist, — der Reise Chardin's. Die Gewissenhaftigkeit, mit der es abgefaßt ist, muß der strengste Kritiker loben. Persien macht gar keine Fortschritte in der Aufklärung; die Intelligenz befindet sich immer auf einem und demselben Punkt und dem Gefrierpunkt so nahe, daß die naturgetreue Schilderung Chardin's wohl noch zweihundert Jahre richtig seyn und das beste Buch über das „Vaterland der Rosen und Nachtigallen" bleiben wird. Wollte der Himmel, daß es mehr solcher Bücher in allen Literaturen gäbe!

Die Bewohner großer Städte befolgen im Allgemeinen die Gesetze des Propheten nicht sehr streng. Was den Wein betrifft, so ist er, trotz der Gebote des Korans und des Eifers der Molla's, die bisweilen ziemlich strenge Beobachter der Reinlichkeit, der Religionsgebräuche und der Sitten sind, unter den höheren Ständen und bei reichen Leuten ein sehr beliebtes Getränk. Oeffentlich wagt es freilich kein Rechtgläubiger, seine Lippen durch Berührung einer Schaale mit Wein zu entweihen, aber heimlich, in verschlossenen Zimmern im abgelegensten Theil des Harems, berauschen sich die Perser nicht schlechter, als jeder Kafir. Der Beylerbey von Tabris, Feth Ali Chan, ein Mann bei Jahren, hatte einen solchen Geschmack an Wein gefunden, daß schon kein Getränk mehr ihn berauschte. Er wandte sich an Englische Kaufleute, die einen ungewöhnlich starken Spiritus für ihn kommen ließen. Feth Ali Chan mischte ihn zur Hälfte mit Rum und erreichte einigermaßen seinen Zweck, nachdem er mehrere Gläser dieses Feuertrankes nach einander zu sich genommen hatte. Der verstorbene Schah war dem geheimen Gebrauch dieses verbotenen Nektars auch sehr ergeben; nach seinem Tode fand man in seinem Keller eine unzählige Menge von Flaschen mit Schiras-Wein. Auch ahndete er diese Sünde bei seiner Umgebung nicht. Als Feth Ali Schah auf einer seiner Reisen, nach Teheran zurückkehrend, das Gebirge Kaflun-Kuh passirte, welches Aderbidschan von Chamsi und folglich auch von Irak trennt, sagte er zum Beylerbey von Tabris, dessen wir eben erwähnten: „Ach, wie wohl fühle ich mich hier! Mir kömmt der Duft von Irak entgegen." Der Beylerbey, in der Meinung, die Rede sey von Arak, begann, hoch und theuer bei seinem Barte, bei dem Grabe seines Vaters und bei Allem, was ihm heilig war, zu schwören, daß er an dem Tage kein starkes Getränk zu sich genommen habe. Dem Schah machte dieses Mißverständniß vielen Spaß.

Die Bewohner St. Petersburgs bewunderten vor mehreren Jahren eine kostbare Bettstelle aus Krystall, welche der Kaiser dem Schah von Persien als Geschenk übersandte. Diese ausgezeichnete Arbeit der Petersburger Glasfabrik verdiente es, als ein Zeichen Russischer Industrie Jahrhunderte zu dauern. Im Buche des Schicksals aber war es anders beschlossen. Als man dieses Wunderwerk nach Teheran brachte, befahl der hoch entzückte Schah, es in einem der prächtigsten Säle seines Palastes aufzustellen; dieser Befehl ward von dem Russischen Beamten Herrn Noskoff, der das Bett nach Persien begleitet hatte, ausgeführt. Feth Ali Schah konnte sich lange nicht satt sehen an diesem Prachtlager, und alle Hofleute, die es betrachteten, standen vor Erstaunen stundenlang davor. Persische Dichter machten Oden auf dieses Bett; in Teheran sprach man von nichts, als von dem krystallenen Bett „das wie Tausend und eine Sonne strahlte". Inzwischen aber brach der Krieg mit Rußland aus. Eriwan ward genommen, auch Naschitschewan. Die Russen näherten sich den Mauern von Tabris. Eines Tages ging der Schah, von einem Spazierritt nach Hause kehrend, durch den Saal, wo das Geschenk des Russischen Kaisers stand. Die „Zuflucht der Welt" sehnte sich nach Ruhe, obgleich der Feind nahe war, und so bekam der Schah Lust, in dem Prachtlager zu ruhen. Gedacht, gethan. Kaum eine Viertelstunde hatte „der Schatten Allah's" sich niedergelegt und seine matten Glieder gepflegt, als ein Tschapar (Courier) aus Tabris ihm die Nachricht brachte, daß die bedeutendsten Städte von Aderbidschan und die Residenz des Persischen Thronfolgers von den Russen besetzt seyen. Die Wuth des Schahs kannte keine Gränzen. Vermöge seines Aberglaubens schrieb er die Einnahme von Tabris dem ungläubigen Bette zu, welches er diesen Tag zum erstenmal benutzt hatte. Auf der Stelle befahl er, es aus einander zu nehmen, in die Kisten zu packen, in welchen es gekommen war, und bei Seite zu stellen. Der Eifer der Diener des Schahs, dessen Willen so schnell als möglich zu vollstrecken, war so groß, daß sie mehrere Stücke zerbrachen. Seit dieser Zeit hat Niemand mehr das berühmte Bett gesehen.

Der Zorn des Schahs beschränkte sich indessen nicht auf das Fortschaffen des Bettes: er sann nach, was wohl noch außerdem Schuld an der Einnahme von Tabris seyn könne. Da fuhr ihm ein Lichtstrahl durch das Haupt, und er sandte sogleich nach Allajar-Chan. Dieser, aus der Familie der Kadscharen, d. h. des jetzt regierenden Hauses, führt den Titel „Assisud-Doulet", „des Reiches Salomon", und hatte eine Tochter des Schahs zur Gemahlin. Man sieht hieraus, daß er ein ziemlich wichtiger Mann im Staate war.

Nachdem der Schah Befehl gegeben, diesen zu rufen, begab er sich in ein abgelegenes Zimmer seines Palastes, dessen Fenster nach einem großen Platz hinausgingen, und ließ vor den Fenstern einen Teppich ausbreiten. Allajar-Chan, der daran gewöhnt war, oft zum Schah gerufen zu werden, der seine Gesellschaft liebte, schmückte sich Königlich. Sehr auffallend war ihm indessen der Befehl des Schahs, sich nicht in die inneren Gemächer des Palastes zu begeben, sondern auf den großen Platz, vor demjenigen Flügel, aus welchem der Schah gewöhnlich dem zusah, was sich auf dem Platz zutrug. Als er dort angekommen war, ließ der Schah ihn die gewöhnlichen Verbeugungen und unterthänigen Phrasen vollenden und sprach dann: „Mit Dir, als einem Verwandten des Schahs, wollten wir uns über das uns widerfahrene Unglück unterhalten. Du weißt, daß die Ungläubigen in Tabris sind?" — „... hab' es gehört", antwortete er, „daß die unüberwindliche Armee ... Hoheit von diesen Verfluchten besiegt worden ist, und mein dem ... ergebenes Herz ist vor Kummer zu Wasser geworden. Aber Al... groß, und wenn nur der Schatten Deines Wohlwollens für d... sich nicht vermindert. . . . ." — „Dummes Zeug!" fiel der Schah ... ein. „Dummes Zeug! Mein Schatten ist ein Schatten, und Du ... wissen, daß Du an Allem schuld bist." — „Gott behüte! Wie kan... ein niedriger Sklave, der es nicht werth ist, den Staub Deiner F... küssen, schuld an einem so wichtigen Ereignisse seyn? Ich würde ... seyn, für meinen Schah und Wohlthäter mich in die Hölle zu st... — „Genug der Lügen, alter Fuchs! Hast Du mir nicht gerathen, ... Russen Krieg anzufangen?" — „Es ist wahr, ich gehörte zu denen ... Dir den Rath gaben, Padischah, Deine Waffen durch Vernichtung ... ser Bösewichter zu verherrlichen. Aber der Erfolg hing nicht von ... ab." — „Das lügst Du! Du versichertest mir, daß meine Truppen ... besiegbar seyen." — „Wer kann der Macht des Padischahs, der ... flucht der Welt, widerstehen!" — „Schweige und reize meinen G... nicht noch mehr; ich will Dich lehren, mir in der Zukunft gesch... Rath zu geben und Dein Amt besser zu begreifen." Bei diesen W... klopfte der Schah in die Hände, und es erschienen vier Ferraschs ... Stöcken, streckten den Salomon des Reichs auf den Teppich hin, sch... seine Füße in dazu bestimmte Blöcke ein und hieben herzhaft a... Fußsohlen des Schwiegersohnes Sr. Hoheit los. Der Salomon ... Reichs, oder richtiger der Reichs-Groß-Wesir Salomon, hatte ... Wochen lang an seinen geschwollenen Füßen zu heilen.

Mannigfaltiges.

— Alexander Puschkin. Ueber diesen genialen Dichter, ... man nicht unpassend den Russischen Byron nannte und der mitt... seiner ruhmvollen Laufbahn vom Schauplatze dieser Welt *abgetreten* ... giebt Herr Löwe Weimars, der bei seinem letzten Aufenthalt *in* St. Pe- tersburg Gelegenheit hatte, den Verstorbenen persönlich *kennen zu lerne*... im Journal des Débats einige nähere Nachrichten. Einer der ältesten Russischen Familien angehörend, wallte doch in dem Blute des Dichte... noch ein ganz eigenes fremdartiges Element; Puschkin's Großmu... war nämlich die Tochter des Neger-Fürsten Hannibal gewesen, den sch... in frühester Jugend Peter der Große an seinen Hof gezogen hatte, ... der als Feldzeugmeister der Russischen Artillerie starb. Die Gesichts- züge Puschkin's trugen auch noch die Spuren dieser für einen Euro- päischen Dichter gewiß merkwürdigen Abstammung. Puschkin hat ... Boden seines Vaterlandes niemals verlassen, obwohl er nach Deutsch- land, Frankreich und England große Sehnsucht hatte. Die Literatur ... dieser Länder kannte er zwar genau, doch tragen seine Schöpfungen ... alle einen echt-nationalen Russischen Charakter. Sein großes Ged... „Rußlan und Ludmilla" spielt in der frühesten Zeit, an des F... Wladimir Tafelrunde; der „Berggefangene" schildert die Lebensweise ... jetzt auch politisch wichtig gewordenen Tscherkessischen Gebirgsvölker; ... „Quelle von Baktschi-Serai", ein Gedicht von 600 Versen, das ... Krimm zum Schauplatze hat, brachte dem Dichter ein Honorar ... 3000 Rubeln; „Eugen Onegin" ist eine Art von Russischem Don Ju... mit dem Puschkin jedoch seine epischen Dichtungen beschloß, während ... mit dem rauschend aufgenommenen „Boris Godunoff" einen Cyklus ... Tragödien begann. Das Feuer und die Keckheit seiner Jugend, ... früher manchen Anstoß gegeben hatten, waren der besonneneren ... des Mannes gewichen, der jetzt auch der Geschichtsschreiber seines Va- terlandes werden wollte und ein umfassendes Werk, die Geschichte Pe- ter's des Großen, ausarbeitete. Aber noch einmal kehrte der jugend- liche Ungestüm zurück, und durch einen unglückseligen Familienzwist ließ er sich zu einem Zweikampf hinreißen, der dem Dichter im 38sten Jahre seines Alters das Leben kostete. Von der Kugel seines Gegners ... im Unterleib getroffen, erhob er sich doch noch einmal, feuerte sein eigenes Pistol ab und verwundete auch seinerseits den Mann, von de... er in seiner Ehre sich gekränkt glaubte. Der Kaiser Nikolaus hat u... mittelbar nach dem Tode des Dichters den Befehl ertheilt, daß für ... Wittwe und die vier unerzogenen Kinder desselben auf eine des B... schützers wie des Schützlings würdige Weise gesorgt werde.

— Eduard Bendemann in Paris. In einem Artikel ... „Deutsche Kunst im Auslande" (Nr. 17 des Magazins) haben wir ... Hoffnung ausgesprochen, auf der nächsten Pariser Kunst-Ausstellung ... Düsseldorfer Schule durch einen tüchtigen Repräsentanten vertreten ... sehen. Wir freuen uns, nunmehr berichten zu können, daß wir... eines der tüchtigsten Bilder, Bendemann's „Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem", in den Sälen des Louvre ausgestellt ist, und daß ... der gespannten Erwartungen und der vielen Ueberraschungen, mit denen die Pariser in die bis dahin hermetisch verschlossenen Hallen der Aus- stellung traten, das Deutsche Bild doch einen großartigen Eindruck nicht verfehlt hat, der sich auch schon in den ersten Zeitungsberichten über die Ausstellung abspiegelt. Der Pariser Katalog befolgt die bereits ... Eintheilung nach den Kunstgattungen und nach den Namen der Künst- ler. Die biblischen Gemälde, die nach Französischer Kunst-Abtheilung nicht zu den historischen gezählt werden, geben den streng historischen voran und daher kömmt es denn, daß Bendemann's „Jeremias" das Ver- zeichniß eröffnet, worauf, als das nächste bedeutende Bild, Delaroche's hei- lige Cäcilia folgt. Wer den „Jeremias" kennt, wird wohl kaum bezwei- feln, daß dieses Bild auf die Franzosen einen mächtigen Eindruck machen muß, denn gerade diejenigen Effekte desselben, die vielleicht dem Deut- schen Beurtheiler allzu gehäuft erscheinen, möchten wohl den Französi- schen Beschauer unbedingt dafür einnehmen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 31. Berlin, Montag den 13. März 1837.

Schweden.

Ein Tag in St. Gallen.

Aus dem Tagebuche eines Schwedischen Reisenden.*)

Ich hatte das bunte gemüthliche Schwaben hinter mir, und je weiter ich kam, um so mehr bereitete mich die an Schönheit zunehmende Landschaft auf die Schweizer Natur vor. Bald lag des Bodensees Spiegel vor mir ausgebreitet und, auf seiner Oberfläche schwimmend, ein Venedig im Kleinen, die Stadt mit dem romantischen Namen, das entzückende Lindau. Grünende Thäler, von schneebedeckten Bergen umschattet, begegneten seit einem Jahre zum ersten Male wieder meinem Auge. Im vorigen Jahre war es die merkwürdige Gebirgsgegend des Vaterlandes, die Spitzen des Areskuta, welche zum ersten Male in meinem Leben mir ein ähnliches Schauspiel gewährt hatte. Wie mager ist jedoch die nordische Alpen-Natur gegen des Süden Ueppigkeit, Frische und Leben! Ein Dampfschiff führte mich über den schönen See nach Constanz, welches vielleicht das netteste Städtchen in der Welt wäre, wenn es kein Lindau gäbe. Schöne Villa's, liebliche Landhäuser eilten jede Minute meinen Blicken vorüber. Nur auf den an Naturpracht unerreichbaren Seen der Lombardei habe ich etwas gesehen, das diesen Anblick überträfe. Am See liegen Moos, Giebeldach, paradiesische Gegenden, und Arenenberg, zu jener Zeit noch in der großen Welt unbekannt, innerhalb seiner ländlichen Mauern die bezaubernde Hortensia beherbergend, die damals noch nicht ihres Sohnes letzte Thorheit und Verbannung beweinte — alles dieses und noch viel mehr übersieht man fast mit Einem Blicke vom Verdecke des dahineilenden Fahrzeuges, das in einem halben Tage seine Runde um den herrlichen See vollenden kann.

Bei Rorschach ist man schon auf Schweizerischem, das heißt, auf wirklich freiem Boden, was man schon daraus sieht, daß die Paß-Polizei aufhört. Durch ein Land, das man ohne Uebertreibung einen einzigen romantischen Garten nennen kann, geht oder fährt man in einigen Stunden nach St. Gallen.

Wohl verdiente es seine eigene Schilderung, dieses liebliche St. Gallen mit seiner vortrefflichen Lage in der schönsten Thales-Ebene, seinen pittoresken Hügeln und Bergen, übersäet mit amphitheatralisch gelegenen Landhäusern und fetten glänzenden Heerden, seinen lebendigen, wiewohl engen Gassen, seinem Wohlstande, seinem Reichthum, seiner herzlichen, gastfreundlichen Bevölkerung mit einfachen, aber gebildeten Sitten, seinem Freudenberg, von wo man, während man sich am vorzüglichen Landwein erquickt, vom Balkon des Wirthshauses eine der schönsten Aussichten in der Schweiz hat, auf der einen Seite über den weiten und sonnenbeglänzten Spiegel des Bodensees, auf der anderen nach den ferner schimmernden Spitzen des Eiger, Titlis und der ganzen Berner Oberlands-Kette blickend — alles dieses verdiente wohl eine Schilderung, aber sie mag für ein anderes Mal aufgespart werden. Anstatt dessen will ich jetzt etwas von einem merkwürdigen Zusammentreffen erzählen, das ich in St. Gallen erlebte, nicht weil es gerade mir begegnete, sondern weil es auch für Andere nicht ohne Interesse ist.

Ich wohnte im „weißen Roß", einem der vielen Wirthshäuser, die in St. Gallen, wie in den übrigen Schweizer Städten, in Ueberfluß vorhanden sind. Eben von einer Exkursion vom Freudenberg zurückgekommen, hatte ich mich einige Minuten auf meiner Stube ausgeruht und ging hinunter, um einen Spaziergang um die Stadt zu machen. Ich mußte hier bei der Thür des Speisesaals vorbeikommen, wo ich eine Kleinigkeit hatte liegen lassen. Schon auf der Treppe trafen mein Ohr die Töne eines alten, etwas heiseren Klaviers; in langsamen Akkorden schienen die Hände darüber hin und herzugehen. Es lag gewiß nichts Geniales oder Virtuosenmäßiges in diesen Phantasieen, aber die tiefe Melancholie, welche sie ausdrückten, weckte meine Aufmerksamkeit. Ich öffnete die Thür, und das Spiel hörte sogleich auf. Das Zimmer war leer, und nur am Klavier saß ein Mann, der bei meinem Eintritt sich sogleich mit einem gedrückten und menschenscheuen Aussehen erhob. Es war eine lange schlanke Gestalt von ungefähr 60 Jahren; der ganze vordere Theil des Gesichtes war markirt, und die Seitentheile bedeckte kastanienbraunes mit Grau vermischtes Haar; er hatte eine etwas große, übrigens wohlgebildete Nase und dicke, aufgeworfene Lippen, von denen die obere von einem kurzen dünnen Schnurrbart bedeckt ward. Sein Blick hatte etwas Starres, seine Bewegungen waren steif und abgemessen. Sein helles Gesicht, die Formen desselben kamen mir bekannt vor; da es mir aber in Deutschland so oft widerfahren war, auf Gesichter zu treffen, die mir wahrhaft Schwedisch und wohlbekannt erschienen, so achtete ich nicht weiter darauf. Ich entschuldigte mich bei dem Fremden wegen der Störung, die ich ihm verursachte, und erklärte, daß, sobald ich nur das Vermißte gefunden hätte, — es waren meine Handschuhe, die auf dem Tische lagen — ich mich sogleich wieder entfernen wolle. Er beantwortete meine Entschuldigungen kalt, aber höflich, und an seiner Aussprache merkte ich, daß er wenigstens kein geborener Schweizer seyn könne, denn diese radebrechen das Deutsche in einer Weise, daß man es kaum noch für Deutsch halten kann, und der Mann, den ich vor mir hatte, obgleich in groben grauen Kleidern und deshalb, so vermuthete ich, nicht den höheren Klassen der Gesellschaft angehörend, bediente sich doch einer reinen und gebildeten Sprache. Ich verbeugte mich rasch und ging hinaus, ohne mich weiter um meinen Klavierspieler besonders zu bekümmern, der, sobald ich nur die Thür hinter mir geschlossen hatte, sich wieder hinsetzte und mit seinen traurigen Akkorden fortfuhr, die mir bis auf die Straße nachtönten. Nach ein Paar Stunden kam ich zurück; auf dem Wege nach meinem Zimmer tönten mir wieder Klänge von demselben Klaviere entgegen, aber jetzt waren sie in einen munteren Walzer übergegangen, und die Schwingungen eines tanzenden Paares ließen sich deutlich vom Speisesaal her vernehmen. Was, dachte ich, etwa ein improvisirter Ball? Neugierig ging ich hinein und sah jetzt die Eine von den Töchtern des Wirthes am Klaviere sitzend, während die Andere recht tapfer im Zimmer herumwalzte — mit demselben Manne, der vorhin so melancholisch phantasirt hatte und jetzt in einer herrlichen Laune zu seyn schien. Der Tanz ward wohl durch mein Eintreten unterbrochen, aber als ich mich zum Weggehen anschicken wollte, trat der Alte zu mir heran, bat mich, mich nicht geniren zu lassen, und plauderte auf recht muntere Weise. Ich dankte, ging aber doch meinen Weg. Auf dem Flur begegnete ich einem Kellner, und da der spielende und tanzende Fremde durch die schnelle Veränderung seiner Manieren meine Aufmerksamkeit im hohen Grade erweckt hatte, so redete ich den Kellner an: „Das ist ein wunderlicher Mann, dieser alte Herr da, wer ist er?" — „Ob", antwortete er mit einer schlauen und wichtigen Miene, aber ohne den außerordentlichen Eindruck, den seine Worte auf mich hervorbringen sollten, zu ahnen, „dieser Mann ist ein merkwürdiger Mann — es ist Oberst Gustafsson, der ehemalige König von Schweden."

Ich sah den Oberst nicht mehr wieder, da ich den folgenden Tag schon abreiste, aber zufällig hatte ich noch am selben Abend Gelegenheit, von glaubwürdigen Personen etwas über seine Stellung und Lebensart zu erfahren, wovon Folgendes das Wesentliche ist.

Gustaf Adolf bewohnte in St. Gallen ein kleines, höchst einfaches Zimmer im dritten Stockwerke zum „weißen Roß", ward von einem Kellner im Wirthshause bedient, ging selten aus, ward selbst in St. Gallen wenig gesehen und haßte jede Aufmerksamkeit, die auf seine Person gerichtet wurde. Hatte er einen Fremden in Verdacht, daß er aus Neugierde Zutritt zu ihm suchte, so schloß er sich sogleich ein. Seine eigentliche Beschäftigung war das Lesen alter Zeitungen, so wie der Romane und anderer Bücher, die er, als Mitglied der Lesegesellschaft in St. Gallen, zugeschickt bekam. Sein starres trockenes Wesen wechselte oft ab mit Aeußerungen von Traurigkeit, übler Laune und kindisch lärmender Freude. Mit der ihm eigenen Beharrlichkeit wollte er nichts von seinen Kindern hören und weigerte er sich, jede Unterstützung, oder Etwas, das nur im Entferntesten als eine solche erscheinen konnte, von ihnen anzunehmen. Die kärglichen Mittel, die er sich selbst erspart hat, würden trotz seiner einfachen Kleidung und seiner mäßigen Lebensweise doch schon längst erschöpft gewesen seyn, wenn nicht seine erlauchte Tochter, die Großherzogin von Baden, auf eine List gekommen wäre, wodurch Gustaf Adolf während seines Aufenthalts in St. Gallen stets von der rechten Spur abgeleitet worden ist. Sie hielt nämlich in St. Gallen einen Commissionair, der im Einverständnisse mit dem Wirthe zum weißen Roß dafür sorgte, daß ihres Vaters Lebensunterhalt und das Wenige, was er für sich auskaufen ließ, ihm stets zum Drittel oder Viertel des wirklichen Werthes angerechnet wurde, während das Uebrige von der Tochter bezahlt ward. Er fand daher bloß, daß St. Gallen der Ort sey, wo man Alles unendlich billig haben könne, und zog den Aufenthalt dort jedem anderen vor.

*) Nach dem Stockholmer Journal Dagligt Allehanda.

Bibliographie.

Dramatiska studier. (Dramatische Studien.) Von Bernh. v. Beskow. [Enthaltend: Hildegard, Trauerspiel, und Torkel Knutson, Trauerspiel.]

Tirfing eller dödsvärdet. (Tirfing oder das Todesschwerdt.) Romantisches Gedicht in 10 Gesängen, von Ling.

Poetisk sångkalender för år 1837. (Musen-Almanach für 1837.) Von E. F. Dahlgren. Mit Musik-Beilagen.

Illusionerna. (Die Täuschungen.) Roman.

Skildringar ur sällskapslifvet. (Schilderungen aus dem Gesellschaftsleben.) Schwedischer Original-Roman. Erster Theil.

Grannarne. (Die Nachbarn.) Von der Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben. 2 Thle.

Betraktelser i anledning af Rysta Generalens P. v. Suchtelens historiska berättelse. (Betrachtungen, veranlaßt durch des Russischen Generals van Suchteln historischen Bericht über den Krieg in den Jahren 1808 und 1809.) Vom General Lagerbring. Stockholm.

Frankreich.

Die heutigen Theaterdichter der Franzosen.

III. Alexandre Dumas.

Dumas trat zum ersten Male im Jahre 1829 auf, und obwohl er als der Letzte die Bühne betrat, so geräth er doch schon wieder in Vergessenheit. Ihm gebührt das Lob, daß er seiner dichterischen Thätigkeit ein deutliches Ziel gesteckt hatte, daß er wußte, worauf er losging. Er hat freilich nicht Alles gethan, was er vermocht hätte, er hat nicht alle Hoffnungen erfüllt, die sich an sein erstes siegreiches Auftreten knüpften. Er hat die geistig literarische Bedeutung seiner Kunst nicht begriffen; dafür aber hat er sich mit großer Energie in eine Tendenz geworfen, in die Reaction gegen die dramatische Schule des 17ten Jahrhunderts. Er fand Traditionen auf seinem Wege, die der große Haufe blindlings respektirte; er nahm sich vor, sie zu stürzen. Er sah die Zuschauer in andächtiger Bewunderung vor der idealen Schönheit des Griechischen Typus bei Racine, vor der gigantischen Größe des Römischen bei Corneille, und von da an stand es in seinem Geiste fest, diese alten, conventionell gewordenen, viel angestaunten Typen durch frischere, jüngere, natürlichere zu verdrängen. Leider hat er sich diese Aufgabe nicht in ihrem ganzen Umfange reiflich überlegt, erst seit kurzem scheint ihm die Ahnung gekommen zu seyn, wie schwer sie ist, und was dazu gehört, und noch immer ist eine arge Verwirrung in seinen Gedanken und Bezeichnungen, wenn er sich darüber ausspricht. Dieser Mangel an Ueberlegung ist schuld daran, daß er sich verirrt, daß er sich weit ab in ein Gebiet verirrt hat, wo die wahre Literatur, welche die Offenbarung eines Geistes seyn soll, auch ihn, Dumas, verleugnen muß. Es ist in ihm ein Ungestüm, eine kindische Hast; kaum ist ein Gedanke in ihm geboren, er gönnt ihm nicht die Zeit, sich zu entfalten, zu läutern; es treibt ihn zur Ausführung. Kaum hat er die Idee gefaßt, die klassische Tradition zu bekämpfen, so stürzt er sich kopfüber in den Kampf. Er untersucht nicht, auf welchem, auf wie tiefem Grunde das ruhe, was er umstürzen will, er schätzt dessen Gewicht und Umfang nicht, er fragt sich nicht, was denn wohl der Sinn, die Bedeutung, der Kern dieses Monumentes aus alten Zeiten sey. Wäre er über solche Fragen ernstlich mit sich und mit seinen Studien zu Rathe gegangen, so würde er bald dessen inne geworden seyn, daß kein Genie, sey es noch so kühn, noch so mächtig, trete es mit noch so neuen Ideenschöpfungen auf, daß kein Genie jemals die Tradition zertrümmern oder mit einem Hauche hinwegblasen, sondern nur sie modifiziren, sich ihrer bemächtigen und sie in neuem Geist, in neuen Richtungen fortsetzen kann. Herr Dumas wird nicht müde, eine Wiedergeburt der Tragödie zu prophezeien, aber was er sich darunter denkt, das ist etwas sehr Beschränktes, Einseitiges, ganz aus seiner persönlichen Befangenheit Herausgebildetes. Was waren denn Herrn Dumas Intensionen, als er vor neun Jahren für das Theater zu schreiben anfing? Er war in hohem Grade eingenommen für Shakespeare und Schiller, die er damals nur in ihren äußeren Eigenschaften zu würdigen wußte, und in noch höherem Grade von einigen neueren Französischen Dramen, die aber bloß zur Lektüre, durchaus nicht zur Bühnendarstellung geschrieben waren. Da ging ihm ein Gedanke auf: Natürlichkeit — und in dem Augenblick wurde ihm das Idealische zum Gegensatz des Natürlichen, zur Unnatur. Diesem Phantom der idealen Unnatur schwor er den Krieg, und die Streiche, die er auf den Feind zu führen dachte, fielen auf die Poesie selbst. In seinem blinden Haß unterschied er nicht, was an der alten Französischen Tragödie conventionelle Form und was wesentliche poetische Schönheit sey. Er war des ehrlichen Glaubens, er ist's vielleicht noch, die höchste Aufgabe der dramatischen Dichtkunst sey, die Natur nachzuahmen, sie zu reproduziren. In diesem Sinne, für diesen Zweck ist Alles, was er für das Theater geschrieben. Hätte Herr Dumas sich einmal ernstlich gefragt, ob es denn wirklich die Aufgabe der Kunst im Allgemeinen sey, der Natur nachzuahmen, so hätte er in Betreff der Tonkunst und der Baukunst gleich mit Nein antworten müssen. Der Maler und der Bildhauer scheinen zwar beim ersten Blick auf das Wiedergeben einer natürlichen Form und Farbe angewiesen, aber in der Hand des großen, des vollendeten Künstlers wird die natürliche Form nie sklavisch nachgebildet, sondern immer als Träger eines Gedankens und durch den Gedanken beseelt erscheinen. Nie ist das Werk des Malers, des Bildhauers in Zeiten, da die Kunst gedieh, ohne diese Beseelung, ohne diesen idealen Inhalt gewesen. Wenn der Marmor und der Ton, die Farbe den sinnlichen Gegenstand nicht naturgetreu nachzubilden, sondern die Naturform in die Idee zu erheben angewiesen sind, wenn hier ein Theil, eine Linie hervorgehoben, dort eine verwischt werden muß, damit der geformte Stoff der adäquate Ausdruck eines Gedankens werde, so wird, denke ich, auch das menschliche Wort, wo es zur Kunstschöpfung der Poesie verwendet wird, sich dem Dienste des Ideals nicht entziehen dürfen. Wenn Stein und Leinwand die Sklaverei der absoluten Nachahmung verschmähen, so wird doch das menschliche Wort nicht durch solchen Frohndienst zur poetischen Weihe aufsteigen.

Gesetzt aber auch, wir gäben es zu: alle Kunst solle und darf die Natur nachahmen, und der Dichter habe nicht nöthig, eine Idee in das Bild der natürlichen Wirklichkeit einzukleiden, — selbst dann hat sich Herr Dumas der Aufgabe, dem Beruf eines Dichters noch bei weitem nicht gewachsen gezeigt. Was er nachahmt, was er darzustellen trachtet, das ist nicht die wahre, volle Natur des Menschen, es ist nur das niedrigste, das grobsinnlichste Element dieser Natur. Statt uns den Menschen zu zeigen, wie er ist mit Leib und Seele, zeigt uns Dumas nur das physische Geschöpf mit seinen Trieben. Er will die Leidenschaft in ihrer Werkstatt belauschen, wie sie entsteht, wie sie wächst, aus dem Grunde. Noch hat er weit, bis er dahin kommt; was er belauscht, das sind nicht Gefühle, sondern Begierden. Was er uns auf der Bühne als Liebe verführt, ist nur das Begehren der Geschlechter nach einander; die Liebe als ethisches Gefühl, als Leidenschaft, ist ihm in ihrem Wesen noch fremd. In seinem Drama treten nicht Personen und Charaktere, sondern nur Kreaturen mit Kennzeichen der Gattung und des Geschlechtes auf. Nur das heiße Blut, nicht die Gluth der Begeisterung, der Leidenschaft, der Freude vermag er zu schildern. Wir wollen wir ihm gern die Aufgabe erlassen, die Wirklichkeit zum Ideal zu erheben; wir wollen froh seyn, wenn er fürerst dahin gelangt, die Wirklichkeit ganz zu fassen.

IV. Victor Hugo.

Victor Hugo ist durch die Lyrik zum Theater und zum Roman aufgestiegen. Man merkt dies an den drei ersten Dramen, die er für die Scene geschrieben, sie stehen in nächster Verwandtschaft mit dem lyrischen Charakter. Im Cromwell, der noch früher geschrieben, der nie für die Bühne bestimmt war, kommen zwar auch sehr lange lyrische Stellen vor, aber der vorherrschende Charakter in dem ganzen Stück ist doch das Groteske. Hingegen in „Marion Delorme", „Hernani" und „Triboulet (Le Roi s'amuse)" ist dem Lyrischen ein sehr freier Spielraum gelassen. Es war ein bedeutender und achtungswerther Versuch, dem dramatischen Körper solchergestalt lyrische Blüthe und Färbung zu geben, bedeutend für die Literatur, nicht für das Theater. Von der Bühne herab wird ein solches, aus lyrischem Geist empfangenes Drama nie dauernden Eindruck machen, und darauf kommt doch Alles an. Denn ein Theater ist nichts, wenn es nicht auf sein Publikum wirkt. Der Freund des Schönen in der Literatur wird dem Dichter diese dramatischen Schöpfungen allezeit danken. Es steht sich schön und zauberisch an, wie der lyrische Gedanke gleich einer Lichtgarbe emporsteigt, sich in funkelnde Strahlen ausbreitet und die Figuren, wie des Dichters Phantasie sie rings herum gruppirt hat, mit seinen bunten Lichtern überkleidet. Nur freilich ist dieser Glanz keine Wärme, und die Farbe, die den Gedanken außen um die Form spielt, kein Leben. Der lyrische Gedanke kann mit den Personen eines Dramas nicht so schalten, wie der Musikmeister mit seinen Instrumenten im Orchester; wo der Dichter eine Person, einen Charakter geschaffen hat, da muß er ihm eine Freiheit zum Ertönen geben, und diese Freiheit gebt in die innere Einförmigkeit des lyrischen Moments nicht auf. Es ist das Wesen des lyrischen Gedankens, daß er keiner Metamorphose fähig ist, sondern sich immer wieder selbst in die Tiefe seines Ursprungs zurückversenkt, und wenn der Dichter versucht, ihn zu zerstücken und seine Glieder unter die Personen des Dramas zu vertheilen, so ist er doch darum nicht vielgestaltig genug, wie das Leben im Drama es verlangt. Die lyrische Erregung wirkt nie zur dramatischen Wirkung.

Hugo's „Marion", „Hernani", „Tribulet" sind zuerst und ursprünglich lyrische Gedanken, und als solche wollen sie dramatisch lebendig einherwandeln. Diese Courtisane, dieser Bandit, dieser Königsnarr bekümmern sich eigentlich wenig um das, was im Drama mit ihnen vorgeht. Sie greifen nicht in die Handlung ein, ihr Hauptgeschäft sind ihre bilderreichen Reden. Sie hören sich selbst mit Wohlgefallen sprechen, sie geben Alles auf den glänzenden Ausdruck ihres Denkens und Fühlens, weniger auf dessen inneren energischen Zentrum. Sie singen eine beständige Ode von ihrer Leidenschaft, sonst aber merkt man an ihrem Wesen und Handeln nichts davon. Doch gilt dieser Vorwurf für Marion Delorme weniger als für Hernani; man sieht wohl, daß Hernani der erste und kräftigste Wurf des lyrischen Gedankens in unserem dramatischen Dichter war. In Triboulet vollends tritt das lyrische Moment bereits gegen ein neues dramatisches Motiv zurück, woraus Hugo seitdem gearbeitet hat, obwohl in seiner Vorrede zu Cromwell und wo er sonst seine Poetik entwickelt, von demselben keine Rede ist. Dies Motiv ist der Gegensatz. Die erste Spur davon findet sich allerdings schon im Charakter von Hernani und Marion, starkes und reines Getränk im äußerlich schmutzigen Gefäß, der Diamant in schlechter Schlacke, die Seelenreinheit im sündigen Leib, der menschliche Großsinn in äußerlich verworfener Lage. Aber so überwiegend, so kühn und absichtlich tritt dies noch nicht hervor, wie später im Triboulet. Der Dichter hat es geradezu darauf abgesehen, die Seele eines Sokrates äußerlich unter dem Narrenkleid und der Narrenkappe zu vermummen, und so soll sie sich dramatisch offenbaren. Er ist mit diesem Drama gescheitert, aber dadurch in seinem Eifer für dieses neue Motiv nicht ermattet; es ist übrigens bekannt, daß Hugo seit langen schon keinem Rathe folgt, als seinem eigenen Sinn.

Wie früher den lyrischen Gedanken zur dramatischen Erscheinung, so wollte er jetzt durchaus das Grundmotiv der Antithese zur dramatischen Geltung bringen. Was hat er nun auf diesem Wege geschaffen? was zeigen uns seine drei letzten Dramen „Marie Tudor", „Lucrezia Borgia" und „Angelo"? Erst sehen wir Schaffot und Beil im Schlafgemach einer Königin; dann sehen wir den ins Ungeheure getriebenen Gegensatz der Mutterliebe, des Verbrechens im Herzen der verabscheutesten Ehebrecherin, deren Bett ihr Vater und ihre Brüder bestiegen. Und endlich im „Angelo"? Den Gegensatz von Pflicht und Leidenschaft — aber so ist es nicht beim rechten Namen genannt: wir sehen auf der einen Seite die eheliche Treue, auf der anderen eine Art von

verruchter, unsinniger Trennung zwischen Leib und Seele, wobei jener entweiht wird und diese dennoch rein bleibt; auf der einen Seite die keusche, gehorsame, duldende Gattin, auf der anderen eine Buhlerin, die ihren Leib dem Manne verkauft hat, den sie tödtlich haßt, aber dafür dem Manne, den sie wirklich liebt, ihre Liebesgunst versagt. In so kindisch und gewaltsam aus einander gezerrten Gegensätzen gefällt sich nun Hugo und redet sich ein, hier habe er ganz neue und großartige dramatische Charaktere geschaffen. Daher der weite und klägliche Abstand, wenn man Hugo's drei letzte Dramen mit seinen drei ersten vergleicht. Denn erstlich ist das bloße Motiv des Gegensatzes, und sey es noch so gewaltig durchgeführt, im Vergleich mit einem wahren, tiefen lyrischen Gedanken immer etwas Aermliches, Oberflächliches. Zweitens ist dieses Gesetz der Antithese, dem Hugo für sein Drama huldigt, ein sehr tyrannisches und launenhaft gefährliches, das ihn immer weiter und weiter zu schweren Verirrungen fortgerissen hat. Er ist auf diesem Wege vom Drama zum Spektakelstück herabgesunken. Indem er mit aller Gewalt durch Gegensätze Eindruck bei den Zuschauern bewirken will, so klammert er sich, weil das bloße einseitige Aufweisen des Gegensatzes innerlich nicht rührt und nicht rühren kann, an die äußerlichen Mittel, wodurch derselbe in der Wahrnehmung der Menge recht schlagend verständlicht wird. Darum thut es ihm Noth, uns auf der Scene finstere Kerker neben glänzenden Palästen, Sack und Asche dicht neben schwelgerischer Pracht, den groben Kittel neben Sammet und Seide vorzuführen. Der Decorations-Maler, der Maschinist, der Theater-Schneider haben ihm helfen müssen, die Antithesen zu realisiren und deutlich herauszuarbeiten. Was bietet er nicht auf für seine Stücke, wie viel verschwendet er an Farbenpracht, an äußerlicher Schau, an verdorgenen Treppen und Thüren, an vergoldeten Knäufen, an strahlenden Zinnen, an Kronen, Mänteln, Perlenschmuck, Halsbändern, Ritterrüstungen; der reichste König- und Kaiserhof Europa's kann sich keines größeren Luxus rühmen. Trotz alledem aber hat er das Publikum nicht gewonnen, nicht gefesselt.

Wenn seinen ersten lyrisch dramatischen Erzeugnissen eine Verkennung der Natur des Dramas zu Grunde lag, so legten sie doch Zeugniß ab von einem schönen dichterischen Bestreben, und darum konnten einsichtige Freunde der Literatur ihm ihren Beifall nicht versagen. Er war in einem Irrthum befangen, aber er kämpfte und strebte mit Ehren vorwärts; der poetische Geist und Inhalt seiner Schöpfungen errang den Erfolg trotz der unangemessenen dramatischen Form, — und wenn er das Unmögliche erstrebte, so erstrebte er's doch auf Wegen und mit Mitteln, welche die Kunst für erlaubt ansehen durfte. Damals mußte, auch, wer mit Hugo's Meinungen nicht übereinstimmte, doch seine Ueberzeugung und sein Streben in Ehren halten. Jetzt hat der Irrthum auch ihn auf einen Boden geführt, den die wahre Literatur zu ihrem Bereich zu ziehen verschmäht; sein lyrischer Genius ist von der Höhe auf die Bretter herabgestiegen und macht, der gaffenden Menge zur Augenweide, Kunststücke mit der Antithese, Theater-Effekt mit glänzenden Puppen und Decorationen. Seine früheren aufrichtigen Freunde sehen ihn mit großem Bedauern auf so hoffnungsloser Bahn. Mit „Lucrecia Borgia" sah man sich in früheren Hoffnungen getäuscht, mit „Angelo" schien leider über Hugo's Zukunft als dramatischer Dichter der Stab gebrochen zu seyn.

V. Alfred de Vigny.

Alfred de Vigny steht als Theaterdichter auf einem eigenen Boden, und der Grund dieser Eigenthümlichkeit ist in seiner Persönlichkeit, in seiner Stimmung und Gesinnung zu suchen. Sein erstes Drama, „die Marschallin d'Ancre", und sein letztes, „Chatterton", sind freilich in Anlage, Plan und Fabel himmelweit von einander verschieden. Dort eine vielbewegte, ereignißreiche Handlung, hier nur die stille Entwickelung eines Charakters; dort eine laute, weitausgreifende Bewegung, hier die Darlegung einer tiefen Innerlichkeit, die Reflexion. Und dennoch ist eine Analogie, eine Grundähnlichkeit in beiden Stücken, natürlich nicht in der äußeren Fassung und im Verlaufe der Handlung, sondern in der Intention, welche der Dichter in die Haupt-Charaktere legt. Diese Intention und die dichterische Eigenthümlichkeit Alfred de Vigny's überhaupt ist wesentlich elegisch. In der „Marschallin d'Ancre" sind mehrere sehr vorzügliche Scenen; die Unterredungen namentlich, die dem Stücke zur Exposition dienen, sind höchst anziehend, voll treffenden Sinnes, voll Eleganz. Aber die Wahrheit ist, daß es auch diesem Drama an Handlung fehlt. Man verstehe uns recht: Ereignisse sind viele darin, aber eine Folge von Ereignissen ist noch lange keine dramatische Handlung. Mit Ereignissen giebt die Geschichte sich zufrieden, und der Dichter kann sie ihr entlehnen; seine Sache ist's, eine Handlung durch diese Ereignisse hindurch zu schlingen. Das Verhör der Leonora Galigai, der Zweikampf, womit das Stück endet, das sind lauter Scenen voll Erbarmlichkeit, voll Erschütterung, voll Pathos, die noch heute in höchster Lebhaftigkeit vor unserem Gedächtniß stehen; aber der Grundzug des Charakters in dieser Leonora bleibt, so gut wie im Chatterton, immer elegisch.

Alfred de Vigny's poetisches Talent zeichnet sich vor anderen durch eine ungemeine Reinheit, Zartheit, Anmuth aus, und mit allen diesen Gaben entfaltet es sich am schönsten in der Darlegung des inneren Seelenschmerzes, in der Klage. Nun ist es zwar an sich nicht unmöglich, daß ein Dichter in zwei ganz verschiedenen Gattungen der Poesie Vortreffliches leiste; aber der Elegiker wird doch unter Allen am meisten zu ringen und sich zu kräftigen haben, ehe er seinen Erzeugnissen das wahre dramatische Leben einhauchen kann. Wenn wir nun nach jenen beiden Probestücken von Alfred de Vigny's dramatischem Beruf urtheilen sollen, so findet sich, daß er in dem ersten einen recht entschiedenen, erfolgreichen Schritt zur dramatischen Composition gethan hat, daß er aber mit dem zweiten ganz und gar wieder zum Elegischen zurückgekehrt ist. Alle Elemente, welche der Dichter in „Chatterton" dramatisch gestaltet hat, sind eigentlich und in Wahrheit elegische.

Sehr erwünscht, sehr zur rechten Zeit ist dieses Drama über unsere Bühne gegangen; die geistige Reinheit und Höhe der Gesinnung, mit einem Wort der Spiritualismus, kraft dessen es aufgefaßt und geschrieben ist, hat heilsam, läuternd auf den Geschmack des Publikums und hoffentlich auch auf die dramatische Literatur eingewirkt, die beide sich im Krassen zu verlieren drohten. Der Beifall, womit Chatterton aufgenommen worden, die andächtige und innige Theilnahme des Publikums an einem dreiaktigen Stück, dessen ganzer Inhalt die Einsamkeit, die Verlassenheit eines armen Dichters ist, — dies konnte als eine wahre Reaction gegen die jüngsten Successe von Dumas und Victor Hugo angesehen werden, eine Reaction, die Mancher gewünscht, Mancher vorhergesehen, die aber auch mancher Schwachgläubige für unmöglich gehalten hatte. Wir haben daran Gottlob gesehen, daß unsere Bühne noch für Besseres empfänglich ist und nicht für ewig an die Reizkünste der Sinnlichkeit und an den Pomp der Spektakel-Stücke verfallen. Unsere Zufriedenheit hierüber darf uns aber nicht zu einem allzu günstigen Urtheil über das eigentlich dramatische Verdienst des Chatterton verleiten; es ist ein elegisches Sujet in der zartesten und harmonischsten Darstellung, es ist überall herrlicher, tiefer Ausdruck des Gefühls. Aber wir dürfen nicht wünschen, daß solcher Erzeugnisse mehrere auf einander folgen. Im Gegensatz gegen den Materialismus, der die Bühne eingenommen hat, helfen sie den theatralischen Sinn und Geschmack läutern; zum Typus des Drama geworden, würden sie sehr bald alle Welt gleichgültig lassen und langweilen. Wenn der Spiritualismus sich im Drama als in einem Organ hat offenbaren können, so muß er in seinen kräftigsten Manifestationen auftreten, nicht in seiner gedämpftesten, in der elegischen; die Stimme der Klage, töne sie noch so ergreifend, aus noch so reiner Höhe des Dichtergeistes und der Gesinnung, wird ihre Wirkung zwar auf einen Leser nicht verfehlen, den Zuschauer aber leicht erschlaffen und ermüden. Es ist löblich von de Vigny, daß er den besseren Theil des Menschen, den Dumas verleugnet und Hugo entstellt, daß er die unsichtbare Kraft, die Ahnung der inneren Schönheit, die keine stürmisch wilde Begierde erregt, daß er dies Alles in sein Drama aufgenommen, daß er den Kampf gegen den krassen Sensualismus auf dem Theater erhoben hat. Aber weil Chatterton applaudirt worden ist, darum ist noch lange der Sieg des Besseren nicht gewonnen. Man vergesse nicht, in welchem Zeitpunkt dieses Stück auf die Bühne gekommen ist, ganz kurz nach den famosesten Produkten von Dumas und Hugo, als das Publikum ganz erschrecklich blasirt, als der große Haufe des beständigen Schauspiels von Ehebruch und Schaffot satt geworden war und alle Welt durchaus nach Erregungen von besserer und edlerer Art schmachtete. Die stille, verschämte, gegenseitige Liebe des Chatterton und der Kitty Bell war ein wohlthätiger, ein anziehender Ruhepunkt für die überjagte ermattete Schaulust; dies und der reine schöne Stil, die Vollkommenheit der dichterischen Ausführung, erklärt den Beifall und die Gunst, welche der Dichter mit diesem Stück gewonnen hat.

Schlußwort.

Wir haben hiermit unsere Meinung über die heutigen Theater-Schriftsteller ausgesprochen, ohne unseren Widerwillen oder unsere Verliebe für die Sache zu verhehlen. Man wird uns unbillige Strenge gegen die Meisten vorwerfen wollen und uns nachsagen, wir seyen Pessimisten. Wir können aber unserer Ueberzeugung nach dem, was wir vor uns sehen, nicht abhelfen. Viele werden uns angreifen, weil wir unumwunden herausesagen, was sie selbst eigentlich auch denken, aber öffentlich zu äußern für mißlich halten. Wir meinen aber, was Einer über solche Dinge im Stillen denkt, das ist er gehalten, der Welt zu sagen; denn wer wäre noch ein solcher Narr, sich auf literarische Studien und auf Kritik zu verlegen, wenn am Ende alles tiefen Nachdenkens sich das Axiom herausstellt, daß er — das Maul halten muß. Ich weiß wohl, wenn man schweigt, oder wenn man so vorsichtig ist, die Fragen hinzustellen, aber die bedenkliche Antwort für sich zu behalten, so heißt man ein guter Mann, ein wohlwollender Geist, und erwirbt sich wohlfeil Freunde. Aber solche Freundschaften sind auch danach, sie halten kein freimüthiges Wort aus. Es bleibt wahr, daß die Lyrik und der Roman heute in Frankreich weit höher stehen, als das Drama; jene beiden Gattungen sind durch preiswürdige, kunstgemäße Schöpfungen vertreten, die einen Anspruch auf Dauer haben. Es wäre uns freilich lieber, wenn wir das heutige Drama auch loben könnten, aber es wäre nicht einmal leicht, in diesem Sinne zu lügen; wir würden uns selber peinigen und doch Niemanden täuschen. Die Wahrheit frank und frei ist hier das Beste, das Sicherste, das Leichteste.

Wenn man die genannten dramatischen Autoren mit einander vergleicht, so sieht man, daß Jeder von ihnen sich an eine besondere Klasse von Leuten wendet: Scribe namentlich an die Financiers und Banquiers, Delavigne an die ehrbare Mittelklasse, Dumas, Hugo und de Vigny an die literarisch gebildete Jugend in ihren verschiedenen Richtungen. Danach gestaltet sich das Publikum, welches sie finden. Was bei Scribe eigentlich allen Stücken zu Grunde liegt, ist Baarschaft in Barren oder Münzen; bei Delavigne ist es Moral, in allerhand Sentenzen von dem Glück der Ruhe und von der aurea mediocritas. Scribe und Delavigne haben es mit dem Theater eigentlich gar nicht in so fern zu thun, als es eine literarische Institution ist; sie schreiben nur ihrer Zuhörerschaft zu lieb, die es gern hat, wenn man das Geld und die goldene Mittelmäßigkeit lobt; geschieht dies zu ihrer Zufriedenheit, so verlangen die Geldmenschen und die Bürgersleute nichts weiter. Es bleiben also nur die Drei, Hugo, Dumas und de Vigny, welche eigentlich die dramatische Kunst in Händen haben. Es wird sich Mancher wundern, der meint, seine Proben abgelegt zu haben, daß wir ihn nicht mitzählen; aber wir können's nicht auf unsere Verantwortung nehmen. Jene drei Kämpen repräsentiren, ziemlich deutlich, drei dramatische Typen: den sinnlichen Drang, die schaumäßige Pracht und die weiche elegische Musik. Darin spricht sich auch ihre Unvollständigkeit aus. Hugo und de Vigny sieht größere Vollkommenheit und Korrektheit des Stils zu Gebote; in

Dumas' Werken ist keine Spur von Stil, es ist keiner möglich, aber er weiß seinen Personen mehr sinnliches, greifbares Leben zu geben. Von welchem unter den Dreien das Meiste für die Zukunft zu hoffen sey, wer mag's entscheiden? Die Bedingung ist, daß Jeder aus seiner einseitigen Natur und Manier heraustrete; dazu gehören umfassende Studien und hauptsächlich poetische Gewissenhaftigkeit. Freilich darf und kann de Vigny das sinnliche Element von Dumas nicht kopiren; freilich kann Dumas mit seinem Wesen nicht in die elegischen Motive de Vigny's eingehen; so ganz zieht Niemand seine Natur aus. Aber Jeder von ihnen hat Kräfte und Eigenschaften, woran das Talent der beiden Anderen lernen und sich befruchten kann. Gust. Planche.

England.

Englische Zeitungs-Annoncen (Puffs).

Die Industrie wird in England alle Tage erfinderischer. Sie hat es mit einer reichen glanzliebenden Aristokratie zu thun, die das Geld mit vollen Händen wegwirft, die aber auch aufs unvergleichlichste bedient seyn und jede Laune, jedes Gelüst aufs prompteste und vollkommenste befriedigt sehen will. Zu London namentlich giebt es ein großes Publikum von Leuten, die in Luxus, Müßiggang und Langeweile dahin leben und herzlich froh sind, wenn ihnen Jemand mit Rath zur Hand geht, wie sie ihre Banknoten und Guineen auf gute Art und sashionablem Wege los werden können. Täglich nehmen sie, um die Zeit zu tödten, eine beträchtliche Zahl von Zeitungen, Journalen und dgl. zu sich, und auf diese Leserklasse sind denn hauptsächlich die Anzeigen berechnet, mit denen die Gewerbetreibenden aller Art ihre Waaren und Dienste ausposaunen. Mit einer einfachen schlichten Ankündigung reicht man aber bei so langweiligen und gelangweilten, trägen und für Alles abgestumpften Lesern nicht aus; man muß sie aus ihrer Apathie wecken, ihre Neugier stacheln und es durch alle mögliche Kunstgriffe dahin bringen, daß sie eine Ankündigung wirklich ins Auge fassen, sie lesen und sich dafür interessiren. Die Zeitungs-Anzeige tritt daher in London neuerdings in allen möglichen Formen und Einkleidungen auf; sie kostümirt sich als Episode, bald epistisch, bald dramatisch; sie dehnt sich zu einer Erzählung, zu einer Novelle, zu einem kleinen Roman. Der Leser meint, eine hübsche Geschichte oder eine Tagesneuigkeit zu lesen, die ihn interessirt, die ihn spannt; er liest sie gierig zu Ende, und siehe da, die Floskeln, die hochtrabenden Phrasen, der Schreck, die Rührung, das Mitleid, — worauf läuft das Alles hinaus? auf die Annonce eines Krämers, eines Tanzmeisters oder eines Schuhwichs-Fabrikanten.

In dieser neuen vervollkommneten Gestalt führt die Annonce den Kunstnamen Puf. Es giebt Künstler, Virtuosen, die den Puf in jeder beliebigen Quantität und Qualität, in allen möglichen Dimensionen und Manieren darzustellen verstehen. Ja, es ist jüngst ein Büchlein darüber erschienen, voll Scharfsinn und Gelehrsamkeit, zum Gebrauch für das gewerbtreibende Publikum und für Zeitungs-Redakteren. Wir lassen hier ein Pröbchen von der gewöhnlichsten Art folgen:

„Gestern Abend trug sich am Strand ein erschreckliches Unglück zu. Das Baugerüst von einem Hause stürzte plötzlich ein; ein Greis von ehrwürdigem Ansehen wurde von den fallenden Holzstücken am Kopfe getroffen und schwer beschädigt. Man hob ihn auf und trug ihn in die benachbarte Offizin des Apothekers Pickergill; das Blut strömte aus seinen Kopfwunden, er gab kein Lebenszeichen; zwei eilends herbeigerufene Aerzte bemühten sich vergebens, ihn zu sich zu bringen, und entfernten sich mit der Erklärung, er wäre todt. Aus den Papieren, die man in seinem Portefeuille fand, ergab sich, daß er Sir Thomas L... heiße, als Gutsbesitzer in Northumberland ansässig und gegenwärtig eines Prozesses halber nach London gekommen sey. Mehrere Personen, die Zeugen des Vorfalles gewesen, eilten jetzt, den Coroner zur Todtenschau herbeizurufen. Als dieser mit seinen Beamten in das Zimmer des Apothekers trat, war das Erste, was er sah, der vermeintliche Todte selbst, der aufrecht auf dem Stuhle saß und ganz munter aussah, nur daß ein Verband um seinen Kopf gelegt war. Sir Thomas spaßte mit den Gerichts-Beamten recht witzig, wie er jetzt wohl sein Leichen-Protokoll aufnehmen sollte: Gottlob, sagte er, ich werde heute nicht an Pluto's Tafel, sondern in Prince-Regent-Tavern zu Nacht speisen; meine lieben Neffen mögen immer noch ein Paar Jährchen warten, ehe sie mich beerben. Darauf empfahl sich der alte Herr, nicht ohne dem Apotheker einen ansehnlichen Beweis seiner Dankbarkeit zu hinterlassen. Der Coroner verwunderte sich; die Leute vollends, die den Coroner geholt, waren vor Erstaunen ganz außer sich: sie hatten den Mann verlassen, wie er mit gräßlich zugerichtetem Kopfe, über und über blutend, für todt da lag, und jetzt fanden sie ihn wohlauf, gesprächig, fröhlich, rührig, und er ging mit dem besten Appetit von der Welt zu seinem Diner. Wer hatte dieses Wunder bewirkt? Herr Pickergill mittelst einer einfachen Kompresse, die er um den zerschlagenen Kopf des alten Mannes legte, und mittelst seines vortrefflichen Wundwassers, wodurch ihm schon unzählige glückliche Kuren gelungen sind an Leuten, die fünf Stockwerk hoch zum Fenster heruntergefallen waren oder gar in einem Anfall von Spleen sich eine Kugel durch den Kopf geschossen hatten."

Ueberhaupt muß man bemerken, daß die Londoner Apotheker sich trefflich auf den Puf verstehen; Alles muß ihnen herhalten, Anekdote und Weltgeschichte, Tragödie und Komödie, Entsetzliches, Patbetisches und Komisches. Jede Spezerei, jede Arznei hat in diesem Genre ihre eigene Literatur. Aber es geht nicht immer so gewaltig her, daß Häuser einstürzen; wir geben Folgendes als Muster eines ruhigeren Styles:

„John R...., der Sohn einer reichen Familie, war von Jugend auf brustkrank. Sein Jünglingsalter verstrich ihm kläglich unter unaufhörlichen Leiden; er war Erbe eines großen Vermögens, aber er hatte keinen Genuß davon. Gegen sein dreißigstes Jahr verfiel er in höchsten Grad der Lungensucht, die Aerzte gaben ihm nicht lange zu leben. Darüber freute sich Niemand mehr, als seine Vettern, muthmaßlichen Erben. Es ging schnell mit dem Kranken abwärts; schleppte sich tagtäglich zusehends dem Grabe näher; seine Füße trugen ihn kaum; mit seinem bleichen, abgefallenen, hohläugigen Gesichte sah er aus, wie ein dem Todtengräber entronnenes Gespenst. Unter solchen Umständen setzten jene Verwandte alle schonende Rücksicht bei Seite, spekulirten offenkundig auf ihres Vetters Tod und machten im Voraus aus Schulden auf seine Güter. Dieses Benehmen empörte den Kranken so tief, daß er sich plötzlich entschloß, seine Vettern zu enterben, all sein Vermögen auf eine Leibrente anzulegen. Der Bevollmächtigte des Entrepreneurs der Rente kam mit einem Arzte, sich von dem Gesundheitszustande John's zu unterrichten, und da es zum Sterben mit ihm ging, so wurden ihm unbedenklich funfzehn Procent jährlich Rente von seinem Kapital bewilligt. Der Vertrag wurde rechtskräftig ausgefertigt und unterzeichnet, und der todtkranke Mann sah auf einmal seine jährlichen Einkünfte verdreifacht. Die ganze Familie John's aber erhob ein lautes und wüthendes Geschrei gegen ihn: er wäre undankbar, hieß es, herzlos, niederträchtig gegen die Seinigen und ein Verein ein elender Dummkopf, für sein ganzes Vermögen eine Leibrente auf ein Vierteljahr zu kaufen; denn länger würde er's doch nicht machen. In der That ging es mit John alle Tage schlimmer. Einige Tages, nach vielen Monaten, werden sämmtliche Verwandte in John's Haus eingeladen; sie zweifeln nicht, daß es dem Begräbnisse ihres lieben Vetters gilt, und während sie sich zur Trauer-Ceremonie in tiefes Schwarz kleiden, wünschen sie im Herzen den Verstorbenen zu allen Teufeln, der über all seinen Besitz so thöricht und boshaft verfügt, ihnen nichts zu erben gelassen habe, als sein Mobiliar-Vermögen. Beschildert nun aber ihr Erstaunen, als ihnen bei ihrem Eintritte in's Haus John selbst entgegen kam, gesund, frisch und munter und bei der besten Laune, und als er sie, statt zu einem Leichenzuge, vielmehr zu einem trefflichen und reichlichen Frühstück um sich versammelte, wobei er selbst in alle Gerichte wacker mit einhieb und allen Weinen die gebührende Ehre anthat. Nach dem Frühstücke machte man einen weiten Spaziergang; John marschirte seine Strecke wie ein Held und schien gar keine Anstrengung zu verspüren. Waren die Herren Vettern darüber nicht wenig verblüfft, so hätte der Spekulant, welcher John's Kapitalien und Güter auf funfzehn Procent jährlicher Leibrente genommen hatte, sich vollends die Haare ausraufen mögen. Er kann sich die schönste Hoffnung machen, die Rente noch mindestens vierzig Jahre lang zu bezahlen; denn John R.... ist seitdem an Gesundheit und Stärke ein wahrer Athlet geworden; er ist verheirathet, hat zwei Söhne und hofft, Urenkel zu erleben, um sie zu lehren, die Morison'schen Pillen ewig in dankbaren Ehren zu halten, diese wunderthätigen Pillen, die wahre Lebensrettung für alle Schwindsüchtige."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Leontine Zuczkowska. So heißt die ausgezeichnetste jetzt lebende Polnische Schauspielerin. Die Nationalbühne in Warschau besitzt überhaupt eine Auswahl tüchtiger Künstler. Freilich giebt es außerdem nur noch zwei oder drei Polnische Schauspieler-Gesellschaften, aber es scheint in der That, daß gerade da, wo die dramatische Kunst nicht allzu sehr im Lande verbreitet ist, wie dies auch in Deutschland noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Fall war, die auf wenigen Punkten konzentrirten Talente sich gegenseitig mehr an einander entwickeln und ausbilden können. Wundern wir uns daher nicht, wenn ein Reisender uns erzählt, daß er in Warschau Schiller's „Jungfrau von Orleans" in einer Polnischen Uebersetzung viel gemüthlicher habe darstellen sehen, als auf irgend einem Deutschen Theater. Besonders aber ist es Leontine Zuczkowska, die als Jeanne d'Arc einen wunderbaren Eindruck machen soll. Die drei Lebensmomente der Jungfrau, das einfache Hirtenmädchen, die gottbegeisterte Seherin und Heldin, und endlich das liebende Weib soll sie mit so zarten Uebergängen und so voll künstlerischer Wirkung geben, daß der leicht zerstörbare poetische Duft, den der Dichter über seine Schöpfung gehaucht hat, unverkümmert auch in der theatralischen Darstellung bleibt. Ihre Größe und die Grazie ihrer äußeren Bewegung sollen an die reizende Fanny Elsler, ihr Organ aber und ihr ergreifendes Spiel an die verstorbene Sophie Müller erinnern. Während ihr Rollenfach, besonders in den aus dem Französischen übersetzten Stücken, im Ganzen mit dem der Dlle. Lancestre übereinzustimmen scheint, versucht sie sich doch auch in den entgegengesetzten Extremen, und so giebt sie unter Anderem die alte Zigeunerin Biarda in Wolff's und Weber's „Preciosa" mit einer Wahrheit, die die Zuschauer vor dieser geheimnißvollen Wahrsagerin erschrecken macht. Sie lacht, indem sie zu dem alten Spanischen Grande sagt: „Ei, gnädiger Herr, wenn meine Enkelin Preciosa Euren Sohn heirathet, so bin ich ja Eure Verwandte", aber sie lacht dann mit so dämonischer Gewalt, daß sich das Gelächter unauslöschlich in das Gedächtniß einprägt. Schade, daß das Polnische so wenig bei uns verstanden wird; wir würden sonst die Künstlerin einladen, auch in Deutschland einmal Schiller's Jungfrau und die alte Biarda zu geben. Denn gerade die fremde Auffassung Deutscher Rollen könnte uns vielleicht noch eine ganz neue Seite an ihnen zeigen, wie uns ja oft auch Engländer versichert haben, daß sie bei guten Deutschen Aufführungen Shakespearischer Stücke manche Schönheit derselben kennen gelernt hätten, die ihnen bei der typischen nationalen Darstellung ihres großen Dichters ganz entgangen sey.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 32. Berlin, Mittwoch den 15. März 1837.

Frankreich.

Das Schmuggel-System der Kontinental-Sperre.

Von Leon Gozlan.*)

Diejenigen, die jetzt unsere Seestädte besuchen und mit Recht über das darin herrschende geschäftige Leben erstaunt sind, können sich wohl kaum vorstellen, wie traurig es zur Zeit unserer Kriege mit England dort aussah. Dumpfe Stille war damals an die Stelle der früheren geräuschvollen Thätigkeit getreten; aller Handel stockte; man hörte keinen freudigen Gesang im Hafen, keinen Jubelruf von ankommenden oder auslaufenden Schiffen, und vergebens suchte das Auge auf dem Landungsplatze nach den pyramidenförmig aufgethürmten Ladungen von Kaffee, Rum, Tabak oder anderen Kolonial-Waaren, die sonst von diesen Städten aus nach allen Theilen Frankreichs hin versendet wurden. Nur einige alte Seeleute, die verstümmelt und zum Dienste so untauglich wie ihre Schiffe waren, belebten die traurige Scene, und diese trostlose Lage verdankten wir der Kontinental-Sperre.

Die Kontinental-Sperre! Ist das nicht eine jener furchtbaren Ideen, die nur in dem Kopfe eines Napoleon entspringen und allein mit dem Willen und dem Beistande einer ganzen Nation ausgeführt werden konnte? Damit Napoleon nicht untergehe, mußte Englands Macht gebrochen werden. Unverletzlich und durch ihre Lage vor jedem Angriff geschützt, lag die Britische Insel da; man mußte ihr an irgend einem anderen Orte beizukommen suchen, und Napoleon's Genie erfand bald ein sicheres, unfehlbares Mittel, das stolze England zu demüthigen: er wollte ihm alle seine Berührungs-Punkte mit anderen Ländern abschneiden, um ihm seine beste Lebenskraft zu rauben; der ganze Kontinent sollte — so hatte er es beschlossen — die Englischen Schiffe wie verpestete Fahrzeuge zurückweisen; gegen sie sollte jede Küste zu einer Batterie, jeder Felsen ein Gibraltar, jede Stadt zu einer Festung und jeder Hafen zu einem Abgrunde werden.

Wer aber verhinderte die Ausführung dieses großen Planes, den ein Napoleon ersonnen? Nur ein Mann konnte es — Napoleon selbst; er hatte die Kontinental-Sperre geschaffen, er war es auch, der den Kontinental-Schleichhandel schuf. Unter seinen Augen wurde die Contrebande in Frankreich eingeführt, hier direkt durch ein kühnes Schmuggler-Schiff und dort auf Umwegen zur See nach der Levante und von da zu Lande über Salonichi, Brody, Wien und den Rhein nach Paris. Die Geschichte jener Zeit sagt das Nähere, und wir wollen den Lauf unserer Erzählung verfolgen.

Mitten in einem Hafen des Kanals la Manche, der so wie alle andere Seehäfen von diesem plötzlichen Handels-Stillstand betroffen worden, lag ein großes Englisches Schiff, das die Franzosen genommen hatten. Es war alles Takelwerks, aller Masten beraubt und glich einer unförmlichen Masse Holz, die unbeweglich wie ein Haus auf dem grünen stehenden Wasser ruhte. Wer hätte wohl in diesem entstellten Schiffe den furchterlichen „Alcyon", der dem Französischen Handel so vielen Schaden zugefügt und unseren Assuradeurs so schlaflose Nächte gemacht hatte, wieder erkannt? Die Zahl der Fahrzeuge, die aus diesem Hafen ausgelaufen und von dem „Alcyon" genommen oder verbrannt wurden, beläuft sich auf zwei- bis dreihundert; die Seeleute suchten jedes kleine Gefecht mit ihm zu vermeiden, sie wichen ihm so viel wie möglich aus, und selbst die Kühnsten erschraken, wenn sie, trotz aller Manöver, mit dem Ungeheuer zusammentrafen. Nur ein alter Französischer Korsar, Namens Scipio, hatte in einem Augenblicke des Zorns, den ein neuer Sieg des „Alcyon" stärker als je in ihm anfachte, geschworen, den kühnen Segler, der gleich dem Vogel (alcyon, Eisvogel), dessen Namen er trug, am Horizonte auftauchte und mit Blitzesschnelligkeit wieder verschwand, nicht nur zu erobern, sondern ihn auch aufs tiefste zu entehren: er wollte das Schiff in den Hafen bugsiren, seine Masten absägen und dann ein Haus aus dem einst so gefürchteten Fahrzeuge machen; denn das war, den Begriffen eines Seemannes nach, die schimpflichste Erniedrigung. Die Verachtung ging weit, glaube ich; aber die Kühnheit blieb wahrlich nicht hinter ihr zurück. Scipio griff den „Alcyon" an, eroberte und bugsirte ihn, kappte seine Masten, überstrich das Schiff mit Steinmörtel und veränderte das ganze Fahrzeug dergestalt, daß man sein früheres Aussehen freilich nicht wieder erkennen konnte, obgleich es keineswegs einem Hause glich. Scipio triumphirte; er hatte den „Alcyon" verstümmelt, und in seinen Augen war er zu einem unansehnlichen Hause herabgewürdigt.

Niemals hatte wohl Jemand einen tieferen, glühenderen Haß gegen die Engländer genährt, als Scipio; er konnte ihrer nicht erwähnen hören, ohne mit den Zähnen zu knirschen und die Faust zu ballen, als ob er der ganzen Nation Verderben drohe. Ich kannte ihn, diesen leidenschaftlichen Piraten. Sein Vater war von den Briten getödtet worden; ihn selbst hatten sie verwundet und nach Portsmouth geschleppt, wo er lange Zeit im Kerker schmachten mußte. Wenn er erzählte, wie er und die Seinigen bei der Eroberung des „Alcyon" die Englischen Matrosen niedergemetzelt hatten, war er wahrlich imponirend vor Zorn und Begeisterung. Scipio hatte sich mit ungefähr 20 Invaliden, die früher dasselbe Handwerk getrieben hatten wie er, an Bord des „Alcyon" zurückgezogen; täglich sah man vom Kai und den beiden Ufern aus, wie die Piraten, mit der Pfeife im Munde, auf dem Verdecke ihres sogenannten Hauses hin und her gingen oder ihre Fernröhre nach allen Gegenden des Horizontes hin richteten, um das Segel irgend eines befreundeten Korsaren zu erspähen, der vielleicht mit einer guten Prise von seinen Streifzügen zurückkehrte.

„Ist es wohl begreiflich", sagte der alte Scipio zu seinen Kameraden, „daß die Stadt noch jetzt, wie in Friedenszeiten, mit Kaffee, Zucker, Tabak, leinenen und baumwollenen Zeugen versehen ist, obgleich schon seit vielen Wochen kein befreundetes Schiff die Anker hier geworfen hat?" — „Das macht, wir sind verrathen und verkauft", erwiederte man ihm; „wißt Ihr denn wirklich nicht, Meister Scipio, daß man hier jede Nacht, fast vor unserer Nase, trotz der Säbel der Douaniers und der Flinten unserer Küsten-Wächter, große Vorräthe Englischer Waaren ans Land schafft?" — „Wahrhaftig, Freunde", fügte ein Dritter hinzu, „die Blokade wird kaum respektirt; es giebt keinen Patriotismus mehr. Diese Bettler von Krämern sind froh, wenn sie ihre Tonnen mit Zucker aus Jamaika und mit Kaffee von der Insel Bourbon füllen können, und unsere Waarenhändler würden, glaub' ich, die Schlüssel des Zeughauses für eine Elle Englischen Musselin ausliefern: das ist, wahrhaftig, die beste Art, mit den Engländern fertig zu werden."

„Nun denn", sagte Scipio, „obgleich es uns mit Hülfe der Briten an nichts fehlt, so wollen wir doch unserem Eide treu bleiben. Wir müssen den schlechtesten Französischen Tabak übertrieben theuer bezahlen, während man uns den besten Englischen für die Hälfte des Preises verkauft. Von heut an rauchen wir nur Französischen Tabak!" — Und Alle riefen einstimmig: „Keinen Englischen Tabak mehr!"

„Das Pfund Zucker kostet 10 Franken: der hereingeschmuggelte wird uns für 3 Franken angeboten", fuhr Scipio fort. — „So kaufen wir auch keinen Zucker mehr!" riefen die Seeleute. — „Und mithin auch keinen Kaffee!" — „Auch dem Kaffee entsagen wir. Es lebe die Kontinental-Sperre! Wollte Gott, daß wir dem Engländer dadurch Schaden zufügen könnten." — „Was unsere Frauen betrifft", fuhr Scipio fort, „so mögen sie sich kleiden, wie sie wollen; doch wehe ihnen! wenn sie Holländische Leinwand, oder Musseline, die von den Engländern eingeführt worden, tragen; sie können selbst spinnen und weben, und niemals dürfen sie es wagen, den Englischen Handel zu begünstigen. Wenn alle Franzosen sich der Sperre so lebhaft annähmen, wie wir, so würden die Engländer bald zu Grunde gerichtet seyn." — Und diese braven Seeleute, die mit der Blindheit des Fanatismus zugleich eine gar falsche Staats-Oekonomie verbanden, wollten lieber alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren, als sie der Englischen Contrebande zu verdanken haben.

In der That bietet es einen höchst auffallenden Kontrast, wenn ein Handelsplatz, der des Abends noch der nöthigsten Kolonial-Waaren entbehrt, am anderen Morgen reich mit allen ausländischen Produkten versehen ist, obgleich kein Französisches Schiff in den Hafen einlief. — Dennoch hatte erst vor kurzem ein erneuertes Gesetz den Schleichhandel bei Todesstrafe untersagt.

„Was thut denn aber unser Marine-Commissair", fragte Scipio, „warum schickt er nicht alle bewaffnete Zoll-Schiffe gegen diesen verdammten Schleichhändler? Er erscheint des Abends, ladet seine Waaren des Nachts aus, wenn der Wind oder die Gelegenheit ihm günstig ist, am anderen Morgen aber ist er auf und davon und weit außer dem Bereiche unserer Zoll-Beamten." — „So ist es allerdings. Aber habt Ihr nicht bemerkt, Meister Scipio, daß er gerade immer nur dann landet, wenn die bewaffneten Schiffe ihren Lauf nach einer anderen Seite hin gerichtet haben?" — „Ich habe es auch schon beobachtet. — So wird er also immer unsere Magazine mit seiner Contrebande füllen? Das dauert wahrhaftig schon viel zu lange. Sein Schiff schwimmt

*) Es ist dies eine Episode aus dem so eben unter dem Titel „Les Méandres" erschienenen Buche des Herrn Gozlan: allerdings eine etwas romantisch ausgeschmückte Fiction, aber doch der Wahrheit ziemlich nahe kommend.

rasch, das gestehe ich; aber unsere Kugeln fliegen doch noch schneller. Der „Alcyon" segelte auch gerade nicht langsam, was meint Ihr dazu? Darunter muß ein Geheimniß stecken. Ich möchte wohl wissen, wie so er immer so genau den günstigen Moment zur Landung wissen kann?... Aber bemerkt Ihr nichts dort unten, ostwärts von hier, am äußersten Rande des Horizontes, auf jener blauen leichtschäumenden Wasserlinie? Reicht mir schnell mein Fernrohr. Wenn das der verdammte Schleichhändler wäre!"

Und Scipio, den Blick unverwandt auf den Punkt, den er am Horizonte bezeichnet hatte, gerichtet, nahm das Rohr aus den Händen eines seiner Kameraden, bückte sich, kniete nieder und veränderte seine Stellung aufs neue, bis diese endlich mit der Linie am Horizonte parallel war: das Fernrohr fiel auf den Ruhepunkt, sein Auge berührte das Glas; still wie im Gebet versunken, lag der alte Korsar da; seine Kameraden standen um ihn her und athmeten kaum, so gespannnt sahen sie auf jede seiner Bewegungen; endlich unterbrach er selbst das tiefe Stillschweigen. „Woher kommt es denn", rief er, indem er fortwährend die Höhe des Horizonts maß, „daß ein junges Mädchen, in einem schönen blauen Kleide, täglich zu derselben Stunde, zwei Meilen von der Stadt am Ufer des Meeres spazieren geht? ich habe sie schon mehrere Male durch mein Glas beobachtet, sie scheint die Geliebte irgend eines hübschen Offiziers von der Festung zu seyn." ... Dann brach er plötzlich ab, als ob ein neuer Gegenstand ihn frappire. Seine Kameraden, welche die Schärfe und Richtigkeit seines Blickes wohl kannten, wagten es endlich nach einer langen Pause, das Stillschweigen zu unterbrechen. „Nun, Scipio?" fragte Einer von ihnen. — Keine Antwort. „Scipio, was giebt's dort unten?

Der Korsar stand auf, schloß mit der größten Kaltblütigkeit sein Fernrohr und sagte dann trocken: „Es ist richtig, es ist der Schleichhändler, morgen ist das Pfund Zucker oder Kaffee um zehn Sous billiger als heut, und unseren Damen wird es, Gottlob! zu den nächsten Festtagen nicht an Musselin fehlen. Bei meiner Treu! ich gehe augenblicklich zu dem Marine-Commissair, und wehe ihm, wenn er mir den Kaperbrief versagt! Ich weiß, daß nur eine schlechte Goëlette in dem Hafen liegt, und verlange nichts als diesen Kahn, er ist für mich hinreichend. Und nun seht, ob wir nicht verrathen sind; gerade jetzt, wo keine einzige unserer bewaffneten Schaluppen in der Nähe ist, zeigt sich der Englische Schleichhändler. Kein Zweifel mehr, unsere lieben Landsleute dort in der Stadt sind mit ihnen im Einverständniß; sie haben verabredete Zeichen... Wo aber soll man diese auf den tausend Dächern der Häuser herausfinden?" Meister Scipio stieg ans Land und machte sich auf den Weg nach der Wohnung des Marine-Commissairs.

Während dieser Zeit ward das Schiff nach und nach sichtbarer; es vergrößerte sich immer mehr und mehr, blieb aber doch noch weit genug vom Ufer entfernt, um vor jedem Angriff sicher zu seyn. An seinen Bewegungen, die bald lebhaft und rasch, bald langsam und ängstlich waren, konnte man wohl sehen, daß es nur näher komme, um bestimmt zu wissen, ob es sich ganz entfernen oder später an der Küste anlegen solle Der Engländer erwartete augenscheinlich ein Signal.

Meister Scipio hatte glücklich die Wohnung des Marine-Commissairs erreicht; aber es kostete ihm keine geringe Mühe, bis in das Nebenzimmer des großen Saales zu gelangen, wo der hohe Beamte an diesem Tage en famille speiste. Er wurde von zwanzig verlauten Bedienten befragt, hin und her gestoßen und aufgehalten. Der Luxus, der in allen Zimmern herrschte, ärgerte ihn; so wie alle Seeleute, wußte auch er die Dienste, welche die Administrations-Beamten dem Staate leisteten, nicht zu schätzen; er erstickte einige derbe Flüche, zählte die Fliesen des Zimmers und die Nägel an den Lehnstühlen, dann aber war seine Geduld erschöpft: er sprang auf, ergriff die Klingel, die auf einer prachtvollen Konsole stand, und schellte, so laut er konnte. Ein Bedienter trat ein: „Sagen Sie dem Herrn Commissair, daß ich ihn zu sprechen wünsche." — „Die Sprechstunde ist vorüber; es ist jetzt 3½ Uhr; nach fünf wird Niemand mehr vorgelassen." — „Und doch muß und will ich augenblicklich zu ihm", sagte Scipio, „ich höre ihn dort im Saale und werde gleich unangemeldet hineingehen" — „Wen soll ich melden?" — „Einen Seemann." — „Von welchem Range?" — „Ist denn des Fragens kein Ende? Ich bin Korsar."

Scipio packte den Bedienten bei den Schultern und schob ihn in den Saal, wo man einige Minuten später eine leichte Unruhe wahrnahm. „Mein Herr", sagte der wiedereintretende Lakai, höflicher als vorher, „der Herr Commissair ertheilt dreimal wöchentlich Audienz. Dienstags von zehn bis eilf Uhr Morgens ist er für diejenigen zu sprechen, die Nachrichten zu geben oder Ansprüche auf Belohnung zu machen haben; Mittwochs von eilf bis zwölf für solche, die eine Anstellung wünschen und Donnerstags von zwei bis vier Uhr melden sich Alle, welche um ihren Abschied einkommen wollen. Nun sehen Sie, zu welcher Kategorie Sie gehören. Ich empfehle mich Ihnen."

„Donner und Blitz!" rief Scipio, „heut ist erst Freitag, und so müßte ich noch vier Tage warten, ehe ich den Commissair darauf aufmerksam machen kann, daß der Schleichhändler in unserer Rhede herumspukt?" Er ergriff die Klingel aufs neue und schellte heftiger als vorher. Der Bediente trat wieder ein. „Gehen Sie zu Ihrem Herrn zurück und sagen Sie ihm, daß ein Englischer Contrebandier in der Nähe ist; in einer Stunde wird es dunkel seyn, und morgen früh haben wir die ganze Ladung verbotener Waaren in der Stadt, wenn er es nicht zu verhindern sucht." Der Bediente gehorchte. Bald kehrte er wieder zurück und sagte, daß der Herr Commissair ihm für seine Nachricht danke, daß er aber schon vorher von der Ankunft des Schleichhändlers unterrichtet gewesen sey und nach Tische die ferneren Befehle ertheilen werde. „So gehen Sie noch einmal zu ihm zurück", rief der alte Scipio wüthend, „und sagen Sie, daß ich nicht bloß hergekommen wäre, um die Nachricht zu bringen und meine Meinung zu sagen, ich verlange einen Kaperbrief von ihm, weiter nichts; aber der muß mir gleich ausgefertigt werden, verstehen Sie mich?" Er wurde gebeten, sich nur noch ein wenig zu gedulden. Eine halbe Stunde verging und kein Bedienter erschien, um ihn zu dem Marine-Beamten zu führen. Endlich wurde der Braten in den Speisesaal getragen und Scipio's Ungeduld stieg aufs Höchste. „Die Nacht bricht herein", sagte er, „der Wind hat sich ganz gelegt; der Schmuggler wird von der plötzlich eingetretenen Stille überrascht seyn, und wir könnten keinen günstigeren Moment finden, ihn zu fangen, als jetzt, aber in einer Stunde ist es zu spät; er wird die Dunkelheit benutzen, um seine Contrebande so schnell als möglich abzuladen oder zu entfliehen; und mich haben sie hier festgenagelt, wie ein altes unbrauchbares Stück Geschütz." Gewiß hätte man im Nebensaale die lauten Ausbrüche seines Zornes bemerkt, wenn es nicht dort ebenfalls geräuschvoll genug zugegangen wäre. Scipio hörte das Klingen der Gläser und Teller, das laute Gelächter der Gäste, und seine Geduld war erschöpft. „Das nennen sie Vaterlandsliebe, diese schönen Herren", rief er, „sie schwelgen an der Tafel, während der Engländer dort die Sperre zu übertreten wagt. Die Nacht bricht herein und sie essen noch immer; ich konnte wahrlich keinen Bissen in den Mund nehmen, seitdem ich diesen Hund von Schleichhändler gesehen habe." (Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Annuaire pour 1837, par le bureau des longitudes. 1 Fr.
Le registre de Mademoiselle. — Von Baudot. 7½ Fr.
Relation du voyage de la commission scientifique de Morée. — Von Bory de St. Vincent. Erster Band. Nebst Atlas.
Leçons de physiologie. — Von Lordat. 5 Fr.
Allégories pour la jeunesse. — Von Neale.
Le docteur de Tombouctou. — Von de Pompery. 7½ Fr.
Recherches sur l'affection tuberculeuses des os. — Von Nelaton.

England.

Englische Zeitungs-Annoncen (Puffs).

(Schluß.)

Manchmal ist der Puff nur etliche Zeilen lang, aber auch in dieser Kürze nie so dürr und trocken, so auf das Nöthigste zur Sache sich beschränkend, wie die Annoncen in Französischen und Deutschen Zeitungen. Auch begnügt er sich nicht mit einem verlornen Plätzchen oder Winkelchen auf der letzten Seite oder in den Beiblättern. Der Puff sucht sich in den Englischen Zeitungen die günstigste Stelle aus; gleichsam ein schlankes, schmächtiges, pfiffig verwegenes Bürschchen, weiß er sich überall einzuschleichen und die höchste Stelle in den mächtig hohen Zeitungs-Kolumnen zu erklettern. Mitten aus der Londoner Tages-Chronik steckt er seinen Kopf hervor; er hängt sich an die Neuigkeiten, an die Skandale und Kuriosa, die kein neugieriger Leser überschlägt. Die gelesensten Londoner Blätter melden, wie folgt:

— „Die Herzogin von Norfolk hat bei Sr. Majestät dem Könige Privat-Audienz gehabt; sie trug eine Robe von grünem Sammet aus dem Atelier der berühmten Mrs. Abdot."

— „Der sehr ehrenwerthe Henry P.... hielt Abends im Unterhause eine Rede zu Gunsten der Bill; er sprach mit glänzender Beredsamkeit und siegreicher Logik; die Opposition war sichtlich dekonzertirt. Aufsehen erregte die neue Perrücke des Redners, die Birwill *meisterhaft* verfertigt hat."

— „Gestern Abend wurde in Drury-Lane die Weberſche Oper „der Freischütz" gegeben. Bekanntlich verkauft in diesem Stücke ein Jäger dem Teufel seine Seele und bekommt dafür drei Freikugeln, mit denen jeder Schuß trifft. Das kann man aber heute ohne Teufel und Zauberei haben, wenn man sich eine Flinte aus der Waffen-Fabrik von Manton anschafft. Diese Flinten schießen so sicher, daß man nie damit fehlt, auch wenn man gar nicht scharf zu zielen versteht."

— „Der alte Doktor Abraham Lewis wurde neulich in Gesellschaft gefragt, wie er nur bei seinem hohen Alter noch in seiner überaus klein gedruckten Bibel lesen könne? Es ist wahr, erwiederte er, neunundneunzig Jahre bin ich alt, und meine Augen sind sehr schwach; aber ich darf nur meine Brille von Blackinston aufsetzen, so kann ich geläufig lesen, und wenn es auch die kleinste Perlschrift wäre."

— „Sir Henry B.... hat sich gestern mittelst einer Schnur den vegetabilischen Seide erhängt. Diese Seide ist ein höchst brauchbarer und empfehlenswerther Artikel; man findet die beste Auswahl bei ...."

Allein im Ganzen stehen so kurze und kleine Puffs nicht besonders im Kredit; wer sicher seyn will, einen namhaften Effekt zu machen, der muß mindestens etwas so Umständliches und Ausgezeichnetes liefern, wie folgendes Geschichtchen:

„Lord Arthur S.... war ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, von der feinsten, vollkommensten Bildung, Erbe einer Pairie und eines großen Vermögens, dabei von der Natur mit den schönsten Eigenschaften des Körpers und des Geistes verschwenderisch ausgestattet. Er war hoch gewachsen und von männlich schönem Gesicht; er hatte seine glänzenden Talente durch gründliche Studien zu Oxford ausgebildet; aber auch in angenehmen Künsten und in allen Leibesübungen war er unübertrefflich: er sang unvergleichlich schön, er saß zu Pferde wie ein Centaur und traf mit der Pistole sein Ziel trotz Herrn Gendebien. Hauptsächlich aber in der Führung des Degens that es ihm Niemand gleich, und in mehreren Duellen bereits hatten die Gegner blutend oder sterbend für Lord Arthur's Ueberlegenheit Zeugniß gegeben. Er hatte die Fechtkunst unter den besten Meistern studirt und ließ es sich noch fortwährend angelegen seyn, diese Fertigkeit höher auszubilden; das Fechten war seine Vorliebe, so zu sagen sein Steckenpferd. Auf seinen Reisen versäumte er nie, so oft er in einer bedeutenden Stadt anlangte, den besten Fechtmeister holen zu lassen und Stunden bei ihm zu nehmen. Zwar in den meisten Fällen konnte er selbst den Fecht-

meister mehr lehren, als von ihm lernen; doch aber profitirte er auf diese Weise unendlich viel, er lernte die verschiedensten Methoden und Fechtkunstgriffe aller Europäischen Länder kennen, und wo er hinkam, da galt er unbestritten als der geschickteste und furchtbarste Degen."

„Dieser junge Mann begab sich im Jahre 1833 auf die Reise von London nach dem Kontinent, und zwar zunächst nach Paris, wo er sich in den Strudel der Vergnügungen stürzte, welche dort einem jungen und reichen Fremden auf jedem Schritt und Tritt zu Gebote stehen. Der Großbritanische Botschafter präsentirte den jungen Lord in den höchsten Gesellschaften und Salons; er fand überall den glänzendsten Succeß, er kam in die Mode, und er hatte die Ehre, durch seine bonnes fortunes einigen Skandal in der Pariser Welt zu verursachen, wo doch Ereignisse dieser Art zu dem Allergewöhnlichsten gehören und sonst gar kein Aufsehen machen."

„An einem Vormittage bemerkte Lord Arthur, als er eben längs des Tuilerieen-Gartens auf und ab spazierte, hinter dem Gitterzaun eine Dame, die ganz allein, in eine anziehende Lektüre versenkt, auf der Terrasse des Feuillans langsam hin und her ging; ihr Wuchs, ihr Gang, ihr ganzes Wesen schien ihm höchst anmuthig und reizend. Er eilte in den Garten und ging ihr nach; sie hatte von der Terrasse ihren Weg nach der petite Provence genommen; da schlug sie ihr Buch zu, blieb stehen und sah den Schwänen zu, die im klaren Wasser schwammen und spielten. Arthur stellte sich in ihre Nähe und konnte sie nun mit voller Muße betrachten; er schwor sich zu, nie etwas Reizenderes gesehen zu haben. Sie war höchstens zwanzig Jahre alt, brünett, ihre Gesichtsbildung voll reizender Schönheit und Lebhaftigkeit, der Blick ihrer großen blauen Augen stolz und doch lieblich. Nach einer Viertelstunde ungefähr kam ein junger Mann, der die Dame vertraulich grüßte; sie hieß ihn mit freundlichem Lächeln willkommen, nahm seinen Arm, und Beide zusammen schlugen den Weg nach den Champs-Elisées ein. Lord Arthur folgte ihnen eine große Strecke und schickte ihnen dann einen Lakaien nach, um auszukundschaften, wer sie wären. Noch an demselben Abend brachte der Lakai Auskunft: die Dame war eine Italiänerin, Elisa B...., der Herr ein Engländer, Sir Charles D....; Beide jung, Beide kannten sich erst seit zwei Monaten und waren in einander verliebt bis über die Ohren. Lord Arthur versuchte, sich der Dame zu nähern, aber man schien ihn gar nicht zu bemerken. Eine Woche lang beschäftigte ihn diese Caprice, dann schlug er sie sich aus dem Sinn und verlor Beide aus den Augen."

„Sechs Monate hielt Lord Arthur sich zu Paris auf, dann reiste er nach Italien; er besuchte Rom, Neapel, Florenz und Venedig. In letzterer Stadt stehe er auf dem St. Markus-Platz eine Dame an sich vorüber streifen, deren Wuchs und Haltung ihn an Elisa erinnerte; sie war es wirklich. Diesmal war Arthur noch viel verliebter, als bei dem ersten Begegnen; er trat kühn zu ihr und redete sie an, aber es wurde ihm sehr kalt geantwortet. Doch gab unser Held darum die Hoffnung nicht auf. Elisa befand sich noch immer in Begleitung des Sir Charles. Die lieben sich nun schon ein ganzes Jahr, dachte Arthur, jetzt muß die Reihe an mich kommen. Dabei stand er vor dem Spiegel und musterte wohlgefällig sein Gesicht und seinen schlanken stattlichen Wuchs. In der That war Charles bei weitem ein so glänzender Kavalier nicht, wie er; Charles war vierundzwanzig Jahre alt, kleiner und schmächtiger von Wuchs, sein Gesicht bleich, aber von einnehmenden Zügen. Trotz dem kam Lord Arthur nicht zum Ziele; seine kecken Blicke, sein verwegenes Auftreten, sein verschwenderischer Glanz, seine künstlich angelegten Intriguen, Alles wurde abgeschlagen. Elisa und ihr Geliebter verließen Venedig und waren weit über alle Berge, ehe Arthur von ihrer Abreise das Geringste vernahm. Da er nun zu Venedig nichts weiter zu thun hatte, so nahm er seinen Weg nach Deutschland und langte nach vielen Kreuz- und Querfahrten zu Wien an."

„Siehe da! in dem Augenblicke, wie Lord Arthur vor dem Hotel „zur Linden" zu Wien aus der Post-Chaise zu steigen im Begriff ist, sieht er Charles und Elisa vor seinen Augen in ihren Reisewagen steigen und in gestrecktem Trabe wegfahren. Auf der Stelle bestellt er Post-Pferde; er will Beiden auf dem Fuße nach, aber ein Verzug von einer Viertelstunde war unvermeidlich, den Vorsprung mußte er ihnen lassen. Eine Strecke hinter dem Thore, zu welchem Charles mit seiner Geliebten hinausgefahren war, theilte sich der Weg, und nun war guter Rath theuer: waren sie rechts oder links abgefahren? Lord Arthur besann sich eine Weile und faßte den klügsten Entschluß; er befahl, umzukehren, und blieb sich noch etliche Monate zu Wien auf."

„Nach dreijähriger Abwesenheit war Lord Arthur endlich wieder in London angelangt. Er dachte wohl manchmal noch an Elisa, und es that ihm leid, sie wahrscheinlich für immer verloren zu haben; aber der Gram war doch nicht so heftig, daß er dabei nicht hätte lustig leben und allen möglichen Abenteuern nachgehen können. Da tritt an einem schönen Morgen der Kammerdiener in sein Zimmer und meldet ihm, eine junge Dame sey draußen, die ihn zu sprechen wünsche. Sie wird natürlich vorgelassen; es war Niemand anders, als Elisa. Arthur war erstaunt und freudig bewegt. „Mylord", sprach Elisa, „hören Sie mich an: Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben, und nach allen Anzeichen muß ich es glauben; nun denn, heute bitte ich Sie um einen Ritterdienst." — „Madame, Sie machen mich unaussprechlich glücklich; welchen Dienst? Sie dürfen nur befehlen." — „Mylord, Sir Charles D.... ist Ihnen ohne Zweifel bekannt." — „Ich erinnere mich, ihn in Ihrer Gesellschaft gesehen zu haben." — „Der Verräther! der verheirathet sich." — „Was in aller Welt liegt daran, Madame? vergessen Sie ihn!" — „Wie, ihn vergessen? und mich nicht rächen? Nein, Mylord, ich bin eine Italiänerin." — „Also, Madame, was befehlen Sie?" — „Ich gebe mich nicht zur Ruhe, bis er stirbt. Mylord, ich weiß, Sie sind der geübteste Fechter in ganz England; wenn Sie ihn zum Duell fordern, muß er fallen." — „Sie können auf mich zählen, Madame".

„Noch am Abende desselben Tages traf Lord Arthur mit Sir Charles im Klub zusammen. Der Lord trat vor den Augen der ganzen Gesellschaft einige Schritte vor ihn hin, blieb steif und gerade stehen und sprach ganz laut: „Sir, zu Paris habe ich Sie getroffen, zu Venedig habe ich Sie getroffen, zu Wien habe ich Sie getroffen, jetzt zu London treffe ich Sie wieder. Das muß ein Ende nehmen; denn, Sir, Sie müssen wissen, Ihr Gesicht hat die besondere Eigenschaft, mir ganz und gar unausstehlich zu seyn." — „Mylord, ich glaube, diese Ihre Impertinenz soll eine Herausforderung bedeuten." — „Versteht sich; es freut mich übrigens, Sir, es freut mich sehr, daß Sie so klug sind, dies gleich zu begreifen; es hätte mir sehr leid gethan, wenn ich, um verständlicher zu werden, eine Maulschelle hätte hinzufügen müssen." — „Mylord, solche Bravaden sind mir verächtlich, ich müßte mich ihrer schämen. Uebrigens treffen wir uns morgen in Greenwich-Park, und zwar auf Degen, wenn es Ihnen gefällig ist." — „Soll mir lieb seyn."

„Als Sir Charles einige Freunde besuchte und sie bat, ihm morgen bei dem Duelle zu sekundiren, waren Alle im höchsten Grade bestürzt, als sie den Namen seines Gegners erfuhren. Lord Arthur, weit und breit der furchtbarste Mann auf der Mensur, und ihm gegenüber Sir Charles, der erst seit drei Monaten den Fechtboden besuchte. Da Charles selbst auf Degen gefordert hatte, so konnte man dies nicht wieder rückgängig machen; übrigens hätte er mit dem Pistol nicht minder den Kürzeren gezogen. Am anderen Morgen zur verabredeten Stunde traf man sich auf dem Terrain. Zu einer Beilegung standen die Sachen zu ernst; eine solche Beleidigung konnte nur mit Blut abgewaschen werden. Nach den üblichen Formalitäten traten Beide mit dem Degen in der Faust einander gegenüber, Lord Arthur mit übermüthiger Zuversicht, wie ein Mann, der seiner Klinge auf alle Fälle gewiß ist; des Anderen Haltung war bescheidener, aber doch fest und sicher, und an der Art und Weise, wie er sich in Parade auslegte, konnten Lord Arthur und die Sekundanten gleich anfangs abnehmen, er werde kein zu verachtender Gegner seyn. Lord Arthur griff sogleich mit großem Ungestüm an, Sir Charles parirte seine blitzschnellen, furchtbaren Hiebe mit einer Geistesgegenwart und Gewandtheit, welcher die Zeugen ihre Bewunderung nicht versagen konnten. So hielt er etliche Gänge in der Defensive aus; auf einmal ging er in die Offensive über, und mit einer gewaltigen Quart saß sein Degen in Lord Arthur's Brust und stach ihn durch und durch, daß er todt auf dem Platze blieb."

„Als Elisa von diesem Ausgange hörte, erstickte sie sich in Kohlendampf. Lord Arthur's Vermögen und Pairs-Würde ist auf seinen jüngeren Bruder übergegangen. Sir Charles hat seine Vermählung gefeiert, seine junge wunderschöne Frau bringt ihm eine Million zu. Viele Leute konnten gar nicht begreifen, wie Lord Arthur, dieser berühmte Degen, einem Anfänger unterliegen konnte, der erst seit drei Monaten Unterricht im Fechten genoß; aber die wahren Kenner der Fechtkunst wunderten sich nicht mehr, als sie erfuhren, bei wem Sir Charles diesen kurzen Unterricht genossen hatte: bei dem ausgezeichneten und berühmten Professor Crockwell."

Nun, wir denken, der geneigte Leser hat an diesem Prädchen vor der Hand genug und über genug.

Nord-Amerika.

Cooper und Walter Scott in Paris.

In dem neuesten Cooperschen Werke: Erinnerungen aus Europa, von dessen Inhalt wir schon neulich gesprochen, finden sich auch einige interessante Details über das erste Zusammentreffen jener beiden Schriftsteller, während ihres Aufenthalts in Paris, zu der Zeit nämlich, wo Scott nach Frankreich gekommen war, um die Materialien zu seiner Geschichte Napoleon's zu sammeln. Cooper kannte den Schottischen Romanendichter durchaus noch nicht persönlich, er hatte niemals Gelegenheit gehabt, ihn irgendwo zu sehen, desto mehr mußte ihm jetzt daran liegen, den glücklichen Zufall zu benutzen, der sie Beide in einer fremden Stadt zusammenbrachte. Nachdem er sich mehrere Tage deshalb vergeblich bemüht hatte, wandte er sich an die Fürstin von ***, in deren Hause er freundlich empfangen worden, und auch diese gestand ihm, daß sie höchst begierig sey, den berühmten Romanendichter, den sie noch nie gesehen, kennen zu lernen, und versprach ihm, sobald ihr dies gelungen, auch ihn an der ersehnten Bekanntschaft Theil nehmen zu lassen. Man lese, wie Cooper selbst die erste Zusammenkunft beschreibt.

„Es waren schon zehn Tage verflossen, seitdem Sir Walter Scott nach Paris gekommen war, als ich eines Morgens einen Wagen verlangte, um auszufahren. Schon war ich in den hoch gelegenen Parterre-Flur des Hauses hinabgestiegen, als ich an dem Stampfen der Pferde im Hof merkte, daß ein anderer Wagen vorgefahren sey und den meinigen genöthigt habe, ihm Platz zu machen. Da es sehr stark regnete, so ging ich nicht weiter herab, sondern wartete ruhig, bis der neue Ankömmling aus dem Wagen gestiegen wäre. Der Kutschenschlag öffnete sich, und ich sah einen großen, starken, etwas beleibten Mann herauskommen. Seine Haare fingen an, grau zu werden; er hinkte ein wenig und mußte sich im Gehen auf einen Stock stützen. Da nun mein Wagen wieder Platz bekommen, setzte ich meinen Weg fort, und als wir uns auf der Treppe begegneten, grüßten wir einander nach höflicher Sitte. Schon hatte ich die Thür des Hotels erreicht und wollte eben in den Wagen steigen, als mir plötzlich einfiel, daß ja dieser Besuch mir selbst gelten könne. Ich blieb also stehen, um zu sehen, ob der Fremde bis zu meiner Etage hinaufstiege; natürlich hatte ich auch nicht die geringste Ahnung davon, wer die Person eigentlich seyn könne, obgleich mir ihre Züge und ihre ganze Haltung nicht durchweg unbekannt zu seyn schienen."

„Der Fremde stieg mühsam die breite steinerne Treppe hinauf, indem er sich mit der einen Hand an das Geländer, mit der anderen auf seinen Stock stützte. Gerade als ich stehen blieb, hatte er das hohe Parterre erreicht und war im Begriff, weiter hinauf zu steigen. In

diesem Augenblick mußte auch ihm ein ähnlicher Gedanke wie mir gekommen seyn, und indem er vermuthete, daß ich vielleicht selbst das Ziel seines Besuches wäre, wandte er sich an mich und fragte mich auf Französisch, aber mit starkem fremdländischen Accent: „„Habe ich vielleicht die Ehre, Herrn Cooper vor mir zu sehen?““ Ich antwortete ihm in derselben Sprache: „Ja, mein Herr, ich heiße Cooper.“ — „„Ah, desto besser, und ich bin Walter Scott.““

„Sogleich eilte ich ihm entgegen, drückte ihm herzlich die angebotene Hand und gab ihm zu erkennen, wie sehr ich mich von dieser Zuvorkommenheit geehrt fühlte. Er erzählte mir, daß die Fürstin ihm gleich nach ihrer ersten Bekanntschaft meine Adresse gegeben, und daß er, um jeder Ceremonie zuvorzukommen, sich direkt in mein Hotel aufgemacht habe. Er sprach noch immer Französisch, obgleich ich ihm nur Englisch antwortete. Endlich, als ob ihm auf einmal eine unerwartete Erinnerung wiederkäme, fing er an, daß ich geläufig über sein fortwährendes Französisch sprechen sehr verwundert seyn müsse. „„Aber““, sagte er, „„ich weiß nicht, was ich anfangen soll, den dem Augenblick an, wo ich hierhergekommen, habe ich fast meine Muttersprache vergessen müssen.““ Unterdessen stiegen wir die Treppe weiter hinauf, er nahm meinen Arm und setzte die Unterhaltung Englisch fort. Das Gehen fiel ihm schwerer, als ich anfangs geglaubt hätte. Man wird mir gewiß die kleine Eitelkeit verzeihen, wenn ich hier ein Kompliment, das er mir machte, wieder erzähle. „„Ich will Ihnen sagen““, sprach er, „„was mir besonders an Ihnen gefällt: es ist der schöne Grundsatz, nach welchem Sie bei jeder Gelegenheit Ihr eigenes Vaterland vertheidigen und darin doch niemals so weit gehen, unser Land anzugreifen. Sie müssen gewissermaßen die beiden Nationen als einander feindlich gegenüberstehend betrachten, und diese edle Feindseligkeit kann ich nur achten. Uebrigens glaube ich beinahe““, fügte er hinzu, „„daß die Mutter gegen ihre Tochter nicht immer sehr gerecht gewesen, und daß freilich auch ein wenig Eifersucht mit ins Spiel kommt; denn wenn wir nicht annehmen wollen, daß England schon zu sinken anfängt, so müssen wir wenigstens zugeben, daß es den Culminationspunkt erreicht hat.““

„Obgleich er sich damals noch nicht als Verfasser seiner Werke öffentlich bekannt hatte und immer nur noch „der berühmte Unbekannte“ hieß, so sprach er doch mit mir sehr offen davon und verlangte nicht einmal, daß ich sein Geheimniß verschwiege. Er fragte mich auch, ob ich ein Exemplar von einem meiner Romane bei mir hätte, und als ich ihm offen gestand, daß ich auch nicht ein einziges von allen meinen Werken besäße, sprach er lächelnd: „„So geht es allen Schriftstellern, und was mich betrifft, so werde ich mir wahrhaftig kein graues Haar wachsen lassen, wenn ich in meinem ganzen Leben auch nicht einen einzigen Roman von dem Verfasser des Waverley wiedersehen sollte.““

„Er blieb fast eine Stunde bei mir und plauderte fortwährend mit einem heiteren Humor, der oft in Ironie und beißenden Witz überging. Als er z. B. von dem Pariser Buchhändler sprach, der eine Uebersetzung unserer Werke herausgegeben, meinte er: „„Ich glaube, mit diesen Romanen hat unser Gosling*) gewiß etliche goldene Eier gelegt.““

„Ich war so frei, ihn zu fragen, ob seine Forschungen nach Materialien, die er zur Geschichte Napoleon's brauche, Erfolg hätten. Er besann sich einen Augenblick, ehe er antwortete; dann sprach er: „„An Anekdoten und Geschichtchen fehlt's mir nicht, aber es kommt darauf an, eine gute Auswahl zu treffen und zu wissen, welche am meisten für ein solches Buch passen.““

„Als ich ihn fragte, ob wir hoffen könnten, sein Werk bald erscheinen zu sehen, antwortete er mir, er vermuthe, noch im Laufe dieses Winters, obgleich die Arbeit zwei Bände mehr umfassen würde, als er anfangs berechnet hätte. „Wenn das so ist“, sagte ich, „dann werden Sie's wohl schwerlich vor dem Frühling vollenden können.“ — „„Das glaube ich denn doch nicht; wenn ich erst wieder zu Hause in Abbotsford bin, dann will ich diese beiden Nachzügler schnell expediren.““ Ich antwortete nichts, obgleich mir das ein wenig zu arg schien; ich glaubte, ein so gewaltiger Sprung passe wohl für ein Werk der Phantasie, aber nimmermehr für eine historische Arbeit.“

„Als er endlich aufstand, um sich zu empfehlen, bat ich ihn noch, nur eine kurze Zeit in den Salon treten zu wollen, damit ich ihm meine Frau und meinen Neffen vorstellen könne; auch dies ließ er sich mit viel Laune und Gutmüthigkeit gefallen und verweilte noch ein wenig bei uns. In der weiteren Unterhaltung erzählte ihm meine Frau unter Anderem, daß der Lehnstuhl, auf welchem er jetzt sitze, heute wohl Ursache habe, stolz zu seyn; denn eben habe ihn erst vor einer halben Stunde der General Lafayette verlassen. Darüber schien sich Scott zu wundern. „„Ich glaubte““, sprach er, „„der General sey nach Amerika gegangen, um dort den Rest seines Lebens zuzubringen.““ Wir belehrten ihn über die wahrhaften Verhältnisse Lafayette's, und hierauf begnügte er sich, zu antworten: „„In der That, es ist ein großer Mann.““ Aber ich glaubte zu bemerken, daß er diese Worte ziemlich kalt und nur aus Gefälligkeit für uns hinwarf.“

„Walter Scott hatte mir das Versprechen abgenommen, übermorgen bei ihm zu frühstücken. Als ich kam, fand ich ihn mit einer ganz neuen seidenen Douillette bekleidet, die er so eben gekauft. Er sagte, daß er sich jetzt so viel wie möglich zu Französiren suche; doch so viel ich sah, schien ihm dies sehr schwer zu fallen; denn man merkte ihm durchaus von innen wie von außen den Schotten an. Er hatte gerade von der Fürstin eine Einladung zu einer Soiree bekommen und zeigte sie mir mit den Worten: „„Ah, Sie sind ja mit der Dame bekannt und können auch besser Französisch als ich; sagen Sie mir doch, ob diese Einladung für Donnerstag oder Montag oder Dienstag gilt, ob der Tag überhaupt angegeben ist.““ Als ich ihm den Tag genannt meinte er: „„Sie müssen gewiß sehr oft solche Billets bekommen, könnten Sie sie nicht mit so leichter Mühe durchlesen. Wahrhaftig die bloße Mühe, dieses Gekritzel zu entziffern, wird auch durch das Diner noch nicht zu theuer bezahlt.““

„Im Ganzen schien Paris nicht den besten Eindruck auf ihn zu machen. Seine Ansichten über die Franzosen schienen mir ziemlich richtig, obgleich sie von verjährten Vorurtheilen nicht ganz frei waren. Des Abends sah ich ihn bei der Fürstin wieder; die Versammlung daselbst nicht sehr ansehnlich. Doch fanden sich unter der Zahl der Gäste einige sehr geistreiche Personen und besonders zwei oder drei Frauen, deren Namen schon historisch geworden und die ich schon lange Zeit verstorben glaubte. Fast alle Damen hatten nach jenem feinen Takt, der den Franzosen so eigenthümlich ist, entweder an ihrem Kopfputzen oder an ihren Kleidern irgend einen national-Schottischen Schmuck angebracht, so daß Miß Scott die einzige Dame im ganzen Saale war, die man nicht für eine Caledonierin gehalten hätte. Sie war in tiefer Trauer und mit ihren dunkeln Augen und Haaren erschien sie fast pechschwarz; sie hätte für eine Französin gelten können, wenn nicht die Form ihrer Wangen ganz merklich den Nationalzug verrathen hätte. Sie war übrigens diesen Abend sehr schön und wurde ungemein bewundert.“

„Walter Scott war natürlich der Gegenstand der allgemeinen Begierde und ließ sich die gaffenden Blicke, die von allen Seiten auf ihn gerichtet waren, mit der größten Geduld gefallen, bis er endlich einen günstigen Augenblick erwischte, um sich in einen Winkel zurückzuziehen, wo ich ihn aufsuchte. Lachend sagte er mir, daß er nur sehr schwer und mühsam Französisch sprechen könne, und er wüßte daher nicht, wie er die Menge von Komplimenten, die man ihm mache, erwiedern solle. „„Ich bin als Löwe sehr sanft und zahm““, fügte er hinzu, „„und lasse mir die Mähne streicheln, so viel sie wollen, aber ihnen noch auf Französisch dazu brüllen, um sie zu amüsiren, das kann und will ich nicht.““

Mannigfaltiges.

— Deutsche Kunstwerke in Paris. Nach und nach erfahren wir durch die Pariser Blätter immer mehr von den Gemälden Deutscher Schule, welche sich in dem diesjährigen „Salon“ befinden. Nicht bloß Bendemann's „Jeremias“, sondern auch noch zwei andere auf der Berliner Ausstellung gleich bewunderte Bilder: Lessings „Hussiten-Predigt“ und „Kaiser Heinrich IV. in Canossa“, von Begas, sind dort, und so groß ist der Eindruck, den diese fremden Kunstwerke machen, daß der gründliche Kritiker des Journal des Débats davon einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Französischen Malerschulen prophezeit. Ihm auch darin würde nur eine billige Vergeltung liegen, da uns ja wohl bekannt ist, welche unverkennbare Muster namentlich die Französischen Marine-Maler, die seit drei Jahren Proben ihrer Kunst nach Deutschland gesandt, für unsere einheimischen Künstler geworden sind. Unser Französischer Kritiker, der Overbeck und Cornelius nicht bloß vom Hörensagen kennt, sieht die obengenannten drei Bilder als Beweis eines Fortschreitens der Deutschen Schulen an, die, nachdem sie die strengen nothwendigen, aber immer etwas peinlichen Studien der Kunst-Epochen durchgemacht, nunmehr wieder zum Idealen, das nicht erst auf dem Umwege des Verstandes, sondern direkt zum Herzen spricht, sich gewendet haben. Für jetzt wird von den drei Bildern nur immer noch der „Jeremias“ ausführlich besprochen. In diesem Bilde, heißt es, erkennt man allerdings gleich beim ersten Anblick die symmetrische Zusammenstellung der alten Meister, aber zugleich fühle man sich von der Gewalt ergriffen, mit der es der Künstler verstanden habe, das Innerste seines Gedankens auszudrücken, der besonders im Jeremias selbst auf eine effektvolle Weise sich kund gebe. Auffallend wird die geringe Höhe des Bildes im Verhältnisse zu seiner Breite gefunden, wenn auch die Form desselben dem Gegenstand übrigens entspreche und die eben so schöne als großartige Idee vollkommen zur Erscheinung bringe. Die Figur des sinnenden Propheten, in dessen Haupt sich die Gedanken ganzer Jahrtausende zu bewegen scheinen, preist der Kritiker jedoch vor allen und als weit über die übrigen Figuren des Bildes sich erhebend. „Diese Figur“, sagt er, „zählen wir zu der sehr kleinen Anzahl von zwanzig Jahren gewalter Gestalten, in denen das Großartige und das Natürliche, Wahrheit und Begeisterung, vereinigt sind.“ — Auch auf sein Urtheil über die anderen Deutschen Bilder werden wir zurückkommen, sobald die Französischen Blätter uns dazu Gelegenheit geben.

— Ein Spanier über Nord-Amerika. Unter den vielen Werken, die in der neueren Zeit über Nord-Amerika herausgekommen sind, zeichnet sich das des Spanischen Gelehrten, Don Ramon de la Sagra, Directors des botanischen Gartens in Hapaña, auf eine vortheilhafte Weise aus. Es ist so eben in Paris eine Französische Uebersetzung desselben erschienen*), und wir haben jetzt daher Gelegenheit, Deutsche, Französische, Englische und Spanische Urtheile über Amerika mit einander zu vergleichen. Es ist besonders das Thema des Herrn Dr. Julius, so wie der Herren Beaumont und Tocqueville, nämlich das Amerikanische Gefängnißwesen und Besserungs-System, was Herr Ramon de la Sagra behandelt; aber auch über den Unterricht und über den Standpunkt der Naturwissenschaften in den Vereinigten Staaten, so wie über Handel, Industrie und vorzüglich über Eisenbahnen, spricht sich der Verfasser mit redlicher Umsicht aus.

*) Ein Wortspiel, welches auf der Namensähnlichkeit des Herrn Gosselin, des Französischen Herausgebers der Scottschen und Cooperschen Werke, mit dem Englischen Wort Gosling beruht, wodurch eine Gattung aus dem Geschlecht des Anser domesticus, ein Gänschen, bezeichnet wird.

*) Cinq mois aux États-Unis de l'Amérique du Nord (29 Avril — 23 Septembre 1836). Journal de voyage de M. Ramon de la Sagra. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 20½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Löbl. Post-Aemtern.

№ 33. Berlin, Freitag den 17. März 1837.

Frankreich.

Ein Gespräch mit Napoleon vor seiner Einschiffung nach Elba.

Der letzte Tag der politischen Laufbahn des Kaisers Napoleon schien gekommen. Er sollte Frankreich, dem Frankreich, das er mit so viel Macht und Glanz beherrscht hatte, ein ewiges Lebewohl sagen. Am 20. April verließ er Fontainebleau, und am 27sten traf er in Le Luc ein, wo seine Schwester Pauline auf einem benachbarten Schloß seiner wartete. Er verließ sie nach einem ergreifenden Abschied, um sich nach Frejus zu begeben, und in der Nacht vom 28. zum 29. April machte er auf einer Englischen Fregatte die Ueberfahrt nach dem Hafen von St. Rapheau.

Nachstehendes Schreiben an den damaligen Marine-Minister Malouet enthält den Bericht über eine Unterhaltung, die am Abend vor seiner Abreise nach der Insel Elba zwischen Napoleon und dem Marine-Capitain von Montcabrié stattfand:

„Paris, 5 Mai 1814.

Gnädigster Herr! Ich habe die Ehre, Ihnen, Ihrem Wunsche gemäß, das Nähere der Unterredung zu melden, die ich mit dem Ex-Kaiser Napoleon in dem Augenblick hatte, als ich zu Frejus bei ihm erschien, um ihn an Bord zu nehmen und nach der Insel Elba zu führen.

Zuerst äußerte er sein Bedauern darüber, daß er schon mit den Engländern eins geworden und daher nicht auf den Schiffen überfahren könne, die ich für ihn in Bereitschaft gesetzt. „Die Engländer", sagte er, „sind Herren des Meeres; wenn sie es übel nähmen, daß ich Gegenbefehle hinsichtlich meiner Abreise ertheilte und mich mit Ihnen einschiffte, so könnten sie sich Ihrer Fahrt widersetzen, und es könnte zu ernstlichen Erörterungen kommen. Man hatte mir eine Korvette versprochen, und man schickt mir eine Brigg; das ist nicht passend; die Engländer haben mir eine Fregatte, ja sogar einen Dreidecker angeboten; man behandelt mich sehr schlecht, und man hätte mehr Rücksichten für die Würde der Krone haben sollen, die ich getragen."

Ich antwortete ihm, daß Sie, gnädigster Herr, sich in den besondern Instructionen, die Sie mir ertheilt, ganz derselben Ausdrücke bedient hätten, daß mir alle mögliche Rücksichten und die größte Ehrerbietung empfohlen worden, und daß die Fregatte „Dryade" zu seiner Verfügung stehe.

Anfangs schien er gegen Sie erbittert; als ich ihm aber genau Ihre Worte in Betreff der Rücksicht und Ehrerbietung, **die man der Krone schuldig sey, welche er getragen**, als ich ihm diese berichtet und ihm auseinandergesetzt hatte, daß er die Korvette als sein Eigenthum ansehen könne, und daß die Fregatte da sey, um die Ueberfahrt mitzumachen und während derselben zu seiner Verfügung zu stehen, da kam er von diesem ersten Eindruck zurück und wiederholte mir, wie sehr er es bedaure, sich schon gebunden zu haben. Er wurde freundlicher gegen Sie gestimmt und sagte zu mir: „Ich hätte auch nie gedacht, daß Herr Malouet, der ein so einsichtsvoller Mann ist, eine Unschicklichkeit begehen würde; und ich wäre wahrhaftig lieber im Kielraum einer Französischen Tartane übergefahren, als auf einem Englischen Dreidecker; doch ich bin nicht mein eigener Herr, ich hänge von den Kommissarien der verbündeten Mächte ab, die den Auftrag haben, mir meinen Weg vorzuschreiben; durch meine Einschiffung auf einem Englischen Fahrzeuge gebe ich mich ganz in ihre Hand, ich weiß nicht, was man mit mir machen wird; ich bin ein verlorener Mann; es ist schrecklich, daß ich meinen Feinden anheimgefallen bin, die noch vor kurzem meinen bloßen Name in Schrecken setzte." Er drang sodann in mich, ich möchte ihn mit meiner Fregatte und der Korvette „Inconstant" begleiten, worauf ich entgegnete, daß ich, ohne die Eskorte zu kommandiren, nicht daran Theil nehmen könne, indem ich nimmermehr meine Flagge der Englischen unterordnen würde.

Napoleon fuhr fort: „Von Fontainebleau bis Valence bin ich von den Truppen so wie von Einwohnern der Städte und Dörfer mit lebhafter Theilnahme empfangen worden; in der Armee des General Augereau besonders gaben mir die Soldaten durch den wiederholten Ruf: Es lebe der Kaiser! ihre innige Anhänglichkeit zu erkennen. Ich war mit diesem Marschall nicht weit von seinen Truppen zusammengetroffen, wir hatten mit einander gesprochen, und ehe wir schieden, bezeugte er mir seine Theilnahme, und ich hielt ihn für aufrichtig; aber ich wurde bald enttäuscht, denn als ich zu seinen Soldaten kam, trat Einer von ihnen aus den Reihen heraus und sagte zu mir: „„Sie sind dem Marschall Augereau begegnet, Sire; er betrügt Sie; wie es scheint, zweifeln Sie daran; sehen Sie hier seine Proclamation, wenn Sie sich überzeugen wollen.""" Ich gestehe, daß sie mich wirklich überraschte; ich forderte nun diese Krieger auf, sich ruhig und pflichtgetreu zu verhalten, und ich verließ sie unter dem Ruf: Es lebe der Kaiser! An mehreren Orten, durch die ich kam, wurden mir, unter anderen Beweisen der Theilnahme von Seiten des Volks, Zettel in den Wagen geworfen, die reine Herzensergießungen enthielten und besonders meine Abreise beklagten; genug, der Empfang, der mir zu Theil wurde, war von der Art, als wäre ich noch Kaiser der Franzosen. So wie ich aber in die Provence gelangte, wurde ich empörend behandelt, namentlich in Orgon, Avignon und Aix; Weiber, Kinder und Pöbel spielten mir schändlich mit, und hätte ich nicht die Fremden bei mir gehabt, so wäre ich der größten Gefahr ausgesetzt gewesen; das erschütterte mich tief; ich weiß nicht, was ich den Provençalen gethan habe. (Bekanntlich zeichneten sich vor Allen die Bewohner von Orgon durch die ärgsten Unbilden aus. Zu Avignon hängten sich die Weiber wie Furien an seinen Wagen und überhäuften ihn mit Beschimpfungen. Zu Aix lief er auch die größte Gefahr, und nur mit Hülfe einer Verkleidung entging er den Meuchelmördern und Fanatikern.) Hätte ich den Krieg fortsetzen wollen, so konnte ich es selbst vor Paris noch, wo mich eine Handvoll Verräther feigherzig verließ. Eben so leicht wäre es mir gewesen, in Frankreich einen Bürgerkrieg zu entzünden, wenn ich die Begeisterung und Anhänglichkeit der Truppen und der Einwohner mancher Gemeinden hätte benutzen wollen; aber das war nicht mein Wille. Ueberdies, wozu hätte es geführt? Es wären viel Menschenleben durch mich verloren gegangen; ich wäre vielleicht früher oder später unterlegen, und ich hätte meine Anhänger und ihre Familien mit in meinen Sturz hineingezogen. Ich bete für Frankreichs Glück und werde stets dafür beten, aber ich glaube nicht, daß die fremden Armeen dazu beitragen...." Nach einigem Stillschweigen fügte er hinzu: „Es haben mir Mächte eine Zuflucht angeboten; die Engländer, als sie mir dies Anerbieten machten, sagten, ich würde ihrem Gebiet eine Ehre dadurch erweisen. Doch nein!".... Wieder eine Pause.... „Meine Laufbahn ist zu Ende. Ich ziehe mich nach der Insel Elba zurück. Sie sey für mich ein Eiland der Ruhe, und was auch kommen möge, ich werde stets Französischer Soldat seyn und nichts Anderes."

Im Lauf des Gespräches, das ungefähr zwei Stunden dauerte, unterhielt er mich von den Marine-Truppen, von ihrer Disziplin, von ihren Manövern, vom Bau und von der Einrichtung der Schiffe, von dem guten Geist, der in der Armee herrsche, von der Zuneigung und außerordentlichen Hochachtung, die sie für ihn hege, und von dem weisen Benehmen, welches diese Armee unter den gegenwärtigen Umständen beobachtet habe, um sich rein zu erhalten; auch sagte er mir persönlich viel Schmeichelhaftes und äußerte, daß er Ihnen dafür Dank wisse, mich ausgewählt zu haben, um für seine Ueberfahrt nach der Insel Elba Sorge zu tragen.

Ich muß übrigens bemerken, gnädigster Herr, daß ich auf meiner Rückkehr von Toulon nach Paris überall die Bestätigung von dem Allen gefunden, was mir Napoleon gesagt hatte. In der Provence große Erbitterung gegen ihn; ich überzeugte mich dort auch von dem, was der General Bertrand mir gesagt, nämlich, daß der Kaiser, um der Wuth des Pöbels an mehreren Orten zu entgehen, genöthigt gewesen sey, sich zu verkleiden, seinen Wagen zu verlassen und, von einem einzigen Bedienten begleitet, zu Pferde weiter zu reisen.

Von Valence bis Fontainebleau und selbst bis Villejuif hatte ich Gelegenheit, nicht nur von Seiten der Soldaten, sondern auch von Seiten einiger Bürger und Leute aus dem Volk, besonders zu Lyon, Vienne, Nevers und Moulins, Zeichen von Theilnahme und Schmerz zu bemerken. Ich sprach mit Mehreren, die mir gerade in den Weg kamen, und wünschte von ihnen zu hören, warum sie, wie es schien, theils Napoleon bedauerten, theils so kalt wären. Diejenigen Leute aus dem Volk oder Bürger, die eine Ausnahme von der allgemeinen Freude zu machen schienen, antworteten mir weiter nichts als: „Wir werden ja sehen, ob wir glücklicher seyn werden." Die Soldaten, namentlich die von der Garde, äußerten ihr Leidwesen ganz unumwunden. In Lyon war große Gährung, als die Garde durchmarschirte; man ließ daher aus Vorsicht die Truppen in der Vorstadt der Guillotière kantonniren und verbot ihnen, in die Stadt zu gehen.

Von dem General Schuwaloff habe ich unterwegs gehört, daß Napoleon sich zu St. Rapheau auf der Englischen Fregatte „die Unbezwingliche" in der Nacht vom 28. zum 29. April eingeschifft hat, und daß er im Augenblick seiner Einschiffung, um 11 Uhr Abends, von einundzwanzig Kanonenschüssen salutirt worden ist.

Mit Ehrerbietung Ew. Excellenz unterthänigster und gehorsamster Diener (gez.) von Montcabrié, Schiffs-Capitain."

Nachschrift. So eben fällt mir noch eine der merkwürdigsten Aeußerungen Napoleon's ein; ich hatte nicht daran gedacht, und ich theile sie Ihnen noch nachträglich mit. „Ich hätte sterben können", sagte er zu mir, „nach allem dem, was mir begegnet ist; aber ich hielt es für muthvoller, zu leben und mein Unglück zu ertragen!" (F. P.)

Das Schmuggel-System der Kontinental-Sperre.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke glaubte Scipio, in der Ferne einen Kanonenschuß zu hören. „Man schlägt sich dort", schrie er außer sich vor Wuth und stürzte in den Speisesaal.

„Herr Commissair", rief er diesem entgegen, „ist es wohl Recht von Ihnen, mich hier zwei Stunden im Vorzimmer warten zu lassen, wenn Sie recht wohl wissen, daß seit dieser Zeit der Schleichhändler vor der Stadt kreuzt und ich nichts als einen Kaperbrief verlange?" Alle Gäste waren bestürzt. „Niemand darf sich unterstehen, mir meine Pflicht vorzuschreiben", sagte der Commissair, indem er ruhig sein Glas mit schäumendem Champagner füllte, „entfernt Euch augenblicklich." — „Ja, das werde ich thun", rief Scipio, „aber erst muß ich Ihnen meine Meinung sagen. Heißt das Jagd auf die Schleichhändler machen, wenn man gebratene Hühner ißt und Champagner trinkt? Meiner Treu! Ich erzähle es den Leuten in der Stadt und am Hafen, daß Sie mir ein elendes Stückchen Papier, welches mir das Recht gegeben hätte, gegen die Feinde meines Vaterlandes zu kämpfen, verweigert haben! Hier im Zimmer ist Jemand, der die Regierung verräth, aber ich bin es wahrlich nicht! Ich weiß wohl, wer den Felsen kennt, wo um Mitternacht die Contrebande ausgeladen wird." . . .

Plötzlich fiel der wilde Blick des alten Korsaren auf die Tochter des Kriegs-Commissairs, die mit Zittern den Ausgang der Scene erwartete, und seine Wuth schien sich zu legen. Er sah sie mit einem sonderbaren Ausdruck des Erstaunens an, und je mehr er sie betrachtete, desto ruhiger ward er.

„Auf das Wohl meines Kaisers und der Kontinental-Sperre!" rief er aus, indem er ein volles Glas ergriff und an die Lippen führte. Eine momentane Stille folgte diesem Toast, und ein junger Marine-Offizier benutzte den günstigen Augenblick, um Scipio zu bitten, nicht auf's neue Lärm anzufangen und sich ruhig zu entfernen. „Ah, Sie sind es, Herr August?" erwiederte der Korsar. — „Ja, mein alter Freund, ich bin es." — „O, wenn Sie mir nur einige Erkenntlichkeit schuldig zu seyn glauben, weil ich Sie so manches Manöver lehrte, so verschaffen Sie mir eine Barke oder eine Schaluppe, damit ich mich noch heute mit diesen Schleichhändlern herumschlagen kann!" — „Weißt Du denn nicht, Scipio, daß hier eine Verlobung gefeiert wird?" — „Eine Verlobung?" — „Ja wohl, die Tochter des Marine-Commissairs wird sich in acht Tagen verheirathen." — „Mit einem Englischen Schleichhändler vermuthlich?" — „Nein Scipio, mit mir; meine Braut ist das junge Mädchen, die Du so sonderbar angesehen hast." — „Sie heirathen diese Dame?" — „Ist das so etwas Unbegreifliches, Scipio?" — „Sie würden dann wohl thun, Herr August, ein Haus am Ufer des Meeres zu beziehen; Ihre Frau liebt die Seeluft sehr." — „Ich verstehe Dich nicht." — „Wissen Sie denn nicht, daß Ihre Braut sehr gern Promenaden am Strande macht?" — „Erkläre Dich endlich deutlicher." — „Es bedarf gar keiner Erklärung. Seit sechs Monaten geht die junge Dame täglich, trotz Wind und Wetter, auf dem Hafendamm spazieren, und ich sehe sie oft allein die steilsten Felsen erklettern. Haben vielleicht dort Ihre Rendezvous stattgefunden?" — „Rendezvous? Am Ufer des Meeres? Und meine Cäcilie ganz allein? Versprichst Du mir, mich von der Wahrheit Deiner Aussage zu überzeugen, Scipio?" — „Nichts ist leichter als das," erwiederte Scipio, „kommen Sie morgen an Bord meines „Hauses", und mein Fernglas wird Ihnen Ihre Braut so deutlich, wie ich Sie jetzt vor mir sehe, zeigen." — „Auf morgen also, Scipio!" — „Auf morgen, Herr August." — Sie trennten sich.

Die Nacht war hereingebrochen, und am anderen Morgen wußte die ganze Stadt, daß der Schleichhändler die volle Ladung seiner verbotenen Waaren ans Land geschafft habe.

Scipio that dem Marine-Commissair augenscheinlich Unrecht; denn niemals hatte dieser in seiner langen Dienstzeit durch irgend eine Handlung den leisesten Verdacht erregt. Er hatte, unter dem Admiral Suffren, die Reise nach Indien mitgemacht und war von Napoleon zu seinem jetzigen Amte berufen worden, weil er sich auf seiner früheren Laufbahn ruhmvoll ausgezeichnet hatte. Sein Ruf war also so fest begründet, daß er durch Scipio's Beschuldigung wahrlich nicht erschüttert werden konnte; zwar ist es wahr, daß man in seinem Departement nicht immer allzu streng gegen den Betrug verfuhr; aber das war nicht seine Schuld, und Keiner hätte es wohl gewagt, seine Redlichkeit deshalb in Zweifel zu ziehen.

Cäcilie war in Indien, wo ihr Vater eine Zeitlang als Gouverneur lebte, geboren. Als ein Kind jenes heißen tropischen Himmels, war ihr unser kälteres Klima durchaus nicht zuträglich; ihre warmen, frischen Farben schwanden; ihre graziöse Gestalt paßte nicht recht für das steife Europäische Kostüm, und der glühenden feurigen Kreolin war es nicht wohl hinter den Schranken, mit denen die Etikette sie umgab. Jetzt hatte sich für sie ein neues Leben eröffnet: sie liebte mit der ganzen Kraft ihrer jugendlichen Seele; leidenschaftlich, glühend, wie nur eine Kreolin zu lieben vermag, mit jener Liebe, die erst mit dem Tode aufhört. — Scipio mußte sich also geirrt haben, und in einer Entfernung von zwei Meilen kann ja wohl die Tochter eines Fischers der eines Marine-Commissairs gleichen. — Ist es denn auch glaublich, daß ein junges Mädchen, die kaum der Pension entwachsen, die von einem Vater (die Mutter hatte sie früh verloren) mit der liebreichsten Sorgfalt auferzogen worden und jetzt von einem jungen, braven See-Offizier geliebt wurde, so ihren Ruf, ihr Leben und ihre Zukunft auf's Spiel setzte, um, Meilen von der Stadt entfernt, mit Wohlgefallen auf die Worte eines Liebhabers zu lauschen, der doch ganz besondere Gründe haben mußte, um seine Bewerbungen so geheim zu halten? — Auch war Cäcilie kein Kind, das an Ruhe und Bequemlichkeit gewöhnt war; sie liebte weiches, sammetnes Sopha, ihren Vogel, den sie mit ihrer süßen Kreolen-Stimme gezähmt hatte, ihre Harfe, über die sie oft stundenlang hingebeugt sitzen konnte, während ihre Finger mechanisch die Saiten rührten und ihre Blicke in die Zukunft schweiften. So verstrich ihr Leben, und ein solches Wesen beschuldigte der alte Korsar eines verabredeten Einverständnisses! Scipio! Scipio! dein Gesicht ist nicht mehr so scharf, wie früher, vielleicht hast du am Gestade nichts als Schaum bemerkt, der den Felsen bedeckte, und hieltest ihn für die ängstlich leichte Jungfrau!

Am anderen Morgen war August zu der bestimmten Stunde an Bord des „Aechon." Er hatte eine schlaflose Nacht verbracht: demjenigen, der so störend zwischen Cäcilie und ihn trat, die glühendste Rache geschworen.

Der Himmel war vollkommen heiter und klar, kein Wölkchen zeigte sich: man hätte wohl zehn Meilen weit sehen können, aber Scipio und August bemerkten nichts; sie warteten, bis die Nacht hereingebrochen und erst dann war jener überzeugt, daß die Dame im blauen Kleide heute nicht zum Rendezvous kommen würde. Die Freunde trennten sich mit sehr verschiedenen Gefühlen, und die zweite Probe ward auf den anderen Tag festgesetzt.

August von Bussy verbrachte den Abend bei Cäcilie. In ihrer Gegenwart schwand jede Spur von Eifersucht; er glaubte, sie nie liebenswürdiger, nie reizender gesehen zu haben, und war wohl zum Mal im Begriff, ihr im scherzenden Tone von seinem thörichten Verdacht an Scipios Schwätzereien, von seiner Zusammenkunft mit ihm und von dem Rekognosziren mit dem Fernrohre zu erzählen; aber ein Mißtrauen wisses Etwas hielt ihn immer davon zurück. Sie plauderten von ihrer nahen Hochzeit und bauten Pläne für die Zukunft; August hoffte auf Beförderung, aber wenn er nun auf seinem ersten Ausfluge von der Engländern gefangen genommen und in die Pontons geschleppt würde! Ein schrecklicher Gedanke für die Liebenden; und doch mußten sie sich mit ihm vertraut machen, denn August konnte ja leicht dasselbe Schicksal haben, wie so viele seiner Vorgänger. Während sie so abwechselnd lachten und ernst wurden, von Ruhm und Tod plauderten, bemerkte August, daß Cäcilia ein feines Englisches Batisttaschentuch in der Hand hatte. „Du elegantes Mädchen", rief er scherzend aus, „was würde der Kaiser dazu sagen? so achtest Du der Sperre? Du weinst in Englischen Batist?" — „O Gott", sagte sie zusammenschaudernd, „wie konnte ich, die Tochter des Marine-Commissairs, so die Gesetze übertreten! Englischen Batist! Aber mein Vater selbst hat mir dieses Tuch geschenkt." Sie zerdrückte es in ihrer kleinen Hand und hielt es in die Flamme der Wachskerze. In diesem Augenblick trat der Vater ein. „Was Du machst da, Cäcilie?" rief er. — „Papa", erwiederte sie, „ich verwalte Dein Amt, ich ergänze Dich; Du verbrennst die Englischen Waaren auf dem großen Platze und ich mein Batist-Taschentuch an der Flamme dieses Wachslichtes. Ich halte auch die Sperre in Ehren, bin ich denn nicht Deine Tochter?" August war außer sich vor Freude. Der Commissair umarmte seine Tochter kalt, und eine Wolke flog über seine Stirn. „Die letzten Nachrichten von den Kreuzern lauten nicht günstig", sagte er. Cäcilie erbleichte. „In acht Tagen werden Sie abreisen, August, um im Kanal zu kreuzen"; fügte er hinzu, „die Rache ist jetzt an Ihrer Fregatte; erst nach beendigtem Kriege können wir an die Hochzeit denken."

August hätte seine Braut schwer zu beleidigen geglaubt, wenn er wieder zu Scipio gegangen wäre und an ihrer Treue gezweifelt hätte. Er schickte ihm 10 Pfund Französischen Taback und schrieb ihm, daß er ihm herzlich für seine Mittheilung danke, es aber für recht finde, die Sache nicht ferner zu untersuchen, weil er überzeugt wäre, daß von Scipio's Seite irgend ein Irrthum obwalte.

Nichts aber konnte den alten Seemann von seiner einmal gefaßten Meinung zurückbringen, er suchte das junge Mädchen durch sein Fernglas jetzt mit demselben Eifer, wie er früher dem Schleichhändler auflauerte, aber acht Tage vergingen und kein Mädchen erschien auf den Felsen, kein Contrebandier zeigte sich am Horizonte. August von Bussy reiste ab.

Am neunten Tage war Scipio wie gewöhnlich auf seinem Posten und o Wunder! sein Glas zeigte ihm eine bekannte Gestalt, die des jungen Mädchens. „Ist es wohl glaublich?" rief er, „kaum hat August die Stadt verlassen, so ist sie auch schon wieder da! Warum ist er denn nicht hier, um es noch zu leugnen. Nicht wahr, der alte Korsar ist thöricht und weiß nicht, was er sieht? Ja! sie ist es, kein Zweifel mehr, dasselbe blaue Kleid, ihr Gesicht — ihr Mund — ihre Augen — ich sehe sie, als ob sie dicht vor mir stände, aber wo geht sie denn hin in solchem Wetter . . . und von Fels zu Fels mit dem wehenden Schnupftuche, was soll das bedeuten?" Plötzlich fällt sein Auge auf einen anderen Gegenstand, auf das Schiff des Schleichhändlers. „O Elende", rief er aus, „so weiß er schon, daß die Fregatte unter Segel gegangen ist. Und Scipio richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf das Schleichhändler-Schiff und hätte sich wohl zehn Ferngläser gewünscht, damit auch keine seiner Bewegungen ihm entgegangen wäre. Dann ließ er wieder das Rohr seines Instrumentes um seine Achse laufen, um auch das junge Mädchen im blauen Kleide zu beobachten. So richtete er seinen Adlerblick bald auf die Dame, bald auf das Fahrzeug, verglich die Bewegungen Beider, und es ward ihm endlich klar, kommen klar, daß diese Erscheinungen sich einander nicht fremd wären. Er erklärte sich die Rückkehr des Schleichhändlers aus dem Angesicht der Fregatte und zweifelte nicht länger, daß zwischen dem jungen Mädchen am Ufer und dem Schmuggler eine geheime Korrespondenz durch verabredete Zeichen stattfände; auch erinnerte er sich, Cäcilie jetzt

am Strande gesehen zu haben, wenn die Segel des Englischen Schiffes am Horizonte auftauchten. Scipio triumphirte; er schloß sein Fernrohr, stieg ans Land und ging geraden Weges zu dem Marine-Commissair; unangemeldet trat er in sein Zimmer und sagte mit gebieterischem Tone: „Ich ersuche Sie, Herr Commissair, mir augenblicklich einen Kaperbrief auszufertigen. Und um jeder überflüssigen Einwendung vorzubeugen", fügte er leiser hinzu: „Der Schleichhändler wird diese Nacht in den Hafen einlaufen; das junge Mädchen mit dem blauen und weißen Kleide macht eben ihre gewöhnliche Promenade auf den Felsen, die unser Fort begränzen."

„Still! Still! um Gotteswillen, Scipio!" rief der Commissair zusammenschaudernd. „komm' in mein Kabinet."

„Ich habe keine Zeit zu verlieren, mein Herr."

„Es fehlt Dir an Kleidungsstücken, Scipio; zehn Stücke Tuch gehören Dir. — Du hast keine Wäsche; funfzig Stück Holländischer Leinewand sind für Dich bestimmt. — Du rauchst gern; zwei Fässer vom besten Virginischen Taback für meinen braven alten Freund. — Du bist zu arm, um Kaffee und Zucker zu kaufen; zehn große Fässer voll von diesen Waaren liegen bereit! — Deine Frau schläft auf Streu, Deine Kinder auf der bloßen Erde; von heute an sollen sie alle nur auf Eiderdaunen ruhen. Ich werde Deinen Keller mit Rum, Liqueur und den besten Weinen, Deine Schränke mit Wäsche füllen! verstehst Du mich, Scipio?"

„Einen Kaperbrief! Einen Kaperbrief! Herr Commissair."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Le fils du banquerontier. — Von Arthaud. 2 Bde. 15 Fr.
Connaissance des tems etc. pour 1839. — 7 Fr.
La Religion expliquée catholiquement. — 2 Bde. 8 Fr.
La camaraderie.— Von Scribe. 5 Fr.
Le fils d'un agent de change. — Von Scribe und Dupin. 2 Fr.

Ostindien.

Die Landschaft Sindi (Sind).

Von Alexander Burnes.

Ueber Sindi ist viel geschrieben worden. Ich habe das Meiste davon gelesen und will die Ergebnisse meiner Studien so wie meine eigenen Beobachtungen mittheilen. Ich nenne meine Gewährsmänner nicht und überlasse es Anderen, die Punkte aufzufinden, in welchen ich von früheren Schriftstellern abweiche. Nur so viel sage ich mit Ueberzeugung, daß Nathan Crow's „Bericht über die Landschaft Sindi" das Text-Buch aller folgenden Schriftsteller geworden ist. Obgleich schon im Jahre 1800 geschrieben, bleibt dieses Buch ein Muster, welches man, meines Bedünkens, nicht so leicht übertreffen wird. Allein was bestimmt mich denn, gerade Sindi zum Gegenstand meiner Betrachtung zu wählen? Ich thue dies, weil wir in neuerer Zeit viele Gelegenheit gehabt, unsere Kenntniß von diesem Lande zu vermehren. Auch habe ich in meinem gedruckten Werke mehr von dem Flusse Indus, als von dem Lande geredet, das er durchströmt.

Die Landschaft, welche der Indus bewässert, heißt Sindi. So wird auch der Fluß selbst von den Eingebornen genannt. Die Benennung ist alt, denn schon bei Arrian kommt Sindomara vor. Genau genommen, versteht man unter Sindi das Land vom Ocean bis dahin, wo die Flüsse des Pendschab in den Indus einmünden, d. h. von ungefähr 23° bis 29° N. Breite und 67° bis 71° O. Länge. Doch werden auch die Gestade des Indus bis Sengger (30° N. Breite) hinauf, zuweilen Sindi genannt. Ohne diese Zugabe beträgt das Areal ungefähr 100,000 (Engl.) Quadrat-Meilen. Im Süden gränzt Sindi an die Provinz Ketsch (Cutch) und den Ocean; im Osten an Radschputana; im Norden an das Pendschab und im Westen an Beluttschistan, von welchem Lande es durch die hohen Berge von Hala getrennt wird.

Der Indus durchströmt das Land diagonal und in einem Bette bis unter 25° 30' Breite. In dieser Gegend fängt er an, sich in einzelne Arme zu theilen; sein Delta aber beginnt unterhalb Tatta (24° 40' Breite). Er hat eilf Mündungen, und nimmt am Ocean eine Fronte von 125 Engl. Meilen ein. Die Quellen dieses großen Stromes sind unbekannt; nur so viel weiß man, daß er auf dem Himalaya und an der Gränze von Tübet entspringt. Die örtlichen Namen für verschiedene Theile des Indus sind mannigfaltig.

Die Physiognomie von Sindi ist uninteressant. Nach Osten sieht man keine Anhöhe und kaum einen Stein, ausgenommen die Hügel von Bekker und Heidrabad. Eine öde, mit Strauchwerk bedeckte Fläche zieht sich bis zu der Sandhügel-Wüste, welche Sindi von Indien trennt. Im Westen des Indus erstreckt sich eine ganz ähnliche Fläche bis an den Fuß der Beluttschi-Berge und südwärts längs dem Ufer bis Sihwan. Von dieser Stadt an wird das Land felsig und unfruchtbar. Das Delta des Indus ist zwar fruchtbar, aber schlecht angebaut. Zehn Englische Meilen von der See findet man öfter undurchdringliche Dickichte. Noch weiter aufwärts ist der Boden mit Tamarisken-Sträuchern überwachsen, die sich ebenfalls ganz in einander verschlingen. Sonst gewahrt man nur eine nackte Fläche von hartem Lehm. Vieles zum Ackerbau geeignete Land wird nur zu Viehweiden benutzt; große Striche bleiben sogar ohne allen Anbau, und doch ist die Reis-Aerndte so ergiebig, daß sie den Bedarf weit übersteigt. Der Reis ist Sindi's Staapel-Produkt; die Eingebornen leben davon, und die Kaufleute führen ihn aus. Besonders ergiebig sind die Reisfelder gegen das Meer hin; weiter aufwärts baut man die übrigen Getraide-Arten: Weizen, Gerste, Dschewari u. s. w. desgleichen Indigo, Zuckerrohr, Taback und Hanf. Es giebt nur wenige Bäume in Sindi.

Sindi verdankt seine ganze Fruchtbarkeit dem Indus, besonders aber dem jährlichen oder periodischen Anschwellen dieses Flusses. Die Gewässer steigen im März und treten im September zurück; das Schmelzen des Schnees auf dem Himalaya ist die Ursache dieses Phänomens. Die Eingebornen leiten das Wasser vermittelst Kanälen weit vom Flusse ab; denn die wirkliche Ueberschwemmung erstreckt sich an beiden Ufern selten weiter, als eine halbe Englische Meile. Das Land unmittelbar am Ufer ist nur theilweise angebaut; der Boden ist salzig und zum Ackerbau schlecht geeignet, wie man aus allen Vegetabilien, die hier wild wachsen, abnehmen kann. Ohne den Indus aber würde ganz Sindi eine vollkommene Wüste seyn, gleich der Gegend im Osten. Man sieht allerwärts Incrustationen von Salz und Salpeter. Der letztere wird ausgeführt. Viele Sträucher geben Alkali's, die man in den Fabriken gebraucht.

Obgleich nun Sindi in manchem Betrachte stiefmütterlich von der Natur behandelt ist, belaufen sich seine Einkünfte doch zuweilen auf 40 Lak Rupien (400,000 Pfd. Sterl.) jährlich. Unter der vorigen Dynastie rechnete man das Doppelte. Sindi hat einen ähnlichen Boden wie Aegypten und Bengalen, ist aber nicht so reich wie diese Länder. Die Bestellung des gewässerten Bodens macht übrigens wenig Noth; man säet, und die Aerndte bleibt nie aus.

Die Geschichte von Sindi liegt uns klarer vor, als die der meisten übrigen Länder Asiens. Nach Herodot schickte Darius Hystaspes eine Expedition zur Untersuchung des Indus, welche aus dem Flusse ins Meer segelte. Alexander der Große machte sich die Ergebnisse derselben zu Nutze. Er fand diese Gegend von Hindu's bewohnt und von Brahmanen beherrscht. Sie wurde ein Theil des ephemeren Königreichs Baktrien, erlangte aber ihre Unabhängigkeit wieder, die sie auch bis zu den Zeiten des Islam sich erhielt. Nach verschiedenen Kämpfen wurden die Bewohner endlich Muhammedaner. In dem ersten Jahrhundert der Hedschra (7ten Jahrh. n. Chr.) rotteten die Chalifen die Brahmanische Dynastie aus und regierten das Land durch Abgeordnete aus Bagdad. Im 11ten Jahrhundert fiel Sindi dem Sultan Mahmud von Gasna in die Hände. Altimesch, der Ghorische Sultan von Delhi, machte es zu einem Lehen seiner Krone, und erst im 14ten Jahrhundert schwangen sich die eingebornen Radscha's wieder empor. Der erste Stamm, welcher zu Macht und Ansehen gelangte, die Sauwa's, mußte bald den Suma's weichen, die noch jetzt fortbestehen. Der Radscha von Ketsch und die Dscharidscha-Radschputen sind Abkömmlinge dieser Suma's. Ein Theil der Suma's huldigt noch dem Brahmanenthum und ein anderer Theil dem Islam. Die Tatarischen Eroberer Delhi's unterwarfen Sindi mit einiger Mühe. Nadir-Schah schlug das Land zu seinem Gebiete, und es bildete forthin einen Theil des Königreichs Kabul. Noch heutzutage ist Sindi dem Namen nach von Kabul abhängig. Zu Nadir's Zeit wurde das Land den Kalora's, einer Priester-Familie aus Beluttschistan, anvertraut; unter Timur-Schah von Kabul aber kam es an die Familie Talpuhr, ebenfalls von Beluttschischer Abkunft, die noch jetzt über Sindi herrscht.

Sindi ist nicht volkreich, und die Eingebornen wohnen sehr zerstreut. Es enthält eine Menge Dörfer, die größtentheils beweglich sind, d. h. man kann die Häuser von einem Orte zum anderen transportiren. Selbst die stehenden Wohnorte ändern ihre Namen mit ihrem Besitzer. Dieser beständige Wechsel der Orte und Namen macht es erklärbar, warum nicht zwei Karten von Sindi einander vollkommen ähnlich sehen. Die ganze Bevölkerung mag ungefähr eine Million betragen. Großer Wohnorte giebt es nicht viele; die bedeutendste Stadt ist Schikarpuhr, mit 25,000 Seelen, bevölkerter als die neuere Hauptstadt Heiderabad.

Die meisten Einwohner sind Muhammedaner; etwa ein Viertheil der Bevölkerung hängt dem Hindu-Glauben an. Die Muhammedaner sind groß, wohlgewachsen und von sehr dunkler Hautfarbe. Alle übrige Bekenner des Islam scheeren das Haupthaar; nur die Bewohner von Sindi lassen es wachsen. Auch tragen sie Mützen statt der Turbane. Der Name Sindi's wird hauptsächlich den Bewohnern der beweglichen Dörfer beigelegt; sie sind größtentheils zum Islam bekehrte Ur-Einwohner, die mit den Eroberern sich vermischt haben. Die Hindu's unterscheiden sich nicht von denen im eigentlichen Indien; sie haben ein schöneres Aeußere, als die Muhammedaner.

Die Unterjochung Sindi's ist immer durch den Indus erleichtert worden; das Land ist von dem Pendschab aus leicht zugänglich. Die Bewohner sind nicht so weichlich wie die Indier und nicht so fein wie die Perser. Sie haben weniger geistige Bildung und mehr Bigotterie als beide Völker; doch besteht in Sachen des Glaubens ziemliche Toleranz. Es giebt keine große Hindusche Bauwerke in Sindi, aber auch keine große Muhammedanische, eine Moschee und einige Heiligen-Gräber ausgenommen.

Die Regierung kann despotisch heißen; die Herren des Landes, die Emire, werden durch kein Gesetz gezügelt, obschon sie angeblich nach den Satzungen des Korans das Recht handhaben. Es giebt keine Beamten, wie die Kadi's oder Molla's, die ihre Aemter unabhängig verwalteten. Den Seid's und Fakir's zollt man die größte Ehrerbietung, weil Erstere aus dem Geschlechte des Propheten stammen und Letztere einen sehr strengen Lebenswandel führen oder wenigstens erheucheln. Viele Fakire sind unbezweifelt tugendhafte Männer; aber der große Haufe ist ein heuchlerisches Gesindel. Bettler giebt es hier in erstaunlicher Anzahl. Man könnte sie eher Räuber als Bettler nennen, denn sie erscheinen oft in ganzen Haufen und verlangen unter Drohungen Almosen. Viele Leute vom Volke ergreifen dieses einträgliche Gewerbe, das nur einen gewissen Schein von Heiligkeit erfordert. Dazu gehört z. B., wenn man die ganze Nacht auf dem Dache eines Hauses sitzt und den Namen Allah so viele tausend Male wiederholt, als die Zunge es vermag. In Sindi wirkt die Religion weder mildernd, noch veredelnd; ihre unwürdigen Bekenner erniedrigen sie zu einem Gewerbe.

Es giebt in Sindi keine Mittelklasse zwischen den Herren des Landes, ihren begünstigten Seid's und dem gemeinen Volke. Einige Hindu's sind reich; aber die große Menge ist arm. Sie haben keinen geregelten Unterricht; nur wenige Individuen können lesen und schreiben. Beide Geschlechter sind dem Bang, einem berauschenden Getränke aus Hanfsamen, sehr zugethan. Auch trinken sie einen aus Reis und Datteln destillirten Branntwein. Ueberhaupt ist es ihnen nur um grobsinnliche Genüsse zu thun. Der Bauer hat keine gesunde Leibesübungen; er führt eine träge Existenz, wie die Großen des Landes. Recht wohlbeleibt seyn, ist eine Auszeichnung. Eine weisere Regierung würde den Zustand dieses Volkes verbessern; ohne dieselbe muß der Bewohner von Sindi in seinem jetzigen hoffnungs- und freudenlosen Zustande beharren.

Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß die Wissenschaften in Sindi vernachlässigt werden. Mit den mechanischen Künsten steht es besser: das Leder wird in keinem Theile Indiens so gut zubereitet, und die Londschi's, oder Stoffe aus Seiden-Kattun, sind eben so kostbar als schön.

Die Sprache von Sindi ist Sanskritischen Ursprungs. Die höheren Stände sprechen ein verdorbenes Persisch; die niederen aber ein Gemisch von Sindi und Pendschabi. Das Sindi ist auch Schrift-Sprache.

Eine despotische Regierung kann sich nur durch Gewalt behaupten: der Soldat ist hier unumschränkter Gebieter. Die Bewohner von Sindi haben keinen Begriff von den Rechten eines Bürgers und kennen ihre eigene Stärke eben so wenig, als die Schwäche ihrer Gewalthaber. Die meisten Häuptlinge von Sindi stammen aus Beluschistan; doch rekrutiren sie sich nicht von dorther, obschon sie mit ihrer Heimath in Verbindung bleiben. Es ist jetzt schwierig, einen Beluschi von einem echten Sindi zu unterscheiden, denn die Herren des Landes haben sich schon durch Heirathen mit den Eingebornen vermischt. Sie bewahren jedoch sorgfältig ihr Geschlechts-Register und rühmen sich ihrer Abkunft.

Die militairische Macht von Sindi ist bedeutend, jedoch schlecht disziplinirt. Sie besteht aus Fußvolk; die Waffen sind eine Flinte und ein Säbel. Es giebt wenige Pferde, und eben deshalb keine Reiterei. Kanonen sind vorhanden; allein die Artillerie ist schlecht bedient und vernachlässigt. Die Eingebornen gelten übrigens für tapfere Soldaten; wenigstens werden sie von ihren Nachbarn geehrt und oft um Lohn gedungen.

Die Erzeugnisse der organischen Natur sind so ziemlich dieselben wie in anderen Theilen Indiens. Die Witterung ist veränderlich. Im Winter hat man oft strenge Kälte und im Sommer drückende Hitze. Es regnet fast gar nicht, und der Staub ist unerträglich. An den Dächern der Häuser sind Windräder angebracht, und Fenster und Thüren macht man so klein als möglich, damit nicht allzu viel Staub eindringe. Im Ganzen ist das Klima schwül und der Gesundheit nachtheilig.

Der einzige nennenswerthe Fisch des Indus ist der Sandfisch (pulla), welcher in vier Monaten des Jahres gefangen werden kann. Dieser Fisch findet sich in keinem anderen Flusse des westlichen Indiens; er hat einen sehr angenehmen Geschmack. Wildpret von jeder Art giebt es in Ueberfluß; allein die fast undurchdringlichen Buschwälder erschweren die Jagd. Kameele und Büffel sind vortrefflich und sehr zahlreich. Hornvieh und Schafe sind hier im Allgemeinen größer als in Indien. Die ganze Landstrecke zwischen Sindi und Indien wird von Hirten besucht, die in Brunnen und Teichen Wasser für ihre Heerden finden. Zwischen den Sandhügeln giebt es Weideland, und die Hügel selbst sind nicht ganz ohne Vegetation.

Bei den Orten Dscherk und Lackpet fand ich fossile Muscheln in Kalkstein. Einige derselben wogen zwölf bis sechzehn Pfund und waren vollkommen wohl erhalten. Westwärts von dem Indus giebt es verschiedene Gattungen Marmor. Kalkstein ist wohl ohne Zweifel der vornehmste Bestandtheil des Bodens; doch fehlt es auch nicht an Sandstein. In den Hala-Bergen giebt es viele Mineral-Quellen.

Mannigfaltiges.

— Scribe als Novellist. Der beliebte Theaterdichter Scribe schreibt jetzt auch Novellen, die man jedoch Vaudevilles in Form von Erzählungen nennen möchte, so gefallsüchtig ist hier wie dort Alles auf eine leichte dramatische Wirkung berechnet, so wenig tief, wenn auch pikant, sind die Charaktere gezeichnet, und so sehr ist das Ganze dem wirklichen Leben unähnlich, wenn es auch scheinbar der Gegenwart und der nächsten Nähe abgeborgt ist. Aber gerade das macht das Glück seiner Novellen, wie seiner Theaterstücke. Seine neueste Erzählung heißt „Judith oder die Loge im Opernhause" und ist die Geschichte einer tugendhaften Tänzerin im Corps de Ballet. Der Gegenstand der Geschichte ist neu, wie man sieht, aber noch neuer ist wohl die Form derselben, denn das Ganze wird uns im Theater erzählt, und zwar in den Zwischen-Akten der Oper „die Hugenotten". Herr Scribe ist nämlich mit einer Gesellschaft in einer Loge versammelt und wartet eben die erste Vorstellung der neuen Oper ab, als man gegenüber eine leere Loge bemerkt, die aber nicht bloß heute, wo manche Plätze mit dem hundertfachen Werthe bezahlt worden, sondern schon seit mehreren Jahren leer, obwohl beständig abonnirt ist. Das ist natürlich ein eben so interessantes, als unerklärliches Problem; aber ein anwesender Notar, der Alles wissen muß, weiß auch den Zusammenhang dieser Geschichte, die nun voller Spannungen so erzählt wird, daß gerade immer ein neuer Zwischen-Akt und folglich auch eine Unterbrechung da eintritt, wo die Zuhörer und die Leser am neugierigsten sind.

— Stradella. So heißt eine neue fünfaktige Oper, Text von Deschamps und Paccini, Musik von Niedermayer, die kürzlich in Paris gegeben wurde. Alessandro Stradella war ein berühmter Venetianischer Tonsetzer und zugleich der vorzüglichste Sänger des 17ten Jahrhunderts. Eine von ihm komponirte Arie hat Herr Fetis in seinen historischen Konzerten ausführen lassen. Dieses sehr schöne Musikstück gewinnt dadurch noch ein ganz besonderes Interesse, daß Stradella der gewaltigen Wirkung desselben einst sein Leben verdankte. Der Künstler liebte nämlich ein junges Mädchen von hohem Stande, entführte seine Geliebte und floh mit ihr nach Rom. Die Familie des Mädchens schickte ihm Meuchelmörder nach, und der Streich sollte in der Kirche Santa Maria Maggiore geführt werden, wo Stradella am grünen Donnerstage eine von ihm gesetzte Motette sang. Als aber die Banditen in die Kirche traten und die Töne des Sängers hörten, wurden sie so mächtig erschüttert, daß das Wunder des Orpheus sich erneuerte: sie stürzten sich ihm zu Füßen, gestanden ihm ihr Vorhaben und beschworen ihn, sich durch die Flucht den ihm drohenden Gefahren zu entziehen. Zwei Jahre lang glückte es dem Tonkünstler auch wirklich noch, dem unermüdlichen Haß seiner Feinde auszuweichen, endlich aber fiel er doch sammt seiner Geliebten als Opfer ihrer Rache; man fand Beide eines Tages in ihrer Wohnung zu Genua erwürgt. Die Verfasser des Textbuches fühlten wohl das Gefährliche einer solchen Entwickelung im Drama und noch mehr das der Hauptscene, die den Komponisten der Oper wieder in die schwierige Lage versetzte, aus der sich bis jetzt nur ein Genius wie Gluck mit glücklichem Erfolg herauszuziehen wußte. Wären sie der Geschichte treu geblieben, so hätten sie die Musik genöthigt, sich selbst zu besiegen, was immer eine mißliche Aufgabe bleibt. Dergleichen Compositionen bleiben gewöhnlich weit hinter der beabsichtigten Wirkung zurück, und so bezaubernd auch in der unsterblichen Tartarus-Scene des Gluckschen „Orpheus" die Gesänge des Gatten der Eurydice sind, so erreichen sie doch immer nicht das Ideal, welches sich die Phantasie davon macht, und der Eindruck beruht hauptsächlich auf dem Kontrast, den die schreienden Mißtöne des Chors der Geister des Orkus dagegen bilden. So haben denn die Verfasser des „Stradella" die Macht über die Gemüther der beiden Bravi nicht sowohl vom Gesange, als vom Inhalte desselben ausgehen lassen. Stradella verkündet singend die Strafen des Weltgerichts, und die Mörder ergreifen, von religiösen Schauern durchbebt, die Flucht. Außerdem sind noch bedeutende Abänderungen in dem Sujet vorgenommen. Stradella's Geliebte ist nicht die Tochter vornehmer Aeltern, sondern eine Waise, und der Sänger hat in dem Venetianischen Senator Pesaro einen mächtigen Nebenbuhler erhalten, der die beiden Liebenden durch fünf Akte hindurch auf alle mögliche Weise verfolgt, am Ende aber, zum Dogen erwählt, sich großmüthig zeigt, seinem Rival das Leben schenkt und das zärtliche Paar vereinigt. Die Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meer macht den Schluß der Oper, die überhaupt an Pracht der Decorationen und Aufzüge Alles, was man in dieser Hinsicht schon auf der Pariser Bühne gesehen, noch überbieten soll. Ueber den Komponisten und die Musik läßt sich ein dortiger Kritiker folgendermaßen vernehmen: „Herr Niedermayer hatte sich schon durch ein graziöses Werk, „der See" betitelt, in den Pariser Salons bekannt gemacht. Aber zwischen der Composition einer Romanze und einer großen Oper ist ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen dem See von Bourget, der Herrn von Lamartine zu seinem reizenden Gedicht begeisterte, und dem Adriatischen Meer, auf dem sich die Handlung in „Stradella" bewegt. Man könnte daher fürchten, daß der Gondolier der leichten Barke nicht die nöthige Kraft gehabt haben möchte, um das Steuerruder des großen Fahrzeuges zu regieren, das man Oper nennt. Aber die Lüfte sind dem jungen Komponisten günstig gewesen, und sein Schiff ist ohne Havarie in den Port gelangt. Herrn Niedermayer's Musik zeichnet sich weniger durch Kühnheit und Originalität, als durch gehaltene Klarheit und oft elegante Einfachheit aus. Nur hätte er zuweilen sein Pianoforte etwas mehr vergessen sollen, als er für das Orchester schrieb, denn zwischen diesen beiden ist ein gewaltiger Unterschied. Beethoven, Gluck und Weber waren zwar auch große Virtuosen auf dem Flügel, und Meyerbeer ist es ebenfalls; aber diese Komponisten vernachlässigten darüber nicht die Instrumente des Orchesters, und ihrem Beispiel hätte Herr Niedermayer mehr folgen sollen."

— Der Indische Guttenberg. Sir Charles Wilkins, der Uebersetzer der Bhagwat-Gita ins Englische, ist bisher überhaupt als derjenige Engländer angesehen worden, der zuerst in die Geheimnisse des Sanskrit eingedrungen und den Weg geebnet habe, der seitdem von so vielen Europäischen Sprachforschern betreten worden. Der Friend of India, ein in Kalkutta erscheinendes Englisches Journal, vindizirt diese Ehre jedoch für einen älteren Landsmann, Herrn Marshall, der bereits im Jahre 1677 die „Seebangabut Puran", ein Sanskritanisches Werk, ins Englische übersetzt habe. Ein Exemplar dieser Uebersetzung soll sich im Britischen Museum in London befinden. Dagegen hat Sir Charles Wilkins das große Verdienst, die Buchdruckerei, sowohl in Devanagra- als in Bengalischen Typen, in Indien eingeführt und durch Unterricht und Beispiel so populair gemacht zu haben, daß die Indische Presse es bald der Europäischen gleich thun wird und nicht wenig dazu beiträgt, Civilisation und Wissenschaft in dem weiten Hindostan zu verbreiten. Die erste Schriftgießerei hat Sir Charles Wilkins um das Jahr 1770 in Hoogbly errichtet, wo auch zuerst im Jahre 1773 Halhed's Bengalische Grammatik gedruckt wurde. Wilkins lebte noch lange genug (bis zum Jahre 1833), um die reichen Früchte der von ihm mit unermüdlicher Hand ausgestreuten Saat überall reifen zu sehen. Gegenwärtig geht man damit um, dem Indischen Guttenberg in Hoogbly, dem Indischen Mainz, ein Denkmal zu errichten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 34. Berlin, Montag den 20. März 1837.

Frankreich.

Die Jagd ins Blaue.

Von Méry.

Es war eines Tages im Oktober des Jahres 1811 oder 1812, früh zur fünften Morgenstunde, als Herr Ebay, ein wohlgemuther Junggesell und nebenbei einer der vortrefflichsten Musiker des südlichen Frankreichs, in Jägertracht mit Büchse, Tasche und Kappe über die thauigen Hügel vor den Thoren Marseille's, unweit des Meergestades, einherdirschte.

Mit der Jagd hat es nun im südlichen Frankreich eine eigene Bewandniß. Es ist hier ein großer Ueberfluß an Jägern vorhanden und ein großer Mangel an Wild. Zu Marseille ist Jedermann, der nur im Stande ist, ein Gewehr zu tragen, von Gott- und Rechtswegen ein Jäger und geht mit Flinte und Jagdtasche einher. Will er nun wirklich auf die Jagd gehen, so steht er um drei Uhr Morgens auf und marschirt, mit einem halben Dutzend Vogelbauer in der Hand, anderthalb oder zwei Stunden weit über Feld bis in den Busch, wo er sich hinter den Bäumen eine Art von Schilderhäuschen hat hinstellen lassen, was sie in der Jägersprache einen Anstand nennen. Hier hängt er seine Käfige mit den Vögeln darin, die, seitdem man sie ausgestopft, das Singen ganz und gar verlernt haben, an den Bäumen auf, kriecht in den Anstand, ladet seine Flinte, guckt die Sterne an und macht sich allerhand Gedanken. Wenn ihn zu frieren anfängt, spazirt er zehn Schritte auf und nieder; zum Zeitvertreib kaut er die grünen Nadeln von den Lärchenbäumen und läßt sich vom Morgenwinde den Duft von Wiesen und Hügeln zufächeln. Es erheben sich nach einander die Dämmerung, die Morgenröthe, die Sonne und der Wind; der Jäger giebt zu dem Allen einen geduldigen Zeugen ab. Er lugt aufs Meer hinaus, er verwünscht die Wolken, die ihm mit schlechtem Wetter drohen, und wenn die Sonne brennend höher steigt, schmachtet er nach dem kühlen Nordwind von den Bergen her. Um zehn Uhr macht er sich auf den Rückweg und hält seinen Einzug in die Stadt, ganz glücklich und seelenvergnügt, daß er auf der Jagd gewesen ist. Morgen geht's wieder von vorn. Dieses Jagd-Vergnügen kostet dem Jäger nebenbei ein unerschwingliches Geld; es muß viel darauf verwendet werden, wenn man einen guten Anstand haben will. Ereignet sich dann und wann der unerhörte Fall, die erstaunenswürdige Fatalität, daß eine wilde Gans, von ihrem Verhängniß getrieben, einem Marseiller Jäger in den Schuß kommt, so kostet sie dem Glücklichen, Alles in Allem gerechnet, an die fünfhundert Franken. Mein guter Freund, Herr Blanc de Rabas, hat mich einmal mit einer Schüssel Wildpret bewirthet, die ihm schier dreitausend Franken zu stehen kam; darin lagen sechs gebratene Ortolane, von des Wirthes eigener Hand erlegt.

Ein solcher Jäger war nun auch unser Freund Ebay; er war bei seiner Jagd mit ganzer Seele und brennendem Eifer, wie man's von einem Süd-Franzosen, der obendrein ein Künstler und ein Junggesell ist, leicht denken kann. Er schaute nach allen Himmelsgegenden aus und sah, wie gewöhnlich, nichts kommen. Doch nein, eben mußte ihm wohl sein Glücksstern am Horizonte aufgehen: denn es kam wirklich ein Vogel geflogen und setzte sich in den Lärchenbusch. Noch war es Nacht, und das kam dem Vogel zu Statten; denn unser Freund mußte sein Auge ungewöhnlich anstrengen, um beim Sternenlicht des großen Bären, der sich trüben nordwärts über die Anhöhe neigte, einen schwarzen Punkt oder Schatten zu beobachten, welchen er in dem grünen durchschimmernden Laubdach sah oder zu sehen glaubte. Er legte die Flinte in der Richtung auf das räthselhafte Objekt an und stand da und getraute sich nicht, loszudrücken. Er hatte Recht; denn welcher gescheidte Jäger wird auf eine Illusion schießen wollen und einen Knall riskiren, wobei alle etwa vorhandene wirkliche Vögel Reißaus nehmen? Ein Marseiller Jäger zumal weiß, wie vorsichtig und rücksichtsvoll man mit solchen raren Gästen, mit solchen Naturseltenheiten umgehen muß. Es wollte gar nicht Morgen werden; Herr Ebay zählte die Sterne am Himmel, es waren ihrer just noch dreizehn. Dreizehn, eine böse Zahl; sieben am Wagen, sechs am Orion, außerdem noch ein verlaufener Planet, den es sehr darob zu langweilen schien, daß die Sonne nicht bald kommen wollte.

Endlich doch ließ die Morgenröthe im fernen Osten den blaßrothen Saum ihres Gewandes blicken, und immer näher und immer höher goß sie ihre glänzenden Lichtstreifen, von Hügel zu Hügel, von Baum zu Baum, und erreichte endlich auch das Gebüsch, in welchem unser Freund Ebay auf der Lauer stand. Ein Lichtblick stahl sich plötzlich hinauf in den Versteck des gefährdeten Vogels, und der Jäger sah ihn, Kopf und Flügel vom Schein der Morgenröthe übergossen. Da reizte es ihn zum Schuß, die Büchse knallte; nur freilich hatte das Pulver auf dem Zündkraut eine geraume Weile zuvor hübsch gerufft und gekniffert, damit's der Vogel merken könnte — die Zündhütchen mochten damals noch nicht erfunden seyn — auch war es unserem Freunde etwas freistig in den Händen. „Pautz, da fällt er!" rief der Jägersmann und lief spornstreichs unter den Baum, worauf der Vogel gesessen hatte. Er hob etliche bemoos'te Steine und Fetzen von der Baumrinde auf, aber nichts weniger, als einen Vogel. Nur eine Feder hatte der Flüchtling zwischen den harzigen, spitzigen Nadeln stecken lassen; Herr Ebay streckte die Hand danach, um doch einen Ausweis über seinen Fehlschuß zu besitzen; er betrachtete sie mit trübsinnigem Auge und schmerzlich resignirtem Lächeln.

In diesem Augenblicke leuchtete die rosenfingerige Eos recht aus der Scheitelhöhe auf das Knopfloch des Jägers nieder, wo er die Feder als einen Ordensschmuck, als eine ornithologische Trophäe hineingesteckt. „O Himmel!" rief unser Freund, dem jetzt ein Licht aufging, „es war eine Schalaster! Die Feder ist von einer Schalaster!" — Nun erschien ihm sein Unglück doppelt groß. Der Verlust war unersetzlich, denn wann kommt so ein Phänomen wieder, wie eine Schalaster! es ist kein gewöhnlicher Vogel; selten, kaum ein paar Mal im Jahre, läßt er sich sehen, und sein Erscheinen, sein Verschwinden bedeutet immer Etwas. Glücklich, dreimal glücklich der Jäger, der mit einer solchen Beute zur Stadt heimkehrt: er ist ein gewaltiger Jäger vor seines Gleichen, gewaltig wie Nimrod vor dem Herrn.

Da stand der arme Ebay und wehklagte: „Es war eine Schalaster!" laut und leise, in allen Tonarten, in der Höhe und in der Tiefe: „Es war eine Schalaster!" Hätte er sein Violoncell unter Händen gehabt, er hätte sich zu diesem Thema accompagnirt. Er spähte mit trostlosen Blicken über das weite Gefild, auf das die Sonne bereits mit so hellen und blinkenden Strahlen schien, als wollte sie sich über ihn lustig machen. Kein Laut, kein Leben in dem ganzen weiten Raume, kein einziger Vogel strich unter dem blauen Himmelszelt. Herr Ebay lud seine Flinte taktmäßig nach dem Kommando wieder und schlenderte weiter durch das Gebölz. Jeden Haufen welker Blätter am Boden störte er mit dem Fuße auf, ob vielleicht eine Schalaster darunter steckte; er reckte seinen Hals und suchte sie in den höchsten Baumzweigen; wenn die Mücken summten, horchte er auf, wenn eine Wespe vorbeischnurrte, sah er sich um, ob es nicht ein Vogel wäre. Dabei ging er keine zwölf Schritte, ohne die Dämmerung, das Flintenschloß und das trügerische Licht der Sterne von ganzem Herzen zu verwünschen.

„Da ist sie wieder!" rief er und sprang seitwärts. In der That, es war die Schalaster; aus einem Gräserbusch dicht vor des Jägers Füßen war sie aufgescheucht. Die Büchse ging von selbst, wie unter Geisterhänden, los, und zwei Tannzapfen fielen vom Baume. Der Vogel wiegte sich triumphirend in den Lüften, er schüttelte seine schicksalverkündenden Schwingen, er flog vom Walde zu Berg, vom Berge zu Thal, vom Thal hinüber zur See. Unser Freund war tapfer und rüstig hinterher; er sah nicht rechts, er sah nicht links, der Vogel in den Lüften wies ihm den Pfad. Es mochte etwa acht Uhr des Morgens seyn. Die Verfolgung wurde immer interessanter, immer hitziger. Der Jäger wollte von dem Vogel nicht ablassen; der Vogel flog immer tausend Schritte, wie gezählt, setzte sich ruhig auf die Haide und wartete, bis der Jäger die Flinte auf ihn anlegte; dann flog er auf und davon. So legten Beide manche Strecke über Hügel und Ebenen zurück; der Jäger suchte seinen Durst an dem wilden Weinlaub zu stillen, das schier trockener war, als seine Kehle. Schon senkte sich hinter den Füßen des Jägers, hinter den Schwingen des Vogels der Abhang der Hügelkette, die von der Kuppe des Puget bis zum Cap Montredon streicht; die beiden Abenteurer ließen Cassis und La Ciotat zur Rechten und folgten der weiten, langhingestreckten Thalsenkung zwischen Signe und Saint-Cyr; Beide waren todmüde. Die Nacht brach ein; das niedliche Dörfchen Saint-Cyr ließ seine abendlichen Lichter durch die Scheiben blinken. Der Hunger, der Durst, die Müdigkeit, alle Erlebnisse des heutigen Tages hatten unserem Freunde arg zugesetzt; er trat in die Thür des Wirthshauses zum schwarzen Adler, wo man zu Fuß und zu Roß einkehren kann, und legte die Büchse aus der Hand. Wo die Schalaster ihr Nachtquartier gefunden, wer kann's wissen!

Für einen Fußgänger ist die Nachtherberge der wahre Vorschmack des Paradieses. Herr Ebay ließ sich ein schmackhaftes Abendbrod vorsetzen, — es war eigentlich sein Frühstück, Mittag- und Abendbrod, Alles in Einem, — darauf legte er sich wohlgesättigt und wohlgemuth in das weiche Bett und that einen köstlichen Schlaf mit schönen Träumen: er griff die Schalastern mit beiden Händen.

Früh mit dem Morgenroth war er schon wieder auf den Beinen, nach löblicher Waidmannssitte; denn für den Jäger vor Allen hat Morgenstunde Gold im Munde. Er wollte den Rückweg nach Marseille einschlagen; zuvor sendete er noch einen sehnsüchtigen Blick und Seufzer nach den gebenedeiten Gefilden des Dorfes Le Castellet, wo der unerreichbare Vogel, allem Vermuthen nach, sich zur Nachtruhe niedergelassen. Unser Freund schlenderte unter solchen Gedanken längs einer halb eingestürzten Gartenmauer, die über und über gar schön bekleidet war mit dem Laube wildwachsender Feigenbeersträucher. Er stieß zum Spiel mit dem Flintenschafte in die Blätter und murmelte mit den Lippen dazu allerhand Rezepte und Brevets nach Jägermanier. Da erhebt sich mit Flügelschlag und ängstlichem Geschrei der Vögel, die Schalaster, von ihrer Schlafstatt und flattert auf in den kühlen Morgenwind. Hinterher ging die Flinte los, gleichfalls in den Wind, und der Jäger streifelte und stolperte über Gartenmauer und Weinberg dem Rauche der Kugel und dem Vogel nach. Er vergaß der Heimkehr. Von Station zu Station lockte ihn der Flüchtling, von Thal zu Thal, abermals den ganzen Tag, und mit dem Abend erreichte der Jäger Hyères, das kleine freundliche Hyères in seiner von Orangen durchdufteten Thalbucht.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß unser Freund nach Hyères kam; er liebte die Orangen und ihren Blütenduft über Alles; darum versuchte er noch spät am Abende, vor Schlafengehen, einen Spaziergang nach dem anmuthigen Hesperidengarten, der Herrn Fulbe zugehört. Die Büchse unterm Arm, schlenderte er seines Weges und wiegte die Schultern so wohlgefällig, wie der schmuckste Jäger in der ganzen Provence. Das Vollmondlicht spielte und glitzerte um die Kronen der Stechpalmen, so hell und freundlich, wie es zu Paris die Mittagssonne auf den Baumwipfeln der Boulevards nicht gleichthut. Unser jagdlustiger Musikus trug, wie alle Kinder des Südens, ohne daß er's selbst recht wußte, einen reichen Schatz von Poesie im Gemüthe. Er gab sich ganz und gar der süßen Lust des Anblickes hin, er versank in ein stillbehagliches, weiches Träumen; der Seewind fächelte ihm lau und schmeichelnd ins Gesicht und tränkte seinen Athem mit dem würzigen, berauschenden Duft von Myrthen und Orangen. Ach! sprach unser Freund bei sich: was gäb' ich drum, wenn ich mein Violoncell hier hätte! ich möchte gleich das Lied aus Joseph in Aegypten spielen: O heimathliche Fluren!

Etwas Glänzendes fiel dem Sehnsüchtigen während dieser Reflexion ins Auge; er trat einen Schritt seitwärts; es war eine Pflanze, die an der Gartenmauer wuchs, ein Feigenbeerstrauch; die Kehrseite der Blätter blinkte im Mondenlichte mit mattem Silberglanze. Der entzückte Wanderer trat näher und bückte sich mit dem ganzen Leibe, wie ein Fragezeichen, über das lauschende Pflänzchen; das rauschte leise zur Antwort und streichelte ihm mit den Blättern über's Gesicht. Der Waidmann aber achtete auf die Liebkosung nicht, er hatte was Anderes gesehen. Er richtete sich empor kerzengerade, wie ein Ausrufungszeichen, nahm die Büchse, lud und schlug sie drehend an. Fünf Schritte von ihm, auf einem dürren, blattlosen, hervorspringenden Zweige, da saß ein Vogel, fächelte mit den Flügeln, badete die Brust, schüttelte sich die in jede Federspitze vor Behagen in der frischen Nachtluft. Es war die Schalaster. Schon lag des Jägers Zeigefinger am Hahn der Büchse, aber er lag wie Blei; er brachte es nicht über Herz und Gewissen, loszudrücken. Einen armen Vogel, der sich nichts versieht, auf fünf Schritte erschießen, pfui doch! welcher ehrliche Jäger wird seinen Vortheil so mißbrauchen. Und dann wäre es der unglückseligen Schalaster, so nahe vor dem Schuß, schlimmer ergangen, als weiland Romulus, dem ersten Römischen Könige; sie wäre ganz und gar, bei lebendigem Leibe, in Knall und Rauch und Feuer verschwunden, verbrannt und zerstoben. Ueberdies war es in der guten Stadt Hyères, so gut wie anderwärts, verboten, zur eilften Nachtstunde eine Flinte abzuknallen. Aus allen diesen Gründen enthielt sich unser Freund des Schießens und blieb unbeweglich stehen, die Mündung seiner Büchse beständig auf den Vogel gerichtet. Der machte sich keine Sorge darum, steckte den Schnabel unter die Flügel und schlief harmlos ein, wie ein Kind am Rande eines tiefen Brunnens. Der Jäger stand, freute sich des Schlafes der süßen Unschuld und dachte: wart' nur, wenn's Tag wird! Zum Zeitvertreib probirte er in Gedanken die mörderische Scene durch, die mit dem frühesten Morgenlichte vor sich gehen sollte. Er zielte scharf auf das arme Thier, das im ehrlichen, klaren Mondlicht einen ungefährdeten Schlaf gebosselt; er triet es schon in Gedanken, goß aus der Phantasie eine Kapernsauce darüber, zerflückte und verschlang es mit den Augen. Mit solcherlei Vorstellungen beruhigte er seinen Magen, der sich allmälig nüchtern zu fühlen begann. Er sah nach der Uhr, und zwar so oft, daß der Morgen sich endlich wirklich über die Rebenhügel im Osten des Städtchens heraufmachte. Jetzt war es vor Gott und Menschen erlaubt. Unser Held schlich zehn Schritte rückwärts und sang in Gedanken das damals beliebte Lied von Berton: „Quand on sait toujours vertueux, qu'on aime à voir lever l'aurore." Er nahm die Schalaster scharf aufs Korn, recht mitten in den Büchsenlauf und drückte ab. Der Hahn schnappte mir nichts dir nichts auf den Stein, aber das Echo der Wälder und Felder blieb stumm; das Pulver auf der Pfanne war über Nacht in Wasser zerflossen. Der Jäger fluchte aus Leibeskräften ein Donnerwetter, der Vogel fuhr aus dem Schlafe, reckte Kopf und Flügel und schwang sich auf gen Süden. Herr Ebay vermaß sich hoch und theuer und rief alle Orangenbäume zu Zeugen seines Schwures, daß er die Schalaster haben müsse, todt oder lebendig, und müßte er seine eigene Waidmannsseele gegen die arme Seele des Vogels einsetzen. Diesmal war er wirklich vor Jägerwuth außer sich; er stürzte fort, längs den Ufern des Var, er zerriß und zerbiß alle Feigenbeersträuche am Wege und verschlang die Beeren auf fünfhundert Schritte scheu er hinter dem Vogel her. Er trank, wie König David auf seiner Flucht, von dem Wasser des Gießbach; er spürte nicht, wie sein Magen vor Hunger knirschte, wie seine Eingeweide sich empörten, wie seine Füße brannten und schwellen. Mit haftig zuckender Lippe, schlaflos glasernem Auge, die Adern an den Händen blau aufgelaufen, die Haare starrend und sträubend unter dem Filzhut, die Stirne sonnverbrannt, schweißfleckig und blutrünnig, so längte er am folgenden Tage in Nizza an, lief in das Hotel zum schwarzen Adler und warf sich erschöpft, halb todt getrieben ins Bett.

Die wohlthätige Natur gönnte ihm einen erquickenden achtzehnstündigen Schlaf. Er erwachte, rieb sich die Augen und schellte, um ein Frühstück zu bestellen. Ein Aufwärter kam, verbeugte sich und sprach: „Che domanda la Sua Eccellenza?" — „Ei zum Kuckuck!", rief unser Waidmann, „hat mich denn die verwünschte Schalaster nach Italien hinein verirt, wo ich kein Wort Italiänisch verstehe! das wäre ja zum Hungersterben!" — In dieser Noth nahm er seine Zuflucht zur allgemein verständlichen Geberdensprache, um dem Burschen das Hungersterben begreiflich zu machen. „Brodo? manzo? vitello?" fragte der Bursch. „Brodo, manzo, vitello", entgegnete Ebay bejahend, der in seiner Hungerqual mit Allem zufrieden war.

Er stand auf und kleidete sich an. Wie er nach der Weste greift, überfällt ihn ein schrecklicher, niederschlagender Gedanke. Sein letztes Fünffrankenstück hatte er zu Hyères ausgegeben; seine Börse lag vor ihm auf der Kaminplatte, langgestreckt, leer und schmächtig; es traten ihm Thränen in die Augen. Er that, was man sich unter solchen Umständen gratis zu Gute thun kann; er hielt einen schwermüthigen Monolog: „O Jammer", sprach er, „wie werde ich aussehen, ich Ritter von der traurigen Gestalt, wenn der Kellner mir die Karte zum Bezahlen hinreicht und ich den Leuten kein Wort in ihrer Sprache sagen kann, mich zu entschuldigen. Nein, lieber als ehrlicher Mann tausendmal Hungers sterben, denn mit Schimpf und Schande als ein Zechprellender dasitzen. Geschworen sey's, ich rühre dieses unerschwingliche Frühstück nicht an, bis ich sicher weiß, wo ich Geld für den Wirth bernehme."

Eben war unser Held über diesen wackeren Vorsatz mit sich ins Reine gekommen, als der Aufwärter mit einem großen Tafelbrett eintrat und ein herrlicher Duft von Braten und Speisen durch das Zimmer strömte. Unser Freund wappnete sich mit heroischer Entsagung; mit stolz ablehnender Geberde und ausgestrecktem Arme wies er den Burschen sammt seinen Schüsseln zur Thür hinaus. Der sah ihn verwundert an. „Haben Sie ein Violoncello?" fragte Ebay; „un gran violino, una cosa che fa così?" und zur Verdeutlichung des letzten Satzes stellte er sich hinter einen Stuhl und geigte mit dem Ladestock seiner Flinte über die Lehne. „Ah!" sprach der Aufwärter, „una bassa cantante! un violoncello! ce n'è uno nell' osteria." Der Bursche lief hinunter und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Violoncell zurück, das er unserem Freunde zu Füßen stellte.

Bei diesem Anblicke fuhr ein Freudenstrahl über das Gesicht unseres Dulders. Er umarmte das Instrument, er liebkoste es, er that damit, als hätte er einen Herzensfreund in wildfremdem Lande gefunden. Er rief in wehmüthiger Begeisterung: „O heilte Kunst, laß mich in deinem heiligen Dienst alle Qual des Mangels und des Hungers verschmerzen! ein Lied von Mehul soll mein Frühstück seyn." Er stimmte das Instrument, es gab einen reinen starken Ton. Er präludirte mit dem Solo aus dem zweiten Akte der Vestalin, in der Scene, wo das Altarfeuer erlischt. „Eigentlich zwar", dachte er bei sich, „ist das Solo für die Klarinette geschrieben; wenn ich aber jetzt den Spontini treffe, da ich doch einmal in Italien bin, so rathe ich ihm, er soll es für das Cello umsetzen. Was das gleich für einen anderen Effekt macht! Gut so, — nun was von Mehul, von dem göttlichen Mehul; die große Arie aus Joseph: „Umsonst wird Pharao ꝛc."

Das Cello ertönte und goß seinen süßen tiefbebenden Klang durch die Lüfte. An Thüren, Fenstern und Treppen liefen die Leute zusammen; man hielt im Städtchen große Stücke auf Französische Musik; das Völkchen horchte mit offenem Munde, schrie Brave und applaudirte sich die Hände wund. Ehe eine Stunde verging, wußte man im Städtchen, daß Apollo über Nacht ins Land gekommen, und ehe der Abend einbrach, zirkulirten ihm zu Ehren ein halb Schock Sonnette, die alle so anfingen: „O Frère francese, dio della musica!" Aber Phöbus hatte nichts im Magen und war sehr nüchtern.

Der Wirth trat endlich unter überhöflichen Reiseste-Bezeugungen zu dem Künstler ins Zimmer und ließ sich gewissermaßen Französisch mit der Bitte vernehmen, ob la Sua Eccellenza seinem Hause die Ehre widerfahren lassen wolle, im großen Saale ein Konzert zu geben, das Billet zu zwei Franken. Man kann denken, wie der Vorschlag unserem Freunde einleuchtete. „Mit dem größten Vergnügen", erwiederte er, „Sie dürfen es nur ankündigen und den Saal dazu in Bereitschaft setzen. Was meinen Sie, ob etwas dabei zu machen ist?" — „Für 150 Franken stehe ich", sprach der Wirth. „Gut", sagte Ebay; „kündigen Sie es für morgen an, und jetzt bitte ich, lassen Sie mir ein Frühstück auftragen." (Fortsetzung folgt.)

Das Schmuggel-System der Kontinental-Sperre.

(Schluß.)

„Unglücklicher", sprach der Marine-Commissair beschwichtigend, „Du hast kein Geld und sollst reich werden!"

„Ich will nichts als einen Kaperbrief! Bei dem St. Elmsfeuer! es wird spät, denken Sie an Ihre Ehre!" rief Scipio. — „Deine Söhne sollen von dem Land- und Seedienst befreit seyn, Freund!" — „Einen Kaperbrief!" — „Das Kreuz der Ehrenlegion soll Dein Knopfloch zieren, Freund!" — „Es wird Nacht, geben Sie mir einen Kaperbrief, Herr Commissair, oder ich kenne mich selbst nicht mehr." — „Und wenn Du ihn nun hast, Scipio? Ich kenne Dich, Du wirst den Schleichhändler spanen, das Schiff zerstören und die Waare verbrennen. Was bleibt Dir dann übrig? Nichts als die Asche . . . ."

„Und das nennen Sie Nichts, Herr Commissair?“ schäumte Scipio. „O diese Asche, wie will ich sie in meinen Händen zerreiben und ins Meer streuen! Wollte Gott, ich könnte ganz England so vernichten, wie diese Waaren.“ — „Und wenn ich Dir nun den Kaperbrief verweigerte, was würdest Du dann thun?“ — „Ich würde Sie denunziren.“ — „Welches Verbrechens kannst Du mich anklagen?“ — „Mein Kaiser soll Sie, den er so treu glaubte, als einen Schleichhändler, einen Freund der Engländer, einen Verräther an der Kontinental-Sperre kennen lernen!“ — „Man wird Dir nicht glauben.“ — „Und Ihr Kind, Ihre Tochter?“ — „Wodurch könnte meine Tochter mich kompromittiren?“ — „Glauben Sie, daß mir ihre Zeichen am Ufer des Meeres entgangen sind? Sie trägt ein blaues Kleid, wenn der Schleichhändler ohne Gefahr landen kann, ein weißes aber, wenn er entfliehen soll.“ — „Du irrst Dich Scipio, meine Tochter verläßt mein Haus niemals; sie ist auch heut den ganzen Tag in ihrem Zimmer geblieben.“ — „Aber warum bieten Sie mir denn Geld an?“ — „Unsinniger! weil ich Dich in Deinem Vorsatz noch mehr bestärken, Deinen Muth noch höher anregen wollte; das erste Mal habe ich Dir den Kaperbrief verweigert, weil ich das Leben meiner Seeleute nicht so leicht aufs Spiel setze, heute sollst Du ihn haben.“

Während dieses Gespräches war die Nacht hereingebrochen, und ein dicker Nebel entzog dem Auge selbst die nächsten Gegenstände. „Du bietest meine Dir angebotene Belohnung für eine Bestechung“, sagte der Commissair, „für eine Schlinge, die ich Dir legen wollte, nicht wahr Scipio? Aber ich entschuldige Dich, denn nur Dein eifriger Patriotismus konnte Dich zu diesem Irrthum verleiten.“

Scipio vergaß bei diesen Gesprächen, daß es schon so spät und dunkel geworden, daß der Engel der Finsterniß selbst den Schleichhändler nicht hätte finden können. Endlich klingelte der Commissair: — Cäcilie trat ein und brachte ihrem Vater den Kaperbrief. Sie hatte eine elegante Toilette gemacht und war augenscheinlich zu frisch und zu geputzt, um den Glauben aufkommen zu lassen, daß sie vom Ufer des Meeres zurückkomme. Dem alten Korsaren war diese Verwandlung unbegreiflich: er traute seinen Augen kaum, und doch konnte er an der Identität Cäciliens mit dem jungen Mädchen auf den Felsen nicht zweifeln.

Endlich verließ er den Commissair, aber der Contrebandier hatte schon längst wieder das Weite gesucht.

Scipio knirschte vor Wuth und zerknitterte das Papier in seinen Händen.

Die Fregatte, mit der August vor zwei Tagen abgesegelt war, lief in derselben Nacht mit einer Prise von vier Englischen Schiffen in den Hafen ein. In dem Kampfe, dessen Resultat die Eroberung der feindlichen Fahrzeuge gewesen, hatte August sich durch Muth und Geschicklichkeit ausgezeichnet. Er war von allen seinen Vorgesetzten dem geneigten Wohlwollen der Minister und Sr. Kaiserl. Majestät empfohlen worden. Wie glücklich war Cäcilie, als sie nach der kurzen Trennung den Geliebten wiedersah. Er erzählte ihr mit dem Feuer eines jungen Kriegers, der seine erste Waffenthat ruhmvoll vollbrachte, von den Kugeln, die um seinen Kopf sausten, von der Hitze des Gefechtes, den Kartätschen und dem Kommando seiner Chefs, und sie hielt seine Hände in den ihrigen und strich ihm das blonde Haar von der Stirn, um zu sehen, ob er auch wahr spräche und wirklich nicht verwundet sey: sie war so selig!

Plötzlich ertönte ein Kanonenschuß von der Fregatte; es war das Zeichen, daß die ganze Equipage sich augenblicklich an Bord des Schiffes begeben solle. August und Cäcilie mußten sich trennen. Als der junge Offizier an seinen Posten zurückeilte, begegnete er Scipio auf dem Verdeck seiner Fregatte. „Wie kommst Du hierher, alter Freund?“ fragte er. — „O“, erwiederte der Korsar, „ich will lieber als Matrose oder Kanonier auf Ihrem Schiffe dienen, als täglich mit übereinandergeschlagenen Armen der müßige Zuschauer von Dingen seyn müssen, die mir das Herz abstoßen.“ August hatte nicht Zeit, sich noch länger mit dem Korsaren zu unterhalten, denn die Fregatte ging unter Segel. Sie lavirte die ganze Nacht hindurch, und am anderen Morgen waren die Einwohner der Stadt, die durch einige dumpfe Kanonenschüsse erweckt worden, die Zeugen eines schönen Schauspiels.

Die Französische Fregatte hatte den bekannten und gefürchteten Schleichhändler so gedrängt, daß er zwischen dem festen Lande und dem Schiffe eingeschlossen und so leicht keine Rettung für ihn möglich war; er lief Gefahr, unter die Kanonen der Wälle zu gerathen oder gegen die Felsen zu scheitern. Nur noch ein Weg des Heils blieb für ihn offen: zwischen dem großen Fels und dem Ufer war eine enge Passage, die er durch geschicktes Manövriren erreichen und so entfliehen konnte; denn für die Fregatte war dieser Weg zu schmal und daher unzugänglich. War wohl dem Englischen Contrebandier dieser Rettungsweg bekannt, oder wußte er nichts von ihm? So fragten sich die Einwohner der Stadt, die auf den Anhöhen, welche die Rhede begränzten, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem Manövriren der beiden Schiffe zusahen. Dem Schleichhändler schien die Passage unbekannt; er lavirte rechts und links, und es zeigte sich ihm kein Ausweg; da schickte die Fregatte, ohne ihre Beute aus den Augen zu verlieren, ein kleines Fahrzeug ab; es war mit zwölf Marine-Soldaten, einem Bootsmann und einem Lieutenant bemannt und richtete seinen Lauf dem Ufer zu. Das Meer ging an diesem Tage ungewöhnlich hoch, die Karabiner der Soldaten stießen dumpf an einander, und in der Mitte des Schiffes stand der Offizier mit bleichem Gesicht, ohne Hut, die Seetrompete in der Hand. Auf dem flachen Gestade war Niemand als ein junges Mädchen in weißem Kleide, die ohne Zweifel dorthin gekommen war, um sich an der reinen Seeluft zu stärken, oder um ihren Geliebten während des Kampfes, zu dem man sich eben anschickte, nicht aus den Augen zu verlieren; ihre langen dunklen Haare flatterten, vom Winde bewegt, und sie glich in ihrem reinen weißen Kleide einer antiken Statue, so unbeweglich stand sie da.

Die Barke kam immer näher. Bald unterschied man Scipio am Steuerender, und August, der, aufrecht stehend, Befehle ertheilte; schon waren sie an den Klippen, und der Schleichhändler machte eben eine letzte verzweifelte Bewegung, um sich zu retten: er war verloren, wenn ihn nicht ein Signal darauf aufmerksam machte, sich mit Blitzesschnelle in den Paß zu werfen. — Die ganze Bevölkerung athmete kaum vor gespannter Erwartung. — „Angelegt!“ rief August, und die See-Trompete entfiel seinen Händen. — „Feuer!“ donnerte Scipio. —

— Eine blendend weiße Hand hatte sich eben erhoben, um mit einem weißen Tuche vielleicht ihrem Geliebten den Morgengruß zuzuwehen; — aber die Hand sank nieder, und der Körper stürzte zusammen. —

— Zwölf Flintenschüsse hatten wohl getroffen. — Zwölf Kugeln hatten das junge Mädchen mit dem weißen Kleide getödtet, die an das Ufer des Meeres gekommen war, um auf Befehl ihres Vaters die gesunde stärkende Seeluft einzuathmen.

Der Schleichhändler strich die Segel ohne Widerstand; sein Schiff wurde in den Hafen bugsirt.

Am Bord der Fregatte ertönte der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ und vom Ufer und der Stadt wiederhallte es: „Es lebe Napoleon! Es lebe die Kontinental-Sperre!“

Am Abend jenes verhängnißvollen Tages entflog ein Vogel aus seinem Käfig, die Saiten einer Harfe sprangen, und ein Buch blieb offen auf dem kleinen Pfeilertischchen liegen; es ward von diesem Tage an nie wieder geschlossen.

In der Stadt herrschte nach der Eroberung des Schleichhändler-Schiffes der lauteste Jubel, die Glocken läuteten, die Kanonen donnerten vom Fort herab, und die ganze Bevölkerung strömte dem großen Platze zu. Der Krieg, Napoleon und die Kontinental-Sperre hatten diese Leute ins Verderben gestürzt, und dennoch rief das Volk wie aus einem Munde: „Es lebe der Krieg und Napoleon! Es lebe die Kontinental-Sperre!“ Alles, was die Engländer und ihr Land verabscheut, war mit Kanonendonner zu dem Feste, zu dem man sich eben anschickte, eingeladen, und die ganze Stadt war der Aufforderung gefolgt. Glaubt Ihr etwa, daß Brod, Wein, Salz, Taback oder Geld unter das Volk vertheilt werden sollte? O nein, keinesweges; nur Rache, Rache an England war der einzige Gedanke, der diese ganze Masse beseelte; die Greise, Kinder und Frauen, sie alle, alle wollten ihr Theil dazu beitragen, dem Nationalfeinde zu schaden.

Auf dem großen Platze, wo das rachsüchtige, wüthende Volk sich jetzt versammelt hatte, lagen Waaren aus allen Ländern, theils in Ballen, theils in Tonnen umher; die Schätze beider Hemisphären waren durch einander auf die Erde geworfen, und alle diese seltenen und nützlichen Waaren sollten dem Verderben preis gegeben werden. O! wie würde diese gesponnene Wolle, jene Baumwolle, die armen Frauen, denen man den bittersten Mangel aufah, beglücken; wie viele unglückliche Familienväter könnten mit dem Gelde, das diese Waaren werth waren, gerettet werden! Der ganzen Volksmenge war der Stempel der Armuth aufgedrückt; es fehlte ihr auch das Nothwendigste, und doch wollte sie weder Tuch, noch Wolle, noch Brod, nur: „Rache! Rache!“ brüllten die Wüthenden wie aus Einem Munde. „Es lebe unser Kaiser und König! Tod unseren Feinden, den Engländern!“ — Endlich theilte sich der dichte Haufe, um mehreren neu Ankommenden Platz zu machen. Es war der Marine-Commissair und sein Gefolge. Er war mit einer dreifarbigen Schärpe geschmückt, trug eine Fackel in der Hand, und sein Gesicht strahlte vor Freude und Patriotismus. August, bleich wie der Tod, ging ihm zur Seite, und die ganze Equipage der Fregatte folgte ihnen. In der Mitte des Platzes war ein ungeheurer Scheiterhaufen errichtet; vor diesem trat der Marine-Commissair, und die Fackel über seinem Kopfe schwingend, rief er aus: „Es lebe der Kaiser und die Kontinental-Sperre! Tod den Engländern!“ — „Tod! Tod, den Engländern!“ brüllte der ganze Haufe.

Dann stieg der Commissair auf einen ungeheuren Wollsack und gebot durch eine Handbewegung dem Volke Stillschweigen. Der Pöbel verstummte, und er las: „Kaiserliches Dekret. Einziger Artikel: „Alle Englische Waaren, welche, sowohl auf Britischen Schiffen, wie auf solchen, die dieser Macht befreundet sind, mit Beschlag belegt werden, sind sofort zu verbrennen. Gezeichnet Napoleon.“

„Es lebe der Kaiser!“

Und um dem Volke zu zeigen, wie er den Gesetzen gehorche, nahm er eine Handvoll roher Seide und warf sie in die Glut. Scipio und seine Korsaren schlugen nun mit Aexten die großen Tabacksfässer ein, und nachdem sie noch einmal den herben, aber für den Seemann so angenehmen Geruch des Knasters mit Wollust tief eingeathmet hatten, rollten die Tonnen in die Flammen, die Alles verzehrten. Waaren, deren Werth sich wohl auf zwei Millionen belief, waren bald in Asche verwandelt.

Der Marine-Commissair und der Generalstab der Fregatte, zu dem auch August gehörte, verließen ihre Ehrenplätze nicht eher, bis Alles vernichtet war. Bis Mitternacht loderten die Flammen, die glühende Rachsucht war gestillt, denn Alles, Alles war in Asche verwandelt; und als das ungeheure Freudenfeuer verlosch, da zogen diese Dämonen, diese ewigen Feinde Englands bei dem Commissair vorüber und riefen jubelnd, ihre zerlumpten Mützen schwenkend: „Es lebe Napoleon! Tod den Engländern! Tod!“ —

Scipio drängte sich an den Commissair: „Sie ist todt!“ flüsterte er ihm zu. „Todt!“ wiederholte der unglückliche Vater; „Todt!“ sagte auch August mit der dumpfen starren Gefühllosigkeit des tiefsten Schmerzes. „Schweigt, um Gotteswillen!“ fügte Scipio leise hinzu. Er mischte sich unter das Volk und rief, so laut er konnte: „Es lebe der Kaiser!“ Drei Tage später ward August zum Lieutenant ernannt und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion aus den Händen des Marine-Commissairs. Und auch diesem ward ein Belobungsschreiben und eine Medaille von Seiten des Kaisers übersandt.

Leon Gozlan.

Persien.

Die Universitäten des heutigen Persiens.

In jeder namhaften Stadt Persiens giebt es wenigstens Eine größere oder kleinere Lehr-Anstalt. Die kleineren können funfzehn bis vierzig, und die größeren bis an zweihundertundfunfzig Individuen beherbergen. Einige dieser Kollegien haben ziemlich gute Fonds, andere sind sehr ärmlich bedacht, und wieder andere haben gar kein sicheres Einkommen. Alle sind durch Könige und vornehme Herren oder reiche Personen gestiftet worden. Ein Persischer Student bezahlt weder Kost, noch Wohnung; und ist das Kollegium so sehr verarmt, daß es ihn nicht unterstützen kann, so giebt er Stunden oder fastet und betet um Geld für reiche Verstorbene.

Jspahan besitzt die größte und bedeutendste Universität Persiens. Außerdem giebt es eine dergleichen in Schiras und eine dritte in Meschid, der Hauptstadt von Chorasan. Auf allen diesen Hochschulen studirt man Arabische Sprache und Literatur, so wie das muhammedanische Gesetz, in größerer oder geringerer Ausdehnung; doch ist jede wegen eines auf derselben besonders vorherrschenden Zweiges der Literatur berühmt. So gilt Meschid für den Sitz der Mathematik und der Naturwissenschaften, obgleich die dortigen Studenten kaum jemals über die Elemente des Euklid hinauskommen. Das Ptolemäische System der Astronomie wird auch ziemlich oberflächlich studirt, und der Glaube an Astrologie ist noch sehr allgemein. Von Geographie weiß man im buchstäblichen Sinne gar nichts. Jspahan ist die hohe Schule für Metaphysik und Philosophie, denen man hier mit regstem Eifer obliegt. Die Stadt enthält gegen dreißig bewohnte Kollegien, und die Zahl der Lehrer und Studirenden mag sich im Ganzen auf sechs bis sieben Tausend belaufen. In Schiras sind die Sekten und Studien sonderbar gemischt. Man findet hier die strengen Orthodoxen (Achbari's), die jeden Zweig der Literatur, ausgenommen Fikah und Hadith (d. h. Gesetz und Tradition), für nichtig erklären — die Hakimi-Usuli's oder Religions-Philosophen, bei denen auch weltliche Weisheit etwas gilt, obschon sie das Studium des Gesetzes höher anschlagen, als jedes andere — und endlich die Suss's in zwei Klassen: Mutescherria (Orthodoxe) und Mutlak (abstrakte Denker). Erstere geben zu, daß der Prophet ein Gottgesandter sey, und leugnen nur sein direktes Herabkommen von Oben. Ihrer Ansicht nach, war Muhammed selbst ein Suss, den der Geist Gottes antrieb, den großen Haufen zu leiten und die Gesellschaft zu organisiren; allein sie halten sich nicht für verpflichtet, seinen Geboten so, wie sie im Koran stehen, zu gehorchen. Mehrere dieser Gebote legen sie metaphorisch aus und handeln in Gemäßheit dieser Auslegung. So z. B. glauben sie nicht, daß der mäßige Genuß des Weines ein Verbrechen sey. Die Suss-Mutlak's betrachten den Koran nur als ein schönes literarisches Kunstwerk, ohne seinem Urheber eine besondere Art von Ehrerbietung zu beweisen. Im Ganzen sind die Suss's unstreitig die verständigsten und liberalsten Gelehrten Persiens. Jeder Zweig des Wissens interessirt sie, und sie disputiren über Gegenstände aller Art mit Jedem, gleich viel, zu welcher Sekte oder zu welchem Glauben er sich bekennen möge. Ihr Lebenswandel ist unsträflich, obschon die bigotten Muselmänner nicht müde werden, sie anzuschwärzen.

Neben den drei Haupt-Universitäten, deren wir oben gedacht, giebt es noch eine vierte, die nicht eigentlich auf Persischem Boden liegt, aber den Persischen Lehr-Anstalten viele sehr orthodoxe Molla's liefert. Es ist dies die Universität von Kerbela in Mesopotamien, nach welchem Orte, als der Begräbniß-Stätte des heiligen Hussein, die Pilger der Sekte Schii aus allen Gegenden strömen. Die Studenten sind hauptsächlich Araber und Perser. In Kerbela residirt gewöhnlich der oberste Modschtahed von Persien; von hier aus verschickt er seine Hirtenbriefe und seine zahlreichen Schüler, deren Erz-Muhammedanismus und Eboschki-Demagh (d. i. Trockenheit des Hirns) über alle Beschreibung hinausreicht. Alles, was man von dem Aberglauben und der Bigotterie der gelehrten Araber unseres Jahrhunderts hört, paßt auch fast ganz auf jene Persischen Fekiha's (Theologen) aus der Schule von Kerbela. Uebrigens greift die Lehre der Suss's immer mehr um sich, und die „Hirnvertrockneten" werden nicht mehr in solchem Grade verabscheut wie ehemals. Ein gelehrter Suss kann jetzt ruhig in seinem Auditorium und im Kreise seiner Schüler sitzen und doziren: vor einigen zwanzig Jahren schützte ihn nichts vor öffentlicher Beschimpfung und selbst vor lebensgefährlichen Handgreiflichkeiten.

Das System der Unterweisung, die Methode des Studiums und die Sitten der Studenten in den Persischen Lehr-Anstalten sind gleich trefflich. Jedes Kollegium hat einen Superior, der mit einem oder zwei Assistenten über die Disziplin wacht und die Fonds verwaltet. Kein Lehrer ist auf ein besonderes Departement des Unterrichts eingeschränkt. Alle Vorlesungen sind öffentlich, und Jeder, der Belehrung sucht, hat freien Zutritt. Ein Professor kann auf keine andere Emolumente als Ruhm und Ehre rechnen. An jedem Wochentage (mit Ausnahme der Montage und Freitage) werden vom Morgen bis zum Abend Vorlesungen gehalten, und Viele, die in einem Auditorium Zuhörer gewesen, sind im anderen Lehrer. Auch pflegen die Studenten, wenn eine Vorlesung geschlossen ist, in einen anderen Saal zu gehen, um das Vorgetragene gemeinschaftlich zu repetiren. Manchmal wiederholt Einer, von den Uebrigen aufgefordert, die ganze Vorlesung, so weit es ihm möglich ist, und bei solcher Gelegenheit giebt es nicht selten scharfe Disputationen. Diese Gewohnheit hat ihren wesentlichen Nutzen; sie schärft den Geist der Studirenden, hält ihr Urtheils-Vermögen in steter Uebung und macht sie gesellig und mittheilend. Wirklich findet man auch bei den Bewohnern dieser Kollegien so viel Eintracht und gegenseitige Freundlichkeit, wie sie schwerlich eine andere Genossenschaft oder Innung aufweisen kann. Alles, was sie haben, ist Gemeingut.

Der Persische Student besitzt große Enthaltsamkeit. Nach einem kärglichen Mahle aus Brod und Obst oder Reis und Milch (Fleisch giebt es selten und nur im Winter) begiebt er sich auf ein paar Stunden zur Nachtruhe und verläßt schon gegen zwei Uhr des Morgens sein Lager wieder, um sein angestrengtes Studium fortzusetzen. Eine oder zwei Stunden vor Sonnenaufgang begiebt er sich nach den Kollegien. Es ist ein sonderbarer Anblick, an einem Frühmorgen, wenn die Läden eben erst geöffnet werden, zahlreiche Schaaren dieser jungen Männer mit ihren weißen Turbanen hin- und herwogen zu sehen.

(Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

Crosse's Thier-Fabrication. Es ist kaum glaublich, mit welcher Leichtfertigkeit auch die solidesten Deutschen Journale sich dazu hergegeben haben, die Mährchen nachzuerzählen, die aus England über die Insekten-Fabrication des Herrn Crosse berichtet worden sind. Herr Andrew Crosse hatte sich zuerst bei der vorjährigen Gelehrten-Versammlung in Bristol durch den Bericht über ein neues elektro-galvanisches Experiment bekannt gemacht, vermittelst dessen es ihm gelungen war, das schwefel- und kohlensauren Kalk enthaltende Wasser der Holwell-Höhle bei Broomfield, deren Kalkstein-Felsen von bunten Incrustationen bedeckt sind, auf künstlichem Wege zu krystallisiren. Auf diese und andere eben so gelungene Versuche gestützt, behauptete Herr Crosse, daß es möglich sey, einen Prozeß aufzufinden, wodurch unter anhaltender und richtiger Anwendung elektrischer Agentien die Natur in ihren Krystall- und Metall-Formationen nicht bloß nachgeahmt, sondern durch ein unvergleich rascheres Verfahren noch übertroffen werden könne, ja daß der Diamant eben so wie Gold und Silber auf diese Weise herzustellen sey. Das Experiment machte Aufsehen. In England wie auf dem Kontinent wurde viel darüber gesprochen, und die „Dorf-Zeitung" wollte sogar schon erfahren haben, daß die Spanische Regierung unter der Hand bei Herrn Crosse habe anfragen lassen, ob er nicht an Herrn Mendizabal's Stelle Finanz-Minister werden wolle: er brauchte dann bloß Gold zu machen und könne sich seinen Gehalt nach Gutdünken selbst anfertigen. So weit ließ sich indessen die Sache noch hören: die Chemie hat ja längst durch Analyse herausgebracht, daß der Diamant aus lauter uns zu Gebot stehenden Elementen gebildet sey — warum sollte nicht auch das Gesetz aufzufinden seyn, wonach wieder gebunden werden kann, was analytisch getrennt wurde? Aber Herr Crosse und sein Ruf waren durch den Erfolg kühn gemacht. Bald sollten nicht mehr bloß unorganische Körper, sondern auch lebende Wesen durch die Voltaische Säule hergestellt oder wenigstens neu belebt werden können! Insekten wurden vorgezeigt, vor denen die Englischen Naturforscher, gleich den Zauberern Pharao's, verstummten. Herr Crosse wollte diese Insekten nämlich aus einer Auflösung von versteinerten Infusorien oder gar von Feuersteinen erhalten haben, die er auf elektro-galvanischem Wege, natürlich mit einer bisher noch unerhörten verstärkten Potenz dieser Naturkraft, wieder belebt hatte. Ja, Herr Faraday, der berühmte Faraday, hat dieses Experiment, das sehr genau beschrieben wurde, bereits nachgemacht und vollkommen richtig befunden — wenigstens berichteten so einige sonst sehr vor- und umsichtige Deutsche Zeitungen. Aber was geschieht nun? Herr Faraday erklärt in der Literary-Gazette, an Allem, was von ihm ausgesagt werden, sey kein wahres Wort. Allerdings habe er sich von der Identität der Insekten des Herrn Crosse überzeugt; aber daß diese auf dem angegebenen Wege hergestellt worden, sey nicht bloß noch zu beweisen, sondern eine Sache, die er überhaupt nicht für möglich halte.

— **Südpol-Expeditionen.** Ein Engländer, der auf die wissenschaftlichen Entdeckungen und auf die kommerziellen Vortheile eifersüchtig ist, die den Nord-Amerikanern ihre vom Kongreß bereits beschlossene, nach dem Südpol bestimmte Expedition von einer Fregatte, zwei Briggs und einem Schooner bringen kann, hat ein Sendschreiben an den Präsidenten der Londoner geographischen Gesellschaft drucken lassen,*) worin er es als Sache des Nationalruhmes darstellt, ebenfalls eine antarktische Expedition auszurüsten, damit den Briten nicht von anderen Nationen am Südpol das Resultat einer Arbeit genommen werde, die sie am Nordpol begonnen hätten. Unser „Antarktikus" meint nämlich, daß es zur Vollendung der bekanntlich von Herrn Alexander von Humboldt angeregten Forschungen in Bezug auf den Erd-Magnetismus nothwendig sey, einen magnetischen Südpol eben so festzustellen, als bereits der magnetische Nordpol von Capitain Roß festgestellt worden. Indessen, fügte er hinzu, wäre bei einer solchen Expedition nicht bloß wissenschaftlicher Ruhm, sondern auch neuer Handel zu gewinnen, denn unstreitig seyen im südlichen Polarmeere neue Küsten und Fischereien von Seebunden, deren Felle immer seltener und theurer würden, noch aufzufinden. Wie demüthigend aber würde es für Alt-England seyn, wenn es sich sowohl den Erd-Magnetismus als die Seehunde von Bruder Jonathan vor der Nase wegnehmen ließe!

*) Letter to the President of the Royal Geographical Society of London, on Antarctic Discovery. London, Murray.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 35. Berlin, Mittwoch den 22. März 1837.

Belgien.

Das Beguinen-Stift in Gent.

Ohne Zweifel hat jeder Engliche Tourist, welcher über die Gränzen der drei Königreiche hinausgekommen, von der Lady Morgan bis auf Herrn Willis, die alte berühmte Stadt Ghent oder Gand, Gant oder Gent besucht — wir überlassen dem Leser die Auswahl nach Vorliebe unter diesen Namen. Dieser Ort ist einer von den merkwürdigsten auf dem ganzen Kontinent — eine Stätte, reich an den mannigfachsten historischen Erinnerungen und an den großartigsten Monumenten eines versunkenen Ruhmes, der Schauplatz vieler Schlachten und Bündnisse und von einem Thore zum anderen voll von den Denkzeichen und Resten des tapferen Heroismus der Einzelnen und des begeisterten Gesammtkampfes für die Freiheit. Freilich jetzt ist es nichts als eine Fabrikstadt, die auch nicht eine Spur von Glanz und Pracht eines Hofes besitzet, und wo, gleich wie in Lüttich, die alte Herrlichkeit verschollen, der alte Reichthum untergegangen ist; aber gleich wie Lüttich, hat auch dieser Ort eine lange Liste von edlen, großherzigen Thaten aufzuweisen, von Thaten, die noch in den Gedächtnissen der Menschen fortleben werden, wenn solche Städte, wie Brüssel, schon längst in Vergessenheit hinabgesunken sind. Es war einmal eine Zeit, wo Gent sich rühmen konnte, die reichste und blühendste Stadt vielleicht in ganz Europa zu heißen. Damals war es, wo Karl V. sich des Scherzes zu befleißigen pflegte, er könne ganz Paris in seinen Handschuh (gant) hineinstecken; ja, dieser Fürst war so stolz, sich den Herrn der einst so mächtigen Hauptstadt Flanderns nennen zu können, daß man von ihm erzählt, als der berüchtigte Herzog von Alba in ihn drang, die aufrührerische Stadt dem Erdboden gleich zu machen, habe ihn Karl auf die Spitze des Wachthauses geführt und, auf das ungeheure Häuser-Panorama, das sich unten vor ihnen entfaltete, hinweisend, ausgerufen: „Comment il faillait de peaux d'Espagne, pour faire un gant de cette grandeur?"

Aber die Freiheiten und Privilegien der stolzen Bürger sind erloschen — die große Glocke, welche die Städter in Zeiten der Gefahr zu den Waffen zu rufen pflegte, hängt ruhig und träge in ihrem Thurm — und der unruhige, aufgeregte Geist des Volkes, welches ehemals die Herzöge von Burgund und die Grafen von Flandern zu schrecken vermochte, hat jetzt dem geschäftigen Lärm und Getöse der Fabriken Platz gemacht. Doch auch jetzt noch hat Gent etwas von jener alten Widersetzlichkeit gegen die höchste Gewalt zurückbehalten; auch jetzt noch ist es der Mittelpunkt aller Unzufriedenheit und Opposition, die in Belgien gegen die Regierung existirt, und der König Leopold kennt diese Gesinnungen der Einwohner so gut und entzieht ihnen so sorgfältig jede Gelegenheit, derselben auf irgend eine Weise Luft zu machen, daß er jedesmal in der Bade-Saison, statt auf geradem Wege über Gent nach Ostende zu gehen, lieber auf einem Umwege über die Straße durch Dudenarde hinreist, um nur Gent nicht passiren zu dürfen.

Gent ist jetzt tief in Dunst und Rauch begraben, und seine Kessel und Dampfmaschinen nehmen ihm fast alle Gestalt aus der Ferne, allen Charakter von außen; aber der neugierige Wanderer, welcher die Mühe nicht scheut, seine tosenden Hallen, seine geräuschvollen Straßen näher zu durchforschen, wird überall reichen Stoff für seine Schaulust und für sein Nachdenken finden. Fast jedes Winkelchen seiner Gassen und Plätze bietet dem Beobachter etwas Interessantes dar. Dort die ungeheure Kanone, die in den Tagen Philipp's des Guten gegossen ward, die größte in der ganzen Welt (sie heißt die tolle Grete), die bei der Belagerung von Dudenarde im 14ten Jahrhundert so vortreffliche Dienste that; der alte Thorweg des Schlosses von Dudeburg, welches von Balduin Eisenarm Anno 868 erbaut und wo Johann von Gaunt geboren wurde; das Haus des unsterblichen Brauers Philipp von Artevelde und seines Vaters Jacques, und eine Menge anderer Reliquien aus der Vergangenheit, die Dir fast bei jedem Schritt aufstoßen, das Alles wird Dich zu ernsten, fast wehmüthigen Betrachtungen stimmen, und grübelnd und kopfschüttelnd über die Hinfälligkeit alles irdischen Ruhmes wirst Du in Dein Quartier zurückschlendern.

Ich weiß nicht, wie es kommt, aber es geht gewiß jedem Reisenden so, der auf seinen Wanderungen noch etwas Anderes sucht, als einen bloßen Anblick von lauter hübschen Sachen und ergötzlichen Kuriositäten; gerade die traurigen, mehr Ernst und Wehmuth erregenden Gegenstände machen den tiefsten und dauerndsten Eindruck auf ihn. Weder die heitere Promenade am Ufer des malerischen Kanals, noch die Place d'Armes mit ihren historischen Gebäuden, ihren Klubs, Kaffeehäusern und Soldaten-Compagnieen beschäftigt die Aufmerksamkeit auch nur einen Augenblick länger als im Vorübergehen; das Beguinen-Stift dagegen — die Haupt-Congregation dieses Ordens in Flandern*) — fesselt die Anschauung und den Geist und hinterläßt ein Bild, welches nimmermehr aus dem Gedächtniß verschwindet. Die beste Stunde, diesen Ort zu besuchen, ist die Vesperzeit: da kommt die ganze Schwesterschaft in der Kapelle zusammen, 600 an der Zahl, eine Versammlung, die von so erstaunlicher, fesselnder Wirkung auf den Fremden ist, daß er in einen traumhaften Zustand versinkt und erst nach langer Zeit erwacht; da sind die Nonnen schweigend in ihre Zellen zurückgeschlichen, und er findet sich ganz allein in der religiösen Einsamkeit, die so eben noch von andächtigen Gebeten und Lobgesängen erfüllt war.

Das Beguinen-Stift ist eines von den wenigen Nonnen-Klöstern, die von Joseph II. geschont wurden. Es ist eine kleine Stadt für sich, in einem Winkel von Gent, und auf allen Seiten mit einem schützenden Graben umgeben. Man tritt durch einen alten massiven Thorweg in das Innere, wo die Häuser von lauter schmalen düsteren Straßen durchschnitten und mit kleinen Einzäunungen an der Vorderseite versehen sind. Jede Nonne hat ein Häuschen für sich, auf dessen Thür nicht ihr eigener Name eingeschrieben ist, sondern der des Heiligen, den sie zum Schutzpatron erwählt hat. In der Mitte dieses sonderbaren Platzes steht die Kapelle auf einem Hofe, im Viereck von Gebäuden eingeschlossen, welche über den Pflasterweg, der zu der niederen Pforte hinführt, einen dunkeln Schatten werfen. Die Sonne war gerade untergegangen, als ich das Kloster besuchte, und das schwankende Dämmerlicht, welches eben anfing, in Flusterniß überzugehen, ließ die Formen der Dinge immer mehr in einander verschwimmen und gab mit den immer länger werdenden Schatten dem Ganzen eine fast höhere, religiöse Färbung. Das erste Schauspiel, welches sich beim Eintritt in die Kapelle bot, war eines von den eigenthümlichsten und interessantesten, das man sich denken kann. Die Schwesterschaft erfüllte in andächtiger Stellung die Chorgänge und das Schiff der Kirche, während die Orgel in mächtigen, aber schwermüthigen Klängen über die weiten stattlichen Wölbungen hin ertönte. Da lagen die sechshundert Nonnen auf ihren Knieen, mit vorwärts gebeugten Körpern, in lange schwarze Mäntel eingehüllt, und über ihre Häupter war die alte Flamändische Faille geworfen, weiße Schleier, die über ihre Schultern herabfielen. In dieser ungeheuren Menge war auch nicht eine Spur von einer Bewegung — das Ganze so still wie das Grab: und wie nun noch von den Wachskerzen, die an den etwas entfernter stehenden Säulen aufgesteckt waren, die blassen, matten Strahlen auf sie herabfielen, da glichen ihre schneeigen Schleier in ihren nur schwach sichtbaren Umrissen einer Reihe von Gräbern, auf welchen das Mondlicht erzittert. Nach und nach stiegen die Stimmen des Gesanges immer höher empor, und die anschwellenden Noten erregten ein so tiefes Gefühl frommer Scheu und Ehrfurcht, daß der Besucher fast gezwungen ward, den leisesten Hauch des Athems anzuhalten. Dicht am Eingang steht der Altar: in dessen Umkreis hatten sich die wenigen Fremden, welche die Neugierde hereingelockt, nach und nach hinter den massiven Pfeilern gruppirt, und so starrten sie über den weiten Raum der Kapelle hin mit den mannigfachsten Ausdrücken stummer Bewunderung und tiefen Erstaunens. Einige phantastische Guirlanden und ein Paar dünne, matte Kerzen umgaben das gewöhnliche Bild der Jungfrau mit dem Kinde, welches in dem dem Altare gegenüber liegenden Raum aufgerichtet war; aber diese bunten Zierrathen wurden über der Betrachtung jener wunderbaren bewegungslosen Andacht ganz übersehen, über dem Anblick jener unzähligen, tief in Andacht versenkten Schaaren von eingekörperten Häuptern, welche das Innere einnahmen, so weit das Auge reichen konnte. Auf dem Orgel-Chor standen am anderen Ende die Novizen; auf diese fielen die vollen Strahlen jener düsteren Lichter herab und gaben ihnen ein priesterliches, fast heiliges Ansehen, welches noch durch ihre halb klösterliche Kleidung und ihre weißen Rosenkränze um ihre Häupter für die Phantasie gesteigert wurde. Ihre Jugend, ihre sanften ruhigen Blicke, noch durch keine umherirrende Gedanken, durch keine fruchtlose Hoffnungen und Wünsche unstät geworden, und ihr ganzes stilles, demüthiges Wesen, wie es zuweilen über die verzückte Menge da unten hinblickte, gab ein wirkliches Bild von jener vertrauensvollen, innigen Hingebung, die sich ganz dem Dienst der Religion widmet, und die wir überall vergebens suchen, außer in solchen Instituten, wo die sich aufblähenden Eitelkeiten der Hierarchie,

*) Dieser Orden ist durch kein Gelübde gebunden; seine Mitglieder können, sobald sie wollen, in die Welt zurückkehren; aber obgleich sie schon viele Damen von hohem Rang und Vermögen unter sich zählten, so rühmen sie sich doch, daß auch nicht ein einziges Beispiel vorgekommen, wo eine Schwester diese Freiheit benutzt habe.

wo der Pomp und der irdische Triumph des Priester-Amtes nicht eindringen können.

Man konnte diese stille Congregation nicht ohne ein Gefühl von Ehrfurcht und Demüthigung betrachten. Wir, die wir eben die äußere Welt von Saus und Braus verlassen und uns plötzlich mitten in dieses ruhige, hehre Schauspiel versetzt fanden, uns mußte das Leben der gottergebenen Schwestern als ein Leben voll der höchsten Reinheit und Ruhe erscheinen, durchaus frei und unerreichbar für alle Gefahr der Verderbniß. Hier, abgewandt von all den Sorgen, den Versuchungen, den unreinen Vergnügungen und den fieberhaften Genüssen der Gesellschaft, wohnen diese Frommen.

Gebet war ihr Geschäft. Gott preisen ihre Lust! Mit ihren Blicken auf eine höhere Welt gerichtet, bringen sie ihre einsamen Stunden, die durch keine Mißgunst, durch keine unglückliche Pläne oder kleinliche Interessen getrübt werden, in Buße und frommen Betrachtungen hin; ihre Tage widmen sie, durch feierliche Entschlüsse und Gelübde gebunden, den schönen Handlungen der christlichen Liebe — wie segensreich muß doch ihr sündenloses Leben in die Ewigkeit hinübergleiten. Einige Nonnen hatten durch eine sorglose Bewegung, indem sie aufstanden oder sich umdrehten, für eine Minute den Anblick ihres Gesichts vergönnt; sie wußten nicht, wie viel Augen, vielleicht nur mit zu viel Neugierde, auf eine solche Gelegenheit lauerten. Von diesen Nonnen waren einige außerordentlich schön, voller Sanftmuth und himmlischer Milde. Ihre blassen Marmorzüge und ihre heitere, unbefangene Miene kontrastirten gar sehr mit dem, was wir so eben draußen in der Welt verlassen und was wir bald in wenigen Minuten wiedersehen sollten. Diese sich selbst aufopfernden Wesen, welche gewiß für die schönsten Sympathieen, für die treueste Zärtlichkeit, für die tiefste Liebe empfänglich waren, hatten freiwillig die lockenden Scenen ihrer Jugend verlassen, gerade als diese erst zu blühen anfing, hatten sich von aller Gemeinschaft mit dem Leben losgerissen und vollführen nun in dieser stillen Zurückgezogenheit fortwährend ganz dieselben heiligen Dienste Tag und Nacht hinter einander — während die, welche in der Welt zurückgeblieben, sich ihren Neigungen und Leidenschaften überlassen, Herz und Seele quälen, ihre ganze Kraft und ihren Verstand vergeuden und vergänglichen Lüsten und Glücks-Phantomen nachjagen, welche vor der gierig haschenden Hand wie spottend zerfließen.

In der Nähe des Altars trippelten einige alte Nonnen, welche über die Uebrigen eine Art Vorrang zu besitzen schienen, mit kleinen Laternen, die aus ihren Händen schimmerten, verstohlen hin und her: sie sammelten Almosen von den Fremden und blieben zuweilen stehen, um schnell ein paar Paternoster herzubeten, oder vor einigen von den zahlreichen Kreuzen und Reliquien, welche die Nischen und Winkel zierten, eine ehrfurchtsvolle Kniebeugung zu machen: dann schlüpften sie hinaus. Endlich war der Gottesdienst vorüber, die Schwestern erhoben sich eine nach der anderen geräuschlos von ihren Plätzen und verschwanden — man hörte die leisen Tritte nicht — durch die verschiedenen Thüren, die in der Richtung nach ihren Zellen führten. Nur wenige verweilten noch, als die übrigen schon fort waren, um noch ihre Gebete zu vollenden oder sich der Gluth ihrer Andacht noch inniger hinzugeben. Bald folgten auch diese, und in wenigen Augenblicken war die ganze Kapelle leer. Die Ruhe, mit welcher die Menge verschwand, der geisterartige Charakter ihrer langen Schleier und das Hin- und Herzittern derselben in den Lichtstrahlen, welche durch die dunkelen Ebergänge quer herabfielen, — das Alles trug dazu bei, dem Ganzen das Ansehen einer Geistererscheinung zu geben. Nur ungern trat ich in die freie Luft hinaus; noch sah man einige Nonnen, wie sie, gleich einzelnen Vögeln, die in ihre Nester hüpfen, schnell in ihre Schlafgemächer schlüpften. Wenige schwache Lichter warfen ihren Schein herab von den oberen Fenstern, und an einem ihrer Gebäude sah ich im Vorübergehen durch die halbgeschlossenen Vorhänge hindurch eine bejahrte Schwester allein vor einem Kruzifix knieen. Im nächsten Moment befand ich mich in der Stadt. Da funkelten noch die Läden in reicher Erleuchtung — da drängten sich die Fußgänger auf den Straßen — zahlreiche Wagen und Kutschen fuhren hin und her, von einem Platze zum anderen — gellendes Geschrei und lustige Lieder ertönten in meinen Ohren — die offenen Fensterflügel der bunten Estaminets und Billardstuben zeigten ganze Gruppen von trägen, verschwenderischen Tagedieben im Innern — und lüderliche Soldaten, welche einzeln die Straße herunter kamen, brüllten im trunkenen Chor abgebrochene Stücke aus der Marseillaise. (Br. Rev.)

Bibliographie. — In Brüssel erschienene Originalwerke:

Codes militaires de la Belgique, d'après le système de Rogeron. 4 Fr.

Dictionnaire des hommes de lettres etc. de la Belgique. 8 Fr.

Esquisse historique de l'ancien pays de Liège. — Ben Polain. 4½ Fr.

Frankreich.

Die Jagd ins Blaue.

(Fortsetzung.)

Beim Frühstück setzte sich Ebay hin und entwarf sein Konzert-Programm wie folgt: Nr. I. Serenade aus „Montano und Stephanie". Nr. II. Das Jäger-Finale aus „Heinrich's IV. Jugendjahre". Nr. III. Die Schalaster, ein notturno, freies Thema mit Variationen. Nr. IV. Lied: „Quand on sat toujours vertueux", von Berton. Nr. V. Große Arie: „Umsonst wird Pharao ꝛc." aus Joseph in Aegypten, von Mehul. Nr. VI. Abschied an Nizza (Nice mia Nice addio) den Freunden dieser Stadt gewidmet von Ebay.

Der Wirth empfing den Zettel aus seinen Händen und fragte: „Gedenken Ew. Gnaden längere Zeit in Nizza zu verweilen?" — „Das nicht; ich wünschte sogar bald nach dem Konzerte abzureisen." — „Ew. Gnaden haben also alle Dero Geschäfte in dieser Gegend beendigt?" — „So ziemlich alle; wie komm' ich am kürzesten nach Marseille zurück?" — „Da finden Ew. Gnaden gleich übermorgen die schönste Gelegenheit; es geht ein Schiff nach Toulon ab, eine nette Brigg, „La Vierge des Sept Douleurs"; da können Sie mit, das ist eine Spazierfahrt." — „Meiner Treu, Ihr Rath ist gut; haben Sie die Güte und bestellen Sie mir einen Platz auf der Brigg. Wann komm' ich dann nach Toulon?" — „Abends bei guter Zeit, noch vor Nacht; um diese Jahreszeit hat es immer günstigen Wind dort hin." — „Ei wahrhaftig, das ist mir lieb; bei dieser Gelegenheit bekomm' ich Toulon zu sehen, wo ich noch nie gewesen bin." — „Kommen Ew. Gnaden denn nicht von Toulon?" — „Ach nein, ich kam die Kreuz und die Quer über Feld; ich lief mit der Flinte einem vermaledeiten Vogel nach bis hierher; daran werde ich denken."

Der Abend des folgenden Tages kam; das Konzert ging an und ging zu Ende; es war zwar etwas einförmig, aber es brachte unserem Künstler doch 200 Franken. Ach was, dachte er, das ist zweimal so viel, als ich zur Heimreise brauche; — und somit vertheilte er hundert Franken unter die Dienerschaft des Hotels, die ihn dafür mit Lob- und Segenssprüchen überschüttete. Am anderen Morgen zur bestimmten Stunde ging die Brigg, mit unserem Freunde am Bord, nach Toulon unter Segel.

Es ging ihm, wie fast allen Reisenden: er hatte zur Ausfahrt das vortrefflichste Wetter. Vor seinen entzückten Augen dreitete sich das Meer und kräuselte sich auf in unzähligen kleinen Schaumwellen, und mit jedem Tropfen, in jeder Welle gleitete ein Sonnenstrahl in flüchtigem Farbenspiel auf und nieder. Die Segel blähteten sich wollüstig unter dem Winde; die kleinen Wellen brachen und theilten sich unter der gewölbten Brust des Fahrzeuges und rauschten und murmelten dabei manch' süßen Italiänischen Mondschein. Unser Freund zog mit weit geschwellter Brust den frischen Duft der Seegräser, den Hauch der Brandung von der Küste drüben, den Duft der Muschelbänke und den kräftigen Theergeruch der Schiffsplanken in sich. Er spazierte auf dem Verdeck hin und her, innerlich glücklich, seelenvergnügt, stolz aufgerichtet, mit jauchzenden Sinnen, — er warf der glatten See schmeichelnde Grüße zu: wie schön ist's hier! dachte er, — gesegnet seyen die Schalaster und mein Schutzgeist, daß sie mich hierher geführt.

Der Capitain saß am Fuße des Mastbaumes bei seinem Frühstück; Ebay trat zu ihm heran: „Herrliches Wetter, Capitain, was wir heute haben; nicht wahr?" — „Landwind!" brummte der Seemann. — „Nun ja doch, und dann ...." — „Na, was meinen Sie? dann ...." — „Ich meine, ich meine", sagte Ebay und meinte weiter nichts, sondern guckte in den Himmel hinaus, pfiff ein Liedchen und ging zum Steuermann: — „Wir haben Landwind, Alter, he?" — Der Steuermann gab keine Antwort, und unser redseliger Freund machte sich wieder an den Capitain. „Heute Abend, Capitain", sprach er bänderreibend, „sind Sie in Toulon mein Gast bei einer Bowle Punsch." Der Capitain schüttelte den Kopf. — „Was wir da unten sehen, Capitain, ist Cap Sicié, nicht wahr?" Jetzt ließ der Capitain sich vernehmen: „Kreuz Millionen Donnerwetter", fluchte er und warf sein Frühstück ins Wasser, „schon wieder Engländer!" Ebay fuhr vor Schreck drei Schritte zurück, „Engländer", schrie er, „um Gotteswillen, wirklich Engländer! wo denn, wo?" Der Capitain stampfte ingrimmig mit dem Fuße: „Vier, fünf, sechs, sieben Fregatten, Höllen-Element!" — Der arme Musikus wurde todtenbleich. „Werden sie uns gefangen nehmen?" fragte er kleinlaut. „Bei Leibe nicht, auf Ehre nicht!" rief der grimmige Seemann, „eher soll mich ...." — „Was, was?" fragte der Künstler unter Zähneklappern. „Eher stecke ich die brennende Pfeife ins Pulverfaß und sprenge die Brigg mit Mann und Maus in die Luft." Das Uebermaß des Schreckens brachte unseren Freund wieder zu sich, daß er eine Stimme zum Reden fand: „Hören Sie, Herr Capitain, hören Sie", platzte er heraus, „so hören Sie doch nur." — „Na, ich höre, nur was Gescheidtes! beda, wo steckt meine Pfeife?" — „Hören Sie, Herr Capitain! Bedenken Sie, Sie haben Familienväter an Bord, mich zum Beispiel; ich, sehen Sie, hören Sie, ich habe eine Frau und sieben Kinder zu ernähren. Nehmen Sie's zu Herzen, Herr Capitain, Ihre Frau, bedenken Sie, Ihre Frau Gemahlin." — „Ach, zum Henker mit Eurem Bedenken! ich bin Junggesell." — „Schön, schön! aber bedenken Sie nur ..." — „Was schnattert Ihr da, Herr Komödiant? 's ist Alles längst bedacht; ich hab' keine Lust, bei den schuftigen Engländern auf die Pontons zu kommen und mir die Seele aus dem Leibe zu rudern; verstehst Ihr mich?" — „Schön, schön, Herr Capitain, ich verstehe; nichts für ungut, gute Freunde...." — „Basta, Herr Komödiant, thut uns die Liebe, laßt uns hier manövriren, scheert Euch runter in Eure Kese und betet. Weg da!"

Der Morgennebel hatte sich verzogen, und das Geschwader Sir Hudsen Lowe's lag jetzt unseren Reisenden deutlich vor Augen. Sieben Fregatten und mehrere kleinere Fahrzeuge im Halbkreise schlossen eine so wohlverwahrte Kette vor der Rhede von Toulon, daß keine Nußschale hindurchschlüpfen konnte. Unser Freund lehnte mit schlotternden Knieen und thränenden Augen am Hinterdeck: „Die Schalaster, die Schalaster!" seufzte er tief in sich. Der Capitain kommandirte Manöver über Manöver, eines schrecklicher als das andere. Eine Schaluppe stieß vom Englischen Flaggenschiff ab und schoß auf die Brigg los, wie ein Krokodil auf seine Beute. „Um Gotteswillen", bat und rief Ebay mit gefalteten Händen, „Herr Capitain, lassen Sie umkehren, nach Nizza zurück." — „Sacredieu, Herr Komödiant!" wetterte der Capitain, „wenn Ihr noch ein Wort muckst, jage ich Euch eine Kugel durch den Kopf." In diesem Augenblicke läutete plötzlich die große Schiffsglocke und war auf einmal abgerissen. „Wer läutet denn?" schrie der Capitain. „Niemand", antworteten die Matrosen. Der Capitain drehte sich um: „Ah, so!" — „Wer hat denn geläutet?" fragte Ebay leise den Steuermann. „Wer wird's gewesen seyn", lachte der Alte,

„es ist uns ein kleiner Sechsunddreißigpfünder über die Körse geflogen.“ Der arme Chay bedeckte sich das Gesicht mit den breiten Händen und kauerte sich nieder. „Aufgepaßt, Herr!“ rief der Steuermann, „es kommt noch so eine Bohne angeflogen, ich höre sie pfeifen; sehen Sie wohl! ein Fuß weiter links, und wir hatten den Garaus. Die dritte, die vierte, die fünfte! es ist unser Glück, die Kerls drüben verstehen nicht zu zielen. Ja, lieber Herr, bei Trafalgar, wo ich mit dabei war, auf dem „Pluto“, da haben wir zehntausend solcher Nüsse abgekriegt.“ — „Um eine Schalaster“, murmelte unser Freund schaudernd. „Was meint der Herr?“ fragte der Alte. „Nichts, guter Freund, ich meine gar nichts.“

„An Eure Stücke, Jungens!“ kommandirte der Capitain mit einer Stimme, wie der brüllende Nordwind, „an Eure Stücke!“ Es war ein alter Haifisch, der Capitain! die Kugeln und er waren von längst gute Bekannte; er hätte vor Lust zappeln mögen, daß er wieder einmal Pulver roch; sein Herz im Leibe war so fest und zähe, wie sein getheerter Schiffsbut. In unserem furchtsam niedergeduckten Freund wurde die Neugier mächtig; er bog sich ein Wiechen auf den Zehen, um vorsichtig über Bord zu gucken. Welch ein Anblick! die Haare ständen ihm zu Berge; hundert Schritte vor sich sah er die Schaluppe, eine weiße Rauchwolke quoll aus ihrem Bord, mitten hindurch zuckte ein röthlicher Blitz, und im nächsten Moment hörte er zu seinen Füßen am Hinterbord die Planken krachen. „Das war brav gezielt“, sprach der Steuermann. — „Na, was macht Ihr denn da, Herr Passagier!“ rief der Capitain; „habt Ihr Eure Flinte bloß zur Mäusejagd? holt sie nur herauf, Ihr könnt sie brauchen.“ — Unser Freund bebte an allen Gliedern, er schlich oder, besser gesagt, er schob sich zur Luke hinunter und wäre beinahe die Treppe zum Zwischendeck hinabgestürzt. Da unten in der Kajüte stand die unglückselige Flinte traurig in einen Winkel gelehnt. „Das ist sie“, seufzte er, und in diesem Seufzer lag die Erinnerung an die ganze lange Leidensgeschichte der letzten Tage, die ihm beim Anblicke des unschuldigen Mordgewehres nur desto tiefer ins Herz schnitt. Die Beine wollten ihn nicht mehr tragen, er warf sich trostlos in die Hangematte und empfahl seine Seele Gott.

Künstler haben bekanntlich ein sehr reizbares Nervensystem, und es ist daher kein Wunder, wenn bei ihnen nach der gewaltigsten Aufregung eine plötzliche Reaction und Abspannung eintritt; dann fühlen sie die Mattigkeit in allen Knochen, die Thätigkeit des Gehirns geräth ins Stocken, und der Schlaf bemeistert sich ihrer Sinne. Es ging daher auch sehr natürlich und vollkommen physiologisch zu, daß Chay nach wenigen Augenblicken in seiner Hangematte einschlief. Sein Lager warf und schaukelte ihn hin und her, auf und nieder, aus einem wüsten und seltsamen Traume in den anderen. Erst sah er lauter Engländer mit Schalasterfedern an den Hüten, sie kamen auf ihn zu, brummten Goddam, Goddam und wollten ihn in ein Violoncell einsperren. Dann sah er lauter große Glocken umherlaufen, und der Klöppel in jeder war eine Sechsunddreißigpfünderkugel. Auf einmal lief eine Englische Schaluppe mit vollen Segeln in den Konzert-Saal zu Nizza ein; er spielte, oben auf einer Stechpalme saßen Pharao und Joseph und riefen ihm auf Aegyptisch Bravo! zu. Dann kam der göttliche Mehul, aber in der Uniform eines Schiffs-Capitains, und komponirte eine Cantate mit drei Reihen Kanonen am Deck. Gott weiß, wie lang unser Freund so geträumt und geschlafen haben mag. Wie er erwachte, war es dunkel um ihn, und wie dunkel! eine Finsterniß mit Händen zu greifen. Er horchte, horchte, aber er vernahm nichts, als ein leises, lang anhaltendes Pfeifen, so hohl, so schauerlich, als wenn lauter abgeschiedene Seelen im Winde vor seinen Ohren vorüberzögen. Ein Schauder überlief ihn: „Wo bin ich?“ dachte er bei sich, „bin ich ins Nichts versunken?“ Diese schreckliche Vermuthung wurde ihm mit jedem Augenblicke wahrscheinlicher. Kein Laut weit und breit, Gradesstille, dicke, dicke Finsterniß. Unser Held führte in Gedanken ein Selbstgespräch: „Ganz gewiß“, sagte er, „ich bin ins Nichts versunken, ich liege mitten im Nichts; was soll ich machen? was kann ich hier für ein Leben führen?“ Nach reiflicher Ueberlegung kam er zu der Ansicht, das Beste in seiner Lage dürfte seyn, gar nichts zu thun. Dieser Gedanke deuchte ihm je länger, desto klüger. Er lag eine geraume Zeit still, wie im Grabe, er regte kein Glied.

Auf einmal hört er's nicht weit von sich im Finstern mit schweren Schritten tappen. „Wer da!“ rief er mit einer Art von Leichenstimme. „Oho!“ hört er's antworten, „Sie liegen wohl gar noch schlafen, Herr Komödiant? Marsch, auf die Beine und heraus; die Reise ist zu Ende, wir liegen im Hafen.

Chay sprang vor Ueberraschung von der Hangematte bis an die Decke. „Im Hafen“, rief er, „Gott sey Dank!“ Er tappte mit den Händen nach der Seite, wo ein schwacher Schimmer von oben herabfiel; er stieß an eine Leiter und stieg hinauf, — siehe, da flimmerten die Sterne über seinem Scheitel, gerade vor ihm lag die erleuchtete Stadt, und seine Nase spürte den Theer- und Brandgeruch der Schiffswerfte. „Gott sey Dank!“ jauchzte er aus tiefem Herzen auf, „wir sind in Toulon.“

Der alte Steuermann saß auf dem Deck, Chay grüßte ihn mit erleichtertem Herzen: „Was meint Ihr, Freund, wie glücklich wir davongekommen sind!“ — „Ja wohl“, sprach der Alte, „die heilige Jungfrau hat ihrem Schiffe zu Liebe ein Wunder gethan; just in dem Augenblicke, wie der Engländer uns nehmen wollte, schickte sie ihm den Sturm über den Hals, und der hatte sich gewaschen. Aber wie haben wir auch manövrirt! Was meinen Sie zu unserem Manöver, Herr Komödiant? he?“ — „O, es war ein superbes Manöver!“ — „Und was für ein Sturm: zehn Knoten trieb er uns in der Stunde!“ — Unserem Freunde fuhr jetzt erst nachträglich der Schreck über die ausgestandene Gefahr in die Glieder. „Ums Himmelswillen“, rief er, „ein Sturm?“ — „Na, was Teufel!“ sprach der Alte, „Sie thun ja, als wären Sie gar nicht dabei gewesen.“ — „J freilich, ja doch, ja doch, der Sturm..... o himmlische Mutter Gottes!“ — Und unser Held flieg ganz still wieder in die finstere Kajüte hinab, um ein Salve Regina zu beten und seine vergessene Flinte zu holen.

Einige Minuten später sprang er, die Flinte im Sacke über den Arm, leichtfüßig wie er war, in einen der vielen Kähne, die ankommenden Reisenden zu Dienste stehen. Der Kahn glitt hin, drei Ruderschläge — und der Reisende fühlte, zu seiner herzinnigen Freude, festen Boden unter seinen Füßen: er stand auf dem massiv gemauerten Quai. „Gott sey Lob und Dank!“ dachte er, „ich bin in Toulon, zehn Stunden von Marseille; morgen kann ich zu Hause seyn. Nun aber fürs Erste ins Quartier und zu Bette.“ — Er befand sich in einer langen, schnurgeraden Straße; zu beiden Seiten waren noch einige Läden offen und erleuchtet. Vor dem nächsten Hause brannte eine große Laterne, und bei ihrem Scheine sah er einen schwarzen Adler über der Thür gemalt. „Das wäre nun schon der dritte schwarze Adler auf meiner Reise“, dachte er; „thut nichts, wir wollen nicht vorbeigehen. Kellner“, rief er eintretend, „ein Zimmer und ein gutes Bett!“ — Ein maulfauler Bursche, der unter seiner weißen Zipfelmütze eingenickt war, fuhr auf den Ruf des Ankömmlings empor, ging wie ein stummer Nachtwandler vor ihm her, führte ihn in ein Zimmer, setzte Licht auf den Tisch und entfernte sich, ohne gute Nacht zu sagen. — „Grobjan!“ murmelte unser Freund; „aber freilich, so empfängt man Reisende, wenn sie nicht wie große Herren angefahren kommen. Weil ich gar nichts mit mir führe, hält er mich für einen Lump.“ — Er fand bald einen Trost für diese Betrachtung. Die Kleider warf er vom Leibe und sich mit innigem Behagen ins Bette, wie in ein erquickendes Bad. Er that einen Schlaf, als wollte er alle schlaflose Nächte in seinem Leben wieder einbringen; er schlief tief und ruhig wie ein Kind, und lachende Träume umgaukelten ihn. Am anderen Morgen waren die Sonne und unser Freund zur gleichen Stunde auf, als hätten sie, wie Brüder auf einem Lager, einander geweckt. Chay sprang auf, kleidete sich an, schellte, und als der Aufwärter eintrat, warf der Gast ein Fünffrankenstück auf den Tisch mit den Worten: „Da, für Zimmer und Bette, der Rest für Sie.“ Sprach's, nahm die eingewickelte Flinte unter den Arm und war mit drei Sätzen die Treppe hinunter auf der Straße. Er sah sich um. „Alle Wetter!“ murmelte er beifällig, „'s hat prächtige Straßen in Toulon. Ich möchte mir wohl das Arsenal besehen, wenn ich Zeit hätte. Aber die Hauptsache ist, daß ich heute noch bei Zeiten nach Marseille komme: vorwärts!“

(Schluß folgt.)

England.

Edmund Burke bei dem Tode seines Sohnes Richard.

Kein Umstand in dem Privatleben des großen Staatsmannes Burke ist von solchem Einfluß auf sein öffentliches Leben gewesen, als der frühe Tod seines einzigen Sohnes. Ein solcher Verlust wird zwar auch von manchem anderen Vater tief empfunden; aber im vorliegenden Falle machten die besonderen Umstände und die Verhältnisse zwischen Vater und Sohn diese Prüfung zu der härtesten, welche den Menschen auferlegt werden kann.

Unbekannt und ohne Freunde hatte Burke seinen Geburtsort in Irland verlassen, aber bald und schon als Jüngling war er ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit geworden. Noch nicht 30 Jahre alt, nahm er bereits im Gebiete der schönen Wissenschaften und der philosophischen Kritik eine ausgezeichnete Stelle ein, und vor dem 40sten stand er auf einer der höchsten Stufen männlicher Thätigkeit. Er hatte die glänzendsten Rednergaben entwickelt und gehörte schon zu den gefeiertsten Staatsmännern seiner Zeit.

Neunundzwanzig Jahre nach seinem ersten Eintritt ins Parlament übertrug Burke seinem Sohne Richard seinen Sitz für Malton, damit er in den öffentlichen Geschäften diejenige Rolle übernähme, welche, in des Vaters Augen, seinen Talenten am angemessensten war. Der große Staatsmann fühlte allmälig die Beschwerden des Alters und wollte am Abend seines Lebens den theuren Sohn auf dieselbe ehrenvolle Bahn führen, die er vor ihm betreten hatte. Richard wurde zur großen Freude des Vaters, bald nachdem er seinen Sitz im Parlamente eingenommen, Secretair des Lord Fitzwilliam, Statthalters von Irland. Bei einem Diner, welches er bei dieser Gelegenheit verschiedenen Freunden gab, unterhielt der Vater seine Gäste von der glänzenden Laufbahn, die seinem Sohn jetzt bevorstehe. Der Sohn war zugegen, und obschon Keiner seine Gedanken zu äußern wagte, so erregte doch die hektische Röthe auf Richard's Gesicht bei Vielen von der Gesellschaft, statt froher Hoffnungen, traurige Besorgnisse. Diese Besorgnisse waren nur zu wohl gegründet. Brocklesby, der Hausarzt, welchen Burke über den Zustand seines Sohnes, den er selbst nur für unpäßlich hielt, zu Rathe zog, zweifelte nicht, daß Richard an der Auszehrung leide. Da Brocklesby jedoch wußte, wie sehr der gefühlvolle Vater an diesem einzigen Sohne hing, so hütete er sich wohl, ihm die wahre Natur der Krankheit zu entdecken. Die Familie Burke zog nach Cromwell-House in Brompton, wo Richard, vor seiner Reise nach Irland, in der freien Landluft sich erholen sollte. Es erfolgte aber das Gegentheil: sein Zustand verschlimmerte sich hier plötzlich, und endlich mußte man dem Vater die traurige Wahrheit eröffnen. Von diesem Augenblick an — es war nur eine Woche vor Richard's Tod — konnte der alte Burke kaum noch schlafen oder Speise zu sich nehmen und klagte unaufhörlich, bis zu der Stunde, in welcher das Grab über seinem Sohne sich schloß.

Mehrere Briefe, die er im Verlauf dieser Woche (August 1794) schrieb, zeugen von dem Gemüths-Zustande des unglücklichen Vaters. So sagt er unter Anderem in einem Schreiben an Dr. Lawrence, seinen wohlbekannten Freund: „Die Aussichten sind traurig genug, obschon die Aerzte mir zureden, ich solle die Hoffnung nicht schwinden lassen. Sein Magen behält keine Speise mehr, weil die Trachea am unteren

Theile entzündet und daher sehr irritirt ist. Das Fieber dauert in gleicher Stärke fort. Dann und wann schläft er, obwohl sehr unerquicklich — aber seine Lebenskraft schwindet zusehends, und seine Stimme ist so gut als nicht mehr vorhanden. Doch — Gott hat Mittel für Alles; seine unendliche Güte und das Gebet der Mutter können Viel thun. Ich selbst bin wie ausgetrocknet. Ob ich noch Geschäfte übernehmen kann, das hängt von seiner Wiederherstellung ab."

Endlich kam die Katastrophe, deren rührende Einzelnheiten Dr. Lawrence in einem Briefe an Mistreß Haviland, eine Verwandte des Burkeschen Hauses, mit folgenden Worten erzählt: „Sie wissen Alles, was bis zu der Nacht vor seinem Tode sich ereignete. In dieser Nacht war er unruhig und konnte nicht schlafen. Am Morgen bemerkte man, daß seine Lippen sich geschwärzt hatten. Seine Stimme war jedoch kräftiger geworden. — Die günstigen Symptome hatten auf Vater und Mutter keine Wirkung mehr; ihr Weinen und Wehklagen drang bis zu den Ohren des kranken Sohnes. Er stieg aus dem Bette und ließ sich von den Bedienten nach dem Gemache führen, wo seine Aeltern in Thränen saßen. An der Thüre hieß er diejenigen, die ihn unterstützten, wieder abtreten und ging allein in das Zimmer, um vor seinen Aeltern so zu erscheinen, als ob er kräftiger geworden wäre. Er sammelte mit großer Anstrengung seine ganze noch übrige Kraft und schritt quer durch das Zimmer bis zu der Stelle, wo Vater und Mutter in ängstlicher Spannung und unfähig, ein Wort zu reden, nach ihm hinstarrten. Er versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen, und sagte, gegen seinen Vater gewendet: „Ich befürchte nichts. Ich fühle mich besser und aufgeräumt; aber mein Herz ist doch unruhig, ich weiß nicht, warum. Sprich doch mit mir, Vater; sprich von Religion, von Sittlichkeit, oder, wenn Du willst, von gleichgültigen Dingen." Als er sich bald darauf weit schwächer fühlte, führten ihn seine Aeltern wieder in sein Schlafgemach. Er hörte ein Geräusch draußen und fragte, ob es regnete. Der Vater bemerkte ihm, es sey der Wind in den Bäumen. Bald darauf deklamirte der Kranke mit silberheller Stimme und ungemeiner Anmuth einige schöne Zeilen aus „Adam's Morgen-Hymne." Bei den letzten Worten sank er in die Arme seiner Aeltern zurück, wie in einen festen und süßen Schlaf; und nach wenigen Augenblicken war seine Seele entflohen."

„Am ersten Tage (so fährt Lawrence fort) soll der Schmerz des Vaters wahrhaft beunruhigend gewesen seyn. Von Zeit zu Zeit stürzte er, wie wahnsinnig, in das Zimmer, wo sein Sohn lag, warf sich auf das Bette, oder gar an den Fußboden, und rief mit herzzerreißender Stimme: „O mein Richard! letzter Trost, letzte Stütze meines Alters!" Dann kamen wieder Zwischenräume der Ruhe, in denen er sich zu resigniren versuchte. In solchen Augenblicken beschäftigte er sich mit jeder kleinen Arbeit, an der sein Sohn Vergnügen gefunden hatte, oder von der er glaubte, daß sie seinem Richard Freude machen würde, wenn er noch lebte. Der Schmerz der Mutter war nicht weniger tief, obschon weniger stürmisch. Er offenbarte sich in ununterbrochenen Thränenströmen, wobei sie unaufhörlich beklagte, daß Gott sie nicht abgerufen habe, ehe sie von dem Untergang aller ihrer Hoffnungen Zeuge seyn mußte. Auf das wiederholte Zureden ihres Mannes, von dem traurigen Orte sich entfernen zu lassen, antwortete sie unverändert: „Nein, Edmund; so lange Er noch hier ist, werde ich auch hier bleiben."

Vernunft und Religion fanden nach einiger Zeit in den Herzen der unglücklichen Aeltern wieder Eingang. Burke's Gemüthsruhe kehrte insoweit zurück, daß er in Betreff der letzten Pflichten, die man dem Todten zu erweisen hatte, die nöthigen Vorschriften geben konnte; und seine Gattin ließ sich endlich durch die Bitten ihrer Freunde bewegen, das Haus vor der Beerdigung zu verlassen. Dr. Lawrence beschreibt die Lage der Aeltern, als er sie nach Richard's Tode zum ersten Male gesehen, in folgenden Worten: „Ich habe den armen Burke gesehen. Sein Schmerz schien mir doch nicht so unerträglich, als ich vermuthet hatte. Er stand auf einmal vor mir, sonst würde ich ihm ausgewichen seyn. Er sagte mir, daß er sein Herz nach und nach an seine traurige Lage zu gewöhnen suche, und beklagte es nur, daß er seinen Sohn im Tode gesehen. Die Miene des Todten, — so meinte er — habe sich seiner Phantasie zu tief eingeprägt, und er könne nun die Züge des lebenden Richard in seinem Gedächtniß kaum wieder auffrischen." In einem anderen Briefe gedenkt Lawrence seiner Unterhaltung mit Mistreß Burke. — „Nach unserem ersten Zusammentreffen", so schreibt er, „war sie gefaßter, als Er, oder sie spielte ihre Rolle natürlicher, damit ihr Gatte nicht alle Fassung verlieren möchte. Er ergriff meine Hand und sprach in einem Tone erkünstelter Standhaftigkeit; allein sie durchschaute ihn und gab ihm einen sanften Verweis darüber, daß er sich nicht, wie er versprochen, zu beherrschen wisse."

Sollte Jemand, trotz dem, was wir von dem innigen Verhältniß zwischen Vater und Sohn gesagt, behaupten wollen, der Schmerz des Ersteren sey zu stürmisch gewesen, so möge er bedenken, welch' ein glühendes und empfängliches Temperament unseren Burke in seinem ganzen Leben auszeichnete. Außerdem war der so früh Verklärte des Vaters Tröster und kluger Rathgeber gewesen. Richard Burke betrachtete seinen Vater als einen der bedeutendsten historischen Charaktere, und der Vater schätzte Richard's Talente höher, als seine eigenen. Der alte Burke erholte sich nie von diesem Schlage; und alle seine nachmaligen Schriften und Briefe — die ihm nur das Bedürfniß, seine politischen Meinungen zu vertheidigen, eingab, — sind voll schwermüthiger Erinnerungen an diese harte Prüfung. Wir beschließen unseren Artikel mit einer solchen Stelle, die dem Andenken eines Sohnes einen edleren Tribut weiht, als ihn jemals ein Sohn dem Andenken seines Vaters gezollt hat.

„Hätte es Gott gefallen, mir die Hoffnung auf einen Nachfolger zu lassen, so würde ich, sofern meine eigene Mittelmäßigkeit und die Mittelmäßigkeit meines Zeitalters es gestatteten, in gewissem Betrachte der Stifter einer Familie geworden seyn. Ich würde einen Sohn hinterlassen haben, der in keinem persönlichen Verdienste, sey es nun Wissenschaft, Ehre, oder liberale Gesinnung, dem edlen Lord oder jedem Anderen nachstanden hätte. Er würde bald jedem Bedürfniß abgeholfen, jedes Mißverhältniß ausgeglichen haben. Es wäre nicht seine Sache gewesen, dem stehenden und sumpfig gewordenen Wasser meines Verdienstes zu schöpfen; denn er trug in der eigenen Brust einen stillen und doch lebendvollen Born edler und männlicher Thätigkeit. Der Sturm hat mich niedergeschmettert, und ich liege am Boden, wie eine der alten Eichen in meiner Nachbarschaft, die von dem letzten Orkane entwurzelt worden sind. Ich erkenne die Hand der göttlichen Gerechtigkeit; während aber vor Gott mich demüthige, glaube ich doch nicht, daß es mir bestimmt ist, die Angriffe ungerechter und unkluger Menschen von mir abzuwehren. ... Ich stehe allein — habe Niemanden, der meinen Fall an den Thore begegnet. Ich führe eine verkehrte Existenz; die, welche mir folgen sollten, sind vor mir vom Schauplatz abgetreten — meine Nachkommenschaft hat den Platz meiner Verfahren eingenommen. Ich bin dem theuersten Verwandten jenen Akt der Pietät schuldig, den mir selbst erwiesen haben würde — bin es ihm schuldig, der Welt zu zeigen, daß er keinen unwürdigen Vater gehabt."

Edmund Burke überlebte seinen Sohn Richard nur drei Jahre. Er starb am 8. Juli 1797, im 68sten Jahre seines Alters.

(Chamber's Edinburgh Journal.)

Bibliographie.

British Flora medica. — Von Barton und Castle. Erster Band. 21 Sh.

Hawks of Hawk-Hollow. — Von Bird. 3 Bde. 27 Sh.

Letters from the South. (Thomas Campbell's gesammelte Briefe aus Algier, von denen unser „Magazin" im vorigen Jahre die interessantesten mitgetheilt hat.) 2 Bde. 31½ Sh.

Letters to Lord Brougham. — Von Sir Arthur B. Faulkner. 9 Sh.

Piccioli. — Nach Herin v. Saintine. 2 Bde. 16 Sh.

On civilisation. (Statistische Betrachtungen.) Von Merrien.

Chrichton. — Roman von W. Harrison Ainsworth. 31½ Sh.

Semilasso in Africa. 3 Bde. — Eine Uebersetzung der bekannten Schilderungen des Fürsten von Pückler-Muskau.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Literatur in Holland. In der trefflichen holländischen Zeitschrift „Athenaeum", die seit dem Anfange des vorigen Jahres im Haag erscheint, äußert sich Herr van Ghert, einer der Herausgeber, bei Gelegenheit seiner eben so gründlichen als anerkennenden Kritik der Holländischen Uebersetzung von Tieck's Novelle „die Verlobung", folgendermaßen: „Es ist in der That seltsam, daß unsere Uebersetzer aus dem Deutschen, so überaus zahlreich auch ihre Arbeiten sind, sich doch so häufig, um nicht zu sagen immer, an die mittelmäßigsten und oberflächlichsten Produkte unserer Nachbarn machen, während man das Tiefste und Würdigste entweder nicht zu beachten scheint oder es wohl gar bei Seite legt, weil man unseren Landsleuten nicht Geschmack, Kenntniß oder Eifer genug zutraut, um es wagen zu können, ihnen dergleichen im Holländischen Gewande darzubieten. Wie wenig ist doch bisher noch von Schiller und Goethe, diesen beiden Heroen der Deutschen Literatur — um Tieck's, von dem wir jetzt erst eine Probe erhalten, und Anderer nicht zu gedenken — in unsere Sprache übertragen, obschon man es wohl als allgemein bekannt voraussetzen darf, daß in ihren Werken die reichsten Schätze der Kunst und Wissenschaft, der tiefsten und tiefsten Poesie, mit Einem Worte, von Allem, was Verstand und Herz anspricht, erschlossen sind? Allerdings ist nicht zu übersehen, daß, wer in unserem Vaterlande zu den gebildeteren Kreisen gehört, auch das Deutsche versteht, weshalb man sich denn wohl in vielen Fällen nicht wundern darf, wenn das Original einer Uebersetzung vorgezogen wird; aber warum werden nun gerade doch die schlechten Sachen aus dem Deutschen übersetzt? Soll derjenige Kreis, der einmal Uebersetzungen liest, nicht auch Gelegenheit haben, die guten Schriftsteller kennen zu lernen? Merkwürdig ist es übrigens, daß die Franzosen, die wir so oft als leichtfertig und oberflächlich darstellen, doch mehr Eifer an den Tag legen, als wir, um die gründlichen und wissenschaftlichen Erscheinungen der Deutschen Literatur zu studiren. Es gilt dies auch in Bezug auf die neuere Philosophie, wie aus den Werken Lerminier's, Victor Cousin's, Michelet's und Anderer zu ersehen ist, obwohl doch die Franzosen selbst unendlich tiefer in das Gebiet der Philosophie eingedrungen sind, als leider wir in neuerer Zeit." — Die Klage, in die Herr van Ghert hier ausbricht, findet übrigens in der Zeitschrift selbst, der wir sie entlehnen, ihre sprechendste, obgleich stillschweigende Widerlegung; denn um das Journal dem Holländischen Publikum angenehm zu machen, haben die Herausgeber von ihrem ursprünglichen Plane, ausschließlich der Wissenschaft und Kunst zu huldigen, abgehen und die materiellen Interessen, Handel, Schifffahrt und Industrie, hineinziehen müssen. Inzwischen bleibt das Holländische Athenäum doch ein ehrenwerthes Zeugniß von dem gebildeten Streben der Herausgeber, die eben so wie mit Deutscher Wissenschaft und Literatur, ganz besonders auch mit Deutscher Musik vertraut sind und fast in jedem Hefte einen Deutschen Komponisten zum Gegenstande ihrer lehrreichen Betrachtungen machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 36. Berlin, Sonnabend den 25. März 1837.

Aegypten.

Basars und Volksleben in Kahira.

Die Einwohner von Kahira versammeln sich alle Freitage in großer Anzahl auf dem „Gurich", dem schönsten Basar der Aegyptischen Hauptstadt. Hier werden die Indiennes, die Musseline und alle jene kostbaren Stoffe verkauft, die von Indien, Persien, Europa oder Kleinasien eingeführt werden. Hauptsächlich sieht man hier die Frauen in großer Menge, angeblich um Einkäufe zu besorgen, in Wahrheit aber voll Sehnsucht nach den jungen Männern blickend, welche in den Läden der Kaufleute sitzen und unter Rauchen und Plaudern ein neues Abenteuer erwarten.

Wenige Punkte in Kahira bieten ein Schauspiel dar, das die Bewunderung der Fremden mehr zu erregen im Stande wäre, als der Gurich. Die Häuser, welche den Basar bilden, sind hoch und regelmäßig gebaut; die Straßen sind breit und bequem; Binsenmatten von ungeheurem Umfange sind querüber von einem Dache zum anderen gespannt, wodurch eine angenehme Kühle in den Straßen erhalten und diese vor den Sonnenstrahlen geschützt werden. Die Gewölbe sind kaum vier Fuß tief, aber eine breite Sitzbank, die in einer Nische des Mauerwerks angebracht ist, vergrößert den Raum um die Hälfte. Diese Bank, die „mesthab" genannt wird und mit einem eleganten hölzernen Geländer umgeben ist, schafft der Besitzer des Gewölbes vermittelst einiger Teppiche und Kissen in einen Divan um; hier empfängt er seine Freunde, die ihn besuchen, hier breitet er vor seinen Kunden die seltensten Waaren aus. In der Mitte des Basars befinden sich zwei kostbare, einander gegenüberliegende Moscheen; die Eingänge zu denselben, zu welchen man auf Marmorstufen emporsteigt, erheben sich über zwanzig Fuß vom Erdboden; vor den hohen, mit bronzenen Arabesken ausgeschmückten Eingangs-Pforten hängen silberne, mit Straußen-Eiern verzierte Lampen.

Ich saß bei einem Kaufmann, der mich ganz besonders in Affection genommen hatte. Mein Auge ruhte mit Verwunderung auf der bunten beweglichen Menge. Welches Leben, welcher Reichthum überall! Hier mischten sich die bunten Farben der Boutiken mit den tausendfachen Farben-Nüancen in der Bekleidung der Vorübergehenden. Hier drängten sich Gruppen von Frauen vorüber, alle sorgfältig in ihre schwarzen Schleier gehüllt; nur die leuchtenden Augen blitzten aus der schwarzen Hülle hervor. Offiziere von der Aegyptischen Armee, in ihren langen goldgestickten Scharlachröcken, hielten die bedeutendsten Läden besetzt. Man erkannte sie schon von weitem an ihren hohen rothen, mit großen blauseidenen Troddeln verzierten Mützen, an ihrer weinschallenden Stimme und an ihren prahlerischen Redensarten. Das furchtsame Volk hatte sich in immer weiteren Kreisen von ihnen zurückgezogen und drängte sich dagegen mit Eifer in die Nähe eines ehrwürdigen Greises. Alle demüthigten sich, mit heimlichem Neide auf einander, ihm seine Hände oder sein Gewand zu küssen, und beantworteten die Reden, welche er an sie richtete, mit lauten Segenswünschen. Dieser Greis war ein Scherif und mit einem Gewande von hellglänzender Farbe bekleidet; um sein Haupt hatte er einen grünen Shawl gewunden, was die Majestät seines silberweißen Bartes noch mehr hervorhob. Wenige Schritte von dem Orte, wo er saß, hielt ein Diener ein Maulthier am Zügel, das mit einem goldbordirten Teppich bedeckt war.

Dort naht sich ein Herr, gefolgt von einer zahlreichen Dienerschaar; die Menge weicht ohne Murren zu beiden Seiten aus. Sein Pferd, stolz auf sein mit Gold und Topasen besetztes Geschirr, hebt sein edles Haupt und läßt die kleinen silbernen Kettlein erklingen, die auf der Spitze seines Kopfes befestigt sind und bis auf die Brust herabhängen. Der Reiche wirft einen verachtenden Blick auf die Menge, grüßt einige Kaufleute mit vornehmer Miene und sprengt vorüber. Während nun diejenigen Personen, deren Reichthum sich schon in ihrer Kleidung ausspricht, sich um solche Gewölbe drängen, wo die reichsten Stoffe und die theuersten Waaren ausgestellt sind, umstehen die Frauen aus dem Volke, mit einfachen blauen Kleidern angethan, ja oft nur mit Lumpen bedeckt, jene Kaufleute, die große unechte Perlen, so wie kupferne Ringe und Armbänder feilbieten. Eine derselben handelt um einen Halsschmuck von Glasperlen mit Gewürznelken untermischt; eine andere erstrebt ein viereckiges, mit Rauschgold verziertes Stückchen Musselin; Alle, die eine Kleinigkeit für sich einkaufen können, sind glücklich und werfen keinen Blick des Neides auf die kostbaren Stoffe, die ihrer Börse nicht zugänglich sind. Die seidenen Schleier der vornehmen Damen duften von einer Mischung aus Rosen, Ambra und Moschus, die Lumpen der Weiber aus dem Volke haben diese Eigenschaft nicht; die Weiber der höheren Stände singen, statt zu sprechen, ihr Ton ist reich an Modulationen und voll Wohlklang, aber im Munde des gemeinen Volkes klingt die Arabische Sprache ungefällig, hart, dissonirend. Dort sieht man nichts als Reichthum und Schönheit, die nur von Liebe träumt, — hier hingegen zeigt sich die Armuth und in ihrem Gefolge Arbeit und Entbehrung aller Art. Das niedere Volk des Orients ist vom Elend tief daniedergedrückt; und doch verhält es sich so leidend, so ruhig, daß man kaum weiß, ob man eher ihre außerordentliche Ergebung bewundern oder ihr tiefes Unglück beklagen soll.

Man bezeichnete zu Kahira die ersten Tage des Monates Ramadan 1251 als den Zeitpunkt der Rückkehr Ibrahim Pascha's, der während der drei Jahre, die er in Syrien zugebracht, die Hauptstadt Aegyptens nicht besucht hatte. Es wurde öffentlich bekannt gemacht, daß, um die Ankunft des Siegers von Koniah würdig zu feiern, sämmtliche Häuser erleuchtet werden und die Feste und Ergötzlichkeiten drei Tage dauern sollten. Alsobald bedeckten sich die öffentlichen Plätze mit Zelten; alle Tänzer und Gaukler aus den Dörfern von Unter-Aegypten strömten in der Hauptstadt zusammen; an den Straßenecken wurden für die Kinder Ringspiele und Schaukeln angebracht. Ueberall hörte man das Geräusch der Hämmer wiederhallen; hier errichteten die Franken einen Triumphbogen, geschmückt mit den Bildnissen Mehmed Ali's und Ibrahim Pascha's; dort prangten Tannenbäume, Säulen und Pyramiden in den hellsten Farben, von oben bis unten mit Lampen behängt. Der Armenier Boghos-Bey, Minister des Handels, ließ in der Straße, die nach seinem Hause führte, eine Grotte errichten, die man mit militairischen Trophäen, untermischt mit mythologischen Gruppen, ausmalte. Die ganze Stadt war in Bewegung und versprach sich von diesen drei Tagen ein ungemein großes Vergnügen.

Nach einer Woche ungeduldigen Harrens verkündigten die Kanonen der Citadelle die Ankunft Ibrahim Pascha's zu Schubra, einem an den Ufern des Nil's belegenen Sommerpalast Mehmed Ali's. Die Generale, die Obersten und alle hohe Staats-Beamte empfingen ihn bei seiner Ausschiffung. Es war ein hübscher Anblick, den Sieger so vieler blutiger Schlachten zu sehen, wie er, inmitten seiner mit Gold bedeckten Generale, einfach gekleidet einherging; und indem sich Alle bis auf die Erde beugten, um ihn zu begrüßen, beugte er sich ebenfalls, aber nur, um seinen Sohn in die Arme zu schließen und ihn mit Liebkosungen zu überhäufen. Der Zug, geleitet von allen in Kahira anwesenden Truppen, setzte sich alsobald in Bewegung. Er ging durch das Thor Bab-el-Nasr (Siegesthor) und bewegte sich durch die große Straße gegen die Citadelle, wo Mehmed Ali seinen Sohn erwartete. Alle Häuser waren mit Teppichen und reichen Stoffen bedeckt; die Einwohner hatten die Shawls ihrer Frauen und andere schöne Stoffe dazu verwendet; der Wohlhabende hatte große Kostbarkeiten ausgestellt, um den Sieger zu ehren, während die Armen nur geringe Opfer zu bringen vermochten; aber auch diesen verlieh der Glanz des Tages seinen Werth.

Die Gewölbe waren sorgfältig aufgeputzt; köstliches Rauchwerk duftete; man bewunderte die seltensten Waaren, die herrlichsten Blumen und Gemälde, die man von den Europäern geborgt und aufgestellt hatte. Die Juden hatten groteske Gliederpuppen verfertigt, die sie vor ihren Läden ausstellten, um die Masse des Volkes anzuziehen. Mehrere Muselmänner hatten Taschenspieler herbeigeschafft, welche sangen und spielten und durch ihre große Geschicklichkeit die Vorübergehenden in Erstaunen setzten. Vom Ersten bis zum Geringsten schien sich Alles vereinigt zu haben, seine Freude über die Rückkehr des Sohnes des Vice-Königs auszudrücken. Von drei verschiedenen Seiten donnerten von Viertelstunde zu Viertelstunde Artilleriesalven über die Stadt hin und schienen die Bevölkerung zur Freude zu ermuntern.

Alle Arbeit war eingestellt, und Jedermann beeilte sich, an den Nachtfesten Theil zu nehmen, nämlich an den Illuminationen und Feuerwerken, welche auf der Citadelle, auf dem Platz Esbekieh und vor dem Tschazr und Dubas, dem Palaste Ibrahim Pascha's, abgebrannt werden sollten. Ich suchte meine Freunde auf, um mit ihnen gemeinschaftlich alle diese Herrlichkeiten zu beschauen.

Zunächst nahmen wir den Palast Achmed Pascha's in Augenschein; die Mauern desselben waren in einer Länge von mehr als dreihundert Fuß mit Lampen geschmückt, welche die verschiedenartigsten Feuer-Arabesken und Feuer-Guirlanden bildeten. Oberhalb des Gebäudes, in welchem sich die Wagen befinden, die der Pascha aus Europa hat kommen lassen, war eine große Phantasmagorie angebracht. Die Bilder derselben, welche die verschiedensten Gegenstände vorstellten, wechselten mit jeder Viertelstunde zum großen Erstaunen der Menge, die den Mechanismus nicht kannte.

Der Platz Esbekieh, der dem Palaste zunächst liegt, gewährte einen überaus schönen Anblick. Man hatte große hölzerne Pyramiden in allen

Formen erbaut und mit Lampen geschmückt. Eine Batterie war aufgefahren, mit der Mündung nach dem Quartier der Korbiten gerichtet. Die Kanonen donnerten, und das furchtbare Getöse hallte von den Echo's des umfangreichen Platzes wieder. Nachdem der Donner des Geschützes schwieg, vernahm man den scharfen Ton der Zumniarah (Schilfpfeife) und die hellen Klänge der Daraeneh (Türkische Trommel), die einen eigenen Effekt machten und sich zu den verschiedenartigsten Melodieen vereinigten. Eine große Volksmenge drängte sich nach den Orten, wo die Feuerwerke zu sehen waren. Wir besuchten den Basar im Quartier der Franken, das von den Europäischen Kaufleuten auf das schönste geschmückt war. Aber wenige Menschen gewahrte man in diesem von Christen bewohnten Stadttheil. Doch als wir nach der Grotte des Bogbos-Bay kamen, fanden wir das Gedränge und das Gewühl von Männern und Frauen so groß, als ob wir uns bei einem Volksfeste auf den Elysäischen Feldern in Paris befunden hätten. Manche Türkische Frau schien sich hier ihrer momentanen Freiheit zu freuen, und selbst ich hatte den Zwang des Orients auf einen Augenblick vergessen. (Journ. Fr.)

Frankreich.

Die Jagd ins Blaue.

(Schluß.)

Ebay gelangte, ein Liedchen pfeifend, auf einen Platz, wo eine Anzahl Fuhrleute mit Lohnwagen hielten. Er trat unter sie und fragte, ob Gelegenheit nach Marseille wäre? Einer von den Kutschern nickte statt der Antwort mit dem Kopfe und wies mit dem Peitschenstocke nach seiner Kalesche, worin bereits drei Personen saßen und auf die vierte warteten. „Geht es gleich ab?" fragte Ebay. Der Kutscher nickte abermals und stieg auf den Bock; unser Freund schob sich in den Wagen, grüßte seine drei Reisegefährten und drückte sich recht mit Behagen in seinen Eckplatz Nr. 4.

„Das muß ich sagen", sprach er in Gedanken, „wie sich das glücklich trifft! Seit gestern, scheint es, ist der Zufall mir wieder gnädig gestimmt; es war aber auch die höchste Zeit." — Der Wagen fuhr in raschem Trabe dahin, die drei Passagiere saßen und sprachen kein Wort; es herrschte ein unfreundliches, langweiliges Schweigen in dem engen Raume: das hielt unser Freund nicht aus. Er ließ sich's keine Mühe verdrießen, die Unterhaltung anzuknüpfen. „Wir fahren rasch", sagte er, — das verfing nicht. „Es ist ein wunderschöner Morgen", sagte er, — es war wie ins Leere gesprochen. „Es fährt sich zu Lande doch wohlgemuther, als zu Wasser", sprach er, — den drei Anderen schien das ganz gleich zu seyn.

Er sah nun wohl, er mußte die Sache schärfer angreifen. Also wendete er sich direkt an seinen Nachbar zur Rechten und sprach: „Was meinen Sie, mein Herr, ob wir früh genug eintreffen?" — „Alle venti tre",*) erwiderte der Gefragte. „Alle venti tre?" wiederholte Ebay, „der Herr sind wohl ein Italiäner; signor Italiano?" — „Signor, sì." — „Aus Nizza?" — „Di Firenze", entgegnete der Nachbar, „da Florence." — „Aus Florenz? ei der Tausend, da sind Sie weit von Hause." Nach diesen Worten wendete sich Ebay zu seinem vis-à-vis: „Sie verzeihen, mein Herr, soll' ich mich irren? es ist mir, als hätte ich schon irgendwo das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen. Sind Sie nicht aus Marseille?" — „Signor, no! di Livorno." — „Ah so, aus Livorno; in Livorno bin ich nicht bekannt." — Jetzt nahm auch der dritte Reisegefährte, der bisher ganz still drüben im Winkel gesessen, das Wort und sprach: „Jo sono di Pisa." — „Ei wahrhaftig!" rief Ebay und lachte, „das trifft sich kurios; wir sind drei Italiäner und ein Franzose." — „Wenn es Ihnen gefällig ist", hob der Pisaner wieder an, „ich spreche ein wenig Französisch." — „Tant mieux", sagte Ebay, „denn sehen Sie, ich verstehe wohl, was man mir auf Italiänisch sagt, aber selber kann ich kaum ein paar Worte radebrechen. Wenn ich Ihnen in Marseille mit etwas dienen kann, mein Herr, Sie dürfen über mich befehlen." — „Der Herr sind ausnehmend gütig", sprach der Pisaner. „Bitte recht sehr", sagte Ebay, „ich kann mich leicht an Ihre Stelle denken; ich weiß wohl, wie man in der Fremde in Verlegenheit kommen kann. Sind Sie schon einmal in Marseille gewesen?" — „Noch nie." — „Ei, da werden Sie eine schöne Stadt sehen; schöner, o viel schöner, als Toulon. Sie reisen wohl in Geschäften nach Marseille?" — „Nach Marseille? das ich nicht wüßte, ich reise nach Florenz." — „Das heißt, Sie wollen von Marseille zu Schiffe nach Florenz." — „I, nicht doch, direkt nach Florenz." — „Zu Wasser?" — „Ei behüte Gott, zu Wagen." — „Mit Ihrer Erlaubniß, Sie fürchten sich wohl vor der Seereise." — „Nicht im Geringsten; was denken Sie von mir?" — „Nun ich denke, wegen der Engländer...." — Der Pisaner wurde ungeduldig: „Was reden Sie von Engländern? ich verstehe eigentlich längst nicht, mein Herr, was Sie meinen; ich sage Ihnen ja, diese beiden Herren und ich, wir wollen alle Drei nach Florenz." — „Ah so!" sprach Ebay, „die beiden Herren wollen auch nach Florenz; na, das sind achtzig oder gar hundert Meilen." — „Ich sehe wohl, ein Franzose ist immer zum Scherzen aufgelegt. Hundert Meilen sagen Sie? mit Gottes Hülfe sind wir heute vor Abend da." — „Wo, da? in Florenz?" — „I freilich." — „In diesem Wagen?" fragte Ebay, dem der Kopf zu schwindeln anfing. „Ganz gewiß, in diesem Wagen." — „Und wir fahren über Marseille?" — „Eh che diavolo Marsiglia!" — „Aber meine Herren", fragte Ebay, „wenn Sie durchaus nicht nach Marseille wollen, wo kommen Sie denn her?" — „Wo Sie her kommen, von Livorno." — „Was!" schrie Ebay mit einem unbeschreiblichen Accent, „was, ich komme von Livorno!" — „Eh, diavolo! wie heißt denn bei Ihnen die Stadt, wo Sie heute früh in den Wagen gestiegen sind?" — „Wie sie heißt? Toulon! ich bin gestern Abend zu Toulon im Hafen ausgestiegen."

Der Pisaner wollte sich vor Lachen ausschütten; Ebay sah seine Reisegefährten mit stieren gläsernen Augen an. „Halt ein Weilchen!" schrie er, „he da, Kutscher, halt ein Weilchen! Conducteur halt! bin in den unrechten Wagen gestiegen; halt!" Der Kutscher hielt, stieg vom Bock und trat an den Wagenschlag. „Wo fahrt Ihr mich hin?" schrie Ebay ihn an: „dove andate? dove caminate? wo ana?" setzte er in der Herzensangst auf Provençalisch hinzu. „Eh, Firenze", brummte der gelassene Kesselenker. „Was, nach Florenz wollt Ihr mich zum Besten haben? gleich setzt mich ab, hier im Dorfe setzt mich ab; ich steige aus, das Dorf muß ich kennen: es ist Bausset! da habt Ihr Eure fünf Franken, ich gehe zu Fuße nach Marseille."

Gesagt, gethan. Er rannte mit seiner Flinte das Dorf entlang. „Gottlob, daß ich von den Kerls losgekommen bin!" dachte er, als er mit der Thür ins Wirthshaus hinein. „Kellner, ein Glas Bier, de la bière!" rief er. Ein junges, schönes Mädchen kam heraus, sah seinen Geberden lächelnd zu und sprach: „non c'è bierra." — „Ist denn alles Volk hier Italiänisch!" rief er und wurde immer wilder; „wie heißt das Dorf? il nome di quel vilagio?" — „Ponte d' Era", war die Antwort. „Heißt es nicht Le Bausset?" — „Ponte d' Era", wiederholte das Mädchen. „Von dem Dorfe habe ich mein Lebtage nichts gehört; aber hinter Ponte d' Era, mein schönes Kind, che si trova? dann kommt Le Bausset, nicht wahr?" — „Dopo Ponte d' Era, Empoli", sprach sie. — „E dopo Empoli was kommt dann? Le Bausset?" — „Firenze", sprach das Mädchen.

Die Antwort traf unseren Freund wie ein Donnerschlag. Die Kniee sanken ihm auf den Tisch, die Zunge im Munde war ihm gelähmt. Eine Viertelstunde lang stand er wie eine Bildsäule. Ein Glas Branntwein verhalf ihm endlich zur Besinnung; er wankte hinaus, um sich Ort und Straße zu besehen.

Draußen auf dem Kirchplatze des Dorfes fand er zu seiner großen Freude vier Französische Soldaten: das sind Landsleute, dachte er, die werden ehrlich mit mir umgehen. Er wollte durchaus noch nicht glauben, daß er so verzweifelt weit von Hause wäre; er verlangte Beweise, schlagende, handgreifliche Beweise für sein Mißgeschick. „Brave Kameraden", redete er die Soldaten an, „ich bin ein unglücklicher Franzos, ich habe mich unterwegs verirrt; seyd so gut und sagt mir, wie heißt die allernächste Stadt nach dieser Seite?" — „Livorno", antwortete der Sergeant. — „Ach Gott, also doch Livorno! wenn man aber die Straße dorthin geht, wo kommt man hin? sagt mir, wie heißt die Stadt?" — „Florenz", sprach der Soldat; „wollt Ihr sonst noch was wissen?" — „Schönen Dank, Sergeant", sagte Ebay. Die Soldaten gingen vorüber; unser Freund stand auf die Toskanische Landstraße hingepflanzt, wie die Salzsäule am Wege bei Sodom, unbeweglich; aber er brütete Schreckliches in seinem Innern, und als er nach langer Zeit den Fuß wieder eilend vorwärts setzte, da hätte man an dem unheimlichen Funkeln seiner Augen errathen können, daß er einem letzten, verzweifelten Entschlusse schwanger ging. „Das ist zu viel", seufzte er, indem er zur Pforte des Dorfes hinausrannte: „das ertrage wer da kann! verzeih mir Gott, wenn ich der Plage ein Ende mache und mein Blut komme über die höllische Schalaster!" — Schon war er weit vom Dorfe ab, mitten im Felde, am Wasser neben der Florentiner Landstraße. Er wickelte seine Flinte aus dem grauen, sackleinenen Futteral, stieß das Blei in den Lauf hinab, bat den Himmel noch einmal um Vergebung dieser letzten Sünde, stützte die Flinte an den Boden und seine Stirn oben an die Mündung. In dieser Stellung sagte er noch mit zerknirschtem Herzen ein Lateinisches Bußgebet für das letzte Stündlein her, und zwischen jedem Verse seufzte er: „O der unselige Schalaster!" Schon suchte er mit der Fußspitze nach dem Hahn, um abzudrücken, da hörte er Schritte von der Landstraße her. Verdrießlich über die Störung, richtet er sich auf, und sieht zwei junge Leute auf sich zukommen. Es waren Reisende, die längs der Landstraße wanderten und die Merkwürdigkeiten des Landes in Augenschein zu nehmen wünschten; sie hatten, von der Straße aus, unseren Freund mit der Flinte am blühenden Ufersande des Flüßchens Era erblickt; jetzt legt ihm der Eine die Hand auf die Schulter und fragte in gebrochenem Italiänisch mit Französischem Accent: „Dove sono le rovine del tempio etrusco?" — Ebay schnauzte ihn unfreundlich auf Provençalisch an: „Ana vo demanda al pastre d'aqui" (d. h. fragt die Schafer dorten). Der junge Reisende verdolmetschte seinem Gefährten die Antwort wie folgt: „En avant à main droite à trois pas d'ici." Ebay stach seinen Stock in die Erde, nahm sein Tagebuch heraus und machte den Verfall darein mit diesen Worten: „Der Toskanische Landmann liebt die Jagd leidenschaftlich, spricht das Italiänische rauh und hart, die Kehle: Fremden begegnet er barsch und unfreundlich, vielleicht, weil die Französische Herrschaft ihm lästig wird; es scheint mir aber überhaupt, daß er in der Verbauerung die alte, weitberühmte Toskanische Urbanität eingebüßt hat."

Während der junge Franzose diese scharfsinnigen Bemerkungen niederschrieb, hatte unser Freund Ebay unten im Schilfe ein Wasserhuhn erspähet. Das Blei, welches er sich selbst zugedacht, traf jetzt den armen Vogel und blies ihm das Lebenslicht aus. Er fiel ins Wasser, der Jäger vergaß im Nu all' sein Leid, sprang hinunter über Gras und Schilf und brachte seine Beute triumphirend herauf. „Das war ein Schuß!" rief er und glänzte über und über vor Freude; „das soll man geblasen!" Er lud die Flinte wieder und stellte ermunternde Betrachtungen an: „Das ist ja ein prächtig Revier, eine wahre Heckenjagd von Wasserhühnern. Heißa! vorwärts, mein Schatz!" — Er machte sich mit großen Schritten davon, und der Reisende mit dem Tagebuche sah ihn bald längs des Weges hinter den Ulmen und den freundlich grünen Rebengehängen, die noch heute wie zu Virgil's Zeiten des Landes Schmuck sind, verschwinden.

*) Um 23 Uhr, d. i. eine Stunde vor Sonnenuntergang.

Mit leichten Schritten und fröhlichen Sinnen betrat und durchschweifte unser Freund das anmuthige Thal, wo Alfieri seinen schönsten Dichterträumen nachgegangen, das Val d'Arno, umgürtet von wilden Bergen und üppig schwellenden Hügeln, wo die lachenden weißen Landhäuser aus dem Grün hervorlauschen, wo der klare Arno mit seinen blauen spielenden Wellen die frischblumigen Ufer liebkost. Da ging dem Wanderer das Herz weit und groß auf; er jauchzte in die herrliche Landschaft hinein, er umarmte und herzte die Bäume und bat ihnen in Gedanken tausendmal den abgeschmackten Vorsatz ab, sich zu erschießen. Sein leichtes und künstliches Künstler-Gemüth überließ sich der Lust, wie vorher der Verzweiflung, mit der naivsten Heftigkeit und Extase; er ließ die Luft von neuen und alten Liedern erschallen; alle zehn Minuten feuerte er seine Flinte ab, und es war ihm gleich, ob er den Vogel traf oder nicht traf, — so groß war sein Vergnügen daran. Er fühlte sich in eine neue Welt, in ein neues Leben versetzt, und in seinem Entzücken segnete er tausendmal die Schalaster, die Engländer, den Sturm, den Kutscher, Alles, was ihn zu diesem Glücke geführt.

Spät am Abend erreichte er Florenz und kehrte im Hotel zum schwarzen Adler im Borgo Ogni Santi ein. Er ließ den Cameriere rufen und machte ihm höchst großmüthiger Weise ein Präsent mit funfzehn Stück Geflügel, die er während des heutigen Marsches im Val d'Arno erlegt hatte. Dieser Cameriere war ein munterer Franzos, ein ehemaliger, ausgedienter Soldat. „Es scheint", sprach er, „der Herr verstehen sich auf die Jagd." — „So ein bischen", erwiderte unser Freund geschmeichelt. — „Da sind Sie gerade im rechten Land", sprach Jener weiter; „ein Jäger kann sich's nicht besser wünschen. Wenn der Herr, wie ich sehe, gut zu Fuß sind und ein wenig Strapazen nicht scheuen, so müßten Sie einmal drüben in die Berge jagen gehen, nach Poggibonzi und Siena zu. Da kann man schießen, Vögel, Wild, was das Herz verlangt. Ich habe manche Schalaster drüben geschossen ..." — „Wie!" fragte Ehay hastig. „Schalastern haben Sie geschossen?" — „O, wohl hundertmal." — „Das ist ja wunderschön, da muß ich gleich hin, gleich morgen will ich hin; na, wie heißt es doch, wo ich hin muß?" — „Poggibonzi." — „Schön, schön; nicht wahr, Sie schreiben mir den Namen auf und zeigen mir morgen auch den Weg zur Stadt hinaus, gelt, ja?" — „O, mit Vergnügen."

Früh am Morgen stand unser Freund gestiefelt und gerüstet, Flinte unterm Arm, und fragte nach der Karte. Der Cameriere richtete ihm ein schönes Kompliment vom Wirth aus: die Rechnung betrage nichts, man sey ihm vielmehr noch recht sehr verbunden für sein Geschenk. — Das ist ja prächtig, dachte Ehay; da könnte ich ja bis an der Welt Ende reisen, so lange es Vögel giebt, die ich schießen kann. Wahrhaftig, eine hübsche Manier, die Zeche zu bestreiten. — Und somit schritt er des Weges gen Poggibonzi nach den Apenninen.

Am Abend des nämlichen Tages traf er in Siena ein, wieder mit einer Last von geschossenen Vögeln, und abermals winkte ihm, in der großen Straße, die mitten durch die Stadt geht, ein schwarzer Adler auf gastlichem Schilde. Auch hier ließ der Cameriere sich die Jagdtrophäen unseres Helden als Geschenk gefallen und rüstete ihm dafür ein vortreffliches Abendbrod und ein vortreffliches Bett in der schönen Oberstube, wo das Bild der heiligen Katharina von Siena hing; ja, er geleitete ihn am anderen Morgen zum Thor hinaus auf die Straße gen Torrinieri.

Diese Entdeckung, wie wohlfeil er reisen könne, gab unserem Freunde einen Wander- und Jägermuth, wie nie in seinem Leben. Er durchzog und zeichnete die Spur seines Pfades mit dem Blute der Thiere des Waldes, — er durchzog die öde Fläche von Torrinieri, die sumpfigen Thalgründe von Riccorsi, er überstieg die erloschenen Vulkankegel von Radicofani, er watete durch die Gießbäche der Paglia, überschritt bei Ponte Centino das Gebiet des alten Königs Porsenna, die Haidekraut-Flächen von Aquapendente, die Ufer des Sees von Bolsena, die Weinberge, wo der köstliche Montefiascone wächst, die öde Haide, über die der Weg nach Viterbo führt, den Wald der Raubmörder, welcher hinter Viterbo wolkenhoch bergan steigt und sich auf der anderen Seite zu den Ufern des Lago di Vico hinabsenkt, die Pinien-Wälder von Ronciglione, die Wiesenfläche rings um Baccano und die einförmige Sandöde von La Storta. In fünf Tagen hatte der leichtfüßige Jäger die ganze Kette der Apenninen im Bogen durchwandert.

Da geschah es eines Abends spät um neun Uhr, daß er zum Thore einer Stadt einzog; die Straßen waren finster, es brannte keine einzige Laterne. Er hatte sich doch endlich müde gejagt, der unermüdliche Jäger. Endlich sah er an der Ecke eines Platzes ein erleuchtetes Kaffeehaus und trat ein, um ein wenig auszuruhen. Neben ihm wurde in einer Gruppe von Gästen, die Zuckerwasser aus großen Gläsern tranken, Französisch gesprochen. Ehay wandte sich an den, welcher am freundlichsten aussah, mit den Worten: „Entschuldigen Sie, mein Herr, wollen Sie mir gefälligst sagen, wie diese Stadt heißt?" — „Welche Stadt?" fragte der Mann. — „Diese hier, wo ich mich jetzt seit einer halben Stunde befinde." — „Wollen Sie Scherz mit mir treiben?" — „Nein, wirklich, ich frage im Ernst, ich weiß es nicht." — „Nun wohl, Sie sind seit einer halben Stunde in Rom." — „Hilf heilige Mutter Gottes! ich bin in Rom? ich bitte Sie, mein Herr, weisen Sie mir einen Gasthof, aber recht nahe, ich bin müde." — „Gehen Sie über den Monte Citterio, fragen Sie nach der Piazza San Augustino und nach dem Albergo della Torretta, da finden Sie gutes Quartier." — „Danke tausendmal, mein Herr."

Hier geht diese unglaubliche, aber wahrhafte Geschichte von der Jagd des Herrn Ehay zu Ende. Er hatte bei seinem Sommerhäuschen vor Marseille auf eine Schalaster geschossen, sie nicht getroffen, und darum war er jetzt in Rom! Zu Wasser wagte er die Rückreise nicht, wegen der Engländer; zu Lande dünkte ihn der Marsch doch zu lang. In dieser Verlegenheit erbat er sich eine Audienz beim damaligen Konsul, Herrn von Norvins, und trug ihm seine Lage vor. Dieser, der nie einen Landsmann aus Frankreich im Stiche ließ, verschaffte unserem Freunde ungesäumt eine bescheidene und einträgliche Stelle bei der Regierung in Rom. Daselbst blieb unser Musikus und Jägersmann bis 1814, und erst nach dem Frieden kehrte er nach Marseille und auf seinen Landsitz zurück. Hier verlebt er seitdem auf seinem Landgut friedliche Tage und vertreibt sich die Zeit, vergnüglich und gemach, zur Hälfte mit dem Violoncell, zur Hälfte mit der Doppelflinte. Mörp.

Ueber Assekuranz-Gesellschaften.*)

Das System der Assekuranzen gehört zu denjenigen, wo sich der Mangel an allem legislativen Prinzip am meisten bemerkbar macht, und in der That, wenn man die Wohlthaten, welche dieses bewundernswürdige Institut verspricht, von philanthropischem Gesichtspunkte aus betrachtet, wenn man damit vergleicht, was für Mißtrauen es zu erfahren hat, und wie sein ganzer Nutzen fortwährend in Frage gestellt wird, dann muß man sich allerdings wundern, daß in den meisten Fällen die kontrahirenden Parteien kein anderes Gesetz haben, als die bloßen Verträge. — Ist es nicht bekannt, daß der Assekurirte immer der schwächere und der Assekurant der stärkere Theil ist? Ward es nicht durch unzählige Gerichts-Verhandlungen hinlänglich klar, wie der Erstere mit seiner Assekuranz zum Verbrecher und der Zweite seinen Verpflichtungen treulos werden kann? Hat man nicht gesehen, wie gerade damals, als die ersten Feuerversicherungs-Gesellschaften gegründet wurden, das Feuer auf dem Lande die größten Verheerungen anrichtete? — Auf die bewundernswürdigen Sterblichkeits-Gesetze, die man seit Leibnitz, Bernouilly und Neper so fein berechnet hat — wie gering ist doch ihr Werth, jenen sinnreichen Auswegen des Betrugs gegenüber, die so häufig die Bedingungen und Verhältnisse der Lebens-Assekuranz verändern! Giebt es nicht alle Augenblicke immer neue Prozesse über den Schadenersatz nach einem unglücklichen Ereignisse, und wie viele Verbrechen weiß man nicht durch geschickt verbergetroffene Verabredungen zu verheimlichen? — Ja, es existirt eine vollkommen ausgebildete Industrie, die unter dem Namen der Agentschaft oder des Mäkler-Geschäfts beschuld der Compagnieen. Welche Sicherheit bieten also die Versprechungen, die bekannt ist, und deren wahre Quellen weiter nichts sind, als die Unwissenheit und das Vertrauen des Assekurirten und die stillschweigende Mittheilungen einer Assekuranz-Police, und wie können die Verträge der kontrahirenden Parteien die Kraft eines Gesetzes haben, wenn diese Parteien nicht einmal einander kennen und wenn sie oft ohne Treu und Glauben und meist nur durch Zwischenträger mit einander unterhandeln, deren einziges Interesse es ist, Beide zu täuschen?

Doch vielleicht wird die Konkurrenz an der Stelle des Gesetzes die Privat-Interessen befördern; vielleicht wird sich aus den Verhandlungen der Gesellschaften, aus dem Kampf der verschiedenen Assekuranz-Systeme ein helles Licht ergeben, das allen Betrug aufdecken wird; vergebliche Hoffnung: jene Konkurrenz existirt nur dem Namen nach; seit zehn Jahren haben die Assekuranzen ihre Oligarchie, und das Publikum ist bei der Mangelhaftigkeit des Gesetzes durchaus ohne allen Schutz. Das ganze Assekuranz-System wird vom Monopol beherrscht; es ist allerdings recht, daß die großen Gesellschaften, die schon seit längerer Zeit bestehen, einen großen Kredit genießen; gleichwohl müßte doch immer eine neue Compagnie in dem Gesetze hinreichenden Schutz finden, um sich einen ähnlichen Kredit zu begründen, wenn sie nur sonst dieselbe Realität und dieselben Garantieen zeigte. Das ist aber durchaus nicht der Fall; nur durch hochgetriebene Prämien, die sie ihren Agenten bewilligt, kann sich eine Gesellschaft die ersten Subscriptionen verschaffen, und außer diesen Prämien überläßt man dem Assekuranzen-Mäkler zuweilen noch den ganzen Betrag der Summe, die der Assekurirte bezahlt, so daß die neue Gesellschaft, wenigstens in den ersten Jahren, sich das Recht erkauft, Risikos zu garantiren.

Nun beginnt der Kampf: die Agenten der verschiedenen Gesellschaften wenden sich alle an dieselben Assekurirten zugleich, die Konkurrenz zwingt jede von den Compagnieen, ihre Geschäfte öffentlich bekannt zu machen, und der Sieg gehört hier immer der ältesten unter ihnen, denn diese braucht nicht am Ende des Jahres ihr Defizit durch künstlich berechnete Zahlen vor ihren Actionairen zu verheimlichen. Die neue Gesellschaft dagegen, welche das Recht, Schaden zu vergüten, erkaufen muß, garantirt oft die kühnsten Chancen, weil sie weniger zu wählen hat, sie muß ihren Actionairen, die durchaus nicht geneigt sind, die Interessen ihres Geldes oder irgend einen Theil ihres Kapitals aufzugeben, Rechenschaft ablegen, um sich nur eine freilich sehr beschwerliche Kundschaft von Assekurirten zu verschaffen, und wiewohl sie sonst die besten Absichten hat und ihren Interessenten hohe und wirkliche Vortheile gewährt, sieht sie sich doch gezwungen, ihre Rechnungen zu verheimlichen, ihre finanzielle Lage durch Schweigen und Dunkel zu verdecken und mit Lügen und falschen Zahlen zu antworten.

So bleibt jeder Versuch einer neuen Versicherungs-Gesellschaft fruchtlos, das Monopol behält seine Herrschaft, es ist stark und mächtig und hat sogar bis in die Sitze des Französischen Staatsraths seine Organe, die es vertheidigen, so wie auch nicht weniger auf den Bänken der gesetzgebenden Kammern.

So lange es kein ausreichendes Gesetz über die Assekuranzen giebt, wird die Zahl der Prozesse zwischen Assekuraten und Assuradeurs immer größer; man mag die erste beste Assekuranz-Police nehmen, man wird immer Stoff darin finden für eine Gerichtsverhandlung zum Vortheil des Assuradeurs, daher ist es auch Sitte geworden, in den Zeitungen die Ausnahmsfälle bekannt zu machen, wo die Entschädigungen nach einem unglücklichen Ereigniß schnell und ohne Prozeß geordnet werden.

---

*) Wir entlehnen diese Betrachtungen über ein auch in Deutschland vielfach interessant gewordenes staatswirthschaftliches Thema einer Französischen Monatsschrift: „La France départementale", die seit einigen Jahren unter tüchtiger Redaction besteht und wegen ihres meist gediegenen Inhalts großes Ansehen genießt.

Während so in den Länd-Assekuranzen bei dem Mangel eines Gesetzes das Monopol jede Konkurrenz vernichtet, stehen ihnen gegenüber die See-Assekuranzen, für die ein spezielles Gesetzbuch da ist, in der vortrefflichsten Blüthe.

Die Versicherungen gegen Feuersbrunst, welche die Reihe der Land-Assekuranzen beginnen, haben keine Mäkler, welche den Assekurirten Garantieen anbieten. Sie können fast niemals die Regeln befolgen, welche für das Verfahren der See-Assekuranzen bestimmt sind, weil sie nur zwischen Parteien von ungleicher Stellung, zwischen Kaufleuten und Eigenthümern, zwischen Städtern und Landleuten, zwischen gewandten Geschäftsmännern und ehrlichen Bauern kontrahirt werden. Diese haben bis jetzt mehr als alle übrige gezeigt, wie nothwendig eine bessere Gesetzgebung wäre. Aus England mit den Formeln ihrer Policen, mit dem Zinsfuß ihrer Prämien und allen ihren administrativen Systemen herübergekommen, haben sie, wie in England, neben sich die Zahl der Feuersbrünste, die sie vergüten mußten, wachsen sehen, so daß man beinahe glauben konnte, es habe die Versehung jedes Jahr einen Theil der menschlichen Werke der Zerstörung geweiht, und da nun der Rettungsmittel immer mehr würden, so müßten auch die Unglücksfälle zunehmen, damit nur ja dieselbe Zahl von Menschen durch zeitliches Unglück gerüstet oder bestraft würde.

Doch auch diese Vermehrung der Unglücksfälle hat endlich aufgehört; und wir wissen jetzt nichts mehr, wie in den ersten Zeiten der Restaurationen, von ganzen Provinzen, die das Feuer verheert. Vielleicht kommt dies daher, daß sich die wechselseitigen Versicherungs-Gesellschaften in den Departements so wirksam gezeigt haben. Die Aufsicht, welche nach diesem System ein Nachbar über den anderen ausübt, macht gewiß das Verbrechen schwerer und bringt auch in den eventuellen Unglücksfällen schnellere Hülfe herbei.

Ueberwiegende Gründe haben zuerst das System der Prämien-Compagnieen unterstützt; ich will hier nicht von dem Kredit sprechen, den fast alle Theilnehmer dieser Gesellschaften genießen, und nur die Thatsache feststellen, daß die Assekuranz mit ihrer Prämie und mit der Garantie eines ansehnlichen Fonds sich allein von England aus in Frankreich festsetzen konnte. Erst die Konkurrenz zwischen den verschiedenen Gesellschaften mit ihren Prämien und die skandalösen Prozesse, die sie besonders der Habgier ihrer Mäkler zu verdanken hatten, konnten das Vertrauen, das man ihnen ausschließlich schenkte, erschüttern und den wechselseitigen Versicherungs-Gesellschaften mehr Kredit verschaffen. Die Versicherungen auf bewegliche Güter, welche früher als ausschließliches Privilegium den großen Pariser Gesellschaften gehörten, der Name eines Königlichen Commissairs, der noch heute einigen von ihnen geblieben ist, alles dies erhält ihnen noch immer ein großes Vertrauen im Lande. Es ist möglich, daß die Stellung, die sie sich begründet, trotz des Monopols, das ihnen anklebt, sehr nützlich ist; so viel aber ist gewiß, daß das Publikum, besonders das in den Departements, durch die Provinzial-Presse belehrt, neue Garantieen verlangt und in den gegenwärtigen Assekuranz-Gesellschaften nur ein gefährliches Mittel gegen ein unvermeidliches Uebel erkennt. Unter dem Einfluß dieses Mißtrauens haben auch mehrere General-Conseils in den Sitzungen von 1834 und 1835 ihre Berathungen gehalten.

Die landwirthschaftlichen Versicherungen, deren Zweck es ist, die Felder der Landleute gegen Hagel oder das Leben der Thiere gegen die Viehseuche zu schützen, sind gewiß an glücklichen Resultaten am fruchtbarsten und doch am allerwenigsten fortgeschritten. Sie sind so zu sagen bis jetzt nur versucht worden, und ihre geringen Fortschritte schreiben sich besonders daher, daß die Gesetzgebung die kleinen Spezial-Versicherungen nicht in Schutz nimmt; für jede von diesen bedürfte es eines eigenen Gesetz-Abschnittes, und es müßte jede Gegend, die mehr oder weniger den atmosphärischen Veränderungen unterworfen ist, ganz besondere Verhältnisse und Bedingungen für ihre Assekuranzen haben.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Französische Urtheile über Begas und Lessing. Vermuthlich in Folge eines Druckfehlers im Katalog wird Lessing's Bild von den Berichterstattern gewöhnlich der „Eid" (serment) statt der „Predigt" (sermon) eines Hussiten genannt. Natürlich aber giebt dies der Beurtheilung sowohl der Hauptfigur als der zuhörenden Hussiten eine nicht ganz richtige Grundlage. Obnedies sind die Pariser gewohnt, in ihren Katalogen eine förmliche Erklärung der Bilder und ihrer einzelnen Figuren zu erhalten, während die Deutschen Maler sich begnügen, den Gegenstand mit wenigen Worten zu bezeichnen. Dessenungeachtet aber scheint es doch seltsam, daß der Kritiker des Journal des Débats nur in dem predigenden oder schwörenden Hussiten Exaltation und Fanatismus erkennt, während ihm dessen Zuhörer in großer und ruhiger Einfachheit erscheinen. Unser Kritiker glaubt, die Idee dieses Bildes richtig erkannt zu haben, und scheint es seinem Scharfsinne nicht wenig als Verdienst anzurechnen, indem er die Meinung ausspricht, daß hier ein Schüler des berühmten Böhmischen Heeresfarchen die Landleute zu seinem fanatischen Glauben zu bekehren suche. „Wenigstens", fügt er hinzu, „scheinen die Stellung und der Ausdruck der Figuren uns zu einer solchen Auffassung des Gegenstandes zu berechtigen. Die Schönheit des Werkes — fährt er dann fort — besteht hauptsächlich in dem Gegensatze der Ruhe und der Naivetät der zuhörenden Bauern zu der außerordentlichen Exaltation des Hussiten. Diese Eigenschaft des Ensemble findet sich auch in den Details wieder, und in der Stellung der Bauern, so wie in ihrer regungslosen Aufmerksamkeit, liegt etwas Rührendes. Nähme man die Figur des Hussiten hinweg, so würde das Uebrige ein allerliebstes Genrebild (!) abgeben, doch werden wir uns wohl hüten, einen solchen Wunsch im Ernste auszusprechen, da der Hussit aus dem Ganzen eine sehr schöne Scene macht." — Ein Wort hier scheint uns ein neuer Beweis, wie wenig die Franzosen der Geschichte ihrer Deutschen Nachbarn vertraut sind. Als ob es dem Bilde nur Einen Hussiten, nur Einen Fanatiker gäbe! Ja, als es möglich wäre, die Zeit der Hussiten durch ein Genrebild darzustellen in dessen Mitte sich ein rasender Demagog befände! Daß Kaiser Heinrich IV., der noch viel älter als die Hussiten ist, den Franzosen bekannter sey, ist wohl noch weniger anzunehmen. Durch das Bild Begas haben gewiß die Meisten erst erfahren, daß es außer dem guten König Henri quatre auch noch einen Kaiser dieses Namens gegeben, wenn nicht Einige aus Duval's Lustspiel „La jeunesse de Henri V." sich erinnert haben, daß auch die Engländer einen solchen Namen besitzen. „Einen Papst und einen Kaiser" hat der Deutsche Künstler gemalt; ja, das wissen die Französischen Kritiker alle; daß dieser Papst aber Gregor VII., daß es Hildebrand war und daß der Künstler in seiner „Buße Heinrich's IV." das Mittelalter in einem seiner denkwürdigsten Momente habe darstellen wollen, das ist ihnen freilich entgangen. Wie fabl erscheinen daher auch die Bemerkungen, gleich den folgenden, die wieder dem Journal des Débats entlehnt sind: „Der obere Theil des Gemäldes (der Balkon, auf dem sich der Papst und die Gräfin Mathilde befinden) ist unbedeutig der schwächere, aber in dem Uebrigen müssen wir das Verdienst der Composition als der Ausführung anerkennen. Die Stellung Heinrich's ist wahr, edel und malerisch zugleich, und unter den ihn umgebenden Figuren sind einige Kinderköpfe voll Grazie und Naivetät. Was besonders an diesem Werke und namentlich an der Figur des Kaisers gefällt und hervortritt, ist, daß der großartige Styl dabei doch an nichts Analoges erinnert, das man schon bei den großen Deutschen oder Italiänischen Meistern gesehen hätte — es müßte denn seyn, daß der Maler es verstanden habe, die Nachahmung mit der Kunst zu verbergen." — Im Allgemeinen scheint man in Paris das Kolorit der Deutschen Bilder nicht lebhaft genug zu finden. „Nicht daß es ihm an Wahrheit fehlte, wohl aber an Glanz und Macht. Nun, wenn nur die Wahrheit nicht fehlt, so mögen immerhin unsere Künstler ihrer bisherigen Weise auch ferner treu bleiben. Die Wahrheit kann wohl ohne Glanz und Macht, nicht aber können Glanz und Macht ohne Wahrheit eben so den nachkommenden Geschlechtern als der Gegenwart imponiren.

— Französische Orts-Namen. Es giebt zwar auch in Deutschland ein halbes Dutzend kleiner Städte, die Neustadt, zwei große Städte mit Wessen, die Frankfurt, drei Badeörter, die Baden (ohne Einschluß des Schweizerischen), und endlich wohl ein Dutzend Dörfer, die Herrndorf, Schulzendorf ꝛc. heißen; aber von der Konfusion, die oft in Frankreich durch die Gleichnamigkeit unzähliger Orte entsteht, hat man bei uns doch keinen Begriff. Die Französische Post geht jährlich im Durchschnitte 800,000 unbestellbare Briefe — unbestellbar zum größten Theil, weil der Ortsname auf der Adresse nicht genau bezeichnet werden und man den Brief nicht nach allen den verschiedenen Plätzen schicken kann, die denselben Namen führen. Auch die Hinzufügung des Departements genügt nicht immer, da z. B. dies in dem Departement „Seine und Oise" nicht weniger als acht Ortschaften „Malmaisen" heißen. Den Namen „St. Martin" führen in Frankreich vierhundertundvierzig Städte, Dörfer und Weiler; „Lachapelle" findet sich dreihundert Mal, „St. Jean" 273 Mal, „St. Pierre" 260 Mal, „Fontaine" oder „Lafontaine" 105 Mal, „Labastide" 80 Mal u. s. w. Man sollte beinahe glauben, die Französische Sprache habe bei der Vertheilung der Namen nicht ausgereicht, und darum hätten so viele Orte sich mit einer und derselben Benennung begnügen müssen. Daß man in Amerika dieselben Europäischen Ortsnamen unzählige Mal wiederfindet, mag seinen natürlichen und ehrenwerthen Grund haben; aber in Europa dürfte es doch wohl keinem bewohnten Punkte an einer eigenen historischen Erinnerung fehlen, mit der er seinen Namen zur Unterscheidung von anderen Orten verbinden könnte!

— Englische Eisenbahnen. Von einem überaus sachverständigen Manne, dem Oberst-Lieutenant des Britischen Ingenieur-Corps, Herrn Mudge, ist so eben eine Schrift über Eisenbahnen erschienen*), in welcher zunächst dargethan wird, daß man damit in England noch gar nicht so weit vorgeschritten sey, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt. Das ganze Eisenbahn-System befindet sich vielmehr auch hier noch in der Kindheit, und es sey daher, bemerkt der Verfasser, immer noch Zeit, den projektirten Bahnlinien diejenige Richtung anzuweisen, die sie im allgemeinen Interesse des Landes, und nicht im besonderen eines einzelnen Ortes oder einer Gesellschaft von Spekulanten, zu befolgen haben. Zunächst würde daher auch eine Kommissionen zu ernennen seyn, der alle Eisenbahnen-Pläne zur Prüfung und Berichtigung vorzulegen wären und auf deren Bericht erst das Parlament seine Entscheidungen zu treffen hätte. Hierdurch allein würde diejenige Einheit zu erlangen seyn, die den jetzigen Plänen, wonach das ganze Land von Eisenbahnen dann durchkreuzt werden soll, ganz und gar abgehe. Diese Einheit aber liege nicht bloß im Interesse des Landes, sondern auch in dem der Unternehmer, denn abgesehen davon, daß jetzt eine Bahn der anderen hinderlich seyn möchte, würden sie auch kaum in Verbindung mit einander treten können, indem z. B. die eine Bahn breites Geleise und die andere schmales haben werde, was natürlich die Maschinen und Wagen der ersten für die zweite ganz unbrauchbar machen wird. Am zweckmäßigsten aber würde es namentlich für London selbst seyn, wenn nur etwa vier Hauptbahnen von hier ausgingen und diese dann die übrigen nach den verschiedenen divergirenden Richtungen bestimmten Zweigbahnen alle in sich aufnähmen.

*) Observations on Railways. By R. Z. Mudge. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 37. Berlin, Dienstag den 28. März 1837.

Italien.

Ein Blick auf die neuere Italiänische Literatur.

Von Defendente Sacchi.

Es sind gegenwärtig in Italien ungefähr zwanzig kolossale literarische Unternehmungen im Gange, kolossal nicht bloß durch ihren äußeren Umfang, sondern auch durch die Wichtigkeit ihres Gegenstandes, durch den Reichthum der typographischen Ausstattung, durch die Zahl und Pracht der beigegebenen Zeichnungen, Kupferstiche u. s. w. Wir nennen zuvörderst die Famiglie celebri (die berühmtesten Geschlechter Italiens) des Grafen Pompeo Litta, eine Sammlung von Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Männer Italiens, die bisher noch gar nicht oder nicht nach Verdienst bekannt gewesen, mit dem größten Fleiße aus zum Theil neu aufgefundenen Urkunden und Denkmälern aller Art zusammengestellt, mit Kupfern von der sorgfältigsten Zeichnung und Illumination. Vom Marchese d'Azeglio erscheint: la Reale Galeria di Torino illustrata (die Königliche Gallerie zu Turin in Abbildungen) mit einer Pracht der Ausstattung, wie noch kein Werk dieser Art. Zuccagni giebt eine Nuova Corografia d'Italia (Neue Landesbeschreibung von Italien) heraus; zu der unermeßlichen Menge und Vollständigkeit der Angaben in diesem Werke kommen noch Darstellungen und Bilder der berühmtesten Gegenden, Tempel und Monumente Italiens, in einer bisher noch unerreichten Vollkommenheit und Zierlichkeit des Stahlstiches. Ueber Aegypten sind zwei Unternehmungen gleichzeitig im Werke, die eine von Rosellini, die andere vom Professer Valeriani, nebst Karten und Zeichnungen in einem Atlas von Segato, beide zeichnen sich durch die Fülle der mitgetheilten Beobachtungen und Beschreibungen aus. Le antichità di Sicilia (die Alterthümer Siciliens) vom Duca di Serradifalco, — il Museo Borbonico di Napoli (das Bourbonische Museum zu Neapel), — und Pistolesi's il Vaticano illustrato, — hiermit haben wir in einem Athem drei Werke genannt, deren Beginn und Fortgang den größten wissenschaftlichen Eifer, die aufopferndste Geduld und den unermüdlichsten Forschenfleiß voraussetzt, Werke, die ein ganzes ihnen gewidmetes Menschenleben erfordern, und deren Werth durch unzählige kostbare Kupferstiche erhöht wird, die dem Leser Denkmäler der ältesten und neuesten Zeit, worunter viele bisher unbekannte, in getreuen Abbildern vor Augen stellen. — Im Gebiete der Geschichte und Ethnographie geht das große Werk des Doktor Giulio Ferrario, il Costume antico e moderno (Volkstrachten und Gebräuche alter und neuer Zeit) eben erst mit seinen Nachträgen zu Ende, und schon erscheinen zwei neue derselben Art: il Costume di tutti i populi e di tutte le nazioni (Trachten und Gebräuche aller Völker und Nationen) vom Professor Menin, und i Castelli del Tirolo (die Burgen und Schlösser Tyrols) von Agostino Perini. Das erstgenannte Werk von Ferrario übertrifft die anderen bei weitem an typographischer Pracht und an Menge und Mannigfaltigkeit der schönsten Figuren; beim zweiten, das Menin herausgiebt, sind die erläuternden Texte nach einem vorzüglichen Plane gearbeitet und bilden ein wohlgeordnetes Ganzes; das dritte hat vor beiden anderen die Neuheit des Gegenstandes voraus, die den Untersuchungen und Darstellungen ein besonderes Interesse verleiht. Sämmtliche drei reichen weit über den Maßstab des Gewöhnlichen hinaus, und namentlich Ferrario's Werk wird schwerlich in der Literatur eines anderen Volkes seines Gleichen finden.

Auch den Naturwissenschaften kommt der literarische Unternehmungsgeist der Italiäner zu Gute. Was Mascagni und Scarpa an Glanz der äußeren Ausstattung für ihre Wissenschaft, die Anatomie, zu bewirken strebten, das hat ihr würdiger Nachfolger Panizza in unseren Tagen erreicht; zu seinen Werken über vergleichende Anatomie, die voll der schönsten Entdeckungen sind, hat Ferreri's Grabstichel Zeichnungen geliefert, die alles früher Geleistete übertreffen. Doktor Vittadini hat ein bewundernswürdiges Buch über die Schwämme geschrieben; sind seine Beobachtungen im höchsten Grade verdienstlich, so sind es die von des Verfassers eigener Hand gezeichneten und gestochenen Kupfertafeln nicht minder. Dergleichen Werke nehmen freilich einen bescheideneren Raum ein und können sich an Umfang und Kostbarkeit mit den zuvor erwähnten historisch-antiquarischen nicht messen. Doch hat auch die Naturwissenschaft nicht minder kolossale Unternehmungen aufzuweisen, und um nur zweier zu gedenken, die zugleich in Hinsicht der Kunst die vortrefflichsten Leistungen darlegen, nennen wir il Regno naturale (die Reiche der Natur), herausgegeben von Antonio Locatelli, und Galesio's „Pomona".

Wir haben hiermit nur einen kleinen Theil der großartigen Unternehmungen aufgezählt, die gegenwärtig im Erscheinen begriffen sind, — großartig durch den Aufwand an Fleiß, Kunst, Gelehrsamkeit und Geldmitteln, den sie erfordern. Und dabei ist es keine Akademie, keine gelehrte Gesellschaft, die ihre vereinten Kräfte an Werke solcher Art wendet, sondern es sind Einzelne, die sich der Bearbeitung unterziehen und durch selbstständigen Fleiß und Gelehrsamkeit leisten, was anderwärts nur Vielen im Vereine gelingt. So war es aber in Italien von jeher. Der einzige Muratori hat für die Geschichte und die Alterthümer Italiens so viel und mehr geleistet, als Grävius und Gronovius mit vielen anderen Gelehrten in Verbindung vermocht haben. Für die Französische Literatur haben die Mitglieder der Congregation von Saint-Maur anderthalb Jahrhunderte hindurch ihren lebenslänglichen, beharrlichen Fleiß aufgeboten; für die Italiänische hat Tiraboschi allein die Arbeit bestritten. Auch kommen jene Prachtwerke in Italien nicht durch außerordentliche Zuschüsse und Unterstützungen von Staats wegen zu Stande, sondern durch Beiträge und großmüthige Opfer von Privatleuten; auf Kosten der Unternehmer, z. B. des Grafen Litta, reisen Künstler durch ganz Europa, um die vorzüglichsten Denkmäler der Kunst abzuzeichnen; für den Stich, für Abdruck und Färbung werden die ausgezeichnetsten Meister in Anspruch genommen und überall die neuesten und besten Methoden, nach sorgsamer Prüfung, in Anwendung gebracht.

Wir fühlen uns eben sowohl durch die Pflicht der Wahrnehmung unserer Ehre, als in Folge einer unparteiischen Kritik aufgefordert, dergleichen Thatsachen zum Ruhme der Italiänischen Literatur und unseres gelehrten Publikums jetzt anzuführen. Der Französische Schriftsteller Herr Balzac, der sich eben im nördlichen Italien befindet, würde wohl thun, diesen gutgemeinten Wink zu beachten und zweimal zuzusehen, bevor er wieder wie neulich behauptet, die Literatur Italiens sey im Vergleich mit der Französischen arm. Dergleichen Urtheile muß man nicht so leicht hin aussprechen; Nationen sind nicht wie Damen; man soll keiner mit dem leeren Komplimente schmeicheln, sie sey die schönste oder die glänzendste unter allen. Daß es mit unserer Literatur in der Gegenwart doch nicht gar so dürftig aussehen könne, dafür brauchten wir die Leser nur auf die Gazetta di Milano vom diesjährigen achtzehnten Februar zu verweisen, wo ein Verzeichniß der in den Jahren 1820 bis 1836 verstorbenen berühmten Männer Italiens mitgetheilt ist. Darunter befinden sich 170 ausgezeichnete Naturforscher, Mathematiker und andere Gelehrte, Philosophen, Dichter, Schriftsteller und Künstler, und mehr als zwanzig unter dieser Zahl gehörten zu den wahren Koryphäen der Wissenschaft und Literatur und genossen eines wohlbegründeten Rufes durch ganz Europa. Wenn Jemand aus diesem allerdings schmerzlichen Verzeichniß unserer Verluste folgern wollte, die Italiänische Literatur habe die großen Namen und Zierden, deren sie sich während des ersten Drittheils des gegenwärtigen Jahrhunderts erfreute, eingebüßt und brauche jetzt einige Zeit, bis ihre neuen Vertreter und Schildhalter sich herangebildet, so würde auch dies ihr nicht im mindesten zur Unehre gereichen; denn auch die Französische, und überhaupt jede Literatur, hat eine Zeit lang im Schlafe gelegen, aus dem sie sich verjüngt mit neuen Schöpfungen erhob. Aber auch dies brauchen wir für das heutige Italien nicht gelten zu lassen; wir sind nicht auf die Erinnerung an die Namen älterer Zeitgenossen beschränkt, sondern wir besitzen noch heute eine große Zahl ausgezeichneter Männer in jedem Fache menschlichen Wissens. Das Verdienst Italiänischer Gelehrten findet gerade von Frankreich aus die meiste Anerkennung; unter den auswärtigen Mitgliedern, Ehrenmitgliedern und Korrespondenten sämmtlicher Klassen des Französischen Institutes gehören bei weitem die meisten Namen der Italiänischen Nation an. In den verschiedenen Zweigen der Literatur, kann sich Italien für den Verlust einiger Dichter des höchsten Ranges mit dem Besitze vieler anderer trösten, die Tragödien, lyrische und epische Gesänge, religiöse und historische Gedichte in großer Zahl und Vortrefflichkeit geschaffen haben. Im Fache des Romans und der Erzählung vollends sind wir heute reicher, als je zuvor. Dasselbe gilt für die Historie; beinahe jede Italiänische Stadt darf sich eines tüchtigen Geschichtsforschers oder Geschichtschreibers rühmen; und nur im Vorbeigehen wollen wir an zwei große Italiänische Historiker des gegenwärtigen Jahrhunderts erinnern, davon der Eine in drei bedeutenden Werken sich als Erzähler einem Comines, Guicciardini, Davila, Sarpi und Hume an die Seite stellt, der Andere durch Kraft des Ausdruckes und Gedankentiefe einem Tacitus nacheifert.*)

Noch manches Andere möchten wir Herrn Balzac zu erwägen geben. Wir erinnern nur an den Unterschied der Bevölkerung von Frankreich und Italien, so wie an die geographische und politische Beschaf-

*) Unstreitig sind hier wohl Carlo Botta und Sismondi gemeint.

seaheit unserer Halbinsel, deren Gelehrte und Schriftsteller sich auf achtzehn Universitäten und auf acht Staaten und Hauptstädte vertheilen, während in Frankreich Alles nach einem Mittelpunkte zusammenströmt. Die Theilung in mehrere Staaten hat zur Folge, daß, was an einem Orte in Italien gedruckt worden, an mehreren anderen nachgedruckt werden kann, wodurch den Verfassern bei weitem der größte Theil des Ertrages ihrer Werke verloren geht. Der Italiänische Autor wird daher nicht, wie der Französische, durch die Aussicht auf reichen Gewinn zur Production ermuthigt. Es ist dies übrigens ein alter Uebelstand: schon Torquato Tasso mußte bei allen Italiänischen Regierungen ein Privilegium nachsuchen, damit ihm sein „befreites Jerusalem" nicht nachgedruckt würde. Könnte man diesen Mißstand beseitigen, so würde Italien, obwohl es bei weitem weniger Einwohner zählt, als Frankreich, dennoch im Stande seyn, seinen Schriftstellern und Dichtern den reichsten Lohn für ihre Werke zu gewähren. Der Absatz beliebter Schriften ist in Italien gewiß eben so stark, wo nicht stärker, als in Frankreich. Nehmen wir z. B. Manzoni's bekannten Roman „die Verlobten"; von diesem Buche sind allermindestens zwölf Ausgaben zum Präjudiz des Verfassers ins Publikum gekommen, und keine von diesen war unter tausend Exemplaren; rechnen wir nun für jedes Exemplar den sehr mäßigen Ladenpreis von 1½ Thaler, so stellt sich eine Summe von 16,000 Thalern oder 72,000 Lire Oesterreichischer Münze und, nach Abzug des Profits, den die Buchhändler nehmen, immer noch von 60,000 Lire heraus, die Manzoni zu Gute gekommen seyn würde. Bringt man nun noch den Ertrag der ersten rechtmäßigen Ausgabe in Anschlag, so zweifeln wir, ob Victor Hugo sich von seiner Notre Dame de Paris, der genialsten und großartigsten Romanschöpfung in der neuen Französischen Literatur, größeren Erfolge in pecuniairer Hinsicht zu rühmen hat.*) Für andere Italiänische Werke gilt die nämliche Rechnung mit den nämlichen Resultaten; käme der Absatz der gewöhnlich erscheinenden zwei, drei oder vier Nachdrücke immer dem ursprünglichen Verleger zu Gute, so könnte es nicht fehlen, daß dieser an jedem nur einigermaßen verbreiteten Buche ein oder etliche tausend Zechinen gewänne, wovon doch, so hart auch eines Verlegers Gewissen seyn mag, mindestens die Hälfte auf des Verfassers Antheil käme.

Und trotz dem wird der berühmte Französische Schriftsteller, mit dem wir es hier zu thun haben, die Wahrheit nicht hinweg leugnen können, daß bei der geringen Aussicht auf Gewinn gleichwohl eine außerordentliche literarische Thätigkeit und Regsamkeit in Italien besteht. Die statistischen Nachweise für das Jahr 1835 liegen vollständig vor uns; im Laufe desselben erschienen im Drucke 190 Zeitschriften und 2875 andere Werke in 4333 Bänden. Man studirt, man forscht, man schreibt, man druckt; wenn der Ertrag den gerechten Erwartungen und Hoffnungen nicht entspricht, so tröstet man sich gern mit dem Lobe und der günstigen Anerkennung der Besseren im Volke; wenn auch dieser Lohn ausbleibt, wenn das Interesse sich von den einheimischen Erzeugnissen ab und auf allerhand fremde Neuigkeiten und Wunderlichkeiten wendet, so beruhigt man sich in dem Bewußtseyn, das Gute gewollt und erstrebt zu haben. Man studirt und schreibt in Italien, Gottlob, nicht bloß aus Gewinnsucht; man jagt nicht bloß nach leichten Erfolgen und ephemerer Berühmtheit, wie sie allerdings Vielen, z. B. dem Romanschriftsteller Chiari, zu Theil geworden ist; es lebt in den Geistern diejenige Liebe für Wissenschaft und Literatur, aus der allein große Werke zur Ehre des Vaterlandes entspringen, — diejenige Liebe, die den Französischen Philosophen Condillac antrieb, seinen Traité sur l'origine des connaissances humaines zu vollenden und herauszugeben, obwohl der ganze Ertrag sich für ihn auf die ärmliche Summe von nur 600 Franken belief.

Herr Balzac ist ein Fremder in unserem Vaterlande, und es ist billig und freundlich, daß wir den Gast darauf aufmerksam machen, was bei uns Schönes ist, — daß wir unseren Reichthum nicht vor ihm verbergen und verschließen. Wie ein guter Hausvater dem besuchenden Fremden alle seine lieben Kinder nennt und vorstellt, so möchten wir diesem Franzosen, wenn es der Raum gestattete, die Namen der wackeren Männer nennen, deren unser von jehr klassischer Boden sich gegenwärtig rühmt, die Namen mindestens, da er doch einmal ihre Werke nicht kennt. Es würde uns zum besonderen Vergnügen gereichen, ihn davon zu überzeugen, daß man in Italien auch fremde Literaturen studirt, und daß man namentlich die Französische Literatur sehr gut kennt — nicht ganz so gut wie in Paris, aber doch gewiß so gut wie irgendwo sonst in Frankreich. Wer befaßt sich dagegen in Paris mit Italiänischer Literatur? Gewiß Wenige thun's; nicht einmal Literaten, die nach Italien reisen.

Gern hätten wir Herrn Balzac auch noch ein Wörtchen gesagt von dem blühenden Zustand der Künste und Gewerbe in unserem Lande, von der raschen gedeihlichen Entfaltung unserer Industrie; ferner von dem menschenfreundlichen, mildthätigen Geiste unseres Volkes, und wie die schönsten Wohlthätigkeits-Anstalten von ganz Europa alle bei uns einheimisch sind; endlich auch von der sittlichen Reinheit und Zartheit, die sich in dem Charakter und Kolorit der Italiänischen Geistes- und Kunsterzeugnisse ausspricht und ihre Lieblichkeit erhöht. Hiermit wollten wir angedeutet haben, daß die jüngst in Frankreich neugeschaffene satanische Literatur bei uns nicht Eingang gefunden hat, noch jemals finden wird — diese Literatur, wo alles Geistreiche und alles kindisch Alberne, alles Scharfsinnige und alles Schmutzige, alles Wahre und alles Abschreckende aus Rabelais und Crebillon, aus Diderot und Laclos zusammengewürfelt und nebenbei mit allem Graus und Fluch der neuesten Revolution versetzt wird; diese Literatur, wo alles Elend, alles Laster, alle Schande der menschlichen Gesellschaft recht mit Vorliebe geschildert wird, doch ohne daß die Darstellung davon abschreckt. Helvetius konnte es sich für ein Lob rechnen, daß eine geistreiche Dame über seine Schriften äußerte: Vous m'avez trop souvent fait rougir; — aber auch auf solches Lob verzichten die neuesten Französischen Schriftsteller. Sie gießen Hohn und Spott über alles Menschliche aus: hätten sie nur mindestens den heiteren und gefälligen Witz Voltaire's; sie wollen den Ungestüm der Leidenschaften schildern — aber hätten sie nur den geringsten Theil von der kernigen Kraft eines Corneille, oder von der empfindungsreichen Tiefe Racine's. Wie treiben sie Alles bis zum widerwärtigsten Aeußersten, wie tragen sie recht mit Lust überall die schwärzesten Farben auf, wie lassen sie sich mit wahrhaft grausamer Kunst angelegen seyn, die Herzen und Gemüther zu quälen und zu bethören. Darum ist der Inhalt ihrer Werke Prostitution, Spielerwuth, wahnsinniger Rausch, Verzweiflung, Meuchel- und Selbstmord und, zum ergötzlichen Ende aller Dinge, Henker und Galgen; und ihr Styl ist, wie es sich für solchen Inhalt schickt, schwülstig, geschraubt und doch zugleich schmutzig und gemein. Dem vortrefflichen Neuen zu Liebe, wovon Voltaire, Rousseau, Delisle und dergleichen armselige Geister keine Idee gehabt haben, müssen allerhand unerhörte, übertriebene, falsche Manieren ausgeheckt werden, wie vormals in Italien zu der schönen Zeit, da es einen Preti und Achillini gab. Wenn das die Literatur ist, im Vergleich deren Italien seine Armuth bekennen soll, so gestehen wir gern und mit Freuden: so lange noch ein Rest von guter Sitte und Menschenverstand diesseits der Alpen waltet, wird eine solche Literatur bei uns nicht Raum gewinnen, eine solche unseren vaterländischen Boden nicht besudeln, unseren reinen Horizont nicht verdunkeln.

Es wäre vielleicht ein gutes Werk, diese Andeutungen über den Stand unserer Literatur näher auszuführen und zu einer Skizze zu vervollständigen, wenn es nur unsere Kräfte nicht überstiege. Wir würden uns freuen, wenn ein Anderer Hand an diese Arbeit legt, es jedoch Keinem zum Vorwurfe machen, wenn er es unterläßt. Wir für unsern Theil kennen das Maaß unserer Kräfte zu gut, um etwas der Art versprechen zu wollen; jedoch weil wir einmal aus gerechtem Eifer hier das Wort ergriffen haben, so liegt uns auch ferner ob, so gründlich als möglich darzuthun, daß wir nicht als Worte machen und zu Ehren unserer vaterländischen Literatur manche tüchtige Lanze brechen können. Wir kommen hoffentlich noch mehrmals darauf zurück; einstweilen mag die Hinweisung auf so großartige literarische Unternehmungen, wie die Eingangs erwähnten, den Fremden darauf aufmerksam machen, daß es doch nicht eben dürftig um eine Literatur stehen kann, die so viel Kräfte und Mittel auf langwierige, umfangreiche Werke und auf deren luxuriöse Ausstattung verwendet. Wenn unser Beispiel andere, höher befähigte, für die Ehre unseres Vaterlandes bereitete Schriftsteller dazu bewegen könnte, Uebersichten einzelner Literaturzweige nach ihrem gegenwärtigen Stande in Zeitschriften zu veröffentlichen, so könnte daraus binnen kurzem ein vollständiger Abriß unserer Literatur hervorgehen: wir legen ihnen diesen Wunsch an's Herz. (Foglie Mil.)

*) Die Zusammenstellung erscheint seltsam, wenn man sich erinnert, daß Victor Hugo wirklich gute Einnahmen gemacht hat, Manzoni aber sie nur gemacht haben konnte — wenn die Nachdrucker nicht gewesen wären. — Warum aber sollt man nicht endlich auch in Italien dem rühmlichen Beispiele, das die Deutschen Bundesstaaten durch ihre Vereinigung gegen den Nachdruck gegeben haben?

Bibliographie.

Federico II. Aragonese sul trono di Sicilia. — Eine Kanzone. Griechisch gedichtet und ins Italiänische übersetzt von dem Priester Nicolo Di-Carlo. Palermo.

L'America settentrionale e meridionale. (Nord- und Süd-Amerika. Geographisch und pittoresk.) 12 Hefte. Turin.

Le antiche ruine di Capri. — Gezeichnet von Francesco Alvino. Neapel.

Antichi monumenti sepolcrali scoperti nel ducato di Ceri. — Herausgegeben von P. E. Visconti. Rom.

Atlante della storia generale italiano. — Dem Könige Ferdinand II. gewidmet. Von Raffaele Mastrojani. Neapel.

L'Arte di analizare, ovvero Trattato pratico di analisi chimica. — Von Heinrich Rose. Nach der von Jourdain veranstalteten Französischen Uebersetzung ins Italiänische übertragen von F. Durré. Venedig.

Il castello di Milano. — Chronik von fünf Jahrhunderten. Von Lorenzo Sonzogno. Mailand.

Frankreich.

Ueber Assekuranz-Gesellschaften.

(Schluß.)

Was die Lebens-Versicherungen betrifft, so hätte man vor zwei Jahren noch glauben können, daß sie in Frankreich gar keinen Eingang finden würden. Man braucht nur mit Besonnenheit und ohne alle Vorurtheile die Sitten Englands und Frankreichs mit einander zu vergleichen, und man wird einsehen, daß dieselben Versicherungs-Systeme durchaus nicht beiden Ländern zugleich angemessen sind. Jenseits des Kanals sammelt man unter beständiger mühsamer Arbeit, mitten in einer zahlreichen Konkurrenz und mit allem möglichen Risiko ein kleines Handels-Vermögen an; das Leben eines Menschen ist sein größter Reichthum, mit diesem Leben hat er Kredit und Einkünfte; sobald er stirbt, stirbt Alles mit ihm. Die Familie jedoch ist ein ehrwürdiges Heiligthum, das selbst von dem Unwürdigsten geachtet wird; und wie zahlreich und kostspielig sind nicht die Bedürfnisse, die das Klima und die Sitten mit sich bringen? Unter solchen Umständen sein Leben versichern, kann nur etwas sehr Gewöhnliches und Vernünftiges seyn.

Anders ist es in Frankreich: wie sollte hier eine Lebens-Versicherung etwas Lockendes seyn, sobald die politischen Erschütterungen alle Existenzen in Frage stellen, und das Vertrauen auf alle Versprechungen der Zukunft vernichten? wenn die Glieder einer jeden Familie ohne religiöses, ohne aristokratisches Band, von keiner Einigkeit, von keiner

Liebe und Hingebung für einander durchdrungen sind? Dazu kommt noch die Eigenthümlichkeit unseres schon mehr südlichen Charakters, in unserer Zukunft mehr auf die eigene Fähigkeit zu rechnen, als auf ein Ersparniß, das den Händen eines Anderen anvertraut worden.

Gleichwohl werden doch immer noch jedes Jahr im Durchschnitt drei bis vier Millionen Versicherungen abgeschlossen, um die Erbschaft nach dem Tode zu garantiren; und gewiß, wenn das Gesetz dieser Art von Assekuranzen günstiger wäre, wenn die Verpflichtungen, in bestimmten Terminen die Prämien zu zahlen, durch ein besonderes Straf-Gesetz garantirt würden, wenn man nicht von allen Seiten glaubte, daß die Wechsel des Glückes, wo man oft nicht in einem Monat ohne weitere Frist die für jedes Jahr versprochene Prämie abtragen kann, eben so viele vortheilhafte Chancen der Ungültigkeit der ganzen Police für den Assuradeur sind, dann würden auch die Lebens-Versicherungen die besten Fortschritte machen.

Die Versicherungen auf Leibrenten scheinen nicht mehr Erfolg zu haben, als die auf das ganze Leben. Es ist uns einmal Allen durchaus eigenthümlich, die Zukunft der Gegenwart zu opfern, und selbst wenn ein Mensch in reiferen und verständigeren Jahren sich dazu verstände, eine Assekuranz für sein Greisen-Alter zu kaufen, könnte er da wohl hoffen, ohne ein sehr starkes Opfer von seinen gegenwärtigen Einkünften sich eine Rente zu sichern, die für sämmtliche Bedürfnisse seines Alters genügend wäre? — Ueberhaupt ist Frankreich mehr ein ackerbauender und industrieller, als ein Handels-Staat; der Ackerbauer und Gewerbtreibende aber vertraut sich lieber seinem materiellen Reichthum und seinem festen Kapital an, während der Kaufmann nur gewisse Einkäufte hat, von welchen er sich Ersparnisse für das Alter sammeln kann: diese Ersparnisse hebt er sich entweder selbst auf, oder er übergiebt sie einem Kassirer, und dieser Kassirer ist entweder die Bank, oder der Notar, oder die Versicherungs-Gesellschaft.

Die Versicherungen auf Großjährigkeit sind eigentlich die einzigen in dieser Kategorie, welche in Frankreich wirklich Eingang finden. Die Conscription unter Napoleon, die so viele traurige Erinnerungen zurückgelassen, die Konkurrenz in den freien Künsten, die seit dem Frieden so viele Täuschungen verursacht hat, die Schwierigkeiten und Hindernisse in der Abschließung der Ehen, die wegen Mangel an Subsistenzmitteln in den letzten Jahren der Restauration noch größer waren, als in den schrecklichsten Kriegen der Revolution und der Kaiser-Herrschaft, das sind eigentlich die temporairen Ursachen, welche den Versicherungen auf Mitgift so allgemeine Verbreitung verschaffen. Die Vorsorge des Vaters, der für sein Kind eine solche Versicherung kontrahirt, ist auf eine ziemlich lange Erfahrung begründet und daher gewiß sehr weise und vernünftig, sie wird durch die Liebe und das Mitleid für einen jungen Sohn, den man vielleicht später fremden Vormündern überlassen muß, wo nichts für seine Sitten und seine Zukunft gethan wird, noch gesteigert, und es muß daher die Versicherung auf seine Majorennität eine Wohlthat werden, die man immer mit dem größten Eifer annehmen wird.

Nun kommen endlich noch die Assekuranzen auf Zeit: diese bestehen nur darin, daß man sich gegenseitig gewisse Geldsummen versichert für den Todesfall der einen von beiden Parteien; daß diese bis jetzt nur eine sehr kleine Zahl von Subscribenten aufzuweisen haben, ist sehr natürlich. Welcher Mensch wird auch so habgierig seyn, um aus dem Todesfall derjenigen, die mit ihm kontrahiren, Nutzen ziehen zu wollen, und wer wird auch zugleich das Interesse seiner Angehörigen so kompromittiren, daß er sie wegen gewisser Aussichten und Speculationen für eine bestimmte Reihe von Jahren in Gefahr setzt, das Kapital oder die Zinsen, die er weggeben muß, zu verlieren? — Ein Geizhals will auch nach seinem Tode nichts verlieren, und nur ein Geizhals wäre im Stande, diese Todes-Lotterie, die man ihm in den Tontinen anbietet, zu berechnen.

Es giebt auch noch andere viel verbreitetere Assekuranzen, die jeden Tag in Frankreich geschlossen werden. So die Lyoner gegenseitigen Versicherungen, die des Vereins Saint-Joseph in Paris, die der industriellen Gesellschaft in Nantes und in Mühlhausen, mit einem Wort alle die verschiedenen Assekuranzen gegen Krankheiten, gegen Arbeitsunfähigkeit und freilich auch nur zu oft gegen die Herabsetzung des Arbeitslohns in Zeiten der Handels-Krisis; letzteres sind allerdings Institute, die zuweilen die öffentliche Ordnung stören, aber viel öfter noch sind sie es gerade, welche die öffentliche Ruhe und die Sicherheit der Personen beschützen.

Man hat auch noch andere Systeme versucht, die alle ihren Werth und Nutzen haben und von denen auch nicht ein einziges ganz zu Grunde gegangen ist, sobald es nur ziemlich allgemeinen Bedingungen unterworfen wurde, um die jedem gegenseitigen Systeme nothwendige Ausdehnung zu gewinnen. Hierher gehören die Assekuranzen für eingeschmuggelte Waaren, die sogenannten gerichtlichen Versicherungen, welche die Prozessirenden gegen die Erpressungen der Rechtsgelehrten beschützen, ferner die sogenannten hypothekarischen, deren Zweck es ist, die Fehler der Gesetzgebung über die Hypotheken zu bekämpfen, und endlich die Assekuranzen gegen das Rekrutirungs-Gesetz. — Solche Versicherungen sind gewiß am besten dazu geeignet, die Mängel in unseren Zoll- und Rekrutirungs-Gesetzen, in unserem Prozeß- und Hypothekenwesen aufzuzeigen, und in der That, man darf nur die glücklichen Resultate dieser Institute aufmerksam studiren, um zu wissen, welche Reformen in unseren Gesetzbüchern nothwendig wären.

Wenn man noch die Assekuranzen auf die Wohlthätigkeits-Institute und auf die Pensionen der öffentlichen Beamten ausdehnte, was für herrliche Ersparnisse würden sie zur Folge haben, was für Nutzen würden sie stiften: sämmtliche Oekonomisten haben die ganze Einrichtung des Almosens eine Geißel der Gesellschaft genannt; gegen diese Doktrinen des Egoismus haben wieder die Männer der Religion ihre Stimmen erhoben, und sie hatten Alle zusammen recht.

Wenn die Almosen-Stiftungen, die Hospitäler, die Wohlthätigkeitshäuser, die Beaufsichtigung der Gefängnisse sich in lauter vorsorgende Institute verwandelten, wenn neben dem Elementar-Unterricht für das Volk zahlreiche und mannigfaltige Assekuranz-Systeme existirten, die aus der ganzen Nation einen großen Verein bildeten, wenn so der Egoismus selbst ein Element der Einigkeit und des Friedens würde, dann könnten die Religion und die politische Oekonomie nicht länger einander bekämpfen, sondern sie müßten beide zu einem und demselben Ziel hinführen.

Eine geschickte Gesetzgebung, welche allen Assekuranzen einen sicheren Weg öffnet und die Verpflichtungen des Assekurirten und des Assuradeurs weise ordnet, das ist die erste Grundlage, auf welcher man diese Institute überhaupt bauen muß; aber diese gerade fehlt uns.

Nestor Urbain.

Anekdoten aus Napoleon's Soldatenleben.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.

Auf gewöhnliche soldatische Tapferkeit gab Napoleon wenig; in seiner Meinung war dies eine jedem Franzosen angeborene Eigenschaft. Unerschrockene Verwegenheit hingegen galt etwas Großes in seinen Augen; um dieser Eigenschaft willen ließ er Manches hingehen. „J'aurais tout passé à un intrépide", so drückte er sich aus. Wenn ein Militair bei einer Audienz oder bei einer Revue um eine Gnadenbezeugung bat, so war die erste Frage des Kaisers immer: „Haben Sie Wunden?" — Jede Wunde, pflegte er zu sagen, gilt eine ganze Reihe von Ahnen. Wer mit Wunden geschmückt war, der konnte der Ehre und reichen Lohnes gewiß seyn. Oft, wenn der Kaiser vor der Front eines Regimentes stand, fragte er den Obersten: „Wer ist der Muthvollste (le plus intrépide) von Ihren Offizieren?" Und nachdem der Oberst ohne Besinnen geantwortet, wendete der Kaiser sich an die umstehenden Offiziere und fragte abermals: „Wer unter Ihnen, meine Herren, ist der Muthvollste?" — „Sire, der und der", kam die Antwort, immer mit der früheren übereinstimmend. Dann redete Napoleon den Genannten an: „Ich ernenne Sie zum Baron; ich belohne in Ihrer Person sowohl Ihre persönliche Tapferkeit als die des Corps, zu welchem Sie gehören. Sie haben also diese Ehre nicht bloß meiner Gunst und Gerechtigkeit, sondern hauptsächlich der Hochachtung und dem Zeugniß Ihrer Kameraden zu verdanken."

Aber nicht bloß um Offiziere, auch um gemeine Soldaten bekümmerte er sich in dieser Weise; denen, die sich durch Tapferkeit und gute Aufführung vor Allen ausgezeichnet hatten, ertheilte er höhere Grade und wies er, wenn sie in einem hitzigen Gefecht auch nur leicht verwundet worden waren, Geschenke, nicht selten sogar Pensionen aus der Kaiserlichen Schatulle an. Im Jahre 1807, nach der Schlacht bei Eilau, ertheilte der Kaiser einem jungen Soldaten eine Pension von 600 Franken und machte dies, so wie die rühmliche That des Belohnten, in einem Tagesbefehl bekannt. Es war der erste Feldzug, welchen dieser mitmachte; er hatte während der Schlacht seinen tödtlich verwundeten Obersten mitten aus einer Schwadron Russischer Kürassiere herausgeholt; er hatte ihn auf seinen Schultern getragen und mit seinem Säbel löwenmüthig vertheidigt: „wie ein Sohn seinen Vater", drückte sich der Kaiser im Tagesbefehl aus und verglich diese That den heldenmüthigsten, welche die Geschichte aller Zeiten überliefert habe.

Wo sich Napoleon auch befinden mochte, ob in den Tuilerien, ob zu St. Cloud, oder bei der Armee im Hauptquartier, selten verging eine Woche, wo er nicht mindestens zwei- oder dreimal Heerschau über die Truppen hielt, die er just am nächsten hatte. Außerdem ließ er tagtäglich nach dem Frühstück die dienstthabenden Bataillone und Schwadronen seiner Garde im Schloßhofe vor sich defiliren; man nannte diese kleine Parade la garde montante. In der Regel war ein neu organisirtes, oder reformirtes, oder ein eben aus dem Depot gekommenes, oder auch ein zum Abmarsch nach sehr entfernten Punkten bestimmtes Regiment zu dieser Parade kommandirt. Zum Anfange ließ Napoleon das Exercitium durchmachen und mehrere Evolutionen kommandiren; in der Regel führte Prinz Eugen mit seiner herrlich schallenden Stimme dabei das Kommando, zuweilen vertrat ihn sein Adjutant, General Mouton, zuweilen der schöne und tapfere Oberst Dorsene, der eines der beiden Grenadier-Regimenter von der Infanterie der alten Garde befehligte und der von Natur gleichfalls die Gabe besaß, auf welche der Kaiser sehr großen Werth legte, nämlich ein kräftiges und sonores Organ. Während des Vorbeidefilirens der Kolonnen hatte jeder Soldat, vom Gemeinen bis zum Obersten, das Recht, an den Kaiser herauszutreten und ihm sein persönliches Anliegen vorzutragen. Napoleon hörte, fragte und gab augenblicklich Bescheid; wenn er abschlug, so geschah es mit Gründen und auf solche Weise, daß der Bittende sich nicht gekränkt fühlen konnte. Jeder Zuschauer bei diesen Paraden konnte Zeuge seyn, wie der schlichte, gemeine Soldat, während seine Compagnie vor dem glänzenden Stabe des Kaisers vorüberzog, heraus und mit gemessenen militairischen Schritten auf den Kaiser zutrat, sein Gewehr präsentirte und, dicht vor dem Kaiser stehend, ihm auf der Spitze seines Bajonnettes eine Bittschrift überreichte. Der Kaiser nahm und las sie auf der Stelle, gewährte das Gesuch auch in der Regel, wenn es sich mit der militairischen Ordnung vertrug. Im Besitze dieses schönen Rechtes fühlte der gemeine Soldat sein Vertrauen und sein Pflichtgefühl gehoben, und zugleich war dadurch dem Mißbrauch der Autorität von Seiten der höheren Offiziere wirksam vorgebeugt.

Eines Tages hatte der Kaiser ein fremdes, seit kurzem in Paris eingerücktes Regiment, „die Scharfschützen des Rhein-Bundes" genannt, welches binnen kurzem wieder ins Feldlager abgehen sollte, zur Früh-Parade kommandirt und wollte es selbst inspiziren. Nachdem er dem Obersten des Regiments seine Zufriedenheit mit der schönen Haltung seiner Leute bezeugt, wendete sich der Kaiser zu seinen Ordonnanz-Offizieren und rief den Jüngsten derselben. „Ich denke, Herr Fürst von

Salm", sprach der Kaiser, „Sie müssen mit diesen Leuten bekannt seyn; treten Sie vor, kommandiren Sie das Schuß-Exercitium und Peloton-feuer auf zwei Glieder." Der junge Fürst erröthete, kam aber nicht aus der Fassung; er trat aus der Gruppe des Kaiserlichen Stabes her-vor, salutirte den Kaiser, zog den Degen und entledigte sich des ihm gewordenen Auftrages unter allgemeinem Lob und Beifall. — Ein ähn-licher, in seinem Hergang besonders interessanter Vorfall ereignete sich einige Zeit später.

Am ersten Sonntage in jedem Monat pflegte nämlich der Kaiser nach der Messe im Schloßhofe der Tuilerieen große Revue über die Garde abzuhalten. Eines Tages nun hatte er schon früh am Morgen die jungen Zöglinge der Kriegsschule von St. Cyr zu dieser Parade beschieden lassen. Unter diesen Leuten fiel dem Kaiser ein Sergeant auf, der höchstens 17 bis 18 Jahre zählen mochte, aber eine Haltung und ein resolutes Wesen an sich hatte, trotz einem alten Soldaten. Der Kaiser liebte es, seine künftigen großen Leute gleichsam in der Eischale kennen zu lernen; er läßt den jungen Sergeanten hervortreten, richtet etliche Fragen an ihn und weist ihn auf einmal hinüber zu dem ersten Grenadier-Regiment von der alten Garde, das vor dem Kaiser in Front aufmarschirt stand; er befiehlt ihm, diesen alten Schnurrbärten das Exercitium mit Schritt, Gewehr und Schwenkungen zu kommandi-ren. Wir müssen dem Leser hier bemerken, daß die Kriegsschule von St. Cyr von jeher im besonderen Rufe der Genauigkeit und Präcision im Exercitium stand; die alte Garde hingegen hatte mehr mit der Er-innerung an ihre Siege als an die Pelotonschule zu thun und legte keinen besonderen Werth auf jene Fertigkeit. Der junge Sergeant postirt sich unerschrocken dreißig Schritt vor die Mitte der Front, wo ein alter militairischer Schnauzbart neben dem anderen steht, und kom-mandirt mit fester Stimme, ohne die geringste Befangenheit zu verra-then: „Achtung — Präsentirt — das Gewehr!" Die Grena-diere pariren, aber nachlässig und nicht recht auf einen Schlag. — „Das war nicht recht", rief der junge Soldat mit verweisendem Tone, „noch einmal!" — Der Kaiser lächelt; manchem alten Brummbart kommt die Sache drollig vor. Da schreit der Zögling von St. Cyr abermals mit aller Kraft seiner Stimme: „Achtung — Präsentirt — das Ge-wehr!" Die Grenadiere machen ihre Sache nicht besser als das vorige Mal. — „Donner und Wetter", flucht der Sergeant, „ich sag' Euch, so ist's nicht recht." Dabei ging er zehn Schritte rückwärts, um die Front besser mit einem Blick überschauen zu können. „Ich will Euch zeigen, wie man's machen muß, seht her, eins, zwei, flink, drei", und er machte ihnen das Kommando vor, ganz untadelhaft, daß nichts daran auszusetzen war. Der Kaiser lacht laut auf, etliche alte Grenadiere runzeln die Stirn; der junge Mann kommandirt zum dritten Male: „Aufgepaßt das Mal; Achtung — Gewehr an!" Die Garde ge-horcht, aber's geht nicht besser, als die beiden ersten Male. Der kleine Sergeant stampft ganz ungeduldig mit dem Bajonnetkolben auf den Boden: „Habt Ihr denn nicht gehört? Das ist ja zum Davonlaufen, pfui doch, Ihr exerziert ja wie die Lapse!" — Das war zu stark. Ein zorniges Murmeln lief durch die ganze Front; Verwünschungen brachen aus: Laps! Gelbschnabel! hört man's schallen. Der Kaiser vernimmt's, er tritt vor, Alles wird still. Er läßt sich von dem jungen Sergeanten das Gewehr in die Hand geben, stellt sich mitten in den Schloßhof, die Grenadiere zur Rechten, die Zöglinge von St. Cyr zur Linken und kommandirt in eigener Person den Letzteren das Exercitium. Die Schü-ler, angefeuert durch den Vorgang, von dem sie eben Zeuge gewesen, und noch mehr durch die mächtige Stimme des Kaisers, vollziehen jedes Manöver, das ihnen kommandirt wird, mit unnachahmlicher Schnel-ligkeit und Präcision, die ganze Front wie Ein Mann. Der Kaiser läßt so viel Zeit vergehen, bis etwa der Zorn seiner vieux lapins (so nannte er bisweilen seine alten Grenadiere) verraucht seyn kann, dann wendet er lächelnd das Gesicht zu ihnen und weist mit der Hand auf die junge Kolonne: „Na Kinder, Ihr müßt doch gestehen, die Kleinen machen's nicht schlecht." Darauf trat er auf den jungen Sergeanten zu, überreichte ihm sein Gewehr wieder und sprach in ernstem, nach-drucksvollem Tone, so daß Alle es hören konnten: „Ja wohl, mein junger Freund; aber als wir jung waren, haben wir's doch noch besser gemacht." Diese Worte versöhnten Alles, und einstimmig schallte aus allen Reihen der Ruf: Vive l'Empereur!

Nicht selten geschah es bei Revüen dieser Art, daß Napoleon in eigener Person den Mantel, das Geräth, den Tornister des Soldaten untersuchte, oder daß er einem jungen, schwächlichen Konskribirten das Gewehr aus der Hand nahm und ihn mit freundlichen, scherzenden Worten ermuthigte: „Nicht wahr, junger Freund, es ist ja doch nicht schwerer als die anderen Gewehre; mit der Zeit wird man's gewohnt, es wird schon gehen." — Eines Morgens vor der Parade inspizirte der Kaiser das 2te Bataillon Garde-Jäger, welches an diesem Tage den Dienst im Schlosse hatte. Auf einmal blieb er vor einem Soldaten stehen, betrachtete ihn aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen und sprach endlich mit einem Tone, der wie Vorwurf klang: „Romeuf, warum trägst Du das Kreuz nicht, das Du zu Boulogne aus meinen Händen empfangen hast?" Napoleon kannte nämlich die Soldaten seiner alten Garde fast durchgängig von Person und Namen. „Mein Kai-ser", sprach der Chasseur, „ich trage das Kreuz nicht auf der Uniform, dafür aber auf dem Leibe. Ein Kaiserlicher hat mir's mit dem Säbel auf der Brust in Stücke gehauen; es war bei Eslingen, Eure Majestät wissen wohl, wo Ihnen der Hut vom Kopfe geschossen wurde; aber die Stücke habe ich aufgehoben, da sind sie." Mit diesen Worten holte Romeuf ein Papier von seiner Brust hervor und reichte es dem Kaiser hin; dieser öffnete es, und nachdem er hineingesehen, sprach er zu dem Soldaten: „Wenn's so ist, Romeuf, was meinst Du, wir wollen tau-schen, hast Du Lust?" — Der Soldat machte ein verlegenes Gesicht und gab keine Antwort. — „Was", sagte Napoleon, „Du willst nicht, ich gebe Dir mein eigenes Kreuz für die zerbrochenen Stücke von Dei-nem." — Keine Antwort. „Dünkt der Handel Dir etwa schlecht? So antworte doch." — „Die Wahrheit zu sagen, mein Kaiser", ließ der Chasseur sich endlich verlegen und zögernd vernehmen, „wenn's Eure Majestät recht ist, so kann's mir auch recht seyn, aber auf eine Bedin-gung: Eure Majestät dürfen die Stücke von meinem Kreuz bei Leibe nicht verlieren." — „Du hältst ja große Stücke auf den Kram", sprach der Kaiser und schlug, indem er eine verachtende Miene annahm, mit dem Finger an das Papier, daß die Fragmente darin herumsprangen. Es kostete dem wackeren Romeuf große Mühe, seine Entrüstung über ein so schnödes Wort zurückzuhalten; er richtete den Kopf mit einer Art von Stolz in die Höhe, biß sich in die Lippen und sprach: „Ei ja doch, Kram! aber Eure Kaiserliche Majestät verzeihen, wenn der Kram nicht gewesen wäre, so wäre François Romeuf auf die Ablösung gezo-gen, von wo Keiner wiederkommt. Ich behalte meine Stücke, ich lasse sie mir vom Büchsenmacher zusammenlöthen, dann kann ich's wieder tragen." — „Nun, alter Kamerad", sprach Napoleon, „wenn sie Dir so ans Herz gewachsen sind, so magst Du Dein altes Kreuz behalten und meins sollst Du dazu haben; für einen Tapferen wie Du sind zwei Kreuze nicht zu viel." Er zupfte den alten Soldaten freundlich am Schnauzbart und sprach zurückkehrend zu den Offizieren seines Stabes: „Ja, sehen Sie, meine Herren, Romeuf und ich sind zwei alte Be-kannte; es ist ein gut Theil Jahre her, seitdem ich zuerst mit ihm zu-sammen gewesen. Er ist nur immer ein Bischen empfindlich, der alte Kamerad." — Man kann sich leichter denken, als beschreiben, wie wun-derbar begeisternd solche Auftritte, solche Worte des Kaisers auf die Armee wirkten. Die Soldaten wurden nicht müde, davon zu reden, sie befeuerten sich daran zum Wetteifer und zur höchsten Hingebung. Die ganze Compagnie sah denjenigen mit einer Art von Ehrfurcht, mit einer bewundernden Hochachtung an, von dem es hieß, der Kaiser habe mit ihm gesprochen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les Méandres. — Erzählungen und Novellen. (Wir hatten kürzlich die Skizze: „das Schmuggel-System der Kontinental-Sperre" daraus entlehnt.) Von Leon Gozlan. 2 Bde. 15 Fr.

Recettes politiques. — Von Dumesnil. 5 Fr.

Episodes Vendéens. — Von A. C. D. 7½ Fr.

Histoire de la Confédération Suisse. — Nach Johannes v. Müller, Glentz-Blezheim und Hottinger. Erster Bd. 7 Fr.

Du système pénitentiaire américain en 1836. — Von Dr. Julius. (Wahrscheinlich eine Uebersetzung des erst ganz kürzlich erschienenen Sendschreibens an Herrn W. Crawford.) Rennes.

Traité de l'action publique etc. — Von Mangin. 2 Bde. 18 Fr.

La croix de pierre. — Von Mardelle. 4 Bdchen. 12 Fr.

L'amour et la faim. — Von Perrin. 2 Bde. 15 Fr.

Le sorcier. — Von Balzac. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Spohr in Marseille. Auf dem großen Theater in Mar-seille, das außerdem auch noch eine kleinere Bühne für Vaudevilles und Melodramen besitzt, ist am 10. März die Oper „Faust", von Spohr, zum ersten Male gegeben worden, und darauf thun sich die Marseiller nicht wenig zu gut. Denn die größeren Französischen Provinzial-Städte setzen jetzt einen Stolz darein, hin und wieder auch einmal ein Stück zu geben, das noch nicht die Approbation von Paris, der anmaßlichen Alleinherrscherin, erhalten hat. Um so glänzender ist aber der Triumph, wenn es eine große Oper wie diesmal der Spohr'sche Faust ist, der in Marseille zuerst das Französische Bürgerrecht erhalten hat. Den Text hat Herr Cleriseau in Gemeinschaft mit einem Mitgliede des Marseiller Orchesters, Herrn de Groot, bearbeitet, welcher Letztere namentlich das Verdienst in Anspruch nimmt, einige Dialoge aus Goethe's Faust übersetzt und auf geschickte Weise zwischen die Gesangstücke eingefügt zu haben. Die Vorstellung, bei der übrigens auch zwei Deutsche Vir-tuosen, Herr Ernst, den Marseiller Blätter einen Deutschen Paganini nennen, und der Waldhornist Herr Lewy aus Wien, thätig waren, hatte sich einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen. Herr Hébert gab den Faust und Herr Potet den Mephistopheles. Beide sollen treffliche Sänger seyn und sich über die Auffassung ihrer Rollen mit Deutschen Kunst-freunden sorgfältig berathen haben.

— Siamesischer Kurialstyl. Der König Laka von Siam ward einmal durch das Geschrei eines Esels aus dem Schlafe geweckt und da-durch gegen einen Feind gewarnt, der eben über ihn herfallen wollte. Zum Dank für diese Rettung befahl der Beherrscher der Gläubigen, daß von jetzt ab der Esel ein geheiligtes Thier und sein Name eine besondere Aus-zeichnung auch für Menschen seyn solle. Als nun bald darauf ein Ge-sandter aus China an den Siamesischen Hof kam, ward er von dem Okya-Wang folgendermaßen angekündigt: „Großmächtiger Laka, Beher-scher der Gläubigen und des Universums, König der weißen Elephanten, Bewahrer des heiligen Zahnes! Ein ungeheurer Esel ist aus China angekommen und wünscht vor das Antlitz Deiner Erhabenheit zu treten."

(London and Paris Observer.)

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 38. Berlin, Mittwoch den 29. März 1837.

China.

Justiz und Polizei im Chinesischen Reiche.
Nach der brieflichen Mittheilung des Französischen Missionairs Hrn. Bobet.

Schon lange bin ich Ihnen eine Antwort schuldig, doch habe ich Grund, zu hoffen, daß die Ausführlichkeit dieses Briefes Sie einigermaßen zufriedenstellen werde. Wenn ich Ihnen von den Plackereien, die man in China zu erdulden hat, erzähle, so glaube ich, für den Augenblick Ihre Fragen zu beantworten. Wer nur die Gesetze eines Landes kennt, der weiß noch nicht, wie es dort hergeht; höchstens weiß er, wie es dort hergehen sollte. Ohne Zweifel werden Sie in meinem Schreiben Ordnung und Methode vermissen; ich kann Ihnen indessen Alles nur so berichten, wie es mein Gedächtniß mir zurückruft. Dafür erzähle ich aber auch nichts, was ich nicht als Augenzeuge verbürgen kann; und bei einer Erzählung unzusammenhängender Thatsachen ist ja wenig daran gelegen, was zuerst kommt und was zuletzt.

Man kann sich im Auslande nur einen schwachen Begriff von allen den Bedrückungen machen, die in China an der Tages-Ordnung sind. Wer angeklagt ist, der wird auch verurtheilt, und immer ist das Geld der Verbrecher; denn die Person gilt selbst dem Mandarinen öfter für schuldlos. Hat der Arme niemals Recht, so hat der Reiche immer Unrecht. Der Erstere empfängt ein Dutzend Bambushiebe; der Andere bezahlt den Richterspruch und giebt mehr, als die Hiebe werth sind.

Ist ein Dieb einmal gefangen und bestraft, so kann er, nachdem er wieder in Freiheit gesetzt worden, kein Unterkommen mehr finden, und er muß in der Regel auswandern. Aber wehe dem, der Jemanden als Dieb anklagt, besonders, wenn der Kläger Vermögen besitzt! Der Dieb behauptet dann oft, sein Ankläger sey der Hehler; und dann kommt Letzterer in die peinlichste Verlegenheit: nur seine Piaster können ihn retten. Mag aber ein Dieb denuncirt seyn oder nicht, immer wird er, sobald man sich einmal seiner bemächtigt hat, zu einer wahren Fundgrube, welche die Schergen der Justiz nach Herzenslust ausbeuten. Sie schreiben eine Anzahl Individuen auf, die der Dieb angegeben hat oder haben soll; diese Personen gelten dann für Mitschuldige, und das einzige Mittel, wodurch sie ihre Unschuld darthun können, ist Geld und nichts als Geld. Kein Wunder also, wenn die Bewohner eines kleinen Ortes lieber von einem einzelnen Diebe sich bestehlen lassen, als bei der Polizei Zuflucht suchen. Aber wehe dem Diebe, wenn man ihn bei nächtlicher Weile auf der That ertappt! In solchem Falle schafft das Volk sich selbst Recht. Ich kenne ein Dorf, dessen Bewohner schon lange Zeit einem Diebe auf der Spur waren; die Leute, die ihm auflauerten, hatten sich das Gesicht gefärbt, um nicht erkannt zu werden. Der Dieb, dem nichts Arges ahnte, stellte sich zur Nachtzeit ein, wie gewöhnlich. Man packte ihn, band ihn an einen Baum und bohrte ihm vermittelst eines spitzen Stäbchens beide Augen aus. Da der arme Teufel von jetzt an nicht mehr stehlen konnte, so war er genöthigt, um Almosen zu betteln.

Was ich hier von den Hieben sage, das gilt in gewisser Beziehung auch von den galanten Frauen. Ich sage Frauen; denn feile Dirnen werden nicht toleirt, oder man findet sie höchstens in Gasthäusern an der Landstraße und in der Nachbarschaft großer Städte. Dagegen fehlt es nicht an Ehemännern, die großmüthig genug sind, die Reize ihrer theuren Hälfte mit Anderen zu theilen. Ich spreche hier von der niederen Klasse. Eine solche Frau hat es recht gut, wenn sie ihrem Manne bei seiner Heimkehr zu einem Fläschchen Arak oder zu einer Spielpartie das nöthige Geld liefern kann; aber wehe der armen Frau, wenn ihr Mann übelgelaunt nach Hause kömmt und sie ihm nichts geben kann! Er schilt und mißhandelt sie, und manche Frau macht bei solcher Gelegenheit ihrem gequälten Daseyn ein freiwilliges Ende. Alsdann lassen sich's die Aeltern angelegen seyn, den Tod ihrer Tochter zu rächen. Sie hüten sich, den Mann zu belangen — das wäre ein vergebliches Bemühen; denn er hat nichts. Aber bald erscheint eine lange Liste von Personen, die wirklich oder angeblich, in älterer oder neuerer Zeit von der Hingeschiedenen begünstigt worden. Es versteht sich von selbst, daß man nur Personen, welche bezahlen können, in diese Liste aufnimmt. Der bungrige Scherge verwaltet sein Amt, daß es eine Freude ist. Hat man die Summe eingetrieben, so bekömmt der Mandarin des Ortes seinen Antheil; die Bütel vergessen ihr Quantum nicht, und das Uebrige kommt von Rechtswegen den Aeltern und dem Wittwer zu. Nach erfolgter Austheilung hat die Beerdigung keine Schwierigkeit mehr. Die Verstorbene wird von beiden Seiten beweint. Bezahlte und Bezahler seufzen.

Es fehlt aber auch nicht an Frauen, die alljährlich, besonders im 11ten oder 12ten Monat, den Gerichtsdienern zu Hülfe kommen und mit ihnen gemeinschaftlich ein Namens-Verzeichniß anfertigen. Die Meisten der aufgeschriebenen Personen wissen nicht einmal, ob eine Frau dieses Namens existirt; allein was liegt daran? die Lösung des Knotens ist — Geld. Manche Mutter findet auf der Liste den Namen ihres Sohnes und manche Frau den ihres Mannes, ohne daß der häusliche Friede dadurch gestört würde.

Mit den Spielern hat es ebenfalls eine ähnliche Bewandtniß. Diese Leute spielen in dulci jubilo fort. Gebricht es ihnen einmal am Gelde, so fallen sie leicht in die Krallen der Gerichtsdiener; aber selbst der eingekerkerte Spieler kommt leicht wieder in Freiheit, sobald er angiebt, daß Dieser und Jener mit ihm gespielt oder wenigstens sein Haus dazu hergegeben habe. Nun wird gleichfalls eine Liste entworfen, und es finden ähnliche Erpressungen wie bei den Dieben und galanten Frauen statt. Solchen Plackereien ist jedoch nur das niedere Volk ausgesetzt. Man hütet sich sehr, einen Mächtigeren zu chikaniren; man könnte ihn zwar dahin bringen, daß er mit Geld herausrückte, aber nicht ungestraft. Die Schergen würden mit einer Pension von Stockprügeln ihre Stelle verlieren.

Die Quelle des Uebels aber liegt darin, daß man nicht daran denkt, einander gegenseitig auszubeißen. Jeder sorgt nur für sich. Der Reiche hängt zu sehr an seinen Piastern, als daß er sich voran stellen und den Schlag pariren möchte; der Arme wird nicht gehört; die Gelehrten aber sind selbst dabei interessirt, denn gewöhnlich erhalten auch sie bei solchen Gelegenheiten ihr Douceur.

Ein Dank in nüchternen Worten, und wär' er von dem schmeichelhaftesten Komplimente begleitet, hat in China keine praktische Geltung. Zur Beleuchtung dessen will ich Ihnen einen Zug mittheilen, der die Chinesischen Sitten sehr wohl charakterisirt. Die Frau des Hauses, in welchem ich mich aufhielt, feierte nach dem Landes-Gebrauch ihr 70stes Lebensjahr. Dies veranlaßte ein großes Gelag; denn die nur einigermaßen wohlhabenden Chinesen begehen ihr dreißigstes, vierzigstes, funfzigstes Jahr u. s. w. mit großer Festlichkeit. Die Musikanten spielten, so gut es gehen wollte; die Aeltesten des Dorfes, die zum Gastmahl gebeten waren, aßen mit vielem Appetit; und ich selbst ließ es mir auf meinem Zimmer wohl schmecken. Da erschien mit einem male der Bediente des Gelehrten, welcher der guten Alten vor wenigen Tagen ein lästiger Schutzherr gewesen war. Man hatte ihm keineswegs mit leeren Worten seinen Dank bezeugt; aber der wunderliche Mann wollte, wie es schien, seiner geleisteten Dienste noch länger gedacht wissen. Es war doch unverzeihlich, daß man ihn bei dem herrlichen Festmahl übergangen hatte! Um diesen Fehlgriff wieder gut zu machen, schickte ihm die Matrone ein gebratenes Zicklein, eine Flasche Arak, eine Quantität Zucker, einen Schinken, zwei fette Kapaunen u. s. w. Ich bewunderte die Einfalt dieser Leute, die sich eines Vermittlers bedienten, der theurer bezahlt werden mußte, als der Mandarin selber; und doch giebt es, bei Lichte besehen, kein anderes Mittel, um aus der Verlegenheit zu kommen. Immer ist eine dritte Person oder vielmehr ein dritter Spitzbube zwischen zwei Dieben nothwendig.

Man glaube jedoch darum nicht, daß der Mandarin des Ortes immer ein reicher Mann sey; er scheint vielmehr nur das Geld zu empfangen, um es an größere Diebe, als er selbst ist, wieder abzutreten. Zu meiner Zeit ging das Gerücht, als hätte der erste Mandarin dem zweiten für tausend Piaster monatlich die Zusicherung gegeben, daß er in keine polizeiliche Angelegenheit des Letzteren sich mengen wolle. Ich habe einen Mandarin vom zweiten Range gekannt, dessen Verlassenschaft nicht einmal hinreichte, um die Kosten eines Sarges zu bestreiten. Als im Jahre 1832 der Vice-König von Fukian, wegen der auf der Insel Formosa ausgebrochenen Empörung, durch Hinhoa nach Schaoschien reiste, kam der zweite Mandarin wegen der Bewirthung seines vornehmen Gastes in große Verlegenheit. Doch benahm er sich dabei auf eine sehr ehrenvolle Weise. Er gab ein Diner, zu dem er sieben oder acht Personen einlud. Jeder der Gäste bemerkte seine Verlegenheit, und Alle halfen ihm mit Geld aus: der Eine gab 600, der Andere 1000 Piaster u. s. w. Das Diner ist aber noch nicht die bedeutendste Ausgabe; der Mandarin muß den Vice-König bis an die Gränze seines Distriktes begleiten und ihm — so will es die Etikette — zum Abschiede das Tabacks-Geld für seine Reise geben. Dieser Tabak ist aber sehr theuer; und es wäre ein gar böses Omen für den Mandarin, wenn er dem Vice-König dieses Geschenk vorenthielte. Zum Vortheil Beider kehrt der Letztere nicht auf dem Wege zurück, auf dem er gekommen ist.

In China umgeht jede Behörde das Gesetz, je nachdem es in ihrem

Interesse liegt. Ein Kriegs-Mandarin hat fast nie die gesetzmäßige Anzahl Soldaten, wogegen ein bürgerlicher Mandarin zuweilen das Doppelte der vorgeschriebenen Zahl hat. Jeder von Beiden handelt in seinem Interesse. Je weniger Leute der Kriegs-Mandarin zu besolden braucht, desto größer ist sein eigener Antheil; denn er nimmt so viel Geld in Empfang, als zur Besoldung eines vollständigen Corps nöthig ist. Der Civil-Mandarin dagegen vermehrt den zufälligen Theil seines Einkommens in dem Maße, als er seine Bewaffneten vermehrt; denn Jeder, der freiwillig Soldat oder Scherge wird, muß Etwas bezahlen. Der Soldat bezahlt ein für alle Mal und bekommt dafür täglich seinen Reis und seine Besoldung; das Amt des Schergen aber bringt an und für sich nichts ein, und dieser muß daher auf Erpressungen spekuliren. Ich spreche hier nicht von den Schergen honoris causa; denn jeder etwas begüterte Chinese wirbt um einen Titel oder Namen, sey es nun in der Gilde der Häscher, oder bei dem Militair, um nur bei dieser oder jener Gelegenheit besser aus dem Gedränge zu kommen. Die Reichen streben höher hinauf; ihr Geld erwirbt ihnen, ohne vorgängige Prüfung, den Rang von Mandarinen erster Klasse. Wer Soldat werden will, muß nicht weniger als 70 Piaster entrichten; eben so ist es mit den Schergen zweiter Klasse. Die von der ersten bezahlen wenigstens 200 Piaster, ungerechnet ein gutes Diner, welches man der Gilde an Tage seiner Aufnahme zu geben hat. Dessenungeachtet figuriren die überzähligen Schergen niemals in der offiziellen Liste. Dem Kriegs-Mandarinen wird es an einem Parade-Tage nicht schwer, sein Regiment zu komplettiren; für zehn Sapek auf den Kopf bekömmt er so viele Lückenbüßer, als er will.

Die Schergen sind die eigentlichen Polizei-Soldaten, denen es auch obliegt, die Steuern einzutreiben. Ihre gesetzmäßige Zahl ist jedoch nicht sehr bedeutend, und oft haben sie die Beihülfe Anderer nöthig. Es giebt in der That keinen Schergen, dem nicht zwanzig oder dreißig Helfershelfer zu Gebote ständen, die keinen anderen Sold bekommen, als einen mäßigen Theil dessen, was sie stehlen. Wie hungrige Thiere sieht man diese Emissaire vom frühen Morgen an sich herumtreiben und Beute suchen. Stoßen sie auf einen Leichnam, so ist ihre Freude unsäglich groß; denn sie berechnen dann schon, wie viel diese Entdeckung Jedem eintragen werde. Ob das Individuum vor Hunger oder vor Kälte umgekommen sey, macht ihnen wenig Sorge, und am wenigsten kümmert sie der Mörder, vorausgesetzt, daß man Spuren äußerer Gewalt bemerkte. Ein Mörder hat fast immer Zeit genug, sich aus dem Staube zu machen und Alles mitzunehmen, was er Kostbares besitzt. Es ist verboten, einen Leichnam, der irgendwo sich findet, auch nur von der Stelle zu rücken; er muß liegen bleiben, bis es dem Mandarin gefällt, ihn zu besichtigen. Dieser läßt zuweilen acht Tage auf sich warten, je nachdem sein Wohnort mehr oder weniger entfernt ist. Unterdeß befinden sich alle Bewohner des Dorfes oder Fleckens in der peinlichsten Lage. Einige wenden sich an ihren Vermittler, Andere bezahlen im Voraus einen Schergen, damit ihr Name nicht eingeschrieben werde (diese Letzteren müssen gewöhnlich zweimal bezahlen); noch Andere, denen weder Geld, noch ein Vermittler zu Gebote steht, suchen ihr Heil in der Flucht. Endlich erscheint der Mandarin mit seinem würdigen Anhang. Der Kadaver ist bereits in Fäulniß übergegangen. Ein Schnupftuch an seine stumpfe Nase haltend, tastet der gestrenge Herr mit einem silbernen Stäbchen auf dem todten Körper herum. Wird das Stäbchen ein wenig schwarz, so urtheilt er, daß Vergiftung die Ursache des Todes sey; behält es seine natürliche Farbe, so ist die Person auf andere Weise ums Leben gekommen. Jedenfalls sind alle Familien, die bis zur Entfernung einer kleinen Meile von dem Orte wohnen, wo man den Leichnam gefunden hat, für den Tod dieses Individuums verantwortlich, und jede bezahlt ihr Quantum.

Einer von meinen Chinesischen Christen, ein armer Familienvater, besaß einen einzigen Fruchtbaum. Er wünschte, ihn zu verkaufen; allein man wollte ihm, statt der verlangten vier Piaster, nur zwei geben. Wie empfindlich sollte er es bereuen, daß er den Baum nicht zugeschlagen hatte! Ein paar Tage darauf kam ein junger Mensch auf den Einfall, in einem benachbarten Garten sich zu erhängen. Der Herr des Gartens und die benachbarten Garten-Besitzer wurden, wie sich von selbst versteht, eingezogen; und mein armer Teufel, der nur jenen einzigen Baum hatte, konnte noch Gott danken, daß er mit dreißig Piastern davonkam! Er schwur, obgleich zu spät, daß man ihn nicht mehr so fassen solle, und hieb seinen Baum nieder.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Anekdoten aus Napoleon's Soldatenleben.

(Schluß.)

Ein andermal zogen die Pontoniere von der Garde mit ihren Geräthwagen vor dem Kaiser vorüber. „Halt da an der Front", ruft Napoleon, deutet mit dem Finger auf einen der vordersten Caissons und läßt durch seinen Adjutanten, General Bertrand, der damals noch nicht zum Grand-maréchal du Palais aufgerückt war, einen Offizier hervorrufen. Der Offizier tritt vor den Kaiser und wird gefragt: „Was führen Sie in den Caissons?" — „Sire, Haspen, Nägel, Schrauben, Stricke, Hämmer, Sägen, Zangen, acht- und zwölfzöllige Holzblöcke." — „Ist das Alles? ist weiter nichts drin?" — „Weiter nichts, Sire." — „Und wie viele von den alten Sachen?" Der Offizier giebt Zahl und Maaß von allen Gegenständen an. „Nun wollen wir einmal sehen", sprach Napoleon; er läßt den Caisson ausleeren, die Stücke auseinanderlegen und zählen; es findet sich Alles, wie der Offizier angegeben hat. Um sich zu überzeugen, ob nicht gleichwohl noch etwas drin gelassen ist, steigt der Kaiser selbst aufs Wagenrad, und nachdem er den Kasten leer gefunden, winkt er herabsteigend dem Offizier freundlich mit der Hand: „Es verhält sich Alles richtig; freilich, der Beste kann sich einmal irren; ich wünschte, alle Offiziere wüßten in dem, was sie angeht, so gut Bescheid als Sie." Das ganze Bataillon klatschte vor Freuden in die Hände und rief dem Kaiser ein Vivat über das andere. „Das läßt man gelten", sagten die Pontoniere in ihrer eigenthümlichen, mit seltsamen Redensarten durchwebten Sprache, „der fährt ins Heu! Läßt sich keine Schwänze anbinden, der glatthärige Korporal! Soll's öfter so machen."

Man sieht, wie Napoleon bei solchen Inspectionen sich zum kleinsten Detail herabließ, wie er Alles mit eigenen Augen sehen wollte. Bei den Revuen musterte er die Soldaten Mann für Mann, sah Jedem scharf ins Gesicht, las die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit von den Mienen und richtete seine schnellen Fragen an alle Personen ohne Unterschied.

Während des unseligen Spanischen Feldzuges im Jahre 1808, als der Kaiser sein Hauptquartier in der Nähe von Vocegnillas hatte, ging er in der Dunkelheit ganz allein zwischen den Wachtfeuern hin und her. Aus einer Gruppe von Soldaten hörte er über die ermüdenden Märsche, die Strapazen, die harten Entbehrungen des Feldzuges murren und klagen. Er tritt hinzu: „Nun, was giebts denn hier, man scheint hier nicht recht zufrieden zu seyn." Er nähert sich einem alten Soldaten, der noch barscher und verdrießlicher aussah, als alle andere: „Wie geht es Dir?" Keine Antwort. Napoleon wirft einen forschenden Blick auf ihn und spricht im strengsten Tone: „Hörst Du, ich frage, wie es Euch hier geht?" Der alte Kriegsmann schlägt die Arme über einander, senkt die Augen und schweigt. Da tritt ein Lieutenant hervor, welcher die letzte Frage des Kaisers vernommen hatte, und spricht in einem Tone affektirter Rührung und Begeisterung: „Ach, Sire, wir haben hier nichts zu leben, als die Liebe zum Kaiser." — „Wir dürfen Sie, Herr?" fragte der Kaiser und schreckte den Offizier mit einem zürnenden Blicke zurück. „Birgnac, Eure Majestät." — „Das hab' ich wohl gedacht", sprach der Kaiser, „daß Sie einen Namen auf gut haben", und drehte ihm verächtlich den Rücken. Darauf setzte er seinen Gang durchs Lager fort, ohne seinen Verdruß über die schlecht angebrachte Schmeichelei weiter merken zu lassen.

Selten ging die große wöchentliche Revue im Schloßhofe oder auf dem Carousselplatz zu Paris vorüber, ohne daß der Kaiser Ehrenbezeugungen ausgetheilt, Kreuze und Adelstitel verliehen oder Beförderungen in dem zur Musterung stehenden Regiment vorgenommen hätte. In der Art und Weise, wie Napoleon hierbei zu Werke ging, lag nur immer etwas Großartiges, Ueberraschendes, Erhebendes, das von der größten moralischen Wirkung auf die Soldaten seyn mußte. Der Kaiser besaß ein ganz eigenes Talent, dem gewöhnlichen Vorgang der einfachsten Erzählung eine dramatische Haltung zu geben, und nie bewährte er dies Talent glänzender als bei solchen Auftritten.

Wir erinnern uns einer der letzten Revuen, die er zu Ende des Januar 1814 abhielt. Er stand und ließ seinen Blick über die Schaar der Tapferen streifen, deren Viele nicht ahnten, daß sie heute ihren Kaiser zum letztenmale sahen. Es fällt ihm ein alter Soldat auf, der keine andere Abzeichen trägt, als die eines Sergeanten. Ein Gesicht, das die Sonne in zwanzig Feldzügen zu Erz gebräunt hatte, unter buschigen Augenbrauen zwei große, rollende und blitzende Augen; das martialische Antlitz zur Hälfte von einem ungeheuren Schnurrbart bedeckt. Der Kaiser winkt ihm, vorzutreten und heranzukommen. Bei diesem Wink wird das eiserne Herz des Tapferen, der nie in seinem Leben gezagt, von einer Bewegung ergriffen, die er nicht meistern kann; die Röthe flammt über sein Gesicht. „Dich hab' ich schon irgendwo gesehen", redete ihn Napoleon theilnehmend an, „es ist aber schon lange her. Wie heißest Du?" — „Noël, Eure Majestät." — „Noël? Des Namens kenne ich Mehrere; wo bist Du her?" — „Ein Pariser Kind." — „Ah, nun weiß ich, Du bist mit mir in Italien gewesen, nicht wahr?" — „Ja, Sire, ich war auf der Brücke bei Arcole." — „Richtig, richtig, ich erkenne Dich wieder; Du bist Sergeant geworden, nicht?" — „Sergeant bei Marengo." — „Und seitdem?" — „Seitdem", wiederholte Noël und ließ den Kopf traurig sinken. „seitdem, Sire, weiter nichts." — „Warum hast Du nicht zur Garde gewollt?" — „O, ich wollte wohl, es war mein einziger Wunsch; ich bin bei Austerlitz, bei Wagram, bei allen großen Schlachten mit gewesen." — „Das wundert mich von Dir nicht. Hast Du auf den Listen zur Ehrenlegion gestanden?" — „Jahr für Jahr, Sire." — „Nun darüber müssen wir gleich aufs Reine kommen. Geh wieder auf Deinen Platz."

Der Kaiser wendet sich an den Obersten des Regiments; sie sprechen fünf Minuten lang leise mit einander. Von Zeit zu Zeit werfen sie einen Blick auf Noël, man sieht offenbar, daß von ihm die Rede ist. Der Kaiser erfährt die Wahrheit. Noël ist einer von den unschätzbaren, tapferen, besonnenen und pflichtgetreuen Soldaten, die nie den Gehorsam, den Anstand, die Disziplin gebrochen, ein Soldat nach des Kaisers Herz und Sinn. Bei jeder Gelegenheit hat er sich ausgezeichnet, aber aus Bescheidenheit, aus Mangel an Selbstvertrauen hatte er nicht gewagt, die Beförderung, die ihm längst gebührte, laut zu verlangen; es ist seinen Oberen zur Gewohnheit geworden, ihn zu vergessen. Nicht einmal das Kreuz der Ehrenlegion ist ihm zu Theil geworden. Napoleon erkennt, daß hier eine große Ungerechtigkeit begangen worden ist; er nimmt sich vor, sie vollständig, glänzend wieder gut zu machen. Er ruft den Sergeanten wieder vor. „Nimm das Kreuz, Freund Noël", spricht er zu ihm, „Du hast es längst verdient, Du bist von jeher ein tapferer Soldat gewesen." Mit diesen Worten nimmt der Kaiser sein eigenes Kreuz von der Brust und heftet es an die Uniform des alten Soldaten. Auf ein Zeichen, das der Oberst mit dem Degen giebt, schlagen die Tambours einen Wirbel; die ganze Kolonne steht in tiefem, erwartungsvollem Schweigen. Der Oberst führt den neu ernannten Ritter der Ehrenlegion vor die Front des Regiments und ruft mit lauttönender Stimme: „Im Namen des Kaisers! Ich verkündige Euch, der Sergeant Noël ist zum Unter-Lieutenant in Eurem Regiment ernannt." Die ganze Front präsentirt das

Gewehr, die Trompeter blasen eine Fanfare; Noël weiß nicht, wie ihm geschieht, es ist ihm wie ein Traum. Sein Auge sucht den Kaiser, es drängt ihn, hervorzustürzen und sich ihm zu Füßen zu werfen; aber Napoleon's Antlitz ist ruhig, unbewegt, nicht wie eines Fürsten, der Gnade erweist, sondern wie eines Richters, der Gerechtigkeit vollzieht. — Aufs neue winkt der Kaiser dem Obersten, dieser schwingt den Degen über dem Haupt, die Trommeln wirbeln abermals, und nachdem sie schweigen, erhebt er seine Stimme: „Im Namen des Kaisers! Ich mache Euch bekannt, der Unter-Lieutenant Noël ist zum Lieutenant in Eurem Regiment ernannt." Das war dem alten „Pariser Kinde" wie ein Donnerschlag; seine Kniee wankten, seine Augen, die im Leben nicht geweint, wurden feucht und trübe. Man sah seine hohe Gestalt schwanken, seine Lippen sich stammelnd bewegen, aber er war keines Wortes mächtig. Zum drittenmal wirbelten die Trommeln, und zum drittenmal erhebt der Oberst seine Stimme: „Im Namen des Kaisers! Ich mache Euch bekannt, der Lieutenant Noël ist zum Capitain in Eurem Regimente ernannt."

So lange hatte Napoleon unbeweglich zu Pferde gehalten, jetzt setzte er sich in Bewegung und fuhr, von seinem glänzenden Generalstabe umgeben, mit der Revue fort, als ob nichts geschehen wäre. Einen letzten, ernsten und ruhigen Blick warf er auf den braven Noël, der, von freudigem Schreck und Rührung überwältigt, mit bleichem Antlitz, mit den zitternden Lippen Segenswünsche für den Kaiser stammelnd, in die Arme seines Obersten gesunken war. (Le Siècle.)

Das Schiff der „Solide".

Von Méry.

Ich ging manchmal, wenn ich als Knabe aus dem College kam, am Hafen von Marseille spazieren, um mir die Schiffe anzusehen. Im Jahre 1813 gewährte dieser sonst so belebte Hafen einen traurigen Anblick: der Admiral Hudson Lowe erwartete Napoleon, und seine nach allen Richtungen hin zerstreute Flotte ließ den Kauffahrteischiffen keine Hoffnung, den Hafen bald verlassen zu können; aller Handel stockte zu jener Zeit, überall sah man abgetakelte Fahrzeuge, und auf dem Kai von Marseille herrschte dumpfe Stille und Einsamkeit.

In einer Ecke der Mole, nahe bei der Börse, lag ein großes, traurig aussehendes Schiff vor Anker, das einst auf allen Meeren eine glänzende Rolle gespielt hatte, aber seit den Zeiten der Kontinental-Sperre unthätig an derselben Stelle sich befand und täglich zum Seedienst untauglicher wurde. Es war der „Solide", dieses durch seine Reise um die Welt so berühmte Schiff. Mit aller dem jugendlichen Alter eigenen Neugier hatte ich die wunderbaren Abenteuer dieses kühnen Seglers, die eben in einem drei Bände starken Werke erschienen waren, gelesen; das Schiff war für mich eine zweite „Argo"; mit dem lebhaftesten Interesse war ich ihm auf seinen Reisen gefolgt, hatte in der Phantasie mit ihm das Süd-Meer beschifft und jenen Archipel besucht, wo die jungen Inselbewohnerinnen sich ins Meer geworfen hatten, um ihm entgegenzuschwimmen und an Bord des schönen Schiffes aufgenommen zu werden. Die Odyssee des „Solide" war mir also vollkommen bekannt; aber ich wußte nicht, daß er in dem Hafen von Marseille an derselben Palissade, wo ich fast täglich spazieren ging, vor Anker lag.

Zuweilen besuchte ich ein Kaffeehaus auf der Mole, um dort eine Partie Dame oder Schach zu spielen. Da traf ich denn immer viele alte Seeleute, die durch den Krieg unthätig geworden und sich hier versammelten, um bei einem Glase Rum oder einer Tasse Kaffee ihres jetzigen Mißgeschicks zu vergessen und von früheren besseren Zeiten zu plaudern. Ich verehrte diese alten Marine-Offiziere und hörte ihnen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, wenn sie von ihren vielen Reisen und mannigfachen Abenteuern erzählten. Zu den Stammgästen meines Kaffeehauses gehörte auch der berühmte Capitain Mordeille, jener Korsar, der in früheren Zeiten den Engländern so manchen Schaden zugefügt hatte; ich unterhielt mich außerordentlich gern mit ihm, und er, der in mir den Innigsten und Aufmerksamsten seiner Zuhörer fand, mißbrauchte zuweilen meine unerschütterliche Geduld und erzählte mir oft dasselbe Abenteuer wohl zehn Mal. Er hatte funfzehn Seereisen gemacht und war von jeder glücklich und mit Ruhm bedeckt zurückgekehrt. Das Kreuz der Ehrenlegion, das ihm von Napoleon zur Anerkennung seiner Verdienste verliehen worden, zierte seine Brust, und er war nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung; er mischte sich selten unter die Gruppen der übrigen Seeleute, deren ganze Unterhaltung sich beständig um die Reisen drehte, die sie nach der Levante und dem Kap unternommen hatten.

Eines Tages, als der Capitain Mordeille mir eben, wohl zum zwanzigsten Mal, seine letzte Expedition erzählte, trat ein Mann ein, den ich bis jetzt hier noch nicht gesehen hatte, drückte die Hand des Korsaren, forderte Kaffee und setzte sich dann zu uns. „Guten Tag, Massō", sagte Mordeille, „wie geht es Dir?" — „Nicht gut", erwiederte der Andere, „ich bin krank gewesen und noch nicht ganz wiederhergestellt; ich glaube, ich werde alt."

Als ich den Namen Massō hörte, sah ich den Seemann schärfer an, und sein Gesicht, seine Hände, Bewegung, Stimme und Hautfarbe, ja, sogar seine Kleidungsstücke schienen mir sonderbar und merkwürdig. „Das ist ohne Zweifel irgend eine geschichtlich berühmte Person", sprach ich zu mir selbst, „ich will ihn doch ein wenig ausfragen. Neulich las ich die Reisen des „Solide", sagte ich zu Mordeille, „an Bord dieses Schiffes war ein Capitain, der den Namen des Herrn dort trug." — „Er ist es ja selbst", erwiederte der Korsar. „Ich bin derselbe Massō", sagte der alte Seemann, „der unter dem Capitain Marchand den „Solide" als zweiter Capitain kommandirte."

„Wie! das sind Sie?" rief ich mit der frischen Lebhaftigkeit und dem Feuer eines vierzehnjährigen Knaben, „Sie sind derselbe Capitain Massō, der das Kap Horn umsegelte und die Magellan-Straße passirte?" Massō beantwortete meine ungestümen Fragen durch eine bejahende Kopfbewegung und stopfte ruhig seine Pfeife. „Sie haben die Insel Baux und die Elisäische Landspitze entdeckt?" — „Ja, ja, ich bin es", sagte Massō, „irgend Einer muß es doch gewesen seyn, gleichviel also, ob ich oder ein Anderer." — „Wie", fuhr ich, immer feuriger werdend, fort, „das Alles haben Sie gethan und sitzen hier mit mir an Einem Tische und trinken Kaffee wie ich? O, das ist köstlich! erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Hand drücke." Der Capitain Mordeille war eifersüchtig, als er die Preis-Hymne hörte, die ich jetzt zum Ruhme Massō's anstimmte. Ich hatte mich in meinem Eifer ganz nahe zu meinem neuen Freunde gesetzt; Mordeille rückte mir nach, ergriff meine Hand und sprach: „Was würden Sie erst sagen, wenn ich Ihnen von meiner Einnahme der „Stadt Bévey", dieses mit zwölf Kanonen besetzten Schiffes erzählte; ich kommandirte den „Jean Bart", ein Kähnchen, das ungefähr so groß wie dieser Tisch war, und hatte nur sechs Kanonen auf dem Bug.... Aber so hören Sie mich doch, Sie sehen fortwährend meinen Freund Massō an, — nun stellen Sie sich vor, daß ich mit eingezogenen Segeln ankam ...." — „Capitain", sagte ich mit dem Tone der höchsten Achtung, „Sie haben mir erst gestern Abend, dort auf jener Stelle, von der Eroberung der „Stadt Bévey" erzählt, erlauben Sie mir nun auch, daß ich Herrn Massō bitte, mir Nachricht von dem „Solide" zu geben. Was ist aus Ihrem schönen Schiffe geworden, Capitain Massō?

„Aus dem „Solide"?" erwiederte dieser, „der liegt Ihnen ja vor Augen, sehen Sie ihn nicht dort?" Und durch die Fensterscheiben des Kaffeehauses zeigte er mir das alte Schiff am Ringe des Kai ....

Ich öffnete die Thür, und in zwei Sprüngen war ich am Hafen und berührte mit meinen Händen das Hintertheil des „Solide". Der dort eingegrabene Name des Fahrzeuges war halb verlöscht und mit fliegenden Hanffasern bedeckt. Die vor mir liegende dunkle Masse glich nur noch dem Schatten eines Kriegsschiffes, und dennoch hatte dieses Phantom in meinen Augen eine Würde, die es weit über seine Nachbarn erhob. Die Leiter hing am Steuerbord; ich stieg in die Höhe, setzte mich auf ein Stück der Schiffswinde und vertiefte mich, wie so mancher Reisende auf den Trümmern von Babylon und Persepolis, in melancholische ernste Betrachtungen.

Während ich so auf dem Schiffe saß und im Stillen über die Vergänglichkeit alles Großen und Schönen philosophirte, fiel es mir ein, den Capitain Massō aufzusuchen, um ihn zu bitten, mir auf denselben Brettern, die einst unter den Schritten des unglücklichen Marchand wiederhallten, die Reisen des „Solide" zu erzählen. Ich traf ihn noch im Kaffeehause: mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit gewährte er meine Bitte, begleitete mich auf das Verdeck des Schiffes und setzte sich mir zur Seite.

Der Capitain Massō hatte von seinen Reisen ein sonderbares Aeußeres zurückgebracht; man hätte sagen mögen, daß aus den Physiognomieen aller Völker, die er gesehen, die seinige zusammengesetzt sey: sein kupferfarbener Teint, seine tätowirte Stirn und Backen, sein fast kahler Kopf, sein ruhiger, oft stierer Blick machten ihn, trotz des braunen Ueberrockes, den er trug, einem Kaziken nicht unähnlich; er glich einem alten Wilden in Europäischer Kleidung. Bei seiner Erzählung drückte er sich nur Provenzalisch aus; der Französischen Sprache war er wahrscheinlich gar nicht mächtig; sein Vortrag war langsam und gleichmäßig, zuweilen sogar monoton, die schrecklichsten Scenen seines mannigfaltig bewegten Lebens erzählte er, ohne dabei den Ton zu verändern; die Freude und der Schmerz schlugen in seiner Stimme nur eine und dieselbe Saite an.

Ich hätte seine Odyssee augenblicklich Wort für Wort niederschreiben sollen, um dem Publikum das originellste Werk, das vielleicht jemals verfaßt worden, übergeben zu können. Der Capitain sprach zwar ausdruckslos; aber zuweilen machte er wunderbar malerische Schilderungen: seine Darstellungen waren lebhaft, ungekünstelt und doch so höchst poetisch; er freilich wußte nicht, mit welcher Poesie er die majestätische Einfachheit seiner Erzählung ausschmückte. Er glaubte, ganz gewöhnliche Dinge zu sagen, und sprach von dem Meere, von Stürmen, Kämpfen und fernen Zonen, wie man von den Instrumenten seiner Profession spricht: ohne Enthusiasmus, wie ohne Stolz. Massō war in meinen Augen größer als Homer. — Meine Phantasie entführte mich weit aus dem Hafen von Marseille, ich folgte ihm auf das Atlantische Meer und schiffte mit ihm auf jenem großen von Vasco de Gama entdeckten Seeweg, der von der einen Seite von Amerika, von der anderen von dem Afrikanischen Kontinent begränzt wird. Ich kann meine Gefühle nicht schildern, als ich die Beschreibung jener langen Reise an Bord desselben „Solide" hörte, der damals so voll von Leben und Bewegung war und jetzt, als eine traurige Ruine, von Stillschweigen und Verwüstung umgeben, im Hafen lag.

Capitain Massō berichtete mir anfangs nur, was ich schon wußte, denn ich hatte wohl zehn Mal die Beschreibung von Marchand's Reise gelesen. Als er zu einem gewissen Punkte kam, brach er plötzlich ab. „Ich glaube", sagte ich, „daß das Journal des Capitains in Botany-Bay oder Van-Diemensland aufhört, und auch Sie scheinen jetzt Ihre Erzählung beendigen zu wollen? Haben Sie denn, nachdem Sie Neu-Holland verließen, gar keine Abenteuer mehr gehabt?"

Massō seufzte tief auf, und seine Augen füllten sich mit Thränen, endlich sprach er: „Sie sollen jetzt etwas erfahren, was Ihnen ganz neu seyn wird; aber hören Sie aufmerksam zu." Seine Stimme zitterte, als er diese Worte sprach; er schien mit einer mächtigen, inneren Bewegung zu kämpfen, und es war, als ob eine schreckliche Erinnerung ihn bestürme; ein Schauder überlief mich, als ich ihm näher rückte und er mit gedämpfter Stimme den Faden seiner Erzählung wieder aufnahm:

„Wir waren auf Isle de France angekommen, und der Weg, den wir nun noch bis nach Toulon zurückzulegen hatten, schien uns so kurz,

und leicht, daß wir uns der ungebundensten Freude überließen. Unsere Reise war sehr glücklich gewesen; wir hatten mehrere Inselgruppen entdeckt, an den Küsten China's einen sehr vortheilhaften Handel mit Pelzwerk getrieben, das Gold floß uns von allen Seiten zu, und wir glaubten, ganz Peru an Bord zu haben. In Isle de France wollten wir uns nur verproviantiren und dann weiter segeln. Am Abende forderte mich der Capitain Marchand auf, ihn nach dem Marine-Kaffeehause zu begleiten. Dort angelangt, bat er mich, ihn einen Augenblick zu erwarten, und trat durch die Mittelthür in das Innere des Hauses. Ich setzte mich an ein Tischchen und wartete drei volle Stunden, ohne ungeduldig zu werden; es war Mitternacht, alle Gäste hatten bereits das Hotel verlassen; der Wirth trat zu mir und sah mich mit einem bedeutungsvollen Blick an, als ob er sagen wollte, daß es Zeit sey, sich zu entfernen. Ich wollte keine Indiscretion begehen, bezahlte die Erfrischungen, die ich verzehrt hatte, und begab mich an Bord, um dort die Nacht zuzubringen. Am anderen Morgen um neun Uhr ging ich, meine Pfeife rauchend, auf dem Landungsplatze spazieren, und als ich zufällig nach dem Kaffeehause sah, bemerkte ich, daß der Capitain in einem seltsam verstörten, aufgeregten Zustand eben aus demselben trat. Anfangs glaubte ich, daß unter diesem Geheimniß irgend eine kleine Liebesangelegenheit verborgen wäre, und wollte, um nicht unbescheiden zu erscheinen, des gestrigen Abends gar nicht erwähnen; gleichwohl ging ich auf ihn zu, und er schien erstaunt, mich zu sehen. „Sie haben mich erwartet", sagte er mit bestürzter Miene. „Erwartet!" wiederholte ich lachend, „nein, so viel Geduld hatte ich wahrlich nicht." — „Sie haben sehr Recht gethan ... Wie haben Sie die Nacht zugebracht, lieber Masso?" — „Vortrefflich, ich habe an Bord geschlafen, und Sie, Capitain?" — „Ich? je nun ... auch nicht übel ....." — „Capitain, Capitain", sagte ich lachend, „Sie sind uns bis jetzt mit so vortrefflichem Beispiel vorangegangen, sollten Sie hier weniger streng und die reizenden Kreolinnen gefährlicher seyn, als die jungen Insulanerinnen, denen wir bis jetzt begegneten?" Marchand's Gesicht blieb ernst und traurig, er antwortete mir nicht, und ich fügte sogleich hinzu: „Verzeihen Sie mir, Capitain, ich bin indiskret; vergessen Sie, was ich gesagt habe." Er nahm mich bei der Hand und zog mich geheimnißvoll an einen entlegenen Ort. Als er sah, daß wir allein waren, stand er still, schlug die Arme über einander, und mich fest und scharf ansehend, sagte er: „Rathen Sie, Masso, was ich diese Nacht gemacht habe." — „Irgend einen leichtsinnigen Streich, vermuthlich?" — „Ich habe gespielt." — „Das ist eben kein großes Vergehen." — „Und verloren", sagte Marchand. „Viel?" — „Alles, was ich hatte." — „Das ist ein Unglück." — „Und auch das, was ich nicht hatte." — „Allerdings ein noch größeres Mißgeschick." — „Ich bin tausend Piaster im Spiel schuldig." — „So müssen Sie diese Summe zahlen." — „Ja! aber mit welchem Gelde? Noch diesen Abend muß ich die Schuld tilgen, hören Sie? noch diesen Abend." — „Ich habe 500 Piaster, darf ich sie Ihnen anbieten, Capitain?" — „Mein Verlust beträgt freilich das Doppelte, aber geben Sie mir Ihr Geld, ich werde das Fehlende mit meinen Waaren, die ich an Bord habe, ergänzen, und dann bedarf ich des Geldes, um mein Glück aufs neue zu versuchen. Diese Engländer spielen wie Dummköpfe; es wird mir leicht werden, ihnen heute Abend 100,000 Franken abzugewinnen, und morgen lichten wir die Anker."

„Ich machte keine Einwendung, gab dem Capitain ein Rendezvous vor dem Kaffeehause und verließ ihn dann, um meinen Schatz, die mühseligen Ersparnisse von drei Jahren, zu holen. Während des ganzen Tages sah ich ihn nicht wieder; um neun Uhr Abends schickte er mir einen Matrosen mit einem Billet; ich übergab die versprochene Summe dem Ueberbringer, den ich als den Vertrauten des Capitains kannte: sein Name war Cyprien Delon. Am anderen Morgen war ich schon mit Sonnenaufgang vor dem Kaffeehause und erwartete ungeduldig den Capitain; aber der Tag verging, es ward fünf Uhr Nachmittags, und er erschien nicht. Meine Angst stieg von Stunde zu Stunde, ich wußte nicht mehr, was ich denken sollte; der Befehl, unter Segel zu gehen, war bereits gegeben, und die ganze Schiffsmannschaft schickte sich zur Abfahrt an. — Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, trat der Capitain Marchand aus dem Kaffeehause. Er, den ich nie vor den größten Gefahren erblassen sah, war jetzt todtenbleich und in einem fürchterlich aufgeregten Zustand. Er gab mir ein Zeichen, ihm zu folgen; wir gingen, ohne ein Wort zu sprechen, und verließen uns in die nahen Gebüsche; ich erwartete, daß er reden solle, denn ich wagte nicht, ihn zu befragen. Endlich, als wir an einem einsamen, entlegenen Orte waren, stand er still und sagte mit dumpfer tonloser Stimme: „Ich habe Alles verloren, Masse, Alles; fassen Sie den Sinn dieses großen Wortes: Alles?" — „Ich verstehe Sie, Capitain." — „Nein, Sie verstehen mich nicht, Sie können die ganze Größe meines Verbrechens nicht ermessen. Ich habe die Waaren abladen lassen, das Geld dafür bezogen und es verloren." — „O, mein armer Capitain!" rief ich aus, „was haben Sie gethan?" — „Ich glaube, ich hätte den „Solide" verspielt, wenn es möglich gewesen wäre, ihn auf den grünen Tisch zu bringen." — „Was ist aber nun zu thun, Capitain?" — „Seyn Sie ruhig, Masso, ich habe Alles in Richtigkeit gebracht; Sie werden mit mir zufrieden seyn." — „So haben Sie also noch Hoffnung, die Sache in Ordnung zu bringen?" — „Hoffnung! O, für mich giebt es keine Hoffnung mehr! warum habe ich nicht, wie La Peyreuse, auf der Reise meinen Tod gefunden? Warum bin ich nicht, wie Cook, in Owaihi ermordet worden? Mit dem Senkblei in der Hand bin ich die Magellan-Straße passirt, ohne einen Tau von meinem Schiffe zu verlieren, die Küsten China's und alle Inselgruppen der Süd-See habe ich besucht, den ganzen Indischen Ocean durchsegelt und die Reise um die Welt gemacht, ohne eine Klippe zu finden, und hier muß ich endlich an einem Spieltisch scheitern, muß Alles und, was noch mehr ist, die Ehre verlieren!" Der Capitain hatte seinen Kopf gegen einen Baum gestützt und weinte. — „Glauben Sie, daß es noch irgend ein Mittel giebt, Ihnen zu helfen und Ihr Unglück zu lindern?" fragte ich. — „O ja, lieber Masso ... Nehmen Sie diese drei Briefe; der ist für das Haus Baux in Marseille, der andere für meine Familie, der dritte für Sie bestimmt ... Es sind Instructionen ..." Seine Stimme stockte. „Sie denken also auf Isle-de-France zu bleiben?" sagte ich lebhaft. — „Ja wohl, ich werde hier bleiben", erwiederte er trocken, mit einem Lächeln, das mich schaudern machte. Ich konnte auch die drückende Last seines tiefen Schmerzes nicht ertragen, setzte mich an einen Baum, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte wie ein Kind."

„Plötzlich hörte ich eine starke Detonation; ich hob den Kopf in die Höhe und — fünf Schritte vor mir lag der Capitain Marchand in seinem Blute, den Kopf von einem Pistolenschuß zerschmettert ... Warum soll ich von meiner Verzweiflung sprechen, und wie könnte Worte finden, sie Ihnen zu schildern. Sie können sich wohl vorstellen, was ich gelitten habe, als ich nach Frankreich jenes Schiff zurückführen mußte, auf dem Alles mich an meinen unglücklichen Freund erinnerte, den ich nach allen Theilen der Erde begleitet hatte und nun auf einer einsamen Insel im Indischen Weltmeer beerdigen mußte. Fünf Jahre sind seitdem verflossen, aber hier im Herzen fühle ich noch denselben Schmerz, den ich damals nach jener gräßlichen Begebenheit empfand; der Kummer, den wir vom Meere in die Heimat zurückbringen, ist ewig und unvergänglich."

Der Capitain Masso schwieg mit dem feierlichen Ernst eines Indischen Häuptlings oder eines Arabischen Hirten, der eben eine Erzählung beendet; und ich, der ich den Capitain Marchand so innig geliebt hatte, ich blieb lange Zeit stumm vor Schmerz, unbeweglich, blickte unverwandt auf den Ueberrest einer Leiter, die im Zwischendecke hing.

Bibliographie.

La Politique d'Aristote. — Uebersetzt von St. Hilaire. 2 Bde. — L'art de la rhétorique etc. — Aristoteles Griechisch und mit der Uebersetzung von Mineides Minas. 13 Fr.

Du système pénitentiaire. — Von Aylies. 15 Fr.

Essai sur le régicide. — Von Bonjour. 2 Fr.

La question d'Alger. — Von Desjobert. 6 Fr.

Recherches sur le cacao. — Von Deicher. 5 Fr.

Lettres sur l'Islande. — Von X. Marmier. (Auszüge aus dieser Bücher haben wir bereits früher mitgetheilt.) 7½ Fr.

Le roman des romans. — Von Creuzé de Lesser. 2 Bde. 15 Fr.

Mémoires de Mlle. Sophie Arnoult. — Herausgegeben von Lamothe-Langon. 2 Bde. 15 Fr.

Statistique monumentale. — Von Grille de Beuzelin. 4.

Mannigfaltiges.

— Bulwer's „Zeitgenossen". Von einer Süd-Deutschen Buchhandlung wird ein neues Werk von E. L. Bulwer unter dem Titel „Zeitgenossen" angekündigt, das, nach den Proben zu urtheilen, eine Sammlung von Charakterstudien in der Weise von La Bruyère ist. Die Deutsche Uebersetzung wird, in Folge eines Abkommens, welches die Buchhandlung mit dem Verfasser oder vielleicht auch nur mit dem Englischen Verleger getroffen hat, gleichzeitig mit dem Originale erscheinen, und das wird dieser Uebersetzung unstreitig vor jeder anderen einen großen Vortheil verschaffen, obwohl die Erfahrung gelehrt hat, daß die ersten eilig erschienenen Uebersetzungen in der Regel auch die schlechtesten sind. Wenn jedoch, Süd-Deutschen Blättern zufolge, dieselbe Buchhandlung, auf jenes Abkommen sich berufend, jede andere Uebersetzung ausschließen, d. h. für unrechtmäßig erklären will, so scheint uns hier ein großer Irrthum in Bezug auf dasjenige Prinzip obzuwalten, welches, nach den bisher allgemein geltenden Annahmen, das geistige Eigenthum begründet. Der Englische Autor kann einer Deutschen Buchhandlung wohl sein Englisches Original, nicht aber auch das Recht verkaufen, dieses Original ausschließlich zu übersetzen. Nur die mechanische Vervielfältigung desselben Werkes, wie sie eben durch den bloßen Nachdruck geschieht, nicht aber die geistige Verarbeitung desselben wird durch das Verlagerecht ausgeschlossen. Daß jedoch eine Uebersetzung, und zwar selbst die schlechteste, eine geistige Verarbeitung sey, geht eben schon aus dem Umstande hervor, daß sie entweder gut oder schlecht ist, was nichts Anderes heißt, als daß das ausländische Werk von dem heimischen Geiste mehr oder weniger gut aufgefaßt und wiedergegeben worden. Der Komponist ist in dieser Beziehung allerdings besser daran, als der Schriftsteller. Denn der Erstere, der eine allgemein überall sich gleichbleibende Sprache schreibt, kann sein Werk in verschiedenen Ländern zugleich als Original verkaufen, während der Schriftsteller sein Werk auch dadurch nicht einmal gegen eine zweite Uebersetzung sicherstellen kann, wenn er, wie z. B. Oehlenschläger, seine Dichtungen selber übersetzt. Dieser Autor hat es, obgleich er es sich sehr angelegen seyn ließ, doch nicht verhindern können, daß einige seiner Dänischen Dramen durch Anderen, und zwar gelungener, als er es selbst vermocht, ins Deutsche übersetzt wurden.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 39. Berlin, Freitag den 31. März 1837.

Persien.

Persische Begebenheiten.

Vom Baron J. von Korff.

II. Der Kaimakam, das Lager und das Heer des neuen Schahs.

Der erste Schrecken, den die Nachricht von dem Tode des Schahs verbreitet hatte, verlor sich nach einigen Tagen. Die Perser gewöhnten sich allmälig an die Vorstellung von dem Ableben eines Mannes, dessen Name im Laufe von vierzig Jahren fast dem Namen Allah's gleichgestanden. Muhamed-Mirsa, Sohn des verstorbenen Abbas-Mirsa, früheren Thronfolgers des Persischen Reiches, war, nach dem Tode seines Vaters, von seinem Großvater Feth Ali Schah als Nachfolger erwählt worden. Mit diesem Titel lebte Muhamed-Mirsa in Tabris als Verwalter von ganz Aderbidschan und als Befehlshaber aller regulairer Truppen. Einige Tage nach Eingang der Todes-Nachricht hielt er in seinem Palaste einen Selam (ein Lever). Alle bei seiner Person angestellte Hofbeamte, die Geistlichkeit, die Vorsteher der Kaufmannschaft erschienen, um dem neuen Schah Glück zu wünschen. Der junge Monarch, auf dem Thron sitzend, hielt eine kurze Rede, in welcher er seine tiefe Trauer über das Ableben seines Großvaters aussprach und erklärte, daß er gesonnen sey, sich bald nach Teheran zu begeben, um die Zügel der Regierung zu übernehmen.

Am Abend des nämlichen Tages liefen aus Teheran ziemlich unerfreuliche Berichte ein. Selli-Sultan, einer der ältesten Söhne des verstorbenen Schahs, der in Teheran lebte, erklärte sich nach dem Tode seines Vaters zum Schah und wollte unter keiner Bedingung etwas von dem gesetzmäßigen Thronfolger hören. Zu den vielen Thorheiten, die sich dieser Fürst während seiner kurzen Herrschaft zu Schulden kommen ließ, gehörte auch sein Schreiben an Muhamed-Schah, in welchem er diesen aufforderte, ruhig in Tabris zu bleiben, ihm zugleich alle von seinem verstorbenen Vater ihm ertheilte Würden bestätigte und die Versicherung hinzufügte, daß er, sein Herr und Gebieter, in Erfüllung des Willens seines Vaters, ihn, Muhamed, als seinen gesetzlichen Nachfolger anerkennen werde. Dieses Schreiben und andere Privat-Berichte, denen zufolge Selli-Sultan den Staatsschatz mit vollen Händen vertheilte, um sich Freunde zu machen, beunruhigten Muhamed einigermaßen und veranlaßten ihn, an die Beschleunigung seiner Abreise zu denken. Aber es muß hier bemerkt werden, daß die Perser viel denken, zehnmal mehr sprechen und fast nichts thun. So war es auch hier der Fall, wo doch, in Folge der Umstände, rasch und kräftig gehandelt werden mußte. In Persien ist es unmöglich, das kleinste Geschäft ohne ungeheuren Zeitverlust zu beendigen. Es giebt kein Ereigniß, welches im Stande wäre, den Perser von seinen Gewohnheiten abzuziehen. Kein Gespräch findet ohne drei Pfeifen Taback, eine Tasse Thee und eine Tasse Kaffee statt. Nachdem man sich satt geraucht und getrunken hat, kann man erst, wenn noch Zeit übrig ist, zum Geschäft schreiten.

Wir müssen dem Leser jetzt eine sehr merkwürdige handelnde Person vorführen — den ersten Minister und Rath des neuen Schahs; eine Person, die sich in dieser Eigenschaft schon bei Abbas-Mirsa befand; einen Mann, wichtig wegen seines Einflusses auf die Angelegenheiten von ganz Persien und auf die Handlungen seiner Regenten in ihrem Privatleben; mit einem Wort Mirsa-Abul-Kassim, Kaimakam und Atabey, d. h. Statthalter und Rathgeber.

Man denke sich einen Mann von mittlerem Wuchs, etwas korpulent, mit dunkelbraunen immer blinzelnden Augen, ziemlich großer und breiter Nase, dünnem röthlich-schwarzen Bart, zwei aus der Oberlippe hervorspringenden Zähnen, und man wird einigermaßen wissen, wie der Kaimakam ausgesehen hat. Sein Anzug war immer nachlässig, und seine Art, Speise zu sich zu nehmen, höchst unsauber; nach jeder Mahlzeit konnte man eine ganze Musterkarte von Speisen aller Art sammeln, die auf dem Wege zum Munde auf Bart und Anzug liegen geblieben waren. Es war schwer, in der Schöpfung etwas Widerlicheres zu sehen, als diesen Mann, der im Reiche eine so ausgezeichnete Rolle spielte. Seine Handlungen machten sich immer durch fast unglaubliche Seltsamkeiten bemerkbar; Alles, was in Persien an Vorurtheilen vorhanden war, fand sich in seiner Person vereinigt. Interessant war es, zu hören, wie er sein Essen bestellte. Wenn man ihm ein langes Verzeichniß der Speisen brachte, von denen er auswählen sollte, was ihn am meisten ansprach, nahm er einen Rosenkranz in die Hand und loosete danach vor jedem Gericht; traf er bei den Abtheilungen der Kügelchen auf eine gerade Zahl, so wurde das Gericht, als das gesundeste für den Tag, erwählt; von den Speisen, die auf eine ungerade Zahl fielen, durfte gar nicht die Rede seyn.

Uebrigens war der Kaimakam in der That einer der gescheidtesten Männer in Persien und würde es sogar auch in Europa gewesen seyn. Ehr- und Geldgeiz bildeten freilich die Grundlage seines Charakters; er befriedigte beide im vollsten Sinne des Wortes, indem er sich zum wichtigsten Mann im Staat gemacht hatte, den Willen des Schahs beherrschte und, wie man sagte, eine jährliche Einnahme von 400,000 Dukaten sich schuf. Ganz Persien haßte den Kaimakam als einen bösen und raubsüchtigen Menschen: die Art, wie er sich von allen Seiten bestechen ließ, übertrifft jede Beschreibung; daher sagte man auch, daß seine zwei unter der Oberlippe hervorragenden Zähne alle Einkünfte von Aderbidschan verschlängen. Seine Schlauheit war außerordentlich. Augenzeugen versicherten mir, daß er, nach einer Einladung des Englischen Gesandten, zu einer Unterredung über eine wichtige Angelegenheit, in welche er sich nicht mischen wollte, acht Stunden im Hause des Gesandten zugebracht und jede nähere Berührung des in Rede stehenden Gegenstandes zu vermeiden gewußt hatte. Er begab sich nach 2 Uhr Nachmittags dahin; den Anfang machte, wie gewöhnlich, die Bewirthung; als Alles abgetragen war, bat er den Gesandten um einige süße Limonen und dann um Melonen; nachdem er sich ziemlich lange Zeit gelassen, um diese zu verzehren, stellte er sich sehr unwohl und bat um Erlaubniß, sich ausruhen zu dürfen, indem er versicherte, daß er nach einem halben Stündchen Schlaf bereit seyn würde, zu sprechen, worüber der Gesandte wolle. Bis dahin waren zwei Stunden vergangen. Mit dem Haupt an die Kissen des Sophas gelehnt, blieb der Persische Diplomat in unveränderter Stellung ganze fünf Stunden mit blinzelnden Augen liegen, während der Gesandte mit Ungeduld den Augenblick seines Erwachens erwartete. Endlich geruhte der würdige Magnat, sich zu erheben, und schritt, da er von den Minarets das Geläute zum Abend-Namas (Abendgebet) hörte, zum Waschen, zum Gebet, zu Entschuldigungen gegen seinen Wirth, daß er die Stunde versäumt habe, in welcher er sich zum Schah begeben müsse, und eilte davon. So war der Kaimakam. Sein Name diente als Schreckbild in ganz Persien; er hatte jedoch großen Einfluß auf Muhamed-Schah, der, so zu sagen, ein Werkzeug seines Willens war.

Die Hauptmacht des Schahs, d. h. die regulairen Truppen und die Artillerie unter dem Befehl Emir-Nisam's, befand sich damals in den Umgebungen von Choi. Nachdem Muhamed-Schah beschlossen, sich nach Teheran zu begeben, sandte er Emir-Nisam den Befehl, mit den Truppen nach Tabris zu kommen. Nach einigen Tagen erschien, anstatt der Armee, ein Courier aus Choi, mit der Nachricht, daß nicht ein einziger Soldat sich von der Stelle rühren wolle, bevor man ihm nicht den ihm schuldigen Sold ausgezahlt habe. Manche hatten seit fünf und sechs Jahren keinen erhalten! Diese Nachricht veranlaßte große Verlegenheit; die Kasse des neuen Schahs reichte nicht hin, und doch hörte man allerwärts das Geschrei: „Geld, Geld!" — Es war wirklich kein Geld vorhanden. Die ganze Hoffnung beruhte auf dem unermeßlichen Reichthum des Kaimakams; dieser aber gab kein Zeichen des Lebens und stellte sich arm. Die Lage des Schahs war verzweifelt; es mußte jedoch ein Entschluß gefaßt werden. Das bekannte Persische Inschallah (Gott wird helfen) half auch wirklich aus der Noth. Es ward ein Courier an Emir-Nisam mit der Aufforderung abgefertigt, er solle die Truppen nach Tabris führen und ihnen versprechen, daß sie nach ihrer Ankunft befriedigt werden sollten — wodurch, das wußte freilich Niemand. Inschallah, Gott wird helfen! Obgleich die Perser im Allgemeinen nicht gewohnt sind, ihrer Regierung viel zu trauen, so schien es dieses Mal doch, als ob Allah dem Schah Muhamed hülfreiche Hand leisten wolle: die Truppen kamen und lagerten sich unter den Mauern von Tabris.

Ich lade jetzt meine Leser ein, mich in das Lager der Persischen regulairen Truppen zu begleiten. Schon haben wir den Basar passirt. Zwei Schritte weiter liegt das Haus des Beylerbey von Tabris, Feth Ali Chan, der wahrscheinlich mit einem Becher Rum in der Hand für die Seele des verstorbenen Padischah's betete. Seine Ferraschi lagen vor der Thür mit langen Stöcken und warteten auf den Befehl ihres Herrn, irgend Jemanden mit ihren Stöcken die Fußsohlen zu erwärmen oder anstatt dessen von ihm Geld zu erpressen. Doch da sieht man schon die Stadtmauer; nur noch bei einer kleinen Anhöhe vorbei, wo die Rechtgläubigen oft ihren Namas verrichten, und man ist am Thor. Denjenigen, die nach Tabris reisen, dürfte anzurathen seyn, vorsichtig über die verfallene Brücke zu reiten, die über einen tiefen Graben führt, und ihr Pferd weder mit den Sporen noch mit der Peitsche zu reizen: im entgegengesetzten Fall könnte es ihnen gehen, wie einem

Franzosen. Dieser ritt über die genannte Brücke und wollte seinem Pferde die Schule geben. Das Thier bäumte sich und schlug über das Geländer in den Graben hinunter, so daß man nur noch den Leichnam des Franzosen wiederfand. —! Endlich waren wir außerhalb der Stadt. Noch mußte das dermalige Arsenal mit einem hohen Thurm passirt werden, von welchem man ehebrecherische Frauen herabstürzt. Man erzählt mir einen merkwürdigen Fall. Es war einst zu dieser Strafe eine junge, der Untreue gegen ihren Mann überwiesene Frau verurtheilt werden. Man führte sie auf den Thurm, der sehr hoch ist, und stürzte sie in den Graben. Glücklicherweise hatte die reizende Verbrecherin sich reichlich mit Kleidungsstücken versehen, die eine Art von Fallschirm um sie bildeten; sie hielt sich ziemlich lange in der Luft und beschädigte sich, als sie in den Graben fiel, nur leicht an einem Fuß. Die Persischen Rechtsgelehrten, die hierin den Finger Gottes erblickten, der die Unschuld der jungen Frau bezeugte, erlaubten die Wiederholung der Strafe nicht und befahlen dem Mann, seine Gattin wieder bei sich aufzunehmen.

Nachdem ich mich vom Thurm links gewendet hatte, einige Schritte längs dem Graben und dann durch eine lange breite Straße geritten war, erblickte ich rechts eine große Ebene: weiße Farben, rothe Farben, Getöse, Unordnung, Geschäftigkeit .... es war das Persische Lager! Ich hielt es für meine Pflicht, vor Allem dem Ober-Befehlshaber meine Achtung zu bezeugen. „Wo finde ich Se. Hochgestelltheit Emir-Nisam?" Diese Frage richtete ich an einen seiner Leute. „In seinem Zelt", war die Antwort. Ich begab mich zu ihm. „Salem Aleikum!" — „Aleikum Salem!" riefen wir uns entgegen, als wir uns erblickten. Darauf ging es aus Händedrücken und Schütteln, an Erkundigungen nach dem Zustande unserer Gesundheit u. s. w. „Allah sey gelobt!" das machte den Beschluß dieses langweiligen Vorspiels. Emir-Nisam setzte sich, bot mir einen Platz neben sich an und rief nach Pfeifen. Dann erließ er sich in Beileidsbezeugungen, daß er mich so selten sähe (ich kannte ihn kaum), und berührte darauf, nachdem er mir drei Körbe voll Redensarten aufgebunden hatte, einen unvermeidlichen Gegenstand — Europa, das bei ihm, der mit Ehesrew-Mirza in Petersburg gewesen war, nur durch Rußland repräsentirt ward. Von Europa ist es nicht weit bis nach Engi dünja, nach der „Neuen Welt" oder Amerika, das für einen Morgenländer noch eben so neu ist, als es für uns am Todestage des Kolumbus war. Auf diese Weise begann die Unterhaltung darüber: er sprach Anfangs von der unendlichen Ausdehnung Rußlands von den Ufern des Araxes an bis zur Newa; dann ging er zu allgemeinen Entfernungen über und fragte endlich: „Sagt mir, ich bitte, wie viel Agadschei (Werste) ist es von Tabris bis zur neuen Welt?" Ohne zu zögern, antwortete ich ihm auf gut Glück! „35,000 Agadschei!" — „Und wie viel Menselei (Stationen) hat man bis dahin?" — „Gewiß weiß ich es nicht", erwiederte ich, „glaube aber ungefähr 10,000." Der übrige Theil des Gesprächs bot nichts Interessantes dar, nichts als Wiederholungen, Komplimente von beiden Seiten, die ins Ohr tönen und wie Fliegen durch die Luft ziehen.

Nachdem ich von dem Oberbefehlshaber der Landmacht des neuen „Königs der Könige" Abschied genommen, ward ich für seine Unwissenheit durch den Anblick der morgenländischen in ihrer Pracht so verständigen und im Gebrauch ihrer reichen Farben so geschmackvollen Natur vollkommen entschädigt. Es war Abend geworden, als ich aus dem Zelt Emir-Nisam's trat. Die Sonne, diese Königin des Morgenlandes verbarg sich bereits hinter dem Horizont und tauchte unter in den schwimmenden Umrissen eines nicht hohen, in ferner Bläue dämmernden Gebirges; aber ihre letzten Abschieds-Strahlen erfreuten das Auge, indem sie die Gipfel selber, jenseits Tabris emporsteigender Berge vergoldete oder vielmehr mit einem Feuermeer bedeckte. Die Ruinen Reschidje's, eines von Reschid, Wesir des Schahs Kosan, vor 600 Jahren erbauten Schlosses, auf den Abhängen dieser Berge zerstreut, traten in schärfern Umrissen aus den Massen hervor. Ein Sonnenuntergang in Tabris ist schon an und für sich ein wunderartiges ungewöhnliches Schauspiel. Man denke sich nun aber noch den melancholischen Gesang der Muezzinen hinzu, die von dem Dach einer jeden Moschee die Stunde des Gebetes zu dem Allmächtigen verkünden, diese dem Europäischen Ohr fremdartigen, aber durchaus nicht unharmonischen Töne, die ich dem Wehklagen zu ewigen Qualen verdammter Seelen vergleichen möchte; dazu füge man das Getöse der Musik im Lager, das Wirbeln der Trommeln, das Wiehern der Pferde, das Geschrei der Kameele, der Esel, der Maulesel, der Schildwachen; man stelle sich alles dieses vor, wie es in einem Augenblick Ohr und Auge bestürmt, und man wird unwillkürlich die Unwissenheit, die Komplimente und das Lager der Perser vergessen. Dieses mannigfaltige Bild, dieses Gemisch von Heiligem und Rohem, ja, die Verwirrung der Laute bei dem Anblick des von der Hand des Schöpfers hingeworfenen Riesengemäldes machte auf mich einen unaussprechlichen Eindruck. Ich vertiefte mich so sehr in Hören und Sehen, daß ich lange nicht zu mir kommen und nicht begreifen konnte, was die geschäftigen Ameisen um mich her bedeuteten, wie ich unter sie gerathen war, und was die winzigen weißen Hütten vorstellten, die mich von allen Seiten umringten. Dieses zweite Gemälde, der Anblick des Lagers erschien mir so unbedeutend und ärmlich, daß ich eine gedankenlose Parodie des großartigen Schauspiels vor mir zu sehen glaubte, welches mich so eben entzückt hatte.

Seltsam erscheint ein Persisches Lager dem Auge eines Europäers, der mit dem Begriff von Militair immer den Gedanken an ungewöhnliche Ordnung und Gleichförmigkeit verbindet. Ganz anders ist es bei den Söhnen des Orients: ihre Zelte, von allen möglichen Formen und Größen, rund, viereckig, achteckig, oval, hoch, niedrig, sehr groß, sehr klein, waren in ihrischer Unordnung auf der Ebene ausgebreitet. Esel, Maulthiere und Kameele kauten, an die Zelte gebunden, ihre Portion Saman (Häckfel) oder Gerste, oder sie spazierten zwischen den Zelten umher und verwickelten sich in den Stricken, mit welchen die Zelte an der Erde befestigt, und die dergestalt durch einander gezogen waren, daß sie einem Spinngewebe glichen. Hätte ein Feind das Lager in Nacht überfallen, so wäre Alles in die größte Unordnung gerathen; größte Theil der Soldaten würde sich gegenseitig erdrückt haben, wer sich aus diesem Labyrinth von Stricken und Pfählen nie hätte hinaus finden können.

Der Persische Soldat im Allgemeinen, sowohl der Infanterist der Kavallerist und der Artillerist, hat durchaus kein militairisches sehen. Einen Sarbas (regulairen Infanteristen) zu zeichnen, ist leicht. Ob man vom Kopf oder von den Füßen anfängt, ist vollk men gleich. Der Kopf ist gescheren, mit Ausnahme der Sulf's (schel an den Schläfen) und des Tschuba (Büschel in der Mitte Scheitels), und mit einer Mütze von schwarzem Schaaffell bed Man sieht hieraus, daß sich der Kopf des Soldaten von dem Civil-Beamten und übrigen Bewohner nicht unterscheidet. Eine re Uniform mit breiten Schößen sitzt ihm wie ein Sack auf dem Le und seine niedergeschlagene Miene spricht es deutlich aus, wie wenig ihm gefällt. Breite weiße Pantalons, unten zusammengezogen, sandalenartige, mit Riemen an der halben Wade befestigte Schuhe, währen ihm, da sie seinen Begriffen von Wohlanständigkeit angem sind, einigen Trost. Schärpe und Koppel kreuzen sich über der Br und eine große Flinte scheint durch ihr Gewicht ihn zu Boden drücken. Alles sitzt schief und unordentlich. Seit Erschaffung der W bot noch kein bewaffnet einherschreitender Mensch einen so seltsa und zugleich lächerlichen Anblick dar. Obgleich die Englischen Dienst Sr. Hoheit des Schah's stehenden Offiziere sich bemühen Heer zu formiren und keine God-dam's beim Exerzieren der Sold sparen, so will doch Alles nicht besonders anschlagen. Ich nähe einer Schildwache und war Zeuge eines seltsamen Auftritts. E glücklicher Trommelschläger und zwei oder drei Pfeifer, die den fenstreich zusammen wirken sollten, schlugen und bliesen jeder darauf los, ohne daß an Takt und Harmonie dabei zu denken war. Wache stand unter Gewehr und bot mit ihrer krummen Linie das kommenste Bild der Unordnung dar, das ich jemals gesehen ha Einige hielten das Gewehr in der Hand, Andere kratzten sich den K u. s. w. Ein Englischer Offizier stand zur Seite und kommandirte Persisch. Nach beendigtem Zapfenstreich rief er laut — „Ke Euch!" Da hätte man die Verwirrung sehen sollen: Einige kehrt ganz, Andere halb um, Einige rechts, Andere links, Alles ging d einander; die aus großen und kleinen Trommeln und Pfeifen bestehe Musik lärmte mit aller Macht, und die Wache marschirte in dersel Ordnung ab, mit der sie dagestanden hatte. Ich ritt weiter zur Ar terie hin; sie ist schöner als die Infanterie und muß größeren Nutz bringen. Die Kanonen werden gut unterhalten, die Leute sind im A gemeinen munterer, sollen ihre Beschäftigung lieben und geben Hoffnung für die Zukunft. Indessen erscheint es einem nicht d gewöhnten Auge sehr komisch, einen Artilleristen in solcher Tracht einem Stückputzer in der Hand zu sehen. Ihr Anspann ist dem Ru schen sehr ähnlich, nur ist es etwas gefährlich, weil man zu den Kano nur Hengste gebraucht, woraus bisweilen Unglück entsteht. Das b nal von Tabris unter dem Oberbefehl eines gewissen Mahamed Ch Chan, eines verständigen Mannes, der in England gewesen und s vergebens gereist war, könnte die Artillerie mit guten Laffetten se sehen; aber der große Geiz und die Sorglosigkeit der Regierung l nichts Vollendetes aufkommen, so daß die Räder einiger Kanonen b jetzt noch nicht angestrichen sind. Das Geschütz auf Kameelen könnte wohl als ganz unnütz erklärt werden, sowohl wegen der Unsicherheit des Schießens, als wegen der nicht hinlänglichen Kraft des Geschützes, ohne von der großen Langsamkeit zu sprechen, mit welcher es in einer Schlacht zu benutzen ist. Im Allgemeinen muß man gestehen, daß es schwer, wenn nicht unmöglich seyn möchte, aus Persern gute Soldaten zu machen; eine in ganz Persien einbrünstige außerordentliche Feigheit ist das erste und größte Hinderniß; wenn man dazu Trägheit und Unlust fügt, so läßt es sich schwer denken, daß man eine ordentliche Armee bilden könne. Regulaire Kavallerie giebt es nicht; wie es heißt, beabsichtigt der neue Schah, einige Schwadronen zu errichten, von der Ausführung aber bis zur Ausführung ist es noch lange hin. Was man übrigens auch von der Asiatischen Reiterei erzählen mag, so ist sie am Ende doch auch nicht so furchtbar, als man sie in malerischen Reisebeschreibungen schildert. Nicht ein einziger Reiter läßt sich mit dem Feinde in Handgemenge ein, und nicht ein einziger versteht vom Pferde gehörig zu schießen; wahr ist es, daß der Asiate sein Pferd behandelt wie seine eigene Person; welcher Nutzen liegt aber darin, wenn er nicht so viel Muth hat, auf seinen Gegner loszureiten! Dann ist die Zahl der Reiter, die gute Pferde haben, sehr beschränkt, und der größte Theil derselben hat wegen Armuth die erbärmlichsten Mähren von der Welt. Ein Pferd von Persischer und Arabischer Race ist deshalb noch kein gutes Pferd; es giebt Asiatische Pferde, auf denen Menschen mit Säbeln in der Hand reiten, deren sich wahrlich unsere Wasser- und Leichenführer schämen würden.

Ein Persischer Offizier ist ein sehr belustigendes Wesen. Sein Anzug besteht aus einem bis zum Knie reichenden Ueberrock mit gesticktem Kragen und dicken Epauletts, einem Paar unter den Stiefeln mit Riemen geschlossenen Pantalons und aus einer Mütze, wie sie die Gemeinen haben. Fast nichts von seinem Beruf verstehend, ist er ein großer Freund vom Prahlen und Großthun. In voller Uniform sieht man auf seinem Gesicht, daß er sich für die vornehmste Person auf der Welt halte. Die Englischen Exerziermeister der Soldaten bekümmern sich nicht um deren ökonomische Verhältnisse: wie Besoldung, Verpflegung u. s. w.; diese Pflicht liegt den Persischen Offizieren und Feldherren ob, die es für keine Sünde halten, einen Theil des Geldes, das durch ihre Hände geht, in ihre Tasche zu stecken und die armen Soldaten auf die niedrigste Weise zu bestehlen. Sich zu den aufgeklärten Leuten des Reichs zählend, folgen sie in Allem den Sitten der höhern Stände. Ein besonders charakteristischer Zug dieser nach Europäischer

Bildung strebenden Herren und der erste Schritt zu ihrer Aufklärung ist der Gebrauch weißer Schnupftücher, die gewöhnlich nicht besäumt sind, so daß die Fäden wie Bärte von den Seiten hinunterhängen. Emir-Nisam, als ein großer Stutzer, schwenkte sein Schnupftuch beständig in der Luft umher.

China.

Justiz und Polizei im Chinesischen Reiche.

(Schluß.)

Auf dem platten Lande und im Gebirge macht man keine so große Umstände. Da giebt es keine Schergen im Hinterhalt; man findet einen Todten und begräbt ihn während der Nachtzeit. Eine Frau erhängt sich; man trifft einen Vergleich mit dem Manne, und Alles wird freundschaftlich beigelegt. Aber in den Städten und ihren Umgebungen ist bei einer solchen Katastrophe der Plackereien kein Ende. Es hängt nicht von den Bewohnern des Dorfes ab, das die Sache verschweigen werde; ist der Mann arm, so freut er sich, wenn der Vorfall bekannt wird, ist er reich, so meldet er ihn den Verwandten der Hingeschiedenen. Dann heißt es: wie hat so etwas sich ereignen können? Wie! sie ist ja nicht krank gewesen, u. s. w. Die Furcht vor einigen bösen Zungen wirkt so viel, daß man lieber sein Geld verliert, als den Strick abschneidet. Ich habe die Bewohner eines kleinen Dorfes nach einem ähnlichen Vorfall mit Sack und Pack auswandern und in benachbarten Dörfern ein Asyl suchen sehen. Es ist aber nicht immer nothwendig, daß eine Frau sich aufknüpfe, um ein ganzes Dorf in Alarm zu bringen; wenn ein armes Weib eines natürlichen Todes stirbt, und es gefällt ihrem Manne, den Leichnam aufzuknüpfen, so sind die Konsequenzen von gleicher Art. Ich kenne nur Ein hierher gehörendes Beispiel. Ein Mann haßte seinen Nachbar, weil dieser sehr reich war — es standen ihm nur zwei Rachemittel zu Gebote; er mußte entweder sich selbst erhängen oder seine Frau, die eben das Zeitliche gesegnet hatte. Er entschied sich für das Letztere. Der Reiche untersuchte den Thatbestand nicht — es wäre vergebens gewesen. — Er bot dem Manne der Verstorbenen 400 Piaster; dieser verlangte 1000 Piaster. Jetzt schwur der Reiche, er solle gar nichts bekommen, und wirklich gelang es ihm, seinen neidischen Gegner nicht bloß unentgeltlich vom Leibe zu kriegen, sondern sogar ihn einkerkern zu lassen. Uns Europäern wird es schwer begreiflich, daß man in China sich selbst entleiben könne, um seinem Nachbar Schaden zu thun; und doch bedienen sich die Chinesen gar nicht selten dieses Mittels. Auch gräbt man häufig Leichname wieder aus und legt sie vor die Thür eines Feindes; wer aber einen Leichnam vor seiner Thür liegen hat, der verliert wenigstens die Hälfte seines Vermögens. Man muß sich also hüten, einen Bettler mit barschem Tone fortzuweisen; er kann Einem den Possen spielen, sich aufzuknüpfen, ja, er braucht nur einige Quetschungen vorzuzeigen, die er sich selber beigebracht, und sein Beleidiger kommt in große Verlegenheit.

Das Herz des Reichen muß aber in China wirklich sehr hart seyn, denn mancher Arme geht, um nur Mitleid zu erregen, mit dem Aase einer Katze im Arm, von Haus zu Haus und kaut dabei sehr langsam an dieser ekelhaften Speise. Auf freiem Felde sah ich öfter Bettler, die eine giftige Schlange in einem Körbchen trugen und armen Frauen oder Kindern drohten, das Thier auf sie zu werfen, wenn man ihnen kein Almosen gebe. Das folgende Beispiel wird den Charakter des Reichen und des Armen noch anschaulicher machen. Als ich auf der Insel Koanny verweilte, bat eine mit Aussatz behaftete Frau einen Mann aus ihrem Dorfe um Unterstützung. Dieser weigerte sich, trotz ihrer wiederholten Bitten, wurde aber auch für seinen Geiz bestraft. Die ohnehin schon ausgehungerte und bald entfernte Frau riß in ihrer Wuth einen Theil der bemoosigen Haut ab, welche den größten Theil ihres Körpers bedeckte; das Blut floß und sie starb bald nachher vor der Thür des Reichen. Er hatte ihr einen oder zwei Piaster abgeschlagen und mußte jetzt 120 Piaster bezahlen. Die verstorbene Aussätzige erhielt einen prächtigen Sarg und ein schönes Grabmal obendrein. Außerdem war ein Vergleich mit dem Bruder der Hingeschiedenen vonnöthen. Der Reiche kam noch gut davon, weil keine Schergen und kein Mandarin auf der Insel waren.

Auch die Schergen zerkratzen sich öfter das Gesicht oder bringen sich Quetschungen bei, wenn sie Jemanden zu Leide wollen und auf andere Weise ihm nicht beikommen können. Mit diesen Zeichen äußerer Gewalt erscheinen sie dann vor dem Mandarin, der nicht daran zweifelt, daß sie in der Verwaltung ihres Amtes mißhandelt worden sind. Wenn ein Scherge Steuern eintreibt, so muß er immer noch ein Trinkgeld dazu bekommen. Ist die Steuer oder Auflage bezahlt, so kann man auf einen zweiten Besuch des Schergen rechnen; denn er muß noch einmal das Papier untersuchen, das man als Quittung erhalten hat. Wer dieses Papier verlöre, der liefe Gefahr, ein zweites Mal bezahlen zu müssen, obschon das Duplikat bei dem Mandarin liegt. Ein reicher Chinese in meiner Nachbarschaft empfing einen solchen Besuch. Man hatte das Papier, und Alles war in guter Form, da aber die Schergen einen weiten Weg gemacht hatten, so wollten sie etwas für ihre Mühe. Der Reiche, der gerade bei sehr guter Laune seyn mochte, wollte sich zu nichts verstehen, und so blieb den Spitzbuben von Schergen nur ihr letzter Kunstgriff übrig. Aber dieses Mal wurden sie selbst die Opfer ihrer Schlechtigkeit, denn der Reiche ließ sie durch seine Leute ergreifen und in eine Scheune einsperren. Vermuthlich empfingen hier die Schergen mehr, als sie verlangt hatten, und fühlten sich sehr glücklich, als man sie wieder laufen ließ; aber der reiche Mann, der einen so kühnen Schritt gethan hatte, verlor keine Zeit; er versteckte sich und erwartete so die Wiederkehr seines Sohnes, den er in möglichster Eile nach der Hauptstadt an den zweiten Vice-König abgeschickt hatte. Die Sache kostete ihn zwar 4000 Piaster, allein weder die Mandarinen des Orts noch ihre Schergen konnten Rache an ihm nehmen.

Dann und wann entzweien sich ganze Dörfer und liefern einander blutige Scharmützel; wehe dann der Partei, die den Kürzeren zieht! Ihre Korn- und Saatfelder werden verwüstet, ihre Bäume umgehauen. So lange der Krieg dauert, können die Bewohner des einen Dorfes bei dem anderen kaum vorübergehen, ohne ihre Freiheit mit Geld erkaufen zu müssen. Der Mandarin kommt erst, wenn der Hader ausgetobt hat; er verlangt eine Geldbuße, die der Größe des Dorfes angemessen ist. Diese Summe dient aber nicht etwa zur Entschädigung der Benachtheiligten; der Mandarin macht sich darüber wenig Sorge. Auch ist es einerlei, ob Jemand, der zahlen soll, an der Rauferei Theil genommen hat oder nicht — genug, daß er aus demselben Dorfe ist. Wer ruhig in seinem Bette gelegen hat, während die Gräuel der Verwüstung vor sich gingen, muß eben so viel zahlen, wie derjenige, welcher an der Spitze des plündernden Haufens stand.

Ein anderer Mißbrauch in China besteht darin, daß derjenige, welcher sein Eigenthum verkauft, immer noch ein gewisses Recht auf dasselbe behält. So ist es herkömmlich, daß die Familie des Verkäufers, wenn er stirbt, ohne Vermögen zu hinterlassen, von dem Käufer die Kosten der Beerdigung verlangt. Wenn derjenige, der ein kleines Grundstück gekauft hat, sich genöthigt sieht, es wieder zu verkaufen, so meldet sich alsbald der erste Verkäufer und zwackt ihm noch einige Piaster ab. Will man seinen Wohnort verändern und in einer anderen Gegend sich niederlassen, so muß man dem Dorfe, wo man hinführo zu wohnen gedenkt, eine Auflage entrichten. Man kann weder das Dach seines Hauses erhöhen, noch den Platz der Hausthür verändern oder ein neues Fenster ausbrechen lassen, ohne auf große Hindernisse zu stoßen. Ein getaufter Chinese hatte zur Bestattung seines Bruders und seiner Schwägerin ein Stückchen Land hinter seinem Hause angekauft. Sobald der Verkäufer bemerkte, daß man den Boden aufgrub, protestirte er dagegen, indem er sagte, er habe sein Feld nicht verkauft, damit man es in einen Begräbniß-Platz verwandele. Er steigerte den Preis nachträglich, und erst als er das Geld hatte, konnte man daran gehen, den Boden zu bearbeiten. Zum Unglück aber lud man ihn nicht ein, an der Arbeit Theil zu nehmen; er hatte mehr Recht darauf, als ein Anderer, und mußte deshalb gerade so viel Lohn bekommen, als hätte er den Werkleuten beim Graben thätige Hülfe geleistet. Endlich glaubte man, die Särge ruhig beisetzen zu können — da entstand eine neue Verlegenheit. Die Pforte der beiden Gräber lag der Pforte eines heidnischen Grabes in der Nachbarschaft gerade gegenüber; und das war ein schlimmes Omen. Der heidnische Besitzer drohte, die Sache vor den Mandarin zu bringen; er ließ es nicht an Gründen fehlen, aber sein vornehmster Grund war der, daß die gegenseitige Stellung der beiden Gräber-Pforten ong-tschui erzeugte, was mit anderen Worten heißen sollte, Wind und Regen würden ihm schädlich werden, und er müsse in kurzem an der Schwindsucht sterben. Als er dies gesagt hatte, setzte er sich auf die beiden Särge. Nach vielem Hin- und Herreden, nahm er sieben Piaster Entschädigung an und fürchtete hinführo weder den Wind, noch den Regen mehr.

Alle Händel und Geschäfte werden durch Geld geschlichtet. Plagt Dich dieser oder jener Schurke mit einer ungerechten Forderung, und Du prügelst ihn dafür, so thust Du ihm gerade einen Gefallen, weil er dann noch mehr bekommen kann, als er verlangt hat. Willst Du zum Mandarin gehen, so kostet es Dich zehn Piaster, während Dein Gegner vielleicht nur fünf Piaster verlangt. Jeder Unfug dieser Art läuft freilich dem Chinesischen Gesetze schnurstracks entgegen; er wurzelt aber in der unersättlichen Habgier der Mandarinen. Der Kaiser, ein wahres Götzenbild, sieht nichts mit eigenen Augen und weiß nicht, was unter dem Volke vorgeht; außerdem findet sich Keiner, der einen Mandarin bei dem Vice-König verklagen möchte: ein solcher Schritt wäre gar zu gefährlich. Die Liebe zum Vaterland und zum Wohle des Gemeinwesens hat nur geringe Macht über feile Menschen. Der Egoismus der Einzelnen gereicht Allen zusammen zum Nachtheil. Hinboa ist vielleicht derjenige Ort, wo ein Mandarin das beste Spiel hat. In der Hauptstadt der Provinz kann der Arme in einer Straßenecke sterben; man sammelt bei den benachbarten Hausbesitzern einige Sapeken, um eine Bahre zu kaufen, man schleppt den Leichnam fort, und die Sache ist abgethan. In Hinboa ist nur der Tempel des Confucius die Zuflucht der Armen. Die Armen flüchten sich, besonders zur Winterzeit, in das heilige Gebäude, oder kauern, vor Kälte mit den Zähnen klappernd, in den Vorhallen. Stirbt Einer von ihnen, so verschafft ihm die öffentliche Mildthätigkeit einen Sarg, und man schleppt ihn eilig fort. In anderen Distrikten veranlaßt die Habsucht der Mandarinen manchen Auflauf; alsdann giebt der Mandarin nach, um so mehr, da er, wenn ein Markt durch seine Schuld drei Tage hinter einander geschlossen worden, leicht zu dem rothen Bande gelangen kann, das man anderwärts so lebhaft wünscht und in China so sehr fürchtet. In Hinboa ist man allerdings friedfertiger; doch habe ich selbst hier einen Volks-Aufruhr erlebt, den der Mandarin nur damit beschwichtigen konnte, daß er die Läden, die, wegen eines auf der Straße gefundenen Leichnams, auf seinen Befehl geschlossen worden waren, wieder öffnen ließ.

In Zeiten großer Theurung muß man sehr dringende Geschäfte haben, um eine Reise zu wagen. Wenigstens darf man nicht viel Geld mitnehmen; denn Hunderte von Menschen lauern an der Heerstraße und plündern die Reisenden. Sie begnügen sich übrigens mit der Hälfte dessen, was man bei sich trägt, und sagen zu ihrer Entschuldigung, daß sie keine Räuber von Profession seyen, sondern daß der Hunger sie zwinge, so zu handeln. Das weibliche Geschlecht wird bei solcher Gelegenheit auch nicht geschont; wenn eine reisende Dame Kleinodien bei sich hat, so muß sie mehrere davon zum Opfer bringen.

Nord-Amerika.

Was Nord-Amerika auf die Ausfälle Englischer Reisenden erwiedert.

Bei Gelegenheit der Beurtheilung des bekannten Tocqueville'schen Werkes „De la démocratie en Amérique" äußert sich die North-American Review über die neueren Europäischen Reisenden, welche Amerika besucht und darüber geschrieben haben. Sie zeigt, wie sich das Tocqueville'sche Buch von diesen gewöhnlichen Beschreibungen unterscheide, und wie gerade darin sein hoher Werth liege. Hier macht das Journal nun einen ganz besonderen Ausfall auf die Englischen Reisenden, die, wie man sich allerdings leicht denken kann, in ihren Beschreibungen und Ansichten über Amerika ziemlich parteiisch, einseitig und daher nur zu oft ungerecht sind; ja, es will die Spurrn und Gründe der Antipathie, welche noch immer zwischen den Bewohnern beider Länder existirt, gerade in jenen Mißverständnissen und Parteilichkeiten der Englischen Reisenden erkennen, die ihre heimischen Vorurtheile auch jenseits des Atlantischen Meeres mit hinüber bringen.

„Herr von Tocqueville", sagt die Review, „spricht von dem bitteren Haß der Amerikaner gegen England. Diesen Ausdruck finden wir doch etwas zu stark. Gewiß, jene feindselige Stimmung, welche durch die Kriege zwischen beiden Nationen erregt worden, hat sich mit der Zeit und durch andere lindernde Einflüsse nach und nach gelegt, und zu jenem heftigen Nationalhaß, welcher z. B. die Griechen und Türken, die Irländer und Engländer, die Russen und Polen, die Spanier und Portugiesen seit Jahrhunderten von einander trennt, ist hier auch nicht der geringste Grund vorhanden."

„Gleichwohl kann man nicht leugnen, daß noch immer, wenn auch nicht Haß, doch eine sehr starke Portion Unmuth und Erbitterung von Seiten Amerika's gegen Großbritanien vorherrscht. Diese gereizte Stimmung aber wird fast durch nichts Anderes erzeugt, als durch die kränkenden Schriften einer Menge Englischer Reisenden in Amerika; und durch die rücksichtslose Unterstützung, mit der die geachtetsten literarischen Blätter Englands jederzeit für diese Bücher eifen sind, wird sie nur zu sehr genährt."

„Wenn man aber hier etwa von der eigenthümlichen Reizbarkeit der Amerikaner und dergleichen spricht, so sieht man durchaus falsch. Auch Herr von Tocqueville verfällt in den gewöhnlichen Irrthum der Reisenden, dem Volke des Landes eine solche Reizbarkeit zur Last zu legen, und gerade bei dieser Gelegenheit läßt er jene vortreffliche Gewohnheit fahren, sich unparteiisch, ohne Vorurtheile den äußeren Beobachtungen hinzugeben, und nimmt ohne Weiteres eine von jenen schalen, abgenutzten Phrasen der Touristen an; aber wenigstens deutet er auf den einzigen Umstand hin, welcher dieser Anschuldigung einen Schein von Wahrheit giebt. Gerade bei uns beschäftigt sich nämlich eine viel größere Masse des Volkes mit Lesen, als in irgend einem anderen Lande, wenn es auch freilich nur die obenauf schwimmenden, gerade für einen fast unglaublich billigen Preis zirkulirenden Tages-Erscheinungen sind, die fast von aller Welt verschlungen werden. Man weiß es ja: gerade die skandalöse Klatsch-Kronik jener Reisenden in unserem Lande giebt ihren Werken eine blitzschnelle Verbreitung, ganz nach derselben traurigen Erfahrung, daß die schlechtesten, nichtswürdigsten Blätter, welche ihre Spalten mit nichts als Persönlichkeiten, Klatschereien und allerhand Geschichtchen von lebenden Personen anfüllen, weit und breit die pikantesten und gesuchtesten sind. Darüber, wie über jene Libelle, stürzt fast Alles, was liest, mit Begierde her, und die, welche sich vor dem Buch selbst retten, müssen es doch zur zweiten Hand in den Revuen, Magazinen und den verschiedenen Zeitungen wiederfinden. Daher jene allgemeine weitverbreitete Erbitterung, die durch solche Bücher erregt wird."

„Ein Amerikaner, der in England reist, würde für ein ähnliches Schmähwerk unter zehn kaum einen Leser von jener Klasse finden, welche in Amerika all den Schund der Presse verschlingt. Die Individuen aber, welche in beiden Ländern solche Werke durchlesen, werden gewiß überall ganz gleich davon denken werden. Wenn ein Engländer, welcher einen Amerikaner gastlich aufgenommen, das Vertrauen der Gastfreundschaft schmählich verrathen und Alles, was am geselligen Heerd ohne den geringsten Zwang und Verdacht gethan und gesprochen wurde, in einem Journal groß und breit abgedruckt und vor der ganzen Welt ausposaunt fände, er würde sich wahrhaftig bei einer solchen Gelegenheit ganz eben so geberden, wie ein Amerikaner in einem ähnlichen Fall zu thun pflegt. Oder hat sich etwa der Ton der Englischen Kritik gegen Fürst Pückler-Muskau durch philosophische Gleichgültigkeit und Schonung ausgezeichnet? Hat sie etwa hier die Persönlichkeiten und Klatschereien, mit welchen die Blätter dieses Schriftstellers angefüllt sind, ruhig übersehen?"

„Ja, auch ein Amerikanischer Schriftsteller über England, der sich ein wenig revanchiren und Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, ist dafür nicht wenig angezapft worden. Das furchtbare, lange, und spitze Horn des Bullen (John Bull's) hat sich vierzig Jahre lang in Jonathan's Seite tief eingebohrt, und wenn der arme Dulder unter dieser Pein nur ein wenig muckst, so schreit schon ganz Europa über sein mürrisches, unfreundliches Wesen. Kommt dagegen Bruder Jonathan den anderen Tag in einem unüberlegten Augenblick mit der Absicht, auch nur die geringste Vergeltung auszuüben, so ist die ganze Albemarle-Street in der heftigsten Aufregung."

„Was uns betrifft, so können wir diese unverschämte Zügellosigkeit, auf welcher Seite des Meeres sie sich auch zeigen mag, durchaus nicht billigen, und nimmermehr sind wir im Stande, zu begreifen, wie sich Englische oder Amerikanische Herren und Damen gerade als fremde Reisende, oder vielmehr als Schuldner, die sich durch mannigfache Gastfreundschaft und Gefälligkeiten verpflichtet sind, von all den gewöhnlichen Schranken der guten Erziehung losmachen können, die jeder in seinem Vaterlande von Stadt zu Stadt Reisende mit Ehrfurcht zu achten weiß."

„Doch außer dieser Verletzung des Vertrauens und der undankbaren Vergeltung der Gastfreundschaft, die so sehr zu rügen ist, finden wir bei manchen von diesen Touristen noch etwas weit Aergeres. Es giebt nämlich Leute, welche ganz expreß mit der offenen Absicht die Reise unternehmen, zu Hause einen politischen Effekt zu machen, und die also auf jede Weise Stoff zur Herabsetzung und Verleumdung unseres Landes suchen oder, was bei solcher Absicht ganz dasselbe ist, erfinden. Die Verfasser solcher Bücher haben eigentlich den größten Schaden gethan, sie haben am meisten dazu beigetragen, jene Stimmung hervorzurufen, welche Herr von Tocqueville etwas übertreibend Haß gegen England nennt. War doch unter der Regierung Ludwig's XIV., als der König den ganzen Staat repräsentirte, eine beleidigende Devise auf einer Medaille, die nicht einmal von ganz sicherer Authentizität war, unter den Ursachen des Krieges, mit welchem dieser Monarch Holland heimsuchte."

„Die innerste menschliche Natur war zu allen Zeiten, wie auf beiden Seiten des Atlantischen Meeres, stets dieselbe, und es hieße wahrlich, die Kraft und Wirksamkeit der Englischen Presse verkennen, wenn man behaupten wollte, daß die verschiedenen Führer und Mitarbeiter derselben, sobald es ihnen einfällt, zwischen den beiden Ländern Mißverständniß und Erbitterung zu erregen, auch nur im Geringsten ihr Ziel verfehlen würden."

Bibliographie.

The old world and the new. (Die alte und die neue Welt.) Reisebemerkungen auf einer Tour durch Europa. Von Orville Dewey. 2 Bde. New-York.

Open convents. (Ueber Mönchs- und Nonnen-Klöster, namentlich aber über deren Unzulässigkeit in republikanischen Staaten.) Von T. Dwight. New-York.

Notes on the Wisconsin territory. — Von Lieutenant Albert M. Lee.

American oratory. (Ausgewählte Reden berühmter Amerikaner.) Philadelphia.

History of Texas. (Geschichte von Texas.) Von D. B. Edward.

The works of Benj. Franklin. (Franklin's Werke.) Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von Jared Sparks. Band 1 und 2. — Boston.

Mannigfaltiges.

— Maria Stuart. Zu den interessanten Aktenstücken, die in neuerer Zeit über diese unglückliche Königin publizirt worden sind, kommt nun auch der Briefwechsel, den sie mit ihrem Gesandten Glasern in Paris, während ihrer Gefangenschaft, geführt hat. Es haben sich diese Briefe bisher in einer Privat-Bibliothek in Paris befunden, und die in dieser Hauptstadt erscheinende „Revue rétrospective" hat das Verdienst, sie zuerst an das Licht zu ziehen. Das Journal des Débats hat indessen bereits vor zwei Jahren auf das Vorhandenseyn dieser Korrespondenz aufmerksam gemacht. Die Königin stellt sich auch darin ganz in der Weise dar, wie wir sie bereits kennen, nämlich bald als ein kindisch spielendes, kokettes und putzsüchtiges Wesen, bald aber auch als eine gemüthvolle, Frankreich, ihr zweites Vaterland, mit wahrhafter Schwärmerei liebende und höchst bedauernswerthe Frau, die ihr Unglück mit Fassung und Seelengröße trägt.

— Bulwer und der Verlag der Klassiker. In Bezug auf die in unserem letzten Blatte gegebene Nachricht über Bulwers „Zeitgenossen" wird uns die Berichtigung, daß die unter der Firma „Verlag der Klassiker" seit kurzem etablirte Stuttgarter Buchhandlung das genannte Bulwersche Werk in einer Deutschen Uebersetzung, und zwar mit dem Hinzufügen angekündigt habe, daß der Verfasser sich gegen sie anheischig gemacht, das Englische Original erst in vier Jahren zu publiziren, so daß die Deutsche Buchhandlung allerdings bis dahin gegen jede konkurrirende Uebersetzung geschützt wäre. Nach dem indessen, was wir von Englischen und namentlich von Bulwerschen Honorarn wissen, ist es kaum glaublich, daß ein Deutscher Verleger, der nur auf sein eigenes und nicht auch auf das Englische Publikum angewiesen ist, bei einer solchen Speculation seine Rechnung finden würde. Bulwer müßte in einem solchen Falle um so mehr auf das höchste Honorar bestehen, als er ja riskirte, daß einer seiner Landsleute die Deutsche Ausgabe seines Buches zurück ins Englische übersetzte, bevor er noch das Original selbst publizirt hätte. Ja, eine solche Speculation, besonders von Seiten Englischer Journale, ist um so wahrscheinlicher, wenn die „Zeitgenossen" nach den uns vorliegenden Proben, aus kurzen Charakteristiken à la Labruyère bestehen und daher auch zur Mittheilung von Fragmenten oder einer pikanten Auswahl vollkommen geeignet sind. Nach allem diesen möchte man daher das angekündigte Werk viel eher für einen neuen „Waladmor" halten, den Wilibald Alexis bekanntlich dem Walter Scott mit solchem Glücke nachgebildet hat, daß er wenigstens in Deutschland eine Zeit lang für das Werk des Schottischen Unbekannten wirklich angesehen wurde.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 40. Berlin, Montag den 3. April 1837.

England.

Graf Essex und Sir Walter Raleigh, von Rob. Southey.

Die unter dem Namen „Cabinet-Cyclopaedia" erscheinende Sammlung werthvoller neuer Werke bringt jetzt eine Reihe von Biographieen Englischer Admirale, mit einer übersichtlichen Geschichte der Englischen Marine zur Einleitung, aus der Feder des gekrönten Dichters Robert Southey.*) Der unerhörte Beifall, womit das Leben Nelson's, von demselben Verfasser, — in der That die trefflichste Biographie, deren irgend eine Sprache sich rühmen kann, — vom Publikum aufgenommen worden ist, hat die Redakteren der Cyclopaedia wahrscheinlich veranlaßt, sich für diesen Gegenstand an Southey zu wenden. Niemand hat aber auch wohl einen solchen Stoff besser in seiner Gewalt, als er; Niemand vielleicht brächte eine so ausgebreitete Belesenheit und eine so kernige, patriotische Gesinnung zu dieser Arbeit mit. Southey's Lebensbeschreibungen der Britischen Admirale dürften dem Englischen Publikum eine lange und reiche Folge von Unterhaltung und Belehrung gewähren.

Inzwischen scheint doch das Ganze etwas zu weitläuftig angelegt zu seyn. Der vorliegende Band enthält das Leben zweier Männer, Robert Devereux's Grafen Essex und Sir Walter Raleigh's. Die Ereignisse, welche er darstellt, füllen kaum ein halbes Jahrhundert. Wie soll das werden, wenn allen ausgezeichneten Seehelden Englands in den letzten Jahrhunderten gleiche Ehre widerfahren soll? da würden funfzig Bände nicht zureichen. Diesen Fehler hat übrigens das Werk mit allen übrigen Theilen der Cabinet-Cyclopaedia gemein; die ganze Sammlung zeichnet sich dadurch aus, daß auf Raumverhältniß, auf Methode, auf Ziel und Ende so gut wie gar nicht gesehen wird.

Robert Devereux, Graf Essex, war 1567 geboren und starb bekanntlich 1601 eines tragischen Todes auf dem Blutgerüst. Es ist ein auffallender Umstand, daß auch sein Vater und sein Großvater vor ihrem 36sten Jahre gestorben waren; der Vater, erzählt man, rief noch auf dem Sterbebette den jungen Robert zu sich und bat ihn, allezeit an die 36 zu denken. Von der Gemüthsart dieser seiner Vorfahren wissen wir nichts, aber an ihm, an Essex selbst, bewährte sich das Wort der Schrift: der Blutdürstige wird nicht die Hälfte seiner Tage leben. Alles, was er erreichte, verdankte er seiner Stellung in der Gesellschaft und der Gunst Elisabeth's, die, ihrem eigenen besseren Urtheil zum Trotz, sich immer aufs neue durch die anmuthige äußere Persönlichkeit des Günstlings gewinnen ließ. Sein Lebenslauf war wenig rühmlich: von Jugend an sittenlos, gedankenlos, der Verschwendung auf niedrige Weise ergeben und eitel bis zur Albernheit; nicht besser sah es mit seinem übrigen Leben aus. Uebermüthig bauend auf die Königliche Gunst und überzeugt, daß sie ihren Freund nicht im Stich lassen würde, wenn auch Alles ihn verließe, hätte es ihm nicht schwer fallen dürfen, die hohen und wichtigen Aufträge, die ihm zu Theil wurden, muthig und geschickt zu vollziehen. Er hingegen scheiterte schimpflich mit allen oder beinahe mit allen. Er, der charakter- und talentlose verzärtelte Glückspilz, machte sich, wie Alle seines Gleichen, durch frechen Uebermuth unzählige Feinde. Einer von diesen, ein Mann ähnlichen Schlages wie er selbst, war Raleigh, den Essex als Befehlshaber der gegen Cadix ausgeschickten Flotte unversöhnlich beleidigte. Dafür verfolgte Raleigh den Grafen mit grimmigem Haß bis zu seiner Todesstunde und drängte sich, als triumphirender Zeuge, zu seiner Enthauptung im Tower. Es war aber nicht bloß Mangel an Verstand und Fähigkeit, wodurch Essex sich im Dienste seiner Königin verging; er beleidigte sie beständig durch seine abgeschmackte Eitelkeit, seine kindische Reizbarkeit, er ermüdete sie mit unvernünftigen Klagen, er erwies ihr Ungehorsam und Trotz. Zweimal sogar wurde er zum Verräther, ein Umstand, der erst später bei seinem Prozeß und seiner Verurtheilung allgemein bekannt wurde. Als Vice-König von Ireland nämlich stand er in geheimem Vernehmen mit dem Rebellenhaupt Tirone, um sich selbst auf den Thron von England zu schwingen; ob er ihn mit Elisabeth zu theilen oder sie herabzustoßen gedachte, ist nicht ausgemacht. Als er endlich wegen vielfacher, grober Vergehen ins Gefängniß geworfen wurde, hätte er noch immer mit irgend gewöhnlichem Maße von Verstand und Geduld sein Leben retten können; aber er machte es, wie alle verdienstlose Emporkömmlinge: im Glück hochfahrend und trotzig, verlor er bei hereinbrechender Widerwärtigkeit den Kopf und versank in den elendesten Kleinmuth. Man kann nichts Verächtlicheres lesen, als seine noch aufbehaltenen bittenden Briefe an die Königin. Zu seinem Unglück und zum Glücke für das Land, das ihn los wurde, war er auch im Kerker noch nicht der Mann, bei Einem Betragen zu beharren; jedes Lüftchen änderte seine Entschlüsse; er, der eben noch demüthigst um Verzeihung gebeten, verstieg sich auf einmal zu trotzigen und beleidigenden Worten, warf sich dann wieder schmählich in den Staub, kroch, trotzte, drohte, heuchelte und nahm abermals zum Verrathe seine Zuflucht. Von seinem Kerker korrespondirte er mit Päpstlichgesinnten und Puritanern, versprach ihnen, sich ihrer Rechte anzunehmen, und erbat sich dafür ihren Beistand, um alle seine persönlichen Feinde vom Hofe zu entfernen, das hieß mit anderen Worten, die Königin zu vertreiben oder gar zu ermorden. Selbst nach einem solchen Vergehen sträubte sie sich noch aus allen Kräften gegen das Todesurtheil, und hätten nicht sämmtliche Höflinge den Günstling wüthend gehaßt und sich zu seinem Tode verschworen, Essex wäre am Ende noch in Freiheit gesetzt, vielleicht gar wieder zu Gnaden angenommen worden. Die Geschichte von dem Ringe, den er der Königin geschickt und den die Gräfin Nottingham unterschlagen haben soll, ist abgeschmackt ersonnen. Elisabeth war damals 67 Jahr alt, und es war durchaus nicht zu hoffen, sie jetzt noch bei einer weiblichen Schwäche zu fassen. Die Hinrichtung war, nach der vorliegenden Darstellung, gerecht, wie wenige in der Geschichte; der verächtliche Verräther starb, und keine menschliche Seele beweinte ihn, außer seiner Witwe; aber auch diese tröstete sich bald und heirathete — wir lassen Southey reden — „und heirathete den Grafen Clanricarde; in Folge dieser Vermählung bekehrte sie sich zu einer Religion, der zufolge sie glauben mußte, ihr erster Gemahl Sidney, ihr zweiter Essex und ihr Vater Walsingham seyen zu ewigen Höllenqualen verdammt."

Wenn es von Sir Walter Raleigh gleichfalls gilt, daß er seinen Rang an Elisabeth's Hofe mehr dem Glück als dem Verdienst verdankte, so muß man doch in ihm einen fähigeren und kräftigeren Geist und einen standhafteren Charakter anerkennen, als an seinem Feinde Essex. Auch er war ohne Gesinnung und Grundsatz, liederlich, eitel, selbstgefällig in gleichem Grade, der Verstellung in noch höherem Grade fähig als Essex. Er war durch und durch falsch und durch und durch sittenlos. Seine vielen Liebes-Intriguen gereichten der Königin zu großem Verdruß; denn bei all ihrer Gunst für Raleigh konnte sie es nicht leiden, wenn an ihrem Hofe ein anderes Frauenzimmer bewundert wurde als sie. Man erstaunt über die Verwegenheit Raleigh's, mit der er der Königin, in Ausdrücken der demüthigsten Liebesverzweiflung, ewige Treue zuzuschwören, ihr zu schwören wagt, daß er keine außer ihr liebt. Und das that er nicht Einmal, sondern oft!

„Dieses Unterfangen wäre unglaublich", sagt Southey, „wenn uns nicht ein Brief von Raleigh an Cecil aufbehalten wäre, worin er sich selbst in seiner Rolle schildert. Der Brief enthielt Anfangs nur Geschäftsberichte in Beziehung auf Raleigh's Kommando; er war nämlich Hauptmann in der Leibwache der Königin. Dann auf einmal geht er in die übertriebensten phantastischen Schmeicheleien über, die ein Mann von seinem Geiste auszusprechen und eine Königin von Elisabeth's Größe zu empfangen sich gleich sehr hätten schämen sollen. „Mein Herz", schreibt er, „mochte nie zuvor brechen bis auf diesen Tag, da ich höre, daß unsere Königin so weit von hinnen reist, die Königin, der ich so manches Jahr auf manchen Reisen mit großer Liebe und treuer Sehnsucht nachgegangen, wo ich jetzt dahinten bleiben muß, wie in einem wüsten finsteren Kerker in der Einsamkeit. So lange Sie noch in meiner Nähe war, daß ich alle zwei oder drei Tage von ihr hören mochte, da war mein Kummer noch geringer, aber jetzt, da ich Euch schreibe, ist mein Herz ganz und gar in Gram und Elend versunken. Ich, der ich gewohnt war, unsere tapfere Königin zu sehen, hoch zu Roß wie Alexander, jagend wie Diana, einherschreitend wie Venus, und zu schauen, wie ihr die blonden Locken im Wind um die klaren Wangen flatterten, wie einer Waldes-Nymphe, und wie sie im Schatten unter den Bäumen saß, gleich einer Göttin, und wie sie sang, gleich einem Engel, und zur Harfe spielte, gleich einem Orpheus, — denkt Euch meine Schmerzen! Was ist diese Welt, wenn ein Verlust mich aller dieser Lust beraubt! O, du hohe Herrlichkeit, die, sagt man, den Unglücklichen gnädig erscheinen soll, was ist aus Deiner Verheißung geworden? Alle Wunden vernarben, nur die schmerzlich verwundete Phantasie nicht; aller Kummer wird geheilt, nur der Kummer um Weiber nicht. Sagt mir, wann kann sich Freundschaft besser erproben, als im Mißgeschick? Und wo kann die Gnade sich herrlicher zeigen, als bei Vergehungen? — Rächen und Strafen, das ist der Thiere und der Sterblichen Erbtheil; da ist göttliche Huld, wo Mitleid und Verzeihung ist. All die Erinnerung vergangener Jahre, die Liebe, die Seufzer, der

*) Lives of the British Admirals, with an introductory view of the naval history of England. By Robert Southey. London, 1837.

Kummer, das Verlangen, — kann denn das Alles ein Mißgeschick nicht aufwiegen? Kann ein solches Meer von Süßigkeit einen Tropfen Galle nicht verhüllen? Edler Herr, ich mag zum Schluß wohl rufen: Spes et fortuna valete. Die Herrin, auf die ich hoffte und vertraute, ist von hinnen gegangen, und für mich hat sie nicht einen Gedanken des Mitleids, nicht eine Rücksicht auf Alles, was zuvor gewesen ist. Nun könnt Ihr mir thun, was Ihr beliebt. Ich bin des Lebens müde und wünsche meinen Tod mehr, als meine Feinde danach verlangen; und könnte ich für die sterben, um derentwillen ich sterbe, ich wollte mich in Leben und Tod für den glücklichsten Menschen achten. Der Eurige, Namens und Titels nicht würdig. W. R."

Zur nämlichen Zeit aber, wo er diesen Brief schrieb, hatte er eine von Elisabeth's Ehrendamen verführt und stand im Begriff, sich ins Geheim mit ihr zu vermählen.

So wenig sich Raleigh aus Worten ein Gewissen machte, so wenig macht er's aus Thaten... All sein Reichthum war auf die übelste Weise erworben, und auch als Seeheld war er eigentlich nur ein Seeräuber; denn während des tiefsten Friedens zwischen England und Spanien ließ er nicht ab, Spanische Besitzungen und Schiffe zu plündern und zu kapern. Als er mit Vollmacht der Königin als Gouverneur einer Englischen Kolonie nach Virginien ging, betrug er sich dort auf die unredlichste und ungehörigste Weise gegen die armen Indianer, und bei der Hin- und Rückfahrt, so wie bei seinen übrigen Streifzügen, nahm er jede Gelegenheit zu Raub und Plünderung an den Spaniern wahr. Doch that er nicht diesen allein die Ehre an, „sondern", sagt Southey, „durch die Gunst der Königin und unter dem Schirm verkehrter Gesetze gelang es ihm, und er machte sich kein Gewissen daraus, manchen Raub vom Gute der Kirche an sich zu bringen. Als Doktor Caldwell von der Königin zum Bischof von Salisbury ernannt wurde, trennte sie von der Pfründe die reichen Ländereien von Sherburne nebst Park und Schloß und schenkte diese spolia optima des Bisthums ihrem Günstling." Es muß indessen hinzugefügt werden, daß der Bischof selbst mit der Beraubung ganz zufrieden war; seine Einwilligung hierzu war die Bedingung, unter welcher er die Pfründe erhielt, und er hätte wohl noch manches größere Stück fahren lassen, um den Rest zu bekommen.

Die merkwürdigste, abenteuerlichste und zugleich gewissenloseste Unternehmung Raleigh's war die Expedition nach Süd-Amerika, um das fabelhafte Eldorado aufzusuchen. Da dieses sich nicht finden ließ, überfiel die Flotte mitten im Frieden die Spanischen Niederlassungen. Nach den klarsten, unleugbarsten Vorschriften des Völkerrechts hatte Raleigh hierdurch sein Leben verwirkt. Da er überdies wenig oder gar keine Beute nach Hause brachte, so wurde er vom Hofe und vom Volke sehr kalt empfangen. Dem beschloß er nach gewohnter Weise entgegenzutreten mit frechen Lügen und eiserner Stirn. Wir lassen Southey erzählen:

„Raleigh wurde nach seiner Zurückkunft bei Hofe nicht vorgelassen, auch beim Volke fand er nicht Gunst noch Beifallsruf, weil er keine Beute mitgebracht; seine Erzählung von den Reichthümern des Landes, wohin er gefahren, fand keinen Glauben. Er ließ ein Buch ausgehen unter dem prahlenden Titel: „Die Entdeckung des großen, reichen und herrlichen Königreiches Guiana, nebst einem wahrhaftigen Bericht von der großen goldenen Stadt Manoa, so bei den Spaniern Eldorado heißt, auch von den Provinzen Emeria, Aromaja, Amapaja und anderen Landschaften nebst ihren Flüssen; gesehen und beschrieben von Sir Walter Raleigh." In der Vorrede und Dedication nahm er den Mund voll ungeheurer Versprechungen, die aber den nöthigen Kredit weder verdienten, noch fanden; im Gegentheil, die Erfahrung von seiner Reise, die mit lauter Verlust endete, kühlte den Entdeckungseifer und den habsüchtigen Unternehmungsgeist gewaltig ab."

Das ganze Buch von Raleigh war eine große schändliche Lüge. Herr Southey drückt das sehr mild aus; er spricht von den „absichtlichen Uebertreibungen" seines Helden, von seinen „Bemühungen, die Welt zu täuschen", von seiner „geringen Gewissenhaftigkeit"; er giebt ihm Schuld, daß er bei seinen Bestrebungen, eine neue Expedition nach Guiana zu Wege zu bringen, „auf Wahr oder Falsch kein sonderliches Gewicht legte." Man kannte indessen Raleigh's Charakter in ganz England; Jeder wußte, wie verstellt, wie lügenhaft, wie durch und durch liederlich er war; Jeder mißtraute seinen Schauspielerkünsten. Southey sagt: „Weil er nie recht gerade zu Werke ging, traute man ihm auch in wichtigeren Dingen stets eine krumme und betrügerische Politik zu." Es war aber noch viel ärger; man konnte sich wirklich nicht genug vor ihm hüten; er war der abscheulichste, treuloseste Mensch.

Es würde die Leser ermüden, wenn wir bei all den schlechten Künsten und Kniffen dieses Mannes verweilen sollten, den man uns in manchen Büchern, und namentlich auch in Walter Scott's „Kenilworth", als einen tugendhaften, mißhandelten Helden bewundern lehrte. Eilen wir zu seinem Ende. Die große Kunst, sich Feinde zu machen, verstand er noch besser, als Essex; doch glückte es ihm, so lange Elisabeth regierte, den Sturm abzuhalten. König Jakob empfing ihn sehr frostig und entzog ihm das Amt, welches er bei Hofe bekleidete. Um sich zu rächen, ließ Raleigh sich in ein Komplott ein, von dessen Zweck wir nichts Näheres wissen; alle Zeitgenossen und Schriftsteller sind darüber einig, daß es ein verzweifelter Streich war. Man sperrte ihn in den Tower, wo er einige Jahre zuvor mit roher Freude seines Feindes Haupt fallen sehen. Die Untersuchung nahm schnell ihren Lauf, die Beweise galten als überzeugend, und es erfolgte ein Todes-Urtheil. Mehrere seiner Mitschuldigen wurden wirklich enthauptet; ihm selbst ließ der König unverdiente Gnade widerfahren, er blieb als Gefangener im Tower. Seine Güter, und namentlich die Ländereien von Sherburne, wurden eingezogen; dagegen setzte der König der Lady Raleigh ein Geschenk von 8000 Pfund aus, für die damalige Zeit eine sehr große Summe. Ueber zwölf Jahre blieb Raleigh eingesperrt, und dies waren fürwahr die zwölf unschuldigsten Jahre seines Lebens. Seiner Gemahlin und seiner Dienerschaft war es verstattet, ihm Gesellschaft zu leisten.

Es ist bekannt, wie Raleigh nach seiner Freilassung einen letzten, unsinnigen und ungeschickten Plan ausheckte: eine abermalige Expedition nach dem Spanischen Kontinent von Amerika. Ließ sich König Jakob von der Zunge des Abenteurers beschwatzen? es scheint beinahe. Die Expedition scheiterte bekanntlich vollständig. Raleigh verlegte sich auf seine alte Praxis, Seeraub gegen die Spanier zu treiben; aber der König nahm es strenger mit ihm. Zweifach des Todes schuldig, erst wegen versuchten Verraths, dann wegen Bruch des Völkerrechts, wurde Raleigh bei seiner Rückkehr nach England festgenommen und hingerichtet.

Wir nehmen von dem gehaltreichen und wichtigen Buche Southey's freundlich Abschied und empfehlen es nicht bloß künftigen Geschichtschreibern als ein wohl zu nutzendes Hülfsmittel, sondern auch vornehmlich den Lesern, die bei Hume und dem Heer seiner Nachtreter nach etwas nahrhafterer Speise begierig geworden sind.

Bibliographie.

Travels in Crete. — Von Rob. Pashley. 2 Bde. 42 Sh.

Johnsonniana. — Ein Nachtrag zu Boswell's Leben Johnson's. 24 Sh.

Britannia. — Die sittlichen Verhältnisse Britischer Seeleute. Von dem Geistlichen John Harris. 4½ Sh.

Anti-Mammon. — Von zwei Geistlichen. 6½ Sh.

Spanien.

Winter-Vergnügungen in Madrid.*)

Man muß die Spanier in ihrer Häuslichkeit, in ihren Familienkreisen beobachten, wenn man ihre guten Seiten und ihre trefflichen Eigenschaften kennen lernen will. Hier nur geben sie sich selbst. Denn so sehr auch seit zweihundert Jahren die Herrschaft der Inquisition und die Macht der Finsterniß das moralische Gewicht des Staates vernichtet hat, ist doch, wunderbar genug, das Individuum von diesem verderblichen Einflusse frei geblieben. Bei jedem anderen Volke wäre unter solchen Umständen der National-Charakter gewiß völlig ausgeartet; Dumpfheit, Versklavung und Käuflichkeit würden seine Merkmale geworden seyn; aber in Spanien war das Fundament so solide, daß selbst das chevalereske Wesen des Mittelalters noch nicht ganz verwischt ist. Das Einzige, was die Umstände herbeigeführt haben, ist, wenn man sich so ausdrücken darf, eine Art von Getheiltheit in der öffentlichen Moral, eine Getheiltheit, vermöge deren, in Folge eines stillschweigenden Einverständnisses, das Allerschlimmste und das Allerbeste in derselben Person sich neben einander finden kann. So kann z. B. der feile Beamte, der bestechliche Richter, in seinem Hause ein höchst achtungswerther sicherer Mann seyn, dem Ihr Euer Geld ungezählt anvertrauen dürft. Gemeingeist giebt es freilich in Spanien nicht; nach dieser Seite hin ist jede Regung unterdrückt, jedes echt menschliche Gefühl erstorben; wendet Ihr Euch aber nach der anderen Seite, zu dem Gastfreunde, dem Familienvater, so werdet Ihr entzückt seyn über den Adel, die Einfachheit und das Wohlwollen, die Ihr hier antrefft.

Was dem Fremden, der in Madrid ankommt, zunächst in die Augen fällt, ist die Art und Weise, mit der man hier den Ueberbringer eines Empfehlungsschreibens aufnimmt. Die Franzosen gelten im Allgemeinen für sehr höflich, aber gegen die Spanier stehen sie in diesem Punkte doch zurück. Ist man einmal einem Spanier empfohlen, so stehen er und seine Zeit uns völlig zur Verfügung. Zunächst bietet er Euch sein Haus förmlich an, und es giebt in dieser Beziehung eine stehende Formel: La casa está a la disposicion de Usted; was sogar mehr als bloße Formel ist, denn Ihr könnt kommen, wann Ihr wollt, und Ihr werdet immer dieselbe freundliche Aufnahme finden. Und wenn sie auch in ihrer gewöhnlichen Ruhe nicht immer viele Umstände bei Eurer Bewirthung machen, so könnt Ihr doch wenigstens sicher seyn, niemals ungelegen zu erscheinen und niemals als ein Ungelegener behandelt zu werden.

Im Sommer sieht man sich fast nur im Prado; hier stellt man sich vor, und hier stattet man seine Visiten ab. Die Promenade im Prado, die Cigarre und das Gefrorne bilden nebst den Stier-Rennen fast sämmtliche Sommer-Vergnügungen. Im Winter aber ist der Prado kein angenehmer Ort mehr; denn ungeachtet seiner südlichen Breite ist doch die Kälte in Madrid beinahe unerträglich. Die hohe Lage der Stadt — 600 Metres über der Meeresfläche — und die Nähe des Gebirges machen, daß die Kälte hier eine ganz besondere Intensität hat. Man friert in Madrid bei vier Grad weit mehr, als in Paris bei zwölf. Vom Guadarrama her weht ein so scharfer Wind, daß er uns die Brust förmlich durchschneidet, und wenn man sich nicht, besonders so oft man gegen den Wind geht, sorgfältig in seinen Mantel einhüllt und den Mund mit dem über die Schulter geworfenen Ende verdeckt hält, so riskirt man eine Lungen-Entzündung, an der man in wenigen Tagen gestorben seyn kann. Zuweilen freilich kommen auch einige heitere, warme und sonnenhelle Tage, die jene Eis-Temperatur ein wenig unterbrechen; dann glaubt man sich mit einem Mal im Monat Mai, und es ist, als ob die Bäume ausschlagen müßten; alle Welt geht an diesen Tagen aus, und die Leute aus dem Volk legen sich auf offener Straße an den Mauern und auf den Stufen des Trottoirs hin, froh des Lebens, froh ihrer Sonne, dieser unschätzbaren Freundin, dieses köstlichen Schatzes, den keine Revolution ihnen rauben kann. Solche Tage sind jedoch höchst selten, und mit dem Eintritte des Winters macht der sertan unwirthbare Salon des Prados den Abend-Versammlungen, den Tertulias, Platz.

*) Nach dem Journal des Débats.

Eine Tertulia in Madrid ist ungefähr das, was man bei uns eine Soiree zu nennen pflegt; Gesang und Tanz spielen eine Hauptrolle bei diesen Abend-Gesellschaften. Doch geht das Konzert nicht dem Balle voran, sondern Tanz und Musik wechseln bunt durch einander ab. Man tanzt Walzer und Contre-Tänze, wie in Paris; man singt, wie in Paris, Italiänische Arien mit sogenannten chromatischen Tonläufen; man spielt endlich, wie in Paris, Variationen von Herz auf dem Pianoforte. Da jedoch diese Musik dritten oder vierten Ranges etwas weniger gut als in Paris ausgeführt wird, so ist sie natürlich auch noch etwas langweiliger. Erwägt man dabei nun noch, daß die Spanischen Damen, die in ihrer eigenen malerischen Tracht so sehr gewinnen, in Gesellschaft nur die Französischen Moden tragen, deren kleine Kunstgriffe sie keineswegs ganz inne haben, so kann man sich leicht denken, daß eine Tertulia an sich selbst nichts sehr Anziehendes ist. Eine bemerkenswerthe und eben auch nicht annehmliche Eigenheit derselben ist überdies, daß, wie lange die Soiree auch dauern und wie groß die Hitze auch seyn mag, doch nicht einmal ein Trunk frisches Wasser gereicht wird. Solche veraltete Gewohnheiten kommen dem eben angekommenen Pariser allerdings etwas unschmackhaft vor; doch die Spanier kümmern sich darum nicht und amüsiren sich in ihren Tertulias ganz außerordentlich. Ihre Sitten sind in dieser Beziehung noch so einfach, und ihre natürliche Fröhlichkeit ist noch so unverdorben, daß schon der gute Wille, sich zu amüsiren, den sie überall mitbringen, zu ihrer Unterhaltung hinreicht. Um davon ein Beispiel zu geben, will ich Ihnen einen Ball von Personen der mittleren Klasse schildern, dem ich mehrere Mal beigewohnt habe. Man tanzte in einem großen völlig unausgeschmückten Saale; der Fußboden bestand aus Quadern von Ziegelsteinen, die weißgekalkten Wände zeigten sich in ihrer natürlichen Nacktheit, und die Beleuchtung bestand aus einer Art von Kronleuchter mit Talglichten, die ein Bedienter putzte, so oft eine Pause in den Contre-Tänzen eintrat. Die Erfrischungen waren von der oben bemerkten Art, aber bei alledem fand man hier immer eine sehr liebenswürdige und nicht ungewählte Gesellschaft, die von ganzer Seele vergnügt war, und in der sich außer mir gewiß Niemand fand, der sich Zeit genommen hätte, auf die kärgliche Ausstattung des Balles Acht zu geben.

Unabhängig von jenen Tertulias, die gewöhnlich in jedem Hause ein Mal wöchentlich stattfinden, versammelt sich auch noch bei einigen Leuten an jedem Abend ein traulicher Zirkel. Hier muß man sich einführen lassen, wenn man die ganze Liebenswürdigkeit des Spanischen Charakters kennen lernen will. Bei der geringen Abwechselung, die das Leben in Madrid darbietet, ist es kaum begreiflich, wo sieben oder acht befreundete Personen alle Abend den Stoff bernehmen, um die Unterhaltung mit geistreichen Einfällen, spaßhaften Erzählungen und jener ewigen guten Laune zu würzen, die durch nichts verdrängt werden kann. Wir Franzosen könnten von den Spaniern manche Dinge lernen; in der Politik, in der Finanzwissenschaft und in der Administration sollten sie freilich bei uns in die Schule gehen, aber wir würden für die Anleihen, die sie bei uns suchen, reichlich bezahlt seyn, wenn sie uns dafür einige Elemente jener reizenden und sorglosen Fröhlichkeit mittheilten, die uns leider so ganz entfremdet worden sind. Die Höflichkeit ist zwar in ihren Zirkeln etwas abgemessen und mitunter sogar peinlich: das Fragen nach dem gegenseitigen Befinden, das Beglückwünschen u. s. w. dauert sehr lange und wird niemals abgekürzt; ja nach sechs Monaten fragt man sich bei täglichem Umgange doch noch immer so aus, wie am ersten Tage; doch dies abgerechnet, sind die Manieren von einer überaus liebenswürdigen Einfachheit. So ist es unter Anderem Gebrauch, daß die Frauen und jungen Mädchen alle junge Männer ganz kurz bei ihren Vornamen anreden; diese bedienen sich natürlich desselben Vorrechtes, und eine solche Gewohnheit, so gleichgültig sie auch scheint, verbreitet doch über die ganze Gesellschaft ein herzliches und gemüthvolles Wesen, das man anderwärts nicht so leicht wiederfindet.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Matadore der Handelswelt.

Der Handel ist in vielen Stücken dem Kriege ähnlich: wie dieser, hat auch er seine Schlachten und Kämpfe, seine Niederlagen und Siege, seine großen Züge und Manöver, seine Feldherren und Eroberer endlich, die über den engen Raum, in welchem sie sich bewegen, hinausstreben, die es gleich den Cäsaren und Napoleonen des Krieges bedauern, daß es nicht noch neue unentdeckte Welten gebe, die sie erobern könnten. Bei diesen höheren auserwählten Geistern ist der Ehrgeiz eben so sehr eigenthümliches inneres Bedürfniß, als eine großartige kosmopolitische Tugend. Freilich in den rohen Anfängen einer Gesellschaft, die noch der Wiege angehört, unter dem Einfluß einer Civilisation, die nur sehr langsam fortschreitet, da sind allerdings jene gemäßigten Wünsche, jene bescheidenen Hoffnungen, jene genügsame goldene Mittelmäßigkeit, die von den Weisen so sehr gepriesen wird, vollkommen an ihrem Platz. Anders ist es in einer thätigen arbeitsreichen Epoche, wie die unsrige, in einer Zeit des Reichthums und des Fortschrittes, wo sich sämmtliche vorhandene Kräfte und Lebens-Elemente in ihrem vollsten Umfang zu entwickeln streben; wer da, trotz der schönsten Talente und Fähigkeiten, trotz der günstigsten Konjunkturen für den Handel, seinen Bestrebungen gewisse unübersteigliche Schranken setzen will und, wenn er diese erlangt, die Hände in den Schooß legend, sich zu träger Ruhe verurtheilt, der begeht nicht nur an sich und seiner Familie, sondern auch an seinen Mitbürgern eine unverzeihliche Sünde; denn er läßt das schöne Pfund, welches ihm zu seinem und seiner Umgebungen Wohl anvertraut werden, ungenützt untergeben.

Der Neuling zwar wird fast immer selbst in den großartigsten und weitesten Handelssphären sich im voraus ein bestimmtes äußerstes Ziel abstecken, über dessen Erreichung seine ersten und, wie er sich fest vornimmt, auch seine späteren Wünsche nicht hinausgehen werden. In diesen ersten Versuchen und Anfängen, wo ihm noch von allen Seiten Hindernisse in den Weg treten, ist die höchste Perspektive, die ihm aber nur noch wie in einem fernen unerreichbaren Traume vorschwebt, hundert, zweihundert, dreihundertausend Thaler. Dies, sagt er, soll der größte und letzte Kampfpreis meiner Wünsche und Hoffnungen seyn; über diese Ziffer hinaus werde ich nicht weiter streben; habe ich sie erreicht, so werde ich mich hüten, sie gleich dem Seemann, den die trügerische Stille eines gefährlichen klippenreichen Meeres verführt, in neuen Speculationen preiszugeben, sondern das Erlangte im Hafen der Ruhe genießen. So spricht er oder vielmehr träumt er; da kommt die Wirklichkeit mit ihren Erfolgen und ihren höher gesteigerten Wünschen und Begierden, da sind es nicht mehr dreimalhunderttausend Thaler, die seinen geduldigen Hoffnungen genügen, jetzt braucht er schon eine halbe Million, und gebet ihm diese, so verlangt er die ganze. Da schreit der Hause: Welcher Wahnsinn, sein Leben mit immer neuen unaufhörlichen Arbeiten rastlos durchzuquälen und in den gefährlichen Kämpfen der Handelswelt sein Glück, Vermögen und Ansehen stets von neuem aufs Spiel zu setzen! — Der Hause täuscht sich, er sieht nicht, wie der wahrhaft große Geschäftsmann in dieser immerwährenden Thätigkeit nur seinen eigentlichen Beruf erfüllt und mit jenen wiederholten nie befriedigten Bestrebungen noch mehr seinem Vaterlande und der ganzen Gesellschaft nützt, als sich selbst und seiner Familie. Was verlangt ihr denn auch von ihm? Er soll sich von den Geschäften zurückziehen, gerade wenn er ihrer vollkommen Herr geworden, er soll mit Ruhe und Gleichmuth jenes herrliche Centrum des Glücks und der schaffenden Thätigkeit, das er sich nach so vielen Anstrengungen gegründet, zerstören, er soll den Kampfplatz ungeschickten Nachfolgern überlassen und vielleicht eine Stadt, eine ganze Gegend durch seine plötzliche Trägheit ins Unglück stürzen? — Freilich unter solchen Bedingungen kann überhaupt von keinem großen Handel mehr die Rede seyn.

Giebt uns doch die Natur selbst im Bienenstock und in den Biber-Gesellschaften die schönsten Muster jener großen Handels-Gesellschaft in unserer Civilisation, wo sich die Traditionen von Vater auf Sohn fortpflanzen, wo der Name nicht untergeht, wenn auch die direkten Erben fehlen, wo vielmehr durch ihn die stolzen Erinnerungen eines Hauses, das durch Natur oder Adoption eine ununterbrochene Kette von fleißigen, geschickten Arbeitern aufweisen kann, gewissermaßen verewigt werden.

Solches sehen wir in Holland, England und den Hanseatischen Städten vor uns: hier ist der echte Handelsgeist tief in die Bevölkerungen eingedrungen, hier ist für den Sohn, der im Handels-Comptoir geboren wird, schon im voraus sein Weg gezeichnet; er wird die Bahn weiter verfolgen, wo ihm seine Vorfahren vorangegangen sind, und wenn es ihm je eingefallen ist, sich in höhere Regionen versteigen zu wollen, wenn ihn jemals gewisse Träume von Dichter-, Künstler- oder Soldatenleben gequält haben, so werden ihm die Zahlen seines Vaters schnell davon helfen, er wird bald lernen, jene Träumereien, jene Phantasieen und inneren Triebe zu unterdrücken und zu verachten: er wird seine Thaler zählen, seine Banknoten aufhäufen, er wird jährlich neue sechs Ziffern in sein Inventarium einschreiben und sich endlich als unumschränkter Herr über mehrere Millionen mit seinem Loos zufrieden geben. Uebrigens glaube man keineswegs, daß es dem Handel ganz und gar an Poesie fehle; auch er hat seine höheren Phantasieen und Freuden, seine Genüsse und Begeisterungen. Da handelt es sich nicht bloß um todte Zahlen, da giebt es Operationen und Unternehmungen, wo sämmtliche Fähigkeiten des Geistes hervorgerufen werden, wo hitzige Gluth und Leidenschaft auf den Kampfplatz treten, Tage des Kampfes und der Arbeit, wo man alle Hindernisse überwinden muß, um den nächsten Morgen das Spiel aufs neue wieder anfangen zu können.

Die Franzosen sind erst, so zu sagen, seit gestern in das merkantilische Leben eingeweiht; denn vor dem Colbertschen Ministerium fanden sich nur sehr wenige Ausnahmen davon. Daher jene Trägheit und Gleichgültigkeit, welche noch heute in dieser Hinsicht dem sonst so wagehalsigen und abenteuerlichen National-Charakter der Franzosen anklebt, daher jene Vorliebe zur administrativen Laufbahn, die doch, voller Schwierigkeiten und Umwege, im Vergleich zum Handel so wenig Vortheile und Reize bietet, daher jenes Haschen nach öffentlichen Stellen und Aemtern, um im Besitz dieser ein für allemal mit sich fertig zu seyn und für immer ausgesorgt zu haben, freilich mit Verlust jener goldenen Unabhängigkeit, wie sie die Herren der Fabriken und Comtoirs besitzen. Daher ist in Frankreich auch von alten ehrwürdigen Traditionen des merkantilischen Lebens nur wenig zu finden, einige Seestädte abgerechnet, die sich einer langen und reichen Praxis zu erfreuen hatten. Ist es nicht die höchste Zeit, diese thörichte Stellen- und Aemterwuth auszurotten, die so weit getrieben wird, daß es bald fast eben so viele Staatsbeamte als Staatsbürger geben wird? Und doch haben gerade die Französischen Staatsbeamten seit einem halben Jahrhundert in den verschiedenen Revolutionen mit ihren funfzehn bis sechzehn Regierungen, den denen jede ihre neuen Kreaturen mitbrachte und die alten stürzte, gewiß die bittersten Lehren und Warnungen bekommen.

In der That, wenn man das Loos eines Schreibers, selbst eines Büreau-Chef, mit dem eines reisenden Kommis vergleicht und ihnen dem Anfange ihrer Laufbahn bis zum Alter der Ruhe folgt, so sieht man auf der einen Seite nichts als ein sehr beschränktes Gehalt, eine geringe Pension und ein elendes Stubenleben; auf der anderen dagegen findet man Gewinn und Vortheile, eine wachsende Zunahme, angesammelte Ersparnisse und Summen, mit einem Wort einen steten Fortschritt und zuletzt ein ganz hübsches Vermögen, das vor dem Alter weggelegt worden. Noch mehr: der reisende Kommis kann selbst einmal Kaufmann werden, und dann wird zuweilen ein großes Dorf, ja eine ganze Stadt der Lohn seiner Thätigkeit. Man frage in Saint-Etienne, das früher nur ein kleiner unbedeutender Flecken war, welches eigentlich

die Quelle seines wunderbaren Wohlstandes ist; man lasse sich dort erzählen, wie seine Bevölkerung so schnell auf mehr als 50,000 Seelen angewachsen ist. — Saint-Etienne erinnert an eine andere, zwar weniger bevölkerte, aber durch ihren Reichthum, der die Schöpfung zweier Männer war, noch merkwürdigere Stadt, ich meine Neuchatel, die kleine Hauptstadt des Schweizer Kantons, wo es nur der vereinigten Wirksamkeit der Herren Pury und Pourtalès bedurfte, um auf den Bergen und in den Thälern dieses Ländchens die größten Schätze aufzuhäufen.

Der erste von diesen beiden Männern, dessen Geburtsort Neuchatel sich immer mit Stolz nennen wird, wanderte in seiner Jugend nach Ostindien, um daselbst sein Glück zu suchen. Ostindien bot damals, im vorigen Jahrhundert, gleich Süd-Amerika und den Antillen, einem thätigen, unternehmungslustigen Europäer die schönsten Aussichten auf Glück und Reichthum. Aber unserem jungen Reisenden ging es anfangs schlecht; er verlor sein beschriebenes Handelspäckchen und kam in seinem Unglück auf den Einfall, an die Obrigkeiten seiner Heimath zu schreiben und sie als ein Neuchateller Stadtkind um Hülfe und Unterstützung zu bitten, damit er sich andere Handelswaaren anschaffen könne. Seine Wünsche wurden erhört, und als er in seinen Hoffnungen und Bemühungen durch neue unglückliche Umstände betrogen wurden, schrieb er zum zweitenmal nach Hause und wurde auch diesmal wieder reichlich unterstützt. Von nun an folgte das Glück Schritt für Schritt allen seinen Unternehmungen, es schien, als ob er die Menschen und die Dinge nach seinem Belieben beherrsche, und mitten in der Trunkenheit so außerordentlicher und fast wunderbarer Erfolge, da er schon Banquier des Königs von Portugal geworden und mit mannigfachen Ehren, Orden und Würden beladen war, erinnerte er sich noch immer der ersten Dienste, die ihm seine Vaterstadt Neuchatel geleistet. Die zahlreichen Spenden und Geschenke, die er während seiner Laufbahn hingeschickt, schienen ihm noch nicht genügend; um die ganze Schuld seiner Dankbarkeit abzutragen, wartete er bis zu seiner Todesstunde; da setzte er in seinem Testament die Stadt Neuchatel zur universalen Erbin seines Vermögens ein, das aus mehreren Millionen bestand, wobei er jedoch keineswegs vergaß, auch seine unzähligen Verwandten reichlich zu beglücken. Mit diesem Testament verband der Wohlthäter eine Bedingung, welche den Werth desselben verdoppelte: er vererbete die Gründung einer großen Erziehungsschule, damit auch künftige Generationen, durch ausgezeichnete Studien dazu vorbereitet, das Glück und den Wohlstand Neuchatels befördern könnten. Diese fürstliche Freigebigkeit eines Kaufmanns hat ihre Früchte getragen und wird auch gewiß noch in der Zukunft die schönsten Resultate liefern.

Was Herrn Pourtalès betrifft, so verbreiteten sich dessen Handels-Operationen über die beiden Hemisphären; er war der Nebenbuhler des Hope'schen Handlungshauses und der Vorläufer der Rothschilds, und auch sein Andenken wird in Neuchatel mit Stolz und Ehrfurcht bewahrt. Man kann seine verschiedenen Comptoirs, aus welchen mehr als zwanzig Millionaire hervorgegangen sind, mit dem Zelte des großen Alexanders von Macedonien vergleichen; hier, wie dort, sind die Stellvertreter und Nachfolger des großen Mannes in seiner Schule gebildet worden und haben sich in sein Reich getheilt.

Angenommen, Herr von Pourtalès hätte einen sehr bescheidenen, genügsamen Sinn gehabt und ein ruhiges, ungestörtes Leben ohne Arbeit und Sorgen mehr als Alles geliebt, was wäre aus den Commis, deren Zukunft er geschaffen hat, was wäre aus der Bevölkerung geworden, welcher er durch die Macht seines Beispiels einen reichen Kreis von Arbeit und Thätigkeit hinterlassen? — Dieser rastlose, unermüdliche Mann fand nur in der Arbeit Ruhe und Heiterkeit; wie oft war er nach mehreren schlaflosen Nächten, nach einer Postreise von zweihundert Meilen, in Hamburg oder in London angekommen, um sich daselbst eine ganze Woche lang mit den verschiedensten Angelegenheiten zu beschäftigen, wobei er sich kaum zwei Stunden Schlaf gönnte! Gleich Napoleon mußte er rings um sich lauter Menschen mit eisernen Muskeln haben; aber freilich hatten diese dann auch nicht die geringste Sorge mehr, er sicherte ihnen die glänzendste, unabhängigste Stellung. — Derselbe Mann gewöhnte sich, trotz seines ungeheuren Vermögens, in allen seinen Lebensverhältnissen an die größte Einfachheit und Genügsamkeit, an eine Oekonomie, die nichts mit dem Geiz zu thun hatte; denn sie vertrug sich vielmehr sehr gut mit jener höheren freigebigen Großmuth, durch welche erst eine weise Sparsamkeit gewissermaßen geadelt wird.

Als er eines Abends in seine Wohnung kam, fand er im Vorhof einige Laienbrüder von dem Hospiz des Sankt Bernhard, die in die Thäler hinabgestiegen waren, um daselbst für die gränzenlosen Bedürfnisse einer so unbeschränkten Gastfreundschaft, wie sie das Hospiz gewährt, Unterstützungen und Spenden zu sammeln. Sie fanden weder eine Lampe, noch sonst ein Licht, und Herr von Pourtalès war genöthigt, die sammelnden Brüder zu führen. Auf den Ruf des Herrn erschien eine Magd, und indem sie am Feuer Licht anzünden wollte, warf sie ein Zündhölzchen weg, welches sie vergebens den Kohlen genähert hatte. — „Was machst Du da!" rief Pourtalès in strengem Tone, „die andere Seite ist ja noch brauchbar." Er hob das Hölzchen auf und brauchte es mit Erfolg. Man kann denken, mit was für Gesichtern die beiden Brüder sich einander ansahen; stumm und in ihren Hoffnungen bitter getäuscht, erwarteten sie traurig die Rückkehr des vermeinten Knauserz; aber wie waren sie erstaunt, als der reiche Neuchateller zurückkam und einen schweren Sack mit 600 Schweizer Livres in der Hand mitbrachte. „Hier ist meine Gabe für das Hospiz", wandte er sich an sie, und Jene stammelten in ihrer Verwirrung einige unzusammenhängende Danksagungen. — „Aha, ich verstehe Euch, Ihr könnt Euch mein Betragen nicht zusammenreimen; aber eben dadurch, daß ich von jeher selbst die beiden Spitzen eines Zündhölzchens anzuwenden wußte, kann ich Euch heute für Eure Hospiz diese sack geben."

Ein andermal sah er einen seiner Commis, den er besonder eine Feder, deren Spitze fast ganz abgenutzt war, als unbrauchb werfen. Ein Blick des Herrn brachte den jungen Mann außer F er erinnerte sich an die Geschichte vom Zündhölzchen und such gebens, sich mit dem schlechten Zustand einer alten nutzlosen F entschuldigen. Herr von Pourtalès hob sie stillschweigend auf, l Zeitungen und Papiere weiter, und als sich unter den Briefe aus Bordeaux fand, in welchem einer von seinen Korresponden um eine Frist für eine Summe von hunderttausend Franken bat Abzahlung zur Verfallzeit ihn ruinirt hätte, wandte er sich Commis: „Ich will Ihnen zeigen, wie man diese Feder noch b kann", und schrieb nun einen Brief, worin er für die Schuld n Jahr lang Frist gab und dem Schuldner einen neuen Kredit erö

In diesen Zügen stellt sich der Charakter des Mannes vollk heraus, ein Charakter, der sich immer gleich blieb und der ih Achtung seiner Konkurrenten in so hohem Grade verschaffte, daß oft die Eröffnung einer großen Messe verschob, bis er selbst ang war. Uebrigens machte ihn diese Ehrerbietung keineswegs eit hochmüthig, so wie er wieder auf der anderen Seite, wenn m die schuldige Achtung und Rücksicht fehlen ließ, sich durchaus gleichgültig oder schwach und nachgiebig bewies. Als z. B. in dam eine Coalition seiner Nebenbuhler sämmtliche gesalzene Fi gekauft hatte, rächte er sich dadurch, daß er alle Fässer und die er in Holland finden konnte, für sich in Beschlag nahm; Stunden war diese ungeheure Operation vollendet. Da Tage nachher seine Gegner zu ihm, ihn um Verzeihung zu fehlte ihnen durchaus an allen Mitteln, ihre gesalzenen Vorr in den Magazinen aufgehäuft lagen, fortzuschaffen. Nun, da die einmal gegeben war, mißbrauchte er seine Vortheile keineswegs, begnügte sich, an den Einkäufen, die sie gemacht hatten, Theil zu nen. — Bei seinem Tode hinterließ er seinen Kindern gegen 40 lionen; doch nach dem Beispiel des Herrn Pury vergaß auch er seine Vaterstadt Neuchatel mit einer besonderen Stiftung zu den und zwar mit einem Hospital, in welchem sämmtliche Kranke, die aus dem Kanton gebürtig seyen, ohne Unterschied des Landes und Religion, aufgenommen werden sollten: gewiß ein herrliches Be des großartigsten kosmopolitischen Edelmuths von einem Manne, sein ganzes Leben hindurch das schönste Muster der Universalität Handels in sich repräsentirte und, ohne jemals den höheren Interessen zu schaden, doch damit jenen fortstrebenden, nie ruh Ehrgeiz für sich selbst vereinigte, ohne welchen ja nichts Groß der Welt geschehen kann. (Rev. Fr.

Mannigfaltiges.

— Pariser Theater und Bühnendichter-Honorar. Ein Französisches Journal (le Monde dramatique) berechnet, daß mehr als 30,000 Familien vom Theater leben. Im Jahre 18 das Publikum der Französischen Hauptstadt nicht weniger als Millionen Franken für seine Theater-Vergnügungen ausgegeben. sechs Millionen sind unter Bühnendichter, Direktoren, dramati Künstler, Musiker, Kaufleute, Handwerker und endlich auch unter Armen vertheilt worden, denen bekanntlich ihr Antheil an den Einnah men ebenfalls garantirt ist. Seit dem Jahre 1809, also in 28 Jah ren, sind in Paris 5007 neue Stücke gegeben worden, worunter mehr als 4000 Vaudevilles. Die unfruchtbarsten Jahre waren 1809 mit 121 und 1814 mit 122 Stücken; am fruchtbarsten war das Jahr 1836 in welchem auf den 16 oder 17 verschiedenen Theatern von Paris neue Stücke aufgeführt wurden. Diese haben in der Hauptstadt allein nicht weniger als 153,812 Franken 85 Cent. ihren Verfassern an Ho norar eingebracht. In Bezug auf die Feststellung desselben hat jede Pariser Bühne ihren besonderen Tarif, nach einem mit der „dramatischen Kommissionen", die über die richtige Anzahlung der Honorare zu machen hat, bestehenden Vertrage. So zahlt z. B. die große Oper für jede der ersten 40 Vorstellungen eines Werkes 500 Fr. und für jede folgende, wenn das Stück nur einen Akt oder zwei hat, 50 Franken. Die Ballette erhalten ein Drittheil weniger als die Opern. Im Théâtre Français beziehen die Verfasser für ein vier- oder fünfaktiges Stück die eilften, für ein dreiaktiges den sechzehnten und für ein kleineres Stück den 24sten Theil der Einnahme. Trotz dieses bedeutenden Ansatzes hat jedoch das Théatre Français verhältnißmäßig weniger an Honoraren zu bezahlen, als die anderen großen Bühnen, weil es häufig die ihm Stücke des sogenannten klassischen Repertoire giebt, die natürlich nicht honorirt zu werden brauchen. Inzwischen betrugen seine droits d'auteurs im vorigen Jahre doch 37,863 Fr. 39 Cent. Die komische Oper, die gewöhnlich ein größeres und ein kleineres Stück an jedem Abend giebt, zahlt für das größere 8½ und für das kleinere 6 Procent von der Brutto-Einnahme. Die vier größeren Vaudeville-Theater geben den Verfassern zwölf Procent von der Abendkasse ab, die dann verhältnißmäßig nach der Anzahl der Akte unter die verschiedenen Autoren zu vertheilen sind. Die Theater der Porte St. Martin und „Gaité" zahlen nur 10 Prozent ihrer Einnahmen, weil sie mehr als jene Vaudeville-Bühnen auf Decorationen und Kostüme verwenden müssen. Selbst der Cirkus des Herrn Franconi ist von dieser Abgabe nicht befreit, und obgleich hier im Jahre 1836 nur vier Monate gespielt worden ist, haben die Honorare der Spektakelstück-Verfasser doch 6156 Fr. 5 Cent. betragen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 41. Berlin, Mittwoch den 5. April 1837.

Frankreich.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.*)

Ueber kein Ereigniß der Revolution sind so falsche und widersprechende Gerüchte verbreitet worden, als über die Flucht der Königlichen Familie nach Varennes, und doch ist keines in seinen Ursachen und seinem Hergange leichter zu begreifen.

Dem ganzen von der National-Versammlung eingeführten Verfassungs- und Regierungs-System lag die Voraussetzung zu Grunde, daß der König, aus freiem und überlegtem Willen, Allem, was auf gesetzmäßigem Wege geschehen war und ferner geschah, seine Zustimmung gebe; in demselben Sinne wurde der offizielle diplomatische Verkehr mit den fremden Mächten geleitet; nur die contre-revolutionaire Partei im In- und Auslande behauptete bei jeder Gelegenheit, der König sey sammt seiner Familie gefangen und unfrei und protestirte unter diesem Vorwande gegen Alles, was der König in den letzten zwei Jahren sanctionirt hatte. Unter diesen Umständen befanden sich die National-Garde und ihr Kommandant in einer sehr schwierigen Lage, und die Rücksichten des Anstandes und der Ehrfurcht gegen die Königliche Familie machten es unmöglich, gegen einen etwanigen Entweichungs-Versuch irgend wirksame Vorsichts-Maßregeln zu treffen.

Seit ihrer Rückkehr nach Paris, in Folge des Aufruhrs vom 5ten und 6. Oktober 1789, war die Königliche Familie ihrer Gardes du Corps beraubt. Die Revolutions-Häupter sind beschuldigt worden, sie hätten die Verabschiedung der Leibwache erzwungen; aber dem war nicht so: die Hauptleute und Offiziere der Garde dankten aus freien Stücken ab und ließen ihre Leute auseinandergehen. Dadurch gedachten sie alle Welt zu überzeugen, daß der König in seinen Handlungen nicht frei wäre. Auch wollten sich diese Herren nicht dazu bequemen, mit Bürgerlichen, die in der letzten Zeit zum Kommando von Bataillonen und Divisionen der National-Garde aufgerückt waren, abwechselnd oder gemeinschaftlich den Dienst zu versehen. Anders kann man sich ihre Handlungsweise nicht erklären: es stand keinerlei Gefahr für sie zu befürchten, und im Fall einer solchen hätten sie doch gewiß den König und das Königliche Haus nicht im Stiche lassen wollen. Bailly erinnert in seinen Memoiren an den Umstand, daß der König eines Tages mit einigen Worten gegen Lafayette zu erkennen gab, es thue ihm leid, seine Garden nicht um sich zu sehen; der Gemeinde-Rath von Paris faßte einen Beschluß hierüber und richtete an den König die ausdrückliche Bitte, er möchte die Leibwache wieder annehmen; am Hofe aber fand man, es sey unter des Königs Würde, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. So bestand denn die Bewachung in den Gängen und Sälen des Tuilerieen-Schlosses aus National-Garden und den hundert Schweizer Kron-Garden, in den Höfen aus National-Garden und dem Schweizer Garde-Regiment.

Lafayette war Kommandant aller Truppen im Königlichen Schloß, in der Stadt Paris und auf funfzehn Lieues im Umkreise. Der König, die Königin, die Prinzessinnen machten häufige Ausflüge, zu Wagen, zu Pferde, nach Saint-Cloud, wohin es ihnen beliebte; sie waren so frei wie jemals; das Schloß der Tuilerieen war voll von Leuten, die zum Hofe oder zu der zahlreichen Königlichen Dienerschaft gehörten; jeder konnte frei ein und aus, nicht allein zur Audienz bei Königlichen Personen, sondern auch zum Besuch bei anderen Einwohnern des Schlosses. Demagogische Zeitungen und Flugschriften hatten freilich seit zwei Jahren unablässig verkündigt, der König werde entfliehen, er stehe auf dem Sprunge, zu entfliehen; aber eben weil dergleichen falsche Gerüchte Tag für Tag ausgesprengt wurden, glaubte zuletzt Niemand mehr daran.

Am 18. April 1791 ereignete es sich, als die Königliche Familie nach Saint-Cloud fahren wollte, daß der Pöbel sich um den Wagen zusammenrottete und die Pferde ausspannte. Lafayette legte sofort, um seine Mißbilligung über diesen Vorfall zu bezeugen und um der National-Garde ihre Pflicht gegen König, Gesetz und Freiheit in Erinnerung zu bringen, sein Kommando nieder. Wenige Tage später trat er dasselbe auf mehrseitiges Verlangen wieder an; aber während dieser kurzen Zeit hatte der König einen Schritt gethan, den Lafayette ihm aus allen Kräften widerrathen haben würde. Ludwig XVI. richtete nämlich an alle auswärtige Höfe ein offizielles Schreiben, welches der Minister Herr von Montmorin mittelst Cirkulars vom 28. April allen Gesandtschaften zugehen ließ, und worin die Anhänglichkeit des Königs an alle Prinzipien der Revolution in so entschiedener Weise und in so unbeschränktem Ausdrucke verkündigt wurde, daß es völlig unnatürlich und darum unglaubhaft erscheinen mußte. Auch hat der König wirklich, wie man dies später erfuhr, in seiner geheimen und Privat-Korrespondenz jenem offiziellen Schreiben ausdrücklich widersprochen. Mit seinem Bruder, dem Grafen Artois in Turin, unterhielt er fortwährend Verbindungen und Verabredungen; aber es bestand doch kein rechtes Vertrauen zwischen dem Könige und den ausgewanderten Prinzen, und der wirkliche Plan zur Flucht wurde um diese Zeit nach einer anderen Seite hin angeknüpft. Mirabeau war durch einen Unterhändler, den Grafen Lamark, ins Geheimniß gezogen; der Baron Breteuil, der bei den ausgewanderten Prinzen in Ungnade stand, vermittelte die äußerst geheime Korrespondenz mit dem in Lothringen kommandirenden General Marquis Bouillé. Der Plan war, der König sollte seinen Weg nach der Gränzstadt Montmedy nehmen; hier hatte Bouillé ein Truppen-Corps versammelt, das man schnell mit den Oesterreichern zu vereinigen und zum Umsturze der constitutionnellen Ordnung nach Paris zu führen gedachte. So hat es Bouillé in seinen Memoiren, so hat es der König selbst in seinem bei der Flucht zurückgelassenen Manifest eingestanden. Sonst wußte zu Paris Niemand um die Sache, als der Schwedische Gesandte Graf Fersen, drei treue Gardes du Corps und wahrscheinlich auch der Intendant der Civilliste, Herr de la Porte. Jenes überpatriotische Schreiben des Königs an die fremden Gesandten sollte dazu dienen, die Wachsamkeit der Pariser einzuschläfern; noch einen anderen Zweck verband die Hofpartei damit, die jeden Schritt Lafayette's mißgünstig und feindselig auslegte. Man redete sich ein, er habe durch seine Abdankung den König in ein unpopulaires Licht setzen wollen, und darum sollte der König sich gerade jetzt recht patriotisch zeigen. Ludwig XVI. kannte die Gründe von Lafayette's Benehmen, und es ist vorauszusetzen, daß er an dieser Art von unnützer und ungerechter Hinterlist keinen Theil gehabt.

Um die Mitte des Monats Juni fingen die Gerüchte von der bevorstehenden Flucht des Königs abermals und zwar ganz allgemein sich zu verbreiten an. Lafayette, in seinen zutrauensvollen Gesinnungen gegen Ludwig XVI., wollte keine andere Vorsicht anwenden, als mit dem Könige offen über diese Gerüchte zu sprechen. Es war ein großes Unglück, daß der König damals diese Offenheit nicht erwiederte, daß er nicht aufrichtig gegen Lafayette zu Werke ging. Er beruhigte ihn durch die entschiedensten Versicherungen, durch die feierlichsten Betheurungen, und Lafayette ward dermaßen überzeugt, daß er kurz darauf öffentlich erklärte, mit seinem Kopfe dafür einstehen zu wollen, der König werde nicht entfliehen. Ja, so fest war sein Vertrauen zu dem Worte des unglücklichen Ludwig, daß er und die ihn umgebenden Offiziere der National-Garde sich wegen der unumgänglichen Vorsichts-Maßregeln, die gleichwohl getroffen werden mußten, innerlich Vorwürfe machten.

Am 20. Juni Abends sprach Lafayette, vom Schlosse nach Hause fahrend, noch auf dem Stadthause bei Bailly ein. Diesem waren im Laufe des Tages von mehreren Ausschüssen der Pariser neue und dringende Denunciationen zugekommen; er theilte sie Lafayette mit. Beide gaben nichts darauf. Doch fanden sie für gut, daß Lafayette nach den Tuilerieen zurückkehren und den Major Gouvion, vom Stabe der National-Garde, zur gehörigen Vorsicht instruiren sollte. Die angesehensten Offiziere der National-Garde sollten im Schlosse versammelt werden und in der Nacht, ohne Aufsehen zu erregen, die Runde in den Höfen machen.

Zur späten Abendstunde ging in den Gemächern des Königs die althergebrachte Ceremonie vor, die man le coucher du Roi nannte. Es war Gebrauch, daß alle diensthabende Hofleute und andere Personen, die im Laufe des Tages zur Cour gewesen, sich zu dieser Stunde in den Zimmern des Königs versammelten, der sie in Gnaden entließ und sich dann allein, unbegleitet und unbewacht, hinab in sein Schlafgemach verfügte. Diese Gelegenheit benutzte Ludwig XVI., um in der einbrechenden Dunkelheit unkenntlich, unbemerkt unter den vielen Personen, welche zu dieser Stunde das Schloß und den Hof verließen, die Seitentreppen hinab und schnell ins Freie zu gelangen. Den Wachen waren zwar keine ausdrückliche Befehle, die Königlichen Personen betreffend, gegeben worden, aber so viel wußten sie doch von der Sache, daß der König, wäre er erkannt worden, nicht hätte passiren können; die Offiziere der National-Garde wußten noch etwas genauer Bescheid. Aber wie gesagt, es war unter jenen Umständen fast unmöglich, den

*) Mémoires, correspondance et manuscrits du Général Lafayette: sechs Bände, von denen die drei ersten mit Anfange Aprils zu Paris bei Fournier erschienen. Die Familie des Generals hat seinen Nachlaß gesammelt, geordnet und giebt ihn jetzt heraus; er ist, wie man denken kann, reich an den wichtigsten Aufschlüssen. Lafayette spricht von sich selbst bald in der ersten, bald, wie hier, in der dritten Person.

König zu bemerken. Auch der Königin gelang es, inmitten der zahlreichen Gruppen von Männern und Frauen, die in den Schloßhöfen und Durchgängen hin und her zogen, unbemerkt zu entkommen. Wie sie zu Fuß über einen Schloßhof schlüpfte, kam ihr Lafayette, der eben wieder von Gouvion wegfuhr, im Wagen entgegen; die Königin hat selbst später erzählt, wie tödtlich sie darüber erschrack. Die weiteren Umstände von der Flucht der Königlichen Familie sind aus anderen Berichten hinlänglich bekannt. Bouillé erzählt, daß der König anfänglich Herrn d'Agoult, ehemaligen Major von der Garde, einen Mann voll Geistesgegenwart und Entschlossenheit, zu sich und der Königin in den Wagen nehmen wollte; aber Frau von Tourzel, die Gouvernante der Kinder des Königs, wollte dies durchaus nicht zugeben, sie ereiferte sich und bestand auf dem alten Vorrecht, wonach ihr, kraft ihres Amtes, der Platz im Wagen des Königs gebührte. Man gab ihr nach; hätte aber der König im kritischen Moment jenen muthvollen Offizier zur Seite gehabt, er wäre wahrscheinlich gerettet worden.

Erst am anderen Morgen, den 21. Juni früh zwischen fünf und sechs Uhr, wurde man die Flucht gewahr. Keiner von der Königlichen Dienerschaft im Schlosse hatte etwas bemerkt; Niemanden war ein Wink gegeben worden, weder den Ministern noch den Royalisten in der National-Versammlung. Die im Schlosse wachthabenden National-Garden, sämmtliche Personen von der Dienerschaft und Umgebung der Königlichen Familie, ja, die nächsten Vertrauten und Freunde des Königs, die ihm mit rücksichtsloser Hingebung dienten, der Herzog von Brissac, welcher die hundert Schweizer Kron-Garden befehligte, Herr von Montmorin, welcher, als Minister des Auswärtigen, ohne etwas zu ahnen, den Paß auf den Namen der angeblichen Baronin von Korff ausgefertigt hatte, — alle diese waren der größten Gefahr ausgesetzt, und in den ersten Tagen der Angst und Aufregung sagten sie selbst ganz laut: „Wäre Lafayette bei dem Aufruhr umgekommen, es hätte uns Allen das Leben gekostet." Bouillé äußert sich gleichfalls in seinen Memoiren: „Wäre der König entkommen, so würde Lafayette gewiß unter den Händen des wüthenden Volkes, das ihm die Verantwortlichkeit für die Entweichung des Monarchen aufbürdete, zerrissen worden seyn." Die Flüchtigen selbst rechneten darauf, — mindestens scheint dies aus einem hinterlassenen Billet der Königin an die Prinzessin Lamballe hervorzuleuchten, — daß große Unruhen in Paris ausbrechen würden. Zwei Tage später, als Lafayette's Adjutant, Herr Louis Romeuf, die Königliche Familie in Varennes einholte und die Königin aus seinem Munde erfuhr, daß Lafayette wohlbehalten, nach wie vor, an der Spitze der National-Garde stehe, schien sie darüber verwundert. Die Deputirten von der rechten Seite in der National-Versammlung empfanden großen Unwillen darüber, daß man sie so im Stiche lassen wollen, und vornehmlich Herr von Cazalès sprach sich in mehreren Comités der Versammlung unumwunden darüber aus.

Lafayette wurde durch Herrn von André, ein einflußreiches Mitglied der National-Versammlung, und durch herbeieilende Offiziere der National-Garde in aller Frühe von dem Ereignisse unterrichtet; er verfügte sich ohne Säumen in die Tuilerieen. Unterwegens schon traf er Bailly und Beauharnais, der Erstere Maire von Paris, der Letztere, Gemahl der nachherigen Kaiserin Josephine, zur Zeit Präsident in der National-Versammlung. Diese drei theilten einander ihre Bestürzung und ihre schweren Besorgnisse mit. Niemand wußte etwas von den näheren Umständen dieser Entweichung; Niemand wußte, was für andere Pläne damit zusammenhängen mochten, ob nicht Alles mit den fremden Mächten verabredet worden, ob nicht Alles für einen Einfall feindlicher Armeen und für einen Bürgerkrieg im Innern vorbereitet sey. Bouillé, dessen Memoiren nebst denen Choiseul's den besten Aufschluß über das in Rede stehende Ereigniß geben, Bouillé versichert, vom Könige selbst die Nachricht erhalten zu haben, es würde ein Oesterreichisches Corps bei Luxemburg zum Einmarsch in Frankreich bereit stehen; er fügt aber hinzu, die Oesterreicher wären nicht zur rechten Zeit da gewesen. Genug, über die Absichten, welche der König damals hegte, kann kein Zweifel seyn, und in Paris durfte man das Aergste fürchten. Die National-Versammlung war schleunigst zusammenberufen worden, doch mußten bis zu ihrem Zusammentritt mehrere Stunden vergehen, und Bailly, so wie Beauharnais, waren über diesen Verzug in so dringend gefährlicher Lage aufs tiefste bekümmert. „Glauben Sie, meine Herren", sprach Lafayette, „in Ihrem Gewissen, daß es zum Heil des Vaterlandes und zur Verhütung des Bürgerkrieges dringend nothwendig ist, dem Könige und der Königlichen Familie unverzüglich nachsetzen und sie anhalten zu lassen?" Die Antwort konnte nicht zweifelhaft seyn. „Wohlan denn", sprach Lafayette, „ich nehme die Verantwortung auf mich." Augenblicklich setzte er mit eigener Hand eine Erklärung auf, des Inhaltes: die Feinde des Vaterlandes hätten den König und die Königliche Familie aus Paris entführt, es sey die Pflicht aller National-Garden und aller guten Bürger, sie anzuhalten, wo man sie treffe. Er diktirte diese Erklärung allen Anwesenden in die Feder und ließ in möglichster Geschwindigkeit eine Menge Abschriften fertigen, die er sämmtlich unterzeichnete. Sofort sprengten Offiziere der National-Garde nach allen Seiten und Straßen davon, die Proclamation im Lande zu verbreiten. Es war um acht Uhr Morgens; Lafayette befand sich mit dem Präsidenten der National-Versammlung bei Bailly; von hier aus fertigte er noch seinen vertrauten Adjutanten, Herrn Louis Romeuf, auf die Straße nach Valenciennes ab, weil man die Flucht der Königlichen Familie auf dieser kürzesten Linie nach der Gränze vermuthete. Als aber Romeuf in Begleitung des Bataillons-Chefs Baillon die Stadt verlassen wollte, wurde er an der Barrière vom Volke angehalten, das ihn mit Gewalt bis vor das Sitzungs-Gebäude der National-Versammlung zurückschleppte. — In späterer Zeit, als die Revolution sich mit schweren Mißhandlungen und blutigen Verbrechen an dem Könige und der Königlichen Familie verging, hat Lafayette einige Beruhigung darin gefunden, daß seine Anordnungen in jenen Tagen eigentlich nichts zur Gefangennehmung der erlauchten unglücklichen Flüchtlinge beitrugen. Ehe noch seine Befehle von Paris aus sie erreichen konnten, hatte der Zufall, daß ein Postmeister den König erkannte, und ein Versehen, eine Verzögerung in den zur Flucht getroffenen Maßregeln ihre Verhaftung herbeigeführt.

In den Vormittagsstunden wurde das Gewühl, der Tumult zu Paris immer stärker; die Bestürzung, der Unwille des Volkes steigerte sich zur Wuth; man schrie laut über die sechste Division der National-Garde, welche in vergangener Nacht die Wache im Schlosse gehabt hatte, über den Herzog von Aumont, welcher diese Division befehligte, und am lautesten gegen den General-Kommandanten Lafayette. Dieser begab sich zu Pferde nach dem Stadthause. Das Volk wälzte sich in dichten Schaaren hinter ihm her, und vor ihm auf dem Grève-Platze wogte Kopf an Kopf die Menschenmasse. Der Herzog von Aumont war mit wenigen Leuten mitten im Gewühl, und es wurde ihm arg zugesetzt; Lafayette befreite ihn. Als die Leute sich schreiend mit heftigen Geberden um sein Pferd drängten, versuchte er anfangs, sie durch einen Scherz zu besänftigen: „Was wollt Ihr?" sprach er, „wenn die Civilliste eingezogen wird, so trägt das für jeden Bürger jährlich zwanzig Sous aus." Als aber noch andere Haufen tumultuarisch heandrängten, redete er sie mit Ernst und Nachdruck an.

Wir entlehnen aus Toulongeon's Memoiren eine Stelle aus dem Berichte eines Augenzeugen über diesen Vorgang; es war dies Bureau de Puzy, eines der angesehensten Mitglieder der National-Versammlung, später Lafayette's Leidensgefährte im Kerker zu Olmütz, 1806 als Kaiserlicher Präfekt zu Genua verstorben. „Die Wuth des Volkes gegen Lafayette", sagt dieser Zeuge, „überstieg alle Gränzen, und nur die Erinnerung und die lange Gewohnheit des unbegränzten Vertrauens, womit es bisher an dem General gehangen, schützte diesen in den ersten Augenblicken, daß die gereizte Stimmung nicht in Gewaltthätigkeiten gegen ihn losbrach. Als jedoch Aller Augen ihn erblickten, wie er inmitten dieser ungeheuren Menge, die das Stadthaus umlagerte, allmählich herkam, ohne Wache und Begleitung, ruhig in Haltung und Mienen, freundlich wie immer, da legte sich der Unwille, und die alte Liebe behielt die Oberhand. Nur malte sich noch Unruhe, Furcht und Besorgniß auf allen Gesichtern, und in Lafayette's Nähe ertönten Klagen, von wie großem Unglück das Volk heimgesucht werde; man wollte, er sollte es hören. Lafayette redete die Wehklagenden an: „„Ihr Kleinmüthigen, wenn das bei Euch ein Unglück heißt, welchen Namen behaltet Ihr für eine Gegenrevolution übrig, die Euch den Verlust Eurer Freiheit drohen würde?""

Mittlerweile war die National-Versammlung zusammengetreten, und nie bot ihre Sitzung ein schöneres, imposanteres Schauspiel, als an diesem Tage. Ein Mitglied der äußersten Linken, Rewbell, derselbe, der nachmals im Konvent und im Direktorium saß, erhob sich und ließ einige Worte vernehmen, welche auf die Verdächtigung Lafayette's zielten. Barnave fiel ihm in's Wort: „Ich muß den Redner unterbrechen", rief er, „ich darf ihn das Wort, das auf seinen Lippen schwebt, nicht aussprechen lassen. Herr von Lafayette hat sich seit Anbeginn der Revolution in Gesinnungen, Worten und Thaten als guter Bürger bewährt; er hat unser Vertrauen verdient, und es soll ihm auch jetzt verbleiben, zum Heile der Nation." Dies und noch manches Andere sprach Barnave zur Vertheidigung Lafayette's, obwohl sie früher in ihren Meinungen und Ansichten keineswegs zusammengestimmt, — denn Barnave hielt sich zu einer entschiedeneren, republikanerischen Richtung in der Volkspartei. Bei jedem Worte, womit Barnave sein Vertrauen und seine Hochachtung gegen den General-Kommandanten der National-Garde und die Nothwendigkeit darlegte, sich ihm aufs engste anzuschließen, — bei jedem seiner edelmüthigen Worte brach die Versammlung in Beifall aus. Es verbreitete sich im Sitzungssaale das Gerücht, Lafayette befinde sich vor dem Stadthause in großer Gefahr; sofort ernannte die Versammlung drei Kommissarien aus ihrer Mitte, die sich zu ihm begeben und ihn vor die Schranken führen sollten. Als diese Deputation, Dupont an der Spitze, auf dem Stadthause anlangte, fanden sie Lafayette wohlbehalten und so gut mit dem Volke stehend wie je; sie forderten ihn auf, sich schleunigst in ihrer Begleitung unter Eskorte zur National-Versammlung zu verfügen. „Den Abgeordneten der National-Repräsentation", erwiederte Lafayette, „gebührt aus Achtung eine Ehrenwache; ich für meine Person thue besser, meines Weges allein zu gehen; ich bin hinlänglich und drüber bewacht, da alle Straßen voll Volkes sind." Nun lehnten, wie leicht zu denken, auch die Kommissarien jede Bedeckung ab.

Als Lafayette mit ihnen in die Versammlung eintrat, erstattete zuvörderst Dupont Bericht über die vollzogene Sendung; darauf nahm Lafayette das Wort, und da er über die Umstände, unter welchen die Entweichung geschehen, durchaus nichts Näheres wußte, so sprach er nur in der Kürze wie folgt: „Die National-Versammlung weiß, welches Attentat in der verflossenen Nacht von den Feinden des Vaterlandes, die Frankreich's Freiheit und Wohlfahrt zu untergraben trachten, gegen den König und gegen Personen der Königlichen Familie verübt worden ist. Da der Maire von Paris den im Innern des Schlosses wachthabenden Major von der National-Garde, Herrn Gouvion, mit dem ausführlicheren Bericht an die Versammlung beauftragt hat, so erlaube ich mir nur noch wenige Worte an Sie, meine Herren, zu richten. Dieser Offizier wird vor Ihren Schranken erscheinen: welcher Art auch seine Aussagen seyn mögen, ich kenne seinen Diensteifer, ich bürge für seinen Patriotismus und nehme die Verantwortung für Alles, was er gethan hat, auf mich. Die Versammlung hat so eben aus Herrn Dupont's Munde den Bericht vernommen, in welcher Lage und Stimmung sich das Volk der Hauptstadt befindet. Ich achte es für meine Pflicht, die Versammlung von dem zu unterrichten, was die National-Garde betrifft. Ich sage es mit Stolz und Freude; die Gesinnungen, die Haltung, das Betragen der National-Garde am heutigen Tage begründen in mir die siegreichste Ueberzeugung, daß das Französische Volk der Freiheit würdig ist und ihrer nimmermehr verlustig gehen kann."

Die Verhandlungen der National-Versammlung an diesem Tage, in ihrer großartigen Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung, gehören der Geschichte an. Fest, würdig und entschlossen schritt sie von Beschluß zu Beschluß und versäumte keine in diesem gefährlichen Moment geeignete Maßregel. Sie erließ ein Dekret, gleichlautend mit der am Morgen nach allen Richtungen ausgesendeten Proclamation Lafayette's, dessen Adjutant Romeuf jetzt um die Mittagsstunde abermals, und zwar unmittelbar aus dem Sitzungs-Saale, auf die Straße nach Valenciennes abgefertigt wurde. Die Versammlung ließ ihn, damit das Volk ihm nicht wiederum Gewalt anthäte, durch zwei ihrer Mitglieder, Bianzat und Latour-Maubourg, zu Fuß bis an die Barrière hinaus geleiten. Draußen am Saint-Denys-Thore bringt man ihnen die Nachricht entgegen, der König sey zu Meaux angehalten, vom Volke bedroht, sein Leben in Gefahr; man erzählte dies mit einer Menge einzelner Umstände, die es glaubwürdig machten. Von anderer Seite her ging die zuverlässige Kunde ein, man habe eine sehr große Postkutsche mit verdächtiger Eile die Straße nach Chalons fahren sehen. Unter diesen Umständen billigten es die Abgeordneten Bianzat und Latour-Maubourg, daß Romeuf, statt nach der Nord-Gränze, eiligst den Weg nach Meaux und nach der Champagne einschlug. Derselbe verbreitete überall auf seinem Wege ein ihm von der National-Versammlung mitgegebenes Dekret, wodurch allen Munizipalitäten im Königreiche der Befehl bekannt gemacht wurde, Niemanden über die Gränzen hinauszulassen. In Chalons traf Romeuf den vorausgeeilten Bataillons-Chef Baillon; Beide zusammen setzten im Fluge die Reise fort und langten am 22sten früh um 5½ Uhr zu Varennes an, wo der König bereits seit 11 Uhr des vorigen Abends angehalten war. Herr Romeuf war so glücklich, zum Theil mit eigner Lebensgefahr, mehrere hart bedrohte Personen aus den Händen des überall empörten Volkes zu retten, unter Anderen die Herren von Damas, von Choiseul, von Floirac und einen Wachtmeister vom Kürassier-Regimente des Herrn von Damas.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Exposé de l'administration des finances de la Grande-Bretagne etc. — Von Bailly. 2 Bde. 12 Fr.

Code de procédure civile. Leçons. — Von Boitard. Th. I. 7 Fr.

Spanien.

Winter-Vergnügungen in Madrid.

(Schluß.)

Vergnügungssüchtig ist Madrid im höchsten Grade, und jeder Vorwand zu Ergötzlichkeiten wird mit Begierde aufgenommen. So einfach das Volk auch in seinem täglichen Leben erscheint, bedarf es doch von Zeit zu Zeit einer Zerstreuung, eines Schauspiels, oder irgend eines anderen Ereignisses, wodurch es ein wenig aufgerüttelt wird. Jedes Fest wird daher mit derselben Lust gefeiert, gleichviel, welchem Heiligen es gilt. An einem solchen Tage nimmt auch das sonst so ruhige und eintönige Madrid einen ganz anderen Charakter an. Die Straßen sind mit Menschen bedeckt, die alle ihr Bestreben an den Tag legen, sich heute einmal ganz besonders zu amüsiren. So verwandeln die letzten Tage des Dezember, die auch hier viele Geschenke und Besuche ins Haus bringen, die Spanische Hauptstadt in einen einzigen Lustort. Das um diese Zeit in Paris herrschende Leben ist mit dem in Madrid kaum zu vergleichen. Jedermann macht hier sein Neujahrsgeschenk; der Aermste würde lieber acht Tage fasten, als sich um diese Zeit nicht mit etwas regaliren. Die Plaça Mayor, die Alkala-Straße, alle Konditorläden sind auf das glänzendste ausgestattet, und die Vorräthe von Konfitüren, Zuckerwerk, Früchten u. s. w. werden acht Tage lang förmlich belagert. Mitten unter allen diesen Reichthümern schreiten die Leute aus dem Volk, die Caleseros, die Majos, ihre Manola im Arm, stolz einher, und man möchte sie die Könige des Festes nennen, zu deren Vergnügen allein das ganze Weltall geschaffen ist.

Im Monat Januar giebt es ebenfalls einen sehr beliebten Feiertag; es ist dies das Fest des heiligen Anton, des Schutzpatrons der Maulthiertreiber. An diesem Tage findet eine feierliche Messe in einer dem Heiligen geweiheten Kirche der Portalera-Straße statt. Alle Maulthiertreiber, Kutscher und Eseltreiber tragen dann ihre schönen braunen Kleider mit gelben und rothen Schnüren und Schleifen und ziehen nach der Kirche auf ihren Thieren reitend, deren Schwänze und Mähnen alle gar elegant mit einem glänzend rothen wollenen Bande umwunden sind. Hinter der Kirche holen sie sich einen kleinen Sack mit geweihter Gerste, die ein Priester ihnen darreicht und die die Thiere das ganze Jahr hindurch vor jedem Unfall bewahren soll. Den ganzen Tag hindurch werden von herumziehenden Verkäufern die panecillos de San Anton (Antonesbrödchen) feilgeboten und zu Tausenden abgesetzt. Aber alle diese Lust ist doch noch nichts neben der des Karnevals.

Um sich einen Begriff von dem Eifer machen zu können, mit dem man hier den Karneval begeht, muß man vor allen Dingen wissen, daß alle Maskenbälle bis zum Tode des Königs Ferdinand streng verboten waren. Mit Ausnahme von Cadix und Barcelona, die, weil sie gewissermaßen mehr Europäische als Spanische Städte sind, von dem allgemeinen Interdikt ausgenommen waren, wurde ganz Spanien von jenem Verbote getroffen. Nun läßt sich denken, wie sehr man sich seitdem zu entschädigen gesucht hat. Wenn man liest, was die Zeitungen täglich über Madrid berichten, so sollte man freilich glauben, daß alles Vergnügen aus dieser Hauptstadt verbannt sey. Allerdings sind auch die Verlegenheiten der Regierung eben so groß, als die Noth des Landes; seit mehreren Monaten hat kein Beamter seinen Sold erhalten; dem Heere, das eben Bilbao gerettet hat, fehlt es an Allem; aus Mangel an Brod und Munition hat es, in Schnee versunken, seinen Sieg nicht verfolgen können; alle Welt hat Verwandte und Freunde bei der Armee, und jeder Tag bringt den Familien neue Trauer-Botschaften. Aber nichtsdestoweniger, ungeachtet aller Noth und Bedrängniß, lassen sich doch diese quecksilbernen Geschöpfe des Südens vom Taumel des Vergnügens zu Tanz und Spiel hinreißen. Es gab in diesem Winter in Madrid Bälle für Jedermann, von den glänzenden Bällen des Englischen Gesandten, welche der Vereinigungspunkt der feinen Welt sind, wo Alles bis auf die kleinsten Details mit wahrhaft Britischer Vorsorglichkeit angeordnet ist, bis zu den Bällen der Manola, den Bällen des dritten Stocks, wo das Orchester aus einer Guitarre und die Beleuchtung aus einer schlechten eisernen Lampe besteht, wo dafür aber die alten schönen National-Tänze noch mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit getanzt werden. Zahllos waren die öffentlichen und Privat-Maskenbälle; man tanzte überall; wo es nur ein etwas großes Zimmer gab, und wenn es auch eine Remise seyn sollte, da wurde auch getanzt. Der König aller Bälle in diesem Winter war jedoch das Ball-Fest im Theater del Oriente. Das Theater selbst, von außerordentlichem Umfang, ist noch nicht ausgebaut, aber mehrere Tanzsäle sind bereits vollendet; hier in den prächtigen Räumen konnte man die Bevölkerung der Hauptstadt, und zwar nach allen ihren verschiedenen Ständen beisammen finden. Die Marquise und die Herzogin kreuzten sich hier mit der Manola, die lange darauf gespart hatte, um die dreißig Realen (2 Thaler) Eintrittsgeld zusammenzubringen. Von 11 Uhr Abends bis 9 Uhr Morgens wurde getanzt, und, was das Merkwürdigste war, nicht die mindeste Unordnung, nicht der geringste Skandal fiel in dieser buntscheckigen Gesellschaft vor, die beiläufig aus 5—6000 Personen bestand. Man muß den Spaniern zum Ruhme nachsagen: sie lieben zwar das Vergnügen leidenschaftlich, aber es artet hier niemals, wie bei den Franzosen, zur Orgie aus. Das Vergnügen ist für sie eine Sache, der sie Alles zum Opfer bringen können und auf die sie sich lange vorbereiten, aber sie verbinden damit zugleich den Ernst, die Würde, die „formalidad" ihres Charakters.

Am auffallendsten erscheint diese das sittliche Gefühl nie verletzende Fröhlichkeit bei den Lustbarkeiten des niederen Volkes. An den drei letzten Tagen des Karnevals war ganz Madrid auf den Beinen; die Straßen waren voll von Masken, und die Plaça Mayor war zum Tanzsaal umgeschaffen. Man tanzte unter freiem Himmel die Jota und den Fandango. Paul, der gewandte Kunstreiter aus Paris, führte seine Kavalkade durch die Straßen, und hinter ihm her zog immer eine Phalanx von Menschen, die sich über dieses Schauspiel nicht genug freuen konnten. Aber keine Ruhestörung, kein Streit, kein einziger Skandal fiel während dieser drei Tage vor.

Schließlich will ich noch zweier seltsamer Ceremonien gedenken, deren eigentliche Bedeutung mir Niemand hat erklären können. Sie wissen, daß weiland Don Juan, der Don Juan Mozart's, Molière's und Byron's, ein geborner Spanier war. Bei seinen Landsleuten scheint sein Name auch noch im Volke fortzuleben. Denn am Fastnachts-Dienstag ward Don Juan, von Kopf bis Fuß weiß gekleidet, den alten Spanischen Mantel um die Schultern gehängt und den Federhut auf dem Kopfe, auf einem weißen Kissen kniend und die Hände über einander gelegt, von vier starken Männern auf den Schultern getragen und so in Prozession über den großen Platz und um die ganze Promenade des Prado geführt. Es scheint, daß der alte Sünder seine Büßungen noch nicht vollendet hat, und daß er diese posthume Verhöhnung dem unauslöschlichen Skandale seines Lebens verdankt. Die zweite Ceremonie, noch seltsamer und unverständlicher als die erste, findet am Aschter-Mittwoch statt. Ein schwarz gekleideter, auf dem Rücken ausgestreckter Mann, dessen Füße zusammengebunden sind und der wie todt daliegt, wird auf einer Bahre getragen. In seinen zusammengelegten Händen hält er eine Sardelle, während hinter der Bahre mehrere Männer mit brennenden Kerzen in der Hand, an den Seiten aber viele Andere gehen, welche Todten-Gebete hersagen. Mit großer Feierlichkeit schreitet die Prozession bis zu dem eine halbe Stunde von Madrid entfernten Kanale, wo der Zug anhält, der Todte aufersteht und der Nachmittag unter Trinken und Jubeln hingebracht wird. Man nennt dies „enterrar la sardina", die Sardelle beerdigen. Ich fragte nach dem Ursprung dieser Sitte, und man antwortete mir, es wäre so Gebrauch; ich fragte darauf: warum? und man antwortete mir: darum. Das ist freilich eine so peremtorische Erklärung, daß sich nichts weiter hinzufügen läßt; ich beschränke mich daher auf die Mittheilung derselben; vielleicht gelingt es nun irgend einem unserer heutigen Französischen Novellisten, daraus eine recht schwarze und teuflische Legende zu machen.

Aegypten.

Diebe und Räuber in Aegypten.

Vor der Zeit, da Aegypten unter der Botmäßigkeit Mehmed Ali's stand, schweiften die Beduinen und die in den Umgebungen der Stadt wohnenden Fellah's ungestraft bis zu den Thoren Alexandriens und Kabira's, wo sie die Spaziergänger mordeten und beraubten. Der Vice-König hatte zur Bekämpfung seiner Feinde die undisziplinirten Rotten der Albanesen nöthig, welche nach Aegypten strömten, um Theil an der Plünderung zu nehmen; und es gelang ihm nur mit Mühe, das Eigenthum der Einwohner vor dieser habgierigen, räuberischen Soldateska zu bewahren. Kaum hatte er aber die Parteigänger, welche ihm seine Oberherrlichkeit streitig machten, durch Verrath oder Gewalt vernichtet, als er auch bemüht war, die Ruhe seiner Staaten zu sichern. Er züchtigte die Verwegenheit der Fellah's und der Beduinen; diejenigen, welche sich nicht unterwerfen wollten, mußten in ihre Wüsten zurückkehren, und das Aegyptische Land war endlich von ihnen gesäubert.

Man stellte überall die Kunststraßen wieder her, die von einem Dorfe zum anderen führen und während der periodischen Ueberschwemmungen den Verkehr erleichtern; man baute sogar einige Brücken über die bedeutendsten Kanäle. Der Reisende kann heutiges Tages das ganze

Nil-Thal ohne Besorgniß und Gefahr durchwandern; er findet überall freundliche Aufnahme. Der Scheich-el-beled (Aelteste des Ortes), welcher eine Art von Bürgermeister ist, empfängt ihn herzlich und gastfrei, theilt mit ihm sein frugales Mahl, läßt ihn aus seinem Tschibuk rauchen und weist ihm in dem Winter-Gemache, das über dem Ofen des Hauses liegt, einen warmen Platz an.

Wenn aber gleich die See-Provinzen Aegyptens von Vagabunden gesäubert sind, so kann der Reisende doch in anderen Theilen des Landes nicht auf gleiche persönliche Sicherheit rechnen. Die an der Gränze des angebauten Landes und der Wüste belegenen Dörfer sind im Allgemeinen von rohen und ungastlichen Menschen bewohnt, die, wenn die Obrigkeit ihnen zu Leibe will, mit ihrer Familie und ganzen Habe sehr leicht entfliehen können.

Wenn der Reisende in einem dieser Gränz-Orte angegriffen wird, so darf er nicht auf den Schutz des Scheich-el-beled rechnen, denn dieser steckt oft mit den Räubern unter Einer Decke. Die Regierung vermag nichts gegen sie und kann ihre gesetzmäßigen Steuern oft nur mit großer Mühe bei ihnen eintreiben. Wer solche Orte, die zum Glück schon in weiter Ferne übel berufen sind, zu passiren hat, der darf weder bei Tage noch bei Nacht seine Waffen ablegen und sein Gepäck nicht aus dem Auge verlieren. Wehe dem unvorsichtigen Reisenden, dem seine Vorräthe ausgegangen sind, oder der einen Wegweiser annehmen muß! Die Einwohner brandschatzen ihn ohne Erbarmen; und wittern sie Geld in seiner Börse, so eilen sie ihm in die Wüste voran, legen sich auf seinem Wege in einen Hinterhalt und ermorden ihn, um ihn dann zu plündern.

Unter diesen gefährlichen Orten verdient besonders das Städtchen Kankah, welches nur zwei oder drei Stunden von Kahira entfernt liegt, einer Erwähnung. Die Verwegenheit der diebischen Bewohner dieses Ortes ist so groß, daß sie oftmals Feldherrn-Zelte, die mitten in einem Lager von 25,000 Mann errichtet waren, ausgeplündert haben. Einige Dörfer am Ufer des Nil's, in Ober-Aegypten, werden eben so sehr gefürchtet. Während die Bauern um Kankah die Felder verwüsten, die Wohnhäuser ausräumen und die Reisenden ermorden, fällt der Ober-Aegyptische Landbewohner über die Barken her und raubt ihnen Alles, sogar Segel und Takelwerk.

Die Bauern von Kankah stehen im Rufe großer Stärke, Gewandtheit und Behendigkeit. In den Monaten Dezember und Januar, wo der Türkische Weizen in voller Reife steht und seine Halme an fünf Fuß hoch sind, ist es sehr gefährlich, nach Sonnen-Untergang die Felder zu passiren. Die Wege sind sehr schmal, und zu beiden Seiten harren die Bauern, im Getraide versteckt, des Wanderers, der sich verspätet hat. Gewöhnlich lassen sie ihn ein paar Schritte an sich vorbeigehen, fallen dann von hinten über ihn her und schlagen ihn mit langen Knotenstöcken, gegen die der Säbel eine unwirksame Waffe ist, zu Boden. Dann tödten sie ihn vollends mit ihrem Dolche, plündern den Leichnam und lassen ihn auf dem Wege liegen.

Ein paar Tage darauf, sobald die Kleider des Opfers gewaschen und von dem daran klebenden Blute gereinigt sind, begeben sich die Mörder nach Kahira und verkaufen ihre Beute öffentlich im Basar. Es giebt in Aegypten keine gerichtliche Polizei; ist ein Mensch getödtet worden, und seine Verwandten erscheinen nicht mit zwei ehrenwerthen Zeugen, welche eidlich erhärten können, daß sie den Mord mit angesehen, vor dem Kadi, so läßt sich Niemand die Entdeckung des Verbrechers angelegen seyn, und er bleibt ungestraft.

Wenn die Räuber um Kankah erfahren, daß in einem Hause in der Stadt frische Vorräthe, baares Geld oder kostbare Effekten sich befinden, so treten ihrer drei oder vier zusammen und schleichen sich um Mitternacht in die Stadt. Sie führen sehr kurze Säbel oder Dolche und eine Hacke, aber kein Schießgewehr, keine Leitern oder Nachschlüssel. Sie gehen ganz nackt und überstreichen ihren Körper mit Fett, um den Händen ihrer etwanigen Angreifer besser entgleiten zu können. Sind sie bis an die äußere Mauer des Hauses gekommen, die immer aus Lehm gebaut ist, so schlagen sie mit der Hacke ein Loch und schlüpfen durch dasselbe in den Garten. Zuweilen schlagen sie kleine Pflöcke in die Mauer und klimmen auf diese Weise ohne Schwierigkeit hinan. Alle Häuser haben auf der Terrasse ein gegen Norden offenes Wetterdach, um die inneren Gemächer, die keine Oeffnungen nach Außen haben, abzukühlen. Durch dieses Wetterdach dringen die Diebe ins Haus und erbrechen die Schlösser, welche ganz aus Holz gearbeitet sind. Einige halten mit gezücktem Dolch am Eingang Wache, während die Anderen Alles in Beschlag nehmen, was sich greifen läßt. In wenigen Minuten ist das ganze Haus geplündert, und die Diebe kehren, so schnell wie sie gekommen waren, nach ihren Maisfeldern zurück.

Ein alter Französischer Oberst, der im Lager bei Kankah die Europäisch disziplinirten Truppen unter seiner Leitung hatte, erlebte einmal Folgendes. Um Mitternacht weckte ihn ein Geräusch; er schlug die Augen auf und sah beim Mondschein die Schatten fremder Leute in seinem Zimmer. Plötzlich schob man den Vorhang des Bettes zurück, und ein Araber von fürchterlichem Ansehen stand vor ihm, mit einem Dolche bewaffnet, dessen Spitze er dem Obersten auf die Brust setzte, um ihn bei der geringsten Bewegung zu durchbohren. Unterdeß nahmen ein paar Andere sämmtliche Effekten weg und warfen sie ohne Umstände aus dem Fenster. Der Oberst, ein Mann von großer Geistesgegenwart, schloß die Augen und stellte sich, als ob er schliefe. Als das Geräusch um ihn her aufhörte, richtete er sich langsam im Bette empor, nahm seinen Karabiner, der an der Bettwand hing, und näherte sich rasch und leise dem offenen Fenster. Er sah die drei Araber beschäftigt, die an der Erde zerstreut liegenden Effekten zu sammeln. Sogleich zielte er nach Einem derselben, feuerte und rief dabei laut nach seinen Leuten. Der Araber stürzte, aber seine Kameraden packten ihn an den Füßen und rannten mit ihm davon, die Beute im Stiche lassend. Es war unmöglich, sie einzuholen.

Mehrere Europäische Muster zechten einmal in einer Weinlaube und waren, theils über, theils unter dem Tische, in süßen Schlummer gesunken. Als die Gluth der Sonne am nächsten Morgen sie weckte, staunten sie nicht wenig, den Tisch abgeräumt und sich selber im sternigsten Negligé zu sehen. Arabische Spitzbuben hatten bei ihnen das Amt von Kammerdienern verwaltet.

Die Räuber in Ober-Aegypten, die ich lieber Piraten nennen möchte, sind eben so geschickt und geschmeidig, wie die von Kankah. Wenn das ungestüme Wetter eine Barke nöthigt, am Ufer anzulegen, und die Schiffer während der Nacht nicht aufpassen, so kann man dafür stehen, daß die Barke vor Tages-Anbruch geplündert seyn werde.

Auf den Arabischen Barken schlafen die Leute gewöhnlich unter dem Verdeck, um vor dem sehr reichlich herabfallenden Thau sich zu schützen, doch lassen sie einen Mann zurück, der über die allgemeine Sicherheit wachen muß. Wenn aber dieser Wächter seine Pfeife geraucht und ein paar Minuten lang monotone Lieder vor sich hin gebrummt hat, wickelt er sich in seinen Mantel, legt sich nieder, ohne den Thau zu scheuen, und ist bald eingeschlafen. Nun fangen die Diebe, welche bis dahin in der Nähe versteckt geblieben, ihre Operationen damit an, daß sie Maiskörner auf die Barke werfen. Bemerken sie, daß dieses schwache Geräusch den Wächter nicht aufweckt, so versuchen sie es mit immer größeren Steinen, und endlich kommen Mauersteine. Der Araber schläft in der Regel sehr fest; aber außerdem gewöhnt sich das Ohr eines Schlafenden an ein fortdauerndes und im Fortdauern zunehmendes Geräusch. Nach solchen Vorkehrungen steigen die Diebe in die Barke und schleppen Segel, Tauwerk, Ruder, Bänke — kurz Alles, was sie tragen können, davon. Am nächsten Morgen sehen sich die Schiffer außer Stande, ihre Fahrt fortzusetzen und entladen ihren Zorn in einer Fluth von Verwünschungen.

Wenn ein Europäer in Aegypten muselmännische Bedienten hat, so werden sie leicht seine Hausdiebe; denn es gilt ihnen beinahe für ein verdienstliches Werk, einen Ungläubigen zu bestehlen. Doch sind Diebstähle solcher Art nie von großer Bedeutung. Du kannst einem Araber unbedenklich eine große Summe Geldes, Diamanten und andere Kostbarkeiten anvertrauen, er wird sie treu aufbewahren. Was er beim Diebstahle bezweckt, ist nur die Befriedigung eines augenblicklichen Gelüstes oder Bedürfnisses, und nicht etwa eine gute und komfortable Existenz in seinen späteren Jahren. T. Urbain.

Mannigfaltiges.

— Winterhalter's Dekameron. Als einer der ausgezeichneteren jungen Deutschen Maler, die sich durch ihre Niederlassung in Paris den Französischen Schulen angeschlossen haben, wird Herr Winterhalter aus Karlsruhe, ein Schüler des verstorbenen Leopold Robert, genannt. Sein neuestes auf der diesjährigen Pariser Ausstellung befindliches Bild stellt die Florentinische Gesellschaft edler Damen und Herren dar, denen Boccaz seine Novellen in den Mund gelegt und die sich bekanntlich vor der in Florenz wüthenden Pest nach einer reizenden Villa geflüchtet, wo der Dekameron entstand, der noch heute, nach fünfhundert Jahren, die leichtfertige Italiänische Jugend entzückt. Der Französische Deputirte, Herr Paturle, der Leopold Robert's letztes Gemälde, „die Fischer am Adriatischen Meere", besitzt, hat auch dieses Werk des Herrn Winterhalter, und zwar für 10,000 Franken gekauft, was an sich schon dafür zu sprechen scheint, daß der Schüler nicht unwürdig in die Fußstapfen seines Meisters getreten sey.

— Puschkin's Werke. Die gesammelten Schriften dieses Dichters, und zwar zum Besten seiner hinterlassenen Familie herauszugeben, ist ein Verein von Männern zusammengetreten, an deren Spitze der auf dem Russischen Parnaß als Puschkin's nächster Geistesverwandter geltende Herr von Schukowski sich befindet. Das Ganze wird aus sechs Bänden bestehen, deren erster mit dem Bildniß des verstorbenen Dichters geziert seyn wird, während der letzte die Lebensbeschreibung und ein getreues Facsimile desselben bringen soll.

— Fabelbuch in vier Sprachen. In Rußland, wo die Kinder der vornehmen Leute immer in mehreren Sprachen zugleich erzogen werden, wo sie zuweilen gleichzeitig mit ihrer Bonne Französisch, mit dem Hauslehrer Deutsch, mit dem Stallmeister Englisch, mit dem Musiklehrer Italiänisch und endlich mit Kutschern und Bedienten Russisch sprechen — eine Methode, die übrigens kein Pädagog, der es mit der gehörigen Ausbildung seiner Zöglinge und mit der Tüchtigkeit ihres nur in der Muttersprache recht gedankenreichen Ausdrucks Ernst meint, empfehlen wird — in Rußland können Bücher, die man in der Gelehrten-Sprache Tetraglotten, Pentaglotten u. s. w. zu nennen pflegt, auch für Kinder schon an ihrem Platze seyn. Ein Buch dieser Art ist das von Herrn C. Loir in Petersburg recht geschickt zusammengestellte und kürzlich erschienene Fabelbuch in vier Sprachen,*) welches hundert ausgewählte Russische, Französische, Deutsche und Englische Fabeln in Versen enthält. Die Russischen sind von Dmitriew und Kryloff, die Französischen von La Fontaine und Florian, die Deutschen von Gellert, Lessing, Gleim und Pfeffel und die Englischen endlich von Herrick, Gay und Foote. Eine schätzbare Zugabe des Herausgebers sind einige biographische Notizen über die verschiedenen Dichter, so wie erklärende Noten zum Verständniß für die Russische Jugend.

*) Der Französische Titel desselben ist: Nouvelle anthologie en quatre langues. — Preis 3½ Rubel.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 42. Berlin, Freitag den 7. April 1837.

Schweiz.

Alexander Dumas in der Schweiz.*)

Am Städtlein Schwyz ist nichts zu merken, als die sonderbare Gestalt der beiden Berge, woran es sich lehnt, und der Umstand, daß es der Eidgenossenschaft seinen Namen gegeben. Wir blieben daher nur um Frühstück und gingen fürbaß nach Sewen; allda bestiegen wir einen Kahn, fuhren über den See an der alten Burg von Schwanau vorbei, die im Jahre 1308 von des Stauffacher's Leuten niedergebrannt worden, und landeten nach einstündiger Fahrt gerade an der Stelle, wo vor dreißig Jahren ein Stück vom Rossi-Berge in den See hineingestürzt war. Wie ich die Trümmer des Bergsturzes von fern sah, ergriff mich die Lust, geradeswegs hinaufzusteigen und sie zu durchwandern; von weitem sah die Sache sich leicht an, wie man denn überhaupt in den Alpen nie vorher wissen kann, wie weit oder wie groß etwas ist, bis man mitten drinnen steckt. Die Schiffsleute warnten mich wohl vorher, es würde mir leid thun, aber ich war ungläubig, und wie wir ans Land stiegen, trieb mich die falsche Scham, daß ich nicht umkehren mochte, sondern gerade vorwärts und herzhaft meinen Fuß inmitten dieser wilden und riesenhaften Trümmer setzte.

Wer dieses Chaos nicht mit eigenen Augen gesehen hat, dem kann eine Beschreibung eine Vorstellung davon gewähren. Ringsum Felsen, aus ihren Grundfesten umgestürzt, Bäume, mit den Wurzeln ausgerissen und quer hingeworfen, Steingeröll und Erdgeschütt aufgethürmt zu unermüdlichen Hügeln, trostlos grau, ohne eine Spur von Pflanzengrün. Wir schleppten uns mühsam durch die seltsam gekrümmten und verschlungenen Klüfte dahin, nirgend unseren Weg auf zwanzig Schritte vorausseh end; wir glaubten, wie Byron's Kain, über den Leichnam einer Welt zu wandern. Wir gingen und wußten nicht, wohin; sich zu orientiren, war unmöglich; alle Augenblick starrte uns eine steil aufsteigende Felsenkante entgegen, über die nicht hinwegzukommen war, und wir mußten mühsam um den Rand herumkriechen, uns an die Baumäste und Wurzeln anklammern, um nicht herabzustürzen, bald rechts, bald links biegen, zuweilen gar rückwärts, und in Seitenwege und Spalten hineinkriechen, ohne zu wissen, ob wir auch an der anderen Seite wieder hinaus könnten. Nicht selten war uns zu Muthe, als müßten wir ersticken unter den überhängenden Massen, an deren Fuße wir, wie Würmer tastend, unseren Weg suchten; dann kletterten wir mit unsäglicher Anstrengung an einer Stelle hinauf, um einen Umblick zu gewinnen, und sahen jenseits der Wüste, worein wir uns verirrt hatten, das freundliche, gelobte Land, die lachenden Matten, den See und seinen Gürtel von Bergen. Da schöpften wir tief Athem, wie ein Schwimmer, wenn er an die Oberfläche des Wassers kommt; wir nahmen die Brust voll Luft und tauchten dann wieder nieder in das finstere, wüste Element, in das Meer von Felsen und Schutt, das sich über drei Dörfer ergossen und Felder, Häuser, Menschen zu unseren Füßen in ewige Nacht verschüttet hatte. Mein Franz konnte gar nicht begreifen, wie ich auf den tollen Einfall gekommen wäre, in diesem wüsten Graus herumzuklettern, während ich doch auf dem schönsten geraden Wege nach Arth hätte gelangen können, und ich muß gestehen, daß ich bei mir selbst, wie schon öfters, so heute, die thörichte Neugier zu verwünschen anfing, die mich immer dahin trieb, wo es die meisten Strapazen zu holen gab.

Vier lange Stunden waren wir über dieses wie von Krämpfen durchschütterte und zerrissene Erdreich marschirt, als wir endlich den Ausgang erreichten und eine Viertelmeile vor uns, jenseits einer Matte vom frischesten und lockendsten Grün, den Kirchthurm von Arth über den Spiegel des Zuger Sees aufsteigen sahen. Mit Wollust spürten wir unter unseren Sohlen den weichen, prallen Grasteppich, nachdem wir so viele Stunden hin und her, auf und nieder, über Steine, Bäume und Schutt gestiegen und gestolpert waren. Mein erstes Verlangen, als wir im Wirthshause zu Arth ankamen, war nicht das Abendessen, sondern das Bett, und ich bat mir aus, daß man mich ja unter keinem Vorwande wecken sollte.

Als ich die Augen wieder aufschlug, schien mir der Mond so lieblich und freundlich ins Zimmer, daß ich der Lockung nicht widerstehen konnte, ans Fenster zu treten und mich der Aussicht zu erfreuen. Der See blinkte im Mondenlicht wie ein Spiegel von klarstem Silber; zur Linken starrte die Felsenmauer des Rigi, wie senkrecht zugebaut, majestätisch zum Firmament empor, und es sah aus, als wenn die kleinen Sterne oben an der Kuppe des Berges hingen und flimmerten. Zur Rechten lagen die Häuser von Sankt Adrian und Walschwyl längs den Ufern des Sees in tiefer Nachtruhe, und der hohe Zuger Berg deckte sie treulich mit seinem Schatten. Am Himmel kein Wölkchen, kein Windhauch in der Luft, im ganzen weiten Raume kein lebendiger Laut. Die ganze Erdenwelt schlief und schien dahinzugleiten durch den klaren Aether, wie ein Fahrzeug durch den stillen See, wohlgemuth und sonder Furcht, weil das führende Auge Gottes wacht.

Da kam mir ein Gedanke ein, zur großen Last und Plage für meinen armen Franz: ich gedachte mir nämlich die frisch kühle Nacht und das herrliche Mondlicht zu Nutze zu machen, den Marsch anzutreten und früh am Tage in Luzern zu seyn. Das war Alles schön und gut, nur ein übler Umstand kam dazwischen: ich fing an, großen Hunger zu spüren. Ich legte mich aufs Bett und wollte ihn verschlafen; aber das nöthige Maaß der Ruhe hatte ich nun einmal genossen und konnte jetzt kein Auge schließen. Draußen über der Landschaft schwamm mit bläulichem Schimmer das zauberische Mondlicht. Es ließ mich nicht ruhen; ich sprang aus dem Bett und verfügte mich in meinem mehr als zu leichten Nachtkostüm die Treppe hinab auf den Flur und in die Gänge. Ich wollte den Wirth aus seiner Kammer pochen, und um ja die rechte zu treffen, polterte ich an jeder Thür. Lange Zeit blieb meine Mühe umsonst; in mancher Kammer mochte gar Niemand seyn, in mancher hatten die Inliegenden einen gesegneten Schlaf, und schon wollte ich an allem Erfolge meiner Exkursion verzweifeln, als ich endlich hinter der letzten Thür auf mein Pochen die Antwort in Deutscher Sprache vernahm: „Warten Sie, da bin ich." Das Warten, obwohl etwas lang, verdroß mich nicht im mindesten; die Sprache und der Ton klangen mir süß in den Ohren, denn ich erkannte die Stimme des Wirthes. Als aber die Thür sich endlich aufthat, da stand ein langer, blonder, junger Mann vor mir, rieb sich schläfrig die Augen und fragte, ob's denn schon Zeit wäre, abzumarschiren. „Für mich, ja wohl", redete ich ihn lachend an; „für Sie, mein Herr, freilich noch nicht. Wir haben uns Beide geirrt; ich hielt Sie für den Wirth und Sie mich für Ihren Führer. Entschuldigen Sie gütigst, daß ich Sie im Schlafe gestört habe." Damit wollte ich mich entfernen; aber der Herr sprach: „Um Vergebung, darf ich nicht mindestens erfahren, wen ich die Ehre gehabt habe....?" — „Ich heiße Alexandre Dumas." — „Es gereicht mir zum größten Vergnügen...." — „Nun, darf ich wohl so frei seyn, die nämliche Frage zu thun?" — „Mein Name ist Edouard Velers, Advokat zu Brüssel." — „Es macht mich sehr glücklich, daß ich die Ehre habe...." — Und wir Beide begannen, uns Verbeugungen zu machen, als säßen wir uns zum ersten Male in einem Pariser Salon. Unser beiderseitiges Kostüm aber gab der Sache einen lächerlich originellen Anstrich, denn da es in so gut wie nichts bestand, so sah es sich gleich, wie eine Uniform der anderen.

„Ich möchte nun aber", fuhr ich fort, „mit Ihrer Erlaubniß und gebührender Discretion noch eine kleine Frage thun." — „Fragen Sie nach Belieben." — „Haben Sie vielleicht Hunger?" — „Hm!" meinte der Brüsseler und ging innerlich mit sich zu Rathe: „ich dächte, ja." — „Sehen Sie", sprach ich, „wie ich gestern Abend hierher kam, sank ich vor Müdigkeit um, und da hab' ich vor Schlafengehen nichts gegessen." — „Und ich bin spät eingekehrt und habe hungrig zu Bette gehen müssen, weil im ganzen Wirthshause nichts zu haben war, als ein Paar Eier." — „Sind Sie denn so ein Todfeind von Eiern?" — „Ich kann keines riechen." — „Also sind Sie nüchtern?" — „So nüchtern, wie Sie." — „Daraus folgt, wir müssen uns was zu essen schaffen." — „Gut, schaffen wir was." — „Und nach dem Essen, wenn's Ihnen gefällig ist, benutzen wir die schöne, helle Nacht und machen uns auf den Weg." — „Ich bin dabei, aber was haben wir denn zu essen?" — „Was Gott uns bescheeren wird, aber erst wollen wir doch die Beinkleider anziehen." Dieser Vorschlag war einleuchtend und ganz an seiner Stelle; einmüthig wurde er ausgeführt, und ehe fünf Minuten vergingen, waren wir so ziemlich im Stande, uns mit der Hälfte unserer Figur sehen zu lassen; mehr brauchte es für den Augenblick nicht.

„Nun also", sprach ich, „der Sie Deutsch sprechen trotz Luther, geben Sie sich gefälligst die Mühe, unseren Wirth aus den Federn zu trommeln, und fragen Sie ihn, da es einmal mit den Eiern nicht geht, ob er vielleicht dem Huhn, welches sie gelegt hat, den Hals abschneiden will. Dabei könnte doch ein Frikassee für uns heraus kommen. Ich meinestheils will den Burschen wecken, mit dem ich hergekommen bin; wir können ihn hoffentlich für unsere Küche brauchen." Demgemäß verfügte ich mich in die Gesinde-Schlafstube und fand meinen Franz gleich heraus an der triumphirenden Kraft seines Schnarchens. Ich zog ihn an den Beinen aus seinem Schlummer hervor, er erwachte

*) Aus dessen Nouvelles impressions de voyage.

gleich und erkannte mich. „Ach, gnädiger Herr", sprach der arme Junge und gähnte und reckte sich, „ach, ich hatte eben einen recht schönen Traum." — „Na, was hast Du denn geträumt?" — „Ich träumte, Sie ließen mich schlafen." Das rührte mich in tiefstem Herzen, und vielleicht hätte das Mitleid den Egoismus in mir überwunden, wenn Franz dem besseren Prinzipe Zeit zum Siegen gelassen hätte; aber der gute Junge schlüpfte bei den Worten schon aus dem Bett heraus, so groß war sein Eifer für meinen Dienst, und ich ließ es ihm entgelten.

Als ich von Franz zurückkam, fand ich meinen neuen Bekannten in sehr eifrigen, aber unerfreulichen Unterhandlungen mit dem Wirthe begriffen. Es war und blieb dabei, daß es im ganzen Hause nichts zu essen gebe als Eier. „Vielleicht ist's doch möglich", sagte ich zu dem Advokaten, „ein Eierkuchen findet vielleicht in Ihren Augen einige Gnade." — „Davor habe ich erst den rechten Abscheu." — „Aber Fische?" — „Fische, o Fische! Das ist ganz was Anderes, die esse ich fürs Leben gern." — „Aber Fische habe ich keine da", sprach der Wirth dazwischen. „Was, keine Fische? Sehen Sie her, da hab' ich meinen „Ebel", mein Reisehandbuch, da steht's gedruckt: Arth, schönes, großes Dorf im Kanton Schwyz, am Ufer des Zuger Sees, zwischen den Bergen Rufft und Rigi; Gasthof zum schwarzen Adler mit guter Bewirthung; vorzügliche Fische ....." — „Sehen Sie wohl, gedruckt: vorzügliche Fische." — „O ja, das heißt im See, da hat's Fische, schöne Fische; Hechte, Karpfen, Barse, prächtige Forellen." — „Ei schön, da können wir ja gleich fischen gehen." — „Ich hab' aber kein Netz." — „Ich brauche kein Netz." — „Ich hab' auch keine Angelschnur." — „Ich brauche keine Angelschnur." — „Na, womit wollen Sie denn fischen?" — „Mit der Flinte." — „Herr, zu einem so schlechten Spaß hätten Sie mich nicht in der Nacht zu wecken brauchen", brummte der Wirth. — „Ganz gewiß, guter Freund, mit der Flinte, und nun will ich Ihnen noch etwas sagen, machen Sie uns Alles zu einer guten Matelotte zurecht, besorgen Sie Zwiebel, Wein und Butter, die Fische schaffe ich." — „Na, ich will doch sehen, was da heraus kommen wird", sprach der ehrliche Mann und fing an, seine Pfanne zurecht zu machen. — „Schön, lieber Mann, nun sagen Sie mal, gehört der kleine Kahn da Ihnen?" — „Ja." — „Darf ich ihn nehmen?" — „Ja." — „Den umgestürzten Feuerkessel da, auf dem mein Bursche sitzt, darf ich den auch mitnehmen?" — „Ja." — „Gut, mehr brauche ich nicht, komm mit Franz, Du wirst mir ein Feuer in dem Kessel anmachen. Hol Dir Reisig und einen Strick, marsch fort, vorwärts." — „Ich wünsch' guten Fang", rief der Wirth uns nach und machte ein spöttisch Gesicht. Ich war mit meiner Flinte längst draußen, der Advokat eilte mir nach. Im Nu standen wir am Ufer; mit dem Strick band ich den Kessel am Vordertheil des Kahnes fest und ließ das Reisig auflegen; auf die Mittelbank setzte sich Franz mit zwei flachen Rudern in den Händen; Herr Peters stand am Hintertheil und band den Kahn vom Pfahle los. Auf ein Zeichen hob Franz an zu rudern, und das Fahrzeug glitt über den Spiegel des Sees. So glatt und ruhig war das Wasser, so köstlich klar, daß wir wohl zwanzig Fuß tief hinunter sehen konnten. Die flackernde Flamme unseres Kessels strahlte vom Wasser so vollkommen wieder, daß es wirklich schien, als wäre der Brand inmitten des feuchten Elementes. Von Zeit zu Zeit sahen wir's silberglänzend wie einen Blitz unter unserer Barke vorbeischießen: ein gutes Zeichen für unsere Jagd. Ich machte meinen Gefährten darauf aufmerksam: was so blitzte, das waren die funkelnden Schuppen der Wasserbewohner, die, von der ungewohnten Helle aufgeweckt, in dem erleuchteten Kreise unruhig, neugierig hin und her fuhren. Allmälig schienen die Fische, groß und klein, nicht bloß vertraut mit der neuen Erscheinung zu werden, sondern ein großes Vergnügen daran zu finden. Sie drängten sich herbei, sie stiegen vom Grunde des Wassers auf, und etliche Fuß unter der Oberfläche des Wassers blieben sie wieder liegen, unbeweglich mit ihren glotzenden Augen, als ob sie einschliefen. Wir konnten ihre Gestalt, ihre Gattung deutlich erkennen, nur wollte keiner so nahe heraufkommen, daß ich eine Kugel an ihn wagen durfte. Jetzt gab ich Franz ein Zeichen, daß er nicht mehr rudern sollte, und zugleich ließ ich das Feuer mit neuem Reisig anschüren. Da flammte es doppelt hell empor und hing unter uns im Wasser wie eine glühende Kugel. Auf die Fische wirkte das wie ein Zauber, es zog sie näher und näher; leise, leise gleiteten sie in die Höhe, man sah keine Flosse sich regen, aber immer größer und deutlicher sahen wir sie unter uns. Endlich erblickten wir sie mitten in dem Glutbschein, womit die Flamme sich im Wasser spiegelte, und jede Schuppe blitzte wie Rubin und Diamant. Wir hatten die Wahl für unseren Geschmack; mein Gefährte zeigte mir einen herrlichen Karpfen, ich aber hatte mein Augenmerk auf eine prächtig große Steinbutte geworfen. Am Ufer des Genfer Sees hatt' ich die Bekanntschaft dieser Klasse von Fischen gemacht, sie fleißig kultivirt und die angenehmste Erinnerung davon zurückbehalten. Dieser Steinbutte also that ich die Ehre an, den Lauf meiner Flinte auf sie zu richten, der Advokat lehnte über Bord und hielt den Athem erwartungsvoll zurück. Franz war auf allen Vieren zu mir herangekrochen und konnte vor Neugier gar nicht erwarten, was nun vorgehen würde. Der Fisch schien gar nicht zu merken, daß so viele Augen auf ihn geheftet waren; er stieg in die Höhe und stieg immerfort, gleich als wollte er aus seinem Element in's wirkliche Feuer hinein. Nun war er mir nahe genug, ich drückte auf den Hahn, der Schuß ging los.

Im nächsten Augenblicke waren wir Alle unwillkürlich erschrocken, als hätten wir, wie Wilde, gar nicht gewußt, daß es knallen würde. Aber es war ein Donner; der ganze Berg erwachte und schütterte und dröhnte bis in seine Grundfesten, und das dröhnte und rollte und wälzte sich zwischen dem Rufft und Rigi herüber und hinüber und zog mit dem Echo längs der Berge weiter gen Zug und verhallte grollend in weiter Ferne. Als wir nun die Augen wieder abwärts zum Wasser richteten, siehe, da war all das neugierige Volk der Fische verschwunden, und ganz unten in der Tiefe lag es unbeweglich, wie ein silberner Punkt, den wies ich meinen Gefährten. Der Punkt fing an zu steigen, kam näher und wurde größer: es war unsere Steinbutte mit dem Rücken nach unten, mit dem Bauch nach oben. Im nächsten Augenblick schwamm der Fisch zwei Hände breit vor uns auf dem Wasser, wir durften ihn nur greifen; der halbe Kopf war ihm weggeschossen.

Triumphirend kehrten wir in das Wirthshaus zurück. Der Wirth stand vor seinem Bratofen, — das Feuer drin brannte schon, aber zu der Matelotte hatte er noch keine Anstalt gemacht. So weit hatt' er sich nicht aufs Ungewisse einlassen mögen. — „Nun, guter Freund, was meinen Sie dazu?" sagte ich und zeigte ihm meinen Fang. — „Ich meine", sagte er in demüthigem Tone und mit einem staunenden Blick auf das prächtige Wasserbier, „ich meine, es kann Einer auf seine alten Tage noch Neues lernen." — „Sehen Sie wohl?" sprach ich; „nun also, Herr Wirth, während wir uns völlig anziehen, bringen Sie ein gutes Frikassee zu Stande und thun Sie ja keinen Aerger statt des Pfeffers dran."

Mit der letzteren Ermahnung that ich dem ehrlichen Manne Unrecht. Die Fischspeise, die wir bekamen, war ganz vortrefflich; wir hatten Alle reichlich zu schmausen, der Wirth und der unterdeß erwachte Führer des Advokaten thaten unserem Frühstück alle Ehre an, so groß war der Fisch gewesen. Wir machten mit dem Wirthe die Zeche richtig, und als die Spitze des Rufft-Berges sich vom Morgenschein blaßgolden färbte, gedachten wir der Abreise und setzten den Fuß zur Thür hinaus. Draußen wendete mein neuer Bekannter sich rechts, ich mich links. „Ei der Tausend", sprach er, „wo wollen Sie denn hin?" — „Nach Luzern", sagte ich. — „Nach Luzern? Da komme ich eben her." — „Ei so, sehen Sie einmal, da kommt's heraus, wir gehen gar nicht einen Weg." — „Es kommt sogar heraus, daß wir einander den Rücken kehren müssen." — „Allons, glückliche Reise." — „Behüt Sie Gott." — „Wenn Sie einmal nach Brüssel kommen ....?" — „Wenn Sie einmal nach Paris kommen ....?" — „Versteht sich, Beide. Adieu." — „Adieu." — So schieden wir von einander und werden uns schwerlich je anders wiedersehen, als dereinst bei der Auferstehung im Thale Josaphat. — „Nun, Franz", sagte ich zu meinem Burschen, „was denkst Du zu der Geschichte von diesem Morgen, mein Sohn?" — „Ich denke", sprach der Bursche, „Sie sind ein freundlicher Herr mit kuriosen Gewohnheiten; Sie biegen von der guten Straße ab und suchen den schlechtesten Weg; Sie legen sich bei hellem Tage schlafen und marschiren bei Nacht, und nun gehen Sie gar mit der Flinte aus, Fische zu fangen."

Frankreich.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.

(Fortsetzung.)

Wir kehren zur National-Versammlung zurück. Herr de La Porte, der Intendant der Civil-Liste, fand sich vor den Schranken ein und legte das von dem Könige hinterlassene Manifest auf das Büreau nieder. „Wo haben Sie das Manifest her?" fragte man ihn von allen Seiten. „Der König", erwiderte er, „hat es versiegelt auf seinem Tische liegen lassen, mit einem Handschreiben an mich." — „Haben Sie das Schreiben hier?" rief eine Stimme. — „Nein, nein!" scholl es aus der ganzen Versammlung; „es ist ein vertrautes Handschreiben, wir dürfen es nicht zu sehen verlangen." — Gewiß ein edelmüthiger Zug und der Aufbewahrung werth.

Im ferneren Laufe des Tages wurden sämmtliche Minister vor die Schranken beschieden. Herrn von Montmorin mußte man eine Schutzwache mitgeben; dieser redliche Minister, des Königs treuer persönlicher Freund, schwebte in der größten Gefahr; man wußte, daß er den Paß ausgestellt hatte, und es wurde der flüchtigen Königs-Familie nicht wenig verdacht, daß sie einen solchen Mann, ungewarnt und den schwersten Unfällen ausgesetzt, zurücklassen. Der Großsiegelbewahrer mußte die großen Staats-Siegel herbeibringen und auf das Büreau des Präsidenten der Versammlung niederlegen. Sie wurden ihm darauf von der Versammlung wieder ausgehändigt; er wurde als Präsident des Ministerrathes, nebst seinen Kollegen, von der Versammlung in Eid und Pflicht genommen. Die Regierung und Verwaltung sollte, im Namen und unter Aufsicht der Versammlung, ungestört ihren Gang fortgehen. Während diese Anordnungen getroffen wurden, riß das Volk überall die Königlichen Wappen herunter und löschte des Königs Namen und Abzeichen aus; doch gelang es dem Eifer der National-Garde, weiterem Unfuge vorzubeugen, und gegen Abend war die Ruhe in der ganzen Stadt hergestellt. — In der National-Versammlung schloß die denkwürdige und thatenreiche Sitzung dieses Tages mit einem Zuge, der nicht übergangen werden darf; nachdem sämmtliche für nöthig erachtete Beschlüsse gefaßt waren, stellte der Präsident die Frage, ob die Versammlung zur Tagesordnung übergehen wolle? Dies geschah, und die Verhandlungen gingen ruhig in ihrem Geleise fort, als ob gar nichts Ungewöhnliches dazwischengekommen wäre.

Das Manifest, welches der König bei seiner Flucht zurückgelassen, war eben so ungeschickt als unklug abgefaßt. Ludwig XVI. strafte darin mit eigenen Worten Alles Lügen, was er seit zwei Jahren zugesagt, genehmigt, verkündigt und sanctionirt hatte; er ging in allen Stücken auf seine am 23. Juni 1789 den Etats-généraux eröffnete Erklärung zurück. Er beschwerte sich über viele Dinge, unter Anderem darüber, er wohne in den Tuilerieen zu schlecht. Kurz, dieses Manifest konnte in Sinn und Wortlaut nur dahin ausgelegt werden, daß der König die vermöge der Constitution ihm zustehenden Rechte verschmähte und ihnen vollständig entsagte.

Am Abende desselben Tages, des 21. Juni nämlich, sollte eine große Zusammenkunft im Klub der Jakobiner stattfinden. Dieser Klub war damals noch weit von der demokratischen Wildheit entfernt, die

ihn später auszeichnete, doch hatte er sich auch von dem Geiste und Zwecke seiner ersten Stiftung schon entfremdet; man hatte unvorsichtiger Weise sehr viele verdächtige Personen aufgenommen und den anarchischen Elementen Thür und Thor geöffnet. In der ersten Zeit seines Bestehens hatten alle der linken Seite in der National-Versammlung angehörige Deputirte sich zu dem Klub gehalten und ihn fleißig besucht; aber schon damals äußerte La Rochefoucauld gegen mehrere Freunde und auch gegen Lafayette seine Verwunderung, Personen im Klub anzutreffen, die er von anderwärts als eingefleischte Aristokraten oder als Werkzeuge von Aristokraten kannte. Es ließe sich noch manches andere Beispiel anführen von dieser Taktik, wodurch die Feinde der Revolution die Revolution zu untergraben, sie in Verwirrung und Anarchie zu stürzen und durch scheußliche Verbrechen in den Augen der Menschheit zu entehren trachteten. Zum Unglück der Welt hat diese Partei, nach drei Jahren der Intrigue und des Kampfes, ihre Wünsche in Erfüllung gehen sehen. — Die meisten Deputirten hatten aufgehört, die Sitzungen des Jakobiner-Klub's zu besuchen, seitdem dessen anarchische Tendenz immer deutlicher hervortrat; für diesen Abend jedoch, den 21. Juni, war angekündigt, daß Danton und Robespierre mit gewaltsamen Motionen auftreten, den Feuerbrand hinwerfen und Alles zu einem Aufruhr treiben wollten. Deshalb beeiferten sich diesmal alle Deputirte von der Volkspartei, sich in den Sitzungssaal der Jakobiner zu verfügen, um die gemäßigten Elemente im Klub zu verstärken, die Verhandlungen in dem so nöthigen Geiste besonnener Festigkeit und Mäßigung zu leiten und jedem gefährlichen Ausbruch der Leidenschaften vorzubeugen.

Danton war ein käufliches Subjekt; wer ihm das Meiste bot, für den war er zu haben. Eben in der letzten Zeit hatte er sich für Geld mit dem Hofe eingelassen; man kaufte ihm seine Stelle eines Advokaten des Königl. Conseils, die eingezogen werden sollte, und wofür ihm nach dem Gesetz nur 10,000 Livres gebührten, mit 100,000 ab, wobei er denn 90,000 Livres vom Könige geschenkt nahm. Man kann es dem unglücklichen Ludwig XVI. nicht verdenken, wenn er sich's schwere Geldopfer kosten ließ, um dergleichen wilde und gefährliche Köpfe, die tagtäglich sein eigenes Königliches Haupt bedrohten, zur Ruhe zu bringen, sie dafür zu bezahlen, daß sie schwiegen und sich unthätig verhielten, und sie nicht zu Werkzeugen in der Hand einer Partei, der Faction Orleans oder eines auswärtigen Feindes werden zu lassen. Der Zufall wollte, daß Lafayette einmal des Abends bei dem Minister Montmorin eintrat, als gerade Danton sich bei diesem befand; der Handel war eben abgeschlossen worden, und so erfuhr Lafayette von der Sache. Danton versuchte später einmal auf dem Stadthause sich darüber gegen Lafayette zu rechtfertigen: „General", sprach er, „ich bin monarchischer gesinnt als Sie." Und mit diesen monarchischen Gesinnungen hetzte er ein Jahr später, am 10. August 1792, den Pöbel zum Angriff auf das Königliche Schloß. Nicht zu vergessen, daß er dieses ganze Jahr hindurch in einem fort vom Hofe Geld nahm, bei den Jakobinern mit den wüthendsten Anträgen gegen den König, die Königin und den Hof auftrat und auf beiden Seiten für beide Parteien den Spion und Angeber machte. Noch am letzten Freitage vor dem unseligen 10. August hatte er 50,000 Thaler eingestrichen, und so zuversichtlich rechnete der Hof auf diesen Menschen, daß man im Schlosse dem längst angekündigten Aufruhr ohne Unruhe, ja beinahe mit Zufriedenheit entgegen sah. „Wir sind ganz unbesorgt", sagte die Prinzessin Elisabeth zu einer Vertrauten, „auf Danton können wir zählen." Von jenem ersten Handel mit Danton bekam Lafayette, wie gesagt, zufällig Kenntniß; von den späteren aber erfuhr er nichts, nicht allein, weil man wußte, daß er und Bailly zu solchen geheimen und widergesetzlichen Umtrieben und Bestechungen nicht schweigen würden, sondern auch ganz besonders, weil dergleichen Machinationen sehr häufig gegen Lafayette selbst gerichtet waren. In diesem glaubte der Hof beständig einen Feind zu sehen, und um diesen zu verderben, warf er blindlings und mit vollen Händen Geld an seine wirklichen und gefährlichsten Feinde weg.*)

So viel, damit die Leser den Mann kennen lernen, der am 21. Juni Abends im Jakobiner-Klub mit frechen und drohenden Worten auftrat — noch war seine Quittung über die 100,000 Livres in den Händen des Ministers Montmorin nicht trocken — und unverholen Lafayette's Kopf verlangte, indem er folgendes Dilemma aufstellte: „Der Herr General-Kommandant hat seinen Kopf dafür zum Pfande eingesetzt, der König werde nicht entfliehen. Nun also, eins von Beiden müssen wir haben, entweder den König zurück oder des Generals Kopf!" Der Unverschämte rechnete darauf, daß Lafayette im Interesse des Ministers Montmorin schweigen mußte und ihn, Danton, nicht entlarven durfte. In der That, ein Wort von dem Handel verlauten lassen, hieß, bei der obwaltenden Stimmung des Volkes, dem Minister den Tod bereiten. Alexander Lameth nahm gegen Danton das Wort und sprach in demselben Sinne, wie sein Freund Barnave am Vormittage in der National-Versammlung geredet. Dies wirkte; die Sitzung der Jakobiner ging nicht nur ohne Tumult vorüber, sondern in anständiger und würdiger Weise; und so vereinigte sich zum Schlusse dieses Tages Alles in dem Geiste der Freiheit und gesetzlichen Ordnung, worin die National-Versammlung mit ihrem Beispiele vorangegangen war.

Am folgenden Tage, den 22. Juni, wurden alle zu Paris anwesende Generale vor die Versammlung beschieden, um ihr den Eid der Treue mit folgenden Worten zu leisten: „Ich schwöre, daß ich die Waffen, welche die Nation meinen Händen anvertraut hat, zur Vertheidigung des Vaterlandes und zur Aufrechthaltung der durch Beschlüsse der National-Versammlung eingeführten und vom Könige beschworenen Verfassung gebrauchen, daß ich mich dem Eindringen fremder Kriegesmacht auf Französischen Boden aus allen Kräften und bis zur Aufopferung meines Lebens widersetzen, daß ich endlich keinen anderen Befehlen Folge leisten werde, als solchen, die in Kraft eines Beschlusses der National-Versammlung an mich ergehen."

Als Lafayette in seiner Eigenschaft als General diesen Eid gleichfalls leistete und von der Tribüne herab die Worte sprach: „Ich schwöre!" unterbrach ihn der laute Beifall der Versammlung. „Ich habe die Ehre", fügte er hinzu, „der Versammlung einen Wunsch im Namen all meiner Waffenbrüder zu erkennen zu geben, die rings um dieses Haus zum Schutze der Vertreter des Volkes bereit stehen. Es ist zu ihrer Kenntniß gekommen, was für ein Eid heute innerhalb dieser Mauern geleistet wird, und sie harren ungeduldig des Augenblicks, wo auch sie ihren Schwur in die Hände der Versammlung niederlegen und mit den Vertretern der Nation das heilige Gelöbniß unverbrüchlicher Treue austauschen und neu befestigen können."

Demzufolge zog am nächsten Tage eine große Zahl von National-Garden, Lafayette an der Spitze, in den Sitzungssaal ein, um der Versammlung aufs neue den Eid zu leisten. Lafayette nahm unter allgemeinem Stillschweigen das Wort: „Sie sehen, meine Herren, wackergesinnte Mitbürger vor sich, auf deren Liebe und Hingebung das Vaterland stets in desto höherem Maße zählen kann, je mehr es ihrer bedarf. Sie haben die Freiheit in der Wiege gegen Angriffe und Verschwörungen der Freiheitsfeinde vertheidigt; heute, da sie plötzlich aufs neue bedroht erscheint, ist auch der Eifer neu und mächtiger erwacht, sich um ihr Banner zu schaaren. Mögen unsere Feinde sich überzeugen, daß weder die Menge noch die Gefährlichkeit ihrer Klompotte uns je aus der Fassung bringt, und daß unser Muth alle verderbliche Folgen des in diesen Tagen gegen den König und die Nation begangenen Attentates zu vereiteln wissen wird. Nehmen Sie, meine Herren, von diesen bereits bewährten Kämpfern der Freiheit das erneute Versprechen ihrer reinen und aufopfernden Hingebung entgegen. Wie in früheren Tagen der Unruhe, so werden sie auch heute das Palladium der Freiheit und Ordnung getreulich wahren. Man sagt, daß der Ingrimm unserer Feinde sich mit jeder Vereitelung ihrer Anschläge steigert, daß ihr Haß um so heftiger und verzweifelter entbrennt, je schöner, erhabener in seiner Ruhe das freie Volk ihnen gegenüber steht. Wohlan denn! Stellen wir der wachsenden Gefahr diejenigen entgegen, die ihr bis auf den heutigen Tag glorreich widerstanden: den ersten Kämpfern für die Freiheit gebührt die Ehre des vordersten Standes im Kampfe gegen die Söldlinge des Despotismus."

Der General Rochambeau war eiligst abgesendet worden, das Kommando der Nord-Armee zu übernehmen; er sollte, im Falle eine feindliche Armee in Lothringen oder in die Champagne einbräche, derselben in den Rücken fallen. Eine Masse National-Garden von Paris und den umliegenden Departements stand unter Lafayette's Befehlen bereit, nach der Gränze aufzubrechen. Die verschiedenen Ausschüsse der National-Versammlung traten zusammen und trafen gemeinschaftlich die kräftigsten und weisesten Maßregeln. Die Ruhe in der Hauptstadt wurde nicht gestört, aber alle Gemüther waren in Aufregung und gespannter Erwartung. Da traf am 23. Abends die Nachricht bei der Versammlung ein und verbreitete sich blitzschnell im Volke, daß der König zu Varennes erkannt und angehalten worden.

Es hat sich später zwischen den Herren Bouillé, Choiseul und anderen zu dem Plane mitwirkenden Personen ein Streit darüber erhoben, durch wessen Schuld, oder durch welche Umstände sonst, die Flucht fehlgeschlagen sey. Das Wichtigste kommt darauf hinaus, daß der Sohn des Postmeisters zu Saint-Menehould den König an der Aehnlichkeit seiner Gesichtszüge mit dem Bilde auf den Assignaten erkannte, daß der Postmeister sich zu Pferde warf und auf einem kürzeren Wege nach Varennes vorausprengte, um den dortigen Amts-Fiskal (procureur syndic) zu benachrichtigen — daß endlich die Fahrt der Königlichen Familie zwischen Saint-Menehould und Varennes durch ein Versehen in der Aufstellung der Relais-Pferde bei der Brücke vor Varennes verzögert wurde. Es verdient bemerkt zu werden, daß der Amts-Fiskal in letzterer Stadt, ein ganz simpler Bürger, ein Talglicht-Händler, das Geschick des Königs und ganz Frankreich's in Händen gehabt, und daß dieser Mann nicht einen Augenblick daran gedacht hat, sich diese Gelegenheit zu persönlichem Vortheil zu Nutze zu machen. Mit welchen Summen hätte man nicht gern seine Gefälligkeit erkauft! er aber erfüllte seine Bürgerpflicht, mit Beobachtung des ehrfurchtvollsten Anstandes gegen die erlauchten Flüchtlinge, anspruchslos und ohne Wanken. Der Soldatenposten an der Brücke von Varennes schlug sich zum Volke, und der König sah sich bereits seit acht Stunden gefangen, als früh am Morgen des 22sten die beiden Offiziere von der National-Garde, Romeuf und Baillon, bei ihm eintrafen und ihm das Dekret der National-Versammlung vom 21sten vorzeigten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Nicht alle geheime Ausgaben des Hofes dienten zu so verkehrten Zwecken. Die Civilliste gab der Munizipal-Polizei beträchtliche Summen zur Unterstützung, theils zu Zwecken der Salubrität und Verschönerung, zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung auf Straßen und öffentlichen Plätzen, theils und hauptsächlich zur Verhütung der aufrührischen Bewegungen, die von den Jakobinern aus beständig angezettelt wurden. Dies war löblich und nützlich, aber es kostete der Civilliste nicht den zehnten Theil der Summen, die insgeheim darauf gingen, um dem Könige vorsichtige Freunde und Anhänger zu werben. (Anmerk. des Gen. Lafayette.)

Ostindien.

Die Provinz Adschmir (Ajmere) in Hindostan.

Wenn ein Fremder, der immer von den dürren Ebenen Hindostan's sprechen hörte, in Kalkutta landet, so staunt er über die frische Vegetation, die ihn von allen Seiten umgiebt. Vermuthlich ist er in dem noch jetzt so allgemeinen Irrthum befangen, daß Bengalen so weit reiche, als die Präsidentschaft, der man diesen Namen gewöhnlich beilegt, und daß Boden und Klima der ausgedehnten Halbinsel überall so ziemlich dieselben seyen. Nur wenige Europäer, die in den Britischen Gebieten des Ostens wohnten, haben vor der Epoche der Feldzüge des Lord Lake Gelegenheit gehabt, von dem großen Kontraste zwischen Ober- und Nieder-Indien sich selbst zu überzeugen, und auch aus Bü-

chern konnte man in diesem Punkte wenig oder gar keine Belehrung schöpfen. Selbst Bischof Heber war, als er den Ganges hinan reiste, nicht darauf vorbereitet, in den höher belegenen Distrikten einen hoch gewachsenen, athletisch gebauten und kriegerisch aussehenden Menschenschlag anzutreffen, der mit den kleinen, schwachen und furchtsamen Bengalesen gewaltig kontrastirte. Schon der Name Indiens erweckt bei den Meisten die Idee einer außerordentlichen Fruchtbarkeit; und gewiß rechtfertigen sehr große Strecken des Landes diese Voraussetzung; es giebt aber auch andere Strecken von ganz verschiedenem Charakter, in denen jeder grüne und üppige Fleck wie eine Oase erscheint.

Die große Provinz Adschmir kann uns als Beispiel dienen; sie enthält viele treffliche Landstriche, aber im Ganzen ist sie eine fast unwirthbare Wüste. Nichts sieht trauriger aus, als die Stationen, die man dort zur Verwaltung der unter Britischer Kontrolle stehenden Theile des Landes errichtet hat. Die eine derselben, Nössirabad, ist Veranlassung zu einem schlechten Calembourg geworden: auf die Frage nämlich, wie der Platz heiße und ob es eine gute Station sey? ist No, sir, a bad (Nein, Herr, eine schlechte) die Antwort auf beide Fragen zugleich. Nihmotsch (Neemuch) ist indessen noch trauriger. Der sandige und steinige Boden, der Mangel an Wasser und die vielen Salz-Lagen sind die Ursachen der Unfruchtbarkeit dieses Ortes. Es giebt vergleichungsweise nur wenige Flüsse in Adschmir; und die von periodischen Regen herrührenden Ströme verwandeln sich bald in unbedeutende Bächlein und verschwinden während der trockenen Jahreszeit gänzlich. Die Bevölkerung ist sehr dünn und nichts weniger als wohlhabend; daher findet man keine große Teiche, in denen der Regen zu künftiger Bewässerung aufbewahrt werden könnte; auch werden die Flüsse nicht eingedämmt, und so vor dem Austrocknen gesichert.

Das Militair-Cantonnement von Nihmotsch wurde 1820 durch Sir John Malcolm gegründet. Die gesunde Luft, das Einzige, was diesem Fleck zur Empfehlung gereicht, soll die Veranlassung zu dem hiesigen Etablissement gewesen seyn. Man kann hier nur mit bedeutenden Kosten Brunnen graben; denn das Brunnenwasser erschöpft sich sehr bald, und wer mehr haben will, muß den Schacht tiefer graben lassen, eine Operation, die nur bewerkstelligt werden kann, indem man den Felsen mit Schießpulver sprengt. Dieses Brunnenwasser hat gewöhnlich einen salzigen Geschmack und enthält eine bedeutende Quantität Kalkstoff. Bei heißem Wetter verringert sich die Quantität, und die Qualität wird schlechter. Diejenigen Naturforscher, welche alle Krankheiten den schädlichen Ausdünstungen des Wassers zuschreiben, werden in dem gesunden Klima von Nihmotsch eine herrliche Bestätigung ihrer Theorie finden. Die Luft ist hier, selbst in der heißesten Jahrezeit, vor Sonnen-Aufgang kühl und frisch. Die heißen Winde fallen weniger lästig, als an vielen anderen Orten; sie wehen ohne Unterbrechung von zehn Uhr Vormittag bis Sonnen-Untergang, und alsdann folgt, vermöge eines merkwürdigen Temperatur-Wechsels, eine kühle Nacht, während die heißen Winde zu Delhi fast ohne Unterbrechung 24 Stunden lang wehen. Die Regenzeit ist sehr angenehm, wenn es genug regnet; im entgegengesetzten Falle sind die Einwohner gar übel daran: man sieht dann keine Spur von Vegetation, ausgenommen an Stellen, die beständig gewässert werden. Die Plantagen wollen aber, trotz aller angewandten Mühe, nicht so gedeihen, wie im übrigen Indien.

Da Nihmotsch zu einer unruhigen Zeit eine Britische Niederlassung wurde, so erbaute man hier ein kleines Fort aus Steinen, welches militairische Vorräthe bergen und den Familien der Offiziere, falls die Garnison ins Feld rücken müßte, Schutz gewähren kann. Die kleinen Radschah's und andere erbliche Häuptlinge verlangen von den Kaufleuten, die das unwirthbare Land durchziehen, schwere Abgaben und schützen sie dafür gegen die zahlreichen wilden Stämme der Bhibl's, die von offenem Raube leben. Sowohl diese Abgaben, als die von Seiten der Bhibl's drohende Gefahr wirken entmuthigend auf den Speculations-Geist, und fremde Artikel sind eben deswegen selten und theuer.

Man findet in Nihmotsch — wie überhaupt in den meisten Orten des mittleren und westlichen Indiens — eine kleine Anzahl Bora's, welches merkwürdige Volk, hier wie anderwärts, ein stilles und arbeitsames Leben führt. Einige haben Läden in den Basars, während Andere mit ihren Waaren das Land durchziehen. Die moralischen Antipoden dieses Stammes, die Bhibl's, schaden indessen dem Wohlstande von Adschmir weit mehr, als die Bora's ihn fördern können. Dieses wilde und anscheinend unbändige Volk, das in den elendesten Hütten wohnt, die man sich denken kann, findet nur Geschmack an Raub und Plünderung. Doch vergreifen sie sich selten an Europäern, und mancher junge Offizier geht in den Wildnissen, wo sie hausen, unbegleitet auf die Jagd, ohne dabei etwas zu riskiren. Sie scheinen es vielmehr hoch aufzunehmen, wenn man ihnen Vertrauen schenkt, und mißbrauchen dieses Vertrauen niemals. Wer sich als guter Schütze bewährt, oder in athletischen Uebungen geschickt zeigt, dem beweisen sie große Ehrerbietung.

Die Stämme der Bhibl's sind in Rücksicht des Grades ihrer Civilisation sehr verschieden: Einige sollen förmliche Menschenfresser seyn und von Zeit zu Zeit, aus bloßer Religiosität, einen ihrer Verwandten aufzehren. Dieser schreckliche Gebrauch ist leider zu authentisch festgestellt, als daß man sein Vorhandenseyn überhaupt bezweifeln könnte. Die Gohnd's begnügen sich damit, den sehr bejahrten oder hoffnungslos erkrankten Personen ihrer Familie die Kehle abzuschneiden, während die Häuptlinge der Bhibl's dann und wann, in Folge eines dem Dewi gethanen Gelübdes, eine Anzahl Menschenopfer bringen.

Die Bhibl's sind vortreffliche Schützen; sie bedienen sich gewöhnlich des Bogens, der in ihren Händen eine furchtbare Waffe ist. Die Pfeile haben eiserne Spitzen von drei bis vier Zoll; sie sind bemalt und befiedert, aber sonst grob gearbeitet.

Die Bevölkerung des Landes Adschmir besteht hauptsächlich aus Radschputen und Dschahr's. Der letztgenannte Stamm wanderte ursprünglich in kleinen Haufen von den Ufern des Indus nach Adsch bald aber wurden sie hier so mächtig und furchtbar, daß sie bei ganz Ober-Hindostan den schwachen Händen der Nachfolger Aur zeb's entrissen. Die stolzen Radschputen haben diesen Stamm in neu Zeit gedemüthigt; doch behaupten die Dschahr's immer noch ihren als kriegerisches Volk. In ihren letzten Kämpfen gegen Britische T zogen sie den Tod öfter der Gefangenschaft vor.

Die vielen Festungen und Schlösser in Adschmir geben einen weis von der kriegerischen Natur seiner Bewohner. Ein großer T dieser Festungen ist noch wohl erhalten. Wenn man das Land du reist, so gewähren diese mächtigen, gewöhnlich auf Anhöhen errichteten bäude oft einen sehr imposanten Anblick. Ueberhaupt aber hat das Re in diesen Gegenden ein ganz eigenthümliches Interesse: aus der wildes und traurigsten Oede kommt man ganz wider Erwarten in ein frucht bares und lachendes Thal — aus dem Reviere wilder Thiere in e volkreiche Stadt. Man kann wohl sagen, daß Leben und Tod b einander umarmen oder doch wunderbar begegnen.

Nur zwölf Engl. Meilen von dem Cantonnement Nössirabad li die Hauptstadt Edschmir oder Adschmir in einem schönen und wohl b wässerten Thale. Sie ist von bedeutendem Umfang, und die vielen Kuppeln und Minarets geben ihr einen malerischen Anblick. Als d Briten im Jahre 1818 dieser Stadt sich bemächtigten, war sie in einem sehr traurigen Zustande. Der Schutz, dessen die Person und das Eigenthum der handeltreibenden Klasse unter den jetzigen Verhältnissen sich erfreuen, hat den Flor der Stadt um ein Bedeutendes gehoben, und die Bevölkerung ist durch Einwanderer vermehrt worden.

Dreißig Engl. Meilen von Nössirabad liegt Biawr, eine der besten Stationen Indiens, der es jedoch nicht ganz an Natur-Schönheiten gebricht. Am Fuße einer felsigen Hügelreihe dehnt sich ein ganz künstlicher See aus, an dessen Ufern jagdlustige Europäer, die die Militair-Pflicht in diese Einöde gebannt hat, bei nächtlicher Weile den Tigern auflauern. Ein unternehmender junger Offizier, der solche Abenteuern öfter sich unterzog, erzählte uns, daß in der heißen Jahreszeit rings um den See kein Hälmchen Gras zu finden sey. Auch gab es hier keinen einzigen Baum, der dem Jäger Zuflucht gewähren könnte; nur seine Kaltblütigkeit und ein glücklicher Schuß vermögen ihn zu retten. Der Weg von Biawr nach dem See windet sich durch einen dichten Buschwald von sechs Engl. Meilen in der Länge; unser Offizier mußte daher sein Cantonnement noch vor Abend verlassen, wenn er den See bald nach Sonnen-Untergang erreichen wollte. Auf der ersten dieser Expeditionen hatte er eine ganze Nacht vergebens gelauert; in der folgenden Nacht aber stand er noch nicht lange auf dem Platz, als er ein großes Thier in geringer Entfernung dem Wasser zuschreiten sah. Eine Art von Ahnung sagte ihm, daß er einen Tiger vor sich habe. Das Thier trank am Rande des Wassers und ging dann ein paar Mal hin und her. Seine katzenartigen Bewegungen überzeugten den Offizier von der Richtigkeit seiner Ahnung; er nahm die Bestie scharf aufs Korn, und der Tiger stürzte, um nicht wieder aufzustehen. Am folgenden Morgen mußte ein Elephant das erlegte Ungeheuer im Triumphe zur Schau umhertragen. (Asiat. J.)

Mannigfaltiges.

— Das Pontifikat Gregor's VII. Das unter diesem Titel so eben in Paris erschienene Werk des Herrn Philipon de la Madeleine ist keine historische Arbeit, wie man aus der Aehnlichkeit des Titels mit dem des berühmten Werkes von Roscoe über Leo X. schließen könnte, sondern ein bloßer Roman, in welchem Gregor VII., Kaiser Heinrich IV. und die Gräfin Mathilde von Toskana die Hauptrollen spielen. Herr Philipon hat es sogar an einigen gewaltigen Anachronismen und geschichtswidrigen Darstellungen zur Ausschmückung seines Romans nicht fehlen lassen. Inzwischen kommt doch dieses Buch zur rechten Zeit, da durch das Gemälde von Vegas die Aufmerksamkeit der Pariser auf Gregor und Heinrich IV. gerichtet worden ist und ein Buch daher zur Erklärung und Verständigung des anderen dienen kann.

— Die Indischen Thugs. Wir haben bereits früher von diesen Fanatikern gesprochen, die den Meuchelmord, wenn nur gewisse Formen dabei beobachtet werden, als eine ihrer Gottheit wohlgefällige Sache ansehen, und deren Ursprung bis in die frühesten Jahrhunderte hinaufreicht. Gegenwärtig läßt sich die Britische Regierung mit allem Eifer die Ausrottung dieser kannibalischen Sekte angelegen seyn, und seit neun Jahren sind mehr als 2000 Thugs festgenommen, von denen 1470 der Theilnahme an der Ermordung von 940 Personen überführt worden sind. 382 dieser Mörder sind gehängt, 77 auf Lebenszeit eingesperrt, 909 zur Transportation, 92 zu kürzeren oder längeren Gefängnißstrafen verurtheilt und nur 21 freigesprochen worden. Von den übrigen Angeklagten starben 31 noch vor beendigtem Prozesse; 250 aber sind, weil sie zur Ergreifung und Ueberführung ihrer Genossen mitwirkten, begnadigt worden. In Malwa, Guzerat, Radschputana und Delhi ist auch bereits das Thugger-Wesen so gut wie unterdrückt. Im südlichen Indien und besonders am Ganges, wo sich eine einzige 300 Mann starke Horde von Thugs umhertreibt, scheint noch viel zu thun übrig. Derjenige Thug, welcher den eigentlichen Würgengel macht und der den Strang als Zeichen seines Amtes führt, heißt der Bburtote; die Novizen aber, welche nur die Arme des Opfers halten dürfen, werden Schomsies (Shumseas) genannt. Die überführten Bburtotes sind alle mit dem Tode bestraft worden, während die Schomsies nur transportirt worden sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 43. Berlin, Montag den 10. April 1837.

Frankreich.

Die Sitte des Gesundheit-Trinkens.

Es läßt sich kaum in Abrede stellen, daß in der Geschichte der Sitten einer Nation das Kapitel von den Mahlzeiten eine ausgezeichnete Stelle einnehmen müsse, nicht bloß, wie ein Engländer sich ausdrückt, weil das Essen eine Handlung ist, welche die Individuen aller Nationen unserer Erde wenigstens 365 Mal des Jahres vornehmen, sondern vor Allem, weil man bei dem geselligen Mahle Vieles, was die Gesellschaft charakterisirt, ihren sittlichen Zustand, die Fortschritte ihrer Civilisation, ihres Luxus und ihres Geschmackes an Allem, was zu den Genüssen des Daseyns gehört, am besten beobachten kann.

Der Mensch beschränkt sich nicht, wie die Thiere, auf bloße gierige Befriedigung des mahnenden Hungers: seine Vernunft, das Interesse seiner Gesundheit, sein geselliger Zustand, Alles lenkt seine Wahl auf solche Nahrungsmittel, die seiner Gesundheit und der Entwickelung seiner Kräfte am angemessensten sind. Er befriedigt seinen Appetit in bestimmten Stunden und, wenn es angeht, im geselligen Kreise. Das gemeinschaftliche Mahl ist wirklich eines der edelsten Bande der Gesellschaft.

Der Wein hat bei den Alten wie bei den Neueren für die Seele des Gastmahls gegolten, und zwar aus einem sehr natürlichen Grunde: er löscht nicht bloß den Durst, wie sein geschmackloser Gefährte, das Wasser; er weckt auch den Geist, elektrisirt die Einbildungskraft, regt zur Munterkeit, zur Freimüthigkeit, zu großartigen Gesinnungen an. Auch ist dem Weine in allen Jahrhunderten der Zoll einstimmigen Lobes geworden, und Bacchus darf sich schmeicheln, daß er seine Gunst niemals einem Undankbaren zugewendet habe. Wenn die Römer in ihrer frühesten Zeit dem edeln Weine abhold gewesen sind, so haben sie diesen Fehler mehr als verbessert, als ihr Fuß die Keller und Rebenhügel ihrer Nachbarn betreten hatte. Bald verstanden sie nicht bloß das ulmis adjungere vites*) auf ihrem eigenen Boden; sie wußten sich Alles zu verschaffen, was Griechenland, Aegypten und Gallien an edlem Rebensaft hervorbrachten.

Die Philotesie, oder der Gebrauch, auf Jemandes Gesundheit zu trinken, bestand schon im grauen Alterthum und gehörte sonst noch mehr als jetzt zu den Annehmlichkeiten der Tafel. Wenn der alte Homer uns beschreibt, wie die reizende Hebe den Unsterblichen ihren Nektar kredenzt, und wie sämmtliche Götter des Olymps einander zum Trinken auffordern, so überträgt er gewiß auf die hohen Olympier, was schon zu seiner Zeit an Griechischen Tafeln allgemeiner Gebrauch war. Bei einem Gastmahle, das Achill dem Ajax und Odysseus giebt, die an ihn abgeschickt worden, erhebt sich der Letztere, reicht seinem Wirthe die Schale und spricht: „Heil Dir, Achill!" Nachdem Beide in Agamemnon's Zelt zurückgekehrt sind, beeifert sich Jeder, ihnen stehend den Becher zu reichen. In der Odyssee erhebt sich Odysseus am Ende des Abschieds-Mahls, das die gastfreien Phäaken ihm gegeben, reicht der Gattin des Alkinoos eine gefüllte Schale und sagt: „Ich grüße Euch .... seyd glücklich!"

Diese Stellen Homer's und noch manche andere beweisen unwidersprechlich, daß man in seinem Zeitalter beim Mahle einander zutrank, und daß es immer stehenden Fußes geschah. Ein Gleiches ersehen wir aus Diogenes Laertius, Athenäus und Lucian. In der Folgezeit gingen die Griechen bei diesem wichtigen Geschäfte noch methodischer zu Werke. Gleich zu Anfang der Mahlzeit wählte man durchs Loos den König des Festes; dieser König bestimmte die Zeit, wann die Gesundheiten ausgebracht werden sollten: alsdann füllte er seine Schale mit Wein und ließ sie, nachdem er selber genippt, am Tische herumkreisen. Man betrachtete diese Ceremonie als das Symbol der Freundschaft, welches die Gäste vereinigen sollte. Im Verlauf des Mahles brachte man sich noch viele gegenseitige Gesundheiten mit strupelhafter Genauigkeit. Wehe dem, der ein solches Gelage verließ, ohne daß ihm Jemand Bescheid gethan hätte! Er nahm diese Vernachlässigung für einen Schimpf und glaubte, keinen Freund zu haben. Zu Ende der Mahlzeit kamen die feierlichen Gesundheiten: denn mußte man in langen Zügen trinken und den strengen Gesetzen der Tafel sich unterwerfen. Wer nicht trinken wollte, der mußte die Tafel verlassen; doch begnügte man sich bisweilen damit, ihm den Wein, den er zurückgewiesen, über den Kopf zu gießen. Der König des Festes brachte die Gesundheiten aus, und man gab sie ihm auf der Stelle zurück. Die Töne der Leier und fröhliche Gesänge mischten sich in die Wünsche, welche diese Gesundheiten begleiteten; und Alles endigte mit Libationen zu Ehren der Götter, von denen man abstammte oder abzustammen glaubte.

Die Römer waren bei diesem Tafel-Ceremoniell nicht weniger gewissenhaft, als die Griechen; doch muß dasselbe wohl, ehe sie ihre Eroberungen nach Asien ausdehnten, sehr einfach gewesen seyn, und das bescheidene propino (ich trinke Dir oder Euch zu) war ohne Zweifel ihre einzige Formel, d. h. sie begnügten sich damit, zu sagen: „Ich wünsche, daß Wir und Ihr, daß Du und Ich uns wohlbefinden mögen." Als aber der Asiatische Luxus in Rom und seinen Provinzen Eingang gefunden hatte, wurden auch die Gesundheiten viel pomphafter und ceremonieller. Besonders in den letzten Zeiten der Republik und den ersten der Kaiserherrschaft legte man großen Werth auf dieses gesellige Vergnügen.

Wenn das Ende der Mahlzeit herannahte und der Hunger gestillt war, ließ man die Schüsseln abnehmen, um den zu Gesundheiten und Libationen bestimmten Bechern Platz zu machen. Die Gesundheiten betrafen die Gäste; die Libationen waren für die Götter. Doch ist die Sitte der Libationen gewiß die ältere gewesen. Schon im grauesten Alterthum fing man keine Mahlzeit an und beschloß keine, ohne die Götter anzurufen. Gewöhnlich wurden Götterbilder an die Tafel gebracht, denen man unter Gelübden mit feierlicher Begrüßung zutrank. Das Ausbringen der Gesundheiten selbst nannten die Römer nie anders, als zutrinken (propinare), oder den Becher zuschicken, weil derjenige, der seinem Gast oder Mitgast Heil und Segen wünschen wollte, zuerst ein wenig von dem Weine nippte und alsdann dem Begrüßten seinen Becher zuschickte, damit er ihn austrinken möchte.

Bei großen Festgelagen waren die Becher, eben so wie die Gäste, mit Blumen bekränzt, und zuweilen warf man Rosenblätter in das Getränk. Wenn die Becher kreisten, gab es allerlei bacchische und galante Scherze; trank Einer z. B. dem Gegenstand seiner Liebe zu, so schrieb er wohl auch ihren Namen mit Wein auf den Tisch. Manchmal war es Tisch-Gesetz, so viele Becher zu trinken, als der Name dieser oder jener Person Buchstaben enthielt.

Die bei ihnen für Barbaren geltenden Nachbarn der Römer, die Kelten, Gallier, Briten, Germanen, machten keine so große Umstände und Ceremonien. Wenn man sich zu Tische setzte, wurde ein Krug mit Bier oder Wein aufgetragen, und wer dann trinken wollte, grüßte seinen Nachbar, das Gefäß in den Händen haltend, und sagte: „Ich trinke Dir zu", d. h. ich trinke zuerst, auf daß Du mir nachtrinkest. Dann reichte er ihm den Krug, und der Andere machte es nun eben so mit seinem nächsten Nachbarn. Keiner der Tischgenossen durfte trinken, bevor der Krug, der am Tische kreiste, bis zu ihm gelangt war; auch durfte er ihn nicht zurückweisen, indem daraus leicht blutige Händel entstehen konnten. Bei keinem dieser Völker findet man Spuren von Libationen oder religiösen Anrufungen beim Festgelage, obschon sie den Gallischen Herkules und viele andere Götter verehrten.

Geben wir nun vom Heidenthum zum Christenthum über. Schon die Christen der frühesten Zeit hielten es für eine unschuldige Sitte, Jemandes Gesundheit zu trinken, wenn man ihr ohne Mißbrauch und mit religiöser Gesinnung huldigte. Daher tranken sie bei ihren Liebesmahlen (Agapen) auf das zeitliche und noch mehr auf das ewige Wohl ihrer Mitbrüder. In späteren Zeiten wurde der Einfluß des religiösen Prinzipes schwächer, und mancher profane Wunsch mochte sich in die frommen Wünsche einmischen. Der Kirchenvater Ambrosius, der im 4ten Jahrhundert lebte, beklagt sich darüber in folgenden Worten: „Was soll ich von den Eiden der Trinker sagen, die, ihrer Versicherung nach, geheiligt seyn sollen? Laßt uns (so sprechen sie) auf des Kaisers Gesundheit trinken, und wer sich deß weigert, der gelte für einen Menschen, welcher seinem Fürsten wenig geneigt ist. Trinken wir auf das Wohl des Heeres, auf das Heil unserer Kampfgenossen, unserer Kinder. Und dann bilden sie sich ein, dergleichen Wünsche seyen Gott wohlgefällig!"

Noch andere Mißbräuche kamen bei den Christen auf; man trank nicht bloß die Gesundheit der Lebenden, auch das Andenken der Todten wurde bei vollem Becher erneuert. Diese Gewohnheit erklärten die Geistlichen für abgöttisch und das Heilige profanirend: ein Concilium zu Nantes belegte sie mit dem Banne; Hinkmar, Erzbischof von Rheims, schrieb eine Abhandlung dagegen, und Karl der Große selber verbot sie in seinen Staaten. Das hatte dann auch die gewünschte Wirkung; der Mißbrauch verschwand, und man trank forthin nur noch auf die Gesundheit lebender Personen.**)

*) Den Weinstock an die Ulme zu binden; sie gleichsam mit einander zu vermählen.

**) Für die Geistlichen wurde das Gesundheiten-Trinken überhaupt nicht wohlanständig gehalten. Noch 1580 verbot ein Concilium zu Petrikow in Polen dem ganzen Klerus diese Sitte.

Wenn die Römischen Kaiser Jemanden einen besonderen Beweis ihrer Gunst geben wollten, so ließen sie ihm ihren Becher mit dem Reste des Getränkes, das er enthalten hatte, zukommen. Ein Beispiel finden wir in der Geschichte des heiligen Martin, der im vierten Jahrhundert lebte. Kaiser Maximus lud den frommen Prälaten zum Essen und ließ ihn an seiner rechten Seite Platz nehmen. Der Priester oder Kleriker, welcher den heiligen Martin begleitete, setzte sich unter die übrigen Gäste. Als es zum Trinken kam, reichte der Offizier dem Kaiser die Schale; dieser aber schickte sie an Martin; denn er machte sich eine Ehre daraus, die Schale aus der Hand des Heiligen zu empfangen. Martin trank zuerst und ließ dann die Schale, statt sie dem Kaiser zurückzustellen, an seinen Kleriker gelangen. Erst von diesem gelangte sie an den Kaiser; und obwohl Maximus dadurch zu Nummer Drei wurde, billigte er doch diese Zurücksetzung; „denn er schätzte (wie Longueval sagt) den heiligen Bischof darum, daß er einen mit dem Priesterthume Jesu Christi geehrten Mann der ganzen Kaiserlichen Gewalt vorgezogen. Auch sagte man ganz laut im Palaste, Martinus habe an der Kaiserlichen Tafel etwas gewagt, das kein anderer Bischof an der Tafel des geringsten Beamten sich unterstanden hätte." *)

Die Sitte, Jemanden dadurch zu ehren, daß man ihm einen Becher kredenzte, war nicht auf Italien eingeschränkt; sie bestand schon in den ersten Jahrhunderten der monarchischen Verfassung auch in Frankreich. Wir wollen nur ein hierher gehöriges Beispiel aus dem 14ten Jahrhundert anführen. Als nach der Schlacht bei Aubroy (Auray), am 16. Oktober 1364, der Graf von Montfort auf dem Schlachtfelde sich Wein bringen lassen, um seinen Durst zu löschen, kam Chandos, der mehr als jeder Andere zum Siege beigetragen, mit den übrigen Englischen Heerführern, und wünschte ihm Glück. „Sire", sprach er, „lobet Gott und laßt's Euch schmecken, denn Ihr habt heute die Erbschaft von Bretagne erobert." Der Graf vermählte sich gar freundlich und sprach so laut, daß Alle es hören konnten: „Herr Chandos, dieses gute Geschick ist mir durch Euren großen Verstand und Eure Tapferkeit zu Theil geworden; das weiß ich in Wahrheit und alle die, so hier sind. Darf ich Euch bitten, so trinkt aus meinem Humpen." Dabei reichte er ihm ein Gefäß voll Wein, aus dem er selber getrunken hatte, um sich zu erfrischen. **)

In jenen alten Zeiten erhielt das Französische Wort pléger (pleiger, plesger), welches ursprünglich „für Jemand bürgen" oder „gut sagen" bedeutete, die sehr prägnante Bedeutung „verlangen, daß Einer, auf dessen Gesundheit man getrunken, sich revanchire." Etienne Pasquier citirt dieses Wort in seinen Recherches de la France bei Gelegenheit einer Anekdote, welche die unglückliche Maria Stuart zum Gegenstande hat. Maria war am Abend des Tages vor ihrer Hinrichtung mit ihren wenigen Leuten allein. Als die Stunde des Abendessens kam, sprach sie: „Weblau, beschleunigt mein Mahl, damit ich meine Geschäfte in Ordnung bringe." Dann setzte sie sich an den Tisch und speiste mäßig, wie sie gewohnt war. Sie tröstete dabei ihre in Thränen zerfließende Dienerschaft und trank am Ende des Mahles auf Aller Gesundheit, mit der Bitte, ihr Bescheid zu thun (de la pléger).

Ein anderes Wort, welches Gesundheit trinken bedeutet, nämlich trinquer, haben die Franzosen den Deutschen entlehnt.

Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts pflegte man auf die Gesundheit der Fürsten zu trinken, wenn sie bei öffentlichen Gastmählern den Vorsitz führten. Einen Beleg dazu finden wir in einer alten Anekdote, die Piron von seinem Vater erzählte. Der Letztere war immer zu den großen Mahlzeiten eingeladen, die man dem Fürsten von Condé gab, so oft er bei den Stände-Versammlungen zu Dijon präsidirte. „Mein Vater", sagte Piron, „ist mehr als vierzig oder funfzig Mal die Seele der Gastmähler des Tiers-Etat gewesen. Als er einstmals zur Rechten des Maire's von Beaune saß, erhob sich der Maire von Chätillon, welcher dem von Beaune zur Linken seinen Sitz hatte, und sprach, dem Fürsten zugewendet, voll Enthusiasmus: „„Monseigneur! Auf die Gesundheit Eurer Hoheit und all Eurer erlauchten Ahnen!"" Es erfolgte ein stürmisches Gelächter, wie man sich denken kann. Als der Lärm aufhörte, rief mein Vater, den Gott selig habe, im nämlichen Ton: Monseigneur! ce n'ât qu'un rejeigneux; el ai derobai celai dans lai pôche du maire de Béane." ***) Der Letztere, hierüber ergrimmt, wollte meinen Vater prügeln; und endlich mußte der Fürst sie von einander trennen."

Man sieht, daß noch in jener Zeit ein heiterer naiver Humor, selbst im Beisein Fürstlicher Personen, die Genüsse der Tafel würzte. La Monnoye hat uns eine allerliebste Probe davon in dem plattFranzösischen Dialoge hinterlassen, den er zu Ehren des Herzogs von Bregogne (im J. 1703) niederschrieb. Erst seit Anfang des 18ten Jahrhunderts ist man in diesen herzlichen Ergüssen der geselligen Freude haushälterischer geworden. Die Sitten haben sich nach Außen hin mehr abgeglättet und den Schein größerer Strenge angenommen; der Luxus hat zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft schärfere Demarcations-Linien gezogen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Gesundheiten, die an der Tafel alle Stände einander näher bringen, proskribirt worden sind. Doch ist dies nur in der feineren Gesellschaft und im höheren Bürgerstande geschehen; das Volk, seinen alten Gewohnheiten treuer anhängend, pflanzt diese schöne Sitte noch auf Kinder und Enkel fort. (France littéraire.)

*) In Folge dieser Begebenheit soll St. Martin der Patron der Trinker geworden seyn. Das Martins-Fest, welches auf den 10. November und nach Beendigung der Weinlese fällt, hat man in Frankreich lange mit Tänzen und Mahlzeiten gefeiert. Auch bedeutete martiner im Alt-Französischen so viel als tüchtig trinken, und mal-Saint-Martin nannte man die Kopfschmerzen, die ein Rausch zurücklässt.

**) So erzählt Froissard. Wir lassen hier die Stelle in dem altertümlichen Französisch dieses Chronisten folgen: „Sire, louez Dieu, et faites bonne chère; car vous avez huy conquis l'heritaige de Bretaigne. Il (der Graf) les inclina moult doucement, et parla si haut que tous l'ouirent: Messire Jehan Chaudos, ceste bonne adventure m'est advenue par le grand sens et prouesse de vous; et ce say-je de vérité et aussi tous ceux qui icy sont. Si vous prie, beuvez en mon hanap. A donc lui tendit un flascon plein de vin ou il avait beu pour lui rafreschir."

***) „Gnädiger Herr! Es ist dies nicht sein Eigenthum. Er stahl seinen Wunsch in der Tasche des Maires von Beaune." — Damals herrschte noch in Dijon viel Naivetät und patriarchalische Einfalt; die angesehensten Personen der Stadt unterhielten sich gern in ihrem Patois.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.

(Fortsetzung.)

Am 25. Juni, als man stündlich der Rückkunft des Königs in die Hauptstadt entgegen sah, faßte und verkündigte die National-Versammlung mit einer an Einhelligkeit gränzenden Stimmenmehrheit folgendes Dekret:

Artikel I. Es wird dem Könige, sobald er in den Tuilerieen angelangt ist, vorläufig und bis auf weitere Bestimmung eine Wache gegeben werden; dieselbe wird unter dem Befehle des General-Kommandanten der National-Garde stehen, hat für des Königs Sicherheit zu wachen und für seine Person zu haften. — Art. II. Der Person der präsumtiven Thronerben wird gleichfalls eine Wache beigegeben, die unter den Befehlen des General-Kommandanten stehen wird. Auch wird die National-Versammlung einen Erzieher für den Thronerben ernennen. — Art. III. Sämmtliche Personen, die in Begleitung der Königlichen Familie die Reise gemacht haben, sollen in Haft und zu Verhör genommen werden. Der König und die Königin werden den dazu ernannten Bevollmächtigten mündliche Erklärungen geben. Hierzu wird ungesäumt geschritten werden, damit die National-Versammlung, nach Befund der Aussagen, das Erforderliche beschließen kann. — Art. IV. Der Person der Königin wird gleichfalls eine Wache verläufig beigegeben. — Art. V. Bis auf weitere Verfügung bleibt die Verordnung vom 21. Juni mit allen ihren Bestimmungen in Kraft, und soll der Justiz-Minister Großsiegelbewahrer vermöge besagter Verordnung gehalten seyn, die Dekrete der National-Versammlung mit dem Staatssiegel auszufertigen, auch ohne vorgängige Sanction und Genehmigung des Königs. — Art. VI. Die Minister, die Staats-Secretäre und die Königlichen Kommissarien bei der Kasse der außerordentlichen Fonds, beim Staatsschatz und bei der Haupt-Liquidation der Staatsschulden werden hierdurch ermächtigt, die Verrichtungen und Geschäfte ihrer respektiven Dienstzweige nach wie vor und unter der bestehenden Verantwortlichkeit fortzusetzen.

Die Verfügung im zweiten Artikel, wonach für den Dauphin ein Erzieher ernannt werden sollte, kam niemals zum Vollzuge; wohl aber der erste Artikel in seiner ganzen Strenge. Die den König bewachenden National-Garden waren, da sie für die Person des Königs mit ihrer eigenen haften sollten, genöthigt, strengere Aufsicht walten zu lassen, und es war Lafayette hinfort nicht mehr möglich, sie zum Vertrauen und zu schonenden Rücksichten für die Königliche Familie zu überreden.

So wie die National-Versammlung davon in Kenntniß gesetzt war, daß man den König zurückbrachte, war ihre erste und angelegentlichste Sorge für die Sicherheit der Königlichen Personen gewesen. Das Volk war überall gereizt und in der bedenklichsten Stimmung; hätte nicht aller Orten auf dem Wege des Königs die National-Garde der Städte und Dörfer sich aus eigenem Antriebe zu ihrem Schutze aufgestellt, es wäre der Königlichen Familie vielleicht schon damals schlimm ergangen. Die Versammlung hatte dem Könige drei Kommissarien aus ihrer Mitte entgegengeschickt, Latour-Maubourg, Barnave und Pétion. Dieselben trafen den König auf seinem Rückwege und lasen ihm obiges Dekret der National-Versammlung vor. Danach ließ sich leicht voraussehen, daß die neuen Vorsichtsmaßregeln gegen einen Entweichungsversuch nicht so glimpflich wie die früheren ausfallen würden. Die Verletzung aller bisher gethaner Versprechungen und Erklärungen ließ kein Vertrauen mehr aufkommen, und auf alle begütigende Vorstellungen, auf alle Verwendungen um Nachlaß von der Strenge der Aufsicht mußten die Freunde des Königs zur Antwort hören: „Wir sind betrogen worden und wollen's nicht zum zweiten Male werden." Ja, die früheren eifrigsten constitutionnell gesinnten Anhänger des Königs in der National-Garde, die ihn von jeher gegen die Ausfälle der Jakobiner vertheidigt und versichert hatten, er werde nicht entfliehen, er meine es ehrlich, gerade diese waren am bittersten gekränkt; sie fühlten sich von ihren Freunden verrathen und vor ihren Gegnern beschämt.

Als am 25. Juni Nachmittags die Königliche Familie in Begleitung der drei Kommissarien und einer bewaffneten Eskorte im Begriff stand, zu den Barrieren von Paris einzufahren, bemächtigte sich ihrer eine große Furcht und Unruhe. Barnave und Pétion saßen bei dem Könige im Wagen, Latour-Maubourg bei der Königin. Die Letztere besonders schwebte in der höchsten Angst: sie war dem Volke verhaßt; unterweges war ein Royalist, der sich zu ihrem Wagen herangedrängt hatte, im Getümmel umgebracht worden. Die drei Gardes du Corps, welche die Reise mitgemacht hatten, saßen außen auf dem Vorder- und Hinterdeck des Wagens (man hat das abgeschmackte Gerücht verbreitet, sie wären mit Stricken angebunden gewesen); sie trugen nicht Königliche Livree, sondern graubraune Röcke, wie die Bedienten des Prinzen von Condé; doch waren für sie Mißhandlungen zu befürchten, und Latour-Maubourg schlug der Königin vor, diese Leute in den Wagen herein zu nehmen. „Stehen Sie für das Leben der armen Leute", fragte die Königin, „wenn sie neben mir sitzen?" — „Erst müßte man mich tödten", erwiderte Latour-Maubourg, „bevor ihnen ein Leid geschehen könnte." Gleichwohl blieben die Leute draußen sitzen.

Der General-Adjutant Dumas war durch unmittelbaren Befehl der National-Versammlung beauftragt, die Königliche Familie von den Barrièren bis in die Tuilerieen zu eskortiren. Lafayette war nicht

ohne Besorgniß, es möchten sich Aufrührer den Tumult und die Enge der Straßen zu einem Ueberfalle zu Nutze machen, und ließ Dumas anweisen, den Weg über die Boulevards einzuschlagen. Von der Barrière de l'Etoile bis an die Tuilerieen waren Truppen aufgestellt, die National-Garde bildete zu beiden Seiten des Weges Spalier; vor dem Schlosse stand das Schweizer Garde-Regiment aufmarschirt, welches an diesem Tage den Befehlen des General-Kommandanten der National-Garde ohne Widerstreben gehorchte. Längs des Weges drängte sich die unübersehbare Volksmasse und ließ die Ankommenden an sich vorüberziehen, in tiefem Schweigen. Kein Zuruf, keine Drohung, nur der trübe Ernst der Gesichter bekundete die herrschende Stimmung. So das Volk, so auch die National-Garde; sie lehnte an den Waffen, entschlossen, gegen jede Ruhestörung davon Gebrauch zu machen. Alles ging mit Ordnung vorüber.

Man hat es der National-Versammlung, den Behörden der Stadt Paris und ganz besonders dem General-Kommandanten Lafayette zum Vorwurf gemacht, daß sie Ludwig XVI. bei seiner Rückkehr in die Hauptstadt keine Königlichen Ehren erweisen ließen. Dieselben wurden ihm erst drei Monate später (im September) wieder zugestanden, nachdem er den Eid auf die Verfassung geleistet und hierdurch sein constitutionelles Königthum neu angetreten hatte. Man blieb durch dieses Verfahren dem Grundsatze treu, der seit dem 11. Juli 1789 von den Repräsentanten der Nation verkündigt und von der Nation anerkannt war, dem Grundsatze nämlich von der Souverainetät des Volkes und von dem Oberrecht der Nation über alle durch die Verfassung eingesetzte Staatsbehörden. Ludwig XVI. hatte vermöge seiner Erklärung das constitutionnelle Königthum abgelehnt und auf seine frühere Souverainetät zurückzugeben versucht; in den Augen der constitutionnell gesinnten Mehrheit hatte er sich durch diesen Schritt aller Autorität, die ihm bis dahin zugestanden, selbst entkleidet.

Der Zug fuhr über die Seine-Brücke in den Tuilerieen-Garten und durch den Garten bis an das Schloß. Lafayette war ihm bis an die Brücke entgegen geritten. Bei der Einfahrt in den Garten wurde die Königin ihn gewahr und rief ihm, noch immer voll Besorgniß um die außen sitzenden Gardes du Corps, aus dem Wagen zu: „Monsieur de Lafayette, sauvez les gardes-du-corps!" In der That, sein Schutz war ihnen nöthig; denn während der Paar Minuten, daß er sich vom Schlosse entfernt hatte, war es dem Volke gelungen, sich bis dicht an die Auffahrt vorzudrängen, und in dem Augenblicke, da die Wagen hielten und die Königliche Familie ausstieg, wollte es über die Gardes du Corps herfallen und sie mißhandeln. Besonders gegen zwei, die hinten auf des Königs Wagen saßen, und die als Couriere bei der Reise gedient hatten, war es erbittert. Lafayette nahm sich ihrer an und ließ sie in einen oberen Saal des Schlosses in Sicherheit bringen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Louis XIV., son gouvernement etc. — Von Capefigue. Erster und zweiter Bd. 15 Fr.

Histoire d'une promenade en Suisse et en France. — Von Doué. 7½ Fr.

Les enfans de la vallée d'Andlau. — Von den Damen Elise Voiart und Amable Tastu. 2 Bde. 8 Fr.

Moralistes français. — 11 Fr.

Persien.

Persische Begebenheiten.

Vom Baron F. von Korff.

III. Marsch nach Teheran. Sir Henry Bethune.

Da ich die Absicht hatte, mit dem Schah zu gleicher Zeit nach Teheran abzureisen, so traf ich meine Vorbereitungen dazu, kaufte mir und meinen Leuten Pferde, ließ Säbel, Pistolen und eine doppelläufige Flinte in Ordnung bringen, bewaffnete mich und mein Gefolge und wartete auf den Augenblick der Abreise. Dieser aber ließ lange auf sich warten. Es fehlte an Geld, und wie lange dies dauern konnte, war nicht abzusehen. Inzwischen gingen aus den inneren Provinzen Persiens keine sehr erfreuliche Nachrichten ein. Der Gouverneur von Masanderan, ein Sohn des verstorbenen Feth Ali Schah und Onkel des neuen Herrschers, Mulk Ara Mirsa, hatte sich zum Schah erklärt; ein anderer Onkel, Hussein Ali Mirsa, mit dem Titel Ferman Ferma, „Gebieter", welcher Gouverneur von Schiras war, folgte dem Beispiel seines Bruders und herrschte frei über Schiras, in der vollen Ueberzeugung, daß ganz Persien sich ihm bald unterwerfen würde. Selli-Sultan, unter dem Namen Adil-Schah, hielt sich in Teheran und dachte nicht daran, seine hohe Würde einem Anderen zu überlassen. Demzufolge besaß Persien gleichzeitig vier Schahs — in Tabris, in Teheran, in Schiras und in Masanderan. Die nomadisirenden Stämme, von denen Persien überschwemmt ist, benutzten diese Unordnung, beraubten Reisende auf den Landstraßen und plünderten die Karawanen. Die Hauptpunkte der Anarchie, der Unordnung und Räubereien waren die Straßen zwischen Teheran, Jezdan und Schiras. Aderbidschan blieb vollkommen ruhig. Aus allen angeführten Gründen mußte Muhamed-Schah sich beeilen, aus Tabris zu kommen. Endlich ward der 5. November 1834 zum Tage der Abreise bestimmt, nachdem gute Menschen Geld hergegeben hatten.

Eine Truppen-Abtheilung, welche die Hauptmacht des Schahs bildete, setzte sich zuerst in Marsch unter dem Oberbefehl des Sir Henry Bethune, der die Dienste der Ostindischen Compagnie verlassen hatte, um sich unter Muhamed-Schah's Fahnen zu stellen. Sir Henry überraf in der Art, von sich zu reden, alle mir bekannte Leute, den Persischen Kaimakam sogar nicht ausgenommen. Er konnte sich im Persischen, wiewohl schlecht genug, verständlich machen. Sein Kostüm als Oberbefehlshaber war das Resultat seiner eigenen Erfindung; es bestand aus einer mit Gold gestickten halb Englischen, halb lächerlichen Uniform, Generals-Epauletten, ungeheuren Steifstiefeln, weißen Pantalons, Kürassier-Handschuhen, einem galonnirten Hut mit langer weißer Feder, einem krummen Säbel und goldenen Sporen. Wie ein Bramarbas sah er in diesem Anzuge aus. In seinem Detaschement befanden sich einige eben so phantastisch wie er gekleidete Offiziere.

Einige Tage nach dem Abmarsche Sir Henry Bethune's mit seiner siegreichen Armee setzte sich auch Muhamed-Schah mit seinem großen Gefolge, zwei Bataillonen Fußvolk und sechs Stück Geschütz, in Bewegung. Durch Krankheit verhindert, gleichzeitig Tabris zu verlassen, konnte ich erst fünf Tage später folgen. Sehr verdrießlich war es mir, dem Zuge Sr. Hoheit allein nacheilen zu müssen. In einem fremden Lande allein zu reisen, ist eine sehr unangenehme Sache; dies weiß Jeder, der sich in gleicher Lage befand. Das Schicksal indessen nahm sich meiner an und gab mir zwei Engländer zu Reisegefährten. Einer von ihnen, Hauptmann F***, stand in Diensten des Schahs und führte der aktiven Armee eine Verstärkung zu, bestehend in einer Abtheilung irregulairer Reiterei, die er aus den Stämmen der Urmiehischen Affscharen zusammengebracht hatte. Mein zweiter Gefährte war ein Kaufmann B***, der sich in Handelsgeschäften nach Teheran begab. Diese Gesellschaft, die mir im Anfange interessant schien, ward zuletzt höchst langweilig. Die Schwierigkeit, sich einander verständlich zu machen — Beide zusammen konnten nur einige Worte Französisch und ich verstand nur zwei Worte Englisch —, das ewige Gespräch des Hauptmanns über Pferde verschiedener Racen und des Kaufmanns über die Qualität der Persischen Waaren im Vergleich zu den Englischen, das Britische Phlegma, die Ostindischen Mahlzeiten, bestehend aus Speisen voll brennendem Pfeffer, Salz, Essig und dergleichen scharfen Ingredienzien der Küche diesseits des Ganges, alles dieses ward mir am dritten Tage unserer Reise so widerlich, daß ich beschloß, mein Gepäck, die Engländer und das Detaschement Affscharischer Reiter, die wegen Mattigkeit der Pferde zu Fuße gingen, zu verlassen und, von drei Dienern begleitet, voraus zu reiten.

Der Weg von Tabris bis Teheran ist von Reisenden so oft beschrieben worden, daß ich es hier unterlassen kann. Und was wäre übrigens auch zu beschreiben? „Persien besteht aus Salzwüsten und Wüsten ohne Salz", sagt ein Schriftsteller. Ich folge seiner Eintheilung. Es genügt, zu wissen, daß man von Tabris bis Teheran zwanzig Menzils oder Stationen zählt und etwas mehr als hundert Agadschi, d. h. ungefähr eben so viele geographische Meilen, und daß sich auf dieser Strecke nur zwei Städte vorfinden, Sengan und Kaßbin; alle übrige Stationen sind mehr oder weniger ansehnliche Dörfer.

Nachdem ich am 24. November früh Morgens von den Engländern Abschied genommen hatte, verließ ich die Station Jermageni und trabte auf der Straße nach der Stadt Sengan hin. Zu meinem Nachtquartier sagte man mir, daß ich den Schah bestimmt auf dem halben Wege zwischen Jermageni und Sengan finden würde. Mit dieser erfreulichen Aussicht trieb ich mein Pferd unaufhörlich an. Ich ward aber in meiner Hoffnung getäuscht; an der Stelle, wo des Schahs Lager gewesen war, fand ich nichts, als Stroh und erloschene Kohlen. Inzwischen bereitete der Himmel mir ein Fest vor. Von allen Seiten her zogen Wolken heran, eine schwärzer als die andere; es erhob sich ein Wind und ein so heftiger Regen, daß ich nach einer halben Stunde keinen trockenen Faden am Leibe hatte. Ein furchtbarer Windstoß hob mich aus dem Sattel; ich war genöthigt, anzuhalten, nachdem ich glücklicherweise ein steiles, ziemlich hohes Vorgebirge entdeckt hatte, hinter welchem man Schutz finden konnte. Nach einer Viertelstunde ungefähr besserte sich das Wetter und ich setzte meinen Ritt fort. Der vom Regen ausgewaschene Weg war so schlüpfrig geworden, daß die Pferde auf jedem Schritt ausglitten. Nach einem ermüdenden Ritt von sieben Stunden erblickte ich endlich die Thürme von Sengan. Der Schah war dort, aber das Lager stand jenseits der Stadt. Durch Sengan zu reiten, war keine leichte Sache. Karren mit Gepäck und Kameele hatten die engen Straßen dergestalt eingenommen, daß man kaum durch konnte. Eine ganze Stunde gebrauchte ich dazu, mich Schritt vor Schritt durch die Stadt zu arbeiten. Jenseits des Thores öffnete sich eine Ebene. In einer Entfernung von einer halben Werst schimmerten Zelte und — welche Freude! — ich erblickte den Russischen Adler auf der Flagge des bevollmächtigten Ministers. Das Zelt des Englischen Gesandten befand sich nicht weit davon. Gott sey Dank, hier ist wieder Europa! Ein Stück rober Schinken und ein Glas Portwein versetzten mich in Muhammed's Paradies.

Die Neuigkeiten, welche ich in Sengan erfuhr, waren sehr interessant. Die Zahl der Anhänger Muhamed-Schah's vergrößerte sich jeden Tag. Die irregulaire Reiterei, die sich unterwegs dem Heere des Schahs angeschlossen hatte, belief sich schon auf mehr als 6000 Mann. Vierzehn Prinzen, Söhne des verstorbenen Feth Ali Schah's, befanden sich im Lager und hatten sich freiwillig unter den Befehl des jungen Monarchen gestellt. Die Schahs von Teheran, Masanderan und Schiras indessen behaupteten sich wie früher hartnäckig, jeder in seiner Provinz. Selli-Sultan sandte ein Schreiben nach dem anderen an Muhamed-Schah und an den Kaimakam, in welchen er sie seines Wohlwollens versicherte und zu seiner Krönung nach Teheran einlud. Man sprach davon, er habe aus Teheran Truppen unter dem Befehl seines Bruders Imam Werdi Mirsa abgefertigt, um Muhamed-Schah von Teheran abzuschneiden, wenn er Willens seyn sollte, in diese Stadt einzuziehen.

Nachdem ich die Nacht im Lager zugebracht, besah ich das Zelt des Schahs. Es hatte die Größe eines gehörigen Hauses und im Innern zwei Abtheilungen: die eine diente ihm als Schlafgemach und die andere als Empfangszimmer; die inneren Wände waren mit Seidenstoff tapezirt, und reiche Teppiche bedeckten den Boden. Um das ganze Zelt zog sich ein Verschlag von grober Leinewand in hölzerne Rahmen gespannt; von Außen war dieser Verschlag mit weißem Leinen- und von Innen mit Baumwollen-Zeug bekleidet, auf welchem höchst geschmack-

voll auf rothen Feldern Soldaten mit Flinten in den Händen gemalt waren; neben dem Zelt stand eine Schildwache und in einiger Entfernung eine Art von Ehrenwache.

In Sengan blieb der Schah bis zum 27. November. Alle warteten auf günstigere Witterung. In der That, ein triftiger Grund für einen Fürsten, der auf dem Wege ist, einen Thron zu besteigen, und dem jede verlorene Minute neue Anstrengungen, Blut und Leben kosten kann! Am 27sten verließen wir Sengan und erreichten Abends das Dorf Sultanje, bemerkenswerth wegen der hier befindlichen Ruinen einer berühmten Moschee. An Höhe und Umfang übertrifft diese Moschee alle Gebäude Persiens und kann sie sich mit den größten Bauten Europa's messen. Die außerordentlich große Kuppel ist von zwölf Minarets umgeben; von diesen sind nur noch drei vollkommen erhalten, die übrigen haben mehr oder weniger von der Zeit gelitten. Folgendes erfuhr ich über den Ursprung dieser prächtigen Moschee. Im 13ten Jahrhundert, in welchem Jahre weiß ich nicht mehr, fiel es dem Schah Ebuda Bendé, einem außerordentlich religiösen Monarchen, ein, Ali's Ueberreste aus Kerbeli fortbringen und an einem Orte beerdigen zu lassen, der würdig wäre, die Gebeine „des Freundes Allah's" (Weli Allach) aufzunehmen. Zu diesem Zweck befahl er, die große Moschee in Sultanje zu erbauen. Als diese Arbeit beinahe vollendet war, erschien Ali dem Schah Ebuda Bendé im Traum und befahl ihm, ihn da zu lassen, wo er ruhe, dankte ihm für seine Absicht und verkündete ihm, daß die prächtige Moschee seine eigene Grabstätte seyn würde, weil er nur noch ein Jahr zu leben habe. Ebuda Bendé, als ein frommer Mann, erschrak bei dieser Verkündigung von seinem Ende nicht, wollte aber an keinem Orte begraben seyn, der für einen Heiligen bestimmt gewesen war, und ließ daher neben der Moschee ein kleines Gebäude aufführen, welches auch wirklich seine Ruhestätte ward. So lautete die Sage an Ort und Stelle. Einige Theile des Tempels fallen bereits in Trümmer, und zwar nicht sowohl in Folge der Zeit, als wegen der rohen Nichtachtung der Perser für ihre alten Denkmale. Diese Moschee würde sich wahrscheinlich viel länger erhalten haben, wenn Feth Ali Schah nicht den Einfall gehabt hätte, neben derselben ein Lustschloß erbauen zu lassen, das man in der That ein Monstrum der Architektur nennen kann. Es mangelte an Material zum Bau dieses Wunderschlosses und der Schah befahl, einen Theil der Moschee abzureißen und die dadurch gewonnenen Steine und Ziegeln für seine neue Schöpfung zu benutzen.

Von der prächtigen Stadt Sultanje, von der uns frühere Reisende durch Persien Wunderdinge erzählen, ist nur wenig nachgeblieben; ein kleines Dörfchen und die Trümmer von Häusern, einzeln dastehend auf einer weiten Strecke des Landes, das ist Alles. Wo ist jene Stadt geblieben mit ihren 80,000 Einwohnern? Die Ebene von Sultanje ist ihrer Triften wegen in Persien berühmt und war der Sommer-Aufenthalt Feth Ali Schah's. Dort hatte der General Jermoloff eine Zusammenkunft mit Sr. Hoheit und wirkte unter Anderem für die Russen das Recht aus, bei Hofe in Stiefeln erscheinen zu dürfen. Die Engländer erfreuen sich dieses Rechtes nicht und sind jedesmal, wenn sie sich zum Schah begeben, genöthigt, gleich den Persern in rothen Strümpfen und Pantoffeln zu erscheinen.

Unterwegs machte ich die Bekanntschaft eines der Söhne Feth Ali Schah's, des Prinzen Melek Kassim Mirsa, der sehr gut Französisch spricht. Seine Lehrerin war eine alte Französin, eine gewisse Madame Lamarinière, die bereits länger als sechzehn Jahre in Persien lebt und vornehmen Leuten Unterricht in ihrer Muttersprache giebt. Melek-Kassim-Mirsa ist ein ziemlich verständiger Mann; wir scherzten viel über die Art und Weise, wie die den Schah begleitenden Truppen marschirten. Alles ging durch einander; die Tambours hatten, um sich die Sache leichter zu machen, ihre Trommeln den Eseln auf den Rücken gebunden; ihrem Beispiel folgten die übrigen Soldaten und kommandirten ihre Gewehre auch dahin. Die sich täglich vermehrende Reiterei zog hinter dem Schah in einer unabsehbaren Reihe her; der Lärm, das Geschwätz, das Geschrei waren entsetzlich. Se. Hoheit fuhr fast den ganzen Weg in einer Art von Kutsche, mit einem Pferde bespannt, welches von einem reitenden Stallknecht am Zügel geführt wurde.

Aus Teheran langten beunruhigende Berichte an: Selli-Sultan hatte seinem unter dem Oberbefehl Imam Werda Mirsa's stehenden Heer befohlen, zu einem entscheidenden Kampf zu schreiten. Der Weg war höchst langweilig — ermüdende Einförmigkeit überall — Steine und nichts als Steine. Die Ansichten Persiens kann man mit Theater-Decorationen vergleichen, die in der Ferne entzücken und in der Nähe nur schlechte auf grober Leinewand hingeworfene Farben zeigen: ein Dorf, eine Stadt erscheinen von weitem sehr schön, aber in der Nähe sieht man nur winzige Häuserchen, größtentheils geschmacklose Moscheen und Schmutz an allen Orten.

Am 2. Dezember erreichten wir die Stadt Kasbin, die hübscheste, die ich in Persien sah. Die Straßen sind ziemlich breit und nicht sehr krumm; die Unsauberkeit fiel weniger auf. Vor dem Palast des Prinzen, der Kasbin verwaltet, befindet sich ein von Platanen eingeschlossener Platz. Die Moscheen sind hier mit vielem Geschmack gebaut; nur der Basar entspricht dieser Stadt nicht. Jenseits der Stadtmauer liegt ein großer Gottesacker, besäet mit Opfern der Cholera und Pest, die hier im Jahre 1832 gleichzeitig wütheten. Diese furchtbaren Krankheiten zeigen sich in Persien gewöhnlich zu gleicher Zeit und richten schreckliche Verwüstungen an. Ich muß übrigens bemerken, daß Persien erst in neuerer Zeit häufiger von der Pest heimgesucht wird, während früher 20, 30 Jahre und mehr vergingen, ehe sie wieder erschien. In Kischlok erhielt man wieder ein Schreiben von Selli-Sultan: der tapfere Selbstherrscher schrieb an den Kaimakam, daß er, bei dem Starrsinn seines Neffen Muhamed, im äußersten Fall alle im Schatz des Schah's befindliche Edelsteine zu Pulver stoßen lassen, alles Geld mitnehmen und aus Teheran flüchten werde; Muhamed würde alsdann nur eine mit den trostlosen Witwen und Kindern verstorbenen Großvaters angefüllte Stadt finden. Echt Persisch!

Die Sache wurde ernsthaft. Der Thronräuber drohte mit menschlichen Maßregeln, und der gesetzmäßige Gebieter Irans erst die ganze Wichtigkeit dieser Drohungen. Alle Edelsteine zerstoßen, Geld mit sich nehmen, auf die Schultern des Königs der Könige geplünderten Thron wälzen, eine leere Kasse und noch dazu 500 und deren hungrige Nachkommenschaft! Das war zu arg! Muh Schah sandte einen Parlamentair an den Heerführer Selli-Sul Imam-Werda-Mirsa, die verzweifelte Lage seines Bruders und seine bedeutende Macht erwägend, ergab sich und bezog mit seinen Tr das Lager Muhamed-Schah's.

In Teheran trugen sich seltsame Dinge zu. Selli-Sultan, seine sechswöchentliche Regierung, während welcher er den Staatsschatz in Händen hatte, zu benutzen und sich den erschlic Thron auf irgend eine Weise zu sichern, brachte die ganze Zeit Lustbarkeiten, Trinken und Schwelgen zu. Als es anfing, schlec gehen, raffte er einige Kostbarkeiten zusammen und wollte entfl nahm aber zuvor den Rosenkranz zur Hand, um durch ihn zu e fahren, wo er sich am besten verbergen könne. Gerade als er beschäftigt war, machte der Beylerbey von Teheran, Muha Bagir-Chan, um die Gunst Muhamed-Schah's zu gewinnen, de Wahrscheinlichkeit nach, bald in die Stadt einrücken mußte, Sel Sultan zum Gefangenen, nachdem er ihm alle Sachen abgenommen hatte. Als diese Nachricht ins Lager Muhame gelangte, erregte sie die größte Freude, und um diese an den legen, machte das Heer den nicht unbedeutenden Marsch von nach Sulteimanje. Der Sulteimanjesche Palast ist sehr schö Spiegelsaal ist so geschmackvoll eingerichtet, daß man zweifelt ob er Persisches Produkt ist, und dennoch ist er es in der That. Sulteimanje bis Teheran werden ungefähr 25 Werst (2½ Meilen) Dies scheint nicht viel, und man konnte in einem Tagemarsch Teheran kommen, von wo die Berichte günstig lauteten. Aber das war unmöglich! In Persien darf eine so wichtige Angelegen wie der Einzug des neuen Monarchen in seine Residenz, nicht finden, ohne daß darüber die Astrologen zu Rathe gezogen werden, diese lasen aus den Sternen heraus, daß der glückliche Tag für Muha Schah erst der 9. Dezember sey, und daß dieser Tag nur eine glückliche Stunde habe, nämlich die Stunde nach Sonnenaufgang. Folge dessen verließ die Armee des Schahs am folgenden Tage Sulteimanje und machte zwei Agatschi (Meilen) diesseits Teheran Halt.

Durch den Einzug Muhamed-Schah's in die Residenz war Sache indessen noch nicht entschieden. Er war nur Besitzer der denz, aber nicht des Reiches. Noch waren zwei mächtige Gegn handen — die Schahs von Masanderan und Schiras; das ganze stand noch bevor.

Mannigfaltiges.

— Ausländisches Theater. Daß das Studium der fremden Sprachen namentlich auch bei unserer eleganten Welt immer mehr Terrain gewinnt, scheinen besonders die vielen gleichzeitigen Ausgaben Französischer, Englischer und sogar auch Italiänischer Theaterstücke zu beweisen, welche jetzt in Deutschland zu Tage gefördert werden. Wie sich die Französische Bühne in Berlin ein zahlreiches Publikum zum Theil von jungen Leuten gewonnen hat, die das Theater nicht blos zum Vergnügen, sondern auch wie eine Art von Conversations-Stunde besuchen, von der sie allerlei neuerlernte Ausdrucksweisen und Wendungen mit nach Hause bringen, so scheint auch das Lesen gedruckter Stücke vornehmlich zur Auffassung des fremden Conversations-Tones geeignet befunden zu werden. Freilich wird dabei übersehen, daß aus den neuen Französischen und zum Theil auch aus den älteren Englischen Dramen die Jugend noch mancherlei lernt, was nicht eigentlich zu ihrer Conversation gehört. Sie versteht zwar im Theater die zweideutigen Bemerkungen Lembourgs nicht immer, über die das ältere Publikum lacht, aber sie wird doch aufmerksamer und paßt das zweite Mal noch schärfer auf. Ja, es entgeht ihr eben so wenig als uns, daß das Interesse der meisten neueren Französischen Dramen auf einem unmoralischen Grunde, nämlich auf Liebesverhältnissen und Eifersüchteleien von Verheiratheten, oft auf deren Dupirung und Selbsttäuschung beruht, und wenn das Stück unter Lachen und Beifall zu Ende gespielt ist, so wissen die kleinen Zuschauer in der Regel besser, als der gutmüthige Ehemann der Bühne, wie es eigentlich in seinem Hause aussieht. Indessen sind wir doch weit entfernt, uns jenen Rigoristen anzuschließen, die den Kindern den Besuch des Französischen Theaters und die Lektüre gedruckter Bühnenstücke ganz untersagen. Vielmehr möchten wir nur eine verständige Auswahl und, wo es sich bloß um Lektüre handelt, diejenigen Ausgaben empfehlen, die nicht Alles bunt durch einander enthalten, sondern mit Rücksicht auf Deutsche und auf jugendliche Leser zusammengestellt und vielleicht auch mit erklärenden Anmerkungen versehen sind. Eine solche Ausgabe ist das bei Friedrich Bran in Jena erscheinende British modern Theatre, herausgegeben und mit sprachlichen und historischen Erklärungen begleitet von Dr. F. A. Ficken. Das dritte Bändchen dieser Sammlung, welches zwei Theaterstücke (Atonement, or the God-daughter, von John Poole, und The School fellows, von Douglas Jerrold) enthält, ist bereits erschienen und kann auch sowohl wegen seines sehr billigen Preises (das Bändchen kostet 8 bis 9 Groschen) als wegen seiner typographischen Ausstattung empfohlen werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 44. Berlin, Mittwoch den 12. April 1837.

England.

Irländische Armuth.

Von Leitch Ritchie.

Derselbe Herr Ritchie, der im vorigen Jahr seine Reise in Rußland unter dem bescheidenen Titel eines Taschenbuches, des „picturesque Annual", beschrieb und darin interessante Details über das Land und die Russischen Sitten und Gewohnheiten lieferte, hat dieses Jahr seinen Weg nach Irland genommen, und auch hierhin hat ihn der geschickte Künstler begleitet, der es übernommen, das äußere Bild des Landes treu wiederzugeben, während der Schriftsteller es in seinen inneren moralischen und gesellschaftlichen Verhältnissen beschreibt.

Es ist bekannt, daß die grüne Insel eines der schönsten, anmuthigsten Länder ist, ein Land voll reizender, herrlicher Punkte: gleich bei der Landung in Dublin soll der Meerbusen dieser Stadt an die duftige Bai von Neapel erinnern mit ihren grünen, lachenden Inseln, ihren eleganten Villa's, und auch unser Verfasser wundert sich hier, daß er nach Stoff zum Malerischen so oft in der Ferne gesucht habe, während er es doch in seiner allernächsten Nähe, so zu sagen vor der Thür haben konnte.

Doch der Anblick des blauen, spiegelglatten Meeres und der Inseln, die sich aus dem Ocean erheben, und des reichen Grüns, dem Irland seinen schönen Beinamen Smaragd-Insel zu verdanken hat, dies Alles kann auch ihm, wie gewiß jedem gefühlvollen Menschen, keinen Ersatz gewähren für das schreckliche Elend, das sich dem Beobachter bis in die Höfe der Paläste aufdringt, und für die unvermeidlichen Folgen dieses Elends, moralische Verkommniß und Verzweiflung.

In Irland sind es Bettler, welche den Fremden bewillkommnen: „Gott segne Eure Gnaden! Seyen Sie willkommen im Lande! Gesegnet sey der Tag ihrer Ankunft!" mit solchen Begrüßungen wird der Reisende empfangen, sobald er den Fuß ans Land setzt. Dabei muß man wissen, daß die erstaunliche Zahl der Bettler ihrem guten Vernehmen unter einander durchaus keinen Eintrag thut; ja, es ist sogar ein charakteristischer Zug des Irländischen Volkes, daß jeder Arme mit gerechter Unparteilichkeit die höheren Rechte eines noch Aermeren und Unglücklicheren, als er selbst ist, anzuerkennen weiß.

„Gerade als ich im Begriff war, die Stadt Cork zu verlassen", erzählt Herr Ritchie, „sah ich in einem Augenblick meinen Wagen von einer Menge Unglücklicher umringt, die mein Mitleid anflehten. Unter diesen lief auch eine Frau herbei, deren Jammer und Leiden noch schrecklicher waren, als die ihrer zahlreichen Unglücksgefährtinnen. Ihr Mann war so eben gestorben, und sie hatte ihre Kinder bei der Leiche ihres Vaters gelassen, um ihnen ein Stückchen Brod herbeizuholen. „Ist das auch wahr?" fragte ich einen von den Umstehenden. „Es ist leider nur zu wahr", antwortete der hungrige Haufe, der ringsherum stand; und auf der Stelle machten Alle Platz, als wollten sie zeigen, daß sie die Ansprüche eines noch größeren Elends, als das ihrige, achten müßten. Bei einer anderen Gelegenheit warf ich ein Geldstück unter die Menge und deutete dabei mit den Augen auf die Unglückliche, für die ich es bestimmte. Das Stück fiel zu den Füßen einer anderen Frau, die es aufhob, während der eigentliche Gegenstand meines Mitleidens mit ausgestreckter Hand und flehenden Geberden das ihr Gebührende in Anspruch nahm. „Schämt Euch!" rief die andere voll Unwillen; „denkt Ihr, ich hätte das Geld behalten wollen, da ich doch sah, daß der Herr Euch meinte?"

Zuweilen geben diese Bettler ihre Hülfsbedürftigkeit auf keine andere Weise zu erkennen, als indem sie ihre Lumpen vor den Augen der Vorübergehenden zur Schau auslegen. So ging ich eines Tages vor einem Menschen vorüber, der, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt, an der Seite der Straße saß, und dem das Gepräge eines gräßlichen Elends so sichtbar aufgedrückt war, wie ich selbst in Irland kein ähnliches Beispiel gesehen habe. Seine Kleider fielen in lauter Fetzen herab, sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und doch ließ er auch nicht eine Sylbe hören, als ich vorbeiging. Ich setzte meinen Weg ruhig fort, kaum aber hatte ich einige Schritte gemacht, als mich mein Gewissen wegen dieser Gleichgültigkeit strafte: schnell drehte ich wieder um. „Wenn Ihr es brauchtt", fuhr ich ihn etwas ärgerlich an, „warum verlangt Ihr denn kein Almosen?" — „Na, was thu' ich denn Anderes", antwortete er, „als betteln?" — „Aber Ihr habt kein Wort gesprochen." — „Was! Wollen Sie mit mir spaßen, mein Herr? Sehen Sie doch", fügte er hinzu, indem er einen Lappen von dem aufhob, was vor langen Zeiten einmal ein Rock gewesen war, „das Fleisch und die Knochen an mir, schreien sie denn noch nicht genug durch die Löcher meiner Lumpen hindurch? Sieht man mir denn das Elend noch nicht deutlich genug an den ausgedorrten Wangen und den hohlen Augen an? Sagen Sie selbst, sind das nicht alles eben so viel Zungen, die nach Almosen schreien?"

Die Grafschaft Wicklow ist wegen der malerischen Schönheit ihrer Gegenden besonders berühmt, und gerade hier steht das Elend der Bauern mit der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens und der Pracht und Anzahl der Schlösser im traurigsten Kontrast. „Noch niemals", erzählt Ritchie, „habe ich so erbärmliche Strohhütten gesehen, als längs der Straße, die in das reizende Thal Avoca führt. Diese Menschenwohnungen waren viel weniger bequem und mit viel weniger Kunst erbaut, als die Löcher, wo die meisten Thiere ihre Schlupfwinkel suchen. Gewöhnlich sind sie an der inneren Seite der tiefen Gräben angebracht, welche am Rande der Straße hinlaufen, und diese Lage wird wahrscheinlich besonders deshalb gewählt, damit diese ärmlichen Baracken doch wenigstens eine hermetisch verschlossene Seite haben. An Schornsteine ist hier gar nicht zu denken, oft haben sie auch keine Fenster, und das Einzige, woran der Reisende die Nähe einer menschlichen Wohnung erkennen kann, ist ein Haufen Stroh und Mist, der sich ein wenig über dem Boden der Straße erhebt. Wenn wir bedenken, daß die Bauern, welche diese Hütten bewohnen, meistens starke, kräftige Menschen sind, die einen großen Theil des Jahres ohne Arbeit und Beschäftigung zubringen, so müssen uns freilich die niederen Klassen in Irland noch auf einer sehr tiefen Stufe der Civilisation erscheinen. In allen anderen Ländern Europa's, besonders aber im Norden, kann man selbst die ärmsten Leute noch immer einige Sorgfalt auf ihre Wohnungen verwenden sehen; in England, in Belgien, in Holland z. B. machen sie es sich sogar zum Vergnügen, sie so viel wie möglich zu verschönern; und selbst in Frankreich, in Schottland und in einigen Theilen Deutschlands, wo das Volk nicht so viel natürlichen Geschmack hat, ist das Innere der Häuser wenigstens warm und komfortabel. Der Leibeigene in Rußland, den wir sonst so sehr zu verachten pflegen, erbaut sich aus einigen Fichtenstämmen ein Obdach, das eben so viel Schutz gegen Kälte und Wetter, als einen hübschen Anblick für das Auge bietet. Das Haus ist mit einer Gallerie geschmückt, die längs der Vorderseite auf die Straße hinaus sieht, und mit einer Brüstung von zugehauenem Holz, die unten am Schirmdache vorspringt. Das Modell von einer dieser Wohnungen, welches ich selbst von Moskau mitgebracht, würde gewiß von der großen Mehrheit des Irländischen Volkes mit Neid und Begierde angesehen werden. Freilich habe ich schon die erbärmlichste Gattung der Irländischen Hütten beschrieben, aber auch zugleich die, welche am häufigsten vorkommt, und ich habe im Ganzen fast keine einzige getroffen, welche bedeutend davon abwiche: überall derselbe Mangel aller Bequemlichkeiten des Lebens, dieselbe barbarische Unkenntniß der gewöhnlichsten und leichtesten Kunstfertigkeiten.

Die Hauptfrage nun, die gelöst werden muß, ist folgende: Was fehlt dem Irischen Bauern, damit es besser mit ihm werde? Antwort: die Hoffnung. Wer da sagt, daß man ihm die Auflagen herabsetzen, daß er mehr politische Freiheit haben müsse, der verliert die Zeit mit leerem Gerede; wären es diese und noch hundert andere Dinge dazu, die ihm fehlten, so brauchte er doch deshalb nicht in einem der fruchtbarsten Länder Europa's ein jämmerlich müßiges Leben hinzuschleppen und in einer Baracke zu wohnen, die weniger schützt, als die Höhle eines wilden Thieres.

Wenn in England ein Bauer erst anfängt, ohne auch nur einen Pfennig im Vermögen zu besitzen, strebt er gleich von vorn herein nach einer besseren Zukunft. Hat er diese erreicht, so richtet er sich, bei aller übrigen Bescheidenheit, schnell in Kleidung, Nahrung und Wohnung nach der Stellung, in der er sich jetzt befindet; bald gehen seine Blicke noch weiter vorwärts. Einst hofft er selbst Pächter zu werden: dann wird er ein schönes, gutes Haus zur Wohnung und einen besonderen Platz in der Kirche haben. Diese Träume und Pläne werden vielleicht niemals in Erfüllung gehen, gleichwohl üben sie, wie so viele andere Güter, die nur in der Hoffnung existiren, auf den ganzen Charakter den heilsamsten Einfluß; sie reizen ihn zu Energie und Thätigkeit und geben seinen Gedanken einen gewissen Schwung und Fortschritt. So wird sich der Englische Bauer unwillkürlich selbst achten, nicht um dessenwillen, was er ist, sondern was er zu seyn hofft: in Erwartung der höheren Aussichten für die Zukunft schmückt er seinen Garten mit Blumen, und grüne Reben umranken die Mauer seiner niedrigen Hütte.

Der Irländische Bauer dagegen weiß auch nicht das Geringste von einem fortstrebenden Ehrgeiz dieser Art; auf seine Lage können die Umstände keinen Einfluß ausüben, sein Schicksal ist ein- für allemal unwiderruflich bestimmt. Ist er Landmann, so muß er sich durchaus da-

mit zufrieden geben, einen Theil des Jahres dem Hunger ausgesetzt zu seyn; denn es sind immer mehr Arbeiter als Arbeit da, und bei der Verpflichtung, dem Eigenthümer des Ackerstücks den größeren Theil des Ertrags abzuliefern, bleiben ihm sehr oft zum Lohn für Zeit und Mühe kaum einige Maaß Kartoffeln übrig. Als Tagelöhner kann er sich höchstens zwei und ein halb Shilling die Woche verdienen, also täglich ungefähr 4½ Pence (3½ Sgr.). Ein Pächter ist nicht viel glücklicher; auch er lebt von Kartoffeln und muß dem Gutsbesitzer alle übrige Produkte der Pacht abliefern, mit denen er sogar oft nur erst einen Theil von seinem Pachtzins bezahlt hat.

Dieser traurige Zustand der Dinge wird so lange fortdauern, als man das System der Nominal-Renten beibehalten wird, d. h. der Renten, welche den Betrag dessen, was der Pächter bezahlen kann, übersteigen. Wenn die Gutsbesitzer in Irland zum Pächter den geschicktesten, fleißigsten Menschen aussuchten, und nicht den, welcher den höchsten Pachtzins liefert, und wenn sie diesen Zins auf einen Werth festsetzten, der von dem Ertrag des Bodens hinreichend bezahlt werden kann, dann würden sie auch nicht einen einzigen Shilling verlieren, und es müßte sich dann, trotz der Behauptung der Feinde Irlands, zeigen, wie die Wurzel aller Uebel, welche das Land drücken, nicht in einer Radikalverderbniß des Volks-Charakters, sondern in einem Hauptgebrechen seiner ganzen Social-Oekonomie liegt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes.

Aus den Memoiren des Generals Lafayette.

(Schluß.)

Die Königliche Familie war, ohne die geringste Drehung oder Kränkung erfahren zu haben, hinauf in ihre Gemächer gelangt. Lafayette begab sich unverweilt zum Könige; er fand ihn ruhig freundlich, gefaßt, näherte sich ihm mit tiefer Rührung und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand. „Sire", sprach Lafayette, „Ew. Majestät kennen meine Anhänglichkeit an die Person meines Königs, doch habe ich Ew. Majestät nie verschwiegen, wenn Sie je Ihre Sache von der Sache des Volkes trennten, zu welcher Seite mein Gewissen mich würde stehen heißen." — „Allerdings", erwiederte der König, „Sie sind Ihren Grundsätzen treu geblieben; Jeder hält zu seiner Partei." Und nach einer kleinen Pause sprach er weiter: „So wäre ich denn wieder hier. Aufrichtig gesagt, Herr von Lafayette, bisher hatte ich geglaubt, nur hier in Paris wäre das Gewirre und Gedränge von Leuten Ihrer Meinung um mich her, aber im übrigen Frankreich dächte man anders. Auf dieser Reise habe ich wohl erkannt, daß ich im Irrthum war, und daß Sie wohl Recht haben mögen mit Ihrer Meinung von ganz Frankreich." — „Haben Ew. Maj.", fragte Lafayette, „mir etwas aufzutragen?" — „Ei, Herr von Lafayette", sagte der König lächelnd, „es kommt mir vor, ich stehe heute mehr zu Ihren Befehlen, als Sie zu den meinigen." Lafayette nahm von neuem das Wort und betheuerte dem Könige mit der größten Wärme, wie er von jeher nichts höher geachtet habe, noch ferner achten werde, als durch seine Handlungen Sr. Majestät Zufriedenheit zu erwerben, wo es geschehen könnte ohne Verletzung seiner Pflichten gegen Freiheit, Volk und Vaterland. Er setzte dem Könige darauf das letzte Dekret der National-Versammlung aus einander; der König hörte ihm geduldig zu und entließ ihn mit Güte. Einen schwereren Stand hatte Lafayette bei der Königin. Diese konnte ihr gereiztes Gemüth und ihre Abneigung gegen ihn nicht ganz verbergen. Es kam sogar (ob noch an demselben Abende oder am Morgen desselben Tages ist nicht zu ermitteln, letzteres jedoch wahrscheinlicher) im Beisein des Königs zwischen Beiden zu einem etwas lebhaften Auftritt. Es waren nämlich in den Reisewagen der Königlichen Familie mehrere Kassetten stehen geblieben, und die Königin weigerte sich durchaus, sie heraufbringen zu lassen, ja, sie wollte Lafayette die Schlüssel dazu aufnöthigen. Vergebens stellte Lafayette ihr vor, daß Niemand die Eröffnung der Kassetten verlange, Niemand sie verlangen werde. „Sie müssen die Schlüssel nehmen", sagte die Königin und legte sie ihm auf den Hut. Lafayette bat inständigst um Entschuldigung, daß er sie mit der Bitte belästigen müsse, die Schlüssel wieder zu Händen zu nehmen; er erklärte ein für allemal, sie nicht anrühren zu wollen. Die Königin sprach mit sichtlichem Verdruß: „Mag seyn; ich werde schon Leute finden, die nicht so überdelikat sind, wie Sie, Herr von Lafayette." Sie irrte sich, es ließ sich Niemand dazu finden, es hat kein Mensch auch nur ein Blatt vom Inhalte der Kassetten untersucht. Doch äußerte die Königin wenige Stunden später im Gespräche gegen Montmorin, daß sie über Lafayette's Benehmen nicht zu klagen habe.

Noch unangenehmer war dem Letzteren folgender Vorfall. Der König hatte sich in sein Kabinet zurückgezogen, mehrere Briefe geschrieben und gab sie einem Boten zu besorgen; der Bote kam mit den Briefen zu Lafayette und wollte ihn erst um Erlaubniß fragen. Lafayette aber wollte durchaus nicht als der Wächter der Königlichen Familie in dieser Art angesehen seyn. Aus ehrender Rücksicht für seinen Charakter und sein Verhältniß zum Könige, hatte die National-Versammlung in ihrem letzten Dekrete es absichtlich vermieden, ihn, den General-Kommandanten, direkt und persönlich mit der Huth und Haft für die Königliche Familie zu beauftragen; diese Verantwortlichkeit wurde den National-Garden überwiesen, welche im Innern des Schlosses die Wache bezogen, und Lafayette konnte dergestalt von seinen Befugnissen als Kommandant nicht in dem Maße, wie er wohl gewünscht hätte, zur Erleichterung der etwas strengen Aufsicht Gebrauch machen. Er ließ es sich angelegen seyn, zu den Wachen im Schlosse nur solche Personen zu beordern, die der König gern sehen mochte, Keinen, dessen Anwesenheit verletzend für die Königliche Familie seyn konnte. Der Wortlaut des letzten Dekretes der National-Versammlung, worin für alle Mitglieder der Königlichen Familie eine garde particulière angeordnet war, wurde von vielen Personen dahin ausgelegt, daß man sie von einander trennen und einzeln bewachen müsse. Mehrere Deputirte der National-Versammlung tadelten Lafayette darüber, daß er das Dekret nicht in diesem Sinne vollzogen. „Es ist mein Grundsatz", erwiederte dieser, „so oft eine Vorschrift der Strenge auf zweierlei Weise ausgelegt werden kann, jedesmal die mildere für die richtige zu halten." Einige Tage später wohnte Lafayette einer Zusammenkunft dreier Ausschüsse der National-Versammlung bei — es war der Ausschuß für die diplomatischen, für die Verfassungs-Angelegenheiten und für die Korrespondenz mit den Behörden — und schlug den Herren etliche Erleichterungen vor, die in den Anordnungen in Betreff der Königlichen Familie stattfinden könnten; die Aenderung betraf nur kleine, geringfügige Umstände, doch verlangte man, er sollte seine Vorschläge specificiren, um sie von der Versammlung genehmigen zu lassen. „Nein", sagte Lafayette, „wenn man so bedenklich ist, so nehme ich Alles auf mich allein; besser daß ich, als daß die National-Versammlung ein Unrecht zu verantworten habe."

Gleich am Tage nach der Ankunft des Königs ernannte die Versammlung, dem dritten Artikel ihres Dekrets vom 25. Juni gemäß, drei ihrer Mitglieder, die Herren von André, Tronchet und Duport, um die mündlichen Aussagen des Königs und der Königin entgegenzunehmen. Diese Herren gingen nicht bloß mit der größten Ehrerbietung, sondern auch mit der zartesten Schonung und dem freundlichsten Wohlwollen hierbei zu Werke; es wurde den erlauchten Personen jede Verlegenheit erspart; ja die drei Kommissarien ergriffen mit Freuden einen sich darbietenden Vorwand, ihre Unterredung mit der Königin auf den folgenden Tag auszusetzen — die Königin ließ ihnen nämlich, als sie sich meldeten, sagen, sie sey im Bade — damit sie Zeit behielte, ihre Aussagen mit denen, welche der König bereits gethan, in Einklang zu setzen.

In dem Hofstaate der Königlichen Familie wurde nichts geändert; aber der militairische Dienst innerhalb des Schlosses und der Umgebung desselben wurde natürlich auf ganz anderen Fuß gesetzt: hinfort nahm der General-Kommandant die Parole nicht mehr vom Könige, sondern gab sie selber. Auch von der Gartenseite waren alle Eingänge und Alleen gesperrt. Lafayette hatte den König und die Königin gebeten, ihm eine Liste der Personen zu überreichen, denen man den Zutritt ins Schloß eröffnet zu sehen wünsche. Diese Liste fiel sehr zahlreich aus und bestand zum bei weitem größten Theile aus Personen, deren Freundschaft gegen die Revolution kein Geheimniß war. Den wachthabenden Offizieren der National-Garde war ein Saal im Schlosse, zwischen der gewöhnlichen Salle des gardes und den Wohngemächern der Königlichen Familie, eingeräumt. Fremde konnten nicht zu ihr gelangen, ohne diese Wachen zu passiren. Die Personen der Königlichen Familie jedoch konnten ohne solchen Zwang durch innere Thüren und Gänge zu einander gelangen.

In dieser Lage blieb Alles bis zum September, und als der König nach Beschwörung der Constitution wieder völlig in Freiheit gesetzt worden, gab er den Offizieren der National-Garde, welche diese Zeit über die Wache im Innern des Schlosses versehen hatten, seine Zufriedenheit mit ihrem Betragen zu erkennen. Einer von diesen Herren, der Bataillons-Chef Guingelo, hat ein Jahr später, am 10. August 1792, bei der Vertheidigung des Königs seinen Tod gefunden.

Man hat über die Behandlung, welche der Königlichen Familie damals widerfahren seyn soll, grobe Lügen und Verleumdungen verbreitet. Bei einigem Nachsuchen würden sich vielleicht Lafayette's Instructionen an die Offiziere und die Rapporte der Letzteren noch ganz oder zum Theil auffinden lassen. Man muß, um gerecht zu urtheilen, die Befehle, welche von Lafayette ausgingen, nicht mit dem verwechseln, was die National-Gardisten, bei der auf ihnen lastenden Verantwortlichkeit und bei der allgemein herrschenden Unruhe, manchmal um ihrer selbst und um der Sicherheit des Königs willen thun zu müssen glaubten. Man darf auch nicht verschweigen, daß der König und die Königin wohl Manches thaten, um ihren Zustand minder erträglich erscheinen zu lassen, als es sich in Wahrheit verhielt. Als z. B. die drei Kommissarien der National-Versammlung, André, Tronchet und Duport, am 27. Juni bei der Königin erschienen, ließ diese (Tronchet berichtet den Umstand) für die drei Herren Lehnsessel, für sich selbst nur einen einfachen Stuhl hinsetzen. Wird man deshalb sagen, die National-Versammlung habe dieses erniedrigende Ceremoniell vorgeschrieben? Ein andermal ließ die Königin gar den wachthabenden Offizier in ihr Schlafgemach rufen, damit er sich mit eigenen Augen überzeuge, sie sey nicht entflohen, sondern noch zu Bett. — Man muß auch die beständige Unruhe in Anschlag bringen, die während dieser Monate im ganzen Volke herrschte: der Verdacht ruhte keinen Augenblick, alle Parteien regten sich, und die drei Hauptfactionen, die jakobinische, die orleanistische und die aristokratische, trieben um die Wette zum Aufruhr, weil der Aufruhr ihren Zwecken diente. Alle Augenblicke hieß es, der König sey fort, oder er wolle fort; manchmal ging das Gerücht gegen Lafayette, er wolle zur Flucht helfen, und der Deputirte Sillery, eine Kreatur des Herzogs von Orleans, entblödete sich nicht, ihn darauf hin beim betreffenden Ausschusse der National-Versammlung zu denunciren. Fast jede Nacht wurden die wachthabenden Offiziere durch dergleichen Berichte und Allarm aufgeschreckt, und sie waren daher im Interesse der Königlichen Familie nicht minder, als in ihrem eigenen, zu strengen Vorsichts-Maßregeln genöthigt.

Auch die Personen, die als Mitwisser und Mitanstifter des Fluchtplanes, oder als Begleiter der Königlichen Familie auf ihrer Reise, gefänglich eingezogen und zu Verhör genommen wurden — auch diese hatten durchaus nicht über unglimpfliche Behandlung zu klagen, wohl aber wohl die Schonung, womit man gegen sie verfuhr, zu loben. Mehrere Offiziere, die ganz absichtslos, und ohne das Geringste zu

wissen, sich dem Gefolge der Flüchtlinge angeschlossen hatten, ließ man frei ausgehen. Die Gouvernante, Frau von Teurzel, sollte anfangs eingesperrt werden; doch ließ man sie im Schlosse wohnen bleiben und begnügte sich, ihr eine Wache zu geben. Wir können uns bei dieser Gelegenheit auf die Worte zweier Männer berufen, denen gewiß Niemand eine Parteilichkeit für Lafayette und die Revolution Schuld geben wird. Der Eine ist Herr Mandel, derselbe, der im Jahre 1792, zur Zeit der Kriegserklärung, mit seinem Regimente Royal-Allemand bei Luckner's Armee stand und sammt seinen Soldaten über die Gränze zu den Oesterreichern überging. Ein oder zwei Monate vor dieser Desertion war der Mann zu Metz mit Lafayette zusammengetroffen und hatte laut vor Zeugen erklärt, daß er diesem bei der Rückkunft von Varennes seine Lebensrettung zu verdanken habe. Der Andere, den wir meinen, der aber kein so dankbares Gemüth besessen zu haben scheint, war der General-Adjutant Goguelas, der zu Varennes angehalten worden war und zu Mezières gefangen saß. Lafayette erfuhr, daß die strenge Haft ihn krank mache, und obwohl er sich eigentlich um die Dinge, die zu Mezières vorgingen, nicht zu bekümmern brauchte, so schickte er doch seinen Adjutanten, Herrn Alexander Romeuf, dorthin ab, und es gelang diesem, eine bessere Behandlung für Herrn Goguelas auszuwirken. Lafayette war weit entfernt, von solchen Einzelnheiten viel Aufhebens zu machen, aber offenbar hatte die Königin Unrecht, wenn sie sagte: Lafayette habe ein gutes Herz für Jedermann, nur nicht für Könige und ihre Freunde.

Die Schonung in dem Verfahren der National-Versammlung gegen den König hing aufs genaueste damit zusammen, daß die große Mehrzahl der Abgeordneten gar nicht geneigt war, die bereits in allen Stücken republikanische Verfassung durch Aufhebung der Königlichen Exekutiv-Gewalt zur völligen Republik umzugestalten. Entschiedene Republikaner gab es höchstens zwölf bis funfzehn in der Versammlung, und unter dieser geringen Zahl mußte man noch die Gemäßigten, politisch Gesinnten, von den anarchisch Gesinnten wohl unterscheiden. Kurz nach dem 21. Juni hatte La Rochefoucauld, Lafayette's vertrauter Freund, in seiner Wohnung eine zahlreiche Versammlung von Deputirten veranstaltet, um sich vorläufig zu berathen und sich mitzutheilen, was für ein Entschluß unter so bedenklichen Umständen zu ergreifen sey. La Rochefoucauld sprach sich für seine Person ziemlich unumwunden für die Republik aus. Unter den Anwesenden trat Einer, Dupont de Nemours, mit großer Lebhaftigkeit dieser Meinung bei; bei weitem die Meisten aber sprachen sich nachdrücklich und mit Gründen gegen eine solche Idee aus, und die wenigen aufrichtigen, ehrenwerthen Republikaner mußten sich überzeugen, daß Alles, was in der National-Versammlung ausgezeichnet war, daß die ganze Hauptstadt und die unendlich stärkere Mehrheit in der gesammten Nation keine Veränderung in der Regierungsform wünschte. Als redliche und wahrhaft freiheitliebende Männer, denen es ein Gräuel schien, der öffentlichen Meinung Gewalt anzuthun, entsagten diese echten Republikaner ihren Wünschen und schlossen sich aufrichtig dem Nationalwillen an, zur Wiederherstellung der constitutionnellen Königswürde.

Der General Bouillé ließ von Luxemburg aus, wohin er geflüchtet war, ein sehr heftiges Schreiben an die National-Versammlung ergehen, worin er Lafayette als das Haupt einer republikanischen Partei zum Umsturze der Verfassung denuncirte. Lafayette bestieg am 2. Juli in der Versammlung die Tribüne, um sich hierüber zu erklären. „Meine Herren", sprach er, „Herr von Bouillé sendet mir von Luxemburg unter seinem Siegel zwei Abdrücke des Schreibens zu, welches er an die National-Versammlung gerichtet hat. Wenn die Verstöße, welche Herr von Bouillé in diesem Schreiben ankündigt, sich verwirklichen, so wird es mir geziemen, nicht seine Schmähungen gegen mich zu widerlegen, sondern ihn als Feind des Vaterlandes mit den Waffen zu bekämpfen. Wenn ich also hier ein Wort zu meiner Vertheidigung spreche, so geschieht es nicht um des Verleumders willen, auch nicht um Ihrer willen, meine Herren — denn ich weiß Ihr mich ehrendes Vertrauen zu würdigen — sondern es geschieht aus Rücksicht für die Schwachen, deren Urtheil irre geführt werden könnte. Herr von Bouillé nennt mich einen Feind und Verräther der von Ihnen eingeführten Verfassung: wohlan! ich schwöre den Eid nicht noch einmal, den ich bereits vor Ihnen geschworen, aber ich erkläre nochmals, daß ich ihn halten werde bis aufs Letzte, und wäre es mit meinem Blute."

Da es einmal entschieden war, daß man bei der monarchischen Verfassung bleiben wolle, so kam die Frage an die Reihe: wer sollte König seyn? sollte man den Herzog von Orleans durch Verleihung der Krone für sein und seiner Partei Benehmen seit den ersten unruhigen Tagen der Revolution belohnen? oder einen ausländischen Fürsten zur Regierung berufen? oder den König und die Königin des Thrones verlustig erklären und den Dauphin, noch ein Kind, zum Könige proklamiren? In dieser letzten Idee lag etwas tief Unmoralisches: welch ein Verderb für den jungen Regenten von Jugend auf, an der Stelle eines verdrängten Vaters zu herrschen! Endlich konnte man auch Ludwig XVI. wieder annehmen, ihn, seines jüngsten Unrechtes ungeachtet, als den Besten, nicht allein von seiner Familie, sondern ganz gewiß als den Besten aller damals lebenden Fürsten. Zu dieser letzteren Entscheidung kam die National-Versammlung fast einstimmig: sie war von den vorberathenden Ausschüssen vorgeschlagen und wurde von Barnave mit eindringlicher Beredsamkeit unterstützt. Es war in der Sitzung vom 15. Juli; als Barnave gesprochen hatte, trat Lafayette mit den kurzen Worten auf: „Ich stimme der Meinung des abtretenden Redners bei und trage darauf an, die Diskussion zu schließen." Sofort wurde sie geschlossen, und sämmtliche Mitglieder der Versammlung, nur Redeexpedirte, Pétion und drei oder vier Andere ausgenommen, votirten den Beschluß, wodurch vielen Berechnungen und Intriguen im Lande und außer Landes ein Ende gemacht wurde.

Zur Zeit wurde vielfach die Beschuldigung erhoben, im Ministerium und in der rechten Seite der Versammlung hätten mehrere Personen um die Flucht des Königs vorher gewußt; aber bis auf den heutigen Tag, nachdem so viele Memoiren erschienen, so viele Aufschlüsse mitgetheilt sind, hat sich dafür noch keine Bestätigung ergeben. Uebelwollende oder durch Parteihaß Verblendete blieben mit dergleichen Beschuldigungen nicht bei den Royalisten stehen, sondern zogen auch Mitglieder der linken Seite in den Verdacht. Dupont, Barnave und Alexander Lameth, die sich seit einiger Zeit mit etwas gemäßigteren Gesinnungen dem Hofe genähert hatten, wurden in mancherlei ausgesprengten Gerüchten als geheime Mitwisser angegeben, desgleichen der angesehene und einflußreiche Deputirte Herr von André; sogar in ernsten Schriften hat man diese Behauptungen aufgestellt, aber keine Spur von Beweis aufzutreiben vermocht. Noch bei weitem widersinniger wird die Verleumdung, wenn sie auf Lafayette und Bailly fällt; denn fürwahr, es gab in ganz Frankreich keine zwei Personen, vor welchen der Hof ein Vorhaben der Art sorgfältiger verheimlicht hätte und verheimlichen mußte, als vor diesen Beiden — ein Vorhaben, wodurch der Hof sich dem Einflusse und der Bewachung Bailly's und der Gemeine von Paris, Lafayette's und der National-Garde zu entziehen und sich unter die Obhut Bouillé's, in den Schutz des Hauses Oesterreich zu begeben gedachte — ein Vorhaben, wovon die Flüchtigen als nächste Folge erwarteten, daß der Maire von Paris und der General-Kommandant der National-Garde unter den Händen des aufrührerischen Pöbels ihren Tod finden müßten; denn das hatten sie nicht vorausgesehen, daß es Lafayette, durch Zusammennehmen all seiner Besonnenheit und Festigkeit, gelingen könnte, nicht allein die Ruhe in der Hauptstadt aufrecht zu erhalten, sondern auch im nächsten Augenblick fester und mächtiger als je in der Gunst des Volks dazustehen. Hatte doch Lafayette selbst diesen raschen und glücklichen Erfolg seiner Bemühungen kaum geweissagt! Schon dadurch wurde diese Beschuldigung gegen ihn in den Augen aller Verständigen zu Schanden, daß sie von zwei äußersten Seiten zugleich erhoben wurde, von Royalisten sowohl als Jakobinern. Die Absichten, welche man Lafayette zutraute, liefen einander schnurstracks zuwider: den einen zufolge wollte er dem Könige dazu verhelfen, unter Bouillé's Schutz den Krieg gegen die Prinzipien der Freiheit zu erheben, zu denen Lafayette doch von jeher gehalten, für die er sein Leben lang gestritten hatte; den anderen zufolge wollte Lafayette tückischer Weise den König gänzlich zu Grunde richten, indem er ihn eine kleine Strecke entfliehen ließ, während Alles vorbereitet war, ihn am bestimmten Ort und zur bestimmten Stunde wieder festzuhalten. Und doch ist es ganz gewiß, hätte der König alle Zögerungen unterwegs besser vermieden, wäre er geschickter und entschlossener aufgetreten, hätte ihn nicht ganz von ungefähr der Postmeistersohn erkannt, hätte nicht Herr von Choiseul den Truppen, die zum Schutze des Königs sich auf seinem Wege aufstellen sollten, Contre Ordre gegeben, hätte endlich Herr von Bouillé die Vorsicht gehabt, dem Könige Detachements entgegen zu schicken — das Ereigniß von Varennes wäre nicht eingetreten. Recht mit Wohlgefallen verbreitete man damals die Anschuldigungen gegen Lafayette, mochten sie auch noch so absurd klingen, und es hat langer Zeit, es hat sehr genauer Aufschlüsse über die Thatsachen, es hat des Zeugnisses von Sterbenden und der ausdrücklichen Aussagen von Männern, die als Feinde Lafayette's bekannt waren, namentlich von Bouillé, kurz es hat eines Ueberflusses an thatsächlichen und moralischen Beweisen bedurft, ehe man von jenen Meinungen zurückkam und sich die Wahrheit gefallen ließ, die man bei einiger Aufmerksamkeit auf Lafayette's persönlichen Charakter und auf seine damalige politische Lage gar nicht hätte verkennen dürfen.

Der König hatte durch diese Reise nach Varennes das Vertrauen und die Zuneigung der Bürger unwiederbringlich verloren. Dies war gleich nach seiner Rückkehr an den Maßregeln zu erkennen, durch die man sich seines Bleibens versichern zu müssen glaubte, und die dem allgemeinen Mißtrauen noch bei weitem nicht genügten. Es war eine beständige Unruhe und Beängstigniß unter den Bürgern, unter den Truppen, sogar unter den Mitgliedern und in den Ausschüssen der National-Versammlung: und diese Stimmung währte von da an fort und erzeugte, immer bösartiger sich steigernd, endlich die Katastrophe des 10. August 1792.

Französische Gastronomie.

Diners in Paris.

Die schönsten Diners werden im Winter gegeben; in dieser Jahreszeit vereinigen sich alle Freunde des Comfortablen, so wie die ganze geistreiche und elegante Welt bei der Tafel. In Paris, das hier als Typus für das glänzende Leben in großen Städten überhaupt dienen mag, wird die Saison der Diners in dem quartier d'Antin und seinem Bezirke eröffnet; diesem quartier folgt die Vorstadt St. Honoré; aber die alte Stadt, wie die Faubourg St. Germain, die ersten Häuser Noailles, Mouchy, de la Trémouille und Montmorency, die sich noch immer durch Eleganz auszeichnen, bleiben bis zu der Zeit, wo der Frost eintritt, auf dem Lande und kehren erst in der Mitte des Dezember nach Paris zurück. Sie beginnen ihr Leben in der Hauptstadt mit einigen eleganten Dejeuners und besuchen des Abends zuweilen die Italiänische Oper. Erst im Januar eröffnen sie ihre Salons, in denen Alles mit einem verfeinerten Geschmack, mit jener edlen Einfachheit eingerichtet ist, durch die sich diese wahrhaft vornehmen Leute von jeher ausgezeichnet haben. Die Mittagstafel vereinigt in dieser Jahreszeit die alten Freunde wieder, die der Sommer zerstreut hatte, und Hofbeamte und Wirthschafterin bieten alle ihre Kräfte auf, um die Rückkehr derselben würdig zu feiern. Die Speisen, mit denen ein guter Tisch besetzt ist, müssen frisch, delikat, fein und neu seyn: diese Eigenschaften sind zu einem Diner unumgänglich nothwendig, und wer nicht dafür sorgen kann, daß alle Bedingungen solcher Art erfüllt werden, der gebe ja keine Mittags-Feste; man muß immer von dem Grundsatze

aufgeben, daß der Eingeladene dem Wirthe seine Zeit und Gewohnheiten zum Opfer bringt, und deshalb Jenen dafür zu entschädigen suchen.

Ein gutes Diner dauert zwei bis drei, im Allgemeinen wohl dritthalb Stunden. Man muß in der Anzahl der Speisen eben so vorsichtig seyn, wie in der Wahl derselben; denn der Tisch darf durchaus nicht mit Schüsseln überladen werden, das wäre sonst ein großer Verstoß gegen den feinen Ton. Wenn man sieben oder acht Gäste hat, so muß die Zahl der Gänge sich auf sechs schmackhaft zubereitete, gut ausgestattete Schüsseln beschränken.

Die Alten gingen nach Athen und Rom, um dort gut zu essen; die Italiäner strömten von allen Seiten her nach Venedig, ohne die vielen Hindernisse zu scheuen, die ihnen die wachsame Polizei der Zehn dort in den Weg stellte, und im vorigen Jahrhunderte ging man nach Lausanne und Morges; aber jetzt in unseren aufgeklärten Zeiten muß man nach Paris kommen, doch auch selbst hier ißt man nur bei einigen Gesandten, bei Herrn von Talleyrand, Herrn Hope und an jenem kleinen und bescheidenen Tisch des Herrn von Cussy, der mit Recht durch seine Feinheit berühmt ist, vollkommen gut. — „Was die Gäste betrifft", sagt dieser Letztere, „so verlangt das Gesetz, daß ihre Zahl größer sey, als die der Grazien, nie eben so groß, wie die der Musen." Wer nicht genau nach dem Buchstaben und dem Geiste dieses Gebotes handelt, der kann sich auch nicht den Ruf erwerben, nur elegante und vornehme Diners zu geben; seine Tafeln gleichen dann denen der Bürger. Zu einer gewöhnlichen Mittagsgesellschaft gehören zehn bis zwölf, niemals aber dreizehn oder gar vierzehn Gäste; zu einem feinen und eleganten Tische dürfen aber nur sieben bis neun Personen eingeladen seyn. Der Kreis dieser Auserwählten besteht dann gewöhnlich aus Diplomaten, die aber nicht zu sehr mit Europäischen Angelegenheiten beschäftigt sind, aus Gelehrten, Künstlern, berühmten Reisenden, einigen Banquiers und Leuten, die angenehm und leicht plaudern und der Unterhaltung stets neues Leben geben. Wenn der Wirth dann noch einige ruinirte Geschäftsmänner mit gesundem Appetit einladet, so kann er gewiß seyn, daß seine Gäste sich amüsiren, das Gespräch stockt dann nie und ist belebt, munter und allgemein. Der Wirth muß stets auf sich selbst eben so viel wie auf seine Gäste achten; er darf nicht zu viel essen, noch weniger aber zu viel trinken, damit sein Geist und seine Organe frei bleiben und er mit Leichtigkeit das Gespräch auf Dinge lenken kann, welche die Eßlust seiner Tischgenossen wecken und ihren Appetit befördern. Er bietet seinen Gästen höflich, aber ja nicht allzu dringend von diesem und jenem an, nimmt selbst ein wenig Kompot oder ein Schnittchen marinirten Lachs, fordert die Gäste auf, auch daran zu versuchen, und veranlaßt so einige neue Exkursionen vom Munde zum Magen. Der Tisch ist mit alten Beaune- und Bordeaux-Weinen besetzt; man hüte sich aber wohl, zu viel zum Trinken aufzufordern, es ist am besten, es den Gästen selbst zu überlassen. Bietet man etwas an, so muß es mit einem freundlichen wohlwollenden Blicke und, wie die Höflichkeit es erfordert, mit Grazie geschehen, wenn nämlich dem Herrn vom Hause diese schöne Gabe verliehen ist. Trotz der vom Weine immer mehr belebten Unterhaltung, trotz des Klirrens der Gläser und des Geräusches, das ihn umgiebt, muß der Wirth kalt und ruhig bleiben und seine ganze Würde als Präsident der Tafel behaupten. Also, wohl verstanden! Ein gutes Herz, feine Kost und alte Weine machen nicht allein die Wissenschaft der höheren feineren Lebensart aus. Wenn der Wirth seine Ehre als Vorsitzer der Tafelfreude behaupten will, so muß er kaltblütig genug bleiben, um seine Tischgenossen, deren Sinne vielleicht vom Weindunst ein wenig umnebelt sind, stets scharf und genau beobachten zu können; er selbst ist der Kulminations-Punkt seiner Gäste. Als der Minister Pitt ein Diner gab, waren seine Tischgenossen schon bei dem zweiten Gange berauscht, aber er blieb kalt wie Marmor; einige Tage später war er bei Lord Liverpool, Herrn Perceval oder Lord Guilford eingeladen, und Pitt war der Erste, auf den der vortreffliche, so beliebte Xeres-Wein seine Wirkung hervorbrachte; der Staatsmann war verschwunden und hatte einem heiteren glücklicheren Menschen Platz gemacht. Bei Tische bieten die Speisen selbst schon oft Stoff zur Unterhaltung dar; man kann sie sogar chemisch analysiren, darf sich aber ja nicht zu lange dabei aufhalten; an der Tafel des Prinzen von Wales kam die Rede nicht selten auf diesen Gegenstand, und der Marquis von Londonderry wie der Herzog von Wellington folgten darin dem Beispiele des Fürsten.

Die Speisen müssen gesund und der Jahreszeit angemessen seyn. Wenn die Gesellschaft aus acht oder neun Kunstverständigen besteht, so müssen die fünf bis sechs Schüsseln sehr heiß und schnell hinter einander aufgetragen werden. Zuweilen kann ein solches Mittagbrod sogar nur aus verschiedenen Fischen zusammengesetzt seyn; aber dann muß auch ein geschickter Koch seine ganze Kunst aufbieten, um sie schmackhaft und gut zuzubereiten. Carême, unser berühmter Meister, hat sehr oft die Kaiserliche Mittagstafel nur mit Fischen besetzt, und unter seinem Nachlaß finden sich Küchenzettel, die das Verzeichniß solcher Diners enthalten und wirklich des Lesens werth sind. Zu den Fisch-Speisen gehören Steinbutten, frischer Lachs, (der gewöhnlich in Bouillon gekocht und mit einer Gallerte überzogen ist), einige Arten von Seefischen, auch Krebse, Hummer, Krabben und mehrere andere Bewohner von süßen und salzigen Gewässern. Man hüte sich wohl, zu Mahlzeiten dieser Art schwere Fleischspeisen hinzuzufügen, höchstens dürfen sie noch durch gebratenes Geflügel, durch Krammetsvögel, Wachteln oder Fasanen abwechselnd gemacht werden. Ein Schlückchen Madeira nach der Suppe vermehrt den Appetit, und der Xeres-Wein schmeckt nach dem gebratenen Geflügel vortrefflich; dann nimmt man zwei bis drei Schnittchen Thunfisch u. s. w.

Das Dessert. Das Dessert, insofern man darunter nur die Vereinigung von Kuchen, Früchten und Konfekten versteht, ist Italiänischen Ursprungs. Carême sagt, daß man es so vervollkommnet habe, damit die jungen Mädchen, Frauen und Kinder länger bei Tische bleiben und am Gespräche Theil nehmen: in diesem Falle wäre es wirklich nur als eine angenehme Verlängerung der Mahlzeit zu betrachten.

Das Dessert muß durchaus einfach seyn; es ist eigentlich ganz überflüssig, kann sogar oft gefährlich und der Gesundheit höchst nachtheilig werden; deshalb muß man sich wohl hüten, es zu verschiedenartig zusammenzusetzen. Meister Lachapelle (Schleppenträger und Majordomus Ludwig's XIII.) sagte einst, „daß derjenige, der nach einem guten Mittagbrod noch zu viel aus dem Dessert mache, ein Narr wäre, der seinem Geiste und seinem Magen schade." Man muß ein für allemal rothes Fruchteis, Nüsse, Pasteten, weißen Käse à la Bavaroise, leichte Mehlspeisen und andere ähnliche Dinge aus dem Dessert verbannen, und Keiner der wahren Kunstverständigen berührte wohl jemals dergleichen Leckerbissen, wenn auch selbst das Diner nur aus zwei oder drei Gängen bestand. Wenn ich von Kunstverständigen spreche, so meine ich damit jene geistreichen Gourmands, die sich durch Talent und Geburt im Leben auszeichneten, wie Lorenz von Medicis, Papst Leo X., Georg IV., der Fürst von Talleyrand, Castlereagh, Pitt u. A. m. — „Nur ein Bürgerlicher wird nach dem Mittagbrod Nüsse knacken", sagte Carême in seinen Aphorismen.

Ein gutes Dessert muß sich also auf leichten Käse und verschiedene Confituren beschränken. Der bekannte Brillat-Savarin verglich einst ein schönes Diner ohne Käse mit einer hübschen Frau, der ein Auge fehlt; Herr v. Cussy sagte ganz einfach, daß für ihn ein Mittagbrod ohne diesen kräftigen Zusatz nichts wäre, und wir fügen noch hinzu, daß es dabei auch nicht an guten Weinen fehlen darf, und daß wir Keinem rathen wollen, beim Nachtisch dieses edle Getränk mit Wasser zu vermischen.

In England spielt das Dessert eine wichtige Rolle; Frauen und Kinder entfernen sich, nachdem die letzten Speisen vom Tische verschwunden sind, und kaum haben sie den Rücken gewandt, so wird eine Flasche voll des kräftigsten alten Weines nach der anderen geleert: die Gläser klingen; die Unterhaltung belebt sich immer mehr und mehr; der Kaufmann fühlt sich frei von Sorgen; der Diplomat und Staatsmann weiß nichts mehr von Zurückhaltung; der Wein macht sie Alle gleich heiter und gesprächig, und solche Augenblicke der allgemeinen Begeisterung rufen oft Dinge ans Licht, die vielleicht sonst noch lange verborgen geblieben wären.

Herr Pitt und seine Freunde diskutirten oft beim Nachtisch über die wichtigsten Angelegenheiten des Parlaments und Gouvernements ihrer Zeit. — Die aufgeklärte Gastronomie legt also wenig Werth auf das Dessert; sie würde vielleicht diese alte Gewohnheit ganz abschaffen, wenn sie nicht zu tief überall Wurzel geschlagen hätte, und aus den kleinen Kuchen, Biscuits, Crèmen und Konfekten ein Frühstück zusammensetzen, das der Gesundheit zuträglicher wäre, als der Genuß dieser Leckerbissen nach dem Mittagbrod; eine Tasse Kaffee mit Sahne könnte solchem Frühmahl nur eine neue Würze verleihen.

„Für das Dessert muß besonders die Hausfrau sorgen", sagt Carême; „sie muß ihre ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden, daß es passend zusammengesetzt und delikat sey."

(Dictionn. de la Conv.)

Mannigfaltiges.

— Corneille und Shakespeare. In der vorigen Woche hatten die „Comédiens ordinaires du Roi" — so werden auf den Pariser Theater-Zetteln auch heute noch wie zur Zeit Ludwig's XIV. die Schauspieler des Théâtre Français genannt — ein lange nicht gegebenes Corneille'sches Trauerspiel, die „Horatier", angekündigt. Die Freunde des alten klassischen Repertoirs waren zahlreich herbeigeströmt, als der Vorhang in die Höhe ging und der Regisseur mit der unerwarteten Ankündigung hervortrat, daß Herr Joanny, der den alten Horace, den „chevalier romain", wie ihn Corneille nennt, geben sollte, plötzlich krank geworden sey und die Herren Comédiens ordinaires dafür den Hamlet aufführen wollten. Wer hätte in Deutschland nicht mit Vergnügen den tiefsinnigen Dänen-Prinzen für jenen Römischen Ritter im steifen Spanischen Mantel hingenommen? Aber das Publikum des Théâtre Français, das sich einmal darauf gefreut hatte, die klassischen Alexandriner der Horatier heute zu hören, rief: A bas! à bas! Corneille! Corneille! Vergebens wurde nochmals versichert, daß Herr Joanny unmöglich spielen könne; das Publikum bestand darauf, es wolle keinen Hamlet, und sollte auch die Hauptrolle des Corneille'schen Stücks von dem Ersten Besten bloß abgelesen werden. Hier galt also gar keine Einrede mehr! Und wirklich jubelte das Parterre auch, als nun einer der mittelmäßigsten Schauspieler, der sich glücklicherweise erinnerte, den Horace einmal in der Provinz gespielt zu haben, in der Rolle des trefflichen Joanny auftrat und, wie sich leicht denken läßt, sein Möglichstes that, um mit seinem Spiele das der sämmtlichen Herren Comédiens ordinaires und natürlich auch das ganze Stück zu verhunzen. Das Publikum ging dessenungeachtet sehr befriedigt nach Hause. Hatte es doch den Hamlet nicht zu sehen brauchen und dafür die klassischen Verse Corneille's gehört! Inzwischen muß zur Rechtfertigung dieses wohl etwas allzu patriotischen Kunstgeschmacks gesagt werden, daß es noch immer der verballhornte lederne Hamlet des Herrn Ducis ist, der den Parisern auf ihrer ersten Bühne vorgeführt wird. Diesem Hamlet möchte selbst ein Publikum, das mit Shakespeare's Geist auf das Innigste befreundet ist, den Römischen Ritter im steifen Spanischen Mantel vorziehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 45. Berlin, Freitag den 14. April 1837.

Frankreich.

Chateaubriand vor dem Richterstuhle der Engl. Kritik.

Mit Bezug auf dessen Versuch über die Engl. Literatur.

Vorwort.

Der Mann, dessen schriftstellerischen Werth der nachfolgende Artikel mit freimüthiger Kraft und Unparteilichkeit abwägt, hat bei seinen Landsleuten als Dichter, Historiker und Religions-Philosoph eben so großes Glück gehabt, wie er als Staatsmann und Beamter unglücklich war. Dem Schicksale seiner wissenschaftlichen und poetischen Schriften steht das seiner politischen im schneidendsten Kontraste gegenüber; der Kredsschaden der Vergessenheit hat diese theils aufgezehrt, theils reizlos gemacht. Wird die nächste Zukunft auch mit dem schöneren Theil von Chateaubriand's Leistungen so umgehen? Werden kommende Geschlechter des Geschmacks und des Ueberschätzungstriebs seiner Zeitgenossen spotten, oder werden sie seine Worte noch mit Wohlgefallen aufnehmen? Diese Frage mag jetzt gerade am passendsten aufzuwerfen seyn, da der greise Chateaubriand als Autor ausgelebt hat oder doch fast ausgelebt haben sollte und bei diesem Ruhepunkte die Frage, ob er sich nicht auch überlebt habe, nicht am unrechten Orte ist. Derjenige, welcher den Charakter Chateaubriand's und seiner Geistesprodukte genau zeichnen will, darf vorzüglich zwei scharfe Hauptzüge nicht vergessen, welche sich durch das Leben wie durch die Schriften Ch.'s im ganzen Laufe beider streng geltend machen: edles, menschenliebendes, großartiges Wollen auf der einen Seite; maßlose Eitelkeit, Haschen nach Aeußerlichem und Gleichgültigkeit gegen die Mängel gründlichen Wissens und der festen Haltung der Ansichten auf der anderen Seite. Der Erfolg seiner Politik in Wort und That, wie der seiner schönwissenschaftlichen Bestrebungen, ward und wird durch diese zwei Hauptzüge bedingt. In der unerhörten Zeit, in die Ch.'s Wirksamkeit fällt, waren die Lockungen für den Wankelmuth der Treue zu gewaltig, als daß es nicht mehr Bellart's und Männer mit dreizehn Eiden geben sollte, wie Carnot's und Lanjuinais'; aber Ch. ging rein und edel den schlüpfrigen Weg der Revolution und Restauration durch, auf dem er nur zahlreiche Spuren seiner verzeihlichen Irrthümer zurückgelassen. Fast alle seine politischen Schriften erwangeln einer gesunden Reife der Ueberlegung; ihre Grundlage war die Gelegenheit des Tages, auf den flüchtigen Umständen des Augenblicks führte er seine prächtig aussehenden Gebäude auf. Allein das Rad der Zeit rollt die Gelegenheiten und Umstände unbarmherzig in den Staub, und die Prachtgebäude sind belächelte Luftschlösser. Als Dichter und Philosoph (wir sagen Philosoph nur im Sinne Französischer Philosophie) wurde Chateaubriand von geschmackvollen Beurtheilern nach Gebühr gelobt und getadelt und sind in der Masse des Volkes noch mehr Bewunderer, als ihm seine politischen Werke Spötter zugebracht haben. Sein Génie du Christianisme gilt bei den Franzosen für sein Hauptwerk, dem sich dem Gegenstande und Zwecke nach seine Martyrs anschließen. Das erste brachte, von den Verhältnissen des Tages begünstigt, bei der Masse der Französischen Leser die größte Wirkung hervor. Wer es nicht gelesen hat, würde glauben, er fände hier für die Dogmen des Glaubens streng logische Beweisgründe aus der Religions-Philosophie, die sich der Ueberzeugung der Ungläubigen bemächtigen und dem guten Christen eine scharfe Waffe gegen Freigeister geben könnten. Aber nichts weniger. Der Deutsche Leser, der für die Wahrheiten der Religion doch ganz andere Gründe weiß, findet nichts, als gewöhnliche Weisheitslehren in einem prunkenden bilderreichen Stile. Der Verfasser spricht die Angriffe der Gegner, die Zweifel der Unüberzeugten und die Fragen der Frommen aus; allein, statt dem Angriffe siegreich zu begegnen, hält er ihm ein rhetorisches Bild vor; statt den Zweifel zu lösen, umhüllt er ihn mit Salbung, und statt die Frage zu beantworten, bedeckt er sie mit frischen und welken Sprachblumen. Diese orientalische Prachtliebe in den Redensarten, dieser Bilderdienst der Diction und Phraseologie beherrschen den Verfasser durch seine Schriften und Reden; ihnen hat er den ungewöhnlichen Beifall der durch solche Zauberei gewinnbaren Menge zu verdanken, aber ihnen hat er's auch zuzuschreiben, daß der gereinigtere Geschmack der Franzosen jenen Beifall nicht als legitim anerkennt. Von dieser Kunst selbst getäuscht, ist er jetzt so eitel, zu glauben, er sey der Vater der romantischen Schule, und seine wirklich reine tugendhafte Seele klagt bußfertig über die schrecklichen Ausschweifungen seiner vermeintlichen Stiftung! Aber er möge sich trösten! er ist unschuldig an der Ausartung dieser Schule, wie an ihrer Entstehung; man ist noch nicht am Ersten romantisch, wenn man am Ersten unklassisch ist. An der Entstehung der sogenannten romantischen Schule sind nicht die Jünger Rousseau's schuld, sie ist aus der Revolution und deren Wendungen hervorgegangen. Leute, die am Fuße der Guillotine geboren sind, deren Kinderblick auf Blut, Wildheit, Abfall von Gott und Weltordnung und die Entfesselung aller Leidenschaften fiel, die nachher einen mehrjährigen Umgang, erst als Gäste, dann als Wirthe, mit den Deutschen und Engländern hatten, mußten andere Betrachtungen und Eindrücke sammeln, als zur Zeit, wo das Lächeln einer Pompadour den Dichter populair machte. Gerade Chateaubriand hat den alten Thron des nichtssagenden Wortprunks wieder aufgerichtet und mit feinstem Sammet von schreienden, recht in die Augen fallenden Farben überzogen, während die neue Schule vielmehr ihre Werke mit so viel That-Inhalt anstopft, daß die Form dadurch oft verunstaltet wird. Die Gewohnheit Ch.'s, vor jedem zu schreibenden Kapitel eine Bilderjagd anzustellen, ist freilich störender und auffallender, wenn er von Personen und Grundsätzen spricht, als wenn er die leblose Natur mit seiner glühenden Farbenpracht malt. Seine Beobachtung des rein Aeußerlichen kommt ihm hier eben so zu Statten, wie es ihm dort schadet. Wie er dort stets auf der Oberfläche des Gegenstandes herumspielt, alles Feuer in Glanzstrahlen ausströmen läßt und kein Lichtfünkchen übrig behält, um einen Weg zum Innern aufzusuchen; so weiß er durch seine Uebung der Aeußerlichkeit des Klimas und der ganzen ihn umgebenden Natur alle Schönheiten abzugewinnen und sie so glänzend zu schildern, daß selbst der gebildetste Leser, der hier den Triumph der malerischen Sprache sieht, dem Verfasser seine Bewunderung nicht versagen darf. In solchen bezaubernden Schilderungen sind die Romane reich, deren Schauplatz der Naturzustand Amerika's ist; und von der übrigens sehr gehaltlosen Reise nach Jerusalem und Griechenland sagt ein Kritiker, vielleicht eben so wahr als witzig, daß die lebendigste Stelle darin das Todte Meer sey. Wir glauben nun genug gesagt zu haben, um die Leser, die Ch. nicht ganz durch Selbstanschauung kennen, auf die folgende Beurtheilung vorzubereiten. Der Britische Kritiker hat Chateaubriand's letztes Werk, den Versuch über die Englische Literatur, im Originale und in einer Englischen Uebersetzung vor sich. Ehe der Beurtheiler auf das Verdienst des Werkes eingeht, glaubt er, einen kritischen Maaßstab an den voraus gesetzten Beruf des Verfassers zu dem Unternehmen legen zu müssen, und so geht er nothwendig auf die früheren Erzeugnisse des Verfassers prüfend zurück. Der Kritiker zeigt nicht die geringste National-Eifersucht gegen den Ausländer, der es gewagt, die Hand an die vaterländische Literatur zu legen, und ist im Ganzen höchst unparteiisch. Ein neues Interesse liefert der Aufsatz noch dadurch, daß sein Verfasser, indem er den Französischen Schriftsteller zu berichtigen strebt, selbst eine gedrängte Geschichte der Englischen Literatur von ihrem Ursprunge an giebt, die manches Neue enthält.

– Herr von Chateaubriand nimmt in der glänzenden Literatur Frankreichs eine hervorragende und beherrschende Stellung ein, die zu erschwingen und so lange zu behaupten ihm, wie selbst seine Gegner bezeugen müssen, unmöglich gewesen wäre, könnte er nicht über ein Talent gebieten, das entweder an und für sich ausgezeichnet ist oder wenigstens mit seltenem Geschick und Glück sich dem vorherrschenden Geschmacke und der Denkweise seiner Zeit anzupassen weiß. Unter den beliebten Schriftstellern, selbst der Zeiten hoher Intelligenz, finden wir viele, welche den größeren Theil ihrer Berühmtheit den vorgefundenen eigenthümlichen Ansichten ihres Zeitgeistes, den kleineren Theil aber der Gewandtheit zu verdanken haben, mit welcher sie die eigenen Erzeugnisse jenen Ansichten einverleiben und sie vom Publikum als den idealen Wiederschein seiner Gefühle adoptiren lassen. Solchen Ursachen hatte Sir Philip Sidney seinen außerordentlichen Ruf zuzuschreiben, solche Ursachen brachten die auf die Zelter gespannten Einfälle Cowley's und den Bombast der heroischen Theaterstücke Dryden's in Aufnahme, solche Ursachen endlich steigerten bis zur fieberhaften Wuth das persönliche Interesse, welches Lord Byron umgab, und machten seine Mängel zu einem Theile seines Ruhmes. In jedem dieser Autoren lag neben den vorzüglichen Kräften, für alle Zeiten etwas Reizendes und Schönes zu schaffen, auch noch die wohlberechnete Sympathie mit dem herrschenden Geiste des Zeitalters.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf die literarischen Leistungen des Herrn von Chateaubriand, so werden wir leicht einsehen, daß er ihren glanzvollen Erfolg denselben Ursachen verdankt. Beim Beginn seiner Laufbahn gab es in Frankreich geistige Bedürfnisse, denen seine Talente und Leidenschaften gewachsen waren. Der Geist Rousseau's (der, trotz aller Mängel, doch der wohlthätigste und philosophischste aller

Digitized by Google

sentimentalen Schriftsteller war) wehte noch durch die Nation; Frankreich harrte sehnsüchtig auf einen Nachfolger, der den Mantel des Meisters aufnehme; da erschienen Frau von Staël und Chateaubriand. Aber die Schrecken der Revolution, die traurigen Ausschweifungen, welche der Emancipation von einem leichtfertigen und unterdrückenden Priesterthum folgten, und welche den schlechtesten Fanatismus, die Vergötterung des Unglaubens, in ihrem Gefolge hatten, führten zu einer starken Reaction in den Gemüthern der feiner gebildeten Kreise. Keinen Zeitpunkt gab es, wo die trostreichen Verheißungen der Religion und eines zukünftigen Lebens willkommener waren, als nach der Herrschaft des Schreckens. Das irdische Leben war in der Nähe der mordgeschäftigen Henkerbeile ein so werthloses unsicheres Dasein geworden, daß die Hoffnung auf dessen Dauer keine Freude erzeugte; fast Jeder hatte einen Verwandten oder Freund verloren, mit welchem vereinigt zu werden er seine Blicke auf ein glückliches Jenseit richtete; in diesem Moment steigt Chateaubriand als ein schimmerndes Gestirn am so eben wieder sichtbar gewordenen Himmel auf und wird von der Nation mit stürmischer Begeisterung begrüßt. Das Génie du Christianisme, in welchem der religiöse Geist der göttlichen Offenbarung die Hauptrichtung giebt, setzte einer Reihe vorausgegangener Werke dieser Gattung die Krone auf. Der Verfasser wendet sich darin nicht an die Vernunft des Weisen, sondern an die Gefühle der gemüthlichen Volksklassen; die Werkzeuge seines Eindrucks sind nicht scharfsinnige Beweisführung und tiefe Untersuchungen, sondern ein Feuerstrom von Poesie und Leidenschaft, und man kann diese Wahl als die allein zeitgemäße nur loben. Wenn in einer friedlichen Periode der Gelehrte in seiner stillen Klause das Buch mit der Erwartung öffnet, darin neue Offenbarungen des philosophirenden Scharfsinnes über die Wahrheit der religiösen Offenbarung zu finden, so wird er sich getäuscht finden; das Buch ist für die Massen, nicht für Philosophen geschrieben. Chateaubriand sagt in der Vorrede: "La conviction est sortie du coeur, j'ai pleuré et j'ai cru!" und diese Worte waren das reinste Echo der volksthümlichen Stimmung, Alle haben geweint, und Alle waren bereit, zu glauben.

Frau von Staël theilt viele Eigenschaften mit Chateaubriand; sie hat denselben Reichthum und dieselbe Gluth der Diction, aber sie übertrifft ihn in Lebhaftigkeit und Tiefe des Gedankens, ihre Beweiskraft ist schärfer und ihre Einbildungskraft fruchtbarer. Aber obgleich sie mit ihm auch das poetisch-feurige religiöse Gefühl gemein hat, so tritt dies doch nicht als Hauptzug im Charakter ihrer Werke, wie in denen Chateaubriand's, hervor. Frau von Staël schließt und hofft, Chateaubriand behauptet und verheißt. Durch diese kühneren Schritte drang er früher ins Französische Herz. Sein Rang, seine Stellung im öffentlichen Leben, seine Schicksale, dazu sein Egoismus, der bei vielen zum Gelächter wird, beim eloquenten Schriftsteller aber niemals unwirksam ist, haben sich vereinigt, einen gewissen Nimbus um seine Werke zu werfen; aber sein Geist ist ohne Frage ungenau und zu parteiisch von solchen Leuten gemessen worden, die gewöhnlich die Höhe des Autors durch den Schatten seines Ruhmes bestimmen. Wir haben alle Achtung vor dem Manne; wir glauben, er hat seinen Landsleuten Dienste genug geleistet, um uns in unserer Sprache gegen ihn jene Schonung zu gebieten, die man Männern schuldig ist, welche durch den schweren Kampf für den Ruhm gegangen sind und endlich sich auf den gesammelten Lorbeern ausruhen; aber wir wollen auch versuchen, einige Punkte im Charakter seiner intellectuellen Erzeugnisse nachzuweisen, welche auf die Französische Literatur und den Geist vieler Bestrebungen eine verderbliche Einwirkung hervorbrachten und noch hervorbringen.

Wenn Ch. aufrichtig in seinem Glauben ist, wenn er sagt: „Nur durch den Stil lebt der Schriftsteller",*) so mag diese einzige Meinung die Quelle vieler seiner gefährlichsten Irrthümer seyn. Er konnte auf kein falscheres Apherism gerathen. Wir können fast keinen einzigen großen Schriftsteller auffinden, von dem man sagen könnte, daß er durch seinen Stil auf die Nachwelt gekommen. In der Poesie weder Spenser, noch Shakespeare, noch Milton, ja nicht einmal der glänzende Pope; und in der Prosa zeichnen sich etwa Bacon, Raleigh, Addison, Johnson oder Gibbon durch einen der Unsterblichkeit würdigen Stil aus? Der Stil eines Schriftstellers hat, wir geben es gern zu, einen mächtigen Einfluß auf sein eigenes Zeitalter, vielleicht auch noch auf die nächstfolgende Generation; er kann zuweilen Ton werden bei den Literatur-Freunden, wie die Trachten und Manieren des Lord Rochester oder des Modeherrn Brummell eine Mode als Gesetz für die lebenslustigen Weltmenschen einführen konnten. Allein in beiden Fällen ist es ein gleich flüchtiger Ton. Ein Gedanke kann bleibend seyn, während das Kleid, in welchem er zuerst erschienen ist, später zu einer veralteten Merkwürdigkeit wird. Wenn Männer von Geist von einem Irrthume ergriffen werden, machen sie gewöhnlich aus dem Irrthume ein System, und sicherlich hat Ch. einem leichtfertigen Idol gehuldigt. Seine götzendienerische Achtung für den Stil, seine Leidenschaft für Wortglanz und der Prunk mit rauschenden Phrasen sind in unseren Augen die gröbsten und zugleich ansteckendsten schriftstellerischen Sünden. Uneingedenk der Allegorie, daß die Wahrheit im schlichten Kleide, nicht in überladenem Putze dargestellt wird, geht er in seiner rednerischen Ueppigkeit so weit, daß dem Leser oft die Einfachheit einer gewöhnlichen Thatsache wie zusammengeflickt aus den phantastischen Gewändern der Fiction vorkömmt. So sind alle Schriften Ch.'s; alle haben einen theatralischen Anstrich, überall wird der ohnedies selten starke Gedanke von der Form, in die er gezwängt worden ist, erdrückt, oder wird wenigstens vor den vielen Zierrathen nicht sichtbar. Nichts ist dem reinen Anblick und der gesunden Auffassung der Wahrheit verderblicher, als hochtrabende und gesuchte Phrasen. Aulus Gellius nennt dieses Verfahren irgendwo pondera rerum an minutiis verborum zertrümmern. Dabei muß man noch bedenken, wie wenig Zeit Herrn von Ch. bei der Ausarbeitung seiner zahlreichen Werke zur Entwickelung und Ausbildung des Gedankens übrig bleibt, da er so ängstlich an den Aeußerlichkeiten feilt, da ihm viel daran liegt, zu überraschen, in Erstaunen zu setzen, zu erschüttern. Bei seiner Anstrengung, schöne Dinge zu sagen, kommen auch gewöhnlich falsche Dinge heraus, und wir können sein bestes Werk öffnen und werden fast auf jeder Seite einen Trugschluß oder einen Unsinn finden. Dieses beste Werk, das Génie du Christianisme, ist deklamatorisch-poetisch; allein die Wahrheit darf auch von der Declamation nicht ausgeschlossen seyn, und Shakespeare ist auf seine Weise so wahr wie Euklid.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Si Richardson n'a pas de Style, il ne vivra pas, parce qu'on ne vit que par le style." Essai sur la Litterature Anglaise, Chap. sur les Romans.

Die Melancholie der Komiker.

Diese Ueberschrift wird Euch etwas paradox erscheinen. — Melancholie und Komiker, wie reimt sich das zusammen? — Und doch, Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, man findet diese beiden Dinge nur zu oft bei einander.

Wenn Ihr die witzigsten und lustigsten Seiten eines geistreichen Schriftstellers leset oder Euch vor den Späßen der kurzweiligsten Komiker recht voll lacht, so denkt Ihr gewiß: Wie glücklich müssen doch diese Menschen seyn; ihr ganzes Leben ist ja nichts, als ein fortwährendes Lachen! — Aber Ihr wißt nicht, wie erzwungen dieses Lachen oft ist, und wie bittere Thränen sich hinter diesem krampfhaften Gelächter verbergen. Wir wollen nur unter tausend Beispielen einige herausnehmen, die besser als alle Phrasen von der Welt die Wahrheit unserer Behauptung zeigen werden.

Philipp III., König von Spanien, stand eines Tages auf einem Balkon seines Eskurial; da fiel ihm unten ein junger Spanischer Student auf, welcher in der Sonne saß und unter fortwährendem Lachen mit Durchlesung eines Buches beschäftigt war. Je weiter der junge Mensch las, desto lauter fing er an zu lachen, bis er endlich so vergnügt und lustig wurde, daß er sein Buch aus der Hand fallen ließ und sich vor lauter Freude bald wahnsinnig auf dem Boden wälzte. Der König, der ihm mit Verwunderung zusah, wandte sich an seine Hofleute: „Entweder der junge Mensch ist verrückt", sprach er, „oder er muß den Don Quixote lesen." Ein Lakai im Palast sprang schnell hinunter und hob den Band auf, aus welchem man erkannte, daß der Student keineswegs verrückt war, denn es war wirklich ein Exemplar des Don Quixote.

Ganz zu derselben Stunde, während diese Scene vor dem Eskurial vorging, ereignete sich etwas viel Traurigeres in einem kleinen Hause eines dunklen Madrider Gäßchens, ein Auftritt, der mit dem obigen in schneidendem Widerspruch stand. Ein Mann in den Funfzigern, dem der Bart schon ganz weiß geworden und dessen Züge der Schmerz und das Elend abgezehrt hatten, lag auf einer schlechten, dünnen Matratze ausgestreckt. Der Kranke stützte sich mit Mühe auf einen verstümmelten Arm und diktirte mit schwacher Stimme einen letzten Abschieds- und Danksagungs-Brief an den Grafen von Lermos, der ihm so eben eine kleine Unterstützung geschickt. Den anderen Morgen sah man einem ziemlich einfachen, bescheidenen Leichenzug aus dem niedrigen Hause herauskommen, und der Vorübergehende, welcher nach dem Namen des Todten gefragt, hätte folgende Antwort bekommen: Dieser Mensch war ein armer Schriftsteller, dessen ganzes Leben eine beständige Reihe von Leiden und Unglücksfällen jeglicher Art war. Erst zwang ihn der Hunger, das Amt eines Bedienten anzunehmen; dann wurde er Soldat. Als solcher in der Schlacht von Lepanto verwundet, ward er von Korsaren gefangen genommen und fünf Jahre lang in einem furchtbaren Bagno eingesperrt. Als er wieder nach Spanien zurückgekommen war, bekam er die bescheidene Stelle eines Kommis bei der Salz-Accise; aber auch die verlor er bald, und er mußte auf eine falsche Anklage noch ins Gefängniß wandern. Während dieser Reihe von Unglücks-Jahren wurde er Schriftsteller, wodurch er sich wenigstens so viel Unterstützung zu schaffen wußte, daß er nicht Hungers zu sterben brauchte, und heute endlich hat der Tod den Leiden und Qualen dieses Unglücklichen ein Ende gemacht. Sein Name war — Miguel Cervantes de Saavedra!

Gehen wir von Spanien nach Frankreich, so finden wir hier einen der ersten dramatischen Schriftsteller, dem wir die belustigenden Scenen des Médecin malgré lui, des Malade imaginaire und des Monsieur de Pourceaugnac zu verdanken haben, in die traurigste Schwermuth versenkt, in eine Schwermuth, die sich zuweilen unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen sucht. — Selbst wenn man alle die unzähligen häuslichen Leiden nicht mitrechnet, welche der Gemahl der koketten Bejart zu erfahren hatte, und all den Kummer, der das ausschließliche Privilegium eines Theater-Direktors ist, so muß man doch zugeben, daß der Gram sein ganzes Leben hindurch ein unzertrennlicher Gefährte Molière's war.

Die witzigen und ergötzlichen Blätter des einzigen Romans, welchen Frankreich dem Spanischen Don Quixote entgegenstellen kann, des Gilblas, sind in einem niedrigen Häuschen eines der schlechtesten Faubourgs von Paris geschrieben worden. Hier war es, wo Lesage, im Innersten gekränkt durch die vornehme Verachtung der Comédie Française und allen Sorgen und Qualen eines schrecklichen Elends preisgegeben, jene bizarren Charaktere hinwarf, durch welche der Gilblas das Lieblingsbuch von Alt und Jung geworden ist.

In England haben wir ganz dasselbe Schauspiel. — Sterne, mit seiner unerschöpflichen Laune und seinem unvergleichlichen Witz, hatte ein Gesicht und eine Figur, wie man sie sich nicht trauriger und abschreckender denken kann; und wenn man so diesen kleinen Menschen in schwarzem Rock, mit weißer Perrücke und blaßgelbem Gesicht vorüber gehen sah, wer hätte da je geahnt, daß dies der Verfasser des Tristram

Shandy sey, jenes einzigen Romans, für den man weder ein Vorbild, noch eine Nachahmung finden wird.

England hat einen berühmten Romandichter, den man zwar eigentlich nicht zu der Klasse der komischen Schriftsteller rechnen kann, der aber doch mehrere Scenen von außerordentlich belustigendem Inhalt geschrieben hat. Gewiß, auch hier wird es kaum glaublich klingen, in welcher Gemüthsstimmung sich Walter Scott zu derselben Stunde befand, wo er die witzigsten Sarkasmen seiner lustigsten Helden diktirte. Man liest hierüber in einer neulich erschienenen Englischen Review folgende Anekdote: „Im Jahre 1818 begegnete ich Walter Scott in einer der besuchtesten Straßen von Edinburg; er saß zu Pferde, mit dem Körper nach dem Sattelknopf gebeugt; nur mit Mühe konnte er sich aufrecht erhalten, und sein blasses Gesicht mit der runzligen Stirn glich mehr dem eines Sterbenden. „Sehen Sie", sagte er zu mir, „ich muß auf ärztliche Verordnung reiten; wahrhaftig, es giebt keine traurigere und beschwerlichere Uebung auf der Welt. Die Aerzte behaupten immerfort, daß die Gichtschmerzen nicht tödten, aber wenn ich noch drei solche Monate zu leiden hätte, wie bisher, dann wollte ich zehnmal lieber sterben!" — Er blieb nicht nur am Leben, sondern genas auch vollkommen, indem er eine lange Zeit die strengste Diät befolgte. Uebrigens ließ er sich durch diesen Kampf mit den Schmerzen nicht einen Augenblick in seinen geistigen Arbeiten stören. Gerade in jener Krankheit diktirte er zwei seiner ersten Meisterwerke, Ivanhoe und die Braut von Lammermoor. Herr John Ballantyne und sein Intendant William Laidlaw dienten ihm abwechselnd als Secretaire. Mitten in den komischsten Scenen, wenn er z. B. den burlesken Charakter Caleb Osbaldistone's zeichnete oder den possierlichen Dialog dieses Sonderlings diktirte, zwangen ihn plötzlich seine heftigen Schmerzen, stehen zu bleiben; er hielt mit dem Diktiren ein, wartete dann einen Augenblick, und nachdem er sich das letzte Wort wiederholen lassen, nahm er den Faden der Erzählung wieder auf.

Dieser Humor, der durch die unhaltbarsten physischen Leiden hindurchdringt, erinnert uns auch an Scarron, jenen armen Krüppel, der sein ganzes Leben in einem Lehnstuhl zubrachte, und der ebenfalls die spaßhaftesten und schönsten Seiten seines komischen Romans in einer Erholungsstunde zwischen zwei furchtbaren Gichtanfällen diktirte; wenn dann die zarte weiße Hand der Frau von Maintenon die kalten Schweißtropfen getrocknet, welche die Stirn des armen Dulders bedeckten, suchte Scarron seine Schmerzen gewaltsam zu unterdrücken und fuhr fort mit der Beschreibung der Abenteuer Meister Ragotin's.

Es giebt zwar einige Schriftsteller, die ziemlich lustig und vergnügt in den Tag hineinleben, und deren Gesicht immer heiter und geglättet erscheint, doch würden sie uns dessenungeachtet nicht Lügen strafen, wenn man sie nur recht geheim und bis in ihr innerstes, verborgenstes Herzenskämmerlein durchforschte, da würde man schon sehen, wie auch sie sich nicht rühmen können, von Melancholie und Trübsinn unangefochten zu bleiben. Wir wollen nicht indiskret seyn und das Privatleben unserer Zeitgenossen anstechen, sonst könnten wir gar viele Beispiele zum Beleg unserer Behauptung zitiren. Sprechen wir nur von einem einzigen, dem schlagendsten unter allen, von Désaugiers, dem witzigen, fröhlichen Liederdichter. Gewiß, es giebt nur wenig Schriftsteller, die es dem Bonvivant und Zechkumpan Désaugiers nachthun könnten; dieser Dichter hat auch nicht ein einziges Lied gemacht, welches nicht den Stempel der ausgelassensten sorgenlosesten Fröhlichkeit an sich trägt, und auch das ganze äußere Aussehen des Mannes zeigte den einzig wahren Typus eines vollkommen glücklichen Erdensöhnes. Von ihm hörte man nichts als singen, nichts als lachen; das heitere glatte Gesicht Désaugiers' schien allen Schlägen des Schicksals zu trotzen, sein ganzes Leben war nur ein beständiger Festtag! — und doch war auch er traurig und verstimmt! — Auch an ihm nagte zuweilen der Gram mitten in den zügellosesten Orgien, und wenn ihn der Wein zu so vielen Prachtliedern begeisterte, so trug er damit nur eine große Schuld ab; denn jener Zaubertrank allein machte ihn fähig, seine angeborne Schwermuth zu unterdrücken und vor sich und allen Anderen zu verbergen. — In seiner Jugend ward Désaugiers von dieser Melancholie so sehr beherrscht, daß er fast im Begriff war, in einen Mönchsorden zu treten; es fehlte nur wenig, so wäre er, anstatt einst der lustige Liederdichter, der Französische Anakreon zu heißen, ein Trappist geworden.

Aber nicht bloß die Schriftsteller und Dichter unter den Komikern sind mit diesem eigenthümlichen Doppelwesen behaftet; auch die Schauspieler der Komödie scheinen dem geheimen Einfluß des Grams und der Schwermuth unterworfen zu seyn. Unter den vielen Pariser Komikern, die noch heute jeden Abend eine Stadt von achtmalhunderttausend Einwohnern zu belustigen haben, giebt es nur allzu viele, die an der Fröhlichkeit der Zuschauer, die sie doch selbst hervorgerufen, nicht den geringsten Theil nehmen. — Seht Euch einmal Bouffé an; nur sehr selten wird sein krankes, abgemagertes Gesicht durch einen Anflug von Lachen belebt; und Perlet, über den einst ganz Paris 15 Jahre lang zu lachen hatte, jetzt hat er sich aus lauter Verdruß von der Bühne zurückgezogen, und wenn man ihn nun bei irgend einem lustigen Vaudeville des Théâtre des Variétés als Zuschauer sitzen sieht, da möchte man ihn eher für einen der hypochondrischsten Engländer von ganz Großbritanien halten, als für den großen Exkomiker des Théâtre de Madame. — Auch Féréol ist es müde geworden, das Parterre der Opéra-Comique zu amüsiren, ohne daß er sich selbst amüsiren konnte, und hat sich nun aufs Land in der Gegend von Orleans zurückgezogen, wo er in seinen Pinseln die alten Theater-Erinnerungen zu vergessen sucht. Vernet verlebt neun Monate des Jahres in einem Hospital, und die Couplets, über die das Publikum in einigen Tagen lacht, trillert er sich jetzt zwischen zwei grausamen Gichtanfällen vor; der arme Vernet schätzt sich glücklich, wenn es ihm gelingen kann, eine Partie zu vollenden, ohne daß ihn seine Leiden von der Bühne treiben oder sein Schmerzensruf das Lachen des Parterre übertäubt. — Die beiden Komiker des Théâtre-Français, Samson und Monrose, sind nur von sieben bis eilf Uhr Abends Komiker, und Deburcau, der berühmte Hanswurst der Seiltänzer, wird, sobald er sich erst von dem Mehlüberzug befreit hat, der ihm das Gesicht weiß macht, wieder der traurigste, grämlichste Mensch im ganzen Stadtbezirk.

Nun noch eine Anekdote, welche uns die Geschichte der Italiänischen Komödie über den berühmten Harlekin Biancolelli erzählt, dessen Sprünge und Possen ganz Paris belustigten.

Eines Tages trat ein Mensch in das Zimmer eines der ersten Aerzte von Paris und bat ihn um die Hülfe seiner Kunst gegen ein Uebel, das sich nicht ausreden lasse. — Der Arzt fragte ihn über die Natur seiner Schmerzen, und der Unbekannte antwortete, seine Krankheit wäre eine tiefe Melancholie, die ihm das Leben unerträglich mache. — „Ah, dann müssen Sie guten Wein trinken", meinte der Arzt. — „Ich hab' die allerbesten Weine in meinem Keller", antwortete der Unbekannte, „sie helfen mir nichts gegen meinen Spleen!" — „Versuchen Sie es einmal mit Reisen!" — „Ich habe ganz Europa durchreist, und der Gram hat mich nicht verlassen!" — „Nicht möglich! das ist etwas stark! doch giebt es noch ein Mittel; gehen Sie jeden Abend in die Italiänische Komödie, da werden Sie den berühmten Harlekin Biancolelli spielen sehen; seine Possen und Scherze werden Sie schon aufheitern." — „Ach, mein Herr!" rief der arme Kranke, „ich sehe schon, meine Melancholie ist unheilbar! — Ich selbst bin Biancolelli!"

(Fr. Litt.)

Bibliographie.

Paléographie des classiques latins. — Von Champollion-Figeac. Erste Lfg.

Hygiène morale. — Von Broussais. 5 Fr.

Mémoire sur les bateaux à vapeur etc. — Von Galy Cazalat. 9 Fr.

Histoire d'Allemagne par Pfister. — Uebersetzt von Paquis. 3 Bde.

La Russie pittoresque. — Erste Lfg. 25 Cts.

Journal du palais. — Von Lebrun-Rollin. Erster Bd. Erste Lfg. Jährlich 27 Fr.

Mémoires sur le comte Jean Capodistrias. — Von Papadopoulo Vrettos. Erster Bd. 5 Fr.

Précis de l'histoire générale de l'agriculture. — Von de Marivault. 4 Fr.

Coup d'oeil sur la métallurgie. — Von Virlet.

England.

Irländische Armuth.

(Schluß.)

„In den meisten Ländern Europa's legen sich die Bauern, wenn sie nicht mit ihren Feldarbeiten zu thun haben, auf irgend eine andere Beschäftigung. So sah ich die Russischen Leibeigenen in ihren hölzernen Häusern, bei der Mäßigkeit ihrer ganzen Lebensweise, Leinwand weben, Seide- und Sammtstickereien anfertigen und mit den ansehnlichsten Manufakturen wetteifern. In Irland dagegen, wo die Bauern von Allem entblößt sind und nicht einmal einen Shilling Kapital besitzen, können sie zu Hause auch nicht eine einzige Kunstarbeit betreiben. Gleichwohl beweist der Erfolg der Leinwand-Fabrication im Norden Irlands, was man mit Kenntniß und Kapitalien ausrichten kann."

In der Grafschaft Waterford kommt der Verfasser vor dem alten Schloß Lismore vorbei, einem prächtigen Gebäude, wo der Künstler Stoff zu einer seiner reizendsten Skizzen fand; hier ist die Residenz des Herzogs von Devonshire, eines der reichsten und, was noch mehr werth ist, eines der wohlthätigsten Gutsbesitzer in ganz Irland. Das Schloß mit seinen hohen Thürmen und Zinnen steht auf der Spitze eines kleinen abschüssigen Hügels, der mit dichtem Grün überzogen ist; zu seinen Füßen schlängelt sich ein klarer Bach, wo das Vieh getränkt wird und über welchen eine Brücke in anmuthig gothischer Form hinübergeht, eine zierliche Kurve beschreibend, die auf den waldigen Boden ausläuft. Das Innere des Schlosses ist sehr hübsch eingerichtet, das Interessanteste darin ist eine wunderbare Aussicht aus einem der Fenster, die schon lange vor unserem Reisenden auch den König Jakob II. in Erstaunen gesetzt hatte. Dieser König war auf einem Irrwege von der Hofseite in das Schloß hineingekommen und näherte sich dem genannten Fenster, das man noch heute das Fenster des Königs Jakob nennt; wie staunte er, als er sich plötzlich wie auf einer unerwarteten Höhe schwebend sah, unter sich die eingeschlossenen, reißenden Fluthen des Stromes.

Die Grafschaft Tipperary gilt für die am meisten Irländische unter allen Grafschaften Irlands, d. h. für die ärmste, für die fruchtbarste, für die, wo am meisten Verbrechen begangen werden und wo die erblichsten Feindschaften zwischen Namen, Familien und Dörfern sich mit der größten Wuth und Energie fortpflanzen. Der berüchtigte Bog oder Torfmoraft Allen, der größte in ganz Irland, welcher ehemals eine Million Morgen bedeckte, obgleich heute nur ein Drittel davon, nimmt doch noch immer eine mehr oder weniger ausgedehnte Strecke von acht Grafschaften ein, zu denen auch Tipperary gehört. Man glaube ja nicht, daß es dieser Lokalität an allem Materischen fehlt; vielmehr bietet gerade diese unermeßliche Einsamkeit gar manchen Stoff für den Pinsel des Künstlers und für die Betrachtungen des Reisenden. Der Bog Allen ist eine ungeheure Ebene, mit einer einförmig braunen Vegetation überzogen und hier und da mit großen Pfützen von dunklem, spiegelndem Wasser bedeckt. Auf der ersten Fläche sieht man gewöhnlich eine Torfhütte, aus der sich eine leichte Rauchwolke emporwindet; drei oder vier halbnackte Kinder spielen um dieses elende Loch; ihre Mutter baut ein kleines Kartoffelfeld an, und der Vater ist damit beschäftigt, in einer Grube Torf zu schneiden. Auch die Hütten dieser Torfbewohner sind, wie die eben beschriebenen, an die Seite eines Vorsprunge in der

Ebene angelehnt; oft sind sie sogar in den Torf selbst hineingebaut, so daß nichts als der Eingang frei ist und das Dach, welches ein wenig über den Boden hervorragt. Kaum wird man glauben, daß die Inhaber einer solchen Wohnung, die fast unter dem Erdboden angebracht ist, sich einer guten Gesundheit erfreuen können, und doch ist dieses eine Thatsache, die man wahrscheinlich den fäulnißwidrigen Eigenschaften des Moors zuschreiben muß. Das Holz, das man in dem Torf vergraben findet, besteht gewöhnlich in Eichen- und Fichtenholz; zuweilen gräbt man auch Arbeitswerkzeuge und Ueberreste von Thieren aus, woraus also hervorgeht, daß diese unbebauten wüsten Ebenen ehemals von Wäldern beschattet und von verschiedenen Thiergattungen bewohnt waren. Unter den Spuren der Thiere, die man ausgegraben, bemerkt man besonders ungeheure Hirschhörner; eines von diesen Hörnern soll dazu gedient haben, die Oeffnung, welche in ein Feld hineinführte, zu verschließen. Ein anderes, das zu Dublin gezeigt wird, diente lange zur Brücke über einen Bach; doch das merkwürdigste und vollständigste Muster ist der versteinerte Hirsch im Königlichen Museum zu Dublin; das Gewicht dieses prächtigen Thieres erstreckt sich sechs Fuß nach jeder Seite des Kopfes hin und ist fast eben so breit, als lang.

Die Urbarmachung dieser Sümpfe schreitet nur sehr langsam vorwärts; doch sind nun schon mehrere Strecken des Bog Allen in fruchtbaren Boden verwandelt, und dasselbe Stück Land, das vor kurzem nicht den geringsten Werth hatte, wird jetzt zu dreißig Shilling für den Morgen verpachtet.

Es giebt in Irland noch eine andere Art des Bodens, den die Industrie mit der Zeit ebenfalls für sich erobern wird; das sind die sandigen Küstenstriche am Ufer des Meeres. Um die Natur dieser Orte zu verändern, bedient man sich einer Art von Schilf oder dickem Rohr, welches von den Holländern zu demselben Zweck gebraucht wird. Diese Pflanze schlingt sich mit ihren langen Wurzeln tief in den Sand und bildet mit der Zeit ein dichtes Gewebe, welches den ganzen Boden überzieht und den Ueberschwemmungen des Meeres eine undurchdringliche Schranke entgegenstellt. In Lissoney, einem Gut des Lord Palmerston, an der Bai von Donegal, sind die Fortschritte des Meeres durch dieses einfache und leichte Verfahren aufgehalten und mehrere hundert Morgen solcher sandiger Küstenstriche in vortreffliche Weiden verwandelt worden. Wenn aber irgend ein Umstand dieses schützende Rohr vernichtet, dann bekömmt der Sand seine vorige Beweglichkeit wieder, und es braucht nur wenig Zeit, um die Arbeit mehrerer Jahre zu zerstören. Die Sandstrecken von Rosapenna, in der Nähe von Dowcastle, geben uns in Irland ein Bild von den Wüsten Arabiens; so weit das Auge reicht, nichts als eine unermeßliche Ebene von röthlichem Sand, mit lauter einzelnen, mehr oder minder deutlichen Wellenhügeln, ohne die geringste Spur von Gras oder Vegetation. Vor funfzig Jahren ungefähr breitete sich auf diesem jetzt so unfruchtbaren und verlassenen Raum das ansehnliche Gut des Lord Boyne aus; damals war dort noch das schöne Herrenschloß zu sehen mit seinen Gärten und Statuen, seinen Alleen und Terrassen und seinem von Mauern eingeschlossenen Park. Wo ist jetzt das Schloß? Wo sind die Bäume, die Pflanzungen, die Terrassen und Alleen? Es ist keine Spur davon geblieben, der Sand hat Alles bedeckt. Vor kurzem war das Dach des Hauses noch sichtbar, und die Bauern aus den Umgegenden pflegten durch eine Oeffnung in die Zimmer hinabzusteigen, in welche man vordringen konnte; jetzt ist auch davon nichts mehr zu sehen; das Sandgrab hat Alles verschlungen. Sollte man wohl glauben, daß diese ganze Katastrophe durch die unterirdischen Arbeiten eines Haufen Kaninchen herbeigeführt wurde?

Ein Ereigniß, von welchem Herr Ritchie in einem Dorf der Grafschaft Tipperary Zeuge ist, veranlaßt ihn zu einer Digression über die Beschaffenheit der Ehen in Irland. „Ich glaube nicht, daß die Lage des Irländischen Bauern der Entwickelung einer leidenschaftlichen Liebe günstig seyn kann. Die eheliche Zärtlichkeit und die Familienliebe ist wohl in dieser Klasse der Gesellschaft fast überall zu finden; aber von jener innigen ausschließlichen Liebe, die sich den Gegenstand ihrer Neigung aufsucht und ihn wie ein Idol anbetet, ist fast hier keine Spur. Doch man mißverstehe mich ja nicht; ich weiß wohl, es giebt eine Liebe auch mitten unter den höchsten Gefahren und Unglücksfällen, ja, selbst im Schooß der Armuth, nimmermehr aber unter solchen Verhältnissen, wo man fortwährend Hunger leidet und einem hoffnungslosen Elend preisgegeben ist. Die Einrichtung der künstlichen Ehen in Irland ist wenigstens insofern nützlich, als dadurch die Sparsamkeit befördert wird. Ein Pächter, dem es gut geht, versagt sich oft manche Genüsse, um eine Mitgift für seine Tochter wegelegen zu können, welche sonst nicht anständig verheirathet werden könnte, und ich habe oft von jungen Mädchen, die man nach der Stadt gebracht hatte, sagen hören, sie dürften nicht eher an einen Mann denken, als bis sie so viel zusammengespart hätten, um sich ein Schwein zu kaufen. Wie oft mag nicht dieser Gedanke den Ankauf irgend eines unnützen Putzes verhindert haben!

Bei meiner Durchreise durch einen elenden Flecken zwischen Elenmel und Kilkenny merkte ich an dem Tumult, der in dem Dorfe herrschte, daß irgend ein außerordentliches Ereigniß vorging; ich hielt vor einer Hütte an, wo ein junger Mensch von hübscher Figur, aber in heftigem Jähzorn, vergebens hineinzudringen suchte; ich bat einen von den Umstehenden um die Erklärung dieser Scene. Zwei junge Leute, erzählte man mir, hatten sich noch denselben Tag vermählen sollen. Die Verlobte war 16 Jahre alt, der Mann 19, und auch ihr Vermögen paßte eben so hübsch zusammen, wie ihr Alter. Der Bräutigam besaß ein Schwein und eine Hütte; die Schöne hatte für ihren Antheil einen Tisch, eine Decke, einen Schemel und einen eisernen Topf. Alles war richtig; die jungen Eheleute sollten so lange bei dem Vater des Mädchens wohnen, bis man in der ehelichen Wohnung die nöthigen Reparaturen getroffen, damit der Regen nicht hineindringen könne. Man hatte sich schon die Gebühren für den Geistlichen zusammengeborgt, beiden Familien hatten jede ihren Antheil zu einer gehörigen Whisky beigesteuert, und der glückliche Tag war für die Liebenden endlich herangekommen. Aber ach! war eine wahre Liebe jemals glücklich? — Den Abend vor dem zur Hochzeit anberaumten Tage stirbt das Schwein des Bräutigams! — Dieses traurige Ereigniß verändert durchaus die Gestalt der Dinge. Der Vertrag lautete nicht schlechthin daß „Patrick die Sheelah heirathen sollte", sondern Patrick, der Inhaber einer Hütte und eines Schweines, die Sheelah, welche einen Schemel, einen Tisch, einen eisernen Topf und eine Decke besaß. Da Patrick's Schwein todt war, so besaß Patrick kein Schwein mehr, war also nicht mehr der Patrick des Vertrags und konnte infolgedessen auch die Sheelah nicht mehr heirathen. Der Vater der Verlobten blieb unerbittlich; die Freunde des Bräutigams nahmen zwar an seinem Unglück Theil, fanden aber das Benehmen des Vaters durchaus gerecht und billig. Patrick und Sheelah waren allein unglücklich. Eben als ich vorbeiging, suchte Patrick mit Gewalt in das Gemach seiner Geliebten einzudringen, um seine Rechte geltend zu machen; er forderte die Brüder der Schönen zum Zweikampf heraus, er schwor einem fort: „Donner und Teufel! Mord und Donner!" und brachte bei jedem neuen Fluch den Donner mit hinein. Sein Betragen wurde von allen Umstehenden streng getadelt, und man fand es sogar sehr unpassend, wenn nicht skandalös, daß Sheelah in der Hütte drin, wo sie unter der Aufsicht ihrer Mutter war, bitter weinte. Hier, muß ich hinzufügen, schließt der romantische Theil der Geschichte, und der Leser mag vielleicht mit Bedauern hören, was ich als treuer Erzähler berichten muß, daß, wenn Patrick eingewilligt hätte, einen Theil der Mitgift der Zukünftigen zu entsagen und so das Gleichgewicht zwischen ihrer beiderseitigen Vermögen wiederherzustellen, er auch ohne weitere Schwierigkeit ihr Gatte geworden wäre. Was Sheelah's Verzweiflung betrifft, so hörte sie mit der Aussicht auf eine andere vortheilhaftere Verbindung auf. Ein junger Mensch, der ein lebendiges Schwein mitbot, erbot sich, die Unmutbige, die er noch niemals gesehen, zu heirathen; er wurde mit Bereitwilligkeit aufgenommen."

Bibliographie.

History of Lancashire. — Von Baines. 2 Bde.
Naval history of Great-Britain. — Von Brenton. 2 Bde.
Life of King Henry VIII. — Von P. F. Tytler. 5 Sh.
The chace, the turf and the road, by Nimrod. — 16 Sh.
Harmonia Paulina. — Von Latham. 12 Sh.
Analysis of railways. — Von Whishaw. 13½ Sh.
Britains glory in the evangelization of her seamen. — Von Thomas Timpson. 3 Sh.
History of protestant Nonconformity in Great Britain. — 4 Sh.
A Summer in the Pyrenees. — Von C. J. Murray. 2 Bde. 21 Sh.
England, the sound of the trumpet. — Eine Warnungsstimme an England, Schottland und Irland. 15 Sh.
Lectures on romanism and popular protestantism. — Von dem Geistlichen J. H. Newman. 10½ Sh.
The state prisoner. — Erzählung von Miß M. L. Pepe.
Jack Brag. — Von dem Verfasser der „Sayings and Doings". 3 Bde. 31½ Sh.
Illustrations of human life. — Von dem Verf. von „Temaine". 3 Bde. 31½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Der Roman der Romane. Herr Ereuzé de Lesser hat in seinem so betitelten neuesten Werke die nicht üble Idee ausgeführt, in einem Romane eine praktische Kritik der überspannten und ausschweifenden Romane unserer Zeit zu liefern. Wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, so darf man den Roman der Romane ein Seitenstück zum Don Quixote nennen, der ebenfalls zunächst eine praktische Kritik der Ritterromane seiner Zeit war. Herr Ereuzé de Lesser macht uns in der Einleitung seines Romanes mit drei jungen Damen bekannt, die unlängst erst aus der Pensions-Anstalt gekommen sind und die sich nun eben so klug als naiv über die Wahl ihrer künftigen Gatten unterhalten. Zwei dieser jungen Mädchen sind voll von Ideen, die sie aus ihrer neuesten Romanen-Lektüre geschöpft: die Lebhaftigkeit der geselligen Einrichtungen, unnatürliche Stellung des weiblichen Geschlechts, Emancipation der Frauen — das sind so ungefähr die Themata, die von ihnen mit allem Wort- und Bilder-Reichthum einer Indiana und einer Lelia variirt werden. Nur die Dritte ist ihren Bernardin de St. Pierre, diesem selbst in der Schilderung menschlichen Elends immer noch aufrichtenden und das Gemüth erhebenden Schriftsteller, treu geblieben. Allerdings ist sie minder geistreich, minder mit den Ideen der Zeit vorgeschritten als ihre beiden Freundinnen, aber daß sie gerade darum auch die Bestimmung der Frau: die beglückende Stellung im Hause, den unmerklichen, aber dauernden Einfluß weiblicher Tugend, um so sicherer erreiche — dies zu zeigen, ist die Aufgabe des Romans der Romane. Alle drei Freundinnen verheirathen sich nämlich, jede nach ihrem Geschmack, und nun schildert uns Herr Ereuzé de Lesser in einer Reihe von Briefen, Unterhaltungen, Episoden aller Art und endlich auch von moralisch-philosophischen Betrachtungen den Zustand und die Folgen dieser drei aus den Romanen unserer Zeit hervorgegangenen Ehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 46. Berlin, Montag den 17. April 1837.

Spanien.

Physiognomie von Madrid.

Noch um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts soll Madrid ein kleiner armseliger Ort gewesen seyn, der mitten in den Wäldern lag, von welchen Castilien damals bedeckt war. Dieser Ort diente den Herren vom Hofe zuweilen als ein Jagd-Rendezvous. Die von den Mauren lange verhinderte freie Entwickelung der Spanischen Monarchie war bis dahin noch nicht einmal so weit gediehen, daß dem Reiche ein Mittelpunkt angewiesen werden konnte. Nach der Vereinigung von Castilien und Aragonien schien es, als wollte der Hof sich für immer in Toledo niederlassen, bis Philipp II. zur Herrschaft kam. Dieser Monarch jagte zuweilen in der Gegend von Madrid; er gefiel sich hier und kehrte öfter dahin zurück. Später vergrößerte und verschönerte er diesen Aufenthalt, und endlich verlegte er seine Residenz dahin. Seitdem ist Madrid die Hauptstadt der Spanischen Könige geblieben. Aber schon der erste Anblick dieser in ihrer Art merkwürdigen Hauptstadt zeigt, daß nur ein Königlicher Wille und nicht das Bedürfniß sie in dieser an allen Hülfsquellen so armen Gegend ins Daseyn gerufen habe.

Der Ursprung der meisten Europäischen Hauptstädte ist in Dunkel gehüllt und verliert sich im grauen Alterthum. Eine günstige Lage, die nach und nach eine zahlreiche Bevölkerung anlockte, politische Konjunkturen, die Gründung einiger gelehrten Institute und am häufigsten alle diese Umstände zusammen erwarben jenen Städten eine wirkliche Suprematie, die sie schon besaßen, ehe man daran dachte, ihre Ansprüche zu bestätigen. So war es mit Rom, Paris, Wien, London, Neapel, Mar Berlin und St. Petersburg machen eine Ausnahme von der Regel; aber diese beiden Hauptstädte, von zwei großen Männern in zwei aufblühenden Staaten gegründet*), waren wenigstens die Zeugen der politischen Machtentwicklung beider Nationen, deren Centrum sie seyn sollten; sie dienten, gleich den Ländern Preußen und Rußland, als sprechender Beweis dafür, daß der Genius nicht erst die Probe der Jahrhunderte zu bestehen braucht.

Zum Unglück für Spanien war es kein Herrscher von überlegenem Geiste, der seine Hauptstadt ins Daseyn rief, sondern ein finsterer, egoistischer Monarch, dem die Befriedigung seiner Grillen viel mehr, als der Ruhm seines Landes am Herzen lag. Es ist gar nicht zu verkennen, daß diese unzweckmäßige Wahl einen schädlichen Einfluß auf die Spanische Nation gehabt hat.

Spanien ist von mehreren unter sich sehr verschiedenen Völkern bewohnt, die durch Gebirgsketten, durch ihre Neigung zu einer seßhaften Lebensweise, ihre geringen Bedürfnisse und die Fruchtbarkeit eines Bodens, der Alles erzeugen kann, seit alter Zeit isolirt sind. Hätte dieses Land nun durch den Genius seiner Fürsten eine zum Handel glücklich belegene Hauptstadt erhalten, die den Reichthum, die ganze Energie und die Betriebsamkeit der Provinzen zu sich berufen konnte, um ihnen Alles in noch höherem Maße und besonders mit dem Stempel der nationalen Einheit zurückzugeben, so würde vielleicht dieser einzige Umstand viele von den Hindernissen besiegt haben, welche die Configuration des Bodens und die Verschiedenheit der Nationalitäten darbietet. Nun aber konnte Madrid, wegen seiner Lage in den nackten Ebenen Castiliens, fern von jedem großen Flusse und im Mittelpunkt einer Bevölkerung, die vielleicht die indolenteste auf der ganzen Halbinsel ist, weder zu kaufmännischem Wohlstande, noch zu einem durch diesen Wohlstand bedingten Einfluß auf die Provinzen gelangen. Von einer anderen Seite riefen die berühmten Universitäten zu Alcala und Salamanca die lernbegierige Madrider Jugend aus dem Schooße ihrer Vaterstadt, so daß Madrid, der Hülfsquellen des Handels und der Gelehrsamkeit beraubt, zur Begründung seines Uebergewichts nur das sehr unzureichende Privilegium hatte, dem Hofe und dem Monarchen als Residenz zu dienen. Dies fühlen die Madrider auch sehr wohl; so oft sie von ihrer Stadt reden, sagen sie nicht etwa: „diese Stadt oder Hauptstadt", sondern „dieser Hof" (esta corte). Noch verdient bemerkt zu werden, daß, seit Philipp's V. Zeit, Frankreich am Spanischen Hofe den Ton angegeben hat und Madrid also nicht einmal der Brennpunkt der Künste des Luxus werden konnte, wie die meisten übrigen Hauptstädte.

Alle diese Thatsachen dienen zur Beantwortung der Fragen, warum in Spanien die Bewegung nie von einem Mittelpunkte ausgeht, warum die Provinzen Alles thun, immer die Initiative ergreifen und der Hauptstadt am Ende nichts übrig bleibt, als Amen zu sagen? Sowohl Provinzen als Individuen erkennen nur ein Supremat an, das mit wahrhafter Ueberlegenheit verbunden ist. Wo will man aber diese in Madrid suchen? Der Handel ist so gut als null; von den gelehrten Anstalten weiß man kaum, daß sie existiren, und das Theater hat wenigstens keinen Vorzug vor denen zu Barcelona, Cadix u. s. w. Zwar hat die Regierung in Madrid ihren Sitz; gefällt es ihr aber, etwa morgen eine andere Residenz zu wählen, so ist Madrid nichts mehr. Diese Stadt besitzt also keine wahre Vorzüge, womit sie große Ansprüche rechtfertigen könnte. Auch grollen ihr die Provinzen gar nicht wegen ihrer künstlichen Superiorität. Madrid schickt ihnen Feldherren; sie behalten dieselben und stellen sie, wenn es ihnen (den Provinzen) einfällt, zu rebelliren, ins Vordertreffen. Bei jeder wichtigen Gelegenheit geben sie sich selbst eine Verwaltung, besorgen sie selbst ihre Geschäfte und gehorchen sie der Hauptstadt nur, wenn sie noch etwas guten Willen übrig haben. Auch verdient es Beachtung, daß Madrid, im Falle einer Invasion, immer zuerst unterliegt, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es hier keine große Interessen irgend einer Art zu vertheidigen giebt. Die überwiegende Klasse in Madrid bilden die Beamten, die allerwärts ein sehr friedfertiges Temperament haben.

Lassen wir aber jetzt die politischen Betrachtungen bei Seite; gehen wir in die Stadt und studiren wir ihre Physiognomie.

Madrid liegt in einer großen Hochebene, die im Norden von dem Gebirge Guadarrama, an jeder anderen Seite aber nur vom Horizonte begränzt wird. Wer aus Aragonien kommt, dem erscheint Castilien nur als eine Fortsetzung jener öden und traurigen Provinz. Der Boden ist zwar ungemein fruchtbar; er trägt fast Alles ohne Anbau; aber die Bauern haben hier zu Lande einen so eingefleischten Haß gegen jeden Baum, daß man, zwei oder drei kleine Oliven-Haine abgerechnet, von der Französischen Gränze bis Madrid vielleicht kaum ein halbes Dutzend Bäume antrifft.

Durch ein sehr schönes Thor hältst Du in Madrid Deinen Einzug; es ist das Alcala-Thor, das, gleich den meisten übrigen Bauten von Bedeutung, Karl III. seine Existenz verdankt. Die Alcala-Straße, eine große und prachtvolle, an beiden Seiten mit schönen Hotels, Kaffeehäusern und Staats-Gebäuden besetzte Straße, führt Dich zu der berühmten Puerta del Sol, einem langen öffentlichen Platze vor dem Post-Hause, in welchen vier der volkreichsten und bedeutendsten Straßen auslaufen. Auf dem großen Platze steht eine Fontaine; ein gewaltig großes Zifferblatt am Giebel einer Kirche, das jeden Abend erleuchtet wird, zeigt der Menschenmenge, die sich hier herumtreibt, Zeit und Stunde an. Was thut man hier? Wenig mehr als Nichts; man plaudert, geht auf und ab, erzählt sich Neuigkeiten, die man weiß und nicht weiß; mit Einem Worte, die Puerta del Sol ist die Börse der müßigen Leute und der Neuigkeitskrämer von Madrid. Außerdem ist sie das Stadtviertel par excellence; jeder Aufruhr hat hier seinen Ausgangspunkt, jedes Extrablatt wird hier zuerst ausgerufen. Hätte die Puerta del Sol noch einen Basar und Garten, so könnte sie das Palais-Royal von Madrid heißen. Ein Fremder, der nur zwei Stunden hier verweilt, hat Madrid in Miniatur gesehen.

Am Abend begiebt sich ganz Madrid nach dem Prado, diesem großen Salon für die Gesellschaft der Hauptstadt. Man geht hier spazieren, man begrüßt sich, man stellt einander seine Freunde vor, man schwatzt und schmaucht Zigarren. Hier siehst Du, was Du in keinem anderen Lande sehen kannst, den Wasserträger (aguador) und den Kutscher seine Zigarre an der eines vornehmen Granden anzünden, den er vorher darum höflich begrüßt hat. Das Interessanteste aber, was man hier beobachten kann, sind die schönen Frauen-Trachten und die noch anmuthigeren Gesichter. Ich bin weit entfernt, zu bezweifeln, daß es in Frankreich viel mehr und bessere Politiker giebt, als in Spanien; es ist aber nicht weniger gewiß, daß man auf dem Prado in einer Viertelstunde mehr hübsche und schöne Frauen sieht, als die Tuilerieen in acht Tagen aufweisen können.

Mehrere Stadtviertel von Madrid sind mit Pracht und Luxus gebaut; die Straßen Alcala, Atocha, Montera, San Bernardo, Toledo, Calle Mayor würden selbst in Paris nur wenige ihres gleichen finden. Alle diese Straßen haben ein modernes und herrschaftliches Ansehen, das noch besser gefiele, wenn hin und wieder ein ehrwürdiger alter Bau ihre monotone Schönheit unterbräche. Zwei Dinge sind es, an denen es in Madrid vorzugsweise gebricht: Erinnerungen und geschäftiges Leben. Weder Vergangenheit noch Gegenwart kommen hier genügend zum Vorschein; man sollte fast glauben, die Stadt sey nur von Herzogen und Großen bewohnt. Es giebt dieser Herren allerdings Viele,

*) Berlin soll also eben so von Friedrich gegründet seyn, als St. Petersburg von Peter dem Großen! Man sieht, daß es dem Französischen Verfasser auf einen Anachronismus von fünfhundert Jahren nicht ankommt.

besonders zahlreich aber sind die höheren und niederen Beamten; die ganze übrige Bevölkerung scheint nur da zu seyn, um diese Klasse zu bedienen und zu ernähren. Der Tauschhandel ist null, und der Consumtionshandel ist fast ganz in den Händen der Provinz-Bewohner oder der Ausländer. Unter den Schneidern, den Haarkräuslern, den Parfumeurs, den Eisenkrämern sind viele Franzosen; es giebt aber noch einige kleine Gewerbe, die nur Madrid aufzuweisen hat. So z. B. flechten die Valencianer Matten, welche den Wohlhabenden als Teppiche dienen; es giebt deren sehr hübsche, wo die Mischung des rohen und des bemalten Strohs artige Zeichnungen bildet. Ferner giebt es einen Salad-Handel, der ganz und gar von Asturiern und Gallego's (Galiciern) getrieben wird. Da die Salade bei den Mahlzeiten der Spanier (besonders beim Abendessen) eine große Rolle spielen, so kaufen oder miethen die Asturier in den Umgebungen von Madrid Stücke Land, die sie mit Saladen bepflanzen. Aber der interessanteste und einträglichste aller dieser Gewerbszweige ist der Verkauf des Wassers.

Der seichte, nur zuweilen von Regenwasser gefüllte Manzanares fließt außerhalb der Stadt, tief unter dem Niveau derselben, und würde, wenn er nicht den Fuß einiger Platanen bewässerte, die Reize und den Comfort der Hauptstadt eben so wenig erhöhen, als er den Ausfuhr-Handel zu fördern im Stande ist. Das Trinkwasser der Madrider kommt nicht aus dem Manzanares. In jedem Stadtviertel giebt es Fontainen, deren Wasser vom Guadarrama herkommen soll; dieses Wasser muß geholt und in die Häuser getragen werden, aber der Castilianische Stolz überläßt eine so niedrige Arbeit den Asturiern und den Gallego's. Galizien und Asturien haben überhaupt das Privilegium, ganz Spanien und, wie man sagt, sogar Portugal mit Gesinde zu versorgen.

Der Fontainen giebt es hier ziemlich viele; aber sie fließen nicht eben reichlich. Man sieht marmorne Delphine und bronzene Schildkröten, die ihr Wasser nur tropfenweise in das zu seinem Empfange dastehende Becken fließen lassen. Die Aguadores sitzen um das Becken herum und leiten das Wasser durch eine Röhre von Holz oder Eisenblech in ihre Tönnchen. Das Amt eines Aguador's wird von dem Corregidor bestätigt; der Kandidat muß von ganz unbescholtenem Rufe seyn und ein Paar Unzen Goldes besitzen. Oft vermiethet sich ein Gallego als Bedienter und legt in seinem Dienste so viel zurück, daß er sich einen „Platz am Brunnen" kaufen kann; ist er einmal numerirter Besitzer des Platzes, so darf er ihn wieder verkaufen oder auch wohl vermiethen. Zuweilen associirt sich ein Wasserträger nach zwei oder dreijährigem Dienste mit einem Schwager, Vetter oder Freunde, und sie wechseln dann alljährlich, d. h. der Eine trägt Wasser, während der Andere nach seiner Heimath wandert, um seine Frau zu besuchen. Ist das Jahr um, so stellt sich dieser pünktlich wieder ein, und der Erste zieht ab — kurz, sie machen es wie Kastor und Pollux, die, Einer um den Anderen, sechs Monate auf Erden und sechs Monate in der Unterwelt zubrachten. Haben sie das Metier einige Jahre getrieben, so verkaufen sie ihre Stelle nebst Kundschaft für ein paar hundert Piaster und erstehen sich ein kleines Stück Ackerland.

Die Wasserträger wohnen, je vier oder fünf Personen, in Einer Kammer, und jede Kammer hat ihren Chef, der die gute Ordnung aufrecht halten muß. Diejenigen, welche aus demselben Distrikte sind, bilden außerdem einen Rath (consejo) unter sich, eine Art von Landsmannschaft, deren Mitglieder an Sonntagen geselig zusammentreten und im Fall eines Streites einander beschützen. Zwischen diesen verschiedenen Consejo's oder Landsmannschaften giebt es zwar manchmal blutige Händel; aber dessenungeachtet bleiben die Aguadores eine achtbare Corporation, deren Treue und Ehrlichkeit fast sprüchwörtlich geworden ist. (J. d. D.)

Frankreich.

Chateaubriand vor dem Richterstuhle der Engl. Kritik.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Kapitel seines Buches über die Englische Literatur finden wir ein schönes Beispiel seiner Art, zu philosophiren. „Nichts", sagt er, „ist im Leben schön, süß und groß, als die Mysterien." Um jetzt aber die Behauptung durch Beweise zu stützen, fährt er so fort: „Das Geheimniß ist von so göttlicher Natur, daß die größten Männer Asiens in Symbolen sprachen." Also, weil Menschen im Kinderzustande der Civilisation, in Ermangelung eines besseren Mittels, zu dem plumpen Mittel der Hieroglyphen ihre Zuflucht nahmen, ist das Geheimniß eine Göttlichkeit, und die Erfinder der Schriftzeichen sind nach Ch. gewiß sehr profane Neuerer! Von den alten guten Zeiten dieser Göttlichkeit und von dem ersten Jahrhundert des Christenthums, von welchem Ch. sagt, daß seine „Weisheit auf den Felsen und in den Höhlen bei den Löwen lebte", ist er so ergriffen, daß er ausruft: „Jours trop tôt évanouis!" „Der höchste Standpunkt der Bildung", sagt er, „ist der tiefste Standpunkt der Moralität" und dgl. Gemeinplätze mehr, die bei Ch. nicht bloß widerlich erscheinen, weil sie Gemeinplätze, sondern weil sie zugleich grundfalsch sind. Wenn er an einer anderen Stelle versichert (wir wissen nicht, in welcher Bibel er's gelesen), „daß Adam der erleuchtetste und beste der Menschen, der gewaltigste in der Liebe und im Gedanken war", so glaube man nicht, daß er sich mit dieser einfachen Wunderlichkeit begnügt, nein, er bedient sich ihrer nur als Grundlage, um eine ganze Fabrik solcher Vernunftsätze darauf zu bauen, in welcher er jetzt unermüdlich mit einem Ehrgeiz arbeitet, der ihn, nicht ganz mit Unrecht, dem Vorwurf des Charlatanismus ausgesetzt hat. Es giebt auch keine Wissenschaft und Kunst, über die er nicht herfällt, wobei er aber immer den schreienden Mangel positiven und wohlverarbeiteten Wissens durch Sentimentalität zu decken sucht. Wenn er seine tiefen Kenntnisse der philosophischen Naturgeschichte zum Besten giebt, sagt er uns: „Warum haben die Fische keine Stimme, während die Thiere der Erde des chants et des cris (und oft auch so schöne Phrasen) haben?" Der Leser erwartet nun irgend eine physikalische Konjektur, nichts von dem! Ch. antwortet mit einer orakelhaften Gravität: „Weil die Gewässer selbst eine Stimme haben, wogegen die Erde selbst stumm ist." Er will beweisen, daß das Christenthum einen wohlthätigen Einfluß auf die Literatur hatte (ein Thema, das in der Hand eines besonnenen Geschmackes wirklich sehr fruchtbar seyn kann), und ist nicht zufrieden, bis er Voltaire mit Homer, zum Nachtheil des Letzteren, verglichen, und bis er versichert, daß Racine aus der Phädra der Griechischen Mythologie eine schöne christliche Braut gemacht habe. Im gleichen Eifer, stets für die beste Sache den schlechtesten Grund anzugeben, hält Ch. das Christenthum durchweg für günstiger der bildenden Kunst, als die klassische Mythologie, „weil es von einer gänzlich geistigen und göttlichen Natur ist." Allein gerade diese ideale Natur ist der Grund, daß wir keine eigenthümliche Skulptur mehr haben und von den Griechen zu borgen gezwungen sind. Das geistig Mystische kann wohl erhabene Eingebung für die Poesie werden, nicht aber für die Bildhauerkunst, ja selbst nicht für die Malerei (?), weil beide letztere von der sinnlichen Gestaltung, als ihrem Originale, sich leiten lassen müssen. Daher schreibt sich die große Ueberlegenheit der Griechen, die eine verklärtere Religionsform hatten, über die Völker der mystischen Religionen. Daher hat auch die spiritualistische und mythische Religions-Vorstellung des Osten und in Aegypten die Kunst zur Karikatur und das Ideale zum Ungeheuer gemacht. Götter mit hundert Köpfen sind die Frucht dieser geistigen Ansichten. Ch.'s Behauptungen sind eben so gewagt, als extravagant, und da er nur immer auf der Jagd nach überraschenden Bildern sich befindet, so fehlt ihm die Ruhe und die schützende Sorgfalt, sich vor Widersprüchen zu bewahren. In einem Kapitel beschüttet er die glückliche Wahrheit, daß das Christenthum den Wissenschaften günstig sey, mit ganzen Ladungen seiner prachtvollsten Blumen, im anderen Kapitel, oder gar noch in demselben, stellt er es wieder als ein unumstößliches Axiom auf und beweint es bitterlich, daß die Wissenschaften und der Unglaube Hand in Hand gingen, daß Erkenntnisse zur Irreligiosität und Irreligiosität zu Erkenntnissen geführt habe. Nehmen wir diese Mängel zusammen, so werden wir uns erklären können, warum die Dauer des Eindrucks, welchen seine Schriften auf den ruhigen und besonnenen Leser machen, so wenig dem Geräusch entspricht, mit dem sie sich ankündigen. Herr von Ch. ist ein Feuerwerker von großer Kunst, — aber Feuerwerke hinterlassen niemals Licht.

In dem uns vorliegenden „Versuch" verkündet sich der Verfasser als den Gründer einer neuen Schule — aber wir glauben vielmehr, daß er der letzte Anhänger einer alten Schule ist. Er hat den literarischen Charakter Rousseau's nur weiter geführt. Rousseau, dessen Einfluß auf seinen Geist unser Verfasser aufrichtig eingesteht, hat indessen einen in vielen Dingen ganz anderen Genius; er hat brennendere Leidenschaft, umfassendere Sympathie für die großen Interessen des Menschengeschlechts; und trotz so vieler Sophisterei und Declamation schreitet er bei der Behandlung der Dinge zu seinem Ziele auf der geraden Bahn der Logik und gedankenvoller Auffassung. Seine Vordersätze mögen hier falsch seyn, seine Nachsätze dort; aber seine Uebergänge von den ersten zu den letzteren sind in klarer, methodischer Ordnung. Ch. verachtet alle Ordnung und Symmetrie. Rousseau raisonnirt, und dann läßt er seiner Empfindsamkeit die Zügel schießen; Ch. empfindelt von vorn herein, und dann raisonnirt er am unrechten Orte oder verzifft es ganz. Auch hätte R. wahrscheinlich sich an die Spitze einer Kolonie gestellt, die den von ihm vergötterten Naturzustand adoptiren wollte; ob aber Ch. „auf die Felsen und in die Löwenhöhlen, wo die Weisheit zu haben war", gehen würde, wissen wir nicht genau.

In Betracht, daß Ch. zu einer Schule der Worte, nicht zur Schule der Handlungen gehört, ist er unstreitig der hervorragendste Jünger Rousseau's, dessen „St. Preux" mit seiner Atala dieselbe Schwäche und Dürftigkeit des Charakters, aber auch dieselbe überströmende Declamation theilt. Wenn aber Ch. behauptet, er sey der Stifter der neuen Schule in Frankreich, die man die romantische nennt, so wissen wir nicht, wie er zu solchem Anspruch gekommen ist. Victor Hugo, das Haupt dieser Schule, und sein ganzes Gefolge haben ja eine ganz entgegengesetzte Richtung. Bei diesen Männern finden wir die Uebertreibung in den Charakteren, nicht in der Diction — in der Scenerie, nicht in der Empfindelei — in der Leidenschaft, nicht in der Rhetorik — in dem fieberhaften Streben, nicht originelle Phrasen, sondern originelle Persönlichkeiten hervorzubringen, nicht überraschende Gleichnisse, sondern überraschende dramatische Situationen zu erzeugen. Die Schule Hugo's hat ihren Grund und Boden weder in Ch., noch in irgend einem Französischen Schriftsteller; sie ging vielmehr aus einem plötzlichen Eindringen der Englischen und Deutschen Literatur in Frankreich hervor, und zwar zu einer Zeit, wo der Französische Geist unter den größten moralischen und sozialen Konvulsionen in den Stürmen der Revolution umhergerüttelt wurde. Shakespeare und Byron, Göthe und Schiller haben viel mehr zum Bau dieser Schule beigetragen, als alle Französische Schriftsteller, gewesene und lebende, zusammengenommen.

Die Franzosen gefallen sich darin, von literarischen Schulen sprechen zu können, und die beliebte Phraseologie ist, daß jetzt drei oder vier solcher Schulen bestehen. Aber jeder Dichter, der auf einen wichtigen Platz in der Schätzung des Publikums hoffen zu dürfen glaubt, baut sich so zu sagen seine kleine Nebenschule. Ein junger Mensch giebt eine Erzählung oder ein Drama heraus und betrachtet sich als einen Victor Hugo am Anfange der Laufbahn. Sagt ihr ihm nun: „Diese Stelle ist fast unverständlich, dieser Charakter entfernt sich von der Natürlichkeit", so lacht der stolze Autor verächtlich und antwortet: „Unwissende Kritiker! Alles, was Ihr da im Einzelnen verdammt, ist ein Theil meines Systems; ich habe ja, Ihr Blinden, eine neue Schule gestiftet." Die handgreiflichste Folge solcher Schulbaulust ist der allgemeine Wetteifer, unnatürlich und gräßlich zu seyn, und die

neueste Literatur in Frankreich hat bei aller Verschiedenheit in sich selbst doch den gleichen Charakter der Extravaganz, Affectation und Unnatürlichkeit.

Pope und Byron, Männer, die in England die zahlreichsten Klassen von Jüngern hervorgebracht haben, träumten keineswegs, die Gründer von Schulen zu seyn. Der Erste, an Originalität verzweifelnd, bemühte sich hauptsächlich, zu feilen und zu vervollkommnen; der Andere setzte sich sowohl in den British Bards als im Childe Harold zwei beliebte und oft gebrauchte Dichtungsarten zum Muster. Im ersten sah er Gifford und Pope vor sich, im zweiten Beattie und Spenser. Ein großer Dichter ist zu sehr mit seinen eigenen Gefühlen und Gedanken und dem Wunsche, sie großartig und liebenswürdig auszudrücken, beschäftigt, als daß er ans Publikum denken könnte und an die Kunstgriffe, es recht glänzend zu überraschen.

Was Chateaubriand's letztes Werk betrifft, so hat es alle Mängel und Vorzüge der früheren Leistungen, aber wir wollen nicht, wie viele Beurtheiler, behaupten, daß es seine flachste Arbeit sey; gewiß ist, daß die darin herrschende Oberflächlichkeit am ersten von einem Engländer erkannt werden kann. Dieser „Versuch" gleicht seinen älteren Brüdern darin, daß die Mängel im Ganzen, die Vorzüge aber in den Einzelheiten liegen. Sein Plan ist durchaus verfehlt, aber viele abschweifende Episoden sind zu bewundern. Sobald der Verfasser die Miene tiefer Gelehrsamkeit annimmt, begeht er die lustigsten Irrthümer. Den Ursprung der Lateinischen Sprache sucht er in Hetrurien. Er glaubt, das Leben Homer's müsse von Herodot geschrieben seyn; „denn", und seine eigenen Worte, „es ist ein so reizender Gedanke, daß das eben des Vaters der Dichter vom Vater der Geschichtschreiber geschrieben sey!" Ch. hätte bei dieser Tirade wenigstens daran denken sollen, daß der Dichter im Pentateuch älter als Homer ist, und daß der späteste Geschichtschreiber in der heiligen Schrift so alt wenigstens wie „der Vater der Geschichte" ist.

Es giebt hingegen Stellen in dem Buche, die für tausend Fehler entschädigen. Dahin rechnen wir seine Schilderung des Mittelalters, eine Beurtheilung Milton's und Mirabeau's. Zu bedauern ist wieder, daß Ch., der so wenig von Shakespeare's Lebensverhältnissen weiß und wissen kann, da die bestunterrichteten Männer in England wenig wissen, sich solchen willkürlichen Hypothesen in dieser Hinsicht überläßt. Der Schöpfer des Brutus, des Falstaff, des Othello und der Desdemona, guter Charaktere, die aus tiefem Mitgefühl für die Menschheit entsprungen sind, soll „sich selbst und das Menschengeschlecht verachtet haben." Der Erzeuger eines Charakters, wie der der Julia, der nur aus den Elementen der Jugend und Liebe gegossen ist, soll „weder an Liebe noch an irgend etwas geglaubt haben"; der Maler Hamlet's, Timon's und Lear's soll „das Leben als eine flüchtige Stunde, als einen vorübergehenden, angenehmen Müßiggang betrachtet haben." Diesen Kindereien, die man eben so leicht nennen kann, als sie Gemeinplätze sind, setzt der Verfasser noch die Krone durch sein ängstliches Streben auf, Shakespeare als einen Katholiken zu reklamiren, indem er versichert, daß sein Vater vermuthlich auch Katholik war!

Chateaubriand geht gleichgültig bei jenen Stellen Shakespeare's vorüber, die von uns, des Dichters unterleuchteten Landsleuten, so sehr bewundert werden, entdeckt aber wieder Schönheiten, die unserem Gefühle bisher ganz entschlüpft waren. Er führt folgende drei Zeilen aus Margareta's Worten in Richard III. an:

„Thou didst usurp my place, and dost thou not
Usurp the just proportion of my sorrow!
Farewell, York's queen — and queen of sad mischance!"

und ruft dann in einem Anfalle von Bewunderung aus: „Das ist Tragödie, der erhabenste Punkt der Tragödie!!" Da wir jetzt wissen, welche Stellen den Vicomte bezaubern, so wollen wir Nachsicht mit ihm haben, wenn er sagt, daß beim Barden vom Avon „so viel sich findet, das für den Leser ermüdend ist."

Es ist ein rühmliches Unternehmen, die noch nicht genügend dargestellte Geschichte der Englischen Literatur zu bearbeiten. Allein dazu sind andere Geisteskräfte nöthig, als der Verfasser der Atala aufbringen kann; der Mann, der sich gewachsen glaubt, die Pflichten eines solchen Unternehmens erfüllen zu können, muß nicht fühlen, wie ein Dichter; er muß auch urtheilen, wie ein Geschichtsforscher.

Die Normannen sind nach den Hellenen das glänzendste Volk (the most splendid people) in der Weltgeschichte.*) (!) Ihr Einfluß auf die Welt ist riesenhaft und bleibend gewesen. Sie haben die Aristokratie Europa's gebildet, und wir wundern uns über den Stolz nicht, mit welchem Viele bemüht sind, ihren Stammbaum auf den Boden einer so ruhmreichen Nation zu pflanzen. Sie gleichen den ältesten Hellenen an Thatendurst, Muth und in politischen Verfassungen; aber ihnen fehlt jenes wunderbare Gefühl für das Schöne, welches die Griechen so sehr von allen Völkern auszeichnet. Der erste Einfluß der Normänner auf unsere National-Poesie war dieser nicht günstig. Ihre Gesänge waren theils roh, theils unnatürlich. Die Eroberung durch Wilhelm hemmte plötzlich jeden Aufschwung der National-Literatur, deren Sprache sogar von den Normannen als barbarisch verspottet wurde. Alles nahm jetzt eine Normännisch-Französische Färbung und blieb so bis auf Chaucer (1328 geb.), der, obgleich Abkömmling eines Normannen, Höfling und Liebling der Großen, doch auf einmal der volksthümlichste Dichter wurde.

Die Angelsachsen, ein ruhiges und Ackerbau treibendes Volk, schienen einen besonderen Hang zur Natur und ihrer Beschreibung zu haben, einen Hang, der bis auf unsere Tage einen auffallenden Zug im Charakter der National-Poesie bildet. Vermöge ihrer Verfassung hatten die Sachsen auch ein starkes Volksgefühl, und früh schon strebten die Dichter in England, bei der großen Menge und nicht bei der Gunst einiger Mächtigen Eingang zu finden. Robert Mannyng, dessen Name den Sächsischen Ursprung andeutet, obgleich er allgemein unter dem Namen Robert de Brunne bekannt ist (er ist der erste bekannte Verskünstler des 14ten Jahrhunderts), erklärt, daß sein „Rhyming Chronicle" nicht für die Lerid (Gelehrten), sondern für die Lewed (Niedrigen) bestimmt sey.

Derselbe Umstand jedoch, der der aufkeimenden National-Literatur eine Zeitlang allerdings nicht förderlich war, hütete sie auf der anderen Seite vor der Gefahr, ins Stocken zu gerathen, und drückte ihr das Gepräge der bleibenden Eigenthümlichkeit auf. Weil sich die ersten rohen Minstrels an die gemeinen Leute wenden mußten, da die Vornehmen die Normannen oder Normännisch Gesinnten waren, sie nicht verstanden oder verstehen wollten; weil ihr Gesang auf den Straßen und öffentlichen Plätzen ertönen mußte, da ihnen Hof und Schlösser verschlossen waren, gerade deshalb, sagen wir, erhielt sich die Sächsische Eigenthümlichkeit fester in dem Kreise des niederen Volkes, wohin sie von der Französischen Sprache gedrängt wurde. Während nun Ritter und Edle auf die Madrigale der ausländischen Sänger mit Wohlgefallen hörten, bildete sich ungestört und allmälig der Volksgeist heran, der zwar Manches vom Hofton entlehnte, aber das Genommene erst verarbeitete und es sich anpaßte. So sehen wir Chaucer viel von Italien, Manches von den Normannen borgen, aber doch aus nationalen Verhältnissen seine Stoffe und Formen nehmen und sich an die Nation wenden. Dieser Dichter, der so nah dem Hofe stand und dennoch die Hofsprache der Englischen hintanstellte, gab der letzteren durch sein Beispiel eine Aufmunterung von unermeßlichen Folgen. Die „Canterbury Tales" und „Troilus and Cresside" begeisterten nicht bloß das besiegte Volk für seine geliebte Sprache, sondern diese wurde dadurch auch den Eroberern schätzbarer.

(Schluß folgt.)

*) Unser Kritiker weiß sich nicht derb genug über die Geschichtsunkunde Chateaubriand's lustig zu machen; und doch fällt die Beschuldigung durch die eben aufgestellte Behauptung auf den Ankläger selbst zurück. Hat er nie etwas von einem Volke gehört, das man unter dem Namen „Römer" kennt? hat er vergessen, daß der Glanz und die Größe der Araber es für Beleidigung halten müssen, mit der geborgten Politur der wilden Normannen verglichen zu werden?

Ein Besuch auf Sankt Helena.

Im Jahre 1826 war ich Schiffs-Chirurg auf dem „Tarn", einer Königlichen Korvette, die in der Rhede von Bourbon vor Anker lag, als wir von dem Gouverneur dieser Kolonie die Ordre bekamen, unsere Rückfahrt nach Frankreich anzutreten. Wir waren 1825 von Brest abgesegelt, um ein halbes Bataillon vom sechsten Regiment leichter Truppen nach Afrika zu transportiren.

Die Fahrt hatte ziemlich lang gedauert, war aber in ihrer Einförmigkeit durch zwei Landungen unterbrochen worden, die eine in St. Jago, der Hauptstadt der Inseln vom grünen Vorgebirge, die andere am Kap der guten Hoffnung; hier versorgten wir uns mit frischen Lebensmitteln, wodurch auch ein befriedigender Gesundheitszustand unter der Schiffsmannschaft und den zahlreichen Passagieren erhalten ward. Jetzt sollten wir wieder nach Frankreich zurück, ohne irgendwo anzulegen; wir sollten nur von fern vor den einzelnen Inselspitzen vorüberfahren, mit welchen die große Wasserwüste zwischen dem Indischen Ocean und den Fluthen der Manche besäet ist. Vor Allem aber mußten wir um das Cabo Tormentoso herum, eine Fahrt, die, zumal in solcher Jahreszeit, stets von den furchtbarsten Stürmen bedroht ist. Unsere Vorbereitungen zur Abreise waren getroffen, und den 26. Juni um fünf Uhr früh verließen wir die Rhede von Saint-Denis mit einem leichten Wind aus O. N. O. Noch an demselben Tage verloren wir die hohen Berge der Salazes mit ihrem immerfort brennenden Vulkan aus dem Gesicht, und bald schwammen wir einsam dahin in der weiten Unermeßlichkeit des Meeres. Vom Ostwind getrieben, durchschnitten wir den Wendekreis des Steinbocks, und statt der Atlantvögel mit silberglänzenden Flügeln bekamen wir Möwen und Albatrosse zu Gesellschaftern.

Wir näherten uns dem Kap der guten Hoffnung und erblickten den 6. Juli die westliche Spitze von Madagaskar; Alles ließ uns eine schnelle und glückliche Fahrt hoffen, da drehte sich auf einmal der Wind, gerade als wir uns auf der Nadelbank befanden, und sprang von O. nach N. W. Zwölf Tage lang blies er aus dieser Richtung mit der größten Heftigkeit, und unsere Korvette ward ein Spiel der thurmhohen Meereswogen, welche durch die Gewalt hartnäckiger Kapwinde, wie man sie nur in der Nähe der am weitesten in den Ocean ragenden Vorgebirgsspitzen antrifft, bis zu den Wolken emporstiegen. Nur schwer ertrug das Schiff diesen Stoß, und wir kamen nicht ohne Schaden davon; die Verdecklehnen wurden weggerissen, einzelne Stangen am Nothsteuer und am Bramsegel wurden zerbrochen, und wenn der Sturm nur noch einige Tage gedauert, hätten wir nach Mauritius segeln müssen, um daselbst den Schaden auszubessern. Endlich wandte sich der Wind wieder zurück nach O. und S. O., eben so schnell und plötzlich, wie vorhin nach N. W. So kamen wir um das Kap herum und schwammen von neuem auf dem Meer der Wendekreise. Den 4. August sahen wir Sankt Helena vor uns, und hier beschloß der Kommandant, vor Anker zu legen. Bald durchschnitten wir den Raum, der uns von der Insel trennte, und um sechs Uhr Abends fuhren wir in die Rhede von James-Town ein, wo sich ein Schiff der Ostindischen Compagnie und einige Kauffahrer befanden. Den anderen Morgen mit Sonnenaufgang feuerten wir einige Begrüßungsschüsse ab, welche die Forts der Insel uns erwiederten.

Im Ganzen bietet Sankt Helena keinen sehr reizenden Anblick; nur einige kleine Thäler, die von dürren Felsmassen rings eingeschlossen sind, erquicken durch ihr Grün; die Rhede der Insel im Nordwesten ist klein, aber sehr sicher und durch hohe Berge vor dem Wind geschützt.

James-Town liegt in einer tiefen Schlucht am Ufer des Meeres und wird von steilen Hügeln beherrscht, über die einige schmale und gefährliche Fußpfade hinführen, welche von den Engländern mit meisterhafter Kunst und Geduld in die Schlacken eingebauen sind; eine kleine Mauer läuft neben dem Wege hin, auf der Seite des Abgrundes, um vor jedem Unglücksfall zu schützen. Diese Höhen werden übrigens durch wohl versehene Forts vertheidigt. Die Stadt besteht aus einer größeren Straße, die eine Viertelmeile lang hinläuft, und aus kleinen Quergassen auf jeder Seite. Das Thor, welches dem Hafendamm am nächsten liegt, ist mit schönen Häusern und trefflichen Magazinen geschmückt, und eine sehr bequeme Landungstreppe führt vor das Magazin der Ostindischen Compagnie. Der höhere Theil der Stadt läuft etwas enger zusammen und hat auch niedrigere Häuser, die aus Lehm erbaut und mit Stroh bedeckt sind. Hier befinden sich die Gärten und Kasernen, in welchen ein von der Compagnie besoldetes Regiment einquartirt ist. Die Bevölkerung von James-Town beläuft sich auf 5—6000 Seelen, die Sklaven mitgerechnet, die zumeist von Malaischer und Chinesischer Race sind und die man an ihrer schwarzgelben Gesichtsfarbe und ihrer sonderbaren Kleidung leicht erkennen kann.

Gouverneur von Sankt Helena war damals der General Alexander Walker, der Nachfolger Hudson Lowe's. Wir bekamen ihn nicht zu sehen, weil er sich gerade in seinem Plantation house befand; seine artige Einladung dahin konnten wir nicht benutzen wegen unseres kurzen Aufenthalts im Hafen und weil wir noch schnell Longwood und das Grab des großen Generals besuchen mußten. Um zehn Uhr früh machten wir uns auf den Weg, in Gesellschaft einiger Kauffahrer-Capitaine und einer Englischen Dame aus Maurice, die den Abend vorher angekommen war; Herr Red, ein junger Infanterie-Lieutenant, wurde uns zur Begleitung mitgegeben. Wir folgten der Straße auf den Höhen zur Linken und gewahrten bald Balcomb's cottage vor uns, wo Napoleon die ersten vier Wochen nach seiner Ankunft auf der Insel zubrachte und zum letztenmal vor seinem Tode noch einige glückliche Tage genoß. Diese kleine Meierei liegt wirklich an einem reizenden Ort und besteht aus zwei abgesonderten Hauptgebäuden, die an dem Abhang eines kleinen von Gärten und Wiesen umringten Hügels erbaut sind. Wir erinnerten uns an die Beschreibung des Herrn von Las Cases in seinem Mémorial de Sainte-Hélène und erkannten das kleine Thürmchen, welches er über dem Zimmer des Kaisers bewohnte. In der Tiefe der Schlucht springt ein klares Wasser hervor, welches zu den Reizen des Ortes beiträgt und der Landschaft Leben und Bewegung giebt. Wie gern hätten wir nicht der Familie Balcombe unsere Aufwartung gemacht! Doch die Zeit drängte, wir setzten unsere Pferde in Schritt, um die Aussicht auf diese reizende Wohnung noch länger zu genießen. Bald verloren wir sie durch eine Krümmung des Weges aus dem Gesicht und erreichten den Ort, wo Napoleon begraben liegt. Es ist dies ein tiefes Thal, ungefähr eine halbe Meile von Longwood, wo der Kaiser gern einsam spazieren ging, wo er sich an einer kleinen Quelle hinsetzte, im Schatten einiger Trauerweiden, die, mit ihren zur Erde geneigten Zweigen den Wanderer bedeckend, ihn zu tiefer Schwermuth einzuladen scheinen. Dieses Thal heißt das Val de Sinn und bietet dem Auge höchst mannigfaltige, phantastische Eigenthümlichkeiten neben einander. Hier ungebeure Felsmassen, gleich ihnen zur Seite ein grüner Rasen, über welchen sich ein klares Gewässer hinschlängelt, und ringsherum das Pelargonium mit seiner feurigen Blumenkrone, in den schönsten Verschlingungen wuchernd. Dieses Geranium ist an diesem Ort in solchem Reichthum vorhanden, daß es fast dem ganzen Thal seinen Namen geben könnte.

Hierher ging der Kaiser gewöhnlich spazieren; sein Pferd ließ er in einem kleinen Hause, welches der Graf Bertrand lange bewohnt hat. Wie oft mag er, der so viele Kronen vertheilt und so lange der Gewalthaber der Europäischen Völker gewesen war, wie oft mag er hier einsam gestanden haben, in trauriges Sinnen versenkt, auf demselben Fleck, wo wir uns jetzt befanden, den wir ehrfurchtsvoll mit unseren Füßen betraten und wo jetzt seine sterbliche Hülle ruht! Er selbst hatte diesen Ort zu seiner letzten Wohnung bestimmt; dieselben Bäume, die ihn so oft im Leben gegen die brennende Gluth der tropischen Strahlen geschützt, sollten ihn auch nach seinem Tode überschatten; er wollte neben dem Bach, dessen reine Welle seinen Durst gestillt, den Schlaf der Ewigkeit schlafen. Wir tranken von diesem Wasser; ein alter Englischer Invalide, der mit dem Kaiser auf dem „Northumberland" nach der Insel gekommen und jetzt bei den Bäumen und dem Grabe zu wachen hat, brachte uns welches in demselben Becher, dessen sich Napoleon bedient hatte. Das Grabmal wird durch einen doppelten Umring geschützt; der eine ist von Holz und in Kreisform; an dem äußeren Umring wird das Auge durch kleine Hecken von Geranium angenehm erquickt. In der Mitte des Ganzen, welche auch am tiefsten liegt, befindet sich der Grabstein, der aus drei großen Stücken besteht und mit einem Gehäge von eisernen, graugefärbten Lanzen umgeben ist, von denen die, welche an den vier Ecken stehen, Todten-Urnen auf ihrer Spitze tragen. Keine Inschrift, kein Name, kein Wappen schmückt das Grab des großen Todten; nur die Trauerweiden bedecken es ganz mit ihren Zweigen. An dem ersten Umring steht ein Schilderhaus, in welchem sich ein Fremdenbuch befindet, wo die Reisenden ihre Namen und ihre Gedanken einschreiben können. Das Buch war natürlich ganz voll davon; besonders bewunderten wir einige Verse, die eine junge Dame aus Indien erst neulich bei einem Besuch auf der Insel eingeschrieben hatte.

Voll Schweigen und Andacht verließen wir das Thal des Grabes. Als wir über die Höhe schritten, wandten sich unsere Blicke noch einmal nach der Stätte hin; wir sagten dem Helden ein letztes Lebewohl.

Um Mittag waren wir nach Longwood zurückgekommen; dieser Punkt der Insel gehört der Ostindischen Compagnie, und verdankt seinen Namen einigen Alleen von Gummibäumen, Fichten und wilden Pfirsichbäumen, die sich ziemlich weithin erstrecken. Nach Osten zu hat man die Aussicht auf den Indischen Ocean; im Westen wird sie durch die Berge gehemmt. Man ist hier fast in einem fort in naßkalte Nebel eingehüllt; es scheint, als ob der Wind und die Dünste der Insel sich verschworen hätten, auf diesem steilen Plateau zusammenzukommen. Ringsherum ist Alles nackt und öde, traurig und unfruchtbar; auch die Vegetation nimmt schon einen halb alpenartigen Charakter an. Hier war der letzte Aufenthalt Napoleon's.

Man kömmt nach Longwood durch eine lange Allee von Gummibäumen mit dunklem, fast schwermüthigem Laube. Das Erste, was man zu thun hatten, war, die Gemächer zu besuchen, die der Kaiser bewohnt hatte. Sein Schlafgemach war jetzt in einen Stall verwandelt, wo sich vier stolze Pferde bäumten. Das Zimmer, in welchem er den Geist aufgegeben, diente jetzt zum Kornboden und war mit einer Mühle versehen; sein Arbeits-Kabinet endlich, das ehemals mit einem grünen Tapetenwerk geschmückt war, um das sich die Begeisterung der Reisenden bis auf den letzten Fetzen gestritten hat, schien mir noch das kahlste Stück in dieser ganzen elenden Baracke, die des großen Unglücklichen ist unwürdig war. Jetzt war auch dieses Zimmer von allem Schmuck entblößt, dafür aber reichlich mit Streu versehen. Hier hat Napoleon dem Herrn von Las Cases seine Memoiren diktirt, und ein kleiner Garten, den er selbst gepflegt haben soll, befindet sich unter den Seitenfenstern des Saals. Das Billard-Zimmer ist ganz zerstört; überhaupt scheint es, als wollten die Engländer das alte Longwood ganz in Trümmer fallen lassen. Desto mehr Werth legten sie auf das neue Haus, welches man für den Kaiser gebaut hatte, welches dieser nie bewohnen wollte und auch niemals bewohnt hat. Dieses letztere Gebäude ist wirklich sehr elegant gebaut und besteht nur aus einem Stockwerk zu ebener Erde. Das Getäfel darin ist von ausgesuchter Pracht, und drei große Säle laufen auf eine schöne Gallerie hinaus nach Osten zu. Dieses Haus ist auch weniger dem Winde ausgesetzt, als das alte Longwood.

Um ein Uhr verließen wir Longwood und eilten nach James-Town zurück, auf einem Wege, der dem vorigen gerade entgegengesetzt war. Ueberall bewunderten wir die Schönheit und Breite der Straßen, welche eine leichte Communication mit allen Theilen der Insel sichern, und wir mußten der Geschicklichkeit der Engländer Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche es sich noch an Orten, die uns fast unbewohnbar schienen würden, bequem zu machen wissen.

Die Insel St. Helena wurde 1502 entdeckt; es ist ein Felsen des Atlantischen Oceans, der aus dem Meer emporgestiegen und mehr als 300 Meilen von jeder Küste entfernt ist. Das Ganze besteht aus vulkanischen Kegeln, deren Abhänge man für den Ackerbau vortrefflich benutzt hat. Ueberall trafen wir sehr artige Meiereien von der schönsten Reinlichkeit und Ordnung.

Um vier Uhr bestiegen wir wieder unsere Kerwette, und wir schwammen hin nach unserem schönen Frankreich. (Fr. L.)

Mannigfaltiges.

— Prozesse der gräflichen Familie Solar. Der Pariser Gerichtshof hat ganz kürzlich erst einen Prozeß entschieden, in welchem noch ein Theil der in Kotzebue's Schauspiel „der Abbé de l'Epée" vorkommenden Personen eine Rolle spielt. Bekanntlich war es ein aus Philanthropie hervorgegangener Irrthum, den der edle Abbé beging, als er die Ansprüche eines in den Pariser Straßen aufgefundenen jungen Taubstummen auf die Erbschaft der Grafen von Solar in Toulouse verfolgte. Die Sache verhielt sich keineswegs wie in Kotzebue's Schauspiel. Der taubstumme junge Graf war wirklich, und zwar an den Pocken, in Bagnères gestorben, und Julius, der Zögling de l'Epée's, blieb ein Findling von wahrscheinlich niederer Herkunft. Herr Cazeaux aber, Haus-Intendant der Familie Solar, der, als Hofmeister des verstorbenen Knaben, der boshaftigen Tödtung desselben angeklagt und in Ketten nach Paris geschleppt worden war, wo er mehrere Jahre im Kerker hatte schmachten müssen, bevor die von dem Parlaments-Rath Avril gegen ihn geführte Anklage für nichtig befunden wurde, ward von dem Letzteren, der seine Härte gegen den Unschuldigen wieder gut machen wollte, an Sohnes Statt angenommen und heirathete bald darauf das Fräulein von Solar, die Schwester des verstorbenen jungen Grafen und die einzige Tochter der Gräfin von Solar, welche Letztere als Mitschuldige angeklagt und deren Vermögen bei dieser Gelegenheit zum Theil daraufgegangen war. Cazeaux und seine Frau sind vor einiger Zeit kinderlos gestorben, doch hinterließ er eine uneheliche Tochter, deren sich seine Frau mütterlich angenommen und der sie, da Madame Cazeaux später als ihr Gatte starb, ein ansehnliches Legat vermachte. Zum Universal-Erben hatte sie jedoch einen Verwandten des Solarschen Hauses, Herrn Daufiel, eingesetzt. Bald darauf trat indessen die Mutter der unehelichen Tochter Cazeaux's gegen den Universal-Erben mit einer Forderung von 24,000 Franken auf, die angeblich von einem Lotterie-Gewinne von 12,000 Fr. herrührten, die sie dem Herrn Cazeaux zinslos und mit der Bedingung überlassen haben wollte, daß sie oder ihre Tochter nach seinem Tode die Summe doppelt zurück erhalten würde. Zur Unterstützung dieses Anspruches ward eine Urkunde vom 8. September 1816 vorgelegt, kraft welcher der Gerichtshof von Corbeil den Herrn Daufiel zur Zahlung verurtheilte. In der letzten Instanz vor der cour royale von Paris ist jedoch jene Urkunde für eine zum Nachtheil des Erbschafts-Vertrages der Cazeaurschen Eheleute von dem Gatten einseitig ausgestellte Schenkungs-Akte erklärt und die Klägerin mit ihrer Forderung abgewiesen worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 47. Berlin, Donnerstag den 20. April 1837.

England.

Walter Scott's Kindheit und Knabenjahre.*)

Es geht jetzt ins fünfte Jahr, daß Sir Walter Scott gestorben ist. In seinem Testament hatte er seinen Schwiegersohn, Herrn Lockhart, beauftragt, der Welt die Geschichte seines Lebens zu erzählen; man wußte dies und erwartete daher, daß Herr Lockhart, nach der Sitte dieses büchersabrizirenden Jahrhunderts, seinen Artikel mit möglichster Eil an Markt bringen würde. Aber Herr Lockhart hatte, abgesehen von der Rücksicht auf seinen eigenen Ruf, eine heilige Pflicht gegen den großen Mann zu erfüllen, der ihm diese Aufgabe übertragen hatte. Daß er sich derselben mit Eifer unterzogen und sie des Gegenstandes und seiner selbst würdig ausgeführt hat, davon giebt das unter dem unten genannten Titel so eben erschienene Buch hinreichendes Zeugniß. Sir Walter Scott war nichts weniger als ein von der Welt abgeschieden lebender Literat, der dem Publikum nur durch die Erzeugnisse seiner Feder bekannt gewesen wäre. Er verkehrte mit Allem, was in der Literatur und Gesellschaft seiner Zeit groß und ausgezeichnet war. Um eine genügende Biographie von ihm zu schreiben, mußten Materialien aus tausend Quellen gesammelt werden, und die Mühe, eine solche Masse von Stoff zusammenzutragen, war noch das Wenigste; es bedurfte auch großer Geschicklichkeit und Einsicht, um daraus das Wesentlichste auszuziehen und gehörig zu verarbeiten. Besonders war Sir Walter Scott's Korrespondenz sehr ausgedehnt; Herr Lockhart verflicht dieselbe in seine Erzählung und bedient sich ihrer, um über jeden Abschnitt von Sir Walter's Leben ein helles Licht zu verbreiten.

Der vorliegend erste Band dieser Denkwürdigkeiten geht bis zum Jahre 1804, um welche Zeit Sir Walter Scott sich durch seinen „Gesang des letzten Minstrels" zuerst Berühmtheit erwarb. Er war im Jahre 1771 geboren und gelangte also erst in den Dreißigen zu einem literarischen Namen; indeß man ersieht aus Herrn Lockhart's Buche, daß diese dreißig Jahre dessenungeachtet sehr gehaltreich waren. Walter Scott's Kindheit, seine jugendlichen Studien und Beschäftigungen, so wie diejenigen vieler seiner jungen Freunde, die seitdem ebenfalls einen Ruf in der Welt erlangt haben, seine unvergottene Liebe, seine spätere glückliche Verheirathung und namentlich die Dämmerung seiner künftigen Größe bieten eine Reihe eben so bunter als anziehender Gemälde dar.

Den Anfang macht ein aus Walter Scott's eigener Feder geflossenes Fragment über seine Jugend, in Betreff dessen Herr Lockhart in seiner Vorrede bemerkt: „Dem letzten Willen Walter Scott's gehorchend, war ich in der Erzählung seiner Lebensgeschichte schon ziemlich vorgeschritten, als in einem alten Kabinet zu Abbotsford ein autobiographisches Fragment vorgefunden wurde, welches er im Jahre 1808 kurz nach Herausgabe seines „Marmion" verfaßt hatte. Dieser glückliche Zufall machte eine gänzliche Umgestaltung des von mir begonnenen Werkes nothwendig. So besteht nun das erste Kapitel der folgenden Denkwürdigkeiten aus dem Abbotsfordschen Fragment, welches einen klaren Abriß von seinem Jugendleben giebt, bis zum Anfange seiner Advokaten-Laufbahn im Juli 1792. Alle diesem Kapitel angehängte Noten rühren ebenfalls von ihm selbst her. Sie sind in einer vom Text sehr verschiedenen Handschrift geschrieben, und mehrere Umstände machen es wahrscheinlich, daß sie im Jahre 1826 hinzugefügt wurden. Es schien mir jedoch, daß des Verfassers Bescheidenheit ihn verhindert hatte, die Geschichte seiner Jugend mit so vollständiger Genauigkeit zu erzählen, daß sie dem Publikum genügen könnte. Deshalb arbeitete ich meine eigenen Sammlungen über den besagten Zeitraum um und gab das Wesentlichste davon in den fünf folgenden Kapiteln als Ergänzung zu seiner gar zu kurzen Selbstbiographie. Dies Verfahren war natürlich mit manchem Nachtheil verbunden, doch schien es mir bei weitem besser, als das kostbare Fragment in einem Anhange abdrucken zu lassen."

Diese Selbstbiographie, offenbar der interessanteste Theil des Werkes, beginnt mit folgender Einleitung: „Das gegenwärtige Jahrhundert zeigt eine große Begier, ja eine völlige Wuth nach Privatgeschichte und literarischen Anekdoten, die einem Manne, der einigermaßen die Aufmerksamkeit des Publikums erregt hat, ordentlich bange machen kann. Daß ich mehr als den mir zukommenden Antheil von Popularität erlangt, werden mir meine Zeitgenossen eben so gern zugeben, als ich bekenne, daß das Maß derselben nicht nur meine Hoffnungen, sondern auch meine Verdienste, ja selbst meine Wünsche übersteigen hat. Ich darf daher wohl ohne einen besonderen Grund von Eitelkeit vorweg ein paar der Hauptmomente (sie verdienen nicht den Namen Begebenheiten) eines sehr ruhigen und gleichförmigen Lebens aufzeichnen, damit, wenn mein literarischer Ruf mein irdisches Daseyn überlebt, das Publikum aus guter Quelle erfährt, was es von einem Individuum, das zu seiner Unterhaltung beigetragen hat, zu wissen berechtigt ist. Aus dem Leben mancher Dichter lassen sich ohne Zweifel wichtige moralische Lehren ziehen, und man wird wenig Predigten mit solchem Nutzen lesen, wie die Denkwürdigkeiten von Burns, Chatterton oder Savage. Wäre mir irgend etwas Eigenthümliches an meinem moralischen Charakter bekannt, was eine solche Darlegung nöthig oder nützlich machen könnte, ich würde eben so bereitwillig damit hervortreten, wie ich meinen Körper der Anatomie vermachen würde, wenn das Seciren desselben dazu dienen könnte, die Natur und die Heilungsart irgend einer besonderen Krankheit aufzudecken. Da aber meine Denk- und Handlungsweise so wie meine Stellung in der Gesellschaft sich schon lange befestigt hatten, ehe ich einen Ruf in der Poesie erlangte oder auch nur danach strebte, und da dieser, als ich ihn erlangt hatte, keine merkliche Veränderung in beiden hervorbrachte, so ist kaum zu erwarten, daß aus der genauen Entfaltung von Gebrechen, Thorheiten oder Fehlern, die sich weder der Zahl noch dem Grade nach bedeutend von denen anderer mir gleich gestellter Männer unterscheiden, viel Belehrung zu schöpfen seyn dürfte: Ich bin nicht mit den Talenten eines Burns oder Chatterton gesegnet und daher auch glücklicherweise dem Einfluß ihrer heftigen Leidenschaften entgangen, die durch das Ankämpfen ihrer Gefühle gegen die ungerechten Beschlüsse des Schicksals geweckt wurden. Indeß obgleich ich nicht von überwundenen Schwierigkeiten und nicht von Ausgleichung der Standesunterschiede durch die Macht des Genius sprechen kann, so werden doch vielleicht diejenigen, welche dereinst dies kleine Memoire lesen, manche Winke zu besserer Regelung ihres eigenen Gemüths oder zur Erziehung Anderer darin finden."

Der Dichter giebt nun zuerst seinen Stammbaum und eine Schilderung der bedeutendsten Mitglieder seiner Familie. „Jeder Schotte", sagt er, „hat einen Stammbaum. Dieser Vorzug ist von der Nation eben so untrennbar wie ihr Stolz und ihre Armuth. Ich bin weder von ausgezeichneter noch von gemeiner Herkunft. Nach den Vorurtheilen meines Landes bin ich adlig geboren, da ich, wenn auch entfernt, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite von alten Familien abstamme. Meines Vaters Großvater war der in Teviotdale unter dem Beinamen Beardie wohlbekannte Walter Scott. Er war der zweite Sohn Walter Scott's, des ersten Lairds von Raeburn, dritten Sohnes Sir William Scott's und Enkels Walter Scott's, der in der Tradition gewöhnlich der alte Watt von Harden heißt. Ich stamme daher in gerader Linie von jenem alten Häuptling ab, dessen Namen ich in manchem Liede habe erklingen lassen, und von seiner schönen Dame, der Blüthe von Yarrow, — keine schlechte Abkunft für einen Gränz-Minstrel. Beardie, mein Urgroßvater, führte seinen Beinamen von einem ehrwürdigen Barte, an den er weder Rasirmesser noch Scheere kommen ließ, zum Zeichen seiner Trauer über die Verbannung der Stuartschen Dynastie. Er hätte es nur mit seinem Eifer hierbei bewenden lassen sollen, aber er griff zu den Waffen und intriguirte zu ihren Gunsten, bis er Alles verloren hatte, was er auf der Welt besaß, und wie ich gehört habe, war er nahe daran, gehängt zu werden, hätte sich nicht die Herzogin Anna von Buccleuch und Monmouth für ihn verwendet. — — — Beardie war ein nicht ganz ungelehrter Mann und ein Freund des Dr. Pitcairn, welchem er wahrscheinlich um seiner politischen Gesinnung willen theuer war. Sie hatten einen Tory- oder Jakobiter-Klub in Edinburg, in welchem die Unterhaltung Lateinisch geführt wurde. Der alte Beardie hinterließ drei Söhne. Der Aelteste, Walter, hatte mehrere Kinder, von denen einige weibliche Nachkommen noch in Amerika leben. Der zweite Sohn, Robert Scott, war mein Großvater. Der dritte Sohn war William, Vater James Scott's, eines der ersten Ansiedler auf Prinz von Wales-Insel; er hatte auch außerdem noch eine zahlreiche Familie von Söhnen und Töchtern. Beardie's älterer Bruder, William Scott von Raeburn, mein Urgroßonkel, blieb, als er etwa einundzwanzig Jahr alt war, in einem Zweikampf mit Pringle von Crichton, Großvater des jetzigen Mark Pringle von Clifton. Sie schlugen sich mit Degen, nach dem damaligen Zeitgebrauch, auf einem Felde bei Selkirk, welches davon den Namen „Raeburnscher Wiesenplatz" erhielt. Pringle floh aus Schottland nach Spanien und war lange Zeit in der Berberei gefangen und Sklave. Beardie wurde daher Verweser von Raeburn, wie der alte Schottische Ausdruck war, das heißt Vormund seines unmündigen Neffen, Vaters des jetzigen Walter Scott von Raeburn."

„Mein Großvater sollte Seemann werden; da er aber auf seiner

*) Aus dem so eben erschienenen ersten Bande der von Lockhart herausgegebenen Memoirs of the life of Sir Walter Scott Bart. Vol. I. Edinburgh and London.

Probefahrt bei Dundee Schiffbruch litt, bekam er einen so herzlichen Widerwillen gegen dieses Element, daß er zu keinem zweiten Versuch zu bewegen war. Dies verunleinigte ihn mit seinem Vater, und dieser überließ ihn nun seinem eigenen Geschick. Robert war einer von den lebhaften Gemüthern, denen so etwas nicht zum Unglück gereicht. Er wurde auf der Stelle Whig und sagte sich von seines Vaters Politik und gelehrter Armuth los. Sein Verwandter, das Haupt der Familie, Herr Scott von Harden, gab ihm das Landgut Sandy-Knowe in Pacht, welches die Felsen umfaßt, in deren Mitte die Burg Smailholm oder Sandy-Knowe liegt. Er nahm zu seinem Schäfer einen alten Mann an, Namens Hogg, der ihm aus Achtung für seine Familie sehr gern seine ganze Ersparniß, ungefähr 30 Pfund, lieh, um sich in dem neuen Pachtgut einzurichten. Mit dieser Summe, die, wie es scheint, damals zu diesem Zweck hinreichte, machten sich Herr und Diener auf, um Schafe einzukaufen. Der alte Schäfer ging von Heerde zu Heerde, bis er eine recht gute herausgefunden hatte; dann suchte er seinen Herrn auf, um ihn zur Abschließung des Kaufs zu rufen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er diesen auf einem feurigen Renner herumgallopiren fand, für den derselbe sein ganzes Geld hingegeben hatte! Mose's Brillenkauf konnte der Familie des Vikar's von Wakefield nicht ärgerlicher seyn, als meines Großvaters Unbedachtsamkeit dem armen alten Schäfer. Die Sache ließ sich jedoch nicht mehr ändern, und so kehrten sie denn ohne Schafe zurück. Nach einigen Tagen begleitete jedoch mein Großvater, der einer der besten Jäger seiner Zeit war, John Scott von Harden's Jagdhunde auf diesem Pferde und machte solche Parade damit, daß dieser ihm den doppelten Preis dafür zahlte. Nun wurde die Meierei im Ernst versorgt, und der Rest der Laufbahn meines Großvaters war industriös und erfolgreich. Er war einer der Ersten, die den Viehhandel zwischen den Schottischen Hochlanden und den vornehmsten Englischen Grafschaften in Schwung brachten, der nachher eine so große Ausdehnung gewann, und er erwarb sich durch dies Geschäft ein bedeutendes Kapital. Mit einem lebhaften, munteren, feurigen und aufbrausenden Temperament verband er die strengste Rechtlichkeit und hatte sich durch seine Erfahrung in landwirthschaftlichen Angelegenheiten einen solchen Ruf erworben, daß man bei allen Streitfragen, die in der Nachbarschaft vorkamen, fast immer zu ihm seine Zuflucht nahm. Da seine Herkunft für adlig galt, so war ihm der Zutritt in die besten Zirkel der Grafschaft offen, und sein Talent in ländlichen Vergnügungen, besonders in denen der Jagd, machte ihn im freien Felde wie bei der Tafel zu einem angenehmen Gesellschafter."

„Walter Scott, mein Vater, wurde im Jahre 1729 geboren und zum Notar erzogen. Er war der älteste einer starken Familie, wovon ich mehrere mit aufrichtiger Dankbarkeit zu nennen Ursache habe. Mein Vater bot ein auffallendes Beispiel von einem Manne dar, der sich in einem Beruf auszeichnete, zu welchem die Natur ihn nicht besonders geschickt gemacht hatte. Er besaß zwar viel Geschäftssinn, aber in dem eigentlichen Wesen des Berufs, dem er sich gewidmet, in dem durchdringenden Scharfblick, der dazu gehört, um für sich und Andere einen guten Handel zu machen, in Benutzung der Gebrechen, Bedürfnisse, Launen und Thorheiten der Einen und in Durchschauung der Bosheit und Schelmerei der Anderen, hätte sich Onkel Toby selbst nicht simpler benehmen können, als mein Vater. Für seine Klienten war er von einem fast komischen Eifer beseelt; weit entfernt, die Pflichten seines Amtes gegen sie kalt zu erfüllen, dachte er für sie, war für ihre Ehre wie für seine eigene besorgt und setzte sich lieber der Gefahr aus, ihr Mißfallen zu erregen, als daß er etwas vernachlässigt hätte, wozu er sie für verpflichtet hielt. Handelte es sich um den Unterhalt einer alten Mutter oder Tante, so war er nur zu geneigt, von dem, was der junge Erbe ausschließlich zu seinem Vergnügen bestimmt hatte, für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Diese bereitwillige Ausübung von Pflichten, die, wie die Rechtsgelehrten uns sagen, bloß natürlich, nicht gesetzlich sind, mochte ihn wohl seinen Kunden schwerlich empfehlen. Dennoch hatte er während einer Periode seines Lebens eine sehr ausgebreitete Praxis, denn er verstand seine Geschäfte aus dem Grunde."

„Von Gestalt und Antlitz war er ungemein hübsch, mit einem Ausdruck von Milde, der nicht betrog; seine Manieren hatten etwas Förmlichtes, doch besaß er eine Fülle echter Herzensgüte, besonders wenn er die Pflichten der Gastfreundschaft ausübte. Seine Lebensweise war im Allgemeinen nicht nur mäßig, sondern streng enthaltsam; bei festlichen Gelegenheiten aber gab es Wenige, die ein bescheidenes Glas Wein so außerordentlich erheiterte. Seine Religion, der er mit aufrichtiger Frömmigkeit anhing, war der strengste Kalvinismus und sein Lieblingsstudium die Kirchengeschichte. Ich glaube, der gute alte Mann mag oft in die Folianten von Knox und Spottiswoode vergraben gewesen seyn, wenn man wähnte, er sitze, in juristische Forschungen vertieft, auf seinem einsamen Zimmer. In seinen politischen Grundsätzen war er ein unerschütterlicher Freiheitsfreund, jedoch mit einer überwiegenden Vorliebe für den monarchischen Theil unserer Verfassung, den er in seinen letzten Lebensjahren für besonders gefährdet hielt. Er theilte viele der alten Schottischen Vorurtheile in Ansehung der Formen bei Hochzeiten, Taufen, Begräbnissen und dergleichen, und es peinigte ihn jedesmal, wenn bei solchen Gelegenheiten irgend eine Etikette vernachlässigt wurde. Da er nur eine beschränkte Erziehung genossen hatte, so konnte man von ihm keine große Gelehrsamkeit erwarten, doch verbrachte er sein geschäftiges Leben nicht ohne Beobachtung, und seine Bemerkungen über Zeiten und Sitten verriethen oft mächtige Züge einer praktischen, wenn auch nicht schulgerechten Philosophie."

Sir Walter Scott's älterer Bruder Robert war Marine-Capitain und starb in Diensten der Ostindischen Compagnie, ein Opfer des Klima's. Seine Schwester Anna raffte der Tod schon sehr frühzeitig hinweg. Von Sir Walter's Onkel, Thomas Scott, der im Jahre 1823 starb, giebt uns Herr Lockhart in einem späteren Kapitel folgende Skizze: „Ich besuchte diesen alten Mann zwei Jahre vor seinem Tode in Gesellschaft Sir Walter's, und fand in ihm die ehrwürdigste Gestalt die jemals meine Augen erblickt hatten; von hohem Wuchs und gerade Haltung, mit langen wallenden Locken vom schönsten Silberweiß, die Strümpfe über die Kniee heraufgezogen, in der Mode um drei Generationen zurück, saß er da, ohne Brille in der Bibel lesend, und merkte es gar nicht, daß Jemand ins Zimmer getreten war; als er aber seines Neffen gewahrte, stand er mit herzlicher Freude auf, küßte ihm beide Wangen und sagte: „Gott segne Dich, mein Walter, Du bist ein großer Mann geworden, aber Du hast stets Dein gutes Herz bewahrt."

In dem Memoire folgt nun eine sehr interessante Schilderung von Walter Scotts's Kinderjahren und frühen Leiden. „Nachdem ich", sagt der Verfasser, „so viel von meiner Familie vorangeschickt, kehre ich zu meiner eigenen Geschichte zurück. Ich wurde, glaube ich, am 15. August 1771 in einem meinem Vater gehörenden Hause geboren, welches man nachher nebst anderen niederriß, um für die nördliche Front des neuen Kollegiums Platz zu gewinnen. Ich war ein sehr gesundes Kind, aber ich wäre fast gestorben, weil meine erste Amme an der Auszehrung litt, was sie verheimlichte, obgleich sie dadurch sich und mich hätte morden können. Sie ging im Stillen zum Dr. Black, dem berühmten Professor der Chemie, um ihn zu konsultiren, und dieser warnte meinen Vater. Das Weib wurde nun entlassen, und ich erhielt eine gesunde Bäuerin zur Amme, die noch lebt und sich etwas darauf zu Gute thut, daß ihr Jüngchen, wie sie sagt, ein großer Herr geworden. Bis zum achtzehnten Monat, schien ich ein ganz gesundes und kräftiges Kind; um diese Zeit aber wollte ich mich eines Abends, wie man mir oft erzählt, gar nicht nehmen und zu Bett bringen lassen, und erst nach einigem Umherjagen im Zimmer wurde ich ergriffen und nicht ohne Mühe zum Schlafen gebracht. Es war das letztemal, daß ich solche mutwillige Lebendigkeit zeigte. Am anderen Morgen hatte ich das Fieber, was oft den Durchbruch der größeren Zähne begleitet. Ich behielt es drei Tage lang. Am vierten, als ich, wie gewöhnlich, gebadet werden sollte, entdeckte man, daß ich den Gebrauch meines rechten Beins verloren hatte. Mein Großvater, ein ausgezeichneter Anatom und Arzt, der verstorbene würdige Alexander Wood und viele andere angesehene Mitglieder der medizinischen Fakultät wurden zu Rathe gezogen. Es zeigte sich weder eine Verrenkung noch eine Verstauchung; Zugpflaster und andere örtliche Hülfsmittel wurden angewandt, aber vergebens. Alle die Bemühungen ordentlicher Aerzte ohne den geringsten Erfolg erschöpft waren, haschten meine bekümmerten Aeltern mehrere Jahre lang eifrig nach jeder Aussicht auf Heilung, die ihnen von Empirikern oder alten Frauen und Herren dargeboten wurde; manche von den Mitteln, die diese anempfahlen und von denen sie sichere Genesung versprachen, waren ziemlich seltsamer Art. Vor Allem aber folgte man dem Rath meines Großvaters, Dr. Rutherford, daß man mich aufs Land schicken solle, um zu sehen, ob ich mich in der freien Natur und frischer Luft nicht erholen würde, und ehe ich noch denken kann, finde ich mich in Folge dieses freundlichen Raths, als Bewohner des Pächterhauses zu Sandy-Knowe."

„Eine wunderliche Geschichte verdient hier erwähnt zu werden. Meine Mutter hatte eine Magd mit mir geschickt, um mich zu beaufsichtigen, damit ich der Familie nicht zu beschwerlich werden möchte. Aber das Frauenzimmer, dem dieser wichtige Auftrag zu Theil geworden, hatte sein Herz bei einem wilden Burschen zurückgelassen, der wahrscheinlich dem Mädchen mehr versprochen, als er zu halten Willens war. Sie bekam nun eine gewaltige Sehnsucht, nach Edinburg zurückzukehren, und da meine Mutter darauf bestand, daß sie bei mir bleiben solle, so faßte sie einen Haß gegen mich, weil sie mich als die Ursache ihres Aufenthalts in Sandy-Knowe betrachtete. Dies Gefühl muß zu einer völligen Raserei bei ihr gestiegen seyn, denn sie gestand der alten Alison Wilson, der Wirthschafterin, daß sie der Teufel versucht habe, mich nach den Felsen hinaufzutragen, um mir dort mit ihrer Scheere den Hals abzuschneiden und mich im Meer zu begraben. Alison nahm mich darauf sogleich unter ihre Obhut und sorgte dafür, daß ihre Vertraute hinsichtlich meiner in keine Versuchung mehr geführt wurde. Letztere erhielt natürlich ihren Abschied, und ich habe gehört, daß sie nachher wahnsinnig geworden ist."

„Hier in Sandy-Knowe, dem Wohnsitz meines Großvaters mütterlicher Seite, erwachte, wie ich schon gesagt habe, zuerst mein Bewußtseyn, und ich kann mich noch deutlich einer sonderbaren Situation erinnern, in der ich mich zuweilen befand. Unter den seltsamen Mitteln nämlich, die man zur Heilung meiner Lahmheit empfehlen hörte, war auch das, mich, so oft ein Schaf für den Bedarf der Familie geschlachtet würde, auszuziehen und in die warme Haut, so wie sie von dem Körper des Thieres abgestreift war, einzuwickeln. In dieser tartarischen Kleidung lag ich dann, wie mir noch sehr wohl erinnerlich ist, auf dem Dielen des kleinen Gesellschaftzimmers im Pächterhause, während mein Großvater, ein ehrwürdiger Greis mit weißem Haar, alles Mögliche anwandte, um mich zum Kriechen anzutreiben. Dies muß ungefähr in meinem dritten Jahre gewesen seyn, da mein Großvater kurz nach dieser Zeit starb."

„Meine Großmutter führte die Wirthschaft auf dem Gute noch einige Jahre fort, unter dem Beistande des zweiten Bruders meines Vaters, Herrn Thomas Scott, der zu Crailing wohnte, wo er Factor oder Verwalter des Herrn Scott von Danesfield, damaligen Eigenthümers dieses Landguts, war. Es wüthete damals gerade der Amerikanische Krieg, und ich erinnere mich, wie sehnlich ich immer meines Onkels wöchentlichem Besuch entgegenharrte (denn auf anderem Wege erfuhren wir keine Neuigkeiten), um zu hören, ob Washington geschlagen sey, gegen den ich einen tiefen persönlichen Widerwillen hegte. Ich weiß nicht, welchen Zusammenhang dies mit einer heftigen Vorliebe für die Stuartsche Familie hatte, die mir ursprünglich durch die Gesänge und Erzählungen der Jakobiten eingeflößt wurde. Diese letztere politische Neigung ward in mir sehr bestärkt, als ich von den Grausamkeiten hörte, die bei den Hinrichtungen zu Carlisle und in den

Hochlanden nach der Schlacht bei Culloden verübt worden waren. Ein paar weitläufige Verwandte unserer eigenen Familie waren bei dieser Gelegenheit gefallen, und ich kann mich erinnern, daß ich den Namen Cumberland mit mehr als kindischem Haß verabscheute. Herr Curle, Pächter von Yethyre, der Mann einer meiner Tanten, war bei jenen Hinrichtungen gegenwärtig gewesen, und von ihm hörte ich vermuthlich zuerst diese tragischen Geschichten, die einen so tiefen Eindruck auf mich machten. Die Kenntniß der Lokalitäten, die wohl einigen Antheil an der Entwickelung meines späteren Geschmacks und meiner Lieblingsbeschäftigungen hatte, schöpfte ich aus den alten Liedern und Erzählungen, mit denen sich damals die Familien auf dem Lande in ihrer Zurückgezogenheit am liebsten unterhielten. Meine Großmutter, in deren Jugend die alten Gränzverheerungen noch in frischem Gedächtniß waren, pflegte mir manche Geschichte von Watt von Harden, Wight Willie von Likwood und anderen Helden zu erzählen — lauter lustige Leute von dem Schlage und Beruf Robin Hood's und des kleinen John. Ein neuerer, aber nicht minder ausgezeichneter Held war der gefeierte Diel von Littledean, dessen sie sich noch wohl erinnerte, da er ihrer Mutter Schwester geheirathet hatte. Von diesem merkwürdigen Manne hörte ich manche ernste und heitere, komische und kriegerische Geschichte. Zwei oder drei alte Bücher, die in dem Fenstertritt lagen, studirte ich in den langweiligen Wintertagen zu meiner Unterhaltung. Automathes und Ramsay's Theetisch-Miscellen waren meine Lieblingslektüre; in späterer Zeit aber fesselte mich besonders auch ein kurioses Buch von des Josephus Kriegen der Juden."

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

History of the Indian tribes of North-America. (Geschichte der Indianer-Stämme Nord-Amerikas, nebst biographischen Skizzen und Anekdoten von den vornehmsten Häuptlingen.) Mit 120 Portraits. Von Th. L. Mackennev. Erster Band.

Highland rambles. (Hochländische Sagen und Ausflüge.) Von Sir T. D. Lauder. 2 Bde. 21 Sh.

A treatise on magnetism. (Ueber Magnetismus.) Von Sir D. Brewster. 6 Sh.

Self-formation. (Ueber Selbstbildung.) Von einem Gelehrten. 2 Bde. 16 Sh.

Modern India. (Indien in neuerer Zeit.) Von H. H. Spry. 2 Bde. 12 Sh.

Frankreich.

Chateaubriand vor dem Richterstuhle der Engl. Kritik.

(Schluß.)

Chaucer schrieb für das Volk, aber im Stile eines Vornehmen; dadurch machte er den Anglo-Normannischen Geist populairer und verfeinerte den Angelsächsischen. Er hat eine leidenschaftliche Liebe für die Natur, und seine genauen Beschreibungen sind sehr verschieden von den Hirtengedichten der Trouvères und Troubadours. Er hat auch große Kraft und ein beobachtendes Auge für Unterscheidung und Schilderung der Charaktere. Chaucer's Verhältniß zu Boccacio ist wie das Verhältniß Virgil's zu Homer, und gleich diesem führte Chaucer zum Drama. Ein Freund Wicliff's und seiner Sätze, mußte er natürlich der Verspotter des Klerus seyn, dessen Schwächen er übrigens durch Umgang und Stellung genauer als jeder Andere kannte. Die Mischung des Humoristischen mit dem Pathetischen, des Feierlichen mit dem Komischen ist eine hervorstechende Eigenthümlichkeit bei ihm; und durch sie ist er der Vater unseres Drama's geworden. In diesem Zweig der Poesie, der mit der Erzählung so eng verbunden ist, steht man am deutlichsten jene Mischungdes Ernsten und Humoristischen, welche Chaucer auszeichnet.

Von Chaucer bis Surrey tritt eine Sterilität des Geistes ein, deren Ursache bis jetzt noch nicht genügend erklärt worden. Der treffliche Campbell in seinen Specimens of English Poetry (vol. I, p. 80) sagt, daß der damals geführte Bürgerkrieg den Volksgeist brutalisirt habe, daß der Reichthum für den Krieg und nicht für die Belohnung der Dichter in Anspruch genommen werden mußte. Sehr wahr! Allein die Poesie bedarf nicht unbedingt des Reichthums und den Schutz der Großen, auch ist der Bürgerkrieg, als solcher, kein Element, in welchem die Stimme der Sirene von dem Toben der Wellen umher unterdrückt wird.*) Es fehlte in der That auch nicht an Poeten; der fleißige Rislon zählt deren nicht weniger als siebzig auf; aber es ist auch nichts weiter als ihr Name auf uns gekommen. Die Frage ist demnach mehr, warum gab es keinen großen, als warum gab es keine Dichter? Wenn wir zugeben, daß der Bürgerkrieg Mitschuldiger dieser Erscheinung war, so darf man doch nicht vergessen, daß die Streitigkeiten innerhalb der Religion durch Wicliff und der Umstand, daß die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden und in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts noch nicht überall angewendet wurde, viel dazu beigetragen haben.

Inzwischen war die Sprache in ihrer Ausbildung nicht ganz gehemmt. Lydgate und andere geringere Schüler Chaucer's reichten hin, beim Volke einen gewissen Geschmack für die Aeußerlichkeiten der Poesie aufrecht zu erhalten. Bei der Rückkehr des Friedens, unter dem ersten Tudor (Heinrich VII.), der den Pomp Heinrich's VIII. vorbereitete, war Alles ganz anders. Die Mittelklasse hatte sich durch die Unruhen und gegenseitige Schwächung der Aristokratie hindurchgewunden, gestärkt und Anerkennung erzwungen, während der Hof aus Vornehmen bestand, die durch die lange Uebung des Kriegs-Handwerks die Pflege der Kunst verlernten. Die eben erfundene Buchdruckerkunst gab dem Volke viele alte Schätze wieder, die zu Mustern dienen konnten. Und so sehen wir unter diesem König plötzlich die zwei scharf getrennten Ströme der Dichtkunst wieder hervorbrechen, die ehemals Volk und Hof theilten; es gab jetzt eine entschiedene Hof-Poesie und eine entschiedene Volks-Poesie. Skelton goß seine unbändigen Späße durch ein einfaches Englisch übers Volk gegen Wolsey. Eben so roh und einfach war Heywood, der Epigrammen-Dichter, dessen plebejische Muse sogar für hoffähig erklärt wurde, da Heinrich VIII. keine übertriebene Forderungen als Kritiker machte. Auf der anderen Seite stand Sir Thomas Wyatt, der politische und harmonische Lehrdichter, und Surrey, der Italiänische Weichheit mit Italiänischer Weichlichkeit vereinigte.

Auf diese Weise flossen die zwei Kanäle von verschiedenen Quellen in paralleler Richtung fort. Die Knittelverse (doggrel) Skelton's pflanzten sich auf Butler fort; und die gezierten Einfälle Surrey's tauchten in den gelehrten Künsteleien Cowley's wieder auf. Die Bühne endlich nahm beide Ströme auf, da sie für eine kräftige und leidenschaftliche Volksmenge, wie für einen lakirten, steifen Adel, ein gemeinschaftlicher Boden des Vergnügens wurde. Die gezwungenen Gedanken Surrey's und der Sonnetten-Dichter reihten zu der materischen und metaphorischen Pracht in Shakespeare's Dialog, während die einfach markirte Individualität Chaucer's in die reichen metaphysischen Unterscheidungen der Charaktere Shakespeare's überging. Fast alle übrige dichterische Erzeugnisse aus der glänzenden Zeit Elisabeth's und Jakob's I. waren eine dem Volke unzugängliche Quelle; es war nur eine Literatur der Weisen, Staatsmänner, Gelehrten und Dichter. Die großen gesellschaftlichen Unterscheidungen waren damals noch viel strenger; das Volk war nicht fähig, die Literatur zu genießen, und selbst in den Zeiten der Republik und in dem Munde Milton's, des berühmten Kämpen für das Volk, hörte man die Volkssache in einer Sprache vertheidigen, die nur Wenigen zugänglich war. Aber das Drama öffnete sein Zauberland für Alle und trug vielleicht mehr als alles Andere dazu bei, die Einbildungskraft des Volkes zu wecken und seine Gedanken zu schärfen; es verband die Poesie mit der Prosa, und wie in Griechenland vorzüglich und vielen anderen Ländern, ging es der gebildeten und künstlerischen Prosa voraus. Es war die Brücke, über welche der Gedanke und die Phantasie, bisher nur durch den Vers gehört, in ein neues Land übergingen.

Ehe wir unseren Weg in der Literaturgeschichte fortsetzen, müssen wir einen Augenblick bei der Reformation und ihren Folgen auf die Bildung der Sprache ausruhen. Chateaubriand spricht als Katholik sehr verständig und gemäßigt über die Grundsätze der Reformation, aber er verkennt die wunderbare Gewalt, welche diese große Begebenheit dem durch sie befreiten Geist eingehaucht hat. Er will seinen Lesern einreden, die katholische Religion wäre höchst volksthümlich gewesen, da sie aufgebaut und fest in den Gefühlen der Nationen war; die Reformation aber wäre das Werk der Fürsten und Edelleute gewesen. Diese Behauptung zu widerlegen, verbietet der Zweck und der Zusammenhang unserer literär-historischen Betrachtungen; auch glauben wir nicht, daß Ch. mit vollem Ernst und gebührender Ueberlegung eine Behauptung aufgestellt hätte, die seinen Einsichten in die Religionsgeschichte sehr wenig Lob verschaffen würde; wir sprechen hier nur deshalb von der Reformation, weil von ihr auch ein wichtiges Resultat für die Literatur ausging. Wir meinen die Uebersetzung der heiligen Schrift. Diese Uebersetzung brachte die verschiedenen Stände in enge Berührung; sie bildete die lieblich grüne Oase in der wüsten Literatur, auf welcher alle Geister, die subtilen und die einfachen, die ungelehrten und gelehrten zusammentrafen, wie an einer gemeinschaftlichen Quelle der Belehrung, der Hoffnung und des Trostes.

Die wohlthätige Wirkung der Kirchenverbesserung auf die Literatur fand noch nicht gleich in der Erziehung des Volks empfänglichen Boden genug. Die Masse der Nation war noch vernachlässigt, sich mit bloßen Anfängen der Erkenntniß abspeisen lassen zu müssen, wogegen wieder ein kleinerer Theil sich in die subtilen Grübeleien der Schule verlor; und so mußten noch Generationen dahingehen, ehe das Publikum ein vereinigtes Auditorium für seine Literaten bildete. Selbst noch nach der Restauration Karl's II. gab es in England eine Palast-Literatur, die dem Volke fremd war oder doch wenigstens nicht zusagte. Während Cowley neue Arten von Uebertreibungen und Grillen in die Poesie brachte, fuhr Herrick fort, alte Romanzen auffleben zu lassen. Es war ein Kampf zwischen den Affectationen einer alten Schule, die vom Italiänischen Geiste durchdrungen war, und einer neuen Schule, die sich mehr der modernen Prosa der Franzosen hingab. Letztere bekam durch die männliche Gewalt Dryden's endlich die Oberhand; und dieser große Schriftsteller war es, der zuerst den Nationalgeist mit dem Geschmacke der Großen in sich vereinigte und beide repräsentirte. Seine Mährchen und Satiren waren Dichtungen für die Nation, während seine auf Stelzen gehenden Tragödien und seine Lustspiele der Ausdruck eines ungezügelten Hofes waren. Doch war der beliebteste Schriftsteller in Prosa unter der Regierung Karl's II. Bunyan, der die erhabensten Gedanken der Religion in einfache Sprache einzukleiden und die lebhafteste Einbildungskraft auf die Ebene des gesunden Menschenverstandes zu bringen wußte.

Unter der Königin Anna erst wurde die fashionable Literatur mit der populairen vollständig vereinigt. Addison bewirkte dieses, indem er, wie sich ein großer Kritiker ausdrückt, in seinem „Spectator" die Philosophie von der Klause des Gelehrten nahm und sie in den Gesichtskreis der verständigen Laien brachte. Hierdurch entschädigte er reichlich für das Aergerniß, das er den Dichtern und Gelehrten der Stuartischen Zeit durch manche Verstöße gegen Großartigkeit und vermeintlichen Wohlklang unserer Sprache gab. Er hatte die gewandtesten und glück-

*) Hätte Chateaubriand dieses gesagt, so hätte ihn der Englische Kritiker einen Phrasenmacher gescholten: und doch ist diese Sirenen-Phrase so hohl, wie nur je eine wässerige Nymphe gesungen hat. Allerdings ist der Krieg im Allgemeinen dem Fortgang der Poesie hinderlich, und besonders Bürgerkrieg, und zwar in England, wo Alles von jeher Partei war. In solchen Zeiten machen die guten Köpfe mit mehr Glück sich an die Politik; das Publikum führt dann entweder selbst den Krieg, oder es hört lieber vom Zustande der Begebenheiten der ernsten Wirklichkeit erzählen, als von den Träumen der Dichtung, so schön sie auch seyn mögen.

lichsten Mitstreiter, denn ihm folgten schnell Steele, Swift und Pope, deren Schönheiten ein Gemeingut für Hofleute und Bürger wurden. Dies ist aber auch das hauptsächlichste Verdienst der Schriftsteller aus der Regierungs-Zeit Anna's; man würde es sehr überschätzen, wenn man sie hinsichtlich der Korrektheit und Schönheit des Ausdrucks für bessere Muster, als Shakespeare und Bacon, als Browne, Butler und Herrick hielte. Fielding und Richardson öffneten wieder einen neuen Schacht, indem sie die grämlichen Ritterromane, die Clelia's und Cassandra's zum Standpunkte des Dramas erhoben, ja noch höher, weil sie die Leidenschaften, die Launen, die Sitten und Lächerlichkeiten der Menge vertraulicher, genauer noch malen konnten, als die Bühne. Unsere Poesie, die in der letzten Zeit kindisch geworden war, erstand wieder zu neuer Kraft durch die Anwendung der antiquarischen Forschungen auf die Belebung des Dichtergeistes. Percy's Balladen zeigten, daß in den alten Adern der Englischen Literatur noch gesunderes und echteres Blut fließe, als in der poetischen Ader vieler Neueren. Gray sühnte die Schuld seines falschen Glanzes durch die Natur und Liebenswürdigkeit in der Auswahl seiner Gegenstände und durch tiefes Gefühl und Anschauung.*) Goldsmith, vielleicht das größte und vielseitigste Genie seiner Zeit, erschien; Johnson stellte Alles lichtvoll und allgemein verständlich dar, so sehr er auch dem guten Geschmacke durch seinen Einfluß schadete, und wirkte glücklich in dem Sinne Addison's fort. So wie die Poesie sich von den Grillen der Akademie und den Launen des Hofes emanzipirte, so that's auch jetzt die Prosa. Lord Chatham hatte manchen edlen Vorläufer, bis er mit dem Donner seiner Stimme die literarische Luft von den noch übrigen verpesteten Theilen reinigte; ihm folgte Sheridan mit seinem Witz und seiner Phantasie; sein Beispiel rief die kräftige Beredsamkeit der „Briefe des Junius", die Wohlredenheit eines Burke, die Majestät eines Pitt hervor und wurde vervollkommnet durch die lebendigen und kräftigen Gewalten eines Fox, der die strenge Logik der Schule mit der Männlichkeit und dem Feuer eines echten Britischen Geistes in sich verband.

In der letzten Periode des vorigen Jahrhunderts blühten zwei Dichter von sehr verschiedenen Gaben und Richtungen; aber darin waren sie gleich, daß Beide zu vorzüglichen Volks-Dichtern geboren waren. Wir meinen Cowper und Burns. Der Erste schaffte sich einen großen Kreis von Lesern, aber wir zweifeln, ob alle von rein-poetischem Geschmacke waren; Burns hingegen machte nicht nur großen Eindruck auf einen weiten Kreis von Lesern, sondern auch auf den kleineren Kreis von Dichtern, und zwar auf die Zeitgenossen, wie auf die nachfolgende Generation. Wir haben uns zwar vorgesetzt, über das fruchtbare Feld der Schottischen Poesie nichts zu sagen, indessen können wir nicht ganz schweigend vor Burns vorbeigehen, dessen Einfluß noch jetzt überall athmet und belebt. In der Philosophie des Wordsworth, in der glorreichen Lyrik Campbell's und in den vaterländischen Melodieen Moore's finden wir den Geist Burns'. Und von diesem Manne sagt Herr v. Chateaubriand: „Er habe einige Trinklieder mit Humor geschrieben, ohne die Eleganz Beraugiers' zu besitzen!"

Ohne auf die neueste Literatur weiter einzugehen, glauben wir, aus der Englischen Literatur so viel herausgehoben zu haben, daß es wenigstens den Gesichtspunkt bestimmen kann, von welchem aus die Geschichte dieser Literatur betrachtet werden sollte. Chateaubriand hat diesen Punkt wenig ins Auge gefaßt, und wir wünschten auch das Interesse eines ernsteren, tiefer eindringenderen Forschers für ein solches Unternehmen. Wir wünschten auch, wenn es uns der begränzte Raum gestatten würde, mit mehr oder minder Ausführlichkeit die Charakteristik derjenigen Schriftsteller zu geben, welche Ch. aus seiner Liste gänzlich wegließ. Wir hätten auch gern ein Wörtchen mit ihm über die großen Reformatoren in England und auf dem Kontinent gesprochen, von denen er ausruft: „Und was haben diejenigen (die Reformatoren), die so viel von dem abzuwerfenden Joch der Barbarei sprachen, denn geschaffen? Sie mögen hinsehen auf die Ruinen, die sie geschaffen, in deren Mitte sie einige Gärten gepflanzt und einige Werkstätten gegründet haben!" Wir haben keine Lust, Zänkereien zwischen verschiedenen Religions-Parteien anzufachen. Aber wir dürfen getrost das protestantische Deutschland und das protestantische England dem so sehr katholischen Italien und dem allerkatholischsten Spanien gegenüberstellen und fragen, wo höhere Bildung, höhere Wissenschaft, höhere Sittlichkeit und höhere Weisheit ist? Ch. weist mit triumphirendem Blick auf die Künste im Mittelalter in Italien, deren Flor und Pflege er dem Einflusse der Römischen Kirche beimißt; allein ein protestantischer Geschichtsforscher wird ihm antworten können, daß es nicht die Kirche war, welche den Künsten emporhalf, sondern die mehr oder minder demokratischen Regierungen, nach deren Sturz auch die Blüthe der Kunst wieder fiel, obgleich die Religion noch dieselbe blieb. Und warum herrschte der Kunstsinn am feinsten zu Florenz, wo der Papst wenig zu sagen hatte, und nicht zu Rom selbst? Und warum brachte diese Residenz der Kirche keinen einzigen großen Mann hervor, außer Cola di Rienzi? Und haben die verworfenen Großen Roms mit ihren feigen Meuchelmördern an diesem Rienzi nicht bewiesen, wie verhaßt Geistesgröße und wie unerträglich höhere Bildung ihnen ist?,**)

*) Die „Elegie auf einem ländlichen Kirchhofe" von Gray ist gewiß vielen unserer Deutschen Leser durch Uebersetzungen von Gotter, Rosegarten, Stume oder sonstig andere gute und schlechte Uebersetzungen bekannt. Schwerlich aber wurde selbst Ruckert den melodischen Silbenfall, die rührenden Töne und die zarte Stimmung des Originals vollkommen wiedergeben können. Jeder gebildete Engländer weiß diese herrliche Elegie wie sein Vaterunser auswendig; und der Kuhreigen kann auf den Schweizer im Auslande nicht ergreifender wirken, als die plötzlich angestimmte Elegy in a Country Churchyard auf das Gemüth eines Briten, der sich in der Fremde befindet.

**) Dieses Urtheil über Rienzi hat Bulwer in seinem vielgelesenen Rienzi the last of the tribunes glänzend bestätigt. Bulwer's Roman hat

Indem wir jetzt Herrn von Chateaubriand verlassen, zweifeln wir daß uns seine zahlreichen Bewunderer für das, was wir über ihn gesagt haben, großen Dank zuerkennen werden; zweifeln aber auch, ob seine neue zahlreicheren Gegner befriedigt seyn werden. Wir haben uns bemüht über ihn ohne Vorurtheil zu urtheilen und ihn ohne Leidenschaft zu betrachten. Uebrigens glauben wir aufrichtig, daß, wenn die Nachwelt über ihn zu Gericht sitzen wird, sie seinen persönlichen Charakter sehr oft zum Schlüssel für den Charakter seiner Schriften wird nehmen müssen, und daß er, welche Stellung er als Schriftsteller auch einnehmen mag, zu entfernten Geschlechtern hinabsteigen wird als ein anziehender und redlicher Schriftsteller und Staatsmann, aus einer Zeit die sowohl wegen der Begebenheiten, als der Männer, die sie hervorgebracht, ewig denkwürdig bleiben wird. (Edinb. Review.)

Mannigfaltiges.

— Deutsche Tänzerinnen in Paris. Von den Triumphen welche die Deutsche Kunst seit einiger Zeit in Paris gefeiert, ist unstreitig wohl der der Deutschen Tänzerinnen der größte. Nicht etwa, daß wir den Tanz über Musik und Malerei erheben oder auch nur entfernt ihnen gleichstellen, aber daß das Vaterland der Noverre und der Vestris, der Boden, der uns von jeher unsere Ballet- und Tanzmeister geliefert hat, sich von zwei Deutschen Tänzerinnen, von Fanny und Therese Elßler, für besiegt erklärt, ist ein Phänomen, das unsere Großältern gewiß noch für unmöglicher gehalten hätten, als wir die Schneelawinen, von denen ganz Deutschland in diesem Jahre mitten im April heimgesucht worden ist. Die Klimate scheinen sich in der That wie die Nationalitäten geändert zu haben. Hören wir, was das neueste Heft der Revue de Paris über das Wieder-Auftreten Fanny Elßler's sagt: „Die Taglioni verläßt uns, aber das Publikum scheint sich schon in diesen Verlust zu finden, denn Fanny ist wieder erschienen. Ein wahrer Fest-Abend war dies für die große Oper. Zu dem Vergnügen, die reizende Tänzerin wiederzusehen, hatte sich noch ein besonderes Gefühl von Theilnahme und Neugier gesellt. Jeder nämlich wollte in seiner Unruhe gern so bald als möglich wissen, ob die Krankheit, die sie einen ganzen traurigen Winter von der Bühne entfernt gehalten, an dem anmuthigen leichten Wesen, an dem bewundernswürdigen Talente nichts verändert habe. Als sie daher sich blicken ließ, lebhaft, freundlich und das Publikum so recht aus voller Seele anlächelnd, da brachen die Applaudissements von allen Seiten los, und es ist schwer zu entscheiden, wer glücklicher war, ob das Publikum, indem es seine Huldigungen ihr zu Theil werden ließ, oder sie, indem sie dieselben empfing. In der That muß dies ein sehr freudiger Abend für Alle, Elßler gewesen seyn, denn es ist sehr zu bezweifeln, daß in Wien, Berlin, London oder anderen Städten, wo die noch so jugendliche Künstlerin bereits Triumphe erlebt hat, die Aufnahme erfreulicher und schmeichelhafter für sie gewesen sey. In der Darstellung beider Schwestern liegt aber auch eine Grazie, ein Ensemble, eine Harmonie, wie man sie nirgends sonst wiederfindet. Wenn die Eine tanzt, so wacht die Andere über sie und beschützt sie gleichsam mit ihrem Blicke; bald ist es Therese, bald Fanny die dieses Hüter-Amt bekleidet. Bald suchen sie sich aber auch gegenseitig, kreuzen und umfassen sich, und das Publikum, das sie in der reizenden Gruppe, die sie dann bilden, kaum von einander unterscheidet, spendet Beiden denselben Beifall. Was Fanny Elßler vor allen ihren Rivalinnen auszeichnet, und zwar noch mehr vielleicht als die Beweglichkeit ihres Lächelns und der Reiz ihrer Gestalt, ist die wunderbare Anmuth ihrer Pantomime. Nichts läßt sich auch in der That mit diesem immer harmonischen und edlen Mienenspiel vergleichen, das voller Ruhe und Heiterkeit wie der antike Marmor ist. Die Kunst des Ausdrucks verlor sich bei unserer Oper von Tag zu Tage mehr; sie hat ihm wieder neues Leben verliehen. Fanny Elßler's Mienenspiel ist das Einzige, was die Stimme der Malibran ersetzen kann. Und zwei Jahre lang hat die Oper von einem solchen Talent keine Notiz genommen. Es ist gewiß kein geringes Verdienst der neuen Administration, zuerst die ganze Bedeutung und die Erfolge eines Engagements erkannt zu haben, wie das der beiden Schwestern Fanny und Therese, des reizendsten Geschenkes, das Deutschland uns gemacht hat, dem wir so viele Geschenke der Kunst schon zu verdanken haben."

eben so viel historische als poetische Wahrheit, und Dank muß dem Freund der Wahrheit wissen, weil er die Ehre und den Ruhm des in seiner Art gewiß merkwürdigen Rienzi so schlagend rehabilitirt hat. Cola di Rienzi hat das Schicksal Wallenstein's gehabt, daß nämlich seine Mörder und ihre Nachfolger auch die Federn, welche seine Geschichte schrieben, führten oder darüber geboten. Aber Rienzi hat leider noch keinen Geschichtforscher gefunden, der aus treuen Urkunden seine Unschuld und das teuflische Truggewebe der Verleumder nachwiese. Selbst Gibbon, der doch günstigste Sohn Clio's, wirft auf Rienzi nur einen profanen Blick; Rienzi, selbst nach dem Bericht seiner Feinde, durch den Zauber seines Worts, durch seinen Thatenmuth und durch seine hohe Tugend Italien, das nur eine riesenhafte Räuberhöhle war, in drei Monaten zu einem friedlichen, wohlgesitteten Lande umschuf, er, der geliebte und durch die schönsten Briefe seines Freund Petrarca's, wird von dem nur hier schlafenden Gibbon mit kalter Prüfung und mit gänzlicher Ungerechtigkeit behandelt. Daß das Urtheil Gibbon's von mehr als tausend und einem Geschichtschreiber nachgeschrieben wird, versteht sich von selbst. Der in seiner polygraphischen Kunstfertigkeit unerreichte Sismondi hat nichts über Rienzi, als was die Compilatoren der Französischen Jesuiten dem bequemen Buchmacher liefern. Leo Ostiensis freilich ist in seiner Geschichte der Italiänischen Republiken sehr kurz über Rienzi; am Rande seiner Deutschen Gründlichkeit führt er uns aber zu einer Quelle, und diese heißt? — Sismondi! Sollte sich unter den vielen gründlichen und gewissenhaften Historikern im Vaterlande nicht bald ein kräftiger Freund der Wahrheit finden, der zur Ehrenrettung eines Mannes sich erhebt, dessen Leben den erhabensten Mustern des Alterthums zur Seite gesetzt werden könnte? (Anmerk. des Uebersetzers.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 48. Berlin, Freitag den 21. April 1837.

Syrien.

Ein Französischer Königssohn in Jerusalem.

(8. Oktober 1836.)

Wir waren nun in Begleitung des Herzogs von Joinville einen ganzen Tag in der heiligen Stadt umhergezogen, hatten die merkwürdigsten Stellen in Augenschein genommen und waren sehr müde. Abends kehrten wir in dem Lateinischen Kloster ein, in dessen Zellen für uns Quartier bereitet war. An den Wänden meines Zimmers las ich mancherlei Namen und Inschriften, darunter eine einzige in Französischer Sprache: François de Chateaubriand, mit dem Datum 1806.

Früh am anderen Morgen weckten mich die Sonnenstrahlen, die durch mein Fenster blinkten. Ich sah die rothen Dächer und die Minarets in der Nähe des Klosters. In zwei Stunden etwa sollten wir mit dem Prinzen aufbrechen; vorher wollte ich noch allein einen Gang durch die Stadt machen. Krumme winkelige Straßen, zum Theil mit kleinen Kieselsteinen gepflastert, zum Theil voll schmutziger Pfützen, niedriger Häuser, und nur hier und da ein eifersüchtig vergittertes Fenster in der kahlen Mauer; Basars, schlechter als man sie sonst im Orient sieht, hier und dort eine Moschee — das war ungefähr der Anblick, der sich mir bot. Diese Stadt ist nur der Leichnam, nur das Gerippe der ehemaligen; sie hat weder den rein Türkischen, noch sonst irgend einen Charakter. Ein bizarres Gemisch von Völkern und Trachten treibt sich in den Straßen umher; Soldaten von der Aegyptischen Garnison, Syrier mit ihren langen Röcken, die Türkischen Weiber ganz in ihre unförmlichen weißen Schleier eingehüllt; Lateinische Mönche, Griechische Kalojeri; Araber aus Bethlehem in ihren großen gestreiften Talaren; endlich die Weiber des Landes, Kopf und Schultern in einen weißen Schleier gehüllt, der jedoch das Gesicht frei läßt, das blaue Gewand unter der Brust nur mit einem Strick gegürtet. Mit nackten Beinen, barfüßig kommen diese armen Kreaturen zur Stadt, bringen Weintrauben aus dem Engadi zum Verkauf, oder füllen ihre Wasserkrüge aus den alten Fischbehältern; und verwundert fragt sich der Reisende, wie der ursprünglich schöne Typus der Bevölkerung von Judäa zu so abschreckender Häßlichkeit entarten und herabsinken konnte.

Als ich ins Kloster zurückkehrte, traf der Prinz eben seine Anstalten zu einem Besuch bei dem Gouverneur der Stadt. Etwas sehr Schwieriges war im Werke. Es giebt nämlich zu Jerusalem eine alte Moschee, die bei den Moslemin beinahe für eben so heilig gilt, wie die Moscheen von Mekka und Medinah. Sie steht genau auf dem Platze, wo vormals Salomon's Tempel war; der Chalif Omar, des Propheten Schwiegersohn, hat sie gebaut, seine Nachfolger haben sie prächtig verschönert. Nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer wurde sie in eine christliche Kirche verwandelt; als aber Saladin die Stadt El Khodsch (die Heilige, Jerusalem) wiedernahm, gab er auch der Moschee ihre ursprüngliche Bestimmung wieder und ließ sie ganz und gar mit Rosenwasser waschen, um sie von der Entweihung durch die Nazarener zu reinigen. Seit jener Zeit ist der Eintritt in die Moschee jedem Christen untersagt geblieben, bei Todesstrafe. Kaum zwei oder drei Reisende werden genannt, denen es gelungen ist, mit höchster Gefahr, in Türkischer Tracht, in das Innere zu gelangen. Man erzählt von einem Spanier, der sich lange im Orient aufgehalten, orientalische Sitten und den Namen Ali Bey angenommen hatte, der die Gebete, die religiösen Ceremonien und Gebräuche des Islam aus dem Grunde kannte; die Gläubigen des Propheten sahen ihn für einen von den Ihrigen an, und er besuchte mit ihnen die Moschee. Etliche Jahre später jedoch zu Algier verrieth er sich und wurde ermordet. — Gerade diese berühmte Moschee wollte der Prinz besuchen, und zwar mit seinem ganzen Gefolge, am hellen Tage und in Fränkischen Kleidern. Wir wußten, Ibrahim Pascha hatte dem Gouverneur Hassan Bey ausdrücklich befohlen, jedem Wunsche des Prinzen nachzukommen. Erst schlug Hassan Bey uns vor, Türkische Tracht und den Turban anzulegen; da aber der Prinz hierzu keine große Lust bezeigte, so entschloß der Gouverneur sich kurz und gut, die Sache vor aller Welt Augen durchzusetzen.

In aller Stille und ohne daß wir's merkten, traf er Maßregeln zu unserer Sicherheit; er wollte uns jedes Schattens einer Besorgniß überheben. Er selbst ging uns voran zur Moschee, als wäre es die alltäglichste Sache von der Welt. Doch war ein Theil der Besatzung auf den Beinen, und in den nächsten Winkeln und Gassen um die Moschee waren Posten aufgestellt, drohend und zurückschreckend für das Volk, aber unsichtbar für uns.

Nach der Zerstörung des Tempels unter Titus blieb an dessen Statt eine große freie Terrasse, und obwohl die Omars-Moschee nur einen kleinen Theil dieses Raumes einnimmt, so gilt doch der ganze Platz für heilig und darf von Ungläubigen nicht betreten werden. Es ist dies ein unregelmäßiges Viereck, seine größte Länge und Breite etwa fünfhundert Schritt. Gen Osten und Süden stößt es an die Stadtmauern, gen Westen an die öffentlichen Schulen und an die Arabischen Wohnhäuser, gen Norden an die Ruinen des Prätoriums und des Herodischen Palastes, an deren letzteren Stelle sich gegenwärtig eine Kaserne erhebt. An den vier Ecken des Platzes ragen vier Moscheen empor, für den Gottesdienst verschiedener Sekten des Islam bestimmt, und strecken ihre Kuppeldächer und Minarets hoch in die Luft. In der Mitte auf einem besonders erhöhten Platze erhebt sich die heilige Omars-Moschee, ihre Mauern glänzen über und über von blauem Email. Nicht weit dahinter sieht man ihre Succursale, die Moschee El Aksah. Diese Gruppe von gottesdienstlichen Gebäuden, mit den ringsum liegenden Wohnungen der Priester, der Marabuts, den Hütten der Derwische, den Schulen der Imam's und den Gelehrtenschulen, machen in der Stadt wieder eine besondere Stadt aus, die ihre eigene Gesetze und Gebräuche, ihre eigenthümliche Hierarchie hat, und die El Haram heißt, gleich dem Haram zu Mekka, nach dessen Muster sie gebaut und beschaffen ist.

Hassan Bey führte uns zuerst in einen weiten alterthümlichen Saal, der unmittelbar an die Stadtmauern stößt; die Decke wird in der Mitte durch drei riesenmächtige Säulen getragen, und an den Wänden treten, diesen Säulen gegenüber, sechs eben so mächtige Pfeiler hervor, drei hüben, drei drüben. Die Kapitäle sind sämmtlich von Korinthischer Ordnung, wie gewöhnlich an Byzantinischen Bauwerken. Dieser majestätische Saal steht unverletzt, aber verlassen da. Die Tradition sagt, hier hinaus habe sich eine Pforte des Salomonschen Tempels geöffnet. Noch sieht man an den Wänden die Spur eines vermauerten Thores, aber dieses führte nicht zum Tempel herein, sondern zur Stadtmauer hinaus. Es ist dies das „goldene Thor" des alten Jerusalem, zu welchem Christus am Tage des Palmenfestes einzog; die Türken haben es zugemauert, weil eine Prophezeiung unter ihnen geht, dieses Thor werde die Christen einlassen, wenn sie wiederkommen, Jerusalem zu erobern. Von dem Saale aus bestiegen wir die daranstoßenden Stadtmauern und Wälle. In einer offenen Mauerbrüstung sah ich den Schaft einer umgestürzten Säule liegen, wie ein Kanonenrohr in einer Schießscharte. Ich trat hinzu, mein Blick fiel über die Brüstung hinaus, und ich schrie laut auf vor freudiger Ueberraschung. Vor mir sah ich die Terrassen des Oelberges; zu meinen Füßen, tief in der Kluft, streckte sich das Thal Josaphat mit seinen verfallenen Grab-Monumenten und seinen offenen Gräbern. Tief unten zwischen den Felsen, im engen Bett, schlängelte ein Gießbach: der Kidron.

Etwa funfzig Schritte von da stiegen wir eine spiralförmig gewundene Steintreppe hinab in einen geräumigen Brunnen. Da unten zeigte man uns ein gewölbtes Gemach, in dessen Mitte einen Himmel von vier Marmorsäulen getragen und darunter einen großen fast muschelförmig ausgehöhlten Marmorblock, worin Jesus als Kind geschlafen haben soll — so geht die Sage. Die Muhammedaner beweisen dieser Reliquie eine große Verehrung; unsere Begleiter küßten den Stein mit andächtiger Inbrunst.

Von hier aus gelangten, oder richtiger gesagt, krochen wir durch eine unregelmäßige, von alten Mauertrümmern halb verschüttete Oeffnung und befanden uns in unermeßlich weiten, unterirdischen Kellerräumen. Dies war der wunderbarste Anblick in dem ganzen geheimnißvollen Tempelraum. Der feuchte Boden ist über und über mit zahllosen Häufchen kleiner Steine bedeckt; denn jeder fromme Pilger läßt ein solches an diesem Orte zurück und hofft dadurch im Voraus seinen Platz in Allah's Paradiese zu bezeichnen. Wohin wir die Augen wandten, stiegen mächtige, viereckige Säulenpfeiler vom Boden in die Höhe und bildeten unabsehbare Reihen von Bogengängen. Ich maß zwanzig Fuß Breite zwischen einer Säulenreihe und der nächsten, und in jeder Reihe zwölf Fuß zwischen einer Säule und der anderen. Von dem Platze aus, wo wir standen, konnten wir zehn Reihen, und in jeder Reihe zwölf, also zusammen hundert und zwanzig Säulen übersehen und zählen. Wenn der Sage zu glauben ist, so sind deren dreitausend in diesen unterirdischen Räumen.

Wir stiegen jetzt wieder hinauf, um die Moschee selbst in Augenschein zu nehmen. Der erhöhte Raum, auf welchem sie steht, ist ringsum mit zwölf isolirt stehenden Säulenhallen umgeben. Jeder Portikus — es sind ihrer drei auf jeder Seite — besteht aus vier oder auch fünf Arkaden; bei einigen sind sogar zwei Reihen Arkaden über einander. — Als wir am Fuße eines Säulenganges standen, sor-

derte man uns auf, unsere Schuhe auszuziehen. Nur der Prinz behielt seine Stiefel an, zog aber Hassan Bey's Pantoffel darüber. Wir stiegen etliche Marmorstufen hinan und befanden uns auf einem mit Sand bedeckten Vorplatz, in dessen Mitte die Moschee steht. An der Ostseite dieses Vorplatzes zeigte man uns einen Pavillon von anmuthig schlanker Arabischer Bauart; seine leichte Kuppel ruhte auf sechzehn grünen Säulen, die wie gestreifter Jaspis aussahen; wahrscheinlich war es aber nur Venetianischer Puddingstein. Dieser Pavillon bezeichnet die Stelle, wo, der Tradition zufolge, David saß und Rath hielt. Unter all den phantastischen Formen, womit der Geist Arabischer Kunst seine religiösen Gebäude wunderbar auszuschmücken gewußt hat, kann doch keine einen anmuthigeren, überraschenderen, zauberhafteren Anblick bieten, als diese Moschee. Und als wäre es an den lustigen, bizarren, launenhaften Formen dieser Architektur nicht genug, so wird auch noch der lebhafteste Glanz und Schmelz der Farben zu Hülfe genommen. Wenn das Gold, wenn die Emaille dieser Mauern, Pfeiler und Säulen im besten Sonnenglanze schillert und glitzert, wenn die tausendfarbigen Glas- und Metallscheiben unter dem Strahl der südlichen Sonne gleichsam lebendig werden und ihr Bild wiederspiegeln, so vermag die üppigste orientalische Phantasie in ihren Träumen kein herrlicheres Bild hervorzuzaubern.

Das Gebäude bildet ein großes Achteck, dessen jede Seite wohl dreißig Schritte lang ist. Die Decke besteht in einer niedrig gewölbten Kuppel, die in ihrer Mitte ein achteckiges Thürmchen trägt. Dieses Thürmchen hat acht Fenster, wodurch Licht in die Moschee fällt, und trägt seinerseits ein bleiernes, ehemals vergoldetes Kuppeldach. Dieses läuft in eine mit dem Halbmonde gekrönte Spitze aus und läßt das Zeichen des Islam, weithin sichtbar, in den Lüften prangen. — Die Außenwand des großen Achtecks ist überladen mit dicht neben einander stehenden Pilastern, die durch ungemein hohe und schlanke Bogenlinien in Verbindung mit einander gesetzt sind. Die Außenwände des achteckigen Thürmchens sind zur Verzierung in Felder abgetheilt, die zum Theil goldene Inschriften tragen, zum Theil durch den Pinsel orientalischer Meister mit eleganten Zeichnungen und wunderlichen Arabesken phantastisch ausgefüllt sind.

Durch vier Pforten tritt man in den Tempel ein; Hassan Bey führte uns zu der östlichen. Er ging voran, in seinem Geleite betraten wir den geheimnißvollen inneren Raum. Die Imams und Derwische, welchen der Dienst der Moschee oblag, waren schon den Tag vorher von unserem Besuche unterrichtet und erwarteten uns. Auf ihren Gesichtern war nicht die geringste Spur von fanatischem Ingrimme zu lesen; nur Neugier drückte sich in ihren Mienen aus, und wenn der Gehorsam gegen Hassan Bey's Befehle sie Ueberwindung kostete, so wußten sie doch mindestens ihren Widerwillen gänzlich zu verbergen. Die Moschee war leer und verlassen; Hassan hatte wohlweislich eine Stunde gewählt, wo die Gläubigen kein Gebet zu verrichten haben. — Nach der Emphase, womit die Muselmänner allezeit von der Herrlichkeit der Omars-Moschee sprechen, erwarteten wir mindestens den Boden inwendig mit den reichsten Teppichen des Orients belegt zu finden; statt dessen sahen wir nur große Strohmatten. Vielleicht aber hatte man die Teppiche weggenommen, damit der Fußtritt eines Giaur sie nicht entweihete.

Sonst ist die ganze Anordnung des Innern von großartiger, imposanter Einfachheit. Rings umher, und zwar ziemlich nahe an den Mauern, stehen zweiunddreißig mächtige Säulen; sie tragen mit ihren Kapitälen die Kuppel und beherrschen durch ihre Höhe das ganze innere Rund, welches sie einschließen. In der Mitte dieses Rundes stehen abermals zwanzig kleinere Säulen im Kreise, immer abwechselnd eine von Marmor und eine von Jaspis; etliche darunter haben einen gewundenen Schaft. Diese Säulen sind durch ein eisernes Gitter mit einander verbunden, und umschließen dergestalt einen kreisförmigen, ziemlich weiten Raum, zu dem man uns eintreten ließ. Hier gewahrten wir in der Mitte abermals ein Gitter, doch nur ein hölzernes, und dahinter den heiligen Stein, von welchem die Moschee ihren Namen führt (El Sat'rah). Es war ein großer Steinblock von weißlicher Farbe, sehr unregelmäßiger Form und sehr abgestoßenen Ecken. Es ist dieser Stein für die Bekenner aller drei Religionen, der jüdischen und der christlichen sowohl, als des Islam, ein großes Heiligthum. Es heißt, dieses sey der Stein und dies die Stelle, wohin Jakob sein Haupt gelegt, als ihm der Herr im Traume erschien; ferner, als David seine Völker zählte und Gott deshalb in seinem Zorne die Pest über das Land schickte, habe der Todesengel, zur Erde niederfahrend, seinen Fuß auf diesen Stein gesetzt. Stand vielleicht zur Zeit, wo die Moschee eine Kirche war, ein christlicher Altar an dieser Stelle? Die Moslemin ihrerseits behaupten, in der Nacht, da Muhammed auf der Eselsstute El Borak von Mekka nach Jerusalem geritten, sey dieser Stein unter dem Fuße des Propheten aus der Erde gesprungen. Noch zeigt man, ganz oben auf dem Steine, Muhammed's Fußspur, und damit diese heilige Spur sich nicht verwische, ist ein kleines Netz von Eisenstäbchen darüber aufgesetzt.

Gerade über diesem Steine erhebt sich der gewölbte Dom der Moschee mit seinen breiten, blauen und goldenen Streifen und der Thurm mit seiner Kuppel. Ein breiter, dunkelfarbiger Schleier war horizontal über dem Behältniß des heiligen Steines ausgespannt und bedeckte ihn mit seinem Schatten. Rings umher hingen kostbare Lampen in großer Zahl, von der schönsten Arbeit, aber keine war angezündet, obwohl die frommen Muselmänner dem Fremden immer erzählen, daß siebentausend Lampen fortwährend an diesem heiligen Orte brennen. Auch liegen hier beständig mehrere Exemplare des Koran zur Erbauung der Gläubigen aus; heute aber schien man sie weggenommen zu haben, ehe die ungläubigen Besucher kamen.

In den Augen der Moslemin ist es dieser Stein, welcher der Moschee ihre ganze Heiligkeit und religiöse Wichtigkeit verleiht. Sie glauben steif und fest daran, daß dieser Stein seit dem Augenblicke, da er aus der Erde heraufgestiegen, an dieser Stelle frei in der Luft schwebt, unbeweglich, aber auch durch nichts gestützt. Unsere Begleiter zeigten uns, daß der Boden unter dem Steine sich senke und eine Höhle bilde; nun sieht man zwar, daß diese Höhle auf dem Grunde fest ausgemauert ist, und der Gedanke liegt sehr nahe, daß dieses Mauerwerk wohl das Wunder verrichten und den Steinblock tragen hilft. Aber von so schwachen Argumenten läßt sich Türkische Gläubigkeit nicht anfechten.

Wir hatten nun Alles gesehen und nahmen, der Prinz mit Hassan Bey voran, in geschlossener Reihe einherziehend, unseren Rückweg aus der Moschee. Es war ein Gedränge von Imams um uns her. Plötzlich vernehmen wir ein kreischendes, mißtönendes Geschrei: ein alter Derwisch, ein Neger, den Hassan Bey wahrscheinlich zu begütigen vergessen hatte, schrie laut über Gottlosigkeit und Tempelschändung, hetzte die Buben gegen uns und rief das Volk zu Hülfe. Es war ein sehr peinlicher Augenblick, aber Hassan Bey ließ unsere Besorgnisse nicht emporkommen. Er trat entschieden auf, als ein Mann, der hier Alles wagen durfte, packte den Derwisch eigenhändig und übergab ihn einem seiner Begleiter, welcher dem Delinquenten auf der Stelle die Bastonade angedeihen ließ. Der Derwisch schrie ein wenig, aber doch nicht so laut wie vorher, dann wurde Alles still; Hassan Bey kam mit ruhigem Lächeln zu uns zurück und forderte den Prinzen auf, seinen Gang fortzusetzen. (Schluß folgt.)

England.

Walter Scott's Kindheit und Knabenjahre.

(Schluß.)

„Meine liebe gütige Tante, Miß Janet Scott, deren Andenken mir stets theuer bleiben wird, pflegte mir aus diesen Werken mit bewundernswerther Geduld vorzulesen, bis ich lange Stellen auswendig wußte. Die Ballade von Hardyknute konnte ich schon frühzeitig hersagen, zum großen Verdruß unseres fast einzigen Besuchs, des würdigen Kirchspiels-Pfarrers Dr. Duncan, der es nicht ertragen konnte, in einem ernsthaften Gespräch durch meine schreiende Declamation unterbrochen zu werden. Es ist mir, als sähe ich noch seine lange dünne abgemagerte Gestalt, die Beine in Stiefeletten eingeschnürt und ein Antlitz so lang gezogen wie das des Ritters von La Mancha, und als hörte ich ihn predigen: „‚Da möchte Einer eben so gut einer Kanone in die Mündung hinein sprechen, als sich vernehmlich machen, wo dies Kind ist.' Aber bei dieser kleinen Herbheit war er doch ein höchst vortrefflicher und wohlwollender Mann, edel in jeder Hinsicht und ganz von demjenigen seiner Kollegen verschieden, die an den Tafeln des Landadels schmarotzen oder sich an denen der Pächter breit machen und prassen."

„Ich war in meinem vierten Jahr, als meinem Vater gerathen wurde, mich die Bäder von Bath gegen meine Lahmheit gebrauchen zu lassen. Meine liebevolle Tante war sogleich bereit, mich nach dem Bladud-Brunnen zu begleiten, als ob sie sich all das Vergnügen von einem Wunnenert versprochen hätte, das nur die leidenschaftlichsten Besucher von Bädern erwarten können, obgleich eine solche Reise einer Person von ihrer zurückgezogenen Lebensweise nichts weniger als Unterhaltung und Belustigung darzubieten vermochte. Meine Gesundheit hatte sich unterdessen schon durch die Landluft und durch die Wirkung der allmäligen unermüdlichen Uebung, zu der mich mein guter Großvater nöthigte, so ziemlich gestärkt; denn so oft es schönes Wetter war, wurde ich hinausgetragen und gewöhnlich neben dem alten Schäfer unter die Felsen hingelegt, auf denen er seine Schafe weidete. Die jugendliche Ungeduld trieb mich bald, gegen meine Schwäche anzukämpfen, und ich fing allmälig an, zu stehen, zu gehen und zu laufen. Obgleich das leidende Bein sehr zusammengeschrumpft und kontrakt war, so hatte ich mich doch im Uebrigen durch den häufigen Genuß der freien Luft sehr gestärkt, und das war das Wichtigste; mit einem Wort, während ich in einer Stadt vermuthlich ein hoffnungsloser und hülfloser Krüppel geworden wäre, gedieh ich hier zu einem gesunden, munteren und, meine Lahmheit abgerechnet, kräftigen Kinde — non sine diis animosus infans."

„Wir reisten zu Wasser nach London, und der Wißbegier derjenigen Biographen, die auch auf das Unbedeutendste Gewicht legen, wird es lieb seyn, zu erfahren, daß wir unsere Reise auf dem Schiff „die Herzogin von Buccleuch", geführt vom Capitain Beatsen, machten. In London hielten wir uns kurze Zeit auf und besahen uns die Merkwürdigkeiten, die sich Fremde gewöhnlich zeigen lassen. Als ich fünfundzwanzig Jahre später den Londoner Tower und die Westminster-Abtei besuchte, erstaunte ich, an diesen berühmten Orten Alles genau so zu finden, wie ich es in meinem Gedächtniß bewahrt hatte, und ich habe seitdem zu meinen Jugenderinnerungen weit größeres Vertrauen gewonnen. In Bath, wo ich etwa ein Jahr zubrachte, machte ich die ganze Badekur durch, aber, wie mir scheint, ohne daß es mir irgend etwas gegen meine Lahmheit geholfen hätte. Während meines Aufenthalts zu Bath erhielt ich in einer Schule, die von einer alten Dame in der Nähe unserer Wohnung geleitet wurde, den ersten Unterricht im Lesen, und ich habe nie wieder einen regelmäßigeren genossen, wiewohl ich nur ungefähr ein Vierteljahr davon profitirte. Meine Tante half ihn und wieder zu Hause etwas nach. Ich wurde später, als ich schon ein derber Junge war, noch von Herrn Stalker in Edinburg und zuletzt von dem Pfarrer Herrn Clare im Lesen unterrichtet, aber ich brachte es niemals zu einer ganz richtigen Aussprache und konnte auch nie gut vorlesen."

„In anderen Beziehungen ist mir mein Aufenthalt zu Bath in sehr lieblem Andenken. Der ehrwürdige John Home, Verfasser des „Douglas", befand sich damals als Badegast dort und bezeigte meiner Tante und mir viel Aufmerksamkeit. Seine Gattin, die ihn überlebt hat, war zu der Zeit krank und pflegte in ihrer Kutsche auf den Dünen die freie Luft zu genießen, wo ich dann oft eingeladen wurde, sie zu begleiten. Aber die angenehmsten Erinnerungen schreiben sich erst

von der Ankunft meines Onkels her, des Capitain Robert Scott, der mich mit allen kleinen Vergnügungen bekannt machte, die für mein Alter paßten, vorzüglich mit dem Theater. Man spielte „Wie es Euch gefällt", und der Zauber des ganzen Stücks schwebt mir in diesem Augenblick noch lebhaft vor Augen. Ich machte, glaube ich, mehr als zu viel Lärm, und ich kann mich noch erinnern, wie sehr ich mich über den Streit zwischen Orlando und seinem Bruder in der ersten Scene ärgerte, so daß ich schrie: „„Sind es denn nicht Brüder?"" Wenige Wochen Aufenthalts zu Hause überzeugten mich, der ich bis dahin im Hause meines Großvaters das einzige Kind gewesen war, daß ein Streit zwischen Brüdern etwas sehr Gewöhnliches sey."

Herr Lockhart theilt ein Schreiben von einer Dame, Mistreß Cockburn, mit, welches die erste Spur davon enthält, daß man ein ungewöhnliches Talent in Walter Scott ahnte. Der Brief ist vom Winter 1777 datirt, und es heißt darin: „Gestern Abend aß ich bei Walter Scott's. Sie haben den genialsten Knaben, der mir jemals vorgekommen. Er las seiner Mutter ein Gedicht vor, als ich eintrat. Ich hieß ihn weiter lesen. Es war die Schilderung eines Schiffbruchs. Seine Leidenschaft wuchs mit dem Sturm. Sie hätten die Bewegung seiner Augen und Hände sehen sollen. „„Da ist der Mast herunter"", rief er, „„krach, da liegt er! Sie sind alle verloren!"" Nach dieser Aufregung wandte er sich zu mir und sagte: „„Das ist zu traurig; ich hätte Ihnen lieber etwas Lustigeres vorlesen sollen."" Ich zog es aber vor, ein wenig mit ihm zu plaudern, und fragte ihn nach seiner Meinung von Milton und anderen Büchern, die er las, worauf er mir die wundervollsten Antworten gab. Unter Anderem bemerkte er, es sey doch seltsam, daß Adam, als er eben erst auf die Welt gekommen, schon Alles hätte wissen sollen; das müsse wohl eine Phantasie des Dichters seyn. So wie ihm aber gesagt wurde, Adam sey von Gott vollkommen erschaffen worden, war er gleich zufrieden. Als er gestern Abend zu Bett gebracht wurde, sagte er zu seiner Tante, er mögt jene Dame gut leiden. „„Welche Dame?"" fragte sie. „„Ei, Mistreß Cockburn, denn sie scheint auch gern Alles wissen zu wollen, wie ich."" Nun, Sie werden vielleicht diese Geschichte sehr albern finden, Sir. Aber wie alt glauben Sie wohl, daß der Knabe ist? Rathen Sie, ehe ich es Ihnen sage. Je nun, zwölf oder vierzehn. Bewahre, er zählt noch nicht volle sechs Jahr."

Eine andere Dame, Mistreß Ehrenside, die Scott's Mitschülerin bei einem Rechnenlehrer war, sagt von ihm: „Er erwarb sich die Achtung und Liebe aller seiner Altersgenossen, denn er war stets verständig, phantasiereich, lebhaft und im Besitz jener urbanen Anmuth im Benehmen, die sich den Weg in alle Herzen bahnt. Seine Einbildungskraft arbeitete fortwährend, und oft zog er die Aufmerksamkeit seiner Mitschüler so sehr auf sich, daß es in der Stunde zu gar nichts kam. Herr Morten selbst mußte eben so viel, wie die kleinen Schüler, über die sonderbaren Einfälle des Knaben lachen, denn dieser that nichts auf die gewöhnliche Weise, sondern wenn er zum Beispiel bloß eine Feder wieder eintauchen mußte, sagte er, nun müsse er seinen Esel wieder nach der Mühle schicken. Er fesselte unsere Aufmerksamkeit auch oft mit ernsteren Sachen, indem er uns die Visionen erzählte, wie er sie nannte, die er gehabt, wenn er einmal des Sonntags wegen Unpäßlichkeit nicht in die Kirche gehen konnte und allein auf dem Fußboden oder auf dem Sopha gelegen hatte."

Bald nach seiner Wiederankunft in Schottland wurde Walter Scott zu Edinburg in die Schule geschickt. Er giebt in seinem Memoire eine sehr unparteiische Schilderung seiner Leistungen als Schulknabe. Zuerst besuchte er eine Privatschule, dann bekam er einen Hauslehrer, und mit acht Jahren wurde er in ein öffentliches Seminar, die sogenannte Edinburger Hohe Schule, gebracht, wovon er Folgendes erzählt: „Im Jahre 1779 kam ich in die zweite Klasse der Lateinischen oder Hohen Schule zu Edinburg, in welcher damals Herr Luke Fraser, ein tüchtiger Gelehrter und sehr würdiger Mann, im Latein unterrichtete. Obgleich ich mit meinen Brüdern zu Hause schon Lateinische Privatstunden von Herrn James French, der jetzt Geistlicher der Schottischen Kirche ist, erhalten hatte, war ich doch sowohl an Jahren wie an Kenntnissen etwas hinter der Klasse zurück, in die ich gesetzt wurde, und dies war ein großer Nachtheil, denn ein Knabe von lebhaftem Gemüth und Talent — wie ich mich in einem opus posthumum wohl nennen darf — wird dadurch mit der Einnahme einer untergeordneten Stellung unter seinen Mitschülern ausgesöhnt, während sie ihm sonst als eine Schmach erscheinen würde. In der Verfassung der Hohen Schule liegt auch eine Gefahr, die man nicht genug beachtet hat. Die Knaben nehmen ihre Plätze nach Verhältniß ihrer Kenntnisse ein, und es bedarf gewöhnlich einer geraumen Zeit, ehe selbst ein gescheidter Knabe, wenn er ans Ende der Klasse zu sitzen kömmt, und besonders, wenn er in eine Klasse gesetzt wird, für die er noch nicht ganz reif ist, sich auf den Platz durcharbeitet, zu dessen Einnahme seine Talente ihn berechtigen. Bis dahin aber muß er nothgedrungen mit den schlechteren Subjekten umgehen und verkehren, unter denen er sitzt, denn der Gebrauch der Rangordnung nach dem Verdienst der Schüler, wenn er auch die allgemeine Berührung der Knaben unter sich nicht hindert, hat doch die Folge, daß sie sich nach ihrer Nachbarschaft in Klubs und Koterieen theilen. Ein Knabe von guten Anlagen nimmt daher, wenn er auch nur auf einige Zeit unter Schlechteren sitzt, zumal wenn sie älter sind als er, von deren Wesen und Treiben, das gewöhnlich auf nichts weniger als aufs Lernen gerichtet ist, immer etwas an, und es ist ein Glück, wenn er ihnen nicht auch in der Gleichgültigkeit nachahmt, die sich damit begnügt, das aufgegebene Pensum flüchtig abzufertigen, um nicht bestraft zu werden, die aber weder nach Belohnung strebt, noch auf Auszeichnung hinzielt. Diesem Umstande ist es vermuthlich zuzuschreiben, daß ich, obwohl mir in späteren Jahren das Erlernen von Sprachen sehr leicht wurde, doch in der Hohen Schule zu Edinburg keine bedeutende Figur spielte; wenigstens war mein Fleiß sehr unregelmäßig und schwankend. Ich glich in der Klasse einem Meteor und ärgerte meinen lie-

bevollen Lehrer meist eben so durch Nachlässigkeit und Leichtsinn, wie ich ihm durch einzelne Blitze von Verstand und Talent hin und wieder Wohlgefallen abgewann. Bei meinen Kameraden machte ich mich durch Gutmüthigkeit und unversiegbare Phantasie sehr beliebt. Knaben sind ungemein gerecht in ihren Gefühlen und mindestens eben so edelmüthig. Meine Lahmheit und mein Streben, diesen Mangel an Behendigkeit durch Gewandtheit zu ersetzen, machten die letztere Gesinnung für mich rege, und in den Spielstunden des Winters, wo Leibesübungen unmöglich waren, pflegten meine Erzählungen ein staunendes Auditorium um Luckie Brown's Kamin zu versammeln, und glücklich schätzte sich der, dem der nächste Platz neben dem unerschöpflichen Erzähler zu Theil wurde. Ich war auch, obgleich ich meine eigenen Schularbeiten vernachlässigte, stets bereit, meinen Freunden an den ihrigen zu helfen, wodurch ich mir eine kleine Partei ergebener Anhänger und Freunde bildete, denen es an Kraft und Muth nicht fehlte, wiewohl sie von etwas beschränktem Kopf waren, — ganz die geeigneten Werkzeuge, einen Helden emporzubringen. Im Ganzen machte ich auf diese Weise eine bessere Figur auf den Spielplätzen als in der Schule."

„Vor nicht gar langer Zeit", bemerkt Walter Scott in einer im Jahre 1826 geschriebenen Anmerkung zu Obigem, „las ich in jenem authentischen urkundlichen Buch, die „Percy-Anekdoten" genannt, ich sey in der Musselburgh-Schule unterrichtet worden, wo ich mich als ein ausgemachter Dummkopf ausgezeichnet hätte, und nur Dr. Blair, der etwas tiefer in den Mühlstein geschaut, habe erklärt, es sey Feuer darin. Ich war aber nie in meinem Leben in der Musselburgh-Schule, und obgleich ich den Dr. Blair in meines Vaters Hause und anderwärts gesehen, so hatte ich doch, so viel ich weiß, nie das Glück, seine Aufmerksamkeit zu erregen. Endlich war ich nie ein Dummkopf und wurde auch nie dafür gehalten, wohl aber ein unverbesserlicher Faullenzer, der immer etwas Anderes zu thun Lust hatte, als was ihm aufgegeben war."

„Mein Vater", heißt es im Texte weiter, „ließ es mit unserer Ausbildung nicht bloß bei dem Unterricht in der Hohen Schule bewenden. Wir hatten auch einen Hauslehrer, der ein junger Mann von trefflichen Anlagen und ein sehr fleißiger Student war. Er war für die Kirche bestimmt, wurde aber leider nachmals ein so heftiger Fanatiker, daß er eine herrliche Pfarre in einer Seestadt abgab, bloß weil er die Seeleute nicht zu überzeugen vermochte, daß es Sünde sey, am Sabbath unter Segel zu gehen, was ihm, beiläufig gesagt, um so weniger gelingen konnte, als die Matrosen, ceteris paribus, es immer für eine gute Vorbedeutung halten, wenn sie an jenem Tage die Anker lichten können. Aus diesem Zuge kann abgenommen werden, von was für einem Kaliber der junge Mann war; übrigens aber war er ein gewissenhafter und thätiger Lehrer, und von ihm habe ich vorzüglich schreiben und rechnen gelernt. Ich repetirte bei ihm meine Französischen Lectionen und nahm mit ihm meine Aufgaben in den Klassikern durch, aber freilich nicht klassisch. Auch bekam ich durch Disputiren mit ihm, denn darauf ging er sehr gern ein, einige Begriffe von der Theologie und Kirchengeschichte und wurde besonders mit den alten Büchern, in denen die frühste Geschichte der Schottischen Kirche, die Kriege und Leiden der Covenanter und dergleichen beschrieben sind, sehr bekannt. Ich, der ich für Ritterlichkeit glühte, war Kavalier, mein Freund Puritaner; ich Tory, er Whig. Ich haßte die Presbyterianer und bewunderte Montrose's siegreiche Hochländer; er glich dem Presbyterianischen Ulysses, dem finsteren und staatklugen Argyle. So fehlte es uns nie an Gegenständen zum Disputiren, aber unser Streit war stets friedfertiger Art. Bei all diesen Meinungskämpfen herrschte von meiner Seite keine aus der Bekanntschaft mit den Ansichten oder Grundsätzen der einen von beiden Parteien entpreßte wahrhafte Ueberzeugung vor; eben so wenig besaß mein Gegner hinreichende Geschicklichkeit, um die Debatten auf solche Punkte hinzuwenden. Ich ergriff meine Politik damals wie König Karl II. seine Religion, weil ich den Kavalier-Glauben für den noblesten von beiden hielt."

Den Tod eines seiner Lehrer, des Dr. Adam, schildert Walter Scott auf folgende charakteristische Weise: „Er lebte noch einige Tage, verlor aber vor seinem Ende das Bewußtseyn, träumte in seinen Fieberphantasieen, er sey noch in der Schule, lobte und tadelte seine Zöglinge, sagte dann: „„Aber es wird finster, — die Knaben können nach Hause gehen"", — und verschied."

Die „Hohe Schule" verließ Sir Walter, wie er sagt, mit einer großen Menge allgemeiner Kenntnisse, die zwar schlecht geordnet und ohne System gesammelt waren, sich aber seinem Innern tief eingeprägt hatten und von einer lebendigen feurigen Phantasie gleichsam vergoldet wurden; dabei kamen ihm eine treffliche Combinationskraft und ein ausgezeichnetes Gedächtniß zu Hülfe. Seine hierauf folgenden Studien auf dem Edinburger College wurden durch Krankheit gestört, und er mußte daher, „keineswegs ungern", für eine Zeitlang nach Kelso aufs Land wandern. Hier vervollkommnete er sich besonders in der Kenntniß der Englischen Literatur. „Wenn meine Studien", sagt er, „zu Edinburg schon unter keiner rechten Leitung standen, so kann man sich leicht denken, daß dies auf dem Lande noch weniger der Fall war. Ein paar herumwandernde Leihbibliotheken und einige Bücherrepositorien von Privatmännern standen mir zu Gebot, wenn ich etwas lesen wollte, und ich watete in den Strom wie ein Blinder in eine Furth hinein, ohne meinen Weg anders als durch Umhertappen finden zu können. Meine Gier nach Büchern war eben so unüberlegt wie unersättlich, und ich habe es später nur zu oft bedauern müssen, daß gewiß Wenige so viel und so zwecklos gelesen haben wie ich. In dieser Zeit erwachte in mir auch, wie ich mich noch genau erinnern kann, jenes süße Gefühl für die Schönheiten der Natur, welches mich nie wieder verlassen hat. Die Gegend von Kelso, des schönsten, wo nicht romantischsten Dorfs von Schottland, war vortrefflich dazu geeignet, diese Ideen zu wecken. Sie bietet Gegenstände dar, die nicht nur an sich groß, sondern auch durch die sich daran knüpfenden Erinnerungen ehr-

würdig sind. Die Vereinigung der beiden prächtigen Flüsse, des Tweed und des Teviot, beide in Gesängen gefeiert, die Ruinen einer alten Abtei, die entfernteren Ueberreste von Roxburgh-Castle, das moderne Fleursche Herrenhaus, das durch seine Lage die Gedanken an die alte lehnsherrliche Größe mit dem neueren Geschmack verbindet, dies sind an sich schon Gegenstände von höchster Bedeutung; mit ihnen aber sind tausend andere minder hervorragende Schönheiten so herrlich vermischt und verschmolzen, daß sie zu einem einzigen allgemeinen Gemälde harmonisch zusammenfließen und mehr durch Einklang als durch Uebereinstimmung gefallen. Ich glaube, ich bin hier etwas unklar geworden, aber es ist mehr eine Sache für den Pinsel als für die Feder. Die romantischen Gefühle, die ich als vorherrschend in meinem Innern geschildert, ruhten natürlich auf diesen großen Zügen der mich umgebenden Landschaft und vereinigten sich mit ihnen, während die an vielen derselben haftenden historischen Vorfälle oder legendenartigen Ueberlieferungen meine Bewunderung zu einer so innigen Ehrfurcht steigerten, daß es meinem Herzen oft zu eng ward in der Brust. Von der Zeit an wurde in mir die Liebe zu Naturschönheiten, besonders wenn sich dazu alte Ruinen oder Ueberreste von der Frömmigkeit und dem Glanz unserer Vorväter gesellten, zu einer unersättlichen Leidenschaft, die ich, wenn die Umstände es mir erlaubt hätten, gern durch eine Reise über den halben Erdball hätte stillen mögen."

Der Dichter erzählt dann weiter, wie er, am Feuerheerd sitzend, den Shakespeare zum erstenmale las, und welche Wonne er empfunden, als er später unter einer mächtigen Platane in den Trümmern einer altmodischen Rüstkammer im Garten die Bekanntschaft mit „Bischof Percy's Reliquien" machte, wie er das Studium des Griechischen scheute, und wie seine Dichterader erwachte, welches im Sommer 1783 gewesen zu seyn scheint, um dieselbe Zeit, wo seine Lust an der Literatur wach wurde, die ihn, wie er uns erzählt, in einem munteren Werbeoffizier im Dorfe Kelso, Namens John Marjoribanks, der Verse machte, einen Horaz und in seiner Delia, einem recht artigen Mädchen, eine Göttin erblicken ließ.

Am 15. Mai 1786 trat er als Schreiber in das Notariatsgeschäft seines Vaters ein, „in die dürre, unfruchtbare Wüstenei der Akten und Urkunden", wie er sich ausdrückt. Er erfüllte seine Pflichten als Notariats-Lehrling mit großer Ausdauer, wußte die Feder sehr gut zu führen und konnte in vierundzwanzig Stunden an 120 Seiten Akten abschreiben. Die Gebühren, die er damit verdiente, gab er für Bücher, Münzen oder sonstige Raritäten aus. Er soll, wie Herr Lockhart berichtet, um diese Zeit auch einem seiner Kollegen ein von ihm verfaßtes Gedicht, „die Eroberung von Granada", in vier Büchern, jedes von ungefähr 400 Versen, im Manuskripte gezeigt, es aber bald, nachdem er es beendigt, den Flammen übergeben haben.

Süd-Amerika.

Montevideo.

Habe ich mein Bischen Latein nicht vergessen, so heißt Monte Video, „ich sehe vom Berge". Ohne Zweifel hat diese Stadt ihren Namen daher, weil die Einwohner der Gegend von keiner anderen Anhöhe die Schiffe aus der Ferne beobachten können. An der Mündung des Rio de la Plata und östlich von Buenos-Ayres belegen, schreitet Montevideo unter dem Einfluß eines ausgebreiteten Handels auf der Bahn der Civilisation mit starken Schritten vorwärts. Man kann diese Stadt als den Hauptort eines kleinen Staates betrachten, welcher erst, nachdem er das Portugiesische Joch abgeschüttelt und dem Gouvernement von Buenos-Ayres kräftig widerstanden hatte, eine gewisse Bedeutung erhielt. Man kennt ihn seitdem unter dem Namen der Oestlichen Republik. Ein Präsident, von der Kammer der Senadores gewählt, steht an der Spitze dieses kleinen Staates und wird alle drei Jahre durch einen Anderen ersetzt oder von neuem gewählt. Der jetzige Präsident, Oliver, kann sich nur mit Mühe gegen Don Trouite (?) behaupten. Dieser vormalige Präsident gefällt sich nämlich in seiner untergeordneten Stellung nicht mehr; er erneuert seine Ansprüche auf den Thron und macht sie sogar mit gewaffneter Hand geltend. An der Spitze einer von ihm besoldeten und aus jenen Halbwilden, welche die unermeßlichen Ebenen Paraguay's bewohnen, gebildeten Armee bietet er den Legitimisten Trotz und bringt er nicht selten Schrecken und Tod in ihre Reihen. Doch scheint die Kriegsgöttin bis jetzt noch nicht seine Partei zu nehmen, und er wird früh oder spät die Rolle des Usurpators aufgeben müssen; denn seine Soldaten hängen ihm nur an, so lange sie Gold sehen oder auf Beute hoffen können.

Die Stadt Montevideo hat nicht über 20,000 Einwohner; gleichwohl wird sie, wenn keine neue Revolutionen auf ihre Industrie störend einwirken, an Größe, Wohlstand und innerer Festigkeit immer zunehmen und über kurz oder lang mit Buenos-Ayres sich messen können. Viele schöne und massive Häuser sind im Entstehen; ganze Schwärme von Fremden kommen täglich an und suchen Arbeit, die sie zu Hause nicht gefunden. Unter diesen Ansiedlern aus der Ferne sind die Basken am zahlreichsten. Die Menge fremder Einwanderer ist dem Handel und der Industrie sehr günstig; durch sie kommt auch Europäischer Geschmack nach Montevideo.

Die erste Sorge der Spanier war immer auf die Erbauung schöner Gotteshäuser gerichtet; so haben auch die Eingebornen von Montevideo, ihren Vorältern und Vorbildern treu bleibend, zuerst daran gedacht, eine möglichst prächtige Kirche zu bauen. Die Lage dieser Kirche — sie beherrscht die ganze Stadt — die Größe und Regelmäßigkeit ihrer Schiffe und die schöne Mannigfaltigkeit der Verzierungen erwerben ihr verdiente Bewunderung. Der große Markt mit den dazu gehör Gebäuden ist weislich isolirt worden, um Ansteckung und Unreinlich zu verhüten. Das in diesem Lande so häufige Ochsenfleisch, ein Ha Nahrungsmittel der Bewohner, machte eine solche Absonderung Allem nöthig, weil es immer die Luft mit Miasmen schwängert. Speise-Artikel dürfen nur auf dem Markte verkauft werden, wo Schlächter, Fischhändler u. s. w. am frühen Morgen sich einfin Auch die Käufer kommen sehr zeitig, und wogen geschäftig durch ander, bis die eilfte Stunde herannaht. Alsdann verlieren sie und Schlag eilf Uhr werden die Thore des Marktes für den ganzen geschlossen.

Die Kathedrale und das Markt-Revier sind nicht die einzi sehenswerthen Gebäude von Montevideo; auch der Cirkus für die Sti gefechte macht sich durch seine Größe und elegante Bauart bemerklich

Die Einwohner von Montevideo haben Sitten und Gebräuche Spanier beibehalten. Sie reden dieselbe Sprache und sind eben abergläubisch. Obschon sie unter einem weit mehr als gemäßigten Hi mel wohnen, hüllen sie sich doch in Mäntel, wenn der Fremde sch Grund hat, über Hitze zu klagen. Eine Art Ueberkleid, welches Theil der Eingebornen vom niederen Stande trägt, hat ein gar sel sames Ansehen: unabhängig von ihren weiten Pantalons, wickelt noch ein weißes Laken um den Körper, das von den Hüften bis zu den Füßen hinabreicht, und sind überhaupt so wunderlich gemustert, daß die Männer sich wie Zwitter-Geschöpfe ausnehmen. Die Frauen tragen einen ungeheuren Kamm von großer Schönheit, der, nachdem er eine Curve beschrieben, wohl um zwölf Zoll über das Hinterhaupt empor reicht. Seine Breite ist verhältnißmäßig noch bedeutender. Diesen Kamm umwickeln sie mit einem breiten Halstuche, welches auf die Ge sicht herabfällt und nur das Profil unbedeckt läßt.

Das schöne Geschlecht hat in Montevideo große Vorrechte; eine Frau kann unter dem nichtigsten Vorwande gegen einen Mann Kla führen und ihn verhaften lassen. Selbst der Ehebruch muß das Weib beugen und schweigen; erhebt sich ein Streit zwischen zwei Eheleuten, so behält die Frau immer Recht; der Mann muß nachgeben oder ins Gefängniß wandern. Doch sey es zum Lobe der Damen von Monte video gesagt, daß sie ihre Autorität selten mißbrauchen und sie nöthigenfalls in die anmuthigste Herablassung verwandeln.

Das übrige Land macht schon langsamere Fortschritte und hat weniger sanfte Sitten als die Bewohner von Montevideo. Kaum hat man einige Meilen weit im Innern vorgedrungen, so befindet man sich unter den Gavacho's, einem rohen Volke, das nur seine Pferde und seine Schlingen (lazos) zum Einfangen der Stiere kennt. Die Ga vacho's leben gleichsam auf Pferden und jagen den wilden Stämmen nach, die ein wenig wilder sind, als ihre Jäger. Sobald sie einen Stier bemerken, sprengen sie mit verhängtem Zügel gegen ihn an und werfen ihm ihre Schlinge mit so viel Sicherheit und Geschick um Hals oder die Hörner, daß der furchtbare Feind sich gefangen geben muß. Diese Gavacho's dienen jetzt der Sache des Don Trouite; es fehlt ihnen gewiß nicht an Muth; allein ihre geringe Ordnung und Gewöhnung an militairische Operationen machen sie nicht eben schwindlich. Sie stehen im Rufe der Gastfreiheit; allein man muß, wenn man bei ihren Hütten vorübergeht, Ave Maria! rufen; für diesen Ruf erhältst Du unentgeltlich Abendbrod und ein Nachtlager.

Da dieses Land fast nur Häute ausführt, so ist der Handel keiner sehr großen Entwickelung fähig. Dennoch wird die Rhede von Monte video nie leer von Schiffen, worunter namentlich auch viele Französische.

(Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Zur Beurtheilung Napoleon's. Unter dem Titel „Napoleon, wie er war"*) ist kürzlich in Stuttgart eine kleine Schrift in Französischer Sprache erschienen, deren Verfasser sich in einem uns zugekommenen Schreiben mit dem Buchstaben B. unterzeichnet. Zweck derselben ist, falschen Urtheilen entgegenzutreten, wie sie z. B. von Walter Scott über Napoleon verbreitet worden sind, und durch eine unparteiische Zusammenstellung von Thatsachen diese für sich selbst reden zu lassen. Der Verfasser ist keineswegs ein unbedingter Verehrer seines Helden; er verhehlt nicht, daß der Kaiser seinem eigenen Ruhme eben so oft geschadet, als er die Freiheiten Frankreichs und der gebildetsten Länder Europa's despotisch unterdrückt habe; aber er will doch nicht zugeben, daß nicht seine großen Eigenschaften überwiegend gegen seine Fehler und Schwächen gewesen seyen, und darum theilt er uns hier manche Anekdote mit, die man in dem kleinen Büchlein mit Vergnügen liest. Inzwischen scheint es wohl etwas Ueberflüssiges, in Deutschland ein unparteiisches Urtheil über Napoleon noch feststellen oder vindiziren zu wollen. Wie kein anderes Land, hatte wohl unser Vaterland über die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten des fremden Herrschers zu beklagen; nirgends aber wie hier hat man sich auch nach dem Tode des Helden bereitwilliger gezeigt, den umfassenden Geist, den wunderbaren Menschen in ihm anzuerkennen. Lange schon bevor sich seine Statue auf der Vendome-Säule in Paris wieder befand, hatte das Königl. Museum in Berlin die Marmor-Statue des Helden mitten unter den klassischen Denkmälern des Alterthums aufgestellt. In einem Lande, wo man auf so edle Weise an seinem größten Feinde Rache nimmt, hätte es daher wohl der „unparteiischen Würdigung eines Zeitgenossen" nicht erst bedurft.

*) Napoléon tel qu'il fut. Portrait impartial tracé par un contemporain. Stuttgart, J. B. Metzler, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 49. Berlin, Montag den 24. April 1837.

Frankreich.

Paul de Kock's schriftstellerischer Ruf in England.*)

Der fruchtbare und außerordentliche Dichter, dessen Namen wir in der Ueberschrift genannt haben, hat sich seit langer Zeit der fast beispiellosen Gunst der Romanenleser in Frankreich zu erfreuen. Allein, theils wegen seiner systematischen Verachtung jener krankhaften Uebertreibungen, jenes ausschweifenden Mystizismus der Leute beiderlei Geschlechts, die sich in dem Vorgeben, neue Schulen gegründet zu haben, gefallen, theils wegen seiner Fernhaltung von jener sublimen Ziererei, durch welche man die niedrigsten Grundsätze unter dem Scheine tiefer Gedanken einschwärzt, hat er sich die liebevolle Theilnahme der sogenannten romantischen Koterien total verscherzt, und diese schließen von ihren Salons das Lob eines Mannes aus, welcher der nationalste aller Schriftsteller ist, dessen Werke bei dem Nähermädchen im obersten Stockwerke sowohl, als beim Schuhmacher in seiner unterirdischen Wohnung gefunden werden. Diese Volksthümlichkeit aber ist's gerade, welche leicht Herren und Damen in Harnisch bringt, die einen feineren Geschmack als viele Andere zu haben affektiren. Sie klagen ihn an, er sey der Liebling der Grisetten, und spötteln vornehm über die Derbheit seiner Schilderungen, die ganz der Grobheit seines Publikums angemessen sey. Ein Engländer, der früher eine fashionable Französische Beurtheilung Paul de Kock's gelesen hat und nun einen dieser Romane liest, um sich eine eigene Meinung über die Verdienste und Mängel des Verfassers zu bilden, wird erstaunen über die vielen Adern der schönsten und großartigsten Gesinnung, die sich durch eine Ueppigkeit von Humor schlängeln, der oft zwar die Gesetze der kalten Sittlichkeit verletzt, aber im Ganzen durch seine außerordentliche Fülle von Verlaunlichkeit hinreißt. Wir stehen nicht an, zu sagen, daß vielleicht noch nie ein Schriftsteller den Schöpfer des „Bon enfant" und des „Frère Jacques" in der lebhaften, durchbohrenden, tragischen Kraft, die ihre Elemente in den alltäglichen Leidenschaften des gewöhnlichen Lebens sammelt, übertroffen hat.

Man hat das Talent Paul de Kock's sehr herabgewürdigt, indem man ihm nur eine Auszeichnung in der rohen Farce und der humoristischen Karrikatur zuerkennen wollte; aber er gleicht Hogarth in der feinen und tiefen Kunst, das Lächerliche mit dem Schrecklichen zu verbinden. In den Details seiner männlich-kernigen Gemälde erscheint er als der Schalk, der über die Thorheiten des schwachen Menschengeschlechts lacht, und doch ist die Composition, in ihrem ganzen Zusammenhange betrachtet, oft eine schreckenerregende, schaudereinflößende Darstellung der Folgen des Lasters. Bei solcher gewaltigen Eigenschaft müssen wir zweifeln, ob Frankreich unter seinen Dichtern je einen tüchtigeren Sittenlehrer gehabt hätte, als de Kock, hätte er nicht Einen verderblichen Fehler, welcher viele seiner ausdrucksvollsten Werke entstellt und den tolerantesten Anstand, gerade wenn er sich am sichersten glaubt, überfällt und verletzt. Sittenprediger in allem Anderen, Sittenprediger mit der anschaulichsten Allgewalt der Wahrheit, verwirkt er seinen edelsten Lohn in dieser Eigenschaft durch unfeine Züge unbedachter Ausgelassenheit, sobald ihm sexuale Beziehungen willkommenen Anlaß bieten. Wir bedenken sehr wohl, daß ein Französischer Schriftsteller im Punkte der socialen Ethik der nüchternen Tugendpredigt eines Englischen Kritikers wenig Aufmerksamkeit schenkt, daß er sich oft gar nichts daraus macht, sondern sich viel darüber mokirt. Wir sind ihm heute Scheinheilige, morgen altkluge Sprödethuer, übermorgen verschrobene Donquixote einer unnatürlichen und anmaßenden Verschämtheit, und wer weiß, was noch Alles. Wir wollen eingestehen, daß bei uns die Lehre von der Sittlichkeit oft auf das Verhältniß der Geschlechter zu einander beschränkt ist; wir geben zu, daß in England der nach Englischen Grundsätzen eine Person für moralisch oder unmoralisch erklärt wird, je nachdem sie dieses Dogma in unserem ethischen Glauben geachtet oder verletzt hat, nicht nach den zahllosen Bedingungen und anderen durch Uebereinstimmung gegründeten Ansichten des civilisirten Lebens; aber trotz dieser Zugeständnisse haben wir doch Mühe, zu begreifen, wie sich ein Schriftsteller in der Hintansetzung des Dekorums so vergessen darf, bloß deshalb, weil das Dekorum nicht überall an der Spitze der sittlichen Pflichten steht, und vor Allem, wie Leute, die vorgeben, uns glücklicher oder besser machen zu wollen, so alle Schranken überschreiten, die im wirklichen Leben nicht ungestraft, wenigstens vom weiblichen Geschlecht nicht, überschritten werden dürfen. Paul de Kock's Werke sind anstößig; aber wir müssen ihn noch mehr wegen der Leichtfertigkeit in der Behandlung des Gegenstandes als wegen der Worte tadeln. Derbheit des Ausdrucks kann noch mit der Reinheit der Idee verträglich seyn, unser Geschmack kann auch oft beleidigt werden, ohne daß dadurch der zartfühlenden Seele zu nahe getreten wird; aber man muß mit aller Kraft das verdammen, was von keiner gesunden Logik gebilligt werden kann — die Leichtfertigkeit, mit der die Tugend des Weibes für Kleinigkeit gehalten wird.

In einer seiner Vorreden sagt de Kock, sich vertheidigend, daß seine humoristischen und fließenden Zeichnungen der menschlichen Leidenschaften weit weniger schädlich seyen, als die überfeinen Sophistereien und die ausgeartete Beredsamkeit vieler seiner Zeitgenossen. Wenn ein Mann von de Kock's Genie und von solchem allgemeinen Mitgefühl für Alles, was edel und gut ist, sich mit solchen armseligen Entschuldigungen beruhigen kann, so wäre es allerdings unrecht, seine Ruhe hierin stören zu wollen. Doch glauben wir, er habe noch einen edleren Ehrgeiz, als sich den genannten Vorzug vor seinen Landsleuten und Zeitgenossen zu bewahren.

Um diese wenigen Bemerkungen über die Charakteristik eines der fruchtbarsten Dichter unserer Zeit durch Stellen aus seinen Schriften zu belegen, wählen wir Frère Jacques, bemerken aber zuerst, daß ein guter und in der Auswahl geschmackvoller und sorgfältiger Uebersetzer dem nicht-Französischen Leser mit den Dichtungen de Kock's sowohl ungewöhnliche Unterhaltung, als tiefe Belehrung in der Geschichte des menschlichen Herzens und seiner Leidenschaften verschaffen würde.*)

(Schluß folgt.)

*) Die Betrachtungen der Edinburgh Review, die wir hier mittheilen, gewähren das eigenthümliche Interesse, daß sie den Französischen Polygraphen von einer ganz anderen Seite darstellen, als wir ihn auch in Deutschland zu beurtheilen pflegen. Gerade Paul de Kock findet Gnade in England, während viele seiner genialsten Nebenbuhler, namentlich aber Victor Hugo und George Sand, mit der schonungslosesten Strenge verurtheilt werden.

*) In Deutschland erscheinen gewöhnlich fast gleichzeitig mit dem Original jedes einzelnen Romans von Paul de Kock mehrere Uebersetzungen. Eine geschickte Auswahl der sämmtlichen belletristischen Werke in gelungener Bearbeitung lieferte die Riegel'sche Buchhandlung in Potsdam in 6 Bänden, zu denen Herr Ludw. Rellstab eine Einleitung geschrieben hat.

Syrien.

Ein Französischer Königssohn in Jerusalem.

(Schluß.)

Wir verfügten uns nun aus der Omars-Moschee nach ihrer Succursale, der Moschee El Aksab, die aber weder so alt, noch so heilig ist als jene. Sie steht etwa hundert Schritte von der Haupt-Moschee entfernt; zwischen beiden befindet sich ein großer, wahrscheinlich antiker Springbrunnen, der vor Zeiten zu Waschungen der Opferthiere und der Opferer dienen mochte und noch heute zu den gottesdienstlichen Reinigungen der Muselmänner dient. — Die Moschee El Aksab hat ungefähr die Gestalt eines Kreuzes, dessen oberes Ende in einen halbkreisförmigen Vorsprung ausläuft; am unteren Ende befindet sich der Haupteingang. Kaum waren wir über die Schwelle, so ließ Hassan Bey zur Vorsicht das Thor hinter uns schließen.

Das helle und warme Sonnenlicht, durch die herrlichen großen Fensterscheiben gedämpft und farbig gebrochen, verbreitete in dem weiten inneren Raum eine ganz eigenthümliche, aber der Schönheit dieser Architektur günstige Beleuchtung. Die Mauern und die zahlreichen Säulen mit Korinthischem Kapitäl glänzten in ihrer weißen Marmorbekleidung, auf welcher die kurzen Arabischen Inschriften durch die tiefe Schwärze ihrer kolossalen Buchstaben abstachen. Diese mächtigen Granit-Säulen, welche offenbar ehemals den christlichen Kirchen zu Jerusalem und Bethlehem angehört haben, bewahren noch heute ihren großartig imposanten Charakter, trotz des orientalischen Ungeschmacks, der ihren Schaft bunt und ihre Kapitäle wunderlich grün angestrichen hat. —

Unweit des Einganges zeigte uns Hassan Bey ein Grabmal von einem eisernen Geländer umgeben; bei den Muselmännern gilt es für das Grab Aaron's, des Bruders Mosis. Am anderen Ende der Moschee war abermals ein heiliger Stein mit einer Fußspur darauf zu sehen; die Türken sagen, es sey die Fußstapfe Issah's, d. i. Jesu Christi. Nicht weit davon stehen zwei grüne Jaspis-Säulen so nahe neben einander, daß ein Mensch sich nur mit der größten Mühe zwischen ihnen durchschmiegen kann; die Imams behaupten, wer hindurch könne, der sey vorher bestimmt für das Paradies. Auf dem Rückwege zum Eingang kamen wir an einer verborgenen Nische vorbei, worin ein dem Issah geweihter Altar steht. Auf diesen Altar, sagen die Gläubigen,

wird der Prophet Zacharias am jüngsten Tage herabkommen, um sich der Frommen vor dem Gerichte Gottes anzunehmen.

Wir verließen die Moschee, zogen Schuh und Stiefel wieder an, und der Gouverneur geleitete uns zu dem heiligen Stadtquartier hinaus bis vor seine Wohnung. Hassan Bey, anscheinend ganz ruhig, ohne Gefolge, ohne andere Waffe als seinen Yatagan, ging uns durch die engen Straßen voran und ließ den Prinzen nicht von seiner Seite; sein Falkenauge spähte in allen Richtungen umher und schreckte einige Männer von wild verdächtigem Aussehen zurück, die uns unterwegs begegneten. Im Ganzen indeß schien unser abenteuerlicher Besuch in der Moschee den Fanatismus der muhammedanischen Einwohnerschaft nicht gar zu sehr aufgebracht zu haben. Wir konnten noch an demselben Nachmittage, ohne Schutzwache und ungefährdet, einen ziemlich langen Spaziergang machen durch das Thal Josaphat, auf den Oelberg und den Berg Zion. Doch entschied sich der Prinz, auf Hassan Bey's freundschaftlichen Rath, seinen Aufenthalt in der heiligen Stadt nicht unnöthig zu verlängern. Am anderen Morgen früh verließen wir Jerusalem und nahmen unseren Weg gen Bethlehem. (Rev. Fr.)

P e r s i e n.

Persische Begebenheiten.

Vom Baron F. von Korff.

IV. Einzug in Teheran. — Krönung des neuen Schahs.

Wir verließen den neuen Schah vierzehn Werst vor Teheran, eine günstige Planeten-Conjunction erwartend, um in die Residenz zu ziehen. Endlich erschien der 9. Dezember 1835.

Im Lager war ein entsetzlicher Lärm; das Putzen der Pferde und der Gewehre hatte die ganze Nacht gedauert. Das Hin- und Herrennen, die lauten Gespräche, das Geschrei aller Arten von Thieren und das Geklirre von Ketten ließ uns kein Auge schließen. Kurz vor Sonnen-Aufgang verkündeten einige Kanonen-Salven den Rechtgläubigen, daß es dem Schatten Allah's gefallen habe, sein Roß zu besteigen. Man vergesse alle Europäische Bilder von fürstlicher Pracht und von unseren Feierlichkeiten bei Einzügen gekrönter Häupter in ihre Residenzen und höre — wie der Beherrscher des Reiches der Chosroer und Nuschirwaner in seine Hauptstadt einzog. Der Zug bewegte sich in folgender Ordnung: es eröffnete ihn eine kleine Abtheilung Reiterei, versteht sich, irregulairer, und Geschütz auf Kameelen; ihnen folgten Schnelläufer, die sich durch ihre helmähnlichen mit bunten Federn geschmückten Mützen auszeichneten; fast ganz nackte Pezlewan's (Kämpfer), mit ungeheuren Stäben in der Hand, schritten in allerlei kühnen Wendungen einher und fochten mit ihren schweren Waffen durch die Luft; Seiltänzer in Jacken von schwerem Seidenstoff tanzten und sprangen auf alle mögliche Weise bei dem Schall der schreiendsten, ein Europäisches Ohr zerreißenden Musik; Ferraschi, die Persischen Gendarmen, mit unbeschreiblich langen Stöcken bewaffnet, schrieen aus allen Kräften, um zu verkünden, daß der Schah sich nähere; ihnen folgten einige Pischchidmet's (Kammerdiener) und zuletzt der Mirochor (erster Stallknecht), der eine reiche Satteldecke (Sinpusch) von Tuch trug, die mit Gold, Silber und bunter Seide ausgenäht und mit Edelsteinen bedeckt war. Jetzt erschien der Schah selbst! Man nehme blaue Brillen zur Hand, um die Augen vor Erblindung zu schützen. In ein Lichtmeer gehüllt, welches den schönsten braunen Hengst der Welt umstrahlte, zeigte Muhamed-Schah sich den erstaunten Blicken der Rechtgläubigen. Er selbst war in einen einfachen Reiseanzug gekleidet, dagegen hielt er in der rechten Hand eine kurze Peitsche, bestehend aus vier Reihen großer echter Perlen, an einem goldenen Stiel befestigt, auf welchem vor Diamanten, Smaragden und Amethysten das Gold kaum zu sehen war; der Sattel nebst Schabracke und das ganze Reitzeug waren ein wahres Wunder von Glanz und Pracht. Zur rechten und linken Seite Sr. Hoheit ritten die Europäischen Gesandten mit ihrem Gefolge. In einiger Entfernung hinter dem Schah zog ein Haufe von Prinzen, die Oheime, Brüder und Neffen des neuen Herrschers; ihnen folgten einige der ersten Staats-Beamten; den Zug beschloß eine kleine Abtheilung Reiterei mit drei rothen Fahnen. Zu beiden Seiten ritten des Schahs Gulami, um das Gedränge des Volks zurückzuhalten, und theilten im Namen des Schahs theils milde Gaben, theils Peitschenhiebe unter Arme und Derwische aus.

Eine Agatschi (eine Deutsche Meile) vor der Stadt begannen die Bewillkommnungen. Zuerst erschienen zu beiden Seiten des Weges die Repräsentanten der Stadt-Bezirke; neben ihnen lagen mit gebundenen Füßen Kameele, Ochsen und Schafe. Als der Schah sich denselben näherte, schnitt man den Thieren die Köpfe ab und legte sie mit dem Ausruf „Kurban!" (Opfer) dem Gebieter zu Füßen. Derwische brannten in metallenen Schalen Wohlgerüche verschiedener Art, besprützten die Straßen und die Menschen mit Wasser und sangen ziemlich unharmonisch, aber um so lauter, Hymnen zur Ehre Allah's, dessen himmlischer Gnade sie Muhamed-Schah empfahlen. Diese Derwische machten einen seltsamen Eindruck auf mich; ihr unordentliches Kostüm, ihr wirres, im Winde fliegendes Haar, ihre wilden Laute, das geheimnißvolle Wesen, in das sie sich hüllten, Alles zusammen wirkte heftig auf die Einbildungskraft. Ich sah dort einen sich umherdrehenden Derwisch, der aus fernen Landen gekommen war und unwillkürlich an ein berühmtes Spektakelstück erinnerte, das man einmal auf dem Petersburger Theater gab und in welchem Herr Dur die Rolle eines ähnlichen Narren spielte.

Die Vorsteher der Kaufmannschaft und alle angesehene Bewohner der Stadt kamen auch Sr. Hoheit entgegen; als sie sich dem Schah näherten, stiegen sie vom Pferde und verbeugten sich tief; auf ein von ihm gegebenes Zeichen setzten sie sich wieder auf und schlossen sich dem Zuge an. An einer Seite des Weges standen die Musikanten der Stadt und betäubten unsere Ohren durch das furchtbare Getöne ihrer langen Posaunen. Unter den Mauern der Stadt war regulaires Fußvolk und Geschütz aufgestellt. Der Schah ritt ihre Fronten entlang und dankte den Soldaten für die Mühseligkeiten, die sie auf dem Marsche von Tabris ausgestanden hatten; die Soldaten, die dergleichen in ihrem Leben nicht gehört hatten, antworteten mit Enthusiasmus, daß sie bereit wären, ihre Köpfe dem jungen Monarchen zu Füßen zu legen. Nachdem der Schah darauf längs der Stadtmauer hingeritten war, begab er sich in den außerhalb der Stadt, jedoch ganz in der Nähe liegenden Palast Nigaristan (Belvedere). Er gehört zu den Sommerwohnungen des Schahs und zeichnet sich durch zwei Säle aus; in einem derselben sind auf den Wänden die Bildnisse der Söhne Feth Ali Schah's gemalt, und in dem anderen enthalten drei Wände folgende Gemälde: die Mittelwand stellt Feth Ali Schah mit der Krone und in vollen Herrscherschmuck auf dem Throne sitzend dar; um ihn her stehen seine Söhne und die vornehmsten Reichsbeamten; auf den beiden anderen Wänden sieht man eine Menge Gestalten in verschiedenen Asiatischen Trachten und vier oder fünf Europäer, es sind die Gesandten mehrerer Mächte mit ihrem Gefolge, die sich am Hofe des verstorbenen Schahs befanden. Unter den Europäern befinden sich die Bildnisse von Malcolm, Sir Gore Ouseley und Morier, der in seinen Schriften (Hadschi Baba ꝛc.) eine so unterhaltende Schilderung von den Persern und dem Schah geliefert hat. Von einer Aehnlichkeit der Bildnisse kann, wie es sich von selbst versteht, keine Rede seyn; dafür aber ist die Malerei ganz erstaunlich schön. Alle Europäer tragen dreieckige Hüte, Uniformen nach altem Französischen Schnitt und rothe Stiefeln. An Morier hat sich der Maler für allen Spott über Persien kühn gerächt, indem er ihm so krumme Beine gab, als hätte er so eben die Sekonade erhalten. In diesem Saal war der Thron errichtet, den Muhamed, die Brust und die Arme mit Brillanten und Perlen und das Haupt mit einer kleinen Krone geschmückt, bestieg und einnahm. Zu seinen Seiten befanden sich die Gesandten Rußlands und Englands mit ihrem Gesandschafts-Personal; hinter dem Throne hielt der Eunuch und Minister des Innern, Manutschar-Chan, den Säbel Sr. Hoheit, und ein anderer Eunuch, Chosrew-Chan, den Schild. Mit Ausnahme dieser Personen befand sich im Saale selbst Niemand; den nach dem Garten hinausgehenden Fenstern gegenüber standen zunächst um das Fenster herum die Prinzen von Geblüt, etwas weiter der Kaimakam, der Vezier, unser alter bekannter Assisu Do Ulet, „der Reichs-Salomon", viele Mustufi's u. s. w.

Nachdem Jeder seinen Platz eingenommen hatte, trat aus der Menge ein Molla hervor und sprach ein kurzes Gebet für den jungen Gebieter; ihm folgte der Hof-Poet und las eine unendlich lange Ode zu Ehren Muhamed's ab, in welcher er Letzteren mit Sonne, Mond, Sternen und Gott weiß, womit sonst noch verglich; unglücklicherweise kann ich keine Uebersetzung vorlegen, weil ich das Original nicht besitze. Der Schah, ermüdet von der Reise und von der auf ihm ruhenden Juwelenlast, konnte es nicht länger aushalten, und der Selam (das Lever) hatte ein Ende. Alles begab sich nach Hause zu seinen Tabackspfeifen. Der wohlriechende Dampf des Tabacks von Schiras wallte um alle Nasen der Staatsbeamten von Iran; nach einer solchen Ceremonie ist es ein wahrer Genuß; ich weiß es aus eigener Erfahrung.

Ueber die ersten Tage meines Aufenthaltes in Teheran kann ich nichts besonders Interessantes sagen, weil ich nichts sah als das Haus des Englischen Gesandten, in welchem Asiatische Bequemlichkeit und Englischer Comfort sich auf das glücklichste vereint fanden.

Nach Verlauf einiger Tage ward ich mit noch einigen anderen Europäern zum Mittagsmahl bei Hussein Ali Chan, einem Oheim des Schahs Muhamed, eingeladen. Das Mahl sollte um sieben Uhr Abends stattfinden. Es war Winter und um die Mitte Dezembers; wiewohl es nicht leer, so war es doch um sieben Uhr schon dunkel, und wir mußten einige Polizeidiener mit an langen Stangen gebundenen Fackeln nehmen, um die Straßen zu erleuchten; außerdem begleiteten uns noch Leute mit ungewöhnlich großen Laternen. Nachdem wir auf diese Weise einen beträchtlichen Theil der Stadt zurückgelegt hatten, erreichten wir das Haus Sr. Excellenz Hussein Ali Chan's. Der würdige Mann kam uns entgegen und führte uns in die zu unserer Aufnahme bestimmten Zimmer. In einem großen mit Gold und leuchtenden Farben ausgemalten und mit kostbaren Teppichen geschmückten Saale war für uns an der Seite ein Tisch nach Europäischer Weise gedeckt; in der Mitte lag für die Perser, statt des Tischtuches, ein großer Kaschmir-Shawl ausgebreitet, auf welchem drei große Leuchter mit dicken und schiefen Talglichtern standen. Bis der erste Akt begann, d. h. bis die Tabackspfeifen gebracht wurden, suchte der Wirth uns mit allen möglichen Sorten von Komplimenten zu bewirthen, was übrigens nicht lange dauerte, weil man sich beeilte, die Pfeifen zu reichen. Alles schritt zum Rauchen, wie zu einer Sache von Wichtigkeit, in Komplimente hatten ein Ende, und wir erkannten, daß Alles in der Welt, sogar der Ruhm, nichts als Rauch ist. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit brachte man uns einige große Schüsseln mit verschiedenen ziemlich bitteren Süßigkeiten, die größtentheils aus einer Mischung von Mehl, Schaffett und Zucker bestanden. Dieser Akt währte indessen nicht lange; den Süßigkeiten folgten bald wieder die Pfeifen, die man uns in den Mund steckte; aufs neue ward Alles wieder zu Rauch, die Komplimente des Hausherrn mit einbegriffen. Dann brachte man in kleinen Tassen lieblich duftenden Mokka-Kaffee ohne Zucker, worauf abermals das Rauchen an die Reihe kam, gefolgt von schlechtem und so stark versüßtem Thee, daß er fast Syrup geworden war. Damit schloß die Einleitung zur Mahlzeit. Nach einem kurzen Zwischenakt begann ein bedeutendes Essen, und woraus dieses bestand, soll in Nachfolgendem erklärt werden.

Wer Kameele beladen, traten Diener mit Brodten herein, die so flach wie Eierkuchen waren und wovon sie Jedem eine Portion reich-

ten, mit der man einen Menschen eine ganze Woche lang hätte satt machen können. Die erste Schüssel bestand aus Schafkäse, Zwiebeln, Radiesen, wohlriechenden Kräutern u. s. w. Dann kamen verschiedene Eierspeisen; Bosbaschi, Suppen; Fisündehann, süßsaure Saucen aus Fleisch, Mandeln, Rosinen u. s. w.; Kebab, gebratenes Fleisch; Pilaw's, Reisspeisen mit Fleisch, Rosinen, Saffran und Mandeln. Zum Beschluß brachte man mehrere ganz und gar am Spieß gebratene Lämmer mit Köpfen und Füßen auf den Tisch, was wegen der Aehnlichkeit eines solchergestalt gebratenen Lammes mit einer Katze eben nicht sehr appetiterregend war. Auf unserem Europäischen Tisch zählte ich 99 Schüsseln; ob dieses eine symbolische Zahl war, wie die 99 Benennungen Allah's, weiß ich nicht; man kann aber aus derselben abnehmen, in welcher Menge und Mannigfaltigkeit Alles gereicht wurde. An Wein und Scherbet mangelte es nicht, und die Rechtgläubigen tranken oft genug aus Versehen statt des Scherbet Wein und wälzten alle Sünde auf uns Ungläubige.

Nach beendigter Mahlzeit und der gebräuchlichen Waschung traten Musikanten und Tänzer ins Zimmer. Die Instrumente, die unser Ohr ergötzten, waren Surna's, eine Art von Violinen mit drei Saiten, dann eine Art von Zimbeln und Trommeln und Trompeten von allen möglichen Größen. Unter den Musikanten befand sich ein berühmter Sänger, Molla Kerim, ein Günstling des verstorbenen Feth Ali Schah; nachdem er gehörig getrunken, unterhielt er die Gesellschaft mit lustigen Gesängen, von denen einige an unsere National-Lieder erinnerten; sie sind aus Phrasen zusammengesetzt, von denen jede einzelne in sich abgeschlossen ist, die aber alle zusammen genommen in keiner Verbindung mit einander stehen und keinen Kollektiv-Gedanken ausdrücken.

Zuletzt fiel es unserem Wirth ein, uns mit Tänzen zu regaliren. Diese Idee war keine sehr glückliche, weil der Persische Tanz, anstatt zu erheitern, nur Langeweile macht. Die Pantomime, der Hauptbestandtheil desselben, ermangelt aller Grazie und besitzt nicht einmal jenen wilden Charakter, der uns in den Belustigungen ungebildeter Völker bisweilen interessant wird. Mir erschienen diese Sprünge als eine Erniedrigung der Menschheit. Nach beendigten Tänzen gaben alle Anwesende den Darstellern einige Dukaten, und darauf ging die Gesellschaft um Mitternacht aus einander, woraus man ersehen kann, daß die Mahlzeit mit allem Zubehör ganze fünf Stunden gedauert hatte.

Wer kein eigentlicher Kunstkenner ist, wird in den Asiatischen Gebäuden nichts Anziehendes finden; man muß die Architektur genau kennen, um eine besondere Art von Schönheit in diesen Palästen und Tempeln zu gewahren, die dem gewöhnlichen Beschauer, der seine Begriffe auf die Formen beschränkt, die er in seiner Heimath sah, als höchst geschmacklose Produkte erscheinen. In dieser Beziehung muß man den Palast des Schahs betrachten; hier sieht man die Asiatische Kunst in ihrer höchsten Vollendung — für Eingeweihte, und als Mißgeburten — für diejenigen, die sie nicht begreifen. Uebrigens läßt sich nicht dagegen streiten, daß die Asiaten, namentlich die Perser, es nicht verstehen, das Innere ihrer Häuser mit gleichem Schönheitssinn in allen Theilen einzurichten und den Abstand zwischen Luxus an einer Stelle und Schmutz an einer anderen zu fühlen. Dieses Gemisch von Reichthum und Armuth beleidigt ein an dergleichen Abwechselungen nicht gewöhntes Auge. Als Beispiel dient der Saal, in welchem sich der berühmte Pfauenthron, Tachtitaus, befindet. Diesen Thron soll Nadir-Schah auf einem seiner Züge nach Indien von dort mitgebracht haben; er ist ganz mit Goldblech beschlagen und dergestalt mit Diamanten, Smaragden und Amethysten besäet, daß sein Werth sich gar nicht schätzen läßt; die Teppiche in diesem Saal sind prachtvoll und noch außerdem an den Seiten mit kostbaren Shawls bedeckt. Man werfe aber nur einen Blick auf die Thüren — kaum halten sie sich in ihren Angeln, und die zu diesem Saal führende Treppe — sie ist schief und will zusammenfallen. Einer der Säle im Palast ist seltsam möblirt; die ganze Diele ist von Porzellan- und Glasgefäßen bedeckt, die von Europäern geschenkt wurden; Theekannen, Tassen, Karaffen, Kaffeekannen, Saucièren stehen bunt durch einander da; man hat nur leere Stellen zum Durchgehen und einen kleinen Raum noch gelassen, wo Feth Ali Schah saß, um Besuch zu empfangen. Der Speisesaal für den Sommer ist sehr fein ausgedacht: an der Decke ist ein ungeheurer aus Leinwand genähter Fächer angebracht, der durch Stricke von zwei Dienern in Bewegung gesetzt wird; der dadurch erzeugte Luftzug erfrischt das Zimmer.

Die für Tadschi Do Uletschei, die vornehmste Gemahlin Feth Ali Schah's, bestimmte Abtheilung des Palastes wird in Teheran für das schönste Werk in der Welt gehalten. Sie ist auch in der That gar nicht übel.

Doch es ist Zeit, wieder zum neuen Schah zurückzukehren. Seine Erholung vom Marsch und vom Ceremoniell war nicht die ungestörteste, und im Schlaf sogar beunruhigte den Besitzer der Residenz der Ungehorsam der Besitzer von Masanderan und Schiras, von denen Jeder sich Schah und gesetzmäßiger Erbe des Thrones von Iran nannte. Mulk-Ara indessen, der Schah von Masanderan, ließ nicht lange auf sich warten; er zog in Erwägung, daß seine Macht sich mit der Muhamed-Schah's nicht messen könne, und beschloß daher, ein zu Nichts führendes Blutvergießen, vergebliche Kosten und seinen fast unvermeidlich scheinenden Untergang sich zu ersparen und das Knie vor dem Sohne Abbas Mirsa's zu beugen. Mulk-Ara, seinen ehrgeizigen Plänen entsagend, erschien in Teheran mit tiefen Verneigungen vor Sr. Hoheit. Es versteht sich von selbst, daß er sich unschuldig und unwissend anstellte. Des Vergangenen mit keiner Silbe erwähnend, nannte er sich den allerunterthänigsten Sklaven „des Königs der Könige", und Muhamed-Schah stellte sich, als glaube er seinen Worten. Man sagte zugleich, daß Mulk-Ara zum Beweise seiner Aufrichtigkeit dem Schah eine Menge kostbarer Geschenke überreicht habe.

Selli-Sultan, der gestürzte Schah von Teheran, und sein Wesir saßen unterdessen in Gefangenschaft. Der Kaimakam, Mirsa Abul Kassim, benutzte diese Zeit. Da Niemand den wahren Belauf der Kasse de verstorbenen Schahs kannte, so verhörte der Kaimakam den Wesir Selli's, ob er die Gelder Feth Ali Schah's nicht mit seinem Gebieter getheilt und wo er sie verborgen habe? Der alte Wesir schwur auf das Heiligste, daß nur eine Kleinigkeit gefunden und diese unter verschiedene Personen vertheilt worden sey. — „Wer sind diese Personen?" — „Die und die." — „Gut." — Alle diese Leute wurden vorgefordert und sollten die von dem temporairen Monarchen empfangenen Summen zurückzahlen. Einige thaten es ohne Umstände, Andere wurden dazu gezwungen. Die Sache schien abgemacht; aber der alte Fuchs, der Kaimakam, selbst von hinterlistigem Charakter, glaubte nicht, daß der Wesir ihm die ganze Wahrheit gesagt habe. Keine Schwüre und Betheurungen vermochten ihn davon zu überzeugen, und er schritt zur Folter. In den Dezember- und Januar-Nächten, wo die Kälte in Teheran bis auf neun und mehr Grade steigt, ließ er den unglücklichen Wesir auf den Hof führen und mit kaltem Wasser begießen, um das gewünschte Geständniß zu erlangen. Das Resultat dieses Wasser-Verhörs ist mir nicht bekannt geworden.

Während diese Marter-Scenen vor dem Gefängniß Selli-Sultan's stattfanden, nahte die Zeit der Krönung Muhamed-Schah's. Der dazu bestimmte Tag wurde mehreremal angesetzt und wieder verlegt. Endlich erfuhr Selli-Sultan, der in strenger Haft saß und nur die Erlaubniß hatte, im inneren rings von hohen Mauern umgebenen Hofe freie Luft zu schöpfen, daß sein Neffe am 19. Januar gekrönt werden solle. Die Gefängnißluft hatte ihn seine sechswöchentliche Regierung, seinen Haß gegen den Nebenbuhler vergessen gemacht, und der stolze Ehrsüchtige ward plötzlich ein niedriger Schmeichler. Er erbat sich von Muhamed-Schah als eine Gnade, als eine Glückseligkeit, die Erlaubniß, der Krönung mit beiwohnen zu dürfen. Den Schah setzte diese Bitte Selli-Sultan's in Erstaunen; er konnte nicht begreifen, welchen Genuß dieser Mann in seiner Erniedrigung finden konnte. Indessen ward ihm die Erlaubniß ertheilt.

Die Krönung des Schahs fand im großen Palast, in dem sehr großen Thronsaale mit dem nämlichen Ceremoniell statt, wie bei dem Lever in Nigaristan, nur mit dem Unterschiede, daß das Publikum viel zahlreicher war. Während derselben wurden beständig Kanonen gelöst, und Selli-Sultan sah en amateur zu, wie die seinem Haupte entrissene Krone seinem Feinde aufgesetzt wurde. Die traurigste Figur in der ganzen Versammlung spielend, stand er in der größten Seelenruhe da, ohne sogar von der Verachtung Notiz zu nehmen, die sich auf den Gesichtern aller Anwesenden aussprach; sein Antlitz zeigte nichts als vollkommene Ergebenheit für den, der auf seinem Throne saß.

Die Krönung Muhamed's ward durch einige Gnadenbezeugungen bezeichnet — durch Ertheilung von Gewändern, Säbeln, Löwen- und Sonnen-Orden, Ehrenämtern u. s. w. Aber eine Frage blieb noch unentschieden: was wird Schiras, die reichste und blühendste Provinz Persiens, dazu sagen, und welches sind die Gesinnungen ihrer Verwalter Hussein Ali Mirsa und Hassan Ali Mirsa, Söhne Feth Ali Schah's? Von dort hatte man keine erfreuliche Berichte: die ungeregelten Verhältnisse zwischen Teheran, Ispahan und Schiras dauerten noch immer fort; die Bachtiaren und Schachsewenen plünderten nach wie vor Reisende und Karawanen. Alle schriftliche und mündliche Ermahnungen von Seiten Muhamed-Schah's an die Verwalter von Schiras führten zu nichts; man mußte zu wirksameren Mitteln schreiten, Truppen senden und die Unterwerfung mit Gewalt erzwingen. Wem sollte das Kommando der aktiven Armee übertragen werden? Versteht sich, dem Sir Henry Bethune! Sir Henry hüllte sich in seinen Kriegesschmuck, zog seine Kanonen-Stiefeln mit goldenen Sporen und seine Kürassier-Handschuhe an, setzte seinen Hut mit bunten Federn auf, bestieg sein Roß und führte sein unbesiegtes Heer zu Sieg und Ruhm. Für den Fall eines glücklichen Erfolges begleitete ihn der Eunuch Manutschar-Chan mit dem Auftrage, nach Unterwerfung der Prinzen Hussein und Hassan die Verwaltung von Schiras zu übernehmen. Hussein fürchtete man nicht sehr: er hatte den Ruf eines unbedeutenden und charakterlosen Menschen; aber Hassan war ein mächtiger und gefährlicher Gegner.

Nord-Amerika.

Red-Jacket, der Indianer-Häuptling.*)

Der unter dem Beinamen Red-Jacket (Rothjacke) bekannte und berühmte Häuptling des Stammes der Seneca's war ein beständiger Feind der Europäer. Seine Nation war seine Gottheit; für ihren Ruhm und ihre Selbstständigkeit zeigte er sich immer thätig. Er haßte die christlichen Missionaire, weil er stets geheime Anschläge auf das Land und die Unabhängigkeit der Seneca's fürchtete. Er fühlte zugleich, daß derselbe ausländische Einfluß, welcher dahin abzweckte, seinen herumziehenden Stamm an civilisirte Sitten zu gewöhnen, sein ganzes politisches System nothwendig umgestalten müßte; und hoffte demnächst, seinen Stamm dadurch unversehrt zu erhalten, daß er die Indianer von den Weißen abgesondert hielt, während die Missionaire vielmehr eine Amalgamirung und religiöse Vereinigung beider Theile erstrebten. Während man dem Heidenthum entgegenarbeitete, untergrub man die Nationalität des Stammes. In der Wildniß, fern von den weißen Männern, durften die Indianer dem Wilde nachjagen und ein selbstständiges Volk bleiben; allein das Gebiet, das man ihnen ließ, war kleiner, als die kleinste Grafschaft in New-York. Dabei waren sie von einer wachsenden weißen Bevölkerung umgeben, die es sehnlich nach ihrem Ländchen gelüstete, und die ihrem Jagdrevier enge Gränzen setzte, indem sie das Ackerland bis zu der Demarcations-Linie ausdehnte.

*) Aus dem kürzlich erschienenen Werke History of the Indian Tribes of North-America (Geschichte der Indianer-Stämme Nord-Amerika's). Von Thomas Mackenney. London. Erster Band.

Hirsche, Büffel und Elenthiere waren verschwunden. Dem Systeme Red-Jacket's gemäß, hätte sein Volk ihnen nachziehen sollen; gleichwohl blieb er, aber er weigerte sich, die Institutionen und Beschäftigungen anzunehmen, die allein noch seinen Stamm vor einer frühen und schmählichen Ausrottung bewahren konnten.

Man muß aber auch gestehen, daß die Missionaire ihrem Berufe nicht immer gewachsen sind: es fehlt ihnen oft eben so an Talent, als an Kenntnissen, oder sie zeigen einen übel berechneten, an Fanatismus gränzenden Eifer. Der Landessprachen unkundig und genöthigt, auf Dolmetscher sich zu verlassen, die vom Christenthum nichts wußten, brachten sie ihren Zuhörern nur allzu oft ganz andere Eindrücke bei, als ihre Absicht gewesen war. „Was habt Ihr ihnen denn gesagt?" fragte ein Missionair den Dolmetscher, der seine Rede eben übersetzt hatte. — „„Ich sagte ihnen, Ihr hättet von dem Großen Geiste eine Botschaft an sie."" — „Das war nicht der Inhalt meiner Predigt", versetzte der Missionair im Tone des Unwillens; „sagt ihnen, ich sey gekommen, um den einzigen wahren Gott und ein künftiges Leben zu verkünden!" Der Dolmetscher gehorchte. „Nun, was habt Ihr jetzt gesagt?" — „„Ich habe gesagt, daß Ihr ihnen von Manito und dem Lande der Geister etwas erzählen wollt."" Der Prediger wußte vor Aerger nicht mehr, was er entgegnen sollte, und gewiß hat noch mancher Missionair mit seinen salbungsvollen Ermahnungen ein ähnliches Schicksal.

Es giebt aber noch eine andere Ursache, die den Europäischen Civilisirungs-Plänen hemmend entgegentritt: die Gränzen werden beständig von einer Art Abenteurern heimgesucht, deren Projekte durch die Unwissenheit der Indianer am besten gefördert werden; diese Leute lassen sich's eifrig angelegen seyn, diejenigen in Mißkredit zu bringen, welche an der Wohlfahrt des unglücklichen Stammes arbeiten wollen.

Der Stamm der Seneca's zerfiel mit der Zeit in zwei Parteien, die christliche und die heidnische. Im Jahre 1827 waren die Christen zahlreicher; und Red-Jacket wurde durch Raths-Beschluß seiner Würde als Häuptling, die er seit dem Siege über Corn-Plant bekleidet, förmlich verlustig erklärt. Diese Entscheidung kränkte ihn tief, und er reiste nach Washington, um bei dem Großen Vater (dem Präsidenten) darüber Klage zu führen. In Washington wendete er sich zuerst an den Obersten Mackenney, der das Büreau der Indianischen Angelegenheiten leitete. Dieser Beamte war durch seinen Agenten von Allem, was unter den Seneca's sich zugetragen, wohl unterrichtet. Nach dem gewöhnlichen Händedruck bob Red-Jacket also an: „Ich habe meinem Vater Etwas zu sagen." — „„Und ich"", antwortete der Oberst, „„habe Dir auch Etwas zu sagen; dies will ich zuerst thun und alsdann Dich anhören."" Der Oberst erzählte nun Alles, was zwischen beiden Theilen sich ereignet hatte, und vergaß dabei keinen der einzelnen Umstände, durch deren Zusammenwirken die offene Feindschaft entstanden war. Er suchte den Red-Jacket zu überzeugen, daß Nachgiebigkeit und Duldsamkeit von seiner Seite ihm die Würde und Macht eines Häuptlings gesichert haben würden. Als Mackenney seine Rede schloß, wendete sich Red-Jacket, dessen scharfer und forschender Blick die ganze Zeit über auf dem Sprecher geruht, gegen den Dolmetscher und sagte, mit dem Finger nach den Wohnsitzen seines Volkes deutend: „Unser Vater hat ein langes Auge bekommen!" Dann schritt er zur Vertheidigung seiner Handlungsweise und leerte die Schale seines Grimms auf die Schwarzröcke (Missionaire) aus.

Man kam endlich überein, daß Red-Jacket nach Hause gehen und in einer zu diesem Zwecke berufenen Versammlung erklären solle, er wolle die Streitart vergraben und seinen christlichen Stammesgenossen die Ausübung ihrer Religion nicht verwehren. Er that dies, indem er zugleich für sich und einige Gleichgesinnte um das Privilegium nachsuchte, dem Glauben der Väter treu bleiben zu dürfen. In Folge dieser Erklärung wählte man ihn einmüthig wieder zum Häuptling, und er behielt diese Würde bis an seinen bald nachher erfolgten Tod.

Was diesen ausgezeichneten Wilden hauptsächlich gegen das Christenthum einnahm, war die moralische Verworfenheit so vieler Weißen in seiner Nachbarschaft. Einst beantwortete er einen Vorschlag zur Gründung einer Mission bei seinen Stammesgenossen mit folgenden merkwürdigen Worten: „Eure Rede ist schön und gut; Ich aber gebe Euch diesen Rath: geht und versucht einmal Euer Bekehrungswerk ein Jahr lang in der Stadt Buffalo; die Weißen dort bedürfen der Schwarzröcke mehr als wir. Ist es Euch nach Ablauf eines Jahres gelungen, sie besser zu machen, dann kommt und predigt auch hier; es soll Euch unverwehrt seyn."

Ein Reisender, der den Red-Jacket im Jahre 1820 sah, beschreibt ihn als einen Mann von ungefähr sechzig Jahren. Sein Wuchs war nicht hoch, aber seine Haltung gerade; er hatte eine edle Gesichtsbildung, ein schönes Auge und eine hohe gewölbte Stirn. Sein Anzug bestand aus einem blauen Jagdhemde, blauen Strümpfen, sehr zierlichen Moccasin's, einer rothen Jacke und einem Gürtel von derselben Farbe. Die erste Frage, die er an den erwähnten Reisenden richtete, war: „Seyd Ihr ein Spekulant, ein Sheriff, oder ein Schwarzrock?" Als dieser ihm bemerkt hatte, er käme nur, um seine Bekanntschaft zu machen, wurde Red-Jacket zutraulich und eröffnete ihm seine Gedanken über allerlei Dinge mit großer Offenheit. Er sagte unter Anderem: „Ich bezweifle nicht, daß das Christenthum für die Weißen gut seyn mag; aber die rothfarbigen Leute sind eine andere Race und bedürfen einer anderen Religion. Ich glaube gern, daß Jesus Christus ein wackerer Mann gewesen, und daß seine weißen Mörder die Höllenstrafe verdienen; aber die rothen Leute sind an diesem Verbrechen ganz unschuldig gewesen. Der Erlöser ist nicht uns geschickt worden, die Bibel eben so wenig, und die Büßung der Sünden ist nicht für uns geschehen. Hätte der Große Geist auch die rothen Leute zu Christen erkoren, so würde er ihnen, wie den Weißen, eine Offenbarung gemacht haben; nun aber dies nicht geschehen ist, sieht man deutlich, daß er sie beim Glauben ihrer Väter lassen wollte."

Red-Jacket bemühte sich, so lang er lebte, vergebens, die Unabhängigkeit seines Stammes zu erhalten. Seine Grundsätze und Meinungen blieben bis zum letzten Athemzuge unerschüttert, seine Geisteskräfte ungeschwächt. Wie alle Indianer, liebte er berauschende Getränke, denen er bei mancher Gelegenheit sogar übermäßig zusprach, obschon er im Ganzen sehr einfach und enthaltsam lebte. Seinen Tod fühlte er ein paar Monate vorher, und er spielte oft mit der Ruhe eines Weisen darauf an. Er besuchte alle seine liebsten Freunde, Einen um den Anderen, in ihren Hütten und unterhielt sich mit ihnen auf die eindringlichste und rührendste Art von dem Zustande seines Volkes. „Bald werde ich Euch verlassen", sprach er; „wenn ich todt bin und Ihr meine Warnungen nicht mehr hört, so werden die weißen Männer mit ihrer List und Habsucht obsiegen. Viele Winter hindurch habe ich dem Sturme Trotz geboten; aber nun bin ich ein alter Baum, der nicht ferner stehen kann. Meine Blätter sind abgefallen, meine Zweige verwittert, und jedes Lüftchen schüttelt mich. Bald wird mein alter Stamm daniederliegen und der Fuß unserer triumphirenden Feinde keck darauf treten; denn ich hinterlasse Keinen, der einen solchen Schimpf von uns abwehren könnte. Glaubet nicht, daß ich um meinetwillen bekümmert bin; ich gehe zu den Geistern meiner Väter, wo kein drückendes Alter mehr ist; aber mein Herz blutet, wenn ich meines Volkes gedenke, das bald nach allen Richtungen zerstreut und auf immer vergessen seyn wird." Dann gab er genaue Anweisung, wie man über seine häuslichen Angelegenheiten verfügen und ihn beerdigen solle. Seinen letzten Willen in Betreff der Beerdigung wiederholte er auf seinem Sterbelager. „Begrabt mich", sagte er, „an der Seite meines Weibes und sorgt dafür, daß die Leichenfeier dem Herkommen unseres Volkes angemessen sey. Hüllt mich in ein Gewand, wie es meine Väter trugen, damit ihre Geister sich freuen, wenn ich komme. Laßt ja durch keine Weißen mein Grab machen; gestattet nicht, daß sie mich bis ins Grab verfolgen!" Er starb am 20. Januar 1830. Mit ihm verlieren die Seneca's die letzte Stütze ihrer Nationalität.

Der in der Gegend residirende Missionair nahm Red-Jacket's Leichnam und ließ ihn christlich bestatten — ein Verfahren, durch welches er hinlänglich bewies, daß er weder den Willen eines Sterbenden zu ehren, noch die Gefühle der Indianer, die bei der Feierlichkeit unthätige Zuschauer seyn mußten, zu schonen verstand. So früh schon trat der Fuß der weißen Männer auf den Staub des großen Häuptlings, wie er selber mit prophetischem Geiste vorhergesagt hatte!

Mannigfaltiges.

— **Chateaubriand.** Der Russische General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky erzählt in seinen interessanten Memoiren aus der Zeit des Wiener Kongresses und der beiden Feldzüge in Frankreich*) folgende zur Charakterisirung des genannten Französischen Schriftstellers besonders geeignete Anekdote: „Als sich der Kaiser Alexander im Jahre 1814 in Paris befand, war das Sprechzimmer des Kaiserlichen Generalstabs-Chefs täglich von Leuten angefüllt, die Gesuche an den Kaiser zu richten hatten. Unter denselben befand sich auch ein Mann, der, indem er zu mir herantrat, die Vermuthung gegen mich aussprach, daß mir vielleicht sein Name nicht ganz unbekannt seyn dürfte. Es war der berühmte Chateaubriand. Er setzte mir den Gegenstand auseinander, der ihn eigentlich hergeführt habe, und schloß seinen Vortrag mit der Bitte, daß ich ihm doch aus Rücksicht auf seine unbegränzte Ergebenheit für den Kaiser ein Andenken an denselben auswirken möchte. Ich bat den Herrn Vicomte, sich darüber etwas deutlicher zu expliziren, und nach vielerlei Redensarten und Wendungen betheuerte er endlich: „La moindre décoration russe me rendra heureux."

— **Theater im Elsaß.** Die sogenannte feine Welt in Straßburg, Colmar und Mühlhausen geht zwar vorzugsweise ins Theater, wenn Französisch gespielt wird, aber gedrängt voll und von lebendiger Theilnahme an den Vorstellungen durchdrungen ist der Schauplatz nur dann, wenn die Deutschen Schauspieler hinkommen. Lust und Leben athmen wir ja nur mit der Muttersprache so recht in vollen Zügen, und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß die ehrlichen Elsasser ihr kräftiges Deutsch als Muttersprache aufgeben. Im Winter lassen sich die Straßburger von einer Französischen Truppe unterhalten, aber nach Ostern hält die Deutsche Schauspieler-Gesellschaft des Herrn Hebl aus Basel ihren Einzug, und diese macht dann in der dem Theater ungünstigsten Jahreszeit in der Regel viel größere Einnahmen, als ihre Vorgängerin. Den meisten Zulauf haben die Opern und die Wiener Lokal-Possen, deren Witze häufig aus dem Oesterreichischen in den Elsässischen Dialekt übersetzt werden. Weniger Anklang findet das höhere Drama, das eben ausschließlicher an die gebildeten Stände sich richtet, die jedoch mitunter läppisch genug sind, sich ihrer Deutschen Abkunft zu schämen, und dabei auch oft von der Deutschen Literatur weniger wissen, als die Französischen Franzosen, ihre Halbbrüder in Paris. In Mühlhausen, wo Herr Hebl mit seinem ziemlich starken Personale ebenfalls einige Vorstellungen gegeben, haben besonders Beethoven's „Fidelio" und „des Adlers Horst" (von Gläser) sehr gefallen. Aber auch selbst die Auber'schen, Boieldieu'schen und andere Pariser Opern hört man dort von den Deutschen Sängern und ihren kräftigen Chören viel lieber, als von den schwachen Stimmchen der Franzosen.

*) Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1814 und 1815. Von dem ehemaligen Flügel-Adjutanten des Kaisers Alexander, A. Michailowsky-Danilewsky, General-Lieutenant und Mitglied des Senats. — In Riga und Dorpat sind von diesem Werke Deutsche Uebersetzungen angekündigt worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 50. Berlin, Mittwoch den 26. April 1837.

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

1) Wer ein literarisches Werk beurtheilen will, hat die Elemente zur Begründung seines Urtheils in dem Werke selbst, nicht außer demselben zu suchen. Auf drei Punkte, meine ich, kommt es hierbei an. Es fragt sich nämlich: was hat der Autor beabsichtigt? hat er etwas Vernünftiges beabsichtigt? endlich, hat er seine Absicht erreicht? Wer sich über diese Vorfragen hinwegsetzt und über jedes Produkt nach Regeln aburtheilen will, deren Richtigkeit und Allgemeingültigkeit keineswegs feststeht, ja vielleicht geradezu bestritten wird — nun, der setzt sich der Gefahr aus, verkehrt zu urtheilen, was sich übrigens unter dem Monde häufig ereignet und Gottlob nicht viel zu sagen hat.

2) Die Menschen haben mancherlei Mittel erfunden, einander das Leben schwer zu machen, und eines der scharfsinnigsten besteht darin, daß man über jeden beliebigen Gegenstand zweierlei Behauptungen ausgesonnen hat, die einander schnurstracks zuwider laufen und gleichwohl beide für unfehlbar gelten sollen. Dergleichen hört man, wo von den größten, wichtigsten Interessen und Fragen die Rede ist; kein Wunder, wenn auch bei Gelegenheit einer so unbedeutenden Sache, wie die Poesie, solcherlei Maximen fleißig aufgetischt werden und der Dichter den schwer zu befolgenden Rath vernimmt: „Sey originell, aber nimm Dir bei Leibe nichts heraus, wovon sich bei den großen Dichtern der Vorzeit kein Beispiel findet.“ Dergleichen Vorschriften dienen nur dazu, dem Poeten seine Kunst ohne Noth mühselig zu machen, und schneiden ihm alle Aussicht und Möglichkeit ab, sich über die Idee und Ausführung seines Werkes zu rechtfertigen, — eine Rechtfertigung, die schon ohnedies genug erschwert wird durch die Geneigtheit des Publikums, sich über Einen, der sich um seiner Verse willen der Haut wehrt, lustig zu machen.

3) Wer an einer verkehrten Meinung festhält, bedient sich zu ihrer Darlegung in der Regel umwundener Phrasen und Metaphern, die wahr oder falsch seyn können, je nachdem man sie nimmt und anwendet. Der klare und bestimmte Ausdruck würde die Irrthümer und Widersprüche aus ihrem Verstecke treiben. Man hat in solchem Falle, um die Unwahrheit einer Meinung oder Behauptung aufzudecken, nur auf den Punkt hinzuweisen, wo jene Ambignität zum Vorschein kommt.

4) Eine Behauptung aufstellen, die mit den begründeten oder für begründet geltenden Ansichten der angesehensten Männer im Widerspruche steht, ohne zugleich seine eigenen Gründe beizubringen, ist immer mißlich; mindestens muß man versprechen, diese nachträglich zu geben.

5) An einem umfassenden, bedeutenden, inhaltsreichen Werke die Fehler nachweisen, die man darin entdeckt zu haben glaubt, das Vorzügliche aber und Werthvolle darin mit Stillschweigen übergehen — ein solches Verfahren ist vielleicht streng genommen nicht ungerecht, aber ganz gewiß unbillig; es ist auch nicht human. Man soll an einer Sache, die mehrere Seiten hat, nie bloß die ungünstige hervorheben.

6) Nicht allein der Anstand, sondern auch Religion und Gewissen machen es zur Pflicht, wo ein Streit unvermeidlich ist, ihn nicht auf liebelose Weise zu führen, sich jeder niedrigen Waffe und jeder Verletzung des Zartgefühls auch im Eifer des Kampfes zu enthalten.

7) Nie fühlt man sich zur Verfechtung der eigenen Meinungen, zur Darlegung der eigenen Ansichten lebhafter angespornt, als wenn man fremde, entgegengesetzte mit Geist, Anstand und Anmuth vortragen, mit Sachkenntniß und dem Ausdrucke tiefer Ueberzeugung durchführen hört.

8) Nur die Unwahrheit ist frivol, und zwar in jeder Bedeutung des Wortes.

9) Der rhetorische Stil, wie er von den Meisten verstanden und geübt wird, führt nicht geringe Nachtheile mit sich und verleitet zu schweren Versündigungen gegen Logik und Moral. Einer der häufigsten dabei vorkommenden und am meisten auffallenden Fehler besteht darin, daß man das Gute oder Böse an einer Sache mit Uebertreibung hervorhebt und den Gegenstand aus seinen natürlichen Beziehungen und Verbindungen herausreißt; dabei kommt, wenn auch nicht gelogen wird, immer ein großer Theil der Wahrheit zu kurz. Aus einem Komplex von Wahrheiten Eine willkürlich und auf Kosten der übrigen geltend machen, heißt den ganzen Komplex entstellen oder gar zu Grunde richten, wobei denn diejenige, welche der Redner unter seine Protection genommen, mit verloren geht. Gleichwohl schenken Viele solchen rhetorischen Kunststücken Beifall und preisen als Kraft und Energie des Geistes, was im Grunde nichts Anderes ist als Schwäche, Einseitigkeit, Unfähigkeit, einen Gegenstand von allen Seiten und Beziehungen mit einem Blicke zu überschauen.

10) Populair sollte nur heißen, was dem Volke zur Belehrung und Besserung, nicht, was seinen Leidenschaften und Vorurtheilen zur Nahrung dient.

11) Wer uns in Zweifeln aufhält, macht uns Pein; wer uns im Klaren aufhält, macht uns gleichfalls Pein — nur pflegen wir die letztere Langeweile zu nennen.

12) Was einem systematisch gewöhnten Geiste fehlerhaft erscheint, braucht es darum noch nicht zu seyn; andere Augen sehen anders.

13) Wir haben ein natürliches Interesse daran, gewisse Dinge in Ehren zu halten. Wenn nun Jemand gerade deswegen geneigt ist, alles Schlimme zu glauben, was man jenen Dingen nachsagt — beweist er dadurch seine Unparteilichkeit? ich denke, ganz was Anderes.

14) Läßt sich ein vergleichendes Urtheil über zusammengesetzte, umfassende Gegenstände in Worten kurz und einfach ausdrücken, so muß es desto sorgfältiger und vorsichtiger geprüft werden. Denn, was sich so einfach verhält, das sind nicht die Dinge selbst, sondern es sind nur unsere Gedanken über die Dinge.

15) Es läßt sich gar nicht sagen, wie groß die Autorität eines Gelehrten von Profession bei seinen Zuhörern ist, wenn er ihnen demonstrirt, was sie selber schon zu wissen glauben.

England.

Hallam's Europäische Literaturgeschichte.

Henry Hallam hat sich durch seine größeren Geschichtswerke bereits vielfache Verdienste um die Englische Literatur erworben. Sein Werk über das Mittelalter hat gewissermaßen Licht und Ordnung in dieses bis dahin mit großer Unkenntniß behandelte Gebiet der Englischen Geschichtschreibung gebracht. Die Britischen Historiker des achtzehnten Jahrhunderts sind mit der „Barbarei“ des Mittelalters recht eigentlich barbarisch umgesprungen; Hallam gab zuerst das Beispiel einer Darstellung, wie sie eines wissenschaftlichen Zeitalters würdig war. Sein zweites großes Werk, die Verfassungsgeschichte von England, hat die wesentlichsten Schwierigkeiten aufgehellt, an denen bisher jeder Versuch zur genauen und sicheren Feststellung des Ursprunges der Britischen Verfassungs-Elemente gescheitert war. Ganz kürzlich hat er nun ein drittes Werk herausgegeben, und zwar von eben so wichtigem und noch umfassenderem Inhalte, als die beiden vorigen, seine „Einleitung zur Europäischen Literaturgeschichte des 15ten, 16ten und 17ten Jahrhunderts“*) — also eine Darstellung der raschen und glänzenden Entwickelung, wodurch die Europäische Menschheit sich aus den Fesseln der Sklaverei und aus der Nacht des Aberglaubens zu der Höhe ihres gegenwärtigen weltbeherrschenden und weiterleuchtenden Standpunktes erhoben hat. Herr Hallam ist durch Geist und Gelehrsamkeit ganz der Mann für eine solche Aufgabe, fleißig, sorgfältig, gewissenhaft, streng unparteilich. In seiner Vortragsweise und seinem Urtheile ist etwas Grundehrliches, wozu der Leser auf der Stelle Vertrauen gewinnt; mit Einem Worte, Herr Hallam ist auf dem besten Wege, für das Publikum seiner Zeitgenossen eine Autorität zu werden, auf deren Zeugniß in historischen Dingen man sich beinahe instinktmäßig verläßt. Sogar wo politische Beziehungen und Neigungen ins Spiel kommen, weiß unser Autor — obwohl ein eifriger Whig und, wo es über Feudalwesen und Bischöfe zu Gericht geht, ungezügelt in seinem Redefluß — die Tugend der historischen Unparteilichkeit zu wahren und seinen schärfsten Eifer zu löblicher Mäßigung herabzustimmen. Daß er anderen und vornehmlich Deutschen Forschungen bei seinem Werke viel zu verdanken hat, giebt Herr Hallam bei jeder Gelegenheit zu, und gewissenhaft giebt er auch immer die Quelle an, aus der er geschöpft hat.

Der vorliegende erste Band des Werkes beginnt mit einem kurzgefaßten, aber sehr praktischen catalogue raisonné der hauptsächlichsten Sammelwerke über Europäische Literaturen. Dann wird die Geschichte der Kämpfe und Bestrebungen, durch welche die Intelligenz sich von den Fesseln der Unwissenheit und von der kirchlichen Bevormundung losgerungen hat, im 13ten Jahrhundert aufgenommen und mit lehrreichem Eingehen auf die merkwürdigsten und anziehendsten Umstände und Einzelnheiten bis in das 16te Jahrhundert herabgeführt. Mit dem Jahre 1550 schließt dieser erste Band ab. Für eine kritische Würdigung der Vorzüge oder Irrthümer in einem so großartigen und ausführlichen

*) Introduction to the Literature of Europe in the 15th, 16th and 17th centuries. By Henry Hallam. Vol. I. London, Murray

Werke ist hier nicht der Ort; wir können nur aus dem Inhalte selbst nachstehende Andeutungen über gewisse, allgemein interessante Gegenstände entlehnen.

Bekanntlich hat die Besitznahme der Provinzen des Römischen Reiches durch die nordisch-Germanischen Stämme eine völlige Neugestaltung der Idiome in den verschiedenen Ländern zur Folge gehabt. Das alte Lateinische, die herrschende Sprache des Weltreiches, verlor sich nach dessen Sturz im Munde der Völker, und an ihrer Stelle entstand allmälig eine jüngere Generation Lateinischer Tochtersprachen, jede mit ihrem nationalen Gepräge, jede mit eigenthümlichen Vorzügen und Schönheiten ausgestattet, jede reich und geschickt in Ausdrücken und Wendungen für alle Bedürfnisse und Verhältnisse menschlicher Rede, jede endlich die Mutter einer neuen Literatur. Der Anfang des 15ten Jahrhunderts ist die Zeit, wo alle diese Sprachen völlig konsolidirt erscheinen, in der Form und dem Charakter, worin ihre Entwickelung bis auf den heutigen Tag fortgeschritten ist. Um diese Zeit hatte das westliche Europa seine fünf wohlunterschiedenen Hauptsprachen: das Französische, Spanische, Italiänische, Englische und Deutsche; auf einigen Punkten der Pyrenäischen Halbinsel war noch der Baskische Dialekt und das Arabische herrschend. Frankreich, welches in allen Dingen, wo es auf Geisteslebendigkeit und Thätigkeit ankommt, von jeher den anderen Völkern vorauseilte, aber freilich sich hernach in manchen Stücken wieder überholen ließ, Frankreich hatte damals unstreitig die größte Zahl und Mannigfaltigkeit an Schriftstellern aufzuweisen; Italien hingegen, damals das höchst civilisirte Land, dicht bevölkert, voll Reichthum, voll kriegerischer und gelehrter Männer, besaß bei weitem die vollkommenste Literatur, die schönsten und anmuthigsten Erzeugnisse der Dichtkunst; ihm entlehnten dann die übrigen alle Muster. Gegen beide stand England weit zurück, doch hatte es seinen Chaucer und Wickliffe, die Wegweiser einer größeren Zukunft. Deutschland war den übrigen fast gar nicht bekannt.

Um dieselbe Zeit wurde eine Entdeckung gemacht, anscheinend sehr einfach, aber von den wichtigsten Folgen für die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen, indem dadurch die Benutzung der Schreibekunst erleichtert und aller Welt zugänglich gemacht wurde. Wir meinen die Erfindung des Leinen-Papiers. Von Alters her war der Aegyptische Papyrus das gebräuchlichste Schreibmaterial gewesen; nach der Eroberung Aegyptens durch die Araber im 7ten Jahrhundert begann den Europäern dieser Stoff zu fehlen — mit Ende des 7ten Jahrhunderts finden wir die letzten, seltenen Beispiele vom Gebrauche des Papyrus — und man mußte auf Ersatzmittel denken. Ein solches fand sich im Pergament; bereits unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern scheinen alle Urkunden auf Pergament ausgefertigt worden zu seyn. Die Kostbarkeit dieses Materials that jedoch der Literatur und den Wissenschaften empfindlichen Schaden; für die damals Lebenden hielt es sehr schwer, sich Mittel zum Schreiben zu verschaffen, und bei weitem die Meisten mußten ganz darauf verzichten; noch schmerzlicher zu beklagen ist der Verlust unzähliger werthvoller Ueberreste der alten Literatur, herbeigeführt durch die Sitte, von bereits beschriebenen Pergamentblättern die Schrift herunter zu kratzen, um für mönchische Lucubrationen und juristische Grübeleien Raum zu gewinnen. Ein neues und besseres Material brachten die Sarazenen bei ihren Eroberungszügen aus ihrer glänzenden, verfeinerten Asiatischen Welt in das rohe und kunstarme Europa herüber: durch sie wurde in Spanien das Baumwollen-Papier verbreitet, welches eigentlich in Syrien zu Hause war und deshalb von den Europäern Charta Damascena genannt wurde. Viele Manuskripte des Eskurial, deren Alter über das 12te Jahrhundert hinaufreicht, sind auf solches Baumwollen-Papier geschrieben. Die Bereitung des Papiers aus leinenen Lumpen war den Sarazenen gleichfalls schon vor dem 12ten Jahrhundert bekannt. Im Eskurial befindet sich eine Arabische Uebersetzung der Aphorismen des Hippokrates, auf Leinen-Papier geschrieben und aus dem ersten Jahre des 12ten Jahrhunderts datirt. In Europa kam zunächst ein aus Leinen und Baumwolle gemischtes Papier in Gebrauch; auf dem Chapter-House in Westminster wird ein aus Deutschland an Hugh de Spencer geschriebener Brief aus dem Jahre 1315 aufbewahrt; das Papier besteht aus besagter Zusammensetzung, ist so dünn wie unser heutiges und hat ein Wasserzeichen. Das reine Leinen-Papier war anfangs sehr selten und kam erst mit Ablauf des 15ten Jahrhunderts allgemeiner in Gebrauch. In der ersten Zeit war es zwar schön weiß und fein, aber zu fest und dick, wie Kartenblatt; erst später hat man es dünner und leichter bereiten gelernt. —

. . . . Eine andere Frage, welche sehr oft die Wißbegier rege gemacht, ist folgende: wann und wie entstand die Europäische Galanterie gegen das weibliche Geschlecht? Mancherlei Antworten hat man darauf gegeben: den Einen zufolge schreibt sich diese für Europa so ehrenvolle und der Civilisation so günstige Sitte schon aus dem Leben unserer Vorväter in den Germanischen Urwäldern her; Andere suchen ihren Ursprung bei den Arabern und in deren überspanntem phantastischen Wesen; die Meisten erklären es aus dem Einflusse der christlichen Lehren, wodurch das Weib dem Manne gleichgestellt worden. Hallam spricht sich gegen alle drei Erklärungsweisen aus und bringt seinerseits mit großer Kühnheit eine vierte zu Tage. „Der Grund", sagt er, „liegt in den Römischen Gesetzen der späteren Kaiserzeit, wonach Weiber Grundbesitz erwerben und vererben konnten; ferner in der Gunst und Achtung, welche der geistliche Stand den Frauen erwies; hauptsächlich aber in dem fröhlichen Müßiggange, in welchem der kriegerische Adelstand die Zwischenzeiten der Ruhe unter Festlichkeiten und verliebtem Scherze verlebte." Hier möchte man aber Herrn Hallam weiter fragen: woher kam es denn, daß ein solches Gesetz, wodurch der Grundbesitz des Ritters und Waffenhäuptlings in schwache Weiberhände übergehen kann, daß ein solches Gesetz gerade in jenen kriegerischen Zeiten sich geltend machen und behaupten konnte? Wahrscheinlich verdanken jene gesetzlichen Bestimmungen ihren Ursprung großentheils dem Einflusse und den Lehren des geistlichen Standes, der damals mit dem Kriegerstande die Herrschaft über die Welt theilte und bei der Abfassung von Gesetzen vornehmlich die Hand im Spiele hatte. Und da die Mitglieder dieses Standes bei ihrem mönchischen, ehelosen Leben kein persönliches Interesse an dergleichen Gegenständen haben konnten, so bleibt uns nur die eine Erklärung übrig, daß sie als Verkündiger der christlichen Lehre im Geiste derselben gehandelt und Hohe wie Geringe zur Befolgung ihrer Vorschriften ermahnt haben, wonach zwischen Männern und Frauen auf Erden völlige Gleichheit der Rechte bestehen, dem Weibe Ehre und Achtung gebühren, wonach der Gatte die Gattin lieben soll wie sich selbst, und ihr die Treue unverbrüchlich halten, wonach endlich Mann und Weib vor Gottes Angesicht nur ein Leib und eine Seele sind. In den ersten Zeiten des Christenthums mögen die eingewurzelten heidnischen Sitten und Lebensansichten der Römischen und Griechischen Welt sich gegen diese Sittenlehre hartnäckig aufgelehnt haben; nachdem aber das Heidenthum gänzlich erloschen war und das Licht der Offenbarung mit dem freien, natürlichen Triebe des menschlichen Herzens zusammenwirkte, das schwächere Geschlecht in der Liebe und Achtung des stärkeren zu heben, brauchen wir da die Ursache einer großen Veränderung in den Sitten erst noch im Staube gerichtlicher Verhandlungen aufzuspüren? — Noch weniger können wir der Erklärung beistimmen, die aus dem Müßiggange und verliebten Zeitvertreib des Ritterstandes hergenommen ist. Durch solche Art des Umganges ist das weibliche Geschlecht nicht in seiner moralischen Würde erhöht, sondern viel eher durch Untergrabung seiner Sittlichkeit herabgewürdigt worden.

. . . . „Das 15te Jahrhundert darf in Wahrheit das Zeitalter der Erfindungen heißen, und die größte von allen ist die Buchdruckerkunst. Bekanntlich ist die Ehre dieser Erfindung zwischen zwei Namen streitig, Johann Guttenberg von Mainz und Lorenz Coster von Haarlem; bei weitem die stärkeren Beweise sprechen jedoch für den Deutschen. So merkwürdig diese schönste menschliche, man möchte beinahe sagen übermenschliche Erfindung an sich selbst ist, so scheint es doch noch merkwürdiger, daß man ihr schon in den frühesten Zeiten mehrmals nahe gekommen war, ohne daran zu denken. Unter den Ueberbleibseln des alten Pompeji finden sich Bleiplatten, worauf der Name des Eigenthümers eingedrückt, also im wahren Sinne des Wortes gedruckt ist. Wenn ein Römer sein Schaf stempelte, so war dies auch in gewissem Sinne gedruckt. Seit undenklichen Zeiten haben die Chinesen den Druck mit Holzplatten gekannt und geübt; auch in den Niederlanden gab man sich zu Anfange des 15ten Jahrhunderts, wahrscheinlich auch schon früher, viel mit solchem Holzdrucke ab. Namentlich wurden die gegen Ende des 14ten Jahrhunderts erfundenen Spielkarten häufig in Holz geschnitten; indeß blieb es doch noch lange der gewöhnliche Gebrauch, sie auf Pergament zu malen. Ein weiterer Schritt geschah damit, daß man Heiligenbilder mit ein paar Zeilen darunter zur Erklärung in Holz schnitt. Man kam auf diesem Wege sogar dazu, ganze Seiten Schrift in Holz zu schneiden und abzudrucken; sogar Bücher brachte man damit zu Stande, sogenannte Blockbücher, die aber immer nur aus wenigen, auf einer Seite bedruckten Blättern bestanden. Man war hiermit der großen Entdeckung ganz nahe, und der Schlüssel, durch dessen Hülfe das feuchtbarste Problem aller Zeiten gelöst worden ist, hieß: bewegliche Lettern. Den ersten Gedanken hierzu hat Guttenberg um das Jahr 1440 zu Straßburg gefaßt, wo er sich damals aufhielt. Fünf Jahre, heißt es, brachte er mit mühsamen Versuchen hin, seine Erfindung zu vervollkommnen; um das Jahr 1450 trat er in Verbindung mit Fust, einem reichen Handelsherrn aus seiner Vaterstadt Mainz. Zu diesen Beiden gesellte sich Peter Schöffer, und ihm verdankt man, zwei Jahre später, die Haupterfindung, wodurch der Druck erst seine ganze Leichtigkeit und Vollkommenheit erlangt hat: nämlich die stählernen Stäbe und Formen, worein die Lettern, die sogenannten Matricen, geschlagen werden. Hierdurch wurden die früheren beweglichen Lettern von Holz überflüssig, nicht minder auch die in Metall geschnittenen, auf die man später verfiel; die ersteren waren viel zu ungeschickt, die letzteren wurden zu kostspielig. Seit Schöffer's Erfindung bis auf den heutigen Tag hat die Kunst des Bücherdrucks sich in nichts Wesentlichem mehr geändert.

Es fragt sich nun: welches ist das erste gedruckte Buch, das wir dieser edlen Kunst verdanken? Es leidet keinen Zweifel und gereicht der Buchdrucker-Kunst zur Ehre, daß die heilige Schrift das erste aller gedruckten Bücher gewesen ist, und zwar eine Lateinische Bibel, unter dem Namen der „Mazarinischen" bekannt, weil man sie vor etwa hundert Jahren in der Bibliothek des Kardinal Mazarin zu Paris aufgefunden hat. Sie trägt keine Jahreszahl, aber es läßt sich mit triftigen Gründen darthun, daß sie um das Jahr 1455 gedruckt seyn muß. Es ist ein sonderbarer Umstand, daß man, bevor die Mazarinische Bibel gefunden war, von dem Vorhandenseyn dieses ältesten Druckes gar nichts wußte, während seitdem an anderen Orten nicht weniger als siebzehn Abdrücke davon entdeckt worden sind. Einige von diesen ältesten Bibeln sind auf Pergament, andere auf vorzüglich schönem Papier gedruckt, mit scharfen, tief schwarzen, im Allgemeinen sehr schönen Lettern. Was letztere betrifft, so wollen einige Kunstverständige behaupten, sie wären in Holz, andere, sie wären in Metall geschnitten gewesen; wahrscheinlich aber waren sie gegossen. In einem Exemplar auf der Königlichen Bibliothek zu Paris ist auf dem Vorderblatte bemerkt, daß dieses Buch gebunden, gemalt und fertig geworden zu Mainz, am Tage Mariä Himmelfahrt (15. August), Anno 1456. Rechnet man nun die Zeit, welche damals der Druck eines so voluminösen Buches erfordern mußte, rechnet man ferner die Zeit für den Einband und für das Ausmalen, wovon letzteres namentlich eine überaus künstliche und langwierige Operation, so wird es sehr wahrscheinlich, daß der Druck im Jahre 1450 oder nicht viel später begonnen haben muß. Doch hat sich noch kein Exemplar gefunden, welches der Mazarinischen Bibel den Vorrang im Alter streitig machte. Es gereicht der Religiosität der Engländer, oder, wenn man will, ihrer gelehrten Freigebigkeit, zum Ruhme, daß von den sechszehn Exemplaren, die übri-

haupt von diesem ältesten Bibeldrucke vorhanden sind — und zwar neun in den öffentlichen Bibliotheken und neun in Privatbesitz — daß hiervon die letzteren neun sämmtlich, von den ersteren aber drei sich in England befinden. Noch ganz kürzlich ist ein solches Exemplar um den Preis von 700 Pfund erstanden worden.

Unmittelbar auf die Erfindung der Buchdrucker-Kunst folgte eine neue, gleichfalls vom größten Einflusse auf die Verbreitung nützlicher Kenntnisse und auf die Verfeinerung des Geschmackes: der Kupferstich. Der Erfinder ist allem Vermuthen nach ein Italiäner, Thomas Finiguerra; im Jahre 1478 gab ein Niederländer, Arnold Buckink, die Geographie des Ptolemäus mit Kupfertafeln heraus. Das geographische Studium begann überhaupt damals die Geister in hohem Grade anzuziehen. Ptolemäus' Kosmographie war bereits seit Anfange des Jahrhunderts in Uebersetzungen bekannt; aus ihr lernte man den Gebrauch der Meridiane und Parallelen. Die durch Prinz Heinrich von Portugal gestiftete Akademie gab zuerst Karten heraus, mit geradliniger Projection der Meridiane. Die allgemeinere Ausbreitung des Handels, die Entdeckungen der Portugiesen bei ihren Versuchen zur Umschiffung von Afrika, der allgemein in Europa erwachende Unternehmungseifer und Forschungstrieb, alles dies kam der Erweiterung des geographischen Wissens zu Statten, und wenn die Karten und Werke aus jener Zeit eine große Verwirrung und Lückenhaftigkeit der Kenntnisse bekunden, so dürfen wir nie vergessen, daß aus diesen unvollkommenen Bestrebungen ein Kolumbus und die Entdeckung einer neuen Welt hervorgegangen sind." —

— Das Buch des Herrn Hallam, aus dem wir den Leser hier unterhalten haben, leidet indeß an einem Fehler, den es mit allen Schriften desselben Verfassers gemein hat, und der nicht in der Behandlung des Gegenstandes durch den Autor, sondern in der Wahl und Abgränzung desselben liegt. Der Plan ist nämlich viel zu weit angelegt für den Raum, für die Zeit, viel zu weit für die Kräfte eines Einzelnen. Er soll die Gesammtgeschichte des menschlichen Geistes umfassen, nicht, wie der Titel besagt, während dreier Jahrhunderte, sondern während mehr als eines Jahrtausends; denn es liegt in der Natur dieses Gegenstandes, daß die Darstellung, um uns in das 15te Jahrhundert einzuleiten, an das 6te anknüpfen muß. Wir fragen, wie wird es möglich seyn, hier die unermeßliche und schrankenlose Fülle der Thatsachen in die versprochenen drei Bände zusammenzudrängen? In Rücksicht des Gegenstandes nach seiner Wichtigkeit und Reichhaltigkeit wären dreißig Bände nicht zu viel; in Rücksicht der heutigen Zeit und Lesewelt wären jene drei vielleicht schon zu lang. Anhaltendes, geduldiges, vielumfassendes Studium ist heute nicht mehr an der Tagesordnung; unsere aufgeklärte Generation nimmt sich kaum die Zeit, zu lesen, geschweige denn zu studiren; man verschlingt die guten Bücher, wie ein gutes Diner, will aber auch schon am nächsten Tage wieder ein anderes haben. Andererseits ist die Aufgabe, welche Hallam sich gestellt hat, wesentlich eine encyklopädische und will mit vereinten Kräften betrieben seyn; es gilt die Eroberung eines weit ausgedehnten Gebietes, wo man auf allen Punkten zugleich und mit gleicher Kraft vordringen muß. Man denke sich, wenn eine Geschichte der Literatur Europa's in den letzten hundert Jahren in Aufgabe gestellt wäre — welch ein Schauplatz, welch ein weitumfassendes, unübersehbares Panorama! Welche Verschiedenheit, und doch welcher innige Zusammenhang der einzelnen Parteien! Welches Gewühl, und doch welches deutliche lebendige Hervortreten der Gestalten! Was für eine bunte Mannigfaltigkeit der Farben und Charaktere, und doch welche Bestimmtheit und Schärfe in den Umrissen, in den Kontrasten! Welcher Einzelne, und wäre er noch so sehr Meister, fühlte sich einer solchen Schilderung gewachsen! Die kecke Französische Leichtfertigkeit mochte wohl ein und die andere oberflächliche Skizze hinwerfen und sie unter dem pomphaften Titel „Histoire du siècle de ...." in die Welt schicken; Ernst und Gründlichkeit aber werden nach dem Ruhme, den man so erwirbt, kein Verlangen tragen.

Wenn jedoch ein von Natur so weit ausgebreiteter inhaltreicher Gegenstand mit Gewalt in einen beschränkten Raum zusammengepreßt werden soll, so sind die Folgen leicht vorauszusehen; die Geschichte muß an Reiz und Schönheit ihrer Form, sogar an ihrer Wahrheit verlieren, wenn sie zusammengepackt wird, um transportabel gemacht zu werden. Es sind höchst lebendige eindringliche Schilderungen in Hallam's Buche, Vieles ist mit Geist und großer Beredsamkeit ausgeführt, der Charakter der Zeiten oft mit glücklicher Klarheit ins Licht gestellt; aber noch öfter merkt man deutlich, wie sehr der Verfasser sich in dem Raume beengt fühlt, und wie wehe es ihm thut, wenn er Gestalten wie Dante, Petrarca, Leonardo da Vinci, schnell wie Schattenspiel-Figuren an uns vorüber führen, wenn er diese riesenmächtigen Geistesumrisse ins Zwerghafte verkleinern und, kaum daß ein Lichtblick darauf gefallen, die Tafel weiter schieben und zum Folgenden übergehen muß. Ungeachtet aber dieses Uebelstandes hat man vollen Anlaß, dem Verfasser für sein grundgelehrtes, geistvolles, auf vielseitige Forschung gegründetes Werk den freundlichsten Dank zu zollen, um so mehr, je seltener Gelehrte von seinem Kaliber und seinem rein wissenschaftlichen Eifer zu werden anfangen.

Frankreich.

Paul de Kock's schriftstellerischer Ruf in England.

(Schluß.)

Frère Jacques ist vielleicht nicht das vollkommenste Werk unseres Autors, aber es ist eines der überraschendsten und belebtesten Gemälde seiner Hand. Der Verfasser eröffnet die Erzählung mit einem jener fröhlichen Bilder aus dem wirklichen Leben, in deren Zeichnung er unübertroffener Meister ist. Er führt die Leser zu einem Hochzeitfeste, welches im „Cadran bleu", einem beliebten Gasthause für die Pariser Mittelklassen, gefeiert wird. Adeline, die junge Braut, ist ein reizendes Wesen; sie ist sanft, liebenswürdig, bescheiden und zärtlich dem Bräutigam Edouard Murville ergeben. Es ist eine Verbindung durch gegenseitige Liebe, aber auch mit gegenseitiger Klugheit berechnet — die Dame hat als Begleiterin ihrer persönlichen Reize eine stattliche Mitgift, und der junge Mann erfreut sich einer anständigen Stelle bei der Verwaltung. Edouard hat einen einzigen Bruder, Jacques, der das vernachlässigte Kind, während er selbst das Muttersöhnchen war. Er war in den Knabenjahren still, ordnungsliebend, vorsichtig, aber von schwachen Geistesthätigkeiten; während Jacques lärmend, wild, heftig, aber männlich und mit Geist begabt war. Dieser fand wenig Befriedigung in einem väterlichen Hause, wo seinen natürlichen Neigungen Gewalt angethan wurde; er verschwand in seinem funfzehnten Jahre, und man hat nichts wieder von ihm gehört.

Madame Germeuil, die Mutter Adelinens, hat ihrer Tochter vergönnt, Murville vor glänzenderen Bewerbern den Vorzug zu geben. Unter den lustigen Gästen des Festes macht uns der Verfasser in seiner kunstvollen Weise durch ein paar Worte auf eine Person aufmerksam, die in der Geschichte eine bedeutendere Rolle spielen soll, als alle übrige Personen. Dufresne, so heißt diese Person, ist ein Mann von etwa dreißig Jahren. Man würde ihn für schön halten müssen, allein er hat etwas Zweideutiges und Hämisches in seinem Ausdrucke, was Vertrauen und Achtung von ihm fern hält. Er ist von der Schönheit der Braut bezaubert, ist überrascht von dem Glücke des jungen Paares, und als ein Mann, der keinen Wunsch der Bedenklichkeit des Gewissens aufopfert, faßt er augenblicklich einen abscheulichen Entschluß.

Den folgenden Tag belauschen wir die traulichen Gespräche Edouard's und seiner Braut. Sie unterhalten sich mit der Ausschmückung der Hoffnungen auf ihre Zukunft; der junge Mann will seine Stelle in der rauschenden Weltstadt niederlegen und sich dafür dem Landbau und ganz seiner Adeline auf einem Gute fern von den Mauern der Stadt widmen. Glücklicherweise liest er gerade in den Intelligenzblättern, daß das Haus, wo er seine Kinderjahre verlebt hat, zu Villeneuve St. Georges, zum Verkaufe ausgeboten wird. Die junge Frau ist von dem Gedanken bezaubert, das Haus bewohnen zu können, wo ihr theurer Edouard seine Kindheit verlebt hat; die vorsichtigen Einwendungen der Mutter werden bald überwältigt, und sie willigt ein, mit den glücklichen Kindern nach Villeneuve zur Besichtigung des Hauses zu fahren. Mit einer Meisterhand, einzig in ihrer Art, malt uns der Dichter jetzt die Gefühle, welche sich des Herzens Edouard's bemächtigen, als er das ihm durch so viele Erinnerungen theure Haus auf einmal nach langer Abwesenheit wieder erblickt. Aber als er sich mit wehmüthigen Träumen an den Erinnerungen weidet, die wie der Schatten der Vergangenheit an ihm vorüberschweben, als er am tiefsten in Anschauungen der zarten Gestalten seiner Kindheit versunken dasteht, erscheint ihm auch das Bild seines Bruders, seines verlorenen Jacques! Er wird bei dieser Erinnerung mit Trauer erfüllt; er überredet sich, der unglückliche Flüchtling habe zu leben aufgehört, weil er's fast so wünscht. Er schreckt vor dem Gedanken zurück, der Bruder könnte in den dürftigsten, ja unehrbarsten Umständen seyn, könnte Bettler, Vagabund, Sträfling seyn und jetzt plötzlich kommen und ihn bei der guten Mama Germeuil schlecht empfehlen! Aber Edouard ist, obgleich selbstsüchtig, doch nicht fühllos; er denkt nicht, seinen Bruder von sich zu weisen, wenn er jetzt erschiene; gleichwohl fürchtet er, ihm in Schmach oder Unglück zu begegnen. Unter diesen düsteren Betrachtungen setzt er mit seinen Begleiterinnen die Untersuchung fort, und sie kommen an die Gränze des Gartens, der vom offenen Felde durch ein Gitter getrennt ist. Plötzlich bemerken sie das Gesicht eines auf der anderen Seite des Gitters stehenden Mannes, der schweigend und ernst in den Garten blickt. Sein Aussehen war ein wenig beunruhigend; ein dicker Wald von Schnurrbart ragte von dem sonnenverbrannten Gesichte hervor, durch welches sich auf einer Seite eine lange Narbe zog, und die schwarzen rollenden Augen vervollständigten die ungünstige Meinung, die man sich beim ersten Anblick von dem Charakter dieses Mannes machen mußte. Er bemerkte die Unruhe der erschreckten Damen und verschwand. Man beschließt, das Haus zu kaufen, und fährt nach Paris zurück. Nachdem Edouard alle nöthige Vorbereitungen zum Kaufe getroffen hatte, reist er wieder nach Villeneuve, um ihn abzuschließen. Er ist im Garten, Pläne zu verbessernden Abänderungen erwägend, als die Figur am Gitter wieder erscheint. Die ärmliche Kleidung und der verwahrloste Zustand des Gesichts zeugen nicht von günstigen Umständen, und doch ist der Fremde, wie der Leser schon errathen haben wird, kein Anderer, als Jacques! Der Kampf in Edouard's Gefühlen zwischen der natürlichen Scham, den armen Bruder zurückzustoßen, und der gezwungenen Scham, ihn anzuerkennen, ist mit der tiefsten Kenntniß der menschlichen Natur geschildert. Jacques ist einfach, unbefangen, derb, aber männlich, ernst und stolz. Seine ungekünstelte Freude, den Bruder wiedergefunden zu haben, geht allmälig in bittere Kränkung und Entrüstung über, als er diesen kalt und verlegen über die Entdeckung findet, als dieser ihm gar Almosen anbietet. Jacques entfernt sich im Zorne; der schwache Edouard hat sein Benehmen aber schon bereut, er läuft dem Bruder nach, ruft ihn beim Namen — es ist zu spät, der beleidigte Jacques ist abermals verschwunden. Aber Edouard tröstet sich mit gewohntem Wankelmuth gleich wieder. „Ich habe ihm ja Geld angeboten", sagt er zu sich; „wie kann ich ihn denn meiner Schwiegermutter und meiner Frau in diesem Zustande vorstellen?"

Der glückliche, leicht zu tröstende Ehemann kehrt zur Frau und der Dichter mit uns zu Jacques zurück. Der Charakter des Letzteren ist eine der kunstvollsten Schöpfungen de Kock's. Seine Einfalt und Ueberspannung taugten für den Charakter eines Lustspielhelden, aber sie werden durch die hohen Grundsätze von Ehre bei ihm ausgeglichen. Seine zahlreichen Abenteuer nehmen einen großen Theil des Buches ein, wo sie, wie die Abenteuer Scipio's im Gil Blas, unterhaltende Episoden bilden. Jacques geht endlich zur Armee und dient mit Ehre

und Auszeichnung. Leider kann ihn sein Verdienst nicht befördern, da er im väterlichen Hause nichts gelernt hat, und er bleibt gemeiner Soldat. Er wiegte sich immer in der Idee, einst ins Vaterhaus zurückzukehren und durch erlangte Ehrenzeichen die Würde des Familiennamens zu versöhnen; die Idee realisirt sich durch den Empfang des Kreuzes der Ehrenlegion, das er in seiner Armuth jetzt abgöttisch verehrt. Er ist selig in der Aussicht, daß seine Verwandtschaft stolz seyn wird, in ihm einen Tapferen aufzunehmen, der das vergötterte Kreuz errungen hat — er wird enttäuscht am Gartengitter durch seinen Bruder. Nach der unglücklichen Begegnung sucht Jacques seinen alten Waffenbruder Sans-Souci auf, dessen Charakter natürlich das Spiegelbild seines Namens ist, und beide Kameraden lassen sich in dem Hause eines Landmannes nieder. Sans-Souci leistet zu Hause der Wirthin tausend kleine Dienste, während Jacques den Tag über mit dem Wirth die Feldarbeit versieht, des Abends hundert alte Schlachten noch einmal mitkämpft, des Nachts an seinen Bruder denkt oder die Augen zum Troste auf das geliebte Kreuz wirft.

Unterdessen eilt der Bruder zu Villeneuve seinem Verderben mit schnellen Schritten zu. Derselbe Monsieur Dufresne, der uns von der Hochzeit her unvortheilhaft bekannt ist, weiß sich in das Vertrauen des jungen Ehemannes einzuschleichen. Dufresne ist ein Mann von großer Klugheit, aber auch von der größten Verworfenheit in seinen moralischen Grundsätzen. Er faßt gleich Anfangs eine verbrecherische Liebe für Adeline; aber unser Verfasser kennt den Menschen zu sehr, als daß er einen solchen Bösewicht bloß von der Leidenschaft der Liebe beherrscht seyn ließe; es ist ihm nicht bloß um Edouard's Weib zu thun, er liebt auch dessen Vermögen. Unter dem reichsten Humor, durch den der kräftigste Satyr hervorguckt, führt uns der Dichter zu dem Punkte, wo wir Ed. Murville fertig unter den Händen seines teuflischen Meisters finden, verderbt an Geist und Seele, zu Grunde gerichtet in seinem Vermögen und sein häusliches Glück unwiederbringlich zerstört. Ueber den Scenen der Missethat und des Verderbens schwebt Adeline allein als ein guter Geist; sie ist ein Ideal von weiblicher Sanftmuth, Güte und Adel in der Mitte der Sünde und des Betrugs. Bald aber erbleicht auch diese Glorie. Durch eine schreckliche List bemächtigt sich Dufresne der Person Adelinens, sie ist unschuldig, aber entehrt. Der Dichter begeht hier einen großen Fehler; er hätte uns den Schmerz über dieses Verbrechen sparen sollen; die moralische Lehre hätte folgen können, ohne dieses furchtbare Opfer. Adeline entfernt sich mit ihrem Töchterchen, und Murville ist schon ein Falschmünzer. Vergebens sucht ihn seine schuldlose Frau auf, um ihn zu retten; er ist in der Lage, wo der Name Murville ihn den Händen der Gerechtigkeit überliefern würde, er trägt einen falschen Namen, er ist ein Ausgestoßener gleich Jacques, aber welcher himmelweite Unterschied zwischen den Wegen, welche Beide vom Vaterhause und dem Vaternamen genommen haben! Adeline wird zufällig mit Jacques bekannt und findet Unterstützung von seiner Hand und ein Dach in demselben Bauerhaus, wo der einfache Soldat lebt. Sie erfährt endlich, daß Murville zu Paris in Ketten liegt, sie eilt mit ihrem Kinde dorthin, stürzt geradeswegs nach dem Gefängniß und findet vor demselben eine gaffende Menge, die ihr den Zugang verwehrt. Eine infamirende Strafe wird an einem armen Sünder vollzogen; ihr sanftes Herz mag dies nie sehen, und jetzt hat sie auch keine Zeit dazu, sie will zu ihrem Manne, dem Vater ihres Kindes, das sie auf dem Arme hat. Das Volk giebt ihrem Bitten nach, läßt sie vorwärts, sie hört plötzlich einen Schmerzensschrei von wohlbekannter Stimme, sie hebt die Augen auf — sechs Schritte vor ihr steht Murville von den Gendarmen umringt, in diesem Augenblicke gebrandmarkt! Daß sie in Ohnmacht zu Boden sinkt, würde auch ein anderer Dichter sagen, aber de Kock beschreibt diese Scene so ergreifend und schildert mit wahrer Weisheit den Wechsel in der Theilnahme der rohen Zuschauer so schön, wie es nur ein Mann thun kann, der die Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur genau kennt. Adeline hat den Verstand durch den Anblick verloren, und ihr Delirium hält glücklicherweise lange genug an, um sie vor den schrecklichen Folgen ihres Unglücks zu bewahren. Auf ihrer Reise nach Paris lernte sie ein alter, edler Mann kennen, der von ihrer Jugend und ihrem Schmerz ergriffen wurde und sie auf dem Gipfel ihres Mißgeschickes noch weniger verlassen konnte. Er brachte Mutter und Kind auf sein Landhaus und ließ sie pflegen. Jacques, als er die Flucht Adelinen's nach Paris erfuhr, machte sich mit dem Kameraden Sans-Souci auf, sie einzuholen. Auf den Boulevards begegnet ihnen ein Trupp Verbrecher, die man nach Toulon auf die Galeeren transportirt; Jacques sieht auf die Gruppe und entdeckt seinen Bruder! So schnell wie der unglückliche Erkennungsblick war seine Hand an der Decoration, die er zitternd vom Kleide löst und sie in seinem Busen verbirgt. Kein Wort sagt uns der Dichter weiter über die Gefühle Jacques in diesem Augenblick, und jeder Menschenkenner wird eingestehen, daß dieser Eine Zug mehr sagt, als viele Worte. Ed. Murville entflieht nach kurzer Zeit von den Galeeren, ermordet einen Beamten, der ihn entdeckt und angeben will, und geräth zufällig in eine Räuberbande, deren Hauptmann Dufresne ist.

Adeline befindet sich noch im Hause des guten Alten, Herrn Gerval's. Ihr fortdauerndes Delirium ist mit den rührendsten Farben und ganz ohne Uebertreibung dargestellt. In einer stürmischen Nacht verlangen drei Reisende Obdach bei Gerval; es waren Dufresne, Murville und ein Räuber, die das Haus bestehlen und den Besitzer ermorden wollen. Nachdem Alles im Hause ruhig war und noch zwei Räuber heimlich eingelassen worden, ging man ans Werk. Man wußte von dem Daseyn einer Wahnsinnigen im Hause, und Murville wurde vom Hauptmanne beordert, in ihr Zimmer zu dringen und sie beim ersten störenden Laut abzufertigen. Der Leser begreift den ganzen dramatischen Schrecken dieser Situation. Edouard, im Zimmer Wache haltend, hört plötzlich die mit ihrem Kinde im Bette liegende Wahnsinnige schreien: „Du bist es — Du bist es!" er stürzt mit geschwungener Waffe aufs Bett — und erkennt Frau und Kind. Sie selbst ist von dem Anblick eines Mörders so erschüttert, daß ihr plötzlich der Verstand zurückkehrt, sie erkennt Murville und sinkt in seine Arme. Nichts Herzzerreißenderes giebts, als diese Scene. Murville muß seine Frau vor sich selbst retten und flieht. Es war auch hohe Zeit; denn unten waren Jacques und Sans-Souci angekommen, die den Aufenthalt Adelinens erfahren haben und hierher eilten. Dufresne fällt von Jacques' Hand und Gerval ist gerettet. Dieser kauft aus Dankbarkeit das väterliche Haus seines Retters zu Villeneuve, St. Georges, und schenkt's ihm, und Jacques theilt es mit seiner Schwägerin, die mit ihrem Kinde bei ihm lebt. Neun Jahre waren vorüber, der Schwager, die Frau und das Kind bemühten sich, das Vergangene zu vergessen, aber Jacques hat das Kreuz der Ehrenlegion nicht wieder angelegt; in seiner Einfalt denkt der arme Jacques, der Bruder eines Verbrechers hat keinen Anspruch mehr an ein solches vergöttertes Symbol der Ehre.

Eines Tages zeigt sich auf demselben Platze an dem bedeutsamen Gitter eine Figur, die weit mehr zerlumpt, weit mehr entstellt, als Jacques zu jener früheren Zeit war. Adelinens Tochter gewahrt den Fremden zuerst, sie ruft in ihrem Schrecken nach der Mutter und dem Onkel, sie kommen und — finden Edouard! Die Häscher sind ihm heiß auf der Ferse, und er, der hier den Bruder wegen des bloßen Verbrechens der Armuth einst von sich gestoßen hat, steht da als Fälscher, Mörder und Straßenräuber. Jacques ist allein mit dem Bruder, die Gendarmen sind von ihrer Beute nur noch wenige Schritte entfernt. Um die Katastrophe vollkommen zu begreifen, muß der Leser sich aber scharf vorstellen, daß der Schauplatz der Erzählung Frankreich ist, daß Jacques ein Franzose, ein Französischer Soldat unter Napoleon, ein Ritter der Ehrenlegion ist, daß bei ihm noch besonders die Ehre über Alles geht. Sein Bruder hat nur eine schmachvolle Hinrichtung zu erwarten, und um ihn und die Familie vor dem Schimpf zu retten, giebt er ihm ein geladenes Pistol, und Edouard macht sogleich den löblichen Gebrauch davon. In seines Bruders Grab legt Jacques sein Kreuz der Ehrenlegion.

Der Leser wird mit uns einsehen, daß hier ein ungewöhnlicher Reichthum der Erfindung ist, eine große Mannigfaltigkeit von Zwischenhandlungen und dramatischen Situationen, und daß ein Mann, der dies hervorbringt, mehr als gewöhnliche Gaben haben muß. Zu fügen nur noch hinzu, daß in seinem neuesten Werke Zizine, das voll Schönheiten und Kraft ist, der Dichter sich wirklich einer größern Reinheit im Geschwacke wie im Worte befleißt, und wir hegen das Vertrauen, daß der Strom dieses kühnen und reichen Genius desto mehr sich klären wird, je länger sein Lauf ist.

In einem gefühlvollen Briefe, welchen der Graf Alfred d'Orsay vor einigen Monaten in die Londoner Blätter einrücken ließ und welcher das Publikum mit dem Verdienste und dem Mißgeschicke de Kock's bekannt macht, nennt dieser gebildete Edelmann den Dichter den Smollett der Franzosen. So sehr wir auch Smollett achten, so glauben wir doch, man hat mit der Phrase dem Französischen Schriftsteller kein übertriebenes Kompliment gemacht. Mag es seyn, daß Letzterer weniger gefeilt ist, auch keine so durch und durch vollkommene Charaktere wie Strap, Pipes und Matthew Bramble aufweisen kann; allein er übertrifft Smollett gewiß in Vielseitigkeit und Kenntniß der menschlichen Leidenschaften. (Ed. Rev.)

Mannigfaltiges.

— Das Leben ein Tanz. Von den jetzt lebenden Deutschen hat wohl Keiner seinen Namen mit solcher Rapidität verbreitet gesehen, als Strauß, der Walzer-Komponist in Wien. Man kann in doppeltem Sinne von ihm sagen, er habe die Reise um die Welt im Galopp gemacht, ja, man wird sogar bald auch behaupten können, daß sich die Erde nach den Melodieen Strauß'scher Walzer im Kreise drehe. Wir haben Amerikanische Blätter vor uns liegen, die mit wahrer Begeisterung von dem „Hope-Waltz" (Hoffnungs-Walzer) und dem „Fortuna-Galopp" sprechen und sehr naiv hinzufügen, es sey doch zu bewundern, daß gerade die Deutschen, sonst ein so ruhiges kontemplatives Volk, solche Melodieen und den Walzer überhaupt erfunden hätten. Von dem New-York-American wird Strauß mit Fulton, dem Amerikaner, der die Dampfboote erfunden hat, zusammengestellt und die Galoppade ein Dampftanz genannt. Allerdings muß für die praktischen Amerikaner, denen Zeit Geld und Geld Alles ist, ein rasches Vergnügen auch ein sehr werthvolles seyn. Die „Prager Musikanten", die jetzt alle Hauptstädte der Union mit Strauß und Lanner bekannt machen, werden sämmtlich als reiche Leute nach Europa zurückkommen, denn außerdem, daß ihre Konzerte sehr besucht sind, theilen sie auch mit den Musikhändlern den Gewinn von den nachgedruckten Tänzen, deren Herausgabe sie besorgen. An der Spitze der „Prague Company", die in New-York wahrhaftes Furore gemacht hat, steht ein Herr Lobeck, der auch als Virtuose ungemein gerühmt wird. Ein Amerikanischer Kritiker versucht es, zu erklären, warum gerade Prag so viele ausgezeichnete Musiker liefere. Prag, bemerkt er sehr scharfsinnig, liege zwischen Dresden und Wien und bilde nun eine richtige Mitte dieser beiden Deutschen Hauptstädte, von denen die Erstere eine Stadt der Kunst (a city of art) und die Letztere eine Stadt der Natur (a city of nature) sey. Prag vereinige Beides, Natur und Kunst, und diese Vereinigung gerade wäre es, die dem musikalischen Talente stets förderlich gewesen und die unter Anderem auch eine Henriette Sontag hervorgebracht, deren wunderbarer Ruf, allerdings in etwas fabelhafter Gestalt, auch über Nord-Amerika sich verbreitet hat.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 51. Berlin, Freitag den 28. April 1837.

England.

Niederländische Genrebilder und Seestücke.

Von Cap. Marryat.*)

In der Provinz Seeland, am rechten Ufer der Schelde, der Insel Walcheren gegenüber, liegt die kleine feste Stadt Terneuze. Unter den niederen Häusern im Umkreise der Stadt war um die Mitte des 16ten Jahrhunderts eines zu bemerken, etwas weiter im Felde hinaus liegend und nicht eben größer als die anderen: eine enge, bescheidene, aber sauber angelegte Landmannswohnung im damaligen Geschmack. Die der Straße zugekehrte Vorderwand war in der Höhe dunkel orangenfarben, die Fenster und Thüren mit einem lebhaften Grün angestrichen; der Fuß der Wand, eine Elle hoch über der Erde, mit blauen und weißen Ziegeln gar freundlich ausgelegt. Ringsum etliche Hufen Gartenland, endlich eine niedrige Hecke von Rainweiden, die das Plätzchen an allen vier Seiten umzog, und jenseit der Hecke ein sumpfiger Wassergraben, so breit, daß nicht leicht Jemand hinüberspringen mochte. An der Vorderseite führte eine kleine schmale Brücke, zur Sicherheit der Hinübergehenden mit einem zierlichen Eisengeländer versehen, über den Graben zur Hausthür. Wer nun aber das Häuschen und den Garten eine Weile aufmerksamer betrachtete, der merkte bald, daß die ursprüngliche Sorgfalt und Sauberkeit der Anlage bereits in Verwahrlosung und schnellen Verfall überging. Der helle Farben-Aufputz war verwittert und verblichen; Fenster, Thüren und alles Holzwerk an dem Gebäude im übelsten Zustande, und von den weißen und blauen Ziegeln unten war mancher herausgefallen und nicht wieder eingesetzt. Kurz, man sah, der das Häuschen gebaut, hatte es sich recht mit Liebe zierlich eingerichtet, aber die gegenwärtigen Besitzer trugen keine Sorge, es im Stande zu halten.

Im Innern bestand das Häuschen aus einem Erd- und aus einem Obergeschoß, und in jedem von beiden waren zwei größere Zimmer nach vorn und zwei einfensterige Kämmerlein, höchstens 12 Fuß ins Gevierk, nach hinten. Im oberen Raum waren, nach Landessitte, die Schlafkammern; die beiden Kämmerlein zu ebener Erde dienten jetzt, das eine als Waschhaus, das andere zur Geräth- und Plunder-Kammer. In dem einen der beiden größeren Zimmer daneben war die Küche aufgeschlagen; Schränke und Tische rings an der Wand und darauf das zinnerne Küchengeräth, reinlich glänzend wie Silber. Es waltete hier die vollkommenste Holländische Sauberkeit, doch zeugte die geringe Zahl und die Beschaffenheit des Geräthes von Armuth. Draußen auf dem Flur und innen in der Stube waren die Dielen so weiß gescheuert, so rein, daß man das Kostbarste auf den Boden hätte hinlegen können, ohne Furcht, es zu beschmutzen. Ein plumper Tisch von Tannenholz stand in der Mitte, zwei schlechte hölzerne Stühle daneben; außerdem noch ein kleines tragbares Bett, offenbar zur Bequemlichkeit eines Hausbewohners aus der Oberkammer heruntergebracht und hier aufgestellt, — mehr war in dem Zimmer nicht zu sehen. Die andere Vorderstube zur ebenen Erde mochte wohl eigentlich zur Wohnstube bestimmt seyn; aber wie es da innen aussah, das wußte kein Mensch zu sagen. Seit siebzehn Jahren war Thür und Fenster zu diesem Zimmer hermetisch verschlossen und selbst von den Bewohnern des Hauses Keinem ein Blick hinein verstattet gewesen.

In dem beschriebenen Küchenzimmer befanden sich zwei Personen: eine Frau, der man etwa fünfundreißig Lebensjahre, aber zugleich die Leiden und Schmerzen ansah, durch die ihre ursprünglich gewiß nicht geringe Schönheit so früh untergraben und zu Grunde gerichtet war. Ihr Gesicht war von den regelmäßigsten Zügen, die Stirn edel und frei, das Auge groß und dunkel, aber die Wangen tief abgemagert, die Farbe des Gesichtes welk und von so gelbem Schein, als sehe man unter der geschwundenen Haut die Knochen durchschimmern. Wenn sie in schweres kummervolles Sinnen versank, legten sich ihr die frühzeitigen Runzeln um Stirn und Auge in tiefe Falten, und dann und wann schoß aus den Augen ein Blitz, so jäh, so unheimlich, als wenn der Wahnsinn aus diesen tiefen Höhlen blickte. Ein unsäglicher Schmerz, ein nimmer weichender Kummer, ein hoffnungsloser Gram mußte sich tief in dieses Gemüth genagt haben, eine gräßliche Erinnerung diesem brütenden Sinne beständig gegenwärtig seyn: ein Leiden der Seele, dem nur der Tod ein Ende machen konnte. Sie trug eine Witwenhaube nach damaliger Sitte; sie war sauber und reinlich gekleidet, doch schien Alles, was sie anhatte, durch langen Gebrauch abgetragen.

Die arme Witwe saß auf dem Bett; an dem Tisch inmitten der Stube die zweite Person, ein derber, trotzig aussehender, blondhaariger, blühend starker Bursche von neunzehn bis zwanzig Jahren. Seine schönen Gesichtszüge drückten Stolz und Muth, sein Körperbau ein Uebermaaß von Kraft aus; seine Augen blickten keck und entschlossen, und wie er da saß, seine Glieder hin und her wiegte und ein Liedchen vor sich her pfiff, mußte Jeder ihm ansehen, daß er ein hartnäckiger, reizbarer, verwegener und wagehalsiger junger Patron war.

„Geh' nicht zur See, Philipp; versprich mir das, mein Kind, mein liebes Kind", sagte die Witwe in zärtlichstem Tone und faltete bittend die Hände. — „Warum soll ich denn nicht zur See?" entgegnete Philipp; „und wenn ich hier bleib' und Hungers sterbe, was nutzt's? Denn, Gott soll mich —! es ist wahrhaftig nicht viel besser. Ich muß für mich sorgen und für Euch, Mutter. Was kann ich Besseres anfangen? Der Onkel Wan Brennen hat gesagt, er will mich mitnehmen und will mir eine gute Löhnung geben. Wenn ich's thue, kann ich am Bord ein glückliches Leben führen, und was ich verdiene, das reicht zu Hause für Euch." — „Philipp, ach, lieber Philipp, höre mich; ich sterbe, wenn Du von mir gehst, ich hab' ja Niemand in der Welt, außer Dir. O, mein Kind, wenn Du mich liebst, ich weiß, Du hast Deine Mutter lieb, geh' nicht fort von mir! Und wenn Du doch fortgehst, geh ja nicht auf die See!" —

Philipp gab keine Antwort; er saß eine Weile da und pfiff sein Liedchen weiter, während die arme Mutter schluchzte. Endlich hob er an: „Warum bittet Ihr auch gar so sehr? Meint Ihr etwa, weil der Vater in der See ertrunken ist?" — „Ach, nein, nein", stöhnte sie; „wollte Gott ....." — „Was meint Ihr, Mutter, mit dem wollte Gott?" — „Ach, nichts, mein Kind, nichts; o, mein Gott, hab' Erbarmen mit mir!" — Das arme Weib sank von ihrem Sitz zu Boden und duckte knieend ihr Angesicht tief in die Kissen; so blieb sie eine Weile liegen und betete heiß, inbrünstig. Als sie wieder aufstand und sich auf das Bette setzte, war sie zu einiger Ruhe und Fassung gelangt. Philipp aber hatte während deß schweigend und finster brütend dagesessen; nun hob er wieder zu reden an:

„Seht doch, Mutter, Ihr verlangt, ich soll bei Euch am Lande sitzen bleiben und verbungern; das ist doch hart. Nun will ich Euch aber was sagen, hört mich an. Die Stube da drüben ist zugeschlossen, so lang ich denken kann, und Ihr wollt mir nie sagen, warum. Einmal aber hab' ich wohl gehört — Ihr wißt, damals, wie wir kein Brod im Hause hatten; der Onkel war verreist und sollte erst übers Jahr wiederkommen, damals, Mutter, habt Ihr gesagt. — nun, Ihr wart damals ganz außer Euch, so halb von Sinnen, Ihr wißt wohl, wie's Euch manchmal geht ...." — „Ja doch, mein Kind", sprach die Mutter unter Zittern und Angst; „was hab' ich damals gesagt, was hast Du gehört?" — „Ihr sagtet, Mutter, da drüben in der Stube wäre Geld, das uns aus der Noth helfen könnte; und dann fingt Ihr wieder an zu jammern und zu rasen und schriet, Ihr wolltet lieber sterben. Nun also, Mutter, gerade heraus, was habt Ihr in der Stube drüben, und warum ist sie Jahr aus Jahr ein verschlossen? Entweder Ihr sagt mir's, oder ich geh' zur See."

Als Philipp seine Rede anfing, hatte die Mutter ganz starr vor Schmerz dagesessen, regungslos wie eine Bildsäule; mühsam that sie die Lippen von einander, sie glotzte stier mit den Augen, die Stimme versagte ihr. Auf einmal fuhr sie mit der Hand an die rechte Seite, als wollte sie da etwas zusammendrücken, und dann mit beiden Händen an die Brust, als spürte sie da innen einen heftigen Schmerz; im nächsten Augenblick sank sie um, mit dem Kopf nach vorwärts, und das Blut strömte ihr zum Munde heraus. Philipp sprang erschrocken in die Höhe und fing sie in seine Arme auf; er legte sie auf das Bett zurück und sah mit heftiger Seelenangst, wie das Blut in Einem fort strömte. Er war vor Schrecken und Schmerz außer sich. „Ach, Mutter, Mutter", schrie er, „was ist Euch denn?" — Das arme gequälte Weib vermochte nicht zu antworten; das Blut quoll aus den zerrissenen Gefäßen, und sie krugte sich mühsam vorwärts, um nicht zu ersticken; es sprützte auf die weißen Dielen und färbte sie hochroth. „Ach, Mutter, liebe Mutter", schrie Philipp in Todesangst; „sprecht doch nur ein Wörtchen, was soll ich thun, was soll ich Euch geben? Allmächtiger Gott! was ist Euch denn?" — „Der Tod, mein Kind, das ist der Tod", stöhnte sie leise und sank ohne Besinnung zusammen.

Die Angst jagte den armen Philipp, er stürzte hinaus, flog zu den Nachbarn, rief sie um Hülfe. Zwei oder Drei eilten auf den ersten Ruf zum Beistand, und sobald Philipp sie um seine Mutter beschäftigt

*) Aus dessen neuestem Werke: „The Phantom-Ship" (das Geisterschiff) — einem bisher noch nicht im Buchhandel erschienenen Romane. Wir theilen dieses Bruchstück als eine neue Probe seiner Darstellungsweise mit, die oft, wo sie ins Detail übergeht, an E. T. A. Hoffmann erinnert.

sah, rannte er wieder fort, so schnell die Füße ihn trugen, eine Meile weit zum nächsten Doktor. Der hieß Mynheer Poots und war ein kleines, elendes, geiziges Männchen, aber in seiner Kunst galt er für geschickt. Philipp fand ihn zu Haus und bestürmte ihn, daß er gleich mitkommen sollte. „Ich will kommen", sprach das Männchen, dem das Holländische überdies nicht recht geläufig war, „ich komme ganz gewiß, aber sagt mir, Mynheer Vanderdecken, wer wird mich denn bezahlen?" — „Bezahlen! Mein Onkel wird bezahlen, sobald er nach Hause kommt." — „Euer Onkel, de Stirper Van Brennen? Der? nein, der ist mir vier Gulden schuldig und ist mir auch sonst lange schuldig geblieben; und dann, sein Schiff kann ja untergehen." — „Die vier Gulden wird er Euch bezahlen, und den heutigen Gang wird er Euch auch bezahlen", sprach Philipp knirschend vor Zorn und Ungeduld; „während Ihr hier handelt, kann meine Mutter sterben." — „Nein, Herr Philipp, ich besinne mich eben, ich kann nicht kommen, ich muß zum Terneuzer Bürgermeister, der hat ein Kind krank", so schnarrte Mynheer Poots. „Seht wohl zu, Mynheer", schrie der junge Mann zornglühend, „Ihr habt die Wahl, entweder Ihr geht im Guten oder ich hole Euch, versteht Ihr mich? Treibt keinen Spaß mit mir!" Der kleine Doktor gerieth in jämmerliche Angst, denn mit Philipp Vanderdecken's Vorsätzen, das wußte alle Welt, war nicht zu spaßen. „Wir wollen sehen, Mynheer Philipp", sprach er, „ich werde schon kommen, wenn's geht." — „Gleich sollt Ihr kommen, gleich auf der Stelle, Ihr schändlicher alter Geizhals", und damit faßte Philipp das Männchen beim Kragen und schob es, daß es kugelte, zur Thür hinaus. „Hülfe, Mord!" schrie Poots, aber sein Schreien half nichts, sein ungestümer Dränger schob und schleppte ihn vorwärts und ließ den Kragen nicht los. Erst als Philipp merkte, daß der Doktor blau im Gesicht wurde, hielt er inne. „Muß man Euch denn erwürgen, damit Ihr zu den Kranken kommt? Ich sag's Euch noch einmal, hin müßt Ihr, sey's lebend oder todt." — „Nu, nu", murmelte Poots, allmälig wieder zu Athem kommend, „ich geh' ja schon; aber das merkt Euch, Mynheer Philipp, ich verklag' Euch und laß Euch einsperren, und das noch bente. Weil's aber Eure Mutter ist, so will ich — nein, ich will nicht; Ihr mögt machen, was Ihr wollt, ich will durchaus nicht." — „Hört, Mynheer Poots", sprach der junge Mann, „kommt Ihr nicht gleich mit, ich erwürg Euch auf der Stelle, und wenn Ihr dort ins Haus kommt und Ihr thut an meiner armen Mutter nicht Alles, was Ihr könnt, so kommt Ihr nicht lebendig wieder heraus. Ihr wißt, was ich sage, halte ich; also laßt Euch rathen, sträubt Euch nicht, Ihr sollt auch bezahlt werden, gut bezahlt werden, und müßte ich meinen letzten Rock drum verkaufen."

Mit dieser Bemerkung richtete der junge Mann wahrscheinlich mehr aus, als mit allen Drohungen. Ueberdies war der kleine Doktor hülflos, wie ein elender kleiner Wurm, wie ein ohnmächtig Kind unter Philipp's starken Händen; er wohnte ganz einsam auf dem Felde, und es war weit und breit keine Menschenwohnung, wo man sein Hülfegeschrei hätte hören können. Zum nächsten Dorfe hätte er eben so weit gehabt, wie zu Vanderdecken. Also entschloß sich Mynheer Poots, mitzugehen, aus zwei Gründen: erstlich, weil ihm die Zahlung versprochen war, zweitens, weil er mußte.

Nachdem die Beiden solchergestalt einig geworden, begaben sie sich in großer Hast nach Vanderdecken's Hause und fanden die Mutter in den Armen zweier hülfreicher Nachbarinnen, die ihr die Schläfe mit Weinessig wuschen. Die Kranke hatte ihre Besinnung wieder, aber sie konnte nicht sprechen. Poots ließ sie hinauf zu Bette bringen und flößte ihr für den Augenblick irgend ein Acidum ein; darauf entfernte er sich eilig und nahm Philipp mit ins Städtchen, um ein Rezept bereiten zu lassen. Es dauerte keine halbe Stunde, so drückte Poots dem jungen Manne ein Fläschchen in die Hand; „sobald Ihr nach Hause kommt, Mynheer Philipp, gebt Ihr der Mutter das ein; ich muß jetzt zu des Bürgermeisters Kinde gehen, auf dem Rückwege komm ich wieder zu Euch." — „Daß Ihr mich ja nicht belügt", sprach Philipp mit drohender Geberde. „Nein doch, nein doch, Mynheer Vanderdecken", beruhigte ihn der Doktor. „Seht Ihr wohl, mich wegen der Bezahlung auf Euren Onkel Van Brennen zu verlassen, das konnte ich nicht, aber da Ihr mir's versprochen habt, ich weiß, Ihr haltet immer Wort. Es soll keine Stunde vergehen, bis ich wieder bei Eurer Mutter bin. Jetzt aber hat es Eile, daß Ihr nach Hause kommt."

Philipp rannte zurück. Die Kranke nahm den Trank, der alsbald die Blutung gänzlich stillte. Es dauerte nicht lange, so konnte sie ihrem Sohne leise zuflüstern, was sie wünsche. Der Doktor fand sich wieder ein; er sah die Kranke sorgsam an, fühlte lange den Puls, und als er wieder fortging, begleitete ihn Philipp hinab in das Küchenzimmer. „Mynheer Philipp", sagte der kleine Doktor, „ich schwör's Euch beim Allah, was in meiner Kunst steht, hab' ich gethan, aber sagen muß ich Euch, es ist wenig Hoffnung vorhanden, daß Eure Mutter je wieder vom Bette aufsteht. Einen Tag oder zwei geb' ich ihr noch zu leben, mehr nicht. Ihr müßt mir's nicht verdenken, Mynheer Philipp, es ist nicht meine Schuld." — „Nein, Doktor", sprach Philipp ernst und traurig, „es ist Gottes Wille." Eine Weile waren Beide still, dann hob Poots wieder an: „Ihr werdet mich doch bezahlen, Mynheer Vanderdecken?" — „Ja", fuhr ihn Philipp mit einer Donnerstimme an und war wie aus tiefem Traume aufgeschreckt. Der Doktor kam nicht aus der Fassung, sondern sprach nach einigem Stillschweigen: „Kann ich morgen danach kommen, Mynheer Philipp? Vergeßt nicht, daß unser Einer seine Zeit und seine Wege nicht verlieren kann und sein Geld auch nicht. Ich müßte Euch gleich einen Gulden mehr rechnen." — „Kommt morgen, meinethalben, zu welcher Stunde Ihr wollt, setzt auf die Rechnung, was Ihr wollt, Ihr sollt bezahlt werden", sprach Philipp kurz weg und zog die Lippen verachtungsvoll über einander. „Schön, Mynheer, wie's Euch beliebt, ich will Euch nicht drängen. Wenn sie todt ist, gehört das Häuschen mit Allem, was drum und dran ist, ja doch Euch, und dann könnt Ihr's verkaufen. Da werdet Ihr einen schönen Groschen in die Hände bekommen. Was meint Ihr, Mynheer Philipp? Morgen komme ich noch nicht, aber wenn Ihr mir das Haus und den Garten lassen wollt, ich möcht' Euch ein schönes Gebot thun." Philipp hob den Arm auf mit einer Geberde, als wollte er den Doktor zerschmettern; der drückte sich eilig in die Ecke. „Ich meine ja nur", quakte er zur Entschuldigung, „wenn Eure Mutter begraben ist." — „Fort, Du elender Hund", rief Philipp ihm zu, barg das Gesicht in den Händen und sank voll Schmerz auf das blutbefleckte Bette nieder.

Nachdem er eine Weile so gelegen, erhob er sich und ging hinauf ans Lager seiner Mutter. Sie befand sich jetzt besser; die Nachbarinnen gingen wieder zu ihren Geschäften und ließen sie mit ihrem Sohn allein. Vom Blutverlust erschöpft, lag sie etliche Stunden lang in einem matten Schlummer, aber Philipp's Hand hielt sie zwischen der ihren und ließ sie nicht los. Der junge Mann saß in trübsinnigen Gedanken da und lauschte ihrem Athem. — Um ein Uhr Nachts erwachte die Kranke; sie konnte wieder einigermaßen sprechen: „Du liebes, Du wildes Kind", sprach sie zu dem Sohne, „hab' ich Dich hier so lange eingesperrt gehalten." — „Ach nicht doch, Mutter", erwiderte er zärtlich, „ich bin ja gern bei Euch geblieben; und jetzt gehe ich nicht von Euch und lasse Euch nicht in anderer Leute Händen, bis Ihr wieder gesund seyd und wohlauf." — „Nein, lieber Sohn, gesund werde ich nicht mehr; der Tod ruft mich, das fühl' ich. Ach, mein liebes Kind, wär' es nicht um Deinetwillen, ich ginge ja gern aus der Welt. Mein Leben seit langen Jahren war ein bitterer Tod, und wie oft hab' ich Gott gebeten, er möchte mich erlösen." — „Warum denn, Mutter? hab' ich denn übel an Euch gethan?" — „Gut hast Du an mir gethan, mein herziger Sohn, und Gott soll Dich dafür segnen. Wie oft hab' ich's nicht gesehen, Du hast Deinen wilden Sinn bezwungen, Du hast Deinen Zorn, auch wenn Du gerecht warst, bekämpft, Alles Deiner Mutter zu lieb, um ihr Gram zu ersparen. Und es hat bittere Tage gegeben, Gott vergelte sie Dir, wo auch Noth und Hunger Dich nicht verleiteten, sondern Du hast immer Deiner Mutter gedacht. Ach, Philipp, Du hast wohl oft geglaubt, ich wäre böse oder närrisch, daß ich Dich so lange zurückbehalten mit aller Gewalt und Dir nie einen Grund gesagt. Aber jetzt muß ich mit Dir sprechen, die Stunde ist da." Sie wendete ihr Haupt auf dem Kissen und lag einige Minuten still und erschöpft; dann hob sie an, und ein neues Leben schien nach in ihr zu werden: „Ich glaube wohl, ich bin zuweilen von Sinnen gewesen, nicht wahr, Philipp? Gott verzeihe mir, er weiß, daß ich ein Geheimniß im Herzen trage, worüber ein armes Weib wohl verzweifeln mag. Es hat mir mir gelegen Tag und Nacht, es hat mir das Herz zermalmt, meinen armen Kopf verrückt, und jetzt endlich, dem Himmel sey Dank, hat es diesen gequälten Leib zerstört. Ich fühl' es wohl, mein Kind, es war der letzte Schlag. Ich lebe nur noch, bis ich Dir Alles gesagt, und ich fürchte mich doch, armer Junge, es wird Dir den Kopf wirre machen, wie mir." — „Ich beschwöre Euch, Mutter", erwiederte Philipp mit ernstem Tone, „laßt mich wissen, was das für ein todgefährliches Geheimniß ist. Und wenn Himmel und Hölle darunter steckten, es soll mich nicht schrecken. Der Himmel wird's gnädig mit mir machen, und der Satan soll mir nichts anhaben." — „Ja doch, lieber Philipp, ich weiß, Du hast einen muthigen, trotzigen Geist, Deinem starken Sinn wird es nichts schaden. Gewiß, wenn Einer im Stande ist, die schaurige Geschichte auf der Seele zu tragen, so bist Du's. Mein armes Gehirn war zu schwach dazu. Gottlob, heute fühl' ich's klarer in mir, und es ist meine Pflicht, daß ich Dir's sage, ehe ich sterbe." — Eine kurze Zeit hielt die Wittwe inne, ihre Gedanken wendeten sich in die Vergangenheit, sie besann sich auf das furchtbare Ereigniß, und Philipp sah ihr die Thränen über die hohlen Wangen rinnen. Endlich schien sie Kraft und Muth zu dem schweren letzten Werke gesammelt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

16) Es giebt nur ein einziges Gebiet, wo man auch dem größten Genie das gänzliche Scheitern aller seiner Bestrebungen prophezeien kann: dieses Gebiet ist die Unwahrheit. Wenn aber die Kritik dem Genie untersagen will, diesen oder jenen in der Natur und im Leben vorhandenen Stoff für seine Schöpfungen zu verwenden; wenn sie behaupten will, es könne dabei nichts Gutes herauskommen, so maßt sie sich etwas an, was über ihre Befugniß und über ihre Kräfte geht.

17) Die Bewunderung, welche wir großartigen Schöpfungen des Genies zollen, ist ein erfreuendes und erhebendes Gefühl und wird dies vermöge eines allen Völkern eingepflanzten Triebes, welchen der Verstand nicht wegdisputiren kann; sie wird dies in noch höherem Grade, wenn das schaffende Genie unserem eigenen Lande und Volke angehört. Nur darf diese Bewunderung nicht dahin ausarten, daß sie ein Verwand für die Trägheit wird; man darf sich an die Vorstellung von der Vortrefflichkeit jener Werke nicht dermaßen gefangen geben, als ob nun nichts Höheres zu erstreben, als ob nach ihnen und außer ihnen nichts Vollkommeneres mehr zu leisten sey. In keinem Bereiche geistiger Thätigkeit schließt die Reihe der Ideen und Schöpfungen mit einigen großen Namen völlig ab. Es verhält sich mit der geistigen Production und Betriebsamkeit, wie mit der materiellen: jede Generation muß von ihrer eigenen Arbeit leben und die Summe des bisher Erworbenen und Geleisteten nicht als einen müßigen Reichthum betrachten, sondern als ein durch neue Bestrebungen und Erfindungen zu nutzendes Kapital.

18) Die erleuchteten und unabhängigen Geister halten im Kampfe gegen ein Vorurtheil, zur Zeit, wo es sich einwurzelt, bis zuletzt aus und sind wieder die Ersten, den Kampf gegen Vorurtheile zu erheben, deren Zeit um ist.

19) Es ist keine Anmaßung, wenn wir uns in gewissen Dingen

besser unterrichtet glauben, als die großen Männer früherer Zeit. Wenn ein Irrthum, ein Aberglaube zu der Höhe seiner Herrschaft über ganze Völker und Geschlechter gelangt ist, so können auch die am höchsten stehenden Geister sich seinem Joche nicht entziehen. Jahrhunderte lang haben die scharfsinnigsten und gelehrtesten Männer an das Daseyn von Hexen geglaubt; daß wir heute besser darum Bescheid wissen, dessen wollen wir uns nicht gar zu sehr rühmen, aber es muß doch anerkannt werden.

20) Nie und nirgend und in keiner Sache läßt ein Irrthum sich mit einem Tage ausrotten. Als Beccaria's unsterbliches Werk über Verbrechen und Strafen erschienen war, hörte darum noch lange die Tortur nicht auf. Wir Schriftsteller dürfen keine ungeduldige Egoisten seyn, wir dürfen uns nicht darüber beklagen, daß die Vorurtheile in der Literatur eben so zähe sind wie anderwärts.

21) Die Vertheidiger einer hergebrachten und feststehenden Meinung haben es gut: sie können immer im Namen der Mehrzahl reden; sie können, da sie bei ihrer Berufung auf das Vergangene und bereits Anerkannte immer sicher gehen, sehr entschieden absprechen und gewaltige Sentenzen machen. Sie kennen auch ihren Vortheil und wissen ihn wohl zu benutzen; nur selten ist Einer so ehrlich, darauf zu verzichten.

22) Es kann sich bisweilen ereignen, daß gewisse Prinzipien eine geraume Zeit hindurch mit falschen und später erst mit besseren Gründen vertheidigt werden. Aber das ist ein seltener Fall. In der Regel gilt die Präsumtion, wenn man genöthigt ist, für ein System neue Beweise zu suchen, daß dieses System in seinem Grunde angegriffen und unhaltbar seyn müsse.

23) In der Herrschaft eines Irrthums, sey er groß oder klein, sind, wie mir dünkt, zwei Zeiträume wohl zu unterscheiden. Im ersten Zeitraume tritt der Irrthum triumphirend auf, wie eine Wahrheit; die Ueberzeugungen wenden sich ihm zu; von allen Seiten wird er, sonder Prüfung und Diskussion, als richtig anerkannt, unumwunden behauptet, gepredigt, aller Welt aufgedrungen. Die Leute übersetzen sich den Irrthum in Regeln, und sobald die Regel aufgekommen, gelten keine Gründe mehr vor ihrer Autorität; wer sich in der Praxis davon entfernt, ist ohne Weiteres verurtheilt; wer es wagt, an der Richtigkeit der Regel zu zweifeln oder gar sie zu leugnen, gegen den erhebt sich, statt aller Antwort, das Geschrei, er verdiene keine Antwort. Allmälig jedoch findet sich, daß dieser thörichten Leute, die keine Antwort verdienen, immer mehr werden, daß sie durchaus eine Antwort haben wollen und großen Rumor deshalb erheben. Es kommt so weit, daß man nicht mehr thun kann, als hörte man nicht; die Existenz der Leugner geht nicht mehr zu ignoriren, und man kann ihre Reden und Einwürfe nicht mehr damit abfertigen, daß man sie paradox schilt. Da treten denn Schriftsteller auf — und es trifft sich sonderbar, daß es immer Leute von Genie sind — die sich's zum Geschäft machen, mit Gründen, die früher Niemanden eingefallen waren, zu beweisen, wie die angefochtene Meinung oder Regel von so unleugbarem Nutzen sey, daß man durchaus daran festhalten müsse, und sey es daher ganz überflüssig, auf die Untersuchung ihres Grundes und Ursprunges zurückzugehen; das müsse man gar nicht so streng nehmen; es sey etwas Leichtfertiges und knabenhaft Muthwilliges in solcher Auflehnung gegen die Regeln des Geschmacks. Diese Herren sagen ferner, es sey keine Kunst, gegen die ehrwürdigsten Prinzipien mit allerhand aufgegriffenen Argumenten zu Felde zu ziehen, wie sie eben Jedermann begreifen und sich ausdenken könne — das sey vielmehr ganz albern; bei dem äußeren Anschein dürfe man nicht stehen bleiben; der unwiderlegbarste Beweis für die Gültigkeit und Angemessenheit der angefochtenen Grundsätze liege in der Dauer ihrer Herrschaft und in den trefflichen Werken der Alten, die sich danach gerichtet hätten, und die ganz andere Leute gewesen seyen, als solch junges Volk von heutzutage. Wenn man solche Reden hört, so kann man für sicher annehmen, daß der Irrthum in sein zweites Stadium eingetreten ist und nicht lange mehr zu leben hat; er wird aus einer Verschanzung nach der anderen ausgetrieben, und nirgend ist seines Verweilens mehr.

Bibliographie.

Antonio Foscarini. — Trauerspiel von G. B. Niccolini. Messina.

Il piccolo Muratori. — Geschichte von Italien im Mittelalter. Vom Prof. Abrogio Levati. 3 Bdchen. Mailand.

La architettura in Venezia. — Mit 14 Kupfern. Venedig.

Le arti. — Gelegenheitsstück zur Vermählung des Königs, von Rosa Taddei. Neapel.

Bacco nell' Elba. (Bacchus auf der Insel Elba.) Heroisch-komisches Gedicht in drei Gesängen, von G. Piazzini. Florenz.

Cenni di una peregrinazione da Torino a Copenhagen. — Bemerkungen auf einer Reise durch die Schweiz nach dem Rhein, Holland und Dänemark, so wie zurück durch Deutschland. Vom Prof. G. F. Baruffi. Turin.

Cent' anni in una notte. — Anti-choleraisches Gedicht, von Lorenzo Borsini. Neapel.

Frankreich.

Aus dem Leben Joachim Murat's.

Von Méry.*)

Um Mitternacht, wenn im Salon der Gräfin Lipona**) in Florenz die Töne des Pianoforte verstummten, zogen sich auch die meisten Gäste zurück, und nur die vertrautesten Freunde der Frau vom Hause blieben noch im Palaste Griffoni. Diese plauderten dann über die Neuigkeiten des Tages, theilten sich gegenseitig interessante Begebenheiten mit, und erst gegen Morgen trennte sich gewöhnlich der kleine Kreis von Auserwählten. Es lag ein unbeschreiblicher Reiz in solchen Nachtwachen: der Saal war noch vom Konzert oder Ball in Unordnung, aber die Tänzer und Künstler waren verschwunden; die Lampen brannten düster; die Partituren lagen auf den Notenpulten zerstreut; um jeden der verlassenen Spieltische standen noch die vier leeren Sessel, und den Tönen der lautesten Freude folgte jetzt eine ruhige, aber um so anziehendere Familien-Unterhaltung. Man reichte Thee und Waffeln herum, welche die Form des Wappens der ehemaligen Königin von Neapel hatten und von dem unsterblichen Koch der Mad. Dubarry so kunstreich gebildet waren. Keiner der Theilnehmer an diesen köstlichen Morgen-Soireen dachte wohl an den Schlaf. „Ich bedarf nur drei Stunden Schlummers", pflegte die Gräfin von Lipona zu sagen; „das ist eine gute Gewohnheit, die ich meinem Bruder, dem Kaiser, verdanke." Ihre Freunde waren stolz auf die Auszeichnung; die Nächte mit ihr verplaudern zu dürfen, und oft, wenn sie den Palast verließen, sahen sie den Wiederschein der Morgenröthe auf dem Dome San Spirito.

Die Gräfin Lipona erzählte uns oft interessante Begebenheiten und Anekdoten mit jener leichten Italiänisch-Französischen Grazie, die sie niemals verließ. Die berühmte Frau hatte so viele Dramen, so viele Festlichkeiten und so viele Unglücksfälle erlebt, daß es ihr niemals an Stoff fehlte, wenn sie zu unserer Unterhaltung durch die Mittheilung merkwürdiger Erlebnisse etwas beitragen wollte. Eines Nachts drängte sich der Kreis der Auserwählten dichter um den Lehnstuhl der Gräfin, denn sie hatte versprochen, heute einen Zug aus Murat's Leben mitzutheilen, der bis jetzt weder gedruckt, noch bekannt war. Ihre Stimme zitterte, als sie uns diese Worte sagte; sie schien bewegt, und ihre schönen, sonst so ruhigen Gesichtszüge verriethen, daß sie von einer traurigen Erinnerung bestürmt werde. Nach einer langen Pause fing sie an:

„Zur Zeit, da Italien noch Französisch war, trach in einem unserer Regimenter, das in Livorno in Garnison lag, ein Aufruhr aus; die Sache war sehr ernst und viel mehr als eine gewöhnliche Soldaten-Emeute. Als der Kaiser Nachricht davon erhielt, war er außerordentlich aufgebracht; er schwor, die Unruhe-Stifter streng zu bestrafen, und Joachim wurde beauftragt, das Urtheil gegen das pflichtvergessene Regiment zu vollstrecken. Die Befehle des Kaisers waren furchtbar und unwiderruflich: es war von keinem Kriegsgericht, sondern nur von unverzüglichen Executionen die Rede.

Als Joachim in Livorno angekommen war, ließ er das ganze Regiment auf dem Waffenplatz zusammentreten und kündigte den Soldaten an, daß er von dem Kaiser den Auftrag erhalten habe, sie zu strafen, und daß er strafen werde! Die Energie seiner Worte, die drohenden Bewegungen, mit denen er sie begleitete, besonders aber die Gewalt seines Namens machten auf die rebellischen Truppen einen tiefen Eindruck: die Soldaten warfen sich ihm zu Füßen und baten demüthig um Gnade. Joachim wurde gerührt; aber er mußte die Befehle des Kaisers vollziehen und bezwang seine innere Bewegung; sein Gesicht blieb streng wie zuvor, und mit fürchterlicher Stimme rief er: „Ich werde immer einen Mann auf zehn erschießen lassen!" Sie können wohl denken, welche allgemeine Bestürzung diese Worte verursachten; das Regiment, das in der Kaserne gefangen war, schickte mehrere Deputationen an Murat, um seine Gnade zu erflehen; Offiziere und Soldaten schworen, sich in der nächsten Schlacht unter den Augen des Kaisers tödten zu lassen; doch Murat blieb lange, wenigstens dem Anschein nach, unbewegt. Endlich schien er von so vieler Unterwürfigkeit gerührt; aber da der begangene Fehler zu groß und die Ordre zu ausdrücklich war, um sie ganz zu umgehen, verlangte er, daß drei Soldaten, die ihm als die Aufwiegler der Truppen bezeichnet wurden, mit ihrem Leben das Verbrechen des Regimentes sühnen sollten. Die Opfer wurden in den Kerker geworfen, und ihre Hinrichtung war auf den anderen Morgen festgesetzt. Mitten in der Nacht aber ließ Joachim im Geheim die drei Soldaten von einem Kerkermeister zu sich führen, auf dessen Verschwiegenheit und Treue er bauen konnte.

„Morgen werdet Ihr erschossen", redete Murat sie an; „bereitet Euch zum Tode vor, zeigt keinen Kleinmuth und fallet, wie es tapferen Soldaten gebührt, ohne Klagelaut, um Euer Verbrechen vergessen zu machen. Ich übernehme es, Euer letztes Lebewohl und die Versicherung Eurer aufrichtigen Reue den Aeltern, die Ihr in der Heimath verlassen, zu überbringen; die armen Leute! sie verdienen wahrlich nicht, solche Kinder zu haben! Sagt, habt Ihr an Eure Mütter gedacht?" — Die Soldaten konnten nicht antworten; Thränen erstickten ihre Stimme. — „Die armen Frauen wären so stolz gewesen, wenn Ihr auf dem Schlachtfelde, dem Oesterreicher gegenüber, gefallen wäret", fuhr Murat fort; „aber hier! O, Ihr Unglücklichen! geht jetzt; ich werde Euch einen Priester schicken, damit er Euch durch die Religion tröste; denket an Gott und an Frankreich; Ihr gehört jetzt nicht mehr dieser Welt an." — Die Soldaten sanken zu Joachim's Füßen, nicht etwa, um seine Gnade, sondern nur um seine Verzeihung vor dem Tode zu erflehen. Als sie sich entfernen wollten, rief er sie zurück: „Hört", sagte er, „wenn ich Euch nun das Leben schenkte, würdet Ihr dann ordentliche Leute werden?" — „Nein, wir wollen sterben", antwortete einer der Soldaten; „wir haben den Tod verdient: es ist gerecht, daß wir erschossen werden." — „Und wenn ich Euch nun nicht erschießen lassen will?" rief Murat aus; „warum wollt Ihr sterben, wenn Ihr leben sollt! Ich habe bis jetzt nur auf die Feinde Feuer! kommandirt und kann Euch, die Ihr meine Brüder, die Ihr Franzosen seyd, wie ich, nicht tödten lassen, obgleich Ihr Euch eines schweren Verbrechens schuldig gemacht habt." — Und Joachim weinte auch, wie eine Frau, als er diese Worte sprach; er, der so tapfer und dabei so unendlich gut war; nicht wahr, meine Herren?" — Auch wir konnten uns der Thränen nicht enthalten, als wir die Gräfin Lipona mit solchem Feuer von ihrem heldenmüthigen Gatten reden hörten.

*) Aus dem so eben unter dem Titel: „Scènes de la vie Italienne" erschienenen Buche des Herrn Méry.

**) Der Name Lipona, den die ehemalige Königin von Neapel seit dem Jahre 1815 führt, ist bekanntlich eine bloße Sylben-Umstellung von Napoli (Neapel).

Nach einer kurzen Pause fuhr sie in ihrer Erzählung fort:

„Höret mich", sagte Joachim mit ruhigerem Tone. „Ihr habt Euch schwer gegen Euren Kaiser vergangen; aber Ihr zeigt Charakterfestigkeit und Energie, und das gefällt mir; wenn ich Euch das Leben schenke, so müßt Ihr für Jedermann, vorzüglich aber für Euer Regiment todt seyn. Morgen, beim Anbruch der Nacht, werdet Ihr durch das Thor von Pisa, auf jenen Hügel dort, geführt; in einer Entfernung von zwanzig Schritten wird man ein Peloton-Feuer auf Euch geben, und Ihr sinkt, wie todt, nieder; in diesem Augenblicke zieht die letzte Abtheilung Eures Regimentes, das seine Garnison verändert, auf der Landstraße vorüber. Die Dunkelheit der Nacht wird die Ausführung unseres Planes begünstigen. Ein Mann, dessen Verschwiegenheit ich erkauft habe, legt Euch auf einen Karren und bringt Euch nach dem Kirchhof; dort findet Ihr Matrosenkleider und 1000 Franken für Jeden. Man wird Euch ein Wirthshaus bezeichnen, wo Ihr zwei bis drei Tage verborgen bleiben müßt; dann geht ein Amerikanisches Schiff nach New-Orleans ab, und dort sollt Ihr leben, aber als redliche Leute, verstehe Ihr mich? Sobald der Wind günstig ist, wird man Euch an Bord führen. Seyd aber klug und vorsichtig und thut Alles, was ich Euch gesagt habe. — Geht jetzt, ich werde für Eure Familien Sorge tragen."

Die Soldaten benetzten Murat's Hand mit Thränen, und sie wiederholten mehrere Mal, daß er mit ihnen zufrieden seyn werde.

Alles geschah nach Joachim's Plan; dem Regimente wurde ein strenges Beispiel statuirt und dennoch kein Tropfen Blut vergossen; der Kaiser, der so glücklich betrogen worden, dankte Joachim, daß er nur das Leben dreier Menschen seiner strengen Disziplin geopfert habe. Napoleon hat niemals etwas von der großmüthigen List erfahren, die Murat bei dieser Gelegenheit ersonnen; sie blieb auch lange Zeit ein Geheimniß, das nur von mir und einigen unserer vertrautesten Freunde gekannt war. Jetzt aber habe ich keinen Grund mehr, von dieser edlen That meines Gatten zu schweigen, und überlasse es Ihnen, sie Ihren Freunden und Bekannten mitzutheilen."

Als die Witwe Murat's ihre Erzählung beendet hatte, stand sie auf und zog sich in ihre Gemächer zurück; sie war zu bewegt, um noch länger in unserer Mitte bleiben zu können. Auch wir waren gerührt wie sie, und Aller Blicke richteten sich unwillkürlich auf das herrliche von Gros gemalte Bild, das in der Mitte des Saales hing; es stellt den König Joachim zu Pferde, in heroischer, edler Haltung vor; er reitet am Ufer des Golfs von Neapel; der Himmel und das Meer sind bewegt; im Hintergrunde sieht man den Vesuv, aus dem eben Flammen in die Höhe steigen: Murat und der Vesuv! zwei Vulkane einander gegenüber.

Einige Monate später erfuhr ich in Rom von Jemand, der in alle Geheimnisse der Kaiserlichen Familie eingeweiht ist, die Fortsetzung dieser Geschichte. Sie gleicht der romantischen Entwickelung eines Dramas und scheint weniger dem wirklichen Leben, als der Phantasie eines Schriftstellers anzugehören.

Am Rande eines Waldes, der in der Nähe von New-Orleans liegt, klopfte eines Abends ein Jäger an die Thür einer freundlichen Meierei, um in dem wohlverwahrten Hause Schutz gegen Sturm und Regen zu suchen. Es war im Herbst des Jahres 1830. Die Thür wurde geöffnet, und eine ziemlich bejahrte Frau führte den Fremden in einen sehr reinlichen, einfach möblirten Saal, dessen Wände rund herum mit Pariser Lithographieen tapezirt waren, die unsere vorzüglichsten Waffenthaten vorstellten. „Es scheint", sagte der Fremde in Französischer Sprache, „daß mein guter Stern mich zu meinen Landsleuten geführt hat." — „Der Herr ist ohne Zweifel ein Franzose", fragte die alte Frau. „Ja, Madame, und ein sehr guter Franzose, ich habe sogar hier in diesem Saale Verwandte." — „Erlauben Sie, daß ich meinen Sohn, der im Garten ist, rufe; er wird sehr erfreut seyn, Sie zu sehen." — „Ist Ihr Sohn auch Franzose?" — „Ja, mein Herr." Sie zögerte einen Augenblick, ehe sie diese Antwort gab, dann aber fügte sie mit mehr Sicherheit hinzu: „Er hat sich vor langer Zeit in diesem Lande niedergelassen, und Gott sey Dank, er bereut es nicht; die Meierei gehört ihm, und wir leben vollkommen glücklich. In diesem Augenblick trat der Hausherr in den Saal. „Der Herr dort", sagte die Mutter, „hat uns die Ehre gegeben, hier einzutreten, um das Ende des Unwetters abzuwarten; es ist ein Landsmann, ein Franzose."

Der Besitzer der Meierei grüßte militairisch und stammelte einige unverständliche Höflichkeitsformeln. Das Gesicht des Fremden frappirte ihn wunderbar, und er war so bewegt, daß er die mehrere Mal wiederholten Fragen desselben nicht beantwortete. Endlich wagte er es, ihn anzureden. „Mein Herr", sagte er, „Sie werden mich für unbescheiden und unzart halten, aber ich kann nicht umhin, Sie um Ihren Namen zu fragen .... Entschuldigen Sie mich .... Ihr Gesicht ...."

„Mein lieber Freund", erwiederte der Jäger, „das ist die einzige Frage, die ich Ihnen nicht beantworten kann; ich könnte Sie freilich leicht täuschen und mir einen falschen Namen geben, aber ich schweige lieber. Ein Mann, der meinen Namen trägt, kann und will nicht lügen. Und jetzt, da ich mich geweigert habe, Ihnen zu sagen, wie ich heiße, wage ich es auch nicht, Sie darum zu fragen ...." Der Angeredete antwortete nicht .... „Es scheint mir, daß auch Sie gezwungen sind, Ihren Namen zu verbergen", fügte der Fremde hinzu. Ja mein Herr, der, den ich in diesem Lande trage, ist nur ein angenommener, und w[illegible] könnte es Ihnen nützen, wenn Sie ihn auch wüßten? Ich bin [illegible] unter dem Namen Claude Gérard bekannt." — „Glauben Sie aber nicht, mein Herr", sagte die Mutter, „daß mein Sohn seines wahren Namens wegen erröthen müsse. Es giebt Gründe, welche ...." — „Sie zwingen, ihn geheim zu halten", fiel der Fremde ein, „eben so ist es auch mit mir; ich sage meinen Namen nur denen, die es verdienen, ihn zu hören, und von diesem Augenblicke an halte ich Sie dieser Gunst würdig; ich bin Achill Murat, der Sohn des Königs von Neapel!"

Claude Gérard und seine Mutter fielen auf die Kniee, als ob dieser Name sie wie ein Blitz getroffen hätte. Der Prinz, der jetzt ein Bürger der Vereinigten Staaten ist, begriff dieses Uebermaß der Rührung nicht, denn es schien, als ob die Thränen der Mutter und des Sohnes nie versiegen wollten. Sobald Claude Gérard sich ein wenig gefaßt hatte, zeigte er auf das Portrait des Königs von Neapel, das, mit frischen Lorbeerzweigen gekrönt, in der Mitte des Saales hing, und sagte zu dem jungen Murat: „Dort ist das Bild Ihres herrlichen Vaters; er ist der Gebieter, der Schutzheilige dieser Meierei; als ich einst dem Tode geweiht war, rettete er mir das Leben." — „Auf dem Felde der Ehre?" fragte Achill. „Nein, im Gegentheil, auf dem der Schande. Ich hatte mich in eine Verschwörung gegen meinen Kaiser eingelassen und den Tod verdient; man hat mich mit zweien meiner Kameraden, die eben so schuldig waren wie ich, vor das Thor von Livorno geführt; es wurde Feuer auf uns gegeben, und wir fielen wie todt nieder. Murat hatte das Alles so angeordnet. Mit seinem Gelde kamen wir nach Amerika, aber meine Kameraden sind schon vor zwei Jahren in New-York gestorben. Ich verdanke nicht nur mein Leben, sondern auch mein ganzes Glück Ihrem Vater. Ich habe gearbeitet, und der Himmel hat meinen Fleiß gesegnet, denn ich bin wohlhabend, und es fehlt mir an Nichts. Meine Mutter, welche die falsche Nachricht von meinem Tode erhalten hatte, empfing mehrere Jahre darauf einen Brief von ihrem lebenden Sohne, der sie aufforderte, nach Amerika zu kommen. Die arme Frau, die so viele Thränen vergossen hat, wäre fast vor Freude gestorben, als sie mich wiedersah. Und jetzt mag der Sohn meines Königlichen Wohlthäters über mein Leben, mein Gut und meine Arme verfügen, Alles gehört ihm." — „O, daran erkenne ich ihn, den großmüthigen Joachim", rief Achill Murat mit Thränen in den Augen. „Er hat an so Vielen Gnade geübt", sagte Gérard. „Und doch ist er nicht begnadigt worden", antwortete eine Stimme.

Bibliographie.

Histoire de l'économie politique en Europe. — Von Blanqui. Erster Bd. 7½ Fr.

Histoire de la révolution religieuse. — Von K. L. von Haller. 5 Fr.

Goethe, Elégies romaines. — Uebersetzt von v. Wolfers. 5 Fr.

Choix de monumens primitifs de l'église chrétienne. — 10 Fr.

Dictionnaire d'architecture pratique. — Von Cottard.

Le pays; chroniques Mérovingiennes. — Von Orlandine de St. Esprit. 7½ Fr.

Le médecin confesseur. — Von Ducange. 6 Bde. 24 Fr.

Recherches sur les enfans trouvés. — Von Gaillard. 7 Fr.

Recherches microspiques sur la nature des mucus. — Von Donné. 3 Fr.

La femme du monde. — Von Anger. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Papier-Fabrication in England. Die Engländer beschäftigen sich jetzt viel damit, neue Materialien zur Papier-Fabrication aufzufinden, da bei dem in unserer schreib- und druckseligen Zeit immer stärker werdenden Verbrauch die Lumpen auch immer seltener und theurer werden. Herr E. Comper hielt in einer der letzten Sitzungen des Londoner Kunst- und Gewerbe-Vereins (Society of Arts) einen interessanten Vortrag über diesen Gegenstand. In den ersten Zeiten der Papier-Fabrication, sagte er, wurde einmal der Papst von den Papiermüllern in Rom mit einer Bittschrift bestürmt, in der sie darauf antrugen, daß die Regierung doch etwas für ihren Artikel thun möchte, da alle ihre Niederlagen angefüllt seyen und sie in ihrer Noth keinen Ausweg damit wüßten. Wie viel betrug nun dieser ungeheure Vorrath? Kaum so viel, als jetzt der Bedarf dreier Englischer Pfennig-Magazine! Herr Comper zeigte darauf mehrere Sorten aus verschiedenen Pflanzen-Stoffen fabrizirter Papiere vor. Herr Babbage erklärte, es würde wünschenswerth und auch erreichbar seyn, dem Papier, und namentlich dem Schreibpapier, eine grünliche Farbe zu geben, da diese das Auge am wenigsten anstrengt. Der Druck freilich tritt um so schärfer hervor, je weißer das Papier ist. Die Maschinen-Fabrication desselben, die anfangs in England auf mancherlei Schwierigkeiten gestoßen, ist jetzt hier so allgemein eingeführt, daß es ganz unmöglich seyn würde, durch die bloße Hand-Arbeit in der Weise, wie sie früher stattgefunden, den gegenwärtigen Bedarf zu befriedigen. Bekanntlich ist auch nur durch Maschinen das sogenannte Papier ohne Ende herzustellen. Herr Comper hatte einen Bogen anfertigen lassen, der ausgebreitet vier Engl. Meilen lang war. Ein anderer Papier-Fabrikant, dessen Fabrik kürzlich von dem Herzog und der Herzogin von Sutherland besucht wurde, ließ die Straße von seinem Wohnhause bis zu den Fabrikgebäuden, einen Weg von Dreiviertel (Engl.) Meilen, der ganzen Länge und Breite nach mit einem einzigen Bogen Papier bedecken, so daß seine Gäste trockenen Fußes den Weg hin und zurück machen konnten. Um die Festigkeit des Englischen Schreibpapiers darzulegen, wurde in einem großen Bogen, dessen Ecken zusammengebunden waren, ein Mensch, der sich hineingelegt hatte, in die Höhe gezogen. In dem Gewerbe-Vereine selbst wurden Gewichte von einem halben bis zu einem ganzen Centner vermittelst eines zusammengefalzten Bogen Schreibpapiers auf dieselbe Weise gehoben. Geglänztes Papier jedoch ist nicht allein nicht so dauerhaft, sondern kann auch leicht, wenn es lange gelegen hat und recht trocken geworden ist, zu Staub zerbröckeln.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 52. Berlin, Montag den 1. Mai 1837.

Süd-Amerika.

Die Aufsuchung Eldorado's. 1560.

Alle Reichthümer Peru's hatten die Habgier der Spanier nicht befriedigen können. Mit Gold und Beute beladen, träumten sie sich noch ein Land, wo die edeln Steine und Metalle in solchem Ueberfluß vorhanden seyn sollten, daß man sie überall vom Boden aufleſen könnte. Sie versuchten es wiederholt, dieſes Land zu entdecken, das man empha-tisch El Dorado (das Goldene) nannte, und deſſen Hauptſtadt Manoa noch prächtiger seyn sollte, als die schönſten Hauptſtädte Europa's. Im Jahre 1541 brach Gonzalo Pizarro an der Spitze eines glänzenden Heeres von Peru auf, um dieſes Eldorado aufzufinden; allein er kehrte mit wenigen Soldaten zurück. Die Meiſten waren vor Hunger und Beſchwerden umgekommen. Pedro de Orduz, Antonio Berrio und Felipe de Utre, die ein Gleiches verſuchten, hatten keinen beſſeren Erfolg.

Don Pedro de Mendoza, der um die Mitte des 16ten Jahrhunderts Vice-König von Peru war, ließ ſich durch die ſchlechten Erfolge ſeiner Vorgänger nicht entmuthigen. Er beſchloß, eine Expedition zur Eroberung dieſes neuen gelobten Landes abzuſenden, und übertrug dieſelbe dem Pedro de Urſua, einem erfahrenen Offizier, der ſich ſchon bei der Eroberung Neu-Granada's hervorgethan hatte. Dieſer bot Truppen aus und traf alle nöthige Vorkehrungen, um den großen Amazonen-Strom hinabzuwandern, der die Gränzen Eldorado's beſpülen ſollte.

Soldaten aufzutreiben, war keine große Schwierigkeit; Peru war noch voll alter Waffenbrüder des Eroberers Pizarro, kecker Abenteurer, die, in Bürgerkriegen erzogen, die Wiederherſtellung der Ordnung nicht geduldig ertragen konnten. Sie ſammelten ſich ſchaarenweiſe unter der Fahne des Pedro de Urſua. Einige von Goldduͤrſt getrieben, Andere in der Hoffnung, ihren Anführer dahin zu vermögen, daß er ſeine Waffen gegen den Vice-König kehrte. Um aber Brigantinen zimmern zu laſſen und Waffen nebſt Munition anzuſchaffen, war Geld nothwendig, und das hatte der Feldherr nicht. Beinahe hätte dieſer Mangel die ganze Unternehmung ſcheitern gemacht; aber Pedro del Portillo, Pfarrer von Napobamba, bot dem Urſua für die Würde eines Biſchofs des zu entdeckenden Landes 2000 Piaſter an. Zweitauſend Piaſter für die Würde eines Biſchofs von Eldorado! Gewiß eine Bagatelle, und dennoch reute den Pfarrer ſein Handel wieder; er weigerte ſich, das Geld herzugeben.

Urſua befand ſich in der größten Verlegenheit, bis Einer ſeiner Waffenbrüder den Entſchluß faßte, die Zahlung der 2000 Piaſter zu erzwingen. Er ſtellte ſich krank und ließ den guten Pfarrer eines Nachts zu ſich rufen. Dieſer eilte herbei, denn er glaubte, ein Sterbender werde ihm ſeine letzten Bekenntniſſe ablegen; aber er traf einen kerngeſunden Mann, der ihm die Mündung einer Stutzbüchſe auf die Bruſt ſetzte, einen Wechſel zur Unterſchrift vorlegte und ihn ſo lange unter Obhut behielt, bis das Geld im Hauſe war.

Als Urſua ſeinen Beutel gefüllt ſah, traf er die Anſtalten zum Marſche in ſo geflügelter Eile, daß er in der Wahl der Offiziere, die ihm ihre Dienſte anboten, nicht Vorſicht genug anwandte, und dies war ſein Unglück. Alle diejenigen, welche an den Bürgerkriegen der Pizarro's und der Almagro's Theil genommen hatten und nun für immer ſich kompromittirt ſahen, eilten, einer Expedition ſich anzuſchließen, die ihrem Ehrgeiz ein neues Feld eröffnete. Bald hatte der Feldherr Gelegenheit, den Geiſt der Zuchtloſigkeit, der in ſeinem Heere herrſchte, zu bemerken; denn als er Pedro Ramiro zu ſeinem Adjutanten wählte, erregte dies den Neid zweier anderer Offiziere in ſolchem Grade, daß ſie den Begünſtigten im Angeſicht ſeiner Leute ermordeten. Urſua ließ die Mörder feſtnehmen und nach einem ſummariſchen Prozeſſe enthaupten; aber ſie hinterließen zahlreiche Freunde, die ſich vornahmen, ihren Tod zu rächen.

Vor dem Abmarſche des Hauptheeres wurden Juan de Vargas und Garcia de Arce mit einem Detaſchement vorausgeſchickt, um in einiger Entfernung zu warten und ſo viele Lebensmittel, als möglich, einzuſammeln. Der Erſtere machte an der Mündung des Coroma Halt; der Andere aber auf einer weit entfernteren Inſel, wo er ſich gegen die Angriffe der Indianer behauptete, die ihm erbittert zu Leibe gingen, weil er mehrere Stämme, zum Lohn für ihren gaſtfreien Empfang, niedergemetzelt hatte.

Am meiſten ſchadete ſich Urſua dadurch, daß er ſeine Maitreſſe, Doña Inez de Atienza, auf der Expedition mitnahm. Um dieſer ſchönen Kreolin willen vergaß er die Sorge für ſein Heer. Vergebens ſtellten ihm ſeine Freunde die nachtheiligen Wirkungen eines ſolchen Leichtſinnes vor — vergebens baten ſie ihn, dieſem und jenem Offizier kein unbedingtes Vertrauen zu ſchenken. Er eilte blindlings ſeinem Untergang entgegen.

Am 26. September 1560 ging Urſua zu Santa-Cruz, wo er ſeine Brigantinen hatte zimmern laſſen, unter Segel. Die Einwohner von Santa-Cruz waren des guten Erfolges dieſer Expedition ſo gewiß, daß ſie ihre Wohnſitze im Stiche ließen und dem Heere ſich anſchloſſen. Aber ſchon am erſten Tage bemerkte man die Fehler der Uebereilung: das noch ſehr junge Holz der Brigantinen ließ überall Waſſer durch, ſo daß Urſua ſich genöthigt ſah, ſie ganz und gar zu verlaſſen, ſeine Mannſchaft in Kanots oder auf Flößen einzuſchiffen und einen großen Theil der Bagage am Ufer zurückzulaſſen. Von dreihundert Pferden, die man zuſammengebracht hatte, konnte er nur vierzig mitnehmen.

Zuerſt vereinigte er ſich mit Vargas, der an der Mündung des Coroma ſeiner wartete, und dann mit Garcia de Arce, den die Indianer auf der Inſel, wo es ſich verſchanzt hatte, eng eingeſchloſſen hielten. Urſua verweilte hier einige Tage, um ſeine Armee von neuem zu organiſiren. Er ernannte hier Vargas zu ſeinem Flügel-Adjutanten und Fernando de Mendoza zum Capitain-Lieutenant (alferez mayor), und fuhr dann weiter den Strom hinab. Gefahren und Drangſale folgten den kecken Abenteurern auf jedem Schritte; ſie hatten beſtändig mit Indianern, mit Raubthieren und einem dritten Feinde, der ſchrecklicher als beide war, mit dem Hunger zu kämpfen.

Nach langwieriger Fahrt erreichte Urſua mit ſeiner Mannſchaft ein Dorf, Namens Machifaro, wo er eine Zeitlang zu verweilen und über das gelobte Land Eldorado Erkundigung einzuziehen beſchloß. Aber die Indianer wollten von der Exiſtenz eines ſolchen Landes nichts wiſſen, und dieſer Umſtand ſteigerte die Unzufriedenheit der Truppen bis auf den höchſten Grad. Schon lange friſteten die Soldaten nur mit den wenigen Schildkröten und Fiſchen, die ſie fangen konnten, ihr Daſeyn, und die Schwärme der Mosquitos peinigten ſie auf eine fürchterliche Weiſe. Außerdem behandelte ſie der Feldherr mit tyranniſcher Strenge: um des geringſten Vergehens willen mußten ſie ganze Tage auf dem Kanot rudern, das die ſchöne Inez trug, und was ihnen ihre Strafe noch ſchmählicher erſcheinen ließ, war der Umſtand, daß ſie ſich als Opfer der Reize dieſes Weibes betrachteten. Nicht weniger Urſache zur Beſchwerde gab Urſua ſeinen Offizieren, denn er mied deren Geſellſchaft, um ſeine Geliebte beſſer genießen zu können, und ſo legten ſie ihm als Hochmuth aus, was nur die Wirkung der Liebe war.

Pizarro's alte Freunde, die in der Expedition nach Eldorado nur ein Mittel geſehen hatten, ſich der Herrſchaft des Mutterlandes zu entziehen, ſchürten das Feuer mit großer Emſigkeit. Sie ſtellten den Soldaten vor, daß ſie nach einem ſo beſchwerlichen Marſche von 700 Legua's, allem Anſchein nach, dem erſehnten Ziele nicht näher gekommen ſeyen; daß ihr Chef, der alle ſeine Pflichten der Leidenſchaft für Inez zum Opfer brächte, ſie Alle ihrem Untergang entgegenführe, und daß ſie endlich, wenn es ihnen beſchieden ſey, eines Tages im Eldorado anzukommen, viel beſſer thun würden, dort eine ſelbſtſtändige Herrſchaft zu gründen, als unter dem Oberbefehl des Mutterlandes zu bleiben.

An der Spitze dieſer Mißvergnügten ſtand Lope de Aguirre. Er war der Sohn eines armen Edelmanns in Guipuzcoa und hatte ſich frühzeitig nach Amerika begeben, wo er während der Bürgerkriege in Peru für die Pizarros Partei nahm und durch ſeine Tapferkeit ſich hervorthat. Seit langer Zeit war ein kühnes Projekt in ihm gereift: er wollte dem Könige von Spanien den ſchönſten Juwel ſeiner Krone rauben und in Amerika eine unabhängige Herrſchaft gründen. Da er ſich ſelbſt jedoch, zum Theil wegen ſeiner etwas obſkuren Herkunft, eine höhere Befehlshaberſtelle nicht zutraute, ſo bot er dieſe dem Fernando de Mendoza an, der, uneingedenk deſſen, was er ſeinem Chef und ſeinem Vaterlande ſchuldig war, die Schwäche hatte, ſie anzunehmen.

Die Verſchworenen hatten den Plan, nach Peru umzukehren, ihren Chef aus dem Wege zu räumen und ſich als unabhängig zu proklamiren. Die Gelegenheit zur Ausführung dieſes Planes war bald gefunden: Urſua hatte eines Abends ſeine treueſten Soldaten zur Rekognoszirung des Landes ausgeſchickt, und man benutzte dieſen günſtigen Augenblick.

Ein Neger, der Sklave Don Alonzo's de la Bandera, bei dem die Verſchwornen verſammelt waren, hörte einen Theil ihrer Unterredung und machte ſich auf, um den Statthalter von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß zu ſetzen; aber dieſer pflegte eben der ſüßen Unterhaltung mit ſeiner ſchönen Inez, und der Neger wurde, ſo ſehr er auch darauf dringen mochte, nicht vorgelaſſen.

Die Verſchwornen verweilten bei Alonzo de la Bandera ſo lange, bis das ganze Lager in tiefen Schlaf verſunken war. Um zwei Uhr

nach Mitternacht setzten sie sich in Bewegung und umringten, ohne bemerkt zu werden, die Hütte von Laubwerk, in welcher der unglückliche Feldherr ruhte. Zwei von ihnen drangen unter einem nichtigen Vorwand ein und fanden Ursua in seiner Hangematte. Er fragt sie, was in einer solchen Stunde ihr Begehr sey, aber statt der Antwort legen sie Hand an ihre Degen; Ursua versucht, den seinigen zu ziehen, allein er unterliegt bald der Uebermacht der hereinstürzenden Verschwornen; Vargas eilt auf den Lärm halb bewaffnet herbei und hat ein gleiches Schicksal. Dann durchziehen die Verschwornen das Lager mit dem Degen in der Faust und rufen Mendoza als ihren Feldherrn aus.

Als die Armee sich ohne Chef sah, trug sie kein Bedenken, den Mendoza in dieser Eigenschaft anzuerkennen. Dieser vertheilte den noch übrigen Wein, der zum Altardienste bestimmt gewesen, unter die Mannschaft, und die Nacht verging mit Prassen und Schwelgen. Am folgenden Morgen geschah die Vertheilung der vornehmsten Aemter, und Aguirre erhielt die gewünschte Stelle eines Feldzeugmeisters. Als Sancho Pizarro zurückkehrte, wagte er nicht, gegen das Vorgefallene zu protestiren, und übernahm sogar ein Amt, das die Verschwornen ihm vorbehalten hatten.

Mendoza berief eine Versammlung aller neuen Chefs der Armee und las ihnen eine gerichtliche Instruction gegen Ursua vor, die er hatte aufsetzen lassen. Ursua war in dieser Schrift der Nachlässigkeit und des Uebelwollens angeklagt und sein Tod als eine Nothwendigkeit dargestellt. Zugleich that Mendoza den Vorschlag, in der Aufsuchung Eldorado's fortzufahren. Das war dem Plane der Verschworenen zuwider, doch wagte es Niemand, dem neuen Chef ins Gesicht zu widersprechen. Als es aber zum Unterschreiben kam, schrieb Lope de Aguirre neben seinen Namen das Wort Verräther. Es entstand ein Murren in der Versammlung, und jetzt nahm Aguirre das Wort: „Glaubet Ihr, meine Herren", so sprach er, „daß, nachdem Ihr einen von Seiner Majestät bevollmächtigten General ermordet habt, eine nach der That aufgesetzte Klageschrift Euch als Rechtfertigung dienen könne? Glaubt Ihr, daß man unseren Beschwerden Gehör schenken werde, da wir Alle bei dem Tode Ursua's betheiligt sind? Jeder frage sein Gewissen, und es wird ihm antworten, daß er des Hochverraths schuldig ist. Wenn das zu entdeckende Land auch zehnmal reicher als Peru und zehnmal volkreicher als Neu-Spanien wäre, so würde doch der erste Königliche Bevollmächtigte, dem wir in die Hände fielen, uns die Köpfe abschlagen lassen. Meine Meinung lautet also dahin, daß wir mit der Aufsuchung neuer Länder keine Zeit verlieren, sondern Peru in unsere Gewalt zu bekommen trachten; dort haben wir zahlreiche Freunde, die nur auf eine Gelegenheit warten, um die Waffen zu ergreifen, und wir können nichts Besseres thun, als in kürzester Frist mit ihnen uns vereinigen."

Trotz dieser verständigen Einwendungen siegte Mendoza's Vorschlag; aber Aguirre und seine Freunde gelobten einander, dem Chef nicht lange die Gewalt zu lassen, die sie ihm übergeben hatten, und deren er sich jetzt bediente, um ihre Pläne zu durchkreuzen. Schon am folgenden Morgen gelang es ihnen, die zum Transport der Pferde dienenden Flöße zu vernichten, so daß Mendoza, der nur noch Kanots hatte, sich gezwungen sah, in dieser Gegend zu verweilen, bis man größere Fahrzeuge gezimmert haben würde. Darüber gingen mehr als drei Monate verloren, und die Verschworenen gewannen Zeit, um die Ausführung ihres Planes vorzubereiten. Die Hungersnoth wurde so groß, daß man Pferde und Hunde schlachten mußte — ein Umstand, der Aguirre's Partei neue Gründe zur Unterstützung ihrer Ansicht lieferte, da die unentbehrlichsten Mittel zur Entdeckung des Eldorado fehlten.

Bald entzweite sich Aguirre mit Alonzo de la Bandera, den Mendoza zu seinem General-Adjutanten gemacht hatte; der Erstere benutzte die Eifersucht Mendoza's, der der Meinung war, Bandera theile mit ihm die Gunst der schönen Inez, und erwirkte von ihm einen Befehl, den Letzteren aus dem Wege zu räumen. Es war aber keine leichte Sache, diesen Befehl zu vollstrecken, denn Bandera mißtraute dem Aguirre und ging immer von einer starken Eskorte begleitet. Eines Tages aber lud Mendoza seinen Nebenbuhler zum Mahle ein, beredete ihn dann zu einer Spielpartie und bebielt ihn bis tief in die Nacht bei sich. Nachdem alle seine Freunde sich entfernt hatten, trat Aguirre mit einigen Soldaten ins Zelt, fiel über Bandera her und stach ihn nieder.

Das Elend nahm in dem Lager der Spanier immer mehr überhand; denn nachdem die Soldaten, bei denen an Zucht und Subordination nicht mehr zu denken war, die wenigen Eingeborenen, die ihnen Lebensmittel brachten, mißhandelt hatten, stellten diese ihre Lieferungen nicht bloß ein, sondern erschlugen sogar alle Spanier, die in kleinen Abtheilungen ihr Lager verließen. Auf diese Art wurde es fast unmöglich, auf die Jagd oder den Fischfang zu gehen. Um die Lage des Chefs noch kritischer zu machen, banden Aguirre's Parteigänger bei nächtlicher Weile die Kanots vom Ufer los und ließen sie den Strom hinabtreiben, worauf sie vorgaben, die Kanots seyen von den Indianern gestohlen worden.

Damit Offiziere und Mannschaft noch mehr für seine Pläne gewonnen würden, gab Aguirre dem Mendoza den Rath, die Truppen auf dem großen Platze des Dorfes zu versammeln und ihnen vorzustellen, daß er, da man ihn nach Ursua's Tode tumultuarisch proklamirt habe, seine Ernennung nicht als gültig betrachtete und eine Stimmensammlung in guter Ordnung wünschte. Alle proklamirten ihn von neuem, drei Soldaten ausgenommen, die zu Gunsten des Königs von Spanien sich erklärten und die Mendoza als Rebellen aufknüpfen ließ. Aguirre wollte das letzte Band zerreißen, das seine Gefährten an Spanien knüpfte. Er versammelt die Soldaten, sagt ihnen, es sey ein neues Oberhaupt nöthig, da sie den König Philipp nicht mehr als ihren Herrn erkennten, ermahnt sie, ein neues Reich zu gründen, das nicht bloß Peru, sondern ganz Westindien umfassen solle, und läßt Mendoza, unter dem Namen Ferdinand I., als souverainen Fürsten von Peru und Terrafirma ausrufen. Man giebt Mendoza einen Hof, erweist ihm Königliche Ehre und macht es Jedermann zur Pflicht, schon bei Nennung seines Namens das Haupt zu entblößen.

Die Rebellen hatten den Plan gefaßt, sich auf den neuen Brigantinen einzuschiffen, sobald diese im Stande seyn würden. Dann wollten sie durch den Amazonenfluß ins Meer fahren, der Städte Nombre de Dios und Panama sich bemeistern, die Unabhängigkeit derselben proklamiren, den Sklaven die Freiheit geben und ein Heer sammeln, das zu Peru's Eroberung bedeutend genug wäre. Diese Eroberung dünkte ihnen um so leichter, als sie auf den Beistand aller derjenigen rechneten, die an den früheren Revolten Theil genommen hatten. Sie glaubten sich ihrer Sache so gewiß, daß sie schon alle Aemter und Ländereien unter einander vertheilten. Das Beispiel Gonzalo Pizarro's konnte ihnen wohl Vertrauen einflößen, denn beinahe hätte dieser wirklich denselben Plan durchgesetzt.

Don Fernando wußte nicht, wohin er sich zu wenden hatte, und fürchtete das ihm drohende Schicksal, wenn die Unternehmung gegen Peru mißlingen sollte. Er wagte es jedoch nicht, den Projekten Aguirre's, dessen Einfluß bei der Armee den seinigen überwog, entgegenzutreten. Aguirre ging in seiner Kühnheit so weit, daß er Mendoza persönlich seine Liebe zu Inez vorwarf und diese vor den Augen ihres Verehrers tödten ließ. Mendoza wagte keinen offenen Widerstand, rief aber voll Entrüstung seine Freunde zusammen, und sie beschlossen gemeinschaftlich, dem Aguirre meuchlerisch das Leben zu nehmen. Der Zug gegen Peru sollte aufgegeben und die Entdeckungs-Reise zur Aufsuchung Eldorado's fortgesetzt werden. Aguirre erhielt jedoch Kunde von diesen Anschlägen und beschloß, ihnen zuvorzukommen. Unter dem Vorwand einer Musterung sammelte er seine Anhänger und überrumpelte mit ihnen das Quartier, wo Mendoza und seine Freunde wohnten. Die Zelte wurden umgerissen und Alles, was Widerstand versuchte, niedergemetzelt. Von dem Lärm aufgeweckt, verließ Don Fernando, kaum bekleidet, seine Wohnung, um die Ursache des Auftrittes zu erfahren; aber kaum gewahrten ihn die Verschworenen, als er von mehreren Kugeln getroffen zu Boden sank. Seine Freunde hatten bald ein gleiches Schicksal.

Nach vollbrachter Unthat versammelte Aguirre die Soldaten, klagte Mendoza der Verrätherei an, setzte ihnen die Beweggründe seines Verfahrens aus einander und ließ sich als ersten Chef proklamiren. Selbst der Name Spanier sollte vertilgt werden; Aguirre benannte seine Soldaten Marañones.*)

Um die Klippen zu vermeiden, an denen sein Vorgänger gescheitert war, ließ er alle diejenigen, die er für Don Fernando's Freunde hielt, entwaffnen und einige Offiziere, deren Unzufriedenheit laut geworden, mit dem Strange hinrichten. Er ging so weit, daß er sogar das leise Sprechen bei Todesstrafe untersagte. Eine Zeit lang verweilte er mit seinen treusten Freunden stets am Bord einer Brigantine, und kaum wagte er es, den Fuß ans Land zu setzen.

Die Reise ging nun weiter den Fluß hinab. Hunger, Krankheiten und Aguirre's Tyrannei wütheten im Bunde gegen die unglücklichen Soldaten. Die von Peru mitgebrachten Indianer waren die ersten Opfer seiner Grausamkeit. Nachdem Einige derselben die Flucht ergriffen hatten, ließ er die Uebrigen an einem wüsten Ufer aussetzen, wo sie vor Hunger und Elend umkamen.

Endlich, am Neujahrstage 1561, gelangte man an die Mündung des Amazonen-Stroms. Aguirre steuerte auf die Insel Margarita los und stieg daselbst, in geringer Entfernung von der Stadt, in einer verödeten Bai ans Land. Demnächst ließ er dem Statthalter durch einen Boten melden, er sey wegen des ungünstigen Wetters hier eingelaufen und eines Proviants an Lebensmitteln sehr benöthigt. Der Statthalter schickte einen Offizier an Aguirre, um nähere Erkundigungen einzuziehen; allein Aguirre sagte ihm schlechtweg, er kommandire die Trümmer einer Expedition, die von Peru aus den Marañon hinab gesendet worden sey. Der Rest seines Heeres, bemerkte er, sey vor Hunger und Kälte umgekommen. Die Einwohner, von dieser Erzählung gerührt, ließen auf der Stelle zwei Kühe schlachten, die sie den Abenteurern zuschickten. Aguirre, der dafür gelten wollte, als käme er mit Reichthümern beladen, schenkte denen, die ihm das frische Fleisch brachten, mehrere goldene Kleinodien und eine silberne Schale.

Der Statthalter, ein unerfahrener junger Mann, ging in die ihm gelegte Falle und stattete dem Aguirre mit einigen seiner Offiziere einen Besuch ab. Aguirre empfing ihn ehrerbietig und bat ihn um die Erlaubniß, seine Mannschaft zur Musterung auszuschiffen. Der Statthalter willigte ein; aber kaum waren die Marañones am Ufer aufgestellt, als Aguirre den Statthalter ergreifen und alle nach der Stadt führende Wege sorgfältig bewachen ließ, damit Niemand erführe, was sich zugetragen hatte. Aguirre vertheilte die Pferde des Gouverneurs und seiner Suite unter seine entschlossensten Offiziere, zwang den Ersteren, sich hinter ihm auf dasselbe Pferd zu setzen, und rückte nun gegen die Stadt an. Alle Einwohner, denen man begegnete, wurden entwaffnet und ihrer Pferde beraubt. Aguirre zog ohne Schwertstreich in die Stadt, plünderte sie, sperrte die Gefangenen in die Citadelle ein, vertheilte das Geld, welches die Kassen der Regierung enthielten, unter seine Soldaten, ließ den Pfosten umhauen, auf welchen das Königliche Wappen gemalt war, und sich selbst als Souverain des Landes ausrufen. Dann bewilligte er allen denen, die mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wollten, einen Theil der Beute und ließ die treuen Anhänger des Königs aufknüpfen, ihre Häuser verbrennen und ihre Habe einziehen.

Sobald Aguirre Herr der Insel war, sann er auf Mittel, sich des Festlandes zu bemeistern. Auf die Nachricht von der Ankunft eines Königlichen Schiffes im Hafen Maragapana schickte er einen seiner

*) Der Amazonen-Strom heißt in der Landessprache bekanntlich Maragon.

Offiziere ab, um dasselbe in Beschlag zu nehmen. Das Schiff hatte mehrere Missionaire vom Orden der Dominikaner an Bord. Der Offizier Aguirre's fürchtete die möglichen Folgen seiner Handlung und bat deshalb dem Superior der Mönche seine Dienste an. Er erzählte diesem Alles, was seit Ursua's Tode sich zugetragen hatte. Als Aguirre von dieser Desertion erfuhr, fürchtete er, eine große Anzahl der Seinigen möchten dem Beispiele des Offiziers folgen. Er ließ deshalb die Fahrzeuge abtakeln und auf die Küste ziehen. Dann wurden der Statthalter und die vornehmsten Einwohner, unter dem Vorwande, daß sie einen Aufstand beabsichtigten, auf Aguirre's Befehl ohne Schonung umgebracht, die übrigen Kolonisten aber mit ihren Familien in die Citadelle eingeschlossen. Hierauf ließ Aguirre seine Soldaten zusammenkommen, erinnerte sie kurz und bündig an alle ihre Verbrechen und ermahnte sie, ihr Leben theuer zu verkaufen, da jede Hoffnung auf Verzeihung verloren sey.

Das Gerücht von diesen Begebenheiten verbreitete sich schnell an der Küste des Festlandes, und sämmtliche Statthalter trafen Anstalten zur Gegenwehr. Als Aguirre erfuhr, daß der Provinzial der Dominikaner an der Spitze eines Detaschements in Eil zusammengerafter Soldaten bei Punta de Piedras eine Landung beabsichtige, eilte er mit einem Theile seiner Mannschaft dahin, kehrte aber bald nach Margarita zurück, weil der erwartete Feind noch nicht erschienen war. Nach seiner Rückkehr ließ er seinen Feldzeugmeister Perez, den er wegen beabsichtigten Verraths in Verdacht hatte, hinrichten und trieb die Unmenschlichkeit so weit, daß er einen Offizier, der des Perez Mitschuldiger seyn sollte, das Blut des Letzteren zu trinken nöthigte.

Als sämmtliche Anstalten zur Abreise getroffen waren, ließ Aguirre auf eine Fahne von schwarzem Taffet zwei blutrothe, einander kreuzende Schwerter sticken und diese Fahne mit allen herkömmlichen Ceremonien in der Kirche einweihen. Dann leistete ihm das ganze Heer den Eid der Treue; Aguirre nahm eine Spielkarte, deren Bild den König von Spanien vorstellen sollte, zerriß dieselbe und ließ die Soldaten darauf treten. Endlich, nach einem vierzigtägigen, mit Grausamkeiten und Erpressen aller Art bezeichneten Aufenthalt, schiffte er mit seinen Truppen sich ein und steuerte auf Terrafirma los.

Da Aguirre mit den 150 Mann, die ihm geblieben waren, unmöglich gegen Panama Etwas unternehmen konnte, so beschloß er, durch Venezuela und Neu-Granada nach Peru vorzudringen. Er landete demzufolge in dem Hafenorte Burburata, dessen Einwohner bei Annäherung seiner Flottille sogleich abzogen und mit Allem, was sie Werthvolles besaßen, in die Wälder flüchteten.

Die Statthalter von Tocuyo und Merida sammelten auf diese Nachricht ihre Truppen, um gegen Aguirre zu marschiren, der sich von seiner Seite zu kräftigem Widerstand rüstete. Damit seinen Soldaten jede andere Hoffnung abgeschnitten würde, ließ er die Flottille verbrennen und marschirte dann auf Valencia los, das er gleichfalls von seinen Bewohnern verlassen fand.

Von Pablo Collado's Rüstungen benachrichtigt, kam er diesem durch eine rasche Bewegung zuvor und rückte gegen die Stadt Barquisimeto. Collado bot ihm vollkommene Amnestie an, im Fall er die Waffen niederlegen wollte; als Jener aber sah, daß er nichts erlangen konnte und nicht im Stande war, Aguirre's Vorrücken zu verhindern, räumte er die Stadt, nachdem er an allen Ecken Zettel anschlagen lassen, die Jedem, der die Waffen niederlegen und zu ihm übergehen wollte, Königliche Verzeihung verkündigten. Alle Bewohner folgten Collado, der sich mit seinen Leuten eine Meile weit zurückzog, so daß Aguirre den Ort bei seinem Einzuge öde und verlassen fand. Er begab sich gerades Weges nach der Citadelle, erlaubte seinen Soldaten, während der Nacht die Stadt auszuplündern, und redete sie des anderen Morgens also an:

„Kameraden! Ihr habt Proclamationen vorgefunden, in denen der Statthalter Euch Verzeihung und Vergessenheit zusagt; als Euer Chef und Freund muß ich Euch davon abmahnen, seinen Worten Glauben beizumessen. Wie könnt Ihr, nachdem Ihr so viele Gewaltthätigkeiten begangen habt, jemals Verzeihung hoffen? Der König selbst würde sie Euch nimmermehr bewilligen; glaubet also nicht dem Versprechen eines Mannes, der nicht einmal Vollmachten besitzt! Ihr wisset, wie es in Peru denen erging, die auf Königliche Amnestie vertrauten. Aber gesetzt auch, die verheißene Gnade fände statt, so werden doch die Freunde und Angehörigen derer, die durch Eure Hand gefallen sind, immer dahin streben, an Euch Rache zu nehmen. Bleibet bei mir; — ich werde Euch zu schützen und zu vertheidigen wissen, und höret nicht auf die schönen Worte des Gegners, der Euch ins Verderben locken will. Ihr werdet es theuer bezahlen müssen, wenn Ihr jetzt zum Feinde übergeht, um einiger Beschwerden und Gefahren überhoben zu seyn. Bleibt Ihr mir aber treu zur Seite, so ist Euch die Herrschaft von Peru gewiß, und Euer ganzes übriges Leben wird glücklich und sorgenfrei seyn."

Um einer feindlichen Ueberrumpelung vorzubeugen, die leicht gewesen wäre, da der Feind die Straßen der Stadt besser kannte als er, verbrannte Aguirre die ganze Stadt mit Ausnahme eines einzigen Hauses, in welchem er seine Wohnung aufschlug. Am folgenden Morgen versuchte die Königliche Armee ohne Erfolg, sich der Festung zu bemeistern; aber Aguirre war in einem Ausfalle nicht glücklicher. Dennoch würde die Belagerung sich verlängert haben, hätte nicht der Statthalter von Merida die Königliche Armee mit zweihundert Bewaffneten verstärkt. Der Rebellenhaufen, im Fort umzingelt, empfand bald Mangel an Lebensmitteln; Muthlosigkeit und Desertion nahmen täglich zu, und die Belagerndeu kamen bis an die Mauer, den Maraños Amnestie versprechend, wenn sie sich ergeben wollten.

Als Aguirre sah, daß Alles verloren war, faßte er den verzweifelten Plan, die Kranken, die Verwundeten und überhaupt Alles, was nicht kampffähig war, niedermetzeln zu lassen. Nur der einmüthige Widerstand seiner Offiziere konnte ihn an der Ausführung dieses Planes verhindern. Jetzt wollte er einen Versuch wagen, um die Küste wieder zu erreichen; allein das Königliche Truppen-Corps hielt ihn so eng eingeschlossen, daß er diesem Projekt entsagen mußte. Er verstattete keinem Menschen, das Fort zu verlassen; selbst seine vertrautesten Freunde mußten beständig unter seinen Augen bleiben, da er befürchtete, daß sie ihm davongehen möchten. Der Mangel an Lebensmitteln wurde jedoch bald so groß, daß man kaum noch Pferde und Hunde hatte, um sie zu schlachten. Trotz aller Vorsichts-Maßregeln, desertirten täglich Viele von seinen Leuten, und bald fand er sich beinahe allein. Als die Königliche Armee einen zweiten Sturm versuchte, öffneten ihr die Wachen das Thor unter dem Rufe: „Es lebe der König!" und so kamen die Belagerer beinahe ohne Schwertstreich in die Festung.

Von den Seinigen verlassen, trat Aguirre in das Zimmer seiner Tochter, die ihm auf der ganzen Expedition beständig zur Seite gewesen und alle Beschwerden mit ihm getheilt hatte. Er kündigt ihr an, daß sie sterben müsse. Sie wirft sich ihm zu Füßen und bittet ihn, ihr Leben zu schonen. — „Nein", antwortet er, seinen Dolch in ihre Brust stoßend, „besser sterben, als die Tochter eines Verräthers heißen." Dann lehnte er sich an einen Pfahl und erwartete, ohne auch nur seinen Degen zu ziehen, mit verschränkten Armen die Ankunft des Feindes. Der Erste, welcher in das Gemach trat, war ein gemeiner Krieger; dieser schrie sogleich: „Herbei, Kameraden! Ich habe den Aguirre gefangen." — „„Solch einem Narren ergeb' ich mich nicht"", antwortete Aguirre und streckte den Soldaten mit einem Schlage seines Panzer-Handschuhs zu Boden. Dann übergab er seinen Degen an Garcia de Paridy, der die Königliche Armee als Chef befehligte. Dieser wollte seines Lebens schonen; allein die ihn umgebenden Offiziere, worunter einige Deserteure von Aguirre's Partei, welche dessen Geständnisse in Betreff ihrer befürchteten, stellten dem Ober-General vor, er werde sich kompromittiren und den Haß mancher durch Aguirre ins Unglück gebrachten Familie auf sich laden, wenn er einem so großen Verbrecher Amnestie gäbe. Von diesen Gründen besiegt, ließ Paridy den Aguirre enthaupten und seinen Körper in vier Stücke zerhauen, die man in den vornehmsten Städten der Provinz zur Schau ausstellte. Noch lange nach dieser Begebenheit zeigte man zu Tocuyo den Schädel Aguirre's in einem eisernen Käfig und die Fahne seiner Armee.

So endete Lope de Aguirre und die große Expedition zur Aufsuchung Elderado's. Es war dies bis zu Anfang unseres Jahrhunderts der letzte Versuch der Spanischen Kolonieen, von dem Mutterlande sich loszureißen. Hätte Lope in Neu-Granada den Beistand gefunden, der unbezweifelt in Peru seiner wartete, so wäre Spanien drittehalb Jahrhunderte früher seiner Kolonieen beraubt worden. (R. d. P.)

England.

Niederländische Genrebilder und Seestücke.

(Fortsetzung.)

„Philipp", bob die Mutter an, „von Deinem Vater muß ich Dir erzählen. Die Leute meinen, er sey ertrunken in der See." — „Ist er das nicht?" fragte Philipp voll Erstaunen. — „Wollte Gott, er wäre es." — „Aber Mutter, er ist ja schon lange todt!" — „Todt, nein, ja doch! Todt, sagst Du? Ach mein Kopf!" seufzte sie und deckte die Hand über die Augen. Sie redet irre, dachte Philipp; doch fragte er aufs neue: „Wo ist er denn aber, mein Vater?" — Die Witwe richtete sich im Bette auf, und ihr ganzer Leib schauerte und bebte in Aengsten, als sie die Antwort sprach: „Er ist lebendig im Gericht!" — Und kaum das Wort gesprochen, ließ sie ihr Haupt auf das Kissen sinken und verhüllte es tief unter die Decke, als wollte sie das schreckliche Bild vor ihrer eigenen Erinnerung verhüllen. Philipp saß regungslos, so erschreckt über das Räthselhafte, was er vernommen, daß er kein Wort über die Lippen zu bringen vermochte. Mehrere Minuten vergingen in diesem peinvoll ängstlichen Schweigen; da hielt es Philipp nicht mehr aus, er beugte sich über das Lager und lispelte kaum vernehmlich: „Mutter, sprecht doch, das Geheimniß, soll ich's nicht erfahren?"

„Du sollst's erfahren, Philipp", sprach die Kranke, sich aufrichtend, mit feierlicher Stimme. „Gott wird mir Kraft geben, Alles zu sagen. Deines Vaters Gemüthsart, mein liebes Kind, war ganz wie Deine, so wild, so ungeduldig, so zornmüthig: o mein lieber, lieber Sohn, laß Dir sein schreckliches Schicksal eine Warnung seyn. Er war ein Seemann, kühn, geschickt, verwegen, Alle bezeugten's ihm, es gab Wenige seines Gleichen. Er war nicht von hier geboren, sondern aus Amsterdam; aber dort unter den ketzerischen Holländern wollte er nicht bleiben, denn er war fromm und katholisch. Siehst Du, mein Sohn, heute sind es siebzehn, oder gar noch mehr Jahre her, daß er nach Indien segelte auf seinem schönen Schiff, mit einer reichen Ladung; es war seine dritte Fahrt nach Indien und sollte, falls Gott uns gnädig seyn wollte, seine letzte seyn. Das Schiff war sein eigen, von seinem Ersparten hatte er's gekauft; noch eine Fahrt, und er war ein gemachter Mann für seine Lebenszeit. Ach, wie oft saßen wir mit einander und überlegten, was wir anfangen würden, wenn er wieder zurückkäme, und machten die allerschönsten Pläne, und in solchen Hoffnungen tröstete ich arme Frau mich seiner Abwesenheit; denn, o! wenn Du wüßtest, wie ich ihn lieb hatte, und wie gut er mir war und zärtlich und freundlich. Nun war er fort, und da saß ich, zählte die Stunden und die Tage und sehnte mich nach ihm. Ach, mein Sohn, des Seemanns Weib hat ein traurig Loos. Wenn sie daheimsitzt, allein und verlassen Monate lang, Jahre lang, und schaut des Abends in das trübe Lämpchen, sieht dem Docht zu, wie er herabglimmt, und hört den Sturm draußen pfeifen und brüllen, der ihr alles Leid verkündet, allen Herzensjammer, Schiffbruch und Wittwenschaft! — Sechs Monate war er fort, mein Kind, und noch ein Jahr, ein langes, trübseliges Jahr soll' ich warten, bis er wieder heimkam. Einmal in der Nacht, Du warst damals noch ein kleines Kind, da warst Du fest eingeschlafen,

und ich wachte an Deinem Bettchen, o Du mein einzig Glück schon damals, mein Trost in der Verlassenheit. Du lagst wie ein kleiner Engel und lächeltest im Schlafe, und ich küßte Dir die kleinen rothen Lippen, ohne daß Du es merktest, und kniete vor Dir und betete, betete aus tiefster Seele um Gottes Segen für Euch Beide, für Dich und für ihn, — wie konnte ich ahnen, ich armes Weib, daß er zu dieser Stunde so grausam, so schrecklich verflucht war!"

Der Athem ging ihr aus, sie hielt inne. Philipp saß sprachlos mit halbgeöffneten Lippen, seine Augen hingen an ihrem Munde, als wollte er jedes Wort verschlingen. — „Ich ließ Dich liegen", erzählte die Mutter weiter, „und ging die Treppe hinab in jene Stube drüben, in die Stube, mein Sohn, die seit jener grausenvollen Nacht sich keinem Menschen geöffnet hat. Ich saß und las in meinem Gebetbuch; draußen ging der Sturm, und da kann eines Seemanns Weib nicht schlafen. Mitternacht war vorüber, der Sturm brauste, der Regen schlug an die Fenster; da ward mir unheimlich, ich fing an, mich zu fürchten, und wußte nicht, warum. Ein Becken mit Weihwasser stand in der Stube, darein tauchte ich die Finger, sprach den Segen und bekreuzte mich. Immer gewaltiger raste der Wind rings um das Haus, und immer größer wurde meine Angst: mir ahnte ein großes Unglück, und das Herz schnürte sich mir zusammen. Auf einmal warf der Sturm die Fenster ein, die Scheiben klirrten, und herein sauste es, daß das Licht verlosch. Im Dunkeln war ich und schrie laut auf vor Angst; endlich faß' ich mich und will ans Fenster gehen, es zumachen: wen seh' ich da, o Himmel, langsam zum Fenster hereinschweben! Dein Vater war's, Philipp, ja, mein Sohn, Dein Vater, leibhaftig."

„O barmherziger Gott", stöhnte Philipp mit erstickter, unvernehmlicher Stimme in sich hinein.

„Ich kannte gar nicht zu mir kommen", fuhr die Mutter fort: „da stand er vor mir in der Stube, und mitten in der dicken Finsterniß sah ich doch seine Gestalt und sein Gesicht, so deutlich wie am hellen Mittage. Im ersten Augenblick trieb mich die Furcht zurück, im nächsten die Liebe, daß ich in seine Arme stürzen möchte, und beide kämpften in mir, daß ich unbeweglich stand, und die Angst drohte mich zu ersticken, — ja und auf einmal, wie er die Hand ausstreckte, da flogen die Fenster von selber zu, und das Licht brannte wieder. „Es ist sein Geist", schrie ich und stürzte ohnmächtig auf die Dielen. — Als ich wieder zu Sinnen kam, lag ich auf dem Bett, und ich fühlte, daß er meine Hand in seiner hielt, — o, die war kalt wie Eis und feucht und triefend. Er saß neben mir, und bei dem Anblick wurde ich froh und dachte gar nicht daran, wie er nicht mit rechten Dingen zu mir gekommen war. Ich redete mir ein, er hätte Unglück gehabt und käme jetzt zurück, und ich müßte ihm um den Hals fallen und ihn trösten. Das that ich und küßte ihn, aber er war kalt, hu! wie ein Stück Eis, und seine Kleider triefend naß vom Regen. Eines Weibes Liebe, glaube mir, mein Sohn, scheut Eis und Frost nicht, sie kann es schmelzen. Er ließ sich von mir umarmen und küssen, aber er vergalt mir's nicht. Er sprach auch kein Wort, nachdenklich und schwermüthig sah er aus. „Ach Willem, Willem", rief ich, „Wanderdecken, mein Herz, sprichst Du denn kein Wort zu Deiner Katharine?" — „„Ich will sprechen"", sagte er ernst, „„denn meine Zeit ist kurz."" — „Nein", rief ich, „Willem, nein, Du darfst nicht wieder zur See gehen; mag auch Dein Schiff untergegangen seyn, wenn Du nur lebst, wenn ich Dich nur wieder habe." — „„Es geht nicht, Weib"", sprach er, „„ängstige Dich nicht, höre auf meine Worte, meine Zeit ist kurz. Mein Schiff hab' ich nicht verloren, Katharina; Alles hab' ich verloren. Antworte mir nicht, merk auf: todt bin ich nicht und bin doch nicht am Leben. Zwischen der Erde und der Geisterwelt muß ich einherschweifen. Sieh mich genau an. Neun Wochen lang fuhr ich mit meinem stürmische Kap; gegen Wind und Wetter und Elemente wollte ich die Fahrt ertrotzen: es ging nicht. Da that ich einen gräßlichen Fluch. Abermals neun Wochen segelte ich gegen Sturm und Strömung und fand nicht Ankergrund noch Land; da lästerte ich Gott, ja arg hab' ich ihn gelästert. Hartnäckig bestand ich auf meinem Sinn; die Mannschaft war der vergeblichen Plage müde und wollte nach der Tafelbay zurück; ich weigerte mich und bin ein Mörder geworden, — ohne Absicht, das ist wahr, aber doch ein Mörder. Der Steuermann war mir zuwider und beredete die Leute, sie sollten mich binden; in meiner wilden Wuth, wie er mich am Kragen packt, führ' ich einen Streich, er taumelt zu Boden; in demselben Augenblick werfen Sturm und Welle das Schiff, er stürzt über Bord und sinkt unter. Auch der Tod des Mannes beugte mich nicht in meinem Trotz. Siehst Du die Reliquie, das Stückchen Holz vom heiligen Kreuz in der Kapsel, was ich Dir um den Hals gehängt habe? in fremdem Lande hatt' ich's für Dich gekauft um vieles Geld. Bei der heiligen Reliquie hab' ich geschworen, einen vermessenen Eid, daß ich mein Ziel erreichen wollte, trotz Sturm und See, trotz Wetter und Blitz, trotz Hölle und Himmel, und sollte ich herumschweifen auf wüster See bis ans jüngste Gericht. Der Donner krachte, die schwefelgelben Blitze fuhren herunter, mein Schwur war vernommen und eingezeichnet. Da brach der Orkan los über das Schiff, davon flogen die Segel wie Fetzen, berghoch rollten die Wellen über mich; eine Wolke hing tief und schwarz über der See, daß dicke Finsterniß sich lagerte weit und breit, und mitten in der Wolke sah ich im rothen, gelben Flammenschein die Worte geschrieben: Bis zum Tage des Gerichtes. Nun höre, Katharina, was ich Dir noch zu sagen habe, denn meine Zeit ist kurz. Eine Hoffnung hab' ich noch, und um derentwillen hab' ich heut zu Dir kommen dürfen. Nimm diesen Brief"" — er legte ein versiegeltes Blatt auf den Tisch, — „„lies ihn, Katharina, liebes Weib, und sieh, ob Du mir helfen kannst. Lies ihn und nun lebe wohl, meine Zeit ist um."" Da fing der Sturm wieder an, zu heulen, und die Fenster sprangen wieder auf, und das Licht verlosch, und seine Gestalt schwebte von mir fort, wie eine Wolke durch die Finsterniß. Ich sprang ihm nach und schrie und weinte, und vor meinen ausgestreckten Armen zog er durch das Fenster hinaus, und weiter und weiter sah ich ihn ziehen, seine Gestalt wie ein fahles Wetterlicht, durch den Wolkengraus, auf den Schwingen der Windsbraut; zuletzt war er noch wie ein Schimmer vor meinen starrenden Augen und dann verschwunden. Da flogen die Fenster wieder zu, das Licht brannte, und ich war allein in der Stube."

Kaum war die arme Kranke mit diesen Worten zu Ende, so rührte der Tod sie an. „Ach mein Kopf", ächzte sie, „mein Kopf, o Gott, hab' Erbarmen mit mir! Philipp, wo bist Du? Liebes Kind, gehe nicht von mir! Bleib! warum gehst Du denn? Bleib!" — Sie richtete sich auf, sie streckte die Arme nach ihrem Sohn und fiel in die seinigen. So hielt er sie etliche Minuten, und sie regte sich nicht. Als sie noch ferner kein Lebenszeichen gab, wurde dem Sohne ängstlich zu Muth: er legte sie leise auf das Bett nieder, ihr Haupt sank zurück, in den Augen war nur das Weiße zu sehen — sie war entschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

A treatise on magnetism. — Von Sir Dav. Brewster. 6 Sh.
Austria and the Austrians. — 2 Bde.
Memoirs etc. (Sir John Sinclair's Leben und Schriften.) Herausgegeben von seinem Sohne. 2 Bde.
The British Atlas. (Walker's Atlas von Großbritanien. Jede Grafschaft in einer besonderen Karte.) 3 Pfd. 3 Sh.
Novels of nature. — Von Mrs. Chadwick. 7½ Sh.
Scenes from the life of Edward Lascelles. — 2 Bde. 12 Sh.
A six days tour trough the Isle of Man. — 3 Sh.
The victims of society. — Von der Gräfin von Blessington. 3 Bde. 31 ½ Sh.
The rector of Auburn. — 2 Bde. 12½ Sh.
Pearls of the East, or gems from Lalla-Rookh. — 4. 31½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Capefigue's Ludwig XIV. Das neueste Werk des fleißigen und fruchtbaren Historikers schließt sich an seine früheren über die Liga und die Fronde unmittelbar an, und die beiden so eben erschienenen ersten Bände desselben*) umfassen den Zeitraum von 1661 bis 1688, also die Zeit von der Mündigkeits-Erklärung Ludwig's XIV. bis zu der Zurücknahme des Ediktes von Nantes und der Vertreibung der Stuart's aus England. Nicht ohne Absicht sind die beiden letzteren Ereignisse als Schlußpunkte hier neben einander gestellt, da Herr Capefigue sie in einen politischen Zusammenhang mit einander bringt und er insbesondere die Vertreibung der Reformirten aus Frankreich nicht mehr als bloß hervorgegangen aus einer von der Maintenon und dem Pater Lachaise benutzten Anwandlung von Frömmelei Ludwig's XIV., sondern als eine politische Reaction angesehen wissen will, die durch die gegen Frankreich gerichtete Verbindung des protestantischen Europa, an deren Spitze sich Wilhelm III. befand, hervorgerufen worden war, und die in Frankreich selbst in der Stimme des Volkes und in dem lauten Beifalle, mit dem sie begrüßt wurde, ihre mächtigste Herausforderung fand. „Spottlieder auf die Hugenotten", sagt Hr. Capefigue, „waren damals in Frankreich die beliebtesten Chansons, und wenn auch hier jeder Akt der Gewalt und des Schreckens immer noch von Chansons begleitet war, so bleibt es doch jedenfalls bemerkenswerth, mit welcher Einmüthigkeit alle Schriftsteller jener Epoche die Vertreibung der Kalvinisten lobten, und es läßt sich hieraus mindestens abnehmen, daß dieselbe nicht mit allgemeiner Mißbilligung aufgenommen wurde. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß eine weitverbreitete Meinung fast immer ohne Bedauern die Minorität des Widerstandes verschwinden sieht, die ihren Gang und Ausdruck einigermaßen gehemmt hat, und zwar ist dies in politischen, wie in religiösen Differenzen der Fall. Nur wenige Katholiken in Frankreich bedauerten die verbannten Hugenotten. In den Provinzen fand jedoch die Zurücknahme des Ediktes von Nantes einen größeren Widerstand als in Paris, das unter dem Einflusse einer thätigeren, centralisirteren Organisation sich befand. In Bearn, in Languedoc, im Dauphiné und in den Cevennen gab es ganze Städte und Gemeinden, wo die Reformation Calvin's herrschend war. Hier war jedoch das Werk bereits seit fünf Jahren begonnen; alle Anstrengungen der Intendanten waren auf Herstellung religiöser Einheit gerichtet. Darum war es aber auch die Provinz besonders, wo die Emigration um sich griff. Die Widerrufung des Ediks von Nantes fand dieselbe bereits im vollen Gange und bestätigte nur das von der Administration schon seit längerer Zeit mit so vieler Konsequenz durchgeführte System. Kaufleute, Fabrikanten, Handwerker bildeten die Masse der Auswanderer: auch viele adelige Gutsbesitzer gab es darunter. Was die kalvinistischen Landleute betraf, so griffen Einige gewaltsam zu den Waffen, und Andere folgten den katholischen Bekehrungs-Predigten. Nach den Confiscations-Registern der Jahre 1685 und 1686 belief sich der Werth der damals mit den Königl. Domainen vereinigten Güter auf 17 Millionen Livres. Die Anzahl der Auswanderer in diesen Jahren läßt sich nach den vorhandenen generellen Listen auf 225 bis 230 Tausend Seelen schätzen, und zwar kann man etwa 1500 Geistliche, 2300 Kirchen-Aelteste (anciens) und 15.000 Adelige rechnen, während der Rest aus allen Arten von Gewerbsleuten und Handwerkern bestand."

*) Louis XIV., son gouvernement, ses relations diplomatiques avec l'Europe; par Capefigue. Tom I. et II.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 53. Berlin, Mittwoch den 3. Mai 1837.

Ungarn.

Marschall Marmont in Ungarn.

Die so eben in Paris erschienenen „Memoiren des Herzogs von Ragusa", welche schon durch die Persönlichkeit ihres Verfassers von Interesse sind, enthalten eine Beschreibung der Reise, welche der Marschall von Wien aus im Jahre 1834 durch Ungarn und Siebenbürgen nach dem südöstlichen Rußland und von da nach Konstantinopel, Syrien, Palästina und Aegypten unternahm. Wir liefern hier einige Auszüge über den Aufenthalt des Herzogs in Ungarn:

„Dieses Land erscheint dem Durchreisenden fast ganz wüst und unbewohnt; auf seinen unermeßlichen Ebenen findet man nur in großen Entfernungen von einander einzelne Kolonieen von ungefähr 30—40,000 Ackerbauern, welche hier den ganzen Winter hindurch zusammenwohnen und, sobald der Frühling kommt, sich auf ihre Aecker und Felder zerstreuen. Hier bleibt Jeder die ganze Woche hindurch bei seinen Feldarbeiten, und die sogenannte Stadt wird nur von Frauen, kleinen Kindern und einigen Bedienten bewohnt. Sonnabend Abends pflegt dann jeder Familienvater sein Haus in der Stadt aufzusuchen und läßt alle seine Arbeitsleute auf dem Felde; Montag aber mit Tagesanbruch eilt er auf sein Nachtgut zurück. Sobald die Feldarbeiten des Jahres sämmtlich beendigt sind, kehrt Alles heim in seine Stadt. Doch haben sich auch schon hier und da dergleichen Wohnungen des Augenblicks in bleibende Hütten und stattliche Häuser verwandelt, welche mit schönen Pflanzungen geschmückt und von ihren Bewohnern nicht mehr verlassen werden, bis es nach und nach dahin kommen wird, daß sich das ganze Land mit Meiereien und Dörfern bedeckt und es in Ungarn eben so aussieht, wie in dem übrigen Europa. Dann werden auch die Städte eine ganz andere Gestalt annehmen; sie werden einen großen Theil ihrer jetzigen Bevölkerung verlieren und nur von Leuten bewohnt werden, die mit dem Ackerbau nichts zu thun haben und von ihren Renten oder von Handel und Industrie leben."

„In Comorn traf ich den General-Lieutenant Vakongi, der dort Gouverneur ist und den ich im Jahre 1815 zu Chatillon gesehen und in meinem Hause aufgenommen hatte. In der That ein höchst sonderbares Geschick, daß zwischen zwei Menschen, welche so weit von einander geboren sind, plötzlich eine ganz unerwartete Bekanntschaft schließt und sie dann wieder unter so entfernten Zeiten und Umständen aufs neue zusammenbringt. Wahrscheinlich hat der General-Lieutenant Vakongi die Erinnerung an meine damalige Gastfreundschaft treu bewahrt, denn er überhäufte mich mit aller möglichen Höflichkeit und Freundschaft."

„Man zeigte mir in Comorn einen sehr schätzbaren Reichthum des Bodens, nämlich Steinkohlen von der vortrefflichsten Qualität, welche zwei Lieues von der Stadt auf einem Gute des Grafen Sandor ausgegraben werden. Doch die Ausbeutung dieser Fundgrube hat erst begonnen und verspricht dem Besitzer große Reichthümer, so wie dem Lande eine mächtige Hülfsquelle der Industrie.

„Das Land, welches man passiren muß, um nach Ofen zu kommen, würde dem Reisenden, der nicht weiter ginge, nur ein sehr unvollkommenes Bild von Ungarn geben. Die ganze Gegend ist vortrefflich angebaut und erinnert fast an Deutschland, wenn auch nicht ganz derselbe Wohlstand dort zu finden ist; man merkt gleich die Nachbarschaft von Wien. Auch haben die Besitzungen, welche zwischen der Leytha und der Stadt Ofen liegen, im Ganzen einen viel größeren Werth, als die jenseits der Donau. Je mehr man sich Ofen nähert, desto gebirgiger und zerrissener wird das Land. Hohe Hügel beherrschen das rechte Ufer des Flusses, und der Wanderer, der an ihrem Fuße vorüber muß, genießt die herrlichste Aussicht auf die reichen und prächtigen Inseln, mit denen die Donau besät ist.

Ofen bietet einen höchst imposanten Anblick; es ist die alte ehrwürdige Hauptstadt Ungarns, voll von mittelalterlichen Erinnerungen, auf einem hohen Platz erbaut und mit Mauern umringt. Früher, zu den Zeiten der Türkenkriege, war es eine Festung, in welcher der Pascha residirte und seine Streitkräfte zusammenhielt, von wo aus er aufbrach, um Oesterreich zu überziehen, Wien zu belagern und die ganze Christenheit zu unterwerfen; nur die muthige Vertheidigung Wiens, der Heldenmuth der Polen und Sobieski's gewaltiger Geist haben Europa gerettet. Zweimal war Wien die Vormauer der Christenheit gewesen, und erst als Ungarn, dessen Besitz für die Türken immer nur sehr precair war, ihnen ganz verloren ging, da erst war Deutschland in Sicherheit. Ungarn ward ein erbliches Königreich, bekam eine regelmäßigere und geordnetere Verfassung und wurde nun auch jenen Nachbarn furchtbar, welche ihre früheren Siege nur der inneren Zwietracht des Landes zu verdanken hatten."

„Ofen ist die Stadt der Behörden und der Regierung, mit prächtigen Palästen geschmückt und der Sitz des Palatins und der höheren Gerichte. Pesth dagegen, auf der anderen Seite des Stroms, ist die Stadt der Opposition und der Neuerungen, die Stadt des Handels und der Industrie. Pesth scheint sich mächtig zu entwickeln; seine Bevölkerung nimmt immer mehr zu, und die Stadt wird von Tag zu Tag schöner. Und doch, so lange man nicht die gegenwärtigen Civil-Gesetze des Landes modifizirt, kann auch nicht eine einzige Ungarische Stadt ein großer Handelsplatz werden. Es giebt keinen ausgedehnten, vortheilhaften Handel ohne Kredit, und von Kredit ist da keine Rede, wo das Eigenthum so unsicher ist und wo man den Schuldner nicht zur Bezahlung zwingen kann. So verhält es sich in Ungarn; der Gläubiger hat hier keine andere Garantie, als die Moralität des Schuldners, eine Bürgschaft, die bei Wechseln und Connoissements, welche von meist in der Ferne wohnenden unbekannten Leuten unterzeichnet sind, nicht den geringsten Werth haben kann."

„Man kennt in Ungarn fast überall die Bedürfnisse des Landes; man weiß recht gut, was für Veränderungen ihm heilsam wären; doch wie überall, so werden auch hier dergleichen Neuerungen, mögen sie für das Ganze auch noch so nothwendig und glücklich seyn, sobald sie dem Einzelnen nachtheilig sind, jedesmal Opposition finden; daher die Verwirrung der Ideen, die sich einander bekämpfen: bald will man, bald will man wieder nicht. Mancher, der sich die schönsten Pläne ausbildet über die Mittel, in seinem Vaterlande Glück und Wohlstand zu befördern, kann es nicht ertragen, wenn er dadurch in eine ihm schimpflich scheinende Abhängigkeit gerathen soll. So sieht man überall ein, wie sehr dem Lande gute Straßen Noth thun; da es nun der Regierung selbst an den nothwendigen Fonds fehlt, um den Chausseebau besorgen zu lassen, so bleibt nichts weiter übrig, als daß eine Handels-Gesellschaft ein solches Unternehmen ausführt und sich die Kosten durch ein Wegegeld vergüten läßt; davon aber will der, welcher so eifrig gute Straßen wünscht, nichts wissen, denn ein Ungarischer Edelmann kann und darf sich durchaus keiner Auflage unterwerfen. Noch begreift man in Ungarn nicht, daß das einzig vernünftige Vorrecht höchstens darin bestehen kann, nur mit eigener Bewilligung Geld zu geben; daß man aber jedenfalls Geld ausgeben muß, um reich zu werden und seine Lage und Genüsse zu vermehren. So lange die Idee einer Besteuerung dem Ungarischen Adelstolz empört, so lange dergleichen Vorurtheile, die in der Unkenntniß und dem Mangel der einfachsten Begriffe des Menschenverstandes ihren Grund haben, nicht entfernt werden, wird das Land stationair bleiben und die großen Verbesserungen, die es braucht, entbehren müssen."

Um zu zeigen, wie sehr das Feudalwesen und das Mittelalterliche noch in der ganzen Verfassung und in allen Sitten und Zuständen Ungarns vorherrschen, erzählt der Verfasser folgendes Beispiel: „In der Nähe von Oedenburg auf einer Höhe liegt das Fort Forchtenstein, welches dem Fürsten Esterhazy gehört und außer einer ansehnlichen Artillerie einen Vorrath von Waffen für 3—4000 Mann enthält und einen reichen Schatz von Schmuck und Diamanten. Dieser Schatz muß nach einem Statut des Hauses Esterhazy von jedem Fürsten, der an der Spitze dieser Familie steht, vermehrt und darf nur zur Loskaufung eines Esterhazy, der Kriegsgefangener und Sklave der Türken geworden ist, benutzt werden. Natürlich wird diese Bestimmung nunmehr nie eine Anwendung finden. Im Jahre 1809, als das Komitat Oedenburg von den Franzosen besetzt war, zeigte sich auch ein Trupp Kavallerie in Forchtenstein; die daselbst garnisonirenden Soldaten des Fürsten verweigerten die Oeffnung der Thore, die Franzosen zogen sich zurück, und so ward das Fort mit seinen Reichthümern dem Eigenthümer erhalten. Dieses Haus des Fürsten Esterhazy ist vielleicht das einzige in ganz Europa, welches noch an die großen Vasallen des Mittelalters erinnert. Nur hier noch findet man so unermeßliche Grundstücke und ein Vermögen, welches, gut verwaltet, dem eines Souverains gleichkäme, ganze Festungen als Eigenthum und besoldete Truppen, die dem Fürsten gehören, ferner das durch langen Gebrauch geheiligte Vorrecht, den Souverain des Landes, so oft er seine Güter betritt, zu bewirthen, und endlich das Privilegium, in die Vorstädte der Hauptstadt mit einem Detaschement seiner Truppen und einer eigenen Fahne einzuziehen. Ein Fürst Esterhazy, der, in einem Lande wie Ungarn, alle Vortheile der mächtigen Stellung, die er in der Gesellschaft einnimmt, wohl zu würdigen verstände, könnte der rechte Arm seines Königs und der Wohlthäter seines Landes werden. In einem Saale des Schlosses sieht man an der Wand einen großen Stammbaum abgebildet, dessen

Wurzel und Anfangspunkt kein Anderer als Adam selbst ist; er ist auf dem Boden liegend dargestellt, und in seine Hüfte ist der Baum eingepflanzt, welcher durch Seth, Noah, Cham und die Patriarchen hindurch geht und im Jahre 1676 mit Nicolas Esterhazy, einem Palatin von Ungarn, endigt. In der That, ein solches Dokument muß selbst das Haus Lévis beschämen, das nur bis zur Familie der heiligen Jungfrau zurückgeht, und auch das Haus Croi, dessen Titel, wie männiglich bekannt ist, aus Noah's Arche zu Tage gefördert worden sind. Man kann sich vorstellen, daß die Esterhazys selbst über diese ganze Narrheit am meisten spotten."

Noch ein anderer höchst charakteristischer Zug des Mittelalters in der Verfassung Ungarns ist auch die Krönung der Könige. „Der gegenwärtige Kaiser Ferdinand wurde 1830 in Pressburg zum König von Ungarn gekrönt, eine prachtvolle Ceremonie, die wohl heute in Europa einzig in ihrer Art ist und noch ganz ihren alten Charakter bewahrt hat. Die ganze Handlung geht zu Pferde und im Freien vor; auch die Bischöfe in ihrem priesterlichen Ornat, mit der Mitra auf dem Haupte und dem Kreuz in der Hand, reiten auf ihren prächtig geschirrten Pferden einher mit den reichgekleideten Stallknechten zur Seite. Man sieht hier den politisch-religiösen Pomp eines Nomadenvolks vor sich, eines Volkes, welches sein ganzes Leben mit Krieg zubringt und sich seine Wohnsitze erst erobern muß. Alles hat einen höchst legitimen und feierlichen Charakter; der König schwört im Beisein der Nation, d. h. des Adels und des Klerus, denn dies sind die einzigen Klassen, in welchen die politischen Rechte der Nation existiren; er schwört, die Gesetze zu beobachten, die Privilegien eines Jeden zu bewahren und den Staat gegen alle seine Feinde zu vertheidigen, und zum Zeichen der Pflicht, die er übernimmt, steigt er mit gezogenem Säbel auf einen kleinen Erdwall, der zu diesem Zweck errichtet wird, und durchspaltet mit seiner Waffe die Luft nach allen vier Winden, um durch dieses Gleichniß anzuzeigen, daß er das Vaterland vertheidigen und seine Feinde bekämpfen wird, in welcher Richtung sie auch kommen mögen. Erst nachdem er diesen Eid geleistet, wird er von der Geistlichkeit gesegnet, gesalbt und gekrönt. Diese echt nationale Ceremonie, die noch ganz den Charakter des feudalen und religiösen Mittelalters und jener Königlichen Würde an sich trägt, wie man sie in den damaligen Zeiten verstand, muß gewiß ein höchst interessantes Schauspiel darbieten."

Der Herzog erzählt auch eine noch unbekannte Anekdote über Joseph II., welche zur Charakterisirung dieses Kaisers sehr wichtig ist. „Während der letzten Kriege zwischen Oesterreich und der Türkei ereignete sich eine traurige Katastrophe bei Karansebes, welche beweist, daß die Könige sich nur mit großer Vorsicht dazu entschließen dürfen, in eigener Person das Kommando im Kriege zu übernehmen. Denn wenn sie nicht mit dem sichersten Vertrauen auf sich selbst daran gehen und nicht alle Eigenschaften und Fähigkeiten besitzen, die ein General-Kommando nothwendig erfordert, so können sie einer Last, der sie nicht gewachsen sind, unterliegen und haben für sich wie für ihre Soldaten und Völker das größte Unglück zu befürchten. Joseph II. ist ein merkwürdiges Beispiel davon. Dieser Kaiser war gewiß ein Mann von hohem Geist und von festem energischem Willen, der sich fortwährend mit den Sorgen der Regierung beschäftigte und dessen politische Handlungen und Gesetze, mag man sie in ihrer Form und wegen der angewandten Mittel auch noch so sehr tadeln, doch jedenfalls von tiefem scharfem Blick und einem höchst rühmlichen Zweck zeigen. Dieser Zweck ist auch wirklich erreicht und es sind dadurch alle Revolutionen, mit denen Oesterreich und ganz Europa bedroht waren, im Keime unterdrückt worden; denn Joseph II. war es, der, wenn auch etwas gewaltsam, schon im Voraus gewisse nothwendige Verbesserungen einführte und eine Menge von Mißbräuchen abschaffte, von denen die Neuerungslustigen verführt werden konnten. Giebt man dieses zu, so kann man doch daneben nicht in Abrede stellen, daß es diesem Kaiser durchaus an allem Feldherrn-Talent fehlte, daß er, obwohl selbst persönlich tapfer, doch mitten in den Bewegungen des Krieges nichts von jener Ruhe und Kraft des Geistes, von jener verständigen Umsicht besaß, ohne die kein Feldherr kommandiren kann, und daß er sich im Augenblicke der Gefahr von allen möglichen Ungewißheiten und Schreckbildern, die seinem Geiste vorschwebten, niederdrücken ließ."

„Es war im Jahre 1789, als Joseph 80,000 Mann gesammelt hatte, um die Türken anzugreifen, und sein Lager in der Nähe von Karansebes aufschlug. Die Türken hatten ihre Stellung im Angesicht der Oesterreichischen Armee eingenommen und deckten die Wallachei. Die Oesterreicher waren vollkommen zum Angriff gerüstet; Alles schien ihnen einen unfehlbaren Sieg vorherzusagen, und die Generale kamen noch einmal in das Zelt des Kaisers, um ihre letzten Befehle zu holen. Dieser, von Unruhe gequält und für den Erfolg besorgt, wandte sich an den Feldmarschall Laudon und fragte ihn, ob er auch des Sieges so ganz gewiß wäre? Der Marschall antwortet, wie jeder vernünftige General in solchem Falle antworten würde, er hoffe es, könne es aber nicht absolut verbürgen. Werden doch im Kriege oft die weisesten Maßregeln, die vorsichtigsten Berechnungen durch unvorhergesehene Ereignisse zu Schanden gemacht, und wenn man schon die besten Anordnungen getroffen hat, muß man doch das Uebrige dem blinden Kriegsglück überlassen. Auf diese Antwort des Feldmarschalls gab der Kaiser seinen Angriffsplan auf, entließ die Generale und entschloß sich, sich hinter die Temes zurückzuziehen. Da nun der Befehl zum Rückzug gegeben war, bildet sich das Heer in parallele Kolonnen: in die Mitte kam die Infanterie, an die Flanken die Kavallerie und das Gepäck in die Zwischenräume. Schon waren sie im Begriff, mitten in der Nacht aufzubrechen, da bemerkt plötzlich der Marschall, daß die Pikets auf der linken Flanke der Armee keinen Befehl zum Marsch bekommen hätten; er will diesen Fehler wieder gut machen und läßt die Truppen halten, um die Zurückgebliebenen zu erwarten. Das Halt-commando wird von den Bagage-Kolonnen für das Allgeschrei der Türken verstanden; sie halten sich für angegriffen und wollen sich schnell entfernen. Die Pelotonpferde setzen sich in Galopp, und bei dieser Bewegung und dem Lärm der dadurch entsteht, vermuthet auch die Infanterie in der Dunkelheit der Nacht einen Angriff des Feindes: da wird von allen Seiten gefeuert, die Truppen schießen auf einander mit der größten Erbitterung und erst mit Tagesanbruch wird der Irrthum entdeckt. Man erzählt, daß der Kaiser, der sich in der Avantgarde befand, voller Schreck zehn Stück Geschütz habe abfeuern lassen, um den angeblichen Feind anzugreifen; dadurch wurde der Verlust und die Unordnung nur noch größer. Zehntausend Mann sollen in diesem Gemetzel getödtet oder verwundet worden seyn, bis sich endlich die Armee in die angewiesene Stellung zurückzog, während die Türken, ruhig in ihren Zelten liegen, wohl glauben konnten, die göttliche Allmacht selbst habe für sie gekämpft und ihre Feinde vernichtet. Auch der Erzherzog Franz, der nachherige Kaiser, war bei diesem Unfall zugegen; mit Ruhe und Besonnenheit stellte er sich an die Spitze eines Bataillons und wartete geduldig, bis sich Alles aufklärte."

Interessant ist noch eine Stelle, wo sich der Herzog bei Gelegenheit eines Ungarischen Pferderennens über diesen Gegenstand im Allgemeinen ausläßt: „In der Umgegend von Ofen wohnte ich einem Pferderennen bei, welches in einem Hippodrom stattfand, der viel schöner ist als der bei Wien; man hat da ein hübsches bedecktes Amphitheater, das mit wohl versehene und ausgeputzte Logen abgetheilt ist, wo sich alle elegante Damen aus der Nähe und Ferne versammeln. In Ungarn wie in Wien gehört es zur Mode, diese Wettrennen zu besuchen, einzig im Ganzen dergleichen Institute wenig Unterstützung verdienen. Es ist nichts als eine sklavische Nachahmung einer Englischen Sitte, ohne großen Nutzen. Allerdings mag es zweckmäßig seyn, die Leute über Pferdezucht aufzuklären und sie zu einem gemeinschaftlichen Wetteifer in der Erziehung und Verbesserung der Racen anzuspornen. Aber was können dazu die Pferderennen beitragen? — Welchen Vortheil hat ein Pferd vor dem anderen, weil es in einem Wettrennen von mehreren Meilen das Ziel um einige Sekunden früher erreicht hat? Liegt nicht der Erfolg vielmehr in der Kunst des Reiters, als in den Eigenschaften des Pferdes? Sind diese Rennpferde zu irgend einem besonderen Dienst brauchbar? Worauf es ankommt, das sind Pferde, die zum Krieg, zur Landwirthschaft, zum Transport, zum Pflug und selbst zum Luxus am besten geeignet sind; ob sie dabei ein wenig schneller oder langsamer laufen, ist höchst gleichgültig. Nach jener praktischen Anwendung für die verschiedenen öffentlichen oder Privatbedürfnisse sollten die Prämien und Preise bestimmt werden, nicht nach einem ausgebildeten Verdienst. In England ist das anders: hier, wo jene nöthigen und wesentlichen Bedürfnisse erfüllt sind, wo man schon so viele Pferde von allen Racen hat, die mit allen nützlichen Eigenschaften reichlich versehen sind, hier ist es wohl begreiflich, daß man auch eine untergeordnete Konkurrenz hervorgerufen hat, die noch außerdem der bekannten Spielsucht der Engländer zu Statten kommt. Aber in Ungarn, wo man keine der Pferdezucht auch nur ganz andere, nothwendigere Dinge zu thun hat, und eben so in Deutschland und in Frankreich, wozu diese Spielereien? — Eine so kleinliche Nachahmung und Unterwerfung unter fremde Moden stützt sich weder auf irgend einen vernünftigen Grund noch stiftet sie den geringsten Nutzen."

England.

Niederländische Genrebilder und Seestücke.

(Fortsetzung.)

Philipp war tief erschüttert; der Schmerz überwältigte sein festes und starkes Gemüth, als er die geliebte Mutter leblos in seinen Armen hielt; lange Zeit saß er neben dem Bett, selbst blaß und regungslos wie die Leiche, auf die sein thränenloses Auge hinstarrte, dumpf und gedankenlos vor sich hin brütend. Allmälig kam er wieder zu sich, stand auf, rückte der Todten das Kissen zurecht und drückte ihr die Augen zu. Dann stand er eine Weile mit gefalteten Händen, und die Thränen rollten ihm über die rauhen straffen Wangen. Einen Kuß drückte er noch auf die Hand und auf die blasse, weiße Stirn der Verschiedenen und schloß die Vorhänge um das Bett. „Arme Mutter," sprach er kummervoll, „endlich hast Du Ruhe gefunden; aber Deinen Sohn hast Du ein bitteres Vermächtniß hinterlassen."

Je genauer er sich dessen erinnerte, was er zuletzt aus dem Munde der Sterbenden gehört, desto unheimlicher fühlte er es in seinem Gehirne gähren, desto drohender stand die grausige Erzählung vor seiner Einbildungskraft. Er drückte beide Hände mit Gewalt an seine Schläfe, als wollte er seine verirrten Gedanken damit zusammenhalten. Er fühlte wohl, daß er keine Zeit hatte, müßig seinem Schmerz nachzuhängen. Er mußte überlegen, was zu thun sey in den nächsten Stunden und Tagen. Die Mutter war zur ewigen Ruhe eingegangen, aber sein Vater, wo war sein Vater? — Es fielen ihm die letzten Worte der Mutter wieder ein: „Noch ist eine Hoffnung übrig." Also war noch eine Hoffnung. Der Vater hatte ein versiegeltes Blatt drüben auf den Tisch gelegt: lag es wohl noch dort? Gewiß, gewiß, die sterbende Mutter hatte den Muth nicht gehabt, danach zu sehen. In dem Briefe stand ohne Zweifel geschrieben, was das für eine Hoffnung war — und jetzt waren es siebzehn Jahre her, und Niemand hatte den Brief gelesen.

Philipp entschloß sich, gleich hinüberzugehen, das gefürchtete Zimmer zu öffnen, Alles zu untersuchen, Alles zu erfahren, und wär's das Schrecklichste. Aber es war jetzt tiefe Nacht: wär's nicht besser, zu warten bis Tagesanbruch? Und er hatte ja auch den Schlüssel nicht; wo mochte der Schlüssel seyn? Sein Auge haftete an einem alten Japanischen Schrank, der hier oben im Zimmer stand und den die Mutter nie in seiner Gegenwart aufgeschlossen hatte; hier oder nirgend mußte sie den Schlüssel versteckt haben. Rasch griff er zum Licht und untersuchte den Schrank von außen und innen, — er war nicht einmal verschlossen. Eine Thür nach der anderen, ein Schubfach nach dem an-

deren zog er auf mit steigender Ungeduld, — die meisten waren leer, nirgend ein Schlüssel; zum zweiten, zum dritten Male durchsuchte er jeden Winkel, immer umsonst. Endlich zog er alle Schubladen völlig aus, warf sie auf den Boden und rückte mit beiden Armen den Schrank von seiner Stelle. Da hört er's in einer Ecke unter dem Holze klirren; hier mußte der Schlüssel liegen: er schob, klopfte, drehte, aber der Versteck wollte sich nicht öffnen. Mehrere Stunden waren über der Arbeit vergangen, der Tag schien zu den Fenstern herein, aber Philipp stand nicht ab. In der höchsten Ungeduld entschloß er sich, die Hinterwand des Schrankes einzuschlagen; er ging hinab in die Küche und kam mit einem Hammer und einem kleinen Hackmesser versehen wieder herauf. Wie er nun auf den Knieen lag und hastig, ohne umzublicken, auf den Schrank losklämmerte, legte ihm von hinten Jemand die Hand auf die Schulter.

Philipp fuhr erschrocken empor; er hatte in seinem Eifer, voll der wilden Gedanken, die sich in seinem Kopfe jagten, gar nicht gehört, daß Jemand kam. Es war der Pater Seysen, der Pfarrer des kleinen Kirchspiels, welcher vor dem jungen Manne stand und ihn mit strengen strafenden Blicken ansah. Der fromme Geistliche hatte von den Nachbarn gehört, daß die Witwe Vanderdecken ihrem letzten Stündlein entgegenginge, und hatte sich früh vor Tage aufgemacht, um ihr geistlichen Trost und, wenn's nöthig, die heiligen Sakramente zu geben. „Was machst Du da, lieber Sohn", sprach der gottesfürchtige Mann; „willst Du denn Deine kranke Mutter im Schlafe stören? Willst Du ihr Hab' und Gut entwenden, ehe sie noch die Augen schließt?" — „Frommer Vater", entgegnete Philipp, „meiner Mutter Schlaf werde ich nimmermehr stören, sie ist zur seligen Ruhe gegangen. Ich bin auch nicht gierig nach ihrem Hab' und Gut, ich suche nicht nach Geld, und wäre der Schrank voll Geldes, obwohl es doch jetzt mein wäre, ich würde mich keines Blickes darum kümmern. Einen Schlüssel such' ich, der hier in einem Schubfache seit Jahren versteckt liegen muß, und ich bin nicht im Stande, es aufzukriegen." — „Deine Mutter lebt nicht mehr, sagst Du? Und ohne den Segen der heiligen Kirche ist sie gestorben? Warum hast Du mich nicht rufen lassen, mein Sohn?" — „Sie starb gar zu plötzlich, frommer Vater, hier vor zwei Stunden in meinen Armen. Es thut mir herzlich Leid, daß Ihr nicht am Sterbebette waret, aber mit meiner Mutter Seele wird unser Herr Christus Gnade üben, wie sie's verdiente." — Der Geistliche trat an das Bette, zog leise die Vorhänge weg und betrachtete die Leiche. Er sprengte Weihwasser über sie und sprach mit leise flüsternden Lippen das Gebet über ihre Seele. Darauf wandte er sich wieder zu Philipp: „Es gefällt mir doch nicht, mein Sohn, daß Du jetzt solchen Rumor vor hast. Was giebt es denn so Dringendes um den Schlüssel? Am Todtenbett einer Mutter soll ein frommer Sohn weinen und für ihrer Seelen Ruhe beten. Sieh, noch ist die Hülle nicht kalt, aus der ihr Geist entflohen ist, und deine Augen sind trocken? Was hast Du mit dem Schlüssel zu schaffen? Es ist nicht recht von Dir, Philipp." — „Nehmt mir nicht übel, frommer Vater: so nahe mir's geht, zum Weinen und Klagen hab' ich keine Zeit. Ich habe zu thun, so viel zu thun, daß ich gar nicht an Alles denken kann. Wie ich meine Mutter allezeit lieb gehabt, das wißt Ihr ja." — „Aber was soll es mit dem Schlüssel, Philipp?" — „Frommer Vater, das ist der Schlüssel zu der Stube, die siebzehn Jahre verschlossen gewesen ist, und ich muß heute hinein, ich will hinein, und wenn es....." — „Was meinst Du: wenn es....?" — „Verzeiht mir, Vater, ich wollte etwas sagen, was besser ungesagt bleibt. Aber in die Stube muß ich hinein, ich muß etwas drin suchen." — „Von der verschlossenen Stube weiß ich längst, mein Sohn; ich weiß auch, daß Deine Mutter keinem Menschen sagen wollte, was es damit für Bewandniß hätte. Mir selbst, ihrem Beichtvater, hat sie's hartnäckig verschwiegen. Ja, mehrmals, als ich in sie drang, wie mir meine heilige Pflicht vorschreibt, die Seelen zu erleichtern, hab' ich gemerkt, daß ihr Verstand über den Fragen in Verwirrung gerieth, und so hab' ich's lieber unterlassen. Deiner armen Mutter hat es ihr Leben lang schwer auf der Seele gelegen, so schwer, daß sie sich fürchtete, ein Wort davon zu sprechen. Aber Dir, mein Sohn, wird sie's wohl vertraut haben, ehe sie starb." — „Sie hat mir's gesagt, frommer Vater." — „Vielleicht, mein Sohn, dient es Dir zum Troste, wenn Du's gegen mich ausschüttest. Wenn Du geistlichen Rath und Hülfe brauchst." — „Ich möchte wohl gern, frommer Vater, ich könnte wohl Vertrauen zu Euch haben, und Ihr würdet mir gewiß zum Heilsamen rathen — ich weiß, Ihr fragt mich nicht aus Neugier, sondern aus Liebe zu Eurem Beichtkind. Aber seht Ihr, weil ich noch gar nicht weiß, wie es sich damit verhält, was die Mutter mir gesagt hat, ob es wirklich an dem ist, oder ob nur ihr Gehirn es ausgebrütet hat, seht Ihr, darum trag' ich Bedenken. Wenn es wahr ist, dann möcht' ich wohl die Last mit Euch theilen, aber Ihr würdet mir schwerlich dafür danken. Aber jetzt noch nicht, ich kann noch nicht. Zuvor muß mein Werk vollbracht seyn, und ich muß wissen, was in der verschlossenen Stube steckt. Da kann ich Keinen mitnehmen." — „Hast Du keine Furcht, mein Sohn?" — „Nein, frommer Vater, keine Furcht. Ich muß eine Pflicht erfüllen, glaubt mir's, eine schwere Pflicht: aber nun bitt' ich Euch, dringt nicht mehr in mich. Meine arme Mutter hat es wohl gesagt, und ich spüre, sie hatte Recht: es kann einen um den Verstand bringen, wenn man daran zu viel rührt." — „Nun denn, Philipp, ich will Dich nicht drängen. Will's Gott, so kommt die Zeit, wo ich Dir rathen und helfen kann. Lebe wohl, mein Sohn! Aber noch einmal bitt' ich Dich, stell die Arbeit ein, die Du da vorhast. Ich werde die Nachbarinnen herschicken, daß sie Deiner Mutter die Leichengebete halten, wie's die heil'ge Kirche vorschreibt. Gott hab' ihre Seele bei sich und schenke ihr die Ruhe." — Philipp schien nicht zu hören, was der Geistliche sprach; er sah gedankenlos darein und war mit seinen Sinnen ganz anderswo. Der Pater entfernte sich mit Kopfschütteln. Philipp sah ihm nach: „Er hat Recht", dachte er bei sich, setzte den Schrank wieder an seine Stelle und fügte die Schubfächer ein: „Ein paar Stunden können ja nichts ausmachen, ich will mich schlafen legen, mein Kopf ist schwer und müd." Er ging in die Kammer nebenan, warf sich auf sein Bett und versank alsbald in tiefen Schlaf, um zu neuer Angst und Bekümmerniß zu erwachen.

Während er im Schlummer lag, fanden sich die Nachbarn ein und bereiteten Alles zur Beerdigung der Witwe vor. Den Sohn weckten sie nicht auf, sie achteten den Schlaf dessen, der zum Schmerze wieder erwachen sollte, so heilig wie den Schlaf der Todten. Nachmittags kam auch der Doktor Poots; zwar hatte er erfahren, daß die Witwe todt sey, aber da er eine freie Stunde hatte, so ließ er sich's nicht verdrießen, wieder einzusprechen, zumal da er für den neuen Gang einen neuen Gulden rechnen konnte. Er ging durch das Zimmer, worin die Leiche lag, geraden Weges in Philipp's Kammer und rüttelte den Schlafenden an der Schulter. Der junge Mann fuhr auf und sah den kleinen Doktor vor sich stehen, der unbarmherzig seinen Spruch anfing: „Guten Tag, Mynheer Vanderdecken; na 's ist gut, daß Alles vorüber ist. Ihr erinnert Euch, ich hatte es vorausgesagt. Nun bitt' ich Euch aber, zu bemerken, daß ich einen Gulden mehr zu bekommen habe, und hoffe, Ihr werdet Euer Versprechen ehrlich halten. Seht Ihr, im Ganzen mit der Medizin macht es drei und einen halben Gulden, wenn Ihr mir nämlich die Flasche wiedergebt." Während das Männchen diese Rede hielt, war Philipp erst recht zur Besinnung gekommen. „Ihr sollt Eure viertehalb Gulden haben und die Flasche dazu, unbedenklich", sprach er vom Bett aufstehend. „Ja doch, Mynheer Philipp, ich verstehe Euch, Ihr wollt mich bezahlen, sobald Ihr Geld habt. Aber seht Ihr, es kann doch lange dauern, ehe Ihr das Häuschen verkauft. Es findet sich nicht sobald ein Käufer. Weil ich aber gutherzig bin und arme Leute nicht gern ums Geld dränge, so mache ich Euch einen Vorschlag. Eure Mutter hat da was am Halse hängen, ein ganz schlechtes Ding, aber für einen guten Katholiken hat es doch einigen Werth. Also seht Ihr, ich will das Ding mitnehmen, dann sind wir quitt, und Euch ist aus der Noth geholfen. Wollt Ihr? Ich nehme das Ding für Bezahlung an, basta! Philipp hatte ihm mit anscheinender Ruhe zugehört, er wußte wohl, was der elende Geizhals meinte, die Reliquie an seiner Mutter Halse, die Reliquie, worauf sein Vater den furchtbaren Eid geschworen. Nicht um Millionen Gulden hätte er davon gelassen. „Mynheer geht mir aus dem Haus", sagte er trocken, „geht mir gleich aus dem Haus! Euer Geld ist Euch sicher!"

Mynheer Poots war ein kluger Mann und hatte ein scharfes Auge. Die Reliquie war in eine viereckige Kapsel von purem Golde eingefaßt, und er hatte auf den ersten Blick gemerkt, sie sey wohl zehnmal mehr werth, als seine Forderung. Er wußte auch recht gut, daß man sie theuer bezahlen würde, denn damals hielten die dortigen Katholiken noch große Stücke auf Reliquien, und daß er vom Verkauf ein schönes Sümmchen würde lösen können. Das Alles hatte er sich gemerkt und überlegt, wie er durch das Leichenzimmer ging, und um mehrerer Sicherheit willen hatte er der todten Frau das Kleinod vom Halse genommen und es unter sein Wamms gesteckt. Er erwiederte also mit großer Ruhe: „Mein Vorschlag ist nicht zu verachten, Mynheer Philipp, Ihr thätet besser, Ihr nähmt ihn an; was soll Euch der Plunder?" — „Ich will nicht, sag' ich Euch", rief Philipp zornig. — „Nun, wenn Ihr mir's nicht ablassen wollt, Mynheer Vanderdecken, so müßt Ihr mir's mindestens zum Pfande lassen, bis ich bezahlt bin. Das ist nicht mehr als billig: ich muß für mein Geld Sicherheit haben. Wenn Ihr mir die viertehalb Gulden bringt und die Flasche dazu, so geb' ich Euch das Ding wieder." Philipp's Zorn kannte nun keine Gränze mehr; er faßte den Doktor beim Kragen und warf ihn zur Thür hinaus. „Mach', daß Du fortkommst", schrie er ihm nach, „oder es soll Dich —". Er hatte nicht nöthig, seine Drohung noch durch einen Fluch zu verstärken. Mynheer Poots lief davon über Hals und Kopf, die halbe Treppe war er hinabgestürzt, und jetzt hinkte er eiligst über die Brücke. So angst war dem Männlein, daß er gern das Kleinod wieder herausgegeben hätte, aber zurückzukehren getraute er sich nicht, und so behielt er's.

Philipp aber war durch die Reden des Doktors erst wieder an die Reliquie erinnert worden, ging daneben ins Zimmer und wollte sie der Leiche abnehmen. Er zieht die Vorhänge von einander und streckt mit scheuem Zögern die Hand aus, um das schwarze Band vom Halse zu lösen: das Band sammt der Reliquie war fort. „Was ist das?" rief er verwundert; „die Leute haben ihr's doch nicht abgenommen? Nein, gewiß nicht; wenn es nicht der Poots gewesen ist, der verwünschte Geizhals! Ja gewiß, kein Anderer. Wart', Du Schurke! wieder muß ich's haben, und wenn ich Dir Glied für Glied aus dem Leibe reißen sollte." (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Narrative etc. (Bericht über die Missionen in der Südsee.) Von J. Williams. 12 Sh.

An analysis etc. (Die Britischen Farrenkräuter.) Von G. W. Francis. 4 Sh.

Truth and error distinguished. (Ueber Wahrheit und Irrthum in der protestantischen und in der katholischen Kirche.) 3½ Sh.

The rise and progress etc. (Die Britische Macht in Ostindien.) Von Auber. Erster Band. 21 Sh.

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

25) Als vor zweihundert Jahren, Anno 1630, plötzlich eine ansteckende Krankheit in Unter-Italien ausbrach, wollte man anfangs durchaus nicht glauben, es wäre die Pest, um Alles in der Welt nicht; es durfte sich Keiner unterstehen, das Wort über den Mund zu brin-

gen. Allmälig ließ man es zur Hinterthür ein, nicht als Substantiv, sondern als Adjektiv; man sprach von pestilenzialischen Fiebern. Eine Weile später war es nicht die eigentliche Pest, das hieß, wenn man's recht verstand, es war zwar die Pest, aber doch nicht so geradezu; nicht schlechterdings die Pest, sondern nur ein Ding, wofür sich kein anderer Name finden ließ. Endlich ganz zuletzt bequemte man sich dazu und ließ es bei der Pest ohne weitere Zweifel und Umstände bewenden; aber nun bemühte man sich, andere Vorstellungen daran zu hängen, man sprach von Giftmischerei und Zauberei; das Wort ließ sich einmal nicht mehr zurückweisen, dafür ließ sich der Begriff verkleiden und entstellen. — Nun denn, wer mit den Schicksalen der Worte und Begriffe unter den Menschen bekannt ist, der weiß, daß es mit den meisten nicht anders zugeht. Dem Himmel sey Dank, es giebt nicht viele von so böser und gefährlicher Art, wie das, welches uns hier zum Paradigma gedient hat; es giebt nicht viele, für deren Externung man so schweres Lehrgeld zahlen muß, und denen sich so furchtbare und häßliche Nebenvorstellungen anhängen lassen. Freilich wäre es gut, wenn man in großen wie in kleinen Dingen den langen und krummen Weg zwischen der Sache und dem Namen abkürzen könnte; man dürfte sich nur an die sehr alte gute Regel halten, erst zu beobachten, anzuhören, zu vergleichen, zu überlegen, ehe man spricht. Aber das bloße Sprechen ist gar so viel leichter, als alle jene Vorbereitungen, gar so viel angenehmer, daß wir — ich meine, daß alle Menschen in diesem Punkte Nachsicht mit einander haben müssen.

25) Fast alle Dichter, deren Werke mit Ruhm auf die Nachwelt gekommen, haben ein Vorurtheil ihrer Mitwelt zu bekämpfen gehabt; nur indem sie ihrem eigenen Jahrhundert Trotz boten und es überwanden, sind sie unsterblich für kommende Jahrhunderte geworden.

26) Sobald die Kunstausdrücke eines Systems einmal zum Gespötte im Munde der Leute geworden sind, hat fast Niemand den Muth, sich weiter damit zu befassen, und es gewinnt den Anschein, als sey das ganze System auf einmal abgethan und vergessen. Aber die Grundfragen lassen sich nicht unterdrücken, sondern tauchen später mit anderen Bezeichnungen wieder auf. Der Trieb, sich selbst in seinem Wesen kennen zu lernen, für sein Denken und Empfinden ein Gesetz und eine Norm zu gewinnen, dieser Trieb ist im Menschen zu stark, als daß er sich mit witzigen Einfällen und Späßen zufrieden geben könnte.

27) Wenn ein widerwärtiger oder peinvoller Gedanke sich unseres Geistes bemächtigt hat, so giebt die Phantasie sich die geschäftigste Mühe und sucht sich aller möglichen Gegenstände zu bemeistern, um seine Aufmerksamkeit abzulenken und ihm Zerstreuung zu verschaffen. Ihr Streben geht offenbar dahin, den Geist in Wohlbehagen zu versetzen; Jedermann weiß dies und verfährt danach. Wenn ein Gedanke vor unsere Seele tritt, den wir als ernst und wichtig anerkennen, bei dem wir aber nicht gern verweilen, so entschlagen wir uns seiner vorsätzlich: „daran mag ich nicht denken". Wir thun dies, ungeachtet wir oft voraussehen, daß es uns in Zukunft Schmerz und Reue bringen wird, nicht zur rechten Zeit an das Rechte gedacht zu haben — so mächtig ist das Verlangen in uns, für jeden nächsten Augenblick dessen los zu werden, was uns eben wehe thut. Es ist dies ein Grund unter vielen, woraus sich erklären läßt, warum gewisse die Religion und Moral lächerlich machende Schriften so große Verbreitung und ungemeinen Beifall gefunden haben. Wer zum Ernsten das Spaßhafte, wer zu Vorstellungen, die uns nachdenklich und beklommen machen, das Zerstreuende und den Spott gesellt, der thut einer tief in uns wurzelnden Neigung den willkommensten Vorschub. Diese Neigung muß durch das Aufgebot aller Macht des Willens überwunden werden, wenn der Geist sich der Beschäftigung mit den Wahrheiten der Religion zuwenden soll. Ja, wer nur zu dem Entschluß kommt, an diese Wahrheiten ernstlich prüfend heranzutreten, der muß schon in seinem innersten Gewissen für sie gewonnen, der muß schon von einer Ehrfurcht für die göttliche Weisheit und Gerechtigkeit durchdrungen, der muß bereits voll einer Liebe zur Wahrheit seyn, die ihm alle menschliche Neigungen und Schwächen überwinden hilft.

28) Wehe uns, wenn wir Alles aufgeben müßten, woran irgend einmal der Spott sich gewagt hat! Die erhabenste Idee, die edelste Gesinnung entgeht zu Zeiten dem Lächerlichen nicht.

29) Das Lachen über einen Gegenstand geht den Menschen am leichtesten und mit dem größten Vergnügen von Statten, wenn sie sich dabei sagen dürfen, daß dieser Gegenstand für Andere ein sehr ernster, wichtiger, ja heiliger ist. Es schmeichelt einem Jeden, er fühlt sich in einer gewissen Superiorität, wenn er über Dinge leichthin zu scherzen vermag, die den Geist eines Anderen ganz und gar einnehmen und beherrschen. Tagtäglich ereignet es sich in vornehmer und geringer, in gebildeter und ungebildeter Gesellschaft, wenn ein Mitglied derselben durch seine besondere Anhänglichkeit an eine gewisse Idee bekannt ist, daß die Uebrigen sich dessen bedienen, um sich über Jenen lustig zu machen, sey es, daß sie ihm widersprechen, sey es, daß sie zum Schein auf seine Vorstellungen eingehen, immer aber so, daß sie ihm die stärkste Aeußerung dessen, wovon er eingenommen ist, zu entlocken trachten. Es verträgt sich dieser Brauch sehr wohl mit dem, was man im gewöhnlichen Sinne Höflichkeit und Lebensart nennt; denn nur die Liebe ist die wahre Friedensstiftung unter den Menschen, die vielbeliebte Urbanität ist höchstens ein gemildertes Kriegs- und Waffenstillstands-Recht. — Jedes positive System über das geistige und moralische Wesen des Menschen hat die Geißel des Spottes und die Streiche der Komiker auszuhalten gehabt, manches gleich bei seinem ersten Auftreten, manches erst viel später; so ist es gewesen von Aristophanes Wolken bis auf den Faust, und so wird es ferner seyn. Wenn wir diese satirischen Darstellungen lesen, so stimmen sie uns zum herzlichen Lachen, oder zu launigem Spott, oder auch zu einer peinlichen Bitterkeit des Gefühls, je nachdem der satirische Dichter mehr lebendigen Witz, oder mehr treffende Schärfe, oder mehr ernste und gewichtige Tiefe besessen, je nachdem er mehr die lächerliche Eitelkeit und Nichtigkeit des einzelnen Systems, oder mehr die Nichtigkeit des vermessenen Menschengeistes in ihrer ganzen erschreckenden Tiefe dargestellt hat.

30) Wenn es sich um die Wahrheit oder Unwahrheit einer moralischen Lehre handelt, so prüfe man dieselbe nach ihrem Inhalte, nicht nach ihren Wirkungen; auf letztere allein ließe sich überhaupt weder ein vollständiges, noch ein richtiges Urtheil gründen. Denn halten wir uns an den Inhalt der Lehre, so besitzen wir in der Offenbarung und in der Vernunfterkenntniß die Prinzipien und Normen für die Prüfung; die Wirkungen einer Lehre stellen sich aber keineswegs so klar und sichtbar heraus, sie verbreiten und verlieren sich viel zu sehr in der unbegränzten Menge des Geschehenden, sie verwickeln sich viel zu sehr, als daß man sie mit einiger Richtigkeit und Sicherheit abschätzen könnte; folglich dürfen sie nicht als Basis, am wenigsten als einzige Basis für ein Urtheil gelten. Es kommt dazu, daß ja keineswegs alle Wirkungen, die sich aus einer Lehre ergeben, wirklich aus ihr selbst herzuleiten sind; an den meisten haben äußere, der Lehre ganz fremde Umstände einen bedeutenden Antheil, so daß man bei einem Urtheil a posteriori immer Gefahr läuft, manches in die Untersuchung hineinzumengen, was gar nicht hinein gehört.

Mannigfaltiges.

— Bulwer's „Belagerung von Granada". Wir haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß das in Stuttgart angekündigte, angeblich von Bulwer verfaßte Werk, „die Zeitgenossen", wahrscheinlich nicht aus dem Englischen übersetzt sey, sondern von einem Deutschen Schriftsteller herrühre. Stuttgarter Blätter haben dies seitdem, eben so wie die bisher erschienenen Lieferungen der „Zeitgenossen" selbst, vollkommen bestätigt. Denn wenn es dem unstreitig sehr geschickten Nachahmer auch gelungen ist, die pikante, vornehm-gelehrte und radikal-aristokratische Weise seines Englischen Musters täuschend zu kopiren, so hat er doch den eigenen Deutschen Ursprung nicht künstlich genug zu verbergen gewußt. Ja er hat, wie z. B. in seinem „Deutschen Emil", eine Kenntniß unserer Erziehungs- und Schulzustände verrathen, wie sie ein Engländer gar nicht besitzt, und wie er sie, selbst wenn er sich, wie hier vorgegeben wird, von einem Deutschen Reisenden darüber hat belehren lassen, schwerlich in Schilderungen, die zunächst für die Englische Modewelt bestimmt sind, verarbeiten wird. Zufällig oder vielleicht absichtlich sind übrigens diese „Zeitgenossen" kurz vor einem echten Bulwerschen Werke ausgegeben worden, das eben gleichzeitig in London und in Berlin angekündigt wird. „Die Belagerung von Granada" heißt Bulwer's neuestes Produkt, das zu interessanten Vergleichungen mit der vor einigen Jahren erschienenen „Alhambra" Washington Irving's Anlaß geben dürfte. Der jetzige Spanische Successionskrieg, der besonders, weil es sich dabei auch um das streitige Ehrenrecht einer jungen Witwe und einer Königin-Waise handelt, die Aufmerksamkeit der schönen unkriegerischen Welt auf sich gezogen, hat namentlich viele gleichzeitig in England erschienene pittoreske Darstellungen und Kupferwerke von Spanien veranlaßt. Zu einem solchen Kupferwerke ist denn auch Bulwer's „Belagerung von Granada", der Kampf des Christenthums mit dem Muhammedanismus um die Herrschaft in Spanien, der obligate Text. Die schönen Stahlstiche sind daher allerdings die Hauptsache, doch läßt es auch die Bulwersche Erzählung, nach den uns vorliegenden Ausbängebogen der Uebersetzung, an wahrhaft dramatischem Interesse nicht fehlen. Die letztere ist, eben so wie das sie begleitende Kupferwerk, von der Asherschen Buchhandlung in Berlin angekündigt worden, welche sich durch einen Vertrag mit dem Englischen Verleger das Recht erworben hat, die Deutsche Ausgabe ganz gleichzeitig mit der Englischen erscheinen zu lassen, so daß sie dadurch einen bedeutenden Vorsprung vor jeder anderen Uebersetzung hat. Dies ist aber auch die einzig mögliche Konzession, die Bulwer einem Deutschen Buchhändler überläßt, und wenn der „Verlag der Klassiker" in Stuttgart behauptet, der berühmte Schriftsteller habe sich gegen ihn anheischig gemacht, das Englische Original der „Zeitgenossen" erst in mehreren Jahren zu publiziren, so ist das natürlich etwas Chimärisches.

— Janin im Auslande. Jules Janin, der in Frankreich so überaus glänzende Honorare bekömmt, wie wir aus den Pariser Skizzen von hundert und ein verschiedenen und lange nicht so gut honorirten Deutschen Schriftstellern wissen, Jules Janin scheint doch im Auslande einen noch größeren Ehrensold zu erhalten, da er es z. B. nicht verschmäht hat, für die bei Cotta erschienene und von A. Lewald herausgegebene Theater-Revüe eine Uebersicht des Französischen Theaters zu schreiben und das neueste Blatt des Londoner Athenaeum eine von ihm ausdrücklich für dasselbe gearbeitete „Geschichte der Französischen Literatur des 19ten Jahrhunderts" bringt. Es versteht sich von selbst, daß Herr Janin, der weder Deutsch noch Englisch weiß, beiderlei Aufsätze Französisch geschrieben, und daß die Herausgeber der Revüe und des Athenäums die Uebersetzungen veranstalten ließen; auch versteht sich von selbst, daß in diesen Geschichten des Theaters und der Literatur Niemand wirklich eine Geschichte des Theaters und der Literatur suchen darf, da er nichts weiter als Janin's witzige, persönliche und durchaus nicht die Sache berührende Darstellung voll „verve" und „saillies" finden würde; aber es bleibt doch immer interessant, wahrzunehmen, wie sich die Europäischen Literaturen stets mehr verschmägern. Herüber und hinüber findet ein fortwährender geistiger Austausch statt, und die alte Chinesische Mauer von Vorurtheilen und National-Egoismus ist in England und Frankreich nunmehr bald eben so niedergerissen, wie sie es schon längst in unserem Deutschen Vaterlande war.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 54. Berlin, Freitag den 5. Mai 1837.

Afrika.

Scenen aus dem Lager Abd el Kader's.

Von dem Französischen Marine-Lieutenant Defrance.*)

Den 28. Oktober bekam Abd el Kader aus Marokko einen Brief, der ihm den Tod des Königs von Frankreich meldete; ich glaube, der Kaiser von Marokko meinte Karl X., während Abd el Kader überzeugt war oder seyn wollte, daß von Ludwig Philipp die Rede sey. Auf der Stelle verbreitete er in seinem Lager das Gerücht, daß man den König der Franzosen ermordet hätte, daß der Bürgerkrieg in Frankreich ausgebrochen wäre, und daß die in Algier liegenden Truppen zurückgerufen werden sollten.

Diese Nachrichten erregten laute Freude und allgemeine Begeisterung; die Araber trafen alle Anordnungen, um den Abzug der Französischen Armee glänzend zu feiern, und drei Tage lang sah man zu Mascara und in dem Lager nichts als Feste und Vergnügungen. Jeden Morgen gaben die Kanonen der Stadt der ganzen Umgegend das Signal zu den Ergötzlichkeiten, welche diesen Tag stattfinden und deren Glanz durch die Gegenwart des Sultans noch erhöht werden sollte. Mann und Weib, Alt und Jung strömte von allen Seiten ins Lager, um dem kleinen Manöver-Krieg beizuwohnen, welchen die Truppen drei Tage hinter einander zum Besten gaben. So oft die Reiter sich in Bewegung setzten, um diese Manöver auszuführen, holte mich der erste Schreiber des Sultans ab und führte mich außerhalb des Lagers, wo wir drei bis vier Stunden hindurch die Wettrennen und die Scheingefechte der Araber mit ansahen.

Abd el Kader theilte seine Kavallerie in zwei abgesonderte Haufen, von denen das erste Corps die Franzosen vorstellte, mit Westen und Hosen, aber ohne Haick's und Bernu's; in dessen Reihen trat auch Abd el Kader selbst. Das zweite Corps dagegen war die Partei der Araber und hatte Westen, Hosen, Haick's und Bernu's. Die beiden Abtheilungen stellten sich in ziemlich großen Entfernungen von einander auf. Abd el Kader ließ zehn Reiter von der Französischen Partei zum Scharmuziren ausgehen; die Araber schickten eben so viel von ihrer Seite.

Die Escarmoucheurs beider Lager ritten zuerst Schritt vor Schritt, dann aber, je mehr sie sich einander näherten, beschleunigten sie den Gang ihrer Pferde, bis sie in einer Nähe von 25 Schritt ihr Kriegsgeschrei: Ah, ah, ah! ausstießen und ihre Haick's und Bernu's schüttelten; dann zielten sie auf ihre Gegner, feuerten ihre Gewehre ab, entblößten ihre Säbel und fochten zum Schein damit. Hierauf wurden von beiden Seiten zehn frische Reiter abgeschickt, welche sich ins Handgemenge warfen und den vorigen Kampf wiederholten, während die zwei ersten Häuflein jedes zu seiner Partei zurücksprengte. Zuweilen kämpften alle vierzig Reiter zusammen, bis die Schwächeren, von neuer Hülfe abgelöst, sich im Galopp mit lautem Geschrei zurückzogen, wobei sie die Säbel schwangen und ihre Gewehre abfeuerten. Manchmal entfernten sich auch einige Reiter ganz vom Schlachtfelde, ritten weit in die Ebene vor, als ob sie den Feind verfolgten, und wenn sie genug galoppirt hatten, kehrten beide Parteien in ihre Reihen zurück. Zu gewissen Zeiten bemerkte man auf einmal in beiden Lagern die größte Verwirrung: das war ein allgemeines, dichtes Handgemenge; die Bernu's flatterten, die Säbel blitzten, eine Pulverwolke bedeckte die Kämpfenden, deren wüthendes Schlachtgeschrei sich fortwährend vernehmen ließ. Plötzlich schlugen die Trommeln auf beiden Seiten den Rückzug: die Anführer stellen die Ordnung wieder her, die Reiter schenken ihren Pferden einige Minuten Ruhe, und dann fangen die Angriffe, die Galoppaden, die Gefechte und die Evolutionen wieder von vorn an.

Diese Manöver endigten natürlich jedesmal mit der Niederlage der Franzosen. Sobald Abd el Kader es für Zeit hielt, die Uebungen zu schließen, stürzte er sich mitten ins Handgemenge hinein; da faßten zwei Araber den Zaum seines Pferdes und führten ihn, den gefangenen Sultan, mit Begeisterung und Siegesgeschrei in sein Zelt zurück. Dann schwenkte Abd el Kader sein Pferd, nahm die Stellung eines Siegers, und indem er einen stolzen Blick auf die Barbaren warf, welche von seinem ritterlichen Aussehen und seiner kriegerischen Haltung ganz entzückt waren, ließ er sein Pferd sich bäumen und auf die Hinterfüße stellen.

So oft Abd el Kader vor mir vorbeiritt, hatte er die kleine Eitelkeit, sein Pferd einige Schwenkungen und Paraden machen zu lassen; es war allerdings ein prächtiges Thier, das laut wiehernd den Boden mit seinen Hufen durchwühlte und sich mit Stolz und Anmuth unter der geschickten Hand seines Herrn bewegte, dessen selbstgefälliges Lächeln mich zu fragen schien: „Nicht wahr, ich bin ein hübscher Reiter?" Darauf mußte ich bei mir selber antworten: „Du wärest vielleicht nicht so zierlich, mein lieber Herr Emir, wenn Du auf einem Englischen Sattel säßest."

Das letzte Mal mischte sich die Infanterie unter die Kavallerie; da aber das Fußvolk mitten unter den Pferden nicht recht an seinem Platze war, so lief dasselbe schnell, in zwei Haufen getheilt, sich hinter ein Gebüsch zu verstecken, nachdem es noch eine Menge Flintenschüsse abgefeuert hatte. Kaum aber war Abd el Kader Kriegsgefangener geworden, so holten sie die Reiterei wieder ein und kehrten unter Triumphgeschrei ins Lager zurück.

Eben hatten die Manöver geendigt, und gedankenvoll suchte ich mein Zelt wieder auf. Ich war weit entfernt, den Nachrichten, welche Abd el Kader im Lager und unter den Stämmen verbreitet hatte, Glauben zu schenken; ich dachte an das Schauspiel, welchem ich seit drei Tagen beigewohnt hatte, als mich die Stimme Ben-Zaka's aus meiner Träumerei erweckte.

„Es ist ein Gefecht bei Tlemecen geliefert worden", sprach er; „die Anhänger des Propheten haben die Franzosen in die Flucht geschlagen und viel Gefangene gemacht, welche jeden Augenblick vor den Sultan geführt werden sollen. Du wirst Dich also in einer zahlreicheren Gesellschaft befinden." — „So lange ich hier bin", antwortete ich, „habe ich Gelegenheit genug gehabt, alle eure List und Lügen kennen zu lernen. Du erzählst mir, die Franzosen seyen geschlagen worden, und die Araber hätten Tlemecen erobert. Erinnerst Du Dich noch, Ben-Zaka, als wir in Tekedemta lagen, wie Du mir eines Morgens für ganz sicher erzähltest, daß Achmed, der Bey von Konstantine, Bona eingenommen hätte? Damals hat die Kanone auf der Redoute von Tekedemta mit ihrer schwachen, heiseren Stimme einen ganzen Tag lang den glänzenden Sieg besungen, welchen ein Verdammter Deines Sultans davongetragen haben sollte. Nun sprich, wer kommandirt in Bona, der Bey von Konstantine oder ein Französischer General? Du wirst sagen, daß man Dich getäuscht habe; das ist freilich die beste Antwort, die Du geben kannst. Gestern bist Du getäuscht worden, da man Dir erzählte, daß der Sultan der Franzosen ermordet worden wäre; heute läßt Du Dich wieder täuschen, wenn man Dir schreibt, daß Tlemecen in die Gewalt der Araber gefallen ist."

„Du wirst bald sehen, Christenhund, wer von uns Beiden Recht hat; die Gefangenen müssen gleich kommen."

Ich ging wieder zu meinem Gefährten Meurier; es war noch nicht besser mit ihm, vielmehr verschlimmerte sich sein Zustand von Tage zu Tage. Ich suchte seine wunden Glieder zu erwärmen, indem ich sie fortwährend rieb und seine gefrornen Füße umfaßt hielt. Um die Heftigkeit seiner Kopfschmerzen zu lindern und das gereizte Blut, welches ihm nach dem Kopf gestiegen war, zu stillen, benetzte ich meine Hände mit Wasser und legte sie so auf seine brennende Stirn. Noch war ich ganz in diese Beschäftigungen vertieft, als Ben-Zaka mit triumphirender Miene ins Zelt trat. „Komm", sagte er, „die Araber haben dem Sultan die christlichen Gefangenen von Tlemecen geschickt." Ohne ihm zu antworten, eilte ich aus dem Zelte und sah zwei unglückliche Soldaten vor mir, fast nackt, ohne Schuhe, in einem unbeschreiblichen Elend; die Chaou's trieben sie mit Stockschlägen vor sich her, wie ein Fleischer seine müden Ochsen ins Schlachthaus.

Während man Abd el Kader von ihrer Ankunft benachrichtigte, wollte ich mich ihnen nähern und sie fragen, ward aber von den Chaou's schnell bei Seite gestoßen und bemerkte noch im Weggehen, wie die Zwei in das Zelt des Sultans traten. Gerade als ich Meurice Alles erzählte, wurden die beiden Gefangenen von Ben-Zaka in unser Zelt geführt; er gab Jedem von ihnen einen Haick. Ich machte ihnen ein Zeichen, sich uns zu nähern, und richtete einige Fragen an sie: „Woher kommt Ihr?" — „Von Tlemecen." — „Wie heißt Ihr und zu welchem Regiment gehört Ihr?" — „Ich heiße Bourgeois", antwortete mir der Erste, „und bin ein ehemaliger Soldat vom 11ten Regiment; mein Kamerad heißt Fleury und gehörte zum 66sten Regiment. Wir waren Beide in dem Bataillon von Tlemecen." — „Es hat also eine Schlacht gegeben?" — „Keineswegs, Herr Lieutenant (ich hatte ihnen schon gesagt, wer wir wären), die Sache verhält sich so: Die Beduinen schlossen schon seit langer Zeit die Stadt ein; man sagt, der Appetit kommt über dem Essen; mag seyn, aber wenn man

*) Aus den Berichten der politischen Blätter werden sich die Leser erinnern, daß von den beiden in die Gefangenschaft Abd el Kader's gerathenen Offizieren Defrance und Meurice der Erstere nach langen Leiden ranzionirt wurde und nach Frankreich zurückkehrte, wo er so eben unter dem Titel: Les prisonniers d'Abd-el-Kader, eine Geschichte seiner Gefangenschaft herausgegeben hat.

nichts im Magen hat, kommt er noch schneller. Eines Morgens, da ich und Fleury den Mund etwas trockener als gewöhnlich hatten, sagte ich zu ihm: „Wir müssen 'mal 'raus, wir wollen fouragiren wie die Beduinen." Um die Stadt herum standen viele Fruchtbäume; von diesen hatten wir eine gute Handvoll gepflückt und wollten eben zurückkehren, als wir uns auf einmal von den Beduinen eingeschlossen sehen. Sie greifen uns auf wie Lerchen, und nicht zufrieden, uns gefangen zu nehmen, haben uns diese Räuber auf dem ganzen Weg in einem fort Schläge gegeben. Man sagt, Abd el Kader selbst will es, daß seine Leute recht viel Gefangene machen und Keinem den Kopf abschneiden; darum haben wir wohl jetzt noch einen ganzen Kopf auf den Schultern. Dafür aber sind wir aber schrecklich traktirt worden. Nun wollen wir doch hoffen, da wir jetzt in Abd el Kader's Palais-royal sind, daß man uns nicht mehr so zurichten wird. Wenn Sie aber dem Gouverneur schreiben, Herr Lieutenant, so vergessen Sie nicht, ihm wenigstens zwei Worte von Fleury und Bourgeois zu sagen, denn wahrhaftig, diese neue Garnison will uns nur wenig behagen."

Ich versicherte die beiden Unglücklichen meiner Theilnahme und Freundschaft, und noch an demselben Abend, nachdem ich mit Abd el Kader darüber gesprochen, schrieb ich an den General Rapatel und bat ihn, er möchte doch sechs Arabische Gefangene zur Auswechselung dieser zwei schicken. — Meine neuen Unglücksgefährten vergaßen bald ihr eigenes Elend, um mit mir die Pflege des kranken Maurice zu theilen; sie rieben alle seine kalten Glieder an den ihrigen, machten Umschläge aus ihren Lumpen, die sie mit Wasser benetzten und auf die heiße Stirn des Patienten legten, was mehr half als alles Andere.

Den anderen Morgen fing Ben-Zaka wieder an in einem eben so triumphirenden, geringschätzigen Tone, wie den Tag vorher, da er mir von der Ankunft der Gefangenen aus Tlemcen erzählte: „Komm her, Christ, sieh mal hinüber nach der Stadt zu." — „Nun, was giebt's?" — „Hörst Du kein Geschrei, siehst Du keine Reiter?" — „Nun, was noch?" — „Was noch! Weiter nichts, als daß man einen Gefangenen vor den Sultan führt. Sag', hab' ich Dich noch diesen Morgen getäuscht? Da hast Du ihn."

Es war ein gefangener Franzose von ungefähr 50 Jahren, der vor uns vorübergeführt ward. Ein langer schmutziger Rothbart fiel ihm auf die nackte Brust herab, ein zerfetztes Hemd bedeckte seine Schultern, und sein übriges Kostüm bestand aus einem Paar zerrissener Soldatenhosen und einem durchlöcherten grauen Hut; stromweise floß ihm das Blut aus den Wunden an Bein und Füßen und ließ eine rauchende Spur auf dem Wege zurück. Ein ganzer Schwarm von Kindern verfolgte den Gefangenen schon von den Vorstädten Mascara's an; schreiend liefen sie hinter ihm her und ließen ihm keine Ruhe, indem sie ihn bald schlugen, bald mit Steinen warfen. Auch an seinem Kopfe hatte er mehrere Löcher, aus denen schwarzes, dickes Blut herabfloß. Als der Unglückliche vor uns vorbeiging, wollte ich mich ihm nähern, denn Maurice, der sich vor das Zelt hatte hinaus tragen lassen, erkannte in ihm einen gewissen Lanternier. Doch vergebens! die Chaous's erhoben ihre Stöcke und führten unter dem Beifallsgeschrei der Menge den Gefangenen von uns weg zu Abd el Kader. Dieser ward von Mitleid ergriffen, als er den verstümmelten Gefangenen vor sich sah, dessen Blut, aus seinen zahlreichen Wunden fließend, ihm das Zelt überschwemmte. Er ließ ihm von Ben-Zaka einen Haick und ein Paar Schuhe geben. Dann befahl er, ihn in unser Zelt zu führen, da er ihn von Oroma hatte kommen lassen, um ihn mit uns zurückzuschicken. Da schrie der Chaous, der ihn eskortirt hatte: „Diesen Hund schicke ins Gefängniß, denn er hat sich geweigert, zu marschiren und Deinen Befehlen zu gehorchen." — „Wie! Du hast Abd el Kader's Willen verachtet?" — „Nein, ich habe Deinen Befehl keineswegs verachtet. Ich habe gar viel gelitten und ließ mir Alles gefallen; aber als die Chaous's mich von Oroma wegschleppen wollten, wo meine Frau und meine Tochter gefangen sind, obgleich ich von ihnen immer getrennt und mein Gefängniß von dem ihrigen entfernt war, da gerieth ich in die höchste Verzweiflung; ich wollte nicht einen Schritt von dem Orte weg, wo man meine Frau und meine arme Tochter gefangen hält. Ich warf mich auf den Boden nieder; sie schlugen mich. Ich bat die Chaous flehentlich, mich bei meinem armen Weib zu lassen, sie schlugen mich noch mehr. Da stand ich auf und gehorchte, wie Du siehst, ich bin in Deinem Lager. Nun soll ich noch hier ins Gefängniß! haben sie mich nicht schon grausam genug gezüchtigt? — O habe Gnade mit mir, Abd el Kader, laß mich in Deinem Lager bleiben! Sieh, wie meine Füße von Felsen und Gesträuch zerrissen sind. Die Chaous's haben ihre Stöcke auf meinen Schultern zerbrochen, und die Kinder der Vorstädte von Mascara haben meinen Kopf mit Steinen zerschlagen. Nach so vielen Martern noch ins Gefängniß! und meine Frau! und meine Tochter! o sey gnädig, sey großmüthig, Abd el Kader. Es muß doch Alles einmal ein Ende haben. Sieh, kaum kann ich meine Füße mehr heben, ich komme um vor Hunger und Durst; es ist auch nicht eine einzige Stelle an meinem Körper, die nicht mit Blut bedeckt ist. Schicke mich nicht ins Gefängniß, Abd el Kader, schone meiner: ich habe schon so Schreckliches gelitten!"

Abd el Kader blieb unerbittlich. „Bringe den Christen nach Mascara ins Gefängniß", sprach er zu dem Chaous, „aber man soll ihn ja von den gefangenen Arabern trennen, die könnten ihn sonst schlagen."

„Ins Gefängniß!" schrie der Unglückliche.... Er konnte seine Rede nicht vollenden, ein heftiger Schlag unterdrückte seine Klage. Wir sahen ihn wieder vor unserem Zelte vorbeigehen, wurden aber wieder gehindert, ihm ein Wort des Trostes zuzurufen und seine Hand zu drücken.... Nur, als er uns am nächsten war, wandte er sich um und sah uns an; Thränen stürzten ihm aus den Augen: eine furchtbare Angst und Verzweiflung blickte aus seinen Mienen. Gewiß las er in unseren Augen unser Mitleid, unsere Theilnahme, unseren Schmerz; [illegible] war er etwas langsamer gegangen, da schlugen die Chaous auf [illegible] und hinter ihm her schrieen und spotteten die Kinder und warfen mit Steinen. Auf einmal ließ der Unglückliche seinen Kopf sinken, er hatte von einem Stein eine neue Wunde bekommen, das Blut strömte hervor, er taumelte. Doch seine Henker trieben ihn unerbittlich weiter.

Mit unserem Maurice ward es immer schlimmer: wir konnten ihn trotz aller Anstrengungen nicht erwärmen. Mit der größten Schwierigkeit hatten wir uns etwas Gerstentrank zu verschaffen gewußt, denn trotz der Befehle Abd el Kader's wollte man uns nicht gestatten, uns dem Küchenfeuer zu nähern. Das Getränk war ohne Zucker; der Kranke nahm es nur mit Widerstreben. Auch wünschte er in Mascara ein Dampfbad zu nehmen, das würde ihn vielleicht herstellen. Ich ließ den Sultan durch Ben-Zaka um Erlaubniß bitten, ihn zu besuchen. Ben-Zaka, der übrigens ein ganz ehrlicher Kerl war, vollzog meinen Auftrag und meldete mir, daß der Sultan bereit wäre, mich zu sehen. Abd el Kader lächelte, als ich kam, gab mir ein Zeichen, mich niederzulassen, und fragte mich, wie ich mich befände. „Ich befinde mich nicht übel, aber der arme Maurice ist so krank; wir können ihm nicht die Glieder erwärmen. Er meint, ein Bad würde ihm sehr wohl thun. Willst Du die Gnade haben, ihm zu erlauben, daß er nach Mascara gehe?" — „Er soll morgen gehen." — „Laß mich ihn begleiten." — „Du sollst ihn begleiten." — „Du bist sehr gnädig, sehr großmüthig; Du bist ein großer Sultan. Ich danke Dir für Maurice und für mich. Darf ich noch eine Bitte wagen?" — „Sprich." — „Wir bereiten einen Gerstentrank für Maurice, ohne Zucker schmeckt er dem Kranken nicht. Möchtest Du wohl auch die Gnade haben, mir ein Stück Zucker zu bewilligen!" — „Ja."

Abd el Kader gab ein Zeichen, und Ben-Zaka überreichte mir ein halbes Pfund weißen Zucker. Ich dankte dem Sultan, lief schnell voller Freude zu meinem armen Kranken und brachte ihm die Nachricht, daß er morgen in Mascara ein Bad nehmen könne.

England.

Niederländische Genrebilder und Seestücke.

(Schluß.)

Während er noch so sprach, war er schon die Treppen hinunter, zum Hause hinaus, mit einem mächtigen Satz über den Graben; ohne Rock, im bloßen Kopf, rannte er quer über Feld nach des Doktors nassamer Wohnung zu. Die Nachbarn sahen ihn vorüberfliegen, schnell wie der Wind; sie wunderten sich und schüttelten die Köpfe. Monheer Poots war kaum auf dem halben Wege nach Hause: er hatte sich beim Fallen von der Treppe das Schienbein geschunden und lahmte ein wenig. Der kleine Mann war nicht ohne Furcht, daß Philipp seinen Diebstahl entdeckt haben möchte, und sah sich fleißig um. Es dauerte nicht lange, so erblickte er zu seinem Schrecken den jungen Mann hinter sich, in der Ferne zwar, aber im vollen Lauf aus Leibeskräften ihm nachsetzend. Dem Kleinen verginnen vor Angst schier die Sinne; er wußte sich nicht zu helfen in seinen Diebesnöthen. Der erste Gedanke war, stehen zu bleiben, bis Philipp ihn erreichen würde, und das Gestohlene herauszugeben; aber im nächsten Augenblick trieb die Furcht vor Philipp's gewaltsamem Zorn ihn weiter, und er lief, so schnell er nur konnte, in der Hoffnung, sein Haus noch bei Zeiten zu erreichen und sich darin zu verrammeln. Wäre er erst in der Festung, so dachte er, dann würde er das geraubte Gut, wo nicht behaupten, doch mindestens auf bessere Bedingungen kapituliren können. Er mußte aber gewaltig eilen, wenn ihm das gelingen sollte. Es schnurrte auch wirklich das Männchen auf seinen kleinen dünnen Beinchen mit wundersamer Geschwindigkeit einher; Philipp aber, der es an des Doktors Eile für aufgemacht erkannte, daß er den Dieb vor sich habe, verdoppelte nun seine Anstrengungen und war mit jeder Sekunde näher hinter dem Gejagten her. Hundert Ellen vor sich sah Monheer Poots seine Hausthür, aber dicht hinter ihm, näher und näher, schallten die Tritte des Verfolgers, er hörte seinen schnaubenden Athem, er fing an zu kreischen, wie der Hase, wenn ihn der Jagdhund packt. Schon streckte Philipp die Hand nach dem Flüchtling aus, da fiel der Kleine zu Boden, und der Verfolger stürzte in so gewaltiger Hast über ihn her, daß er über die Füße des Kleinen stolperte, das Gleichgewicht verlor und sich im nächsten Augenblick am Boden im Sande wälzte. Es war, wie wenn der Hund über den Hasen wegläuft. Der Doktor hatte sich schnell aufgerafft, und ehe Philipp das Gleiche thun und ihn wieder einholen konnte, war Jener in seine Thür geschlüpft und hatte sie von innen verriegelt. Der junge Mann war entschlossen, seinen gestohlenen Schatz wiederzuerobern, es koste, was es wolle. Er spähte rings umher, ob sich nicht ein Mittel fände, mit Gewalt in das Haus einzudringen. Dasselbe war, da es einsam auf dem Felde lag, von allen Seiten aufs Aeußerste gegen Diebe verwahrt; die unteren Fenster waren stark vergittert, der Oberstock viel zu hoch, als daß sich hätte hinanklettern lassen.

Monheer Poots stand zwar weit und breit in gutem Rufe als ein geschickter Arzt, aber zugleich im schlechtesten als ein barbierziger, fühlloser, ausgetrockneter Geizhals. Nie kam Jemand über seine Schwelle; es fühlte auch Niemand Lust dazu. So einsam sein Haus auf dem Felde stand, so getrennt lebte er auch von aller menschlichen Gesellschaft. Außer dem Hause sah man ihn nirgend als in Krankenstuben und am Leichenbett. Niemand wußte, worin sein Vermögen bestehe, wie sein Haus inwendig beschaffen sey, wie er lebe. Anfänglich, als er sich in der Gegend niederließ, hatte er ein altes, abgelebtes Mütterchen im Hause gehabt, die zuweilen herauskam, wenn Jemand ans Thor klopfte und nach dem Doktor verlangte. Der Alte war längst begraben, und seit der Zeit kam der Doktor, wenn er zu Hause war, immer selbst herunter, um zu öffnen; war er aber nicht zu Hause, so hätte man eher die Todten aus dem Schlafe pochen können, als eine Antwort von drinnen vernehmen. Daraus schlossen denn die Leute, Monheer Poots müsse wohl ganz allein in dem Hause wohnen; der alte Filz, hieß es,

wolle keinen Diener bezahlen. Also glaubte auch Philipp, mit dem Doktor allein schon fertig werden zu können; er sammelte seinen Athem und sann hin und her über einen doppelten Plan, das Kleinod herauszubekommen und den unverschämten Dieb aufs schärfste zu züchtigen.

Die Hausthür war so fest, daß Philipp keine Möglichkeit vor sich sah, sie zu sprengen. Die Nothwendigkeit, sich in Geduld zu fassen, brachte es bald dahin, daß auch sein Zorn ein wenig verrauchte, und er wollte gern zufrieden seyn, wenn er von dem Doktor das Kleinod in der Güte zurückbekäme, ohne Mißhandlung und Gewalt. Also rief er mit lauter Stimme: „Mynheer Poots, ich weiß, Ihr hört mich. Gebt Ihr mir zurück, was Ihr genommen habt, so will ich Euch kein Leides thun; gebt Ihr mir's nicht, so habt Ihr Euch selbst das Aergste zuzuschreiben: mit Eurem Leben müßt Ihr mir's bezahlen, eher weich' ich nicht." — Mynheer Poots vernahm jedes Wort, aber der Geizhals hatte sich längst von seinem Schrecken erholt, und so wie er sich hinter festen Mauern und Thüren in Sicherheit fühlte, konnte er's nicht übers Herz bringen, sich von dem kostbaren Gute zu trennen. Er beschloß also, gar nicht zu antworten, die Geduld des Belagerers zu ermüden, und hoffte, sich am Ende leichten Kaufes, etwa durch das Opfer einiger Gulden, die Philipp so nöthig brauchte, des Kleinodes sammt dem künftigen hohen Erlöse zu versichern.

Als der junge Wanderdecken sah, daß Jener ihn ins Leere sprechen ließ, fing er laut und heftig an zu schelten und schritt zu den entscheidendsten Maßregeln. Nicht weit vom Hause war trockenes Heu und Streb in Haufen aufgeschüttet, und seitwärts an der Mauer war eine Schicht Brennholz aufgefahren. Mehr brauchte es nicht, um das Haus anzuzünden; bekäme er das Geraubte nicht wieder, so sollte doch der Räuber in den Flammen umkommen. Auf seinen Armen brachte er das Heu und Streb vor die Hausthüre geschleppt, und oben darauf legte er Reisig und Holzscheite, bis die Thür ganz davon zugedeckt war. Er griff zu Stein, Stahl und Schwamm, drei Dinge, ohne welche ein Holländer nie ausgeht, und es dauerte nicht lange, so stand die ganze Schicht in hellen Flammen; das Feuer knisterte, und der Rauch wirbelte über das Dach hinauf. Das schwere Holzthor fing an zu glimmen, zu knacken, und schon leckte die Flamme an den alten Bohlen; Philipp schrie vor Freuden auf, daß seine Rache ihm so wohl gelang. „Heda", schrie er, „Du spitzbübischer Leichenbestehler, Du jämmerlicher, knauseriger Dieb! Du sollst mich kennen lernen. Bleibst Du innen, so verbrennst Du, kommst Du heraus, so erwürg' ich Dich. Habt Ihr's gehört, Mynheer Poots?"

Auf Philipp's Ruf öffnete sich ein Fenster am äußersten Ende des Oberstockes. „Ah, jetzt kommt Ihr, Mynheer, jetzt wollt ihr schön bitten —"; mehr sprach Philipp nicht, mit offenem Munde blieb er stehen, als sähe er eine überirdische Erscheinung. Denn anstatt des häßlichen, kleinen, verschrumpften Geizhalses — wer sah zum Fenster hinaus? Ein Mädchen, so reizend und lieblich, wie je die Natur eins geformt; ein engelgleiches Geschöpf, vielleicht sechzehn oder siebzehn Jahr alt und gar nicht erschrocken über die drohende Gefahr, sondern ganz gelassen und muthig. Das lange schwarze Haar wand sich ihr in Zöpfen und Flechten um das schöngeformte Haupt; ihre großen, tiefdunkeln Augen blickten voll Sanftmuth; das anmuthige Oval ihres Gesichtes, die Wange mit seinen Grübchen, der kleine Mund mit den schmalen, gewölbten, purpurrothen Lippen, die Nase stolz und gerade, die Stirn glänzend weiß und hoch — Reizenderes konnte man nicht sehen. Ein solches Gesicht haben je zuweilen die berühmtesten Maler, in den glücklichsten Momenten der Begeisterung, auf die Leinwand geworfen, als das Antlitz einer schönen und frommen Heiligen. Und wie die Flamme zu ihren Füßen aufflackerte und der Rauch, vom Winde seitwärts getrieben, in dicken Säulen an ihrem Fenster vorüberzog, konnte sie wohl an das Bild einer Märtyrerin aus alten Zeiten gemahnen, so ruhig, so freundlich schaute sie dahin. „Was wollt Ihr mit Eurem Stürmen, Ihr gewaltthätiger junger Mann? Was haben Euch die Bewohner dieses Hauses gethan, daß Ihr sie umbringen wollt?" Sie sprach's in würdigem, gebieterischem Tone; Philipp sah sie starr an und fand keine Antwort. Der erste Gedanke, der in ihm erwachte, war das Entsetzen darüber, wie leicht er dieses liebliche Wesen in seiner Rache hätte verderben können, sein zweiter die wachsende Gefahr. Er ergriff eines von den mächtigen Holzscheiten, die er herbeigeschleppt hatte, fuhr damit in das brennende Stroh und Reisig und störte es mit Macht aus einander, daß der Wind die Funken und Flecken weit über das Feld trug; er ruhte nicht eher, als bis die Thür frei war. Noch schwälten und glimmten die dicken Eichenbohlen, doch hatte das Feuer sie nur an der Oberfläche ergriffen und Philipp warf so lange mit Erdschollen auf die entzündeten Stellen, bis Alles verkohlt war und nur ein schwacher unschädlicher Dampf aus dem erhitzten Holze aufstieg. Während Philipp mit solcher Anstrengung am Löschen des Feuers arbeitete, hatte das Mädchen ihm von oben schweigend und mit Theilnahme zugesehen. „Nun ist's gelöscht, edle Jungfrau", rief er hinauf; „es ist Alles sicher. Gott verzeihe mir die Sünde, daß ich ein so kostbares Leben in Gefahr gesetzt habe. Aber ich dachte, mich nur an dem Mynheer Poots zu rächen." — „Was hat Euch denn Mynheer Poots gethan", fragte sie mit großer Ruhe, „daß Ihr ihn so grausam lebendig verbrennen wolltet?" — „Was er mir gethan hat? In mein Haus ist er gekommen, eine Leiche hat er beraubt, eine unschätzbare Reliquie hat er von meiner todten Mutter weggenommen." — „Eine Leiche beraubt, nein doch, das hat er gewiß nicht gethan. Junger Mann, Ihr thut ihm Unrecht." — „Ich sag' Euch, edle Jungfrau, er hat's gethan; und sehr Ihr, die Reliquie muß ich wiederhaben, durchaus wiederhaben." — Um meiner Seele willen! Wenn Ihr wüßtet, wie viel mir daran gelegen ist." — „Geduldet ein Weilchen, junger Herr", rief sie herunter, „ich will bald wiederkommen."

Einige Minuten stand Philipp wartend voll Entzücken und Bewunderung. Wie kam ein so hohes Geschöpf zu Mynheer Poots ins Haus? Wer mochte sie seyn? Während er dies in tiefem Sinnen überlegte, rief ihn von oben schon wieder die silberhelle Stimme der Schönen, von der er träumte; sie lehnte zum Fenster hinaus und hielt das ersehnte Kleinod am schwarzen Bande in der Hand. „Da habt Ihr, was Ihr verlangt, junger Herr", sprach sie in gütigem Tone; „es thut mir herzlich Leid, daß mein Vater Euch solch Unrecht und Verdruß angethan hat; nehmt es" — und bei diesen Worten ließ sie's vom Fenster herab zu Boden fallen — „und nun könnt Ihr gehen." Aber Philipp ging nicht; er vergaß sogar, die zu seinen Füßen liegende Reliquie aufzuheben. „Euer Vater, Jungfrau, kann das denn Euer Vater seyn?" Sie gab keine Antwort und wollte das Fenster schließen; aber Philipp rief von neuem hinauf: „Bleibt noch eine Weile, edle Jungfrau, noch einen einzigen Augenblick, daß ich Euch für meinen wilden und thörichten Streich um Verzeihung bitte. Bei dieser heiligen Reliquie schwör' ich Euch, — er hob sie vom Boden auf und führte sie an die Lippen, — hätt' ich gewußt, daß eine andere, unschuldige Person in dem Hause wohnte, ich hätt' es nimmermehr gethan, und jetzt freut es mich über die Maßen, daß kein Unglück geschehen ist. Noch ist aber nicht alle Gefahr zu Ende; Ihr müßt das Thor aufsperren, und die Bretter, die inwendig noch glühen, sorgfältig löschen, sonst kann es Euch doch das Haus anzünden. Fürchtet nicht, daß ich Eurem Vater ein Uebles thue, und hätte er sich tausendmal ärger an mir versündigt, um Euretwillen wäre jedes Haar an seinem Haupte vor mir sicher. Sagt ihm das, er kennt mich, er weiß, wie ich Wort halte. Also, edle Jungfrau, laßt mich erst den Schaden völlig wieder gut machen, dann will ich gehen." — „Nein, nein, traut ihm nicht", so hörte Philipp des Doktor's Stimme kreischen, der oben in der Stube versteckt lag. Die Tochter aber erwiederte: „Ja doch, Vater, wir wollen ihm trauen. Seine Hülfe thut uns auch Noth; ich bin ein schwaches Mädchen, Ihr seyd ein alter Mann, wie könnten wir die Arbeit verrichten? — Machen wir das Thor auf und lassen wir ihn löschen, damit wir ruhig schlafen können." Und sie wendete sich zu Philipp herunter mit den Worten: „Mein Vater wird aufschließen, junger Herr, und ich danke Euch herzlich für diesen freundlichen Dienst; ich baue auf Euer Wort." — „Niemand kann mir nachsagen, Jungfrau", erwiederte Philipp, „daß ich je mein Wort gebrochen hätte; aber laßt Euren Vater sich eilen, denn ich sehe, die Flamme bricht wieder aus."

Mynheer Poots öffnete die Thür unter Zittern und Angst und lief eiligst wieder die Treppen hinauf. Es zeigte sich, wie recht Philipp mit seiner Warnung gehabt hatte. Manchen Eimer Wasser mußte er herbeischleppen, bis die Gluth völlig gedämpft war. Der Vater und die Tochter blieben oben, sie ließen sich während der ganzen Löscharbeit nicht blicken. Als Alles in Sicherheit war, schloß Philipp die Thür und sah zum Abschied noch einmal an die Fenster hinauf. Eines wurde geöffnet, das schöne Mädchen sah heraus, und Philipp meldete ihr mit höflichen und respektvollen Ausdrücken, daß alle Gefahr vorüber sey. „Ich dank' Euch vieltausendmal", sprach sie, „Euer Benehmen ist zwar anfangs unbesonnen gewesen, hernach aber ehrlich und verständig. Geht mit Gott!" — „Und Ihr, Jungfrau, sagt Eurem Vater, daß ich ihm keinen Zorn mehr nachtrage, und daß ich in etlichen Tagen herkommen will, ihm geben, was er zu fordern hat." Das Fenster schloß sich, und Philipp, aufgeregter, als da er am Morgen hergekommen, aber von Empfindungen ganz anderer Art, sah noch eine Minute hinauf und wendete den Schritt zu seiner Wohnung zurück.

Cap. Marryat.

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

31) Die Kunst der menschlichen Rede, die Art und Weise, wie man auf die Gedanken und auf die Leidenschaften seiner Zuhörer einwirken kann, ist ein so bedeutsamer und wichtiger Gegenstand, daß man nie davon handeln kann, ohne das Höchste wie das Tiefste in allen Angelegenheiten der Menschheit zu berühren.

32) Unter einer Definition versteht man gewöhnlich die genaue Angabe der einen und sich gleichbleibenden Bedeutung, die irgend einem Worte in der Sprache zugeschrieben wird. Nun ist es wunderbar, da doch die Menschen ein und dasselbe Wort auf sehr verschiedene Weise anwenden, wie sie es anfangen, eine Einheit in die Definition zu bringen, während von den Vorstellungen, die sie bei dem Worte wirklich haben, vielleicht keine der anderen gleich ist. Man kennt die berühmte Behauptung Locke's, daß fast alle philosophische Streitigkeiten von der verschiedenen Bedeutung herrühren, die man einem und demselben Worte beilegt. Unter allen Ausdrücken, sagt Locke, die zur Bezeichnung sehr komplizirter Vorstellungen dienen, giebt es vielleicht nicht Einen, mit dem zwei Menschen, die ihn gleichzeitig gebrauchen, einerlei Inbegriff von Vorstellungen im Sinne hätten. — Diese Verschiedenheit, ich möchte sagen dieser weitere Spielraum der Bedeutung findet nun ganz besonders bei denjenigen Worten statt, mit welchen moralische Eigenschaften und Verhältnisse bezeichnet werden sollen. Nichtsdestoweniger verstehen die Menschen einander, wenn dergleichen Worte ausgesprochen und mit Aufmerksamkeit vernommen werden: der Eine weiß immer, zwar nicht absolut, aber doch so ziemlich genau, was der Andere hat sagen wollen. Sonst wäre ja gar kein Verständniß, es wäre ja nicht einmal eine Unterredung zwischen irgend zwei Personen über moralische Gegenstände möglich, wenn sie nicht mit einerlei Wort, zum Theil wenigstens, Beide einerlei Sinn verbänden. Daher hat man von anderer Seite mit Recht behauptet, um das bloße Wort sey gar kein Streit möglich, sondern immer nur um den Begriff. Die Erklärung hiervon liegt, meiner Meinung nach, nicht weit, wenn man recht beachtet, wie in der Bedeutung jedes Wortes, das zur Bezeichnung eines moralischen Begriffes dient, immer ein bestimmtes Element der Vorstellung den Vorrang behauptet und gewissermaßen das centralste und weiteste Gebiet innerhalb des der Bedeutung gelassenen Spielraumes einnimmt. Dieses Haupt-

Element der Bedeutung wird von Allen, die sich des Wortes bedienen, darin anerkannt, es führt in dem Komplex von Vorstellungen, die das Wort in sich zusammenfassen soll, gleichsam das Regiment; was sich aber rings darum anlehnt, das ist wohl nie in zwei Köpfen völlig gleich und bleibt im täglichen Sprachgebrauch unendlich mannigfaltigen Nüancen und Modificationen unterworfen.

33) Wenn das Publikum den neuen und großen Schönheiten eines Kunstwerkes, vom verschmolzenen Reiz des Ideals und der Wahrheit hingerissen wird, wenn es sich mit Lust den Eindrücken hingiebt, die der Dichter in der Seele hervorzaubert — flugs sind die Kritiker hinterdrein und fallen dem Enthusiasmus in die Zügel, daß er nicht mit dem Urtheile davonlaufe; sie halten dem Publikum seine gar zu leichte Täuschung vor und lenken seine Aufmerksamkeit, die von der Sache selbst und ihrem Inhalte zur Ungebühr absorbirt worden, auf dasjenige zurück, was als die Hauptsache allem Anderen vorgeht, auf die Autorität der Kunstregeln und Kunstformen.

34) Wenn die Theorie der Kunst oder gar die Kunst selbst sich willkürliche Regeln gefallen läßt, so dient dies nur dazu, daß schöpferische Geister sich allerhand Ausflüchte ersinnen, um Anstoß zu vermeiden, und sich auf allerlei Subtilitäten verlegen, wobei sie das hergebrachte Losungswort im Munde führen und doch der Dienstbarkeit dieser Regeln entschlüpfen können.

35) Zu allen Zeiten hat man die Regeln aus der Praxis hergeleitet, nicht umgekehrt. Für die epische Dichtkunst z. B. ist man von der Iliade ausgegangen; und durch das sonderbarste Raisonnement, das jemals einem menschlichen Verstande eingefallen seyn mag, haben die Kritiker nachher beweisen wollen, daß ihre Regeln schon ganz fertig in der Iliade steckten. Denn, sagten sie, Homer hat die höchste Vollkommenheit erreicht, indem er dieses und jenes beobachtete, diese und jene Bedingungen erfüllte; daraus folgt, daß jeder Dichter für alle Zeiten dieses Alles beobachten und erfüllen muß, oder er ist nicht vollkommen. Indem sie so sprachen, vergaßen sie eines der wesentlichsten Momente für die Poesie und für das Schaffen des menschlichen Geistes überhaupt; sie dachten nicht daran, daß jeder Dichter, wenn er mit Recht ein Dichter heißen soll, seinem Gegenstande die eigensten Bedingungen und Charaktere entlehnen, daß er zu seinem bestimmten speziellen Zwecke auch ganz bestimmte spezielle Mittel erfinden und benutzen muß. Daher kam's, daß die Regeln, die man, Gott weiß wie, aus der Iliade abstrahirt hatte, und die man nun durchaus auf jedes längere ernste Epos anwenden wollte, nicht allein gar nichts nutzten, sondern an vielen dichterischen Werken des ersten Ranges geradezu zu Schanden wurden. Warum dies? weil alle wahrhaft treffliche Dichter es gerade so gemacht haben, wie Homer, weil sie ihren Stoff in seiner Lebendigkeit und Eigenthümlichkeit aufgefaßt, weil sie sich in der Ausführung nur nach der ihnen vorschwebenden Idee gerichtet und wie durch Inspiration die poetischen Mittel zu ihrem Zwecke mit einem Blicke überschaut, herausgefühlt und jedes an seiner Stelle richtig getroffen haben. Bei jedem Schritte mußten die Regelmacher in den trefflichsten epischen Gedichten auf Dinge stoßen, von denen sie gar keinen Begriff und keine Ahnung gehabt, weil dergleichen in der Iliade nirgends vorkam. Doch muß man sagen, die Regelmacher für das Epos haben sich bei weitem nachgiebiger und gnädiger gezeigt, als die für das Drama; bei Gegenständen, auf die sich das Muster der Iliade durchaus nicht anwenden läßt, haben sie manche Ausnahme von den Regeln gelten lassen, und da diese Ausnahmen sehr zahlreich, ja bei weitem zahlreicher sind, als die Fälle, wo die Regel gilt, so kann man es als ein wahres Glück ansehen, daß die Herren Gesetzgeber im Fache der Epopöen von ihrer Strenge so viel abgelassen haben — denn wo wäre es sonst mit ihrer Autorität geblieben?

Unter den epischen Gedichten neuerer Zeit, die sich dem Ideale der Vollendung in dieser Gattung nähern, und die in ganz Europa für klassisch gelten, sind meines Wissens nur drei, an denen die Herren Kritiker wegen genauer Beobachtung der Homerischen Regeln ihre Freude finden, in denen sie allenfalls ihren für diese Gattung ersonnenen Typus realisirt sehen mögen, nämlich das „befreite Jerusalem", die „Lusiade" und die „Henriade". Mit der „göttlichen Komödie" hingegen, mit dem „rasenden Roland" und dem „verlorenen Paradies" hatten sie ihre liebe Noth; in ihrem ganzen Theorieen-Gebäude fand sich kein Winkelchen, wo man diese Gedichte hätte unterbringen können, und wenn man sie an einer Stelle mit der Regel gefaßt zu haben glaubte, so entschlüpften sie bei der nächsten unversehens. In der „göttlichen Komödie" war keine Einheit, was nämlich die Herren unter Einheit sich dachten; im „rasenden Roland" war kein Held, oder es gab vielmehr so viele Helden, daß man nicht wußte, welcher der rechte wäre; im „verlorenen Paradiese", hieß es, sind der Stoff und die Ereigniße nicht von wahrem epischen Charakter; mit Einem Worte, man hatte drei ungelehrige, ungefügige Schöpfungen vor sich, die sich durchaus weder qualifiziren, noch irgend klassifiziren ließen, die aber gleichwohl — denn das mußte man anerkennen — an Schönheit und Vortrefflichkeit jenen Mustern, von denen sie so weit abwichen, keineswegs nachstanden. Während nun die Kritiker allen ihren Scharfsinn vergeblich anstrengten, um so viele Gedichte ganz verschiedener Art unter einerlei Namen und Ordnung zu bringen, fiel, und dies ist das Spaßhafte bei der Sache, fiel keinem dieser gelehrten Männer die einfache Lösung ein, daß der Gattungsname, unter welchen man Alles zusammenfassen wollte, ursprünglich ja gar nicht vorhanden war, und daß der wahre Name und Titel eines Gedichtes kein anderer ist, als den ihm der Autor gab. Das war aber den Herren zu verwickelt, es stand in geradem Gegensatz mit ihrer bequemen Idee von der Einheit. Sie brauchten in ihrer Theorie durchaus einen Gattungsnamen und ein Formular für alle epische Gedichte, und wäre es ganz nach ihrem Sinne gegangen, so hätte die Ausübung in lauter Gehorsam für die Theorie bestehen müssen; es hätte keine nothgedrungene Ausnahme, keine Bedenklichkeiten, kein Schwierigkeiten, aber auch keine epische Poesie mehr gegeben. Während man dergestalt genöthigt war, die Ausnahmen gelten zu lassen, gab man sich in der Kritik alle mögliche Mühe, sie zu beschränken und in gewisse Gränzen zurückzuweisen. In der Wirklichkeit mußte man die Regel aufgeben, aber zu ihren Ehren führte man noch ferner Streiche in die Luft. Man erklärte sehr gnädig, großen Geistern, aber auch nur solchen, sey das Recht zugestanden, sich über die Regel hinwegzusetzen. Ei, wirklich? entweder also dürfen große Geister sich über die Natur der Sache hinwegsetzen, oder die Regel hat mit der Natur der Sache nichts zu schaffen — und was kann sie dann noch gelten oder nützen?

Bibliographie.

Del cavallo degli scacchi. (Der Ritter im Schachspiel.) Von Teodoro Ciccolini.

Effemeridi astronomiche di Milano per l'anno 1837. (Enthält unter Anderem auch zwei Artikel über den Boguslawskischen und den Enkeschen Kometen von C. Kreil.) Mailand. 5½ Lire.

Le imprese di Cesare. — Elf Fresko-Gemälde, ausgeführt von Prof. Rezzuoli im Palaste Pitti in Florenz. Herausgegeben von J. Giampieri. Florenz.

Manfredi. — Trauerspiel von C. Marenco. Turin.

Mannigfaltiges.

— **Denkstein dreier Könige.** Ein Französischer Reisender, der vor kurzem das südliche Schweden besuchte, hat in der Nähe von Calmar ein merkwürdiges Monument aufgefunden, das, obwohl erst aus der neueren Zeit herrührend, doch wegen seiner einsamen Lage selbst in der Gegend, in der es sich befindet, schon halb in Vergessenheit gerathen war. Vom Meere bespült wird nämlich, der Insel Oeland gegenüber, bei dem Vorgebirge von Stensö, ein Stein, auf welchem sich eine Lateinische Inschrift befindet, die Ludwig XVIII. im Jahre 1801 zum Andenken Gustav Wasa's, der hier im Jahre 1520 gelandet war, hat setzen lassen. Ludwig XVIII., der sich damals Graf von Lille nannte, befand sich in Calmar, als er von Mitau nach England reiste, und besuchte, vom Grafen von Ankarswärd, dem damaligen Gouverneur von Calmar, begleitet, den Landungsplatz des ersten Gustav. Von seinen Gefühlen hingerissen, fiel der Königliche Flüchtling dort auf das Knie um zu beten. Seinem Beispiele folgten der Graf von Artois (nachmals Karl X.) und dessen Sohn, der Herzog von Angoulême, die sich ebenfalls hier befanden. Sofort hatte auch Ludwig XVIII., der bekanntlich eine ausgezeichnete klassische Bildung besaß, auf einem Stückchen Papier eine Lateinische Inschrift niedergeschrieben, die er mit einigen Goldstücken dem Grafen von Ankarswärd mit der Bitte sandte, diese Worte der Erinnerung auf einem von ihm bezeichneten Stein anbringen zu lassen. Die Worte lauteten:

Gustavo IV Adolpho feliciter regnante
appulsus
Gustavi I liberatoris regisque Sueciae
die XXXI maji MDXX locum
ut tanti viri vel grenate coleret
Ludovicus XVIII,
rex Franciae et Navarrae,
a regno suo avito pulsus,
in Suecia vero non exulans,
sed gratissimo hospitio fruens,
invisit
Kal. octobris MDCCCIV. *)

Graf von Ankarswärd säumte nicht, Gustav IV. von diesem Wunsche Ludwig's XVIII. in Kenntniß zu setzen, und der König von Schweden ertheilte nicht bloß die Erlaubniß zur Anbringung jener Worte des Andenkens, sondern übersandte auch noch seinerseits eine im Schwedischen Lapidarstyle abgefaßte Inschrift, mit dem Befehle, sie der Lateinischen gegenüber in den Stein graben zu lassen. Nachstehendes sind die Schwedischen Worte:

Har
landsteg Konung Gustaf den forste
den 31 maj 1520
da han till fadernesland et aterkom.
Stället besöktes den 1 october 1804
under
Konung Gustaf den IV Adolf's
lyckliga regering
af
Frankrikes ofwergifne Konung
Ludwig d. XVIII
han
lemnade vid afresan
motstaende sin latinska handskrift
at i stenen ristas. **)

Fünf Jahre später, als Gustav IV. den Thron seiner Väter verlassen mußte, besuchte er den Felsen von Stensö, las die beiden Inschriften und schiffte sich an demselben Punkte ein, wo einst sein großer Ahnherr Gustav Wasa den Schwedischen Boden betreten hatte.

*) Unter Gustav's IV. Adolf's glücklicher Regierung besuchte den Platz, wo Gustav I., Befreier und König von Schweden, am 31. Mai 1520 gelandet war, den großen Mann mindestens in seinem Fußtritte zu verehren, Ludwig XVIII., König von Frankreich und Navarra, von dem Reiche seiner Väter verstoßen, jedoch nicht als Verbannter in Schweden, sondern der herrlichsten Gastfreundschaft sich erfreuend, am 1. Okt. 1804.

**) Hier landete König Gustav I. am 31. Mai 1520, als er nach dem Vaterlande zurückkam. Die Stelle ward am 1. Okt. 1804 unter König Gustav IV. Adolf's glücklicher Regierung von Frankreichs verlassenem Könige Ludwig XVIII. besucht, der bei seiner Abreise die nebenstehende Lateinische Inschrift zurückließ, damit sie in den Stein eingegraben werde.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 55. Berlin, Montag den 8. Mai 1837.

Frankreich.

Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Zoologie.
Von Isidore Geoffroy Saint-Hilaire.

Mögen wir die Zoologie in ihrer großen harmonischen Einheit betrachten, oder mögen wir vor uns die lange Reihe ihrer verschiedenen Verzweigungen entfalten, sie wird uns immer als eine Wissenschaft erscheinen, die gleich unermeßlich wegen der Zahl und der Mannigfaltigkeit sowohl der Dinge, die zu ihrem Gebiete gehören, als der darin noch zu lösenden Probleme genannt werden muß. Es kann hier unsere Absicht nicht seyn, auf die lange Bahn dieser Wissenschaft bis zu ihrer Wiege zurückzugehen und ein vollkommenes Gemälde ihrer Entwickelung und ihres Fortschritts zu geben; aber wir wollen wenigstens versuchen, in genauen Umrissen die siegreichen Anstrengungen darzustellen, durch welche es gelungen ist, den Schleier so vieler Mysterien der animalischen Schöpfungen zu lüften und den Mitteln zu noch kühneren und schöneren Enthüllungen auf die Spur zu kommen.

In der Mitte der vielen wechselnden Schicksale, denen die Zoologie auf ihrem nicht immer mit gleichem Fortschritte begleiteten Gange unterworfen war, lassen sich vorzüglich drei Perioden auszeichnen. Die Periode schwacher Versuche darf man die erste nennen. Bei der modernen Welt ist der Name eines Weisen von dem Namen eines Gelehrten verschieden, und es giebt Viele, die das Letzte sind, ohne auch auf den Ruf des Ersteren eifersüchtig zu seyn; im Alterthum hingegen war der Gelehrte und der Weise in einer Person gedacht. Der Weise umfaßte in der Thätigkeit seines Geistes alle Erscheinungen der äußeren und inneren Welt, er mußte Meister in der Heilkunde wie in der Gesetzkunde, in der Götterkunde wie in der Naturkunde seyn. Kindliche Neugierde führte den Menschen auf alle Richtungen, Thatsachen zu sammeln und nach ihren Gründen zu fragen. Aber an Analyse der Phänomene dachte man nicht; man freute sich nur an ihrem Daseyn, beschaute sie mit den wundersamen Augen der beflügelten Einbildungskraft, aber der Geist ging an Belehrung und Wahrheit leer aus; die Poesie staunte sie an und besang sie, aber die Wissenschaft in ihrer bestimmten und ernsten Sprache zog keine Schlüsse daraus.

Die Periode der Analyse ist die zweite. Das Thierreich öffnete sich von jetzt an schon der sorgfältigen Beobachtung, und schon eben wir Forscher-Arbeiten von einer bisher unbekannten Genauigkeit. Seit dieser Zeit tritt auch die Zoologie in den Rang einer bestimmten, für sich bedeutenden Wissenschaft. Nicht etwa, daß schon an geistige Ausbildung von Systemen in ihr gedacht werden konnte, sondern man bereicherte sie mit Sammlungen von Thatsachen, die nach vielen Seiten hin schon wohl untersucht, die in ihre Details aufgelöst und im Zusammenhang verstanden waren; kurz, man hatte eine feste, dauerhafte Grundlage für den fortschreitenden Fleiß künftiger Zoologen und hatte schon eine weite Bahn für unermeßliche Entdeckungen.

Die Periode der Entdeckungen, welche die dritte ist, hat einer zweiten zwar Manches zu verdanken, aber jeder Tag derselben zeichnet sich durch die Zahl wie durch die Wichtigkeit ihrer Fortschritte aus. Sie hat die reiche Erbschaft von Thatsachen, die ihre Vorgängerin hinterließ, nicht bloß eingestrichen und damit ihre Bedürfnisse bestritten, nein, sie hat sie zu den nützlichsten und für das Menschengeschlecht wohlthätigsten Zwecken verwendet. Durch die angehäuften Sammlungen von Thatsachen wurde es nicht bloß möglich, sondern dringend nöthig, einen inneren Zusammenhang der Verhältnisse zu suchen und nach allgemeinen Gesetzen zu forschen. Die Wissenschaften waren bisher durch Vereinzelung geschieden, das Studium besonderer Thatsachen hatte Schranken zwischen Wissenschaft und Wissenschaft gezieht; jetzt fielen die Schranken vor der Entdeckung der großen allgemeinen Naturgesetze, und die getrennten Erkenntnisse stellten sich dem überraschten Auge als die brüderlichen Zweige des großen Naturbaums der Erkenntniß dar. Vermischung der Kenntnisse und der Thatsachen ist also der Charakter der ersten, Isolirung der Zoologie und Analyse der Thatsachen der Charakter der zweiten, Verbindung der Zoologie mit anderen Wissenschaften und Verallgemeinerung der Thatsachen durch die ewigen Naturgesetze ist der Charakter der dritten Periode.

Die Genesis, dieses geheimnißvolle Denkmal vom Ursprunge der Erde und ihrer Bewohner, führt uns Adam vor, der kaum unter den Händen Gottes hervorgegangen ist, selbst noch nichts vom Daseyn des Weibes weiß, wie er beschäftigt ist, „die Thiere der Erde und die Geflügel des Himmels" mit Namen zu bezeichnen; „und die Namen, welche er ihnen gab", sagt die heilige Schrift, „sind die wahren Namen." Wir würden also zu sagen berechtigt seyn, daß der erste Mensch auch der erste Zoologe war, und daß die Zoologie nicht bloß älter als alle andere Wissenschaften ist, sondern daß sie noch der Beendigung der Schöpfung des Menschengeschlechts vorangeht.

In dem ältesten Zeitalter, wohin ein Schimmer der beglaubigten Geschichte dringt, finden wir schon die Zoologie, wenn auch nicht in der Gestalt einer Wissenschaft, doch so wie die vorzüglichsten Erkenntnisse bearbeitet. Bei den Aegyptern und anderen in Kasten eingetheilten Völkern war immer eine dieser Kasten im ausschließlichen Besitze der Schrift, der Kenntnisse und der freien Künste. Der Priester ist nicht bloß Diener und Verkündiger der Religion, er ist auch der bevorrechtete Philosoph, Schriftkundige, Gesetzeskundige und sogar bevorrechteter Heilkundige. Die Befugniß, zu wissen und davon Gebrauch zu machen, ist eine seiner Prärogativen, die er mit der eifersüchtigsten Verheimlichung bewacht. Den ganzen Schatz der menschlichen Kenntnisse hält er in seinem Tempel verschlossen, und nur er und sein Gott haben den Schlüssel. Seine geheimen Wissenschaften und Künste müssen die Ehrfurcht für seine Religion vermehren, daher ist das Geheimniß ihre vorzügliche Kraft. Dem ferngehaltenen Volke offenbart er nur schwache, unter der Hülle der Allegorie hervorkommende Winke, die man wohl verehren muß, aber begreifen zu wollen nicht wagen darf. Was die Zoologie bei dieser Priesterherrschaft war, ob man in dieser halbdunkeln Epoche Beobachtungen gesammelt hat, und wie viele, das wird wohl schwerlich zu ermitteln seyn. Selbst nach den Entdeckungen Champellion's, Thomas Young's und Anderer, wird keiner ernstlich wagen, den Schleier der Aegyptischen Weisheit und Wissenschaft lüften zu wollen, da den Aegyptern selbst nicht vergönnt war, ihn zu lüften. Vermuthungen, die einen Grad von Wahrscheinlichkeit in sich enthalten, sind Alles, was wir nach 4000 Jahren von dem Volke der Hieroglyphen erwarten dürfen. Doch für die Geschichte der Zoologie reichen die Vermuthungen vollkommen aus. Der Umfang des Aegyptischen Landes, seine Nachbarschaft mit der großen Wüste, die Schwierigkeit, durch ein so heißes Land ohne den Beistand von Hausthieren zu reisen, die große Anzahl von gefährlichen Thieren, welche Aegypten gleich dem übrigen Afrika hervorbringt, die Menge von Fischarten, von denen der Nilstrom wimmelt, und die Menge von Reptilien, die an seinem Ufer leben und die durch die jährlich sich wiederholenden Ueberschwemmungen des Stromes nach allen Richtungen des Landes geführt werden, alle diese Umstände luden den Aegypter einerseits ein und zwangen ihn auf der anderen Seite, sich Kenntniß von den Thieren zu verschaffen, die ihm theils höchst nützlich, theils höchst gefährlich waren, und Beobachtungen über die Natur derselben anzustellen. Der Opferpriester hat auch wahrscheinlich Kunde von den Eigenschaften der lebendigen Thiere und ihres Fleisches haben müssen, damit er bei der Auswahl zu Schlachtopfern seinem Gotte kein unreines Thier und sich nicht den schlechtesten Bissen zuführte. Das Opfersystem der Hebräer, das sie von Aegypten mitgebracht, und das in ihrer Religion einen so hohen Rang und im Pentateuch einen so großen Raum einnimmt, zeigt durch die dabei gegebenen Vorschriften über die reinen opferbaren und unreinen vom Altar ausgeschlossenen Thiere sehr deutlich, daß der Aegyptische Priester mit der Natur des Thieres nicht unbekannt seyn durfte. Die Hieroglyphen selbst bezeugen, daß der Aegypter die Landesthiere wohl gekannt hat. Auf den noch vorhandenen zahlreichen Monumenten sind sehr viele Thiere aller Art abgebildet und fast immer mit einer überraschenden Versinnlichung der Eigenschaften des bezeichneten Thieres. Zu allen diesen Gründen für die Beschäftigung der Aegypter mit der Kenntniß der Thiere kommt endlich das ausdrückliche Zeugniß Herodot's in seiner Beschreibung des Lebens und Landes der Aegypter.

Von Aegypten gingen die meisten alten Kolonieen aus, besonders die, welche Griechenland bevölkerten; wir wollen auch den Weg des Inachos und so vieler anderer Stammväter wählen und von Aegypten gleich nach Griechenland übergehen. Galt in dem räthselhaften Nil-Thale der Priester Alles, so war in dem schönen Hellenenlande der Philosoph mit weniger Einschränkung Alles zusammen. Thales, Pythagoras, Demokrit und alle alte Philosophen waren zugleich Physiker, Astronomen, Sittenlehrer u. s. w. Bei dieser nothwendigen encyklopädischen Thätigkeit, und da die Beschaffenheit des Landes die Kenntniß der Thierwelt nicht, wie in Aegypten, bedingte, mochte der Weise für die Naturgeschichte im Ganzen wenig Muße und wenig Dank haben, und das alte Griechenland wäre von der Ehre der Theilnahme an der Beförderung dieser Wissenschaft ausgeschlossen geblieben, wären nicht die für allen Verlust entschädigenden Männer, Aristoteles und Theophrast, auf seinem Boden geboren. Zuerst von Letzterem. Theophrast war Freund des Aristoteles, sein Mitschüler bei Plato und des Lehrers wie

des Mitschülers würdig. Er hat die drei Reiche der Natur durchforscht und ihre Geschichte vollständig in mehreren Abhandlungen dargestellt. Leider ist das Werk über die Thiere nicht auf uns gekommen, nur dürftige, verstümmelte Stellen, in den Klassikern zerstreut, kennen wir. Ein unersetzlicher Verlust für die Geschichte der Wissenschaft; denn seine botanischen Bemerkungen zeigen in ihm einen Mann von merkwürdigem Talent der Beobachtung und Analyse. Theophrast ist durch den Untergang dieser Schrift bei der Nachwelt um einen großen Theil seines Ruhmes gekommen, der noch überdies dadurch leidet, daß ihn der gleichzeitige Aristoteles überstrahlt. Hätte Aristoteles später oder früher als Theophrast gelebt, so würde die Nachwelt den Standpunkt bewundern müssen, auf welchen Theophrast die Naturwissenschaften zu heben verstand; im Angesichte eines Aristoteles steht man nur, wie er unter diesem steht.

Das Genie des Aristoteles ist eines jener exceptionellen Geister, von deren Erzeugung die Natur sich gewöhnlich ein Jahrtausend zu erholen hat. Manche grandiose Gestalt des Alterthums verbreitet vielleicht einen blendenderen Glanz um sich, manche mag von den Zeitgenossen mehr verherrlicht und in den empfangenen Huldigungen von der Nachwelt auch bestätigt worden seyn, aber keine wird man aufweisen können, deren Ruhm sich so gefahrlos einer psychologischen Prüfung unterziehen kann, wie der Ruhm des Aristoteles. Dieser Mann würde sich schon durch jedes einzelne seiner Werke über Poetik, Politik, Rhetorik u. s. w. unsterblich gemacht haben; aber er, der König der Naturforscher des Alterthums, hat es im beispiellosesten Grade durch seine Anatomie. Er theilt in der Vielseitigkeit des Wissens den Charakter der alten Gelehrten und Weisen, aber er unterscheidet sich von Allen dadurch, daß diese Vielseitigkeit in ihrem ganzen Gebiete tief, daß Alles, was er wußte, von ihm bis zum letzten Grunde durchforscht war. Wäre bei dem großen Schiffbruche der alten Civilisation, der durch die Stürme der barbarischen Invasionen herbeigeführt wurde und der so viele schöne Monumente in die Tiefe der Vergessenheit versenkte, der Name des Aristoteles von den Werken, deren Urheber er ist, verschwunden, so würde die Nachwelt diese Werke ohne Namen ihres Verfassers für eine große Encyklopädie gehalten haben, die von einem Vereine der besten Griechischen Köpfe zur Blüthezeit der Hellenischen Bildung ausgegangen sey, so vielseitig war seine Thätigkeit, und so sehr trägt jedes einzelne Produkt derselben das Gepräge der Tiefe und des Fleißes, wie sie nur bei einem Manne vermuthet werden, der sich diesen besonderen Zweig des Studiums zur Berufsaufgabe gewählt hat. Doch wir haben die Absicht nicht, ihm hier auf anderem Wege als dem der Zoologie zu folgen. Aristoteles hat eine Menge von Thatsachen, sowohl in Betreff der äußeren Formen als der inneren Organisation und der natürlichen Gewohnheiten der Thiere, gesammelt und auseinandergesetzt; er hat alle beschriebene Thatsachen nach ihren vorzüglichsten Verhältnissen analysirt und mit einem eben so großen Scharfblicke als mit einem bis auf seine Zeit ungekannten Untersuchungsgeiste erforscht; ja, er deutet die Generalisation, den Gedanken der vorgerückten Zeit der Wissenschaft schon an und erhebt sich durch unzweideutige Winke zu Ansichten, auf die unsere Epoche stolz ist, sie gebildet zu haben. Das Datum seiner Werke zeigt auf die erste Periode der Wissenschaft, aber die darin enthaltenen Ideen gehören zum Theil der neuesten Periode und sogar unserer Zukunft an, und er hat vor allen anderen Geistern das schöne Vorrecht, zu allen Zeiten neu genannt werden zu können, zu allen Zeiten Funken des Geistes zu sprühen, die, wenn sie auf einen entzündbaren Gegenstand treffen, das schönste und wohlthätigste Licht schaffen.

Der Uebergang von Aristoteles zu den nachfolgenden naturgeschichtlichen Schriftstellern heißt weiter nichts, als der Uebergang von der Höhe der Erfindung und der selbstständigen Geistesgewalt zu theils geschickter, theils ungeschickter Compilation und geistreichem Geschwätze. Was sind Milliarden auch noch so emsiger Ameisen gegen einen einzigen Löwen? Plinius, Athenäus, Oppian, Aelian, Ausonius und viele Andere leben im Andenken der Nachwelt gewissermaßen vom Trägerlohn, den sie sich in den Gebäuden des Aristoteles verdienen (wenn die Könige dann, haben die Kärrner zu thun, sagt Schiller von Kant und seinen Auslegern), und alle diese Menschen, die oft mit dem Ehrentitel berühmter Naturforscher geschmückt werden, sind, wenn man aufrichtig seyn will, nichts, als Literaten im Fache der Naturgeschichte. Plinius ist eleganter und geistreicher als alle Andere, aber er ist bloßer Kompilator und ungründlich so gut wie alle Andere; man kann ihn mit vielem Wohlgefallen, schwerlich aber mit vielem Nutzen lesen. Sein Zweck war offenbar mehr, angenehm zu unterhalten, als zu unterrichten; wollte man das Gegentheil behaupten, so würde man sich, nach unserer Meinung, eines großen Unrechts gegen ihn schuldig machen; denn man würde dann annehmen müssen, daß er alle seine abgeschmackten Fabeln, alle die Kinderstuben-Mährchen, mit denen er die Seiten seines Buches angefüllt, und alle jene abergläubigen Albernheiten, die vierhundert Jahre vorher durch Aristoteles auf ihren wahren Werth zurückgeführt wurden, wirklich geglaubt und in vollem Ernste erzählt habe. Man höre doch endlich auf, höre im Interesse des Plinius selbst auf, ihn für einen Naturforscher zu erklären; denn die Stimme der Wahrheit könnte strenge Rechenschaft von ihm verlangen; man höre wenigstens auf, jene den schwülstigen Redekünstlern so geläufige und liebe Parallele zwischen Aristoteles und Plinius, zwischen Plinius und Buffon in der Geschichte der Wissenschaft zu dulden. Buffon hatte das Unglück, von Zeitgenossen, die ihn damit zu schmeicheln glaubten, und von der folgenden Generation, die ihn dadurch zu loben glaubte, mit dem Namen eines Französischen Plinius begrüßt zu werden; aber man beweist durch diese Bezeichnung nur, daß man entweder beide Männer nicht oder wenigstens einen von ihnen nicht verstanden hat. Verdient einer den Namen eines Französischen Plinius, so ist es der berühmte, aber unwissenschaftliche Valmont de Bomare.

Was wir von den Alt-Griechischen und Römischen Nachfolgern des Aristoteles behaupteten, gilt noch mehr von den Schriftstellern des Mittelalters, deren Zahl sehr klein ist. Isidor von Sevilla, Albrecht der Große (Albertus Magnus), Vincenz von Beauvais und einige Andere haben in ihren Werken Jeder eine mehr oder minder große Zahl von Thieren beschrieben; aber Alle sind nur Kompilatoren, und zwar haben sie nur aus den Compilationen des Plinius und anderer Schriftsteller der ersten Jahrhunderte des Römischen Kaiserreichs zusammengetragen, da Aristoteles nicht in ihren Händen war und sie ihn nur durch dürftige Auszüge aus Arabischen Uebersetzungen oder gar erst aus den vom Arabischen ins Hebräische gemachten Uebersetzungen kannten.

In den folgenden Jahrhunderten, bis zur ersten Hälfte des sechzehnten, haben die Zoologen, wenn man sie so nennen kann, das Kompiliren der Alten fortgesetzt. Die Naturgeschichte studiren, hieß in dieser Epoche nicht, die Erzeugnisse der Natur, sondern die schriftlichen Erzeugnisse der alten Naturgeschichtschreiber untersuchen und analysiren, einen Beitrag zum Fortschritt der Wissenschaft geben, hieß nicht, sie mit neuen Begriffen und Entdeckungen bereichern, sondern das, was seit mehreren Jahrhunderten schon gekannt war, in einer veränderten Ordnung zusammenzustellen. Dies ist offenbar das einzige Verdienst, auf welches Wotton, Lonicerus und ihre Zeitgenossen Anspruch machen können. Dennoch muß man zugeben, daß die Compilationen dieser Gelehrten besser gearbeitet waren, als die vorhergehenden. Eine neue Uebersetzung des Aristoteles von der Hand eines aus der kürzlich eroberten Konstantinopel geflohenen Griechen konnte sie dabei unterstützen. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Mémoires de Grégoire. — Herausgegeben von Carnot. 2 Bde. 15 Fr.
Mélanges de littérature médicale. — Von Dufalet. 2 Fr.
Recherches sur le maïs. — Von Pallas. 4½ Fr.
Études populaires. — Von Ricard. 2 Bde. 15 Fr.
Le Don Quichotte du 18. siècle. — 2 Bde. 15 Fr.
La rue aux ours. — Erzählung von Melanie Waldor. 7½ Fr.
Emany. — Roman von Renal. 7½ Fr.
Traite des maladies des enfans. — Von Berton. 7 Fr.
Chroniques des petits théâtres de Paris. — Von Beaux. 2 Bde. 12 Fr.
Plus de maris! — Von de Laurence. 2 Bde. 15 Fr.
Notice sur Jeanne d'Arc. — Von Michaud und Poujoulat. 3 Fr.

Persien.

Persische Begebenheiten.

Vom Baron F. von Korff.

V. Schieß-Uebungen in Teheran. — Hassan und Hussein. — Tod des Kaimakam.

Während die Anstalten zur Unterwerfung der rebellischen Gouverneure von Schiras, Hassan und Hussein, getroffen wurden, regierte der Kaimakam unumschränkt sowohl Persien als den Schah, und das Vertrauen, dessen er sich von Seiten seines Monarchen erfreute, war eben so groß, als der Haß und der Abscheu, die das ganze Volk gegen ihn hegte. Sein Sohn war erster Wesir und ein stummes Werkzeug seiner Pläne. Der Kaimakam ward für den gescheidtesten Mann in Persien gehalten: dieser Ruf war auch in der That ein wohlverdienter, aber seine moralische Versunkenheit war noch größer als sein Verstand. Er hatte ein grausames Gemüth. Als er sich noch bei dem verübenden Abbas-Mirsa befand, wurden, ich weiß nicht mehr bei welcher Gelegenheit, tausend Turkemanen gefangen genommen. Dreihundert derselben ließ er die Augen ausstechen. Mit dieser Grausamkeit noch nicht zufrieden, befahl der Kaimakam, ihm die ausgestochenen Augen zu bringen und zählte sie mit einem Stäbchen, um sich von ihrer Richtigkeit zu überzeugen. Feth Ali Schah ließ ihn zwar nicht überall gewähren; nach dem Tode desselben stieg jedoch die Macht des Kaimakams täglich und er war nicht sowohl der Diener, als der Beschützer seines Monarchen. Viele argwohnten, und wohl nicht ohne Grund, daß er mit dem Plane umgehe, die Dynastie Feth Ali Schah's zu stürzen und sich selbst auf den Thron zu setzen.

Die Freiheiten, die sich der Kaimakam mit seinem Herrn erlaubte, waren bei einer so despotischen Regierung, wie die Persische, kaum zu begreifen. Der junge Schah gab einst einem Bettler zwei Dukaten und am nämlichen Tage einem Gärtner ein Geschenk für ihm überreichte Blumen. Der Kaimakam gerieth über diese Freigebigkeit in Zorn; er meinte, der Schah gebe zu viel aus, und zog den Betrag der oben erwähnten Geschenke am folgenden Tage von dem Gelde ab, das für die Tafel Sr. Hoheit bestimmt war. Der Schah wagte es nicht, ein Wort darüber zu sagen. Doch es kam noch besser. Die Gemahlin des Schahs lebte in Tabris. Er wollte ihr ein Geschenk von 1000 Dukaten senden. Der Kaimakam versagte seine Einwilligung. Der Schah, der nicht viel Geld in seiner Privat-Schatulle hatte, schrieb heimlich einen Rakam (Befehl) an den Beylerbey von Tabris, das Geld auszuzahlen. Da das große Siegel beim Wesir, dem Sohne des Kaimakam, sich befand, so wagte der Schah nicht, es zu verlangen, und unterjegelte den Rakam mit einem kleinen Petschaft, dessen er sich als Thronfolger bedient hatte. Der Kaimakam, der überall Augen und Ohren hatte, erfuhr es und schrieb sogleich an den Beylerbey von Tabris, er möge nicht vergessen, daß er ohne einen Rakam mit großem Siegel kein Geld aus der Kasse nehmen dürfe, und daß es ihm schlecht gehen würde, wenn er diese Regel nicht beobachtete. Der Befehl des Schah's blieb somit ohne Wirkung. Der souveraine Herr über Leben und Vermögen aller Bewohner von Iran nahm auch diese Kränkung hin!

Einen sonderbaren Gegensatz bildeten damals in Teheran die gefühllose Ergebenheit des Schahs für den Kaimakam und der Haß seiner nächsten Umgebung und seiner Verwandten gegen diesen unumschränkt regierenden Minister. Die vorsichtigen Perser vergaßen ihre angeborene Heuchelei, um die Freude zu haben, etwas Beißendes über den Kaimakam zu sagen. Mirsa-Ali, mein Lehrer in der Persischen Sprache, hielt es sogar für einen dem großen Allah geleisteten Dienst. Er trank eines Abends mit mir Punsch, und als ich ihm bemerkte, daß er des Propheten Gebot übertrete, äußerte er ganz gutmüthig, Gott würde ihm diese schwere Sünde deshalb verzeihen, weil er so eifrig auf den Kaimakam schimpfe. Einer meiner Russischen Bekannten und ich machten einst dem Prinzen Melek Kassim Mirsa einen Besuch; das Wetter war naß, und obgleich wir zu Pferde waren, zogen wir doch aus Vorsicht Ueberschuhe an. Die meines Reisegefährten waren von Gummi. Melek Kassim Mirsa nahm uns sehr freundlich auf, erzählte uns von seiner Jagd und zog auf den Kaimakam los. Ohne des Letzteren zu erwähnen, fand überhaupt nicht leicht ein Gespräch in Teheran statt. Der Prinz sprach unter Anderem von der alten Madame Lamarinière und beheuerte, daß er sie bisher für ihren Unterricht aus dem Grunde nicht bezahlt habe, weil der Kaimakam ihm kein Geld gebe, der die ganze fürstliche Familie gern möchte verhungern lassen. Die Prinzen von Geblüt könnten nicht auskommen, wenn sie nicht mindestens jährlich 2000 Dukaten hätten, aber sie erhielten nur 4—500. Um darzuthun, wie arm mitunter die Mitglieder des regierenden Hauses seyen, führte er an, daß unlängst ein Prinz genöthigt gewesen, wegen einer unbedeutenden Geldsumme seinen Kinschal (Dolch) im Basar zu verpfänden. Die Klagen Sr. Hoheit unterbrieten uns nicht besonders, und nachdem wir eine halbe Stunde gesessen, beurlaubten wir uns wieder.

Als wir hinausgingen, bemerkten wir eine große Menge fürstlicher Diener. Sie bildeten einen Kreis und blickten mit Neugier und Furcht auf einen auf der Diele liegenden Gegenstand. Bisweilen hörte man Gelächter und einen Ruf des Erstaunens. „Wallach, dort sitzt der Teufel, der Kaimakam!" — „Faß' einmal an, faß' einmal an!" — „O, ho! wie es springt. Als ob es lebte!" — „Nimm Dich in Acht, ihr' es nicht an; es beißt." — Diese Worte und die verlegenen Gesichter der Perser erregten unsere Neugier. Wie groß war unser Erstaunen, als wir, näher tretend, uns überzeugten, daß der Gegenstand dieser Aufregung nichts Anderes war, als ein Paar Gummi-Ueberschuhe. Ohne sich in Erklärungen einzulassen, zog mein Freund sie an, und gemüthig machten die Perser ihm Platz, als besäße er die Macht, die Wohnung des Teufels oder, was einerlei für sie war, des Kaimakams mit Füßen zu treten.

Am folgenden Tage wohnten wir einem interessanten Schauspiel bei. Muhamed-Schah, der sich viel mit seinem Militair befaßte, wollte den Europäern die Geschicklichkeit seiner Artillerie zeigen. Er befahl ein Scheibenschießen aus Kanonen und mit Congreveschen Raketen, und ließ uns dazu einladen. Um 5 Uhr ritten wir zur Stadt hinaus nach dem zu diesem Scheibenschießen bestimmten Platz. Die Artillerie bestand aus zwölf Kanonen und zwei Lavetten mit Congreveschen Raketen. In einer gewissen Entfernung von der Batterie war eine Scheibe aufgestellt, und nebenbei an einen Pfahl gebunden ein Esel, dem man die Ehre erzeigt hatte, das Hauptziel zu seyn. Das arme Thier machte die traurigste Figur von der Welt. Artilleristen in voller Bewaffnung und unter den Befehlen Englischer Offiziere und Sergeanten bewegten sich um das Geschütz. Mehrere Prinzen, die der Schah eingeladen hatte, und einige Große des Reichs warteten auf Se. Hoheit. Endlich kam der Schah; die Soldaten stellten sich an ihre Posten; der Topschi-baschа, Chef der Artillerie, überreichte Sr. Hoheit seinen Rapport, und darauf begann das Schießen nach dem Kommando eines Englischen Offiziers. Man feuerte ungefähr vierzigmal ab; einige Schüsse waren halb gut und zwei ganz vollkommen befriedigend: eine Kugel traf die Scheibe, und die zweite riß dem armen Esel die Schnauze fort. Das unschuldige Thier erregte Mitleid, und man befahl, es loszuschneiden, um seiner Qual ein Ende zu machen. Eine sonderbare Idee, nach Eseln zu schießen! Zum Schluß wurden vier Raketen losgelassen: eine derselben platzte auf der Stelle, ohne jedoch ein anderes Unglück zu veranlassen, als daß dem Englischen Sergeanten, der sie abbrannte, Schnurrbart und Backenbärte versengt wurden. Der Schah war über das gelungene Scheibenschießen entzückt, und alle Prinzen und Höflinge stimmten im Chorus mit Ah und versicherten, daß sie etwas Aehnliches nie gesehen hätten. Darauf ging das Publikum aus einander in lebhafter Unterhaltung über die abgeschossene Esels-Schnauze.

Endlich liefen Berichte von Sir Henry Bethune ein. Seine überschwenglichen Kanonen-Stiefel und Kürassier-Handschuhe hatten einen furchtbaren Eindruck in Schiras gemacht. Die Nachrichten waren gut. Nach einem glücklich zurückgelegten Marsch war die Armee des Schahs einige Stationen diesseits Schiras auf den Feind gestoßen. Der Kampf begann und dauerte ungefähr eine Stunde. Getödtet und verwundet wurden von beiden Seiten gegen zehn Mann, und Sir Henry blieb Sieger. Das Heer von Schiras, seine Minderzahl und Muthlosigkeit erwägend, zog es vor, das Weite zu suchen. Einigen Truppen gelang es; die übrigen wurden mit mehreren Kanonen gefangen genommen. Die Sieger zogen in forcirten Märschen vorwärts, und die Gouverneure von Schiras, denen es gar nicht in den Sinn gekommen war, daß die Sache ihrem Ende so nahe seyn könnte, sahen mit Erstaunen, daß die sorglose Heiterkeit, der sie sich hingegeben hatten, durch den Einzug der Truppen des Schahs in die Stadt unterbrochen ward. Man verhaftete sie und fertigte sie unter starker Begleitung nach Teheran ab, weil man fürchtete, die Anhänger Hassan Ali Mirsa's — und es gab deren viele in Persien — möchten die Gefangenen unterweges befreien.

Diese Nachrichten machten dem Schah außerordentliche Freude; das Volk aber, welches für Hassan Ali Mirsa, warum, konnte ich nicht erfahren, großen Respekt hatte, glaubte nicht an seine Verhaftung. Inzwischen sandte der Schah den Begleitern der beiden Gefangenen den Befehl entgegen, auf der letzten Station vor Teheran dem Oheim Hassan die Augen auszustechen. Kurz vor der Ankunft Hassan's und Hussein's in Teheran verbreitete sich in der Stadt die Nachricht von des Ersteren Blendung. Niemand wollte daran glauben. Am nächsten Morgen waren die Mauern der Stadt mit Menschen wie besäet; um Unordnungen vorzubeugen, ward Niemand aus den Thoren gelassen. Zum Gefängniß für die Prinzen von Schiras war das hart an der Stadt belegene Burdschi-Nusch bestimmt worden. Aller Augen waren auf die Landstraße von Schiras gerichtet. Endlich erschien der Zug; in der Mitte ritt Hussein Ali Mirsa, und hinter ihm bewegte sich langsam ein von zwei Maulthieren getragener verdeckter Tachtiravan, eine Art Kasten mit vier Stangen, die auf den Rücken der Maulthiere befestigt werden. Die Prozession langte am Gefängniß an. Hussein Ali Mirsa stieg vom Pferde. Der Tachtiravan ward geöffnet, und aus demselben heraus trat, von zwei Ferraschi unterstützt, ein Mann mit einem blutigen Shawl als Binde um die Augen. Es war der rebellische Hassan! Alle erkannten ihn; in einigen Augenblicken waren die mit Neugierigen angefüllten Mauern leer; die Menge ging, nachdem sie sich von der beklagenswerthen Wahrheit überzeugt hatte, schweigend nach Hause.

Jene beiden erblindeten Augen eröffneten dem Schah Muhamed die Herrschaft über ganz Persien. Er selbst aber war ein Sklave in seiner eigenen Residenz. Seine persönlichen Angelegenheiten verbesserten sich nicht im mindesten, und im Reiche häuften sich die Unordnungen täglich. Die wahren Freunde des Schahs, an die er sich in dieser gefahrvollen Lage wandte, riethen ihm vor Allem, den Kaimakam von der Regierung zu entfernen. Die Prophezeiung derjenigen Perser, welche behaupteten, daß Mirsa Abul Kassim den Schah zuletzt aus der Fassung bringen, und daß der Schatten Allah's über den Kaimakam und den Atabeck kommen würde, ging wirklich in Erfüllung.

Des besseren Verständnisses wegen, muß hier noch erst erwähnt werden, daß Muhamed Schah, mit dem Wunsch, die Krone seiner Linie zu sichern, seinen vierjährigen Sohn Nasireddin-Mirsa als seinen einstigen Thronfolger hatte ausrufen lassen. Zwei Monate nach der Blendung Hassan Ali Mirsa's verbreitete sich das Gerücht, daß der Kaimakam die Absicht habe, die wohlüberlegten Vorsichtsmaßregeln des Schah's binnen kurzem zu vereiteln. Dieses Gerücht kam bis zu den Ohren des Monarchen; ein aufgefangener Briefwechsel des Kaimakams mit seinen Anhängern im Innern Persiens bestätigte die Wahrheit dieses Gerüchtes. Hierzu kamen noch die Beschwerden aller derjenigen, die dem Throne nahe standen. Der Unwille des Schah's über das unziemliche Betragen des Kaimakam gegen ihn selbst nahm immer mehr zu und wartete nur auf eine Gelegenheit, um wie ein Unwetter über das Haupt des verbrecherischen Ministers loszubrechen. Der Augenblick erschien. Nachdem der Schah von allen Befehlshabern der Truppen Klagen erhalten hatte, daß die Soldaten keinen Sold empfingen, benutzte er diesen Vorwand, um den Kaimakam zu bestrafen. Eines Morgens ließ er ihn rufen. Der Kaimakam, nach seiner Gewohnheit, nahm sich Zeit. Der Schah sandte wieder zu ihm mit dem Befehl, er solle sogleich erscheinen. Ueber diese Strenge erstaunt, setzte der Kaimakam sich zu Pferde und kam im Palast an. Als er sich in die inneren Gemächer begeben wollte, wies die Schildwache ihn zurück. Wie vom Donner gerührt stand er da. „Der Schah hat befohlen, daß Du hier warten sollst", sagte die Schildwache. Diesen Worten wollte der Kaimakam keinen Glauben schenken, er mußte aber dem Bayonnet des Wachthabenden gehorchen. Nach einiger Zeit erschien der Schah. Sein finsterer Blick weissagte nichts Gutes. „Warum erhielten die Truppen keinen Sold?" fragte er. „Es ist kein Geld da", antwortete der Kaimakam in seinem gewöhnlichen, ziemlich trockenen Ton. „Wie ist es möglich, daß kein Geld da sey, Spitzbube? Mein Schatz wird vergeudet, und keiner meiner Unterthanen hat Vortheil davon. Du hast all mein Geld gestohlen!" Vergebens suchte Mirsa Abul Kassim durch allerlei Ausflüchte sich zu rechtfertigen, vergebens schwur er bei seinem Bart und wiederholte tausendmal den Namen Allah's — der Schah war unerschütterlich. „Man wird Dir meinen Willen kund thun", sprach er, und auf seinen Wink ward der Kaimakam ins Gefängniß geworfen. Dieses bestand aus dem Souterrain eines der außerhalb der Stadt belegenen Paläste des Schah's. Auch der Sohn des gestürzten Ministers ward verhaftet. Sechs Tage lang saß der Kaimakam in seiner Einsamkeit und zwar, wie es hieß, vollkommen ruhig und sein Schicksal nicht beklagend, weil er meinte, der Zorn des Schahs würde vorübergehen, und er selbst aufs neue, und vielleicht mit größerem Glanz als früher, „Schild und Hort" des Schahs seyn, d. h. regieren. Aber sein Vorgefühl hatte ihn betrogen. Am siebenten Tage trat ein Abgesandter des Schahs in seinen Kerker und zeigte ihm einen Ferman, in welchem es hieß, daß seine verbrecherischen Pläne gegen die Person seines Herrn klar zu Tage lägen, und daß in Folge dessen der Schah befohlen habe, ihn zu erdrosseln. Die Vollziehung dieses Befehls war den Personen, die den Abgesandten begleiteten, übertragen worden. Der bestürzte Kaimakam glaubte anfangs, man wolle ihn bloß schrecken, als er aber sah, daß es Ernst werden sollte, zitterte er am ganzen Leibe, erbleichte und rief in voller Verzweiflung: „Nein, Du wirst es nicht wagen, mich zu erdrosseln!" — „Meinst Du!" erwiederte ruhig der Vollstrecker des fürstlichen Urtheils. „Das wollen wir sehen! Ich bin aber nicht so wie die Anderen. Du bist ein guter Mensch, und ich habe Deine Wohlthaten nicht vergessen; gelobt sey Allah, ich habe auf Deinen Befehl Bastonnaden und Confiscationen genug ausgeführt. Ich wäre ja ein wahrer Hund, wenn ich alle Deine Gnadenbezeugungen vergessen hätte! Nein, sey ruhig, kein gemeiner Strick soll Dich verunehren. Aus Achtung für Dein gutes Herz und für Deinen Rang wollen wir, wenn es Allah gefällt, uns bemühen, Dich mit den Händen zu erwürgen. Ferraschi!" — Drei Ferraschi traten herein. Der Kaimakam stand unbeweglich da, wie eine Bildsäule; der Gedanke an den Tod hatte seine Sinne gelähmt; er wollte etwas sagen, aber in

derselben Minute stürzten zwei Ferraschi auf ihn zu und faßten ihn bei der Kehle. Sein verzweifelter Widerstand war entsetzlich; er biß, schlug und kratzte seine Henker; der widerliche Kampf dauerte über eine Viertelstunde; nach und nach erwattete der Verurtheilte, die Beine sanken zusammen und mit seinem ganzen Gewicht stürzte er athemlos auf den steinernen Boden des Kerkers nieder. Die Ferraschi, in der Meinung, die Sache sey abgemacht, entfernten sich, und ihr Anführer meldete dem Schah die Vollziehung des Urtheils. Als sie nach einiger Zeit wiederkehrten, um den Körper wegzuschaffen, setzte ein eben so unerwarteter als unglaublicher Anblick sie in Staunen und Furcht. Der Kaimakam ging auf und nieder. Seine Henker fassend, stürzte er wie ein Rasender auf den Ersten los, der sich in der Thür zeigte; eine unerhörte Kraft belebte seine alten Gliedmassen; mit einem Hiebe warf er den Menschen zu Boden, und drei Personen waren nicht im Stande, etwas gegen ihn auszurichten. Sie mußten mehrere ihrer Gefährten zur Hülfe rufen, und kaum gelang es den Anstrengungen von acht Ferraschis, den Alten zu Boden zu drücken. Jetzt warfen sie eine Menge Matratzen und Kissen über ihn, setzten sich Alle darauf, brannten ihre Pfeifen an und unterhielten sich auf diesem furchtbaren Divan in größter Seelenruhe ganze zwei Stunden lang, weil sie fürchteten, der Satan von Kaimakam könnte zum zweitenmal aufleben. Welche unmenschliche, der orientalischen Kecker würdige Scene! Ich gebe sie nicht für strenge Wahrheit aus, aber in Teheran erzählte man sie so, und auch dies ist schon genug!

So endigte das Leben des berüchtigten Mirsa Abul Kassim, bei dessen Namen ganz Persien zitterte. Am nächsten Tage wurden durch ganz Persien ein Ferman des Schahs verbreitet, in welchem es hieß, daß der Kaimakam „seine Entlassung erhalten habe." Sein Plan soll gewesen seyn, den Schah tödten und seinen minderjährigen Sohn der Form wegen als Herrscher von Iran ausrufen zu lassen, selbst aber unter seinem Namen zu regieren. Das Gerücht fügte noch hinzu, daß er die Absicht gehabt habe, mit der Zeit die ganze Dynastie der Kadscharen auszurotten und alsdann selbst als regierender Schah aufzutreten.

Die Nachricht von der Gefangennehmung und dem Tode des Kaimakams verbreitete sich schnell über ganz Persien. Alles war sehr froh darüber und segnete die Weisheit des Schahs, einen so gefährlichen Mann gestürzt zu haben. Seinen Kindern ließ man einen kleinen Theil der väterlichen Besitzungen, verbannte sie derthin und stellte sie unter polizeiliche Aufsicht. (b. A. Z.)

Nord-Amerika.

Die Urbewohner Nord-Amerika's.*)

Den meisten Lesern dürften wohl die interessanten Nachrichten bekannt seyn, die uns von den hieroglyphischen Darstellungen der Mexikaner gegeben worden sind. Man hat diese eigenthümliche Bilderschrift für einen sprechenden Beweis der älteren Civilisation des Reiches Mexiko ansehen wollen. In Robertson's „Geschichte von Amerika" befinden sich genaue Darstellungen der erwähnten Hieroglyphen; sie gleichen auf eine merkwürdige Weise den rohen Zeichnungen, welche die Sioux und andere westliche Indianer auf der inneren Seite der Büffelfelle anbringen

In dem Gebiete vom Atlantischen Meere bis an das Felsen-Gebirg und von den großen Seen bis zum Golfe von Mexiko wanderten zahlreiche Stämme, die durch keine bestimmte Gränzen von einander geschieden waren. Es ist unmöglich, anzugeben, wie viele solcher Stämme um die Zeit der Entdeckung Nord-Amerika's existirt haben mögen. Wir selbst haben nicht weniger als 227 Namen verschiedener Stämme, die man in älteren Erzählungen und Geschichten findet, gesammelt.

Ob alle diese Indianer gemeinsamer Abstammung sind, ist eine schwer zu beantwortende Frage; denn bis auf den heutigen Tag besitzen wir von ihren Sprachen nur unvollkommene Kenntnisse, und wir stehen daher noch nicht auf dem wahren Standpunkte zur Beurtheilung ihres gegenseitigen Verhältnisses. Viele dieser Stämme sind ohne Zweifel unter einander verwandt; aber ein Versuch, sie alle auf eine und dieselbe Ursprache zurückzuführen, wäre doch sehr gewagt. Französische Schriftsteller haben drei Hauptstämme angenommen: die Huron oder Wyandots, die Algonquins und die Siouxs; und wirklich gehören noch die meisten heutigen Stämme diesen drei Nationen an. So viel wir aber bis jetzt zu beurtheilen im Stande sind, reden die südlichen Stämme drei Ursprachen; die eine wird von den Cherokee's und Chickasaw's, die andere von den Creek's oder Muskogie's, und die dritte von den Choctaw's gesprochen. Westlich vom Mississippi scheinen vier Stammsprachen zu herrschen. Es ist aber keineswegs ausgemacht, daß alle diese großen Sprach-Familien wesentlich von einander verschieden seyen; künftige Untersuchungen werden vielleicht noch unentdeckte Aehnlichkeiten darthun und auf ein gemeinsames Band der Verwandtschaft hinweisen.

Jeden Reisenden, der einmal Indianer gesehen hat, muß es auffallen, daß die physischen Merkmale, welche sie von den übrigen Völker-Racen unserer Erde unterscheiden, bei allen diesen Stämmen im Wesentlichen übereinstimmen. Der Gesichts-Winkel ist derselbe, und eben dies gilt von der Farbe, der Statur (im Allgemeinen), der Form des Gesichts u. s. w. Wie läßt sich nun eine so auffallende Einheit der Form mit der erwähnten nicht minder auffallenden Verschiedenheit der Sprachen in Einklang bringen? Wir meinen hier allerdings nur Verschiedenheit des Sprach-Materials, denn ein gleiches Prinzip der Construction herrscht durch alle. Nehmen wir an, daß die Wörter solcher Sprachen, welche nicht geschrieben werden, leicht ungeheure Metamorphosen erleiden, während das Prinzip, nach welchem die Begriffe sich bilden und mit einander verbinden, unerschüttert bleibt, so haben wir Etwas zu Gunsten der Hypothese von einer gemeinsamen Abstammung. Dagegen scheint wieder der Umstand damit in Widerspruch, daß einige der erwähnten von Grund aus verschiedenen Sprachen schon seit Jahrhunderten von Völkern gesprochen werden, die einander sehr benachbart und obendrein befreundet sind.

Die verschiedenen Verwandtschafts-Namen, welche sich die Indianer-Stämme beilegen, verdienen vielleicht Beachtung, obschon man keine große Folgerungen daraus machen kann. So z. B. nennen die Wyandot's sich selber den Onkel, die Delawaren aber den Großvater aller anderen Stämme. Die Delawaren erkennen sich als Neffen der Wyandot's; und doch reden beide Nationen zwei verschiedene Sprachen, die kein Wort mit einander gemein zu haben scheinen.

Einige Indianische Sagen deuten auf einen östlichen, andere auf einen westlichen Ursprung hin; aber die meisten Stämme behaupten, ihre Vorfahren seyen dem Boden entstiegen, den sie bewohnen. Vielleicht enthält ihre ganze Sagengeschichte kein einziges beglaubigtes Faktum, das nur 50 Jahre vor den ersten Europäischen Niederlassungen sich ereignet hätte. Das Andenken an wichtige Begebenheiten wird bekanntlich durch Gürtel (Wampum's), ähnlich den Rosenkränzen, aufbewahrt; die Kugeln derselben werden verschiedentlich bemalt und so eingerichtet, daß sie mit den Gegenständen, welche sie darstellen sollen, eine entfernte Aehnlichkeit erhalten. Vor Allem pflegte man öffentliche Reden, Verhandlungen und Traktate in diesen Wampum's zu verzeichnen. Derjenige, welcher die Wampum's in seiner Verwahrung hatte, mußte den Inhalt von Zeit zu Zeit öffentlich vorlesen.

Wie weit der Verkehr zwischen den verschiedenen Stämmen sich erstreckte, kann nicht ausgemittelt werden. Man hat Grund, zu glauben, daß die siegreichen Irokesen ihre Waffen bis Mexiko trugen. Herr Stickney, ein verständiger und mit den Indianern sehr vertrauter Reisender, hat einen sehr alten Gürtel bei den Wyandot's gesehen, der von einem großen Indianischen Volke im Südwesten herrühren sollte. Er vermuthet mit Grund, daß dieser Gürtel um die Zeit der Landung des Cortez von dem Kaiser des Reiches Mexiko an die Wyandot's geschickt worden sey; denn es verkündet die Ankunft eines Geschöpfes, welches die Mitte halte zwischen Mensch und Pferd, und dem Blitz und Donner zu Gebote ständen. Ohne Zweifel sollten die Empfänger des Gürtels vor diesem Ungeheuer gewarnt werden.

Es ist schmerzlich, das allmälige Erlöschen dieser einst mächtigen Stämme gleichsam mit ansehen zu müssen. Schon nach wenigen Jahrhunderten wird es, statt der Indianer, nur noch ein unbedeutendes Bastard-Geschlecht geben; es sey denn, daß es ihnen gelänge, in irgend einer bis jetzt unbewohnten Gegend des großen Kontinents ihre Trümmer zusammenzuziehen und Ein Volk mit festen Wohnsitzen zu bilden. Diese Idee scheint aber zu chimärisch, obschon Manche auch glauben, daß sie ausführbar sey.

*) Aus der bereits benutzten, vielfach interessanten History of the Indian Tribes of North-America.

Mannigfaltiges.

— Schiller Französisch. Eine neue Uebersetzung des Wallenstein, der bereits früher von Liadières, so wie von Benjamin Constant, aber sehr mangelhaft, ins Französische übersetzt worden, wird von Herrn Villenave angekündigt. Das diesjährige März-Heft der Revue-Germanique theilt von dieser Arbeit als Probe die Uebersetzung von „Wallenstein's Lager" mit, die in der That, trotz aller Schwierigkeiten des Originals, so gelungen ist, daß man nur Gutes von dem Ganzen erwarten darf. Nicht minder rühmliche Erwähnung verdient die Uebersetzung einer Auswahl Schiller'scher Gedichte, die kürzlich ein in Deutschland lebender gründlicher Kenner des Französischen, Herr C. Ph. Bonafont, herausgegeben hat.*) Wir finden hier zwanzig Schiller'sche Gedichte geschmackvoll wiedergegeben, und zwar sind darunter das „Mädchen aus der Fremde", das „Geheimniß", die „Begegnung", das „Lied von der Glocke" und sämmtliche Balladen, die allerdings mehr dem Geiste der Französischen Sprache und Poesie zu entsprechen scheinen, als die philosophischen Betrachtungen und die schwärmerischen Ideale des großen lyrischen Dichters. Eine unserer Muttersprache dargebrachte Huldigung sind folgende Bemerkungen des Uebersetzers in der Vorrede: „Ein beständiges und auch wohl tief eingedrungenes Studium beider Sprachen hat mir die Ueberzeugung verschafft, daß sich im Allgemeinen die Deutsche Poesie, die eben so reich an gewählten Ausdrücken, als an mannigfachen Wendungen ist, in den beschränkten Rahmen der Französischen gar nicht einfügen läßt, ohne daß dabei die schönsten Gedanken zum Opfer gebracht und treffliche Bilder, so wie edle poetische Vergleiche, für die es der Französischen Sprache sogar an Ausdrücken fehlt, in den Schatten gestellt werden. — Wenn es schon schwierig ist, aus einer so reichen und unbeschränkten Sprache, wie die Deutsche, in die Prosa einer anderen zu übertragen, deren Phrase direkter, umschriebener und immer den strengen Regeln einer oft nur zu einförmigen Construction unterworfen ist: um wie viel mehr vergrößern sich diese Schwierigkeiten nicht erst, wenn es sich darum handelt, Vers um Vers die erhabene Poesie einer an kühnen Wendungen überströmenden Sprache in ein Idiom zu übertragen, das weniger reich ist und dem es oft an Worten gebricht, um den Geist des Originales ganz wiederzugeben?"

*) Poésies de Schiller, traduits de l'allemand; suivies d'autres essais poétiques par C. Ph. Bonafont. Stuttgart, Autenrieth, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 56. Berlin, Mittwoch den 10. Mai 1837.

Australien.

Die Straf-Kolonieen in Neu-Süd-Wales.

Nach Dr. J. D. Lang.*)

Dr. Lang tritt als der entschiedenste Verfechter des Deportations-Systems auf, jedoch unter der Voraussetzung, daß die Kolonisirung der Australischen Landschaften durch freie Auswanderer beständig nebenher gehe. Unter dieser Bedingung erklärt er die Deportation für ein weit vorzüglicheres Straf-System, als Einsperrung und Zwangsarbeit in der Heimath. Zwar gesteht er selbst, daß der Versuch während der letzten dreißig Jahre ganz und gar fehlgeschlagen sey, aber die Ursachen des Mißlingens liegen zu Tage und können beseitigt werden. Zuerst und hauptsächlich ist die Zahl der freien Einwanderer im Verhältnisse zu der Bevölkerung der Kolonie Neu-Süd-Wales viel zu gering. Wie soll eine Gesellschaft nicht in den verderbtesten Zustand gerathen, wo man auf einen freien Ansiedler sieben verurtheilte Verbrecher zählen muß? Dazu kommt ein zweiter Uebelstand: daß nämlich die Einfuhr und der Verbrauch geistiger Getränke von Jahr zu Jahr in erschreckendem Verhältnisse zunimmt. Drittens wird die Zucht und Disziplin in der Behandlung der Sträflinge nicht mit dem erforderlichen Nachdrucke gehandhabt, sondern verfällt zusehends. Viertens wird den Sträflingen die Emancipation und in der Folge die Erwerbung eines Vermögens und eines gewissen Einflusses unter ihren Mitkolonisten viel zu leicht gemacht. Fünftens endlich ist die Deportation solcher Verbrecher, die daheim eine bessere Erziehung und Bildung genossen haben, dem Gedeihen der Kolonie nicht förderlich, sondern in hohem Grade schädlich. Für alle diese Punkte bringt der Verfasser thatsächliche Erläuterungen und Beweise bei, die leider keinen Zweifel an der Richtigkeit des Gesagten übrig lassen.

I. Das Verhältniß der Freien zu den Sträflingen wie eins zu sieben wäre an sich schon traurig genug; denn dieses schwache Siebentheil, wäre es auch untadelhaft, würde in der Mehrzahl verschwinden und auf die Gestaltung der Gesellschaft wenig einwirken. Nun kommt leider dazu, daß auch die Mehrzahl der freien Einwanderer in ihrem Betragen und ihren sittlichen Grundsätzen nichts weniger als musterhaft ist. „Unter den freien Einwanderern", sagt unser Verfasser, „befanden sich 1536 unverheirathete Frauenzimmer, die zur Ueberfahrt mit Geld aus den Einkünften der Kolonie waren unterstützt worden. Nun bedenke man, wie eine Gesellschaft von Auswanderern in der Regel beschaffen ist, wie sich das Beisammenleben während der Ueberfahrt gestaltet, welchen Versuchungen ein schutzloses Frauenzimmer unter diesen Umständen ausgesetzt ist; man bedenke ferner, daß es doch in der Regel keine sittliche und tugendhafte Frauenzimmer seyn können, die sich auf so abenteuerliche Weise, ohne Aeltern, Bruder, Gatten oder andere natürliche Beschützer, nach einem fremden Lande und vollends nach einer Verbrecher-Kolonie verschiffen lassen; dazu allerhand betrügerische Künste und Praktiken von Seiten der Personen, die in England aus der Schiffsbefrachtung ein Geschäft machen und welche bei dieser Art Ausfuhr-Handel ihre gute Rechnung finden; — und dieses System der sogenannten female emigration seit einer ganzen Reihe von Jahren im Gange, obendrein unter Aufsicht eines ganz besonderen in London bestehenden Büreaus, das sich eine Anstalt zur Verbesserung der Australischen Kolonieen nennt. Die Verbesserung ist auch danach, und das ganze System hat nur dazu geführt, was Niemanden verwundern kann, die Summe der Immoralität und Verbrechen in der Kolonie Neu-Süd-Wales zu einer bisher nie erhörten Höhe zu steigern."

An einem Beispiele kann der Leser recht deutlich lernen, wie es bei dieser Weiber-Einwanderung zugeht und wohin sie führen muß. Zu Anfange Novembers 1834 langte zu Sydney das mit Frauenzimmern beladene Fahrzeug „David Scott" an; seine Papiere, in bester Ordnung, besagten, daß John Marshall (ein Agent des oben erwähnten Verbesserungs-Büreaus) das Schiff mit Waaren für eigene Rechnung befrachtet habe. Der Verfasser erfuhr die näheren Umstände durch einen rechtschaffenen freien Einwanderer, der das Unglück hatte, die Reise nach der Kolonie als Kajüten-Passagier auf diesem Schiffe mitzumachen. Sechzig unter diesen Frauenzimmern waren feile Dirnen der gemeinsten Art, darunter vierzig so durch und durch verdorben und zuchtlos, daß jener Mann versicherte, in ganz England wären schwerlich noch ihres Gleichen zu finden. Das Gesindel trotzte der Autorität des Capitains, und während der ganzen Ueberfahrt war das Schiff ein Schauplatz der ärgsten Zügellosigkeit. Kurz zuvor war ein anderes Schiff, der „Lawton", in der Kolonie angelangt, mit dem es eine ähnliche Bewandtniß hatte; ja, manches ehrliche Frauenzimmer war durch die schlechte Gesellschaft, worein sie gerathen, während der Ueberfahrt verdorben worden, und in dem Augenblick, wo sie in der Kolonie ankamen, bereits unverbesserlich. Ein Jahr später, Ende November 1835, kam das Fahrzeug „Canton", und es hieß anfangs, dies führe eine bessere Ladung; aber kaum waren drei Tage seit der Landung in Sidney vergangen, so stellte es sich schon heraus, daß vierzig von den mitgebrachten Frauenzimmern ihren Aufenthalt in berüchtigten Häusern der Kolonial-Hauptstadt genommen hatten.

Die Verschlechterung des sittlichen Zustandes in der Stadt Sidney und in der ganzen Kolonie macht dafür auch reißende Fortschritte, und seit drei oder vier Jahren gestaltet sich der Zustand wahrhaft abschreckend. In den Straßen von Sidney treiben sich Tag und Nacht die verworfenen Geschöpfe umher, deren Ueberfahrt aus den Einkünften der Kolonie bestritten worden ist. Der Verfasser hatte früher zehn Jahre in der Kolonie gelebt, und nie war ihm dergleichen vorgekommen. Wie sittenverderbend ein solches Schauspiel auf die Jugend in der Kolonie wirken muß, läßt sich leicht denken, und es gilt hier, wie überall, daß ein verdorbenes Weib, in die Gesellschaft geworfen, tausendmal mehr Schaden thut, als ein halb Dutzend nichtsnutziger Männer. Die ganze Summe von Verderben, von Lüderlichkeit, von Störung des Friedens und Untergrabung der Wohlfahrt in vielen achtbaren Kolonisten-Familien, kurz die Summe des Unglücks, welches durch dieses eben so unkluge als schändliche Deportations-System angerichtet worden, läßt sich gar nicht berechnen. Wir wollen nur anführen, daß im ganzen Jahre 1833 nur gegen sechs frei eingewanderte Personen in der Kolonie Gefängnißstrafe erkannt worden ist, wogegen vom Januar bis Ende August 1835 neunzig Personen derselben Klasse zu Sidney eingesperrt worden sind. Die meisten darunter waren eben eingewanderte Frauenzimmer. Das erste Schiff mit solchen war gegen Ende des Jahres 1833 von London nach Neu-Süd-Wales gekommen.

Die Bevölkerung der Kolonie gehört jetzt gewiß zu den verderbtesten, die es auf Erden giebt. Um sie zu bessern, wäre vor allen Dingen eine zahlreiche Einwanderung rechtschaffener und wohlgesitteter Familien nothwendig; nächstdem aber eine wirksame Polizei und Disziplin, und eine solche Strenge der Straf-Gesetze, die bei jedem anderen Zustande der Gesellschaft für tyrannisch gelten müßte, hier aber einzig heilsam ist. (Schluß folgt.)

*) Transportation and colonisation or the causes of the comparative failure of the transportation system in the Australian Colonies. By John Dunmore Lang, D. D. — London, 1837.

Frankreich.

Geschichte und gegenwärtiger Standpunkt der Zoologie.

(Schluß.)

Konrad Gesner aus Zürich, Zeitgenosse Wotton's und des Lonicerus, ist zwar ebenfalls Kompilator, und zwar hat er mehr als alle Andere kompilirt, aber er ist zugleich ein wohlunterrichteter Beobachter und ein gelehrter Kommentator. Der Titel eines Wiederherstellers der Naturgeschichte, den die spätere Zeit diesem gelehrten und scharfsinnigen Manne beigelegt hat, ist nur der gerechte Ausdruck der wichtigen Dienste, die er der Wissenschaft geleistet hat. Wir gestehen, daß wir niemals die Geduld gehabt haben, das ungeheure Werk ganz durchzulesen, welches Gesner die Geduld hatte, auszuarbeiten, obgleich wir uns schmeicheln dürfen, daß kein neuerer Zoologe mehr als wir sich in Studien hineingearbeitet, die zu einer Epoche fast unmöglich sind, wo die Naturgeschichte mehr Bücher aufzuweisen hat, als man Bücher-Seiten aufweisen konnte zur Zeit des Naturforschers von Zürich. Hat aber Gesner auch keine Leser mehr, so wird er doch noch jeden Tag um Rath gefragt und wird es immer werden; und die ihn um Rath fragen, werden es mit großem Nutzen für sich und mit gleicher Bewunderung für ihn thun. Seine große Geschichte der Thiere, dessen verschiedene Theile von den Jahren 1551 bis 1587 erschienen sind, ist nicht eine bloße Abhandlung, sondern vielmehr eine vollständige zoologische Bibliothek. Alles, was man damals vom Thierreiche wußte, alle Beobachtung, welche das Alterthum und das Mittelalter überliefert haben, findet sich dort treu niedergelegt, methodisch geordnet und, was mehr sagen will, vermehrt durch eine Anzahl von Thatsachen, die durch Gesner selbst mit vielem Talente beobachtet sind. Dieses Werk enthält demnach übersichtlich alle die vorhergehenden Werke und vervollständigt sie durch die ersten Resultate der neueren Wissenschaft. In Gesner schließt sich die Epoche der Compilation und eröffnet sich die der Beobachtung. Dieser doppelte Charakter, welcher in so deutlichen Zügen den

Uebergang der einen Epoche in die andere bezeichnet; findet sich auch in den Werken Rondelet's und Belon's. Diese beiden berühmten Zeitgenossen Gesner's kündigen sich überall, gleich ihm, als tüchtige Kenner sowohl der unmittelbaren Natur selbst als der Bücher der Alten an. Sie beobachten die erste mit Geist und kommentiren die anderen mit Scharfsinn; durch ihre vereinten Anstrengungen und die des Salviani wurde einer der wichtigsten und schwierigsten Zweige der Zoologie, die Geschichte der Fische, sehr ausgebildet. Doch dieses Verdienst, auf das die ersten Beiden gleiche Rechte haben, ist nicht das einzige, für welches die Nachwelt ihnen Dank schuldig ist. Rondelet war es vorbehalten, in seiner Ichthyologie durch richtige und scharfsinnige Vergleichungen eine rationelle Classification vorbereitet, ja sogar Anfänge zu ihrer Entwerfung gemacht zu haben. Belon, der nach unserer Meinung noch höher als Rondelet steht, öffnet der Wissenschaft zwei neue Wege. Als Reisender in Italien, Griechenland und im Orient, zeigt er sich überall als einen scharfsinnigen Beobachter, und er allein hat dem allgemeinen Schatze von Kenntnissen mehr Reichthümer zugeführt, als alle seine Vorgänger von altersher und als alle seine Zeitgenossen. Als kühner Denker wagt er's zum ersten Male an der Spitze seines Werkes über die Vögel das Skelett eines Vogels mit dem eines Menschen zu vergleichen und durch die gemeinschaftlichen Zeichen von dem einen auf das andere zu schließen; ein Gedanke von unermeßlicher Bedeutung und von unbegreiflicher Kühnheit für diese entfernte Epoche, der Belon die Ehre erwarb, der Erste zu seyn, welcher die Einheit der organischen Bildung gezeigt, so wie Aristoteles den Ruhm hat, sie zuerst theoretisch aufgefaßt zu haben. Das Ende des sechzehnten Jahrhunderts und das siebzehnte liefern uns noch mehrere berühmte Namen; aber darunter sind mehrere, so wie Ulysses, Aldrovande und Jonston, welche wieder nur Compilationen zu Tage gefördert haben. Das Werk Gesner's diente dem Aldrovande zum Texte, und das des Aldrovande wurde wieder von Jonston zu Grunde gelegt; eine Art von Metempsychose derselben Ideen und derselben Thatsachen, deren einziges Resultat nur darin bestand, daß jeder Neue einige neue Irrthümer hinzufügte.

John Ray (nicht zu verwechseln mit einem anderen Zoologen August Ray), dessen Arbeiten der zweiten Hälfte des siebzehntem Jahrhunderts angehören, ist einer jener Geister, welche zwischen den zwei vor unseren Blicken geöffneten Wegen, der Vergangenheit und der Zukunft, ohne Zaudern den zweiten wählen und sich seiner kühn und gewandt bemächtigen. Die Zoologie verdankt Ray eine jener Hauptvollkommenheiten, welche hinreichen, eine Epoche zu charakterisiren, die Veranstaltung der regelmäßigen und rationellen Classificationen für mehrere Klassen des Thierreiches; Classificationen, die so merkwürdig sind, daß sie lange Zeit bei den Engländern zur Richtschnur dienten, und mehrere Eintheilungen, die durch Ray angezeigt wurden, haben heute noch ihre Geltung in der Wissenschaft. Sey es nun durch sich selbst, sey es durch seinen Schüler und Freund Willoughby, dessen Werke er vervollständigt und herausgegeben hat, so hat Ray das doppelte Verdienst, die Wissenschaft mit neuen Thatsachen bereichert und durch die Classification des schon Bekannten den Untersuchungen künftiger Forscher die Bahn leichter gemacht zu haben. England hat die Ehre, in ihm dem Vorläufer Linné's die Entstehung gegeben zu haben.

In dieser denkwürdigen Epoche, während welcher Ray versuchte, das Ganze der Zoologie zu ordnen, vervollkommneten sich auch andere Fortschritte. Claude Perrault, der berühmte Urheber der Kolonnade des Louvre, und Duverney gründeten, wenn wir auch nicht zu sagen den Muth haben, die vergleichende Anatomie, denn ihre Beschreibungen sind niemals vergleichend, doch wenigstens die zoologische Anatomie. Zwei Holländer, deren Namen in der Wissenschaft unvergessen bleiben werden, Leuwenhoeck und Hartsoeker, thaten in dem Bereiche derselben einen Fortschritt, dessen Bedeutsamkeit noch heute unermeßlich ist.

Bis zum siebzehnten Jahrhundert und selbst während eines großen Theils desselben haben die Zoologen ihre Studien nur auf große Thiere beschränkt. Man hat nicht bloß alle jene kleinen Wesen, deren unermeßliche Menge die unteren Klassen erfüllt, ununtersucht gelassen, sondern es bestand seit langer Zeit unter den Zoologen gleichsam eine stillschweigende Uebereinkunft, die Kenntniß derselben für unnütz zu erklären. Und wie sollte man auch in damaliger Zeit in das Geheimniß ihrer Organisation eindringen? Man hat sogar bei den großen Thieren nur bei seltenen Gelegenheiten daran gedacht, sie zu anatomiren. William Harvey, der nicht nur wegen seiner schönen Arbeiten über die Erzeugung als wegen seiner glänzenden Entdeckung von der Circulation des Blutes unsterblich zu seyn verdient, und einige andere ausgezeichnete Aerzte verschiedener Länder sind fast die Einzigen, welche in der Analyse der Organe die Auflösung jener Probleme suchten, die nie durch eine oberflächliche Anschauung gelöst werden können. Alle kleine Thiere und alles das, was an großen Thieren klein ist, blieben auf diese Weise mit wenigen Ausnahmen von der wissenschaftlichen Untersuchung ausgeschlossen, als wäre die materielle Größe eines Gegenstandes der richtige Maßstab für sein Interesse.

Eine ganze Revolution brachte Leuwenhoeck zuerst und darauf Hartsoeker durch die Erfindung oder vielmehr Verbesserung des Mikroskops hervor. Sie riefen alle Beobachter von jetzt an nicht nur zum Studium der kleinen Wesen, sondern selbst zur Untersuchung jener unsichtbaren Welt, deren Daseyn kaum der Mensch bis jetzt gekannt hatte.

In dem Augenblicke, als die ersten gewonnenen Ergebnisse angekündigt wurden, theilten sich, wie es nach allen großen Entdeckungen zu gehen pflegt, die Naturforscher in zwei Kriegslager, in Verehrer der Vergangenheit und Verehrer der Zukunft, wovon die Ersteren sich bestrebten, alle jene Fortschritte zu leugnen, welche die Anderen mit Beifall überhäuften und an denen sie Theil zu nehmen strebten. Aber die neidische und retrograde Opposition mußte sehr bald vor Thatsachen fallen, die Jedermann sehen konnte, sobald er sie nur sehen wollte. Die Anwendung des Mikroskops auf die Zoologie war erst wenige Jahre alt, als man schon Leuwenhoeck und Hartsoeker und einigen Anderen die Entdeckung einer großen Menge von Infusorien, Malpighi eine große Anzahl von Beobachtungen in der Anatomie und Physiologie, und Swammerdam endlich die Kenntniß der Organisation und die Metamorphose der Insekten, wodurch der Grund zur Entomologie gelegt wurde, zu verdanken hatte.

Mit der denkwürdigen Epoche Ray's, Leuwenhoeck's, Hartsoeker's, Swammerdam's und der wenigen anderen Trefflichen aus ihrer Zeit beginnt die zweite Periode der Zoologie. Alle Charaktere, die wir oben dieser Periode zugeschrieben haben, stellen sich scharf ausgeprägt in den Werken Leuwenhoeck's, Hartsoeker's und besonders Swammerdam's heraus und schimmern schon, wenn auch noch nicht völlig klar, bei Ray hervor.

Im achtzehnten Jahrhundert fängt die strenge Analyse an, der vorherrschende Charakter zu werden, der sich tiefer mit jedem Jahre in den Werken der großen Zoologen abdruckt. Die Vorschriften Bacon's werden endlich verstanden; man glaubt den Alten nicht mehr auf Wort, denn man hat sie zu oft schon auf frischer That bei einem Irrthum ertappt. Die Analyse wollte selbst sehen, durch sich selbst bestätigen oder verwerfen, und ihr Kampf gegen die herkömmlichen Meinungen war nur eine Abart jenes großen, das 17te und 18te Jahrhundert hindurch geführten Kampfes der skeptischen Philosophie gegen die Tradition. In derselben Zeit begann auch das Streben nach mehrfacher Abtheilung der Wissenschaft, da nicht nur das Wesen der Analyse dahin führte, sondern auch die großen Bereicherungen der Zoologie durch die weiten Reisen von Belon, Bontius, Margraaf, Hernandez, Kämpfer und vielen Anderen es nothwendig machten.

Das 18te Jahrhundert, das unter dem Einflusse solcher neuen Ideen begonnen hatte, ließ Großes erwarten. Alle vorhergehenden Jahrhunderte haben nur den einen wahrhaft bewundernswerthen Genius Aristoteles hervorgebracht; das 18te Jahrhundert schenkte ihn Buffon und Linné. Die Vorsehung, der es sonst gewöhnlich gefällt, zwei große Geister in weiter Entfernung auf einander folgen zu lassen, machte zum Glück für das Menschengeschlecht diesmal eine glänzende Ausnahme.

Wir wollen hier nicht die vergebliche Frage aufs Tapet bringen, wer von den beiden Großen der größere war; für Geister, die so hoch über uns stehen, fehlt uns der Vergleichungspunkt, und wir können kaum den absoluten Werth der von ihnen der Wissenschaft geleisteten Dienste genau schätzen, da wir nur in die Vergangenheit und die Gegenwart sehen, die Ideen dieser Männer aber auch der Zukunft angehören. Sie sind nicht von der Art, daß man sie hinter sich zurücklässt, weiter vorwärts geht und sich dann und wann umsieht, sie zu bewundern; nein, das, was wir von Aristoteles behaupteten, müssen wir noch mit viel stärkeren Gründen von Buffon und Linné behaupten; Beide sind noch heute neu und progressiv. Hat man auch durch ihnen die neuen Thatsachen hundertfach vermehrt, so haben sie doch bei weitem noch nicht das Ende jener Bahnen erreicht, die sie uns eröffnet haben, und noch lange werden die Folgen nicht erschöpft sein, die ihrem Genie unversiegbar entquellen.

Linné und Buffon sind in einem und demselben Jahre, nur drei Monate aus einander, geboren; Linné im Mai, Buffon im September 1707. Diese Identität der Geburtsjahre, die gewaltige Größe der beiden Geister und die Bedeutsamkeit ihrer der Naturgeschichte geleisteten Dienste sind die einzigen realen Aehnlichkeiten zwischen Beiden. Linné ist von armen Aeltern in einem elenden Dörfchen des damals unter Karl XII. kriegerischen und verwilderten Schweden geboren; Buffon im Schoße einer reichen und edlen Familie in dem Frankreich, welches Ludwig XIV. so groß gemacht und verseinert hatte. Linné, welcher Lehrling bei einem Schuhmacher war, mußte lange und schmerzvoll gegen die Versuchungen des Mißgeschicks ankämpfen, während Buffon die Versuchungen des Glückes zu bekämpfen hatte und alle Festigkeit des Willens bedurfte, den Verführungen zu widerstehen, die ihm die privilegirte Weichlichkeit und der Müßiggang seines Standes in der Nähe zeigten. Die intellectuellen Neigungen Beider waren vielleicht noch ungleicher, als die Verhältnisse von Außen, in deren Mitte sie jene Neigungen entfalten sollten. Linné war ein Mann, der eben so voller Ausdauer und Scharfsinn bei der Erforschung der Thatsachen, wie geistvoll in ihrer Zusammenstellung war. Er war bestimmt, man kann sagen streng in der Exposition, und suchte keine andere Eleganz als die, welche der Einfachheit der Gegenstände und der Größe des Gedankens angemessen war; mehr vorsichtig als kühn in seinen Schlüssen, baute er keine Stufe weiter, als bis die zu verlassende auf unerschütterlichen Grundlagen von Thatsachen und Vernunft festgemauert war, und so gewandt er auch war, höchst wahrscheinliche Hypothesen aufzustellen, so hielt er sie doch nicht, wie es in unseren Tagen zu geschehen pflegt, für erwiesene Wahrheiten. Buffon war scharfsinnig und geistvoll wie Linné, aber der feurige Franzose war kühner als der bedächtige Nordländer. Er vernachlässigte es oft, neue Thatsachen zu sammeln, aber er erfaßte die Konsequenzen aller vorhandenen und baute auf ein scheinbar zerbrechliche Basis ein Riesengebäude, dessen ungeheuren Plan nur er und die Nachwelt verstanden. Während er aber die technischen Details und systematischen Eintheilungen verschmähte, weil er über ihnen schwebte, kam er durch einen glücklichen Widerspruch mit sich selbst dahin, daß er bald selber eine methodische Classification anordnete, die allen zum Muster dienen kann; er verirrt sich bisweilen in unbekannten Regionen, wohin er sich ohne Führer gewagt hatte, aber aus seinen Irrwegen selbst weiß er nützliche Wahrheiten zu ziehen; leidenschaftlich begeistert für alles Schöne und Erhabene, schaut er das große Gemälde der Natur in seinem harmonischen Ganzen an und wählt, um es zu kopiren, Farben der Eloquenz, wie sie noch Keiner zu mischen verstand. Linné ist ein Typus der menschlichen Intelligenz, in welcher sich Synthesis und Analysis gegenseitig ergänzen; Buffon ist der Mann der Synthesis, mit der er Alles anfängt, ohne zu beendigen, mit der er die Gränzen überlieferter Dogmen durchbricht, um sich, mit der

Eroberer mit dem Schwerte, durch sein Genie neue Reiche in Gegenwart und Zukunft zu erobern.

Die Werke Linné's sind lebhaft bewundert worden, wir dürfen hinzusetzen, zu sehr bewundert worden, denn die Bewunderung steigerte sich oft bis zum Fanatismus und bis zur Ungerechtigkeit gegen Buffon; aber weder alle Bewunderer, noch die in der Bewunderung Gemäßigteren haben das von Linné ganz vollendete Werk genau befragt. Die neue grandiose Auffassung eines allgemeinen und methodischen Katalogs aller Erzeugnisse der Natur, seine die Versuche Ray's so weit hinter sich lassende Ausführung, seine merkwürdige Erfindung des Binar-Systems, wodurch Einheit und Gleichförmigkeit in alle Theile der Naturwissenschaften gebracht werden, kurz, seine neuen Grundsätze und Formen, so wie seine Kunstsprache brachten in der Zoologie sowohl als in der Botanik eine heilsame Umwälzung hervor und machten alle Naturforscher der Welt, Buffon und noch Wenige ausgenommen, zu Schülern und Verehrern Linné's. Unabhängig von seinen anderen an den fruchtbarsten Ansichten über Zoologie so reichen Werken ist noch ein besonderes Verdienst in dem Systema naturae hervorzuheben. Das botanische System Linné's, welches auf eine der herrlichsten Entdeckungen in der Physiologie des Pflanzenreichs gegründet ist, erregte bei seinem Eintritt in die Literatur einen Enthusiasmus, der so groß war, daß Niemand darüber wahrnahm, vielleicht Linné selbst nicht, auf welcher Verschiedenheit der Prinzipien seine Classification der Botanik und seine Classificationen der Zoologie ruhen. Die erste ist ein scharfsinniges System, das jedem richtigsehenden Auge vom Anfang an einleuchten mußte, das aber wegen seiner Künstlichkeit und Unzulänglichkeit keine bleibende Existenz in der Wissenschaft behaupten konnte; die zoologische Classification hingegen ruht auf der Vereinigung der organischen Differenzen der Wesen, welche durch einen tiefen Gedanken, die Unterordnung der Charaktere, bewirkt wird. Dieser Gedanke ging nicht nur beim schnellen Wechsel der wissenschaftlichen Systeme unserer Zeit nicht unter, sondern er wurde vielmehr durch spätere Untersuchungen bestätigt und vervollkommnet. Das 18te Jahrhundert war noch nicht zu Ende, als schon Bernard de Jussieu im Gedanken und Laurent de Jussieu in der Wirklichkeit die Linnéische künstliche Methode bei der Classification der Pflanzen durch die natürliche Methode verdrängten; wogegen alle Bemühungen Cuvier's und seiner Schule nicht dahin gingen, die zoologische Methode Linné's umzustoßen, sondern sie vielmehr weiterzuführen, zu berichtigen und zu ergänzen. Die Zusammenstellung der Gruppen besteht größtentheils noch so, und zwar viele noch mit denselben Kunstnamen, wie sie von Linné ausgegangen ist. Wir wollen zu diesem Zwecke ein Beispiel anführen, welches wir an einem anderen Orte (im Dictionnaire classique d'histoire naturelle, Artikel Mammalogie) gegeben haben, und das gewiß für die Aufmerksamkeit aller Zoologen der Beachtung werth ist. Man weiß, daß die Classification der Säugethiere, welche jetzt von allen Naturforschern angenommen ist, ihre Entstehung den Herren Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire im Jahre 1797 zu verdanken hatte. Die tiefe und ausgebreitete Kenntniß der beiden Gelehrten brachte diese Classification gleich Anfangs zu einem hohen Grade von Vollkommenheit; dennoch hielt man sie stets der Verbesserung fähig, und Cuvier unternahm verschiedene Modificationen, bis sie 1818 in ihrer definitiven Gestalt erschien. Nun begleite man einmal Cuvier bei seinen auf einander folgenden Verbesserungsversuchen; man wird finden, daß jeder von ihm gethane Schritt, weiterzukommen, nur ein Schritt näher zu Linné war, und daß die Grundlagen seiner Classification von dem Genie des großen Schweden gelegt worden sind.

Die Nachwelt wie die Zeitgenossen haben ihre Vorurtheile, ihre Vorliebe und ihre Ungerechtigkeiten; so wie beide gegen Linné ungerecht waren, so sind sie es gegen Buffon bis jetzt. Einige Zeilen von Göthe, kurz vor dem Untergange dieser Germanischen Sonne, und ein vor kurzem erschienener Aufsatz von Herrn Geoffroy Saint-Hilaire (in der Encyclopédie nouvelle von Leroux und Reynaud, Art. Buffon) sind vielleicht die einzigen billigen Urtheile über Buffon. Man hat über den eloquenten Literaten in ihm den tiefen Denker vergessen. Alle gestehen, daß Buffon die beste, fast die einzige Geschichte der Säugethiere und der Vögel gegeben, daß er durch die Poesie und den Reichthum seines Vortrags Tausende für die Naturgeschichte gewonnen habe, die vielleicht ohne ihn nie zur Naturkunde geführt worden wären, und daß aus der vergrößerten Zahl der Kundigen nothwendig Forscher hervorgingen, welche die Wissenschaft zur jetzigen Höhe gebracht haben; diese Anerkennung reicht freilich hin, Buffon unsterblich zu machen, aber sie reicht nicht hin, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Gewalt der erfindenden Kraft offenbart sich da am meisten, der Gesichtskreis zeigt sich da am weitesten ausgedehnt, wenn Buffon aus den geringen Elementen um sich her die Hauptgesetze für die geographische Eintheilung der Wesen ableitet, oder besser, erräth; wenn er den verschiedenen Harmonieen und den Kontrasten der geschaffenen Dinge auf den Grund kömmt; wenn er sich zu jenen Wahrheiten erhebt, die kaum der Demonstration zugänglich sind und die nur der Zukunft der Zoologie völlig klar seyn werden.

Linné und Buffon scheinen durch die Unermeßlichkeit ihrer Leistungen die einzigen Träger der Geschichte der Zoologie des ganzen 18ten Jahrhunderts zu seyn; dennoch kann man mit Wahrheit behaupten, daß dieses Jahrhundert ein großes für die Zoologie genannt werden müßte, hätten auch die beiden Lumina nicht existirt. Wir erinnern nur an Fabricius, den zweiten Schöpfer der Entomologie; an Otto Friedrich Müller, der für die Infusorien das, was Fabricius für die Insekten war; an den scharfsinnigen Beobachter Trembley, dessen Experimente ein Gegenstand des Staunens der ganzen Welt geworden; an Peyssonnel, der, nach dem Vorgange Rumph's, in den schönen Meerblumen, Korallen genannt, thierisches Leben entdeckte; an Réaumur, der die tiefsten Geheimnisse im Leben der Insekten durch Scharfblick und seltene Ausdauer erforschte; an Degeer, wohl werth, an der Seite Réaumur's genannt zu werden; an Spallanzani, den kühnen, aber geschickten Experimentator; an Camper, den Cuvier mit Recht ein anatomisches Genie nannte; an Haller, der, obgleich seine Physiologie dem menschlichen Körper gewidmet ist, doch immer für die Kenntniß der Thiere die schönsten Dienste leistete; an Daubenton, den fleißigen Mitarbeiter Buffon's, dem Buffon einen großen Theil seines Ruhmes verdankt; an Lyonnet, das Wunder der Beharrlichkeit und Feinheit; an Vicq-d'Azyr und vor Allen an Pallas, den viele Zoologen im Angesichte Buffon's und Linné's beinahe für den ersten Naturforscher des 18ten Jahrhunderts erklären wollten, und endlich an Karl Bonnet, der scharfblickend wie Trembley und Réaumur und tief und kühn fast wie Buffon war.

Wir sind jetzt an der neuen Aera der Zoologie, die nur wenige Jahre vor unserem Jahrhundert beginnt. Sie fand den Weg nach allen Richtungen gebahnt, kein Zweig der Naturkunde des Thierreichs war ihr vom 18ten Jahrhunderte ungepflegt überliefert worden. Für die systematische Zoologie waren Linné, Pallas, Fabricius, Müller die Vorläufer; für das Studium der Organisation Daubenton, Vicq-d'Azyr, Camper, Lyonnet; für die Beobachtung der Gewohnheiten und Eigenschaften der Thiere Bonnet, Buffon, Réaumur, Pallas; für die allgemeine Zoologie Buffon, Linné, Bonnet und wieder der in der Naturwelt allgegenwärtige Pallas. Nur zwei Branchen sind ganz das Eigenthum und der Stolz unseres Jahrhunderts: die Zoologie der Fossilien und die Philosophie der Zoologie und Anatomie; doch hat für letztere schon Buffon im Allgemeinen und Vicq-d'Azyr besonders Manches gethan, und für die großen fossilen Knochen des Europäischen Norden hat Pallas so viel Schönes geliefert, daß dieses allein hinreichen würde, seinen Namen für immer in Ehren zu halten.*)

Wenn wir gesehen haben, wie unser Jahrhundert seinen Ausgangspunkt in den Entdeckungen des vorigen genommen hat, so muß man in der That über die reißende Schnelligkeit staunen, in der es jetzt einen so weiten Weg vorwärts von diesem Punkte zurückgelegt hat! Man hat nicht Unrecht gehabt, wenn man behauptete, daß seit funfzig Jahren mehr für die Zoologie geschehen ist, als in allen vorhergehenden Zeitaltern zusammen. Ein herrlicher Anblick für den Freund des wissenschaftlichen Strebens! Der Fortschritt der Zoologie gleicht dem fallenden Steine, der sich nach seinem Zielpunkte stets desto schneller bewegt, je näher er ihm ist.

Wir wünschten gern unser Urtheil über die neuere Schule, deren Häupter wir fast alle gekannt haben, in derselben Weise auszusprechen, wie wir es so eben bei den Zoologen der vorhergehenden Zeit gethan; zu bestimmen nämlich, welchen Theil jeder an dem Beförderungswerk genommen, und nach unserem Gewissen die intellectuelle Tendenz und deren wirkliche Leistung bei den Hauptarbeiten zu beleuchten. Allein, wie ist es gut zu verlangen, daß wir Männer nach den unerbittlichen Vorschriften der Gerechtigkeit behandeln, in deren Mitte wir leben, in deren Mitte wir noch leben? So wie das Bild, welches unseren Augen zu nah ist, nicht scharf genug gesehen werden kann, so wenig sind wir gegen Täuschung sicher, wenn wir Arbeiten betrachten sollen, die vor unseren Augen vollbracht wurden; so gerecht zu seyn wir uns auch vornehmen, die Nachwelt wird uns für befangen erklären und anders urtheilen. Man hat gesagt, der Tod eines Menschen stellt der Wahrheit alle Rechte an ihn zurück; aber wissen die Zeitgenossen des Gelehrten, dessen Verlust die Wissenschaft so eben zu betrauern anfangen muß, auch diese Rechte gehörig geltend zu machen? So unabhängig von fremdem Einflusse auch die Wahrheitsliebe und der Gerechtigkeitssinn eines Menschen seyn mag, so finden sich doch tausend unsichtbare Fäden von Liebe, Vorliebe, Leidenschaft und Eingenommenheiten, welche sich in sein Urtheil schleichen. Wir wollen indessen unseren Aufsatz durch einige Worte über die hohen Verdienste der neueren Schule vervollständigen; aber wenn wir ein Urtheil wagen, so sind wir die Ersten, die es für unmaßgeblich und provisorisch erklären.

Unter den Zoologen, die der Tod vor kurzem weggemäht hat, wird die Nachwelt, mit den Zeitgenossen im Einklange, ohne Zweifel Lacépède auszeichnen, dessen Werke über die Cetaceen (fischartige Säugethiere) und Reptilien bei seinem Leben übermäßig gelobt, nach seinem Tode übermäßig hart behandelt wurden; Everhard Home wegen seiner hohen Leistungen in der vergleichenden Anatomie; den noch größeren Meckel, den Gründer der Teratologie; Rudolphi, der viele merkwürdige Schriften über vergleichende Anatomie geliefert, sich aber besonders durch sein Werk über die Entozoarien bleibenden Ruhm erwarb; Huber zu Genf, der, obgleich von Kindheit an blind, doch so scharfsinnige Beobachtungen anzustellen vermochte; Latreille, den die Zeitgenossen einstimmig den Fürsten der Entomologen nannten; und endlich die beiden Namen, welche zwar auf verschiedenen Wegen berühmt wurden, doch neben einander genannt zu seyn verdienen, Lamarck und Cuvier.

Die lange und ehrenvolle Laufbahn Lamarck's theilt sich in zwei Abschnitte. In Ländern mit Repräsentativ-Verfassungen erlebt man nicht selten den argen Spaß, daß ein Mann, der nie auf dem Meere war, See-Minister ist, daß ein tapferer mit Narben bedeckter General zur besseren Versorgung mit dem Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts belohnt wird, während Dichter oder sonstige Literaten, die gewöhnlich mit ihren eigenen paar Pfennigen nicht wirthschaften können, die Finanzen des Staats verwalten. Der Konvent machte es noch ärger mit der Besetzung der öffentlichen Lehrstühle; ein Beispiel, wenn auch nicht eines der auffallendsten, ist die Berufung Lamarck's auf den Lehrstuhl der Zoologie im Jahre 1793, obgleich er sich

*) Dieser Mann, der durch seine Reisen und die auf denselben gemachten Entdeckungen eine so große Zierde der Naturkunde geworden ist, hat die Vaterstadt eines anderen großen Reisenden und Naturforschers, Alexander von Humboldt's, zum Geburtsort. Er war nämlich zu Berlin 1741 geboren, wo er auch im Jahre 1811 starb, nachdem er einen großen Theil seiner kostbaren Sammlungen der hiesigen Universität vermacht, deren zoologisches Museum seitdem unter der Leitung eines nicht minder geschätzten Reisenden und Naturforschers steht.

dagegen sträubte, da er sich nie mit Zoologie, sondern immer mit Botanik beschäftigt hatte. Eben so zwang der Konvent zu diesem Lehrfache Herrn Geoffroy Saint-Hilaire, der bisher Mineralog und der Zoologie fremd war. Lamarck's Gehorsam wußte sich dem Befehle zu fügen, was aber noch mehr ist, sein Genie wußte sich dem neuen Fache so zu fügen, daß aus dem ausgezeichneten Botaniker bald ein weltberühmter Zoologe wurde. Früher schrieb er „die Französische Flora", jetzt lieferte er das „System der wirbellosen Thiere" und die „Philosophie der Zoologie." Das erste stellt zum ersten Male alle untere Klassen des Thierreichs methodisch zusammen, das zweite ist ohne Vorbild und bespricht die schwierigsten Fragen mit philosophischem Geiste, während sie bisher bloß Gegenstände metaphysischer Hirngespinnste waren. Das Schicksal beider Werke war so verschieden wie ihr Plan. Das erste wurde gleich bei seinem Erscheinen mit Begeisterung aufgenommen, weil es Jedermann verstand; das zweite war den flachen Köpfen nicht leicht offen, und sie rächten sich, wie dies über uns stehenden Männern oft passirt, durch elende Witzeleien und forderten das Publikum auf, auf Kosten des Mannes zu lachen, der unwillkürlich ihrer Beschränktheit zu nahe getreten ist. Leider stimmten auch gelehrte Männer in das Geschrei des literarischen Pöbels und meinten nur, man müsse Lamarck seine „Philosophie der Zoologie" aus Rücksicht auf sein „System der wirbellosen Thiere" verzeihen.

Viel glücklicher als der bescheidene Lamarck war Cuvier, der fast in seiner Jugend schon jede Arbeit von Bewunderung der Welt gekrönt sah, wie er es wirklich verdiente. Cuvier loben, ist jetzt fast zum Gemeinplatz geworden; und in der That, ihm war es, wie Wenigen, beschieden, durch jedes neue Werk eine Revolution in der Wissenschaft zu gründen, die wahrhaft eine Reise um die Welt macht.

Je größer ein Fortschritt in der Wissenschaft ist, desto kürzer ist seine Dauer, weil derselbe große Fortschritte, ja neue Fortschritte in seinem Schooße birgt. So verhält es sich auch mit den Leistungen Cuvier's und seiner trefflichen Zeitgenossen. Sie haben das Maß der Beobachtung gleichsam erfüllt durch unzählige Thatsachen, und so war es Zeit, daß die Generalisation eintrat, die philosophische Schule, welche in ihren Reihen fast alle ausgezeichnete Zoologen Europa's hat, vorzüglich die berühmten Deutschen und Französischen.

Welche Verschiedenheit der Resultate zwischen den letzten 25 Jahren und den 25 Jahrhunderten früher! In diesen sind wohl bewundernswerthe Ideen zum Vorschein gekommen, aber sie waren ohne positive Basis, ohne haltbaren Beweis und wurden fast von Keinem weiter berücksichtigt, als von ihrem Urheber selbst. Die Theorie der Einheit hingegen in der organischen Zusammensetzung und das Prinzip der ungleichen Entwickelung stehen auf sicheren Grundlagen; eben so konnte das Gesetz der centripetalen Entwickelung fast in demselben Momente, da es entdeckt wurde, auch schon bewiesen werden; diese und noch viele andere Wahrheiten, die unaufhaltsam zu noch höheren führen mögen, sind die Aerndte der neuesten Zeit.

Isid. Geoffroy Saint-Hilaire.

Spanien.

Eine Scene in den Pyrenäen.

Von J. C. Murray.*)

Die Landschaft ist in einigen Gegenden der Pyrenäischen Bergkette sehr malerisch, in anderen grauenvoll. Von dem Gipfel des Canigon hat man eine unvergleichliche Aussicht. Der Wanderer sieht hier nicht bloß die Höhen und grünen Abhänge Cataloniens, sondern auch die Ebenen von Roussillon und Languedoc bis zum Meere vor sich ausgebreitet. Selbst die noch höheren Zinnen des Kaukasus bieten kein so prächtiges Panorama dar, weil die niedrigen Sandflächen im Norden keinen Anblick gewähren, der das Auge fesselt. Der Canigon ist übrigens bei weitem nicht die höchste Spitze der Pyrenäen — die Maladetta überragt ihn noch um einige hundert Fuß. Im Jahre 1824 wurde der letzte Versuch, den Gipfel dieses Kolosses zu erklimmen, angestellt. Folgendes ist dasjenige, was ich über diesen unglücklichen Versuch erfahren habe.

Zwei junge Ingenieure, die Herren Edouard Blavier aus Paris und Edouard de Billy aus Straßburg, verließen am 10. August 1824, von ihrem Führer Barran und dessen Sohn begleitet, den Ort Luchon, um die Maladetta zu ersteigen. Gegen 6 Uhr Abends kamen sie in die „Plaine des Etangs" und übernachteten daselbst in einer spanischen Hütte. Des anderen Morgens um 5 Uhr begannen sie mit Barran allein die Ersteigung des Berges. Der Sohn des genannten Führers war in der Hütte zurückgeblieben, um für die Pferde zu sorgen. Um 8 Uhr waren die Reisenden am Rande des Gletschers angekommen und frühstückten hinter einem großen Felsenstück, um vor den Steinen geschützt zu seyn, die unaufhörlich den Berg herabrollten. Barran sprach mit Zuversicht davon, daß er über die Spalten im Schnee ohne Gefahr hinüberzukommen sich anheischig mache. Nach dem Frühstück zogen die Reisenden ihre Schnee-Stiefel an und klommen so den Gletscher hinan, der bald eine eisige Oberfläche darbot, bald mit weichem Schnee bedeckt war. Nichts hemmte ihren Marsch, bis sie in die Nähe einer ungeheuren, quer über ihren Weg hinziehenden Eis-Spalte kamen, in welche sie mit Grausen hinabschauten, während Einer den Anderen beim Arm hielt. Da man diesen gähnenden Schlund nicht überspringen konnte, so suchten sie links, wo der Schnee einen Bogen über der Spalte gebildet hatte, nach einer Stelle, die sicher genug wäre, um das Gewicht ihrer Personen zu tragen. Einer der Herren konnte seinen Stock bequem der ganzen Länge nach in den Schnee stecken und dies dem Führer, welcher etwas weiter zur Linken ging und mit seinem eigenen Stabe sondirte. Der Schnee schien ihm fest genug, um Gewicht zu tragen; er setzte also einen Fuß darauf und schritt mit anderen Fuße, so weit er ihn ausstrecken konnte, vorwärts, indem er der Meinung war, er habe die Eis-Spalte auf diese Weise überschritten. Der Schlund war aber gerade unter ihm, und als er sich anschickte, einen zweiten Schritt zu thun, gab der Schnee dem Druck nach — der arme Barran versank und schrie während des Untersinkens mit entsetzlicher Stimme: „Großer Gott! ich bin verloren!" Da dem Unglücklichen keine Art von Beistand leisten konnte, so eilte Eine von den Reisenden nach der oben erwähnten Hütte, um den Sohn Barran's und einen dort zurückgelassenen Strick zu holen. Noch gefährt zwei Minuten lang tönte das Jammergeschrei des Versunkenen aus dem Schlunde herauf. Als der Sohn Barran's mit dem Strick angekommen war, mußte sein unglücklicher Vater schon geendet haben, denn auf alles Rufen erfolgte keine Antwort mehr.

Mannigfaltiges.

— Schiller Italiänisch. Die „Braut von Messina" kann nunmehr in Messina selbst aufgeführt werden, da der gewandte Italiänische Uebersetzer unseres Schiller, der Ritter Maffei in Mailand, jetzt auch seine metrische Uebertragung dieses Trauerspiels, verbunden mit dem mythologischen Drama „Semele", herausgegeben hat.*) Der Italiänische Uebersetzer hat sich jedoch gehütet, den rhythmischen Reichthum des Originals in seiner Muttersprache nachzuahmen. Das Einzige, was er dem klassisch gewöhnten Ohre der Italiäner zu bieten wagte, war der kürzere Vers des Chors; alles Uebrige jedoch ist in reimlosen Jamben wiedergegeben, deren sublimer Wohlklang allerdings den reizenden Reimfall des Originals an vielen Stellen zu ersetzen vermag. Wir theilen hier zur Probe den Chor der Ritter Don Manuel's mit, als sie den Brudermörder Don Cesar eintreten sehen.

Apritevi, o ferite!
Larghi spruzzi di sangue uscite, uscite!
O l'o dell' idre il sibilo,
Sento l' incenso delle ferree piante,
Ecco le Dire! — O sante
Mura di questa casa,
Crollate a' fondamenti!
Cedete il passo, o placidi Consenti,
Alle adirate Vergini!
O baratro profondo,
Apri le tue voragini! travasa
Il grave alito immondo!
Discolora la luce, e la serena
Di mortiferi semi aura avvelena!**)

— Abermals Bulwer. Während wir den fruchtbaren Novellisten ausschließlich mit Spanien beschäftigt glauben,***) tritt er ganz unerwartet auch mit einem gelehrten Werke über Athen auf, und stellt sich in die Schranken mit unserem Böckh, dessen „Staatshaushaltung der Athener" er dabei vielfach benutzt zu haben scheint. Sein „Athen"†) will nicht etwa ein Seitenstück zu den „letzten Tagen von Pompeji", sondern eine streng historische Arbeit seyn, die der Verfasser mit einem ganzen Apparat philologischer Noten ausgerüstet hat, um die Ehrlichkeit seiner Kritik darzuthun. Vorläufig sind zwei Bände erschienen, die die Geschichte Athens bis zur Glanzperiode des Perikles enthalten; zwei andere Bände sollen binnen kurzem nachfolgen. Bulwer tritt in seinem Werke gegen Friedrich Aug. Wolff und die Homeriden auf; er behauptet die Einheit Homer's, der nach ihm ein Äolischer Grieche gewesen seyn und die Iliade nur für seine ausgewanderten Landsleute verfaßt haben soll, weshalb er auch nicht sowohl den ganzen Trojanischen Krieg, als eine Episode desselben besungen hat, die für das übrige Griechenland von geringer Bedeutung, wohl aber für die Dorier, die den Thessalischen Boden, das Vaterland des Achill, als Wohnsitz adoptirt hatten, und in der Erinnerung an die Kämpfe der alten Krieger von Phthiotis und Achaja, von feierlicher Wichtigkeit erschien. Demnächst will Bulwer auch nicht zugeben, daß die Griechen ihre Mythologie aus Aegypten und Indien bekommen haben; er sucht vielmehr die Ursprünglichkeit und das Eigenthümliche der Griechischen Götterlehre nachzuweisen. Man sieht hieraus, daß das Buch nicht ohne ganz besondere Ansprüche auftritt, und daß es keineswegs zu den leichten Truppen der Literatur gehört. Es dürfte daher auch wohl schwerlich, wie die übrigen Bulwerschen Werke, zu vier verschiedenen Malen in Deutschland übersetzt werden.

*) Aus dessen kürzlich erschienenem Buche: A Summer in the Pyrenees.

*) Semele, e la Sposa di Messina, tragedie di F. Schiller, traduzioni del cav. A. Maffei. — Milano, 1837.

**) Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen
Stürzet hervor ihr Bäche des Bluts!
Eherner Füße
Rauschen vernehm' ich,
Höllischer Schlangen
Zischendes Tönen.
Ich erkenne der Furien Schritt.
Stürzet ein, ihr Wände!
Versink' o Schwelle
Unter der schrecklichen Füße Tritt!
Schwarze Dämpfe, entsteiget, entsteiget
Qualmend dem Abgrund! Verschlinget des Tages
Lieblichen Schein!
Schützende Götter des Hauses, entweichet!
Lasset die rachenden Göttinnen ein!

***) Wie haben in Nr. 53 seine „Eroberung von Granada" angekündigt.

†) Athens: its rise and fall; with views of the arts, literature and social life of the Athenian people. 2 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 57. Berlin, Freitag den 12. Mai 1837.

England.

Hallam's Europäische Literatur-Geschichte.

Lorenzo von Medici. — Machiavell.

Ueber die Vorzüge und Mängel des oben genannten Werkes ist bereits in Nr. 50 geurtheilt worden. Aber die ersteren sind doch immer bedeutend genug, um noch einige Partieen aus diesem Buche herausheben zu können, wo Hallam mit offenbarer Liebe bei einigen Gegenständen verweilt und es recht augenscheinlich ist, daß er gern sich noch länger bei denselben aufgehalten haben würde, wenn nicht der von Natur so inhaltsreiche Gegenstand in einen so engen Raum hätte zusammengedrängt werden müssen.

Eine solche Stelle ist die über Lorenzo von Medici. „Unter seiner Herrschaft", sagt der Englische Geschichtschreiber, „war die goldene Zeit des Florentinischen Staates, wie dem Leser aus einem verdienstlichen Werke von großer Ausdehnung*) hinlänglich bekannt seyn wird." Darauf werden die philologischen Bestrebungen seiner Freunde Landino, Merula, Calderino und Politiano kurz, aber gut gewürdigt und Lorenzo's eigenes Verdienst gepriesen. „Sein Einfluß auf die Literatur", heißt es weiter, „erstreckte sich von 1470 bis zu seinem im Jahre 1492 erfolgten Tode. Und es war nicht bloß die Wort-Philologie, die ein so edler Geist zu befördern und zu verbreiten strebte. Denn er sah in der alten Literatur noch etwas weit Höheres, als eine bloße, wenngleich nothwendige Wort-Kritik. Auf seiner Villa, die sich über den Mauern von Florenz auf den steilen Abhängen des stolzen Hügels, wo einst die Mutterstadt Fäsulä gebrannt hatte, erhob, verlebte er in reizenden Gärten, um die ihn wohl Cicero beneidet hätte, in der Gesellschaft von Ficino, Landino und Politiano seine Mußestunden in den Ideal-Schöpfungen der Platonischen Philosophie, auf das herrlichste von der sommerlichen Ruhe des Italiänischen Himmels begünstigt. Und nicht leicht konnte die Seele des Philosophen und des Staatsmannes angenehmere Eindrücke in sich aufnehmen, als in dieser anmuthigen Zurückgezogenheit. Zu seinen Füßen lag Florenz, nicht allein in all der Pracht, mit welcher es der letzte Mediceer geschmückt hatte, sondern auch ausgestattet mit den Denkmalen der Frömmigkeit früherer Zeiten, die der Stadt eine so unübertrefflich schöne Ansicht verleihen. Ein Mann, das Wunder seiner Zeit, Brunelleschi, hatte die anmuthsvolle Stadt mit der erhabenen Kuppel ihres Doms geziert, ein Bau, der in Italien bis dahin ungekannt gewesen war und nicht leicht übertroffen worden ist. Mitten unter den zusammengedrängten Thürmen kleinerer Kirchen, scheint er ein Bild der katholischen Hierarchie unter ihrem Oberhaupte zu seyn; majestätisch, ungebrochen, unerschüttert, wie die ewige Roma, wirft er seine Strahlen gleichmäßig nach allen Theilen der Erde und strebt himmelan in seinen kühnen Umrissen. Und welche andere Meisterwerke umschließt die schöne Stadt mit ihren Mauern, das Battisterium mit seinen ehernen Thoren, die eines Paradieses würdig wären, das schöne und reichgeschmückte Glockenhaus von Giotto's Meisterhand, die Kirche zu St. Carmine mit den Fresken von Masaccio, die von Santa Maria Novella, schön wie eine Braut, und Santa Croce, die nur allein der Kathedrale an Pracht weicht, die von St. Marco und San Spirito, ein zweites Denkmal von Brunelleschi's schöpferischem Genius, und alle die zahlreichen Klöster, die sich innerhalb der Mauern der Stadt erheben oder in der unmittelbarsten Nähe derselben wie umhergestreut sind. Von ihnen wendet sich das Auge zu den Trophäen der republikanischen Regierung, und dann wieder eben so schnell zu dem fürstlichen Bürger, der sie überlebt hat, zu dem Palazzo Vecchio, wo einst die Signoria von Florenz ihre Raths-Versammlungen hielt, oder zu dem neuen noch unvollendeten Palaste, den Brunelleschi für Einen aus der Familie Pitti bestimmt hatte, bevor dies Geschlecht in dem fruchtlosen Kampfe gegen die Mediceer unterlag, und der nachher der Aufenthalt der siegenden Partei wurde, gleichsam als ob er durch seinen Namen das Gedächtniß jener Revolution verewigen sollte, welche den Mediceern ihre Macht verschafft hatte."

„Der Blick von einer Anhöhe auf eine große Stadt, die schweigend vor uns ausgebreitet liegt, ist nicht weniger schön als höchst ergreifend, so daß es für ein edles Gemüth nicht leicht etwas Erhabeneres geben kann. Aber wie weit ernstere Betrachtungen mußte diese Aussicht in der Seele desjenigen Mannes hervorrufen, der durch die Gewalt der Umstände und den großherzigen Ehrgeiz seines Hauses und seinen eigenen in die gefährliche Nothwendigkeit versetzt war, ohne ein Recht und, so gut es gehen wollte, auch ohne den Schein von Macht zu regieren, der es wußte, wie rachsüchtig seine Feinde waren, und wie sie vor keinem Mittel zurückbebten, um ihn von seiner Höhe zu stürzen. Wenn solche Gedanken wohl Lorenzo's klares Auge umdüstern konnten und ihn oft vergeblich in seiner Einsamkeit das suchen ließen, was er von derselben gehofft hatte, so konnte er doch seine Heiterkeit durch die anmuthigen Bilder, welche er in seinen Gärten vor sich sah, neu beleben. Waldgekrönte Berge, die in den verschiedensten Schattirungen erglänzten, begränzten auf allen Seiten in nicht zu großer Entfernung den Horizont; kleine Landhäuser und Meierhöfe, die Lorenzo's Eigenthum waren, belebten die Ebene, deren Bevölkerung mit vielem Eifer die landwirthschaftlichen Verbesserungen unterstützte, in denen Lorenzo, neben der Beschäftigung mit klassischer Literatur, die edelste Erholung von seinen Staatsgeschäften fand. Derselbe regsame Geist, der ihn vermocht hatte, seine Gärten in der Villa Careggi mit den ausgesuchtesten ausländischen Blumen des Osten zu füllen (es ist dies das erste Beispiel eines botanischen Gartens in Europa), veranlaßte auch die Einführung einer neuen Thiergattung aus derselben Himmelsgegend. Heerden von Büffeln, die mit ihren schallenden Hufen, gebogenem Nacken, gekrümmten Hörnern und finsterem Antlitz gegen die weißgraue Farbe und das sanftmüthige Auge der Toskanischen Stiere sehr abstachen, weideten in dem Thale, durch welches der Arno sein gelbes Gewässer in vielfachen Krümmungen still und schweigend dem Meere zuführt."

Eines anderen ausgezeichneten Florentiners, Nicolo Machiavelli, gedenkt Hallam ebenfalls ausführlicher, und wohl besonders in der Absicht, das Urtheil derer zu berichtigen, die im Fürsten des Machiavelli eher „ein unglückbringendes Meteor" als „ein wohlthätiges Gestirn" sehen. Nachdem er in der Kürze Machiavelli's Schicksale berichtet hat, zeigt er, daß man nach dessen eigenen Aeußerungen nicht in Zweifel seyn könne, es sey seine Absicht gewesen, bei Julian von Medici, der zu jener Zeit das Haupt von Florenz war, eine Anstellung zu erhalten, und daß er seine Abhandlung geschrieben habe, um sich diesem Fürsten zu empfehlen. Es ist allerdings nach dem allgemeinen Charakter der Machiavellischen Schriften wohl anzunehmen, daß er es vorgezogen haben würde, in einer Republik zu leben, als der Unterthan eines Fürsten zu seyn, aber zu jener Zeit blieb ihm keine Wahl übrig, und es war nach seiner Ansicht besser, einem Herrn zu dienen und im Staate nützlich zu seyn, als sein Leben in Armuth und in Unbedeutendheit hinzubringen. „Wir können also", fährt Hallam fort, „dem Machiavell wohl Glauben schenken, wenn er in jener begeisterten Ermahnung im letzten Kapitel des Fürsten den Julian zu der edeln Unternehmung auffordert, den Boden Italiens von den Barbaren zu reinigen. Seit zwanzig Jahren war dies schöne Land die Beute fremder Heere gewesen, von denen sich abwechselnd jeder einheimische Staat hatte demüthigen oder gewaltthätig behandeln lassen müssen. Machiavell's Scharfblick sah leicht ein, daß republikanische Institutionen niemals im Stande seyn würden, eine Vereinigung zusammenzubringen, um dies Joch abzuschütteln. Daher bildete sich bei ihm der Gedanke, daß dies nur einem Fürsten gelingen könne; aber es müsse ein Fürst seyn, der erst neuerlich sich zu dieser Macht emporgeschwungen habe, da keiner der Erbfürsten-Familien in Italien hierzu tauge; Einer, der durch ein National-Heer sich behaupten könnte, da er jede Zuziehung von Miethstruppen als ein Unglück ansah; endlich Einer, dem bei einem so großartigen Unternehmen, als die Befreiung Italiens seyn würde, alle Städte gern und willig Gehorsam leisteten. Daß er die Aussicht auf eine solche Befreiung einem Manne eröffnete, wie Julian von Medici war, dessen Fähigkeiten nicht hingereicht haben würden, eine solche Aufgabe zu lösen, mag einigermaßen als Schmeichelei erscheinen."

Weiter untersucht Hallam die Wahrheit des Vorwurfes, als ob Machiavell so heimtückisch gewesen sey und die Mediceer habe ins Verderben stürzen wollen, indem er ihnen auf alle Weise eine tyrannische Regierungsverfassung anpries. „Ich will nicht", sagt er, „die unedlen Stellen des Buches beschönigen, aber das ist gewiß, daß nicht leicht ein Buch mehr Mißdeutungen erfahren hat, als der Fürst von Machiavell. Es ist der Wahrheit ganz und gar nicht angemessen, wenn man ihm vorwirft, daß er eine tyrannische Regierungsform der Fürsten anräth, oder eine solche, die allgemeinen Widerstand erregen muß; es gilt dies nicht einmal von solchen Fürsten, die, wie er sie aus Erfahrung kannte, erst so eben auf den Herscherthron erhoben waren und sehr darauf bedacht seyn mußten, sich diese Macht zu erhalten. Er schärft es vielmehr zu wiederholten Malen ein, daß ein Fürst Alles vermeiden müsse, was ihn verächtlich oder gehässig machen könne, besonders aber Ungerechtigkeiten gegen die Ehre und das Vermögen der Bürger. Wenn sie ihn lieben oder wenigstens nicht hassen, so ist dies die einzige Bürg-

*) Roscoe's Lorenzo von Medici.

schaft für die Sicherheit eines Regenten und weit besser als irgend eine Festung. Auch wird ein weiser Fürst den Adel ehren und doch zugleich das Volk zufriedenstellen." Wie wenig solche Lehren darauf berechnet seyn konnten, den Sturz der Mediceer vorzubereiten, geht nach Hallam's Bemerkung schon daraus hervor, daß der erste Herzog dieses Hauses, Cosmus I., vierzig Jahre lang Machiavell's Lehren, sowohl im Guten als im Bösen, praktisch übte, und daß seine Regierung nichts weniger als unruhig war.

Man hat aber noch weit schlimmere Fehler in dem Machiavellischen Fürsten gefunden. Gottesfurcht, Treu und Glauben, Milde und Gerechtigkeit soll stets in dem Munde seines Fürsten seyn, aber derselbe soll auch lernen, sich nicht vor einem schlechten Rufe zu fürchten, wenn er gewisse Handlungen für nothwendig findet, um seine Macht zu bewahren. Weil neue Staaten gar zu sehr allerhand Gefahren ausgesetzt sind, so kann auch ein neuer Herrscher, nach M., unmöglich den Vorwurf der Grausamkeit vermeiden. Werden solche Grausamkeiten gleich zu Anfang und durch den Drang der Umstände herbeigeführt, so können sie nützlich seyn; aber wenn sie zur Gewohnheit werden und nicht mehr nothwendig sind, so sind sie unverträglich mit der Dauer einer auf diese Weise geübten Macht. Es ist am besten, zugleich geliebt und gefürchtet zu werden; soll man jedoch zwischen Beidem wählen, so ist es am rathsamsten, das Letztere vorzuziehen. Denn es giebt viele von Natur undankbare, schwächliche und feige Menschen, die ihrem Wohlthäter Alles versprechen und ihn doch in der Noth verlassen, für die aber die Bande der Furcht stärker sind, als die Bande der Liebe. Aber die Furcht darf nicht zum Hasse werden, auch hat ein Fürst solchen nicht zu besorgen, wenn er das Eigenthum und die Frauen seiner Unterthanen unangetastet läßt. An Gelegenheiten, sich das Eigenthum anderer Leute anzueignen, fehlt es niemals, während die Gelegenheiten zum Blutvergießen weit seltener sind, und überdies vergißt ein Mann eher den Tod seines Vaters, als den Verlust seines Eigenthums.

Zum Schluß beurtheilt Hallam noch das achtzehnte Kapitel, welches von der Art und Weise handelt, wie Fürsten ihr gegebenes Wort halten sollen. Für Manches, was hier auffallend und schlecht erscheinen könnte, findet der Englische Gelehrte die beste Beschönigung in den Lebens- und Zeitverhältnissen Machiavell's. „Diese ließen ihn einen jeden kleinen Herrscher im Zustande eines fortwährenden Vertheidigungskampfes gegen Verrath und Gewaltthätigkeit, die er sowohl von übelwollenden Bürgern als von ehrsüchtigen Nachbarn zu besorgen hatte, erblicken. In solchen Fällen ist es in der That sehr schwierig, sich überall auf der Bahn des strengsten Rechts zu erhalten, und weder der kältere Beobachter einer späteren Zeit, noch der im Gefühle der Sicherheit lebende Bürger eines wohleingerichteten Staates ist eigentlich ein recht vollgültiger Richter über das, was in jener Zeit, in Tagen der Noth und Gefahr, zu thun nöthig war, wobei wir freilich immer mehr die Personen als das Objektiv-Verhältniß ihrer Handlungen vor Augen haben. Die Vorschriften der Moral und die Lehre von der christlichen Duldsamkeit lehren uns zwar, daß es besser sey, gar nicht zu leben, als auf Kosten seiner Tugend zu leben; aber die wenigsten von Machiavell's Mitbürgern und Landsleuten machten eigentlich darauf Anspruch, eine solche Lauterkeit der Gesinnung im Leben auszuüben, wenngleich sie dieselbe gelobt hatten. Sein Verbrechen in den Augen der Welt bestand darin, daß er den Deckmantel der Heuchelei und Verstellung von denen weggezogen hatte, die sich mit den feierlichsten Eidschwüren zu Grundsätzen verpflichtet hatten, denen sie im nächsten Augenblick untreu zu werden keinen Anstand nahmen."

Wir übergehen, was Hallam über die Discorsi Machiavell's klar und gut geschrieben hat, und geben nur noch den Schluß des ganzen Abschnittes. „Wenige politische Abhandlungen", sagt er, „könnten noch jetzt mit mehr Vortheil gelesen werden, als die Discorsi. Ja, sie werden im Verhältniß zu der immer sichtbarer werdenden Neigung der menschlichen Gesellschaft zur Demokratie, und bei der durch dieselbe als nothwendige Folge herbeigeführte Trennung in einzelne unabhängige Staaten, unstreitig eine noch größere Anwendbarkeit erhalten. Die gänzliche Leidenschaftslosigkeit, die beständige Berücksichtigung irgend eines bestimmten Zweckes bei jeder politischen Maßregel, endlich die Nichtbeachtung aller bis dahin bestandenen gesellschaftlichen Verbindungen, Namen und Personen lassen ihn allerdings in den Augen gefühlvoller und großsinniger Leser als einen Mann von eisiger Kälte erscheinen, machen ihn aber zu einem scharfsinnigen und nützlichen Rathgeber für alle die, welche die nöthigen Mittel anwenden können, um seine Theorie nach Zeit und Umständen zu verbessern. Er hat eine Schule von klugen und spitzfindigen Beurtheilern der politischen Geschichte gebildet, die sich in Italien und Frankreich zwei Jahrhunderte lang behauptet hat, und die, wie groß auch immer ihre Irrthümer waren, nur mit Mühe von der besseren Schule unterdrückt worden ist, indem jene regen und lustigen Declamationen von Vielen für politische Weisheit angesehen wurden. Wir wenigstens finden in diesen Grundsätzen eine weit nichtswürdigere und unverstelltere Trennung von den Regeln der Moral um irgend eines Ideals von allgemeinen Prinzipien und Rechten willen, als in dem Fürsten des Machiavell, dem man ähnliche Grundsätze so oft zur Last gelegt hat."

Australien.

Die Straf-Kolonieen in Neu-Süd-Wales.

(Schluß.)

II. Nicht minder traurig sind die Wirkungen des Mißbrauchs geistiger Getränke, welche man diesem entarteten Volke in immer steigendem Uebermaße zuführt. Wie schnell ihr Verbrauch zunimmt, ergiebt sich aus folgender Uebersicht der in den letzten Jahren versteuerten Quantitäten:

Jahr.	Gallonen.	Versteuert mit
1826	149,902½	43,665 Pfd. 12 Sh. 11 Pence.
1834	273,841¼	107,955 „ 9. „ 1 „
1835	291,138	117,161 „ 8 „ 11 „

Die Bevölkerung der Kolonie betrug im Oktober 1825, als Sir Thomas Brisbane's Verwaltung zu Ende ging, 36,336 Seelen. Die letzte Zählung ist im Jahre 1833 vorgenommen worden; nach ihrem Ergebniß, und wenn man für die letzten Jahre den Zuwachs durch Geburten, durch Einwanderung und durch die Ueberführung von Sträflingen in Anschlag bringt, muß man für das Ende des Jahres 1835 wohl 80,000 oder mehr rechnen. Es folgt daraus, daß jede Person in Neu-Süd-Wales durchschnittlich, Männer, Weiber und Kinder zusammen gezählt, jährlich 3¾ Gallons Branntwein konsumirt, während im Königreich Großbritanien auf die Person durchschnittlich nur ein Gallon und etwas Weniges darüber gerechnet wird. Von jenen 80,000 muß man aber abrechnen: erstens die Sträflinge, die noch ihre Strafzeit überstehen, und denen durchaus kein Branntwein verabreicht wird, zweitens die Kinder und drittens eine große Zahl Eingeborener, die in der Regel geistige Getränke nicht vertragen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind es also nicht viel über 40,000 Personen, die jene Masse geistiger Getränke konsumiren, so daß auf jeden Kopf das übermäßige Durchschnitts-Quantum von sieben Gallons jährlich kömmt. Wenn man nun schon in England Grund hat, die Zunahme der Verbrechen großentheils aus dem zunehmenden Verbrauche berauschender Getränke zu erklären, so kann die Deportation weder zur Verhütung der Verbrechen, noch zur Besserung der Verbrecher das Mindeste nützen, wenn in der Straf-Kolonie viermal so viel Branntwein getrunken wird, als in Großbritanien und Irland.

Die Sträflinge wissen sich sogar während der Dauer ihrer härtesten Strafzeit ihre spirituösen Lieblingsgetränke zu verschaffen. Denn da sie ihre Arbeit zerstreut auf dem Lande verrichten, wo sie die Pflanzungen der freien Kolonisten bestellen, oder deren Vieh hüten und dgl., so kann keine Aufsicht verhindern, daß sich zwischen den bereits befreiten und den noch in Strafzeit stehenden Sträflingen ein Verkehr entspinnt; die Ersteren bringen den Letzteren Branntwein, und diese geben dafür ein Stück von dem Gute ihres Herrn, nicht selten ein ganzes Schaaf oder ein Lamm, um den verbotenen Genuß zu erkaufen.

III. Die Strafen sind viel zu gelind und die Behandlung, welche der Züchtling erfährt, viel zu glimpflich, als daß Zucht und Ordnung dabei bestehen könnte. Der Sträfling hat es in Neu-Süd-Wales gar nicht schlimmer, eher noch besser als mancher Bauer in England, und wenn er sich nur äußerlich vorsichtig und wohlanständig benimmt, so kann es ihm nicht fehlen, daß er bald frei wird. Unter diesen Umständen erscheint die Deportation gar nicht mehr als Strafe; im Gegentheil, die Schilderungen davon erscheinen dem gemeinen Manne in England so lockend, daß manche Leute ein Verbrechen begangen haben in der ausdrücklichen Absicht, sich deportiren zu lassen. Der Verfasser erwähnt ein Beispiel unter vielen: ein Frauenzimmer, das als Sträfling nach Neu-Süd-Wales gekommen war, schrieb an ihre Schwester in einer Englischen Provinzial-Stadt und rieth ihr, so bald als möglich einen Diebstahl zu begehen, damit sie auch hinausgeschickt würde; der Rath wurde in der That befolgt.

IV. Nicht allein führen die meisten Sträflinge ein bei weitem bequemeres und behaglicheres Leben, als der arbeitsame Bauer in England, sondern nicht Wenigen gelingt es, auch Besitzthum und großes Vermögen zu erwerben. Manche gab man gleich anfangs zu einem oder dem anderen wohl angesehenen Kaufmann, der einen Laden hielt, in Dienste und gestattete ihnen, neben dem Dienste ihres Herrn auch für ihre eigene Rechnung zu arbeiten und zu erwerben. Bei weitem in den meisten Fällen wird die Strafzeit beträchtlich abgekürzt, und der Sträfling erhält einen Entlassungsschein, wodurch ihm erlaubt wird, jede beliebige Beschäftigung zu ergreifen. Dann legt derselbe sich etwa einen Schnittwaaren-Laden an, oder er nimmt eine Licenz und geht hausiren, oder er vermiethet sich als Schaafhirt; überhaupt ist er in der Wahl der Mittel, sich zu ernähren und Geld und Gut zu gewinnen, nichts weniger als gewissenhaft.

V. Daß die Deportation solcher Verbrecher, die im Vaterlande eine feinere Erziehung und Bildung erworben haben, die Demoralisation in der Kolonie befördert, diese Behauptung kann auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, ist aber richtig. Es geht aus den Aussagen, die in den Jahren 1831 und 1832 vor dem Comité des Unterhauses gemacht worden sind, deutlich hervor, daß es für die Regierung der Kolonie meistentheils ein Anlaß zu Verlegenheiten und nicht geringen Schwierigkeiten ist, wenn ihr dergleichen fein erzogene Verbrecher aus den höheren Ständen zugesendet werden. Man weiß nie recht, was man mit solchen Subjekten anfangen soll. Gewöhnlich hilft man sich damit, daß man sie als Schreiber in den verschiedenen Büreaus der Kolonialverwaltung anstellt; oder man giebt sie als Kopisten und Buchführer zu einem Advokaten, einem Kaufmanne, oder Kleinkrämer. Mancher kommt gar als Informator in das Haus eines wohlhabenden Kolonisten, um den Kindern nützliche Kenntnisse beizubringen und sie zur Tugend und Religion anzuhalten. Mancher wird Redacteur oder Unter-Redacteur einer Kolonial-Zeitung und giebt als solcher seinen Lesern, sammt und sonders, gute Lehren über die zweckmäßige Behandlung der Sträflinge, — hält, wie ein Professor ex cathedra, Lob- und Strafreden auf die regierenden Personen, die Richter und die Obrigkeiten; — ja nicht selten macht ein solcher es sich zum beobachten Geschäft, die Klasse der Sträflinge und der befreiten Züchtlinge zum bittersten Hasse gegen die freien Kolonisten aufzureizen.

Als ein auffallendes Beispiel von der Leichtigkeit, womit Züchtlinge von einiger Erziehung und Kenntniß in der Kolonie ihre Carrière machen, müssen wir einen gewissen E.... erwähnen, einen Rechts-

Anwalt aus Dublin, der, wegen Fälschung und anderer grober Vergehen zur Deportation verurtheilt, als Sträfling in der Kolonie anlangte, zur Zeit, als General-Major Macquarie Gouverneur war. Man gab ihn zu dem ehrwürdigen Mr. S...., einem der bischöflichen Kaplane von der Kolonie, ins Haus, und dieser nahm den Menschen zum Erzieher für seine Söhne. Was für Lehren der würdige Pädagog seinen Zöglingen gegeben hat, das mag Gott wissen; aber ganz jüngst stand einer der jungen Leute wegen Viehdiebstahls vor dem Kriminal-Assisen-Gericht, wurde schuldig befunden und von Neu-Süd-Wäles nach Vandiemens-Land deportirt auf Lebenszeit. Die höchst achtungswerthe Familie lebt seitdem in der größten Betrübniß, und der Vater hat seine grauen Haare mit Kummer zu Grabe getragen. Jener E.... hat seitdem Weib und Kinder in der Kolonie zurückgelassen und lebt wieder in England; sein ältester Sohn hält sich in der Kolonie zu Sidney auf und lebt im Konkubinat mit der Tochter eines Englischen Geistlichen, die nach dem Tode ihres Vaters auf einem Weiber-Transportschiff des oben erwähnten Herrn John Marshal die Reise nach der Kolonie gemacht hatte.

Dr. Lang besteht durchaus darauf, daß die Deportations- und die Strafzeit lange währen muß, wenn sie nützen soll; mindestens vierzehn Jahre, besser noch lebenslänglich. Hierin ist er nun freilich verschiedener Meinung von Lord John Russell, der in einer kürzlich ins Parlament eingebrachten Bill das Minimum der Strafe auf zehn Jahre anzusetzen vorschlägt. Vielleicht wird bei der Berathung, mit Rücksicht auf die von dem Verfasser angeführten Thatsachen, eine längere Dauer festgesetzt werden; aber die Hauptsache ist, daß die zuerkannte Strafzeit wirklich ausgehalten werde, und daß der Sträfling nicht auf ihre Verkürzung rechnen könne.

Der Verfasser macht Vorschläge, wie man in Zukunft die Züchtlinge zweckmäßiger behandeln könne; was er räth, ist durchaus verständig und ganz wohl ausführbar. Er wünscht hauptsächlich eine zahlreiche Einwanderung freier Kolonisten, wobei zu je hundert Familien ein Prediger und ein Schulmeister gesetzt werden soll. Er ist überzeugt, und mit Recht, daß mit der Beibehaltung und Verbreitung der äußeren Mittel der Civilisation wenig geholfen ist, wenn nicht auf Erhaltung der Frömmigkeit und Sittlichkeit gewirkt wird. Die freien Einwanderer würden, sich selbst überlassen, je zahlreicher, desto schneller entarten; wir haben an den äußersten westlichen Niederlassungen in Nord-Amerika und an der Kolonie von Neu-Süd-Wäles warnende Beispiele von dem schlechten Erfolge, der bei dem gegenwärtigen Systeme nicht ausbleiben kann.

Bei einer Kolonie, sagt der Verfasser, wo man ein so verkehrtes System hat sich verbreiten und festsetzen lassen, wo die Regierung selbst es gepflegt und in Aufnahme gebracht hat, darf man die Frage gar nicht aufwerfen, ob die Deportation überhaupt sich wirksam bewährt habe, Verbrechen zu verhüten und die Verbrecher zu verbessern. Das klänge wie bitterer Spott. Wie viel dem Mutterlande damit geholfen seyn mag, das mag dahin stehen; aber in Neu-Süd-Wäles, dies steht fest, hat unter diesem Systeme die Zahl der Verbrechen sich gemehrt und ist noch beständig im Zunehmen. Es sind vor dem höchsten Gerichtshof der Kolonie und bei den vierteljährlichen Gerichtssitzungen der Kommissäen wegen Veruntreuungen aller Art verurtheilt worden: Im Jahre 1831 — 361 Personen, 1832 — 425 Personen, 1833 — 565 Pers., 1834 — 685 Pers., 1835 — 771 Personen.

Wird das System nicht verbessert, so thäte man in Wahrheit klüger, die Deportation ganz aufhören zu lassen. Aber was sollte man dann mit allen verurtheilten Verbrechern im Mutterlande anfangen? Zu Hause einsperren kann man sie nicht, oder das Parlament müßte etliche Millionen zum Bau von Gefängnissen votiren. Auch käme ihr Unterhalt in England noch weit theurer, als in Australien zu stehen. Die Ueberfahrt eines Sträflings kostet nur 15 Pfd., sein Unterhalt in der Kolonie jährlich nur 10 Pfd. Eine bessere Einrichtung des Strafwesens und eine geschickte Verwaltung würden ohne Zweifel die Kolonie sehr bald in den Stand setzen, alle ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln zu bestreiten, und dann würde die Ueberschiffung und der Unterhalt der Verbrecher dem Mutterlande keine lästige und unnöthige Kosten mehr verursachen. (Br. Rev.)

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

36) Würden nur schiefe, verschrobene, für die reine Wahrnehmung des Schönen nicht empfängliche Geister durch die willkürlich in der Literatur ersonnenen Vorschriften irre geführt, so könnte man die letzteren immerhin gewähren lassen und brauchte sie gar nicht zu bekämpfen. Aber leider übt diese Tyrannei auch auf große Dichter und auf wahrhaft einsichtige Kritiker einen schädlichen Einfluß, der aufgedeckt werden muß, damit man sich davor hüte. — Auch das größte Genie, im poetischen Schaffen begriffen, ist niemals vollkommen seiner sicher; es bedarf des Zeugnisses Anderer, um in dem Glauben an seine ihm innewohnende Kraft bestärkt zu werden. In der That, wie sollte der Dichter sich auf die Entscheidung seines eigenen Sinnes verlassen, wo es sich um Schöpfungen handelt, die ein Theil seines eigenen Selbst sind? das Urtheil Anderer muß ihn belehren, ob Wahrheit und Reinheit, oder ob Scheinwesen und Affectation darin walte. Begegnet ihm Geringschätzung, so wird er dadurch gedemüthigt und verwirrt; ja, schon wer den Dichter mißversteht, bringt ihn dahin, daß er an sich selber zweifelt. Er wünscht nichts weiter, als daß man ihn höre und dann beurtheile; aber es genügt nicht, daß das Urtheil redlich sey, es soll auch kundig seyn. Er sehnt sich nach Ehre und Ruhm; aber er will, daß diejenigen, so ihm beides spenden, ihn dessen auch wirklich für würdig achten. Auch Tadel läßt er sich gefallen, wenn er daraus eine Lehre nehmen kann, und wenn derselbe nicht aus Leidenschaft und gehässiger Gesinnung hervorgeht. — Was thut aber eine Kritik wie die, wodurch vor Jahren Scüdery zu beweisen trachtete, daß Corneille's Cid eine elende Tragödie wäre? Scüdery zählt mit vielen Worten eine Menge Dinge her, die seiner Meinung nach dazu gehören, damit aus einem schlechten Trauerspiele ein gutes wird, und weist sorgfältig nach, daß von allen diesen Dingen im Cid nichts steht. Seine ganze Kritik reduzirt sich darauf, daß er selbst Corneille nicht begreift und es auch anderen Leuten unmöglich macht, ihn zu begreifen.

37) Es läuft vielleicht den hergebrachten Vorstellungen zuwider, aber es ist doch wohl die schlichte und einfache Wahrheit, wenn ich sage, das Wesen der Poesie besteht nicht darin, Fakta zu erdichten. Diese Art Erdichtung ist fürwahr die leichteste, die allergewöhnlichste Geistesverrichtung eines Poeten, es gehört nicht allein die wenigste Ueberlegung, sondern auch die wenigste Phantasie dazu. Poetische Produkte, die auf einem Inhalt von erfundenen Thatsachen beruhen, dergleichen giebt es mehr als zu viel; die großen und ewigen Denkmäler der Poesie bei allen Völkern sind auf geschichtliche Ereignisse oder doch auf Traditionen gegründet, die für geschichtlich wahr galten. — Man wirft mir vielleicht ein, wenn dem Dichter sein Vorrecht genommen wird, das ihn vom Historiker unterscheidet, das Recht nämlich, Thatsachen zu erfinden, was bleibt ihm übrig? Was ihm bleibt? Die Poesie, eben die reine Poesie. Denn Alles in Allem erwogen, was lernen wir aus der Geschichte kennen? Die Ereignisse von außen, die bloße Rinde und Schale der Begebenheiten, die Summe des durch Menschen materiell Vollbrachten, nicht aber ihr Denken und Fühlen bei ihren Handlungen, nicht ihr Empfinden in Glück und Unglück, in Freude und Leid, nicht die Macht des Wortes, wodurch ein Wille auf den anderen, eine Leidenschaft auf die andere wirkt und sich fortpflanzt, nicht die Gewalt des Zornes, nicht die Süßigkeit des Trostes, alle diese tiefsten und schönsten Offenbarungen menschlicher Individualität muß der Historiker mit Stillschweigen übergehen, und gerade hier liegt das Reich der Poesie. Ganz ungegründet ist die Besorgniß, als könnte es in diesem Gebiete je an Stoff und Anlaß zu neuen Schöpfungen fehlen, an Schöpfungen im wahren, für Menschen einzig wahren Sinne des Wortes. Jedes Geheimniß der menschlichen Seele, der verborgene Keim, aus dem die größten Thatsachen hervorwachsen, die geistigen Merkmale des Großen und Erhabenen im Menschen und seinem Schicksale, dies Alles tritt vor das innere Auge, vor die Phantasie des Dichters, der sich mit tiefer und starker Empfindung in seinen Gegenstand zu versetzen weiß; er erschaut durch Divination, er erfaßt und offenbart durch die Sprache Alles, was im menschlichen Wollen und Thun Mächtiges und Geheimnißvolles, was im menschlichen Leiden tief Erschütterndes und höhere Ahnungen Erweckendes liegt.

38) Die Darstellung menschlichen Empfindens und Wollens, menschlichen Thuns und Leidens an das wirklich Geschehene anknüpfen, das heißt dramatische Poesie. Ereignisse erdichten, um jene Darstellung daran anzuknüpfen, war das Geschäft der Romanschreiber von den Tagen der Mademoiselle Scüdery bis auf die unsrigen.

39) Hiermit will ich keinesweges die Gattung des Romans an und für sich als eine irrthümliche, unwahre in der Dichtkunst bezeichnet haben; vielmehr besitzen wir Romane, die in Anlage und Ausführung als Muster poetischer Treue und Wahrheit gelten können. Dazu gehört aber, daß der Dichter vorher den Charakter, die Eigenthümlichkeit, die Sitten des Zeitalters und der Personen, die er auftreten lassen will, treu und sicher aufgefaßt habe; daß er alsdann Handlung, Begebenheiten, Situationen erfinde, in möglichster Nachahmung dessen, was uns in der Wirklichkeit und im Leben begegnet, und daß er an diesem Inhalt die Charaktere und Sitten sich aufweisen und entfalten lasse. — Ich will nur sagen, wie es für jede Dichtungsgattung eine Klippe giebt, an der der Dichter am leichtesten scheitert, so hat man beim Roman sich am meisten davor zu hüten, daß die Erdichtung nicht zur Unwahrheit werde. Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Ausdrucke menschlicher Gedanken und menschlicher Empfindungen; ihr Denken und Wollen spricht sich in der Regel deutlich genug in ihren Reden und Handlungen aus und gewährt für die Darstellung einen hinlänglich breiten und sicheren Boden; aber für die Schilderung der Gefühle ist es sehr schwer und gelingt selten, den wahren natürlich ergreifenden Ausdruck zu finden. Hier ist das Treffende, Deutliche, Angemessene immer nur Eines, und daneben des Unklaren, Schiefen, Gezwungenen unendlich viel; und aus der großen Schwierigkeit, jenes Erste zu treffen und im Ausdrucke schön und wahr zu gestalten, erklärt es sich, warum wir so wenig wahrhaft treffliche Dichter in dieser Gattung besitzen. Die Meisten halten sich im Mittelmäßigen; man sieht, daß sie auf dem rechten Wege sind oder ihn mindestens suchen, daß eine Ahnung des Wahren und Vollkommenen ihnen bald deutlicher, bald unbestimmter vorschwebt, daß sie aber sehr große Mühe haben, nach diesem Ziele hin der rechten Spur zu folgen. Wo nun vollends dieses Ziel ganz aus den Augen verloren, wo die dahin weisende Spur blindlings verschmäht wird, da sieht es kläglich aus. Der Punkt, worin am meisten und von den meisten Romandichtern gesündigt wird, ist nun gerade die Erfindung der Begebenheiten und Situationen; nur in dem treuen Anschließen an die Wirklichkeit ist hier Heil zu finden; wer dies verschmäht, der entfernt sich unvermeidlich vom natürlich Wahren und verfällt in alle die störenden und jämmerlichen Fehler, an denen Romane gewöhnlichen Schlages so reich sind: Unwahrscheinlichkeit und gezwungene Anlage der Begebenheiten sowohl als der Charaktere, wodurch die Begebenheiten herbeigeführt werden sollen; die Sucht und Jagd nach abenteuerlichen Vorfällen, nach ganz unerhörten, sonnenden, haarsträubend gefährlichen Situationen, nach überraschenden Gegensätzen, nach wunderlichen Verschlingungen der Leidenschaften und der Interessen. Auf diesem Wege haben die Romandichter für ihre Zwecke eine menschliche Natur geschaffen, die keinen Zug mit der wirklichen gemein hat; die letztere hat ihnen vor Augen gelegen, aber sie haben die Augen zugemacht. Daher ist das Beiwort „romanhaft" gebräuchlich

worden, um ganz allgemein in Begebenheiten, Empfindungen und Benehmen eben diese Unwahrheit, dieses verzerrte, geschraubte, falschgestimmte Wesen, kurz, um das ganze Gepräge zu bezeichnen, was für die auftretenden Personen in unseren Romanen durch lange Uebung conventionell geworden ist.

Frankreich.

Fontanes in Lyon.*)

Zur Zeit der merkwürdigen Revolutions-Belagerung von Lyon hatte der Dichter Fontanes das Unglück, mitten in den Ruinen dieser Stadt eingeschlossen zu seyn; die feindlichen Bomben zerstörten sein Haus, und eine beträchtliche Summe Gold, Silber und Assignaten, die er darin verborgen, konnte er später niemals mehr wiederfinden. Er hatte ein junges Weib und ein Kind, welches jene erst vor kurzem zur Welt gebracht, und voll Furcht und Besorgniß für diese beiden zarten Wesen, entschloß er sich, auf jede Gefahr die Stadt zu verlassen. Dazu mußte er sich zuerst einen Paß verschaffen; nachdem er diese Schwierigkeit besiegt, kam eine zweite, an deren Ueberwindung selbst ein noch so gewandter und erfinderischer Geist verzweifeln mochte; es handelte sich nämlich darum, beim Herausgehen aus der Stadt gewisse Kostbarkeiten und silberne Kleinodien mitzunehmen, und unter anderen antirepublikanischen Effekten auch einen Becher, den die Familie in Olimpzeiten von einem Monarchen zum Geschenk bekommen und in welchen ein geschickter Künstler das Wappen des Königs von Sardinien eingegraben hatte. Dieses Kleinod fortzuschaffen, das machte ihm die meiste Angst. Was konnte gefährlicher seyn, als ein solcher Pokal, ein Gegenstand der Liebe und Verehrung, und noch dazu mit dem Wappen eines Königs! Das hieße ja dreifach Pitt und Coburg begünstigen. Und doch mußte er fort oder sich einem sicheren Tode aussetzen; sollte er aus der Stadt gehen und seine beste Hülfsquelle zurücklassen? Wer weiß, wohin er noch fliehen muß, und wer kann ihm die Dauer seiner Verbannung verbergen!

In dieser Noth faßt der Dichter einen Entschluß; er läuft zu einem Bekannten, einem ganz guten und ehrlichen Republikaner, der noch kürzlich ein Gärtner, als solcher höchst bequem und zufrieden gelebt hatte, jetzt aber fast ganz heruntergekommen war, seitdem es den Gärten eben so schlecht ging, wie den Schlössern, seitdem der republikanische Boden nichts als Freiheitsbäume tragen wollte. Bei diesem entlastet sich Fontanes seiner Staatskleider und tauscht oder kauft sich dafür eine vollständige Sansculotten-Garderobe, um in Jacke und Gesinnung ganz wie ein Revolutionnair auszusehen. Jetzt trägt er schwarzes Haar, denn was kann verpönter seyn, als der freiheitswidrige Puder! Er hat weite Pantalons und mit Eisen beschlagene Schuhe ohne Schnallen; die alten Schnallen überläßt er dem wackeren Gärtner, damit dieser sie auf den Altar des Vaterlandes als patriotische Gabe niederlege. Dies und noch einige andere Aufträge werden angenommen, und unser Dichter ist endlich von Kopf bis Fuß ausgerüstet.

Einige Stunden später kommt ein Bauer mit einem schweren Pack Wäsche zu einem Hause heraus: das war Niemand anders als Fontanes. In den Päckchen liegt das Silberzeug, das Geld und der gefährliche Pokal: nur schwer und langsam schreitet der verkleidete Bauer vorwärts, tief seufzend unter seiner Bürde; einige Schritte hinter ihm her folgt die junge Familie mit dem Paß. Doch nun mußte der Zug vor dem furchtbaren Todes-Instrument vorüber, welches damals in beständiger Function war, welches, jeden Augenblick drohend und zum Schlage gerüstet, sein Ziel nie verfehlte. Fontanes erblaßt, seine Frau fängt an zu zittern: ihre Lage ist schrecklich. Wenn sie einen anderen Weg einschlagen, so erregen sie Verdacht; scheuen sie es aber nicht, vorüberzugehen, so müssen sie dem gräßlichen Mordwerkzeug fest ins Auge blicken; denn das geringste Zeichen von Abscheu ist hier Verbrechen und setzt sie in Gefahr, eine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, die sie ja auf jede Weise von sich ablenken müssen. Wie sollen sie aber mit Ruhe und Gleichmuth jenes Schwert betrachten, an dem vielleicht noch das frische Blut eines Freundes kleben mag. Doch die Noth drängt, ein Entschluß muß gefaßt werden: schon steht das Schaffot vor ihm, und mit vorwärtsgestrecktem Hals und Kopf, die Finger in den Tragriemen der Butte eingekrallt, als wollte er sie mehr an sich ziehen, um seinen Schultern die Last zu erleichtern, starrt er dumpf und muthlos auf die Todesmaschine hin.

Da tritt ein Kerl auf ihn zu, dessen blutdürstige Mienen nichts Gutes weissagten, einer von jenen Leuten, welche damals den Platz nie verließen, und die man recht bezeichnend die Leibwächter der Guillotine nennen konnte. „Du hast wohl Furcht?“ redete er den Dichter an, „weil Du so hinstarrst auf das Rasirmesser der Nation?“ — „Was, Furcht! Bin ich denn ein Föderalist, daß ich Furcht zu haben brauche? Hölle und Teufel! Sieh mich doch einmal an: hab' ich denn solch' ein Aristokratengesicht an mir?“

In diesem Augenblick kam auch die Madame Fontanes dazu; sie zitterte vor Angst, senkte aber den Kopf auf ihr Kind herab und sammelte sich in diesem Augenblick neuen Muth und Kräfte.

„Heda! Was bist Du für Einer?“ fing ein zweiter Inquisitor an. — „Ich bin ein Bleicher.“ — „Und das Weibchen da?“ — „Ha, ha! das fragst Du noch? Sieh Dir doch mal den Kleinen an: der ist mir ja wie aus dem Gesicht geschnitten! Und noch dazu erst zehn Monate nach der Hochzeit, nicht wahr, das ist patriotisch? Meiner Treu, meine Alte ist auch so fidel nicht. He, was meint Ihr, hab' ich ein schlechtes Auge?“ — „Und doch, warum gaffst Du nach der Guillotine dort se.....“ — „Na, ist denn das verboten? Sagt' mal selbst, ihr Leute! Ist nicht die Guillotine ganz für's Volk gemacht? Was würden wir anfangen, Du und ich und wir Alle zusammen, wenn wir keine Guillotine hätten.“ — „'s ist wahr, Du hast Recht; Du bist ein braver Sansculotte!..... Nieder mit den Tiergeln, nieder mit den Aristokraten! Es lebe die Republik!“ — „Es lebe die Guillotine!“ schreit der ganze Haufe im Chorus.

Fontanes kann dieses Kannibalen-Geschrei nicht über seine Lippen bringen; seine Frau ist ganz blaß und zitternd, kaum kann sie das Kind tragen, sie sucht mit der Hand eine Stütze, der Muth geht ihr aus, sie ist nahe daran, sich zu verrathen. — „Heda, Mütterchen, hörst Du nicht die Kameraden? Du mußt mitsingen, Alte: Ah, ça ira, ça ira, ça ira! les muscadins à la lanterne! Donner und Wetter, gesungen muß werden!“ — „Und getanzt muß werden; die Hand her! 'runter mit Deiner Butte!“ — „Aber....“ — „'Runter, sag' ich, mit Deiner Butte!..... man wird sie nicht fressen!..... Willst Du sie wohl 'runter legen! Ist sie Dir denn angeleimt?“

Da stürzen die Rasenden über den Pack her und nehmen ihn den Dichter ab, welcher sich anfangs zu widersetzen sucht, bald aber, mehr todt als lebendig, Alles mit sich machen läßt und sich den kalten Schweiß von der Stirn trocknet. Schon giebt er sich für verloren; schon ist die Butte in ihren Händen, sie stellen sie auf einen Haufen Steine und werden vielleicht bald die Habseligkeiten in dem Korbe durchsuchen; dann werden sie den Pokal finden, den unglückseligen Pokal, und dann ist Alles aus. Schon will er sich preisgeben, nur für seine Frau will er um Gnade bitten, für dieses arme Weib, das sich in der Angst krampfhaft an ihren Säugling hält; noch einmal sieht er ihr Verzeihung flehend ins Auge, da, in diesem letzten Augenblick, kommt ihm seine Geistesgegenwart zurück. Ein Rettungsmittel ist ihm plötzlich eingefallen; er stößt ein lautes Freudengeschrei aus und klatscht, wie wahnsinnig, mit den Händen. — „He, Du bist ein drolliger Patron“, riefen die Kameraden. — „Hört, ich habe eine Idee, eine ganz vortreffliche Idee! Meine Frau muß mir die Carmagnole tanzen. Donner und Wetter! das giebt Muth und Leben!“

Seine Gattin blickt ihn voller Bestürzung an. — „Heda, mach' mir keine langen Faxen! Nichts für ungut, Kameraden, 's ist noch etwas junges, furchtsames Blut.... He, wer will den Korb unterdessen bewachen? Den Korb und das Kind zusammen, versteht sich.... So,.... ganz sachte,.... legt mir den Kleinen da auf die Wäsche.... das ist gewohnt, auf dem Pack, wie auf Flaumen zu schlafen.... Und nun, Mutter, die Hand her! Heran, ihr Anderen, daß wir die patriotische Kette schließen.“

Die Mutter hatte ihn verstanden; sie nahm sich zusammen und sprang in die Runde, und während das Innerste beider Eheleute sich in dieselben Stoß- und Dankgebete ergoß, mußte ihre Stimme, so gut es gehen wollte, die Worte der schrecklichen Carmagnole mitbrüllen.

Endlich war ihre Erlösung gekommen: das Kind ward der Mutter zurückgegeben, Fontanes ließ sich ganz ruhig den Pack auf seine Schultern legen, und als er dann von den Kameraden scheiden mußte, drückte er ihnen zum Zeichen der Brüderschaft die Hand, ließ seine Frau einige Schritte vorangehen, und nachdem er den Sansculotten Lebewohl gesagt, trillerte er sich noch im Gehen einige Strophen aus jenem Abschiedsliede, welches nachher von Méhul's Chant de départ verdrängt worden ist.

*) Aus dem kürzlich erschienenen fünften Bande der interessanten Memoiren des Schauspielers Fleury.

Mannigfaltiges.

— **Unterricht und Religiosität.** In Frankreich scheint man immer mehr zu der Einsicht zu kommen, daß Alles, was dort Noth thut — das Dringendste und zugleich das Unentbehrlichste — sich in den Worten „Unterricht und Religiosität“ zusammenfassen läßt. Die noch von dem Minister Guizot hauptsächlich nach Deutschen Mustern angeordneten Maßregeln zur Errichtung neuer Elementarschulen werden hoffentlich dazu beitragen, die Masse, die in Frankreich nicht lesen und schreiben kann, bedeutend zu verringern. Aber das Lesen und Schreiben thut es bekanntlich nicht allein. Ja, wir haben es in der neuesten Zeit oft genug erlebt, daß es gerade die Lektüre war, was einen Menschen verdorben hat. Alibaud, Pepin und der nichtswürdige Lacenaire, der sogar recht hübsche Verse zu machen verstand, kannten die Literatur des Konvents, kannten den Marquis von Sade und dessen Höllenromane so genau, daß sie allenfalls einen cours de littérature darüber hätten halten können. Also nicht darauf, daß überhaupt gelesen wird, sondern auf die Art der Lektüre kommt es an. Diese nun zu leiten, hat sich eine Anzahl achtbarer Männer in Frankreich zusammengethan, die zunächst in Besançon unter der Firma von Gauthier u. Comp. eine großartige Buchhandlung gegründet haben, von welcher bereits wohlfeile Ausgaben von Bourdaloue, Massillon, Fenelon, Bossuet, Bergier, Guerin du Rocher und Feller, von der „Nachahmung Jesu Christi“ und von einigen Kirchenvätern verbreitet worden sind. Gegenwärtig will dieser Verein nun seine Etablissements erweitern, und die Einladungen, die er erlassen hat, scheinen in Paris vielen Anklang gefunden zu haben. Daß hier nicht von politischen Partei-Zwecken oder von bloßen Frömmler-Bestrebungen die Rede sey, geht wohl schon aus dem Umstande hervor, daß es nicht etwa die Gazette de France und Lammenais' Monde sind, die diesen Verein empfehlen, sondern gerade die ministeriellen Blätter, wie die Paix und das Journal de Paris, reden ihm das Wort. Gewiß dürfte auch im Auslande mancher Menschenfreund sich veranlaßt finden, ein solches Unternehmen in Frankreich zu unterstützen. Hängt doch von der inneren Gesittung gerade dieses Landes die Europäische Wohlfahrt in so mancherlei Beziehungen ab! Und was kann es wohl Schöneres und Lohnenderes geben, als das Bewußtseyn, die Religiosität, die Bildung, die Begriffe wahrer Humanität und das Wohlseyn seiner Mitmenschen direkt oder indirekt gefördert zu haben!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz sowie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 58. Berlin, Dienstag den 16. Mai 1837.

Afrika.

Algier und seine Bewohner.

Nach Cap. Rozet.*)

Capitain Rozet's „Reise in die Regentschaft Algier" ist ohne Zweifel eines der besten Werke, die seit der Französischen Eroberung dieses Theils von Nord-Afrika erschienen sind. Der Verf. war als Ingenieur-Geograph dem Generalstabe des Französischen Heeres attachirt und blieb mit demselben sechzehn Monate in Afrika, binnen welcher Zeit er an den meisten militairischen Expeditionen ins Innere Theil nahm. Außer seinen eigenen Beobachtungen verdankte er den Eingebornen, und besonders einem Algierischen Juden, der Salomo hieß, viele Belehrung. Dieser Salomo war in der ganzen Berberei bekannt, sprach vortrefflich Französisch und entfernte sich in Allem, was er sagte, nie von der reinen Wahrheit.

Die Regentschaft Algier ist ein langer und verhältnißmäßig schmaler Küstenstrich, der nach dem Innern zu keine bestimmte Gränze hat und gleichsam in Gebirgen und Wüsten sich verliert. Wer auf den am höchsten belegenen Werken des Kaiser-Kastells (etwa eine kleine Meile südwestlich von Algier) sich umsieht, der erblickt gegen Süden einen von O. N. O. nach W. S. W. laufenden Höhenzug. Jenseit dieser Wellenlinie von niedrigen Bergen gewahrt er die große Ebene Metidscha, die sich in Ost und West unabsehbar ausdehnt, aber im Süden von einer hohen mit erstgenanntem Höhenzuge fast parallel laufenden Bergkette begränzt wird. Diese Kette ist der Kleine Atlas. Wandert man quer durch die Ebene Metidscha nach Süden und erklimmt den Gipfel des Kleinen Atlas, dessen Südseite viel steiler als die nördliche ist, so enthüllen sich den Blicken viele nach allen Richtungen auslaufende Bergreihen, und den äußersten Horizont schließt eine mächtige Alpen-Mauer, die mit dem Kleinen Atlas beinahe parallel lauft — diese ist der Große Atlas. Gegen Osten, in einer Entfernung von ungefähr 25 Lieues, erhebt sich der Berg Dschurdschura, eine hohe und anscheinend ganz nackte Felsenmasse. Im Südwesten erscheint eine Reihe sehr hoher Gipfel; der entfernteste derselben, welcher an den Gränzen von Marokko emporstrebt, hat die Form eines Zuckerhuts. Von Algier und von Oran ist die Entfernung des Atlas-Gebirges fast ganz dieselbe; sie beträgt ungefähr 8 Lieues.

Cap. Rozet ist natürlich viel umständlicher in Bezug auf Algier selbst, als bei anderen Städten, wo sein Aufenthalt von kürzerer Dauer gewesen. Das Aeußere jener Stadt ist schon hinlänglich bekannt; aber die häuslichen Einrichtungen der Bewohner sind es viel weniger. Lassen wir uns durch Herrn Rozet in dieses Heiligthum einführen. „Die Häuser von Algier", sagt er, „sind alle von gleicher Form und Einrichtung, obwohl eines besser gebaut ist als das andere; es sind rechtwinkelige Vierecke, aus vier Mauern gebildet, welche bis zur Höhe eines dritten Stockwerks emporsteigen. Sie haben kleine Luftlöcher, aber keine Fenster. Letztere sieht man fast nur an den Häusern der Juden, und auch da sind sie durch sehr starke Gitter verschlossen. Jedes Haus hat einen ziemlich breiten und gewölbten Eingang, zu dem eine Reihe Stufen führt. Im Erdgeschosse sind die Ställe, die Waaren-Lager, die Wohnungen der Sklaven und ein Vestibül, das man gleich betritt, wenn man zur Hausthür hereinkommt. In den Häusern der Reichen bildet diese Vorhalle ein großes rechtwinkeliges Gemach, von welchem zwei Seiten mit einem erhöhten Sitze aus Stein oder Marmor und mit einer Reihe Säulen geschmückt sind, die ein Gesims oder in Stein gearbeitete Maurische Bogen unterstützen und somit kleine Arkaden bilden, unter denen der Herr des Hauses, seine Pfeife schmauchend, niederkauert und Besuche empfängt oder Geschäfte verhandelt. Diese Halle heißt Skifa. Auf den langen Sitzen, wo die Besucher sich niederlassen, sind Binsenmatten, Schaffelle oder Teppiche ausgebreitet."

„Verläßt man die Skifa, so steigt man eine Treppe hinan, deren Stufen aus Schiefer und Porzellan-Ziegeln, zuweilen auch aus Marmor oder Stein bestehen. Diese Treppe führt uns zu einem viereckigen Hofe im ersten Stockwerk, der von einer das zweite Stockwerk unterstützenden Kolonnade umgeben ist. Der Hof ist nicht bedeckt; durch ihn kommen Licht und Luft in die Gemächer, von denen jedes mit dem Hofe durch eine Thür und mehrere Fenster in Verbindung steht. Die Zimmer sind lange Räume, deren jeder eine ganze Seite des Gebäudes einnimmt. Gewöhnlich ist die Treppe an der einen Seite angebracht. In die Zimmer führt ein großer gewölbter, durch zwei Flügelthüren verschlossener Eingang, in welchem zwei kleine viereckige Oeffnungen angebracht sind. Nur die letzteren stehen gewöhnlich offen; die Flügelthüren öffnet man nur, wenn es dringend nothwendig, oder bei feierlichen Gelegenheiten. Die zu beiden Seiten der Thüre befindlichen Fenster bestehen bloß aus Gitterwerk von Eisen oder Erz. An beiden Extremitäten der Zimmer befinden sich Postamente von Holz oder Stein, auf welchen die Betten ruhen. Diese Bett-Piedestale sind oft so hoch, daß man sie auf Leitern ersteigen muß, gegenüber dem Eingang sieht man gewöhnlich eine überwölbte Mauer-Nische, mit einem Divan oder Polstern darin, auf welchen die Frauen während des Tages sitzen. An jeder Seite des Divan's hat man Tassen-Gestelle in der Mauer angebracht."

„Die Möbel eines Algierschen Zimmers bestehen aus einer oder zwei hölzernen Kommoden, die bei den Reichen bemalt und vergoldet sind, aus einem kleinen runden Tische, aus den Polstern, welche den Divan bilden, Teppichen oder Binsenmatten, die den Fußboden decken, und den vorhin erwähnten zwei Betten. Die Bestandtheile der letzteren sind: eine ziemlich gute wollene Matratze, ein Polster, Bettlaken aus Leinwand oder Kattun und eine Decke von Seide oder sehr leichter Wolle. Viele ärmere Bewohner schlafen auf Schaffellen oder Binsenmatten. In dem Raum neben der Treppe findet man auf jedem Flur eine Küche und Garderobe, die außerordentlich rein gehalten werden. Nur in der Küche ist ein Kamin angebracht, dessen Sims die ganze Breite des Raumes einnimmt. In sehr geringer Erhöhung über dem Fußboden befinden sich mehrere kleine runde Oefen aus Ziegelsteinen, und auf jedem derselben liegt ein Rost, auf welchen man den Topf stellt. Die Küchengeräthe sind aus Thon oder Bronze mit einer Beimischung von Zinn."

„In jedem Hause giebt es drei Stockwerke, von welchen das dritte gewöhnlich nur ein oder zwei Zimmer enthält; der übrige Raum ist eine Platform, auf welcher die Frauen frische Luft schöpfen. Ueber den Zimmern des dritten Stockwerks befinden sich ebenfalls kleine Terrassen, zu denen man auf Leitern gelangt, und welche die weiblichen Bewohner nach Sonnenuntergang zu besuchen pflegen."

Folgende Beschreibung giebt der Verfasser von dem Gebäude in Algier, in welchem früher die auf den Raubzügen dieses Korsaren-Staates erbeuteten Sklaven eingesperrt wurden:

„Als Algier noch blühend und mächtig war, gab es mehrere solcher Gefängnisse, in denen man eine große Anzahl Christen-Sklaven unterbrachte; aber in Folge des von Lord Exmouth diktirten Friedens wurden diese Gefängnisse geleert, und seitdem konnten die Algierer nur selten einen Menschenraub begehen. Als wir Algier eroberten, fanden wir nur noch Einen Kerker; dieser lag in der Straße Bab-Azun, nicht weit von der großen Janitscharen-Kaserne. Es befanden sich darin die wenigen noch lebenden Individuen von den zum größten Theil niedergemetzelten Mannschaften der beiden gestrandeten Brigge, einige Französische Kriegs-Gefangene, welche die Türken dem Jatagan der Beduinen entrissen hatten, und einige Griechische und Genuesische Sklaven, die schon ein paar Jahre hier schmachteten — in Allem 122 Personen. Bald nach unserem Einzug in Algier besuchte ich dieses Gefängniß, wo ich noch einige Sklaven und zwei unserer Soldaten vorfand. Man hatte sie, wie Galeeren-Sklaven, paarweise zusammengekettet, aber sie durften im Kerker herumgehen. Alle Tage erhielt Jeder von ihnen zwei kleine schwarze Brodte von der Stärke einer Faust, und etwas Wasser; ihr Nachtlager bildeten Schaffelle und ein paar Lumpen. Ihre Wächter behandelten sie mit Härte, schlugen sie aber nicht. Sklaven, die schon mehrere Jahre hier waren, erhielten täglich zwei Brodte mehr als die Uebrigen, wurden aber dafür häufig gerrügelt. Das Gefängniß war ein altes in Verfall gerathenes Gebäude. Der Raum für die Sklaven, in dem sie kaum Alle Platz hatten, maß 18 Metres in der Länge und 9 Metres in der Breite. Es war dieses Gemach eine ehemalige katholische Kapelle und stieß an eine große, jetzt gar nicht mehr bewohnbare Gallerie. Anfangs hatte man alle Fenster vermauert; da aber die Gefangenen beinahe erstickt wären, so fand man es gerathen, sie wieder zu öffnen. Die Fenster aber blieben nun ohne Bedeckung, so daß die Gefangenen gegen Wind und Regen keinen Schutz hatten."

Besuchen wir jetzt an der Hand des Verfassers die vornehmsten öffentlichen Vergnügungs-Oerter, d. h. die Kaffeehäuser und die Barbierläden.

„Ich habe in Algier nicht weniger als sechzig Kaffeehäuser gezählt; aber nur fünf oder sechs derselben verdienen Beachtung, denn die übrigen sind wahre Löcher von ungefähr sechs Fuß (?) im Geviert. Das merkwürdigste von allen liegt in der Marine-Straße nicht weit von der Moschee; es besteht aus mehreren schmalen, aber sehr langen

*) Voyage dans la Régence d'Alger. Par le Capitaine Rozet. 3 vol. Paris, 1836.

Gallerieen, die auf kleinen Marmor-Säulen ruhen. An beiden Seiten befinden sich steinerne Sitze, mit Binsenmatten überdeckt. Dem Eingang zunächst ist eine kleine viereckige und ganz offne Halle, mit einem prächtigen Springbrunnen in der Mitte. Die kleine schwarze Küche enthält einen Ofen, auf dem zwei große zinnerne Kaffeetöpfe stunden, in welchen der Kaffee gekocht wurde, während drei andere kleine Töpfe den einzuschenkenden Kaffee am Feuer warm hielten. Mauren und Türken kamen und kauerten hier mit Würde auf den steinernen Sitzen nieder. Bald darauf brachte der Aufwärter eine brennende Kohle, um ihre Pfeifen anzuzünden, und ein kleines Täßchen Kaffee ohne Zucker, das in einem größeren, halb mit Wasser gefüllten Becher stand, damit man es halten konnte, ohne sich die Finger zu verbrennen. Den Kaffee fand ich schlecht und schwach, ähnlich dem Englischen; er ist übrigens wohlfeil. In jedem nur einigermaßen bedeutenden Kaffehause findet man vom Nachmittag bis zum Abend einige Musikanten, die entweder Guitarre spielen und Grimassen dazu schneiden oder sehr ernsthaft und langweilig auf einer zweisaitigen Violine fiedeln. Die Stammgäste scheinen sich bei dem Spiel und den Grimassen dieser Musiker sehr zu unterhalten. Die Muselmänner gehen gegen zehn Uhr Vormittags in das Kaffehaus und bleiben manchmal bis zum Abend dort. Sie trinken wohl ein Dutzend Tassen Kaffee langsam hinter einander und schmauchen ihre Pfeifen dazu. Oft sitzen oder kauern sie Stunden lang über einander, ohne ein Wort zu sprechen; doch bilden sich dann und wann auch kleine lebhaft plaudernde Gruppen. Viele sieht man, je zwei und zwei, beim Damenspiel und von einem Kreise neugieriger Zuschauer umgeben."

„Andere von den Mauren stark besuchte Versammlungs-Oerter sind, wie schon bemerkt, die Barbierstuben. Die Läden der Gewerbsleute in Algier und den übrigen Städten der Berberei sind wahre Mauerlöcher von ungefähr zwei Metres Tiefe und einem Metre Breite, welchen Raum der Besitzer fast ganz einnimmt; die Barbierläden aber messen wohl vier oder fünf Metres Länge und zwei bis drei Metres Breite. Rings um die Wände befinden sich Sitze für die Kunden. An den Wänzen hängen alle nöthige Instrumente und außerdem Berberische Gemälde, welche die ruhmvollsten Seeschlachten der Korsaren von Algier vorstellen. Diese Läden sind den ganzen Tag mit Leuten gefüllt, die sich ihre Köpfe scheeren oder die Bärte putzen lassen. Auch viel müßiges Volk, das sich nur die Zeit vertreiben und Neuigkeiten hören will, kommt hierher und hört mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Erzählungen des Barbiers, der während seiner Verrichtungen plaudert und peroriert. Einige Komplette, welche die Vertreibung der Franzosen bezweckten, wurden in den Barbierstuben angezettelt, und durch Vermittelung derselben erhielt auch der Bei von Titeri, bevor er in Gefangenschaft gerieth, von unseren Bewegungen Kunde."

Der Verfasser berechnet die Bevölkerung der Stadt Algier, vor der Französischen Eroberung, auf etwas über 30,000 Seelen, von welcher Zahl aber bereits ein Drittheil ungefähr ausgewandert war, als die Franzosen einzogen. Nach einem allgemeinen Ueberschlage bestand die Bevölkerung aus 18,000 Mauren und Kulughli's, 5000 Juden, 4000 Türken, 2000 Negern, 2000 Arabern u. s. w. Die Juden treiben hauptsächlich Mäkler-Geschäfte; auch ziehen Viele mit Musselinen und anderen Stoffen zu weiblicher Kleidung hausirend durch die Straßen. Ein muselmännisches Haus zu betreten, oder auch nur an die Thür zu klopfen, ist ihnen bei schwerer Strafe untersagt. Die Art, wie man mit ihnen verkehrt, ist demnach folgende: Wenn das Geschrei, mit dem der hausirende Jude, durch die Straßen ziehend, seine Waaren anpreist, zu dem Ohr einer muselmännischen Dame dringt, so geht sie bis an die Hausthür und läßt ihn durch einen Sklaven rufen. Der Jude tritt deren und steckt die verlangte Waare in die Hand des Sklaven, welche ihm aus der nur halb geöffneten Thür entgegenkommt. Auf dieselbe Art empfängt er sein Geld und geht dann von dannen, ohne die Käuferin gesehen zu haben. Die Mauritschen Damen sind bei einem solchen Geschäft nicht immer ehrlich; zuweilen schlagen sie, sobald die Waare in ihren Händen ist, die Thür zu und lassen keine Bezahlung verabfolgen. Da nun der Jude nicht anklopfen darf, so schreit er in solchem Falle aus Leibeskräften und stampft mit den Füßen, bis man ihm das Geld zuwirft. Bleibt sein Schreien und Stampfen ohne Erfolg, so eilt er zum Kadi, der ihm aber sein Recht sehr oft vorenthält.

Die merkwürdigsten Gegenstände in den Umgebungen der Stadt Algier sind die Fontainen und die Marabut's oder Einsiedeleien. Ein Marabut ist bei den Arabern und Berbern ein überaus ehrwürdiger und einflußreicher Mann, von dem man glaubt, daß er unmittelbar göttliche Eingebungen erhalte. Man konsultirt ihn bei jeder Gelegenheit und handelt immer nach seinem Rathe. Er ist nicht einmal den gewöhnlichen Gesetzen der Gesellschaft unterworfen, und wen ein Marabut gewaltthätig oder ungerecht behandelt hat, der dankt Gott dafür, daß ein solcher Mann ihn seiner besonderen Aufmerksamkeit würdig erachtet. Die merkwürdigste von den vielen Kapellen in der Nachbarschaft der Hauptstadt (die ebenfalls Marabut's heißen) ist Sidi-Abderrahman. Etwas entfernter von Algier, an der Küste, liegt ein unter dem Volke, besonders den Juden, nicht minder berühmtes Marabut, Sidi-Yakub.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

40) Die dramatische Dichtkunst findet sich bei allen civilisirten Völkern. Wie sie wirke, darüber sind die Meinungen verschieden: bei den Einen gilt sie als ein mächtiger Hebel für die Sittenverbesserung. Andere behaupten, sie leiste der Verderbniß Vorschub; Keinem erscheint sie gleichgültig. In der That kommt Alles darauf an, in welchem Maße sie sich dem Typus ihrer Wahrheit und Vollkommenheit nähert oder sich davon entfernt; hiervon wird es allezeit abhängen wie groß oder gering ihr Einfluß und welcher Art ihre Wirkung seyn kann.

41) Die Bewunderung mancher Leute gerade für das Unbedeutendste an den Werken großer Dichter könnte diesen, wenn sie dessen Zeuge wären, beinahe wie eine Beleidigung vorkommen.

42) Ist es nicht in der That kläglich, wenn man sieht, wie die Kritiker sich mit kleinlicher Geschäftigkeit darauf verlegen, aus dem Prolog oder der Exposition einer berühmten Tragödie etliche Verse herauszujauben und zu demonstriren, daß hier der Dichter im Voraus auf eine Person oder auf einen Umstand hindeutet, woraus die Katastrophe sich entwickeln werde; und wie sie dann groß Aufheben und Verwundern machen über solcherlei winzige Anstalten und Kunstgriffe, sich in frostige Extase werfen und rufen: hier sehe, hier bewundert die große Kunst des unsterblichen Racine! O ihr eingebildeten Schulfüchse! die große Kunst des unsterblichen Racine hat mit eurem Kram gar nichts zu schaffen. Redet euch nicht ein, ihr seyet die würdigen Verkünder der höchsten poetischen Schönheit! nicht ihr, sondern die sich ihr mit selbstvergessenem Entzücken hingeben, die der Zauber der Poesie ergreift und zur Höhe der Begeisterung hinaufträgt, wo sie der Kritik vergessen, aber die Fülle der poetischen Weihe genießen, die sind's, und nur diese, an denen die Poesie sich selbst in der Macht und Herrlichkeit ihrer Wirkungen verkündigt.

43) Der höchste Grad des dramatischen Effektes besteht *keineswegs* darin, daß der Zuschauer hingerissen wird, den Jubel und die Angst, das Begehren und die Leidenschaft der tragischen Personen mitzuempfinden; sondern derselbe ist erst dann erreicht, wenn wir, über den trüben und unruhigen Bereich der Leidenschaften emporgehoben, in die reine Höhe der Betrachtung, von menschlicher Schwäche und menschlichem Eifer geläutert, Freude und Leid der Sterblichen tief unter uns in all ihrer Nichtigkeit und Vergeblichkeit erblicken und uns dabei von tiefem Mitleid über menschliches Loos erfaßt und erschüttert fühlen. Dann bewährt der Dichter seine höchste Macht über uns nicht, daß er in der ruhigen Seele den Sturm der Leidenschaften aufwühlt; denn wenn dieser Sturm sich legt und wir zur Besinnung kommen, bleibt nur ein peinliches Gefühl davon zurück und straft uns für die Verirrung. Lohnt es sich wohl großer Anstrengungen, um eine solche Nachwirkung zu erzielen? Nur eins verlangen wir vom Dichter: daß er *wahr* sey; um das Uebrige sorge er nicht. Nicht dadurch wirkt das Schauspiel der tragischen Leidenschaften so erregend und anziehend auf uns, daß sie sich unserem Gemüthe mittheilen, sondern dadurch, daß sie in uns die moralische Kraft erwecken helfen, die uns zur Bewältigung der Leidenschaften und zum Gericht über sie befähigt. Dem Dichter ist es gegeben, aus dem historischen Stoffe vor unseren Augen das Seelische in Gesinnungen und Empfindungen erstehen zu lassen, ihn zum Träger der schönsten Offenbarungen des Menschlichen zu machen, an denen wir uns aufrichten und erbauen mögen. Ihm ist es gegeben, uns den Menschen in seiner Verirrung und seiner Niedrigkeit, den Leidenschaften und der Sünde zur Beute, uns das gemeinsame Loos der menschlichen Schwäche vor Augen zu führen und das Mitleid, die Nachsicht in uns zu erwecken, welche eine Frucht der Erkenntniß und der Liebe, nicht der Ermüdung und der verachtenden Gleichgültigkeit sind. Als unbetheiligte Zuschauer und Zeugen bei den Vorgängen auf der Bühne sollen wir in der Tragödie lernen und uns gewöhnen, unser Denken und Schauen den großen, erhabenen und ruhigen Ideen zuzuwenden, die wir in dem geräuschvollen Drängen des alltäglichen Lebens nur zu leicht vergessen, und die uns weiser, würdiger, besser machen würden, wären wir näher mit ihnen vertraut und hätten sie beständig im Geiste gegenwärtig. Der Dichter bestrebe sich, dies ist sein Beruf, die Gemüther tief und mächtig zu erregen; nur bewirke er dies, indem er an das Ideal appellirt, das Jeder in seinem Busen trägt, an die Idee des Rechten und Guten; er versenke uns nicht in den wüsten Schwall der Leidenschaften; er erhebe und kräftige unsere Erkenntniß, aber er muthe unserer Vernunft nicht zu, sich vor unserer Schwäche und unseren Beurtheilen demüthig zurückzuziehen.

44) Es wäre interessant, zu untersuchen, was für Meinungen und Ideen über moralische Gegenstände das Theater habe einführen und verbreiten helfen. Wir wollen hier nur ein Beispiel anführen, woraus man den Einfluß der auf der Bühne ausgesprochenen Lehren beurtheilen mag. Der Selbstmord ist eine Begebenheit, eine Katastrophe, die in Tragödien sehr häufig vorkommt. Der Grund davon ist leicht einzusehen. Die Personen einer Tragödie befinden sich gewöhnlich in so übertriebenen, gewaltsamen Situationen, in so verderblichen, unlöslichen Verwickelungen, es wird ihnen ein so heftiges, überspanntes, ausschließliches Streben nach einem gewissen Ziele beigelegt, daß die Voraussetzung ganz unmöglich erscheint, der Held könne sich je zufrieden geben, wenn er sein Ziel verfehlt, daß es wirklich ganz den Anschein hat, als könne ihn nun gar nichts mehr ans Leben fesseln, als müsse das Leben ihm verhaßt seyn. Mit einem Worte, der Held wird durch die Katastrophe ein unglückliches Subjekt, und der Dichter schafft sich ihn durch einen Dolchstich schnell vom Halse. Die häufige Praxis des Selbstmordes auf der Bühne hat endlich auch zu einer Theorie geführt, und man findet dieses tragische Moralgesetz in zwei berühmten Versen aus Voltaire's Merope formulirt:

> Quand on a tout perdu, quand on n'a plus d'espoir,
> La vie est une opprobre et la mort un devoir.
>
> (Wenn Alles uns verläßt, die Hoffnung selbst gebricht,
> Dann ist das Leben Schmach, und Sterben wird zur Pflicht.)

Wenn wir nun die Bühne verlassen und uns in der Wirklichkeit, im Leben, in der Geschichte der christlichen nicht allein, sondern auch der heidnischen Völker umsehen, so finden wir den Selbstmord bei weitem nicht so häufig, als auf der Bühne; ja noch mehr, gerade unter solchen Umständen, wo die Tragödien-Dichter ihre Zuflucht zu ihm als zu der einzig schicklichen Katastrophe nehmen, kommt er selten oder

niemals vor. Zahlreich sind die Beispiele von Personen, welche die größten Unglücksfälle standhaft ertragen und doch an ein freiwilliges Lebensende nicht gedacht oder jeden solchen Gedanken als ihrer unwürdig, als unerlaubt zurückgewiesen haben. Zu welcher Zeit haben sich wohl gewaltigere Katastrophen ereignet, als in der unsrigen? Die kühnsten Hoffnungen, die umfassendsten Pläne haben wir in Nichts zusammenstürzen sehen; sind etwa Selbstmorde daraus erfolgt? Kein einziger, glaube ich. In diesen jüngsten Tagen hat es wohl den Anschein, als wolle der Selbstmord zu einer Sucht, zu einer epidemischen Krankheit werden, aber nicht unter Helden, nicht unter Leuten, die eine große und ehrenvolle Rolle in der Welt gespielt, sondern unter der Klasse der zu Grunde gerichteten Spieler, unter elendem Volk, das an seinem Leben verzweifelt und es wegwirft, wenn es dessen niedrigste Güter, dessen gewöhnlichste Genüsse verloren glaubt. Der höher begabte, stärker organisirte Geist, der wahrhaft große Entwürfe fassen kann, kämpft sich auch durch Widerwärtigkeiten mit größerer Standhaftigkeit und Resignation hindurch. Um so thörichter ist jenes Verfahren der Trauerspiel-Dichter, die Maximen des Selbstmordes recht für die glänzendsten Gelegenheiten und für die stattlichsten Helden aufzuputzen, um damit Parade zu machen. So eingewurzelt war dieses theatralische Vorurtheil in vielen Leuten, daß sie ganz erstaunt und verwundert dastanden, als man Helden von dem höchsten Gipfel der Gewalt und Herrlichkeit herabstürzen und doch sich nicht umbringen sah. Man war so daran gewöhnt, daß ein tragischer Held, wenn seine Rolle aus war, unter Hersagung pomphafter Alexandriner oder wohlklingender silfilbiger Zeilen abging, um sich in sein Schwert zu stürzen, daß man gar nicht anders meinte, als die Helden in der wirklichen Welt müßten in gleichem Falle das Gleiche thun. Unser Mitleid darf und soll man erregen mit den Bethörten, die an der göttlichen Gnade und Vorsehung verzweifeln und sich mit aller Kraft ihres Geistes, mit all ihrem Sehnen und Streben dermaßen an einen einzigen Gegenstand hingeben, daß mit einem Verluste Alles für sie verloren und die Welt ihnen leer und öde erscheint. Aber diese Verirrung als Seelengröße und Charakterstärke darstellen, sie gewissermaßen als eine Pflicht der Ehre preisen, das heißt ein gefährliches Spiel treiben und aufs Gerathewohl hin Grundsätze auf die Bühne bringen, die gar leicht über die Bretter hinaus wirken und die Moral im Volke untergraben können.

Bibliographie.

Manfredi. — Trauerspiel von E. Marenco. Turin.

Di Giuseppe Pugliesi. (Ueber den Wunderknaben Pugliesi.) Der Verf. dieser kleinen Schrift, Herr Enrico Mayer, spricht sich mit Nachdruck gegen das Unwesen aus, sogenannte Wunderkinder gleich Hunden und Affen abzurichten und die edeln Kräfte eines frühreifen menschlichen Geistes zu mechanischen Productionen vor einem schaulustigen Publikum herabzuwürdigen.

England.

Die Gegner des Tabacks.

Die Sekte, deren ich mich hier annehme, ist eben so zahlreich als unterdrückt. Sie wächst mit jedem Tage und kennt ihre Stärke kaum. Man läßt sie leben und sich vermehren, aber man verleumdet und schmäht sie. Sie zählt Eingeweihte unter allen Klassen, und Niemand denkt daran, sie zu beschützen. Die Banquiers, die Geistlichen, die Tories, die Whigs, die Radikalen besitzen Ritter dieses Ordens, stets bereit, das zu vertheidigen, was man ihre Rechte, Vorrechte, ihr Interesse nennt. Die Raucher, denn von diesem ehrwürdigen Theil der gesellschaftlichen Ordnung will ich sprechen, sind von dem Gesetze geächtet, Niemand erhebt seine Stimme zu ihren Gunsten, sie selbst aber, in ihrer Sorglosigkeit, setzen den tausend Plackereien, welche sie verfolgen, nur die Ruhe und jene Kaltblütigkeit, welche das gute Recht verleiht, entgegen. Dies ist auch der Grund, weshalb die Sucht, Vereine zu stiften, sie noch nicht in gewaltige Massen verbunden hat; sie sind überall, aber man sieht sie nirgends in corpore.

Diese Allgegenwart ohne Zusammenhang, dieser Mangel an Vereinigung giebt ihren Verleumdern eine unendliche Macht über sie; von allen Seiten geben sie sich ihren Schlägen bloß, einzeln und ohne Waffen, verbindet sie nichts unter einander, weder Sprache noch Tracht, weder Gewohnheiten noch Gesichtsbildung. Das Urbild, der Typus des Rauchers, ist nicht leicht festzuhalten, indessen zeichnen ihn zwei große Eigenschaften aus, die Ruhe und das Vergessen von Beleidigungen.

Eine schlanke Gestalt, enge Kleider, ein gestreckter Fuß, sattsam verschlungene Haare zeichnen den Stutzer aus; der vorgestreckte Bauch, fleischige Hände, ein kupferiges Gesicht waren zu allen Zeiten das Kennzeichen des Banquiers, während ein breitkrämpiger Hut, lange fließende Haare und eine ernste Tracht den Schulmann andeuten. Der Raucher aber hat nichts Besonderes, man findet ihn unter dem groben Gewande des Irländischen Bauern und in dem goldgestickten Kammerherrn-Kleide; er bekennt sich zu keiner Ordens-Regel, er gehört jedem Alter an, er vermischt sich mit allen Ständen, ist unter allen Breiten heimisch, trotzt allen Klimaten, scheut weder das Strafgericht der Völker, noch den Haß der Könige, weder die eifersüchtigen Theologen, noch die pedantischen Aerzte oder den Bannfluch der Universitäten, und trotz der übermäßigen Verfolgungen triumphirt seine Sekte, vermehrt sie sich mit jedem Tage. Der Haß der Frauen kann ihre Fortschritte nicht aufhalten, sie beherrscht die Civilisation von Europa wie von Asien. Mahmud raucht, während er über seine Neuerungspläne für die gesellschaftliche Ordnung denkt, eben so wie der Stutzer, der von seinen Siegen träumt. Und doch, sollte man es wohl glauben, halten sich die Feinde des Tabacks noch nicht für geschlagen; ich las erst kürzlich in der Times, einer unserer verbreitetsten Zeitungen: „Die schlechte Gewohnheit des Cigarren- und Tabackrauchens greift unter uns mit jedem Tage mehr um sich. Wir können uns nicht laut genug gegen dieses künstliche Bedürfniß erheben, welchem so viele Personen sich überlassen."

Unsinnige Worte! Ich lege einen Augenblick die duftende Cigarre, welche mein Herz erfreut, bei Seite und appellire an den guten Geschmack des Menschengeschlechts. Diesmal werde ich weder scherzen, noch spötteln; ich werde mit Ernst und Würde sprechen, denn ich führe die Vertheidigung eines der schönsten Vorrechte der Menschheit. Was, uns eines Genusses berauben? Wer hat das Recht dazu? Ist denn der Mensch zu reich an Vergnügungen? England besonders hat unter dem Vorwande einer lächerlichen Reinlichkeit geraume Zeit auf die Raucher Jagd gemacht; aber dieser Ueberrest von Barbarei paßt nicht mehr für unsere Sitten, und ich reklamire die vollständigste Freiheit des Einathmens und des Vergnügens. Der Tabacksfeind Jakob I., Verfasser jener schlechten Flugschrift „Wind gegen den Tabackrauch" (Counterblast against the fumes of tobacco), kann er gegen die Aufklärung unserer Zeit bestehen? Dieser gekrönte Tabacksfeind ist es, welcher das Zeichen zum Kreuzzuge gegen die Raucher gab. Seit dem Jahre 1616 ahmten Viele sein Beispiel nach, und uns, die poetischsten, kühnsten und unschuldigsten Träumer, uns beschuldigte man, tausend furchtbare Anschläge gegen die Fürsten anzuzetteln, tausend mordbrennerische Pläne zu hegen, tausend papistische Meutereien voll Geisterbeschwörung auszuhecken! Man lese nur folgenden Titel einer Flugschrift, welche um jene Zeit von einem unserer erbittertsten Feinde erschien und die Wahrheit dieser furchtbaren Anklage erweisen soll: „Der Taback auf der Tortur, oder der verwünschte Tabacksrauch, behandelt, wie er es verdient, ein Buch, worin durch eine unendliche Menge von Beispielen erwiesen wird, daß der Gebrauch des Tabacks der Gesundheit nachtheilig, der Börse schädlich und ansteckend für den Staat ist, mit wahrhaft fürchterlichen Beispielen, welche allen Klassen von Bürgern die Gefahren zeigen werden, die sie durch diese Pflanze laufen, und die Beziehungen, welche sie sowohl auf die neuliche Pulver-Verschwörung, als auf gewisse Empörungen, Blendwerke und erschreckende Wunder, von welchen London Zeuge gewesen, gehabt." Das ist doch gewiß ein furchtbarer Titel und eine lange Liste von Beschuldigungen; schlechter kann man uns nicht behandeln. Der Großherr würde bei der Durchlesung dieser fürchterlichen Worte seiner Pfeife entsagen. „So wie", sagt der Verfasser in der Vorrede dieses schönen Werkes, „so wie angenehm schmeckende Sachen und liebliche Wohlgerüche dem menschlichen Körper heilsam sind, eben so machen ödelnder Geschmack und Geruch das Individuum krank. Was soll nun wohl die Wirkung einer verpesteten Atmosphäre seyn, welche alle Einwohner, welche den Staat mit ihren zahlreichen, unreinen und dunstigen Windungen umgiebt, welche die fernsten Winkel durchdringt, sich ganz und gar in ihren Raum vertieft und nicht ein einziges Wesen von der Ansteckung frei läßt?"

Das ist eine gewaltige Logik! Ach, was würde dieser ernste Philosoph sagen, wenn er heutzutage unsere belebtesten Straßen in eine Wolke von Rauch eingehüllt sähe, wenn er sähe, wie die Cigarren ein Gegenstand des Bedürfnisses wie Brod und Wasser geworden, wie Stutzer und Taback sich vertragen, wie die Geliebte gezwungen ist, den Dampf der Cigarre eines Bruders, Vetters, oder wohl gar ihres rauchenden Bräutigams zu dulden? Er würde uns für von Grund aus vergiftet halten, er würde den Beweis revolutionnairer Ideen an den Tabacksdampf knüpfen, er würde aus der Pfeife und der Cigarre ein großes Werkzeug des Radikalismus machen, er würde die Oberhäupter der rein monarchischen Regierungen beschwören, einen Gesundheits-Kordon gegen diesen Rauch zu ziehen, der ihm noch furchtbarer erscheinen würde, als der Rauch der Kanonen. Aber die Zeit Jakob's I. hatte die Politik noch nicht erfunden, damals regierte lediglich die Religion, sie war es, welche jeder gute Schriftsteller zu vertheidigen sich berufen glaubte. Der Gegner des Tabacks schloß sein Meisterwerk mit den bescheidenen Worten: „Soli Deo Ehre sey Gott!"

Er hatte übrigens einige seiner Argumente von einem früheren Glaubensstreiter entlehnt, dessen im Jahre 1602 in A. erschienenes Werk den Titel führt: „Starke Arbeit für Schornsteinfeger, oder ein Wort im Vertrauen für die Tabacks-Freunde". Dieser erste Widersacher schwankt keinen Augenblick; er sagt geradezu, daß „der Teufel den Taback gemacht, daß die Priester des Teufels dessen Gebrauch verbreitet, und daß es eine Todsünde für die Christen sey, sich seiner zu bedienen." Die teuflische Erfindung des Tabacks ist ein vom Volk ausgehender Gedanke, welcher übrigens schon ein ziemlich hohes Alter hat. Im Jahre 1596 übersetzte John Frampton ein sehr seltenes Werk von Monardus aus dem Lateinischen, dessen Titel die Liebhaber von Seltenheiten nicht ohne Interesse lesen werden. Er lautete: „Gute Nachrichten aus der neuen Welt, worinnen die sonderbaren Tugenden und Eigenschaften der Pflanzen, Essenzen, Mineralien dieses Landes erkläret werden." Der Verfasser stellt die satanische Wirkung des Tabacks nicht in Zweifel und führt darüber Folgendes an: „Wenn die Indianer eine wichtige Sache zu verhandeln haben, vereinigen sich ihre Häuptlinge, welche Kaziken genannt werden, in Gegenwart ihres Oberpriesters. Dieser pflückt alsdann Tabacksblätter, wirft sie in das Feuer und athmet die Ausdünstung davon durch Mund und Nasenlöcher ein. Trunken und betäubt durch den dicken Dampf, fällt er wie ein todter Mensch nieder und bleibt einige Zeit schlaftrunken auf der Erde liegen. Wenn er sich wieder erhebt, so ist die Wirkung des Rauchs vorüber, und der Priester theilt denen, welche ihn umgeben, seine Erscheinungen, die Visionen, die Rathschläge mit, welche ihm der Teufel während seiner Extase zu Theil werden ließ; das sind dann Orakelsprüche und Weissagungen, welche alle Welt glaubt, und welchen man nicht ermangelt, zu gehorchen."

Armseliger Tabacksrauch! Philosophen und Reisende haben zu der Verfolgung des Tabacks mitgewirkt, aber am abgeschmacktesten scheint, daß auch die Dichter sich hineingemischt haben. Im 17ten Jahrhundert glänzte ein gewisser Joseph Sylvester in dieser Richtung. Sein Werk in Versen ist von der ersten Seite an, welche abgeschrieben zu werden

verdient, klassisch. Er hatte einen besonderen Geschmack für die Literatur der Wortspiele, wie aus folgendem so wunderbar ausgearbeiteten Titel hervorgeht: „Bresche in den Taback geschossen und pulverisirte Pfeifen, durch mein parnassisches Kanonen-Pulver." „Ich zerbreche sie euch vor den Ohren, diese Pfeifen, euch abgeschmackten Götzendienern eines barbarischen Blattes, euch lächerlichen Verehrern einer stinkenden Eitelkeit."

Das Sonderbarste an diesem Werke ist, nächst seinem Titel, das glänzende Wortspiel, zu welchem das Wort „tobacco" dem Verfasser den Stoff geliefert. Er fand darin genau und ohne eine Versetzung die beiden Griechischen Worte τῷ Βάκχῳ, was unbezweifelt sagen will, dem Bacchus geweiht, dem Bacchus zugeeignet. „Auch", sagt er, „ist eine Schenke ohne Tabacksrauch eben so selten, als ein Trinker ohne Pfeife. Die Pfeife und die Flasche üben über die betrogenen Menschen einen doppelten und siegreichen Einfluß." Trotz seines Hasses gegen den Taback gesteht der gute Sylvester jedoch, daß diese neuere Gewohnheit ganz Europa zu überschwemmen droht. „Denn Taback, lächerlicher Tyrann, du hast mehr Dauer und Macht, als Don Philipp, der Beherrscher von ganz Spanien"; was übrigens ihn nicht zurückhält, zu erklären, ein Zimmer der Hölle sey mit Tabackerauch angefüllt und bestimmt, die unbußfertigen Raucher in brennendem Dampf und Qualm zu ersticken.

Kaum hatte dieser Tabacks-Archilogus seinen satirischen Ausfall von sich geschleudert, so ergriff ein anderer frommer Mann die Feder und schrieb dagegen: „Der nicotianae encomium, oder das goldene Tabacksblatt, sich in der wunderbaren Herrschaft seiner Tugenden entfaltend", worin er sagte: „Welcher Worte soll ich mich bedienen, um die Verdammlichkeit dieses schönen Eingangs zu leben! Ihr, die euch zu sehr friert, ihr, denen zu warm ist, ihr Rheumatiker, Gichtbrüchigen, Fieberkranke, tretet heran! Die Medizin ist euch von nun an überflüssig; eine einzige fruchtbare und erhabene Pflanze reicht hin, euch zu heilen. Stattliche Pflanze! bewundernswürdiges Blatt! Du spielst die Rolle eines Universal-Doktors. In deinen Falten ist die ganze Kunst eingeschlossen, du verscheuchst die Pest, entfernst unser Elend, verlängerst unser Leben und schützest uns vor dem Grabe."

Also, wenn der Dichter Sylvester uns Tabacksraucher mit den Qualen der Hölle bedroht, so ist hier ein Anderer, der uns schon hier auf Erden die Unsterblichkeit verspricht. Dies ist denn doch ein Trost. Möge der Raucher also nicht den Kopf verlieren. Isaac Newton rauchte, Hobbes, dieser alte gewaltige Denker, rauchte ebenfalls. Lord Byron rauchte, alle Gelehrten Deutschlands rauchen erstaunlich. Wissenschaft, Logik, Dialektik, Theologie, Algebra, Chemie, die Dithyramben selbst verschwistern sich mit dem Rauch des Tabacks. Locke, der klare Philosoph, dessen Einsicht kein Vorurtheil zulassen möchte, sagt er nicht an einer Stelle: „Das Brod und der Taback sind in der ganzen Strenge des Worts nicht durchaus nothwendige Bedürfnisse, aber die Vernunft räth uns ihren Gebrauch, und die Gewohnheit macht sie uns angenehm." Demüthigt euch, Verleumder, senket das Haupt, beuget das Knie vor diesen Autoritäten; wisset, daß „Onkel Tobias", der beste der Menschen, mit Lust seine Pfeife rauchte; wisset, daß Lord Byron diese heilsame Gewohnheit in schönen Versen besungen hat.

Newton, Locke, Byron, das sind gewiß mächtige Autoritäten; der Pleb hört sie nicht, er bleibt bei seiner Unwissenheit und bei seinem Haß. Die Verfolgungen, die ein Raucher in England erdulden muß, sind eines der traurigsten Kapitel der Englischen Volksbildung. Wo Alles frei ist, selbst die Dummheit und die Thorheit, da soll der Raucher allein ein Opfer seyn? Einen dicken Band könnte ich anfüllen, wollte ich alle die Schliche, Intriguen, die Hinterlist beschreiben, welche meine Verwandten und Freunde aufboten, um mir dieses köstliche Vergnügen zu rauben. Wie oft wurde das unschuldige Instrument meiner Lust von meiner Cousine zerbrochen? Was wurde nicht an Ueberredungskunst, Schmeicheleien, Drohungen u. s. w. an mir verschwendet! Welche ermüdende Diplomatie! Was für unerträgliche Beschimpfungen! In einen ehernen Panzer mußte ich meine Empfindlichkeit und meine Eigenliebe bergen! Meine Freunde wissen es, daß einer meiner sechs Heirathsplane einzig und allein der Pfeife geopfert worden. Ich widerstand der Lockung meiner Groß-Tante, die mir einen köstlichen Mundvorrath versprach, wenn ich den Cigarren Valet sagen wollte. Ich verzichtete auf das Lächeln einer oder zweier Sirenen, und ihre weisen Sprüche: „Ein Mann wie Sie!.... Ich hätte es nie geglaubt!.... Das ist eine recht unglückliche Gewohnheit!.... Sie können sie also nicht lassen?" — wiederholt mit Variationen und mit einem Ton des höchsten Mitleids, würden einen weniger entschlossenen Mann vor Schaam erröthet haben, aber ich widerstand. Nun drohte mir Jede mit Fieber, Gicht, Hypochondrie, Schlagflüssen, Engbrüstigkeit, Schwindel, Taubheit und mit dem leibhaften Tod. Ein alter Edelmann, welchen ich beerbe, weil er der einzige Verwandte meiner verstorbenen Frau ist, hält mir, so oft ich ihn auf dem Lande besuche, eine Privat-Predigt von achtzehn Seiten und macht selten eine kleine Abänderung in derselben. Er findet, daß ich sehr schlecht aussehe, und zweifelt nicht im geringsten daran, daß er die Gesundheit, deren er trotz seiner siebzig Jahre genießt, dem Glück verdanke, niemals geraucht zu haben.

Aber Gott sey gedankt, ich werde geräuchert werden. Er reist jetzt nach Spanien, ich wünsche, daß er ganz lohfarben, vertrocknet, eingeräuchert, gelb, unkenntlich, ähnlich jenem armen Thiere, welches unsere Bauern an den Feuerherd ihrer Kamine aufhängen, zurückkehre. Das ist das sichere Loos, zweifelt nicht daran, aller Verächter der nützlichsten, angenehmsten, zugleich aristokratischen und volksthümlichen, träumerischen und aktiven, poetischen und nüchternen Beschäftigung, dieser schönsten Erholung, welche die Menschen je erfunden, dieser nothwendigen Ergänzung, dieser Krone jeder vollendeten Erziehung. Es ist keine Nachsicht, keine Toleranz, die ich in Anspruch nehme. Toleranz begehren, heißt, seine Niedrigkeit eingestehen; ich verlange öffentliche Ehrenbezeugungen, Würden und Ansehen für diese bewundernswürdige Verwendung von Zeit und Talent. Ein Genuß, der den Bereich des Handels erweitert, der Niemanden einen Kreuzer, eine Thräne kostet, der Ruhe und Selbstbetrachtung gestattet, ja der sie begünstigt, der eine Menge Luftschlösser bauen hilft, den Spleen mäßigt, das Alter einwiegt, das Unheil vergessen macht, das Elend einschläfert und die Einbildungskraft ermuntert! Ein unschuldiges Vergnügen, unter so vielen gefährlichen Ergötzungen, ein Universalmittel, welches der Lazzaroni von Neapel und der Sultan Mahmud mit gleicher Dankbarkeit genießen. Die Alten waren dankbarer als wir; sie würden den Tabak vergöttert haben.

Ja, auf der Straße rauchen, mitten unter Bauern und bei dem Lärmen der Wagen, das ist ein abgeschmackter Unsinn. Anmuthige Zurückgezogenheit, vollkommene Ruhe, der freundliche Anblick einer entfernten Landschaft, vielleicht eine melodische Musik, dann eine Atmosphäre ohne Politik und Parlaments-Verhandlungen, unter den Füßen ein weicher Teppich, der Ellenbogen auf schwellende Kissen gestützt; Alles, was dem Nachdenken schmeichelt, was Lebenslust erweckt, Alles, was die duftigen, glänzenden, fernen Träume erzeugt, gehört zu den Bedingungen des Rauchens. Es ist eine schöne Entwickelung der menschlichen Individualität, das vollständige Vergessen der Unbill der Welt, der Schlummer unserer Sorgen. (Metropolitan)

Bibliographie.

Proofs and illustrations. (Beweise für das Daseyn Gottes.) Von Mackulloch. 3 Bde. 36 Sh.

Christianity the means of civilisation. (Das Christenthum, als Bildungsmittel, an Wilden und Autochthonen nachgewiesen.) 10½ Sh.

Memoirs of a Peeress. — Herausgegeben von Lady E. Bury. 3 Bde. 31½ Sh.

Piso and the praefect. — Sittenroman zur Kenntniß der Römerwelt. 31½ Sh.

West-Indian Scenery. — 4. 30 Sh.

First impressions etc. (Studien der Natur in Hindostan.) Von Bacon. 2 Bde. 30 Sh.

History of the inductive sciences. — Von Whewell. 3 Bde. 42 Sh.

Gentleman Jack. — Vom Verf. des Cavendish. 3 Bde. 31½ Sh.

Mannigfaltiges.

— **Abgeschmacktes über Deutschland.** Die Quarterly-Review eröffnet ihr neuestes Heft mit einem Artikel über „Deutschland und die Deutschen" und faßt darin die Beurtheilung mehrerer in der letzten Zeit über unser Vaterland erschienenen Werke von Russell, Strang und Anderen zusammen. Dem Verfasser der „Skizzen von Deutschland", der sich auf dem Titelblatt „ein in Deutschland wohnender Engländer" nennt*), werden bei dieser Gelegenheit einige handgreifliche Unwahrheiten nachgewiesen, die allerdings einem Manne, der in Deutschland nicht bloß reist, sondern angeblich auch wohnt, noch viel weniger zu verzeihen sind, als jedem Andern seiner ununterrichteten Landsleute, die in fremden Ländern fast noch mehr Langeweile zu erregen pflegen, als sie selbst empfinden. Unter Anderem behauptet der Herr „Resident", in Mecklenburg ganze Dörfer gefunden zu haben, die nur von Adeligen bewohnt gewesen seyen; ein „Herr Graf" hätte ihn dort im Wirthshause bedient, und die schönen jungen „Fräulein Gräfinnen" seyen die Köchinnen und Stubenmädchen gewesen. In einem anderen Dorfe, dessen Namen er jedoch leider vergessen, habe es zwar vier nichtadelige Bauern gegeben, doch auch diese seyen mit „geborenen Fräulein" verheirathet. Ein Kaufmann aus dem südlichen Deutschland, der sich in Mecklenburg ein an einem schönen Landsee gelegenes Gütchen gekauft, habe dasselbe, wie er (der „Resident") selbst von ihm erfahren, wieder aufgeben müssen, weil er es in der Einsamkeit, in der ihn alle seine adeligen Nachbarn gelassen, nicht mehr habe aushalten können. Die Quarterly-Review, welche auch dieses Geschichtchen eine handgreifliche Abgeschmacktheit (a palpable absurdity) nennt, fügt hinzu, daß es in England einige Grafschaften gebe, wo es einem Kaufmann viel schwerer als im nördlichen Deutschland werden möchte, sich in die Gesellschaften des Landadels Zutritt zu verschaffen. Ein anderes Histörchen, das uns der „Resident" von Mecklenburg auftischt, ist folgendes: „Ueberall im Mecklenburgischen finden sich Schwane- und Gänse-Heerden in großer Anzahl. Die ersteren treiben sich fast wild in den ausgedehnten Waldungen umher, wo sie sich von Eicheln und Wurzeln nähren, während die letzteren die Ufer der Seen und der Flüsse mit ihrem weißen Gefieder, im wahren Sinne des Wortes, bedecken und sich in der Ferne wie ungeheure Flocken beweglichen Schnees ausnehmen. Auf meinen Streifzügen durch das Land ist es mir mehr als einmal begegnet, daß ich von diesen Thieren förmlich angefallen wurde, besonders wenn ich durch eine enge Gasse kam. Hier traf ich oft auf mehrere Hunderte, die mit gestreckten Hälsen und ausgebreiteten Flügeln schnatterten und kreischten, augenscheinlich um mir den Weg zu versperren. Ich bitte, lieber Leser, nicht zu lachen, denn ich versichere dir, daß ich oft meine liebe Noth mit ihnen gehabt; die Schläge, die ich mit meinem Stocke rechts und links austheilte, setzten sie nur noch mehr in Wuth, und so wie ich ein Dutzend meiner Angreifer fortgejagt hatte, stürzte auch gleich ein anderes auf mich los. Mit Ausdauer kann man jedoch Gänse jeglicher Art besiegen, und so gelang es mir denn auch endlich, vermittelst jener Waffe, über meine schnatternden Feinde in Mecklenburg den Sieg davonzutragen."

*) By an Englishman Resident in Germany.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition, (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 59. Berlin, Mittwoch den 17. Mai 1837.

England.

London aus der Vogelperspektive.

Von Jugend auf hatte ich mich mit einer fixen Idee getragen, mit einem närrischen Wunsch, der mir alle meine Gedanken beherrschte: ich wollte durchaus in einem Ballon in die Lüfte fahren. Alle andere Transportmittel, von der Diligence bis zum Tilbury, waren mir schon zu schlecht; ein Ballon mußte es seyn, ein Ballon, „ein Königreich für 'nen Ballon." Ach, wann werde ich mich zum erstenmal in die ätherischen Regionen emporschwingen und die Erde unter meinen Füßen verschwinden sehen? .... Eigentlich war an dieser albernen Luftballon-Sehnsucht Niemand anders Schuld, als mein Großvater; das war ein alter, gebrechlicher Mann, der, trotz seines Zipperleins, jedesmal ganz begeistert wurde, wenn er von seiner Theilnahme an der ersten Luftfahrt erzählte, wenn er mir an einem Winkel des Kamins die Einzelnheiten dieser merkwürdigen Begebenheit ausführlich beschrieb, wenn er die Größe und Herrlichkeit eines solchen Wagstücks, wodurch die Atmosphäre zum Ozean und der Mensch zum Luftschiffer geworden, nicht genug preisen konnte. — So hatte sich diese kindische Leidenschaft gebildet, und da sie lange unbefriedigt in mir verborgen blieb, suchte ich mich wenigstens durch das Studium aller möglichen Versuche, die im Laufe der Zeit zur Vervollkommnung der Aerostatik angestellt wurden, nur unvollkommen zu entschädigen.

Die Jahre verflossen, und die Fluth von Geschäften, die meine ganze Zeit ausfüllten, hatte nach und nach auch diese Grille des Knaben unterdrückt. Ich dachte schon lange nicht mehr an die Gluth meiner ersten Wünsche, als ich mich auf einmal genöthigt sah, eine Reise nach London zu machen. In dieser Weltstadt war mir noch Alles unbekannt; ich hatte mich eben bald nach meiner Ankunft fast einen halben Tag lang in einer Wirthsstube ennuyirt, als mir daselbst eine Tafel an der Wand in die Augen fiel; ich gähnte ganz ruhig darauf los und lese folgende Anzeige: — Vauxhall. Wettreisen zweier Luftballons unter der Leitung des Herrn Green. — „Zwei Luftballons! Wettreisen? Was soll das bedeuten?" fragte ich den Kellner. „Nun, mein Herr, das sind zwei Ballons, die Herr Green zugleich emporsteigen läßt, und zwar Punkt eilf Uhr Vormittags."

Es war eben zehn Uhr. — „Schnell 'nen Fiaker!" rief ich. Meine ganze aerostatische Leidenschaft war in ihrer alten Stärke erwacht. — „Wo ist das Vauxhall?" — „Das Vauxhall liegt am anderen Ende von London, in einem abgelegenen Quartier. Der Herr haben wohl London noch nie gesehen? Ah, da haben Sie eine gute Gelegenheit, die ganze Stadt zu beschauen, durch die Sie kommen werden."

Mein Logis war am äußersten Ende der City, auf der Seite von Whitechapel. Die beiden Gäule, welche der kolossale Automedon des Fiakers lenkte, hatten in einer halben Stunde den Weg durch die City, über die Londoner Brücke, durch das Borough, die Westminster-Straße und die Lambeth-Promenade zurückgelegt; im Vauxhall machten sie Halt.

Ich war auf dem ganzen Wege so zerstreut, daß ich kaum einen Blick auf die Straßen warf, durch die wir kamen, und auf die Bevölkerung der verschiedenen Stadtviertel, die wir durchschneiden mußten; a der Büreauschreiber im Vauxhall mußte mir nachlaufen, um mir die ehn Shilling zurückzugeben, die ich auf den Sovereign herauszubekommen hatte. Ich eilte rasch zu dem Aeronauten und drückte ihm die Hand: „Haben Sie noch einen Platz?" fragte ich, „ich will mit Ihnen fahren?" — „Ja wohl", antwortete er lächelnd. Wie hätte er sich gewundert, wenn er gewußt, daß dies mein erster Besuch in der Hauptstadt war, und daß ich, statt aller Irrwanderungen durch das Labyrinth ihrer Straßen und Plätze, es vorzog, sie von der Höhe des Aethers aus zu überschauen und in den Lüften über ihr zu schweben, ehe ich sie noch unten kennen gelernt. Es bemächtigte sich meiner ein gewisses Gefühl, das sich weder Furcht noch Muth nennen ließ, und welches eine innere Bewegung in mir hervorrief, der ich nicht Meister ward. Ich zog alle Augenblicke meine Uhr hervor; die Blicke so vieler Menschen, die auf mich gerichtet waren, machten mich fast verlegen. Endlich gaben mehrere Artillerie-Salven das Zeichen zur Abfahrt.

„Ist Ihnen gefällig, einzusteigen?" fragte der Aeronaut; „die Zeit ist da." Ich antwortete nichts und stieg auf. Es war eine ganz neue ungewöhnliche Empfindung und also kein Wunder, wenn ich schon jetzt durch die Bewegung der enormen Maschine, die mich entführen sollte, fast ein kleines Zittern verspürte. Dazu kam noch das betäubend verworrene Freudengeschrei der Zuschauer, so daß Herr Green, welchem vielleicht die Blässe meines Gesichts auffiel, sein Tuch als Fahne flattern ließ und mir dasselbe zu thun rieth. „Folgen Sie mir", sagte er, „lassen Sie sich in dem kleinen Nachen festbinden; dazu sind die zwei Taue da zurecht gemacht. Alle, die mich bis jetzt begleitet, haben sich bei dieser Vorsicht immer sehr wohl befunden." „Was!" rief ich voll Unwillen, „ich habe keine Furcht." — „Oh, von Furcht ist nicht die Rede, aber ich weiß, daß die plötzliche Veränderung der Atmosphäre fast jedesmal eine kleine Ohnmacht verbeiführt." — Mit dieser Belehrung war ich vollkommen zufrieden und ließ mich also festbinden.

So waren wir denn emporgeschleudert, und ein neues Jauchzen, ein neues Hallo begleitete uns von unten in die Luft. In wenigen Minuten sahen wir schon die Vauxhall-Bäume ihr Laub unter unseren Füßen schütteln, und je weiter wir emporstiegen, desto mehr schien Alles unter uns mit reißender Schnelligkeit hinabzufliehen. Neben uns, in geringer Entfernung, schwamm der Ballon, mit dem wir um die Wette fuhren, und ein rascher Windzug, der uns erfaßte, gab dem Luftschiff die Richtung nach dem Lauf der Themse. Welches Panorama! Gleich einer ungeheuren Karte breitete sich die Riesenstadt vor uns aus, und aus der Exclamation, welche mir dieser Anblick unwillkürlich entlockte, schloß endlich Herr Green, was für ein Neuling ich noch in London war.

„Wie! Sie besuchen London zum erstenmal?" — „Allerdings! und in der That, weder die Gelegenheit dazu, noch der Cicerone hätten jemals vortrefflicher und wunderbarer seyn können." — „Nun", sagte er, „wir wollen keinen Ballast werfen und uns also in gehöriger Entfernung halten. Der große Koloß der Civilisation und Industrie wird sich nach und nach vor unseren Blicken entfalten."

Wie ein Pfeil schossen wir hin, und schon waren mehrere Brücken hinter uns verschwunden. Wir näherten uns Blackfriars, als plötzlich durch einen jener schnellen Wechsel, wie sie in diesem Lande so gewöhnlich sind, der Wind aufhörte und uns sanft und ruhig im Raume schwimmen ließ; unsere Bewegung wurde so langsam, daß der Schritt eines Menschen es mit uns hätte aufnehmen können.

„Welche Größe und Herrlichkeit!" rief ich; „wohin ich auch sehen mag, Alles ist kolossal." — „Sehen Sie da dieses Dampfboot, das uns seine lange Rauchsäule emporsendet, und dort ein zweites, welches sich etwas langsamer bewegt und mit Passagieren beladen ist. Und hier unten an der Brücke die großen Fregatten, die theils angebunden liegen, theils mit vollen Segeln hinfahren; in der That, der ganze Pomp und Prachtaufzug des Welthandels ist hier versammelt; und hinter jenem Mastenwald die Backstein-Häuser der City, die gewiß von allen Theilen der Erde Waarenballen erwarten. Ueberall zeigt sich hier das geschäftige Treiben der Industrie; schon dieser blaue Fluß in seiner Länge und reißenden Schnelligkeit, diese Brückenbogen, die selbst von unserer Höhe aus noch kolossal erscheinen, verrathen die unermüdliche Werkstätte der Welteivilisation." — „Sagen Sie, ich bitte, wo ist der Thurm von London? wo ist Whiteball? wo ist Westminster?" — „Halt, warten Sie ein wenig, Ihre Begeisterung läßt mir nicht die Zeit, zu antworten, und dabei können Sie sich freuen, daß der Wind uns so ruhig stationiren läßt, denn während Sie nur Ihre Fragen aussprachen, hätte uns ein einziger guter Luftstrom weit über alle die Denkmäler hinwegtreiben können, nach denen Sie fragen. Der Tower ist dort unten, zu Ihrer Rechten; ein großes, viereckiges Gebäude, ganz gothisch, voller Zinnen und Schießlöcher, von einer rothen Fahne überweht, eine furchtbare Festung, die noch heute so düster und unglückverkündend aussieht, die noch jetzt jenen blutig grausamen Charakter an sich trägt, von dem unsere Geschichte so viel zu erzählen hat. Eine Menge Kähne verstecken den Eingang zum Thurme; noch weiter hin öffnen sich die unermeßlichen Catharinen- und London-Docks; hier ist eigentlich das Centrum unseres ganzen Seehandels. Drüben, jenseits des Londoner Docks, hat man den berühmten Tunnel gegraben, einen unterirdischen Weg unter dem Wasser, da man auf diesem Theil der Themse wegen der Segelschiffe keine Brücken bauen kann."

„Doch wir wollen etwas mehr Ordnung in unsere Musterung bringen. Folgen Sie einmal mit dem Auge vom Tower rechts hin nach dem linken Ufer der Themse, das vor uns liegt; die dreifache Kolonnade dort, das ist die Douane, welche nach und nach immer größer werden mußte, je mehr unser Handel sich entwickelte. Weiterhin, nahe bei der Brücke, die wir fast unter unseren Füßen haben, öffnet sich das Billingsgate, vor welchem Sie eine so große Menge Barken sich bewegen sehen; hier versorgt sich London mit Fischen, und wenn Sie dort mitten unter die Sirenen und Tritonen auf dem Platze hinabstiegen, so würden Sie das Vergnügen haben, die unerhörten Flüche und Schimpfwörter eines ganz eigenthümlichen Dialekts zu studiren, den selbst der Londoner Bürger nicht immer versteht. Hinter Billingsgate durchkreuzen

sich eine Menge kleiner, schmutziger Gäßchen, die Schlupfwinkel der unglücklichsten Bevölkerung Londons, wo die Luft von lauter Theer- und Fischgeruch durchzogen ist. — Dieser gigantische Punkt, der so majestätisch über dem breiten Fluß hervorspringt, ist die Londoner Brücke, die nicht weniger als 928 Fuß lang und 53 Fuß breit ist; ihre fünf Bogen in halb elliptischer Form zählen jeder 152 Fuß Breite; nun werden Sie sich wohl nicht wundern, wenn Sie hören, daß dieses Riesenwerk von Granit zwei Millionen Pfund gekostet hat. — Etwas mehr rechts, mitten unter den röthlichen Häusern, sehen Sie jene stolze, hoch emporragende Säule mit der kupfernen Kugel auf der Spitze, wo sich die Sonnenstrahlen in ein tausendfältiges Sternennetz brechen; das ist das sogenannte Monument, wie Pope bemerkt, eine gigantische Lüge; denn es ist dazu bestimmt, der Nachkommenschaft zu erzählen, daß die Katholiken die Stadt London in Brand gesteckt haben, was aber wie und nimmer geschehen ist. Morgen können Sie auf dem Fußgestell der Säule die verleumderische Inschrift lesen, die ihnen dieses Bubenstück zur Last legt, trotz der Widerlegung durch die glaubwürdigsten Historiker. — Bewundern Sie die regelmäßigen Proportionen in dem Bau der neuen Londoner Brücke, ihre hohen Seitengeländer, ihre ungeheuren Bogen; ganz derselben Erscheinung werden Sie bei allen Monumenten unserer Hauptstadt begegnen, wenn Sie sie in der Nähe beobachten. Wir müssen übrigens jede Minute wahrnehmen; bald wird der Luftstrom, der sich schon ankündigt, unser Boot hinwegtragen. — Jene andere Brücke zur Linken, mit den drei großen Bogen von gegossenem Eisen, das ist Southwark-Bridge, ein kühnes Werk des Ingenieur Rennie, das nur 400,000 Pfund kostete. Nicht weit davon endlich erhebt sich der großartige steife Bau von Sankt-Paul, der aber mit seinem Italiänischen Charakter durchaus nicht mit unserer nordischen Natur harmonirt."

„Wir sind zu weit entfernt, um von hier aus Westminster mit seinen Glockenthürmen und Spitzen zu unterscheiden; dort unten liegt es am Horizont neben den Ruinen des Unterhauses und dem vom Brand verschonten Oberhause." — „Doch in diesem Augenblick trägt uns ein neuer Luftzug gerade nach jener Richtung hin. Wenn es so fortgeht, so riskiren wir, in wenigen Minuten uns zehn Englische Meilen von hier zu befinden über dem Hospitale Chelsea." — „Was betrachten Sie so aufmerksam?" — „Ich kann nicht umhin, den jämmerlichen Kontrast zu bemerken, zwischen dem ärmlichen Themse-Ufer zur Rechten, das mit lauter kleinen, niedrigen und dunklen Häusern bedeckt ist, und der stolzen Handelsherrlichkeit auf der anderen Seite." — „Ja, unter der Königin Elisabeth hat ganz London so ausgesehen; wir haben in zwei Jahrhunderten gewiß nicht schlechte Fortschritte gemacht! Heute können wir doch Griechische Säulenhallen und Aegyptische Kolonnaden aufweisen. Jetzt sind wir gerade über Westminster."

„Was ist das für ein Palast, der mit seinen zwei Domkuppeln einem kleinen Gebäude von Austerschalen ähnlich sieht?" — „Das ist die National-Gallerie, die noch nicht vollendet ist." — „Und jene lange Reihe von Wagen, die ich dort zu sehen glaube?" — „Wenn Ihr Auge an so hohe Regionen gewöhnt wäre, so würde es nicht nur die Wagen unterscheiden, sondern auch eine ganze Prozession kleiner Ameisen, die sich nach Westminster hin bewegen; diese Ameisen sind gar große Politiker und Staatsmänner, die ins Parlament gehen. Jenes unbemerkbare Atom, das auf dem Trottoir hinschleicht, wie ein Würmchen auf einer Sandspitze, ist Lord John Russell in höchst eigener Person, den, wie sie wissen, die Einen den Retter, die Anderen den Verderber ihres Landes nennen. Das kleine Aschenhäuflein dort stellt die Ruinen des Unterhauses vor. Jetzt haben wir gerade Regents Park unter uns, diesen ungeheuren Garten, in welchem Sie alle Arten von Baukunst finden, nur nicht die Englische. Bewundern Sie die Moskowitischen Dächer von Sussex-Place, die Kolonnaden York, Clarence und Cornwall, welche an die Kunstwerke in Versailles erinnern; noch weiter hin die tausend Strohhütten in ihrer stolzen Einfachheit. In dieser Konfusion aller Architekturen fehlt weiter nichts, als die hängenden Gärten von Babylon. Dieser See gleicht einem Teich, und seine Hauptzierde, jener dicke steinerne Klumpen, welchen man Kolosseum nennt, wird von den Maulaffen für das Römische Coliseum gehalten. Wenn Sie in diesen Kreis eintreten, so zeigt man Ihnen für 3½ Shilling eine Bank von St. Helena, einige Kolibris, zwei Schneeklumpen, die einen Gletscher vorstellen sollen, zwei Rinnen, die man Ströme nennt, und einen armen Adler, der, mit dem Fuß an einen kleinen Fels gekettet, in ennuyanter Majestät die Flügel schlägt. Zu diesen Kuriositäten kommt noch ein Panorama der Stadt, von der Sankt Paulsspitze aufgenommen; da können Sie morgen, nur unter etwas matteren Farben, unser heutiges Panorama wiederfinden. Rechts haben Sie die Oper mit der großen Menge vor dem Portal, wie Sie aus den vielen schwarzen Fleckchen sehen können, die sich dort herumdrängen. Der weiße Punkt gerade gegenüber ist das Theater von Haymarket." — „Wie kommt's, daß man vor Haymarket auch nicht einen einzigen Menschen sieht?" — „Ja, seitdem man sich damit beschäftigt, den Englischen Bühnen Leben und Aufschwung zu geben, ist dieses Theater ganz todt. Es gehört jetzt zum schlechten Ton, eine Englische Komödie zu besuchen." — „Jetzt werfen Sie den Blick auf jene lange Straße mit weißen Häusern, an deren Ende eine Säule steht mit einer Statue auf der Spitze; die große Menge rother, blauer, weißer und schwarzer Punkte, die Sie dort unterscheiden, das sind die Frauen, welche den Magazinen von Jamer und Holwall ihre Morgenbesuche abstatten, um Bänder, Blumen, Hüte und andere nothwendige Bedürfnisse des Lebens einzukaufen. Dieser wichtigen Beschäftigung widmen sie die Hälfte ihrer Zeit, während der Mann eine Reise nach Paris oder in die Schweiz macht, wie seine Freunde behaupten. Sehen Sie dort jenes Kabriolet mit dem braunen Ueberzug, das in so raschem Lauf längs Pall-Mall hinfährt; auch dies gilt einer Frau. Während der edle Lord in seiner zweispännigen Karrosse sich ins Oberhaus verfügt, eilt ein junger Garde-Offizier in diesem glänzenden Kabriolet, um Sr. Herrlichkeit, die, wie er weiß, nicht zu Hause ist, Morgenvisite zu machen." — „Potz tausend! Sie sind ein scharfer Beobachter! Sagen Sie mir aber, was ist das für ein Pall-Mall, von dem Sie reden?"

„Das ist jene breite kurze Straße, die in einen großen, unregelmäßigen Platz ausgeht." — „Mit einem Hospital am Ende?" — „Was! Hospital! Scherzen Sie? Das ist die Wohnung unserer Könige, der Saint-James Palast. Freilich, kein König in Europa hat eine so traurige Wohnung. Doch warten Sie, da unsere Arche schon hinfliegt, so werde ich Ihnen bald dafür ein anderes Palais zeigen, wo der eigentliche König der neueren Völker seinen Sitz hat, die Bank. Nicht wahr, das ist großartig? Auf der einen Seite 360 Fuß Front, auf der anderen 440, auf der dritten endlich 420; neun Höfe, eine Bibliothek, eine Druckerei, ein Kupferstich-Atelier, zahllose Gewölbe und Griechische und Römische Kolonnaden, kurz Alles, was die alten Völker dem Ruhm und dem Heroismus gewidmet haben würden, widmet aber der unumschränkten Herrschaft des Goldes und des Handels, jener großen Pulsader der Nation widmen, die hier ihr Herz, ihren innersten Mittelpunkt hat. Der schwarze, viereckige Fleck zur Rechten ist Mansion-House mit dem torystischen König und dem radikalen Gemeinderath. Jener kleine weiße Punkt nicht weit davon wird das Ostindische Haus genannt; es ist ein Palast, der von achtzig ehrlichen Kaufleuten bewohnt wird, welche durch ihren Thee die Geschicke von einigen hundert Millionen Menschen in Händen haben. — Jetzt sind wir über dem Monument, das beinahe wie eine angezündete Kerze aussieht. Unser Ballon scheint uns nach dem oberen Ende von Strand-Street zurückführen zu wollen, einer unermeßlichen Straße, welche sich durch die ganze Stadt hindurch windet, eben Fleet-Street, unten an dem Strand beißt, durch Charing-Cross und vor den Mauern von Westminster-Hall vorbei geht und zuletzt in die Abtei von Westminster endet, wo sie aber auch noch nicht einmal endet. London ist die einzige Stadt, die sich solcher gigantischer Straßen rühmen kann. Werfen Sie z. B. ihre Augen rechts hin und bemerken Sie dort jene krumme Linie, die schon draußen auf dem Felde anfängt und nach und nach immer dichter mit Häusern und Läden besetzt ist, das ist Mile-end; unter diesem Namen legt die Straße zwei Engl. Meilen zurück, unter dem Namen White-Hall wieder zwei, dann wird sie ganz eng, indem sie die City durchschneidet, und wieder breiter unter dem Namen Cheapside, so läuft sie immer weiter fort bis nach Holborn und in die weite Oxford-street, und endlich verliert sie sich aufs Feld nach Hyde-park zu, nachdem sie 9½ Engl. Meilen durchlaufen hat. Unser Regents-Park, über den wir so bedeute weggeflogen, hat anderthalb Meilen im Umfang und auf einer Stelle einen Durchmesser von zwei Meilen."

„Die Winde, die uns hin und her werfen, haben uns wieder über den Tower zurückgeführt; ich glaube, die Löwen in den Käfigen brüllen zu hören."

„Sehen Sie die Bewegung in jenem Stadttheile, von dem wir eben hinweggetrieben werden. Jetzt sind wir endlich über der Lombardei, einem großen Sumpf, der einst so schön, so belebt war, als unsere Ostindischen Negozianten noch etwas zu bedeuten hatten. Jetzt verfaulen die schönsten Fahrzeuge in den Docks, und in kurzem werden die Londoner Maulaffen dort hingehen, um zu angeln."

„Was sollen diese großen Spargeln da unten vorstellen?" — „Oh, das sind gar schöne Pappeln aus der Lombardei. Sehen Sie dort Kew mit seinen Gärten, den Vergnügungsort der jungen Englischen Prinzen, und Richmondhill, die Lieblingspromenade der Einheimischen?" — „Ja, das sehe ich Alles; wir sind jetzt, wenn ich nicht irre, sechs bis sieben Meilen von London." — „Allerdings, und wenn wir uns nicht vorsehen, so können wir das Vergnügen haben, uns auf ein Runkelrübenfeld niederzulassen, das von dem berühmten Cedern gepflanzt worden."

Jetzt warf Herr Green etwas Ballast heraus, wodurch das Fahrzeug wieder emporstieg. Noch fuhren wir über eine Hecke weg, und dann eilten wir, gleich jenem Titanen des Alterthums, die alte Mutter Gäa zu berühren und sie um neue Kraft zu bitten. Wenig Minuten darauf saßen wir wieder in Vauxhall; ein warmer, edler Punsch rollte durch unsere Adern, und nachdem wir kurz vorher eine so hohe Stellung in der Welt eingenommen, konnten wir jetzt geradezu behaupten, daß zwar der gewöhnliche Menschenhaufe den Großen der Erde ziemlich klein und unbedeutend erscheint, die Großen selbst aber denen, die sie aus der Höhe beschauen, noch viel kleiner und ameisenartiger aussehen.

(Br. Rev.)

Bibliographie.

The Picarsön. (Der Seeräuber.) Von dem Verf. des Malmsey. 3 Bde. 31½ Sh.

Rory O'More. — Roman von S. Lover. 3 Bde. 31½ Sh.

The Irish Tourist. (Das Irländische Land und Volk.) 4½ Sh.

Christian modes of thinking and doing. (Christliche Denk- und Handlungsweise.) Von Pring. 3 Bde. 30 Sh.

An inquiry etc. (Die Bücher der Alten.) Nebst einer Geschichte der Buchbinderei. Von J. A. Arnett. 7½ Sh.

Afrika.

Algier und seine Bewohner.

(Schluß.)

„Nordwestlich von der Pulvermühle", so erzählt Cap. Rozet, „erhebt sich ein Felsen, auf dessen Gipfel, im Schatten eines prächtigen Olivenbaums, der seine Aeste wie eine Ceder ausbreitet, das Marabut Sidi-Jakub erbaut ist. Nicht bloß die Muselmänner, sondern auch die Juden halten dieses Heiligthum in Ehren, weil hier sich

wunderbare Kuren geschehen sollen. Unterhalb des Gebäudes, an der Westseite des Felsens, befindet sich eine große überwölbte Fontaine, die von Sidi-Yakub die Kraft, alle körperliche Uebel zu heilen, erhalten haben soll. An jedem Mittwoch kommen Pilger an diese Quelle, und zuweilen in solchen Schaaren, daß sie den Weg dahin versperren. Als ich an einem solchen Tage um sechs Uhr Morgens außerhalb der Stadt spazieren ging, sah ich einige Neger und eine große Anzahl Juden in jener Richtung ziehen. Ich schloß mich zwei vollständigen jüdischen Familien an und begleitete sie; denn ich zweifelte nicht, daß ich von einer sehr interessanten Ceremonie Zeuge seyn würde. Als wir den Brunnen erreicht hatten, blieben die Männer stehen, die Frauen aber zogen ihre Schuhe aus, nahmen die Körbchen, welche ihre Männer an den Boden gestellt hatten, und näherten sich dem Brunnen mit großer Andacht. Jede holte aus ihrem Korbe einen irdenen Topf, in welchem sie mit Zunder und etwas Kohle ein Feuer anmachte; dann zündeten sie kleine gelbe Kerzen an und stellten sie, unter dem Geschrei Juch! Juch! auf einen Stein neben ein kleines Loch, aus dem ein Wasserstrahl hervordrang. Hierauf kehrten sie zurück, warfen einige Körner Weihrauch in ihr Feuer und trugen die Töpfe zu wiederholten Malen um den Brunnen herum. Dann gingen sie wieder an ihre Körbe, langten Eier, gekochte Bohnen, Brod, Federn und Blut eines Küchleins u. s. w. heraus und warfen alle diese Gegenstände mit erneutem Geschrei in das Becken. Endlich stellten sie sich auf die dem Wasser nächste Stufe, wuschen Gesicht und Hände, tranken von dem Wasser und ließen ihre Kinder davon trinken, worauf sie wieder zu ihren Männern gingen. Einige Neger und Negerfrauen vollzogen ähnliche Ceremonien, aber so übereilt und ohne Andacht, daß man deutlich sah, sie seyen nicht in ihrer eigenen Angelegenheit, sondern nur in Begleitung ihrer Herrschaft gekommen. Auf einem Steine am Brunnen sah ich einen äußerst schmutzigen alten Mauren sitzen, der mir ein Stück Papier entgegenhielt; es war ein von dem Französischen Ober-General unterzeichnetes Billet, das ihn, als Marabut, autorisirte, an Mittwochen und Donnerstagen bei dieser heiligen Quelle die Gaben der Muhammedanischen Pilger zu empfangen. Ich stellte ihm sein Papier zurück und fragte ihn, ob er eine gute Einnahme machte? „Nein", sagte er; „ich nehme fast gar nichts ein, denn es kommen weit mehr Juden als Muselmänner her." — Eben schickte ich mich an, den Ort zu verlassen, als ich einen großen Lärm an der Küste hörte; ich ging, um zu sehen, was es wohl seyn möchte, und war nicht wenig überrascht, als ich hier die jüdischen Familien gemeinschaftlich essen und trinken sah; von Zeit zu Zeit ward von den Zechenden ein Freuden-Geschrei erhoben und mit lauter Stimme gesungen. Als ich näher trat, standen gleich ein paar Männer auf, luden mich ein, an der Mahlzeit Theil zu nehmen, und nöthigten mich, trotz meines Sträubens, ein Glas Anisette mit ihnen zu trinken. Sie belehrten mich darüber, daß es, nachdem man um den Schutz des Sidi-Yakub sich beworben habe, schicklich und angemessen sey, den ganzen Tag unter freiem Himmel sich zu erlustigen. Am Abend trieb mich die Neugier wieder an diese Stelle, und da fand ich denn auf den Feldern, längs der ganzen Straße, die nach Sidi-Yakub führte, ganze Haufen Betrunkener von jedem Alter und Geschlecht. Mein Freund Salomo, dem ich alles dies erzählte, sagte mir: „Sidi-Yakub ist ein sehr kräftiges Marabut, dem meine Glaubensgenossen eben so viel Ehrfurcht beweisen, als die Muselmänner. Das Wasser heilt alle Krankheiten und treibt sogar den Teufel aus. Ist Jemand krank, so wendet er sich zuerst an die Hexe. Diese nimmt, wenn der Patient ihr seine Leiden erzählt hat, eine Handvoll Weizen und wirft denselben in ein Sieb. Nachdem sie die Weizenkörner eine Zeitlang betrachtet, erklärt sie fast alle Mal, daß der Kranke vom Teufel besessen sey und den Brunnen Sidi-Yakub besuchen oder einen Stellvertreter dahin schicken müsse. Zunächst ist es erforderlich, daß er zwei Küchlein von weißer und schwarzer Farbe schlachte, seine Arme und Füße mit dem Blut bestreiche und das Uebrige nebst den Federn und einigen Orangenblüthen in den Brunnen werfe. Dann muß er die jungen Hühner an der Küste verzehren, ihre Knochen ins Meer werfen und den ganzen übrigen Tag mit Ergötzlichkeiten zubringen."

Die Straße von Algier nach Konstantine, welche anfangs durch eine malerische Landschaft an der Küste hinzieht und auf jedem Schritte den sinkenden Wohlstand der Einwohner bekundet, führt unweit Kap Matafu bei den ausgedehnten und merkwürdigen Trümmern der Römischen Stadt Rusconium vorüber. Capitain Rozet drang in dieser Richtung nicht weiter vor, aber Salomo, welcher oft in Konstantine gewesen war, machte ihm eine ziemlich genaue Schilderung von dem übrigen Theil des Weges. Die dritte Tagereise von Algier aus führt den Reisenden bis zum Kleinen Atlas, und während der drei folgenden Tage geht sein Weg über steile und gefährliche Berge, die von Berbern bewohnt sind, welche jeden Wanderer brandschatzen. Der schwierigste Paß heißt Biban; er wird auch das Eiserne Thor genannt. „Der Bey von Konstantine selbst, welcher nie ohne Begleitung eines Truppen-Corps den Biban passirte, mußte, als er seinen Tribut nach Algier brachte, eine Geldsumme an die Berbern erlegen, die, von seiner Ankunft benachrichtigt, alle Positionen besetzt hatten. Er und seine ganze Armee wären zu Tode gesteinigt worden, hätten sie den Durchgang zu erzwingen versucht. Dieser Bey, welcher seinem Herrn ein Hülfs-Corps zugeführt hatte, nahm auf seinem Rückzuge einen bedeutenden Schatz aus dem Landhause des Aga's mit. Die Berbern, davon in Kenntniß gesetzt, ließen ihn mit seiner Armee den Biban passiren, fielen aber zugleich über ihn her und entrissen ihm Alles, was er mit sich führte." — Am sechsten Tage gelangt der Reisende in eine große von wandernden Arabern bewohnte Ebene, die sich bis Konstantine erstreckt, wo er gewöhnlich am neunten Tage ankommt. Konstantine ist eine große und schöne Stadt von 12—15,000 Seelen. Nach Salomo's Bericht war sie keine Festung; nur an der Seite von Algier her sollte eine kleine Bastei mit sieben oder acht Kanonen die Stadt vertheidigen. Konstantine ist zum Theil von einem Flusse umgeben, an dessen Ufern Gärten angelegt sind. Die Einwohner stehen im Rufe wackerer Leute, auf deren Wort man sich verlassen kann. Marschall Clauzel's Armee marschirte auf einem weit kürzeren Wege (von Bona aus) gegen Konstantine.

Bona, unter 36° 54′ Breite und 5° 25′ östlicher Länge von Paris belegen, ist eine kleine wohlbefestigte Stadt an der Küste. Die Einwohner sollen weit civilisirter seyn, als die übrige Bevölkerung der Regentschaft; aber das Land um Bona wird von den wildesten und kriegerischsten Eingebornen bewohnt. Diese Stämme hatten die Stadt vor der Französischen Eroberung oft angegriffen, um sie zu plündern. Auch die Französische Garnison in Bona war unaufhörlich verzweifelten Angriffen ausgesetzt.

Der Raum erlaubt uns nicht, dem Cap. Rozet auf allen seinen Exkursionen zu folgen; die bedeutendste derselben erstreckte sich bis Medeya, dem Hauptorte des Bey's von Titeri. An dieser Straße und am Fuße des Kleinen Atlas liegt in einer reizenden Gegend die kleine Stadt Belida, deren Bewohner für die unruhigsten Köpfe der ganzen Regentschaft gelten. Die Bewohner von Medeya sind große Jagdliebhaber; die Art, wie sie den Panther jagen, ist originell: mit einem scharfen Pallasch bewehrt, lockt der Jäger das Thier auf einen Baum, den er selbst bestiegen hat, und haut ihm, wenn es hinaufklettert, die Vordertatzen ab. Der Panther stürzt vom Baume herunter und wird nun eine leichte Beute.

Die Bevölkerung der Regentschaft Algier kann in sieben verschiedene Racen getheilt werden. Die Berbern scheinen Ueberreste der Ur-Einwohner zu seyn; sie hausen jetzt fast nur in den Gebirgen. Die Mauren bilden die große Mehrheit der Bewohner in den Städten und angebauten Distrikten; die Araber, größeren Theils Nomaden, ziehen auf dem platten Lande herum; die Türken, obschon in geringer Zahl, waren durch das Recht der Eroberung die herrschende Race; die Neger sind Nachkommen eingeführter Sklaven aus dem inneren Afrika, und die Kulughli's*) haben Türkische Väter und Maurische Mütter. Von allen diesen Racen sind uns die Berbern des Gebirges die interessanteste und unbekannteste. Sie werden als schöne, tapfere und sehr talentvolle Leute beschrieben; daneben sind sie aber verrätherisch, grausam und rachsüchtig. Sie scheinen keine Art von Verfassung zu haben.

Die Häuser der Berbern bestehen aus kleinen in den Boden geschlagenen Pfählen, an welche sie Schilf oder kleine Zweige befestigen; das Ganze ist mit einer Mischung von Lehm und Stroh bekleidet. Hin und wieder sah ich auch Häuschen aus unbehauenen, aber sehr künstlich zusammengefügten Steinen. Alle diese Hütten sind rechtwinkelig und mit einem platten dreieckigen Dache aus Steppeln oder Schilf bedeckt. Sie sind selten über zehn Fuß hoch, und man tritt durch eine ziemlich wohlverschlossene, aber enge und niedrige Thür hinein. Die Fenster sind kleine Löcher an der Vorderseite und nur selten mit Glas versehen. Diese Hütten stehen, zu kleinen Gruppen vereinigt, in den Thälern und an den Abhängen der Berge. Bei dem Stamme Beni Sala fanden wir je vier und fünf Hütten im Viereck an einander gebaut, mit einem Hofraum dazwischen. In der Nachbarschaft der Hütten befinden sich die Matmur's, große kegelförmige Cisternen, in denen man Getraide, Hülsenfrüchte und Obst aufbewahrt. Bei den Beni Sala waren diese Gruben in den Hütten selbst und mit großen Steinen zugedeckt; sie enthielten gedörrtes Obst und große irdene Töpfe mit Honig, Oel, Schmelzbutter u. s. w. Der ganze Hausrath einer solchen Wohnung besteht aus zwei Steinen zum Mahlen des Getraides, einigen Körben, irdenen Töpfen, Schilf-Matten und Schaffellen, welche letztere als Betten dienen. Diejenigen Berbern, welche zu Markte nach Algier kommen schlafen unter freiem Himmel, auf dem Straßenpflaster oder auf den Terrassen der Häuser und wickeln sich dabei nur in eine Decke, die ihnen als Bekleidung dient. In einer Hütte der Beni Sala fanden unsere Plünderer einen Spiegel in einem Rahmen aus vergoldetem Holze, ein kleines emaillirtes Gefäß und verschiedne bemalte Büchsen: vielleicht war diese Hütte die Wohnung eines Häuptlings gewesen. Auch hatten die Bewohner in allen ihren Hütten den Koran zurückgelassen, vermuthlich in der Hoffnung, daß das heilige Buch ihren Heerd gegen die Wuth der Soldaten schützen werde."

Asien.

Die Tscherkessen.

Nach Charles Belanger. **)

Die Tscherkessen oder Cirkassier bewohnen die große und die kleine Kabarda und das Land, welches jenseits des Kuban längs der Küste des Schwarzen Meeres sich ausdehnt. Sie selbst nennen sich in ihrer Sprache Adigbe. Der Name Tscherkeß soll Türkisch, und zwar aus den Worten tscher Weg, Straße und keßmek schneiden, abschneiden, gebildet seyn. Sonach würde Tscherkeß ungefähr so viel als Räuber bedeuten. Einige Schriftsteller des Alterthums gedenken jedoch schon der Kerketes, welche den Kaukasus und die Küsten des Schwarzen Meeres bewohnten; und vermuthlich waren diese die Vorfahren der heutigen Tscherkessen. Von ihren Nachbarn werden sie Kasack genannt, und Nestor, der bekannte Russische Chronist, der im 11ten Jahrhundert lebte, spricht von dem Volke der Kassogen, das im westlichen Kaukasus wohnte, und mit welchem die Russischen Fürsten von Tmutarakan (auf der Insel Taman) häufige Kriege führten. Ein Genueser, Georg Interiani, der zu Anfang des 16ten Jahrhunderts

*) Das Wort Kul-oghli ist Türkisch und bedeutet Sohn eines Sklaven.

**) Voyage aux Indes Orientales, par le Caucase, la Perse etc. en 1825—27. 2 Vde. Paris, 1837.

reiste, nennt die Tscherkessen eben so und berichtet, daß ihr Gebiet damals bis zur Mündung des Don sich ausgedehnt habe.

Ihren eigenen Ueberlieferungen zufolge, stammen die Fürsten dieser Nation von einem Arabischen Häuptling, Namens Arab-Chan, der vor Zeiten einwanderte und in der Nachbarschaft des heutigen Anapa sich niederließ. Von ihrer Geschichte weiß man wenig; auch würden ihre beständigen Fehden und Raufereien gar kein Interesse gewähren. Im 12ten Jahrhundert übte die Königin Thamar von Georgien einen wohlthätigen Einfluß auf diese Hochländer; im 13ten Jahrhundert aber machten die Mongolischen Heere furchtbare Einfälle in das Tscherkessische Gebiet. Auch die Chane der Krim waren eine Zeitlang in gewissem Betrachte ihre Oberherren, bis die Hochländer im 17ten Jahrhundert dieses Joch vollständig abschüttelten. Seit jener Zeit haben sie ihre Unabhängigkeit behauptet; nur wenige Stämme unterwerfen sich dem Russischen Scepter. Die Türken konnten ihre Herrschaft niemals über Tscherkessien ausdehnen; sie begnügten sich damit, durch die Bande des gemeinsamen Glaubens ihren Einfluß zu behaupten. Vor dem Frieden von Adrianopel bestand ein lebhafter Verkehr zwischen Türken und Tscherkessen, der aber unterbrochen oder wenigstens gestört ward, als die Ersteren, kraft des genannten Vertrages, die Festung Anapa und andere Küsten-Forts herausgeben mußten.

Die Tscherkessische Nation ist in fünf Klassen abgetheilt. Diese sind: die Fürsten, die Edlen, die Freigelassenen der Fürsten, die Freigelassenen der Edlen und endlich die Leibeigenen. Die dritte und vierte Klasse haben die Verpflichtung, ihren ehemaligen Herren im Kriege zu folgen; zur letzten Klasse gehören die Feldbauern und das Gesinde. Die Regierung kann aristokratisch genannt werden, doch giebt es keine Gesetze, die vor tyrannischer Willkür der Häuptlinge schützten. Ehemals erstreckte sich die Autorität dieser Letzteren auch über die Offeten, die Tschetschenzi's, die Abasen und einige Stämme der Nogai-Tataren; aber die Fortschritte Rußlands haben sie in ihre Gränzen zurückgewiesen.

Die Fürsten machen ihrem Adel von Zeit zu Zeit Geschenke. Diese Zeichen des Wohlwollens befestigen die Zuneigung beider Theile. Wenn ein Edler ohne triftigen Grund seinem Fürsten den Gehorsam verweigert, so muß er alle Geschenke, die er oder seine Vorfahren jemals empfangen haben, zurückstellen. Macht der Fürst Schulden, so muß der Adel sie bezahlen.

Als die Tscherkessen noch Heiden waren, hatte jeder Fürst oder Fürstensohn das Recht, von jeder Heerde, wenn sie im Frühling auf die Berg-Weiden getrieben wurde oder im Herbste heimkehrte, ein Schaf zu nehmen. Er durfte dies auch, wenn er auf einer Reise zur Nachtzeit an einer Hürde vorbeikam. Begegnete ihm ein Trupp Pferde, so konnte er sich eines aussuchen und dasselbe behalten, so lange er wünschte; und hielt er seine Nachtruhe in der Nähe eines solchen Trupps, so stand es ihm frei, ein Füllen schlachten zu lassen und es mit seinem Gefolge zu verzehren.

Bei ihrem Uebertritt zum Islam entsagten die Tscherkessischen Fürsten diesen Gerechtsamen, und eben so änderte sich Vieles in den Sitten der Nation. Wie alle ungebildete Völker, liebten auch die Tscherkessen bis dahin die berauschenden Getränke, den Taback und das Schweinefleisch, besonders das Fleisch der in ihrem Lande sehr häufigen wilden Eber. Aber nach dem Frieden von Kainardschi (1774) schickten die Türken, um dem wachsenden Einflusse Rußlands im Kaukasus entgegenzuarbeiten, muhammedanische Missionaire nach Tscherkessien, und es gelang diesen, die strengste Beobachtung der Vorschriften des Islam bei den Hochländern einzuführen.

Das Alter steht in großem Ansehen, und so oft in wichtigen Dingen ein Beschluß zu fassen ist, versammeln sich die Aeltesten aller Klassen zur Berathung. Diese Versammlungen werden gewöhnlich in Wäldern gehalten. Das Herkommen vertritt die Stelle geschriebener Gesetze. Der Mörder muß eine von dem Rathe der Alten zu bestimmende Geldbuße erlegen, vorausgesetzt, daß die Familie des Gemordeten ohne Blutrache sich zufrieden giebt. Auch Störung der öffentlichen Ruhe durch gewaltthätige Handlungen wird mit Geld abgebüßt. Ein Dieb muß den Werth des gestohlenen Gutes doppelt oder dreifach ersetzen. Es gilt übrigens für eine verdienstliche Handlung, so zu stehlen, daß man sich nicht ertappen läßt; und ein Tscherkessisches Mädchen kann einem jungen Manne keinen größeren Vorwurf machen, als wenn sie ihm sagt, er sey noch nicht einmal im Stande, eine Kuh zu stehlen. Das Eigenthum von Verwandten, Freunden und Gastfreunden wird jedoch immer respektirt.

Die Tscherkessen sind ein ausgezeichnet schöner Menschenschlag, und ihre Frauen gelten für die reizendsten im ganzen Kaukasus; doch behaupten viele Reisende, daß die Georgischen Frauen noch regelmäßigere Gesichtszüge haben. Wirklich liefern Mingrelien und Imeretien den Harem's der Türkischen Großen mehr schöne Sklavinnen, als Tscherkessien selbst.

Die Tscherkessischen Wohnhäuser sind mit Stroh gedeckt und mit Lehm bekleidet. Vierzig oder funfzig solcher Gebäude bilden einen Kreis, in dessen Mitte das Vieh des Dorfes die Nacht zubringt. Die Tscherkessischen Pferde, welche nächst den Arabischen für die besten gelten, schweifen frei auf den Feldern herum, ohne jemals in Ställe zu kommen. Die Landwirthschaft steht noch auf der niedrigsten Stufe, aber der sehr fruchtbare Boden macht die Mängel derselben weniger fühlbar. Besonders stark wird die Bienenzucht betrieben.

Die Sprache der Tscherkessen ist von allen übrigen Idiomen des Kaukasus sehr verschieden. Sie wird jedoch niemals geschrieben. Kommt ein Tscherkesse in den Fall, einen Brief abzuschicken, so wendet er sich an seinen Molla, und dieser schreibt ihm den Brief in Türkischer Sprache.

Mannigfaltiges.

— **Kunst-Vereine in London.** Nach dem Vorgange unsers Deutschen Vaterlandes, dem bereits in ähnlicher Weise seine wandernden Gelehrten-Kongresse nachgebildet worden, sind nunmehr auch in London zwei verschiedene Kunst-Vereine zusammengetreten. Der etwas früher entstanden, nennt sich Society for the Encouragement of British Art (Gesellschaft zur Beförderung der Britischen Kunst) ist ganz nach dem Prinzip der Deutschen Kunst-Vereine gegründet. Die Mitglieder zahlen nämlich einen bestimmten jährlichen Beitrag, nehmen dafür an der Verlosung derjenigen Kunstwerke Theil, die Comité des Vereins entweder bestellt oder auf den Ausstellungen gekauft hat. Der andere Verein dagegen, der den wörtlich aus dem Deutschen übersetzten unenglischen Namen Art-Union (Kunst-Verein) trägt, überläßt es den Gewinnenden, sich zu dem festgesetzten Preise entweder ein Gemälde auszusuchen oder gar erst zu bestellen. Das scheint zwar sehr anlockend und liberal, aber es ist gewiß eben so kunst- als zweckwidrig. Denn die große Menge, besonders in England, die einem Kunst-Vereine beitritt, thut es nicht etwa um der Kunstzwecke, sondern um der Verlosungen halber, die damit verbunden sind. Sie bezahlt für Eine Guinee, die sie einsetzt, den Werth von hundert Guineen zu gewinnen und würde am liebsten das Geld selber nehmen, falls man ihr die Wahl zwischen diesem und den größten Meisterwerken ließe. Was ist nun aber wohl von solchem Publikum zu erwarten, wenn ihm der Maler und die Kunst zur freien Verfügung gestellt werden? Nichts anders, als das Trivialste? Sich selber wird es haben wollen, sich mit seinen Frauen, Gevattern und Muhmen auf das allerschlechteste konterfeit, wie's in dem bekannten Liede heißt:

„Mal' Er mir das ganze Dorf
Und die Kirche drinnen ꝛc.

Der Kunst überhaupt sagt in unserer Zeit das demokratische Element am allerwenigsten zu. Während der Französischen Revolution verschonten in Paris die edeln Denkmäler nicht bloß der Könige, sondern auch des Alterthums, Abälard's und Heloise's, Bayard's und vieler andern großen Männer von den Plätzen, wo Dankbarkeit und Bewunderung sie aufgestellt, und flüchteten sich nach dem einsamen Augustinerkloster. Unter den Nord-Amerikanern hat die Kunst bisher noch nirgends eine Wohnstätz gefunden, so groß auch der Luxus ist und die Nachahmungssucht dieses größten aller Krämer-Völker. Und selbst in England steht sie nur wie eine Treibhaus-Pflanze unter dem Schutze der verwöhnten Gönner gepflegt. Die Menge, auf die ja von jenen Kunst-Vereinen hauptsächlich spekulirt wird, hat keinen Sinn dafür, und im Interesse der Kunst, deren Entweihung wir fürchten, geben wir darum auch der aristokratischen Society vor der demokratischen Art-Union bei weitem den Vorzug.

— **Buchhändlerfest in New-York.** Um Ostern scheint in New-York auch eine Art von Buchhändler-Messe stattzufinden, denn wir ersehen aus Amerikanischen Blättern, daß sich dort zu jener Zeit sehr viele Buchhändler aus Boston, Philadelphia und anderen Orten der Union versammelt hatten, denen ihre Kollegen in New-York ein großes Fest gaben, zu welchem auch die berühmtesten Schriftsteller eingeladen waren. Wir bemerken darunter die Namen Washington Irving, Paulding, Willis, Bryant (den lyrischen Dichter), Halleck, Präsident Duer, Oberst Trumbull, Albert Gallatin, Kanzler Kent und die Professoren des Columbia-Kollegiums und der Universität. Paulding brachte die Gesundheit des abwesenden James Fenimore Cooper aus, mit dem Beisatze: „Möge er niemals ein Beispiel abgeben von der Undankbarkeit republikanischer Länder!" Dieser Toast ward jedoch etwas kalt aufgenommen, da man dem beliebten Novellisten in seinem Vaterlande die Wahrheiten übel nimmt, die er ihm in seinem letzten Werke „Ermunterungen an Europa" gesagt hat. Mehr Beifall fand Washington Irving's Toast: „Samuel Rogers, dem Britischen Freunde des Amerikanischen Genius!" Herr Willis endlich brachte folgenden Toast aus: „Die literarische Republik, in welcher Alle, die dieselbe Sprache reden, Landsleute sind und sich gegenseitig gleichen Schutz und gleiche Liebe gewähren sollten!" Was den „gleichen Schutz" betrifft, so dürften die Herren Buchhändler wohl schwerlich eingestimmt haben; denn ehe ihren einträglichen Nachdruck Europäischer Geisteswerke würden sie schwerlich solche Feste geben, wie das eben erwähnte. Wird doch das ganze Britische Indien jetzt mit Englischen Büchern überschwemmt, die in New-York und Boston nachgedruckt worden! Denselben Welthandel, den die Brüsseler mit Französischen Werken treiben, wissen die Amerikaner seit einiger Zeit auch mit Englischen in's Werk zu setzen. Hoffentlich aber werden die Engländer wohl bald ein Mittel finden, sich wenigstens in ihren eigenen Kolonien und Besitzungen ihr geistiges Eigenthum sicher zu stellen.

— **Lady Morgan.** Wir haben uns lange gewundert, von dieser sonst so beweglichen Schriftstellerin gar nichts mehr zu hören. Jetzt vernehmen wir, daß sie erblindet ist und sich seit einiger Zeit in London befindet, um sich daselbst operiren zu lassen. Doch haben ihr die Aerzte bis nach vollendeter Kur jede geistige Arbeit untersagt. Da sie sich nicht in den glänzendsten äußeren Umständen befindet, so ist sie dem Whig-Ministerium, das ihr allerdings, vermöge ihrer bekanntlich sehr liberalen Gesinnung und ihres früheren Einflusses auf das Publikum, gewisse Verpflichtungen hat, zu einer Staats-Pension empfohlen worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern

№ 60. Berlin, Freitag den 19. Mai 1837.

Australien.

Die Missionen in der Südsee.

Nach John B. Williams.*)

Die erste thätige Anregung zu dem Versuche, Prediger des Evangeliums unter die Wilden der Südsee-Inseln auszusenden, ging hauptsächlich von einer frommen Englischen Dame, Lady Huntingdon, und von deren Kaplan, Dr. Havels, aus. Der Eifer für die Sache der Religion auf Otaheiti, auf den Marquesas- und Freundschafts-Inseln stieg bald zu einer solchen Höhe, daß man ein Schiff kaufte, mit allem Nothwendigen reichlich ausrüstete und es mit 25 Missionairen nach der Südsee sandte. Sie hatten den Auftrag, das Werk der Bekehrung auf jenen drei Inselgruppen zu gleicher Zeit anzufangen, und von ihrem Eifer, ihrem unternehmenden Geiste versprach man sich die glänzendsten Erfolge. Leider aber hatten weder die Ausgesendeten, noch die Aussender einen Begriff von den Mitteln und Wegen, die hier allein zum Ziele führen konnten. Diese Männer kamen nach der Südsee, ohne die Sprache, die Religion, die Sitten, die Lebensart der Eingebornen im mindesten zu kennen. Wären diese ersten Missionaire mit einigem gesunden Menschenverstande zu Werke gegangen, so würden sie etliche Eingeborne der Inseln mit nach England genommen, dieselben im Christenthume unterrichtet und erzogen und in Begleitung dieser Gehülfen ihre Reise und ihr Werk wieder angetreten haben. So aber blieb die ganze Expedition eine wahre geistliche Donquixotiade, wobei man alle Mittel menschlicher Klugheit verschmähte und auf lauter Wunder zu rechnen schien; bei dieser Unbesorgtheit um Alles, was den Erfolg einer Unternehmung sichern kann, bei diesem gänzlichen Mangel an Vorbereitung, wäre ein Missionsprojekt nach dem Monde eben so gut denkbar, als eines nach Otaheiti und den Sandwichs-Inseln.

Der Erfolg war von der Art, wie jeder Vernünftige voraussehen mußte. Auf den Marquesas-Inseln schlug die Mission gleich anfangs fehl; auf Tongatabu fanden die meisten Missionarien ihren Tod, und eine Reihe von unglücklichen Ereignissen und Verlusten zwang die Europäer, diesen Posten aufzugeben. Nicht viel besser ging es der Abtheilung, die sich auf Otaheiti niedergelassen; den Meisten wurde bei Zeiten um ihr Leben bang, und sie flohen nach Neu-Süd-Wales. Kurz, nach drei oder vier Jahren war von der ganzen glänzenden Expedition auch nicht eine Spur übrig. Derselbe Mangel an Ueberlegung und Geschick hat auch in neuerer Zeit bei manchen Missions-Unternehmungen obgewaltet, und dann war auch der Ausgang eben so kläglich. Von jener ersten Sendung waren einige Männer, die ihren Posten nicht verlassen wollten, auf Otaheiti zurückgeblieben, aber leider bewiesen dieselben sich zur Erlernung der Volkssprache und zur Auffassung des Volks-Charakters nicht in besonderem Grade geschickt, und ihre abertausend Bemühungen trugen durchaus keine Frucht. Von dem Verstande, womit sie zu Werke gingen, kann man sich daraus einen Begriff machen, daß sie es für ihr erstes und nothwendigstes Geschäft hielten, die Insulaner Englisch zu lehren — als könnte sich jemals ein ganzes Volk von einem halben Dutzend Fremder dahin bringen lassen, eine Muttersprache mit einer fremden, schwierigen und künstlichen zu vertauschen. „Sechzehn Jahre hindurch", so klagt der Verfasser, „war, ungeachtet des unermüdlichsten Eifers, der beständigen Reisen, der frommen und dringenden Predigten und Ermahnungen, sechzehn Jahre hindurch war die aufopfernde Hingebung dieser gottseligen Männer umsonst; Keiner fragte, Keiner kümmerte sich um die neue Botschaft, keine einzige Bekehrung fand statt." Kein Wunder, wenn auch die Wenigen, die so lange muthig ausgehalten, endlich der Arbeit auf dem unfruchtbaren Acker überdrüssig wurden. Die Direktoren der Anstalt in London waren sehr geneigt, die ganze Unternehmung aufzugeben. Doch entschloß man sich, noch einen Versuch zu machen; die Missionarien wurden aufgefordert und mit Mitteln versehen, sich wieder auf ihren Posten zu begeben. In der Zwischenzeit war übrigens ein Ereigniß eingetreten, welches der Aufnahme des Evangeliums bei diesem Völkchen die Bahn brach. Zwei Eingeborne auf Tongatabu, welche im Dienste der Missionsprediger gestanden, bewahrten eine liebevolle Erinnerung, sey es an die neue Lehre, sey es an die Person ihrer Lehrer. Die Beiden riefen sich ins Gedächtniß zurück, was sie aus dem Munde der weisen Fremden gehört; sie dachten darüber nach, sie beteten zusammen, sie nahmen mit einander das Abendmahl; kurz, sie wurden selbst zu Bekennern der Religion der Liebe und ermahnten ihre Landsleute zu gleichem Bekenntniß. Dies war recht eigentlich der Kern für die weitere Verbreitung des Christenthums, der Centralpunkt für die gewaltige Revolution, die in der ganzen Inselwelt der Südsee vorgegangen ist. Einige Missionaire fanden sich gleich wieder ein, sobald sie von dieser unverhofften Sinneswendung Kunde bekamen; und als man nun das Evangelium vollends in der Volkssprache predigte, da erstaunten sie selbst über den glänzenden Erfolg, der überall ihr Wirken krönte. „Von da an bis auf den heutigen Tag sind unsere Bemühungen zu einer Reihe segensreicher Erfolge geworden; ein Eiland nach dem anderen, eine Inselgruppe nach der anderen hat das Evangelium empfangen, und heute müßten wir auf einen Umkreis von 2000 Engl. Meilen um Otaheiti keinen Archipel, kein einigermaßen bedeutendes Eiland namhaft zu machen, wohin die frohe Botschaft des Heils nicht gedrungen wäre."

Herr Williams, ist seit 1817 in der Mission thätig; und zwar wurde er zuerst nach Raiatea gesendet, welches die größte und zugleich mittelst-belegene unter den Freundschafts-Inseln ist. Da aber diese Insel schon oft von reisenden Missionairen beschrieben worden, so geht Herr Williams über seinen dortigen Aufenthalt kurz hinweg und giebt statt dessen einen ausführlicheren Bericht, wie das Evangelium zuerst nach zwei anderen Inselgruppen gebracht worden, nämlich nach den Hervey- und nach den Samoa- oder Schiffer-Inseln.

Der Hervey-Archipel ist den Europäern fast gar nicht bekannt gewesen, bevor Herr Williams mit seinen Gefährten sich daselbst niederließ. Er besteht aus sieben Inseln: Mauki, Rarotonga, Mitiare, Attiu, Mangaia, Aitutaki und Hervey, von welcher letzteren die ganze Gruppe den Namen führt; die fünf letztgenannten sind schon von Cook, die zwei erstgenannten erst von den Missionarien entdeckt. Die Bevölkerung des Archipels beläuft sich auf 16.000 Köpfe und gehört zur kupferfarbenen Race. Der Leser erinnere sich nämlich, daß die Australische Inselwelt, vom Hinterindischen Archipel bis weit hinaus in die Südsee, von den Molukken bis zu den Marquesas-Inseln, von zwei Hauptracen bewohnt wird: nämlich von der kupferfarbenen, die mehr den Osten einnimmt, und von der schwarzen Race der Austral-Neger, die auf der westlichen Hälfte dieses Insel-Welttheils, auf Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Irland, Neu-Britannien, Neu-Kaledonien, den neuen Hebriden u. s. w. zu Hause ist. Die kupferfarbene Race bekundet sich durch ihren Körperbau und ihre Gesichtebildung als Malayisch, und es läßt sich wohl nicht zweifeln, daß sie mit der Malayischen Bevölkerung der Halbinsel Malakka und der großen Hinterindischen Eilande von einerlei Abstammung sind; dafür zeugt auch die Sprachverwandschaft. Es scheint sogar, als sey diese Australische Inselwelt das geographische und historische Mittelglied zwischen dem östlichen Asien und dem westlichen Amerika. Seitdem die Sprache der alten Peruaner bekannter worden ist, — vor zwölf oder funfzehn Jahren hat man nämlich einen Theil des neuen Testaments, die vier Evangelien, für die dortigen Indianerstämme ins Peruanische übersetzt — stellt sich durch Vergleichung eine auffallende Aehnlichkeit dieser Sprache mit dem Malayischen heraus. Hier scheint also der Schlüssel zu dem bisher für unauflöslich gehaltenen Problem von der Abstammung der Amerikanischen Urvölker zu liegen. Es bliebe nur zu wünschen, daß auch in Betreff des räthselhaften Volkes der alten Mexikaner ein ähnlicher Aufschluß uns zu Statten käme.

Herr Williams, bei dem man überhaupt, in Betreff dieses Gegenstandes, reichlichere Belehrung findet, als bei allen seinen Vorgängern im Berufe, führt, außer der Aehnlichkeit des Körperbaues, der Gesichtsbildung und des Charakters im Allgemeinen, noch viele Umstände zum Beweise des Asiatischen Ursprunges dieser Insulaner an: „Dahin gehört z. B. die auffallende Uebereinstimmung der Begriffe, welche man in Indien durch das Wort Kaste, auf den Südsee-Inseln durch Tabu andeutet. Die Meinungen, die Vorurtheile und die Behandlung, welche die Weiber sich gefallen lassen müssen, sind in Bengalen und auf den Polynesischen Inseln ziemlich dieselben, so z. B. der Aberglaube, daß die Weiber gewisse Früchte gar nicht oder nicht in Gegenwart von Männern essen dürfen, der unmenschliche Gebrauch, daß man die Weiber beim Leichenbegängniß ihrer Ehemänner opfert. Beiden Volksstämmen ist es eigen, ihre Kranken mit der größten Sorglosigkeit, ja Grausamkeit zu behandeln. Eine Menge anderer Ceremonien, Gebräuche, sogar Spiele der Insulaner, stammen offenbar aus Indien. Das entscheidendste Argument ist aber die Aehnlichkeit, die fast völlige Gleichheit in der Sprache der Malayen und der kupferfarbenen Australier. Eine große Anzahl Malayischer Wörter findet sich in allen Südsee-

*) Vergl. dessen so eben erschienene interessante Schrift: A narrative of missionary enterprizes in the South Sea Islands; with some remarks upon the natural history of the islands, origin, languages, traditions and usages of the inhabitants. — London 1837.

Dialekten fast unverändert wieder, so namentlich die Malayischen Zahlwörter. Die Abweichungen gründen sich großentheils darauf, daß einige Dialekte, z. B. der Neuseeländische, der von Rarotonga, eine gewisse Vorliebe für Nasal-Laute und harte Konsonanten bekunden, während andere, z. B. der Dialekt von Samoa, vorzüglich gern die fließenden Laute S und L einführen."

Wenn demnach die kupferfarbenen Australier ursprünglich aus Hinter-Indien stammen, so fragt sich, wie konnten sie bei ihren Wanderungen in gebrechlichen Kanoes die unermeßlichen Meeresstrecken von der Halbinsel Malakka bis zu den Marquesas-Inseln zurücklegen? Darauf dient zuvörderst zur Antwort, daß die unzähligen dazwischen liegenden Inseln unzählige Stationen für die Wanderung abgeben konnten. „Nehmen wir an", sagt Williams, „die Stammväter der heutigen Bewohner der Südsee-Inseln wären zuerst von der Malayischen Küste Sumatra's abgestoßen, so durften sie nur fünf Längengrade, d. i. in dieser Aequatorial-Zone etwa 300 Englische Meilen, zurücklegen, um auf Borneo zu landen. Die Straße Makassar, welche Borneo von Celebes trennt, ist nur 200 Englische Meilen breit. Acht Grade westlich von Celebes liegt Neu-Guinea, aber unterwegs kann man an den großen Molukkischen Inseln Bessey und Ceram landen. Von Neu-Guinea zur Gruppe der Neu-Hebriden sind freilich 1200 Englische Meilen, aber dazwischen ist das Meer mit kleinen und großen Inseln und Insel-Gruppen so besäet, daß die Fahrt sich mit großer Leichtigkeit von Ruhepunkt zu Ruhepunkt machen läßt. 300 Meilen von den Neuen Hebriden liegt der Fidji-Archipel, 300 Meilen weiter sind die Freundschafts-Inseln, und von da segelt man 300 Meilen, aber an drei kleineren Gruppen vorbei, nach den Fischer-Inseln. Diese letzteren liegen ungefähr 700 Meilen von dem Hervey-Archipel entfernt, und von letzterem nach der Gruppe der Gesellschafts-Inseln beträgt die Distanz 400 Meilen. So wäre denn die ganze Reise von Sumatra bis Otahaiti immer von Station zu Station, ohne große Schwierigkeit zurückzulegen. Die größte inselleere Strecke wären die 700 Meilen von den Schiffer-Inseln zum Hervey-Archipel; aber gerade hier, auf Rarotonga, versichern die Eingebornen, daß ihr Stammvater Karika von jener Seite, nämlich von den Schiffer-Inseln, gekommen sey."

„Nur zwei äußerste Punkte liegen gewissermaßen außerhalb dieses innigen Zusammenhanges der Australischen Inselwelt: die Sandwich-Inseln im Norden, Neuseeland im Süden. Die Sandwich-Inseln sind von Otahaiti in gerader Linie etwa 2500 Meilen gen Norden entfernt, aber die Fahrt dahin läßt sich bedeutend abkürzen, wenn man den anscheinenden Umweg über die Marquesas-Inseln nimmt. Diese bilden den äußersten östlichen Posten in dem Australischen Inselmeere, und wenn die Schiffe hier angelangt sind, finden sie den größten Theil des Jahres über den südöstlichen Passatwind, der sie leicht und schnell nach den Sandwich-Inseln führt. Hiermit stimmen die Traditionen der Sandwich-Insulaner überein. Ein Riesenvogel, heißt es, legte ein Ei auf die See, das Ei sprang auf, und die Insel Hawaii ging daraus hervor; darauf kamen ein Mann und ein Weib, mit einem Hunde, einem Schweine und ein paar Hühnern, von den Gesellschafts-Inseln her, und von ihnen stammen die gegenwärtigen Bewohner der Insel. Eine andere Sage berichtet, daß eine Anzahl Männer und Frauen, von Otahaiti kommend, in einem Kanoe an den Sandwich-Inseln vorbeifuhren, und da sie merkten, daß nur Götter und Geister darauf wohnten, so stiegen sie ans Land und ließen sich auf Oahu nieder."

Man darf nicht vergessen, daß die regelmäßigen Winde, welche in diesen geographischen Breiten herrschen, der Schifffahrt angenehmend günstig sind. In der Regel zwar wehen sie von Osten nach Westen, öfters jedoch auch wohl zwei Wochen hinter einander von Westen nach Osten; und wenn man diese Zeit wahrnimmt, so lassen sich ansehnliche Strecken zurücklegen. Williams selbst erzählt uns, daß er in Zeit von etwa neun Tagen 1600 Seemeilen ostwärts getrieben wurde.

Wir dürfen aber auch nicht annehmen, daß die Malayen, von welchen die Südsee-Inseln kolonisirt worden, ihre Fahrten über Meer bloß in roben und gebrechlichen Kähnen gemacht. Es muß eine Zeit gegeben haben, wo das Handelswesen und die Schifffahrt der Eingebornen sich zu bedeutender Höhe entwickelt hatte. Aus den ältesten geschichtlichen Zeiten haben wir Kunde von regelmäßigen Handelsfahrten zwischen den Häfen des Rothen Meeres und der Insel Ceylon; und diese Fahrten müssen sich nothwendig noch weiter östlich, mindestens bis Sumatra, erstreckt haben. Solche Reisen wären in bloßen Kähnen nicht möglich gewesen. Als die Portugiesen, zuerst unter allen Europäern, sich in den Indischen Gewässern zeigten, hatten die dortigen Fürsten zahlreiche Flotten von großen Fahrzeugen. Der König von Achian überfiel und schlug im Jahre 1573 mit seiner Flotte ein Portugiesisches Seegeschwader; derselbe erschien 1582, mit einer Flotte von 150 Segeln, vor Malakka; ja derselbe oder sein Nachfolger belagerte Malakka, im J. 1615, mit 500 Fahrzeugen, die in Allem 60,000 Mann führten. Ferner sind die Malayen von jeher nach der Küste von Neu-Holland gefahren und haben dort Fischerei getrieben. Und alle zu diesen verschiedenen Zwecken gebrauchte Fahrzeuge waren nicht etwa nach Europäischen Mustern gebaut, sondern diese Kunst war hier längst einheimisch. Nun also, wo man Kriegsschiffe hat, die mehr als hundert bewaffnete Männer fassen, da hat man wohl auch Fahrzeuge, worin sich die Reise nach den benachbarten Südsee-Inseln wagen läßt.

Schließlich wollen wir noch eine Stelle aus Williams Bericht über die Einführung des Christenthums auf den Hervey-Inseln mittheilen. Im Jahre 1821 hatte Williams von Raiatea aus, wo er sich damals mit seinen Kollegen befand, zwei Eingeborne als Prediger nach Aitutaki gesendet. Ein Jahr später reiste er selbst ihnen nach, um sich mit eigenen Augen von dem Fortschritte der christlichen Religion unter diesem Volke zu überzeugen. Derselbe war in der That wunderbar groß gewesen: Williams fand bereits alle Götzenbilder zerstört. Der Grund dieses glücklichen Erfolges lag wohl hauptsächlich darin, daß auf den Hervey-Inseln derselbe Dialekt gesprochen wird, wie auf den Freundschafts-Inseln, und daß also die von Raiatea zur Bekehrung ihrer Brüder ausgesendeten Eingebornen in vollem Maße auf den Verstand und auf das Gemüth der Wilden wirken konnten. Doch war es nicht ohne Kämpfe abgegangen. Als sie ankamen, hatte man sie ergriffen, auf den Platz geführt, wo die Götzenbilder standen, und hätte sich nicht eine Partei unter den Wilden ihrer gegen die Priester angenommen, so wären sie geschlachtet worden. „Nachher erlaubte man ihnen, auf der Insel umherzuziehen; da verweilten sie denn etliche Tage an jedem Orte, ließen sich mit den Leuten in Gespräche ein, lehrten sie das Alphabet und das Vaterunser und gewannen sie alle zu Freunden. Als sie in den Distrikt der Insel kamen, welcher Tautu heißt, disputirten sie in Gegenwart einer großen Menschenmenge mit einem alten Priester, der in einem fort schrie: „Terrui hat alles Land gemacht, er hat Aitutaki gemacht; erst hat er's gemacht, und dann hat er's in seinen Händen geknetet und es so geformt, wie es jetzt ist." Die Missionaire leugneten dies und sagten, Gott sey der einzige Schöpfer von Land und Meer; er habe Aitutaki gemacht und alle andere Länder, und Keiner außer ihm. Der Priester hörte nicht auf zu schreien, daß Terrui groß und mächtig, und daß er der erste Mensch gewesen. Wer ist aber Terrui's Vater, fragten die Missionaire. — O Tetareva, war die Antwort. — Und woher kam Tetareva? — Von Avaiki. — Und wo liegt Avaiki? — Unten, tief unter der Erde; und weil er von unten heraufgestiegen ist und ganz oben herausgekommen, darum heißt er Tetareva. — Also, fragten die Missionaire weiter, war dieses Land schon vorhanden, als Tetareva heraufkam? — Freilich, antwortete der Priester. — Nun also, wie könnt ihr sagen, daß Terrui das Land erschaffen hat, da es doch schon verhanden war, als sein Vater Tetareva aus der Tiefe aufstieg? — Der Priester stand verdutzt und wußte auf dieses Argument nichts zu antworten. Die Prediger wendeten sich hierauf an die umstehende Menge und redeten von Gott, daß er allein gewesen, ehe alle Dinge waren, und daß sein Daseyn keinen Anfang und kein Ende habe; darauf von den Engeln, und wie ein Theil derselben von ihrem Schöpfer und von ihrer ursprünglichen Seligkeit abgefallen; alsdann erzählten sie ihnen ausführlich die ganze Schöpfungsgeschichte. Das Völkchen horchte dieser neuen Kunde mit gespannter Aufmerksamkeit und immer stregender Theilnahme; so wie sich das geringste Geräusch erhob, rief man von allen Seiten: still, still, wir wollen hören. Hiedurch ermuthigt, erzählten die Prediger weiter von der Erschaffung des ersten Menschenpaares, von ihrem Aufenthalt im Garten Eden, von dem Sündenfalle und dessen Folgen, und von der Liebe Gottes, der seinen eigenen Sohn zum Opfer gegeben für die Erlösung der sündigen Menschheit. Da sie dieses hörten, riefen sie alle wie mit einem Munde: Ja gewiß, dieses ist Wahrheit, das Unsrige war alles Lug. Und von da an wurden sie aufmerksame Zuhörer und fingen auch an, Glauben zu fassen an das, was sie hörten."

A f r i k a.

Algier und seine Bewohner.

(Schluß.*)

„Obschon die Berbern von Anbeginn ein sehr wildes Leben geführt und niemals mit gesitteten Völkern in Verbindung gestanden haben, sind sie doch sehr betriebsam. Sie graben Schachte in ihren Bergen und gewinnen auf diese Weise Blei, Kupfer und Eisen. Aus dem Blei machen sie Flintenkugeln, aus dem Kupfer einige Zierrathen ihrer Frauen. Selbst Gold und Silber sollen sie zu bearbeiten wissen; so viel ist faktisch, daß ihre Waffen oft mit plattirtem Silber von herrlicher Arbeit belegt sind, und daß sie eine Menge falscher Münzen aus versilbertem Kupfer nach Algier und anderen Städten der Regentschaft bringen. Das Eisen-Erz wird erst geschmolzen und dann vermittelst des Hammers in dehnbares Metall verwandelt. Aus diesem Eisen machen sie Flintenläufe, Werkzeuge zum Pflügen und viel rohes Hausgeräth, das sie an die Mauren und Araber verkaufen. Sie wissen auch das Eisen in Stahl zu verwandeln und verfertigen Messer, Säbel und andere Schneide-Instrumente, die zwar nicht sehr elegant, aber von ziemlich guter Qualität sind. Die Berbern machen Schießpulver zu ihrem eigenen Gebrauch, verkaufen es aber niemals. Dieses Pulver soll viel besser seyn, als dasjenige, welches man in Algier fabrizirt. Da die Fabrication des Schießpulvers manche andere Kenntnisse voraussetzt, so müssen die Berbern viel unterrichteter seyn, als man gewöhnlich annimmt."

Capitain Rozet giebt uns interessante Details über die Art, wie die Berbern kämpfen. „Der kriegerische Geist dieses Volkes und ihre ungeschlachten Sitten veranlassen beständige Kriege unter den verschiedenen Stämmen: ein gestohlenes Schaf, ein umgehauener Baum, eine Beleidigung, die einer Frau widerfährt, sind Vorwand genug zu blutiger Fehde. Von ihren Scheichs angeführt und beständig von den Marabut's begleitet, nehmen sie feste Stellungen ein und feuern, durch Bäume oder Felsen geschützt, aus weiten Entfernungen auf einander. Oft sind nur zwei oder drei Individuen die Opfer eines solchen Krieges. Manchmal rücken sie einander auch dichter zu Leibe; die Besiegten fliehen nach unzugänglichen Orten und überlassen den Siegern ihre Habe. Doch kommt es gewöhnlich nicht bis zum Aeußersten. Nachdem sie einige Schüsse gewechselt, befehlen ihnen die Marabut's, mit dem Feuern einzuhalten, und die Sache endet gewöhnlich damit, daß der beleidigte Theil eine Entschädigung erhält."

„Der größere Theil der Berbern, welche dem Dei zu Hülfe kamen, als die Franzosen Algier angriffen, war von dem berühmten Ben-Sahmum befehligt. Dieser Häuptling hatte eine ziemlich gleiche Zahl Reiterei und Fußvolk. Sie waren alle gleichmäßig bewaffnet, d. h. Jeder

*) Aus Versehen ist dieser Artikel schon in der vorigen Nummer mit „Schluß" bezeichnet worden.

führte eine lange Flinte, einen Jatagan und oft auch ein Paar Pistolen. Jeder Stamm hatte seine Fahne, die Einer der Tapfersten trug. Die Fahnenträger schritten bei jeder Attacke voran, und die Uebrigen folgten. Die Kavallerie kam in vollem Galopp gegen uns angesprengt, und zuweilen sahen wir zwei, ja sogar drei Reiter auf Einem Pferde, von denen der hinterste an dem Schweif des Pferdes sich hielt. In einiger Entfernung machten die Fahnenträger Halt, und sogleich war der ganze Haufe um sie her versammelt; jeder Berber feuerte sein Gewehr ab, zog sich dann zurück, um wieder zu laden, und schritt wieder vor, um von neuem zu feuern. Wenn sie uns in der Ebene angriffen, vermieden sie immer ein Handgemenge; sie kamen im vollen Galopp, schossen ihre Gewehre ab, machten dann eine Schwenkung und jagten davon. Bei solcher Gelegenheit hielt sich das Fußvolk hinter Büschen oder Bäumen versteckt und nahm, sobald wir ihm zu Leibe gingen, reißaus. Im Atlas-Gebirge postirten sich die Berbern auf die Gipfel und an die Abhänge der Berge. Setzten wir ihnen nach, so stoben sie von einem Felsen zum andern, ohne daß wir sie jemals erreichen konnten; ihr vornehmstes Manöver bestand darin, daß sie sich zerstreuten, sobald sie angegriffen wurden, und gleich wieder sich sammelten, um uns in den Rücken zu fallen oder auf dem Rückwege zu beunruhigen. Kanonen brachten bei ihnen eine fast magische Wirkung hervor; sahen sie, daß man ein Stück nach einer Gegend richtete, so wagten sie niemals, im Bereiche desselben sich blicken zu lassen, und so oft eine Kugel in einen Haufen ihrer Leute fuhr, stob Alles wie Spreu aus einander. Die Berbern sowohl, als die Türken, Mauren und Araber, waren voll Staunen und Bestürzung, als sie, wenige Minuten nach unserer Landung an der Küste, unsere Kolonnen mit geschultertem Gewehre gegen ihre Batterieen anrücken und dieselben, trotz dem Kugelregen, der sie begrüßte, erstürmen sahen."

„Die Berbern bekennen sich zum Islam, und man darf wohl annehmen, daß viele ihrer ursprünglichen Gebräuche und Ceremonien durch den Einfluß dieser Religion eine Veränderung erlitten haben. Ihre Frauen tragen jedoch keine Schleier und dürfen mit jedem männlichen Individuum sprechen. Der junge Mann sieht die Jungfrau, ehe er sie heirathet; er gewinnt sie lieb und bestrebt sich, ihre Zuneigung zu erwecken. Dann geht er zu dem Vater seiner Geliebten und wirbt um sie; der Vater fragt ihn, wie viele Stücke Vieh oder wie viel Geld er ihm für seine Tochter geben könne, und nachdem sie eine Zeitlang gefeilscht, vereinigen sie sich über eine bestimmte Summe, die der Schönheit des Mädchens und dem Grad der Liebe des Freiers angemessen ist und von 30 bis 100 Budschu's (65 — 185 Franken) variirt. Ist der Handel geschlossen, so begeben sich der Vater des Mädchens und ihr künftiger Gatte zu einem Marabut und bitten ihn um seine Einwilligung, die der heilige Mann giebt oder verweigert, je nachdem er gelaunt ist. Zuweilen muß der Jüngling einen Vergleich mit ihm treffen, um seinen Konsens zu erhalten. Sind alle Schwierigkeiten beseitigt, so bringt er seinem zukünftigen Schwiegervater die Summe Geldes oder die Stücke Vieh, über die sie einig geworden, und führt das Mädchen ohne weitere Ceremonie als seine Frau nach Hause. Der Berber kann vier Weiber nehmen, aber nicht mehr; diese Beschränkung hat ihm vermuthlich der Islam aufgelegt. Die Frauen besorgen das Haus, spinnen Flachs und Wolle und haben auch auf dem Felde zu thun; sie folgen auch ihren Männern im Kriege, aber nicht auf Reisen. Ich habe nie eine Berberische Frau nach Algier kommen sehen. Der Mann darf seine Frau verabschieden, wenn sie ihm Anlaß zur Beschwerde gegeben oder — wenn er sie nicht mehr liebt. Er braucht in solchem Falle nur einem Marabut seine Beweggründe zur Auflösung der Ehe vorzulegen, und sofort geht die Scheidung vor sich. Die Frau wandert in ihr väterliches Haus zurück und darf nichts mitnehmen, als die Kleider, die sie auf dem Leibe hat. Dagegen behält ihr Vater den Kaufpreis, der für sie erlegt worden. Will aber die geschiedene Frau einen anderen Mann nehmen, so muß diese dem ersten Manne Alles zurückstellen, was er dem Vater seiner gewesenen Frau gegeben hat."

Die Mauren, obschon im Uebrigen gesitteter, haben in diesem Punkte doch noch leichtfertigere Grundsätze, als ihre wilden Nachbarn die Berbern. „Wenn ein Maure eine seiner Frauen wegen Untreue im Verdacht hat, so kann er sie verstoßen; er kann dies aber auch thun, wenn sie z. B. zu mager wird, wenn er aus irgend einer Ursache mit ihr entzweit ist — kurz, auf jeden Grund hin. Will der Maure seines Weibes ledig seyn, so braucht er ihr nur zu sagen: el merah hasi haräme alijé, d. h. „dieses Weib (sey) mir eine heilige (verbotene) Sache" — und sofort muß sie in ihr väterliches Haus zurück.*) Nur in Einem Falle kann das Weib auf Ehescheidung antragen, wenn nämlich ihr Eheherr zu lange von Hause und auf Reisen bleibt. Sie braucht dann nur vor den Kadi zu treten und zu sagen: „Mein Gatte ist schon so und so viel Jahre oder Monate fort; ich bin des einsamen Lebens müde und will einen anderen Mann." — Der Maure darf ein Weib, das er verstoßen hat, von neuem heirathen; jedoch muß sie vorher einem Anderen angetraut gewesen seyn. Er geht in diesem Falle zu ihrem zweiten Gatten und sucht ihn zu bereden, daß er seine Verbindung mit ihr wieder auflösen möge. Hat die geschiedene Frau nicht wieder geheirathet, so muß der Mann, wenn er sie zurück haben will, einen Anderen durch Geld und gute Worte zu bewegen suchen, daß er sie nur auf 24 Stunden heirathe und dann wieder fortschicke. Fälle dieser Art kommen öfter vor; es giebt eine Klasse von Männern, Halla genannt, die ein Gewerbe daraus machen, eine geschiedene Frau zu heirathen und gleich darauf, versteht sich, gegen eine angemessene Summe, ihrem ersten Eheherrn unberührt wieder abzuliefern."

Capitain Rozet betrachtet die Algierische Frage aus einem ganz eigenthümlichen Standpunkt. Frankreich, das in den finsteren Zeiten des Mittelalters den Westen aus den Händen der Muselmänner rettete, hat nach ihm gewissermaßen die Verbindlichkeit übernommen, endlich in das Wespen-Nest einzudringen, aus welchem jene Schwärme von Ungläubigen hervordrangen. Er gesteht selbst, daß die Aufgabe schwierig sey, und daß Frankreich wohl nie den guten Willen haben dürfte, die erforderlichen Opfer zu bringen, aber er weiß auch dafür Rath zu schaffen: er will, daß alle Monarchen Europa's zu diesem Zwecke sich vereinigen und einen allgemeinen Kongreß bilden, zu welchem selbst die Amerikanischen Staaten zu berufen wären. Alle diese Mächte müßten sich zu Subsidien verpflichten, aber nur Frankreich sollte die Ausführung ihrer Pläne und die Verwaltung des eroberten Landes übernehmen, bis einst das barbarische Afrika ein blühendes civilisirtes Land seyn würde und jede der hohen kontrahirenden Mächte ihren Antheil davon erhalten könnte. Zum Schlusse giebt Capitain Rozet einen Ueberschlag der Opfer, die Frankreich zu bringen haben wird, wenn man diesem Staate — was mehr als wahrscheinlich ist — die Ausführung seiner Projekte allein überlassen sollte.

„Das Gebiet", sagt er, „welches wir bis jetzt einnehmen, erstreckt sich in allen Richtungen kaum drei Lieues über die Stadt Algier hinaus, und an zwei anderen Punkten der Küste haben wir Garnisonen, die kaum diesen Namen verdienen. Dennoch belaufen sich die Ausgaben der Armee von Algier auf mehr als 20 Millionen Franken. Wie stände es nun gar, wenn wir nur alle Küstenstädte von Bona bis Tlemessen inne hätten? Der Unterhalt der Truppen, der ankommenden Kolonisten und die aufzuführenden Bauwerke werden vielleicht länger als zehn Jahre hindurch wenigstens 60 Millionen jährlich erfordern. Die Gegend in der unmittelbaren Nähe Algier's war die einzige, wo es Häuser genug gab, um etwanige Kolonisten aufzunehmen; fast alle diese Häuser wurden durch unsere Soldaten zerstört. In anderen Theilen des Landes giebt es keine Wohnhäuser und nicht einmal Landstraßen für Fuhrwerke; die Communications-Wege sind oft nur elende Pfade, auf denen kaum Lastthiere fortkommen. Es wäre daher nothwendig, jedes Ding erst zu schaffen; und dabei müßten die Schöpfer beständig gegen die Angriffe der Araber und der Berbern durch Heeresmacht beschützt seyn. Alle diese Betrachtungen führen mich zu der begründeten Vermuthung, daß wir wohl mehr als 600 Millionen Franken und das Leben von wenigstens 60,000 unserer Krieger zum Opfer bringen müßten, ehe die Kolonie einen gewissen Grad von Wohlstand erreichen könnte."

Italien.

Alessandro Manzoni's Ideen über literarische Kritik.

(Schluß.)

45) Je besser das Publikum die Geschichte kennen lernen wird, desto lieber wird es sie gewinnen, desto entschiedener ihr den Vorzug vor Allem einräumen, was ein Einzelner erdichten mag.

46) Man soll in den Thatsachen nichts suchen als die Wahrheit; wer eine Untersuchung in diesem Geiste scheut, der läßt uns deutlich merken, daß er zu seinen eigenen Grundsätzen kein Vertrauen hat.

47) Wenn der Geschichtsschreiber Ereignisse berichtet und beurtheilt, sind sie längst unwiderruflich vollbracht, und sein Urtheil kann in den Dingen, in ihrem Thatbestand nichts ändern. Aber die Autorität des Historikers ist darum nicht etwa leer und unwirksam, sondern im Gegentheil sie gewinnt an Würde und Ansehen, an umfassender Geltung, an unbestrittener Anerkennung; kein Interesse, keine Rücksicht, kein Hinderniß braucht er zu scheuen, er kann vollkommen gerechtes Zeugniß ablegen. Und doch, was thut der Parteigeist nicht! er ist schuld, daß Geschichtsschreiber ihr schönes Vorrecht verschmähen, von der edlen Höhe ihres natürlichen unbetheiligten Standpunktes herabsteigen und ihre klarbewußte Freiheit im Dienste der Leidenschaften und Vorurtheile für vergängliche Zwecke preisgeben. Historiker haben über längst verschollene Begebenheiten so verkehrte, so raffinirte Sophismen zu Tage gefördert, dergleichen zur Zeit selbst die gährenden, auf Tod und Leben mit einander kämpfenden Leidenschaften nicht ausgebrütet haben.

48) Wo zwei Parteien einander gegenüberstehen, glaubt jede von beiden ihre eigene Sache hinlänglich verfochten zu haben, wenn sie das Falsche und Schädliche an der entgegengesetzten nachgewiesen. Man legt an Alles, was die Gegenpartei thut oder behauptet, den Maßstab der reinen Wahrheit und Vollkommenheit und findet es natürlich gar nicht schwer, zu beweisen, daß die Gegner weit davon entfernt sind. Ein richtiges Urtheil zwischen beiden Parteien ist nur möglich, wenn man das Gute wie das Schlechte beiderseits gegen einander abwägt; aber davon will eben Keiner wissen. Daher bleibt es bei fortwährendem Streit, wo Jeder nur die ihm günstige Seite der Frage hervorhebt und dadurch triumphirt; dem Gegner bleibt es unbenommen, seinerseits geltend zu machen, was ihm beliebt, und gleichfalls zu triumphiren. So z. B. rechnet man von der einen Seite aus alten Zeiten Züge der brutalsten Gewaltthätigkeit her, wogegen damals weder Sitten, noch Gesetze Schutz gewährten; man stellt dar, wie abgeschmackter Tand und Unvernunft in hohen Ehren gehalten, die wichtigsten und heilsamsten Wahrheiten verschmäht, die Erfindungen des Menschenverstandes und des Genies für Unsinn gehalten wurden; wie damals die Weisesten und Verständigsten, in unvertilgbarem Irrthume befangen, unvernünftige Zwecke mit verkehrten Mitteln erstrebten; wie Mancher sich durch edle Handlungen Verfolgung zuzog, Mancher durch grausame Glück und Macht gründete; zum Schlusse heißt es denn, da sehet ihr eure gute alte Zeit, und als Gegensatz dazu wird der Geist des neuen Jahrhunderts gepriesen. Von der anderen Seite erinnert man daran, wie viele Unternehmungen in neuester Zeit im Namen der Menschheit und der Gerechtigkeit begonnen und unter Gräueln und Verbrechen zu Ende geführt wurden; wie man die Exaltation der Begierden und Leidenschaften im Individuum als ein Mittel der Vervollkommnung hat anpreisen,

*) Die Worte sind rein Arabisch: el merah heißt die Frau — hasi (hasihi), diese — haräme, abgesondert, heilig, verboten — alijé (alaja), auf mir, für mich.

die Weisheit in den Genuß und die Tugend in Verwerfenheit setzen wollen; man beweist, daß auch in unseren Tagen, wie überall und von jeher, die Tugend Verfolgungen und das Laster Triumphe erlebt hat; und zum Schlusse heißt es wieder: da seht ihr euer Jahrhundert der Aufklärung. Aus solchen Gründen preisen jene die Gegenwart, sehnen sich diese nach der Vergangenheit zurück, und beide verschwenden mit solchem Hin- und Herstreiten die Zeit, welche besser angewendet gewesen wäre, den wahren und beständigen Grund menschlicher Verderbniß zu erforschen, auf rechte Mittel der Verbesserung zu sinnen und diese neugefundene Wissenschaft zur Prüfung der Institutionen in Gegenwart und Vergangenheit anzuwenden.

49) Machiavelli war vielleicht unter allen neueren Autoren der Erste, der den entfernteren Ursachen wichtiger historischer Ereignisse nachgeforscht hat: eine Methode, die allerdings auf neue und überraschende Wahrheiten führt, wenn man dabei mit jedem Schritt den Fuß auf sicheren Boden setzt, aber auch zu nicht minder großen, weitgreifenden Irrthümern, wenn man sich durch den anscheinenden Zusammenhang zwischen zwei weit von einander entfernten Begebenheiten verblenden und hinreißen läßt, Alles auf eine vermeinte Ursache zurück zu beziehen, ohne die Mittelglieder, jedes für sich, nach seinen Ursachen und seinem Charakter sorgfältig zu prüfen.

50) In den Jahrhunderten der Unwissenheit haben die wenigen Männer, die damals Historie schrieben, an dem, was sich unter ihren Augen begab, nicht zu unterscheiden und auszuwählen verstanden, welches die wahrhaft geschichtlich bedeutenden, eine Ueberlieferung für die Nachwelt verdienenden Umstände wären; daher berichten sie zwar die bedeutendsten Vorgänge, aber was zu wissen uns heute am meisten interessiren, was in hohem Grade neu und anziehend für uns seyn würde, die Schilderung der Verfassung, der Sitten, der Gebräuche, der Lebenszustände, davon haben sie nichts aufgeschrieben — sie hielten es nicht der Mühe werth; in ihren Augen waren dies ganz alltägliche Dinge, die sich von selbst verstanden. Es giebt jedoch eine Kunst der Interpretation, wodurch man aus Andeutungen, die der Autor ganz absichtslos in seinen Text eingestreut, durch Schlüsse und Inductionen zu einer sicheren Kenntniß jener wichtigen Umstände gelangt; eine Kunst, die gegenwärtig von Europäischen Gelehrten anderer Nationen mit Scharfsinn und Gründlichkeit betrieben und von Zeit zu Zeit in Werken umfassender und fruchtbarer Forschung bethätigt wird. Bei uns Italiänern ist heutzutage — oder ich müßte mich sehr irren — diese Kunst wenig gekannt und noch weniger geübt.

51) Eine Reihe von materiellen, äußerlich beglaubigten Thatsachen, deren Feststellung keinem Irrthume und keinem Zweifel mehr unterliegt, ist noch keineswegs Geschichte, — nicht einmal ein dramatisch anschauliches Bild der Begebenheiten kann man damit entwerfen. Neben und über den Vorgängen handelt es sich um allgemeinere und wichtigere Fragen: wie war es um die Gesetze, die Sitten, die Meinungen beschaffen, inmitten deren ein Vorgang stattfand? wie um die Gesinnung, die Absichten, die Bestrebungen der handelnden Personen? wie um die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit dessen, was sie thaten, und zwar nicht mit Rücksicht auf die menschlichen Satzungen und Ordnungen, denen sie gemäß oder zuwider gehandelt, sondern im Sinne des höheren, moralischen Rechts? endlich das Volk, die große Mehrzahl, die an den Ereignissen nicht thätig Theil nimmt, aber sie in ihren Folgen zu tragen hat, welches war sein Zustand? was hatte es zu leiden, zu hoffen, zu fürchten? die Vorgänge an und für sich geben uns hierüber keinen Aufschluß, und doch ist ohne solchen kein erschöpfendes Verständniß, kein Urtheil über die Begebnisse der Vorzeit möglich.

52) Es scheint jetzt endlich dahin zu kommen, daß die Geschichte sich zu einer wahren Wissenschaft gestaltet; von allen Seiten wird an ihrer Herstellung eifrig gearbeitet; man sieht endlich ein, wie fast Alles, was sich bisher für Geschichtsschreibung ausgab, nur in Versuchen bestand, Belege für gewisse Systeme und Lehren, wahr oder falsch, aus den Ereignissen zu abstrahiren; wie dabei den Thatsachen Gewalt angethan, wie sie entstellt worden sind, um anderen Zwecken zu dienen. Wie in der Theorie der Kunst, so hat man auch in der Erforschung der Vergangenheit, in der Würdigung der alten Volksthümlichkeiten, Gebräuche und Gesetze, sich bisher von gewissen conventionellen Ideen irre führen lassen; man hat eiteln und dem wahren Inhalt der Sache fernstehenden Prätensionen des Geistes gehuldigt und sich in einer ausschließlichen, willkürlichen Richtung verirrt.

53) Die Besseren lieben die Geschichte, weil sie darin den Gang der Menschheit in ihrer gesellschaftlichen Entwickelung und ihr Verhalten unter den mannigfaltigsten Bedingungen kennen lernen, und weil sie darin Aufschluß finden über die Natur des Menschen, über das Räthsel seiner Stellung auf Erden, die er so liebt, und die so reich an Erschütterungen und Schmerzen ist, die ihm so erhabene Ziele in Aussicht stellt und ihn keines erreichen läßt, und deren Fortdauer er lieber mit Qual und Opfern und rastlosen Anstrengungen erkaufen, als nur auf einen Moment darauf verzichten möchte: ein Ab- und Zuspruch, darin die Vernunft sich rathlos verliert, wenn sie nicht gläubig das Diesseit als eine Welt der Prüfung und Vorbereitung für ein höheres Jenseit betrachtet. (Ricoglitore.)

Mannigfaltiges.

— Engländer in Hamburg. Der Verfasser des Buches „Germany in 1831", Herr John Strang, sagt darin Folgendes über das Leben seiner Landsleute in der größten Deutschen Handelsstadt: „Die in Hamburg wohnenden Englischen Kaufleute halten sich hier eben so Einer an den Anderen, wie sie es überall thun, und bleiben auch wie gewöhnlich ihrer nationalen Lebensweise so wie ihren Manieren und Vorurtheilen treu. Im Ganzen ist es jedoch ein jovialer glücklicher Menschenschlag, dessen Fleiß nur durch seine Gastfreundschaft übertroffen wird und dessen Leidenschaft für eine gute Küche so weit geht, daß er seine Nationalgerichte um keinen Preis für die mannigfaltigeren und feineren Speisen der Deutschen hingäbe. Die Englischen Einwohner geben nur wenig mit den gebornen Hamburgern um und nehmen auch selten ein besonderes Interesse an Dingen, die das Land und die Stadt betreffen, den Handel allein ausgenommen, auf dessen Schwankungen sie allerdings eben so acht geben müssen, wie ihre unermüdlichen kommerziellen Nebenbuhler, die Juden. Ihre Geschäftskenntniß abgerechnet, kann man daher auch auf die in Hamburg wohnenden Engländer das anwenden, was einmal von den Französischen Emigranten gesagt wurde, daß sie nämlich nichts vergessen, aber auch zu gleicher Zeit nichts gelernt haben." — Die Quarterly-Review, die Herr Strang's Buch beurtheilt, findet sich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, Hamburg gegen die Bemerkung desselben, daß es sehr wenige Schriftsteller von Ruf besitze, in Schutz zu nehmen und dagegen die Vorliebe, die Herr Strang für die Hamburger Küche äußert, zu bekämpfen. In beiderlei Beziehungen dürften Deutsche Leser mit der Review schwerlich übereinstimmen. Sie beruft sich zwar in Betreff der Schriftsteller auf einige sehr achtbare Männer, wie Dr. Julius, Dr. Lappenberg und Dr. Wurm; wie klein aber ist die Anzahl derselben im Verhältnisse zu der ihrer Einwohnerzahl nach, dritten Stadt Deutschlands! H. Heine, den die Review ebenfalls als Hamburger aufführt, ist es bekanntlich keineswegs. Was nun die Hamburger Küche betrifft, die jeder Deutsche Kennen zu loben pflegt, so sagt die Quarterly-Review: „In der Gastfreundschaft, das geben wir zu, können die Hamburger unmöglich von den Engländern übertroffen werden; dagegen müssen wir Herrn Strang unbedingt widersprechen, wenn er sagt, daß Hamburg derjenige Aufenthalt sey, den ein ausgesuchter Gourmand sich wählen würde; er müßte sich denn seinen eigenen Koch mitbringen. Gastronomie, als schöne Kunst angesehen, ist von den Hamburger Bürgern mit wenig besserem Erfolg als die Malerei und die Baukunst kultivirt worden. Die Aalsuppe, deren sich unser Reisender mit so vielem Vergnügen erinnert, gemahnt uns an die See-Aal-Pastete (conger-pie), die unsere Landsleute mit solchem Appetit verzehren; es gehört in der That der Magen eines Bergmanns von Cornwallis oder eines Hanseatischen Bürgermeisters dazu, um die eine oder die andere dieser Delikatessen zu verdauen." — Wenn es in Hamburg wirklich so viele tüchtige Federn giebt, wie unser Reviewer behauptet, so wird sich auch gewiß bald eine finden, die diesen, wie uns scheint, unverdienten Angriff widerlegt.

— Ein Wort zur Verständigung. Es scheint nicht ganz am unrechten Orte, unsere Leser auf einen Mißbrauch aufmerksam zu machen, der in vielen Deutschen Journalen immer mehr um sich greift und der namentlich auch dem „Magazin" in den Augen derjenigen, die von diesem Unwesen keine Ahnung haben, von Nachtheil seyn kann. Unter politischen Blättern ist es bekanntlich allgemeiner Gebrauch, daß das eine dem anderen Neues und Altes ohne Umstände abdruckt, doch halten es die achtbaren Zeitungen für eine Pflicht der Artigkeit, ihre Quelle, besonders wenn es eine Deutsche ist, gewissenhaft anzugeben. Literarischen Blättern dagegen ist jener Gebrauch keineswegs gestattet, und es wird ohne Umschweife als „Nachdruck" bezeichnet, wenn ein Deutsches Journal sich mit den Federn des andern schmückt. Wie soll nun aber ein solches Verfahren gar bezeichnet werden, wenn sogenannte „Originalblätter", wie z. B. die „Wiener Theater-Zeitung", das „Magazin" nicht bloß seit Jahren nachdrucken, sondern ganz konsequent als Quelle verschweigen? Hat doch diese Art von Piraterie bei einigen Lesern, welche das „Magazin" in wöchentlichen Lieferungen auf dem langsamen Buchhändler-Wege, die Nachdrucks-Blätter dagegen mit der Post beziehen, schon die Meinung erregt, daß wir uns der Artikel der letzteren bedienen? Und erreicht es nicht wirklich den Gipfel aller Naivetät, wenn z. B. die „Didaskalia", eine literarische Beilage zum Frankfurter Journal, in ihrer Nr. 130. den Artikel „Bulwer's Belagerung von Granada", aus Nr. 53. des „Magazins" ohne Weiteres und ohne Angabe der Quelle nachdruckt und es sonach ganz den Anschein erhält, als ob die Eingangs-Worte „Wir haben zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß die angeblich Bulwerschen „Zeitgenossen" wahrscheinlich von einem Deutschen Schriftsteller herrühren", sich auf die „Didaskalia" bezögen? Hat nicht vielmehr die „Didaskalia" jene Artikel verbreiten helfen, die die Stuttgarter Verlagshandlung an mehrere Deutsche Zeitungs-Redactionen eingesandt, um mit Hülfe derselben das Deutsche Publikum glauben zu machen, daß die „Zeitgenossen" wirklich ein Werk von Bulwer seyen? Dem Beispiele der Didaskalia, wenn auch nicht in so naiver Weise, folgen indessen noch viele andere Deutsche Blätter. Die „Stadt-Aachener Zeitung" z. B. stattet ihre Beilage, den „Aachener Courier", jahraus jahrein fast mit nichts Anderem als mit Nachdruck aus dem „Magazin" aus, hat dasselbe aber noch nicht ein einziges Mal genannt. Eben so gewissenhaft in der Verschweigung seiner Quelle ist einer unserer ältesten Kunden, der Nürnberger „Korrespondent von und für Deutschland", wogegen, wenn auch nicht immer, doch zuweilen mehrere andere vielgelesene Blätter die Artigkeit haben, uns als Quelle anzugeben. Wir nennen davon nur, als einige der bekanntesten, die St. Petersburger Deutsche Zeitung, die Schlesische Zeitung, das Frankfurter Conversationsblatt und den Stuttgarter Deutschen Courier. Dies möge genügen, um denjenigen unserer Leser, die das „Magazin" nicht durch die Post beziehen, zu erklären, warum ihnen manche unserer Artikel als alte Bekannte und mithin in dem Lichte erscheinen, als befolgten wir ein Verfahren, das einzig und allein unseren Kollegen zur Last fällt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 61. Berlin, Montag den 22. Mai 1837.

Italien.

Torquato Tasso's Handschriften in Rom.

Erster Artikel.

Man hat bereits vor längerer Zeit erfahren, daß eine Menge ungedruckter Gedichte und anderer Papiere Torquato Tasso's und mehrerer in seine Lebensschicksale verflochtener Personen sich im Besitz des Grafen Alberti zu Rom befinden.*) Nach vieljährigem Harren hat derselbe sich endlich entschlossen, eine Auswahl dieser Dokumente, mit geschichtlichen Erläuterungen versehen, durch den Druck bekannt zu machen. Das erste Heft liegt vor uns,**) bevor wir aber auf dessen Inhalt, wie auf diese Manuskripte im Allgemeinen näher eingehen, wird es nöthig seyn, in der Kürze anzuführen, was Tasso's Biographen über dessen verhängnißvollen Aufenthalt am Hofe zu Ferrara berichten.

Zu Ende des Jahres 1565 trat Torquato Tasso, der sich durch seinen drei Jahre früher erschienenen Rinaldo schon einen glänzenden Ruf erworben hatte, in einem Alter von 21 Jahren in den Dienst des Kardinals Ludwig von Este. Dessen Bruder, Herzog Alfons, feierte eben damals seine Vermälung mit Barbara von Oesterreich, Tochter Kaiser Ferdinand's I.; unverheirathet waren seine beiden Schwestern Lucrezia und Eleonore, jene 1534, diese 1535 geboren, nebst Anna von Guise, Töchter jener Rénée von Valois, denen religiöse Ansichten Gegenstand so vieler Zwistigkeiten waren. Eleonore war unwohl, als Tasso zu Ferrara eintraf; erst nach einiger Zeit war es ihm vergönnt, sie zu sehen. Von beiden Fürstinnen wohlwollend aufgenommen, scheint der junge Dichter sich seinen Empfindungen ohne Rückhalt hingegeben und bald ein Verhältniß angeknüpft zu haben, das den Gang seines ganzen Lebens bestimmte. Zu Ende des Jahres 1570, als Lucrezia nach Urbino verheirathet ward, begleitete er den Kardinal nach Paris, verließ ihn aber daselbst, eines, wie man glaubt, durch die Hugenottischen Angelegenheiten veranlaßten Mißverständnisses wegen, schon im Laufe des nächsten Jahres und kehrte nach Italien zurück, erst nach Rom, dann nach Ferrara, wo der Herzog ihn auf die Bitte der Prinzessinnen unter die Zahl seiner Edelleute aufnahm. Hier vollendete er großentheils das Befreite Jerusalem. Die ersten Unannehmlichkeiten am Hofe begannen um 1573. Tasso, leidenschaftlich, reizbar, eifersüchtig, unstät, vergaß in Dingen, welche sich auf seine geheimsten Herzens-Angelegenheiten bezogen, die nöthigste Vorsicht. Halbe Entdeckungen gaben Veranlassung zu ärgerlichen Auftritten. Eines Abends — es war der 17. Juni 1577 — wurde Tasso in den Gemächern der Herzogin Lucrezia, die sich wieder in Ferrara befand, verhaftet und im Palast selbst bewacht. Nach einigen Tagen nahm Alfons ihn mit sich nach seiner Villa Bel Riguardo; von dort wurde er am 11. Juli „als ein Geisteskranker, der sich heilen lassen müsse", in das Kloster S. Francesco gesandt, entfloh am 20. Juli, kehrte im März des folgenden Jahres nach Ferrara zurück, entfernte sich zum zweitenmal heimlich 3 Monate später, traf am 23. Februar 1579 wiederum in Ferrara ein, und wurde bald darauf in das Irrenspital S. Anna eingesperrt, das er erst im Juli 1586 verließ.

Es ist unnöthig, hier ein oft behandeltes Thema wieder zu berühren und von Tasso's Intriguen mit der Gräfin Laura Peperara von Mantua, mit der Gräfin von Scandiano und anderen Frauen zu reden. Aber es kommt darauf an, festzustellen, daß des Dichters Leidenschaft für die Prinzessin Eleonore von Este Erwiederung fand und die Ursache des Vorgebens seines Wahnsinns und seiner siebenjährigen Gefangenschaft war. Was der Biograph Serassi wohl wußte, aber aus ängstlicher Rücksicht auf alle Weise zu umgehen sucht; was Rosini in seinem etwas weitschweifigen aber sehr lesenswerthen Saggio sugli amori di Torquato Tasso, e sulle cause della sua prigionia auf eine, wie uns dünkt, überzeugende Weise darthut, wird durch die schon genannten Handschriften ganz außer Zweifel gestellt. Es würde zu weit führen, wenn wir hier von Tasso's Gedichten an die Prinzessin ausführlich reden wollten. Manche derselben, deren Urschrift vorliegt, sind gedruckt; viele sind nie bekannt geworden. Man weiß, daß ein Theil der Poesieen, unvorsichtigerweise vom Dichter Anderen mitgetheilt, verbreitet und selbst gedruckt wurden, daß man ihnen zum Theil schon damals, zum Theil später, falsche, manchmal lächerliche Ueberschriften gab, um persönliche Verhältnisse nicht zu sehr bloszustellen. Ueber diesen Umstand verbreitet Rosini sich mit dem nöthigen Detail. Die Eigenschaften, welche man in Tasso's längstbekannten lyrischen Gedichten findet, treten uns auch in diesen wieder entgegen; neben der Ueberkünstelung, dem Pomp der Worte, dem Aufwand an Metaphern und Allegorieen, welche im Allgemeinen die Italiänische Lyrik bezeichnen, wahrer Ausdruck des Gefühls, Leidenschaft, überraschende Gegensätze und Pointen, und große Meisterschaft des Verses und der Sprache.

Mehrere, die über Tasso geschrieben, haben sein Verhältniß zu Eleonoren in Zweifel gestellt oder wohl ganz geleugnet, dagegen ein solches zu ihrer Schwester angenommen. Daß er zu der Zeit, wo er die Erstere kennen lernte, gegen Lucrezien's Reize nicht gleichgültig war und ihr auch nachmals zu huldigen fortfuhr, geht aus diesen Manuskripten hervor, so wie die Art und Weise, wie Eleonore in ihren Briefen sich ausspricht, darauf hindeutet. Wie die meisten Frauen ihrer Zeit, waren die Prinzessinnen in weiblichen Arbeiten sehr geschickt. Lucrezia verfertigte einst für den Dichter eine Stickerei, von welcher später noch die Rede seyn wird, und deren hier nur gedacht werde, um zur Erläuterung eines der Briefe Eleonoren's zu dienen, welche sich durch eben so große Feinheit des Gefühls, wie Schärfe des Verstandes, durch Klarheit und Anmuth vor allen auszeichnen und zum Theil wahre Meisterwerke sind. Nachdem Tasso sich die Gunst der Prinzessin erworben, scheint es an Mißverständnissen zwischen ihnen nicht gefehlt zu haben: man lese nur den bei Serassi (S. 180) mitgetheilten Brief des Dichters an Eleonoren, mit welchem er am 3. Sept. 1573 von der Villa Castel Durante aus, wo er lange Zeit in Lucrezien's Nähe verweilte, das merkwürdige Sonett: Sdegno, debil guerrier begleitete. Einst sandte er der Prinzessin in seinem Unmuth („per alcuni particolari dei quali non occorre far molto") ein Büchlein Boccacio's, „Il Labirinto d'Amore" zum Lesen. Nach einiger Zeit stellte diese es ihm wieder zu, mit einer von ihrer Hand gefertigten Decke, deren Stickerei den Porticus der Villa von Consandoli am Po darstellt, welche Eleonoren's Lieblings-Aufenthalt war, und wo Tasso mit ihr glückliche Tage verlebt und wahrscheinlich die Episode seiner Gerusalemme, welche die Geschichte Olind's und Sophronien's enthält, gedichtet hatte. „Ich sollte zwar", schreibt sie ihm dabei, „Euch ein Buch nicht wieder zustellen, das zur Ehre meines Geschlechts nie hätte geschrieben werden dürfen; aber indem ich es thue und es selbst ausschmücke, folge ich der Vorschrift des Evangeliums, Böses mit Gutem zu vergelten. Freilich bin ich in Handarbeiten nicht so geschickt wie meine Schwester Lucrezia, welche so schöne Dinge zu verfertigen und sie Euch so werthvoll zu machen versteht (— e sà renderle tanto gradite a V. S.)." Tasso, der sogleich ein Madrigal in das Büchlein hineinschreibt und der Geschicklichkeit der Prinzessin, vor welcher Arachne verstumme, wie der Wunde gedenkt, die seinem Herzen die Hand geschlagen, welche das blinde Labyrinth so schön mache, daß nur der Tod ihn daraus befreien könne, greift dies in seiner Antwort auf und bemerkt, Lucrezien's Geschenk sey ihm so willkommen, „perché vien dalla mano d'una Sorella di Vostra Eccellenza." In mehreren Briefen finden sich deutliche Spuren von Eifersüchteleien. — Eleonore schreibt, berichtet, räth ihrem Geliebten in Angelegenheiten aller Art, während er sich in Pesaro, in Rom und anderwärts befindet. Sie giebt ihm Nachricht von Gefahren, die ihn von Seiten der Inquisition bedroben. Sie tadelt ihn mehr denn einmal wegen seines Benehmens. Sie giebt ihm (1572) den Rath, ihrem Bruder Alfons sein Gedicht zu widmen, worauf er sogleich eingeht und eine Dedications-Ottave niederschreibt, die er später bedeutend umänderte, deren erster Entwurf aber nicht minder interessant ist. — Tasso scheint der Prinzessin die an sie gerichteten Gedichte jedesmal mitgetheilt zu haben. Auf einem derselben, wo er von ihrem nicht mehr ganz jugendlichen Alter — la men verde età" — und ihrem unscheinbaren Anzuge redet (es ist das schöne Sonett: „Negli anni acerbi tuoi, purpurea rosa", welches in den Ausgaben die Ueberschrift: an die Herzogin von Urbino trägt, ursprünglich aber an ihre Schwester gerichtet war), beklagt sie sich scherzend in einer Randglosse, er nenne sie „vecchia e mal vestuta" Selbst Verse stellte er ihr zu (worüber wir durch ihre nicht verhehlte, aber das Geständniß ihrer Schwäche enthaltende Mißbilligung belehrt werden), wie die mehr denn freien Sonette: „Prima colla beltà voi mi vinceste" und „Donna, di me doppia vittoria avesto", von denen Rosini mit Recht sagt, daß Pflichtgefühl, Achtung und Liebe selbst es ihm hätten zum Gesetz machen müssen, sie nicht zu schreiben.

*) Die erste Nachricht von diesem Funde haben wir bereits in Nr. 64 des „Magazins" vom Jahre 1834 gegeben.

**) Manoscritti inediti di Torquato Tasso, ed altri pregevoli documenti per servire alla biografia del medesimo, posseduti ed illustrati dal Conte Mariano Alberti, e pubblicati con incisioni e facsimili per cura di R. Gentilucci. Fasc. I. Lucca, 1837. fol. gr.

Schon oben ist angedeutet worden, daß fremder Verrath und eigene Unvorsichtigkeit dem Herzoge das Verhältniß bekannt machten. Er führte Tasso nach Bel-Riguardo. Während des kurzen Aufenthalts daselbst trat die Krise ein. Ohne Zweifel ließ Alfons, nachdem er ihn zum Geständnisse genöthigt, ihm keine andere Wahl, als den Tod oder die Erklärung, daß Alles, was er gesprochen und geschrieben, in Geistesabwesenheit entstanden sey. Um sich selbst und vielleicht die Ehre der Prinzessin zu retten, wählte Tasso das Letztere. Er leistete dem Herzoge einen Eid, wurde in das Kloster San Francesco gesandt „per farsi purgare", stellte sich verrückt. Alfons ließ durch einen seiner Secretaire an den Faktor des Klosters schreiben: „Perchè è solito di dire ogni cosa in confessione, e trascorre in un monte di pazzie, pare a S. A. che egli stia ora peggio che mai." Er selbst sagt einmal in einem Briefe an den Herzog von Urbino: Alfonsen zu gefallen, habe er es für keine Schande gehalten, sich als Dritten neben Solon und Brutus zu stellen. Er mochte geglaubt haben, mit wenigen Tagen Haft werde Alles abgemacht seyn; als er sich getäuscht fand, richtete er Sendschreiben, Verse, Vorstellungen an Alfons, an die von ihm schwergekränkte Prinzessin, an mehrere Andere. Vergebens. Da übermannte ihn die Ungeduld. Er schrieb die heftigsten Dinge; man lese die folgenden Zeilen:

„Tormi potevi, alto Signor, la vita,
Chè dei Monarchi è usurpato dritto,
Ma tormi quel, che la bontà infinita
Senno mi diè, perchè d'amore ho scritto
(D'amore, a cui natura e il ciel m'invita)
È delitto maggior d'ogni delitto.
Perdon chiedei, tu mel negasti: addio!
Mi pento ognor del pentimento mio."

Nicht genug. Er sandte, ungeachtet der flehenden Bitten Eleonorens, welche von seinem Vorhaben durch ihn selber unterrichtet worden war, dem Herzog ein zornsprühendes mit „Devotissimo Servo Torquato Tasso" unterzeichnetes Sonett, welches mit den Worten:

„Giurai, Signor, ma il giuramento mio
Fu un esecrando Sacrilegio indegno"

beginnt, worin er auf seine „mente sana" pocht und Alfonsen und Allen Trotz bietet. Auf der Stelle wollte der Herzog, in Gegenwart seines Staats-Secretairs, G. B. Guarini, Tasso'n den Prozeß machen, erließ aber dann, auf Vorstellung des Genannten, den Befehl, ihn in das Irrenhaus S. Anna einzuschließen. Auf der Rückseite des Sonetts findet sich der Beschluß von Guarini's Hand mit Andeutung der Nebenumstände aufgezeichnet. Ehe ihm Folge geleistet werden konnte, entfloh Tasso am 20. Juli. Wer warnte ihn? Eleonore. Ihr Billet vom 19ten, in großer Hast geschrieben und ohne Namens-Unterschrift, ist vorhanden. „Se V. S. non ha perduto il senno", sagt sie darin, „ha certo perduto il giudizio." In wenigen dürren Worten erklärt sie ihm, er habe nicht nur sich selbst durch Wort und Schrift ins Unglück gestürzt, sondern auch Andere jedes Mittels beraubt, mit Ehren sich seiner annehmen zu können. Nur augenblickliche Flucht könne ihn retten; diese werde ihm erleichtert werden, wenn er sogleich Folge leiste. — Alles dies suchen wir freilich vergebens bei den Biographen.

In einem Briefe an den Herzog von Urbino nennt Tasso seine Flucht „altretanto onesta quanto necessaria." Der Warnungen seiner Freunde ungeachtet, kehrte der Verblendete zweimal nach Ferrara zurück. Es ist hier nicht der Ort, über des Herzogs Verfahren zu urtheilen. Durch absichtliche Kränkungen und grausamen Hohn verwundet, durch Leidenschaftlichkeit aufs Aeußerste gebracht, scheint Tasso jede Rücksicht außer Acht gelassen zu haben. Eine neue schriftliche Warnung der Prinzessin, worin sie ihn beschwört, zu fliehen und auf ewig die zu vergessen, der nichts im Leben übrig bleibe, als Reue und Gewissensbisse, war vergebens. Er wurde in das Irrenhaus eingeschlossen — wie er selbst gesteht, seiner „false, pazze, e temerarie parole" wegen. Wie es ihm da erging — wie unmenschlich er von dem Prior Agostino Mosti behandelt wurde, wie er aus diesem „carcer tetro", wo er in „sordidezza e sudiciume" lag, Bittschriften über Bittschriften ergehen ließ, an Fürsten und Mächtige, an Freunde und Gleichgültige, selbst an Courtisanen und Hofnarren, ist nur zu wohl bekannt. Statt aller lese man seine Canzone an die Prinzessinnen: „O figlie di Renatà", wo er sie und sich auf rührende Weise daran erinnert, was er war, was er ist, wie Freiheit, Gesundheit, Gesetze der Menschlichkeit für ihn nicht mehr auf dem Erdboden seyen. Eine Menge Schriften und Papiere finden sich vor, die von seinem Elend und den Leiden des Geistes und Körpers zeugen, von dem Zustand dieses einst glücklichen, gefeierten, beneideten Tasso, der sich selbst „poverissimo di denari e di roba, ma richissimo di guai e di malanni" nennt, der gesteht, er habe jeden Gedanken an Ruhm und Ehre aufgegeben. Während seiner Gefangenschaft starb Madonna Eleonore am 10. Februar 1581 in einem Alter von etwa 45 Jahren — wie es scheint, ohne dem Unseligen ein Zeichen der Verzeihung gegeben zu haben. In demselben Jahre erschien zu Casalmaggiore die erste vollständige Ausgabe der Gerusalemme, womit die Buchdrucker sich bereicherten, während der Dichter in der größten Noth schmachtete. Die Bitten des Papstes, des Kaisers, der Italiänischen Fürsten vermochten nicht, des Herzoges Sinn zu erweichen. Sieben entsetzliche Jahre gingen vorüber. Den letzten Versuch machte der Herzog von Mantua, mit dessen Sohn Vincenz wie mit dem Kardinal Scipio Gonzaga Tasso sehr befreundet war. Auf dessen Vorstellung (vom 29. Mai 1586), Alfons könne unmöglich länger an den angeblichen Wahnsinn eines Mannes glauben machen, der Verse und Prosa schreibe, wie Tasso in dem Spital, trug der Herzog, ermüdet, wie er selbst sagt, durch alle diese Bitten, durch ein in wenigen Worten abgefaßtes und auf der Rückseite des erwähnten Briefes niedergeschriebenes Rescript vom 16. Juni dem Guarini auf: Tasso's mit Beschlag belegte Papiere zu untersuchen und darüber Bericht zu erstatten, damit man sehe, daß dieser Mann nur so auf der Erde leben dürfe, wie er jetzt lebe, und auch so nur „per nostra somma misericordia". Aus Mitleid entfernte der Staats-Secretair die schlimmsten Dinge. Sein Bericht fiel günstig aus, und der Herzog mußte sich nun entscheiden. Am 6. Juli wurde der Gefangene in Freiheit gesetzt. Dies geht aus des Herzogs eigenhändigem Schreiben an den Prior des Spitals hervor. Ohne von Alfons empfangen worden zu seyn, verließ Tasso nach einigen Tagen Ferrara in Gesellschaft des Prinzen Vincenz und begab sich nach Mantua. Sein Brief an Guarini, welcher dieser nachbar gewordenen Angelegenheit wegen nach etwa einem Jahre heimlich sich von Ferrara entfernte, liegt vor. Während er von seiner Dankbarkeit für einen großen Dienst redet, den er nicht nambaft zu machen wagt, deutet er auf frühere Verhältnisse und Nebenbuhlerschaft hin, zu denen die Geschichte den Schlüssel giebt.

Wir müssen zum Schlusse eilen. Bis zu Tasso's letzten Lebensjahren begleiten uns die mehrerwähnten Dokumente. Es ist bekannt, daß, als der Dichter im April 1592 von Neapel nach Rom reisen wollte, um sich zum Kardinal Aldobrandini zu begeben, die Straßen durch die Räuberbanden des Marco Sciarra besetzt waren und dieser ihn wissen ließ, er möge ohne Furcht seines Weges ziehen. Der eigenhändige, im sonderbarsten Dialekt abgefaßte Brief des Freibeuters ist nicht das uninteressanteste Stück der Sammlung. Er sagt dem „Sio Torquato", er möge getrost seyn, seine Leute würden dem Dichter der Gerusalemme und des braven Rinaldo nichts zu Leide thun; er selbst aber würde ihm, wenn sich die Gelegenheit darböte, eine andere Behandlung zu Theil werden lassen, als der Herr Herzog von Ferrara, welcher ihn als wahnsinnig ausgeschrien habe. — Tasso hat auf der Rückseite bemerkt, er habe das Schreiben „che mi onora assai" zu Mola di Gaëta erhalten.

Wir befinden uns in S. Onofrio. Von den Höhen des Janiculus blicken wir mit dem Unglücklichen, Todtkranken, Lebensmüden, der hier, wie er sich selbst ausdrückt, seine Unterredung mit dem Himmel begann, auf die ewige Stadt hinab, die ihm, wie Petrarca, den Dichterlorbeer ertheilen sollte und von seinem Verscheiden in enger Klosterzelle erfuhr. Von hier schreibt er, gleich nach seinem Eintreffen, an seinen Gönner, den Kardinal Cintio Aldobrandini, und schildert, wie das schlechte Wetter und der strömende Regen seinen schon geschwächten Körper angegriffen, und wie dies gleichsam eine Quarantaine für ihn gewesen sey, um sich vor seinem Eintritte in die Ruhe von den ihm anklebenden irdischen Uebeln zu reinigen. Und so gelangen wir endlich zu seinen letzten Zeilen, welche er am Tage vor seinem Uebergange ins ewige Leben, der am 25. April 1595 stattfand, mit zitternder Hand und sichtbarer Anstrengung geschrieben. Er dankt darin den frommen Vätern des Klosters für alle Liebe und Güte, die sie ihm während seines Verweilens unter ihnen erzeigt; er bittet, seinen kalten Leichnam mit einem einfachen Stein zu bedecken und mit der Inschrift: Torquati Tassi ossa hic jacent etc., die man noch jetzt daselbst liest, zu bezeichnen. Sollte das, was er hinterlassen, nicht zu den Kosten reichen, so bitte er den Kardinal Aldobrandini, das Fehlende hinzufügen zu wollen. Denn wie er in seinem Leben der unglückseligste der Menschen gewesen sey, so sterbe er als der ärmste.

Erst einige Jahre später bezeichneten die Mönche den Ort, wo Torquato Tasso ruht. Der Kardinal Aldobrandini wollte ihm ein Denkmal setzen; statt seiner that es 1608 Benifaz Kardinal Bevilacqua von Ferrara. Die Kunst gewinnt am wenigsten bei dem großsprecherischen und geschmacklosen Monument, welches man gegenwärtig an dieser Stelle errichten will.

Wie die mehrerwähnten Handschriften auf unsere Zeit und in die Hände ihres gegenwärtigen Besitzers gelangt sind, wird, nebst einigen geschichtlichen und literarischen Details, in einem zweiten Artikel erläutert werden. In Bezug auf die obigen Bemerkungen muß hier nur noch ein Wort darüber stehen: weshalb in denselben von Tasso's Gewissensskrupeln und religiösen Zweifeln nicht die Rede gewesen ist. Daß er sich viel mit solchen quälte, daß sie zu seinen Lebensschicksalen in enger Beziehung stehen, daß er Grund zu haben glaubte, vor der Inquisition sich zu fürchten, ist außer Zweifel und wird überall bestätigt. Es dünkt uns aber und geht auch wohl aus der einfachen Erzählung des Thatbestandes hervor, daß die Haupt-Katastrophe eine ganz verschiedene Veranlassung hatte.

Alfred Reumont.

Bibliographie.

Commedie inedite. (Lustspiele.) Von Augusto Bon. Mailand.

Comentari della rivoluzione francese. (Geschichte der Französischen Revolution.) Von Lazzaro Papi. 3 Bde. Bastia.

Corso anatomico-fisiologico. — Von Prof. Ant. Baglioni. 2 Bde. Montepulciano.

Il Dafni. — Nach Gekner, von Matteo Procopio. Messina.

Descrizione geognostica della costa meridionale della valle di Messina. — Vom Prof. Carlo Gemellaro.

Rußland.

Puschkin, nach dem Urtheil seiner Landsleute.

Von N. Polewoi.

Puschkin war ein Dichter, ein großer lyrischer Dichter und ein vollkommener Repräsentant der Epoche seines Vaterlandes, in welcher er lebte.

Wir hatten bisher nur Zwei solcher Dichter, Derschawin und Puschkin. Beide waren Lyriker. Wir sind noch so frisch und jung, als Volk und als Gemeinwesen, daß Dichter anderer Gattung bei uns noch nicht auftreten konnten. Derschawin repräsentirte die Regierung Katharina's: seine Muster waren Lomonossoff, Kantemir, Sumarokoff, Petrej

und der Klassizismus. Puschkin war der Repräsentant der Regierung Alexander's und seines Kaiserlichen Nachfolgers bis auf die neueste Zeit: als Vorbilder dienten ihm Karamsin, Schukowski, Dmitrieff, Batuschkoff und der Romantismus.

Die Welt riß Beide mit sich fort und veranlaßte ihren Untergang als Dichter. Beide wurden durch ihre erhitzte Einbildungskraft in eine ihnen fremde Sphäre hineingezogen und konnten ihre Selbstständigkeit nicht behaupten. Aber Beide ragten über ihre Nebenbuhler empor und lieferten ein vollkommenes Gemälde ihrer Nation.

Derschawin hatte eine Menge Miteiferer; um ihn her drängten sich die Kapnist's, die Neledinski's, und eine Unzahl von mehr oder weniger ausgezeichneten Talenten wurden seine Nachahmer. Puschkin stand allein da. Aus seinem Zeitalter herauszutreten und sich über dasselbe stellen, vermochte Niemand. Sollte man das Gegentheil behaupten hören, so traue man ihm nicht. Es sind tönende, aber leere Worte. Nur ein mächtiger Verstand, ein Genie kann die ganze Zeitbildung seines Volkes in sich tragen, kann alle seine geheimen Bestrebungen und Bedürfnisse fühlen und sie mit Wahrheit und Erfolg aussprechen; wie einem begeisterten Propheten steht ihm Alles klar vor Augen, was den gewöhnlichen Begriffen dunkel und unerklärlich erscheint.

Im Laufe von zwanzig Jahren durchlebte und durchfühlte Puschkin das ganze Leben, alle Gedanken seiner Zeit und seiner Nation. Jene Ueberreste des Klassizismus und des 18ten Jahrhunderts in seinen ersten Erzeugnissen, das unbegränzte Jagen nach neuen Ideen, das unsystematische jugendliche Streben nach neuen Wendungen, von denen seit 1815 die Englische, Deutsche und Französische Literatur überströmten; der Abscheu gegen die verderblichen Folgen, mit denen jene Anstrengungen für den größten Theil des Westens endigten; dann der Gedanke an eigene Selbstständigkeit, an Volksthümlichkeit, Nordische, Morgenländische, Russische; Versuche, diesen Gedanken in die Literatur einzuführen; die Nothwendigkeit der verschiedenartigsten Thätigkeit, die Uebergänge zum Drama, zu Erzählungen, zum Roman, zur Geschichte, zur Volkssage; der ewige Zweifel daran, sich dem gewöhnlichen Verstande begreiflich gemacht zu haben; ein ununterbrochenes Streben nach Vorwärts, die davon unzertrennliche Ermüdung und eine beständige Unzufriedenheit mit sich selbst und Anderen — spricht dieses Alles nicht für ein seinem Zeitalter vorauseilendes Genie? So war Puschkin.

Was hat er geleistet?

Ist es etwa keine Riesenleistung — in sich selbst seine Zeit und sein Volk im poetischen Gewande darzustellen? Mußte nicht ein erhabenes Gefühl für seine Mitwelt in dem warmen Herzen unseres Dichters schlagen? Mußte nicht alles Schöne und Ruhmvolle Anklänge in seinem Gemüthe finden? Vermag man Alles herzuzählen, was Puschkin in seinem Leben Hohes und Begeisterndes dachte und sagte? Man rufe sich Alles zurück, was man bei Lesung seiner unnachahmlichen Verse fühlte.

Ja, unnachahmlich! Wenn wir Alle nicht mehr sind, wenn unsere Herzen erkaltet seyn und neue Zeiten, neue Ereignisse, neue Eindrücke das Gefühl der Russen beherrschen und die Begriffe und Ereignisse, welche Puschkin begeisterten, in fernen Hintergrund stellen werden, auch dann noch wird er ein großer Schriftsteller seyn, dem vielleicht eben so ausgezeichnete Talente, aber niemals getreue Nachahmer folgen werden. Das, was er für Russische Poesie gethan hat, kann unmöglich nachgeahmt werden. Die hauptsächlichsten Zeitbedürfnisse seines Volkes getreu schildernd, bediente er sich in seinen Gesängen einer reinen, gründlichen, lebendigen Sprache, und diese ward die Sprache unserer ganzen Poesie. Auf sein Zauberwort warf sie, von einem Ende Rußlands bis zum anderen, ihr altes Gewand ab und kleidete sich neu und rein. In funfzig Jahren, in einem Jahrhundert kann das Nämliche geschehen; man kann auch dann zu seinen Zeitgenossen mit lebendiger Sprache reden, das heißt, so wie Puschkin, und man wird ein Puschkin seiner Zeit seyn. Aber das ist nicht leicht. Eine der kostbarsten Eigenschaften Puschkin's war sein unaussprechlich feiner und richtiger Geschmack. Sein Ohr, seine Zunge, seine Feder fühlten schon in der Ferne, was im Russischen nicht wohlklingend, nicht angenehm, nicht passend war. Er ließ sich zwar zuweilen Nachlässigkeiten zu Schulden kommen, die als Widersprüche jenes feinen Gefühls für die Schönheit der Sprache seiner Zeit erscheinen; er gab sie aber auch nicht als Muster aus und nannte sie selbst Nachlässigkeiten. Wir sprechen hier nur von Puschkin's Verse. Der ungeheure Schritt, den er unsere Poesie eben so leicht als schnell vorwärts machen ließ, bleibt für immer sein größtes Verdienst und giebt ihm das erste Recht auf Unsterblichkeit und auf die Dankbarkeit der Russen. Und die Folgen dieses Verdienstes, das ihm persönlich gehört und für einen einzelnen Mann hinreicht, sind außerordentlich wichtig und nicht zu zählen. Aber nicht Jeder erkannte dieses Verdienst, das bald fast gänzlich vergessen wurde. Erstaunt über ihn, erwarteten wir unaufhörlich neue, noch glänzendere Erzeugnisse und forderten am Ende von Puschkin mehr, als ein einzelner Mensch leisten kann. Wir waren ungerecht. Unsere überspannten Forderungen waren Schuld daran, wenn er uns nicht immer befriedigte.

So lange er lebte, so lange wir ihn unter uns sahen, vergaßen wir den Puschkin, wie er in der Gegenwart war, und blickten auf zu ihm, wie auf einen Zukünftigen. Aber gerade dieses Verlangen einer ganzen mächtigen Nation, diese Besorgniß Aller für Einen, diese allgemeine Erwartung, daß der Dichter, im stürmischen Fluge seines Genius über Felsen und Abgründe, jedes neue Bedürfniß unseres Verstandes und unseres Herzens befriedigen würde — ist der Maßstab von Puschkin's Genie. Auf ihn, nur auf ihn bezogen sich unsere Forderungen und Erwartungen; nur für ihn allein zitterten wir und waren wir besorgt. Andere sangen oder, wenn es ihnen beliebte, schrieben, aber Niemand hinderte sie daran, zu singen und zu schreiben, was und wann sie wollten! Ruhig können auch jetzt, nach Puschkin, Andere singen und schreiben, weil in Rußlands poetischer Welt, ihn allein ausgenommen, wir für Niemanden besorgt sind und von Niemanden etwas hoffen.

So stand Puschkin der Dichter im Rußland seiner Zeit. Man blicke um sich her; einen zweiten Puschkin giebt es nicht mehr unter den funfzig Millionen unserer Nation! In Rußland ist der Stoff für alles Große vorhanden. Es wird wieder ein Puschkin erscheinen; noch besser, noch schöner, aber wir jetzt Lebenden — haben keinen zweiten Puschkin. Dies erklären wir, seine Zeitgenossen und Nachkommen werden es bestätigen.

Und an dem Grabe eines solchen Mannes — da wir den Reichthum der Kräfte kennen, die in seinem glühenden Gemüth, in seinem glänzenden Geiste lebten — da seine Existenz eine verfehlte (?) war und mit Vernichtung unserer Hoffnungen endigte — wie sollten unsere Herzen nicht brechen, wie sollten wir nicht weinen — nicht seinet-, sondern unsertwegen? . . . .

Es wäre unmöglich. Mögen diese wenigen dem Herzen unwillkürlich entströmten Worte, mögen sie zeigen, daß, wenn wir auch nicht im Stande sind, unsere Gefühle vollkommen auszusprechen, wir es wenigstens gewünscht haben. Das Gefühl für das Beste und für den herben Verlust der Russischen Literatur in Puschkin lebt in unserer Seele. Worte der Trauer sind flüchtig, wenn sie auch jetzt das Herz erschüttern, dem ein aufrichtiges, ungeheucheltes Mitgefühl nicht fremd ist. Worte bedeuten wenig. Sollten wir das Grab unseres großen einzigen Dichters einsam der Vergessenheit überlassen?

Rußlands Kaiser, dessen große Seele alle Hochgefühle Rußlands in sich aufnimmt, der zuerst sich freute über Rußlands Freude und zuerst in unser Aller Namen trauerte, Rußlands Zaar zeigte auch hier, durch seine väterliche Vorsorge für Puschkin, in den letzten Augenblicken seines Lebens und durch seine der Wittwe und den Waisen des Dichters erwiesenen Wohlthaten, wie groß unser Verlust war. Die Kinder unseres Puschkin werden auf Kaiserliche Rechnung erzogen werden und empfingen bereits, mit ihrer Mutter zusammen, die Bewilligung eines Jahrgehaltes von 11,000 Rubel. Der Kaiser bezahlte alle Schulden Puschkin's und löste dessen verpfändete Besitzungen aus. Für seine Rechnung läßt der Kaiser eine vollständige Ausgabe von Puschkin's Werken in 10,000 Exemplaren drucken und schenkt sie seiner hinterlassenen Familie, was für die Waisen ein Kapital von 300,000 Rubel bildet. Sollten wir, seine Kinder, und als solche die Brüder der Waisen Puschkin's, nichts thun, um das Andenken unseres Dichters zu ehren? Die persönlichen Freunde des Verstorbenen, unter der Leitung des edlen Schukoffski, haben es übernommen, die Zeitschrift Puschkin's, „der Zeitgenosse", fortzusetzen und die Einnahme den Waisen zu überlassen. Unsere Pflicht ist es auch, unsererseits zur Erinnerung an Puschkin ein Denkmal zu begründen, würdig seines Ruhmes und der Ehre Rußlands. Noch unterblieb kein gutes Unternehmen wegen nicht erfolgter Bestätigung unseres guten Kaisers! Möge ein Jeder von uns, der Puschkin's Genialität zu schätzen wußte, Theilnehmer an einem ihm auf seinem Grabe zu errichtenden Denkmale seyn! Unsere Künstler werden unseren Wunsch mit Begeisterung vernehmen, und auf dem Grabe des Dichters wird ein Denkmal aus Marmor oder Bronze Zeugniß davon geben, daß Puschkin's Verdienste von seinen Zeitgenossen anerkannt wurden. Laut wird das Herz des Jünglings schlagen, wenn er dieses Denkmal erblickt, und in stilles Nachdenken der Wanderer versinken, der sich den ehrwürdigen Mauern des einsamen Swätogorskischen Klosters nähert, wo die unvergeßlichen Ueberreste des ersten Dichters unseres theuren Vaterlandes ruhen! (b. A. Y.)

Bibliographie.

Die Rechte des Russischen Bürgers. Von Victor Lebedeff.
Mathematische Geographie. Von Alexander Obodowski.
Undine, von W. Schukowski.
Alexandriade. Gedicht von Kaschkin.
Gedichte eines jungen Tscherkessen.
Regneda. Romantisches Gedicht von Ivan Alätrinski.
Die zwei Maskenbälle. Eine Sage.
Trinosajeff's Versuche.
Hamlet, übersetzt in Versen, von N. Polewoi.
Vorlesungen über Literatur, vom Professor J. Dawidoff.
Pferde-Rennen-Kalender des Lebedjan'schen Pferde-Rennen-Vereins.
Uebersicht der Russischen Besitzungen im Kaukasus, in statistischer, ethnographischer, topographischer und finanzieller Beziehung; herausgegeben auf Allerhöchsten Befehl. 4 Theile.
Episode aus der Herrschaft Biron's. Geschichtliche Novelle von A. W.

England.

Der Spleen-Klub.

Es sind ungefähr funfzig Jahre her, daß ein Dutzend vom Spleen ergriffener Gentlemen den Gedanken faßte, einen eigenen Klub zu gründen. Kaum aber wußte man in London, daß dem Spleen ein Tempel errichtet sey, als sich auch schon zahlreiche Liebhaber präsentirten, die in diese angenehme Gesellschaft entsetzlich gelangweilter Menschen aufgenommen seyn wollten. Die Begründer zeigten sich indessen sehr streng in der Auswahl. Der Klub öffnete sich nur dem allervornehmsten Spleen. Um aufgenommen zu werden, mußte man in der Welt eine glänzende Stellung einnehmen und den Spleen durch ausgezeichnetes Unglück, durch fashionable Langeweile, durch ganz besondere Launen des Schicksals sich erworben haben. Außerdem mußte man beweisen, daß das Uebel unheilbar sey und den kräftigsten Mitteln, der gründlichsten Behandlung widerstanden habe. Dann mußte auch jeder in den Orden Aufgenommene eine bedeutende Summe in die Bundes-Kasse fließen lassen. Diese lästigen Bedingungen machten, daß sehr wenig Kandidaten gewählt wurden, und daß die Zahl der Mitglieder des Klubs auf dreißig beschränkt blieb.

Nachdem der Spleen-Klub konstituirt war, vereinigten sich die dreißig Hypochondristen, aus welchen er bestand, in feierlicher Sitzung, um sich zu verständigen und über den Zweck und die Absichten der Gesellschaft zu berathen. Jeder nahm seinerseits das Wort mit melancholischer Stimme und nach einer, wenn auch nicht lebendigen und belebten, doch wenigstens ernsten und tiefsinnigen Verhandlung, entschied man, daß man, um der öffentlichen Meinung und der Moral, welche das natürliche in dem Bewußtseyn der Menschen liegende Gesetz, die Richtschnur für Sitten und die Regel der Tugend sey, zu genügen, vor allen Dingen daran denken müsse, den Spleen zu bekämpfen und die Menschheit von dieser tödtlichen Krankheit zu befreien. Hohe Preise wurden den Philosophen, den Aerzten und den Physiologen ausgesetzt, welche Abhandlungen über diese wichtige Materie schrieben, noch ungedruckte Beiträge lieferten und heilsame Mittel auffänden. Man bestimmte beträchtliche Summen für diejenigen, welche neue Vergnügungen und Zerstreuungen entdeckten, während die bekannten Vergnügungen mit allerlei neuen Erkünstelungen ausgestattet wurden. Jeden Tag waren Feste, Schauspiele, Gastmäler, Erinnerungsfeiern an Marcus Antonius, an Lucullus, an Nero und an alle berühmte Schlemmer des Alterthums und der neueren Zeiten. Aber vergebens: die Philosophen und Doktoren fanden nichts Neues, nichts Wirksames, und der Spleen widerstand allen Versuchungen.

Eine zweite feierliche Sitzung fand statt; mehrere Mitglieder des Klubs behaupteten, daß ihr Spleen seinen höchsten Grad erreicht habe, daß ihnen das Leben unerträglich sey, und daß, da es kein anderes Mittel gebe, das Beste wäre, so bald als möglich zu sterben; sie schlugen einen allgemeinen Selbstmord vor, indem sie sich alle zusammen in den Fluß stürzten oder sich bei einem Gastmahl in corpore vergifteten. Die Gemäßigten erhoben sich gegen dieses gewaltsame Mittel: eine solche Maßregel würde einem thörichten Stolz zugeschrieben werden, man würde darin nur die Absicht gewahren, Effekt zu machen, und den Narren Stoff zum Gespräch geben. Indeß Keiner, selbst die Vernünftigsten nicht ausgenommen, erhob sich gegen den Selbstmord; Jeder betrachtete ihn als eine letzte Zuflucht, wenn er der Last des Lebens müde wäre. Man kam demnach ohne Oppositionen überein, daß der Selbstmord den Mitgliedern des Klubs erlaubt werden solle, nicht aber ein plötzlicher und allgemeiner Selbstmord, welcher wie ein unüberlegter Entschluß der zur Verzweiflung getriebenen Langeweile aussehen könnte, sondern ein regelmäßiger, methodischer, bedachter, mit allen Zeichen der vorherigen Ueberlegung ausgeführter, durch die Beistimmung der ganzen Gesellschaft beifällig aufgenommener Selbstmord. Demzufolge wurde verordnet, daß sich kein Mitglied des Klubs ohne die Genehmigung und die offizielle Erlaubniß seiner Kollegen tödten dürfe. Die Zahl der Selbstmorde wurde auf zwei jährlich beschränkt; sie sollten in bestimmten Zeiträumen von sechs zu sechs Monaten stattfinden, und da es wahrscheinlich schien, daß sich zu jedem unglücklichen Termin mehrere Liebhaber einstellen würden, so ordnete man an, daß jedesmal drei durch das Loos bestimmte Geschworene ein Tribunal bilden sollten, vor welchem die zum Selbstmord bestimmten Kandidaten ihre Gründe angeben, ihre Ansprüche geltend machen, ihr Leiden entwickeln sollten. Das Tribunal sollte dann über die dringende Noth aburtheilen und sein Ausspruch denjenigen bezeichnen, welchem das Recht, zu sterben, gewährt werden sollte.

Alle diese Details haben den Anschein, als ob sie ein Spaßvogel erfunden, doch der Spleen-Klub war wirklich in London im vorigen Jahrhundert vorhanden.

Als der festgesetzte Tag für die erste Bewerbung erschienen war, wurde der Name der Richter aus einer Todten-Urne gezogen. Es traten sieben Kandidaten auf; einer von ihnen erzählte die Geschichte seines Spleens und seiner Leiden folgendermaßen:

„Ich heiße Sir Humphrey D..., bin fünfunddreißig Jahre alt, obschon ich vielleicht jünger scheine, aber wenn das Alter nach den Leiden gerechnet würde, könnte ich wohl sagen, daß ich über ein Jahrhundert alt und der Aelteste des Menschengeschlechts bin, denn Keiner hienieden ist elender als ich. Das Schicksal, erfinderisch im Unglück, hat, um mich zu verfolgen, einen wunderlichen und grausamen Weg eingeschlagen; denn, indem es mich mit seiner vermeintlichen Gunst überschüttete, ließ es mich alle Bitterkeiten des Lebens kosten. Ich bin unter glänzenden Verhältnissen geboren, schon als Kind ward ich der Erbe eines Vermögens, dessen Einkünfte sich auf zwanzig Tausend Pfund Sterling beliefen. Ich hatte einen rechtschaffenen und geschickten Mann zum Vormund, welcher meine Güter mit Talent und Redlichkeit verwaltete und mir, als die Stunde meiner Entlassung aus der vormundschaftlichen Gewalt schlug, eine befriedigende Rechnung ablegte. Als ich zu einem reifern Alter gelangt war, gewahrte ich, daß mir Alles glückte. Auf der Universität zu Oxford machte ich, ohne mir die geringste Mühe zu geben, vortreffliche Studien. Ich brauchte nur zu wollen, um zu wissen. Wenn ich die Absicht zeigte, mich dem Studium einer Wissenschaft oder Kunst zu widmen, entwickelten sich in mir plötzlich die wunderbarsten Anlagen, und ich unterrichtete mich mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Alles, was ich wünschte, traf ein, als ob eine magische Gewalt im Dienste meiner Wünsche gestanden hätte. Dieses merkwürdige Privilegium folgte mir in die Welt und hat sich nie verleugnet. Meine Unvorsichtigkeiten, als junger Mensch, wendeten sich immer zu meinem Vortheil; meine Thorheiten hatten Folgen, welche die Weisheit mir beneidete. Meine Fehler gereichten mir eben so sehr zu entschiedenem Nutzen als meine Tugenden; alle meine Wünsche waren eben so schnell erfüllt, als sie entstanden. Eines Abends gerieth ich im Schauspiel mit einem Irländischen Major in Streit; er war ein furchtbarer Duellist, der sich sehr häufig schlug und die traurige Gewohnheit hatte, seine Gegner zu tödten. Der Major bewies, daß er der Beleidigte war, und hatte sonach die Wahl der Waffen; er wählte das Pistol. Ich hatte es immer vernachlässigt, mich in dieser Waffe zu üben, der Major hingegen hatte eine bewundernswürdige Geschicklichkeit darin. Meine Freunde ordneten bereits mein Leichenbegängniß an, aber ich lachte über ihre Besorgniß. Das Loos entschied, wie es nicht anders konnte, daß ich zuerst schießen sollte; ich zielte kaum und ohne Geschick, der Schuß fiel, und eine Majors-Stelle in der Britischen Armee wurde vakant. Meine Kugel war in das Auge des furchtbaren Offiziers gedrungen, und ich hatte seine Oper gerächt. Das ist die Geschichte meines ersten Duells. Ich will nichts von meinen Erfolgen bei den Frauen sagen, Sie würden darüber schaudern. Das Glück verließ mich nirgend. Im Spiel gewann ich jedesmal und erwarb dadurch ungeheure Summen; wollte ich wissen, wie weit in dieser Art mein Glück ging, so endigte ich stets damit, die Bank zu sprengen. In Epsom und Newmarket trägt jedesmal das Pferd, für welches ich parire, den Preis davon; derselbe Erfolg krönt meine ungemessensten Wetten. Da ich aber ein rechtschaffener Mann bin, so habe ich zu spielen und zu wetten aufgehört; dieselbe Rechtlichkeit hält mich vom Duell und von verliebten Abenteuern zurück. Auch kann mich dieses Alles nicht mehr erfreuen, oder auch nur interessiren, nirgends giebt es mehr Vergnügen für mich, denn nirgends giebt es für mich noch etwas zu wagen oder einen zweifelhaften Glücksfall. Ich habe mir diese beständige Glückseligkeit abgewöhnen wollen, aber überall folgt sie mir. Ich fand sie in Frankreich, in Italien, in Deutschland, in Amerika wieder. Ich mochte das Schicksal versuchen, den Himmel lästern, ein Hinderniß suchen, mich kopfüber in die Gefahr stürzen, überall verfolgte mich die unerbittliche Glückseligkeit. Da befiel mich der Spleen, und heute, wo ich aus dem Leben treten will, gedenke ich sicher, den Preis über meine Mitbewerber davonzutragen, denn dieses letzte Glück kann mir nicht fehlen. Auch diesmal wie immer wird mein Wunsch erfüllt werden."

In der That fiel die Wahl des Tribunals auf Sir Humphrey, welcher mit einem bitteren Lächeln antwortete: „Ich war dessen gewiß." Dann dankte er den Richtern, grüßte die Versammlung, zog aus seiner Tasche ein kleines Pistol hervor und jagte sich eine Kugel durch den Kopf. Diese schnelle Manier, zu handeln, wurde der Gegenstand einiger Erörterungen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Französische Memoiren-Literatur. Der Verfasser der vor kurzem in Paris erschienenen Après-dîners de Cambacérès, Herr von Lamothe-Langon, gehört zu den unermüdlichsten Memoiren-Schmieden in Frankreich. Er selbst ist naiv genug, in der Vorrede zu seinem neuen Werke einzugestehen, daß er, da wir einmal in einer Zeit leben, die betrogen seyn wolle, redlich auch das Seinige dazu beigetragen habe, sie zu betrügen. Er nimmt keinen Anstand, sich jetzt für den Verfasser der vor einigen Jahren in 14 Bänden erschienenen „Memoiren Ludwig's XVIII., herausgegeben von dem Herzoge von O...." zu erklären. Zwar behauptet er, zu diesem Behufe die Einsicht in Papiere des verstorbenen Königs gehabt zu haben, doch glaubt ihm das kein Mensch mehr, da ja schon vor längerer Zeit dem damals noch unbekannt gewesenen Kompilator jener Memoiren nachgewiesen worden, daß er bloß einige alte Schmöker, wie das Tagebuch von Bachumont u. dgl. m., abgeschrieben habe. Nicht minder bekennt er sich als Verfasser der Denkwürdigkeiten der Madame du Barry und anderer bekannter Charaktere. Ja, er geht sogar so weit, es diesen Werken als Verdienst anzurechnen, daß sie nicht von den Personen selbst geschrieben worden, deren Namen sie tragen. Denn, meint er, der fremde Verarbeiter ist eben so von den Eitelkeiten als von den Rücksichten derjenigen frei, die ihre eigenen Memoiren schreiben, und kann daher viel wahrer zu Werke gehen, als sie. Der gute Herr von Lamothe-Langon vergißt jedoch, daß es gerade diese subjektive Seite der Memoiren-Literatur ist, was sie interessant macht. Es kommt dabei nicht sowohl auf das Gewicht und die Wahrheit der Thatsachen, die beide der Geschichte angehören und nicht in einem Memoirenwerke gesucht werden, als auf deren Reflex in der Darstellung eines Zeitgenossen oder überhaupt solcher Personen an, die das Recht und die Gelegenheit haben, Memoiren zu schreiben. Maßt sich ein Späterlebender an, vermöglich in den Geist derjenigen einzudringen, deren Selbstbekenntnisse er schreibt, so giebt er uns keine Memoiren, sondern mehr oder weniger gute Erzählungen, wie auch in der That die von Herrn von Lamothe-Langon geschmiedeten Denkwürdigkeiten das Fadeste sind, was man sich denken kann. Um sein nicht sehr rühmliches Verfahren zu rechtfertigen, beruft sich der Verfasser auf viele andere in der neuesten Zeit erschienene Memoiren, wie z. B. die von Robespierre, Fouché, Frau von Créqui u. A., die sämmtlich das Werk einiger industriöser Spekulanten sind. Auch von Las Cases' Mémorial de St. Hélène behauptet er, es sey keineswegs unter Napoleon's Augen geschrieben, sondern dem Herausgeber erst nach seiner Rückkehr in Frankreich verfaßt worden. Indessen kann wohl ein Betrug den anderen schwerlich rechtfertigen. Auch ist Herr von Lamothe-Langon weit davon entfernt, seinem Vorgänger Las Cases an Talent und Erfolg zu gleichen. Von seinen „Nachmittagen bei Cambacérès" sagt vielmehr die Quaterly-Review sehr lakonisch: „Diese vier Bände kosten uns zwei Pfund Sterling — sie sind aber nicht Einen Penny werth!"

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 62. Berlin, Mittwoch den 24. Mai 1837.

England.

Hallam's Europäische Literatur-Geschichte.

Ariosto und Bojardo.

Ariosto ist nach Homer der Lieblingsdichter von Europa geworden. Seine Anmuth und Leichtigkeit, seine klare und schnell dahinströmende Sprache, die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Erfindung, die raschen Uebergänge und Sprünge, die von Kritikern sonst wohl getadelt werden, von ihm aber gerade mit bewunderungswürdiger Kunst angewendet sind, um das Ermüdende längerer Erzählungen zu unterbrechen, haben ihm den Sieg über alle seine Nebenbuhler in der Popularität ihrer Dichtungen verschafft. Ungefähr sechzig Ausgaben des Orlando Furioso erschienen im sechzehnten Jahrhundert, und Niemand, sagt Bernardo Tasso, er mochte einem Stande, Alter oder Range angehören, welcher es immer war, gab sich zufrieden, wenn er das Gedicht nur ein einzigesmal durchgelesen hatte. Wenn der Wechsel der Sitten und Denkungsweise diese Bewunderung in einiger Hinsicht beeinträchtigt hat, wenn wir aufhören, für die Ritterlichkeit der edlen Paladine begeistert zu seyn, und ihre Kämpfe vielmehr etwas einförmig finden, so ist dies das gemeinsame Loos aller Dichtkunst, welche, da sie allein vermittelst des Rufes, dessen sie in einem bestimmten Zeitalter genoß, auf die Verehrung der Nachwelt Anspruch machen kann, sich selbst dem Geiste ihrer Zeit anpassen muß. Dieser Geist lebt aber überall in Ariost's Gedichten. Sein Zeitalter war ein Jahrhundert des Krieges, des Glanzes und der Galanterie, das Ritterleben war noch nicht aus dem wirklichen Leben verdrängt, und so strahlte diese Zeit in hundert bunten Farben aus dem Spiegel der Romantik in die Gegenwart eines spätern Jahrhunderts hinüber.

Es ist mitunter als ein Verwurf für Ariosto ausgesprochen worden, daß er nicht ernst genug sey und sogar einen leisen Verdacht erregе, als spotte er selbst über den Gegenstand seiner Dichtung. Ich kann nicht einsehen, sagt Hallam, daß er dies in einem höheren Grade thue, als es mit Geschmack und Verstand verträglich ist. In dieser Beziehung beobachten die Dichter der fahrenden Ritterschaft eine gewisse Stufenfolge, wo Pulci (der Dichter des großen Morgant) und Spenser (der Dichter der Feenkönigin) auf der obersten Stufe stehen; der erste verwebt, voll muthwilliger Ironie und Frivolität, Heiliges mit Unheiligem, der zweite dagegen folgt dem begeisterten Fluge seiner Phantasie und kennt nur Minne und ritterliche Treue in seinen Schöpfungen. Zwischen ihnen stehen Bojardo, Ariosto und Berni (der Verfasser einer Parodie oder Travestie des Orlando inamorato), von denen Keiner die Sache so ernst und tief aufgefaßt hat, als Spenser, Keiner aber auch so ironisch als Pulci. Es war nicht leicht, in Italien, seitdem Pulci in seinem Morgante Maggiore einmal die lächerliche und burleske Seite hervorgehoben hatte, wieder den ernsten Ton aufrecht zu erhalten, welchen die Spanier in ihren Rittergeschichten während des sechzehnten Jahrhunderts zu behaupten wußten; man muß aber auch zugeben, daß derselbe mit der Fröhlichkeit eines Ariost nicht übereinstimmte. Denn eben diese sorglose Behaglichkeit, diese stets heitere Laune verleihen ja dem Gedichte des Ariosto eine so ausgezeichnete Anmuth.

Es ist vielleicht nicht überflüssig, hier zu bemerken, wie so ganz übereinstimmend der Englische Gelehrte mit unseren größten Deutschen Dichtern — die er wahrscheinlich gar nicht einmal kannte — urtheilt, namentlich mit Goethe, in jener unübertrefflich schönen Stelle in Tornato Tasso, wo er den Antonio Montecatino vom Ariost sagen läßt, daß

> auf wohlgestimmter Laute wild
> Der Wahnsinn hin und her zu wühlen scheint
> Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält

und mit Tieck, der so schön sagt, daß Ariost uns seine bunte, bezaubernde Welt in den klarsten Azur einer himmlischen Lieblichkeit und behaglichen Ironie stelle.

Weiter spricht Hallam über den Tadel, den Ariost von einigen Kritikern zu erfahren gehabt habe, weil sein Gedicht nur eine Fortsetzung des Orlando inamorato von Bojardo sey*). Vielleicht hatte er ursprünglich gar keinen anderen Plan, als eine anziehende Geschichte in einer etwas besseren Art fortzusetzen, als der ihm Agostini gethan hatte, und damit mag auch wohl die Nachricht zusammenhängen, daß er zuerst nur einige wenige Gesänge geschrieben habe, bloß um seinen Freunden zu gefallen. Jedenfalls aber ist es auffallend, daß ein so großer und berühmter Dichter eigentlich nichts mehr gewesen seyn soll, als der Fortsetzer eines anderen, der so kurze Zeit vor ihm gelebt hatte, und wenn Salviati und andere Italiäner dies durch das Beispiel des Homer vertheidigen wollen, so erinnert Hallam ganz passend dagegen, daß es doch etwas Anderes sey, ein Rittergedicht zu schreiben, als ein episches Gedicht. Allerdings muß man eigentlich die Geschichte des Orlando inamorato kennen, wenn man die des Orlando furioso verstehen will, und eben so können wir die Iliade Homers nicht anders ansehen, denn als ein Bruchstück der Trojanischen Geschichte. Die Zeitgenossen dieses Dichters aber merkten auf einen solchen Zusammenhang zwischen Homer und früheren Sängern weniger, da ihnen der ganze Sagenkreis von Troja hinlänglich bekannt war, Ariost's Leser dagegen waren im Allgemeinen mit dem Gedichte seines Vorgängers weit weniger bekannt. Dennoch hat die Erfahrung auch hier bewiesen, daß die Stimme des Publikums nicht immer ein Wiederhall ist von den Aussprüchen der Kunstrichter. Denn das Publikum giebt höchstens den Mangel einer vorherrschenden und durchgehenden Einheit im Orlando furioso zu, ohne sich aber um dieselbe sehr zu kümmern, da es das Gedicht meistens in einzelnen, abgerissenen Theilen zu lesen pflegt. Die einzige Einheit besteht nur in der Liebe und im voraus angekündigten Heirath Ruger's und Bradamante's, welche als die mythischen Stamm-Aeltern des Fürstlichen Hauses Este gelten, und gerade hierdurch gewann Ariost nicht, der sich dazu hergab, der Eitelkeit eines kleinen Fürsten zu schmeicheln.

Die Erfindung ist in Ariost's Gedicht weniger originell als in dem des Bojardo, aber sie ist dafür ergötzlicher und mannigfaltiger. Die Mährchen der alten Mythologie und der neueren Ritterwelt boten ihm bezaubernd schöne Episoden dar, wie die von Olympia und Biron, von Ariodante und Ginevra, von Cleridan und Medoro, von Zerbino und Isabella. Auch ist er besser bekannt mit den Lateinischen Dichtern oder weiß sie wenigstens besser zu gebrauchen, als sein Vorgänger. Die plötzlichen Uebergänge und Sprünge aber, oft mitten in einem Gesange oder gar in einer Stanze, die jeder Leser des Ariost kennt, verdankt er dem Bojardo, der hierin die romantischen Dichtungen eines früheren Zeitalters sich zum Muster genommen hatte. Wir müssen also gerecht seyn und zugeben, daß Bojardo von diesen namenlosen Dichtern (nameless rhymers) die Eigenthümlichkeiten entlehnte, durch die sich der Charakter seiner Helden auszeichnet, zugleich aber auch, daß Ariosto ihm hierin keineswegs mit ängstlicher Genauigkeit nachfolgte. Sein Orlando hat daher weniger von jener edlen Einfachheit und sein Astolfo weniger von jener heiteren Prahlerei, welche die hervorstechenden Merkmale dieser Helden in den übrigen Dichtern dieses Sagenkreises zu seyn pflegten.

Im Folgenden kommt Hallam auf Ariost's Sprache. Er erwähnt zuerst des Corniani, eines Italiänischen Kunstrichters, der es am Ariosto hervorhob, daß er mit Metaphern sehr sparsam gewesen sey, und daß er sich gemeiniglich mit den deutlichsten Ausdrücken begnügt habe, wodurch der Ausdruck, wenn er auch nicht gerade an Würde gewann, doch eine größere Klarheit erhielt. Man kann noch hinzufügen, sagt Hallam, daß er nicht immer glücklich in bildlichen Ausdrücken war, daß er sogar mitunter gezwungen erscheint und nicht selten über das richtige Maaß hinausgeht. Aber eben diese Durchsichtigkeit seines Stils ist zweifelsohne die Ursache, daß ihn eben sowohl der große Haufe liest und an ihm Behagen findet, als die Gebildeten, und eben dies scheint auch die Ursache zu seyn, daß er in eine andere Sprache, die weniger musikalisch ist als die seinige, nicht zur Befriedigung der Leser übertragen werden kann, oder dann der Vorzüge ermangelt, durch welche der einfachste Italiänische Vers, vermittelst des Ueberflusses an reichen und wohllautenden Reimen und der Freiheit der Umgangssprache, sich zu einer in anderen Sprachen ungekannten Höhe erhebt.*) Als Galilei gefragt wurde, durch welche Mittel er es dahin gebracht habe, seinen

*) Dieses Gedicht, von bedeutenden poetischen Vorzügen, ist in Italien, wo die Vernische Umgestaltung den echten Orlando inamorato verdrängt hatte, wie in Deutschland, fast dreihundert Jahre lang so gut wie ganz unbeachtet geblieben. Erst im Jahre 1833 erschien in London ein Abdruck desselben, von dem Professor der Italiänischen Literatur, Antonio Panizzi, und in demselben Jahre ein noch reicher ausgestatteter Abdruck, von Adolf Wagner in Leipzig, im Fleischerschen Parnasso Italiano. Für Deutsche Leser wird das Gedicht durch die meisterhafte Verdeutschung von J. D. Gries (Stuttgart, 3 Bde. 1836) nun noch zugänglicher werden, der seine Verdienste durch den kritisch berichtigten Text und eine gelehrte Einleitung noch vermehrt hat, worüber die Jahrbücher f. wissensch. Kritik, 1837. Nr. 81—82, ausführlicher berichtet haben. Ueber die Verbindung des Bojardo'schen und Ariosto'schen Gedichtes hat Wilh. Müller, im „Hermes" Nr. XVIII. (vom Jahre 1823) S. 261—271, lesenswerthe Bemerkungen geliefert.

*) Wäre Herr Hallam in Deutscher Literatur so bewandert, wie sein Landsmann, Herr Thomas Carlyle, der jetzt in London Vorlesungen über Mythus und die Nibelungen hält, was auf den wenigsten Deutschen Universitäten vorkommt, so würde er in einer Stelle, wie die obige ist, nicht unseren Gries und Streckfuß unerwähnt gelassen haben.

astronomischen Schriften einen so hohen Grad von Klarheit und Anmuth zu geben, erklärte er, dies Talent allein dem unausgesetzten Studium des Ariost zu verdanken. Galilei's Vergleichungen waren von einer außerordentlichen Schönheit, und jeder Leser des Ariost mußte in ihnen den großen Dichter wiederfinden; sie waren auch wohl, wie es die Sitte der Zeit mit sich brachte, den Alten nachgebildet, indeß stehen sie ihnen nicht nach, ja es giebt Stellen, wo sie dieselben sogar übertreffen. Aber selbst der anmuthige Fluß der Rede, welcher dem Ariosto so natürlich gewesen zu seyn scheint, war nicht unvorbereitet oder lediglich dem glücklichen Zufall überlassen, denn sein Manuskript zu Ferrara, welches zum Theil den Reisenden gezeigt wird, trägt die Spuren vielfacher Abänderungen und Korrekturen; es sind, wenn wir den Ausdruck einer verwandten Kunst brauchen dürfen, die pentimenti eines schöpferischen Genius.

Die Italiänischen Kunstrichter lieben es, sich ausführlich über Ariost's Ruhm zu verbreiten. Einer von ihnen, Gravina, findet die Abwechselungen in Ausdruck und Rhythmus einem solchen Gegenstande vollkommen anpassend; seine Reime, so setzt derselbe hinzu, sind ungezwungene Folge des Gedankens, nicht etwa der mettrischen Nothwendigkeit. Seine Beschreibungen gehen ins Kleinste, aber mit so viel Glück und mit so vieler Klarheit im Einzelnen, daß sie hierin dem Farnesischen Herkules gleichen, der durch die Feinheit in der Bearbeitung jeder Ader und jeder Muskel nur um so größer erscheint. Aber weder Gravina noch andere Kunstrichter sind blind für ihn eingenommen. Seine wärmsten Vertheidiger erkennen es an, daß er zuweilen unter seinen Gegenstand herabsinkt, und daß er oft matte und schlechte Verse in sein Gedicht eingeschoben habe. Hallam bedauert es ganz besonders, daß in den Stellen, wo er sich als einen Schmeichler des Hauses Este erweist und sich in lange Genealogie vertieft (wie im dritten Gesange), sein guter Genius ihn ganz verlassen und er bis zu prosaischer Langweiligkeit herabgesunken sey. Andere Anspielungen auf die Geschichte seiner Zeit sind ihm allerdings besser gerathen. Der Englische Gelehrte weicht ferner auch darin von dem Urtheile anderer Kunstrichter ab, daß er in den Eröffnungsstanzen vor einem jeden Gesange, wo der Dichter in seiner eigenen Person erscheint, im Allgemeinen Mangel an Kraft und Originalität findet, so wie Armuth an Gedanken und dichterischer Phantasie, die doch in keiner Rede, welche er seinen Personen in den Mund legt, vermißt wird. Hallam spricht dies Urtheil mit einiger Schüchternheit aus, da gerade diese Eingänge bei allen Lesern großen Beifall gefunden haben.

Andere Fehler in Ariost's Sprache wurden auch von seinen Landsleuten bemerkt. Sie tadelten — und mit Recht — die Nichtbeachtung des Schicklichen und Zweckmäßigen (propriety), die ausschweifenden Uebertreibungen, die harten Metaphern und die zu gesuchten Gedanken. Leser von Geschmack und Ueberlegung werden solche Verstöße nicht unbeachtet lassen, aber für die Meisten wiegt der Zauber seiner Sprache alle jene Fehler wieder auf, und die Natürlichkeit seiner Schilderungen, die heitere Beweglichkeit seines Gedichtes lassen uns kaum Zeit, einen Tadel auszusprechen, da wir fortwährend im Gefühl der Bewunderung bleiben. Kurz, der Orlando Furioso, als ein großes einzelnes Gedicht, ist kaum von einem anderen Gedicht seiner oder der späteren Zeit übertroffen worden. Er steht dagegen hinter Dreien, aber auch nur hinter Dreien seiner Vorgänger zurück. Er hat nicht die Stärke, Einfachheit und Wahrheit der Natur des Homer, nicht die gehaltene Majestät und vortreffliche Sprache des Virgil, nicht die Originalität und Kühnheit des Dante. Die passendste Vergleichung zwischen ihm und einem anderen Dichter ist die mit Ovid, dessen Metamorphosen aber immer noch vom Orlando Furioso übertroffen werden, zwar nicht in der Fruchtbarkeit der Erfindung oder in der Abwechselung der Bilder und Gedanken, aber in der Reinheit des Geschmackes, in der Anmuth der Sprache und in der Harmonie des Verebaues.

Der Spleen-Klub.

(Schluß.)

Im folgenden Termine entschied die Jury des Klubs zu Gunsten eines Kandidaten, welcher sich folgendermaßen vernehmen ließ: „Ich bin der Sohn eines Buchhändlers, welcher sich durch den Druck der Werke von Blaustrümpfen zu Grunde richtete. Mein Vater hatte eine solche Achtung für das schöne Geschlecht, daß er ein Manuskript nicht abweisen konnte, sobald es durch eine Frauenhand überreicht wurde. Er machte den galantesten aller Bankerotte. Ich war damals achtzehn Jahr alt und der munterste Knabe der drei Königreiche. An einem schönen Morgen kam mir der Gedanke, mein Glück zu versuchen; ich schiffte mich ein, ging nach Amerika und ward ein reicher Mann. Dadurch hatte ich meine Heiterkeit nicht verloren, aber als ich vor zehn Jahren nach London zurückkam, beging ich die Thorheit, mich zu verheirathen, und die Sünde, eine gelehrte Frau zu nehmen. Ach, die kommerziellen Unglücksfälle meines Vaters hätten mich belehren sollen! Kaum verheirathet, verfiel ich in einen fürchterlichen Zustand, nicht etwa des Abscheus, sondern der Langeweile. Meine Frau ist weder aufbrausend, noch eifersüchtig oder zänkisch; im Gegentheil, ihre stets gleichmäßige gute Laune ist mir unerträglich, sie nimmt die erschrecklichsten Rücksichten bei ihrem Hausregimente; sie besitzt eine massakrirende Sanftmuth, sie übt eine wahrhafte Engels-Tyrannei aus. Mein Haus ist keine Hölle, aber ein Fegefeuer von Versuchen, Dintenklecksen und Roman-Kapiteln. Das Talent meiner Frau drückt mich zu Boden; ich muß es in seinen Begeisterungen, in seiner Arbeit, in allen seinen Entwickelungen aushalten; es verfolgt mich in abgerissenen Worten und ganzen Werken, ich stehe es in Seiten, Blättern und bändeweis aus. Das ist die Quelle und der Ursprung jener Melancholie, die mich verzehrt. Vor drei Monaten reiste meine Frau nach dem Festlande ab, ihr Verleger verlangte von ihr ein Werk über „Paris und die Pariser." Zum Unglück arbeitet meine Frau schnell, ihr Werk ist schon vollendet, morgen kommt sie zurück. Die Sache ist dringend, denn morgen lastet wieder der eheliche Spleen in furchtbarer Weise auf meinem beklagenswerthen Daseyn." — Mußte man nicht Mitleiden mit der Qual dieses unglücklichen Ehemanns haben?

Der halbjährige Selbstmord wurde mit solcher Pünktlichkeit ausgeführt, daß er bald als verbindliche Klausel in das Reglement des Klubs überging. Der Artikel wurde einstimmig und mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Einige Mitglieder, welche keine Erben in gerader Linie hatten, überließen ihr Vermögen dem Vereine. Der Klub ward demnach sehr reich; er hatte vor den Thoren Londons, an den Ufern der Themse, eine prächtige Villa erbauen lassen, in welcher alles mit dem Zweck der Gesellschaft Vereinbare sich vorfand. Da fand der Selbstmörder bei jedem Schritte die einladendsten Gegenstände. Alles, was dem Selbstmord Reiz und Poesie verleihen kann, war mit verschwenderischer Kunst besorgt. Eine zierliche Terrasse erhob sich an dem Ufer des Flusses und überragte die Wellen. Wie oft beneideten die Spaziergänger und die Seemänner das Loos der Glücklichen, welche den herausgetreten konnten, um sich der herrlichen Aussicht zu erfreuen! Diese Terrasse war für diejenigen bestimmt, welche den Einfall hatten, sich zu ersäufen. Es gab einen Badesaal für die, welchen es behagen sollte, sich in warmem Wasser, wie die Athenienser und Römischen Philosophen, die Adern zu öffnen. Ein luftiges Belvedere lud die Liebhaber zu einem Sturz von anderthalb hundert Fuß ein; schöne neue seidene Stricke, an starken Ringen befestigt, schwebten an dem Plafond und an den Zweigen der schönsten Bäume des Parks. Ein Zeughaus von Pistolen, Flinten und Dolchen eröffnete sich gegenüber einer mit Gift angefüllten Apotheke. Aber dies waren nur Tand für gemeine Seelen, welche einige Sybariten verabscheuten.

Ein reicher Nabob, Mitglied des Klubs, litt seit dreißig Jahren am Spleen. Es war ein schöner Greis von 72 Jahren. Seine weitläuftigen Verwandten erwarteten seine Erbschaft mit Ungeduld. Er besaß Millionen mehr als Andere. Seine zwölf Neffen hatten bei ihren uneigennützigen Besuchen das Inventar seines Mobilier-Vermögens bereits aufgenommen. Der Nabob verabscheute diese Neffen und hatte allen seinen Krankheiten, Katharr, Rheumatismus, Gicht ꝛc., den Namen eines seiner Verwandten gegeben. Seine Wohnung in London war ein Palast voller Schätze. Der Nabob hatte in seinem müßigen Leben der Reihe nach alle Sachten, Leidenschaften und Sonderbarkeiten durchgemacht. Einmal wurde er Alterthümler und gab für Antiquitäten eine Million aus, ein andermal verfiel er in die Büchersucht und kaufte die seltensten Werke, die merkwürdigsten Handschriften, Ausgaben, welche fast nicht vorhanden waren ꝛc. Ein andermal hatte sich seiner eine edle Leidenschaft, die der Künste, bemächtigt, und er schmückte seine Säle mit prächtigen Gemälden und bewundernswürdigen Statuen aus.

Als der Nabob seines Lebens überdrüssig war und sein Spleen ihn zu Boden drückte, dachte er an ein glänzendes und seiner würdiges Ende. Nach langen Mühen fand er endlich etwas Gerathenes. Er erwarb sich eine kleine Anhöhe, welche sich mitten über die Anlagen der Villa erhob. Auf dem Gipfel dieses blühenden Hügels ließ er ein glänzendes Schlößchen bauen und durch die geschicktesten Künstler Londons ausschmücken. Der Nabob schaffte seine schönsten Möbel, seine reichsten Teppiche, seine seltensten Bücher, seine kostbarsten Antiquitäten und alle seine Gemälde, Meisterwerke von Raphael, Rubens, Vandyck, von Murillo und Teniers, in die prächtige Einsiedelei. Vor der Thür ließ er eine Bildsäule der Venus aufstellen, welche Kenner dem Praxiteles zusprachen, und für welche er zwanzig Tausend Guineen ausgeschlagen hatte. Während man das Schloß baute, hatte der Nabob heimlich sein ganzes Vermögen eingezogen und in Scheine, Wechselbriefe, Obligationen und andere Papiere aller Nationen umgesetzt. Diese Papiere umfaßten eine Geldsumme von vierzig Millionen. Er ließ daraus eine Matratze stopfen, und als der von ihm bezeichnete Tag gekommen war, speiste er ruhig zu Mittag und nahm dann, einen Havanna-Cigarren rauchend, seinen Weg nach der Einsiedelei. Vor der Venus des Praxiteles blieb er stehen und zerbrach ihr die Nase, alsdann trat er in den Saal ein, legte sich auf seine mit Millionen gefüllte Matratze und zündete sie mit seiner Cigarre an. Der Nabob hatte die Geschichte des Sardanapal gelesen. Bald sah man die Flammen sich erheben. Im Klub-Saal fand sich ein Schreiben von ihm. Der Nabob hatte die gehörige Erlaubniß, die Mitglieder der Gesellschaft ehrten seinen letzten Willen und störten seine letzten Augenblicke nicht. Man stellte sich an das Fenster, um den Brand mit anzusehen. Nach Verlauf einer Stunde war Alles vorbei, und Pavillon, Möbel, Alterthümer, Bücher, Gemälde, die Millionen und der Mann selbst von den Flammen verzehrt.

Etwas edler war der Tod des tapferen Capitains David Krockett Willis, eines wahren Seewolfs, der den Spleen bekam, als das Alter ihn genöthigt hatte, in einem Lehnstuhl Anker zu werfen. Sein einziges Vergnügen war, mit Drill, einem alten Matrosen, der ihn liebte, von seinen Feldzügen zu sprechen. Als er seinem Daseyn ein Ende machen wollte, beschloß er, sich einen Tod zu geben, wie er ihn sich immer gewünscht hatte. Er ließ sich eine kleine Yacht in Gestalt eines Kriegsschiffes bauen, welche auf der Themse vom Stapel lief. Darauf ließ sich der Capitain an Bord tragen, fingirte einen Kampf mit Drill, welcher am Lande geblieben war und schaff mit Pulver auf den Einschiffenden feuerte. Der tapfere Krockert Willis, in eine Rauchwolke gehüllt, rückwärts an den Mast gelehnt, den Säbel in der Hand, kommandirte das Schiff, ermuthigte die Seinigen und ermahnte die Schiffsmannschaft, ihr Leben theuer zu verkaufen. Nach einem glorreichen Kampf sah er, daß Alles verloren war, hüllte sich in seine Flagge, legte Feuer in die Pulverkammer und flog in die Luft, zum großen Schrecken Drill's, welcher nicht so hoch zu spielen gedachte.

Nicht alle Selbstmörder endeten so dramatisch, aber keinem fehlte es an gutem Willen oder an Muth. Kurz, als der Klub über zwölf

Jahre bestand, waren nur noch fünf Mitglieder übrig. Das Aufnahme-Geheimniß war im Publikum bekannt, und der Spleen-Klub, welchen Andere den Selbstmord-Klub nannten, genoß eines großen Ansehens. Einige Personen hatten sich aufnehmen lassen wollen, aber man hatte es ihnen abgeschlagen. Man wollte keine neue Gestalten, welche die allgemeine Trübsal vermehrt hätten. Der Klub bildete eine Familie, welche sich vermindern, aber nicht vermehren sollte. Die fünf letzten Ueberlebenden, die, außer ihrem Privat-Vermögen, die Erbschaft von vierzehn verstorbenen Kollegen besaßen, loosten wieder, an wem die Reihe des Selbstmordes sey. Die vier Ersten tödteten sich, der fünfte, Namens Bouwells, ließ es seyn. Der Letzte von den dreißig erfüllte seine Verpflichtungen nicht, er wollte noch eine Zeit lang die neunundzwanzig Brüder überleben, welche funfzehn Jahre seine Melancholie getheilt. Es war indeß nicht seine Schuld; er war geheilt, und so reich geworden, daß die Liebe zum Leben bei ihm zurückkehrte und der Spleen verschwand. Aber das Publikum warf sich zum Richter über Bouwells auf und verurtheilte ihn. Wenn er ausging, verfolgte ihn das Volk mit Geschrei und Drohungen, und man warf die Scheiben seines Hauses ein, forderte ihn zum Duell heraus, und es gab Aufläufe, um diesen Mann zum Selbstmorde zu zwingen. Das Verfahren des Publikums war, man muß es gestehen, eine empörende Sittenlosigkeit. Um diesen lästigen Anmaßungen zu entgehen, machte Bouwells sein Vermögen zu Gelde, wie es der Nabob gethan, und beschloß, nach dem Festlande auszuwandern. Er schiffte sich an einem schönen April-Morgen in Dover ein; während der Ueberfahrt erhob sich jedoch ein Sturm, das Schiff ging unter, und Bouwells fand mit der ganzen Schiffsmannschaft seinen Tod in den Wellen. (R. Fr.)

Bibliographie.

A treatise on geology. — Von J. Phillips. 6 Sh.

Translation etc. — Das Buch Hiob. Uebersetzung nebst einer Einleitung in Bezug auf die Geschichte, die Zeit und das Land dieser Dichtung. Von Lee. 18 Sh.

The Arethusa. — Seeroman von Cap. Chamier. 3 Bde. 31½ Sh.

On the French revolution. — Von Carlyle. 3 Bde. 31½ Sh.

On national education. — Von Osmond de Beauvoir Priaulx. 10½ Sh.

On the trinities of the ancients. — Von Mushet. 8½ Sh.

Mechanical Euclid. — Von Whewell. 5½ Sh.

Remarks on ancient and modern art. 10½ Sh.

Select specimens of Gothic architecture. — Von Caveler. 80 Kupferstiche. 4. 3 Pfd. 3 Sh.

Nick of the Wood. — Herausgegeben von W. H. Ainsworth. 3 Bde. 27 Sh.

The Andalusian sketch-book. — Herausgegeben von M. W. Honan 4. 31½ Sh.

Philosophy of human nature. — Von M'Cormac. 12 Sh.

Opinions of Lord Brougham. — 12 Sh.

A birthday-tribute. — Geburtstags-Angebinde für die Prinzessin Victoria von Kent, bei Gelegenheit ihrer Majorennitäts-Erklärung. Von Miß L. E. Landon. 4. 3 Sh.

The complete book of trades. — 14 Sh.

On warming and ventilation of buildings. — Von Richardson. 10½ Sh.

Italien.

Torquato Tasso's Handschriften in Rom.

Zweiter Artikel.

Wir wissen durch Tasso's Biographen, wie durch gleichzeitige Briefe, daß zu verschiedenen Malen bei ihm Haussuchung gehalten und eine Menge seiner Papiere auf höchsten Befehl weggenommen wurden. Den Handschriften, welche sich im Besitz des Grafen Alberti befanden, wurde größtentheils dieses Schicksal zu Theil, und noch sieht man an ihnen die Umschläge mit den Siegeln und Jahreszahlen der Sequestrirung, so wie die Spuren der Seidenbänder, welche sie zusammenhielten. Vorerst wurden die genannten Papiere einstweilen im geheimen Archiv des Hauses Este aufbewahrt; — sey es nun, daß der Herzog die Sache unterdrücken, sey es, daß er den Augenblick abwarten wollte, wo er sich ihrer auf eine entscheidende Weise gegen den Unversichtigen würde bedienen können. Es wurde gesagt, daß Guarini, welchem im Juni 1586 die Dokumente zur Untersuchung von dem Herzoge übergeben wurden, einen großen Theil derselben unterschlug und deshalb Ferrara plötzlich verlassen mußte. Wie vieles Aufsehen sein Verschwinden zur Nachtzeit erregte, sieht man aus einem Briefe, worin es von ihm heißt: „Restai stupefatto quando vidi quella stravaganza, e feci giudizio che fosse per cadere ne' termini del Tasso." Die Manuskripte blieben in seinen Händen, was aus seinem Briefwechsel mit dem damals in Rom befindlichen Tasso, der sie zurückzuerlangen wünschte, hinlänglich hervorgeht, und kamen nach seinem Tode (1612) an seinen Sohn Alexander, welcher, seiner zerrütteten Umstände wegen, sich genöthigt sah, sie zu verkaufen. Auf solche Weise gelangte ein Theil derselben an den Florentiner Carlo di Tommaso Strozzi, ein anderer an Marc Anton Foppa, einen Edelmann aus Bergamo. Dieser interessirte sich lebhaft für Tasso und seine Werke. Außerdem daß er seinem Lieblingsdichter eine kolossale Bildsäule in seiner Vaterstadt errichten und viele von dessen nachgelassenen Schriften in sorgfältigen Ausgaben drucken ließ, brachte er einen großen Theil seines Lebens damit zu, Materialien zu dessen Biographie zu sammeln, an deren Ausarbeitung der Tod ihn hinderte. Nicht zufrieden mit dem, was er besaß, erwarb er auch die Strozzischen Handschriften, die seines Landsmannes G. B. Licino und Anderer und hinterließ bei seinem Tode die ganze Sammlung dem Monsignor Ottavio Falconieri zu Rom, in dessen Familien-Bibliothek sie niedergelegt wurden. Der Abate Serassi, welcher im Jahre 1785 Tasso's Leben, in einem über 600 Seiten starken Quartband, herausgab, hat diese Manuskripte zum Theil benutzt: ob es etwa mit den wichtigsten nicht der Fall war, ob sonstige Rücksichten ihn, der unter Römischer Censur schrieb und sein Buch der Letzten des Hauses Este, der Erzherzogin Marie Beatrix von Modena, widmete, bewegen, einen Schleier über manche Begebenheiten zu werfen, mögen wir nicht entscheiden. So viel ist außer allem Zweifel, daß Serassi bei weitem mehr wußte, als er zu sagen für gut fand, und in seinem für die Literargeschichte wichtigen, aber matten und schwerfälligen Buche vor lauter Aengstlichkeit ungewissenhaft geworden ist. — Einzelne Stücke aus der Falconierischen Sammlung wurden an Engländer und Andere veräußert; Alles, was noch verblieben — das Meiste und Wichtigste — kam am 15. Juni 1825 durch Kauf in die Hände des Grafen Alberti. Ein Prozeß, den Horaz Falconieri diesem machte, indem er vorgab, die Manuskripte seyen aus seinem Hause entwandt und heimlich verkauft worden, wurde, nach Beibringung vollgültiger Beweise des gesetzlichen Besitzes, am 24. November 1834 von den Römischen Gerichten zu Gunsten des gegenwärtigen Eigenthümers entschieden. Die Provenienz der Handschriften kam dabei natürlich vielfach zur Sprache. An ihrer Authenticität kann Niemand mehr vernünftigerweise zweifeln. Außerdem, daß ihre Echtheit aus dem Inhalte selbst überzeugend hervorgeht, sind die Handschriften der verschiedenen Personen von allen Sachverständigen als völlig übereinstimmend mit denen auf unbestrittenen Dokumenten anerkannt worden, und während eine Menge von Umständen zusammentrifft, die für ihre Glaubwürdigkeit reden, ist sie durch Bemerkungen und Zeugnisse derjenigen, die sie in Händen hatten, vom Guarini bis auf unsere Tage, so außer Zweifel gestellt, daß es unnöthig scheint, fernere Beweise anführen zu wollen.

Die Sammlung besteht zum Theil aus Poesieen, zum Theil aus Notizen und Briefen. Unter den ersteren finden sich eine Menge solcher, die vor der Gefangenschaft entstanden, aber ungedruckt und dem Schönsten, was aus Tasso's Feder hervorgegangen, an die Seite zu stellen sind, nebst anderen, die er im Spital dichtete. Die Haupt-Sammlung der ersteren ist in einem in himmelblauem Sammt gebundenen Heft in Quart enthalten, mit dem von Guarini's Hand geschriebenen Titel: Rime del Signor Torquato Tasso scritte di sua mano. — Eben so sehr, vielleicht mehr noch als die Gedichte, dürfte die Korrespondenz Tasso's mit den Prinzessinnen, namentlich mit Eleonoren, interessiren. Außer diesen sind vorhanden: viele Beschlüsse in Betreff der Gefangenschaft des Dichters, großentheils von des Herzogs eigener Hand; Briefe verschiedener Fürsten an den Letzteren, worin sie sich für Tasso's Befreiung verwenden; Tasso's Briefe an Freunde und Gönner, an Guarini u. m. A. Von Einzelnen war bereits die Rede. Besondere Wichtigkeit hat ein Taschenbüchlein, dessen Decke in Gold und Seide gestickt ist und welches durch die vorn hineingeschriebenen Worte: „In segno di benevolenzia — Barbara Duchessa di Ferrara", so wie durch Tasso's Verse an sie, als ein Geschenk von Alfonsen's zweiter Gemahlin bezeichnet wird. Es enthält eine Menge Notizen über Personen und Vorgänge, Entwürfe und Gedanken zu seinen Poesieen, z. B. zu manchen Scenen des Befreiten Jerusalems, nebst Hindeutungen, in wie weit sie auf seine eigenen Schicksale Bezug haben. — Es würde den Ref., welcher durch die zuvorkommende Gefälligkeit des Grafen Alberti mehrmals Gelegenheit hatte, diese Gegenstände zu sehen und vom Inhalte vieler Dokumente Kenntniß zu nehmen, viel zu weit führen, wenn er von Allem, was der Genannte über Torquato Tasso und seine Zeit besitzt, in dieser Notiz Nachricht geben wollte. Er muß sich darauf beschränken, hier in der Kürze der Stickereien, der Bildnisse verschiedener Mitglieder der Familie d'Este und mehrerer Bücher zu erwähnen, die einst dem Dichter gehörten und mit Anmerkungen von seiner Hand versehen sind. Man findet darunter die von Guarini besorgte und der Herzogin von Urbino gewidmete Ausgabe der Rime, von 1582, mit Tasso's Verbesserungen; ein Exemplar der Gerusalemme, mit Umänderungen von seiner Hand, die er angeblich für die von Bern. Castello 1590, mit Kupferstichen von Aug. Carracci zu Genua, veranstaltete Ausgabe vernahm; endlich das Exemplar des Pastor fido, welches Guarini dem Tasso schenkte, und dessen Rand Letzterer mit einer Menge Bemerkungen versah. — Zu einer vervollständigten und berichtigten Ausgabe der lyrischen Gedichte, welche auch nach Rosini's neuesten, anerkennungswerthen Bemühungen noch zu machen bleibt, ist also eben so reiches Material vorhanden, wie zu einer Biographie Tasso's. Wie sehr diese noch im Argen liegt, haben wohl schon die obigen kurzen Andeutungen gezeigt. Viele Hülfsmittel zu einer solchen enthält ohne Zweifel das Estensische Archiv zu Modena.

Die Herausgabe sämmtlicher im Besitz des Grafen Alberti befindlicher Dokumente dürfte, wenigstens in Italien, nicht wohl möglich seyn, auch wenn keine andere Rücksichten und Bedenklichkeiten sich ihr widersetzten. Vor der Hand veranstaltet derselbe eine Auswahl, deren erstes Heft blos biographische Notizen über Donna Lucrezia von Este enthält. Daß sie den jungen Tasso, bei seiner Ankunft in Ferrara, mit großer Freundlichkeit empfing, geht aus einem seiner Briefe hervor, worin er unter Anderem sagt: „La sua grazia si fece incontro alla mia servitù, e mi diede quell' ardire, che io non avrei preso da me stesso, ed accarezzandomi più di tutti i nuovi." Fünf Jahre darauf vermählte Lucrezia, die damals 36 Jahre alt war, sich mit Franz Maria della Rovere, Erbprinzen von Urbino, der nur schwer zu vermögen war, dem Wunsche der Aeltern, welche diese Verbindung gern sahen, nachzugeben. Als Tasso im April 1572 von Rom nach Ferrara zurückkehrte, verweilte er kurze Zeit zu Pesaro, am Hofe von Urbino, und hier erhielt er von der Prinzessin eine Stickerei, welche, wie er selbst in einem Briefe an M. Catano, den Secretair des Kard. Albani, (v. 4 Mai 1572) sagt, eine Allegorie der Vorgänge während seines ersten Aufenthalts in Ferrara, der Intriguen des

Pigna, Montecatini und Geraldini, und der Abreise Tasso's mit dem Kardinal nach Paris enthält. Nach seiner Rückkehr dichtete Tasso den Aminta, der am 16. April 1573 in Gegenwart des Hofes mit außerordentlichem Beifall aufgeführt ward. Die abwesende Lucrezia wünschte dies Schäferspiel aus des Dichters eigenem Munde zu vernehmen und wandte sich deshalb an ihren Bruder, wie auch an Tasso selbst, dem sie und A. schreibt, sie werde auch ihre Schwester bitten, „senza la quale temo di non esser esaudita." Im Sommer leistete er der Einladung nach Pesaro Folge und begleitete die Fürstin nach der Villa Castel Durante am Metaurus (dem späteren Urbania), die er, wie man glaubt, unter dem Bilde der Zaubergärten Armiden's beschrieb. Ueber sein dortiges längeres Verweilen hat man viel gesagt und gedeutelt. Daß Eleonore ihn ihre Eifersucht fühlen ließ, ist außer Zweifel*); schon oben war von dem von der Villa aus an sie gerichteten Briefe und von dem Sonett die Rede, worin er auf die Bemerkungen und Gedichte Guarini's, den er für seinen Nebenbuhler bei der Prinzessin hielt, deutlich anspielt. „Il Sonetto non sarà punto simile a quei belli che m'immagino che ora l'E. V. sia solita di udire molto spesso, ed è così povero d'arte e di concetti, come io sono di ventura. — — Sappia che non è fatto per alcun mio particolare, ma a requisizion d'un povero amante, il quale essendo stato un pezzo in collera con la sua donna, ora non potendo più, bisogna che si renda, e che dimandi mercè."

Bald nach Tasso's Abreise von Pesaro, und nachdem der alte Herzog Guidobald von Urbino 1574 gestorben war, vereinigte das herzogliche Paar sich so sehr, daß Lucrezia nach Ferrara zurückkehrte. Komisch ist die Bemerkung des guten Serassi: sie sey zwar von ihrem Gemahl sehr hoch geschätzt gewesen, a riguardo delle sublimi qualità che l'adornavano, aber wenig geliebt wegen ihres vorgerückten Alters, das ihn der Hoffnung auf Nachkommenschaft beraubte. In ihren Gemächern fiel am 17. Juni 1577 die bekannte Scene mit dem Messerstiche vor, welche Tasso's erste Verhaftung veranlaßte. Während seiner Gefangenschaft wandte er sich oft an sie, und man weiß, daß sie den Herzog umzustimmen suchte. Aber dessen eiserner Wille machte alle Bitten scheitern.**)

Donna Lucrezia starb zu Ferrara am 12. Febr. 1598, in einem Alter von 64 Jahren. Sie hatte den Hauptstamm des Hauses Este aussterben, hatte Ferrara veröden und dem Päpstlichen Stuhl anheim fallen sehen. Ihr bedeutendes Vermögen vermachte sie dem Legaten Kardinal Peter Aldobrandini. Ob Haß gegen ihren Vetter, den Herzog Cäsar von Modena, und gegen die Familie della Rovere sie dazu veranlaßte, ob dankbare Erinnerung an den freundlichen Schutz, welchen der unglückliche Tasso in seinen letzten Tagen bei den Aldobrandini's fand, glauben wir dahingestellt seyn lassen zu können.

Die Kupfer-Beilagen des ersten Heftes sind: das Bildniß Lucrezien's, eine Nachbildung der mehrerwähnten von ihr gefertigten Stickerei und ein Facsimile des Tassoschen Briefes, welcher die Beschreibung dieser letzteren enthält. Alfred Neumont.

*) Nach Eleonorens Tode fand man u. A. in ihren Zimmern das berühmte Sonett: An Filli, während eines Gewitters — in Stücke zerrissen, welche von Guarini aufgelesen wurden. Er macht die Anmerkung dabei, er glaube nicht, daß dies Gedicht ursprünglich an die Prinzessin gerichtet gewesen sey.

**) Des Herzogs Groll gegen Tasso endete nur mit seinem Leben. Unter den Manuskripten befindet sich das schöne Sonett: Vigile d' Alcide ad immatura morte — beide Prinzessinnen haben ihre Verwendungen für den Gefangenen darunter geschrieben; von des Herzogs Hand folgen die Worte: „Alfons bittet, daß sie das Bitten lassen sollen." So ist auch das Gedicht vorhanden, in welchem Tasso sich an den Geist des Herzogs Hercules (Alfonsens Vater) wendet und ihn anfleht, einen himmlischen Boten zu seiner Befreiung zu senden. Alfonsens Antwort ist: „Wenn der Bote anlangt, so wird der Herr Tasso auf freien Fuß gesetzt werden." — Der Herzog wollte den, durch welchen er die Ehre seines Hauses gekränkt glaubte, niemals wieder vor sich lassen. Bei seiner Abreise nach Mantua weigerte er sich, ihn zu empfangen, so wie er ihm auch im J. 1592, als der Fürst von Venosa sich nach Ferrara begab, sich mit einer Prinzessin von Este zu vermählen, durchaus nicht gestatten wollte, diesen zu begleiten. Im Archiv zu Modena giebt es ein Schreiben Tasso's an Alfons, vom 11. Decbr 1593 — also wenige Monde vor seinem Tode — worin er, im Vorgefühl seines nahen Endes, um Gottes und seine Verzeihung bittet. „Poiche è impossibile corregere il passato ch'è molto, in quel che m'avvanza dell' avvenire, ch'è brevissimo spazio, mi guarderò più dalla disgrazia di V. A., che d'alcun altra. Questo è stato molti anni il mio proponimento, sebben molto impedito, e mal recato ad effetto. Di nuovo la supplico che m'abbia compassione, e prego Iddio con animo devotissimo, che mi conceda il suo perdono, e quel di Vostra Altezza Serenissima." — Serassi, dem Tiraboschi einen Auszug daraus mittheilte, findet bei dieser Gelegenheit bei Tasso eine „Costanza di gratitudine forse senza esempio"!

Bibliographie.

Storia critica di Sicilia. — Von Alessi. Catania.

Della storia delle finanze del regno di Napoli. — Von Bianchini. 3 Bde. Neapel.

Sistema dello cognizione umane. — Von Pietracini. Bd. I. Florenz.

Saggio geografico dello stato pontificio. — Von Calindri. 4.

Mannigfaltiges.

— Nord-Amerikanisches. In der vorigen Woche sind in London abermals zwei neue von berühmten Autoren herrührende Werke erschienen, die sich ausschließlich mit den Zuständen der Nord-Amerikanischen Unien beschäftigen. Washington Irving, dessen „Astoria" eben erst aufgehört hat, eine Novität der Lesezirkel zu seyn, hat bereits ein Seitenstück, oder, wenn man will, eine Fortsetzung dieser Schilderungen des „fernen Westen", und zwar ebenfalls wieder in drei Bänden herausgegeben. Sein neuestes Buch heißt: „Abenteuer des Capitain Bonneville"*) und ist abermals die Geschichte eines kühnen Spekulanten, der eben so, wie der Deutsche Kürschner Astor, welcher eine Kolonie zur Erweiterung des nordwestlichen Pelzhandels gründete, auf eigene Hand, begleitet von etwa hundert entschlossenen Männern, eine Expedition in die Felsengebirge des fernen Westen unternahm. Washington Irving hatte den Capitain Bonneville im Jahre 1835 an der Tafel des Herrn Astor kennen gelernt, als er eben von seiner dreijährigen Reise, in der er sich von dem Heere der Vereinigten Staaten beurlaubt hatte, zurückgekehrt war. Seine Erzählungen, namentlich von den wilden Indianern und von den wunderbar großartigen Naturscenen, fesselten den berühmten Schriftsteller so sehr, daß er sich sogleich entschloß, dem Capitain sein Talent zu leihen, um ihn bei der Europäischen und Amerikanischen Lesewelt einzuführen, und so sind denn diese drei Bände entstanden. — Das andere Werk hat die früher vielgenannte Schriftstellerin im Fache der politischen Oekonomie, Miß Harriet Martineau, zur Verfasserin und schildert das gesellige wie das politische Leben der Nord-Amerikaner**), jedoch in der dieser Erzählerin eigenthümlichen Weise. Sie verbirgt nämlich keinen Augenblick, daß es ihr weniger um Unterhaltung, als um Belehrung ihrer Leser zu thun sey, und daß sie nicht bloß für Frauen, sondern vorzugsweise für Männer geschrieben habe. Politik und Staats-Oekonomie, Religion und Civilisation bilden den Inhalt ihres allerdings von den Grazien nicht sonderlich bedachten voluminösen Werkes. Als rother Faden, der durch das Ganze läuft, darf der Gedanke bezeichnet werden, daß die besten politischen und gesellschaftlichen Einrichtungen an und für sich etwas Werthloses und nur insofern segensvoll seyen, als ihnen die Sittlichkeit und die Bildung des Volkes, für das sie geschaffen worden, Leben und Bedeutung giebt. Miß Martineau ist aus Amerika mit der Ueberzeugung zurückgekommen, daß die dort versuchte republikanische Form noch keine Früchte getragen habe, die ein Zeugniß von der Veredlung des Menschengeschlechts abgeben könnten. Obgleich aber für die neue Welt nicht eingenommen, urtheilt sie doch anders über dieselbe, als ihre bekannte Torystische Landsmännin, Mistreß Trollope; indessen erhält ihr Tadel gerade darum noch mehr Gewicht, weil sie auch ihr Lob nicht spart, wo es, ihrer rechtlichen Ueberzeugung nach, hingehört. — Wir hoffen, sowohl auf das eine, als auf das andere der hier genannten Werke über Nord-Amerika später noch einmal zurückkommen zu können.

*) Adventures of Capitain Bonneville, or Scenes in the Rocky Mountains of the Far West. By Washington Irving. 3 vols. London, 1837.

**) Society in America. By Harriet Martineau. 3 vols. London, 1837.

— Lafayette's Memoiren. Dieses Buch, aus dem wir bereits zu Anfang des vorigen Monats einige Auszüge gegeben haben, ist jetzt erst im Buchhandel erschienen. Die erste Lieferung, aus drei Bänden bestehend, führt den Leser bis zu dem bekannten 10. August der Französischen Revolution und ist von folgenden Einleitungs-Worten begleitet, die Lafayette bereits vor vielen Jahren geschrieben, bald nachdem er aus der Verbannung nach Frankreich zurückgekehrt war: „Früher, als ich mich noch dem seit meiner Jugend in mir erwachten Ehrgeiz der Freiheit ganz hingab, kannte ich für die Laufbahn, die ich mir eröffnet hatte, keine Gränzen. Es schien mir hinreichend für mein Geschick, wie für meinen Ruhm, beständig vorwärts zu dringen und den Anderen die Sorge zu überlassen, die Erinnerungen an das Geschehene, eben so wie die Früchte meiner Arbeiten, einzusammeln. Nach fünfzehnjährigem beständigen Glücke, als ich mich voll gerechter Hoffnung der Coalition der Europäischen Aristokratie gegenübergestellt hatte, ward ich von der Wuth des Französischen Jakobinismus gestürzt. Meine Person befand sich damals der Rache meiner natürlichen Feinde und mein Ruf den Verleumdungen der sogenannten Patrioten bloßgestellt, die in diesem Augenblicke alle feierlich beschworene National-Garantien verletzt hatten. Man weiß, daß meine Lebensweise während der fünfjährigen Gefangenschaft, die mich damals traf, literarischen Beschäftigungen nicht günstig war, und als man mir nach meiner Befreiung rieth, eine Rechtfertigungsschrift abzufassen, ward mir dies durch jenen Memoiren- und Notizenkram verleidet, durch welchen nur allzuviele Menschen schon die Aufmerksamkeit des Publikums mißbraucht hatten. Ueberdies hatten die Ereignisse bereits für mich gesprochen; viele Anschuldigungen waren mit den Anklägern gefallen. Kaum nach Frankreich zurückgekehrt, haben meine Freunde Memoiren von mir verlangt. Ich fand Entschuldigungen in meinem Widerstreben, diejenigen ältern Jakobiner-Chefs mitzunehmen, die seitdem meine Verbannung getheilt, oder die Girondisten, welche für die Grundsätze, die sie in mir beschützt und verfolgt hatten, gestorben sind, oder den König und die Königin, deren beklagenswerthes Schicksal nur noch gestattete, daß man sich mäßiger Dienste rühmte, die man ihnen geleistet, oder endlich die Republik, besiegt, geplündert und willkürlichen Maßregeln unterworfen, wie sie es jetzt sind. Auch muß ich hinzufügen, daß ich in meiner glücklichen Einsamkeit, im Schoße meiner Familie und unter ländlichen Verzügungen keinen Augenblick von diesen häuslichen Genüssen zum Opfer bringen möchte. Aber auch hier bestürmt man mich mit denselben Bitten, und um nur in Etwas nachzugeben, habe ich darein gewilligt, die Papiere in Ordnung zu bringen, die ich noch besitze, Aktenstücke, die bereits im Publikum sind, zusammenzustellen und durch Anmerkungen diese Sammlung zu verbinden, in der meine Kinder und Freunde einiges Material zu einer weniger unbedeutenden Ausarbeitung finden können. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß meine Sorglosigkeit in dieser Beziehung mit meiner innigen Ueberzeugung zusammenhängt, daß die Freiheit einmal überall den Sieg davontragen und daß alsdann die Geschichte unserer Revolution jedes Ding und jeden Mann an den ihnen gebührenden Platz hinstellen werde."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 63. Berlin, Freitag den 26. Mai 1837.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits

I. Frau von Staël.*)

Nach den furchtbaren Erschütterungen, von denen Frankreich im letzten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts heimgesucht worden, als in der beispiellosen Umwälzung die Literatur und Dichtkunst zu Grabe getragen schien, war Frau von Staël die Erste, welche ihre Stimme erhob, die Erste, welche es laut in die Welt rief und zum Bewußtseyn Aller brachte, daß die Kunst, die Poesie in Frankreich nimmermehr verloren gehen könne. An ihr haben sich die Hoffnungen einer großen geistigen Zukunft aufgerichtet; sie hat, eine kühne Prophetin, den Arm ausgestreckt und die Pforten des neuen Jahrhunderts aufgeschlossen. Dieses neunzehnte Jahrhundert, in seiner Jugend schon so thaten- und gedankenreich — so oft die spätesten Geschlechter seiner gedenken, wird als die Erste unter seinen Frauen, ja als die Erste unter den Männern Frau von Staël genannt werden.

Diese große Frau gehörte durch ihr Genie und ihre Schriften der neuen Zeit, durch Erziehung und Sitten aber noch der altfranzösischen Gesellschaft an, wie sie vor der Revolution gewesen. Sie war geboren und aufgewachsen in jenen Umgebungen, in den Kreisen jener glänzenden modischen Welt, die so elegant war und so witzig phantastisch, so gesprächig, so disputir- und zweifelsüchtig, so sarkastisch, so leichtsinnig und doch so brav, und die 1793 von der Erde verschwunden ist im Nu, spurlos weggefegt vom Sturmhauch der Revolution. Als Kind, als Mädchen, nie herausgekommen über diesen vornehmen und enggezogenen Gesellschaftskreis, that sie schon richtige Blicke in die Zukunft und erkannte, daß der alten Nation eine neue nachrückte. Während ihre Standesgenossen, von der Gewalt und Gräßlichkeit der Ereignisse betäubt, zu schwach zur Wehr, zu stolz zur Klage, lautlos der Guillotine als Opfer fielen, vermochte dieses Mädchen, die Einzige vielleicht unter ihres Gleichen, eben so muthig als tief empfindend, den Heldenmuth einer Roland und die begeisterte Selbstaufopferung einer Charlotte Corday zu begreifen und mitzufühlen. In jener für Frankreich ewig schmachvollen und entsetzlichen Zeit, als die Raserei der Mordsucht am heftigsten wüthete, als unter der Gewaltherrschaft des Schreckens jedes Gewissen verstummte, war es die junge Germaine Necker, die nicht verstummte, sondern ihren Schmerz und ihre Entrüstung laut aussprach, als man die schöne, die unglückliche Königin von Frankreich vor das fürchterliche Revolutions-Tribunal schleppte. Drei Jahre später, als Frankreich von der Schreckensherrschaft des Konvents unter die Lasterherrschaft des Direktoriums gerathen war, hören wir dieselbe kühne und jugendliche Stimme, wie sie den Regenten des Tages die strengen und schlichten Tugenden der alten Republikaner ins Gedächtniß ruft. Sie wagte es, dem Direktor Barras den Brief des Brutus an Cicero zuzusenden. Sicheren Muthes schritt sie einher unter den Trümmern des revolutionairen Schiffbruche, die der Sturm nach allen Seiten gejagt hatte und auf denen sich jetzt die Geretteten allmälig wieder zum Vaterlande sammelten; sie reichte den zurückkehrenden Verbannten die Hand — sie war damals die Freundin aller gestürzten Vornehmen, wie sie in späteren Tagen die warme Vertheidigerin der proskribirten Anhänger der Republik wurde.

Wie groß war Bonaparte's Erstaunen, sein Unwillen, als er, der nach Außen und nach Innen jeden Widerstand besiegt, das forschende Auge dieser Frau unwiderstehlich auf sich gerichtet sah, dieses Auge, das die tiefsten Falten seiner Seele auspähte, das alle Regungen seines despotischen Ehrgeizes im Voraus errieth. Diese Frau, die zu beachten er gar keine Zeit gefunden, stand plötzlich in Frankreich an der Spitze einer geistigen Macht dem Kaiser gegenüber. In ihrem Salon versammelte sie die größten, die leitenden Geister der Französischen Nation und sprach in ihrer Mitte muthig begeisterte Worte, gleich einem alten Redner im Angesichte seines Volkes und Vaterlandes; sie streute die kühnsten Gedanken, die freisinnigsten Prinzipien aus, sie beherrschte und lenkte die Gemüther; die Männer saßen zu ihren Füßen und lauschten ihrem Worte, ohne daran zu denken, daß solche Lehre nicht mit den Geboten des Kaisers stimmte.

Es giebt vielleicht kein zweites Beispiel eines in so früher Jugend so männlich reifen Geistes, wie es diese Frau gab. Als Kind im Salon ihrer Mutter aufgewachsen, wo alle ernste und alle schöne Geister des achtzehnten Jahrhunderts sich einfanden, lernte sie bei Zeiten, wie man geistreich fragt und geistreich antwortet. Als funfzehnjähriges Mädchen hatte sie schon einen Theil des „Esprit des Lois" nicht allein gelesen, sondern auch gründlich darüber nachgedacht. Daneben las sie die „Nouvelle Héloïse", und dieser Roman wurde für ihr junges, empfängliches Gemüth ein reicher Quell poetischer Anregung. Nächst der Heloïse war Richardson's Clarisse ihre Lieblings-Lektüre. Um diese Zeit fing sie auch an, selbst einige kleine Romane zu schreiben, voll Trübsal, Thränen und entblätterter Rosen, nach damaliger Mode. Lange indeß hielt sich ihr Genius hierbei nicht auf, sondern erstieg mit einem Schritte seine Höhe in dem trefflichen Buche über Literatur, (de la littérature considérée dens ses rapports avec les institutions sociales) welches im Jahre 1800, und in dem Romane Delphine, welcher 1803 erschien. Um die Bedeutung jenes ersten Werkes recht zu würdigen, muß man die Umstände kennen, unter welchen es erschien. Der Geist der neuen Zeit in Frankreich hatte sich selbst damals noch nicht erkannt; durch die gewaltigen Umwälzungen, durch den schnellen Uebergang des Despotismus der Guillotine zum Despotismus des Degens betäubt, hatte er noch nicht zur Besinnung kommen können. Es war ein geistiger Stillstand eingetreten, und Niemand schien die Richtung zu wissen, in welcher Frankreich seinen Weg zu den künftigen Zeitaltern fortsetzen würde. Da erschien das Buch, in welchem Frau von Staël mit eben so viel Geist als Glück die Prinzipien der Literatur aller Zeiten zusammenfaßte und darstellte. Vom Glauben, von der Freiheit, von der Speculation, von der Kraft des Griechischen und Germanischen Geistes war darin die Rede; unzählige vergessene Erinnerungen des literarischen Lebens wurden geweckt; das Buch wirkte wie ein Signal zum Waffenstillstand, den man fortan der Literatur, inmitten des Kampfes der Parteien, bewilligte; es öffnete gleichsam die Bresche, durch welche ein Jahr später Chateaubriand mit seinem Génie du Christianisme einzog. Als die schönste und herrlichste Vorahnung der neuen Zeit, muß jenes Buch uns werth bleiben, nachdem die Streitigkeiten, wozu es bei seinem Erscheinen Anlaß gegeben, Gott sey Dank, längst vergessen sind.

Als drei Jahre später der Roman Delphine herauskam, standen in Frankreich eben die Republik und die Monarchie zum letzten entscheidenden Kampf gegen einander, die erstere dem Unterliegen nahe, die letztere siegreich; beide entschlossen, nicht einen Fuß breit zu weichen. Mit der Delphine schließt gewissermaßen das erste Lebensalter der Frau von Staël ab: es ist die Geschichte, richtiger gesagt, der Roman ihrer Jugendzeit. Auch finden sich alle Meinungen, welche sie später entwickelt und ausführlich vorgetragen hat, hier bereits im Keime vor: über die Ehe, die Religion, die Politik, über Alles, was das Interesse der neu sich bildenden Gesellschaft anregte. Und mit wie glänzender, funkelnder Beredsamkeit ist dies Alles verhandelt! wie erhaben, wie lebendig ihr Styl und voller Anmuth! die Revolution schien gerechtfertigt, sie schien stolz darauf seyn zu dürfen, daß sie eine solche Schriftstellerin hervorgebracht. Aber Frau von Staël hatte auch für ihren Ruhm zu büßen, sie mußte ins Exil; sie mußte Paris meiden, Paris, in dessen Zirkeln sie wie eine Königin geherrscht, und wo der Kaiser keine Herrscherin neben sich dulden wollte. Sie reiste nach Berlin und sah unterwegs Goethe, den Deutschen Dichterfürsten; sie reiste nach Italien und fand, daß sie Italien bereits gekannt, ehe sie es gesehen; von da nach Coppet, wo sie ihren Königssitz wieder aufschlug, aber nur von wenigen Getreuen umgeben war. Sie beobachtete, sie erkundigte sich, sie sammelte den Stoff für ihre künftigen Werke; aber die schmerzliche Erinnerung, die Sehnsucht nach Frankreich, nach ihrer glänzenden Existenz zu Paris, wich keinen Augenblick von ihr. Hin und wieder, wenn sie des Wanderns müde war, erbat und erhielt sie von der eifersüchtig mißtrauischen Regierung die Erlaubniß, Frankreich, das Land ihrer Hoffnungen und Wünsche, zu betreten, doch durfte sie sich Paris nicht nähern; in Saumür, Auxerre, Chalon mußte sie ihren Wohnsitz aufschlagen. Das war ein dürftiger Trost für einen so feurigen, ungeduldigen Geist. Von dem großen Centrum des Französischen Lebens ausgeschlossen, schmachtete sie in jenen engeren und kleineren Umgebungen dahin, und nichts konnte sie entschädigen; im schönsten, fruchtbarsten Lande, in der erhabensten und anmuthigsten Gegend seufzte sie nach ihrem Stübchen in der Rue du Bac. Endlich wagte sie sich einmal nach Paris hinein, um zur nächtlichen Stunde durch diese Straßen zu wandern, die ihr lieber waren, als das herrliche Amphitheater des Genfer See's. Wie bitter mußte sie sich gekränkt fühlen, die reizbare und reichbegabte Frau, wenn sie die Salons von festlichen Lichtern schimmern sah, die Sammelplätze der Geistreichen und Gelehrten, die Schau-

*) Wir entlehnen dieses und einige andere Portraits der bereits von uns erwähnten, von Jules Janin für das Londoner Athenaeum bearbeiteten Geschichte der Französischen Literatur des 18ten Jahrhunderts.

plätze ihres früheren Triumphs, zu denen der Eintritt jetzt ihrem Talente und Genie untersagt war. Aber auch diesen Trost wollte der Kaiser der Verbannten nicht gönnen; sie wurde abermals vertrieben, weit, weit von der Rue du Bac. Da ging sie nach ihrem Schlosse Coppet und hier umgab sie sich mit einem Kreise, mit einer Familie geistig ihr Angehöriger. Benjamin Constant, A. W. Schlegel, Sabrand, Sismondi, Bonstetten waren ihre Gäste; jeder literarisch berühmte Franzose achtete es als heiligste Pflicht, einmal des Jahres nach Coppet zu wallfahrten. Da fanden sich der Prinz Louis Ferdinand von Preußen, Matthieu de Montmorency, Prosper de Barante ein; das benachbarte Genf, das entfernte Deutschland sendeten beide ihre ausgezeichnetsten Repräsentanten. Es war ein politisch-philosophisch-literärisches Konklave, welches hier gehalten wurde, und in welchem Benjamin Constant und Frau von Staël durch Geist und Beredsamkeit vor Allen sich auszeichneten. Die Unterhaltung stockte nie und ging nie aus; über alle mögliche Dinge und Personen wurde gesprochen; ja, oft stand man früh am Morgen auf, um die Conversation zu beginnen, und saß bis spät in die Nacht, um sie fortzusetzen. Die Gastfreundschaft in diesem Hause war eben so edel und zuvorkommend, als verschwenderisch. Eines Tages fand sich auch ein Englischer Lord ein, der Verse machte; es war ein junger Mann, Lord Byron. Frau von Staël erkannte die noch verborgene Macht dieses Geistes; „Ich glaube", sprach sie, „er hat Genie genug, um den Seelenfrieden eines Weibes zu zerstören."

Im Jahre 1807 erschien Corinna, und in den Beifall, der diesem Buche gezollt wurde, stimmte ganz Europa mit Herz und Händen ein. Dieser plötzlich aufgeregte, allgemeine Enthusiasmus für das Werk einer Exilirten erregte von neuem den Unwillen des Großherrn Napoleon, denn hier sprach sich die einzige ihm entgegenstrebende, ihm wahrhaft gefährliche Souverainetät, die des Genies, in ihrer ganzen Stärke aus. Von Stunde an kannte man die Verfasserin in der ganzen Welt unter dem Namen Corinna, und an dem Kaiser strafte sich, durch ein Gefühl des Mißmuths und der Besorgniß, die über ein solches Weib und ein solches Genie verhängte Verbannung. Zur Schande Frankreichs ließ die Kaiserliche Censur ihren Grimm an dem zunächst erschienen Werke der berühmten Verfasserin, an dem Buche über Deutschland, aus; dasselbe wurde schamlos zerrissen, im eigentlichen Sinne des Wortes zerrissen und vernichtet. In England fand die Schrift Zuflucht und kam ans Licht. Dieses Buch hat zuerst den Franzosen eine ganz neue poetische Welt aufgeschlossen; Frau von Staël war für sie der Columbus, der die unbekannten Gestade der Deutschen Literatur entdeckte.

Die Rückkehr Ludwig's XVIII. machte der Verbannung dieser ausgezeichneten Frau ein Ende. Sie hatte den König in England gesehen und kennen gelernt, in dessen Gefolge jetzt manche schöne Hoffnung nach Frankreich zurückkehrte. Da ließ sie am Schlusse der Revolution ihr letztes Werk, die Considérations sur la révolution française erscheinen, und stellte durch diese eben so inhalts- als folgenreiche politische Schrift ihren Namen dem ihres Vaters würdig zur Seite. Das Buch ist als das letzte Wort, als das Testament der Verfasserin zu betrachten und enthält so manchen, an das damalige Königthum unnütz weggeworfenen guten Rath. Dagegen ist es der Ausgangspunkt derjenigen Schule geworden, die man seit vielen Jahren unter dem Namen der „Doktrinäre" bezeichnet. Es bildete sich um das Buch ein Verein, wie um ein Manifest, das man behaupten, vertheidigen, dessen Licht man fortpflanzen, das man zu seinen reichen und bedeutsamen Folgen entwickeln wollte; aus diesem Bestreben bildete sich das Journal „Le Globe" mit dem Systeme seiner Lehren. So hat dieses Buch damals die jugendlichen Geister und Talente geweckt, die heute Frankreich regieren; so herrscht jene berühmte Frau auch nach ihrem Tode noch in der politischen, wie in der poetischen Entwicklung der Nation.

Frau von Staël starb zu Paris am 14. Juli 1817. Eine Stunde vor ihrem Tode äußerte sie noch den Wunsch, die Sonne noch einmal zu sehen. Sie ließ sich in ihren Garten hinaustragen und sich auf einen sonnigen Rasenplatz unter ihre Rosensträucher hinsetzen; sie pflückte die Rosenblätter und vertheilte sie an ihre Freunde mit Worten der Liebe, des Trostes und der Hoffnung.

Naturforscher während der Revolution.

Es war im Jahre 1793 an einem heiteren, milden Frühlingstage, als ein Mann von ungefähr dreißig Jahren, der in seinem Aeußeren nur allzu sehr eine Verkleidung verrieth, mit einem Stock, auf dessen Spitze er sein bescheidenes Gepäck trug, traurig und gedankenvoll dem Lauf eines kleinen Baches folgte. Von Zeit zu Zeit drehte er sich um, einen letzten Liebesblick auf den spitzigen Glockenthurm des Städtchens werfend, welches nach und nach am Horizonte verschwand hinter den großen Wäldern von Kastanienbäumen. Einst war unser Wanderer der Priester und Hirte jener Gemeinde, die nunmehr sich selbst überlassen blieb; jener Thurm hatte einst ihm gehört, in seinem Schatten war er geboren, in seiner Nähe, hatte er sich vorgenommen, zu sterben. Der kleine krumme Bach, an dem er hinwanderte, so viel wie möglich die gebahnten Wege vermeidend, das war die Corrèze, nur wenig oberhalb ihres Zusammenflusses mit der Vezère; das Städtchen endlich, das er unten in der Ferne hinter sich ließ, um es vielleicht nie mehr wiederzusehen, hieß Brive-la-Gaillarde; es war seine Heimat, die er als Proskribirter verlassen mußte; zur Deportation verurtheilt, einsam und verlassen von aller Hülfe, floh er weithin, ohne Zufluchtsort, ohne Freunde auf der weiten Erde.

Nur Gott mochte wissen, wohin er seine Schritte lenkte; er selbst bekümmerte sich nur wenig darum; der Gott, welcher damals alle Städte verlassen zu haben schien, wird ihn gewiß auf rechtem Wege führen. Uebrigens besaß unser Held etwas, was ihn vor der Langeweile einer Fußreise hinlänglich schützte, nämlich eine edle und unschuldige Liebe, die er schon seit langer Zeit in sich trug, und zwar die Liebe zu den Wissenschaften, und unter den Wissenschaften war es wieder eine, der er sich vor allen anderen gewidmet und mit der man sich auch auf der Landstraße leicht beschäftigen kann, nämlich die Entomologie.

Mit diesem Trost für die Gegenwart, mit dieser Hoffnung für die Zukunft, setzte unser armer Naturforscher seinen Weg fort; bald schritt er langsamer, bald schneller, indem er sich an den köstlichen Düften der Atmosphäre erquickte und wohl tausendmal die gerade Straße verließ, um irgend eine kühle, schattige Stelle, irgend einen malerischen Punkt im Vorübergehen zu genießen. Dann und wann horchte er auf den Flug einer summenden Mücke, beobachtete einen Schmetterling, wie er in der Luft seine anmuthigen Kreise und Wendungen beschrieb, und lauschte mit angehaltenem Athem auf das Tanzfest eines geflügelten Völkchens, das im Sonnenstrahle lustig herumschwärmte.

Da er immer auf seiner Wanderung den abgelegensten Seitenweg aufsuchte und besonders die Nähe der Städte und selbst der großen Dörfer sorgfältig vermied, so konnte er wohl lange Zeit ohne die geringste Gefahr und ohne irgend ein Hinderniß nach Lust und Laune wandern. Traf er ja auf seinem Wege irgend ein ärmliches, einsames Dach, irgend eine verborgene Hütte, so schritt er kühn darauf los und ließ sich einen Platz anbieten auf dem zerbrechenen Schemel um den langen, frugalen Tisch, an der Seite des mageren Heerdes; da fragten ihn die Leute nicht, woher er käme, noch wohin er ginge, sondern ob er Hunger habe. Des Nachts fand er jedesmal ein Plätzchen auf dem Stroh der Scheune, und oft brehte man ihm sogar mit den schönsten Lager, das in der Hütte vorhanden war. Mit Tagesanbruch war schon sein Milchfrühstück und eine Portion schwarzes Brod im Voraus für ihn angeordnet. Wenn er dann Abschied nehmen mußte, waren ihm die Leute von gestern Abend schon so alte Freunde geworden, daß sie ihn nur ungern gehen ließen. Nachdem sie ihm endlich die sicherste, tausendmal wiederholte Auskunft über die Straße bis zum nächsten Nachtlager gegeben, bekam er noch einen kräftigen Händedruck mit auf den Weg und ein herzliches „Gott behüt' Euch."

So fing er seine Wanderung, oder vielmehr seinen Spaziergang vom vorigen Abend wieder von vorn an; zwar mochte er sich wohl ernst vornehmen, nunmehr an nichts Anderes zu denken, bevor er ein bestimmtes Ziel erreicht; da kam aber auf einmal ein Käfer, der, ihm um die Ohren herumsummend, ihn zum Kampfe einlud und alle seine guten Vorsätze über den Haufen warf. Dann fing er an, zu laufen, zu verfolgen, zu schwitzen, bis er den unbesonnenen Feind zu seinen Füßen niedergestreckt und mit der Hand erhascht hatte. Bald kam ihm wieder ein leichter, buntgeflügelter Schmetterling in den Weg, und es entspann sich ein wahrer Zweikampf, in dem alle mögliche List und Ueberrumpelung aufgeboten wurde, bis das unglückliche Insekt in die Hände des Siegers gefallen war. Dann zog unser Naturforscher aus seinem Aermel eine lange Todesnadel, die zum letzten Gastenstich dienen sollte nach dem ungleichen Gefecht, und wenn die Gattung ihm entweder unbekannt schien oder ein sorgfältigeres Studium verdiente, so wurde die kostbare Beute mit Vorsicht in die innere Zone seines runden Hutes angebracht; denn dies war der Kasten, in welchem er damals, so lange er nichts Besseres hatte, die spolia opima seiner täglichen Triumphe aufbewahrte.

Ganz beschäftigt mit dem Gedanken an die Aufnahme, welche ihm ein freundlicher Empfehlungsbrief in der Stadt verschaffen sollte, derjenige er eben voll Vertrauen an die Thür einer Wohnung, als ihm ein gräßliches Schauspiel entgegen kam. Es war nichts Geringeres, als der ganze Apparat der Schreckensherrschaft mit allen Lumpen und allem Schmutz, der dazu gehörte, mit seinem ganzen Gefolge von aufgeschürzten Henkern und Wächtern, mit dem Karren zum Transport und dem Loch, wo man nicht lange zu sitzen brauchte, kurz mit allen Kerkermeistern und Riegeln und Ketten, lauter Eisen und nichts als Eisen. Den verkleideten Priester anhalten, ihn ausfragen und, da er nichts zu antworten weiß, ihn für verdächtig erklären, war das Werk eines Augenblicks. Gegen diese brutale Logik half kein Einwand, kein Widerstand. Man expedirte gerade an demselben Tage aus jenem Städtchen nach dem Hauptort der Guillotine einen ganzen Transport von Verdächtigen, und auf dem Karren war auch just noch ein letzter Platz vorhanden. So war also der Zug bis auf den letzten Mann voll geworden, und nun ging es unter den rohesten Schmähungen, unter dem wildesten Kannibalengeschrei fort in das Gefängniß hin nach Verteuil.

Frisch und gesund daselbst angekommen, wenn auch nicht ohne mannigfache Gefahren, durften die Verurtheilten hier nicht lange schmachten; kaum erlaubte man unserem unglücklichen Helden, sich durch einige Stunden ruhigen Schlafes von den Anstrengungen, von den Schrecknissen und Leiden, die plötzlich auf ihn eingestürmt hatten, zu erholen. Nur sechs Stunden hatte er geschlafen, und schon war sein Prozeß ganz vollkommen und gründlich instruirt. Uebrigens hatte er durch seine eigene Offenheit die Sache ziemlich einfach und kurz gemacht; er hatte geradezu sein doppeltes Verbrechen gestanden, er hatte sich als Priester und Verbannten bekannt: was brauchte es mehr zu einem gerechten Todesurtheil?

Dieses Urtheil wurde also nach der bekannten kurzen Manier motivirt und ausgesprochen, während unser Naturforscher, der so im Nu ohne Weiteres verhaftet, gerichtet und verdammt worden, kaum Zeit gehabt hatte, sich dieser rasch auf einander folgenden Schläge, die ihn urplötzlich von der tiefsten Ruhe zur höchsten Verzweiflung geführt, recht bewußt zu werden. Doch als man ihm eben den Todesspruch vorgelesen, da fing er auf einmal an zu begreifen, daß es sich um sein Leben handle, daß er selbst es wäre, dessen Tod der gaffenden Menge da draußen zum Schauspiel dienen solle. — Nach und nach aber, durch das stete Festhalten dieses Gedankens, machte er sich immer mehr vertraut mit ihm und sah ihm zuletzt ganz ruhig und furchtlos ins Auge.

Der Tag rückte vor, den anderen Morgen sollt' es los gehen! Da

war keine Zeit mehr zu verlieren, wenn man sich auf die würdige Erfüllung dieser letzten Pflicht gehörig stärken und vorbereiten wollte. Vor Allem aber fühlte der Gefangene das Bedürfniß, durch eine Erquickung seine erschöpften Kräfte zu beleben, und zu diesem Zwecke brachte er den Kerkermeister leicht dahin, ihm zur Vergütung für den kleinen Wildvorrath, den er als letztes Erbstück hinterließ, ein frugales, wohlschmeckendes Mahl zu besorgen. Dieser Handel war natürlich sehr vortheilhaft, und unser Kerkermeister war ganz damit einverstanden. Ja, er ließ sich sogar so weit herab, dem Verurtheilten bei Tisch Gesellschaft zu leisten und den Toast auf sein und seiner Familie Glück und langes Leben pflichtschuldigst zu erwiedern.

Während sie so einer Flasche den Garaus machten, fing der Kerkermeister an, dem Verurtheilten die ganze Geschichte dieses alten, guten Gefängnisses zu erzählen, in welchem sie so brüderlich zusammen tranken, mit allen den Kuriositäten und Einzelnheiten, mit allen den Martern und Bubenstücken, die zu einer solchen Geschichte gehören. Nach dem Gefängniß kamen die Gefangenen an die Reihe, und nach diesem die Richter selbst, diese natürlichen Vorsteher eines Kerkers.

„Was meint Ihr z. B. zu der Figur unseres Bürger-Präsidenten, ich meine den, der die Stimmen gesammelt und Euer Todesurtheil vorgelesen hat. Nicht wahr, das ist ein braves Präsidentengesicht, ganz wie es seyn soll, so hart und fest wie Eisen, ein hübscher Kopf, nicht wahr?"

Der arme Gelehrte, der sich noch mit Schaudern an den kurzen, bissigen Ton, an die herbe, unfreundliche Miene des Bürger-Präsidenten erinnerte, konnte keinen Laut über seine Lippen bringen; er begnügte sich, mit einer bejahenden Geberde die liebreiche Frage seines Gastes zu beantworten.

„Nun sollter Ihr erst sehen, was das für ein Mann ist, wenn er den Gerichtssaal verlassen hat: ein wahrer Römer in allen patriotischen und Privat-Tugenden. So wenig Galle und Haß, so wenig Zorn und Strenge, so liebreich und gut, kurz ein wahres Muster von einem Präsidenten und Bürger. Nur Ein Fehler mißfällt mir an ihm, eine kleine Narrheit, die seine Bürger-Tugenden etwas entstellt. Sollte man's wohl glauben, kaum hat er seine patriotischen Geschäfte abgemacht, husch, ist er fort. Da läuft er hinaus, aufs Feld, so weit ihn seine Füße tragen, und womit meint Ihr wohl, amüsirt er sich da; seht mal, ob Ihr's rathen könnt...." Der Gelehrte kam nicht darauf, war aber ganz Ohr.

„Schmetterlinge fängt er, Raupen und andere solche Insekten, macht sich daraus allerhand bunte Sammlungen unter gläsernen Kasten; sagt, ist das nicht eine wahre Spielerei, ganz unwürdig eines solchen Bürgers, der seine Pflichten kennt und seine eigene wie die Unheilbarkeit der Republik zu achten weiß?"

Man kann sich denken, wie die Aufmerksamkeit des Naturforschers auf den höchsten Grad gespannt war. Doch ließ er sich nicht das Geringste merken, sondern plauderte weiter mit dem Kerkermeister und lachte mit ihm über eine so sonderbare Verliebe. Unterdessen aber, während er die Unterhaltung zu beleben sucht, nimmt er ganz sachte seinen Hut herunter. Man hatte bei jener schnellen Prozedur gegen ihn sogar vergessen, ihn zu durchsuchen, und so war es ihm gelungen, jene kostbare Sammlung zu retten, aus welcher er jetzt eine höchst gesuchte entomologische Rarität herauszog; es war, glaub' ich, die Necrobia ruficornis, eine Art Käfer mit Flügeldecken von, ich weiß nicht, welcher Unterspezies und Familie. Dann nahm unser Gefangener, wie spielend, den Pfropfen der schon geleerten Flasche von dem Tische in die Hand, stach dann das Insekt an das untere Ende des Pfropfens und setzte diesen wieder auf den Flaschenhals auf; das Alles aber that er mit so geheimnißvoller und versteckter Miene, daß dem aufmerksamen Gefangenwächter auch nicht die geringste Bewegung entging und er, sobald die kleine unschuldige Operation fertig war, sich beeilte, auf der Stelle den Tisch abzutragen und Alles, was darauf stand, natürlich auch die geheimnißvolle Flasche, schnell mitzunehmen. Kaum war er draußen, so ist sein Erstes, rasch zu dem Bürger-Präsidenten hinzulaufen, welchen glücklicherweise sein Richteramt heute länger als gewöhnlich auf seiner Bank festgehalten hatte. Er tritt in den Gerichtssaal ein, erzählt den ganzen Vorfall und zieht den verrätherischen Pfropfen aus der Flasche. Die Sache war durchaus nicht lächerlich, gewiß handelte es sich da um eine furchtbare Verschwörung, und zwar erst gegen die eine und unheilbare Republik im Allgemeinen und dann noch besonders gegen die Stadt selbst. Dieses höllische Insekt war gewiß nur das Signal zu einem Komplott, das er, der Kerkermeister, allein aufgedeckt hatte: dafür verdiene er eine National-Belohnung, dafür müsse auch er als Retter des Vaterlandes proklamirt werden!....

Während der Kerkermeister diese Aussagen und Konklusionen vortrug, wie ging es unterdeß unserem Gefangenen, was dachte, was hoffte er? — Gleich bei der Erzählung des Gefangenwächters regte sich in ihm ein kleiner, blasser Hoffnungsschein; schon fing er an, sich an diesem morschen Zweig, an diesem letzten Brett festzuhalten, und auf einmal schien die Verfehlung, die er ganz leise um Beistand angeflehet, und der überhandnehmende Selbsterhaltungstrieb ihm jenen glücklichen Gedanken eingegeben zu haben, der ihn vielleicht retten konnte.

Es war acht Uhr Abends; in einem wohlverschlossenen, komfortablen Zimmer saßen zwei Männer von fast gleichem Alter einander gegenüber, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt und die Gesichter einander sehr nahe. Der Tisch, etwas schmal, war mit den Resten eines bescheidenen Abendbrods und mit einer Menge von wissenschaftlichen Kleinodien jeder Art bedeckt. Nach der höchst lebhaften Unterhaltung und der gelehrten Diskussion schien die Freundschaft zwischen beiden Männern sehr intim zu seyn. Der eine von den Beiden war damit beschäftigt, lange Erläuterungen und wissenschaftliche Explicationen zu geben, und mußte den zehnmal unterbrochenen Unterricht zehnmal wieder von vorn anfangen, während der Andere, aufmerksam zuhörend, bald seinen Beifall zu erkennen gab, bald seinen Widerspruch, zuletzt aber jedesmal der klaren Widerlegung des Andern weichen mußte und sich dann nicht schämte, ganz laut und deutlich sein Erstaunen und seine Bewunderung an den Tag zu legen. Wie viel Stunden sie so saßen, weiß ich nicht; so viel ist aber gewiß, daß man noch lange nicht an ein Ende dieser Lection zu denken schien, als sich plötzlich die Thür des Zimmers halb öffnete und eine Magd von dreißig hereintief: „Der Bürger Brutus ist hier; er läßt fragen, zu welcher Stunde morgen die Sache vorgehen soll, damit er seine Maschine zurecht machen kann."

Bei diesen Worten sprangen die beiden Männer von ihren Stühlen empor; Beide wurden hinter einander ganz blaß und roth, dann fielen sie sich fast unwillkürlich in die Arme und fingen an zu schluchzen und zu weinen. — Der Leser weiß es schon, daß es Niemand anders war, als der Präsident und der Verurtheilte von heute früh. Lange waren sie so zusammen gewesen und hatten geplaudert, wie ein Paar alte Freunde, von ihrer Wissenschaft, von ihren Studien, von ihren Plänen für die Zukunft, und bei diesem Allen hatten Beide, der Richter und der Gefangene, alles Andere vergessen, das Todesurtheil, das Gefängniß, die Republik und selbst den Henker. Letzterer aber hatte nichts vergessen und war nur gekommen, um als ein vollendeter Mann in seiner Profession schon im Voraus seine Anordnungen zu treffen.

Den anderen Morgen wanderte unser Verbrecher, unser Verurtheilte vom vorigen Abend, mit Geld, Empfehlungen, Pässen und republikanischen Zeugnissen vortrefflich ausgestattet, lustig zum Thore hinaus und bestieg einige Meilen von der Stadt einen Wagen. Wer der treue Freund war, welcher ihn so gut versehen und ihn sogar hinaus begleiten wollte, damit man ihn bis zur nächsten Stadt und von da nach Paris nirgends aufhalte, das braucht nicht erst gesagt zu werden. Für die aber, welche diese interessante Geschichte für einen Roman halten möchten, sey hinzugefügt, daß der Hauptheld derselben kein Anderer ist, als der alte, ehrwürdige Latreille, aus dessen Munde ich sie erzählen hörte. (Rev. Fr.)

Bibliographie.

Traité de la législation sur les cultes. — Von Neven. 5. Fr.
Résumé des traités chinois sur la culture des mûriers. — 3. Fr.
Histoire de la captivité de François I. — Von Rey. 7 Fr.
Histoire du drapeau etc. de la monarchie française. 2 vols. 18 Fr.
Essai sur les éloges. — Von Thomas. 2 Bde.
Souvenirs des residences royales de France. — Von Vatout. 6. Fr.
Description d'une collection de vases peints etc.
Clinique médicale de l'hopital de la charité. — Von Bouillaud. 3 Bde. 21 Fr.
La sainte Bible vengée des attaques de l'incrédulité. — Von Duclot. 3 Bde. 12. Fr.
Les romans et le mariage. — Von de Ferrière. 2 Bde. 15. Fr.
Histoire de la maison de Montesquiou-Fezensac. T. I.

Italien.

Der Mönch auf dem Aetna.

Von Charles Didier.

„Dort ist das Haus der Campieri", sagte der Führer, indem er auf ein altes, verfallenes Gemäuer zeigte, das am Rande eines großen Eichenwaldes lag. Hier endigt die kultivirte Region des Aetna und die der Waldungen beginnt.

Wir verließen uns mit Wonne in den dicken, schattenreichen Wald, denn wir und unsere Maulthiere bedurften wahrlich der Kühlung. Seit sechs Stunden der glühendsten Sonnenhitze eines Juli-Tages ausgesetzt, waren wir eben über ein mit spitzer, brennender Lava bedecktes Feld geritten, das man wegen seiner wellenförmigen Erhöhungen und Vertiefungen für ein mitten im Sturme versteinertes Meer hätte halten können. Es war, als ob die Maulesel über Eisen fortschritten, so hell und stark hörte man ihre Tritte auf der harten Lava. Diesem tönenden Erdboden folgte ein feiner, glühender Sand, in den man bis zum Knie versank; der enge Fußsteig war an beiden Seiten von tiefen Abgründen eingeschlossen; die tiefste Stille herrschte überall, und die dunkele Waldung vor uns schien mir ein passender Aufenthalt für Banditen. —

„Gott sey Dank", sagte der Führer, dem ich die eben gemachte Bemerkung mittheilte, „man hat seit vielen Jahren nichts von ihnen gehört; der Berg hier ist sicherer, als die Straßen von Catania; nur spricht man seit einiger Zeit von einem Mönche, der hier in den Wäldern lebt und den man niemals in bewohnte Gegenden herabsteigen sah. Zu manchen Zeiten irrt er allein auf Höhen umher, die noch keines Menschen Fuß betrat. Die Schäfer halten ihn für einen bösen Geist, wenn es nicht etwa den Diavolo selbst in höchsteigener Person ist." — „Hast Du ihn denn niemals gesehen?" — „Ein einziges Mal, nahe bei dem „Englischen Hause" (casa degli Inglesi). — „Sprach er mit Dir?" — „Er forderte Etwas zu essen und dann verschwand er." — „Das ist ein sehr hungriger Teufel." — „O, Ew. Excellenz können wohl lachen; aber die Sache ist dennoch sehr bedenklich." — „Ich verspreche Dir einen Paolo, wenn Du mich in seine Nähe führst."

Während wir so von dem Mönche und seiner wunderbaren Erscheinung plauderten, waren wir aus den Gebüschen in die traurigste Region des Aetna gekommen. Hier ist Alles Asche und Lava; man athmet eine Luft ein, in der kein lebendes Wesen gedeihen kann; man betritt einen Boden, aus dem kein Pflänzchen sprießt, und sieht Ruinen um sich her, die wohl selten ein menschliches Auge erblickt. Aber dennoch erregt es kein unangenehmes Gefühl, mitten in dieser der Unfruchtbarkeit und Verwüstung geweihten Einöde das einzige athmende, lebende Wesen zu seyn. Es war mir, als ob ich allein hier den Tod herausforderte und ihm zu trotzen wagte, und das flößte mir ein gewisses exaltirtes Gefühl der Größe und der Ueberlegenheit ein.

Bald erreichten wir das „Englische Haus“ und endlich die Höhe des Kraters. „Excellenz“, rief der Führer, „ich habe meinen Pacto verdient.“ Und als ich mich umdrehte, sah ich wirklich den Mönch, der am Rande des Abgrundes saß. Der aus dem Vulkan aufsteigende Rauch hatte ihn bis jetzt meinen Blicken entzogen; auch er bemerkte mich, und meine Gegenwart schien ihn keineswegs in seinen Betrachtungen zu stören. Der auf dem hohen Gipfel wehende Wind bauschte sein härenes Gewand auf und peitschte ihm Schwefeldämpfe ins Gesicht, aber er schien für Alles unempfindlich; unbeweglich, mit über einander geschlagenen Armen stand er da und blickte in den Krater hinab. Ich näherte mich ihm und redete ihn an, aber in stumme Betrachtungen vertieft, antwortete er mir nicht. „Was wollt Ihr von mir?“ rief er endlich mit dumpfer, tonloser Stimme, indem er mich mit seinen starren Augen scharf ansah, „hat man Euch nicht gesagt, daß ich ein Gespenst der Hölle sey? Warum zittert Ihr nicht und ergreifet nicht die Flucht, wenn Ihr mich erblickt? Aber Ihr seyd kein Sicilianer und frei von jenem thörichten Aberglauben.“ Ein Gefühl, dem ich nicht zu widerstehen vermochte, zog mich zu diesem geheimnißvollen Wesen; die wenigen Worte, welche ihm entschlüpft waren, hatten meine Neugier nur noch mehr erregt. Ich wußte nicht, welche Saite ich berühren sollte, um ihn mittheilender und freundlicher zu machen und mir sein Vertrauen zu erwerben; er beantwortete meine Fragen kurz und trocken; endlich aber schien es, als ob die starre Rinde, mit der sein Herz umgeben war, sich allmälig löse; sein Gesicht nahm einen sanften, schmerzlichen Ausdruck an, und er rief endlich im Tone der tiefsten Melancholie: „Wie lange bin ich schon nicht mehr an den Klang der menschlichen Stimme gewöhnt; in dieser wüsten Einöde vernehme ich nichts, als die Stimmen des Vulkans und der Stürme.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so hörten wir eine tiefe, dumpfe Detonation, die den Berg unter unseren Füßen erzittern machte; eine Feuersäule stieg aus dem Krater auf, theilte sich in der Luft in tausend Garben und fiel in einem Sternenregen in den Abgrund hinab. „O!“ rief der Mönch, „was sind diese Flammen im Vergleich mit dem Feuer, das mein Herz verzehrt! Was ist dieses dumpfe Brüllen des Abgrundes gegen die laute Stimme der Leidenschaften?“ Er schwieg aufs neue. Die Nacht war während der Zeit hereingebrochen, und als das Feuer des Vulkans erlosch und das Tosen in seinem Innern aufhörte, war Alles still und dunkel um uns her. Die wunderbare Erscheinung dieses Mannes zu einer solchen Stunde und an einem so schauerlichen Orte war freilich seltsam, ungewöhnlich und ganz dazu geeignet, die abergläubischen Sicilianischen Hirten zu erschrecken und ihnen den Glauben einzuflößen, es wohne ein übernatürliches Wesen auf diesen Höhen.

„Ich suchte einen Menschen, um ihm die Geschichte meines Lebens zu hinterlassen“, sagte er, „ich habe ihn endlich gefunden. Sie sind es. Ohne Sie zu kennen, vertraue ich mich Ihnen an; es mag dann werden, wie Gott will; auch habe ich ja nichts mehr zu verlieren, jedes Band, das mich an das Leben fesselte, ist zerrissen; ich habe mit der Welt abgeschlossen. Als Sie mich auf diesem öden Gipfel überraschten, war ich eben versucht, meiner traurigen Existenz ein Ende zu machen; der Selbstmord lächelte mir aus der Tiefe des Abgrundes entgegen und lud mich zum Tode ein. Die Vorsehung hat Sie zu mir gesandt, damit ich nicht ohne Beichte sterbe. So empfangen Sie denn die letzten Geständnisse eines Mannes, der bald nicht mehr zu den Lebenden gehören wird; nehmen Sie dieses traurige Vermächtniß mit in Ihr Vaterland, und bewahren Sie es in Ihrem Herzen. Danken Sie Gott, daß Sie nicht unter diesem glühenden Himmel geboren sind, wo jede Leidenschaft zu Wahnsinn wird, wo das innere Feuer den Menschen verzehrt, wie es diesen Berg aushöhlte. Hören Sie mich an, aber verdammen Sie mich nicht, denn Sie, ein Kind des kalten Nordens, Sie können keinen Begriff von der Hitze unseres Afrikanischen Blutes und der wilden Glut unserer Leidenschaft haben. Gott allein kann mich verurtheilen, und ich werde ja bald vor seinem Richterstuhle stehen.“

Der Mönch sammelte sich einige Augenblicke stillschweigend; dann begann er die Erzählung seines Lebens und seiner Mißgeschicke, die in der That ein warnendes Beispiel sind von den Folgen eines der menschlichen Natur widerstrebenden Zwanges, wie der des Mönch-Lebens für einen jugendlichen feurigen Geist. Was uns in den gebildeteren Europäischen Ländern Abenteuerliches von den klösterlichen Zuständen des Mittelalters erzählt wird, das ist heutzutage noch in Sicilien möglich, wo diese Zustände jetzt noch eben so, wie in Deutschland und Frankreich vor der Zeit der Reformation, einerseits zu Herrschaft und Gewalt und andererseits zu körperlicher und geistiger Mißhandlung führen. Als der Jüngste einer zahlreichen Familie, war der unglückliche Mönch, den ich hier halb wahnsinnig auf dem Aetna fand, noch vor seiner Geburt dem geistlichen Stande geweiht worden. Nichts half es dem jungen Manne, daß alle seine Anlagen, ja selbst seine äußere Natur gegen das klösterliche Gelübde zu protestiren schienen. Er war einmal verurtheilt und hatte keinen anderen Weg, als entweder den der Heuchelei oder den des Meineides zu wählen. Zu dem Ersteren war er zu stolz, und so ward der Bedauernswerthe, der in Girgenti (Agrigent), wo sich sein Kloster befand, Aufsehen durch seine Predigten gemacht und namentlich die ganze Frauenwelt an sich gezogen hatte, in den Strudel des Lasters gestürzt. Er liebte die Frau eines Anderen und entführte sie. Aber sein Zufluchtsort ward entdeckt. Er wurde dem Weibe, das er verführt hatte, und die an den Folgen ihrer Entehrung starb, gewaltsam entrissen und erwartete eben im Kerker die Strafen des geistlichen und des weltlichen Gerichtes, als er durch einen Volks-Aufstand, der damals in Sicilien ausbrach, befreit wurde. Aber eben so sein Gewissen als die bald wieder hergestellte Ordnung der Dinge ließen ihm keine Ruhe. Er flüchtete in die höchsten unwegsamsten Regionen des Aetna, wo die furchtsamen Hirten ihn als einen Dämon mieden, während er selbst in jedem Augenblicke die Schirren, die ihm längst auf der Spur waren, fürchten mußte.

Der Mönch schwieg nach seiner langen Erzählung einen Augenblick, um Athem zu schöpfen; er hatte die ganze Nacht ununterbrochen mit lauter und starker Stimme gesprochen, wie ein Mensch, der vom Fieber aufgeregt ist. Als der Paroxismus vorüber war, sank er erschöpft nieder; Todtenblässe bedeckte seine gebräunten Wangen, und seine hohlen dunkeln Augen glänzten krankhaft. Während seiner Erzählung war er oft plötzlich mit convulsivischer Heftigkeit aufgesprungen, und seine Geberden, die nicht weniger beredsam, als seine Worte waren, drückten die stürmischen Leidenschaften, die seine Seele bewegten, aus. Nach einem langen Stillschweigen, warf er sich am Rande des Kraters auf die Kniee, und die Arme gen Himmel breitend, rief er aus: „O Gott! habe ich mein Verbrechen nicht schon genug gebüßt? Ist es denn nicht Zeit, daß Du Gnade an mir übst? Diese einsamen, dunkeln Wälder sind für mich mit Gespenstern bevölkert, und durch die tiefe Stille, die in diesen Höhlen herrscht, dringen schreckliche Klagetöne in mein Ohr. O! befreie mich von diesen gräßlichen Visionen, oder gieb mir ein Zeichen, daß ich sterben soll, und der Abgrund, der zu meinen Füßen gähnt, wird mein Grab seyn.“ — Er sah mit finsteren Blicken in den Krater hinab. In diesem Augenblicke ging die Sonne auf. Man kann sich nichts Imposanteres und Großartigeres vorstellen, als dieses herrliche Schauspiel, von der Höhe des Aetna aus gesehen. Aus dem Dunkel auftauchend, wird die ganze Insel mit einem Male sichtbar, und man umfaßt mit einem einzigen Blicke ihre Städte, Meerbusen, Vorgebirge und das Mittelländische Meer in seiner ganzen weiten Ausdehnung. Um den Mönch von seinen finsteren Betrachtungen abzulenken, machte ich ihn auf das prachtvolle Schauspiel rund um uns her, aufmerksam. Es schien Eindruck auf ihn zu machen. Lange blickte er unverwandt auf das gigantische Panorama, ohne ein Wort zu sprechen; endlich nähmte er sich mir und sagte, mit dem Finger auf einen weißlichen Punkt am Horizonte zeigend: „Sehen Sie, dort liegt mein Kloster; am Fuße des Hügels und noch tiefer herab Girgenti.“ — „Excellenz“, unterbrach der Führer plötzlich, „dort unten, nicht weit von der Cisterne, sehe ich Leute kommen, die mir ganz wie Schirren aussehen.“ — „Das bringt mir den Tod!“ rief der Mönch zusammenschaudernd; und das Gespenst des Selbstmordes verschwand, der volle Instinkt des Lebens erwachte aufs neue in ihm.

Die Vermuthung des Führers wurde bald zur Gewißheit; wir sahen die Flinten und Säbel der Schirren in der Sonne glänzen. „Wie viel Zeit brauchen sie noch, um uns zu erreichen?“ fragte ich den Führer. — „Wenigstens drei Stunden.“ — Der Mönch schickte sich zur Flucht an. — „Wartet noch einen Augenblick“, sagte ich, „und hört mich. Mein Paß ist nach Malta visirt; nehmt ihn, legt im nächsten Dorfe Euer Mönchsgewand ab und schifft Euch in Syrakus ein.“ — Er dankte mir mit einem stummen Händedruck und eilte davon. Ich folgte ihm mit den Augen, so weit ich konnte, bis er hinter dem Berge Frumento, in der Richtung nach Aderno zu, meinen Blicken entschwunden war. Von dort aus konnte er noch in derselben Nacht auf Seiten- und Querwegen Syrakus erreichen. Als die Schirren nach dem „Englischen Hause“ kamen, war auch ich schon dort; aber ihre Beute war ihnen entwischt.

Kurze Zeit darauf erhielt ich einen Brief aus Malta; er war von dem Mönche, der mir schrieb, daß er seine Reise ohne Hinderniß gemacht habe und sich noch an demselben Tage nach Aegypten einschiffen werde, wo er sich in die Wüsten des alten Theben begeben und dort sein Leben beschließen wolle. — Seit dieser Zeit habe ich nichts wieder von ihm gehört. (R. d. P.)

Mannigfaltiges.

— **Basreliefs von Thorwaldsen.** Auf der reichen Kunst-Ausstellung, die gegenwärtig in Mailand eröffnet ist, befinden sich unter Anderem auch zwei neue eben so anmuthige als vollendete Basreliefs von Thorwaldsen. Das eine, allegorischer Art, stellt die „Nemesis“ dar, aber nicht als furchtbare Rachegöttin, sondern, wie sie Plato bezeichnet, als Verkünderin der Gerechtigkeit. Auf einem zweirädrigen Wagen stehend, leitet die Göttin zwei Rosse, ein ruhiges und ein widerstrebendes: neben beiden Thieren befindet sich der Hund, das Sinnbild der Treue: dem Wagen folgen zwei leichtgeschürzte muntere Knaben, von denen der eine ein Schwert — die strafende Gerechtigkeit andeutend — und der andere ein Füllhorn, einen Merkurstab und Kränze — Symbole der belohnenden Gerechtigkeit — trägt. Das zweite Basrelief stellt einen Anakreontischen Scherz dar. Ein junges Mädchen trägt einen Korb, in welchem sich ein Nest von Amoretten befindet. Einer der losen Schelme ist schon ganz flügge und breitet eben die zarten Flügelchen aus, während sich die anderen in ihrem Nestlein schüchtern zusammenhalten. Das Ganze ist ein allerliebstes Eidyllion und erinnert an ähnliche Wandgemälde, die man in Pompeji aufgefunden. Nächst Thorwaldsen hat der Mailändische Bildhauer Marchesi die Ausstellung durch seine kolossalen Statuen der beiden berühmtesten Italiänischen Gelehrten neuerer Zeit, Beccaria's und Volta's, so wie des Königs Karl Emanuel von Sardinien, bereichert. Bartolini in Florenz, der der genialste Schüler Canova's genannt wird, hat eine herrliche Statue, das „Gottvertrauen“ darstellend, geliefert. Es ist eine knieende Frau, die das Haupt zum Himmel emporhebt und die einen wunderbaren Eindruck macht. Bazuzi und Monti endlich haben die Ausstellung in Mailand ebenfalls durch Sculpturen geschmückt, so daß diese allerdings reicher an neuen Meisterwerken der Art ist, als irgend eine in Deutschland und Frankreich war.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 64. Berlin, Montag den 29. Mai 1837.

England.

Die Londoner literarischen Zeitschriften.*)

Mit Recht hat man behauptet, daß die Literatur der Zeitschriften, wenn man ihren nichtigen und kindischen Zustand im 17ten Jahrhundert betrachtet, sich erst aus unserem Zeitalter datirt, und daß sie, gleich dem in vieler Rücksicht mit ihr verwandten Telegraphen, dem Luftballon und der Dampfmaschine, ein charakteristisches Merkmal mehr unserer steigenden Civilisation geworden. Weder Milton noch der spätere Dompson brachten ihre schweren Güter einzeln auf leichte, das Meer der Lesewelt schnell durchsegelnde Böte, sie mußten eigene große Schiffe haben; heutzutage giebt es keine berühmte Namen in England, die nicht mit einem oder mehreren Reviews in Verbindung stehen. In diesen Blättern las und liest man die Aufsätze W. Scott's, Southey's, Brougham's, Coleridge's, Mackulloch's und Byron's. Die Englischen Reviews haben den Vortheil vor kritisch-literarischen Blättern anderer Länder voraus, daß sie dem Einflusse der periodischen Literatur der Auslandes nicht unterworfen sind, während sie ihrerseits eine bedeutende Gewalt auf den Kontinent ausüben. Sie senden ihre Strahlen bald mit rücksichtsloser Wahrheit, bald mit spitzer Factionswuth nicht nur über das ganze civilisirte Europa, sondern auch nach den beiden Indien, nach China, nach Nord- und Süd-Amerika und überall hin, wo es Leser giebt. Es wird demnach nicht überflüssig seyn, einige Nachrichten über die Verwaltung und die Circulation der kritischen Blätter Londons zu liefern, wodurch man mit den Hebeln und Lenkern dieser ungeheuren Gewalt einer Welt-Intelligenz etwas näher bekannt wird.

Das grobe Geschütz, nämlich die vierteljährlich erscheinenden Reviews, marschire voran. Eine Sammlung von Aufsätzen, die alle drei Monat ans Licht tritt, kann eher ein Buch als ein Journal genannt werden; allein ein solches Buch, das sich nicht abschließt, das bestimmte Grundsätze verträgt und vertheidigt, aber mit der Bewegung des Zeitgedankens gleichen Schritt hält, das nicht aus der Einsamkeit einer schweigsamen Gelehrtenklause als Ausdruck des stillen Tiefsinnes hervortritt, sondern sich vielmehr in den Wirbel der rauschenden Thätigkeit des Lebens wirft und an allen Kämpfen und Schicksalen des Tages Theil nimmt, ein solches Buch, sagen wir, muß allerdings eine wahrhafte Gewalt werden, wenn es von geschickten Händen getragen wird.

Viele werden sich erinnern, daß die Edinburgh Review von Schottischen Whigs zu Anfang unseres Jahrhunderts gegründet wurde, und daß der große Erfolg des Edinburger Whigistischen Organs die Besorgnisse und die Eifersucht der Londoner Tories erweckte, die sich nicht eher beruhigten, bis sie demselben ihr eigenes Organ in der Quarterly Review entgegenstellten. Das bittere, selten aber Attische Salz liebloser Kritik, mit welchem Gifford früher die Blätter der Zeitschrift Anti-Jacobin besteut hat, lag noch gröber auf den Blättern der Quarterly Review, die unter seiner Redaction ins Leben trat. Ein achtbarer Buchhändler, dem man den Verlag angetragen, wies ihn mit Verachtung zurück; Murray, damals noch wenig bekannt, hörte von dem Unternehmen und entschloß sich, darauf einzugehen. Er verpflichtete sich, an Gifford für seine Redaction jährlich 200 Pfund Sterling zu zahlen, und mit einer bei den Spekulanten dieses Fachs seltenen Freigebigkeit erhöhte er das Gehalt des Redacteurs nach Maßgabe der stets steigenden Zahl der Abonnenten; er steigerte dieses Honorar zuletzt freiwillig bis auf 900 Pf. Gifford wollte es nicht annehmen, Murray zwang ihn aber dazu.**) Die Zahl der abgezogenen Exemplare belief sich jedoch um diese Zeit nicht höher als auf 6000, während der Riese von Edinburg über 10,000 zählte. Neue Anstrengungen erhöhten seine Zahl im Jahre 1827 auf 7000, als Gifford durch den Tod von der Redaction dieses Toryblattes abtreten mußte. Sein papiernes Scepter ging in die Hände des gekrönten Dichters R. Southey über, der früher in seinem Wat Tyler den ausschweifendsten Jakobinismus zur Schau getragen, den aber später die Tories an sich brachten. Southey behielt das Scepter nur einige Jahre; er war nicht so heftig wie sein Vorgänger; er mußte sich hin und wieder unter mühsamster Anstrengung vor einem Gedanken vorbeischleichen, der sonst zu seinen alten und mit pochendem Stolze genannten Bekannten gehörte; er mußte manchmal schonen, wo seine Herren gestraft wissen wollten, und umgekehrt, und hieraus entsprangen Verlegenheiten, denen nur sein Rücktritt von der Leitung des Blattes abhelfen konnte. Als ein schlauer Mann wußte er's dahin zu bringen, daß unter ihm die Quarterly weniger ein Tummelplatz für Politik wurde, dagegen die Religions-Polemik, bei der er weniger dem Hohn und den Vorwürfen seiner früheren Sinnesgenossen bloßgestellt wurde, eine Hauptrolle darin spielte. Walter Scott, der sich für die Entstehung, den Fortgang und die Erhaltung des Blattes immer unermüdlich thätig erwiesen hatte und von dem eine große Anzahl von Aufsätzen herrührte, sorgte dafür, daß die Redaction seinem Schwiegersohne Lockhart übertragen ward, und zwar mit einem Gehalte, wie es der Redacteur der Edinburgh-Review zur Zeit, wo der Ruhm dieses Journals auf seinem Gipfel war, nicht höher hatte. Unter Lockhart steht die Quarterly noch heute, und sie zählt 9000 Abonnenten. Es giebt im Privatleben keinen sanfteren und leutseligeren Mann als Lockhart, und doch giebt es keinen heftigeren und härteren Menschen, als derselbe Lockhart im öffentlichen Leben seiner Quarterly. Dieser scheinbar unauflösliche Widerspruch erklärt sich aber leicht, wenn man bedenkt, daß die Quarterly nicht der Ausdruck von L's. persönlichen Gesinnungen, sondern der Ansichten seiner zahlreichen und in sehr viele Schattirungen zerfallenen Partei ist. Ein armer Französischer Edelmann, der sich sein Exil durch die Beschäftigung mit den Wissenschaften erträglich zu machen suchte, hatte eben ein Werk erscheinen lassen; er verschaffte sich glücklich Empfehlungen an Lockhart, wird von diesem auf die liebevollste Weise aufgenommen und verläßt ihn mit einem Herzen voll Hoffnungen auf eine recht schmeichelhafte, ganz balsamduftende Recension. Wie war der Arme vom Donner gerührt, als er gleich darauf die zerrissenen Glieder seines Buches auf dem schmutzigen Boden der Quarterly fand, schrecklich verstümmelt und mit Gift begeifert von dem Rachen der liebenswürdigen Hyäne, deren wohlbewirtheter Gast er vorgestern war.*) Lockhart ist aber nicht der einzige Ingrimm unter den im Verstecke der Quarterly lauernden Angreifer, seine namenlosen Gehülfen können so gut wie der Meister schimpfen, wenn auch nicht mit gleich fertiger Zunge.

Nächst Walter Scott, Gifford und Southey, ist als Mitarbeiter auszuzeichnen der Capitain Basil Hall; von ihm sind gewöhnlich die Artikel über Reisen zu Lande und zu Wasser. Von Croker sind die verwegensten Artikel im Sinne der Tories; Barrow schrieb die Artikel über die jüngsten Reisen nach dem Nordpol; dem Lord Dudley gehören die meisten Aufsätze, welche fromme Versuche zur Abwehrung jeder Reform und jeder Abschaffung von Mißbräuchen enthalten. Außerdem sind noch zu nennen: Sir Francis Head, ein recht origineller Schriftsteller; der Friedensrichter Broderip; J. Coleridge, der Neffe des berühmten Dichters; Milman, nicht der Neffe eines berühmten, sondern die eigene Person eines unberühmten Dichters; von ihm ist die berüchtigte Kritik des letzten Werkes von Raumer, der Briefe über „England im Jahre 1835"; Henry Taylor, der mit einem dramatischen Romane „Artevelde" Glück gemacht; und endlich Hayward, dessen mit Laune und Sachkenntniß geschriebene gastronomische Versuche vor kurzem das Publikum unterhielten und den Liebhabern der guten Küche nützliche Anweisungen ertheilten; er bewies wenigstens, daß er nicht, wie seine rezensirenden Kollegen, bloß Menschenfresser sey.

Von allen Sonderbarkeiten, welche zur Geschichte der Quarterly gehören oder mit ihr in enger Verbindung stehen, ist keine charakteristischer für das Institut, für die literarische Tugend der Partei und für das Lebensgemälde eines großen Dichters, als die kritischen Beurtheilungen der Werke Walter Scott's. Diese anonymen Beurtheilungen sind, wie sich nach seinem Tode gezeigt hat, von Walter Scott selbst! In neuerer Zeit hat sich die Unverschämtheit der Presse mehr als je mit großer Genugthuung in das häusliche Leben ausgezeichneter Männer geschlichen, sich von irgend einem treulosen und lügenhaften Diener ein Anekdötchen aus dem Schlafgemache, dem vertrauten Umgange, den ökonomischen Zuständen des Herrn auftischen lassen, um es mit großem Geräusche und mit den gehässigsten Farben dem trägen

---

*) Nach dem unlängst erschienenen Werke The Great Metropolis, von dem Verfasser der Random Recollections of the House of Commons etc., aus denen wir früher mehrere Schilderungen Englischer Parlamentsmitglieder mitgetheilt haben.

**) Derselbe Murray hatte auf ähnliche Weise gegen Byron seine Anerbietungen mit vielem Zureden verbinden müssen, bis dieser für „die Belagerung von Korinth" und „Parisina" eine Banknote von tausend Pfund als Honorar annahm. Byron wollte anfangs gar kein Honorar für alle sein Werke, aber nachdem Murray ihn zu 1000 Pf. für jene beiden kleinen Stücke glücklich gezwungen hatte, nahm er nach und nach an 25,000 Pfd! Können sich unsere Deutschen Dichter wohl solcher Murray's, oder können sich unsere Deutschen Murray's solcher Byron's rühmen, die sich zu tausend Pfd. zwingen lassen müssen? Gewiß sind beide Fälle in anderen Ländern selten oder noch gar nicht vorgekommen.

*) Wir vermuthen, daß hier der Baron d'Haussez, Ex-Minister von Frankreich gemeint ist, der ein Werk über England geschrieben hat, nachdem er in Folge der Juli-Revolution sich in England niedergelassen hatte. (Siehe Willis, Pencillings by the way, Auszüge daraus im „Magazin" 1836 Nr. 19)

Geschlechte der klatschlustigen Leser in Winkelblättern oder dicken Büchern wiederzugeben. Wie glücklich schätzen sich manche Menschen, wenn sie sich den Bart streichen und ausrufen: „Wir wissen allbereits ein Geheimniß aus dem sittlichen Leben des berühmten Dichters N. N., des Marschalls so und so; wir wissen zu erzählen, daß jener angebetete Fürst, jener große Staatsmann gegen den Reiz dieser oder jener Menschlichkeit nicht fühllos war; wir haben aus zuverlässigster Quelle erfahren, daß jener Mann, der seiner Talente wegen seinen Europäischen Ruhm verdient, nicht nur selten in die Kirche ging, sondern auch zu Hause nicht immer betete u. s. w." Schmach dieser Klätscherbrut! Sie lauscht nur deshalb auf die leisesten Laute der Persönlichkeiten großer Geister, weil sie in den Persönlichkeiten ja nur den Punkt der Vergleichung mit ihrer niedrigen Natur findet. Da es dem Haufen nicht so leicht wird, Schlachten zu gewinnen, Staaten zu beglücken, Meisterwerke in Kunst und Wissenschaft zu liefern, so beborcht er mit Eifer die bloß menschliche Natur des beneideten Marschalls, Staatsmannes, Dichters und Künstlers, um hier ein tertium comparationis ausfindig zu machen, wodurch er sich mit den Großen auf gleiche Linie stellen zu können glaubt. Aber auch die guten Menschen, „die Stillen im Lande", welche die Sünden der Ausgezeichneten aus bloßem Abscheu vor der Sünde rügen, sollten oft vorsichtiger seyn im öffentlichen Aussprechen ihres Tadels. Sie sollten bedenken, daß es zwar die erste Pflicht eines Menschen ist, moralisch gut zu seyn, daß man aber auch noch immer nicht viel ist, wenn man weiter nichts als gut ist; daß der Staat sein Heer, die Erziehung seiner Jugend, die Leitung der Wissenschaft und Kunst und seinen Ruhm nicht denen anvertrauen darf, die weiter nichts als gut sind; und endlich, daß der Kritiker und der Historiker stets die häuslichen Thaten ihrer Helden von ihren öffentlichen zu trennen haben. Soll der Schriftsteller, der uns die heitersten Stunden bereitet, der Gelehrte, der sein Leben der Beförderung unserer Erkenntnisse geweiht, der große Mann, der für uns die Gefahren des Krieges im Felde oder im Kabinette bestanden, zuletzt noch mit der gemeinen Entdeckung gestraft werden, daß sein Privatleben dem öffentlichen nicht entspreche? Archilochus war wegen seiner im Kriege bewiesenen Feigheit verachtet von seinen Mitbürgern und aus Sparta schimpflich verjagt worden; und dieser Archilochus dichtete eine Hymne auf die Heldenthaten des Herkules, und diese Hymne wurde öffentlich gekrönt. Die Griechen vermischten also nicht die persönlichen Eigenschaften des Dichters mit den Eigenschaften seines Talents; sie bewunderten vielleicht den Lobgesang auf den Heldenmuth um so mehr, weil er aus einem Herzen strömte, dem praktischer Heldenmuth fremd war. Und wir spröden Sittenrichter sollten bei Personen, deren literarisches und öffentliches Leben ein Sinnbild der Weisheit, Tugend und Kraft ist, auf erbärmliche Weise in alle Winkel ihrer Häuslichkeit kriechen, um aus jeder kleinen Schwäche, die wir dort finden, einen ergiebigen Schacht für unseren Neid, unsere Verkleinerungslust zu machen? Sollten wir nicht vielmehr den Kampf beider Naturen und den Sieg der öffentlich besseren bewundern? Haben wir danach zu fragen, ob's im Hause des Prometheus selbst, der uns das Licht von den Göttern brachte, hell oder finster war? Hätten Homer und Aristoteles ihren Nachbarn Uebles nachgesagt, hätte Raphael nicht an Unsterblichkeit geglaubt, hätte Shakespeare nicht nur in seiner Jugend im Park des Sir Lucy gejagt, sondern jede seiner unsterblichen Zeilen zwischen einem Rausche und einer größeren Sünde geschrieben, so hätten sie dies mit ihrem Gewissen und den Gesetzen auszumachen gehabt; allenfalls dürfte ihr Biograph es untersuchen, der Bewunderer ihrer Werke braucht es nicht zu wissen und, wenn er es weiß, deshalb seine Bewunderung nicht einschränken.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Die Pagen an Napoleons Hofe.

Von einem Pagen aus der Kaiserzeit.

An einem Oktoberabend des Jahres 1804, als Napoleon von einer Reise nach Boulogne zurückgekehrt war, ließ er Duroc zu sich rufen und redete ihn folgendermaßen an: „Meine Krönung ist auf den kommenden zweiten Dezember festgesetzt, wir haben also keine Zeit zu verlieren, um das Personal meines Hofstaates zu vervollständigen; ich will, daß mein Hofstaat, gleichwie der der Kaiserin, ganz nach dem Ludwig's XVI. und Maria Antoinette's eingerichtet werde. Das wird einen doppelten Vortheil haben: einmal wird es meiner Regierung selbst ein gewisses Element von Kraft und Stabilität verleihen, und zweitens bekomme ich dadurch Gelegenheit, Belohnungen an einige Familien zu vertheilen, welche sich in meinem Dienst schon sehr eifrig bewiesen haben, und an andere, die nur auf die Gelegenheit warten, mir zu dienen, wenn auch vielleicht nur deshalb, weil sie nicht anders können; doch das kümmert mich wenig, wenn sie mir nur Dienste leisten. Ich will das Land auf seinen ehemaligen Zustand zurückbringen. Dafür also haben Sie zu sorgen, als Ober-Ceremonienmeister meines Hauses, und sie werden mir hierüber einen Bericht machen, den ich morgen sehen will."*) Der Ceremonienmeister wollte einige Einwendungen machen wegen der geringen Zeit, die ihm zu dieser Arbeit bewilligt worden; Napoleon aber wünschte mit diesem Wirthschafts-Detail, wie er es nannte, recht schnell fertig zu werden und in den Tuilerieen so bald wie möglich den Glanz und den Pomp des alten Hofes von Versailles wiederherzustellen; er unterbrach also Duroc mit den Worten: „Suchen Sie Caulaincourt auf, berathen Sie sich mit ihm, kurz thun Sie, was Sie wollen; befragen Sie alle mögliche Leute hierüber, morgen aber muß ich den Bericht haben." — Hiermit entließ er Duroc, welcher nolens volens gezwungen war, sich zu fügen und, gleich vielen Anderen, dem großen Strom des Kaiserthums nachzugeben.

Der verlangte Bericht wurde abgefaßt und drei Tage später dem Kaiser übergeben. Auf der Stelle rief Napoleon eine Art Conseil zusammen, um darüber zu berathen. Zuerst fing man, wie es seit einiger Zeit Mode ward, mit einem Punkt der Etikette an und kam, wie bei allen Gegenständen der Art, nach drei Stunden Diskussion zu keinem Resultat, bis endlich Herr von Caulaincourt den Bericht über das Institut der Pagen ablas. Der Großmarschall selbst hatte sich wegen Schwäche der Augen diesem Geschäft nicht unterziehen können. Zuerst beschrieb der Ober-Stallmeister die Einrichtung, die hierin bei den alten Französischen Königen bis auf Ludwig XVI. getroffen worden. Napoleon blieb bei dem Letzteren stehen, mit Vorbehalt gewisser Modificationen, und auf der Stelle ward provisorisch die Zahl der Pagen im Kaiserlichen Palast auf zwölf festgesetzt, eine Zahl, welche, im Fall sie ungenügend wäre, vermehrt und nach und nach bis auf vierundzwanzig erhöht werden solle. (Später stieg die Zahl der Pagen auf 30 und sogar im Jahre 1810 bei Napoleons Vermählung mit Marie Louise auf 37). Dann beschloß der Kaiser, daß die jährlichen Ausgaben eines Jeden nicht die Summe von 1400 Fr. übersteigen dürften, und daß dieselben Pagen abwechselnd bei ihm und bei der Kaiserin den Dienst verrichten sollten. Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben und auf den anderen Tag verlegt, um sich noch über das Kostüm, über die Vorrechte, die Erziehung und die ganze Leitung der Pagen zu berathen und endlich die Eigenschaften und Rechte zu bestimmen, welche die jungen Aspiranten besitzen müßten.

Das Conseil wurde nicht den anderen Morgen, wie man übereingekommen war, sondern erst nach acht Tagen vom Kaiser wieder zusammenberufen, welcher die Sitzung mit folgenden Worten eröffnete: „Meine Herren, ich habe die Absicht, Pagen nicht nur zu einem temporairen Dienst zu gebrauchen, sondern ihnen auch Gelegenheit zu geben, sich für ein künftiges Amt vorzubereiten. Ich will ihre ganze Erziehung übernehmen, da sie ja nicht immer funfzehn Jahre alt seyn sollen; ferner müssen die, welche aufgenommen werden, durchaus nur zu den alten Familien gehören oder zu solchen neuen, welche mir schon treu gedient haben und auf deren Anhänglichkeit ich sicher rechnen kann. Ihr geringstes Alter muß zehn Jahre seyn, was also schon sehr jung ist, wie Sie sehen; sobald sie über funfzehn hinaus sind, kann ich sie nicht mehr brauchen; was meinen Sie dazu, meine Herren?" Natürlich nahm alle Mitglieder des Conseils von der Meinung des Kaisers; nur einer von ihnen bemerkte, wenn die Pagen zu zehn Jahren ihr Amt beginnen und zu funfzehn abtreten sollten, so würde man ihnen niemals Aufträge anvertrauen können, zu denen schon ein gewisser Takt, Verschwiegenheit und Verstand gehöre, wie ihn oft viele junge Leute von 25 Jahren nicht besäßen. „Das ist allerdings wahr", sprach Napoleon, „sie sollen bis zum achtzehnten Jahre Pagen bleiben; dann will ich sie entweder in meinen Generalstab aufnehmen oder in eine Kriegsschule schicken." Darauf kam man überein, daß es unter den Pagen einen premier page und einen second page geben sollte, denen eine Art Autorität über die übrigen zustände, daß aber sonst alle ohne Unterschied nach einem System erzogen werden sollten, und zwar militairisch. „Ja wohl, militairisch", sagte Napoleon, indem er auf dieses Wort einen besonderen Nachdruck legte. „Doch sollen sie auch", fügte er hinzu, „Tanz und Musik lernen, ganz besonders aber Mathematik und Latein und Französisch ohne Widerrede." — „Nicht auch etwas Deutsch und Englisch?" ließ sich ein Mitglied mit halber Stimme vernehmen. — „Das ist nicht nöthig", fiel Napoleon ein: „die Französische Sprache ist allgemein Europäisch geworden; aber, statt jener beiden Sprachen, lieber Geschichte und Geographie, und dann auch Fechten und Schwimmen. Diese letzte Uebung ist heut in jeder Beziehung die allererste Nothwendigkeit. In Boulogne wäre erst kürzlich Derrés, als er ins Meer fiel, beinahe ertrunken, weil er in der Jugend nicht schwimmen lernte. Ein Marine-Minister und ertrinken. Dieser Widerspruch ist doch etwas zu lächerlich."

„Die Pagen werden also einen Schwimmmeister haben. Ferner müssen sie auch alle zusammen reiten lernen. Caulaincourt, Sie werden mir eine Liste von den Professoren und Lehrern überreichen, die sie bekommen sollen; ich will sie alle selber wählen." — „Aber Sire", nahm der Abbé de Pradt das Wort, welcher gleichfalls zu diesem großen Conseil berufen worden, „Eure Majestät vergessen eine Hauptsache für Kinder, den Religions-Unterricht." — „Entschuldigen Sie, Herr Abbé", antwortete Napoleon, etwas ärgerlich über die Bemerkung, „ich habe wohl daran gedacht; zum Beweis habe ich schon einen Almosenier für sie erwählt, und zwar den Abbé Gauden, den Sie kennen; er wird mit diesem Amte auch das eines Unter-Gouverneurs verbinden." — „Ja", sagte der Oberst d'Arrigny, „man muß ihnen sowohl einen Gouverneur als einen Unter-Gouverneur geben." — „Allerdings, Herr Oberst, ich habe schon Beide bestimmt: zuerst Sie." — „Ich", ruft der Oberst, „Gouverneur der Pagen Eurer Majestät!" — „Nein, nein, das nicht, Sie sollen bloß mit dem Abbé Gauden zusammen Unter-Gouverneur seyn; er wird den moralischen und religiösen Theil der Erziehung, Sie den physischen und administrativen übernehmen. Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Oberst, zu einem Gouverneur fehlt Ihnen etwas sehr Wichtiges; Sie sind zu schwach oder vielmehr zu gut dazu. Ein Page, meine Herren, gleicht einem Affen an Tücke und einem Sextaner an Gassenbuberei; genäschig ist er wie eine Katze, dumm wie ein Maikäfer und eitel wie ein Pfau. Ja, ja, Sie haben sie nicht so kennen gelernt wie ich!" Ueber diese Schilderung konnte sich das ganze Conseil des Lachens nicht erwehren. „Ja, meine Herren", fuhr Napoleon fort, „wie ich sage, so ist's; darum will ich, daß mir die Jungen ganz streng gehalten werden. Gardanne ist der Mann dazu, ich habe ihn auch schon designirt. Sie, Caulaincourt, werden über die kleinen Herren die Oberaufsicht führen. Ich werde Ihnen in Paris und in

*) Daß Napoleon selbst gegen Duroc seinen ganzen Gedanken nicht in dieser nackten Weise ausgesprochen habe, ist wohl mehr als wahrscheinlich. Aber selbst wenn er es gethan, wer hat es dem Erzähler verrathen? Indessen wollen wir damit keinesweges gesagt haben, daß ein solcher Gedanke dem Kaiser damals nicht vorgeschwebt, wenn er ihn auch nicht ausgesprochen. —

Saint-Cloud ein Hotel zu Ihrer Disposition geben; die, welche bei unserem Aufenthalt in den Tuilerien nicht gehörig ihren Dienst verrichten, müssen in Saint-Cloud zurückbleiben. Besonders dürfen sie mit dem Hofstaate Josephinen's keinen Verkehr haben. Sie wissen, ich liebe keine Gevatterschaften und keine Klatschereien."

Obgleich Napoleon hierin so entschieden seinen Willen aussprach, sah man doch die Pagen, als sie im Schloß ihren Dienst verrichteten, viel öfter in den Gemächern der Kaiserin, als sonst überall, was aber ganz natürlich zuging; diese jungen Bürschchen oder Kinder, wie man sie fast nennen könnte, mußten wohl ein weit größeres Vergnügen darin finden, sich in dem großen Aufwartungssaal herumzutreiben, wo man nur junge und schöne Damen fand, als in der Dianagallerie bei den Offizieren und Generalen fest angenagelt zu stehen und vor Langeweile umzukommen. Napoleon konnte das nicht leiden, und so oft man ihn kommen hörte oder ein Thürsteher plötzlich meldete: „l'Empereur!" und ihn dann alle anwesende Personen auf seinem Wege stehend erwarteten, nahmen die guten Damen einen solchen Delinquenten, von dem es sich gewöhnlich fand, daß er ein Sohn oder ein Neffe oder ein Cousin war, geschwind hinter sich und versteckten ihn. Meistens bemerkte Napoleon nichts, da er immer sehr schnell vorbeischritt; wenn er aber unglücklicherweise einmal stehen blieb, um an Einen unter den Anwesenden eine Frage zu richten, dann war der Verbrecher unvermeidlich ertappt; der Kaiser faßte den ungehorsamen Pagen beim Ohr, zog es ihm mehr oder weniger heftig, je nachdem er gelaunt war, und führte ihn selbst an die Thür, indem er noch bald spaßend, bald im Ernst die Worte hinzufügte: „Ei, ei, mein Herrchen, was haben Sie da gemacht? Sie wissen ja, daß Sie nicht hierher gehören! Machen Sie, daß Sie wieder zu Ihren Kameraden kommen, und daß das ja nicht noch einmal passirt!" War aber Napoleon in sehr übler Laune, was ihm wohl oft genug begegnete, so warf er auch auf die Mitschuldigen des Vergehens einen drohenden Blick, rief einen Thürsteher herzu und sprach ganz laut: „Man soll den General Gardanne rufen!" Für diesmal konnte das arme Kind darauf rechnen, vierundzwanzig Stunden in der Arreststube zubringen zu müssen. Zwei oder drei unter diesen Pagen waren schon an diesen Ausgang so gewöhnt, daß, so oft der Fall eintrat, sie nicht erst die Ankunft ihres Gouverneurs abwarteten, sondern auf der Stelle ungeheißen in die genannte Stube wanderten.

Der General Gardanne, gewiß ein tapferer Soldat und ein ganz vortrefflicher Mensch, war in Allem, was sich auf Ordnung und Disziplin bezog, außerordentlich streng und durchaus nicht geneigt, die närrischen Streiche der kleinen Buben, die seiner Aufsicht anvertraut waren, lachend mit anzusehen. Zum Glück für die Kleinen war er nicht immer da und mußte sehr oft seine Functionen dem Oberst d'Arrigny übergeben, der von den Pagen sehr geliebt ward, weil sie ihn nicht fürchteten. Auch schämten sie sich gar nicht, diesem Gouverneur oft sehr unbrerbietige Possen zu spielen. Eines Tages z. B., als der Colonel im Begriff war, zum Kaiser zu gehen, und sich eben in das Palast-Kostüm geworfen hatte, tritt er in die mathematische Klasse und setzt sich auf einen Stuhl neben der Tafel. Einer von den Jüngsten schielte seit einigen Minuten auf die weißen Strümpfe des Unter-Gouverneurs, bei deren Anblick es ihm ungemein nach einem Streich juckte. Da setzt sich auf einmal eine Fliege auf seine Bank; er fängt sie, durchbohrt sie mit einer Nadel, bringt sich ganz leise auf die Beine des Colonel herunter und bohrt ihm seine Nadel in die Wade, indem er ruft: „Halt, da hab ich sie!" Herr von Arrigny stößt einen Schrei aus, der Page richtet sich auf und zeigt dem Kolonel mit triumphirender Miene die Fliege mitten durchbohrt. „Du Satanskerl!" rief Herr von Arrigny, indem er sich das Bein rieb, „Du hast mir gewaltig weh gethan, bist aber sehr geschickt."

Der, welcher der Malice dieser Herrchen am meisten zur Zielscheibe dienen mußte, war gewiß der respektabelste von Allen, der ehrwürdige Abbé Gaudon. Ich will nur einen von ihren Streichen erzählen. Es kam sehr oft vor, daß ihr Almosenier einen von seinen Kindern (so pflegte er sie zu nennen) zu sich rufen ließ, um ihm eine kleine Predigt zu halten, oder, was wohl noch besser schmecken mochte, ihm einige Leckereien zu geben, die ihm nach Tische auf die Tafel aufgetragen wurden. Eines Abends kommen zwei von den Jüngsten zu dem guten Geistlichen, gerade als er seinen Kaffee trank. „Guten Tag, meine Kinder", sagte er mit zufriedener Miene, „kommt, ich will Euch bewirthen; hier habt ihr ganz vortrefflichen Kaffee, davon will ich Euch eine kleine halbe Tasse für Beide zusammen geben, und während Ihr sie trinkt, werde ich mein Journal auslesen, welches wegen der Rede des Herrn von Fontanes sehr interessant ist; dann mögt Ihr mir sagen, was Euch zu mir führt. Der Abbé Gaudon brauchte außerordentlich viel Taback, besonders wenn er las. Er nimmt also das Journal de l'Empire und fährt in seiner Lektüre fort, nachdem er noch zwei enorme Virginische Prisen zu sich genommen. Da bringt einer von den Pagen einen Tropfen Kaffee in seinen Löffel und läßt ihn über den Kopf des Gouverneurs auf das Journal herabfallen. Der Abbé Gaudon wähnt, der Taback übe auf seine Nase eine gewisse Wirkung aus; er schnaubt sich und fährt fort, zu lesen. Bald darauf wird die Rede des Herrn von Fontanes durch einen zweiten Kaffeetropfen befleckt; der Abbé schnaubt aufs neue und liest weiter. Nach dem dritten Tropfen wiederholt der arme Abbé die vorige Operation mit einer Anstrengung, daß ihm das Gehirn erbebt, und will eben sein Journal wieder in die Hand nehmen, als hinter seinem Stuhl ein plötzliches Gelächter ihm in die Ohren schallt und er beim Umdrehen seine Peiniger bemerkt. Die zwei kleinen Teufel kamen mit einem Sermon davon.

Uebrigens muß man nicht glauben, daß alle Pagen solche Galgenschwengel waren. Es befanden sich auch sehr Vernünftige unter ihnen. Diese wußte der Kaiser ganz besonders zu schätzen und gab ihnen zuweilen Aufträge, die sich vielleicht ein Offizier und selbst ein Diplomat zur Ehre angerechnet hätte. Im Jahre 1811 den 20. März um zehn Uhr Abends, gerade als Josephine, die sich in Navarre befand, in ihren Salon treten wollte, wo für sie und ihre Damen der Thee bereitet war, ließ sich plötzlich eine unruhige Bewegung im Vorzimmer hören; die beiden Flügelthüren der Gallerie werden von einem ihrer Kammerdiener geöffnet mit dem Ruf: Im Namen des Kaisers! Die Kaiserin und Eugen, welcher für einige Tage seine Mutter besuchte, stehen auf und gehen einem Pagen entgegen, der ganz erschöpft von Ermüdung herantritt. Der junge Mann bringt einen von Napoleon selbst geschriebenen Brief, worin er seiner ersten Gemahlin die Geburt des Königs von Rom meldet. Der Page hatte, aus Furcht, den Brief auf der Straße zu verlieren, ihn so tief hinein in die Seitentasche seines Rocks gesteckt, daß er ihn lange suchen mußte. Josephine, die immer so gut war und nicht zeigen wollte, daß sie die Verlegenheit des Boten merke, obwohl sie sie vollkommen erräth, richtete unterdessen einige Fragen an ihn mit jener Grazie und Feinheit, die sie in ihre geringsten Worte zu bringen wußte. Endlich nachdem der Brief gefunden und überreicht worden, zieht sich die Kaiserin zurück, begleitet von dem Vice-König, nachdem sie Befehl gegeben, daß man dem Pagen das Abendessen bringe und ihm bis zum folgenden Tage alle mögliche Aufmerksamkeit schenke; der Bote aber bemerkt Ihrer Majestät, daß er vom Kaiser den Befehl erhalten habe, sich nicht aufzuhalten, sondern auf der Stelle wieder abzureisen, sobald ihm die Antwort auf die Botschaft geworden. Nach einer Stunde meldet man dem Pagen, daß er in die Gallerie treten könne, um die Befehle der Kaiserin zu empfangen: „Hier haben Sie für den Kaiser und hier für Sie", redete ihn Josephine an, indem sie ihm entgegenging und ihm einen Brief übergab und eine kleine Saffianschachtel mit einer köstlichen diamantenen Nadel. „Ich hätte zwar gewünscht", fügte sie hinzu, „daß Sie wenigstens so lange hier blieben, bis Sie sich ausgeruht haben, aber ich weiß gewiß besser, als irgend Jemand, daß man vor Allem dem Kaiser gehorchen muß. Reisen Sie also ab und Gott geleite Sie!" Sie reichte ihm ihre Hand, die der Page ehrfurchtsvoll mit seinen Lippen berührte. Fünf Minuten nachher galoppirte er nach der Hauptstadt zu und war schon um fünf Uhr Morgens in den Tuilerien zurück. In sechs Stunden hatte er, von Paris nach Navarre, eine Strecke von 28 Postmeilen zurückgelegt. Hieraus kann man sich einen Begriff machen von der Schnelle und Pünktlichkeit, mit welcher die Pagen ihre Aufträge vollzogen.

Uebrigens war der Pagendienst sonst mit keiner großen Mühe verbunden, ausgenommen im Hauptquartier des Kaisers oder zu Felde, oder auch noch, wenn man auf den kleinen Reisen von Fontainebleau, von Compiègne und von Rambouillet die Eskorte bilden mußte. Zwei von ihnen hielten sich gewöhnlich in der Nähe der Kaiserin während eines großen Empfanges; der Aelteste hatte die Ehre, die Schleppe ihres Mantels zu tragen, der Andere ging Ihrer Majestät einige Schritte voran, indem er sich unter die Offiziere des Hauses mischte. Zwei Pagen folgten dem Kaiser, so oft er auf die Jagd ging; vier begleiteten ihn gewöhnlich auf seinen Feldzügen. In Paris oder in Saint-Cloud verrichteten wenigstens sechs und höchstens zwölf Pagen den Dienst im Palast. Zwei begleiteten Napoleon, wenn er zu Pferde stieg oder ausfuhr; in dem letzteren Fall ging Einer dem ersten Jäger voran, welcher vor der Eskorte ritt; der Andere hielt sich am linken Kutschenschlage, ein wenig hinter dem Stallmeister; wenn sich aber Napoleon der Ceremonie-Wagen bediente und mit großem Gefolge ausfuhr, z. B. um der Eröffnung des corps législatif oder irgend einer Jahresfeier in Notre-Dame beizuwohnen, dann ließ er so viel Pagen auf den Wagen steigen, als dieser tragen konnte. Bei den diplomatischen Audienzen, bei dem Empfange der Gesandten, Sonntags zur Messe und wenn Ball oder Schauspiel am Hofe war, verrichteten zwölf Pagen den Dienst. Wenn JJ. MM. des Nachts ins Schloß zurückkehrten, erwarteten sie zwei Pagen im Vorhofe am Fuß der großen Treppe, um ihnen in die großen Gemächer voranzugehen. Jeder von ihnen hielt einen Leuchter mit Wachskerzen in der Hand, und sobald JJ. MM. bis an die kleinen inneren Gemächer gekommen waren, übergaben sie die Lichter den Kammerdienern.

Der Kaiser und die Kaiserin zeigten sich gegen ihre Pagen sehr gütig und liebreich; gleichwohl pflegte Josephine die übrigen nur mit einer gewissen Politesse anzureden, welche fast wie Kälte aussah. Wenn sie sie alle wie junge Herren behandelte, so war ihr dieses Benehmen von der Konvenienz geboten. Der Kaiser dagegen ging mit den seinigen ganz ohne Umstände um, was sehr erklärlich ist. Die Jüngsten und Kleinsten duzte er gewöhnlich, indem er sie ganz kurz bei ihrem Taufnamen rief, besonders wenn er mit ihnen zufrieden und er selbst nicht übler Laune war. „Komm' her, Kleiner", war eine seiner Lieblingsredensarten; war er aber schlecht gelaunt, oder hatte er Ursache, mit einem von ihnen unzufrieden zu seyn, dann richtete er an diesen das Wort, indem er ihn „Monsieur" titulirte und ihn mit dem Familiennamen rief, den er immer sehr laut und deutlich aussprach. Obgleich so viele Leute glauben und besonders die Memoirenschmiede des Kaiserreichs verbreitet haben, daß Napoleon die Beamten seines Hofstaates oft wie Lakaien behandelte, indem er sich einer groben Sprache und beleidigender Epitheta gegen sie bediente, so kann ich doch versichern, daß daran nichts Wahres ist; gerade Napoleon war mehr als Jemand liebreich, fein und höflich, selbst gegen die, welche zu seinem Hause gehörten, und niemals ließ er seine Pagen heftige Ausdrücke von sich hören, nur ein einziges Mal ausgenommen, nämlich bei folgender Gelegenheit. Es war eines Abends zu Malmaison, als er sich mit Josephine in dem kleinen blauen Salon ganz allein befand; er klingelte und verlangte eine Tasse Thee. Der aufwartende Page, der sich in dem benachbarten Zimmer hielt, bringt eine Tasse vollkommen zubereitet. Nachdem er sie auf ein vergoldetes Brett gesetzt, wäre es seine Pflicht gewesen, während er sie dem Kaiser überreichte, in einer ehrerbietigen Entfernung stehen zu bleiben, wie dies Sitte war; aber indem er ihm offenbar die Mühe ersparen wollte, erst aufzustehen, um sie zu nehmen,

trat er unbesonnen auf ihn zu; sein Fuß verwickelt sich in eine Tapete, er verliert das Gleichgewicht und läßt die heiße Tasse auf die Füße des Kaisers fallen, welcher diesen Abend gerade keine Stiefel anhatte. Napoleon rückt mit seinem Stuhl zurück, indem er seinen Schmerz auf eine energische Weise zu erkennen giebt. Da brach Josephine in Lachen aus: „Mein Gott, Bonaparte", sagte sie, „was Du doch seit einigen Tagen schwörst und fluchst. Das ist eine sehr üble Gewohnheit." — „Aber", fängt der Kaiser wieder an, indem er seine Strümpfe mit dem Taschentuch reibt, „dieser kleine Ungeschick hat mir die Beine auf eine furchtbare Art verbrannt!" Das arme Kind schämte sich schrecklich und lachte nicht, denn als er in den Salon trat, hatte er noch den Spiegel befragt, um mit eigenen Augen zu sehen, ob er auch mit der gehörigen Grazie und Anmuth die Tasse dem Kaiser überreichen würde; Letzterem war diese kleine Koketterie nicht entgangen. Zum Glück war wenigstens die Tasse, obgleich von sehr zartem Porzellan, im Fallen nicht zerbrochen. Dies bemerkte Napoleon, indem er sie selbst aufhob und sorgfältig untersuchte, worauf Josephine noch mehr lachte und sprach: „Nun Bonaparte, sey nicht gar zu böse; Du siehst ja, daß der Schade nur halb ist."

Die angesehensten Personen am Hofe bewarben sich eifrig für ihre Kinder um das Amt eines Kaiserlichen Pagen. Diese Stelle hatte für die kleine Zahl derer, welche sie bekamen, eine Menge von Vortheilen; erstens näherten sie sich mehr als irgend Einer und zu jeder Zeit des Tages der Person JJ. MM., und dann war es auch eine vorzügliche Beförderung zu den höchsten Posten, denn bei der Güte, die Napoleon für seine Pagen zeigte, konnte er ihnen auch ein gränzenloses Vertrauen schenken, zumal da diese jungen Leute ihre Erziehung fast unter seinen Augen bekommen hatten. (Le Siècle.)

J. Janin's literarische Portraits.

II. Benjamin Constant. Bernardin de St. Pierre.

Wir dürfen Benjamin Constant, den treuen Freund der Frau von Staël, auch auf dem rein literarischen Gebiete nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn gleich, vor seinem glänzenden Rufe als politischer Redner, sein kleiner Roman „Adolphe" gänzlich in Vergessenheit gerathen ist. Dieses kleine Büchlein ist mehr als ein Roman; es ist die prophetisch treue und wahre Schilderung eines wahren Leides, an dem die heutige junge Welt nur allzu häufig krankt. Der Held, Adolphe, führt den Reigen jener seitdem in Büchern und im Leben uns häufig begegnenden Charaktere, die beim höchsten Raffinement der Geistesbildung an der innersten Herzensleere und Langeweile zu Grunde gehen. Er zieht ein Weib in sein Schicksal, das er liebt oder zu lieben glaubt — denn ihm ist die Liebe nur eine Ausfüllung des beständigen Müßigganges, den er sein Leben nennt — die um seinetwillen Ruf und Ehre preisgegeben, Gatten und Kinder verlassen hat. Wie dieses schuldige Weib nun zu der schrecklichen Entdeckung gelangt, daß der, welchem sie Alles geopfert, sie nicht mehr liebt, daß er nie einer wahren Liebe fähig gewesen — wie sie sich innerlich vernichtet fühlt, da sie ihn verachten muß; wie diese beiden Herzen von da an einander abstoßen und doch, durch die Schuld unauflöslich an einander gekettet, gegenseitig Liebe, Vertrauen und Glück erheucheln; diese tägliche Pein und Verdammniß, unter deren Last beide Seelen immer tiefer sinken und ein bitterer, versteckter Haß sich immer tiefer in beide Gemüther hineinwühlt — und aus diesem trostlosen Zustande keine Erlösung als der Tod eines oder beider: — ein solches Gemälde von erschütternder, unbarmherziger, psychologischer Wahrheit und Tiefe macht den Inhalt jenes kleinen Romans aus. Benjamin Constant hat hierdurch zuerst in Frankreich die Bahn zu dem Genre gebrochen, welches man seitdem den psychologischen oder den Empfindungs-Roman, le roman intime, genannt hat. Aber was haben die Nachahmer aus diesem Typus gemacht? Zu welcher Aermseligkeit und verzerrten Unförmlichkeit haben sie ihn heruntergebracht? Das Rezept zu einem Roman intime im neuesten Geschmacke lautet wie folgt: Das Ding muß in Form und Anlage so wenig Aehnlichkeit mit einer Erzählung haben als möglich; je loser, je ungestalteter, je kunstwidriger, desto besser. Dem Inhalte giebt man die Form einer alten, halb vergilbten und halb zerfressenen Korrespondenz, die lange Zeit in der Rumpelkammer gelegen und in einer Emballage als Fragment zum Vorschein kommt. Oder die prima Persona des Romans erzählt, wie sie einmal einen Unbekannten getroffen, der unter einem Baume oder auf einer Ruine saß, und wie derselbe ihr seine ganze Lebensgeschichte erzählt hat, die dann in einem Athem oder in mancherlei Absätzen wiedererzählt wird. Oder man läßt sämmtliche Personen der eigentlichen Geschichte nur als Längstverstorbene figuriren und introdujirt Jemanden, der Zeuge der Katastrophe gewesen ist und nun aus seinem Gedächtniß eine lange Historie auftischt; und was dergleichen verbrauchte Kunstgriffe mehr sind.

Hier muß auch eines Schriftstellers Erwähnung geschehen, der in jenen Tagen einen überaus glänzenden und, falls er sich eben so dauernd bewähren sollte, einen wahrhaft vollständigen Erfolg errungen hat. Denn was kann ein Schriftsteller Höheres wünschen, als in seinem Werke bei der Nachwelt so fortzuleben, wie „Paul und Virginie" vielleicht noch bei den spätesten Geschlechtern leben wird? Vielleicht, sagen wir: denn allerdings scheint die Berühmtheit des guten Bernardin de St. Pierre, des Verfassers von Paul et Virginie, La Chaumière Indienne, Les Harmonies de la Nature, jetzt eben so schnell abzunehmen, als sie damals den höchsten Gipfel erstieg. Originell ist er nicht, vielmehr ein Nachahmer, aber ein aufrichtiger und geschickter Nachahmer der J. J. Rousseauschen Empfindungs- und Darstellungsweise. Der Ausdruck des Gefühls ist zwar stets zart und lieblich, aber nicht ganz frei von Manier; seine Menschenliebe mehr romantisch als christlich und gar zu thränenreich; auch kommen die Thränen nicht immer aus dem Herzen, sondern aus einer weinerlichen Reflexion. Seine Philosophie, das, was man den Kern seiner Ueberzeugungen nennen könnte, hat nicht die rechte Wärme und ist zu mild, zu geschmeidig, zu schlaff, um recht ins Herz zu greifen. Dazu kommt seine Systemsucht, seine kindische Freude an allerhand kleinlichen vermeinten Entdeckungen und seine Einbildung von den Harmonieen, die er in allen großen und kleinen Dingen findet und worauf er sich nicht wenig zu Gute thut; anfangs interessirte das die Leser ganz ungemein, bald aber fand Niemand diese Träume mehr der Widerlegung werth. Dem sey nun wie ihm wolle, das eine, schönste seiner Werke, Paul und Virginie, wird ihn wohl bis in späte Zeiten überleben; diese Virginie wird den Dichter, der sie so schön und rein erschaffen, unter ihre Engelsflügel nehmen und seinen Namen in die Jahrhunderte hinaustragen. Von welcher Fülle frischer Natur-Anschauungen wird der Leser in diesem Buche überrascht — wie freut man sich der Liebe der beiden Kinder an jenen fernen blühenden Gestaden — wie natürlich, wie erquickend ist die Rührung, die auf jedem Blatt unser Auge mit neuen Thränen füllt — wie köstlich ist die Einfachheit, die Treue der Schilderung, und der klare, ruhige Spiegel dieses Styls, wo wäre er jetzt noch zu finden? Diese Kunst ist in unserer bewegten und getrübten Zeit verloren. Den Franzosen muß dies kleine in seiner Kunstlosigkeit herzerfreuende Meisterwerk um so theurer seyn, da es für sie gleichsam das letzte Vermächtniß aus den Zeiten vor der Revolution ist; denn als das Buch erschien, da grollte am schwülen Horizont schon das Unwetter, vor dessen Schlägen bald die Philosophie und Poesie in Frankreich verstummte.

Bibliographie.

La vie militaire sous l'empire etc. — Von Blaze. 2 Bde. 15 Fr.
Cours de droit militaire. — Von Brousta. 6 Fr.
L'ecole du tirailleur. — Von Pinette.
Notice biographique du philosophe français A. Lasalle. — Von Gence. 4 Fr.
Abrégé de l'histoire ancienne. — Von Grenouille. 3 Fr.
Histoire philosophique des sciences. — Von Morand.
Essai sur l'idéal. — Von Quatremère de Quincy.
Annales de l'imprimerie des Etienne. — Von Renouard. Erste Abth. 7½ Fr.
Les matelots parisiens. — Roman von Suau de Varennes. 2 Bde. 15 Fr.
L'herbagère. — Vom Vicomte d'Arlincourt. 2 Bde. 7 Fr.
Description nautique des côtes de l'Algérie. — Von Berard.
Chroniques de la marine française. — Von Girard und Lecomte. Th. 3. 4. und 5. 22½ Fr.
Histoire du Bas-empire. — Von Lebeau. Abgekürzt von Delaunay. 5 Bde. 10 Fr.
Chronologie historique des papes. — Von Mastanie. 7½ Fr.
Scènes de la vie italienne. — Von Méry. 2 Bde. 15 Fr.
La maison rouge. — Von Souvestre. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Zur Statistik der Makulatur. In Frankreich wird bekanntlich nicht minder, wenn auch lange nicht so viel Makulatur jährlich fabrizirt, als in Deutschland. Während aber in unserem Vaterlande das Druckfieber immer noch in einer gefährlichen Progression sich befindet und jeder neue Leipziger Ostermeß-Katalog den vorhergegangenen an Umfang übertrifft, verzeichnet das Journal de la Librairie das Jahr 1836 in Frankreich als viel weniger produktiv, denn seine unmittelbaren Vorgänger. Und eben so, wie bei uns, ist man auch schon in unserem Nachbarlande zu dem Resultate gelangt, daß man auf dem Felde der buchhändlerischen Production das Weniger als ein Mehr, d. h. als einen Gewinn, ansehen darf, indem man längst inne geworden, daß die Masse des Schlechten dem Vertrieb des Guten nur hinderlich sey. Im Jahre 1835 ließ der Französische Buchhandel 82,298 Bogen Satz veranstalten, im Jahre 1836 aber nur 79,238, was eine Verminderung des Satzes um nahe an 3000 Bogen ergiebt. Die gedruckten Bogen aber haben verhältnißmäßig noch mehr abgenommen, da, den vorliegenden statistischen Notizen zufolge, die Auflagen meistens auch kleiner waren, als früher, so daß man annehmen kann, es seyen in Frankreich im vorigen Jahre 25 Millionen Bogen Makulatur weniger gedruckt worden, als im Jahre 1835. Minder erfreulich als dieses Resultat ist indessen die Uebersicht derjenigen Literaturzweige, welche die Abnahme der Production hauptsächlich getroffen hat. Es zeigt von keinem geistigen Fortschritte des lesenden und bücherkaufenden Publikums, daß gerade die theologischen und philosophischen Schriften, so wie diejenigen, die sich mit den Naturwissenschaften, mit Kunst, klassischer Literatur und Geschichte beschäftigen, die Vernachlässigung derselben am meisten empfinden, während Romane und Theaterstücke, politische und juristische Streitschriften eher zu- als abgenommen haben. Auffallend ist die Verminderung der Schriften religiöser und moralischer Tendenz besonders darum, weil man von vielen Seiten versichern hört, es sey jetzt in Frankreich in dieser Beziehung eine wohlthätige Reaction eingetreten und der Sinn für Gottesfurcht und religiöses Leben in weit größerem Maße als zu irgend einer Zeit seit der Revolution verbreitet. Indessen will man uns mit der Versicherung beschwichtigen, daß das Jahr 1836 nur darum weniger produktiv an solchen Werken gewesen, weil gerade darin das Jahr 1835 mehr gethan, als irgend ein früheres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Löbl. Post-Aemtern.

№ 65. Berlin, Mittwoch den 31. Mai 1837.

Ostindien.

Die Jagden in Ostindien.

Orientalische Jagd-Partieen haben nicht bloß für den Jagd-Liebhaber, sondern auch für den Leser so viel Anziehendes, daß es wohl kaum einer Entschuldigung bedarf, wenn wir diesem Gegenstand in unseren Blättern einigen Raum gönnen. Ein Britischer Offizier in Ostindien ging vor kurzem sogar so weit, in einem öffentlichen Blatte zu behaupten, Indien, das schöne Land, würde keinen Pfifferling werth seyn, wenn es dort keine Tiger gäbe, und dieser Ansicht mögen noch viele seiner Kameraden seyn, denn kein Zeitvertreib ist ihnen willkommener, als die Jagd auf den „Beherrscher der Wälder". Wir geben unseren Lesern folgende Details von Kämpfen mit Tigern und Löwen, die als authentisch verbürgt werden können.

Als Capitain J., der in Bombay stand, eines Tages mit zwei anderen Freunden in der Gegend von Baroda jagte, stieß er ganz unerwartet auf einen Tiger. Das Thier ruhte an dem jenseitigen Ufer eines kleinen, aber tiefen Stroms. Der Schrecken der Jäger wurde durch den Anblick eines gräßlich verstümmelten menschlichen Leichnams, welcher dem Tiger zur Seite lag, um ein Bedeutendes vermehrt. Plötzlich erhob sich das Ungethüm und stierte den Ankommenden ins Gesicht, als wollte es sich eine Mahlzeit für den nächsten Tag ersehen. Sogleich feuerten Alle, und der verwundete Tiger fiel wie todt auf die Seite. Capitain J. zweifelte nicht, daß die Schüsse tödtlich gewesen; er lud seine Flinte wieder, jedoch nur mit gehacktem Blei, da keine Kugel mehr vorräthig war, und lief, so schnell er konnte, nach einer Furth, die ungefähr vierzig Ellen weit unterhalb des Ortes lag, von wo man geschossen hatte. Er watete durch den Strom und wollte eben die Aeste eines Baumes erfassen, um an dem jenseitigen Ufer bequemer aussteigen zu können, als der Tiger auf ihn los kam. Capitain J. hatte nur eben Zeit genug, seine Flinte noch einmal abzuschießen, worauf er sich platt an den Boden legte und von dem Tiger betasten ließ. Obschon das Thier drei Kugeln und eine Ladung gehacktes Blei im Leibe hatte, so zerrte es den Capitain doch ein paar Minuten lang, wie zum Spiele, am Boden hin und her. Endlich setzte es eine seiner ungeheuren Vordertatzen auf den Mund seines Opfers; der Capitain ertrug diesen Druck eine Zeitlang mit großer Standhaftigkeit, als er aber endlich daran verzweifelte, daß der Tiger seine Tatze freiwillig zurückziehen würde, faßte er eine Klaue des Feindes mit den Zähnen und biß hinein, so stark er konnte. Diese kühne List hatte zwar den gewünschten Erfolg, während aber der Tiger seine Tatze wieder an sich zog, riß er einen Theil der Wange des Offiziers ab und zerbrach ihm das Nasenbein. Dann kauerte die Bestie, vielleicht etwas ermüdet, zur Seite nieder, stierte jedoch ihre Beute mit unverwandten Blicken an. Der Capitain, obgleich blutend und heftige Schmerzen leidend, blieb noch eine ganze Weile liegen, ohne ein Glied zu rühren; endlich erblickte er in geringer Entfernung seine Kameraden. Jetzt raffte er seine ganze noch übrige Kraft zusammen und schrie laut um Hülfe. Sogleich fuhr der Tiger auf und wahr nahe daran, ihn bei der Kehle zu packen, aber der Offizier parirte fast instinktmäßig den tödtlichen Biß, indem er seinen gebogenen Arm dem Feinde in den offenen Rachen steckte. Der Arm war in demselben Augenblick entzwei gebissen, und doch wußte Capitain J. auch diesen neuen Schmerz dermaßen zu bewältigen, daß er nicht einmal einen Klagelaut von sich gab. Jetzt ging der Tiger um ihn herum und beschnüffelte ihn, als wollte er sich überzeugen, ob er noch athmete; dann entfernte er sich etwa zehn Schritte weit, kehrte aber mehrmals wieder, um seiner Sache vollkommen gewiß zu seyn. So oft der Tiger ihm nahe war, mußte Capitain J. den Athem zurückhalten. Endlich — nach einer guten Stunde — offenbarten sich die Wirkungen der Kugeln mehr und mehr; der Tiger wankte, bekam Konvulsionen und fiel endlich, um nicht wieder aufzustehen. Capitain J. blieb noch ungefähr eine Stunde ruhig liegen, endlich erhob er sich und versuchte, sich fortzuschleppen, aber seine Wunden erschwerten ihm jede Bewegung ungemein. Zum Glück traf er einige Bauern der Gegend, die ihn nach ihren Zelten brachten. Er mußte fünf Monate lang unter großen Schmerzen das Bett hüten und genas erst, nachdem man lange an seiner Wiederherstellung gezweifelt hatte.

Ein anderer Britischer Offizier von der Bengalischen Armee wurde einst von einem Tiger ergriffen und fortgeschleppt. Zum Glück hatte der Offizier noch seine Jagdflinte umhängen, deren Läufe zwischen die Zähne des Tigers sich einklemmten und ihn daran verhinderten, seine Kinnbacken zu schließen. Aus Verdruß darüber ließ der Tiger endlich seine Beute fallen und lief allein weiter. Der Offizier entkam mit einer starken Verletzung und bewahrt seine Retterin, die Flinte, als eine Trophäe. An der inneren Seite des einen Laufes sieht man die Spur des eingedrückten Tigerzahns.

Ein fast unglaubliches Beispiel von Geistesgegenwart gab vor etwa dreißig Jahren der Oberst D. in Bengalen, ein Mann, der bei einer Größe von mehr als sechs Fuß ungeheure Körperkräfte besitzt. Als dieser Offizier eines Tages auf der Jagd und von seiner Gesellschaft getrennt war, bemerkte er plötzlich einen Tiger, der sich eben anschickte, auf ihn loszuspringen. Der Oberst warf seine Flinte, die er wieder zu laden vergessen hatte, von sich, empfing den Tiger mit ausgebreiteten Armen und drückte ihn im buchstäblichen Sinne des Wortes todt. Nur eine Tatze der Bestie war frei geblieben, und mit dieser hatte sie dem Obersten das Fleisch von der Backe abgerissen. Der Tiger war noch jung, aber doch alt genug, um einen Menschen bezwingen zu können.

Die große Verschiedenheit im Naturell des Tigers und des Löwen ergiebt sich aus folgender Erzählung, die uns zeigen kann, daß Buffon nicht ohne Grund behauptete, der Löwe besitze neben seinem Stolze, seinem Muthe und seiner Kraft auch Großmuth, während der Tiger ohne Neid grausam sey. Das Abenteuer bestanden vor mehreren Jahren drei Offiziere in Gujerat. Capitain D., Herr W. und ein dritter Freund ritten eines Nachmittags auf einem Elephanten aus, um Löwen zu jagen. Noch waren sie in dem Gebüsche nicht weit gekommen, als sie einem dieser Thiere begegneten und es niederschossen. Eben luden sie ihre Flinten von neuem: da verkündete ihnen ein Gebrüll die Nähe eines zweiten Löwen. Einer von der Gesellschaft stieg sogleich von dem Elephanten auf ein Pferd, das sein Bedienter ihm nachführte, und ritt voran, um Kundschaft einzuziehen. Kaum hatte er sich hundert Schritte weit entfernt, als er sich von dem Thiere, das er aufsuchte, verfolgt sah. Sogleich spornte er sein Pferd zum Galopp und gelangte auf einem Umwege glücklich wieder zu der Stelle, wo die Anderen seiner warteten. Nachdem er seinen Sitz in der Hauda des Elephanten wieder eingenommen, lenkte man den letzteren nach der Gegend, wo der Löwe herkam. Fast in demselben Augenblick kam ihnen der muthige Feind keck entgegen. Als das edle Thier dem Elephanten bis auf etwa zwanzig Schritt sich genähert hatte, feuerten die drei Jäger zugleich, und jede Kugel traf. Der Löwe that, als wär' er ganz unberührt geblieben; er schritt, wo möglich, noch beherzter voran und saß dem Elephanten mit Einem Sprung auf dem Kopfe. Zum Glück war der Treiber ein muthiger Kerl und an solche Begegnungen gewöhnt. Er stieß ein paar kräftige Flüche aus und begann nun, mit seinem eisernen Lenkhaken auf den Kopf des Löwen zu hämmern. Die Bestie rutschte wieder herunter, sprang nun auf das Hintertheil des Elephanten und hätte beinahe Einen der Jäger aus der Hauda gerissen. Da fuhr ihm abermals eine Kugel durch die Schnauze in den Leib; der Löwe stürzte hinab, und der Elephant trabte eilig weiter. Sobald der erschreckte Koloß zum Stehen gebracht war, beschloß Herr W. abzusteigen und den furchtbaren Feind zu Fuße zu verfolgen. Seine Gefährten widerriethen ihm dies vergeblich und begleiteten ihn dann aus Edelmuth. Auf dem Wahlplatze angelangt, fanden die drei Freunde den Löwen wieder kampfgerüstet, dieser stürzte jetzt gegen Herrn W. los, der den rechten Lauf seiner Doppelflinte losfeuerte, aber nicht mehr Zeit hatte, auch links abzudrücken. Bei dem Sprunge des Löwen verlor der Dritte von der Gesellschaft alle Geistesgegenwart; er hatte bis dahin wacker ausgehalten, aber das war für seine Nerven zu viel. Er kehrte um, versteckte sich in das dickste Gebüsch, das er finden konnte, und blieb da so ruhig, wie eine Maus. Herr W. vertheidigte sich nun mit seiner Flinte gegen den furchtbaren Feind, bis der letztere endlich siegte und ihn zu Boden riß. Dem Capitain D. versagte in diesem kritischen Moment seine Flinte, und er rettete sich aus dem Gebüsche, um nach Hülfe zu rufen. Unterdessen that der Löwe seinem bezwungenen Gegner kein ferneres Leid an; er begnügte sich damit, in seiner Nähe zu bleiben und ihn zu bewachen. Jetzt brach die Dämmerung herein. Capitain D., dem die dringende Gefahr seines Freundes sehr zu Herzen ging, setzte seine Flinte bestmöglichst wieder in Stand und kehrte dann eben so eilig als behutsam an die verlassene Stelle zurück. Noch immer stand der Löwe dicht bei Herrn W., der ohne Bewegung am Boden lag. Capitain D. zielte und streckte die Bestie entseelt nieder. Herr W. aber hatte keine Verletzung erhalten und ritt mit den anderen Beiden nach Hause, um die Glückwünsche seiner Kameraden zu empfangen. In dem Körper des Löwen fand man neun Kugeln; erst der letzte Schuß hatte ein Lebens-Organ getroffen.

Nicht viel weniger furchtbar als Tiger und Löwe ist der wilde Eber in Ostindien, der auch ein eben so zähes Leben hat, wie die genannten beiden Raubthiere. Die folgende Erzählung von einem Ein-

zelkampfe zwischen einem Jäger und einem wilden Eber wird dies bestätigen und kann auch Jedem als Warnung dienen, daß er einem starken Wilde nie zu nahe komme, bevor er ganz überzeugt ist, daß es verendet hat. Eine Jagd-Gesellschaft verließ Kalkutta an einem Dezember-Morgen in einem Boote, um wilde Enten und anderes Geflügel zu schießen. Sie fuhren langsam den Hugli hinab, und am nächsten Morgen landeten zwei von der Partie an dem niedrigen schlammigen Ufer. Der Eine kam bald nach dem Boote zurück; der Andere aber gerieth, während er die geflügelten Waldbewohner verfolgte, immer tiefer ins Gebüsch und Gestrüpp. Er hatte seinen Burschen vorangeschickt, um eine von ihm geschossene Holztaube zu holen; dieser kam aber eilig wieder und meldete seinem Herrn mit großem Schrecken, daß ein wilder Eber die Taube verzehre. Gleich darauf hörte der Jäger das Grunzen des Ungeheuers, und kaum hatte er seine Flinte (diesesmal mit einer Kugel) wieder geladen, als der Eber zum Vorschein kam und nur wenige Schritte von dem Orte, wo der Jäger und sein Bursche standen, in einem engen Passe sich aufstellte. Das Thier grunzte und schäumte, sah seiner neuen Bekanntschaft einige Minuten lang starr ins Gesicht und wollte sich dann wieder fortmachen. Der Jäger nahm den Augenblick wahr, als der Eber ihm die Seite zukehrte und schoß ihm eine Flintenkugel in den Leib. Das verwundete Thier taumelte nieder, während sein Blut in Strömen floß. Der Jäger eilte sogleich heran und ging eben mit sich zu Rathe, wie er seine Beute am besten nach dem Boote befördern könnte, als der todtgeglaubte Eber mit einemmale wieder auf den Beinen stand und wie rasend auf ihn losstürmte. An Flucht war nicht mehr zu denken; unser Waidmann faßte in seiner Verzweiflung die Flinte am Laufe, schwenkte sie in der Luft und versetzte dem blutenden Scheusal einen Schlag auf den Kopf, daß die Büchse entzweiging. Der Eber fiel betäubt nieder, sein Angreifer sprang über ihn weg und rannte aus Leibeskräften davon. Noch war er kaum funfzig Schritte weit, als er sich von dem grunzenden Feinde aufs neue, und zwar in fürchterlicher Hast, verfolgt sah. Um auf seiner Flucht durch nichts gehindert zu seyn, warf unser Freund seinen Rock ab; dennoch ereilte ihn der wüthende Verfolger. Jetzt waren die Kräfte des Jägers erschöpft; die Zunge klebte ihm am Gaumen, und alle Hoffnung schien verloren zu seyn. Schon war der Eber nur noch wenige Schritte weit, als ein am Pfade stehender Mango-Baum dem Verzweifelten neue Hoffnung gab. Er ergriff einen Ast und wollte sich an demselben hinaufschwingen; aber in demselben Augenblicke faßte ihn sein Feind an den Beinkleidern. Das Tuch gab zum Glücke nach; der Waidmann wurde zwar mit heruntergerissen, täuschte aber den Eber, indem er um den Baum herumsprang. Hier nahm er einen günstigen Augenblick wahr und schwang sich den Baum hinan; aber sogleich packte der Eber die Wurzeln des Baumes, der zum Unglück noch jung war, mit seinen Hauern; der Mango stürzte in den Teich daneben, und Mensch und Eber wälzten sich in den Aesten herum. Sein gutes Glück wollte, daß der Jäger oben zu liegen kam und seinen borstigen Feind bei der Gurgel packen konnte. Das Thier suchte sich vergebens loszuwinden; denn der Körper des Jägers lag zu schwer auf ihm, und das Blut floß so reichlich aus der Schußwunde, daß der Todeskampf des Ebers immer schwächer wurde und dieser endlich verendete. Es verging mehr als eine Stunde, ehe der Jäger von seiner furchtbaren Anstrengung sich erholt hatte, und nur mit Hülfe seiner unterdessen herbeigeeilten Freunde gelang es ihm, wieder auf die Beine zu kommen. Der Körper des furchtbaren Gegners wurde an eine Bambusstange befestigt und von acht Kulis nach dem Boote getragen.

Die Art, wie man den Tigern in Bengalen zu Leibe geht, nämlich mit ganzen Bataillonen Elephanten und Menschen, wird von den Anglo-Indiern der übrigen Präsidentschaften für unrühmlich gehalten. Obgleich aber der Bengalische Brite gern mit allen Vortheilen, die eine glänzende Stewari (Reiterjagd) gewähren kann, ins Feld rückt, so zeigt er sich doch im Nothfalle bereit, auch unter weniger günstigen Umständen gegen Raubthiere zu kämpfen. Ein junger Bengalischer Offizier, der auf einem Marsche durch eine wilde Gegend Halt gemacht hatte, wurde bei seinem Frühstücke von einer Deputation aus dem nächsten Dorfe benachrichtigt, daß ein Tiger bei hellem Tage erschienen sey und bereits mehrere Individuen gefährlich verwundet habe. Einige der besten Schützen hatten vergebens nach dem Thiere geschossen, woraus man denn schließen wollte, die Kugeln seyen behext gewesen. Der Offizier bewaffnete sich sogleich mit einem paar Doppelflinten und eilte an den bezeichneten Ort. Bei seiner Ankunft im Dorfe fand er die ganze Gemeinde, wie man sich denken kann, in einem Zustande großer Aufregung; Jedermann sah den Tiger oder wollte ihn sehen, und alle Augenblicke gab es einen falschen Lärm. Ganze Haufen Menschen, die auf Bäume oder Dächer gestiegen waren, deuteten nach jeder Richtung, während andere Haufen von allen Seiten schreiend heranDrängten und behaupteten, der Tiger verfolge sie. Endlich gelang es dem jungen Manne, den Ort zu ermitteln, an welchem der Tiger in diesem Augenblicke sich befand. Er entdeckte ihn inmitten einer kleinen Baumgruppe, welche zu dem Garten einer Bauerhütte gehörte. Da die Hütten der Eingebornen der Luft und dem Tageslicht ziemlich überall zugänglich sind, so konnte unser Abenteurer mit leichter Mühe seine Flinte durch das Flechtwerk der Wände stecken, und es gelang ihm, der Bestie eine Kugel in den Hals zu schießen. Vor Zorn und Schmerz laut aufbrüllend, sprang der Tiger auf die Hütte los; da er aber seinen Feind nicht sah, so kehrte er um und eilte einem Wäldchen zu, während die Bauern, wie ein zersprengtes Heer, nach allen Seiten ausrissen. Jetzt war es nothwendig, einen erhöhten Standpunkt zu gewinnen, denn das hohe Gras und Gestrüpp verbargen den Tiger ganz und gar. Während der Jäger zu diesem Zwecke auf einen Baum kletterte, kam der Tiger, der seinen Feind erblickt hatte, aus dem Gebüsch hervor. Zum Glück hatte unser Offizier noch Zeit genug, seine Flinte anzulegen und zu feuern; der Schuß streckte das furchtbare Thier zu Boden, aber es erhob sich wieder und drehte sich wie rasend im Kreise herum. Jetzt traf den Tiger ein Schuß aus dem zweiten Laufe, doch immer noch nicht tödtlich. Die Wuth des Thieres stieg immer mehr; allein es war eine blinde Wuth, die sich erst an Bäumen austobte und dann gegen die Zuschauer kehrte. Letztere standen ohnedies schon sehr weit entfernt, und obendrein nahmen sie, so wie der Tiger ihnen sein Antlitz zukehrte, augenblicklich Reißaus. Der Offizier konnte von Glück sagen, daß das Thier ihn ganz unbeachtet ließ; denn er wäre mit seinen zwei ungeladenen Flinten in einer fatalen Situation gewesen. Mit zwei Kugeln im Halse und einer im Kopfe, schien das Thier noch bei voller Kraft zu seyn; doch lief es jetzt in einen Kuhstall hinein, wohin der Offizier mit frisch geladenen Büchsen ihm folgte. Während Letzterer in die Bambuswand des Stalles ein Loch zu bohren versuchte, stürzte der Tiger mit fürchterlicher Wuth dagegen und zwang den Offizier zu rascher Flucht. Es gelang dem Ungeheuer, Kopf und Vordertatzen durch die Verzäunung zu zwängen, worauf ihm der Offizier aus einer Entfernung von acht Schritten eine Kugel durch das Ohr schoß. Jetzt riß der Tiger die Hütte ein, sprang unter entsetzlichem Gebrüll heraus, rannte in einen benachbarten Garten und streckte sich im Gebüsche hin. Der Offizier stellte sich hinter einen Platanen-Baum, wo der Tiger ihn bemerkte; letzterer fuhr sogleich wieder empor, sah seinem Gegner knurrend ins Gesicht, stürzte aber, von einer Kugel getroffen, die ihm durch den Rachen fuhr, todt an die Erde. Als die Bauern den Tiger erlegt sahen, kamen sie mit Knütteln herbei und schlugen weidlich auf ihn los. Es war dies der größte Tiger, den man in jenem Dorfe noch gesehen hatte; von den fünf Wunden, die er empfangen, konnte jede für tödtlich gelten.

Dem Leoparden setzt man in Indien nur selten nach, obschon er es wohl verdient, daß man auch auf ihn Jagd mache. Eines Morgens erfuhr ein Offizier auf seinem Spazierritt, daß ein Leopard an einem näher bezeichneten Orte sich aufhalte und drei Personen arg verwundet habe. Der Offizier lenkte sogleich sein Pferd nach der Gegend, verschaffte sich die nöthigen Waffen und stieg auf das Dach einer großen Scheune, von wo er den Leoparden im Buschwerk erspähte. Auf den ersten Schuß des Offiziers kam das Thier brüllend heraus. Der zweite Lauf wollte zum Unglück nicht losgehen, und jetzt war es nöthig, schnell herabzusteigen, um das Thier nicht aus dem Gesichte zu verlieren. Der Offizier lud von neuem und folgte seinem Wilde nach einem Bambus-Dickicht, wo es sich gelagert hatte. Hier schoß er zum zweiten Male und entfloh dann, so eilig er konnte; der Leopard setzte ihm nach, riß ihn zu Boden und stürmte über ihn weg, so daß unser Jäger mit ein paar unerheblichen Quetschungen davonkam. Er bestieg nun sein Pferd und ritt einem Gebüsche zu, in welches der Leopard sich zurückgezogen hatte. Er konnte seinen Feind bald aufs Korn nehmen, aber die Flinte, welche bei dem Falle Schaden genommen hatte, versagte ihm, und so mußte er seinem Pferde wieder die Sporen geben, um sein Leben zu retten. Die ganze Bevölkerung des Ortes erbot sich, das Buschwäldchen zu bewachen, während der Offizier nach Hause eilte und Vorkehrungen zum erneuten Kampfe traf und sich unter Anderem einen Elephanten mit einer Hauda bestellte. Nachdem er gefrühstückt und die Wirksamkeit seiner Waffen geprüft hatte, begab er sich wieder nach dem Busche, wo er jedoch nur einen Elephanten vorfand, der, wie sein Treiber selbst versicherte, unzuverlässig war und keinem Raubthiere Stand hielt. Die Vorstellungen der Eingebornen werden von den Europäern gewöhnlich kaum beachtet; unser Offizier bestieg, aller Warnung zum Trotze, das Kissen auf dem Rücken des Elephanten und befahl dem Treiber, ihn mit Gewalt in den Busch zu treiben. Der Elephant stöhnte, scharrte den Boden und gab noch andere Zeichen seiner üblen Laune; so wie er den Leoparden bemerkte, stürmte er auf ihn los und schüttelte sich dabei dermaßen, daß der Reiter kaum auf seinem Sitze sich behaupten, geschweige denn feuern konnte. Der Leopard saß dem unbehülflichen Kolossen mit Einem Katzensprung auf dem Rüssel und zerfleischte ihn, fiel aber bald wieder herunter. Sobald der Elephant sich befreit fühlte, eilte er davon und war nicht mehr zum Angriff zu bewegen. Endlich kamen zwei andere, besser disciplinirte Elephanten herbei; der Offizier bestieg einen derselben und drang wieder in den Buschwald ein; aber der feige Elephant, den er vorhin geritten, und den man unkluger Weise bei den Anderen ließ, steckte sie mit seiner Furcht an. Es erfolgte eine allgemeine Retirade, und zwar in solcher Unordnung, daß derjenige Elephant, welcher den Offizier trug, in ein Loch gerieth, zu Boden stürzte und den Offizier beinahe vor die Füße des Leoparden schleuderte. Zum Glücke war dieses Thier selbst eben im Rückzug begriffen. Endlich verlor der Offizier die Geduld, verabschiedete die Elephanten und rückte mit seinen Leuten zu Fuß gegen den Leoparden an, der, nachdem er zwei neue Ladungen empfangen, seine Seele aushauchte.

Man kann sich einen Begriff davon machen, wie viele Tiger noch jetzt in gewissen Gegenden von Bengalen hausen, wenn man erfährt, daß in einem Zeitraum von vierzehn Tagen schon mehr als zwanzig dieser Thiere erlegt worden sind. (Asiat. Journ.)

England.

Die Londoner literarischen Zeitschriften.

(Fortsetzung.)

Verzeihe, freundlicher Leser, wir haben Dich ins Büreau der Quarterly geführt, Dir dort Walter Scott gezeigt und setzten plötzlich Deine Geduld durch ein Kapitel über die geheime Tugend großer Köpfe auf harte Probe; wir kehren zu Dir und Scott wieder zurück. Nach unseren obigen Bemerkungen wird man sehen, daß wir mit den Leuten, die auf die Blößen geachteter Namen Jagd machten, nichts gemein haben. Ueberdies ist die häusliche Tugend des Schottischen Dichters auch von seinen Feinden unangefochten geblieben. Aber hier handelt es sich nicht von einer Blöße des menschlichen Walter Scott, sondern von einer Blöße des Schriftstellers. Daß sich der große Mann

solche Manöver, solche Künste gestattete, daß er seinen Einfluß, sein Talent zu diesen Unwürdigkeiten mißbrauchte, muß schon Staunen erregen; daß die Redaction sich zu solchen Künsten hergab, um das leichtgläubige Publikum zu täuschen, muß noch mehr in Verwunderung setzen. Aber es übersteigt alle Wahrscheinlichkeit, obgleich es so traurig wahr ist, daß man jene Blätter, die man für immer hätte vernichten sollen, jetzt sorgfältig gesammelt und in die Ausgabe der sämmtlichen Werke Walter Scott's aufgenommen hat! Doch man muß die Kritik Scott's über Scott selbst lesen. Er, der in der Satyre so beißend, in der Ironie so bitter seyn konnte, wechselt seine Natur ganz, wenn er über sich selbst öffentlich Gericht hält. Er ist die Sanftmuth und Unschuld selbst; er zeigt leichte Versehen an, macht dem Verfasser scheinbare Vorwürfe, hebt unbedeutende Anachronismen hervor, vertheidigt die Mittelmäßigkeiten mit aller Dialektik, die er im Hause hat, weist das Uebergewicht seines historischen Romans über alle Gattungen der Literatur nach, stellt sodann den Autor auf die naivste Weise von der Welt den größten Geistern zur Seite und schließt buchstäblich so:

„Das Buch, welches dieser Schriftsteller (näml. W. S.) studirt hat, ist das grandiose Buch der Natur; er hat die Welt durchsucht in der Erforschung von Charakteren und Thaten, die sich nur dem ausgezeichnetsten Scharfsinn offenbaren und die nur das Genie allein so wieder darstellen kann. Die Personen Shakspeare's sind nicht mit tieferer und innigerer Wahrheit begabt. Daher glaubt man auch allgemein, daß der Verfasser wirkliche Personen portraitirt habe. Er muß sich unter alle Klassen gemischt, er muß alle Charaktere in der Nähe gesehen, er muß sich mit Sitten und Weisen vertraut gemacht haben, die jetzt untergegangen sind. Daher kommt es, daß die Gebilde, welche nur Emanationen seiner reichen Einbildungskraft sind, auf uns den Eindruck gelebt habender Personen machen. Sie steigen aus ihren Gräbern in voller Rüstung, mit allen ihren charakteristischen Zügen, ihren besonderen Stellungen, ihren gewohnten Mienen und selbst mit den Einzelheiten ihrer Kostüme."

So spricht in der Quarterly Walter Scott von einem anderen Schriftsteller, der Walter Scott heißt. Nicht wahr, verständiger Leser, eine neue Art von Selbstverleugnung, auf deren Grund und Boden Rezensent und Rezensirter durch einträgliche Verschwiegenheit sich gegenseitig mit Artigkeiten überhäufen? Denn der anonyme Verfasser des Waverley hat, um die Mummerei zu vervollständigen, bei jedem folgenden Roman dem „geistreichen, scharfsinnigen und aufgeklärten Rezensenten" des vorigen Romans für seine freundliche Kritik zärtlich gedankt. Es ist ein wahrhaft schönes Gefühl der Unabhängigkeit vom Bedürfniß fremden Beistandes. Wenn sich andere Literaten oft vom eigenen Gevatter oder von den Gevattern des uneigennützigen Verlegers eine höchst unparteiische Rezension zukommen lassen, so könnte man in gewissem Sinne behaupten, sie lassen sich mit fremden Federn schmücken; der edle Schotte, der ganz von dem goldenen Zeitalter seiner im kindlichen Stande der Unschuld gelebt habenden Hochländer erfüllt ist, verschmäht es, sich mit fremden Federn zu schmücken, er schmückt sich daher mit eigenen!

Die Quarterly läßt sich vielleicht wegen dieser unedlen Mystificationen noch entschuldigen, indem es nicht ganz unmöglich ist, anzunehmen, daß den Redacteuren entweder der Verfasser des Buches oder der Verfasser der Rezension unbekannt war, und daß sie desto mehr von allem Verdachte sich fern hielten, je weniger Walter Scott solche Schliche zuzutrauen waren. Aber Herr Gifford hat wahrscheinlich nicht gewußt, daß Scott schon im Jahre 1810 in den von ihm größtentheils beherrschten, schnell eingegangenen „Edinburger Jahrbüchern" einen Artikel geschrieben hat, dessen Titel ist: „Ueber die lebenden Dichter Großbritaniens"; in diesem Artikel nun spricht sich Walter Scott dahin aus, daß England nur drei große Dichter habe, wovon einer Walter Scott ist! Wir hören immer die Tugend der Bescheidenheit als eine der hervorstechendsten Eigenschaften des Schottischen Barden rühmen; die Quarterly, die Edinburger Jahrbücher, und wer weiß, welche Zeitschriften noch, sind gewiß die sprechendsten Belege für diese Behauptung.

Man behauptet, daß Southey seit längerer Zeit die Verbindlichkeit übernommen habe, für jede Nummer der Quarterly-Review einen Artikel zu schreiben, und dafür von Murray 200 Pfd. jährlich erhalte. Das Honorar der verschiedenen Artikel hat keine bestimmte Höhe; man zahlte Walter Scott öfter 60 Pfd. für einen Artikel und 50 Pfd. an Southey für 30 Seiten. Das gewöhnliche Honorar in der Quarterly sowohl, als in der Edinburgh-Review ist 20 Pfd. für den Bogen octavo. Constable, der vormalige Verleger des letzteren Blattes, bezahlte (besonders für Verleger auf dem Kontinente) unglaubliche Summen für die sogenannten crack-articles, d. h. Knalleffekt machende Aufsätze. Mackintosh schrieb einmal 40 Seiten über die Theilung Polens und bekam dafür 100 Pfd! Constable zahlte so lange und so gut aus seiner Kasse für Knallbücher und Knallartikel, bis diese Kasse selbst zum Knallartikel wurde. Sehr zu bedauern ist es für die Einblicke in die Oekonomie der Quarterly, daß Gifford ein Buch, in welchem er alle durch ihn gezahlte Honorare für die Artikel seiner Blätter genau eingetragen hatte, testamentarisch zum Feuertode verdammte, und daß die Testament-Vollstrecker seinen Willen vollzogen. Die Direction einer Review dieser Art ist ein wahres Gouvernement; Lockhart und Gifford haben versichert, daß sie kaum Zeit zu schlafen haben. Wirklich haben Beide, während sie mit der Leitung der Zeitschrift beschäftigt waren, nichts Anderes herausgeben können. Selbst für die Biographie seines großen Schwiegervaters konnte Lockhart keine Muße gewinnen, daher erst jetzt nach 5 Jahren der erste Band erschien, obgleich die Materialien längst gesammelt waren und nur geordnet zu werden brauchten, und obgleich er gewiß bemüht war, den Auftrag des Verewigten als den heiligsten zu betrachten, dessen Erfüllung jeder anderen Pflicht vorausgehen muß.*) (Schluß folgt.)

*) Siehe Magazin Nr. 47 und 48.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

III. Frau von Genlis. Madame Cottin. Frau von Souza.

Große und schwer wiegende Namen sind in dem Heere Französischer Romanen-Schriftsteller der letzten Jahrzehende verzeichnet, keiner größer als Chateaubriand, der Verfasser von Atala, René, dem letzten Abencerragen und den Märtyrern. Aber diesen Mann, in seinen riesenhaften Geistesumrissen, können wir nicht an dieser Stelle so ohne Weiteres unter den Romanschreibern mitgehen heißen; wir müssen ihm einen besonderen und geräumigeren Platz vorbehalten. Dagegen ist hier der geeignete Ort, an eine Reihe von weiblichen Autoren in diesem Fach zu erinnern, und zwar zuvörderst an die Frau von Genlis. Der Glanz ihres Namens ist bereits im Erlöschen begriffen, und bald wird sie ganz vergessen seyn. Doch darf man ihr nicht abstreiten, daß sie neben den persönlichen Eigenschaften, die ihr zu statten kamen, neben ihrer großen Schönheit, der Anmuth ihres Lächelns und ihrer Unterhaltung auch manche Anlagen zu einer wirklich großen Schriftstellerin besaß. Eine lebhafte Einbildungskraft, eine unermüdliche geistige Geschäftigkeit, Gewandheit und Harmonie im Ausdruck, vielseitige Weltkenntniß — dabei in ihrer Vortragsweise etwas kindisch-gefälliges, wodurch ihre Bücher den jungen Mädchen so wohlgefallen — in ihrem Charakter Selbstvertrauen genug, um sich Alles herauszunehmen, und gerade so viel Takt, um auch in den gewagtesten Dingen zur rechten Zeit einzuhalten — ein unruhiger Geist, den in seiner steten Beweglichkeit Alles anzog, und der Alles wieder fahren ließ — eine ganz unersättliche, neugierig geschwätzige Sucht, Alles zu sehen, Alles zu wissen, Alles herauszuklügeln und Alles auszuplaudern — ein gut Theil Frivolität unter fromm-ehrbarem Anschein aufs glücklichste versteckt — zu dem Allen ein wenig Gelehrsamkeit: so war Frau von Genlis. Was hat diese Frau nicht Alles unternommen oder unternehmen wollen? Wie hat sie überall, um uns eines nicht sehr delikaten, aber richtig bezeichnenden Ausdrucks zu bedienen, herumgeschnüffelt? In einem Athem und mit gleicher Gedankenlosigkeit faßte sie die großartigsten und die frivolsten Pläne. Heute ein Buch über die Kunst, Kartenhäuser zu bauen, Figuren auszuschneiden, Devisen zu erfinden; am anderen Morgen hat sie schon was Besseres vor, nämlich die ganze Encyklopädie von Voltaire und Diderot zu revidiren und umzuschmelzen. Heute befaßt sie sich mit Kinder-Erziehung, morgen gewiß mit Politik. Sie gab zu gleicher Zeit Unterricht im Lateinischen, Französischen, Hebräischen und auf der Harfe. Manchmal schrieb sie ein ganzes Buch in einer Woche, manchmal kam sie mit einem einzigen Brief in einem ganzen Monat nicht zu Stande. Wenn Jemand ein Buch über die Konfusion schreiben wollte, eine lehrreiche Histoire des Désordres de l'esprit, so dürfte er nur den literarischen Lebenslauf der Frau von Genlis Tag für Tag hererzählen. Sie hatte über nichts eine feste Ansicht, weder über Dinge, noch über Personen. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ging sie von einem Gegenstande zum anderen über, von Mährchen zu der Geschichtsschreibung, von der Philosophie zu Romanen, von Versen zur Prosa, vom Salon zum Theater, vom Theater zum Krucifix und Beichtstuhl. Sie schrieb und schrieb, und thürmte Bände über Bände, und gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, leider auch keinen Augenblick Frieden. Ihr Leben verfloß in beständiger Unruhe, in beständigen, aber selbstverschuldeten Täuschungen. Sie wollte zu Paris eine Rolle spielen, wie etwa Lady Esther Stanhope in Syrien, die Rolle einer heiligen Einsiedlerin, einer Prophetin. Zur Einsiedlerin wurde sie in der That. Arm, verlassen, vergessen, so verbrachte sie ein trauriges Alter, in dieser Stadt, die vormals ihren Jugendglanz und ihren Ruhm gesehen; sie verschwand aus der Gesellschaft, und Niemand fragte, was aus ihr geworden. So starb die Erzieherin eines Monarchen, zum eindringlichen Beweise, daß Frauen, wenn sie zur Feder greifen, der Logik allenfalls entbehren können, aber der Milde nicht.

Aus dem Chaos der von ihr hinterlassenen Schriften, aus dieser nicht zu bewältigenden Sündfluth von Büchern, Broschüren, Komödien, Mährchen, Romanen, Journalen und dgl. müssen wir jedoch den kleinen Roman „Mademoiselle de Clermont" herausheben, der als das einzige Meisterstück der händereichen Verfasserin gelten kann. Hier ist jugendliche Frische, natürliche Anmuth und wahre, wohlthätige Rührung. Dieses Büchlein ist eine klare und schöne Perle, aus dem übrigen Wuste aufzulesen und sorgfältig zu bewahren. Man könnte dem Duodez-Bändchen die Aufschrift geben: Ci gît Madame de Genlis! und der Wanderer oder Leser denke dabei barmherzig der Unzähligen, die sammt ihren Büchern vermodern, ohne daß auch nur ein Duodez-Bändchen über der Erde bleibt, uns an sie zu erinnern.

Wir sind immer geneigt, und besonders wenn von weiblichen Autoren die Rede ist, die Achtung und Vorliebe, welche der persönliche Charakter der Verfasserin uns einflößt, auf ihre Schriften zu übertragen. So glauben wir auch in den Werken der Madame Cottin den sanften und reinen Charakter, den tadellosen Lebenslauf dieser würdigen Frau wieder zu erkennen. Ihr Vortrag gleitet schlicht und angenehm dahin, und in der Schilderung menschlicher Leidenschaften verweilt sie nur bei dem, was auf edle und wohlthuende, auf tugendhafte Weise anregt. Unsere Leserinnen erinnern sich vielleicht, und gewiß mit Vergnügen, an „Claire d'Albe", „Malvina", „Amelie Mansfield", an „die Verbannten in Sibirien", die in ihrer selbstverleugnenden Ergebung, in ihrer frommen Unterwerfung unter die strafende Hand Gottes und in der einfachen Weise, wie sie, ohne zu klagen, ihre schweren Leiden erzählen, vielleicht dem Grafen Silvio Pellico den ersten Gedanken an seine „Prigioni" eingegeben haben. Auch den Kreuzzug Philipp August's und Richard's Löwenherz im 12ten Jahrhundert hat Madame Cottin, viele Jahre vor dem großen Meister Walter Scott, zu einem Romane „Mathilda" verarbeitet, worin die großen Helden, Richard,

Philipp, Lüsignan, Montmorency, Saladin, Malek Adel, auftreten, lieben, streiten, zu Schutz und Trutz kämpfen; er läßt sich immer noch mit Vergnügen lesen, wenn auch eine schwache und zarte Weiberhand diesen gewaltigen und schweren Stoff, nicht mit so kundiger Kraft und ergötzender Lust gestalten konnte, wie jener große Dichter.

Dieselbe edle Ruhe und Zartheit des Charakters war der Person und den Schriften der vor zwei Jahren verstorbenen Frau von Souza eigen. Ihre „Adèle de Sénanges" ist ein köstliches kleines Buch, wie man es in der alten, feinen Literatur vor der Revolution gern hatte; es ist eine so erquickliche Stille darin, eine so sanfte Behaglichkeit, und auch der Sturm der Empfindung immer innerhalb der Gränzen gehalten, wo er ergreift, ohne zu verletzen. Dergleichen Bücher gewähren den Genuß eines kleinen, höchst vollkommenen Dramas, das sich von selbst spielt, ohne daß man das Geringste von der Maschinerie merkt, ohne daß man ein Rädchen knarren, eine Schnur rascheln hört. Aus dem Geräusch und Gewirr, aus der wüsten Gewaltsamkeit moderner Romane kann man im Schatten jener alten, stillen Dichtungen Zuflucht suchen, deren Gang so ruhig ist, und die sich so mild und befriedigend lösen. Es ist, als wenn man vom lauten und gellenden Markt in den heimlichen und eleganten Salon träte, wo zwischen das behaglich gedämpfte Geplauder nichts tönt, als das Rauschen seidener Gewänder oder das Knistern eines neuen Schuhes auf dem Teppich. Ein solches Buch ist Adèle de Sénanges von der Frau von Souza. Was ist der Stoff dieser Geschichte? unendlich wenig, weniger beinahe, als nichts. Ein junges Mädchen von vornehmer Geburt, die aus dem Kloster kommt und einen alten Mann heirathet — ein junger Engländer, der sichs in den Kopf setzt, Adelen zu lieben, aber in allen Ehren — Spaziergänge im Park, ironische Gespräche im Salon, hin und wieder ein Besuch im Kloster — das ganze übrige Treiben der Welt, mit seiner Unruhe, Eitelkeit und Thorheit, in den fernen dunkeln Hintergrund verwiesen, wo nur gelegentlich seine Umrisse angedeutet werden — so ist das Buch der Frau von Souza beschaffen. So spinnt sich diese Leidenschaft der Beiden, stets von der Empfindung und Sitte beherrscht und gezügelt, bald hoffend, bald verzweifelnd durch die ganze Erzählung, bis sie am Ende vor dem strengen Gebote der Pflicht entsagend zurücktritt und, wie weiland der Kardinal Bernis, den Schauplatz mit den Worten verläßt: „Ich kann warten." — Unser Interesse an dem Buche wird erhöht durch den Umstand, daß es gerade zur Zeit des furchtbarsten revolutionairen Paroxysmus, im Jahre 1793, und zwar in England erschien, wohin die Verfasserin geflüchtet war. Man denke sich die junge liebenswürdige Frau, aus den Prunkgemächern des Louvre in das rauhe Exil getrieben, nachdem sie zuvor ihren Gatten unter Mörderhänden fallen sehen, dem Mangel preisgegeben, aus dem Schiffbruch ihres zeitlichen Glückes nichts rettend, als ihr junges Kind — und von all diesen herben Erfahrungen keine Spur in dem ganzen Buche, keine Klage, kein Vorwurf; in der Bitterkeit, in den Kümmernissen der Verbannung ist das Herz dieser Frau mild, ihr Sinn freundlich geblieben wie in den Tagen ihres Glückes.

In ihrer Persönlichkeit stellte Frau von Souza, eben so würdig als anmuthig, den Typus der feineren Gesellschaft aus den Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts dar. An ihren eben so lebhaft klugen als vornehm anstandsvollen Manieren konnte man noch sichtbar die Traditionen studiren, welche die greise Frau von Maintenon unter ihren jungen Zöglingen in der Schule zu Saint-Cyr gegründet hatte — die Traditionen der Weltbildung, der Liebenswürdigkeit, des Esprit, der mit Religiosität verschwisterten Koketterie, welche sich von jenen jungen Mädchen, die damals vor dem großen Könige Racine's „Esther" und „Athalia" aufführten, durch drei Generationen herab vererbt und in einigen ausgezeichneten Personen die Revolution überlebt haben, um noch dem jüngsten Geschlecht als Muster der feinsten Bildung, der anspruchslosesten und gefälligsten Urbanität vorzuleuchten. Ein solches Muster, und der vollkommensten eines, ist der Französischen Gesellschaft in Frau von Souza verloren gegangen.

IV. Die Herzogin von Duras.

Auch die Periode der Restauration, die verjüngte Blüthe altadeligen Anstandes und friedlicher Eleganz, hat in der Romanen-Literatur ihren weiblichen Repräsentanten: die Herzogin von Duras. Diese eben so hochgestellt als hochgesinnte Frau hatte den Beruf, als Friedensstifterin zwischen die kämpfenden Parteien, zwischen die ältere streng royalistisch und die jüngere liberal monarchisch gesinnte Gesellschaft hinzutreten. In beiden bekleidete sie einen hohen Rang, in jener durch ihre Geburt und ihren Namen, in dieser durch ihre Talente; anmuthige Frauensitte, geselliger Gedankenaustausch, geläuterter Kunstgenuß sollte — so hoffte sie — die Verschmelzung beider befördern; nur ein wenig guter Wille, ein wenig gegenseitige Nachgiebigkeit für die gerechten Wünsche der einen, für den gerechten Stolz der anderen schien ihr nöthig, damit Vergangenheit und Gegenwart einträchtig neben einander bestehen könnten. Sie liebte ihr Vaterland, sie war warm begeistert für seinen Ruhm, und zu seinem Ruhme zählte sie auch seine Freiheit. — Ihr Vater war der Graf Kersaint gewesen, ein berühmter Seeheld, der Stolz der Bretagne, zuletzt ein Märtyrer der Revolution. Kaum zehn Jahre war Louise von Kersaint alt, als die Revolution ausbrach; kaum vierzehn, als sie die beiden Häupter, die ihr die heiligsten in der Welt gewesen, das Haupt ihres Königs und ihres Vaters, unter dem Henkerbeil fallen sah. Wenn die Wehr- und Muthlosigkeit, womit damals die Opfer zur Schlachtbank gingen, ihnen selbst nicht minder als ihren Schlächtern zur Schmach gereicht, so machte Graf Kersaint hiervon eine rühmliche Ausnahme. Mit dem ungebeugten Trotz eines echten Seemanns, eines echten Sohnes der Bretagne, trat er den Blutrichtern gegenüber, vergalt ihnen Hohn mit Hohn und bewies ihnen auf dem Wege zum Tode die kühne Verachtung, die einem siegreichen, ehrengekrönten Helden gegen zusammengerottete Mörder wohl anstehe. Seine Gemahlin, vor Schmerz geisteszerrüttet, floh mit der Tochter nach Amerika und starb frühzeitig. So stand dieses Mädchen im zartesten Alter allein in der Welt; sie ordnete und verwaltete mit Einsicht und Besonnenheit nicht allein ihre eigenen sehr zerrütteten Vermögens-Angelegenheiten, sondern auch die ihrer Familie. In England wurde sie an den Herzog von Duras verwählt; zur Zeit des Konsulats kehrte sie nach Frankreich zurück und lebte, fern von dem neuen Hofe des neuen Monarchen, in tiefster Zurückgezogenheit auf ihrem Schlosse in Touraine, doch nicht ungekannt, nicht unbesucht von Gleichgesinnten und Geistesverwandten, von Chateaubriand und der Frau von Staël. Als mit der Bourbonischen Dynastie auch der Name Duras zu seinem alten Glanze wiederhergestellt war, kam die Herzogin nach Paris, und hier versammelte ihr Salon die erlauchtesten und berühmtesten Gäste: Cuvier, Rémusat, Mathieu de Montmorency, Molé, Villèle, Villemain, auch den Fürsten Talleyrand, der laut ausrief: Voilà l'ancienne société restaurée. Der stille Zauber ihres Geistes, ihrer Unterhaltung hielt diesen glänzenden Kreis zusammen, aber vor der Welt blieb er ein Geheimniß, bis endlich eines Tages, als die Herzogin eben ihrer Gesellschaft die Geschichte von Ourika erzählt hatte, alle Anwesenden einstimmig in sie drangen, diese Erzählung niederzuschreiben. Sie that es gleich am folgenden Tage, am dritten war der kleine Roman vollendet. So betrat Frau von Duras die schriftstellerische Laufbahn. Ein zweiter Roman, „Edouard", folgte binnen einiger Zeit auf den ersten. Beiden liegt einerlei Thema zu Grunde; die durch Vorurtheil erzeugte Ungleichheit menschlicher Stände und Klassen. Ourika und Edouard sind beide ausgestoßen, aufgeschlossen, jene um ihrer schwarzen Farbe, dieser um seiner niederen Geburt willen. Aber hier in ihren Büchern, wo sie ihren persönlichen Gesinnungen und Gemüthserregungen freien Lauf läßt, zeigt sich Frau von Duras nicht ganz dieselbe, wie in ihrem Salon, wo die geselligen Rücksichten walten. Sie ist nicht so ruhig, so resignirt, so sine ira et studio, wie Frau von Souza; sie erinnert sich der Revolution, der Schreckensherrschaft, und zwar mit unverhehltem Haß und Abscheu; sie ist stolz auf ihre eigenen Leiden und Erfahrungen, stolzer noch auf ihre Abkunft aus erlauchter Vergangenheit. So wird denn auch jene Ungerechtigkeit des Vorurtheils in den beiden von ihr verfaßten Romanen nicht bekämpft und versöhnend ausgeglichen, sondern als etwas Positives, Nothwendiges, als eine Macht des menschlichen Daseyns anerkannt; der Satz, in den Augen des zurückgekehrten Altfranzosenthums von höherem Werthe als alle Privilegien, alle Reichthümer, alle zerstörten Schlösser und konfiszirten Güter, der Satz, daß die Gleichheit in der menschlichen Gesellschaft ein Unding sey, wird bis zum Ende siegreich durchgeführt. Erst wenn ihr Held und ihre Heldin unter der Last dieses Unrechts ganz erdrückt, zu Boden gepreßt sind, erst dann nimmt sie sich der Gedemüthigten, Mißhandelten an, richtet sie auf mit frommen Trost und verweist sie auf das Jenseit, an dessen Schwelle alle irdische Schranken fallen, alle Irrthümer sich läutern. Ihr Styl ist übrigens rein, natürlich, frei von aller Manier, von aller geschraubter Neuerung, im ungekünstelten Erzählungston. Nicht lange erfreute sie sich ihres schriftstellerischen Erfolges; ein unheilbares physisches Leiden entriß sie ihrem Salon und dem Umgange ihrer Freunde. Sie starb 1829 zu Nizza mit der freudigen Ruhe und Ergebung einer herz- und geistbegabten Frau, einer frommen Christin. Ein würdiges Denkmal der Freundschaft und der Verehrung hat ihr Chateaubriand in seinen (noch ungedruckten) Memoiren gesetzt.

Mannigfaltiges.

— Potsdam. Die von der Havel umgürtete freundliche Sieben-Hügel-Stadt ist der Gegenstand eines ausführlichen, mit bereitwilliger Anerkennung geschriebenen Artikels in dem neuesten Hefte der „Bibliothèque Universelle de Genève." Die schwesterliche Residenz, die in der Regel von ausländischen Reisenden nur als Zugabe oder als Einleitung von Berlin angesehen wird, findet hier ihre Würdigung als selbstständige und unabhängige Königsstadt. Ihre Kirchen und Paläste, ihre historischen Erinnerungen und ihre Kunstschätze, noch mehr aber ihr lachendes Grün und ihre heiteren Seen spiegeln sich in der Französischen Darstellung so panoramatisch ab, daß selbst wir, die wir doch oft genug Gelegenheit hatten, uns selber in der Nachbarstadt umzusehen, doch durch das treue Gemälde Manches erst kennen lernen, was unserer Aufmerksamkeit bisher entgangen war. Auch die neuesten Schöpfungen des Kunst- und Naturssinnes unserer Fürsten, die Pfauen-Insel, Charlottenhof, die Babelsberge und Glienicke, werden von unserem Reisenden mit einer Wärme beschrieben, wie sie der Norden und besonders unsere Mark nur selten sonst zu erwecken pflegt. Es ist für den „Heiligen See" gewiß kein kleines Kompliment, wenn der „Genfer See" — und von da stammt das Buch her, in dem sich diese Schilderung befindet — ihm zu huldigen kommt. Ferney und Sans-Souci standen allerdings auch schon früher in geistiger Berührung. Und Genfs gesunde Luft, die im vorigen Jahrhundert die beiden weltbeherrschenden Geister, Rousseau und Voltaire, genährt und gestärkt hat, scheint auch noch heutzutage einen erfrischenden Einfluß zu üben. Denn was in Frankreich noch gährt und verworren ist, findet in der Französischen Schweiz, namentlich aber in Genf, wo Deutschland und Frankreich sich auf wissenschaftlichem Boden begegnen, seine ruhige Klärung und Verständigung. Ohne Widerrede ist darum auch die „Bibliothèque Universelle" sowohl in streng scientifischer, als in rein literarischer Beziehung die beste aller jetzt in Französischer Sprache erscheinenden Zeitschriften.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 66. Berlin, Freitag den 2. Juni 1837.

Spanien.

Die neuere Spanische Literatur.

Diejenige Gattung von Poesie, welche man allein romantisch nennen kann, hat keine andere Wiege gehabt, als Spanien. Als der Römische Genius erstarb und in einem neuen volksthümlichen Idiome die einzige Spur seines früheren Lebens zurückließ, als das kriegerische Christenthum des Südens, mit einem mystischen Reflexe gefärbt, eine zugleich symbolische und abenteuerliche Poesie erzeugte, da saugen die Romanischen Völker ihre Kriegsthaten und Liebeshändel in ganz neuen, zarten, dem Alterthum völlig unbekannten Weisen; etwas Morgenländisches mischte sich in die Allegorieen. Ein großartiges Symbol schwebte über dem Ganzen; die göttliche Jungfrau, eine himmlische Blume, ein tröstender Stern, diente dem schwächeren und verehrten Geschlechte, das durch seine Schwäche göttlich wurde, als Typus.

Aber wie seltsam! Nachdem diese Poesie dem übrigen Europa den Ton angegeben, ist sie in Spanien von selbst wieder eingeschlummert. Heutzutage zieht Europa die Pyrenäische Halbinsel am Schlepptau nach sich; der romantische Hauch kommt aus Norden; im Norden sucht Spanien seine Begeisterung, seine Verjüngung; aber es erhält nur eine falsche und erkünstelte Romantik, während ihm seine eigenen Erinnerungen, seine Vergangenheit, seine schönen Romanzen den wahren Fond romantischer Erregungen, dessen die Völker des Nordens sich bemeistert, wieder verschaffen könnten.

So wechseln und wogen die geistigen Einflüsse hin und her; so borgen Völker bei Anderen, die einst von ihnen geborgt haben. Vom 15ten bis zum 16ten Jahrhundert schuf Spanien das Französische Theater, die Literatur und die Künste der Niederlande, fast alle Dramen Europa's. Man fand diese bewundernswürdige Nation überall wieder, in Besançon und in Mexiko, in Neapel und in Wien; sie verfügte über Alles, unterwarf sich Alles. Kaum ein Jahrhundert später war sie nur noch eine Mumie, mit ihren gewichtigen Pappenrollen umwickelt; eine lange Periode hindurch von Allen nachgeahmt, wurde sie die Nachahmerin aller Völker. Diese Nation, deren Don Quixote so populair geworden, wie die Bibel, folgte nur noch den Spuren Italiens, dann Frankreichs und endlich Englands. Die Meisten der jetzt lebenden Spanischen Literaten geben ihre Werke in der Fremde heraus. Ein Spanier, der an der Expedition des Marques de la Romana nach Finnen Theil nahm, ist in Schweden geblieben, wo er jetzt seine Werke drucken läßt. Martinez de la Rosa hat seine Dramen in Paris aufführen lassen. Don Telesforo de Trueba hat in England, wo er als Flüchtling verweilt, die Schöpfungen Walter Scott's und Hazlitt's mit Glück nachgeahmt. Selbst die Künstler Spaniens verlassen ihre Heimat; Gomis und Huerta geben dem Pariser Publikum ihr Talent als Komponisten zum Besten. Unterdessen sind die Dramen eines Alexander Dumas und die Lustspiele eines Scribe das Einzige, was in Madrid Beifall findet.

Werfen wir nun einige Blicke auf die Liste der Spanischen Schriftsteller, die, von dem übrigen Europa zu wenig gekannt, vermöge ihrer Thätigkeit und Ausdauer noch jetzt Spanien zur Ehre gereichen. Je dünner die Sterne an Spaniens Horizonte gesäet sind, desto ungerechter wäre es, sie aus den Augen zu verlieren.

Zuvörderst nennen wir Quintana, den Verfasser der „Biographieen berühmter Spanier". Dieser gewissenhafte Geschichtschreiber ist zugleich ein anmuthiger Dichter; man hat von ihm Oden auf die Entdeckung Amerika's, die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Kuhpocken-Impfung.

Nur kurze Erwähnung verdienen: Heredia, ein auf der Insel Cuba geborener Dichter, von dem man, außer Original-Dramen, die in Mexiko aufgeführt werden, auch ziemlich mittelmäßige Uebersetzungen der Werke Racine's und Voltaire's besitzt — Burgos, der Horazen's Oden, und Hermosilla, der den Homer übersetzt hat; endlich Gorostiza, ein in Mexiko geborener humoristischer Dichter. Diese Schriftsteller haben wenig Kraft, Neuheit und Farben-Frische. Nicasio Gallego, ein Domherr zu Sevilla, hat zwei berühmte Elegieen verfaßt, die eine auf den Tod einer Gemahlin Ferdinand's, und die andere auf das Madrider Blutbad vom Jahre 1808. Den Alberto Lista, Redacteur der Gazeta de Madrid, ein ausgezeichneter Dichter und Mathematiker, beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Uebersetzung der Geschichte des Herrn von Ségur. Noch müssen wir des unglücklichen Vega gedenken, der die Scribeschen Stücke für das Spanische Theater bearbeitet hat. Von seinen eigenen Lustspielen rühmt man besonders „Marcela, oder welche von den Dreien?" Er lieferte auch für das Feuilleton der Gaceta viele launige Artikel, die er mit Figaro unterschrieb. Sein Selbstmord aus hoffnungsloser Liebe zur Königin ist durch die Zeitungen bekannt worden.

Drei Minister: Martinez de la Rosa, der Dramatiker; Graf Toreno, der jetzt an Spaniens neuester Geschichte schreibt; und endlich Don Angel de Saavedra, haben sich den Wieder-Erweckern der Spanischen Literatur beigesellt. Saavedra, jetzt Herzog von Rivas, kann der Walter Scott des heutigen Spaniens heißen: er hat den Stoff zu seinen versifizirten Romanen der alten Spanischen Romanze entlehnt und etwas von dem melancholischen Interesse der nordischen Balladen mit hineingewebt. Schon vor Saavedra hatte man zwar nicht ganz in derselben Weise, aber doch wenigstens schon auf der Bahn des Wahren und Naturgemäßen, einige Schritte gewagt. Eine der Poesie ungünstige Periode hatte doch den Genius des Melendez Valdez nicht unterdrücken können, dessen leicht beschwingte, anmuthige und elegante Dichtungen dem Gemüthe sehr wohl thun. Don Angel de Saavedra ringt moderner Civilisation entgegen, giebt uns aber nur einen durch die alte Castilianische Romanze modifizirten Wiederschein des Englischen Ritter-Romans. Seine Werke verkünden ein nicht gemeines Talent, bewegen sich jedoch ganz außerhalb der Gefühlskreise, in denen sich die heutige Gesellschaft, besonders auf der Spanischen Halbinsel, befindet.

Don Angel de Saavedra ist der jüngste Sohn des verstorbenen Herzogs von Rivas, eines Spanischen Granden. Trotz der allgemeinen Entsittlichung des Spanischen Adels, gehören ihm doch die meisten jetzt lebenden Castilianischen Dichter von Bedeutung an; die Schrecknisse, welche Saavedra in seiner Jugend umgaben, hatten ihn vor dem gefahrvollen Einflusse der am Spanischen Hofe herrschenden Sitten bewahrt. Er griff im Befreiungs-Kriege zu den Waffen und erhielt in der Schlacht bei Ocaña elf Wunden, darunter einen Lanzenstich, der ihn ganz durchbohrte. Man ließ ihn für todt auf dem Schlachtfelde liegen, und er kam nur wie durch ein Wunder davon. Sollten die Spanier wirklich erst harter Prüfungen bedürfen, um Alles zu seyn, was sie seyn können? Wir wollen unseren Dichter weder mit Ignaz von Loyola vergleichen, der nach fürchterlichen Leiden der Stifter eines mächtigen und furchtbaren Ordens wurde, noch mit Cervantes, dessen Schicksal ein ähnliches wie das unseres Dichters gewesen. So viel ist sicher, daß Saavedra erst zum Dichter wurde, nachdem er den Tod in der Nähe gesehen hatte.

Seine Tragödie „Lanuza", zuerst aufgeführt im Jahre 1820, verdankte ihren Erfolg den Zeit-Umständen. Sie ist eines jener angeblich historischen Stücke, die den Leidenschaften des Augenblicks schmeicheln und außer ein paar Eigennamen nichts Wahres enthalten. So verwandelt Addisson in seiner Tragödie „Cato" die Römer in Whigs und Tories des 18ten Jahrhunderts: eine abgeschmackte Metamorphose, die aber stets Beifall findet, wenn Parteien im Kampfe mit einander sind, und wenn das menschliche Leben nicht mehr so, wie es ist, sondern nur mit Rücksicht auf eine Faction betrachtet wird.

Als Ferdinand wieder zur Regierung kam, mußte unser Dichter das Vaterland verlassen — ein Unglück, welches die Entwickelung seines Talentes noch förderte. Er wurde in England mit dem Genius eines Scott und Crabbe befreundet; er studirte in Frankreich Béranger und Victor Hugo. Die leichte, glänzende, mehr äußerliche Poesie des Schottischen Baronets übte auf unseren exilirten Spanier den mächtigsten Einfluß. Er war verständig und unbefangen genug, um das Richtige des großen Streites zwischen Klassikern und Romantikern einzusehen, und entwarf den großartigen Plan, eine nationale Literatur zu schaffen, die von steifem Regelnzwang und barbarischer Willkür gleich weit entfernt seyn sollte.

Nach seiner Rückkehr wurde Saavedra Minister des Innern unter der Königin Christine. Was hat die letzte Revolution aus ihm gemacht? Wir wissen es nicht; der Name des Poeten ist uns weder auf der Liste der Opfer, noch auf der der Exaltado's zu Gesicht gekommen. Vermuthlich hat er in seiner Zurückgezogenheit bei der Muse Trost gesucht und, des politischen Treibens überdrüssig, in die heiteren Gebilde des Ritterthums sich gerettet. Der „Arabische Findling" (el moro exposito), welcher in Malta begonnen und in Paris beendigt und gedruckt worden, giebt Saavedra den vornehmsten Anspruch auf den poetischen Lorbeer.

Die Nachahmung der versifizirten Romane Walter Scott's ist in dem „Findling" Saavedra's überall sichtbar. Wir finden hier denselben unterbrochenen, wellenartigen, leichten, jedem Gedanken sich anschmiegenden Rhythmus, dieselbe Mischung von Einfalt und hoher Poesie, dieselbe Genauigkeit in Schilderung der Oertlichkeiten und der Kostüme,

dieselbe mitunter lästige Weitschweifigkeit. Die Kunst des Erzählens, welche bei Walter Scott in so hohem Grade sich findet, ist nicht eben Saavedra's starke Seite; und jenes innige Eindringen in die Details der Natur, das den Beschreibungen des nordischen Barden so hohen Reiz giebt, finden wir nicht bei seinem südlichen Nachahmer. Dem Charakter seiner Nation treu bleibend, zeigt sich Saavedra im lyrischen Schwunge und in dramatischer Bewegung am vortheilhaftesten; man kann aber gewissen Stellen, die er für einfach hält, die äußerste Nacktheit, und gewissen Wendungen, die ihm poetisch dünken, eine gezwungene Emphase vorwerfen. Die Verkettung der Begebenheiten zeugt von wenig Kunst und Geschick; man ermüdet bei den endlosen Erzählungen, mit welchen der Dichter die Vergangenheit mit der Gegenwart und beide mit der Zukunft verbindet. Statt der Thatsache selbst, statt einer belebten und gegenwärtigen Handlung, hat man, so zu sagen, nur ihren Wiederschein. Ganz anders ist es bei Ariost und Walter Scott; was diese Beiden erzählen, das zeigen sie uns zugleich; wir sind zugegen, wir folgen mit unseren Blicken dem blutigen Panier der Kämpfer, dem Galopp des Renners durch den Wald, dem weißen Schleier des Burgfräuleins, das ein treuloser Ritter entführt.

Sobald aber Saavedra von einem echt nationalen Gefühl ergriffen wird, überkommt ihn der lyrische Genius seiner Nation: „Schönes Cordova", so ruft unser Dichter aus, „wo ist Deine Größe? wo ist Deine Macht? Es giebt keinen Ruhm, den die Zerstörerin Zeit hartnäckiger bekämpft, der die Unbeständigkeit des blinden Schicksals mehr erfahren hätte. Weißt Du selber nicht, was Du vormals gewesen? Geh und frage Deine alten Tempel, Deine marmornen Denkmäler, jene ehrwürdigen Palmen, die noch jetzt ihre triumphirenden Häupter über das Sturmgewölk erheben! Geh und frage die Wellen des Guadalquivir, die jetzt still und trauernd Deine weiten Ebenen bewässern, einst aber stolz und brausend durch die Gärten und Paläste von Zahara sich wälzten. Diese Wellen, diese Marmorsäulen, diese Mauern verkünden Dir Deinen alten Glanz; sie sagen Dir, daß die Welt Dich unzerstörbar und unsterblich wähnte, und daß alle diese Herrlichkeit hingeschwunden ist, wie Wolken des Himmels, wenn der Wind sie anweht. Es war ein Tag für Dich, ein einziger! ein Tag von hohem und gewaltigem Ruhm. Der Sommer Deiner Größe glänzte an einem azurnen Himmel; die staunende Welt nannte Dich einstimmig Herrin und Gebieterin des muhammedanischen Reiches. Du Pflanzschule tapferer Streiter! Du Wiege der Wissenschaften! Damals waren Deine jetzt verödeten Thürme, wo der Nacht-Rabe haust, Deine mit Disteln und wildem Gestrüpp bekränzten Mauern der strahlende Thron des Glückes."

(Schluß folgt.)

England.

Die Londoner literarischen Zeitschriften.

(Schluß.)

Durch die Vereinigung der Westminster-Review mit der London-Review entstand vor kurzem die neue Zeitschrift unter dem vereinigten Titel: London and Westminster-Review in vierteljährlichen Lieferungen. Der Grund zu dieser Review wurde 1824 unter den Auspizien Bentham's gelegt. Sie war in den ersten Jahren ihrer Existenz im Geiste des heftigsten Radikalismus, mit boshafter Zudringlichkeit und abstoßender Bitterkeit redigirt und erreichte unter solchen Umständen keine höhere Zahl von Abonnenten, als 1200. James Mill, sein Sohn, Southwood Smith, Francis Place und Bentham selbst strengten sich vergebens an, sie zu heben. Im Jahre 1828 war sie dermaßen gesunken, daß die Publication unterbrochen werden mußte. Der kühne und hartnäckige Bentham lieh von neuem Geld und Gedanken; die liberalen Ideen waren zum Glücke, von Frankreich aus angeregt, in progressiver Bewegung, und die Review kam wieder aus dem Starrkrampfe ins Leben zurück. 1831 belief sich die Abonnentenzahl auf 3000. Die Reformwünsche lagen damals gerade jedem am Herzen, die Edinburgerin schien den jungen Whigs schon alternd, daher stieg das Ansehen des Benthamschen Blattes zusehends, besonders da vortreffliche Aufsätze, wie die des Obersten Thompson über die Sklaverei der Schwarzen und über die Handelsfreiheit, und wie die des Herrn Mill über die gebrime Wahl-Abstimmung durch Kugeln, zur Vermehrung dieses Ansehens sehr viel beitrugen. Nächst diesen Aufsätzen schleuderte Bentham seine seltsamen, inkorrekten Phrasen, die aber stets voll neuer Ideen und überraschender Zusammenstellungen waren, hier in die Welt. Merkwürdig waren auch die Artikel von Southwood Smith über medizinische Gegenstände; die von Merle über die periodischen Blätter Londons und der Provinzen; die von Dr. James Brown über die Aegyptischen Hieroglyphen, und endlich alle Aufsätze von Dr. Bowring, der lange Zeit der Haupt-Redacteur war.

Im Jahre 1833 standen die Sachen schon wieder ganz anders. Die Reformbill war zum Landesgesetze erhoben, daher waren die Gemüther beruhigt; die Gutgesinnten verlangten nicht weiter zu geben und fürchteten ihre früheren Freunde aus der Zeit der Gefahr, die nicht stehen bleiben wollten, sondern unter Fortschritt eine fortwährende Umänderung des Bestehenden verstanden. Der Torpemus erfreute sich jetzt wieder alter und neuer Anhänger, daher sank die Westminster-Review wieder auf 1000 Abonnenten herab, obgleich sie das wohlfeilste Blatt dieser Art war, obgleich die meisten Mitarbeiter dem Honorar entsagten, und obgleich der höchste Satz des Honorars nur 16 Pfd. für den Bogen Oktav war, und der gewöhnliche 10; sie konnte sich nicht länger halten. Zu gleicher Zeit trat Sir William Molesworth mit seiner London-Review auf und machte der von Westminster den Garaus. Aber die London-Review ermangelte der Energie und der Originalität, und obschon ihre Leitung im Uebrigen recht geschickt war, starb sie doch hin. Die zwei schwachen Lebensfäden drehten sich zusammen, um neue Stärke zu gewinnen. In der That besteht ihre Circulation jetzt aus 1500 Exemplaren. Die London and Westminster-Review ist das einzige vierteljährlich erscheinende Organ des entschiedenen Liberalismus.

Im Jahre 1827 erschien zum erstenmale die Foreign-Quarterly, deren Plan ausgezeichnet war, indem sie von allen Literaturen Europas und den verschiedenen literarischen Richtungen Rechenschaft zu geben beabsichtigte. Sie war aber von den Verhältnissen nicht begünstigt; sie ging oft von einer Hand in die andere über und hatte harte Kämpfe zu bestehen; daher beläuft sich die Zahl ihrer Abnehmer nur auf 1200. Sie wurde von Treuttel und Würz gegründet, von Gillies und James Fraser redigirt und anfangs von Scott, Southey und Thomas Carlisle mit Beiträgen unterstützt. Bei der dritten Nummer hatte sie wirklich schon 1500 Abonnenten. Unglücklicherweise brach ein Zwist zwischen den Eigenthümern aus, und das Blatt zerfiel in zwei rivalisirende Zeitschriften, die eine nannte sich Foreign-Review und die andere Foreign-Quarterly-Review. Die erstere ward jetzt von Cochrane redigirt und von Fraser die zweite. Nachdem Fraser sechs Nummern hatte erscheinen lassen, verschmolz er seine Review wieder mit der von Cochrane, und zwar, wie bei der London- und Westminster-Review, zu beider Zeitschriften Vortheil; sie hatte jetzt 1800 Abonnenten. Eine neue Spaltung entschied den Rückzug Cochrane's nochmals, und dieser gab jetzt auf eigene Faust eine Review unter dem Titel: Cochrane's Foreign-Review heraus; allein das Cochranesche Kind wurde nur zwei Nummern alt, dann ging es den Weg so vielen Papiere. In dieser Review finden sich mehrere schöne Aufsätze über die Poesie der Russen und Dänen von Bowring und ausgezeichnete Artikel über die Griechischen Angelegenheiten von Murray, dem Korrespondenten der Times. Das Honorar wechselt von 10 bis 16 Pfund.

Die British and Foreign-Review ist erst zwei Jahr alt. Ihr Eigenthümer ist Beaumont, ein Mann, der über ein Einkommen von 100,000 Pfund gebieten kann, und ihre Mitarbeiter gehören zu den talentvolleren Liberalen. Lord Brougham gab in der ersten Nummer zwei Artikel, Buchholz schrieb über die politische Lage der Türkei, Ellis über die Orangisten-Logen, Wise über Irland und Young über die Polnische Frage. Dieser Young, ein junger Rechtsgelehrter, versteht die Geschäfte der Redaction abwechselnd mit John Kemble, bekannt durch seine Gelehrsamkeit im Angelsächsischen und Deutschen*), und Wallace. Die typographische Ausstattung ist oft minder gut als der Inhalt, für welchen 20 bis 28 Pfund pro Bogen Honorar gezahlt wird.

Wir haben jetzt nur noch von der jüngsten Schwester der Review's zu reden; dies ist die Dublin-Review. Sie ist das Organ der O'Connellschen Anhänger, von diesem merkwürdigen Demagogen, von Dottor Wiseman und von Mac Quin, der vor kurzem die Reise auf der Donau gemacht und so ausführlich beschrieben hat, gegründet, und soll hauptsächlich die katholischen Angelegenheiten vertheidigen. Sie ist mehr belehrend als unterhaltend und widmet den religiösen Materien einen zu großen Raum. Sie hatte bei ihrer Gründung nur ein Kapital von 3000 Pfd., aber der Irländische Gemeingeist hat sie dermaßen unterstützt, daß ihre Verbreitung in fortwährender Zunahme begriffen ist.

Von den vierteljährlichen Zeitschriften wollen wir zu den monatlich erscheinenden übergehen; es giebt deren dreizehn. Natürlich müssen wir mit der ältesten beginnen; sie heißt Gentleman Magazine. Dieses Magazin besteht seit 1733, und das mehr als hundertjährige Blatt hat noch über 1200 treue Leser. Sonst hatte es eine halbe Krone gekostet, jetzt 3½ Shilling monatlich. Alte Rentiers, verabschiedete Offiziere, Edelleute, die auf ihren Landschlössern wohnen, Liebhaber des Alten bewahren ihre Verehrung für dieses Blatt voll Merkwürdigkeiten, Biographieen, Nekrologe, kleiner Abhandlungen und leichter Gelehrsamkeit, wie sie zur Unterhaltung ausgedienter Körpe und Hirne wohl passen. Rührend fast ist der Anblick der Zeichen, die den angenommenen Namen des Herausgebers seit hundert Jahren bilden. Silvanus Urbain giebt seit 1733 ununterbrochen Räthsel auf, löst Charaden, ertheilt Rathschläge, sowohl den Poeten als den Köchinnen und Haushältern. Wir glauben, in einer guten Bibliothek verdient die Sammlung dieses Blattes wohl einen Platz; sie kann als eine treue Geschichte der Sitten und Menschen in England seit 1733 dienen. Die Leser dieses Blattes sind auch alle seine Bewunderer, sie hegen nicht bloß Achtung für dasselbe, sondern eine Art von Fanatismus.

Nicht viel jünger ist die Monthly Review, die 1749 zuerst erschien und Secinianische Lehren verbreiten sollte. Seit 1825 findet sich indessen keine religiöse Tendenz mehr darin. Aus 192 Bänden besteht jetzt die Sammlung, und sie enthält eine noch viel merkwürdigere Gallerie von Menschen und Sitten, als das vorher genannte Magazin. Welche Veränderungen figuriren darin seit Johnson und Goldsmith bis auf unsere Zeit; 1806 war sie schon im Sinken und sank immer mehr in dem Maße, wie die vierteljährlichen Blätter sich der kritischen Gewalt bemächtigten. Ein junger armer Mensch, Kirke-White, gab eine Sammlung Gedichte heraus, die zwar Fehler hatten, aber von den schönsten Gaben ihres Verfassers zeigten. Diese Review fiel aber mit solcher Härte und Bosheit über das Werkchen her, daß der arme schwindsüchtige Dichter es sich so zu Herzen nahm, daß er starb und sterbend immer ausrief, die Rezensten habe ihn ermordet. Das Publikum wurde durch diese Begebenheit vom größten Abscheu gegen die Monthly Review ergriffen und versagte ihr seine fernere Theilnahme. Die Redacteure sind nicht bekannt, der Eigenthümer Henderson ist auch der nominelle Herausgeber.

Das Monthly Magazine besteht seit 1786. Seit zehn Jahren haben's die Tories gekauft, und es verfehlte seine Bestimmung für statistische und rein wissenschaftliche Aufsätze mit einer mehr politischen Tendenz. Es behagte aber selbst nicht allen Tories, und 1826 hatte es nicht mehr als 700 Abonnenten. Damals nahm der Dr. Croly

*) Auch den Lesern des Magazins bekannt durch die erste Nummer dieses Jahres, wo unter der Rubrik „Mannigfaltiges" über Kemble und seine Verdienste gesprochen wird.

die Direction über sich und brachte das schon gesunkene Blatt durch seine torystische Heftigkeit noch mehr in Verfall. Die Whigs nahmen es drei Jahre später in ihre Arme, aber es bekam nicht mehr als 600 Abonnenten. Der gewandte Capitain Holland konnte durch die Uebernahme des Blattes dessen Lage nicht verbessern. 1835 kam es in die Hände des Herrn Cornish, kurz darauf in die des Herrn Castill, und jetzt hat es Herr Thoms, es ist aber immer noch im Sinken begriffen.

Die Eclectic Review ist ein Organ der Dissenters. Sie kostet nur 3½ Shilling und erfreut sich eines sehr günstigen Erfolge. Josiah Conder, ein kühner, entschieden liberaler Advokat, ist seit lange der Haupt-Herausgeber. Foster, Robert Hall, Montgomery und viele andere talentvolle Männer aus der Klasse der Dissenters legen hier ihre Grundsätze und die Ergebnisse ihrer Gelehrsamkeit nieder. Viele darin stehende Artikel würden das größte Aufsehen erregen, wenn sie die Edinburger oder Quarterly Review zum Rahmen hätten.

Das New Monthly Magazine entstand 1814; es wurde von Fr. Robert redigirt und hatte wenig Erfolg, bis 1821 trug es kaum die Kosten; da übernahm Thomas Campbell die Redaction gegen ein Honorar von 500 Pfd. jährlich, und das Blatt hatte in kurzem 5000 Abonnenten. Er übergab die Unter-Redaction an Cyrus Reding, Verfasser einer „Geschichte der Weine", der nur 300 Pfd. bekam, und zog sich 1831 ganz zurück. Manche behaupten, die Schuld läge an dem Eigenthümer, Andere behaupten, an der Nachlässigkeit Campbell's, der in der letzten Zeit die Artikel kaum las, die man einreichte. Er hatte den berühmten Bulwer zum Nachfolger, dessen Unter-Redacteur S. C. Hall war. Bulwer machte das Blatt zum politischen Werkzeug und verdarb es dadurch. Hall übernahm die Redaction und behielt sie bis in die neueste Zeit, wo er sie an den beliebten Satyriker Theodor Hook übergab. Es kostete stets nur 2½ Shilling und enthielt auch immer einige treffliche Aufsätze, die dem Gelehrten sowohl als dem Kunstfreunde gefallen konnten. Unter Hall nahm das Blatt eine leichte Färbung des Torysmus an; aber sein Haupterfolg beruht auf seiner politischen Neutralität. Die berühmtesten Namen der Mitarbeiter waren früher Lady Morgan, Thomas Moore, Horace und James Smith, Galt, Allan Cunningham u. s. w., und sind jetzt: Leigh Hunt, Grattan, Miß Landon, Miß Hall und Capitain Marryat.

Fraser's Magazine wurde 1830 gegründet und zählt an 1500 Abonnenten. Es ist streng torystisch, ist originell, oft etwas brutal in seinen Angriffen gegen Berühmtheiten der heutigen Literatur, aber immer geistreich. Für Geld kann man keine Zeile in dies Blatt einrücken, man mag Kaiser oder König seyn; man muß zur Brüderschaft gehören, die eine Art von Akademie bildet, deren Präsident Fraser selbst ist, der einen treuen Rathgeber und Stellvertreter an Maginn hat. Es zahlt 16 Pfd. Honorar für den Bogen, und dem Blatt fehlt nichts, als mehr Unparteilichkeit.

Als Thomas Campbell 1831 das New Monthly Magazine verließ, gründete er das Metropolitan Magazine, das anfänglich nur 400 bis 500 Exemplare absetzte, aber sich nach einem Jahre schon auf 1000 hob. Campbell hatte 300 Pfd. fixen Gehalt und war anfangs sehr fleißig, aber als er seinen Erfolg gesichert sah, schlief er, wie beim New Monthly Magazine, auf seinen Lorbeern ein, und die Eigenthümer kamen ins Gedränge. Sie übergaben die Redaction an Capitain Marryat mit 500 Pfd. Gehalt. Dieser machte darin seine Romane vor ihrer Herausgabe fragmentarisch bekannt und hob dadurch das Blatt auf 1500 Abonnenten.

Das Monthly Repository ist ein ultraliberales Blatt und wird von der Sekte der Unitarier beherrscht. Der Geistliche W. P. Fox entfernte bei seiner Uebernahme der Direction alles Theologische daraus und machte es zum Schauplatz rein literarischer Aufsätze. Er selbst lieferte sehr beredte Artikel; außerdem traten Miß Martineau, Elliot, der Dichter der Corn-Law-Rhymes, Grimstone, Peacock, Mills und Hearne als Mitarbeiter auf. Die republikanischen Grundsätze dieses Journals finden wenig Anklang; der Ton der meisten Aufsätze entspricht ihnen nicht einmal, und es hat jetzt unter der Direction Hearne's nur 800 Abonnenten.

Das Magazin und Museum der Damen gehört fast gar nicht in unsere Reihe. Es hat zwar eine Probe von 81 Jahren bestanden, indem es schon 1755 geboren ist, und viele Schneider und Mätherinnen, die seine Abonnenten wurden, überlebt, aber das ist auch Alles, was man zu seinem Lobe oder Tadel sagen kann.

Das Court-Magazine ist vor fünf Jahren von Thoarten und Beulk gegründet worden. Die berühmte Mistreß Norton hat es eine Zeit lang gegen ein Honorar von 300 Pfd. jährlich redigirt. Es ist vortrefflich gedruckt und mit Bildnissen der berühmtesten Englischen Frauen geschmückt; es zahlt zwar nur 5 Pfd. für den Bogen, kann aber doch auf seine Kosten nicht kommen. Es zählte nie mehr als 1500 Abonnenten, die es aber jetzt nicht hat.

Das Asiatic-Journal, das East-India-Magazine von Alexander und das United-Service-Journal gehören besonderen Klassen von Lesern an und haben einen guten Erfolg. Das erste zählt zwar nur 800, das zweite gar nur 500 Abonnenten, aber der Preis jeder Nummer ist eine halbe Krone. Das dritte zählt 2500, und die Nummer kostet 3½ Shilling. Es verdankt seinen Erfolg vorzüglich der Thätigkeit Colbourn's. Die meisten Mitarbeiter gehören dem Militair an, der Redacteur selbst der Admiralität. Dieser giebt dem Blatte eine torystische Nüance; er benutzt oft wichtige Dokumente und zahlt wenigstens 10 Pfd. für den Bogen.

Uns bleiben jetzt nur noch die Wochenblätter zu betrachten übrig. Die Literary Gazette ist das älteste, seit 1816 unter der Leitung Jerdan's. Sie hat lange Zeit 5000 Exemplare abgesetzt, von manchen Nummern 7000, und macht durch bezahlte Anzeigen gute Geschäfte. Colbourn, Valpy und Longman und Compagnie waren die frühesten Eigenthümer; Valpy hat jetzt an Longman sein Eigenthumsrecht abgetreten. Man zahlt oft 24 Pfd. für den Bogen, daher waren auch die jetzt beliebtesten Bücher zuerst in Bruchstücken in diesem Blatte. Das Athenaeum, von Buckingham gegründet, erschien anfangs einmal wöchentlich, später zweimal, jetzt wieder, wie früher, nur einmal. Es war auf 400 Abonnenten heruntergekommen, als sich Dilkes seiner annahm und es durch die Herabsetzung des Preises von 8 auf 4 Pence die Nummer, durch Thätigkeit und durch Annoncen auf 3000 brachte. Jetzt sagt man, es verkaufe 6000 Exemplare, und sein Erfolg scheint immer besser zu werden. Die doppelte Nummer kostet auch nicht über 4 Pence, obgleich sie mehr als ein Buch enthält, das für ein halbes Pfund verkauft wird. In der letzten Zeit enthielt es eine Reihe von Versuchen über die Literaturen Europas, die sehr interessant waren*). Man zahlt nie weniger als 10 Pfund an den Redacteur, manchmal auch 16. Der Neid über den Erfolg dieses Blattes erzeugte den Literary Guardian, der ein halbes Jahr alt wurde, und das Weekly Magazine, das nur 3 Monate lebte. Nicht glücklicher waren die Literary Times und Fraser's Literary Chronicle.

Der Mirror, ebenfalls Wochenblatt, besteht 15 oder 16 Jahre und gehört Limbird. Er kostet 2 Pence. Von den 15,000 Abonnenten, die er sonst hatte, ist wenig mehr da. Chamber's Edinburger Journal, das 10,000 Nummern verkauft, und andere Konkurrenz haben ihm sehr geschadet. Besonders aber richtete das Penny-Magazine viele solche Blätter zu Grunde. Das letztgenannte Blatt hatte schon 200,000 Abnehmer! Jetzt soll es nur 140,000 noch haben. Der Eigenthümer Knight hat 7000 bis 10,000 Pf. reinen Gewinn jährlich und zahlt nur ein Geringes an die „Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse." Das Sunday-Magazine wollte es mit ihm aufnehmen, aber es hat nur 60,000 Abnehmer und kann höchstens seine Kosten decken.

Frankreich.

Denkwürdigkeiten des Bischofs Gregoire**).

In einem papiernen Zeitalter, wie das unsrige, wo nicht nur jeder wichtige Name und Jeder, der eitel genug ist, sich für einen solchen zu halten, sondern auch die Kammerdiener und Köche wichtiger Leute sich des Privilegiums, ihre Denkwürdigkeiten zu schreiben, bemächtigen; in einer Zeit, wo das Plagiat den ganz umgekehrten Weg einschlägt, nicht etwa das Eigenthum eines fremden Namens für den eigenen Namen zu plündern, sondern dem eigenen Erzeugniß einen fremden Namen, den eines Sanchuniathon, eines Ludwig XVIII. u. dgl. m. beizulegen; in einer solchen Zeit, wo der eine Theil der Memoiren voll zeitverderbendem Nichts und der andere Theil untergeschoben, ist es eine Art von Ueberraschung, auf Memoiren von Lafayette, die dieser wirklich selbst verfaßt, und endlich auch auf Memoiren zu stoßen, die der bekannte Gregoire geschrieben und deren Herausgeber Herr Hippolyte Carnot ist, welcher Letztere für die Echtheit derselben ein genügender Bürge seyn kann.

In diesen Memoiren werden besonders zwei Thatsachen in der politischen und religiösen Laufbahn Gregoire's aufgeklärt: sein Votum bei der Verurtheilung des Königs und sein entschiedenes Benehmen bei der Verurtheilung der christlichen Religion. Man hat es bisher als historisches Factum angenommen, daß Gregoire für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt habe, aber seine Denkwürdigkeiten beweisen ausdrücklich, daß er dagegen gestimmt; man glaubte gleicherweise, daß er zur Abschaffung der Religion und zur Verfolgung ihrer Diener mitgewirkt habe, aber die Denkwürdigkeiten stellen ihren Verfasser in einem ganz anderen Lichte dar.

Man höre zunächst, was er selbst über das erstgedachte Votum sagt: „Ich habe nie für den Tod eines Menschen gestimmt; kurz vor der Katastrophe des Königs trug ich darauf an, die Todesstrafe ganz abzuschaffen, auf daß der Vortheil dieser Abschaffung dem Könige zu Gute komme, der leben möge, um mit seinem eigenen Gewissen sich über die ihm zur Last gelegte Schuld abzufinden." Als die Abstimmung über das Schicksal des Königs in der Kammer vor sich ging, war Gregoire fern von Paris; von Chambery aus schickten er und seine drei Kollegen in einer Mission der Regierung, Jeziot, Herault und Simon, ihre schriftliche Erklärung zu dem Beschlusse des Konvents; die anderen drei willigten allerdings in die Todesstrafe, Gr. aber schrieb ausdrücklich, daß er der Verurtheilung nur unter der Bedingung beitrete, daß sie nicht Todesstrafe sey. Diese schriftliche Beistimmung befindet sich noch heute in den Königlichen Archiven. Aber dessenungeachtet ließ man jene Beitrittsschrift nachher drucken und setzte nach dem Worte „condamnation" im Original betrügerischerweise „à mort" hinzu, was nicht nur nicht aus der Feder Gr's. geflossen ist, sondern wogegen er sich feierlich verwahrt hatte.

Die Memoiren zerfallen in vier Abtheilungen; in der ersten lesen wir des Verfassers literarisches Leben, in der zweiten sein politisches, in der dritten sein religiöses, die vierte endlich ist ganz der Emigration der Geistlichkeit gewidmet. Wer viele Anekdoten in diesem Werke sucht,

---

*) Der gelungene Versuch über die Deutsche Literatur war von unserem Landsmanne, dem Professor O. L. B. Wolf zu Jena, der leider seit einigen Jahren viel mehr schreibt, als der wohlverdiente Ruf seiner ausgezeichneten Talente ihm gestatten sollte. Der Versuch über die Französische Literatur war von J. Janin; wir haben in unseren letzten Blättern Proben daraus mitgetheilt, denen noch einige andere folgen werden. Wir nehmen übrigens diese Gelegenheit wahr, Deutschen Lesern, die nur Ein literarisches Blatt aus England halten wollen, das Athenaeum vorzugsweise zu empfehlen. Wiewohl es nur halb so viel kostet, als die Literary Gazette, ist es doch ungleich reichhaltiger und besser redigirt als die letztere. Ja diese dürfte, wenn ihre Redaction sich nicht ändert, dem Athenaeum bald die Alleinherrschaft überlassen müssen.

**) Mémoires de Grégoire, ancien évêque de Blois, précédés d'une notice historique sur l'auteur, par H. Carnot. Paris 1837.

täuscht sich; der Bischof von Blois will mehr belehren als unterhalten, er will mehr über sein Benehmen in jenen schauerlichen Tagen und über die Triebfedern vieler Handlungen aufklären, und dies ist ihm ganz vorzüglich bei kirchlichen Angelegenheiten gelungen. Ueber die Kirchengeschichte der Revolution und besonders über die Kämpfe, welche die vereidigten Priester zu bestehen hatten, schwebt noch eine dichte Finsterniß; Gr. giebt wichtige Aufschlüsse über diesen Punkt und leistet diesem Zweige der Geschichte sehr große Dienste. Gewiß wird Jeder mit Interesse von der Festigkeit lesen, mit welcher Gr. seinen Glauben vertheidigt und erhalten hat, während der Abfall vom Glauben so allgemein wie die Verfolgungen gegen denselben waren. Nach seinen politischen Gesinnungen zu urtheilen, sollte man ihn für einen philosophischen Priester, was damals so viel als Freigeist hieß, halten; aber er war ein eifriger Katholik, obgleich kein streng orthodoxer. Man höre, wie er jene stürmische Sitzung des 17. Brumaire beschreibt, in welcher so viele Priester ihren Glauben abschworen:

„Man betrachtete mich", sagt er, „als den Koryphäen der Geistlichkeit, und folglich legten die wüthendsten Revolutionemänner das höchste Gewicht darauf, mir eine Abschwörung zu entreißen, die für den Unglauben ein Triumph gewesen wäre. „„Du mußt die Rednerbühne besteigen"", rief man mir zu, „„Du mußt Deiner Bischofswürde, Deinem religiösen Charlatanismus feierlich entsagen!"" Schändliche Gotteslästerer, ich war niemals ein Charlatan; meinem Glauben zugethan, habe ich nur seine Wahrheiten gepredigt, ich werde ihm treu bleiben. Inzwischen drangen sie schreiend in den Präsidenten, mir das Wort zu bewilligen; der Präsident that es, ohne daß es mir eingefallen wäre, das Wort zu verlangen; ich stürzte zur Tribune, und sogleich folgte auf den furchtbaren Lärm, der in den Hundetagen der Revolution so gewöhnlich war, die tiefste Stille. Ich begann folgendermaßen: „„Bei meinem Eintritt hier konnte ich nur sehr undeutliche Kenntniß von dem erlangen, was sich vor meiner Ankunft zugetragen. Man spricht von Opfern fürs Vaterland; ich bin gewohnt, sie zu bringen. Handelt es sich von Anhänglichkeit für die Sache der Freiheit — ich glaube, ich habe von der meinigen Proben gegeben. Handelt es sich vom Aufgeben meiner geistlichen Einkünfte — ich überlasse sie dem Staate ohne Bedauern. Handelt es sich aber von der Religion selbst, so muß ich erklären, daß dieser Gegenstand nicht zu Eurem Gebiete gehört, und daß Ihr nicht das Recht habt, Euch gegen denselben irgend einen Angriff zu erlauben. Ich habe von Fanatismus und Aberglauben reden gehört; ich habe immer beide bekämpft, aber man verständige sich vorerst über den Begriff beider Wörter, und man wird finden, daß Fanatismus und Aberglaube der Religion schnurstracks zuwiderlaufen. Was mich betrifft, so bin ich Katholik aus inniger Ueberzeugung und Gefühl, bin Bischof durch die Wahl des Volkes, aber ich habe weder von ihm noch von Euch meine Mission. Ich habe die Last des Episkopats zu tragen übernommen in einer Zeit, wo es eine wirklich schwere Last war; man hat mich gezwungen, die Bischofswürde anzunehmen, und jetzt will man mich zwingen, ihr zu entsagen; es wird Euch nicht gelingen. Ich war bemüht, in meinem Sprengel Gutes zu thun, indem ich nach den heiligen Grundsätzen handelte, die mir theuer sind, und die Ihr mir nicht entreißen werdet; ich werde Bischof bleiben, um das Gute fortzusetzen, ich verlange die Freiheit des Kultus.""

„Diese Rede ward natürlich mehrmals von vielen Zuhörern unterbrochen, denn sobald die Verfolger zu ihrer Bestürzung vernahmen, wie ich mich in einem ihren Wünschen ganz entgegengesetzten Sinne ausspreche, so brachen sie in lautes Gebrüll aus, um meine Stimme zu ersticken, die ich aber desto mehr erhob, je schrecklicher der Lärm meiner Gegner ward. Ich zweifle, ob die Feder Milton's, der so gewandt die Natur der Dämonen zu schildern weiß, diese Scene stark genug hätte kopiren können. Als ich von der Tribune herabstieg und auf meinen Platz zurückkehrte, flohen die Nächstsitzenden meine Nähe, gleich der eines Verpesteten; Beleidigungen und Drohungen regneten auf mich von allen Seiten, und wohin ich den Kopf richtete, begegnete ich nur mörderischen Blicken. Ich fand Trost in dem Bewußtseyn, die Angriffe auf die Religion bekämpft und den Angreifern getrotzt zu haben, und dankte Gott, der meine Schwäche so gestärkt hatte und mir die Kraft verlieh, ein Märtyrer für Jesum Christum zu seyn."

Gr. wurde von allen Seiten bestürmt, sein Glaubensbekenntniß zu widerrufen; drei Konvents-Mitglieder kamen zu ihm und sagten ihm, nachdem sie ihm vergebens um Widerruf anlagen: „Du stehst schon auf der zweiten Stufe des Schaffottes, Du wirst bald auf der dritten stehen." Aber nichts bewog den republikanischen Bischof, seine Meinung zu ändern; ja er fuhr fort, sein bischöfliches Ornat zu tragen, und präsidirte sogar dem Konvent in seiner Amtstracht. Sein Muth wurde auch bald belohnt, und zwar durch die Hochachtung der Verfolger selbst. „Unter den wildesten Verfolgern", sagt er, „waren Einige, die nachher zu mir kamen, mir beichteten und die Tröstungen der Religion mit Andacht hörten." Und diesen Mann, den die Jakobiner aufs Schaffot bringen wollten, weil er, wie sie sagten, die Republik christianisiren wollte, verschrieen die ausgewanderten Priester als einen Atheisten! Freilich waren diese mitunter vorsichtiger als er; Fajan z. B., Pfarrer zu Sinzos in der Diöcese Tarbes, gab seinen Pfarrkindern vor seiner Auswanderung die Absolution für das Vergangene und für das Zukünftige; er ließ auch im Voraus ihre Leichenbegängnisse feiern, so daß man die lebendig beerdigten Einwohner von Sinzos auf allen benachbarten Märkten, wohin sie kamen, wie Auferstandene behandelte. Zu der Zahl der von Gr. seinem Vaterlande geleisteten Dienste gehört auch sein steter Widerstand gegen den zerstörenden Vandalismus, von welchem alle Denkmäler der Kunst bedroht und heimgesucht waren. Er war es auch, der das Wort Vandalismus für seine jetzige Bedeutung erfunden hat (?) und wogegen ein Deutscher (?) als Abkömmling der Vandalen mit Zorn protestirte. Gr. war Mitglied des Ausschusses für den öffentlichen Unterricht und trug in dieser Eigenschaft viel bei zum Wiederaufleben der Studien, zur Gründung des Konservatorimus für Künste und Gewerbe, zur Gründung des Instituts, der Normalschulen und vieler anderer nützlicher Anstalten. In der Schreckenszeit zählte man Intelligenz und Kenntnisse zu den Arten von Aristokratieen, die man als Republikaner zu hassen verbunden sey, und es ging so weit, daß der Name Akademiker einen Grund zur Proscription gab; wirklich legten ihn mehrere Gelehrte, darunter Lagrange, Borda, Vicq-d'Azyr, ab und nannten sich bloß artistes. Eine große Zahl von berühmten Männern, denen ihre Berühmtheit mehr Aussicht auf die Guillotine als auf ehrenvollen Wirkungskreis gab, sind ihre Rettung der Sorgfalt Gr's. schuldig. Er verschaffte ihnen nämlich wissenschaftliche Sendungen nach allen Gegenden und entfernte sie vom Schauplatz und der Gelegenheit der Gefahr. Man muß sich in jene Zeiten versetzen, um zu begreifen, wie Wissenschaft und Kunst mit ihren Pflegern geächtet waren. Bibliotheken, Gemäldesammlungen, Pflanzengärten waren überall verödet oder der Plünderung preisgegeben; die Vorkehrungen, die manche Lokal-Verwaltung getroffen, um die ihr untergebenen Schätze zu retten, waren oft so viel als Zerstörung. Im Departement de l'Indre legte man eine Bibliothek in Stucksässer, und wieder anderswo flüchtete man für ein Treibhaus mit kostbaren Pflanzen und ließ es daher amtlich in Beschlag nehmen, versiegeln und öffnete es nach einem Jahre erst. Der Ausschuß für den öffentlichen Unterricht selbst war meist aus unwissenden und kopflosen Menschen zusammengesetzt, und viele von ihnen erklärten, man dürfe die Kinder gar nichts lernen lassen, die Wissenschaft ziemte sich für ein freies Volk nicht, man solle die Kinder nur im großen Buche der Natur lesen lassen und dergleichen Unsinn mehr.

Gregoire sprach für die Heilighaltung des Sonntags und gegen den republikanischen Kalender, und in dieser Beziehung erzählt er folgendes Geschichtchen: „Romme, der Urheber des republikanischen Kalenders, klügelte mit seinen Astronomen aus, daß in 3600 Jahren kein Schaltjahr seyn dürfe. Er kam sofort zum Ausschusse, den Rapport darüber zu machen und ein Gesetz zu veranlassen. „Du willst also", sagte Einer von uns, „daß wir die Ewigkeit dekretiren?" Ich verlangte die Vertagung der Diskussion darüber auf den Morgen nach 3600 Jahren, und mein Vorschlag ging durch."

Uebrigens war der Unsinn nicht auf Seiten der Republikaner allein; die Handlungen, Schriften und Reden ihrer Gegner zeigten nicht weniger ausschweifende Verkehrtheit. Während mehrere Konventsglieder ein Gesetz verlangten, welches verhindern sollte, die Kinder zu lehren, Gott anzubeten, während Andere verlangten, daß man im Zeichen des Kreuzes die Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vertilge und an ihre Stelle die Namen Marat's u. s. w. setze, schrieb ein Herr Delisle de Sales eine Denkschrift zu Gunsten des ewigen Vaters und nannte ihn darin seinen achtbaren Schützling (son respectable client)!

Mehr als jeder Andere trug Gregoire zur Abschaffung des Sklavenhandels bei. Sein Eifer für diese Angelegenheit zog ihm, wie sich erwarten läßt, den Haß und die Drohungen der Pflanzer zu. Waren die Französischen Pflanzer nicht so mörderisch, wie die heutigen gemeinen Beutelthiere in Nord-Amerika, die, von schmutziger Habsucht durchdrungen, Andersdenkende sogleich ermorden, mit der frechsten Schamlosigkeit aus dem heiligen Buche der Bücher die Gerechtigkeit der Sklaverei beweisen wollen und sich hinterdrein freie Republikaner und Christen nennen, waren sie auch nicht so gemein, so fehlte es ihnen doch auch nicht an bosshafter Nichtswürdigkeit. Lüge und Verleumdung gehörten zu ihren kleinsten Verwerfenheiten. Ein Mensch, Namens Playfort, schrieb in seiner Geschichte des Jakobinismus folgende Lüge: „Gregoire, dieser kannibalische Philosoph, als er hörte, die Schwarzen haben ein aufgespießtes Kind zur Fahne genommen und alle Weißen niedergemetzelt, rief aus: „Dies ist der schönste Tag meines Lebens!"

Mannigfaltiges.

— Michailowsky-Danilewsky. Mit den bereits früher erwähnten „Denkwürdigkeiten aus den Jahren 1814 und 1815" des Kaiserl. Russischen General-Lieutenants Michailowsky-Danilewsky ist ein neueres Werk desselben Verfassers, das unter dem Titel „Darstellung des Feldzugs in Frankreich im Jahre 1814" erschienen ist, nicht zu verwechseln. Das letztere ist ein strengeres Geschichts-, das erstere aber ein leichteres Memoiren-Werk. In der Verherrlichung des edlen Kaisers Alexander begegnen sich jedoch beide Schriften, die in dieser Beziehung eben so interessant für Deutschland als für Rußland seyn möchten. Inzwischen zweifeln wir doch, daß eine vollständige Uebersetzung beider Werke in Deutschland selbst ihr Glück machen würde; denn nach den Proben zu urtheilen, die wir bisher kennen gelernt, hat sich der Verfasser bemüht, die Darstellungen des großen Befreiungskampfes so aufzufassen und wiederzugeben, wie es dem Nationalsinne seines Russischen Vaterlandes am meisten zusagt. Dies mag dem Russischen Autor keinesweges zu verargen seyn, eben so wenig als dem Deutschen Leser, der seinerseits sich mit solcher Art der Auffassung weniger befreunden kann. Wir glauben daher auch, daß die in Riga von den Herren Karl von Kotzebue und Goldhammer angekündigten Uebersetzungen der genannten Werke ausschließlich in den Deutschen Ostsee-Provinzen des Russischen Reiches ihr Publikum finden dürften, obwohl wir den Werth, den diese Werke für die Zeitgeschichte selbst haben, durchaus nicht in Abrede stellen wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 67. Berlin, Montag den 5. Juni 1837.

Frankreich.

Französische Kleinstädterei.

Dich rufe ich an, Paris, du herrliche Weltstadt, du Metropole der Geselligkeit mit deinen glänzenden Soireen, deinen feinen Salons, wo man ohne Furcht und Scheu eintritt, wo man frei und offen seine Meinung abgiebt, wo man sich ohne Heftigkeit und Leidenschaft über Alles ausspricht, wo man mit einem Gegner disputirt, ohne sich auf Persönlichkeiten einzulassen, wo selbst der Niedrigste zu jeder Stunde Gelegenheit haben kann, mit einem großen Mann oder einer reizenden Dame zusammenzukommen, deren freundliches Lächeln einem die Sinne verwirren könnte, wüßte man nicht, daß dies Lächeln weiter nichts ist, als die gangbare Münze jener Pariser Freundlichkeit, die Jedem ohne Unterschied entgegenkömmt, gleichwie das Sonnenlicht für alle Welt strahlt; ach ihr heiteren Soireen, ihr offenen, zwanglosen Gesellschaften, die ihr dem Geschäftsmann und Künstler Ruhe und Zerstreuung, dem Müßiggänger Unterhaltung und Zeitvertreib, dem Proletarier endlich Trost und Erhebung gewährt, wo finde ich euch wieder! ....

Der Leser mag mir verzeihen, daß ich mit einer etwas emphatischen Ausrufung begonnen; man weiß ja, eine Ausrufung ist oft gar sehr bedeutungsvoll und inhaltschwer, und es müßte Einer noch nichts von dem berühmten Kommentar Paul Courrier's darüber gehört haben, um nicht zu wissen, welch' ungeheurer Abstand existirt zwischen den Worten: „Johann, gieb mir meine Pantoffeln", und: „Ach, Johann, meine Pantoffeln!" Die Ausrufung ist der plastische Ausdruck und Träger einer überströmenden Fluth von Empfindungen und Gedanken, es ist der Schrei der Leidenschaft und Sehnsucht. Man kann nicht lieben ohne Ausrufungszeichen; man kann nicht fröhlich oder schwermüthig seyn, man kann nicht hoffen, fürchten oder klagen ohne Ausrufungszeichen.

Wie viele junge Leute kenne ich, die von der großen Weltstadt nicht anders reden können, als mit einer Ausrufung. Ach, Paris! rufen sie und wissen oft nicht mehr zu sagen, aber dieses Ach, Paris! enthält Alles. Ach, Paris, es sind nicht etwa deine lärmenden Straßen, nach denen ich mich sehne, oder deine prachtvollen Monumente, auch nicht deine Bilderläden, deine Kaffeehäuser, deine Theater, deine Lesekabinette, deine tausend Journale, deine schönen Damen und das bunte zahlreiche Volk, das sich Tag und Nacht in deinen Mauern herumtreibt! Nein, das ist es Alles nicht, sondern vielmehr jene beseligende Freiheitsluft, die man auf deinen Boulevards und auf deinen Straßen athmet, jene unvergleichliche Luft, die Einen zu Schlenderer und Tagedieb machen kann, jene erquickende, einlullende Luft, die man besonders vor dem Laden eines Bilderhändlers oder an dem Geländer des Pont-Neuf so gern einschlürft. Warum man sich nach Paris sehnt, ach, das ist jenes poetische Sichgehenlassen, jenes sorgenlose Herumschweifen eines Träumers, der früh morgens von einer Dachstube auf der Rue de la Harpe herunter, vor dem Kram eines Bücher-Antiquars vorbei nach dem Theater unter freiem Himmel, dann von der Hanswurstbühne nach Giroux's Laden, von da in die Galerieen des Palais-Royal, in die Alleen der Tuilerieen hinschlendert, um endlich des Abends in einem anständigen Gesellschafts-Salon oder auf dem Sitz eines kleinen Theaters Ruhe zu finden. Was man ferner nur in Paris findet, das ist jene Wonne, jene Seligkeit, so ganz nach Lust und Laune seinen Tag zu verleben, ohne daß es Jemanden einfällt, sich um unser Thun und Lassen im Geringsten zu bekümmern, ohne daß so ein lästiger Beobachter mit dem falschen Schein des Wohlwollens und der Freundschaft Einem Tag und Nacht auf dem Fuß folgt, um zu wissen, was man treibt, wohin man geht, wie man lebt u. s. w. Dich endlich frage ich, armer junger Mann, dem von Hause nur eine sehr mäßige Unterstützung gereicht wird, wo anders als in Paris kannst Du nach einer schlechten Mahlzeit für 18 Sous dreist und muthig in der Welt auftreten, ohne befürchten zu müssen, daß ein reicher Kapitalist auf Dein ärmliches Aussehen einen mitleidigen Blick wirft, oder daß ein stolzer Beamter in Deiner Nähe sich voll Verachtung von Dir abwendet. Nur in Paris ist das innere Leben so tief verschleiert: da bekümmert man sich nur um das, was Du bist und leistest, wenn man Dich sieht; denn wer sollte sich die Mühe geben, alle Personen, mit welchen man zufällig zusammenkömmt, näher kennen zu lernen: und wenn Du also nur korrekt Französisch sprichst und die Haupt-Essenz der zwei bis drei Journale, die Du früh Morgens gelesen, erträglich zu resumiren verstehst, dann kannst Du noch recht gut für einen wer weiß wie berühmten Schriftsteller oder scharfsinnigen Diplomaten gelten.

In der Provinz dagegen ist das ganz anders. Da liegt das ganze Leben offen zu Tage, das öffentliche, wie das Privatleben, die Studien wie die Zerstreuungen; das wird Alles nach allen Seiten hin betrachtet, untersucht und bekrittelt; da lucken Dir funfzig Gesichter aus dem Fenster nach, funfzig Kaffeeschwestern haben über Dich zu reden und zu klatschen. Und wenn Du ein Gesellschaftszimmer betrittst, da weiß man Dir aufs Haar, wer Du bist, woher Du kömmst, was Du für eine Beschäftigung hast, ob Dein Vater ein Adliger oder ein Emporkömmling, ob er ein Wahlberechtigter ist oder nicht. Man weiß ferner alle skandalöse Anekdoten, die man sich einst über Deinen Großvater, Deinen Onkel und über Deine ganze Familie erzählt hat; endlich wird man Dir haarklein berichten, wie viel Du von jedem Deiner Verwandten Vermögen erwarten kannst, ob Du nicht eine Cousine hast, mit welcher schon der Leumund zu thun gehabt, und ob nicht Einer aus Deiner Familie vor langer Zeit einen unangenehmen Auftritt mit dem Maire gehabt oder sich die Ungnade des Herrn Präfekten zugezogen. Hast Du nun diese originelle Biographie überstanden, dann sey Dir Gott gnädig bei dem ersten Schritt in einen Salon. Wenn Deine Manieren, Deine Haltung, ja selbst Dein Gesicht nicht in der vollkommensten Harmonie stehen mit Deiner gesellschaftlichen Stellung und Deinem Vermögen, dann ist es um Deinen Ruf für das ganze Leben geschehen. Vor Allem nimm Dich wenigstens davor in Acht, eine schwarze Kravatte zu tragen, wenn die weiße gerade Mode ist, und laß Dir's ja nicht einfallen, Dich eben so elegant zu kleiden, wie der Sohn des Nachbar Krämers, der 4000 Livres Renten hat, sobald es feststeht, daß Du nur 3800 hast. Man wird Dir ferner auf Heller und Pfennig vorschreiben, wie viel Du ausgeben darfst, und findet es sich, daß man Dir nur eine tombackne Uhrkette und die Hemdeknöpfe von Perlmutter passiren läßt, so rathe ich Dir, trage ja keine andere Uhrkette, als eine tombackne, und keine andere Hemdeknöpfe, als von Perlmutter. Hast Du diese wichtigen Präliminarien aufs pünktlichste und sorgfältigste geordnet, dann bist Du mit Deiner schweren Aufgabe erst zur Hälfte fertig; jetzt beginnt Du die Bühne selbst: gieb genau Acht auf jedes Wörtchen, das Du sprichst, und studire die Personen, mit denen Du zusammenkömmst. Zuerst, was die Hausherrin betrifft, da mußt Du zwar höflich, aber nicht zu galant, zuvorkommend, aber nicht zu dienstbar seyn; die Sprödе könnte sich drob erzürnen, und ihr Mann oder ihr Liebhaber würden Dich nach dem ersten Blick auf der Stelle einen Gecken nennen. Die Hausherrin hat vielleicht einen Vetter, dem sie heimlich ihre Gunst schenkt, während sie vor der Welt ihren Gatten liebt; bringe dem Gatten Deinen Tribut, vergiß aber ja nicht den Vetter; theile Deine Höflichkeiten und Komplimente zwischen Beiden zugleich; mit dem Einen sprich hübsch ruhig und besonnen, mit dem Anderen plaudere wie ein junger Mensch; Du mußt überhaupt nach den Umständen bald ernst, bald fröhlich seyn, Du mußt den Vernünftigen, den Gesetzten, den allgemein Beliebten spielen können. Und um Gotteswillen, nimm es da mit einem Wort nicht zu genau, es handelt sich um Dein höchstes Wohl, einige Lügen mehr oder weniger werden Dir Dein Gewissen noch nicht zu schwer belasten und können Dir vielleicht viel Ehre machen.

Nun aber kommen die alten Damen. Die alten Damen bilden ein sehr wichtiges Element in der Gesellschaft der Provinz; sie besitzen die Traditionen der Vergangenheit, die Chroniken jedes Zeitalters, jedes Ortes, jeder Familie. Sie werden gleich alten Pergamenten und Urkunden befragt, gleich alten Möbeln respektirt; man muß ihnen huldigen, um sie sich geneigt zu machen, um die Schärfe ihrer Zunge und den stechenden Blick ihrer Augen zu mildern; halte Dich ja an die alten Damen, sie können Dein Glück machen. Es ist gewöhnlich, daß die alten Damen Whist oder Boston spielen, befleiße Dich, mit ihnen zu spielen, und sieh zu, daß Du der Partner der Bissigsten und Grämlichsten unter ihnen werden kannst. Lausche auf jeden Wink von ihr, gehorche den Fußstößen, die sie Dir unter dem Tisch giebt, spiele Deine Karten, wie sie es wünscht, magst Du auch dabei verlieren, immer zu. Deine Eigenliebe als Spieler mußt Du dabei ganz aufgeben, und endlich laß Dir's ja nicht einfallen, mit prahlerischer Miene fünf Franken auf den Tisch zu werfen, fünf Sous ist der Einsatz. Ferner vergiß auch nicht, den Ridikül der alten Damen in Empfang zu nehmen, wenn er sie belästigt, ihnen ihren Shawl zu bringen, wenn sie es wünschen, und das Glas Zuckerwasser zu reichen, sobald der Teller an Dich kommt. Auf diese Weise, hoffe ich, wirst Du Dich in Gunst setzen, und ich bin fest überzeugt, wenn diese Damen Abends um zehn Uhr mit dem Dienstmädchen, das sie, die Laterne in der Hand, abholt, nach Hause kehren, dann werden sie sich gewiß über Dich äußern: „Das ist ein charmanter junger Mann, von der feinsten Erziehung, von den besten Manieren." Ja, eine von ihnen wird ganz sicher beim Schlafengehen schon daran denken, mit wem sie Dich wohl verheirathen könnte.

Nach den alten Damen folgt der Ausschuß der Gesellschaft, ich meine die Bekannten des Hauses, die weder nahe Verwandte noch intime Freunde des Hauses sind, die aber zu bestimmten Tagen in der Woche kommen, um Tapisserie-Arbeit zu machen oder in einem Winkel einige Parteien von funfzig Centimes zu spielen. Auch mit diesen mußt Du sehr vorsichtig umgehen, und besonders darfst Du nicht die Unbesonnenheit begehen, vor diesen Leuten mit Deinen Kenntnissen aufschneiden zu wollen und z. B. über irgend einen Gegenstand aus der Politik, aus der Geschichte oder aus der Gesetzgebung ohne Weiteres Dein Urtheil zu entwickeln. Du mußt diese Menschen sehr vorsichtig studiren, mußt Dich über ihren Namen, über ihre Präcedenzien und ihren Beruf erkundigen und Dich genau danach richten. — Ist es ein Arzt, dann bringe das System von Cabanis, von Gall aufs Tapet und warte jedesmal mit Deiner Meinung, bis der Herr Doktor die seinige gegeben; — ist es ein Advokat, so sprich von der Legislatur und von dem außerordentlichen Glück, daß jetzt alle Stellen und Aemter durch den Advokatenstand besetzt sind, und daß selbst die Regierung sich von ihnen leiten läßt; — ist es ein Rentier, dann darfst Du ja nichts Anderes als Frieden und Ruhe und Ruhe und Frieden im Munde haben; Du mußt alles Mögliche zur Sprache bringen, wodurch sich der ehrliche Rentier schmeicheln kann, daß die Papiere steigen werden, und daß er ganz ruhig auf seinen Eiderdaunen schlafen kann; — ist es endlich ein Gelehrter aus dem vorigen Säkulum, der, weil er etliche zwanzig Jahre hinter sich hat und dies oder jenes Amt in irgend einer Administration verwaltet, vielleicht Mitglied der Lokal-Akademie geworden ist, nach, dann quäle Dich auf jede Weise, ob Du nicht irgendwo aus Deinem Gedächtniß einige zerstreute Brocken von Deinen klassischen Studien oder einige verstümmelte Verse aus dem Horaz oder Virgil hervorholen kannst, und dann zitire nach Noten in einem fort, und gieb die Zeichen Deines lebhaftesten Enthusiasmus zu erkennen, wenn Dir ein Lateinisches Wort aus dem Augusteischen Zeitalter oder ein Französischer Reim aus dem 17ten Jahrhundert eingefallen ist; fange an, voller Wuth gegen den Skandal zu deklamiren, in welchen unsere Belletristik gesunken ist, gegen den Vandalismus eines Lamartine, eines Victor Hugo, eines Alfred de Vigny, eines Dumas, ach, dann wird der ehrliche Akademiker vor Freuden in Thränen ausbrechen, er wird Dich seinen theuren geliebten Freund nennen, und ich möchte mich gar nicht so sehr wundern, wenn er Dich bei der nächsten Sitzung zum Kandidaten vorschlüge für den ersten Platz, der vakant ist.

Jetzt naht sich Deine Aufgabe ihrer Lösung, jetzt kannst Du schon ohne große Schwierigkeiten ein Glas Bier von dem Gedeck nehmen und ein Stückchen Marzipan verzehren; nimm Dich aber wohl in Acht, daß sich diese Operation nicht zu oft oder allzu sichtbar wiederhole, man könnte sonst sagen, Du wolltest Dich hier zum Abendbrot satt essen.

Mit dem Glockenschlage zehn oder elf Uhr des Nachts mußt Du ans Nachhausegehen denken. Gehe nicht zu früh weg, damit Du nicht die Eigenliebe des Hausherrn verletzest, er könnte glauben, Du habest Dich bei ihm ennuyirt; gehe aber auch nicht zu spät, damit Du nicht die Vertrauten genirst, die sich vielleicht noch viel zu erzählen haben. Hüte Dich, auf die Damen, die Du verläßt, einen letzten Blick zu werfen, sie möchten sonst glauben, Du gebest ihnen ein Zeichen. Lächle auch nicht zu freundlich gegen die kleine Bonne, die Dir die Hausthür öffnet, sonst sagt sie den anderen Morgen, Du bist in sie verliebt. Halte Dich nicht auf der Treppe auf, man könnte denken, daß Du an der Thür horchst. Eile bebend über die Straße, damit man nicht sage, daß Du Dich des Nachts herumtreibst; antworte höflich der Schildwache, die Dich anhält, sonst steckt sie Dich in die Wache. Oeffne hübsch leise die Thür Deiner Wohnung; zu größerer Sicherheit ist es gut, wenn Du Dir unten an der Treppe die Stiefeln ausziehst und ganz sachte, mit angehaltenem Athem heraufsteigst, um nicht entweder den Hauswirth zu wecken, der unter Dir wohnt, oder den schlafenden Hund oder die Katze, die auf dem Bette eines alten Weibes liegt. Und bist Du endlich in Deinen vier Pfählen mit den Pantoffeln an den Füßen und der Nachtmütze auf dem Kopf, hast Du Deine Gedanken frei, alle die großen Ereignisse zu überlegen, die so eben stattgefunden haben, dann rekapitulire Dir Alles, was Du den Abend gesprochen oder gethan hast; sieh, ob Du nicht einmal einer Dame unpassend grantwortet, ob Du nicht der Hausherrin irgend ein albernes Kompliment gemacht; ob Du nicht mit unbesonnener Hand irgend einen honoraben Schmerbauch gestoßen oder mit dem Stiefel einen zarten Atlasschuh gestreift hast; endlich ob Du nicht zu schüchtern oder zu kühn, zu gesprächig oder zu schweigsam gewesen bist; bedenke Dir das Alles recht genau und dann erst schlafe ein, wenn Du kannst.

Noch ein anderer Unterschied, der die Gesellschaften in der Provinz vor denen in Paris auszeichnet, ist die Absonderung der Bewohner einer Stadt in Kasten und Kategorien, z. B. in den aristokratischen und den bürgerlichen Salon. In Paris ist diese Schranke mit dem ancien régime längst gefallen, und das Faubourg Saint-Germain hat schon mehr als einmal auf den Getäfel der Chaussée-d'Antin getanzt. In der Provinz dagegen ist von einem solchen Fortschritt nicht die Rede. Da scheinen sich die alten Vorurtheile mit der Zeit immer mehr zu befestigen; die bevorrechteten Klassen schließen sich eng unter einander ab in ihren Quartieren, in ihrem Salon, in ihrem Speisesaal; sie haben ihre besonderen Zusammenkünfte, ihre besonderen Feste, ihre besonderen Bankets; so bilden sie eine eigenthümliche Gesellschaft mitten in einer anderen, eine Stadt in der Stadt. Ich kenne sogar welche, die alles Mögliche anstreiben, sobald der Präfekt oder der General einen Ball giebt, eine Einladungskarte zu diesem Ball zu bekommen, damit sie sie nachlässig auf ihrem Kamin liegen lassen und sich rühmen können: Seht, wie ich ihre Einladungen achte!...

Wenn auch die aristokratischen Salons seit 1830 schwer zugänglich geblieben, so sind dafür die der hohen Beamten desto humaner geworden. Sonst mußte ein Präfekt auf seinem Gesicht einen gewissen vornehmen Ernst tragen, er durfte sich nur selten der Menge zeigen und zuweilen mußte er sogar in gesticktem Kleide erscheinen. Damals war es durchaus keine Kleinigkeit, Zutritt zu ihm zu bekommen; es gehörte schon ein bedeutendes Amt, ein Titel oder ein hoher gesellschaftlicher Rang zu der Ehre, ihm vorgestellt zu werden, und auch dann noch welche Menge von Formalitäten, bis man hoffen durfte, an dem und dem Tage aus der Hand eines betreßten Dieners einen Einladungsbrief zu bekommen zur Soiree oder zum Ball des höchsten Beamten im Departement. Jetzt hat eine solche Gunst weniger Schwierigkeiten. Die Salons der hohen Beamten hat jenen studirten vornehmen Ton verloren. Die Einladungen zu den Soireen geschehen zu Hunderten, und die Gesellschaften sind darum gewiß nicht weniger lebhaft, nicht weniger glänzend und nicht weniger mannigfaltig.

Es giebt noch eine andere Gesellschaftskaste in der Provinz, die welche die thätige und intelligente Klasse der Industrie und des Handels repräsentirt. Hier ist es, wo die unabhängigsten Ideen keimen; hier bilden sich die freien Wähler, die gewissenhaften Deputirten und jene doppelt begabten Männer, welche eben so geschickt sind, die größten Aufgaben unserer Gesetzgebung und Politik zu lösen, als die Entwickelung der Industrie zu befördern, die den Reichthum unseres Landes produzirt. Die Gesellschaft des Handels hat sich seit einiger Zeit mit der der Beamten zugleich ausgebildet, und auch sie bewahrt ihre besondere Physiognomie und, bei ihrer größeren Unabhängigkeit, auch eine etwas festere Haltung und eine entschiedenere Sprache.

Zum Schluß dieser Skizze muß ich noch die guten Leute der Provinz ganz ergebenst um Verzeihung bitten wegen des etwas kurzsichtigen Tones, mit dem ich einen so wichtigen Gegenstand behandelt habe; denn ich selbst bin aus der Provinz gebürtig, ich habe in der Provinz gelebt, und wer weiß, ob ich nicht noch das Unglück habe, in der Provinz sterben zu müssen. Ich gehöre also selber durchaus zur Provinz und zu den Kleinstädtern, und ich habe, indem ich dies schrieb, eben so gut über mich wie über meine Landsleute gespottet; nun aber noch eins: in dieser überschwänglichen Zeit, wo man jeden Tag mit demselben Erfolge das Pro und das Contra einer Sache vertheidigt, sollt' es mich gerade nicht Wunder nehmen, wenn ich einmal dieselben Gesellschaften der Provinz wieder von der schönen Seite darstellte; und, unter uns gesagt, ich glaube sogar, daß dies vielleicht zu einem hübscheren und interessanteren Artikel Stoff geben würde, als dieser ist.

(Fr. Lit.)

Französische Charakteristik der Eifersucht.

Aus der „Physiologie der Leidenschaften" des Baron Alibert.*)

Die Eifersucht ist eine Verstimmung, die uns durch die Furcht, aus dem Besitz eines geliebten Wesens von einem Anderen verdrängt zu werden, eingeflößt wird. Wir empfinden einen nicht zu unterdrückenden Widerwillen, gegen dieses oder jenes Individuum bei dem Gedanken, daß es uns die Neigung einer uns theuren Person entziehen will. Fast jede reine treue Liebe wird durch Eifersucht getrübt; sie ist ein abscheuliches Gift, dessen Samen ein böser Geist unter die glücklichen Menschen streut. Ist es nicht sonderbar, daß ein Gefühl, welches so ganz das Gepräge der Persönlichkeit trägt, sich doch so häufig in eine Leidenschaft mischt, die ja eben eine gänzliche von allen persönlichen Zwecken unabhängige Hingebung charakterisirt?

Die Eifersucht ist nicht nur den Menschen, sondern auch vielen Gattungen von Thieren eigen. Wiederhallen nicht oft unsere Räume von den melancholischen Klagetönen der Tauben, und zeigt sich nicht in diesen sonst so schüchternen sanften Vögeln eine ungewöhnliche Kühnheit und Kraft, wenn sie ihre Nebenbuhler angreifen? Wir wissen, welche wunderbare Stärke die Eifersucht größeren wilden Thieren verleiht; man kann sogar sagen, daß sich diese Leidenschaft in ihnen freier und heftiger entwickelt, als in den Menschen; denn wenn sie einmal dazu gereizt sind, verbergen sie ihre Wuth keineswegs; sie suchen sich nicht auf Linterlistige Art zu rächen, sondern greifen offen und kühn ihren Feind an. Buffon sagt in Bezug auf diesen Gegenstand: „Bei dem Menschen setzt die Eifersucht fast immer irgend ein leises Bewußtseyn seiner eigenen Schwäche, ein gewisses Mißtrauen in sich selbst voraus; die Thiere jedoch scheinen im Gegentheil um so eifersüchtiger zu seyn, je mehr Kraft, Feuer und Stärke die Natur ihnen gegeben hat. Unsere Eifersucht hängt von unseren Ideen, die ihrige nur von momentan erregten Empfindungen ab; bei ihnen gehört sie dem Augenblicke an und bricht aus, ohne durch Argwohn oder Nachdenken vorbereitet zu seyn."

Es ist besonders interessant, die Wirkungen der Eifersucht unter dem Einflusse der Civilisation zu beobachten. Hier kann man diesen Wahnsinn des Herzens, der beständig die Freuden der Liebe vergiftet, förmlich studiren; man kann diese ernste komplizirte Krankheit, in der sich getränkte Eigenliebe mit dem brennenden Durst nach Rache mischt, von ihrem Entstehen an verfolgen; sie ist ein Uebel, das um so gefährlicher wird, da der Leidende es so viel wie möglich zu verbergen und zu unterdrücken sucht. Wo findet man übrigens eine Definition, welche alle verschiedene Charaktere dieser vielfach zusammengesetzten Leidenschaft ausdrückte, in der sich alle peinliche Gefühle, die unsere moralische Existenz bewegen, vereinigen! Die Eifersucht zeigt sich bei den verschiedenen Individuum unter den mannigfaltigsten Formen: bald macht sie argwöhnisch, mißtrauisch und leichtgläubig, erregt in dem Menschen eine krankhafte Ueberspannung des Geistes und der Nerven, die ihn nichts als Verrath und Untreue zeigt und seine Wuth gegen den geliebten Gegenstand fast bis zur Raserei steigert; bald ist sie wieder ein Fieber, das dumpf im Innern gährt, aber bei der leisesten Einflüsterung

*) Physiologie des Passions. Par le Baron Alibert. 2 vols. 3e édition. Paris, 1837.

des Argwohns ausbricht, am Herzen nagt und denjenigen aufs tiefste niederdrückt und entkräftet, der von dieser verzehrenden Krankheit ergriffen ist. Die Eifersucht ist beiden Geschlechtern eigen; bei dem Manne bricht sie zwar wilder und heftiger hervor, aber in dem Herzen der Frauen, deren ganze Existenz die Liebe ausfüllt, die überhaupt inniger und tiefer fühlen, als die Männer, ist sie nicht minder thätig und wirkt sie nicht weniger verderblich.

Man glaubte früher, daß diese Leidenschaft von den Wilden nicht gekannt werde, doch erwähnt der berühmte La Pérouse der Kotiaks, die ihre Frauen auf einen bloßen Verdacht hin tödten und deren Verführer auf eine grausame Art morden. Es ist, wie er versichert, eine umherirrende wilde Horde, die durchaus keiner Kultur und Civilisation fähig ist. Moyer spricht ebenfalls von einem fürchterlichen Eifersuchts-Kriege, der zwischen dem Stamme der Dyampis und dem der Nucuyer ausgebrochen und damit endigte, daß die letzteren Dyampis ihre Gegner gänzlich aus den Wüsten von Guianna vertrieben. Man erzählt auch, daß die Galibis ihre Frauen, wenn diese untreu sind, vergifte, daß aber ihre Rache sich nicht bis auf den Mann, der ihnen vorgezogen wird, erstrecke. Die Eifersucht ist also in dem Zustande der Civilisation, wie in dem der Wildheit eine Quelle unsäglicher Leiden und der schrecklichsten Ereignisse: sie macht die Menschen argwöhnisch, unklug und verwegen. Letzteres, der schönste Mann seiner Zeit, von dem in vielen Memoiren die Rede ist, mußte sich fast täglich mit seinen Nebenbuhlern schlagen, weil seine äußeren Vorzüge ihm die Herzen aller Frauen gewannen. Ist es nicht sonderbar, daß so viele Menschen sich gerade eines Gefühls wegen tödten wollen, welches doch eigentlich dazu bestimmt ist, das Leben zu versüßen und es zu verjüngen? Es liegt aber einmal in der Natur des Menschen, sich immer über die Meinungen *derjenigen* zu beunruhigen, um deren Liebe und Beifall er sich bewirbt; er möchte gern in der Meinung der Frau, die er allen Anderen vorzieht, auch *allein* hoch stehen, und daher kommen die vielen Duelle zwischen Eifersüchtigen. Dieses Verlangen, auf Leben und Tod mit dem begünstigten Nebenbuhler zu kämpfen, entspringt aus der edelsten Triebfeder der menschlichen Natur, aus der der Ehre, aus jenem Wunsch, den wohl Keiner unterdrücken kann, durch den Vergleich mit einem Anderen nicht in den Schatten gestellt zu werden, weil Jeder danach strebt, einen gewissen Grad von Vollkommenheit zu erreichen.

Die Eifersucht folgt allen Phasen der Liebe und — sonderbar genug! — sie nimmt immer den Charakter und die Farbe der Zeit an, in der sie sich zeigt. Im Mittelalter, dieser wundervollen Epoche, deren charakteristisches Kennzeichen eine Mischung von Barbarei und Humanität ist, bot sie oft die seltsamsten Kontraste. Nicht selten waren Männer die Vertrauten ihrer Frauen; sie wußten um alle galante Abenteuer derselben, sie kannten und duldeten ihre Nebenbuhler; aber wie viel häufiger finden wir damals noch in ähnlichen Fällen Beispiele der grausamsten, blutigen Rache. Die Geschichte der Troubadours erzählt uns von einem Grafen Raimond von Castel-Rousillon, der seiner Gemahlin Margarethe den Kopf seines Pagen und Nebenbuhlers brächte, nachdem er sich vollkommen von ihrer Untreue überzeugt hatte. Damals, wie in unseren Zeiten, bemerkte man oft Eifersucht ohne Liebe: ein Gefühl, das dann allein aus verletzter Eitelkeit entspringt und eine Folge gesellschaftlicher Verderbtheit ist. Wir erröthen gewöhnlich über eine solche Empfindung und suchen sie so viel wie möglich zu verbergen, weil sie unedel und egoistisch ist.

Dem Beispiele des Philosophen Hume folgend, könnte ich meinen Lesern die seltsamsten Thatsachen erzählen, die durch Eifersucht herbeigeführt worden. Ich habe einen Mann gekannt, der den Keim dieser tödtlichen Krankheit in sich trug und begierig auf eine Gelegenheit wartete, seine Frau heimlich zu vergiften, damit sie ihn nicht überlebe. Ein Anderer ließ seine Gattin feierlich schwören, sich einer ewigen Witwenschaft zu weihen, im Falle er früher sterben sollte als sie. Ich kannte einen Gelehrten, den die Eifersucht fast wahnsinnig machte; er besaß eine wunderschöne Frau, deren Benehmen ihm einigen Argwohn eingeflößt hatte, und um sie in den Augen ihrer Verehrer zu entstellen, benutzte er einst ihren Schlummer und schnitt ihr das schöne lange Haar ab, das in reichen Locken auf die Brust herabfiel. Er erreichte aber damit keineswegs seinen Zweck, denn durch diese unsinnige Handlung ward das Interesse erst recht für sie rege gemacht.

Bei keinem Volke auf der Welt zeigt sich die Eifersucht heftiger und leidenschaftlicher, als bei den polygamistischen Asiaten; sie verleitet im Orient oft zu den ärgsten Exzessen und gereicht den Unglücklichen, die sie empfinden, zur beständigen Qual. Hume unterhält seine Leser mit mehreren interessanten Anekdoten über diesen Gegenstand und erzählt unter Anderem auch das Abenteuer des Reisenden Tournefort. Dieser ward nämlich als Arzt in das Serail des Sultans eingeführt, und man wies ihm dort sogleich einen Platz in einer Gallerie an, wo er bald eine Menge entblößter Arme aus mehreren Mauer-Oeffnungen hervorstrecken sah, die sich seiner Prüfung unterwerfen sollten. Der Sultan fand es wahrscheinlich nicht für nöthig, daß der Doktor auch das Gesicht und die Gestalt der Schönen sehe, um über sie ein richtiges Urtheil zu fällen. — Ich habe die Eifersucht schon unter den verschiedensten Gestalten gesehen. Im Allgemeinen ist sie ein blinder Zorn, der ohne Beweggrund ausbricht und auf die Stimme der Vernunft nicht hört. Wer unglücklich genug ist, davon ergriffen zu werden, weiß oft in der ersten Aufwallung seiner Hitze nicht, was er thut; er schmäht und beleidigt den Gegenstand, der ihm der liebste auf der Welt ist. Sobald bei dem unglücklichen Liebenden der rechte Anfall von Eifersucht sich zeigt, wird er bleich, seine Handlungen, Blicke und seine Stellung sogar verrathen den Kampf in seinem Innern; seine Physiognomie drückt abwechselnd Verdruß und Zorn aus; seine Lippen zucken krampfhaft, oft hat er nicht die Kraft, ein Wort hervorzubringen, aber dann läßt er seine Wuth an leblosen Gegenständen aus, zerbricht die Möbel, die ihm im Wege stehen, und dringt sogar bis in das Boudoir seiner Geliebten, die er der Untreue beschuldigt, wüthet in ihren Kleinodien, verdirbt ihre Ball-Toilette, zerpflückt ihre Blumen und glaubt, so alle ihre Pläne und Hoffnungen zu vereiteln. — Der eifersüchtige Liebhaber hört auf keine Rechtfertigung; er betrachtet sie nur als das Resultat der kombinirten Heuchelei und Verstellung; Alles, was er sieht und hört, erscheint ihm anders, als es wirklich ist, und in seiner überspannten Stimmung glaubt er, in den einfachsten Handlungen der Geliebten Verrath und Tücke zu entdecken. Dessenungeachtet giebt es doch bei allen Eifersüchtigen Momente, in denen sie ihre Thorheit bereuen und gern alles Mögliche thäten, um sie zurückzunehmen, und so wie jeder unnatürlichen, fieberhaften Aufregung gewöhnlich gänzliche Ermattung folgt, so geben auch hier die heftigsten Anfälle von Wuth in vollkommene Ruhe und Gelassenheit über. Aus dem aufgebrachtesten Liebhaber wird mit einemmale der demüthigste, unterwürfigste; nachdem er die, die er anbetet, mit Schmähungen überhäuft, ist er in Verzweiflung, sie beleidigt zu haben; aber kaum hat sie ihm verziehen, so tritt er wieder des Abends, wie ein Gespenst, um ihre Wohnung und späht nach eingebildeten Schreckmissen. Kurz, der Eifersüchtige kennt keine Ruhe; er beißt sich an Chimären, wird von beständigen Zweifeln hin und her geworfen und hascht nach Gründen, sich selbst zu quälen; wenn er schläft, träumt er, daß man ihn verrathen habe, und sobald er erwacht, ergreift ihn der Argwohn, der schreckliche Argwohn und drückt ihn nieder, wie eine fürchterliche Wahrheit. — Die Eifersucht hat überall traurige, üble Folgen; aber nirgends zeigt sie sich schrecklicher, als im Innern der Familie. Ist sie einmal da ausgebrochen, so giebt es kein Mittel mehr, den Gewaltthätigkeiten der häuslichen Tyrannei Einhalt zu thun. Wie viel Leiden muß die Frau erst erdulden, ehe sie, dem Anscheine nach, das Recht erlangt hat, sich zu beklagen; denn der Eifersüchtige verbirgt die Qualen, die ihn beunruhigen, den Augen des Publikums, und sucht sie eben so geheim zu halten, wie irgend eine physische Unvollkommenheit.

Man ersieht aus dieser kurzen Beschreibung, daß die Eifersucht nach und nach die ganze Stufenleiter peinlicher Gefühle durchläuft. Deshalb benutzen die Dichter sie so oft in ihren Dramen, um denselben ein höheres Interesse zu geben, sie lassen vorzüglich gern in ihren theatralischen Compositionen die grellen Kontraste, die sie oft bieten, hervortreten und schildern den Lesern ihre raschen Uebergänge, von der zärtlichen Liebe zum glühendsten Hasse, vom Zorn zur Sanftmuth, vom Stolz zur Unterwürfigkeit und von den unsinnigsten Ausbrüchen der Wuth zur bittersten Reue. Auch lassen sie immer die schrecklichsten Katastrophen von der Eifersucht herbeiführen; die Schriftsteller schildern sie als eine finstere, wilde Leidenschaft, die jede Liebe mit ihrem Gifte trübt. Wie traurig malt Dante das schreckliche Ende der unglücklichen Pia, die, aus ihrem Hause verbannt, gezwungen ward, inmitten tödtlicher Ausdünstungen zu sterben, weil sie entweder gegen die eheliche Treue gefehlt oder nur ein unschuldiges Opfer der Eifersucht geworden ist.

Aber die Eifersucht kann zuweilen auch ihren Nutzen haben und bringt oft eine recht heilsame Wirkung hervor. Sie hat mit der Welt angefangen und ist eben so alt, wie die Sturmwinde und Ungewitter, die von Zeit zu Zeit die Harmonie des Universums stören, und so wie alle andere Leidenschaften, trägt auch sie zum allgemeinen Wohl das Ihrige bei, wenn sie nämlich gemäßigt und nicht zu heftig in ihren Ausdrücken ist; die Natur hat sie wahrscheinlich entstehen lassen, um die Erfüllung ihrer weltlichen Absichten noch gewisser zu machen; sie ist wieder ein klarer Beweis von der Weisheit des Schöpfers, denn wenn die Eifersucht erst aufhört, so nimmt auch die Herrschaft der Liebe ein Ende. Die Frauen wissen so gut, daß dieses Gefühl ein Sporn, eine stärkere Anregung für die Liebe ist, daß sie zuweilen Eifersucht einzuflößen suchen, um kalt gewordene Herzen aufs neue zu erwärmen. Insofern sie also das Gefühl der Liebe stets frisch und jung erhält, kann man sie eine wohlthätige Leidenschaft nennen; man quält sich nur, um das nicht zu verlieren, was man liebt. Einige Philosophen haben sie dem Neide verglichen; aber der Unterschied zwischen diesen beiden Uebeln ist der, daß dieses letzte ein ganz unheilbares ist, die Eifersucht hingegen dann immer aufhört, wenn die Liebe nicht mehr blind ist; denn dieser kleine Gott, der nicht das Geringste sieht, wenn er sich entfernt, ist niemals hellsehender und scharfsichtiger, als wenn er sich entfernt.

Spanien.

Die neuere Spanische Literatur.

(Schluß.)

Die Sage, welche dem „Maurischen Findling" zum Grund liegt, ist nicht ohne Interesse. Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts lebte Garcia Fernandez, zweiter souverainer Graf von Castilien. Gonzalo Gustios de Lara, ein Verwandter des Grafen, hatte sieben Kinder, die man nach damaliger Sitte Infanten von Lara nannte. Der Eine dieser Infanten entzweite sich mit einem Vetter der Doña Lambra, einer Base des Königs, die der Ruy Velasquez, mütterlicher Oheim des Infanten, geheirathet hatte. Die Feindschaft nahm einen so bedenklichen Charakter an, daß Doña Lambra den Infanten und ihrem Vater Tod und Verderben schwur. Den Bitten seiner Gemahlin nachgebend, schickte Ruy Velasquez den Gustios mit einem Briefe an den Chalifen Hizem (Hischm?); in diesem Briefe bat er den Chalifen, den Ueberbringer hinrichten zu lassen. Der Fürst der Gläubigen, von Mitleid ergriffen, begnügt sich damit, den Gustios einkerkern zu lassen. Hizem hatte eine junge und schöne Schwester, die sich für das Schicksal des Unglücklichen interessirte; eben so gütig als hingebend wollte sie sein hartes Loos erleichtern. Dieses edle Mitleid brachte sie um ihre Unschuld; Gustios vergaß die Gesetze der Gastfreundschaft: die junge Maurin unterlag seiner Sinnlichkeit, und bald regte sich die Frucht

der verbotenen Liebe unter ihrem Herzen. Indessen fühlte Ruy Velasquez den Durst nach Rache, den seine Frau in ihm nährte, noch nicht gestillt; er beschloß den Untergang der Infanten von Lara. Diese tapferen und ehrgeizigen Jünglinge klagten über die lässige Ruhe, zu der sie verdammt seyen. Das Schicksal ihres Vaters war ihnen unbekannt. Ruy Velasquez rieth ihnen, die Abwesenheit ihres Vaters zu benutzen und durch eine große Waffenthat sich hervorzuthun. Nuno Sanudo, ein wackerer Ritter, begleitete sie, und Alle machen sich gemeinschaftlich auf den Weg, um die Mauren zu bekämpfen. Da werden sie plötzlich von einem Trupp Araber, die der Verräther Velasquez in den Hinterhalt gelegt hatte, umzingelt und niedergehauen. Kurz, Velasquez läßt die Köpfe der sieben Infanten in einen Sack stecken und seinem Feinde überbringen. Der Chalif, von dem entsetzlichen Schicksal des unglücklichen Vaters tief erschüttert, schenkt ihm die Freiheit. Gonzalo Gustios kehrt in sein Vaterland zurück und beweint den Tod seiner Söhne. Indeß kommt die Frucht seines Umgangs mit der Arabischen Prinzessin, die ihn im Kerker besucht hatte, zur Welt; es ist Mudarra, der Held dieser Erzählung, ein Findling, der, nachdem die fürchterliche Behandlung, die sein Vater erdulden müssen, ihm zu Ohren gekommen, Alles aufbietet, um ihn blutig zu rächen. Er erreicht seinen Zweck; Doña Lambra und ihr Gemahl sterben durch Mudarra's Hand, und der Letztere wird nun von Gustios als rechtmäßiger Sohn adoptirt.

Diese Sage würde recht pathetisch seyn, wenn der Verfasser ihr, nach der Weise Alt-Spanischer Dichter, den Charakter der Einheit, der aus der Leidenschaft erwächst, zu geben gewußt hätte; wenn Glanz, Glut und Schönheit des Styls die verschiedenen Bilder auszeichneten; wenn die in der Erzählung sich häufenden Katastrophen dem allgemeinen Interesse nicht im Wege ständen. Aber die Diction ist schwach, und den Charakteren fehlt es an Kraft, wie an Tiefe, die Beschreibungen sind öfter trivial, und mehrere Hauptverfonen, die unser Dichter auf den Schauplatz bringt, haben nicht das Gepräge historischer Treue. Außerdem beginnt Saavedra seine Erzählung erst mit Mudarra's Jugend. Er verweist die ganze Geschichte der Infanten, so rührend und schrecklich sie auch ist, in die Vergangenheit seiner Dichtung. Es ist dies freilich eine klassische und von Virgil sanctionirte Form; aber sie dient nur dazu, das Uninteressante voran und das Interessantere mehr in den Hintergrund zu stellen. Viele hin und wieder eingestreute komische Scenen haben nicht immer das Verdienst, daß sie die Sitten des Zeitalters schildern, und ihre ganz überflüssig dick aufgetragene Malerei ist oft sehr anstößig. Die Schilderung der Charaktere und der Sitten zeugen zwar von einem gewissen Talent der Beobachtung, aber im Allgemeinen fehlt es ihnen an Kraft und Energie.

Fast alle Fehler des nordischen Romans finden wir in Saavedra's Gedichte wieder; die Kostüme sind zu umständlich beschrieben, die Feste und Tourniere zu sehr auf einander gehäuft. Er ist ein lyrischer und beschreibender Dichter, und zum Beweise seiner Virtuosität in der letzteren Gattung wollen wir unseren Lesern seine Parallele zwischen Andalusien und Castilien mittheilen.

„Siehe da, eine andere Scene! Es sind nicht mehr die blühenden Gefilde, wo der Guadalquivir, der König Andalusiens, majestätisch hinrollt; es ist nicht mehr die Sierra, die ihr mit Moos, mit Oliven und duftenden Blumen gekröntes Haupt in den reinen Himmel erhebt, während ihre Abhänge, in lieblichen Krümmungen fortlaufend, mit dem süßen Wohlgeruch der Rosen und des Jasmins die Lüfte erfüllen. Dort findest Du keine gefeierte Städte, deren Macht so riesengroß wie ihr Ruhm, kein Cordova, das selbst in seinen Trümmern ewig schön ist. O Cordova! theure Heimath! An deinem Busen hat das erste Licht vom Himmel mein Auge bestrahlt! An deinem Busen habe ich die ersten Liebkosungen, die Schätze meiner Kindheit, genossen. In deinem Zauberwäldchen, auf deinen herrlichen Wiesen verlebte ich die Tage meiner Jugend, von dem Schatten deiner Größe umgeben. Die Namen deiner edlen Heroen umsäuselten den noch zarten Knaben wie Mailüfte die werdende Pflanze. Ewig werde ich deiner liebend gedenken; in der Fremde, wo ich, von der bitteren Speise des Unglücks genährt, mein Leben vertraure, füllest du ganz mein Herz, und es bleibt mir die süße Hoffnung, daß meine Asche dereinst in deinem Schoße ruhen werde."

„Aber siehe! da enthüllen sich die Felder Castiliens; dichte Wolken, graue Dünste, ein dürrer Boden, den der Winter zum Schauplatze seiner Verheerungen macht; ein Horizont trauriger Berge, die von Horngebüschen starren und wo schwarzgrüne Tannen aus dichtem Schnee emporstreben. Hier windet die Arlanza sich trüb und schlammig zwischen Felsen hindurch. Du entdeckst eine kriegerische Stadt, die Castiliens Grafen zum Sitze ihrer Macht erkoren; ach! es ist nicht jenes schöne Cordova mit seinen Marmorkuppeln, die unter einem saphirnen Himmel glänzen. Das werdende Burgos trotzt dem Kriege und seiner Wuth; es bietet ihm eine undurchdringliche Mauer und eherne Thürme. In seinem Schoße wohnen nicht die Künste, die Wissenschaften; Du findest hier nicht die kostbaren Stoffe des Morgenlandes, seine wunderbaren Teppiche, seine blitzenden Diamanten. Kein Muezzin verkündet den werdenden Tag und mahnet die Gläubigen zum Frühgebet; melancholischer Glockenklang hallt in den Lüften, die christliche Gemeinde in ihre Kirche rufend. Wo ist hier geschäftige Regung? Wo sind die Magazine, die Arbeiter, die Schaaren der Käufer und Verkäufer? Zu Burgos hört man nur die dumpfen Schläge des Hammers, der Waffen und Rüstungen schmiedet. Die Esse glüht; der Stahl und das Eisen nehmen tausend Gestalten an; ein armes und schweigsames Volk treibt sich in den stillen Gassen umher, während einförmiger Chorgesang aus Kirchen und Klöstern uns entgegentönt."

„In den Feldern Andalusiens seht Ihr Gruppen halbnackter Bauern, ihre volksthümlichen Romanzen singend, hinter dem trägen Ochsen einherziehen, der in ein Erdreich voll Saft und Leben Furchen zieht. Stolz auf ihre Aerndte, fürchten sie nichts von der Zukunft; sie sehen dem reichen Lohne ihrer Arbeit schon aus der Ferne entgegen. In Castilien ist es ganz anders: da kämpft der Landmann mit einem undankbaren Erdreich, einem verdorrten Boden; unermüdliche Maulthiere traben in die Kreuz und Quere. Vielleicht wird nach aller Müh und Plage der barbarische Feind in diesen Ebenen sich ausbreiten und die noch grünende Aerndte niedertreten; vielleicht werden eines Tages der listige Mönch, der tyrannische Señor, der Räuber des Gebirges diese zur Reife gediehenen Aehren der Plünderung preisgeben."

„Bewundert diese beiden Länder, denen ein so verschiedenes Loos vorbehalten war! Bätica, ein mächtiges und herrliches Reich, hatte sein Zeitalter der Größe, der Pracht und des Glanzes; aber schon verkündeten die Sinnenlust und die Tyrannei eines Einzigen den nahen Untergang dieses großen und glorreichen Volkes. In Castilien herrschten tiefe Unwissenheit, Parteienwuth und schreckliches Elend; aber das Volk war glühend, verwegen, von ehrner Ausdauer: lauter untrügliche Kennzeichen der unermeßlichen Größe, die der Himmel diesem Lande vorbehalten hatte."

Gewahren wir nicht in dieser Schilderung, deren wahrhaft südlicher Glanz in unserer Uebersetzung gar sehr verbleicht, mit Erstaunen noch etwas von dem föderalistischen Geiste, von dem Hasse auf die Provinzen, welcher den heutigen Spaniern vorzugsweise geblieben ist? Eine Art von Maurischer Rückerinnerung, ein Bedauern und ein Verwurf treten nach vielen Jahren wieder ins Leben und dringen in Saavedra's romantischem Epos ans Licht. Die ausgezogene Stelle gehört ohne Zweifel zu den schönsten, die das ganze Gedicht aufweisen kann. Die Wahrheit des Gefühls ist unbestreitbar; die Lieblichkeit der Bilder und die glückliche Wahl der Ausdrücke entsprechen der edlen Naivetät einer tief empfundenen Begeisterung.

Aehnliche Lobsprüche verdienen die mannigfachen kleineren Gedichte des Verfassers, seine Ode an den Leuchtthurm von Malta, seine Romanzen in der altertümlichen Gattung und ein Idyll auf sein kleines fünf Monat altes Kind. In diesen Gedichten weht der reine Hauch Alt-Spanischer Poesie; die Nachahmung ist weniger fühlbar; die Schmerzen des Exils stimmen den Dichter zu rührenden Klagen. In jedem Zeitalter und in jedem Lande giebt es nur eine echte Poesie: es ist diejenige, welche das Wahre und Wirkliche in idealen Formen wiedergiebt. (Br. and For. Rev.)

Mannigfaltiges.

— Runkelrüben-Zucker. In England, das es mit jeder Art von Industrie aufnimmt und besonders eine lukrative sich nicht leicht entgehen läßt, räth man doch davon ab, dem Beispiele Frankreichs zu folgen und den bisher noch nicht gewagten Versuch zur Anlegung von Runkelrüben-Zucker-Fabriken zu machen. Zwar sind Aufforderungen zur Theilnahme an einer Actien-Gesellschaft ergangen, die mit einem Kapital von 300,000 Pfd. in der Nähe von London eine solche Fabrik anlegen will, doch fürchtet man, daß sich die Regierung bald veranlaßt sehen möchte, die hohen Steuern auf den noch dazu nur von Britischen Kolonieen bisher zum Konsum gelassenen Rohrzucker bedeutend herabzusetzen und so die Konkurrenz der in England weniger wohlfeil als in anderen Ländern herzustellenden Runkelrüben unmöglich zu machen. Das letzte Heft der „Edinburgh-Review" enthält in dieser Beziehung einen sehr lehrreichen Artikel, der namentlich die falsche, wahrhaft auf den Ruin des Landes abgesehene Handelspolitik darstellt, die Frankreich bisher in Bezug auf seine Zucker-Fabrication befolgt hat. Während es nämlich seinen eigenen Kolonial-Zucker enorm hoch besteuert, bewilligt es einen eben so hohen Rückzoll bei der Ausfuhr des im Lande raffinirten Zuckers. Diese Rückprämie kommt nun eben so dem ganz unverzollten Runkelrüben-Fabrikat, als dem hochbesteuerten Rohrzucker zu gut und ist also schon die zweite nicht unbedeutende Auflage, die das Land zum Besten eines ganz untergeordneten Zweiges der Agrikultur zu tragen hat, während einerseits die Einnahme, die der Staat selbst von dem eingeführten Zucker bezieht, jährlich kleiner wird, andererseits das Gedeihen der Französischen Kolonieen immer mehr abnimmt und drittens endlich das Land zwar stets die gleiche Quantität Zucker konsumirt, dabei aber immer weniger an eigentlichem nährenden Zuckerstoff erhält, indem das Fabrikat der Runkelrüben äußerlich wohl dem des Rohrzuckers ganz gleich ist, innerlich jedoch keineswegs dieselben Eigenschaften besitzt. Die „Edinburgh-Review" berechnet, daß in Folge seiner falschen Handelspolitik und seiner enorm hohen Besteuerung Frankreich viel weniger Zucker konsumire, als die meisten anderen mit dem Comfort unserer Zeit vertrauten Länder. Selbst Spanien ist dem luxuriösen Frankreich in der Zucker-Consumtion überlegen, denn dort kommen jährlich 7½, hier aber nur 7 Pfund Zucker durchschnittlich auf jeden Einwohner. In den Vereinigten Staaten rechnet man 18½, in Großbritanien 25½, in dem armen Irland jedoch, das seinen Zucker eben so hoch besteuern muß, wie das den Reichthum strotzende England, nur 5 Pfund Zucker jährlich auf den Kopf. Die Zucker-Consumtion aber stellt die „Edinburgh-Review" mit unter die bedeutendsten Kennzeichen, durch die sich das Wohlbefinden unserer Zeit von dem jedes früheren, gleichviel ob gebildeten oder ungebildeten, Zeitalters unterscheide. Noch vor etwa 200 Jahren habe man diesen eben so wohlschmeckenden als nährenden Consumtions-Artikel, dessen jährlicher Bedarf sich in Europa und Amerika auf 600,000 Schiffstonnen und dessen Werth sich ohne die Zölle auf 120 Millionen Thaler belaufe, gar nicht gekannt. Etwas Honig, der oft genug verdorben und ekelerregend gewesen sey, habe bei unseren Vorältern fast einzig und allein einen Stoff vertreten, der in unseren Tagen auch in den ärmsten Häusern die Gesunden labe und zur Wiederherstellung der Kranken beitrage.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 68. Berlin, Mittwoch den 7. Juni 1837.

England.

Eine Stecknadel-Fabrik und ein Irrenhaus in London.

Von Risard.

Ich bringe diese beiden Ausflüge unter Einen Titel, weil ich sie beide an einem und demselben Tage gemacht, und weil sie mir eine doppelte Gelegenheit darboten, den Englischen Lakonismus zu bewundern.

Den Stecknadel-Fabrikanten traf ich auf seinem Comptoir schreibend, den Hut auf, den er nicht abnahm, weil dies nicht zu den Nothwendigkeiten des Geschäfts gehört. Er las mein Empfehlungsschreiben, grüßte mich oberflächlich und ging dann gleich zu den Leistungen seiner Fabrik über, indem er mir auf seinem Büreau verschiedene Schachteln mit Mustern aller Sorten Stecknadeln, die in seiner Anstalt fabrizirt werden, vorlegte: Putznadeln, Haarnadeln, Nadeln für Insekten-Sammlungen. Ich fragte bei jeder neuen Schachtel nach dem Preise. Er war so und so hoch ohne weitere Erklärung. Nachdem die Schachteln besichtigt waren, sagte er: „Jetzt kommen Sie mit mir, — come this way", und öffnete eine Thür, welche in die Werkstätte führte. Ich folgte ihm.

Er ließ mich die ersten Werkstätten umständlich, und ohne mich zu drängen, besichtigen. Während ich beobachtete, sprach er mit den Arbeitern und suchte auf diese Weise mit der einen Hand die Zeit wieder einzubringen, die er mir mit der anderen gespendet. Ich hatte übrigens nur selten Fragen an ihn zu thun. Der Unerfahrenste im Gewerbswesen begreift beim ersten Anblick den ganzen Mechanismus einer Stecknadel-Fabrik. Ich durchlief, während er mich begleitete, ohne eigentlich mir anzugehören, die vorzüglichsten Ateliers: die Drahtzieherei, wo man aus einem Stück Kupfer wie ein Daumen stark einen unendlichen Faden zieht, welcher sich in unzähligen Ringen um einen Cylinder aufdreht; die Werkstätte, wo die Frauen den Draht, in Stücke von gleicher Länge geschnitten, auf einer langen Tafel ausstrecken und gerade biegen; die, wo diese acht bis zehn Fuß langen Stäbe in tausend Stücke von der Länge der Stecknadeln zerschnitten werden; dann die, wo diese Stücke, durch geübte Arbeiter, in Masse aufgenommen, auf Sandstein geschliffen werden, so daß tausend Funken herumsprühen. Hier ist Alles so einfach, daß meine Fragen nicht fehlgehen konnten. Wie viel Messingringe liefert täglich die Drahtzieherin? Wie viel bearbeiten diese Frauen solcher Bündel? Wie viel kann der Arbeiter Stecknadeln schleifen? Ueber alles dieses erhielt ich die bestimmtesten Antworten.

Ich machte ganz im Stillen einige Vergleiche zwischen dem Umfang und der Einfachheit der Fabrications-Mittel, der Vortrefflichkeit der fabrizirten Waare und dem ungesunden Gebäude, zwischen der Sache und dem Menschen, welcher Letztere mich weit mehr interessirte, als das, was aus seinen Händen hervorging. Ich bin in dieser Hinsicht in Belgien verwöhnt worden. Dort hat ein ausgezeichneter Mann, Herr John Cockerill, Vollkommenheit in der Arbeit mit einem besseren Loose der Arbeiter zu vereinigen gewußt. Um den Menschen mit dem Dampfe, welcher dessen unumgängliches Hülfsmittel geworden, unter dasselbe Dach zu bringen, hat er das Gebäude vergrößert, erweitert und gesund eingerichtet, so daß die Maschine die Luft, deren der Arbeiter nöthig hat, nicht verderben kann. Die Werkstätten von Seraing, dieses Palastes des neuen Gewerbfleißes, sind ein Muster für alle neuen Unternehmungen, und zugleich ein schreiender Vorwurf für jene alten Fabriken, welche die neueren Erfindungen in alte und ungesunde Mauern gedrängt und Menschen und Maschinen durch einander in enge Kammern gepreßt haben, wo die Maschine den Menschen erstickt und wo der gähnende Cylinder jeden Augenblick den Arbeiter mit seinem Athemzug hineinzuziehen droht. In Seraing ist Alles überdacht, und die Civilisation braucht dabei nicht mehr zu erröthen. Es ist das Merkmal ausgezeichneter Menschen, nichts halb zu thun. John Cockerill ist kein alltäglicher Kaufmann, welcher seine Arbeiter in alten verfallenen Häusern vermodern läßt, um das, was an der Wohnung erspart wird, in die Tasche zu stecken. Mit Wehmuth dachte ich in Manchester, in Liverpool, in Birmingham, in London, wenn ich dort die Fabriken besuchte, wo der Gewerbfleiß des neunzehnten Jahrhunderts in Werkstätten des Mittelalters gebannt ist, an Seraing zurück. Die neuen Erfindungen ringen dort mit dem alten Geschäftsgang, mit dem Handwerk. Die heilsame Wirkung der Maschinen gewahrt man dort nur in dem Fabrikat, während die Uebelstände der Fabrication gänzlich auf den Menschen lasten. Diese Erinnerung an Seraing folgte mir auch in die Stecknadel-Fabrik, als ich die mit unsichtbarem Kupferstaub geschwängerte Luft einathmete und die Leitersprossen hinaufkletterte, deren Sprossen unter meinen Füßen knickten, und die man zur Ersparung des Raums in die Wände bohrt. Aber ich sagte dem Fabrikanten nichts davon. Ich fühlte wohl, daß jede Bemerkung in dieser Hinsicht überflüssig war. Ich behielt also mein Stillschweigen bei, und that nur ab und zu einige Fragen über die Zahl der Arbeiter in der Anstalt, ihre Fertigkeit im Arbeiten und über andere Gegenstände dieser Art.

Dieselbe Zurückhaltung beobachtete ich bei dem Besuch des Zimmers, in welchem so höchst einfach und schnell die Schräubchen verfertigt werden, aus welchen man die Köpfe der Stecknadeln macht. Ein Kind dreht eine Kurbel, welche den Messingfaden in kleine Schrauben dreht; ein Mann ergreift mit einer Hand eine gewisse Anzahl Schräubchen, und schneidet sie mit der anderen vermittelst einer Scheere nach der Stärke eines Stecknadelkopfs. Mit jedem Schlag fällt ein Dutzend dieser Köpfe, und da der Arbeiter eben so oft, als der Puls in den Adern schlägt, seine Scheeren-Klingen zusammenschnappt, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie viel Nadelköpfe ein Mann in Einem Tage anfertigen kann. Ich fragte nach der Zahl, und der Fabrikant sagte sie mir auch; aber da es mit ökonomischer Schnelligkeit und in Englischen Zahlen geschah, so entging es mir.

Wo ich aber die Worte zurückhalten konnte, wo ich, ich möchte sagen in unnützes Denken mich verlor, das war ein Saal, in den ich nun eintrat — ein niedriger, finsterer Saal, wo an dreißig Kinder, Knaben und Mädchen, Stecknadelköpfe prägten; eine alte Frau, die ein kleines Röhrchen, wie eine Ruthe in der Hand hielt, führte die Aufsicht über die Kinder. Jedes Kind faß vor einem Werkzeug in Gestalt eines schwebenden Hammers, dessen Name Wippe (teloir) genugsam seine Anwendung bezeichnet, und der lothrecht auf die Stecknadel fällt, welche darunter ihren Kopf aus einem kleinen Loche der Unterlage hervorstreckt. Dies ist eine komplizirte und feine Arbeit. Eine Nadel nach der anderen in ein Brett nehmen, ein Schräubchen darauf pflanzen, dann die so hergestellte Nadel in das kleine Loch stecken, sie prägen, schnell herausnehmen, und dies mit bedeutendem Geschick, um sich nicht zu stechen oder die Finger zu zerquetschen, und auch schnell genug, damit der Fabrikant seine Rechnung dabei findet; dieses Alles endlich sechs Stunden, ohne Nachlaß in Einem fort, ist das nicht zu viel für arme Kinder? Es ist ihnen verboten, mit einander zu plaudern, oder auch nur in den kurzen Zwischenräumen, wo ihre Augen sich ohne Gefahr von ihrer Arbeit abwenden können, einander anzulächeln. Die Aufseherin ging wie ein Wächterhund zwischen den Kindern herum, um denen, welche die Hand der Zauberfee nicht erreichen konnte, mit ihrem Stabe einen Wink zu geben, wobei sie mit ihrer kreischenden Stimme ihr: Sputet euch! Sputet euch! (make haste, make haste!) erschallen ließ, bisweilen auch den Kopf rasch umdrehte, um einige leise gesprochene Worte, eine Aeußerung der Zerstreutheit oder des Muthwillens zu erhaschen; denn die Kinder lachen bei der Arbeit, und in ihren kleinen Händchen haben die Werkzeuge bisweilen das Ansehen von Spielsachen. Das Ohr dieses Weibes ist geübter als ihr Auge, und weiß in dem Lärm, welchen jene dreißig mausbörtlich auf- und niedergehende Hämmer verursachen, auf der Stelle zu unterscheiden, ob einer darunter ist, welcher nachläßt, oder auch nur nicht den ganzen Ton angegeben hat, weil er auf einen armen Finger fiel, der nicht zeitig genug zurückgezogen wurde. Die Fehler werden durch den Abzug eines Penny von dem elenden Tagelohn bestraft, und wer weiß, was dem armen Kinde begegnet, wenn es mit diesem Penny weniger nach Hause kömmt.

Ich wußte, daß die Kinder für sechs Stunden Arbeit täglich sechs Pence (etwa fünf Sgr.) bekommen. Ich war zu aufgeregt, um mich nicht zu vergessen. „Meinen Sie nicht, daß für das Alter dieser Kinder sechs Stunden Arbeit täglich zu viel sey?" fragte ich den Fabrikanten. Er antwortete nichts. „Wie viel Stecknadelköpfe kann ein solches Kind, wenn es recht fleißig ist, an einem Tage prägen?" Er sagte mir augenblicklich die Zahl. „Aber wenn diese Kinder in sechs Stunden dieselbe Arbeit verrichten, welche Erwachsene in derselben Zeit leisten würden, warum erhalten sie nicht wenigstens die Hälfte des Tagelohns eines Erwachsenen?" Er öffnete den Mund nicht. „Welches ist das mittlere Alter dieser Kinder?" Er sagte es mir, die Aeltesten waren nicht über zwölf Jahre alt. „Glauben Sie nicht, daß eine so anhaltende und frühzeitige Arbeit der Gesundheit nachtheilig sey?" Er sprach zu der Aufseherin. — „Haben Sie das ganze Jahr für diese dreißig Kinder zu thun?" — „Nein." — „Und wenn Sie dieselben entlassen, was wird aus ihnen?" — Stillschweigen. — „Und wenn Sie von einem Kinde verlangen, was seine Kräfte in einem Tage erlauben, ist es nicht auch billig, daß es so bezahlt werde, daß es seine täglichen Bedürfnisse befriedigen kann?" — Stillschweigen. — „Ver-

kaufen Sie mehr schwarze als weiße Stecknadeln?" — „Ja", sagte er mit dem Tone eines Mannes, welchen man wieder in sein Geleise gebracht hat.

Wir verließen die Fabrik und ich schickte mich zum Weggehen an. Mein Dank war kurz. Leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Good by Sir! Good by Sir!

Ob er mich für einen Wahnsinnigen hielt, er, der diese kleinen Kinder für Maschinen nahm? Es ist wohl möglich. Jedenfalls hatte ich ihm für die Viertelstunde, welche mein Besuch gedauert, nichts zu danken, denn er hatte nur um einige Augenblicke früher die Runde gemacht, die er später doch machen mußte. Ich machte mich also mit reinem Gewissen auf den Weg nach dem Irrenhause. Dies ist ein durch freiwillige Unterzeichnungen begründetes und unterhaltenes Haus. Ein Schild sagt es den Vorübergehenden, und zur Ehre Englands sind die Schilder dieser Art sehr gewöhnlich. Uebrigens hat das Haus kein anderes Abzeichen. Das Irrenhaus gleicht allen anderen Häusern, in welchem die Leute für vernünftig gehalten werden. Ich klopfte mit dem blanken kupfernen Hammer an die Thür und ein Lakai öffnete mir. Es war der Bediente des Arztes, welcher die Anstalt leitet, und er führte mich zu seinem Herrn, einem ernsten und kalten Mann, der mein Empfehlungsschreiben las, mich nachträglich grüßte und ohne den Mund zu öffnen, einen Doppelschlüssel in der Hand, vor mir her zu gehen begann, indem er mich durch einen Wink einlud, ihm zu folgen. Wir befanden uns bald mitten unter den Irren. Die Anstalt nimmt dergleichen von beiden Geschlechtern auf. Wir begannen unseren Besuch bei den Männern. Der Erste, welcher sich uns darstellte, war ein Friseur, der weder durch Elend noch durch häusliche Sorgen, sondern in Folge einer angeborenen Verstandesschwäche hierher gebracht war. Seine in ein Toupet geordneten Haare, seine aufgekrämpten Aermel, sein besalbter Rock, seine Geberden, seine Geschwätzigkeit, alles setzte einen Diener des Komus voraus. Ich errieth es, ohne es dem Doktor abfragen zu dürfen, welcher es mir ohne Zweifel Dank wußte, daß ich ihn nicht gleich bei dem Ersten, dem wir begegneten, um Aufschluß bat. Der arme Friseur hält sich für einen Ceremonien-Meister, macht täglich dreimal mit denselben Geberden und denselben Worten dem Doktor seine Begrüßungs-Ceremonien, bezeichnet ihm den Weg zu jedem Zimmer, öffnet ihm die Thüren und stellt ihm seine Unglücksgefährten vor. Es ist der beste Narr von der Welt und dennoch wird er, der selbst so viele Leute rasirt hat, aus Furcht, daß er sich nicht den Hals abschneide, jetzt von einem Anderen rasirt.

Nach ihm kam mit majestätischem Schritt, den Kopf hoch empor geworfen, einen Schoß seines Rockes auf der Schulter, ein Mann von ausgezeichneter Gestalt, welcher sich für einen Charles Kemble, den berühmten Schauspieler hält. In einem unendlichen Strom von Worten unterschied ich die Namen Othello und Desdemona. Er beklagte sich, daß ihn seine Neider, um nicht durch seinen Ruhm zu leiden, hätten einsperren lassen. Er bat mich, ihn seiner Bahn wiederzugeben, wo ihn der Beifall der Menge erwarte. Ich versprach es ihm, worauf er uns verließ, indem er einige Verse des Othello verstümmelte. Theatralisch schritt er in den Korridor, wie ein Schauspieler, der hinter der Coulisse die Wirkung seines Auftretens vorbereitet, und die ersten Verse seiner Rolle hermurmelt. Woher hat dieser Mann seine wunderliche Narrheit? War er ein armer Schauspieler aus der Provinz, welcher sich für die Personen seiner Rollen hielt? War es ein schwacher Geist, für welchen die Lektüre des Shakespeare ein zu berauschendes Getränk war? Ich wollte es vom Doktor wissen. Was das erste betrifft, so sagte er: „I do not know" (ich weiß es nicht). Meine zweite Muthmaßung war augenscheinlich schon ganz unnütz, denn er hörte gar nicht darauf. Wie viel Irren haben Sie in diesem Augenblick, Männer und Frauen? Der Doktor sagte mir augenblicklich die Zahl. Und wie hoch belaufen sich im Durchschnitt die Kosten für diese Unglücklichen? Er sagte es mir. Und wie stellt sich das Verhältniß der heilbaren zu den unheilbaren? Er gab es mir an. Und alles dieses mit heiterer Miene, denn das sind Fragen, wie sie vernünftige Menschen, welche den Werth der Zeit kennen, hier immer an ihn richten.

„Sehen Sie", sagte er zu mir, indem er mir einen Mann in den Dreißigen zeigte, welcher halb über einen Tisch gestreckt lag und zu schlummern schien, „das ist ein Franzose." Er stieß ihn an, um ihn aufzuwecken. Ich reichte dem armen Menschen die Hand. „Wir sind Landsleute", sagte ich ihm. „Ja", antwortete er, indem er die Nase rümpfte. „Aus welcher Gegend Frankreichs sind Sie?" — „Ja!" — „Sie scheinen traurig", fuhr ich fort, „was fehlt Ihnen?" — „Ja!" Ich verstand keines von diesen Ja's. War das der Eigensinn des Irren, war es eine Strafe dafür, daß ich ihn aufgefordert hatte? Ich nahm ihn bei der Hand. „Nun", begann ich wieder, „sagen Sie mir, freuen Sie sich nicht, einen Ihrer Landsleute zu sehen?" — „Ja!" Immer Ja. Darin bestand also seine Narrheit. War es eine Strafe dafür, einst bei gesundem Verstande ungerechter Weise Nein gesagt zu haben, oder hatte sein verstegtes Gedächtniß nur dies Eine Wort behalten? Ich sagte ihm Lebewohl. — „Ja!" antwortete er. Der Doktor lächelte; ich nahm dieses Lächeln für eine Aufforderung, mich bei ihm darüber zu erkundigen, aber ich erfuhr nichts. Er behandelte meine Fragen wie Uebungen in der Englischen Sprache.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

History of British birds. — Von W. Macgillivray. Erster Bd. 16 Sh.

Philosophy of natural history. — Von Smellie. 4 Sh.

Church and King. — Von C. Ostler. 4 Sh.

The heritage of God's people. — Von dem Pfarrer A. Whyte. 3½ Sh.

Rosenmüller's Biblical geography. Vol. II. 6 Sh.

Selection from poems of Louis, first King of Bavaria. — Uebersetzt von G. Forrest. 4. Sh.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

V. Charles Nodier. — Prosper Merimée.

Bevor wir zu der folgenden Generation von Autoren übergehen, die mit dem gegenwärtigen Jahrhundert gleichen oder noch jüngeren Alters sind, haben wir noch Charles Nodier's zu gedenken. Wer weiß nicht von dem Glück, das seine Erzählungen und Mährchen bei dem Publikum gemacht haben? Wer erfreut sich nicht an der originellen Kernigkeit, an der Attischen Laune und Feinheit seiner Darstellung? Nachdem er sein Leben lang der Göttin Phantasie, die in neuerer Zeit vor allen Musen zu Ansehen und Ehren gekommen, eifrig und mit Erfolg gehuldigt hat, ist er auf seine alten Tage ein gar fleißiger, emsig gelehrter Akademiker geworden, arbeitet Tag und Nacht an der Verbesserung und Vervollständigung dickleibiger Wörterbücher und hat vielleicht alle die hübschen Geschichtchen, die er uns vor Jahren erzählte, längst vergessen. In der Entwickelungsgeschichte der neueren Französischen Literatur gebührt ihm eine der bedeutendsten Stellen. Zu jener Zeit, als die Literatur in Frankreich an der Zerrüttung und Lähmung der socialen Zustände Theil nahm, als die schöne Kunst und Eleganz Französischer Schreibart unwiederfindbar verloren schien, hat sie in der Person Charles Nodier's sich gleichsam gerettet; er trug sie im Herzen, er pflegte, er übte sie im Stillen; er, der bescheidene junge Mann, vertiefte sich mit Liebe in seine Studien, seine Bücher, in die Literatur, lange bevor das Interesse an diesen Dingen in Frankreich wieder erwachte; er schrieb lauteres, köstliches, frisch lebendiges Französisch, lange bevor man dies in Frankreich wieder erlernte; ja lange bevor Jemand in Frankreich die Worte romantique, genre romantique ausgesprochen, die zu so vielem Lärm und Mißverstand Anlaß gegeben, hatte sich Nodier im „Jean Sbogar", in der „Therese Aubert", in dem „Peintre de Salzbourg" als ein wahrer Romantiker gezeigt.

Sollten wir Charles Nodier und seine Stellung in der literarischen Welt durch ein Beiwort charakterisiren, so möchten wir ihn den Glücklichen nennen. Ja wohl ist er glücklich vor Allen, denn nie hat ihn eine Spur von Ehrgeiz angewandelt. Es lag nur an seinem Willen, und er konnte der Stimmführer, der Vorkämpfer aller neuer Ideen werden; denn er hat sie alle gehabt, alle prophezeit. Er aber ließ sich nicht aus seiner gemächlichen Seelenruhe bringen, und so entging er der gefährlichen und beschwerlichen Ehre, den Altmeister der Neuerer vorzustellen. Er hielt sich abseit, so viel als möglich abseit von den Straßen, die der Ruhm geht; er vermied ihn so eifrig, wie Andere ihn nur suchen mögen. Auch hatte er immer viel Anderes zu schaffen, mit Käfern, Blumen, Schmetterlingen, mit alten Quartanten und dergleichen stillen Liebhabereien, woran es ihm jahraus, jahrein nie gebrach. Seine Gelehrsamkeit ist eben so groß, wie seine Gabe der Phantasie: aber wer weiß von seiner Gelehrsamkeit? er selber am wenigsten. All sein Wissen ist ihm gekommen, er weiß nicht wie; denn daß er erstaunend fleißig ist, davon läßt er sich selber nichts träumen; er liest und studirt in einem fort, das geht ihm so behaglich von Statten, und er merkt gar nicht, was er zusammenbringt. Alle Sprachen hat er gelernt, so gelegentlich — er weiß alle alte Geschichten — alle Bücher hat er gelesen, und wie viele hat er geschrieben! meint Ihr, es liegt ihm was daran? er weiß die Titel gar nicht mehr. Ueber die Französische Sprache hat er die geistreichsten Ideen, die scharfsinnigsten Entdeckungen zu Tage gefördert: zwanzig Grammatiker von Profession wären daran berühmt geworden. Er hat manches Blatt Prosa geschrieben, wozu sich Chateaubriand, manche Strophe, wozu sich Lamartine bekennen würde. Er ist viel gereist, hat viel gesehen, viel gehört, unendlich viel nachgedacht. Alle ausgezeichnete, alle achtungswerthe Männer seiner Zeit waren seine Freunde oder sind es noch. Auch der Politik ist er nicht fremd geblieben, und mehr als einmal hat seine Ein- oder Fürsprache bei den Machthabern verdientermaßen gegolten. Woran liegt es nun, daß sein Ruf gleichwohl zu keiner entsprechenden Höhe gediehen, auf keinem Punkte durchgedrungen und in die Welt gekommen ist? Weil er seine Thätigkeit nach unzähligen Seiten hin versplittert, in den verschiedensten Richtungen und Gebieten verzettelt hat, weil er mit seinem unermüdlich vielseitigen Talent sich bald auf dies, bald auf jenes geworfen, planlos, den Anregungen des Zufalls oder dem Triebe der eigenen Neigung sich überlassend. Er hat es nie ernstlich darauf angelegt, Etwas zu werden, nicht Gelehrter, nicht Dichter, nicht Romanschreiber, nicht Grammatiker, nicht Philosoph, nicht Politiker, nicht einmal Akademiker — obwohl er im Vorbeigehen das alles geworden ist. Er hat sein Licht auf einem zu weiten Raum zerstreut, darum ist er gegen Andere im Schatten geblieben; und so ist es ihm gerade recht. Ob, was er dichtete und schuf, Erfolg in weiteren Kreisen fände, ob es ihm draußen in der Welt Ehre und Ruhm einbrächte, das kümmerte ihn nicht; nur seine nächste Nähe, sein Stillleben wollte er damit schmücken und erheitern. Seine hübschen Geschichtchen hat er eigentlich nur sich selbst zu seiner eigenen Ergötzlichkeit vorerzählt, einige mit lauter Stimme, so daß das Publikum zuhören konnte, andere ganz leise, so leise, daß nur das innere Ohr des Dichters sie vernommen. Aus den letzteren hätte sich noch manch auserlesen schönes Buch machen lassen. Und so trägt er eine Menge großer und kleiner Schöpfungen, geistreicher Gedankenwürfe, erhabener Gedichte, launiger Phantasiestücke, — die trägt er in der Brust verschlossen mit sich herum, und keines davon wird je das Licht der Welt erblicken. Wie köstlich muß er sich unterhalten, dieser Mann in seinem stillen Umgange mit sich selbst, wenn er Schau hält über sein Inneres und mit klarem, zufrieden lächelndem Aug' alle die Reichthümer mustert, die ihm zugeflossen! — Seine Erzählungen „Jean Sbogar", „Trilby", „Therese Aubert", seine „Poésies", endlich seine „Souvenirs, esquisses et portraits de la révolution française", machen für sich allein ein lesenswerthes Kapitel in der Französischen

Literatur neuerer Zeit aus. Die Geschäftigen freilich, die Eile haben, ihre Tour zu absolviren, diese mögen es ohne großen Schaden ungelesen lassen; die freieren, wahrhaft geschmackvollen, für den Genuß des Schönen organisirten Geister aber, die keine Hast empfinden, fertig zu werden, diese wird das Kapitel fesseln, und je länger, desto mehr wird Charles Nodier ihnen lieb und vertraut werden.

Neben Nodier stellen wir Prosper Mérimée, als einen, der sich eben so gleichgültig gegen literarischen Erfolg und Ruhm angestellt hat. Aber der Unterschied ist groß. Bei Nodier ist es wahre, naive, aus dem Herzen kommende Bescheidenheit, bei Mérimée ist es die selbstvertrauende Sorglosigkeit oder Keckheit des Genies. Wie ein experimentirter Stutzer seinen Feldzug gegen eine Kokette siegreich durchführt, indem er ihr Gleichgültigkeit und ironische Geringschätzung beweist, so ungefähr hat es Mérimée mit der Berühmtheit gemacht. Er ist seinen eigenen Weg gegangen, ganz seiner Laune nach, aber er wußte wohl, daß die Laune des Genies immer einen anmuthigen Weg und immer zu etwas führt. Sein Sichgehenlassen war berechnet, seine Nachlässigkeit studirt. Er hat sich mit keiner literarischen Coterie einlassen wollen, denn er sah wohl, sie waren alle abgenutzt. Er hat sich auch auf kein Gebiet beschränken wollen, nicht auf das Mittelalter, nicht auf das sechzehnte Jahrhundert, denn er sah die Zeit kommen, wo das Publikum dessen überdrüssig werden mußte. Er hat sich zu keiner Schule bekennen mögen, weil er kein Vertrauen zu der Beständigkeit ihres Ansehens hatte; er hat auch keine eigene Schüler aufstellen wollen, weil er recht gut wußte, daß früher oder später auf den Meister zurückfällt, was die Jünger fehlen. Von dem Tage an, da er zuerst die Feder ergriff, bis auf den heutigen, ist Alles eingetroffen, was er klüglich voraussah, und wenn er jetzt um sich blickt und findet sich und seinen Ruf wohlauf und unbeschädigt, gemächlich mit günstigem Winde segelnd, während ringsumher so manches Werk gescheiterter Bestrebungen treibt, so mag er sich selbst zu seiner Klugheit Glück wünschen, die ihn aus dem Gedränge bleiben ließ.

Sein erstes Erzeugniß, „Le Théâtre de Clara Gazul", fiel gerade in eine Zeit, wo die Aufmerksamkeit von anderen literarischen Erscheinungen in Anspruch genommen war, und fand, wenn auch günstige, doch stille Aufnahme. Ein Theil des Publikums nahm wörtlich, was der Verfasser in der Vorrede sagte, und glaubte wirklich, eine Uebersetzung aus dem Spanischen zu lesen; es ließ sich bereden, es habe in Spanien eine Lustspiel-Dichterin Namens Clara Gazul existirt, ein Genie, das an Kühnheit Lope de Vega übertraf. Die Kundigen, die nach aufmerksamer Lesung ein eigenes Urtheil bilden, vermißten freilich in den angeblich Spanischen Komödien die wesentlichsten Kennzeichen des Spanischen Charakters. Es fehlte die leidenschaftliche Gluth, die Ueberspannung der Empfindungen, das hochtrabende Pathos der Zärtlichkeit, die Wendungen Kastilianischer Galanterie, die Episoden, die bei Calderon und Lope de Vega vom Himmel fallen; es fehlten die unerläßlichen romantischen Nacht-Abenteuer unter dem Balkon der Andalusischen Schönen. Also sagten diese vorsichtigen Beurtheiler zuvörderst: „Das sind keine Spanische Komödien"; und nachdem sie zum zweitenmale gelesen und einen Dialog voll Lebendigkeit und Feinheit gefunden, geläufig, treffend, von tadelloser Eleganz, reich an Scherz und Witz und klarer Empfindung, da riefen sie: „Fürwahr, das sind Französische Komödien!" aber vor der Hand behielten sie aus guten Gründen das Geheimniß für sich.

Da er mit seinem ersten Pasticcio so guten Erfolg gehabt, so versuchte Mérimée sein Glück mit einem zweiten, indem er unter dem Titel „La Guzla" Neugriechische Lieder erscheinen ließ. Das Neugriechische machte zwar damals in Paris Furore, zumal da Fauriel kurz vorher die Klephten-Lieder bekannt gemacht; aber eben, weil man an den Originalen zur Genüge hatte, nahm man keine Notiz von den Nachahmungen. Hierauf ließ Mérimée eine Art von historischem Gemälde „La Jacquerie", und zunächst ein Schauder-Drama „La famille Carvajal" folgen, wo ein entsetzlich ernster Inhalt sich in die Form des tollsten Spaßes kleidet. Endlich jedoch warf der Verfasser der Clara Gazul alle jene Kunststücke und Maskirungen bei Seite und gab sich dem Publikum in einem trefflichen historischen Romane zu erkennen: „La Chronique de Charles IX.". Hier kamen ihm seine geduldigen und sorgfältigen Forschungen über die Geschichte jener Zeit aufs schönste zu Statten. Er führt uns das damalige Leben, die Gesellschaft, die Sitten in dichterisch treuer Lebendigkeit vors Auge; in seiner „Frau von Türpin" blendet uns aller Reiz und Glanz damaliger Französischer Galanterie; im „Mergo" haben wir leibhaftig den verwegenen, abenteuersüchtigen, stets kampffertigen Kavalier und Liebhaber vom Hofe Karl's IX. Und wie drängen, wie kreuzen sich die Begebenheiten, wie steigert und spannt sich das Interesse von Anfang bis zu Ende! Alle diese tapferen Degen, so rauh und ungestüm in ihrer Leidenschaft — ihre schrecklichen Zweikämpfe und das Dazwischentreten Karl's IX., den der Dichter nur einmal recht in der Offenbarung seiner wahren Natur uns vorführt — dann die gräßliche Bartholomäusnacht, und wie die Glocke zu gleicher Zeit zum großen Blutwerk und zu der verstohlenen Zusammenkunft der beiden Liebenden das Zeichen giebt — einen Kuß und Umarmung, draußen das Geklirr gezückter Schwerter und der Opfer Todesgestöhn — wie ist dies Alles durch einander gewoben, meisterhaft gruppirt — wie ergreift es uns, Schlag auf Schlag, und reißt uns fort bis zur Katastrophe. Und könnte man etwas tadeln, so wäre es nur, daß der Dichter in seiner Person gar zu ruhig, gar zu künstlerisch besonnen ist, während er uns all diese ergreifenden tragischen Vorgänge schildert. Man sieht ihn so hoch, so frei über seinem Werke dastehen, daß alle jene Erregungen nicht bis zu ihm hinaufreichen. So ist er, Mérimée, so war er von jeher, stets klar bewußter Meister seiner Phantasie, auch im glühendsten Zuge der Arbeit seinen Stoff mit spielender Sicherheit beherrschend; Plan, Episoden, Situationen, die kein Anderer so glücklich, so fruchtbar erfinden konnte, rollen sich unter seiner anscheinend fortgelesen Hand wie von selbst auf, als hätte er gar nichts dazu gethan; er scheint sie nur laufen zu lassen, wie ein unbekümmerter Vater seine Kinder laufen läßt, und sie gedeihen und werden groß an Kraft und Anmuth.

Seit jener Chronique de Charles IX. hat Mérimée kein Werk von einigermaßen bedeutendem Umfange in die Welt ausgehen lassen. Er hält sich an Lafontaine's Spruch: J'ai peur des longs ouvrages. Eine Zeitlang hat er sich auf kleine Erzählungen verlegt, die er recht con amore schrieb und überlas und feilte, bis er sie endlich, wenn sie durch und durch nett und gefällig und makellos waren, wiewohl zögernd, veröffentlichte. Das Publikum verschlang sie und ward nicht satt. In der That, es sind Meisterstücke des erzählenden Styls im Kleinen, harmonisch in Anlage und Ausführung, künstlerisch durchgearbeitet, in den engen selbstgesteckten Gränzen voll dramatischen Effektes, die höchste Reinheit und der anmuthigste Zauber der Sprache in einander verschmolzen; sie dürften nicht leicht übertroffen werden. Das erste in der Reihe war „Matteo Falcone", die Geschichte jenes Korsen, der über seinen Sohn das Todesurtheil fällt und vollstreckt, weil der Knabe an dem flüchtigen Erbfeinde das heilige Gebot des Gastrechts übertreten hat; das zweite war „Le vase étrusque". Diese Novelle ist echt Parisisch, und wer nicht einigermaßen bekannt ist mit dem glänzenden, exquisiten Salonleben des Faubourg Saint-Germain, der vermag auch die frappante Naturwahrheit, die köstliche psychologische Charakteristik in dieser Novelle nicht zu begreifen. Die belle société aber spiegelte sich daran mit Lust, und von diesem Augenblick an war Mérimée's Glück bei ihr gemacht; er errichte in diesen Gesellschaftskreisen die glänzendste Popularität, er wurde als Lieblingserzähler anerkannt, als conteur suivant les salons de Paris. Der Gepriesene aber war ein viel zu kluger und vorsichtiger Mann und hatte neben seinem Ruhm seine Ruhe zu lieb, um sich auf einen so mißlichen Beruf definitiv einzulassen, das Publikum in einem fort, jahraus, jahrein mit Geschichten zu amüsiren. Das männliche? getraue sich's Einer! Und nun gar das weibliche — diese frivolen Geschöpfchen, die das Jahr über mehr Bücher konsumiren als Ellen Band, mehr Romane als neue Schuhe, mehr Novellen als Schminktöpfchen? Es wurde dem guten Mérimée Angst vor seinem neuen Ehrentitel und der damit verbundenen Charge, und er ergriff die erste beste Gelegenheit, dieses auf die Schultern eines Anderen abzuwälzen. Das Glück führte ihm Herrn de Balzac zu, welcher die Last bereitwilligst auf seinen breiten Rücken lud und wohlgemuth damit forttrabte. Somit war denn Balzac zum conteur des salons avancirt; Mérimée aber hat die Muße seiner Abdication zu Reisen benutzt, ist ein Alterthümler, ein Archäologe geworden und weiß auch diese an sich trockenen und langweiligen Gegenstände unterhaltend zu machen, weil er sie auf seine Weise treibt, und weil er auf seine Art davon erzählt.

Die Gefängnisse in Frankreich.

Von Adrien Picot.*)

Auf einer Reise durch das mittägliche Frankreich habe ich die Gefängnisse besucht, die an meinem Wege lagen. Von allen öffentlichen Anstalten ist ein Gefängniß die traurigste, besonders wenn es den zweckmäßigen Reformen unserer Zeit ganz unzugänglich geblieben. In diesem Augenblicke will Frankreich sich anschicken, für die Verbesserung seiner Gefängnisse etwas zu thun, und ich halte es darum für Pflicht, meine in diesem Gebiete gemachten Erfahrungen der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die Reformen, welche man bereits in mehreren Französischen Gefängnissen eingeführt, sind größtentheils materieller Art: es wird für Reinlichkeit gesorgt, für gute Nahrung und Kranken-Pflege u. dergl. Mit diesen und ähnlichen Dingen glaubt man, sey die Sache abgethan.

Als ich in das Civil-Gefängniß von Marseille trat, war der Hof mit einer Menge Gefangener von gefährlichem Aussehen bedeckt. Mein Freund und Begleiter wurde von diesem Anblick tief erschüttert, weil er überhaupt noch wenige Kerker besucht hatte. Unter den Gefangenen befand sich eine große Anzahl Nord-Afrikaner; die charakteristischen Züge der Mauren, ihr orientalisches Kostüm, der große weiße Burnus, den sie trugen, machten einen eigenthümlichen Eindruck. Zwanzig bis dreißig Eingesperrte bilden sonst gewöhnlich die mittlere Zahl der Bewohner des Gefängnisses; dieses Mal war aber eine bedeutende Verstärkung aus Afrika hinzugekommen. Ein alter Beduine mit langem Barte, dessen Gesicht große Entrüstung verkündete, redete uns in seiner Muttersprache an. Ein junger Dolmetsch, sein Landsmann, sagte mir, der Alte frage, ob es eine Justiz in Marseille gäbe?

Dieses Gefängniß schien mir schlecht organisirt; es herrscht daselbst der vollkommenste Müßiggang; nur ein einziger Gefangener arbeitete, und doch sind nur wenige Toisen bis zum Kai, wo die Erzeugnisse einer ganzen Welt in rohem, noch zu verarbeitendem Stoffe ausgeladen werden. Wie leicht könnte man da den Gefangenen Beschäftigung geben!

Das Haus der „Présentines", obschon besser eingerichtet, als der eben besprochene Kerker, bietet doch auch keinen befriedigenden Anblick. Ich sah hier einen schönen zwanzigjährigen Jüngling, der von aufrichtiger Reue beseelt schien. Nicht wissend, womit er sich beschäftigen sollte, und dabei den Qualen einer lebhaften Phantasie preisgegeben, blieb er, ohne krank zu seyn, im Bette liegen: die Langeweile war für ihn die härteste Prüfung. Ein wohlunterrichteter Gefangener, den ein schweres jugendliches Vergehen in die Présentines geführt hatte, organisirte daselbst eine Wollen-Krempelei, die Vielen seiner Mitgefangenen einen redlichen Gewinn verschaffte. Man that diesem Unternehmen aber

*) Aus der unlängst von demselben herausgegebenen Schrift über diesen Gegenstand.

keinen Vorschub; einige entartete Sträflinge vergeudeten die Wolle, und so gerieth die Arbeit für immer ins Stocken.

Eben so wenig kümmert man sich hier und anderwärts in Frankreich um das Schicksal derer, die aus der Haft entlassen werden. Der Direktor eines der vornehmsten Französischen Central-Gefängnisse machte mich auf ein eben so einfaches als leichtes Mittel aufmerksam, den entlassenen Sträflingen, oder wenigstens denen, welche ihre Freiheit verdienten, ein Patronat zu verschaffen. Dem Bestraften wird sein künftiger Aufenthalt nämlich schon im Voraus angewiesen; wenn nun einige Zeit vor seinem Austritt aus dem Gefängnisse ein Beamter des Bureaus den Maire oder den Pfarrer des Ortes, wo er wohnen soll, davon in Kenntniß setzte, und einige Details über sein Betragen, sein Gewerbe und seinen Wunsch nach Beschäftigung hinzufügte, so fände der Entlassene öfter Personen, die sich seiner annähmen, und vielen Rückfällen würde vorgebeugt. Was er sich zurücklegt, das könnte man an die Behörde des Ortes seines künftigen Aufenthalts, oder an denjenigen schicken, der sich bereit zeigt, sein Beschützer zu werden. Diese Maßregel, oder wenigstens der erste Schritt dazu, muß von der Verwaltungs-Behörde ausgehen; denn außerhalb und in der Nähe der Central-Gefängnisse giebt es nicht leicht Jemand, der dem Schicksal der Befreiten viel Aufmerksamkeit widmen könnte.

Zu Montpellier befindet sich ein Central-Gefängniß, das 420 weibliche Gefangene enthält, von denen funfzig auf Lebenszeit verurtheilt sind. Die Verwaltungs-Behörde hat die Nothwendigkeit empfunden, die für Frauen bestimmten Häuser von denen, die für Männer bestimmt sind, vollkommen zu trennen; und in Montpellier ist diese wesentliche Verbesserung ins Leben getreten.

Ich werde mich über diese Anstalt, deren ganze Einrichtung sehr rühmenswerth ist, nicht weiter verbreiten. Ich erfuhr von dem Direktor, daß die Meisten der eingesperrten Frauen von Kindheit an verwahrlost gewesen seyen. Also war es bei einer großen Zahl derselben kindliche Unerfahrenheit und Mangel an mütterlicher Belehrung, was sie auf die unterste Stufe der Gesellschaft gestellt hatte!

Das Gefängniß zu Avignon nimmt einen Theil des ehemaligen Palastes der Päpste ein; die lange Reihe von Gebäuden, welche die Stadt beherrscht, der Rhone und die reichen Felder der Grafschaft, tragen noch jetzt das Gepräge des 14ten Jahrhunderts. Der nördliche Theil jenes Palastes ist unbewohnt geblieben; er geräth nach und nach in Verfall, und der Nordwind, der hier ganz besonders zuhause ist, verfängt sich in den Sälen und in den unterirdischen Gängen, wohin die volksthümliche Tradition den Sitz des Inquisitions-Gerichtes verlegt. Der auf der anderen Seite gelegene Theil des Palastes ist besser erhalten. Jene ungeheuren Säle, Zeugen des Päpstlichen Luxus, gegen welche Petrarca und seine Zeitgenossen so energisch auftraten, sind zu Kasernen geworden, wo man jetzt, statt der mönchischen Kutten und priesterlichen Chorröcke, glänzende Uniformen und blinkende Waffen sieht.

Man führte mich eine Treppe hinab in ein unterirdisches Gemach, das ein junger Mann von 22 Jahren eben verlassen hatte, um die Frohnveste zu beziehen. Ich gewahrte an der Wand einige Zeilen, in welchen der Unglückliche sagte, daß der König so gnädig gewesen sey, die ihm von dem Tribunal zuerkannte Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit zu verwandeln. Er war schon als 12jähriger Knabe in diese Gefängnisse gekommen, die er nicht mehr verlassen sollte, da er sich während seiner Gefangenschaft eines Mordes schuldig gemacht hatte. Man erzählte mir schaudererregende Details von dem Zustande moralischer Entartung, in welchen er versunken war; darf uns dies aber Wunder nehmen, wenn wir an seine schreckliche Erziehung denken?

In Lyon besuchte ich die Anstalt, „la Solitude" genannt. Dort befinden sich sehr viele aus Gefängnissen entlassene Frauen. Damen beschäftigen sich mit der moralischen Leitung der Letzteren, und bis jetzt gelang es, ungefähr zwei Drittheile dieser Unglücklichen an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen. Ein Comité, das vor kurzem in derselben Stadt zusammengetreten, will für den Unterricht junger Freigelassener sorgen, oder wenigstens die ersten Schritte, die sie nach wiedererlangter Freiheit thun, leiten und bewachen. Vorher waren solche junge Leute schon an der Pforte des Gefängnisses allen Versuchungen dieser Welt von neuem ausgesetzt; alte Kameraden, die den Augenblick ihrer Freilassung berechneten, empfingen sie, und verprassten mit ihnen das Geld, das die Behörde für sie zurückgelegt hatte. Vor der Errichtung des Comité's konnte man auf 100 junge Freigelassene 60 bis 70 Rückfällige rechnen; diese Zahl hat sich seitdem bis auf 19 vermindert.

Das Gefängniß „Perrache" zu Lyon erfreut sich eines trefflichen Direktors, der besonders für jugendliche Verbrecher väterliche Sorge trägt. Kinder in einem Gefängnisse machen den schmerzlichsten Eindruck auf den Besucher; sein ganzes Gefühl empört sich bei dem Anblick dieser frühen Kerkerstrafe, die allen Ideen von Gerechtigkeit, Sitte und Menschlichkeit zu widersprechen scheint. Die Art, wie man jugendliche Fehltritte in Frankreich bestraft, so wie die Art der Züchtigung von jungen Leuten unter sechzehn Jahren, bedürfen noch großer Verbesserungen.

Mehrere Staaten besitzen bereits Besserungs-Häuser für junge Leute beiderlei Geschlechts, die unter zwanzig Jahren sind. Ein solches Haus hält die Mitte zwischen einer Lehr-Anstalt und einem Gefängnisse. Man schärft hier dem Zögling religiöse und sittliche Grundsätze ein, und bietet Alles auf, um den verderblichen Hang zu bekämpfen, dem er sich hingegeben; er muß aber zugleich ein Handwerk lernen, das ihm einen Unterhalt verspricht, wenn er wieder in die Gesellschaft eintritt.

Zu Lyon hat ein Verein von Menschenfreunden für die Summe von 120,000 Franken das in der Nachbarschaft belegene Mondutagny gekauft, und zwar in der Absicht, verlassene oder verwahrloste Kinder und minderjährige Verbrecher, die ihrer Haft entlassen werden, dort erziehen zu lassen. Ein durchdachter Plan, den diese Gesellschaft außerdem entworfen, ist der, junge Leute von rechtschaffener Gesinnung, die ihr Leben dem Dienste oder der Aufsicht in Gefängnissen widmen wollen, in Mondutagny aufzunehmen. So bildet man mit der Zeit Lehrer, Direktoren und Beamte für alle Gefängnisse Frankreichs, für die kleinsten, wie für die größeren, und wird dadurch indirekt ein wohlthätiger Verbesserer des Gefängnißwesens.

Bibliographie.

La province de Constantine. — Von Dureau de Lamalle. 6 Fr.
Description minéralogique des Vosges. — Von Hogard. Epinal. 12 Fr.
Connaissance du géodésiste. — Von Lefèvre.
Pandectes pharmaceutiques. — Von Laugier und Duruy. 7½ Fr.
Principes de littérature. — Von Perennès. 5 Fr.
La courtisane et le martyr. — Von Feal. 7½ Fr.
L'île de la tortue. — See-Roman von Lecomte. 2 Bde. 15 Fr.
La cape et l'épée. — Von Roger de Beauvoir. 7½ Fr.
Maria, ou soir et matin. — Von Saint-Surin. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Zur Philosophie der Geschichte. Im neuesten Hefte des Mailändischen Ricoglitore sucht ein Italiänischer Kritiker, Hr. Cesare Cantu, in vollem Ernste zu beweisen, daß der Zustand Attika's zur Zeit des Miltiades und Aristides ein viel unglücklicherer gewesen sey, als unter dem Joche der Türken. Wie dieser Beweis mit den neuesten Werke Bulwer's, der das Zeitalter des Perikles als das der höchsten Blüthe und Glückseligkeit preist, zu vereinigen seyn wird, wissen wir freilich nicht, aber das haben wir wenigstens von neuem daraus gelernt, daß sich die Geschichte zu Allem gebrauchen lasse. Es giebt nicht zwei einander noch so widersprechende Lehrsätze, die nicht beide aus der Geschichte zu beweisen wären. Aber gerade darum, weil die Geschichte das mit der heiligen Schrift gemein hat, daß sich Jeder, und sogar der Uebelwollende, darauf beruft, ist sie, nächst dieser, die größte Lehrerin der Menschheit! Jedem Fassungsvermögen, jedem Alter und jedem Stande gleich zugänglich, scheint sie Jedem auch einen anderen, und zwar seinen eigenen Weg darzubieten; aber im Grunde führen alle ihre Wege, so sehr sie auch scheinbar aus einander gehen und diesem oder jenem als eine Ausflucht dienen, zu einem und demselben Ziele. Dieses Ziel, die Wahrheit, die unter allen verschiedenen Formen doch immer dieselbe unveränderliche ist, mag allerdings dem ungeübten oder trüben Blicke nicht leicht erkennbar seyn, aber wer es nur mit Ernst und Liebe sucht, der wird es in der Geschichte niemals verfehlen.

— Europäischer Buchhandel. In gleicher Weise, wie jetzt die Herren Brockhaus und Avenarius aus Leipzig eine Deutsche Buchhandlung in Paris errichten, einerseits, um den Vertrieb Deutscher Werke in Frankreich in größeren Schwung zu bringen, und andererseits, um mit dem Französischen Buchhandel neue Verbindungswege einzuleiten, auf denen dem Belgischen Nachdruck und seiner Verbreitung in Deutschland entgegenzuarbeiten wäre, so hat auch in diesem Jahre der Buchhändler F. Pastori aus Parma unter der Firma „Libreria Italiana" eine große Italiänische Buchhandlung in Paris gegründet. Alle Buchhandlungen Italiens scheinen Herrn Pastori als ihren Commissionair, sowohl bei Bestellungen als bei Versendungen, die sie nach Paris zu machen haben, zu beschäftigen. Paris kann auf diese Weise leicht der Central- und Stapel-Platz des Europäischen Buchhandels werden, wie es Leipzig der des Deutschen ist. Bereits gelten dort auch die Herren A. und W. Galignani für die Agenten des Englischen Buchhandels, den sie freilich meistens zu ihrem eigenen Vortheile jetzt ausbeuten, da sie, so wie die Herren Baudry in Paris, den Englischen Nachdruck dort mit solcher Energie betreiben, daß selbst die Belgischen Freibeuter in dieser Beziehung nicht gleichen Schritt mit ihnen halten können. Indessen dürften Frankreich und England wohl die beiden ersten Staaten seyn, die sich durch einen Vertrag gegenseitigen Schutz gegen den Nachdruck garantiren werden. Alsdann wird sich wohl auch das umfangreiche Geschäft der Herren Galignani, mit dem unter Anderem die Herausgabe einer der verbreitetsten Englischen Zeitungen verbunden ist, auf den Debit Britischer Original-Werke beschränken müssen. Interessant wäre es aber, wenn nun, gleich der Deutschen, Italiänischen und Englischen, auch alle übrige Europäische Literaturen in Paris Konsulate oder Agenturen für den Vertrieb und den Austausch ihrer Werke errichteten. Welchen Umfang der Europäische Buchhandel gewinnen kann, wenn ihm auf diese Weise neue Wege geöffnet oder auch nur die gegenseitigen Communicationen erleichtert werden, ist kaum zu berechnen. Wir vermuthen, daß wir nicht die Einzigen sind, die oft ein ausländisches Werk, weil es an Mitteln fehlte, es recht bald zu bekommen, nur darum nicht anschafften. Wie schwer ist es jetzt, ein neues Spanisches oder auch nur ein Schwedisches Buch herbeizuschaffen! Während wir von Berlin aus binnen 36 Stunden auf Schwedischem Ufer uns befinden können, vergehen oft sechs Monate, bevor wir ein auf buchhändlerischem Wege bestelltes Werk aus Stockholm erhalten. Aus Spanien und Portugal aber ist es dem Privatmanne oft selbst mit den größten Aufopferungen nicht möglich, ein Buch zu bekommen, das er vielleicht zu seinen Studien bedarf.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 69. Berlin, Freitag den 9. Juni 1837.

Frankreich.

Musikalische Salons in Paris.

Von Mad. Sophie Gay.

Nachdem wir in einem früheren Artikel*) das Aufhören jener alten Salons bedauert, die der Tod oder die Revolutionen auf immer geschlossen; nachdem wir uns über den Umsturz oder die Entweihung jener Tempel beklagt, die der Unterhaltung, dieser uralten Gottheit der Franzosen, gewidmet waren, müssen wir uns jetzt ein wenig trösten und von dem sprechen, was uns noch geblieben.

Da der Name der Gräfin Merlin schon mit Recht ein in der literarischen Welt bekannter ist, so hoffen wir, daß man uns verzeihen wird, wenn wir diese Frau an die Spitze derjenigen stellen, welche die gute Gesellschaft und die schönen Künste am meisten zu ehren verstehen. Die Gräfin gehört zu der kleinen Zahl von Personen, die der Oeffentlichkeit Trotz bieten dürfen, und sie selbst hat diese Wahrheit anerkannt, indem sie die Geschichte ihres Lebens publizirte. Sie vergaß aber, darin ihrer seltenen Talente zu erwähnen; sie sprach nicht von dem liebenswürdigen Eifer, den sie stets an den Tag legte, junge Künstler, die aus allen Ländern nach Paris kamen, zu ermuthigen, sie in ihrem Salon zu vereinigen, und deshalb wird sie hoffentlich nicht beleidigt seyn, wenn ich es übernehme, das Publikum auf dieses kleine musikalische Paradies aufmerksam zu machen. Dort hörte man oft junge Mädchen, die mit ihrer lieblichen Stimme bis jetzt nur ihre Familie entzückt hatten, die Psalmen von Marcello, die Chöre aus der Schöpfung oder dem „Moses" mit jener Reinheit vortragen, welche die Kirchen-Musik weit über jede andere erhebt. Bei den Klängen dieser herrlichen Akkorde fühlte sich wohl Jeder bewegt: die leichtsinnigsten Frauen wie die kältesten Elegants, die sonst mit vornehmer Gleichgültigkeit auf Alles, was die wahren Genüsse der Seele betrifft, herabschauen, wurden hier von religiösen Gefühlen durchdrungen; Freigeister, die doch an Nichts zu glauben pflegen, müssen wohl an diesen heiligen Harmonieen erkennen, daß es noch ein anderes Land gebe, als die Erde, und in diesem Salon, umgeben von allem Glanze und allen Verführungen der wirklichen Welt, denken sie wider ihren Willen an eine schönere, bessere, und begreifen endlich, daß eine so herrliche edle Sprache sich nur an Gott richten kann.

Es ist unmöglich, den Einfluß zu verkennen, den der Salon der Gräfin Merlin auf die sogenannte „Gesellschafts-Musik" von Paris ausübte. Sie war die Erste, die es bewies, daß man ohne den geringsten Nachtheil alle Vorzüge einer vornehmen Weltdame mit dem Talente einer großen Sängerin vereinigen könne; denn wenn Frau von Merlin, in einer niederen Stellung geboren, die Bühne betreten hätte, so würden, glaube ich, die glänzendsten Erfolge ihre Leistungen gekrönt haben. Ihre schöne, umfangreiche, starke und doch so liebliche Stimme, ihr dramatischer Vortrag, das tiefe Gefühl, das ihren Gesang beseelt, verbunden mit so vielen anderen Gaben, die die Natur ihr verliehen hat, hätten sie zum Liebling des Publikums gemacht; sie hat sich damit begnügt, den kleinen auserwählten Kreis von wahren Kunstliebhabern zu entzücken. Aber man kann die Wirkung schon beurtheilen, die das schöne Talent der Mad. Merlin auf ein zahlreiches Parterre hervorgebracht hätte, wenn man sich jenes Konzerts erinnert, das sie vor mehreren Jahren zum Besten der Griechen veranstaltet und selbst dirigirt hat; der Saal des Vauxhall wiederhallte damals von den Tönen des rauschendsten Beifalls, und die Künstlerin feierte einen glänzenden Triumph.

Die Revolutionen, die in ganz Frankreich so große Veränderungen und Umwälzungen herbeigeführt haben, übten auch auf die Musik ihren Einfluß aus, und unsere modernen Compositionen sind von den älteren eben so verschieden, wie der Geschmack unseres heutigen Publikums von dem des vorigen Jahrhunderts. Natürlich war es von jeher bei uns Gebrauch, daß überall, in Palästen wie in bürgerlichen Häusern und in Hütten, die jungen Mädchen sangen, um zur Unterhaltung der Gäste das Ihrige beizutragen. Von der Plätterin an, die man zu einem Festmahl von gebackenen Mehlklößen unter der Bedingung einlud, daß sie nach Tische ein Weihnachtslied singe, bis zu der edlen reichen Erbin, die man aus dem Kloster holen ließ, damit sie beim Dessert irgend eine ernste, gehaltene Arie von Rameau oder Lully der Großmutter vortrage, hatte jede Familie ihre Lieblingssängerin und ihren Salon; dieser mochte nun mit vergoldeten Lehnsesseln oder mit Holzstühlen möblirt seyn. Eine solche gezähmte Nachtigall war ein für alle Mal zu allen außerordentlichen Diners, die im Kreise ihrer Bekannten gegeben wurden, eingeladen, und selten fehlte sie bei diesen Gelegenheiten; denn sie wußte, welchen hohen Werth man auf ihre Gegenwart legte. Der letzte Gang des Desserts war das Signal zu dem ersten vollen Kehlton, mit dem die Sängerin debütirte, und ohne daß irgend ein Akkord ihr die Tonart angegeben hätte, ohne vorbereitendes Ritornell für das Publikum begann sie ihren Gesang.

Indessen vertraten bald Lieder aus komischen Singspielen, die damals die ganze elegante Welt entzückten, jene ernsten, tragischen Gesänge aus heroischen Opern; man wollte nun nichts mehr hören, als Arietten, und diese Mode ward schnell allgemein verbreitet. Die Tisch-Konzerte endigten gewöhnlich mit sehr heiteren Trinkliedern, die aber die Sängerin nicht mehr hörte, denn es war damals Sitte, daß die jungen Mädchen sich vom Tische entfernten, sobald die Gäste anfingen, zu lustig zu werden: ein Gebrauch, der eben so zuträglich für die Unschuld der Einen, als für die Heiterkeit der Anderen war. — Aber bald hörten diese anspruchslosen Konzerte ganz auf; denn es ward Mode, nur mit Begleitung des Klaviers und später des Pianoforte zu singen. Es fand sich keine Frau mehr, die ihre Stimme ohne die Unterstützung eines Saiten-Instruments aufs Spiel setzte; aber nun war es auch um die muntere, leichte Ariette geschehen, sie machte der großen dramatischen Arie wieder Platz; die Romanze verdrängte das Lied, und die anmuthigen Töne der kleinen naiven Sängerin gingen unter dem Recitativ und dem systematischen Vortrag der ausgebildeten Künstlerin verloren.

Bei dieser Revolution gewann die Musik gewiß sehr viel. Italiänische Tonkünstler, die nach Frankreich kamen, weihten ihre gläubigen Schüler in das Geheimniß ein, denselben Ton lange aushalten zu können, ohne den Athem dabei anzustrengen oder gar zu verlieren; sie lehrten sie mezza voce singen und die Stimme nach Belieben anschwellen und wieder sinken zu lassen. Man hörte auf, nach dem Takt zu schreien, und die wohlmeinenden Zuhörer wurden von einer großen Angst befreit; sie durften nicht mehr fürchten, den Sänger mitten in einer großen musikalischen Phrase, die ihm den Athem raubte, ersticken zu sehen. Das ganze Publikum theilte sich nun in zwei Parteien, in die Anhänger der Italiänischen und die der Deutschen Methode, und diese beiden fremden Mächte veranlaßten eine Art von Bürgerkrieg in Frankreich, in diesem guten Frankreich, das bis dahin so gleichgültig gegen alle Fortschritte der Harmonie gewesen, dem die Melodieen seiner alten Balladen und seiner monotonen Menuets genügten, das an seinen Liedern nichts als ihre geistreichen, lustigen oder boshaften Refraine liebte, ohne sich darum zu kümmern, wie sie in Musik gesetzt seyen — dieses Frankreich, das ohne England das unmusikalischste Land in Europa gewesen wäre, fing mit einemmale Feuer und nahm für und wider die Deutsche oder Italiänische Methode Partei. Es war, als ob in Frankreich ein Religionskrieg ausgebrochen, und diese Verschiedenheit der Meinungen, diese musikalischen Streitigkeiten entzweiten und trennten ganze Familien, lösten die festesten Bande der Freundschaft auf und wirkten auf alle Theile der Gesellschaft verderblich. Selbst die aufgeklärtesten Geister, die sanftesten Menschen wurden von dem allgemeinen Schwindel mit ergriffen, und ich erinnere mich jetzt noch oft mit Lachen an Alles, was ich in meiner frühesten Jugend von dieser Thorheit zu leiden hatte. Meine Mutter, eine schöne liebenswürdige Frau, war ihrem geistreichen Gatten von ganzer Seele ergeben, und nichts hatte bisher den Frieden dieser glücklichen Ehe gestört, als sie eines Tages entdeckte, daß ich eine ziemlich gute Stimme und einige Anlagen zur Musik hätte. Sogleich wurde ich auf väterlichen Befehl dem berühmten Italiänischen Gesanglehrer L. Imperiani, dem wir das schöne Talent der Morichelli zu verdanken hatten, übergeben. Aber da dieser große Musiker die Gluckische Musik, die meine Mutter anbetete, aufs tiefste verachtete, mußte diese ihre ganze Autorität geltend zu machen und meinen Vater zu bewegen, dem Italiäner den Abschied zu geben. Sie vertraute mich nun der Leitung unseres berühmten Französischen Singlehrers Richer an; es war derselbe, der auch der Königin Unterricht gab, der, im Verein mit Piccini, die Konzerte im Petit Trianon dirigirte, und den das ausgezeichnete angeborene Talent des jungen Garat bewogen hatte, diesen bei Hofe einzuführen. Ach! diese musikalischen Soireen waren ja die einzigen angenehmen Zerstreuungen jener unglücklichen Fürstin geworden; denn ihr Herz war schon von den traurigsten Ahnungen gedrückt. Und auch selbst dieses unschuldige Vergnügen durfte sie nicht ganz rein und ungetrübt genießen. Kaum wagte sie, ein Duett oder irgend eine Arie aus der „Armide" in Gegenwart eines Hofes singen zu lassen, der so eifrig ihr zu gefallen strebte, indem er dem Meisterwerk des Ritters Gluck applaudirte, und

*) S. Nr. 150 des Magazins v. J. 1836.

in der That galten diese Beifallsbezeigungen weniger dem Genie des Komponisten, als seinem Titel eines Landsmannes der Königin. Diese Frau, die man beschuldigte, ihren Bruder, den Kaiser, zu sehr zu lieben, durfte kein Deutsches Talent protegiren, ohne des Hochverraths angeklagt zu werden; sie mußte den Enthusiasmus, den ihr diese herrliche Musik einflößte, unter der Miene der kältesten Gleichgültigkeit verbergen, sie mußte die Thränen, die ihr ins Auge traten, wenn sie den „Abschied der Iphigenia" hörte, zurückhalten, denn sonst lief sie ja Gefahr, den Verdacht zu erregen, daß nur die Erinnerung an ihr Vaterland sie rühre; sie mußte zittern, einer schuldigen Parteilichkeit angeklagt und „Ausländerin" oder „Oesterreicherin" genannt zu werden, und wir wissen leider nur zu gut, wohin diese beiden Namen die unglückliche Frau führten.

Obgleich ich keineswegs so traurige Folgen meiner Verehrung für die Gluckische Musik zu fürchten hatte, mußte ich doch alles Mögliche thun, um sie meinem Vater zu verbergen; nur in seiner Abwesenheit wagte ich es, die schwierigen dramatischen Arien dieses Meisters einzustudiren, und oft, wenn ich davon noch ganz erschöpft war, kam mein Vater nach Hause, brachte Piccini mit, und dann mußte ich die großen Gesangstücke aus der „Dido" vortragen, nachdem ich mich an „Alceste" heiser gesungen hatte. Glücklicherweise mußte ich immer irgend einen Vorwand zu ersinnen, um die Schwäche meiner Stimme, meinen Mangel an Athem zu entschuldigen, ohne jemals den wahren Grund davon einzugestehen, und diese Verschwiegenheit lohnte mir meine Mutter immer mit einem dankbaren Blicke.

Ich berichte diese kleinen unbedeutenden Thatsachen nur deshalb, um meinen Lesern eine Idee von der hohen Wichtigkeit zu geben, die man damals auf die Musik legte. Das Erscheinen einer neuen Oper erregte mehr Interesse, als ein bedeutendes politisches Ereigniß; es bildeten sich augenblicklich Parteien für und wider; man wagte sein Leben für sein Idol, wie in jenen Zeiten, wo die Christen einander würgten, weil sie ihre Religion mißverstanden. Die Sucht nach Kampf und Streit ist aber den Franzosen so angeboren, daß sie schon bereit sind, sich für eine Kunst zu schlagen, ehe sie dieselbe schätzen und lieben gelernt haben.

Das Studium der Musik mußte in Frankreich so allgemein werden, wie es jetzt ist, um uns endlich auf die große Entdeckung hinzuführen, daß es auf der Welt nur zwei Arten von Musik giebt, die gute und die schlechte, und daß ein Meisterwerk keines Vaterlandes bedarf, weil es überall als solches anerkannt werden muß. Man hat sich so lange, und vielleicht auch mit Recht, über die Französische Musik lustig gemacht; nun aber muß man doch endlich gestehen, daß eine Schule, aus der Opern wie „Montano", „Aline", „Joseph", „die weiße Dame", „die Stumme von Portici", „Fra Diavolo" und noch so viele andere treffliche Compositionen hervorgegangen sind, auch ihren Rang unter den großen Mächten der Harmonie behauptet.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Stecknadel-Fabrik und ein Irrenhaus in London.

(Schluß.)

Ich zählte etwa vierzig Irren, darunter einige sehr merkwürdige; der größte Theil war jedoch ohne besonders auffallende Eigenschaften. Es ist dasselbe Verhältniß wie in dem geselligen Leben, wo die Mehrzahl flach und ohne Farbe ist. Die Originale sind nicht zahlreicher unter den Irren, als unter den vernünftigen Leuten. Nur zwei dieser Unglücklichen überhäuften uns mit Schimpfreden, und sie waren an der freien Bewegung gehindert. Der Eine stack bis zum halben Körper in einer Art Schilderhaus und appellirte mit gebundenen Händen an die Freiheit Alt-Englands. Aber die Gesetze der Freiheit beschützen nur diejenigen, die etwas von dem Verstande besitzen, der sie gemacht hat. Ich begriff noch so viel, daß ich ihn an dem Doktor rächen sollte, welcher ihn seiner Freiheit beraubt hatte. Uebrigens sprach er dieses Alles ohne Folgerichtigkeit. Er rief mit derselben Wuth Worte, die gar keine Beziehung auf seine Leidenschaft hatten und mit Schimpfreden gemischt hervorsprudelten. Der Mann war einer von denen, von welchen die Wärter sagen: Er ist böse. Wie viel noch bösere Menschen giebt es, die frei sind, weil ihre Schlechtigkeit Methode hat, und weil ihre verderbte Vernunft ihrem schlechten Instinkt zusammenhängende und folgerichtige Gedanken zu Gebote stellt.

Die heilbaren Kranken sind mit denen vermischt, deren Uebel unheilbar ist. Ich hatte wohl Lust, den Doktor zu fragen, ob dieses Zusammensein nicht die Genesung verzögere, und ob die unheilbare Narrheit nicht ansteckend sey. Aber ich merkte, daß die Frage zu spekulativ war, und behielt sie daher für mich. Ich wollte nicht für einen langweiligen Menschen gelten.

„Haben die Irren im Allgemeinen eben so guten Appetit, als vernünftige Menschen?" fragte ich den Doktor. — „Einige essen viel, die Mehrzahl wenig." — „Sind sie empfindlich gegen den Wechsel der Temperatur?" — „Einige; Andere machen wieder keinen Unterschied zwischen Kälte und Wärme." — „Schlafen sie gut?" — „Einige wenig, andere niemals. Die übrigen wie vernünftige Menschen." — Unser Gespräch ward lebhaft. Ich hielt mich an die Sache. Der Doktor athmete aus voller Brust. Und dennoch hätte man kaum unterscheiden können, ob wir von Menschen oder von Thieren sprächen.

Der Doktor öffnete eine starke eiserne Thür, welche zu den Gemächern der Frauen führte. Das Erste, was mir auffiel, war das Aussehen und der Anzug der Wärterinnen. Bei den Protestanten giebt es keine fromme Schwestern, die der Pflege der armen Wahnsinnigen oft ihr zartes und hohes Lebens-Verhältniß weihen, die sich freiwillig in diese traurigen Gefängnisse einschließen lassen und von Jugend an das Mitleid und mit Verstand den Unverstand bedienen. Statt beschränkter und schweigsamer Nonnen, welche mit ihrer Mitgift das Recht erkauft haben, Arme und Kranke zu pflegen, fand ich recht hübsche Dienstmädchen, mit oben ausgeschnittenem Kleide, bloßer Brust und Schultern, oder so durchaus leicht mit einem Musselintuch verhüllt, wie alle Dienstmädchen in anständigen Häusern in England.

Eine von ihnen führte uns in ein Zimmer, wo drei friedliche Irren sich mit Nähen und Plätten beschäftigten. Die Plätterin verließ ihr Eisen, kam gerade auf mich zu und sagte mir, daß sie die Tochter Karl's des Ersten sey, welche ihre Feinde gegen alles Recht eingesperrt hielten. Sie fügte hinzu, daß ihre Gefangenschaft nur eine kurze Zeit dauern, daß sie endlich über ihre Feinde triumphiren und einen Fürsten, der sie liebte, heirathen werde, vorausgesetzt, sagte sie mir leise ins Ohr, indem sie auf den Doktor zeigte, daß Sie mir zu der Befreiung aus den Händen dieses Menschen Ihren Beistand leihen. Dann nahm sie ihr Eisen wieder zur Hand und fuhr fort, mit vieler Geschicklichkeit zu plätten, die Worte König, Heirath und Gefängniß immer vor sich hinmurmelnd. Die beiden anderen schlugen nicht einmal die Augen auf. Sie nähten sehr schnell und gut, nur daß man ihnen zeigen mußte, wo sie anfangen und endigen sollten, ohne welche Anweisung sie Alles durch einander zusammen nähen oder wohl gar im Leeren fingern würden, wenn auch ihre Arbeit vollendet wäre. Diese armen Frauenzimmer werden besser behandelt, als die übrigen. Sie leben mit den Wärterinnen zusammen, welchen sie in allen ihren Arbeiten helfen, erhalten Thee und eine Stelle am Kamin. Der schwache Rest von Vernunft, welcher in ihre Finger übergegangen zu seyn scheint, stellt sie mit den Hausthieren auf gleichen Fuß. Die meisten dieser unglücklichen heilbaren oder unheilbaren Frauen boten dem etwas unbarmherzigen Sinn des Neugierigen, welcher nicht genug Ungewöhnliches in diesem großen Elende vorfinden kann und Neues bis zur höchsten Stufe des Unglücks haben will, nichts Interessantes dar. Einige irrten auf den langen Korridoren herum, stießen sich an, vielleicht auch ohne sich zu sehen, ohne sich zu sprechen, standen ohne Zweck still, blickten ohne Neugierde umher, sprachen und schwiegen ohne Grund, eine unwandelbare Trauer in ihren Mienen verrathend, obwohl ihnen innerlich das fehlte, was irgend eine Trauer hätte begründen können. Es waren arme, nur noch vegetirende Körper, welche die Abwesenheit des edlen Gastes, der Seele, die so lange in ihnen gewohnt hatte, zu betrauern schienen.

Einige saßen in den finsteren Winkeln ihrer Zimmer, an einem Ort, den sie aus einem dunkeln Gefühl von Schaam auswählen — als ob sie dadurch, daß sie ihren Verstand verloren, einen großen Frevel begangen hätten. Andere hielten sich dicht an den Fenstern, ohne daß sie etwas betrachteten. Vielleicht glaubten sie im Finstern zu seyn! Diese Wahnsinnigen werden nicht vertraut mit einander, obgleich sie sich täglich sehen; sie finden sich wieder, ohne sich wieder zu erkennen, und jener Instinkt von Geselligkeit, welchen der Zufall in dem unvernünftigen Thier erweckt, und welcher bisweilen Thiere verschiedener Gattung, selbst feindliche Thiere, an einander gewöhnt und so zu sagen freundschaftlich verbindet, ist in ihnen todt. Die neu Hinzugekommenen erregen keine Neugierde. Wie sollte man wissen, daß sie nicht schon am Tage vorher da waren? Was ist hier gestern? Was ist hier morgen? Die Irren haben keinen Gedanken für die Zeit, sie fühlen sich nicht älter werden, sie haben keine Idee von Anfang und Ende, sie können leider den Tod nicht hoffen. Sie wissen nicht, wer der war, welcher aus ihrer Mitte verschwunden ist, wissen nicht, was die Leute machen, welche ihn in einen Sarg nageln, nicht, ob dies ihre Befreiung oder ein neues Gefängniß ist.*)

Der Doktor ließ mich gehen, ohne mir ein Wort zu sagen, mich bisweilen verlassend, um einen Befehl zu ertheilen oder irgend einen Bericht von den Wärterinnen zu vernehmen, und wie der Stecknadel-Fabrikant benutzte er diesen Spaziergang mit und schlug zwei Fliegen mit einer Klappe. Zuletzt wollte ich ihm doch eine gute Meinung von mir beibringen und suchte irgend eine statistische oder administrative Seite auf, durch welche ich mich in seinen Augen über die bloße Neugierde erheben konnte. Es fielen mir einige Fragen ein, welche jedoch nicht sämmtlich gelangen. „Hat man wohl, Herr Doktor", sagte ich zu ihm, „die allgemeinsten Ursachen des Wahnsinns aufgesucht und bestimmt?" — „Es giebt drei Hauptursachen, die Eifersucht, die Trunkenheit und das Unglück." — „Glauben Sie, daß es überall nur diese Ursachen sind", sagte ich unkluger Weise. Er antwortete nichts; das wäre ja überflüssig gewesen. „Und welche von diesen drei Ursachen", fuhr ich fort, „liefert die meisten Opfer?" — „Die Trunkenheit." — „In diesem Falle ist der Wahnsinn eine Strafe, das ist ein Gedanke, welcher tröstet." Er hörte nicht nach mir. „Welches

*) Der Uebersetzer dieser im Allgemeinen eben so wahren als gemüthreichen Auffassung erlaubt sich hier eine kurze, aus eigener Erfahrung geschöpfte Bemerkung. Nur ein verhältnißmäßig sehr kleiner Theil von Geisteskranken zeigt sich so ganz stumpfsinnig, wie hier geschildert worden. Bei den unheilbaren ist freilich das morgen von gestern und heute wenig oder gar nicht verschieden, auch ist wohl nicht zu erwarten, daß Geistesabwesende in der Zeit ihrer Krankheit Reflexionen machen, aber sehr viele haben ein gutes Erinnerungs-Vermögen, zeigen Gefühle von Zuneigung bis zu einem Grade von Freundschaft, und eben so der Abneigung, und wissen auch recht gut, wo sie sich befinden; sie meinen dann gewöhnlich, sie gehören nicht hierher. Auch die Neugierde ist nicht selten, und von vielen Wahnsinnigen werden Fremde, welche die Anstalten besuchen, nicht minder neugierig betrachtet, als diese sich die Unglücklichen anschauen. Der fremde Besucher gilt den Wahnsinnigen dann meistentheils für einen neuen Ankömmling, und die Gebrechlicheren wollen ihn ausfragen. Fast Allen fällt der Fremdling auf, aber Jeder macht sich aus ihm, was eben seinen zerrütteten Verstand beschäftigt, einen Freund, einen Verwandten, einen Vormund, und redet und klagt ihn so an. Personen, welche öfter in den Anstalten erscheinen, werden den Irren bekannt, sie werden von ihnen begrüßt, selbst von den ausgemachtesten Konfusionarien bei Namen genannt u. s. w. Viele Irren sind freilich auch ganz unempfindlich da, selbst für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, nur ihren Wärtern gehorsam, und es mag ein Räthsel bleiben, was in ihren Augen ein Fremdling ist. Eine besonders merkwürdige Erscheinung aber war es dem Verfasser dieser Zeilen, daß alle Wahnsinnige, die er in ihren letzten Stunden beobachten konnte, und es ist dies leider bereits eine ansehnliche Zahl, kurz vor ihrem Tode ihren Verstand wiederbekamen und mit Bewußtseyn starben.

ist die allgemeinste Behandlungsart?" — „Gar keine anzuwenden. Diät und Aufsicht sind die besten Heilmittel, mit Ausnahme einiger komplizirter Fälle besonderer Geistesstörungen." — „Wie lange brauchen die gelindesten Kranken zu ihrer Genesung?" — „Die Zeit ist sehr ungleich." — „Sind die Rückfälle sehr gewöhnlich?" Ich fiel wieder aus der Rolle. Keine Antwort. „Wie viele Kranken bekommen und verlieren Sie im Durchschnitt jährlich?" — Er sagte mir die Zahl.

Ich war mit den bestimmten Fragen zu Ende; ich fühlte jene schwankenden Ideen, die wir Franzosen so sehr lieben und die die Unterhaltung würzen, auf meinen Lippen sich drängen. Ich stand im Begriff, mich auf einmal zu kompromittiren, als ein possierlich lustiger Gesang in dem Saale der weiblichen Irren mich unterbrach und von dem verächtlichen Stillschweigen des Doktors erlöste; der Gesang, oder vielmehr das Gibeul, ertönte in dem Korridor wieder und durchlief die große Treppe hinab die ganze Anstalt. Bereits verschiedene Male hatte ich es vernommen, ohne darauf zu achten. Es war ein armes Mädchen von 25 Jahren, die sich in ihrer Wuth auf die Leute stürzte, deshalb die Zwangs-Jacke tragen mußte und nun so aus allen Kräften heulte, und zwar, wie mir der Doktor sagte, „Tag und Nacht hindurch". Elend, Laster und Krankheit hatten sie so weit gebracht. Sie saß in einem Schilderhaus, aus welchem ich noch mit Schauder den abgeschorenen Kopf herausgucken sehe, welchen sie so ganz wie ein wildes Thier in seinem Käfig bewegte, dazu nun noch ein von den Anstrengungen des Singens feuerrothes Gesicht, dicke üppige Lippen, welche schon an sich die Moral ihres Liedes verriethen, feuchte und bublerische Augen, als ob sie eben noch in irgend einer Kneipe der City unter den Matrosen der Docks am Schenktisch säße. Der Doktor sagte ihr einige Worte, aber sie hörte nicht auf ihn; er legte ihr die Hand auf den Kopf, aber sie hatte nicht einmal so viel Gefühl wie ein Hund, welchem man schmeichelt; sie sang fort und wird fortsingen, bis ihre Brust zerspringt. Nur mit Mühe kann man sie einen Augenblick unterbrechen, um ihr mit Gewalt einige Nahrung zu reichen. Des Nachts bringt man sie in einen entfernten Winkel der Anstalt, wo die furchtbare Heiterkeit ihre Unglücksgefährtinnen, die noch nicht allen Schlaf verloren haben, nicht wieder stören kann. Die Unglückliche hat Gedächtniß für die Melodie, nicht aber für die Worte, welche ganz unwillkürlich gehen und kommen, und von ihrem Verstande, von ihrem ganzen früheren Leben, besitzt sie nichts, als die jämmerliche Erinnerung an die Melodie eines Gassenhauers. Ich glaube nicht, daß man etwas Traurigeres sehen kann, als diesen abgestumpften Körper, der durch wahnsinnige Gesänge seines verlorenen Verstandes spottet; und dennoch befand sich in demselben Zimmer, einige Schritte von dieser Unglücklichen, etwas noch Beklagenswertheres, was mich ganz überwältigte.

Es war ein anderes Mädchen ungefähr von demselben Alter, erst an demselben Morgen zur Anstalt gebracht, die man wegen ihrer außerordentlichen Wuth hatte binden müssen. Sie saß in einer Art verschlossenem Stuhl, welchen man bei denjenigen anwendet, die sich im höchsten Grade der Wuth befinden und dabei ruhige Augenblicke haben. Es ist dies ein vorläufiges Mittel, welches hinreicht, die Kranken festzuhalten, ohne sie aufzuregen. Das arme Geschöpf hatte sich nach vielem Geschrei und Anstrengungen, um sich ihrer Fesseln zu entledigen, plötzlich beruhigt, und als man sie mir zeigte, schien sie ganz erschöpft zu seyn. Der Kopf senkte sich auf die Kniee, überwältigt durch die körperliche Masse, welche der Wille nicht mehr zurückhielt, und gewisse auf dem entblößten Hals und Schultern kaum vernarbte Geschwüre, Spuren des Lasters, das, nachdem es ihren Verstand untergraben, denselben zuletzt gänzlich vernichtet hatte, waren sichtbar. Aber woher war das Laster entsprungen? Aus dem Elende. Bei den traurigen Gelagen der Armen reichen sich Laster, Elend und Wahnsinn die Hände. Das Mädchen zeigte einen Ueberrest früherer Schönheit; ihre mit Narben bedeckten Schultern waren von einem glänzenden Weiß; sie hatte einen zarten Hals und starkes Haar, welches noch an demselben Abend unter der Scheere fallen sollte. Ich wagte nicht, den Doktor zu bitten, mir ihr Gesicht zu zeigen. Wenn ein Ueberrest von Schaam der Grund war, daß sie dasselbe verbarg — wie viel Vorwürfe würde ich mir nicht haben machen müssen, die letzte Spur von Verstand, die ihr geblieben, verletzt zu haben! Der Doktor aber ging in seiner Eigenschaft als Wiederherstellers des Verstandes nicht so blöde zu Werke, er hob ihr sanft den Kopf in die Höhe, wobei sie anfangs nachgab, als ob sie eingeschlafen gewesen wäre; kaum jedoch hatte sie uns gesehen, so stieß sie einen unterdrückten Seufzer aus, wie ein keusches Mädchen, das man in seiner Unschuld überrascht, entzog sich konvulsivisch der Hand des Doktors und vergrub ihren Kopf wieder in ihrem Schooße. Ich hatte kaum Zeit gehabt, sie zu sehen; aber so schnell dieser Anblick auch vorüberging, so schien es mir doch, daß ihr weicher und erschöpfter Blick nicht der einer Wahnsinnigen war, und daß — entweder weil das Uebel sehr neu war und noch nicht ganz das göttliche Ebenbild verwischt hatte, oder weil ihr Wahnsinn nur ein Fieber gewesen — ihre Augen nur Schaam und Reue, die beiden edelsten Schmerzen vernünftiger Wesen, ausdrückten.

Zitternd wie ein Espenlaub verließ ich das Zimmer. Bis dahin hatte ich den Lakonismus des Doktors geschont, aber in diesem Augenblick war meine Gemüthsbewegung so stark, daß ich nicht widerstehen konnte, ihn, wider Willen, in den „Ueberfluß der Unterhaltung" fortzureißen und ihn sein ganzes Leben hindurch sagen zu lassen, daß die größten Narren nicht in den Irrenhäusern wohnen. — „Glauben Sie nicht, mein Herr", sagte ich ihm mit bewegter Stimme, „daß es besser wäre, dieses arme Mädchen allein zu lassen, als sie mit jener für immer verlorenen Person, deren Anblick einen gesunden Menschen verrückt machen würde, in dasselbe Gemach zu sperren? .... Ich zweifle nicht, daß Sie es vielleicht gethan hätten, wenn Ihre Anstalt, anstatt in Säle und Kammern zum Zusammenwohnen, in besondere Zellen eingetheilt wäre ..... Glauben Sie nicht, daß es, da der Wahnsinn dieses Mädchens die Folge eines unordentlichen Lebenswandels ist, besser wäre, statt sie gleich bei ihrer Ankunft mitten unter die noch viel Wahnsinnigeren, als sie selbst ist, zu bringen und ihr dadurch, so zu sagen, den Stempel des Tollhauses aufzudrücken — glauben Sie nicht, daß es besser wäre, sie mit verständigeren und sanftmüthigeren Personen zu umgeben, welche, durch ordentliche Vorstellungen, Haltung und Ruhe ihre vielleicht mehr zerrüttete als zerstörte Vernunft zurückführten? Muß das Mädchen nothwendiger Weise wahnsinnig seyn, weil man sie Ihnen als wahnsinnig überliefert hat? Muß der Kerkermeister, wenn er einen Gefangenen erhält, aus dem Verhaftbefehl schließen, daß der Gefangene nicht unschuldig sey? — O, mein Herr, welch' ein edles Amt verwalten Sie! Sie geben denen, welche sie nicht mehr haben, die Vernunft zurück, Sie erwecken die Todten, denn sie rufen die Seele des Menschen in den Körper des Thieres zurück, aber wie viele Sorgen mag dieses Amt einem ernsten und einsichtsvollen Mann, wie Sie es sind, machen! Wie mißlich und gefährlich ist dieses Studium, und wie sehr muß man befürchten, daß die Schwierigkeiten den Arzt, welcher diese Wahnsinnigen zu behandeln hat, abschrecken und verbärten! .... Was ich Ihnen so eben sage, gilt vielleicht nicht von einem ernsten und seiner Gefühle so mächtigen Mann, wie man das Glück hat, dies in Ihrem Lande zu seyn, aber wenn ich hier nicht einen Theil meines Verstandes zurückgelassen habe, so kann ich nicht glauben, daß die Unglückliche, welche wir so eben gesehen, ganz und gar verrückt sey; ja, ich glaube vielmehr ganz gewiß, daß die Gesellschaft, die Sie ihr gegeben haben, sie unheilbar verrückt machen müsse." — Der Doktor gab eine einzige Antwort auf alle diese Fragen, die ich absichtlich nach jedem Stillschweigen fortgeführt hatte, um ihn aufs Aeußerste zu treiben. Wir waren nämlich unten an der großen Treppe angelangt, welche das Haus in zwei verschiedene Anstalten theilt. Da reichte er mir auf gut Englisch die Hand und sagte: „There is nothing more to be seen." (Mehr ist hier nicht zu sehen.) Nachdem er mich noch mit Anstand gegrüßt, ging er hastig in sein Zimmer, und derselbe Diener, welcher mir die Thür zum Eintritt geöffnet hatte, öffnete sie mir zum Hinaustreten.

Ich ging mit der Ueberzeugung, daß der Doktor von mir und von allen Franzosen im Allgemeinen die Idee hegen werde, daß wir die bodenlosesten Schwätzer über unnütze Dinge seyen, wenn er es überhaupt jemals der Mühe werth hält, über die Franzosen und über mich eine Idee bei sich aufkommen zu lassen. Nisard. (R. d. P.)

Hallam's Europäische Literatur-Geschichte.

Lateinische und Italiänische Dichtkunst im sechzehnten Jahrhundert.

Die drei ausgezeichnetsten Lateinischen Dichter Italiens in dem Zeitraume von 1520 bis 1550, der für diese Literatur bedeutender geworden ist, als irgend ein Zeitabschnitt nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, waren Sannazaro, Vida und Fracastorio. Der Erste von ihnen, Sannazaro, auch San Nazaro oder Actius Sincerus genannt, war ein Neapolitaner und Anhänger der Aragonesischen Linie der Könige dieses Landes. Daher folgte er dem Letzten derselben, Friedrich, nach seiner ungerechten Thronentsetzung, nach Frankreich und blieb dort bis zum Tode seines Herrn. Unter dessen Regierung waren schon vor 1503 viele seiner Dichtungen erschienen, das Hauptgedicht aber „von der Geburt der Jungfrau" (de partu virginis) ward erst im Jahre 1522 bekannt gemacht. Man hat an demselben nicht mit Unrecht die Vermengung heidnischer Mythologie mit der Lehre des Evangeliums, wenigstens in der Sprache des Gedichts, getadelt, aber man dürfte wohl nicht leicht etwas Aehnliches an Reinheit, Eleganz und Wohlklang des Versbaues finden. Worte ohne klassische Autorität, zweifelhafte Sprachformen und moderne Gedanken und Ansichten, die in Lateinischen Versen so häufig sind, kommen in Sannazaro's Versen so gut wie gar nicht vor; denn sein reiner Geschmack hat ihn ein so echt Virgilianisches Kolorit für dieselben erwählen lassen, und sein gebildetes Ohr, verbunden mit der größten Leichtigkeit in Handhabung der Sprache, seine Verse so melodisch gemacht, daß er keinen Nebenbuhler zu scheuen braucht. Die Fischer-Eklogen des Sannazaro, welche noch mehr bekannt geworden sind, verdienen wenigstens dasselbe Lob: sie scheinen die Schönheit und Anmuth des herrlichen Golfes zu athmen, den sie beschreiben. In seinen Elegieen endlich kann er mit Tibull wetteifern. Nur da, wo Sannazaro nach lyrischer Erhabenheit strebt, fühlt man, daß er sich nicht in seiner Sphäre bewegt, die Gedanken stehen dann unter dem Ausdrucke, und er ist auch nicht frei von gezierten und geschraubten Wendungen; im Uebrigen aber dürfte es sehr schwierig seyn, kalte und prosaische Stellen, wie wohl in den Werken anderer Neu-Lateinischer Dichter, in seinen Gedichten wahrzunehmen.

Vida aus Cremona verdient nach der Meinung Einiger ein nicht geringeres Lob als Sannazaro; seine Lehrgedichte über die Dichtkunst und über das Schachspiel (Scacchia) wurden im Jahre 1527 gedruckt, seine Christiade, die allerdings den Namen eines epischen Gedichts verdient, im Jahre 1535, und das Gedicht über den Seidenwurm (Bombyx) im Jahre 1537. Vida's Vorschriften und Lehren waren klar und verständig, und wir müssen besonders in seinem Schachspiel und in dem Gedichte vom Seidenwurm die Kunst bewundern, mit welcher er die abstraktesten Theorieen und Beschreibungen, die sich ganz und gar nicht für eine poetische Darstellung zu eignen scheinen, in seiner eleganten und klassischen Sprache auszudrücken verstanden hat. Die Christiade ist, besonders wenn wir auf die poetische Sprache Rücksicht nehmen, kein so außerordentlicher Beweis von Vida's großem Talente, aber der Gegenstand selbst ist geschickter gehandhabt als in Sannazaro's ähnlichem Gedichte. Ueberhaupt steht Vida, trotz mancher glänzender Partieen, unter denen sich besonders der Schluß des zweiten Buchs von der Dichtkunst auszeichnet, unter dem Neapolitanischen Dichter. Sein

Versbau ist häufig hart und mit Spondeen zu sehr überladen, die Elisionen sind zu häufig und die Cäsur nicht selten vernachlässigt. Die Sprache endlich hat selbst an solchen Stellen, wo der Gegenstand es wohl zugelassen haben würde, nicht den gehörigen Schwung.

Hieronymus Fracastorio erwarb sich seinen Ruhm durch das Gedicht von der Syphilis, welches im Jahre 1530 erschien. Hat man sich nur einmal über die Wahl dieses Gegenstandes zufrieden gegeben, so muß jeder Leser mit großer Bewunderung über die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Digressionen und über die Kraft und den Adel der Sprache erfüllt werden. Niemand hat es so wie er verstanden, die Lehren einer durchaus praktischen Wissenschaft in die höchste Anmuth einer reizenden Poesie zu kleiden, ohne Schwulst, ohne Uebertreibung, ohne Dunkelheit und im Allgemeinen auch mit einer außerordentlichen Wahrheit und Treue. Fracastorio zeigt sich weniger als ein Nebenbuhler des Dichters der Georgika als des Manilius, den er in einem höheren Grade als den Lucretius sich zum Muster in den didaktischen Theilen seines Gedichts genommen zu haben scheint.*)

Bei einer Vergleichung dieser Dichter unter einander stellt es sich leicht heraus, daß Fracastorio der größere Dichter ist, Sannazaro ihn aber in der Kunst des Lateinischen Versbaues übertrifft. In der gegenwärtigen Zeit sehen diejenigen, welche überhaupt meinen, daß gar nichts in Lateinischer Sprache gedichtet werden soll, weil sie sich einbilden, es sey nicht möglich, sich in dieser Weise gut auszudrücken, auch auf Dichter, wie Fracastorio und Sannazaro waren, mit vornehmem Hochmuth (supercilious disdain) herab. Solchen kann man eigentlich gar nicht antworten, weil sie nicht wissen, was gute Lateinische Gedichte sind, und es daher sich nicht der Mühe lohnt, ihnen zu widersprechen. Denn es ist mit ihnen ganz dasselbe Verhältniß, als wenn durchaus unmusikalische Menschen sich den kompetenten Beurtheilern musikalischer Aufführungen gegenüberzustellen wagen.**) Noch hat Niemand behauptet, daß Sannazaro auf Einer Stufe mit Ariosto stände. Aber das kann man mit Wahrheit behaupten, daß seine Gedichte in jeder Beziehung die meisten der gleichzeitigen Italiäner übertreffen, und daß sein Ruf durch ganz Europa verbreitet war.

Nach diesem berühmten Triumvirate verdient Bembo besonders genannt zu werden, ein fruchtbarer Lateinischer Dichter, der auch sonst zu den bedeutendsten Schriftstellern Italiens aus dieser Zeit gerechnet werden muß. Sein Verdienst war es unter Anderem, daß die Italiänische Sprache die ihr gebührende Stelle neben der Lateinischen Sprache erhielt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert war in Italien die Liebe zur alten Literatur in einem solchen Grade herrschend geworden, daß die Landessprache, mit aller ihrer Schönheit, ihrem Reichthume und der Bildung, die sie unter Boccaccio's Händen erlangt hatte, aus einer argen Pedanterie für kaum würdig erachtet wurde, bei erhabenen und großen Gegenständen gebraucht zu werden. In einer Rede, welche Romulo Amaseo, einer der guten Schriftsteller des sechzehnten Jahrhunderts, zu Bologna im Jahre 1529 vor dem Kaiser und dem Papste hielt, ertheilte er nicht allein der Lateinischen Sprache die größten Lobsprüche, sondern entblödete sich auch nicht, zu sagen, daß die Italiänische Sprache allein für den Kramladen und die Werkstätte, so wie für den Verkehr mit gemeinen Leuten tauge. Seine Ansicht war allerdings stark ausgesprochen, aber sie war nicht ungewöhnlich in diesem Zeitalter. Auf dieselbe Streitfrage bezieht sich ein Dialog Sperone's, in dem unter Anderem eine der sprechenden Personen (wahrscheinlich Lazaro Buonamici, ein großer Gelehrter) seine Muttersprache eine bloße Corruption der Lateinischen Sprache schilt. Die Gründe werden von beiden Seiten mit Geist und Scharfsinn erwogen, und so gewährt der Dialog eine ganz angenehme Lektüre.

Unter diesen Umständen war es augenscheinlich ein Beweis sehr liberaler Gesinnung, wie es sich wohl mit großen Talenten vereinigt findet, daß Bembo, der als Lateinischer Schriftsteller eines weit ausgebreiteteren Rufes genoß als Amaseo, einer der Ersten seyn wollte, der seiner Muttersprache ihre Ehre wieder verschaffte, indem er die Eleganz und glückliche Wahl des Ausdrucks mit demselben Geschmack, den er sich in der Lateinischen Sprache erworben hatte, auf dieselbe übertrug. Daher heißt es in Sperone's oben angeführtem Dialoge, daß zu jener Zeit die allgemeine Ansicht bestanden habe, es würde Niemand Italiänisch schreiben, der im Stande wäre, Lateinisch zu schreiben, und daß dies Vorurtheil zwar einigermaßen durch Politiano's Gedicht auf das Turnier Juliens von Medici widerlegt wäre, aber doch nicht früher ganz vertilgt worden sey, als bis Bembo, ein Venetianischer Edelmann und gelehrter Kenner der Lateinischen Sprache, seine Landsleute von neuem gelehrt habe, ihre Muttersprache achten.

Es ist dem gegenwärtigen Zeitalter sehr gewöhnlich, einen ganz unmotivirten Tadel über diejenigen auszusprechen, welche Lateinisch schreiben, gleichsam als ob sie sich dadurch an der Sprache und Literatur ihres Landes versündigten. Nun ist freilich nicht einem Jeden der Geschmack und die Phantasie Bembo's gegeben, aber wir müssen auch zu Gunsten solcher Männer, wie Amaseo war, die freilich nur Nachahmer bleiben, wenn sie auch für elegante Nachahmer antiker Redeweisen gelten, und zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß es in jener Zeit kaum irgend ein Buch gab, welches mit einiger Eleganz in Italiänischer Prosa geschrieben war, mit Ausnahme des Decomeron von Boccaccio, dessen Schreibart aber nach Tiraboschi's sehr richtiger Bemerkung für ähnliche kurzweilige Dichtungen ganz vortrefflich, weniger indeß für die ernste Beredsamkeit paßte. Die Italiänische Sprache hatte also selbst in ihren besten Werken noch nicht die Kraft und Präcision erreicht, welche dem Ohre und dem Verstande eines tüchtigen Kenners der Lateinischen Sprache zusagen konnten, und es ist nicht bloße Pedanterie, wenn man auch solchen Vorzügen ihr Recht widerfahren läßt. Der stärkste Einwurf, den man gegen die Anwendung der Lateinischen Sprache in öffentlichen Reden oder in moralischen Abhandlungen gemacht hat, dürfte wohl der seyn, daß dadurch diejenigen, denen wir eben dadurch zu nutzen trachten, oder deren Aufmerksamkeit und Mitgefühl wir zu erregen verpflichtet sind, eben dieses Vortheils verlustig gehen. Aber ein solcher Vorwurf, obschon er eigentlich damals mit eben solchem Rechte gemacht werden konnte als gegenwärtig, traf die Gemüther weniger empfindlich in einem Zeitalter, wo ein langjähriger Gebrauch der alten Sprache, in der ja auch sehr häufig gepredigt wurde, das Gefühl für eine solche Unzweckmäßigkeit im öffentlichen Verkehr gar nicht aufkommen ließ.

Dieser Streit bezeichnete übrigens zugleich die Aenderung in der öffentlichen Meinung und eröffnete gleichsam das Schauspiel eines Kampfes gegen die Aristokratie einer Gelehrsamkeit, die länger als zwei Jahrhunderte hindurch ihre Herrschaft geübt hatte, bis er endlich nach manchen Bewegungen von größerer Wichtigkeit mit dem Siege der großen Menge endigte. Als Poggio und Politiano lebten, verlangten die eingeborenen Italiäner für ihre Landessprache eben so wenig eine Gleichstellung mit der Lateinischen Sprache, als die plebejischen Römer in den ersten Jahren der Republik für sich die Theilnahme am Konsulate begehrten. Anders war es in Bembo's Zeit. Und so zeigen die Revolutionen des menschlichen Geistes große Aehnlichkeit mit denen der politischen Geschichte, und es wird ganz besonders die Aufgabe eines Literar-Historikers seyn, auf solche Analogieen aufmerksam zu machen.

*) Von diesem berühmten Gedichte veranstaltete Choulant eine sehr elegante Ausgabe zu Leipzig im Jahre 1836, so wie im Jahre 1821 Fröbel zu Rudolstadt eine solche von der Scacchia des Vida.

**) Man ersieht hieraus, daß es auch in England nicht an Leuten fehlt, welche den so nützlichen und anmuthigen Beschäftigungen mit Lateinischer Poesie das Todesurtheil sprechen, wie das denn auch in Deutschland jetzt nicht selten geschieht. Aber wenn auch manche Engländer von ihren Schulen in Eton und Oxford oder manche Deutsche von den Sächsischen Fürstenschulen unangenehme Erinnerungen mitgenommen haben, so soll man doch nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, und wenn gar Herr von Raumer in seinen schätzbaren Briefen über England die Versertigung Lateinischer Verse eine „alte Bocksbeuteley" nennt und mit ähnlichen Ausdrucken nicht unfreigebig ist (II. 289), so findet eine so ungerechte Aeußerung ihre beste Widerlegung in den oben angeführten Worten des Engländers.

Bibliographie.

Venetia. — Roman von D'Israeli dem Jüngeren. 3 Bde. 31½ Sh.

Tasso's Jerusalem. — Uebersetzt von J. R. Broadhead. 2 Bde.

Outlines of the law, or Readings from Blackstone. — Von R. Maugham. 10 Sh.

Three voyages in the Black Sea. — Von dem Niederländischen Konsul in Odessa, Chevalier Taitbout de Marigny. Mit den Vervollständigungen desselben ins Englische übersetzt. 10½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Literatur in Italien. Derselbe Italiänische Kritiker, Herr Cesare Cantu, über dessen sonderbare Begriffe vom Griechischen Alterthum wir letzthin gesprochen haben, hat auch einen „Versuch über die Deutsche Literatur" drucken lassen.*) Daß der einseitige Standpunkt, von welchem aus er die Griechen des Miltiades und Aristides für Barbaren ansieht, ihm auch die Deutsche Literatur in einem mehr oder weniger falschen Lichte darstellen muß, läßt sich wohl erwarten. Daher hat auch Herr Cantu für die beiden größten Reformatoren der Deutschen Denkweise, für Luther und für Lessing, weder das Auffassungs-Vermögen, noch irgend eine auch nur annähernd richtige Bezeichnung. In Luther erkennt er nichts, als den Grund der langen Unfruchtbarkeit Deutscher Phantasie und Deutschen literarischen Lebens. Er schiebt dem Lutherthum unter, was lediglich eine Folge der langen Deutschen Kriege war: den Untergang aller wahrhaften Kunst und Poesie. War doch Luther selbst in seiner überwältigenden Prosa, wie in seinen majestätischen Chorälen, der größte Poet seines Zeitalters, und sind nicht auch jene Deutschen Provinzen, wo das Lutherthum gar nicht hingekommen, Jahrhunderte lang eben so baar an poetischen und Kunst-Erzeugnissen geblieben, als der protestantische Norden? Lessing ist unserem Italiäner ein Apostel des Indifferentismus, ein tantalischer Vermittler widerstrebender Elemente, der auf dem Altare Shakespeare's mit den von Aristoteles vorgeschriebenen Formen opfern wollte. Wie sollte auch ein Lessing, der in seinem ganzen Kunstleben und seiner Sokratischen Gesinnung nach ein antiker Grieche war, vor dem Manne Gnade finden, in dessen Augen das heutige Rom weit über dem des Augusteischen Zeitalters steht? Gleichwohl rechnet er es dem Deutschen als einen Mißgriff an, daß er die Geschichte der Römischen Virginia an einen kleinen Italiänischen Hof verlegt, wodurch seine Emilia Galotti ein so unwahrscheinlicher Charakter geworden, daß selbst die höchste Poesie ihm kein dramatisches Leben verleihen würde. Wir können hiernach ungefähr urtheilen, welchen Maßstab Herr Cesare Cantu an die Deutsche Literatur legt. Und doch ist sein kritischer Versuch als ein wahrhafter Fortschritt zu betrachten. Er zeigt wenigstens, daß die Italiäner nicht mehr wie sonst sich damit begnügen, auf das zu schwören, was ihnen die Franzosen von der Deutschen Wissenschaft und Kunst vorgesagt haben. Herr Cantu giebt uns seine eigenen Gedanken, und nicht bloß die der Frau von Staël oder des allerdings auch manchmal von ihm benutzten Genfer Literar-Historikers Herrn Peschier. Wer aber erst selbst denkt, kommt wohl am Ende auf die Wahrheit, wenn er sich auch lange genug durch Irrthümer hat hindurchwinden müssen.

*) Della Letteratura Tedesca. Saggio di Cesare Cantu. — Ricoglitore di Milano, Settembre, Novembre e Dicembre 1836, e Gennaio e Febbraio 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 70. Berlin, Montag den 12. Juni 1837.

England.

Zur Naturgeschichte der Affen.

Man erzählt von Mazurier, dem berühmten Polichinell, daß er, in Thierfelle eingenäht, mit bemaltem Gesicht und in möglichst pavianmäßigem Aufzuge, sich unter die Affenbande der Affen im Jardin des plantes mengte und mit großer Geduld und Aufmerksamkeit die Manieren dieser Gesellschaft studirte, bis es ihm endlich gelang, das gute Herz einer Aeffin dermaßen für sich einzunehmen, daß sie einen Apfel, von dem sie aß, mit ihm theilen wollte. Voll Freude über diesen Triumph seines Kunststudiums, rief der Künstler: „Enfin je suis singe!"

Die Leser, welche sich noch der scenischen Triumphe dieses unvergleichlichen, in alle Naturen sich schmiegenden Mazurier erinnern, wissen auch, daß er den höchsten tragischen Gipfel seiner Kunst in der Rolle des Brasilianischen Affen Jocko erstiegen hat. Es war wirklich ein großer und rührender Effekt, ein so vollkommenes Schauspiel, wie irgend eines — ja mehr als ein Schauspiel, die pure, reine Natur. Nur Schade, ein Fehler störte das unvergleichliche Ensemble: Mazurier spielte die Rolle ohne Schwanz. Inmitten der täuschend nachgeahmten Brasilianischen Decoration und Scenerie erging sich, zum großen Erstaunen und Mißvergnügen aller im Parterre anwesenden Zoologen, der simia quadrumanus ohne Schwanz. Wenn Einer auf die Reise geht, sagt das alte Sprüchwort, so kann er was erzählen; aber so lange die Welt steht, hat noch kein Reisender in Brasilien einen Affen ohne jenes auszeichnende Ornament gesehen. Das Wissen bringt den Menschen um manche Freude. Während das ganze Publikum vor Entzücken und Rührung außer sich war, saßen die Zoologen kopfschüttelnd, und alle Illusion war für sie dahin. Diene es also allen Affenmelodramen-Dichtern und Darstellern für die Zukunft zur Nachricht, daß alle Affen in der Neuen Welt, so viel man bisher ihrer entdeckt, ohne Ausnahme Schwänze tragen; nur in der Alten Welt, im Ostindischen Archipel, giebt es menschenähnliche ungeschwänzte Affen.

Gleich viel indeß, ob geschwänzt oder ungeschwänzt, von jeher hat der Mensch diese ihm äußerlich zunächst stehende Gattung von Säugethieren mit besonderem Interesse betrachtet. Der Anblick eines Affen, seine Geberden, seine lustigen Streiche machen wohl Jedem Vergnügen, wenn auch hinterher ein Gefühl des Ekels, eine Art Beschämung eintritt über die häßliche Karrikatur der menschlichen Gestalt, die man vor Augen gehabt hat. Es ist natürlich, daß auch der Zoologe sich für ein Thiergeschlecht besonders interessirt, dessen Bau sich dem menschlichen so sehr zu nähern scheint; nur freilich verschwindet dieser Anschein bei der genaueren anatomischen Untersuchung, und es bleibt eine unendliche, durch keinerlei Uebergänge auszufüllende Kluft zwischen dem Typus der Vierhänder und Zweihänder. Die Philosophen und Naturforscher, die da behauptet haben, es gehe ein Weg der allmäligen Entwickelung durch unmerkliche Uebergänge von der Monade im Pflanzenaufguß durch alle Reihen der thierischen Schöpfung hinauf bis zum Affen et sic porro bis zum Menschen; diese Herren, von Monboddo an bis auf Lamarck und Bory de Saint Vincent, so große Achtung diesen Letzteren in ihrer Wissenschaft gebühren mag, müssen uns schon erlauben, daß wir ihre Argumente uns nicht anfechten lassen. Am wenigsten darf man auf äußere Merkmale geben, wie z. B. auf das Fehlen des Schwanzes, oder auf die Zahl, Ordnung und Beschaffenheit der Zähne, die allerdings bei einigen Affen-Arten völlig dieselbe wie beim Menschen ist, oder auf das Vorhandenseyn eines freien entgegensetzbaren Daumens an der Hand. Wer weiß, ob nicht die Bauern in den Landes des südlichen Frankreich, die sich von dem Sammeln und dem Verkaufe des Harzes der pinus maritima nähren, durch das beständige Baumklettern zu der Fertigkeit gelangt sind, die große Zehe am Fuß von den übrigen weit abzubiegen; — wird man darum sagen, diese Bauern seyen eine dem Affen näherstehende Species des menschlichen Geschlechts?

Welcher unserer Leser etwa nähere Belehrung über diesen Gegenstand suchte, der würde sie finden in einer Vorlesung des Herrn Owen über den Knochenbau des Schimpanse und des Orang-Outang, im ersten Bande der Verhandlungen der zoologischen Societät zu London. Ein anderer Naturforscher, Herr Ogilby, hat mit Recht darauf angetragen, diese Klasse von Thieren nicht Vierhänder, sondern vielmehr Fußhänder (Chiropodes) zu nennen. In der That, ihre vier Füße sind ganz zweckmäßig für ihr beständiges Leben auf den Bäumen, zum Klettern, zum Faszen, zum Aufklammern; aber wie unendlich weit stehen sie zurück gegen die Hand, dieses wunderthätige Werkzeug, mit welchem der schwach und hülflos geborene Mensch vom Schöpfer ausgestattet ist und womit er das Höchste schafft und bereitet, die reichste Befriedigung seiner Bedürfnisse, die Mittel zu unerschöpflichem Genuß, die Versinnlichung der erhabensten Ideen in Kunstwerk und Schrift. Diese Knochen, so gebaut, so gegliedert, sind das Werkzeug, wodurch ihm gegeben ist, „zu herrschen über die Fische im Wasser, und über die Vögel in der Luft und über alles Lebendige, so da kreucht und regt sich auf Erden."

Betrachten wir den Arm und die Hand des vollkommensten, des am meisten menschenähnlichen Affen, so finden wir den Daumen bei weitem nicht so frei und beweglich, die Finger nicht so gesondert und gegliedert, wie beim Menschen. Der Affe kann im günstigsten Falle seine Hand nur halb öffnen. In der Regel, je kürzer der Schwanz, desto mehr ist der Arm und die Hand entwickelt, und je längrer der Schwanz, desto weniger. Das ganze Geschlecht lebt, wie gesagt, fast beständig auf Bäumen; recht zu Hause sind sie in den tiefen, dichten tropischen Urwäldern, wo sie im Sonnenschein von Wipfel zu Wipfel springen und jagen, von Ast zu Ast sich schwenken und dann wieder vor der brennenden Hitze Schutz suchen können unter dem dichten Laub- und Rankengewölbe. Dringt ein Fremder, ein Mensch, zu ihnen in diese Einsamkeit, so erregt er zuerst ihre unruhige, ganz unbändige Neugier; bald aber, und besonders wenn der Ankömmling feindliche Absichten zeigt, wird er mit Steinen, Baumästen, mit schweren und harten Baumfrüchten bombardirt und ausgetrieben.

Robert Lade, welcher am Kap der guten Hoffnung mehrmals auf die Affenjagd ging, erzählt darüber Folgendes: „Was für Künste und Sprünge die Thiere uns vorgemacht, das kann ich gar nicht beschreiben, auch wie dreist und neugierig und unverschämt sie gewesen, dergestalt, daß sie, obwohl wir sie jagten, dennoch immer wieder dicht an uns herangekommen, manchmal so nahe, daß ich ganz gewiß meinte, sie fangen zu können; aber kaum daß ich die Hand ausstreckte, thaten sie einen Sprung, wohl auf zehn Schritt, und liefen die Bäume hinauf übergeschwind, und von oben guckten sie herunter, ganz ruhig, und schienen Freude zu haben an unserer Verwunderung. Ihrer etliche waren so gewaltig groß, daß wir Alle nicht glaubten, uns ihrer erwehren zu können; aber der Dolmetsch sagte uns, sie wären nicht böse und thäten nichts. Konnte uns auch nichts helfen, als sie todtzuschießen, so ließen wir doch unsere Büchsen ruhen; der Capitain aber legte die seine an auf einen großen Affen, der ganz oben auf einem Baume saß, und war schon lange vor uns hergelaufen. Nun mochte das Thier an anderen seines Gleichen schon gesehen haben, was solche Drohung des Jägers für schreckliche Folgen hat; darum war es so erschrocken, daß es von seinem Aste herunterstürzte, regungslos zu unseren Füßen lag und sich auch greifen ließ sonder Mühe. Als er aber wieder zu sich kam von seiner Betäubung, da war große Gewalt nöthig und Geschick, ihn zu halten. Die Pfoten banden wir ihm zusammen, wobei er so wüthend um sich biß, daß wir ihm Tücher über den Kopf werfen mußten."

Wer diese bebendesten aller Geschöpfe nur in Menagerieen oder im Zustande der Gefangenschaft gesehen hat, der macht sich freilich keinen Begriff von ihrem wilden, rastlosen Springen und Treiben in den heimatlichen Wäldern; die höchsten Bäume auf und nieder im Nu, von Wipfel zu Wipfel, nach Früchten oder Vogelnestern suchend — denn sie sind die ausgemachtesten Eierdiebe — nie allein, sondern immer zu Schaaren; ein lustig Leben, dem freilich mancher schlimme Feind unversehens und plötzlich ein Ende macht. Am meisten haben sie sich vor den Schlangen zu fürchten, die unter dem dichten Laube zusammengerollt verborgen liegen und plötzlich hervorschießend ihre sorglose Beute umschlingen. Der Mensch, dieser Alldespot und Allverfolger, stellt ebenfalls dem Affen nach, und oft fühlt der Jäger sich, wenn es schon zu spät ist, von Mitleid bei den Todeskämpfen dieses so fröhlichen und ihm selbst so ähnlichen Thieres ergriffen.

„Ein ganzes Rudel von Affen — so erzählt ein Reisender in Süd-Amerika — von uns aufgestört, schwamm auf dem Flusse vor uns her; nur eines von den Thieren, neugieriger als die anderen, blieb sitzen, wiegte sich auf einem großen Aste, der über dem Wasser hinaushing, und betrachtete uns, wie wir mit dem Kanoe herankamen, mit der größten Aufmerksamkeit; es mochte uns wohl für Riesen von seiner eigenen Gattung halten. Dabei schrie und schwatzte es in einem fort und erbielt den Ast, worauf es saß, durch sein Springen in beständigem Auf- und Niederschweben. Ich legte meine Flinte an, und im nächsten Augenblick war das Thier von dem Baume gestürzt; ich holte es aus dem Wasser heraus. Der Anblick war so herzzerreißend, daß ich ihn um Alles in der Welt nicht noch einmal bestehen möchte. Das arme Thier war nicht todt, aber tödtlich verwundet; um nun seinen Leiden schnell ein Ende zu machen, ergriff ich es mit beiden Händen beim Schwanze und schleuderte es durch die Luft, um ihm den Kopf

an der Seitenwand des Kanoe zu zerschmettern. Es gelang mir nicht, und das arme Geschöpf sah mich mit so bittenden, um Barmherzigkeit flehenden Augen an, daß ich es nicht aushalten konnte. Ich hielt es mit dem Kopfe unter dem Wasser, bis es erstickte; aber seine kleinen Augen blieben noch verendend auf mich gerichtet, wie mit stillem Vorwurfe über meine Grausamkeit. Ich war so ergriffen, daß ich hernach von dem Fleische des Thieres, welches meine Gefährten zubereitet hatten, keinen Bissen essen konnte, obgleich meine Kameraden sichs wohlschmecken ließen." Der Leser wird die Reisenden damit entschuldigen, daß sie um ihres Unterhaltes willen genöthigt waren, auf die Affen Jagd zu machen; die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen. Auch versichert man, daß das Fleisch mancher Affen, von gewisser Gattung oder in gewissem Alter, recht zart und lecker ist. Aber es kommt doch wohl den Meisten kannibalisch vor, Affenbraten zu schmausen.

Bei dem beständigen Baumauf- Baumab-Klettern und Springen dieser unruhigen Thiere in ihren heimatlichen Wäldern ist, natürlich um der Jungen willen, die noch nicht mitklettern können, die größte Vorsorge von Nöthen, damit sie nicht herabstürzen. Der Instinkt treibt daher die jungen Affen, sich fest anzuklammern, wo sie nur können, ganz besonders aber an ihre Mutter. Zu diesem Zwecke haben sie in ihren vier Füßen, und namentlich in den Vorderpfoten, eine große Kraft. Wir sahen Affenweibchen mit ihren Jungen im Käfig einer Menagerie, und in diesem engen, niedrigen Gefängnisse war jener Instinkt in der Mutter und in dem Jungen doch so lebhaft, sie war so besorgt, ihr Kind nicht fallen zu lassen, das Kleine schlang sich so eng und fest um ihren Leib, als wären sie noch daheim und schwängen sich in freier Luft über die höchsten Aeste und Wipfel. Es war ein gutes Beispiel zur Erläuterung des Unterschiedes zwischen Instinkt und Vernunft.

Eine kleine Anekdote mag hier ihren Platz finden, welche Levaillant in der Einleitung zu seiner ersten Reise erzählt. Er lebte als junger Mann zu Paramaribo im Holländischen Guiana, seinem Geburtsorte, und hatte schon damals eine große Insekten-Sammlung angelegt. Eines Tages ging er mit seinen Gefährten auf die Jagd, und sie erschossen ein Affenweibchen. „Das Junge, was sie auf dem Rücken trug, war nicht verwundet; wir nahmen beide mit nach Haus, und als wir in der Pflanzung anlangten, hatte das kleine Aeffchen noch nicht von den Schultern seiner Mutter losgelassen. Ein starker Neger mußte kommen und mir helfen, es loszumachen, aber im nächsten Augenblick sprang es, wie ein hüpfender Vogel, auf den Perrückenstock daneben, worauf meines Vaters Perrücke saß; um den klammerte es sich mit seinen vier Pfötchen und war nicht herunter zu kriegen. Offenbar war es durch seinen Instinkt getäuscht und glaubte noch immer auf dem zottigen Rücken seiner Mutter zu sitzen; auch schien es sich in diesem Wahne so wohl zu befinden, daß ich ihm seinen Willen ließ. Ich fütterte es mit Ziegenmilch. Drei Wochen lang blieb das Thier an der stiefmütterlichen Perrücke hängen; dann emancipirte es sich glücklich und wurde durch seine neckischen Geberden und Streiche der Liebling des ganzen Hauses." Etwas Possierlicheres läßt sich wohl kaum denken, als ein Aeffchen, das einen Perrückenstock gar zärtlich umhalst, als wenn's sein „lieb Mütterchen" wär'; aber die Geschichte nahm für den verwaisten armen Schelm ein gar klägliches Ende: „denn leider, — so erzählt Levaillant weiter, — ich hatte zu meiner Heerde den Wolf ins Haus genommen. Eines Morgens hatte ich unvorsichtiger Weise die Thür zu meinem Zimmer offen gelassen, und wie ich wieder eintrete, siehe, da war der kleine Schlingel über meine Käfer und Schmetterlinge gerathen und schmauste sie zum Frühstück. Im ersten Zorn hätte ich ihn erwürgen mögen, aber er war für seine Gefräßigkeit nur zu bitter gestraft; mit den Insekten hatte er etliche Nadeln heruntergeschluckt und wand sich jetzt unter den fürchterlichsten Schmerzen. Der Anblick zerschnitt mir das Herz; ich bemühte mich, ihm zu helfen, ich weinte, ich rief alle unsere Sklaven, aber keiner wußte Rath; das arme Thier gab unter Qualen seinen Geist auf."

Die Form des Kopfes und Schädels ist bei manchen und ganz besonders bei jungen Affen der menschlichen sehr ähnlich; auch nach der von Camper zuerst aufgestellten, von Cuvier und Geoffroy Saint Hilaire anerkannten Theorie des Gesichtswinkels darf man diesen Thieren einen ziemlich hohen Grad von Intelligenz zutrauen, da jener Winkel bei einigen menschenähnlichen Vierhändern sich in der Jugend bis zu 65° öffnet. Aber mit vorschreitendem Alter sinkt das Gesicht immer mehr in den thierischen Charakter zurück, die Stirn tritt flach zurück, und der Camperische Winkel verengt sich bis auf 30°. Wenn man von Orang-Outangs und Schimpansen liest, die so außerordentliche Beweise von Verstand, Gelehrigkeit und Gutartigkeit gegeben, so ist immer nur von jungen Thieren die Rede; die alten ausgewachsenen sind gar nicht mehr liebenswürdig, sondern unzähmbar wild, boshaft und tückisch.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Sketches of the Pyrennees. — Von dem Verf. der „Rheinlands-Erinnerungen". (Diese Pyrenäen-Skizzen sind mit dem früher erschienenen „Sommer in den Pyrenäen" von J. C. Murray nicht zu verwechseln.) 2 Bde. 24 Sh.

The curate of Steinholt. — Erzählung aus Island. 2 Bde. 18 Sh.

Geraldine, a tale of conscience. — 2 Bde. 12 Sh.

The city of the Sultan. — Von Miß Pardoe. 2 Bde. 32 Sh.

History of Mahomed and his successors. — Von W. Syme. 3 Sh.

Frankreich.

Musikalische Salons in Paris.

(Schluß.)

In dem Salon der Gräfin Merlin weiß man durchaus nichts von musikalischer Parteilichkeit oder Ausschließung; man fragt erst nach dem Passe eines Künstlers, nachdem man seinem Talente applaudirt hat. Kunstliebhaber und Politiker, die die verschiedensten Ansichten und Meinungen haben, begegnen sich dort, ohne sich jemals unangenehm zu berühren; niemals stören laute Unterhaltungen oder Diskussionen die Musik, und wenn sich wirklich einmal einige sonore Worte hören lassen, so geschieht das, weil man jetzt gern ganz laut mit seinen Meinungen kokettirt und diese Gewohnheit überhaupt jede Art von Harmonie stört. Hier sah man früher die größten Talente ihre Rivalität vergessen, um das Muster der vollkommensten Ausführung darzubieten und die Erwartungen und Wünsche des Komponisten sogar zu übertreffen. Rossini hörte oft mit lautloser Bewunderung seine brillanten Duette von der Malibran und der Sontag singen. Jene Eifersucht, die das Publikum so gern erregt und anreizt, mich hier dem Wunsche, der liebenswürdigen Frau vom Hause zu gefallen, und alle ausgezeichnete Partituren der Bellini, Rossini, Meyerbeer und Donizetti wurden hier versucht, ehe sie auf der Bühne die glänzendsten Erfolge krönten. Kurz, die feine Welt von Paris ist daran gewöhnt, in diesem Salon alle Koryphäen der Musik zu bewundern. Der melodische Glanz dieser brillanten Konzerte triumphirt über die Kälte des Publikums unserer modernen Salons; denn man könnte noch mehrere Gesellschaftssäle anführen, in denen vortrefflich musizirt wird; aber, guter Gott! wie wenig Interesse erregt das bei den Zuhörern! Ein tödtlicher Schauder durchläuft den unglücklichen Künstler, wenn er vor diesem Kreise von reich geschmückten Frauen, die einzig und allein mit ihrem Putze beschäftigt sind, sein Talent produziren soll! Zuerst raubt ihm schon der bange Zweifel an der Möglichkeit, auf diesen kalten gleichgültigen Gesichtern ein Zeichen der Bewegung hervorzubringen, die Hälfte seines Talentes, und wenn die andere Hälfte dann auch wirklich auf eine kleine Anzahl von Kunstliebhabern wirkt, die sich nicht durch einige hörbare Beifallszeichen zu kompromittiren fürchten, so wiederhallt das Echo dieser schüchternen Bravos, die auf eine Eismasse fallen, in dem großen weiten Saale so traurig, wie ein Almosen, das eine mitleidige Hand in einen hohlen Stamm wirft. Wenn man diese jungen hübschen Frauen, die für die lieblichsten Töne unempfindlich bleiben, beobachtet, so sollte man glauben, daß irgend ein großer wichtiger Gedanke ihre ganze Seele ausschließlich beschäftige und sie für alles Andere theilnahmlos mache; aber mit welcher Energie mögen sie sich wohl vor dem Konzerte in Schmähworten gegen Putz- und Modehändlerin ergossen haben, die ein Hut oder ein Kleid nicht zu rechter Zeit oder wohl gar unkleidsam abliefern!

Wir wollen hoffen, daß dieser übel angebrachte Eifer sich bald wieder auf einen würdigeren Gegenstand lenken werde, und daß die ausübenden Künstler nicht mehr lange zu den Anstrengungen der unnatürlichsten Leidenschaften ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Apathie ihres eleganten Auditoriums zu überwinden; denn wenn wir auch die Unbeweglichkeit und das Stillschweigen, welches oft den entzückendsten Melodieen folgt, bedauern, so thut es uns doch noch viel mehr leid, den jungen schönen Mädchen und Frauen die heftigsten Klagen verrathener Liebe oder den bis zur wildesten Raserei gesteigerten Wahnsinn einer armen Verlassenen leidenschaftlich vortragen zu hören, weil sie ihre ganze Kraft aufbieten müssen, um einen in dumpfe Gefühllosigkeit versunkenen Salon zu elektrisiren. Diese in Musik gesetzten Seufzer und Wehklagen über die Unbeständigkeit oder Kälte eines Undankbaren nehmen jetzt wirklich überhand, und wenn die Lieder, wie die Lustspiele, ein Spiegel des Jahrhunderts wären, so müßten wahrlich die Frauen unserer Zeit der Nachwelt als ewig angeliebte, langweilige und weinerliche Wesen erscheinen. Ist es denn nicht auch eigentlich ganz unpassend, von diesen jungfräulichen feischen Stimmen nichts als so verliebte Seufzer zu hören? und würden unsere jungen Mädchen, deren natürliche Schüchternheit einen so auffallenden Kontrast mit dem Inhalt ihrer Lieder darbietet, nicht liebenswürdiger erscheinen, wenn sie eine sanfte melancholische Romanze mit Gefühl vortrügen, statt alle Konvulsionen der Verzweiflung in ihrem Gesange auszudrücken und nachzuahmen? Wenn ich übrigens diese Mode tadle, so geschieht das nur, weil ich es gern verhindern will, daß sie in unsere Salons wieder eingeführt werde; denn für diesen Augenblick scheint sie mir, Gottlob! gänzlich daraus verbannt zu seyn. Die hübschen Romanzen, die Mad. Dameau während des letzten Winters so entzückend sang, waren bald allgemein verbreitet, und alle junge Damen, die mit Recht Ansprüche auf guten Geschmack machen, ziehen sie den anderen modernen Gesangstücken vor und beeifern sich, der gefeierten Künstlerin nachzuahmen. Der alte kernige gute Ton unserer Pariser Gesellschaftssäle, den man, wie alle alte Mächte, so gern mit bizarren Bonmots und Shakspearschen Witzen angreift und beleidigt, übt also nichtsdestoweniger seinen Einfluß auf die Mehrheit des Publikums aus.

Die Wahrheit dieser Behauptung wird hinlänglich, glaub' ich, durch den Eifer bestätigt, den das höhere feine Publikum zeigt, um den Einladungen des Grafen und der Gräfin Merlin Folge zu leisten. Man sucht sich von allen früheren Engagements, von Bällen oder großen Gesellschaften frei zu machen, man scheut weder Schnupfen, noch irgend ein anderes Unwohlseyn, um bei der Gräfin die schönste Musik aus Vortrefflichste ausführen zu hören. Und dann hat es ja etwas unaussprechlich Edles und Interessantes, einen alten mit Ruhm bedeckten Offizier den Künsten huldigen und die Künste so gastlich aufnehmen zu sehen; denn wie oft geht solchen ausgezeichneten Kriegern der Sinn für alle höhere Genüsse der Seele in dem Getümmel der Schlachten verloren. Das Talent der Gräfin wird jetzt durch die herrliche Stimme ihrer Tochter unterstützt, und die Duette, die von Mutter und Tochter mit doppelter Lieblichkeit gesungen werden, verschaffen wirklich einen doppelten Genuß.

Man muß übrigens nicht glauben, daß dieser Salon nichts als ein rein musikalisches Interesse biete. Wenn es vielleicht einmal den auf dem Programm des Konzerts verzeichneten Personen an Stimme oder gutem Willen fehlen sollte, um mit ihren Leistungen Musikliebhaber zu entzücken, so würde man dort noch immer genug geistreiche Leute antreffen, um für die Entbehrung eines Vergnügens durch den Genuß

eines anderen entschädigt zu werden. Man wird vielleicht sagen, daß es eigentlich ganz unnütz sey, so vortreffliche Musik in Gegenwart von Personen aufführen zu lassen, die, streng genommen, ihrer nicht bedürfen, um sich zu amüsiren, denn der Reiz einer interessanten Unterhaltung übertrifft jeden anderen; aber ich glaube, daß man nur von denen Stillschweigen erlangt, die im Stande sind, es auf eine angenehme Art zu brechen, und da unbedeutende Personen gewöhnlich laut und viel sprechen, so ist es gut, ihnen geistvolle Männer gegenüber zu stellen, die wohl schweigen können und für welche die Musik eine Quelle der schönsten Inspirationen ist; denn alle Talente sind ja mit einander verschwistert. Ja, Geist und Talent sind die Stifter einer großen Brüderschaft, deren Glieder sich überall erkennen und, trotz ihrer verschiedenen Sprachen, auch verstehen. Der Neid mag sich noch so sehr bemühen, sie zu entzweien, er mag sie verfolgen und trennen wie er will, sie finden sich doch einmal zusammen, und wenn sie einander begegnen, sey es auch am Ende der Welt, so reichen sie sich die Hand und lieben sich, wie die Kinder einer einzigen Familie. — Wir müssen also den wenigen ausgezeichneten Personen, die sich noch ein Vergnügen daraus machen, diese Glieder in ihrem Hause zu versammeln, aufs herzlichste dafür danken; bei ihnen werden Fremde noch jetzt jene Verehrung der Künste, jene geistigen Festlichkeiten und jene feine Höflichkeit wiederfinden, die so lange Frankreich vor allen anderen Ländern auszeichneten. Wir werden gewiß einst zu großen Politikern werden, denn man giebt sich ja schon seit vierzig Jahren die größte Mühe, um dieses Ziel zu erreichen; aber die Erziehung der Völker ist langwierig, schwer, und deshalb glaube ich, daß es gescheidt wäre, wenn wir unsere geselligen Annehmlichkeiten nicht eher bei Seite legten, bis wir jene hohen Tugenden, jene erhabene Weisheit erlangt haben, die unter freien Regierungen so unumgänglich nothwendig sind. Warum sollen wir einen Putz ins Feuer werfen, der uns zierte und verschönerte, ehe wir ein festes, undurchdringliches Kleidungsstück besitzen, das uns gegen alle politische Stürme schützt? Bis wir zu dem nationalen Paradiese gelangen, wo die Märtyrer aller Parteien ihre Palmen auf den Altar des Vaterlandes niederlegen werden, müssen wir uns mit dem Erdtheil unserer Väter begnügen, und wie in jenen jetzt so verrufenen Zeiten, wollen auch wir, wo möglich, noch einige Jahre für Geist, Talent, Vergnügen, Ruhm und Genie leben.

Eine Reise mit dem Packetboote.

Seit zehn langen Tagen lagen wir, 200 an der Zahl, fest eingepfercht in Calais bei Meurice oder bei Dessin und konnten noch immer nicht über den Englischen Kanal, „English Channel", wie die Engländer sehr bescheiden den Kanal La Manche zu nennen pflegen. Es war gerade volles Frühlings-Aequinoctium, der Wind blies heftig auf die Küste, und das Meer stürmte furchtbar.

So waren wir denn verdammt, hier festzusitzen und um die Wette zu fluchen und zu gähnen, denn Gott weiß, ob es Einer in Calais zehn Tage lang aushalten kann, ohne vor Langeweile umzukommen. Sobald man in den ersten vierundzwanzig Stunden die paar leeren Straßen der Stadt durchwandelt, den Paradeplatz seiner Länge und Breite nach durchmessen, die Wälle und das Arsenal besucht, die Citadelle bewundert, das Rathhaus in Augenschein genommen und des Nachts den beweglichen Leuchtthurm des Hafens lorgnirt hat, ist man so ziemlich mit sämmtlichen Merkwürdigkeiten des Ortes fertig. Zwar hat man dann noch in der letzten Noth draußen den Hafen, den Damm und das Court-Gain übrig, aber zu unserem Unglück war durch die Schuld der Windsbraut der Hafen in dem jämmerlich schmutzigsten Zustand von der Welt, den Damm hatte die Flut überschwemmt, und das Court-Gain war ganz in Wallung und Aufruhr. Die ehrlichen Fischer, welche dort wohnen, voller Wut, sich nicht aufs Meer wagen zu können, empfahlen sich der Gnade aller Heiligen im Paradies, in einer Sprache, die selbst den Teufel schrecken konnte.

Was mich betrifft, so war ich schon so weit, der zauberischen Macht so vieler angenehmer Dinge auf einmal zu erliegen, als plötzlich eines Morgens mit Anbruch des Tages alle Echos des Meuriceschen Hotels von dem Geschrei zu Schiff! zu Schiff! wiederhallten. Ich muß gestehen, niemals hat mir der Tambour der Nationalgarde, der alle Monate unter meinem Fenster schlägt, um mich tapferen Stubenhocker zum Dienst des Vaterlandes abzurufen, niemals, sage ich, haben diese Töne mein Trommelfell so unaussprechlich angenehm gekitzelt, als dieser überraschende, ungeahnte Ruf. Da hätte Einer sehen sollen, was für ein Spektakel, was für ein Treiben und Wogen im ganzen Hotel entstand, wie die Jungens und Marqueurs sich rechts und links unter einander drängten und wie Tollhäusler hin und herliefen, man hätte wahrhaftig geschworen, daß eines der größten und wichtigsten Ereignisse in Calais zur Welt kommen solle. Und es war doch nur ein kleines Packetboot, das die Segel aufzog!

Wie bekannt, wacht ein guter Genius über allen Reisenden; auch ich hatte einen in Calais, nur in menschlicher Form, mit Fleisch und Knochen, mit Körper und Seele, mit Arm und Bein, mit Zunge und Händen; auch diesen könnte man, wie jeden anderen Schutzengel, einen allgemeinen und allwissenden nennen, so viel Leuten dient er auf einmal, ohne sich doch im geringsten zu irren. Sein Name ist Allègre, weit und breit berühmt im ganzen Pas-de-Calais. Beim ersten Lärm im Hotel war ich auf der Stelle aus dem Bett gesprungen, als genannter Genius an die Thür klopfte, sich meines Passes und Felleisens bemächtigt und mir im Flugt die wenigen Worte ins Ohr flüsterte: „Rasch, rasch, in den Hafen!" Donner! dachte ich, wer weiß, ob für alle Leute auf dem Schiff Platz ist, da heißt's spuken. In zwei Minuten war ich da; ich war um so hurtiger hingelaufen, als ich seit dem vorigen Abend noch ganz nüchtern war.

So hatte mich denn endlich das Packetboot aufgenommen, dessen Namen ich aus Gründen verschweigen will, nur so viel sey bemerkt daß zu jener Zeit der göttliche Dampf noch nicht gebräuchlich war. Schon seit einer Stunde machte ich meine Runde auf dem Verdeck, die Hände reibend und mit den Gesundheitsschuhen ungeduldig hin und her tradend, ich und noch an dreißig Passagiere, die es sich gleich mir hatten einfallen lassen, sich zu sputen. Die Luft blies so frisch, die Segel knarrten und klapperten; wir hatten gerade den Wind hinter uns; so konnten wir schon in zwei Stunden recht gut die Englische Küste berühren.

Aber nun soll sich doch Einer in dieser Welt auf irgend etwas verlassen können! Es ist bekannt, was man schon bei einer Diligence für Noth hat mit der erdrückenden Flut von Packeten und Briefen, von Empfehlungen, von Abschiedskarten, von Umarmungen und von Gott weiß, was noch für Geschäften und Sachen, die gar kein Ende nehmen wollen; aber dieses Fegefeuer ist wahrhaftig nichts gegen die Hölle eines Packetbootes. Da kommen zuerst die Wagen, dann die Pferde, dann wieder ein unüberfehdbarer Haufen Felleisen, und die fehlenden Erlaubnißscheine und noch ein ganzes Dutzend hochwichtiger Personen, die man zu erwarten hat, und die enormen Waarenballen, die noch kommen sollen, und so geht das in einem fort, ohne Aufhören, kurz, es ist rein zum Bersten. Dazu kommt nun noch, daß man sich auf dem Verdeck alle Augenblicke bald einen Stoß mit dem Ellenbogen, bald einen Puff am Rücken gefallen lassen muß, und das Alles, ohne daß man, vorher gewarnt, sich im geringsten in Acht nehmen kann; denn was das anbelangt, so machen die Herren Bootsknechte keine lange Komplimente; obendrein endlich rechne man das unaufhörliche Schaukeln des verdammten Packetboots, das die ganzen drei Stunden hindurch von der Flut hin und her geschleudert wurde, gewiß ein höchst ergötzliches Herauf und Herunter, besonders für jene glücklichen Sterblichen, die ein so weiches, gefühlvolles Herz besitzen, wie ich.

Gott sey's gedankt! endlich giebt der Capitain krummend das Zeichen zur Abfahrt. Schon sind wir abgestoßen; bald haben wir die enge Straße des Hafens zurückgelegt und grüßen noch die Spitze des Dammes. Hier mußte ich ganz still niederducken, denn als ich mich den vorigen Abend von jener majestätischen Stimme der Wasser, die unter mir in der Finsterniß gleich fernem Donner brausten, bis an den Leuchtthurm auf dem Damm verlocken ließ, da hätte nicht viel gefehlt, daß mir eine von den Wogen, ganz ohne Umstände, das Garaus gemacht; und ich muß gestehen, das Bett der Manche wäre mir doch etwas unangenehmer gewesen, als das bei Meurice.

Wir aber schossen hin mit einem lustigen Wind; die Seevögel ließen sich auf der Spitze unseres Mastbaums nieder, und um uns herum spielten die Meerschweine und gaben die ergötzlichsten Sprünge zum Besten.

Auf einmal schreit der Capitain mit einer Donnerstimme: „He, ich hab's wohl vorher gesagt .... zwei Stunden zu spät! .... Dreht mir rasch das Schiff auf die andere Seite." Kaum war dieses teuflische Wort heraus, als das schreckliche Manöver begann und wir armen Passagiere mit gedrücktem Korf, mit gekrümmtem Leib die furchtbaren Stöße bekamen, von denen wir uns immer aufs neue wieder aufhoben. Meine Füße besonders, die ans Wasser nicht sehr gewöhnt sind, überstürzten sich auf eine ganz höllische Manier. Zu unserem Trost fing auch das Meer an, sich gräßlich emporzuwürmen, immer heftiger raste der Wind in die Segel, und schon ergossen einige Wogen das Verdeck.

In einem Nu flüchtete Alles in die Kajüte; ich hasse die Kajüten mit ihren Theer- und Seewassergerüchen und so vielen anderen mehr oder weniger natürlichen Dünsten, die nicht zu ertragen sind. Ich war zwar schon obendies krank, doch fest angeklammert an das Verdeckgeländer, mit der Nase in den Wind, konnte ich doch wenigstens athmen, ja ich hätte sogar trotz Allem wie ein fester, weitgereister Seefahrer ausgesehen, wären mir nicht diese verfluchten Schiffswendungen in den Weg gekommen, die mich fortwährend zwangen, den Platz zu ändern, und diese abscheulichen Wogen, die mir jede Minute den Fuß liebkosten, und endlich die eisig kalte Luft, die mir fast den Athem abschnitt. — Uebrigens schwammen wir bei dem Allen immer weiter.

Fünf kleine Stunden gingen in so angenehmer Weise vorüber, als wir endlich die Küste von Dover zu Gesicht bekamen; sie breitete sich recht gefällig vor unseren Augen aus mit ihrer Citadelle und dem Hafen. Es war aber auch hohe Zeit, denn unsere Passagiere lagen ganz erstickt und ohnmächtig in der Kajüte zerstreut, und ich selbst, bis auf die Haut durchnäßt und mit den Zähnen klappernd, spielte gewiß eine eben so miserable Figur und verwünschte das Meer zu allen Teufeln. Voll Sehnsucht starrten meine Blicke nach der Küste von Dover hin und verschlangen gierig jene Sanddünen, die aber immer mehr vor uns zurückzuweichen schienen. „Infames Schaukeln!" brummte ich, „verdammte Schiffsbretter; so nahe an festem, sicherem Erdboden muß ich hier auf dem Verdeck gefesselt sitzen bleiben und mich mit Macht an das Geländer klammern, um nicht den Geist aufzugeben!"

In diesem Augenblick schien sich meiner eine Art Schwindel zu bemächtigen: ich glaubte, auf einem ungeheuren Wogenberge in der Ferne von Zeit zu Zeit etwas zu sehen, was, wie ein kleiner Kahn, mit aller Kraft der Ruder auf uns lossteuerte. Du armer Nachen! .... Ach, es war leider nur ein Traum." — Noch war ich in diese Täuschung versunken, als der Capitain zu mir herantrat: „Sehen Sie, mein Herr, da haben wir schon Dover." — „Ja wohl, ja wohl, Capitain", erwiderte ich mit freudig hoffender Gebehrde. — „Zum Unglück kommt der Wind von der Küste", sprach er; dann fügte er mit beispielloser Gleichgültigkeit hinzu: „Wir werden laviren müssen." — „Was sagen Sie! Laviren!" rief ich, wie niedergedonnert durch dies Schreckenswort. — „Na! Beruhigen Sie sich, wir fahren aufs hohe Meer; morgen aber und nicht später kommen wir ganz sicher mit der Flut nach Dover."

Sprach's und wandte den Rücken; ich aber in der furchtbaren Aufregung, in welche mich dieser kalte Todesspruch geworfen, raffe mich empor, laufe dem Teufels-Capitain nach, um ihn anzureden, ihm zu Füßen zu fallen, ihn durch Bitten zu erweichen und noch Gott weiß was.... In diesem Augenblick, wie ich so im besten Zuge, ohne Böses zu ahnen, über die Mitte der Brücke hinrenne, mußte man gerade zum funfzigsten Male das Schiff auf die andere Seite drehen. Im Nu falle ich der Länge nach auf die Nase hin und liege so mit ausgestreckten Füßen und über einander gelegten Armen, mit keuchendem Bauche quer über dem Verdeck, während mir auf der einen Seite der Hut, auf der anderen die Brieftasche weit hinfliegt nach allen Winden.

„O ihr Geister meiner Ahnen! Warum mußte ich doch gerade jetzt in meinem heroischen Laufe gehemmt werden! Zwei Matrosen hatten die Gefälligkeit, mich lachend aufzurichten; einer gab mir meinen Hut zurück, und der Andere, noch ehrlicher, brachte mir meine Brieftasche, welche außer einigen Schillinge, die mir in der Seitentasche herumrollten, mein sämmtliches Reisegeld enthielt; noch ein Sprung, und sie fiel ins Meer, und ich hatte auch nicht mehr so viel, um mich nur eine einzige Stunde in Dover aufzuhalten."

So war ich denn wieder auf meine zwei Füße restituirt, Gott weiß wie; ich suchte, so gut es gehen wollte, meine übel zugerichtete Personnage wieder etwas in Ordnung zu bringen, aber ich keuchte und stöhnte furchtbar, es war mir Hören und Sehen vergangen.

Plötzlich erschallen einige grobe Tritonenstimmen, wie aus der Tiefe des Meeres; man läuft, man bewegt sich um mich herum, und ein verworrenes Durcheinander von Geschrei und Flüchen betäubt mir die Ohren: „Go down — Chien d'Anglais — Come along — Gagne au large." Ich lebe wieder auf, ich öffne die Augen, und was sehe ich? ein an den Bord gebundenes Kanot, dessen Herr mit seinen Go down's sich wie ein Besessener quälte. Kein Mensch rührte sich, während der arme Nachen, von den Wogen hin und her gerollt, wie eine Nußschale herumsprang. — Indessen blieb weiter nichts übrig; man mußte entweder die Nacht auf dem Meere zubringen oder in die Barke springen, um noch heute nach Dover zu kommen.

Ein Mensch, der dem Ertrinken nahe ist, umklammert mit Entzücken selbst ein rothglühend Eisen; ganz still und heimlich berechne ich die Bewegungen des Kahns, und just wie er wieder an unseren Kiel anstößt, gebe ich mir einen raschen Schwung, mitten durch den sprützenden Regen hindurch, und falle ganz weich mit beiden Knieen auf die Querbänke des Kahns. Trotz dieses schweren Falles richte ich mich stolz und muthig empor, wie ein zweiter Peter der Große, und appellire gleichfalls mit Stimme und Miene an die Fremden; aber wahrscheinlich mußte der unvergleichliche Heroismus meines gefährlichen Sprunges nicht viel Liebhaber gefunden haben; genug auch nicht Einer folgte meinem Beispiele, und es mochte wohl kein sehr einladendes, komisches Schauspiel abgeben, wie wir so in der leichten Barke herumtanzen mußten, ich und meine neuen Wirthe.

Endlich hat man das Tau noch näher angebunden, eine Leiter wird befestigt, und nach mannigfachen Schwierigkeiten und Unterhandlungen fassen wir nun schon acht Opfer an der Zahl (eine Frau mit begriffen) in dem verhängnißvollen Nachen.

„Glückliche Reise!" ruft uns der Capitain zu mit ironischer Miene „Let us go", erwiedert unser Schiffspatron, und schon waren wir fort. Als ich die Augen emporhebe, da war kein Packetboot, kein Mast mehr, es war Alles auf dem weiten Abgrunde verschwunden. Ich weiß nicht, ob's auch meinen Unglücksgefährten, gleich mir, ein wenig schwarz vor den Augen geworden, als sie sich so auf einmal in einer gebrechlichen Barke der Wuth des aufgeregten Meeres preisgegeben sahen; so viel ist gewiß, daß ein dumpfes, muthloses Schweigen unter uns herrschte, das Schweigen der Angst und des Schreckens.

Man hätte auch diese drohenden Wogenberge auf uns zustürzen sehen sollen; gleich beim Anblick der ersten, die sich näherte, dachte ich, gewiß schon tausendmal verschlungen zu seyn. O Wunder über Wunder! ein Wort, ein Wink von dem Patron, und gehorsam senkt sich der Riese und schleicht ruhig unter unserem Nachen vorüber; so ging es mit allen übrigen. Das beruhigte uns wieder: nun, das geht vortrefflich, dachte ich bei mir, unser Pilot ist ein wahrer Nelson.

Seit zwanzig Minuten ungefähr wurden wir so immer weiter nach der Küste von Dover zu getrieben; hier folgten ganze Haufen von Neugierigen mit den Zeichen der lebhaftesten Angst jeder Bewegung von unserer Seite, und schon gedachte ich, bald den Sand unter den Füßen zu fühlen, als sich plötzlich ein fernes Donnern und Brausen, erst ganz dumpf, dann immer deutlicher und stärker, vernehmen läßt; kaum drehe ich mich um, als meine Gefährten und ich von einem sprudelnden Schaumregen salutirt werden. — Es war weiter nichts, als daß wir in die Brandung hineingekommen waren. — Bei einem solchen Spaß war noch Keiner von uns zugegen gewesen; kaum rührt man sich wieder ein wenig und fragt nichts danach, puff! setzt's wieder einen neuen Gruß, und noch einen, und wieder einen, kurz, es war Alles aus, unsere Barke füllte sich mit Wasser.

In ihrem Schrecken hatten sich meine Nachbarn dicht an einander gedrängt, mit dem Rücken nach dem Meer zu gewandt, und ich, der näher an dem Patron stand, mußte den armen Leuten zum letzten Bollwerk dienen; ich hielt mich aufrecht stehend, fest und unbeweglich wie ein Soldat beim Gewehrschultern, und von jeder neuen Woge, voller Resignation meine Ohrfeige entgegennehmend. Jetzt drohte eine letzte Brandungswelle, uns unterzutauchen. — „Heda, wir werden untersinken", schrie ich, ganz außer mir, dem alten Seehund zu. — „Never mind, be quiet, (nicht daran zu denken; seyd nur ruhig)", sprach er kalt und kurz, ohne mich anzusehen, dann giebt er ein Zeichen und seine beiden Matrosen stürzen sich ins Meer. Zu welchem Zwecke, weiß ich nicht; denn ich sah nichts mehr, ich war ganz betäubt, meine Augen waren voll Wasser; auf einmal bekömmt die Barke einen raschen Zug; wir dringen durch das Wasser hindurch, — man bugsirte uns.

Kurz und gut, wir kamen noch gerade zurecht, um auf dem Sand zu stranden; nur noch eine Minute, und es war zu spät!

Die jämmerlichen Details unserer Landung will ich den Lesern ersparen. Die Frau, welche sich mit uns gewagt hatte, lag schon längst in Ohnmacht; die Leute transportirten sie auf den Schultern ohne Besinnung ins Zollhaus. Die arme Frau kam bald wieder zu sich, aber leider nur, um etliche 30,000 Francs Spitzen, die sie als Kontrebande mit sich trug, vor ihren Augen ausgebreitet zu sehen; ich glaube, sie ist vor Verdruß darüber gestorben. Jetzt wage es noch Einer, im März-Aequinoctium, in einer Barke Promenaden über den English Channel zu unternehmen. (Fr. Litt.)

Mannigfaltiges.

— Cooper in England. Herr Cooper scheint es mit aller Welt verderben zu wollen. Seitdem er, statt der Prairieen und See-Abenteuer, Länder und Städte beschreibt, seitdem er das Reich der Phantasie mit Frankreich und England vertauscht hat, ist sein literarischer Ruhm so krank geworden, daß ihm die kritischen Aerzte in der alten wie in der neuen Welt kein langes Leben mehr versprechen. Herr Cooper, der sich in seinen Romanen in einer gewissen fernliegenden und durch ihre Neuheit interessanten Sphäre gehalten, hatte selber dadurch ein interessantes Relief bekommen; das gab ihm Veranlassung, seine Europäischen Leser selbst aufzusuchen und diese nun sogar zum Gegenstande seiner Darstellungen zu machen. Aber wie klein erscheint in der Nähe der Mann, der sich in der Ferne so kolossal ausnahm! Was Herr Cooper über Frankreich, die Schweiz, Deutschland und England und sogar über die gesellschaftlichen Zustände seines eigenen Vaterlandes in seinen letzten drei Werken hat drucken lassen, steht auf so gleichem Niveau mit dem kleingeistigen Geschwätz einiger Englischer, Französischer und Deutscher Touristen, daß er wahrlich nicht nöthig gehabt hätte, sich darum aus Amerika nach der alten Welt zu bemühen. Von seinen beiden vorangegangenen Schriften dieser Art, den „Erinnerungen an Europa"*) und dem „Aufenthalt in Frankreich"**) haben wir bereits früher gesprochen. Sein neuestes Buch heißt: „England; nebst Skizzen der Gesellschaft in der Hauptstadt."***) Was unter solchen „Skizzen" heutzutage zu verstehen sey, bedarf kaum mehr einer Erläuterung; der Titel ist gar zu oft schon da gewesen und bedeutet ungefähr so viel, als: viele Worte über Personen und Dinge und möglichst wenige Gedanken über Geist und Gehalt. Cooper's „England" erfüllt diese Bedingungen auf das Vollständigste; es sind drei Bände voller kleiner Geschichten von Mittagstafeln, Landpartieen und ungeheueren Ennuyanen, bei denen es nur unentschieden bleibt, wer am meisten dazu beigetragen, ob die Englische Gesellschaft oder Herr Cooper. Lege man nur ja nicht etwa den Maßstab der „Briefe eines Verstorbenen" an dieses Buch; sie verhalten sich zu einander, wie ein feingebildeter Mann zu einem Plebejer an Geist: der Eine hat das Talent, auch das Nichtige unterhaltend zu machen, während die Rohheit des Anderen selbst in seinem Schweigen mitspricht. Wir mögen dem republikanisch erzogenen Amerikaner Manches zu gut halten, nur nicht gerade das Klemmsche! Franklin war auch ein Republikaner, und Washington Irving ist es nicht weniger. Aber welche Anerkennungen hatte der Eine für die großen Männer in Frankreich, und wie bescheiden und doch zugleich urban trat der Andere in England und selbst in Spanien auf! Cooper dagegen weiß sich nicht genug lustig darüber zu machen, daß Lady Holland ihm die Vorzüge der Holländischen Häringe angerühmt, daß der Bischof von London den Namen des Bischofs von New-York Hobart und nicht Hobart ausgesprochen, und daß die Englischen Pairs an seiner Thür immer viel stärker und vehementer anzupochen pflegten, als die Mitglieder des Unterhauses. Und solche Geschichten theilt der Amerikaner als Charakter-Züge von Alt-England mit! Wollte er dadurch sein Vaterland mit den Ausfällen gegen dasselbe versöhnen, die seine beiden vorangegangenen Schriften enthielten, so wird ihm das bei den fortwährenden Neckereien zwischen England und den Vereinigten Staaten vielleicht gelingen, aber seinem Geschmack und seiner Urtheilskraft wird die gebildete Lesewelt, die ihnen schon seit zwei Jahren nicht mehr recht traut, nun vollends Lebewohl sagen.

— Jedem das Seine! Der „Hamburger Korrespondent" vom 8ten d. M. macht darauf aufmerksam, daß die Französischen Uebersetzungen Schillerscher Gedichte, deren wir in Nr. 55 des „Magazins" gedachten, gar nicht von Herrn Bonafont herrühren, sondern von diesem bloß aus einer im Jahre 1825 in Paris erschienenen Sammlung Schillerscher Poesieen, übersetzt von Madame Morel†), abgedruckt worden sind, ohne daß der eben so eleganten als zarten Uebersetzerin von Herrn Bonafont auch nur mit einer Silbe gedacht wurde. Madame Morel ist bereits verstorben und kann daher ihr Eigenthum nicht selbst vindiziren; wir glauben jedoch, einer Todten diese Ehrenerklärung um so mehr schuldig zu seyn.

*) Recollections of Europe etc. — London, 1836.

**) A residence in France, with an excursion up the Rhine, and a second visit to Switzerland. — Paris, 1836.

***) England; with sketches of society in the metropolis. By J. Fenimore Cooper. 3 vols. London, 1837.

†) Choix de pieces fugitives de Schiller, traduites de l'allemand, par Madame Morel. Paris, Le Normant pere, 1825.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 71. Berlin, Mittwoch den 14. Juni 1837.

Frankreich.

Die Feste in Fontainebleau.

Von Jules Janin.

.... Nachdem ich mehrere Tage von nichts Anderem sprechen gehört, als von jener jungen Prinzessin, die auf ihrer Reise so großen Enthusiasmus erregt hatte, kam mir endlich auch die Lust, sie mit der Menge in Fontainebleau zu begrüßen und Einer der Ersten zu seyn, die bei ihrer Ankunft Vivat! riefen. Ich war allerdings lange unentschlossen; die Reise kam mir wie eine Last vor, mir armen geängstigten Reisenden, der ich mir aus jeder Stadt, die ich passire, eine Feindin zu machen pflege; aber als ich erst die Anekdote gehört, die am Morgen meiner Abreise überall zirkulirte, da hielt mich nichts mehr zurück. Die Prinzessin Helene hatte den Herzog von Broglie auf den Anhöhen von Bergen an ein Gefecht erinnert, das sein Großvater, der Marschall, dort gewonnen hatte. Ei, einer jungen Dame, die unsere Geschichte so vortrefflich kennt und die eines Tages einmal einen so bedeutenden Platz darin einnehmen soll, muß man ja wohl entgegen gehen!

Aber, sagte man mir, wie wollen Sie's anfangen? Die Stadt ist mit Fremden angefüllt, das Schloß von Soldaten umgeben, der Wald ist zum Lager geworden, und die in Fontainebleau angebäuften Paläste, die nur einen einzigen Palast bilden, sind nicht geräumig genug, um alle Gäste zu fassen, die zu diesem Königlichen Feste geladen sind. Ueberdies — wer sind Sie denn? Was haben Sie für eine Uniform? Was für einen Titel? — Ach, Lieber, Sie haben vollkommen Recht; ich bin gar nichts, und was die Uniform betrifft, so besitze ich nur einen schwarzen Frack, der schon sechs Monat alt ist — indessen ich gehe doch nach Fontainebleau.

Der Weg war so schön; die Sonne schenkte uns ihre ersten Frühlings-Strahlen; die Bäume wurden von Stunde zu Stunde grüner; wie durch einen Zauber sah man plötzlich die künftige Aerndte hervorsprießen, die gestern noch traurig in der Erde vergraben lag. Die munteren Postillone, mit bunten Bändern um die Hüte, trieben ihre Pferde in dem durchsichtigen Staubwirbel. Das war wirklich Freude, wirklich Staub, wirklich Sonne! Schreckliches Wetter für die Spekulanten, die bereits daran gedacht hatten, das Getraide aus Odessa herzuholen!

Wir fuhren wie die Fürsten. Wer uns so rasch vorüberkommen sah, der sagte: Ganz gewiß war das ein Deputirter! Ganz gewiß ein Minister! Ganz gewiß ein Pair von Frankreich! Das war eine hohe Person, ganz gewiß! Es war aber Niemand, als wir selbst.

Die Stadt Fontainebleau hatte ein triumphirendes Ansehen. Ueberall war Bewegung, überall Feiertag. Die Prinzessin wurde um vier Uhr erwartet; es war Mittag, als wir unseren Einzug in die Stadt hielten. Zu unserer großen Freude wurde es uns ziemlich leicht, ein Bett und ein Zimmer zu finden. Um zwei Uhr waren wir bereits im vollen Staat; die Prinzessin konnte also kommen.

Wie prächtig sind doch die Gärten von Fontainebleau! Ehrwürdige Bäume, alte Buchengänge, Fontainen und Kaskaden hier und dort bilden einen majestätisch-erhabenen Anblick. Hier ein schöner Teich, und in der Mitte dieses Teiches ein vom Kaiser gebauter Pavillon! Im Sommer hielt der Kaiser hier sein Conseil, und hier träumte ich gedankenvoll einen wunderbaren Traum von den Größen dieser Erde, die einst von diesen Wellen hier getragen wurden, ohne daß auch nur eine Spur von ihnen geblieben wäre! Ich träumte noch, als plötzlich die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten und die Janitscharen-Musik ihr Fanfare ertönen ließ. Fort, fort! Fast hätte ich zu lange geschwärmt und darüber heute die Prinzessin versäumt!

Ich schreite in aller Eile quer über den Garten nach der großen Pforte. An derselben sagt mir ein Wachthabender sehr höflich: „Hier darf man nicht hinein!" Doch er besann sich und meinte: „Sie haben sich vielleicht verspätet, weil Sie den Weg durch das Schloß genommen. Treten Sie nur gefälligst ein, mein Herr!" Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und trat ein. Die ganze Garnison war unter den Waffen. Ein schönes Kavallerie-Regiment nahm die eine Seite des Hofes ein, während auf der anderen Seite das brillanteste, jugendlichste, munterste und eleganteste Husaren-Regiment, das jemals existirte, seitdem es Husaren giebt, aufmarschirt stand. Es ist dies ein Muster-Regiment. In den feinsten Scharlach gekleidet, ist dieser Scharlach von verschwenderischer Hand mit Silber, mit Stickereien und mit den lebhaftesten Farben bedeckt. Kommandirt wird dieses Regiment ebenfalls von einem Muster-Offizier, von dem Oberst Brack, und das ist genug gesagt. Aber ach, es sollte dies der letzte Tag des Obersten bei seinem Regimente seyn; es hieß, er sey zum General avancirt.

Alles, was ich drüben sub tegmine fagi gehört hatte, war nur ein blinder Lärm gewesen. Die Trompeter der Husaren wollten sich in Uebung erhalten, und nun ließen sie ihre Instrumente wie einst die Drommeten im Thale Josaphat erschallen. Die Tamboure der Karabiniers antworteten den Trompetern, und zu allem diesen kriegerischen Lärm kam noch das Geräusch der Kanonen, die, von ihren vier Pferden gezogen, in diesem umfangreichen Hofe umherfuhren. Sie stellten sich hier in Schlachtordnung auf, hier am Fuße derselben Treppe von Fontainebleau, wo einst das größte Drama der Welt seine Entwickelung fand. Dreiundzwanzig Jahre sind kaum verflossen, und es ist, als ob es schon zwei Jahrhunderte wären, seitdem hier die alte Garde der großen Armee versammelt stand, um von ihrem Heerführer und ihren Adlern für immer Abschied zu nehmen.

Während ich mich allen diesen schaarenweise zuströmenden Erinnerungen überließ, wurde die Sonne von einer Wolke bedeckt, von einer leichten Frühjahrs-Wolke. Einige Tropfen warmen Regens fielen auf jene schönen Uniformen, die dadurch nur noch um so glänzender schienen. Mein armer schwarzer Frack aber konnte keinen Regen und auch den leichtesten nicht vertragen; schon suchte ich mit den Augen ein Obdach, als plötzlich von allen Seiten gar vornehme Herren in gold- und silbergestickten, mit Palmen brodirten Uniformen und mit dem Degen an der Seite auf mich zukamen. „Komm nur hierher", rief der Eine. — „Ich will Dir einen guten Platz verschaffen", sagte der Andere. — „Hättest Du doch nur eine kleine Stickerei an Deinem Rock-Kragen", meinte ein Dritter, „so könntest Du mit uns auf den Balkon des Königs kommen." — Ganz erstaunt, die vornehmen Herren in diesem Tone mit mir reden zu hören, betrachte ich sie mir etwas näher, und siehe da! es sind meine besten Freunde. Unter ihnen befand sich, mit dem wohlverdienten Commandeur-Kreuze der Ehrenlegion geschmückt, der Baron von Taylor, der eben mit Meisterstücken der Spanischen Malerschule beladen von der Pyrenäischen Halbinsel zurückgekehrt ist. „Nun, wenn Ihr es so haben wollt, so folge ich Euch." Und ich folgte ihnen und befand mich bald auf dem schönsten Platz unter Dach und Fach, in einem kleinen Kabinet mit zwei Fenstern. Eines dieser Fenster ging nach dem Balkon des Königs und das andere nach dem Schloßhof hinaus. So hatte ich die Aussicht, vor mir das Gefolge der Prinzessin zu haben, während ich zu meiner Linken allen Bewegungen des Hofes folgen konnte, wenn man nämlich diesen gothischen Namen einer momentanen Vereinigung der einflußreichsten Männer unseres Landes geben darf.

Es schlug eben vier Uhr, und überall zeigten sich Erwartung und Ungeduld. Da Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige ist, so zog man daraus den Schluß, daß sie auch die Höflichkeit der Prinzessinnen seyn müsse. Aber wie sollte diese junge Frau wohl pünktlich seyn, die auf jedem Schritte ihres Triumphzuges von den Massen aufgehalten wurde, welche sie sehen wollten? Während wir so da standen und warteten, fragte mich einer meiner brodirten Freunde, ob ich wohl die Ausstattung, den Trousseau der Prinzessin gesehen hätte? — „Nein", sagte ich, „ich kenne davon nichts, als die wundervollen von Roqueplan ausgemalten Fächer." — „Da bin ich glücklicher als Du", erwiederte mein Freund; „ich habe Alles gesehen, und zwar ganz bequem, denn ich war allein in den schönen Zimmern des Prinzen. Und wenn der König nicht gekommen wäre und mich gestört hätte, so glaube ich, daß ich noch jetzt dort stehen und Alles bewundern würde."

Nun ist der Freund, der mir dies erzählte, obgleich er etwas brodirter war als ich, doch eben auch nicht mehr als meine Wenigkeit. Wie war er aber in den Palast gekommen, den man mir so fürchterlich vorgestellt hatte? Er war bereit, es mir zu sagen, und ich hörte ihm zu, obwohl ich aufmerksam auch auf das geringste Geräusch blieb, das unten vom Schloßhofe herkam. (Fortsetzung folgt.)

England.

The Eastern Seas etc. (Der Oestliche Ocean, oder Reisen und Abenteuer im Indischen Archipel, in den Jahren 1832—34.) Von G. W. Earl. London, 1837.

Der Verfasser dieses interessanten Werkes fuhr im August 1832 in einem kleinen Schooner von der Westküste Neuhollands nach Batavia. Das Schiffsvolk, lauter Malayen und Chinesen, schien ihm anfänglich sehr finster und mürrisch; als man aber die warmen Breiten erreichte, wurden sie bald sehr guten Humors. Bei der Durchfahrt durch die Meerenge Sunda empfing unser Reisender die ersten Eindrücke von der Natur des Indischen Archipels.

„Die See in der Nähe von Batavia ist voll kleiner Eilande, die alle mit üppiger Vegetation bekleidet sind. Dann und wann kommen die Böte der Eingebornen (Prahu's) mit ihren Segeln aus gelben Matten hinter einem dieser Inselchen hervor und verschwinden gleich nachher wieder hinter dem grünen Laubwerk eines anderen; über den Gipfeln der Bäume erspäht man oft die weißen Segel irgend eines majestätischen Schiffes, das durch das Labyrinth dieses kleinen Archipelagus sich windet. Eine Insel-Gruppe, die „Tausend Eilande" genannt, ist noch nie erforscht worden; sie bietet kleinen Piraten gute Schlupfwinkel. Am 2. September fuhren wir um die Spitze Ontang-Java und steuerten dann gerade auf Batavia los. Eine Anzahl großer Fischer-Böte, die aus der hohen See kamen, waren uns in dieser Passage bald vorangeeilt, obgleich wir sehr rasch segelten. Sie gewährten einen sehr hübschen Anblick; viele derselben konnten wohl 15 Tonnen laden, und jedes Boot führte ein ungeheures viereckiges Segel."

Die ausführliche Schilderung, welche der Verf. von Batavia selbst giebt, kann hier füglich übergangen werden. Man kennt schon zur Genüge die sumpfigen Ebenen, die giftigen Dünste und die wandelnden Gespenster dieser Stadt. Ihr schädliches Klima wird von den Eingebornen wie von den Europäern gefürchtet; und die Holländer müssen zur Conscription ihre Zuflucht nehmen, wenn sie die erforderliche Anzahl Fischer im Hafen unterhalten wollen. Es ist schwer zu sagen, warum diese Nation gerade einen so lebensgefährlichen Ort zu ihrer Niederlassung auf Java erkohren hat, man müßte denn annehmen, daß sie von der Aehnlichkeit des Bodens mit dem ihrer Heimath angezogen worden sey. Als Batavia einmal gegründet war, hielten die Bande der Gewohnheit und des kaufmännischen Interesses die Ansiedler fest; und vermuthlich wird dieser Ort nicht eher in Verfall kommen, bis das kommerzielle System, unter welchem er blühte, eine Aenderung erhalten hat. Ueber diesen wichtigen Gegenstand läßt sich unser Autor mit prophetischer Stimme also vernehmen:

„Batavia ist der Sitz der obersten Behörde des Holländischen Indiens und der Stapelplatz für die Erzeugnisse aller Holländischen Kolonieen im Oestlichen Archipel. Ehemals wurde dieser Ort von vielen großen Dschonken aus China und Siam und von Prahu's aus allen Gegenden des Indischen Archipels besucht; aber seit der Britischen Niederlassung auf Singapohr hat die vollkommene Handelsfreiheit, deren man dort genießt, den Handel der Eingebornen größtentheils dorthin versetzt, während der Verkehr, den die Dschonken vormals zwischen China und Batavia unterhielten, ganz aufgehört hat. Die Regierung sieht sich demnach genöthigt, ihre Einkünfte aus dem Ertrage ihrer eigenen Besitzungen zu beziehen."

Von den drei Artikeln, die in Europa am meisten verlangt werden — Kaffee, Zucker und Pfeffer — sind der Kaffee und der Pfeffer ausschließliche Monopole der Regierung, und diejenigen Pflanzer, welche ihren Ertrag an Privat-Personen überlassen, werden hart bestraft. Die Regierung bezahlt für die erwähnten Artikel außerordentlich wenig und verkauft sie desto theurer.

Die Eingebornen der Insel Java sind ein lenksames, gelehrtes, betriebsames Volk; allein die Holländische Verwaltung wirkt Allem, was den Wohlstand dort fördern könnte, vielfach entgegen. Jedes Lebens-Bedürfniß ist schwer besteuert. Reis, Fische und Salz sind die vornehmsten Verbrauchs-Artikel im Lande, und von diesen hat die Regierung das Monopol der beiden letzteren. Das Salz verkauft sie ungefähr sieben Mal theurer, als es werth ist, und die Fische, welche in großen Quantitäten an den Meistbietenden verkauft werden, kommen in den Besitz der reichen Chinesischen Fischhändler, die sie wieder mit großem Profit an das Volk von Java verkaufen.

Von Batavia segelte Herr Earl ostwärts längs der Küste von Java bis Sourabaya, dessen Bevölkerung nur aus Javanesen besteht. Die niederen Volksklassen in und um Batavia sind größtentheils Malayischer Abkunft. In Sourabaya fand der Verf. einen Engländer, die einzige Person, welche hier in der Industrie mit gutem Beispiel voranging. „Obschon", sagt Earl, „sehr viele Schiffe in Sourabaya gezimmert und ausgebessert werden, so existirt hier doch bis jetzt nur Ein Europäischer Schiffbauer, ein Engländer, der seit langer Zeit in dem Lande sich niedergelassen hat und ein sehr ausgedehntes Geschäft treibt. Seine Zimmerleute, drei- bis vierhundert an der Zahl, bewohnen ein großes an das Werft stoßendes Dorf. Wenn der Fremde die Werkzeuge eines Javanischen Zimmermanns und die Art ihrer Anwendung wahrnimmt, so wird es ihm schwer begreiflich, daß man hier große Fahrzeuge bauen kann. Die Axt, das einzige Instrument, womit man die Balken behaut, ist nicht größer, als ein starker Englischer Meißel und wiegt nur ungefähr ein Pfund. Will der Zimmermann ein Stück Bauholz behauen, so zeichnet er es zuvor mit Kreide und haut dann mit seinem kleinen Instrumente Splitter um Splitter weg, bis das Holz die gewünschte Form hat. Das ist eine arge Verschwendung, die aber wegen der großen Wohlfeilheit des Holzes wenig beachtet wird."

Herr Earl war so glücklich, in Sourabaya eine Gelegenheit nach Kali-Pudschang zu finden, einem Seehafen an der Südküste von Java, der bis heute nur den Holländern bekannt gewesen. Die Faktorei daselbst ist ziemlich unbedeutend, nicht aber der Hafen. Von diesem versichert der Verf., daß er die ganze Britische Flotte beherbergen könnte. Auch hier hemmt das Holländische Verwaltungs-System die Industrie. Zu den schwer besteuerten Artikeln gehören die eßbaren Vogelnester, die man in den Kalkhöhlen an der Südküste findet. „Die gestügelten Manufakturisten dieser in China so hochgeschätzten Nester sind kleine Schwalben, die das leimige Material derselben aus der See holen sollen. Diejenigen, welche man einsammelt, ehe die Vögel ihre Eier hineingelegt haben, gelten für die besten; sie sind von blaßrother Farbe, beinahe durchscheinend und sehr zerbrechlich. Sie werden von den Chinesen in Wasser aufgelöst und als Suppe verspeist. Ich habe an den Tafeln reicher Chinesen öfter von dieser Leckerei genossen, muß aber gestehen, daß ich sie fast ganz geschmacklos fand. Die Einsammlung der Nester ist eben so beschwerlich als gefährlich; sie werden zu bestimmten Zeiten ausgehoben, und man stellt Wächter an den Eingang der Höhlen, damit die Vögel bei ihrem Nestbau ungestört bleiben."

Herrn Earl's weitere Reise ging über Singapohr längs der Ostküste der Halbinsel Malakka nach Bankok, der Hauptstadt von Siam, einem Orte, der wohl nur wegen der großen Dschonken, die daselbst gezimmert werden, einige Bedeutung erlangt hat. Der Schiffbau von Bankok befindet sich fast ganz in den Händen der Chinesen, die größtentheils aus der Provinz Canton stammen; und es verdankt seinen Flor den großen Teak-Wäldern, die im östlichen Siam bis zur Küste sich ausdehnen, und aus welchen die gefällten Bäume mit geringen Kosten bis in die Hauptstadt geflößt werden. Die Bevölkerung von Bankok schätzte Gutzlaff im Jahre 1828 auf 401,300 Seelen, worunter 360,000 Chinesen.

„Etwa eine Stunde vor Tagesanbruch" — so erzählt der Verf. — „erreichten wir den unteren Theil von Bankok. Obgleich es noch sehr früh am Tage war, arbeitete doch schon eine Menge Chinesischer Grobschmiede rüstig in ihren Werkstätten. Auf unserem Wege nach der Faktorei wanden wir uns zwischen einem bunten Gewimmel von Böten, Dschonken und schwimmenden Häusern hindurch, die das Ufer unseren Blicken ganz verhüllten. Hunderte kleiner Kanoe's, viele kaum größer, als Waschkörbe, fuhren ab und zu; einige derselben trugen Siamesische Priester (Talapoinen), die nachlässig von Haus zu Haus ruderten, um fromme Gaben zu sammeln. Die Bewohner der auf Flößen stehenden Häuser öffneten ihre Läden an der Fronte und boten ihre Waaren zum Verkauf. Man sah hier gedruckte Kallito's, papierne Sonnenschirme, Konfekt, Früchte, Töpfe, Pfannen u. s. w. ausgestellt. Die Frauen verkauften diese Artikel, während ihre Männer, Cigarren schmauchend, auf der Plattform saßen oder zum Fischfang sich anschickten."

„Die Faktorei und der Palast des Königs waren die einzigen Gebäude aus Stein, die ich in Bankok zu Gesicht bekam. Der Palast ist ein weitläuftiges Gebäude im Europäischen Stil am linken Ufer des Flusses. Alle übrige, selbst die Häuser des Pra-Klan und anderer Magnaten, sind aus Holz aufgeführt. Der Schlamm und eine Menge kampflustiger Hunde machen das Gehen in den Straßen von Bankok sehr unbequem. Auf zwei oder drei sehr kurzen Exkursionen in dieser morastigen Stadt begleiteten mich zwei mit Rudern bewaffnete Matrosen; nur auf diese Art wurde es uns möglich, die Hunde abzuwehren." Die besten Waaren-Magazine sind auf hölzernen Flößen gebaut; so oft der Fluß überschwillt, verbreitet sich das Wasser durch die ganze Stadt, und alsdann können die Bewohner nur auf Böten von einem Hause zum anderen kommen. In der Regenzeit ereignet es sich mitunter, daß ganze Reihen schwimmender (d. h. auf Flößen stehender) Häuser sammt ihren Bewohnern den Fluß hinabgetrieben werden und die Schiffer in große Verlegenheit setzen. Diese beweglichen Gassen gewähren jedoch auch ihre Vortheile; man kann einen unruhigen Nachbar mit seiner ganzen Familie und allen Habseligkeiten von sich entfernen, indem man sein Haus fortschiebt und ihn solchergestalt nöthigt, einen anderen Platz zu suchen. Eben so kann ein Verkäufer, wenn ein benachbarter Laden ihm seine Kunden entzieht, ohne große Mühe sein Haus in eine andere Gegend schaffen." (Br. Rev.)

Zur Naturgeschichte der Affen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Es findet sich auch wirklich, daß die vielen großen und kleinen Geschichten, die seit Menschengedenken über die Affen im Schwange gehen, fast durchgängig dem Affengeschlecht keine große Ehre machen. Weder an Verstand, noch an Glück kommen sie gut dabei weg. Ein bischen Schlauheit und ein bischen Geschick wird ihnen allerdings zuerkannt, aber am Ende ist doch in der Regel der Affe der Geprellte, der Geschlagene, der das Schlimmste auszubaden hat, und auf dessen Kosten man lacht — wenn er nicht gar in seiner Dummheit etwas Schreckliches angerichtet hat, wovor Einem das Lachen vergeht. Von den ältesten Indischen und Persischen Fabeln bis herab auf den unheimlichen Major Weir, den Hausaffen des bösen Sir Robert in Walter Scott's „Redgauntlet", erscheinen diese Thiere immer als ein unseliges, mißgeschaffenes, geplagtes Geschlecht von Mittelwesen, nicht Mensch und nicht Thier. Da haben wir bei Aelianus die Geschichte von dem Affen, der ein Kind baden wollte, wie er die Wärterin thun gesehen, aber der dumme Teufel wirft das Kind in siedendes Wasser; und dann die bekannte List, wie der Jäger sich das Gesicht mit Wasser näßt, daß es der Affe sehen kann, dann weggeht und ein Gefäß mit dem besten und zähesten Vogelleim stehen läßt, und der Affe nichts Eiligeres zu thun hat, als herunterzukommen und sich die Augen zu verkleistern; oder wie man sich den Spaß machen kann, einen Affen hinzusetzen und ein halb Dutzend Schnecken um ihn her, wo denn der arme Narr mitten sitzt und vor Angst kein Glied zu rühren wagt. Freilich lesen wir auch (bei Aelian) von einem Affen, der ganz trefflich zu kutschiren verstand; ferner von dem klugen Manöver eines Affen in Aegypten, den man mit Katzen einen Baum hinauf jagte; er lief einen schmalen Ast entlang, der sich unter seinem Gewicht zur Erde niederbeugte, sprang hinunter, daß der Ast zurückschnellte, und nun mochten die Katzen zusehen, wo sie bleiben und sich fest anklammern, daß sie nicht unsanft zur Seite flogen. Und um auch aus neueren Zeiten Histörchen zu citiren — erzählt uns nicht Ambrosius Paräus, daß er in aedibus ducis Somei praegrandem simiam gesehen, ein hochberühmtes Thier und in allen Künsten so bewandert, daß man es Magister Factotum geheißen? nur Schade, man hatte dem armen Magister zuvor die Hände an den Vorderpfoten abgebauen, damit er nichts verderbe. Vollends die Geschichte von dem Affen, der mit der Katzenpfote Kohlen aus dem Feuer holt, die neuerlich von Edwin Landseer so köstlich gemalt worden ist, daß alle Diplomaten sich an dem Bildchen mit Lust bespiegeln kön-

nen; was, sage ich, gemalt? die Kohlen glühen wirklich, daß man es ordentlich heiß im Gesichte fühlt, und der boshafte Affe grinst und drückt die Pfote seiner Feindin recht unerbittlich in die Glut, und man sieht sie jämmerlich kreischen. Beiläufig gesagt, diese Geschichte, an der wir uns alle als Schulknaben inniglich ergötzen, soll sich in der Küche Papst Julius' II. wirklich zugetragen haben.

In einem alten Buche: „Neue Geschichte von Aethiopia, das ist eine ausführliche und genaue Beschreibung des Königreiches Abyssinia, so gewöhnlich, aber nicht mit Rechten, heißet das Reich des Priester Johann, verfaßt durch Hiob Ludolph, (ins Englische) übertragen durch J. P. Gent. Fol. 1682", finden wir einen großen Kupferstich, lauter Affen vorstellend, mit folgenden erläuternden Umschriften: 1) „Wie sie über die Felsen klettern. 2) Wie sie großmächtige Steine fortwälzen, die Würmer aufsuchen. 3) Wie sie über den Ameisenhäufern sitzen und die kleinen Imsen fressen. 4) Wie sie dem Raubthier, so sie überfallen will, Sand und Staub in die Augen werfen." Dazu gehört denn folgender erbaulicher Text: „Von Affen sind in selbigem Lande ganze Heerden, unzählig viele; die ziehen über die Berge auf und nieder, ihrer Tausend und wohl mehr auf einem Haufen, und lassen keinen Stein ruhig liegen, sondern wälzen ihn um; und so ihnen einer zu groß und schwer ist, daß zwei oder drei ihn nicht können wälzen, so rufen sie die Anderen zum Beistand. Und solches thun sie um der Würmer willen, so darunter stecken, wenach sie gar angenehmend lüstern sind. Auch Ameisen fressen sie gern, und wann sie über einen Ameisenhügel kommen, setzen sie sich rund herum und legen allesammt ihre Vorderpfoten darüber, decken ihn ganz zu, also daß die Imsen müssen ihnen in die hohle Hand kriechen; dann führen sie's zum Maule und verschlingen's mit großer Gier und Behagen, weichen auch nicht vom Platze, bis auch nicht ein Ameiselein übrig blieben. Auch über Früchte und Aepfel sind sie gar eifrig her, und so man nicht fergiam zusieht, haben sie Garten und Feld ganz und gar geplündert und zu Grunde gerichtet im Nu. Und weil sie gar besonders klug und listig sind, so schicken sie Kundschafter voraus und wagen sich nicht eher heran, als bis sie vernehmen, daß Alles sicher ist; dann aber stürzen sie herbei mit ganzer Macht und haben aufgeräumt, ehe man sich's versieht. Daher auch, wenn sie auf den Raub ausgehen, ziehen sie ganz still und sachte einher, und wenn ein Junges etwa schreit oder Lärm macht, züchtigen sie es mit Fäusten, daß es sein Maul halte; kommen sie aber an Ort und Stelle und finden rein Quartier, daß sie stehlen können nach Herzenslust, so erheben sie einen gewaltigen Lärm, und schreit vor Freuden ein jedes in eigenen Tönen. Und ob ihrer schon unermeßlich viele in selbigem Land sind, doch würden sie sich noch stärker vermehren, und könnte kein Mensch sie daran verhindern; aber die wilden Raubthiere thun's, die lauern ihnen auf und packen sie; und kann der Affe sich dessen gar nicht wehren, außer daß er bei Zeiten die Flucht nimmt auf die höchsten Bäume oder sich verkriecht in enge Felsspalten. Kann er aber nicht entfliehen, so macht er wohl aus der Noth eine Tugend, erwartet seinen Feind und nimmt die Pfoten voller Sand und Erde; das wirft er ihm in die Augen, ihn blind zu machen, und derweil macht er sich schnell davon."

Es existirt noch ein anderes Buch von Affenhistörchen, wohl hundert Jahre älter, als das zuvor erwähnte, und dessen Wiederbekanntmachung wir dem leider zu früh verstorbenen J. J. Conydeare verdanken. Es sind dies die „hundert lustigen Geschichten" (A hundred merry tales, oder, wie die Ueberschrift in dem 1815 zu Chiswick als Manuskript gedruckten Büchlein lautet, A C. Mery Talys), dasselbe Buch, worauf die Beatrix in Shakespeare's „bezähmter Widerspenstigen" anspielt, indem sie dem Benedikt vorwirft, er möge wohl alle seinen Witz aus den Affenhistorien haben. Für alle Shakespearomanen war das ein rechter Fund. Manche alte Geschichte findet sich in dem Buch, die seitdem als neu wieder aufs Tapet gebracht worden. Wir theilen den Lesern die 64ste Historie als ein lehrreiches Pröbchen mit, weil man nicht bloß von Affen, sondern auch von einem damaligen Lord Ober-Richter darin erfährt, was gut zu merken ist.

Ueberschrieben ist die Geschichte: „Von dem Walliser, wie er das Schreiben dem Affen zu Händen gab." Der Anfang fehlt, aber aus dem Zusammenhang geht hervor, daß ein Herr seinen Bedienten, einen Walliser, mit einem Brief an den Lord Ober-Richter schickt, worin er sich für einen armen Sünder, der früher in seinem Dienste gewesen, um Gnade verwendet, auch den Lord bittet, ihm durch den Ueberbringer eine Antwort sagen zu lassen. „Als nun der Walliser an den Palast des Oberrichters gekommen, hat er vor der Thür einen Affen sitzen sehen, in einem gar feinen Röcklein und Pelz, so für ihn gemacht war, als wie große Herren ihre Affen zu putzen pflegen. Darob der Walliser gar höflich die Mütze abgenommen, sich vor dem Affen gebückt mit großem Respekt und hat gesprochen: Mein Herr läßt sich Eurem gnädigen Herrn Vater empfehlen, und hier schickt er ihm ein Briefstein. Hat der Aff' das Briefstein genommen, aufgebrochen, 'neingeguckt und dann wieder den Mann angesehen, auch Gesichter allerlei dazu geschnitten und Zähne gefletscht nach Affenart; der Walliser aber, weil er nit konnte verstehen, was damit gemeint, ist er zurückgegangen zu seinem Herrn, wie ihm befohlen war, und hat gemeldet: Herr, das Briefstein hab' ich des gnädigen Herrn Richters Sohne gegeben, der saß an der Thür und hatte ein Pelzröcklein an. Fragt' ihn der Herr weiter, was er für Antwort brächte. Sprach der Knecht: eine Antwort hat er mir gegeben, ist aber wohl Französisch oder Latein gewest, denn ich hab gar nichts verstanden. Ihr mögt aber darum guten Muthes seyn; so gar freundlich und fröhlich von Mienen ist er gewesen, der junge Herr, daß er gewiß Euer Schreiben seinem Herrn Vater übergeben hat, mit bester Art. Darauf nun verließ sich der Edelmann und ließ die Sache gehen; daher es geschah, daß der arme Sünder, so früher in seinen Diensten gewesen, wurde zu Gericht gezogen an des Königs Bank, eingeflecht und am Ende gar gehangen." Nun folgt die Nutzanwendung: „Hieraus möget Ihr lernen, daß ein anständiger Mann soll sich versehen, nicht auszusenden einen dummen Knecht auf eilge Botschaft wegen wichtiger und dringlicher Sachen."

Wem mit mehr alten Histörchen dieses Schlages gedient ist, der mag im Erasmus, im Porta und anderwärts nachschlagen und lesen: — welchermeßen ein Affe sich ohne Kamm behelfen kann, — wie gewaltig die Affen sich vor Schildkröten fürchten, — wie Affen und Hähne unter einander die ärgsten Feinde sind, — wie man vor Zeiten den Muttermörder, zur Strafe für sein unnatürliches Verbrechen, mit einem Affen, einem Hahn und einer Schlange zusammen in einen Sack gebunden und so eines schauderhaften Todes sterben lassen. Aber dies ist eine gar zu grausame Geschichte, und wir bleiben lieber bei den amüsanten.

Sehr viele Schriftsteller sprechen dem Affen die Fähigkeit ab, lange dauernde Eindrücke von Etwas zu behalten; dem ist aber nicht so. Diese Thiere besitzen vielmehr ein ausgezeichnetes und sehr dauerhaftes Erinnerungsvermögen, natürlich am meisten für solche Dinge, wovon sie auffallend oder empfindlich betroffen worden sind. So ist uns der Fall bekannt, daß ein Affe, der Jemanden Pillen einnehmen sehen, eine ganze Schachtel voll auf einmal verschlang, — zum Glück waren es keine Morisensche Universal-Reinigungspillen; aber von da an durfte man dem Thiere nur eine Schachtel zeigen, die ungefähr nach Pillen aussah, um es zur schleunigsten Flucht und zum Verkriechen zu bringen. Ein anderer Affe, den man in einem Landschlosse frei herumlaufen ließ, war oft in der Küche gewesen und hatte gesehen, wie ein und der andere Bediente oder Knecht etliche Körner aus einem Pulverhorn nahm und sie in das mächtige Feuer auf dem Heerde schüttete; dann sprangen die Mägde und schrieen vor Angst zur großen Belustigung des männlichen Personals. Meister Puck sah die Gelegenheit ab, sich des Pulverhorns zu bemächtigen, schlich in die leere Küche, kletterte auf den Heerd, setzte sich recht mitten auf den Rost über der heißen Asche und den glühenden Kohlen und schüttete wohlgemuth den ganzen Inhalt des Pulverhorns aus. Man kann denken, welche Explosion erfolgte, sie schleuderte ihn die halbe Höhe des Schornsteins hinauf. Aufgeflogen war er als ein netter, schmucker, reinlicher Affe, so schön man nur einen am schönsten Sommertage zu sehen wünschen mag; hernieder kam er als ein kleiner angebrannter Mohr, in einem Regen von brennendem Ruß. Vor Angst war seines Bleibens nicht, er lief gleich davon und ließ sich eine Woche lang nicht sehen, bis der Hunger ihn aus seinem Versteck hervortrieb; da humpelte er denn im Hause herum, kreuzlahm, brandfleckig, geschunden; kurz, er sah aus, wie ein kleiner Teufel. Allmälig erholte er sich zwar, doch ging es ihm wie anderen großen Personen in der Geschichte; nach dieser schnellen Erhebung und diesem plötzlichen Sturz hatte er gleichsam sich selbst überlebt; war er vordem ein närrischer Affe gewesen, so wurde er seitdem ein einfältiger. War er ja einmal ungezogen, so durfte man nur vor seinen Augen das Pulverhorn herunterholen; dann verkroch er sich gleich in sein Häuschen und kreischte und klapperte mit seinen Zähnen, wie mit Castagnetten.

Capitain Basil Hall und seine Kollegen von der Englischen Marine waren keineswegs die Ersten, die das Beispiel gaben, einen lustigen Affen auf eine lange Seereise mitzunehmen, um sich und ihrer Schiffsmannschaft die Zeit zu vertreiben. Wir lesen, daß die alten Seefahrer gleichfalls solche Thiere mit zu Schiffe nahmen, sogenannte Melitensische Hunde, in longae navigationis solamen (es mag also wohl damals auf Malta Affen gegeben haben, wie jetzt auf dem Felsen von Gibraltar). Daß aber ein Affe auch auf Landreisen einen recht guten und hülfreichen Gefährten abgeben kann, dafür bietet uns Levaillant's Affe Kees einen glänzenden Beweis. Kees begleitete seinen Herrn auf dessen Reisen im südlichen Afrika und vertrug sich gut mit aller Welt, sogar mit den Hähnen, und ganz besonders mit den Hähnern; er paßte wohl auf, wenn sie gackerten, dann stahl er ihnen die Eier. Aber dergleichen kleine Sünden machte er durch tausend verzügliche Eigenschaften wieder gut. Levaillant in seiner ersten Reise wird nicht müde, ihn zu preisen. „Dieses Thier", sagt er, „ein Affe von der am Kap so häufig vorkommenden Gattung der Paviane, hat mir die ersprießlichsten Dienste geleistet, mich oft durch seine Gegenwart von trüben und unangenehmen Gedanken zerstreut, mich zur Fröhlichkeit aufgerichtet und mir durch seinen scharfen, nie trügenden Instinkt den glücklichsten Weg zur Befriedigung vieler Bedürfnisse gewiesen. Da Kees an mir mit ganz besonderer Liebe und Zutraulichkeit hing, so machte ich ihn gleichsam zu meinem Vorkoster. Wenn wir eine Frucht oder eine Wurzel fanden, die meinen Hottentottischen Begleitern unbekannt war, so rührten wir sie nicht eher an, als bis Kees sie untersucht oder davon gekostet hatte, verschmähte er sie, so waren wir überzeugt, sie müsse schädlich oder übelschmeckend seyn, und warfen sie weg."

„Der Affe hat überhaupt vor allen Thieren eine Eigenschaft voraus, worin er dem Menschen so ziemlich nahe kömmt. So groß seine Behendigkeit und Munterkeit ist, so groß ist auch sein Verwitz und seine Neugier. Er mag Hunger haben oder nicht, so führt er doch alles Eßbare zum Munde, was ihm vorkömmt, und Alles, was er erreichen kann, betastet er mit seinen Pfoten."

„Aber Kees besaß eine noch viel unschätzbarere Eigenschaft: er war mein aufmerksamster, mein zuverlässigster Wächter. Mochte es Tag seyn oder Nacht, beim entferntesten Zeichen von Gefahr wurde er wachsam. An seinem Geschrei, an seinen Geberden, womit er seine Furcht ausdrückte, konnten wir das Herannahen eines Feindes merken, lange ehe meine Hunde das Geringste witterten. Die Hunde waren auch so gewohnt, sich auf Kees' Wachsamkeit zu verlassen, daß sie gar nicht mehr die Runde um unser Lager machten, sondern sich sorglos schlafen legten. Dies verdroß mich sehr, denn ich besorgte, die Hunde möchten mir unnütz werden und, wenn meinem treuen Kees etwa ein Unglück zustieße, auf ihre Wachsamkeit nicht mehr zu rechnen seyn. Indeß, sobald Kees das geringste Allarmzeichen gegeben, wurden sie alle aufmerksam; ja oft habe ich sie, wenn der Affe nur den Kopf, nur die

Augen nach einer Seite wendete, im Nu aufspringen und in der bezeichneten Richtung fortjagen sehen."

„Oft nahm ich ihn mit auf die Jagd, wobei sein größtes Vergnügen darin bestand, die höchsten Bäume hinanzuklettern und das ausschwitzende Gummi zu naschen, was für ihn ein großer Leckerbissen zu seyn schien; auch war er manchmal so glücklich, in einer Felsenspalte oder in einem hohlen Baume Honig zu finden. Wenn er aber nichts dergleichen ergattern konnte und von der vielen Bewegung müde und ernstlich hungrig wurde, so kam es häufig zu ergötzlichen und possierlichen Scenen zwischen mir und ihm. In solcher Noth pflegte er nämlich nach Wurzeln zu graben und sie mit großem Behagen zu fressen; darunter war besonders eine Gattung so wohlschmeckend und erfrischend, daß ich immer gern meinen Theil davon genommen hätte. Aber Kees war schlau und sah auf seinen Vortheil; wenn er eine solche Wurzel erwischen konnte, und ich war just nicht in der Nähe, so fraß er sie schleunigst auf und sah dabei immer nach mir hin, ob ich's merkte und käme. Auch wußte er die Geschwindigkeit des Fressens nach der Entfernung so glücklich abzumessen, daß ich in der Regel zu spät dazu kam. Zuweilen jedoch rechnete er falsch, und wenn ich ihm über den Hals kam, ehe er Alles verschlingen konnte, so suchte er die übrigen Stücke vor mir zu verstecken; dann aber applizirte ich ihm einige gelinde Schläge, wodurch er bewogen wurde, das Verheimlichte herauszugeben, bemächtigte mich der Beute und ließ ihm das Zusehen, wobei er sich sehr komisch gebehrdete. Aber Kees war ein gutes Thier, er trug mir darum keinen Verdruß oder Haß nach; ich glaube vielmehr, er hat auf seine Art und bis zu einem gewissen Punkte begreifen gelernt, wie häßlich seine Mißgunst gegen mich war."

Wir glauben, und der Leser verzeihe uns diese beiläufige Bemerkung, daß Levaillant sich irrt, und daß er dem armen Kees Unrecht that. Giebt es ein Gesetz, geschrieben oder ungeschrieben, im Menschen- oder Affenrecht, wonach Kees verhindert werden durfte, von den Wurzeln, die er mit seiner Nase aufgespürt und mit seinen Pfoten ausgegraben, ganz nach eigenem Gutdünken Gebrauch zu machen? sie waren sein wohlerworbenes Eigenthum, die Frucht seines Geschicks und seiner Arbeit, und nur das Recht der Stärkeren konnte ihn dessen berauben, nach dem alten allgenugsamen Spruch: Wer vermag, der mag; wer hält, der behält.

„Beim Ausreißen dieser Wurzeln — erzählt Levaillant weiter, — benahm sich Kees so geschickt, daß ich ihm immer mit Vergnügen zusah. Er packte den Strunk oder den Blätterbusch der Pflanze, stemmte die Vorderpfoten fest an den Boden und warf den Kopf zurück, wobei denn die Wurzel gewöhnlich nachgab; steckte sie aber zu fest, so packte er den Strunk mit den Zähnen, ganz dicht am Boden, und schnellte sich mit Hülfe der Pfoten und des Schwanzes mit großer Gewalt in die Höhe, so daß er die Wurzel mit einem Ruck emporriß. — War Kees auf unseren Märschen müde geworden, so sprang er einem von den Hunden auf den Rücken; sie ließen es sich auch ganz gut gefallen und trugen ihn manchmal stundenlang. Nur einer, und zwar gerade der größte und stärkste unter ihnen, wollte sich von Kees durchaus nicht reiten lassen und wußte ihm mit großer Schlauheit die Lust daran zu verleiden. Sobald er nämlich Kees auf seinem Rücken spürte, blieb er stehen, rührte sich keinen Schritt weiter und ließ die ganze Karavane an sich vorüber und voraus ziehen. Das dauerte so lange, bis Kees uns aus dem Gesichte verlor; dann bekam er Angst, stieg ab, und nun rannten beide, der Hund und der Affe aus Leibeskräften, um uns wieder einzuholen. Dabei gebrauchte aber der Hund die Vorsicht, daß er Kees immer ein paar Schritte voraus ließ, damit er ja nicht wieder aufspringen könnte. — Kurz, der Affe spielte eine große Rolle und übte eine wahre Autorität aus, die er offenbar zum größten Theile seiner Geschicklichkeit und der Trefflichkeit seines Instinkts verdankte. Es verhält sich bei den Thieren, wie bei den Menschen: der Geschickte und Klügere ist dem Stärkeren überlegen. Wenn Kees fraß, litt er durchaus keine Gäste und Zuschauer; kam einer von den Hunden ihm dabei zu nahe, so schlug ihm Kees mit den Pfoten herzhaft auf die Schnauze, und ich habe nie gesehen, daß sich die Hunde dagegen gewehrt hätten, sie liefen jedesmal davon."

„Ein sonderbarer und mir durchaus unerklärlicher Umstand ist es, daß Kees vor keinem Thiere, außer vor Schlangen, so entsetzliche Furcht hatte, als vor seines Gleichen. War er sich vielleicht bewußt, daß er in seinem gezähmten Zustande ihnen verhaßt und nicht im Stande sey, sich ihrer zu erwehren? oder war es Eifersucht, und fürchtete er einen Nebenbuhler in meiner Gunst? Ich hätte wohl manchen wilden Affen einfangen und zähmen können, die Gelegenheit bot sich mir oft, aber ich mochte meinem lieben Kees das Herzeleid nicht anthun. Wenn wir in den Bergen und Wäldern, in der Nähe unseres Weges die Affen schreien hörten, so konnte Kees, trotz seiner Furchtsamkeit, sich nicht enthalten, durch seinen Ruf zu antworten. Auf das Signal kamen ihrer denn etliche heran, aber sobald Kees einen gewahr wurde, bekam er die schrecklichste Angst, schrie jämmerlich und suchte unter unseren Beinen Schutz; dabei zitterte er am ganzen Leibe wie Espenlaub, und es dauerte lange, ehe er sich beruhigte."

„Alle Thiere, die der Mensch zähmt und zu Hausthieren macht, werden mehr oder weniger diebisch; dies liegt in der Natur der Sache. Aber bei meinem Kees war das Stehlen ein Talent, eine Virtuosität, und täglich hatte ich neue Geniestreiche von ihm zu bewundern. Meine Begleiter nahmen dergleichen gar nicht von der spaßhaften Seite, aber die härtesten Prügel besserten ihn nicht. Kein Koder war so wohl verschnürt, er wußte die Stricke aufzuknüpfen und die Eßwaaren herauszuholen. Ganz besonders genäschig war er aber auf Milch, und mehr als einmal soff er mir meine Körbe bis auf den letzten Tropfen leer; wenn dann auch mir die Geduld riß und es Schläge für ihn setzte, so lief er davon und blieb den ganzen Tag unsichtbar; erst bei Nacht kroch er ganz still wieder unter mein Zelt." — Daß Levaillant seine Milch in Körben aufbewahrte, wird für die Leser einiger Erklärung bedürfen; es ist dies aber in der Kap-Kolonie sehr gewöhnlich. Die Gamaqua-Hottentotten verstehen nämlich die Kunst, aus einem sehr feinen, festen und starken Schilfrohr so dichte Körbe zu flechten, daß man Flüssigkeiten darin aufbewahren kann, die in dieser Art von Gefäßen sehr kühl und frisch bleiben. Uebrigens wird der unparteiische Leser auch Kees' Milchdieberei entschuldigen, als eine Repressalie dafür, daß sein Herr ihm sein Leibgericht vor dem Munde wegnahm.

Für heute müssen wir von unseren Lesern Abschied nehmen; sollten sie aber gern mehr dergleichen Kuriosa lesen, so gedenken wir, sie nächstens von den Affen in der alten Welt und ganz speziell von den Europäischen Affen zu unterhalten. Die Zoologen behaupten zwar, es existire in Europa nur eine einzige Affenart, an einer einzigen Stelle, nämlich der Macacus sylvanus Lacepedii, der Affe aus der Berberei, von welchem Geschlechte sich eine Kolonie auf dem Felsen von Gibraltar angesiedelt hat. Wir kennen aber noch eine Europäische Species, den Demopithecus oder Volks-Affen, der schon bei Aristophanes vorkömmt, qui vel fraudatione vel adulatione erga populum simiam se exhibet. Diese Species scheint von jeher in Irland einheimisch gewesen zu seyn und kömmt jetzt auch in England häufig zum Vorschein, besonders zu Zeiten einer allgemeinen Parlamentswahl. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Haben die Alten den Farbendruck gekannt? Mit Erörterung dieser Frage beschäftigen sich neuerdings zwei berühmte Französische Archäologen, die Herren Quatremère de Quincy und Letronne. Der Erstere behauptet in seinen unlängst erschienenen „Mélanges archéologiques", daß der bekannte Römische Gelehrte Marcus Terentius Varro, ein Freund und Vertrauter Cicero's, ein Verfahren erfunden habe, um farbige Zeichnungen vermittelst des Druckes mehrerer Holzplatten auf Zeug zu vervielfältigen. Er beruft sich dabei auf zwei Stellen des älteren Plinius und auf eine Bemerkung Cicero's in einem Briefe an Atticus. Plinius spricht zunächst von einer sehr wohlthätigen Erfindung (benignissimo invento) des Varro, der auf diese Weise in seinen zahlreichen Werken nicht bloß die Namen, sondern auch die Bildnisse von siebenhundert berühmten Männern aufgenommen habe. Es sey dies, wird hinzugefügt, eine Erfindung, um die ihn selbst die Götter beneiden könnten, indem er jenen Männern nicht bloß die Unsterblichkeit verliehen, sondern sie auch über alle Länder verbreitet habe, wo sie nun gleichsam als gegenwärtig angesehen werden könnten.*) An der zweiten von Quatremère de Quincy zitirten Stelle berichtet Plinius über einige durch ihre Leistungen ausgezeichnete Malerinnen in Rom, deren Eine, Lala von Cycike, die in der Jugendzeit des Varro gelebt, immer Jungfrau geblieben und besonders Frauenbilder sowohl mit dem Pinsel gemalt als mit dem Cestrum auf Elfenbein dargestellt habe.**) Man wird aus dem unten im Original angeführten Texte ersehen, daß sich die Hypothese des Französischen Gelehrten thatsächlich auf die Lesart inventa (die Erfindungen) für juventa (in der Jugendzeit) des Varro stützt. Derselben Varronischen Erfindung soll nun auch Cicero in einem Schreiben an Atticus erwähnen, wo es heißt: „Daß Dir die Peplographie des Varro gefällt, kann ich nicht tadeln: ich habe dieses Heraklidische Werk noch nicht von ihm erhalten können." ***) Quatremère de Quincy will in dieser „Peplographie" (*Πέπλος* heißt bekanntlich ein Gewand) nothwendig eine Zeugschrift oder einen Zeugdruck erkennen, welches Cicero als ein „herkulisches Werk" bezeichnet. Man sieht, daß die philologischen Spitzfindigkeiten des Französischen Gelehrten, die sich zu Anfang noch hören lassen, am Ende immer unhaltbarer werden; denn herkulisch (*Ἡρακλείος*) ist allerdings mit „heraklidisch" nicht zu verwechseln, während die Benennung „Peplographie", die Cicero dem obgedachten Bilder-Werke des Varro beilegt, wie Letronne behauptet, an den Namen eines ähnlichen Werkes von Antiokles, welches von dem Gewande einer Statue der Minerva „Peplos" hieß, erinnern sollte. Letronne bekämpft eben so die beiden Auslegungen des Plinius. In der ersten Stelle, meint er, sey unstreitig nichts Anderes gemeint, als daß Varro auf den Gedanken gekommen, die Bilder berühmter Männer neben den Artikeln zu zeichnen, welche von denselben handelten; in der anderen Stelle aber sey die Lesung „inventa" in dieser Zusammenstellung ganz unsprachlich, während Plinius, um einen bestimmten Zeitraum zu bezeichnen, das Wort juventa (in juventa nostra) auch an einem anderen Ort gebraucht habe. Am schlagendsten erscheint aber das, was Herr Letronne, ganz abgesehen von aller philologischen Kontroverse, über die Idee der Erfindung sagt, die hier dem Alterthume vindizirt werden soll. Wenn, meint er, die Römer den Farbendruck gekannt hätten, so würde man sie, da der Uebergang von diesem zum Holzschnitt, Kupferstich und endlich zum Typendruck so augenfällig leicht scheint, für ein sehr unintelligentes Volk halten müssen, das unbegreiflich genug unter solchen Umständen nicht auf diese Erfindungen von selbst gekommen sey.

*) Inventor muneris etiam diis invidiosi, quando immortalitatem non solum dedit, verum etiam in omnes terras misit, ut praesentes esse credi possent. (Plin. Hist. nat. XXXV. 2.)

**) Lala Cyzicena perpetua (oder perpetuo) virgo, Marci Varronis juventa (oder wie Quatremère de Quincy liest: laventa) Romae, et penicillo pinxit, et cestro in ebore, imagines mulierum maxime. (Plin. XXXV. 39.)

***) *Πεπλογραφίαν* Varronis tibi probari non moleste fero: a quo adhuc *Ἡρακλείδειον* illud non abstuli. (Cic. Epist. ad Att., XVI. 11.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 72. Berlin, Freitag den 16. Juni 1837.

Polen.

Ein Blick auf die Polnische Literatur.

Die Literatur, sagte Frau von Staël, ist der Ausdruck der Gesellschaft; das klingt recht schön, es fragt sich aber, ob es eben so wahr ist. Warum die Literatur mehr als die Malerei, mehr als die bildende Kunst, als die Architektur und die Musik? Und warum überhaupt die schönen Künste mehr als die Wissenschaften? Wenn wir sagen wollten, die Botanik sey der Ausdruck des Bodens, würde man uns da nicht in die Schule verweisen, um darin zu lernen, was Orognosie, Geoskopie, Orogonie, Geostatik und Geonomie, genug, was alle Zweige der Geogenie seyen? Die Literatur ist also nur ein sehr unvollständiger Ausdruck der Gesellschaft, nur eine ihrer tausend Seiten. Auch müßte man sich vor allen Dingen über jene unbestimmten Begriffe „Literatur" und „Gesellschaft" verständigen. Was ist die Literatur eines Volks? wo fängt sie an? wo endet sie? bis wohin erstreckt sich ihr Gebiet? Die ausgezeichnetsten Geister sind darüber nicht einmal einig. Was die Gesellschaft betrifft, so bietet sie noch ein viel weiteres Feld zum Streiten dar.

Wenn man aber auch nicht zugeben kann, daß die geschriebene Literatur eines Volks immer ein ganz treuer Spiegel ist, der das Leben dieses Volks zurückstrahlt, so ist doch nicht zu leugnen, daß da, wo die Civilisation noch nicht ihre nivellirende Macht ausgeübt hat, die Volks-Literatur, die als Gesang oder Erzählung von Mund zu Munde geht, der wahrste Ausdruck von dem Charakter des Volks ist, bei welchem sie sich gebildet und erhalten hat. Sonst würde mit dem Tode des Dichters auch sein Werk dahin seyn.

Es ist sehr zu bedauern, daß uns von den Gesängen und Volkssagen der alten Lechen nichts übrig geblieben. Der Vergleich, den wir dann zwischen dieser traditionellen oder Volks-Poesie und der geschriebenen oder gelehrten Poesie hätten anstellen können, wäre gewiß nicht zu Gunsten dieser letzteren ausgefallen. Dies beweisen wohl die Dänischen, Schwedischen, Schottischen und Deutschen Volkslieder, obgleich diese auf ihrem Wege bis zu uns, das heißt bis auf das sechzehnte Jahrhundert, in welchem eine große Menge derselben gesammelt wurden, vermuthlich schon große Veränderungen erlitten haben. Zwischen der überlieferten und der geschriebenen Poesie eines Volks ist derselbe Abstand wie zwischen Kunst und Natur, zwischen dem Menschlichen und Göttlichen. Zugegeben selbst, daß unsere moderne Poesie, sowohl durch die Schönheit ihrer Züge, wie durch die Weichheit und Anmuth ihrer Bewegungen, den Adel ihrer Haltung und die Zartheit ihres Fleisches, eine zweite Statue des Pygmalion oder, wenn man will, eine zweite Ariadne von Dannecker sey; aber wo ist das Feuer, das sie belebte?

Die Polen besitzen einige Volkslieder, die bis ins funfzehnte Jahrhundert reichen. Diese Lieder bestehen aus vierzeiligen Strophen, heißen Krakowiaken und werden zum Tanz gesungen. Zaleski hat eine Sammlung davon unter dem Titel: Piesnie polskie i ruskie, Lemberg 1833, veranstaltet.*)

In Ermangelung einer Volkspoesie bietet uns die Polnische Literatur eine Menge trefflicher Chroniken und einige gute lyrische Gedichte dar, von denen hier eine kurze Uebersicht folgen soll. Die jetzigen Haupt-Dialekte der Polnischen Sprache sind: 1) Der Großpolnische Dialekt, der im Großherzogthum Posen gesprochen wird; 2) der Masurische, in der Wojewodschaft Masovien; 3) der Kleinpolnische Dialekt, in Galizien; 4) der Preußische oder Schlesische Dialekt, der von Germanismen strotzt; 5) der Litthauische Dialekt, dessen sich die meisten Polnischen Dichter unserer Zeit, namentlich auch Mickiewicz, bedient haben. Wir wollen hier nicht von dem Reichthum der Polnischen Sprache reden, sondern nur erwähnen, daß die Polnischen Declinationen aus sieben Fällen bestehen, und daß verschiedene Zeiten der Conjugationen so feine Schattirungen ausdrücken, daß es unmöglich ist, sie in einer anderen Sprache auszudrücken, außer etwa in dem alten Griechisch. Auch die Hauptwörter schmiegen sich mit bewundernswerther Biegsamkeit allen Erfordernissen des genauesten Ausdrucks an; es giebt keine Nuance der Größe, Ausdehnung, Beschaffenheit, Tiefe und dergleichen, die sich nicht mit fast mathematischer Richtigkeit wiedergeben ließe. Dieser glücklichen Eigenschaft ihrer Sprache, so wie der Freiheit ihrer Satzbildung, verdanken die Polen die Möglichkeit, daß sie alle Schönheiten und auch die feinsten Züge fremder Sprachen in ihr Idiom übertragen können. Schwieriger jedoch wird es ihnen, die Poesie angemessen wiederzugeben; da nämlich der Accent fast immer auf der vorletzten Silbe liegt, so entsteht daraus oft eine unangenehme Monotonie; auch haben sich die Dichter bis auf die neuesten Zeiten, gleich den Französischen, damit begnügt, die Silben, ohne Rücksicht auf die Quantität, zu zählen. Die Polnische Sprache ist einer der Hauptzweige der Slavischen. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung strebte sie schon nach einer eigenen Form, sie wurde aber in ihrer Ausbildung durch das mit dem Christenthum eingeführte Latein behindert. Vom vierzehnten Jahrhundert an mischten sich, in Folge der Einwanderung Deutscher Kolonieen, Germanische Wörter hinein, besonders in Alles, was sich auf Künste und Gewerbe bezieht. Erst im sechzehnten Jahrhundert erhielt die klassische Sprache ihre ganze Kraft und Reinheit. Es gelang ihr sogar, den Gebrauch des Lateinischen zu beschränken, welches damals die Hof- und Gelehrten-Sprache war. Aber im folgenden Jahrhundert gerieth sie von neuem in Gefahr, und erst unter Stanislaus August nahm sie wieder einen edleren Schwung.

Die Geschichte der Polnischen Literatur läßt sich in drei Abschnitte theilen. Der erste, der einen Zeitraum von vier Jahrhunderten umfaßt, begreift die Werke in sich, welche seit der Einführung des Christenthums in Polen bis zu der durch den Kardinal Hosius bewirkten Aufnahme der Jesuiten erschienen. Der zweite erstreckt sich über einen Zeitraum von ungefähr zweihundert Jahren und umfaßt die Werke, welche von der Begründung des Jesuitenordens in Polen bis zur Wiederherstellung der Wissenschaften unter Stanislaus Leszczynski, und der dritte endlich die Werke, welche von da an bis auf unsere Tage erschienen sind.

Die ältesten Schriften, deren die Polnische Literatur gedenkt, sind die Lateinischen National-Chroniken von Martin Gallus, der wahrscheinlich Kurek (Hahn) hieß und zu Anfange des zwölften Jahrhunderts lebte; die Chroniken von Vincenz Kadlubek und Boguphalus, Bischof von Posen, gestorben im Jahre 1253, die in eine einzige, 1768 in Warschau erschienene Sammlung vereinigt sind, und das Chronicon summorum pontificum et imperatorum romanorum (Basel 1559), von Martin Strzembski oder Polonus, Beichtvater des Papstes Nikolaus III., der im Jahre 1279 starb. Aber nach einem so glänzenden Anfange blieb die Polnische Literatur plötzlich in ihrem Laufe stehen, und erst unter Kasimir III. erhob sie sich wieder. Diesem aufgeklärten Fürsten verdankt man das Gesetzbuch, welches im Jahre 1349 verfaßt wurde, und er war es auch, der in demselben Jahre die Universität Krakau stiftete; diese Anstalt, die besonders im sechzehnten Jahrhundert eine so große Bedeutung für die Wissenschaften erhielt, ward jedoch erst im Jahre 1400 von Wladislaus Jagiello mit Genehmigung des Papstes eröffnet. Im Jahre 1490 wurde zu Krakau die erste Polnische Druckerei angelegt.

Das erste bedeutende Werk, welches nach Eröffnung der Universität Krakau erschien, war die ausgezeichnete Geschichte des Johann Dlugosz oder Longinus, Bischofs von Lemberg (1415 — 1480), betitelt „Historiae poloniae libri XIII". Aus derselben Zeit sind die ersten Polnischen Druckschriften, die wir besitzen; die eine ist das Psalterium der Königin Margarethe, ersten Gemahlin Ludwig's I., Königs von Polen und Ungarn (1383), wovon man das Manuskript im St. Florians-Kloster bei Linz fand; das andere, eine wichtige Sammlung von National-Gesetzen, die im Jahre 1506 in Krakau bei Haller gedruckt und auf den Wunsch Königs Alexander von dem Erzbischof von Gnesen, Johann Laski, geordnet wurde. Das Jahrhundert Sigismunds's I. und Sigismund August's (1507 — 1572) wird von den Polen allgemein als das goldene Zeitalter ihrer Literatur betrachtet. Sigismund I. unterließ nichts, was Wissenschaften und Künste befördern konnte; er erhob sogar im Jahre 1535 sämmtliche Professoren der Universität Krakau in den Adelstand. Auch wurden seine Aufmunterungen und die seiner Nachfolger vom schönsten Erfolge gekrönt. Unter ihrer Regierung reinigte sich die Sprache, und das Lateinische wurde von den Literaten nicht mehr so häufig gebraucht; die klassischen Studien erhielten eine bessere Richtung. Das erste historische Werk, welches seit der Geschichte des Johann Longinus erschien, waren die Chroniken Joachim Bielski's, gedruckt zu Krakau im Jahre 1597. Dies ist die erste in der Volkssprache geschriebene Geschichte von Polen. Um dieselbe Zeit gab auch Lukas Gornicki, geboren 1515 und Secretair Sigismund August's, seine Geschichte der Krone Polens, Dzieje W. Korony Polskiey, heraus. Diese Geschichte, die einen Zeitraum von 34 Jahren, von 1538 — 1572 umfaßt, ist mit der größten Unparteilichkeit geschrieben. Matthias Strykowski, geboren 1547, Archidiakonus von Liefland, hat uns eine wichtige Chronik Litthauens, aus den besten Quellen geschöpft, hinter-

*) Eine Deutsche Uebersetzung von 86 solcher Krakowiaken hat Herr K. A. Märeker im zweiten Bande von Mundt's „Dioskuren" (Berlin, 1837) mitgetheilt.

lassen, und von Bartholomäus Paprocki, gestorben 1614, besitzen wir interessante genealogische und heraldische Forschungen. Die meisten Werke des letztgenannten Autors sind in Versen geschrieben; das bedeutendste führt den Titel: „Herby Rycerstwa Polskiego", die Wappen der Polnischen Ritterschaft (Krakau 1584). Die vortreffliche Geschichte Martin Kromer's, gestorben 1589, „De origine et rebus gestis Polonorum libri triginta" und die „Annales Poloniae", von Stanislaus Orzechowski, Kanonikus von Przemysl, welche die Jahre von 1548 — 1552 umfassen, und in Dobromil 1611 gedruckt wurden, verdienen ebenfalls einen ehrenwerthen Platz unter den historischen Werken dieses Zeitraums. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Feste in Fontainebleau.

(Fortsetzung.)

Mein Freund sprach: „Kennst Du nicht diesen ungeheuren Palast, dieses wunderbare Dädaluswerk mit den langen Gallerieen, den unermeßlichen Sälen, den Amphitheatern, den endlosen Wendeltreppen, den geheimnißvollen Gängen, den reizenden Nischen und Winkeln, den Balkonen von Marmor und Bronze, jene labyrinthischen Räume, wo alle Zeiten, alle Künste, alle Herrscher repräsentirt sind? Hier wohnte das sechzehnte Jahrhundert mit allen seinen Sonderbarkeiten und seiner ganzen Porste; Ludwig XIII. und Heinrich IV. haben hier ihren halb Italiänischen, halb Französischen Charakter. Ludwig XIV. seine Königliche Majestät zurückgelassen, und der Kaiser endlich hat hier jene erlauchte Gemahlin empfangen, die ihn mit altem Fürstenblut verband. Jeder von den großen Namen, die durch diese Mauern gewandelt, hat etwas Besonderes hineingebracht, der Eine ein Palais, der Andere eine Kirche, der Dritte ein Theater, wieder ein Anderer eine Gallerie, und der Letzte endlich hatte kaum Zeit, seinen Namen und seine Chiffer zu hinterlassen, als ihn der Sturm fortriß und der Mörtel die Spuren seines Namens überstrichte."

„Die entferntesten historischen Erinnerungen berühren sich in diesem Palast von Fontainebleau. Nicht fern von dem Zimmer des Papstes, in einem abgelegenen Winkel, hat sich die Frau von Maintenon eine einsame Stätte ausgesucht, die man noch heute vollkommen möblirt und restaurirt sehen kann. Blut, Liebe, Porste, das Alles haben diese Mauern in großer Fülle gesehen, ganz besonders aber viel Vermählungen. Im Jahre 1609 feierte hier in der Chapelle-Haute César, Herzog von Vendôme, Heinrich's IV. Sohn und der schönen Gabrielle, seine Vermählung mit der Herzogin von Mercoeur, Françoise de Lorraine; der eben erst vermählte Ludwig XIII. brachte in Fontainebleau seine Flitterwochen zu, und neun Monate darauf kam hier der junge Dauphin zur Welt. Im Jahre 1670 heirathete die Nichte des Königs, Marie Louise von Orléans, den durch einen Prokurator repräsentirten König von Spanien, Karl II., und Ludwig XV. empfing hier die Hand Maria Leszczynska's, der würdigen Tochter des Königs Stanislaus. Nach Fontainebleau kam Ludwig XVIII., um die Herzogin von Berry zu empfangen; in Fontainebleau heirathete Jérôme Napoleon die Tochter des Königs von Würtemberg. Was haben doch diese Mauern für prächtige Feste, für glänzende Turniere, für Wünsche und Hoffnungen erlebt! Umsonst sucht man hier einen verborgenen Winkel, wo nicht ein Haupt mit oder ohne Krone gewohnt, ein Bett, das nicht Hochzeit- oder Todesbette war. In dem Zimmer des Königs steht ein schlichter Leuchtertisch, der seine 15 Franken wohl werth ist und bei einem Möbelhändler auf Berg gekauft worden; nur mit Ehrfurcht naht man diesem Tisch, denn auf ihm wurde die Abdankung des Kaisers unterzeichnet. Noch ist der gewaltsame Messerstich darauf zu sehen, den der Erbeherrscher der Welt darauf zurückließ, gleich dem sterbenden Löwen, der noch zum letzten Male mit schwacher Klaue zuckt. Dieser Tisch steht dicht an einem Fensterkreuz, dessen glänzendes Eisengeräth Ludwig XVI. geschmiedet hat. Ebendasselbe Zimmer, das wie ein Herbarium aussieht — so sehr sind seine Wände mit allen Produkten der Französischen Flora bedeckt — wurde auch von Katharina von Medicis bewohnt, und gleich neben diesem Zimmer hat Napoleon eine Gallerie zu Ehren Marie Louisen's bauen lassen. In diesem wunderbaren Durcheinander von Erinnerungen, von Größe und Unglück, wer möchte da nicht vor Erstaunen zurückprallen! Du kannst Dir wohl meine Bewunderung vorstellen, wie ich mich so in vollkommener Freiheit sah, überall einzutreten, mit eigenen Augen Alles zu sehen und Alles zu berühren mit meinen Händen, als wäre ich Einer der Herren des Palastes? — Hier hast Du eine Frucht der Amnestie; selbst die Freunde des Königs haben jetzt keine Furcht mehr und lassen ihn frei hingehen, wohin es ihm gefällt. Man sagt, der König benutzt diese Freiheit mit der Wonne eines Schülers, welcher Ferien hat. Er geht, er kommt, er tritt heraus und hinein, er bewundert diese weit offen stehenden Thüren; noch nie hat er etwas so Schönes gesehen. Vor kurzem noch, als der Schrecken in allen Geistern herrschte, außer in seinem eigenen, fand er neben sich, um sich und wider seinen Willen einen Wächter, der ihn mit den Augen beobachtete. Vergebens wollte er den Menschen wegschicken, man gehorchte ihm nicht. So bewegte er sich nur unter einer formwährenden Aufsicht, unter einem Zwang, von dem ihn die Amnestie befreit hat; seine Ketten sind zuerst gefallen, und, wie jede Wohlthat ihren Lohn mit sich bringt, seine Freunde haben ihm versprochen, nicht mehr für ihn zu zittern. Aber, um auf meine Erzählung zurückzukommen, ich ging in diesem Palast von Fontainebleau so frei herum, wie der König. — Denke Dir mein Erstaunen, als ich nach Durchwandlung der weiten Gemächer des Herzogs von Orleans, deren ernst düstere Bekleidung doch noch an die ganze Eleganz aus Ludwig's XIII. Zeitalter erinnert, als ich mich plötzlich in den zwei Sälen befand, wo die Ausstattung der jungen Herzogin zur Schau gelegt ist. Auf einer Estrade steht der Korb, ein schuppenartiger bronzener Kasten, mit einer köstlichen Arbeit geschmückt; der Ueberzug ist von Silber, das sechzehnte Jahrhundert selbst würde sich dieses Meisterwerks nicht schämen; die Estrade ist mit allerhand Tapisserieen, Spitzen, Blumen und mit jenem tausendfältigen dünnen Gazenzeug geschmückt, das die jungen Damen so sehr lieben und das ein Dichter „gewebte Luft" genannt hat. Auf einer Seite ist die ganze Wäsche aufgehäuft, ein Berg von Stickereien und Spitzen; auf der anderen sind unzählige Roben ausgebreitet, und die Algierschen Schärpen, die Hüte mit fliegenden Federn, die zwölf Kaschemirs nehmen keinen geringen Platz in dieser bräutlichen Ausstellung ein. So ist da ein grüner Emir mit goldgestickten Palmen, für welchen alle Damen in Europa ihr Seelenheil hingäben; die Königin von England hat ihn geschickt. Du kannst Dir eine Idee machen von der Hand und dem Fuß, wenn Du die Schuhe und Handschuhe ansiehst, die für ein fünfzehnjähriges Kind passen und extra nach der Hand und dem Fuß der Prinzessin gemacht sind. Auch der Sammet, der Atlas, die Bänder und all das unendliche Detail eines Königlichen Schmuckes, es fehlt hier nicht; aber es gehört dazu der Blick einer Dame, einer jungen hübschen Dame, und zwar einer Dame ohne Leidenschaft, etwa einer Pariser Dame, um dies Alles verstehen, um dies Alles sehen zu können. — Habe ich Dir noch nicht erzählt von dem Brautkleid mit Spitzen, von den Afrikanischen Turbans, von den Taschentüchern, die über und über gestickt und mit einer Garnitur so hoch wie die Hand besetzt sind, von dem Reiherstrauß endlich und von dem Schleier, wo unter einer Krone die in einander geschlungenen Namens-Chiffern der beiden Gatten glänzen: F. P. H. O. — Ferdinand Philippe, Hélène, d'Orléans? — Und wer könnte eine Schilderung geben von dem silbernen Necessaire, von den goldenen Vasen, von der Toilette, von dem Gothischen Schreibzeug, von dem Strauß-Kleid im Styl der Renaissance!"

So erzählte mir mein junger Freund immer weiter von den verschiedenen Reichthümern, die da angehäuft lagen, von den Perlen, den Rubinen, Diamanten und den Edelsteinen aller Art, ganz besonders aber von drei Fächern, auf die der Maler Roqueplan seinen Pinsel hingezaubert, derselbe, dessen Meisterstück: Cosmo von Medicis, wie er auf den Feldern von Florenz spaziert, im letzten Salon so viel Bewunderung ärndtete. Der Enthusiasmus des Erzählers verdiente um so mehr Glauben, als er sonst von Natur zum Spott und zur Ironie geneigt ist und zwar, gleich allen vernünftigen Leuten, die wahre Größe zu würdigen weiß, aber auf der Stelle durchschaut, wie viel Schein und Erbärmlichkeit nur zu oft mit Größe verbunden ist. „Nun", fing ich an, „wie hat noch Deine seltsame Beschauung geendigt? Ich habe mir sagen lassen, daß die Königin selbst mit mütterlicher Sorgfalt für alle diese reichen Einzelnheiten gesorgt hat, und daß sie Niemanden, selbst dem König nicht, erlauben wollte, sie in diesem Feste, welches sie ihrer Schwiegertochter bereitete, zu stören." — „Allerdings", antwortete der Freund, „Du bist gut berichtet. Kaum hatte ich mich zwei bis drei Stunden damit beschäftigt, Alles zu bewundern, als ich leise an die entgegengesetzte Thür klopfen hörte. Ein Anderer würde vielleicht „Herein!" gerufen haben, ich aber eilte schnell durch die Thür, die mich hereingeführt, ohne ein Wort zurück, und that sehr wohl daran. Denn es war der König in höchsteigenem Inkognito, welcher alle diese Herrlichkeiten beschauen wollte; ich glaube wohl, er hatte von der Königin nicht mehr Erlaubniß dazu, als ich."

Kaum war diese Erzählung geendigt, als sich plötzlich der Ruf: „Ins Gewehr!" hören läßt, und ein wiederholtes Geschrei: „Vive le Roi!" Man drängt, man stößt sich, man gafft von allen Seiten: es waren die Herzöge von Orleans und Nemours, die ihrem Vater die Ankunft der Prinzessin meldeten. Ferdinand war noch denselben Morgen abgereist, um seiner Verlobten in Melun sein Civil- und Militair-Gefolge und die Damen und Ehrenritter der Prinzessin zu präsentiren: die Frauen v. Lobau, v. Chanaleilhes, v. Montesquiou, v. Hautpoul; die Herren v. Flahaut, v. Coigny, v. Trevise, v. Praslin, den General Baudrand, den General Marbot, den Oberst Gérard, den Herzog von Elchingen, Herrn v. Montgudon, Bertin de Baux, Chabaud-Latour, Asseline, den Secretair des Prinzen, de Boismilon, seinen Lehrer und seinen ältesten Freund, wie er der Prinzessin sagte. „Seien Sie ihnen gewogen, Madame", sprach der Prinz; „es sind meine Freunde, sie haben mich seit sieben Jahren nicht verlassen und haben beständig all mein Glück und Leiden getheilt."

Es war sechs Uhr, als der Prinz im Palast ankam. Von Viertelstunde zu Viertelstunde kamen mit aller Schnelligkeit ihrer Pferde Boten, welche Nachrichten brachten. Die Prinzessin war schon nahe, aber sie kam nur langsam vorwärts. Sie ließ sich von allen möglichen Reden, Versen und Blumen, von den National-Garden, von den jungen weißgekleideten Mädchen, von allen Einwohnerschaften, die sich auf ihrem Wege drängten, aufhalten. Sie hatte für Alle einen Blick, einen Gruß, ein Lächeln, ein Wort; sie sprach das schönste Französisch, das man im Versailles Ludwig's XIV. hörte; sie wollte kommen und doch nicht eilen, so sehr fürchtete sie, sich nicht dankbar genug zu beweisen gegen alle die guten Leute, die ihr auf allen Wegen entgegenströmten. Jeden Augenblick erschien ein neuer Courier: einer von diesen Couriern machte besonders einen höchst malerischen Effekt: ein hübscher lustiger Bursche mit der Peitsche in der Hand, sprengt er zu Pferd bis an die niederste Stufe und steigt die Treppe hinauf, die Bänder seines Hutes schüttelnd; zu gleicher Zeit steigt auf der entgegengesetzten Treppe, mit langsam ruhigem Schritt der Kapellan des Schlosses hinauf, mit dem Regenschirm unter dem Arm; sein stiller demüthiger Gang, seine schwarze Soutane, seine sanfte bescheidene Figur bildeten einen malerischen Kontrast mit dem gestickten Kleid, den gepuderten Haaren, der lebendigen Miene und dem lärmenden Schritt des jungen Boten. Ein Maler, der zugegen war, griff auf der Stelle den Kontrast dieser beiden Figuren auf. „Fürwahr, ein köstliches Gemälde", sagte er, „hier Ziegel-, dort Quadersteine, Kanonen und Husaren; ein Priester in der Soutane und

ein Postillon in Leder und Sammet; auf der Gallerie dort alle mögliche Uniformen von Frankreich: Kreuze, Bänder, rothe Ordenszeichen, Stickereien von allen Farben, Greise mit einer Last von Ruhm und Jahren, Jünglinge voll hoffnungsreicher Zukunft, lebhafte, feurige Knaben und reizende junge Mädchen, die sich so still, so sittsam und bescheiden verhalten, daß man sich mit Ehrfurcht fragt, ob dies denn wirklich eines Königs Töchter sind. Nur eins fehlt diesem Gemälde, fügte der Maler lächelnd hinzu, etwas, was gewiß alle meine Kollegen mit mir bedauern: das blaue Band des heiligen Geistordens." — Nun entspann sich eine geistreiche Unterhaltung über dieses Band, aus dem Gesichtspunkt der Kunst; man behauptete, das blaue Band gewähre dem Auge einen gefälligen Ruhepunkt, es steche so vortrefflich ab auf den meisten Uniformen, es werfe einen vortheilhaften Glanz auf ein Bild; der Maler könne es benutzen, um an die Farbe des Himmels zu erinnern, kurz man führte noch tausend andere vortreffliche Gründe an, die nichts mit Politik zu thun hatten und sich doch sehr gut hören ließen.

Neue Ankömmlinge langten unterdessen an und erzählten, um uns das Warten zu verkürzen, einige Anekdoten von der Reise. In La-Ferté-sous-Jouarre, wo die Königliche Braut eine Nacht bleiben sollte, befiserte sich ein reicher Eigenthümer der Stadt, sein Haus zur Disposition der Prinzessin zu stellen. Das Haus war hübsch, aber nicht passend genug möblirt für eine Herzogin von Orleans. Alsbald schickt die Civil-Liste ihre Wagen; das ganze Haus wird mit prächtigen Tapeten bekleidet, Kronleuchter werden an den Decken aufgehängt und die Säle und Schlafzimmer mit den schönsten Möbeln geschmückt; die köstlichen Betten, die seidenen Gerätbe, die herrlichen Tapeten machen dieses Bürgerhaus zu einer Fürsten-Wohnung. Den anderen Morgen nach der Abreise der Prinzessin ist der Eigenthümer in La-Ferté-sous-Jouarre vom König ersucht worden, sein Haus nicht zu entblößen, sondern vielmehr all den Königlichen Hausrath zum Andenken an seine Gastfreundschaft aufzuheben.

Eben wollte man noch eine Geschichte anfangen, als endlich mit dem Schlage sieben Uhr von der Schloßglocke und unter den letzten sanften Strahlen des Sonnenuntergangs einige Reiter der Eskorte als Vorläufer heransprengen; die Prinzessin kommt! Schon ist sie an den Thoren Fontainebleau's; sie fährt im Schritt durch die mit dreifarbigen Fahnen besetzten Straßen; ein endloser Freudenruf erschallt in der Stadt, vom Schloß antwortet man mit denselben Vivats. Die Trommeln, die Trompeten, die Klarinetten, die Pferde, die Menschen, Alles stürzt durch einander; in demselben Augenblick bedeckt sich die große, mit Orangerieen besetzte Treppe mit glänzenden Uniformen; ganz Frankreich in seinen glänzendsten Illustrationen war auf diesen steinernen Stufen repräsentirt; Gesandte, Marschälle, Minister, Pairs, Deputirte, Beamte, Alle hatten ihren Repräsentanten bei diesem Nationalfest. Fürst Talleyrand stand neben dem Baron von Werther, der Herzog von Dalmatien bei dem Grafen Gérard, Herr Jacques Laffitte neben Herrn Guizot; der Bischof von Marello mit dem schönen Haupte, und Herr Ary Scheffer, der große Maler Margaretben's; der König der Belgier und der Freiherr von Ranzau, der Herzog von Broglie und Herr Lefort, der Maire des ersten Bezirks; Herr von Montalivet und Herr Thiers. Zugleich eilten auch die Damen herbei, aber nur die Damen der Prinzessin in ihrem schönsten Putz; einen Augenblick darauf kam die ganze Königliche Familie voller Ungeduld auf die Vordertreppe herab, der König, der Herzog von Orleans, der Herzog von Nemours als Offizier, der Prinz von Joinville als Schiffs-Lieutenant, der Herzog von Aumale als Unter-Lieutenant in der leichten Infanterie, der Herzog von Montpensier als bloßer Jäger der National-Garde. Endlich sieht man am äußersten Ende des Hofes, mitten in diesem unruhigen, bewegungsvollen Schweigen, das Gefolge der Prinzessin selbst erscheinen. Alle Blicke, alle Herzen wenden sich auf einen Wagen hin, auf jenen vergoldeten Wagen, der langsam von acht Pferden gezogen wird und geschirrt ist wie für einen König, der vom Kriege zurückkehrt.

(Fortsetzung folgt.)

Griechenland.

Die Griechische Literatur und Archäologie als das älteste und festeste Band zwischen Griechenland und dem übrigen Europa.*)

1.

Griechenland, die Mutter der Künste und Wissenschaften, genoß auch noch nach der Unterjochung durch Roms Waffen eine fast religiöse Verehrung von Seiten der Römer selbst.**) Griechen waren die Erzieher und Lehrer der Kinder dieser stolzen Sieger, und die jungen Römer selbst besuchten Athen, um sich in jeder Gattung des Wissens und der Bildung zu vervollkommnen, während die Römischen Schriftsteller, Dichter und Künstler der Nachahmung Griechischer Meisterwerke, statt derselben sich zu schämen, vielmehr sich rühmten.***)

Indeß ging auch diese Zeit vorüber. Ungefähr achtzig Jahre nach der Theilung des Römischen Reiches in das abendländische und morgenländische gerieth ersteres in die Gewalt der Barbaren und ward ganz eine Beute derselben; letzteres dagegen erhielt sich zwar noch zehn Jahrhunderte hindurch, aber beständig erschüttert durch innere Unruhen und durch Angriffe von Außen, indem man sich mehr mit dogmatischen Streitigkeiten und der Erlangung himmlischer Güter beschäftigte, als darauf bedacht war, die feindlichen Heerhaufen von den Gränzen des Reiches zurückzutreiben und die verlornen Provinzen wiederzuerlangen. Die Bewohner des morgenländischen Reiches, undankbare Nachkommen der alten Griechen und mit anderen Nationen vielfach vermischt, hatten sich sogar des Namens ihrer eigenen Vorfahren entäußert und nannten sich selbst, statt Griechen, Römer. Dagegen behielten sie zwar ihre Muttersprache bei, aber sie hatten die tiefere Kenntniß derselben und das Verständniß der in ihr verfaßten Meisterwerke verloren. Nur in den Klöstern erhielten sich einige schwache Spuren Griechischer Literatur und Philosophie. Aber diese Literatur bestand in weiter Nichts, als in trockener Grammatik und bloßer Wortkenntniß; die Dichtkunst war eine geschmacklose Reimkunst geworden, und die göttliche Philosophie des Sokrates und Platon war zu einer unfruchtbaren Sophistik und Dialektik herabgesunken. Mit Einem Worte: die Finsterniß der Barbarei, welche auf dem gesammten Europa lag, hatte sich in nicht geringerem, vielmehr in einem noch stärkeren Grade auch über Griechenland, das Vaterland der Aufklärung und des Wissens, gelagert.

Dies war der Charakter und allgemeine Zustand jener Zeit, als plötzlich in dem Zeitraume eines halben Jahrhunderts verschiedene unvorhergesehene Umstände sich vereinigten, in diesem Europa neues Leben hervorzurufen und mitten in der Finsterniß einzelne Lichtfunken zu erwecken, die die gesammte Welt umgestalten sollten. Es genügt hier, nur kurz theils an die wichtigen Erfindungen der Buchdruckerkunst und des Schießpulvers, theils an die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Ostindien zu erinnern. Fast in die nämliche Zeit fiel auch die Eroberung Konstantinopels, die jedoch hier und in diesem Zusammenhange einer besonderen Berücksichtigung verdient. Mehrere gelehrte Griechen, welche vor der Tyrannei der Osmanen nach Italien flüchteten, wo bereits vor einem Jahrhunderte, in Folge des Studiums der Lateinischen Klassiker und der aus dem Innern der Erde gewonnenen Kunstwerke, die Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften begonnen hatte, brachten dahin auch Abschriften der Werke Alt-Griechischer Schriftsteller. Andere begabte Männer wandten sich hierauf zu dem Studium der Griechischen Sprache und der in ihr verfaßten Schriften, und bald übertrafen sie sogar ihre Lehrer. Die kurz zuvor erfundene Buchdruckerkunst vervielfältigte mit wunderbarer Schnelligkeit eben so die Werke der alten Griechen, als die Schriften ihrer Erklärer; und schon nach Einem Menschenalter war das Studium der wiedergeborenen Griechischen Literatur über ganz Europa verbreitet. Die Namen Homeros und Thucydides, Sophokles und Platon tönten wieder in den Schulen von Italien bis zum Nordpol und von dem äußersten Ende Portugals bis zu den Küsten der Ostsee, und die erhabenen Geister dieser Männer entzündeten von neuem in Tausenden das himmlische Feuer der Dichtkunst und Philosophie, den Eifer des Nachdenkens und Forschens und das Streben nach Wissenschaft und Bildung. Auch die christliche Lehre, deren frühere Entstellung zur Verfinsterung und Verwilderung Europa's nicht wenig beigetragen hatte, gestaltete sich damals, in Folge des Studiums der Alt-Griechischen Literatur, reiner und edler.

Von nun an schritt Europa auf dem Wege der Bildung und Civilisation mit Riesenschritten vorwärts, indem es zugleich Griechenland als die Mutter der Wissenschaften und Künste betrachtete und auf deren immer weitere Entwickelung eifrig bedacht war. Von jener Epoche an blieb die Griechische Literatur und wird bleiben einer der vorzüglichsten Gegenstände des Studiums in den Schulen und das beste Mittel, den Verstand der Jugend zu bilden und ihn mit erhabenen Ideen zu bereichern. Seitdem lernen Tausende von Jünglingen, Jahr aus, Jahr ein, Griechenland als die Quelle ihrer sittlichen und geistigen Bildung lieben, die berühmten Männer des Alterthums als die Wohlthäter des ganzen Menschengeschlechts achten, und sie empfinden das Gefühl der Ehrfurcht, wenn sie die Namen Athens und Sparta's, der Thermopylen und Marathons aussprechen.

Solcher Art ist das Band, welches seit Jahrhunderten Griechenland mit dem übrigen Europa verbindet; dies ist der Quell der sittlichen und geistigen Verwandtschaft beider, — einer Verwandtschaft, die stärker ist, als die Verwandtschaft des Blutes.

Indessen seufzte Griechenland, beraubt selbst seines Namens und seiner Erinnerungen, unter dem Joche einer unmenschlichen Tyrannei, wenngleich seine Kinder auch in dem Joche dieser Knechtschaft den unverlöschlichen Funken der Wiedergeburt in ihrem Busen nährten. Der Klang des Ruhmes ihrer Vorfahren tönte mächtig und immer mächtiger von Seiten Europa's in die Ohren der Griechen; die aus Griechenland verbannten, in Europa aufgenommenen und gepflegten Wissenschaften begannen nach und nach, in ihr Vaterland zurückzukehren: jener Funken wurde endlich zur Flamme. Griechenland ergriff die Waffen; die gebildete Welt jauchzte ihm zu und stand ihm bei im Kampfe wider den Tyrannen, und — Griechenland feierte das Fest seiner Wiedergeburt.

2.

Wir haben im ersten Abschnitte das Wesen und die Ursachen der innigen Verbindung zwischen Griechenland und dem übrigen Europa auseinandergesetzt. Aber, wird man uns nun entgegnen, dieses Wesen der angegebenen Verbindung hat sich geändert; das gegenwärtige Griechenland, kaum erwacht von einem langen und tiefen Schlummer, findet seine jüngere Schwester, Europa, in Künsten und Wissenschaften weiter vorgeschritten, und es bedarf vielmehr dessen Beistand und Unterricht. Allerdings muß dies in gewisser Hinsicht zugegeben werden. Griechenland muß sich in der That den Saamen der meisten Wissenschaften von Europa zurückgeben lassen, um ihn von neuem in seinen fruchtbaren Boden auszustreuen. Allein andere Wissenschaften und Künste bewahrt es gleich unerschöpflichen Schätzen in seinem Busen, und indem es dieselben zu Tage fördert und sie den forschenden Jüngern zugänglich macht, wird es auch für die Zukunft als die Wohlthäterin und Lehrerin Europa's erscheinen und das alte, heilige Band zwischen ihm und der civilisirten Welt wach und lebendig erhalten.

---

*) Vorstehender Bericht des früheren Konservators der Alterthümer in Griechenland, des Danen Ludwig Roß, d. d. 28. Juni 1836, ist nach dem Neu-Griechischen Originale in der Zeitschrift: Ὁ Ἑλληνικὸς παρατηρητής, 1836, übersetzt. Daß er um seines verschiedenen Interesses willen diese Uebersetzung und die Verbreitung durch ein Deutsches Journal verdiente, bedarf keiner besonderen Auseinandersetzung. D. Eins.

**) Horat. Ep. II. 1. 156. sagt: Graecia victa ferum victorem cepit.

***) Horat. A. Poet. 268. 269. sagt: Vos exemplaria graeca u. s. w.

Es ist leicht zu begreifen, daß wir hier die sogenannten Alterthümer meinen, jene reichen Schätze alter Kunst jeglicher Art, der Baukunst, Skulptur, Plastik und Malerei, endlich auch die Schätze, die in den Inschriften verborgen liegen, welche letztere nicht nur auf eine oft ganz unerwartete Weise auf die Geschichte Griechenlands und der benachbarten Länder, so wie auf die des menschlichen Geistes im Allgemeinen, und auf die Geschichte der Künste und Erfindungen ein neues Licht werfen, sondern auch die Kenntniß der Alt-Griechischen Sprache bereichern und sogar Gesänge von Dichtern aufbewahrt haben, deren Werke bei dem allgemeinen Verfall der alten Literatur verloren gegangen sind.

Die verschiedenen Regierungen, welche einander seit der Revolution in Griechenland folgten, wußten die Wichtigkeit dieses Gegenstandes zu würdigen und beeilten sich, die Ausfuhr von Alterthümern außerhalb Griechenlands zu untersagen und die Erhaltung noch vorhandener Gebäude und Denkmäler anzuordnen (man sehe die Beschlüsse der National-Versammlung von Trözene im J. 1827). Hierauf allein konnte sich die Regierung während der Dauer des Krieges beschränken. Andere Maßregeln wurden ergriffen, als nach der Ankunft des Präsidenten J. Kapodistrias in Griechenland (im J. 1828) die Angelegenheiten ein besseres Ansehen gewannen und die Einkünfte sich vermehrten. Durch den Beschluß des Präsidenten vom 20. Oktober 1829 (a. St.) wurde auf der Insel Aegina ein öffentliches Museum unter der Leitung des bekannten Archäologen Mustoxidis errichtet. Die National-Versammlung von Argos bestätigte den obigen Beschluß der von Trözene, und unter dem 23. Juni 1830 (a. St.) erließ der Präsident ein Umlaufschreiben an alle Gouverneure, worin ein bestimmtes Reglement in Betreff der Sorge für die Alterthümer festgesetzt ward, und worin dieselben, so wie jeder Freund der Kunst, aufgefordert wurden, zur Bereicherung des National-Museums beizutragen; auch unternahm die Regierung Nachgrabungen in Aegina, Megara, Delphi, Kythnos und anderen Orten.

Alle diese Maßregeln blieben nicht ohne glückliche Erfolge. In einem Zeitraume von ungefähr drei Jahren, bis 1831, brachte man in dem, aus Mangel an einem passenden Lokale in Athen, noch in Aegina befindlichen Museum einige hundert Marmor-Kunstwerke (Bildsäulen, Basreliefs, Fragmente von Gebäuden, Grabdenkmäler, Inschriften und Bruchstücke derselben) zusammen, wovon ein großer Theil wirklich schöne und beachtenswerthe Kunstwerke sind; außerdem umfaßte dasselbe auch eine nicht unwichtige Sammlung von irdenen Gefäßen, Münzen und anderen Anticaglien. Nach dem Tode des Präsidenten jedoch und in Folge der darauf entstandenen Unruhen wurde nicht nur obiges Reglement ganz vernachlässigt, sondern auch das Museum in Aegina selbst erlitt damals manche Plünderungen.

Nach der Ankunft des Königs Otto (1833) wandte die Regentschaft von neuem ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand, ordnete ihn durch das Gesetz vom $\frac{14}{26}$. Mai 1834 und ernannte das erforderliche Personal. (Man sehe hierüber das Werk v. Maurer's: „Das Griechische Volk u. s. w." 1835. Bd. 2. S. 223 f.) Mancherlei Alterthümer, die auf den Inseln und im Peloponnes gefunden worden waren, wurden damals noch in das Museum auf der Insel Aegina gesandt, während die in Athen unter der Leitung des für das feste Griechenland ernannten Konservators der Alterthümer, Pittakis, aufgefundenen eben daselbst blieben, nachdem Athen zur Hauptstadt des Reiches bestimmt worden war. Ein weiteres Feld für die Archäologie eröffnete sich, als nun der Sitz der Regierung wirklich nach Athen verlegt worden war. Die Reinigung der Akropolis von den Trümmern und die Wiederherstellung ihrer ausgezeichneten Gebäude, so weit dieselbe möglich war, ward beschlossen, und bereits den 31. Dezember 1834 begannen die noch jetzt fortdauernden Arbeiten. Die Ergebnisse sind wider Erwarten belohnend ausgefallen. Der Tempel der flügellosen Nike, der von den Türken vor dem letzten Kriege Venedigs im Jahre 1684 verschüttet worden war, wurde in Trümmern aufgefunden und fast ganz wieder hergestellt. Ein großer Theil der Oberfläche der Akropolis ward ausgegraben und vom Schutt befreit; viele Werke von Phidias, die zum Parthenon gehörten, so wie eine Menge von Bildsäulen und Basreliefs zur Kenntniß der alten Geschichte wichtiger Inschriften wurden dabei gefunden. Die Maschinen und Gerüste, deren man zur Aufrichtung der Säulen des Parthenons bedarf, sind bereits vorhanden, und in wenig Monaten soll ihre Aufrichtung beginnen.*) Die Ausgaben für alle Arbeiten auf der Akropolis, die für den Ankauf und die Erbauung der Maschinen mit indegriffen, betragen vom 31. Dezember 1834 bis jetzt (Juli 1836) ungefähr 50,000 Drachmen (etwa 12 — 13,000 Thaler), von denen jedoch wieder 20,000 Drachmen abgezogen werden müssen, welche aus dem Verkaufe der überflüssigen Gegenstände gewonnen worden sind, und übrigens ist die reine Ausgabe von 30,000 Drachmen, da fast alle bei den Arbeiten beschäftigte Individuen Griechen und Eingeborne gewesen, in Griechenland selbst geblieben und hat so zur Ernährung sehr vieler Familien beigetragen.

Der Theseus-Tempel, der nach den Denkmälern der Akropolis das wichtigste und unter allen Werken der alten Baukunst in Griechenland am besten erhalten ist, wurde vorläufig zu einer Glyptothek bestimmt, nachdem zuvor das Dach und einige andere Theile desselben mit einem Aufwande von ungefähr 5000 Drachmen ausgebessert worden waren. In diesem Tempel sind bereits eine große Anzahl Basreliefs, die man bei den Ausgrabungen im Piraeos und sonst in Athen gefunden hat, aufgestellt worden. Unter den merkwürdigsten Statuen befindet sich ein Apollon, der in Thira aufgefunden worden und welcher der alten Aegyptischen Kunstperiode angehört; ferner ein Hermes von Timos, eine Statue von Stiles, eine Athene, so wie ein gegen ein Pferd kämpfender Löwe. Wegen Beschränktheit des Raumes hat man mehrere Stücke von untergeordnetem Werthe nicht in den Tempel selbst aufnehmen können, und derselbe Grund hindert auch, ihn regelmäßig dem Publikum zu öffnen.

Außerdem hat die Regierung in Megara, Thespiae in Boeotien, auf Andros und an anderen Orten werthvolle Statuen vereinigt, welche ebenfalls in die Sammlung in Athen aufgenommen werden sollen, so wie es die Umstände gestatten werden.

Während in dieser Weise die Regierung auf die Bildung eines Central-Museums ihr Augenmerk richtete, sorgte sie jedoch auch für Errichtung untergeordneter Museen an einzelnen Orten, wie auf Syra, Timos, in Sparta, Tegea, Megalopolis und Theben. In diesen Sammlungen befinden sich theils Statuen, theils Basreliefs, Vasen, Inschriften und Münzen.

Nach dem Umzuge der Regierung nach Athen wurde auch die Münzsammlung von Aegina dahin gebracht und seitdem vielfach durch Gaben Einzelner vermehrt. Um diesem für Kenntniß der alten Geographie, der politischen Geschichte und der Geschichte der Kunst so wichtigen Zweige der Archäologie eine größere Ausdehnung und Entwickelung zu geben, vertraute sie die Sorge dafür einem erfahrenen Münzkenner, Giede, an, indem sie zugleich die Sammlung irdener Vasen damit vereinigte. Diese letztere ward durch die Ergebnisse der Ausgrabungen in Athen, Trura und Thira nicht unbeträchtlich vermehrt.

Ein besonders wichtiger Theil der in Griechenland aufgefundenen Alterthümer sind, wie schon oben bemerkt, die Inschriften. Indeß haben dieselben zunächst nur für Gelehrte, die sich mit historischen Forschungen beschäftigen, ein besonderes Interesse, und sie gleichen insofern dem unbehauenen Marmor, dessen inneren Werth der Architekt zu schätzen weiß, während der Nichtkenner ihn als einen roben unförmlichen Stein fast ganz unbeachtet liegen läßt. Werden diese Inschriften von einem besonders gelehrten und tiefen Kenner geprüft und geordnet, so entsteht daraus nach und nach ein historisches Gebäude, dessen unerwartete Abrundung und allseitige Schönheit Erstaunen erregt, wie dies Böckh in seinem Werke über den „Staatshaushalt der Athener" dargethan hat. Wir selbst haben uns daher bis jetzt und vor der Hand darauf beschränkt, in Zeitschriften nur solche Inschriften bekannt zu machen, die ein allgemeines Interesse haben, indem sie zur Lösung topographischer und historischer Zweifel beitragen, bis einst der erweiterte Buchhandel in Griechenland die Herausgabe auch der übrigen erleichtern und die Errichtung einer Universität das Studium dieses Theiles der Archäologie und der historischen Hülfswissenschaften allgemeiner machen und einen weiteren Kreis von Lesern für Inschriften-Sammlungen gebildet haben wird.**)

So viel über dasjenige, was die Griechische Regierung für die wissenschaftliche Seite der Archäologie bisher gethan hat. Was eine andere Seite dieses Gegenstandes anbelangt, so mag hier nur angeführt werden, daß in jedem Jahre 15 bis 20,000 Reisende nach Rom und Neapel reisen, und zwar die meisten in der Absicht, die vorhandenen Alterthümer zu sehen und zu studiren, so daß Rom in gewisser Hinsicht nur von den Fremden lebt. Es ist kein Zweifel, daß, wenn nur erst eine regelmäßige Verbindung mit Italien durch Dampfschiffe hergestellt seyn wird,**) ein großer Theil dieser Reisenden auch Griechenland, namentlich Athen, besuchen werde. Nehmen wir die jährliche Anzahl derselben nur zu 3000 an, so würde dadurch eine nicht geringe Summe Geldes in Griechenland in Umlauf kommen.

*) Als Ergänzungen und Nachträge zu diesen Mittheilungen sehe man die Aufsätze des nämlichen Verfassers in dem dem Morgenblatte beigegebenen Kunstblatte 1835 88., 1836 16. 22. 24. 39. 40. 42. 54. 56. 57. 60. 76. 84., 1837 15. an.

*) Im J. 1834 gab der Verf. dieses Aufsatzes das erste Heft bisher noch ungedruckter Griechischer Inschriften unter dem Titel Inscriptiones graecae ineditae heraus. Ein zweites soll nächstens folgen. Gelegentlich werde hier auch noch der Schrift von ihm: Hercule et Nessus. Peinture d'un vase de Ténée, Athènes, 1835, gedacht.

**) Das ist nun (bis Mai 1837) in gewisser Hinsicht, theils von Italien theils von Frankreich aus, geschehen. D. Eins.

Mannigfaltiges.

— Das Moslemitische Juste-Milieu. Früher schon hat Herr Baron Sylvestre de Sacy darauf aufmerksam gemacht, daß die richtige Mitte, die Jeder in seinem Benehmen beobachten soll, um auf diese Weise in allen Dingen die beiden Extreme zu vermeiden, ein den Dogmen und Gebräuchen des Islamismus besonders eigenthümliches Moment sey. Herr von Hammer-Purgstall macht nunmehr im Journal Asiatique darauf aufmerksam, daß die Araber sogar eine besondere Bezeichnung für den Mann der richtigen Mitte haben, welchen sie Al-moktassid nennen, was Gelius mit den Worten erklärt: Qui medio modo se habet, sive quoad corpus sive quoad animum. Eine Haupt-Maxime der Araber ist ferner: „Die besten Dinge sind die, so die Mitte halten." Herr von Hammer theilt demnächst auch aus der großen Sammlung der Traditionen von Bochara eine Legende mit, welcher der Vers aus dem Koran, auf den das Moslemitische Juste-Milieu sich eigentlich stützt, zum Grunde liegt. Dieser Vers (der 144ste der zweiten Sura) lautet folgendermaßen: „Also haben wir Euch gesetzt als das Volk der Mitte (i. e. optimam et justissimam, fügt Maraccius nach Arabischen Kommentaren hinzu), auf daß Ihr Zeugen seyet für die Menschen und der Prophet ein Zeuge sey für Euch." — Daß auch die Chinesen ihr Land das „Reich der Mitte" nennen und damit das Vollkommenste bezeichnen wollen, ist bekannt; die Uebersetzung „himmlisches Reich", zu dem das „Reich der Mitte" oft gemacht wird, ist jedoch nicht richtig.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 73. Berlin, Montag den 19. Juni 1837.

Frankreich.

Anekdoten aus der Zeit der Kontinental-Sperre.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.

Einer der umfassendsten Gedanken Napoleons war unzweifelhaft die vollständige Verwirklichung des sogenannten Kontinental-Systems. Gegen die Contrebande zeigte er daher unbeugsame Strenge. Um sich nicht durch eigenmächtiges Verfahren die Kaiserliche Ungnade zuzuziehen, bat ihn einst der Zoll-Direktor von Marseille, Peilhon, schriftlich um seine Meinung. Es handelte sich um eine Confiscation, von welcher er, wie er sich ausdrückte, geglaubt habe, seine Beamten nicht entbinden zu dürfen. Der Gegenstand war ein Ballen mit drei Dutzend Indischer Kaschemir-Shawls, aus Konstantinopel an Josephine adressirt, welchen er anhalten ließ, obgleich er die Aufschrift trug: An Ihre Maj. die Kaiserin der Franzosen, Königin von Italien ꝛc. Mit umgehender Post erhielt Herr Peilhon den Befehl, die Kaschemir-Shawls zu konfisziren und den Flammen zu übergeben.

Vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieses Befehls wurden die drei Dutzend Kaschemir-Shawls unbarmherzig vor aller Augen auf dem großen Platz in Marseille verbrannt.

Napoleon hatte lebhaft gewünscht, daß die Damen bei Hofe Französische Kaschemir-Shawls tragen, aber hiergegen hatte sich der alte Adel mit dem neuen verschworen, und was die Indischen Kaschemir-Shawls betrifft, so ward es ihm schlechterdings unmöglich, den Geschmack der Schönheiten umzustimmen, die in den Tuilerieen den Donnerstag-Zirkel bildeten. Er ward sehr böse, wenn er Hofdamen in fremde Stoffe gekleidet erblickte; dann runzelte er die Stirn und bezeugte laut seine Unzufriedenheit. Andererseits hörte er aber auch nicht auf, Josephinen zu bestürmen, ihm den genauesten Preis der Stoffe mitzutheilen, die sie zu ihrem Anzuge gebrauchte. Sie antwortete ihm gewöhnlich: Dieses Kleid kommt aus St. Quintin, dieser Mantel ist in Lyon verfertigt worden, und Napoleon rief dann laut: Aha! darin zeigt sich die Ueberlegenheit unserer Fabriken über die des Auslandes, über die der Anderen. — Er bezeichnete die Engländer nie anders, als mit diesem Ausdruck.

Aber Josephine täuschte ihn; die meisten ihrer weißen Kleider waren aus Indischem Musselin von der besten Sorte oder von prächtigem Englischen Perkal, und weder der eine noch der andere dieser Stoffe konnte anders als durch Einschwärzung nach Frankreich gelangen. Endlich aber nahmen die Kunstgriffe Josephinens ein Ende.

Man hatte Napoleon schon heimlich benachrichtigt, daß verschiedene Putz-Gegenstände, welche sie ganz kürzlich erhalten, als Contrebande über die Holländische Gränze gegangen wären, obschon der Kaiser seit der Wegnahme der oben erwähnten Kaschemir-Shawls noch strengere Befehle an den Direktor der Ein- und Ausgangs-Zölle in Antwerpen, Herrn Collin, erlassen und namentlich befohlen hatte, alle Waaren, welche nur irgend verdächtig schienen, mit Beschlag zu belegen. Nun erhielt er eines Morgens von dem genannten Direktor die amtliche Nachricht, daß eine Kiste mit Englischen Waaren, unter welchen sich zwölf baumwollene Tüll-Schleier befanden, nach seinem Befehl angehalten und unverzüglich verbrannt worden seyen. Herr Collin fügte zur Unterstützung seiner Angabe alle rechtfertigende Belege bei, und unter anderen auch den Bestellungsbrief, welcher zwar nicht unterschrieben, aber dessen Inhalt, obschon verblümt, augenscheinlich bewies, daß die Kiste für die Kaiserin bestimmt war, und daß sie selbst den Ankauf dieser Sachen befohlen habe.

Bei dem Durchlesen dieses Aktenstückes gerieth Napoleon gegen seine Gemahlin in Zorn. Indessen beruhigte er sich doch wieder, als er an den Strich durch die Rechnung dachte, welchen ihr der Zoll-Direktor gemacht. Er ließ sich nichts merken und verschob die Sache auf einen passenden Tag, um sich mit ihr darüber auszusprechen, indem er darauf rechnete, daß sie früher oder später, wenn sie keine Nachricht von den mit so vieler Ungeduld erwarteten Putzsachen erhielte, selbst eine Erklärung provoziren würde. Diese Gelegenheit zeigte sich auch bald.

Eines Morgens, als sie zusammen frühstückten, bemerkte Napoleon bei Josephinen eine Art Unruhe, welche in seiner Gegenwart ungewöhnlich war. Da er die Ursache dieser Ungeduld errieth, so benutzte er augenblicklich die Gelegenheit, um die furchtbare Erklärung einzuleiten. „Was fehlt Dir denn heute, meine Theuerste?“ fragte er im Tone des Vorwurfs, „Du scheinst mir ganz verstimmt.“ Josephine antwortete mit gleichgültigem Accent, daß sie wirklich seit einigen Tagen etwas verdrießlich sey, und zwar wegen der Verzögerung einer Kiste mit verschiedenen Waaren, welche sie bei Lyoner Kaufleuten bestellt. — „Wenn es weiter nichts ist, so beruhige Dich; Deine Kiste wird schon an ihre Bestimmung gelangen.“ — „Aber sie müßte schon da seyn.“ — „Die Sachen werden unterwegs aufgehalten worden seyn! Es ist so schlechtes Wetter!“ — „Ja, ich muß es wohl glauben.“

„Oder“, fügte Napoleon mit ironischem Ton hinzu, „die Kiste ist vielleicht von Räubern genommen worden, wer weiß?“ — „Ach, nein! ich fürchte vielmehr, daß ....“ — „Sie bei der Antwerpener Zoll-Linie angehalten wurde?“ unterbrach sie der Kaiser, indem er schnell von seinem Sitz aufstand. „Könnte nicht etwas dergleichen den Sachen, welche Du aus Lyon erwartest, begegnet seyn? Gestehen Sie es nur, Madame, und es soll nicht mehr davon die Rede seyn.“

Die letzten Worte wurden mit einer nichts weniger als freundlichen Miene gesprochen. Die arme Josephine, äußerst verlegen, da sie merkte, daß sie verrathen sey, ließ den Kopf sinken, ohne etwas zu antworten.

Napoleon wollte von seiner Ueberlegenheit keinen Gebrauch machen, setzte sich, näherte sich seiner Gemahlin, ergriff ihre Hand und sagte zu ihr mit großer Bewegung: „Höre mir zu, meine theure Freundin, Du weißt, daß ich niemals lüge, ich aber weiß, daß der größte Aerger, welchen ein Mann seiner Frau verursachen kann, darin besteht, ihre Hüte und Kleider einzuschließen; wisse denn, ich habe Alles erfahren, ich selbst habe Beschlag auf diese Kiste legen lassen, und sie ist mit Allem, was sie enthielt, verbrannt worden.“ — Hier konnte die Kaiserin eine gewisse krampfhafte Bewegung nicht unterdrücken. — „Ja, verbrannt, auf meinen Befehl“, wiederholte Napoleon. „Ich will es Dir diesmal noch zu gute halten, aber nur unter der einen Bedingung, daß, wenn es noch einmal geschieht, ich unverzüglich Deine unverschämten Commissionaire verhaften und verurtheilen lasse. Dann magst Du den Versuch machen, mich um ihre Begnadigung zu bitten, und sehen, ob ich sie gewähre.“

Dennoch traf sich eine Gelegenheit (vielleicht die einzige), wo der Kaiser über eine weit sträflichere Verletzung der Zoll-Gesetze die Augen zudrückte; denn es handelte sich um weit mehr, als gewöhnliche Contrebande.

Zu Ende des Jahres 1807 kehrten die Grenadiere der alten Garde, welche den Kaiser nach Deutschland begleitet hatten, unter Anführung ihres Chefs, des General Soulés, nach Frankreich zurück. Als sie in Mainz ankamen, wünschte der dortige Zoll-Direktor Lamar mit seiner mißlichen Stellung alle mögliche Nachsicht zu verbinden und begab sich daher zu dem General, um ihn von der unumgänglichen Nothwendigkeit in Kenntniß zu setzen, die Gesetze in Ausführung bringen und folglich alle Train-Wagen, welche er mit sich führe, untersuchen lassen zu müssen. Die Antwort Soulés' bei dieser freundlichen Eröffnung war eben so kurz als energisch. „Diese Gesetze“, antwortete er, „gehen uns nichts an, und wenn ein einziger Ihrer Beamten die Hand an die Kasten meiner alten Soldaten legt, so lasse ich Ihre Diener alle wie junge Katzen im Rhein ersäufen.“

Der Zoll-Direktor zaudert, aber die Zoll-Beamten, auf ihre Menge vertrauend, zeigten sich entschlossen, die Untersuchung zu beginnen, und erscheinen in demselben Augenblick, wo die Grenadiere die Stadt verlassen wollen. Der General aber ließ seine Soldaten ein Carré formiren, die Bajonette kreuzen und die Train-Wagen ins Centrum bringen. Da die Zoll-Beamten nicht weiter zu gehen wagten, so wurden sie genöthigt, sich mitten unter dem Hohngelächter, dem Gespött und dem Pfeifen der Soldaten und Neugierigen, welche diese Scene herbeigelockt hatte, zurückzuziehen.

Herr Lamar übersandte unverzüglich dem General-Direktor der Steuern in Paris einen umständlichen Bericht, welcher lange vor der Ankunft der alten Garde in Courdevoie, ihrer gewöhnlichen Garnison, dem Kaiser vorgelegt wurde.

Diesmal war Napoleon sehr verlegen; der Fall war ernster Art, und unter allen anderen Umständen würde er sehr streng verfahren seyn, aber er kehrte eben in seine Hauptstadt zurück, wo er, rauschender als je, durch den allgemeinen Freudenruf eines auf seinen Ruhm und seine Macht stolzen Volkes begrüßt wurde. Und dann kam diese alte Garde mit Wunden bedeckt zurück; sie war so tapfer gewesen, und ihr Beschlebaber hatte sich in den Schlachten ruhmwürdig ausgezeichnet. Wie mancherlei Gründe, den Zorn des Herrn zu entwaffnen! Da, wo er nur an Belohnungen dachte, sollte er jetzt strafen? .... Nein; indeß ließ er den General Soulés zu sich entbieten.

Der General stellte sich dem Kaiser vor, welcher ihn sehr gnädig empfing. Nachdem sie einige unbedeutende Worte gewechselt, sagte Napoleon: „A propos, Du hast da in Mainz schöne Dinge gemacht!“ Soulés gehörte zu der kleinen Anzahl derer, welche Napoleon im engeren Zirkel zu duzen pflegte. — „Wie? Du wolltest meine Zoll-Beamten

in den Rhein werfen lassen? Aufrichtig, hättest Du es wohl gethan?" — „Ja, Sire, auf Generals-Ehre!" antwortete Soulés mit seinem Deutschen Accent. „Sire, es wäre ein Schimpf für ihre tapferen Grenadiere gewesen, sich ihre Tornister visitiren zu lassen; ich wiederhole es Ew. Majestät, ich hätte es gethan, ich gebe mein Ehrenwort als Garde-Offizier."

„Pah! ich sage, daß Du einen Scherz ausführen wolltest", fügte Napoleon hinzu, indem er sich sehr aufgeräumt stellte; „ich weiß, Du hast contrebandiren wollen." — „Ich, Sire!" — „Ja, Du! Du hast in Hannover sehr schönes Leinenzeug gekauft, um hier Dein Haus einzurichten, weil Du vermuthetest, daß ich Dich bei Deiner Rückkehr zum Senator ernennen würde." — „Sire!" — „Und Du hast Dich nicht geirrt; aber, glaube mir, laß Dir nicht wieder einfallen, einen ähnlichen Scherz mit meinen Zoll-Beamten zu treiben, denn auch ich gebe Dir mein Wort, mein Ehrenwort als Kaiser, daß ich Dich einem Kriegsgericht übergebe und Dich hernach vor der Front der ganzen Garde todtschießen lasse. — Jetzt bestelle Deine Senator-Uniform."

(Le Siècle.)

Die Feste in Fontainebleau.

(Fortsetzung.)

Sobald die Prinzessin näher herankam, stiegen die Herzögt von Orleans und von Nemours, die Herren und Damen langsam die dreifache Treppe herab, um ihr entgegen zu gehen, und es war in der That ein schönes, großartiges Schauspiel, welches nur wenige Leute betrachten konnten, da die Einen in diesem stummen, beredten Drama selber eine Rolle spielten und die Anderen nur nach der heranfahrenden Karrosse hinstarrten. So blieb der König auf der obersten Stufe mit der Königin allein zurück, und nur mit Mühe konnte er seine Rührung bezwingen: es war schön anzusehen, wie dieser Mann, innerlich bewegt, gern seinen Söhnen, seinen Freunden folgen mochte, während ihn noch ein Rest von Etikette zurückhielt. Die Prinzessin, der Herzog von Orleans und sein Gefolge kommen in einer und derselben Minute an der untersten Stufe an; eine militairische Evolution nach dem Kommando des Oberst Brack hätte es nicht besser machen können. Auf der Stelle öffnet sich der Kutschenschlag, eine junge, schöne Gestalt von zartem, schlankem Wuchs springt heraus. Kaum läßt sie sich Zeit, rechts und links zu grüßen, zieht den Herzog von Nemours mit sich fort und steigt mit der Behendigkeit ihrer zwanzig Jahre zum König hinauf, der ihr die Hand entgegenstreckt; sie ergreift sie und will sie an ihre Lippen bringen, aber der König öffnet ihr seine Arme, und sie stürzt sich hinein. Im Nu umringt die ganze Familie die neue Schwester, die ihr so weit aus der Ferne kömmt; man drängt sich um sie herum, man umarmt sie, man stellt ihr alle ihre Brüder, alle ihre Schwestern vor, die jungen Leute und die Kinder der ganzen Familie, die Königin der Belgier, die Prinzessin Klementine, welche die jungen Dichter so gern liest, die Prinzessin Marie, die große Künstlerin, die erst gestern ihre eigene Statue, und zwar ihr eigenes Werk, ins Versailler Museum geschickt hat. Und nun die Königin selbst, die bald hinter der Thür versteckt war; endlich überläßt man ihr die neue Tochter, und auf der Stelle stürzen sich die beiden Frauen, Alles um sich her vergessend, entgegen und umarmen sich mit mütterlich-kindlicher Zärtlichkeit.

Etwas später, vor dem Diner, nachdem sich die Prinzessin einige Minuten in ihrem Zimmer ausgeruht, erschient sie wieder in dem Salon der Königin, wo ihr der König selbst die eingeladenen Damen präsentirt: die Frau Gräfin von Flahaut, die Frau Gräfin von Laborde, die Frau Gräfin Durosnel, die Frau Herzogin von Treviso, die Frau Herzogin von Coigny, die Frau Baronin von Berthois, die Frau Barenin Delort, die Frau Gräfin von Colbert, die Frau Barenin von Marbot, die Marquise von Praslin, die Fräulein von Lobau, Delaborde, von Chauterac, von Flahaut, von Sainte-Aldegonde. Um halb neun begaben sich der König, die Familie und alle Gäste dieses edlen Festes, zur Tafel, welche aus 250 Couverts bestand. Dem König zur Rechten saß die Braut, zur Linken die Belgische Königin; zu ihrer Rechten hatte die Prinzessin den Bräutigam, und neben diesem saß die verwittwete Erb-Großherzogin von Mecklenburg; der König der Belgier war zur Seite der Französischen Königin; der Preußische Gesandte, Freiherr von Werther, saß neben der Erb-Großherzogin, und seine Gemahlin neben dem Herzog von Jeuville; der Fürst Talleyrand, die Herzogin von Dino, der neue Kanzler, die Marschälle, die Minister, der Präsident der Deputirten, die Herzogin von Dalmatien, die Marschall Gérard, die Marschall Maisen, der Herzog von Broglie mit seiner Frau, der General Athalin, der Herzog von Castries hatten die nächsten Plätze nach der Königlichen Familie. Um zehn Uhr brannte ein Feuerwerk bei dem Springbrunnen des großen Parks, in welchem die Namens-Chiffern F. H. nicht vergessen waren. Doch von dem Diner und Feuerwerk sprech' ich nur nach Hörensagen: das überlasse ich daher den offiziellen Erzählern; ich beschreibe Euch nur das, was ich selbst gesehen.

Der andere Morgen kam; es war der Tag der Vermählung oder vielmehr der drei Vermählungen von Orleans mit der Prinzessin Helene. Man sagte, das Fest würde höchst glänzend und feierlich seyn, und noch nie würde Fontainebleau mehr Pracht und Herrlichkeit erlebt haben. Auch hieß es, daß der Zutritt zum Palaste unmöglich wäre, und daß es, außer den Eingeladenen, Keinem erlaubt seyn würde, in das Innere einzudringen. Voller Vertrauen jedoch auf mein gutes Glück machte ich mich auf Alles gefaßt. Es war sieben Uhr des Abends; schon erleuchtete sich der Palast von allen Seiten. Jedes Thor, jedes Fenster dieser Masse von Schlössern strahlte in ungewohntem Glanz. Beim Anblick dieser langen Gallerien, wie sie nach und nach immer heller und leuchtender wurden, schien es fast, als ob die verschiedenen Jahrhunderte, die in diesen Mauern gelebt und geliebt, gewirkt und gejubelt hatten, eines nach dem anderen aus ihrer Vergessenheit emporstiegen und in ihrem schönsten Schmuck, in ihrer stolzesten Pracht zurückkämen, um noch eine Nacht hier zu hausen in Ruhm und Liebe, in Lust und Freude. Gewiß, diesen Abend gehörte keine große Dichterphantasie dazu, um diese ganze erloschene Geschichte hervorzurufen, um durch die langen Gothischen Fenster der Gallerie Franz I. diesen ritterlichen König schreiten zu sehen, wie er die glänzenden Feste ordnete, und oben auf der höchsten Treppenstufe die düstere Gestalt des Kaisers, scheidend zum Exil nach Elba. Franz I. und Napoleon Bonaparte, das sind eigentlich die beiden Herren von Fontainebleau, die beiden Geister, welche das meiste Recht haben, in diese Mauern, in diese Gallerien, in diese tausend stummen Räume zurückzukehren, und wie müssen dann Beide, der König und der Kaiser, erstaunen, ihr ganzes Werk, wie sie's verlassen, wieder zu sehen. Ihr Palast lag schon so lange in Ruinen! Die Mauern senkten sich auf einander herab, die Plafonds fielen in Stücken herunter; man hatte schon so oft und so viele Wappen von den Steinen abgekratzt, daß der Stein ganz durchbohrt war; man hatte schon so viele Jagden nach Adlern und Lilien angestellt, schon so viele Emblème und Chiffern vernichtet, daß von allen diesen Vandalischen Zerstörungen fast nichts weiter übrig blieb, als Mauern ohne Namen und Erinnerungen, leere Rahmen, zerbrochene Throne und eine Menge Spuren von allerhand Regierungen, die hier, wie in Schmutz und Rost, unordentlich und zerstreut durch einander lagen. Der Schatten der einstigen Herren Fontainebleau's wandelte traurig unter diesen elenden Ruinen, die sich mit den Jahren immer mehr und mehr aufhäuften. Doch siehe, heute hat sich Alles wieder aufgerichtet, der erschütterte Grund steht wieder ruhig, die alten Simsen, wo so viel Größen hingetreten, bekommen wieder einen festen sicheren Boden, die umgestürzten Statuen steigen wieder empor auf ihren Piedestale, die Gemälde kehren in ihre Rahmen zurück, der alte Gips der Säle wird wie der Staub hinweggekehrt, und hinter diesem schmutzigen Ueberzug glänzen wieder ganz neu die Meisterstücke dreier Säkula. So ist es denn geschehen; die Restauration hat sich innerlich wie äußerlich vollendet. Die Plafonds und die Wände bekommen wieder Leben, die Thüren von Fichtenholz machen der Eiche Platz, das bemalte Papier den historischen Gemälden; das Echo läßt wieder alte wohlklingende Namen hören; es füllen sich die Keller und die Kammern; die Möbel bekommen wieder ihren Sammet, ihre Vergoldung, und die Würmer verlieren ihre Beute; man bedeckt die Fenster mit ihrem Gothischen Glaie, man erbaut die umgestürzten Kamine, und der ängstlich geruhige Fleiß des Antiquars sucht wieder die kleinlichsten Details jener geschmackvollen Skulptur hervor, welche das Holz in Kunstwerke, den Stein in Spitzen, den Marmor in Damen und Helden zauberte. Frischer noch und glänzender als früher guckt die Mosaik aus dem eichenen Getäfel, von dem es sargartig verhüllt war; kurz, überall, in alle Höhen und Tiefen dieser unermeßlichen Mauern ist jene allsehende und wiederherstellende Hand hingedrungen; überall erblickt man wieder das alte Gold, das alte Silber und Elfenbein, den alten Schmelz und Glanz, den alten Stein und Marmor, den alten Sammet und Wollenstoff. Wer sechs Jahren war diese Stätte wüst und öde, der Wuth des Nordwinds preisgegeben; jetzt ist es ein prachtvoller Palast, der größten Herrscher würdig. Wer hat meine Gallerien wiederhergestellt? ruft Franz I.; ihm sey Ruhm und Preis; er hat die Mauern mit meinem Wappen und mit der Chiffer meiner schönen Dame bekleidet! — Wer hat die Treppe von Fontainebleau erbaut, ruft der Kaiser, und die geringsten Spuren meines Weges gerettet? ihm sey Ruhm und Preis; er hat nicht die Adler gefürchtet, nicht die Erinnerungen und die Farben der großen Armee! So sprechen unter sich die gerührtesten Schatten, und zugleich steigen um Mitternacht leicht und selig alle die Frauen empor, die einst das Scepter führten in diesen Königlichen Räumen. Sanft und leise gleiten sie über die elastisch weichen Teppiche dahin, nehmen Platz auf den wieder aufgerichteten Thronsesseln, ruhen aus auf den neu vergoldeten Sopha, belächeln ihre Schönheit in den Venetianischen Spiegeln, die einst ihr Bild so jugendlich zurückstrahlten, und tanzen im Reigen unter jenen herrlichen Gemälden, wo Alles sie erinnert an die schöne Liebe der Vergangenheit. (Fortsetzung folgt.)

P o l e n.

Ein Blick auf die Polnische Literatur.

(Schluß.)

Was die Poesie betrifft, so blieb sie dem edlen Schwung nicht fremd, der sich damals in der National-Literatur zeigte. Das älteste Gedicht, welches die Polen besitzen, ist die Hymne zu Ehren der heiligen Jungfrau, Bogа Rodzica, die man dem heiligen Adalbert zuschreibt; aber die besten Philologen sehen in diesem Werk nur ein Erzeugniß des vierzehnten oder funfzehnten Jahrhunderts; auch halten sie es einstimmig für die Uebersetzung eines Böhmischen Gedichtes. Kaum hatte aber unter Sigismund die Dichtkunst ihre ersten Schritte gethan, so nahm sie auch bald einen ausgezeichneten Rang in der Literatur ein. Michael Rey von Naglowich eröffnete die Bahn (1515 — 1568), und ihm folgte bald Johann Kochanowski, geboren 1530 und gestorben 1586, der seinen Geschmack auf Reisen in Deutschland, Italien und Frankreich und besonders durch seine Studien auf der Universität Padua ausbildete. Seine gereimte Uebersetzung der Davidischen Psalmen zeichnet sich besonders durch Treue und durch erhabenen Styl aus. Man hat von ihm auch Lieder, einige Satiren, Epigramme, Lateinische Elegieen und ein Gelegenheits-Drama: „Odprawa posłów Greckich" (die Abfertigung der Griechischen Gesandten). Sein Bruder Peter Kochanowski lieferte eine Uebersetzung von Tasso's „befreitem Jerusalem" (Krakau 1618), und Andreas Kochanowski übersetzte die Aeneide.

Unter Kochanowski's zahlreichen Nebenbuhlern sind besonders zu nennen: Johann Rybinski, Professor zu Danzig (1589), Kaspar Miaskowski, der in Groß-Polen um das Jahr 1610 lebte, und Stanislaus Grochowski, gestorben 1644, Verfasser vieler empfindungsvoller religiösen Gedichte. Was Simon Szymonowicz, genannt Simonides, anbetrifft, der im Jahre 1629 starb, so verschafften ihm seine Lateinischen Oden den Beinamen des Lateinischen Pindar, und mehrere seiner Idyllen, die er dem Theokrit nachgeahmt, sind noch Muster einfacher Natürlichkeit; sein Nachahmer und Freund, Simon Zimorowicz, auch 1629 gestorben, übertraf ihn weniger an Grazie als an Originalität. Sebastian Klonowicz (1551—1608) hat sich in der Literatur besonders durch sein großes Lehrgedicht, Victoria deorum, ubi continetur veri heroïs educatio (1600), einen Namen gemacht. Er schüttet darin seinen Spott über die katholische Kirche aus.

Die schnellen Fortschritte, welche die Reformation in Polen machte, ließen sehr bald das Bedürfniß eines Polnischen Psalterien und einer Bibel-Uebersetzung fühlen. Valentin Wrzozowski, gestorben 1570, war der Erste, der eine Uebersetzung des Böhmischen Psalterions in seiner Muttersprache herausgab (Königsberg 1554). Eine andere Sammlung derselben Art rührt von Artemius her. Von dem Neuen Testamente war schon 1551 zu Königsberg eine erste Uebersetzung für die Protestanten erschienen, veranstaltet von Johann Seklucyan, den der Herzog Albert als Prediger aus Posen berufen hatte. Die Uebersetzung des Neuen Testaments für die Socinianer, an welcher Johann Laski Theil nahm, erschien 1563 zu Brzesc auf Kosten des Fürsten Nikolaus Radziwill. Die ganze Bibel war schon 1561 von Johann Leopolita für die Katholiken übersetzt worden, und im Jahre 1598 wurde von Jak Wujak eine neue Uebersetzung herausgegeben.

Gegen Ende dieses glänzenden Zeitraums legte Stephan Batbory den Grund zu der Akademie von Wilna, von der jetzt nur noch die medizinische und die theologische Fakultät besteht. Dem von Sigismund und von Stephan Batbory gegebenen edlen Beispiele eiferten die Magnaten nach, unter Anderen Johann Zamoyski, der im Jahre 1594 zu Zamosc eine Akademie gründete.

Hier schließt unser erster Abschnitt. Von da an geriet die Polnische Literatur unter der obersten Leitung der Jesuiten nur wieder in Verfall, bis sie sich endlich im achtzehnten Jahrhundert durch den Einfluß der Französischen Literatur von neuem aus dem Zustande ihrer Versunkenheit emporarbeitete. Dem Kardinal Hosius, der auf dem Tridentiner Konzil die Statuten der Jesuiten kennen gelernt hatte, gelang es, den Orden derselben in Polen einzuführen, unter dem Vorwande, daß sie allein im Stande wären, die Fortschritte der Reformation zu hemmen. Ihr erstes Kollegium wurde 1566 zu Braunsberg gegründet. Sigismund III., der Nachfolger Stephan Batbory's, überließ sich gänzlich ihrer Leitung; sie bemächtigten sich der Verwaltung der Staats-Angelegenheiten, rissen die Unterrichts-Anstalten an sich und boten Alles auf, um das Ansehen der Dissidenten zu vernichten. Ein leeres aufgeblasenes Wissen ersetzte die Stelle der lebendigen Wissenschaft; die Sprache verlor ihre Reinheit durch Vermischung mit einem barbarischen Latein; die Geschichte war nur noch ein lächerlicher Panegyrikus; die Poesie eine Anhäufung von Schwulst und Pathos, vermengt mit Lateinischen Redensarten und mythologischen Vergleichungen. Einigen kräftigen Geistern, wie dem Großmarschall des Reichs, Zamoyski, gelang es indeß, den Verfall wenigstens aufzuhalten, wenn auch nicht zu beschwören; alle ihre Anstrengungen waren jedoch vergeblich, nachdem es im Jahre 1622 die Jesuiten dahin gebracht hatten, die Akademie von Krakau, damals die einzige Zuflucht der Wissenschaft, in ihren Wirkungen zu lähmen und in ihrer Achtung zu stürzen. Während der Unruhen und Kriege, die auf diese Epoche folgten, war jede Wiedererweckung der Literatur unmöglich. Konarski war der Erste, der ihr wieder einiges neue Leben verschaffte.

Unter den Geschichtschreibern dieser Periode sind zu nennen: Paul Piasecki, Bischof von Przemysl, gestorben 1644, dessen Chronica gestorum in Europa singularium (Krakau, 1645) allgemein geschätzt ist; Simon Starowolski, Domherr zu Krakau, gestorben 1656, dem wir mehrere wichtige Werke über die Literaturgeschichte und eine bemerkenswerthe Statistik des Königreichs Polen, Polonia, sive status regni Poloniae descriptio, verdanken; der Jesuit Kojalowicz, gestorben 1677, nach Schlözer's Urtheil einer der besten Historiker des siebzehnten Jahrhunderts, dessen Historia litteraria 1650 zu Danzig erschien; Andreas Wengierski, gestorben 1649, dessen Werk Slavonia reformata (Amsterdam 1679) nicht nur eine sehr gute Geschichte der dissidirenden Kirchen ist, sondern auch treffliche Data zur Literatur-Geschichte enthält. Nicht weniger geschätzt wird die Geschichte der Polnischen Reformation (Historia reformationis Poloniae) von Lubienicki, der, überall von den protestantischen Theologen verfolgt, 1675 zu Hamburg angeblich in Folge einer Vergiftung starb. Der Jesuit Kaspar Niesiecki, gestorben 1743, verfaßte das wichtigste Werk über das Polnische Wappen, Korona Polska. Joseph Zalenski, Bischof von Kiew, gestorben zu Warschau 1774, schrieb in seiner Gefangenschaft zu Kaluga aus dem Gedächtniß ein wichtiges Werk über die Polnische Bibliographie: Biblioteka historyków, polityków, prawników (Bibliothek der Geschichtschreiber, Staatsmänner und Rechtsgelehrten). Er war es, der mit seinem Bruder zusammen die berühmte Warschauer Bibliothek gründete, die, nach der Angabe des Bibliothekars Janocki, nicht weniger als 200,000 Bände, darunter 20,000 Polnische, enthielt. Diese Bibliothek wurde dem Publikum 1745 geöffnet und befindet sich jetzt in St. Petersburg.

Von Dichtern können genannt werden: der Jesuit Kasimir Sarbiewski, der von 1595 bis 1640 lebte, und dessen Gedichte Lateinisch geschrieben sind; Sebastian Stechowski, gestorben um 1700, der den König Johann Sobieski als Historiograph vor Wien begleitete, dessen Schriften aber von dem Verfall der Sprache und dem schlechten Geschmack dieser Periode zeugen; Samuel Twardowski, gestorben 1660, der eine Gesandtschafts-Reise nach der Türkei, an welcher er Theil nahm, in Versen beschrieb, und Bardzinski.

Aber erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhob sich die Polnische Literatur aus ihrer Erschlaffung wieder. Stanislaus Konarski war einer ihrer ersten Wiederhersteller. Er wurde 1700 geboren und war anfangs in den Piaristen-Orden eingetreten. Nachdem er Italien und Frankreich besucht hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück und entschloß sich, es aus dem Zustande der Erniedrigung, in welchem er es erblickte, herauszureißen. Sein Augenmerk richtete sich zunächst auf den öffentlichen Unterricht. Er suchte eine bessere Lehr-Methode einzuführen und seinen Orden zu reformiren. Dann stiftete er ein Kollegium für Adelige in Warschau. Diese Anstalt trug jedoch nicht die Früchte, die er sich davon versprach. Der öffentliche Unterricht wurde nun auch bald den Mönchs-Orden entrissen und unter die Aufsicht einer Unterrichts-Kommission gestellt, die nach Unterdrückung der Jesuiten im Jahre 1773 eingesetzt wurde und aus den geschicktesten und aufgeklärtesten Männern bestand. Konarski bemühte sich sodann, das Studium der klassischen und der alten Polnischen Literatur zu beleben; er publizirte mehrere neue Ausgaben der alten Schriftsteller, so wie eine Sammlung der Polnischen Constitutionen und Statuten, und verfaßte eine Menge pädagogischer, religiöser und rhetorischer Werke, die sich meistentheils durch Klarheit und Gelehrsamkeit auszeichnen. Aber sein Eifer für die Wiederherstellung der Wissenschaften blieb dabei nicht stehen. Er übersetzte die Werke der bedeutendsten Französischen Dramatiker und ließ sie von den Piaristen-Zöglingen anstatt der gewöhnlichen Stücke, die diese in ihrer Anstalt darzustellen pflegten, aufführen. Ihm verdankt es Warschau, daß es seit 1765 ein Polnisches Theater besitzt, und obgleich seit dem funfzehnten Jahrhundert schon verschiedene dramatische Versuche in Polen gemacht wurden, betrachtet man nichtsdestoweniger ihn als den Vater des Polnischen Drama's; er starb im Jahre 1773. Das von ihm unternommene Regenerationswerk wurde von mehreren ausgezeichneten Schriftstellern fortgesetzt, unter Anderen von seinem Schüler, dem gelehrten Onuphrius Kopczynski (1735—1817), der in seiner Grammatyka Narodowa (Volks-Grammatik) zuerst die Sprache festzustellen suchte; dann von Gregor Piramowicz, gestorben 1801, Verfasser mehrerer Werke für den Elementar-Unterricht; von dem Jesuiten Bohomolec, Uebersetzer einer großen Menge Französischer Theaterstücke, und vor Allen von Adam Stanislaus Naruszewicz (1733—1796) und von Ignaz Krasicki (1735—1801).

Das Hauptwerk von Naruszewicz ist seine Geschichte Polens. Einsichtsvolle Kritik, erstaunliche Gelehrsamkeit und reiner gedrängter Stil sind seine Haupt-Eigenschaften. Naruszewicz hatte sich den Tacitus zum Muster genommen, und Alles beweist, daß er seine Kräfte nicht überschätzte. Seine Geschichte ist das wichtigste Werk über Polen. Leider ist sie nicht beendigt. Selbst die Herausgabe des im Jahre 1824 erschienenen ersten Bandes dieser Geschichte, zu welchem Naruszewicz nicht weniger als 360 Folio-Seiten Material gesammelt hatte, verdankt man einer gelehrten Gesellschaft. Von diesem berühmten Geschichtsforscher besitzt man noch eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, eine Lebensbeschreibung des Litauischen Generals Chodkiewicz, eine Geschichte der Tartaren und mehreres Andere. Auch seine Gedichte, besonders die Idyllen und Satiren, haben großes Glück gemacht, was sie jedoch nicht immer rechtfertigen.

Unter Krasicki's Werken verdient die Myszeis (die Mäuseade), ein heroisch-komisches Gedicht in zehn Gesängen, den ersten Platz. Der Stoff dazu ist aus der alten Chronik Vincenz Kadlubek's gezogen, wonach die Ratten und Mäuse den König Popiel verzehrten. Aber die Monachomachie oder der Krieg der Mönche, ein Gedicht in sechs Gesängen, macht jenem den ersten Rang streitig. Seine Anti-Monachomachie dagegen hat nur geringen Werth. Unter seinen Fabeln sind sehr viele klassisch; die Polen betrachten ihn allgemein als ihren Lafontaine oder Gellert, was indeß ein wenig übertrieben ist. Seine Satiren sind meist von sehr untergeordnetem Werth. Sein episches Gedicht in zwölf Gesängen, Wojna Chocimska, der Kampf bei Chocim, worin er den Sieg des Chodkiewicz über den Sultan Osman, unter der Regierung Sigismund's, feiert, enthält mehrere schöne poetische Stellen. Unter seinen prosaischen Werken zeichnet sich besonders sein Pan Podstoli, Herr Untertruchseß, aus, ein lebendiges Sittengemälde. Der Verfasser greift darin mit scherzhaften Waffen die Lächerlichkeit seiner Landsleute an. Es erschien in Paris im Jahre 1830 eine schöne Ausgabe seiner Werke.

In der neuesten Zeit hat man sich vorzüglich mit dem historischen Quellen-Studium beschäftigt. Unter den berühmtesten Geschichtsforschern ist zuvörderst der gelehrte Joachim Lelewel zu nennen. Die Zahl seiner Werke ist unglaublich, und alle sind voll tiefer Anschauungen und Gedanken. Zu den wichtigsten gehören: Ein Blick auf die alten Bewohner Litauens und über ihre Verhältnisse zu den Herulern (Wilna, 1808); Bemerkungen über den Polnischen Schriftsteller Matthias aus dem zwölften Jahrhundert (Wilna, 1811); Geschichte der Völker, die im zehnten Jahrhundert das mittlere Europa bewohnten; Zustand der Künste und Wissenschaften in Polen vor Entdeckung der Buchdruckerkunst; Untersuchungen über die Geographie der Alten; Geschichte des alten Indiens und seines Einflusses auf das Abendland (Warschau, 1820); Entdeckungen der Karthager und Griechen im Atlantischen Ocean (Warschau, 1821); Denkmäler der Sprache und Verfassung der Polen und Masuren im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, herausgegeben von Ignaz Danilowicz; kritische Betrachtungen über die alten und neueren Polnischen Geschichtswerke; Altpolnische Bibliographie und Russisch-Polnische Diplomatie vom dreizehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert. Was Lelewel's letztes Werk betrifft, welches er in Französischer Sprache über die Numismatik publizirt hat, so haben sich mitunter recht grobe Druckfehler in dasselbe eingeschlichen; kann aber der Verfasser für die Unwissenheit seines Druckers? Seinem Stil wird gewöhnlich große Härte und Rauhigkeit vorgeworfen; von

einem Gelehrten hat man aber nicht rhetorische Floskeln, sondern Wissenschaftlichkeit zu fordern

Georg Bandtke, gestorben 1835, Bibliothekar und Professor an der Universität Krakau, hat unter anderen Werken eine Geschichte Polens und der Polnischen Buchdruckereien herausgegeben; Surowiecki, gestorben 1827, Rath im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, ist Verfasser mehrerer statistischer Werke; Golembiowski hat Beiträge zur Geschichte der Polnischen Sitten geschrieben. Das wichtigste Werk aber, welches in der letzten Zeit erschienen, ist die Geschichte der Slawischen Constitutionen vom Professor Maciejowski, Historya prawodawstw Słowiańskich (Warschau, 1832—1835). Der außerordentliche Erfolg, den dieses Werk sowohl in Polen wie in Deutschland gehabt, läßt eine zweite Ausgabe hoffen, in welcher Herr Maciejowski wohl die freundlichen Bemerkungen Lelewel's über einige Punkte seiner trefflichen Geschichte benutzen dürfte.

Unter den Dichtern dieses Zeitraums nennen wir vor Allen den Lyriker Stanislaus Trembecki, gestorben 1812, den jedoch der Vorwurf trifft, daß er oft zu schwülstig wird. Sein Hauptwerk, die Sofiówka ist eine poetische Beschreibung der Gärten der Gräfin Sophie Potocka. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu Warschau 1819. Franz Kniaznin ist ein geistreicher Dichter, besonders sind seine erotischen Lieder voll Gefühl. Kajetan Wengierski, der sein Vaterland verlassen mußte, weil er sich durch seine kaustischen Verse sehr viel Feinde gemacht hatte, beschrieb die Reise, die er nach Frankreich und Italien unternahm, in Französischer Sprache. Sein Hauptwerk ist Organy betitelt, und es diente ihm dabei Boileau's Lutrin als Vorbild. Wengierski war im Jahre 1755 geboren und starb zu Marseille 1787. Noch sind zu nennen: Cyprian Godebski, dessen Poesieen als Muster von gutem Geschmack und gesundem Scherz gelten können, und der 1809 in der Schlacht bei Raszyn blieb, und Franz Wenzyk, der sich durch seine Schilderungen von Krakau's Umgebungen, Okolice Krakowa, so wie durch einige Theaterstücke und Romane einen Ruf erwarb. Die letzteren verdanken den Enthusiasmus, mit dem sie aufgenommen wurden, mehr dem guten Willen ihres Verfassers, als ihrem wirklichen Werthe. Meistentheils sind es nur schülerhafte Ausführungen, in denen der pomphafte und empbatische Styl eine kalte langweilige Handlung umsonst zu übertünchen sucht. Wenzyk versteht sich durchaus nicht auf das Theatralische; er hat die Geheimnisse des menschlichen Herzens nicht belauscht, weiß sich seinen Personen nicht zu identifiziren und besitzt nicht eine einzige Eigenschaft eines dramatischen Schriftstellers. Bei den rührendsten Scenen seiner Dramen bleibt er kalt, nimmt aber den Mund sehr voll, um den Glauben zu erregen, als ob er wirklich tief fühle. Doch weiß er ohne Zweifel selbst recht gut, daß die erste Regel der dramatischen Kunst heißt: Si vis me flere, primum flendum est tibi. Zwar läßt Herr Wenzyk es bei seinen Personen nicht am Weinen, Toben und Wüthen fehlen, er selbst aber weint, tobt und wüthet nicht; er bleibt ganz ruhig im Souffleurkasten stecken. Seine bedeutendsten Dramen sind Falinski, Ostrski, Anton Hoffmann, Barbara Radziwill und Glinski. Wenzyk erfreut sich noch heute eines gewissen Rufs, den er in dramatischer Hinsicht mit keinem anderen Polnischen Schriftsteller theilt. Unter den übrigen Polnischen Dramatikern, deren Werke auf die Bühne gekommen sind, nennen wir Bogusławski, den Uebersetzer mehrerer Französischer Komödien; Kaminski, Theater-Direktor zu Lemberg, dem man eine Uebersetzung von Schiller's Werken verdankt, und den Grafen Fredro, Verfasser einiger geistreicher Lustspiele, die 1834 in Lemberg gedruckt erschienen. Hugo Kollontay (1752—1812), Retter der Krakauer Universität, und Stanislaus Potocki haben ebenfalls viel zu den Fortschritten der Polnischen Literatur in den letzten funfzig Jahren beigetragen. Potocki, mit dem Beinamen der Fürst der Beredsamkeit, hat ein treffliches Werk über Rhetorik und Styl geschrieben und eine Uebersetzung von Winkelmann's Werk über die Kunst bei den Alten geliefert, die jedoch nicht beendet ist.

Was die Poesie betrifft, so hat sie es besonders den Schriften von Karpinski, Woronicz und Niemcewicz (geboren 1755) zu verdanken, daß sie wieder volksthümlich geworden ist. Die Hauptwerke dieses letzteren Schriftstellers sind die historischen Gesänge der Polen, seine Geschichte der Regierung Sigismund's III., sein Drama, Kasimir der Große und seine Fabeln und Erzählungen. In seinen Briefen Polnischer Juden (Sara und Levy) findet man die treuesten Sittengemälde; in seinem Roman, Jobann von Tenczyn, eine Skizze einer der glänzendsten Epochen der Polnischen Geschichte, der Regierung Sigismund August's.

Die Unruhen, welche Polen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erschütterten, vermochten nicht, die Literatur in ihren Fortschritten aufzuhalten. Die trauernde Muse ist eine edle und heilige, deren Begeisterung in allen Herzen ein Echo findet. Auch die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, die im Jahre 1801 durch die Bemühungen des Historikers Thaddäus Czacki, Franz Dmochowski's, des Uebersetzers der Werke Homer's und Virgil's, und des Bischofs Johann Albertrandi zu Warschau gegründet wurde, und mehr als hundert Foliobände über die Geschichte von Polen herausgab, erfüllte zum Theil die Hoffnungen, die ihre Stifter von ihr gehegt hatten, bis sie im Jahre 1832 aufgelöst und ihre aus 50,000 Bänden bestehende Bibliothek nach St. Petersburg gebracht wurde.

Seit 1815 wurde Wilna der Mittelpunkt der Polnischen Literatur. Mehrere junge Dichter, die sich in der Schule der Engländer und in der neuen Deutschen Dichterschule gebildet, hatten sich dort um den berühmten Mickiewicz gesammelt. Bald entspann sich der Kampf zwischen der alten und neuen Schule. Er war heftig, und der Sieg blieb lange unentschieden; am Ende aber behauptete die romantische Schule das Schlachtfeld. Dieses Resultat war zu erwarten, denn es stand fest, daß bis dahin die Polnischen Dichter, mit wenigen Ausnahmen, nicht national gewesen waren, und daß sie nur Französische oder Römische Gedanken und Empfindungen in Polnischem Gewande wiedergegeben hatten. Mickiewicz ist ohne Zweifel der Chorführer der neuen Schule; er ist Polens Byron. Die Liebe war Mickiewicz's erste Muse, und sie blieb ihm stets treu, selbst da, als das Unglück hinzutrat, um ihn auf andere Weise zu begeistern. Liebe und Unglück sind, nach dem Sänger Childe Harold's, die einzigen Musen des Dichters. Mickiewicz hatte sich in die Schwester eines seiner Freunde verliebt, und dieser unglücklichen Leidenschaft verdanken wir seine Dziady, das Fest der Todten. Kurz nach seiner Gefangenschaft in Wilna, die er wegen Theilnahme an einer geheimen Verbindung zu bestehen hatte, unternahm er eine Reise nach der Krimm, und an den Gestaden des Schwarzen Meers dichtete er seine herrlichen Sonette, welche ihm die Gunst Galitzyn's, des Gouverneurs von Moskau, erwarben. Dieser Fürst nahm ihn mit nach St. Petersburg, und in dieser letzten Stadt publizirte er seinen Konrad Wallenrod, eine Epopöe, die in ganz Polen zu einem National-Gedicht geworden ist. Er hat auch Romanzen und Balladen gedichtet. Im Jahre 1828 gab er zu Paris eine Sammlung seiner Dichtungen unter dem Titel „Poezye" heraus und leitete sie mit einer Vorrede ein, in welcher er einen flüchtigen, aber tiefen Blick auf die Literatur des modernen Europa's wirft. Sein neuestes Werk, Pan Tadeusz (Herr Thaddäus), ein episches Gedicht in zwölf Gesängen, ist vielleicht das beste, was die Polnische Literatur aufzuweisen hat. Es schildert mit dem treffendsten Ausdruck, mit merkwürdiger Lebendigkeit und Treue die Sitten des Litthauischen Adels im Jahre 1812.

Neben Adam Mickiewicz sind zu nennen: Kasimir Brodzinski, ein ausgezeichneter Balladendichter, der im Jahre 1813 zu Dresden starb; Odyniec, der Verfasser schöner lyrischer Poesieen, welche im Jahre 1832 zu Posen erschienen, und einer Tragödie „Izora"; Goszczynski, Verfasser des „Schlosses von Kaniow"; Julian Korsak, dessen Gedichte ebenfalls in Posen 1833 herauskamen; Alexander Chodzko, der Uebersetzer mehrerer orientalischer Dichtungen (zu St. Petersburg 1819 erschienen); Korzeniowski und Slowacki, Verfasser mehrerer berühmter Gedichte, und Garczynski, der Kriegslieder (Paris, 1833) gedichtet hat.

Außerdem haben sich noch als Verfasser von Romanen der Graf Starbek und Barwinowicz ausgezeichnet, und unter den neuesten Polnischen Gelehrten sind die bedeutendsten der Grammatiker Linde, Verfasser des großen Polnischen Lexikons, und der Philologe Gretel zu Wilna.

Dies ist ein kurzer Abriß der Polnischen Literaturgeschichte bis auf unsere Tage. So gedrängt derselbe auch seyn mag, so wird er doch hinreichen, um die Ueberzeugung zu gewähren, daß die Literatur der Polen in mehr als Einer Beziehung ärmer und dürftiger ist, als die vieler anderer Nationen. Die Nationalgeschichte und die lyrische und descriptive Poesie sind fast die einzigen Pfeiler, auf denen sie ruht. Ein solcher Zustand der Dinge ist allerdings betrübend; aber der Grund davon liegt wohl nicht in den verschiedenen Regierungen, die in Polen seit einem halben Jahrhundert auf einander folgten, und eben so wenig in Polens ehemaliger politischer Verfassung, denn schlechte Institutionen können zwar ein solches Uebel verschlimmern, sind aber nicht die unmittelbare Ursache desselben. Nein, die Quelle davon ist gewiß hauptsächlich die gesellschaftliche Organisation des Landes; auf dem Boden der Leibeigenschaft können Wissenschaften und Künste nicht blühen.

Emil Haag.

Mannigfaltiges.

— Schiller in England. Wir haben kürzlich von Maffei's Italiänischer Uebersetzung der „Braut von Messina" gesprochen und können jetzt auch eine so eben erschienene Englische Uebertragung dieses Trauerspiels ankündigen.*) Der Uebersetzer, Herr George Irvine, hat sich, wenn wir nicht irren, lange in Deutschland aufgehalten. Da wir seine Arbeit noch nicht aus eigener Ansicht kennen, so theilen wir hier das Urtheil mit, das ein Englischer Kritiker (im Atlas) darüber fällt: „Der Uebersetzung dieses wohlbekannten Schiller'schen Trauerspieles fehlt es an Kraft, an malerischem Ausdruck und an poetischem Schwung; sie ist jedoch mit wahrhafter Begeisterung und Verehrung für einen der größten Deutschen Dichter ausgeführt, und was Herrn Irvine an ergreifender Gewalt fehlt, das weiß er durch ein tiefes Gefühl zu ersetzen. Der Dialog ist treu, wenn auch nicht wörtlich übersetzt, aber die Arbeit ist doch nicht so völlig vom Geiste unserer eigenen Sprache durchdrungen, um sie von der Kategorie bloßer Umschreibungen von einer Sprache in die andere ganz auszuschließen. Es ist eine „Reflektirung", nicht aber eine „Reproduzirung". Die lyrischen Partieen des Stückes sind Herrn Irvine mehr gelungen, und er hat oft die wilde Energie und die musikalischen Uebergänge des Originals glücklich wiedergegeben."

*) The Bride of Messina. A tragedy, from the German of F. v. Schiller. By George Irvine, Esq. — London, 1837.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 74. Berlin, Mittwoch den 21. Juni 1837.

Frankreich.

Napoleon's Kommentare zu den Kriegen Cäsar's.*)

So hochwichtig auch die Kriegs-Wissenschaft für das Steigen und Fallen der Menschen und Reiche seyn mag, so nimmt sie sich doch auf dem Papier für das größere Publikum weniger anziehend aus, als Abhandlungen über andere Gegenstände. Von rein kriegswissenschaftlicher Seite aus betrachtet, würden wir daher über vorliegende Schrift nicht gesprochen haben, allein sie bietet, ohne ihr Verdienst zu erwägen, dadurch hohes Interesse, daß sie Betrachtungen von einem der größten Feldherren der neueren Zeit über den größten Feldherrn des Alterthums enthält. In diesem letzten Erzeugniß des Büßenden von St. Helena weht noch der Hauch jenes wunderbaren Geistes, der einst Europa in sich trug. Während er mit dem Blick eines Meisters in die Lage, die Grundsätze und die Geschicke Roms und seines Cäsar's dringt, wirft er oft Seitenblicke auf Frankreich und sich selbst. An Einfachheit und Unbefangenheit übertrifft dieses Diktat alle frühere Diktate Napoleon's, die mehr berechnet waren, auf die Gemüther der fernen Leser den Eindruck ungefähr zu machen, welchen seine Proclamationen bei seinen Tapferen hervorbrachten, und deren Gegenstände dem berühmten Beurtheiler nicht alle so durch Beruf nahe standen, nicht alle so vor Parteilichkeit geschützt waren, wie Cäsar und seine kriegerische Laufbahn.

Zu einer Zeit, wo das Unterschieben von Büchern so vielen literarischen Spekulanten gelungen ist, darf es nicht ganz überflüssig erscheinen, etwas über die Echtheit unserer Schrift zu sagen. Der ehrliche, treue Marchand könnte durch seinen Namen allein schon eine volle Bürgschaft geben. Er wurde von seinem Herrn im Testamente von St. Helena vor vielen Anderen bedacht; nicht durch die Legate, nicht durch das Vertrauen, mit welchem Legate für Andere in seine treuen Hände gelegt wurden, sondern vielmehr durch die Erklärung des Testators, daß Marchand nicht bloß sein Diener, sondern auch sein Freund gewesen sey. Aber hören wir lieber einen Augenblick ihn selbst in der Vorrede sprechen:

„Die handschriftlichen Diktate des Kaisers befinden sich im Besitze des Grafen Bertrand, und ihm verdanke ich auch die Möglichkeit, die Bemerkungen über Cäsar's Kommentarien herauszugeben, welche er mir seit anderthalb Jahren überlassen hatte. Da mein Dienstberuf mich beständig in der Nähe meines Kaiserlichen Herrn ließ, so ward mir oft die Ehre, ihm entweder vorzulesen, oder nachzuschreiben, was er mir diktirte. Bei solcher Gelegenheit entstanden jene Bemerkungen; fast immer in schlaflosen Nächten, wo er zu sagen pflegte, „daß wissenschaftliche Beschäftigung seine Leiden mildere und ihm einige Blumen auf seinen Pfad zum Grabe streue." Ich hatte kein weiteres Recht an die Handschrift, als den Umstand, daß ich sie geschrieben habe; aber auf mein Schreiben an den Grafen Bertrand erhielt ich eine Antwort, wie ich sie von seiner Güte und Gewogenheit nicht anders erwartete. Er gestattete mir jeden beliebigen Gebrauch der Handschrift und behielt sich nur vor, hier und da Stellen durch gelegentliche Aeußerungen des Kaisers zu beleuchten. Meine Aufgabe hierbei ist, das Werk ganz so, wie ich's aus dem Munde des Kaisers habe, zu veröffentlichen, ohne mir die geringste Aenderung zu erlauben. Ueber die Tiefe der Gedanken in dem Buche mögen die mit der Wissenschaft Vertrauten richten; ich überliefere sie getreu der Nachwelt."

Die Offenheit dieser Sprache und der Charakter der beiden Pfleger des „Patienten"**) sind aber zum Beweise der Echtheit kaum nöthig, wenn man auf Gedanken und Stil der Schrift sieht. Nur Napoleon kann so den Cäsar studirt haben. Hier ist nicht die Kritik eines Schulgelehrten, der seinen ganzen Scharfsinn auf das todte Wort, auf die alterthümliche Farbe des Textes verwendet; diese sind vielmehr ganz vernachlässigt, weil der Verfasser seinen Autor wahrscheinlich in einer Französischen Uebersetzung gelesen hat; aber kein Klassiker hat je einen geistvolleren Kommentator gefunden. Napoleon's erstaunliche Auffassung topographischer Verhältnisse, sein Scharfblick beim Aufsuchen des Zusammenhanges zwischen Bedingungen und Erfolg, so wie viele auffallende Aehnlichkeiten zwischen ihm und dem Besieger der Römischen Welt in ihrem Charakter und ihrer Laufbahn berechtigen ihn, wie keinen Anderen, die Thaten und die Politik Cäsar's zu würdigen.

Napoleon und Cäsar haben Beide größere Machtvollkommenheit erlangt, haben Beide größere Machtvollkommenheit mißbraucht, als irgend ein auf dem Throne nicht geborener Herrscher. Beide haben die verfassungsmäßigen Gewalten, denen sie durch Großthaten gedient hatten, vernichtet; Beiden stellten sich scheinbar an die Spitze der populairen Bewegung, übten dagegen in Wirklichkeit eine Alleinherrschaft ohne Verantwortlichkeit. Was ihren persönlichen Charakter und den Stil der von ihnen hinterlassenen Werke betrifft, so weichen sie sehr von einander ab. Cäsar hatte mehr Vertrauen zu den Menschen und mehr Freunde; Napoleon hatte mehr Verachtung gegen das Menschengeschlecht und dagegen auch eine größere Zahl ergebener Kreaturen. Die Kommentarien Cäsar's haben für die Nachwelt denselben Reiz, den seine feinen Sitten für seine Zeitgenossen hatten; der Bombast Napoleon's flattert hingegen wie eine flimmernde Hülle um seine Gedanken und verbirgt ihre wahre Bedeutung. Seine Getreuen betrachteten diese Hülle wie den Mantel des Elias, dem die Wunderthätigkeit von Gott verliehen sey; seine Feinde hingegen als den Deckmantel der Unwissenheit, des Verbrechens und des Lasters. Doch der Tod und St. Helena haben die Hülle gelüftet, zum unendlich verbesserten Rufe des Verhüllten. Die Worte, welche dem gefesselten Prometheus auf St. Helena entströmen, und die Zeugnisse seines dortigen Lebens verherrlichen ihn weit mehr, als die stolzen Phrasen seiner Kaiserlichen Bülletins und die schmeichlerischen Anreden eines verworfenen Bellart's und eines im Glück sklavischen, im Unglück treulosen Senats.

Napoleon sucht es anschaulich zu machen, daß Cäsar durchaus volksthümlich war und bei der Masse der Römischen Bürger allgemeine Sympathie fand, daß Pompejus diese Popularität des Cäsar nicht einsehen wollte und durch diesen Irrthum allein seine Niederlage und den Untergang der Republik herbeiführte. Wegen der ungünstigen Stimmung der Plebejer in Rom und Italien konnte sich Pompejus nicht in Rom behaupten, und doch hätte der Krieg einen anderen Ausgang haben können, wäre er in diesem Mittelpunkt der Macht geblieben. „Pompejus", sagt Napoleon, „hat die Neigung des Volkes nicht gekannt; die Meinung der Patrizier und Senatoren, welche Cäsar haßten und große Worte sprachen, führten ihn irre; das Volk hatte eine unüberwindliche Zuneigung für Cäsar. Die sechs Spanischen Legionen hätten sich mit Pompejus in wenigen Wochen vereinigen können, hätte er sie zu Karthagena, Valencia und Tarragona einschiffen und zu Neapel oder Ostia landen lassen. Rom hätte er behaupten müssen, hier hätte er seine ganze Macht vereinigen sollen. Es ist nothwendig, Truppen beisammenzuhalten, damit sie durch den Anblick der Stärke ihrer Partei Muth bekommen, der Sache ergebener werden, sich gegenseitig aufmuntern und treu bleiben."

Die lange Ruhe der beiden Heere vor der Schlacht bei Pharsalus und die Ungleichheit der Streiterzahl in derselben geben Napoleon Veranlassung zu folgenden treffenden Bemerkungen über die alte Kriegs-Methode überhaupt.

„Die Römer verdanken ihre fortwährenden Kriegserfolge der von ihnen nie vernachlässigten Sitte, sich jeden Abend hinter ein verschanztes Lager zurückzuziehen und niemals eine Schlacht zu wagen, ohne ein solches im Rücken zu haben zum Schutze des Gepäckes, der Vorräthe und der Verwundeten. Bei der Art der damaligen Kriegswaffen waren diese Lager nicht nur gegen den Angriff einer gleichen, sondern auch einer überlegenen Streitmacht gedeckt. Marius trotzt im Lager den Anfällen der Kimbern und Teutonen, bis der günstige Augenblick zu einem vollständigen Siege erscheint. Warum haben nun die Feldherren der neueren Zeit eine mit so glücklichen Resultaten verbundene kluge Maxime verlassen? Weil die Angriffswaffe jetzt eine ganz andere ist. Mit der Macedonischen Pike erobert Alexander Asien, mit dem kurzen Schwert erobert der Legionair die damals bekannte Welt; die Hauptwaffe der neueren Zeit ist das Wurfgeschoß. Gegen die Kugel giebt es keinen Schild; dieser, so wie Panzer und Küraß, sind als nutzlos erkannt und aufgegeben worden. Ein einziger Soldat kann in einer Viertelstunde mit seiner Flinte sechzig Feinde tödten oder verwunden. Unter solchen Umständen könnte jetzt ein verschanztes Lager von allen Seiten überflügelt, beschossen und vernichtet werden, während man bei den Alten immer Mann gegen Mann dem Feinde die Spitze bieten konnte. Aus diesem Unterschiede der Waffenart läßt sich auch das Mißverhältniß der Verluste beider Armeen erklären. Cäsar soll bei Pharsalus 200 Mann verloren haben, während sein unglücklicher Feind 15,000 eingebüßt haben soll. Das Geschütz und die Flinte lichten die Reihen der Sieger und der Besiegten in

*) Précis des guerres de Jules César, par Napoléon, écrit à l'Ile de St. Hélène sous la dictée de l'Empereur, par M. Marchand; suivi de plusieurs fragments inédits et authentiques, et orné d'un plan d'après un dessin original. Paris, 1836. — Ueber dieses interessante Werk hatten wir noch keine Gelegenheit, zu berichten. Wir geben daher nachträglich diese Bemerkungen nach dem letzten Hefte der British and Foreign Review.

**) „Patient" ist der Name, welchen man auf den Vorschlag Bertrand's in dem amtlichen Briefwechsel zwischen den Franzosen und Engländern auf St. Helena Napoleon beilegte, da dieser „Kaiser" heißen wollte, Hudson Lowe aber nicht anders als „General" sprechen und schreiben lassen wollte.

gleichem Maße, bei den Alten hingegen hielt der Schild Pfeile und Schwerter aus, sobald aber der Feind den Rücken kehren mußte, stach ihn der Verfolger nieder. Die Befehlshaber sind deshalb auch jetzt größerer Gefahr ausgesetzt, weil sie stets im Bereiche des feindlichen Geschosses sind. Man sagt, die Schlachten der Alten wären blutiger gewesen, als die unsrigen; das ist nicht wahr. Vorpostengefechte, einzelne Kanonenschüsse können bei unseren Feldzügen täglich stattfinden und viele Menschen von beiden Seiten tödten, bei den Alten waren dergleichen nicht, die Schlachten selbst viel seltener, und der Menschenverlust war immer nur auf der Seite der Besiegten groß." *)

Auf einen Punkt, der mit dem sittlichen Leben der Großen des Alterthums tief zusammenhängt, kommt Napoleon in seinen Bemerkungen öfter zurück, und man erkennt bei ihm ein besonderes Interesse daran; wir meinen den Selbstmord, durch welchen die Alten ihre ruhmvolle Laufbahn so oft beschlossen haben. Beim Tode Cato's läßt er sich so vernehmen: „Cato's freiwilliger Tod ist von seinen Zeitgenossen gelobt, von den Geschichtschreibern bewundert worden. Allein wer zog Nutzen aus diesem Selbstmorde? Cäsar; wem war er nachtheilig? der eigenen Partei und Rom. Hat er den Tod der Unterwerfung vorgezogen, so hätte er sich ja nur wie andere seiner Landsleute zu Utika nach Spanien einzuschiffen brauchen; und wie groß wäre dort der Einfluß seines Namens, Rathes und seiner Gegenwart bei den zehn Legionen gewesen, welche dem Cäsar ein Jahr später bei Munda so gefährlich wurden! Selbst nach der Schlacht bei Munda hätte er sich nicht dem Cäsar zu unterwerfen brauchen; er hätte sich dem jungen Pompejus anschließen können, der ruhmvoll die Adler der Republik zur See behauptete bis lange nach Cäsar's Tod. Cassius und Brutus gaben sich am Schlacht-Tage von Philippi den Tod und dadurch den Sieg an die Triumvirn. Während Brutus siegte, entleibte Cassius sich, statt Jenem den Sieg vervollständigen zu helfen. Hätte Cato das Buch des Schicksals vor sich liegen gehabt und darin gelesen, daß in vier Jahren Cäsar im Senate, am Fuße der Statue des Pompejus, von 23 Dolchen durchbohrt liegen würde, er würde keinen Dolch in die eigene Brust gestoßen haben. Nein, er tödtete sich aus Kummer, aus Verzweiflung, sein Tod ist die Schwachheit einer großen Seele, der Irrthum des Stoikers, ein Flecken in seinem Leben."

Dieser bereute Tadel war sicherlich nicht ohne tiefen Rückblick auf das eigene Leben geäußert. Nach seinem ersten Falle haben ihm Viele vorgeworfen, daß er ein schmachvolles Leben dem Tode vorzöge. Selbst Augereau sagte in einer Proclamation an seine Soldaten, zur Zeit, wo der Ex-Kaiser noch in Frankreich war, dieser habe nicht als Soldat zu sterben gewußt. Auch erzählt man, er habe zu Fontainebleau Gift an die Lippen gesetzt, es aber wieder ruhig bei Seite gestellt. Die Nachwelt wird gewiß mit ihm übereinstimmen, daß es weit größer ist, mit solcher Festigkeit, wie er, auf St. Helena die Leiden zu tragen, als ihnen durch den Selbstmord zu entkommen suchen.

(Schluß folgt.)

Die Feste in Fontainebleau.

(Fortsetzung.)

So war ich versunken in diese phantastischen Visionen; ich vergaß die neue Vermählung, die diese Mauern sehen sollten, sie, die von so vielen Hochzeiten zu erzählen haben; da schritten über die Treppe, auf der ich saß, zwei junge Leute im Festkleid vorüber: „Willst Du nicht mit uns kommen?" riefen sie; „spute Dich, man wartet nicht auf Dich." Ich folgte ihnen, von einer gewissen poetischen Neugierde getrieben, wie ich sie noch nie bis jetzt empfunden. Ihr Götter, wie staunt' ich, wie erschrak ich fast, als ich mich allein in dem Lichtmeer eines ungeheuren Saales fand! Hier würden sich die größten Meister in der Kunst, dem sinnlichen Leben Feuer und Farbe zu geben, für besiegt erklären. Ich spreche von nichts Geringerem, als von der Halle, die oben und unten mit den Gemälden jenes großen Künstlers bedeckt ist, der in dem schönsten Zeitalter der schönen Künste keinen Nebenbuhler fand: des Primaticcio. Franz Primaticcio, Giulio Romano's würdiger Schüler, wurde noch ganz jung an Franz I. gesandt von dem Marquis von Mantua, den der König um einen Maler ersucht hatte für sein Schloß zu Fontainebleau. Der Künstler kam mit einer großen Menge antiker Statuen und Marmorsteine und begann jene Arbeiten, die das Hauptwerk seines ganzen Lebens seyn sollten. Primaticcio hat für dieses Schloß drei Regierungen hindurch gearbeitet, denn Franz I. vermachte ihn Heinrich II., dieser Franz II., und der Palast von Fontainebleau muß ihn mit Stolz für seinen Architekten, für seinen Maler, für seinen Bildhauer anerkennen. Jene zarten Statuen, bei denen die Eleganz der Form mit dem Vollendeten in der Ausführung wetteifert, sind von Primaticcio; jene Decorationen von der ausgesuchtesten Mannigfaltigkeit sind von Primaticcio; jene Möbel, jene Fontainen, jene Goldarbeit, sie sind ein Werk Primaticcio's. Ueberall hat er auf diesen Mauern Spuren seines Genies gelassen; er war ein kunstfertiger, unermüdlicher, begeisterter Improvisator. Eine ganze Armee Figuren hat er hingeworfen, von denen nicht eine der anderen gleicht; nicht eine einzige von jenen Schäfer- oder Kriegergestalten, von jenen biderischen oder mythischen Personen, hat dieselbe Haltung; nur der edle Ausdruck des Parmesaners, seine von aller Manier und Affectation befreite Grazie ist dieselbe. So stand ich denn mitten in der Gallerie Heinrich's II., mitten im Primaticcio, so zu sagen, mitten in Primaticcio's Geschichte des Herkules. Hieß es nicht, diese Meisterwerke wären für immer vernichtet, und schon vor zweihundert Jahren hätte ein großer Maler geäußert, daß die Restaurirung Primaticcio's unmöglich wäre? Und doch steht er hier als Herrscher da in seiner ganzen Grazie und Kraft, er, der eifersüchtige Künstler, der keinen Ruf neben sich litt, der erste Künstler in dem Zeitalter Jean Cousin's, Germain Pilon's, Jean Goujon's. Seine Bilder alle, die nur durch ein unglaubliches Wunder von Muth, Geduld und Einsicht wieder gefunden wurden, hatte zuerst die Sichel der alten Zeit verwischt; dann kam der abscheuliche Mörtel mit seinem veränderlichen Grau über diese edeln Farben, und endlich klebte man noch auf diesen neuen Kütt die prächtig gemalten Papiertapeten, welche in der Kaiserzeit jämmerlich genug verschwendet wurden, und die der Kaiser besser gethan hätte, den Kaffeehäusern seines Reichs zu lassen. Dies sind noch die geringsten Verstümmelungen, die seine Meisterstücke erfuhren, wobei nicht einmal die Zeit mitgerechnet ist, die, eben so grausam wie die Menschen, unter dem Gips, unter dem Kalk, unter dem Lack und Papier noch das Ihrige that zur Vernichtung jener schwachen Reliquien des Genies. Jetzt ist Primaticcio's Werk wieder aufgefunden; ein geschickter Maler, der nur durch einige undeutliche Lineamente, einige unvollkommene Kupferstiche geleitet wurde, ist diesen geringen Spuren langsam nachgegangen. So liegt jetzt das ganze Leben des Herkules, so deutlich und fest wie ein Basrelief, an der Mauer ausgebreitet. Der Fußboden besteht aus dem kostbarsten Holz, die Decke ist mit Gold und Bildern beladen, das Getäfel mit bewundernswürdiger Kunst ausgehauen, und an jedem Fach in der Mauer tritt Herkules und seine Arbeiten hervor, natürlich nicht ohne Omphale, welche beiläufig große Aehnlichkeit hat mit Diana von Valentinois. An der innern Fensterwand sieht man Primaticcio, oberhalb der Thüren Primaticcio, überall und immer wieder Primaticcio. Am Ende der Halle, nicht weit von dem prächtigen Plafonds, erhebt sich ein vergoldeter Balkon für ein Orchester; zweitausend Kerzen in Kandelabern von vergoldeter Bronze sind in doppelter Reihe aufgestellt und werfen eine würdige Beleuchtung auf diese Wiederauferstehung der Renaissance.

In diesen ungeheuren Raum also voll Bilder, Licht und Gold, fand ich mich hineingezaubert in ein Schauspiel, das für mich um so imposanter war, als ich dieselben prächtigen Orte früher schon ganz arm, nackt und schmutzig gesehen. In der Mitte stand eine große runde Tafel, auf der ein prächtiger Sammt mit goldgewirkten Franzen ausgebreitet war. Ein Mann trat ein, ein Mann in einem seltsamen, unbekannten Kleide, das er mit der feinsten Grazie trug, vielleicht mit zu viel Grazie, denn es war das furchtbare Kleid, welches schon so viele furchtbare Richter getragen. Nachdem Alles für die feierliche Ceremonie vorbereitet worden, nachdem das Buch, in welchem der Civilstand der Familie Orleans registrirt ist, auf der schönsten Seite aufgeschlagen worden, trat der König in den Saal, durchschritt ihn von einem Ende zum anderen und setzte sich dem Kanzler gegenüber an der runden Tafel. So defilirte das ganze Gefolge vor mir vorüber; der ganze Hofstaat des Königs, der ganze Hofstaat der Prinzen, in ihrem prächtigsten Aufzuge, schritt langsam hinter dem König einher. Dann kamen die Damen der Königin und der Prinzessinnen, der Hofstaat des Königs der Belgier und seiner Gemahlin, der der Erb-Großherzogin-Wittwe, die Zeugen des Kronprinzen, die Zeugen der Braut, die Minister, die Marschälle, die Deputirten, das Municipal-Corps, die Generale, kurz alle Geladenen des Festes umringten die Königliche Familie. Zu beiden Seiten des Königs hatten sich, stehend, wie der Vater, Orleans und die Verlobte; rechts, neben dem Prinzen, standen die Französin-Königin, Leopold von Belgien, die Herzöge von Nemours, Joinville, Aumale und Montpensier; zur Linken die Erb-Großherzogin, die Belgische Königin, die Prinzessinnen Marie, Clémentine und Adelaide; auf der andern Seite der Tafel Mentalivet, Molé, Salvandy, das ganze Ministerium der Amnestie, der Kanzler, der Grand-référendaire, der Archivar der Pairs-Kammer; die Zeugen der Vermählung standen rechts und links vom Könige, in dem zweiten Halbkreis um die Tafel, und zwar für den Kronprinzen: die vier Vice-Präsidenten der Pairs-Kammer, der Präsident und die vier Vice-Präsidenten der Deputirten-Kammer, die Marschälle Soult, Gérard und Lobau und der Fürst Talleyrand; für die Kronprinzessin: der Baron Rantzau, Herr Bresson und der Herzog von Choiseul.

Das tiefste Schweigen herrschte in der Halle; der Kanzler, mit feierlicher, ehrfurchtgebietender Stimme las die Eheformel: „Sehr hoher und sehr mächtiger, u. s. w.", und die übliche Frage: „Wollen Sie die Prinzessin Helene zur Gemahlin?" Orleans wandte sich schnell an seinen Vater und schien ihn noch ein letztes Mal um seine Königliche Einwilligung zu fragen; der König machte ein bejahendes Zeichen, und der Herzog antwortete mit fester Stimme: Oui, Monsieur! Dieselbe Antwort gab die Prinzessin mit nicht so sicherer Stimme. Auf der Stelle nahm der Kanzler die Befehle des Königs: — „Allerhöchster, großmächtigster und hochverehrtester Fürst." Nach Vollziehung aller Ceremonien erklärte der Kanzler mit lauter deutlicher Stimme, daß der Kronprinz, Herzog von Orleans, in gesetzmäßiger Ehe vermählt sey mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg. Hierauf legte der Groß-Referendair das Register vor zur Unterzeichnung der Königlichen Familie; zuerst unterschrieben mit fester Hand die beiden Gatten, dann Ludwig Philipp, der Belgische König, die beiden Königinnen und endlich die Prinzen und Prinzessinnen. Nachdem auch alle Zeugen unterzeichnet, erhob sich der König, um in die Kapelle zu gehen. Kaum hatte ich Zeit, einen letzten Blick zu werfen auf die Halle, die wir so schnell verließen, auf jene Gemälde, welche durch die verschlungenen Chiffern Heinrich's II. und der Diane de Valentinois mit einander verbunden sind, auf jenen Kamin mit der schönsten Jonischen Ordnung, der hinter dem König emporragte, beladen mit Emblemen, mit Festons, mit allerhand Waffen und Trophäen, den gigantischen Meisterstücken von Philibert Delorme und Guillaume Rondelet.

Der König ging uns unerbittlich fort, wir mußten mit ihm gehen. Von der katholischen Kapelle wußte der König Franz des Ersten Gal-

*) Die meisten Siege des Kaisers bestätigen diese Wahrheit nicht nur, sondern sie übertreffen sie noch. Bei vielen Siegen hatte Napoleon mehr Menschen verloren, als der besiegte oder sich zurückziehende Feind. So bei Wagram, Borodino, Lützen, Bautzen und Ligny.

lerie. Wenn diese Gallerie restaurirt seyn wird, wie die Heinrich's II., dann wird es die schönste Gallerie in Fontainebleau und vielleicht auf der Erde seyn. Hier hat sich Primaticcio nicht bloß als großer Maler, sondern noch als großer Bildhauer gezeigt. Ueberhaupt muß man in der Dekorirung niemals die Malerei allein lassen; wenn sie alle ihre Wirkungen hervorbringen soll, muß sie von der Skulptur begleitet seyn. Erst die Skulptur giebt den Schöpfungen des Malers Relief, Leben und Bewegung; sie verleiht der Farbe eine Art Rahmen und vermehrt ihre Kraft und Anmuth. Doch ach, von allen Produkten dieser glücklichen Vermählung des Kleeblatts: Architektur, Skulptur und Malerei, blieben auf diesen Mauern nur schwache Lineamente übrig, zerbrochene, verwischte Figuren, Fragmente und Erinnerungen, die aber noch von großartigem Charakter sind, und aus denen man immer noch schließen kann, was sie waren und — was sie einst seyn werden, wenn die Reihe an sie gekommen ist.

Die Kapelle von Fontainebleau erkennt den heiligen Ludwig für ihren Gründer. Franz I. restaurirte sie in größeren Proportionen, Heinrich I. ließ sie dekoriren. Sie ist vierzig Metres lang und acht Metres breit, ohne die Seiten-Kapelle zu zählen. Der Fußboden ist ein Mosaik von kostbarem Marmor und von mannigfaltigen Farben. Das Getäfel ist mit dem reichsten Schmuck der Skulptur und der Vergoldung bedeckt. Fréminet, Heinrich's IV. Maler, hat das Gewölbe mit herrlichen Bildern geschmückt, die sich glücklich erhalten haben. Der Hochaltar wird von zwölf Marmor-Säulen umringt und von vier Bronze-Engeln getragen. Auf jeder Seite stehen zwei Statuen von weißem Marmor, Sankt Ludwig und Karl der Große.

Die Kapelle war nicht weniger erleuchtet, als die Gallerie Heinrich's II. Zahllose Kronleuchter mit Kerzen warfen ihr ruhiges Licht auf den Orgelgang und auf die Seiten-Gallerieen, die alle von Zuschauern angefüllt waren. Der Altar war mit Blumen geschmückt; schöne Gobelins deckten das Allerheiligste; alle Bänke von Eichenholz waren mit Sammet ausgeschlagen, und jeder Betstuhl hatte sein seidenes Kissen. — Nach der Messe verließ die Königliche Familie den Altar, und der König, der sich besser als irgend Jemand in dem durch seinen Eifer restaurirten Schlosse zu finden weiß, führte den Brautzug auf neuen Wegen und über neue Treppen bis zur Gallerie „Louis-Philippe". Die Treppen waren mit prächtigen Tapeten bekleidet, mit Orangenblüthen bedeckt, beladen mit Kandelabern und strahlend von Bildern und Marmor. Um in die katholische Kapelle zu kommen, war der Zug durch den Wachensaal geschritten und über die Treppe Franz des Ersten; um die Gallerie „Louis-Philippe" zu erreichen, ging er über die Treppe Alexander's und über den Vorhof des vergoldeten Thores. In dem Wachensaal hat der geschickte, talentvolle Pinsel des Herrn Münich alle Liebesgeschichten, alle Turniere, alle ritterliche Kämpfe des Schlosses von Fontainebleau wieder hervorgerufen; er hat alle Embleme angebracht, welche in diesen edlen Mauern einst geprangt: den Salamander, den Halbmond, das gekrönte H, die Sonne Ludwig's XIV., den Adler und das N des Kaisers.

So sind wir denn endlich auf dem glänzendsten Wege, durch den Vorhof der Porte-Dorée hindurch, eines anderen naiven Meisterstücks von Primaticcio, in der Gallerie „Louis-Philippe" angelangt. Diese ganze prachtvolle Gallerie ist im Styl der Renaissance erbaut; hohe Säulen in Dorischer Ordnung stützen das Gewölbe und den Plafond, und die Zwischenräume, welche die Säulen-Gruppen trennen, werden durch große, breite Spiegel ausgefüllt; jene ungeheuren Thüren sind einer Thür aus dem 15ten Jahrhundert, die der Zerstörung entgangen ist, genau nachgebildet worden; doch trotz der geschickten Nachahmung ist es noch leicht, die Kopie von dem Original zu unterscheiden. Diese Halle von etwas strengem Charakter war für den protestantischen Trauungs-Akt bestimmt. Auf einem mit rothem Sammet bedeckten Altar stand ein Kruzifix zwischen zwei Leuchtern; auf einem Tisch vor dem Altar lag die Bibel, und eben stand ein Priester, oder vielmehr ein Familienvater, mit Anpreisung des häuslichen Ehe-Glücks beschäftigt. Es war ein rührender, unerwarteter Kontrast: von dem Pomp des Katholizismus gingen wir über zum strengen Ernst der protestantischen Kirche. Die Rede des Pastors Cuvier hat länger als eine Viertelstunde gedauert; er sprach ziemlich einfach und ließ in der Rede den Prinzen bei Seite, um nur an den jungen Gatten zu denken.

Eilf Uhr war vorüber; der König schritt zur Thür der Kapelle, grüßte anmuthig die Versammlung und kehrte dann in seine Gemächer zurück, indem er wieder die prachtvolle Treppe hinaufstieg, die einem König zum Salon dienen könnte; so schloß dieser zweite Tag.

Den Wald von Fontainebleau, ist es am besten, Morgens in früher Stunde zu besuchen, wenn die Lerche singt, wenn die Sonne heraufschwimmt; es ist ein Wald voller Krümmungen, voller Lärm und mystischem Schweigen, voller Licht und Dunkel. Bei jedem Schritt weiter in diese Mysterien trifft man einige von jenen neuen Sachen, die so alt sind wie die Welt, und deren Eindruck jedesmal allmächtig ist. Die Künstler, die Poeten, die Romantiker, die Verliebten endlich, diese tiefsten und größten aller Dichter, haben zu allen Zeiten das Reich ihrer Träume in diesen Wald verlegt. Er besteht aus vierzigtausend Morgen uralter Bäume, wird im Westen von der Seine, im Süden vom Kanal de Briare begränzt und hat nicht weniger als 28 Meilen im Umfang; fast im Centrum des Ganzen liegt das Schloß.

Am folgenden Tage fuhren funfzehn Wagen durch den Wald, jeder mit Sechsen bespannt, bald im Schritt, bald im Galopp; bald machten sie Halt oder verloren sich in den Alleen, bald sah man sie wieder auf den offenen Wegen. Kaleschen, Personen-Wagen, Landaus waren von den zahllosen Spaziergängern besetzt. Es war der König mit seiner Familie, die junge Herzogin von Orleans und ihr noch schüchterner Gatte, der zu seiner Frau noch so sprach, wie er gestern gesprochen; die Damen fuhren in vier Kutschen, die jungen Leute zu Pferde. Da gab es nichts als Lärm und Lachen und eine Flut von Bonquets, mit denen die Wagen besteckt waren; für die Neugierigen sehr schlimm, die gern diese sorglose offene Freude mit zudringlichem Blick stören wollten. Was meine Wenigkeit betrifft, sobald ich mich im Fontainebleauer Wald befinde, so muß ich den ganzen Wald haben, ganz für mich allein. Diese funfzehn Wägen also und die sechsmal funfzehn Pferde, und die Stallmeister und die Offiziere, und die Adjutanten und die Livree, und die reitenden Prinzen, und diese ganze Königliche Familie, die bald kam, bald verschwand — auf jedem Schritt kamen sie mir entgegen und störten mich in meiner Morgen-Promenade. So überließ ich ihnen denn den ganzen Wald und ging nach der Stadt; abendrein erinnerte ich mich, daß ich noch nüchtern war.

(Schluß folgt.)

England.

Die Schottische Philosophie und ihr Verhältniß zur Französischen.

Die Geschichte der Philosophie des letzten Theils des vorigen Jahrhunderts schließt eine philosophische Richtung in sich, welche man die Schottische Philosophie nennt. Sie entstand durch David Hume, der selbst ein geborener Schotte gewesen, war aber vorzüglich gegen ihn gerichtet. Der Skepticismus dieses berühmten Historikers konnte, schon seiner Gefahr für die Religion wegen, der Britischen Philosophie, die mit frommer Sympathie sich gern an den Glauben lehnt, nicht gleichgültig seyn, und wir sehen in der That eine lange Reihe von philosophischen Streitern, die seit mehr als einem halben Jahrhundert mit verschiedenen Waffen des Geistes den gefürchteten Skepticismus mit mehr oder weniger Glück zum Gegenstand ihrer Angriffe machen. Merkwürdig ist es, daß gleichzeitig mit den Schotten Kant in Deutschland denselben Hume zu bekämpfen anfing, aber auf einem ganz anderen, viel glorreicheren Wege. Diese Schottische Philosophie an sich und ihr Verhältniß zum Systeme ihres großen Waffenbruders in Königsberg, erhält noch durch einen anderen Umstand hohe Wichtigkeit, den Umstand nämlich, daß sie die Mutter der jetzigen Philosophie in Frankreich geworden ist, und ihre Ausbildung, so wie die Auffassung ihrer Beziehungen zur Kantischen Philosophie die besten Köpfe Frankreichs beschäftigt. Der Schottische Philosoph Thomas Reid und sein Schüler und Erklärer Dugald Stewart gelten als die eigentlichen Repräsentanten der genannten Schule, und ihre Philosophie verpflanzte der auf Frankreichs neuere Bildung so tief einwirkende Royer-Collard auf Französischen Boden. Ein zahlreicher Kreis von Jüngern trat in seine Fußstapfen, und seine Lehren werden verherrlicht durch Männer wie Guizot, Cousin und Jouffroy. Letzterer ist der eigentliche Apostel Royer-Collard's und der Schottischen Philosophie. Nachdem er mehrere Werke dieser Philosophie aus dem Englischen für die Franzosen bearbeitet hatte, entschloß er sich zu einer vollständigen Uebersetzung der sämmtlichen Werke Thomas Reid's, wovon er den ersten Band vor kurzem geliefert,*) dem er aber eine bedeutende Einleitung und Fragmente von seinem Lehrer Royer-Collard beigegeben hat. Folgender Aufsatz, den wir nach einem sehr geschätzten Französischen Blatte geben, setzt in gedrängter Kürze die Systeme der Schotten, so wie das System des berühmten Pariser Professors aus einander, und wir glauben, daß auch unsere Deutschen Leser manchen Aufschluß, sey es auch nur über den jetzigen Zustand der Katheder-Philosophie Frankreichs, darin finden werden.

Die Schottische Philosophie ist durch die gelehrten Vorträge Royer-Collard's in Frankreich längst beliebt. Ihr Stifter Reid und sein scharfsinniger Jünger Dugald-Stewart sind vorzüglich durch verschiedene Gelehrte, worunter Jouffroy selbst, dem Französischen Publikum vorgeführt worden. Dieser, der die Werke Reid's jetzt ganz herausgiebt, hat durch die Abhandlung, welche er dem eben erschienenen ersten Band angehängt, sein eigenes System in scharfer Entwickelung dargelegt; und der Uebersetzer beschäftigt für jetzt unsere Aufmerksamkeit mehr, als die Uebersetzung. Herr Jouffroy ist das Haupt einer Philosophen-Klasse in Frankreich, die sehr viele Mitglieder zählt; und noch nirgends hat man die Lehre, das Ziel und den Standpunkt dieser Philosophen so klar angegeben gefunden, als in dieser Einleitung. Durch sie wird man Rechenschaft finden über eine philosophische Schule in Frankreich, die sich vor unseren Augen dort entwickelt und die schon berühmte Verfechter hat.

Der hauptsächlichste Zweck Jouffroy's bei dieser Arbeit war, das Grundprinzip der Schottischen Philosophie auseinanderzusetzen, sie einer scharfen Kritik zu unterwerfen und ihre Bestrebung und deren Nutzen anzuzeigen. Nachdem er zu diesem Zwecke die Begriffe der Schottischen Philosophen von der Wissenschaft gerüft hat, handelt er in seiner Einleitung über ihre Philosophie in fünf Abschnitten; über die Idee der Schottischen Philosophie, über ihre Methode, über die Gränzen der Wissenschaft des Geistes, über die Bedingungen derselben und endlich über das, was man von ihr zu erwarten hat in Betreff ihrer Nützlichkeit. Herr Jouffroy eröffnet sein Werk mit dem Aufzeigen, welche Unbestimmtheit noch über dem eigentlichen Ziele der Philosophie schwebt; er spricht dann von der günstigen Aufnahme der Schottischen Ansicht hierüber in Frankreich und erklärt, daß sie, obgleich sie die Aufgabe nicht vollkommen löst, doch den sichersten Weg zur Lösung gezeigt habe.

„Die Schottische Schule", sagt Jouffroy, „that, wie alle große Schulen, zwei Sachen; sie stellte die Idee der Wissenschaft fest und gründete hierauf Plan und Methode; sodann strebt sie, die Wissenschaft nach diesem Plane und dieser Methode zu erheben. Die Zeit ist da, der Schottischen Philosophie ihren wahren Platz in der Geschichte des menschlichen Geistes anzuweisen."

Nach Reid giebt es für unsere Erkenntniß nur zwei Wesen in

*) Oeuvres complètes de Thomas Reid, Chef de l'école écossaise, Publiées par Th. Jouffroy. Tom. I. Paris, 1836.

Universum: der Geist ist das eine, der Körper das andere. Während das Wesen des Körpers aber täglich durch neue Forschungen mehr erkannt wird, und zwar durch Forschungen, die zu Ergebnissen führen, welche von keinem Gelehrten geleugnet werden, bleibt die Erkenntniß über das Wesen des Geistes, das heißt die Philosophie, noch immer in ihr Dunkel gehüllt, erreicht kein positives Resultat, kein unbestreitbares, keines, das nicht sogleich von einer Partei wirklich bestritten wird. Diese Erscheinung zu erklären, stellten die Schotten drei Gründe auf. Erstens habe man, sagen sie, die falsche Methode der Analogie und Hypothese befolgt; zweitens habe man die Gränzen der Philosophie nicht erkannt; man hat sie auf die Substanzen und Ursachen angewendet, während sie nur die Erscheinungen erreichen darf; drittens seyen die Philosophen in Konfusion gerathen, weil sie behaupteten, die Grundwahrheiten müßten durch die Wissenschaft selbst bewiesen werden. Es wurden demnach drei Fehler begangen, einer in Bezug auf den wahrhaften Gegenstand der Wissenschaft, ein zweiter in Betreff der wahrhaften Methode und ein dritter hinsichtlich der wahrhaften Bedingungen derselben.

Die Reform, welche die Schotten in die Philosophie einzuführen gedachten, machte sich nun diese drei Haupt-Irrthümer zum Gegenstande, und sie schmeicheln sich:

1) die Philosophie auf das Studium der Erscheinungen des Geistes zurückgeführt und somit den Gegenstand der Wissenschaft fixirt zu haben;
2) die Mittel, die Erscheinungen zu erkennen, in der Beobachtung und Induction gesucht und somit die Methode und das Kriterium der Wissenschaft fixirt zu haben;
3) endlich, den Gegenstand der Wissenschaft von jener vorausgesetzten Wahrheit geschieden und somit die wahrhaften Bedingungen der Wissenschaft fixirt zu haben.

Mit anderen Worten, die Schottische Reform beabsichtigte, die Wissenschaft des Geistes auf den Weg zu bringen, auf welchen Baco die physikalischen Wissenschaften geführt.

Nachdem die obigen drei Punkte ins Reine gebracht sind, bleibt noch übrig, die Vortheile der Wissenschaft und die Schwierigkeiten, auf die sie im Laufe ihrer Thätigkeit stoßen kann, anzugeben. Reid und Dugald-Stewart hofften die heilsamsten Veränderungen in Kunst, Bildung und Erziehung von ihrem Streben, und besonders die heilsamste Wirkung für die Moral der Gesellschaft. Was die Schwierigkeiten betrifft, auf die ihre Ansichten stoßen, machten sie sich's etwas leicht. Die Frage z. B., ob wohl eine vollkommene Assimilation der natürlichen und spirituellen Erscheinung da sey, und ob die Wahrnehmung des Geistes durch den Geist selbst nicht eine Illusion seyn könnte, beantworteten sie durch die rohe Erfahrung des Tages, die uns lehrt, daß man die Phänomene des Geistes wohl beobachten könne.

Herr Jouffroy giebt zu, daß die Unterscheidung zwischen Geist und Körper eine Hypothese ist, und wir durften jetzt erwarten, daß er auch eine Philosophie, die von dieser Hypothese ihren Ursprung nimmt und die Wissenschaft von ihrem hohen Sitze reißt, um sie auf die Psychologie zu beschränken, nicht eher prüfen werde, bis er den Grund der Hypothese untersucht und sicher gefunden habe. Keineswegs. Er hält diese Unterscheidung der Schottischen Schule für eine über alle Diskussion erhabene Wahrheit und beschränkt sich darauf, ihre Behandlung zu besprechen, die er zwar unbestimmt und willkürlich findet, die aber der Wissenschaft nicht viel geschadet habe und durch den praktisch guten Verstand der Schotten ausgeglichen werde. Die Behandlungsart zu verbessern, stellt er, statt der Unterscheidung Reid's zwischen Körper und Geist und statt der Unterscheidung Dugald-Stewart's zwischen den physikalischen und den intellektuellen und moralischen Wissenschaften, die Unterscheidung zwischen physischen Erscheinungen und den intellektuellen; und hierdurch glaubt er alle Vortheile der Schottischen Philosophie zu erlangen und alle ihre Nachtheile zu vermeiden.

Von den obigen drei Hauptpunkten geht der Verfasser zu dem der Methode und unterscheidet das Resultat, zu welchem die Schotten gekommen, und die historischen Ansichten, wodurch sie zum Resultat gelangt sind. Ueber letztere tadelt er diese Philosophie sehr. Er vertheidigt die früheren Philosophen gegen den Vorwurf, daß ihnen die Wahrnehmung ganz unbekannt gewesen sey, und behauptet, man habe sie sehr wohl gekannt, sie aber gegen die Hypothese vertauscht. Diese Partie im Werke Jouffroy's ist mit ausgezeichnetem Geiste geschrieben.

Von der Methode geht er zur Prüfung der Gränzen der Wissenschaft über, die nach Dugald-Stewart besonders die Erscheinungen des Geistes seyn sollen. Ihre Erkenntniß, sagt er, darf das einzige Ziel der Philosophie seyn, und sie kann dieses Ziel nicht überschreiten, ohne aus ihren rechtmäßigen Schranken zum eigenen Verderben herausgetreten zu seyn. Zwei Gründe stützen diese Behauptung: der eine, daß alle metaphysische Fragen unabhängig von den Fragen der Thatsachen seyen; der andere, daß alle metaphysische Fragen unauflösbar seyen und nur zu mehr oder weniger wahrscheinlichen Hypothesen führen. Jouffroy ist aufrichtig genug, die letztere Behauptung für große Uebertreibung zu erklären; er erklärt sich gegen das Streben, metaphysische Fragen von der Wissenschaft auszuschließen, und verlangt bloß, daß sie ihren Platz nach der Wahrnehmung der Erscheinungen einnehmen mögen, von denen sie, seiner Meinung nach, ihre Lösungskraft leihen müssen.

Um diese Behauptung zu rechtfertigen, wendet sich Jouffroy zu der kritischen Schule und bekämpft ihre antimetaphysischen Lehren gleichzeitig mit denen der Schottischen Empirik. Gegen letztere, welche die Ontologie verbannen will, sagt er, daß die Wahrnehmung nicht die einzige Quelle der Erkenntniß sey. Er beweist mit Kant, dem Stifter der kritischen Schule selbst, daß es in unserem Geiste Ideen gäbe, die nicht von äußerer Wahrnehmung abhängen, unmittelbare Ideen der Vernunft; so die Begriffe von Zeit, Raum, Substanz und Ursache, kurz die Gegenstände der Ontologie. Die kritische Schule giebt die Möglichkeit des ontologischen Wissens zu, aber sie leugnet seine Gewißheit. Die Bemühungen des Pariser Professors, die Meinungen der kritischen Schule zu widerlegen, sind am wenigsten siegreich. Gegen die bisher befolgte Methode in der ontologischen Wissenschaft streitet er mit Kraft und behauptet, daß durch sie die meisten Irrthümer in der Philosophie entstanden seyen und durch sie die Philosophie in Mißkredit gekommen sey. Die Schottische selbst, sagt er, ist keine so große Feindin der Ontologie, wie sie vorgiebt, und Dugald-Stewart selbst, der sich am eifrigsten gegen ontologische Untersuchungen ausspricht, zeigt sich in seinen Schriften seinem Grundsatze untreu, indem er die schönsten ontologischen Wahrheiten in Fragen über Gott, Seele, Raum und Zeit vorträgt. In der That würde sich die Philosophie ihres schönsten Ruhmes entäußern, wenn sie dem Recht entsagte, ontologische Begriffe zu entwickeln.

Es bleibt jetzt noch über die Bedingungen zu sprechen übrig, welche von der Schottischen Schule für die wahren Bedingungen der Wissenschaft gehalten werden. Es fragt sich, wodurch diese Schule zu ihrer Meinung geführt wurde, in welchem Sinne sie diese Elemente a priori für die Bedingung alles Wissens hält und wie weit sie Recht hat.

Zwei Philosophen erweckten Reid: Hume und Locke. Erschreckt über den Skepticismus des Ersteren, suchte er seine Grundlagen auf und fand sie in der Lehre des Zweiten vom Ursprunge des Erkenntnißvermögens. Diese Lehre beruht auf dem Grundsatze, daß die Wahrnehmung Quelle unserer Ideen sey, und Reid untersuchte jetzt den Uebergang der Wahrnehmung in die Begriffe der Intelligenz. Er schied drei Begriffe: das sinnliche Gefühl, welches durch die Wahrnehmung erregt wird, das Wesen, welches sie fühlt, und den Grund des Zusammenhanges des hervorgebrachten Gefühls mit dem Außendinge. Bei diesen Untersuchungen kam Reid mit Kant zusammen, und Jouffroy stellt sehr interessante Vergleichungen zwischen beiden Philosophen an. Die sinnlichen Gefühle fließen wohl aus der äußeren Wahrnehmung, wie hängen aber die zwei anderen Ideen mit ihr zusammen? So fragt Reid und schließt, daß es unabhängige unmittelbare Wahrheiten geben müsse, die a priori entstehen, und auf die wir uns verlassen müssen, wie wir uns auf die Erfahrung der äußeren Sinne verlassen. Es muß eine Quelle der Wahrheit geben, die von der äußeren Erkenntniß und von der Metaphysik gleich weit entfernt ist. Kant nimmt ebenfalls eine innere Quelle an, die der äußeren Wahrnehmung entgegengesetzt ist, aber bei ihm muß diese Quelle in der Vernunft, im Denken liegen und von der Logik beherrscht werden, die er an die Spitze der Philosophie stellt. Die Schotten verwerfen dies Verfahren als ein Streben, die Philosophie von ihrem Berufe abwendig zu machen und ihr ein Ziel zu stecken, das sie niemals erreichen kann. Jouffroy bestreitet ebenfalls die Meinung des Königsberger Philosophen, giebt aber nicht zu, daß, wie die Schotten wollen, das logische Prinzip vom Gebiete der Psychologie ausgeschlossen werde.

Herr Jouffroy weist endlich den großen Nutzen der Schottischen Philosophie für die Sittlichkeit überhaupt nach, und schließt mit der Erklärung, daß der Gesichtspunkt dieser Philosophie der einzig wahre, so wie, daß die von ihr eingeschlagene Methode die gute sey; er empfiehlt demnach diese Richtung den jungen Männern des Denkens in Frankreich, in welchem Lande sich, wie er versichert, eine Revolution der Philosophie vorbereite, die in Schottland erschöpft und in Deutschland erschlafft wäre.

Mannigfaltiges.

— Ueber Englische Gefängniß-Disziplin. Die Schriften über Gefängnißwesen mehren sich in jedem literarisch gebildeten Lande — gewiß ein ehrenvolles Zeugniß für die humanen Bestrebungen unserer Zeit. Um Vergleiche anzustellen, die hier von wesentlichem Nutzen seyn können, ist es nothwendig, auf jede neue Erscheinung dieser Art aufmerksam zu machen; wir verweisen daher auch auf die „Gedanken über Gefängniß-Disziplin", die kürzlich von einem Englischen „Inspizienten" erschienen sind.*) Der Verfasser hat sich in England sowohl in den Gefängnissen, als in den Arbeitshäusern umgesehen und tadelt die Einrichtungen von beiderlei Instituten, insofern die letzteren viel strengere Gesetze haben, als die ersteren. Während im Arbeitshause der Arme ein hartes Tagewerk zu verrichten hat, sind die Gefängnisse oft bloße Schulen des Müßigganges und des Lasters. Die niederen Stände in England kennen diesen Unterschied auch so gut, daß kürzlich ein Ehemann, der sein Weib verklagt hatte, dem Richter zurief: „Ach, schicken Ew. Gestrengen sie nur nicht ins Gefängniß; sie verdient etwas viel Schlimmeres, als das; schicken Sie sie nur ins Arbeitshaus!" Die Unterhaltungskosten in den Gefängnissen sind auch bei weitem größer, als in den Arbeitshäusern. Am wohlfeilsten in England ist der Unterhalt der Gefängnisse in der Grafschaft Kent, wo ein Gefangener nicht mehr als 13½ Pfe. (88½ Thaler) jährlich kostet; aber dies ist doch der doppelte Betrag des Kosten-Durchschnitts für einen Menschen in den dortigen Arbeitshäusern. Der „Inspizient" weist nun die Uebelstände des Gefängnißwesens in England nach und macht auf die Gefahren aufmerksam, die aus dem Mangel einer Klassifizirung und aus der bunten Vermischung der verschiedenen Sträflinge entspringen. Er dringt auf eine baldige Prüfung und demnächst zu bewirkende Einführung des Isolirungs-Systems, besonders in den geeigneten Fällen, und verweist in dieser Beziehung natürlich auf die bereits in Nord-Amerika gewonnenen Resultate.

*) Thoughts on prison discipline. By a Looker-on. — London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 75. Berlin, Freitag den 23. Juni 1837.

England.

Die Missionen in der Südsee.

Zweiter Artikel.*)

Von den Schwierigkeiten, womit die Missionaire in der Südsee bei ihren wohlthätigen Unternehmungen zu kämpfen hatten, mögen die Leser sich aus folgendem Bericht von ihrer ersten Landung auf Mangaia einen Begriff machen. Die Insel Mangaia gehört zum Hervey-Archipel, und Williams war eigentlich auf der Fahrt nach der von den Missionairen neu entdeckten Insel Rarotonga begriffen, als Wind und Strömung ihn seitwärts nach Mangaia trieben. Er faßte den Entschluß, sein Bekehrungswerk hier anzufangen. Durch das Mißgeschick seiner Vorgänger belehrt, gebrauchte Williams zum Beginn seines Werkes bekehrte und der Volkssprache kundige Eingeborne, eine Art Laienbrüder in der Missionsgesellschaft, die man für diesen Zweck erzogen und unterrichtet hatte. Da der christliche Glaube schon seit langer Zeit auf der Gruppe von Otaheiti und auf den Freundschafts-Inseln herrschend und der Dialekt, welchen man hier und auf den Hervey-Inseln spricht, ein und derselbe ist, so fehlte es Herrn Williams keineswegs an brauchbaren Subjekten für seine Zwecke. Ein Umstand jedoch darf Wunder nehmen: daß nämlich die zum Bekehrungswerk ausgesendeten Eingeborenen in der Regel ihre Weiber mitnehmen und solchergestalt das größte Hinderniß ihrer Thätigkeit selbst mit umherschleppen. Darin folgen sie aber nur dem Beispiel, welches ihnen die Englischen Missionaire geben, denn auch diese versorgen sich in der Regel, bevor sie England verlassen, mit dieser eben so unnöthigen, als ungehörigen Begleitung. Zu was für Unannehmlichkeiten dieses führt, davon machte Herr Williams bald eine Erfahrung. Nachdem man nämlich eine Zeit lang an der Küste von Mangaia gelegen und viel vergebliche Versuche gemacht hatte, die Häuptlinge der Insel an Bord des Fahrzeuges zu locken, wurde beschlossen, zwei von den Predigern, die man von den Freundschafts-Inseln mitgebracht hatte, sollten mit ihren Weibern ans Land gehen und alsobald das gottselige Werk beginnen. — „Die Wilden standen am Ufer mit gezückten Speeren und drohenden Geberden und schienen sich durchaus der Landung widersetzen zu wollen; als man ihnen indeß vom Schiffe her zurief, sie möchten die Waffen bei Seite legen, thaten sie's, und unsere Leute stiegen ans Ufer. Alsbald fiel man von allen Seiten über sie her und legte Hand an ihre Person, an ihr Eigenthum, an Alles, was sie mitgebracht hatten. Einem von den Bootsleuten rissen die Wilden eine Säge aus der Hand, zerbrachen sie in drei Stücke und banden sie zum Schmuck an ihre Ohrlappen. Eine Schachtel voll Haaren, die zu Geschenken für die Weiber der Eingeborenen bestimmt war, wurde ins Wasser geworfen und ans Land geschleppt. Ihrer zwei stahlen jeder einen Pfosten von einem Bettgestell und rannten spornstreichs mit ihrer Beute davon. Sie bemächtigten sich einer Anzahl Bambusbehälter mit Kokosnußöl und gossen es einander so reichlich über die Köpfe, daß sie über und über davon triefften und die Sonne sich ordentlich in ihrer Haut spiegelte. Es befanden sich unter anderen zwei Schweine auf dem Schiffe, dergleichen Thiere man auf der Insel noch nie gesehen; ein Häuptling ergriff sie, warf seine Kleider ab und zog sie den Schweinen an; darauf sendete er die Thiere, in die Insignien seiner Würde gekleidet, seinen Göhen als ein Opfergeschenk. Aber schlimmer als dies Alles war ihr Benehmen gegen die armen Weiber der Prediger, die in den Wald fortgeschleppt wurden und gewiß das Aeußerste erlitten hätten, wäre nicht zu ihrer Rettung vom Schiffe her eine Kanone abgefeuert worden. Darüber ergriff die ganze Horde vor Schrecken die Flucht, und wir sendeten gleich ein zweites Boot aus, um unsere Leute zurück aufs Schiff zu bringen. Sie waren kläglich zugerichtet: die Mützen und Hauben waren ihnen von den Köpfen gerissen; durch Wasser, Koth und Schlamm hatte man sie geschleift; die Röcke und Kleider hingen ihnen in Fetzen um den Leib. Papeiha machte dem einen Häuptling, der sich auf unserem Schiffe befand, heftige Vorwürfe über seine Treulosigkeit, daß er sie erst aufgefordert, ans Land zu gehen, und sie dann so habe behandeln lassen. Papeiha sagte ihm ferner, er selbst und seine Landsleute hätten früher von dem wahren Gotte und von der Erlösung durch Jesum Christum nichts gewußt; es seyen Christen aus England gekommen, sie davon zu unterrichten, und jetzt möchten sie die Kenntniß dieser glücklich machenden Wahrheit auch ihren anderen Brüdern mittheilen; darum seyen sie gekommen. Der Häuptling weinte und betheuerte, wie leid es ihm thue; aber auf seiner Insel seyen „alle Häupter gleich hoch"; sein Ansehen reiche nicht hin, ihnen Schutz zu gewähren, und obwohl er sehr wünsche, sie möchten bleiben, so müsse er ihnen doch rathen, nicht wieder ans Land zu gehen. Allerdings hatte dieser Häuptling sein Möglichstes gethan, die Ankömmlinge vor Mißhandlungen zu schützen, auch eine der Frauen aus äußerster Lebensgefahr gerettet, während ihr Mann unter den Händen der Wilden am Boden lag und ihr nicht helfen konnte. Unser wackerer Prediger Papeiha hätte auch beinahe ein schlimmes Ende genommen; sie hatten ihm eine Tiputa*) über den Kopf geworfen und fingen an, die Enden umzudrehen, um ihn zu erdrosseln; er hatte aber noch so viel Geistesgegenwart, die Hand und den Arm durch die Halsöffnung zu stecken, so daß seine Kehle frei blieb."

Die Missionaire waren durch diesen ersten Empfang entmuthigt und verließen die Küste, ohne darum ihren Plan aufzugeben. Einige Zeit hernach wurden zwei eingeborene Prediger, wohlweislich ohne Weiber, nach Mangaia gesendet, und ihre Beredsamkeit wirkte so glücklich, daß man nach vier Jahren schon fünfhundert Christen auf der Insel zählte. Andere eingeborene Prediger wurden ihnen nachgesendet, und endlich verfügten sich die Missionaire selbst an Ort und Stelle, durchzogen die Insel, führten Gespräche mit den Häuptlingen, die noch bei dem Götzendienst verharrten, und brachten nach und nach Alle dahin, dem christlichen Gottesdienst in einer neuerbauten Kapelle beizuwohnen. Im Jahre 1831 hatte sich die Zahl der Bekenner verdreifacht, und jetzt ist vielleicht kein Götzendiener mehr auf der Insel zu finden.

Die Geschichte der Mission auf Rarotonga ist von noch größerem Interesse. Zwei Eingeborene von Rarotonga waren früher einmal in ihrem Kanoe nach den Freundschafts-Inseln verschlagen und dort zum Christenthume bekehrt worden; diese Beiden führte Williams mit sich und rechnete in hohem Grade auf ihre Mitwirkung. Der Anfang indeß war hier eben so ungünstig, wie auf Mangaia. Man sendete, wie gewöhnlich, die beiden eingeborenen Prediger sammt ihren Weibern voraus ans Land, und König Makea, der einen Theil der Insel beherrschte, nahm sie sehr günstig auf. „Aber wie groß war unser Erstaunen und unsere Betrübniß, als am anderen Morgen die Prediger mit ihren Frauen wieder an Bord kamen und von der schrecklichen Behandlung erzählten, die ihnen die Nacht über widerfahren war. Die Weiber namentlich konnten gar nicht genug klagen, und ihr ganzes Aussehen, ihre zerfetzten und beschmutzten Kleider gaben dessen hinlänglich Zeugniß. Nämlich am Abend zuvor war ein anderer mächtiger Häuptling, der seit kurzem den größten Theil der Insel erobert hatte, mit vielen Begleitern eingetroffen und wollte durchaus eine von den Predigersfrauen als sein Weib mit nach Hause nehmen. Neunzehn Weiber hatte er schon; diese sollte die zwanzigste und die Fürstin seines Serails werden. Sie verdankte ihre Rettung nächst Gott einer Muhme des Königs Makea, die Tapairiu hieß und bei ihren Landsleuten sehr viel galt. Dieses unerschrockene Weib bot Vorstellungen, Bitten, Thränen und, da Alles nichts half, endlich Gewalt auf, um ihre Freundinnen zu retten. Die Häuptlinge wünschten übrigens sämmtlich und baten sehr darum, daß die beiden Prediger bei ihnen bleiben sollten: „Es wird recht gut seyn", sagten sie, „daß die Männer bei uns sind, uns Gottes Wort zu lehren, und die Weiber kann der König behalten."

Schon war man im Begriff, auch hier die Mission aufzugeben, als Papeiha, ein von der Insel Rajatea gebürtiger Konvertit, sich erbot, auf Rarotonga zu bleiben, wofern Williams ihm einen Anderen zum Beistand schicken wolle. Zu Gesellschaftern behielt er überdies die beiden vorher erwähnten Rarotonganer, die sich sehr freuten, wieder unter ihren Landsleuten wohnen zu können, wenn diese auch Götzendiener waren. Papeiha sah wohl voraus, mit welchen Hindernissen er zu kämpfen haben würde, aber er war voll Vertrauen auf den endlichen Sieg des Guten. Mit einem für viele Missionaire freilich unnachahmlichen Muth ging er ans Land, sein neues Testament und ein paar Elementarbücher in den Händen. „Man führte ihn in das Haus des alten Makea; so hieß nämlich der Vater des gegenwärtigen Königs, der mit dem Sohne gleichen Namen führte. Eine Menge Volkes zog hinter ihnen her mit wildem Geschrei. Der Eine sagte, ich will seinen Hut haben, der Andere, seine Jacke, der Dritte, sein Hemd; aber sie führten ihre Drohung nicht aus, denn der alte Häuptling erhob sich und rief: „Sprich zu uns, Du fremder Mann, damit wir erfahren, was Du hier verrichten willst." Papeiha erwiederte, er sey gekommen,

*) Nach John P. Williams. Vgl. Nr. 60 des „Magazins".

*) Ein Kleidungsstück, ungefähr wie der Spanische Poncho beschaffen: ein bloßes Stück Zeug, etwa 3½ Ellen lang und eine Elle breit, das über Brust und Rücken herunterhängt, während der Kopf oben durch eine Oeffnung gesteckt wird.

sie zu unterrichten in der Lehre von dem wahren Gott und von dem Wege zur ewigen Seligkeit durch Jesum Christum, Gottes Sohn; damit auch sie ihun sollten, wie die Bewohner von Tahiti und vielen anderen Inseln, und ihre Götzenbilder verbrennen, die sie sich von Holz, von Stein und Vogelfedern gemacht, und denen sie den Namen von Göttern gegeben. Kaum war das Wort gesprochen, so brach die ganze Menge in einen Ruf des Schreckens und des Abscheus aus: „Was? unsere Götter sollen wir verbrennen? Was sollen wir dann für Götter haben? Was sollen wir machen, wenn wir keine Götter haben?“ — Papetha verlor indeß den Muth nicht. Einige Eingeborne ließen sich bewegen, dem täglichen Gebete in seiner Familie beizuwohnen; an den Sonntagen fanden sich wohl zwanzig Zuhörer ein, und allmälig wuchs die kleine Gemeinde an Zahl. Es kostete oft einen harten Kampf, bevor der Glaube an die neue Lehre das Heidenthum überwand. Der Konvertit war wohl überzeugt, daß seine Götter schlechte Götter wären, aber er wagte doch nicht, sie zu verbrennen, „sonst würden sie ihn in der Nacht erdrosseln.“ Es hielt ungemein schwer, sie darauf zu bringen, daß ihre Götzen bloße todte Holzblöcke wären, ohne Verstand und ohne Macht; waren sie aber davon erst überzeugt, so ging die weitere Bekehrung schnell von Statten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Napoleon's Kommentare zu den Kriegen Cäsar's.

(Schluß.)

Folgende auf Cäsar Bezug habende Schilderung giebt zugleich ein interessantes Bild von der Laufbahn Napoleon's seit der Epoche des Konsulats.

„Cäsar“, sagte Napoleon, „kam im Oktober 45 vor Chr. von Spanien nach Rom zurück, und im März des Jahres 44 wurde er ermordet. Er war also ein halbes Jahr Herr der Welt. Der Senat legte ihm den Namen Imperator bei, ernannte ihn zum Diktator auf Lebenszeit, und er trug seitdem immer eine Lorbeer-Krone und die Toga des Triumphators an feierlichen Tagen. Er kreirte eine große Zahl Senatoren und Patrizier, er reformirte den Kalender, ließ den Anfang zur Anfertigung von Gesetzbüchern machen, ließ eine General-Karte des ganzen Reichs und statistische Nachrichten der einzelnen Provinzen vorbereiten, entwarf Pläne zur Verschönerung Roms durch mehrere großartige Bauten; er beauftragte Varro mit der Anlegung einer großen Bibliothek, gab Pläne an zur Austrocknung der Pontinischen Sümpfe, zur Grabung eines neuen Bettes für den Tiber von Rom bis zum Meere, zur Erbauung eines Hafens für die größten Schiffe in Ostia; er sandte Kolonien nach Karthago und Korinth und sprach von der Durchstechung der Landzunge von Suez. Er begnadigte die Pompejaner und berief die vornehmsten Patrizier zu hohen Aemtern. Hierbei folgte er seinem angeborenen Edelmuthe, der in solchen Dingen mit der gesunden Politik in vollkommenem Einklange war. Er hatte durch die Volks-Partei über Pompejus und die Patrizier gesiegt. Nach der Schlacht von Pharsalus erhoben die Volks-Partei und die alten Soldaten Ansprüche, die Cäsar erschreckten, und daher neigte er sich zu den vornehmen Familien, die ihm gegen jene lauten Forderer beistanden. Eine Aristokratie besteht bei den Völkern immer. Ist sie nicht mehr beim geborenen Adel, so tritt sie bei der reichen Mittelklasse hervor, und hat man sie auch hier vernichtet, so flüchtet sie zur arbeitenden Klasse und zum Pöbel. Der Fürst gewinnt also, wenn er die Aristokratie wieder auf ihren natürlichen Standpunkt zurückführt, indem er alte Familien nach den neuen Grundsätzen wiederherstellt. Besonders dem weltbeherrschenden Rom war es nöthig, sein Uebergewicht durch den Zauber zu zeigen, welcher mit den Namen Scipio, Metellus, Claudius und Fabius verbunden war.“ — Napoleon zieht darauf die Parallele und den indirekten Versuch, seine Politik zu vertheidigen, durch folgende Worte weiter: „Während der große Mann sich bereitete, seine weitaussehenden Pläne auszuführen, schürzten diejenigen Aristokraten, denen er das Leben rettete, den Anschlag gegen das seinige. Brutus war ein strenger Stoiker, daher erlaubte er sich keine Nachsicht gegen Cäsar, obgleich dieser ihn sehr liebte und ihm zweimal das Leben gerettet hatte. In den Griechischen Schulen wurde er mit der Ansicht vertraut, daß es kein Verbrechen, sondern eine Pflicht sey, jeden Mann zu ermorden, der über den Gesetzen stehe. Ein solcher Mann war Cäsar; er beherrschte die Römische Welt ohne Beschränkung durch einen Senat, denn sein Senat war nur sein Senat, ein Schein-Senat. Es konnte auch nicht anders seyn, nachdem Sulla und Marius durch ihre Proscriptionen die Verfassung über den Haufen geworfen, nachdem Pompejus die Gesetze verletzt, nachdem fünfjähriger Bürgerkrieg die Ordnung der Dinge verändert hatte; Italien war voll von Veteranen, die ihrem General anhingen, die Republik aber nicht kannten; von jenem erwarteten sie Alles, von dieser gar nichts. Wie konnten bei solchem Stande der Dinge die berathschlagenden Versammlungen herrschen? Nur die Person Cäsar's konnte eine Bürgschaft für die Fortdauer der Römischen Weltherrschaft und der Ruhe aller Bürger-Klassen seyn; seine Autorität war demnach legitim.“

Diese Worte sprechen für sich selbst; es ist eine schöne Dialektik, den Schritt zu rechtfertigen, durch den ein glücklicher Soldat das bethörte Volk zum Narren, die Aristokratie als ein Werkzeug gebraucht, um sich selbst auf einen hohen Thron zu schwingen und von da aus die Völker mit dem fluchwürdigsten Despotismus, mit Despotismus des Schwertes, zu beherrschen. Unglücklich ist das Land, welches durch schreckliche Konvulsionen so zerrissen ist, in welchem alle Stände so in ihren Rechten und Pflichten gestört sind, daß man am Ende froh seyn muß, sich einer demüthigenden Lüge hingeben zu dürfen; glücklich ist die Welt, daß die Männer selten sind, welche durch Thaten und Täuschungen sich zu der Behauptung berechtigt glauben, daß der verwirrte Zustand ihres Vaterlandes sie zur Usurpation verpflichte.

Ehe wir Abschied von diesem Buche nehmen, müssen wir noch einen Auszug von Napoleon's Kritik über das zweite Buch der Aeneide geben; man wird daraus erkennen, daß N. nicht bloß ein großer General und Herrscher war, sondern daß er auch alle Fähigkeit besaß, der Mitarbeiter einer literarischen Zeitschrift zu seyn.

„Das zweite Buch der Aeneide“, sagt er, „gilt für den schönsten Theil des ganzen Epos; von Seiten des Stils geben wir's zu, nicht aber von Seiten des Inhalts. Das hölzerne Pferd mag eine Volks-Mythe gewesen seyn, aber sie ist lächerlich und eines epischen Gedichtes ganz unwürdig. In der Iliade finden wir dergleichen nicht, dort ist Alles dem Gange des Krieges angemessen. Ist's möglich, daß die Trojaner solche Thoren waren, nicht ein einziges Fischerboot nach der Insel Tenedos zu schicken, um zu erfahren, ob die tausend Schiffe der Griechen dort liegen oder sich wirklich entfernt haben? Ja, man konnte Tenedos von Ilium's Thürmen aus überschauen. Kann man ferner glauben, daß Ulysses und die Blüthe der Griechen so dumm seyn werden, sich in ein hölzernes Pferd einzuschließen, d. h. sich an Händen und Füßen gebunden ihren unversöhnlichsten Feinden auszuliefern? Angenommen, es waren nur hundert Krieger darin, so müßte das Gewicht des Pferdes ungeheuer gewesen seyn, und man hätte es nicht an einem Tage von der Seeküste zur Stadt bringen können, da man noch dazu zwei Flüsse zu überschreiten hatte. Die ganze Episode des Sinon ist unwahrscheinlich und abgeschmackt; die poetischen Schönheiten und die Wohlredenheit des Sinon mildern die Abgeschmacktheit nicht. Und doch muß das Pferd noch denselben Tag nach Troja gebracht worden seyn, denn länger wäre es dem Griechenheer noch unmöglicher gewesen, sich in der Nähe verborgen zu halten. Die schöne Scene des Laokoon empfiehlt sich selbst, aber die Thorheit der Trojaner wird durch sie nicht entschuldigt; sie hätten das Pferd einige Tage auf seinem Platze stehen lassen müssen, bis sie sich von dem Abzuge des Feindes überzeugt hätten. Die im Pferde eingesperrten Krieger blieben darin, bis die Flotte, welche Tenedos nur bei finsterer Nacht verlassen konnte, die Truppen wieder ans Land gesetzt hatte; dies kann erst des Morgens ein Uhr geschehen seyn, um diese Zeit erst schliefen alle Schildwachen, und Sinon konnte die Thüren des Pferdes öffnen. Diesemnach muß die ganze Zerstörung Troja's welche das zweite Buch der Aeneide ausfüllt, zwischen ein Uhr und Sonnenaufgang bewerkstelligt worden seyn. Wie abgeschmackt! Troja nehmen, zerstören und verbrennen brauchte man nicht weniger als vierzehn Tage! Troja hatte eine Armee, die nicht davonlief und sich demnach wohl auch in den Palästen der Stadt vertheidigte. Aeneas wohnte beim Vater, eine halbe Stunde von der Stadt, und wurde erst durch den Geist Hektor's von der Einnahme und dem Brande der Stadt in Kenntniß gesetzt. Wäre das Haus des Anchises zwei Stunden weit gewesen, so müßte der Lärm der Kämpfer und die Hitze des Brandes der ersten Häuser schon Menschen und Thiere aufgeweckt haben. Hätte Homer die Einnahme Troja's behandelt, er würde sie nicht wie die Eroberung eines Forts besungen haben; er würde wenigstens acht Tage und acht Nächte dabei verweilen. Beim Lesen der Iliade wird man stets fühlen, daß Homer mit dem Kriegsdienste vertraut war und nicht, wie seine Ausleger sagen, sein Leben in den Schulen zu Chios zubrachte; beim Virgil erkennt man aber gleich das Werk eines Schulmannes, der das praktische Leben nicht kennt. Man hat Mühe, zu begreifen, was Virgil dazu bewog, die Wegnahme, Verbrennung und Plünderung Troja's in ein paar Stunden beginnen und beendigen zu lassen. Ja, er läßt in dieser kurzen Zeit die gemachte Beute in Vorrathshäusern zusammentragen. Das Haus des Anchises muß sehr nahe gewesen seyn, da während der wenigen Stunden Aeneas immer in der Stadt mitkämpft und doch mehrmals nach Hause läuft. Scipio brauchte siebzehn Tage, das von seinen Einwohnern verlassene Karthago zu verbrennen. Moskau, das größtentheils aus hölzernen Häusern bestand, brannte eilf Tage. Troja war gewiß eine große Stadt, denn die Griechen hatten 100,000 Mann und versuchten nicht, es einzuschließen. Und doch findet Aeneas bei seiner Rückkehr nach Ilium in derselben Nacht:

> Custodes lecti Phoenix et dirus Ulysses
> Praedam asservabant: huc undique Troia gaza
> Incensis erepta adytis, mensaeque deorum
> Crateresque auro solidi, captivaque vestis
> Congeritur.

Also in drei Stunden kommt Aeneas nach Troja, ficht alle Gefechte mit, vertheidigt die Burg des Priamus, geht wieder zurück, Kreusa zu suchen, kommt wieder und findet die ganze Stadt vom Feinde besetzt und verbrannt und die Magazine mit der Beute schon verschlossen. So darf kein Epiker verfahren, und so verfährt auch Homer nicht in der Iliade; das Tagebuch des Agamemnon hätte nicht genauer seyn können in Zeit und Raum, wie dieses Meisterwerk ist.“

Die Feste in Fontainebleau.

(Schluß.)

Um in die Stadt Fontainebleau zu kommen, mußte man durch das Zeltlager, das von zwei schönen Infanterie- und Artillerie-Regimentern bewohnt ist. Rechts vom Wege ruhen die Kanonen zwischen zwei Rasen-Guirlanden, welche die eisernen Ketten vertreten; vor dem Lager haben die Artilleristen eine Redoute von Erde errichtet, nach der Schnur, nach dem Zirkel, nach allen Regeln der Kunst, und man kann sich denken, ob dieser Schmuck der Artilleristen den Neid ihrer Nachbarn, der Karabiniers, erregte. Wer von einem Lager spricht, spricht auch von Gärten, von Triumphbogen, von schönen sandbestreuten Gassen, von unschuldigen Redouten, von einem Waffengerüst. Wie sollen aber

die Karabiniers mit den Artilleristen wetteifern können? Es sind gar geschickte, sinnreiche Leute, die Karabiniers vom sechsten Regiment; zwar wissen sie nichts von der Kunst ihrer Nachbarn, Forts zu errichten, Gräben zu höhlen, dem Rasen tausend verschiedene Formen zu geben; dagegen haben sie den Geist und die Phantasie für sich, sie besitzen die feinen Devisen und die Kunst, einen Ladestock, einen alten Ejako, ein verrostetes Bajonnet, einen Degengriff hübsch anzubringen. Alles ist ihnen gut, um ihre Trophäe zu errichten, Trommeln, Trompeten, Feldmützen; das Ganze ist mit Moos bedeckt, auf dem Moos sind elegante Devisen mit Blumen gezeichnet, und ganz oben flattern vorn und hinten tausend dreifarbige Fähnchen; laßt sie nur machen, die Phantasie nimmt es mit der Wissenschaft auf und der Witz mit dem Genie, der Karabinier braucht den Artilleristen nicht zu beneiden. Es war Mittag vorüber, und das ganze Lager der Karabiniers war noch mit der Verschönerung ihres Werkes beschäftigt. Unter dieser Menge von jungen Offizieren im Morgen-Negligée, den Ejako auf dem Kopf, die Füße in Sammet-Pantoffeln, die eine geliebte Hand geflickt, halb wie Soldaten aussehend in militairischer Entbehrung, in alten Kleidern, halb wie Stutzer in städtischem Luxus und feiner Wäsche, bemerkte ich auch einen meiner Bekannten, der mich auf der Stelle sieht und ruft, an mein Pferd springt, mich herabnöthigt, mich umarmt, seinen Kameraden vorstellt und mich in sein Zelt schleppt, um mit ihnen zu frühstücken, natürlich nicht, ohne mich vorher gefragt zu haben, ob ich mit ihrem Waffengerüst zufrieden sey.

Das Zelt des Unter-Lieutenants, meines Freundes, ist höchst malerisch gelegen zwischen der Orleans- und der großen Mecklenburger-Straße. Ein doppeltes Bett nimmt den Raum des Zeltes ein; ein Tisch, ein paar Feldstühle, eine Flasche, die bald als Flasche, bald als Leuchter dienen mußte, Wasser und Wein, Feuer und Rauch, ein Brett, auf welchem zwei Degen liegen, eine Bürste, ein Rasirmesser ohne Griff, Englische Wichse, eine Flasche Eau-de-Cologne, ein Schachspiel, die Peloton-schule und einige zerstreute Bände von Molière, das ist das Mobiliar des Zeltes. In wenigen Minuten füllte sich das Zelt mit einer Menge junger Leute voll Witz und Laune, und das Frühstück begann. Man sprach von Allem, von Versen und Prosa, von Krieg und Frieden, von Kleidern und Epauletten, ohne die Liebesabenteuer zu vergessen, und das Theater und die schönen Schauspielerinnen und die Abendfeste und Fräulein Mars, deren Schleier man im Winde flattern gesehen. Da gab es nichts als Lust und Lachen — ein Oberst, ja selbst ein Marschall von Frankreich mußte es beneiden. Diesen Tag besonders war das ganze Corps der jungen Offiziere mit einem kriegerischen Madrigal beschäftigt, das Einer von ihnen zu Ehren der Prinzessin Helene gemacht hatte. Es war eine witzige, geistreiche Idee in diesem Madrigal. Es handelte sich um eine Parallele zwischen der schönen Helene von Troja, die so viel Zwietracht gestiftet, und der jungen Herzogin. Die Verse waren gut gedacht und in hübschen Worten, Herr Delavigne selbst hätte keinen Anstand genommen, sie zu unterzeichnen. Nur hatten die Betheiligten bei dieser Poesie, gerade als ich kam, eine Art Hiatus darin entdeckt, der ihr Ohr beleidigte und den man durchaus tilgen mußte. Der unglückliche Vers ward standirt und gedreht und gewißhandelt nach allen Seiten. Der verständige Verfasser gab seinen Vers ganz auf, hielt aber den Gedanken fest, seine Freunde thäten dies noch mehr, der diabolische Vers aber war nicht zu ändern; man zerbrach sich den Kopf, der Hiatus kam immer wieder. — Es war aber gar kein Hiatus, es war nur ein leichter Fehler, der mit Ruhe und Besonnenheit ganz leicht zu tilgen war. „Halt, Sie gehören ja zum Handwerk", sing der Capitain an, „sagen Sie uns doch, wie würden Sie diese Verse machen?" — „Sicherlich werde ich es nicht so gut machen, wie Sie Capitain, doch sehen Sie einmal, geht der Vers so?" — In der That hatte ich den Hiatus zerstört, der gar kein Hiatus war. Man kann sich denken, was für Danksagungen und herzliche Händedrücke folgten. Auf der Stelle wird das Quatrain in die Stadt geschickt und kömmt auf einer hübschen weißen Leinwand gedruckt zurück. So lebt sich's im Lager!

Des Abends war Theater im Schlosse. Die Versammlung im Schauspielsaale war natürlich glänzend. Um acht Uhr trat der König in seine Loge, die Herzogin im Arm. Da erst konnte man die junge Frau recht sehen. Sie war den ersten Tag die große Treppe so schnell hinaufgestiegen, sie war den zweiten Tag so viel umringt, und der Wald hatte sie so schnell vorüberfliegen sehen, daß man kaum etwas zu erzählen wußte von der Schönheit ihrer Taille, von ihrer stolzen, edlen Haltung, von der Farbe ihrer langen Haare, von dem Geist ihres Blicks und der Grazie ihres Lächelns. Als sie aber in der Königlichen Loge erschien, an dem Ehrenplatz neben der Königin, zwischen den beiden Königen, begleitet von den alten Marschällen Frankreichs, da erhob sich das ganze Parterre der Generale und Capitaine, und die Logen mit ihren Damen, und die doppelten Galerieen mit den jungen Unteroffizieren, um sie mit Enthusiasmus zu empfangen, sie zu betrachten und sich zu überzeugen, ob sie denn wirklich so schön wäre. Die junge Frau hat der allgemeinen Erwartung entsprochen. Sie hat die Versammlung begrüßt, und Jeder hat die große und schöne Gestalt sehen können mit der Taille einer Königin, der Anmuth eines Kindes und jenen halbblonden Haaren, die sich schon der Brünettenfarbe nähern; ihr Auge ist blau, aber voll Geist und Feuer; ihr Kopf ist klein, wie ihre Hand; nicht die Reise und die Sonne, nicht die Ermüdung und so viel verschiedene Gemüthsbewegungen haben die rührige Weiße ihres Teints verändern können. Mitten in dieser ungewohnten Größe, an diesem Hof, der kein Hof ist unter diesen bedeutenden Umgebungen, fühlt sich die junge Fürstin recht wohl, so viel Fassung weiß sie zu bewahren in ihrer Hingebung, so viel Bescheidenheit bei den Ehrenbezeugungen, mit denen man sie überhäuft. Ihre Stimme ist wohlklingend und voll von jener sanften Deutschen Naivetät; sie grüßt, sie hört, sie betrachtet Alles, sie versteht alle Dinge; man fühlt es, schon wenn man sie anlebt, wie gerührt, wie glücklich sie ist; man freut sich über ihre Jugend, über ihre Schönheit, ihren Geist, ihre sanfte Stimme und ihr schönes Französisch; man freut sich über Alles, selbst über ihre eigene Freude.

Mlle. Mars spielte in den „Fausses Confidences" und in der „Gageure imprévue." Das Parterre hörte still all diesen Witz von Marivaux, und da dies Parterre zum großen Theil aus Offizieren der National-Garde, aus Wählern und Eigenthümern bestand und in dieser dreifachen Eigenschaft die Hauptmasse des Repräsentativ-Staats bildete, so kam es mir vor, als ob dies Parterre jene Intrigue aus dem vorigen Jahrhundert nicht recht goutiren wolle; dieser Bediente Dubois, der die ganze Komödie leitet, schien dem Parterre ein schlechter Schurke; die Madame Argante hielt es für eine übermüthige Baronin, die von der constitutionnellen Charte nichts wußte, besonders aber verstand es den Dorante nicht, jenen jungen Mann von hübschem Aussehen und guter Familie, der Advokat werden konnte und sich dazu verstand, Araminthens Intendant zu seyn und seiner Magd Marton den Hof zu machen. Die alten plebejischen Vorurtheile dieses Bürger-Parterres fühlten sich etwas empört; in diesem feinen Gemälde der Sitten des vorigen Jahrhunderts, in dieser graziösen Eleganz sah es nur die Verachtung für den Tiers-Etat. Zum Glück ändert sich die Scene nach den ersten Demüthigungen Dorante's und den ersten Ausgelassenheiten der Madame Argante; Letztere wird von Dubois getäuscht und verspottet; Dorante heirathet Araminde, seine schöne Geliebte; der Graf, Araminthens Liebhaber, wird vom Neffen des Prokurators geschlagen. Für den Tiers-Etat ist die Genugthuung vollständig, und da Marivaux noch von Mlle. Mars unterstützt ward, so würde dieses anfangs so kalte Parterre mit den Händen geklatscht haben, wenn es ihm der Respekt erlaubt hätte.

Von Zeit zu Zeit wandten die mit dem Schauspiel vertrauteren Zuschauer den Kopf nach der Prinzessin aus Deutschland, welche so aufmerksam auf Marivaux's Sprache horchte, auf jene eigenthümliche Sprache, die nur einen Tag in einigen Pariser Salons gesprochen wurde von einigen jungen Männern und Damen, die zu 25 Jahren gestorben sind, am Ende eines Jahrhunderts und einer Gesellschaft, die der Blitz getroffen. Fast ist es wunderbar, daß die Sprache Marivaux's so viele Stürme überstand, und daß sie von einer Fremden verstanden wird, die nicht einmal Paris berührt, die nur noch Deputirte, Pairs, Generale und Soldaten gesehen und erst seit drei Tagen in Frankreich verweilt.

In den Zwischen-Akten rief man: Vive le Roi! Man nahm Sorbet und Eis, das in reicher Menge umherging; man hörte die kriegerisch kräftige Harmonie der Klarinetten und Trompeten; man begaffte den Diplomaten-Nestor Talleyrand in seiner unerschütterlichen Figur, mit dem durchbohrenden Blick; ach, was hätte dieser Greis für schöne Geschichten erzählen können von demselben Schauspiel-Saal, wo er so viel Größe in so verschiedenem Aufzuge gesehen! Doch er saß unbeweglich und fast unzugänglich für Alles, was um ihn vorging. Gewiß, er hätte den ganzen Marivaux und das ganze Nationalgarden-Parterre hingegeben für eine gute Whist-Partie. Er hat mit ungewöhnlicher Kraft die Strapazen dieser Feste bis ans Ende ausgehalten. Als der König denselben Abend vor ihm vorbeiging, erhob sich Herr von Talleyrand, um ihn zu grüßen. — „Mein Fürst, bleiben Sie sitzen!" rief der König. — „Sire", antwortete Jener, „Talleyrand müßte gestorben seyn, wenn er nicht mehr vor Ihnen aufstände."

Die jungen Herren und Damen bewunderten noch in einem Winkel des Orchesters Jussuf und den Kommandanten Allouard. Jussuf ist ein wahrer Araber von reinem Blut; er hat den kleinen Wuchs, den hohen, stolzen Kopf, die eisernen Glieder, die Beweglichkeit, die Grazie, die Kraft, den brennenden Blick und das dichte, schwarze Haar der Renner seines Vaterlandes. Noch nie sah ich so viel Geist und wilden Trotz zugleich in dem Antlitz eines jungen Mannes; sein stolzer Hals ist nackt, sein Haupt schmückt ein Kaschmir-Turban, sein langer Bart ist hübsch gekämmt; er trägt ein orientalisches Kleid von grünem Tuch, mit goldenen Tressen besetzt, und über die Schultern einen schwarzen Mantel; an seinem Gürtel hängt der furchtbare Yatagan; wenn er lächelt, zeigt er durch seinen Knebelbart die schönsten Zähne von der Welt, so weiß, so hart, wie die Zähne eines jungen Hundes von Newfoundland. Französisch spricht er wie ein Schüler Voltaire's, d. h. mit tausend ironischen Formeln, die er, wer weiß wo, zusammengefunden hat; sein Blick, sein Accent ist voll Spott; auf der Brust trägt er das Offizier-Kreuz der Ehrenlegion. Er sah ziemlich verwundert aus, als er die Fausses Confidences und die Gageure imprévue hörte; er schien sagen zu wollen, gleich jener Spanierin bei einer Komödie von Lachaussée: „Sie lieben sich, sie sind allein, Niemand sieht sie; was für Zeit verlieren diese Menschen!"

Sein Gefährte, ebenfalls mit langem Bart, von etwas höherem Wuchs, ist der schöne junge Mann, Herr Allouard, der vor zwei Jahren der Stolz der Wettrennen von Chantilly und von dem Marsfelde war. Er wird nicht viel Mühe gehabt haben, ein Araber zu werden, denn er besaß schon ihre Kraft und Gewandtheit, ihren Geist und ihre Beweglichkeit; er schreitet ernst und gesetzt wie ein Pascha einher; dieser junge Mensch hat so ganz die Arabische Gravität angenommen, daß, wenn man sie Beide zusammen gehen sieht, Jussuf und Herrn Allouard, den Einen so lebendig, so unruhig, voller Witz und Spaß, den Anderen so ruhig, so ernst und zurückhaltend, man von Jussuf sagen könnte: das ist ein als Araber verkleideter Franzose, und von Allouard: das ist ein Araber, der mit einem Bischen mehr Lebhaftigkeit ein hübscher Französischer Capitain geworden wäre.

Den anderen Tag nahm ich Abschied von der Stadt, dem Schlosse, dem Lager, dem Walde und trug die unverwüstliche Erinnerung an jene drei schönen Juni-Tage mit, welche für Ludwig Philipp's Dynastie fast eben so wichtig sind, als die drei Juli-Tage.

Jules Janin.

Die Porzellan-Manufaktur von Sèvres.

Ich gestehe, daß ich diese berühmte Manufaktur noch nie gesehen hatte. In der That, wie könnte man sich entschließen, eine Merkwürdigkeit zu sehen, die nur ein paar Schritte von Paris entfernt und dabei so leicht zugänglich ist? Der Pariser kennt wirklich keinen Ort schlechter, als seine Vaterstadt. Ich selbst muß bekennen, daß ich in Venedig, Rom, Florenz und Neapel — lauter Städte, die mein Fuß nie betrat — viel besser bewandert bin.

Erst vor kurzem habe ich Sèvres entdeckt — es liegt zwischen Saint-Cloud und Versailles — und mein Erstaunen war gränzenlos! Bis dahin hatte dieser Ort meiner Phantasie nur unter der Benennung „Altes Sèvres“ und „Japanisches Porzellan“ vorgeschwebt, und ich glaubte daher, Sèvres sey ungefähr in der Gegend von China oder Japan zu suchen, und man mache dort nichts als Tassen, Pagoden u. dgl. m. Ich malte mir eine seltsame phantastische Gegend mit vergoldetem Grottenwerk, mit dicken blauen Rosen in dickbäuchigen Vasen, mit rothen Bäumen, grünen Affen und Thürmen aus dem feinsten Porzellan aus; dazu gesellte ich noch apfelgrüne Löwen, Fischer in taffinen Kleidern und wohlbeleibte Mandarinen, die unter lackirtem Laubdache Thee schlürften oder Schwalben-Nester verzehrten.

Endlich — und zwar, wie bemerkt, erst vor wenigen Tagen — bestimmte mich der Wunsch, eine schöne Glas-Malerei des Herrn Ziegler mir anzusehen, zu einer Expedition nach jenem glückseligen Lande. Ich machte vorerst mein Testament und ging dann muthig an Bord eines Kabrioletts.

Nachdem ich, wie Odysseus, „vieler Menschen Städte gesehen und Sitten erfahren“, stockte mit einemmale das Räderwerk meines Fahrzeuges, und mein Palinurus bedeutete mir, daß wir bereits in Sèvres angekommen seyen. Ich erhob die Augen zum Himmel und bemerkte zu meiner Ueberraschung, daß er nicht meergrün mit rosenfarbenen Wolken war, wie ich mir ihn vorgestellt hatte. Ein großes, grau angestrichenes Gebäude, in sehr einfachem Stil, präsentirte sich am Ende einer einfachen Allee und am Abhang eines bewaldeten Hügels — dies Gebäude war die Manufaktur selbst.

Es gehörte immer zu meinen Seltsamkeiten, daß ich meine Ideen von Städten nach ihrem berühmtesten Natur- oder Kunst-Produkt zustutzte. Als ich in Brüssel ankam, wunderte ich mich, eine Stadt mit Häusern und Straßen zu erblicken; ich hatte eine ungeheure Schüssel mit Brüsseler Kohl erwartet. Von Mecheln glaubte ich, es müsse gestickt, wunderlich ausgezackt und überhaupt so zugestutzt seyn, wie die Spitzen, denen es seinen Namen gegeben; Ostende erschien meinem geistigen Auge in der Gestalt einer hundertarmigen Austernfischerin, die mit funfzig vermittelst silberner Ketten an ihre Hüften befestigten Messern Ostender Austern öffnete. Trotz mancher Täuschung dieser Art hatte ich mir doch auch Sèvres in Form einer großen Tasse gedacht.

Der Anblick von Sèvres hat viel Melancholisches: geräumige und stille Höfe, wo das Gras aus den Fugen der Pflastersteine hervortreibt, wie auf einer Wiese; Mauern, die ein grauer Schimmel mit großen Flecken eines gelblichen Mooses überkleidet; düstere Schieferdächer; hohe Fenster mit kleinen Scheiben, von denen die meisten geschlossen sind; große Treppen, lange Korridore und überall eine naßkalte Atmosphäre, wie man sie in Kirchen und öffentlichen Gebäuden anzutreffen pflegt.

Im ersten Stockwerk befindet sich eine Gallerie, wo alle erdenkliche Geschirr-Waaren aufgestellt sind. Zwei anstoßende Säle enthalten die Modelle der verschiedenen Arbeiten, welche die Manufaktur liefert.

Nichts ist bunter als der Anblick aller dieser Geschirre und Fayence-Arbeiten. Man sieht hier Suppen-Näpfe in Form eines Kohl- oder wilden Schweinskopfes — ungeheure Urnen, Wasser-Krüge mit Hippopotamus-Bäuchen, so tief und geräumig, daß die vierzig Räuber des Ali Baba sich bequem darin verstecken könnten — dann wieder sehr feine Vasen in Storch-Gestalt, mit langen und dünnen Hälsen, die sich wie Ibisse ausnehmen, welche still beschaulich auf der Spitze eines Minarets ruhen. So interessant und sehenswerth aber alle diese Gefäße und Krüge auch seyn mögen, giebt es in der erwähnten Gallerie doch noch etwas Anziehenderes für Kunstliebhaber — es sind dies die Studien und Skizzen von Desportes, dem großen Thierzeichner, auf Oelpapier gemalt: der Löwe, der Tiger, die Fledermaus, die Eule, der wilde Eber, der Jagdhund, der Dammhirsch — Alles strotzt von Lebensfrische, Alles ist mit vollendeter Meisterschaft ausgeführt. Welche Schärfe und Klugheit in dem Blick der Hunde! welche gespannte Aufmerksamkeit in ihrer ganzen Stellung! Wie gründlich hat der Künstler das Thier studiren müssen, um diesen Grad von Natur-Wahrheit zu erreichen!

Die Modelle von Tafel-Geschirr bilden eine Sammlung, die sich auf ungefähr 1700 Stück beläuft; wir erkennen an den kleinen Figürchen derselben das Zeitalter Ludwig's XIV. und seiner Nachfolger, so wie der Revolution und der Kaiserzeit.

Den mittleren Raum der Säle nehmen Etrurische, Aegyptische, Indische, Mexikanische, Asiatische Vasen ein; besonders fesselten meine Aufmerksamkeit: eine antike Mexikanische Vase aus rother Erde von großer Dimension und edelster Einfalt, und ein Tafel-Aufsatz, der für Bonaparte gemacht war, als dieser aus Aegypten zurückkehrte. Die Idee ist vollkommen grotesk; man denke sich eine Wiederherstellung des Tempels von Karnak mit den beiden Obelisken und den Sphinxen am Eingang — nach der Aegyptischen Expedition kamen die Sphinxe, die Anubis und Osiris in ganzen Schwärmen auf Französischen Boden und verunzierten allen Hausrath. (Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Marmier in Dänemark. Herr Xav. Marmier, den wir im vorigen Monate als einen alten Bekannten in Berlin begrüßten, ist von hier mit wissenschaftlichen Aufträgen der Französischen Regierung nach Kopenhagen gereist, von wo er bereits drei oder vier literarische Berichte nach Paris hat gelangen lassen, die in dortigen Journalen abgedruckt sind. Herr Marmier besitzt vor Allem das Talent einer rapiden Auffassung, einer Auffassung, die allerdings mehr das Aeußerliche berührt, als in die Tiefen eindringt, die aber vollkommen genügt, wo es sich noch um die erste Kenntniß fremder literarischer Zustände handelt, wie die Dänischen es für die heutigen Franzosen sind. Nachdem Herr Marmier im vorigen Jahre die Expedition zur Aufsuchung der „Lilloise“ nach Island begleitet und als Frucht dieser Reise seine „Lettres sur l'Islande“ herausgegeben hatte, glaubte er, das Feld, das er hier kennen gelernt, die Nordische Mythologie, die alte Edda und die Skandinavischen Sprachen, auch weiter anbauen und die Lernbegierde seiner in der neueren Zeit für die literarischen Schätze des Auslandes immer empfänglicher gewordenen Landsleute befriedigen zu müssen. Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich, damals noch Herr Guizot, kam ihm mit dem Auftrage entgegen, über die Schulen und das Unterrichtswesen in Dänemark und Schweden Belehrungen einzuziehen und darüber zu berichten. Der Nachfolger Guizot's, Herr von Salvandy, bestätigte seines gelehrten Vorgängers im Interesse der Wissenschaft gegebenen Auftrag, und so kömmt es denn, daß Herr Marmier, den wir bei seinem früheren wiederholten Aufenthalt in Berlin als einen strebenden und seines Zieles noch ungewissen Literaten kennen gelernt hatten, jetzt mit einer Art offiziellem Charakter und mit einer ähnlichen wissenschaftlichen Mission, wie sie Herr Cousin in Deutschland und Holland gehabt, in Dänemark sich befindet. Von Hamburg aus hat er das Pariser Publikum zuerst mit Ludwigslust bekannt gemacht, das ihm zufällig auf der Reise von Berlin nach der reichen Hansestadt begegnet ist. Ludwigslust war damals eben durch die in Fontainebleau eingetroffene Prinzessin Helene interessant geworden. Eine günstigere Gelegenheit konnte also gar nicht kommen, um von den einsamen Buchengängen, den lieblichen Gewässern und dem romantischen Schlosse in Ludwigslust, „das wie eine grüne Oase in dem sandigen Mecklenburg daliegt“, zu erzählen. Herr Marmier liebt es, die Dinge in einem etwas poetischen Gewande anzusehen; daher liest er auch eben eine Dänische Idylle, als er die Ebene von Ludwigslust passirt, und findet eine merkwürdige Harmonie zwischen diesem Theile von Deutschland und den Gemälden des Skandinavischen Dichters. Hamburg mit seinem Jungfernstieg und seinen lachenden Elb-Ufern giebt dem Reisenden natürlich ebenfalls zu poetischer Entzückung Anlaß, doch unterläßt er andererseits auch nicht, auf die gegen die häufigen Ueberschwemmungen ungeschützten Kellerwohnungen der Armen, auf den Hafen, der, obwohl der besuchteste in Deutschland und der Sammelplatz aller Nationen, doch, wie selbst nicht der kleinste in Frankreich, ohne alle Constructionen zur Erleichterung der Schifffahrt und selbst ohne alle Docks für den jährlich sich mehr ausbreitenden Handel gelassen werde, so wie endlich auf den in Hamburg mehr als irgendwo in Nord-Deutschland mangelnden Sinn für die höheren Interessen des geistigen Lebens, mit gebarnischten Worten, wie wir sie von diesem Schriftsteller außerdem nur noch in München vernommen haben, hinzuweisen. Ottensen und die Grabstätte Klopstock's söhnen ihn indessen mit der Hanseatischen Poesielosigkeit wieder aus. Durch die üppigen Triften Holstein's begiebt er sich nach Kiel, und von hier aus stattet er den ersten Bericht an den Minister des öffentlichen Unterrichts ab. Es ist von dem Berichterstatter zwar ein arger Verstoß, wenn er dem Minister erzählt, daß auch das Herzogthum Schleswig zu Deutschland gehöre, allein diese Art geographischer Irrthümer sind einmal einem Französischen Reisenden ganz unvermeidlich. Weniger zu erklären ist es jedoch, wenn Herr Marmier behauptet, daß den Deutschen Holsteinern die Erlernung des Dänischen viel leichter sey, als den zum größten Theil Flamändischen Belgiern die Erlernung des Holländischen gewesen. Das Flamändische und das Holländische sind bekanntlich bis auf einige Provinzialismen und unbedeutende Abweichungen in der Accentuirung und Schreibung ganz identisch, wie sich denn auch beide als Nederduitsche taal (Flam. tael, aber eben so wie jenes ausgesprochen) d. h. als Niederdeutsche Sprache bezeichnen. Das Dänische und das Deutsche dagegen, obwohl Töchter derselben Mutter, sind sich doch keineswegs so ähnlich, wie etwa das Deutsche und das Holländische, die sich zu einander wie Schriftsprache und Patois verhalten — ein Verhältniß, das von unserer Sprache auf die Skandinavischen durchaus nicht angewendet werden kann. Herr Marmier muß ja wohl auch selbst die Erfahrung gemacht haben, daß er bei aller seiner Kenntniß des Deutschen doch noch kein Dänisch verstanden, wenn ihm auch das Eine eine Stufe zu dem Anderen geworden ist. Wir sind freilich weit entfernt, den Widerwillen, den die Kieler Studenten gegen Erlernung des Dänischen haben, rechtfertigen zu wollen, denn jede tiefere Kenntniß eines fremden Idioms, besonders eines literarisch gebildeten, kann unserer Einsicht und der Bildung unserer Muttersprache förderlich werden, aber wir können doch noch viel weniger die Verwunderung des Herrn Marmier theilen, der in seinem plötzlichen Enthusiasmus für Oehlenschläger die kindliche Vorliebe der Holsteiner für ihr angeborenes Deutsch nicht begreifen mag. Uebrigens aber ist das, was Herr Marmier von der Universität Kiel berichtet, recht übersichtlich und belehrend. Eben so wird man auch seine Darstellungen Oehlenschläger's (auf die wir vielleicht später noch zurückkommen) mit großem Interesse lesen, wiewohl kein Deutscher die von Herrn M. gewagte Zusammenstellung des Dänischen Dichters mit Schiller und Goethe unterschreiben wird.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 76. Berlin, Montag den 26. Juni 1837.

Frankreich.

Irrenhäuser in Frankreich.

Nach dem New Monthly Magazine.*)

Es ist nicht wahr, was man so oft behauptet hat, daß die ernsten, nachdenklichen Engländer viel öfter wahnsinnig werden, als ihre Nachbarn. Die Zahl der Verrückten in Frankreich beträgt Dreißigtausend bei einer Bevölkerung von zweiunddreißig Millionen, in England ungefähr Zwanzigtausend. Doch wenn auch das Zahlenverhältniß in beiden Ländern ziemlich gleich seyn mag, so ist doch die Art und Weise der Tollheit durchaus verschieden, und der Reisende, dem es um die charakteristischen Züge und Unterschiede des Geistes und Temperaments beider Nationen zu thun ist, wird sie in diesen Asylen der gefallenen Menschheit eben so deutlich und ausgeprägt finden, als im Theater, im Salon oder im Kaffehause. Ich habe einige Häuser der Art im Osten besucht; hier sind es traurige, nicht sehr geräumige Gebäude mit einem Hof in der Mitte, einer Quelle und einigen Bäumen. An diesem kleinen reizlosen Schauplatz des Leidens hatte man ein recht treffendes Bild von dem ganzen Türkischen Charakter in seiner feierlichen Ruhe, in seiner Trägheit und Unempfindlichkeit. Bewegungslos saßen sie da, die unglücklichen Bewohner, und starrten durch das Gitter ihres Gefängnisses und sprachen dumpf und langsam mit dem Fremden; Zwei oder Drei spielten die Zitter, Andere saßen von früh bis in die Nacht mit gekreuzten Beinen auf dem Divan oder an der Quelle und starrten fortwährend nach dem rieselnden Wasser hin. Da war keine Spur von Wildheit, von Trotz und Wuth, oder von hoffnungsloser Leidenschaft. Eben so treu seinem eigenthümlichen Temperament bleibt auch der Franzose in der einsamen Kammer oder auf seinem planlosen, rings eingeschlossenen Spaziergang; sein Wahnsinn hat etwas weniger Methode als der des Engländers, er ist weniger tiefsinnig und schweigsam als der Deutsche, weniger leidenschaftlich als der Italiäner, kurz, die ursprüngliche Munterkeit und Beweglichkeit seines Charakters verläßt ihn auch hier nicht und giebt der Melancholie nur wenig Spielraum.

Ich hatte schon lange gewünscht, die berühmteste Französische Privat-Anstalt für Irren zu besuchen; endlich bot sich eine Gelegenheit dazu unter sehr günstigen Umständen. Zwei Lieues ungefähr von Paris, an den Ufern der Seine, liegt das kleine stille Dorf Ivery in einer sehr reizenden Gegend, fast ganz einsam und abgesondert; die Seine war durch die letzten Regengüsse so angeschwollen, daß der kürzere Weg an ihrem Ufer hin überschwemmt war und wir gezwungen wurden, einen Umweg zu machen. Es war ein heller frischer Oktober-Morgen; wir wurden von dem Vorsteher der Anstalt, Herrn Esquirol, der durch die erfolgreiche Behandlung seiner Patienten und durch seine trefflichen Schriften über Gemüthskrankheiten berühmt ist, zum Frühstück eingeladen. Eine eiserne Thür öffnete uns einen sich schlängelnden Sandpfad, an dessen Ende, hinter Bäumen versteckt, das Wohnhaus lag; dieses besteht aus einem großen Rez-de-chaussée mit einem geräumigen Saal, in welchem man verschiedene musikalische Instrumente, einige Spieltische, ein Schach und ein Triktrak findet. An den Saal stößt ein großes Billard-Zimmer, und dieses führt in den Speise-Saal; alle diese Gemächer sind für die Genesenden bestimmt, doch nur den Tag über; des Nachts schlafen sie in einer besonderen Wohnung. Das höhere Stockwerk war von der Familie des Herrn *** bewohnt, welcher der Neffe und Gehülfe des Herrn Esquirol ist. Dies ist das Haupt-Wohnhaus, welches aber nur eines von den sieben Gebäuden der ganzen Anstalt bildet. Ein zweites ist von Damen bewohnt, die auf dem Wege der Besserung sind, und ein drittes von Herren; jeder Kranke hat einen Salon und ein Schlafzimmer, woselbst die Engländer, deren man hier einige findet, keine Ursache haben, sich nach ihren vaterländischen Comforts zu sehnen; es ist wirklich recht hübsch und behaglich in diesen Wohnungen; mitten in den Gärten gelegen und von lauter Bäumen umringt, bieten sie die reizendste Aussicht auf die Alleen und die üppigen Blumenbeete, und im Garten finden die Patienten noch Schaukeln und allerhand anderen Zeitvertreib in freier Luft. Die Frau und die drei liebenswürdigen Kinder des Herrn *** essen jeden Tag mit den Genesenden in dem Speise-Saal zu Mittag, da man glaubt, daß ihre Gegenwart und Gesellschaft den heilsamsten und mildesten Einfluß auf die Patienten ausübt. Doch vielleicht ist es etwas gewagt, die guten Kinder mit ihrer Mutter unter so vielen halbverrückten Leuten ganz allein zu lassen, obgleich bis jetzt noch nichts Böses vorgekommen ist. Man giebt den Kranken keine stählerne Messer, sondern silberne, und hinter jedem Gast steht ein Diener, der ihm pünktlich aufwartet. Die Gesellschaft besteht aus Herren und Damen, und es herrscht hier eine Heiterkeit und eine Lust, wie man sie nicht oft findet. „Sie würden es kaum glauben", sagte Herr Esquirol, dem sie besonders zugethan sind, „daß es eine Tischgesellschaft von lauter Wahnsinnigen ist." Reiner Wein wird natürlich auch nicht gestattet, sondern größtentheils mit Wasser verdünnt; animalische Nahrung giebt es auch nur sparsam, Vegetabilien und Früchte sind ganz frei. Was Kleidung und Sitten betrifft, so findet man auch hierin Alles anders, als man es bei einer Tollhäusler-Mahlzeit erwarten möchte; die Gäste sind sämmtlich gut gekleidet, einige sogar geschmackvoll; kurz, es herrschen an dieser Tafel die feinsten Manieren.

Um ein Uhr ward ein treffliches Frühstück aufgetragen: der Wirth, sein Neffe, ein berühmter Gelehrter aus Rom und wir selbst bildeten die ganze Gesellschaft. Die Unterhaltung bewegte sich nur über Geisteskrankheiten, ein weites Feld voller Zweifel, worüber Herr Esquirol mit einem Ton besonnener und feiner Beobachtung sich aussprach, daß es eine Lust war, ihn zu hören. Dieser Mann, ein Mitglied der Sorbonne, des Institut und der ausgezeichnetsten medizinischen Gesellschaften in Paris, besitzt einen Charakter, der für sein Amt ganz besonders geeignet ist; gut, freundlich und leutselig, widmet er sich der Pflege und Heilung des Wahnsinns mit dem größten Eifer und Enthusiasmus. In seiner Behandlungsweise ist er schon sehr glücklich gewesen: drei Engländer haben im vorigen Jahre vollkommen geheilt die Anstalt verlassen. Ein entschiedener Feind aller übertriebenen Strenge und Rohheit gegen die Patienten, bemerkte er, daß diese Mittel in manchen Englischen Anstalten viel zu vorherrschend wären, und daß, sobald erst der Verstand, mag er sonst schwach oder stark seyn, zu irren anfange, es leicht wäre, „das schwanke Rohr vollends zu zerbrechen." Siebzig Jahre alt, von magerem, schlankem Körperbau, strahlten seine grauen Augen von Geist und Feuer; jeder Tag ist ganz und gar diesem Geschäfte geweiht, und der Kreis seiner Pflichten ist unermeßlich; denn außer dieser Anstalt hat er noch die von Charenton und eine andere zu besuchen und hält in zwei bis drei Schulen Vorlesungen über Geistes-Krankheiten. Der Römische Gelehrte, der eben aus England zurückgekommen war, erzählte mehrere Anekdoten von Italiänischen Wahnsinnigen, unter denen, wie er meinte, die Leidenschaften sich viel stärker und heftiger äußerten, als bei irgend einem anderen Volk. „Die Liebe", bemerkte er, „hat schon oft den Italiänern, und selbst den Männern, das Gehirn verrückt." — „Liebe", sagte Herr Esquirol, „o, die bringt einen Franzosen nur selten ins Irrenhaus; ich habe noch niemals einen Patienten mit dieser Krankheit bekommen. Ein Franzose tödtet sich wohl in einem Anfall von Gluth und Leidenschaft, aber selten harrt er so lange in Liebe aus, um darüber verrückt zu werden."

Nach dem Frühstück schlug man vor, die übrigen Gebäude und die Gärten zu besuchen. In dem Billard-Zimmer, durch welches wir kamen, fanden wir fünf wohlgekleidete Herren, die mit großem Ernst Billard spielten. Ganz dicht hinter Jedem stand ein Diener, dessen Pflicht es ist, seinen Herrn fortwährend zu bewachen, ihm überall hin zu folgen in den Zimmern oder auf den Spaziergängen, den Blick seines Gesichts zu beobachten und für sein Betragen verantwortlich zu seyn. Diese Diener werden gut bezahlt, denn sie haben allerdings einen schweren, ängstlichen Dienst, und bei der kürzesten Abwesenheit werden sie sofort mit Entlassung bestraft.

Es war ein ganz neuer Anblick, wie die fünf Irren, höchst anständig gekleidet, zwei bis drei von ihnen noch jung, alle ganz heiter und wohlaussehend, mit einer Lust Billard spielten, als ob die Welt für sie noch ganz die alte wäre — voller Glanz und Leben, voller Feuer, Hoffnung und Verstand. Es waren lauter Männer von unabhängigem Vermögen; denn der Arme und Dürftige kann nicht hierher kommen: sechstausend Francs müssen für jeden Patienten jährlich gezahlt werden. Einer von ihnen machte plötzlich eine Pause im Spiel, trat auf uns zu und sprach davon, daß er den nächsten Tag nach Paris gehen wolle. Dies, erzählte unser Wirth, ist das ewige Lied fast aller Kranken von jedem Geschlecht: nach Paris gehen; danach sehnen sie sich, darüber brüten sie, davon sprechen sie mit dem höchsten Entzücken, und sobald sie wiederhergestellt sind, warne er jedesmal die Verwandten, sie nicht in die Hauptstadt mitzunehmen, oder wenigstens sie nicht lange in den Zerstreuungen daselbst zu lassen. Wenn dieser Rath nicht befolgt worden, sagte er, so hätte man sie ihm nicht selten in wenigen Monaten wieder zurückgebracht.

*) Den Bemerkungen eines Franzosen über Englische Irrenhäuser, die wir in Nr. 69 des Magazins mitgetheilt, wird sich diese Darstellung eines Besuchs von ähnlichen Instituten in Frankreich um so passender anschließen, als wir dadurch Gelegenheit erhalten, das, was das eine Land in dieser Beziehung Charakteristisches darbietet, in der eigenthümlichen Auffassungsweise des anderen beobachten zu können.

Ein langer Garten mit schlangenartigen Sand-Alleen führte zu zwei großen viereckigen Gebäuden, von denen das eine für Männer, das andere für Frauen bestimmt ist, und zwar für solche, die entweder ganz unheilbar oder in einem sehr gefährlichen Zustande sind, und deren Wiederherstellung man der Zeit überlassen muß. Die Zimmer befinden sich in einem Korridor, der um das ganze Viereck herumläuft und den Unglücklichen, von denen sich Viele rastlos hin und her bewegten, einen bedeckten Spaziergang bietet; in der Mitte jedes Vierecks ist ein großer Rasenplatz. Die Sauberkeit und Reinlichkeit des Ganzen ist wirklich bewundernswürdig; man merkt an dem Ort nichts von Zwang und Gefängniß, vielmehr gleicht er einem der großen Kiosks oder Landhäuser im Orient, die nur einen Stock hoch sind.

Wir betraten zuerst die Halle des Hauses, die den Männern angewiesen ist: es war ein kurioses Schauspiel vornehmer Verrücktheit. Wer da nicht glauben will, daß es eine solche ausländige Geisteskrankheit giebt zum Unterschied von gemeiner, roher Tollheit, der komme hierher und überzeuge sich. Der Rasende mit seinem wilden Lachen, der blasse, grämliche Misanthrop ist hier nicht zu finden. Ein Spanier und ein Engländer saßen unter den Franzosen — jener war der Ernsthafteste, dieser der Schwermüthigste in der Gesellschaft.

Eine besonders interessante Erscheinung war ein Edelmann aus der Bretagne, von einer alten Familie, ein dreißigjähriger Mann von blühender Gestalt und edlem Körperbau, bei dem der stechende, irrende Blick des Auges allein eine Geistesverwirrung zu erkennen gab. Politik und Religions-Fanatismus hatten ihm den Verstand zerrüttet; er verwaltete einen guten Posten in der Administration, wohnte in Paris und hatte die schönsten Aussichten, weiter emporzusteigen und eine Zierde seiner Familie zu werden, da seine Talente nicht unbedeutend waren, wie man selbst aus den Reden des Irren sehen konnte, als er vor drei Jahren ungefähr in die Heimath nach Bretagne reiste, um einige Wochen mit seiner Familie zu verleben. Diese bestand aus lauter hartnäckigen Karlisten, während er selbst ein eifriger Philippist war. Da gab es alle Tage einen Disput zwischen den Aeltern, dem Sohne und seinen Brüdern; die Gemüther wurden im Streit immer heftiger und erbitterter gegen einander, und er, der nur Einer unter Vielen war, da sämmtliche Verwandte es ebenfalls mit den Karlisten hielten, mußte täglich hören, wie sein König dem Spott und der Verachtung preisgegeben ward. Sein Geist fing endlich an, unter diesem fortwährenden Widerspruch mit seiner Familie zu leiden, und in gereizter Stimmung, mit trüben Gedanken kehrte er nach Paris zurück, ohne jedoch für sein Amt unbrauchbar zu werden. Bald darauf fiel er den St. Simonisten in die Hände, besuchte eifrig ihre Gesellschaften und machte sich ihre Ansichten und Tendenzen zu eigen mit einer Begierde, als ob er darin einen Trost und Haltpunkt für seinen irrenden Geist fände: dieser ward dadurch nur immer mehr zerrüttet, und in wenigen Monden sahen sich die Seinigen gezwungen, ihn unter die Aufsicht des Herrn Esquirol zu geben. Nach einem Jahre ging er geheilt heraus, kam aber gegen den Rath seines Arztes wieder nach Paris in die frühreren Umgebungen und Verhältnisse. Die Simonisten waren zwar gestürzt, Vater Enfantin lag im Gefängniß und ihre Narrheiten konnten den wiederhergestellten Irren nicht mehr gefährden; aber es war gerade die Zeit der heftigsten Bewegungen in der Politik, die ihn auf allen Seiten umringten, und er ward nach wie vor ein eifriger Parteigänger. Gerade einen Tag vor unserem Besuch des Irrenhauses bekam er bei einem politischen Disput in den Tuilerien-Gärten einen Rückfall und ward von seinen Freunden auf der Stelle in seinen vorigen Aufenthalt zurückgebracht, jetzt vielleicht für viele Jahre, denn ein zweiter Anfall der Art ist immer schwerer zu heilen, als der erste. Er war jetzt der Redner im Irren-Saal; sein Religions-Fanatismus schien fast vergessen, er war nie so stark gewesen als in der Politik, welche das einzige Thema seiner Declamationen bildete. Auf einer erhöhten Bank, wie auf seiner Rednerbühne, sitzend und die Rechte mit Grazie hin und her schwenkend, sprach dieser Unglückliche langsam und deutlich über sein Lieblings-Thema, wobei von Zeit zu Zeit Zwei bis Drei seinen Worten zuhörten. Uebrigens schienen sich die Umstehenden mehr für die ganze Art und Weise des Irren, als für den Inhalt seiner Reden zu interessiren. Es ist überhaupt der traurig eigenthümliche Zug einer solchen Geisteskrankheit, daß sie immer allein dasteht und sich keines Leidensgefährten erfreut; es wird einem Wahnsinnigen, selbst wenn er noch so hübsch oder gewandt spricht, selten gelingen, irgend einem von seinen Kollegen ein Interesse oder eine Sympathie für seine eigene fixe Idee einzuflößen.

Dies war der erste Tag, den der zurückgekehrte Philippist in seiner traurigen Wohnung zubrachte. Zuweilen schienen die stechenden, ängstlichen Blicke, die er mitten in seinen Predigten umherwarf, anzudeuten, daß er sich halb und halb seines Zustandes bewußt sey; doch er konnte es nicht lassen, obgleich vor tauben Ohren, immerfort von Politik zu schwadroniren: der Spanier, der mit gekreuzten Armen neben ihm stand, war sein einziger aufmerksamer Zuhörer. „Ist er schon lange in diesem Zustande?“ fragte ich diesen. Mit sanftem Lächeln erzählte der düster blickende, ernste Spanier die Geschichte von dem Wahnsinn seines Genossen, wie lange er schon früher hier gewesen u. s. w. „Und Sie selbst“, sprach ich, „sind Sie schon lange hier?“ — „Vor sechs Monaten“, antwortete er, „wurde ich von einem Leiden in der Brust heimgesucht (hierbei legte er seine Hand mit Grazie auf diesen Theil) und bin nun hierher gekommen, weil die Luft hier so außerordentlich heilsam ist; weiter fehlt mir nichts.“

Es befand sich auch in der Halle ein junger Mensch von ungefähr zwanzig Jahren, mit einem sanften, nachdenklichen Gesicht, der fortwährend auf und ab spazierte, von Zeit zu Zeit leise mit sich selbst sprach und mit den Fingern auf der Stirn oder in der Luft gewisse Zeichen machte. Seine Aeltern hatten ihn von Kindheit auf für den Priesterstand bestimmt und ihn noch sehr jung von Hause weg in eine Erziehungs-Anstalt geschickt, wo er die reißendsten Fortschritte in den Studien machte und in seiner künftigen Bestimmung ganz glücklich und zufrieden war, da er eine sehr strenge Erziehung bekommen und noch nichts wußte von den Freuden und Leckungen der Welt. Die Aeltern freuten sich über die Gemüthsart ihres Sohnes, der ihren Hoffnungen und Wünschen so entgegen kam; sie hatten noch zwei ältere Söhne und besaßen nicht die Mittel, auch den Jüngsten im Handel oder in einer Profession unterzubringen. Dazu kam noch, daß die Mutter, wie man es jetzt selten in Französischen Familien findet, eine echte Katholikin war, die mit der strengsten Frömmigkeit an ihrem Glauben hing und daher schon von den ersten Jahren an ihr jüngstgebornes Lieblingskind der Kirche geweiht hatte. Vor zwei Jahren hatte man ihm erlaubt, seinen Onkel in Paris zu besuchen, und hier machte er eine Bekanntschaft mit zwei bis drei jungen Leuten, die in dem Hause aus- und eingingen und ihn zu den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Stadt begleiteten. Für den jungen Gelehrten war Alles neu, schön und glänzend. Ach, hätte doch sein Fuß niemals die Mauern der Residenz berührt; Esquirol's Warnung an seine genesenden Patienten, nicht nach Paris zu gehen oder nicht lange da zu bleiben, würde den jungen Gefangenen vor unaussprechlichem Elend gerettet haben. Seine Freunde führten ihn nach und nach zu allen möglichen Freuden und Zerstreuungen, die er bald zu lieben anfing. Er fühlte, daß die Gewalt und Herrschaft dieser Welt viel größer und mächtiger in ihm war, als die des Jenseits. Es erhob sich in seinem Innern ein furchtbarer Kampf, der sich durch nichts mehr abweisen oder unterdrücken ließ. Er kehrte heim, und nachdem er lange mit sich gekämpft, gestand er seinen Aeltern, er könne kein Priester werden, er würde es niemals über sich bringen können, ein strenges, abgeschlossenes Leben zu führen, jetzt, da er einmal die Welt kennen gelernt. Sie erstaunten ob dieser neuen Kunde, wichen aber darum nicht ein Haar breit von ihrem Entschluß ab; die Mutter war sogar noch unerbittlicher als der Vater. Mit Thränen, Bitten und Warnungen suchte sie seine Gedanken und Wünsche auf den alten Weg zurückzulenken; sie sah, daß man hier ohne gewaltsamere Mittel nicht durchdringen könne, und indem sie ihren Sohn mit schrecklichen Vorwürfen marterte, bohrte sie immer tiefer und tiefer in die wunde Stelle. Mitleid, Liebe, Sympathie von Seiten derer, die er liebte, hätten vielleicht vieles gut gemacht; theils aber blieb man ganz gefühllos für seinen Kampf, theils ward ihm das Bischen Theilnahme durch so viel Rückhalt und schmerzliches Bedauern verbittert, daß der lindernde Balsam ohne Wirkung blieb. Sein ganzes Aussehen war so frei und offen, so frisch und gesund, das blaue Auge so hell und klar; er hatte in der That nichts vom Mönchischen oder vom Klosterleben an sich. Die Erfahrungen von einigen Wochen in Paris hatten ihm das Geheimniß seines Innern enthüllt, dessen er sich bisher noch nicht bewußt gewesen. Er hatte sich von *jeher* nach einem schönen Landleben gesehnt, in welchem er den Pflichten *seines* Amtes erst als Pfarrer und dann als Vikar obliegen *konnte*; *dieses* Leben, diese Pflichten liebte er auch jetzt noch, *aber er erschrack* vor einem einsamen, freundlosen Schicksal. Die Angst seiner Seele war zu groß für seine Kraft; Selbstverdammung kam dazu; er war ja von Jugend auf das Kind, der Sklave seines Glaubens und der Ceremonien, der Schrecken und Gebote desselben gewesen; dies Alles konnte er nicht so nach Belieben von sich werfen; er konnte den langen Einfluß, den es über Gedächtniß und Phantasie in ihm errungen, nicht auf einmal vernichten. — So mußte denn endlich der Verstand das Feld räumen, und die verzweifelte Mutter sah ihren Sohn in ein Irrenhaus gebracht. Der innere Kampf dauerte noch fort; diese Rastlosigkeit seines ganzen Wesens, dieses fortwährende Auf- und Abschreiten in der Halle, das Bewegen der Lippen, lauter Symptome nicht eines religiösen Wahnsinns, vielmehr einer unbezwinglichen Sehnsucht nach der Welt, eines so urplötzlichen Sprunges, wie ihn seine Wünsche und Gedanken gemacht, bei so außerordentlicher Zartheit des Gemüthes; er war ja nicht mehr als zwanzig Jahre alt. An dem langen leisen Flüstern, an den häufigen Zeichen des Kreuzes auf der Stirn merkte man wohl, wie er viel mit sich selbst zu Rathe ging. Sein Unglück ist trotz seiner Jugend und seines gesunden Aussehens vielleicht das schrecklichste von Allen, ja, er ist gewiß mehr zu bedauern, als der blasse Spanier, der Philippist in seinem Rückfall, oder der grämliche Engländer; denn sein Geist wird von einem doppelten Stachel gequält, von Gewissensbissen für die Vergangenheit und von Hoffnungslosigkeit für die Zukunft — gewiß die furchtbarsten Furien, die Einen in ein Irrenhaus bringen können, selbst in ein so freundliches und komfortables wie das Esquirolsche.

Auf der anderen Seite des Zimmers saß an einer langen Tafel, den Kopf auf die Rechte gestützt, ein Englischer Gentleman. Während um ihn herum Alles in Bewegung, Fröhlichkeit oder Ruhe war, bildete er allein den schlagendsten Kontrast gegen alle Anderen; er wandte nicht ein einziges Mal den Kopf oder das Auge nach den Declamationen des Philippisten und schien nicht die geringste Notiz zu nehmen von dem Verhalten und den Bewegungen seiner Leidensgefährten. Ganz abgezogen von Allem, was um ihn vorging, starrten die Augen dieses langen blassen Gesichts, das durch vieles Sinnen ganz ausgemergelt war, unbeweglich auf den Tisch. Ich redete ihn an: er richtete den Kopf empor, sah mich mit einem kranken Lächeln an und brummte, er würde jetzt im Freien spazieren gehen; dann stützte er wieder den Kopf auf den Arm und sank in sein voriges Brüten zurück. Er war unter Allen die traurigste, grämlichste Erscheinung und sein Loos gewiß der Gipfel des Jammers — ein Mann von Stand und Vermögen, wie aus Haltung und Manieren deutlich hervorging, weggeschleppt von seiner Familie, seinen Freunden, seiner Heimath, um mit Wahnsinnigen zusammen zu wohnen und doch nicht bei ihnen zu seyn — denn er lebte, er träumte in einer ganz anderen Welt, die er sich allein geschaffen, in dem stillen, stummen Abgrund der Gedanken. Doch wer weiß, ob dies nicht ein vorschnelles Urtheil ist. „Die Krankheiten des Gehirns“, bemerkte Herr Esquirol, „sind ein unauflösliches Geheimniß; ein halbes

Jahrhundert hab' ich mich damit beschäftigt, und noch sind sie mir ein Geheimniß." Dieser arme Engländer, der äußerlich so vernichtet schien, mochte gerade zu dieser Stunde in den köstlichsten Erinnerungen schwelgen, und die schönsten Träume von Heimath und Vergangenheit mochten ihm, durch die Phantasie hindurchschimmernd, ein fernes Glück vorzaubern. Nie werde ich die ernstlich zitternde Begierde, die leidenschaftliche Hoffnung eines jungen Weibes vergessen, das an dem Eisengitter des Platzes, auf welchem sie spazieren ging, hin und her lief und mich flehentlich bat, ich möchte doch Alles aufbieten, daß man ihr ihre drei Kinder bringe, damit sie sie wiedersehen könne; wild brannten ihre Wangen, die Augen funkelten — die Mutterliebe war es, die darin glühte. (Schluß folgt.)

Syrien.

Das Erdbeben in Syrien.

Ueber dieses große Natur-Ereigniß ist kürzlich in London das Schreiben eines Herrn Calman im Druck erschienen.*) Der Verfasser, ein Augenzeuge der furchtbaren Katastrophe, die zu Anfang dieses Jahres Syrien heimgesucht hat, befand sich damals in Beirut. Sein Brief ist vom 17. Februar datirt. Das Erdbeben scheint in südöstlicher Richtung von jenem Orte, in den Distrikten Safat und Tabaria, am stärksten gewesen zu seyn. Sein Gang war so unregelmäßig, daß von Ortschaften, die nur eine Schußweite aus einander lagen, die eine gänzlich zerstört wurde, während die andere unberührt blieb. An der Nordseite Tabaria's sprudelten zahlreiche heiße Quellen während des Erdbebens hervor, und Ströme heißen Mineral-Wassers schwellten den See gewaltig an. Jenseits des Jordan, im Distrikte Baschan, drangen Feuersäulen aus dem Boden und erstiegen eine solche Höhe, daß Leute, die sie aus einer gewissen Entfernung niederfallen sahen, der Meinung waren, das Feuer käme vom Himmel. Sobald die traurige Kunde nach Beirut gelangte, eröffnete man eine Subscription; Herr Calman, der Missionair Thompson und der Britische Agent zu Sidon begaben sich nach Safat und Tabaria, um den Unglücklichen Beistand zu leisten. Fast an allen Orten, wo das Erdbeben gewüthet hatte, sahen sie nichts als Verödung und Elend. Das Dorf Gisch war von Grund aus zerstört; sämmtliche Einwohner, deren es 250 zählte, hatten, bis auf funfzehn Individuen, unter den Trümmern ihr Grab gefunden. Von funfzig Christen, die zum Abendgebet in der Kirche versammelt waren, entkam Niemand als der Priester, den eine Wölbung über dem Altar beschützte.

Die ganze Stadt Safat war ein Haufe Ruinen. „Wir forschten", so erzählt der Verfasser, „vor Allem den Verwundeten nach, deren Leiden die schleunigste Hülfe erheischte. Von einem Zelte zum anderen gehend, erkundigten wir uns nach dem Befinden derselben und untersuchten ihre Wunden. Einige lagen schon in den letzten Zügen, und Andere waren dem Tode wenigstens nahe. Der Zustand dieser Leute konnte übrigens noch nicht für den traurigsten gelten, da ein Theil derselben wenigstens in geräumigen Zelt-Wohnungen sich befand und freundliche Pflege hatte. Man führte uns aber auch zu Ueberresten von Häusern, die das Erdbeben von oben gänzlich und nach unten hin theilweise zerstört hatte, so daß die Trümmer selbst in kurzem den Einsturz drohten. In diese Häuser, die vielen Verwundeten zum Obdach dienten, mußten wir, platt auf dem Boden liegend, durch eine kleine Oeffnung hineinkriechen. Obschon eines derselben nicht über acht Fuß im Geviere maß, so fanden wir doch gegen zehn Unglückliche darin, die mit gebrochenen Armen und Beinen, oder sonst erheblich verletzt, neben einander lagen. Die dumpfige und verdorbene Luft in diesen offenen Gräbern war schon hinreichend, um manchen Verwundeten desto früher in die Ewigkeit zu befördern."

„In einer anderen Gegend der Stadt, oder vielmehr des Trümmerhaufens, entfaltete sich uns eine Scene noch größeren Jammers; neben dem Todesröcheln der vielen Verwundeten innerhalb und außerhalb der Zelte drang die noch einförmigere Wehklage derer zu unserem Ohr, welche den Todten folgten, die man aus den Trümmern hervorgezogen hatte, um sie auf dem Gottesacker im Thale wieder einzuscharren. Etwas weiter gegen Süden fanden wir bei einer kleinen Zisterne viele Individuen beiderlei Geschlechts damit beschäftigt, ihren Verwandten, die an demselben Tage an ihren Wunden gestorben waren, die letzte Ehre zu erweisen."

Von der jüdischen Bevölkerung der Stadt Safat haben, nach des Verfassers Berechnung, etwa vier Fünftheile — gegen 4000 Individuen — das Leben eingebüßt, und es war wenig Hoffnung vorhanden, daß nur ein Drittheil der Verwundeten (ungefähr 300) wieder genesen würde. Von den Christen ist die Hälfte — etwa 25 Personen — umgekommen; von den Muhammedanern ein Sechstheil — etwa 1000 Personen. Die Zahl der verwundeten und verstümmelten Muhammedaner war sehr beträchtlich. Daß so außerordentlich viele Juden bei diesem Erdbeben umgekommen sind, mißt man ihren zweistöckigen Häusern bei, die ihnen jede Flucht unmöglich machten. Auch wurde eine große Anzahl Juden, die sich zum Abendgebet in der Synagoge versammelt hatten, von dem einstürzenden Gebäude erschlagen, ohne daß ein Einziger sein Leben retten konnte.

Die Scenen des Elends, welche der Verfasser uns vorführt, sind schaudererregend: „Eine ganze Familie wurde ausgegraben, nachdem sie neun Tage, und ein einzelnes Individuum, nachdem es eilf Tage verschüttet gewesen. Diese Unglücklichen öffneten ihre Augen nur, um noch einen Blick auf die verödete Stadt, oder auf ihre wenigen überlebenden Angehörigen zu werfen, und schlossen sie dann für immer. Rabbi Chajim, ein jüdischer Arzt in Tabaria, den ich schon früher gekannt hatte und der jetzt beinahe zum Krüppel geworden ist, erzählte mir, wie entsetzlich in den ersten beiden Tagen sein Zustand gewesen sey. Sein Weib und seine Kinder lagen dicht vor ihm todt unter den Ruinen, und er selbst war bis an die Arme in Steinen und Schutt vergraben. In dieser Lage blieb er volle achtundvierzig Stunden." — — —

„Eine reiche jüdische Familie, die in dem niederen Stadttheil wohnte, war bei dem Einsturz ihres Hauses ganz erschlagen worden, bis auf ein junges Frauenzimmer, das während des Erdbebens in einem als Garderobe dienenden Gemache des Erdgeschosses sich befand. Dieses Gemach blieb unversehrt. Nach 24tägiger Arbeit war der Schutt weggeräumt, und man fand beim Eintreten die Leiche des Mädchens in Sterbekleidern, die sie während der Zeit ihrer fürchterlichen Absperrung, an aller Rettung verzweifelnd, für sich angefertigt haben mußte. Sie hatte sich mit heiligen Schriften aller Art umgeben, und eine große Oellampe brannte zu ihren Häupten."

Die größte Explosion des Erdbebens hat, wie es scheint, am 1sten Januar stattgefunden; aber den ganzen Monat hindurch dauerten die Erdstöße fort. Fast alle Bewohner der benachbarten Gegenden verließen aus Furcht ihre Wohnungen und suchten in Felsenhöhlen vor dem Verderben Schutz.

England.

Die Missionen in der Südsee.

(Schluß.)

Der Missionair Papeiha wohnte dem Götzendienst der Insulaner bei; er verfügte sich in eine Marae oder heiligen Tempelraum, wo das Volk sich versammelte und den Götzen eine Menge Speisen darbrachte. „Da waren Priester, die sich für begeistert ausgaben und mit wilden und wahnsinnigen Geberden umhersprangen, heulten und schrieen. Ganz wunderlich und lächerlich nahm sich der Haufe der Frommen aus. Etliche hatten sich das Gesicht und den Leib auf einer Seite ganz mit Holzkohlen geschwärzt; Andere sich den Körper mit Streifen von allen möglichen Farben übermalt; Viele trugen ihren Kriegerschmuck und auf dem Haupte große Mützen, mit Kowrie-Muscheln und bunten Vogelfedern verziert." Es war doch gutmüthig von diesen Götzenpriestern und Götzendienern, daß sie nicht an den verwegenen Missionair Hand anlegten, vielmehr ihn predigen ließen, wo und so oft er nur wollte. Da er sein Neues Testament beständig bei sich trug und oft laut daraus las, so meinten sie, dies wäre sein Gott und er spräche mit ihm; um so begieriger wurden sie, zu erfahren, was der Gott wohl sagen möge. Auf seinen Wanderungen durch die Insel wurde Papeiha überall mit großer Freundlichkeit empfangen. Als der Gehülfe, den er sich ausgebeten hatte, von Rajatea ankam, ging die Verbreitung der neuen Lehre noch schneller von Statten. Etliche Wochen nach der Ankunft desselben ereignete sich sogar der unerhörte Fall, daß ein heidnischer Priester, welchen die beiden Missionaire besucht hatten, ihnen den Besuch in ihrer Wohnung erwiederte und seinen Entschluß erklärte, von den Gegenständen seines alten Götzendienstes abzulassen. „Seinen ältesten Sohn, einen Knaben von zehn Jahren, hatte er mitgebracht und wollte ihn unter dem Schutze der Missionaire lassen, damit seine Götter in ihrem Grimme ihm nichts zu Leide thäten. Darauf ging er fort und kam am nächsten Morgen wieder, keuchend unter der Last eines ungeheuren Götzenbildes, das er herbeigeschleppt brachte, um es zu verbrennen. Ein großer Haufe zog hinter ihm her und schalt ihn einen Verrückten; er aber beharrte bei seinem Vorsatz, ein Bekenner des Wortes Gottes zu werden, möchte auch daraus entstehen, was da wolle. Er warf den Götzen einem Prediger zu Füßen, der sogleich zur Säge griff, um ihn zu zerstücken. Als nun das Volk sah, wie er die Säge an das Haupt ihres Gottes legte, fuhr in sie Alle ein gewaltiger Schreck, sie rannten davon. Viele sogar, die schon bekehrt waren, konnten ihre Angst nicht bemeistern und verkrochen sich in die Büsche. Es dauerte nicht lange, so kamen sie neugierig wieder herbei, und in Gegenwart einer großen Volksmenge wurde dieser erste abgethane Götze den Flammen übergeben. Um die Leute vollends zu überzeugen, wie ungegründet ihre Furcht sey, rösteten die Prediger Bananen über den noch glühenden Kohlen, aßen davon und forderten die Nächststehenden auf, mitzuessen. Es getraute sich aber Keiner, einen so gefährlichen Bissen in den Mund zu nehmen; vielmehr erwarteten sie mit sichtbarer Angst von Augenblick zu Augenblick, die Strafe für den Frevel der beiden Gottesschänder hereinbrechen zu sehen. Nachdem sie, wie die Bewohner der Insel Melita zur Zeit des Apostel Paulus, „eine lange Weile gestanden und gegafft, auch gesehen, daß den Männern darum kein Leides geschah, da wandten sie ihren Sinn" und fingen an zu glauben, daß die Fremden Wahrheit gesprochen. So umgestimmt kehrten sie von diesem Schauspiele heim, daß binnen der zehn nächsten Tage schon vierzehn andere Götzen zerstört waren. Kurz darauf sendete Tinemana, ein Häuptling, der mit seinem Stamm in die Berge hatte weichen müssen, eine Botschaft an die Prediger, sie möchten zu ihm kommen; und als sie bei ihm eintrafen, erklärte er ihnen, er habe nach langer Ueberlegung den Vorsatz gefaßt, ein Christ zu werden, und wolle sie zu Lehrern haben; sie möchten ihm sagen, was er zu allererst thun müsse, um die Wahrheit zu bekennen. „Du mußt die Marae zerstören und Deine Götzenbilder verbrennen", erwiederten sie. Er erhob sich augenblicklich; kommt mit, sprach er, und sehet. Er führte sie auf einen großen Platz, das Marae, wo der Altar oder Tempel stand, der mit den Unus, d. i. mit den heiligen Stücken geschnitzten Holzes, geziert war; er befahl Einem seiner Begleiter, einen Feuerbrand zu ergreifen und das Alles anzuzünden. Darauf brachte man vier große Götzenbilder herbei und legte sie den Predigern zu Füßen. Diese lasen eine passende Stelle aus dem Evangelium Lucä Kap. X. Vers 17 bis 20 mit lauter Stimme her, zogen den Götzen die Kleider und den Schmuck ab, womit sie angethan waren, vertheilten diese Sachen unter die Zuschauer und warfen das

*) Great Earthquake in Syria. In a Letter from F. S. Calman.

Holz in die Flammen. Und so nahm das Reich der Lüge und des Aberglaubens, unter welchem dieses Völkchen so lange verwaist gelegen, durch Gottes Gnade für ewig ein Ende."

An einer anderen Stelle heißt es, mit Beziehung auf die Berichte anderer Missionaire: „Man rühmt in Europa gar sehr, und mit Recht, den glücklichen Erfolg, womit das Evangelium auf der Gruppe von Otaheiti und auf den Freundschafts-Inseln gepredigt werden; aber fürwahr, noch bei weitem rascher und wunderbarer ist der Erfolg auf Rarotonga. Denn auf Otaheiti haben Europäische Missionaire funfzehn Jahre lang gearbeitet, ehe sie die geringste Frucht ihrer Bemühung ärndteten. Rarotonga aber war (der Bericht scheint 1830 oder 1831 geschrieben zu seyn) heute vor zwei Jahren noch gar nicht bekannt, noch auf keiner Karte verzeichnet, und wir fuhren lange auf dem Meere herum, ohne die Insel finden zu können. Noch vor zwei Jahren hatte keine Seele auf Rarotonga eine Ahnung von dem Daseyn der frohen Gottesbotschaft des Evangeliums. Und heute thun sie es an Frömmigkeit, an Verlangen nach der Gnade, an Andacht und fleißigem Gebet, im Hause sowohl als in der Gemeinde, den Bewohnern Otaheiti's und der benachbarten Inseln mindestens gleich. Und mit wie geringen Mitteln ist dies erfreuliche Resultat erreicht worden? Zwei Eingeborene, ohne besondere Gaben, und selbst unter ihren Landsleuten weder an Verstand noch an Redefertigkeit ausgezeichnet, sind die Werkzeuge dieses wunderbaren Umschwunges der Dinge gewesen und haben ihn fast ganz allein zu Stande gebracht, bevor ein einziger Europäischer Missionair den Fuß auf die Insel setzte."

Von der Unwissenheit und Einfalt dieser Insulaner erzählt Williams manches sehr ergötzliche Beispiel, unter Anderem folgendes. Herr Williams ist nicht allein ein trefflicher Missionair, sondern auch ein geschickter Zimmermann und Baumeister, und arbeitete mehrere Wochen lang mit eigenen Händen an der Einrichtung eines bedeckten Raumes für den Gottesdienst, der gegen dreitausend Personen sollte fassen können. „Dabei hatte ich Gelegenheit", sind seine Worte, „den Eindruck recht deutlich zu beobachten, den ein roher Naturmensch empfängt, wenn er an Anderen zuerst die Wirkungen der Kunst schriftlicher Mittheilung wahrnimmt. Ich vergaß nämlich eines Morgens, mein Richtscheit mit zur Arbeit zu bringen, und schrieb deshalb mit einem Stück Kohle auf einen Holzspan an meine Frau die Bitte, es mir zu schicken. Einer von den Häuptlingen war in der Nähe und führte die Aufsicht bei einem Theile des Baues; ich rief ihn und sprach: „Freund, nimm dieses Ding, trag es in unser Haus und gieb es der Frau Williams." Der Häuptling war ein Mann von gar sonderbarem Ansehen, merkwürdig, burlig und behend in allen seinen Bewegungen; in früheren Jahren ein großer Kriegsheld, hatte er in einem Gefecht ein Auge verloren; mit dem anderen, das ihm geblieben, sah er mich an, und es war ein Ausdruck unbeschreiblicher Verwunderung in seinen Mienen. „Was soll ich daran nehmen?" sprach er, „sie wird mich einen Narren schelten, wenn ich ihr einen Span ins Haus bringe." — „Das wird sie nicht", sagte ich, „nimm es nur und gehe gleich, ich kann nicht lange warten." Da er sah, daß es mein Ernst war, so nahm er den Span und fragte: „Was soll ich ihr sagen?" — „Du brauchst ihr nichts zu sagen, der Span wird schon sagen, was ich will." — Er glotzte mich voll Erstaunen an, hielt die Flecke Holz verächtlich in die Höhe und fragte: „Wie kann dies sprechen? hat es einen Mund?" — „Nimm es nur gleich", sagte ich, „und geh', verdring nicht so viel Zeit mit Schwatzen." — Er ging nach meinem Hause und gab den Span meiner Frau zu Händen; sie las ihn, warf ihn weg und ging nach dem Werkzeugkasten, der Häuptling voll Neugier ihr auf dem Fuße nach, um zu sehen, was aus dem Geheimniß herauskommen würde. Sie gab ihm das Winkelmaaß. „Sage mir, Tochter", sprach er, „wie so weißt Du, daß Herr Williams dieses Ding braucht?" — „Ei", sagte sie, „hast Du mir nicht selbst den Span gebracht?" — „Ja doch", meinte er verlegen, „aber ich habe doch nicht gehört, daß er Dir was sagte." — „Du nicht", erwiederte sie, „ich aber wohl; der Span hat mir gemeldet, was Mr. Williams braucht, und nun geh' zurück und bringe es ihm so geschwind als möglich." — Der Häuptling lief in großen Sprüngen davon, las noch im Vorbeirennen den Span vom Boden auf, hielt ihn hoch in der einen Hand, das Winkelmaaß in der anderen, und schrie das ganze Dorf entlang: „Seht die Kunst der Englischen Männer, sie machen, daß ein Span spricht." — Als er mir das Richtmaaß überreichte, bat er mich, ihm zu sagen, wie es mir möglich wäre, den Leuten auf so weite Entfernung zu melden, was ich wolle. Ich suchte ihm die Sache zu erläutern, so gut ich konnte, aber sie blieb ihm noch immer so unbegreiflich und geheimnißvoll, daß er den Span an eine Schnur band und ihn mehrere Wochen um den Hals trug. Während der nächsten Tage sahen wir ihn häufig von einer Menge Volkes umringt, welches seiner Erzählung von der wunderbaren Verrichtung des Spans mit aufmerksamer Neugier zuhörte."

Wenn wir in dem Buche des Herrn Williams von der entsetzlichen Wildheit und Grausamkeit der noch heidnisch gebliebenen Bewohner Australiens lesen, von ihrem Kannibalenwesen, ihren Menschenopfern, der Ermordung ihrer neugeborenen Kinder u. s. w., so wird die uns eröffnete Aussicht um so tröstlicher, daß binnen kurzem dieser ganze Welttheil, das wilde Volk auf Neu-Guinea und Neu-Holland nicht ausgenommen, das Licht der Wahrheit empfangen haben wird. Die größte Achtung und Dankbarkeit von unserer Seite gebührt solchen Männern wie Herr Williams, die, von Liebe zu Gott und zu ihren Mitmenschen beseelt, auf alle Bequemlichkeiten und Genüsse des Europäischen Lebens verzichten und auf jenen entlegenen Eilanden alle mögliche Entbehrungen, Gefahren, ja selbst den Tod aufsuchen, um ein Werk der Liebe zu erfüllen. Leider ist die Theilnahme für diese Bestrebungen bei weitem nicht so lebhaft, wie sie seyn sollte; vielmehr erscheint die Gleichgültigkeit des Publikums in diesen Angelegenheiten, wo es sich um die Verbreitung von Religion und Moralität, um Veredlung und Civilisation eines großen Theiles der Menschheit handelt, uns sehr bedauerlich. Was für die Beförderung der Missionen geschieht, ist wirklich wenig; in einem Reiche, wie das Britische, sollten nicht bloß einzelne Gesellschaften, sondern der Staat in großem Maßstabe sich der Sache annehmen. Die Bewohner der Britischen Inseln waren vor etwa 1500 Jahren auch so wild und barbarisch, wie die Wilden in der Südsee; damals haben die Römischen Christen sich ihrer erbarmt, Lehrer zu ihnen ausgesendet und ihnen die Segnungen des Glaubens und das Licht der Wissenschaften mitgetheilt. Es ist nunmehr ihre Pflicht, Anderen dieselbe Wohlthat zu erweisen.

Bibliographie.

Mineralogy. — Von R. Jamieson. (Bildet auch einen Band der Encyclopaedia Britannica.) 6 Sh.

The popery of Oxford, confronted, disavowed and repudiated. — Von P. Maurice. 4 Sh.

Select lyrical poems of the Germans. — Von W. Klauer-Klattowsky. 8 Sh.

Jeannette Isabella. — Roman vom Verf. der „Black gowns and red coats". 3 Bde. 31½ Sh.

Devotion or the man of impulses. — 3 Bde. 3½ Sh.

Epitome of Niebuhr's History of Rome. — Von Twiß. 2 Bde. 18 Sh.

Temples ancient and modern. — Von Bardwell. Mit Kupfern. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Michel Raymond. Dieser Name, den ein ganzer Cyklus Französischer Romane als seinen Verfasser bezeichnet, ist eine bloße Firma, unter der etwa fünf oder sechs verschiedene junge Leute ihre Schriften herausgegeben haben. Es mögen jetzt ungefähr zwölf Jahre her seyn, daß diese Association zuerst von zwei jungen Pariser Handwerkern gestiftet wurde, deren Werkstätten dicht neben einander lagen, die sich aber mehr noch durch gemeinschaftliche Neigungen und gastige Beschäftigungen an einander gefesselt hatten. Der Eine dieser Handwerker hieß Raymond Brucker und der Andere Michel Masson. Beide fühlten den Kontrast, den ihre Empfindungen mit ihrer äußeren Stellung im Leben bildeten. Beide besaßen eine gleich glühende Einbildungskraft, ein außerordentliches Auffassungs-Talent und, was in ihrer bedrückten Lage gewiß noch mehr sagen will, einen *imponirenden* Styl. Sie wollten es daher einmal mit einer romanischen Darstellung ihrer Lebensverhältnisse versuchen und gaben den Maurer (*Le Maçon*) heraus, ein Buch, das, weil es aus dem vollen wirklichen Leben gegriffen war, auch einen ungemein glücklichen Erfolg hatte. Nachdem sie aber einmal als Autoren bekannt waren, war es auch um ihre Bescheidenheit gethan. Nun schämten sie sich, Handwerker zu seyn; sie wurden Schriftsteller von Profession — allerdings eine Profession, die noch seltener ihren goldenen Boden jetzt hat, als das Handwerk. Michel und Raymond trennten sich. Raymond Brucker suchte einen neuen Associé für seine Firma und fand ihn in einem so eben in Paris eingetroffenen jungen Provinzialisten, Namens Leon Gozlan, der sich seitdem selbst einen Namen gemacht hat, damals aber froh war, an einem bereits so renommirten Geschäft Theil nehmen zu können. Beide gaben nun den Roman „die Vertrauten" (Les Intimes) heraus, der den fingirten Namen Michel Raymond noch mehr zu Ehren brachte. In diesem Buche sind Raymond Brucker, der Familienvater, und Gozlan, der Hagestolz, die selber in vertrauter Freundschaft mit einander lebten, als Gegner aller Intimitäten aufgetreten, welche sie als die größten Ruhestörer unseres geselligen Lebens darstellen. Je paradoxer freilich in unserer Zeit eine Sophisterei dieser Art ist, um so mehr macht sie Aufsehen, wenn sie nur in einer blendenden Sprache vorgetragen wird. Bald löste sich jedoch auch die neue Societäts-Handlung wieder auf, und Raymond Brucker gab nunmehr auf eigene Hand „die sieben Todsünden" (Les sept péchés capitaux) heraus. Michel Masson hatte sich inzwischen auch seinerseits mit einem anderen „Collaborateur" verbunden, mit welchem gemeinschaftlich er den abgeschmackten, zum Theil in Berlin spielenden Roman „Thaddäus der Wiederauferstandene" (Thaddaeus le Ressuscité) schrieb und ebenfalls unter dem Namen Michel Raymond drucken ließ. Spätere Erzählungen, wie „La Lampe de Fer" und „La Couronne d'Epines" und andere, fallen zum Theil wieder Brucker und Masson gemeinschaftlich, zum Theil aber auch diese verbanden mit Anderen zu Verfassern haben. Die Verleger, und besonders die Brüsseler Nachdrucker, die bald den Namen Michel Raymond allein und bald ihn mit Raymond Brucker oder mit Michel Masson verbanden auf das Titelblatt abdrucken, wissen in der Regel selbst nicht recht, wer eigentlich der Autor sey, und so wird es einmal eine bibliographische Aufgabe seyn, zu entscheiden, wer die Verantwortlichkeit so vieler unter der Firma Michel Raymond erschienener schlechten Romane zu tragen habe.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 77. Berlin, Mittwoch den 28. Juni 1837.

Nord-Amerika.

Washington Irving's „Capitain Bonneville". *)

Wäre dieses Buch auch nicht mit allem bekannten Reiz Irvingscher Erzählungsweise ausgestattet, die Neuheit und der Reichthum seines Inhaltes würden ihm gleichwohl ein bedeutendes Interesse sichern. Es schließt uns den entlegenen Nordwesten des Amerikanischen Staaten-Gebietes auf, schildert uns die Stämme der Urbevölkerung, ihre Lebensweise, ihren Charakter, ihren Kampf mit den weißen Einwanderern. Die Bereicherung, welche hier der geographischen Wissenschaft zu Gute kommt, verdankt man ganz und gar den Handelsleuten und den kühnen Jägern, welche der Reiz des Gewinns hinauslockt in die von Pelz-Thieren aller Art bevölkerte Wildniß. Ohne den Pelzhandel wäre das ganze Gebiet, welches von den westlichsten Staaten der Union an die Rocky Mountains (Felsengebirge) und über diese hinweg bis zum großen westlichen Ocean reicht, noch wer weiß wie lange terra incognita geblieben. Denn an Expeditionen im Interesse der Wissenschaft, wie sie von Europäischen Regierungen mit edler Freigebigkeit ausgerüstet werden, ist in Amerika nicht zu denken. Auf Dinge, wobei kein runder, baarer Profit abzusehen ist, läßt man sich hier nicht ein. Irving deutet mit leisem Tadel darauf hin, aber auch durch den lautesten und schärfsten würde er seine Landsleute nicht bessern. Was macht sich die junge Republik daraus, in den geistigen Bahnen der Wissenschaft weit hinter dem veralteten Europa zurückzubleiben? Dafür hat sie uns siegreich um weite Strecken überholt auf den Bahnen der Gewinnsucht und Unersättlichkeit.

Erst seit wenigen Jahren ist das jenseits der Rocky Mountains belegene Land dem Pelzhandel zugänglich geworden, und noch sind gewaltige Schwierigkeiten und Gefahren dabei zu überwinden. Die Rocky Mountains sind durchaus ungangbar; ihre Hochflächen sind table Steinwüste oder Sumpf, ihre Abhänge tief und wild zerklüftet; über steile Wände und Abgründe muß der Wanderer klettern, über Berg-Seen und reißende Berg-Ströme setzen. Ueberall lauern die Eingebornen, namentlich die Indianer vom Stamme der Crows (Krähen) und der Blackfeet (Schwarzfüßer), den weißen Ankömmlingen auf, und um sich ihrer Anfälle zu erwehren, ziehen die Jäger in Banden zu sechs, zwölf, auch wohl zwanzig und mehr. Aber die List der Indianer ist groß und mit der zähesten Hartnäckigkeit verbunden; Monate lang schleichen sie dem Lager der Weißen nach, bis sie einmal die Gelegenheit erlauern, die Schläfer bei Nachtzeit zu überfallen, auszuplündern, zu ermorden oder gefangen mitzuschleppen. — Ueber Hindernisse und Gefahren triumphirt jedoch der unternehmende Muth der Amerikaner, und immer zahlreicher ergießt sich der Schwarm der Abenteurer über das ganze Westland, das im Süden an Kalifornien, im Norden an die Russischen Niederlassungen stößt. Leider fehlt es noch immer an einer Karte dieses Landstriches, die auch nur den mittelmäßigsten Anforderungen entspräche; die Amerikanischen und Englischen Kartenzeichner haben, wie es scheint, ganz versäumt, das stets reicher zuströmende Detail geographischer Angaben und Ortsbestimmungen zu benutzen und einzutragen.

Capitain Bonneville ist keine von Washington Irving erdichtete, sondern eine wirkliche, noch gegenwärtig lebende Person, Offizier in Diensten der Vereinigten Staaten und weitberühmt durch seine zahlreichen und verwegenen Streifzüge jenseits der Berge. Mehr und genauer als irgend ein Anderer weiß er von der Lebensweise und den Gebräuchen der Indianer, von der Beschaffenheit des Landes und seinen Erzeugnissen, von den Thieren des Urwaldes, von den Fahrten und Abenteuern der Pelzhändler, der Jäger und der Trapper zu erzählen. Trapper heißen die Leute, welche den Bären in der Wildniß am Ufer der Ströme Fallen stellen, um sie lebendig zu fangen. Washington Irving hat die Mittheilungen des Capitains zu gegenwärtigem Buche verarbeitet, dasselbe jedoch mit vielen Zusätzen aus anderer Quelle bereichert. Wir können dem Capitain hier nicht auf seinen Kreuz- und Querzügen folgen; was er für Mühseligkeit und übermenschliche Gefahren überstanden, wie oft er den Tod nur um eines Haares Breite gefehlt, das mögen die Leser in dem Buche selbst aufsuchen, das ihnen wahrscheinlich sehr bald auch in Deutscher Uebersetzung vorliegen wird. Uebrigens ist die Erzählung so lose verknüpft und springt so schnell und oft von einem Gegenstande zum anderen über, daß wir ganz nach Belieben dieses und jenes herausheben können, ohne dem Zusammenhange Eintrag zu thun. Es ist eine Reihe von Bildern mit beständig wechselnder Scenerie.

„In so unaufhörlicher Bewegung und Anstrengung", sagt Bonneville, „in so beständiger Aufregung und Lebensgefahr, wie der nomadische Trapper im Westen, lebt gewiß kein anderer Menschenschlag auf Gottes Erdboden. Dafür lieben sie aber auch ihren Beruf leidenschaftlich. Ein Trapper wird lieber alle Mühsal, alle Entbehrung tragen und der augenscheinlichsten Gefahr Trotz bieten, als von seiner Jagd abstehen. So überspannt ist ihr Eifer, so unbändig ihre Hast, daß sie einem Fremden wie Wahnsinnige vorkommen müssen. Ob draußen die blutdürstigen Wilden jeden Pfad belagern, ob Felsen und Abgründe und Gießbäche voll geschmolzenen Schneewassers ihm den Weg versperren — wenn er auf dem Sande oder Rasen die Fährte eines Bibers gewahr wird, so setzt er ihm nach und trotzt aller Mühe und Gefahr. Nicht selten sieht man ihn, sein Fallnetz über die Schulter geworfen, durch reißende Ströme sich hindurcharbeiten, oder über schwimmende Eisblöcke von einem Ufer zum anderen springen, die schroffsten Berge hinanklimmen, über schwindelnden Abgründen auf- und niederklettern. Auf unzugänglichen Pfaden, die noch keines weißen Wanderers Fuß betreten, sucht er die tief verborgenen Quellen und Wald-Seen auf, von wo noch keines Jägers Büchsenschuß das Wild verscheucht hat. So ist der wilde Jäger, der freie, abgehärtete Nomade in den Bergen des Westens beschaffen; eine unstäte, sonderbar gemischte Bevölkerung treibt ihr abenteuerliches, waghalsiges Wälderleben in der Wildniß jenseits der Rocky Mountains." Gewiß liegt eben in der beständigen Gefahr und Unruhe dieser Lebensweise der Reiz, welcher den Jäger daran fesselt; kein anderer menschlicher Lohn wäre vermögend, Jemanden zur Wahl eines solchen Lebens zu bewegen. Der Kühne sucht in der Gefahr seinen Stolz und seine Lust. Aber freilich Leute gewöhnlichen Schlages aus der civilisirten Welt, solche namentlich, die an der Civilisation die Bequemlichkeiten und den Genuß lieben, dürfen sich nicht einfallen lassen, eine Wanderung nach jenem Lande anzutreten. Sie würden, ehe sie noch der Mühsal und Entbehrung erlägen, mehrlos den Indianern in die Hände fallen, die beständig auf der Lauer liegen, voll Kühnheit, voll Schlauheit, voll Rachsucht, mit jedem Schleichpfade in der Wildniß bekannt und in der Führung der Feuerwaffen den besten Amerikanischen Schützen nichts nachgebend.

„Das beständige Zuströmen der weißen Handelsleute und Jäger hat auf die Sitten und den Charakter der Eingebornen einen bedeutenden Einfluß gehabt. Die Wilden haben sich seitdem vorzugsweise auf die Biberjagd verlegt, weil diese ihnen am meisten eindrachte. Durch den Verkehr mit den Weißen haben sie bisher ganz unbekannte Gegenstände des Luxus kennen und begehren gelernt. Seitdem man ihnen den Gebrauch der Feuerwaffen gelehrt hat, ist ihre Jagd glücklicher und ertragreicher, aber auch ihre Feindschaft gefährlicher geworden. Mehrere Stämme von besonders wildem und raubsüchtigem Charakter haben die Wahrnehmung gemacht, daß keine Jagd und kein Abenteuer so reichliche Beute gewähre, als ein Anfall auf die reisenden Züge, oder auf die Blockhäuser und Niederlassungen der Pelzhändler. Einer Bande Trapper aufzulauern, die mit ihren Lastpferden in den engen und steilen Schluchten des Gebirges mühsam ihren Weg sucht, sie zu überfallen, aus dem Hinterhalte niederzuschießen und die Beute wegzuführen, gilt bei diesen Indianern für eine Ehren- und Heldenthat, wie bei den Beduinen die Plünderung einer Karawane in der Wüste. Die Stämme der Crows und der Blackfeet, die schon vor Jahren den Jägern und Gesellen von Astoria so furchtbar gewesen waren, treiben ihr Raubwesen noch zur Stunde, aber sie haben es jetzt in ein System von größtem Umfange gebracht. Sie kennen jeden Pfad und jeden Schlupfwinkel der Trapper; sie wissen genau, wo man ihnen einen Hinterhalt legen kann, wo man ihrem Zuge in der guten Jahreszeit auflauert, und wie man in der schlechten ihr Winter-Quartier umzingelt. Des Trappers Leben ist daher ein beständiger Kriegszustand, ein Kampf auf Leben und Tod, und ohne sein Gewehr in der Hand darf er nicht schlafen."

Eine andere Art von Jägern wird unseren Lesern kaum oder noch gar nicht bekannt seyn: die Bienenjäger nämlich. Dies sind Leute, die während der Herbstmonate in den Wäldern umherziehen, die Nester der wilden Bienen aufsuchen und die Waben herausnehmen. — „Der Bienenjäger ist in der Regel einer von den Ansiedlern am Saume der Prairie, ein langer, hagerer Gesell, von Farbe gelb wie das Fieber, weil er beständig auf frisch gebrochenem Boden und in einer Hütte von noch grünen, nassen Holzstämmen lebt. Im Herbste, wenn die Aerndte eingebracht ist, thun sich diese Leute zu zweien oder zu dreien zusammen und gehen auf die Bienenjagd. Sie schaffen sich einen Wagen, legen eine Anzahl leerer Fässer darauf, werfen ihre gezogenen Flinten über die Schulter, und so ziehen sie aus in die Wildniß, nach Ost und West, nach Süd und Nord, ohne sich im geringsten um das Gebot der

*) Adventures of Captain Bonneville. — Vgl. den Artikel Mannigfaltiges in Nr. 62 des Magazins.

Central-Regierung zu kümmern, wonach das den Indianern eingeräumte Landgebiet von den weißen Jägern nicht betreten werden soll."

„Durch die Niederung der Prairie, zu beiden Seiten der hindurchströmenden Flüsse, ziehen sich Gürtel und Streifen von Waldland, von unzähligen Bienenschwärmen bevölkert. Die Bienen bauen ihre Stöcke in hohle Bäume, und den Honig sammeln sie reichlich auf der mit üppigem Pflanzenflor bedeckten Prairie. Unter den Leuten im Lande geht die Sage, daß, je weiter die Ansiedler vordringen, desto weiter auch die Bienen sich nach Westen zurückziehen. Ein Handelsmann, der zehn Jahre im äußersten Westen zugebracht und das Land sehr genau kennt, versicherte, während jener Zeit seyen die Bienen wohl hundert (Engl.) Meilen nach Westen gerückt. Am Missouri sagt man, daß die wilden Auerhähner und die wilden Bienen zusammen immer weiter am Stromthal aufwärts ziehen; in den höheren Gegenden zu beiden Seiten des Stromes findet man sie nicht; aber bereits sind sie auf ihrem Rückzuge aufwärts in die Nebenthäler des Missouri gelangt, und ganz jüngst hat man an den Ufern der Nebraska oder des Platte-Flusses Auerhähner geschossen, während zugleich der Zug der wilden Bienen in derselben Gegend anlangte."

„Doch dem sey, wie ihm wolle: die Bienenjäger machen auf weite Strecken die Runde in den waldigen Niederungen am Ufer der Flüsse und in den Büschen, die stellen- oder streifenweis über die Prairie ziehen, und an jedem Baume, in welchem sie einen Bienenstock finden, machen sie ein Zeichen. Dieses Zeichen wird von anderen Bienenjägern, die etwa nachher an denselben Baum kommen, immer respektirt. Haben sie so viel Honig ausgekundschaftet, als zur Füllung ihrer Fässer hinreicht, so kehren sie genau auf demselben Wege zurück, haun jeden Baum um, an dem sie ihr Zeichen finden, und fahren mit ihrer Ladung an Honig und Wachs wohlgemuth nach Hause."

Da aber die Indianer den wilden Honig eben so gern sammeln, wie die Weißen, so kann man sich wohl denken, daß sie den Einbruch der Bienenjäger auf ihr Gebiet sehr ungern sehen. Es kommt darüber häufig zu blutigem Streite. Den Eindringern aufzulauern, sie zu plündern und todtzuschlagen, ist den Rothhäuten eine Lust. Wir aber verdanken dem verwegenen Muthe jener Abenteurer einen reichen Zuwachs geographischer und naturhistorischer Kenntnisse, nicht bloß von den wilden Bienen und Auerhähnern, sondern auch von Wölfen, Büffeln, Antilopen, Bären, Schlangen und anderen in der Prairie und im Urwald hausenden Thieren. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Irrenhäuser in Frankreich.

(Schluß.)

Als wir dieses Zimmer verließen, führte uns ein eisernes Thor auf einen Rasenplatz, der ausschließlich für die Personen, die wir eben gesehen, und für Andere in demselben Zustande, die noch nicht auf dem Wege der Besserung sind, bestimmt ist; sie geben hier spazieren, so oft sie es wünschen, Jeder von seinem Diener begleitet. Freie Bewegung und frische Luft werden in Herrn Esquirol's Heilungs-System besonders befördert, als außerordentlich heilsam für den Geist und Zustand der Patienten, und als die geeignetsten Mittel, alles grämliche Brüten zu verbannen und sie in heiterer Laune zu erhalten. Er ist eben so ein Feind von Einsperrung und trägem Sitzen, als von Zwang und Strenge. Dieser Rasenplatz würde den Vernünftigen wie den Verrückten locken, oft und lang darauf zu spazieren; er bietet eine Aussicht nach der Seine, die in breitem Bett reizend dahinfließt, und da sie damals die Felder und Wiesen überschwemmt hatte, so sah das Ganze wie ein See aus, aus dessen Fluthen sich Bäume und Wäldchen erhoben und einzelne Hütten hier und da gleich Inseln hervorguckten. Die Sandpfade führten noch eine ganze Strecke hinab und boten einen langen angenehmen Spaziergang. In der Mitte der grasigen Fläche steigt ein kleines Hügelchen empor, auf dessen Spitze ein Lusthaus die köstlichste, ausgedehnteste Aussicht beherrschte. Hier saßen oft die Unglücklichen und überschauten die lebendige Scene rings herum: die Seine mit ihren Kähnen, welche aus dem Innern des Landes nach Paris steuerten, die Dörfer und Weiler an den Ufern und hinter ihnen die Felder und Gebüsche. Allerdings muß ein solcher Anblick den heilsamsten Einfluß auf den Geist ausüben, selbst im zerrütteten Zustande. Unser Wirth bemerkte, daß in vielen Englischen Irren-Anstalten nicht einmal hinreichender Raum für einen Garten oder einen freien Platz da sey, damit sich die Kranken bewegen und zerstreuen können. — Die Luft auf diesem Fleck ist wirklich ganz ausgezeichnet heilsam, und der ganze Platz sah mehr wie der Park eines reichen Engländers, als wie der Garten eines Maison des Fous aus. Den Verwandten der Gefangenen muß es ein großer Trost seyn, daß der bittere Kelch, den sie zu leeren haben, wenigstens durch so viel Genuß und Bequemlichkeit versüßt wird, und daß es ihnen an keiner Erholung fehlt in Musik, in mannigfaltiger Uebung und Bewegung und an Büchern. Die Lust zum Lesen tritt gewöhnlich innerhalb solcher Mauern nur wenig hervor; selbst die gebildetsten Leute tragen selten ein Verlangen danach, ein Buch in die Hand zu nehmen, oder wenn sie es thun, lesen sie mehr dem Scheine nach, als in der Wirklichkeit. Es ist zu schwer, einen irren Geist auf einen bestimmten Gegenstand, mag er auch noch so leicht seyn, zu konzentriren; man muß ihm die Sachen fast in den Weg legen, um ihn zum Lesen zu locken, und auch die Auswahl des Stoffs muß ihrem früheren Geschmack, der Beschäftigung ihrer Gedanken angemessen seyn. Hier hatte Jeder die Bücher, die er wollte; in jedem Zimmer waren eine Menge Bände aus allen Gattungen der Literatur aufgestellt; selbst politische standen ganz frei zu Gebote. Man könnte glauben, daß, wenn die Letzteren auch den politischen Schwärmern angeboten würden, der Philiströse Patient z. B. für den Zunder, der in ihm brannte, nur noch neuen Nahrungsstoff bekäme; geistige Beschäftigung aber, von welcher Art sie auch seyn möge, ist immer ein Heilmittel und wird hier auf jede Weise befördert. Wir sahen mehrere Kranke sehr aufmerksam lesen; es war ein eben so neuer, als interessanter Anblick, den man in Englischen Irren-Häusern nur selten zu sehen bekommt, da die geistige Beschäftigung daselbst allzu sehr vernachlässigt wird und Bücher, als unnütze Dinge in der Hand eines Wahnsinnigen, nur selten angeschafft werden. Ist dies nicht offenbar Unrecht? Die armen Leute haben schon so wenig Zerstreuung und Vergnügen, daß es nicht mehr als billig ist, ihnen so viel, wie möglich, zu gewähren, und daß man Alles thun muß, um die Gedanken, wenn auch nur für eine kurze Zeit, von der einen blutenden Wunde abzuwenden.

Die Kranken spazieren gern in jenen Gärten, deren eisernes Thor keinem anderen Gefangenen, selbst dem Genesenden nicht, erlaubt, sich unter sie zu mischen. Viele von ihnen müssen die Schönheiten der Natur verstehen, denn man sieht sie oft recht lange und mit deutlichem Wohlgefallen die Landschaft, die sich vor ihnen ausbreitet, betrachten. Die Pfeife und der Schnupftaback werden denen, welche es wünschen oder daran gewöhnt sind, zugestanden; der Türkische Tollhäusler an seiner Quelle hatte einen nicht halb so köstlichen Sitz, wie diese Patienten in ihrem geschmackvollen Sommerhause auf dem grünen Hügel, mit allen Reizen der Natur auf Wasser, Feld und Wald vor sich. Herr Esquirol bemerkte übrigens, daß er das Rauchen nicht sehr billige, er habe es oft zu aufregend für den Patienten gefunden. — In diesem Gebäude war auch eine Reihe von Bade-Zimmern, deren Gebrauch sehr häufig ist; im Vorübergehen bemerkten wir den Billardspieler, der uns so plötzlich angeredet, mit der größten Bequemlichkeit in einem Bade ausgestreckt und ungefähr einen Faß vor seinem Gesicht mit beiden Händen einen Feliedand haltend, dessen Seiten er höchst aufmerksam studirte. Dieser Mann war unheilbar; er machte nur wenig zu schaffen, benahm sich ganz anständig und konnte sich leicht die Zeit vertreiben; aber seine Gehirn-Nerven litten an einer Schwäche, welche keine ärztliche Behandlung heilen konnte. Wir betraten das Zimmer einer interessanten Person — wieder eines Engländers (aber nicht der melancholische in der Halle): es war ein Mann von Vermögen, jung, kräftig, wohlgebildet, von der besten Gesundheit und dem heitersten Gesicht; er hatte ein tapezirtes Zimmer mit dem schönsten Mobiliar, auf dem Tisch am Heerd lagen einige Bücher und ein Schachbrett, mit dem er sich oft die Zeit vertrieb; er hatte gerade das Zimmer verlassen. Wenige Minuten nachher kamen wir vor seinem Schlafzimmer vorüber, dessen Thür offen stand, und wir konnten uns nicht enthalten, einen Blick hineinzuwerfen. Er war dieses Blickes wohl werth, man sah in ihm das vollkommene Ideal eines verrückten Engländers, einen Mann von feinem Geschmack selbst im Irrenhause, einen fashionablen Wahnsinnigen; und doch lag in seinem Blick und Wesen etwas Tieferes, Ernsteres, als bloß Mode und Geschmack; er sprach nur selten, war vielleicht zu stolz dazu, oder, was noch wahrscheinlicher ist, er war sich seines Zustandes bewußt — sein Auge wenigstens schien dies anzudeuten, und nichts ist so schmerzlich und herzzerreißend, als der Blick eines Menschen, der von sich weiß, daß der Verstand ihn verlassen hat. Er saß auf einem Stuhl, auf einem Tisch vor ihm stand ein Spiegel, in welchem er seine eigenen Züge betrachtete; vielleicht erweckten diese Züge Erinnerungen an die Vergangenheit, an seinen eigenen besseren Zustand oder an die, welche dieses Gesicht oft und gern zu betrachten und gewisse Aehnlichkeiten darin zu suchen pflegten; er hatte daheim in England ein Weib und zwei Kinder. Ist es möglich, daß selbst im Wahnsinn nicht ein Verkehr des Geistes stattfinden sollte mit denen, an welchen er früher gehangen und noch jetzt hängt, so oft ihm ein Intervall des Lichts und des Bewußtseyns zurückkehrt? Er wandte sich um und sah uns fest an; welch stolzer Kummer lag in diesem Blick! Es war ein gewisser Trotz mit dem Bewußtseyn der Abgeschiedenheit, in der er sich befand, verschmolzen; bald folgte eine andere Geberde von mehr zweideutiger Natur, ein finsterer hämischer Blick, der zu sagen schien, als hasse er es, so begafft zu werden, und als würde er von uns schmählich beleidigt. Wir erfuhren nachher, daß er eben von seiner Krankheit langsam wieder zu sich komme, aber noch höchst eigensinnig in seinen Gewohnheiten sey; er konnte Stunden lang mit sich selbst Schach spielen, war aber übel gelaunt und von finsterem Temperament. In einigen Zimmern giebt es Pianos für die mehr musikalischen Patienten, welche sich oft Stunden lang damit beschäftigen. Eine andere Abtheilung in dieser interessanten Anstalt besuchten wir ebenfalls unter der unmittelbaren Führung des Vorstehers selbst, dessen kostbare Zeit wir nun schon zu lange in Anspruch genommen. Es nahte die Mittagsstunde für Paris, aber nicht für diese unglücklichen Gefangenen, welche keine fixe Stunde für ihr Mahl haben und auch nie in Gesellschaft speisen, sondern Jeder für sich zu der Stunde, wo es ihm gefällt.

Bibliographie.

Histoires morales et édifiantes. 2 vols. 8 Fr.
Le Roi de Verone. — Von Cotmet. 3½ Fr.
Les montagnards des Alpes. — Von Jakre d'Olbet. 2 Bde. 7 Fr.
De l'éducation et de l'instruction en France. — Von Lubois.
Un an sur les chemins etc. — Von Lottin de Lavalle. 2 Bde. 15 Fr.
Voyage en Corse. — Von Valery. Erster Band. 7½ Fr.
Satires et poèmes. — Von A. Barbier. 8 Fr.
La chute des feuilles. — Von Brot. 2 Bde. 15 Fr.
De la vieille Europe. — Von Dennakieu. 7 Fr.

Spanien.

Drei Monate bei den Karlisten.

Von einem Britischen Offizier.

Gegen Ende Dezembers 1836 verließ ich England, um bei den letzten Operationen vor Bilbao im Karlistischen Lager Zeuge zu seyn.

Noch bevor ich aber Paris erreicht hatte, erfuhr ich die Niederlage der Truppen des Don Carlos und Espartero's siegreichen Einzug in Bilbao.

Um die Mitte des Januar betrat ich den Boden von Spanisch Navarra, und passirte Vera, ein elendes Nest, das man mit dem Namen „Königliche Stadt" (ciudad real) beehrt. Es ist dort durchaus nichts Merkwürdiges, als die Ruine eines weiland schönen Klosters, welches durch den General Oraa zerstört worden. Die kleine Besatzung arbeitete eben an einem Fort auf einer Anhöhe, das zugleich den Frauen und Kindern, im Fall eines zweiten feindlichen Besuches, als Zufluchts-Ort dienen sollte. Bauern waren die Ingenieure, Bauern die Werkmeister, und Bauern bestritten die Kosten des Baues; dennoch hatte man bereits einen Brunnen gegraben und ein Magazin angelegt. Eine Handvoll entschlossener Männer konnte den Platz gegen eine große Uebermacht eine Zeitlang behaupten, wofern er nicht mit grobem Geschütz beschossen wurde.

Wer die Gränze passirt, der muß jetzt eine sehr langweilige Quarantaine bestehen. Einer neuen polizeilichen Verfügung gemäß, muß er in dem Orte, welchen er zuerst betritt, so lange warten, bis er aus einem Haupt-Quartier einen Paß erhält. Zu meinem Glück brauchte ich nur drei Tage in Vera zu bleiben; ich machte mich dann frisch auf den Weg nach Irun, wo ich am 21. Januar eintraf.

In Irun könnte man von allen Nationen Europa's Exemplare sehen — Polen, Italiäner, Holländer, Engländer, Oesterreicher, Portugiesen, Franzosen und Spanier wogten hier durch einander. Ein Französischer und ein Spanischer Offizier waren mit mir in demselben Hause einquartiert. Wir speisten an demselben Tische, und der vierte Tafel-Genosse war ein Portugiesischer Artillerie-Offizier. Diese merkwürdige Quadrupel-Allianz löste sich jedoch bald auf, wie dies in der Regel mit solchen Allianzen der Fall ist.

Die Karlistischen Chefs waren sehr thätig; Don Carlos selbst zeigte sich dem Volke, mischte sich unter seine tapferen Streiter und stählte durch sein Benehmen den Muth der Mannschaft. Um aller Eifersucht unter den Chefs ein Ende zu machen, hatte er seinen Neffen Don Sebastian zum Ober-Feldherrn ernannt.

Große militairische Geschicklichkeit, insofern sie auf Erfahrung gegründet ist, konnte der Infant allerdings nicht besitzen; doch er war tapfer, unternehmend, einsichtsvoll und der Abgott seiner rauhen Soldaten. Den fähigsten Spanischen Offizier, General Moreno, machte er zum Chef seines Stabes; und seine Person umgaben Männer wie Casa Eguia, Villareal, Graf Madeira, Pablo Sanz u. A.

Auf Don Sebastian's Antrag wurden frische Truppen ausgehoben; Alt und Jung, Reich und Arm traten in die Reihen der Kämpfer; man bildete irregulaire Corps; Rekruten exerzirten in allen Richtungen, und freiwillige Beiträge strömten in die erschöpfte Schatzkammer. Alle Stellungen an den Seiten und im Rücken von Hernani wurden untersucht und befestigt, die Werke von Fuentarabia ausgebessert und Vorkehrungen zum Empfange der schwimmenden Batterieen Lord John Hay's getroffen.

In Irun riß man einige Häuser nieder, damit das Feuern von diesem Punkte aus nicht gehindert würde; auch grub man Laufgräben, pflanzte starke Palissaden und errichtete Brustwehren aus Erde. Der Palast des Marques de Torrealta auf der gleichnamigen Höhe, welcher mit Irun und Fuentarabia ein Dreieck militairischer Stellungen bildet, wurde in ein Fort mit zwei Kanonen verwandelt.

Bekanntlich führt bei Behobia eine Brücke über die Bidassoa, dem Gränzflusse zwischen Spanien und Frankreich. In Friedenszeiten ist hier der regelmäßige Postweg zwischen Madrid und Paris. An dem Spanischen Ende der genannten Brücke haben die Christinos ein befestigtes Gebäude mit einer kleinen Garnison und einigen Kanonen. Dieses Fort könnten die Karlisten alle Tage in Zeit von einer halben Stunde wegnehmen, da aber das Karlistische Feuer nothwendigerweise auf Französischen Boden fallen müßte, so gestattet General Harispe, der das Französische Observations-Heer kommandirt, keinen Sturm auf diesen Posten, indem er vorgiebt, daß dies eine Verletzung des Französischen Gebietes seyn würde. Nun sollte man erwarten, auch die Christinos verhielten sich ganz ruhig, dem ist aber gar nicht so! Eine beständige Kanonade wird gegen die Karlistischen Piquets gerichtet, und man feuert selbst auf Weiber oder Kinder, die unvorsichtiger Weise in das Bereich der Gewehre kommen. Der Karlistische Soldat wagt keinen einzigen Gegenschuß, denn dieser wäre das Signal zur Eröffnung der Französischen Batterieen und könnte die Belagerung von Irun zur Folge haben. General Evans wollte durchaus, von dieser Brücke geschützt, Irun angreifen; sein Vorschlag ist bis jetzt nicht angenommen worden, doch hat man es zugelassen, daß der kleine feste Platz an der Brücke von San Sebastian aus mit Kanonen und anderen Kriegs-Vorräthen versehen wurde.

Zu Anfang des Februar zeigten sich öfter bewaffnete Dampf-Schiffe der Königin, die in gewisser Entfernung von Fuentarabia alle harmlose Fischerböte in Schrecken setzten, aber keinen Angriff auf Fuentarabia wagten. Erst am 15. Februar publizirte General Evans sein berühmtes Manifest, das der Karlistische Generalissimus selbst in jedem Orte von Navarra öffentlich anschlagen ließ.

Man sah wohl, daß die Generale der Christinos schon aus einem Gefühle von Schaam in kurzem etwas unternehmen mußten. Jede mögliche Vorkehrung gegen einen Ueberfall wurde getroffen, und mancher blinde Lärm bewies Don Carlos, daß er in Zeiten der Noth den Bewohnern dieser Gegend mit ganzer Seele vertrauen konnte. Eines Abends, als die Besatzung von San Sebastian gesonnen schien, einen Ausfall zu machen, zeigte sich unter Soldaten und Bevölkerung eine enthusiastische Kampflust, die selbst ihre Chefs in Staunen setzte. Die große Glocke von Hernani läutete Sturm, und alle Glocken der benachbarten Dörfer stimmten sogleich ein; bei einbrechender Nacht aber loderten fast gleichzeitig von allen Bergzipfeln Alarm-Feuer empor. Bewaffnete Bauern und Hirten eilten schaarenweise von ihren Bergen herab. Weiber, Töchter, Mütter forderten ihre Gatten, Väter und Söhne unter Thränen und Gebet zum Kampfe auf. Jede Hütte, jeder Weiler lieferte dem Karlistischen Heer einen Streiter.

Der März begann mit Hagelstürmen, Regen und Schneegestöber; gleichwohl hatten Saresfield und Espartero eine Bewegung gemacht — der Erstere war aus Pamplona, wohin der Infant eilte, um sich mit ihm zu messen, aufgebrochen, während Sarasa, der Karlistische Befehlshaber in Biscaya, der dem Prinzen einen Theil seiner Streitkräfte geliehen hatte, dem Angriffe Espartero's nicht Stand halten konnte. Dieser bemeisterte sich Durango's und rückte, obwohl nicht ohne Verlust an Mannschaft, bis Llorio vor. Die Karlisten zogen sich kämpfend in der Richtung von Oñate zurück. Die Annäherung der mächtigen Kolonne Espartero's erregte in Bergara Bestürzung, und die Junta von Guipuzcoa verließ eilig Azpeitia, um sich in die beschütztere Nähe von Tolosa zu begeben.

Unterdeß waren die kämpfenden Heere in Navarra einander zu Gesicht gekommen: der Prinz wollte gleich angreifen, aber weisere Rathschläge behielten die Oberhand. Zwei frische Bataillone aus Hernani stießen zu seinem Corps, und Saresfield, der dies bemerkte, zog sich, von einem Schneewetter begünstigt, nach Pamplona zurück. Die Division des Infanten verfolgte die Christinos, bis sie wieder unter den Wällen ihrer Festung waren.

Jetzt gab es neue Unterhandlungen — neue Pläne wurden berathen, und man verstärkte die Garnisen in San Sebastian, weil ein Angriff von diesem Punkte aus einen günstigeren Erfolg verhieß. Die Christinos wußten gar wohl, daß Guibelalde in Hernani viel zu schwach war, um sein Areal von beinahe vier Legua's Ausdehnung, welches Fuentarabia und Irun mit einschloß, behaupten zu können. Guibelalde hatte nur 4000 regulaire Streiter, abgesehen von 1500 bewaffneten Bauern, auf die man im Augenblick des Sturmes rechnen konnte; dennoch entschlossen sich die löwenherzigen Guipuzcoaner zu verzweifeltem Widerstand.

Schon am Abend des 9ten hatte man die Besatzung von San Sebastian ausrücken sehen; allein erst am folgenden Tage, in der Frühe, wurde es offenbar, daß sie einen Angriff beabsichtigte. Die Christino's brachen auf, warfen die Karlistischen Piquets auf allen Punkten zurück, stürmten Ametzagana und bemeisterten sich dieses Forts beinahe ohne Blutverlust. Der Hügel Ametzagana ist durch Gräben und Brustwehren aus Erde geschützt, und kann, bei hinreichender Bemannung, tüchtigen Widerstand leisten; allein es hatten ihn nur zwei Compagnieen besetzt, die einer Kolonne von mehreren Tausend Christinos keinen Trotz bieten konnten, und nach Hernani retiriren mußten. Hier schickte sich Guibelalde an, dem weiteren Vordringen der Christino's Einhalt zu thun, und traf zu diesem Ende Vorkehrungen, die man allgemein bewunderte.

Die Christinos hatten es wohl hauptsächlich darauf abgesehen, der Hochstraße von Fuentarabia und Irun bis Hernani sich zu bemächtigen; ihre vornehmsten Manöver waren nach dieser Seite gerichtet. Drei Mal drangen sie während des Tages bis auf Pistolen-Schußweite gegen die Straße vor, wurden aber jedesmal mit gefälltem Bajonett zurückgeworfen. An jenem Tage schienen Jauregui und die Spanier auf Christinischer Seite fast Alles gethan zu haben; denn obgleich General Evans mit zwei oder drei Bataillonen im Felde erschien, um im Falle der Noth Hülfe zu leisten, so mischten sich die Engländer doch sehr wenig in den Kampf. Ihr ganzer Verlust betrug nicht 100 Mann, während die Spanischen Christinos eingestandener Maßen mehr als 800 Todte und Verwundete hatten. Die Leute Jauregui's fochten übrigens wie Löwen, und zu verschiedenen Zeiten des Tages wurden die Karlisten hart gedrängt. Eine Redoute wurde drei Mal genommen und wieder verloren, bis sie endlich in den Händen der Karlisten blieb. Noch am Abend desselben Tages machte die ganze Karlistische Streitmacht einen verzweifelten Angriff und trieb den Feind auf allen Punkten zurück; nur das theuer erkaufte Ametzagana blieb den Christinos.

An Kanonen gebrach es auf Karlistischer Seite gar sehr; man konnte der gewaltigen Artillerie des Feindes fast nichts entgegenstellen. Dies gesteht General Evans selbst in seinen Depeschen. Er berechnet den Verlust der Feinde auf mehr als 1000 Mann, „wegen der Ueberlegenheit unserer Artillerie." In der Zahl-Angabe ist hier, wie gewöhnlich, ein kleiner Irrthum; denn die Karlisten verloren nicht ganz 460 Mann. General Guibelalde befehligte, mit Einschluß von 1300 bis 1500 Bauern, überhaupt nur 4300 Streiter; und diese geringe Mannschaft konnte nicht einmal ganz am Kampfe Theil nehmen, da es nothwendig war, die Zugänge nach Irun und Fuentarabia gegen Ueberrumpelung zu schützen. Wie stark die Christinos gewesen, kann ich nicht mit Bestimmtheit angeben.

Beide Theile blieben die ganze Nacht unter Waffen; die Christinos hatten aber keine Lust, ihren Angriff am nächsten Tage zu erneuern.

Guibelalde meldete dem Prinzen durch einen Expressen seinen glücklichen Erfolg, und bat um schleunige Hülfe, indem er erklärte, daß er lieber in den Straßen von Hernani sterben, als den Blut-Söldnern (sangre-vendidos — so nennt man die ausländischen Verbündeten) die Stadt überlassen wolle. Unterdeß wurden die Verwundeten in die benachbarten Dörfer und zum Theil nach Irun transportirt. Mit der Wundarzneikunde ist es in Biscaya und Navarra allerdings schlecht bestellt. Die nüchterne Lebensweise der Bewohner hat nur wenige Söhne Aesculap's bewogen, sich in ihre Thäler niederzulassen. Wirklich besteht das ganze medizinische Kollegium von Irun aus einem einzigen Professor der Heilkunde, der seine mühseligen Berufspflichten zum Theil auf heilkundige alte Frauen überträgt. Bei diesem Mangel an ärztlicher und wundärztlicher Hülfe war es zu verwundern, daß so wenige Verletzungen den Tod oder unheilbare Lähmungen nach sich zogen; die reine gesunde Luft und freundliche Pflege thaten mehr, als der Arzt thun konnte.

Drei volle Tage waren nun verflossen, ohne daß die Christinos eine neue Demonstration versucht hätten. Am 14. März gab es zwar

ein heftiges Scharmützel, aber ganz ohne Resultate. Am 15ten begannen die Operationen von neuem; die Christinos rückten in Masse heran und machten eine allgemeine Attake auf die Karlistischen Linien. Von beiden Seiten focht man mit größter Unerschrockenheit; die Karlisten zogen sich nur schrittweise zurück; allein die zu große Uebermacht des Feindes drängte sie nach und nach aus allen ihren Stellungen. Vor Einbruch der Nacht hatten die Christinos, außer anderen befestigten Punkten, die stark verschanzte Anhöhe Oriamendi mit allen Kanonen genommen.

Der Kampf endete mit einbrechender Nacht, aber die Stadt Hernani konnte, wie es schien, fast nur durch ein Wunder gerettet werden. General Guibelalde wurde plötzlich krank und übertrug Iturriza die Vertheidigung der Stadt, welche dieser tapfere Offizier so leitete, daß er seinem wohlerworbenen Ruf keine Schande machte.

Wäre General Evans sofort aus seinen Stellungen gegen die Stadt marschirt — er hatte sich aller Anhöhen im Norden bemeistert — so würde er gewiß mit geringem Verluste in Hernani eingezogen seyn. Die Karlisten hatten fast gar keine Munition mehr, und Hülfe war nicht eben nah. Wie sehr man alle Hoffnung auf die Möglichkeit einer kräftigen Gegenwehr fahren ließ, ergiebt sich zur Genüge daraus, daß alle Einwohner noch an demselben Abend die Stadt verließen, umin einiger Entfernung des Ausgangs zu harren. In Irun verursachte die Kunde von der Besitznahme des Forts Oriamendi große Bestürzung; eben wollte man die Frauen und Kinder nebst den Verwundeten um ihrer Sicherheit willen in die Berge transportiren, als ein Eilbote von Iturriza die allgemeine Besorgniß etwas milderte. Iturriza versprach für den Fall, daß er die Stadt Hernani verlassen müßte, eine Garnison nach Irun zu legen, und rüstete sich unterdeß in Hernani zu verzweifelter Gegenwehr. Zum Glück waren alle Besorgnisse grundlos; der Britische General blieb unbegreiflicher Weise in seinen Stellungen und beabsichtigte erst am folgenden Tage einen allgemeinen Sturm.

Eine Stunde vor Tagesanbruch kam ein Laufer mit einer Depesche von dem Prinzen nach Hernani. Dem Inhalt dieser Depesche gemäß, nahte Don Sebastian in Eilmärschen, um den Ort zu entsetzen. Der Kommandant schickte die frohe Kunde an die verschiedenen Chefs, und man beschloß allgemein, kräftigen Widerstand zu leisten, bis die erwartete Hülfe ankäme. Vor neun Uhr war jedoch Alles, was die weiteren Fortschritte der Christinos hemmen konnte, aus dem Wege geräumt; eine fürchterliche Kanonade wurde gegen die Stadt eröffnet, und ein Spanisches Regiment berannte schon im buchstäblichen Sinne des Wortes eines der Thore. Iturriza war bereits auf dem Punkte, einen Rückzug nach Andoain anzuordnen, als der Vortrab der Division des Prinzen auf einem nahen Hügel zum Vorschein kam. Sogleich schallte Jubelruf von einem Ende der Stadt bis zum anderen, und die Freude elektrisirte das Karlistische Häuflein in solchem Grade, daß die Belagerer, trotz ihrer ungeheuren Anstrengungen, zurückgetrieben wurden. Iturriza schien an jenem Tage unverwundbar, obschon es rings um ihn her Kugeln regnete.

Kurz vor zehn Uhr zog der Prinz mit einem Theile seiner Mannschaft in Hernani ein; aber erst um die Mittagszeit kam der Nachtrab unter Villareal. Die Soldaten waren von Entbehrungen und von den Beschwerden ihres Marsches ganz erschöpft; ihre wunden Füße bluteten; zwei Tage lang hatten sie kaum einen Bissen Brod zu sich genommen. Eine kurze Erholung war dringendes Bedürfniß. Nachdem die armen Teufel ein halbes Stündchen am Boden gelegen und die dürftige Ration, die man ihnen reichte, mit Heißhunger verschlungen hatten, sprangen sie auf den ersten Trompetenstoß wieder empor und griffen zu den Waffen.

Unterdeß hatte der Prinz, von seinen Generalen begleitet, das ganze Schlachtfeld in Augenschein genommen. Seine Maßregeln waren alsbald getroffen. Drei starke Bataillone unter Pablo Sanz wurden gegen Astigarraga beordert; sie setzten sich rasch in Bewegung, passirten ohne den geringsten Widerstand die Brücke, dehnten sich zur Rechten und Linken aus und marschirten festen Schrittes vorwärts.

An dem genannten Punkte war ein viel stärkeres Corps Christinos aufgestellt, das ein Britisches Regiment einschloß. Dieses Corps feuerte ein paar Mal, und machte dann eine rückgängige Bewegung, die bald unordentlich wurde, als Pablo Sanz ihnen nachrückte. Kleine Häuflein lösten sich ab, große Lücken entstanden in mehreren Compagnieen, und als nun beide Flanken der Christinos gleichzeitig angegriffen wurden, verwandelte sich ihr Rückzug in wahre Flucht.

Da General Evans keine Reserve hatte, so sah er sich genöthigt, seine Flanken mit einem von dem Centrum abgelösten Detachement zu decken. Diese Bewegung entging dem wachsamen Auge des Karlistischen Feldherrn nicht; er warf sich mit seiner ganzen Heeresmacht auf das Centrum des Feindes, und zersprengte es ganz und gar. Der Tag war für die Feinde verloren; Spanische und Englische Regimenter mischten sich in wilder Verwirrung, und wäre das Britische Marine-Bataillon nicht vorgerückt, so hätten die Christinos vielleicht ihre ganze Artillerie in den Händen der Karlisten gelassen.

Das Manöver der Marine war ungemein schön; die feste Haltung dieser kleinen Truppe, als sie die fliehenden Kolonnen des Generals Evans deckte, flößte den Karlisten selber Bewunderung ein.

Der Prinz hatte Befehl gegeben, aller Gefangenen ohne Ausnahme zu schonen, aber dieser menschenfreundliche Befehl blieb in der Hitze des Gefechtes ganz unbeachtet; doch wurden ungefähr zweihundert gefangene Spanier mit großer Milde behandelt; nur den Bundes-Genossen bewies man keine Schonung; sie fielen Alle, von Kugeln durchbohrt, vom Bajonett erstochen, oder niedergesäbelt. Ein einziger dieser Unglücklichen, der zufällig unter die Spanischen Gefangenen gerathen war, entkam mit heiler Haut. Die Guipuzcoaner wütheten wie Hyänen; eine Compagnie derselben hatte ihre Gewehre abgeworfen, um den Feind bequemer verfolgen zu können, und metzelte die Engländer mit dem bloßen Bajonett in der Faust nieder.

An einer Seite des Schlachtfeldes waren vier Englische Soldaten von einigen Leuten eines Castilischen Regimentes ergriffen und vor eine Compagnie von Guipuzcoanern gebracht worden. Der Oberst des Regimentes ritt vor die Fronte und befahl, daß man ihres Lebens schonen solle; aber in demselben Augenblick entriß einer der Gefangenen einem Soldaten seine Flinte, zielte nach dem Obersten, und schoß ihn vom Pferde. Es ergab sich nachher, daß dieser Engländer betrunken gewesen war. Der tödtlich verwundete Oberst verschied am folgenden Tage.

Die Karlistische Verstärkung betrug ungefähr 5800 Mann; Iturriza hatte, mit Einschluß der Bauern, nicht mehr als 4000 — in Allem waren nur 10,000 Mann auf der Karlistischen Seite thätig. General Evans befehligte über 12,000 Mann; er war außerdem durch die Britische Marine und einen ungeheuren Artillerie-Park beschützt, und dennoch mußten ihm die halb verhungerten, schlecht bewaffneten, ermüdeten und erschöpften Karlisten eine unrühmliche Niederlage beizubringen. Alle Forts, die Evans vor wenigen Tagen besetzt hatte, wurden ihm wieder entrissen.

Am 17. März stellte sich der Infant wieder an die Spitze seiner Truppen und rückte gegen Espartero aus, der ihm ohne Umstände das Feld räumte. Es gelang dem Prinzen, die fliehende Division seines Gegners zu ereilen und den Nachtrab aus einander zu sprengen, worauf er ruhig in sein Hauptquartier nach Tolosa zurückkehrte und, in der Absicht, mit dem Kerne des Karlistischen Heeres über den Ebro zu setzen, seine ganze Armee neu zu organisiren begann.

(Un. Serv. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Honoré de Balzac. Von den jetzt am meisten genannten Französischen Romanen-Schriftstellern ist Herr von Balzac unter den älteren, da er, seinem Geburtsjahre nach, noch dem vorigen Jahrhundert angehört, während fast alle seine Rivalen Kinder des gegenwärtigen sind. Aber erst seit sechs Jahren datirt der Ruhm dieses Schriftstellers, obgleich er bereits vor mehr als funfzehn Jahren in der literarischen Welt als Autor aufgetreten ist. Unter dem angenommenen Namen Horace de St. Aubin hatte er jahrelang Romane über Romane herausgegeben, ohne daß die Lesewelt sonderliche Notiz davon genommen, bis er endlich unter eigenem Namen auftrat und in der Peau de chagrin („die Elendshaut", wie dieser doppelsinnige Titel ziemlich treffend übersetzt worden) den Typus einer Romanen-Gattung lieferte, als deren Schöpfer er zu betrachten ist und die, wie es scheint, in Frankreich auch jetzt noch nicht ihren Reiz verloren hat. Merkwürdig ist dabei, daß der Glanz seiner berühmten Periode, so groß er sich auch darstellt, doch keinen Wiederschein auf die unberühmte zu werfen im Stande war. Herr von Balzac hat mit vieler Sorgfalt eine neue Ausgabe seiner älteren Romane veranstaltet, aber Horace de St. Aubin ist nach wie vor Makulatur geblieben, während von den späteren Schriften desselben Verfassers, namentlich von „Eugenie Grandet", die für das Meisterstück Balzac's gehalten wird, vom „Vater Goriot" und anderen nicht genug Exemplare in den Buchhandel gebracht werden konnten. Es wird behauptet, daß Balzac einen großen Theil seiner Beliebtheit bei dem älteren Damen-Publikum seiner Erzählung „La femme de trente ans" zu verdanken habe, in der er das dreißigste Jahr als das interessanteste und erst das eigentlich reizvolle Leben der Frau beginnende Alter darstellt. Herr von Balzac hat diesen Erfolg auch sehr wohl zu benutzen gewußt, und statt sich, gleich den meisten anderen Romanen-Schriftstellern, mit Entzückungen über sechzehn- oder achtzehnjährige Schönheiten aufzuhalten, läßt er fast immer die anziehenderen Frauen seiner Romane in dem Alter von dreißig bis vierzig Jahren sich befinden. Jeder muß in dieser Beziehung sein Publikum kennen — und es ist in der That nicht das undankbarste Publikum, das Herr von Balzac sich gewählt hat. Indessen darf ihm doch auch nicht das Verdienst abgesprochen werden, die Schwächen und die Leidenschaften derjenigen, für die er schreibt, genau studirt zu haben; er geht dabei zwar oft etwas unpoetisch mit dem anatomischen Messer zu Werke, aber er weiß doch immer die Stellen zu treffen, die der Sitz des Lebens und der Circulation des Blutes sind.

— Reclamation. Herr E. Ph. Bonafont reklamirt im Gothaischen „Allg. Anzeiger der Deutschen" gegen die in Nr. 70 des „Magazins" erwähnte Behauptung des „Hamburger Korrespondenten", daß nicht er, sondern Madame Morel die von ihm herausgegebenen Französischen Uebersetzungen Schiller'scher Gedichte verfaßt, und daß er bloß die im Jahre 1825 erschienene Arbeit dieser seitdem verstorbenen Frau abgedruckt habe. Herr Bonafont versichert, daß seine erste Bearbeitung Schiller'scher Gedichte schon im Jahre 1822 zu Paris erschienen sey, einige derselben im Jahre 1825 bei E. Anton in Halle herausgekommen und andere in seinen 1829 und 1831 zu Koburg und Lemgo erschienenen Französischen Lesebüchern mit abgedruckt worden wären; die Arbeit der Madame Morel sey ihm jedoch nie zu Gesicht gekommen. Als unparteiische Berichterstatter theilen wir den Inhalt dieser Reclamation mit; natürlich behalten wir uns aber vor, auch über dasjenige zu referiren, was etwa hiergegen wieder in Sachen der verstorbenen Madame Morel gesagt werden möchte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 78. Berlin, Freitag den 30. Juni 1837.

Frankreich.

Pariser und Pariserinnen.

Nach der Beurtheilung eines Engländers.

Es giebt wohl keinen neueren Englischen Schriftsteller, der sich nicht mit Paris beschäftigt hätte, und ich glaube, daß in London kein neues Buch über Dinge außerhalb Englands publizirt wird, in dem nicht von der berühmten Französischen Metropole die Rede wäre. Doch das ist Alles verlorene Mühe! Die Feder der Trollope, wie die Basil Hall's, ja sogar die Walter Scott's und Roger's wird stumpf und matt, wenn sie es versucht, diesen schwierigen Gegenstand zu berühren. Die Schilderung von Paris ist noch Keinem gelungen; es entschlüpft allen Beobachtungen, weil es zu häufig seinen Charakter verändert. Ein einziges Lustrum ist hinreichend, um in Frankreich Alles umzugestalten: Gesetze, Regierung, Neigungen, Ideen, Religion, Politik, Staats-System — Nichts bleibt verschont und unverändert. Seit 37 Jahren hat unser Nachbarland nicht weniger als elf sich widersprechende Phasen durchlaufen. — Im Dezember des letzten Jahres vertraute ich meiner Schreibtafel mehrere den Zustand Frankreichs und seiner Hauptstadt betreffende Bemerkungen an, die mir sehr philosophisch und richtig zu seyn schienen; jetzt, nach wenigen Monaten, sind sie auf nichts mehr anwendbar, für kein Verhältniß mehr passend und könnten sich eben so gut auf Stockholm und Mexiko, wie auf Paris beziehen. Was ist aus den Skizzen des Eremiten von der Chaussée d'Antin (Jouy) geworden? Schon zur Zeit der Restauration waren sie verblichen, und unter Ludwig Philipp sind sie zu Phantomen herabgesunken. In Frankreich vergeht Alles so schnell, oder man könnte vielmehr sagen, es giebt in Frankreich so viele verschiedene Vergangenheiten, die alle an einem fernen Horizonte in einander fließen und in eins verschmelzen. Für einen Pariser ist das Gestern ein Jahrhundert.

Der wahre Charakter Frankreichs unter Ludwig Philipp ist die Bewegung; vorzüglich die materielle Bewegung: neue Gebäude werden aufgeführt, Brücken, Kais und Tempel angefangen und mit der größten Schnelligkeit vollendet. Paris ist ein wahrer Bienenkorb voll Arbeiter, Handwerker und Künstler jeder Art; und dabei sind es nicht etwa, wie in England, reiche Privatleute, es ist die Regierung allein, welche hier Alles übernimmt. Große Reichthümer werden in Frankreich immer seltener in Folge der fast bis ins Unendliche gehenden Theilung der Güter. Nur in wenigen Pariser Häusern herrscht Luxus und Ueberfluß; der größte Theil der wirklich reichen Leute, die noch mit Glanz empfangen und große Gesellschaften geben, sind Fremde, die sich in der Hauptstadt niedergelassen haben. In England würde man kaum einen Obersten Thorn oder einen Banquier Aguado brachten; sie würden sich unter der Menge von vermögenden Leuten, deren Häuser den ihren an Glanz und Luxus gleich kommen, verlieren; aber in Frankreich machen reiche, dort wohnende Ausländer, die Delmar, Schickler, Hope, Tussiakin, Demidoff, Potocki, Rothschild, Schiff u. A. die Honneurs der Hauptstadt; bei ihnen finden Fremde die glänzendste Aufnahme. Wer hat nicht schon von den herrlichen Konzerten Ferrari's, den prächtigen Gastmählern Thorn's und den Salons der Lady Keith und Mad. Graham gehört? Den Frauen von Appony, von Killmannsegge und von Werther, der Lady Granville strömt die Gesellschaft zu; in anderen Häusern, im Faubourg St. Germain zum Beispiel, wird man vielleicht noch vollständigere Traditionen von gutem Ton und eine lebhaftere Französische Unterhaltung, aber wahrlich gewiß keine so gastliche Aufnahme finden, wie in jenen Kreisen. In England gehören zu einem auf vornehmen, kostspieligen Fuß eingerichteten Hausstande zwei Köche, eine ganze Armee von Lakaien und ein enormes Kapital, das für gastronomischen Zubehör und alle Bedürfnisse des Luxus bestimmt ist; in Paris weiß man von solchen Ausgaben nichts. Die höchsten Staats-Beamten sogar wenden sich hier an Restaurateure, wenn sie große Diners geben wollen, um aller Unruhe und allem Wirrwarr, die solche Festlichkeiten im Hause veranlassen, zu entgehen; man sagt sogar, daß Herr Dupin zwei berühmten Restaurateuren die Sorge für seine Diners übertragen habe, und wie oft führen reiche Bürger und Kaufleute ihre Gäste in irgend ein gutes Speisehaus und bewirthen sie dort mit viel geringeren Kosten, als es in ihrem eigenen Hause möglich wäre. Dürfen wir es übrigens wagen, über diese Oekonomie zu spotten? Die Franzosen hätten viel eher Recht, jenen ungeheuren Luxus, der fast immer die Einkünfte weit übersteigt, jenen etwas brutalen Epikuräismus, der bei uns eine nicht unbedeutende Rolle spielt, zu tadeln; uns steht es wohl an, ihre große Einfachheit und Mäßigkeit zu loben. Die Hauptfehler der Pariser sind Eitelkeit und Leichtsinn; wir haben ganz andere, solidere und nur zu reelle Fehler.

Man nimmt in der Regel an, daß in Frankreich viel Anglomanie herrsche. In der That ahmt hier auch Alles, was darauf Anspruch macht, nach der Mode zu leben, vom Banquier, Wechselmakler und Maron*), die bei Tortoni glänzen, bis zu den Freunden des Kronprinzen, die Englische Thorheit nach; überall hört man von Jockey-Klubs, Pferderennen, Xereswein, Luftballons, hohen Wetten — kurz alle unsere thörichten Liebhabereien haben auch zu unseren Nachbarn ihren Weg gefunden. Aber man glaube ja nicht, daß sie darauf wirklich einen hohen Werth legen, keineswegs; sie sprechen gern davon, und welchen schönen Gegenstand der Unterhaltung, welchen neuen unbekannten Stoff bietet ihnen das Alles! Sie plaudern darüber, mischen neue, fremde Redensarten in ihr Gespräch, tauschen gegenseitig ihre Meinungen aus; disputiren, erhitzen sich immer mehr und mehr, ein Wort giebt das andere und zuweilen endigt auch solcher kleine Zwist mit einem Duell im Bois de Boulogne, aber das schadet nichts; die guten Pariser amüsiren sich mit jeder Abwechselung, sie wissen dem Leben immer die angenehmste Seite abzugewinnen. Schon seit acht Jahren dienen Lord Yarmouth und Hugo Ball den Parisern zu Modellen und Typen; nicht etwa, daß sie diese Personen ganz besonders bewunderten oder liebten; aber sie bieten ihnen Stoff zur Unterhaltung, und die Franzosen sind so glücklich, wenn sie plaudern können. Uebrigens habe ich auch in England, in meinem ernsten, gravitätischen Vaterlande, einen unbedeutenden Gascogner kennen gelernt, der zu seinem Familiennamen die kleine gewichtige Adels-Partikel usurpirt, sich mit Dandys umgeben, einen kleinen Hofstaat um sich gebildet hatte, jetzt ein glänzendes Haus machte und so, wie es gewöhnlich der Fall ist, zu einem Propheten im Auslande wurde.

Das Scepter der Tussiakin und Demidoff ist wenigstens ein goldenes; sie suchen ihre Herrschaft durch glänzende Freigebigkeit und ungeheure Ausgaben zu befestigen; Herr von Tussiakin sieht die schönsten Pariserinnen in seinen Salons, Herr von Demidoff wiegt die Arbeiten Paul de Laroche's und Steuben's mit Gold auf; Oberst Thorn und die Rothschild protegiren alle Maler, Vergolder, Tapezierer und Decorateure. Der Baron der Börse hat sich ein Hotel in Paris bauen lassen, das die Engländer den Tempel Salomonis nennen, und dessen Wände vom Fußboden bis zum Karniß mit Goldplättchen belegt sind. Man behauptet, daß die Vergoldung jeder Saalthür nahe an 100, und die jedes Lehnstuhls 50 Guineen koste. Unglücklicherweise entwerfen hier nicht die Künstler, sondern nur diese reichen Fremden den Plan zu solchen Ausschmückungen. Früher schrieben die Leonardo da Vinci den Fürsten Gesetze vor; jetzt begnügen sich Bildhauer und Maler damit, nach der Vorschrift dieser Herren ihre Arbeiten auszuführen.

So elegant und zart der Pariser Geschmack aber auch seyn mag, so ist er doch durchaus nicht solid; oft sogar fehlt es ihm an Einfachheit und Reinheit; man opfert jetzt Alles der Decoration; an die Stelle architektonischer Verzierungen und schöner Stukatur-Arbeiten treten Stein-Pappe und Malerei, um das Auge zu täuschen; sogar die Kirchen werden mit Schnörkeln, alle neue Gebäude mit unnützen Kleinigkeiten und geschmacklosen Zierrathen überladen. Ueberdies scheint mir die Französische Architektur noch ziemlich weit zurück zu seyn; ein Muster schlechter Bauart und des verdorbenen Geschmacks der jetzigen Epoche bietet die neue Kirche Notre Dame de Loretto, deren Hauptzierden von Stein-Pappe sind.

Die Hauptstadt hat jetzt durch die Aufführung der vielen neuen Gebäude und die Verschönerung der alten, durch neue Brücken, Straßen, Trottoirs und Plätze einen gewissen Anstrich von Verjüngung bekommen, der Jeden, welcher sie seit mehreren Jahren nicht gesehen hat, in Erstaunen setzen muß. Das alte Paris mit allen seinen Unannehmlichkeiten ist verschwunden, man kann sich nicht mehr über die vornehme und pretentiöse Unreinlichkeit seiner Straßen beklagen; die Boulevards sind mit einer Art von Erdpech gepflastert und bieten zu jeder Jahreszeit eine angenehme Promenade; fast täglich werden alte Häuser niedergerissen und neue erbaut. Wie glücklich wäre die Bevölkerung, wenn sie auch in moralischer Hinsicht gleich schnelle Fortschritte machte, wenn Ruhe und Eintracht der Gemüther endlich bei den Franzosen einkehrte.

Die alte Monarchie hat eine gewisse Vorliebe für äußeren Prunk und Ehrenzeichen hinterlassen, die sich mit den jetzigen fast republikanischen Sitten fortpflanzt und sonderbar mit ihnen kontrastirt. Vor allen Dingen muß man „öffentlicher Beamte" seyn; dieser Titel allein

*) So heißen in Paris die unvereideten Geschäftsvermittler, die man sonst auch wohl „Pfuschmakler" zu nennen pflegt.

imponirt und flößt Respekt ein. Der Beamte, der von der Regierung nur ganz kärglich besoldet wird und von seinem Gehalte kaum leben kann, wird doch höher geachtet und hat mehr Kredit, als der Kaufmann, der noch einmal so viel verdient; trägt jener außerdem ein kleines rothes Bändchen im Knopfloche, so steigt er dadurch noch mehr in der Achtung seiner Mitbürger. Ich kenne keinen Staat, wo man öfter und lauter von politischer Freiheit spräche, als in Frankreich, und dennoch fehlt es seinen Bürgern gänzlich an persönlicher Unabhängigkeit. Jenes erhebende, edle Gefühl, „sich selbst genug zu seyn", übt hier durchaus keinen Einfluß auf die Gemüther; man ist hier gern von Anderen abhängig, wenn man nur in der gesellschaftlichen Ordnung seiner Hierarchie einen hohen Standpunkt einnimmt, aber in England ist das Ideal alles Glückes persönliche Freiheit und Unabhängigkeit, die sich gewöhnlich auf Reichthum gründet. Uebrigens giebt es auch bei unseren Nachbarn keine so strenge aristokratische Demarcationslinie, wie bei uns, welche die Ausübung der freien Künste und Wissenschaften weit über die aller anderen Berufe stellt und sie auch danach würdig zu belohnen weiß. Vor Allem kömmt es hier darauf an, ein öffentliches Amt zu erlangen, das ist im Allgemeinen der Wunsch, das Ziel des Ehrgeizes jedes guten Vaters für seine Söhne. Wer diesen hohen Zweck erreicht hat, der hält sich für ausgezeichnet, er glaubt höher zu stehen, als seine Mitbürger; seine Eitelkeit ist befriedigt und die Bahn gebrochen, auf der er zu den höchsten Stellen gelangen kann. Auf diese Weise giebt es in dem freien, liberalen Frankreich eine Art von Aristokratie, die nicht sowohl den Stolz als die Eitelkeit anregt und darum auch wohl weniger zu rechtfertigen seyn möchte, als unsere angestammte, erbliche. Die Beamten bilden hier eine wahre Armee, deren Horizont natürlich ungemein begränzt ist; sie mögen nun ihre Zeit vortrefflich anwenden oder nicht, jedenfalls dauert es sehr lange, ehe sie ein Vermögen sich schaffen können. Sie müssen geduldig die ganze Stufenleiter einer gewissen Hierarchie durchlaufen, und da sie das einmal wissen, so zeigen sie eben keinen großen Eifer, sich hervorzuthun. Den größten Theil des Tages arbeiten sie auf den verschiedenen Büreaux, und die übrige Zeit weuden sie zu politischen und literarischen Diskussionen an, die von jeher ein Lieblings-Thema der Franzosen waren; des Abends aber zerstreut sich die ganze Armee in Kaffeehäusern und Theatern. Jeder Beamte hat seinen Protegé, jeder vertheidigt seinen Minister, spricht für oder wider die Herren Thiers und Guizot, beruft sich dabei auf die öffentlichen Blätter, disputirt, und so kömmt es oft zu den lebhaftesten, heftigsten Debatten. Der niedrigste Subaltern-Beamte, der in einem dunklen Winkel des kleinsten Büreaus von Paris arbeitet, interessirt sich eben so lebhaft für den Gang der Staats-Angelegenheiten, wie der höchste in der Pairs-Kammer; jeder unbedeutende Kanzellist hat, glaube ich, das Ministerium im Auge, jeder denkt sich in den Minister, der sich seiner Protection zu erfreuen hat, hinein und sagt wohl zu sich selbst: „So hätte ich es auch gemacht, so hat er recht gehandelt." — Die Leser mögen übrigens nie vergessen, daß ich nicht tadle, sondern nur erzähle, und so wird es mir wohl erlaubt seyn, noch Mehreres hinzuzufügen.

Die Frauen spielen in Frankreich eine bedeutendere Rolle, als in vielen anderen Europäischen Staaten; sie mischen sich in die Politik, man räumt ihnen Vorrechte ein, die sie in jedem anderen Lande entbehren müssen, und das giebt vielen den Muth, öffentlich aufzutreten und ihre geistigen Kräfte frei ans Licht treten zu lassen. Man sagt, daß vor kurzem mehrere ausgezeichnete Frauen sich um bedeutende Staats-Aemter beworben haben. Schon steht man ihre Unterschrift unter unzähligen gerichtlichen Aktenstücken, und zwar ohne männlichen Beistand, und während eine Engländerin weder die Macht, noch den Wunsch hat, sich in das materielle Interesse der Gesellschaft zu mischen, kümmert sich die Französin mit Rath und That um Prozesse, Handels-Speculationen und Ministerwahlen; ihr Scharfsinn, ihre feine Unterscheidungsgabe kommen ihr dabei trefflich zu Statten. Auch die Frau des Waarenhändlers oder Krämers tritt so viel als möglich aus ihrem beschränkten Wirkungskreise im Hause heraus; sie arbeitet im Comptoir und führt das Scepter, die Feder, während ihr Mann im Laden Leinwand oder Band abmißt. Die meisten kleinen Aemter, die bei uns von Männern besetzt sind, werden hier von Frauen erworben; wir haben Logenschließer, die Pariser hingegen Schließerinnen; dafür aber fegen in Frankreich die Männer Stuben aus, machen die Betten, poliren Fenster und verrichten mit einem Worte alle Dienste eines Hausmädchens. „Es ist doch sonderbar", sagte einst ein Irländer, der sich einige Zeit in Paris aufhielt, „daß hier alle Stubenmädchen männlichen Geschlechts sind."

Natürlich wirkt dieses thätige Geschäftsleben der Frauen des Bürgerstandes nicht immer vortheilhaft auf ihren Charakter; sie zeigen nicht selten recht häßliche Züge von Habsucht, Geiz oder Eigensinn, und man ist oft ganz erstaunt, aus dem Munde einer hübschen jungen Frau die niedrigsten Aeußerungen des Eigennutzes und der Geldgier zu hören. In den höheren Kreisen der Gesellschaft vertreten Künste, Koketterie und politische Intriguen die Stelle des merkantilischen Eifers der niederen; aber in dem Bürgerstande tritt die Minerva eines engen, beschränkten Hausstandes schon ganz bewaffnet aus dem Schooß ihrer Familie hervor; kaum fühlt der junge Vogel, daß seine Schwingen gewachsen sind, so richtet er seinen Flug nach dem Gewinn. Und nun ist es das ganze Bestreben der Frau, vortheilhafte Ein- und Verkäufe zu machen; sie spekulirt, schließt Rechnungen ab, führt die Bücher; das Comptoir ist ihre Sphäre, und Ideen, Gefühle, Empfindungen, Alles läuft bei ihnen auf das Einmaleins hinaus. Man berechnet die Liebe, wie die Heirath; der ganze Roman des Lebens wird zu einer Regel-de-tri; alle zärtliche Gesinnungen verwandeln sich in Speculationen, und wenn der Kaufmann nur sein Kapital zu vermehren sucht, indem er seine Waare, die man Frau nennt, acceptirt, so weiß auch diese ihrerseits die möglichst höchsten Zinsen aus diesem Kapital zu ziehen und beginnt mit ihrem zwanzigsten Jahre die Arithmetik ihres Lebens.

Wir sehen also, daß die Frauen in Frankreich einen ganz anderen Standpunkt einnehmen, als in England; eben so verschieden ist auch ihre Erziehung, denn trotz der so hoch gepriesenen Englischen Unabhängigkeit, hören wir doch nicht auf, unseren jungen Damen Bescheidenheit und weibliche Schüchternheit anzuempfehlen. Wir suchen schon früh ihren Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern, lassen sie in mehreren Europäischen Sprachen unterrichten und bilden Talente aus, die man in Frankreich verachtet oder vernachlässigt. Die Französinnen verheirathen sich gewöhnlich sehr jung; dann bleibt das Piano geschlossen, Pinsel und Bücher werden bei Seite geworfen, und nun beginnt das Geschäftsleben. Der Mann hat oft nur eine kleine Stelle als Beamter, und dann muß die Frau es zu ihrem Studium machen, das geringe Einkommen desselben, nicht etwa nur durch weise Sparsamkeit, sondern auch durch allerhand kleine Schikanen und Speculationen zu vermehren. Zu 35 Jahren ist eine Pariser Bürgersfrau im Stande, es mit einem Wucherer aufzunehmen und oft siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen, während wir Engländer unser Gynecäum haben und es gern sehen, wenn unsere Frauen sich darin mit der Sorge für ihre Kinder, mit Handarbeiten, Poesie und Künsten beschäftigen. Eigentlich ist es auch ganz natürlich, daß die Französische Hausfrau sich mehr um den Handel und die Geschäfte ihres Mannes bekümmert, als die Englische; denn der Londoner Kaufmann hat oft zwei oder gar drei Wohnungen, der Pariser aber nur eine. Die Gattin unseres wohlhabenden Tuchhändlers bewohnt ein schönes Hotel in Bedford-Square und blickt vernehm verächtlich auf die City hinab, wo ihr Mann indessen mit unerschütterlicher Standhaftigkeit fortfährt, das Gebäude ihres Wohlstandes immer mehr zu befestigen und höher aufzuführen; aber die Bürgerin aus der Straße St. Martin hat nur eine einzige Wohnung und lebt inmitten der Ballen und Handlungsdiener ihres Mannes; auch das Studirzimmer des Advokaten liegt dicht neben dem Boudoir seiner Frau, sie hört die Kläger, ist von hohen Akten-Stößen umgeben und wird so in alle Geheimnisse der Jury eingeweiht. — In England würde eine solche fortwährende Mischung männlicher und weiblicher Beschäftigungen eben nicht vortheilhaft auf das Benehmen und die äußere Bildung der Frauen wirken; aber in Frankreich ist das nicht der Fall. Die gewandte Biegsamkeit ihres Geistes ist so groß, daß die Französin, die beständig hinter dem Laden- oder Schreibtisch eines Comptoirs festgebannt und in merkantilischen Berechnungen vertieft ist, dennoch die Höflichkeit, die ganze leichte Grazie ihrer Nation und jene anmuthige Conversationsgabe, die die Franzosen auszeichnet, behält. In England würde eine Frau, die beständig im Magazin ihres Mannes lebte, die Gewohnheiten und Manieren eines Ladendieners annehmen, und dieser Mangel an Gewandtheit, der leider unserer Nation eigenthümlich ist, giebt allen unseren Frauen, die es wagen, nur einen Fuß breit ihren engen Wirkungskreis im Hause zu überschreiten, etwas Plumpes und Unedles. Das Talent, Alles zu verschönern, Alles geltend zu machen, ist nun einmal das Privilegium der Französin, vorzüglich aber der Pariserin; Nichts stört, Nichts verwirrt sie; lachend schickt sie sich in alle Verhältnisse des Lebens und zieht sich vortrefflich und leicht aus den verwickeltsten Angelegenheiten.

Die Franzosen wissen immer ein leichtes und angenehmes Gespräch zu führen; wie weit sind wir darin noch hinter ihnen zurück! Wir verstehen zu handeln, allenfalls auch zu schreiben; aber die Geheimnisse der Conversation sind uns gänzlich unbekannt. Sie haben eine ganz eigene Fertigkeit in der Kunst, die Worte an einander zu reihen, ihre Gedanken schnell, lebhaft und geläufig auszudrücken, und selbst das Unbedeutendste hat in ihrem Munde einen ganz eigenen Reiz. Ein Engländer, der gerade nicht mit hohen geistigen Fähigkeiten begabt ist, erscheint dem Fremden doch gewiß viel unbeholfener und dümmer, als er wirklich ist, und zwar nur in Folge der schleppenden Schwerfälligkeit seiner Ideen und der eben so schwerfälligen Wendungen seiner Sprache. In Frankreich niemet man den größten Theil seiner Zeit der Unterhaltung, und das, was uns langweilig und unangenehm ist, amüsirt die Franzosen. Es giebt in Paris kein Kaffeehaus, keinen öffentlichen Vergnügungs-Ort, wo man nicht politisiren und über jeden noch so schwierigen Gegenstand leicht und schnell verhandeln hörte; natürlich unterwerfen sie ihn nicht immer einer allzu strengen Untersuchung, aber Jeder betrachtet die Sache von seinem Gesichtspunkte aus, plaudert darüber und amüsirt sich. In Gegenwart eines zahlreichen Kreises spricht man von Politik, Religion, Moral und Literatur.

Neben der Aristokratie der Beamten, von der ich oben gesprochen, herrscht eine fast Amerikanische Gleichheit in Frankreich. Es giebt in Paris keinen Unterschied des Ranges und Standes mehr. Die Scheidewand, welche früher den Adel von den Bürgern trennte, ist auf immer gefallen; man kennt keinen anderen Unterschied, als den des Reichen und des Armen; die Porzellan-Vase sagt nicht mehr zu der irdenen: „Ich verachte dich!" Es giebt in Frankreich jetzt nur zwei Arten von Vasen: die mit Gold angefüllten und die leeren. Ich glaube, daß aus diesem Gefühl der Gleichheit und dem Bedürfniß des Reichthums, verbunden mit der Eigenliebe und der Sucht nach Stellen, fast alle Pariser Erscheinungen zu erklären sind.

Es scheint mir, als ob das National-Vorurtheil der Franzosen gegen England noch nicht ganz gefallen sey. Und liegt denn nicht auch in unseren so ungeheuer ausgedehnten Handels-Verbindungen, in unserem Einfluß, den wir jetzt auf die Welt ausüben, etwas, was den Nationalstolz aller Völker verletzen muß? Sieht man nicht die schönsten Straßen von Paris von unseren vornehmen Ständen und unseren Kaufleuten bewohnt? Herrscht nicht der Englische Luxus überall? Sind die Luftballons, die Dampfwaschinen und das Gas, die doch eigentlich Französische Erfindungen sind, uns nicht viel nützlicher, als unseren Nachbarn? Trotz aller intellectuellen Thätigkeit Frankreichs, trotz seiner Hülfsquellen und seiner schöpferischen Einbildungskraft, ist es ihm doch noch nicht gelungen, zu jenem positiven Reichthum zu gelangen, der unsere Anstrengungen gekrönt und belohnt hat; die vielen Umwälzungen,

die das Land in so kurzer Zeit erdulden mußte, haben es aller materiellen Resultate beraubt. Frankreich hat vielleicht mehr für die Welt, aber gewiß weniger für sich selbst gethan, als wir. Wie sollten wir es also nicht in den Schatten stellen? Und wie ist es möglich, daß die Franzosen nicht einerseits an ihre Leiden und andererseits wieder an ihre Fähigkeiten, ihre Ueberlegenheit und ihre Anstrengungen denken sollten?

Was die Literatur betrifft, so stehen beide Länder, glaube ich, auf ziemlich gleicher Stufe, und sie leiden sich sogar oft gegenseitig ihre schlechtesten Werke. Wenn ein Englischer Schauspiel-Direktor die Menge verblüffen will, so passirt er den Kanal, reist nach Paris, geht geraden Weges nach der Ambigu-Comique oder nach dem Theater de la Gaité, wählt unter den Dramen der Boulevards eines der schlechtesten Stücke, beraubt sein gestohlenes Gut noch des geringen Anflugs von Geist, der es zierte, streicht einige hübsche muntere Scenen fort, schiebt dafür verbrauchte hochklingende Phrasen, die Englische Ehre und den Englischen Ruhm betreffend, ein, amüsirt dann mit diesem mittelmäßigen, zusammengeflickten Zeug das Londoner Publikum und gewinnt bei jeder Vorstellung seine 100 Pfd. Sterling. — Dafür nehmen uns die Franzosen unsere schlechten Romane ab, und während unsere Reviews es wagen, Paul de Kock, der doch nur in Portier-Logen und von Grisetten gelesen wird, den König der Französischen Literatur zu nennen, schätzt man in Paris unsere „Godolphins" und andere Productionen zweiten Ranges sehr hoch; auch die besten Artikel unserer Zeitschriften werden ohne Ausnahme, so wie sie erscheinen, von unseren Nachbarn in Beschlag genommen und übersetzt. Ich weiß wohl, daß die Franzosen im Allgemeinen unsere Romane ohne Leben und Farbe finden; aber auch wir beklagen uns über den schlechten Ton und die unmoralische Tendenz, welche die Französische Literatur jetzt an den Tag legt. Trotz alles Streites fährt man dennoch in diesem geistigen Tauschhandel fort, und die beiden Nationen, die so feindlich gegen einander gesinnt zu seyn scheinen, finden ein geheimes Vergnügen an diesem literarischen Verkehr, der ihnen die Verschiedenheit ihres Geschmackes offenbart.

(The Metropolitan.)

Nord-Amerika.

Washington Irving's „Capitain Bonneville".

(Schluß.)

Von den Indianerstämmen, die im Westen der Rocky Mountains wohnen, oder vielmehr umherziehen, enthält das Buch zahlreiche Schilderungen. Am interessantesten darunter erscheint der Stamm der Nez percés (der durchbohrten Nasen), die mit den Weißen im freundlichsten Verkehr und Einverständniß stehen, und deren Charakter aufs vortheilhafteste gegen die Wildheit der Crows und der Blackfeet absticht. Capitain Bonneville war eine Zeit lang mit einem Haufen jener Indianer zusammen im Lager und fand allen Grund, sie zu loben und lieb zu gewinnen. Es war im Spätherbst, der Boden weit und breit mit Schnee bedeckt und Nahrung für Menschen und Pferde nur mit der größten Mühe aufzutreiben. Die Indianer selbst waren nur dürftig mit den unentbehrlichsten Lebensmitteln versehen, und doch theilten sie bereitwillig mit den Fremden. Endlich drohte der ganzen Gesellschaft eine wahre Hungersnoth, und es wurde beschlossen, daß zehn Mann in die Prairie auf die Jagd ausziehen sollten, um Fleisch ins Lager zu bringen. Der Capitain machte seinen rothen Freunden den Vorschlag, es sollten fünf von ihnen mitgehen; zu seiner größten Verwunderung weigerten sie sich sämmtlich. Und warum? der Tag war gerade ein Festtag, und der große Geist, sagten sie, würde ihnen zürnen, wenn sie einen solchen Tag durch Arbeit entweihten. Am folgenden Tage gingen sie mit, doch betraten sie noch zuvor zum großen Geiste, er möchte ihnen Glück geben. „Dies war mir neu", sagt der Capitain. „Ich war so gewohnt, in den Indianern grausame, blutdürstige, mit aller Wildheit und Verworfenheit behaftete menschliche Geschöpfe zu finden, daß ich kaum glauben konnte, was ich sah und hörte. Zu unserer Verwunderung über eine so aufrichtige, gewissenhafte, bei diesen wilden Naturkindern gar nicht erwartete Frömmigkeit gesellte sich einige Beschämung, daß uns von diesen an Unterricht und allen Künsten des Lebens so tief unter uns stehenden Geschöpfen eine solche Lehre kam. — Wollten wir sagen, dieses Völkchen sey religiös, so würden die Leser sich dabei doch noch keinen Begriff machen von der Frömmigkeit, Reinheit und Andacht, wodurch sich ihr Betragen im Größten wie im Kleinsten auszeichnet. Ihre Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit ist nicht minder groß, als ihre Genauigkeit in der Erfüllung ihrer Religionspflichten. Sie kamen mir mehr wie ein Volk von Heiligen, denn wie eine Horde von Wilden vor." Sie hörten dem Capitain gern zu, wenn er ihnen die Geschichten der heiligen Schrift erklärte und vorlas. „Nicht selten war meine kleine Baracke mit Zuhörern, im wahren Sinne des Worts, vollgestopft. Sie kauerten auf dem Boden nieder und lehnten sich über einander, bis keine Hand breit Platz mehr übrig war. Mit gierigem Ohr vernahmen sie die Erzählung von den Wundern, welche der große Geist dem weißen Manne offenbart habe. Kein anderer Gegenstand erregte ihre Aufmerksamkeit in solchem Grade, und ihre Freude über das, was sie vernahmen, war eine große für mich selbst. Daher auch wenige Auftritte meines Lebens in meiner Erinnerung so lebendig fortleben und ich auf wenige so gern zurückschaue, als auf jene Stunden der Unterhaltung mit dem entlegenen, in Vergessenheit begrabenen Völkchen der Wildniß."

Man glaube indessen nicht, daß dieser religiöse Sinn dem Stamme der Nez percés ursprünglich und von Natur eigen gewesen. Der apostolische Spruch, daß die Welt der Heiden in ihrer Weisheit von Gott nichts weiß, galt heute, wie vor zweitausend Jahren. Es müssen vor längerer Zeit — wahrscheinlich in der Periode, als die Französischen Faktoreien am Mississipi herrschten, katholische Missionaire zu diesem Indianerstamme gekommen seyn. Ihr Kalender von Fasten und Festtagen und manche andere Spur in ihren Gebräuchen weist auf das Ritual der Römischen Kirche zurück. Alle Sonntage versammeln sie sich zu ihrem Gottesdienste, aber ihre Ceremonien dabei sind größtentheils noch die echt heidnischen, und das gemischte Wesen macht einen sehr lächerlichen Effekt. Jeder erscheint in seinem besten Putz; sie schließen einen Kreis um einen Pfahl oder Spieß, der an der vordersten Stelle ihres Lagers aufgerichtet steht, und tanzen rings herum mit wilden Sprüngen und phantastischen Geberden. Dazwischen werden Gebete hergesagt, und die Priester, die hier die Hauptrolle spielen, ermahnen das Volk, seine Pflichten zu erfüllen, gute Sitte zu beobachten und durch anständiges Betragen die Freundschaft des großen Geistes zu verdienen.

Ein anderer Indianerstamm führt den Namen „Pend' oreilles", der „hängenden Ohren." Er besteht ungefähr aus dreihundert Hütten oder Familien, und jeder Einzelne ist ein trefflicher Jäger. Im Frühling, Sommer und Herbst leben sie der Büffeljagd, am oberen Lauf des Missouri, am Salmon-River und am Fish-River; im Winter nähren sie sich von getrocknetem Fleisch und von allerhand Wurzeln, die in der „Racine amère" genannten Landschaft zahlreich zu finden sind. — „Auch dieser Stamm zeichnet sich, wie die Nez percés, durch eine große natürliche Frömmigkeit aus. Ihre Religion besteht nicht bloß, wie die der meisten Wilden, in einer abergläubischen Furcht vor mächtigeren, unsichtbaren Wesen; sie haben reine und ziemlich abstrakte Begriffe von Moral, Achtung für die Rechte ihrer Nebenmenschen und die tiefste Ehrfurcht vor dem allwaltenden großen Geist. In einer Hinsicht kommt der Glaube dieser Wilden mit dem der friedlichen Quäker überein. Sie glauben nämlich, daß der große Geist Mißfallen hege an allen Völkern, die sich einer wilden und blutdürstigen Kriegslust ergeben. Sie selbst enthalten sich jedes Angriffs und fangen nie Feindseligkeiten an. Gleichwohl sind sie um ihrer Sicherheit willen beständig genöthigt, die Waffen zu führen, namentlich gegen den Stamm der Blackfeet, mit denen sie oft auf ihren Jagdzügen feindlich zusammentreffen; dann kommt es zwischen beiden zu verzweifelten Gefechten. Die Pend' oreilles benehmen sich aber auch als Krieger ohne Furcht und Tadel und lassen sich nie aus einem Jagdbezirk vertreiben. Sie glauben, wie die meisten Wilden, an Träume und an die Macht von Zaubersprüchen und Amuletten, die bei ihnen für Arznei gelten und auch so heißen. Mancher Tapfere unter ihnen, der im Gefecht und auf der Jagd unzählige Male der dringenden Todesgefahr entgangen, gilt für bezaubert oder kugelfest. Bey solchen Individuen geben die wunderbarsten Geschichten im Schwange, worauf die Wilden Stein und Bein schwören, und woran zuweilen auch die weißen Jäger glauben."

Im stärksten Kontrast zu dem Charakter dieser beiden gutartigen Indianerstämme steht nun das, was uns über die Blackfeet mitgetheilt wird. Diese sind ein wildes, bösartiges, streitsüchtiges Volk, das recht eigentlich an Blut und Mord Gefallen findet und den Krieg um seiner selbst willen sieht, abgesehen von Raub und Beute. Man könnte sie die „Ismaeliten" der Amerikanischen Welt nennen, denn ihre Hand ist wider Alle; sie überfallen und plündern rothe und weiße Männer ohne Unterschied. Der Stamm der Crows thut es ihnen an Wildheit und Raubsucht gleich, ist aber weniger grausam und blutdürstig; sie rauben lieber, als sie morden, schonen oft das Leben der Ueberwundenen und vergießen im Allgemeinen nur dann Blut, wenn sie um ihrer Sicherheit willen müssen, dann aber auch ohne Barmherzigkeit. Sie sind daher nicht minder, als die Blackfeet, weit und breit gefürchtet und leben Jahr aus Jahr ein in Krieg mit allen Nachbarn, bald angreifend, bald sich vertheidigend. Es ist aber die Frage, ob nicht eigentlich die Weißen die ursprünglichen Friedensstörer in diesen Gegenden gewesen sind. Das vorliegende Buch erzählt manche von den Weißen ganz ohne Veranlassung verübte Grausamkeit, die natürlich auf lange Jahre hinaus Feindschaft und Blutrache erzeugt. Denn die Rache ist im Gemüthe des Wilden der mächtigste Trieb — ja mehr, sie ist ihm moralisches Bedürfniß, in seinen Augen Gerechtigkeit, und Blutrache namentlich wird ihm zur heiligen unerläßlichen Pflicht der Pietät. Es liegt in ihrer Sitte und Gesinnung, daß der ganze Stamm den Tod eines Stammgenossen am Mörder rächt. Um so verdammlicher ist die Gewaltthätigkeit und Grausamkeit der weißen Eindringlinge, die oft aus bloßer roher Lust, aus Uebermuth die entsetzlichsten Dinge verüben. Wessen das Gemüth eines verwilderten und verhärteten Yankee-Jägers fähig ist, das begreift kein Europäer.

Eine Abtheilung von Capitain Bonneville's Mannschaft machte einen Zug in die wenig bekannte Halbinsel Kalifornien. — „Hier haben die Jesuiten 1698 eine Niederlassung gegründet, und man muß diesen geistlichen Vätern im Allgemeinen nachrühmen, daß ihre Missions-Unternehmungen für die Eingebornen der Amerikanischen Länder sehr wohlthätig gewesen sind. Ohne Gewalt, ohne irgend bewaffneten Beistand, lediglich durch die Ehrfurcht, welche sie als Religionslehrer einflößten, haben sie, wie anderwärts, so auch in Kalifornien festen Fuß gefaßt — mit den Eingebornen, deren Zahl sich damals auf 25—30,000 Seelen belief, Verträge geschlossen, das freundlichste Vernehmen mit ihnen angeknüpft, ihre dauernde Zuneigung erworben und durch ihre Autorität über die rohen kindlichen Gemüther das ganze Leben dieser Wilden heilsam umgestaltet. Elf Missionshäuser in den verschiedenen Thälern der Halbinsel wurden nach und nach gegründet, wo die Eingebornen aus der Umgegend sich um ihre Lehrer versammelten, wie Schaafe in der Hürde um ihre Hirten. Mit ihrem Leibe und ihrer Seele, mit ihrem Gut und ihrem Gewissen waren sie den geistlichen Vätern ergeben; das ganze Volk lebte in gläubigem, frommem Gehorsam unter ihrer Leitung, und das christlich katholische Bekenntniß breitete sich siegreich in der Wildniß aus. Bald jedoch wurde die Spanische Regierung eifersüchtig auf jenen Orden, dessen Macht auf dem Amerikanischen Kontinent jährlich an Umfang zunahm, und es erging ein Edikt, welches sie aus allen Kolonieen verbannte. Der Statthalter, welcher nach Kalifornien zur Vollstreckung dieses Edikts gesendet

wurde, erwartete eine zahlreiche und mächtige Brüderschaft, in den Missionshäusern aufgehäufte Schätze und zu deren Vertheidigung ganze Schaaren bewaffneter Indianer aufgestellt zu finden. Statt dessen zogen ihm aus jeder Niederlassung etliche bejahrte Priester mit ehrwürdig grauem Haar demuthsvoll entgegen, und hinter ihnen der Haufe der Indianer unterwürfig, aber in Thränen wegen der Trennung von ihren geliebten Lehrern. Der Statthalter, erzählt man, war bei dem Anblick selbst zu Thränen gerührt, allein er mußte die Befehle der Regierung vollstrecken. Die geistlichen Väter wurden von den Angehörigen ihres Sprengels bis an den Ort der Einschiffung begleitet, und hier erfolgte der Abschied unter allgemeinem Weinen und Schluchzen. Ein großer Theil dieses gutmüthigen Völkchens wollte nach diesem nicht länger in der Heimath bleiben, weil es den neuen Herrschern nicht traute, und zog hinüber nach dem inneren Lande zu den Stammesbrüdern im Osten und Süden; dadurch verminderte sich die Bevölkerung der Halbinsel. An die Stelle der Jesuiten kamen sogleich Franziskaner und später Dominikaner; die Letzteren aber haben ihren Beruf ungeschickt verwaltet, und ihre Missionen sind in Verfall gerathen. Nur noch zwei Missionshäuser sind von Geistlichen bewohnt, die übrigen liegen in Trümmern bis auf eines, das jetzt als ein Denkmal der versunkenen Größe des Jesuiten-Ordens in der Wüste steht. Es ist dies das ehemalige Central-Missionshaus der Jesuiten, ziemlich mitten auf der Halbinsel, die an der Stelle etwa 60 Engl. Meilen breit ist, in gleicher Entfernung vom Kalifornischen Golf und vom Ocean, in einem reizenden Thalgrunde gelegen; ein edles und stattliches Gebäude von gebauenen Steinen, ein Stockwerk hoch, etwa 210 Fuß in der Front auf 55 in der Tiefe; die senkrechte Wand 16 Fuß hoch und 6 Fuß dick, das Dach von Steinen gewölbt in einer Dicke von 2½ Fuß. Es steht jetzt öde und verlassen, das Thal ist menschenleer, auf dreißig Meilen im Umkreis keine Hütte."

In Ober-Kalifornien zählt man noch gegenwärtig 21 im Laufe von etwa funfzig Jahren gegründete Missionen der Franziskaner. Zu allen zusammen gehören etwa 35,000 katholische Indianer als Eingepfarrte. Jedes Missionshaus besitzt funfzehn Quadratmeilen Landes, das in kleinen Parzellen an die Familien der Eingebornen zur Niederlassung und zum Anbau vertheilt wird. Die geistlichen Väter sind zugleich Priester und Gesetzgeber und überall verehrt und geliebt. Diesen Dank verdienen sie auch für ihr wohlthätiges Wirken. Sie haben die Sitten der Eingebornen gebessert, sie von der Wildheit zur Sanftmuth und zum Frieden bekehrt und sie in nützlichen Künsten des Lebens unterrichtet. Es giebt unter den Indianern Gerber, Schuhmacher, Weber, Grobschmiede, Steinmetze, kurz Handwerker aller Art bei jedem Missionshause. Der Boden wird mit Sorgfalt angebaut, die Viehzucht ist reichlich. Wie so haben diese Missionaire so viel Gutes und lauter Gutes gewirkt! Welcher Kontrast zwischen dem, was in Kalifornien und was an den Rocky-Mountains unter den Crows und den Blackfeet vorgeht? Liegt er nicht im Charakter der weißen Einwanderer hier und dort? Hier der Prediger, der fromme Geistliche, der da kommt, wohlzuthun, zu bekehren, zu bessern; dort der Jäger und der Krämer, die da kommen, zu mißhandeln, zu rauben, zu verführen und zu verderben.

England.

Das heutige Englische Theater.

Von fünf Theaterstücken, die in London mit Beifall gegeben werden, sind in der Regel vier aus dem Französischen übersetzt. Nur drei oder vier Bühnendichter haben es in der neueren Zeit versucht, auf eigenen Füßen zu stehen und nicht an die Franzosen sich zu lehnen. Früher begnügte man sich, Shakespeare und seine Zeitgenossen zu kopiren; so haben Milman, Charles Lamb und einige Andere nichts als mehr oder minder glückliche Nachahmungen dieser Epoche geliefert. Ihre unmittelbaren Nachfolger, Sheridan Knowles und Bulwer, haben einen Mittelweg zwischen dem aus Frankreich herübergekommenen Melodrama und dem älteren Englischen Theater einzuschlagen versucht. Herr Bulwer hat aber bisher bloß ein einziges romantisches Theaterstück geliefert, in welchem die Liebesgeschichte Ludwig's XIV. und der Herzogin von La Vallière auf eine wahrhaft burleske Weise travestirt wird. Sheridan Knowles dagegen, als Schauspieler mit dem Theater und als ein vielerfahrener Mann auch mit den menschlichen Leidenschaften innig vertraut, hat oft mit Glück interessante Situationen mit gefühlvollem Ausdruck zu verbinden und dadurch das Publikum zu fesseln gewußt. Unglücklicherweise werden jedoch die Intentionen dieses Dichters nicht immer auf poetische Weise zur Erscheinung gebracht. Bald opfert er das dramatische Interesse einigen pathetischen und romantischen Details, und bald wieder bringt er einen Theater-Coup auf Kosten der Wahrscheinlichkeit an. Gewöhnlich holt er in seinen Stücken entweder zu weit aus, oder er weiß nicht zur rechten Zeit aufzuhören. In seinem Drama „die Mantuanerin" (The Wife) ist der erste Akt ganz überflüssig, und im „Virginius" dient der letzte nur dazu, ein dramatisches Tableau vorzuführen. Der „Bucklige" (The Hunchback) wird für sein bestes Stück gehalten, während sein letztes Drama „des Strandräubers Tochter" (The Wrecker's Daughter) ein ganz Deutsches Kolorit und das Ansehen hat, als wäre es nach dem düstern Zacharias Werner oder nach dem sentimentalen Houwald gearbeitet.

Bibliographie.

The wrongs of the Caffer nation. — Von Justus. 5 Sh.

A selection of fables. — Von Theresa Tidy.

Aunt Dorothys tale, or Geraldine Morton. — 2 Bde. 21 Sh.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Briefe aus Deutschland. Ein Italiänischer Gelehrter, Herr Professor Baruffi, der im Herbste des vorigen Jahres von Turin aus eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland nach Kopenhagen machte, hauptsächlich um die berühmteren Sternwarten des Nordens kennen zu lernen, giebt jetzt die Briefe heraus, die er auf dieser Reise an seinen Freund, den Ritter Felice Romani, geschrieben hat. Ein Italiäner reist selten zu anderen als zu Handelszwecken nach dem nördlichen Deutschland; selbst die Schweiz und der Rhein, aller Deutschen, Englischen und Französischen Reisenden Rendezvous, werden doch nur wenig von den Leuten jenseits der Alpen aufgesucht, die überhaupt auch wohl nicht so viel auf Reisen gehen, als der wohlhabendere Theil ihrer Nachbarn. Herr Professor Baruffi kann daher seinen Landsleuten außer den astronomischen auch noch manche andere Neuigkeiten aus unserem Vaterlande mittheilen. Er darf noch Verwunderungen aussprechen, die in einem anderen Munde, als dem eines Italiäners, selber Verwunderung erregen müßten. So sagt er z. B. in einem Schreiben aus Altona, wo er sich bei dem gelehrten Astronomen, Herrn Etatsrath Schuhmacher, längere Zeit aufgehalten hat: „Ich glaubte immer, daß das große Kaffeehaus in Padua und der ungemein elegante Saal unseres Caffé di San Carlo in Turin die schönsten des Universums seyen, weil ich dergleichen weder in London noch in Paris gesehen hatte, aber wie erstaunte ich, als ich in die großartigen Säle von Hamburg und Altona eintrat, *da ich mir niemals so viel Geschmack und Pracht in diesen Städten gedacht hatte, die so weit von denen entfernt sind, welche wir für das Centrum der Civilisation halten.*" Er geht nun zu einer Beschreibung des reizenden auf dem hohen Ufer der Elbe gelegenen Rainvilleschen Etablissements über und verbindet dasselbe auf recht poetische Weise mit dem nicht weit davon befindlichen Grabmale des Dichters der Messiade. Eben so schildert er das sogenannte „Joachimsthal" und die nahen Villas der reichen Hamburger und Altonaer Kaufleute mit voller Anerkennung der nordischen Natur und ohne den leisesten Gedanken einer Revanche gegen unseren Landsmann Gustav Nicolai, dessen Werk über Italien er allerdings gelesen hat. Er weiß vielmehr die Verdienste, die sich die Deutschen, und namentlich Winckelmann, um sein Vaterland erworben haben, vollkommen zu würdigen und rühmt es seinen Landsleuten als ein Zeichen hoher und nachahmungswerther Geistesbildung an, daß man in Deutschland auch die Dichter Italiens viel studire, und daß sich auf der Universität Halle mehrere Professoren mit der Erklärung des Dante beschäftigten, mit welchem sie im vorigen Winter ihren Zuhörern die langen Abende verkürzt hätten. Herr Professor Schuhmacher hat in Altona eine Handschrift der Divina Commedia entdeckt, die wahrscheinlich vom Jahre 1440 herrührt und sehr viele werthvolle Varianten darbietet, weshalb er sie in Italien zum Druck übergeben will. Herr Baruffi macht demnächst auch das Italiänische Publikum darauf aufmerksam, daß das von Dorville in seinem Ister Siculum erwähnte, aus dem 11ten Jahrhundert herrührende Manuskript der Paraphrasen des Theophil, das vor vielen Jahren in einer nicht näher bekannten Sizilischen Kloster-Bibliothek entwendet und schmerzlich vermißt wurde, zufällig in Hamburg von Herrn Professor Schuhmacher aufgefunden und für wenige Schillinge angekauft worden sey. Herr Schuhmacher ist bereit, dieses seltene Manuskript der darauf Anspruch habenden Bibliothek, für die es von großem Werthe ist, sogleich zurück zu erstatten.

— Spanische Malerschule in Frankreich. Das Museum des Louvre in Paris besaß bisher nur drei berühmte Gemälde der Spanischen Schule: den „Armen" von Murillo, die „Anbetung der Hirten" von Ribeira und die „kleine Infantin" von Velasquez. Gegenwärtig aber wird in Spanien selbst keine Gallerie mehr zu finden seyn, die so reich mit den Meisterwerken jener Schule ausgestattet ist, als die Königliche Sammlung in Frankreich. Der Baron Taylor, der von dem Könige der Franzosen mit dem Auftrage nach Portugal und Spanien geschickt wurde, in den aufgehobenen Klöstern und Stiftungen so viele gute Gemälde anzukaufen, als er auffinden würde, hat nicht weniger als *vierhundert* Kunstwerke mitgebracht. Der Französische Kommissarius hat die politischen Wirren und Bilderstürmereien des heutigen Spaniens trefflich zu benutzen verstanden und für 800,000 Franken eine Sammlung angeschafft, deren Werth mindestens auf drei Millionen geschätzt wird. Es befinden sich darunter zwanzig Murillo's, zwölf Ribeira's, funfzehn Velasquez, funfzig Zurbarans, achtzehn Alonzo Cano's und eine Menge anderer Meisterstücke von Juan de Jouanes, von Ribalta, von Espinosa, Greco Villegas, Carèno, Carducho, Sanchez Coello, Juan de Toledo, Moralez, Esteban, Melindez, Bergasa, Yanes, Agala, Castillo, Valdez, Correa, Orente, Blas de Prado, Cenca, kurz, eine ganze Geschichte der Spanischen Kunst, wie sie mit Pinselstrichen geschrieben ist von Galegos bis auf Goya, jenem phantastischen Schüler des Venetianers Tiepolo, mit welchem die große Spanische Malerei ausstarb, und der in seinen fantastischen Kunstprodukten Alles, selbst die Mönche und den Adel nicht ausgenommen, gegeißelt hat.

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Zwölfter Band,

Juli bis Dezember

1837.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

is des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

September: Lissabon im Fluge gesehen (113).

November: Sicherheits-Polizei in Portugal (138).

Dezember: Antonio Feliciano de Castilho (136).

Spanien.

Juli: Von Madrid nach Valencia. Nach dem Journal des Débats (85).

August: Die Baskischen Provinzen. Nach E. B. Stephens (104).

September: Spanische Zustände. I. Galicien (109). II. Katalonien (113).

Oktober: Landstraßen und Bodenkultur in Spanien (119). Das heutige Kadix (120). Bibliographische Mittheilungen.

November: Spanische Rechtspflege (133). Gibraltar. Von Rosseeuw de St. Hilaire (141). Die Maurischen Denkmäler in Granada (142).

Dezember: Cervantes und Don Quixote (146).

Frankreich.

Juli: Leiden eines Französischen Deputirten (79). Ein Manuskript von Napoleon (80). Das Johannisfeuer im Jahre 1573. Von Frédéric Soulié (81). Zur Statistik der Französischen Zeitungen (83). Die Jungfrau von Orleans, historisch und poetisch. Von Chaudes-Aigues (83). Carreau König. Dramatischer Steff von Scribe (85). Jules Janin's literarische Portraits. Alfred de Vigny (86). Die Gliederpuppen der Französischen Gesellschaft (88). Bibliographische Mittheilungen.

August: Jules Janin's literarische Portraits. George Sand (92). Die Tabakeverkäuferinnen in Frankreich (94). Die öffentlichen Wagen in Paris (95). Die Reise nach Paris (96). Der Salon der Herzogin von Mazarin. Von der Herzogin von Abrantes (98). Die Reisen der Französischen Schriftsteller (101). Zur Naturgeschichte der Menschen-Racen (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Der Salon der Gräfin von Genlis. Von der Herzogin von Abrantes (105). Die erste Pariser Eisenbahn. Von Jules Janin (106). Streifereien Napoleon's à la Haroun-al-Raschid. Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes (107). Die Mathematik, auf die Rechtspflege angewandt (111). Ein strenges Wort über George Sand. Nach der Genfer Bibliothèque Universelle (114). Ueber die Verjährung einiger Quiproquo's (116). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die viereckige Mütze der Französischen Advokaten (121). Napoleoniana. Nach dem United-Service-Journal (122). Bordeaux und seine Bewohner (127). Der Streit über Quamquam und Kamkam (128).

November: Studentenleben in einer Französischen Provinzialstadt (132). Die Hunde, Hülfstruppen der Franzosen in Algier (133). Schwester Beatrix. Eine Legende von Ed. Mörike (136). Ein Wahl-Kandidat für die Deputirten-Kammer (138). Lesueur (140). Zur Statistik von Frankreich (141). Napoleon als Baumeister (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die Tonkunst und ihre Jünger in Paris. Von Emilien Pacini (145). Bücher-Ankündigungen und Literaten in Paris (148). Charles Fourier und sein Social-System (149). Napoleon und Canova (151). Das Thal der Arriège und die Republik Andorre. Von Michel Chevalier (153). Der Sonntag in Paris (155). Bonaparte's Depeschen aus Ober-Italien (156). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Statistisches aus Genf (86).

August: Schleichhändler in der Schweiz (99).

September: Etwas aus und über Genf (109). Genf's historische Bevölkerungs-Zunahme. Von Ed. Mallet (117).

Italien.

Juli: Notizen über die Wirkung der Cholera in Neapel (85). Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien (89). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Sicilien in älterer und neuerer Zeit (118). Ein Sommer-Sonntag in Rom (119). Die Universität Pavia. Von Ant. Valdi (122). Thorwaldsen in Rom (124). Rom bei Annäherung der Cholera. Von einem Engländer (125). Bibliographische Mittheilungen.

November: Malta und die Malteser (133). War Tasso wirklich in Prinzessin Leonore verliebt? (137). Handels-Notizen aus Julien (139). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara (147). Leonzio Pilato, der erste Professor der Griechischen Sprache in Italien (152). Die alten Italiänischen Romane. Von Desiderio Sacchi (152). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Juli: Shakspeare in China. Nach dem New-Monthly-Magazine (79). Bulwers „Athen" (81). Der Vogelgesang (82). Schriftsteller-Gemeinplätze (84). Zufall oder Fügung (87). Bibliographische Mittheilungen.

August: Von Paris nach London (93). Engländer auf dem Kontinent. Von Capitain Marryat (94). Eine Sommernacht in London (96). Wahl-Scenen und Volksleben in England. Von Méry (97). Die Merkwürdigkeiten Londons (99). Oberst Shaw in Portugal und Spanien (100). Parlaments-Wahlen und Volksleben in England. Zweiter Artikel (102). Die wichtigsten Erscheinungen der Englischen Literatur im Jahre 1836 (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Englische Journalistik. Von Capt. Marryat (107). Schriftsteller-Einfluß in England. Von Capt. Marryat (108). Politische Spielsucht (110). Greenwich und Richmond. Von Méry (112). Die Badeorte Bath und Cheltenham (112). Die Universität Cambridge (116). Capt. Back's Bericht über seine letzte Reise (117). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Schottland's Geschichte von Tytler (123). Ekstatien (123). Hirta, die Jäger-Insel (126). Scenen aus dem Gerichtshofe Doctor's Commons (126). National-Denkmale in England (129). Ernst Maltravers. Von E. L. Bulwer (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Irland, mit Französischen Augen betrachtet. I. Ankunft in Dublin. Von C. Feuillide (134). Eisenbahnen in England (140). Von der Aristokratie des gesellschaftlichen Lebens in England (141). Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde in England (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die Jugend Heinrich's VIII. von England (144). An die Redaction des Magazins (144). Disziplin in der Britischen Armee. Von einem Englischen Offizier (146). Die Universitäten Cambridge und Oxford (152). Das Unglück, berühmt zu seyn (153). Irland mit Französischen Augen betrachtet. Zweiter Artikel (154). Ludwig's XII. letzte Gemahlin (156). Bibliographische Mittheilungen.

Holland.

November: Holländer und Deutsche (137).

Dänemark.

November: Andersen, nach X. Marmier (135).

Schweden.

September: Die Schwedischen Universitäten. Von X. Marmier. I. Lund (111). II. Upsala (115).

Polen.

Juli: Der letzte Amita (90).

November: Das Polnische Osterмahl (135). Memoiren des Johann Chrysostomus Pasek (138). Die Sage von Twardowski, dem Polnischen Faust (143).

Dezember: Die Sage von dem Fürsten Trojan (149).

Finnland.

Dezember: Die Literatur Finnlands (150).

Rußland.

Juli: Die Aufführung der ersten Russischen Oper. Von dem Fürsten Elim Mestschersky (91).

August: Die Aufführung der ersten Russischen Oper. Schluß (92). Die Russalken (95). Bibliographie (100).

Oktober: Ein Festtag im Kaukasus (121). Giebt es Russische Klassiker? (127). Fürst Kantemir. Ein biographisch-kritischer Versuch (128). Bibliographische Mittheilungen.

November: Journalistik in Finnland (142).

Moldau und Wallachei.

November: Die Zigeuner der Moldau und Wallachei. Nach M. v. Kogalnitschan (131).

Griechenland.

Juli: Die neue Universität in Athen (89). Bibliographische Mittheilungen.

August: Stimme aus Griechenland über Journalismus und Preßfreiheit (99).

Oktober: Italiänisches Theater in Athen (129).

November: Die Vorlesungen an der Universität Athen im ersten Halbjahr 1837 (131).

Dezember: Die Piloten der Insel Milos (135).

Türkei.

Juli: Die Türken im heutigen Konstantinopel (91).

Dezember: Die Reformen des Osmanischen Reiches. Von L. Lastagne (144). Frauen und Männer im Orient. Von M. J. Duin (154).

Syrien.

November: Zustand der Heilkunde im heutigen Palästina (132).

Persien.

September: Persische Arzneikunde (114).

Japan.

Oktober: Ueber Sprache, Schrift und Literatur der Japanesen (124).

Ostindien.

August: Ein Kriminalfall in Ostindien (93).

September: Kinder-Raub und Verkauf in Ostindien (115).

Oktober: Zauberei und Aberglauben in Ostindien (118). Die Dayakdal's auf der Insel Borneo. Aus der Holländischen Militair-Zeitung (130).

Dezember: Indische Landwirthschaft (155).

Java.

November: Dschoko Pirangon, der König von Aegypten. Eine Javanesische Sage (136).

Dezember: Adschi Seko. Eine Javanesische Sage (147).

China.

Juli: Zur Geschichte des Buddhismus. Aus der Reise des Chinesischen Priesters Fa-hian (88).

Dezember: Die rechte Art zu studiren. Nach Dschu-hi (151). Auf dem Chinesischen Meere. Aus dem Schiffstagebuche eines Engl. Capitains (156).

Algier.

November: Der Mezenard (134).

Aegypten.

September: Belanthiranes in der Pyramide von Gizeh (105).

Oktober: Marschall Marmont in Aegypten (118).

Afrika.

Juli: Franzosen und Araber in Algier (80).

August: Handels-Expedition vom westlichen in das innere Afrika (97). Captain Famchuer in Afrikanischer Gefangenschaft (98).

Oktober: Ein Tag in Tanger. Von Rosseeuw de St. Hilaire (125).

Dezember: Der Hrachich, des Orients Champagner (146).

West-Afrika.

September: Sierra-Leone (103).

Süd-Afrika.

Dezember: Unbilden gegen die Kaffern (150).

Amerika.

Dezember: Die Alterthümer der neuen Welt (145).

Nord-Amerika.

Juli: Miß Martineau in Nord-Amerika (79). Die Indianer als die zehn Stämme Israels dargestellt (90).

August: Die Eisenbahnen in Nord-Amerika (102). Das Sklaventhum und die Frauen in Boston (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Cochran's neue Kanone (106). Aerzte in Nord-Amerika (106).

Oktober: Die farbige Bevölkerung Louisiana's (120). Bibliographische Mittheilungen.

November: Die Amerikanischen Ursprachen (139).

Mexiko.

August: Michel Chevalier in Mexiko. Erster Artikel (92). Zweiter Artikel (100). Dritter Artikel (101).

September: Michel Chevalier in Mexiko. Vierter Artikel (113).

Süd-Amerika.

September: Robinson's Insel „Juan Fernandez" (108).

Australien.

Juli: Englische Deportationen nach Australien (87).

Mannigfaltiges.

Juli: Genealogie des Zuckers. — Victor Hugo. — Caulaincourt und Michailowsky-Danilewsky. — Ein Blick auf die Polnische Literatur. — Aus Schweden. — Madame Pierrel und Herr Bonafont. — An die Kanonen des Invalidenhauses. — Jamin gegen Bulwer. — Pferdezucht in England. — Literarisches aus Nord-Amerika. — Kosmopolitisches Album. — Südpol-Expeditionen. — Englische Universitäten. — Memoiren des Teufels. — Ersteigungen des Montblanc. — Nachdruck in Nord-Amerika.

August: Urbanität der Quarterly Review. — Mortalitäts-Verhältnisse. — Englischer Comfort. — Preisaufgabe für Architekten und Maschinenbauer. — Deutsche Muster-Uebersetzungen. — Schillers Dramen in England. — Probe aus der Bride of Messina. — Die Spaa's in Deutschland. — Alexander und Wilhelm von Humboldt. — Ranke's Geschichte der Päpste. — Englischer Kunstverein. — Englische Literaturgeschichte. — Das Lied von der Glocke in Nord-Amerika. — Schulen in Mexiko. — Adalbert von Chamisso. — Morrison's Chinesische Bibliothek. — Ludwig XIV. und seine Zeit.

September: Mäßigkeit und Dürftigkeit. — Capt. Marryat's Urtheil über Brüssel. — Napoleon und die Welt-Eroberung. — Zeichen unserer Zeit in Ostindien. — Hindustanische Literatur. — Baumwollen-Fabriken in Aegypten. — Goethe's naturhistorische Werke. — Mozart's Denkmal. — Dumont d'Urville. — Französischer Indigo. — Columbus in Island. — Barthélemy's Virgil. — Mistreß Trollope. — Phraseologie der Englischen Juristen. — Janin's neuester Roman. — Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Oktober: Flórez's Briefwechsel mit Napoleon. — Anakreon, Thorwaldsen und Ricci. — Zur Kenntniß der Zigeuner. — Bulwer und die Deutschen. — Mittheilungen aus Spanien. — Mandarin und Bonze. — Englisches Theater. — Goethe und das Kind in England. — Neuere Spanische Malerschule. — Aufmunterung der Kunst in England. — Philosophie in Nord-Amerika. — Bulwer's Zeitgenossen. — Italien, wie es ist. — Die Französische Schreckenszeit. — Silvio Pellico. — Deutsche Philosophie in Frankreich.

November: Marlowe's Tod. — Robert Southey. — Spanische Lexikographie. — Chambeau's Handbuch der Weltgeschichte. — Cholera in England. — Philosophie in Italien. — Literarische Reactionen. — Philipp II. auf der Bühne von Madrid. — Italiänische Literatur im Jahre 1836. — Wallenstein's Leben von T. Mitchell. — Belgische National-Literatur. — Briefe Maria Stuart's an Elisabeth. — Napoleon und Canova. — Schwedischer Volkskalender. — Cresse's Insekten.

Dezember: Neue Komplimentirbücher. — Philosophie in Holland. — Die Rossiniana. — Robel in Frankreich. — Goethe in Italien. — Geographische Differenzen. — Historische Vorlesungen in Paris. — Cimarosa und Mozart. — Unbesugte Nachbildungen. — Nichts für die Jugend. — Die Jungfrau von Orleans auf der Englischen Bühne. — Internationaler Literatur-Verkehr. — Französische Neuigkeiten. — Briefsammlungen unserer Zeit. — Molière, Deutsch. — Historische Monographie. — Italiänische Weltgeschichte. — Englische Geschichtsschreibung. — Nelson's Leben, von einem Seemanne. — Geschichte Ludwig's XIV., von James. — Romeo und Julia auf der Französischen Bühne.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Montag den 3. Juli 1837.

Nord-Amerika.

Miß Martineau in Nord-Amerika.*)

Bei keiner Art von Büchern geht die vorgefaßte Meinung, die Stimmung, die Eingenommenheit des Verfassers so unmittelbar in die Darstellung über, wie bei Reisebeschreibungen. Miß Harriet Martineau schildert uns in ihrer hier angezeigten neuesten Schrift den Zustand der Gesellschaft in Nord-Amerika nach den Eindrücken und Erfahrungen, welche sie auf ihrer Reise durch den größten Theil des Gebietes der Vereinigten Staaten gesammelt hat. Es wäre zu wünschen, daß alle Verfasser ähnlicher Schriften ihre Vorliebe und ihr Vorurtheil so offen und ehrlich zur Schau trügen, wie Miß Martineau. Man weiß gleich, woran man mit ihr ist. Man mag sie in ihren religiösen und politischen Ansichten des Irrthums zeihen, aber man kann ihrem Charakter die Achtung, ihren Schriften die Werthschätzung nicht versagen. Dies ihr jüngstes Buch ist lehrreich, doppelt lehrreich, weil die Verfasserin — sie bekennt es mit eigenen Worten — ihre Reise mit einer großen Geneigtheit antrat, die demokratischen Institutionen Amerika's in der Nähe zu bewundern, weil sie die republikanische Verfassung für das Ideal aller Staats-Formen hält, und weil sie dessenungeachtet, um der Wahrheit und dem besseren sittlichen Gefühl treu zu bleiben, mit Schmerz, mit Unwillen und Abscheu von den Ausartungen und Verderbnissen des Amerikanischen Lebens berichten muß. Ihr Herz ist voll Mitgefühls für die Leidenden, sie ergreift mit edler Wärme die Partei der Unterdrückten und eifert mit moralischer Geißel gegen das Böse und gegen die Bösen. Dabei zeigt sie Beobachtungsgabe und Scharfsinn, letzteren vielleicht im Uebermaße, so daß wir keineswegs alle die allgemeinen Folgerungen unterschreiben möchten, wozu sie durch ihre Auffassung und Zergliederung der Thatsachen gelangt. Mit einem Worte, ihr Buch ist eine der besseren Schriften, aus denen wir uns über den gesellschaftlichen Zustand der Nord-Amerikanischen Freistaaten unterrichten können.

An welchen innerlichen Mängeln die gepriesene politische Verfassung dieser Freistaaten krankt, wie wenig bei dem lärmenden politischen Treiben und Verhandeln auf feste und rechtschaffene politische Grundsätze gegeben wird, und wie der große Haufe sogenannter Patrioten lediglich aus Triebfedern der Leidenschaft, des Vorurtheils und des mäkelnden Eigennutzes handelt, darüber höre man Miß Martineau selbst. Es ist die Rede davon, mit welcher Geschmeidigkeit und Unterwürfigkeit Jeder, der sich um ein Amt bewirbt oder sich in dem erworbenen behaupten will, den Meinungen und Vorurtheilen seiner Konstituenten huldigen muß, mit Aufgebung aller selbstständigen Ueberzeugung. Bei dieser Gelegenheit sagt sie: „Es ist natürlich, daß ein Bewerber, um die Stimmen der Majorität in einem gewissen Bezirke zu gewinnen, sich über bestimmte Hauptpunkte und über besonders wichtige Gegenstände, die während der Dauer seines Mandates zur Erörterung oder Vollziehung kommen können, zu den Ansichten und Wünschen dieser Majorität bekennt. Jetzt aber ist es dahin gekommen, daß ein Kandidat sich anheischig machen muß, zu behaupten und zu leugnen, zu genehmigen und zu verwerfen, zu reden und zu schweigen, Alles nach dem Willen der Majorität. Dies hat zur Folge, daß die achtbarsten und trefflichsten Männer sich entweder gar nicht um ein Amt bewerben mögen oder in der Bewerbung gegen solche durchfallen, die weniger Charakter und Gewissenhaftigkeit besitzen. Leute solchen Schlages benutzen dann die Amtsgewalt zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke und tragen durch ihr Beispiel, ihren Einfluß und ihre Umtriebe vollends dazu bei, alle politische Moral und Gesinnung bei ihren Konstituenten zu untergraben. Ich habe oft politische Gespräche zwischen reisenden Amerikanern angehört, aber es dauerte lange, ehe ich begreifen lernte, was die Leute meinten. Da hieß es, A. habe bei der und der Gelegenheit so und so votirt, und nun fing man an zu erklären, warum: nämlich um den B. zu verpflichten, da B.'s Einfluß dem C. in einer gewissen Angelegenheit entscheidend nützen könne; C. habe auch, falls die Sache glücklich von Statten gehe, dem Sohne, dem Bruder, dem Neffen von A., oder auch den Konstituenten des A. in der und jener bedeutenden Stadt, gewisse Vortheile zugesagt. Solche Motive eigennütziger Berechnung legt man jedem politischen Votum und überhaupt Allem unter, was öffentlich gethan und gesprochen wird; man giebt sich nicht eher zufrieden, als bis man einen solchen Zusammenhang ausfindig gemacht hat. Daß Jemand sein Votum lediglich aus vernünftiger Ueberzeugung und nach bestem Gewissen, ohne Neben-Absichten, geben könne, daran denkt man zu allerletzt. Ich gab öfters Männern, die ein Amt bekleideten oder eines suchten, meine Verwunderung hierüber zu erkennen; sie lächelten über meine Einfalt oder lachten mich geradezu aus. Das schnitt mir ins Herz: denn in der That, welche Erfahrung kann trübseliger und niederschlagender seyn, als in einer Republik den Glauben an politische Tugend erloschen zu finden?" — Das hätten wir der Verfasserin allenfalls voraussagen können, daß sie bei den Bürgern eines republikanischen Staates eben keine reinere patriotische Intentionen finden würde, als bei den Unterthanen eines monarchischen. Die Selbstsucht der Individuen findet sogar in einer Demokratie, wie die Amerikanische, noch weit mächtigeren und allgemeineren Vorschub. In der Monarchie ist die Ehre, in der Republik das Interesse das Prinzip aller Bestrebungen.

Man ist geneigt, die öffentliche Meinung, die sich in der unumschränkt-freien Presse ausspricht, als ein Korrektiv für alle einreißende Mißbräuche anzusehen. Hören wir, wie es darum steht. „Ein Mann von schriftstellerischem Talent, der zu Washington lebt, schreibt Briefe über die Staatsmänner des Kongresses und über die Politik der Central-Regierung, läßt diese Briefe hier und dort, auf allen Punkten bis in die entlegensten Winkel des Unionsgebiets, in den Zeitungen erscheinen und sie dann wieder in das zu Washington herauskommende Blatt der Regierung aufnehmen, wo sie natürlich als Zeugnisse von dem Stande der öffentlichen Meinung in den betreffenden Staaten und Distrikten aufgeführt und weidlich kommentirt werden. Das Manöver ist übrigens gar kein Geheimniß. Eben so weiß Jedermann, daß die in den südlichen Staaten der Union erscheinenden Zeitungen ihren Lesern unzählige Vorgänge von nicht geringer Bedeutung gänzlich verschweigen; theils **wollen** sie über gewisse Dinge nichts mittheilen, theils **dürfen** sie nicht, denn kein Gesetz und keine Behörde vermöchte die Herausgeber vor der prompten Volks-Justiz zu schützen; man will über das greuliche Unwesen, das dort im Schwange geht, durchaus die Wahrheit nicht verlauten lassen. Ich kann die unglaublichsten Dinge bezeugen, die sich im Süden der Union tagtäglich zutragen, und wovon keine Zeitung ein Wort sagt; hin und wieder verbreitet der Zufall das Gerücht davon in größere Fernen. Zu Mobile waren, kurz vor meiner Ankunft daselbst, zwei Fremde, wahrscheinlich als Abolitionisten, von den zusammengerotteten „Gentlemen" ohne Urtheil und Recht **lebendig verbrannt** worden. Keine Zeitung erzählte davon; viele Monate später las ich eine Erwähnung des Vorfalls in einer Zeitung des Nordens, vom Hörensagen, ganz kurz und in ein paar Zeilen abgefertigt." — Kurz, die Presse unterliegt, neben der größten Licenz und Ausartung, zugleich der härtesten Tyrannei. Es ist eine Tyrannei der Mehrzahl: desto schlimmer, denn eine solche ist in jedem Augenblicke allgegenwärtig und läßt, der **freien** Verfassung zum Hohn, der Minderzahl nicht einmal das Recht der freien Meinungs-Aeußerung übrig.

Auch in ihrer litterarischen Beschaffenheit stehen die meisten Nord-Amerikanischen Zeitungen auf einer verächtlich niedrigen Stufe; ihr Ton ist der roheste, den man sich denken kann; für Geld sind sie zum schnödesten Unglimpf bereit. Ausnahmen sind spärlich; auch ist wenig Aussicht vorhanden, daß es mit dem Zeitungswesen besser werden könne. „Die wenigen Blätter, die sich zu ihrem Vortheil von der allgemeinen Versunkenheit unterscheiden, die von rechtschaffenen, erleuchteten und wahrheitliebenden Männern redigirt werden, — diese wenigen finden, leider! bei den Lesern nicht die verdiente Aufnahme und Gunst. Der erste beste junge Mensch*) läuft in die Wildniß, wo kaum erst die Niederlassungen begonnen haben, setzt sich unter die Bauern und sudelt ein Blatt für die Dörfer auf ein paar Meilen in der Runde zusammen, das denn freilich Abnehmer und Leser findet, so plump und rob und unvernünftig es seyn mag. Aber auch in den größeren Städten am Atlantischen Meere ist man gleichgültig gegen die besseren Journale, während die schlechtesten, pöbelhaftesten einer ungeheuren Verbreitung genießen; und dies ist wahrhaft traurig." (Schluß folgt.)

Frankreich.

Leiden eines Französischen Deputirten.

Es giebt gewiß nichts Ehrenvolleres, als Frankreich in der Deputirten-Kammer zu vertreten; aber die Ehre hat ihre Unannehmlichkeiten,

*) Society in North-America. By Miss Harriet Martineau. — Vgl. den Art. „Mannigfaltiges" in Nr. 62 des „Magazins".

*) Exempli gratia, der Redacteur des „Ohio Genius of Liberty", welcher wegen Verletzung der jungfraulichen Ehre eines Mädchens im Gefängniß gesessen, dann wegen Trunkbuhnerdiebstahls in Strafe verurtheilt worden, was ihn aber Alles nicht hindert, jetzt als Panegyrist der Jacksonschen Partei aufzutreten.

und es sind deren oft sehr ernsthafte mit der National-Repräsentation verknüpft. Der Deputirte des Departements ist durch seine Vollmacht einer Menge von Trübseligkeiten ausgesetzt. Die Leute seiner Provinz betrachten ihn wie einen Geschäftsmann, einen Agenten, welcher ihnen als Mittelsperson dienen und bei jeder Gelegenheit Beistand leisten soll. Sie bedienen sich seiner ohne Bedenken und ohne Rückhalt, vermöge ihres Rechts als Wähler. Als ein Opfer dieses unbescheidenen Mißbrauchs, gehört der Deputirte sich selbst nicht an, seine ganze Muße wird ihm durch Besuche entzogen; die Gesuche und Aufträge jeder Art, die ihn bestürmen und oft mit sich selbst im stärksten Widerspruche sind, rauben ihm alle seine Zeit.

Das Ungemach des Deputirten beginnt mit seinem Erwachen. — Er durchläuft die Morgen-Zeitungen, befragt das politische Barometer und sieht sorgfältig nach, ob sein Name nicht im „Corsaire" oder „Charivari" zwischen zwei Witzen gekreuzigt ist. Bald kommen nun die Besuche einer nach dem anderen; jeder hat etwas zu bitten, bald für sich selbst, bald für die Provinz.

— „Und unsere Brücke?" sagt der Eine; „Sie hatten uns eine Brücke versprochen, und wir warten noch immer darauf. Wir stehen noch unter dem Regime der Fähre, wie im Mittelalter. Die Regierung achtet uns, wie es scheint, sehr gering, da sie nicht einmal die Kosten einer einfachen Brücke bewilligen mag. Uebrigens kann die Gemeinde in etwas für die Kosten aufkommen, und das Departement kann ein Mehreres thun. Bringen Sie die Sache ins Geleis; es ist die Ihre eben so gut als die unsrige. Bei jeder Wahl stimmen wir für denjenigen Kandidaten, der uns die Brücke verspricht, und wenn die Zeit des Deputirten um ist, so haben wir keine Brücke und stimmen für einen Anderen. So geht das Ding seit zwanzig Jahren fort, und wir sind entschlossen, es so fortgehen zu lassen, bis die Brücke erbaut ist. Die Kammer soll, wie man sagt, aufgelöst werden; desto besser, es ist ein Vortheil mehr für uns. Denken Sie wohl daran; wir werden nur für Sie stimmen, wenn wir dabei über unsere Brücke gehen können; müssen wir aber auf der Fähre über den Fluß setzen, um uns zur Wahl zu begeben, so stimmen wir für Ihren Mitbewerber. Da jedoch der Bau der Brücke einige Zeit erfordert, so sind wir mit einer Verordnung zufrieden, die uns ihre baldige Erbauung zusichert. Kommen Sie also nicht anders, als mit dem Moniteur in der Hand."

— „Mein Herr", sagt ein anderer Abgeordneter aus der Provinz, „Frankreich wird jetzt mit zwei Eisenbahnen ausgestattet, eine dieser Bahnen wird sich von Paris nach Marseille erstrecken; wir verlangen, daß sie durch unsere Stadt gehe. Auf Sie kommt es an, daß uns die Regierung in die Liste einträgt und die Genehmigung desjenigen Planes gewährt, in welchem unsere Stadt eingegriffen ist." — „Aber liegt ihre Stadt nicht auf einem Berge?" — „Allerdings, allein was thut das? Ebnet nicht die Industrie die Berge? Die Wissenschaft wäre sehr erbärmlich, wenn sie sich durch ein so jämmerliches Hinderniß aufhalten lassen wollte." — „Ein noch schwierigerer Punkt ist der, daß die Bahn nothwendiger Weise einen großen Umweg machen müßte, um Sie aufzusuchen. Sie liegen ganz außer der Richtung. Die jetzige Landstraße, welcher auch die Eisenbahn in unserem Departement so ziemlich folgen würde, geht, wie ich glaube, in einer Entfernung von funfzehn Stunden bei Ihnen vorbei." — „Es ist wahr, daß die Unter-Präfektur von B. durch besondere Gunst die Chaussee erhalten hat, aber Jedem das Seine, und jetzt ist die Reihe an uns. Ueberdies ist es unsere Stadt wohl werth, daß man ihretwegen einen Umweg von funfzehn Stunden macht. Es ist eine in mehrfachen Beziehungen interessante Stadt. Man hat darin so eben ein Römisches Grabmal entdeckt, das die Bewunderung der Alterthümler auf sich zieht. Man wird nöthigen Falls noch andere entdecken. Sie sehen, daß Wissenschaft und Kunst unsere Sache begünstigen. Wir rechnen auf Sie. Uebrigens muß ich Sie benachrichtigen, daß Sie für die nächsten Wahlen einen Mitbewerber haben, der uns die Eisenbahn feierlich versprochen hat."

Nach diesen nur Lokal-Interessen betreffenden Gesuchen präsentirt sich eine Dame; sie ist gewählt gekleidet, ein melancholischer Ausdruck malt sich in ihren Zügen, sie setzt sich mit einem Seufzer nieder und blickt schmachtend umher; dann erklärt sie die Ursache ihres Besuchs wie folgt: „Sie sehen, mein Herr, eine unglückliche Frau vor sich. Ach! Schauspiele und Romane haben nicht so unrecht, indem sie die Frauen mit traurigen Farben schildern. Unser Leben besteht wahrlich aus Thränen. Balzac kennt uns vortrefflich! auch trage ich ihn dafür in meinem Herzen. Indessen, mein Herr, bitte ich zu glauben, daß ich keine Dreißigerin bin, ich werde den eilften des nächsten Monats erst neunundzwanzig Jahre alt.*) Aber jedes Alter hat seine Plage. Bei den verheiratheten Frauen wartet das Unglück nicht auf die Zahl der Jahre. Ich gehöre reichen, aber verblendeten Aeltern an. Sie haben mich aufgeopfert. Jung und ohne Erfahrung, warf man mich in die Arme eines bereits bejahrten Gatten. Ich verlange eine Seele, die fähig wäre, mit der meinigen zu sympathisiren; aber ach! mein Mann war um zwanzig Jahre zu alt, um mich zu verstehen. Verzeihen Sie meine Aufregung, wenn eine Thräne meine Wange netzt. Ein Opfer der Ehe, verlange ich keineswegs die Emancipation der Frauen. Gott verhüte, daß ich eine solche Unklugheit beginge! Ich bin zu sehr Frau für einen so sonderbaren Ehrgeiz. Ich weiß vollkommen, daß unser schwaches und zartes Geschlecht nicht dazu da ist, auf die Wache zu ziehen und den Staat zu regieren; ich verlange keine Ehrenbezeugungen, aber das Wohl der Frauen; ich verlange einen Hafen, einen Zufluchtsort, um unsere durch die Stürme ehelicher Verbindungen verschlagenen Barken in Sicherheit zu bringen. Dieser schützende Hafen ist die Ehescheidung. Die Scheidung ist eine Garantie, die Ehe ohne Ende ist ein schreckliches Gefängniß. Ich habe über diesen Gegenstand eine Petition an die Kammer gerichtet; ich hoffe, mein Herr, daß Sie dieselbe mit Ihrem schönen Redner-Talent, mit Ihrem Einfluß auf Ihre Kollegen, oder wenigstens mit Ihrer Kugel unterstützen werden."

Der Deputirte hütet sich wohl, eine Unterhaltung einzufädeln, welche nicht endigen würde, und verspricht nur, alle Sorgfalt auf die Scheidungs-Frage zu verwenden. Die unglückliche Frau dankt ihm mit Ueberschwenglichkeit und sagt ihm beim Weggehen: „Ich will mich an alle Deputirte persönlich wenden; schon seit acht Tagen mache ich Besuche, und es bleiben mir noch hundertundsechsundneunzig Repräsentanten zu besuchen übrig, aber mit Muth, und zu rechter Zeit einen Fiaker, kommt man mit Allem zum Ziel."

Das Kapitel der Petitionen ist eines von denen, welche dem Deputirten große Unruhe verursachen und ihn lebhaften Bestürmungen aussetzt. Alle diese Leute, welche jeden Sonnabend von der Kammer Gesetze, Pensionen, Verbesserungen, Privilegien verlangen, kommen vorher persönlich oder durch Bevollmächtigte zu ihm, nehmen den Deputirten bei Seite und begehren seine Stimme und seine Verwendung. Aber wir wollen auf die Bittsteller der Departements zurückkommen, die voll Vertrauen auf ihre Wahlrechte erscheinen und die zahlreichsten und thätigsten sind. Kaum ist die Ehescheidungs-Dame verschwunden, so steht unser Deputirter einen der Honoratioren der Stadt, welche er vertritt, in sein Zimmer schreiten. „Wie lange", ruft dieser, „soll ich noch auf mein Kreuz der Ehrenlegion warten? Ich kann sagen, ohne mich zu rühmen, daß ich einer der wichtigsten Männer im Departement bin, und mir fehlt das Kreuz. Das ist lächerlich und setzt mich tausend Kränkungen aus. Neulich z. B. war ich bei dem Maire, wir spielten unser Vier eine Partie Boule, und ich war der Einzige, der keinen Orden hatte! Ich war nach Verlauf von zehn Minuten mitgebeutelt. Gewiß bin ich nicht so abergläubisch, dieses Unglück dem Mangel eines rothen Bandes zuzuschreiben, aber als ich meine drei Mitspieler mit ihren Kreuzen geschmückt und mich allein jeder Auszeichnung beraubt sah, empfand ich eine Mißstimmung und ein Gefühl der Zurücksetzung, das mich meines kalten Bluts und meiner gewöhnlichen Geschicklichkeit beraubte; ich machte einundzwanzig und verlor die Partie mit zehn. Dieser Verlust von Zehn an Männer mit Orden hat mich erbittert. Es ist wahrhaftig zu arg, daß ein Mann wie ich, der zweihundertfunfzig Morgen Wald besitzt, kein Kreuz der Ehrenlegion hat. Ich bin vielleicht der einzige Mann in Frankreich, der zweihundertfunfzig Morgen Wald besitzt und keinen Orden hat. Ist das Grund-Eigenthum nicht die Grundlage des Throns und die Quelle des Budgets? Sie fragen nach meinen Verdiensten? Meine Bäume, mein Holz sind meine Verdienste. Und was noch mehr ist, ich habe mich stets öffentlich als ein Anhänger der Regierung bekannt. Ich habe achtundzwanzig Mal nach den ministeriellen Umlauf-Schreiben meine Nummer abgegeben. Herr, was bedarf es mehr, um das Kreuz zu haben? Wenn ich darauf zu laufen wüßte, so müßte ich bereits das Commandeur-Kreuz besitzen."

Die Leute, die für ihre Privat-Interessen sprechen, sind weitschweifig; der Deputirte weiß recht wohl, daß die geringste Einwendung neue Ergießungen des Wortschwalls zur Folge haben würde; er hört daher stillschweigend zu, billigt durch Geberden und verspricht, wenn die Rede zu Ende ist, sich thätig für das Kreuz des ehrenwerthen Herrn, der sich voll Hoffnungen für sein Knopfloch entfernt, zu verwenden.

Ein neuer Landsmann erscheint jetzt, jedoch ein Mann, der nicht nach Orden, sondern nur nach Vergnügen hascht. — „Mein lieber Herr Repräsentant, wir sind zu den Festen nach Paris gekommen, und ich rechne in dieser Beziehung auf Sie, so wie Sie bei den Wahlen auf mich rechnen können. Ich habe meine Frau und meine drei Töchter hier, die sich durchaus bei den Hof-Bällen zeigen wollen. Sie wissen, daß die Frauen auf diese Belustigungen sehr versessen sind, und das ist sehr natürlich. Die armen Weiber! Sie plagen sich mit der Langeweile des Haushalts, mit der Sorge für den Herd; es ist billig, ihnen von Zeit zu Zeit einige Zerstreuung zu verschaffen. Ich habe auch meinen Sohn bei mir, Anatole, ein Kind von dreizehn Jahren, aber etwas Außerordentliches für sein Alter; er erhielt im vergangenen Jahre drei Accessit's bei dem wechselseitigen Unterricht, und ich rechne darauf, Sie in einigen Tagen besuchen zu können, um mit Ihnen wegen eines Stipendiums zu sprechen, das Sie gewiß mit großer Leichtigkeit für meinen Anatole in einem der Gymnasien von Paris erlangen werden; deshalb habe ich auch das Kind mitgebracht, einen außerordentlichen Kopf, der einmal ganz Ausgezeichnetes leisten wird. — Ich denke daran, meinen Sohn später in der Reihe der höheren Staats-Beamten zu placiren, und möchte ihm gern die vornehme Welt zeigen, wünschte also, daß er in die Einladung mit einbegriffen wäre, die Sie uns verschaffen werden. Uebrigens ist Anatole gut erzogen und kein unartiges Kind, das sich etwa über die Erfrischungen hermacht und sich auf die Präsenttrteller stürzt. Ich werde ihm im Voraus sagen, wie viel Stück Kuchen und wie viel Glas Eis er nehmen soll, und Sie werden sehen, daß er sich mit Anstand benimmt. Ich bitte Sie also um eine Familien-Einladung für den Ball im Stadthause, für den Ball der National-Garde und für den Ball in den Tuilerieen. Sie wissen, daß wir hinlänglich eingerichtet sind, um überall erscheinen zu können. Meine Frau hat ihren Karneval-Schmuck mitgebracht, ihren blauen Turban und ihr Kleid von Satin orange, dasselbe, welches sie sich zu dem letzten Ball bei dem Präfekten machen ließ. Was meine Töchter betrifft, so sind es, ich darf es mit Stolz sagen, junge Damen, die keine Gesellschaft verunzieren. Sie besitzen die Anmuth und den Anstand ihres Alters und Kleider von glattem Crêpe, welche ihnen wie ein Handschuh passen. Ich zweifle nicht daran, daß sie bemerkt werden und dem Departement Ehre machen. Und wer weiß, es nicht einige Hofleute von ihnen bezaubert werden. Man hat Herren vom Hofe Heirathen nach Neigung eingehen sehen, und meine Töchter haben Reize genug, um Eroberungen unter den höheren Ständen zu machen."

Die Einladungen zu den Hof-Festen sind schwerer zu erlangen,

*) Um diesen Witz zu verstehen, vergleiche man den Artikel „Mannigfaltiges" (Honoré de Balzac) in Nr. 77 des Magazins.

als das Kreuz der Ehrenlegion, indessen schlägt der Deputirte die so inständig begehrte Familien-Einladung nicht geradezu ab; er verspricht, die nöthigen Schritte zu thun, um diese Begünstigung zu erlangen.

Jetzt benachrichtigt man ihn, daß das Frühstück aufgesetzt ist; er geht in den Speise-Saal, und vier Bittsteller folgen ihm; zwei setzen sich sogar ohne Weiteres mit ihm zu Tische. Die Frühstücks-Stunde ist die, wo der Deputirte die an ihn eingegangenen Briefe liest. Er findet mehrere auf seiner Serviette; sie tragen den Stempel seines Departements. Er öffnet sie aufs Gerathewohl; der erste ist von dem Bibliothekar des Hauptorts und enthält Folgendes:

„Mein Herr, die Bibliothek unserer Stadt befindet sich in einem beklagenswerthen Zustande: Wir hatten einen Voltaire und einen Rousseau, welche die Missionaire defekt gemacht haben, indem sie die angeblich ketzerischen Bände verbrannten. Wir hatten eine Sammlung des Moniteur, welche unser Präfekt furchtbar verstümmelt hat, indem er die Nummern ausriß, die seine Adressen und Glückwünsche an den Kaiser, an Ludwig XVIII., an den Herzog von Wellington, an Karl X. ꝛc. enthielten. Wir hatten einige wissenschaftliche Werke, die an einige Gelehrte verliehen wurden, an unachtsame Leute, die sie verloren gehen ließen. Wir hatten eine ziemlich gute Anzahl Romane, welche die Köchin des letzten Bibliothekars zu allen Saucen benutzt hat. Unter diesen traurigen Umständen wenden wir uns an Sie, um einige von den Werken zu erhalten, auf welche das Ministerium beständig unterzeichnet und die es, wie man sagt, mit großer Freigebigkeit vertheilt."

Zwei andere allmälig geöffnete Briefe setzten den Deputirten in große Verlegenheit, der erste lautet: „Man steht im Begriff, in der Deputirten-Kammer ein Gesetz über das Salz zu erörtern. Der durch die Kommission eingereichte Entwurf ist den Interessen unseres Departements sehr vortheilhaft, wir hoffen, daß sie ihn durch eine kräftige Rede unterstützen." Der Zweite: „Man steht im Begriff, in der Deputirten-Kammer ein Gesetz über das Salz zu erörtern. Der durch die Kommission eingereichte Entwurf ist den Interessen unseres Departements sehr nachtheilig; wir hoffen, daß Sie ihn durch eine kräftige Rede bekämpfen werden."

Ein Brief liegt noch unerösnet. — „Vielleicht reißt mich dieser aus der Verlegenheit", sagte der Deputirte, aber es steht nichts von Salz in dieser letzten Epistel. Hier folgt sie:

„Woran denken Sie denn, Verehrtester? Ich erwarte eine Kiste mit Mode-Waaren, die Sie mir am sunfzehnten schicken wollten; wir haben bereits den achtzehnten, und noch hat sich nichts blicken lassen. Ich habe keine solche Gleichgültigkeit und Langsamkeit bewiesen, als es darauf ankam, Ihre Wahl zu unterstützen und Stimmen zu sammeln. Und dabei ist es noch Ihre eigene Sache, denn wenn ich einigen Einfluß in unserer Stadt habe, so verdanke ich ihn meiner Eleganz. Ich sage Ihnen weiter nichts, als daß Madame J., die, wie Sie wissen, den Kandidaten der Opposition unterstützt, mich bei der letzten Soirée des General-Einnehmers verdunkelt hat. Ihr Kreis von Bewunderern hat sich auf Unkosten des meinigen vergrößert. Sie hatte eine Taille, die ihr ein entschiedenes Uebergewicht gab, eine höchst vortheilhafte Taille, sage ich Ihnen, welche Ihnen wohl bei den nächsten Wahlen einige Stimmen entziehen könnte. Sie ist sehr kokett, und die Männer lassen sich so leicht durch den Schein verführen. Das letzte Canazou-Kleid, welches Sie mir geschickt haben, taugt nicht genug. Madame J. hat Armbänder mit Cameen. Trägt man denn jetzt Cameen? Ich habe dergleichen, die ich fassen lassen könnte. Der General giebt Montag über acht Tage einen Ball, und wenn ich nicht bis zu diesem Tage meine Kiste habe, so bin ich ein unglückliches Weib. Schreiben Sie mir, wie hoch man die leichten Ueberkleider trägt und welches die beliebteste Form der Aermel ist. Ich denke mir, daß die Gigots ganz aus der Mode sind, aber welches ist nun die richtige Mitte in Betracht der schlichten Aermel? Schreiben Sie mir, welche Blumen die geschmackvollsten für den Kopfputz sind, und besonders, welche die Frauen von meiner Haarfarbe tragen. Ich sende Ihnen eine Locke von meinem Haare für den Fall, daß Sie sich nicht genau der Schattirung erinnerten. Sie werden sechzig Franken auf der Rechnung der Wäscherin abziehen, die ganz unverschämt ist. Ich werde Ihnen die nächste Woche durch Herrn B., der Donnerstag nach Paris abreist, einen Handschuh und einen Schuh übersenden. Schicken Sie mir dann zwölf Paar Handschuhe genau nach dem Maße, und zwar sechs Paar weiße und sechs Paar bunte, vier Paar Schuhe und zwei Paar Schnürstiefeln. Ich rechne auf Ihre Pünktlichkeit, machen Sie Ihre Nachlässigkeit wieder gut und besorgen Sie meine Aufträge mit dem Eifer und der Thätigkeit eines guten Deputirten."

Nachdem er diesen liebenswürdigen Brief gelesen, weicht der Deputirte anderen Beschwerden aus, indem er sich aus seiner Wohnung rettet, um in die Sitzung der Kammer zu gehen. Aber die Bittsteller erwarten ihn auf dem Wege, sie suchen und finden ihn unter den Bäumen der Tuilerieen und auf dem Platze de la Concorde. Im Palais Bourbon geräth er endlich zwischen zwei Meinungs-Differenzen, die ihn um seine Stimme quälen. Die Doctrinaire fassen ihn rechts, der tiers-parti links, und Jeder zerrt ihn nach seiner Seite. Die Sitzung ist eröffnet, und neue Trübsale beginnen; zuerst eine Rede von Herrn N., dann eine Rede von Herrn D. Unser Deputirter ist so glücklich, einzuschlafen. Eine Anrede von Herrn M. schreckt ihn plötzlich aus dem Schlaf auf; er ist zum Mittagessen in der Stadt eingeladen. Eine Rede von F. verlängert die Sitzung ins Unbegränzte. Endlich ist er so weit frei, um zu Tische gehen zu können, aber beim Mittags-Tisch muß er seine Rolle als Deputirter wieder aufnehmen und fortsetzen. Er geht in die Oper und zeigt sich einen Augenblick in der Loge des Ministers. Augenblicklich stellen sich fünf oder sechs Leute aus seiner Provinz wie Schildwachen vor die Thür, und sobald er aus der Loge heraustritt, quälen sie ihn, sie Sr. Excellenz vorzustellen.

Für den Deputirten giebt es keinen Zufluchtsort, keinen heiligen oder unheiligen Ort, der ihn gegen die Bittsteller und Wähler seiner Provinz sichern könnte. Auch wenn er erst um Mitternacht nach Hause zurückkehrt, wird er noch irgend einen dreisten Bittsteller finden, der ihn in seinem Salon erwartet; um Mitternacht hat er eben so viel Briefe zu lesen, als am Mittag, Briefe voll Empfehlungen und Bitten, welche ihm neue Besuche für den folgenden Tag anzeigen. Während der Nacht träumt er von Wählern, Ball-Einladungen, Bibliotheken, Canezous, Salz-Gesetzen, Kreuzen der Ehrenlegion, Hänge-Brücken; die Stimme der Bittsteller summt in seinen Ohren, die Eisenbahn geht über seine Stirn, sein ganzes Departement setzt sich auf seine Brust, um ihn als Alp zu drücken. Und wenn er endlich aus diesem angstvollen Traum erwacht, so geschieht es nur — um den vorigen Tag wieder anzufangen. (Rev. Fr.)

England.

Shakespeare in China.

Nach dem New-Monthly-Magazine.

Wir würden dem Kollegium der Mandarinen großes Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, die Wunder Shakespeare's wären ihm noch nicht bekannt. Nein, Canton hat schon seinen Kommentator geliefert, und in wenigen Jahren vielleicht beugen sich die Bewohner des ganzen „Himmlischen Reichs" vor der Majestät des großen Dichters. England, das auf so vielfache Weise seine Vergötterung für den großen Landsmann gezeigt hat, das z. B. nach mehr als 200 Jahren anfängt, daran zu denken, dem geliebten Sohn dereinst ein anständiges Denkmal zu setzen, dieses England, sagen wir, muß jeder Verbreitung des Shakespearethums mit Freuden entgegenkommen, in welchem Winkel der Welt sie sich auch zeigt, besonders aber wenn es im Chinesischen Reich der Fall ist.

Kein Zeitpunkt war glücklicher für die Absendung zahlreicher Missionaire des Shakespearethums, als der jetzige, zu keiner Zeit kannten wir so viele Schauspieler entbehren, als jetzt. In London gehört das Glück Shakespeare's und guter Schauspieler, die ihn verstehen und darstellen, der Geschichte an. Wie glücklich meint's also der Zufall mit uns, daß wir gerade jetzt starke Ladungen von solchen Bühnenkünstlern beiderlei Geschlechts unseren theuren Brüdern, den Chinesen, zusenden können. Bei den Engländern ist Shakespeare so unfashionable geworden, wie ein Druide; dies zeigt sich deutlich in den rührenden Anstrengungen der Direktoren, den veralteten Dichter noch vor dem undankbaren Publikum zu erhalten. Rührend ist es anzusehen, wie die guten Leute mit edler Hartnäckigkeit in ihrer großen Absicht die Schlauheit jenes Irländers nachahmen, welcher ein falsches Geldstück dadurch an den Mann zu bringen suchte, daß er es zwischen zwei gute legte; um Shakespeare an den Mann zu bringen, spielen sie Theile aus seinen Stücken zwischen einer Oper und einem Ballet. Wahrscheinlich ist China nur noch der Ort, wo das Publikum fünf lange Akte an einem Abend aushält, da Geduld ja eine hervorstechende Tugend des Chinesischen Charakters ist.

Wenn es uns gelungen ist, durch obige Nachricht vom Zustande des Geschmacks in London die Ueberflüssigkeit Shakespeare's und seiner Darsteller zu zeigen, so wird es jetzt Zeit seyn, uns zu erklären, warum wir vom Staats-Secretair der auswärtigen Angelegenheiten verlangen, daß er gerade nach dem „Himmlischen Reiche" seine Schauspieler-Flotte senden soll. Es giebt übervortreffliche Menschenfreunde, die mit einem einzigen Satz ihr ganzes politisches Leben hindurch auskommen können, sobald man Maßregeln zur Verbesserung des Zustandes eines Volkes oder einer besonderen Klasse vorschlägt. „Das Volk ist noch nicht reif für diese Verbesserung", sagen sie und werfen sich in die Brust. Will man die Griechen vom Joche der Türken befreien, so sind sie noch nicht reif; will man die Sklaven in Amerika, die Katholiken in Irland, die Juden in England vom Joche der Nicht-Türken frei machen, so fehlt Allen die gehörige Reife. Diese fühlenden Seelen werden nun gewiß auch sagen, die Chinesen seyen noch nicht reif für den Shakespeare; für diese besonders müssen wir das Maturitäts-Zeugniß der Chinesen beibringen, das der Zufall uns in die Hände gespielt hat.

Es mag einige Monate der seyn, als wir Zeuge einer Auction von morgenländischen Seltenheiten waren. Unser Freund Peregrine, der eben von der Spitze der großen Pyramide mit drei selbst gefangenen Giraffen angekommen war, bot auf ein Gemälde. Da das Gemälde eine Scene aus Shakespeare darstellte, so fand er, wie sich von selbst versteht, in England keinen überbietenden Gegner, und so wurde er für ein Geringes der Eigenthümer eines Stückes, das als eine treffliche Probe Chinesischer Kunst und Nachahmungsfähigkeit gelten kann. Kurz, es war nichts Anderes, als eine Kopie des Boydellschen Gemäldes, Falstaff im Wäschkorb in den „lustigen Weibern von Windsor" darstellend, eine ganz treue, durch glänzenden Farbenschmuck ausgezeichnete Kopie von der Hand eines Künstlers zu Canton. Allein das Gemälde selbst ist nicht einmal für uns von solchem Werthe, wie die Beschreibung, die sich auf der Rückseite desselben angeheftet fand. Da diese Beschreibung auf Papier geschrieben war, von dem ein halbes Buch noch nicht so dick wie der Flügel eines Schmetterlings ist, so ist es kein Wunder, daß der Schatz selbst dem Auge eines Auctionators entschlüpft ist. Die Beschreibung hat wahrscheinlich in einem Journale zu Canton gestanden, und man darf annehmen, daß die darin ausgesprochenen Meinungen von allen Chinesen gehegt werden. Sie ist von dem Mandarinen Ching an den Maler Ting, der für ihn das Englische Original kopiren sollte, und lautet so:

Ching an Ting.

„Ich schicke Dir von dem Schiffe der Barbaren (Fremdlinge) ein Gemälde. Mache für Deinen Freund ein solches nach, das demselben ganz gleich ist in Gestalt, Größe und Farbe. Doch was brauche ich hierüber Worte zu verschwenden mit Ting, dessen Pinsel wahr ist, wie die Zunge des Konfuzius? Ich will geradezu Alles erzählen, was

ich von den hier abgebildeten Barbaren weiß; denn wie würde sonst selbst Ting die Gesichter der Barbaren mit voller Wahrheit malen können, wenn er die Geschichte nicht nur ihrer selbst, sondern auch ihrer Vorfahren nicht kennt?

Der männliche Barbar mit dem dicken Bauch hieß Forlstoff und ward mit der Zeit als Wundarzt Forlstoff berühmt*), weil er wahrscheinlich in der Armee des Barbaren-Königs (von welchem ich Dir ein andermal erzählen werde) ein geschickter Feldscherer war. Forlstoff's Vater war ein gewisser Shak oder Shake, Speare oder Spear; die Barbaren machen nämlich schrecklichen Streitlärm über dieses zweifelhafte e. In nichts zeigt sich die Unwissenheit der Englischen Barbaren kläglicher, als in dem Ursprunge, den sie diesem ihrem Shak geben. Nach ihrer lächerlichen Angabe soll er, gleich dem großen Brama, aus einem Ei hervorgegangen seyn am Ufer eines Stromes; in tausend Büchern nennen sie ihn deshalb den Schwan von Havenne (Avon).

Wenn Forlstoff im späten Alter das Stehlen nicht lassen konnte, so verdankt er dieses Laster seinem Vater Shak, der so lange gestohlen hat, besonders Antilopen, bis er gezwungen war, von seiner Heimath nach London, der heiligen Freistätte aller Räuber, zu fliehen.**) In London war er sehr arm, und da es dort keine Antilopen giebt, so mußte er sich mit anderen Thieren befreunden; er mußte nämlich die Pferde reicher Barbaren hüten, während diese in einem Tempel (Theater) am Strom-Ufer ihren Gottesdienst verrichteten. Damals machte er Hufeisen für die Pferde, und diese Hufeisen stehen in großer Vergötterung bei den abergläubischen Barbaren; sie bezahlen sie mit den höchsten Preisen, nageln sie auf die Schwellen der Häuser und Scheunen und glauben thörichterweise, daß dadurch weder Feuer noch anderes Uebel über die Schwelle dringen kann. So dumm sind die barbarischen Götzendiener.

Endlich wurde Shak im Tempel selbst zugelassen, und hier zeigte er sich als einen Meister der größten Kunst. Er schrieb Dinge auf Papier, die, wie man sagt, die Leute bald lachen, bald weinen machen; die Geister vom Himmel und Teufel aus den Gewässern bewegen; die das Herz der Menschen öffnen und sehen lassen, was darin ist; die bald die Krone vom Haupte eines Königs reißen, bald dem Bettler Flügel verleihen. Und all dieses soll Shak gethan haben, ohne jemals studirt zu haben. Nein, lieber Ting, er war nicht gleich Sing, welcher, obgleich ein armer Kuhhirt, doch weise geworden ist durch das Buch, welches er beständig zwischen den Hörnern seiner Kuh hatte, auf welcher er einherzog.

Der wunderthätige Shak wurde durch seine Thaten bald reich. Selbst die Barbaren-Königin lächelte ihm und warf ihm einmal gar mit glühenden Augen ihren Handschuh zu; allein Shak, sagt man, gab zum größten Aergerniß der Königin den Handschuh zurück, ohne weitere Rücksicht auf die verliebte Einladung.

Nachdem er im reiferen Alter den Zauberstab weggelegt hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und lebte da als schlichter Mensch, und, was einem hochmüthigen Mandarinen unglaublich scheinen mag, er hielt sich selbst, trotz der großen und vielen Wunderthaten, nur für einen einfachen Menschen. Er baute sich hier ein Haus und pflanzte sich einen Baum. Das Haus ist zerfallen, aber die Narren von Barbaren nahmen einzelne Steine davon, die sie im Innern ihrer Zimmer aufbewahren und, ich zittere, indem ich es niederschreibe, so heilig halten, wie wir den Altar unserer Gottheit.

Der Baum ist von einem hirnverbrannten Fakir umgehauen worden, aber die Späne desselben werden ebenfalls göttlich verehrt. Dieser Baum war ein solches Wunder, wie derjenige, welchen Deine eigenen Augen, o Ting, gesehen haben; ich meine den Baum, dessen herabgefallene Blätter, so wie sie den Boden berühren, Mäuse werden.***) Die Blätter des Baumes, welchen Shak gepflanzt, sind Menschen geworden, und an einem gewissen Tage jedes Jahres kommen sie zusammen, mit Zweigen von Maulbeerbäumen um die Häupter, in festlichen Kleidern, singen Lieder zum Lobe Shak's und trinken Wein in seinem Namen. Noch Vieles könnte ich Dir, geliebter Ting, von diesem Shak, dem Vater Forlstoff's, erzählen, wenn ich nicht jetzt zu seinem berühmtesten Sohne Forlstoff übergehen müßte.

Dieser wurde zur dritten Stunde des Morgens geboren, und bei seiner Geburt zeigte die Dicke seines Bauches und sein weißes Haar schon die künftige Größe an. Von der Geschichte seines Jugendlebens ist nur sehr wenig bekannt. Er soll früher in den Tempeln der Barbaren gesungen haben, sich durch seine zarte Stimme Bewunderer geschafft, sie aber durch Uebertreibung verloren haben. Nachher trieb er sich mit Taschenspielern umher, und dürfte man den Barbaren, welche die Lüge für kein Laster halten, glauben, so hätte Forlstoff auf seinen Kunstreisen unerhörte Wunder verübt. So kroch er einmal durch den Ring eines Alderman†) wie ein Wurm und wurde deshalb vom Könige befördert.

Nach diesen Thaten verband sich Forlstoff mit einem gewissen Prinzen, Sohne des Barbaren-Königs, und anderen Straßenräubern. Forlstoff trieb sein angeerbtes Diebeslaster so weit, daß er den Königssohn damit ansteckte. Doch war dieser so klug, eine Maske vorzunehmen, wie ein kluger Englischer Prinz immer thut. Forlstoff fiel in Ungnade bei dem Prinzen, ward von ihm zum Heere geschickt, wo er nach einem Purse (Percy) schnappen mußte, wie früher nach einer Purse (Börse) und ihn auch wirklich erlegte; die Ehre des Sieges wollte ihm freilich der Prinz entreißen.

Nach dem Kriege ging Forlstoff nach Wincer (Windsor), um mit dem Könige dort Mittag zu speisen. Hier verliebte er sich in zwei Weiber zu gleicher Zeit, wurde von ihnen in einen Wäschkorb gesteckt und ins Wasser geworfen, woraus er sich nur mit harter Noth durch Schwimmen rettete. Der arme verrathene Forlstoff wurde noch obendrein zur Strafe in ein Hornvieh verwandelt, worauf er bald in Verzweiflung und Wahnsinn stirbt.

Du wirst nun, geliebter Ting, aus den wenigen Worten nach Deiner Weisheit und Tugend das Gemälde Forlstoff's und seiner zwei Weiber vollenden."

— Wir fragen zum Schlusse den unparteiischen Leser, ob unser Ebing in seinem Kommentar zu Falstaff nicht höher als viele Kommentatoren Shakespeare's steht, und ob es unnütz wäre, wenn Lord Palmerston eine Truppe Englischer Schauspieler nach Ebing's Vaterlande schickte?

*) Im Englischen Texte steht: was known as Surgeon Forlstoff, wobei Jedermann leicht den Witz des Wortspiels Sir John mit Surgeon erkennen kann, welchen unser Engländer im Sinne hat. Der Briefsteller muß das Englische gut aussprechen, wenn er Sir mit Sur verwechseln konnte; da er aber Forlstoff statt Falstaff schrieb, so hätte er wohl noch ein bischen weiter gehen und Fulstuff lesen können, dann wäre auch der dicke Bauch bezeichnet.

**) Shakespeare soll bekanntlich wegen kleiner Jagdfrevel genöthigt gewesen seyn, seine Vaterstadt Stradford am Avon zu verlassen.

***) Siehe Navarrete's „China" in Betreff dieses Baumes.

†) S. Heinrich IV. 2ter Theil 2ter Aufz. 4te Scene.

Bibliographie.

A historical inquiry into the unchangeable character of a war in Spain. — 2½ Sh.

Snarleygow, or the dog fiend. — Roman, von Cap. Marryat. 3 Bde. 31½ Sh.

Memorials of Oxford. — 3 Bde. 38 Sh.

Impressions at home and abroad. — Von J. R. O'Flanagan. 2 Bde. 21 Sh.

The widow's offering. — Von W. Pitt Scargill. 2 Bde. 21 Sh.

Travels in Palestine and Syria. — Von E. Robinson. 2 Bde. 21 Sh.

Narrative of Captain J. Fawkner's travels in West-Africa. — 4 Sh.

The naturalist's library. Vol. XVIII. Foreign Butterflies. — 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Genealogie des Zuckers. Ein in England so eben unter dem Titel: „Unterhaltungen über Natur und Kunst"*) erschienenes Büchlein enthält unter Anderem einige interessante Notizen zur Geschichte des Zuckers. Zuerst ward der Zucker in dem Lande angebaut, das so viele Dinge und Erfindungen früher kannte, als andere Länder, nämlich in China. In Europa ahnte man noch nichts von diesem süßen Genuß, als man in China schon zweitausend Jahre lang sich daran erquickte. Die Griechen haben ihn zwar bereits gekannt, jedoch nur als etwas sehr Kostbares und Seltenes, und zwar wohl nicht vor der Zeit des Theophrast, der seiner zuerst erwähnt. Er erhielt damals, weil man ihn wahrscheinlich nur in seiner sandartigen weißen Gestalt kannte, den Namen „Indisches Salz". Die Chinesen verstanden es jedoch auch schon, ihn zu raffiniren, und Plinius erwähnt seiner als Zuckerland. Von China war er inzwischen westwärts nach Indien gewandert, doch hatte er noch nicht den Ganges überschritten. In Indien erhielt er den Namen, den er jetzt noch führt, nämlich „Zuccar" mit dem Beisatz „mamba", d. h. „Zucker des Bambus." Von den Europäischen Völkern des Mittelalters waren es die Portugiesen, die den Zucker zuerst, und zwar in den westlichen Häfen von Indien, kennen lernten. Nach orientalischer Weise erzählten die Indier jedoch Wunder und mystifizirten die Portugiesen über den Ursprung desselben, so daß in Europa mancherlei darüber gefabelt wurde und die Gelehrten sich über die Erzeugung dieses süßen Produktes die Köpfe zerbrachen. Einige berühmte Theoretiker erklärten es ganz einfach für morgenländischen Honig; hiergegen wurde jedoch eingewendet, daß sich durchaus keine Spuren von Bienen, wie in jedem anderen Honig, darin entdecken ließen; da meinten denn die Herren Theoretiker, die sich von unwissenden Praktikern nicht leicht verdrüssen lassen, daß dieser Honig ohne Bienen erzeugt werde. Andere behaupteten, es sey eine Art von Manna, der in Indien vom Himmel herabfalle. Hiergegen ließ sich denn freilich gar nichts erwiedern; im Gegentheile waren vielmehr die Weiße, Reinheit und außerordentliche Schmackhaftigkeit des merkwürdigen Produktes unwidersprechliche Beweise für diese Behauptung. Bald ging auch die Chemie an die Untersuchung des neuen Manna und erklärte es für den verdichteten Ausfluß eines Baumstammes, das sich nach Art des Harzes der Kirschbäume bilde. Eine Erklärung war, wie man sieht, immer weiser als die andere, wozu nun noch die des gemeinen Volkes kam, die wenigstens den Anstrich des Romantischen für sich hatte. Der Volksglaube hielt den Zucker nämlich für das Werk Indischer Hexen, die ihn an den Hörnern des Mondes während des ersten Viertels einsammelten. Endlich aber setzte Marco Polo die ganze Europäische Welt in Erstaunen, als er von seinen Reisen nach Venedig zurückkehrte und mit dem Zuckerrohr in der Hand das Geheimniß der Zuckergewinnung offenbarte. Inzwischen hatte sich auch die Anpflanzung des Zuckerrohrs von Indien immer mehr westwärts bis nach Arabien verbreitet, und von hier aus machte er, wie der Kaffee, die Wanderung durch alle südliche Zonen der Welt. Die Genußsucht hatte sich seiner bemächtigt, und diese ist bekanntlich eine viel umfassendere Propaganda, als jede politische und religiöse. Von Arabien kam das Zuckerrohr nach Aegypten, von Aegypten nach Sicilien, von Sicilien nach Madeira, von Madeira nach Hispaniola, Brasilien und Barbadoes, und von hier endlich nach allen Inseln des Britischen West-Indien.

*) Conversation on nature and art.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 80. Berlin, Mittwoch den 5. Juli 1837.

Frankreich.

Ein Manuskript von Napoleon.

Noch vor sechs bis acht Jahren lebte zu Paris, wo der Zufall uns mit ihm zusammenführte, ein würdiger alter Mann, Herr Deleszuille, vormals Professor der Geschichte an der Kriegs-Schule zu Brienne. Dieser Mann schrieb im Jahre 1785, indem er über die Fähigkeiten und Anlagen seiner Zöglinge berichtete, neben den Namen des jungen Napoleon Bonaparte die Worte, die seitdem kein Geschichtsschreiber anzuführen vergessen hat: „Korse von Nation und Charakter; wird es weit bringen, wenn die Umstände ihm günstig sind." — Ja wohl, Korse von Nation und Charakter! beides war der junge Napoleon damals in höherem Grade, als selbst der scharfsichtige Professor es sich träumen lassen mochte.

Das Leben und die Thaten großer Männer lassen sich aus zweien Gesichtspunkten betrachten und begreifen. Nimmt man seinen Standpunkt auf der Höhe, von wo aus man das vollendete Ganze der Geschichte und die Wege der Alles leitenden Vorsehung rückwärts schauend überblickt, so stellt sich der Charakter und das Wirken historischer Personen in einer großartigen und strengen Einheit dar; sie haben eine Sendung auf Erden, sie sind die Träger, die Darsteller eines Gedankens, der in ihrer Person seine Geltung in der Welt erkämpft. Für diesen Zweck sind sie mit wundergleicher Vorherbestimmung ausgerüstet; Kraft und Wille, innerer Trieb und äußerer Anlaß, Alles nimmt bei ihnen die gemeinschaftliche Richtung, die zur Erfüllung des weltlichen Berufes führt. Ganz anders stellt sich die Betrachtung, wenn man sich in der nächsten Nähe der auftretenden Personen hält, wenn man sie begleitet von den Anfängen bis auf die Höhe ihres Lebens und ihre Entwickelung inmitten der Umgebungen mit Aufmerksamkeit verfolgt. Vielleicht geht bei dieser Betrachtungsweise das historisch-philosophische Interesse zum Theil verloren, die Einheit der Idee scheint in einer Vielheit zufälliger Bestimmungen und Einflüsse zu verschwinden, und die Gestalt von der Erhabenheit zum Gewöhnlichen herabzusinken. Aber das psychologische Interesse gewinnt dabei unstreitig; das Bild des Helden tritt in den Hintergrund, dafür stellt sich das Bild des Menschen in schärferen und genaueren Umrissen dar.

Das Genie tritt nicht auf einmal mit dem vollen Bewußtseyn seiner Kraft und seiner Aufgabe in die Welt. Es ist in Banden der Erziehung, der Gewohnheit, des fremden und eigenen Vorurtheils befangen, aus denen es sich mühsam loszringen, die es in mancherlei unruhigen Bestrebungen abstreifen muß. Hat es sich ihrer entledigt, so ist auch dann sein Schritt noch nicht fest, seine Richtung noch nicht gefunden, und es gewährt ein eben so interessantes als lehrreiches Schauspiel, den künftigen Helden in den Schwankungen und Prüfungen seiner Jugend zu betrachten. Dann kommt die Stunde, wo der Geist seine Bahn entdeckt und, auf ihr mächtig vorwärts dringend, das Jahrhundert mit sich fortreißt. In solcher Art und Weise muß die Geschichte uns ihre großen Männer vorführen, daß wir den Helden aus dem Menschen erwachsen sehen; wo nicht, so entkleidet sie ihn der menschlichen Natur und macht ein abstraktes oder phantastisches Wesen aus ihm; sie verstößt ihn in das Reich der Dichtung, und es braucht nicht viel Zeit zu vergehen, so gehört der Held schon in das Reich der Fabel.

In der Darstellung der Geschichte Napoleon's ist man sehr oft in den hier bezeichneten Fehler verfallen; man hat seine geistige Gestalt von ihren natürlichen Fundamenten losgerissen, und lebten wir nicht so kurze Zeit nach ihm, daß seine Asche kaum Zeit gehabt, unter den Trauerweiden von St. Helena zu erkalten, wer weiß, ob es nicht schon zu dem Beweise gekommen wäre, der Kaiser Napoleon sey eine mythologische Person, das Symbol einer Idee, und habe in der Wirklichkeit niemals existirt. Wir wissen aber zum Glück, daß er der zweite Sohn des Korsischen Edelmannes Carlo Bonaparte zu Ajaccio und der Lätitia Ramolini gewesen.

Napoleon's Leben scheidet sich in zwei sehr deutlich markirte Perioden. Während der ersten beherrschten ihn die Vorurtheile seiner Familie, seines Landes, und dann erfaßte ihn die Revolution recht in der Höhe ihrer Gewalt, als sie noch von keiner Menschenhand zu bändigen war, und wäre es auch die Eisenfaust ihres künftigen Bezwingers gewesen. In der zweiten Periode wendet sich Bonaparte von den Sympathieen seiner Jünglingsjahre ab, verleugnet, was ihn früher begeisterte, stellt sich der Revolution in den Weg, verdrängt sie aus der Herrschaft und setzt sich an ihre Stelle, um ihr Werk fortzuführen. Wie stellen aber die Historiker dies dar? Bei ihnen ist der Napoleon schon in nuce fertig. Mit dem Finger auf der Lippe, als hätten sie Euch ein ganz wunderbares Geheimniß zu entdecken, führen sie Euch schon vor Beginn der Revolution abseit und weisen Euch dort in einem entlegenen Winkel, auf der Schulbank sitzend, einen Knaben, der mit dem ungemessensten Ehrgeize und mit Entwürfen einer Universal-Monarchie schwanger geht. Ein paar Jahre später wird er uns wieder vorgeführt; er freut sich mit kalter Berechnung, daß die Revolution durch Gewaltthaten sich selbst zu Grunde richtet, ungefähr wie ein habgieriger Vetter es gern sieht, wenn der Verwandte, dessen Universal-Erbe er ist, seine Lebenskraft in Ausschweifungen vergeudet. So lebt Bonaparte auf der Lauer; er schleicht hinter der Revolution her, Tritt auf Tritt, und paßt nur den Augenblick ab, um über sie herzufallen, wie der Jäger über ein ermüdetes Wild. Er fängt das Raubthier ein, er macht es sich gehorsam und führt es dann zum Kampfe gegen die Könige Europa's. Ein so geschilderter Napoleon ist nicht der wahre; er ist eine Romanen-Figur, keine historische. Im Anfange seiner Laufbahn, ehe sein Genie und sein Ruhm ihn hoch über Alle emporgehoben, war Napoleon nicht mehr und nicht weniger, als ein junger Offizier voll Talent und Ehrgeiz, aber noch mit sich selbst nicht eins, noch keiner großen Pläne fürs Leben mächtig, unkundig seines Ziels und seines Weges.

Die Vergangenheit mit den von ihr erschaffenen Zuständen und Gewohnheiten beherrscht das Leben des Menschen in seinen ersten Jahren, und diese Herrschaft ist so durchgängig und gleichmäßig, und in ihrer Wirksamkeit so still und dem Bewußtseyn entzogen, daß selbst das Genie sie nur mit Mühe überwindet. Ehe Napoleon's Gedanken sich Frankreich zuwendeten, hingen sie mit aller jugendlichen Wärme und Lebendigkeit an der Insel Korsika. Ein uns bekannter hoher Offizier war ein Jahr lang in der Kriegsschule zu Brienne Napoleon's Kamerad gewesen. Sie saßen Beide nicht weit von einander, jeder am Ende einer langen Tafel, der junge Franzose hüben, der junge Korse drüben. Das ganze Jahr verging, ohne daß die Beiden ein einziges Wort mit einander gewechselt hätten. Eines Tages bemerkt der Franzose in den Händen seines sonderbar aussehenden Mitschülers ein kleines bleiernes Herz, worauf mit einer Nadelspitze Schriftzüge eingegraben waren. Neugierig nahm er die Gelegenheit wahr, das Ding näher zu betrachten; die Worte lauteten: „Genua und Frankreich sollen nimmer vereint." Das hatte Napoleon geschrieben, derselbe Napoleon, der nachher in seinem Ruhme Eins mit dem Französischen Volke geworden ist.

Auf seinen einsamen Spaziergängen, in der Umgegend von Brienne, hat der junge Bonaparte gewiß an Korsika und Paoli gedacht, wie er später an Alexander und Cäsar dachte. Paoli war der Held, das Ideal seiner Kindheit und seines Jünglingsalters. Sein Vater, Carlo Bonaparte, war als Freund und Waffenbruder nicht von Paoli's Seite gewichen, bis der Tag von Pontenuovo der Sache der Korsischen Independenten ein Ende machte. Die Mutter, Lätitia, trennte sich nicht von dem Gemahl, theilte die Mühen des ruhmvollen Freiheitskrieges, zog mit den Kämpfenden über Berg und Thal, während sie den zweiten Sohn unter dem Herzen trug. So war denn Napoleon Bonaparte gewissermaßen ein geborner Streiter für die Sache Paoli's. Die an Abenteuern reiche Jugend dieses berühmten Landsmannes, die Liebe zum Vaterlande, der kühne Kampf gegen Genua und dessen mächtige Verbündete, diese Thaten und Eigenschaften, wodurch Paoli ein großer Mann im Sinne und in der Weise der alten Griechen und Römer ist, machten auf das jugendliche Gemüth Napoleon's einen tiefen Eindruck und gaben seinem kaum erwachenden Ehrgeize die erste Richtung.

Als der junge Bonaparte Korsika verließ und nach Frankreich ging, war jene Insel noch durchschüttert von den jüngsten Bewegungen, und der kaum beendete Kampf um die Freiheit gährte noch in den Gemüthern fort. Paoli, der Verbannte, hatte in England Zuflucht gefunden. Alle Briefe, die Napoleon von Verwandten und Freunden aus Korsika empfing, waren voll von Paoli's Namen; er selbst schrieb an den Verbannten nach England. So stand er in der Mitte zwischen Frankreich und dem alten Vaterlande, und wenn er in dieser Zeit von der Prophezeiung des Professors in Betreff seiner Kunde gehabt, so hat er sich gewiß innerlich zugeschworen, sie für sein geliebtes Korsika zu erfüllen. (Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Miß Martineau in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Mit gerechter Entrüstung spricht Miß Martineau von der aufrührerischen Zügellosigkeit, von den tumultuarischen, gewaltthätigen Auf-

treten, die sich immer häufiger auf dem Lande und in den Städten Amerika's ereignen, und die nicht immer bloß von der niedrigsten Klasse der Bevölkerung ausgehen. Nicht selten fallen dabei die scheußlichsten Verbrechen vor, aber die Missethäter gehen frei und ungestraft aus, sie spotten des Gesetzes, sie bieten ihm Trotz; nur über Sklaven hat es noch Gewalt. „Durch die Ereignisse der letzten Jahre ist es weltkundig geworden, wie schlecht es an vielen Orten in Amerika, und namentlich im Süden, um die bürgerliche Moral, um die Achtung vor dem Gesetz, vor den Geboten der Religion und Menschlichkeit beschaffen ist. Der Aufruhr zu New-York und Boston wegen der Abolitionsfrage, die Verbrennung des Nonnen-Klosters zu Charleston, der Aufruhr gegen die Bank zu Baltimore; dann abermals zu Charleston die Einäscherung der Post-Anstalt, weil die Post die Flugschriften der Abolitionisten beförderte; ferner die unzähligen Vollstreckungen des schrecklichen „Lynch-Gesetzes", die Aufknüpfung der Missionaire zu Vicksburg, die Verbrennung der Farbigen zu Saint-Louis und die Mißhandlung der Studirenden des dortigen Marion College; dann die wiederholten Aufruhr-Scenen zu Cincinnati wegen der Abolition — welche Reihe von entsetzlichen Auftritten und wilden Missethaten! Und wenn wir fragen, wer sind denn die, welche dergleichen verüben? Wer hat das grüne Reisig zugetragen und es zum Scheiterhaufen um das menschliche Brandopfer aufgeschichtet? Wer hat den Galgen für zwölf, für zwanzig seiner schuldlosen Mitbürger aufgebaut und das Henkerwerk an ihnen verrichtet? Wer hat die Axt angelegt, wer hat den Feuerbrand geschleudert? Wer hat die armen Nonnen um Mitternacht in Todesangst aus ihren Zellen gejagt, daß sie kaum ihr nacktes Leben aus den Flammen retteten? Wer waren die Ungeheuer, die mordsüchtigen Wilden, die rohen Unmenschen, ohne Bildung und Gefühl, ohne Einsicht und Mitleid?" Die Antwort lautet trostlos genug. Es waren Männer vom achtbarsten Stande, hochfahrende Republikaner, Gentlemen, der wohlerzogene, der angesehene Theil der Bevölkerung. Was darf man da erst dem niederen Volke, dem Pöbel zutrauen? Welchem Schicksale geht eine Gesellschaft entgegen, die solche Gräuel am Tage ungestraft üben läßt, ja sie selbst verübt? Kann Asiatischer Despotismus ärger wüthen, als diese anarchische Volkswillkür?

Der Despotismus ist eben auch in Republiken zu Hause: er geht von unten nach oben. Sich der Majorität widersetzen, Meinungen aussprechen, die ihr nicht gefallen, Maßregeln vertheidigen, wogegen sie eingenommen ist — das darf man, allerdings, wenn man bereit ist, sein Leben darum zu wagen. Die Herrschaft dieser Majorität — nicht der großen des ganzen Staaten-Vereins, sondern des Volkswillens in jedem der Theil-Staaten, und namentlich in den südlichen — wird mit Strick und Dolch gepredigt. Die Beförderer der Sklaven-Emancipation sind für vogelfrei erklärt; oft verfallen sie der expeditiven Volks-Justiz, noch öfter werden sie meuchlings umgebracht. Die Sklavenfrage ist das feuerfangende Kapitel, das noli me tangere; ein Wort darüber öffentlich zu äußern, gilt für die höchste Verwegenheit. Mitglieder des Kongresses, welche sich über den Gegenstand nicht mit der gebörigen, d. h. nicht mit der äußersten Vorsicht ausgesprochen, sind von gedungenen Mördern mit Dolchstichen verfolgt worden. Der würdige und beredte Geistliche Dr. Channing hat ein Buch von der Verderblichkeit der Sklaverei geschrieben; aber dieser Philanthrop lebt im Staate New-York, dessen Bevölkerung bei der Sklavenfrage nicht unmittelbar interessirt ist; es ist ihm jedoch öffentlich angedroht worden, wenn er sich je in Süd-Carolina oder einem anderen Sklaven-Staate sehen ließe, sollten zwanzigtausend bewaffnete Begleiter nicht im Stande seyn, ihn vor der Rache der Sklaven-Eigenthümer zu schützen.

Ein anderer in einer Republik doppelt empörender Mißbrauch ist die Behandlung, welche überall in den Vereinigten Staaten, auch im Norden, den Farbigen widerfährt. Unter Farbigen sind aber nicht bloß freigelassene Neger zu verstehen, sondern auch alle Personen, die von irgend einer Seite her von schwarzen Aeltern abstammen, wenn auch weder sie selbst, noch ihre Vorfahren jemals Sklaven gewesen sind. Sie mögen reich, gebildet, rechtschaffen, von Charakter achtungswerth seyn, sie müssen sich die schmählichste Verachtung und Demüthigung gefallen lassen. Sie sind ausgeschlossen von den Schulen, von jedem höheren Stand und Beruf, von allen Munizipal-Aemtern, von allen wissenschaftlichen und literarischen Vereinen; sie dürfen mit Weißen nicht zusammen an einem Tisch essen, ja nicht zusammen zu Gott beten. In den Kirchen sind die Farbigen auf eine besondere Gallerie verwiesen, die oft noch durch einen Vorhang von dem übrigen Raume geschieden ist, als wäre ihr Anblick, ihr Athem verunreinigend für die übermüthigen Unterdrücker. Sie gelten nicht als volle Bürger des Staates; man hat Richter von ihrem Sitze herab erklären hören, daß das Gesetz ihnen diese Eigenschaft nicht zuerkenne. Miß Martineau ist immer sehr streng in ihren Verdammungs-Urtheilen über die Aristokratie in Europa; die Anmaßungen einer bevorrechteten Minderzahl in den alten Monarchieen scheinen ihr unerträglich. Wir vermuthen, das Innere der christlichen Kirchen in England und auf dem Europäischen Kontinent ist für Miß Martineau eine terra incognita, aber käme sie einmal hinein, so würde sie den Neger neben dem weißen Mann, den stolzesten Pair des Königreichs neben dem niedrigsten Bauer sitzen sehen. Alle vereint in der Andacht zum höchsten Wesen.

Die Grausamkeit des Herrn gegen die Sklaven übersteigt oft alle Vorstellung. Sie sind sein Eigenthum, er kann mit ihnen schalten, wie ihm beliebt, sie verstümmeln, sie zu Tode quälen. Aber alle diese Abscheulichkeiten verschwinden gegen die eine und größte, daß der Herr seinen Sklavinnen beiwohnt und die Kinder, die ihm aus solcher Kebsweiberschaft geboren werden, als Sklaven weiter verkauft. Die Mädchen namentlich, die aus einer solchen Verbindung entspringen und Quadroons (Quarteroones) genannt werden, sind oft von großer Schönheit, besonders wenn die Mutter eine helle Farbige gewesen ist; ihr Schicksal ist das traurigste, ihre Bestimmung, für die sie oft absichtlich erzogen werden, die Prostitution; sie werden, wie ihre Mütter, die Maitressen oder Kebsweiber der Weißen. „Man erzieht diese Mädchen äußerlich aufs sorgfältigste und eleganteste, und wenn sie erwachsen sind, geben sie an Schönheit, Anmuth und Bildung denen vom reinsten Europäischen Blute nichts nach. Jeder junge Mann unter den Weißen hat denn in der Regel ein solches Mädchen zur Geliebten; er etablirt sie, wie man sich ausdrückt, in einem der kleinen freundlichen Land- und Gartenhäuser, deren man unzählige dicht an den Thoren jeder einigermaßen bedeutenden Stadt des Südens gewahrt. Es finden sich Beispiele, daß eine solche Verbindung für das ganze Leben dauert; in der Regel aber währt sie nur etliche Jahre, so lange nämlich, bis der „Gentleman" eine Ebenbürtige, eine Weiße heirathet. Die arme verlassene Quarteronne wird von ihrem Geschick gewöhnlich durch einen Brief ihres „Partner" in Kenntniß gesetzt, worin er ihr anzeigt, daß sie das Haus nebst allem Zubehör als ihr Eigenthum betrachten könne, manchmal erst durch die Vermählungs-Anzeige in der Zeitung. Selten hört man, daß eine dieser Unglücklichen sich einem zweiten Manne anschließt; viele bringen sich aus Schmerz ums Leben, viele sterben jung am gebrochenen Herzen. Mancher Gentleman läßt das frühere Verhältniß auch nach der Verheirathung fortbestehen, wenn es nämlich unbemerkt geschehen kann. Jedes Quarteronnen-Mädchen lebt der eitlen Hoffnung, ihr Geliebter werde eine Ausnahme machen und sie nicht verlassen; jede Weiße schmeichelt sich mit dem Wahne, ihr Verlobter oder Ehemann sey der Verführung und Untreue fremd geblieben.

Diese unehelichen Verbindungen sind bei den Pflanzern in den südlichen Unionsstaaten so häufig, man ist so daran gewöhnt, daß man sie ganz in der Ordnung findet. Die Unsitte ist zur Sitte geworden. So berichtet mindestens die Verfasserin mit der Versicherung, sie habe dies aus dem Munde der achtungswürdigsten und erfahrensten Frauen und Mütter, in deren Zeugniß und Einsicht sie nicht den mindesten Zweifel setzen könne. Die Gattin eines Pflanzers, eine rechtschaffene Frau, der aber die Untreue ihres Gatten vielen und gerechten Anlaß zur Klage gab, äußerte sich gegen Miß Martineau: „Glauben Sie mir, des Pflanzers Ehebett ist nur die erste Sklavin im Harem." — Schon Madison fand sich zu der Bemerkung veranlaßt, die Unsittlichkeit habe in den Virginischen Pflanzer-Distrikten eine wahrhaft erschreckende Höhe erreicht; es sey dort nichts Ungewöhnliches, daß junge Sklavinnen im funfzehnten Jahre Mütter würden. Auch ist die Zahl der aus solchem Konkubinat entsprossenen Kinder so groß, daß, wenn man ihnen gleiche Rechte mit den ehelichen Kindern der Weißen einräumte, die Letzteren in der Menge ganz verschwinden würden. „Aus diesem Grunde ist es dem Vater durchaus verboten, die Kinder einer farbigen Mutter für frei zu erklären, aber verkaufen darf er sie, wenn er will." Das Gesetz ist ein schamloses, barbarisches, aber die Gesinnung der weißen Väter gegen ihre Mulattenkinder ist in der Regel nicht besser. Es kommt fast gar nicht vor, daß der Vater auch nur wünscht, sie zu emanzipiren. Wo das Band der ehelichen Treue und Zucht so gelöst ist, da gedeiht auch keine Zärtlichkeit, da macht die Rohheit sich ohne Scheu geltend.

„Eine Dame aus dem Süden", — wir lassen Miß Martineau reden — „die für eine der feinsinnigsten und gebildetsten gilt und auch in ihrem sittlichen Charakter des besten Rufes genießt, erzählte in einer Gesellschaft zu Boston, wo Bekannte von mir zugegen waren, folgende Geschichte. Sie habe eine junge sehr schöne Mulattin im Hause erhalten (als Sklavin nämlich) und sey dem Mädchen sehr gut gewesen. Ein junger Mann habe eine Zeitlang als Gast im Hause gewohnt und sich in das Mädchen verliebt. „„Das arme Kind"", sagte sie, „kam zu mir und bat mich um Schutz gegen seine gewaltsame Bewerbung, den ich ihr auch gewährte. Der junge Mann reiste weg, kam dann nach etlichen Wochen wieder und beschwor mich, ihm das Mädchen zu lassen; er liebe sie über die Maßen und könne ohne sie nicht leben. Es that mir leid, mich von dem Kinde zu trennen, aber auch der junge Mann ging mir nahe; kurz, ich war gutherzig genug, sie ihm für 1500 Dollar zu überlassen."" Die Dame erzählte dies ohne alles Arg als die natürlichste Sache von der Welt, und als einen Beweis von ihrer Gutmüthigkeit; daß etwas Auffallendes, etwas moralisch Bedenkliches dabei sey, davon hatte sie nicht die geringste Ahnung." — Wir denken, diese Anekdote erspart uns jeden weiteren Kommentar über die Sittlichkeit des Südens der Vereinigten Staaten. Eine tugendhafte Frau thut den Lüsten eines jungen Mannes Vorschub! sie hat das Mädchen lieb, hat es in Schutz genommen und giebt es ihm hin für Geld! und meint am Ende noch, ein gutes und freundliches Werk verrichtet zu haben, dessen sie sich rühmen darf! Nach solchem Maßstabe, was heißt da noch Verworfenheit?

Wir heben noch eine Geschichte aus, eben so herzzerreißend als empörend. „Vor vielen Jahren zog ein Mann aus Newhampshire nach Louisiana und wurde Pflanzer. Er fing es an wie gewöhnlich, d. h. mit geborgtem Gelde, wofür er hohe Zinsen zahlte, und das er von einem Jahr zum anderen allmälig abtrug mit dem Erlöse seines Zuckers und seiner Baumwolle. Auch nahm er, nach Landesgewohnheit, eine Quarterone zum Weibe; dem Gesetze nach konnte sie freilich nur seine Konkubine heißen, da zwischen Weißen und Farbigen dort keine Ehe gilt; in jeder anderen Rücksicht der Natur, der Vernunft und Moral aber war diese Person, die er in sein Haus nahm, mit der er lebte und Kinder zeugte, sein rechtmäßiges Weib. Sie war wohlerzogen, liebreich und brav, auch in der Farbe kaum noch von einer Weißen zu unterscheiden. Die Beiden lebten zwanzig Jahre glücklich mit einander. Sie war keine Freie: ihre Großmutter war eine Sklavin gewesen, und weder an ihrer Mutter noch an ihr selbst war je die Freilassung in gültiger Form vollzogen worden. Besorgt um das Schicksal ihrer Kinder, machte sie ihren Mann wiederholt auf die Nothwendigkeit aufmerksam, deren Freiheit zu sichern; er versprach, dafür zu sorgen, vergaß es aber, oder schob es von einer Zeit zur anderen auf, bis endlich der Tod kurz nach einander Beide ereilte. Es blieben drei Töchter von

achtzehn, siebenzehn und funfzehn Jahren, alle drei von ungewöhnlicher Schönheit, und auch das schärfste Auge hätte keine Spur von Mulattenfarbe an ihnen wahrgenommen. Der Bruder des Vaters machte die Reise von Newhampshire nach Louisiana, um den Nachlaß in Ordnung zu bringen; man glaubte nämlich allgemein, der Vater der Mädchen sey als ein reicher Mann gestorben. Der Oheim fand an seinen Nichten so großes Gefallen, daß er ihnen versprach, sie mit zurück nach Newhampshire zu nehmen und sie dort in die Gesellschaft der Weißen einzuführen, worauf sie durch ihre Anmuth und Bildung Aufsehen machen konnten. Mittlerweile stellte es sich heraus, daß die Passiva des Verstorbenen seine Aktiva überstiegen, zwar unbedeutend — doch mußte ein Inventarium der Immobilien und Mobilien aufgenommen werden, die man zu Händen der Gläubiger überlassen sollte. Der Bruder des Verstorbenen, als Verweser des Nachlasses, setzt das Inventarium auf; mehrere Kreditoren beschweren sich, es sey nicht vollständig. Er betheuert, nichts verhehlt zu haben; man straft ihn Lügen. Die Zahl der Sklaven ist zu gering angegeben, die drei Mädchen sind nicht mit aufgeführt. Der Oheim steht starr vor Entsetzen; erst kann er nicht begreifen, daß es mit der Zumuthung Ernst ist; dann bittet er um Bedenkfrist. Er wendet sich an die Einzelnen, er verschwendet Bitten, Vorstellungen an jeden besonders: kein Erbarmen; die Mädchen sind ein coulanter Artikel, vom ersten Preis, das Beste an der ganzen Verlassenschaft, dürfen nicht herausgezogen werden. Der unglückliche Oheim, obwohl er selbst sechs Kinder und kein großes Vermögen hat, bietet all seine Habe, um seine Nichten auszulösen: das sey bei weitem mehr, als die Kinder jemals auf dem Markte einbringen und mit ihrer Arbeit in Haus und Feld abverdienen könnten. Dies wird ausgeschlagen, mit herzlosem Hohn: die Mädchen würden schon auf andere Weise mehr einbringen, als mit Haus- und Feldarbeit. Der Unglückliche kämpft in seiner Verzweiflung mit dem Entschluß, ob es nicht besser sey, die armen Kinder umzubringen, als sie einem solchen Schicksale preiszugeben. Er deutet ihnen an, was ihrer wartet. Da sah er einen Schmerz, da vernahm er einen Jammer, wie ihn keine Rede schildern kann, wie er im Menschenleben seines gleichen nicht hat. Die Mädchen aßen nicht, schliefen nicht, ließen sich Tag und Nacht nicht aus den Armen, bis man sie abholte nach Neu-Orleans zum Sklavenmarkt. Da wurden sie verkauft, jede einzeln, zu hohen Preisen, zu schmählicher Bestimmung; Niemand weiß, was seitdem aus ihnen geworden ist. Auf Erden sind sie verloren; am Tage der Vergeltung werden sie im Lichte der göttlichen Gnade sich wiederfinden."

Aber auch abgesehen von dieser entsetzlichen Entmenschung, die eine Folge des Sklavenwesens ist, erscheint der Zustand der Gesellschaft in Amerika in keinem erfreulichen Lichte. Gesetzlose Wildheit, gewaltthätige und blutdürstige Rachsucht greifen täglich weiter um sich. „Der Mann, in dessen Hause ich zu *** wohnte", erzählt die Verfasserin, „bewies in dem Umgang mit seiner Familie und mit Fremden, wie auch in der Behandlung seiner Sklaven, die größte Freundlichkeit und Gutherzigkeit. Doch hatte er vor zwei Jahren, im Lesezimmer des städtischen Klubs, von feindlicher Hand hinterrücks einen Dolchstoß erhalten; die Sache ging so hin; eine Untersuchung einzuleiten, ließ sich Niemand einfallen. In einer anderen Stadt trug mein Wirth, gerade zur Zeit meines Aufenthaltes, vierzehn Tage hindurch beständig geladene Pistolen bei sich; er hatte nämlich vor einiger Zeit die gesetzwidrigen Umtriebe und Schliche gewisser Leute bei der Obrigkeit denuncirt; die mit der Untersuchung beauftragte Gerichtsperson war unterwegens überfallen worden und hatte sich nur mit Mühe gerettet, während man den Wagen des Richters zu Stücken schlug und ins Wasser warf; meinem Wirthe wurde wochenlang aufgelauert. Eines Nachmittags wurde aus der Gesellschaft, in der ich mich befand, eine Gerichtsperson weggeholt, um die Aussage eines sterbenden Mannes zu Protokoll zu nehmen, welcher, mit Weib und Kind am Wege unter den Bäumen sitzend, von drei Männern, die hinter den Bäumen versteckt lagen, mit drei Kugeln in den Rücken geschossen worden war. Alle Augenblicke hört man erzählen, daß Jemand einem mörderischen Anfall erlegen oder entkommen ist. Ich sprach eine Dame aus Montgomery in Virginien, die mir versicherte, seit vier Jahren, in welcher Zeit sie dort wohne, sey beinahe kein Tag vergangen ohne Duell oder Mordanfall."

Was Miß Martineau in sehr glimpflicher Weise bei den Amerikanern als „falsches und übertrieben reizbares Ehrgefühl" bezeichnet, dürfte in den Augen unserer Leser einen schlimmeren Namen verdienen, wenn sie nach so abschreckenden Beispielen urtheilen, wie das folgende. Miß Martineau traf auf dem Dampfboot, das den Mississippi hinauffuhr, mit einem Passagier zusammen. „Er war aus einer höchst angesehenen Familie in Kentucky, hatte sich verheirathet und zu Natchez im Staate Mississippi niedergelassen. Dort hatte ein Pflanzer sein Weib verführt; er hatte den Verführer erschossen und war nach Texas entflohen. Die Frau raffte alle ihre Habe zusammen und zog ihrem Ehemanne nach; unterhalb Neu-Orleans erlitt sie Schiffbruch, verlor Alles, was sie hatte, wurde von mitleidigen Personen mit Mitteln zur Weiterreise versehen, starb aber an der Cholera. Ihr Mann kam von Texas zurück und ließ sich in einem ganz entlegenen Winkel des Staates Missouri nieder, um als Rechts-Anwalt zu praktiziren; aber er merkte, daß auch hier die Verwandten des Erschossenen ihm nachstellen ließen. Eines Tages tritt ihn plötzlich ein mit einem weiten Mantel vermummter Fremder an, schießt ihm zwei Kugeln in die Seite und stößt ihm ein Aufsatz-Messer in den Leib. Der Angefallene wehrt sich mit Verzweiflung, bis Hülfe kommt; der Mörder entflieht; jener genas langsam von seinen Wunden, allein sein rechter Arm ist für lange Zeit unbrauchbar und er muß seine Rache verschieben. Er erfährt aus sicherer Quelle, daß der Mörder nach Texas entflohen sey; nach Jahr und Tag sucht er ihn dort auf. Eines Abends trifft er ihn; der Feind ist zu Pferde und führt eine doppelläufige Flinte. Beide erkennen einander auf den ersten Blick; der Reiter legt die Flinte an, aber ehe der Schuß fällt, stürzt er schon, von der Kugel des Verfolgers tödtlich getroffen, aus dem Sattel. So theilte er das Schicksal des Bruders, den er hatte rächen wollen. Der Kentuckier war in Folge dessen, als ich ihn traf, zum zweiten Male auf der Flucht stromaufwärts begriffen und vollkommen darauf gefaßt, daß die Verwandten der beiden erschossenen Brüder ihm auf den Tod nachstellen würden. Es befanden sich einige Gentlemen auf dem Schiff, die ihm riethen, sich in Natchez freiwillig vor Gericht zu stellen; er werde mit geringer oder gar keiner Strafe davonkommen und sich dann überall unter Menschen wieder niederlassen dürfen. Er aber traute nicht und erklärte sich entschlossen, sich zu einer Pelzhandels-Compagnie im entlegensten Nordwesten zu begeben und, wenn es ihm auch damit nicht glücke, unter die Wilden zu gehen und vielleicht der Anführer einer Indianer-Horde zu werden."

So weit Miß Martineau. Was wir aus ihrem Buche ausgezogen haben, ist nicht der hundertste Theil dessen, was sie eben so lehrreich als abschreckend schildert. Um ihrer Aufrichtigkeit willen verdient sie unseren besten Dank; aber wie will sie noch ferner ihre Vorliebe für Amerika rechtfertigen?

Afrika.

Franzosen und Araber in Algier.

Die in Afrika angesessenen Europäer machen den Arabern oft den Vorwurf, daß sie keinen Enthusiasmus für das Schöne besitzen. „Man enthülle ihren Augen", heißt es, „alle Wunder unserer Civilisation; sie betrachten dieselben so ruhig, wie etwas Alltägliches." Allerdings ist es auch gegründet, daß die Araber für den Europäischen Luxus nur wenig Sinn haben; aber können wir sie deshalb tadeln? Ohne Zweifel sind sie gleicher Begeisterung fähig wie wir, allein ihre Begeisterung fließt aus anderen Quellen.

Unsere beständige Unruhe hat sogar unseren Freuden und Ergötzlichkeiten ihren Stempel aufgedrückt. Wir lieben nur geräuschvolle und an Abwechselung reiche Feste; wenn die Freude uns nicht ermüdet, wenn wir die verzehrende Lebhaftigkeit unseres Geistes nicht in Lärm und buntem Durcheinander gleichsam ersticken können, so fühlen wir bald Langeweile und Traurigkeit. Der Araber dagegen bleibt seiner angestammten Würde und patriarchalischen Einfalt selbst in seinen Genüssen treu. Für uns ist die Natur eine Sklavin, die wir, um unseres Vergnügens willen, immer ärger plagen und strapaziren; der Araber ehrt sie als das Werk Gottes, dem man keine Gewalt anthun dürfe. Während wir Alles, was uns umgiebt, in tausendfacher Weise umgestalten, je nachdem es unseren Grillen zusagt, lassen die Araber jedes Ding in seiner ursprünglichen Einfalt; die Kunst ist nicht in ihren Händen zur gottlosen Nebenbuhlerin der Natur geworden.

Wollen wir nun die Araber darum gefühllos und barbarisch nennen, weil ihre Fröhlichkeit anderen Impulsen folgt, als die unsrige, so könnten sie vielleicht berechtigt seyn, uns diese Vorwürfe zurückzugeben. Was mußten sie von uns denken, als wir die Denkmäler, welche seit langer Zeit Gegenstände ihrer Bewunderung waren, mit roher Hand zerstörten und ihre ganze Art, zu seyn, in Französische Formen gießen wollten?

Dem Gefühl des Staunens, welches unser tollkühnes Selbstvertrauen in den Gemüthern der Eingebornen weckte, folgte bald Geringschätzung. „Es steht im Koran geschrieben", so sagten sie, „„Du sollst nie Morgen sagen, ohne hinzuzufügen, so Gott will, denn Gott allein ist Herr über die Zeit."" Aber die Franzosen zweifeln nie an ihrer Macht; sie sprechen und handeln nur, wie es ihnen gut dünkt, daher ist Alles, was sie thun, ohne Bestand und Wirksamkeit!"

Man hat in Algier die Liebe für Französische Sitten und Gewohnheiten wirklich gar zu weit getrieben; dies beweist die erste Aufführung von Robert der Teufel, der ich kürzlich beigewohnt. Jedermann weiß, daß es in Algier ein Theater giebt, seitdem das allzu berühmte Melodrama Robert Macaire dort aufgeführt werden. Die Wahl eines so unmoralischen Stückes hat Manchen, der Frankreichs guten Ruf im Auslande unbefleckt wissen möchte, mit Betrübniß erfüllt; das Uebel war jedoch nicht so groß, als man denken sollte, da die Eingebornen sich hüten, ins Theater zu gehen. Wie sehr muß es aber unseren guten Geschmack kompromittiren, wenn dieselben Schauspieler, deren Gesicht noch schwarz ist von den Schnurrbärten, die sie im Melodrama trugen, mit ihrer heiseren ungeschlachten Stimme und ihrem fast unedlen Geberdenspiel gar an Opern sich wagen dürfen und Meyerbeer's Robert der Teufel geben!

Man denke sich eine Bühne von zwölf Quadratfuß, ein pappenes Schloß von drei Fuß Höhe, ein Zelt aus grober Leinwand, einen Tisch, mit einem schmutzigen Stück Indienne gedeckt, und plumpe hölzerne Schemel — dies ist die erste Decoration! Sechs armselige Tagelöhner, auf die grotteskeste Weise herausgeputzt, stellten die edlen Ritter von Sicilien vor. Der arme König, den sein Purpur geniirte, hätte für sein Leben gern sich niedergesetzt und achtete nicht auf die Winke, mit denen seine Hofleute ihn an die Würde seiner Rolle erinnerten. Vergebens wollten mehrere Individuen, aus heiligem Eifer für die Kunst, einem so groben Vandalismus ein Ende machen; die Masse der Zuschauer wurde darüber ungehalten, und das Stück mußte vom Anfang bis zum Ende gespielt werden. Und solche elende Stümperei nennt man Europäische Civilisation, nennt der Moniteur algérien in seiner offiziellen Sprache ein löbliches Unternehmen, das man ermuthigen solle! Ich gestehe, daß ich jenen Abend lieber im Feldlager der Araber zugebracht hätte, der sogenannten Barbaren, die wir auf die eben beschriebene Weise in das Heiligthum der Europäischen Kunst einzuführen bemüht sind.

Die Eingebornen werden durch Schauspiele solcher Art nicht angelockt; sie können etwas Schöneres und dabei Natürlicheres sehen, ohne vier Stunden lang in einem engen Raume verweilen und eine Sprache

hören zu müssen, die ihnen unverständlich ist. Jedes Haus in Algier hat eine Terrasse mit der Aussicht auf das Meer und einen Theil der Felder: welche Theater-Decoration könnte ein so prächtiges Panorama wiedergeben, wie das, welches sich dem Algierer an einem schönen Sommer-Morgen von seiner Terrasse darbietet? Vor sich hat man das unendliche Meer, in welchem der letzte Tagesschimmer langsam erlischt; die weißen Segel der Fischer drängen dem Hafen zu, während die großen Schiffe von fern klüglich in der hohen See sich halten, um den Gefahren der Küste auszuweichen. Rechts öffnet sich zwischen zwei Vorgebirgen eine geräumige Bucht; die großen dichten Gebölze am Rande dieser Bucht werden immer düsterer, und bald ist das Kap Matafu in Dunkel gehüllt; aber bald funkeln auch die goldenen Sterne am Firmamente; jede Constellation nimmt die Stelle ein, die Gott ihr angewiesen, und harrt des Mondes, der mit seinem sanften Lichte den Reigen anführt. Eine feierliche Stille waltet über der Landschaft; die Geister der Nacht schweben auf den Fittigen des Abendwindes durch die Luft, und der Mensch, dessen ganze Seele in dieser üppigen und wohlthätigen Natur sich löst, schwärmt frei und fesselos im Lande seliger Träume. Hier haucht die glühende Phantasie des Arabers jedem Wesen eine Seele ein; sie läßt Feen und Genien durch die Himmelsräume ziehen; ein fallender Stern ist ein Liebender, der seiner Geliebten nacheilt, oder eine Perle, die von dem Diadem einer in Liebesrausch versunkenen Fee sich ablöst; die Milchstraße ist der Weg, den ein seliges Brautpaar wandelt; der Mond eine Sultanin, von ihren Odalisken umgeben, die, goldene Schleier webend und Hymnen singend, dem wiederkehrenden Gemahl entgegenharrt.

Aber nicht jede Seele fühlt sich hingezogen zu mystischem Gespräche mit den Sternen; nicht jeder irdische Geist schwingt sich auf den Rauchwolken des Tschibuk zum Himmel empor. Nach einem abendlichen Spaziergang in den malerischen Umgebungen wünschest Du vielleicht ein belebteres Vergnügen: nun, so besuche die Mauritschen Kaffeehäuser; laß Arabische Musiker zu Dir kommen; findest Du nicht immer Harmonie und Melodie in den Tönen, so hat wenigstens das Neue und Fremdartige großen Reiz für Dich.

Das Theater selbst könnte in den langen Winterabenden ein recht angenehmer Ort werden, wenn man Frankreichs Mission in Afrika verstände und den Eingebornen mehr sich anbequemte. Ein Reisender, der nach Algier kommt, müßte auf dem dortigen Theater ein vollständiges Panorama des Landes finden, das ihm die reizendsten Umgebungen der Stadt zeigte und ihm über Sitten und Charakter der Eingebornen Aufschlüsse gäbe. Da die Bühne nicht bloß der Spiegel, sondern auch ein Führer und Rathgeber der Gesellschaft ist, so müßte man dahin trachten, auf diesem Wege die Herzen der Mauren zu gewinnen und ihr materielles Daseyn zu veredeln. Wann wird es endlich dahin kommen, daß die Elite beider Völker in demselben Theater zusammensitzt und mit gleichem Interesse den Schauspielern zuhört?

Ich kann hier nicht umhin, mit ein paar Worten der Kaffeehäuser zu gedenken, die im ganzen Orient so große Bedeutung haben. Das Kaffeehaus müßte ohne Zweifel einer der vornehmsten Orte seyn, wo die Eingebornen mit den Franzosen gesellig verkehren könnten; aber alle die Europäischen Etablissements in Algier, denen man diesen Namen giebt, sind elende Kneipen mit einem schmutzigen Buffet und einem Dutzend schlechter Tische und Stühle. Ist es denn so sehr unter unserer Würde, aus einem Mauritschen Kaffeehause Etwas zu entlehnen und für Diwane, Arabesken und Tschibuk's zu sorgen? Das Billard hat bereits einige Mauren verführt: ein guter Diwan und guter Taback würden die Bekehrung vielleicht vollständig machen.

Die Festlichkeiten am Namenstage des Königs waren schon besser und anziehender arrangirt. Besondere Preise waren für die Seeleute ausgesetzt, mochten sie nun Europäer oder Eingeborne seyn. Eine Salve von 21 Kanonenschüssen verkündete das Fest mit Tagesanbruch; und um 9 Uhr drängte man sich schon auf dem „Regierungs-Platz" um zwei neben einander aufgerichtete Kletter-Masten. Die Araber zeigten eben so viel Gewandtheit wie die Europäer; beide Theile kletterten an Stricken den Mast hinan. Die Frauen waren in großer Anzahl herbeigeeilt, um das Schauspiel zu genießen; alle trugen weiße Schleier, einige Jüdinnen ausgenommen, die seit der Ankunft der Franzosen ihre Schleier abgelegt haben. Um die Mittagszeit fanden die Wett-Fahrten der Schiffer im Hafen statt, und um drei Uhr begaben sich die Europäer nach dem Cirque olympique, wo man eine dramatische Vorstellung bei freier Entree gab.

Was aber die Aufmerksamkeit des Volkes besonders fesselte, das waren Gruppen von Negern, die auf dem Regierungs-Platze im Chore sangen und tanzten. Alle Tanzenden bildeten einen Kreis, in dessen Mitte die Castagnetten- und Tambourin-Spieler standen. Mit kleinen Stäben in der einen und Schnupftüchern in der anderen Hand sprangen die Neger taktmäßig, und Jeder schlug dabei abwechselnd auf den Stock des vor ihm her gehenden und des nachfolgenden Tänzers. Der Tanz ist für diese Leute ein wahrer Lebensrausch; man sieht sie einander gegenseitig anfeuern, lachen und jauchzen, sich bücken, um noch höhere Sprünge zu thun, und voll seliger Freude ihre Stirn abtrocknen. Solche den Muselmännern fremde Tänze gehören noch dem Heidenthum an; der Koran hat sie den Arabern streng untersagt, damit jede Erinnerung an das Heidnische in ihnen verlöscht würde; und dennoch sieht man in späterer Zeit bei den Türkischen Derwischen die religiösen Tänze wieder in Aufnahme kommen. Die Neger, die in Algier bei allen öffentlichen Ergötzlichkeiten tanzen, sind zwar Muselmänner; aber alle Drohungen des göttlichen Buches haben es doch nicht vermocht, sie diesem lebendigen Ausdruck ihrer Freude abwendig zu machen.

Wenn die Neger während des ganzen Tages die Eingebornen bei dem Feste repräsentiet hatten, so revanchirten sich die Franzosen am Abend mit einem schönen Feuerwerk, das in Gegenwart einer unzähligen Menge Mauren und Europäer auf der Esplanade Bab-el-Ued abgebrannt wurde. Raketen und Freudenschüsse spielen bei allen Festen der Araber eine bedeutende Rolle; wenn sie Beschneidungen oder Hochzeiten feiern, hört man die ganze Nacht hindurch Flintenschüsse. Ein so brillantes Feuerwerk, wie das eben erwähnte, mußte also in den Augen der Araber des Namensfestes eines so großen Monarchen sehr würdig seyn. Eine andere sehr lobenswerthe Anordnung betraf die Vertheilung von Lebensmitteln unter die Eingebornen. Solche Vertheilungen sind den Sitten der Eingebornen sehr angemessen; Geschenke an Geld würden viel weniger willkommen seyn. Ich höre schon, daß Mancher mir entgegnet: wie kann man auf solche Lappalien großen Werth legen? Aber eine ganze Reihe unbedeutender Fehler und Verstöße schaden uns in der Meinung des Arabers gewaltig, weil dieser die Theorie und den Unterschied der verzeihlichen Sünde und der Todsünde noch nicht kennt.

Um einem alten Herkommen sich anzubequemen, hatte man für die öffentlichen Gebete in Kirchen, Moscheen und Synagogen am Namenstage des Königs die Mittagszeit bestimmt. Ich glaube gern, daß, wenn die Behörden in die Messe gegangen sind, der Priester das Domine salvum fac regem gesungen haben wird; auch will ich nicht bezweifeln, daß die jüdischen Rabbi's für den König gebetet haben; aber die Muselmänner haben es gewiß nicht gethan und nicht thun können. Nur am Freitage, zur Zeit des öffentlichen Gebetes, um 1½ Uhr, spricht der Imam ein Kanzel-Gebet für die Obrigkeit; da aber der 1. Mai auf einen Montag fiel, so gab es keinen öffentlichen Gottesdienst; der Imam bestieg nicht die Kanzel, und das Gebet für den König wurde nicht gesprochen.

Man könnte aus Napoleon's Memoiren über Aegypten lernen, wie die Araber behandelt werden müssen, und durch welche Mittel in wenigen Monaten ein größeres Resultat herbeigeführt werden kann, als wir in dem Zeitraum von sieben Jahren herbeizuführen vermochten, obgleich unsere Hülfsquellen ohne Vergleich bedeutender waren. Napoleon soll freilich ein Mann von Genie gewesen seyn! (Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Victor Hugo. Der Verfasser der „Morgenländischen Gesänge" (Orientales), der „Herbstblätter" (Feuilles d'automne) und der „Dämmerungslieder" (Chants du crépuscule) ist mit einer neuen Sammlung seiner Gedichte aufgetreten, in denen er bei weitem mehr, als in seinen Romanen und Theater-Stücken, sich als wahrhaften Poeten zu zeigen pflegt. Sein neuestes Buch der Lieder heißt „Innere Stimmen" (Voix intérieures) und ist, den Auszügen nach, welche die Französischen Blätter daraus mittheilen, reicher als irgend ein früheres. Unter Anderem enthält es auf den Tod Karl's X. ein längeres Gedicht, das ganz vom Geiste der Liebe und der Versöhnung mit dem Unglück durchdrungen ist. Es führt die Ueberschrift „Sunt lacrymae rerum" und giebt in zehn Bildern ein Seitenstück zu der trefflichen Ode ab, die Lamartine auf den Tod Napoleon's gedichtet hat. Wir theilen hier als Probe die Apostrophe an die Kanonen des Invalidenhauses mit, und man wird hieraus auf das Ganze schließen können:

Sombres canons rangés devant les Invalides,
Comme des aphix au pied des grandes pyramides,
Dragons d'airain, hideux, verts, énormes, béans,
Gardiens de ce palais, bâti pour des géans,
Qui dresse et fait au loin reluire à la lumière
Un casque monstrueux sur sa tête de pierre!
A ce bruit qui jadis vous eût fait rugir tous,
— Le roi de France est mort! — D'où vient qu'aucun de vous,
Comme un lion captif qui secouerait sa chaîne,
Aucun n'a tressailli sur sa base de chêne,
Et n'a, se réveillant par un subit effort,
Dit à son noir voisin: — Le roi de France est mort!
D'où vient qu'il s'est fermé sans vos salves funèbres,
Ce cercueil qu'on cloua là-bas dans les ténèbres!
Et que rien n'est sorti de vos mornes affûts,
Pas même, ô canons sourds, ce murmure confus
Qu'au vague battement de ses ailes livides
Le vent des nuits arrache à des armures vides!
C'est que, prostitués dans nos troubles civils,
Vous êtes comme nous sots, sourds et vils!
C'est que rouillés, vieillis, rivés à votre place,
Toujours agenouillés devant tout ce qui passe,
Retirés des combats, et dans ce coin obscur
Par des soldats boiteux gardés sous un vieux mur,
Vains foudres de parade oubliés de l'armée,
Autour de tout vainqueur faisant de la fumée,
Reservés pour la pompe et la solennité,
Vous avez pris rachne en cette lâcheté!
Soyez flétris! canons que la guerre repousse,
Dont la voix sans terreur dans les fêtes s'émousse,
Vous qui glorifiez de votre cri profond
Ceux qui viennent, toujours, jamais ceux qui s'en vont!
Vous qui, depuis trente ans, noirs courtisans de bronze,
Avez, comme Henri Quatre adorant Louis Onze,
Toujours tout applaudi, toujours tout salué,
Vous taisant seulement quand le peuple a tué!
Lâches, vous préférez ceux que le sort préfère!
Dans le moule brûlant le fondeur pour vous faire
Mit l'étain et le cuivre et l'oubli du vaincu:
Car qui meurt exilé pour vous n'a pas vécu!
Car vos poumons de fer, où grande une âpre haleine,
Sont muets pour Goritz comme pour Sainte-Hélène!
Soyez flétris!

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 81. Berlin, Freitag den 7. Juli 1837.

England.

Bulwers „Athen".*)

Mit diesem Buche hat Bulwer nicht bloß das Europäische Publikum, sondern auch seine nächsten Freunde überrascht. Nach seinem bisherigen Auftreten in der Politik und Literatur kommt es jetzt wirklich unerwartet, daß er auf einmal die Geschichte, und zwar die so entlegene Geschichte Alt-Griechenlands ergreift. Ein Englischer Kritiker sagt in dieser Beziehung: „Daß Herr Bulwer klassische Studien gemacht hat und eine reiche klassische Bildung besitzt, das wußten wir wohl: wozu wäre er auch im „College" aufgewachsen? Gleichwohl hätten wir uns eher von dem Doktor Wakley eines Traktats über Metaphysik oder zu Herrn Warburton**) eines Lehrbegriffs der Theologie versehen, als uns von Bulwer ein ausführliches und gründlich gearbeitetes Werk über die Ursache von Athens Größe und Fall versprochen. Bei seiner lebendigen Phantasie, bei der lustigen Klarheit und Beweglichkeit seines Geistes, bei seiner satirischen Auffassungsgabe hätten wir ihm die ernsteren, gewichtigeren Eigenschaften eines Geschichtsschreibers kaum zugetraut. Hat er so lange Zeit seine Phantasie und seinen Witz lediglich auf gefällige, geistreich angeregte Romanschöpfungen verwendet, wie will er's jetzt zum mühsamen Fleiß des Sammlers und Forschers, wie zu der nüchternen Besonnenheit und leidenschaftlosen Stätigkeit des Urtheils, zu der streng und gerecht abwägenden Unparteilichkeit des Historikers bringen?" — Nun, Bulwer hat sich auch hier in seinem Talent bewährt; er hat sich, wenn auch nicht als Gelehrter, doch als ein ganz tüchtiger Kenner der altklassischen Literatur und Geschichte gezeigt. Man erkennt, daß er den Griechischen Autoren viele Jahre selbstständigen Studiums gewidmet hat und in den Geist ihrer Werke eingedrungen ist; er hat ferner die besten Englischen und Deutschen Erklärer zu Rathe gezogen und in den dunkleren Partieen seines Gegenstandes zwar nichts Neues aufgehellt, aber das durch Anderer Forschungen gewonnene Licht glücklich auf die geeigneten Punkte konzentrirt. Demzufolge ist sein Werk im Inhalte zwar nicht neu und eigenthümlich, aber in der Darstellung interessant und für die Leser, auf die der Verfasser gerechnet hat, in hohem Grade lehrreich. „Nicht für Schulen und Studirstuben", sagt er in der Vorrede, „habe ich dieses Buch geschrieben, sondern für die Lesewelt im Allgemeinen." Diesen Zweck einer populairen Geschichte erfüllt es auch vortrefflich. Noch höher jedoch ist des Verfassers Verdienst in denjenigen Abschnitten, wo von der Griechischen Literatur, namentlich von der poetischen die Rede ist. Er behandelt diesen Gegenstand mit großer Liebe und Ausführlichkeit, und namentlich seine Beurtheilung des Aeschylos und Sophokles wird nicht bloß bei Laien Bewunderung, sondern auch bei Gelehrten Anerkennung finden. Weniger befriedigend ist seine Darstellung der Griechischen Philosophie gerathen; die deutende Mystik des Pythagoras z. B. hat er gar nicht in ihrem Wesen gewürdigt, sondern sie mit dem Aegyptischen Aberglauben in Eins zusammengeworfen. Es hängt hiermit zusammen, daß er auch über den Ursprung, die Entwickelung, das Wesen Griechischer Religion nur sehr Mangelhaftes beigebracht hat. Die religiösen Traditionen des Orients und ihr Zusammenhang mit dem Griechischen Volksglauben sind ihm ein unbekanntes Feld. Dies kann uns jedoch nicht Wunder nehmen. Bedenken wir, daß Bulwer noch im ersten Mannesalter steht, und wie viele anderweitige Beschäftigungen von seinem Jünglingsalter an seine Zeit in Anspruch genommen haben, so ist eher Grund vorhanden, uns zu verwundern, daß der Lücken und Mängel so wenige und im ganzen wenig auffallende sind.

Ein anderer, gerechterer Tadel trifft den Mangel wahrer Unparteilichkeit in diesem Geschichtswerk. Bulwer hat mit vielen neueren Historikern den Fehler gemein, politische Ansichten von heute zur Betrachtung des Alterthums mitzubringen und die Ereignisse und Personen jener längstvergangenen Zeit durch die gefärbte Brille moderner Vorurtheile anzusehen. Als Mitford sich hinsetzte, eine Geschichte von Griechenland zu schreiben, konnte man in England nach den Gesinnungen des Mannes unfehlbar prophezeien, daß die Athenischen Demokraten in seinem Buche schlecht wegkommen, die Lacedämonischen Aristokraten alle Gunst bei ihm finden würden; von Thirlwall ließ sich das Entgegengesetzte voraussehen. Und wie steht es um Bulwer? Es heißt zwar in der Vorrede mit seinen eigenen Worten: „Man hat die Geschichte der Griechischen Freistaaten so oft im Interesse des hitzigsten Parteigeistes entstellt und ausgebeutet, daß die Versicherung an die Leser nicht überflüssig erscheint: wie auch mein politisches Glaubensbekenntniß für die Gegenwart und für England lauten mag, nie habe ich mit Wissen und Willen die große Wahrheit der Geschichte nach vergänglichen Interessen und Parteizwecken zu beugen getrachtet. Oft habe ich einen Tadel über das Volk von Athen auszusprechen, noch öfter es vor verdientem Tadel zu rechtfertigen gehabt; ich war mir dabei keines anderen Strebens bewußt, als nach gewissenhafter, unparteiisch gemessener Gerechtigkeit. Ich bin weit davon entfernt, in den Verfassungen und Verhältnissen jener Zeit Anspielungen und Deutungen auf die Gegenwart, die übrigens selten recht passen, aufzusuchen; das hieße seine Richterwürde mit einem Advokaten-Amt vertauschen und an die hohe Aufgabe des Historikers mit der niederen Absichtlichkeit eines Pamphlet-Schreibers herangehen." Ganz schön, und wir wollen dem Verfasser auf sein Wort glauben, daß er sich keines anderen Strebens „bewußt" gewesen, als nach „gewissenhafter, unparteiisch gemessener Gerechtigkeit"; er mag nie mit „Wissen und Willen" ungerecht geworden seyn, aber geworden ist er's oft genug, ungerecht im Tadeln, übertrieben im Loben. Den Spartanern ist er ungefähr eben so abhold, wie Mitford den Athenern. Er ist eingenommen und weiß es wahrscheinlich selber nicht, aber die Leser merken's. Er kann einem Solon, einem Aristides seine Bewunderung nicht versagen, aber wie ganz anders spricht sich seine Sympathie aus, wo von den Organen und Führern der Demokratie, von Themistokles und Perikles die Rede ist. (Fortsetzung folgt.)

*) Athens, its rise and fall, with views of the literature, philosophy and social life of the Athenian people. By Edw. Lytton Bulwer, Esq., M. P. etc. 2 vols. London, 1837. Vgl. Nr. 56 des „Magazins".

**) Beide bekannt als radikale Parlaments-Mitglieder und allerdings die entschiedensten Antipoden aller metaphysischen Bestrebungen und alles Spiritualismus. Wakley ist Arzt, Redacteur der medizinischen Zeitschrift The Lancet, ins Parlament gewählt für den Londoner Bezirk Finsbury, ein derber Agitator, der bei allen radikalen Meetings das laute Wort führt; daß er hier mit dem eleganten, weltmännisch feinen Bulwer in Parallele gestellt wird, ist eine kleine Malice des Englischen Rezensenten gegen Letzteren.

Frankreich.

Das Johannisfeuer im Jahre 1573.

Von Frédéric Soulié.

In einem Winkel der Königl. Bibliothek zu Paris fand ich ein altes eingebundenes Manuskript, das aus Pergamentblättern von verschiedenem Formate besteht. Es enthält die Erzählung der wichtigsten Begebenheiten, die sich in der Familie, der es einst gehörte, zugetragen, die Data der Geburten, Todesfälle und Heirathen, die beliebtesten Gesänge jener Zeit, Trinklieder, Anekdoten der Chronique scandaleuse, darunter wieder politische und moralische Betrachtungen: kurz, es scheint das Tagebuch einer Person gewesen zu seyn, die die Gewohnheit hatte, Alles niederzuschreiben, was ihr des Beachtens und Aufbewahrens würdig schien.

Auf der 31sten Seite dieses Manuskripts liest man: „Gestern, am 20. Dezember 1573, ist in der Kirche St. Germain l'Auxerrois die Hochzeit der Dame Rose Katharina von Quiqueboruf und des Herrn Pierre du Ru, Capitains der Bogen- und Pistolen-Schützen unserer Stadt, gefeiert worden. Diese Heirath ist die Folge des berühmten Abenteuers mit der galanten Katze gewesen, das sich am Johannistage des besagten Jahres zugetragen, und das Pierre du Ru so gewandt zu seinem Vortheil zu nutzen gewußt."

Ich weiß selbst nicht, warum diese wenigen Zeilen meine Neugierde in so hohem Grade reizten, und weshalb ich es mir in den Kopf setzte, durchaus etwas Näheres von dem Abenteuer der galanten Katze wissen zu wollen. Ein Benediktiner, der den Wunsch gehegt, den Tag, an welchem die Cimbern über den Rhone gegangen, ganz bestimmt angeben zu können, oder der durchaus genau Ort und Stelle wissen wollte, wo die Schlacht bei Chalons geliefert worden, konnte, glaube ich, in seinen historischen Nachforschungen nicht eifriger gewesen seyn, als ich es war, um jene berühmte Begebenheit kennen zu lernen.

Es ward mir nicht schwer, in alten Urkunden Notizen über einen der Helden dieser Geschichte, den Herrn Pierre du Ru, aufzufinden, und ich wußte bald, daß er bei Gelegenheit des Johannisfeuers 1573 die große Summe von 25 Sous Tournois bekommen hatte, um seinen hundert Bogenschützen, die an dem besagten Tage auf dem Grève-Platz der Festlichkeit beiwohnen mußten, um das Volk dort in Ordnung zu halten, damit etwas zu Gute zu thun. Das Feuer muß wirklich in jenem Jahre ganz besonders prächtig gewesen seyn, denn außer mehreren ungewöhnlich großen Ausgaben, die mich in Erstaunen setzten, fand ich auch unter Anderem, daß man dem Seiler-Meister Ampot für eine gewisse Quantität von Stricken und Hanf, die er zu dem Feuerwerk am Johannis-Abend geliefert, 9 Livres Tournois, dem Hauptmann der

Artillerie, Jean Durand, aber gar 37 Livres 5 Sous und 6 Deniers gezahlt habe, weil dieser Letztere an dem besagten Tage seine Kanonen auf dem Grève-Platz auffahren ließ, um das Feuer mit dem Donner seines Geschützes zu begrüßen. Auch erfuhr ich aus derselben Quelle, daß das Festmahl, mit dem die gute Stadt Paris damals den König bewirthet, ausgezeichnet reich und glänzend gewesen und übermäßige Kosten veranlaßt habe. Meister Johann de la Bruyère, Bürger und Kaufmann von Paris, hatte zu jenem wahrhaft königlichen Imbiß nicht weniger als 24 Pfd. der verschiedensten Konfekte zu 25 Sous, 12 Pfd. Zuckerwerk zu 30 Sous, 4 große Marzipan-Torten für 60 Sous und endlich 3 kolossale Französische Wappen, aus dem feinsten Zucker kunstreich geformt, für 25 Sous geliefert. Aber alle diese Notizen konnten mich doch nicht auf die Spur meiner galanten Katze führen.

Ich durchblätterte die Rechnungen aus jenem denkwürdigen Jahre mit noch größerer Aufmerksamkeit und entdeckte endlich folgende Anmerkung: „Für Lucas Pommereux, Aufseher der Kais der Stadt, der zu dem Johannisfeuer 1573 so wie auch in den beiden vorhergehenden Jahren zu derselben Festlichkeit die nöthigen Katzen, nebst einem großen leinwandenen Sack, worin besagte Thiere eingesperrt waren, geliefert: 100 Sous Pariser."

Da hätte ich also den Sack aufgefunden, worin wahrscheinlich meine galante Katze mit allen anderen gesteckt hat, die dazu bestimmt gewesen, in den Flammen umzukommen und das Volk durch ihr ängstliches Todesgeschrei und ihre Zuckungen zu unterhalten; aber wie sollte ich ihn öffnen, um das interessante Thier herauszubekommen und es um sein Abenteuer zu befragen, um jene berühmte Begebenheit von ihm zu erfahren, die die Heirath der edlen Dame Katharina Quiqueboeuf und des Capitains du Ru herbeigeführt hat?

Ich wußte nicht mehr, auf welche Art ich meine Nachforschungen fortsetzen sollte, als ich mich mit einem Male eines alten Buches erinnerte, das ich von einer meiner Reisen ins südliche Frankreich mitgebracht und das folgenden Titel hat: „Histoires joyeuses & galantes, une pour chaque jour de l'année." — Mit allem Vertrauen, das das Vorgefühl eines glücklichen Erfolges uns gewöhnlich einflößt, ergriff ich meinen alten Schmöker, öffnete ihn und las wirklich unter dem Datum des 23. Juni: „Das berühmte Abenteuer der galanten Katze und dessen Folgen."

Ich glaube nicht, daß Christoph Columbus, als er die neue Welt entdeckte, glücklicher war, als ich in diesem Augenblicke. Hier ist nun die famöse Geschichte:

Am 23. Juni 1573 bemerkte man in einem Winkel des Grève-Platzes, hart an der Barrière, die dort von den Büchsen-, Pistolen- und Armbrustschützen der Stadt Paris gezogen worden, um das Volk in Ordnung und von dem Johannis-Feuer fern zu halten, eine schöne, junge, reich gekleidete Frau, die aber in Blick und Haltung des Korpses mehr Stolz zeigte, als es wohl einer Bürgerlichen zukam, die doch nur ihres Geldes wegen von dem edlen Herrn von Quiqueboeuf geheirathet und in den Adelstand erhoben worden war. Da aber ihr Gemahl vor einem Jahre gestorben, so war sie Wittwe und von einem großen Schwarm von Verehrern umgeben, die ihr theils ihres großen Vermögens, theils ihrer Schönheit wegen den Hof machten. An diesem Tage war es keinem der Kavaliere, die ihr huldigten, gelungen, ihr ein Fenster zu verschaffen, von wo aus sie bequem das Feuer mit ansehen konnte, und deshalb hatte sie sich entschlossen, nach dem Grève-Platz zu gehen, um mitten unter dem Volke der Festlichkeit beizuwohnen. Fünf oder sechs ihrer eifrigsten Anbeter hatten sie dorthin begleitet und umgaben sie jetzt, um ihre reichen Kleider vor der Berührung des Pöbels und den Scheeren der Beutelschneider zu schützen, die sie schnell genug aller Zierrathen und Stickereien beraubt hätten. Indessen wäre es ihr doch nicht gelungen, so weit vorzudringen, wenn der Capitain Pierre du Ru nicht einige ihrer Begleiter erkannt und seinen Schützen befohlen hätte, ihr Bahn durch die dichten Massen Volkes zu brechen und sie an einen sicheren Ort zu geleiten. Er sah die Dame Katharine zum ersten Mal, und da sie außerordentlich schön war, suchte er sich ihr zu nahern und sagte ihr, wie glücklich er sich schätze, daß es ihm gelungen wäre, einer so edlen Frau einen kleinen Dienst zu leisten. Katharine Quiqueboeuf antwortete stolz und kalt; der Capitain zog sich gekränkt zurück, aber dennoch war es ihm nicht möglich, der Unbekannten zu zürnen, so sehr hatte ihre Schönheit ihn entzückt. Er hielt sich also in ihrer Nähe, um ihr Benehmen gegen die jungen Edelleute, die ihr zur Eskorte dienten, zu beobachten, und sah bald, daß sie sich wie eine Königin von ihnen aufwarten und bedienen ließ, aber es ward ihm nicht klar, ob Einer derselben der glückliche Auserwählte sey, mit dem sie ihren Thron theile. Indem er sie so unverwandt betrachtete, bemerkte er, daß sie sich lachend mit einer alten ärmlich gekleideten Frau unterhielt, die seit zwei Stunden auf derselben Stelle neben ihr stand und nicht aufhören wollte, zu jammern und zu wehklagen. Der Capitain hörte das Gelächter der Dame und der Herren, er sah die Thränen der Alten, und als er näher trat, um die Ursache dieses Kummers und jener Lustigkeit zu erfahren, vernahm er, wie die Alte zu einem der Kavaliere sagte: „Beim heiligen Johann, Herr, ich möchte sie Euch gegenüber sehen, und ich wette, daß ihr Schnurrbart dem Ewigen Furcht machen würde, denn er ist besser aufgestutzt, als der aller unserer schönen, süßen Herren, die das Gefolge einer Prinzessin bilden!" — „Heda, Alte!" rief Pierre du Ru, „beleidigt mir diese edle Dame nicht, oder ich lasse Euch von meinen Schützen festnehmen und ins Gefängniß werfen!" — „Sachte, sachte", erwiederte die Frau, „warum mischt sie sich unter uns, wenn sie nicht hierher gehört? Ist es denn übrigens nicht schon genug, daß die Hofleute uns unser Geld und unsere Thiere zu dem Feste nehmen; müssen sie uns auch noch von unserem Platze verdrängen, wenn wir das Feuer sehen wollen?" — „Schweigt, Alte!" rief du Ru, „oder ...." — „Mein Herr", unterbrach ihn Dame Katharine, „diese gute Frau amüsirt mich, und Sie nehmen sich der Sache eifriger an, als man es von Ihnen verlangt."

Der Capitain fühlte sich noch tiefer gekränkt als vorher und gelobte sich in seinem Innern, alles Mögliche zu thun, um eine Gelegenheit aufzufinden, diese stolze Schönheit ein wenig zu demüthigen. Er zog sich also aufs neue zu seinen Schützen zurück und konnte nicht hören, wie angelegentlich sich Katharine nach ihm erkundigte; denn er war frappirt von seinem männlichen Gesichte, seiner ritterlichen Gestalt und Haltung und dem edlen Anstande, mit dem er die Hand auf das Heft seines Degens stützte, als ob er sagen wolle: „Diese gute Klinge hier bürgt für mich."

Indessen war der König Karl IX. angekommen. Man hatte ihm eine große, zwei Pfund schwere, weiße Wachskerze, deren Griff prachtvoll mit rothem Sammet garnirt war, überreicht; Se. Majestät waren darauf an den Johannisbaum getreten, hatten mit höchsteigenen Händen das erste Reisbund desselben angezündet und begaben sich darauf in das Stadthaus zurück. Nach und nach ergriff das Feuer die hölzernen Gefäße und leeren Tonnen, die rund um den Baum hoch aufgethürmt waren, und während nun Michel Noiret, der geschworene Trompeter des Königs, mit sechs seiner Gefährten Tusch blies und die Posaunen ertönten, zeigte sich dem Volke ein Schauspiel, das es mit lautem Jubelgeschrei begrüßte. Die Katzen, die bis dahin am Fuße des Baumes angebunden gewesen, wurden jetzt frei gelassen und fingen nun an, mit kreischendem Gewimmer ängstlich hin und her zu laufen; einige kletterten an dem Baume in die Höhe und fielen dann in das lodernde Feuer herab, andere stürzten sich mit wilder Wuth in die Flammen und erhoben, mit dem Tode kämpfend, ein betäubendes Angstgeschrei, welches das Geräusch der Trompeten und Posaunen übertönte. Plötzlich schwang sich mitten aus den Flammen eine ungeheure Katze empor, kletterte bis zu der höchsten Spitze des Mastes, warf von oben herab rollende Feuerblicke um sich her, und in demselben Augenblicke hörte man mitten unter dem Gelächter und Freudengeschrei der Volksmenge die Stimme einer alten Frau, die aus Leibeskräften schrie: „Da ist er! Martial! mein Kater, Martial! Martial! Martial!" Es war die alte Frau, die neben Katharine stand und jetzt ihren Liebling wieder erkannt hatte. Auch das Thier hatte die Stimme seiner Gebieterin gehört; denn in dem Augenblicke, wo es nahe daran war, in den Flammenwirbeln zu verschwinden, sprang es mit einem ungeheuren Satze von dem Maste herab und fiel jenseits des Feuerkreises, der den Baum umgab, zur Erde nieder. Die Sergeanten, die in der Nähe waren, um die Ruhe anzuschüren, wollten die Katze wieder einfangen; aber sie entwischte und flüchtete sich, unter dem lauten Gelächter und Beifallruf des Hofes und Volkes, zu ihrer Gebieterin hinüber.

Aber plötzlich mischten sich Jammertöne und lautes Angstgeschrei in dieses Gelächter. Die Katze hatte sich nämlich, wahrscheinlich um vor allen Verfolgungen sicher zu seyn, unter die Röcke der Dame Katharina verkrochen und diese so gebissen und zerkratzt, daß die arme Frau den Edelleuten, die sie begleiteten, ohnmächtig in die Arme gesunken war. Als diese sie aus der sie umringenden Volksmasse trugen, bemerkte der Capitain du Ru, der sich bei diesem tragi-komischen Vorfall der hochmüthigen Schönen wieder genähert hatte, auf der Erde ein weiß atlasnes Band, das mit Silber geflickt und mit rosa Bandschleifen besetzt war; er hob es auf und sah, daß es das Strumpfband der Dame Katharina sey, welches die böse Katze ihr wahrscheinlich losgerissen, während ihre abscheulichen Krallen die glänzend weiße Sammethaut der Dame zerkratzten. Du Ru steckte das Strumpfband ein und verwahrte es sorgfältig, ohne zu ahnen, daß er ihm einst sein Glück zu verdanken haben werde.

Katharina von Quiqueboeuf war länger als einen Monat an den Folgen ihres Abenteuers krank, und während dieser Zeit erkundigte sich der Capitain täglich nach ihrem Befinden. So viele Theilnahme und Aufmerksamkeit gefielen der stolzen Frau, und als sie genesen war, erlaubte sie diesem treuen Verehrer, daß er sie besuchen und ihr den Hof machen dürfe; dabei hatte sie aber nur die Absicht, die Zahl der eifrigen Galans, die sie umschwirrten, durch einen jungen schönen Edelmann zu vermehren; denn sie war eben so gefühllos, wie kokett. Der Ru verschwendete also umsonst die zärtlichsten Blicke und feinsten Galanterieen; keine Belohnung ward ihm zu Theil, und schon verzweifelte er an dem glücklichen Erfolg seiner eifrigen Bewerbung, als man eines Tages in Gegenwart der schönen Spröden von einer Heirath sprach, die nächstens stattfinden sollte, und der jüngste der Kavaliere ausrief: „Aber mir ist der schönste Theil des Festes vergönnt; denn ich werde der jungen Braut das Strumpfband lösen." — „Wahrhaftig", sagte Dame Katharina, mit verächtlicher Miene, „ich begreife nicht, wie eine Frau sich dieser abscheulichen Ceremonie unterwerfen kann; ich meinerseits, ich wußte wohl mich davon frei zu machen an dem Tage, wo ich Herrn von Quiqueboeuf heirathete."

Durch eine jener Inspirationen begeistert, die der Liebesgott zuweilen den treuen, aber unglücklichen Liebhabern einzuhauchen pflegt, stieg du Ru auf, und er, der sich gewöhnlich nur mit einem schüchternen, ängstlich hingeworfenen Worte in die Unterhaltung zu mischen pflegte, antwortete mit leichter, offener Miene: „Meiner Treu, Madame, wenn Sie es auch nicht an ihrem Hochzeitstage erlaubten, so ist das doch ein andermal geschehen; denn ich selbst besitze eines Ihrer Strumpfbänder, das Ihnen einst ein zudringlicher Unverschämter entwandt hat." — Die Dame ward vor Zorn bald blaß, bald roth, und rief aus: „Was Ihr da sagt, Herr, ist eine abscheuliche Lüge, und es thut mir nur leid, daß ich weder Bruder noch Gemahl habe, die Euch für solche Grobsprecherei und Bosheit zur Rechenschaft ziehen könnten." — „Es bedarf keines Bruders oder Gemahls", riefen alle Edelleute wie aus Einem Munde, „wir übernehmen es, den Capitain du Ru für seine lügenhaften Reden zu strafen; er soll es wohl bereuen, eine so schöne Frau beleidigt zu haben." — „Ruhig, ruhig, meine Herren", erwiederte du Ru lächelnd, „wie viel Duelle werden mir denn da mit einmale angeboten? Sieben, glaube ich, denn Ihr seyd gerade so viele Kavaliere. Nun gut, ich nehme sie alle an, doch unter der Bedingung,

daß Ihr eine Wette eingeht." — „Laßt hören, welche", riefen Alle zusammen. „Ich verpflichte mich, Euch binnen zwei Tagen den Unverschämten, der das Strumpfband der Frau von Quiqueboeuf entwandt hat, todt oder lebend, wie Ihr es wünscht, zur Stelle zu schaffen, und ich wette gegen tausend Livre Tournois, daß nicht Einer von Euch es dann wagen wird, mich aufs neue der Lüge zu zeihen." Die Kavaliere sahen sich, über diesen Vorschlag erstaunt, an, und Katharine rief ihnen zu: „Nehmen Sie es an, meine Herren, nehmen Sie es an; ich bürge Ihnen dafür, daß Sie Ihre Wette gewinnen, denn wenn Sie verlören, so müßte ich ja eine Frau ohne Ehre gewesen seyn, und ich schwöre zu Gott, daß mein Gewissen rein ist." — „Wir willigen ein", sagten die Kavaliere, „und nachdem wir die Wette gewonnen, rächen wir die beleidigte Ehre der Frau von Quiqueboeuf." — „Wenn ich nun aber gewinne", sagte du Ru mit der größten Ruhe und Kaltblütigkeit, „werdet Ihr Euch dann noch, meine Herren, für eine Frau schlagen, die sich das Strumpfband von einem Anderen abnehmen ließ?" Die Edelleute sahen sich unentschlossen an und schwiegen. „Ihr zögert", fuhr du Ru fort, „wohlan, ich bin großmüthiger als Ihr, und auch selbst dann werde ich mich nicht allein für sie schlagen, sondern ihr auch das Anerbieten machen, mit meinem Namen für ihre Ehre zu bürgen. Nehmt Ihr das an, edle Frau?" — „Wie!" rief Katharina, „wenn Ihr gewinnt, wollt Ihr mir Eure Hand reichen?" — „Ja wahrlich, das will ich." — „Ich laufe dabei keine Gefahr", sagte sie mit verächtlichem Blicke, „es sey denn." — „Gut", erwiederte du Ru, „übermorgen also zu derselben Stunde bin ich wieder hier und bringe den Gefangenen todt oder lebendig mit." — „Lebend, mein Herr", sagte die Dame mit zorniger Miene, denn ich muß selbst mit ihm sprechen." — „Und uns wird er auch für seine Unverschämtheit Rede stehen müssen", sagten die Edelleute. Du Ru grüßte lächelnd und entfernte sich.

Am festgesetzten Tage waren Alle wieder bei Katharina versammelt, und zur bestimmten Stunde erschien du Ru, gefolgt von vier Dienern, die einen ungeheuren verschlossenen Koffer trugen, in dem ein Mensch wohl ganz bequem Platz haben konnte. Als die schwere Last in Katharina's Zimmer, wo der Ausgang der seltsamen Wette sich entscheiden sollte, niedergesetzt worden war, näherte sich du Ru der Dame, und sich tief verbeugend, zog er aus seinem Wamms das Strumpfband der Schönen hervor. „Erkennen Sie dieses Band als das Ihrige?" fragte er. — Die Dame erbleichte vor Erstaunen und Verwunderung; aber da sie nicht lügen wollte, antwortete sie, daß es in der That ihr gehöre, daß sie es aber ohne Zweifel verloren habe. Die jungen Edelleute fingen nun auch an, ein wenig verwirrt zu werden; sie wußten nicht, was sie davon denken sollten, und auch Katharina fühlte sich tief gekränkt, als du Ru erwiederte: „Sie haben es nicht verloren, Madame, denn diese Kiste schließt den Verwegenen ein, der es wagte, das Band frevelnd zu entwenden." — „Oeffnet! öffnet!" riefen die Kavaliere. — „Ich habe den Gefangenen fesseln lassen", sagte der Capitain lächelnd; „denn so tapfer Ihr auch seyn möget, meine Herren, so würdet Ihr doch zurückweichen, glaube ich, wenn sein Schnurrbart dem Eurigen zu nahe käme." — So sprechend öffnete er den Kasten, und darin saß — der Kater der alten Sibylle, der die Dame Quiqueboeuf einst so abscheulich zerkratzt hatte. Alle brachen in lautes Gelächter aus, als sie sich des Abenteuers beim Johannisfeuer erinnerten, und du Ru sagte: „Nun, ist Einer unter Euch, der auf seine Ehre schwören könne, daß ich gelogen habe?" — „Nein, gewiß nicht", erwiederten sie; „wir werden die Tausend Livres bezahlen." — „Und Sie, Madame", fuhr du Ru fort, sich zu Katharina wendend, „bekennen Sie, daß Sie die Wette verloren haben, und werden Sie mir Wort halten, wie diese Herren?" — Alle legten ihren Unwillen über diese Anmaßung laut an den Tag und sagten, daß es nicht Recht wäre, wenn eine Dame, die sie schon so lange verehrten, einem Neuangekommenen den Vorzug geben und ihm die Hand reichen wolle; denn er könne sie doch unmöglich so heiß lieben wie sie und verdanke den glücklichen Ausgang des Streites nur einer erbärmlichen List.

Die Frau von Quiqueboeuf dachte einen Augenblick nach; dann erwiederte sie: „Ich weiß nicht, ob die Liebe des Capitains größer ist, als die Eurige, meine Herren; aber wenigstens wußte er es sinnreich und geschickt anzufangen, um mir ein Versprechen zu entlocken. Ueberdies kann ich auch nicht vergessen, wie schnell Euer Glaube an meine Ehre beim Anblick dieses Strumpfbandes wankend geworden, und da es mir seit einem Augenblicke ganz außerordentlich wohlgefällt, so erlaube ich meinem künftigen Gatten, es mir wieder umzulegen."

So ward also nun du Ru — Dank sey es seiner List und Klugheit — der Gemahl der schönen Katharina von Quiqueboeuf. Aus Erkenntlichkeit nahm er die alte Frau mit ihrer Katze zu sich, pflegte sie bis an ihr Ende und gab der letzteren einen Pagen und einen Lakai zur Bedienung.

Ein Manuskript von Napoleon.

(Fortsetzung.)

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und der Professor mochte den Schüler sammt der Preßbezeiung vergessen haben, als im Jahre 1788 eines Morgens früh ein junger Artillerie-Offizier in sein Studierzimmer trat. Es war sein früherer Schüler Bonaparte. Schon auf der Kriegsschule hatte der junge Mann zu nichts Anderem Neigung bewiesen, als zu mathematischen Wissenschaften und zur Geschichte. Plutarch war sein Lieblings-Autor; aus innerer Ahnung wußte seine Seele, daß sie bei Plutarch in Gesellschaft ihres Gleichen sey. Vielleicht auch schwebte ihm bei diesem Buche der großen Männer und Thaten auf jeder Seite das Wort vor Gedanken, das Rousseau über Korsika gesprochen: „Es ahnt mir, diese kleine Insel wird einmal die Welt in Erstaunen setzen." Dieser Plutarch ist übrigens von jeher das Orakel, der vertraute Seelenrath aller thatkräftigen Geister gewesen, so auch der dramatischen Dichter, die in ihrer Weise gleichfalls Männer der That sind. Wie viel Theil Plutarch am Shakespeare und Alfieri gehabt hat, ist zur Genüge bekannt, und so sehen wir, daß auch Napoleon's Genie sich an ihm groß genährt hat. Der persönliche Heroismus, dessen Spur und Andenken nur zu oft in der Fluth der Begebenheiten untergeht, hat sich in diesen schönen Biographieen frisch und glänzend und in lebendigen Zügen kenntlich erhalten.

Ein Schüler, der, wie Napoleon, eben so viel Neigung als tiefe geistige Anlage zum Studium der Geschichte mitbringt, wird sich auch seines Lehrers, an dessen Unterricht er zuerst den Gegenstand liebgewonnen, mit fortwährender Dankbarkeit erinnern. Also, wie gesagt, Napoleon Bonaparte fand sich eines Morgens bei dem Professor Deleguille ein, und nachdem man eine Weile von der Schule, dann von dem Lebenslaufe des jungen Artillerie-Lieutenants gesprochen, der die letzten drei Jahre bei seinem Regimente in La Fère und in Valenciennes gestanden hatte, ging Napoleon, der schon damals die Umschweife nicht liebte, unmittelbar zum Gegenstande seines Besuches über. „Ich komme", sagte er, „um, wie vor drei Jahren, bei Ihnen Lection in der Geschichte zu nehmen"; und mit den Worten zog er ein großes Manuskript aus der Tasche. Hatte der gute Professor bisher im Gespräche sich vertraulich gehen lassen, wie denn überhaupt schon die Epaulette den ehemaligen Abstand zwischen Lehrer und Schüler beträchtlich verkürzten, so nahm er jetzt alten seinen Anstand und seine Gravität zusammen und ließ sich das Gesuch seines Schülers vortragen. Napoleon hatte das wohlbekannte strenge Urtheil seines Professors einigermaßen gefürchtet und deshalb seinen historischen Versuch zuerst dem Abbé Raynal vorgelesen. Dieser fand großes Gefallen daran und rieth ihm zur Fortsetzung. Kein Wunder: in Napoleon's Schreibart hat allezeit etwas Deklamatorisches gelegen, und dieser erste Jugendversuch namentlich mochte in einem Tone geschrieben seyn, der dem declamationssüchtigen Verfasser der Histoire philosophique des deux Indes nicht wenig zusagte. Freilich ist ein großer Unterschied zwischen Declamation und Declamation, und mit all seiner phrasenreichen Effekt-Jägerei bringt es ein Raynal nicht dazu, daß man von seinem Styl sagen kann, was der alte Demairou von Napoleon's Schreibart gesagt hat: „Das ist Granit, an vulkanischem Feuer gehärtet." Von dergleichen haben auch Marmontel und Laharpe, Raynal's kritische Orakel, keine Ahnung gehabt. Kurz und gut, aus Raynal's Lobe schöpfte der junge Bonaparte Muth und trug sein Opus zu seinem Professor. Herr Deleguille nahm es zu Händen, schlug es langsam und gravitätisch auf einander und las den Titel. Ein großer Schrecken überfiel ihn, und mit bedenklicher Miene sah er den verwegenen jungen Mann an. Die Ueberschrift lautete: „Geschichte der Korsischen Freiheit."

Das Manuskript machte einen ziemlich starken Quartband, gegen hundertundfunfzig Blätter in etwas weitläuftiger, nachlässiger Schrift. Nicht bloß an der Wahl des Gegenstandes, auch an den seltsam verzogenen Krähenfüßen, an den vielen durchstrichenen und ausgekratzten Stellen erkannte der Professor seinen vormaligen Schüler wieder — so auch an der Diction, die von schleppender Breite zu lebendig schlagender Kürze, vom Gewöhnlichen und Trivialen zu originellen Gedankenblitzen plötzlich überspraug und sich fast durchgängig in ziemlich affektirtem Phrasenschwulst bewegte. Manche revolutionaire Kühnheit in Gedanken und in Worten machte den Professor stutzen, so daß er das Buch zuschlug und kopfschüttelnd, wie Einer, den etwas Unbegreifliches ängstigt, den jungen Kriegsmann mit den Augen musterte; der aber stand unbeweglich und verzog keine Miene. — Zum Anfange der Geschichte war ein kurzer Ueberblick der Schicksale und des Zustandes von Korsika unter seinen verschiedenen Beherrschern seit der Römerzeit gegeben, bis auf die Zeit des Aufstandes gegen Genua und des Auftretens der beiden Paoli. Die Thaten und Kämpfe dieser beiden Freiheitshelden, mit sichtbarer Vorliebe, erzählt, nahmen zwei Drittheile des Manuskriptes ein. Es athmete durch und durch den instinktmäßigen, trotzmuthigen Freiheitssinn, wie er zu Hause war auf den Korsischen Bergen. — Der junge Bonaparte verlor die Geduld; er bat den Professor, seine Bemerkungen an den Rand zu schreiben, und empfahl sich. Der gute Professor machte seine Noten und Randglossen mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, nahm auch jede Gelegenheit wahr, unter die literarischen und historisch kritischen Bemerkungen manchen guten Rath und Wink, manche leidige Ermahnung mit einfließen zu lassen. Aber wer nicht kam, sein Manuskript wieder abzuholen, das war Bonaparte. Für ihn hatte eine andere Geschichte angefangen, und seine Begeisterung für Paoli war verraucht, abgekühlt. Das ging folgendermaßen zu:

Als die konstituirende Versammlung im Jahre 1790 der Insel Korsika den gleichen Genuß aller Französischen Rechte und Gesetze zugestand, bestieg Mirabeau die Rednerbühne — er mochte von der Zeit her, da er als junger Offizier unter den Französischen Truppen auf Korsika gedient, manche Sünde gegen das Land gut zu machen haben — und verlangte die Zurückberufung aller vertriebenen Korsen. Das Dekret erging; Paoli eilte aus England herbei und ging zunächst nach Paris, um der National-Versammlung in seinem und seiner Landsleute Namen zu danken. Damals stellte ihn auch Lafayette dem König vor. Bei seiner Rückkehr nach Korsika wurde der Volksheld mit ganz unerhörter Begeisterung unter einem wahren Taumel von Freudenbezeugungen aufgenommen. Paoli wurde mit Ehrenbezeugungen, mit Würden, mit Aemtern, die eine bedeutende Macht in seine Hände legten, gleichsam überschüttet; er nahm Alles an, und man glaubte ihn dankbar für Frankreich gewonnen. Er aber nährte andere Gedanken und trachtete, sich dieser Mittel, dieser Gewalt gegen Frankreich zu bedienen, sobald die Zeit herangekommen seyn würde, den alten Korsischen Freiheitsgeist wieder wach zu rufen.

Der junge Bonaparte wohnte der triumphirenden Rückkehr Paoli's als Augenzeuge bei — und siehe da, statt daß seine Begeisterung den Gipfel hätte ersteigen sollen, kam er auf ganz andere Gedanken und Gesinnungen. Der Knabe hatte in der ersten Aufwallung patriotischer Gefühle nichts Herrlicheres geträumt, als Paoli's Werk fortzusetzen;

da nun aber der Held selbst wiederkam, das Begonnene zu vollenden, fühlte Bonaparte sich dadurch betroffen und verletzt, als hätte dies nimmermehr geschehen dürfen. So aufrichtig seine Liebe und sein Enthusiasmus für Paoli gewesen war, so eifrig er daran gearbeitet hatte, Paoli's Andenken im Lande beliebt und populair zu erhalten, so war dies doch in der Erwartung geschehen, daß er, Napoleon, diese Popularität erben, daß er, und nicht sein exilirter Vorgänger, die Früchte der ausgestreuten Saat ärndten sollte. Darin sah sein jugendlicher Ehrgeiz sich getäuscht, und darum wurde der Enthusiasmus, den er selbst mit hatte anregen helfen, ihm zur Pein. Der Meister wich dem Schüler nicht schnell genug vom Platze. Der junge Mann sprach diese Gesinnungen nicht aus, war sich ihrer selbst kaum bewußt, aber als dunkles Gefühl lagen sie in seiner Seele; es wurde ihm unbehaglich und unmuthig in den Verhältnissen und Aussichten, worin er sich bisher bewegt hatte, und sein Geist wendete sich von da an den Französischen Interessen zu, welchen zugleich die Mehrzahl seiner Familie anhing. Denn nur sein Vater, Carlo Bonaparte, war mit dem General Paoli durch die Bande persönlicher Freundschaft und unzertrennlicher Treue verbunden, während zwischen den beiderseitigen Familien seit langer Zeit eine geheime Abneigung bestand; und da die Paoli an die Spitze der Korsischen Partei traten, so fanden sich die Bonaparte schon dadurch an die Französische gebunden. Napoleon konnte überdies, für seine Person, seine Französischen Erinnerungen nicht vergessen; ihm, der Frankreich in der Wiedergeburt begriffen, der das große Vorspiel einer Revolution bei einem großen Volke gesehen hatte, wie klein mußte ihm jetzt dieser Bürgerkrieg auf der entlegenen Insel, dieser Streit um die Nationalität der Korsen vorkommen! So kam es denn bald dahin, daß Bonaparte dem einst verehrten Vaterlandshelden als entschiedener Gegner gegenüberstand.

Paoli erhielt nämlich zu Anfange des Jahres 1792 von der Französischen Regierung den General-Lieutenants-Titel und das Kommando der 23ten Militair-Division; zugleich aber wurde Napoleon provisorischer Kommandant eines Bataillons besoldeter National-Garden, die man zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe aushob und organisirte. Daß die Französische Regierung etwa die Absicht gehabt haben sollte, Paoli durch Bonaparte in Zaum zu halten, daran ist nicht zu denken; noch hatte Napoleon sich nicht als der offenbart, der er später wurde; auch war er in seiner neuen Stellung durchaus Paoli subordinirt. Am Oster-Sonnabende desselben Jahres kam es zu Ajaccio, wo die Bevölkerung sich durch überspannten Korsischen Patriotismus auszeichnete, zu unruhigen Auftritten, woran auch die National-Garde Theil nahm, und Napoleon schritt hier mit dem unter seinem Befehl stehenden Bataillon auf eine Weise ein, die gewissermaßen als ein Präludium zu seinem 13. Vendemiaire gelten kann. Darüber entstand große Erbitterung der Patrioten, und Napoleon's Feinde beschuldigten ihn laut, er hätte selbst die Bewegung angestiftet, um sich aus der Unterdrückung ein Verdienst zu machen. Man brachte es wirklich dahin, daß er nach Paris gehen mußte, sich dort zu rechtfertigen, und vielleicht war es diese Reise, die seine künftige Größe entschied, indem sie ihn im entscheidenden Zeitpunkte dem engen Korsischen Schauplatze entriß. Er war in Paris, als die Umwälzung des 10. August 1792 ausbrach, und da ging es plötzlich in ihm auf wie ein Licht, das ihm die Zukunft erhellte. Ob er die Begeisterung für die in ihrem Ausbruch so furchtbare republikanische Freiheit theilte, mag dahingestellt seyn; aber hier, und nur hier, bot sich seinem Ruhm- und Thatendurst die Gelegenheit, eine große Rolle zu spielen. Von da an warf er mit entschiedenem Sinne das ganze Gewicht seines Genius und seines Ehrgeizes in die Schale der Französischen Partei, und wie er selbst mehr Französisch gesinnt nach Korsika zurückkam, als er gegangen war, so fand er auch in Paoli und den Seinen noch entschiedenere Korsen, als je vorher. So wurde die Kluft zwischen Beiden immer tiefer und weiter; entfremdet und kalt standen sie einander gegenüber und beobachteten sich mit gegenseitigem Mißtrauen. Bald fand Paoli es unerträglich, bei jedem seiner Schritte den festen und forschenden Blick des jungen Mannes auf sich gerichtet zu sehen. Wo zwei Feinde, zwei Nebenbuhler so fortwährend Aug' in Auge gegen einander stehen, da bedarf es nur geringen Anlasses und der Kampf bricht unter ihnen aus. Damals gerade schickte die Französische Regierung den Admiral Truguet mit einer Flotte gegen Sardinien. Die Expedition mißlang, und auf Paoli fiel der Verdacht, er habe dies Mißlingen herbeiführen helfen. Der schwergereizte Mann wartete die förmliche Untersuchung nicht ab; er erhob die Fahne des Aufstandes, und aller verborgene Haß auf beiden Seiten brach in lichte Flammen aus.

Es ist wirklich Schade, daß die Geschichtschreiber des großen Kaisers von seinen ersten Lebensereignissen so wenig Notiz genommen und namentlich die Thaten und Fahrten des Artillerie-Lieutenants Napoleon Bonaparte so kurz übergangen haben. Im Vorbeigehen führen sie uns wohl nach Brienne zur Militairschule, wo man den Helden im Kadettenrock sieht; dann aber gedenken sie seiner mit keinem Wort, bis er auf einmal, wie eine Bombe, auf den Felsen vor Toulon losplatzt. Dazwischen liegen acht Jahre: was that er während der Zeit? Meint man etwa, sein feuriges Genie sey in der Einsamkeit den lebhaften, aber unfruchtbaren Träumen des Ehrgeizes nachgegangen? Mit nichten; damals schon begann er, mit den Haufen der Parteigänger über die Berge und Thäler Korsika's einherziehend, sein langes Kriegsleben, von dem er nicht eher als auf St. Helena ausruhen sollte. Ist es möglich, dieses verschollene Blatt seiner Lebensgeschichte wieder aufzufinden? den Prolog zu dem großen Drama wieder herzustellen? Zum Theil vielleicht. Noch ist die Erinnerung an die Kämpfe jener Tage auf Korsika nicht erloschen; noch mag mancher graue Groß- und Ur-Großvater, wenn er sich vor seiner Hütte in den Strahlen der Abendsonne wärmt, dem jüngeren Geschlecht von Paoli und von Bonaparte erzählen, von dem seltsamen, kleinen jungen Offizier mit dem mageren, bleichen und strengen Gesicht, der Monate lang den Helden Paoli sammt seiner unermeßlichen Popularität in Schach zu halten wußte. Recht auf Korsische Weise wurde damals der Krieg von beiden Seiten geführt; und der große Paoli, der sein Vaterland von der Genuesischen Zwangsherrschaft glorreich befreit, der einmal sogar die Französischen Kriegschaaren in die Flucht getrieben hatte, dieser Paoli, an dem Alfieri's stolzes, auch vor Friedrich dem Großen sich nicht senkendes Auge mit begeisterter Verehrung hing, fand an dem jungen Bonaparte einen so furchtbaren Gegner, daß der Korsische Haß die Grundsätze der Ehre bei ihm überwog, und daß er Mordpläne gegen den Nebenbuhler zwar nicht selbst anstiftete und begünstigte, aber doch duldete und gewähren ließ. Die ganze Familie Bonaparte mußte 1793 aus Korsika weichen, und Napoleon mit ihnen. Erbittert und beschämt über diesen Ausgang — obwohl letzteres mit Unrecht, denn erst nach Wundern der Tapferkeit und Verwegenheit hatte er sich zum Rückzuge verstanden, — achtete er von nun an jedes Band, wodurch er noch an Korsika hing, für zerrissen, und als das Fahrzeug ihn und die Seinen an der Französischen Küste aussetzte, gehörte er mit allem Sinnen und Trachten ganz und gar Frankreich an. Die Familie schlug ihren Wohnsitz in der Gegend von Marseille auf, und kurze Zeit darauf befand sich der junge Artillerie-Lieutenant bei dem Belagerungsheer vor Toulon. So führte ihn sein Glück immer zu rechter Zeit und unversehens an die Stelle, wo man seiner bedurfte.

Im Fortgange des Krieges auf Korsika unterlag Paoli zum zweiten Male, begab sich wieder nach England und starb etliche Jahre später mit dem zwiefachen Schmerz, daß er sein geliebtes Korsika nicht befreien können und daß er seinen Feind Napoleon auf dem Throne Frankreichs sah. Wenn wir anerkennen, daß Napoleon nicht bloß vom Schicksal zu größeren Dingen berufen, sondern auch wirklich ein Größerer war, als Paoli, so darf uns dies gleichwohl nicht ungerecht machen gegen den Unterliegenden. Die Geschichte vollzieht die nothwendigen Schicksale der Menschheit und kennt dabei kein Erbarmen, keine Schonung; wer sich ihrem Laufe entgegenstellt, wird zermalmt, trotz der heldenmüthigsten Geistesgröße. Das Erreifte, was die Geschichte gegründet hat an Staaten und Institutionen, sieht sie gleichwohl mit Lust zusammenstürzen, sobald an dessen Statt das Neue herangebildet und gereift ist, und im Kampf gegen dieses Weltverhängniß schützt keine Tugend, keine Tapferkeit vor dem Unterliegen. Darum darf man aber auch nicht den moralischen Werth der historischen Personen, die im Anstreben gegen die Bewegung der Geschichte besiegt werden, nach dem unvermeidlichen Ausgange schätzen. Die Kraft, die gegen den reißenden Strom zu steuern sucht, ist auch eine Kraft. Die wahre Größe liegt ja nicht in dem, was man ausrichtet, sondern in dem Bewußtseyn des Wollens und der Kraft. Wenn der Titane dem stärkeren und jüngeren Göttergeschlecht unterliegt und an den Felsen geschmiedet wird, *so ziemt unserer Philosophie nicht, wie der Geier an ihrem Leibe zu nagen; vielmehr* gebührt auch den Gefesselten unsere Ehrfurcht. Wer sein ganzes Leben der Freiheit des Vaterlandes opfert, mag kurzsichtig seyn, aber großsinnig ist er gewiß; und darum bleibt Paoli für alle Zeiten ein Plutarchischer Held. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Caulaincourt und Michailowsky-Danilewsky.** Unter dem Titel „Erinnerungen des Herzogs von Vicenza (Caulaincourt)" hat eine Madame Charlotte de Sor so eben zwei Bände Memoiren des gedachten Generals drucken lassen, die ihr derselbe angeblich bei einem Zusammenleben mit ihr an einem Badeorte durch Erzählungen mitgetheilt haben soll. Bald nachdem die Pariser Nouvelle Minerve einige interessante Bruchstücke aus diesen Denkwürdigkeiten als Probe gegeben, erklärten die Söhne des verstorbenen Herzogs von Vicenza, daß sie durchaus keinen Antheil an der Veröffentlichung dieser Erzählungen hätten, und daß sie vielmehr im Besitze schriftlicher Memoiren ihres Vaters seyen, die jedoch erst nach dem Tode aller darin vorkommender Personen publizirt werden dürften. Gleichwohl hörte Madame de Sor nicht auf, ihre Publicationen für eben so authentisch auszugeben, als rührte sie aus der Feder des Herzogs selber her. Und in der That werden auch mancherlei Umstände, namentlich die Geschichte der Abdankung Napoleon's und der Mission Caulaincourt's an den in Paris verweilenden Kaiser Alexander, mit solchen Details erzählt, daß man an ihre völlige Wahrheit glauben könnte, wenn nicht unglücklicherweise für Frau von Sor gleichzeitig mit ihrem Buche ein lebender und völlig kompetenter Zeuge jener Scenen aufgetreten wäre, der, so viel sich bis jetzt ermitteln läßt, die Wahrheit der „Erinnerungen an den Herzog von Vicenza" sehr zweifelhaft macht. Das in Riga erscheinende und von dem immer noch geistig regsamen Dr. Gotlieb Merkel redigirte „Provinzialblatt der Russischen Ostsee-Provinzen" macht zuerst darauf aufmerksam, daß Herr General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky, bekanntlich der Flügel-Adjutant des Kaisers Alexander in den denkwürdigen Feldzügen von 1813—1815, in seinem von uns bereits erwähnten Werke über diese Zeit den Empfang Caulaincourt's bei dem Kaiser von Rußland, die Gesinnungen Alexander's über das von dem Herzoge vorgetragene Gesuch Napoleon's und endlich den Verlauf der ganzen Unterhandlung mit demselben so völlig anders als Frau von Sor darstellt, daß man ihren Bericht für nichts anders als eine romantisch ausgeschmückte Erzählung von Thatsachen, die ihr vielleicht oberflächlich bekannt worden sind, ansehen kann. Wir haben bereits in Nr. 61 des „Magazins" darauf hingewiesen, auf welche Weise man in Paris Memoiren fabrizirt. Allem Anschein nach, haben auch die „Erinnerungen an den Herzog von Vicenza" einer ähnlichen Speculation ihre Entstehung zu verdanken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Montag den 10. Juli 1837.

England.

Der Vogelgesang.

Die liebliche Melodie der Vögel findet ihren Weg zu jedem Herzen; aber das Motiv der zarten Ergießungen, die an einem heiteren Frühlings-Morgen Wald, Felsen, Strom und Thal mit so süßen Tönen erfüllen, ist bei den Ornithologen viel mehr Sache des Zweifels, als diejenigen glauben mögen, die nicht ganz in die Geheimnisse der Zoologie eingeweiht sind. Vieles ist über diesen Gegenstand geschrieben worden, und wenn wir die verschiedenen Meinungen prüfend gegen einander halten und unsere eigenen Beobachtungen hinzufügen, so sind wir anzunehmen berechtigt, daß Liebe und Wetteifer die beiden großen Anregungen des Vogelgesanges sind. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß es nicht auch viele andere Gründe für den Vogel giebt, ihn zum Singen aufzumuntern; das bloße Vergnügen, sich in einem ihm theuer gewordenen Neste zu befinden, sich in der Mitte eines Ortes, wo sein Lieblings-Futter im Ueberfluß ist, zu sehen, und mehrere dergleichen angenehme Empfindungen sind oft dem zarten Gefühle des Thierchens schon eine Aufforderung, sich einen melodischen Ausdruck zu verschaffen.

In England ist die Jahreszeit der Reproduction unbestreitbar die, von welcher der Dichter sagt:

"The isle is full of pleasant noises,
Sounds and sweet airs that give delight"

und ungefähr zehn Wochen im Jahre werden als die Periode angegeben, während welcher die meisten unserer in dem Zustande der Freiheit lebenden Vögel dem Gesange huldigen. Hiervon giebt es freilich manche Ausnahmen. Wir haben eine wilde Drossel bis weit in den September hinein sehr lieblich singen hören, aber wir lauschten in der Nähe und konnten kein Weibchen entdecken. So hören wir auch das Rothkehlchen im Herbste und sogar im Winter; und die Vögel im Käfig, wenn sie wohl genährt und gepflegt werden, singen den größten Theil des Jahres hindurch.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir versuchen, dem Leser Aufschlüsse über das natürliche musikalische Instrument zu geben, das jene lauten und verwickelten Passagen hervorbringt. Der Larynx ist aus zwei Theilen zusammengesetzt: der erste enthält die eigentliche rima glottidis am oberen Ende, während die niedrigere Abtheilung, die ebenfalls eine rima glottidis hat, mit straffen Membranen versehen ist. Das untere gleicht einem Klarinettrohr und das obere der Oeffnung des Instruments, woraus der Ton kömmt. Man hat ganz richtig behauptet, daß in der Struktur des Vogels kein Theil ist, welcher der Luft unzugänglich wäre. Daher sagt Jacquemin, nur in dieser Fähigkeit, Luft ein- und auszuathmen, läge die Lösung des Räthsels, wie ein so kleines Geschöpf so starke und anhaltende Töne ohne sichtliche Ermattung hören lassen könne. Die Muskeln, deren Aufgabe es ist, dieses wunderbare Blase-Instrument zu beherrschen, sind bei dem Geschlechte, welches mit der Kraft des Gesanges begabt ist, verhältnißmäßig stärker und wohlausgebildet. John Hunter fand, als er eine männliche Nachtigall, eine männliche und weibliche Amsel, einen männlichen Hänfling und einen männlichen und weiblichen Buchfink secirte, daß der Larynx der Nachtigall stärker als der der übrigen Vögel derselben Größe war; und überall fand er ihn beim Männchen weit stärker, als beim Weibchen. Der Wetteifer, mit welchem einige dieser gefiederten Sänger in der Gefangenschaft sich gegen einander versuchen, ist jedem Vogel-Liebhaber bekannt, und Bechstein bemerkt von den Kanarienvögeln in Thüringen, daß es viele giebt, die, besonders in der Paarungszeit, mit solcher Anstrengung und Eifrigkeit singen, daß die feinen Gefäßchen der Lunge brechen und der arme Sänger sofort verendet.

Barrington, der große Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gewendet hat, bemerkt, daß sich einige Passagen bei wenigen Singvögeln mit den Intervallen unserer Tonleiter vergleichen lassen, daß aber der größte Theil dieses Gesanges keine Vergleichung mit dem Notenverhältniß zuläßt, weil die Schnelligkeit und die Höhe größer, als bei unseren sämmtlichen Instrumenten sey.

Derselbe Gelehrte behauptet, daß einem Vogel selbst die Stimme seiner Gattung abgehen kann, wenn man ihn aus dem Neste genommen hat, bevor er älter als zwei Tage geworden ist. Die Nestlinge können zwar vor dem siebenten Tage nach ihrer Geburt nicht sehen, wohl aber den ersten Augenblick ihres Lebens schon hören. Gerade weil sie nichts sehen, sind sie die ersten Tage mehr auf den Laut ihrer Aeltern aufmerksam, besonders da ihnen durch die Stimme der Alten die Ankunft ihres Futters verkündet wird. Nachdem Herr Barrington die Weise angiebt, wie man solche junge Vögel mit Mühe aufzieht, spricht er von einem Hänfling und einem Dompfaffen, die man in einem Alter von 2 bis 3 Tagen aus dem Neste genommen hatte, und von anderen seltenen Fällen von Nachahmung in folgender Weise:

„Der erste dieser Vögel (der Hänfling) gehörte Herrn Matthews, einem Apotheker zu Kensington. Er hatte keine Gelegenheit gehabt, Melodieen nachzuahmen, und sprach daher nur in fast artikulirtem Tone: pretty boy (hübscher Junge) und einige andere kurze Sätze. Ich hörte selbst das pretty boy von diesem Vogel, der, wie mir Herr Matthews versichert, weder die Stimme, noch den Ton irgend eines anderen Vogels hatte. Dieser redselige Hänfling lockte viele Menschen von London nach Kensington, wo er im vorigen Jahre starb. — Der verewähnte Dompfaffe befand sich zu Knighton in Radnorshire; ich hörte ihn, als ich zufällig vor dem Hause vorbeiging. Ich hielt die Stimme für die eines Zaunkönigs und ging in das Haus, um mich darüber zu belehren, da dieser kleine Vogel selten lange im Käfig lebt. Die Leute des Hauses jedoch sagten mir, sie hätten keinen anderen Vogel als einen Dompfaffen, und glaubten, er sänge seine natürliche Stimme; allein ich verweilte lange Zeit im Zimmer und hörte keinen anderen Ton, als den eines Zaunkönigs, ohne die geringste Beimischung der Stimme eines Dompfaffen. Durch weitere Erkundigungen erfuhr ich, daß der Vogel aus dem Neste genommen wurde, als er erst einen oder zwei Tage alt war, daß man ihn vor einem Fenster aufgehängt hatte, das nach einem kleinen Garten ging, und daß er auf diese Weise die Stimme des Zaunkönigs nachahmen lernte. Diese Thatsachen beweisen, daß die Vögel nicht gerade eingeborenen Trieb zu den Melodieen, welche den einzelnen Arten eigenthümlich sind, zur Welt mitbringen. Wenn aber der Vogel im Stande, der Freiheit doch so sehr dem Gesange der ganzen Spielart anhängt, daß man sogleich beim Anblick des Vogels weiß, welchen Gesang man zu erwarten hat, so kommt dies daher, daß der junge Nestling nur auf die Stimme seiner Aeltern lauscht, ohne sich im geringsten um die Stimmen der rund um ihn her singenden fremden Vögel zu kümmern. So weiß Jedermann, daß der gemeine Haussperling in der Freiheit nichts Anderes thut, als zwitschern, obgleich ihm keineswegs das Vermögen fehlt, anderen Vögeln nachzusingen. Um mich von letzterem ganz vollkommen zu überzeugen, nahm ich einen gemeinen Sperling aus dem Neste, als er flügge war, und erzog ihn mit einem Hänfling; der Vogel hörte jedoch auch zufällig einen Dompfaffen und bekam dadurch eine Stimme, die eine Mischung von den beiden verschiedenen Stimmen der Lehrmeister hatte."

Derselbe Beobachter erzog ein junges Rothkehlchen bei einer sehr schönen Nachtigall, die aber schon beinahe nicht mehr schlug und nach vierzehn Tagen ganz stumm wurde. Das Rothkehlchen war zu der kurzen Zeit gelehrig genug, und sein Gesang hatte später drei Viertel von der Stimme der Nachtigal, und das vierte Viertel war das, was die Vogelfänger in England „rubbish" nennen, das heißt, eine Stimme, die so viel als gar nichts bedeutet.

Bechstein behauptet, daß fast alle Vögel in der Jugend Stücke lernen können, die man ihnen täglich vorspielt oder vorpfeift; aber nur diejenigen, welche ein starkes Gedächtniß haben, vertauschen für immer ihre natürlichen Töne gegen die Melodieen, die man sie gelehrt hat.

Nach der Angabe vieler Beobachter kommen folgende Töne im Gesange der Vögel vor: F-dur bei der Waldlerche; A dur bei der Drossel; die Terze C – A gewöhnlich beim Kuckuk; A-dur beim gewöhnlichen Hahne; dagegen das B-mol bei einem sehr großen Hahne; dasselbe bei manchen Eulen; D-dur bei manchen anderen. Demnach hätten wir A, B-mol, C, D und F, zu welchen Barrington aus eigener Erfahrung bei einer Nachtigall, die drei Jahre im Käfig gelebt hatte, noch G hinzufügt und außerdem bemerkt, daß er oft von einem und demselben Vogel C und F gehört habe

Wir wollen jetzt einige Worte über denjenigen Ton verschiedener Vögel sprechen, welchen man vielleicht am besten durch Conversationston bezeichnen kann. Die Hausvögel bedürfen wegen ihrer Stimmen keiner weiteren Beschreibung. Wer kennt nicht das gellende Lied jenes Apostels des neuen Tages, das tagtägliche Lied, worin er uns, seitdem es hieß: „Es werde Licht!" jedesmal mit stolz emporgehobenem Kopfe zuruft: „Es wird Licht!" oder die behaglichen Losungstöne, womit der glückliche Polygamist sein zahlreiches Serail zur offenen Tafel ruft. Wer kennt nicht die Musik der Madame Partlet (Frau Kratzefuß), welche mit Selbstgefälligkeit und Geräusch von Meierhof zu Meierhof und von Dorf zu Dorf schreit: „Seht, ich habe diese glückliche Stätte zum Geburtsorte eines frischen Eies gemacht." Wir sprechen nur von den weniger bekannten wilden Vögeln.

Das, was die Jagdfreunde in England technisch mit dem Namen The call belegen, ist bei den Singvögeln eine Stimme, welche eine fast wunderbare Wirkung auf das Gehör der ganzen Spielart ausübt. Sobald der Vogelsteller seine Netze nach den Umständen ausgelegt hat, bedient er sich der Lockvögel (call-birds). Die Lockvögel haben eine Art maliciöser Schadenfreude, ihre freien Stammgenossen in dieselbe Gefangenschaft zu bringen, in der sie selbst sich befinden. Ihr Gesichts- und Gehör-Organ ist weit stärker, als das des Voglers; sobald der wilde Vogel in der Ferne bemerkt wird, giebt ein Lockvogel dem anderen ein Zeichen durch seine Stimme; alle hüten sich dann, so zu singen, wie ein Vogel im Zimmer, sondern sie laden gewissermaßen den Unglücklichen durch jene Stimmen ein, die der Englische Vogler Short jerks nennt. Der Einfluß dieser einladenden Stimme ist so mächtig, daß der Vogel von weitem herkommt und sich in das zu seinen Füßen ausgebreitete Netz stürzt; ja von ganzen Flügen werden die letzten noch davon so bezaubert, daß sie sich in dieselbe Falle bringen lassen, wo schon der größte Theil ihrer Fluggefährten gefesselt sich windet. Der Vogel, welcher sich nicht bethören läßt, heißt bei den Engländern Sharper (Schlaukopf); er muß auf alle mögliche Weise von dem Orte entfernt werden, sonst könnten die Jäger lange auf ihre Beute warten.

Zur Klasse der Insessores (der auf Aesten sitzenden Vögel) gehören die eigentlichen Sänger, doch findet sich unter den Raubvögeln eine bemerkenswerthe Ausnahme; wir meinen den „Faucon Chanteur" bei Levaillant, von dem Cuvier sagt, daß er der einzige Raubvogel sey, welcher angenehm singt. Sein Gesang ist sehr süß, aber verführerisch wie der Gesang der Sirenen.

Wenige Länder sind so reich an Singvögeln, wie die Britischen Inseln. Die Wälder Amerika's wiederhallen zwar ebenfalls von reizenden Gesängen, doch findet sich dort die glänzende Verschiedenheit der Spielarten nicht. Gleichwohl besitzen sie die wundervolle Polyglotte, den sogenannten Spottvogel (mock-bird) oder Orpheus polyglottus, den wir zwar selbst gesehen, gehört, angestaunt und beschrieben haben, den aber Wilson zu schön beschreibt, als daß wir nicht lieber ihn sprechen lassen sollten. Er sagt darüber:

„Die Leichtigkeit und Eleganz seiner Bewegungen, die Lebhaftigkeit seines Auges, die Kraft der Einsicht und des Gedächtnisses, mit welchen er so viele Melodieen nachsingt, ist überraschend. Dazu kommt seine eigene Gesangstimme, die voll, stark, musikalisch ist und jeder Modulation fähig. In Maß und Accent ahmt er genau seine Originale nach, in Kraft und Süßigkeit verbessert er sie. An einem schönen Morgen sitzt er auf dem Wipfel eines Baumes und singt in der Mitte von vielen Sängern des Waldes, die er alle überragt, und die seine Stimme nur zu accompagniren scheinen. Er singt mit ungeschwächtem Eifer eine halbe, auch eine ganze Stunde. Seine ausgebreiteten Flügel, seine glänzenden Federn fesseln das Auge zu derselben Zeit, wo seine Töne das Ohr ergötzen. Er schwebt rund umher mit enthusiastischer Entzückung; er fliegt höher oder tiefer, je nachdem sich sein Gesang erhebt oder verklingt. Er schwingt sich in die Höhe mit der Schnelligkeit des Pfeiles, als wollte er sich dem Aether nähern, um seine von der erschöpfenden Melodie ausgehauchte Seele aufs neue mit himmlischer Weihe zu kräftigen. Während dieser Ausführung würde ein Mann, der nur über den Gebrauch des Ohres, nicht aber des Auges gebieten kann, nicht anders glauben, als daß ein ganzer Chor von Vögeln zusammengetreten wäre, um in der Wette um einen Preis zu singen; so vollkommen ist seine Nachahmungskunst. Er täuscht durch seine harmonische Vielseitigkeit nicht nur die Jäger, die oft glauben, einen Vogel vor sich zu haben, der sich meilenweit in der Runde nicht findet, sondern auch viele Vögel, die er bald glauben macht, sie werden von ihren Gefährten eingeladen, bald, sie werden vom Finkenfalk verfolgt. Durch die Gefangenschaft verliert er wenig an Kraft. Es ist ein herrlicher Spaß, zu sehen, wie er die Hausthiere zum Narren hat. Bald pfeift er auf den Hund, und Cäsar springt schnell auf, wedelt mit dem Schwanze und läuft, was er kann, seinem Herrn entgegen; bald schreit er wie ein verletztes Küchlein, und die erschreckte Mutter eilt heraus mit gesprengten Flügeln und aufbrausendem Zorn, ihr Kind zu schützen. Das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Krachen eines vorüberziehenden Schubkarren ahmt er mit großer Treue und schnell auf einander nach. Melodieen der Nachtigall und des Kanarienvogels singt er in Gegenwart dieser Thierchen oft mit so vielem Uebergewicht, daß sie vor Gram verstummen, er aber, sich ihrer Beschämung freuend, erhebt dann nur noch um so mehr seine sieggreichen Töne. Sowohl in der Freiheit als in der Gefangenschaft beginnt er in feierlicher Stille der Nacht, sobald sich der Mond majestätisch erhebt, sein liebliches Solo und setzt es oft mit Lust bis zum Anbruch des Tages fort, als wollte er der Schöpfung eine gefühlvolle Serenade bringen."

(N. M. M.)

Bulwers „Athen".

(Fortsetzung.)

Das erste Buch umfaßt die historisch dunkle Periode der Griechischen Urgeschichten bis herab auf Solon und macht weder auf großes Lob, noch auf großen Tadel Anspruch. Der Autor faßt sich hier kurz, und daran thut er recht. Untersuchungen über den Ursprung der Pelasger und Hellenen, der Jonier und Dorier, über die Ursprachen dieser Volksstämme, ihre Religion, ihre Wanderungen und Schicksale in vorhistorischer Zeit, könnten zwar eben so scharfsinnig als weitläuftig geführt werden, aber die Belehrung daraus wäre gering. Hypothesen und Theorieen aufzustellen, ist nicht des Historikers Sache; wo sich keine Fakta, weder direkt, noch durch Inductien ermitteln lassen, da thut man im Interesse der historischen Wahrheit am besten, ganz zu schweigen. Ob ein einziger Stamm, ob deren mehrere den Ursprung des Griechischen Volkes ausmachen, wo dieselben hergekommen, wo sie sich niedergelassen, das sind Fragen, die der Geschichtsschreiber wohl nie wird genügend beantworten können. Eben so wenig wissen wir von den Anfängen ihrer Religion; ob sie im Lande einheimisch oder aus Asien und Aegypten herübergebracht sey, darüber hat es viel Streit gesetzt; und da uns alle bestimmte Nachrichten fehlen, so können wir nur die Vermuthung aussprechen, da alle Religionen der alten Welt in ihrem Ursprunge nach Asien zurückweisen, daß es sich mit der Griechischen eben so verhalten wird; denn warum sollten gerade die Griechen in diesem Punkte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen? Eins steht fest, so viel auch in späterer Zeit die Griechischen Philosophen über die abstrakte Einheit des göttlichen Wesens spekulirt, wie sehr sie sich bemüht haben, dem Volksglauben einen metaphysischen Unterbau zu geben — die Griechische Religion war von Anfang an reiner Götzendienst, ihre Götter sinnlich wahrnehmbare Gegenstände der Verehrung. Es liegt nicht im natürlichen Gange des menschlichen Geistes, von der übersinnlichen Betrachtung zur sinnlichen herab, sondern umgekehrt, von dieser zu jener aufzusteigen. Immer erst spät, in Zeiten verfeinerter Bildung, macht sich das Bestreben geltend, zwischen der Absurdität eines hergebrachten Glaubens und einem vernünftigen Denken zu vermitteln, indem man den Worten und Ceremonien eine bildlich symbolische Bedeutung unterschiebt. Wie die Menschen dazu gekommen seyn mögen, sich solche Götzen zu schaffen und sie anzubeten, das ist eine andere Frage, worüber gleichfalls viel zu streiten, aber nicht leicht klug zu werden ist. Die Verehrung der Halbgötter läßt sich schon eher erklären. Ohne Zweifel haben Helden wie Herkules und Theseus einst gelebt; es sind Griechische Stamm-Häuptlinge, um ihrer Tapferkeit und Weisheit willen in der Erinnerung ihrer Nation unsterblich und mit Wundersagen umgeben. Wir setzen zur Erläuterung dessen Bulwer's eigene Worte her:

„Wenn man nach langer Wanderung in dunkler Nacht endlich im äußersten Osten die Finsterniß entweichen sieht, der ferne Tag in Dunst und Nebel trübe heraufdämmert, die Umrisse aller Gegenstände im Zwielicht hin und her wallen und schwanken und sich in abenteuerlichen, ins Riesenmäßige verzogenen Linien am umwölkten Horizont verlieren, so haben wir darin ein Bild jener Fabelzeit, in die wir zurückblicken, und wo im Scheine des ersten historischen Dämmerlichtes die Gestalten jener Heroen uns in riesenhafter Vergrößerung entgegentreten. Der sorgfältige und skeptische Geschichtsschreiber Thucydides hat in der Einleitung zu seinen unsterblichen Büchern über den Peloponnesischen Krieg mit meisterhafter Kürze und Schärfe ein Gemälde Altgriechischer Zustände entworfen; er schildert in lebendigem Umriß jene Zeiten, wo persönliche Kraft und Tapferkeit den Mann zum Halbgott erhoben, Zeiten der unstäten Wanderung, der Gesetzlosigkeit, des Faustrechts, der Abenteuer, der räuberischen Ueberfälle von Nachbarschaft zu Nachbarschaft, der ewigen verwegenen Unruhe, der kühnen Verbrechen, des Krieges Aller gegen Alle. Es sind Züge in dem Gemälde, die uns lebhaft an den Norden erinnern; die gewaltthätigen Räuber am Lande, die Führer der Piraten zur See, die sich auf die unbewachten Küsten werfen und plündernd landeinwärts stürmen, die sich eine Ehre machen aus ihrem Berufe und sich rühmend dazu bekennen, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Skandinavischen Heerkönigen, mit den Dänischen, Normannischen Häuptlingen, die vor einem Jahrtausend Englands und Frankreichs Küsten auf ihren Fahrzeugen heimsuchten. Die Beschaffenheit des Meeres um Griechenland war diesem Seeräuberwesen günstig; zahlreiche Inseln, tief ausgebuchtete Gestade, an den Küsten waldgekrönte Höhen, die ihren Fuß in die See tauchen — das lockte die Kühnen zum Wagniß, versprach den Habgierigen reiche und leichte Beute, wies den Flüchtigen überall in der Nähe zahlreiche Schlupfwinkel. In so rohen Zeiten ist Tapferkeit die einzige Tugend und adelt jedes Unternehmen. Die Seeräuber waren im Aegeischen Meere, wie nachmals in den Nordischen Gewässern, Jahrhunderte lang ein eben so hochgeehrtes als gefürchtetes Geschlecht. War die Küste ihren beständigen Angriffen ausgesetzt, so war auch im inneren Lande, in seinen versteckteten Thälern keinen Augenblick Sicherheit vor den Banden der kühnen Räuber. Fremde und einheimische Stämme wanderten hin und her, Eroberung und Niederlassung suchend, fielen über einander, jagten einander aus ihren Sitzen; die Vertriebenen wurden die natürlichen Feinde der Seßhaften und zogen umher auf Raub und Rache. Die zahlreichen Klippen und Berge, die Thäler, Höhlen, Wälder, die noch heute den Boden Griechenlands so interessant für Reisende machen, dienten jenen Horden als natürliche Verschanzungen. Mußte ein tapferer Recke flüchtig werden, um einer Mordthat willen oder wegen Friedensbruchs, so begab er sich mit einer Schaar den Freunden und Gefährten in die unangreifbare Wildniß, überfiel weit und breit Dörfer und Wohnungen, raubte die Heerden, entführte die Weiber, je nach Bedürfniß oder Lust. Da war keine Hütte sicher, keine Reise gefahrlos, Keiner ließ die Waffen von der Seite. Dieses Unwesen verbreitete sich und herrschte über ganz Griechenland, bis ihm seine eigene Unerträglichkeit ein Ende machte, bis überall, wo ein Stamm sich niederließ und eine Gesellschaft zu bilden trachtete, Haß und Abscheu den Räuber traf und die Stimme der damaligen öffentlichen Meinung sich entschieden gegen die Friedensstörer erklärte. Da wurde es zum rühmlichsten Ehrgeiz und Wetteifer der Tapferen, ihre Landschaften von solcher Plage zu säubern; da zogen Abenteurer auf dergleichen heilsame Unternehmungen aus, und es kam das Zeitalter der Heroen, der Helden, die den Räuber, den Riesen, den Drachen in seinem Schlupfwinkel aufsuchen, ihn bändigen und vernichten. In der Erinnerung der dankbaren Nachkommen lebte der Muth des irrenden Ritters fort und verklärte sich zu der Herrlichkeit eines Halbgottes. Es scheint, daß diese Veränderung der Zustände Griechenlands mit einem Umschwunge seiner politischen Verfassung zusammenhing; neben und mit den Heroen erhebt sich eine kriegerische Aristokratie, ein Waffenadel, ein Herrenstand im Volke. Ob und wie dies mit einer Ein-

wanderung des tapferen Bergvolkes der Hellenen, die von Norden her nach Griechenland gekommen seyn sollen, in Verbindung zu bringen ist, ob diese Hellenen sich vielleicht als Eroberer zu Herren des Landes aufgeworfen haben, dies müssen wir dahingestellt seyn lassen. Ein kriegerisches Zeitalter brach herein, wo mit den Waffen die höchste Ehre und Macht, mit kühnen Wagnissen der Ruhm im weiten Lande zu gewinnen war. Da wurden die Griechischen Wälder und Gebirge auch von ihren wilden thierischen Urbewohnern gesäubert. In jenen ältesten Zeiten war die Wildniß voller Raubthiere; Wölfe trieben sich in Schaaren umher, auch wilde Aurochsen, von deren mächtigen Hörnern Herodot mit Verwunderung erzählt; ja, sogar Löwen ließen sich, bis auf die Zeiten des Xerxes herab, in dem weiten Landstrich von Thracien bis Akarnanien zuweilen sehen. Die Großthaten der ältesten Heroen sind daher fast immer an Räubern oder an Raubthieren verrichtet. Herkules tödtet den Lydischen Räuberfürsten Diomedes und den Riesen Cacus, er bezwingt den Nemeischen Löwen und den Erymanthischen Eber." (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ein Manuskript von Napoleon.

(Schluß.)

Indessen war Napoleon längst über seine Jugendträume und Phantasieen hinaus. Die weiteste Thatenlaufbahn war ihm geöffnet; seine Gedanken reisten, die Pläne seines Ehrgeizes zeitigten überraschend schnell in den Sommergluthen der Revolution. Seine Siege setzten die Welt in Erstaunen, und in der Berauschung des Ruhmes vergaß er, wie man leicht denken kann, ganz und gar jenes Manuskript, welches Herr Deleseguille in Händen hatte. Herr Deleseguille aber hatte dasselbe keineswegs vergessen, vielmehr gewann es für ihn von Tag zu Tage größeres Interesse, je mehr der Name des Verfassers mit Auszeichnung genannt wurde. Schon im Jahre 1794 befehligte Napoleon Bonaparte die Artillerie bei der Armee der Alpen, und ihm verdankte man die wenigen glücklichen Erfolge, die damals in den Thälern Piemonts errungen wurden. Es kam das Jahr 1795 und der 13te Vendemiaire; Bonaparte erfocht über die royalistische Partei den Sieg für den Konvent und die Republik. Herr Deleseguille nahm sich schon vor, dem General Bonaparte seine Aufwartung zu machen und ihm die Schrift wieder zu Händen zu geben; aber die Furcht, man möchte es ihm für niedrige Schmeichelei auslegen, hielt ihn zurück. Im Jahre 1797 kam Bonaparte sieggekrönt aus Italien wieder, und da war der gute Professor, wie alle Welt zur selben Zeit, von dem Ruhme des jungen Helden so erfreut und bestochen, daß er sich's unmöglich versagen konnte, ihn wiederzusehen. Dazu gab das Manuskript den erwünschtesten Vorwand, also nahm er's eines Morgens unter den Arm und wanderte nach der Rue de la Victoire. Aber Gott weiß, was ihm unterwegs für Bedenklichkeiten einfielen — ob er vielleicht Jemanden sagen hörte, der General en Chef der Italiänischen Armee wäre der Mann, welcher den Erbärmlichkeiten der Direktorial-Regierung den Garaus machen würde — kurz, er fand es räthlich, den Schritt reiflicher zu überlegen, und ließ es für diesmal dabei bewenden, nicht an die Thür des Bürgers Bonaparte zu klopfen. Ehe er wieder rechten Muth gefaßt hatte, war jener längst nach Aegypten unter Segel gegangen. Man weiß, was in Frankreich vorging, während die Französischen Waffen siegreich an den Pyramiden und an dem Berge Tabor erglänzten; man weiß, wie Bonaparte's unerwartete Rückkehr aufgenommen wurde, und welche Folgen sie hatte. Herr Deleseguille machte sich darüber eigene Gedanken, und der republikanische Ton des Manuskripts fing an, ihm große Besorgnisse einzuflößen. Es sah gar nicht danach aus, als ob der Artillerie-Lieutenant von 1785 jetzt noch im mindesten Lust hätte, Raynal's Rath zu befolgen und die Geschichte der Korsischen Freiheit fortzusetzen. Ja, der arme Professor fing ernstlich an, zu fürchten, man werde es ihm übel nehmen, daß er vom Anfange der Korsischen Freiheit noch etwas wisse. Er hatte große Lust, das ganze Heft zu verbrennen. Aber wie, wenn der Verfasser es zurückverlangt? Eingestehen, es sey verbrannt? Nicht doch: die Lehre wäre gar zu verführerisch gewesen für einen Kriegshelden und Gewalthaber, der schon ohnehin geneigt war, nicht allzu säuberlich mit republikanischen Manuskripten umzugehen. Also fand es der ehrliche Mann fürs Beste, das anvertraute Gut sorgfältig zu verwahren, hauptsächlich aber Niemanden ein Wort davon zu sagen.

Die Zeit verminderte die Besorgnisse des Professors nicht, sondern bestärkte ihn vielmehr darin. Je näher der General und Konsul in seinem raschen Siegeslaufe zur höchsten Stufe der Gewalt hinanrückte, desto schwerer lag Herrn Deleseguille das verwahrte Manuskript auf dem Herzen. Oft kam ihm der Gedanke wieder ein: nun müßt du es doch abgeben; er wollte und wollte wieder nicht, und je länger er zögerte, desto gewaltiger wurde Napoleon, und desto schwerer wurde der Schritt. Der Held, der mit seinem Degen die Throne Europa's erschütterte, ließ es sich schwerlich träumen, daß jeder Stoß, den er führte, in dem Gemüthe des alten Professors nachzuckte und dem Manne Pein und schlaflose Nächte verursachte.

Man war in den letzten Zeiten des Konsulats, und ganz Frankreich ahnte, die Einen mit Furcht, die Meisten mit Hoffnung, daß das Konsulat für Bonaparte nur eine Vorstufe zur höchsten, unumschränkten Gewalt seyn würde. Um so ängstlicher hielt Herr Deleseguille das Manuskript unter sieben Schlössern. Nun denke man, wie der gute Professor erstaunte und erschrack, als ihm eines Tages ein Schreiben von dem ersten Konsul zuging. Mit Zittern erbrach er's: Gottlob! es war nur eine Einladung zum Dejeuner für den nächsten Vormittag. Die Sache ging sehr natürlich zu. Herr Deleseguille hatte seinen Namen neben vielen anderen unter eine Petition gesetzt, worin man sich für einen jungen Militair verwendete; der Konsul hatte den Namen bemerkt, sich der Militair-Schule zu Brienne erinnert, und wollte jetzt seinem ehemaligen Professor der Geschichte ein Zeichen seines Wohlwollens geben.

Aber das begriff Herr Deleseguille nicht. Einer befangenen Einbildungskraft erscheint das Allernatürlichste und Gewöhnlichste in bedenklicher Gestalt. Er schloß die ganze Nacht kein Auge: „Was kann der Konsul von mir wollen?" dachte er. Daß Napoleon sich zu seinem Vergnügen ein paar Stunden in die Erinnerungen seiner Jugend zurückversetzen wolle, fiel ihm nicht ein. Gewiß hat er sich zur üblen Stunde des Professors und des Manuskripts erinnert, und nun wird er's darauf anlegen, diese ungelegene Erinnerung aus dem Kopfe des alten Mannes nachdrücklich auszutreiben. Der arme Herr Deleseguille fürchtete um so mehr, den Konsul ungnädig zu finden, da die Feinde Bonaparte's sich gerade in den letzten Tagen das boshafte Vergnügen gemacht hatten, ein paar ziemlich barsche Antworten auszusprengen, womit der ehrliche Ducis die höfliche Zuvorkommenheit des ersten Konsuls erwidert hatte. Bonaparte, sagte man, hätte bei der Gelegenheit gefragt, ob es wohl viel solche wilde Enten unter den Franzosen gäbe, wie der Dichter (!) des Hamlet. Der Professor ängstigte sich, ob etwa der Konsul gleich an ihm den Versuch anstellen wolle. Indessen rückte die Zeit und die Stunde immer näher. Der geplagte Mann warf sich mit so viel Eleganz als möglich in ein weitläuftiges habit français und nahm seinen Weg in die Tuilerieen mit dem muthigen Vorsatz, sich nach den Umständen zu richten und zu schweigen, wenn man nicht mit ihm zu reden anfinge. Als ein ordnungsliebender und vorsichtiger Mann jedoch schob er das Manuskript in eine von seinen Rocktaschen, die tief und diskret genug war, um nichts davon merken zu lassen.

Der General Bonaparte empfing seinen Gast auf herzliche und zuvorkommende Weise, sprach aber kein Wort von dem Manuskript. Ob er sich auch nicht daran erinnerte? Seinem Scharfblick, der die Gedanken der Menschen von ihrem Gesichte las, konnte eine gewisse Verlegenheit, ein Heimlichthun in dem Benehmen und in der Haltung des guten Mannes nicht entgehen, und er mochte vermuthen, was ihm auf dem Herzen lag; er ließ aber nichts davon merken. Möglich jedoch, daß er sich die Schüchternheit des Professors bloß aus einem Uebermaße des Respekts und der Bewunderung erklärte. Man setzte sich zur Tafel. Napoleon's Mahlzeiten sind durch ihre exemplarische Kürze berühmt geworden. An diesem Tage dauerte das ganze Dejeuner keine zehn Minuten, und der alte Herr Deleseguille, der keine Zähne mehr hatte, brachte in der Eil' nichts herunter, als eine Kompotbirne. Doch erzählte er hernach sein Leben lang von diesem Dejeuner; es war sein Lieblings-Thema, seine glänzendste Erinnerung, und besonders die Vortrefflichkeit der Kompots wußte er nicht genug zu rühmen.

Nach aufgehobener Tafel näherte sich Napoleon dem Professor und ließ sich, auf und ab gehend, mit ihm in ein Gespräch ein. Er hatte schon als Konsul die Gewohnheit, den Kopf vorgeneigt und beide Hände hinter dem Rücken zu halten, und der Zufall wollte, daß Herrn Deleseguille dieselbe Gewohnheit eigen war. Er ging unbedenklich in derselben Attitüde neben dem Konsul her, und es ist sehr zu bedauern, daß uns nicht überliefert ist, was die Hofleute dazu gesagt haben, und ob keiner aus Entrüstung über diese Impertinenz die Hand an den Degen gelegt hat. Der unehrerbietige Gast hatte aber nicht Zeit gehabt, an seine Sünde zu denken, wäre er sich auch ihrer bewußt gewesen. Es war für ihn keine kleine Arbeit, mit seinem Interlokutor gleichen Schritt zu halten. Er war seines Lebens an so rasches Promeniren nicht gewöhnt und tröstete sich über seinen Mangel an Behendigkeit mit dem Gedanken, daß er ja doch schon zu alt sey, um es zum Marschall von Frankreich zu bringen; einstweilen gerieth er in bedeutenden Schweiß. Er hatte übrigens seinen Plan für das Gespräch und wartete auf den Augenblick, wo der erste Konsul ihm gestatten würde, eine kleine Pause zu einer feinen und vorsichtigen Anspielung auf den bewußten Gegenstand zu benutzen. Hin und wieder, so oft die Unterhaltung einen vertraulichen Charakter anzunehmen schien, wagte der Professor, den Mund ein wenig zu öffnen, aber jedesmal scheuchte der Konsul durch eines seiner raschen und lebendigen Herrscherworte die schon begonnene Phrase von den Lippen seines Begleiters zurück. Der Professor gab jedoch die Hoffnung nicht auf: er hatte gerade seine muthige Stunde, — einmal in seinem Leben ist wohl Jeder ein Held. — Endlich, als der Konsul immer freundlicher wurde, ging Herr Deleseguille mit zugedrückten Augen, um von der schon durch die Hülle brechenden Kaiserlichen Majestät nicht geblendet und um die Besinnung gebracht zu werden, gerade auf sein Ziel los. Man wird es wohl verzeihlich finden, dachte er, wenn ich es wage, an die bescheidene Existenz jener Zeit zu erinnern, die mit der jetzigen Größe auf doppelt schmeichelhafte Weise kontrastirt. Mit dem Aufgebote all seines Muthes gewann er's über sich und ließ ein schüchternes Wort von der Geschichte der Korsischen Freiheit verlauten, die ein junger Artillerie-Offizier vor funfzehn Jahren niedergeschrieben habe. Der Konsul hörte ihn kaum an und wendete ihm den Rücken. Der Professor merkte mit Bestürzung, daß er übel angekommen wäre, und meinte im Stillen, sein ehemaliger Schüler fühle sich noch nicht genugsam Herr seines gegenwärtigen Glückes, um mit lächelndem Gleichmuth auf die ganze Vergangenheit zurückzublicken. Nun schien ihm auf einmal seine Tasche nicht tief genug, und das Manuskript hing ihm schwer wie Blei in den Schößen. Er schlich nach Hause, ließ die Ohren hängen, legte sich zu Bett und fieberte.

Wenige Tage hernach erfuhr er zu seiner Ueberraschung, der erste Konsul habe ihn zum Sous-Chef eines Büreaus im Kriege-Ministerium ernannt. Herr Deleseguille verblieb in dieser Stelle bis 1815. Wer weiß, was er sich dachte? Vielleicht sah er diese Gunst nur als eine eben so höfliche als nachdrückliche Aufforderung an, seinen Mund zu halten. Er schwieg auch wirklich Jahre lang, lebte in der Verborgenheit und vermied sorgfältig jeden Anlaß, der seinen Namen hätte in

der Leute Mund bringen können. Vergessen wollte er seyn; andere Ansprüche machte er nicht. Wie mancher gute Vater nicht für sich selbst, sondern für seinen Sohn ehrgeizig ist, so war er's für den Kaiser Napoleon, den er so bald und bald für seinen geistigen Pflegesohn ansah. Und dann kitzelte ihn doch zuweilen seine kleine Eitelkeit mit dem Gedanken, daß der mächtige Kaiser einigen Grund habe, von ihm, Mr. Delesguille, etwas zu fürchten; und obwohl er selbst ob der Vorstellung erschrack, so gefiel sie ihm doch gar zu wohl, und mit Recht, — denn wer konnte sich damals dergleichen rühmen?

Alle, wie gesagt, von dem Manuskript wurde kein Wort gesprochen, es schien ganz und gar vergessen; hin und wieder warf er einmal einen verstohlenen Blick darauf. Es giebt dergleichen Gegenstände, deren Anblick uns beklemmt und peinigt, und die uns doch mit einer Gewalt, die stärker ist, als unser Wille, anziehen, daß wir sie betrachten müssen. Da ereignete sich unversehens ein Verfall, der Herrn Delesguille aus der Sicherheit aufstörte, worin er sich eingewiegt hatte, und ihm bewies, es gebe Mitwisser um sein Geheimniß. In seinem Büreau arbeitete nämlich als Secretair ein junger Mann von lebendigem und schalkhaftem Geist, dabei ein Liebhaber und Sammler bibliographischer Raritäten. Woher der junge Mann erfahren haben mochte, daß ein solches Manuskript vorhanden sey, das können wir leider nicht sagen; genug, er wußte es. Eines Morgens, Anno 1810, hatte Herr Delesguille seinem Secretair etwas mehr Aufträge als gewöhnlich gegeben und entschuldigte sich mit den dringenden Geschäften wegen des bevorstehenden Feldzuges und mit den ausdrücklichen Befehlen des Kaisers. „Ja doch, Euer Kaiser!" sprach der junge Mann mit der losen Zunge in etwas unmuthigem Tone, „der hat jetzt gut befehlen! ist aber auch nicht von jeher so ein Freund der absoluten Herrschaft gewesen, und es giebt Leute, die wissen, daß er einmal der schönen Freiheitsgöttin tief in die Augen gesehen hat. Nicht wahr, Herr Delesguille, davon wüßten Sie auch etwas zu erzählen, wenn Sie nur den Mund aufthun wollten?" — „Allerdings, ja wohl", entgegnete der ehrliche Mann in sichtlicher Verlegenheit und bemühte sich, so unbedeutsam als möglich zu lächeln, „auf der Militairschule ist er immer seinen ganz besonderen Weg gegangen, hat auch die Nase öfter im Plutarch stecken gehabt, als ich's eigentlich gern sehen mochte." — „Wahrscheinlich", sagte der Secretair mit einer kaltblütigen Ruhe, die den geängsteten Sous-Chef zur Verzweiflung bringen konnte, „wahrscheinlich studirte er Timoleon's Leben, um Paoli's desto schöner beschreiben zu können." Der Herr Sous-Chef klingelte, ein Büreau-Diener trat ein und unterbrach das Gespräch.

So leichten Kaufs ließ sich aber der neugierige junge Mann nicht abfertigen, und sobald der Diener sich mit einem unbedeutenden Auftrage entfernt hatte und der Schall seiner Tritte draußen nicht mehr zu vernehmen war, ging er seinem Chef geradezu zu Leibe: „Ohne Umstände, Herr Delesguille, gestehen Sie nur, Sie haben ein Manuskript von Napoleon zu Hause." Das Wort erschütterte den guten Herrn so gewaltig, daß er mit seinem Lehnsessel, ohne aufzustehen, drei Schritte zurückfuhr; hastig riß er die alte Brille von der Nase und wollte ein strenges verweisendes Gesicht machen, aber vor Angst wurde es ein komisches. „Wer sagt das, mein Gott! Jemand, der mich um meinen Kopf bringen will?" Dem Secretair that sein Verwitz schon leid; er war von seinem Chef immer freundlich wie ein Sohn behandelt worden und hatte ihn aufrichtig lieb. Die tragische Exclamation des Mannes ließ ihn befürchten, er möchte zu weit gegangen und doch etwas Gefährliches an der Sache seyn. Indeß, da er sich keiner bösen Absichten gegen ihn bewußt war, trieb er die Sache weiter und sprach, ohne von seiner Schrift aufzusehen: „Aber wahr ist es doch, Paoli war ein großer Mann, er liebte sein Vaterland und wollte es frei machen." Herr Delesguille sah den jungen Mann mit Blicken an, die um Erbarmen flehten. „Und sagen Sie, schrieb der Kaiser damals schon eine so schlechte Hand wie heute?" — „Ich beschwöre Sie, junger Mann", bat der Gequälte, „um Ihres Wohles willen, sprechen Sie mindestens leiser." Man sieht, er gab allen weiteren Widerstand auf und dachte nur daran, sich einen ehrenvollen Rückzug zu sichern, indem er nicht für sich, sondern für seinen jungen Freund zu fürchten vorgab. „Schön, Herr Delesguille", sagte der Secretair, „nun sehe ich doch, daß Sie mich verstehen und ich Sie." Mit diesen Worten verließ er seinen lederpolsterten Sitz und stützte sich vertraulich mit beiden Armen auf die Rückenlehne von Herrn Delesguille's Sessel. Der wagte ihm nicht ins Gesicht zu sehen, wußte auch nichts zu sagen; er that, was Spanierelle in solchem Falle zu thun räth: er nahm eine Prise Tabak. Darauf bob er langsam die Hand über die eigene Schulter weg bis zu den Ohrläppchen des Secretairs, zupfte ihn daran, immer noch ohne sich umzusehen, und seufzte aus tiefstem Herzen: „O, die Jugend, die Jugend!" — „Ja, die Jugend", sprach der unbarmherzige Secretair weiter, aber diesmal doch nur flüsternd; „in der Jugend, da nimmt man Partei für die Republik, da schreibt man voll Begeisterung die Geschichte der Befreiung seines Geburtslandes; hernach aber läßt man sich auf einmal, an einem schönen hellen Morgen, zum Kaiser der Franzosen und König von Italien proklamiren. Nicht wahr, das meinen Sie, Herr Delesguille?" Dem armen Manne blieb nun nichts übrig, als sich auf Discretion zu ergeben und um Gnade zu bitten. Er bekannte Alles, erzählte Alles und versprach Alles, was der junge Mann verlangte, unter der Bedingung unverbrüchlicher Verschwiegenheit.

Am nächsten Morgen betrat er mit geheimnißschwangerer Miene sein Büreau, schlich auf den Zehen, hielt den Athem an sich, schloß die Thüre sorgfältig zu und nahm in einem Lehnstuhle Platz, ohne ein Wort zu reden, ja, ohne den Morgengruß des schalkhaft lächelnden Secretairs zu erwiedern. Mit größter Vorsicht zog er eine Papierrolle aus der Tasche, um welche ein seidenes Band geschlungen war, legte sie sachte auf den Tisch und seufzte tief auf, wie Jemand, der eine ungeheure Anstrengung überstanden hat. Der junge Mann streckte die Hand nach dem Manuskripte aus, besah es von allen Seiten und durchlief es von Blatt zu Blatt; wenn ihm ein Satz vorkam, der unter den gegenwärtigen Umständen pikant oder verwegen klang, so las er ihn mit gedämpfter Stimme vor. Herr Delesguille sah seine Qual von gestern wieder angehen und rief: „Um Gotteswillen, nehmen Sie es mit nach Hause und lesen Sie's mit aller Bequemlichkeit." Den ganzen Tag sprach er kein Wort mehr; er war verstört, bestürzt; es war ihm zu Muthe, als gäbe er ein gefährliches Werkzeug einem Kinde zu Händen, das sich und Andere damit verwunden könnte. Andererseits aber war er so froh, es wegzugeben, wie Jener, es zu empfangen; ein Stein war ihm vom Herzen gewälzt, als er das Manuskript nicht mehr im Hause hatte; er hat es auch nie zurück verlangt. Von der Stunde an schlief der gute Mann ruhiger, bekam rothe Wangen und Embonpoint und sah täglich frischer und jünger aus. Bisher war er in seinem Hause gewesen wie ein Drache, der einen verzauberten Schatz bewacht; jetzt war der Zauber von ihm genommen: er ging frei aus und ein, er trat fest auf, er sprach laut; er sprach sogar, was er früher nimmer gewagt hätte, von der Militairschule zu Brienne und von seinem ehemaligen Schüler Napoleon Bonaparte und sprach mit solchem Behagen und in solchem Tone, als wäre er noch heute der Präzeptor Napoleon's.

Nach der Wiederherstellung der Bourbonen hätte Herr Delesguille sich den Besitz des Manuskriptes wohl zu Nutze machen und sich für die lange Qual durch einen reichen Geldertrag entschädigen können. Aber er hätte eher das Aeußerste über sich ergehen lassen, der rechte Mann, als durch eine solche Publication in dieser Zeit den schmähsüchtigen Feinden des großen Kaisers Vorschub gethan. Jetzt that es ihm in manchen Augenblicken leid, daß er die Schrift aus Händen gegeben; er würde sie lieber eigenhändig verbrannt und die Asche verschluckt, als sie zu unwürdigem Gebrauch in fremden Händen gelitten haben. — Dergleichen ist nun nicht mehr für das Andenken des Kaisers zu fürchten; aber leider weiß Niemand, wo das Manuskript hingekommen ist. Der Secretair, der es an sich genommen, machte 1812 den Russischen Feldzug mit und gab es in einer wohlverschlossenen Kassette, neben vielen anderen Papieren, seiner Familie in Verwahrung. Der junge Mann kam nicht wieder, man hielt ihn für todt. Herr Delesguille gedachte seiner oft: „Der arme junge Mensch, ich hatte ihn sehr lieb; aber es hat mir immer geahnt, daß ihm ein Unglück zustoßen würde." Und er sagte dies in einem Tone, als wenn er sich Vorwürfe über das Schicksal des jungen Mannes zu machen hätte. Die Angehörigen desselben erbrachen die Kassette und verbrannten einen Theil der darin enthaltenen Papiere; das Manuskript, welches den Namen seines Verfassers nicht trug und vielleicht bei flüchtiger Durchsicht für eine Schmähschrift gegen den Kaiser gehalten wurde, mag bei dieser Gelegenheit den Flammen übergeben worden seyn. Der Todtgeglaubte ist etliche Jahre später wohlbehalten nach Frankreich zurückgekommen; das Manuskript hat sich nicht wiedergefunden. Möglich indeß, daß es noch vorhanden ist. Wer es findet, kann es jetzt unbedenklich drucken lassen: der gute Herr Delesguille ist gestorben, und der Kaiser Napoleon steht glorreich wieder auf seiner Säule. (R. d. P.)

Bibliographie.

Anecdotes historiques. — Vom Baron Duveyrier.
Essai sur la centralisation administrative. — Von Vechard. 2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— **Ein Blick auf die Polnische Literatur.** Der unter dieser Ueberschrift in Nr. 72 und 73 des „Magazins" enthaltene Artikel war von uns nach einer Pariser Zeitschrift bearbeitet worden, wo er die Unterschrift „Emil Haag" trug, die wir auch unserer Bearbeitung gelassen haben. Gegenwärtig werden wir jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Haag fast nichts weiter als eine Uebersetzung des Artikels „Polnische Literatur" geliefert hat, der sich in dem im vorigen Jahre erschienenen achten Bande der neuesten Ausgabe des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons befindet. Herr Haag, der bloß einige nicht eigentlich zur Literatur-Geschichte gehörige und darum von uns weggelassene politische Raisonnements hinzufügte, hat seine Quelle nicht genannt; wir glauben jedoch dem Deutschen Verfasser jener Uebersicht, der auch in der Vorrede zum zwölften Bande des Conversations-Lexikons namhaft gemacht wird,*) diese Erklärung schuldig zu seyn.

— **Aus Schweden.** Die in Upsala erscheinende Schwedische Literatur-Zeitung beginnt in ihrem Blatte vom 28. Juni d. J. eine ausführliche Rezension von zwölf verschiedenen, in Berlin, Breslau, Königsberg, Halle, Koblenz, Stralsund, Brandenburg und Dortmund erschienenen Entgegnungsschriften auf Dr. Lorinser's bekannte Abhandlung über die Gymnasien. Jede einzelne dieser Schriften wird gewürdigt und mit ihren Entwicklungen und Auseinandersetzungen dem Leser vorgeführt. Besonders aber ist dies mit dem in Berlin unter dem Titel „Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit" erschienenen Dialog der Fall. Das Ganze kann als ein Beweis dienen, wie sehr man sich jetzt im Skandinavischen Norden für die Schul-Einrichtungen unseres Vaterlandes interessirt. Die „Lorinser-Literatur", meint übrigens der Schwedische Kritiker, dürfte bald einen eigenen, wiewohl mehr werth- als inhaltreichen Zweig von Deutschlands neuerer Bibliographie bilden; er habe freilich nur ein Dutzend dieser Schriften sich ausgewählt, doch seyen dies die besseren, und möchte sich die Zahl der bereits erschienenen leicht wohl auf sechsunddreißig schon belaufen.

*) Herr Hülfsprediger und Rektor Werner in Gnesen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumeriert auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Mittwoch den 12. Juli 1837.

Frankreich.

Zur Statistik der Französischen Zeitungen.

Nach der British and Foreign Review.

Seit dem Jahre 1830, wo in Frankreich die Cautionssumme für die Journale so sehr verringert wurde, schossen in der Provinz die Zeitungen wie Pilze hervor. Bordeaux, Lille, Lyon, Rouen und Marseille haben jetzt jedes drei Tagesblätter, und jede bedeutende Departemental-Stadt hat zum wenigsten eine Zeitung. Bis 1835 rechnete man dreihundert periodische Schriften in den Departements; seit den strengen Gesetzen von diesem Jahre mußten mehrere Republikaner und Legitimisten die Feder aus der Hand legen, und die Provinz hat nicht mehr als zweihundert Blätter. Die Provinzial-Blätter sind sehr nachtheilig für die Circulation der Pariser Blätter geworden. Sie zahlen geringere Stempel-Gebühren, geringeres Porto, weil sie von geringerem Umfang sind; ihre Korrespondenten in Paris liefern ihnen die Neuigkeiten einen Tag früher, als es die Zeitungen thun können; die große Gleichgültigkeit gegen jede ausführliche Diskussion der Meinungen macht jetzt in Frankreich täglich auffallendere Fortschritte; dies Alles zusammengenommen, mußte die Pariser Presse an Popularität und Unterstützung sehr vermindern. Der Constitutionnel ist von 22,000 Abonnenten auf 9000 herabgekommen; das Journal des Débats ist etwas mehr geschützt durch die Freundschaft der finanziellen Mittelklasse, durch Unterstützung von oben und durch eine sehr gewandte Redaction, und hat daher mehr Abnehmer, als sein früher glücklicherer Rival, doch ist es auch auf 10,000 gesunken. Die Gazette de France erhielt unter Polignac große Summen „für literarische Leistungen" aus dem Staatsschatze; sie hatte damals 10,000 Abnehmer; jetzt hat sie höchstens 4000, von denen ein großer Theil ausländische Tories sind, denen unsere Standard's, Morning Post's und Times noch etwas zu liberal und zugleich viel zu theuer sind.

Die Provinzial-Presse ist in Frankreich von der größten politischen Unbedeutsamkeit. Sie steht in der Regel dem Parteikampf zu fern und liefert nur die Resultate desselben; die Zeitungen in der Provinz verlangen wenig Einfluß und haben fast gar keinen auf die öffentliche Meinung; sie sind bloße Buchhändler-Speculationen. Da die Cautionssumme so gering ist, Stempel-Gebühren und Porto herabgesetzt wurden, Setzer und Offizin wohlfeiler als in der Hauptstadt sind, so kann jeder Buchdrucker den Muth zur Herausgabe einer Zeitung haben. A — 500 Subskribenten genügen, während die Pariser Blätter so viele Tausende haben müssen. Hat der entschlossene Buchdrucker gar noch einige Zugänglichkeit für ministerielle Gesinnungen, so besitzt er in der Person des Präfekten allein 150 bis 200 Abonnenten. Unter solchen Umständen ist es nicht allein kein Wunder, daß 200 Provinzial-Blätter existiren, sondern man muß darüber staunen, daß nicht viel mehr erscheinen. Die einzigen Zeitungen der Provinz, welche politischen Einfluß hatten, waren nur Filial-Zeitungen der Pariser, entweder der Tribune für die Republikaner auf dem Lande, oder der Gazette für die Legitimisten. Man schickte ihnen Artikel und Arbeiter von Paris. Die Juli-Ereignisse fanden den Constitutionnel und das Journal des Débats im höchsten Glücke. Da bei letzterem weniger Eigenthümer waren (es waren nur zwei oder drei), so hatten diese mehr Einfluß und konnten wohl Minister ein- und absetzen.*) Es repräsentirte die Wünsche der Börsenspieler, der reichen Kaufleute und Spekulanten und, was die Kammer betrifft, das rechte Centrum, während sein Nebenbuhler, der Constitutionnel, dort das Organ des linken Centrums war. Von der republikanischen Presse sind nur noch magere Reste da. Sie war nach der Juli-Revolution sehr fruchtbar, sie hatte den National, den Patriote, Avenir, Reformateur, Populaire, Bon Sens, Mouvement und die Tribune; aber die neueren Gesetze, die fortwährenden Prozesse (die Tribune hatte deren über hundert und bezahlte nach und nach an eine Million Franken Strafe, während ihr Haupt-Redacteur sein Leben verdoppeln müßte, wenn er die ihm zuerkannten Gefängniß-Strafen absitzen wollte), die geringe Theilnahme für sie im Lande und ihre Ausschließung vom Auslande haben ihnen schon Lebenskraft genug entzogen; der September 1835 brachte ihnen den Gnadenstoß. Der Bon Sens schleicht noch als lebendige Leiche am Arme einiger hundert Abonnenten umher; der National würde sich noch ferner Leser geschafft haben, da selbst seine Feinde den Geist, das Talent und die Schärfe, mit welcher er geschrieben war, zu schätzen wußten; aber der Urheber dieser Vorzüge des Blattes, die Hoffnung der Partei und eine Zierde der Publizisten, fiel in einem Ehrenkampfe, und dem überlebenden Blatte sieht man den Mangel der hingeschiedenen Meisterkraft deutlich an.

Seit dem Anfang des vorigen Jahres wurden Zeitungen aus bloßer Speculationssucht und nicht für eine Partei gegründet. Das Glück, welches einige gemacht haben, reizte die Geldmenschen mehr, als sie das Unglück vieler anderer hätte vorsichtig machen sollen. Eine Actie des Constitutionnel ist noch heute 25 Mal so viel werth, als der Einsatz war; die Actien der Gazette des Tribunaux kosteten 500 Fr. anfangs und werden jetzt mit 30,000 Fr. verkauft; die Gazette de France brachte lange Zeit Herrn Genonde die Summe von 200,000 Fr. jährlich, ohne die schönen Unterstützungen „für literarische Leistungen", welche Herr Genonde erhalten hat. Diese drei Beispiele von Glück reichten hin, Nachahmer zu wecken. Um aber Theilnehmer genug zu finden, sann man von jetzt an darauf, die Actien eines neuen Blattes durch kleine Summen in einzelne Zettel abzutheilen, wie man's in England bei den gewöhnlichen Unternehmungen von Windbeuteleien macht. Solche Zettel von 250 Francs wurden an die Börse gebracht, und damit ward geschwindelt. Durch Künste aller Art trieben die Mäkler den Preis der Actien in die Höhe, um den armen Schwachköpfen Lust zu machen. In der Residenz wie in der Provinz wanderte man mit dem Journal umher und ließ es durch Handlungs-Reisende ausbieten, wie man ein Faß Zucker und einen Ballen Baumwolle ausbietet. Die Zeitungen dieses Ursprungs wollen weiter nichts, als Geld, gleichviel, ob es legitimistisch, republikanisch, oder gemäßigt liberal ist, wenn es nur nicht falsch ist. Nur darin kommen alle diese Produkte überein, daß sie die achtbaren Zeitungen um ihr Ansehen bringen. Die Presse (das neue Journal dieses Namens) hat es auf die Vernichtung des Journal des Débats abgesehen; der Siècle will dem Courrier Français den Rang ablaufen; die Europe stellt sich der Quotidienne zur Seite; der Monde sucht dem Temps es gleich zu thun; das Journal général de France hofft die Erbschaft des ehemaligen Journal des Villes et des Campagnes durch seinen Französisch zugestutzten Torysmus zu erwerben. Vor kurzem kamen auch drei juristische Journale ans Tageslicht, der Droit, das Journal des Tribunaux und die Loi. Ein republikanisches Blatt, der Radical, ist angekündigt; wir wissen nicht, ob es erschienen ist.

Diese neue Presse ist wohlfeil, ein Umstand, der nähere Betrachtung verdient. In der Zeit der Restauration zahlte man jährlich für ein Blatt, das täglich erschien, zuerst 60, dann 57, endlich 80 Francs. Es stieg der Preis, so wie die Regierung die Stempelgebühren und das Porto erhöhte, aber das Format des Blattes stieg in demselben Verhältnisse. Hatte der Flächenraum des Blattes weniger als 30 Decimètres im Quadrat, so zahlte es 5 Centimes (ein Centime ist ungefähr ein Pfennig) Stempel- und 4 Centimes Postgeld; dies macht jährlich 32 Francs 85 Centimes. Rechnet man nun noch 4 Francs für die Verkäufe ab, so bleibt der Redaction für Druckkosten, Papier, Honorar und dergl. 43 Fr. 15 Cent. Hingegen muß man als Einkünfte des Journals noch die zahlreichen Ankündigungen rechnen, ein Gewinn, der erst seit dem Jahre 1828 bei den Französischen Blättern in Betracht zu kommen anfing. Ein Blatt von 5000 Abonnenten kann auf 60,000 Francs von diesem Zweig seiner Einkünfte rechnen; der Constitutionnel nimmt 120,000, das Journal des Débats 200,000 Francs hierdurch ein. Das letztere Blatt zahlt am meisten an die Herausgeber, nämlich 125,000 Fr., die Korrespondenz nicht mitgerechnet. Die Französische Presse hat aber keine Korrespondenz, die in irgend einem Verhältnisse zu der der Englischen Zeitungen steht. Die Times allein zahlt für ihre Korrespondenz in Paris dieß so viel, als die sämmtlichen Ausgaben einer Französischen Zeitung betragen. So sehr aber auch die Französischen Blätter im Preise niedriger, als die Englischen sind, so findet man das Zeitungshalten in Frankreich doch noch zu theuer, und man vermehrte die Leser einer Zeitung, ohne ihre Abonnenten zu vermehren, durch die Cabinets de lecture, wo man für eine Kleinigkeit alle Blätter liest. Wäre keine Stempel-Taxe, so würden die Herausgeber ihre Blätter auf den Preis von 30 Fr. ermäßigen können, und die Circulation müßte bald verdoppelt werden. Die Stempel-Taxe bringt dem Schatze zwar gegen 2 Millionen jährlich, allein diese Steuer würde leicht durch die Vermehrung der Postgelder und durch die erweiterte Verbreitung der Blätter ersetzt werden.

Ohne zu warten, bis sich die Regierung mit dieser Ansicht einverstanden zeigt, haben es in der neuesten Zeit einige kühne Geschäfts-

*) Bertin, der Haupt- oder alleinige Eigenthümer des Journal des Débats, hat schon oft den Antrag, ins Ministerium zu treten, abgelehnt und soll seinen Freunden als Grund gesagt haben, er fühle, wie jener Römer Curius, daß es besser sey, die Herrscher in seiner Gewalt zu haben, als selber zu herrschen. Allein nach seinen guten Geschäften zu urtheilen, wird er wohl schwerlich, wie jener Curius, von den Herrschern beim Kochen seiner Rüben in einem irdenen Topfe sich überraschen lassen.

Abenteurer versucht, auf eigene Faust eine Reform der Tagespresse zu bewirken, indem sie den Subscriptions-Preis auf die möglichst niedrige Summe, auf 40 Francs, herabsetzten. Der Erfinder dieser Reform, der sehr bald ein Heer von Nachahmern in seinem Gefolge hatte, ist Herr Emil von Girardin, Deputirter des Creuse-Departements, ein verständiger, unternehmender Literat. Er läßt sich nicht ungern den Calvin der Presse nennen, und wirklich könnte er auf alle Eigenschaften eines Reformators stolz thun, hätte sein Charakter mehr moralisches Gewicht und sein Talent mehr politische Geschicklichkeit. Girardin gründete eine Monatsschrift unter dem Namen Journal des Connaissances Utiles à quatre francs par an. Es hatte anfangs 120,000 Abonnenten, verlor aber einen großen Theil, als man die Erwartungen und Versprechungen nicht erfüllt fand. 1835 machte er ein eigenes Werk über die gesetzlichen Mittel, die periodische Presse zu regeneriren, bekannt.*) Darin schlägt er vor, erstens: die Regierung sollte eine Zeitung für 12 Francs jährlich unter dem Namen Le Moniteur Universel herausgeben, in welchem nur die Nachrichten des Tages ohne Kommentar enthalten seyn müßten; zweitens sollte jeder Wahlfähige und jeder Wählbare das Recht haben, eine Zeitung ohne Stellung einer Caution herauszugeben; drittens sollten Beleidigungen der Presse mit der größten Strenge bestraft werden. Nach den dort ausgesprochenen Grundsätzen hat er endlich selbst ein Blatt La Presse herausgegeben, das aber wenig von den nöthigen Eigenschaften eines Publizisten verräth.

In seinem Prospektus sagt Girardin unter Anderem Folgendes: „Die Kosten der Redaction können in zwei Klassen getheilt werden, in abnehmende Ausgaben und in zunehmende Ausgaben. Das heißt: abnehmende Ausgaben sind solche, die bei der Vermehrung der Abonnenten immer geringer werden, z. B. das Honorar der Mitarbeiter, das Setzerlohn und die Miethe. Je mehr Abonnenten, desto geringer ist die Last dieser Ausgaben auf einem Exemplar. Die andere Klasse, die zunehmenden Ausgaben, sind Stempel-Gebühren, Porto, Druckerlohn, das Packen und Versenden u. dgl. Je mehr Exemplare abgezogen werden, desto mehr beträgt diese Art von Ausgaben. Rechnet man nun:

Abnehmende Ausgaben.

Für die Herausgeber	100,000	Francs
„ „ Setzer	36,000	„
„ „ Verwaltung	24,000	„
So haben wir eine Total-Summe von . .	160,000	Francs.

Zunehmende Ausgaben.

Stempel 5 Centimes für 365 Tage	18 Fr.	25 Cent.
Porto 4 „ „ „ „	14 „	60 „
Papier, Druck ꝛc.	10 „	95 „
Total-Summe für ein Exemplar . .	43 Fr.	80 Cent.

Bei 10,000 Exemplaren hätten wir:

Abnehmende Ausgaben	160,000	Fr.
Zunehmende „	448,000	„
Total-Summe . .	608,000	Fr."

So rechnet Girardin. Bei 10,000 Abonnenten zu 40 Fr. müssen noch 4 Fr. Rabatt abgerechnet werden; es ergiebt sich somit nur ein Einkommen von 360,000, das heißt 248,000 Fr. weniger als die Ausgaben betragen. Dieses Defizit glaubt er durch die Einnahmen von Ankündigungen decken zu können, vergißt aber, daß die besten und ältesten Zeitungen keine 248,000 Francs für diesen Zweig einnehmen. Dabei vergißt er noch, unter die Ausgaben 5 Prozent Zinsen an die Actien-Inhaber zu rechnen; das Kapital seiner Presse zu 800,000 Fr. würde demnach die Kosten um 40,000 Fr. vermehren. Er hat auch noch manche Privilegien vergessen, die den Actien-Inhabern bewilligt werden und den Abonnenten, so daß auf ein Defizit von 350,000 Fr. zu rechnen ist. Dieses durch Insertionen decken zu wollen, ist unmöglich. Denn da man für die Zeile 1 Fr. 25 Cent. und durch Kontrakt nur 1 Fr. zahlt, so kann eine ganze Seite, wenn sie auch täglich voll ist, was doch schwerlich der Fall ist, nur 288,000 Fr. einbringen; mehr als eine Seite mit Ankündigungen anzufüllen, wird keine Französische Zeitung wagen. Das Schönste dabei würde noch dies seyn, daß ein Blatt desto mehr verliert, je mehr die Zahl der Abonnenten wächst. Ein Blatt zu 40 Fr., wollen wir annehmen, hat 10,000 Abnehmer und durch Insertions-Gebühren an 300,000 Fr., so daß das Verhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe zu Stande gebracht ist. Wächst die Abonnenten-Zahl auf 12,000, so verliert es jährlich 16,000 Fr., da jedes Exemplar 8 Fr. mehr kostet, als man's verkauft. Höchstens kann das Journal général de France zu 48 Fr. einige Aussicht auf Bestehen haben, und zwar nur bei einer strengen und absurden Sparsamkeit in Allem, was den Werth eines Blattes erhöht.

Was jedoch die wohlfeile Presse in Frankreich zu Grunde richten muß, ist die offenbare Talentlosigkeit, durch die sie sich schon jetzt auszeichnet. Es ist wohl sehr angenehm, den Kaffee und das Tuch wohlfeiler zu haben, die geistigen Genüsse dürfen jedoch nicht zu so herabgesetzten Preisen erscheinen. Man muß Mitarbeiter und Korrespondenten haben, die was gelernt haben und was verstehen, und die sich auch nicht zu niedrigen Künsten herablassen dürfen; und solche Männer müssen nach Verdienst belohnt werden. Bis jetzt hat die wohlfeile Presse, trotz des Reizes der Wohlfeilheit, noch kein großes Glück gemacht. Die Presse selbst hat bei allen Anstrengungen und Lärm nur 8000 Abonnenten; der Siècle 5000; das Kapital ist erschöpft, und Girardin, sagt man, bezahlt seine Mitarbeiter sehr schlecht.**) Bis jetzt war die Folge dieser wohlfeilen Presse nur eine noch größere Zersplitterung der Parteien und eine Herabwürdigung der Presse. Das doctrinaire Ministerium unterstützte die 40 Francs-Presse aus allen Kräften; oder, richtiger zu sprechen, es schürte den Streit immer mehr an, damit sich die Presse selber gegenseitig verderbe und dem Ministerium nicht mehr lästig falle. Die Apathie der öffentlichen Meinung ist aber so groß, daß man an der Krisis wenig Antheil nahm und es der Presse selbst überließ, sich zu retten oder zu fallen. —

— Seitdem wir Obiges niedergeschrieben, haben sich die Sachen sehr verändert, sie haben unsere Voraussetzungen für jetzt nur zum Theil bestätigt. Die Presse hat trotz ihrer Mängel 12,000 Abonnenten und die übrigen Blätter der sogenannten „jungen Presse" Grund gewonnen. Bei dieser bedenklichen Wendung sind die alten Zeitungen gezwungen, der Nothwendigkeit zu weichen. Ihre Nebenbuhler haben den Preis des Blattes erniedrigt; sie rächen sich durch Herabsetzung der Insertions-Gebühren. Allein sie handelten bei diesem Verfahren nicht übereinstimmend, was für die Existenz manches Blattes nachtheilig seyn wird. Das Journal des Débats und der Constitutionnel setzten die Gebühren für eine Zeile auf einen Franken herab, der Courier Français auf achtzig Centimes, und der Temps hat gar keinen Preis bestimmt. Dieselbe Verschiedenheit hat sich in der Veränderung ihres Formats gezeigt. Das Journal des Débats hat das Format der Englischen Blätter angenommen, weil es die dadurch verursachte Steigerung seiner Ausgaben durch seine Insertionen zum Theil decken kann. Die Vergrößerung des Formats kostet ihm 100,000 Fr. ungefähr, und die Insertionen, die bei ihm zahlreicher als überall sind, werfen nur ein Mehr von 50,000 Fr. gegen sonst ab. Die Gazette de France und die Paix haben dasselbe Format angenommen, ohne dieselben Hülfsquellen zu haben. Der Constitutionnel und der Courrier Français behielten ihr Format bei, geben aber zur Entschädigung des Publikums gelegentliche Supplements. Der Temps war am kühnsten; er setzte seinen Preis auf 72 Cent. herab und vergrößerte sein Format um das Doppelte. Er ist jetzt so groß wie die Morning Chronicle, zählt an 300,000 Buchstaben in jeder Nummer und beschäftigt dreißig Setzer. Die Franzosen finden aber das große Blatt unbequem. Was aber aus der Presse und der Richtung der öffentlichen Meinung in Frankreich werden wird, läßt sich bei dem Zustande der Wandelbarkeit daselbst nicht voranbestimmen. In einem Lande, wo alle sechs Monate ein neues Ministerium und mit ihm neue Beamten am Ruder sind, wo die Repräsentanten des Volks in so viele Parteien zerfallen, daß eine Majorität nur aus der zufälligen Verbindung zahlloser Minoritäten erwächst, kann für jetzt schwerlich an eine vereinte Richtung der Presse gedacht werden.

*) Moyens législatifs de régénérer la Presse périodique par M. Émile de Girardin, Député. 8vo. Paris, 1835.

**) Das Feuilleton der Presse gehört jedoch immer noch zu den besseren der Französischen Blätter. Die Freunde seiner Frau (Delphine v. Girardin geb. Gay), namentlich Madame Sophie Gay, Alex. Dumas, Fred. Soulié u. A., unterstützen Herrn v. Girardin noch fortwährend. Vgl. übrigens die Nachschrift zu diesem Artikel.

Die Jungfrau von Orleans, historisch und poetisch.

Nach Michaud und Poujoulat, von Chandes-Aigues.*)

Wenngleich die Erzählungen der Geschichtschreiber über das Leben der Jeanne d'Arc von auffallenden und unerklärlichen Widersprüchen wimmeln, wenngleich der Schleier des Geheimnisses von ihrer Gestalt noch bis zur Stunde nicht weggezogen ist und wahrscheinlich niemals gehoben werden wird, so kann doch heute für den Historiker kein Zweifel mehr obwalten, was von der Jungfrau von Domremy, von ihrem Charakter und ihrer Sendung zu halten sey. Die von ihren Feinden ausgesprengten Fabeln, denen man so lange blindlings Glauben geschenkt, haben für die heutige Welt nicht einmal als Kuriositäten mehr Interesse. Die Chronik des Monstrelet und die Französische Reichs-Geschichte des Dubaillan liegen in den staubigen Winkeln unserer Bibliotheken eben so vergessen, wie die Schriften der beiden Vertheidiger und Lobredner Johanna's, Ameigard und Edmond Richer. Seltsam bleibt es jedoch und bemerkenswerth, daß die letzteren niemals zum Drucke gekommen sind. Sie gehen in naiver Gläubigkeit und Verehrung eben so weit, wie jene Beiden im Haß und in der Lästerung. Daß aber die Darstellungen des Monstrelet und Dubaillan so entschiedenen Vorzug und Eingang bei der lesenden Welt gefunden haben, das ist eben wieder ein Beispiel von der Ungerechtigkeit, womit die Nachwelt sich so häufig an dem reinsten und glorreichsten Andenken versündigt. Zugleich erklärt sich hieraus, wieso der Name und die Person der Jeanne d'Arc bei dem Französischen Publikum in so lächerlichen Ruf, um nicht noch etwas Schlimmeres zu sagen, gekommen ist.

Heute steht, wie gesagt, die Meinung über die Jungfrau von Orleans in der Hauptsache fest. Der ernste und gründliche Geschichtsforscher läßt Mézeray zur Rechten und den Autor des Dictionnaire philosophique et critique zur Linken und findet, daß keineswegs die Nothwendigkeit obwaltet, die Jungfrau entweder für eine von Gott unmittelbar ausgesendete Heilige oder für eine mit dem Teufel buhlende Hexe zu halten. Der verständige Etienne Pasquier hat es bereits gesagt, daß an der Geschichte der Jeanne d'Arc, wenn man auch alle von den Zeitgenossen aus guter oder schlimmer Meinung hinzugesetzte Erdichtungen und Lügen davon abstreift, noch immer des Interessanten und Wunderbaren genug bleibt. In neuester Zeit haben Lingard und Sismondi denselben Gegenstand behandelt, und es ist sonderbar, daß jener mit seinen katholischen Ideen und Tendenzen gleichwohl die Jungfrau bei weitem weniger günstig darstellt, als der skeptische und raisonnirende Französische Autor.

Die Notice sur Jeanne d'Arc, von den Herren Michaud und Poujoulat verfaßt, trägt den Charakter der Unparteilichkeit, Unbefangenheit und besonnenen Gründlichkeit, die zwischen den Extremen hindurch zur Wahrheit führt. Hier erscheint uns Johanna d'Arc, was sie in der Wirklichkeit gewesen, als ein junges Landmädchen, einfältig von Sitten und Gemüth, aber beseelt vom Glauben, durchglüht von Eifer,

*) Notice sur Jeanne d'Arc. Par Michaud etc. Paris, 1837.

durch den Anblick der Leiden ihres Landes und ihres Königs bis zum Fanatismus exaltirt. Ob sie wirklich einen Auftrag, eine Sendung von Gott gehabt? Ganz gewiß, insofern sie ein Werkzeug der Vorsehung zur Rettung Frankreichs gewesen ist; aber ihre Versicherung, daß sie Botschaften unmittelbar vom Himmel empfangen habe, braucht darum nicht für buchstäblich wahr angenommen zu werden. Sie selbst bezeichnete die Offenbarungen, die ihr zu Theil würden, immer mit dem Ausdrucke: die Stimme habe ihr gesagt oder befohlen. Es geht daraus hervor, daß sie nicht gerade die himmlischen Boten selbst mit Augen gesehen, sondern nur Worte vernommen hat, die der Ausdruck dessen waren, was ihre ganze Seele erfüllte und begeisterte. Das Phänomen hat sich zu allen Zeiten wiederholt, daß, was der innere Sinn brütet und schafft, sich bei einem hohen Grade der Exaltation zur äußeren Wahrnehmung, zur Vision für das Auge, zur Stimme für das Ohr gestaltet. Hierdurch wird Alles begreiflich und die Annahme eines Wunders wie einer Betrügerei gleich überflüssig; die kahlen Spöttereien der Freigeister zerfallen in Nichts, und auch die schwerfälligen Beweis-Gerüste der Orthodox-Gläubigen schrumpfen in Albernheit zusammen vor der einfachen und unbezweifelbaren Wahrheit, daß der Glaubensmuth und die fromme Begeisterung einer reinen und unschuldigen Jungfrau die großen Dinge ausgerichtet hat, deren keine menschliche Tapferkeit, Kraft und Klugheit fähig gewesen wäre.

In der That, kann man sich, außer bei der größten Kurzsichtigkeit und Geistesarmuth, mit der Erklärung zufrieden geben, daß Johanna eine Betrügerin gewesen? daß sie den Leuten etwas weiß gemacht, indem sie sich für eine Gesandte des Himmels ausgab, indem sie erzählte, wie oft ihr der Erzengel Michael, die heilige Margaretha, die heilige Katharina erschienen wären, ihr zu dem Werke Muth einzusprechen? Nein, Johanna war keine Lügnerin, sie hat die Erscheinungen wirklich gehabt, die Stimmen wirklich vernommen; nur freilich war es nicht außer ihr, was sich ihr offenbarte, sondern in ihrer Seele ging es vor. Man mag dies Fanatismus, Ueberspannung, Wahnsinn nennen: was liegt daran, welches Wort man wählt, um die Ursache der nicht wegzuleugnenden Wirkungen zu bezeichnen? Hätte Johanna nicht in dem festen Glauben gelebt, daß sie Gottes Auftrag erfülle, wäre sie nicht ganz und gar durchdrungen gewesen von dem Bewußtseyn, daß sie vom Himmel berufen sey, Frankreich und den König zu retten, woher hätte sie Muth und Kraft gefunden zu den Thaten, welche die Geschichte von ihr bezeugt? Das kann kein Philosoph hinwegleugnen, daß Johanna d'Arc damals Frankreich gerettet hat, daß es ohne ihr Erscheinen um die Französische Unabhängigkeit und Nationalität geschehen war.

Wie sah es im Jahre 1429 in Frankreich aus? Seit funfzig Jahren hatten die Parteikämpfe und Bürgerkriege nicht geruht; die Factionen von Burgund und Armagnac zerfleischten das Land, es blutete aus tausend Wunden; hülflos und zu Grunde gerichtet, war es den Angriffen übermächtiger Feinde preisgegeben. Drei Viertheile des ganzen Französischen Territoriums im Süden, im Westen, im Norden waren in der Engländer Händen, die Herzöge von Bretagne und Burgund mit ihnen verbündet. Was Heinrich V. von England bei Azincourt (1415) siegreich begonnen, das setzte sein Bruder, der Herzog von Bedford, in Gemeinschaft mit dem Grafen Salisbury und dem furchtbaren Talbot, fort; diese Drei hatten sich gewissermaßen in die Eroberung von Frankreich getheilt; sie siegten bei Crevant und Verneuil; immer enger zog sich der Kreis um Karl VII. Der saß zu Chinon an der Loire mit wenigen Getreuen; von Tage zu Tage lichtete Verrath und Flucht die Reihen seiner Anhänger, seine Streitmacht schwolz zusammen; es kam dahin, daß er nur eine Schaar fremder Söldlinge, die ein Schotte, Douglas, befehligte, zu seiner Vertheidigung behielt. Durch wiederholte Niederlagen ganz entmuthigt, ging er schon mit dem Verhaben um, nach der Dauphiné zu flüchten und sein ganzes Königreich, das er nicht zu behaupten, noch zu schützen vermochte, den Engländern zu überlassen. Noch widerstand die treue Stadt Orleans, sein letztes Bollwerk, den Angriffen der belagernden Engländer, aber ohne Aussicht auf Hülfe und Entsatz; man konnte in dieser muthigen Gegenwehr nur die letzte verzweifelte Anstrengung der hoffnungslos zu Grunde gerichteten Königlichen Partei erblicken.

In dieser äußersten Noth, da die letzte Stunde der Französischen Monarchie und Unabhängigkeit geschlagen zu haben schien, tritt plötzlich Jeanne d'Arc auf den Schauplatz. Sie erscheint am Hoflager zu Chinon; mit begeisterter Kühnheit, festen Muthes im Angesicht der hereinbrechenden äußersten Gefahr, verspricht sie im Namen Gottes, noch Alles zu retten, wenn man ihrer Führung vertraue. Anfangs glaubt man ihren Worten nicht; aber ihre begeisterte Rede, die Ueberzeugung, von der sie sichtbar beseelt ist, und ihr fester Wille machen bald auch auf die Ungläubigsten Eindruck. Der König Karl selbst, verwundert über die Hartnäckigkeit, womit die Jungfrau auf ihrem Vorhaben besteht, neugierig, was für ein Ende diese ungewöhnliche Begebenheit wohl nehmen würde, und bei dem verzweifelten Stande seines Spiels wohl geneigt, einen auf so besondere Weise sich darbietenden Wurf auf gut Glück zu wagen — der König gewährt endlich ihr Verlangen und stellt ihr eine bewaffnete Schaar zu Gebote, womit sie zur Rettung von Orleans ausziehen will. Und siehe da, kaum hat die Jungfrau sich in die belagerte Stadt geworfen, so ändert sich auf einmal der Stand der Dinge; ein Umschwung des Kriegsglückes tritt ein. Die Engländer hören von der wunderbaren Streiterin, die sich gegen sie erhoben hat, und wähnen, der Himmel oder die Hölle habe sich gegen sie erklärt. Die Belagerten, von den Worten und dem Beispiele der begeisterten Jungfrau angefeuert, fühlen ihren Muth und ihre Kraft sich vertausendfachen und ermannen sich zu siegreicher Anstrengung. Drei Tage sind vergangen und Jeanne d'Arc hat ihr Versprechen erfüllt; die Engländer ziehen ab, Orleans ist befreit. Aber sie begnügt sich damit nicht; nun zieht sie ins Feld, die Engländer zerstieben vor ihr; feste Plätze, Jergeau, Meun, Beugency werden erstürmt oder ergeben sich. Seit undenklichen Zeiten sind die Engländer in offener Feldschlacht immer Sieger geblieben; jetzt, bei Patay, schlägt die Jungfrau sie in die Flucht. Der Weg nach Rheims ist offen; dorthin hat sie versprochen, den König zu führen, damit die Krone seiner Väter von neuem auf seinem Haupte geweiht werde; sie erfüllt auch dies, und nun fühlt sie, daß ihre Sendung vollendet ist. Sie will in ihr Dorf zurückkehren, aber jetzt beschwört sie der König, zu bleiben. Ihre demüthigen Einreden helfen nichts; der König befiehlt darauf, und sie gehorcht. Noch mancher Sieg wird unter ihrer Führung erfochten, aber das begeisterte Selbstvertrauen ist von ihr gewichen; sie ist nur eine gewöhnliche Sterbliche noch, und es ahnt ihr Unglück. Nur zu bald erfüllt es sich. Bei einem Ausfalle der Engländer aus Compiegne geräth sie, unter den Mauern der Stadt, in feindliche Gewalt. Ergrimmt über die Schmach, von einem Weibe besiegt worden zu seyn, verdammen die Feinde das wehrlose Opfer zum Feuertode, und um ihren Ruf zugleich mit ihrem Leben zu vernichten, beschuldigen sie, eben so lächerlich als grausam in ihrem Haß, die Jungfrau der Zauberei und des Verkehrs mit dem Teufel. Seitdem haben die Thaten und Siege der Johanna d'Arc bei der einen Partei für Gotteswerk, bei der anderen für Satanswerk gegolten, aber die Schande ist zuletzt mit allem Gewicht auf das Andenken der rachsüchtigen Dualer und Verfolger zurückgefallen.

Die Thaten der Jungfrau lassen sich recht gut begreifen, ohne daß man zu übermenschlichen Vorstellungen und Erklärungsweisen seine Zuflucht nimmt. Der zur Begeisterung und zum Fanatismus exaltirte menschliche Wille ist ein über alle Vorstellung mächtiges Agens, eine Kraft, die sich in weiten Kreisen mittheilt und fortpflanzt, sich der passiven Individualitäten bemächtigt und sich in ihnen tausend gehorsame Werkzeuge schafft. Ein Enthusiasmus entzündet den anderen, wie ein Feuer das andere, und wird durch die Mittheilung nur desto lebendiger angefacht. So wird es klar, wie die Erscheinung der Jungfrau dem muthlosen und hartbedrängten Französischen Heere einen so unglaublichen Aufschwung mittheilen konnte; dieses ist der geistige Faden, an dem sich die ganze Reihe ihrer Heldenthaten und Triumphe abspinnt.

Auch der Ursprung dieser Begeisterung in dem Gemüthe des einfachen Landmädchens ist nicht schwer aufzufinden. Oft hatte sie als Kind, wenn sie mit Aeltern, Brüdern und Verwandten um den Heerd saß und die Rede von Frankreichs Leiden war, die Prophezeiung wiederholen hören, die im Munde des Volkes umging: Ein Weib werde das Königreich Frankreich zu Grunde richten, ein Weib dasselbe wieder retten. Die erste Hälfte der Wahrsagung war schon in Erfüllung gegangen. Die Königin Isabella aus Bayern, die ehebrecherische Gemahlin Karl's VI., die Rabenmutter, die unbarmherzige Feindin ihres Sohnes, Karl's VII., hatte die Engländer nach Frankreich gerufen. Der böse Engel war erschienen, man erwartete den guten. Nun denn, in jenen Zeiten der Bedrängniß und Verwirrung, wo Weiber und Kinder die Gefahren und Mühseligkeiten in Kampf und Belagerung mit den Männern theilten, konnte ein junges Landmädchen wohl dem Gedanken nachhängen, ihrem Vaterlande und Volke die verheißene Befreierin zu werden. Man versetze sich in jene Zeiten, wo man an ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit in menschliche Dinge noch aus voller Seele glaubte, wo es als die höchste Verherrlichung eines frommen Menschenlebens erschien, einen vom Himmel erhaltenen Auftrag zu erfüllen; wie schnell, wie tief mußte diese Vorstellung, als die gottgesandte Retterin Frankreichs aufzutreten, in der gläubigen und begeisterten Seele Johanna's Wurzel fassen. Und indem sie sich durch göttlichen Beruf geheiligt fühlt, weiht sie sich ewiger Jungfräulichkeit und hält ihr Gelübde. Wie unwürdig und kleingeistig ist die Spötterei und der Zweifel über diesen Punkt! Welchen Zwang, welche Opfer legt der sinnliche Mensch sich nicht täglich um der kleinlichsten, gewöhnlichsten Zwecke willen auf? Dürfen wir einer frommen und großartigen Begeisterung nicht mehr zutrauen, als irdischem Eigennutz und Ehrgeiz? Und fürwahr, die Keuschheit ist keine so gar schwere Tugend für Personen, deren Geist von großen Gedanken und Bestrebungen erfüllt ist. Je heller das Verlangen der Seele aufflammt, desto mehr erbleicht und erlischt die Gluth des sinnlichen Verlangens, und umgekehrt. Im Reiche der Wissenschaften wird uns der große Newton genannt, der im hohen Alter jungfräulich starb. Warum bei Johanna d'Arc zweifeln? Welche Macht über die Seele ist stärker, welcher Dienst zählt größere Opfer und mehr Märtyrer, die Religion oder die Wissenschaft? Mit dieser einen Betrachtung sind alle höhnische Zweifel an Johanna's jungfräulicher Reinheit siegreich abgewiesen; sie ermangeln überdies aller historischen Begründung, und es ist kein Wort mehr darüber zu verlieren.

(Schluß folgt.)

England.

Bulwers „Athen".

(Fortsetzung.)

„Daß Menschen vergöttert wurden, dafür finden sich Beispiele in jedem Lande und Volke. So haben die Skandinavier ihren Odin zum Gott erhoben, so die Germanen ihren vaterländischen Helden Arminius, der den Römern siegreich widerstanden. Wir ersehen aus der Lebensbeschreibung des heiligen Anschar, daß die Schweden noch im neunten Jahrhundert ihren jüngst verstorbenen Königen Altäre errichteten, und Adam von Bremen berichtet uns, daß diese Ehre in der Regel berühmten Kriegshäuptern und großen Volkswohlthätern widerfuhr. In der neueren Zeit sind alle diese Volks-Traditionen vor der christlichen Religion in den Schatten zurückgetreten und in Vergessenheit gerathen; im Alterthume aber erhielten sie sich, so lange die Völker dauerten; als nun der Verkehr die Einwohner verschiedener Länder mit einander in Verbindung brachte, wanderten die verschiedenen Sagen und Traditionen von gottgewordenen

Heiden aus einem Lande ins andere, vermengten und verwirrten sich. Die Griechen übertrugen die Namen ihrer Götter und Heroen auf die Gottheiten anderer Völker und entlehnten von letzteren Attribute und Symbole, die man dann auf einem ursprünglich Griechischen Heros vereinigte. So wird außer dem Griechischen Herkules auch noch ein Tyrischer und Aegyptischer genannt u. s. w."

„Der eigentliche Athenische Volks-Heros ist Theseus, den die Sage vielfach in Gemeinschaft mit Herkules erwähnt. Die wunderbarsten und kühnsten Abenteuer werden von ihm berichtet. Als er von Argos nach Athen wanderte, fiel in Epidaurien ein weit gefürchteter Räuber ihn an; Theseus erschlug ihn und behielt die Keule des Besiegten zur Lieblingswaffe. Am Isthmus lauerte Sinnis den Wanderern auf; er hatte zur Gewohnheit, die Unglücklichen an die Aeste zweier Fichten zu binden, die er mit Gewalt zusammengebogen, und sie dann von den wieder auseinanderfahrenden Bäumen in Stücke zerreißen zu lassen. Theseus überwältigte ihn und brachte ihn zur Strafe auf dieselbe Weise um. In dieser Fabel begegnet uns nun ein beinahe romantischer Zug, wie wir ihn in einem mittelalterlichen Ritter-Romane kaum anders erwarten dürfen. Dieser Sinnis nämlich, der Fichtenbeuger, hatte eine außerordentlich schöne Tochter, die sich aus Furcht vor dem gewaltigen Sieger unter die Büsche ins Dickicht verkroch. Da fand denn Theseus, so erzählt Plutarch, das Mädchen, wie sie in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt zu den Bäumen betete: „„Schützt mich, verrathet mich nicht, ich will euch auch kein Leides thun, euch nicht anreißen und nicht verbrennen.““ Eine anmuthigere Legende dürfte kaum bei Spencer zu finden seyn. Theseus lockte die Jungfrau mit freundlichen Worten und zärtlichen Betheuerungen aus ihrem Versteck und gewann ihre Liebe." — Was dann weiter von Theseus berichtet wird, wie er nach Kreta gefahren, um die Athener von dem Tribute der sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen an den König Minos zu befreien, wie er den Minotaurus erlegt, wie er mit Ariadne entflohen und sie auf der Insel Naxos verlassen — diesen Sagen liegt gewiß etwas Historisches, eine wahre, aber nach so vielen Menschenaltern bis zur Unkenntlichkeit entstellte Begebenheit zu Grunde.

„Wichtiger und wohlthätiger als seine Heldenthaten sind die gesetzlichen Einrichtungen, die dem Theseus als Könige von Athen zugeschrieben werden. Die Sage nennt zwar Cekrops, etliche Hundert Jahre vor Theseus, als den Ersten, der die wilden Bewohner Attikas unter eine geordnete Verfassung vereinigt habe. Namentlich wird ihm die Eintheilung des Landes in zwölf Bezirke oder Demen, mit einer Burg oder einem Hauptort in jedem Demos, zugeschrieben. Diese Bezirke aber hatten nicht zusammengehalten, sondern waren einander dermaßen entfremdet, daß auch in dringenden Angelegenheiten keine gemeinschaftliche Versammlung und Berathung stattfand; ja es waren sehr häufig innere Zwistigkeiten ausgebrochen und hatten, in Ermangelung gesetzlicher Entscheidung, zu Gewalt und Blutvergießen geführt. Theseus nun brachte die Vereinigung aller dieser kleinen Gemeinwesen in einen Staat zu Stande. Er wußte jeden Stand und jede Gemeinde dazu zu überreden; bei den Schwachen und Geringen fand er bereitwilliges Gehör, denn sie erwarteten von der Vereinigung in eine große Stadt wirksameren Schutz gegen ihre kleinen Tyrannen; die Reichen und Mächtigen aber, die Glieder des Herrenstandes, hatten nicht Lust, ihre gewissermaßen feudale Unabhängigkeit in den kleinen, zerstreuten Landsgemeinden aufzugeben. Ihnen mußte Theseus Versprechungen machen, um sie über ihre Rechte und ihre Freiheit zu beruhigen. Er führte eine Verfassung ein, wodurch die Staatsgewalt in den Händen der Mehrzahl blieb. Er selbst als König wollte nur der Heerführer im Kriege und in Friedenszeit der Wächter der Gesetze seyn, denen er selbst Gehorsam schuldig war. Die Einen gaben seiner Ueberredung, die Anderen seiner gefürchteten Gewalt nach, und so erreichte er seinen Zweck. Mit allgemeiner Einwilligung hob er die Obrigkeiten und Versammlungen in allen kleineren Attischen Städten auf und errichtete in Athen die große allgemeine Versammlungshalle, das Prytaneion, welches noch zu Plutarch's Zeiten gestanden haben soll. Er gab auch zuerst den Straßen und Wohnungen, die sich rings um die Burg des Cekrops in der Ebene ausgebreitet hatten, den gemeinschaftlichen Namen Athen und stiftete das Fest der Panathenäen, zu Ehren der Schutzgöttin Athene und zur Erinnerung an die Vereinigung. Der königlichen Gewalt setzte er, seinem Versprechen getreu, wohlbestimmte Schranken; das Volk theilte er in Stände, so daß die Adelsgeschlechter den ersten Stand, genannt der Eupatriden, bildeten; das übrige Volk zerfiel in die beiden Klassen der Ackerleute (Geomoren) und der Handwerker (Demiurgen). Die priesterlichen Würden, die Auslegung der Gesetze und die obrigkeitlichen Aemter blieben als Vorrecht in den Händen des Erbadels. So hat Theseus in der Sage den Ruhm, der erste Gründer einer freien, wenn gleich noch aristokratischen Verfassung zu seyn. Er war der Erste, sagt Aristoteles, der unumschränkte Königsmacht freiwillig aus Händen gegeben. Isokrates drückt sich mit einer rednerischen Wendung also über ihn aus: Damals sey ein Wetteifer gewesen zwischen König und Volk, ob dieses mehr Macht, ob jener mehr Freiheit zugestehen würde. Um durch Vermehrung der Bevölkerung die Macht seines neuen Staates zu erhöhen, forderte Theseus Fremde auf, sich in Athen niederzulassen, und sicherte ihnen Schutz des Lebens und gleiche gesetzliche Rechte mit den Eingebornen zu. Die Gränze seines Staatsgebiets bezeichnete er durch Errichtung einer hohen Säule auf dem Isthmus, wo sich Jonien vom Peloponnes schied. Auch die Isthmischen Kampfspiele zu Ehren Poseidon's hat Theseus eingesetzt."

Offenbar wird in dieser Darstellung dem Theseus zugeschrieben, was ein Werk vieler Menschenalter, vielleicht vieler anderer Attischen Könige und Heroen gewesen ist; aber weil sein Name unter allen der berühmteste war, so hat die Sage allmälig Alles auf ihn zurückgeführt, und er repräsentirt in der Tradition, so zu sagen, eine ganze politische Entwickelungs-Periode des Athenischen Volkes und Staates.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Distant glimpses, or astronomical sketches. — Von F. B. Burton. 4½ Sh.

Remarks on military law and flogging. — Vom General C. J. Napier. 7 Sh.

Mannigfaltiges.

— Madame Morel und Herr Bonafont. Der „Hamburger Korrespondent" setzt in seinem Blatte vom 3ten d. M. (Nr. 156) die Polemik gegen Herrn Bonafont fort, dessen Erklärung in Bezug auf sein Eigenthum an der Französischen Uebersetzung Schiller'scher Gedichte (S. Nr. 77 des Mag.) als unhaltbar dargestellt wird. „Warum", fragt der Korrespondent, „legt Herr Bonafont, der doch vermuthlich noch ein Exemplar seiner ersten Bearbeitung von 1822 besitzt, dasselbe nicht öffentlich vor?" Ein Freund des „Korrespondenten" hat sogar dieser Angelegenheit halber nach der Schweiz geschrieben und wartet nur die Antwort ab, um sie ebenfalls zu veröffentlichen. Einstweilen werden aus dem vor drei Jahren in der Helvétie, einem Schweizer Blatte, erschienenen Nekrolog der Madame Morel nachstehende interessante Notizen mitgetheilt: „Isabella von Gélieu, einer patrizischen Familie des Fürstenthums Neuchâtel entsprossen, war im Jahre 1779 zu Lignières geboren und zeigte schon in frühe Jugend so seltene Fähigkeiten, daß sie, kaum 20 Jahre alt, dem Preußischen Hofe als Erzieherin der Prinzessin Charlotte, jetzigen Kaiserin von Rußland, empfohlen wurde und auch einen Ruf nach Berlin erhielt, dem sie aber nicht entsprechen konnte, weil sie eine Zuneigung für den Pastor von Corgémont, Herrn Morel, gefaßt hatte, den sie bald darauf ehelichte. Hier in Corgémont brachte sie in Abgeschiedenheit ihr Leben zu, welches sie zwischen der gewissenhaften Erfüllung ihrer häuslichen Pflichten und literarischen Arbeiten, die mehrentheils der moralischen und religiösen Gattung angehörten, theilte. Im Jahre 1803 gab sie eine Novelle, Louise et Albert, heraus, etwas später eine Uebersetzung des Pestalozzischen „Handbuchs für Mütter"; hierauf folgte eine Uebersetzung von „Gertrude von Wart"; zuletzt die Uebersetzung Schiller'scher Gedichte, aus welcher die Helvétie „die Theilung der Erde" mittheilt (bei Mad. Morel S. 79, bei Bonafont S. 83). Um literarischen Ruhm war es ihr hierbei nicht zu thun, sondern es war nur ihre Absicht, die Franzosen zum Studium der Deutschen Literatur aufzumuntern. Noch liegen von ihr ungedruckt: eine Uebersetzung von Zschokke's Galeeren-Sklaven, so wie von Passavant's Phänomenen des ibierischen Magnetismus; Betrachtungen über die Werke der Frau von Genlis und endlich ein historischer Leitfaden (cahier historique) für die Jugend. Auch hat sie einzelne Aufsätze in die Helvétie einrücken lassen, unter Anderem einen Artikel zu Gunsten der Polnischen Flüchtlinge. Sie stand mit vielen Gelehrten und ausgezeichneten Männern in Briefwechsel und genoß sowohl wegen ihrer echt christlichen Religiösität, als ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit halber, der allgemeinsten Achtung, als sie am 18. Oktober 1834 nach langer und schmerzlicher Krankheit ihrem trauernden Gatten und ihren zahlreichen Freunden entrissen wurde."

— An die Kanonen des Invalidenhauses. Ein Leser des „Magazins" hat uns von dem in Nr. 80 befindlichen Fragment aus Victor Hugo's Gedicht auf den Tod Karl's X. die nachstehende eben so treue als bei den großen Schwierigkeiten des Originals auch gelungene nemende-Uebersetzung eingesandt:

Ihr finstern Schlünd' in Reihen vor den Invalidn,
Den Sphinxen gleich am Fuß der großen Pyramiden,
Ehr Drachen, die Ihr gräßlich, grün, wildflammend schaut,
Ihr Wächter diesem Schloß, für Riesen aufgebaut,
Dem Schloß, das fernhin läßt im Lichte glänzend scheinen
Den ungeheuern Helm auf seinem Haupt von Steinen;
Bei jener Mähr, die sonst Euch schreckte und das Reich:
„Hört, Frankreichs König starb!" — wie kommt's, daß Keins von Euch,
Wie ein gefang'ner Leu, wild rasselnd mit der Kette,
Nicht Eins, erbebt' auf seiner Eichenholz-Lafette,
Und nicht urplötzlich zum Erwachen Kraft erwarb,
Zum schwarzen Nachbar sagend: „Frankreichs König starb!?"
Wie kommt's, daß Eure Salven nicht begleitet haben
Den Sarg, den man in Nacht dort unten hat begraben:
Daß man von Euern dustern Statten nichts vernimmt,
Selbst, hohle Schlunde, nicht das Rasseln, undestimmt,
Wie's wohl mit schwankem Schlage seiner schwarzen Schwingen
Der Wind der Nachte läßt aus leerer Rüstung klingen? —
's ist, weil entehrt in unsern Bürgerkriegen, weil
Ihr stolz seyd, gleich uns selbst, voll Phrasen nur und — feil;
's ist, weil verrostet, alt, in Eu'r Gestell gebettet,
Stets auf den Knie'n vor Allem, was vorübereilet,
Entfernt vom Kampf, und hier in dieses Winkels Nacht,
Von lahmen Soldnern hinter morschem Wall bewacht,
Paradebligs nur, vergessen einst vom Krieger,
Mit eitelm Rauch und Dunst umhüllend jeden Sieger,
Nur noch bestimmt zu Prunkgepraug' und Festlichkeit,
Ihr Wurzel schlugt in dieser Erdverworfenheit!
Schmach über Euch! Kanonen, die der Krieg verschmähet
Und deren Stimme nur beim Fest sich vornehm blähet!
Ihr, die mit Donnerton verherrlicht durch das Land
Nur was gekommen immer, niemals was entschwand,
Seit dreißig Jahren habt Ihr — Höflinge von Eisen,
Die Heinrich bald, und bald den eilften Ludwig preisen! —
Stets Allem zugetaucht und Grüne zugedrohnt,
Nur den nicht kennend, den das Volk einmal verhöhnt:
Feiglinge, die dem Glücklichen nur Salven schießen,
In Eure Form warf einst der Meister, Euch zu gießen,
Ehr, Kupferbrut und Undank dem, der unterlag;
Denn wer verbannt starb, sah für Euch niemals den Tag:
Eu'r ehrner Mund, der sonst wie Festtagsglocken summt,
Er ist für Gott, wie für St. Helena verstummt!
Schmach über Euch! ....

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den löbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Freitag den 14. Juli 1837.

England.

Schriftstellers Gemeinplätze.

Es giebt Buchstaben, die so häufig in Verbindung vorkommen, daß die Schriftgießer eine eigene Form dafür zu haben pflegen: so z. B. fl, fi, ffi u. s. w. Man sollte diesen Grundsatz auch auf eine Menge von Phrasen anwenden, mit denen die Schriftsteller beständig versehen sind, um sie an passenden Stellen anzubringen, und die so sicher wiederkehren, wie irgend einer von den 24 Buchstaben des Alphabets. Was würde dadurch dem armen Setzer für Zeit und Arbeit erspart, und wie manche Sachen, die, obgleich sie wenig mehr als solche Gemeinplätze enthalten, doch mit Gewalt gedruckt seyn wollen, würden dadurch aufs schleunigste abgethan und dann ohne große Mühe in dem Staub und Schlaf der Buchhandlungen oder in dem geschäftigen Treiben der Gewürzläden ein schnelles Ende finden.

Eine große Zahl dieser Gemeinplätze stammt aus der heidnischen Mythologie, und ich würde hier vor Allem die Augen des Argus, Morpheus' Waffen oder Mohn, Jupiter's Donner, Kupido's Pfeile und Pandora's Büchse zu solchen Typen empfehlen. Außerdem giebt es noch eine ganze Legion; zum Unglück aber kommen bei allen übrigen die Worte niemals in derselben Form und Stellung vor, und es würde z. B. sehr schwer seyn, die Reinigung der Augiasställe, die Blätter der Sibylle, den schönen Ganymed und Minerva, wie sie gewappnet und gerüstet aus dem Haupte des Zeus hervorspringt, in einen ganzen Typus zu bringen, der für jeden Fall paßt und unverändert in die Reihen gestellt werden kann. Eben so bedenklich scheinen mir die Qualen des Tantalus, das Rad des Ixion und der Stein des Sisyphus, und was Apollo mit den Musen und dem Pegasus betrifft, so fürchte ich, daß diese Dinge für unseren Zweck ganz unbrauchbar sind, obgleich sie gerade am meisten von fast allen Dichtern wiedergekäut werden. Etwas Anderes ist es, wenn klassische Autoren von diesen Dingen mit ungewöhnlicher Emphase sprechen, und es würde wohl der Mühe verlohnen, aus Shakespeare und wenigen Anderen ein ganzes Register solcher mythologischer Anspielungen zu sammeln, die sich vortrefflich für den Stereotyp eigneten. „Harmonisch wie Apollo's Laute" — „eine in Thränen schwimmende Niobe" — „finster wie des Orkus Nacht" — „Proserpina, die Blumen sammelt" — „ein Triton unter den Stritzen" — das sind nur einzelne Beispiele unter etlichen Hunderten, welche alle einen besonderen Platz in des Setzers Kasten verdienen. Ferner dürfen wir nicht die Unzahl von Phrasen vergessen, die man zwar keinem großen Autor insbesondere nachweisen kann, die aber desto mehr in dem Munde des großen Haufens sind, so daß, wenn diese stereotypirt würden, man in Blei und Zink nur das thäte, was in ersterem Metall schon mehr als zehntausendmal geschehen ist. „Keusche Diana", als Beiname für den Mond — „das Erröthen Aurora's", um die Morgendämmerung zu beschreiben — „der trunkene Gott", zur Bezeichnung von Bacchus — „Asträa, die in den Himmel zurückfliehet", zur Darstellung des eisernen Zeitalters auf Erden — „Momus ordnete die Stunde", zur Beschreibung eines fröhlichen Festes (besonders geeignet für Zeitungsberichte) — ferner „der von seinen Hunden zerrissene Aktäon" — „das ewig brennende Feuer der Vestalischen Jungfrauen" — „Plutus' Reichthümer" — Hymen's Altar" — „die hundert Zungen der Fama" (mit einer ergänzenden Hindeutung auf das „vires acquirit eundo" des alten Virgil) — „Phöbus, wie er in Thetis Schooß sinkt" — „die Scheeren der Schicksalsschwestern" — „der sterbende Schwan, der sein eigenes Todtenlied singt" — „wild und grimmig, gleich zehn Furien" — „Nektar und Ambrosia" — und „der Olymp, der bei Jupiter's Kopfschütteln in seinen Grundvesten erbebt", diese und manche andere Ableger der Art sind eben so allgemein und gewöhnlich, wie Sternchen und Ausrufungszeichen. Einen schönen Jüngling „Adonis" und einen citeln „Narcissus" nennen, hübsche Sängerinnen „Sirenen" taufen und dem Becher der Freude das Prädikat „Circäisch" beilegen, das sind schon die allerbekanntesten und häufigsten Gemeinplätze, für die es aber leider nicht erst verlohnt, besondere Typen zu gießen, da bei ihnen die Anspielung nur in einem Wort besteht. Dagegen wäre es unstreitig ein beneidenswürdiger Vortheil, wenn man so „einen auf den Ossa gethürmten Pelion", „einen aus der Asche steigenden Phönix" und „einen Saturn, der seine eigenen Kinder verschlingt", gleich fertig für den Druck liegen hätte.

Die Topographie, die Geschichte und die Literatur Griechenlands haben unsere Autoren mit einer nicht kleineren Zahl von Anspielungen versehen, welche jetzt schon alle ein sehr ehrwürdiges Alter erreicht haben. Jedes reizende Thal muß „ein Tempe", jedes von Dichtern vielbesungene Land „ein Arkadien" seyn. Ist Jemand recht stämmig, tapfer und kriegerisch, so bekömmt er den Titel „Hektor", ist er alt, „Nestor"; jeder Weise ist ein „Solon", jeder gerechte Staatsmann ein „Aristides". Kritiker heißen die „Nachfolger Aristarch's", und jeder Tadler gilt für „einen zweiten Zoilus". Ein kriegerischer Dichter, oder vielmehr ein Verse machender Capitain, ist der „Tyrtäus" seines Corps. Ein Publizist, der das Wort führt, ist der „Koryphäus" der Literatur. Der Witz in einem Aufsatz ist sein „Attisches Salz", und ein einfältiger Mensch hat ein „Böotisches Gehirn". Ein Dichter, der in der Volkssprache schreibt, „bläst sein Dorisches Rohr". Gerichtsdiener und Landrichter werden die „Myrmidonen des Gesetzes" genannt. Ein kühnes, rasches Mittel, verwickelte Fragen und Schwierigkeiten zu lösen, heißt „den Gordischen Knoten durchschneiden". Zweideutige Antworten sind „Delphische Orakelsprüche"; ein wackerer Esser ist ein „guter Epikuräer" und ein lustiger Kerl ein „Schüler Demokrit's". Grausame Verordnungen heißen „Drakonisch", und Dinge, die aller Mannigfaltigkeit und alles Wechsels entbehren, sind gleich „den Gesetzen der Meder und Perser". Wo gab es je einen ehrgeizigen Feldherrn, der nicht „weinen wollte wie Alexander, weil es nur eine Welt zu erobern gäbe!" — und welchen krummen Fluß kann man uns nennen, der nicht schon von seinem schlangenartigen Laufe den Beinamen „Mäandrisch" bekommen hätte! Auch Rom hat seine Literatur und Geschichte uns hergeben müssen; haben wir nicht von Rom den „Fabius Cunctator", und die „Gänse, welche das Kapitol retteten", und den „Uebergang über den Rubikon", und „Numa mit seiner Egeria", und „eine Römische Matrone", und „den auf Karthago's Ruinen sitzenden Marius", und das „Bei Philippi werden wir uns wiedersehen"? Nicht zu gedenken der „Gothen und der Vandalen", und des „Fallen in die Scylla, um die Charybdis zu vermeiden". Die einzige erträgliche Phrase, um eine außerordentliche Seltenheit in der physischen oder geistigen Welt zu bezeichnen, ist die „rara avis", und welchen besseren Ausdruck haben wir für einen Freund, dessen äußeres Erscheinen ungemein heruntergekommen, als das: „Heu quanto mutatus ab illo Hectore!" Welch kräftigeren Gemeinplatz können wir auf das Zeitalter anwenden, als: „Oh tempora! oh mores!" und wie könnten wir zarter und pathetischer einem Freund zu verstehen geben, daß er über unser früheres Unglück schweige, als mit „Infandum, regina?"

Unsere stehenden Phrasen sind aber nicht ausschließlich aus der alten Mythologie und Literatur hergeleitet. Es giebt auch einige Erinnerungen aus der neueren Geschichte, einige Stellen aus der vaterländischen Literatur, die fast eben so bekannt und gangbar geworden sind, als die Thaten der heidnischen Götter und Göttinnen. Der „Schwan vom Avon" (Shakespeare) hat allen Schriftstellern zweiten Ranges eine ansehnliche Zahl Phrasen an die Hand gegeben, die sie jedem anderen Ausdruck desselben Inhalts vorziehen. So sind ihre eigenen überfeinen Ideen „Kaviar für das Volk", und liebreich gegen das gemeine Volk handeln, nennen sie nach Shakespeare „sich goldene Meinungen erkaufen." Kommt es darauf an, eine recht scharfe Untersuchung durch den Nimbus einer staunenden Unwissenheit niederzuschlagen, ist da nicht die bequemste Phrase: „Es giebt mehr Dinge in der Welt, Horatio, als Deine Philosophie sich träumen läßt!" Auch von Pope haben wir eine Auswahl von Allerwelts-Phrasen. „Ein wenig Wissen ist gefährlich", das ist vielleicht die merkwürdigste darunter. Jede Untersuchung in der Logik, die man sich denken kann, wird in England durch ein Citat aus Pope entschieden. Von Gay stammt die Redensart, die bei jeder schweren Wahl anwendbar ist: „Wie glücklich könnt ich seyn mit Beiden." Gray hat ferner folgende zwei gegeben: „Gedanken, die athmen, und Worte, die brennen", und „Wo Unwissenheit ein Glück ist, ist's thöricht, weise seyn." Aus der Englischen Geschichte können wir nur wenige weitverbreitete Gemeinplätze anführen. „Der lustige Monarch", ist bekannt genug. „In den Tagen des lustigen Monarchen", welch köstlichen Anfang giebt das für eine interessante Erzählung oder Abhandlung. „Eine Abigail", als ein stehender Terminus für die Magd einer Königin, ist, glaub' ich, ebenfalls aus der Englischen Geschichte, indem dies der christliche Name der Mistreß Masham war, der berühmten Magd der Königin Anna.*) Sonst kann ich mich in diesem Augenblick keiner anderen Phrase aus unserer eigenen Geschichte erinnern, außer wenn wir die bekannten rhetorischen Figuren hierher rechnen wollen, als da sind: „unsere glorreiche Ver-

*) In der Bibel scheint unser Autor nur wenig belesen zu seyn; sonst würde er wohl wissen, daß „Abigail" König David's Trost in seinen alten Tagen war. Ueberhaupt würde er dann wohl auch die heilige Schrift als eine der Hauptquellen unserer oft wiederkehrenden Redensarten mit angeführt haben.

Digitized by Google

fassung" — „die Herrschaft des Meeres" — „die hölzernen Wälle" (Kriegeschiffe) — „die Verschwendung von Blut und Gold" — „die Söhne und Töchter der Verderbniß" (ein Lieblingswort Cobbett's) — et hoc genus omne (was selbst wieder ein sehr verbrauchter Gemeinplatz ist). Ich hoffe, man wird mir einräumen, daß diese sämmtlichen Ableger aus der Englischen Literatur und Geschichte auf eigene Typen Anspruch machen dürfen.

So giebt es auch einige von noch neuerem Ursprung und etwas abweichendem Charakter, und zwar muß man die meisten darunter auf den Lippen der populairen Redner suchen. „Die Länge und Breite des Landes" verdient gewiß einen eigenen Platz im Kasten des Setzers, und eben so wenig darf man bei dem „Fortschritt der Intelligenz" Bedenken tragen. „Dem Vernehmen nach" ist eine unter den Zeitungsschreibern so allgemein gangbare Formel, daß man sich wundern muß, sie nicht schon längst in einem besonderen Typus zu besitzen. Dasselbe läßt sich von der „literarischen Republik" und von „Talent und Genie" sagen. Was endlich das Gebiet der poetischen Diction betrifft, so würde sich auch hier manches leichte Mittel finden, dem Setzer die Arbeit zu verkürzen. So ist es ganz abgeschmackt, daß er so oft die Buchstaben setzen muß zu den Worten Liebe, Hoffnung, Furcht, Verzweiflung, Wünsche, Blüthe, Brand, Verfall, gebrochenes Herz, entschwundene Freuden u. s. w. u. s. w. Alle diese sollten zu jeder Zeit als besondere Charaktere fertig liegen. Dabei fällt mir auch etwas höchst Sinnreiches ein, was dem Versemacher selbst schon im Schreiben viel Verlegenheit ersparte; man könnte nämlich eine Menge solcher Worte, auf Papierstreifen geschrieben, in einen großen Sack werfen, das Ganze gut durch einander schütteln und dann die einzelnen Streifen herausnehmen und in eine eigenthümliche Ordnung zusammenstellen; es würde wahrscheinlich eine ganz eben so gute Dichtung herauskommen, als neun Zehntel von dem, was die Welt tagtäglich lesen muß. Doch dies ist schon das Thema einer besonderen Betrachtung, die nicht hierher gehört; hier wollten wir uns bloß bei Setzern und Druckern unsterblich machen. (Engl. Rev.)

Bulwers „Athen".

(Fortsetzung und Schluß.)

Bulwer's zweites Buch reicht von Solon's Gesetzgebung bis auf die Schlacht von Marathon, 594—490 v. Chr. Geb. Hier zeigt sich nun bald, welch politischen Geistes Kind der Verfasser ist; kaum, daß er dem großen Gesetzgeber Gerechtigkeit widerfahren läßt; an sehr deutlichen Anspielungen auf politische Verhältnisse der Gegenwart fehlt es auch nicht. Solon hat recht eigentlich die künftige Größe Athen's gegründet, die Anarchie gebändigt und die weisesten Gesetze so trefflich in Wirksamkeit gesetzt, daß auch die Vornehmsten und Mächtigsten Gehorsam leisten mußten.

„Die erste Maßregel, womit Solon auftrat, war eben so kühn als entscheidend. Mit einer Umwälzung ist dem Volke nicht geholfen, wenn nicht seine Lasten wirklich vermindert werden, wenn sich sein Zustand nicht bessert. Ein armes Volk verlangt stets nach politischen Neuerungen, weil es sich davon Abhülfe seines Elends verspricht. Also faßte Solon den Entschluß, den Quell des ewigen Haders zwischen Reichen und Armen ein für alle Mal zu verstopfen. Das Mißverhältniß lag hauptsächlich in der ungeheuren Verschuldung der ärmeren Stände gegen die Reichen; wer nicht zahlen konnte, wurde des Gläubigers Sklav; dieser Druck wurde den niederen Klassen unerträglich. Solon brachte es nun dahin, daß die Gläubiger sich zu einer großen Erleichterungs-Maßregel gegen ihre Schuldner verstanden; sie führt in der Athenischen Geschichte den Namen Seisachtheia (d. i. Abwerfung der Last); aber worin sie eigentlich bestanden, ob geradeswegs in theilweiser Annullirung des Schuldbetrages, ob in Herabsetzung der Zinsen, oder in Erhöhung des Nominal-Werthes der Münzen, darüber ist man streitig. Die meisten Autoren erklären sich für das Erstere, also für den kühnsten und durchgreifendsten Schritt, und Plutarch beruft sich, um diese Meinung zu unterstützen, auf Solon's eigene Worte, die sich aber recht gut auch anders erklären lassen. Um ferner den größten Uebelstand der vergangenen bösen Zeiten für immer hinwegzuräumen, verbot er durch ein Gesetz, daß kein Freier hinfort Schulden halber sich in Knechtschaft sollte verkaufen dürfen. Wer wegen Schulden Sklave war, wurde freigelassen; wen sein Gläubiger als Sklaven in die Fremde verkauft hatte, der wurde jetzt ausgelöst, zurückgeholt und in sein Bürgerrecht wieder eingesetzt. Die Noth der Zeit hatte den Gesetzgeber zu diesem verwegenen, ja verzweifelten Auskunftmittel gedrängt, das man in unseren Tagen als einen förmlichen erklärten Nationalbankerott bezeichnen würde. Desto entschiedener verwarf er jeden Versuch einer Gleichtheilung der Güter, des Landbesitzes. Der Mißbrauch des Rechtes, welches dem Gläubiger über den Schuldner zustebt, die wucherische Habgier des Ersteren kann allerdings Uebel herbeiführen, die der Gesetzgeber schnell und mit schonungsloser Hand hinwegräumen muß. Die Ungleichheit des Besitzes aber, für sich allein, kann keine Folgen haben, die ein solches Einschreiten rechtfertigen. Solon begnügte sich, durch ein Gesetz zu bestimmen, daß Niemand durch Kauf Ländereien über einen gewissen Betrag sollte an sich bringen dürfen; gewiß eine weise und höchst preiswürdige Verordnung, wenn sie sich nur in allen Zeiten aufrecht erhalten ließe. — Anfangs war das Volk mit Solon's Maßregeln unzufrieden; es fand sich in seinen Erwartungen getäuscht, weil es auf eine Gleichtheilung des Grundbesitzes nach dem Beispiele der Lykurgischen Gesetzgebung gehofft hatte; bald aber wendete sich die öffentliche Meinung zur besseren Erkenntniß. Die Seisachtheia wurde durch ein öffentliches Fest mit Opfern gefeiert und dem Gesetzgeber seine Autorität für weitere Zeit und mit erweiterter Befugniß bestätigt. Solon gehörte glücklicher Weise nicht zu den Staatsklüglern, die zwischen volksthümlichen und aristokratischen Grundsätzen und Maßregeln hin und her schwanken und sich einbilden, weil sie heute gewährt, darum müßten sie morgen versagen. Er war ein Menschenkenner und wußte, daß kein Staatsmann dem Volke so schnell und leicht verdächtig wird, wie einer, der mit kühnen Reformen anfängt und dann auf einmal kleinmüthig innehält und zu ängstlichen Nothbehelfen seine Zuflucht nimmt. Seine zweite politische Maßregel war vielmehr noch kräftiger, noch allgemeiner durchgreifend, aber nicht minder heilsam und klug, als die erste. Die Gesetze, welche vor Jahren der Archont Drakon den Athenern gegeben, waren um ihrer Strenge willen wirkungslos. Wer Gesetze mit Blut schreibt, der schreibt sie in den Sand. Solon schaffte sie alle mit einemmale ab, bis auf das eine uralte und allgemeingültige, wonach auf Mord Todesstrafe stand, und führte statt ihrer andere ein, wodurch auf Raub, Diebstahl, falsches Zeugniß, Veruntreuung, Ehebruch und dergleichen Vergehungen verhältnißmäßige Strafen gesetzt wurden. Es ist übrigens eine interessante Eigenthümlichkeit der Solonischen Gesetze, daß sie in hohem Maße auf das Ehrgefühl, auf die Furcht vor Schande berechnet sind; die bürgerliche Ehre einzuflößen, ein Atimos zu werden, dies war eine von den allerhärtesten Strafen. Wenn dieser Zug schon damals im Athenischen Charakter lag und von dem Gesetzgeber benutzt worden ist, so hat auch die Gesetzgebung Solon's ihrerseits beigetragen, den Volks-Charakter durch ein hohes Gefühl und Bewußtseyn der Ehre zu erheben und zu veredeln. Von demselben Geiste und derselben Rücksicht zeugt es, daß die Söhne derjenigen, die im Kriege für die Vaterstadt gefallen, auf öffentliche Kosten erzogen wurden; daß der Staat ihnen, wenn sie mannbar geworden, eine vollständige Waffenrüstung schenkte und ihnen ausgezeichnete Plätze bei allen öffentlichen Versammlungen und Festspielen einräumte. — Er selbst, Solon, war in seiner großsinnigen Weisheit jeder Versuchung der Herrschsucht unzugänglich; dem Ehrgeiz Anderer suchte er Schloß und Riegel vorzuschieben durch ein Gesetz: daß, wer nach der Alleinherrschaft im Staate strebt, des Todes schuldig seyn sollte. Auch dem demagogischen Treiben und Gunstbewerben Einzelner gedachte er vorzubeugen, indem er verordnete: ein Gesetz zu Gunsten oder zum Nachtheil eines einzelnen Bürgers dürfe Niemand vorschlagen, wofern nicht sechstausend Bürger ihre Zustimmung dazu erklärten. Um endlich die innere Ruhe und den Frieden der Stadt vor der Gewaltthätigkeit des Parteikampfes zu sichern, war Allen und Jedem verboten, bewaffnet in den Straßen einherzugehen, außer in Fällen der höchsten öffentlichen Gefahr."

„Die Verfassung Athen's, wie sie bis auf seine Tage beschaffen war, hat Solon nicht eigentlich umgestoßen, sondern sie mit Beibehaltung der meisten Hauptbestandtheile im demokratischen Sinne erweitert. Einen höchsten Rath oder Senat fand er schon vor; diesem setzte er eine Volksversammlung zur Seite. Jeder freie Bürger, welchen Ranges und Standes er sonst seyn mochte, war integrirender Theil des Gemeinwesens; vom achtzehnten Jahre an war jeder zum Kriegsdienste innerhalb Attika's verpflichtet. Mit zwanzig Jahren war der Athener volljährig, trat in den Genuß aller Bürgerrechte und des Stimmrechtes in der Volksversammlung. Um jedoch Aemter bekleiden zu können, war eine gewisse Vermögens-Qualification nöthig. Alle Einwohner Attika's wurden nämlich nach ihrem Einkommen in vier Klassen getheilt. Wer von seinen Grundstücken 500 Medimnen*) jährlich an Getraide, Wein, Oel und anderem steuerbaren Ertrage zog, der gehörte zur höchsten Klasse und war zur höchsten Staatswürde, zum Archontat, wohlbar. Wer nur zwischen dreihundert und fünfhundert Medimnen bezog, der gehörte zu den Hippeis, d. h. zu den Reitern oder Rittern, weil er sich nämlich, so oft das Aufgebot an ihn kam, mit einem Pferde zum Kriegsdienst stellen mußte. Bis zu zweihundert Medimnen jährlichen Einkommens herab reichte der Stand der Zaugitai, die den Kriegsdienst zu Fuß als Schwergewaffnete mitzumachen hatten. Diejenigen, welche auch jenen geringsten Census nicht erreichten, hießen Thêtes, und waren von allen Amtsverrichtungen ausgeschlossen, aber auch von allen aktiven Staatslasten befreit; nur in der Volksversammlung stimmten sie mit. Die Verwaltung des Gemeinwesens lag sonach ganz in den Händen der drei ersten Klassen, die aber dafür auch die größten Opfer und Anstrengungen, so wie auch die meisten Besteuerungen, zu tragen hatten."

— Dies ungefähr sind einerseits die Gegenstände und ist andererseits die Darstellungsweise, die Bulwer für sein neues historisch-archäologisches Werk gewählt hat. Man sieht, daß er dabei vielfach auf die politische Bildung und auf die öffentlichen Interessen seiner Landsleute Rücksicht genommen. In Deutschland dürfte das Buch wohl nicht leicht ohne Anfechtungen von Seiten gründlicher Kenner des Alterthums bleiben. Die Metzlersche Buchhandlung in Stuttgart hat eine von Gustav Pfizer bearbeitete Uebersetzung des Bulwerschen „Athens" angekündigt. Wir hoffen, daß sich Herr Pfizer, der jetzt gar vielerlei übersetzt, bei dieser Arbeit nicht werde übereilen lassen.

*) Der Medimnos, ein Attisches Hohlmaaß; 500 Medimnen mögen 470 Berliner Scheffeln gleichkommen.

Bibliographie.

The poets daughter. — 3 Bde. 31½ Sh.
Eureka. — Eine Prophezeiung. 3 Bde. 31½ Sh.
Journal of a horticultural tour through Germany and Belgium. By James Forbes. 5½ Sh.
Ministerial responsibility. — Von A. Dallas. 3 Sh.
The personal memoirs of Colonel Charles Shaw and narrative of the war in Spain. — 2 Bde. 28 Sh.

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans, historisch und poetisch.

(Schluß.)

Versetzen wir uns in Gedanken in die oben geschilderten Zustände des Jahres 1429 und in die belagerte Stadt Orleans. Der Muth

ihrer Vertheidiger ist durch wiederholte Niederlagen, durch ihre Bedrängniß und Hülflosigkeit tief erschüttert; nur die Ehre, die Treue, die Hoffnung zu Gott hält sie noch aufrecht. Da erscheint die Jungfrau; wie durch ein Wunder ist sie mitten durch das Heer der Belagerer hereingedrungen; sie spricht im Namen des Gottes, der sie gesendet, sie verheißt die nahe Rettung, Befreiung und glorreichen Sieg. Welchen Eindruck mußte dies auf die Gemüther der Belagerten machen! Sie waren plötzlich umgewandelt, aus verzweifelnder Hoffnungslosigkeit erhoben zu fester und freudiger Zuversicht. So ist der Mensch: in den äußersten Nöthen am meisten geneigt, sein Herz der Hoffnung zu öffnen und das Unmöglichste für möglich zu halten; aus der Verzweiflung sich aufraffend zu den verwegensten Entschlüssen, aus tiefster Niedergeschlagenheit zu unvergleichlichem Heldenmuthe sich aufrichtend, wenn die Anregung von Innen kommt. Und der Quell, aus welchem diese ungeahnte Fülle sich verjüngender Kraft hervorströmt, heißt Glaube: das Vertrauen und Erfülltseyn von Gott, von der Idee. Weil Johanna des Glaubens voll war an ihren Beruf, darum durfte sie mit Wahrheit sagen, Gott habe sie erweckt und gesendet. Weil die Krieger unter ihrer Anführung sich mit vollem Glauben für unüberwindlich hielten, darum waren sie es wirklich. Die Jungfrau war das sichtbare Werkzeug des Sieges; die Kraft, die unsichtbar den Sieg bewirkte, war der Glaube.

Indem wir solchergestalt die Wunder, welche Johanna d'Arc verrichtet hat, rein aus den Bedingungen der menschlichen Natur, als die herrliche Wirkung einer begeisterten Zuversicht, erklären, haben wir lediglich den Beruf des Historikers im Auge. Der Dichter aber wird und darf sich mit dieser Deutung nicht zufrieden geben; er wird nicht leiden, daß man diese Gestalt des Wunderbaren und Geheimnißvollen, womit sie uns überliefert worden ist, entkleide. Die Tradition ist des Dichters Gut und muß ihm bleiben: nur aus ihr kann er seine Wesen gestalten; im Gedicht muß die Jungfrau getragen erscheinen von der göttlichen Eingebung, begeistert von Gesichten der Engel und der Heiligen, in der ganzen Glorie, in der das Auge der Zeitgenossen sie sah. Wohlverstanden, wir reden vom epischen Gedicht; denn zur dramatischen Heldin eignet sich, unseres Erachtens, Johanna nicht. Daß berühmte und große Dichter gleichwohl der Versuchung nicht haben widerstehen können, die Jungfrau auf die Bühne zu bringen, kann uns in unserem Urtheil nicht irre machen! Als poetische Gestalt, als poetischer Charakter steht Jeanne d'Arc zu sehr in der Sphäre des Wunderbaren und hat nicht Realität, wir möchten sagen nicht Leibhaftigkeit genug für eine wahrhaft dramatische Handlung. Eine Heldin, die augenscheinlich von höheren Mächten geleitet wird, die nicht aus sich, sondern aus göttlicher Eingebung spricht und handelt, kann unvergleichlich schön und erhaben seyn, aber nimmermehr als Hauptperson eines Drama's dasselbe füllen und tragen. Der Gegenstand des Drama's ist menschliche Leidenschaft und menschliches Geschick; die Jungfrau aber geht wie ein Engel über die Bühne, in gotterfüllter Extase, hinausgehoben über gewöhnlich menschliches Empfinden. Mit einem Wort, sie steht ganz außer Verhältniß zu allen dramatischen Umgebungen; sie ist die Kraft Gottes, sichtbar auf die Bühne hingestellt, und neben ihr schwinden Freund und Feind, Könige und Kriegshelden, Karl, Dunois und Talbot zu machtlosen Figuren herunter. Und aus diesen Gründen gehört Johanna recht eigentlich in ein Epos; das Excentrische, Wunderbare, das Weitausgreifen der Phantasie und Schwärmerei, das Walten übermenschlicher Mächte — damit befaßt das epische Gedicht sich gern; es hat Raum und Mittel, solchen Stoff zu verarbeiten.

Leider müssen wir gestehen, daß die Epopöen, die man bis auf den heutigen Tag über Jeanne d'Arc geschrieben hat, alle schlecht gerathen sind. Aber damit ist gegen die Richtigkeit unserer Ansicht nichts erwiesen; wenn die Ausführung eines Kunstwerkes weit hinter der Idee zurückgeblieben ist, so darf darum noch nicht die Idee selbst verworfen werden. Hat Chapelain ein schlechtes Gedicht gemacht, was folgt daraus? daß er der poetischen Aufgabe nicht gewachsen war. Man würde Chapelain übrigens Unrecht thun, wenn man gar so geringschätzig von ihm dächte, wie der satirische Boileau von ihm spricht. Die ersten zwölf Gesänge seines Heldengedichtes, La Pucelle ou La France sauvée, erschienen zusammen und wurden binnen anderthalb Jahren sechsmal aufgelegt; die acht folgenden Gesänge erschienen bruchstückweise in langen Zwischenräumen nach einander; die vier letzten sind gar nicht gedruckt worden. Daraus geht für den übrigens wirklich sehr mittelmäßigen Dichter der Nachtheil hervor, daß die Zeitgenossen und die Nachwelt das Werk nicht haben im Ganzen beurtheilen können. Wir glauben schwerlich, daß irgend ein Leser den Muth haben wird, sich, dem Bannstrahl Boileau's zum Trotz, in das Chapelainsche Gedicht zu vertiefen und sich ein eigenes Urtheil über den Mann zu bilden, den das Unglück getroffen hat, in dem goldenen Jahrhundert Frankreichs als armer Sünder verschrieen zu werden. Es findet sich aber bei näherem Zusehen, daß der arme Sünder gar oft seinem Richter über den Kopf wegsieht, und daß die Aussprüche und satirischen Geißelhiebe Boileau's nicht immer richtig treffen. Chapelain's Stil gilt auf Boileau's Wort hin für gewaltig abgeschmackt und lächerlich; allerdings ist er an vielen Stellen, und namentlich in den Beschreibungen und Schilderungen, ungeschickt, schwerfällig, grob und ungenießbar. In den rhetorischen Partieen hingegen, in den Reden der Engel, der Jungfrau, des Königs Karl, kurz überall, wo es mehr auf Inspiration als auf Phantasie und geschmackvolle Anordnung des Mannigfaltigen ankommt, findet sich gar Vieles, was recht schön gedacht und ausgeführt ist. Manchen Vers Chapelain's, worin er die Schönheit und die Heiligkeit seiner Heldin preist, würde auch der trefflichste, der sorgfältigste und geschmackvollste Dichter heutiger Zeit gern als sein eigen anerkennen und zur Verherrlichung seiner Angebeteten in die Welt senden. Was dem Chapelainschen Gedicht eigentlich fehlt — denn so weit geht unsere Parteilichkeit für ihn nicht, daß wir seine Mängel wegleugnen sollten — ist Anmuth, Wohllaut, Plan und Anlage. Eigentlich sind es zwei Gedichte in einem. In den ersten zwölf Gesängen nimmt Johanna ganz allein den Schauplatz ein; in den folgenden acht ist Agnes Sorel die Heldin; dabei theilt und zersplittert sich das Interesse, und man verliert die Lektüre unbefriedigt. Wie gesagt also: Chapelain's Epopöe ist nichts weniger als vorzüglich, aber doch nicht so alles Guten baar, wie man gemeinhin glaubt.

Die Leser erlassen uns sonder Zweifel, hier von einem Gedichte zu sprechen, das weit bekannter und mit weit größerem Talent geschrieben ist, als das vorhergenannte, das auch den Namen der Jungfrau von Orleans auf dem Titel trägt, sich aber in ganz anderen Ideen und Absichten bewegt, als womit wir es hier zu thun haben. Wir meinen Voltaire's „Pucelle", bei der natürlich von einem ernsten Gehalt nicht die Rede seyn kann; und selbst wenn man auf Voltairische Gesinnungen und Tendenzen eingeht, kann das Urtheil über den literarischen Werth dieses Spottgedichtes noch sehr zweifelhaft bleiben. Hier braucht keine Rede davon zu seyn.

Am glücklichsten ist Robert Southey in der epischen Behandlung des Gegenstandes gewesen. Er ist frei von allem National-Vorurtheil, er fühlt tief und wahr, und so hat er das Bild der Heldin, aus aufrichtiger Bewunderung und in reiner poetischer Absicht, mit großartigen Zügen entworfen. Seine Johanna ist wirklich eine vom göttlichen Geist erfüllte und getriebene Jungfrau. Gleich in der Exposition spricht sich die tiefe und gläubige Gesinnung des Poeten aus. Johanna zieht von Dunois geleitet an des Königs Hoflager nach Chinon; unterwegs bei hereinbrechendem Abenddunkel hält sie inne und wendet ihren Blick nach der verlassenen Heimath zurück, auf die Thürme von Vaucouleurs und die Hütten von Domremy, die hinter Nebel und Schatten verschwinden. Ihre Empfindungen strömen aus, und sie erzählt dem Dunois die Geschichte ihrer Jugend und ihrer Berufung. Das Ganze ist eine der schönsten dichterischen Stellen, feierlich ernst und wehmüthig. Aber leider erhält das Gedicht in seinem Fortgange sich nicht auf dieser Höhe; so einfach, ergreifend und großartig die Exposition, so überladen, verworren und ermüdend wird die wiederholte Schilderung von Schlachten, Zweikämpfen und anderen Heldenthaten; das Bestreben des Dichters, den Gang der Handlung mit Abenteuern und Episoden zu durchweben, hat die Monotonie vielmehr erhöht, als beseitigt. Von großer dichterischer Schönheit ist die Leichenrede, welche die Jungfrau den bei der Vertheidigung von Orleans gefallenen Kriegern hält; doch wünschten wir, sie wäre einer anderen Person in den Mund gelegt. Das Predigen paßt nicht recht in den Charakter der Jungfrau, die zu Thaten ausgesendet ist; wir wissen auch, daß sie in Worten einfältig und kurz angebunden gewesen, aber die Erste voran zu Gefechten und Wagnissen. Ein anderer Fehler: Southey läßt die Jungfrau eine geheime Liebe für einen Französischen Ritter Theodor empfinden und niederkämpfen; das ist eine störende Zuthat. Freilich benutzt der Dichter diese Fiction zu einer schönen und ergreifenden Episode, wie Theodor vor Orleans auf den Tod verwundet liegt und sterbend der Johanna ihre traurigen Schicksale prophezeit; wir können aber dennoch die Licenz nicht angemessen finden. Southey hat das Gedicht nicht vollendet: es schließt mit der Krönung zu Rheims und führt also die Schicksale der Heldin nicht bis zu Ende. Bei der Krönung läßt er übrigens die Jungfrau eine prächtige Rede halten, die freilich etwas mehr nach dem Jahre 1795, in welchem das Gedicht geschrieben wurde, als nach 1429 schmeckt, deren sich aber der progressivste politische Redner nicht zu schämen brauchte. Von diesem Tadel abgesehen, verdient die reiche Phantasie, die Geschicklichkeit, womit Southey die Ereignisse in Scene gesetzt hat, und der Allem die Innigkeit und der Adel seiner Gesinnung das höchste Lob. Schade, daß er dergleichen Inspirationen nicht mehr hat, seitdem er poeta laureatus geworden ist.

In welchem Charakter Shakespeare im ersten Theile seines Heinrich VI. die Jungfrau von Orleans auftreten läßt, ist bekannt genug, und man darf ihm durchaus keinen Vorwurf machen. Als Shakespeare seinen Heinrich VI. schrieb, war die Erinnerung an jene National-Kämpfe zwischen Franzosen und Engländern noch lebendig, und die bloße Nennung des Namens der Johanna d'Arc empörte den Englischen Stolz. Zudem weiß man wohl, aus welcher Quelle Shakespeare seine historischen Stoffe schöpfte: aus der Chronik seines Zeitgenossen Holinshed, die voll monströser und alberner Mährchen steckt. Hätte Shakespeare die Reaction erlebt, die in der Meinung des Englischen Publikums zu Gunsten der Johanna d'Arc vorgegangen ist, hätte er statt des Holinshed den würdigen und besonnenen Hume gelesen, so würde auch er eine edlere Vorstellung von der Jungfrau aus Domremy gehabt und er würde die Befreierin Frankreichs nicht als eine mit bösen Geistern buhlende, von ihrem eigenen Vater verschmähte und verfluchte Zauberin auf die Englische National-Bühne gebracht haben. Uebrigens ist die Jungfrau auch für Shakespeare keine tragische Heldin, sondern nur eine Nebenfigur, die er zu einer episodischen Scene in seinem großen Geschichtsgemälde verwendet.

Was Shakespeare nicht wollte oder nicht wagte, hat Schiller unternommen und aus der Geschichte der Jungfrau ein Schauspiel in fünf Akten gemacht. Bei all seinem Talent für dramatische Anlage und Ausführung ist es ihm dennoch mit dieser Aufgabe bei weitem weniger als mit anderen geglückt. Die Exposition im Vorspiel und im ersten Akt ist unübertrefflich schön und wahr; hier hatte der Dichter seine Heldin nur einzuführen und ihren Charakter zu motiviren, und es geschieht dies auf befriedigende und vielversprechende Weise. Aber im Verfolge zeigt sich die Unmöglichkeit, durch die bloße sich gleichbleibende Entwickelung des so angelegten Charakters das Interesse bis ans Ende zu unterhalten und zu spannen. In dem gegebenen historischen Stoff lag keine dramatische Bewegung und Leidenschaft, und der Dichter sah sich genöthigt, beides aus seiner Phantasie hinzuzuthun. Hier lag die Klippe, an der er unvermeidlich scheitern mußte. Indem er sein Heil in der schwer zu bewirkenden Vermischung des romantischen Elements mit dem religiösen suchte, griff er zu einem verwegenen Auskunftmittel,

das den Charakter seiner Heldin und damit zugleich die Einheit des ganzen Gedichtes zerstört. Die Jungfrau wird von Liebe für den Engländer Lionel ergriffen, und irdische Zärtlichkeit windet ihr das Schwert aus den Händen, das sie im Namen Gottes führt. Es entspinnt sich hieraus eine Reihe von Scenen, die an und für sich trefflich sind, wie man es von Schiller erwarten darf, und besonders ein nunachahmlich schöner lyrischer Monolog — aber das Interesse ist gebrochen, und die Handlung eilt von da an in Sprüngen, inmitten der auffallendsten historischen Unrichtigkeiten, einer innerlich unwahren, ganz in die Luft gebauten, ins Melodramatische spielenden Katastrophe zu. Wenn Schiller's dramatisches Genie im Kampfe gegen die Unfügsamkeit dieses Stoffes in die dramatische Form unterlegen ist, so können wir uns wohl berechtigt finden, auf unserer Meinung zu bestehen und, so lange wir nicht durch die That augenscheinlich widerlegt werden, zu behaupten: Johanna d'Arc ist keine Heldin für das Drama, wohl aber ein vortrefflicher Gegenstand für ein Epos, das in der Französischen Literatur gewiß nicht ausbleiben wird.*)

Nur einige Worte, so viel der beschränkte Raum gestattet, über die Art und Weise, wie Maler und Bildhauer die Jungfrau von Orleans dargestellt haben oder darstellen könnten. An Motiven und Süjets für den Pinsel und den Meißel, an erhabenen Momenten, an lebendigen Gruppen für die Darstellung bietet ihre Geschichte tausendfachen Stoff, welchen ganz neulich die Maler Delaroche und Henri Scheffer zu zwei Compositionen benutzt haben. Das Bild von Delaroche hat sehr wenig Verdienst: auf einem Strohlager eine starke und plump gerathene, ziemlich indolent aussehende Mädchensigur, und ihr gegenüber ein Geistlicher, der ein sehr grimmiges Gesicht macht — das kann uns weder gefallen noch ergreifen. Nur insofern verdient der Versuch Dank, als er der erste war über diesen von den Französischen Geschichts-Malern ganz unbenutzt gelassenen Gegenstand; hoffentlich bricht er zu erfolgreicheren Studien die Bahn. Henri Scheffer hat die Jungfrau auf dem Scheiterhaufen gemalt, und obwohl dieses Bild sich weder durch die Vortrefflichkeit der Zeichnung, noch durch Harmonie und kräftigen Ton der Farben empfiehlt, so liegt doch der Composition ein poetischer Gedanke zu Grunde, und es ist ein Ausdruck darin, der, indem er das Herz rührt und gewinnt, auch das strengere Urtheil besticht; doch läßt es noch immer viel zu wünschen übrig, auch wenn man über die Idee und Anordnung mit dem Künstler völlig einverstanden ist.

Das schönste unter allen Werken, wozu die Heldin von Domremy in neuerer Zeit schöpferische Künstlerseelen begeistert hat, ist nicht etwa die Tragödie von Alexandre Soumet oder die zehnte Messeniense von Casimir Delavigne — wir holen diese Beiden hier nach, weil wir sie vorher unter den Dichtern beinahe vergessen hätten — sondern unstreitig die einfache Statue, die jetzt im Museum zu Versailles aufgestellt ist. Die Jungfrau steht aufrecht und drückt mit über die Brust gekreuzten Händen ein Schwert, dessen Griff als ein Kreuz geformt ist, ans Herz, während ihr Haupt sich auf die Klinge niederneigt. Diese Stellung ist eben so schön als sinnig, und gewiß mit nicht geringem künstlerischen Talent gewählt; die Sanftmuth und die Kraft, die Entsagung und der Heldenmuth, die Frömmigkeit und der Tapferkeit sind hier symbolisch in Eins verschmolzen; der historische und der poetische Charakter der Gestalt tragen und durchdringen einander, und der Beschauer fühlt sich von dem Ausdruck des Vollendeten und Vollständigen in dem Kunstwerk befriedigend angesprochen. Es gehört nicht blos ein sicheres und geschmackvoll durchgebildetes künstlerisches Gefühl dazu, die Idee so auf ihren einfachsten und anschaulich beredtesten Ausdruck in der Form zurückzuführen, sondern auch eine Vertrautheit mit allen Hülfsmitteln der Plastik und eine besonnene Meisterschaft in der Behandlung des Stoffes, wenn man den Gedanken so festhalten und seiner in der Ausführung Meister bleiben will. Beides ist der Künstlerin — unsere Leser wissen schon, daß es die Prinzessin Marie, die zweite Tochter König Ludwig Philipp's ist — in hohem Maße gelungen, und die Ausführung steht hinter der Erfindung nicht zurück. Einige Unerfahrenheit, die sich in ganz kleinen bedeutungslosen Details kund giebt, kommt gegen die erhabene Schönheit des Ganzen, gegen die ruhige Würde dieser Stellung und gegen die Reinheit der Züge dieses Antlitzes gar nicht in Betracht. So einstimmig war das Lob und die Bewunderung, welche die Beschauer vor dieser Statue äußerten, daß jeder Verdacht einer berechneten Schmeichelei verschwindet, und daß man der Prinzessin mit voller Aufrichtigkeit zu dem Werke Glück wünschen kann, womit sie die Bildhauerkunst bereichert hat.

Die Schrift der Herren Michaud und Poujoulat wird Dichtern und Künstlern, die dem Leben der Jungfrau von Orleans Stoff zur Darstellung zu entlehnen wünschen, nicht minder zu Gute kommen, als Freunden der Geschichte, die sich ohne die weitschichtige Mühe des Nachschlagens der Quellen zu unterrichten wünschen. An des Abbé Lenglet Dufresnoy in Systemsucht befangene, schleppende und geistlose Darstellung denkt jetzt wohl ohnehin kein Mensch mehr; aber auch die Histoire de Jeanne d'Arc von Lebrun de Charmettes wird an Kürze und Gediegenheit, das Buch von Berriat-Saint-Prix an Gründlichkeit und von allen Hypothesen entfernter thatsächlicher Genauigkeit durch gegenwärtige „Notice" übertroffen. Der Stil ist von philosophischer Prätension eben so weit entfernt wie von der trockenen Einfalt, wodurch Barante den ungläubigen Spott abzuwehren für nöthig hielt. Die geschichtliche Wahrheit wird gegen die Anmaßungen der Orthodoxie, der poetische Gehalt gegen den austörrenden Skepticismus in Schutz genommen, und es läßt sich dem Ganzen die größte Vollständigkeit und Gewissenhaftigkeit nachrühmen. Chaudes-Aigues. (R. d. P.)

*) „Grau, Freund, ist alle Theorie", wäre man versucht, dem Französischen Kritiker hier zuzurufen. Was bedeutet „unterliegen" gegenüber, wie ihn Schiller's „Jungfrau von Orleans" auf der Deutschen Bühne gefunden hat und noch täglich findet? Hat doch Schiller's dramatische Dichtung die Heldin in Deutschland populairer gemacht, als selbst in ihrem Vaterlande. Und ist sie von dem Deutschen Dichter nicht schon ganz so aufgefaßt worden, wie sie jetzt erst die Französische Kritik darstellt? Die Liebe Johanna's zu Lionel bildet unstreitig eine eben so poetische als dramatische Episode, und möchte man auch den Ausgang des Stückes weniger abweichend von der Geschichte wünschen, so rundet er doch das romantische Gemälde auf eine befriedigende Weise ab. Nicht etwa wie ein Melodrama, vier Wochen, oder wie ein Raupach'sches Trauerspiel, ein halbes Jahr lang, sondern seit sechsunddreißig Jahren ununterbrochen und mitten unter allen Ueberreizungen einer ausgearteten Bühne ist die „Jungfrau von Orleans" ein Lieblingsstück des Deutschen Publikums geblieben. Nur zwei Mozartsche Meisterwerke, „Don Juan" und die „Zauberflöte", sind in dieser Zeit eben so oft, etwa 220 Mal, auf dem Berliner Theater gegeben worden. Und dennoch sollte Johanna d'Arc keine Heldin für das Drama sein und Schiller sie nicht dramatisch aufgefaßt haben?

Bibliographie.

Dictionnaire historique d'éducation. — Von Delacroix. Bd. I. 8 Fr.
Florence et ses vicissitudes. 1215 — 1790. Von Delecluse. 2 Bde. 16 Fr.
Documens statistiques sur les hôpitaux etc. de Marseille. 1825 — 1834.
Examen critique des révolutions d'Espagne de 1820 à 1823 et de 1836. 2 Bde. 15 Fr.
Leçons et modèles de littérature sacrée. — Von de Genoude. Erste Lfg.
Les Cornelis. — Von Marie. 3 Bde.
Plan d'une bibliothèque universelle. — Von Martin. 7½ Fr.
Synopsis de la nouvelle flore des environs de Paris. — Von Marat. 4½ Fr.
De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit. — Von Pictet. 5 Fr.
Voyage de la princesse Hélène de Mecklenbourg, duchesse d'Orléans. — Von Veron.
Le chateau de Pierrefonds. 1594. — Von Vernier. 2 Bde. 15 Fr.
Rêveries dans les montagnes. — Von Mad. Bodin. 2 Bde. 15 Fr.
Voyages aux Guazacoalcos etc. — Von Brisset. 7½ Fr.
Origines du droit Français. — Von Michelet. 7½ Fr.
Les Athénéennes. — Gedichte von Paillet. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

— Janin gegen Bulwer. Während man ihm in Deutschland Ehrentempel errichtet, während man hier Werke von Bulwer bewundert, die er gar nicht geschrieben hat, kündigt man ihm in Frankreich einen Krieg auf Leben und Tod an und nennt ihn, wie es Janin im Journal des Débats vom 3. Juli thut, „einen Mann, der sich in seinem Lande einer gewissen Celebrität erfreue, und der eine große Anzahl von Romanen geschrieben, die wohl, wenn man nicht etwa von dem hereindagegen eingenommen sey, einen Vergleich mit den schlechteren Romanen von Victor Ducange aushalten könnten." Was eigentlich diesen Krieg entzündet, haben wir noch nicht herausgebracht; vermuthlich hat Bulwer den Pariser Feuilletonisten irgendwo angegriffen; zum Vorwand aber ist die „Herzogin von Lavallière", das bekanntlich in der Geburt verunglückte Drama des Englischen Schriftstellers, und der darin angefochtene Ruhm Ludwig's XIV. genommen. Janin ist mit einemmale ein wüthender Parteigänger des Siècle de Louis XIV. geworden! „Es ist unmöglich", sagt er, „den Ruhm und die Liebeshändel des größten Königs, der jemals einen Thron geehrt (!), auf empfindlichere und zugleich unschicklichere Weise zu beleidigen, als es hier geschehen ist." — Nun, wir erinnern uns, von Herrn Janin selbst, und zwar erst ganz kürzlich in seinem Bericht über das in Paris zur Aufführung gekommene Drama: „Die letzten Augenblicke eines großen Königs", Dinge über Ludwig XIV. gelesen zu haben, die nicht minder stark als die drastischen Declamationen waren, die sich Herr Bulwer über diesen Monarchen gestattet hat. Aber Herr Janin meint, ein Engländer habe darum doch nicht das Recht, den Ruhm des großen Königs anzugreifen. „Es giebt", drückt er sich etwas maßlos aus, „sogar in Charenton Dichter, die vernünftiger denken und schreiben würden, als Herr Bulwer." Wie gesagt, wir wissen nicht, was den Krieg eigentlich entzündete. Wenn aber eine literarische Macht mit solchen Keulen auf die andere losschlägt, so muß nothwendig ein gewaltigerer Entzweiungsgrund da seyn, als uns hier vorliegt. Wir mögen Herrn Janin nicht durch alle Batterieen seiner Bomben- und Granaten-Kritik folgen und setzen daher hier nur noch den Schluß derselben her: „Nun genug", ruft er, „von jener Clownerei! Es ist leichter, so abgeschmacktes Zeug zu vergessen, als es zu verzeihen. Ich bin gewiß kein Parteigänger desjenigen, was man die dramatische Kunst von Frankreich im 19ten Jahrhundert nennt; ich finde sie vielmehr in jeder Beziehung ganz unwürdig unserer alten Bühne, welche die sicherste und unantastbarste Seite unseres literarischen Ruhmes bildet: aber wahrhaftig, wir lieben Meisterwerke, wir sind lauter Corneille's und Racine's im Vergleich mit dieser „Herzogin von Lavallière", diesem getretenen Werke, in welchem das ganze 17te Jahrhundert auf die seltsamste und schauderhafteste Weise entstellt wird. Es war freilich nichts Geringeres nöthig, als der Name Ludwig's XIV. und das Gedächtniß der heiligen Lavallière, ferner die Bedeutung einer Scene, welche der Schauplatz Shakespeare's gewesen, und endlich die politische Stellung des Herrn Bulwer, um uns zu zwingen, mit solcher Aufmerksamkeit ein Stück zu lesen, das unter allen Beziehungen, mit Rücksicht sowohl auf Geschichte, Gedanke, Styl, Erfindung und Interesse, als auf Form, Poesie, Drama, Komödie und Witz, weit weniger unsere Indignation, als unser Mitleid verdient."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 85. Berlin, Montag den 17. Juli 1837.

Frankreich.

Carreau-König.

Dramatischer Stoff von Scribe.

Wenn der Leser auf einem glänzenden Balle zwei Mädchen sähe, jung, schön, reichgeschmückt, die in einem Winkel des Saales in ihre Plauderei so vertieft sind, daß sie den Tanz ganz vergessen, würde ihn nicht eine lebhafte Neugier anwandeln, ihr Gespräch zu belauschen? Eine Unterhaltung, die man unter solchen Umständen dem Tanze vorzieht, muß doch fürwahr sehr interessant seyn. Das Herchen, was jedem Anderen verzeihlich wäre, ist ja überdies für Jemanden, der sich einen dramatischen Dichter nennt, wahre Berufspflicht. — Dort am Kamine fanden sie Beide, gewiß nicht über funfzehn oder sechzehn Jahre alt, zwei reizende Kinder: wie anmuthig, wie lebhaft ihre Haltung und Geberde, und wie naiv ihre Gesichtchen! und wie sie fröhlich sind, wie sie lachen, so ganz glücklich, so ohne Gedanken an die Zukunft, daß ich unwillkürlich desto lebhafter daran denken mußte. Die Eine, die blond war und etwas älter schien, sprach leise und lebhaft zur Anderen, die ihr braunes Locken-Köpfchen neigte und mit niedergeschlagenen Augen ein Bouquet von weißen Kamelien in den Händen hin und her wendete. Offenbar wurde sie aufs Gewissen gefragt und wollte nicht antworten. Eine Weile erhob sie das dunkelblaue ausdrucksvolle Auge zu ihrer Gespielin, und aus dem Blicke las ich deutlich, sie sagte oder wollte sagen: „Ich schwöre Dir, liebe Freundin, ich begreife gar nicht, was Du da sprichst." Die Andere erwiederte mit einem lauten Gelächter, das ich mir so übersetzte: „Ach, wie Du thust; ich glaub' Dir's doch nicht." — Offenbar hatte ich richtig gedeutet; ich verfolgte den Gang der Conversation, aber die Worte! die Worte! — In dem Augenblick präsentirt die Frau vom Hause mir eine Whist-Karte. Ich habe kein Glück im Whist, ich spiele sehr schlecht, ich verliere und kann doch nicht davon lassen. Es ist eine unglückliche Liebe, und die ist dauerhafter Natur, wie Jedermann weiß. Diesmal traf sich's über die Maßen glücklich: unser Spieltisch stand ganz nahe am Kamin, und das Loos wies mir meinen Platz so an, daß nur die Lehne meines Stuhls zwischen mir und den beiden Plaudrerinnen war. Sie achteten aber gar nicht auf uns. Für Mädchen ihres Alters, auf einem Balle, wo es andere junge Mädchen giebt, und Blumen, Brillanten, glänzende Toiletten, Tänzer, Courmacher, Kavaliere — was stellen da vier Whistspieler vor? Gar nichts, vier Stühle um einen Tisch; sie sind als wären sie nicht vorhanden.

„Wirklich, liebe Cäcilie, hast Du noch gar nicht daran gedacht?" — „Niemals." — „Auch nicht geträumt?" — „Meinst Du denn, ich habe Zeit zum Träumen? ich schlafe viel zu fest." — „Und die Mutter hat Dir auch noch nichts gesagt?" — „Kein Wort." — „Es wird schon kommen; siehst Du, ich habe schon zwei Partieen ausgeschlagen." — „Warum hast Du sie denn ausgeschlagen?" — „Weil sie nicht Vermögen genug hatten; mein Gatte muß reich seyn, sehr reich. Und Deiner?" — „Meiner? jung muß er seyn, ein gutes Herz haben und einen gebildeten Geist." — „Ach, geh' mir, gebildeten Geist! wer hat den heutzutage nicht? Ich sage Dir, meiner muß eine recht hohe Stelle am Hofe haben .... da werde ich vorgestellt ...." — „Und weiter wünschest Du nichts?" — „O ja doch. Denk' Dir nur, was werde ich da für Toilette machen." — „Aber wie kannst Du daran denken? heirathest Du denn um der Toilette willen?" — „Woran soll ich denn denken?" — „An Deinen Mann ...." — „Haben Sie kein Treffe, mein Herr?" rief mir mein Partner zu. — „Zu dienen, ich habe." — „Nun, so geben Sie zu." — „Entschuldigen Sie: ich beobachtete — oder vielmehr ich kombinirte; ich rechnete, welche Blätter schon heraus wären." Und über dem verwünschten Intermezzo waren mir ganze Sätze aus der Conversation hinter meinem Rücken verloren gegangen. — „Ob ich ihn lieben würde? warum denn nicht? wenn es sich so träfe." — „Wenn es sich träfe? o nein, das ist die Hauptsache." — „Woher weißt Du das?" — „Siehst Du, und darum darf er nicht viel älter seyn, als ich, und meine Neigungen muß er haben; meine Fehler zum Theil wohl auch, dann ist er nachsichtiger. Und seine verzeih' ich ihm alle schon im Voraus, wenn er mich nur recht lieb hat, und mich allein." — „Meine Tante sagt, das ist nicht möglich." — „Warum denn nicht? ich würde ihm ja so gut seyn ....." — „Du bist nicht klug. Und wenn er aufhört, Dich zu lieben?" — „Das thut nichts, ich würde ihm doch gut bleiben: es ist meine Pflicht." — „Und wenn er Dir untreu wird?" — „Da würde ich mich zu Tode grämen; aber gut bliebe ich ihm doch." — — „Was machen Sie?" rief mein Partner; „Sie bringen uns um drei Stich. Ich zeige Ihnen deutlich, daß ich Coeur renonçire, und Sie bringen es nicht nach." — „Was schadet das?" — „Was es schadet? ich hatte die Hand voll kleiner Atouts, die alle auf Ihre großen gefallen sind." — „Das thut ja nichts." — „Freilich thut es; die Herren kommen auf 10." — „Ah so, entschuldigen Sie. Ich mache übrigens kein Hehl daraus, daß ich schülerhaft spiele. Ich bedaure sehr, daß ich Sie in Verlust bringe." Im Herzen verwünschte ich ihn, denn was wollte sein Verlust gegen den meinigen sagen! Das Ende der Unterredung war mir entgangen; die beiden Mädchen entfernten sich. Die Eine interessirte mich ungemein; ich folgte ihr mit den Augen, getraute mich aber nicht, bei den Mitspielern nach ihrem Namen zu fragen.

Eine großgewachsene Frau von magerer, eckiger Statur, von stolzem und hartem Wesen trat dem Mädchen entgegen und sprach: „Nimm Deinen Shawl, Cäcilie, wir wollen gehen." — „Gleich, Mama; man hat mich zwar eben zum Contretanz engagirt, ich werde aber danken." — „O, nein", sprach die Frau vom Hause, die eben dazu kam, „das kann ich unmöglich zugeben; Sie gönnen uns mindestens noch ein Viertelstündchen, Frau von Orthès." Als sie mich am Spieltische gewahr wurde, nahm sie mich bei der Hand und führte mich der neuen Bekanntschaft entgegen: „Frau Gräfin Orthès wünschte Sie kennen zu lernen, und es geschieht auf ihren Wunsch, daß ich Sie vorstelle." Die Ceremonie drohte langweilig zu werden; aber ich berechnete, daß Cäcilie dabei Zeit für ihren Contretanz gewinnen würde, und es freute mich, ihr gleich zum Anfange der Bekanntschaft, ehe sie noch etwas von dem neuen Freunde wußte, durch ein kleines Opfer einen Dienst zu erweisen. Ein Opfer war es wirklich. Die Vicomtesse Orthès war eine gewaltig vornehme Frau, aus angesehener Familie, vom ältesten Adel, voll Stolz und hoher Prätensionen. Sie schrieb auch Bücher, die von ihren Bekannten sehr bewundert, aber nicht gelesen wurden. Es war ein für allemal ausgemacht, Alles, was die Vicomtesse schreibe, sey religiös, monarchisch, sublim; die Welt nahm es auf Treu' und Glauben, und kaum hatte der Verleger ein neues Werk der Vicomtesse angekündigt, so beeilte sich Jeder, ihr das pflichtmäßige, unabänderliche Kompliment zu machen: Sublim! monarchisch! religiös! Das meiste Glück gemacht und unstreitig am meisten zum Rufe der Verfasserin beigetragen hat der Roman ***, der nicht erschienen ist und nur von Hörensagen existirt. Auch wäre es überflüssig, zu bemerken, und versteht sich in Betracht des berühmten Namens der Vicomtesse, in Betracht ihrer Frömmigkeit und ihrer religiös-monarchisch-sublimen Grundsätze schon von selbst, daß sie immer anonym schrieb: in heutiger Zeit das unfehlbarste Mittel, einen großen Ruf zu erlangen.

Die edle Frau führte die Unterhaltung mit solcher Ueberlegenheit, daß sie ganz allein sprach. Ich habe das sehr gern und lasse mir überhaupt die Gesellschaft geistreicher Frauen recht wohl gefallen, wenn man mit ihnen nicht geistreich zu seyn braucht, so daß zu dem Vergnügen, sie reden zu hören, noch die Annehmlichkeit kömmt, selber zu schweigen. Ein großer Schöngeist sagte einmal: „Ich muß nur geschwind ein recht geistreiches Buch machen; hernach habe ich das Recht, mein ganzes Leben lang einfältig zu seyn." Ich für mein Theil mache von diesem Rechte gern Gebrauch; ob ich's verdient habe, darum mögen sich Andere kümmern. — Die Frau Vicomtesse war so gnädig und sprach von meinen Werken; ich von den ihrigen, und beiläufig von ihrem besten, denn das war unstreitig ihre Tochter, obwohl sie gerade darauf sich am wenigsten einzubilden schien. So geht's: ein Verfasser weiß nie seine eigenen Werke richtig zu beurtheilen. Das Gespräch zog sich dermaßen in die Länge, daß Cäcilie zu zwei Contretänzen Zeit behielt. Das gute Kind war sehr erfreut, und ich nahm ihr anmuthiges Lächeln als einen unverdienten Dank hin. Sie wußte freilich nicht, daß ich ihr schon für eine kleine dramatische Scene verpflichtet war. Indem ich ihr nachsah und mich ihrer herzlichen naiven Reden erinnerte, dachte ich: wie glücklich ist der Jüngling, der ihre Liebe gewinnt! wie glücklich der Gatte, den sie erwählt! und ich wünschte ihr alles Glück auf Erden.

Den ganzen nächsten Sommer und Winter sah ich Cäcilien nicht wieder; ich komme fast gar nicht mehr auf den Ball. Im Frühjahr 1833 begegnete mir allerhand Verdruß; wofür der Leser sich nicht weiter interessiren kann. Zur Herstellung meiner Laune ergriff ich ein Mittel, das ich den Lesern für ähnliche Fälle als zuverlässig empfehlen kann; ich setzte mich auf den Postwagen und fuhr nach der Auvergne und nach den Pyrenäen. Da ergötzte und zerstreute ich mich mit Ausflügen und Streifzügen in die Kreuz und Quer und warf bei Gelegenheit mein Netz nach Stoff zu neuen Komödien aus.

Die wenigsten Franzosen und gewiß die allerwenigsten Pariser kennen die Schönheit der Auvergnatischen und Pyrenäischen Gebirgs-

gegenden. Jeder Kaufmann oder Beamte, der sich zur Ruhe setzt, jeder Commis oder Advokat, der Ferien hat, macht seine Reise in die Schweiz; er würde keine Ruhe haben, er würde sich's selbst verdenken, wenn er nicht Weib und Kindern erzählen könnte: Ich habe das Lauterbrunner Thal, den Brienzer See, den Grindelwald-Gletscher gesehen. Auf diesem Heerweg läuft alle Welt, und eine Reise nach der Schweiz ist so gewöhnlich geworden, wie ein Ausflug von Paris nach Saint-Cloud. Und unter diesem Volke von Reisenden, die alljährlich wie Störche und wilde Gänse, immer hinter einander her, ihren Zug antreten, hat keiner eine Ahnung davon, daß auch in Frankreich Wasserfälle, Schneestürze und himmelhoch ragende Bergdörner anzutreffen sind. Unsere heimischen Pyrenäen geben an Lieblichkeit der Landschaften, an Erhabenheit der Aussichten, an Großartigkeit und Furchtbarkeit der Natur-Scenen den Alpen nichts nach. Das werden mir Alle bezeugen, die aus eigener Ansicht, und nicht bloß aus matter Beschreibung, das Felsenrund von Gavarnie, die Thürme des Marbore, den Rolandsfelsen und das Campaner Thal kennen. Die Natur ist hier nicht minder wunderbar, nicht minder geheimnißvoll und gewaltig, als auf der ewigen Felsen- und Gletscherbühne des Montblanc oder in den tosenden Wasserfällen des Rhein und der Aar. — Wer weiß mir zu sagen, wo ein See auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt, tief eingesenkt in den Krater eines erloschenen Vulkans? Wer unter Euch, Herren und Damen, die Ihr bei Tortoni Gefrornes naschet und in der Oper eine Loge auf das ganze Jahr habt? Wie ich Euch sage, ein wirklicher See, zu dem man erst doch aufsteigen und dann wieder einen schwindelnden Absturz niedersteigen muß, und ein wirklicher Vulkan-Krater, wo man den ehemaligen Heerd und den auf eine halbe Stunde im Umkreis aufgeworfenen Wall deutlich erkennt; man geht und steht auf erhärteter Lava; aber unten, wo ehemals das Feuer glühte und siedenden Schwefel- und Salpeterdunst in die Höhe sendete, da ist jetzt ein klarer, reiner, dunkelblauer Wasserspiegel; rings umher ist die fast senkrechte hundertundfunfzig Fuß hohe Wand mit Bäumen und Rasen bedeckt und bildet eine Mauer von dichtem, üppigen Grün, die ihren Fuß in die helle und ruhige Fluth taucht und sich im Abgrunde wiederspiegelt. Die Tiefe des Wassers scheint wirklich unergründlich, noch hat man an keiner Stelle Boden gefunden. Auch wagt sich kein Kahn auf die geheimnißvolle, verzauberte Wasserfläche, denn sobald das geringste Lüftchen sich zwischen den hohen Uferwänden, in den Spalten und Höhlen verfängt, so beginnt der See plötzlich zu strudeln, und der Wirbel würde den Nachen an die Felsen schleudern oder ihn in die Tiefe herunterreißen, von wo noch kein Empedokles Antwort gebracht hat. — Noch einmal, wer kann mir sagen, wo diese Herrlichkeit, dieses Wunder aus Tausend und Einer Nacht zu finden ist, dieser Feuerberg, in einen See verwandelt, und vielleicht noch unter dem Wasser für einen künftigen Ausbruch fortglühend? Nicht in den Alpen, nicht in den Cordilleren, sondern in der Auvergne, zwei bis drei Meilen vor Mont d'Or, funfzig Meilen von Paris; Pavin heißt der See und der Berg, und vom nächsten Städtchen aus führt ein Marsch von zwei oder drei Stunden Euch an Ort und Stelle. Ich rathe Euch, den wackeren Michel Garnier zum Führer zu nehmen, der für seine Mühe ganz bescheidentlich vierzig Sous verlangt und Euch in seinen Gedanken für einen fremden Fürsten hält, wenn Ihr ihm drei Franken gebt.

Ich befand mich in Gesellschaft des besagten Michel Garnier am Ufer des Sees, lag auf dem grünen Rasen unter hohen überhängenden Fichten behaglich hingestreckt und erfrischte mein Auge an dem Anblick des silberklaren Wasserspiegels, der dann und wann, wenn ein Lüftchen über ihn hinstrich, sich unter Murmeln aufkräuselte; der Führer erzählte mir von dem schönen, aber furchtbaren Schauspiele, wenn das Wasser von stärkeren Windstößen zu strudeln und sich zu bäumen anfängt. Das Geräusch nahe kommender Schritte unterbrach mein aufmerksames Zuhören; wir bekamen Gesellschaft. Ein Greis von ziemlich stattlicher militairischer Haltung kam heran, gestützt auf den Arm eines jungen Mädchens, und rief in verdrießlichem Tone: „Aber Du gehst mir zu rasch, so komme ich nicht nach." Ich wendete mich um, und siehe da, an dem zarten und schlanken Wuchs der jungen Dame, an ihrem anmuthigen Gang und bald auch an dem freundlichen und lieblichen Gesicht erkannte ich die schöne Tänzerin von jenem Abend, die Tochter der Frau von Dribès wieder. Den letzten Zweifel benahm mir der Anblick einer weiblichen Gestalt, die etliche Schritte hinter dem ersten Paar aus dem Dickicht trat, Schreibtafel und Bleistift in der Hand, und im Gehen schrieb. Es war die Frau Vicomtesse, wahrscheinlich eben beschäftigt, eine sublime Beschreibung der Gegend und des Sees abzufassen. Schade, daß ich sie den Lesern nicht statt der meinigen geben konnte, die nichts taugt. Nach hinlänglichen gegenseitigen Bezeigungen der Freude und des Erstaunens über dies unvermuthete Wiedersehen, nach mehr als hinlänglicher Extase über die Schönheit und Erhabenheit der vor uns ausgebreiteten Landschaft und nach gehöriger Abmachung aller Höflichkeits-Fragen und Phrasen wollte ich nun auch etwas für mein Vergnügen thun und ersuchte die Vicomtesse, mich Fräulein Cäcilie vorzustellen. „Fräulein Cäcilie!" rief sie verwundert, „Sie wissen also nicht, daß meine Tochter vermählt ist?" Ich sah mich um, wo der junge Ehemann geblieben wäre, und ob er seine Gemahlin nicht begleitet hätte? „Kommen Sie", fuhr Frau von Dribès fort, „ich will Sie meinem Schwiegersohne vorstellen." Sie führte mich zu dem Greise und nannte mir mit großer Emphase seinen Namen, den ich hier nicht wieder nennen werde. Dem Leser genüge, zu wissen, er war von hohem Adel, General unter Napoleon, Herzog und Pair unter der Restauration, noch gegenwärtig mit einem wichtigen Kommando bekleidet, unermeßlich reich und durch viele vorzügliche Eigenschaften ausgezeichnet, worunter nur die eine üble, daß er es mit allen jenen Vorzügen bereits zu siebenundsechzig Jahren gebracht hatte. Er trug ehrenvolle, nicht ganz verbarrikirte Narben; von Zeit zu Zeit stellten sich Rheumatismus und Gicht mit ihrem gewöhnlichen Gefolge von Unmuth und Ungeduld ein. In gesunden Tagen war der treffliche Mann auch ein sehr heiterer, liebenswürdiger; nur leider brachte er unter zwölf Monaten kaum zwei bei ungetrübtem Wohlseyn hin. Dieser Mann war Cäciliens Gatte geworden. Ich erinnerte mich an das Gespräch, das ich vorigs Jahr belauscht hatte, an die Träume ihres Herzens vom künftigen Gemahl ihrer Liebe, und ich weiß nicht, ob sie meine Empfindungen aus meinen Blicken las, oder ob sie nur, ohne genaueres Verständniß meines Gefühls, durch den Antheil, welchen ich ihr bewies, sich gewonnen fand — schon nach wenigen Minuten sprachen wir mit einander, wie die besten Freunde von der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

La marquise et la jolie fille des halles. — Von Beaulieu. 2 Bde. 15 Fr.

Le convent de St. Lazare à Venise. — Geschichte der Armenischen Mechitaristen und Notizen über die Armenische Sprache und Literatur. Von Boré. 1 Fr.

Traité des délits et contraventions de la parole, de l'écriture et de la presse. — Von Chassan. 8 Fr.

Code de Pharmacopée français. — 8 Fr.

Recherches médico-physiologique sur l'électricité animale. — Von Coudret. 7 Fr.

Spanien.

Von Madrid nach Valencia.

Nach dem Journal des Débats.

Nichts ist leichter, als in Frankreich von Paris nach Lyon oder nach Bordeaux zu reisen; es kommt nur darauf an, auf dem Post-Büreau anzufragen, ob Plätze offen sind, und, wenn dies der Fall ist, einzusteigen. Um von Madrid nach Valencia zu reisen, hat man eine kleine Formalität mehr zu beobachten, nämlich sich zu erkundigen, ob Palillos noch immer in der Mancha herumstreift, ob Cabrera oder der Serrador den Schauplatz ihrer Thaten nord- oder südwärts von der Heerstraße verlegt haben; wann der letzte Postwagen bestohlen oder verbrannt wurde, und endlich, ob der Weg frei ist und ob man so glücklich seyn wird, gesund und wohlbehalten an dem Orte der Bestimmung anzukommen. Wenn man über diese Kleinigkeiten befriedigende Auskunft erhalten, so macht man sich kühn auf den Weg, redet sich ein, daß nicht die Hälfte von den umlaufenden Gerüchten wahr sey, erhebt seinen Geist über alle kleinliche Furcht des gemeinen Volks, nimmt einen Paß, läßt denselben bei dem constitutionnellen Alkalden, wenn man diesen zufällig zu Hause trifft, visiren und erscheint um vier Uhr Morgens auf dem Büreau der Königlichen Eilpost. Denn hier sind die Eilposten in der That Königlich, und es ist kein bloßer Ehrentitel. Das Königthum hat die Eilposten begründet, eben so wie es die Landstraßen gebaut hat; auch ist es ganz in der Ordnung, zu sagen, die Königlichen Eilposten und die Königliche Landstraße (real camino), obgleich gewisse Liberalen, die bis auf den heutigen Tag mehr Dinge zerstört haben, als sie je begründen konnten, das übelklingende Adjektivum opfern und den Patriotismus so weit treiben zu müssen glaubten, daß sie den Real (eine Münze, auf Spanisch real de veillon), der ungefähr fünf Sous werth ist, in einen National (nacional de veillon) umtauften. Während man die Maultiere anschirrt, habe ich Zeit, von einigen ähnlichen Zügen zu sprechen, die den in Madrid waltenden Geist charakterisiren. Eine Sucht, alles Fremde nachzuahmen, beherrscht gegenwärtig diese gute Hauptstadt. Die Philosophie des letzten Jahrhunderts hat bis jetzt in Spanien nichts zu Stande gebracht, aber sie wirkt wie eine ätzende Säure auf den alten Spanischen Charakter, sie zersetzt ihn, löst ihn auf und hinterläßt als Bodensatz in dem Destillirkolben, welcher Madrid ist, das wunderlichste und seltsamste Gemisch. Voltaire, Diderot, Volney z. B. genießen hier noch aller der philosophischen Gunst, die sie in ihrem Vaterlande zu verlieren anfangen; man führt sie häufig im Munde und liest sie sogar manchmal. Diese Lektüre hat bei Einigen Freigeisterei und Atheismus erzeugt. Ich habe sogar das Vergnügen gehabt, einen jungen constitutionnellen Priester mit anerkennenswerther Freisinnigkeit über sein Priestergewand, seinen Stand und seinen Glauben die tollsten Witze machen zu hören. Das ist die Kehrseite des allgemeinen Gepräges; jetzt folgt die Schauseite. Man vernimmt den Ton eines kleinen Glöckchens; es ist das heilige Sakrament, welches durch die Straßen getragen wird. Man stelle sich an das Fenster und betrachte die Vorübergehenden, wie sie, Freigeister so gut als die Anderen, sich auf das Pflaster werfen und in dieser Lage abwarten, bis das Allerheiligste vorüber ist. Was sage ich? Im Lese-Kabinet der Calle de la Montera, wo man die Französischen Zeitungen hält, wo der Constitutionnel jeden Tag gelesen und verschlungen wird, in dieser Stiftshütte der neuen Ideen sah ich mit meinen eigenen Augen die liberalsten Leser aufstehen und bei dem Klange des kleinen Glöckchens das Haupt entblößen. Ich sah Frauenzimmer, die wahrlich nicht zu den unterthänigen gehörten, der heiligen Jungfrau vom Carmen ein Gelübde thun, um die Genesung ihres kranken Vaters zu erlangen, und um ihr Gelübde zu erfüllen, trugen sie bei einer Hitze von 32 Graden einen furchtbar warmen wollenen Kittel. Auf dem Kleide befanden sich kleine geweihte Metall-Bleche von allmächtig wirkender Kraft.

Wie im Kleinen, so geht es auch im Großen. Man hat die schöne politische Wirkung demokratischer Formen in der Anwendung auf ein altes Gewebe blinder Leidenschaften und eingewurzelter Vorurtheile gesehen. Bei den geringfügigsten Dingen finden wir diese gezwungene Vermischung des Alten und Neuen wieder, so z. B. in der Kleidertracht. Die Spanischen Frauen fangen an, über ihre Mantilla zu erröthen, diesen anmuthigen, poetischen Schleier, welcher so wunderschön

die Gluth und Blässe ihres Gesichts und den funkelnden Glanz ihrer Augen hervortreten läßt. Man trägt Hüte, aber ach! was für Hüte? Sie würden den gemeinsten Dirnen in der Straße St. Denis ein verächtliches Lächeln abzwingen. Ich sah, denn hier sieht man Alles, kirschrothe Seidenhüte und dazu grüne Shawls, auch wohl gar Shawls unter den Mantillen; das Spanische auf das Französische, das Griechische auf das Barbarische gepfropft und die niedlichen Gesichter in dieses Grab aller Schönheit lebendig vergraben. Auch die Sprache verdirbt; das Französische bricht herein; der alte Castillaner hüllt sich in seinen Mantel und seufzt, wenn er die junge Spanierin die tertulias durch suarés (soirées) und el tocador durch die tualeta (toilette) ausdrücken hört, und wenn er auf dem Theater-Zettel liest, daß der und der Tänzer und die und die Tänzerin ein paduedu (pas de deux) tanzen werden, er ruft mit Arguellez, daß er das Kauderwälsch, welches in Madrid gesprochen wird, nicht mehr verstehe.

Während ich hier erzähle, hat man die Namen der Reisenden verlesen, der Postillon hat sich auf das vorderste der zehn Maulthiere gesetzt, der Mayoral und der Zagal haben brüderlich den Sitz getheilt, der Peitschen Knall zur Abreise ertönt, jeder Reisende schlägt das Zeichen des Kreuzes, und wir rollen nach Aranjuez. Da der Weg höchst traurig ist, nach alter Castilischer Sitte ohne einen Baum, und man die Kutschenfenster zumachen muß, um sich des höllischen Staubes zu erwehren, so will ich die Zeit dazu benutzen, unser Fuhrwerk zu beschreiben. Vorauf acht, zehn, bisweilen zwölf Maulesel ohne Führer, zwei und zwei zusammengespannt, auf einem der beiden vordersten ein kleiner Postillon; auf dem Bock der Mayoral oder Conducteur, welcher die beiden Maulthiere an der Wagendeichsel lenkt; an seiner Seite der Zagal. Dieser Zagal ist der Pylades, der Eurpalus des Mayorals; er ist seine rechte Hand, sein Adjutant. Wenn ein Strang reißt, so springt der Zagal von seinem Sitz. Wenn ein Maulthier stürzt oder aus dem Geleise biegt, wenn das Gespann der Peitsche bedarf, um es in Galopp zu bringen — sogleich ist der Zagal unten, folgt den Maulthieren, peitscht, ermahnt sie, hält ihnen Standreden, wie weiland Automedon den Rennern des Achilles, ruft sie bei Namen, faßt sie bei der Ehre und schimpft sie aus; jetzt wendet er sich an die Capitana, jetzt an die Coronela, und wenn er sie nun in gestrecktem Galopp gesetzt hat, faßt er einen Riemen und schwingt sich mit einem Satz an die Seite des Mayoral, welcher, majestätisch und leidenschaftslos, ihn stillschweigend handeln sieht. Der Zagal gehört zu den Eigenthümlichkeiten Spaniens und gedeiht nur auf dessen Boden; er ist gewöhnlich klein, aber kräftig und lebhaft, und verbringt sein ganzes Leben mit Ab- und Aufsteigen und Laufen. Ich glaube nicht, daß es seit den olympischen Spielen, wo die Ringer sich mit Sand einrieben, etwas Staubigeres, Schmutzigeres und Verwirreres gegeben hat, als die mit Schweiß und Sand pomadirten Haare des Zagal, wenn er mit seinen Maulthieren eine Viertelstunde gelaufen ist und sich keuchend und selbstgefällig auf seinen Sitz schwingt. Doch wir sind bereits in Aranjuez; wir wollen einen Augenblick verweilen.

Aranjuez, die Königliche Residenz, erbaut durch Philipp V., war im Anfang dieses Jahrhunderts Zeuge der ersten Bewegungen Spaniens. Dort begann für dieses unglückliche Land die Bahn der Revolutionen und der bürgerlichen Zwietracht; dort stürzte der Friedensfürst unter den ungemessenen Verwünschungen des Volks; dort legte der schwache und gutherzige Karl IV. die Krone nieder, welche er durch die Unbesonnenheiten seiner Gemahlin und die Verschwendungen seines Günstlings befleckt ließ; dort betrat Ferdinand VII., noch jung, die Bahn der Intrigue und der Täuschung, die ihn, unterstützt von gründlicher Kenntniß des Spanischen Charakters, bis an sein Ende über den Haß und die Verachtung, welche er sich zugezogen, triumphiren machte. Die Französischen Truppen drangen von allen Seiten in die Halbinsel ein. Murat marschirte nach Sanct-Sierra; Dubesme überrumpelte Barcelona. Der Vorwand eines Einfalls in Portugal reichte nicht mehr aus für so viele verdächtige Handlungen. Der Friedensfürst, gewiegt durch die Hoffnung auf ein Königreich in Algarbien, schlummerte über der Gefahr ein, und der im letzten Augenblick durch die drohende Gefahr aufgeschreckte Hof dachte zu spät daran, sich nach Sevilla zurückzuziehen, um im Nothfall Amerika zu erreichen, als die Bevölkerung von Aranjuez und Madrid, während über eine Entfernung, welche dem Verrath glich, und, wie es scheint, auch aufgeregt durch die Umtriebe Ferdinand's, sich erhob und den Günstling stürzte. Der alte eingeschüchterte König Karl dankte ab und gab so durch die Zweideutigkeit dieses wichtigen Schrittes dem treulosen Schiedsrichter-Spruch, dessen Napoleon sich zur Beschönigung seines Verbrechens bediente, einen scheinbaren Vorwand. Aber diese historische Erinnerung, so interessant sie auch immer seyn mag, ist in Aranjuez nicht die Hauptsache. Die ganze Geschichte Spaniens erbleicht vor dem Reisenden, welcher von Spanien nichts als Aragonien und Castilien gesehen hat, vor dem Bilde, das diese Oase der herrlichsten Vegetation, die so natürlich die nackten einförmigen Ebenen, welche man durchreist, unterbricht, dem Auge darbietet.

Der Tajo, der den Park von Aranjuez durchströmt, belebt den Boden, den sonst überall die Sonne ausdörrt, mit nahrhaften Säften. Wie ein Wunder sieht man in den ruppigen Ebenen, welche kaum einige bestaubte Rosmarien ernähren, Ulmen, Platanen, Pappeln und riesenhafte Cedern sich erheben. Das einige Schritte davon so dürre Land entlehnt von der wohlthätigen Feuchtigkeit des Tajo eine solche Kraft und Fruchtbarkeit, daß ich Ulmen fand, welche nahe an funfzig Fuß im Umfang hatten und gewiß den reichsten Wäldern unserer gemäßigten Zone Ehre gemacht haben würden. Ich wundere mich, daß Aranjuez keinen größeren Ruf in Europa hat; denn außer Valencia, von wo ich dies schreibe, kann ich sagen, daß ich noch nirgend in Spanien eine großartigere Natur sah. Der Palast, den ich vor einigen Monaten Gelegenheit hatte, im Einzelnen zu besehen, bietet nichts besonders Merkwürdiges dar. Mehr des Reichthums als des guten Geschmacks wegen kann man die Casa del Labrador, einen kleinen als Lusthäuschen benutzten Pavillon, anführen, in welche der alte Karl IV. Millionen vergraben hat, um sich wegen seiner Unglücksfälle zu zerstreuen. Das Gold, der Marmor, die kostbaren Tapeten und einige schöne Malereien, jetzt der Aufsicht eines Schloßvogts anheimgegeben, sind ein bleibendes Zeugniß dieser Königlichen Langeweile.

Ueber Aranjuez hinaus fängt die Unfruchtbarkeit wieder an, aber in einer neuen Gestalt, welche sich noch immer greller zeigt, wenn man Ocanna hinter sich hat. Von Ocanna habe ich wenig mehr zu sagen, als daß in dem Gasthof, in welchem man zu Mittag ißt, die Wände mit schlechten, in Paris in der Straße St. Jacques gemalten Bildern tapeziert sind, welche die Waffenthaten des Kaiserreichs, den Tod Poniatowski's ꝛc. und endlich die Wegnahme Algiers darstellen, bei welchem letzteren Gebilde der Künstler, ohne Zweifel aus Gewohnheit über alle Napoleons, welche er gepinselt, dem Herrn Admiral Duperré mit dem wohlberühmten kleinen Hut den Kopf bedeckt hat. Indeß haben mir alle diese elenden Subeltern mit ihrem erklärenden Französischen Text mehr Vergnügen gewährt, als es Zeichnungen von Raphael hätten thun können. So friedliebend wir Franzosen auch seit einiger Zeit geworden sind, so ist uns doch das Andenken des militairischen Ruhms im Grunde des Herzens verblieben, und selbst das plumpe, zur Bewunderung der Maulthiertreiber bestimmte Bild unserer Siege in einer Herberge der Mancha, und zwar zwischen Madrid und Bayten, bei einer Bevölkerung, welche uns feind war und noch diesen Tag, durch falsche Meinungen irre geleitet, uns nur gar zu gern für sein gegenwärtiges Unglück verantwortlich macht — selbst ein solches Gebilde kitzelt das Bischen militairische Eitelkeit, welches jeder gute Franzose in sich trägt, und bringt der Magd der Herberge ein Geldstück mehr ein.

Ich sagte, daß die Unfruchtbarkeit in Ocanna eine andere Gestalt annimmt; wir sind jetzt bereits mitten in die Mancha eingedrungen. Diese traurige Provinz bildet eine große Ebene ohne Wasser, keine einzige Erhöhung des Bodens, kein Baum; es ist ein armseliger Landstrich, auf welchem das Auge nur in seiner eigenen Schwachheit Gränzen findet. Im Süden, weit ab von der Landstraße, erscheint die Sierra Morena wie ein Nebel am Horizont, dazwischen liegen ungeheure Wüsten (despoblados), auf welchen man vier und fünf Stunden reisen kann, ohne eine menschliche Wohnung zu gewahren. Die Geduld des Menschen scheint an diesem Lande verzweifelt zu seyn, von dem man sagen kann, daß das Leben es unwerth findet, sich auch nur in der Gestalt eines Krautes oder einer Pflanze zu zeigen. Es giebt nichts Melancholischeres auf der ganzen Welt, als diese weite Einöde, wo die Sonne auf- und untergeht, ohne etwas Lebendiges beschienen zu haben, und die nackte Erde, ihren feurigen Strahlen bloßgestellt, sich spaltet und austrocknet. Es ist die Wüste ohne ihre Stürme, ihre Sandwirbel und tröstenden Bilder der fata morgana, es ist die gemeine prosaische Wüste. Nur hier und da zerstreut findet man auf dem Wege einige Flecken, deren armselige an einander gelehnte Hütten nicht übel jenen unglücklichen Hammeln gleichen, welche, da sie nichts mehr abzugrasen finden, schwadronweise zusammengedrängt, den Kopf des einen zwischen die Beine des anderen gesteckt, um sich gegenseitig vor der Sonnenhitze zu schützen, unbeweglich auf einem Stoppelfelde stehen.

Die menschlichen Bewohner der Mancha leiden unter dem grausamen Druck der Natur. Der Manchego, der wenig von seiner Arbeit zu hoffen hat, ist in Folge davon ein träger Vagabund. Mangel und Unreinlichkeit verzehren ihn. Die Landstraße ist von Bettlern, an Krücken gehenden Kindern, welche wieder andere splitternackte Kinder auf den Armen tragen, belagert. Alt und Jung, Alles bettelt, und eine unbegränzte Faulheit bildet beinahe das einzige Erbtheil, das dieses beklagenswürdige Geschlecht getreu auf seine Nachkommen überträgt. Ich brauche nicht weiter zu sagen, daß der Manchego bei seinen Nachbarn in einem abscheulichen Rufe steht. Er widmet sich gern der Contrebande, einem herumstreifenden Leben oder dem Diebstahl, legt sich gern in einem kleinen Tannen-Wäldchen oder mitten auf dem Despoblado in Hinterhalt, um dem Postwagen aufzulauern und denselben auszuplündern, während dieser, bekannt mit dem lieben Treiben der Mancha, nur mit zwei oder drei Escopeteros auf der Imperiale, davon jeder mit einem guten Gewehr und scharfen Patronen im Gürtel versehen, die Fahrt unternimmt. Man sagt auch, daß die Parteigänger, welche unaufhörlich in der Mancha herumschleichen, diesen natürlichen Anlagen zahlreiche Rekruten verdanken. Man kann buchstäblich behaupten, daß die eine Hälfte der Mancha auf Unkosten der anderen lebt, und in allen Herbergen, wo wir anhielten, um zu essen, erfuhren wir jedes Mal, daß die Streif-Corps zwei, drei oder vier Mal vorüber gekommen seyen, und daß das Küchengeräth, aus Furcht vor einem Ueberfall, die Hälfte der Zeit auf dem Grund des Ziehbrunnens zubrachte.

Ein einziger Ruhm bleibt der Mancha. Cervantes hat aus derselben das Vaterland und den Schauplatz der Thaten seines Helden gemacht. In ihr wurden der große Don Quichote und sein unsterblicher Stallmeister geboren, in ihr starben sie, und die Volkssage zeigt noch einige ihrer glorreichen Schlachtfelder. Rechts von der Landstraße, einige Meilen von Quintanar de la Orden, zeigte man uns Toboso, das Vaterland der Dulcinea, auf der Landstraße selbst die Herberge, wo der Held zum Ritter geschlagen wurde, und etwas weiterhin links die hundertarmigen Riesen, welche ein eifersüchtiger Zauberer in Windmühlen verwandelte, und welche seitdem nicht aufhören, sich unter dieser verewigten Gestalt durch den bekannten denkwürdigen Lanzenstoß zu bewegen. Wenn man Alcarete, eine ziemliche bedeutende Stadt und der Hauptort der Provinz, welches wegen der Fabrication seiner Messer in Spanien eben so bekannt ist, als Chatellerault in Frankreich, passirt hat, läßt man Chinchilla, eine alte graue Stadt, ähnlich einem Adler-Nest auf einem Felsen, links liegen und befindet sich in kurzer Zeit in Almanza, wo der Herzog von Berwick am 25. April 1707 die berühmte Schlacht gewann, welche Philipp V. die Krone von Spanien sicherte.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, von Manövern und Kriegskunst zu erzählen; die Schlacht von Almanza war ohne Zweifel eine

Schlacht wie alle Schlachten. Aber was in dieser Zeit, wo auch zwei Nebenbuhler sich den Thron streitig machen, besonders merkwürdig bleibt, ist der Kontrast der damaligen Energie mit der heutigen Weichlichkeit, ein auf mehr als eine Art seltsamer Kontrast. Um was handelte es sich damals? Um weiter nichts, als ob eine Französische oder Oesterreichische Dynastie über Spanien herrschen sollte, und ob der einfältige Karl II. durch sein Testament Einen der beiden Prätendenten mehr als den Anderen begünstigen könne. Heutzutage will man ausmachen (wenigstens scheint dies Jedermann zu glauben), ob ein altes Regierungs-System mit hundertjährigen Mißbräuchen wieder hergestellt werden, oder ob Spanien zuletzt in die gemeinschaftliche Bahn der civilisirten Völker eintreten soll. Die Sache scheint heutzutage ein wenig ernstlicher, als es der Streit Philipp's V. mit dem Erzherzog war, und doch, welcher Unterschied in dem Aufwand von Kräften. Wer wollte die nachdrucksvollen Erklärungen, die einfachen und rührenden Aufopferungen des Erbfolge-Krieges mit der Lauigkeit und Trägheit vergleichen, mit welcher man Spanien mit jedem Tage mehr absterben läßt? Philipp V., durch die Erscheinung einer Flotte der Verbündeten gezwungen, die Belagerung von Barcelona aufzuheben, ward genöthigt, sich nach Navarra zurückzuziehen; sein Nebenbuhler gelangt bis Madrid, Catalonien und Aragonien waren für den Erzherzog. Jeder hielt Philipp für verloren; aber er, voll Vertrauen auf die Biederkeit der Castilianer, legt das ihm anvertraute Gut seiner Krone in ihre Hände und schwor, sie nicht zu verlassen. Nun machte das ritterliche Volk, welches der Edelsinn und Heldenmuth nie lässig fand, heroische Anstrengungen, die wenigen Reichen verkauften oder verpfändeten ihre Güter, die Sache ward eine National-Angelegenheit. Ein armer Pfarrer in Alt-Castilien besteuerte sich selbst mit seinen Pfarrkindern und brachte 120 Lire zusammen, welche er dem König sandte. „Sire", sagte er ihm, „was wir Ihnen anbieten können, ist nur sehr wenig, aber wir bitten Sie, in Erwägung zu ziehen, daß in dem Dorfe noch hundertundzwanzig Personen verbleiben, welche, in Ermangelung einer stärkeren Summe zur Unterstützung Ew. Majestät, ihr Leben und ihre Arme darbieten." Der Marschall von Berwick, der mit großer Klugheit die kleine Armee, welche die letzte Hoffnung Philipp's ausmachte, zu schonen wußte, ergriff endlich wieder bei Almanza die Offensive, warf den Feind aus dem Königreich Murcia und aus Valencia und besetzte aufs neue einen Theil von Catalonien, während der Herzog von Orleans Lerida wegnahm und ein abgesondertes Corps unter dem Befehl des Marquis von Bay an der Portugiesischen Seite die Gränze deckte. Einige Monate reichten hin, um das Glück wieder zurückzuführen, aber es gab damals Ueberzeugung und Hingebung; die alten monarchischen und religiösen Vorurtheile bestanden noch in ihrer ganzen Kraft. Heutzutage ist diese mächtige Triebfeder mehr als zur Hälfte verschwunden, ohne daß etwas an ihre Stelle getreten wäre. Spanien sperrt sich, unter dem Panier eines blinden Glaubens weiter zu schreiten, und seine Augen sind noch nicht stark genug, das durchdringende Licht der Aufklärung zu ertragen; es hat die Leidenschaft in dem Blute und den Zweifel in dem Geiste; und endlich, wo ist der Anführer, welcher aus der Sache Spaniens die seinige gemacht hätte? Wie Viele haben seit zwanzig Jahren versprochen, seine Wunden zu heilen, und haben dieselben nur verschlimmert, und wie groß auch wirklich oder scheinbar die Interessen im Spiel seyn mögen, es fühlt sich ermattet und kämpft nur noch durch einen Rest von Hartnäckigkeit und ehrenhalber; es hat aber nicht das Bewußtseyn der Kraft, die Sicherheit des Erfolgs, welche der Sieg verleiht. Es ist der Kampf zweier Sterbenden.

Ich habe mich sehr weit von Huerta, wovon ich sprechen wollte, verirrt; da ich indeß noch sehr viel über dieses schöne Land sagen möchte und dieser Brief schon ziemlich lang ist, so mag es ein ander Mal geschehen.

Italien.

Notizen über die Wirkungen der Cholera in Neapel.

Bei dem neueren und mehr als irgendwo gesteigerten Wiederauftreten der Cholera in Neapel möchte es nicht uninteressant seyn, die nachstehenden statistischen Notizen zu kennen.

In der Stadt Neapel erlagen im Jahre 1836 an der Cholera:

2504 Individuen männlichen Geschlechts
2783 „ weiblichen „

Von der Geburt bis zum	10ten	Jahre	565	Individuen
Vom 11ten „ „	20sten	„	476	„
„ 21sten „ „	30sten	„	737	„
„ 31sten „ „	40sten	„	952	„
„ 41sten „ „	50sten	„	873	„
„ 51sten „ „	60sten	„	758	„
„ 61sten „ „	70sten	„	513	„
„ 71sten „ „	80sten	„	299	„
„ 81sten „ „	90sten	„	100	„
„ 91sten „ „	100sten	„	14	„

Diese gehörten folgenden Stadtvierteln an:		Verhält sich zur respektiven Bevölkerung des Stadtviertels:
San Ferdinando	259	wie 1 zu 119,61
Chiaja	432	„ 1 „ 63,24
San Giuseppe	204	„ 1 „ 95,73
Latus ..	895	
Transport ..	895	
Porto	1410	wie 1 zu 25,05
Mercato	952	„ 1 „ 52,34
Pendino	554	„ 1 „ 55,70
Vicaria	384	„ 1 „ 102,19
San Lorenzo	100	„ 1 „ 111,79
San Carlo all' Arena ..	243	„ 1 „ 86,43
Stella	127	„ 1 „ 182,35
Avvocata	144	„ 1 „ 225,02
Montecalvario	209	„ 1 „ 147,57
Real Sito di Portici ..	135	
Unter dem Militair ..	134	
	5287	

Diejenigen vom Königl. Schlosse in Capodimonte sind unter denen des Quartiers San Carlo all' Arena begriffen.

Die Zahl der Rentiers und Reichen war	506
„ „ „ Militairs	134
„ „ „ bürgerlichen Gewerbtreibenden und Individuen aus dem niederen Volk	4647

Es ist zu bemerken, daß die Quartiere, wo die Opfer der Cholera am zahlreichsten waren, die nächsten am Meere, von geringerer Ausdehnung und mehr bevölkert, daher auch die Wohnungen enger und folglich von weniger wohlhabenden Leuten bewohnt sind. Ebenfalls muß bemerkt werden, daß in den 5 Monaten in einander gerechnet, wo die Cholera herrschte, der Todten an anderen Krankheiten in nicht geringerer Zahl vorkamen.

Mannigfaltiges.

— Pferdezucht in England. Die Anzahl der Pferde in Großbritanien wird vom Sporting-Magazine auf 2,116,195 angegeben, die, im Durchschnitte auf 15 bis 18 Pfd. Sterl. geschätzt, einen Werth von 36 Millionen Pfd. (240 Millionen Thaler) repräsentiren. Das viel volkreichere und größere Frankreich besitzt nur ungefähr eben so viel Pferde, nämlich 2,147,278, die jedoch keinen so bedeutenden Werth repräsentiren, indem das Stück nur auf 300 bis 350 Franken geschätzt wird, was einen Totalwerth von 750 Millionen Franken (200 Millionen Thaler) ergiebt. Man zählt aber auch in Frankreich unter der angegebenen Zahl nur 132,850 Luxus- und Kavallerie-Pferde, während man in Großbritanien fast ein Viertel der ganzen Zahl als Luxus- oder Renn-Pferde ansieht, die natürlich einen viel größeren Werth zwar nicht für das Land und sein Gedeihen, aber doch für den Liebhaber und Spekulanten haben. Von den 9000 Pferden, die jetzt in England jährlich erzeugt werden, will man ungefähr 8000, deren Werth etwas hoch auf 200,000 Pfd. geschätzt wird, für den Landbau und 1000, die man auf 40,000 Pfd. taxirt, zu anderen Zwecken bestimmen. Das obengenannte Englische Journal beklagt sich jedoch darüber, daß die Pferdezüchter heutzutage gar zu sehr auf den Vortheil sehen, den ihnen die Schnelligkeit der Pferde verspricht, weshalb sie bei der Kreuzung der Racen besonders darauf bedacht seyen, ein Allongement des Skelettes zu erzeugen, wodurch dem Pferde seine eigenthümliche Kraft und Schönheit genommen werde. Früher sey das in England ganz anders gewesen. Die berühmte „Eclipse", die im vorigen Jahrhundert den Stolz der Englischen Pferdezucht ausgemacht, habe breite und starke Schultern, ein muskulöses Vorderbein und in ihrem Hintertrain wahrhaft bewundernswerthe Proportionen gezeigt, und doch sey sie viertausend Fuß in der Minute gelaufen, ein Resultat, das man bei den mageren und gestreckten Gäulen unserer Zeit schwerlich je erzielen werde. Dieses ausgezeichnete Thier, dessen Nachruhm in den Annalen der Pferde-Kultur einzig und unangefochten dasteht, ward in den Stutereien des Herzogs von Cumberland (Sohnes Georg's II.) geboren, nach dem Tode desselben an den Obersten O'Kelly für nicht mehr als 75 Guineen verkauft und soll seinen späteren Besitzern nicht weniger als 625,000 Pfd. (vier Millionen Thaler) als Rennpferd und Beschäler eingebracht haben. Die wackere „Eclipse" starb im Jahre 1789 im 25sten Jahre ihres Alters und hat eine zahlreiche auch über den ganzen Kontinent verbreitete Nachkommenschaft hinterlassen. Sie ist indessen noch nicht das älteste Pferd, dessen die Englischen Pferdezüchter mit Wehmuth zugleich und mit Stolz gedenken. Noch älter sind der Beschäler „Turc blanc" und die Stute „Coffin Mare", die beide dem Protektor Cromwell gehörten, der zuerst die Pferderennen in England begünstigt haben soll, und die bei den Rennen jedesmal den Sieg davontrugen. „Coffin Mare" soll ihren Namen (Sarg-Stute) daher erhalten haben, daß sie sich zur Zeit der Restauration der Stuarts, als Cromwell's Eigenthum öffentlich versteigert wurde, in ein Grabgewölbe geflüchtet hatte. „Coffin Mare" hat sich also nicht bloß einen historischen, sondern auch einen politischen Namen erworben. Unter der Königin Anna haben sich besonders der „Darley", Aeltervater der „Eclipse", sein Rival „Flying Childers" und das sogenannte türkische Pferd „Curwen" berühmt gemacht. In der neueren Zeit ist in England der „Kopenhagen" als historisches Pferd bekannt geworden. Es war nämlich das Schlacht-Roß, das der Herzog von Wellington sechzehn Stunden lang hinter einander bei Waterloo geritten und das er seitdem nicht wieder bestiegen, sondern vielmehr in seinem Marstall fürstlich pflegen ließ, bis es vor wenigen Jahren starb. Die Herzogin trägt jetzt noch ein Armband von den Haaren dieses treuen Pferdes, das am Tage der Seeschlacht von Kopenhagen geboren worden war, und auf Befehl des Herzogs von Wellington ist es mit kriegerischen Ehren förmlich zur Erde bestattet worden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Mittwoch den 19. Juli 1837.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

Alfred de Vigny.

Alfred de Vigny ist zwei Jahre älter als das neunzehnte Jahrhundert, vier Jahre älter als Victor Hugo. Zum Waffenhandwerke griff er gerade in dem Augenblicke, als Frankreichs Ruhm und Waffenglück ihren Wendepunkt erreicht hatten. Als junger Lieutenant machte er noch die letzten Schlachten unter der dreifarbigen Fahne mit. So kam es, daß er von der Kaiserlichen Glorie nur die letzten matten Strahlen sah, daß er vom Kriegs- und Lagerleben nur die Leere und die Langeweile kennen lernte. Funfzehn Friedensjahre hindurch blieb er Soldat; für den Krieg erzogen, mußte er diese ganze lange ermüdende Zeit im Corps de Garde zubringen. Er fand sich mit resignirter Geduld in seine Lage und lernte frühzeitig die Kunst, in stiller Sammlung in und mit sich selbst zu leben. Er richtete sich im Zelt und in der Wachtstube ein, wie in einer Benediktiner-Zelle; jede Stunde des Tages hatte ihr unabweisliches Geschäft. Er las die Bibel und machte Gedichte: lauter flüchtige, etwas zärtlich schwächliche Produkte, ohne rechte Wärme der Begeisterung, und denen man nicht ansieht, wo sie hinaus wollen. Sie haben ihm indeß als treffliche Sprach- und Stylübung gedient, und nimmer hätte er später in seinem „Cinq-Mars" solche Harmonie und solchen Wohllaut der Prosa erreicht, hätte er nicht zuvor mit so unsäglicher Geduld und Sorgfalt jene große Menge Verse komponirt. Sonst verdienen jene im Allgemeinen so wohltönenden als nichtssagenden Produkte, jene Nugae canorae, um mit Horaz zu reden, kaum daß man dabei verweilt, wenn auch der Verfasser noch heute mehr als billig darauf zu halten scheint; es sind eben die ersten flatternden Ausflüge einer noch nicht recht flügge gewordenen Muse. Da ist „Eloa", ein schwächlicher Nachhall von Milton, — „Moise", eine mißrathene Elegie, — „Dolorida", eine Tragödie ohne Anfang und Ende, — „Le déluge", eine geschmacklose Ode, — „Les bains d'une Dame Romaine", das in duftiger Nachahmung an André Chenier erinnert. Zum Glück trat de Vigny 1826, kurz nach dem Eloa, mit dem Romane Cinq-Mars auf, und hier haben wir auf einmal eine eben so geniale, als in Ausführung und Schreibart vollendete Schöpfung vor uns. Der Charakter Ludwig's XIII. und seines Meisters, des Kardinal Richelieu, ist hier aufs feinste studirt, aufs glücklichste getroffen, und diese Darstellung steht der historischen Portraitirung Ludwig's XI. in Walter Scott's Quentin Durward würdig zur Seite. Mit ungemeiner Kunst sind alle Fäden der Begebenheit angelegt und geleitet, so daß sie plötzlich zusammenschlagen, zur überraschendsten Wirkung auf den Leser, auf den Zuschauer hätte ich bald gesagt, denn wenige Dramen sind so dramatisch. Drei Personen spielen die Hauptrollen: Richelieu der Despot, Ludwig XIII., der Sklave, und Monsieur le Grand, das Opfer. Die Herrschsucht des furchtbaren, erbarmungslosen Richelieu hat noch den Kampf gegen die Königin Anna von Oesterreich zu bestehen, die über das Gemüth des schwachen Ludwig viel vermag. Hierzu braucht der Kardinal einen Gehülfen, der sein Werkzeug sey und sich in die Zuneigung des Königs einschmeichle; dazu dient ihm der junge Henri d'Effiat, genannt Cinq-Mars. Damit Richelieu's Herrschaft fest begründet sey, soll die Königin Mutter in die Verbannung gehen; dazu soll der König überredet werden. Aber das Werkzeug kehrt sich wider den Meister; Henri d'Effiat schämt sich seiner erbärmlichen Rolle; er will nicht länger ein Zeitvertreib, ein Spielwerk für den König, er will nicht länger die Schlinge seyn, die der schlaue Priester-Herzog auswirft. Er nimmt sich vor, den Kardinal, den Tyrannen Aller an diesem Hofe, zu stürzen; er eröffnet seine Gedanken dem Könige, zeigt ihm die Aussicht, frei zu werden von einer lästigen Bevormundung, und der König geht darauf ein. Nun gährt der Kampf, nun entwickelt sich die Intrigue zwischen diesen Dreien. Und dieser düsteren Partie des Buches, diesen trüben ehrgeizigen Ränken gegenüber, läßt der Dichter eine Gruppe von drei anderen Personen auftreten, an denen unser Herz ein freundlicheres Interesse nimmt: Anna von Oesterreich, die verlassene Gattin und Königin, Maria, das liebende Mädchen, und de Thou, den männlichen, treu hingebenden Freund. Alle diese Geschicke und Interessen verschlingen sich in rasch fortschreitender, stets die Erwartung spannender Handlung, und durch das ganze schreitet, allüberragend und allgebietend, die düster gewaltige Gestalt des Mannes im rothen Kleide, des Priester-Kardinals.

Dieser Roman machte anfangs wenig Aufsehen in der Französischen Welt. Dieselbe hatte damals, was Romane betraf, alle Hände voll mit Walter Scott, und was Literatur überhaupt betraf, alle Hände voll mit dem Streite der romantischen und klassischen Schule zu thun. Man war emsig darüber her, die ars poetica des Blair mit der des Boileau, den Shakespeare mit dem Racine zu vergleichen; man schrie einander zu und verstand einander nicht. So wie man aber ein wenig zur Besinnung kam, war man eben so erfreut als überrascht, die Entdeckung zu machen, daß Frankreich unterdessen mit einem trefflichen Romane beschenkt worden, sogar mit einem historischen Roman, den es durchaus sein eigen nennen durfte, nicht dem Walter Scott gestohlen oder nachgemacht. Und von da an ist dieser Roman bloß durch seinen eigenen Werth, ohne prahlende Annoncen, ohne Lobsalm, ohne Aufsehen erregende kritische Taufe, immer höher in der Gunst und Schätzung der Nation gestiegen und wird einstimmig mit zu den ersten Werken der neueren Zeit gezählt. Die Gerechtigkeit kommt auf Erden immer nach, — sogar für das Gute.

Da es de Vigny mit seinem Uebergange von der Poesie zum Romane so gut geglückt, so hätte man meinen sollen, er werde in dem Romane seinen eigentlichen Beruf erkennen und diesem fortan treu bleiben. Aber nein! es muß auch den ausgezeichnetsten Geistern erstaunt schwer fallen, den Verlockungen einer weit verbreiteten Eitelkeit zu widerstehen, der Eitelkeit nämlich, auf der Bühne Beifall zu ärndten. Und wie gedachte de Vigny es anzufangen? er machte sich über Shakespeare's Othello und übersetzte ihn Zeile für Zeile, Wort für Wort in Französische Verse. Man denke sich Othello in Französischen Versen! dieser Mohr mit seiner schwarzen aufkochenden Leidenschaft, dieser teuflische Jago, diese kindliche Desdemona, alle diese Lieblichkeit Shakespeare'scher Dichtung neben dieser grausigen Naturwahrheit der Leidenschaft, die wir aus kleinen Fünkchen zum maßlosen, verzehrenden Ungethüm anwachsen sehen, — das in Französische Verse zu bringen, verbo tenus! Eher könnte ein Kind einen Riesen zu Boden ringen. Shakespeare ist längst „ins Heiligthum entrückt vor frevlen Uebersetzer-Händen"; das hätte Alfred de Vigny wissen sollen. Voltaire, der Shakespeare einen Barbaren schalt, ja, der bei der bloßen Nennung des Namens Shakespeare ordentlich vor Unmuth zu heulen anfing, als quälte ihn die innere Ahnung von der unsterblichen Größe dieses Barbaren, — Voltaire hat Othello und Desdemona bereits ins Französische übersetzt, so weit Französischer Geschmack dieses zuließ. Sein Othello heißt Orosmane, seine Desdemona heißt Zaire. Da er von Afrikanischer Leidenschaft keine Ahnung hatte, so schnitt er sie nach Französischem Muster zu, und sein damaliges Publikum hielt die Sache auch für so Afrikanisch und Orientalisch als möglich. Der Jago blieb natürlich ganz weg; den hätten die Pariser damals auch in der schwächsten Auflösung nicht vertragen. Später, als Voltaire schon todt war, kam ein guter Mann, der hieß Ducis und stand bei den Leuten in großem poetischen Kredit; dieser ging mit der Idee um, daß er zu nichts Anderem geboren sey, als die Shakespeareschen Dramen zu arrangiren, zu kopiren, zu übertragen, umzudichten und zu verschönern. Er machte sich auch rechtschaffen an die Arbeit, von deren Mißlichkeit er gar keine Ahnung hatte; er schnitt mit einer grausamen, klassisch-tugendhaft-sentimentalen Scheere in das Shakespearsche Fleisch und Blut hinein, und siehe da, er erlebte einen großen Triumph, es regnete Beifall, alle Welt fand den so zu Schanden geschnittenen Shakespeare vortrefflich. Dazu kam, daß Talma, damals in der ersten Blüthe seines Ruhmes, sein Schauspieler-Talent mit daransetzte und all seine Kunst an die Darstellung jener elenden Krüppel von Tragödien verschwendete. Shakespeare hat sich gewiß im Grabe umgedreht, wenn er von der Wirthschaft erfuhr. Der Französische „Bearbeiter" hatte es für gut gefunden, jede Tragödie mit zwei ganz verschiedenen Katastrophen zu versehen, einer glücklichen und einer unglücklichen, zur beliebigen Auswahl, — etwa wie ein Pariser Friseur auf seinem Schilde anzeigt, daß er à l'idée des personnes frisire. Im Othello z. B. erwürgt einmal der Mohr die Desdemona (sie heißt bei Ducis Edelmone) und ersticht sich gleich darauf über ihrer Leiche; das anderemal aber kommen Leute dazu, und Beide werden am Leben erhalten. Wie gefällt Euch das? — Nun also, weil Zaire bei den Franzosen Glück gemacht hat, weil Ducis' Othello bei den Franzosen Glück gemacht hat, — gerade darum hätte sich's Alfred de Vigny gar nicht sollen träumen lassen, das Unmögliche zum drittenmale zu versuchen. Ein Publikum, das sich Jahre lang mit einem Duciſschen Othello abspeisen lassen, verdient den wahren Shakespeare gar nicht. — Und dann, wer ist verwegen genug, vor sein Publikum hinzutreten und ihm voraus zu verkünden: „Jetzt werd' ich zu Euch reden in der Sprache Shakespeare's." Wer getraut sich, auch nur in der Nachahmung des Wortes die Kraft, die Tiefe, die Herrlichkeit zu erreichen, womit Shakespeare den Haß und die Liebe, den Affekt, den Stolz und die Größe auftreten und reden läßt! — An diesem Wagniß ist de Vigny gescheitert, und was noch schlimmer für ihn ist,

am Kleinlichen ist er gescheitert. Er hat nicht bloß das Drama überfragen, sondern auch den Shakespeare'schen Styl in seinen Malen und Flecken abkenterfeien wollen; sogar mit den Wortspielen, mit den gespitzten Einfällen, mit den Concetti, und was sonst noch vom Italiänisch gezierten Conversationston am Hofe der jungfräulichen Elisabeth Mode war, sogar damit hat er sich und seine Zuhörer gequält. Da saß das Pariser Parterre und hatte den besten Willen, sperrte Augen und Ohren auf und — sah die Tragödie schwerfällig sich vorüberschleppen. Es ist zu fürchten, daß nicht bloß Alfred de Vigny als dramatischer Dichter, sondern auch Shakespeare an jenem Abend im Théâtre français zu Grabe getragen werden. Vielleicht waren unter den Zuschauern keine zehn, die nicht beim Herausgehen den Ducis bei weitem schöner und rührender fanden, als den Shakespeare; so übel hatte de Vigny diesem bei den Franzosen gedient. Mieux vaudrait un sage ennemi, — sagt Lafontaine in der Fabel.

Dieses erste Mißgeschick hätte dem Dichter zur Warnung gereichen sollen, sich weiter mit dem Theater einzulassen. Aber der Himmel mag wissen, was für eine Bezauberung das hölzerne Viereck hinter dem Vorhang, Bühne genannt, auf die gebrechlichen Geschöpfe, die Dichter, ausübt, daß sie gar nicht davon lassen können, sondern immer von neuem daran anlaufen und zerschellen wie Glas. In allen anderen Künsten geben sich die, welchen es gar nicht glücken will, endlich zur Ruhe, geben beiseit und packen ein. Ein Redner, dem Niemand zuhört, ein Maler, dessen Bilder Niemand ansieht, ist am Ende froh, wenn er in den schützenden Schatten der Vergessenheit zurückschlüpfen kann. Ein Dichter, wenn er lange genug sich allein vorgesungen, verliert endlich die Lust; zwar verwünscht er im Stillen den Ungeschmack, die Unempfänglichkeit der Welt, in die er verstoßen ist — aber er hört doch auf. Nur die Dramatiker, dieses Geschlecht ist gar nicht abzuschrecken, gar nicht zu ermüden; es kennt nicht Furcht noch Reue. Einmal die Bühne betreten, ist an Umkehr nicht zu denken; blindlings vorwärts treibt es sie; zehnmal gestürzt, raffen sie sich zehnmal wieder auf, sie müssen's bis zu Ende durchmachen. Man betrachte Victor Hugo: was er schreibt, ist trefflich, wohlgerathen; was er auf die Bühne bringt, schlägt ihm schmählich fehl, — und doch ist er versessen aufs Theater und will kein Buch mehr schreiben. So auch de Vigny: erst schreibt er einen Roman, der allgemeine und gerechte Bewunderung ärndtet; dann bringt er ein Drama in Uebersetzung auf die Bühne und das fällt verdientermaßen durch. Wendet er sich nun zum Roman zurück? bewahre; er versucht es abermals mit einem Drama: „La maréchale d'Ancre." Und ei, wie ist ihm das geglückt! ein Roman ist es geworden, aber in dramatische Form gezwängt, zum Dialog breitgeschlagen; Alles unordentlich in einander geschoben, weil's im Fachwerk der Akte und Scenen nicht recht unterzubringen war; verfehlt in der Anlage, unklar und schleppend in der Entwickelung. Mit aller Mühe hat er es zu einem paar wahrhaft charakteristischen, dramatisch lebendigen Scenen gebracht, und die haben das Stück zur Noth für etliche Vorstellungen aufrecht erhalten. Und doch, wäre er seiner wahren, natürlichen poetischen Richtung treu geblieben, er hätte aus diesem Steff ein Seitenstück zu seinem Cinq Mars schaffen können.

Sey es, daß er seines Irrthums inne wurde, sey es, daß die frühere Neigung sich lebhafter wieder regte, — sein nächstes Werk war ein Roman: „Stello", auf dem Titel bezeichnet als das erste Stück der Consultations du Docteur Noir. Es ist etwas Kränkliches, Engbrüstig Gezwängtes in diesem Buche, was dem Leser das Interesse und den Genuß verkümmert. Die Handlung, der Plan, sogar der Charakter-Umriß der beiden den Vordergrund ausfüllenden Figuren, Stello's und des Doktors, verschwimmen in einer Masse oft spielender Details. Und wenn das Ganze eine Klage seyn soll um das Loos des Poeten auf Erden und zugleich eine Apotheose des Poeten selbst, so ist es dafür zu monoton gehalten, zu schwerfällig, und die Klage läßt sich zu so ganz materiellen Dingen herab, daß die Poesie gar nichts damit zu schaffen hat. Ob der Poet Hunger stirbt, ob er kein Brod hat, kein Obdach, keinen Rock, — was thut das, wenn er in Wahrheit ein Poet ist. Dann ist die Poesie ihm Alles in Allem, Leben, Jugend, Hoffnung, Glück und Seligkeit. Poesie ist freudige Expansion der Seele, des Herzens, aller sterblichen Sinne. Darum ist es das Höchste in dieser Welt, ein Poet zu seyn; darum ist der Poet glücklich in der Armuth, glücklich in der Verfolgung, glücklich im Tode; glücklich, wenn er wie Cameens im empörten Meere schwimmt und seinen Schatz, sein Gedicht, über den Wassern hält; glücklich, wenn er verfolgt, erblindet, in bebren Tönen den Fall der Engel, die Seligkeit des Paradieses besingt; glücklich, wenn er am Wanderstabe die Dörfer durchzieht und dem Volke vom Zorne des Achilles und von der Mühsal der Achäer erzählt. Weg mit diesem unnützen Mitleid für die Dichter! Haben sie, die Erwählten Gottes, auf ihrer Bahn der Prüfung und des Ruhmes je daran gedacht, über ihr Loos zu murren, über ihr Elend zu jammern? Fragt Dante, den Verbannten, der die tiefste, gewaltsamste Liebe zu seiner Vaterstadt, zu der „liebekargen Mutter Florenz", durch sein Exil trägt, der mit bitterem Herzen „fremde Treppen auf- und niedersteigt", ob er sein unstätes Leben vertauschen will gegen die goldenen Paläste seiner Verfolger. — Fragt Tasso, ob er aus dem Spital erlöst seyn möchte um den Preis, sein befreites Jerusalem den Flammen zu übergeben. Fragt Cervantes, ob er seinen Don Quixote entbehren und eine königliche Pension dafür eintauschen will? Was antworten sie Euch? Fürwahr, der Mensch lebt nicht vom Brode allein: sie leben in der Fülle ihres Geistes und sind glücklich. Die Vorsehung sendet den Dichtern ihre Engel, wie den Kindern; ihr Gott führt sie bei der Hand, nicht auf gewöhnlichen Wegen, aber er führt sie sicher, und seine Kraft ist mit ihnen. Wozu weinen über ein vermeintes Unglück, das für die Betroffenen gar keines ist!

Alfred de Vigny hat sich drei Beispiele, gleichsam drei Typen des Dichter-Unglücks, aufgelesen, um an ihnen darzuthun, daß der Poet in jeder Verfassung der Gesellschaft zum Leiden verurtheilt ist: Gilbert, Chatterton und André Chenier. Aber zu allen Dreien kann die menschliche Gesellschaft ehrlich sagen: „An ihrem Geschick bin ich nicht Schuld." Gilbert vermaß sich, er auf seine Faust, den Kampf gegen sein ganzes Jahrhundert zu erhebrn. Er rückte an zum Sturm, er schlug zu Boden, zertrümmerte, durchbohrte, ein Schrecken ging vor ihm her, und im gewaltigen Anlauf stürzte er und starb. Was will man mehr? starb er nicht an seinem Triumph? — Chatterton ist, so will uns bedünken, als Dichter weder an Kraft, noch an Begeisterung Gilbert gleichzustellen; er starb an seinem Stolz. André Chenier endlich, der ewig beklagenswerthe Jüngling, ist darum gemordet worden, weil er ein Dichter war. Welchen Beruf, welchen Stand, welches Geschlecht hat der Terrorismus denn geschont? Wessen Blut hat er nicht getrunken? Könige, Dichter, Mädchen in zarter Jugend, er hat sie alle verschlungen im Heißhunger und nach ihren Namen nicht gefragt. Weihet dem Gedanken dieser Drei eine Thräne, aber stellt ihre Bilder nicht als Trauer-Monumente, als Symbole des ewigen Dichterschmerzes auf. Kleidet nicht den Namen Chatterton's in allen Glanz der Reinheit und des Genie's, um an diesem Namen England poetisch zu verfluchen. Sprecht auch nicht um Gilbert's willen das Anathema über Frankreichs achtzehntes Jahrhundert. Gilbert's Satyre kann den Esprit des lois und die Encyklopädie nicht aufwiegen. Und wenn ihr Robespierre und dem Schreckenssystem der Revolution fluchen wollt, so sey es nicht bloß im Namen Chenier's, sondern im Namen Aller, deren Haupt unter demselben Beil gefallen.

Alfred de Vigny begnügte sich übrigens nicht damit, diese zwar im Namen, aber nicht im Geiste der Poesie erhobene Klage in seinem Romane in die Welt zu rufen; er ruhte nicht, bis er dasselbe Thema abermals in dramatischer Form vom Stapel laufen lassen. Zu dem Ende nahm er aus seinem Buche die Episode von Chatterton, der Nähterin Kitty Bell, dem Lord-Mayor Beckfort u. s. w., und ließ diese Leutchen auf der Bühne gerade so sprechen, handeln und — sterben, wie im Romane. Und nun weiß man nicht recht, was er eigentlich aus dem Thema hat machen wollen. Welches von beiden ist Nebenwerk, der Roman oder das Schauspiel? Schade um de Vigny's produktives, vielseitiges, elegantes Talent, daß er nie — den Cinq-Mars ausgenommen, — daß er nie mit rechtem Selbstvertrauen, mit recht fester Konsequenz an seine Schöpfungen geht. Zu sagen: „von diesem Punkte hier gehe ich aus, und jener dort ist mein Ziel" — dahin gelangt er niemals. Beim ersten Hinderniß hält er inne, und statt es rüstig aus dem Wege zu räumen, geht er lieber drum herum und verliert die Richtung. Daher man auch in dem Besten, was er seit Jahren geliefert, immer so das Ungewisse spürt, das Mühsame, Hervorgezwängte, kurz die Unentschiedenheit und Selbstqual des Autors. Auf diesem Wege wird er es mit seinem Talent zu keiner populairen Anerkennung bringen.

Seine jüngste Schrift: „Servitude et grandeur militaires" ist so zu sagen ein Pendant, eine Fortsetzung zum Stello;*) nur ist das Thema hier nicht das Unglück des Dichters, sondern das Unglück des Soldaten. Im übrigen waltet dieselbe kränkliche Befangenheit und Empfindlichkeit. Alfred de Vigny gebärdet sich ein wenig, wie der Unglücks-Prophet, der in Jerusalem umherlief, als Titus die Stadt belagerte, und schrie: „Wehe über Jerusalem!" und nicht eher aufhörte, als bis ein Pfeil ihn traf und er mit dem Rufe zu Boden stürzte: „Wehe über mich!" — Alfred de Vigny, der Dichter, ruft: „Wehe über die Dichter!" — Alfred de Vigny, der Soldat, ruft: „Wehe über die Soldaten!" daraus macht er ein Buch, das keine Wahrheit und kein Interesse hat: — „Wehe über mich! Wehe über mich!" — Wenn du ein Dichter bist, wir bitten dich um aller Barmherzigkeit willen, warum legst du die Leier aus den Händen und greifst zu dem Messer des Zergliederers? warum willst du der Menschen Leidenschaft, ihre Empfindungen, ihre Interessen bis in die nackten Fäden verfolgen, warum streifst du ihnen die Hülle der Schönheit und Jugend ab, worin sie sich lebendig zeigen? wo soll es hinaus dein Schneiden, dein Zergliedern, dein Experimentiren? dabei verschmachten Herz und Gemüth. — Nein! sein Leben lang sollte Alfred de Vigny, zu jedem Tage und jeder Stunde, den Glücklestern preisen, der ihn vor Jahren auf Ludwig XIII. und Richelieu geführt.

*) Ein zweiter Theil der Consultations du docteur noir ist angekündigt.

Carreau-König.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr hatte sich zur Ruhe niedergesetzt, die Mutter schrieb in einem fort in ihr Skizzenbuch, Beide ließen uns ungestört plaudern. Was sie sagte, war einfach, durchaus frei von Affectation, aber es blickte eine Weichheit und Melancholie des Gemüthes daraus hervor, von ungekünstelter, rührender Wirkung. Wir sprachen von ihrem Gemahl, den sie mit unverheuchelter Herzlichkeit lobte; sie wurde nicht müde, von seiner Güte zu sprechen, und wie sie ihm Rang, Reichthum, Ehre und Ansehen in der Gesellschaft verdanke, wie er keinen ihrer Wünsche unbefriedigt lasse; von dem Alten sprach sie, von ihrem verlorenen Jugendglück kein Wort. In dieser edeln und reinen Seele war nichts als kindliche Liebe, Ergebung und frommes Pflichtgefühl zu sehen. Aber wer hätte an dieser ernsten, schwermüthig gefühlvollen Sprache und Empfindung das Mädchen wieder erkannt, das ich vor nicht achtzehn Monaten so heiter, so kindlich fröhlich, so lach- und tanzlustig gesehen? Wie war sie plötzlich geistig gereift, voll Einsicht, Lebenserfahrung und feinen sittlichen Taktes! Durch welche Leidensschule, dachte ich, muß sie gegangen seyn, so Vieles in so kurzer Zeit zu lernen.

Der See lag dicht zu unseren Füßen, rein und klar, ruhig und unergründlich, ein Bild ihres Herzens. Ich sagte es ihr: sie lächelte und erwiederte: „So ist wohl noch manches Menschenherz, an der

berfläche ein stiller, glatter Spiegel, in der Tiefe ....“ — „Die ist keinem bewußt“, fiel ich ein, „auch ihm selbst nicht.“ — „Doch einem“, entgegnete sie lebhaft, und ihr Auge sah gen Himmel. Rief sie ihn im Stillen zum Zeugen? oder betete sie um Stärkung für ihr Gemüth? ....

Die Vicomtesse erhob ihre scharftönende Stimme, um die Tochter herbeizurufen. Die Kühle des Wassers bei sinkender Sonne bekam dem General nicht wohl, er trieb zum Aufbruch. Gern hätte ich Cäcilien den Arm gereicht, aber sie hing sich an den ihres Gemahls. Ich dachte also den Rückweg in Gesellschaft der Mutter und hatte ein langes literarisches Gespräch zu überstehen. Sie schrieb an einem neuen Roman und wollte mir ihn in den nächsten Tagen vorlesen: eine harte Zumuthung für einen Autor, der zu seiner Erholung reist. „Ich bedaure sehr, Madame, daß ich das Vergnügen wahrscheinlich werde entbehren müssen; meine Reise geht weiter nach den Pyrenäen.“ — „Dahin geht unser Weg auch; man hat dem General die Bäder von Barèges verordnet; man sagt, sie heilen wunderthätig gegen Blessuren.“ — „Ich meinte, der General brauche die Bäder zu Mont d'Or.“ — „Ja, er hat sie im Vorbeigehen versuchen wollen, da sie voriges Jahr dem Marschall Soult so gut angeschlagen sind; aber da er nach den ersten Tagen noch keine Wirkung davon verspürt, so gehen auch wir noch diese Woche nach Barèges. Ich hoffe, Sie leisten uns Gesellschaft.“ Ich verneigte mich mit großer Devotion. „Wo sind Sie in Mont d'Or eingekehrt?“ fragte sie weiter. „Im Hotel Chamauri, Madame.“ — „Wir gleichfalls, und wir rechnen auf das Vergnügen, Sie heute zum Diner bei uns zu sehen.“ Ich verneigte mich abermals; ganz im Nu war ich der Tischgenoß, der Reisegefährte, der Hausfreund der Familie geworden. So geht es auf Reisen und namentlich an Badeorten; im Laufe weniger Stunden wird man bekannt, befreundet, vertraut. Ich glaubte, wie die Sachen standen, bereits ein Recht zu besitzen, das Gespräch mit der Vicomtesse auf Cäcilien zu lenken und ihr, in sehr vorsichtiger Wendung, verstehst sich, meine Besorchtung anzudeuten: ob diese in jeder äußeren Rücksicht so ehrenvolle und vorbehaltene Vermählung nicht doch vielleicht den inneren Frieden, das Seelenglück ihrer Tochter einstens stören könnte. „Ich sehe wohl, mein Herr“, sprach sie, „Sie kennen meine Tochter nicht; sie wissen nicht, was für eine Erziehung sie genossen hat. Sie ist, wie fast alle junge Damen von Stande aus meiner Bekanntschaft, unter der Obhut des frommen Vereines zum Herzen Jesu aufgewachsen. Sie hat alle meine Schriften gelesen, sie liest sie noch täglich; und die darin enthaltenen Grundsätze ....“ — „Sind moralisch, trefflich, Madame; aber Ihre Tochter ist jung, sehr jung; und sollte ihr Herz einmal laut werden ....“ — „Es wird nicht laut werden, mein Herr!“ entgegnete sie lebhaft, „ich stehe dafür; wir haben dergleichen in unserer Familie nie erlebt.“ — „Ihre Bürgschaft, Madame, gilt für die Vergangenheit; meine bescheidene und vom reinsten Antheil eingegebene Bemerkung gilt der Zukunft.“ — „Zu jeder Zeit“, sagte sie, sich in die Brust werfend und mich mit dem Blicke vom Korse bis zu den Füßen messend, „zu jeder Zeit und in jeder Lage des Lebens erfüllt man seine Pflicht, wenn man Religion und Grundsätze hat. Mit Religion und Grundsätzen giebt es keine ungleiche Ehe, giebt es keine Gefahr für das Herz; so, mein Herr, hat man von jeher in unserer Familie gedacht.“ — „Ich glaube, Madame, daß Sie die Wahrheit sprechen.“ — Wir standen an der Thür des Hotels.

Der General, körperlich verstimmt, fand zur Vermehrung seiner üblen Laune zu Hause Depeschen und Briefe vor, die schleunigst Antwort verlangten; auch waren unverzüglich Ordres zu expediren. „Da haben wir's“, sagte er verdrießlich zu seiner jungen Gemahlin, „hätten wir den Heinrich mit, so könnte er mir helfen und mir die Arbeit abnehmen; aber Du hast's nicht leiden wollen.“ — „Wir waren ohnehin schon drei im Wagen, und mein Kammermädchen konnte ich doch nicht entbehren.“ — „Das nenn' ich einen rechten Weibergrund! weil sie ihr Kämmerlätzchen um sich haben will, darum muß ich meinen Neffen, den guten Jungen, meinen flinken Adjutanten, zu Hause lassen; ich weiß gar nicht, wie ich ohne ihn auskommen soll.“ — „Vergessen Sie nicht, daß meine Mutter und ich bereit sind, Ihnen jeden möglichen Beistand zu leisten, und daß Herr von Casteleau zur Besorgung Ihrer Angelegenheiten in Paris zurückbleiben mußte.“ — „Was, Angelegenheiten!“ rief der General immer mürrischer. „Deine Launen sind daran Schuld. Du kannst ihn nicht leiden, Du bist dem Jungen gram, Gott weiß warum.“ — „Ich soll Ihrem Neffen gram seyn?“ — „Ja, Du! meinst Du, man merkt es nicht? Du siehst ihn kaum an, Du würdigst ihn keines Wortes; ich weiß nicht, wie er's bei diesem Empfang von Deiner Seite noch über sich gewinnen kann, zu uns ins Haus zu kommen, wenn er's nicht aus Liebe zu mir thut.“ — „Diese Beschuldigung verdiene ich nicht; der Neffe meines Gemahls hat auf meine Achtung und Zuneigung Ansprüche, die ich nie aus den Augen setzen kann.“ — „Ei, wie schön! was Du gnädig bist! den wollt' ich einmal sehen, Donnerwetter, der die Achtung gegen Heinrich aus den Augen setzte! Und wenn er Dir noch einen Haß nachtrüge, so hätte er doch irgend einen Grund. Er war mein einziger Erbe und verliert durch meine Heirath sein künftiges Vermögen.“ — „Das will ich nicht hoffen“, rief Cäcilie mit großer Lebhaftigkeit. — „Einen Theil verliert er doch; aber er denkt gar nicht daran. Er weiß gar nicht genug Gutes und Schönes von seiner Tante zu sagen. Und das mußt Du selbst erkennen, wie aufmerksam und dienstfertig er gegen Dich und Deine Mutter ist; Euch zu Liebe lief er durch ganz Paris; er wär' im Stande, drei Pferde todtzujagen, um Euch ein Billet zu einem Ball oder eine Loge in der Oper zu verschaffen.“ — „Das ist wahr“, sprach die Vicomtesse, „allerdings, Cäcilie; Du mußt Dich freundlicher gegen Heinrich benehmen, schon Deinem Gemahle zu Liebe.“ — „Ich thue, was ich muß und was ich für Recht finde, liebe Mutter“, entgegnete Cäcilie im kältesten, entschiedensten Tone. — „Ei, so geh' zum Kuckuck!“ platzte der General zornig heraus, „hat man je so was gehört! was für ein Eigensinn in dem Köpfchen steckt! und doch kann sie sanft und folgsam seyn, wie ein Engel, wenn sie will. Ich kenne sie schon: Zureden hilft bei ihr gar nichts. Und dabei ist sie erst siebzehn Jahr; ei ei, Frau Vicomtesse, das verspricht was Schönes für die Zukunft. Ich möchte wohl wissen, wie Sie das Mädchen erzogen haben; ich begreife die Hartnäckigkeit nicht — es ist ja zum Tollwerden.“ — „Meine Tochter“, sprach die Vicomtesse mit Würde, „hat meine Schriften gelesen ....“ — „Ja, das meint' ich eben“, fiel der alte Herr ein. — „Herr General“, bemerkte sie etwas empfindlich, „Sie vergessen ....“ — „Sie haben Recht, Frau Mama; ich vergesse, daß wir unser Diner versäumen. Sie werden verzeihen, mein Herr!“ mit diesen Worten wendete er sich zu mir, — „wir haben da eben eine kleine häusliche Scene vor Ihnen aufgeführt; na, Sie werden doch ehrlich seyn und uns nicht in Komödie setzen?“ Damit ergriff er mich beim Arme und wies mir bei Tafel den Platz unmittelbar zu seiner Rechten an. Die Mahlzeit ging still vorüber, und ich war in dem kleinen Zirkel der Einzige, gegen den der General sich nicht mißgelaunt zeigte. Der Wahrheit zu Ehren muß ich indeß bemerken, daß seiner Schwiegermutter die nicht geringere Ehre widerfuhr, die meisten Ausbrüche seines märrischen Humors auf sich zu ziehen.

Beim Dessert langte noch ein Brief an; der General las ihn und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß Teller und Gläser gegen einander fuhren. „Na, das fehlte nur noch“, rief er; „der Heinrich ist verwundet!“ Ich sah Cäcilien leichenblaß werden und ihre Lippen beben. „Ja, eine Wunde hat er bekommen, einen Degenstich, der verwetterte Junge! Das muß er recht ungeschickt gemacht haben. Na, ängstigen Sie sich nur nicht, Frau Mama“, sagte er zur Vicomtesse, die ganz ruhig an ihrer Tasse Kaffee schlürfte, „es ist weiter keine Gefahr dabei. Acht Tage sind's her, es geht schon wieder besser; der Doktor hat ihm Barrèges verordnet; er kommt uns nach, morgen ist er hier.“ — „Gott sey Dank!“ sagte die Vicomtesse und setzte die Tasse weg. — „Also morgen!“ sprach Cäcilie theilnahmlos, und ihr Gesicht war wieder unbewegt wie zuvor.

Mit gespannter Erwartung sah ich dem nächsten Morgen entgegen. Um zehn Uhr hörte man eine Kalesche heranrollen. Die ganze Bevölkerung des Städtchens fuhr an die Fenster. Die Ankunft einer Postkutsche ist in jeder kleinen Stadt ein Ereigniß; die Einwohner von Mont d'Or haben vollends Jahr aus Jahr ein keinen anderen Zeitvertreib, als Reisende ankommen oder abfahren zu sehen. Heinrich von Casteleau stieg aus dem Wagen, trat in den Salon, umarmte seinen Onkel mit großer Herzlichkeit und grüßte die beiden Damen mit Ehrerbietung. Er schien mir fünfundzwanzig Jahre alt zu seyn, war groß und schlank gebaut, seine Physiognomie anziehend und ausdrucksvoll — kurz, er konnte mit vollem Recht ein schöner junger Mann heißen. Und was ihn vollends liebenswürdig machte, war, daß er von diesen seinen Vorzügen gar keine Ahnung hatte und, frei von aller Eitelkeit und Gefallsucht, immer mit treuherziger Aufmerksamkeit um Andere, nie um sich selbst beschäftigt war. Heute sah er bleich und etwas leidend aus; die Ermüdung von der schnellen Reise und vielleicht eine Aufregung nach anderer Art hatte ihn erschöpft, und seine Wunde fing wieder an zu schmerzen. — Ich beobachtete ihn und Cäcilien mit der größten Aufmerksamkeit. Sie verrieth in ihren Mienen, in ihrem Benehmen nicht die geringste Bewegung, begegnete dem jungen Manne mit wohlwollender Höflichkeit und erkundigte sich nach seinem Befinden mit einer Theilnahme, die herzlich und freundlich, aber doch nicht so war, wie ich es erwartet hatte. Heinrich's Rührung hingegen war auf seinem offenen und ehrlichen Gesichte deutlich zu lesen, und er hatte die größte Mühe, sie niederzukämpfen; er suchte nach Worten, seiner Tante zu danken, und fand keine. In seiner Verlegenheit schien es ihm willkommen zu seyn, daß ich mit ihm ein Gespräch über die Reise und das abscheuliche Wetter anknüpfte; während ich ihn von gleichgültigen und langweiligen Dingen unterhielt, gewann er allmälig seine Fassung wieder und fühlte sich von seiner Wehmuth erleichtert. Da sieht man, daß ein frestiger und ennuyanter Gesellschafter doch bisweilen zu etwas gut ist.

Am Nachmittage, da das Wetter sich aufhellte, besuchten wir die Wasserfälle von Ceureuil und La Veniére. Mehrmals versuchte Heinrich, sich Cäcilien zu nähern, aber sie reichte jedesmal ihrem Gemahl oder ihrer Mutter den Arm, ließ sich auch mit mir ins Gespräch ein, aber mit Heinrich nicht. Abends leistete der junge Mann seinem Oheim treulich Gesellschaft, las ihm die Zeitungen vor, expedirte Briefe und Depeschen und hörte mit musterhafter Geduld und Aufmerksamkeit, die wohl ein besseres Loos verdient hätten, zwei langen Diskursen der Vicomtesse zu. Von Zeit zu Zeit jedoch heftete er, aus unwillkürlichem Drang, seine großen schwarzen Augen auf Cäcilien, die über einer weiblichen Arbeit gebückt saß und weder zu ihm, noch zu den Anderen aufblickte. Ich mußte mich doch wohl geirrt haben; der Anschein hatte mich auf falsche Vermuthungen geführt. Der junge Mann liebte Cäcilien, das litt keinen Zweifel, aber er war ihr gleichgültig.

Am nächsten Vormittage — es war der letzte Tag vor unserer Abreise nach den Pyrenäen — befand ich mich mit Cäcilien und ihrer Mutter im Salon, während der General und Heinrich auf ihrem Zimmer arbeiteten. Die Vicomtesse schrieb; Cäcilie saß am Flügel und spielte eine rasche, muntere Melodie mit überaus künstlichen, brillanten Variationen. Sie spielte mit Lust und glänzender Fertigkeit, und ich hegte nun keinen Zweifel mehr, daß ich mich an ihr geirrt hätte. Nein, dachte ich, mit einer unglücklichen Liebe im Herzen spielt man keine solche Variationen, und am wenigsten spielt man sie gut. Sie liebt ihn nicht.

Ich sann noch darüber nach, als die Thür sich öffnete und ein junger Arzt in den Saal trat, den ich von Paris her kannte und der gleichfalls erst vor wenigen Tagen zu Mont d'Or eingetroffen war, in Begleitung eines vornehmen Mannes, der unter seiner Aufsicht die Kur brauchte. Wie Militairs beständig von ihren Campagnen und Autoren

von ihren Büchern sprechen, so Aerzte von ihren Kranken; man kann ihnen das nicht verwehren. So fing denn unser junger Doktor alsbald, auf die Gefahr hin, die Damen zu langweilen oder in Verlegenheit zu setzen, von allerhand wunderbaren und seltsamen Kuren zu erzählen an, die er selbst verrichtet oder von Anderen verrichten sehen, und würzte nebenbei seine Erzählung mit einigen, theils schalen, theils pikanten Anekdoten, auf die Niemand hörte, als ich; denn wie gesagt, es gehört zu meiner Profession, allen Leuten zuzuhören. — Unter Anderem erzählte der Doktor, man habe ihn neulich zu einem jungen Manne gerufen, der im Duell eine gefährliche Wunde mit dem Degen erhalten habe. „Bedeutend", sagte er, „war die Verletzung allerdings, aber auch von ganz unerklärlicher Beschaffenheit. Die Waffe war nicht gerade in den Leib, auch nicht von unten nach oben eingedrungen, sondern gerade umgekehrt, von oben hinein in die Brust und abwärts. Der Patient selbst war indeß von sehr hohem Wuchs, und sein Gegner hätte, um ihm einen solchen Stoß beizubringen, noch ein gut Theil höher, mindestens ein Riese von acht oder gar zehn Fuß seyn müssen. Kurz, ich schöpfte Verdacht und setzte dem Verwundeten mit Gründen und Fragen so lange zu, bis er mir gestand, er selber habe sich den Stich mit dem Degen in die Brust versetzt. Und wissen Sie, warum er das that? rathen Sie einmal; aber nein! Sie können es unmöglich errathen, es ist gar zu unsinnig. Er wollte einen Vorwand haben, ins Bad nach Barèges zu gehen; er beschwor mich, ihm Barèges zu verordnen, und ich ließ mich nicht lange bitten, denn es that ihm wirklich Noth. Er honorirte mich sehr glänzend, der arme junge Mann, und beim Abschied legte er mir noch die strengste Verschwiegenheit auf." — „Und Sie halten Wort, wie ich sehe", bemerkte ich lächelnd. — „Bei Ihnen hat es ja nichts zu sagen", warf der Doktor hin. — In dem Augenblicke tritt der General zur Thür ein, auf den Arm seines Adjutanten gelehnt. Kaum ist Heinrich den Doktor gewahr geworden, so eilt er mit großer Freundlichkeit auf ihn zu: „Ach, sind Sie da?" und reicht ihm die Hand; „meine Damen, lieber Oheim, dieser Herr ist mein Aeskulap; ich verdanke ihm mein Leben. Er hat meine Wunde glücklich geheilt, und ich hoffe, Barèges wird meine Genesung vollenden. Nicht wahr, Doktor? Sie haben es mir ja verordnet." Der Doktor brachte stotternd einige Worte vor und empfahl sich eiligst, weil sein Patient ihn erwarte. Der General setzte sich recht behaglich in seinen großen Lehnsessel zurecht; Heinrich lehnte aufrecht am Kamin und lächelte aus seligem Herzen; die Vicomtesse, unbeweglich vor Schreck, glühend vor Unwillen, wollte reden und fand nicht den Muth. Cäcilie war erblaßt; sie saß in tiefem Sinnen, das Haupt in die Hand gestützt. Ich betrachtete die stumme Scene und fand sie meisterhaft; mit großer Spannung erwartete ich ihren weiteren Verlauf, und mit was für einer Wendung sie wohl ihren Ausgang nehmen würde.

Der erste Laut, der sich wieder vernehmen ließ, kam vom General. Er summte eine Lieblings-Melodie in den Bart; es war eine Arie aus einer neuen Oper, aber von ihm für seinen Gebrauch und Geschmack so eigenthümlich modulirt, daß der Komponist schwerlich etwas daran für sein eigen ansprechen konnte. „Nun, wie steht's, meine Damen", rief er, nachdem er mit seiner Romanze fertig war, „morgen geht die Reise fort, und dann wollen wir einen Monat lang in Barèges hausen, nicht wahr?" Es kam keine Antwort, Alle blieben stumm; aber aus Heinrich's Augen blitzte ein Strahl der Freude. „Wie weit bist Du mit Deinen Bagagen, Cäcilie?" fragte der General weiter, „und Sie, Frau Schwiegermama? Die Hauben, die Hüte, die Schachteln, ist Alles in Bereitschaft?" Cäcilie rang sichtlich nach Muth: „Es ist Alles für Ihre Abreise besorgt", sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Für meine Abreise? was fällt Dir denn ein, reisen wir denn nicht Alle zusammen?" — „Nein, mein Herr." — „Na, warum denn nicht, was haben die gnädige Frau für Gründe?" — „Unsere Absicht war nur, Sie bis Pau zu begleiten; in der Gegend haben Sie ein Landgut und ein schönes Schloß, das wir noch nicht gesehen haben; da können wir bleiben, meine Mutter und ich, bis Sie von Barèges zurückkommen." — „Wie, Ihr wollt mich in Barèges allein lassen? Das wäre was Schönes." — „Das habe ich nicht gesagt; wir wollten Sie keineswegs allein lassen, vielmehr war ich entschlossen, die ganze Zeit über bei Ihnen zu bleiben; aber da Herr von Castelcan nun auch nach Barèges reist, so fehlt es Ihnen ja nicht an Begleitung und Beistand, und Sie bedürfen unserer nicht mehr." — „Soll mich Gott strafen, wenn ich begreife, was Du willst." — „Ei, ich sage Ihnen aufrichtig, sich einen ganzen Monat lang zwischen die wüsten und abscheulichen Berge vergraben, dazu habe ich gar keine Lust; es muß schrecklich ennuyant seyn, wenn ich nur nach den drei Tagen urtheile, die wir hier zugebracht haben." Ich sah den General unruhig auf seinem Sessel hin und her rücken, die Tobacksdose unaufhörlich zwischen den Fingern drehen: in der nächsten Minute mußte der Sturm losbrechen. Aber wen ich nicht ohne inniges Mitleid betrachten konnte, das war Heinrich. Der Unglückliche war todtenbleich, seine Kniee wankten, er mußte sich an dem Kaminsimse festhalten. In seinen Zügen malte sich die qualvollste Verzweiflung. Man denke sich, was in seiner Seele vorgehen mußte, was hatte er nicht um ihretwillen gethan! Sich den Degen in die Brust gestoßen, um einen Monat in ihrer Nähe zu seyn, und sie wollte es ihm nicht gönnen! Eine Laune dieses barbarischen Weibes raubte ihm sein Glück. — Der General aber konnte sich nicht länger halten, er sprang auf und stieß mit dem Fuße seinen Lehnstuhl um, daß er mitten ins Zimmer flog. „Was!" schrie er vor Zorn glühend, „hält man mich für einen Rekruten, daß man mir so mitspielt? Meint man, ich werde mich von einem Weibe, von einem unartigen Kinde an der Nase herumführen lassen? Sie werden mitreisen, Madame, ich sage es Ihnen, und dabei bleibt's, Sie reisen mit!" Cäcilie erhob sich, am ganzen Leibe zitternd, aber sie sprach mit fester Stimme, scheinbar kaltblütig: „Ich reise nicht mit." — „Warum nicht? Laß hören." — „Warum?" fragte sie gedehnt. Sie raffte allen Muth zusammen, sie überwand ihr Zittern und, auf Alles gefaßt, nur ihrer Pflicht gedenkend, erklärte sie mit halb erstickter, aber entschlossener Stimme: „Weil ich nicht will."

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Statistisches aus Genf.

Ueber das Verhältniß der ehelichen Kinder zu den unehelichen in Genf drückt sich Herr Eduard Mallet in einem höchst interessanten Aufsatze*) folgendermaßen aus:

Eheliche	317	— 80,03	— 4
Uneheliche	129	— 19,97	— 1
	646	— 100,00	

Auf 9833 eheliche Geburten rechnet man 317 Todtgeborene, dies macht einen Todtgeborenen auf 19,0 eheliche Geburten oder 20,0 Schwangerschaften; auf 1092 uneheliche Geburten rechnet man 129 Todtgeborene, dies macht einen Todtgeborenen auf 8,4 Geburten oder 9,4 Schwangerschaften. Hieraus folgt, daß das Verhältniß der Todtgeborenen unter den unehelichen Kindern doppelt so groß als unter den ehelichen ist. Die Wahrscheinlichkeit, nicht zu höherem Alter zu gelangen, ist doppelt so stark bei den Unehelichen als bei den Ehelichen. Verschiedene Ursachen tragen dazu bei, dieses Resultat herbeizuführen. Uebrigens werden die unehelichen Schwangerschaften oft verborgen, besonders im Anfange; sie sind stets umgeben von Furcht und Sorgen, sowohl während ihrer Dauer, als nach der Entbindung; zuweilen sind sie sogar von Krankheiten begleitet, eine Folge der üblen Aufführung; demnächst aber kann das Verbrechen der Abtreibung der Leibesfrucht auch nicht ohne Einfluß auf dieses Resultat seyn.

Mannigfaltiges.

— Literarisches aus Nord-Amerika. Die große und allgemeine Krisis, welche seit kurzem allen Handel und Vertrieb in Nord-Amerika auf das Nothwendigste beschränkt, hat auch nicht verfehlt, ihren Einfluß auf das literarische Treiben daselbst zu üben und den, fast in gleichem Maße wie in Belgien, allein von Nachdrucken lebenden Buchhandel zu lähmen. Kein Amerikanischer Buchhändler würde es gegenwärtig wagen, etwas zu drucken, wovon er nicht ganz sicheren Gewinn hätte. Dies sind aber in diesem Lande nur ganz praktische Sachen, Dinge, von denen die Nutzanwendung gleich zu finden ist. Vor kurzer Zeit erschien in Boston ein Büchlein unter dem Titel: Der dreifache Lebensweg (Three Experiments of Living) in drei Abtheilungen, überschrieben: Innerhalb des Bereichs seiner Mittel leben; Bis zum Bereiche seiner Mittel leben; und Ueber seine Mittel leben. Die Verfasserin ist Mrs. George Lee, eine bekannte Schriftstellerin, der der scharfsinnige Pickering, ein Freund Wilhelm von Humboldt's, die Ehre erzeigt hatte, ein Vorwort zu dem Büchlein zu schreiben. Es ist die Lebensgeschichte eines Ehepaares, das seinen Lauf mit großer Thätigkeit beginnt, alle Mittel zum Lebenserwerbe nur in sich selbst suchend und findend, reich wird, ungenügsam und verschwenderisch, und endlich, in tausend Oberflächlichkeiten befangen und den früheren tugendhaften Grundsätzen ungetreu, untergeht. Es ist die gewöhnlichste Geschichte von der Welt, aber mit allerlei guten Bemerkungen und nützlichen Wahrheiten verbrämt, übrigens steif und hölzern geschrieben, wenigstens ohne den Reiz des Styls der Miß Sedgwick, die jetzt ähnliche praktische Sachen schreibt. Dies Büchelchen machte, da gerade eben ein paar Bankerotte stattgefunden hatten, die man der verschwenderischen Lebensweise beimaß, unendliches Aufsehen, und zwar unter allen Klassen und Sekten. In ein paar Monaten waren funfzehntausend Exemplare verkauft, und ein ganzes Heer von Fortsetzungen, Nachahmungen und Parodieen ist erschienen. Solche Bücher will das Amerikanische Publikum haben, praktisch, kurz und wohlfeil (das erwähnte Schriftchen kostet nur einen Viertel Dollar oder eilf Silbergroschen). Aehnlichen Erfolg hatten die zum Theil freilich verunbolderten Erzählungen zur Empfehlung der Nüchternheit (Temperance) oder Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Mehrere von diesen hatten in ein oder zwei Jahren über hundert Auflagen erlebt. Schriften, deren Hauptwerth, wie bei aller eigentlichen Literatur der Fall ist, in der Form besteht, da alles übrige mehr Handwerkszeug ist, werden hier noch lange nicht entstehen oder geschätzt werden. Channing, nächst Irving der beste Amerikanische Schriftsteller, wird nur wegen des theologischen Inhalts seiner Werke gelesen, und der Ruf des Letztgenannten ruht mehr auf Europäischer als auf Amerikanischer Grundlage, wie auch sein ganzes Naturell und seine Lebensweise mehr der alten als der neuen Welt angehören. Die besten seiner Erzählungen spielen in England oder in dem an die Ufer des Hudson verpflanzten Holland. Zur „Astoria", welche die Abenteuer des Pelzhandels im Westen Amerika's schildert, wurden Gedanke und Mittel dem Dichter von einem Deutschen verschafft; ihr ist auf gleicher Bahn nun auch sein neuestes Buch, der „Bonneville", gefolgt.

*) Mémoires de la Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève. Tom. VII, 2me Partie, p. 329. 1836.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Freitag den 21. Juli 1837.

England.

Zufall oder Fügung?

Sehr alten Zeitungs-Lesern ist wohl noch der Name des Sir Evan Nepean erinnerlich, der unter dem Ministerium des jüngeren Pitt zuerst Unter-Staats-Secretair des Innern, später zur Zeit des Revolutions-Krieges Secretair der Admiralität war. Von diesem Sir Evan erzählte sich damals das Englische Volk eine wunderbare Geschichte: Drei oder vier zum Tode verurtheilte, aber vom Könige begnadigte Männer standen auf dem Punkte, hingerichtet zu werden, weil der Unter-Staats-Secretair vergessen hatte, den Begnadigungs-Befehl zu expediren; derselbe wurde indessen noch zur rechten Zeit durch eine nächtliche Erscheinung gewarnt, so daß der Befehl abging und gerade in dem Augenblick eintraf, da die Hinrichtung vor sich gehen sollte. Wir entlehnen einem in jüngster Zeit erschienenen Englischen Buche*) die Erzählung des wahren Herganges der Sache, wie ihn Sir Evan selbst seinen Freunden mitgetheilt hat; er erklärte dieses Ereigniß für das außerordentlichste seines Lebens und für ein wahres Wunder, auch ohne Geistererscheinung.

Eine Nacht im Sommer des Jahres 178° konnte Sir Evan nicht einschlafen. Er verspürte nicht das geringste Unwohlseyn, er hatte vor dem Schlafengehen nichts gegessen, er trug sich auch mit keiner Sorge, mit keinen aufregenden Gedanken, woraus die Schlaflosigkeit sich hätte erklären lassen. So lag er von 11 Uhr Nachts bis 2 Uhr Morgens und schloß kein Auge; der Tag begann zu dämmern, und der vergeblichen Versuche zum Einschlafen müde, raffte Sir Evan sich auf und ging hinunter in den Regents-Park, um sich durch einen Spaziergang in der Kühle vielleicht noch einige Stunden Morgenschlaf zu verschaffen. Der Park war leer, und Sir Evan sah auf seinem Wege nichts Lebendiges außer den Schildwachen, die gähnten oder schliefen. Im Auf- und Niedergehen kam er mehrmals an dem Amtsgebäude des Home Office**) vorüber und hatte den Einfall, durch eine Seitenthür, deren Schlüssel er beständig bei sich trug, hineinzugehen. Eine Absicht verband er damit gar nicht; es geschah lediglich, weil er sonst nichts anzufangen wußte. In einem Expeditions-Zimmer lag das Journal vom vorigen Tage noch auf dem Pulte; er tritt hinzu und schlägt es auf, ganz mechanisch, ohne etwas darin suchen zu wollen. Das Erste, was ihm in die Augen fällt, ist in der Rubrik „Eingegangen" Folgendes: „Begnadigung für die zum Tode verurtheilten Falschmünzer, nach York zu expediren." Zu seiner größten Bestürzung fällt ihm ein, daß der Befehl, den Begnadigungs-Brief abzusenden, zwar bereits am vorigen Tage gegeben, daß aber der wirkliche Abgang noch nicht bescheinigt war. Die Hinrichtung war auf den frühen Morgen des nächstfolgenden Tages festgesetzt. In höchster Unruhe sucht er im Kopial-Buche nach, ob die vermißte Bescheinigung sich vielleicht eingetragen fände; er überzeugt sich, daß sie fehlt. Unverzüglich eilt er nach Downing-Street in die Wohnung des Kanzlei-Direktors seines Ministeriums, weckt ihn auf — drei Uhr war bereits vorüber — und fragt: „Wissen Sie bestimmt, ob die Begnadigung nach York expedirt ist?" Der Befragte erwiedert bestürzt und verlegen, er könne sich nicht gleich erinnern. „Sie sind noch verschlafen", sagte Sir Evan; „nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen, sie muß expedirt worden seyn." — „Jetzt besinne ich mich", erwiederte der Andere; „ich habe gestern die Sache an den Kron-Kanzellisten (Clerc of the Crown) überwiesen; er muß sie nach York befördert haben, es gehört in sein Amt." — „Ganz wohl", fuhr Sir Evan fort; „aber haben Sie Bescheinigung von ihm in Händen, daß der Befehl wirklich abgegangen ist?" — „Das nicht." — „So müssen wir ihn auf der Stelle aufsuchen: kommen Sie mit! es ist noch zeitig, wir müssen ihn finden." Der Mann wohnte ziemlich weit davon in Chancery-Lane; kein Fiaker ließ sich treffen. Sir Evan und sein Begleiter rannten mehr, als sie gingen, und kamen gerade in dem Augenblick vor des Kron-Beamten Thür, als derselbe in seinen Wagen stieg, um auf sein Landgut hinauszufahren; er meinte, Alles abgemacht zu haben, und rechnete auf einen freien Tag. War er schon über den Besuch des Unter-Staats-Secretairs zu so ungewohnter Stunde verwundert, so erschrack er vollends, als er hörte, wovon die Rede war. „Hilf, Gott im Himmel!" rief er und schlug sich vor die Stirn; „ich habe den Befehl noch in meinem Pulte liegen." Er holte ihn sofort herbei, und Sir Evan bat sich vom Post-Amte den allerschnellsten und zuverlässigsten Expressen aus. Am folgenden Morgen traf die Begnadigung zu York in dem Augenblick ein, da die Verurtheilten den Karren bestiegen, der sie zum Richtplatz führen sollte.

Diese kleine Geschichte ist gewiß außerordentlich in ihrer Art, und das Einschreiten einer höheren Fügung scheint uns dabei unverkennbar. Geistererscheinungen und Geisterstimmen — wenn man sie als möglich zugiebt — wären bei weitem nicht so wunderbar, als diese Verkettung scheinbarer Zufälle zu einem Resultate, das uns, als ein durch höhere Absicht herbeigeführtes, in die Augen springt. Jedes Glied in dieser Kette ist ein an und für sich so unwahrscheinliches Ereigniß, daß es unter hunderttausend Fällen vielleicht nicht Einmal zutreffen würde; und hier mußte jedes zutreffen, keines durfte ausfallen, sonst war es um das Resultat geschehen. Daß Sir Evan in der Nacht nicht schlafen konnte, mag, wir geben es zu, eben nichts Ungewöhnliches seyn; seine Schlaflosigkeit mag einen physischen Grund gehabt haben, wovon er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Daß Jemand, der nicht schlafen kann, sich um zwei Uhr vor Sonnenaufgang zu einem Spaziergange in den Park aufmacht, dürfte schon zu den Ausnahme-Fällen gehören. Wäre Sir Evan, was bei weitem die meisten Leute an seiner Stelle gethan hätten, bloß im Zimmer auf- und abgegangen, oder hätte er sich bloß ins Fenster gelegt, sich an der kühlen Morgenluft zu erfrischen, so geschah nichts von Allem, was später geschah, und die armen Sünder wurden gehangen. Und wie, wenn Sir Evan von seiner Morgen-Promenade wieder zu Bett gegangen wäre? Giebt es wohl einen seltsameren und unerklärlicheren Einfall, als daß ein hoher Beamter früh vor Tage sein leeres Amts-Lokal besucht, ohne ein Geschäft vorzuhaben, noch sonst aus irgend einem Antriebe, sondern aus ganz gedankenloser Laune des Augenblicks? Und wenn Sir Evan nun nicht gleich im ersten Zimmer das Journal auf dem Tische liegend gefunden hätte? Auch dieser Umstand ist ein sehr ungewöhnlicher; denn ein für die Geschäftsführung so wichtiges Buch wird doch wohl in der Regel von dem, der es führt, am Ende des Tages verwahrt, und man läßt es nicht für Boten, Diener und andere Leute, die aus- und eingehen, frei da liegen. Und wenn Sir Evan Nepean nicht gleich auf den ersten Wurf die Seite aufgeschlagen hätte, auf welcher die eingelaufene Begnadigung eingetragen war? Wer steht dafür, ob er im anderen Falle sich die Mühe würde genommen haben, nur ein einziges Blatt umzuwenden? Er wollte ja eigentlich gar nichts. Und wie, wenn der Kron-Beamte, den Sir Evan und der Kanzlei-Direktor eben auf dem Wagentritt antrafen, ein paar Minuten früher weggefahren wäre, wenn man ihm hätte nachschicken, ihn von draußen hätte hereinholen müssen? Nur eine halbstündige Verzögerung durch diesen Umstand verursacht — und die ganze Kette reißt, alles Frühere hilft zu nichts. Es war so schon kein Augenblick mehr zu verlieren; die Rettung kam den Verurtheilten, ganz wörtlich gesagt, am Rande des Todes.

Wenn nun Jemand fragte: welchen Grund kann die Vorsehung haben, mit so wunderbaren, übermenschlich berechneten Veranstaltungen einzugreifen zur Lebensrettung wessen? etlicher elender Betrüger, die wahrscheinlich, so wie sie mit heiler Haut davonwaren, ihr Falschmünzergewerbe von neuem begonnen haben; denn in der Regel bessern Leute der Art sich nicht, und je glücklicher sie davonkommen, desto tiefer lassen sie sich wieder ein. Einem solchen würden wir antworten: Wir unwissende Sterbliche dürfen uns nicht anmaßen, zu bestimmen, was ein Menschenleben, wäre es auch des verächtlichsten Verbrechers, in Gottes Augen werth seyn solle. Bei weiterem Nachdenken stellt es sich übrigens heraus, daß das Wohl eines viel besseren Mannes, nämlich des Sir Evan Nepean selbst, auf dem Spiele stand. Wären die Falschmünzer, ungeachtet erfolgter Begnadigung, gehangen worden, so war Sir Evan ein zu Grunde gerichteter Mann für sein Leben. Der Grimm des Volkes würde gegen ihn entbrannt seyn von einem Ende Englands zum anderen; man würde ihm den Tod der Leute Schuld gegeben haben, und Niemand, er sey, wer er wolle, kann unter solchen Umständen in England auch nur eine Stunde länger im Amte bleiben. Man hat in neuerer Zeit das Beispiel erlebt, daß ein sehr hoher Rechtsbeamter zu London, um eines viel leichteren Versehens willen, augenblicklich seinen Posten verlor. Kein Minister hätte sich alsdann getrauen dürfen, Sir Evan in Schutz zu nehmen, ein strenger Tadel vom Parlament, ein Erweis höchster Unzufriedenheit von Seiten des Königs würde über ihn ergangen seyn; er hätte sein Haupt verhüllen und in die Verbannung gehen müssen, dem öffentlichen Unwillen auszuweichen. Wer da weiß, welche Dienste Sir Evan Nepean später, als Secretair der Admiralität, in eben so schwierigen als gefährlichen Kriegszeiten dem Vaterlande geleistet hat, der wird begreifen, daß es sich in den Stunden jener Nacht nicht bloß um Leben und Tod der Verurtheilten, son-

*) Illustrations of human life, by the Author of „Tremaine" and „de Vere". Drei Bände. London, 1837. Der Name des Verfassers ist Ward.

**) Das Ministerium des Innern.

dern zugleich für England um den Verlust eines redlichen, einsichtigen, wohlwollenden, thätigen Beamten handelte, welchem an der Glorie Britischer Seesiege ein gewisser Antheil gebührt. Das Versehen fiel eigentlich dem Clerk of the Crown zur Last, der den Befehl nach York zu befördern vergessen; aber das Volk würde die Schuld dessenungeachtet von dem niederen Beamten auf den Vorgesetzten gewälzt haben, — denn so sind einmal seine Vorstellungen von Gerechtigkeit beschaffen. Dem Sir Evan war nichts vorzuwerfen, als etwa, daß er das Journal am Abend zuvor hätte revidiren müssen; und allerdings ist eine solche Vorsicht einem hohen Beamten wohl zuzumuthen, wenn im Laufe des Tages Verfügungen über Leben und Tod durch seine Hände gegangen sind. Also um des guten Sir Evan willen können wir uns freuen, daß der Himmel es so gefügt hat. Fuit dignus vindice nodus.

(N. M. M.)

Bibliographie.

Wanderings in Greece. — Von W. Cochrane. 2 Bde. 24 Sh.

Country Stories. — Von Miß Mitford. 10½ Sh.

Elements of geology. — Von Rhind. 3 Sh.

The emigrants introduction to the American Colonies. — Von Hill. 5 Sh.

Sketches of popular tumults. — 7 Sh.

New-South-Wales, its present state and future prospects. — Von James Macarthur. 8 Sh.

Frankreich.

Carreau-König.

(Schluß.)

Das war dem General zu viel, und er wäre vielleicht wüthend über sie hergefallen, hätte nicht ein leises Stöhnen aus einer entfernten Ecke des Saales unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Heinrich befand sich unwohl und drohte umzusinken; ich fing ihn in meine Arme auf und legte ihn auf das Kanapee. Der zornige Unmuth des alten Herrn wendete sich auf einmal von seiner Gemahlin auf seinen Neffen: „Der alberne Junge, wie unvorsichtig, er schont sich gar nicht! Von dem langen Stehen wird die Wunde wieder aufgebrochen seyn. Ich hab's ihm wohl gesagt, aber er folgt mir nicht, der heillose Junge; Niemand folgt mir hier, man hört gar nicht auf mich. Daß Ihr Alle zum Teufel wäret! Na, wie geht's, kommt er wieder zu sich?" Cäcilie war emsig um den Kranken beschäftigt, ließ ihn aus Riechfläschchen athmen, rieb ihm die Schläfen und zeigte die rührendste Theilnahme. „Ah, sieh' da", rief der General voller Freude, „er schlägt die Augen auf." Aber kaum war Heinrich wieder zu sich gekommen, so entfernte sich Cäcilie mit großer Hast und ging hinauf in ihr Zimmer, wohin die Mutter ihr nachfolgte. Auch der General überließ nach einer Weile seinen Neffen, der sich wieder ganz besser befand, der Ruhe und ging zu Cäcilien, um sie durch Bitten, durch Vorstellungen, durch Drohungen von ihrem hartnäckigen Vorsatz zurückzubringen.

Aber es fruchtete Alles nicht. Am Abende fand sich der General wieder mit Heinrich und mir zusammen: „Einen eisernen Kopf hat sie, das kleine Weibchen, man sollt' es gar nicht glauben." — „Wie", rief Heinrich, „sie kommt also nicht mit nach Barèges?" — „Nein, mein Sohn, wir Beide machen die Reise allein, und sie bleibt die Zeit über mit ihrer Mutter auf unserem Schlosse in Lescar bei Pau." — „Und Sie haben ihr ihren Willen gelassen, General?" fragte der Neffe in einem Tone, der bald wie Vorwurf klang. „Was sollt' ich machen? Glaub' mir, ich habe Alles versucht, aber sie hätte sich eher umbringen lassen. Ich hab' ihr's gedroht, in allem Ernste." — „Nun, was hat sie gesagt?" — „Was sie gesagt hat? gut, bringen Sie mich um; um so gewisser geh' ich nicht nach Barèges. Da hatte sie freilich Recht. So ein Eigensinn in einem so jungen Köpfchen! Ich kann vor Erstaunen noch gar nicht zu mir kommen. Wenn das nicht wäre! Und doch, es giebt kein lieberes Weibchen auf der Welt."

Früh am anderen Morgen war man reisefertig, alles Gepäck in Ordnung; die gnädige Frau, sagte mir das Kammermädchen, habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen und an Alles selbst Hand angelegt. Die Wagen fuhren vor, Cäcilie warf sich schnell in die Berline; die Vicomtesse kam nach und benutzte den Augenblick, wo ich ihr zum Einsteigen die Hand reichte, mir leise und mit Emphase die Worte zu sagen: „Glauben Sie jetzt, mein Herr, daß Religion und Grundsätze das Herz gegen alle Gefahren schützen? Hatte ich Recht, zu sagen, daß es mit Religion und Grundsätzen keine unglückliche Ehe giebt?" Ich verneigte mich und dachte: aber Kämpfe giebt es, unaussprechliche Leiden giebt es; und ich betrachtete Cäciliens bleiches, verweintes Gesicht. Noch standen ihr Thränen in den Augen, die sie vor Niemanden wollte sehen lassen; als sie daher von weitem ihren Gemahl gewahr wurde, der an Heinrich's Arm auf den Wagen zuschritt, rief sie hastig: „Fahr' zu Postillon". Die Peitsche knallte, die vier Pferde zogen an, und im Nu war der Wagen uns aus dem Gesichte. Der alte Herr schlug die Hände über einander: „Da seh' Einer die tolle Kleine; sie weiß gar nicht, wo ihr der Kopf steht; fährt davon, giebt keine Hand, nimmt keinen Abschied." — Meiner Treu, sprach ich zu mir selbst, ein Komödienschreiber kann von Glück sagen, wenn ihm ein solcher Stoff zu einem Lustspiel, ja noch mehr, zu einem rechten Rühr- und Familien-Schauspiel ungesucht vor die Füße fällt. Denn rührend war es zu sehen, wie Heinrich dastand; der Schmerz hatte ihn ganz betäubt, er sah nicht, er hörte nicht, er war keines Wortes mächtig; wie ein Kind ließ er sich von mir bei der Hand fassen und neben seinem Oheim in den Wagen setzen. Er dankte mir nicht, er nahm nicht Abschied, und der Wagen rollte von dannen. Ich sah ihm lange nach; der arme junge Mensch, dachte ich, es bringt ihm den Tod!

Um wenige Stunden später verließ auch ich das Städtchen, und ohne Aufenthalt ging es nach Süden, den Pyrenäen entgegen. Der Leser sey guten Muthes, er braucht nicht alle meine Fahrten mitzumachen. Es ist meine Absicht nicht, ihn auf die steilen Spitzen des Montperdu zu führen, der gewiß so sehenswerth und beinahe so hoch und dabei viel leichter zugänglich ist, als der Montblanc; auch nicht in die lachenden malerischen Thalkessel von Saint Jean de Luz und Saint Sauveur; auch nicht durch das sogenannte Chaos, ein weites, gräuliches Labyrinth von gewaltigen Felsstücken, die vom Himmel herabgeregnet oder aus der Hölle emporgeschleudert zu seyn scheinen. An dem Felsen-Amphitheater von Gavarnie gehen wir vorbei; denn einmal drinnen, würde die wunderbare Herrlichkeit und Majestät des Anblicks Euch so fesseln, daß wir so bald nicht wieder herauskämen. Seht ihr dort oben die Felsenthürme des Marboré mit den zum Himmel ragenden Mauern und Zinnen, als hätten Riesen und Zauberer sich da oben eine Festung in die Lüfte gebaut; sie hat einen Wall von ewigem Schnee, der im Sonnenlichte gleich Diamanten blitzt. Ganz nahe daran ist die Rolands-Bresche, eine gewaltige Mauer von Granit, die ehemals Frankreich von Spanien schied; aber Roland spaltete sie mit einem Hiebe seines Degens und öffnete den Weg. Zwei, dreihundert Fuß tief geht die Spalte durch den Felsenwall und öffnet die Aussicht weit hin über die Arragonische Landschaft. Wir sind auch nicht allein in dieser grausigen Bergwildniß; alle Helden Ariost's leisten uns Gesellschaft. Am Fuße dieser Felsenthürme haben Agramant und Ferragus gegen die Paladine Karl des Großen gekämpft; vielleicht ist auch die Bergspitze nicht weit, von wo Astolph in die Lüfte flieg. Wir lassen ihn steigen und richten unsere Schritte wieder erwärts, denn es ist winterlich kalt auf diesen Höhen. Das Dörfchen Gèdres, dessen Bevölkerung bald Französisch, bald Spanisch ist, empfängt uns; treten wir ein zur Hütte des wackeren und gutherzigen Bergbewohners, wärmen wir uns an seinem Feuer und verzehren wir unser Mittagbrot in Gesellschaft irgend eines Contrebandiers, der gerade von seinem Gewerbe rastet. Sind wir gestärkt, so nehmen wir unseren Weg durch das Bastanthal über den Tourmalet und endlich hinab in das paradiesische Campaner Thal nach Bagnères. Hier sind wir am Ziel der Reise; wollt Ihr ruhen, Euch am Naturgenuß erlaben und glücklich seyn, ich weiß Euch dazu keinen besseren Ort auf Erden zu nennen.

Unterweges, während ich die Berge hinauf und herab kletterte, kam mir aus einer Fabel Lafontaine's die Idee zu einem fünfaktigen Lustspiel, in welchem eine Menge pikanter Anspielungen auf unsere jüngsten politischen Ereignisse lagen. Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist; ich miethete mir zu Bagnères ein kleines Häuschen, an einer reizend gelegenen Stelle, neben dem schönen Lugo'schen Schloß, den großen Kastanien-Bäumen der Maintenon-Allee gegenüber, und lebte hier die vierzehn ruhigsten, genußreichsten Tage meines Lebens. Früh und Abends schrieb ich an meiner Komödie; den Tag über machte ich Spaziergänge in der reizenden Umgegend, im Campaner- und Esponner-Thal, nach den Klöstern Medoux und Elisée-Saint-Paul, auch auf die höchsten Bergspitzen, einmal nach der Cäsars-Schanze oder auf das Grat des Hèyris, ein andermal auf den hohen Pic du Midi, von dessen Gipfel man das Thal von Bigorre und die Hügel-Landschaft Béarn's übersieht. Die frische Bergluft, das klare Sonnenlicht, das Grün der Thäler und Abhänge, wie das den Wanderer anlacht, ihn erfrischt, ihn verjüngt! Leib und Seele wird gesund auf diesen freien Bergköhen; Krankheit, Kummer und Verdruß, das bleibt Alles unten: wenn man's nur beim Herabsteigen nicht wiederfände!

Meine fünf Akte waren fertig und meines Bleibens länger nicht. Ich nahm von dem schönen Campaner-Thal Abschied, besuchte das zwischen seinen Hügeln anmuthig belegene Argelles, das Städtchen Lourdes, die bewunderungswürdig schöne Kapelle Unserer lieben Frauen zu Bétharram und schlug endlich den Weg nach Pau ein. Dazu hatte ich mehrere Gründe. Einer meiner Freunde, eben so trefflich von Charakter als angenehmer Gesellschafter, vormals Eskadrons-Chef in der Königlichen Garde, wohnt mit seiner liebenswürdigen Familie in dem ehemals Königlichen Schlosse zu Pau, und ich hätte es nicht verantworten können, die Pyrenäen besucht zu haben, ohne ihn zu umarmen. Einen zweiten Besuch hatte ich zu Lescar, unweit Pau, abzustatten, wohin ich von dem General und der Vicomtesse zu kommen aufgefordert worden. Ich säumte auch nicht lange, der Einladung zu folgen; denn ich trug großes Verlangen, Cäcilien wiederzusehen.

Das Schloß zu Lescar ist ein sehr schönes Gebäude und überaus günstig gelegen; der weitläufige Park erstreckt sich bis an den klaren, schnellströmenden Gave; von den Fenstern des Gesellschafts-Zimmers aus erblickt man in großer Nähe die Hügelkette von Jurançon und am Horizonte, in einer Entfernung von 15 Stunden, die blaue, mit weißen Zinken gekrönte Linie der Pyrenäen.

Als ich anlangte, wurde ich von der Vicomtesse und ihrer Tochter überaus freundlich willkommen geheißen. Der General, erfuhr ich, war noch nicht von Barèges zurück; man denke sich daher mein Erstaunen, als ich, in den Saal eintretend, Herrn von Castelnau gewahr wurde, der auf dem Kanapee saß und die Zeitung las. Die Vicomtesse bemerkte meine Verwunderung: „Der General", sagte sie mir halblaut, „hat ihn vorausgeschickt, dem Kommandanten in Pau Depeschen zu überbringen, eigentlich aber um Nachrichten von Cäcilien einzuholen, die unter der Zeit sehr krank gewesen ist." Ich gab meinen Antheil und meine Besorgniß zu erkennen. „Es hat glücklicherweise nichts zu sagen", fuhr sie fort, „Cäcilie befindet sich bereits viel besser. Der General schreibt uns übrigens seit einer Woche, er werde kommen von einem Tage zum anderen; er hat ausdrücklich verlangt, daß Heinrich im Schlosse wohnen solle, und in der That, es hätte sich doch nicht geschickt, ihm eine andere Wohnung anzuweisen." — „Herr von Castelnau", sagte ich, „verweilt also bereits seit einer Woche hier?" Die Vicomtesse errieth meine Gedanken: „Ihre Besorgniß", sagte sie, „ist ungegründet; ich dächte, Sie müßten meine Tochter besser kennen: übrigens versichere ich Sie, ich habe Cäcilien nicht eine Minute aus den Augen gelassen." So verhielt es sich in der That. Cäcilie brachte

den ganzen Tag, mit Arbeiten beschäftigt, im Saale neben ihrer Mutter zu, und auch bei den Promenaden im Park fand Heinrich keine Gelegenheit, mit ihr allein zu seyn. Ich muß zu seinem Lobe sagen, daß er die Gelegenheit auch gar nicht suchte. Sein ganzes Benehmen war musterhaft und verdiente die höchste Bewunderung. Er war gegen Cäcilien voll herzlicher Freundlichkeit, voll Achtung und Zuvorkommenheit, aber er ließ sich kein Wort, keine Regung entschlüpfen, ja er hütete jeden Blick, der das Geheimniß seines Herzens einem Fremden hätte verrathen können. Sogar seine Heiterkeit und jugendliche Fröhlichkeit hatte er wieder gewonnen, war gar nicht mehr tiefsinnig und nahm lebhaft Theil an der Unterhaltung. Erst jetzt lernte ich ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen; er zeigte sich eben so bescheiden, als kenntnißreich, geistvoll, in Gedanken und Worten edel und feinsinnig; kurz, eine Menge Vorzüge, die früher gar nicht an ihm zu bemerken waren, kamen jetzt auf einmal glänzend zu Tage."

Der Vicomtesse fiel ein Zeitungs-Artikel auf, und sie las ihn vor; es war die Erzählung eines Selbstmordes.... „Der Bedauernswürdige", sprach Cäcilie, als die Geschichte zu Ende war, und ihr Ton schien anzudeuten, als ob sie mehr als Mitleid um die That empfände. „Der wahnsinnige Thor", rief Heinrich mit dem Ausdrucke der Verachtung. „Und Sie", fragte ich ihn lebhaft, „an der Stelle des Unglücklichen, fänden Sie die That nicht zu entschuldigen?" — „Nimmermehr", entgegnete er mit Feuer, „wer sich um eigenes Leid den Tod giebt, der bringt sich selbst um das größte Glück." — „Und das wäre?" — „Für die zu sterben, die man liebt." Er liebt sie noch, dachte ich im Stillen, aber wohl ihm, er hat sich männlich und muthig gefaßt, er wird die Leidenschaft bekämpfen und überwinden. Ich empfand Hochachtung für den jungen Mann.

Die Vicomtesse erinnerte mich an unsere Verabredung in Mont d'Or; ihr Roman war fertig, ich sollte ihn vorlesen hören. Es versteht sich von selbst, daß ich mich mit Vergnügen bereit erklärte, und so begleitete ich die Dame auf ihr Studirzimmer. Sie schien mir in diesem Augenblick, ganz von ihrer Schriftsteller-Eitelkeit eingenommen, ihre mütterliche Wachsamkeit zu vergessen, und so mochte Heinrich einige Augenblicke gewinnen, mit Cäcilien ohne Zeugen zu seyn. Aber ich hatte falsch vermuthet. Die Vorlesung dauerte lange, und ich bestand sie, ohne Rühmen sey's gesagt, mit Heldenmuth; während dessen hörten wir Cäcilien im Saale am Flügel spielen, weiche, schwermüthige Melodieen; sie befand sich allein. Heinrich war in den Park hinunter gegangen; bei einem Blicke durchs Fenster sah ich ihn in einer Allee, weit entfernt vom Schlosse, auf und nieder gehen. Als ich wieder in den Saal hinabkam, war Cäcilie noch immer allein; sie hatte sich in einen Sessel geworfen, das Haupt in die Hände gesenkt. Bei meinem Eintreten sprang sie schnell auf und kam mir entgegen, indem sie sich zum Lächeln zwang; aber ihre Augen waren roth; ihr Schnupftuch war neben dem Sessel zu Boden gefallen, ich hob es auf, es war naß. „Bin ich nicht ein rechtes Kind", fragte sie und wies auf ein Buch, das über dem Kamin-Sims lag, „daß ein Roman mich so zu Thränen bringt"? Ich sah das Buch an, es war ein Roman von ihrer Mutter: der beste Beweis, daß sie nicht die Wahrheit gesprochen, wenn ich überhaupt dafür erst einen Beweis gebraucht hätte.

Am Abend fand sich viel Besuch im Schlosse ein, die ganze vornehme Gesellschaft aus Pau und der Umgegend war im Saale versammelt. Cäcilie machte die Honneurs mit unvergleichlicher Freundlichkeit und Anmuth und bewegte sich so leicht, so lebhaft unter ihren Gästen, als läge ihr gar kein Kummer auf dem Herzen; zuvorkommend und verbindlich gegen Jedermann, außer Heinrich, dem sie nur von Zeit zu Zeit, wegen der Anordnung der Spieltische, einige Anweisungen zuflüsterte. Mich setzte man mit drei hohen Beamten des Departements zum Whist, die anderen alten Herren machten ihr Piquet, die bejahrteren Damen wurden von der Vicomtesse zum Boston engagirt, der Maire von Pau und der General-Steuer-Einnehmer des Departements spielten Billard, während Cäcilie die jüngeren Herren und Mädchen um sich versammelte und ihnen Pfänderspiele vorschlug. Das ward mit Jubel angenommen; eine Pariser Dame würde freilich ihr Näschen rümpfen und sagen: „Je n'aime pas les jeux innocens"; aber in der Provinz, und ganz besonders in dem Departement der Nieder-Pyrenäen, das so schrecklich weit von Paris ist, steht unschuldig Spiel noch in Ehre. — Es stand in den Sternen geschrieben, daß Cäcilie mir jedesmal beim Whist Unglück bringen sollte. Ich dachte nur an sie, ich gab mehr auf das fröhliche Spiel, wobei sie den Vorsitz führte, als auf die Karten Acht, und machte Fehler über Fehler. Mein Partner mag über die Whistspieler aus der Hauptstadt schön die Achseln gezuckt haben. — Heinrich hielt sich abseit und sah den beiden Billartspielern zu; es fanden sich aber gar bald ein paar junge Damen, die den hübschen Adjutanten herbeiholten; bald gern, bald mit Widerstreben nahm er unter den Spielenden Platz, aber so weit als möglich von Cäcilien, suchte es auch bei den Strafen, die er zu verordnen oder zu vollziehen hatte, immer so einzurichten, daß er sich ihr nicht zu nähern brauchte. Aber der Zufall spielt mit aller menschlichen Vorsicht, und einmal fand Cäcilie sich durch das Spielgesetz verurtheilt, hinzugehen und ihren Neffen zu küssen. Sie erhob sich.... in dem Augenblick stach ich meinem Partner eine Coeur-Acht weg, die schon den Stich gemacht hatte; er räusperte sich und rückte ungeduldig mit dem Stuhl, — ich ließ ihn räuspern und rücken.... ich war nur Auge für die junge Frau, die mit ruhigen Schritten, freundlich und unbefangen, vor Heinrich hintrat und ihm die roseigen Wangen zum Kusse bot. Er berührte sie leise mit den Lippen; er wurde nicht roth, nicht blaß, er verlor die Besinnung nicht, — kurz, nichts von Allem geschah, was ich erwartet hatte. Seine Fassung und Kaltblütigkeit verleugnete sich nicht einen einzigen Moment. „Er ist fürwahr ein Held", dachte ich; ich wußte nicht, ob ich ihn mehr bewundern oder bedauern sollte; ja, ich ertappte mich selbst auf geheimen Wünschen für ihn und seine Liebe, die doch für ewig eine hoffnungslose war!

Alle Pfänder waren eingelöst; die Mädchen und etliche junge Herren nahmen um einen großen runden Tisch in der Mitte des Saales Platz und blätterten in den Zeitschriften, Kupferwerken, Taschenbüchern, Portefeuille's und dergleichen, die zur Ansicht und Lektüre dalagen. Einige griffen zum Bleistift und zeichneten, Andere standen am Fenster und skizzirten kleine Partieen des Parkes und der Umgegend in Sepia. Heinrich that einem kleinen Mädchen, das neben ihm saß, den Gefallen, ihr die Figur eines Eremiten aus Kastanienholz zu schnitzen. In der Alpen- und Pyrenäengegend sieht man dergleichen Spielwerk häufig: die Schäfer verstehen sich darauf und schnitzen es zum Zeitvertreib. Das Holz war sehr hart, und bei einem zu raschen Drucke entfuhr das scharfe Englische Federmesser Heinrich's rechter Hand und schnitt ihm in den Zeigefinger der Linken. Cäcilie schrie laut auf und wurde bleich; im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt und lachte über ihre kindische Angst. Der Schnitt hatte nichts zu bedeuten, aber er blutete anfangs stark. Im Nu waren alle Taschentücher der Damen ausgebreitet und wurden dem Verwundeten angeboten; ein Dutzend Necessaires mindestens öffneten sich; man brachte Leinwand, Seide, Englischen Taffet, man schnitt Pflaster, und zwanzig weiße, zierliche und geschickte Händchen waren zum Verband erbötig. Unter Lachen und Scherzen war man geschäftig, aber man brachte die Sache nicht zu Stande; sie war nicht so leicht. Der Schnitt war ziemlich tief gerade in die bewegtlichste Stelle des Fingers, über dem zweiten Gliede, eingedrungen; der Finger beugte sich aus und ein, und der Verband hielt keine halbe Minute. Man fing zum zweiten, zum dritten Mal an; er löste sich immer wieder. „Halten Sie doch still", rief man dem Patienten zu: „bewegen Sie ihren Finger nicht". — „Ei, das ist leicht gesagt, meine Damen! aber es geht nicht, ich vergeß' es auch immer wieder." — „Herr von Castelcau hat Recht", sprach ich hinzutretend, „so geht es nicht; man muß etwas Festes um den Finger legen, wenn er ruhig bleiben soll; wie nennen es doch die Chirurgen"? — „Schienen", rief Heinrich lachend: „daß man seinen Arm oder sein Bein nicht rühren kann, wenn man's gebrochen hat." — „Ganz recht." — „Aber wo nehmen wir dergleichen her"?" fragten die Damen. — „Das soll nicht schwer halten", sagte ich, trat an den verlassenen Whistlisch und nahm eine Karte aus dem Spiel; es war der Carreau-König, der mir in die Hände kam. Ich schob die zusammengerollte Karte über den Finger, die Damen schlangen einen Seidenfaden herum, der Apparat hielt, der Finger blieb in seiner Lage, und die Schnittwunde konnte sich schließen. Kaum war es vollbracht, so brach ein Beifallssturm los, man klatschte in die Hände, man wünschte mir von allen Seiten Glück zu meinem chirurgischen Talent. Heinrich forderte mich im Scherze auf, über ein Honorar für meine Mühleistung zu liquidiren; Cäcilie versprach, mich bei allen eintretenden Fällen von Stecknadelritzen oder Nähnadelstichen ihrer sämmtlichen weiblichen Klienteln zu recommandiren. So kam in lauter Lust und Heiterkeit die eilfte Stunde heran; man griff zu den Wachsstöcken, wünschte sich gute Nacht und trennte sich. Ich war schon geraume Zeit allein auf meinem Zimmer, als ich noch draußen auf Treppen und Gängen das fröhliche junge Völkchen lachen, schätern und einander umhertreiben hörte.

Um zehn Uhr des anderen Morgens befand ich mich wieder im Saale und war mit der Vicomtesse in Unterhaltung begriffen, als zu unserer größten Ueberraschung — wer zur Thür eintrat? der General, und uns im muntersten Tone Guten Morgen! entgegenrief. — „Willkommen, Herr Schwiegersohn", entgegnete die Vicomtesse, „aber wo kommen Sie denn auf einmal her? Wie sind Sie denn eingetroffen? Man hat ja Ihren Wagen gar nicht zum Hofe einfahren hören." — „Ei, ich kam früh um fünf, das ganze Haus schlief noch...." — „So?" — „.... Und wollte Niemand aufwecken, stieg also geradezu die Treppe hinauf an die Thür meiner Frau und klopfte; sie wollte erst gar nicht aufmachen, so war sie erschrocken." — „Das kann ich mir denken; wenn man so aus dem besten Schlafe gerommelt wird." — „Sie hatte Angst, das gute Kind, das Schloß wäre von Spanischen Insurgenten oder von Schmugglern überfallen; ich hab' ihr aber bald wieder Muth eingesprochen. Sie ist doch wieder ganz gesund? Und wie geht es Ihnen und aller Welt im Hause?" — „Alles wohlauf." — „Habt Ihr Euch auch die Zeit recht vertrieben? Was habt Ihr angefangen, weil ich nicht da war?" — „Gestern Abend hatten wir Gesellschaft. Wir haben gespielt Whist, Boston...." — „Apropos, Frau Schwiegermama, von dem Kartenspiel hab ich ein Wörtchen zu reden, ein ernstliches. Wo denken Sie denn hin? Sie machen mir Cäcilien zur Spielerin." — „Ich? Wie so?" — „Eine Erzspielerin ist sie geworden, trotz Coeur-Dame. Ich glaube gar, sie legt Tag und Nacht die Karten nicht aus der Hand. Sehen Sie nur — und dabei lachte er laut auf — was ich da in ihrem Bett gefunden habe: eine Karte, einen zusammengerollten Carreau-König. Ist das nicht drollig?" Ich zwang mich, um die Wette mit ihm zu lachen, damit er nicht auf die Bestürzung der Vicomtesse merken möchte, die wie vom Donner gerührt dasaß. Der General aber ließ seinem fröhlichen Humor immer freieren Lauf. „Ei, seht doch, wie sie dasitzt, die gute Mama, sie lacht nicht, sie ist wie vor den Kopf geschlagen. Ich glaub's wohl, sie sieht ihr Unrecht ein!" — Ja wohl, dacht' ich im Stillen, sie sieht es ein!

In dem Augenblick kam Heinrich herunter, seinen Oheim zu begrüßen; wenige Minuten später Cäcilie. Wir setzten uns zum Dejeuner, es war ganz häuslich, außer uns Vieren Niemand am Tische. Ich beobachtete Heinrich und Cäcilie; sie schienen einander gleichgültig, fremd, aller Vertraulichkeit fern, wie gestern beim Spiel; aber um wie viel schärfer war jetzt mein Auge! was las ich Alles aus diesen vier Augen, die einander wichen! wie beredt deutete ich dieses Verstummen? was für Empfindungen tauschten sie in jedem Moment, während sie scheinbar einander nichts zu sagen hatten!

Wir standen vom Tische auf und gingen hinab in den Park. Am Eingange war ich mit der Vicomtesse einige Schritte hinter den Anderen zurückgeblieben. „Gnädige Frau", fragte ich rasch, „darf ich ferner

glauben, daß es mit Religion und moralischen Grundsätzen keine Gefahr bei ungleichen Verbindungen giebt?" — „Schweigen Sie!" winkte sie mir zu; „der General!" — Eben trat er zu uns heran und fragte mit lachender Miene: „Nun, Herr Poet, hat sich die Pyrenäen-Reise verlohnt? ein hübsches Sujet gefunden?" — „O ja, und ein recht pikantes obendrein." — „Was wird's werden? darf ich wissen? ein Lustspiel?" — „Diesmal nicht, Herr General! eine Novelle." —

E. Scribe.

Australien.

Englische Deportationen nach Australien.

Die letzte Reisebeschreibung des Dr. Wilson verdankt ihre Wichtigkeit den Belehrungen, die derselbe über die jetzt kaum entdeckte Meeresgegenden giebt. Man weiß, daß die Geographen nur erst wenig nähere Nachrichten über die Nordküsten des ungemessenen Festlandes von Neu-Holland und über die zahlreichen Inseln besitzen, mit welchen jene von Europäischen Schiffen nur selten durchfurchten Meere besäet sind. Dr. Wilson nun hat mit Sorgfalt diejenigen Orte beschrieben, wo seine Regierung bedeutendere Niederlassungen versucht hat. Er lehrt uns die Gründe kennen, welche das Englische, in seinen Handels-Entwürfen sonst immer so hartnäckige und methodisch zu Werke gehende Ministerium dahin entschieden haben, die Punkte, die es auf den nördlichen Ufern von Australien inne hatte, aufzugeben.

Außerdem richten aber auch noch andere, nicht minder merkwürdige nähere Mittheilungen die Aufmerksamkeit der Beobachter auf die Erzählung des Dr. Wilson. Noch hat bisher Niemand die von der Englischen Regierung auf das emsigste wahrgenommenen Maßregeln für den Deportirten-Transport mit gleicher Sorgfalt beschrieben. In diesem Kapitel ist seine Erfahrung wahrhaft kostbar. Im Verlaufe von acht Ueberfahrten nach dem Australischen Festlande begleitete er, in der Eigenschaft eines Ober-Wundarztes auf einem Regierungs-Schiffe, fast 2000 nach Neu-Holland Deportirte. Alle seine Beobachtungen zeugen von dem hellsten Verstande und sind frei von jedem Vorurtheile.

Auf den Antrag des Staats-Secretairs im Departement des Innern lassen die Lords der Admiralität bekannt machen, daß man die Submissionen für die Herstellung eines Schiffes von der und der Größe und dazu bestimmt, eine gewisse Anzahl Gefangener nach Neu-Süd-Wäles oder nach Vandiemens-Land überzuführen, entgegennehmen wolle. Dann wird das Schiff zuvörderst von kompetenten Beamten in Augenschein genommen. Hierauf trifft man alle innere Anordnungen. Die Submittenten sind gehalten, das Tafelwerk und die nöthigen Vorräthe zu beschaffen. Es ist festgestellt, daß das Deportations-Schiff sieben Matrosen und einen Schiffsjungen auf jede hundert Tonnen Raum führen soll. Die Besatzung besteht in dreißig Mann, unter den Soldaten des ersten nach Sydney bestimmten Regiments ausgewählt. Schon ist man so weit gekommen, die mittlere Ausgabe für jeden Verurtheilten auf die Summe von nur 14 Pfd. für die ganze Ueberfahrt zu beschränken. Der Hochbootsmann ist beauftragt, die Rationen von Lebensmitteln zu vertheilen, wie auf den Kriegeschiffen. Er benimmt sich mit Menschlichkeit und hat dann Anrecht auf eine Vergünstigung von 30 Pfd. Auf einem Schiffe, das deportirte Frauenzimmer an Bord hat, erhalten der erste und der zweite Matrose Gratificationen von 20 bis 15 Pfd., wenn sie vom Ober-Wundarzte Zeugnisse über ihre gute Aufführung beibringen. Der Wundarzt, immer unter den geachtetsten Gliedern der Königlichen Marine ausgewählt, übt eine wahre Diktatur an Bord des Deportirten-Schiffes. Er vereinigt in sich die Functionen des Friedensrichters, des Proviant-Kommissarius, des Schulmeisters und selbst des Kaplans. Die innere Verwaltung des Schiffs gehört ihm ausschließlich; alle Verantwortlichkeit lastet auf ihm. Mehrmals mit dieser komplizirten Gewalt bekleidet gewesen, hat der Dr. Wilson in seiner Erzählung alle nähere Umstände seiner Verwaltung angeführt. Sobald die Gefangenen an Bord kommen, übergiebt man ihnen eine Nummer, gleichlautend mit derjenigen des Behältnisses oder der Hangematte, die sie einzunehmen haben. Mit derselben Nummer bezeichnet man auch alle Sachen eines Jeden von ihnen, sowohl um Unordnung zu vermeiden, als auch um der Erhaltung der Sachen sich zu versichern. Dann theilt man sie, wie Soldaten, in Kameradschaften, immer zu sechs Mann, unter dem Befehle eines Chefs, der mit seiner Person für die gute Ordnung in seiner Korporalschaft, für die Reinlichkeit bei den Mahlzeiten und für die Aufführung seiner Kameraden haftet. Die Köche wählt man unter denjenigen Sträflingen aus, die schon zu Schiffe gewesen und an die See gewöhnt sind. Einige andere Verurtheilte sind überdies mit der allgemeinen Aufsicht und mit der Aufrechthaltung der Ordnung im Gefängnisse beauftragt. „Diese Functionen vertraute ich", sagt Dr. Wilson, „jedesmal den größten Spitzbuben der ganzen Mannschaft an."

Sobald man das Land aus den Augen verliert, nimmt man den Gefangenen, die auf dem Verdecke bleiben dürfen, so lange sie wollen, alle Ketten ab; jeder Akt von Insubordination oder Unziemlichkeit zieht aber den Verlust dieser Freiheit nach sich. Die Mund-Vorräthe sind immer, sowohl in Qualität als Quantität, dem Bedürfnisse vollkommen entsprechend. Jedem Verurtheilten giebt man zwei Gallonen (acht Maaß) Wein, für die Dauer der ganzen Reise. An Wasser werden täglich sechs Pinten (drei Maaß), wenn man aber die Wendekreise durchschneidet, acht zugestanden. Die Kranken-Stube ist sehr bequem; zweimal täglich empfangen die Kranken den Besuch des Arztes. Unmittelbar nach dem ärztlichen Morgen-Besuche versah der Dr. Wilson seine richterlichen Geschäfte. Er hörte die Klagen der Gefangenen an und suchte vor Allem jeden inneren Zwist beizulegen, ohne seine Zuflucht zu Hieben zu nehmen; ein Mittel, das er im Allgemeinen für überflüssig oder gefährlich ansieht. „Wenn einmal zwei Gefangene einen Streit mit einander hatten und sich gegenseitig chikanirten", sagt der Doktor, „so ließ ich dem Einen wie dem Anderen die Daumschrauben so lange anlegen, bis sie wieder gute Freunde geworden, worauf sie denn auch niemals gar zu lange warten ließen. Machte ein Gefangener etwa Lärm, oder beleidigte er Jemand, so ließ ich ihn auf das Verdeck kommen und nöthigte ihn, auf diesem umherzugehen und dabei sein Bett auf seinem Rücken angebunden zu tragen. Diese Strafe dauerte bei einem ersten Vergehen vier, im Wiederholungsfalle acht Stunden. Aber nur selten hatte ich Gelegenheit, diese Züchtigung, die von den Deportirten ungemein gefürchtet wird, zwei Mal anzuwenden; mehrere von ihnen baten mich, sie doch lieber wie Männer zu bestrafen, d. h. sie auspeitschen zu lassen. Nicht minder scheuen sie eine andere Strafe, die darin besteht, einen ganzen Tag lang aufrecht, den Kopf gerade, ohne ein Wort zu sprechen, vor der Schildwache zu stehen, der es gleichfalls verboten ist, sie, unter welchem Vorwande es auch sein möchte, anzureden. Oft auch rief ich einen jungen Delinquenten zu mir, hielt ihm eine lange Rede und schickte ihn dann, ohne seine Vertheidigung erst abzuwarten, zurück. Dies Verfahren brachte die im Allgemeinen mit einer ausschweifenden Zungen-Geläufigkeit begabten Londoner Spitzbuben vollkommen aus aller Fassung; denn nichts ärgerte sie mehr, als die Unmöglichkeit, ihren Geist und seine Hülfsmittel vor mir entfalten zu können, und sehr oft haben sie sich über diese grausame Behandlung beklagt. Eine gewisse Klasse von Gefangenen jedoch macht besonders viel zu schaffen und muß sehr genau beaufsichtigt werden: die der Gerichtsschreiber, Leute, die auf dergleichen Schiffen sehr zahlreich vorhanden sind und mich einige Male zwangen, zu körperlichen Strafen zu schreiten. Ich verfuhr aber auch immer ohne alles Erbarmen, wenn ich sie darauf ertappte, wie sie etwaige Uneinigkeiten heimlich zu nähren suchten. Einen Gerichtsschreiber auspeitschen lassen, ist von wahrhaft wunderbarem Einflusse zu Gunsten der Ordnung unter den übrigen Gefangenen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Kosmopolitisches Album. Unter diesem Titel läßt der bekannte Französische Bauchredner Alexander, dessen eigentlicher Familien-Name Battemare ist, sein reichhaltiges Stammbuch im Druck erscheinen. Die erste Lieferung desselben, aus Autographen, Handzeichnungen, Medaillons und Facsimiles der ausgezeichnetsten hohen Personen und Künstler aller Länder und Zeiten bestehend, ist so eben in Paris unter der Redaction des Herrn P. Henrichs erschienen. Wir hatten, als Herr Alexander in Berlin war, Gelegenheit, sein in der That merkwürdiges Album im Originale zu bewundern, und können es daher auch als eine werthvolle Erscheinung empfehlen. Das erste Heft enthält außer den Erinnerungen an hohe Personen unter Anderem auch Original-Zeichnungen von Ed. Bendemann, von dem Fürsten Gagarin, von Karl Schulz in Berlin und von Koekoek in Amsterdam, dessen Schnee-Landschaft auf der letzten Berliner Kunst-Ausstellung so vielen Beifall gefunden hat. Der Preis jeder Lieferung ist auf gewöhnlichem Papier 6 und auf Chinesischem 10 Franken.

— Südpol-Expeditionen. Der Französische Capitain Dument d'Urville, dessen dreijährige Reise um die Welt ihm einen weitverbreiteten Ruf verschafft hat, wird jetzt von Herrn Arago, dem beständigen Secretair der Akademie der Wissenschaften in Paris, als ein höchst unwissenschaftlicher und den erdkundlichen Aufgaben, die er sich gestellt hat, durchaus nicht gewachsener Mann dargestellt. Herr Dument d'Urville ist von der Französischen Regierung zur Leitung einer Expedition nach dem Südpol designirt worden, und dies wurde zunächst von Herrn Arago als unzweckmäßig bezeichnet. Darauf erhob sich der Erstere mit einer an die Akademie gerichteten Note, worin er mit scharfer Polemik gegen den Secretair derselben auftrat, den er unter Anderem beschuldigte, seine (des Capitains) Beobachtungen unterseeischer Temperaturen vier Jahre lang zurückbehalten und sie erst auf eine gegen ihn angewandte List wieder ausgeliefert zu haben. Solche und andere Beschuldigungen konnte der gelehrte Secretair natürlich nicht auf sich sitzen lassen, und so hat er denn jetzt in Französischen Blättern eine Antwort an Herrn Dumont d'Urville publizirt, die diesen in den Augen der ganzen gelehrten Welt völlig vernichtet. Herr Arago sagt, er sey an die Prüfung des ihm von dem Capitain übergebenen Tagebuchs gegangen, aber er sey von einer Enttäuschung immer nur zu einer anderen gekommen, denn auch nicht ein einziges Phänomen sey beobachtet worden. „Je mehr ich mein Examen fortsetzte", fügt Herr Arago hinzu, „um so mehr schien es mir auch, daß der Befehlshaber der „Astrolabe" drei Jahre lang mit verbundenen Augen und mit zugestopften Ohren gereist sey." Gerade die Beobachtungen unterseeischer Temperaturen, auf die Herr Dumont d'Urville einen so besonderen Werth gelegt, bezeichnet sein Gegner als ganz unbrauchbar; aber auch seine magnetischen, meteorologischen und allgemeinen physikalischen Beobachtungen werden als unbedeutend und als ohne alles Resultat dargestellt. Die Empfindlichkeit des Herrn Arago spricht zwar in jeder Zeile seines Schreibens mit, aber dieses stellt andererseits so schlagende Beweise auf, daß sich darauf kaum Etwas wird entgegnen lassen. Herr Arago, der sich durch den Capitain förmlich herausgefordert fühlt, macht der gelehrten Welt endlich auch noch Hoffnung, daß er nach einem von ihm selbst entworfenen Plane und mit Hülfe eines reichen Kaufmannes in Rouen eine eigene Expedition nach dem Südpol ausrüsten werde, falls die Regierung dabei beharre, Herrn Dument d'Urville an die Spitze der übrigen zu stellen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 88. Berlin, Montag den 24. Juli 1837.

China.

Zur Geschichte des Buddhismus.

Aus der Reise des Chinesischen Priesters Fa-hian.

Der berühmte vor drei Jahren verstorbene Sinologe Abel Remusat hat die handschriftliche Französische Uebersetzung eines wichtigen Chinesischen Werkes hinterlassen, das den Titel Fo-kue-ki, d. h. „Beschreibung der Buddhistischen Reiche", führt und dessen Verfasser, ein Priester von der Sekte des Foe (d. h. des Buddha), gegen Ende des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte. Dieser Mann — er war ein Chinese und hieß Fa-hian — unternahm aus Eifer für die Lehre, zu der er sich bekannte, eine Reise durch alle westlich von China belegene Länder, wo der Kultus Buddha's damals in seiner Blüthe stand und zum Theil in größerer Reinheit, als bei den Chinesen, sich erhalten hatte.

Der Französische Uebersetzer begleitete den Text mit gelehrten Anmerkungen, die glücklicher Weise schon großentheils ausgearbeitet waren, als der Tod ihn von seinem Werke abrief. Professor Julius Klaproth übernahm die Fortsetzung des Kommentars; allein auch dieser Gelehrte starb, ehe er zum Ziele gelangt war; und Herr Landresse, ein fleißiger, das Andenken seines Lehrers Abel Remusat's ehrender Schüler, legte nun mit Eifer die letzte Hand an dieses literarische Denkmal.

Der Buddhismus, dessen Entstehung wohl drei Jahrtausende hinaufreicht, hat einst eine Zeit lang in Vorder-Indien geblüht und im Laufe der Zeiten über Ceilon, Hinter-Indien, China, Japan, Tübet und ganz Hochasien sich ausgebreitet. Manches halbwilde Volk ist durch die milden Lehren dieser Sekte menschlicher geworden, und schon darum können uns ihr Wesen und ihre geschichtliche Entwickelung nicht gleichgültig seyn. Auch gewährt die Reise Fa-hian's hauptsächlich von dieser Seite Interesse; denn der eifrige Buddhist kümmert sich fast nur um Dinge, die seinen Glauben und dessen Schicksale betreffen. Nur gelegentlich streut er dem Reiseberichte topographische Bemerkungen ein, denn sein Zweck war nicht die Befriedigung weltlicher Neugier. Er will Orte besuchen, die durch heilige Reliquien in Ruf gekommen sind, will Sagen, Legenden, geistliche Bücher sammeln und von der Verbreitung, dem Gedeihen oder dem Verfalle seines Glaubens in dieser oder jener Zeit sich überzeugen. Wie der bekannte Spanisch-Jüdische Reisende Benjamin von Tudela in der ganzen Welt herumreist und überall nur Juden gewahrt und schildert, so sieht und sucht Fa-hian nichts als Buddhisten und Buddhistisches.

Unser Reisender verließ im Jahre 399 mit mehreren frommen Kollegen seine Vaterstadt, die in einer der nördlichen Provinzen China's lag, und wanderte nordwestlich durch die große Sandwüste der Tatarei bis zum Lop-See, der südlich von Karaschar im Chinesischen Turkestan belegen ist. Von dort aus schlug Fa-hian eine südwestliche Richtung ein, passirte das große Binnengebirge beinahe nördlich von Kaschmir, setzte über den Indus, besuchte Afganistan und Persien, wendete sich dann nach Indien, das er, dem Laufe des Ganges bis an seine Mündung folgend, in west-östlicher Richtung durchwanderte, schiffte sich nach Ceilon ein und kehrte von dort, auf seinem Wege Java berührend, nach China zurück. Er hatte in sechzehn Jahren ungefähr 30000 Meilen durchreist.

Auf dieser ungeheuren Wanderung verlor unser Reisender mehrere seiner Gefährten: Einige starben, und Einer, dem die Indischen Anachoreten heiliger vorkamen, als die Chinesischen, blieb in Indien zurück, um dereinst hier, und nicht in China, wiedergeboren zu werden. Nur Fa-hian, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Lehre in seiner Heimath zu predigen, setzte seinen Weg ohne Begleiter fort.

Das Tagebuch des Chinesischen Pilgers ist ziemlich trocken; nur selten schildert der Verfasser seine Gefühle, seine Eindrücke; aber man wird auch desto angenehmer überrascht, wenn sie mit einem Male hervorbrechen und in dem abstrakten Buddha-Diener auch einen fühlenden Menschen erkennen lassen. Er unterbricht seine Erzählung von den religiösen Wundern, die er auf Ceilon gesehen, mit den Worten: „Es waren nun viele Jahre verflossen, seitdem ich das Land der Han*) verlassen hatte. Alle Menschen, mit denen ich damals verkehrte, waren Ausländer. Die Berge, die Gewässer, die Bäume, die Pflanzen, alle Gegenstände, die mir zu Gesicht kamen, waren mir neu, und auch meine Gefährten hatte ich sämmtlich verloren. So oft ich an die Vergangenheit dachte, versank ich in Schwermuth. Einst sah ich, wie Jemand vor der Statue aus Jaspis (einem Buddhistischen Idol auf Ceilon) einen weißen Fächer aus dem Lande Osin*) als Opfergabe niederlegte: dieser Fächer erinnerte mich so lebhaft an meine Heimath, daß ich einen Strom von Thränen vergoß."

An einer anderen Stelle beschreibt er seine Bangigkeit während eines Sturmes auf der hohen See. Was ihm da besonders zu Herzen ging, war das mögliche Schicksal seiner Sanskrit-Bücher, die er mit so vielem Fleiße gesammelt und abgeschrieben hatte; denn er fürchtete, die Eigenthümer des Schiffes möchten diese Schätze als unnützen Ballast über Bord werfen. Bei einer Gelegenheit wäre er beinahe ein Opfer des Sekten-Hasses geworden. Er befand sich auf einem Schiffe, das außerdem lauter Brahmanen am Bord hatte. Diese sagten unter einander: „Der Buddha-Priester da bringt uns Unglück; wir wollen den Menschen auf einer Insel aussetzen!" Wie häufig hat man Italiänische oder Spanische Matrosen ähnliche Gesinnungen äußern hören, wenn sie einen protestantischen Passagier am Bord hatten!

Endlich begrüßt der fromme Reisende den Boden seiner Heimath wieder. „Indem ich", so sagt er, „alle meine Erlebnisse in mir zurückrufe, fühle ich mich unwillkürlich tief bewegt; der Schweiß, den die Gefahren der Reise mir ausgepreßt, ist nicht die Ursache dieser Gemüthsstimmung. Die Gefühle, die mich beseelten, haben meinen Körper aufrecht erhalten; und mein großer Zweck war es, was mich in Ländern, wo man seines Lebens nicht sicher ist, dieses Leben aufs Spiel setzen ließ. Ich wollte meiner Wünsche höchstes Ziel auf jede Gefahr hin erreichen.

Lassen wir nun die Person und die Gesinnungen des Reisenden bei Seite, und gehen wir zu dem über, was er uns von den Ländern erzählt, die er durchwandert hat.

Das Interesse, welches Fa-hian's Reiseberichte für uns haben, besteht hauptsächlich darin, daß wir aus denselben die Verbreitung und den Zustand des Buddhismus in Gegenden, von welchen kein gleichzeitiger Schriftsteller handelt, kennen lernen. Aus Fa-hian's Reise ersehen wir, daß Buddha's Lehre im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung am rechten Ufer des Indus, in einem Lande, welches noch jetzt das Land der Ungläubigen (Kafiristan) genannt wird, Wurzel gefaßt hatte. Seit jener Zeit aber gerieth sie allmälig in Verfall, bis die Religion Muhammed's ihr vollends den Todesstoß gab.**)

In den Ländern, die er besucht, sieht unser Reisender abwechselnd den Kultus des Brahmanen und das Buddhathum vorwalten. Nachdem er, von Persien zurückkehrend, das östliche Ufer des Indus wieder betreten hat, findet er die Lehre, zu der er sich bekennt, auch im centralen Indien herrschend und blühend. Diese Thatsache ist für die Geschichte des Buddhismus von Wichtigkeit; denn andere Chinesische Reisende, die etwas später Indien besuchten, melden uns, daß diese Lehre, die sich, trotz der grausamen Verfolgungen, die sie im südlichen Indien erlitten, an den Ufern des Ganges so lange behauptet hatte, damals schon zu verfallen begann.

Man erfährt auch aus Fa-hian's Berichte, daß die Lehre der Tao-hö zu seiner Zeit in Indien Aufnahme gefunden hatte. Vermuthlich kam sie von Tübet, wo sie so lange herrschend gewesen, bis der Buddhismus ihr ein Ende machte. Man weiß, daß die Lehre der Tao-hö eine der drei in China vorherrschenden Doktrinen ist.

China ist eine Welt für sich; aber die Chinesen haben dessenungeachtet oft, bald um Eroberungen zu machen, bald um feindliche Ueberfälle abzuwehren, ihre Gränzen überschritten und den Schrecken ihres Namens einige Male sogar bis in die Gegenden am Kaspischen Meere verbreitet. Keine andere Nation giebt uns so genaue und zusammenhängende Nachrichten über die Völkerstämme des ungeheuern Hochlandes von Inner-Asien. Ist es nicht eines der überraschendsten Ergebnisse für die Wissenschaft, wenn wir in den Annalen China's Notizen über den Ursprung der Germanischen Völker und Winke über die erste

*) D. h. China. Die Chinesen belegen ihr Land gern mit dem Namen einer ihrer berühmten Kaiser-Dynastieen. Unter dem Kaiserhause Han begannen die ersten erfolgreichen Unternehmungen gegen die Völker der Tatarei.

*) Osin hieß vor Alters ein Theil der heutigen Chinesischen Nord-Provinz Schan-si, der Heimath Fa-hian's.

**) Die merkwürdigen kolossalen Mauerthürme, welche von der großen Königsstraße zwischen Indien, Persien und Baktrien liegen, sind unbezweifelt Buddhistischen Ursprungs und reichen, wie man schon jetzt hat ermitteln können, zum Theil in eine weit frühere Periode hinauf, als die Reise Fa-hian's, der ihrer gelegentlich erwähnt. Diese bis auf die neueste Zeit von Europäern unbeachtet gebliebenen Monumente (Vgl. Nr. 15 des Magazins von d. J.) entsprechen den Dagop's auf Ceilon und Java, über welche man W. von Humboldt's Untersuchungen in dessen großem Werke „Ueber die Kawi-Sprache" u. s. w. (S. 144 ff.) nachlesen kann. In der Landessprache am Indus heißen sie Toph's, welches Wort aus dem Sanskrit-Worte stupa (Thurm) korrumpirt ist. Eine lichtvolle Abhandlung Carl Ritter's, in welcher den Toph's am Indus besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist, befindet sich auszugsweise im diesjährigen Februar-Hefte der Monats-Berichte der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Veranlassung zu jener Völkerwanderung finden, die dem Europäischen Mittelalter vorangung? Dergleichen der Aeltere hatte in seiner „Geschichte der Hunnen" zuerst den Versuch gemacht, die Geschichte des Occidents durch Data, die er aus Chinesischen Quellen schöpfte, zu beleuchten. Leider ging er aber bei seinen Forschungen von einer Prämisse aus, deren Wahrheit starken Zweifeln unterliegt; er erklärte die Hunnen für identisch mit den Hiong-nu's der Chinesischen Historiker.

Ob nun die Meinung der Herren Saint-Martin und Abel Remusat, daß Yue-ti und Geten, Asi und Asen identische Benennungen seyen, besser vor der Kritik bestehen werde, lassen wir dahingestellt. Das blonde Haar, welches die Chinesischen Historiker diesen Völkern zuschreiben, ist der einzige erhebliche Grund, der uns bestimmen könnte, sie als Glieder der großen Germanischen Familie zu betrachten. Waren sie dies aber wirklich, so reichen die Verbindungen der Chinesen mit Völkern Germanischen Schlages bis ins zweite Jahrhundert vor Christus hinauf, als der Epoche, in welcher der General Dschang-Kiao, in der Eigenschaft eines Gesandten, in das Land der Geten (Yue-ti) kam.*) Eine andere, noch seltsamere Mission nach Westen war die des Kan-Jng, von der unser Buddhistischer Reisende spricht. Diesen schickte ein berühmter Chinesischer Eroberer im Jahre 97 u. Z. an das Ufer des Kaspischen Meeres, um ein gewisses Reich, Fu-lin, dessen Ruf bis in die Residenz der „Söhne des Himmels" gedrungen war, zu erobern. Fu-lin war allem Anschein nach nichts Geringeres als das Römische Reich!**)

Von der anderen Seite zeigt uns Fa-hian diese Yue-ti oder Geten, wie sie mit Völkern am Ufer des Indus Krieg führen, um Buddha's Goldnen Topf zu erobern. Demnach hätte ein Deutsches Volk noch vor Anfang des 5ten Jahrhunderts einen Religionskrieg, eine Art von Buddhistischem Kreuzzuge gegen die Perser unternommen! Wie höchst interessant sind dergleichen Data, selbst wenn sie vereinzelt stehen! Lassen sie uns nicht die Verhältnisse der Nationen von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus wahrnehmen? Werfen sie nicht ein wunderbares Licht auf die Geschichte der Menschheit?

Andeutungen ähnlicher Art geben diesem Werke sein vornehmstes historisches Interesse. Außerdem aber enthalten Text und Kommentar viele merkwürdige Aufschlüsse über den Buddhismus, über seine Dogmen, Mythen und Legenden, und seine kirchliche oder vielmehr mönchische Verfassung; denn, wie Hodgson richtig bemerkt, der Buddhismus hat Mönche, aber keinen Klerus. Einige Auszüge aus der Fülle des Gegebenen werden diese Religion unter verschiedenen Gesichtspunkten am besten charakterisiren.

Der Buddhismus hat eine Metaphysik und eine Mythologie, von denen die erstere sehr abstrakt, die letztere sehr reichhaltig und verworren ist. Der dogmatische Theil dieses Systems spielt in dem Berichte unseres Reisenden natürlich eine schwache, dagegen der mythologische und sagenhafte Theil eine desto größere Rolle, und dieser wird uns daher vorzugsweise beschäftigen.

Es fehlte den Buddhisten (besonders den Indischen) gewiß nicht an Phantasie, um einen Mythenkreis zu schaffen; allein sie fanden es bequemer, die ganze Mythologie des Brahmanenthums in sich aufzunehmen und mit eigenen Erdichtungen zu erweitern. Brahma ist von dem Buddhistischen Pantheon nicht ausgeschlossen; man hat ihn aber dem Buddha untergeordnet. Bald überträgt man ihm die Verwaltung der größten von den drei Welten, die tausend Millionen Sonnen zählt — ein ganz ehrenwerther Invaliden-Posten — bald ist er nur der Oberste von zwanzig Göttern, die zu Schutzherren der übrigen Wesen bestellt sind. Er führt den Titel König, eine schlechte Entschädigung für den eingebüßten Rang der höchsten Gottheit.

An anderen Orten ist der Buddhismus weniger anmaßlich gewesen: in Nepal z. B. läßt er der Brahmanischen Trias ihre dreifache Rolle der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung; aber alle hohe und niedere Gottheiten gelten dort für Emanationen des höchsten Buddha's.

Der Buddhismus hat auch mit Ketzern und Irrlehrern zu kämpfen gehabt, von denen bei Fa-hian oft die Rede ist. Schon zur Zeit Buddha's gab es, laut der Ueberlieferung, 96 häretische Sekten! Ein Theil derselben hat sich den spitzfindigsten metaphysischen Grübeleien hingegeben; auch in der Buddha-Religion ist die Metaphysik die Mutter der Ketzereien.

Kommen wir jetzt zu den Legenden über Buddha.

Es ist unmöglich, die wahre Geschichte des Stifters dieser merkwürdigen Sekte aus dem Wuste von Fabeln, den dreißig Jahrhunderte und eben so viele Völker über ihr zusammengethürmt, wieder herauszufinden. Noch niemals ist eine Biographie so ganz in der Legende untergegangen. Eine Vergleichung Indischer, Chinesischer, Singalesischer, Birmanischer, Japanischer, Tübetischer und Mongolischer Sagen über den Ursprung des Buddhismus hat nur so viel ergeben, daß Buddha höchst wahrscheinlich um die Mitte des 10ten Jahrhunderts vor Christus geboren ist. Die Reisebeschreibung Fa-hian's bestätigt dieses Datum; auch erfahren wir von dem Chinesischen Pilger mit Bestimmtheit, daß die Wiege dieser Religion und vermuthlich auch der Geburtsort des Stifters am Ganges zu suchen ist.

Hierauf beschränkt sich unsere ganze historische Kunde von dem großen Reformator, in welchem seine Anhänger eine göttliche Incarnation gesehen haben, der noch unzählige Incarnationen ähnlicher Art vorangegangen seyn sollen und folgen werden. Buddha selbst wird also redend eingeführt: „Die Zahl meiner Geburten kann nur mit der Zahl der Bäume und der Pflanzen des Weltalls verglichen werden. Niemand vermag die Leiber zu zählen, in denen ich gelebt habe. Ich selbst kann alle die Zerstörungen und Erneuerungen von Himmel und Erde, die ich mit angesehen, nicht aufzählen."

Buddha hat eine Geschichte, die unendlich älter ist, als sein Erscheinen auf Erden. Er war anfangs ein gewöhnlicher Mensch, der die Weisheit suchte. Dann arbeitete er sich durch Millionen Leben zur Würde eines Bodhisatwa's (einer höheren Intelligenz) empor; er wurde König des Weltgebäudes; er stieg in den Himmel Brahma's und wurde selbst Brahma. Die Lebensdauer eines Brahma's umfaßt zwei Erneuerungen des Weltalls, oder 2688 Millionen Jahre. Er war gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König. Aber in diesem Zustande der Götterseligkeit überkam Buddha die Sehnsucht, das Menschengeschlecht zu retten. Er selbst wählte sich die Mutter aus, die ihn gebären sollte; er stieg herab und wurde unseres Gleichen.

Die Sage beschreibt auf mancherlei Weise Buddha's erhabene Schwermuth beim Anblick des menschlichen Elends. In einer von Abel Remusat citirten Legende sagt er selber: „Die Leiden, die mein göttliches Auge sehen, mein göttliches Ohr hören muß, und denen ich nicht abhelfen kann, verursachen mir solche Betrübniß, daß ich den Stand der reinen Intelligenz nicht erreichen kann."

Anderwärts erzählt die Sage, wie Sakya-Muni (der Buddha unserer Welt-Periode) zu dem Entschlusse gekommen sey, die Menschen zu erlösen, d. h. sie aus dem stürmischen Meere des Geburtenwechsels an das jenseitige Ufer der seligen Versunkenheit in Buddha zu fördern.

Buddha ist der Sohn eines mächtigen Königs, der ihm, weil er ihn traurig und tiefsinnig sieht, drei weibliche Wesen von höchster Vollkommenheit zu Ehefrauen giebt. Jede dieser edlen Gemahlinnen hat zwanzigtausend Jungfrauen in ihrem Dienste, die alle von hoher Schönheit sind. Trotz dieser 60,000 reizenden Geschöpfe, von denen immer Eine zärtlicher und dienstwilliger ist, als die Andere, findet keine Fröhlichkeit in dem Busen des jungen Prinzen Eingang. Es plagt ihn eine Sehnsucht, mit der wahren Lehre bekannt zu werden. Die Minister seines Vaters rathen ihm, sich auf Reisen zu zerstreuen; aber eine Gottheit erscheint ihm viermal unter verschiedenen Gestalten und hemmt seinen Pfad.

Das erste Mal kommt ihm ein alter Mann entgegen. Der Prinz fragt: „Was ist das für ein Mensch?" und seine Diener antworten ihm: „„Es ist ein Greis."" — „Was versteht man unter einem Greise?" fragt er weiter, und man entwirft ihm ein lebhaftes Bild von dem Elende dieses Menschen, „„dessen Organe abgenutzt und stumpf sind, und der nicht mehr verdauen kann, was er zu sich nimmt; seine Gelenke treten aus ihren Fugen; wenn er sich niedersetzt, so bedarf er des Beistandes Anderer; er spricht nur, um zu klagen, und sein ganzes übriges Leben ist zu nichts mehr nütz."" Der junge Prinz stellt nun selber einige Betrachtungen über das Alter an und kehrt noch trauriger wieder um, als er abgereist war. Der Schmerz bei dem Gedanken, daß Alle diesem harten Schicksal unterworfen seyen, läßt ihn gar keine Freude genießen.

Der Prinz schickt sich ein zweites Mal zur Abreise an. Sein Vater hatte den Befehl ergehen lassen, daß kein unreiner oder ekelhafter Gegenstand ihm vor die Augen kommen solle. Aber derselbe Gott, der sich als Greis verlarvt hatte, erscheint ihm jetzt in der Gestalt eines am Wege liegenden Kranken. „Sein Auge sah keine Farbe, sein Ohr vernahm keinen Ton, Füße und Hände versagten ihm den Dienst; er rief nach Vater und Mutter und klammerte sich vor Schmerzen an sein Weib und seine Kinder." Der Prinz fragte: „Wer ist dieser?" Seine Diener antworteten: „„Es ist ein Kranker."" — „Was bedeutet dieses Wort?" fragt der Prinz und erhält nun folgende Belehrung: „„Der Mensch ist aus vier Elementen geformt; jedes Element hat 101 Krankheiten, die den Menschen um die Reihe heimsuchen"" u. s. w. Es folgt nun die Schilderung des Zustandes eines kranken Person. Der Prinz bedenkt, daß er selber diesem Unglücklichen ähnlich werden könne, und ruft voll bitteren Schmerzes aus: „Der menschliche Körper kommt mir vor, wie ein Regentropfen — wehe über die Freuden dieser Welt!"

(Schluß folgt.)

Australien.

Englische Deportationen nach Australien.

(Schluß.)

Schon oft ist behauptet worden, der Aufenthalt an Bord mache die Gefangenen nur noch schlechter. Der Dr. Wilson leugnet dies durchaus; doch giebt er eben so wenig zu, daß sie etwa moralisch besser würden. Die Schiffs-Disziplin ändert an diesen Menschen ohne Grundsätze wenig mehr, als die äußere Aufführung und Schicklichkeit. Diese Aenderung aber ist leicht und kann sehr rasch bewerkstelligt werden. Der Doktor fing damit an, daß er sich des Beistandes des die Eskorte kommandirenden Offiziers und des Schiffsobern dahin versicherte, daß diese sich dazu verstanden, gewissen Vergehen zu wehren, besonders z. B. gewissen leichtfertigen Reden, die man in einer Kaserne oder Wache allenfalls wohl noch hätte dulden können. Und er versichert, daß man daher auf dem Schiffe, auf welchem er diente, auch nicht einen einzigen dreisten Ausdruck zu hören bekommen. Doch scheint es, als hätten sich die Gefangenen dafür entschädigt, sobald sie das offene Verdeck verlassen, um in ihre Verschläge hinabzusteigen.

„Allgemein", sagt der Doktor, „macht man sich eine ganz falsche Vorstellung von einem Englischen Deportirten-Schiffe; glaubt man doch, an Bord eines solchen gebe es nur Zügellosigkeit, Unordnung und Ungehorsam. Gerade das Gegentheil oder ist wirklich der Fall: Reinlichkeit, Stille und Anstand herrschen daselbst eben so gut, wie auf irgend einem Kriegsschiffe unter gehörigem Kommando. Man darf also weder die bessere Beschaffenheit der Mannszucht, durch welche die Deportirten-Schiffe sich auszeichnen, bezweifeln, noch auch in dieser Rücksicht sie etwa der Mehrzahl der Kauffahrtei-Schiffe, die aus dem

*) Sein Gesandtschafts-Bericht ist übersetzt mitgetheilt in des rühmlich bekannten Russischen Mönches Hyatinth Описаніе Джунгарской и Восточнаго Туркестана (Beschreibung der Dschungarei und des östlichen Turkestan). Einleitung S. XLV. Dschang-Kiao sollte die Yue-tschi's zu einem Bündnisse gegen die Hiong-nu's bewegen. Vgl. auch Abel-Remusat, Nouveaux Mélanges Asiatiques, Th. I., S. 210 ff.

**) Im J. 166 n. Z. soll, wie ein Chinesischer Annalist berichtet, der Römische Kaiser Antchun (etwa Antoninus?) an den Hof des damaligen Kaisers von China eine Gesandtschaft geschickt haben, die jedoch keine Gegenstände von Werth mitbrachte.

Hafen von London auslaufen, gleichstellen wollen. Auch wird dieser Vorzug von denen, welche die Kolonieen kennen, so vollständig anerkannt, daß sie sich in England die Vergünstigung, ihre Ueberfahrt auf einem Konvikt-Schiffe zu machen, bisweilen sehr viel Mühe kosten lassen."

Für den ganzen Verlauf einer Fahrt nach Neu-Holland steigt die mittlere Sterblichkeit der Deportirten höchstens auf 2 pCt., gewiß ein sehr günstiges Verhältniß, wenn man bedenkt, daß eine Menge von ihnen mit einer schon sehr geschwächten Constitution an Bord kommen. Sobald sie nur gelandet sind, werden sie dann auch sogleich unter die Kolonisten vertheilt, die es auf sich nehmen, sie zu beschäftigen, und die sie nach einem festen Tarife mit Nahrung, Kleidern, Bettzeug u. s. w. versehen. Meistens bewilligen die Kolonisten ihren Leuten so viele Lebensmittel, als diese eben verzehren können, und geben ihnen auch Kleider, so oft sie deren bedürfen; denn die Herren finden es ja in ihrem eigenen Interesse, in diesen Ausgaben nicht zu knausern. Der Fremde, der das Haus eines neuen Kolonisten besucht, kann dessen Umstände am besten nach dem Aussehen seiner Leute am Sonntage beurtheilen. Sind diese reinlich und gut gekleidet, so hat die Pachtung des Kolonisten einen guten Fortgang. Haben die Dienstboten aber an diesem der Ruhe geweihten Tage zerrissene Kleider, lange Bärte und schmutzige Gesichter, so ist die Pacht-Nutzung schlecht. Aus der Unordnung wird gar bald Ungehorsam erwachsen, und deshalb wird auch auf solchen Pachtungen, wo die Leute schlecht gehalten sind, das Einschreiten der Obrigkeit oft nothwendig.

Auch die Verwaltungs-Behörde der Kolonie selber regt zur moralischen Besserung der Verurtheilten an, indem sie denjenigen unter ihnen, die sich besonders gut betragen, gewisse Vergünstigungen bewilligt. So wird ihre gute Führung z. B. mit Tickets of leave, Erlaubniß-Scheinen, die dem Deportirten das Recht geben, sich selber einen Herrn zu wählen, oder wohl gar auf eigene Rechnung zu arbeiten, belohnt. Doch ist Dr. Wilson der Meinung, daß die Gewährung von dergleichen Scheinen nur allzu großen Mißbrauch nach sich ziehe. Neuerdings hat man sich auch genöthigt gefunden, eine Maßregel zu ergreifen, die, beim ersten Blicke, sehr seltsam erscheinen dürfte. Vor diesem neuen Gesetze hatte die Deportation für Edelleute schon gar nichts Furchtbares mehr; ein Englischer Ehrmann ließ sich eben, hatte er sein Leben fruchtlos dem Spielen und Bechen gewidmet, einmal auf der That ertappen und erhielt dann das Urtel der Deportation, das für ihn eine wahre Wohlthat wurde. Denn vor der Verurtheilung ließ er sein schändlich erworbenes Besitzthum auf den Namen seiner Frau schreiben. Dann, da er gar nichts Besseres thun konnte, als sich landesverweisen zu lassen, schwamm er auf Kosten des Staats wohlgemuth nach den Kolonieen von Vandiemensland oder Neu-Süd-Wäles, besser behandelt, als selbst ein Reisender auf einem Kauffahrer es seyn dürfte. Nach einigem Aufenthalte in der Deportirten-Kolonie erwirkte er, wenn er nur darauf bedacht gewesen, durch eine gute Führung sich auszuzeichnen, daß seine Frau und Kinder — gleichfalls immer auf Kosten des Staats — ihm nachkommen konnten. Ward ihm aber die Sklaverei etwa allzu lästig, so nahm er seine Zuflucht zu einem anderen Auskunfts-Mittel: dann ließ er nämlich seine Frau auf eigene Kosten, d. h. mit dem Gelde, welches seine Diebereien in der Hauptstadt ihm eingebracht, aus England zu sich kommen. Diese nun verlangte und erwirkte auch ohne Schwierigkeit, daß ihr Mann ihr als Diener zugewiesen wurde, was ihn ja doch in der That völlig frei machte. In diesem unnatürlichen Verhältnisse konnte also eine Frau, die ihren eigenen Mann als ihr zugetheilten Arbeiter erhalten hatte, denselben auspeitschen, an die Kette legen oder auf jede andere Art bestrafen lassen. „Vielleicht ist man nun geneigt, zu glauben", sagt Dr. Wilson, „daß ein solcher Sklaverei unterworfener Mann gegen seine Frau nothwendigerweise gut und unterwürfig seyn werde. Keineswegs! Oft hab' ich gesehen, wie ein Mann, dieser seiner Abhängigkeit uneingedenk, seine eheliche Autorität auf eine gar unbarmherzige Art fortwährend ausübte und die Frau Herrin sich ihm mit der größten Demuth unterwarf."

In der letzten Zeit nun hat die Englische Regierung sich genöthigt gesehen, die Lage der Deportirten, die unlängst sogar wichtige Stellen einnahmen, ein großes Ansehen sich beilegten und ganz wie Gentlemen lebten, etwas härter zu gestalten. Jetzt vergißt man nicht mehr, daß der dortige Aufenthalt eine wirkliche Strafe ist, und daß jeder Schuldige dem Zwange zu einer seinem Alter und seiner Individualität angemessenen Handarbeit unterliegt. Ueber die so wichtige Frage jedoch: Ob der Aufenthalt in den Kolonieen die Verbrecher bessere, spricht sich der Doktor gar nicht aus. Eine lange Erfahrung hat ihn bloß davon überzeugt, daß die ungestüme Rohheit und das Laster, wenn auch nicht das Verbrechen, selbst im Schooße der verworfenen Bevölkerung der Australischen Deportirten gebessert werden können.

Auch für die Familien, welche freiwillig auswandern, giebt Dr. Wilson die einsichtsvollsten Rathschläge. Die Auswanderer handeln, wie er versichert, thöricht, wenn sie viele Geräthe und Kleidungsstücke, oder auch wohl die zum Landbau nöthigen Werkzeuge mit sich nehmen; man findet alles dergleichen in Sydney und Hobart-Town eben so wohlfeil, als in England. Eine zahlreiche, an Arbeit gewöhnte und mit einem mäßigen Einkommen ausgestattete Familie kann, so zu sagen, geradezu sicher seyn, indem sie sich in Australien niederläßt, ihre Lage zu verbessern. Der Familien-Vater wird dort nicht nöthig haben, auf seine alten Tage von seinen Kindern sich zu trennen; er wird, wie die Patriarchen der Vorzeit, jene um sich herum ansässig machen können und sie zu behaglichem Befinden und zu Wohlstande gelangen sehen. Auch ist es nicht etwa durchaus erforderlich, daß die Ansiedler gerade im Landbaue geübter seyen, als in irgend einem anderen Gewerbe; Soldaten, Krämer, Gewerbeleute kommen dort eben so wohl fort, als alle Andere. Die Seeleute gehen mit der Zeit sehr gute Kolonisten ab. „Oft hab' ich", sagt Dr. Wilson, „das Loos der Marine-Offiziere auf halbem Solde, die sich in Neu-Holland niedergelassen haben, mit dem Schicksale derer, die in England ein langweiliges Leben hinschleppen, verglichen. Wie oft hab' ich nicht in London einen Freund vom Bord her angetroffen, der, nach langen Kreuz- und Quer-Fahrten, in der Hauptstadt zu guter Letzt sich noch recht herzlich langweilte! In Australien dagegen widmet sich dieselbe Klasse von Offizieren, immer thätig und einträglich beschäftigt, der Verbesserung der Heerden, dem Anbaue der Ländereien. Anstatt, wie jene in London, an den Tisch eines kleinen ökonomischen Speisewirthes sich zu setzen, oder die Zeit im Klub todtzuschlagen, leben diese zu Kolonisten gewordenen Soldaten gut, üben ihre Fähigkeiten, genießen einer wirklichen Existenz und finden, ohne ihre Bedürfnisse auswärts suchen zu müssen, in ihrer eigenen Pachtung genug, um ihren Tisch mit dem Besten, was Fleischbank, Vorraths- und Milch-Kammer nur irgend liefern können, zu decken."

Frankreich.

Die Gliederpuppen der Französischen Gesellschaft.

Es giebt auf der Welt eine Menge bloß leidender Wesen, die bloß da zu seyn scheinen, um sich von geschickten Leuten benutzen zu lassen. Solche Personen, die sich nur durch Andere bewegen, sind die sogenannten Gliederpuppen; sie sind die Drehpunkte, die geheimen oder scheinbaren Agenten in allen Verhältnissen. Nur durch sie macht man in der Gesellschaft Glück. Es gehört viel Takt dazu, um sie von der Menge zu unterscheiden, viel Geschick, um sie bei dem Faden, durch welchen sie sich bewegen, zu erfassen, viel Kunst, um sie zu regieren, ohne daß sie des Anstoßes, den man ihnen giebt, und der Rolle, die man sie spielen läßt, gewahr werden.

Das Eigenthümliche der Gliederpuppe besteht nämlich darin, daß sie ihre Bestimmung durchaus nicht kennt. Die gutmüthige Gliederpuppe gehört zu einer besonderen Abtheilung, die wir Gevattern nennen wollen. Solch ein Gevatter hat eigentlich auch sein Verdienst, aber man kann ihn nicht so leicht und nicht so sicher anwenden; er muß durch sich selbst handeln und bei jeder Gelegenheit Klugheit und Geistesgegenwart entwickeln. In der wirklichen Welt ist es nicht wie im Theater. Die zweiten Rollen sind eben so schwer zu spielen als die ersten, und dann ist ein Gevattersmann selten uneigennützig, er verlangt gewöhnlich eine Erwiederung für seine Gefälligkeit und dient uns heute unter der Bedingung, daß wir ihm morgen dienen werden. Große Männer allein haben diese Gevatterleute ganz unentgeltlich, enthusiastische Gevattern, die bisweilen unschätzbar, oft lächerlich, fast immer gefährlich sind. Ihr Fanatismus bringt sie unaufhörlich auf Abwege, und sie verbrennen ihr Götterbild oft mit dem Räucherfasse. Als leidenschaftliche und aufrichtige Verehrer sind sie schwer zu leiten, und der Gott kann nicht immer das Aufbrausen ihrer Bewunderung und ihre aufgeregte Geschäftigkeit nach Gefallen zurückhalten. Die Fürsten der Dichtkunst besonders besitzen solche enthusiastische Höflinge. Byron zählte deren mehr als jeder Andere, doch wußte er sie sämmtlich durch die Höhe und Kraft seines Charakters zu beherrschen.

Unsere modernen Poeten schreiten im Gefolge dieser unsinnigen Freunde, die alle Tage die Verreden zu ihrer Unsterblichkeit schreiben, stolz und übermüthig einher. Unter diesen Leuten giebt es mehr als einen, der eine gewisse Eitelkeit besitzt. Die Freundschaft eines großen Mannes ist eine Würde, womit sich diese Fanatiker gar zu gern schmücken. Der Abglanz der Gottheit giebt ihnen eine kleine Glorie zweiten Grades, die durch die Zeit nicht verwischt wird. Man hat Visiten-Karten mit den Worten: „T., ein Freund von Victor Hugo", gesehen.

Für Leute, welche ein Geschäft daraus machen, in Gesellschaft geistreich zu erscheinen, sind die Gevattern eben so unumgänglich nöthig, als für Taschenspieler. Wenn man durch sich selbst oder in einem Buche irgend einen Witz gefunden hat und ihn geschickt anwenden will, so bedarf man einer gewandten Mittelsperson, welche die Unterhaltung wendet und auf ein günstiges Terrain führt, auf dem man bei passender Gelegenheit den Witz loslassen kann. Das herausstudirte Wort erhält auf diese Weise den Anschein einer Eingebung des Augenblicks. Herr von Bièvre hatte seine Gevatterleute, und tagtäglich übte man bei ihm mancherlei Gespräche ein, welche Abends in den glänzenden Zirkeln zu den Calembourgs, die er in der Stille seines Kabinets ausdann oder brieflich von bescheidenen und anonymen Verehrern erhielt, Gelegenheit bieten mußten.

Die Charlatane wären nun vollends nichts ohne die Gevattern. Für sie giebt es deren von allen Sorten, von der reichen Schleppe und dem leinenen Kittel bis zum gestickten Kleide der Hofleute. Man bezahlt einen solchen Gevatter oft sehr theuer, das Trinkgeld kann bis zu einer Million steigen. Die Charlatane machen heutzutage große Geschäfte und bedürfen dazu vor Allem der Publizität! Der ungeheuerste Anschlage-Zettel, oder, wie ihn der Französische Witz nennt, affiche-monstre, ersetzt aber keinen lebendigen Prospektus. Ein Ruhmredner hohen Ranges ergreift die Kunden ganz wunderbar. Auch sieht man gar glänzend bezahlte Leute ihre Namen den Umtrieben der Geschäfts-Männer leihen. Aber leihen ist nicht einmal der richtige Ausdruck, verkaufen muß man sagen. Man hat Marquis, Pairs und Generale für alle Zweige der Industrie; man darf nur den Preis darauf setzen, und dieser wird dann bei dem Anlage-Kapital hinlänglich wieder eingebracht. Diese reichen und mächtigen Gevattern sind sehr fruchtbar, sie bemänteln auf eine bewundernswürdige Weise die unsichere Seite der fabelhaftesten Unternehmungen. Auf diese Weise vertraute man einstmals Leuten von Stande die Leitung gewisser Spielhäuser, um den grünen Tisch in Ehren zu erhalten und den Betrogenen, welche ihr Geld unter dem gewappneten Reifen verschwinden sahen, aristokratischen Sand in die Augen zu streuen.

Der größere Werth, den die eigentlichen Gliederpuppen vor den bloßen Gevattern haben, ist ganz unbestreitbar. Der Gevatter ist eine constitutionnelle Gliederpuppe, die ihre Rechte hat, und welche man

nur nach bestimmten Rechten oder, so zu sagen, Charten regiert. Die Gliederpuppe ist ein folgsamer Sklave, der sich selbst vergißt und über den man eine unumschränkte Gewalt übt. In der politischen Welt verachtet man gerade den Gevattersmann nicht, aber mit fast wunderbarem Erfolge bedient man sich nur der Gliederpuppe. Die Kunst, sie auszuwählen, sie abzurichten, sie anhänglich zu machen, sie zu bewegen, ihr eine bestimmte Meinung einzuflößen, ist das ganze Geheimniß der Diplomatie. Die Gliederpuppen finden sich bei den Kongressen in Ueberfluß vor, und bei allen Ministerien giebt es stets einige Excellenzen in der Eigenschaft einer Gliederpuppe.

Die Gelehrten können der Gliederpuppen eben so wenig entbehren, als die Maler, um ihre Leinwand zu drapiren und akademische Akte zu zeichnen. Die Romanschreiber und dramatischen Schriftsteller bedienen sich lebender Musterbilder, um die Personen und Charaktere, welche sie in die Scene bringen, zu schildern. Der Schriftsteller, welcher eine malerische Schilderung entwerfen will, wählt, sobald er den Plan seines Werkes entworfen, seine Gliederpuppen, studirt sie sorgfältig und läßt sie nach dem Willen seiner Einbildungskraft handeln. Dies ist auch die Ursache, warum man oft Schriftsteller in ganz unpassender Gesellschaft findet. Die Frauen sollten vor Allen den plötzlichen Leidenschaften mißtrauen, die sie den jungen Leuten der literarischen Welt einflößen. Es ist möglich, daß nach einigen Wochen der zärtlichsten Aufmerksamkeit der Liebhaber eben so schnell verschwindet, und daß die Schöne an seiner Stelle zwei neu beschnittene Oktavbände oder ein Logen-Billet zu der Aufführung eines Stücks im Théâtre français oder im Gymnase erhält. In dem Roman wird sie sich auf eine treffende Art geschildert finden; ihre Züge, ihre Sprache, sogar ihre geheimsten Gedanken und Selbstgespräche, werden mit einer wunderbaren verrätherischen Treue wiedergegeben seyn, und diese Treue ist die einzige, die ihr zu Theil wird. Auf der Scene wird nur sie es seyn, die, durch Mlle. X. oder Madame Y. dargestellt, die Beifallsbezeugungen der Zuschauer erhält und den Kritiken der Rezensenten preisgegeben wird. Von nun an gehört sie in das Theater-Repertoir und in die Leihbibliotheken.

Es ist wahr, daß die Frauen sich zu rächen wissen, und daß es ihnen auch nicht an Gliederpuppen mangelt. Die Frauen besitzen eine merkwürdige Kunst, sich eine Umgebung von Puppen mit Marionetten zusammenzustellen, mit denen sie sich belustigen und deren sie sich mit allerliebster Leichtigkeit, außererdentlicher Anmuth und bewundernswürdiger Geschicklichkeit bedienen. Die Koketten haben Gliederpuppen, um ihre beglückten Lieblinge zu verbergen, um die Einen an sich zu ziehen und die Anderen zu entfernen. Die erfahrenen Witwen stellen ein ganzes Bataillon Gliederpuppen auf, um sich einen zweiten Gatten zu verschaffen. Eine gescheidte Mutter hält ihrer heirathsfähigen Tochter stets eine schüchterne Gliederpuppe zur Seite, welche dann ungefähr die Stelle eines Lockvogels vertritt.

Unter gewissen Umständen und Verhältnissen kann es nothwendig seyn, Feinde zu haben. Ein bekannter Philosoph hat gesagt, daß nächst einem wahren Freunde nichts zuträglicher ist, als ein wahrer Feind. Die Gliederpuppe, die man sich zum Feind auserwählt, hat den Vortheil, daß sie nicht schadet, da man selbst ihre Schläge leitet und ihre Feindseligkeiten ordnet. So hat man auf der einen Seite nichts zu fürchten und erwirbt sich auf der anderen Seite den Ruhm, sich über den Neid zu erheben und über den Haß zu triumphiren. Man kann sich dabei ohne Bitterkeit des Ausdrucks „Meine Feinde" bedienen, und dies ist manchmal erhabener, schmeichelhafter und glänzender, als das höchste Glück! Man wird sich sehr leicht den Triumph verschaffen können, diese Feinde zum Stillschweigen zu bringen und sie der Verleumdung zu überführen, indem man den Ungrund ihrer Verleumdungen beweist; denn die Gliederpuppen dürfen nur das sagen, was sie sollen. Sie umgehen die verdrießliche Wahrheit und stützen ihren Angriff auf leicht zu widerlegende Lügen. Die Gliederpuppen verleihen so allerhand Berühmtheit, während sie gleichzeitig aus aller Verlegenheit, aus allen Unannehmlichkeiten, aus allen Dornen, womit das Leben ausgestattet ist, erlösen. Wenn man eine hinreichende Menge Gliederpuppen zu seiner Verfügung hat, so läßt man sie manövriren, wie die kleinen Kinder ihre bleiernen Soldaten. Man stellt sie sanft an die bedrohten Stellen, setzt sie allen Zufälligkeiten, allen Glücksfällen aus und bedient sich ihrer als eines Schildes, eines Panzers oder einer Flanell-Jacke, wie es eben die Umstände erfordern; denn eine Gliederpuppe muß nach Willkür ein Strohmann, ein Eisenmann oder auch ein Mann von Baumwolle seyn. Man schleudert sie gegen seine wahren Feinde, leiht sie seinen Freunden, benutzt sie, um das Glück zu versuchen. Gut geleitete und geschickt gehandhabte Gliederpuppen schützen vor jeder Gefahr und machen, daß alle Unternehmungen gelingen; sie machen stark und unverletzlich, sie verdoppeln und verzehnfachen ihren Besitzer, sind seine Stützen und Verbündete. Jener Räuber, der ganz allein die Postwagen anhielt, indem er sechs Strohmänner-Banditen an einer Wendung der Landstraße aufstellte, war ein Genie, das das Gliederpuppen-System auf seine einfachsten und wesentlichsten Bestandtheile zurückgeführt hatte. Mittelst guter Gliederpuppen kann man sich alle Tugenden und Talente verschaffen, kann man sich auf wohlfeile Art großmüthig zeigen, tapfer ohne Schwertstreich seyn und uneigennützig erscheinen, ohne etwas dabei zu verlieren. Man werfe eine Gliederpuppe in den Fluß, ziehe sie wieder aus dem Wasser, und der Montyonsche Preis ist gewonnen. Viele sogenannte Philanthropen haben wahrlich nicht mehr gethan!

Die kleinen Gliederpuppen sind leicht zu finden; mit Geschicklichkeit kann man sie zu großen Zwecken verwenden, aber das Höchste der Kunst ist, große und berühmte Gliederpuppen ins Spiel zu bringen. Man hat kleine Intriguants Fürsten in ihr Gewebe ziehen sehen. Uebrigens hat das Amt einer Gliederpuppe auch seinen Nutzen und führt oft zu dem Genuß einer glücklichen Nichtigkeit. Oft hört man einen Einfaltspinsel sagen: „Ich weiß nicht, wie das zugeht, aber Alles gelingt mir, das Glück kömmt mir entgegen, ohne daß ich es suche; man möchte sagen, daß eine unsichtbare mächtige Hand mich zu Glück und Ehren treibt." Dieser Thor ist eine Gliederpuppe, die ihr Besitzer in die Bahn der Glückseligkeit geschleudert hat und die noch ein Stück von dem goldenen Faden besitzt, welcher sie bewegte.

Aber die Rolle einer Gliederpuppe wird nicht allein den Narren zu Theil; sehr berühmte und geistreiche Leute, sogar Männer von Talent, versehen bisweilen dieses Amt, nur mit dem jedesmaligen Unterschiede, daß die Einfaltspinsel ewig Gliederpuppen bleiben, während geistreiche Leute dies nur in einzelnen Augenblicken, in Stunden der Zerstreuung sind. Und so genommen, giebt es vielleicht keinen einzigen Menschen auf der Welt, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben eine Viertelstunde Gliederpuppe war. Es ist dies eine Pflicht, ein Tribut, welchen man, wie alle Uebrige, der menschlichen Gesellschaft bringt. (Journ. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Englische Universitäten. Ein ausführlicher Artikel im Juli-Hefte der British and Foreign Review beschäftigt sich mit der seit einiger Zeit in Anregung gekommenen Reform der Englischen Universitäten und berührt dabei auch die Deutschen Hochschulen, mit deren innerer Einrichtung der Berichterstatter sehr vertraut scheint. Er sucht besonders der Forderung zu begegnen, daß man die Freiheit der Deutschen Universitäten auch auf den Englischen einführen möge, indem er die Freiheit, seine Studien und Lehrer nach Belieben wählen zu können, mit der sogenannten akademischen Freiheit überhaupt nicht verwechselt wissen will, und wohl die erstere, nicht aber auch die letztere, als nachahmungswerth darstellt. Inzwischen ist er doch auch weit entfernt, die gegenwärtige Disziplin der Englischen Universitäten gut zu heißen. „Auf den Schulen", sagt er, „ist allerdings die Freiheit des Jünglings so viel als möglich zu beschränken; er muß so lange von anderen Händen geleitet werden, bis er im Stande ist, für sich selbst zu handeln, d. h. vernunftgemäß zu wollen. Die Universität jedoch ist der Ort, wo er lernen soll, frei zu seyn, wiewohl er dabei gehorsam bleibt den Gesetzen, welche die Akademie ihren Mitgliedern so lange zur Richtschnur macht, bis sie dahin gelangen, einen Theil jener größern Gesellschaft auszumachen, in der sie nur noch dem Gesetze Gottes und den Staatsgesetzen zu gehorchen haben. Die Mittel, vermöge welcher die Englische Universität dem Studirenden diese Nothwendigkeit einzuprägen sucht, sind Beschränkungen mancher Art. So zwingt sie ihn unter Anderem, einer besonderen Kleidertracht sich zu bedienen, in ein bestimmtes Haus oder Kollegium einzutreten, zu gewissen Stunden an festgesetzten Orten zu erscheinen und viele ähnliche Reglements zu befolgen, deren Zweck ist, ihn an die Subordination zu erinnern, der er sich aus freien Stücken unterworfen hat. Es scheint uns jedoch, daß sowohl die Universität als die Kollegien nicht das nöthige Material besitzen, um den Zweck zu erreichen, den sie dabei im Auge haben. Das ganze System, wie es jetzt besteht, ist entweder nicht ausreichend und wird daher, weil es ihm an Würde und Autorität fehlt, verspottet, oder es ist lästig, die kleinlichsten Details umfassend und daher im höchsten Grade verhaßt. Unsere Universität sieht vor Allem auf die Polizei-Ordnung der Stadt; sie verhindert jede notorische und öffentliche Unordnung, und ihr Gericht mit seinen Strafen ist lediglich das Mittel, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Andererseits aber herrscht in den meisten Kollegien*) ein läppisches und überaus vexatorisches System der Einmischung in die kleinsten Dinge, wodurch oft untergeordneten Geistern eine launenvolle Willkür gestattet ist und in den meisten Fällen eine Opposition erregt wird, die nicht sowohl Achtung, wie es der Fall seyn sollte, als Widerwillen gegen die bestehende Ordnung einflößt. Junge Leute auf der Universität wollen nicht wie Kinder behandelt seyn. Inzwischen ist in dieser Beziehung, mit Ausnahme etwa zweier Kollegien, Cambridge weit über Oxford zu stellen. Auch wollen wir darum noch gar nicht für das Deutsche System uns erklären, wonach den Studirenden oft eine viel größere Freiheit gestattet ist, als allen anderen selbstständigen Leuten. Unserer Ansicht nach, bedarf die Universität eigener Gesetze und Beschränkungen, die gleichsam eine Zugabe und eine Vorbereitung zu den allgemeinen Gesetzen seyn sollen. Statt dessen haben die Deutschen Universitäten noch besondere Privilegien, die außerhalb der bürgerlichen Ordnung liegen und uns in einer Zeit, wo es keine Zünfte, Gilden und Corporationen mehr giebt, mit denen sie allerdings an ihrem Platze gewesen seyn mögen, als etwas ganz Anomales erscheinen. Der einzige wirkliche Vortheil, den der Deutsche Student vor unserem Englischen hat, ist, daß er seinen Professor sich wählen kann, wo es ihm gefällt. Er ist nicht gezwungen, den Einen mehr als den Anderen zu hören, wiewohl er Einen oder den Anderen gehört haben muß. Er kann die Rechte in Heidelberg bei Thibaut studirt haben, kann von da nach Berlin zu Savigny und Eichhorn gehen und sich von hier wieder nach Göttingen zu Mühlenbruch und Albrecht wenden. Die mit dieser Freiheit verbundenen Vortheile gehen uns alle verloren. Wir gehören einem besonderen „Kollegium", einer besonderen „Seite", einem besonderen „Jahre" an und müssen daher die von dem „Kollegium" für diese „Seite" und dieses „Jahr" angesetzten Vorlesungen hören — wir mögen nun wollen oder nicht."

*) Kollegien im Gegensatze zur Universität sind in England eben sowohl als Theile des Ganzen, wie als besondere Einheiten oder Gebäude zu betrachten, wo die verschiedenen Studirenden nach ihren Altersgraden u. s. w. untergebracht sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Mittwoch den 26. Juli 1837.

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.*)

Diejenigen, welche sich immer nur an die Oberfläche halten und nicht weiter einzudringen verstehen, sehen wohl in der Literatur eine ganz angenehme Erholung, einen anständigen Schmuck, oft eine Entschuldigung für den Müssiggang, bisweilen sogar ein Schmarotzer-Handwerk; und so heißt denn freilich Literat meistens nur: ein Mann, der sich mit allerhand ganz werthlosen Arbeiten abgiebt, ein dünkelhafter Prahler mit schönen Worten und frivolen Kenntnissen, ein eifriger Gast an fetten Tafeln. So nennt man ja auch einen Philosophen Jeden, der sich absonderlich und bizarr zeigt, in Allem verschieden von den Anderen: als Verächter der Freuden des Lebens und der geselligen Gebräuche, mehr aber in der Absicht, Aufsehen zu erregen, als aus Liebe zur Tugend. Beides indessen sind Täuschungen, die mehr in dem Schicksale der Wörter, als in dem Wesen der Dinge selber ihren Grund haben. Wer sich verständig von dem Haufen abzusondern weiß, der achtet in der Literatur die Kunst des Schönen und erkennt, daß, so wie die sinnlichen Fähigkeiten des Menschen in dem Schönen Sporn und Zügel finden, auf die Sittlichkeit des Menschen die Literatur einen so mächtigen Einfluß übt, daß man sie für eine starke Besatzung, für eine Obrigkeit von erhabener Würde und Wirksamkeit, ja, wir dürften sogar sagen, für ein hohes Priesterthum, das die Gemüther zu dem Glauben der reinsten und größten Art führt, achten kann. Ist nun aber die Würde und Macht der Wissenschaft eine solche, so kann es auch nimmermehr weder verlorene, noch unzeitige Mühe seyn, zu untersuchen: Was in unserem, durch Verschiedenheit der Meinungen und des Willens so hervorstechenden Zeitalter ihre Pflicht seyn müsse, oder: nach welchen Zwecken sie vorzugsweise zu streben habe.

Unserem Zeitalter ist ein anderes vorausgegangen, dessen kühne Gedanken, glühende Phantasieen, gränzenlose und gehaltlose Unternehmungen, maßloses Ungemach, Thränen- und Blutvergießen Niemanden unbekannt. Leute, in langem Zeitverlaufe unthätig geworden, in Trägheit und Ueberdruß versunken, athmeten nur nach Neuerungen und lechzten nach einer Aufregung. Schwere Bedrängnisse und wesentliche Unordnungen verstärkten jenen Antrieb; noch mehr aber kräftigte ihn das natürliche Fortschreiten der Zeit, das den Alten das Alte lieb, den heranwachsenden Geschlechtern dagegen das Neue theuer und wünschenswerth macht. So bereiteten sich die künftigen Begebenheiten in der Stille vor; öffentlich aber riefen die Philosophen sie hervor durch ihre Systeme, die Literaten durch ihre Declamationen, Vorwürfe, Angriffe, Scherze und durch Ironie, ja selbst die Politiker und Oekonomen durch ihre Irrthümer. Und auch die Gelegenheit zum Durchbruche blieb nicht aus; und die Völker brachen aus in Zorn, Tumult, Parteiungen, Kriege, mehr als Bürger-, Brüder-Kriege, häusliche und Glaubens-Kriege, gräßlich über alle Maßen. Die über jene Ruhe, welche ihnen so wenig zugesagt hatte, ungeduldig gewordenen, von der Wuth, empfinden zu wollen, gequälten, jeder Mäßigung ungewohnten und unfähigen Gemüther meinten, nur zwischen Metzeleien und Zerstörung alles Verehrungswürdigsten und Heiligsten Empfindungen, die zu ihrer Befriedigung geeignet wären, zu finden: ein moralisches Phänomen, das die Philosophie vielleicht nicht vorhergesehen, das sich aber faktisch erwiesen. So folgten denn der Aufregung die Trunkenheit, die Niederlagen der Uneinigkeit, der Monarchie die Anarchie, der Anarchie die Republik, der Republik die Despotie. Alles war Extrem: der Scharfsinn in der Kraft, das Glück in der Uebermacht, der Schmerz in der Wildheit. Auf diese Weise verzehrte die Revolution sich selber; denn die Extreme dauern nicht; und eben aus der Schwere des Uebels und aus dem allgemeinen Umsturze erhob sich eine entgegengesetzte Kraft, die in dem Kreislaufe von wenigen Jahren Alles zur früheren Ordnung zurückführte.

Doch die den Geistern mitgetheilte Bewegung war in hohem Grade heftig gewesen; und konnte sie sich auch, durch eine positive Kraft gezügelt, weder in Thaten, noch in Begebenheiten ferner offenbaren, so zögerte sie deshalb doch keinesweges, einen Ausgang zu suchen, noch sich in der Nachahmung an den Tag zu legen, die ja, nächst der Handlung selbst, die zweite Art ist, in welcher der Mensch das, was er denkt und will, kundgiebt. Wer nun aber aufmerksam nachdenken will, der wird finden, daß diese Symptome, welche die Uebel und Wechselfälle des verflossenen Zeitalters charakterisirten, in dem gegenwärtigen sich wiederholen, und zwar gleichfalls in der Nachahmung, oder in den Wissenschaften und Künsten: Ein anderes moralisches Phänomen von großer Wichtigkeit, dessen genaue Beachtung, unserer Meinung nach, gar viele nützliche Aufklärungen und viele heilsame Lehren an die Hand geben kann.

Man begann mit einer ganz unmäßigen Liebe zu allem Neuen, welche schon die Hauptursache der früheren Umwälzungen gewesen war. Die eigenthümlichen Formen unserer Literatur wurden für veraltet, schimmelig und wegen zu hohen Alters abgenutzt erklärt; und die glänzendste derselben, die Mythologie, der die Griechischen Erfinder und so viele berühmte Italiäner ersten und zweiten Ranges sich bedienten, um ihre erhabenen Gedanken auszudrücken, wurde für ein heidnisches Ueberbleibsel, für ein Kinderspielwerk, für eine Erfindung, unwürdig der modernen Civilisation und im Mißklange mit den Fortschritten unserer Zeit, angesehen. Doch ist es hier nicht unsere Absicht, uns zu einer Prüfung dieser so heftig geführten Streitigkeit zu rüsten, und um so weniger, da sie schon von Anderen wiederholt behandelt worden ist. Aber wenn heutzutage die ganze Mythologie auf eine einfache poetische Redensart sich beschränkt, wenn die Poeten noch, um Feuer, Krieg, Weisheit oder Vergnügen zu bezeichnen, Vulkan, Mars, Minerva, Venus sagen, scheint es wirklich weder der Mühe werth, so viel Lärm darum zu erheben, noch diese armen Wörter, die doch von so edlem und berühmtem Ursprunge herstammen, dermaßen zu bekriegen. — Nachdem nun der Olymp auf diese Weise verheert oder vielmehr zerstört worden, wollte man auch jene Großen, welche als Autoritäten und Muster unsere Wissenschaften beherrschten und, weil sie einen auserwählten Theil und eine ganz eigentlich gewählte Klasse bildeten, vorzugsweise die Klassiker genannt wurden, von ihren Thronsitzen vertreiben. Deshalb wurde von den Neuerern versichert: die starken und freien Geister sollten niemals den Spuren Anderer folgen, und die Nachahmung der antiken Muster wäre niedrige Knechtschaft oder blinder Aberglaube. Hierzu fügten sie aber nicht den Grund: weil es ja nicht darum zu thun ist, die klassischen Autoren nachzuahmen, sondern vielmehr darum, von diesen die Nachbildung des Schönen zu erlernen. Immer aber waren die Schöpfung und vorzüglich der Mensch, oder die Natur und die Moral der Typus jeder Nachahmung; doch um die schöne Natur zu finden und eine rechte Nachahmung derselben zu Stande zu bringen, bedarf es der Führer und Beispiele, Rathschläge und Regeln. Und so lange die Sonne die Himmelsbahn hinauf- und herabsteigen wird, wird immer das Beispiel der Ahnen die Lehre für die Enkel seyn, werden die Unwissenden immer von den Weisen lernen müssen.

Da also den klassischen Meistern die ihnen so viele Jahrhunderte hindurch erwiesene Verehrung großentheils genommen war, so waren auch die Regeln, welche dieselben in ihren Werken und Lehren aufgestellt, unwirksam und unnütz, oder wenigstens unzeitig geworden. Außer der an sich schon so mächtigen Neigung zu dem Neuen, trieb aber auch noch jene Freiheitsliebe, welche die Gemüther in der vorangegangenen Zeit aufgeregt und entzündet hatte, dann aber, in der Politik zurückgedrängt, in die Literatur übergegangen war, zu ihrer Abschaffung. Demnach gab man vor: diese Regeln wären ein übler Nachgeschmack der Schulen und nur Hindernisse für die Anlagen; die Poesie wäre eine freiwillige und freie Schöpfung; schlecht paßten sich zu den alten Normen die neuen Gebräuche, Einrichtungen und Bedürfnisse; der Kampfplan stände offen und frei, und Jeder könne sich nun nach seiner Weise auf demselben auszeichnen.

Dergestalt wurde es den jungen Köpfen bequem gemacht, die Prinzipien anzunehmen und die Methoden zu befolgen, die ihnen eben am besten gefielen. Nun nahmen sie gar keine Rücksicht mehr, und Einige richteten sich nach gar ungewöhnlichen Zielen, auf noch viel ungewöhnlicheren Wegen; Andere schweiften auf verworrenen und gewundenen Pfaden, ohne nur zu wissen, wohin sie gingen; noch Andere liefen, wie Homer's Achill, leeren Gespenstern nach, von denen sie in die Irre und auf Abwege gezogen wurden. Hieraus entstand eine Zerbröckelung von Ideen, eine Kleinigkeits-Krämerei von Theorieen, ein Geschwirr von geckenhaften und ärgerlichen Stimmen, so daß dem Ueberdrusse an den Regeln alle Gefahren der zügellosen Ungebundenheit folgten. „Nun wird die individuelle Ansicht zum Grade der universellen Vernunft erhoben; und es bildet sich eine dogmatische Philosophie, deren Proselyten sich wenig anders, denn als inspirirt, sich zu Herren des Universums zu machen, erheben und, werden sie gehört, erklären: die Zeiten seyen noch

*) Eine von der Redaction des in Neapel erscheinenden Progresso mit dem Preis gekrönte Abhandlung von Girolamo Venanzio. — Es wird Deutschen Lesern gewiß interessant seyn, auch den eigenthümlichen Standpunkt kennen zu lernen, von welchem der Neapolitaner die Literatur unserer Zeit beurtheilt.

um anderthalb Jahrhunderte hinter ihren Ideen zurück. Die Jungen und Einige, die bestimmt scheinen, immer zu den Jungen zu gehören, umfassen dieses System mit Freuden, angelockt durch so viele schöne Augenfälligkeiten, vor Allem aber durch die Wahrnehmung, wie dieses seine Anhänger von der schwersten aller Operationen des menschlichen Verstandes befreit; wir meinen: von dem auf die Erfahrung, auf die Regeln der Logik gegründeten, durch klare und unerschütterte Argumente erwiesenen und mit praktischer Weltkenntniß zu einer nützlichen Anwendung gebrachten Vernunftschlusse. Mit vielen pomphaften Wörtern wird eine Lehre voll Dunstes bemäntelt und beschirmt, der man nicht widersprechen darf, ohne Gefahr zu laufen, für etwas noch weit Schlimmeres, als blödsinnig, ausgeschrieen zu werden." — So lesen wir in einem kürzlich erschienenen Werke, dessen Autoren gemiß Niemand der neuen Schule abhold und der alten ergeben nennen dürfte.

War man also doch von dem Alterthume abgefallen und hatte man jenen hohen Thron der Ideale verlassen, so mußte man sich nothwendig an die Wirklichkeit und an das Leben der Gegenwart halten. Daher wurde als Fundamental-Kanon der neuen Literatur aufgestellt: daß die Poesie den Zeiten entsprechen müsse. Das Leben jedoch erschien, entweder vermöge der Erinnerung an die erduldeten Leiden, oder vermöge der zerrütteten Besitzthümer, vermöge der getäuschten Hoffnungen, oder der Heftigkeit der Feindschaften, die niemals verlöschen, oder vermöge der Hartnäckigkeit einiger Meinungen, die weder den mächtigsten Thatsachen, noch den einleuchtendsten Darstellungen weichen, sehr traurig, trostlos, wüst; und so athmete denn auch die Literatur, die dies ja eben darstellen sollte, von allen Seiten nur Trübsinn und Jammer; die Poesie aber kleidete sich in schwarze Bilder und gestaltete sich zu gallsüchtigen Leidenschaften. So ward zu einem willkommenen und vielgesuchten Stoffe der neuen Dichtungen alles Verwerfenste und Elendeste, was nur irgend im Menschen sich findet, alles Traurigste aus den von der Geschichte überlieferten Begebenheiten, alles Erschütterndste der Natur-Katastrophen. Da erschien das Mittelalter als einer der reichhaltigsten Schachte für die Italiänische Poesie. Aber nicht etwa das Verlangen, nationale und unserem Zeitalter nicht allzuferngerückte Gegenstände zu behandeln, nicht eine gerechte Bewunderung für jene Thaten des Mittelalters, die vielmehr Wunder, als Proben von Tapferkeit und Tugend waren, bewirkten es, daß man sich in jener Zeit einem so emsigen und leidenschaftlichen Streben ergab, sondern nur das Bedürfniß, der Stimmung des Jahrhunderts zu folgen und schmerzhafte Auftritte vor nicht heiteren Zuschauern darzustellen, war die Ursache davon. So wie denn in dem beschriebenen Zeitraume der Wirklichkeit und des Lebens der Gegenwart die Phantasieen ein kleines oder gar kein Feld für sich fanden, so war vor ihnen die Zukunft eröffnet; und es schatteten sich vor denselben die Schätze jenes anderen Lebens, welches die Religion mit so vielen Geheimnissen und Hoffnungen erfüllt, ab, und zwar um so mehr, als durch langes Nachsinnen über das Elend und Unglück und über die Schuld der Menschen ganz natürlich ein Gedanke erwächst, der den Weg zu einem besseren Vaterlande zeigt und mit den Eingebungen des Glaubens in wunderbarem Einklange steht. Und dies läßt sich auch ganz gut mit unseren politischen Zuständen vereinigen, vermittelst deren, durch Erleichterung des Verkehrs zwischen dem Diesseit und dem Jenseit der Alpen wohnenden Nationen, auch wir mit der nordischen Poesie bekannt und vertraut wurden, die ja, sowohl vermöge der physischen Verhältnisse ihrer Heimath, als auch vermöge der natürlichen Anlagen jener zu sublimen Betrachtungen und zu den erhabensten Gedanken ganz besonders geneigten Völker, Trost und Begeisterung aus der Bestimmung des Menschen für unsterbliche Tage, die jenseit des Grabes beginnen, zieht. Daher ist denn, der neuen Schule zufolge, das Leben eine Pilgrimschaft, die der Mensch zwischen harten Leiden und seufzend nach dem Ziele, dem Himmel, vollbringt; und deshalb finden sich auch in unserer gegenwärtigen Literatur auf der einen Seite Erwartung, Bangigkeit, Zweifel, Zittern, aeetisches Kauderwälsch, Mysticismus und auf der anderen Leiden, Angst, Kriminal-Geschichten, schauderbare und gräßliche Schauspiele, Thränen und Schaam; im Hintergrunde aber Gott, die Vollendung der Schicksale der Geschöpfe, die heilige und gute Lebens-Erkenntniß, das Ende des Kampfes, die Lösung des großen Räthsels.

Auf solchen Wegen und also fortschreitend bewerkstelligte sich in der Literatur die Veränderung, die von Einigen bewundert, von Anderen beklagt wird. Wir aber glauben, daß weder die hochtrabenden Lobsprüche, noch die bitteren Klagen, die man hierüber hört, überhaupt wahrheits- oder vernunftgemäß seyen. Denn einerseits ist ohne Zweifel viel Licht verbreitet, viel Rost abgewischt und eine große Masse frivoler Ideen und trügerischer Vorurtheile gehoben worden; und unsere Literatur hat sich wieder gestärkt, erfrischt, von neuem mit jungem Laubwerke geschmückt; und wir können nun aus dem Reichthume der fremden Literaturen Nutzen ziehen, nachdem wir die sinnlose Gewohnheit, welche uns mit den einheimischen Erzeugnissen zufrieden und gegen alles Uebrige gleichgültig oder geringschätzig seyn ließ, überwunden haben. In dieser neuen Schule legte dann auch der Italiänische Geist die schönsten Proben ab und zeigte den Ungläubigen und Spöttern, daß er für keine Aufgabe zu schwach, und daß, um sich auszuzeichnen, ihm wohl die Gelegenheit, niemals aber die Kraft fehlen kann. Und auf den erst kürzlich eröffneten Kampfplatz sind Kämpen herabgestiegen, deren Namen und Lobes-Erhebungen schon jetzt einen glänzenden Zuwachs für den National-Ruhm abgeben; werden ihre Anstrengungen doch auch gar wunderbar von unserer Sprache unterstützt, die ja, nicht minder schmiegsam, als reich, eben sowohl für die klassische Strenge, als für die romantische Darstellung geeignet ist. Die Sache der Moral und der Humanität wird mit ernstem Eifer und mit inniger Ueberzeugung behandelt, wenn auch zuweilen die Wirkung verschieden von der Absicht ausfällt; denn, ob jene auch gefährlich sey, ist diese doch die redlichste; und ist das Ziel nur lobenswerth, so können ja die Mittel, sollten sie, um es vollständig zu erreichen, nicht geeignet seyn, vertauscht oder verbessert werden. Vor Allem aber drang man weit in die verborgensten Tiefen der Seele ein: die innersten Geheimnisse des Gedankens, die versteckteften Empfindungen des Herzens deckte man auf; und so machte die Poesie, indem sie zur lichtvollen Offenbarung der moralischen Natur der Menschen wurde, einen wirklichen und heilsamen Fortschritt. — Andererseits jedoch kann man auch nicht verhehlen, daß bei allen diesen Vortheilen immer noch ein festes und wohlgeordnetes System fehlt, und daß unsere Literatur noch immer in einem Zustande von Unsicherheit und Bewegung, dessen Ende nun doch wohl an der Zeit wäre, sich befindet. Mit Zorn, Lärm und Ungestüm nahm man für die beiden neuen Schulen Partei, anstatt mit jener geziemenden Ruhe, die zu den Kämpfen eines solchen Krieges so ausschließlich gut paßt. Anstatt darauf sich zu beschränken, aus den fremden Literaturen Nutzen zu ziehen, was verständig wäre, will man sie nun ganz und gar in unser Land herübertragen, was thöricht ist; weil ja die physischen und moralischen Umstände, die ihnen im Auslande Charakter und Nahrung geben, sich nicht zugleich mit herübertragen lassen. Daher kommt es, daß unsere Künste und Wissenschaften jetzt nur allzuhäufig zu Gegenständen ihrer Nachahmungen grauenerregende Verschuldungen, unerhörte Lüste, gräßliche Unglücksfälle nehmen, die wohl guten Stoff für das Nachdenken, aber grundschlechten für das Gefühl bieten. Und dies thut man ohne alle Beachtung der natürlichen Neigungen der Völker, vermöge deren die nördlichen gerade gestimmt sind, über das nachzudenken, was die südlichen nur zu leicht allen Eindrücken preisgiebt; indem in diesen gerade das Gefühl rasch erwacht und reißend sich entwickelt und immer die Eigenschaft des Gegenstandes, der es eben in Aufregung gebracht, annimmt. Um nun diese Irrthümer zu rechtfertigen, füllen sich die Schulen mit transcendentalen Doktrinen, erhabenen Theorieen, verschrobenen und dunkeln Phrasen, so daß ihre metaphysische Sprache einigermaßen ähnlich wird dem Geschwätze der Griechischen Sophisten, die Sokrates so lächerlich machte und verachtete, weil sie in verfänglichen Syllogismen sprachen und der reinen und aufrichtigen Vernunft erklügelte Spitzfindigkeiten und Wortaufwand unterzuschieben pflegten. Bei diesem Stande der Sachen ist es wohl klar, daß der Literatur noch gar schwere Pflichten zu erfüllen übrig bleiben; und diese, unserem Vorsatze gemäß, so weit die Schwäche unseres Vermögens es gestatten wird, anzudeuten, wollen wir nun versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

China.

Zur Geschichte des Buddhismus.

(Schluß.)

Ein drittes Mal verwandelte sich der Gott in einen Leichnam, den man aus der Stadt trug. Der Prinz fragte: „Was ist das?" Man antwortete: „Es ist ein Todter." Auf die fernere Frage, was man unter einem Todten verstehe, machten die Diener dem Fürsten eine grausenerregende Beschreibung von den physischen Folgen des Todes. Der Prinz seufzte tief, rezitirte ein paar Trauer-Verse und kehrte so niedergeschlagen in seinen Palast zurück, daß er keinen Bissen Speise zu sich nehmen konnte.

Endlich erscheint ihm derselbe Gott in Gestalt eines frommen Anachoreten und offenbart dem Prinzen die wahre Lehre, durch die man über alle irdische Leiden und alle Wechsel des Daseyns sich erheben kann, indem man die Begierden unterdrückt und durch vollkommene Seelenruhe zur Herzens-Reinheit gelangt. Wenn ein Mensch diesen Grad von Selbstverleugnung erreicht hat, so macht kein Ton, keine Farbe mehr Eindruck auf ihn; keine Würde erregt seinen Ehrgeiz; er ist frei von Qual und Schmerz und findet sein Heil in der Vernichtung.

Im Verlauf der Legende bedient sich der Gott eines anderen Mittels, um Buddha über das Elend aller Kreaturen zu belehren. Der Prinz sah den Arbeiten der Landleute zu; indem diese die Erde aufwühlten, kamen Würmer hervor.... Ein herbeifliegender Rabe schickte sich an, die Würmer zu verzehren, als eine Schlange hervorkroch und den Raben verschlang. Ein Storch, der die Schlange würgen wollte, wurde die Beute eines Falken, und kurz darauf würgte den letzteren ein Geier. — Buddha ward von Mitleid ergriffen, als er sah, daß alle lebende Wesen einander nachjagen und verzehren, und diese Regung des Mitleids führte ihn zum ersten Grade der Beschauung.

Aus Besorgniß, der Königssohn möchte noch ferner Bedenken tragen, von der Welt sich loszureißen, schicken die Götter endlich noch den Geist des Ueberdrusses in seinen Palast. Bei nächtlicher Weile wurden alle Theile des Palastes in Gräber und alle Frauen des Harems in moderude Leichen verwandelt, an deren Fleische die Raubvögel sich letzten. Als der Prinz diese entsetzliche Metamorphose sah, als er sah, daß alles Irdische nur ein Traum, eine Täuschung sey, und daß nur ein Unsinniger für die Eitelkeiten dieser Welt sich interessiren könne — da ließ er sein Pferd satteln und ging, um in einsamer Betrachtung über die Qualen des materiellen Daseyns sich zu erheben.

Die Umstände der Bekehrung Buddha's sind derjenige Theil der Legende, welcher die Lehre seines Helden am besten charakterisirt. Es giebt aber noch viele andere interessante Erzählungen, die zum Theil dem Texte des Fo-kue-ki einverleibt und anderen Theils in den Anmerkungen Abel Remusat's mitgetheilt sind. Dahin gehört Buddha's wunderbare Geburt aus dem reinen Leibe einer Jungfrau, ein Ereignis, das alle Wesen feierten; dahin gehören ferner die mannigfachen Versuchungen zum Bösen, denen er ausgesetzt war. So bemühte sich ein Höllengeist, dem unzählige Dämonen von niederem Range zu Gebote standen, ihn mit seinen Blendwerken zu schrecken. „Diese Teufel", sagt Fa-hian, „erschienen ihm in der Gestalt von Löwen, Bären, Rhinozerossen, Tigern, Elephanten, Ochsen, Pferden, Hunden, Schweinen und Affen; andere hatten Thierköpfe auf Menschenkörpern, und noch

andere trugen Berge auf dem Rücken und spieen Feuer." Wer denkt hier nicht an die Anfechtungen des heiligen Antonius?

Endlich ist Buddha's Tod, d. h. seine Auflösung in die unendliche Leerheit, ein Umstand, den die Legende mit allem Zauber der Poesie ausgeschmückt hat. Selbst die schönen Künste haben sich an diesen Gegenstand gewagt; so giebt uns Herr von Siebold in seinem großen Werke über Japan die Kopie eines Japanischen Gemäldes, das Buddha's Tod darstellt. Man staunt über den großartigen Ausdruck der Trauer in diesem ganzen Gemälde, wo die Götter, die Menschen und alle übrige beseelte Geschöpfe den Leichnam des Welt-Erlösers klagend umgeben.

Alle Länder, wo der Buddhismus Wurzel geschlagen, haben sichtbare Spuren von der einstmaligen Anwesenheit des göttlichen Stifters und von den Wundern, die er gewirkt, aufzuweisen. An einer Menge von Orten zeigt man Spuren der Füße Buddha's im Boden. Die berühmteste Fußstapfe dieser Art befindet sich auf der Insel Ceilon; diese wird aber von Christen und Muselmännern dem Adam vindizirt.

Viele der auf Buddha und seine heiligsten Schüler sich beziehenden Lokal-Traditionen sind ausnehmend kindisch; es giebt aber auch rührende Sagen dieser Art, welche das Gefühl des aufopfernden Erbarmens, den schönsten Zug in Buddha's Charakter, wie ihn die Legende giebt, recht naiv und anmuthig ausdrücken.

So zeigte man unserem Pilger einen Ort, wo Buddha, als er einst vor seinen Feinden floh, einen armen Brahmanen fand, der ihn um ein Almosen ansprach. Da der fromme Büßer in jenem Augenblicke selbst ganz ohne Mittel war, so ließ er sich binden und dem Könige, seinem Feinde, ausliefern, damit das Geld, welches die Ueberbringer zum Lohne empfingen, als Almosen dienen könnte. Diese Handlung wurde dadurch noch verdienstlicher, daß der Bettler, für welchen Buddha sich hingeopfert, ein Brahmane war und also zu einer feindseligen Sekte gehörte. Eine Menge anderer Handlungen des frommen Büßers, die er in verschiedenen Existenzen vollbracht, beweisen, oft in sehr bizarrer Form, seine universelle Hingebung, seine unversiegbare Liebe zu allen Kreaturen. Er opfert Glieder seines Körpers, um Bedrängte zu retten, und einmal läßt er sich gar freiwillig von einer Tigerkatze, die dem Hungertode nahe war, auffressen.*)

Die Geschichte des Geldenen Topfes Buddha's, den arme Leute mit wenigen Blumen füllen können, während es dem Reichen nicht gelingt, wenn er euch Millionen Blumen hineinwirft — diese hübsche Sage ist fast eben so rührend, wie die alte Französische Legende vom Barizel, jenem wunderbaren Gefäße, das alle Flüsse, alle Quellen, alle Meere nicht zu füllen vermochten, das aber von Einer Thräne der Reue'schen überfloß.

Die Buddhistische Moral athmet überhaupt eine Sanftmuth und zarte Schonung, die sich auf Menschen und Thiere erstreckt. Durch den Einfluß dieses Systems wurde zu Attila's Zeit in dem Lande, wo jetzt die rohen Afganen hausen, die Todesstrafe abgeschafft. Gottesurtheile waren gebräuchlich, aber in sehr milder Form: die Parteien brauchten nicht glühendes Eisen anzufassen oder durch Feuer zu gehen, wie im alten Indien und Europa. Wenn zwei Personen einen Streit hatten, so nahmen sie Beide eine gewisse Arznei; der Schuldige bekam dann unfehlbar heftige Leibschmerzen.

Ein barbarischer König hatte in seinen Staaten eine Hölle einführen wollen; aber ein Buddhistischer Bettelmönch bekehrte ihn; er wurde Buddha's Anhänger und gab seine Hölle wieder auf. Wunderliche Inkonsequenz des Geistes der Nächstenliebe! Das Buddhathum selbst hat nicht eine, sondern zwei Höllen, und in jeder von beiden sechzehn Grade der Pein, welche die Seelen der Verdammten alle durchlaufen müssen. Uebrigens ist dieses nachweltliche Justitut weit eher ein schreckliches Fegefeuer, als eine Hölle zu nennen; die Lehre von der Seelenwanderung hat den Buddhismus wenigstens vor dem Dogma der ewigen Verdammniß bewahrt.

Wenn es noch überhaupt nothwendig wäre, den wohlthätigen Einfluß des Buddhathums auf die Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen zu beweisen, so brauchten wir nur eine Stelle des Fo-kue-ki anzuführen, wo von wirklichen öffentlichen Hospitälern in der Buddhistischen Stadt Magadha die Rede ist. „In diesen Häusern", sagt Fa-hian, „versorgt man die Armen, die Waisen und die Krüppel mit Allem, was sie bedürfen; auch die Kranken werden unentgeltlich behandelt und verpflegt."

Die Orden der Bettelmönche gehören nicht bloß unserem Europa an. Schon mehr als tausend Jahre vor dem heiligen Franziskus von Assisi hatte der Buddhismus seine frommen Bettler, die wiederum in dem Schoße des alten Brahmanen-Glaubens ihre Vorgänger gehabt hatten. Es giebt unter den Buddhisten auch Bettel-Nonnen. Den frommen Bettlern beider Geschlechter ist eine sehr strenge Keuschheit zur Pflicht gemacht.

Die Klöster der Buddhisten haben in vielen Beziehungen mit den katholischen Instituten dieser Art merkwürdige Aehnlichkeit. Diese ist sogar in geringfügigen und zufälligen Dingen wahrzunehmen. Man weiß, daß die Mönche im Mittelalter vermittelst einer Zeichensprache, wie sie unter Taubstummen Sitte, mit einander verkehrten; die Buddhistischen Mönche, deren Bekanntschaft Fa-hian machte, hatten gleichfalls diese Sitte unter sich eingeführt. „Wenn sie im Speise-Zimmer beisammensitzen, beobachten sie ein feierliches Schweigen; sie bemühen sich, mit ihren Becken und anderen Gefäßen kein Geräusch zu machen, und will Einer dem Anderen Etwas mittheilen, so giebt er ihm nur einen Wink mit dem Finger."

In dem Lande Kie-dscha beweist, unserem Reisenden zufolge, die Natur den Mönchen so große Aufmerksamkeit, daß die Witterung nicht eher sich ändert und kälter wird, bis sie ihre Vorräthe eingesammelt haben. Der König des Landes ist aber so klug, diese Vorräthe nicht verabfolgen zu lassen, bevor alle Getraide-Arten reif sind.

Anderweitig sagt Fa-hian, indem er von den Buddhistischen Königen Indiens spricht: „Wenn ein König einem Priester begegnet, so entblößt er das Haupt; er reicht ihm die Nahrungsmittel eigenhändig und setzt sich dann auf einem am Boden ausgebreiteten Teppich (nicht auf einem Stuhle) nieder.... Die Könige, die Großen, die Familien-Häupter haben für die Geistlichen Kapellen errichtet; sie haben ihnen Felder und Häuser, Gärten und Meiereien geschenkt. Die Schenkungs-Akte ist auf Eisen eingegraben, und kein Nachfolger würde sich erdreisten, Etwas daran zu ändern."

Wären diese Zeilen nicht wörtlich aus dem Chinesischen übersetzt, so glaubte man, einen Chronikenschreiber des Mittelalters zu hören, der die fromme Demuth rechtgläubiger Fürsten und ihre religiöse Freigebigkeit rühmt.

Ein großer Theil des Buddhistischen Ritus erinnert lebhaft an die Gebräuche der Römischen Kirche. Alle Buddha-Priester haben Rosenkränze; Tag und Nacht werden Glocken geläutet. Jedes Kloster bewahrt Reliquien von Buddha, als da sind: seine Zähne, einige Knochen aus seinem Schädel, ein Stück seiner Kleidung u. s. w. Ganz eigenthümlich aber ist dieser Sekte der Gebrauch sogenannter Gebet-Räder, einer kleinen Art von Rädern oder Cylindern, auf die man Stücke Papier klebt, welche mit Gebeten beschrieben sind. Statt nun die Gebete herzusagen, dreht man das Rad einige Mal um, so oft man Beruf dazu fühlt. In anderen Gegenden — was aber Fa-hian nicht erzählt — hat man diese Operation noch mehr vereinfacht; da drehen sich nämlich die Gebet-Räder durch Einwirkung des Windes oder eines Gewichtes von selbst um. Schade, daß man dort noch keine Dampfmaschinen zu kennen scheint!

Der Buddhismus gehört unstreitig zu den großen Religionen, die einen mächtigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft gehabt. Es fehlt ihm nichts, was die Wißbegier anregen kann, die am Studium der großen und verwickelten Phänomene des menschlichen Geistes Gefallen findet, und seine Geschichte läßt in gewissem Betracht eine Vergleichung mit der des Christenthums zu. Wie das Christenthum, so hat auch der Buddhismus seine Glaubensprediger nach allen Orten und zu allen Völkern geschickt; wie dieses, hat er seinen Bekennern Demuth, Mäßigung und unparteiische Nächstenliebe zur Pflicht gemacht und die Sitten barbarischer Völker entwildert. Er hat eine Menge von Mönches- und Nonnenklöstern gestiftet, den Kultus der Bilder und der Reliquien fortgepflanzt, die frommen Gebräuche und die Legenden unendlich vervielfacht. Sogar ein Buddhistischer Papst erstand in der Person des Dalai-Lama's zu Tübet. Alles dies hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag, und man kann in China, Japan, Tübet und den Steppen der Tatarei mehr als 400 Millionen Seelen rechnen, die an Buddha glauben.

Trotz ihrer vielen äußerlichen Berührungspunkte sind aber Christenthum und Buddhismus ihrem Wesen nach eben so verschieden, wie Theismus und Pantheismus. Das Christenthum hat von dem reineren Mosaismus, auf den es basirt ist, die Idee eines lebendigen und persönlichen Gottes erhalten, wogegen Buddha's Lehre, als aus dem Hinduismus erwachsen, einen Gott ohne Individualität und Selbstbewußtseyn, eine blinde Natur-Nothwendigkeit annimmt. Die ganze moralische Tendenz des Buddhismus krankt an den Wirkungen dieses Prinzipes; die werkthätige Tugend, welche er seinen Bekennern zur Pflicht macht, soll sie zu höherer Vollkommenheit leiten, und diese Vollkommenheit ist die absolute Vernichtung aller geistigen Thätigkeit. Es wartet ihrer das glänzende Loos, durch eine Reihe von Entsagungen und Selbstverleugnungen in einen Zustand zu kommen, wo der Unterschied zwischen Seyn und Nichtseyn aufhört und nichts mehr übrig bleibt als die Leerheit.*) So ist diese Religion, die an ihrem Ausgangspunkte den edelsten Regungen der menschlichen Natur angemessen war, durch die in ihr waltende pantheistische Idee fortgerissen worden und hat den Wirkungen derselben, den Ausschweifungen des orientalischen Quietismus, eben so wenig entgehen können, wie die anderen Indischen Sekten. Durch alle Grade der ascetischen Beschaulichkeit empordringend, ist sie jenseits des Himmels in einen bodenlosen Abgrund gestürzt. Was der heilige Irenäus von den Gnostikern sagte, das könnte man auch auf die Buddhisten anwenden: „Sie wollten über Gott selbst hinaus."

J. J. Ampère.

*) Diese Legende hat uns der um die tiefere Kenntniß des Buddhismus hochverdiente Schmidt in Petersburg, in einem Anhang zu seiner Mongolischen Grammatik, Mongolisch und Deutsch mitgetheilt. Die Glut und Farbenpracht des Sanskritanischen Originals sind bei der Uebertragung in eine vergleichungsweise rohe Sprache, wie die Mongolische, nicht untergegangen.

*) Diese Aussicht auf selige Vernichtung in Buddha würde, im Verein mit einer strengen Askese, den Buddhismus nicht allzu populair gemacht haben. Allein die Glaubens-Prediger und geistlichen Väter dieser Sekte lassen den gemeinen Mann seine Sünden gegen die vorchristmäßige Enthaltsamkeit mit frommen Beitragen büßen und eröffnen ihm dafür die lachendere Aussicht auf materielle Wohlbehaltenheit in künftigen Existenzen; denn nicht jeder Menschenseele wird zugemuthet, daß sie den Metempsychosen in der Materie sich entwinde und zu einer verklärten Nullität emporbringe. So hält der Islam seinen Bekennern die Huri's des Paradieses als Lockspeise vor — aber nur solchen Bekennern, die von geistiger Seligkeit keine Vorstellung haben. Dem erleuchteten Moslim ist ein Leben im unmittelbaren Anschauen der Gottheit zugesagt.

Griechenland.

Die neue Universität in Athen.

So viel man auch schon über die neue Anstalt, theils in Ansehung ihrer inneren Einrichtung an sich, theils in Betreff des Personals der angestellten Lehrer, in Deutschen Zeitungen gelesen hat, so haben sich doch in die desfallsigen Mittheilungen über den letzteren Gegenstand so manche Irrthümer eingeschlichen, daß es, bei dem offenbaren Interesse, authentische Notizen hierüber zu haben, nicht unzweckmäßig erscheint, folgenden Personal-Bestand der Universität zu Athen, nach der Mit-

theilung im Griechischen Courier (Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος), 1837. 81, übrigens mit einigen biographisch-literarischen Zusätzen, hier mitzutheilen.

A. Theologische Fakultät.

a) Ordentliche Professoren:

Archimandrit Michael Apostolidis (Dekan fürs erste Jahr),
Theoklitos Pharmakidis. [1])

b) Außerordentlicher Professor:

Konstant. Kontogonis. [2])

B. Juristische Fakultät.

a) Ehren-Professoren:

Klonaris, Präsident des Areopags. [3])
Rallis, Staats-Prokurator (Dekan fürs erste Jahr),
Provelegios, Ministerial-Rath und Referendar im Staatsrathe,
Feder (aus Bayern), Mitglied des Areopags,
Melas, Advokat,
Joannis Sutsos, Mitglied des Staatsraths.

b) Außerordentliche Professoren:

G. Mavrokordatos,
P. Argyropulos.

C. Medizinische Fakultät.

a) Außerordentliche Professoren:

D. Mavrokordatos, für Anatomie und Physiologie,
Wures, [4]) für spezielle Pathologie, Therapie und Klinik,
Leukias, für Geschichte der Medizin, allgemeine Pathologie und Therapie (fürs erste Jahr Dekan),
Kostis, für Hebammenkunst,
Olympios, [5]) für Chirurgie.

b) Ehren-Professoren:

Treiber, [6]) für praktische Chirurgie,
Pallis, für gerichtliche Medizin,
Nikolaïdis aus Livadia, für Diätetik,
Ipitis, für ....

D. Philosophische Fakultät.

a) Ordentliche Professoren:

Neophytos Wamwas, [7]) für Philosophie (fürs erste Jahr Dekan),
Georgios Gennadios, [8]) für Griechische Literatur,
Ulrich (aus Bremen), für Römische Literatur,
Ludwig Roß (aus Holstein), für Archäologie,
Konst. Schinas, für Geschichte (Rektor fürs erste Jahr),
Konst. Negris, für Mathematik,
Wuris, desgleichen und für Physik.

b) Außerordentliche Professoren:

Landerer, für Chemie und Experimental-Physik,
Fraß, für Botanik,
Alex. Sutsos, [9]) für Philologie und Aesthetik.

c) Ehren-Professoren:

Domando, für Naturgeschichte,
Manussis, [10]) Mitglied des Areopags und Staats-Prokurator bei der Synode, für Pädagogik (im Originale steht das Wort: παιδεία),
Neophytos Dukas, [11]) für Philologie,
Konst. Kairis [12]) und Konst. Kontogonis, für Philosophie.

Bibliographie.

Συνοπτικὴ ἱστορία τῆς παλιγγενεσίας τῆς Ἑλλάδος γενομένων ναυμαχιῶν κ. τ. λ. παρ' Ἀντωνίου Α. Μιαύλου. Ἐν Ναυπλίῳ, 1835. (Geschichtliche Uebersicht der See-Schlachten des Griechischen Freiheits-Kampfes.)

Γραμματικὴ τῆς λατινικῆς γλώσσης. Ἐν Ἀθήναις, 1835. (Grammatik der Lateinischen Sprache, von D. Ulrich.)

Γραμματικὴ τῆς γερμανικῆς γλώσσης, ἐν συνόψει. Ἐν Τυρνάβῳ, 1835. (Kurzgefaßte Grammatik der Deutschen Sprache.)

Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς Ἑλληνικῆς διαλέκτου, μεθερμηνευμένης εἰς τὸ ἀρχαῖον Ἑλληνικὸν καὶ τὸ Γαλλικὸν, μετὰ προσθήκης γεωγραφικοῦ πίνακος τῶν τοπίων καὶ παλαιῶν ὀνομάτων. ὑπὸ Σκαρλάτου Δ. τοῦ Βυζαντίου. (Neu-Griechisches Wörterbuch in Alt-Griechischer und Französischer Sprache, nebst einem Verzeichnisse der neuen und alten Ortsnamen.) Athen, 1835.

Ἑκάβη. (Neu-Griechische Uebersetzung der Hekuba des Euripides.) Wien, 1835.

Βιογραφία τοῦ Κανάρη. (Lebensbeschreibung des Kanaris.) Leipzig, 1835.

Αἱ παλαιαὶ Ἀθῆναι, ἢ Περιγραφὴ τῶν ἀρχαιοτάτων Ἀθηνῶν. (Beschreibung der Alterthümer Athens.) Von Pittakis. Athen, 1835.

Ἀνθολογία ἢ Συλλογὴ ἀσμάτων ἐρωτικῶν καὶ ἐρωτικῶν. (Sammlung bereischer und Liebeslieder). Bd. 1. Athen, 1835.

Ἀσματα διαφόρων ποιητῶν. Ἐν Ναυπλίῳ, 1835. (Gedichte Verschiedener.)

Ὁ Ἐξόριστος τοῦ 1831. (Der Verbannte des Jahres 1831.) Von Alex. Sutsos. Athen, 1836.

Ἀπομνημονεύματα πολεμικὰ διαφόρων μαχῶν κ. τ. λ. ἀπὸ 1820—1829. (Darstellungen verschiedener Schlachten aus den Jahren 1820 bis 1829.) Von Perrandos. Athen, 1836.

Στοιχειώδη μαθήματα τῆς λατινικῆς γλώσσης. (Anfangsgründe der Lateinischen Sprache.) Von Ulrich. Athen, 1836.

Περιγραφὴ τῶν ἐν Ὑπάτῃ, Λιδωρικῷ καὶ Θερμοπύλαις θερμῶν ὑδάτων. (Beschreibung der warmen Quellen in Hypata, Aetorien und den Thermopylen.) Von Landerer. Athen, 1836.

Περὶ ἀμπελουργίας καὶ οἰνοποΐας. (Ueber die Kultur des Weinstocks und die Bereitung des Weins.) Von Greg. Palaeologos. Athen, 1836.

Ὁ γέρων Λιμπέριος, ἢ Διάλογοι ἐν περιπάτῳ, ὑπόθεσιν ἔχοντες ἤθη καὶ πράγματα ἑλληνικά. (Der alte Limperis, oder Gespräche über Griechische Sitten und Zustände.) Von Spyr. Valettas. Athen, 1836.

Ἱστορικὴ ἱστορικο-κριτικὸς τῆς λατινικῆς φιλολογίας. (Historisch-kritische Darstellung der Römischen Literatur.) Von J. D. Ligalla. Athen, 1836.

Περίληψις τῆς γυμναστικῆς. (Lehrbuch der Turnkunst.) Von Georgios Pagon. Athen, 1837.

Ἐγχειρὶς τοῦ βασιλείου τῆς Ἑλλάδος. (Staatshandbuch für Griechenland.) Von J. Kladas. Athen, 1837.

Ἀνεκδοτία. — Von D. Mavrokordatos. Athen, 1837.

1) War früher in Wien Redacteur des Ἕρμης ὁ λόγιος, später, nach 1821, gab er in Griechenland die Ἑλληνικὴ σαλπιγξ, und darauf bis 1827 die Ἑλληνικαὶ Ἐφημερίδες heraus; auch hatte er bereits früher das Griechische Elementarbuch von Fr. Jacobs ins Neugriechische übersetzt.

2) Hat vor einigen Jahren Chronologie in Leipzig studirt, wo er sich schon auf die akademische Laufbahn vorbereitete.

3) War früher Lehrer am Gymnasium in Bukarest, ist übrigens ein Schüler von Korais.

4) Hat bereits mehrere medizinische Schriften in den letzten Jahren herausgegeben.

5) Hat um das Jahr 1827 in Leipzig und Berlin studirt.

6) War 1822 Arzt beim Philhellenen-Bataillon und ist seitdem in Griechenland gewesen.

7) Wamwas und 8) Gennadios sind als Lehrer der Neugriechischen Jugend und als Schriftsteller vielfach bekannt (s. Iken's Leukothea, 1825) und müssen zu den ersten Zierden der neuen Universität gerechnet werden.

9) Ueber diesen Neugriechischen Dichter, Romanschreiber (von ihm ist ὁ Ἐξόριστος τοῦ 1831, Athen, 1836) und Geschichtschreiber sehe man Kind's Neugriechische Chrestomathie, 1835, S. 190.

10) Manussis studirte vor 1821 in Leipzig Philosophie.

11) Bekannt als Lehrer und Schriftsteller. Man sehe außer der Leukothea von Iken, Rizo Nëroulos Cours de littérature grecque moderne. 1827. Pag. 51 und 161.

12) Bekannter unter dem Namen Theophilos von Kydonia, auch Theophilos Andrios. Man sehe auch über ihn die schon genannte Leukothea, so wie den Aufsatz über Neugriechische Literatur in Bran's Miscellen, 1835. Heft 4, der über mehrere der Obgenannten biographisch-literarische Notizen enthält.

Mannigfaltiges.

— **Memoiren des Teufels.** Vor zehn Jahren bereits hat ein talentvoller Deutscher Schriftsteller, der früh verstorbene Wilhelm Hauff, diesen Titel für zwei Bände seiner Erzählungen gewählt*) und damit kein Glück gemacht. Gegenwärtig macht's ihm ein Franzose, Herr Frederic Soulié, nach**), und wir bezweifeln, daß es ihm besser damit gehen werde. Der Teufel fängt nachgerade an, eine verbrauchte Figur zu werden; auch versteht's nicht Jeder, wie der Dichter des Hiob, oder wie Milton, Klopstock und Goethe, ihm seine großartige und poetische Seite abzugewinnen. Herrn Soulié's Held, der Baron Luizzi, citirt seinen Teufel gerade so, wie weiland Kasperle im Dr. Faust unserer Puppen-Theater, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Baron, statt des gemeinen Berlick und Berleck, eines goldenen Zauberglöckchens bedient. Auf den Ruf dieses Glöckchens muß der arme Teufel jedesmal und sofort erscheinen — und wozu erscheinen? Um dem Baron Luizzi, der sehr neugieriger Natur ist, die Geheimnisse seiner Connoissancen, besonders aber aller schöner Frauen zu verrathen! Lesage's Asmodeus hatte im Vergleiche mit diesem Klatschteufel doch noch einen wahren Ehrenposten, und das „Lorgnon" der Madame Delphine von Girardin, mit dessen Hülfe der Held ihres Romans Jedem in das Herz blicken kann, ist unvergleichlich poetischer, als dieses Glöckchen, das unstreitig eine Nachbildung des ersten wie des zweiten Werkes ist. Der Baron Luizzi macht unter Anderem in der Diligence eine Reise, und da fällt es ihm ein, auf seinen Teufel zu klingeln, um von ihm zu erfahren, wer seine schlafenden Reisegefährten seyen. Der schlanke Herr da, antwortet ihm der Gefragte, ist ein Marquis, der sich trefflich auf das Bolteschlagen versteht und vor einiger Zeit nach Berlin ging, um sein Talent dort zu benutzen. — Aber unglücklicherweise kam die Polizei ihm auf die Schliche, und er mußte auf drei Jahre nach Spandau wandern. Hier saß er die ganze Zeit mit einem Sträfling zusammen, der lange in Indien gewesen war, und von diesem ließ er sich so genau über das Land unterrichten, daß er jetzt in Paris zwei Bände unter dem Titel „Erinnerungen an Indien" herausgiebt und die geographische Section der Französischen Akademie im Begriff ist, ihm dafür einen Preis zu ertheilen. Das ist freilich ein lustiges Geschichtchen, und dergleichen giebt es noch sehr viele in dem Buche, die obendrein auch mit vieler Anmuth erzählt werden, aber das Ganze ist doch ohne allen Sinn und poetische Rechtfertigung, besonders, wenn der Baron Luizzi, ein noch ärmerer Teufel als der in seinen Diensten, mit seinen Geheimnissen und Liebeshändeln am Ende nur zu der allergewöhnlichsten Katastrophe von Mord und Blutschande gelangt, wie diese in hundert anderen Französischen Romanen ebenfalls vorkommen. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, Gerundeteres und Edleres aus der Feder des Herrn Soulié zu lesen und hätten nicht geglaubt, daß er noch einmal einen Rückschritt zu den abgeschmackten Französischen Erzählungen der ersten Hälfte unseres Jahrzehends thun könne.

*) Mittheilungen aus den Memoiren des Satans. Stuttgart, 1826 u. 1827.
**) Mémoires du diable. 2 vols. Paris, Dupont.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Freitag den 28. Juli 1837.

Polen.

Der letzte Kmita.

(Ein Polnisches Charakterbild aus dem sechzehnten Jahrhundert.)

Ungefähr eine Meile von Wochnia in Gallizien liegt das Schloß Wisniez, berühmt als Stammsitz der einst so mächtigen Familie der Kmiten, in welchem ihr letzter Sproß, Peter Kmita, Wojewode von Krakau, wohnte und den Gelehrten gastliche Aufnahme gewährte. Hier war es auch, wo derselbe gleich nach der Krönung König Sigismund August's und der Königin Barbara, da er plötzlich seine Meinung geändert, den König und die junge schöne Königin, um den alten Groll zu verwischen, mehrere Tage lang aufs prächtigste bewirthete. Dieser Peter Kmita übte, als Senator und Kron-Großmarschall, bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Mit ihm erlosch der Mannesstamm seines Geschlechts. Sein Leben hat ein gleichzeitiger anonymer Schriftsteller, wahrscheinlich Stanislaus Gorski, Domherr und Secretair König Sigismund's I., beschrieben.

Peter Kmita von Wisniez, der letzte Abkömmling des Geschlechts der Sreniawiten, Sohn des Stanislaus und der Katharina von Tarnowska, brachte seine ersten Jugendjahre auf Schulen in Deutschland und dann am Hofe Kaiser Maximilian's zu, um die Deutsche Sprache zu erlernen und sich in der Kriegskunst zu üben. Von da begab er sich an den Hof König Sigismund's I. Und da er sich vor Allen durch schöne Körperbildung und durch scharfen Verstand auszeichnete, wurde er zum Hofmarschall, später zum Kron-Großmarschall, hernach zum Wojewoden von Sandomir und endlich zum Wojewoden von Krakau erhoben.

Schon frühzeitig wußte Kmita den Adel für sich zu gewinnen; er ehrte die Tapferen, liebte die Gelehrten, war hingebend gegen seine Freunde, seinen Feinden furchtbar, verzieh den Unterwürfigen gern ihre Schuld und gewann sich ihre Dienste. Der Religion seiner Vorfahren blieb er zugethan und gab davon Beweise, indem er in Wisniez eine massive Kirche erbauen ließ, die er mit schönem Schmuck und mit den nöthigen Dotationen ausstattete. Auch das Schloß in Wisniez baute er neu auf und zierte es mit verschiedenen Malereien, besonders mit den Bildern seiner Vorfahren und der Polnischen Könige, befestigte es auch mit Thürmen und Werken. Er hatte mehrmals Gesandtschaften an die Kaiser Karl und Ferdinand und an Deutsche Fürsten, um den Frieden mit dem Auslande, den er über Alles setzte, dauernd zu begründen. In die Staatshändel mischte er sich niemals. Räubern (sogenannten Schnapphähnen), die unter dem Namen und in der Tracht von Ungarn die Polnisch-Ungarischen Gränzen beunruhigten, setzte er nach, nahm sie gefangen und bestrafte sie mit dem Tode.

Bei den glänzenden Festgelagen, die er veranstaltete, setzte er mit übermäßiger gastlicher Freigebigkeit und unermüdlichem Füllen der Becher seinen Gästen oft gewaltig zu. Auf diesen Schmausereien pflegte er unter die Krieger allerlei Geschenke zu vertheilen, als Pferde, Reitzeug, Ringe, Ketten, Geld und andere Dinge, und durch artige Worte erhöhte er noch den Werth dieser Gaben. Auch gegen Arme und Unglückliche zeigte er sich oft sehr huldvoll.

Diese guten Eigenschaften wurden aber durch große Fehler aufgewogen, ja wohl noch überragt: durch ein rachsüchtiges und grausames Gemüth, Habgier, Verdrehung der Landesgesetze, Störung der öffentlichen Ruhe unter dem Schein der Förderung des Gemeinwohls, und Verschwörung mit Bösgesinnten, mit denen er gemeinschaftlich die Landtage zerriß.

Die vertragsmäßigen Zehnten und Jahrgelder hielt er nach Belieben zurück, seine Gläubiger ließ er schmachten, die Juden plünderte er aus, hetzte auf den Landtagen den Adel, sie zu verfolgen und zu berauben, und wußte auf alle mögliche Art von ihnen Geld zu erpressen. Auch die Krakauer Kaufleute mußten den elenden Schutz, den er ihnen angedeihen ließ, theuer bezahlen. Auf dem Reichstage beantragte er, man solle die Juden aus dem Reiche vertreiben, des angeblichen Diebstahls und Betrugs wegen, den sie an den Christen verübten. Erschreckt hierdurch, brachten die Juden ihren letzten Zehrpfennig zusammen. Eben so wurde die Stadt Krakau von ihm bedrückt und ausgesaugt: die städtischen Aemter verkaufte er förmlich, ohne alle Rücksicht auf Tugend und Verdienst; die rechtlichen und tugendhaften Bürger zogen sich daher nach und nach von der Verwaltung zurück, denn mit den Schlechten wollten sie nicht zusammen im Rathe sitzen. Im Krakauer Senat erpreßte er bald durch Drohungen, bald durch Schmeichelworte manches theure Geschenk an Geld, Silber, güldenen Ketten und Geld. Zuweilen lieh er auch beträchtliche Summen von ihm auf ewige Zeiten.

Einige der reicheren Einwohner Krakau's hatten Güter, auf die sie dem Adel Geld geliehen, als Unterpfand in Besitz. Um nun dem Adel wieder zu seinem Eigenthum zu verhelfen, brachte Kmita auf den Landtagen in Vorschlag, jene Bürger, als unrechtmäßige Besitzer, weil sie Handel und Gewerbe trieben und daher nicht Grundherren seyn könnten, daraus zu vertreiben, unter dem Vorwande, daß sie nicht wie der Adel zur Vertheidigung des Vaterlandes ins Feld zögen und deshalb des Grundbesitzes unwürdig seyen. So mußten die auf die Landtage vorgeladenen Bürger, durch Drohungen eingeschüchtert, theils durch Geschenke an Kmita, theils durch Opfer an die großmäuligsten Landboten, den Besitz ihres Eigenthums erkaufen. Genug, er verstand es, überall die armen Lämmer zu scheeren.

Sein ganzer Hof, hohe und niedere Dienerschaft und der ganze Schwarm, der an ihm hing, bestand aus dem schlechtesten Gesindel; junges Volk vom Adels- und Plebejerstande sammelte sich um ihn; Faullenzer, Prasser, Unruhestifter, ja sogar Mörder, die der Strenge der Gerechtigkeit entgangen waren, fanden bei ihm eine Zuflucht und dienten ihm dafür unentgeltlich. Orzechowski, Jakob Przyluski und Martin Krowicki, berühmte Apostaten jener Zeit, hielten sich an seinem Hofe auf; bei weitem größer aber war die Zahl der verdächtigen Leute, die er bei sich hatte, wie Baranowski, Kumelski, Broniewski, Odelinski, die Szaud's, Poll's, Dambicki's, Richter, Unterrichter und anderes wildes und flüchtig gewordenes Volk, ein Haufe, der, auf den Wink seines Herrn, ihm zu dienen bereit war.

In seiner Amtsführung als Wojewode und Starost war er ein Tyrann seines und des benachbarten Gebiets; er verfuhr ganz nach Willkür und Laune und stiftete so viel Unheil, gestattete so viel Bedrückungen gegen den ärmeren Adel, daß man staunen muß, wie dies Alles so ungestraft hingehen konnte. Verhaßt aber war er in der ganzen Landschaft Przemysl wegen seiner Tyrannei.

Er gab sich den Schein eines großen Patrioten und hielt es stets mit den unruhigen und dem Könige feindlichen Parteien. So lange der Kanzler Tomicki und der Kastellan von Krakau, Szydlowiecki, Sigismund's edler und wackerer Rath, noch lebten, gaben sie es nicht zu, daß der übermüthige Magnat das arme Volk beraubte oder die öffentliche Ruhe gefährdete. Nach ihrem Tode aber änderten sich die Dinge.

Im Jahre 1535, auf dem Reichstage zu Petrikau, wo man die Gesetze verbessern und vielfältige Mißbräuche abstellen wollte, widersetzte sich nunmehr dieser Kmita mit seinen Anhängern jenen löblichen Absichten und setzte es durch, daß man es bei den alten Gesetzen bewenden ließ und zu der alten Unordnung und Willkür zurückkehrte. So wurde die Saat der Zwistigkeiten ausgestreut, deren schreckliche Folgen sich im nächsten Jahre auf dem Reichstage zu Krakau zeigten; und bei der Wallachischen Expedition gegen Lemberg kam es auf Anstiften der Königin Bona zu offener Fehde. Diese ränkesüchtige Frau hatte nämlich nach dem Tode der oben erwähnten weisen Rathgeber des Königs alsbald große Macht an sich gerissen und die Bisthümer, Wojewodschaften, Kastellaneien und andere Königliche Aemter zu verkaufen angefangen, indem sie den Zugang zum Könige und zu hohen Stellen dem Meistbietenden eröffnete. Sie war es, die einen Latalski, einen Gamrat und viele Andere dieses Gelichters zu Bischöfen beförderte, und die so vielen Fremden von den schlechtesten Sitten die höchsten kirchlichen Würden verlieh.

Jener Gamrat war der Sohn eines Bürgerlichen, der jedoch, da er eine Gattin aus adligem Geschlecht hatte und Güter erwarb, für einen Edelmann galt. Der Sohn war lange Zeit Haushofmeister des Bischofs von Plozk, Erasmus Ciolek, in Rom; er besaß zwar keine Kenntnisse, war aber ein Mann von angenehmem Aeußeren und hoher Gestalt; in Italien lernte er die Ränke und Verbrechen, durch die er sich nachher in seinem Vaterlande emporschwang und berüchtigt machte. Diesen Menschen begann die Königin, auf Kmita's Empfehlung, mit Gnadenbezeigungen zu überschütten, und nachdem sie ihn auf den Bischofsstuhl von Przemysl erhoben, wollte sie ihn gar zum Kanzler des Reichs machen, da sie dachte, daß er ihr dann in Allem willfahren werde. Auch Krzycki wurde ein Liebling der Königin, und das reichte hin, ihn emporzubringen. Was Krzycki diktirte, war Gamrat bereit zu unterzeichnen. Die Königin reizte also die Landboten auf, daß sie den König bestürmen sollten, Gamrat zum Kanzler zu ernennen. Der König aber hielt Gamrat für unfähig zu diesem Posten, lehnte das Gesuch ab und ernannte wider Erwarten den Bischof von Plozk, Choinski, dessen tiefe Einsicht und Kenntnisse er zu würdigen wußte, zum Kanzler. Als nun in der Rathsversammlung im Senat der Marschall mit lauter Stimme den Königlichen Beschluß zu verlesen anfing und zu den Worten gelangte: „Se. Majestät haben, da Höchstdieselben Ihre große Gelehrsamkeit, Erfahrung und Beredsamkeit und Ihren unbefleckten Glauben

kennen", erhob sich Gamrat, in der Meinung, dies sey an ihn gerichtet; der König aber sagte: „Behalten Sie Platz, von Ihnen ist nicht die Rede." Da setzte der Mann sich beschämt nieder, und der Marschall führte den Bischof Choinski dem Könige zu. Erzürnt darüber, wollte die Königin mehrere Tage lang den König nicht sehen.

Die Lemberger Unruhen, bekannt unter dem Namen des Kartoffelkrieges, waren das Werk der Königin und des stolzen Kmita, der unter dem Adel viele Anhänger hatte. Welches Unheil für das Land daraus hervorging, ist aus der Geschichte bekannt. Der milde und wohl auch schon etwas schwache König wollte die Hülfe nicht annehmen, die ihm von den benachbarten Mächten angeboten wurde, um der Anarchie ein Ziel zu setzen, und so stellte er leider ein ärgerliches Beispiel für die Zukunft auf. Eben so schädlich erwies sich Kmita's Macht, als nach dem Tode des alten Sigismund sein Sohn die Regierung übernahm und seine Gemahlin Barbara Radziwill, mit der er schon heimlich vermählt war, öffentlich als Königin proklamiren und in Krakau krönen lassen wollte. Indeß die Festigkeit Sigismund August's und die Rathschläge Maciejowski's und Tarnowski's siegten über die hartnäckigen Magnaten, und Kmita, seine Ohnmacht erkennend, bereitete derselben Königin, die er so haßte und deren Wahl er aus allen Kräften bekämpft hatte, nach ihrer Krönung den glänzendsten Empfang auf seinem Schlosse Wisnicz. Er starb zu Krakau im Jahre 1553 im 77sten Jahre seines Alters und liegt in der dortigen Kalbeckale begraben. Da er keine Nachkommen hinterließ, so ging sein ungeheures Vermögen auf die Familien Stadnicki und Barzy über; das Schloß Wisnicz aber kam später in den Besitz der Lubomirski's, und der Hetman Lubomirski ließ hier zum Andenken an seinen bei Chocim über die Türken erfochtenen Sieg eine Kirche und ein Kloster für die Karmeliter erbauen.

(Przyjaciel Ludu.)

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.

(Fortsetzung.)

Demnach scheint es vor allen Dingen nöthig zu seyn, daß die Bestrebungen unter einander sich dahin vereinigen, die Meinungen gegenseitig zu nähern, zu vergleichen, zu berichtigen, zu bewirken, daß alle Schulen, alle Belehrungen in einem einzigen Systeme, in einer alleinigen Einheit, die unseren Künsten und Wissenschaften Macht und Würde verleihen können, zusammenträfen. Wir aber wollen keineswegs angeben, welches dieses System, welche diese erwünschte Einheit seyn solle, und zwar aus dem Grunde, weil der feierliche Ausspruch, der über das Schicksal unserer Wissenschaften zu entscheiden hat, niemals von einer armseligen, jeder Autorität ermangelnden Stimme ausgehen kann, sondern vielmehr nur von der Uebereinstimmung aller derjenigen, die, von den Alpen bis zum Meere, mit aufrichtigem und thätigem Eifer danach streben, unsere Wissenschaften zu Nutzen und Ruhme zu bringen: eine Uebereinstimmung, die bei sorgfältiger und leidenschaftsloser Untersuchung der ästhetischen National-Verhältnisse, bei edler Wahrheitsliebe und bei versöhnlicher und würdevoller Mäßigung wohl nicht schwer zu erlangen seyn dürfte. Keineswegs also etwa aus dem Grunde, weil wir in dieser Hinsicht gar keine eigene und hinlänglich festgewurzelte Meinung hätten; denn der Mangel einer solchen müßte uns ja, unserer Ansicht nach, in die Strafe verfallen lassen, mit welcher Solon diejenigen bedrohte, die bei den Kämpfen des Vaterlandes gleichgültig und neutral blieben. Unser Glaube ist vielmehr echt und plan, nicht aus spitzfindigen Folgerungen hergeleitet, nicht verdunkelt durch schwierige Begriffe, noch durch geheimnißvolle Worte: Wir glauben, daß die Literatur ein Werkzeug der Bildung, glauben, daß eben deshalb ihr Hauptziel die Erweckung der Menschen zu dem Gefühle ihrer Würde, die das Prinzip und die Grundlage aller moralischen Kraft ist, sey, und glauben, daß, um dies Ziel glücklich zu erreichen und um diesen Einfluß zu gewinnen, die Literatur so wie das Land, d. h. der Natur und Lage desselben entsprechend seyn müsse. Daher scheint es uns, wenn man davon spricht, die Literatur umzugestalten, eben so viel, als spräche man von der Umgestaltung der Sonne und des Evangeliums. Diese sind die Glaubens-Artikel, an denen wir standhaft festhalten, und die entweder, wenn sie für gut und rechtgläubig erkannt werden, angenommen, oder im entgegengesetzten Falle durch andere, dergestalt, daß man wisse, was man ohne Bedenklichkeit und ohne Gefahr glauben solle, ersetzt werden müssen. Indessen ermangelt die neue Schule, bei der großen Anzahl von Schriftstellern, welche die Sätze derselben vertheidigen, bei der großen Menge der unaufhörlich erscheinenden Werke, immer noch einer klaren Auseinandersetzung ihrer Prinzipien, einer konkreten Erklärung ihrer Doktrinen. Doch glauben wir nicht etwa, daß dies ohne Grund der Fall sey; denn wenn man die Ideen vag und unbestimmt läßt, wenn man den wahren, wie den falschen Schönheiten, den Wahrheiten, wie den Irrthümern, den regelrechten wie ungestalteten Compositionen ein gleiches Privilegium ertheilt, so kommt man freilich dahin, der ungeduldigen Verwegenheit und dem zuversichtlichen Leichtsinn der Jugend Genüge zu thun — der Eitelkeit zu schmeicheln, die sich, wenn auch noch so verborgen und zusammengekrümmt, doch immer in der Unwissenden Herzen voll Lebens findet läßt — dem unvorsichtigen Enthusiasmus oder dem zertrümmernden Fanatismus, die beide jeden Zügel und jedes Gesetz verschmähen, zu folgen, und vor Allem dahin, die Laster, welche die schlimmsten Pestkrankheiten der gegenwärtigen Gesellschaft sind, den Dünkel und die Anmaßung zu begen. Leicht aber war dies der vorbenannten Schule, von ihren ersten Anfängen an, beobachteter Gebrauch. Die Wiegengaben Shakespeare's sagen uns, daß die Unregelmäßigkeiten, die in den Werken des großen Dichters sich finden, Opfer waren, die er dem Geiste des Volkes, für welches er schrieb, bringen gemußt; daß ferner die Zuhörer fast ganz ungebildet und unwissend gewesen; daß er deshalb zu ihrer Belustigung unter die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens außerordentliche und fabelhafte mischen gemußt; daß, weil die dramatische Poesie mehr, als jede andere Gattung dem Stande und den Neigungen der Menge sich anschließen muß, indem ja ihr Schicksal fast immer von der Stimme und von der Gunst des Volkes abhängt, Shakespeare diesen gebieterischen Gründen sehr oft weichen gemußt und nicht ohne Gefahr, seinen Ruf und seine Vortheile zu verlieren, über sein Jahrhundert sich erheben gekonnt; daß er überdies auch Schauspieler von Fach, und also genöthigt gewesen, den Interessen und Launen der Gesellschaft, welcher er angehörte, sich zu beugen.

Lopez de Vega schrieb in einem seiner Briefe über die Kunst, Schauspiele zu verfassen: „Die Vandalen, die Gothen folgten in ihren unförmlichen Werken weder den Prinzipien der Griechen, noch der Römer; unsere Ahnen schreiten auf den neuen Bahnen einher, und unsere Ahnen waren Barbaren. Es herrscht der Mißbrauch; die Vernunft schweigt, und die Kunst neigt sich zum Verfalle. Wer mit Verstand schreiben will, mit Kunst, mit Anstand, der ärndtet keine Frucht, lebt verachtet und stirbt im Elende. Ich bin gezwungen, für die Unwissenheit zu schreiben; unter sieben Siegeln halte ich den Sophokles, Euripides und Terenz; ich schreibe wie ein Unsinniger, aber ich schreibe ja auch für Narren. Das Publikum ist mein Herr, und ich muß wohl gehorchen; so reich' ich ihm denn für sein Geld das, was es eben wünscht. Für das Publikum schreib' ich, nicht für mich, und Alles dicht' ich auf, um einen Beifall zu erlangen, dessen ich mich schäme!"

So arbeiteten und so dachten Shakespeare und Lopez und geben wahrlich ein schönes Zeugniß zu Gunsten der Schule, welche sie zu Vorkämpfern angenommen hat in der Erzeugung von Gedanken und Gestalten aus der Laune und Unwissenheit des Volkes, welche ihre Nachtreter heutzutage mit Entzücken anstaunen, als wären sie die Ausdrücke innigster Ueberzeugung und wunderbare Enthüllungen der menschlichen Natur. So lange aber unsere Schulen noch von Mißhelligkeiten und unaufhörlichen Klagen hin- und hergeworfen werden, giebt es weder eine Erhebung des Geistes, noch Normen für die Zukunft, noch Ruhe in der Gegenwart, noch endlich jene Gleichgestaltung der Ideen, Affekte, Hoffnungen, ohne welche die Literatur weder einen entschiedenen Charakter, noch einen sicheren Nutzen, noch einen bedeutenden Ruf gewinnen kann. Die Nation verzehrt die Blüthe ihres Geistes in Disputationen über die Prinzipien, als wäre sie eben erst zu Tage getreten, und nicht im Gegentheile schon reich an Weisheit, Kraft und Denkmälern. Nichts aber ist kläglicher, als der Anblick solcher Widersprüche in den Nachahmungen der Wissenschaften und Künste, wie sie in den Handlungen eines Mannes strengem Tadel unterliegen würden. Und von dergleichen Widersprüchen geben selbst die Banner-Träger der neuen Literaturen gar merkwürdige Beispiele. — Doch lassen wir diese elenden Reste der vorübergegangenen Verkehrtheit, diese schmerzlichen Rückerinnerungen, diese widerwärtigen Stämme wissenschaftlicher Widersprüche; tilgen wir die an nutzlosen Worten so reiche, an guten Thaten so arme Parteisucht; bewirken wir, daß die Wissenschaften und Künste Italiens dahin sich vereinen, in vollkommener Einmacht für die wahren Bedürfnisse des gegenwärtigen Zeitalters, für das Ansehen unseres Namens, für das Beste unseres Vaterlandes zu sorgen!

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Indianer als die zehn Stämme Israels dargestellt.

Herr J. Samuel Frey, von Geburt ein Deutscher Israelit, der in England zum Christenthum übergetreten, giebt jetzt in Nord-Amerika eine zunächst für seine ehemaligen Glaubensgenossen bestimmte religiöse Zeitschrift heraus.*) In einem der letzten Hefte sucht er darzuthun, daß die Nord-Amerikanischen Indianer nichts Anderes als die Abkömmlinge der vielgesuchten zehn Stämme Israels seyen. Und die Nachweisungen, die er giebt, sind, wenn auch nicht überzeugend, doch interessant genug, wenn es nämlich dem Berichterstatter nicht so geht, wie vielen anderen Etymologen, die immer dasjenige finden, was gerade in ihren Kram paßt. Wie bekannt, erzählt uns die heilige Schrift von dem Untergange des Reiches dieser Stämme, von ihrer Vertreibung aus dem Vaterlande durch die Assyrer und von ihrer Entführung in Medische Städte; nimmt man dazu noch die Nachricht aus dem apokryphischen Buch Esra, wo es heißt, daß diese Israeliten sich entschließen, „fortzuziehen in ein fernes Land, wo noch niemals Menschenkinder gewohnt", so ist damit Alles, was wir von den Schicksalen dieser Stämme nach dem Untergang ihrer Unabhängigkeit wissen, erschöpft, und jede weitere Kunde, jede sichere Spur für sie ist, nunmehr schon seit 24 Jahrhunderten, gänzlich verloren gegangen. Die Reisenden und Forscher haben sich schon in mannigfachen Vermuthungen und Combinationen erschöpft, um das Daseyn dieser Verlorengeglaubten in den allerentferntesten Ländern und Welttheilen zu beweisen, und Herrn Frey's neue Argumentation, daß die rothen Häute in den Amerikanischen Urwäldern von den Kindern Israels am Jordan herstammen, kann zwar nur dazu dienen, die reiche Fülle von Hypothesen, die man in diesem Gebiet offen hat, zu vermehren, hat aber, wie wir bald sehen werden, wenigstens so viel für sich, daß schon Andere vor ihm auf ähnliche Vermuthungen geleitet worden sind, und ist, wie alle solche vielseitige Kontroversen, wo eine Menge Dinge und Beziehungen zur Sprache kommen, nicht sowohl seiner eigenen Schlußfolgerung wegen, als für manche anderweitige Konsequenzen und Resultate, die sich aus einigen der von ihm angeführten Beweispunkte ergeben könnten, jedenfalls höchst beachtenswerth.

Fassen wir diese Beweispunkte selbst, vor dem Eingehen ins Einzelne, in ihren Hauptumrissen zusammen, so finden wir folgende: Erstens die spärlichen Stellen in den heiligen Schriften, die sich mit

*) The jewish Intelligencer. A monthly publication. New-York. 1837.

jener Konjektur wohl zu vertragen scheinen; ferner die auffallenden Spuren des Hebräischen, die man noch heute in der Sprache der Indianer findet, die Verehrung des Einen „Großen Geistes", die dem Israelitischen Monotheismus so nahe kommt; dann der Umstand, daß manche von den Indianischen Traditionen dem Theil der Bibel anzugehören scheinen, welcher zur Zeit der Vertreibung der zehn Stämme aus dem gelobten Lande schon bekannt war, und endlich die scheinbare Aehnlichkeit, die in den Sitten, den Vorurtheilen, der Religion und anderen Instituten der Indianer mit denen der Israeliten zu erkennen ist. So erzählte schon der berühmte William Penn von den Eingebornen Pensylvaniens, ehe noch die Sitten derselben durch einen Verkehr mit den Europäern verdorben waren, er habe an ihren Gesichtern und Geberden sehr Vieles gefunden, was an die Hebräer erinnere, und besonders zeigten ihre Kinder eine so außerordentliche Aehnlichkeit mit den jüdischen, daß man sich bei ihrem Anblick nach Duke's-place oder Bury-street in London versetzt glauben möchte. James Adair, welcher vierzig Jahre lang als Handelsmann unter den Nord-Amerikanischen Indianern gelebt, hat eine Geschichte derselben geschrieben, in welcher er fest behauptet, daß jene Amerikaner von den Israeliten abstammen. Etwas Aehnliches haben der Dr. Jonathan Edwards und viele Andere ausgesprochen, und Herr Frey zitirt folgende Stelle aus dem Briefe eines Missionairs unter den Choctaws vom Jahre 1824:

„Nach dem, was ich von dem Pater Heyt über die Traditionen und die Gebräuche und Ceremonien der Indianer in dieser Gegend erfahren, scheint mir viel Grund vorhanden, sie für die Nachkommen Abraham's zu halten. Auch sie hatten, wie die alten Israeliten, Asyl-Städte, Erstlingsfeste und Opfer von den Erstlingen ihrer Heerden, die so rein und vollkommen seyn mußten, daß man nicht den geringsten Makel oder Schaden, nicht ein zerbrochenes Knöchelchen an ihnen bemerken durfte. Noch nie hat man gehört, daß sie Bilder verehren oder einem Götzen von Menschenhand Opfer bringen; sie haben alle eine Verstellung, eine Tradition von dem „Großen Geist". Ihre Feste, ihre heiligen Tage waren alle in der Zeit nach der Zahl Sieben geordnet, also nach sieben Nächten, sieben Monden, sieben Jahren u. s. w. Sie hatten auch eine Art Lade, deren Inhalt für hochheilig gehalten und als ein tiefverhülltes Geheimniß vor dem gemeinen Volk aufbewahrt wurde. Diese Lade wurde von einer auserwählten Schaar von Männern getragen, die für rein oder heilig galten; wenn ich nicht irre, hatten die Cherokees eine solche Lade. So oft sie mit einem anderen Stamm in Krieg geriethen, nahmen sie diese Lade mit, und die Heiligkeit derselben war in ihren Augen so groß, daß es sich durch nichts entschuldigen ließ, sie auf die bloße Erde zu stellen; nur ein ganz glatter Felsen oder ein hölzernes Gerüst war rein genug, um dieser heiligen Lade zum Ruheplatz zu dienen. Auch hatten sämmtliche Stämme einen solchen Respekt davor, daß, sobald die Partei, unter deren Obhut die Lade stand, geschlagen und gezwungen war, sie auf dem Schlachtfelde zurückzulassen, die Sieger sie auf keine Weise zu berühren wagten. Herr Smith bemerkt, daß diese Nachricht merkwürdig übereinstimme mit manchen anderen aus verschiedenen Gebieten der Indianer; unbegreiflich aber bleibt sie, so lange man nicht annimmt, daß die Indianer die Abkömmlinge der Israeliten sind."

Man könnte die Frage aufwerfen, wie so die Amerikanischen Indianer, wenn man dem Verfasser Alles zugiebt, dahin gekommen sind, alle Kunde von den Künsten und Wissenschaften der Israeliten zu verlieren? Darauf läßt sich antworten, erstens, daß sie, noch ehe sie Amerika erreichten, in tiefe Unwissenheit und Barbarei versunken seyn können; ferner ist es ziemlich gewiß, daß, wenn die zehn Stämme irgendwo existiren, sie als Nation in einem so rohen und unbürgerlichen Zustand leben, daß sie außer Stande sind, in den Künsten und Fertigkeiten des civilisirten Lebens etwas zu leisten; endlich aber hat man ja vielen Grund, zu glauben, daß die Vorfahren der Amerikanischen Stämme in früheren Jahrhunderten Kenntnisse besaßen, von denen sie in späteren Zeiten nichts mehr wissen; Zeuge davon sind die Mauersteine, die irdenen Gefäße, die Geräthe von Eisen und anderen Metallen, die man in den von ihnen bewohnten Gegenden gefunden hat, und die Dämme, die Befestigungen und andere ähnliche Reste aus alten Zeiten. Wenn diese nicht von Indianern aus früheren Perioden herrühren, wie sind sie überhaupt dahin gekommen? Oder sollen etwa die Scythen oder andere Eingeborne aus dem nordöstlichen Asien hinübergekommen und sie gemacht haben? Dies ist schon deßhalb nicht wahrscheinlich, oder vielmehr unmöglich, weil diese Nord-Asiaten zu der Zeit, da die Indianer in jene Gegenden gekommen seyn müssen, keine Spur hatten von einer solchen Civilisation.

Eine andere Hypothese, die man bei Gelegenheit dieser Frage aufgestellt hat und die sich noch besser hören läßt, ist folgende. Es ist wahrscheinlich, daß die zehn Stämme, trotz der Künste und Kenntnisse, die sie von der Civilisation nach Amerika mitbrachten, in der weiten Wildniß daselbst, wo das reiche Wild sie von allen Seiten zur Jagd einlud, in ein träges herumziehendes Jägerleben verfielen, daß sie so in verschiedenen Haufen von einander auszogen und einander ganz verloren, und daß die Meisten von ihnen, denen dieses sorgenlose Nomadenleben gefiel, sich immer mehr daran gewöhnten und nach und nach alle Erinnerungen ihres früheren Lebens abstreiften. Einige Stämme jedoch, welche ihrer früheren Bildung treuer blieben, mochten noch Jahrhunderte lang zusammenhalten und die alten Traditionen und Kenntnisse aufbewahren und fortpflanzen; von diesen hätte man dann die Kulturreste im Westen und Süden des Erdtheils herzuleiten, bis nach und nach die verwilderten Stämme die Oberhand gewannen und ihre mehr civilisirten Brüder unterdrückten. So würde es sich wenigstens erklären, wie so die Buchstaben-Kenntniß, die Schiffahrtskunst und der Gebrauch des Eisens unter diesen Eingebornen spurlos verloren gegangen ist, und jedenfalls würde dieser Verlust gegen ihre Herleitung von den zehn Stämmen nicht mehr beweisen, als gegen irgend eine andere Abstammung.

Jetzt kommen wir auf eines der wichtigsten und interessantesten Momente unserer Hypothese, auf die Sprache. Die Sprache gilt immer für eine Hauptquelle der Evidenz, wenn von der Abstammung und Verwandtschaft der Nationen die Rede ist, und auch bei unserem Fall kommt sie ganz vortrefflich zu Statten. Während nämlich einerseits mehrere Gelehrte, die sich lange mit dem Studium der verschiedenen Amerikanischen Dialekte beschäftigt, darauf bauten, daß allen diesen Verschiedenheiten ein und dasselbe gemeinschaftliche Idiom zum Grunde liegt, hat man andererseits gezeigt, daß diese gemeinschaftliche Muttersprache zahlreiche Symptome einer Verwandtschaft mit dem Hebräischen enthält. Herr Frey sagt in dieser Beziehung:

„Was ihre Sprache betrifft, so stimmen Dr. Edwards, Dr. Boudinot, Herr Adair und Andere vollkommen überein, daß sie von dem Hebräischen herzustammen scheint. Dr. Edwards bemerkt, daß man in beiden Sprachen, der Hebräischen und der Indianischen, keine Präpositionen findet, dafür aber einen Reichthum von Präfixen und Suffixen, eine Eigenthümlichkeit, die fast in keiner anderen Sprache weiter bekannt ist. Auch zeigt er, daß nicht nur die Worte, sondern auch der Satzbau in beiden Sprachen ähnlich ist, und daß besonders die Nomina und Pronomina der Indianer ganz deutlich aus dem Hebräischen stammen. Auch Herr Adair spricht mit großer Zuversicht und Ueberzeugung von der Verwandtschaft beider Sprachen; er macht besonders auf die kräftigen, lakonischen Redewendungen und Figuren aufmerksam, die beiden gemein seyen, und er erzählt, er habe nach einem vierzigjährigen Aufenthalt unter den Indianern so viel Hebräisches in ihrer Sprache erkannt, daß ihm diese reine Erhaltung der Hebräischen Ursprache in den Indischen Dialekten seit mehr als 2000 Jahren und ohne alle Hülfe einer Literatur fast ein Wunder dünke. Um den Hebräismus in ihrer Rhetorik nachzuweisen, giebt er folgende Anrede eines Häuptlings an seine Krieger bei dem Auszichen in den Kampf: „„Ich weiß, Eure Flinten brennen in Euren Händen; Eure Tomahawks dürsten, das Blut Eurer Feinde zu trinken; Eure sicheren Pfeile können es nicht erwarten, hinzufliegen durch die Lüfte; und auf daß nicht längeres Zögern Euren Muth verzehre, will ich Euch das erquickende, stärkende Wort zurufen: Auf, laßt uns der heiligen Lade nachziehen und unseren Feind von der Erde vertilgen!""

Nicht nur der Styl und Satzbau im Indianischen ist dem Hebräischen ähnlich; es enthält auch eine Menge Worte von ganz Hebräischer Physiognomie. Dr. Boudinot, Herr Adair, Herr Smith und Andere haben einige von diesen Worten aus den Dialekten verschiedener Stämme gesammelt, und anstatt die Anzahl derselben für zu gering und unbedeutend zu halten, müssen wir vielmehr erstaunen, daß ein Volk, in solcher Entfernung von dem Vaterlande seiner Sprache und ohne alle schriftliche Tradition, nach mehr als siebzig Generationen noch ein einziges Wort in der alten Gestalt erhalten hat, während wir wissen, wie sehr das Hebräische schon in der kurzen Babylonischen Gefangenschaft von 70 Jahren, trotz aller schriftlichen Literatur, entstellt und verdorben wurde. Es sind unter diesen Worten manche, an denen weiter keine Veränderung stattgefunden hat, als die Transposition der Hebräischen Silben, so: Niah für Ani = Ich; und wer weiß, ob man nicht durch eine nähere Bekanntschaft mit den Indianischen Idiomen, durch ein tieferes Studium derselben zu einer beträchtlichen Vergrößerung der Liste gelangen kann, die wir hier herseßen wollen:

Deutsch.	Indianisch.	Hebräisch oder Chaldäisch.
Jehovah	Jahohewah	Jehowah
Gott	El	El, Elohim
Gott	Jah oder Wah	Jah
Schiloh	Schilu	Schiloh
Himmel	Tschemim	Schamajim
Vater	Abba	Av, Abba
Mann	Isch, Ischte	Isch
Weib	Ischto	Ischah
Gattin	Awah	Chawwah
Ich	Niah	Ani
Preis dem Höchsten!	Halleluwah.	Hallelujah.

Besonders bemerkenswerth sind die Notizen, die wir über das Indianische Jehowah und Hallelujah bekommen. Ganz wie die Israeliten haben die Indianer nicht nur verschiedene Namen für Gott zur Bezeichnung seiner verschiedenen Attribute, sondern auch außer dem „Großen Geist", wie sie ihn bei gewöhnlichen Gelegenheiten nennen, haben sie auch ihr Tetragrammaton oder ihren heiligen Namen von vier Buchstaben, den sie gleich den Israeliten in alltäglicher Rede nie ganz aussprechen dürfen. Bloß bei solennen Gelegenheiten lassen sie in höchst feierlichem Modus den Namen Ja-ho-he-wah hören, und auch dann werden die vier Sylben nur selten hinter einander ausgesprochen; in ihren religiösen Tänzen singen sie zuerst, mit ehrfurchtsvoller Verbeugung des Körpers, Jah, Jah, Jah, dann Ho, Ho, Ho, dann He, He, He, und zuletzt Wah, Wah, Wah, also zusammen Jahohewah. Dann fangen Sie wieder von vorn an und singen das Lob des Herrn in einem bekannten Hebräischen Wort, Hal, Hal, Hal, le, le, le, lu, lu, lu, jah, jah, jah, zusammen Hallelujah. So singen sie auch oft den Namen Schiloh, ohne zu wissen, was eigentlich darunter verstanden ist; und diesen Namen verbinden sie noch mit dem Tetragrammaton, indem sie singen: Schilu, Schilu, Schilu-Jah, Schilu-Jah, Schilu He, Schilu He, Schilu Ho, Schilu Ho, Schilu Wah, Schilu Wah. So gebrauchen sie also den Namen Jehovah, indem sie ihn in vier Theile zerlegen, jeden von diesen Theilen zwei-, drei-, viermal und noch öfter wiederholen und erst dann in der nächsten Silbe fortgehen, und es scheint, daß sie vor diesem Namen ganz dieselbe Scheu und Ehrfurcht haben, wie die Juden, die bis auf den heutigen Tag das Wort Jehovah nicht aussprechen dürfen.

Bei Gelegenheit der Amulete und Gebetriemen, deren fromme Bewahrung ein Hauptstück des Israelitischen Religions-Ceremoniels ausmacht, giebt uns Herr Frey eine Nachricht von einem kuriosen Fund, der hiermit zusammenhängt und zu einer Menge von Konjekturen Anlaß gegeben hat. Die Sache war folgende: Joseph Merrick, ein achtbarer frommer Mann aus dem Orte Pittsfield in Massachussetts, stieß im Jahre 1815 bei Abtragung des Bodens auf Indian Hill in Pittsfield, auf ein ansehnliches Loch in der Erde, in dessen untersten Tiefe er etwas fand, was wie eine Art schwarzer Riemen aussah, gegen sechs Zoll lang und anderthalb breit, etwas dicker als das Zugleder an einem Pferdegebiß. Er bemerkte, daß es an beiden Enden eine Art Knopf von einer harten Materie hatte, wie es schien, zu dem Zweck, um das Ganze daran halten zu können. Als er dieses Büchschen mit Mühe geöffnet, fand er darin vier Blättchen von altem Pergament, welche in die Stücke einer dicken rohen Haut mit den Sehnen eines Thiers eingenäht und so geschützt und wasserdicht gemacht worden. Die Blättchen waren beschrieben, und indem die Nachbarn ihre Neugierde darin zu befriedigen suchten, wurde eines von den Blättchen zerrissen und vernichtet. Die übrigen drei wurden von Herrn Sylvester Larned nach Cambridge mitgenommen, und nachdem er sie hier sorgfältig untersucht, schrieb er einen Brief, in welchem er sagt: „Nach einiger Zeit habe ich mit vieler Mühe den Inhalt dieser Blättchen herausstudirt; es sind folgende Abschnitte aus dem Pentateuch: Nr. 1. aus Deuteronom., Kap. 6, Vers 4—9 incl. Nr. 2. aus Deuteronom., Kap. 11, Vers 13—21 incl. Nr. 3. aus Exodus, Kap. 13, Vers 11—16 incl."

So berichtet Herr Larned, und in der That sind dies dieselben Texte, welche die Juden auf drei von den vier Blättchen ihrer Gebetriemen aufschreiben. Diese Gebetriemen (Tephilin) haben gewöhnlich kleine Büchschen mit Pergamentrollen, auf denen einige Stellen aus dem Gesetze abgeschrieben sind, und sie werden besonders während des Morgengebets auf dem Vorderkopf und auf dem Gelenk der linken Hand getragen. Anfangs vermuthete man, jener Fund könne von einem Juden herrühren, der vielleicht an dem Ort gelebt habe, doch nach sorgfältiger Forschung konnte es sich nicht finden, daß diese Stadt seit der Zeit ihrer Gründung je einmal von einem Juden besucht worden, außer dem Verfasser dieses Werkes, Herrn Frey. Man forschte auch, ob vielleicht unter den Britischen Truppen, die einst hier gelegen, ein Jude gewesen sey, und auch dies bestätigte sich nicht. Verschiedene Gelehrte, die jenen Fund besichtigten, waren der Meinung, er sehe so alt aus, daß kein genügender Grund dagegen sey, ihn von den alten Israeliten herzuleiten. Die Farbe des Pergaments war dunkelgelb, ganz ähnlich einer Arabischen Handschrift, die der Worcester'schen Antiquitäten-Gesellschaft gehört und lange vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung geschrieben wurde. Auch gehört hierher eine Angabe von dem Dr. West aus Stockbridge, der sich von einem alten Indianer erzählen ließ, seine Väter hätten ein Buch gehabt, das sie lange Zeit aufbewahrt; da sie aber die Kunst, es zu lesen, verloren hatten, so schlossen sie, daß es ihnen zu nichts nützen könne, und vergruben es daher mit einem Häuptling.

Bei dieser Gelegenheit nun stellt Herr Smith die Vermuthung auf, daß, wenn die Indianer Israeliten sind und ihre Gebetriemen nach Amerika mitbrachten, sie dieselben gewiß sorgfältig als einen ihrer köstlichsten Schätze in der heiligen Lade aufhoben, wie die Israeliten ehemals das heilige Gesetz in ihrer Bundeslade aufbewahrten. Nachdem sie dann schon längst die Kunst des Lesens vergessen, habe vielleicht ein Häuptling, oder ein Hohepriester, oder irgend ein alter weiser Mann, der ihre Traditionen zu bewahren pflegte, aus Furcht, diese heiligen Blätter möchten zuletzt ganz verloren gehen, sie mit den Sehnen eines Thieres (dem bekannten Indianischen Zwirn) in einen Umschlag von rohen Fellen eingenäht und diese Rolle in der Lade niedergelegt oder in dem Gürtel mit sich herumgetragen. So mochte sich das Ding sicher erhalten bis ungefähr in die Zeit, wo die Eingebornen zuletzt Indian Hill bewohnten, vielleicht im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Da habe es der Eigenthümer an jenem Orte verloren oder, was eben so wahrscheinlich ist, es wurde vielleicht mit einem Häuptling oder Hohepriester begraben und ist so auf uns gekommen. Jedenfalls ist diese Konjektur unter der Voraussetzung, daß die Indianer Israeliten sind, viel wahrscheinlicher, als daß ein neuerer Jude es in jenem Zustande dort zurückgelassen habe. Schon die ganze Art und Weise, wie man die Pergamente aufbewahrt gefunden, sieht ganz Indianisch aus, aber durchaus nicht jüdisch; kein neuerer Jude würde sich dazu verstehen, die kostbaren Blätter seiner Gebetriemen in einem rohen Fell, mit den Sehnen eines Thieres zusammengenäht, aufzubewahren, und noch viel weniger würde er sie auf Indian Hill unter der Erde vergraben haben. Schon dies ist ganz unglaublich. — Auch verträgt sich die Annahme, daß jener Fund von den Indianern herstamme, sehr gut mit der obenerwähnten Erzählung des alten Indianers von dem Buch, das seine Väter, da sie es nicht lesen konnten, unter die Erde vergruben.

Doch außer diesem vielbesprochenen Fund führt Herr Frey noch manche andere Zeugnisse für seine Hypothese an, so besonders die Feste, welche diese Indianer feiern, und von denen mehrere den Festen der Hebräer vollkommen entsprechen, z. B. ihr Erstlingsfest und gleich darauf an dem Abend desselben Tages etwas dem Passahfest Aehnliches; ferner das Jägerfest, das dem Pfingstfest entspricht; das Aerndtefest und der Versöhnungstag; ein tägliches Opfer und ein Liebesfest.

Dabei darf man nicht vergessen, daß die Personen, welche die ausführlichsten Nachrichten von diesen Dingen geben, den Vortheil hatten, die Sitten und den Charakter der Amerikanischen Eingebornen vor vielen Jahren zu studiren, als sie sich noch durch keinen ausgebreiteten Verkehr mit den Europäern verwandelt oder verschlechtert hatten.

Wir schließen unsere Auszüge aus Herrn Frey's Abhandlung mit einem Abschnitt, in welchem die Indianische Sitte beschrieben wird, die mit dem alttestamentlichen Gesetz von den Asylstädten für unvorsätzliche Todtschläger viel Aehnliches hat:

„Die Indianer glauben, daß das Blut eines Verwandten sie gebieterisch auffordert, Blut für Blut zu vergießen; sie reisen Hunderte von Meilen, um das Blut eines Familiengliedes zu rächen, und sie bleiben fortwährend ihrer Rache eingedenk, bis sie sie befriedigt, mögen auch viele Jahre unterdessen verflossen seyn. Dagegen haben sie eine alte Sitte, gewisse Häuser und Städte als Zufluchtsplätze abzusondern, in welchen ein Verbrecher und selbst ein Gefangener, sobald er nur hineinkommen kann, vor jeder Blutrache sicher ist. Bartram erwähnt die Stadt Apalachuela in dem Gebiet der Creeks, als dem Frieden geheiligt, und fügt hinzu: „„Keine Gefangenen dürfen hier getödtet, kein menschliches Blut darf hier vergossen werden."" Adair erzählt, daß die Cherokees, obgleich sie jetzt außerordentlich verdorben sind, doch immer noch das Asylgesetz so heilig achten, daß sie selbst einem vorsätzlichen Mörder in ihrer geliebten Friedensstadt Schutz gewähren; doch nur selten lassen sie ihn aus dieser Stadt sicher nach Hause kehren. An einem Nebenfluß des Mississippi liegt eine solche Asylstadt, Namens Choato, fünf Meilen oberhalb des Punktes, wo früher das Fort London stand. In diesem Orte fand ein Engländer Schutz, nachdem er einen Indianer bei der Vertheidigung seines Eigenthums getödtet. Er wollte später nach Hause zurückkehren, aber die Häuptlinge sagten ihm, das würde ihm schlecht bekommen, und er blieb daher zurück, bis er die Verwandten des Getödteten mit Geschenken besänftigt hatte. In dem oberen Lande der Muskoge war früher eine alte heilige Stadt, Namens Koosah, jetzt nur ein kleines Dorf voller Trümmern, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es scheinen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie heißen alte geliebte, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann anderswo ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Ersteigungen des Montblanc. Erst seit funfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdpunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergeblich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, denen es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst bereitete sich in Genf jahrelang zu einer wissenschaftlichen Expedition vor, bis endlich am 8. August 1786 der Führer Jacques Balmat und Dr. Paccard aus Chamouni die ersten Glücklichen waren, die den Fuß auf die, aller Wahrscheinlichkeit nach, bis dahin noch von keinem Menschen betretene Kuppe setzten. Ihrer Spur folgte am 3. August 1787 Saussüre selbst, und seiner Ersteigung haben wir die erste und zwar zugleich die wissenschaftlichste Beschreibung dieser gefährlichen Expedition zu verdanken, die seitdem nur noch von etwa zwanzig Menschen gewagt worden ist. Unter diesem Häuflein kühner Reisenden, deren Namen der Syndikus von Chamouni genau neben dem Datum ihrer Reise verzeichnet hat, befanden sich 12 Briten, 2 Schweizer, 2 Amerikaner, 1 Savoyarde, 1 Deutscher (Herr Rhodas oder Rodatz aus Hamburg, der am 10. Sept. 1812 auf dem Montblanc war), 1 Pole und 1 Kurländer. Die Engländer bilden, wie bei allen gefährlichen Expeditionen, auch hier die große Mehrzahl, und ihnen verdanken wir auch, nächst Saussüre, die interessantesten Beschreibungen, deren zuletzt erschienene, von Herrn Dr. Barry, Präsidenten der medizinischen Gesellschaft in Edinburg, herrührend*), uns so eben vorliegt und uns die hier mitgetheilten Notizen an die Hand gegeben hat. Herr Dr. Barry, der zugleich eines der thätigsten Mitglieder des unter dem Protektorate des Herzogs von Sussex bestehenden „Vereines zur Verbreitung belehrender Aufschlüsse über die Todesstrafe" ist und sich in diesem Augenblicke wieder auf dem Kontinente befindet, hat mit seiner Beschreibung des Montblanc sehr lehrreiche Beobachtungen über die Einwirkung der verminderten atmosphärischen Dichtigkeit auf die Respiration verbunden und zugleich mit seinem Werkchen ein Panorama der Montblanc-Kette, aufgenommen vom Mont Breven, so wie zwei interessante Ansichten ausgegeben, die ein deutliches Bild davon gewähren, wie die Reisenden sich mit Hülfe ihrer Führer über die Eisberge und Abgründe ziehen lassen oder mit der Axt in der Hand eine Bahn schlagen. Manchmal schon sind die kühnen Führer dabei ein Opfer ihrer Anstrengungen geworden, wie dies z. B. im Jahre 1825 dem Dr. Clarke, ebenfalls einem Engländer, mit dreien seiner Führer begegnete. Herr Dr. Barry hat von allen früheren Reisenden am spätesten in der Jahreszeit, nämlich am 17. Sept., seine Expedition mit sechs Führern unternommen und wurde bei seiner Abreise von den ehrlichen Einwohnern des Chamouni-Thales mit ängstlichen Blicken begleitet. Aber wie gefährdet der Reisende auch besonders durch den kürzlich gefallenen Schnee war, der mehrere schmale Bergspalten mit einer leichten täuschenden Hülle bedeckt hatte, lief doch das Ganze auf das glücklichste ab, und durch seinen Erfolg ermuthigt, entschloß sich ein Franzose, Herr Graf von Tilly, den es verdroß, daß noch keiner seiner Landsleute bisher auf dem Montblanc gewesen war, einige Wochen später, nämlich am 9. Oktober, ebenfalls noch die gefährliche Reise zu machen, die, so viel man weiß, auch ohne Unglück abgelaufen ist.

*) Ascent to the summit of Mont Blanc in 1834. By Martin Barry etc. — London, 1836.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Montag den 31. Juli 1837.

Rußland.

Die Aufführung der ersten Russischen Oper *).

Von dem Fürsten Elim Mestscherski.

Am 27. November vorigen Jahres ward ganz Petersburg durch ein schönes musikalisches Fest überrascht. Das herrliche neu eingerichtete Gebäude, unser „großes Theater"**), hatte an jenem Abend seinen prachtvoll dekorirten Schauspielsaal für Hof und Stadt eröffnet; die sieben Logen-Reihen waren mit den schönsten Frauen in brillanter Toilette gefüllt und strahlten im Glanze der Wachskerzen; der weiße, mit Vergoldungen reich verzierte Saal war in seinem neuen Gewande noch nicht von dem Publikum gesehen worden, und glich in seinem einfachen, reinen, aber glänzenden Putze einer Vestalin, die ihre Weihe als Priesterin erwartet. Und in der That sollten an jenem Abend Poesie und Musik den Tempel, der ihnen in der Hauptstadt Rußlands errichtet worden, würdig einweihen.

Niemals hatten die Petersburger bis dahin einem solchen Feste beigewohnt. Sie waren heute eingeladen, etwas ganz Neues und Außerordentliches, eine von Kopf bis Fuß durch und durch echt Russische Oper aufführen zu hören; eine Oper, deren Gegenstand, Musik, Text, Verfasser und Komponist die Kinder des gemeinschaftlichen Vaterlandes, deren Held und Hauptpersonen aber Leute aus der niederen Klasse des Volkes waren.

Man muß nicht etwa glauben, daß Rußland bis jetzt gänzlich der National-Musik entbehrt habe; das Russische Volk hat im Gegentheil außerordentlich viel Sinn und Gefühl für diese edle Kunst; die Harmonie unserer Gesänge, von der Herr Fetis auch unter Anderem in seiner „Geschichte der Musik" spricht, ist allgemein bekannt. Unsere Vorfahren, die Slaven, führten singend ihre Kriege, und in unseren Tagen geben die Soldaten in die Schlacht wie zum Konzert; ihre heiteren Refrains sind Muth einflößend und begeisternd. Der gemeine Russe singt: er mag nun traurig oder heiter, glücklich oder unglücklich, bei der Arbeit oder beim Spiele, zu Lande oder zu Wasser seyn. Die National-Lieder sind lieblich, angenehm und mannigfaltig; ihre Melodieen drücken bald Seufzer, harmonische Klagen der Liebe, der Erinnerung, des Bedauerns und Schmerzes, bald wieder die lauteste Freude, Trunkenheit und wilde Kühnheit aus. Auch sind mehrere Komponisten aus den höheren Klassen der Gesellschaft schon in jenes fruchtbare musikalische Feld, das ausschließlich den Männern mit Bärten und den Frauen im Kakoschnik***) gehört, herabgestiegen, haben dort wilde, frisch aufgeblühte Blumen gepflückt, sie mit geschickter Hand zu Kränzen gewunden und ihr schönes Talent damit geziert. Wie viele Themata aus National-Gesängen sind, nachdem sie ein wenig modernisirt worden, auf der Bühne in Vaudevilles und kleinen Opern erschienen; wie viele findet man in Gestalt von Romanzen auf den Klavieren unserer eleganten Welt. Wer kennt in Rußland nicht die reizenden Compositionen des Grafen Wielhorsky, der Herren Werstofsky, Jenischta, Titof und Tolstoi, dieser Künstler, deren vorzüglichstes Verdienst darin besteht, daß sie den volksthümlichen Stil, den Charakter der Russischen Musik europäisirt haben, und deren Lieder vielleicht mit den Englischen, Französischen und Deutschen Productionen derselben Art rivalisiren können.

Indessen hatte es noch Keiner bis jetzt versucht, diese Volkslieder, so bedeutend sie auch immer seyn mögen, zu so großen, ja kolossalen Compositionen auszudehnen; noch Keinem war es gelungen, die Musik, die bei uns noch fast in der Kindheit stand, zu einem hohen Grade von Ausbildung zu erheben und wie mit einem Zauberschlage die Idylle in Ode und Epopöe zu verwandeln. Wer hätte es wohl erwartet, daß die Töne der ländlichen Sackpfeife, dieses unbedeutenden monotonen Instrumentes, variirt, dramatisirt, modulirt und chromatisirt werden könnten; daß diese prosaische, bescheidene Pfeife in großen Arien, im Chor, Duett, Quartett und Recitativ, das seinen Italiänischen Ursprung unter einer Russischen Physiognomie verbirgt, auch eine nicht unbedeutende Rolle spielen dürfe? Und konnte man sich wohl vorstellen, daß die Balalaika, unsere einfache Mandoline, zu der Höhe und dem Umfang des Klarinets gestimmt werden könne? daß sie zur Begleitung ernster, grandioser Gesänge sich vortrefflich eigne und also im großen Orchester auch eine würdige Stelle einnehme? daß endlich das anspruchslose, bescheidene Nationallied seinen ländlichen Sarafann *) verlassen und ein glänzendes Hofkleid anlegen würde? — Dieses große Werk, das noch zu vollbringen blieb, hat unser junger Komponist, Michael Glinka, ruhmvoll und würdig vollendet.

Zunächst muß ich nun einige Worte über den Inhalt der Oper sagen. Der Text ist von dem Baron von Rosen, einem vortrefflichen Kritiker und sehr geachteten Dichter. Man weiß, wie schwerfällig und antipoetisch oft die Verse eines Singspiels sind, wie sie die Flügel des Komponisten lähmen und sich dem freien Aufschwung seines Genius hemmend in den Weg legen. Wie unangenehm, ja störend ist es oft für ein gebildetes, kunstliebendes Publikum, wenn es in großen Opern schlechte, prosaische Verse mit anhören muß. Dem Libretto (Textbuche) der neuen Russischen Oper kann man diesen Fehler nicht vorwerfen. Der Inhalt des Dramas ist eigentlich sehr einfach; die Intrigue desselben durchaus nicht verwickelt, und obgleich noch mehr Abwechselung der scenischen Effekte, eine größere Mannigfaltigkeit in überraschenden, unerwarteten Situationen, vielleicht auch mehr Zusammenhang in dem Gang der Dichtung zu wünschen wäre, so sind doch viele wahrhaft poetische Stellen darin. Die Strophen und Verse des Gedichtes sind, wie die Musik Glinka's, echt Russisch und populair. — Wir wünschen dem Baron von Rosen Glück, daß er es so gut verstanden hat, in seinen Worten die Naivetät, die rührende Einfachheit, das tiefe und reine Gefühl und primitive Kolorit unserer Volkspoesie beizubehalten; denn das ganze Gedicht trägt das Gepräge unserer Nationalität. Die Wahl des Sujets muß zu jedem Russischen Herzen sprechen; es muß in der Seele jedes wahren Patrioten, der sein Vaterland über Alles liebt, ein Echo finden. „Das Leben für den Zaren" heißt bei uns so viel, wie „Das Leben für das Vaterland." Das ist die magische Formel, durch die Rußland auf das große Theater der Welt berufen worden ist. Möge sie mit Feuer-Buchstaben in dem Herzen, in dem Geiste eines Jeden stehen! — An dem Tage, wo das Russische Volk dieser heiligen Worte vergäße, würde es sich, gleich jenem Zauberlehrling der Goetheschen Legende, in seinem eigenen ruchlosen Werke Tod und Untergang bereiten!

Der geschichtliche Inhalt der Oper ist folgender: Verrätherische Bojaren hatten den Thron der Zaren usurpirt; die Usurpation bedeckte ihre freche Stirn mit der Mütze Monomat's**), sie verbarg ihre blutbefleckten Hände unter dem Hermelin der Rurik; Rußland war durch Kriege und Pest zerrüttet, durch Einfälle fremder Völker und innere Unruhen zerstückelt worden; endlich rief man Ladislaus, den Fürsten von Polen, in Moskau zum Zaren aus, und Rußland sollte zu einer Polnischen Provinz werden. Aber die Vorsehung beschützte unser Vaterland, sie verbreitete über die Russische Aristokratie den Geist der Liebe, der Einigkeit und des Gemeinsinnes. Das Volk und die Großen des Reichs umarmten sich als Brüder. Minin, der Schlächter von Nischnii, Fürst Pojarski, Daniel und Abraham Palitzin hoben das blutende Rußland auf ihren heroischen Armen empor und trugen es halb ohnmächtig mitten durch die Leichname der Polen hindurch nach dem Kreml; dort verband es seine Wunden und stimmte in der großen Kathedrale die Hymne seiner Befreiung an. Auch die Russischen Bojaren schien jetzt ein neuer Geist zu beseelen; sie zeigten erhabenen Patriotismus und hohe Selbstverleugnung; ihr Stolz hatte das Vaterland ins Verderben gestürzt, ihre christliche Demuth rettete es wieder. Sie versammelten einen Rath und im Verein mit den drei anderen Ständen des Reichs, mit der Geistlichkeit und den Deputirten der Städte, zerrissen sie mit eigenen Händen die aristokratischen Privilegien, die unter dem falschen Demetrius bewilligt und dem schwachen Schuiski entrissen worden waren. Auf der Rathsversammlung der Bojaren ward das Riesenscepter der Russischen Zaren einem jungen Manne, der kaum den Knabenjahren entwachsen, übergeben und derselbe als unumschränkter Gebieter des weiten Russischen Reiches proklamirt. Dieses Kind war Michael Romanoff, ein Abkömmling der weiblichen Linie des Hauses Rurik. Michael war nicht bloß ein neuer Regent, der einen erledigten Thron bestieg, er war der junge Baum des politischen Lebens, der in den dürren Russischen Erdboden gepflanzt wurde: Michael war Peter der Große, war Katharina II., war Alexander; ihm verdanken wir Alles, was wir sind, und was wir in der Zukunft seyn werden!

Während das Königskind, von seiner großen Bestimmung noch nichts ahnend, mit seiner Mutter auf einem seiner Landgüter bei Kostroma zurückgezogen lebte und Gott es in ihrer Einsamkeit, wie

*) „Unser Leben für den Zaaren". Musik von Michael Glinka.

**) St. Petersburg hat vier Theater: das große Theater, das Alexandrinen-Theater, das Michael-Theater und das Kamennoi-Ostrof-Theater. In den drei ersteren spielen abwechselnd Russische, Deutsche oder Französische Schauspieler; das letzte ist nur im Sommer eröffnet und allein für die Französische Truppe bestimmt.

***) Kopfputz der Russischen Bäuerinnen.

*) Die Kleidung der Russischen Bäuerinnen. Die Hofdamen haben jetzt diese Tracht für Gala-Tage angenommen.

**) Die Krone Wladimir Monomat's.

einst den Knaben Joas in seinem Tempel, beschützte, verwüsteten Polnische Maraudeurs, die aus Moskau geflüchtet waren, das Land. Eine Abtheilung derselben drang bis in die Nähe von Domnino, dem Erbgute der Romanoff, vor; sie suchten Michael, um ihn zu ermorden; aber glücklicherweise kannten sie den Weg nicht und gingen irre. Endlich begegnete ihnen ein Greis, der Bauer Joan Sussanin, Leibeigner der Romanoff; sie fragen ihn, welchen Weg man nehmen müsse, um nach Domnino zu kommen, und Joan erbietet sich, sie dahin zu führen. Sussanin war Russe, er liebte Gott, sein Vaterland und seinen Gebieter mehr als sein Leben; sein Entschluß war gefaßt. Er läßt heimlich die Mutter und das Kind von der Gefahr, die ihnen droht, benachrichtigen und sagt dann ein letztes trauriges Lebewohl seiner Familie, die er freiwillig verläßt, um seine Pflichten gegen eine größere, gegen ganz Rußland, zu erfüllen. Sussanin führt die Polen weit ab von Domnino nach der entgegengesetzten Richtung hin, bis sie sich in undurchdringliche Waldungen verirrt haben. Da erst bemerkten sie, welche Schlinge ihnen gelegt worden: der edle Greis wird mit Füßen getreten, gemartert, gepeinigt; aber keine Qual der Hölle kann seiner patriotischen Brust das Geheimniß, das sie verbirgt, das Palladium Rußlands, entreißen. Sussanin stirbt; er opfert sein Leben für den Zaren; der junge Fürst geht nach Moskau, um dort sein Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken, und der alte Bauer empfängt im Himmel die Strahlenkrone der Märtyrer.

Diese Episode aus dem erhabensten Drama der Russischen Geschichte hat der Baron von Rosen zum Süjet seines Textes gewacht.

(Schluß folgt.)

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.

(Schluß.)

Demnächst dürfte es wohl nöthig seyn, mit ästhetischer Behutsamkeit die Einmischung der Religion und Philosophie zu mäßigen, die, nach der Bewegung des verflossenen Zeitalters, in dem gegenwärtigen zu Hülfstruppen der Literatur aufgerufen worden waren, und die damit endeten, dieser sich zu bemächtigen und sie zu beherrschen. Denn wenn auch die Religion gewiß eine erhabene und reiche Quelle der Poesie ist, so ist sie doch nicht deren *einzige*; und wenn es zuverlässig ist, daß von ihr hohe Begeisterung, glänzende Bilder, Empfindungen, an deren Hoheit die Menschen niemals hinreichen, ausgehen, so ist es doch eben so zuverlässig, daß auch die ganze Natur, und die Moral insbesondere, wunderbare Schönheiten umfassen und vermöge ihrer Eindrücke eine erleiene und prächtige Poesie hervorbringen können. Aber der heftige Wegendrang, der in den verflossenen Jahren in seiner Wuth jeden Kultus, jeden Glauben umzustürzen drohte, stößt jetzt, noch eben so stürmisch, zurück und führt die Empfindungen und Bestrebungen wieder zur Religion. Daher trägt man gegenwärtig kein Bedenken, zu behaupten, die Poesie sey *wesentlich religiös*, müsse, wie ein lebendiger Baum, erwachsen aus den Wurzeln der göttlichen Offenbarung und gebe nothwendigerweise ein, wenn sie ihre Begeisterung nicht einzig und allein aus dem Glauben ziehe. Ja, man geht noch weiter und verkündigt im Voraus, daß eine Zeit kommen werde, in welcher „eine geistige, erhabene Poesie der Wahrheit hervorgeben und in irdischem Gewande auch die Ueberlieferungen der Ewigkeit, das Wort der Seele, in symbolischer Hülle der geistigen Welt, darstellen werde." — Diese dunkeln und ganz eigentlich räthselhaften Redensarten aber drücken nur die Gedanken derer aus, die, unzufrieden mit dem Leben und zornig wider ihr Schicksal, die Poesie von den Wirklichkeiten der Erde trennen und mit ihren eigenen transcendentalen Speculationen in eine ideale Welt erheben; wo sie dieselbe in den Mysterien der Gottheit, der Ewigkeit und des Unendlichen umherfallen lassen; so daß denn eine ascetische betrachtende Poesie zu uns herniederfliegt, die wohl mit der Gemüthsart der jenseit der Berge wohnenden, zum tiefen Nachdenken so geneigten Völker sich vertragen mag, unseren glühenden Gemüthern aber trocken, farblos, unfruchtbar, ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit, ohne Einfluß auf die Zukunft erscheinen muß. Behüte der Himmel indeß, daß wir hiermit unehrerbietig gegen die Religion gesprochen haben, oder deren Ansehen und Wirksamkeit auch nur um ein einziges Nadelspitzchen hätten schmälern wollen! Im Gegentheile, wir glauben, daß die Mitwirkung der Religion in der Poesie von außerordentlicher Wichtigkeit ist, sowohl für die Zwecke der Moral, als auch für die der Künste. Aber wir glauben auch, daß diese Mitwirkung ihre Gränzen haben müsse, da ja Allem in der bewundernswerthen Anordnung des Universums sein Platz, seine Zeit, sein Maaß zugetheilt ist, und im innigsten Bewußtseyn haben wir die Ueberzeugung, daß es für die Größe und Macht der Religion nicht nothwendig sey, daß die Literatur in eine theologische Schule, die Literaten in Missionarien sich verwandeln. — Eben dasselbe Urtheil kann nun auch auf die Philosophie angewandt werden. Erklären doch die Bekenner der neuen Schule ganz offen, daß sie mit ihrer Lehre dahin streben, eine Verschmelzung der Poesie mit der Philosophie zu bewirken, eine Verschmelzung, die wir aber für eine nicht sowohl schwierige, als vielmehr ganz unausführbare Unternehmung ansehen. Denn der Verstand und der Wille sind zwei verschiedene Fähigkeiten oder Geschicklichkeiten, in die Seele gelegt, damit diese zu gleicher Zeit Verständniß, um das Gute zu erkennen, und freie Wahl, es zu üben, habe. Jener faßt auf, vergleicht, erwägt, urtheilt; dieser empfindet, will, schreitet zur Handlung. Jener räth, regelt, zügelt; dieser geräth in Bewegung, besänftigt sich, dringt hervor. Beide vereinigt, öfter jedoch mit einander *nicht* im Einklange, erregen den bedängstigenden Kampf, der die unsterbliche Seele gemahnt, ihre Zuflucht nach dem Himmel, als nach einer Zufluchtsstätte der Ruhe und Rast, auszubreiten: ein Kampf, den vielleicht auch der göttliche Plato darstellen wollte, in dem Bilde der beiden an den Wagen der Seele angespannten Rosse, von denen das eine sich zum Himmel schwingt, das andere an der Erde sich hinschleppt, was sicher auch Veranlassung gegeben zu jener Lehre von den beiden Genien, des Guten und des Bösen, die dann so vielfach sinnbildlich dargestellt worden von den Chaldäern, Persern, Aegyptern, Griechen, Indiern und selbst von den Amerikanern. Nun aber ist ja der Verstand, von der Vernunft geleitet, Philosophie, der Wille aber, von der Schönheit bewegt, Poesie, und somit auch klar, daß diese beiden Disziplinen sich wechselweise nützen und unterstützen können. Es kann die Philosophie der Poesie heilsame Rathschläge ertheilen, wie der Verstand dem Herzen dergleichen giebt, und sie, den wahren Interessen der Moral und Politik gemäß, zum Vorschreiten bringen; und es kann die Poesie dagegen die Philosophie angenehmer machen und ihr, durch Hinwegräumung der lästigen Trockenheit, der häufigen Dunkelheit und der ärgerlichen Armseligkeit ihrer Lehren, die verborgensten Zugänge öffnen. Beide Naturen aber mit einander zusammenschmelzen und vermengen wollen, erscheint uns als ein Gedanke, der in die eitlen Utopien unserer Tage zu verweisen ist. Denn wollte die Philosophie poetisiren, so würden sich ja Platon's Träume und des Cartesius Mährchen erneuern, und wollte die Poesie philosophiren, so würde sie matt, farblos, eisigkalt werden; der philosophische Geist, überallhin seine Begriffe, seine Abstractionen mitbringend, müßte ja alle jene Ideale, jene Gesichte, jene glänzenden und lieblichen Bilder, die sie mit so schönen Blüthen schmücken, auf- und davonjagen.

Ferner glauben wir, daß die Literatur eine besondere Achtsamkeit auf die Wörter verwenden und dahin streben müsse, deren Bedeutung hinlänglich festzustellen und dem Mißbrauche derselben abzuhelfen. Ganz vorzüglich ist dies in *unseren* Tagen, da die Speculationen und Abstractionen so sehr vorwalten, eine der wichtigsten Pflichten, von deren Erfüllung nichts Geringeres als die Richtigkeit der Gedanken, die Wahrheit der Empfindungen, der Nutzen der menschlichen Handlungen abhängig werden kann. Denn die allgemeinen Begriffe und die Abstractionen sind Komplexe einfacher Ideen, die man in *eine* Idee zusammengefaßt hat, wie auch die Elemente zu einer einzigen Substanz sich vereinigen; und diese zusammengesetzte Idee gewinnt ja nur durch die Thätigkeit des Geistes, der sie in sich auffaßt, oder durch das Wort, das sie ausdrückt und aufbewahrt, Daseyn. Nun kann also nur die genaue, bis in das Kleinste gehende, individuelle Kenntniß der einfachen, unter einem Worte zusammengefaßten Ideen den Werth und die Bedeutung dieses Wortes richtig herleiten und bestimmen. Dergleichen elementare und primitive Ideen wechseln aber beständig und überall, denn die Zusammenstellungen der reinen Vernunft oder die allgemeinen Begriffe werden durch jede Zeit, jeden Ort, jede eingeführte oder abgeschaffte Gewohnheit, jede politische, ökonomische oder moralische Neuerung um eine Idee vermehrt oder vermindert.

Endlich sind wir noch der Meinung, daß die Literatur Liebe zu den Studien und gutes Eindringen jedes Gedankens lehren müsse, daß man ohne lange und gründliche Studien in keiner Wissenschaft, in keiner Disziplin zum Gipfel der Ausgezeichnetheit gelangt, und daß man, wo man diesen Gipfel nicht erreicht, auch keinen dauernden, keinen ehrenden Ruf gewinnen könne. Dies aber muß am meisten gewerthigt und eingeschärft werden; denn in unserer Zeit scheinen gar viele von den neuen Geisterchen zu glauben, sie wären für die Moral-Philosophie und Wissenschaften ordentlich prädestinirt, und geben schon in einem Alter, in dem man sie kaum der Einweihung in diese Disziplinen würdig erachtet hätte, förmliche Orakel von sich und erheben sich als Richter der Vergangenheit und Propheten der Zukunft, die Schulen der Vorfahren tadelnd und vernichtend und diejenigen, welche den durch glorreiche Spuren bezeichneten Bahnen mit ehrfurchtsvollem Vertrauen folgen, verlachend. War ja doch auch die Weisheit der Alten, aus welcher die erste Bildung entsprang, und welche fortwährend die Lehrerin der Verständigen blieb, eine Weisheit ohne Anmaßung. In jenen Zeiten, in denen die Schriften noch sehr selten waren, durchzogen die berühmten Weisen die Länder zur Befragung von Erinnerungen, Sammlung von Ueberlieferungen und Erklärung von Denkmälern, um den Nachkommen die Wohlthat und das Beispiel einer durch emsige Sorgfalt und unermüdliche Studien erworbenen Lehre zu hinterlassen. Aber weil unsere Jugend auch diesem nützlichen Beispiele folgen kann, braucht man doch weder ihr die Vergangenheit zu entziehen, noch die Einsicht der Alten zu verwerfen, als wäre sie unzureichend für die großen Bedürfnisse unserer Zeit und nicht angemessen den großen Bekümmernissen, an denen die Menschheit gegenwärtig leidet. Im Gegentheil, man muß der Jugend unbedingt das ganze große Feld, auf dem sie beobachten und lernen kann, offen und so, daß sie sich nach demselben sehne, zeigen. Von dem unmerklichen Punkte aus, in welchem die Gegenwart besteht, hingestellt zwischen eine Vergangenheit, die man vernichten will, und eine Zukunft, die ja noch nicht da ist, können nun wohl die außerordentlichen und bevorzugten Geister in hohem Schwunge sich erheben und zu Höhen, vor ihnen noch nie erreicht, hinansteigen; aber die mittelmäßigen Köpfe, die ja so zahlreich sind und doch auch dazu bestimmt scheinen, mit rechter Ausdauer für die bürgerliche und politische Ordnung der Staaten, für die Fortschritte der Bildung, für die individuelle Glückseligkeit nützlich mitzuwirken, werden zu einer nothgedrungenen Unthätigkeit verdammt oder einer sicheren Gefahr ausgesetzt seyn, indem sie ja weder die Kräfte, jenen neuen Wissenschaften nachzueifern, noch Licht, noch Leitung haben, die sie auf den Bahnen der Alten führen könnten. Und wäre auch die antike Literatur jetzt veraltet und den Fortschritten oder den Bedürfnissen unserer Zeit nicht entsprechend, so würde es doch ganz sicher ein irriger und unvorsichtiger Rathschlag seyn, die Jugend davon abzuhalten, der Erforschung ihres Ursprungs und ihrer Prinzipien, des Erlernens ihrer Aussprüche, um deren Schönheit verstehen zu können, sich zu befleißigen. Denn das Anstellen einer sorgfältigen Untersuchung in dieser reichhaltigen Vorrathskammer von Lehren und Mustern erzeugt ja nothwendig die

Gewohnheit des Studirens, und diese Gewohnheit bringt wieder die des Nachdenkens, des Vergleichens, des Ueberlegens und die, alle Verstandes-Fähigkeiten in einer fortwährenden und so sehr dienlichen Uebung zu erhalten, mit sich und lehrt zugleich Bescheidenheit; denn das, was man lernt, erscheint immer als ein Nichts im Vergleiche mit dem, was noch zu erlernen übrig bleibt; und das Studium, je weiter es sich ausbreitet, desto mehr offenbart es die Gränzen, innerhalb deren der menschliche Geist eingeschlossen bleiben muß. Andererseits würde aber auch die Richtung des Geistes auf dergleichen Studien uns keineswegs aus einem durch Civilisation und Eleganz blühenden Jahrhunderte etwa in ein ungebildetes, barbarisches führen, sondern vielmehr bald nach Griechenland, wo wir alle Einrichtungen, alle Denkmäler in dem einzigen Ziele sich begegnen sehen: in dem Menschen das Gefühl der eigenen Würde, welches das Prinzip aller Tugend und Kraft ist, zu stärken und zu vervollkommnen, und bald nach Latium, wo ein ungebrochenes und vielleicht einziges Bild, die Majestät eines die Welt beherrschenden Volkes, vor unsere Augen tritt. Auf diese Weise würden sich unsere Studien auch nicht in fremde Literaturen, die mit der unseren nicht assimilirt werden können, versteigen; denn Latium ist ja unser Land; und die zweiten Italiäner, die den ersten, von Rom aus einen so großen Theil der Erde beherrschenden, gefolgt sind, finden dort noch dieselbe Sonne, denselben Himmel, dieselbe Luft, kurz alle die physischen Umstände, die der Poesie ein eigenthümliches und klar ausgedrücktes Gepräge und einen besonderen Charakter verleihen. Griechenland aber war das Vorbild Italiens.

Zu allem diesen wollen wir nur noch das hinzufügen: daß die Werke der Lateiner, noch mehr aber der Griechen, in der Architektur, Skulptur und, so weit die Gewalt der Zeit es gestattet, auch in der Malerei, bei den Schulen nicht sowohl Bewunderung, als vielmehr eine wahre Verehrung genießen, und daß durch diese die auf Abwege gerathenen oder verderbten Künste zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgerufen worden sind. Auch eilen die Künstler ja von allen Seiten herbei, aus der Anschauung derselben Gesetze und Begeisterung zu ziehen, und bethenern laut und wiederholt, daß sie, fern von diesen, ein Bild weder ersinnen, noch entwerfen, noch ausführen können. Nun aber wüßten wir doch wahrlich weder, warum den Wissenschaften das Recht genommen werden sollte, das man den Künsten zugesteht, da doch jene, wie diese, Theile einer und derselben Bildung ausmachen; noch, inwiefern die Formen, die in den Künsten für Zeugnisse besonderer Vortrefflichkeit, ja fast für Muster an Vollkommenheit erachtet werden, in den Wissenschaften, von denen sie doch ganz nach derselben Schönheit gebildet, und auf denselben Beobachtungen begründet worden sind, für altes Ueberbleibsel, verdorbene Waare, ja für wenig Mehr als Unrath gelten sollen.

Also: die Gedanken, die Studien, die Doktrinen unserer neuen literarischen Schulen auf eine kräftige und wirksame Einheit zurückzuführen, — das Einschreiten der Religion und Philosophie in den Wissenschaften dergestalt zu mäßigen, daß diese Disziplinen sich gegenseitig unterstützen können, ohne jedoch zu verlangen, daß die Poesie wesentlich religiös seyn und eine Verschmelzung der Philosophie mit ihr vorgenommen werden solle, — den Wörtern einen richtigen Werth und eine genaue und sichere Bedeutung zu geben und somit zu bewirken, daß die Sprache ein Mittel zur Eintracht werde, anstatt einen Beweggrund und eine Gelegenheit zu Streitigkeiten abzugeben, — endlich, in den jungen Geistern, durch Zurückführung derselben zu der alten Verehrung der antiken Meister, damit sie in den Werken derselben reichen Stoff und würdige Gegenstände für ein ewiges und förderndes Studium finden, die Liebe zu den Studien wiederzuerwecken: dies sind, nach unserer Meinung, die Hauptrichtungen der gegenwärtigen Italiänischen Literatur und die Wege, auf welchen sie zu größerer Vollendung gelangen kann. Girolamo Venanzio.

Bibliographie.

I preludi poetici. — Poetische Versuche von G. B. Giorgini. — Lucca.

Sull' interdizioni Israelitiche. (Ueber den politischen Zustand der Juden in Italien.) Von Dr. Carlo Cattaneo. — Mailand.

Lucrezia degli Obizzi. — Historische Erzählung von Carlo Leoni. — Mailand.

Epistole di Fr. Petrarca. (Italiänische Uebersetzung von Petrarka's Lateinischen Briefen.) Von Ferd. Ranalli. — Mailand.

Le antiche lapidi del Museo di Este illustrate. (Abbildungen der antiken Steine im Museum Este.) — Padua.

Commento alle pandette. — (Voet's, Professors in Leyden, Kommentar zu den Pandekten. Zum ersten Male in Italiänischer Bearbeitung.) — Venedig.

Della socialità della legge Mosaica. — Rede des Professors Lelio della Torre im Rabbiner-Institut zu Padua. — Padua.

Ulrico e Lida. — Erzählung von Tommaso Grossi. In sechs Gesängen und in Ottave-Rime. — Mailand.

Türkei.

Die Türken im heutigen Konstantinopel.

Die Türken sind die zahlreichsten Bewohner Konstantinopels; von den 600,000 Menschen dieser Hauptstadt mögen wohl zwei Drittheile Muhammedaner seyn.

Die Türken von Konstantinopel sind die Nachkommen derer, welche unter Muhammed II. die Stadt eroberten; doch haben sich auch Türken aus anderen Theilen des Reiches und Mauren, die aus Spanien vertrieben worden, in Konstantinopel angesiedelt und mit den Eroberern vermischt.

Der Türke ist im Allgemeinen verständig, enthaltsam, fromm, brav und mildthätig; aber daneben auch stolz, unwissend und oft fanatisch. Kaltblütig und leidenschaftslos im Alltagsleben, zeigt er, wenn man ihn reizt, die Wuth eines Tigers. Einige seiner moralischen Gebrechen hängen mit seiner bürgerlichen Existenz zusammen, andere darf man von den wilden Sitten seiner Vorältern herleiten. Der häufige Verkehr mit Europäern macht ihn zwar geschmeidiger und äußerlich humaner, doch schadet er oft seinem inneren Menschen.

Die Civilisation der Hauptstadt war bis in die neuere Zeit ein Gemisch Asiatischer und mittelalterlich-Griechischer Elemente; die Bedürfnisse waren gering und der Luxus barbarisch. Man legte seinen materiellen Reichthum unbehülflich zur Schau und kümmerte sich wenig um schöne Mannigfaltigkeit der Formen. Dennoch hat die Türkische Nation in ihrer Art viele sehr geschickte und talentvolle Künstler und Werkmeister hervorgebracht.

Man findet in Konstantinopel Blumen-Maler, deren Arbeiten wegen der Zartheit der Zeichnung und der hohen Vollendung des Kolorits in Staunen setzen. Ihre Skulpturen in Holz, ihre Arabesken, Gitterwerke und Marmor-Arbeiten verdienen großes Lob, und die Schiffbauer der Türken sind unübertrefflich; dies bewiesen die Kaik's auf dem Bosporus, deren Leichtigkeit, Solidität, Zierlichkeit und Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Unter den Erzeugnissen der Türkischen Industrie verdienen besonders ihre Seiden- und Baumwollen-Zeuge, ihre Goldstoffe, Sammete und Linnen rühmliche Erwähnung. Die Türken würden ohne Zweifel in jeder Europäischen Kunst Fortschritte machen, wenn ihre Religion sie nicht im Studium der Dessins beschränkte und wenn die Regierung nicht allen Wetteifer erstickte.

Ein Fremder hatte in Konstantinopel ein Stück Land zu einem Garten angekauft und wollte dasselbe bearbeiten; aber die Innung der Gärtner reichte sogleich eine Supplik an die Regierung ein, worin sie vorstellte, daß, wenn man eine Konkurrenz erlaubte, der Gärtner-Lohn zu niedrig würde. Man fand ihre Bitte gerecht, und der neue Garten wurde nicht angebaut.

Ein Kaufmann wollte eine Quantität Seiden- und Goldstoffe, die in Konstantinopel fabrizirt waren, exportiren; aber der Zoll-Beamte machte ihm begreiflich, er könne die Ausfuhr dieser ganzen Quantität nicht verstatten, weil die Stoffe dadurch im Preise steigen könnten. — Es gab früher zwei Kattun-Fabriken in der Hauptstadt; damit aber keine Konkurrenz zwischen beiden entstände, wurde beschlossen, daß sie in zwei verschiedenen Genres arbeiten sollten.

Die Türken sind die rechtlichste von allen Nationen der Hauptstadt. In den höheren Kreisen der Gesellschaft findet man zwar denselben Ehrgeiz und dieselbe Intriguensucht, wie im civilisirten Europa — oft sogar ohne die Hülle der Konvenienz, die so gehässige Fehler in Europa leidlicher macht — aber es giebt auch hier, wie anderwärts, ehrenvolle Ausnahmen, und wir haben edle Charaktere bewundert, deren hohe Redlichkeit das Glück zu beherrschen wußte. In den Mittelständen, unter dem Volke muß man den Charakter der Nation kennen lernen: ein Türke, dem Du Dich anvertraut hast, wird Dich selten verrathen; er wird seinem Versprechen treu bleiben und alle krumme Wege vermeiden. Das Unrecht, das er Dir zufügt, ist mehr eine Explosion der Leidenschaft, als ein Ergebniß schlauer Berechnung.

Man verläßt in Konstantinopel vor Sonnenaufgang sein Lager, und mit dem Anbruch der Morgenröthe begiebt sich Jeder still an sein Tagewerk. Eine Tasse Kaffee oder gewürzten Salep's und ein Stück schlecht gebackenen Kuchens sind das Frühstück des Bürgers von Konstantinopel. Kurz vor Mittag hält er seine Mahlzeit, die aus Reis und Hammelfleisch oder gesalzenen Fischen und Obst zu bestehen pflegt. Er ißt wenig und sehr rasch; sein Getränk ist klares Brunnenwasser. Nach dieser frugalen Mahlzeit geht er in die Moschee oder verrichtet sein Gebet zu Hause.

Um die Mitte des Nachmittags, in der Zeit, die man Ikindi nennt, findet das Gebet vor Sonnenuntergang statt. Dann ist der Tag vorüber; die Büreaus und Tribunale, die Basars und Werkstätten werden geschlossen, und Jeder zieht sich in sein Haus zurück.

An schönen Sommer-Abenden wimmelt es auf dem Bosporus und im Hafen von Fahrzeugen jeder Art; eine unzählbare Menschenmenge tummelt sich auf dem prächtigen Wasserspiegel. Die mannigfachen malerischen Trachten, der seltene, aber helle Ton christlicher Abendglocken, der Arabische Gesang der Muezzin's von den Minarets, die silberhellen Wogen des Bosporus, der scheidende Sonnenstrahl, der den Gipfel des Olympos noch einmal röthet, die majestätischen Domkuppeln und das zauberische Grün der Baumgruppen und Cypressen-Wäldchen — alle diese Scenen bilden ein harmonisches Ganzes, das vielleicht kaum auf Erden seines gleichen hat. Nachlässig in seinem Kaik ausgestreckt, raucht der Muselmann seine lange Pfeife, und neben ihm liegen Wirthschafts-Bedürfnisse, die er mit nach Hause bringt, als Fische, Fleisch, saure Milch (Jeghurt) u. dgl. Das Abendessen ist die vornehmste Mahlzeit, doch immer frugal. Hat der Türke zu Abend gespeist, so besucht er etwa noch ein Kaffeehaus. Die Kaffeehäuser sind eine Art Casino's; hier trinkt man für einen Para eine Tasse Kaffee, raucht seine Pfeife und konversirt mit feierlichem Ernste über Materien von jeder Art. Die Kraft und Harmonie der Türkischen Sprache giebt diesen Unterhaltungen ihren eigenthümlichen Reiz.

Man spielt in den Kaffeehäusern Trictrac und Schach, aber niemals Karten, auch trinkt man keine geistige Getränke; gewürzter Salep und gefrorner Sorbet werden als Erfrischungen gereicht. Die Gäste sitzen auf Estraden, die, mit Matten oder Teppichen überdeckt, an den Wänden entlang sich befinden, oder auf sehr niedrigen Stühlen ohne Lehne (Tekemle), von denen ein Theil am Eingang des Kaffeehauses steht. Ueber dem Eingang wölbt sich eine große Laube. Mancher Müßiggänger bringt den ganzen Tag im Kaffeehause zu; er muß sich aber hüten, viel von Politik zu schwatzen, da die Regierung solche Diskussionen nicht duldet.

Die Resignation, welche der Türke im Unglück zeigt, beruht auf seinen religiösen Ansichten. Er glaubt nicht an eine blinde Nothwendigkeit, sondern an göttliche Vorherbestimmung. Diese Ueberzeugung verleiht ihm einen gewissen Stolz, der dem Muhammedaner überhaupt eigen ist; er glaubt von einem himmlischen Lichte erleuchtet zu seyn, dessen die Andersgläubigen entbehren müssen. Sein Fanatismus macht ihn ungerecht und grausam; er gestattet aber dem Raja die ruhige Ausübung seiner Religion, so lange dieser ihm gutwillig den Tribut entrichtet. Die Capitulation Jerusalems unter dem Chalifen Omar ist der Typus aller Verhandlungen mit besiegten Christen geworden.

Das Uebergewicht der Russen im Orient hat die Türken dahin gebracht, daß sie sich wenigstens nicht mehr für die erste aller Nationen halten. Auch Sultan Mahmud's neue Einrichtungen sind der Toleranz sehr günstig geworden. Unter dem Generalstabe der neuen Truppen, bei vielen Groß-Würdenträgern und am Hofe selbst ist der Islam nur noch etwas Aeußerliches, während andere Muhammedaner das Gute in jeder Religion schätzen, ohne deshalb ihrem Glauben untreu zu werden. Was den religiösen Stolz der Türken zu Konstantinopel am empfindlichsten demüthigte, war die Einnahme von Algier, einer Stadt, die sie als ein Bollwerk des Islams zu betrachten pflegten. Wenn die Russen der Krim sich bemeistert, die Donau überschritten, den Balkan selbst erstiegen hatten, so existirte noch, zum Troste des altgläubigen Moslim, eine jungfräuliche, von christlichen Einflüssen unberührte Stadt, wo die Religion Muammed's unbeschränkt waltete. Die Engländer herrschten in Bagdad; Europäische Art und Sitte drang in Aegypten ein; Mekka selbst hatte den ketzerischen Wahabiten einmal unterliegen müssen — Algier allein war noch das „unbesiegte Haus des heiligen Kampfes" (Dar-ul-Dschihâd), wie die Araber es nannten. Auch verbreitete die Nachricht von seinem endlichen Falle große Bestürzung und Entmuthigung unter den frommen Moslimen aller Gegenden.

Der Türke hat treffliche Anlagen zum Soldaten: er ist nervig, zu allen Leibes-Uebungen geschickt, tapfer im Streite, gehorsam und gegen Strapazen wenig empfindlich. Ein Französischer Offizier, Herr Gaillard, hat die ersten regulairen Truppen des Sultans gebildet und organisirt noch immer neue Regimenter. Eine zahlreiche junge Mannschaft, der vielleicht niemals Europäische Musik zu Ohren gekommen war, ist durch die Bemühungen des Piemontesers Donizetti so weit gediehen, daß sie jetzt vollständige Chöre geschickter Spielleute bildet.

Was aber den Fortschritten der Civilisation im Osmanischen Reiche unbezweifelt mächtig entgegenwirkt, ist der Umstand, daß die Pforte keinen Ausländer in ihre inneren Angelegenheiten einweiht. Nur Muselmänner erhalten militairische Kommando's; der Französische, Britische oder Deutsche Offizier gilt für einen bloßen militairischen Lehrer, den man besoldet; der Sultan giebt solchen Instrukteren öfter Zeichen seines Wohlwollens; allein sie würden in viel größerer Achtung stehen, wenn man ihnen wirkliche Befehlshaberstellen übertrüge. Auch hätten die Türkischen Offiziere in diesem Falle weit nützlichere Vorbilder.

Der Türke reist wenig und besucht niemals ein Europäisches Land, es sey denn, daß er zu einer Gesandtschaft gehörte. Die Bürger von Konstantinopel verlassen ihre Hauptstadt selbst zu merkantilischen Zwecken nur selten, oder sie besuchen höchstens die Küsten des Schwarzen Meeres.

Die Ergötzlichkeiten der Türken sind weder mannigfach, noch geräuschvoll. An schönen Sommertagen sieht man den Muselmann unter kühlen Lauben, in der Nähe eines Springbrunnens, oder am Ufer des Bosporus fast unbeweglich sitzen und seine lange Pfeife rauchen. Man glaube aber ja nicht, daß er gedankenlos dasitze: die Reflexion ist bei dem Türken immer thätig, er brütet still über die Zukunft, und bei dem Dampfe des Tschibuk reift mancher großartige Plan. Es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß Türken, die aus einer niedrigen Stellung im Leben urplötzlich zu hohen Aemtern befördert wurden, dem ungewohnten Berufe fast ohne Ausnahme sich gewachsen zeigten.

Die vornehmen Türken lieben schöne Pferde; doch sieht man jetzt weniger Pferde in Konstantinopel, seitdem der Sultan das Beispiel großer Einfachheit in seinem Kaiserlichen Hofhalt gegeben hat. Auch die ungeheuer zahlreichen Dienerschaften sind bedeutend reduzirt worden.

Es giebt in Konstantinopel eine große Menge öffentlicher Schulen, die zum Theil fromme Stiftungen sind; auch können die Kinder aller Stände lesen und schreiben. Bei mehreren Kaiserlichen Moscheen befindet sich eine höhere Lehr-Anstalt, wo Männer der Religion und des Gesetzes gebildet werden. Schon vor Mahmud bestand eine mathematische Schule, und der regierende Sultan hat ein chirurgisches Kollegium gestiftet, an dessen Spitze Europäische Wundärzte stehen. Beide Einrichtungen haben guten Fortgang. Die Türken zeigen überhaupt große Lernbegierde; möchten nur ihre Studien so geleitet werden, daß sie nicht bloß mit den Formen, sondern auch mit dem Geiste der Europäischen Kultur inniger sich befreundet lernten!

Da wir eben von öffentlichen Anstalten reden, so sey auch der nächtlichen Feuerwachen in Konstantinopel Erwähnung gethan. Es giebt hier drei hohe Thürme, von denen einer im Mittelpunkte der Stadt, ein zweiter im Serai und der dritte in Galata steht. Auf diesen Thürmen befinden sich Feuerwachen. Sobald eine Feuersbrunst ausbricht, werden die benachbarten Hauptwachen davon in Kenntniß gesetzt; starke Patrouillen ziehen durch die Straßen, stoßen mit ihren dicken mit Eisen beschlagenen Stäben an den Boden und schreien „Feuer!" indem sie das Stadtviertel nennen, wo die Feuersbrunst ausgebrochen ist. Dann eilt Jeder, der etwas zu verlieren hat, dorthin und rettet, was er kann. Die sehr leicht gebauten hölzernen Häuser, deren Wände oft von Innen mit Oelfarbe bemalt sind, gerathen schnell in Brand; weht nun in solchem unglücklichen Augenblicke der Wind, so gleicht die Feuersbrunst einem Strome, den nichts aufzuhalten vermag, und erlischt nicht eher, bis sie auf ihrem Wege an ein massives steinernes Gebäude stößt. Es ist ein erschütterndes Schauspiel, zu sehen, wie die Leute ihr Hausgeräth auf den öffentlichen Plätzen über einander werfen, wie Frauen und Kinder flüchten, und wie man Häuser einreißt, um der fressenden Flamme ein Ziel zu setzen. Die Spritz-Pumpen thun indeß ihre Schuldigkeit, und der Zuschauer beobachtet in ängstlicher Spannung den Kampf der beiden Elemente. Aber selbst da, wo das Feuer am ärgsten wüthet, entsteht keine Verwirrung; die morgenländische Resignation macht jedes Unglück erträglicher. Der Sultan, die Minister und die Großen des Reichs kommen persönlich und ermuntern zu eifriger Hülfeleistung. Oft sah ich eine ganze Familie in geringer Entfernung von ihrem abgebrannten Hause ruhig an einem Eckstein oder auf den Stufen vor einer Moschee sitzen und hörte die Unglücklichen mit großer Ruhe „Es war Gottes Wille" sagen.

Der Sultan wird bei solchen Gelegenheiten auf eine sonderbare Weise geweckt; eine der Frauen, welche der inneren Wache seiner Gemächer vorstehen, tritt mit einer großen angezündeten Laterne aus rothem Zeuge ins Zimmer, ohne ein Wort zu reden; aber das Geräusch, das man vorsätzlich beim Oeffnen der Thür macht, weckt Seine Hoheit aus dem Schlafe. Der Sultan läßt sich sogleich die Details der Feuersbrunst melden und reitet im Nothfalle selbst nach der Brandstätte.

Mit den Muselmännern lebt in Konstantinopel eine Menschenklasse, die, ihrer Stellung nach, in unserer Gesellschaft nichts Analoges hat — es sind dies die Sklaven. Man denke hier nicht an eine Sklaverei, wie sie in den Amerikanischen Kolonieen besteht; der Türke hält den Stand eines Sklaven nicht für schimpflich, sondern für die unterste Stufe der socialen Leiter, von der man bald sich erheben kann.

Die Muselmänner lassen ihre Sklaven in den Vorschriften des Korans unterweisen; stirbt der Sklave, noch ehe er zum Islam bekehrt ist, so wird er in eine Matte gewickelt, auf ein Brett gelegt und an der ersten besten Stelle begraben. Kein in Konstantinopel wohnender Christ darf Sklaven kaufen oder bei sich unterhalten, nur den Franken gestattet man zuweilen leibeigene Neger.

Viele Muselmänner aus den Provinzen kommen nach Konstantinopel, um daselbst durch ihre Industrie Geld zu erwerben. Die Türkischen Lastträger rekrutiren sich gewöhnlich unter den Lasen, einem wilden Volke, das einen Küstenstrich des Schwarzen Meeres am Fuße des Kaukasus bewohnt. Diese Lasen sind störrisch, brutal und schwer an Gehorsam zu gewöhnen. Auch viele Kurden lockt die Aussicht auf guten Erwerb nach der Hauptstadt; dieses athletische Volk gilt für ehrlich, ist aber sonst nicht viel gesitteter, als die Lasen. Die Barbaresken aus Tripolis, und noch mehr die aus Tunis, sind ein friedlicher Menschenschlag und gelten für gescheidte Handelsleute. Den Arabern aus Syrien, die übrigens nicht eben zahlreich sind, wirft man Betrug und Gaunerei vor, welche Laster der übrigen muhammedanischen Bevölkerung Konstantinopels völlig fremd sind. (Bibliothèque Universelle.)

Mannigfaltiges.

— Nachdruck in Nord-Amerika. Das Hinweisen auf die Pflicht, den Nachdruck zu vernichten, ist jetzt auch das Carthaginem esse delendam der geachteteren Amerikanischen Presse. Das vorletzte Heft der North-American Review macht bei Erwähnung einer in den Vereinigten Staaten erschienenen Ausgabe von Silvio Pellico neuerdings auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auch ausländischen Schriftstellern auf ihr Gesuch Schutz gegen den Nachdruck zu verleihen. „Ein Amerikanischer Buchhändler", sagt das gedachte Blatt, „wird jetzt kein Narr seyn, einem inländischen Autor ein angemessenes Honorar für ein Werk zu bezahlen, dessen Absatz obendrein noch zweifelhaft ist, während er für gar nichts das neueste Werk eines populairen Englischen Schriftstellers erhalten kann, von dem er sicher ist, eine Auflage zu verkaufen." — Hieraus geht natürlich für Nord-Amerika eben so wie für das ähnlich konstituirte Belgien die Konsequenz hervor, daß es zu keiner eigenen Literatur gelangen kann. „In unserem ganzen Lande", fährt der Reviewer fort, „giebt es kaum ein Dutzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden. Aber es möchte weniger zu untersuchen seyn, wie viele Schriftsteller Honorar bekommen, als wie viele kein solches erlangen können, und welche große Zahl talentvoller Männer sich durch diesen Umstand überhaupt zurückhalten läßt, ihre Zeit der Förderung literarischer Zwecke zu widmen. Ja, wer hat auch nur gehört, daß ein Amerikanischer Verleger jemals ein Manuskript gelesen habe? Ein anderer Nachtheil, der aus dem jetzigen Stand der Dinge entspringt, ist, daß das Land mit den schlechtesten und inkorrektesten Ausgaben überschwemmt wird. Wenn ein Englischer Schriftsteller, Bulwer oder Marryat z. B., einen Roman erscheinen läßt — gleich sind unsere Nachdrucker hinterher, und damit sie nun die Ersten auf dem Markte seyen, muß die ganze Prozedur mit der größten Eilfertigkeit vor sich gehen. Der Konkurrenz wegen muß das Buch auch recht wohlfeil seyn und erscheint daher im schlechtesten Gewande, oft auf Löschpapier, so daß nach fünf oder sechs Jahren von dem Buche gar kein Gebrauch mehr zu machen ist und jede ordentliche Bibliothek sich schämen muß, es in ihrer Sammlung zu besitzen. Man kann sich übrigens auch denken, daß, da es der Geschmack unserer Nachdrucker ist, der in der Regel die Auswahl trifft, wir gerade mit werthvolleren und wissenschaftlichen Werken am schlechtesten versehen sind. Das Begehr der Menge leitet ihre Unternehmungen, und so muß oft derjenige, der nicht zu dieser Menge gehört, auf die Befriedigung seines Bedarfs ganz verzichten, da uns England nur wenig Originalwerke nach Amerika jetzt kommen und wissenschaftliche Männer in Amerika für unsere Druckereien nicht beschäftigt sind." — In Belgien und in der Schweiz möge man aus dieser Darstellung eine Nutz-Anwendung ziehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 23½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 92. Berlin, Mittwoch den 2. August 1837.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

George Sand.

Wer ist er? oder wer ist sie? so haben wohl schon Tausende gefragt: ein Mann oder ein Weib? ein Engel oder ein böser Dämon? ein wirklich existirendes Wesen oder ein paradoxes Hirngespinnst? Das Eine wissen wir, von einem Schriftsteller ist die Rede, den man zu den größten unserer Tage zählt. Wie fand er sich zu uns? weß Geistes Kind ist er oder sie? Wer gab ihm diese Wundermacht der Rede, diese unerschöpflich vielgestaltige Kunst des Styls? und wie kommt sie dazu, eine solche Fluth von bitterem Spott, von zürnendem Hohn, von schneidender Verachtung über unsere Welt und Gesellschaft auszugießen? Als Mann eine außerordentliche, als Weib eine räthselhafte Erscheinung, — und nun gar beides zugleich? Kein Wunder, wenn das Urtheil an einem solchen Phänomen irre wird, wenn unserem Interesse daran eine unwillkürliche Scheu, unserer Bewunderung eine geheime Furcht sich beimengt. Ein Doppelwesen, in welchem die Empfindungen, die Gemüthsbewegungen, die Leidenschaften beider Geschlechter tausendfach durch einander gähren, sollen wir prüfend, forschend ins Auge fassen; von einer Gestalt, die dem Beobachter keinen Augenblick stillhält und ihn mit Gluth und sprühenden Funken blendet, sollen wir mit wenigen Zügen ein Bild entwerfen. Es sey versucht.

Die Juli-Revolution war eben vorüber, — vor dem Zorne, vielleicht nur vor der plötzlichen Laune eines empörten Volkes war ein Thron in Trümmer gegangen, — ein Königthum, welches sich unangreifbar, unvergänglich dünkte, lag wie vom Blitzstrahle getroffen im Staub, — noch hatte das Wetter nicht ausgegrollt, kaum waren erst die Barrikaden weggeräumt, als auf dem getümmelvollen Schauplatz des Kampfes ein junger Mann eintraf, der in diesen Tagen Paris zum ersten Male sah. Wo kam er her? Von wo die großen Dichter und Schriftsteller kommen, verlaßt Euch darauf. Was ließ er daheim? Was Jeder beim Abschiede daheim läßt: seine Ruhe, seinen Frieden, sein Glück, — wohl dem, der ein wenig davon mitnehmen darf. Was brachte er mit? Jugend, Anmuth, Talente, reiche Hoffnungen, kecke Lebenszuversicht, die Fülle der Gaben, kraft deren dem Begabten die Welt gehört. Was suchte er in Paris? wäre er in jenen Tagen darum gefragt worden, er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt. Und was fand er in der großen Hauptstadt? das Schauspiel eines reichbewegten Lebens für seinen Geist, die Leidenschaft, wonach sein Herz, die fruchtbare Aufregung, wonach sein stürmischer Sinn verlangte, Wort und lebendige Farbe für den Ausdruck seiner Empfindungen; mit einem Wort, in der Freiheit und Fülle dieser neuen Existenz fand er die Poesie.

Fürwahr, das Kind, das dem Vater den Gehorsam aufsagte, das Weib, das die Fesseln einer unwürdigen Ehe eigenmächtig abwarf, das unerkannte Genie, das für seinen Drang im Umwälzen und Umstürzen Behagen fand, konnte zu seinem Einzuge in Paris keine glücklichere Zeit wählen, als das Jahr 1830. Den verwegensten Geistesmuth, die ausschweifendste Phantasie, die kühnste Rede walten zu lassen, bot sich hier Gelegenheit und weiter Spielraum. Die Stadt, wo eben noch alle Künste und Genüsse des Friedens blühten, wo Literatur, Poesie und schöne Kunst an der Tagesordnung war, hatte sich plötzlich in ein Chaos verkehrt, war erfüllt von Aufruhr, von Schrecken, von Kämpfen des Ehrgeizes und Eigennutzes; ein tumultuarisches Drängen und Ringen, worin der Emporkömmling seinen Vorgänger rücksichtslos vom Platze stieß; in den Straßen ein tobendes, zügelloses Volk, dem nichts mehr unantastbar schien, das in die Kirchen stürmte, um die Altäre wie den Thron zu stürzen, um Gott aus dem Heiligthum, wie jüngst den König aus den Tuilerieen, zu verjagen. Der Zeitpunkt war der günstigste für Abenteurer aller Art, wovon sie auch getrieben seyn mochten, — ob von Ruhmgeiz oder Habsucht, ob von Haß und Leidenschaft, ob endlich vom Drange des Genies und der eingeborenen poetischen Kraft.

Kaum angelangt auf diesem revolutionairen Schauplatz, fand unser männlich-weiblicher Held sich auch mit freiem Blicke, mit rüstigem Muthe darin zurecht, — ja, es ward ihm wohl dabei, er fühlte sich in seinem Element. Die jüngste Revolution wollte nun auch auf literarischem Gebiet durch neue Schriftsteller und Dichter vertreten seyn, und den Ankömmlingen, die den Kampfplatz zu betreten wagten, wurde ein hohes Maaß von Kühnheit und Originalität im Voraus zugemuthet. George Sand faßte diese Lage der Dinge mit männlicher Einsicht und Energie und zugleich mit aller Feinheit weiblichen Instinktes auf; sein Muth schwoll hoch, und wie der junge Soldat ins Gefecht geht, voll der stolzen und freudigen Zuversicht, daß in der Zukunft der Marschallstab seiner harrt, so stürzte er sich mitten in das Kampfgewühl. Könnt Ihr ihn Euch denken? Ein junger Mann, klein von Wuchs, anmuthig von Gesicht, mit dunklem Haare, geistreich lebendigem Auge, das forschend und durchdringend in die Welt sah, die Stirn frei und schön gewölbt, mit dem Gepräge einer bedeutenden Intelligenz; voll Lebensmuth, voll rastloser Wißbegier, allem Zwange abhold und in der neugewonnenen Freiheit jubelnd wie ein Knabe, der eben dem Zwange der Schule entronnen; feurig, leidenschaftlich, übermüthig sogar, und doch voll Ernst und Tiefe des Gefühls, eben so herzlich als geistreich, eine reiche Zukunft unbewußt in sich tragend: — so war George Sand in jenen Tagen. Wie sollte er nicht geblendet werden von dem Anblicke des damaligen Paris, von dem Flammen-Ausbruch des revolutionairen Vulkans, von der Gluth politischer und socialer Aufregung, die gleich einem Lavastrom aus diesem Krater sich ergeß? Wie sollte sein Kopf nicht schwindeln, sein Gehirn nicht erglühen in dem Geräusch und Gewühl dieser Straßen, die ein siegtrunkenes Volk durchwogte? Mit welcher Neugier mag er Paris durchwandert und jeden Ort, jedes Denkmal der jüngsten Thaten betrachtet haben: die öden, verwaisten Tuilerieen, die vom wüsten Faschings-Trupp entweihte, zerstörte Kirche Saint Germain l'Auxerrois, und dann vor Allem das neue Juli-Königthum, wie es schlicht und kleinlaut über die Straßen einherzog, über die Steine, die noch locker lagen von den Barrikaden her und unter seinen Füßen wankten und schütterten, als hätten sie verlernt, eines Königs Schritt und Tritt zu spüren. Mit was für Wundergebilden mochte die Phantasie des jungen Mannes, draußen in der einförmigen, einsamen Provinz, das nie gesehene Paris bevölkert haben! Und sah er nicht jetzt in der Wirklichkeit seine glänzendsten und abenteuerlichsten Träume übertroffen? So begreifen wir die Ueberspannung, die sich seiner bemächtigte; für den trotzigen Sinn, der eben die Bande häuslicher Verhältnisse und Pflichten abgeschüttelt hatte, für das aus seinem Frieden aufgestörte Gemüth, für die nach reicheren Genüssen und Thätigkeiten dürstende Seele war diese Zerrüttung der gesellschaftlichen Zustände ein willkommenes Schauspiel, ein Freudenfest, in dessen Taumel sich die exaltirtesten Hoffnungen und Bilder der Zukunft malten.

In solchem Rausche verlebte George Sand seine erste Zeit in Paris. Im Geiste nahm er Besitz von dieser neuen Welt voll Sturmes und Dranges und merkte nicht, wie er selbst von ihr überwältigt, wie ganz und gar er dem allverbreiteten Enthusiasmus der Revolution unterthan worden war. Die höchste Lust fand er darin, auf den noch ganz frischen Trümmern einherzuwandeln, all' die gestürzte Herrlichkeit des vorigen Tages mit Füßen zu treten und über den Ruinen die eigene Größe, als auf einem festigen Piedestal, zu erhöhen. Da war mehr als eine Krone zu gewinnen, mehr als ein Scepter, das herrenlos am Boden lag, zu erbeuten; und George Sand begann sich zu fühlen, — zu fühlen, daß mit einigem Glück und Geschick eine Macht und Herrschaft bei der neuen Gestaltung der Dinge ihm zu Theil werden müsse. Er ließ sich rastlos treiben auf der Fluth der Gegenwart, recht in der reißenden Mitte des Stromes, und diesen brausenden und tosenden Umgebungen angemessen deutete er die Zukunft. Er sah alle Bande der gegenwärtigen Gesellschaft sich lösen; er bildete sich ein, noch den Zerfall aller Sitten und Institutionen, das Zunichtewerden aller hergebrachten göttlichen und menschlichen Ordnung zu erleben: die Familie, die Ehe, die Kirche, die Taufe werde über kurz oder lang nicht mehr existiren, — so war die Idee, oder vielmehr der Wahn beschaffen, der ihn zu leidenschaftlicher Gluth begeisterte, aller seiner Seelenkräfte sich bemächtigte, zum Gegenstande all' seines Sinnens und Trachtens wurde. Der Bereich dieser Vorstellungen und Gesinnungen, für Andere ein unbegreifliches, schranken- und bodenloses Chaos, war die Heimath, wo dieser excentrische Geist sich ansiedelte; an solchem Stoffe hat dieser Genius sich großgenährt und die Gestalt gewonnen, in der er uns vor Augen trat. Ohne die Juli-Revolution hätte George Sand sich selbst nicht erkannt; dieses mächtige *destruktive* Genie wäre nicht erweckt worden, und — wer weiß, der Zündstoff, den er in tausend und aber tausend Gemüther geworfen, hätte für ewig schlummern können. Seht da Euer Werk, Ihr Zerstörer der alten und Gründer der neuen Ordnungen, Ihr Siftter glorreicher Revolutionen! Euer Thun weckt die rebellischen Geister: Carrel, Lamennais, und den gefährlichsten von allen, George Sand. Aus den Steinen der Barrikaden erstehen sie, gewappnet und streitbar, wie die Männer aus des Cadmus Drachensaat, und der mühsam künstlich aufgeführte Bau Eures neuen Staates wird täglich von ihnen in Frage gestellt, täglich in seinen Grundvesten angegriffen und erschüttert.

Der erste Rausch der Begeisterung konnte indeß nicht beständig in gleicher Stärke fortdauern, und so kam unser junger Dichter, nachdem er Alles gesehen, was für ihn zu sehen, Alles gehört, was zu hören, Alles bestanden hatte, was zu bestehen war, mit abgekühlter Phantasie von mancher Täuschung wieder zurück. Um so eifriger und ernster vertiefte er sich in den Ideenkreis, worin er mit seinen Ueberzeugungen gebannt war; er prüfte sich und ging sorgfältig mit sich zu Rathe, ob er auch wirklich die Kraft besitze, diese Lehren zu verkündigen und zu gestalten, ob er fähig und berufen sey, die grausamen Wahrheiten, die unbarmherzigen Paradoxen, von denen sein Gemüth durchdrungen war, vor der Welt zu behaupten und durchzufechten. Wie sollte er Anderen die Leidenschaften, die Seelenerfahrungen begreiflich machen, die er, der Neuling, auf seinem ersten Gange durch eine unbekannte Welt, inmitten einer erschütternden Revolution, an sich selbst erprobt hatte! Doch blieb er nicht lange in Zweifel, was für ihn zu thun oder zu lassen sey. An Jahren noch fast ein Kind, faßte er seinen Beruf ins Auge und ging daran, wie ein Mann. Er setzte sich hin und schrieb, schrieb in einem Athem fort, bis er einen Roman von vier Duodez-Bänden fertig hatte, den ersten Stein zu dem ungeheuren und mißlichen Lebenswerke, daß er sich vorgesetzt. Die Feder in der Hand, indem er die Gluth und Fülle seiner Gedanken auf das Papier ausströmte, fühlte er sich stark und jung, muthig und glücklich. Gott weiß, was für Ideen und Meinungen, wahre und falsche, edle und schlechte, natürliche und überspannte in diesem Produkte durch einander geworfen seyn mochten. Als es fertig war, galt es ein Experiment, nämlich einen Verleger zu finden. Unser Freund nahm einen Stock und einen Hut, steckte sein langes schwarzes Haar darunter, so gut es gehen wollte, und ging hinaus ins Freie. Aber wie hätte er an die Buchhändler denken sollen. Am Strome schlenderte er auf und nieder, hing seinen Träumereien nach, ließ sich vom Abendwinde anfächeln, und manche schöne junge Spaziergängerin warf freundliche Blicke auf den einsamen Lustwandler. — Der Zufall jedoch führte ihn eines Tages mit einem Verleger zusammen, und da das Suchen ihn je länger, je mehr verdroß, so bot er dem Manne sein Buch an: „Da habe ich", sagte er in lachendem, unbefangenem Tone, „einen ganz schlechten Roman, worüber ich nicht volle vierzehn Tage geschrieben habe." Der Buchhändler ließ sich die Sache gefallen und erbot sich, an dieses Werk eines Unbekannten, der sich selbst darüber lustig machte, 400 Franken zu wagen. „Was", sagte George Sand, „400 Franken für vier Bändchen von mir! das ist ein vortrefflicher Handel." Sprach's, schob das Geld des „unglücklichen Verlegers" in die Tasche und warf es dann in einen Winkel seines Kämmerleins, von wo er's aber allgemach wieder hervorholte, um ein Zwanzigfrankenstück nach dem anderen „springen zu lassen".

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Défense de l'ordre social contre le Carbonarisme moderne. — Von Boyer. Zweite Abtheilung. 3½ Fr.

Traité théorique et pratique des contrefaçons en tous genres, ou de la propriété en matière de littérature, théâtre etc. — Von Gastambide. 6 Fr.

Alpes et Danube. — Reisen in der Schweiz, in Steiermark, Ungarn ꝛc., von dem Ex-Minister Baron v. Hanslej. 2 Bde. 15 Fr.

Traité sur l'embonpoint ou obésité. — Von Lapaneuse. 2½ Fr.

Rußland.

Die Aufführung der ersten Russischen Oper.

(Schluß.)

Der 27. November war der Jahrestag des Todes Sussanin's und der Wiederherstellung Rußlands. Es geschah also aus einem eben so patriotischen, als poetischen Grunde, daß gerade dieser Tag zur ersten Aufführung der neuen Oper gewählt wurde; die Liebe für die Kunst vereinigte sich mit der Anbetung des Vaterlandes, um jedes Russische Herz freudiger zu stimmen; und so war es denn nicht bloß ein Musikfest — es war ein großes der Erinnerung geweihtes Volksfest, welches an jenem denkwürdigen Abend gefeiert wurde. Die Sinne, das Gefühl, die Seele, das Gedächtniß sogar athmeten in einer Atmosphäre himmlischer Harmonieen; Alles war betäubt, exaltirt und entzückt, vibrirte in und um uns her; es war ein doppeltes Drama, eine doppelte Musik, und zweimal wiederholte Akkorde, die man auf der Bühne und in der Tiefe des Herzens wiederhallen hörte. Auch hatte dieses Schauspiel etwas Feierliches, Religiöses, das an die Jonischen Feste, an die Höfe der Troubadoure und Minnesänger erinnerte.

Laßt uns jetzt auf Michael Glinka zurückkommen. Dieser junge Komponist hat also auf immer ein Problem gelöst, dessen Bedeutung man wohl ahnte, aber weder auffinden, noch begreifen konnte; er hat uns mit einer neuen National-Musik, die die Probe der Wissenschaft wohl bestanden hat, bereichert; er eröffnete der musikalischen Welt eine neue Aera und führte die Kunst in eine fremde unbegränzte Region. Das Fiat lux! ist für die Russische Musik ausgesprochen worden. Es giebt Leute, welche die Nationalität der Musik ganz leugnen. Was schön ist, wird überall, zu allen Zeiten und an allen Orten schön bleiben, sagen sie; wir geben zu, daß es verschiedene Schulen, aber keine National-Eigenthümlichkeit in den Künsten giebt. Ehe wir also zu den Details der Oper übergehen, wollen wir es versuchen, diese Meinung zu widerlegen. Ganz gewiß ist das, was schön ist, auch überall schön; aber wir fassen es doch nur nach dem Gefühl für das Schöne, das wir in uns tragen, nicht etwa nach dem Werth des Schönen selbst auf. In den Künsten ist es der Reflex desjenigen, was wir Ideal nennen: es ist die Offenbarung, die Darstellung der unendlichen Schönheit, die nur in Gott und seinen Werken ist. Und eben diesen weit umfassenden Charakter des Idealen bestätigt die reiche Mannigfaltigkeit des Schönen, das wir in der Zeit und im Raume wahrnehmen. In der ganzen Natur erblicken wir ja Schönheiten, die in Form und Gestalt so unendlich verschieden und doch in ihren Modificationen herrlich sind. Welcher Unterschied ist zwischen dem ruhigen Meere, in welchem der Himmel sich spiegelt, und dem tobenden Ocean, dessen tausend Arme die Wellen zerreißen — zwischen dem Vesuv, der seine Feuerströme über Oliven- und Orangenhaine ausschüttet, und dem Hekla, der kochendes Wasser über seine mit Schnee bedeckten Gipfel und seine wüsten Felder ergießt — zwischen den dunkeln melancholischen Waldungen Norwegens, die auf grauen nackten Felsen liegen; und den schlanken, von der Sonne des Orients vergoldeten Palmbäumen, die den azurnen Himmel, die frischen grünen Mais- und Reisfelder anzulächeln scheinen — bewegen alle diese Natur-Schönheiten unsere Seele auf gleiche Art, bringen sie auf unsere Gemüthsstimmung dieselbe Wirkung hervor? Bewundern wir in der Poesie Ossian und Homer, oder Dante und Shakespeare aus denselben Gründen? Wenn es nicht auch eine Individualität des Schönen in den Künsten giebt, warum sagen wir denn die Griechische Skulptur, die Römische, Byzantinische und Gothische Architektur, oder die Niederländische, Deutsche und Italiänische Malerei? Jedes Volk faßt das Schöne nach seiner Weise auf und sucht es nach seinen Gefühlen auszudrücken. Diese individuelle Art, das Schöne in sich aufzunehmen und darzustellen, ist der National-Charakter der Kunst; denn jeder National-Charakter ist ja eigentlich nichts als die Individualität eines Volkes.

Wenn wir nun das Gebiet der Theorie verlassen und uns an die Praxis wenden, so werden wir, glaube ich, noch mehr Beweisgründe für die Wahrheit unserer Behauptung finden. — Jedermann wird zum Beispiel wissen, daß in keinem Lande der Walzer populairer und allgemeiner ist, als in Deutschland, daß vielleicht auch nirgends mehr Walzer komponirt werden, als dort; aber dennoch kann es wohl keinem musikalisch gebildeten Ohr entgehen, wie sehr sich ein Deutscher Walzer von einem Russischen, Italiänischen oder Französischen unterscheidet; sie gleichen sich zwar alle in Takt und Tonart, sind aber doch, ihrem Charakter nach, unendlich verschieden. Diejenigen, welche zugeben, daß es in der Musik verschiedene Schulen giebt, und dabei jede National-Einschränkung leugnen wollen, vergehen sich in ihrem Urtheile gegen die Logik. Im Grunde sind sie auch gar nicht im Widerspruch mit uns, sondern nur mit sich selbst; denn Schulen und Methoden sind nichts als die äußeren Formen der Kunst. Und sind nicht Methoden auch überdies das Resultat der Art und Weise, wie die Musik in diesem oder jenem Lande aufgefaßt, empfunden und behandelt wird?

Da ich jetzt mein Möglichstes gethan habe, um eine im Ganzen auch wenig bestrittene Wahrheit zu beweisen, so sey es mir nun erlaubt, von der großen Russischen National-Musik zu reden, die von Michael Glinka geschaffen worden. Die Oper ist das Werk hoher musikalischer Ausbildung. Der Künstler hat sein Talent, das bei den Tönen Russischer Melodieen gewiegt wurde, unter Italiens und Deutschlands harmonischem Himmel erzogen und ausgebildet. Wenn auch selbst sein Talent nicht so eminent wäre, als es ist, so würde er es doch bei seinen ernsten, angestrengten Studien gewiß zu etwas Großem gebracht haben. Aber alle wahre Kunstverständige, welche in die Geheimnisse und Schwierigkeiten heroischer Compositionen eingeweiht sind, haben einstimmig erklärt, daß diese Oper ein, für Rußland wenigstens, ausgezeichnetes Werk sey und wirklich großartig schöne Momente enthielte. Das Publikum hat auch wie sie geurtheilt, denn seit der Aufführung der Weberschen und Meyerbeerschen Opern hatte die Theaterkasse sich keiner so reichen Einnahme zu erfreuen.

Der erste Akt der Oper wird durch Chöre, die einen neuen und glücklichen Effekt hervorbringen, eröffnet. Dem ernsten Gesang der Landleute folgen die heiteren Refrains der Bäuerinnen, dann die belebten, munteren Lieder der Fischer, bis endlich diese drei Chöre in einen großen, allgemeinen verschmelzen, in welchem man jeden einzelnen Gesang mit seinem eigenthümlichen Charakter heraushört, ohne daß es dem herrlichen Ensemble schadete. Die Instrumental-Begleitung geschieht in einem glücklich gelungenen Pizzicato, in welchem unsere Balalaika, dieses so bescheidene, zum erstenmal in das Gebiet der Kunst erhobene Instrument, sich vortrefflich ausnimmt. Man kann sich nichts Lieblicheres und Frischeres, als das Thema der Sopran-Arie, die diesen Chören folgt, denken; sie verräth auf eine graziöse Art ihre Russische Abkunft und könnte uns doch, glaube ich, von den besten Italiänischen Meistern beneidet werden. Das ganze Gewebe der Oper ist übrigens mit solchen leichten und anmuthigen Melodieen wie mit Goldflittern überstäet. Ein Trio für Baß, Tenor und Sopran, das sich dieser Arie anschließt, ist eben so ergreifend, wie gehaltreich und großartig. — Der zweite Theil des ersten Aktes ist der Polnischen Musik, dieser lebhaften, wilden Schwester der Russischen, gewidmet. Die Melodie des sogenannten „Polnischen Tanzes" ist ein Meisterstück in ihrer Art; sie ist im alten Styl komponirt und dabei mit aller Eleganz des modernen Geschmacks ausgearbeitet und behandelt, auch der Mazurek hat kein geringeres Verdienst. Die dramatische Handlung mischt sich in die Töne des Tanzes; während wildes Wuth- und Rachegeschrei grelle Dissonanzen veranlaßt, die sich wie düstere Wolken über den heiteren Gesang, der den Mazurek begleitet, lagern, geht dieser ununterbrochen weiter fort; dann, als endlich Alles wieder ruhig wird, verwandelt er sich in ein Crescendo, voll der reichsten Harmonie. Diese wunderbar ausgearbeitete Scene wird noch durch Chöre, deren doppelter Kontrapunkt den herrlichen Effekt des Ganzen erhöht, verschönert. — Die Musikstücke des zweiten Aktes werden immer bewundernswürdiger. Die erste Scene bildet ein entzückendes Duett für Baß und Alt; dann folgt ein liebliches, graziöses Quartett, in welchem die Musik das Glück und die Hoffnungen Sussanin's, der eben seine Tochter verheirathen will, ausdrückt; aber in dem Augenblick, wo der glückliche Greis alle seine Wünsche gekrönt sieht, verbreitet sich ein leiser Hauch, ein zarter Anflug von Traurigkeit über die Musik, denn schreckliche Dinge bereiten sich für ihn vor. Dieses musikalische Vorgefühl, das der Künstler so sinnig in die Melodie zu legen wußte, verräth nicht nur die Genialität

seines Talentes, sondern auch eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Jene verworrene Ahnung einer verhängnißvollen Zukunft, jene geheimnißvoll mahnenden Stimmen, die sich in die Seele schleichen, wenn sie noch voll der süßesten Freude ist, können nicht besser als durch die Musik ausgedrückt werden; denn sie allein leiht ja gewissen moralischen Empfindungen, von denen der Mensch sich selbst nicht Rechenschaft ablegen kann, die Sprache.

Endlich kommen Polnische Söldlinge, die den jungen Zaren suchen, an; ihre Ankunft verbreitet Angst und Unruhe; die festlich geschmückte Hütte verwandelt sich in einen Schauplatz des Schreckens. Hier wird die Musik nun immer dramatischer und großartiger; die Chöre der Russen und Polen beginnen; Glinka wußte mit seltener Geschicklichkeit die Uebereinstimmungen und Kontraste, die der National-Charakter dieser beiden Völker bietet, in den Gesängen vertreten zu lassen; überhaupt schildert die ganze Musik der Oper treu die unterscheidende Physiognomie der moralischen Naturen dieser Nationen. In den Scenen, wo Polen als Hauptpersonen handelnd auftreten, verräth sie Stolz und übersprudelnde Leidenschaft; aber in den Chören der Russen offenbart sie jene Bescheidenheit, jene kindlich naive Einfachheit, jene Ruhe und Thatkraft, die den scharfen Beobachter, der die Volksklassen Rußlands studirt, frappiren müssen. — Suffanin reißt sich aus den Armen seiner Familie, um die Polen zu führen und den jungen Zaren zu retten. Dem wilden Kriegsgeschrei der Soldaten, den Jammertönen der weinenden Tochter folgt ein Chor der Frauen, welche die junge Braut abholen und heimführen wollen. Dieser Chor zeigt, wo möglich noch mehr als alles Uebrige, wie tief der Komponist in den Geist der Russischen Melodieen eingedrungen ist. Sein originelles, reizend ausgearbeitetes Motiv erinnert wieder in Tempo, Tonart und Gesangsweise an die Volkslieder. — Wir müssen mit Bedauern noch mehrere Musikstücke, die wohl Erwähnung verdienten, übergehen; denn wir haben Eile, zu dem dritten Akt, dem Meisterstück Glinka's, zu kommen.

Suffanin hat die Polen in den Wald geführt. Während die Soldaten sich lagern, um den Anbruch des Tages zu erwarten, überläßt sich der heldenmüthige Bauer seinen schmerzlichen, erhabenen Gedanken und bereitet sich zum Tode vor. In diesem gesungenen Monologe entfaltet der junge Künstler den ganzen Reichthum seines eminenten Talents; denn in dem Augenblick, wo Suffanin's Liebe für seinen Souverain und sein Vaterland mit der Erinnerung an das stille häusliche Glück, das er verlassen mußte, kämpft, in dem Augenblick, wo der zärtliche Vater sich dem Heil Rußlands opfert, wird die Musik immer pathetischer, begeisterter; sie erreicht den ganzen Höhepunkt des tragischen Stils und bewahrt dennoch treu und unverfälscht ihren echt Russischen Charakter, ihren populairen Typus. Diese Scene ist das vollendetste Werk des schöpferischen Genius, die Basis einer ganz neuen Musikart; schon sie allein hat uns zu der Behauptung autorisirt, daß mit dieser Oper sich eine neue Periode der Kunst in Rußland eröffne. Die Begleitung des Monologs ist auch eine zarte, schöne Composition; das Orchester wiederholt in leisen, verhallenden Klängen einzelne Stellen aus den Hochzeitsliedern, aus den Arien der jungen Braut, und bezeichnet damit wehmüthige Erinnerungen an eine glücklichere Zeit, die auf die Seele des unglücklichen Märtyrers einstürmen. Dieser Gesang Suffanin's scheint uns den furchtbaren Charakter der Arie des Pizarro im „Fidelio" von Beethoven zu haben; wollte Gott, daß Glinka's Partitur auch außerhalb Rußlands mit demselben Erfolge belohnt werde!

Der Epilog, der die Oper krönt, stellt den Einzug Michael Romanoff's in Moskau vor. Auch hier hat sich der dramatische Takt des Komponisten nicht verleugnet; traurige Akkorde, herzzerreißende Wehklagen tönen mitten durch den Tumult der allgemeinen Freude und der Triumphgesänge: es sind die Stimmen der drei Waisen, welche Suffanin's Tod beweinen — sie, die traurigen Erben seines Ruhmes, und er, der unsterbliche Urheber der Festlichkeit!

Meine Aufgabe ist vollbracht. — Ich hoffe, die freundlichen Leser werden mir verzeihen, daß ich dem Werke meines jungen hoffnungsvollen Landsmannes nur Worte des Lobes und der Liebe spendete, und daß ich nicht, wie ein nagender Wurm, mit übelwollender Kritik diese oder jene Arie oder Begleitung angriff. Ich begreife nicht, wie man Gefallen daran finden kann, die weißen Flügel der Engel des Vaterlandes und der Künste, denen Michael Glinka für sein ganzes Leben Herz und Talent geweiht hat, mit Tinte zu besudeln. Es werden sich leider auch ohne mich Leute genug finden, die es nur zu leicht vergessen, daß der junge Künstler ein Russe ist, und daß er daher mit Recht Anspruch auf ihre Nachsicht, auf ihr brüderliches und patriotisches Interesse habe.

Vielleicht ist es unrecht, daß ich einen so langen Artikel über eine Oper geschrieben habe, von der ich nicht einmal weiß, ob ihr Ruf bis nach Deutschland oder Frankreich dringen wird; aber die Kunst gehört ja allen Ländern an; die Künstler sind Brüder; sie alle sind die gleichen Kinder des Genius und der Sorge; sie sind die zerstreuten Noten Einer großen Harmonie, die sich aufsuchen, verbinden und schnell mit einander sympathisiren. So habe ich also meine Worte vorzüglich an Euch, Ihr Künstler, Poeten und Musikfreunde gerichtet; Ihr werdet mit Freude die Nachricht aufnehmen, daß fern von Euch ein großer Musiker aufgetreten ist, der mit seinen lieblichen Melodieen schon Tausende entzückte; Ihr werdet demjenigen danken, der Euch auf Michael Glinka aufmerksam gemacht, und den jungen Künstler vielleicht als ein würdiges Mitglied in Eure große Brüderschaft aufnehmen! —

Auch muß ich noch hinzufügen, daß ich in dieser Begebenheit ein nicht nur wichtiges musikalisches, sondern auch moralisches Ereigniß sehe. Rußland fängt jetzt an, sich allmälig umzubilden; es arbeitet an einer neuen Civilisation, die sich hoffentlich bald über den ganzen Staat erstrecken wird. Der Einfluß fremder Nationen war für die Russische Gesellschaft unumgänglich nothwendig, um ihre intellektuellen Fähigkeiten ans Licht zu rufen, ihre ein wenig erschlafften Lebensgeister zu erwecken und ihr jenen Impuls zu geben, der sie dahin brachte, mit vielen anderen Ländern Europa's gleichen Schritt zu halten. So ist es mir also doppelt angenehm und erfreulich, das Erscheinen einer Russischen National-Oper begrüßen zu können; sie ist ein glänzender Beweis der großen Veränderung, die jetzt in meinem Vaterlande vorgeht. Die Mythe des Orpheus hat einen sehr tiefen Sinn: das Alterthum fühlte, daß jede Civilisation, d. h. die Harmonie der menschlichen Gesellschaft, sich nur bei den melodischen Tönen der Musik entwickeln könne. Man sieht also, daß die alten Traditionen nicht ganz verloren sind: singend gehen die Russen ihren Schlachten entgegen, und in Gesängen offenbart sich der Fortschritt ihrer Kultur.

Möge daher Michael Glinka's Eifer nie erkalten, möge er muthig weiterschreiten auf der Bahn, die er so ruhmvoll seiner Kunst eröffnet hat! Wir wollen wünschen, daß der eisige Hauch des Hasses oder der kalten Gleichgültigkeit niemals die religiösen, patriotischen Flammen lösche, die seinen Geist erleuchten und in feurigen Akkorden ausströmen. — Wir wünschen auch, daß Glinka's Beispiel nicht unfruchtbar sey, daß es auf seine Kunstgenossen anregend wirke und sie zur Nachahmung auffordere. An's Werk also, Ihr Russischen Künstler! An's Werk, Theophil Tolstoy, Du feuriger Jüngling mit der glühenden Seele und dem edlen Herzen, dessen rührende Romanzen weinen, lieben und schaudern machen! An's Werk, Graf Michael Wielhorsky, Du gefühlvoller, gelehrter Mann, dessen liebliche Lieder so populair geworden sind und dessen Name von der eleganten Welt unserer Hauptstädte wie von den wilden Zigeuner-Sängern, jenen herumziehenden Bewohnern der Russischen Steppen, gleich gepriesen und gefeiert wird! Ans Werk, all' Ihr jungen talentvollen Künstler, — die Bühne und das Vaterland erwarten Euch!

Elim Metscherski.

Mexiko.

Michel Chevalier in Mexiko.*)

März, 1835.

. . . . Mexiko ist ein herrliches Land; der Himmel ist hier beständig rein und heiter, die drei oder vier Monate der Regenzeit ausgenommen, in welcher die Schleusen des Himmels alle Tage, jedoch nur von drei Uhr bis acht Uhr Abends, sich öffnen. Wegen ihrer Höhe von 7000 Fuß über dem Meere ist die Hochebene Mexiko's, obschon sie ganz in der heißen Zone liegt, ihrem größten Theile nach nur einer mäßigen Hitze ausgesetzt, und der Boden zeigt überall, wo man ihn bewässert, überschwängliche Fruchtbarkeit. Die Felsen, auf denen Mexiko, zwei Weltmeere beherrschend, ruht, diese Felsen, oder vielmehr diese ungeheuren Berge, vor denen Ossa und Pelion wie Maulwurfshügel sich ausnehmen würden, sind nach allen Richtungen von Silber-, Kupfer- und Eisen-Gängen durchzogen. Die Abdachungen vom Niveau der beiden Meere bis zur Höhe des Plateaus bieten uns eine Stufenfolge aller Temperaturen und Klimate, von einem Afrikanischen Sommer bis zu einem Frühling an der Loire, und die Produkte aller Zonen, von Arabien's Kaffee, Indien's Zuckerrohr, Aegypten's Palmbaum, der Vanille und dem Kakao des tropischen Amerika's bis zum Europäischen Korn, bis zur Tanne und Fichte Norwegen's und den Farrenkräutern Island's. Besonders die Mittel-Region zwischen dem heißen Küstenstrich und dem hochbelegenen kalten Lande (tierra fria) ist fast einzig auf Erden zu nennen. Diese gemäßigte Region (tierra templada) hat die ganze reiche, wuchernde, tausendgestaltige Pflanzenwelt der Küste aufzuweisen, bleibt aber von den giftigen Dünsten und den Insekten-Schwärmen der letzteren verschont. Die gemäßigte Region ist ein wahres irdisches Paradies, wo alle Jahreszeiten zu einem ewigen Frühling sich vereinigen.

Der Bewohner dieses glückseligen Landes erfährt nur dann, was Armuth ist, wenn er im buchstäblichen Sinne des Wortes gar nichts thut. In der heißen oder gemäßigten Region bettet er sich mit seiner Familie in einen Käfig aus Bambusstangen, ohne zu besorgen, daß der Vorübergehende in die weiten Zwischenräume neugierige Blicke werfen dürfte. Er schläft in einer Hangematte aus Blättern und Lianen, oder auf einer schlichten am Boden ausgebreiteten Matte. Der Mantel, den er bei Tage trägt, dient ihm zur Nachtzeit als Decke. Er hat ein Pferd, das in den Wäldern nach Gefallen graset; und seine ganze Familie lebt reichlich von dem Ertrage einiger Bananen-Bäume und von etwas Chile**) und Mais, die er um seine Hütte gepflanzt hat. Die Zeit vertreibt er sich, wenn er nicht schläft, mit geistlichen Liedern zu Ehren der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, wobei seine gellende Guitarre ihn accompagnirt. So kann er ein ruhiges und sorgloses Leben führen, unbekümmert um die Hydra der Revolutionen, in deren Verlaufe die höchste Gewalt durch eine Handvoll Advokaten, Pfaffen und Militairs usurpirt, zerstückt und geschändet wird. Die Diebstähle und Ermordungen, welche das mit Intriguen oder läppischen Debatten beschäftigte Gouvernement ungestraft auf den Heerstraßen begehen läßt, sind für ihn nur ein Stoff zur Unterhaltung, ein Thema, worüber er Klagen improvisirt. Er selbst fürchtet keine Diebe oder Räuber; denn sein Serop (Mantel), seine Lanze und Guitarre sind Alles, was er besitzt, und die Dolche der Mörder werden ihm nichts anhaben, es sey denn, daß er selbst, von Pulque oder Chingerito berauscht, den seinigen zöge.***)

Die Gegend um Puebla ist in hohem Grade imposant. Sie trägt die Spuren einer Reihe viel größerer Ueberschwemmungen, als diejenigen waren, denen das Schweizer- und Tiroler-Land seine Configuration

*) Nachdem seine Briefe über Nord-Amerika so viel Interesse erregten, läßt Herr Chevalier jetzt auch ähnliche Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Mexiko drucken. Gegenwärtiges ist der wesentliche Inhalt seines ersten Briefes.

**) Eine Art Piment, das die Mexikaner sehr lieben.

***) Der Pulque ist der in Gährung übergegangene Saft des Maguey-Baumes, ein sehr wohlfeiler einheimischer Wein; der Chingerito aber ein Branntwein aus Zuckerrohr.

verdankt. Vulkane, an deren Seite der Aetna selbst ein niedriger Berg wäre, und die noch jetzt einige rauchende Krater aufweisen, unterwühlten vor grauer Zeit die Mitte des neuen Kontinents und gaben dem gewaltigen Plateau sein Daseyn, das sich der Länge nach von dem einen Wendekreis bis zum anderen erstreckt. Ungeheuer waren die Ströme Lava und die Massen Trachyt, welche ausgespieen wurden, um dem heutigen Mexiko als Unterlage zu dienen. Jene Berge der Anden, die ihre verwitterten Häupter von der Fläche des Plateaus bis in die Wolken erheben, bespülte einst, wie die Zinnen der Alpen, eine ganze Reihe schöner durchsichtiger Seen, die zwanzig oder dreißig Mal größer waren, als der Genfer See. Von dem ehemaligen Daseyn dieser Seen zeugen nur noch die vollkommen geebneten Oberflächen ihrer Bassins und die Salze, welche den Boden derselben schwängern. Wasser haben sie nicht behalten, ausgenommen bei Mexiko, welches die Stadt der Seen ist. Als wir diese glühenden Savannen durchwanderten, mit ihrem dreifachen Gürtel von Berggipfeln, der sich zur Rechten und Linken unabsehbar ausdehnt, mit ihren senkrechten Staubwirbeln und spärlichen Heerden, da konnte ich ein Gefühl melancholischer Bewunderung nicht unterdrücken.

Der Anblick dieser Einöden bringt ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie der Gedanke an ein Leben jenseit des Grabes. Allein und umgeben von einer leblosen Natur mit edlen, aber strengen Zügen, deren kolossale Verhältnisse ihn fast erdrücken, versinkt der Mensch in dumpfes Staunen. Sobald wir aber die kultivirten Ebenen betraten und jeden Augenblick mit einem Ranchero (kleinen Eigenthümer), einem Maulthiertreiber oder einem armen Indianer Grüße wechselten, fühlten wir auch unsere Pulse höher schlagen, und frische Lebenslust drang wieder in unser Herz. In der That, wer auch nur eine erregbare Fiber hätte, der müßte auf ein paar Augenblicke zum Dichter werden, wenn man ihn mit verbundenen Augen mitten in das Thal von la Puebla führte und plötzlich dieses unvergleichliche Panorama seinen Blicken enthüllte. Hier erheben sich, gleichsam in den vier Ecken des Horizontes, unter tiefblauem Himmel der Popocatepetl, der Orizaba, der Istacihuatl und der Malinché mit ihren beschneiten Häuptern, die man greifen zu können glaubt, so rein und durchsichtig ist die Atmosphäre. Dort weilt unser Blick auf Fluren, die noch üppiger sind als die Ufer des Nilstroms und aus denen die Kuppel mancher stattlichen Dorfkirche hervorschimmert. Hier lebten die Tlaxcalteken, Montezuma's Feinde und Cortez's Verbündete. Noch steht die Pyramide von Cholula, aber statt des blutigen Teocalli's (Tempels) erhebt sich eine christliche Kirche darüber. Noch zeigt man dem Reisenden die hochgelegene Straße, welche Cortez zog, um die Hauptstadt des Reiches zu erobern, und der Reisende überwindet ohne Mühe das Gefühl von Unglauben, welches der Anblick dieser gefahrvollen Schlucht in ihm erregt; denn die paradiesische Natur und die auf seine Nerven wunderbar einwirkende verdünnte Luft haben ihn auch wundergläubig gestimmt.

Alles in diesem Lande hat für den Europäer das Gepräge der Neuheit und Originalität. Auf dem Plateau entspricht das Pflanzenreich der Trockenheit des Bodens. Die beiden Pflanzen, welche hier herrschen und wild wachsen, beide blätterlos, starr und steif, sind der Maguey, eine Art riesiger Aloe, und der Nopal, ein heiliger Baum der Azteken, auf welchem die Gründer Tenochtitlan's*) mitten in den Gewässern einen ruhenden Adler erblickten. Dieser Adler sollte, einem Orakelspruch zufolge, das Ziel ihrer langen Wanderung bezeichnen.

Merkwürdiger aber als alle übrige Seltenheiten sind uns Europäern die Urbewohner des Landes, ehemals Götzendiener und heutzutage katholisch-orthodoxe Christen, ein friedliches Volk, das keinem Fremden etwas zu Leide thut, obgleich man ihm alle Ausländer unter den Rubriken Engländer, Jude oder Lutheraner verdächtig macht. Ihr Temperament hat übrigens den melancholischen Grundzug, der allen Ur-Amerikanern eigen ist.

Bis auf Humboldt war man in Europa des festen Glaubens, daß die rothe Menschen-Race durch die Grausamkeit der Spanischen Eroberer ganz vertilgt worden sey. Der berühmte Deutsche Reisende kam aber auf andere Resultate. Von den sechs Millionen Seelen, die Mexiko ungefähr zählt, besteht höchstens ein Fünftheil aus Weißen, und dasselbe Verhältniß findet in dem ganzen ehemals Spanischen Amerika statt, dessen Total-Bevölkerung auf funfzehn Millionen Seelen berechnet werden kann.

Als die Spanier in Mexiko ankamen, fanden sie ein Feudal-Reich, dessen Oberherrn oder Kaiser eine geistliche und eine weltliche Aristokratie aufrecht hielt. Eine zahlreiche und (im Widerspruche mit den übrigen Völkern Nord-Amerika's) seßhafte Bevölkerung war durch regelmäßige gesellschaftliche Bande verkettet. Die meisten Bewohner trieben Landbau, kultivirten Mais und Baumwolle und bereiteten Cochenille; sie kannten feine Stoffe fabriziren und ihnen die lebhaftesten Farben geben. Auch verstanden sie es, die härtesten Steine zu behauen, Gold und Silber zu schmelzen und zu modelliren. Sie besaßen sogar einige Werkzeuge aus gehärteter Bronze, welche die stählernen Instrumente beinahe ersetzen konnten. Ihre großen und wohlgebauten Städte enthielten prächtige Gärten, Paläste und Tempel von riesenhaften Verhältnissen. In der Astronomie hatten sie es so weit gebracht, daß das Sonnenjahr bei ihnen vollkommener war, als bei den alten Römern und Griechen. Ihre Pyramiden hatten sie eben so wie die alten Aegypter gebaut. Sie bewahrten Annalen in einer Art von Hieroglyphen-Schrift. Der Kaiser von Mexiko hatte seine Staatsboten, seine Polizei, seine schlauen Diplomaten.

Die Tolteken, welche um die Mitte des 7ten Jahrhunderts u. Z. aus Norden kamen, führten zuerst Künste und Wissenschaften auf dem Plateau Anahuak*) ein. Andere nördliche Völker rückten den Tolteken zu verschiedenen Zeiten nach, bis endlich gegen Anfang des 13ten Jahrhunderts, d. h. zweihundert Jahre vor der Spanischen Invasion, die Azteken oder eigentlichen Mexikaner erschienen. Dem räthselhaften Lande Aztlan entstammt, hatte dieses tapfere und stolze Volk alle benachbarte Stämme unterworfen und die Gränzen seines Gebietes bis zur Landenge Darien vorgerückt. Die Aztekischen Häuptlinge bildeten eine kompakte Aristokratie. Das Loos der zahlreicheren Klasse war traurig. Man besaß weder Pferde, noch Rindvieh, noch irgend ein anderes großes Säugethier, und außerdem befanden sich die Handwerke auf einer sehr niedrigen Stufe. Der gemeine Mann mußte also schon wegen dieser Mängel wie ein Lastthier arbeiten.

Obgleich man es in Sachen des Luxus ziemlich weit gebracht hatte, so zeugten die Sitten und Gebräuche der Azteken doch von entsetzlicher Rohheit und Barbarei. Sie opferten ihren Götzen die Kriegsgefangenen, und die Fürsten feierten mit Menschen-Opfern ihre Thronbesteigung. Der Priester riß den Gefangenen das noch klopfende Herz aus der geöffneten Brust, drückte das Blut aus und bemalte die Götzenbilder damit, oder vermengte es mit Mais-Mehl, um einen höllischen Kuchen, die Ambrosia der Aztekischen Götter, zu backen. Die ersten Gründer des Staates, die Tolteken, waren menschlicher gewesen. Um die Zeit der Invasion des Cortez herrschten die Azteken nur noch durch Schrecken, und dieser Umstand erklärt uns, warum so viele Indianische Stämme, bis dahin ihre Verbündeten, mit Cortez gemeinschaftliche Sache machten. Als Cortez Mexiko einnahm, zählte sein Heer gegen 150,000 Mann Indianer und nur einige hundert Spanier!

*) Der einheimische Name der Stadt Mexiko.

*) Der einheimische Name des Plateaus, auf welchem die Stadt Mexiko erbaut ist.

Mannigfaltiges.

— Urbanität der Quarterly Review. Von der Bildung und dem feinen Tone der Quarterly giebt das letzte Heft derselben (Nr. CXVII.) wieder ein recht schlagendes Beispiel. Die alte Frau Base liefert nämlich eine Kritik von dem ins Englische übersetzten „Semilasso in Afrika" und macht sich bei dieser Gelegenheit das Vergnügen, ganz in der Weise alter Frau Basen über den Verfasser herzufahren. Aber nicht bloß dieser, sondern auch sein Deutsches Vaterland, und nicht bloß das Land, sondern auch die Deutschen Dichter und Philosophen, ja sogar die Deutschen Schneider müssen herhalten, weil einmal die Gevatterin und Muhme der Quarterly von dem spottlustigen Deutschen, von dem indiskreten Verfasser der „Letters of a German Prince" in ihrer Eitelkeit verletzt worden sind. Wäre die vornehme Gesellschaft in England wirklich so, wie sie in ihrer angeblichen Stimmführerin, in der Quarterly Review, sich zeigt, so würde sie allerdings von den „Briefen eines Verstorbenen" nicht genau portraitirt, die Farben müßten vielmehr noch unendlich stärker aufgetragen seyn. Hier nur einige Styl-Pröbchen. Die Quarterly, von der man billigerweise keine genaue geographische Kenntniß fordern darf, nimmt an, Fürst Pückler sey ein Schlesier, was ihr indessen nachzusehen ist, da Muskau jetzt zum Regierungsbezirk Liegnitz gehört, wiewohl es in der Oberlausitz und nicht im eigentlichen Schlesien liegt. Nun sagt die Quarterly, Schlesien sey eine Provinz in Deutschland, die, augenscheinlich erschöpft durch die Geburt Blücher's und Pückler's**), jetzt bloß gute Kieselsteine und schlechte Leinwand produzire; der Titel eines Schlesischen Fürsten habe aber eben so viel zu bedeuten, wie der eines Italiänischen Grafen oder eines Französischen Marquis. Den Namen Pückler schreibt die Quarterly regelmäßig „Pickler", weil, wie die gelehrte Dame versichert, das ü in Deutschland ganz so wie i ausgesprochen werde, augenscheinlich aber, um einen schlechten Witz zu machen, da pickler auf Englisch so viel als „Einpökler" bedeutet. Ganz konsequent mit dieser Herabsetzung des Titels und des Namens, sucht sie auch das Aeußere und den bekannten gastronomischen Gout Semilasso's bei ihren Kaffeeschwestern in Mißkredit zu bringen. „Se. Durchsucht", sagt sie, „wenn wir ihr den romantischen Mantel abnehmen, ist eine ganz gewöhnliche im mittleren Alter befindliche Preußische Person von schlechtem Geschmack und mit großer Prätension in ihrem Aeußeren. Deutschland, das paradoxe Deutschland, berühmt durch seine Bratwürste, sein Sauerkraut und seine Staubs und Stultze, die es uns als die besten Bekleider der menschlichen Gestalt überlassen hat, ist doch zum Sprüchwort geworden durch seine geschmacklosen Diners und seine schlechtgekleideten Bewohner." In diesem Tone geht es weiter, und in diesem Tone wird auch von dem „quatschen Unsinn (twaddle of dotage) des alten Goethe" und von den „Deutschen Flügelmännern der Philosophie und des Unverstandes" gesprochen. Die Leser würden es gewiß unseres Blattes unwürdig halten, wenn wir noch mehr dergleichen aus der urbanen Quarterly herübernähmen. Eines noch können wir jedoch nicht unerwähnt lassen. Die Quarterly gedenkt eines an Leopold Schefer, den Verfasser des „Laien-Breviers", gerichteten Briefes von Semilasso und ist frech genug, bei dieser Gelegenheit zu äußern: „Zu welcher liebenswürdigen Thierklasse dieser uns gänzlich unbekannte Herr Schefer eigentlich gehören mag, sind wir zu ermitteln außer Stande." Welche Naivetät sonder Gleichen! Was würde wohl ein Engländer dazu sagen, wenn eine berühmte Deutsche Literatur-Zeitung gestände, sie habe nie etwas von Thomas Moore oder von Wordsworth gehört! Würde er nicht ausrufen, daß es eine Schande für Deutschland sey, ein solches Blatt als ein Organ der Literatur gelten zu lassen?

**) Fürst Blücher war freilich eben so gut ein Schlesier, wie Fürst Pückler. Und das sind die beiden einzigen Schlesier, die die Quarterly Review kennt!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 93. Berlin, Freitag den 4. August 1837.

England.

Von Paris nach London.

England beginnt für die Franzosen eigentlich schon in Boulogne. Die anderen Französischen Küstenstädte, die mit Großbritanien in direkter und schneller Verbindung stehen, haben ihre National-Physiognomie erhalten. Calais ist eine traurige, graue und eben so häßliche Stadt als Dover, doch noch Französisch. Beide Städte, Dover und Calais, in ihrer Häßlichkeit einander gegenüber gestellt, scheinen sich Gesichter zu schneiden und so den alten Haß Frankreichs und Englands zu personifiziren. Havre würde sein nationales Urbild nur gegen Amerikanische Formen vertauschen. Dieppe überläßt sein reizendes Ufer der feinen Welt aus Paris, aber Boulogne ist ganz Englisch. Boulogne ist für London, was Brüssel für Paris ist: es ist eine vom Unglücke und von den Leidenschaften der Briten gegründete Kolonie. Dahin flüchten sich die durch Verschwendung zu Grunde gerichteten Dandys, die im Todeskampf liegenden Spekulanten, die von ihren Gläubigern verfolgten Gentlemen und die jungen Misses, welche die ihrer gebrechlichen Tugend gewährte Freiheit mißbrauchten. Diese Verdammten, denen ihr Vaterland immer theuer bleibt, haben Boulogne zu ihrer Residenz erwählt, und in dieser Stadt, die sie nach ihrem Vorbilde und zu ihrem Gebrauch umgemodelt haben, können sie sich recht wohl mitten in eine elegante Stadt der Grafschaft Sussex oder nach Wälds versetzt glauben; täglich bringt ihnen das Paketboot Nachrichten aus der Vaterstadt, bei jedem Tritte stoßen sie auf Gestalten ihrer Landsleute. Boulogne hat sich ihren Moden, ihrer Küche, ihrer Sprache anbequemt; man möchte sagen, es sey eine durch den Schwarzen Prinzen eroberte Stadt, die Karl VII. wiederzunehmen vergessen hat.

Für den Reisenden, der von Paris nach London geht, ist Boulogne ein belehrender Uebergangspunkt, eine nützliche Vorrede, aus der man während einiger Stunden die Englischen Lebens-Elemente und Sitten studiren kann. Man steigt aus dem Eilwagen mitten unter einem Auflauf ungestümer Forderer, welche die Ankömmlinge für die Gasthäuser anwerben. Diese unverschämten General-Quartiermeister werfen sich auf die Bagage, packen den Reisenden beim Kragen und schleppen ihn, wenn man sich geben läßt, mit Riesenkraft fort. In Boulogne sind die Hälfte der Gebäude nach Englischer Art eingerichtete Gasthäuser; es giebt darin Dolmetscher für die Franzosen, und man wird ganz nach Englischer Art bedient, das heißt, man ißt sehr schlecht, und der Bordeaux-Wein kostet 18 Francs die Bouteille. Wenn man bei der Abreise seine Karte bezahlt hat, so sind die Unkosten erst zur Hälfte gedeckt, denn nun stellen sich die Dienstleute Einer nach dem Anderen ein: zuerst der Bettjunge, dann der Stiefelputzer, der Rockausklopfer, der, welcher die Weste ausgebürstet, der Tafeldecker, der bei Tische servirt hat, das Mädchen, welches warmes Wasser, die Magd, die kaltes Wasser gebracht, der Junge, der den Reise-Koffer, sein Kollege, der den Reisebeutel getragen hat, und endlich noch der Ueberzählige, welcher sich des Hut-Futterals angenommen; jeder verlangt mit ausgestreckter Hand sein Gehalt, und jeden muß man bezahlen, wenn man respektirt seyn will.

Die Ausbildung des Reisenden zum Engländer wird auf dem Dampfboot fortgesetzt und vollendet. Sobald man den Fuß in das Boot gesetzt hat, befindet man sich mitten in England; man kann sich nur noch mit dem Wörterbuch in der Hand, und indem man nach besten Kräften die Sprache Shakespeare's und der Mistreß Trollope radebricht, verständlich machen. Man frühstückt kaltes Rindfleisch, Thee und Porter; das in der Börse gebliebene Französische Geld hat alle Bedeutung verloren, und man muß nach Shillingen, Pences und Sovereigns zählen.

Bald zeigen sich die weißen Küsten Albion's wie ein Band am Horizont: Dover weit unten, gebäut in die Nebel der See, näher Margate und Ramsgate, zwei reizende Häfen. Bald befindet man sich auf der Themse, bewundert die schönen Fluren England's, die gewaltigen Wiesen, die Hügel, welche grün gemalt zu seyn scheinen, und Bäume, gruppirt wie in den sauberen Stahlstichen eines Keepsake. Das Boot gleitet dem Ufer näher, um uns Gravesend in der ganzen Anmuth eines Indischen Schmucks zu zeigen. Gravesend ist das köstliche Phantasie-Bild eines Nabobs, eine Englische Odaliske, die ihre Chinesischen Füßchen in der Themse badet. Weiterhin entfaltet Woolwich seine mächtige Artillerie, die Kanonen seines Arsenals, seine Bomben-Trauben und Kugel-Pyramiden vor unseren Augen. Hier zeigt sich England nicht mehr in seiner Anmuth, sondern in seiner Kraft; hier ist bereits der Strom mit Schiffen bedeckt, ein Wald von Masten, der sich über einen Raum von mehreren Meilen erstreckt. Sobald man Greenwich vorüber ist, das ein geräumiger, den Invaliden der Marine geweihter Palast schmückt, gelangt man in das Stromgebiet von London. Zahlreiche Dampfböte durchkreuzen den Fluß, dessen Ufer mit Werften und schwarzen Magazinen bedeckt ist, und hinter diesen Häusern erheben sich wieder andere Mastwälder, die Docks. Jetzt fährt man über den Tunnel; zur Rechten erscheint der Tower, vor uns die Londoner Brücke: Wir begrüßen die Hauptstadt Englands!

Aber wo werden wir landen? Die Themse hat herrliche Brücken, aber keine Quais. Die Häuser berühren den Fluß, eine sehr bequeme Lage für die Kaufleute, die ihre Schiffe beladen, ohne aus ihren Magazinen zu gehen. Hier giebt es kein Expropriations-Gesetz für das allgemeine Beste, denn hier befinden wir uns bei der Londoner Brücke in der City, und die City hängt weder von dem Könige von England, noch von dem Parlament ab, denn die City steht kraft ihrer alten Freiheiten nur unter ihrem Lord-Mayor und erkennt keine andere Gesetze an, als die durch den Gemeinderath votirten Munizipal-Gesetze. Achtung den Privilegien der City!

Man steigt von dem Dampfboote in eine Barke, durchläuft mehrere Kähne, klettert auf ein Bretter-Gestell, passirt ein Gewölbe, welches einem Wasserabfluß gleicht, und man ist zwei Schritte vom Zollhause in London. Die Zoll-Beamten untersuchen das Gepäck sehr oberflächlich; es liegt in dieser Nachlässigkeit ein Schein von Verachtung gegen die Französischen Einschwärzungen, welche die Engländer mit Stolz ihrer National-Industrie unschädlich halten.

London ist in zwei Viertel oder vielmehr in zwei Städte getheilt, die City und das Westend. Das Westend setzt durch seine Großartigkeit in Erstaunen, die City durch ihr befremdendes Ansehen. Die City besteht aus einem unendlichen Labyrinth kleiner Straßen, deren Backsteinhäuser eben so vielen kleinen Gefängnissen gleichen. Vor diesen Häusern, vier Fuß von der Façade, dienen eiserne Gitter als Geländer und als Einzäunungen von Vertiefungen, welche die Kellerräume enthalten; eine Art Brücke liegt vor der Eingangs-Thür. Die niedrigen Häuser, die rothen Straßen, die schwarzen Gitter gewähren den wunderlichsten Anblick. Von Boulogne nach London dauert die Ueberfahrt eilf Stunden, gewöhnlich reist man des Morgens ab, kommt des Abends an und schreitet Nachts aus dem Zollhause. Was man dann am besten thun kann, ist, nicht in, sondern auf einen Omnibus zu steigen, zwei Plätze neben dem Kutscher werden für unerschrockene Reisende aufbewahrt, und es ist dies ein ganz herrlicher Ort für einen Schaulustigen. Man durchfährt auf diese Weise einen guten Theil der neuen und alten Stadt und erhält von London eine summarische und schnelle Uebersicht, die einen lebhaften Eindruck macht. Man kommt an der Börse bei St. Paul und dem Hause Sr. Majestät des Lord-Mayors vorüber. Durch Temple-Bar gelangt man aus der City an den Strand, eine breite und schöne, belebte und von Gasflammen glänzende Straße. In den Kaufläden Londons spart man keine Gasflammen; man verschwendet sie, um zu blenden; sie glänzen überall in funkelndem Diadem, in rollenden Kugeln, in beweglichen Bouquetten, in rieselnden Springbrunnen. Die vorzüglichsten Zeitungen Londons haben ihre Druckereien am Strand, die Gebäude derselben sind hoch oben mit einem funkelnden Stern ausgestattet, das heißt ein erleuchtetes Schild, ähnlich dem Zifferblatt an dem Stadthause in Paris, und in der Mitte desselben liest man den Namen der Zeitung. Am Ende des Strandes eröffnet Charing-Croß die Reihe der Wunder, welche Westend vom Trafalgar-Platze an bis zur äußersten Spitze von Regents-Park und bis nach Piccadilly entfaltet.

Gleich wenn man die Regents-Street durch Pall-Mall hineinkommt, muß man eine prächtige Decoration von Säulen, Tempeln und Palästen bewundern, die sich dem erstaunten Blicke darbietet. Indeß eine genauere Untersuchung zerstört bald das trügerische Blendwerk. Man gewahrt, daß es den prunkvollen Wohnungen an wahrer Größe mangelt; es ist Griechische Schminke und weiter nichts, für einfache Häuser zu gesucht und für Paläste zu armselig. Regents-Street und Piccadilly sind durch ihre Breite und Länge wahrhaft schöne Straßen. Auch hier, wie in dem übrigen Theil der Stadt, sind die Häuser klein, aber reinlich, mit Oelfarben angestrichen und mit einer unglaublichen Koketterie verziert. Die Thüren spiegeln und blinken von blendendem Kupfer, die Fenster-Flügel, die sich nicht öffnen, sondern in einem Rahmen laufend in die Höhe ziehen, wie man es bei uns noch in einigen alten Gebäuden sieht, sind mit Spiegel-Scheiben versehen, die von ihrer leicht konkav gebogenen Oberfläche einen lebhaften Glanz ausstrahlen. Das prächtige Ansehen dieser Häuser wird vom Volke geachtet, und niemals malt eine ruchlose Hand schmutzige Dinge an die

Wände. Wenn ein Eigenthümer dieser aristokratischen Wohnungen stirbt, so bringt man an der Façade ein großes Gemälde in der Form eines geschobenen Vierecks an, in welchem im schwarzen Rahmen das Wappen des Verstorbenen glänzt. Diese Trauer-Wappenschilde bleiben ein Jahr hindurch ausgestellt. Das ganze Westend wird von schönen und breiten Straßen durchkreuzt, die alle in reizende Squares auslaufen. Squares nennt man bekanntlich einen Platz, in dessen Mitte sich ein mit einem Gitter umgebener Garten befindet. Der Besuch dieser Gärten steht ausschließlich den Bewohnern der Häuser zu, die den Platz umgeben. Die Squares sind im Kleinen und für Privatleute das, was die Parks im Großen und für das gesammte Publikum sind.

Man denke sich statt des Gartens der Tuilerieen oder des Luxembourg weite Felder mit Wiesen, Teichen, Kanälen, Bosketten, Gehölzen und Heerden; das sind die Parks. Man sollte glauben, man wäre in einer ländlichen und reizenden Trift in Devonshire, aber man befindet sich in London, in St. James, Hyde-Park oder im Kensington-Garten. Und damit die Täuschung vollkommen sey, trifft man wenig Leute an diesen ländlichen Orten. Die Engländer sind entweder gewaltige Stubenhocker oder Reisende ohne Zügel; jede Art von Spaziergang verabscheuen sie, und sie erheben sich nur, um eine Reise um die Welt zu machen. Nur die Dandys und die Mode-Leute fahren im Regents-Park spazieren, der dem Hyde-Park in der Gunst der fashionablen Welt gefolgt ist. Gegen sechs Uhr drängen sich die eleganten Equipagen in Regents-Street und rollen flüchtig auf der Macadamisirten Chaussee dahin.

Der Gewohnheit der Engländer, viel zu sitzen, muß man die ungeheure Entwickelung und das riesenhafte Verhältniß der Großbritanischen Zeitungen zuschreiben. Man hat berechnet, daß die ganze Auflage einer Nummer der Times die beiden Grafschaften Surrey und Middlesex, an deren Spitze London steht, bedecken würde. Das Lesen der Times kann einen wohl organisirten Engländer angenehm zu Hause fesseln und vom frühen Morgen bis zum Abend beschäftigen. Uebrigens sind die Engländer darin sehr gewissenhafte Leute, daß sie ihre Zeitung von Anfang bis zu Ende, die Anzeigen mit eingerechnet, durchlesen. Daher kommt es auch, daß die Anzeigen die anziehende Gestalt des Puff angenommen haben und von den geistreichsten Schriftstellern redigirt werden. Man citirt als Muster reizender Puffs die, welche früher Thomas Moore für Mr. Flechter, den ehemaligen Kammerdiener Lord Byron's, anfertigte. Da Flechter arm war, sah er sich genöthigt, einen kleinen Handel zu unternehmen und eröffnete einen Laden mit Italiänischen Pasteten. Thomas Moore, der ihm mit seiner Börse nicht helfen konnte, half ihm mit seiner Feder; der Dichter schrieb Puffs über die Maccaroni, komponirte herrliche Geschichtchen und gab interessante Erzählungen, deren dramatische Entwickelung immer auf eine angelegentliche Empfehlung der Flechterschen Fadennudeln hinauslief. Aber der Kammerdiener Childe Harold's wußte seinen Geist der niedrigen und prosaischen Beschäftigung eines knauserigen Handels nicht zu beugen, und auch Thomas Moore's Puffs waren zu ohnmächtig, um seinen Bankerott zu verhindern. Flechter, zu Grunde gerichtet, wurde von seinen Gläubigern verfolgt und Schulden halber eingesperrt. Das Gerücht von seinen Unglücksfällen drang bis zu den erhabenen Regionen der schönen Welt. Eine Subscription wurde eröffnet, ein prächtiges Album cirkulirt in diesem Augenblick in den glänzendsten Salons von London. Jeder trägt seinen Namen und seine Gabe ein und begleitet sie mit einigen Zeilen in Versen oder in Prosa. Flechter wird endlich reich werden, aber er wäre es wohl noch früher geworden, wenn er, anstatt die durch Thomas Moore berühmten Maccaroni zu verkaufen, seine Memoiren geschrieben hätte.

Die Engländer sind Stubenhocker, weil sie leutescheu sind; so weit vorgeschritten sie auch in der Industrie sind, haben sie doch nur wenig gesellige Bildung. Man möchte sagen, daß sie sich in gewissen Punkten noch in einem Zustande völliger Barbarei befinden. So ist z. B. die Kochkunst bei ihnen eben so sehr in der Kindheit, wie bei den menschenfressenden Völkern. (?) In der Gastronomie zeigt sich der höchste Ausdruck der vorgeschrittenen Civilisation. (?) Rom hatte die höchste Stufe erreicht, als Lucullus lebte; die Engländer verstehen nichts von Gastronomie. Wie die Wilden, essen sie in reinem Wasser gekochtes Gemüse, und wie die Homerischen Helden, lassen sie sich ungeheure Stücke Rindfleisch auftragen. Der an eine delikate Mahlzeit gewöhnte Ausländer ist in London ein verlorener Mensch; er kommt von dem verdammten dinirigen Roast-Beef gar nicht los. Es ist immer ein und dasselbe, und man macht in den glänzendsten Restaurationen nur etwas mehr Umstände. Man verlangt ein Beefsteak und bekommt fünf Schüsseln, deren jede mit einer silbernen Glocke bedeckt ist. Was soll dies Alles? Es ist das verlangte Beefsteak mit seinem Zubehör. In der ersten Schüssel das Stück Rindfleisch, in der zweiten in Wasser gekochte Kartoffeln, in der dritten gewöhnlicher Kopfsalat, in der vierten Erbsen, ebenfalls ohne Salz gekocht, in der fünften endlich geschmolzene Butter, dazu noch eine Menge Flaschen, welche Saucen und Pulver von allen Farben enthalten. Um zu wechseln, giebt man auch gekochten Lachs, Puddings und gräßliche Rhabarber-Pasteten, nach denen die Engländer und Engländerinnen die Finger lecken. Suppe ist in England gänzlich unbekannt; und um Wein zu trinken, muß man ein Millionair seyn. Leute, die nur vierzigtausend Franken Rente besitzen, müssen sich mit den zwei abscheulichen Getränken Ale und Porter begnügen.

Dennoch sah ich hinter den Coulissen des Kings-Theater Madame Vasta eine Pinte dieses gräßlichen Porters austrinken, ihre Lippen mit dem Aermel des Gewandes von Romeo abwischen und dann in die Scene treten, wo ihre schönen dramatischen Accente eben so rein und kräftig ertönten, als zehn Jahre früher, wo sie im Italiänischen Theater zu Paris mit Beifall überschüttet wurde. Juni und Juli sind in London die beiden schönen Monate; die Nebel zerstreuen sich, die Aristokratie verläßt ihre Landgüter, die fashionablen Reisenden kehren vom Festlande zurück, und die blühende Zeit der Theater beginnt.

Das Kings-Theater giebt jährlich funfzig Vorstellungen, welche im Monat Februar anfangen und den funfzehnten August endigen. Der Unternehmer erhält keine Unterstützung. Die Miethe des Hauses beträgt 13,000 Pfd. Sterl., die Unkosten steigen bis auf 40,000 Pfd (270,000 Thlr. Pr.) Die für die Saison gemietheten Logen bringen 20 bis 25,000 Pfd. St., und die Einnahme bei jeder Vorstellung deckt das Uebrige. Der Preis der Plätze ist sehr hoch, der niedrigste, der des Parterre, ist ein halber Sovereign (3½ Thlr.) Um zum Parterre des Kings-Theater wie zu allen anderen Plätzen zu gelangen, ist ein eleganter, wenn auch nicht gerade feiner Anzug nöthig. Die Männer haben weder im Ueberrock, noch im weißen Hut Zutritt. Die Frauen kommen gewöhnlich im Ball-Anzug, und man sieht sogar im Parterre Atlas-Roben mit einem Haarschmuck von Perlen. Der innere Raum des Kings-Theater ist sehr unschön. Er enthält sechs Reihen Logen, ohne Gallerieen. Die Loge der Königin ist weder geradezu, noch vorn, sondern ganz einfach auf der linken Seite der ersten Reihe. Ein sehr dürftiger Kronleuchter, dicht an der Decke hängend, und zehn kleine Wandleuchter lassen den Saal, welcher sehr groß und roth dekorirt ist, in einem gewissen Halbdunkel. Das Kings-Theater steht mit der Pariser großen Oper in demselben Range.

Drury-Lane theilt sich mit dem Kings-Theater in die schöne Welt. Mlle. Taglioni wirkt Wunder auf dieser Bühne. Hierauf folgen nun die kleinen Theater, welche der Reihe nach in bestimmten Zeitabschnitten sich öffnen und schließen. Das netteste dieser Theater ist das, in welchem die Französische Truppe ihre Vorstellungen giebt. Der Saal ist mit einem bewundernswürdigen Luxus ausgeschmückt. Die Logen sind mit Seide drapirt und überzogen. Die Parquetplätze bestehen aus rothsammetnen Sesseln mit vergoldetem Holze. Alles in diesem Saal athmet Eleganz und feinen Geschmack, was die Engländer comfort nennen. Die Bänke des Orchesters sind weit genug von einander entfernt, damit man hindurch gehen kann, ohne die Personen, welche ruhig sitzen bleiben, und wenn sie auch die nachlässigsten Stellungen angenommen hätten, zu stören. Die Engländer lieben ihre Bequemlichkeit, und An allen Theatern achtet man diesen so natürlichen Hang. Der Architekt und der Tapezierer arbeiten nicht für den Direktor, sondern für das Publikum. Bei uns findet man gerade das Gegentheil. In diesem Augenblicke zählt London wenige gute Schauspieler. Charles Kemble und Listen ziehen sich vom Theater zurück; es bleibt Mathews, ein Komiker, der in der Darstellung der verschiedenen Charaktere der Nationen ausgezeichnet, und Macready, ein Nord-Amerikaner, der voll Begeisterung für Shakespeare ist. Der Sohn Kean's, der in der Provinz spielt, verspricht, wie man sagt, in die Fußstapfen seines berühmten Vaters zu treten.

Eugen Guinot.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

George Sand.

(Fortsetzung.)

Der erste Roman unseres Autors: „Rose et Blanche", nimmt sich gerade so aus, als hätten zwei Federn daran geschrieben, und zwar zwei scheinbar ganz unverträgliche Federn; als wären zwei Schriftsteller von ganz entgegengesetztem Charakter und entgegengesetzter Schule hier zusammengerathen und hätten es nun darauf angelegt, sich in Styl und Gedanken dermaßen von einander zu unterscheiden, daß auch der blödeste Leser sie nicht für Einen halten sollte. Der Eine von den Beiden ist elegant, korrekt, klar, ruhig, friedlich, sanftmüthig, sittlich rein, vorsichtig und scheint Alles zu vermeiden, was Kühnheit heißen könnte; der Andere hingegen ist ungestüm, heftig, leidenschaftlich, er wagt Alles, erlaubt sich Alles, und erst an der Gränze des Rohen und Barbarischen gebietet der großen Dichtern eigene Instinkt des Schönen ihm Einhalt. Ich denke mir, mancher Kritiker künftiger Tage würde in nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn man ihm dieses seltsame literarische Erzeugniß vorlegte und fragte: „An diesem Buche haben ein Mann und ein Weib geschrieben; nun sage an, welche Stücke sind vom Weibe, und welche sind vom Manne?" Er geht an das Buch und findet manches Blatt, das gefällig, sittig, einfach, anspruchslos ist: „Ganz gewiß", ruft er, „dieses ist von weiblicher Hand geschrieben." Dann findet er wieder andere Kapitel, die sind voll gewaltigen Ungestüms, voll glühender Gemälde der Leidenschaft, Zucht und Sitte empörend, und oft ist eine grausame Härte darin, als wären sie von eiserner Faust mit eiserner Feder geschrieben. „Das kommt auf des Mannes Antheil", ruft der Kritiker — und er hat sich doppelt geirrt; was er dem Weibe zuschrieb, gehört dem Manne, was er vom Manne glaubte, gehört dem Weibe an. Fürwahr, George Sand wird seinen künftigen Auslegern viel zu schaffen machen.

Dieses seltsame und verwirrende Durcheinandergähren zweier Naturen in einer Person konnte so nicht fortbestehen und führte zu einem Kampfe, in welchem George Sand's geistige Individualität zur entscheidenden Durchbildung gelangte. Als Weib das geringschätzigste unter allen Weibern, vor deren glänzender Gegenwart selbst die geistige Größe einer Staël in Schatten getreten wäre, wollte George Sand dennoch durchaus nicht Weib, sondern um jeden Preis, auch der eigenen Natur und Schwäche zum Trotz, durchaus ein Mann seyn. Dieses Verlangen war nicht bloß eine Grille ihres Ehrgeizes, sondern es lag wirklich in ihrem Charakter, in ihrer Bestimmung. Oft geschah es, daß eine Schwäche sie übereilte, daß die Macht der Gewohnheit sie hinriß und sie in solchen Augenblicken als ein Weib fühlte und als ein Weib handelte, — daß ihr Herz im Drange weiblicher Empfindung schlug, ihr Auge von weiblicher Beklommenheit oder Rührung feucht wurde. — Gegen solche Momente empörte sich in ihr die mächtigere Hälfte ihres Selbst, und der männliche Verstand, der männliche Wille ging in den Kampf gegen

das weibliche Gemüth. Es war ein langer, hartnäckiger Kampf zweier Naturen um den Besitz dieses außerordentlichen geistigen Wesens, und er endete zwar mit entschiedenem Siege, aber nicht mit unbedingter Herrschaft des männlichen Genius. Neben seinem souverainen Willen waltete die Leidenschaft des Weibes ungehindert fort und behauptete sich in ihrem Rechte; sie durfte ihm nicht befehlen, er sich ihr nicht widersetzen; — so hatten die beiden Wesen sich gegen einander abgefunden. George Sand war nun, wonach er sich so lange gesehnt hatte, wirklich ein Mann, aber mit weiblichem Instinkt, Gefühl, Geschmack und Kunstsinn; ein Weib in der Sphäre des Empfindungslebens, im Wollen und Erkennen männlich kühn und sterkisch. Das Band war gelöst, auf schmerzlich gewaltsame Weise — davon ist manche Spur in George Sand's Briefen — gelöst das Band, das die beiden widerstrebenden Mächte zu einer Seele verband; fortan ging jede ihren besonderen Weg; er war der Pflicht und des Gehorsams gegen sie, sie war der Scheu und Rücksicht gegen ihn entbunden.

Die neue Lebensperiode, in welche unser Autor hiermit getreten war, eröffnete er nun mit einem Buche in recht freiem männlichem Geiste; der Roman „Indiana" trat ans Licht und brachte nicht allein eine plötzliche lebhafte Sensation in der lesenden Welt, sondern auch eine tiefe Wirkung auf die Gemüther hervor. So lange man in Frankreich schon Romane geschrieben, von den Tagen des Gil Blas und der Manon Lescaut bis auf heute, war keiner, in welchem die Zustände und Verhältnisse unserer civilisirten Gesellschaft mit so durchdringendem Scharfblick gemustert, so treffend beurtheilt, in solcher Feinheit auseinandergelegt, aber auch keiner, in welchem eine so bittere Anklage, ein so unnatürlich kränkender Hohn, eine so ungerechte Verdammniß darüber ausgesprochen worden wäre. Die Pariser Welt, nicht die heutige, sondern die jüngstgewesene aus den Zeiten der Restauration — die Einen haben sie mit übermäßiger Schmeichelei gepriesen, die Anderen sie mit satirischer Geißel, oft unverdient, gezüchtigt, ein ernstes und gründlich unparteiisches Urtheil ist ihr noch nicht zu Theil geworden — hier findet der Leser sie mit seltener Kunst und Treue geschildert, bis in die feinsten Züge und Nüancen abkonterfeit. Der alte Soldat aus der Kaiserzeit, rauh und barsch, eigensüchtig, kaltsinnig, gemüth- und seelenlos, ist ein meisterhaftes Portrait, dessen Original wir Alle vor Augen gehabt haben — nur getraute sich bisher Niemand, es darzustellen, weil man die Vaudevilles der Theater Gymnase und Variétés und vollends die Lieder Béranger's, diese Volks-Evangelien, nicht Lügen strafen darf. Neben dieser unliebenswürdigen männlichen Gestalt steht die weibliche der Heldin des Romans, ein tief und fein angelegtes Charakter-Studium: liebend, voll Hingebung, voll Angst, schuldbewußt, in ihrer Ehre angegriffen, moralisch zerrüttet, weil sie in dieser Ehe weder ihre Pflichten, noch ihre Rechte zu begreifen vermag; so ohne klares Bewußtseyn ihrer Lage, ohne Richtschnur für ihr Handeln, sinkt sie tiefer und tiefer und giebt sich selbst rettungslos verloren. Nicht sowohl die Verirrung ihrer Liebe auf einen unwürdigen Gegenstand, als vielmehr der Haß gegen den liebelosen Gatten wird ihr zum Verderben; mehr ihr Kopf als ihr Herz richtet sie zu Grunde. Ein unglückliches, thörichtes, schwaches Weib, die da haßt, wenn sie nicht lassen, und nicht vermag zu lieben, wenn sie lieben sollte, die weder ihre Verehrung, noch ihre Verachtung recht anzubringen versteht — eine Verblendete, deren Blick ins Leben über die Leidenschaft der jeweiligen Stunde nicht hinausreicht — wirft sie sich gedankenlos einem gedankenlos verächtlichen Wesen in die Arme, einem eitlen, gemüthdürren Stutzer, einem „elegenten jungen Mann" der heutigen Gesellschaft, der vor einer wahren Leidenschaft Furcht hat, wie vor dem ärgsten Unglück. Unser Autor geht über die aimables jeunes hommes der Scribe'schen Komödie eben so scharf zu Gericht, wie über die braves soldats der Brazier'schen Singspiele. Zwischen die drei genannten, mit ungemeiner psychologischer Wahrheit gruppirten Charaktere ist als vierte das Kammermädchen Norine geschoben, ein junges Kind, die alle Herzensschwächen ihrer Gebieterin theilt, aber ihre Thorheit nicht; in ihrer Liebe betrogen, kommt sie raschen Entschlusses mit sich selbst ins Reine und — stürzt sich ins Wasser. Endlich erscheint Ralph, Indiana's wahrer, mit Selbstaufopferung ergebener Freund; — so lange unterdrückte er seinen Schmerz, bezwang seine Eifersucht, gebot seinem Herzen Schweigen, bis die Zeit für ihn kommt, sich zu offenbaren, hervorzutreten in dem Augenblick, wo der unglücklichen Frau keine Hoffnung mehr auf Erden leuchtet, und seine Stimme tröstend zu erheben: „Ich bin hier!" Solcher Art ist der Inhalt des Romans und jede Figur darin eine Schöpfung.

Demnächst erschien „Valentine". Hier hatte Styl und Darstellungsweise sich noch edler und vollkommner herausgebildet; zu der männlichen Kraft und Gedankenfülle gesellte sich in hohem Maße Klarheit, gefälliger Glanz und freie anmuthige Beweglichkeit. Das moralische Motiv des Buches war dasselbe, wie bei der „Indiana", die Geschichte eines Weibes, das in der Ehe und durch die Ehe an Ehre und Seele zu Grunde geht, wie so viele Andere außer der Ehe; aber die Ausführung ist ungleich kunstvoller, in unzähligen Schilderungen voll Wärme, Natürlichkeit und bezaubernder Lieblichkeit. Man glaubt es gar nicht, welche Mannigfaltigkeit interessanter Scenen und Episoden unser Autor aus dem Boden seines Geburtslandes Berry, sonst der langweiligsten und poesielosesten Französischen Provinz, hervorzuzaubern weiß. Die Schilderungen und Situationen sind der größten Dichter und Meister würdig und dürften die Vergleichung mit den feurigsten und leidenschaftlichsten Blättern der Nouvelle Héloïse nicht zu scheuen haben. Wir erinnern nur an die Scene auf der Wiese, wo die drei Frauen, an Herz und Geist so himmelweit von einander verschieden, von einer Sonne beschienen, von einer Leidenschaft durchglüht, in Liebe zu demselben Manne entbrennen. „Indiana" hatte den Ruhm des Verf. begonnen, „Valentine" vollendete ihn und stellte den Namen George Sand in die erste Reihe der gegenwärtigen Dichter, ohne seines Gleichen unter den männlichen, hocherhaben über jede Nebenbuhlerschaft weiblicher Schriftsteller, die je gewesen seyn oder künftig kommen mögen.

Was es heißt, in Paris eine literarische Berühmtheit erlangen, das vermögen sich wohl wenige Leser vorzustellen. Es ist eine Herrschaft über die Geister, ein Königthum aus dem Stegreif, das über Nacht aufschießt; gestern wußte man noch nichts davon, heute beugt man das Knie davor. Der Kameeltreiber wird plötzlich zum Gott. Der Ruf erbebt sich, er ist unaufhaltsam, unwiderstehlich; man kann nicht sagen, wer ihn zu Wege gebracht, er schafft sich selbst und kommt von selbst, er bricht herein wie Sturm und Blitz. Diesseits tiefe Dunkelheit, jenseits blendende Glorie, und dazwischen nur die Breite eines Blattes Papier. Fama ist eine launische Göttin: während Unzählige sich mit heißen Beschwörungen, mit ungescheuter Frechheit und Niederträchtigkeit um sie bewerben, sucht sie ihre Günstlinge, die sie erhöhen, oder ihre Sträflinge, die sie züchtigen will, in der tiefsten Verborgenheit auf; wie der Geier auf die Taube, so schießt sie herunter auf den Gegenstand, mit dem sie spielen will; sie nimmt ein unbedeutendes, ein ganz unbekanntes Wesen, läßt einen flüchtigen Glanz um seine Stirn spielen, und siehe da, der große Haufe reißt die Augen auf, staunt und betet ihn an. Nirgends aber thut sie größere Wunder, als in Paris. Hier gewährt literarische Berühmtheit Euch Alles in Allem: Reichthum, Ansehen, Kredit, Schmeicheleien die Hülle und Fülle für jede Stunde des Tages, für den Morgen im Kabinet, für den Mittag auf der Promenade, für den Abend im Salon. So geriet auch unser Autor plötzlich in einen wahren Strudel von Bewunderung, Schmeichelei, übler Nachrede und Verleumdung: er war Mode geworden, — aus diesem Sturme rette sich, wer kann. George Sand war — länger als eine Woche lang — das große Räthsel, der große Gegenstand aller Unterhaltung, die große literarische Autorität. Man riß sich um ihn an tausend Orten, zu jeder Stunde, gleich viel, ob in Männer- oder Weibertracht; man sah ihn und bewunderte, man hörte ihn sprechen und bewunderte noch mehr. Wer ihn, George Sand, in seinen vier Pfählen besucht, der findet bald einen munteren, schalkhaften jungen Mann von achtzehn, bald eine hübsche, geistvolle Frau von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren. Der junge Mann versteht mit unnachahmlicher Grazie Tabak zu rauchen und zu schnupfen; die grande Dame weiß Euch mit glänzender Beredsamkeit und reicher Phantasie zu unterhalten, daß Ihr in andächtiger Verwunderung vor ihr steht. Und nun erwehrt Euch, so Ihr's könnt, dieses tausendfachen Zaubers, wenn er auf Euch gerichtet wird, entzieht Euch der zwiefach fesselnden Gewalt dieses liebenswürdigen Doppelwesens. Ihr könnt nicht widerstreben; hingeben müßt Ihr Euch, Euer sinnliches Daseyn und Eure Seele an diese wunderbare Anziehungskraft der räthselhaften Persönlichkeit, die an Vorzügen und Fehlern, an Schönheit, Gefühl und Leidenschaft nichts mit Anderen gemein hat, die Ihr mit tausend Namen nennen könnt, die einen Schatz aller Empfindungen, welche sich sonst nie in einem Wesen zusammenfinden, in sich beherbergt und Euch mit einer Fluth stets frischer, wechselnder Laune überschüttet.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Traité de la propriété des biens ecclésiastiques. — Von Affre. 5 Fr.

Mémoire sur le calcul des probabilités appliqué à la médecine. — Von Amador. 8 Fr.

L'herbagère. — Erzählung vom Vicomte Arlincourt.

Ostindien.

Ein Kriminalfall in Ostindien.

Die heutige Stadt Delhi ist die dritte dieses Namens, welche auf demselben Boden erbaut worden. Ohne Zweifel haben jedes Mal die Trümmer des alten Delhi das Bau-Material zu dem neuen geliefert; im Süden und Westen der Stadt sind lange Strecken noch jetzt mit verfallenen Gebäuden bedeckt, die allerlei armem Volke und oft auch räuberischem Gesindel als Zuflucht dienen. Diese traurige Gegend führt den Namen Kunderni.

Eines Morgens — es war im Oktober 1833 — machte der Geistliche des dortigen Britischen Cantonnements, Herr E., seinen gewohnten Spaziergang am Ufer des Dschemna. Etwa funfzig Schritte von dem Flusse kam er an eine Stelle, wo ein großer Baum stand. Da sah er zu seiner Verwunderung fünf große Bündel von weißem Tuch liegen, die kein Mensch bewachte: ein ganz ungewöhnlicher Umstand in jenen Gegenden, wo so viele Diebereien vorfallen. Herr E. sah sich vergebens nach dem etwanigen Besitzer um, und auch auf sein wiederholtes Rufen erfolgte keine Antwort. Neugier bewog ihn endlich, eines der Bündel zu öffnen, und er entdeckte mit Grausen den Leichnam einer erdrosselten Person. Die Klugheit rieth ihm, sich baldmöglichst von der Stelle zu entfernen; doch wollte er zuvor noch die anderen Bündel untersuchen; er öffnete ein zweites und fand auch in diesem einen Todten, dessen Kehle mit einem Stück Zeug zugeschnürt war.

Jetzt eilte Herr E. ohne Verzug in die Stadt und machte von seiner Entdeckung die Anzeige. Der Richter schickte einen berittenen Beamten an den Darogá oder Polizei-Direktor, Mirza Delil, der sich an die bezeichnete Stelle begab und Spuren einer Anzahl von Personen bemerkte, die unter dem Baume gelagert haben mußten. Die Dschabi's von Radschpur und die Gubger's von Westrabad wurden vorgeladen und zur Rede gestellt; aber sie leugneten standhaft jeden Antheil an dem Morde und jedes Mitwissen. Die Bewohner einiger anderer benachbarten Dörfer sagten zwar aus, sie hätten einen Trupp Leute gesehen, die wie Bhindschara's aussahen, aber keine weitere Notiz von ihnen genommen. Man forderte nun die etwanigen Verwandten der Ermordeten öffentlich auf, sie zu rekognosziren; vieles Volk strömte aus bloßer Neugier herbei und betrachtete die Leichname, aber Niemand erkannte sie als seine Angehörigen.

Was war nun zu thun? Kein verdächtiges Individuum hatte sich ausfindig machen lassen, und selbst die Beweggründe der Verbrecher blieben räthselhaft, denn die Ermordeten konnten allem Anschein nach nur sehr arme Leute gewesen seyn. Mirsa Delil nahm vorläufig ein Protokoll über den Befund auf und ließ dann die Leichname unter der Obhut zweier niederer Polizei-Beamten nach dem Rathhause zu Delhi bringen. Er selbst bestieg sein Pferd und wendete sich südwärts gegen Miroli, den Ort, wo das majestätische Denkmal Kuteb Minar steht.

Der Polizei-Direktor konnte auf drei Wegen seine Station erreichen; einer dieser Wege führt gerade durch die Stadt Delhi, der andere außerhalb der Mauern um das Glacis herum, und der dritte, welcher der ödeste und unbetretenste von allen ist, durch die verfallenen Gebäude um Delhi, Kunderut genannt. Die Stadt zu passiren, hielt er für unnütz, da die Polizei hier schon wachsam genug war; und auf der sehr gangbaren Straße nach Miroli konnte er eine Begegnung mit verdächtigen Personen kaum hoffen, wogegen Kunderut ein gewöhnlicher Schlupfwinkel von Vagabunden ist. Er verweilte sich einige Augenblicke mit seinem Begleiter und beschloß dann, über Kunderut nach Hause zu reiten.

Es war schon beinahe finster geworden, und noch hatten sie auf ihrem Wege nichts entdeckt, was Spitzbuben ähnlich sah. Plötzlich hörten sie aus kurzer Entfernung „Wer da!" rufen, ein sonderbarer Zuruf an die hohe Polizei. Mirsa Delil spornte sein Pferd und ritt auf den Frager los. Dieser, ein hoher athletischer Mann, war in einen weiten Mantel gehüllt und trug einen Turban von Tuchstreifen auf dem Haupte. Mirsa Delil, der jedes Individuum in seinem Distrikte von Ansehen kannte, bemerkte gleich, daß jener Mann ein Fremder war, und sagte zu ihm: „Wer wir sind, kann Dir gleichgültig seyn; wer aber bist Du?" Der Fremde antwortete ganz unbefangen: „Nun, ich heiße Kenku." — „Wo wohnst Du?" — „Ich wohne dort" (hier deutete er mit dem Finger nach Westen). — „Aha", sprach Mirsa Delil, „Du meinst Rustemabad, nicht wahr?" — „Ihr habt's errathen." — „Das ist seltsam", versetzte der Darega, „ich kenne jeden Bewohner von Rustemabad; auch bin ich gestern noch da gewesen und weiß, daß kein Fremder in dem Orte angekommen ist. Ich habe Dich nie gesehen. Komm nur mit uns!" Der subalterne Polizei-Beamte, welcher unberitten war, trat jetzt dem fremden Mann näher zu Leibe und bemerkte sonderbare Bewegungen an dessen Mantel, als ob noch etwas Lebendiges darunter stecke. „Holla!" sprach er, das Tuch anfassend, „was habt Ihr da, Freund?" Der Fremde wollte sich loswinden und hätte gern die Flucht ergriffen, allein es waren seiner Gegner Zwei und Einer von ihnen berittten. „Sieh doch einmal, Ibrahim Chan, was der Mann da unter seinem Mantel hat", sprach Mirsa Delil, „sein Versuch, uns zu hintergehen, macht ihn sehr verdächtig." Der Spitzbube mußte sich die Visitation gefallen lassen, und man zog ein junges Mädchen von dreizehn bis vierzehn Jahren unter seinem Mantel hervor. „Wer ist dieses Kind", fragte Mirsa Delil, „und warum hast Du sie versteckt? Sie scheint erschrocken zu seyn, das arme Ding." — „Ja", sagte Ibrahim Chan, „sie zittert wie eine gerupfte Taube." — „Wohl kann sie das", versetzte der Fremde, „wenn Ihr sie ihrem Vater aus den Armen reißt, und in dieser kalten Nacht dazu. Ich wollte das arme Kind heim zu seiner Mutter bringen." — „Heim zu seiner Mutter!" entgegnete der Darega; „Du sagtest ja, Deine Wohnung sey in Rustemabad, und jetzt kommst Du von dort her; wohnt etwa Deine Frau an einem anderen Orte?" — Der Fremde wollte eben neue Entschuldigungen versuchen, als das Mädchen plötzlich Muth faßte und, auf Mirsa Delil zustürzend, plötzlich ausrief: „Ach, lieber Herr, Alles, was dieser Mann Euch sagt, ist erlogen, er ist nicht mein Vater; gestern Nacht hat er meinen Vater und meine Mutter gemordet und wird es eben so mit mir machen, wenn Ihr mich nicht beschützet." — „Es soll Dir nicht an Schutz fehlen", sprach der Darega und ließ durch seinen Begleiter Ibrahim dem Menschen die Hände auf den Rücken binden. Dann brachen sie Alle bei Mondlicht auf und erreichten spät in der Nacht die Polizei-Station Miroli.

Der Darega ließ den Gefangenen in festen Gewahrsam bringen und verhörte dann die Kleine, die zum Glück ein sehr verständiges Kind war. Die Aeltern des Mädchens, ihrem Gewerbe nach Grasschnitter, hatten auf ihrer Wanderung durch das Land in einem Stadtviertel von Delhi eine Wohnung bezogen. Mit ihnen zusammen wohnten noch mehrere Personen von demselben Gewerbe. Ein paar Tage vor der Gräuelthat nahm eine Gesellschaft von zehn Personen, die wie Reisende aussahen, in der Nähe jenes Hauses ihr Absteige-Quartier. Sie hatten Pferde bei sich und schienen wohlhabend zu seyn. Woher sie gekommen und welches der angebliche Zweck ihrer Reise gewesen, konnte Letschminia — so hieß das Mädchen — nicht sagen; sie wußte nur so viel, daß die fremden Männer ihre Aeltern und die Uebrigen einluden, sie auf der Wanderung zu begleiten und für ihre Pferde Sorge zu tragen. Die Grasschnitter nahmen ihre Kinder mit, und Alle zusammen lagerten am Tage vor der Mordthat in der Nähe des Ortes, wo man die Leichname entdeckt hatte. Die fremden Männer zechten mit den Schnittern, und Mertabo, das einzige Weib, welches bei ihnen war, bewies den Kindern große Freundlichkeit.

Mitten in der Nacht wurde Letschminia durch ein Geschrei und Gestöhne aus ihrem Schlafe geweckt. Bald darauf hieß Mertabo sie aufstehen, setzte dann alle Kinder auf die Pferde und ritt mit ihnen weiter. Nachdem sie in den verfallenen Straßen von Kunderut eine Strecke zurückgelegt hatten, wählten sie ein Quartier und stiegen sämmtlich ab. Letschminia fragte, wo ihre Aeltern seyen; man befahl ihr aber unter schrecklichen Drohungen, still zu schweigen. Als der Tag graute, nahm Einer von der Gesellschaft, Namens Bhola — der Mann, den man jetzt im Gewahrsam hatte — Letschminia und ihre jüngere Schwester mit sich in die Stadt, um die Kinder zum Verkauf auszubieten. Die Gemahlin eines Nabobs kaufte die jüngere Schwester; Letschminia aber konnte der Räuber nirgends anbringen, weil sie nicht mehr jung genug war. Voll Verdruß hierüber schleppte er das Mädchen wieder aus der Stadt und würde sie vermuthlich getödtet haben, wenn Mirsa Delil ihm nicht begegnet wäre. Man wunderte sich mit Recht über die Frechheit des Räubers, der bei hellem Tage in die Stadt gehen und Mädchen zum Verkauf ausbieten konnte, deren Aeltern er aus derselben Stadt hinausgelockt und ermordet hatte.

Mirsa Delil versammelte seine Untergebenen noch vor Tages-Anbruch in Kunderut. Es wäre ihnen jedoch schwer geworden, die Spießgesellen des Bhola zu entdecken, hätte nicht ein Mann, der um ihren Aufenthalt wußte, der Polizei den Weg gezeigt. Man fand in dem Schlupfwinkel des Gesindels die Effekten der Ermordeten; die Verbrecher wurden gebunden abgeführt, und Mirsa Delil machte sich mit Letschminia auf den Weg, um ihre Schwester zu befreien. Erstere fand nach kurzem Suchen das Haus der Dame, die das Mädchen gekauft hatte. Die Bedienten des Nawab wurden mit Bhola konfrontirt und beschwuren die Identität desselben mit dem Verkäufer.

Zu vollkommener Feststellung eines Verbrechens sind, nach dem Gesetz der Muselmänner, Augenzeugen nothwendig. Nun aber hatte Letschminia den Mord nicht eigentlich ausführen sehen; und so war der Britische Beamte, welcher die Sache zum Spruch vorlegen sollte, in einiger Verlegenheit. Endlich beschloß er, zwei von den Gefangenen, die, allem Anschein nach, keine so versteckte Bösewichter waren, wie die Uebrigen, unter Zusicherung der Freiheit, zum Geständniß zu bewegen. Beide gewannen allmälig Vertrauen, erzählten ihm Alles, wie es vorgefallen war, und erhärteten ihre Aussagen durch einen Eidschwur. In Folge dessen wurden fünf Individuen von der Bande (worunter auch Bhola, dessen Vater und Oheim) zum Tode, zwei Andere zur Landes-Verweisung, und Mertabo, deren Gatte, Sohn und Bruder die Todesstrafe erleiden mußten, zu lebenslänglicher Einsperrung in Delhi verurtheilt.

Als Mertabo den Urtheilsspruch hörte, wurde sie fast wahnsinnig und wollte durchaus das Schicksal ihrer Verwandten theilen. Die Männer gaben kein Zeichen von Reue; sie bekannten ihren Wächtern, daß sie vom Stamme der Thaeri's in Dschautpohr seyen und schon viele ähnliche Grausamkeiten begangen hätten. Die Thaeri's sind fast ohne Ausnahme Spitzbuben von Gewerbe und jedes Verbrechens fähig. So charakterisiren sie Oberst Tod in seinen „Annalen von Radschestan", und Major Sleemann in seiner „Ramasiana."

An dem Morgen der Hinrichtung versammelte sich ein großer Volkshaufe um die Richtstätte. Auch viele von den vornehmen Bewohnern Delhi's, darunter der Radscha Kulinga Singh von Kischengurh, waren gegenwärtig. Alle Fünf standen auf dem Schaffot. Jeder mit einem Strick um den Hals, und der Henker zog die Kappe über Bhola's Gesicht. Während er mit den Uebrigen beschäftigt war, sah ich Bhola sein verhülltes Gesicht seinem Nachbarn zuwenden und hörte ihn fragen: „Bist Du schon gehenkt?" dieser antwortete: „Nein, noch nicht." Sogleich sprang Bhola mit beiden Beinen über den Rand des Gerüstes und erdrosselte sich auf diese Weise selbst. Ich habe von Amts wegen vielen Hinrichtungen beigewohnt und kann versichern, daß ich die Hindu's immer mit größter Kaltblütigkeit sterben sah.

Mertabo wollte tausendmal lieber sterben, als ihre theuersten Angehörigen überleben. Bis auf den Tag, an welchem das Schicksal der Bande sich entschied, konnte sie, trotz ihres vorgerückten Alters, eine schöne Frau heißen; aber drei Wochen nach der Hinrichtung war sie schon ein abgezehrtes Gerippe mit eingefallenen Augen und hervorstehenden Backenknochen — das Bild des höchsten Jammers und Elends. Bald zeigten sich auch Symptome von Geistes-Verwirrung, die mit vollkommenem Wahnsinn endeten. (As. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Mortalitäts-Verhältnisse. In London stirbt jährlich von 40 Menschen, in ganz England aber nur von 52 Menschen Einer. Die gesundesten Distrikte sind Sussex, Cornwallis, Monmouth, Wales und Suffolk, die ungesünderen dagegen Lancashire und Surrey, wegen der großen Städte, die sich darin befinden, und Durham und Northumberland, wo die zahlreichen Kohlen-Bergwerke nicht unwesentlich auf die Sterblichkeit einwirken. Nächst London ist Liverpool die ungesundeste Stadt in England, da hier von 41 Menschen jährlich Einer stirbt. In Manchester und Glasgow stirbt nur von 45 und in Leeds von 47 jährlich Einer. So wie England überhaupt aber dasjenige Land in Europa ist, wo die geringste Sterblichkeit herrscht, so hat auch London, wie es scheint, ein viel gesünderes Klima, als alle andere Hauptstädte Europa's und Nord-Amerika's — wenn nämlich den Sterbelisten, wie sie in der übervölkerten Englischen Hauptstadt geführt werden, ganz zu trauen ist. Nachstehende Zahlen-Angaben entlehnen wir dem kürzlich in England erschienenen, von Dr. John Hogg herausgegebenen Buche „London wie es ist", das auch in Bezug auf die Gesundheits-Verhältnisse der Hauptstadt viel Belehrendes enthält. Die jährliche Sterblichkeit beträgt in London 1 auf 40, in St. Petersburg 1 auf 37, in New-York 1 auf 35, in Berlin 1 auf 34, in Paris 1 auf 32, in Philadelphia 1 auf 31, in Neapel 1 auf 28, in Brüssel 1 auf 25, in Amsterdam 1 auf 24 und in Wien 1 auf 22½. Von allen Ländern Europa's soll Sicilien das ungesundeste Klima und die größte Sterblichkeit haben, was sich auch bei der jetzt dort auf furchtbare Weise um sich greifenden Cholera zu bestätigen scheint.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Montag den 7. August 1837.

England.

Engländer auf dem Kontinent.

Aus Ralph Restless*) Meinungen und Bekenntnissen.

Von Capitain Marryat.

London, im Juni 1837.

Hat man erst fremde Länder gesehen, wie muß Einem da Alles in England so gedrungen und reichhaltig erscheinen, von dem kleinsten Spielzeug der Kinder bis zur Säule des Herzogs von York. Wenn ich mit einem Tischler reden darf, alles Ausländische ist Nürnberger Tand. Rede mir Einer vom Palais-Royal, von der Rue-Richelieu und dem Glanz der Pariser Läden — nur 200 Schritt der Regent-Street, von Howell und James's an, sind hinreichend, sie mit Sack und Pack aufzukaufen, und geben vielleicht noch einen Ueberschuß, dessen Werth dem Rest der Französischen Ausstellungen gleichkommt. Doch bei dieser inneren Gediegenheit und Substantialität sind die Dinge auch etwas schwerfällig, und die Folge davon ist, daß wir in London zu wenig Raum, zu wenig Luft zum Athmen haben: wir sind zu dicht verpackt; es thäten uns Gärten Noth mit recht viel Bäumen, um die mephitische Luft der Hauptstadt zu absorbiren, denn was unsere Lungen nicht annehmen, das ist für die Vegetation sehr förderlich. Da man aber in dieser Welt nicht Alles haben kann, was einem Noth thut, so wird's vor der Hand schon ohne Gärten gehen.

Welche Masse von diesen Reichthümern verbreitet sich jetzt im Lande! und, Gott sey Dank, ich glaube, sie werden jetzt etwas besser verwendet, als früher bei jener lächerlichen Manie, die zwar gegen Vollblütigkeit sehr heilsam seyn mochte, aber uns doch gar zu grausam und nutzlos geschröpft hat. Die Eisenbahn-Speculationen haben viele Millionen verschlungen, und das ist ein ganz gut angelegtes Geld — denn selbst wenn man annimmt, daß in einigen Fällen die Erwartungen der Spekulanten getäuscht werden sollten, so ist doch das Geld immer im Lande geblieben, und während es einestheils vielen Tausenden Arbeit und Nahrung schafft, werden anderentheils nur die Produkte von England selbst verbraucht. In diesen Speculationen, in der schnellen Produzirung dieser ungeheuren Summen zeigt sich recht die Größe Albion's. Unternehmungen, vor denen fremde Regierungen mit Schrecken zurückbeben würden, kommen hier durch die Vereinigung weniger Individuen zu Stande. Doch wenn man von fremden Ländern spricht, muß man nicht vergessen, Amerika auszunehmen; denn ich glaube, wenn es nöthig wäre, eine Eisenbahn nach dem Monde anzulegen, sie würden sich dort gleich daran machen.

Und nun zu meinen Aufträgen und Bestellungen. Welche lange Liste ist das! Als erster Artikel stehen obenan — zwei Kanarienvögel, denn die letzten zwei sind an einem schönen Morgen todt gefunden worden, kein Mensch weiß, wie; Saamen und Wasser war genug da (der Diener nämlich hatte den Käfig damit versehen, nachdem er die Thierchen durch seine Sorglosigkeit verhungert gefunden), und folglich konnten sie doch nicht aus Mangel an Nahrung gestorben seyn. Ich bin ein Feind aller sogenannter Schooßthierchen, denn sie liegen Einem sehr zur Last, und wenn sie sterben, dann geht erst das Jammern los.

In den „Feueranbetern" läßt Moore seine Hinda sagen:

„Wie pflegte die Gazelle ich
Mit Augen groß und schön,
Kam sie zu mir und liebte mich,
So war's um sie geschehn."

Nun war Hinda ganz vernünftig, außer darin, daß sie sich für besonders unglücklich hielt. Fast Jeder, der sich solche Thierchen hält, wird eine ähnliche Geschichte, wie Hinda, erzählen können. Ich erinnere mich, wie uns einmal ein Kanarienvogel krepirte und meine Jungens deshalb in großer Betrübniß waren; um sie zu zerstreuen, machten wir ihnen einen papiernen Sarg, legten den Verstorbenen hinein, nähten einen Deckel darauf und gruben ein Loch im Garten; dann steckten wir die Kleinen in einige alte Reste von Trauerkleidern, die wir finden konnten, und hielten eine lange Prozession nach dem Grabe, wo der Vogel feierlich bestattet ward. Dieses kleine Schauspiel machte sie ganz entzückt; den nächsten Morgen sprang einer von den Jüngsten zu mir heran und sprach: „Ob Papa, wann werden Sie denn sterben?" Kuriose Frage, dachte ich, da ich die gestrige Prozession schon längst vergessen hatte. „Warum fragst Du danach, mein Kind?" — „Nun, ich freue mich schon auf den Spaß bei Ihrem Begräbniß." — „Sie sind sehr gütig, mein Theuerster."

*) Ruhelos.

Es ist weit mehr Verstand in den Vögeln, als die Leute gewöhnlich glauben; davon weiß ich eine Geschichte zu erzählen, die sich bei dem Schieferbruch eines Freundes zugetragen hat. Eine Drossel, die noch nicht wußte, wie sehr man sich vor den expansiven Eigenschaften des Schießpulvers hüten müsse, baute ihr Nest auf einer Stelle, wo gerade der Fels von jenen Eigenschaften das Meiste zu leiden hatte. Anfangs wurde sie durch die nach allen Richtungen fliegenden Stücke ungemein inkommodirt, wollte aber immer noch nicht ihren auserwählten Wohnsitz aufgeben; bald bemerkte sie, daß jedesmal, wenn eine Ladung abgefeuert werden sollte, eine Glocke läutete, und daß auf dieses Zeichen sämmtliche Arbeiter nach einem sicheren Punkt retirirten. Wenige Tage darauf sah man sie, so oft sich die Glocke hören ließ, ihre gefährdete Stellung verlassen und nach dem Zufluchtsort der Arbeiter hinfliegen, wo sie dicht vor ihren Füßen herunterkam. Hier blieb sie so lange, bis die Explosion vorüber war, und kehrte dann nach ihrem Nest zurück. Die Arbeiter, die dies sahen, erzählten es ihren Brodherren, und auch die Fremden, die den Schieferbruch besuchten, hörten davon. Diese Besucher drückten natürlich den Wunsch aus, ein so auffallendes Zeichen von Verstand mit eigenen Augen anzusehen; da aber der Felsen nicht jedesmal, wenn Besucher kamen, gesprengt werden konnte, so läutete man bloß die Glocke, ohne zu schießen, was für einige Male ganz dasselbe Resultat herbeiführte. Die Drossel flog hinab nach dem Ort, wo die Fremden standen, bemerkte aber, daß man sie in den April geschickt, und obenein wurde sie gerade in ihrem Brütungsprozeß gestört. Was war die Folge davon? Sobald sie von jetzt an den Glockenzug hörte, spähte sie erst über den Felsrand hinaus, um sich genau zu überzeugen, ob auch die Arbeiter die Flucht ergriffen, und war dies nicht der Fall, so blieb sie ganz ruhig in ihrem Nest zurück, wobei sie wahrscheinlich im Stillen bei sich dachte: „Nein, nein, meine Herren, so geht das nicht; ich habe durchaus nicht Lust, mich bloß zu Eurem Vergnügen von meinen Eiern wegstöbern zu lassen."

Manche Vögel besitzen sogar eine gute Portion Humor, ganz vorzüglich der Rabe. Ich hatte einmal so einen, der das boshafteste und kurzweiligste Thier war, das ich je gesehen habe. Sein größter Spaß war, sich in den Blumengarten zu schleichen, auf die Beete zu fliegen, wo der Gärtner eine große Menge von Saamen-Gattungen hingestreut, und die Städchen, die darüber in den Boden eingesetzt waren, herauszureißen und haufenweise zu zehn bis zwölf Stück auf den Fußweg hinzulegen. Hierüber war der alte Gärtner ganz wüthend, und er suchte den Raben wegzutreiben, der übrigens wohl wußte, daß er einen bösen Streich beginge, denn sonst würde er's eben nicht gethan haben. Bald kam er zurück, um den Unfug von neuem zu beginnen, und wollte ihn nun der Alte, der nicht sehr schnell auf den Beinen war, wieder wegjagen, so hielt sich gewöhnlich der Rabe dicht an dem Rechen oder der Harke des Gärtners und tanzte rückwärts vor ihm her, indem er noch, so deutlich und vernehmlich wie ein Mensch, mit allen möglichen mimischen Geberden zu singen pflegte: „Tol de rol do rol! tol do rol de rol!" Der Vogel ist noch am Leben und treibt nach wie vor seine alten verdienstlichen Praktiken, so oft er eine Gelegenheit dazu findet. Wenn er lange genug lebt, so hoffe ich, er wird noch einmal Witze reißen. (Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

George Sand.

(Schluß.)

Kein Wunder, wenn dieser unverhoffte Eklat, dieser unerwartete Beifall unserem Autor ein wenig in den Kopf gestiegen ist. Viele waren weiser als er, minder eitel als er, und haben sich gleichwohl dieses Rausches nicht erwehrt. Just in dem entscheidenden Augenblick, als seine Berühmtheit den höchsten Punkt erstieg, warf George Sand das männliche Gewand seines Geistes, den Ernst und die Besonnenheit auf einmal weg und zeigte sich in der fast berüchtigten „Lelia" als ein von Leidenschaft überwältigtes Weib. Wir können leider diesen Roman nur als einen Flecken in des Verfassers dichterischem Lebenslauf betrachten. Weder an sinnvoller Erfindung, noch an Reichthum der Phantasie, noch an Styl und Eleganz der Darstellung ist hier der Verfasser von „Indiana" und „Valentine" wiederzuerkennen. Die Kühnheit ist hier sichtlich und absichtlich bis zu dem verdammlichsten Uebermaße getrieben. Diese Lelia ist ein so widerwärtiges, abscheuliches Geschöpf, als sich nur ersinnen läßt: eine Courtisane, ohne Herz —

das ginge noch hin, aber auch ohne Gluth der Sinne, eine Buhlerin ohne die Schwäche, die einzig Buhlerinnen entschuldigt, — ein grauenerregendes Ungethüm, das wie eine Löwin nach der Sättigung brüllt, die ihm versagt ist. Einen jungen Mann, der sie von ganzer Seele liebt, opfert dieses Ungeheuer dem Genusse, den es nicht zu erreichen vermag; sie selbst aber liebt eigentlich den Philosophen und Galeeren-Sträfling Trenmor, der sie verschmäht. Kurz, es ist ein rohes, widerwärtiges Buch, voll abstoßender leidenschaftlicher Sinnlichkeit; um eine Buhlerin und einen Galeeren-Züchtling spinnt sich die ganze Intrigue an und ab; zum Glück indeß ist es auch ganz baar an Interesse, ein langweilig schlechtes Gedicht in schwülstiger Prosa, das mit den anderen Erzeugnissen des Verfassers schlechterdings nichts gemein hat.

Auch säumte George Sand nicht lange, wahrzunehmen, wie sehr er sich verirrt und getäuscht hatte, und wie seine vermeinte Rechtfertigung und Lobpreisung des weiblichen Charakters zur schärfsten Waffe gegen die eigene Sache geworden war. Bei der Gewandtheit seines Talents wurde es ihm nicht schwer, den alten Weg wieder einzuschlagen und die männliche Haltung wieder anzunehmen, die seinem Genius so natürlich und wohlgeziemend und nur in einem Moment der Uebereilung von ihm vergessen war. Sogar zu einer Gerechtigkeit strebte er sich zu bekehren, die ihm bisher fast ganz fremd gewesen. Es wird nämlich bekanntlich in der „Indiana", der „Valentine" und „Lelia" unserem männlichen Geschlechte gar übel mitgespielt, — ja dasselbe wird recht eigentlich mißhandelt, und immer werden die Weiber, ungeachtet all ihrer Fehle und Verirrungen, im reinsten und glänzendsten Licht, als schuldlose Opfer des Zwanges unserer Zustände und Vorurtheile dargestellt. In einem neueren Romane, „Jacques", hat nun der Autor einen schwachen, schüchternen Versuch gemacht, uns Männer wieder einigermaßen in Ehren einzusetzen. Es ist ein Roman in Briefen, die Anlage etwas verwirrt, die Erzählung ein wenig schleppend, die Charaktere ziemlich undeutlich gezeichnet, — kurz, man merkt, daß der Autor sich hier einigen Zwang hat anthun müssen, und daß diese Apologie der Männer gegen die Weiber, diese späte und unvollkommene Genugthuung für die groben Versündigungen der „Lelia", ihm nicht recht von Herzen gegangen ist. Und trotz aller Mühe, die es gekostet haben mag, findet sich, wenn wir diesem „plaidoyer" für unsere Sache recht auf den Grund gehen, daß der Advokat es nicht ganz ehrlich mit uns meint und nicht davon lassen kann, uns einen und den anderen schlimmen Streich zu spielen. Dieser Herr Jacques ist gutmüthig, sanftmüthig, liebreich, er hat alle schöne Eigenschaften, die man sich an einem Ehemanne wünschen mag — und er ist doch ein sehr unvollkommener, ein kläglicher Held, und die Hauptrolle, die er spielt, unbeschreiblich großmüthig und einfältig. Denkt Euch, dieser Jacques, weil er sieht, daß sein Weib daheim mit ihm, dem prosaischen Ehemanne, sich unglücklich fühlt, wie Indiana und Valentine mit ihren unwürdigen Gatten, auf was für ein Mittel er verfällt! er verschafft ihr einen Liebhaber, er giebt seine Ehre als Gatte und Hausherr zum Opfer, und dann geht er hin und wirft sich kopfüber ins Meer, wo es am tiefsten ist. Das Buch hat manche schöne Stelle, deren sich die größten Meister der Dichtung und Sprache nicht schämen dürften; aber im Ganzen ist die Palinodie, vollends im Vergleich gegen die dreifach geschleuderte Anklage, sehr lahm und matt ausgefallen. Wie konnte es aber anders seyn? Von einem so ungeschlachten Produkt, wie Lelia, kann man nicht auf einmal zur Vernunft und Billigkeit zurück.

Noch bis auf den heutigen Tag fährt George Sand fort, von Zeit zu Zeit mit Romanen und kleineren Erzählungen aufzutreten, worin sie, je länger, desto mehr, den besseren Eingebungen ihres Genies treu geblieben ist und Styl und Manier in festerer Vollendung ausgeprägt hat. Ihre Darstellung zeichnet sich vorzüglich durch eine Verbindung und Verschmelzung von Ironie und Phantasie, von anmuthiger Feinheit und stürmischer Beredsamkeit aus. Ein Meisterstück ist ihre Erzählung „André", ein kleines durch köstliche Einfalt und Naivetät ansprechendes Bild, in schlichten, kunstlosen Rahmen gefaßt; ein Mädchen unter Blumen aufwachsend, gleich ihnen die Knospenhülle erschließend, gleich ihnen unschuldig und des eigenen Reizes unbewußt; die Geschichte der Liebe zweier Kinderherzen, die an einander aus Spiel und Traum zum Bewußtseyn erwachen und wie zwei verschwisterte Blumen für einander duften, mit einander verblühen. Neben dieses Paar ist in der Person des alten Marquis und der jungen Grisette ein zweites hingestellt, welches durch einen ins Komische streifenden Kontrast die Gruppe aufs glücklichste abschließt. In dem ganzen Gemälde ist nichts affektirt, nichts künstlich herbeigeführt; Alles gleitet in wohlthuend sanfter, durch keine Störung unterbrochener Entwickelung dahin; nirgends Ueberraschung, aber durchgängig eine aus dem Herzen quellende Innigkeit und eine aus klarem Geiste gefällig sprühende Ironie. Wie wollten wir ihm, dem Dichter, wie wollten wir, seine aufrichtigen Freunde und Bewunderer, uns selbst Glück wünschen, wenn George Sand sich beständig so ungezwungen, so absichtslos in der Richtung gehen ließe, die seinem Genius die natürliche ist, und worin er sich mit solcher Lebendigkeit und Zartheit der Empfindungen, mit so unnachahmlicher Wärme, Reinheit und Kraft des Styles bewegt. Aber leider! wir fürchten, eine affektirte Emphase, eine abstrus philosophische Sucht, die Eitelkeit, sich an der Spitze eines Systems oder einer Schule genannt zu sehen, und das unerquickliche Verhandeln politischer Themata wird diesem fruchtbaren Talente schädlich werden und es nachgerade anöden, wenn George Sand sich nicht bei Zeiten vorsieht. Hat er durch seinen André manche frühere Sünde gut gemacht, so wahre er sich jetzt doppelt, daß seine natürliche Schönheit und Anmuth nicht nach einer anderen Richtung hin durch Uebertreibung und Leidenschaftlichkeit verloren gehe. — Wir haben ihn in jüngster Zeit überdies von einer neuen Seite kennen gelernt; daß er nämlich in der Handhabung des Lächerlichen und der Satire ein nicht geringerer Meister ist, als im Pathetischen. So schnell und doch seine Bewunderung und Begeisterung auflodert, in eben solcher Schnelligkeit und Fülle stehen ihm unter anderen Umständen die Sarkasmen zu Gebote; daß er darin Maaß zu halten, sich selbst zu beherrschen und alles Gesuchte, Unnatürliche zu vermeiden weiß, verleiht seiner Unterhaltung einen neuen und nicht geringen Reiz. Von seinen Reisen hat er tausend anmuthige Schilderungen und Details, tausend originelle Anekdoten, Erinnerungen und ergötzliche Portraits mitgebracht, namentlich aus Italien; er kennt dieses Land und Volk viel genauer, als Victor Hugo, der sich doch auf seine Vertrautheit mit Italiänischen Dingen nicht wenig zu Gute thut. — Gegenwärtig aber — es thut uns Leid, dies sagen zu müssen — hat George Sand den ganzen Kopf voll politischer Einbildungen und Vorurtheile, die ihn ins Weite und Leere fortreißen, zur größten Störung seiner Ruhe und keineswegs zur Förderung seines Ruhms. In jenen Tagen, da er sich zum ersten Male neugierig in der Welt umsah und von Allem wissen wollte, was vorging, stach ihm das republikanische Wesen lebhaft in die Augen; die hartnäckige, fast heldenmüthige Ausdauer, womit eine Handvoll junger Leute für diese nimmer zu realisirende Idee kämpfte und sich opferte, interessirte und verlockte ihn; es war etwas darin, was seinem kühnen Sinne und seiner Eitelkeit gleich sehr zusagte, und somit erklärte er sich laut für einen Republikaner. Ich glaube sogar, wenn er sich davon überzeugen könnte, die rothe Mütze stehe schön zu seinem nach Alexander des Großen Weise ein wenig auf die rechte Schulter geneigten Lockenkopfe und zu seiner stolzen, prächtigen Stirn, so würde George Sand allenfalls kein Bedenken gegen dieses Stück sansculottischen Kostüms tragen. Natürlich haben die Republikaner einem solchen Genossen mit lautem Freudenzuruf ihre Reihen geöffnet und rühmen sich seiner nicht wenig. Bei der Verhandlung des April-Prozesses vor dem Pairshofe sah man George Sand von einer Tribüne herab seinen politischen Freunden Gruß und Muth zuwinken; und als der allzukühne Advokat Michel de Bourges von dem Gerichtshofe in Strafe verurtheilt worden war, richtete Sand ein feuriges und energisch abgefaßtes politisches Sendschreiben an ihn, in einem Tone, wie der gläubig exaltirte Saint Just in den Tagen geschrieben haben mag, da seine Begeisterung noch rein und ohne fanatische Beimischung war. — Ich darf endlich nicht vergessen, daß unser Autor um dieselbe Zeit seinen Landsmann und Gutsnachbar, den Fürsten Talleyrand, in einem kleinen Romane mit meisterhaft satirischen Zügen portraitirt hat.

Es sind in Allem noch nicht sechs Jahre verflossen, seit George Sand mit seinen schriftstellerischen Versuchen begann, und sein Ruf hat bereits in der öffentlichen Meinung so feste Wurzeln gefaßt, daß wenige Namen sich einer gleich großen und sicheren Berühmtheit erfreuen. An Glanz und Herrlichkeit des Styls ist sie unübertroffen, und welcher Romandichter unserer Zeit kann sich an Geist und Phantasie auch nur im entferntesten mit ihr messen! Hinreißende Beredsamkeit und schneidender Witz stehen ihr gleichmäßig zu Gebote. Auch den Ruhm der Schönheit — fürwahr einen seltenen unter weiblichen Schriftstellern — hätte sie haben können, sie durfte ihn nur wollen; aber sie hat ihn standhaft verschmäht. Noch mehr, beschämt, gedemüthigt würde sie sich gefühlt haben, hätte Jemand aus schmeichelnder Absicht das Wort zu ihr gesprochen: „Du bist schön." Sie denkt nicht daran, und keiner ihrer Verehrer denkt daran, auch kein Fremder, der in ihre Nähe kömmt, daß sie ein schönes Weib ist; die leibliche Gestalt verschwindet vor der geistigen, die ihre Umgebungen beherrscht, und nur den großen Dichter, den berühmten Schriftsteller behält man vor Augen, den scharfblickenden Lebens- und Seelenmaler; den strengen und mitleidlosen Geschichtschreiber weiblicher Eitelkeit, weiblicher Verirrung, weiblichen Elends; den Richter, der mit unnachsichtig geschwungener Geißel die Laster, die niedrige Gesinnung und den selbstsüchtigen Stolz der Männer gezüchtigt hat; den kühnen Aufwiegler, der die Empörung gepredigt gegen tausendjährige Schranken der Sitte, gegen Form und Gesetz des Lebens aus uralten Zeiten, der im Erguß seiner flammenden Rede keinen Zügel duldet und jeden Widerstand mit sich fortreißt. — Wer kennt ihn ganz? Wer hat den Mann in ihm begriffen, die Seele des Weibes in ihm ergründet? Männlicher Freundschaft ist er fähig, die fest und treu aushält bis in den Tod, und doch eifersüchtig, launisch, voll mißtrauischer Befürchtungen wie ein Weib; stark und fest von Geist, wandelbar von Gemüth; ein feuriger, reicher Kopf, ein unruhiges, bebendes Herz; gefeiert, gepriesen und doch nicht glücklich; nicht genug zu bewundern und nicht genug zu bemitleiden. Welchen Weg hat sie zurückgelegt, diese Frau, und welchen hat sie noch vor sich? Die Welt hat keinen gebahnten Pfad für sie. Ihr Lebensweg gemahnt uns wie eine Straße aus alter Römischer Zeit, ein Riesenbau, der durch die Wildniß zieht; wir folgen ihr, wo führt sie hin? Nirgends, sie verliert sich in der Oede, oder sie hört dicht vor einem Abgrunde auf. Ein Genius, dem gegeben wäre, nach jedem höchsten Preis zu ringen, jeden zu erreichen — aber wohin er auch seine Thätigkeit wenden mag, eine eherne, unübersteigliche Mauer starrt ihm entgegen, jeder Pfad ist ihm gesperrt; warum? weil er als Weib geboren ist. — Wohlan! so ertönt der Ruf für Alle; die Laufbahn steht Jedem offen. Niemand ist ausgeschlossen von der Bewerbung; die Besten, die Würdigsten sollen eintreten und an der Regierung des Landes theilnehmen. Sucht Ihr einen Geist, der anderen überlegen sey und das Bewußtseyn dieser Ueberlegenheit besitze? George Sand ist berufen, die Geister zu leiten; er fühlt seinen Beruf — nehmt ihn, macht ihn zum Minister. Nein, — denn er ist ein Weib. — George Sand hätte wohl Muth und Geschick, ein Schwert zu führen; der Friede behagt ihm wenig, der Krieg wäre sein Element; der Fahne, zu der er geschworen, würde er muthig vorangehen in den Kugelregen; — wohlan, nehmt ihn, macht ihn zum General. Nein, — denn er ist ein Weib. — In Stunden der Wehmuth, der ernsten Sammlung und Selbstbetrachtung, wenn er sein Haupt auf den Todtenkopf niederdrückt, der auf seinem Schreibtisch beständig vor ihm steht — dann ist George Sand auch religiös; er sehnt sich nach dem Frieden der christlichen Seele, er träumt von heiliger Musik und Weihrauchduft — wohlan, nehmt ihn, macht ihn zum Bischof. Nein, — denn er ist ein Weib. — Wollt

Ihr noch mehr? Welche Feder thut es der ihrigen gleich? In Zartheit und Leidenschaft, in Anmuth und Kraft, im Ausdrucke des Zorns und der Liebe ist sie Meisterin des Styls, und selbst wo sie sich im wildesten Ungestüm vergißt und dahinreißen läßt, ist ihre Sprache noch das herrlichste, korrekteste Französisch. Die Académie française rühmt sich unter ihren Mitgliedern keines Schriftstellers von gleichen Gaben; ich glaube sogar, man würde in allen Akademieen der Welt vergebens nach einem zweiten suchen. Wohlan denn, räumt ihr einen Sitz ein neben Chateaubriand und Lamartine; gewiß, Beide werden sich beeifern, aufzustehen und ihr ehrerbietig Platz zu gönnen. Immer dieselbe Antwort: Sie ist ein Weib. — So sind denn alle Pforten vor ihr geschlossen; sogar das Thor der Akademie, dieses Thor der Verhöhnung für alle Welt, thut sich ihr nicht auf. Ja, käme sie auch nur um Erlaubniß ein, eine Schule zu halten, um Männer in ihrem Geiste heranzubilden, man würde sie barsch abweisen mit dem Worte: „Du bist ein Weib.“ Wenn sie nun zuletzt, so vieler getäuschter Hoffnungen müde, beschämt, sich so von allen Kreisen des thätigen Lebens ausgeschlossen zu sehen, erbittert gegen den tyrannischen Zwang dieser Sitten und Gesetze, den Zorn und die Waffen des Geistes gegen die Gesellschaft kehrt, deren Hort und Zierde sie hätte seyn können, wenn sie sich den Reihen der Opposition zugesellt und diese feindlichen Prinzipien mit dem Glanze und der Autorität ihres Genius ausgestattet erscheinen — meint Ihr, sie werde dafür Dank ärndten von ihren neuen Freunden? Laßt eine Gelegenheit kommen, wo sie ihre Gesinnung, ihren Willen gegen Partei-Rücksichten energisch geltend machen will, und das Geschrei wird sich wider sie erheben: „Sie ist ein Weib.“ Die letzte Zuflucht verschmähter großer Geister, die Opposition, steht ihr nicht offen; denn George Sand ist ein Weib.

Erkennen wir es, ein schmerzenreiches Loos ist ihr zu Theil geworden. Und während sie von Männern als ein beredtes, als ein großes und herrliches Weib, der Stolz ihres Geschlechtes, gepriesen wird, weiß sich der Neid der Weiber über die Vereinigung von so viel Schönheit, Genie, Witz, Phantasie, Beredsamkeit, Muth und Hochsinn in einer Person nicht besser zu trösten, als durch das Geschrei: „Sie ist kein Weib, sie gehört nicht zu uns, mag sie bei den Männern bleiben!“ — Und sie weichen ihr aus, wie mit Schrecken und Abscheu; sie ziehen in ihrer Nähe den Schleier vors Gesicht, um ihr bildes Auge rein zu bewahren vor dem Zusammentreffen mit einem geistvollen. — Fürchtet Euch nicht. Ich weiß, Ihr zittert vor dem Gedanken, daß eine solche Nebenbuhlerin je in Eure Mitte treten könnte; doch Ihr dürft ganz ruhig seyn. George Sand, obwohl aus den Reihen der Männer verstoßen, wird nimmermehr zu Euch zurückkehren, ihre Rechte als Weib nie wieder in Anspruch nehmen. An dem Tage, als die Despotie der Männer ein Gegenstand seines Hasses wurde, da wurdet Ihr ein Gegenstand seines Mitleids. An der Gränze, welche die Reiche beider Geschlechter scheidet, wird George Sand seinen Wohnsitz aufschlagen und in seiner Größe unangefochten thronen, den Männern eine verehrte Königin, Euch ein gefürchteter König.*)

Die Tabacks-Verkäuferinnen in Frankreich.

Siehe da ein Gewerbe, das noch ganz jung ist und doch im Leben der Frauen schon einen so bedeutenden Platz eingenommen hat, wie das uralte Geschäft der Wäscherinnen oder der Modehändlerinnen. Vor zehn Jahren noch war das Tabackrauchen in die Schenken verbannt, und kaum hätte man in Paris zwölf mit Oel erleuchtete Tabagieen gefunden, denn für die Raucher war der Talg gut genug. Wenn im Theater ein alter Seemann von seiner Pip-Toback sprach, fingen alle Bürger an zu lachen und fragten einander, welchen unbekannten Dialekt sie da vernommen; ein Anglo-Amerikaner aus dem Süden kann nicht so staunen, wenn er die harte pfeifende Mundart eines Irländischen Bauern hört. Aber gar einen Anderen als einen Seemann uns rauchend vorzuführen, würden sich die damaligen dramatischen Autoren wohl gehütet haben; man hätte über Unwahrscheinlichkeit, über schlechten Ton geschrieen, und das Wort Tabagie wäre über alle Lippen gelaufen, ja selbst die Reiterinnen des Cirkus hätten ihren doch schon so daran gewöhnten Mund gerümpft.

Dem Seemann allein, diesem Abenteurer und Sonderling, war es erlaubt, hin und wieder einige Rauchwolken von sich zu paffen und einen etwas eingeräucherten Athem zu haben; man ließ dies als eine jener plumpen Sitten gelten, die nur das Meer mit seinen stets sich erneuernden Gefahren, mit seinem Himmel voll Ungewittern, rechtfertigen konnte. Und doch bedurften selbst die Seemänner noch einer anderen Entschuldigung, denn man hatte den sehr scharfsinnigen Vorwand, das herrliche Sophisma aufgefunden, daß der Tabacksdampf vor der Seekrankheit schütze; man wußte von Hörensagen, daß die Holländer, dies Enten-Volk, wie Voltaire sie taufte, tagtäglich unzählige Kannen Thee leerten und unzählige Pfeifen dazu schmauchten; man wußte, daß die Deutschen Studenten mit der Pfeife im Munde durch die Straßen von Leipzig und Göttingen spazierten; indeß dergleichen Zeitvertreib mußte den nordischen Barbaren-Horden überlassen werden; in Frankreich, dem Lande sanfterer Sitten und vorgeschrittener Civilisation hätte Rauchen für einen Frevel, für ein Majestätsverbrechen gegen die Nation gegolten, und kaum entschuldigte man, um ihres poetischen Anfluges willen, den Spanischen Cigarito und die Orientalische Nargileh. Wie hätte wohl ein Mann, der sich selbst achtete, in eine anständige Gesellschaft mit noch heißem von Taback geschwängerten Athem eintreten, wie hätte eine Frau, auch nur in Gedanken, die wunderlichen und gräulichen Redensarten, welche bei den Rauchern Mode geworden, ertragen können! Das Kauderwälsch der Diebe war minder unedel, und eine Dame, die mit Vergnügen die Abenteuer Cartouche's und die Thaten Mandrin's gelesen hätte, würde schamroth ihr Gesicht abgewendet haben, wenn aus einem sonst vielgeliebten, geistreichen und wohlrednerischen Munde nur das einzige kleine Wort „meine Blase“ ihr leis ans Ohr gedrungen wäre!

Heilige Civilisation, vergieb uns! denn wir haben seit einem Jahrzehend gewaltig viel Löcher in deinen keuschen, züchtigen Mantel gerissen. Anfangs entflammte, wie ein nächtlicher Leuchtthurm, des Abends auf den abgelegenen Straßen und in den schattigen Alleen nur die verschämte Cigarre; Rauchen war damals ein bloßer Zufall im Leben, ein Ausnahmefall, ein Diebstahl an den feinen Sitten, eine über die Schranken der gesellschaftlichen Gesetze und des Anstands-Codex ausschweifende Künstlerlaune, eine Schwachheit, die man nicht einzugestehen wagte, die man wie ein Verbrechen geheim hielt. Nach und nach aber wurde der Verbannte vom vorigen Abend ein frecher Sieger, der in die bevölkertsten Straßen und Zugänge, in die glänzenden Gallerieen des Palais-Royal und in die hundert fashionablen Alleen unserer Boulevards eindrang; weder der Abscheu der Frauen, noch die Entrüstung der Sittenprediger vermochten das allmälige Ueberhandnehmen der Cigarre aufzuhalten. Man rauchte bei hellem Tage ohne Scham, ohne Gewissensbisse, im Angesicht der Sonne; die Civilisation war besiegt, und der letzte Schatten der Französischen Galanterie entschwebte, in eine Rauchwolke gehüllt, gen Himmel. Jetzt gilt die Einbürgerung des Tabacks in Frankreich für eine abgemachte Sache; kaum wagen es noch einige Murrköpfe, gegen seine Legitimität zu protestiren; man bestreitet sie nicht mehr, man begnügt sich, von fern darüber zu brummen; bald werden auch diese letzten Anstrengungen einer unwilligen Opposition in gänzliche Ohnmacht versunken seyn, und einstens wird der Vater, wenn er seiner Tochter gute Lehren ertheilt, zu ihr sagen: „Mein Kind, sey weise und tugendhaft, ertrage die Unglücksfälle dieses Lebens ohne Murren, fürchte Gott, liebe Deinen Mann und gewöhne Dich frühzeitig an den Tabacksrauch.“

O Rousseau! jetzt wäre Dein in heiligem Zorn über das Französische Babylon ergangener Ausruf nach seinen drei Seiten hin vollkommen richtig; jetzt ist Paris allerdings die von Dir verfluchte Stadt des Lärms, des Kothes und besonders des Rauchs; Lärm und Schmutz haben nicht abgenommen, der Rauch aber hat sich gewaltig vermehrt. Was würdest Du sagen, Du Mann der Natur, der Du so beredt gegen das Umschgreifen jener schrecklichen Schnürleiber gepredigt, die nur dazu dienen, den Körper der Frauen einzukerkern und ihre Umrisse zu entstellen, was würdest Du sagen, wenn Du hörtest, daß eine ganze Generation junger Leute, die kaum der Schule entwischt, es ihr tägliches Geschäft seyn läßt, einen schwärzlichen Rauch einzuathmen, der die Glasur der Zähne verdirbt, den Athem verunreinigt, die Lippen schmutzig und runzlig macht; was würdest Du sagen, wenn Du an einem schönen Frühlingstage, zu der Zeit, wo die Nachtigall schlägt und Dein geliebtes Singgrün blüht, wenn Du da einen kleinen frischen rostgen Knaben erblicktest, der ein Röhrchen von schwarzer Erde wie die Mündung eines Flintenlaufs zwischen den Zähnen hielte und stolz qualmend den Duft des blühenden Flieders mit Tabacksdampf erstickte! Und wie groß würde vollends Dein Schmerz seyn, wenn man Dir erzählte, daß es schöne Finger gebe, die tagtäglich damit beschäftigt seyen, dies verdammte Narkotikon zu vertheilen und es unter allen Gestalten und in allen Manieren, als Pulver, in Rollen und in Stengeln, feilzubieten! Ja, ja, das große Gesetz der Nothwendigkeit beherrscht alle Welt, selbst die hübschen Weiber, und wenn Frau von Warens jetzt in Frankreich lebte, würde man ihr vielleicht statt einer Pension eine Tabacks-Niederlage bewilligen.

In der That, Frau von Warens (man verzeihe uns die Blasphemie) mit ihrem mittleren Alter, ihrem hübschen gewandten Benehmen, ihrer wechselnden guten Laune und ihren etwas dunklen Verhältnissen giebt uns ziemlich genau den Typus einer Tabacks-Verkäuferin, wie wir ihn uns denken. Sie ist nicht mehr in ihrer ersten Jugend, und doch fühlt man sein Herz bewegt, wenn man sie sieht, und man möchte fast behaupten, die Liebe habe hier ihren Sitz gehabt. Von ihrem vergangenen Leben weiß man nichts oder nicht viel mehr als nichts; aber ein eigener Duft durchwebt ihre Unterhaltung und ihr Wesen; genug, man mag gern glauben, daß dieses jetzt verschleierte Leben einstmals glänzend und beneidet gewesen. In ihrer ganzen Person ist eben so viel Glut als Zurückhaltung, die Leidenschaften früherer Tage und die ruhige Fassung der Gegenwart zugleich offenbarend. Es ist ein Roman, der im Kaminwinkel endigt, ein stürmisches Daseyn, das in Mittelmäßigkeit und Schweigen und, um diesen letzten Zug, der das Gemälde vollendet, nicht zu vergessen, mit einer lebenslänglichen vom Könige von Savoyen jährlich ausgezahlten Pension, still wehmüthig erlischt.

Lange Zeit konnte man sich wirklich eine Tabacksverkäuferin so vorstellen: ein Weibchen zwischen dreißig und vierzig Jahren, noch frisch, wenn auch ihre Schönheit nur noch eine hübsche Ruine war, ein kleiner Mund, den ein wenig Bitterkeit umschwebte, ziemlich dem Munde der Madame Dubarry nach ihrem Falle gleichend, ein kleiner Fuß, eine niedliche Hand, wenn auch vom Alter schon etwas fett geworden, die Taille einer in Ruhestand befindlichen Grisette, sanft gerundet und markig wie der Rücken einer Angora, blaue Augen, die nicht mehr lachen, eine etwas faltige Stirn, in ihrem ganzen Wesen eine gewisse Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, der Anblick einer gefallenen Größe, einer abgesetzten Königin, ein mit Thränen gefeuchtetes Lächeln, das Zeichen von Seelenkämpfen und Schmerzen verwundeter Eigenliebe, eine klösterliche Ruhe, düster und schweigsam, mit einzelnen Lichtblicken und Anflügen von Leidenschaft; kurz, eine Frau, wie eine Königin der entthronten Mode aussehen muß. Unter der Restauration war eine Tabacks-Niederlage eine Zuflucht für die Schönheit in ihrem Verfall, ein Ruheplatz für jene glänzenden, aber eintägigen Existenzen, die, wenn die Liebe hinweg ist, erlöschen. Zuweilen übergab man eine

---

*) J. Janin zieht sich gut aus der Sache. Er weist der George Sand ihren Thron ungefähr da an, wo der Regenbogen auf der Erde steht.

Tabacks-Niederlage der Witwe eines alten St. Ludwig-Ritters, der durch Treue und gute Grundsätze bekannt war; ein anderes Mal machte ein betitelter und bei Hofe beliebter Mann dem jungen Mädchen, welches seine erste Langeweile verscheucht und seine Jugendjahre beschäftigt hatte, ein letztes Geschenk damit; hier endeten alle Pompadours niederen Ranges, welche die Laune irgend eines kleinen Ludwig XV. für einen Augenblick auf den Thron der Mode erhoben hatte. Eine Tabacks-Niederlage war ein wohlthätiges Hospiz, eine milde ruhige Zelle, auf die ein Romantiker jener Zeit die Inschrift oder, wenn man will, das Epitaph: „Der verblichenen Schönheit!" hätte setzen können. Ludwig XIV. hatte das Invalidenhaus für die alten im Kampfe verwundeten Krieger gegründet, die Restauration erfand die Tabacks-Niederlagen für die in den Kämpfen des Herzens entkräfteten, von den Stürmen der Liebe gekrümmten armen Frauen. Und in dieser Hinsicht war der Tabacks-Verkauf eine wahrhaft heilige Institution, denn ist es nicht billig, daß alle Verwundeten ihren Zufluchtsort haben, und daß auch die Liebe für ihre Opfer einen Ausruhewinkel in Bereitschaft halte? Damals waren die Tabacks-Niederlagen noch nicht das, was sie nachher wurden — Mittel zu bedeutendem Gewinn; man spekulirte noch nicht darauf, sie hatten wenige und seltene Kunden: alte Rentiers mit goldener Tabatière, Kutscher von Fiakern und Commissionaire, armseliges Volk, das zuweilen mit einer Prise Taback zu Abend speiste, das war Alles; in diesem eintönigen und elenden Leben war nicht der geringste Raum für eine Leidenschaft; wenn die Tabacks-Verkäuferin ihr Kloster betrat, konnte sie mit Dante's Verdammten sagen: „Ihr Alle, die Ihr hier eingeht, lasset die Hoffnung draußen zurück!" Ist nicht die Liebe die einzige Hoffnung des Weibes? Keine Koketterieen mehr, kein berechnetes Entgegenkommen, keine kleine List, kein harmloses Liebäugeln; keine Komplimente, keine süßen Scherze, leis ins Ohr geflüstert; nichts als ein kleiner sehr finsterer und schlichter Winkel, gleich der Kasematte eines Holländischen Soldaten; kein reicher Schmuck mehr, keine Promenaden am hellen Tage, keine glänzenden Feste bei Kerzenschimmer; nichts mehr als zwei Waagschaalen, drei bis vier Schnupftabacks-Töpfe, Rauch- und Kau-Taback; statt des Italiänischen Strohhuts die bescheidene unter dem Kinn zugebundene Haube, deren bloßer Name einer schönen Frau Schauder erregt; ein grotesles, unedles Möbel, eine .... soll ich es aussprechen, eine Feuergieke; ein Kattunkleid statt eines seidenen, ein Merinotuch statt eines Kaschmirshawls; und statt Kronleuchter und Sonne eine traurige Nachtlampe in einem zerbrochenen Glase.

Heutzutage, wo der Genuß des Tabacks ein Bedürfniß oder, wenn man will, eine allgemeine Wuth geworden ist, hat sich das, was vor kurzem noch eine bloße Zuflucht war, in ein Gewerbe verwandelt. Man bewirbt sich um ein Tabacks-Büreau wie ehemals um eine Präfektur; es ist kein bloßer Brosam des Trostes mehr, den der einflußreiche Mann der ausgedienten Schönheit hinwirft, sondern ein ergiebiges Geschäft, eine Prämie, die der frischen, noch kämpfenden Schönheit offen dargeboten wird; die vornehmsten Herren der constitutionnellen Regierung nehmen eine Tabacks-Niederlage ohne Erröthen an und verschmähen es nicht, eine Steuer von den Rauchern zu erheben. Der Tabacksverkauf ist aus seinen Windeln heraus und schön geworden wie eine Grisette im Sonntagsstaat. Keine Feuergieke mehr, kein zerbrochenes Glas als Nachtlampe, kein finsterer Winkel, sondern hübsche, anlockende, gefallsüchtige Läden, Mahagoni-Comtoirs, vergoldete und schöngeformte Cigarren, die unerläßliche Zubehör zum feineren Geflügel und zum Eis-Champagner; ein elegantes wohlhäbiges Aeußere; exotisches und fashionables Gewächs, Virginischer Taback, Portorico, Maryland, Spanische Cigarretten, in Maisstroh gewickelt. Gasbeleuchtung wie in einer Mode-Handlung oder in einem Kaffehause des vornehmen Stadtviertels. Der Tabacks-Verkauf hat sich seine Stellung erobert; sie ist unmittelbar zwischen dem Restaurateur und dem Theater des Palais-Royal. Seitdem hat die Tabacks-Verkäuferin ein ganz anderes Ansehen gewonnen und in neuem Licht eine neue Physiognomie angenommen.

Die Tabacks-Verkäuferin putzt sich jetzt wie die Comtoir-Mamsell der Mode-Café's und macht zweimal des Tages Toilette. Wie die Comtoir-Mamsell, hat sie ihr lockendes Lächeln und ihre reizenden Blicke; nicht ein Opfer der Liebe ist es mehr, das ganz in der Vergangenheit lebte und sich unter dem bitteren Gefühl der Gegenwart mit seinen Erinnerungen von ehemals und seinen lachenden Jugendträumen tröstete; sondern ein munterer kecker Soldat, der im Handgemenge seinen Platz behauptet und sich seine Sporen verdient in dem großen Kampfe, welcher zwischen dem fashionablen Müßiggänger, der um jeden Preis nach Zerstreuungen hascht, und der Laden-Jungfer, die täglichen Angriffen ausgesetzt ist, unaufhörlich fortdauert; unter ihren Klienten (denn der Tabacks-Verkauf hat eben so seine Klienten, wie die Jurisprudenz) hat sie ihre Courmacher, ihre Liebhaber, ihre Anbeter, ihre Bevorzugten; sie weiß genau, um welche Stunde der Advokaten-Schreiber in schmutzigen Pantalons und Stiefeln sich seine tägliche Cigarre holt, die ihm seine Flasche Bier ausschlürfen hilft; sie kennt den starken Geist, den Verächter der Vorurtheile, der den Maryland verschmäht und den Frauen dicht unter der Nase kühn seinen Korporals-Taback aus irdener Pfeife raucht; und den Dandy, der seine gelben Handschuhe auszieht, um sehr zierlich eine echte Havanna-Cigarre zu fassen, die ihm nach Tische einige Uebelkeit erregen wird; und den Mann aus der Provinz, der hereintritt und Taback kauft, den er niemals raucht, nur um einige Augenblicke zu verschlendern. Was für ein bewegtes, stürmisches Leben, welche Mannigfaltigkeit von Sitten, Sprachen und Leidenschaften! Wie viel muntere Scherze, süße Redensarten, scheue und feurige, unverschämte und lächerliche Blicke! Und bei diesem beständigen Austausch einer Waare, die eben so schnell genommen wie gereicht wird, wie nahe kommen sich da die Hände des Käufers und der Verkäuferin! Wie leicht schlüpft ein Billet unter einer Waagschale durch! Wie vortrefflich läßt sich unter dem fortwährenden Lärm, der um das Comtoir braust, und in dieser Atmosphäre von Rauch, die es umwallt, ein Liebesantrag anbringen! Wie fade ist das Leben einer Kaffee-Mamsell im Vergleich gegen das geräuschvolle Daseyn, dessen Aussicht jeden Augenblick wechselt, dessen Horizont sich, wie bei einem Jagdbrennen, jede Minute erneuert!

Und wie viel Verführungsmittel besitzt nicht die Tabacks-Verkäuferin! Während die Comtoir-Mamsell steif und unbeweglich auf ihrem Posten verbleiben, sich allen Blicken unterziehen und das vortheilhafte oder nachtheilige Urtheil des Beschauers geduldig abwarten muß, setzt die Tabacks-Verkäuferin aus allen Kräften auf Bewunderung los und gestaltet die Wirkung, die sie hervorbringen will, ganz nach ihrem Belieben. Hat sie eine kleine Hand, rosige Nägel und lange Finger, welch Glück für sie! Ist die Schönheit der Mamsell im Kaffeehause eine träge und passive, so ist dagegen die Schönheit der Tabacks-Verkäuferin eine stets bewegte und thätige und präsentirt sich vermittelst der Macht der Kontraste in größerem Glanze. Wie gern steht sie auf, um die Biegung ihrer Taille und die sanften Wellenlinien ihres Nackens zu zeigen; wie weiß sie, über den Ladentisch sich neigend, die reizenden Schultern und die Harmonie des Busens hervortreten zu lassen! Und man sage nicht, der Tabacksrauch schade ihr; ist denn die Liebe nicht eine Täuschung, und bedürfen nicht alle Täuschungen eines Schleyers, sey es Flor oder Rauch!

Das Leben der Tabacks-Verkäuferin ist also tausendmal beneidet als das der Kaffee-Mamsell; dazu kömmt noch, daß sie sich nicht in ein Kleid einzuzwängen braucht, worin sie sich genirt fühlt, und daß sie nicht fortwährend von einem eifersüchtigen Gebieter bewacht wird, der jede ihrer Bewegungen zählt und alle ihre Stellungen kontrollirt. Was bedarf eine Tabacks-Verkäuferin weiter als ein schlichtes, zierliches Kleid, das den Bewegungen ihre Freiheit, der Haltung des Körpers ihre Leichtigkeit und Anmuth läßt. Die Comtoir-Mamsell hat etwas Steifes, die Tabacks-Verkäuferin glänzt durch Zwanglosigkeit, und was ihr an Ansehen fehlt, ersetzt sie durch Beweglichkeit. Während die eine verkümmert und verwelkt, wie eine Pflanze auf einem Pariser Fensterbrett, stärkt die andere sich durch beständige Thätigkeit und stärkt sich von dem befruchtenden Duft des Tabacks; dies ist kein Paradox, denn mehr als alle Schönheitsmittel verleiht der Taback der Haut ihren Glanz, den Lippen ihre Purpurfarbe. Ich kannte drei hübsche Provençalinnen, die von böser Bleichsucht befallen und fast entstellt waren; alle ärztliche Behandlung, Arzneien und Tränkchen halfen zu nichts. Da schickte man sie auf sechs Monat in eine Tabacks-Niederlage, und nach Ablauf dieser sechs Monat kamen ihre Farben zurück, ihre Wangen belebten sich wieder, ihr Busen schwoll von Gesundheit und Leben. Der Tabacksdampf hatte mehr gefruchtet als die medizinische Fakultät.

Wenn aber auch das Leben der Tabacks-Verkäuferin in ihrem Laden noch so glänzend ist, so muß man doch gestehen, daß ein undurchdringlicher Schleier ihre frühere Zeit verhüllt und ihren Ursprung verbirgt. Woher kömmt sie? Man weiß es nicht. Durch welchen Zusammenfluß von Umständen wurde sie dahin gebracht, dies Gewerbe zu erwählen? Durch welche geheime Bande hängt ihr Geschick mit dem Geschick einer Tabacks-Niederlage zusammen? Hier hat die Phantasie freies Spiel, und die Divinationsgabe muß die uns fehlende Wissenschaft der Thatsachen ersetzen. Gewöhnlich ist die Tabacks-Verkäuferin eine Grisette. Vor zwei Jahren konnte man sie während des Sommers im Fiaker zu den ländlichen Bällen eilen und im Ranelagh, einer kleinen Krämerin des abgebrannten Bazars gegenüber, sitzen sehen; da führte sie ein Künstlerleben, warf ihr Daseyn lustig in den Wind und nahm das Erscheinen, ohne an die Zukunft zu denken. Manchmal begegnet man ihr in elegantem, reichem Putz, mit Kette, Riechfläschchen, Halsschmuck und Ringen, stolz und siegreich umherblickend. Sie speiste bei Dessieux zu Mittag, rauchte Abends nach dem Trinken triumphirend eine Cigarre — schlimme Vorbedeutung ihres Geschicks! — und eilte dann zu den Seiltänzern, um in einem Vorspiel zu lachen und Skandal zu machen. Am folgenden Tage trug sie eine Haube und ein Kattunkleid, hatte aber immer noch die gutmüthige, muntere und neugierige Miene der Pariser Grisette. Jetzt ist die Leichtsinnige betriebsam geworden; auch sie hat die Speculationswuth ergriffen, um sie an ihren Kamm zu schmieden. Welche Einnahme hat sie, und wer bezahlt sie ihr? Darüber weiß man nichts Sicheres; nur sieht man jeden Monat einmal neben ihr im Laden einen wohlgekleideten und bespornten Herrn, der aus dem Gehölz von Boulogne kömmt und des Abends die Oper besucht. (J. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Englischer Comfort. Zur näheren Charakterisirung dieses Wortes erzählt ein Englisches Blatt folgende Anekdote: Ein sehr respektabler Britischer Landmann wanderte vor vierzig Jahren mit seiner jungen Frau nach Nord-Amerika aus. In Connecticut, wo sie sich niederließen, sagte der Mann zu seiner Frau: „Jetzt lasse ich es mein einziges Bestreben seyn, recht reich zu werden." Die Frau erwiederte darauf: „Ich bedarf keines Reichthums; ich will nichts, als comfortable leben, und wenn ich das erreicht haben werde, so habe ich genug." Seitdem sind vierzig Jahre verflossen; der Mann arbeitete von Morgens früh bis Abends spät, er baute sein Feld, das ihm reichliche Früchte trug, und siehe da, er wurde erst ein wohlhabender und ist jetzt ein sehr reicher Mann. Alle seine Kinder sind versorgt, wohnen in seiner Nähe und sind selbst vermögende Landbesitzer geworden — er ist vollkommen glücklich, aber seine Frau sagt immer noch: „Ich will nichts als comfortable leben, und wenn ich das erreicht haben werde, so habe ich genug."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Mittwoch den 9. August 1837.

Frankreich.

Die öffentlichen Wagen in Paris.

Wenn man die große Menge von Wagen sieht, die unaufhörlich in den Straßen von Paris hin- und herrollen, so begreift man kaum, wo die vielen Fußgänger auf den Trottoirs noch herkommen; denn Fiaker, Kabriolets, Tilburys, Diligencen, Kaleschen, Landaus, Omnibus, Einspänner, Equipagen mit zwei, vier oder sechs Pferden sind Tag und Nacht in Bewegung, begegnen, durchkreuzen und stoßen einander in dieser Stadt, die seit langer Zeit schon das „Paradies der Frauen" genannt wird und die wahrlich mit noch größerem Rechte ihren anderen Beinamen, den der „Hölle für die Pferde", verdient.

Wie weit hinter uns liegt jetzt jene glückliche Zeit, in der Heinrich IV. seinen Freund Sully nicht besuchen konnte, weil er seine Kutsche der schönen Gabriele von Estrée oder der Marquise von Verneuil geliehen hatte! Der unbedeutendste Wechsel-Mäkler unserer Tage hätte ja mit zwei oder drei Wagen dem Könige aus der Noth helfen können. Und wie fern sind uns jene altertümlichen Sänften, jene bescheidenen zweiräderigen Kaleschen, in denen die vornehmen Damen vom Hofe Ludwig's XIV., mit hohen rothen Absätzen an den Schuhen, ins Theater fuhren, um die Schauspieler aus dem Hotel de Bourgogne spielen zu sehen. Wahrlich, Ludwig XV., der die Kabriolets seiner Zeit so gefährlich fand, daß er einst sagte, er würde den Gebrauch derselben untersagen, wenn er Polizei-Beamter wäre, müßte noch ganz anders erschrecken, wenn er jetzt in den Straßen von Paris spazieren ginge; denn was damals ein Gegenstand des unerhörtesten Luxus war, ist in unseren Tagen durchaus nothwendig, ja zu einem Bedürfniß geworden. Die Zahl der Wagen in Paris beläuft sich auf 20,000, und da mit jedem Tage neue gebaut werden, so kann man nicht wissen, wie hoch sie noch anwachsen wird. Eine Equipage! ist ja der Traum, das höchste Streben jedes guten Pariser Bürgers; er wird ohne Murren dreißig Jahre hindurch in der Straße St. Denis oder Richelieu Leinwand, seidene und baumwollene Zeuge abmessen; er wird im Schweiße seines Angesichts auf Louviers täglich Holz verkaufen, um nur wenigstens nach Verlauf dieser mühevollen dreißig Jahre in die eigene kleine Kalesche steigen und nach seinem Landhause in Belleville oder Passy fahren zu können; denn er glaubt ja schon auf dem Lande zu seyn, wenn er in Passy oder Belleville ist; der gute Pariser! Auch der Emporkömmling, der noch nicht recht weiß, welchen Gebrauch er von seinem Gelde machen soll, kauft vor allen Dingen einen Wagen, um durch diesen thörichten Luxus alle seine Börsen-Konkurrenten zu verdunkeln. „Hätt' ich nur eine Equipage!" seufzt die Opernsängerin, die nach dem Augenblicke schmachtet, wo sie in einem zierlichen Coupé zur Probe fahren und die armen Figurantinnen, die zu Fuße gehen müssen, im schnellen Vorüberrollen herablassend begrüßen kann. Selbst das junge, naive Mädchen, die eben ihre Pensions-Anstalt verlassen hat, reicht ohne Bedenken dem ersten besten begüterten Mann, den die Aeltern für sie erwählten, die Hand, um in einem eleganten Tilbury, der, schnell und leicht wie ein Vogel, kaum die Erde zu berühren scheint, das Bois de Boulogne durchfliegen oder, in die weichen Kissen eines Landauer, hinter welchem ein Jäger mit wogenden grünen Federn sich schaukelt, vornehm nachlässig zurückgelehnt, durch die Straßen von Paris rollen und mitleidig lächelnd auf ihre gehenden Mitschülerinnen herabblicken zu können.

Es scheint, daß man in unseren Tagen schneller lebt, als in früheren Zeiten. Die fast fieberhaft lebendige Thätigkeit, die den Franzosen anregt und treibt, macht ihm jedes langsame Fortschreiten zuwider; er muß rasch zum Ziele gelangen, und sollte er auch dabei unterliegen; er verachtet jenen monotonen Schneckengang des vorigen Jahrhunderts, deshalb will er auch im gewöhnlichen Leben, in Geschäften wie Vergnügungen, schnell vorwärts kommen, und wie wäre das ohne Wagen und Pferde möglich?

Der Adel im Faubourg St. Germain hat seine mit Wappenfeldern gezierten Equipagen; die Chaussée d'Antin steigt in Kaleschen und Coupés mit zwei feurigen Rossen bespannt; der Kaufmann, der sein Glück noch nicht gemacht hat, begnügt sich mit einem Kabriolet und wartet dabei auf bessere Zeiten; ärmere Bürger oder Handwerker nehmen Fiaker, und alle Uebrige benutzen die Omnibus. Statt also „den Strom des Lebens sanft hinaufzuschiffen", wie man in der Provinz noch jetzt sagt, rollt in Paris Jedermann mit Blitzesschnelle auf der großen Landstraße der Existenz auf und nieder, bis endlich ein ganz schwarz drapirter Wagen den Reisenden von seiner Wohnung abholt und ihn in die letzte dunkle Behausung führt, in der er lange von den Ermüdungen und Stößen, die er auf dem Lebenswege empfinden mußte, ausruhen kann.

Wenn ich alle Wagen, die nach den verschiedensten Richtungen hin Paris durchkreuzen, beschreiben wollte, so würde ich Stoff zu einem ganzen Werke finden; ich will mich also begnügen, von denen zu sprechen, die Jeder für einen festgesetzten Preis benutzen kann. — Das Erste, was sich meinen Blicken darbietet, ist jenes bescheidene kleine Fuhrwerk mit zwei Rädern, das man an jeder Straßenecke findet und das mehr als alle andere Wagen den Beinen der unglücklichen Fußgänger Verderben droht. Die Zahl der öffentlichen Kabriolets, die fortwährend in Paris zirkuliren und die nicht überschritten werden darf, beläuft sich auf 737; jedes derselben zahlt monatlich 22 Franken Abgaben, eine Summe, die wahrlich schon ziemlich bedeutend für einen armen Teufel ist, dessen ganzes Vermögen oft nur aus einem Kabriolet und zwei mageren Pferden besteht. Auch hier hat sich, wie überall, jetzt schon das Monopol eingeschlichen. Die meisten dieser Wagen gehören nur wenigen Unternehmern, die reich genug waren, um den größten Theil derselben an sich zu kaufen. Ein Kutscher, der nicht mehr als einen Wagen und nur zwei Pferde hat, kann in Paris nicht weit kommen; an manchen Tagen verdient er gar nichts, und wenn der arme Schlucker nicht bei guten Zeiten Geld zurückgelegt hat, so sieht er sich mit einem Male aller Hülfsmittel beraubt. Einer der reichsten Kabriolet-Besitzer hat jetzt nahe an hundert solcher Wagen, die mit den Pferden wenigstens 400,000 Franken werth sind. Die Unternehmer haben mit ihren Kutschern sehr verschiedene Bedingungen festgesetzt. Einige derselben müssen jeden Abend, die Einnahme sey nun gut oder schlecht gewesen, ihren Herren 10 Franken mitbringen. Alles, was sie über diese bestimmte Taxe verdienen, gehört ihnen; das daran Fehlende müssen sie jedoch immer von ihrem eigenen Gelde zulegen. Andere Kutscher bekommen täglich den vierten Theil der Einnahme; doch sind diese unter spezielleren Aufsicht als jene, und um den Wetteifer unter ihren Fahrleuten anzuregen, geben viele Kabriolet-Eigenthümer monatlich einen Preis von 50 Franken demjenigen Kutscher, der die reichsten Einnahmen mit nach Hause brachte.

Der Kabrioletführer ist der Zigaro aller Kutscher. Tag und Nacht unermüdet in einem Winkel seines Wägelchens kauernd, erwartet er den Fußgänger, den ein Platzregen oder irgend ein weiter Weg, den er schnell zurücklegen muß, zwingt, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Hat ein Passagier sich eingefunden, so läßt jener seine Peitsche knallen, und dieses Signal bringt den einzigen unglücklichen Klepper, der die Equipage ziehen muß, in Bewegung. Der Gang der Kabriolet-Pferde ist ein ihnen ganz eigenthümlicher: man kann ihn weder Trab, noch Galopp oder Schritt nennen, und dennoch hat er von jeder dieser Bewegungen etwas an sich. Kaum sitzt man an der Seite des Kutschers, so sucht der Schwätzer gleich eine Unterhaltung anzuknüpfen; er hat augenblicklich an der Physiognomie seines Nachbars erkannt, ob derselbe ein Fremder, ob er aus Paris oder aus der Provinz ist. Merkt er, daß er einen Ausländer führt, so beeilt er sich, diesen auf alle Merkwürdigkeiten, die er in der Hauptstadt sehen muß, aufmerksam zu machen, und erbietet sich zum Führer. Ist es ein Engländer, Deutscher oder Russe, so mischt er sogleich einige Englische, Deutsche oder Russische Worte ins Gespräch, die er während der Kriege des Kaiserreichs erlernt hat; denn der Kutscher eines Kabriolets muß ganz Europa gesehen haben, ehe er es so weit brachte, in den Straßen von Paris umher zu karriolen. Wenn er über den Carrousel-Platz fährt, so wird er dann, auf den Triumphbogen zeigend, gewiß sagen, daß er die echten bronzenen Pferde auf dem Platz von Venedig gesehen, und kömmt er bei der Vendôme-Säule vorüber, so erzählt er, daß er in der Schlacht bei Austerlitz zwei oder drei Kanonen erobert habe. Diese Erinnerungen an Feldzüge und Kriege führen ihn natürlich auf Napoleon; nun fängt er an, von dem Kaiser zu sprechen; er kann nicht aufhören den großen Mann zu rühmen, und hält nur einen Augenblick in seinen Lobeserhebungen inne, um den eben vorüberfahrenden Omnibus ein wenig zu chikaniren; denn Omnibus- und Kabrioletführer sind geschworene Feinde; auch die Stadt-Sergeanten kann er nicht leiden, sie lassen nicht selten seinen Wagen pfänden und ihn selbst, oft nur bei geringem Anlasse, festnehmen. Deshalb ist er auch gewöhnlich im Stillen republikanisch gesinnt; wenigstens liebt er die Emeuten; denn während eines Aufruhrs kann er sich ja ungestraft an seinen beiden Feinden mit einem Male rächen: er wirft die Omnibus um, macht Barrikaden daraus und spielt den Sergeanten alle nur mögliche boshafte Streiche.

Wenn der Kutscher sieht, daß sein Passagier nicht gern von Politik spricht, so weiß er geschickt das Gespräch auf Literatur zu lenken; aber stocken darf es nicht einen Augenblick. Uebrigens ist er eben nicht

böſe, wenn er zeigen kann, daß er auch in der neuen Franzöſiſchen Literatur nicht ganz unbewandert und fremd iſt. Er geht von Zeit zu Zeit ins Theater bei Franconi, lieſt auch an ſchönen, ſonnenhellen Tagen, wo ſein Kabriolet nicht viel benutzt wird, und kennt alle Schriften von Pigault-Lebrun, wie alle Romane Paul de Kock's, für die er zwar ſehr eingenommen iſt, von denen er aber doch offen geſteht, daß die Lektüre ihn weniger amüſirt, als eine vertrauliche, freundſchaftliche Unterhaltung bei ſeinem Weinhändler. Iſt er ganz unbeſchäftigt, ſo ſpielt er auch gern den Liebenswürdigen bei der Blumen- oder Fruchthändlerin an der Ecke; denn obgleich er gewöhnlich nicht mehr ganz jung iſt, erinnert er ſich doch noch mit Vergnügen ſeines ehemaligen Standes als Huſar oder Jäger, und zwiſchen zwei kurzen Touren macht er oft die zärtlichſten Liebeserklärungen.

Außer dieſen 737 kleinen Fuhrwerken, die auf den Plätzen und in den Straßen von Paris zu finden ſind, exiſtirt noch eine faſt eben ſo große Zahl öffentlicher Kabriolette, die aber nicht im Freien, ſondern unter verſchiedenen dazu eingerichteten Schoppen ſtehen und deshalb auch cabriolets sous remise genannt werden. Sie ſind bequemer und beſſer, als jene, haben auch keine Nummern; aber an dem monotonen, trägen Schritt ihrer Pferde erkennt man gleich, zu welcher Klaſſe von Wagen ſie gehören. — Seit kurzer Zeit ſind eine Menge neuer öffentlicher Wagen in Paris erſchienen, die, gleichſam einen Uebergang vom Kabriolet zum Fiaker bildend, ſich gegenſeitig die Fußgänger ſtreitig machen und ſich an Schnelle zu überbieten ſuchen. Ich, meinerſeits, liebe dieſe Art von Wagen, ſo hübſch ihr Aeußeres auch ſeyn mag, durchaus nicht und ziehe ihnen noch immer den guten alten Fiaker, dieſes klaſſiſche Fuhrwerk vor, das zwar wirklich piano, doch auch ſehr ſano fährt, und mit dem man zwar langſam, aber um ſo ſicherer zum Ziele gelangt; auch iſt er noch immer der Lieblings-Wagen aller Familienväter, Großmütter und Verliebten geblieben.

Der Gebrauch der Fiaker in Paris iſt ziemlich alt; denn zu den Zeiten Heinrich's IV. zirkulirten ſie ſchon in den Straßen der Hauptſtadt; indeſſen hatten ſie ſelbſt während der Regierung Ludwig's XIII. noch keinen beſtimmten Namen. Bruder Fiaker, ein Auguſtiner-Mönch, ſtand damals im Geruche der Heiligkeit; man ſprach ſogar von mehreren Wunderthaten, die er vollbracht haben ſoll. Als er ſtarb, verbreitete ſich ſein Ruf als Heiliger überall, und Jedermann glaubte an ſeine Reliquien. Die Unternehmer öffentlicher Fuhrwerke in Paris beſchloſſen, ihn zu ihrem Schutzpatron zu erwählen; ſie ſtellten Bildniſſe des heiligen Fiaker in ihren Wagen auf, damit er ſie auf der ziemlich holprigen Bahn, die dieſelben täglich zu durchlaufen hatten, vor Unglück bewahre. Von dieſer Zeit an nannte man dieſe Wagen: „die Wagen des heiligen Fiaker"; dann, zur Abkürzung, ſchlechtweg „Fiaker", und dieſer Name iſt ihnen noch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Die Zahl der Fiaker, die das Recht haben, auf den Plätzen von Paris zu ſtehen, beläuft ſich auf 1200; ſie ſind denſelben polizeilichen Verordnungen unterworfen, wie die Kabriolette, und werden ſtreng beaufſichtigt. Ihr Aeußeres wird jetzt allmälig etwas eleganter als früher; die vielen neuen Konkurrenten, die ſeit kurzem erſchienen ſind, haben eine gute Wirkung auf ſie geäußert, und die Fiaker mußten auch endlich begreifen lernen, daß man einer guten Toilette durchaus bedarf, um nicht gänzlich vernachläſſigt zu werden. — Aber wie ſehr iſt der Kutſcher eines Fiakers von dem des Kabriolets verſchieden! Auf dem ziemlich hohen von einem kleinen eiſernen Geländer umgebenen Sitze erblickt man einen gewöhnlich ernſt ausſehenden Mann, mit gummirtem Lederhute, langem alten grauen Ueberrock und ſchweren Holzſchuhen; es iſt der Fiakerführer; eine ganz andere Perſon, wie jener Figaro der Kabriolette! Faſt fortwährend, Tag und Nacht auf ſeinem hohen Sitze thronend, jedem Wechſel der Witterung und der Jahreszeiten ausgeſetzt, iſt er allein und iſolirt mitten in dem Gewühle, das ihn umgiebt; er ſieht die Menſchen nur von oben herab; deshalb kann er ſie verachten, und wenn er nicht Phioſoph genug iſt, um ſich über dieſe Abſonderung, in der er leben muß, wegzuſetzen, ſo nimmt ſein Charakter einen gewiſſen Anſtrich wilder ängſtlicher Scheu an. Selten ſteigt er von ſeinem Sitze herab; und wenn er wirklich bei dem Weinhändler an der Ecke einen ganz kurzen Beſuch abſtattet, ſo geſchieht das ſtill, und ohne daß er ſich jemals einer lärmenden Trunkenheit hingiebt; dann begiebt er ſich eben ſo ruhig in ſeine luſtige Wohnung zurück und wartet geduldig, bis die Vorſehung ihm Kunden, oder vielmehr, um mit ſeinen Worten zu reden, „eine Ladung" (une charge) zuführt; denn ſeinen philoſophiſchen Anſichten nach, betrachtet er die Menſchen nur als eine mehr oder weniger ſchwere Laſt, die, ihrem Umfange nach, mehr oder weniger Platz einnimmt. Er mag nun das Gepäck eines Reiſenden oder Deputirte, Kaufmannsgüter oder hübſche junge Mädchen in ſeinem Wagen haben, ihm iſt das gleich; er kennt nur einen einzigen Ausdruck, um Alles zu bezeichnen: es ſind „Ladungen", die er transportiren muß.

Und dennoch iſt der Fiaker-Kutſcher oft an einem einzigen Tage Zeuge ſo vieler verſchiedener Dramen! Schon vor Sonnen-Aufgang fährt er oft nach dem Bois de Boulogne; vier Männer ſteigen aus ſeinem Wagen und vertiefen ſich mit ernſter finſterer Miene in die grünen Alleen, in denen nur das Gezwitſcher der von Zweig zu Zweig hüpfenden Vögel die tiefe Stille unterbricht. Wenige Minuten nachher hört er einen Schuß fallen, und mit einem Leichnam im Wagen tritt er den Rückweg nach Paris an; eine Stunde ſpäter fährt er vielleicht ſchon luſtige Hochzeitsgäſte nach der Kirche. Und wie viel mannigfaltige Scenen erlebt er noch im Laufe des Tages! Er fährt den unglücklichen Schuldner, der, ohne es vorher zu ahnen, feſtgenommen worden, in ſeinem Fiaker nach der Straße Clichy, hält dort an dem eiſernen Gitter des Gefängniſſes ſtill und vertraut der Obhut des Schließers einen neuen Bewohner an, der während fünf langer Jahre ſein Hotel bewohnen muß. Des Abends endlich, wenn die Nacht ihren dunklen Schleier über Paris ausbreitet, ſchlüpft geheimnißvoll ein junges Pärchen in denſelben Wagen und ſucht hinter ſeinen rothen Vorhängen Schutz gegen die Blicke der Neugierigen und Eiferſüchtigen.

Sollte man nun nicht glauben, daß der Fiaker-Kutſcher an dieſen ſo verſchiedenartig intereſſanten Scenen, die hinter ſeinem Rücken vorgehen, doch wenigſtens einigen Antheil nehmen müſſe? O nein, er kümmert ſich auch nicht im Geringſten darum; von ſeinem hohen Sitze herab betrachtet er Alles mit gleichgültigen Blicken; denn er, ein Philoſoph im grauen Ueberrock und Holzſchuhen, verachtet alle menſchliche Leidenſchaften: Freude und Schmerz, Tod oder Liebe, Alles führt er auf daſſelbe Niveau, oder vielmehr nach demſelben Tarif. Für jede Tour 30 Sous. Seit kurzem hat ſich eine neue ſchreckliche Konkurrenz für die Fiaker gebildet und thut ihnen mehr Schaden als die Omnibus. Es ſind jene niedlichen Wagen, die „Urbainen" genannt werden, und die dem Publikum faſt für denſelben Preis, wie die Fiaker, ſehr komfortable Equipagen bieten, die ſogar mit den Miethswagen größerer Fuhrherren rivaliſiren können. Nichts fehlt an ihnen, denn für 6 Sous die Stunde bekömmt man auch einen Groom, der beim Kutſcher oder auf dem Bedientenſitz hinten am Wagen ſein Plätzchen findet; nur für kleine Neger muß man 8 Sous zahlen. So kann ſich jetzt Jeder, Dank ſey es den Urbainen, für geringe Koſten jene hohen Genüſſe verſchaffen, die früher nur für die Ariſtokratie des Reichthums exiſtirten, und die einfachſten Griſetten, die unbedeutendſten Kommis können jetzt in offener eleganter Kaleſche nach dem Bois de Boulogne fahren und dort auf einige Stunden wenigſtens die Vornehmen ſpielen. Dieſe Wagen ſind wirklich eine vortreffliche Erfindung, die die glücklichſten Erfolge verſpricht und ſchon erhalten hat. Sie ſind wohlfeil, vereinigen Luxus mit Bequemlichkeit und ſind theils Coupés oder Landauer, theils Berlinen und vierrädrige Kabriolets; die Kutſcher und Groom's tragen reiche Livreen; alſo bleibt nichts zu wünſchen übrig.

Nun muß ich aber noch von jenen Wagen ſprechen, die den Kabrioletführern ſo viele Verzweiflung verurſachen. Die Omnibus, und dazu gehören auch die Dames-blanches, die aber von ſchmutzigem Grau ſind, die Ecoſſaiſen, die nichts Schottiſches mehr haben, die Tricycles, die Favorites, Diligences u. ſ. w.

Die Omnibus, ſage ich, welche ſeit einigen Jahren in Paris cirkuliren, ſind eben diejenigen Wagen, die dem Beobachter den meiſten Stoff zu intereſſanten Bemerkungen liefern. Für ſeine 10 Centimen kann er an der Seite von 14 Perſonen Platz nehmen, die aus den verſchiedenſten Gegenden von Paris, vielleicht ſogar von Frankreich oder Europa kommend, ſich in demſelben Wagen vereinigt finden und ſo 25 bis 30 Minuten hindurch dem nämlichen Ziele zuſteuern. Uebrigens mache ich meine Leſer darauf aufmerkſam, daß die Erfindung des Omnibus ſich von derſelben Epoche datirt, in der die St. Simoniſtiſche Lehre hervortrat, und daß ſie auf dieſelbe Baſis, wie jene auf die Vergeſellſchaftung, gegründet iſt. Aber das Glück hat die Jünger St. Simons nicht ſo begünſtigt, wie die Unternehmer der Omnibus. Jene Apoſtel ſahen ihre ſchönen Träume ſehr ſchnell dahinſchwinden, während der Omnibus ſeinen Weg durch die Welt noch immer ruhig verfolgt.

Der Anblick, den das Innere eines ſolchen Wagens darbietet, hängt von dem beſtimmten Orte ab, wo derſelbe in Paris ſteht. Diejenigen, welche auf dem Platz St. André oder vor dem Gebäude der mediziniſchen Fakultät ſtationniren, dienen zum Communications-Mittel zwiſchen dem Quartier Latin und dem Quartier St. Denis; ſie ſind daher immer mit Studenten oder mit Griſetten, die in der Straße St. Jacques einige Höflichkeits-Beſuche abſtatten wollen, gefüllt; während die Omnibus, die nach Paſſy oder Belleville fahren, mit Paſſagieren von geſetzterem Alter bevölkert ſind, die nur an Kommiſſionen denken, die ihre Freunde außerhalb der Stadt ihnen gegeben haben. Die Wagen in der Straße Grange-Batelière nehmen oft recht elegante Damen, die ſich nach der Faubourg St. Germain begeben wollen, auf, während der Omnibus in der Nähe des Jardin-des-plantes ſteht, nur von alten Witwen, die in dieſem Viertel wohnen, oder von guten Leuten aus der Provinz, die, ſo wie ſie in Paris angekommen ſind, gleich die Giraffe ſehen wollen, benutzt wird.

Die Zahl der Omnibus, die täglich nach allen Richtungen hin Paris durchfahren, beläuft ſich auf 400; im Durchſchnitt nimmt jeder derſelben täglich 40 Franken ein, was alſo eine Totalſumme von 16000 Fr. ausmacht, obgleich jede Perſon nur 6 Sous für die beſtimmte Tour zahlt.

Man ſieht alſo auch aus dieſer kleinen Skizze, daß Alles jetzt im Fortſchreiten begriffen iſt, das Jahrhundert geht nicht mehr ruhig ſeinen Gang wie früher: es rollt im Wagen mit Blitzesſchnelle dahin, und wer weiß, wo es einſt ſtehen bleibt, da täglich neue Eiſenbahnen eingerichtet werden. (F. d. P.)

Bibliographie.

Reveillé-Parise, Guide pratique des goutteux et des rhumatismes. — 5 Fr.

Séguin, Les actes du martyre de Louis XVI. — Valence.

Paulin, Théorie sur l'extinction des incendies. — 4½ Fr.

Odart, Exposé des divers modes de culture de la Vigne. — Tours. 5 Fr.

Daniel, Grammaire philharmonique, ou cours complet de Musique. — Zwei Bände. Bourges.

Mené, Découvertes sur la nature et le siège de la migraine et de la surdité, et leur nouveau traitement. — 1½ Fr.

Perrotton, Recherches et observations sur l'emploi thérapeutique du seigle ergoté. — 3 Fr.

England.

Engländer auf dem Kontinent.

(Fortſetzung.)

Juni, auf dem Dampfboot „Prinzeſſin Victoria".

Es ſcheint wirklich, daß die Bewegung eines Dampfbootes weit hemmender iſt für die periſtaltiſche Bewegung des Unterleibes, als die

Digitized by Google

eines Segelschiffes. Die Leute sind auf dem Dampfschiff weit mehr krank, und zwar scheint ihr Leiden in einem gewissen Verhältniß zu stehen mit der Kraft der Maschine. Dies läßt sich sehr leicht nachweisen, da ja auch das Schaukeln des Schiffes in demselben Verhältniß zunimmt. Wir befinden uns jetzt auf einem Schiff, das eine Bewegungskraft von 250 Pferden hat, und ich glaube, der beste Schluß daraus ist, daß die Passagiere so krank seyn müssen, wie 250 Pferde. Die Folgen des Schaukelns am Hintertheil des Schiffs gingen wirklich ins Lächerliche. Als man das Mittagessen auf den Tisch brachte, konnte es nicht einmal mit einer Glocke gemeldet werden, denn jedes Glas, das auf dem Tisch stand, tanzte und klapperte nach seiner eigenen Muß. Und als das Gedeck abgenommen wurde, da ward es noch ärger — die Schüsseln und Alles, was darin lag, schienen sammt und sonders mit dem Veitstanz behaftet zu seyn. Die gestoßene Schöpsenkeule schüttelte ihre Fettschnitten auf ein paar Geflügelstücke, die in einer Sarabande ringsherum prangten — ein großes Roastbeef spazierte langsam und feierlich in seiner Schüssel herum — ein Schinken beschrieb eine lange Diagonale von einer Ecke nach der anderen — Zungen, denen man niemals wieder eine Bewegung zugetraut, fingen an zu wackeln — Flaschen und Gläser taumelten und fielen wie Trunkenbolde über einander, und das Stück Brod neben dem Teller lief Einem beständig fort und mußte immer wieder auf seine alte Stelle zurückgeschoben werden. Kurz, es war ein fortwährendes Hop-hop-hop, ein regelmäßiger Contretanz, erst in der Mitte hin und her, dann rechts und links.

Kurios nahm sich auch die Fortpflanzung dieser Bewegung aus; die ganze Gesellschaft schaukelte auf ihren langen Bänken 'rauf und 'runter — die Messer tanzten und die Gabeln tanzten, ja selbst der Bissen, den man in den Mund stecken wollte, erlaubte sich noch einen Sprung, ehe er für immer hinabsank — fürwahr, eine ganz neue Modification des Veitstanzes. Indessen haben wir wenigstens mit all dem etwas weggetanzt; denn in 18½ Stunden kamen wir von London nach Antwerpen.

Ich glaube, ich habe mich nie dazu verstehen können, längere Zeit an einem Orte zu verweilen. Als Kind hatte ich nimmermehr Ruhe, ein Spielzeug dauerte bei mir nur fünf Minuten, dann trieb mich die geschäftige Neugier, es zu analysiren, d. h. weiter nichts, als es in tausend Stücke zu zerbrechen, um zu sehen, woraus es gemacht sey. Ich habe schon nachgedacht, ob ich es wohl je einmal in meinem Leben drei Monate an einem Ort ausgehalten habe, aber vergebens, ich kann mich nicht erinnern und glaub's auch nicht; denn selbst in den Schuljahren ließ es mich nicht lange auf den Bänken sitzen, der Wunsch nach Veränderung trieb mich hinaus, ich erkletterte die Mauern und lief weit weg; nachher wurde ich für meinen Widerwillen gegen das Lernen gezüchtigt, während ich doch in der That nur den Geboten meiner eigenthümlichen Organisation gehorchte. Später ging es fort zur See; da waren meine Wünsche, wie Shakespeare sagt, „in Wolken eingehüllt und zwischen Luft und Wasser schwebend ruhelos", nach Nord, Süd, Ost und West; von dem Eis des Pols im einen bis zum sengenden Aequator im folgenden Monat; vor allen Nationen ging's vorüber, weiß und braun und schwarz und kupferroth; vor allen Bildern und Panoramen endlich, von der in Schnee, Frost und Sturm unerschütterten Eiche bis zur Kokosnuß, deren Blätter mit dem fächelnden Seewind spielen. Hier und dort und überall dieselbe Begierde, Alles zu sehen, derselbe Ueberdruß an dem Gesehenen. Jedes Jahr vermehrte meine Wünsche und, mit der Befriedigung derselben, die Schwierigkeiten, frische Nahrung für sie zu finden. Ich glaube fast, Niemand wird sich dem Genuß mehr hingeben, als ich, sowohl in der Erwartung, als im Besitz selbst; wenn sich zum ersten Mal eine ganz neue Scene vor meinen Augen aufthut, so versenke ich mich darin so tief, bin so entzückt davon, daß ich mir einbilde, ich würde darin für immer leben können; doch das geht bald vorüber, und in einem Monat wundere ich mich schon, wie ein Mensch es in einem solchen Loch jemals aushalten konnte. Im Umgang mit meinen Mitmenschen verhalte ich mich eben so; auch hier bin ich im Anfang voller Vertrauen und Hingebung, und all' die Falschheit und Verrätherei, die ich schon erfahren, hat mich noch nicht vorsichtiger gemacht. Ich kann es durchaus nicht lassen, von den Menschen zu denken, nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten, und natürlich endet dies fast jedesmal in einer neuen Täuschung. Ist dies ein glückliches oder unglückliches Temperament? Gewiß, nur ein sehr glückliches, denn ich bin in einem fortwährenden Streben begriffen, und darin besteht ja alle irdische Glückseligkeit. Ich lasse mich nicht warnen, so oft ich auch schon getäuscht worden bin; dies beweist nur, daß alle Unfälle mein obenauf schwimmendes, sanguinisches Temperament nur sehr leicht berühren. Wären unsere Jahre nicht gezählt, so möchte ich in der That noch vor dem Ende meiner Pilgerschaft zusammenbrechen, aber wenigstens such' ich in dieser kurzen Lebensspanne keine neue Welten, noch sehne ich mich, den Bewohnern des Mondes die Hand zu schütteln.

Daß diese Art Unruhe mehr oder weniger zum Leben jedes Sterblichen mitgehört, ist nicht zu bezweifeln. Bei den Gebildeten äußert sie sich als ungelöschter Durst nach immer neuem Wissen, bei den Schwachen und Einfältigen als Neugier. — Daß die Engländer vor allen Anderen stark damit behaftet seyn sollen, das wäre kein Wunder; die Engländer haben zu allen Zeiten viel die Welt durchwandert, und besonders hat ihr weiter Handelsbetrieb so Viele hinausgelockt, die, wenn sie zurückgekehrt sind, wieder Andere mit der Sehnsucht erfüllten, fremde Länder zu besuchen.

Daß also die Engländer, nachdem sie sich durch eine lange Reihe von Kriegen auf ihrem Eiland ganz abgesondert, begierig sind, das Festland zu besuchen, das ist nicht allein sehr natürlich, sondern nur lobenswerth; daß sie aber darum den Kontinent zu ihrem beständigen Wohnsitz machen, daß sie zuletzt ganz und gar auswandern müssen, das muß ich eben so sehr belächeln, wie beklagen.

Als Entschuldigung führt man das wohlfeile Leben auf dem Kontinent an; das ist nur eine Ausrede, und ich muß sie geradezu Lüge strafen. Ich habe gar viele Orte mit und ohne eine Familie besucht, und ich kann ganz bestimmt versichern, nicht etwa zum Nutzen derer, die sich schon aus ihrem Vaterland verbannt haben, sondern als Warnung für die, so sich dazu geneigt fühlen, daß sie nur zu bald einsehen werden, wie man für weniger Geld weit mehr Lebensgenuß und reellen Komfort in England haben kann, als in irgend einem Theile des Kontinents, den sie zur Niederlassung aussuchen mögen.

Wir wollen den Gegenstand etwas näher betrachten, und zwar zuerst in Bezug auf die Hauptstädte Paris, Brüssel u. s. w.

Zuvörderst sey es in Erinnerung gebracht, daß wir ja in England keine Kriegspreise mehr haben, daß fast jeder Artikel von 35 auf 50 Prozent gesunken ist. Zwar giebt es noch einige Kaufleute, die für fashionabel gelten und ihre Preise noch auf der alten Höhe haben; doch erstens ist es nicht absolut nothwendig, bei diesen zu kaufen, da es andere giebt, die eben so treffliche Waare haben und doch in ihren Forderungen mäßiger sind; dann aber sind selbst jene schon genöthigt, ihre Preise bis auf einen gewissen Grad herabzusetzen, und es ist ganz sicher, daß ihre gegenwärtigen Preise mit ihnen zugleich aussterben werden.

Alle Dinge in der Welt gleichen sich nach und nach aus, aber nicht auf einmal. In fünf Jahren werden sämmtliche Artikel, nicht bloß die, welche zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehören, sondern auch die Luxus-Artikel, einen ganz anderen Stand haben, und England, früher das allertheuerste, wird dann das wohlfeilste Land auf der Welt werden. Der Miethszins in großen Städten ist im Auslande wenigstens eben so theuer, wenn nicht noch theurer, als in England. Es giebt in jeder Hauptstadt Gegenden, die mehr oder weniger vornehm sind, und wer in diesen feinen Stadtvierteln zu wohnen wünscht, der muß auch danach bezahlen. Nun kann man sich freilich dadurch viel ersparen, daß man nur einen Theil des Hauses miethet, also etwa die erste, zweite oder dritte Etage mit einer gemeinschaftlichen Treppe voll Schmutz und Kehrig; ist dies aber mit der Bequemlichkeit eines sauberen Englischen Hauses zu vergleichen, wo man seine eigene Dienerschaft haben kann und von keinem Nachbar inkommodirt wird? Wenn sie in England die Häuser stockweise vermietheten, wie in Paris und anderswo, dann würden sie auch eine geringere Summe verlangen. Man kann ein ganz hübsches, gut möblirtes Haus in einem vornehmen Londoner Stadtquartier für 300 Pfund jährlich bekommen. Man gehe nach dem Vendômeplatz oder nach den Stadtvierteln in Paris, welche die Englischen heißen und noch keineswegs die feinsten sind, und man wird für einen hübschen Stock nach vorn heraus 700 Franken monatlich zahlen, was jährlich nicht weniger als 336 Pfund Sterling macht. So bekommt also ein Pariser Hausbesitzer dadurch, daß er die verschiedenen Etagen besonders vermiethet, viel mehr Zinsen, als ein Haus in England einträgt. Auch die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse sind auswärts eben so theuer, wo nicht theurer, zumal da die Zoll-Abgabe, der Alles, was innerhalb der Barrièren kömmt, unterworfen ist, den Preis ungemein erhöht. Das Essen ist in Paris oder Brüssel eben so theuer, wie in London, und doch nicht so gut; eben so theuer ist es, weil sie Einem Alles in Allem ganz denselben Preis stellen, und man kann es insofern theurer nennen, als es viel schlechter und abscheulicher zubereitet ist. Unsere Schlächter schlachten nur das Thier; die ausländischen Schlächter schlachten das Essen selbst. Geflügel ist eben so theurer, Wild viel theurer, desgleichen Fische. Fische sind auf dem Festlande nicht minder theuer, sondern auch selten und schlecht. Wagen und Pferde sind in den Kontinental-Residenzen ganz eben so theuer wie in London. Garderobe-Waaren sind in einigen Stücken billiger, in anderen wieder theurer, namentlich Englische Manufaktur-Waaren, die weit mehr gesucht werden als andere.

Die Zerstreuungen sollen besonders billiger seyn; das bezweifle ich aber, denn selbst wenn sie weniger kosten, werden die Zerstreuungs-Orte desto öfter aufgesucht, so daß sich die Sache ziemlich ausgleicht und man eben so viel Geld dafür ausgiebt, wie in England. Wahr ist es, daß man in Paris eine unermeßliche Zahl von Theatern hat, und daß die meisten in ihren Entrées sehr billig sind; aber man muß wissen, daß nicht mehr als drei darunter sind, die für fashionabel oder überhaupt für anständig gelten, und daß in diesen die Eintritts-Preise hoch genug sind. Wenn die Leute in London die Theater Sadler's Wells, Coburg, Astley etc. gleich den Pariser Theatern St. Martin, Gymnase und Variétés besuchen möchten, so würden sie in den Preisen keinen großen Unterschied finden.

Was ist auf dem Festlande also wirklich wohlfeiler? Der Wein; das geb' ich zu, und außerdem versichert man auch, die Erziehung der Kinder. Diese beiden letzten Punkte wollen wir für jetzt übergehen und zuerst untersuchen, ob auch das Leben auf dem Kontinent außerhalb der großen Städte wirklich billiger ist als in England. Daß man in Tours und anderen Orten des südlichen Frankreichs, oder in Genua, in Brügge, in Belgien überhaupt wohlfeiler leben kann, als in London, das will ich nicht in Abrede stellen; wenn man aber behauptet, daß man daselbst wohlfeiler lebt, als bei uns in der Provinz, so muß ich das geradezu leugnen. Wenn die Leute aufs Festland gehen, suchen sie sich gewöhnlich die Orte aus, wo man am allerbilligsten leben kann; thäten sie in England dasselbe, so würden sie bald finden, daß sie z. B. in Devonshire, in Cornwall, in Wales und fast in jeder Englischen Grafschaft noch viel billiger und besser leben können. Die Wahrheit ist, nicht das wohlfeile Leben lockt so viele Menschen, auswärts zu wohnen; sondern es sind eine Menge anderer Gründe, und da ich gern mild und nachsichtig seyn möchte, so will ich die günstigsten darunter auseinandersetzen. Die Engländer sind ein gelderwerbendes Volk, und es herrscht bei uns eben so wohl die Aristokratie des Reichthums als die des Ranges. Es war lange Zeit die Gewohnheit dieser Leute, über ihre Einkünfte zu leben und eine Rolle zu spielen, die ihre Mittel nicht erlaubten. Viele, namentlich die Landbesitzer, welche ihre Grund-Renten aus verschiedenen Ursachen verringert fanden, sind gezwungen worden, sich einzuschränken. Sie waren zu stolz, um sich ihrer Kutschen und

ihrer sonstigen vornehmen Wirthschaft vor den Augen derer zu begeben, welche sie vielleicht früher mit Neid betrachtet und deren Spott und Schadenfreude sie jetzt erwarteten; darum zogen sie sich auf den Kontinent zurück, wo eine Kutsche nicht nothwendig ist, um sich als Gentleman zu zeigen. Sollten diese, die aus den genannten Gründen ausgewandert sind, wieder zurückkehren, so würden sie finden, daß dieses Haschen nach äußerem Prunk jetzt in England kaum zu merken ist. Die Zurückgebliebenen haben entweder Verstand genug gehabt oder sind auch durch Umstände dazu gezwungen worden, ihren Aufwand einzuschränken. Um sich davon zu überzeugen, betrachte man einmal die Wappen auf den verschiedenen Kutschen, die jetzt in und um London herumfahren, und man wird finden, daß unter zehn fast neun dem Adel gehören oder die Raute der Wittwen an sich tragen, welche durch die Größe des Wittwums aus früheren Zeiten in Stand gesetzt sind, ihre Kutschen zu halten, während ihre Söhne und Töchter eine Ausgabe vermeiden, die ihnen die Umstände nicht mehr erlauben.

Ein anderer Grund der Auswanderung ist die leichte Einführung in die sogenannte feine Gesellschaft auf dem Kontinent, die aber in der That durchaus nicht fein ist. Es giebt zwar eine ganze Masse von Comtes, Vicomtes und Marquis, mit denen man dort zusammenkömmt, aber man weiß ja, wie viel ein Französischer Titel oder Rang werth ist im Verhältniß zu dem eines Englischen Edelmanns. Diese Gesellschaft also steht Einem für weit weniger Kosten offen, als die Englische, zumal in der Hauptstadt; doch darauf kann man sich verlassen, daß sie noch um jeden Preis zu theuer ist.

Was Kinder-Erziehung betrifft, so gebe ich zu, daß für Knaben eine Erziehung auf dem Festlande vortheilhaft ist; doch wehe der Mutter, die ihre Tochter dem Verderb einer Französischen Pension anvertraut; und wenn man auch einräumt, daß die Knaben durch das Fortschicken in die Fremde viel profitiren, so ist doch das noch kein Grund, weshalb eine ganze Familie auswandern sollte.

Auch ist der Unterricht gar nicht wohlfeiler, ausgenommen die Erlernung gewisser Fertigkeiten und Kenntnisse; aber diese Wuth nach Kenntnissen hat schon manches hübsche Mädchen in eine naseweise Kokette verwandelt. Bedenkt man, wie viel Zeit weggeworfen wird, um die, welche kein Ohr haben, Musik, und die, welche keine Stimme haben, singen zu lehren, und wie alle diese sogenannten Fertigkeiten weiter nichts als jene Gefallsucht hervorrufen, die das weibliche Gemüth so entstellt und die armen Opfer, die sich zu ihren Bewunderern hergeben müssen, so sehr ennuyirt, so möchte man allen Ernstes für sämmtliche musikalische Instrumente eine Taxe wünschen, die ihren Mißbrauch etwas mehr beschränkte. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Hymns and poems. — Von J. Mansell. 2½ Sh.
Guide along the Danube. — Von Claridge. Mit Karten. 8 Sh.
Breviary of the poor-laws. — Von Robinson. 14 Sh.

Rußland.

Die Russalken.

Dem kürzlich in Rußland erschienenen Werke: „Sagen des Russischen Volks, von J. Sacharoff", entlehnen wir nachstehende Notizen über die Russalken (die Wasser- und Wald-Göttinnen der alten Slawen), ein Geschlecht, dem wohl schon wegen seiner Verwandtschaft mit Elfen und Nixen das Interesse des Publikums nicht fremd bleiben dürfte.

In vielen Gegenden Rußlands dauert die Herrschaft und die Feier der Russalken jährlich eine Woche hindurch; und diese Woche, die schon dem Alt-Russischen Leben bekannt ist, heißt noch die Russalie; das Volks-Gedächtniß bewahrt das vererbte Wörtchen der Vorfahren getreulich.

Flüsse, Wiesen, Seen, abgelegen von jeder menschlichen Wohnung, sind die alleinigen Aufenthalts-Oerter der Russalken. Sie lieben eine wasserreiche Gegend, in der sie am späten Abende, wenn der Mond mit seinem bleichen Schimmer die Fluthen der Gießbäche beleuchtet, auf den Wellen daherschwimmen können. Dann plätschern sie gar munter im Wasser umher und schlüpfen bebend von einer Woge zur anderen. Wunderbar lächelt ihr Mund; in rosiger Gluth flammen die Wangen; die feurigen Augen verlocken liebkosend zum sorgenloslustigen Leben. Bei Einigen fallen die feuchten Haare aus grünem Riethgrase in ungefesselten Wogen auf die Gewänder herab; bei Anderen beschatten Kränze von Schilfrohr das Haupt. Gürtellos flatternde Hemdchen decken und zeigen verrätherisch den reizenden Leib. Oder sie sitzen auch wohl am Ufer und kämmen mit den schönen Fingern das reiche Gelock; oder spielen wie Kinder im Gewässer der Bäche und bespritzen sich mit der Fluth unter lautem Gelächter. Geht dann der Mond über den schaumbedeckten Wellen auf, so haschen sie schäkernd nach seinen silbernen Hörnern oder tauchen zur Tiefe hinab, vor dem hellen Scheine sich bergend.

Solche Belustigungen, untermischt mit süßen, feurigen Liedern, verkünden einen Hochzeitschmaus. Die Russalken feiern ihre Hochzeit im Wasser. Zur Mittagstunde, von den Sonnenstrahlen beschienen, bewillkommnen sie, in den Wällen plätschernd und mit den Händchen klatschend die bräutliche Jungfrau, die langsam und still aus der Tiefe heraufschwimmt. Unter fröhlichem Gelächter und mit Reigentänzen wird der Hochzeitschmaus gefeiert. Dieser wird aber nie beendet, sagen die Landleute, darum, sagen sie, weil sie von Vorübergehenden unterbrochen werden. Dafür bestrafen die Russalken die Urheber solcher Störungen sehr hart. Kaum nämlich bemerken sie Jemand am Ufer, so verbergen sie sich alle unter das Wasser, nur die Braut nicht, die sich zur Rache verlobt hat. Stolz aus den schaukelnden Wogen den schwellenden weißen Busen erhebend, sendet das Mädchen verführerische Gesänge durch die Lüfte, so lieblich, daß sie jeden, der sie hört, zu süßer Berauschung verführen; und bezaubert stürzt sich der Lauscher dem feurigen Mädchen willenlos in die Arme. Die Russalke, auf den wogenden Busen die Augen niederschlagend, umfaßt den Leib des Opfers, indem sie es grausam kitzelt; und die raschen Wellen spalten sich, und Beide steigen hinab in die Wohnung der Russalken. Dort aber verzehrt er sich in ewig unerhörter Liebe.

Noch heutzutage hüten sich die Klein-Russen gleich sorgfältig in der Russalien-Woche zu baden, und, wenn sie am Ufer gehen, etwa in die Hände zu klatschen. Sie wissen auch zuverlässig, daß der Mittag für die Spaziergänger verhängnißvoll zu seyn pflegt, und daß dann der Rache der Russalken Niemand entgeht.

Die waldige Russalkengegend ist entsetzlich für alte Frauen, reizend für junge, vorzüglich wegen des Antheils der Mädchen und Frauen an den großen Russalienspielen. Hier nähern sich die Russalken den Menschen, um sie entweder durch ihre Weissagungen zu erfreuen, oder um sie zu Tode zu kitzeln.

Die Wald-Gegend bringt die Russalken auch mit dem Echo zusammen. Wie so dies? — Darüber schweigt die Volkssage. Wir wissen es nicht. Nur so viel ist bekannt: das Echo lockt die Wanderer zu den Russalken, die, sobald sie einen Klein-Russen gewahr werden, ihm zurufen: „Geh' an den Galgen spazieren!" — Deshalb rufen sich an solchen Stellen die Landleute in der Russalien-Woche niemals laut an; und nur wenige Unerfahrene antworten dem Echo. Dergleichen Einfaltspinsel führen die Russalken denn in das Dickicht des Waldes; und dort kitzeln sie sie zu Tode. Von diesen Gefahren der Spaziergänge im Walde singen die Lieder der Klein-Russischen Mädchen noch immer:

O eile, eile, liebes Mädchen!
Sieh', das Russalchen müht sich um Dich! —
„Du schönste der Frauen, hör' doch auf mich:
Drei Räthsel geb' ich Dir zu rathen;
Kannst Du sie errathen, bist Du mich quitt;*)
Doch räthst Du sie nicht, so nehm' ich Dich mit!
Ei sage: Was wachst, und hat keine Wurzel?
Ei sage: Was läuft, und hat keinen Zügel?
Ei sage: Was blüht, und hat keine Blume? —
Das Steinchen das wächst, und hat keine Wurzel;
Das Wasser das läuft, und hat keinen Zügel;
Das Farrnkraut das blüht, und hat keine Blume." —
Die Schönste hat nimmer die Lösung ersonnen,
Drum hat das Russalchen die Schönste gewonnen! **)

Dies Lied singen sie im Chor, so daß eines der Mädchen die Rolle der Schönen, ein anderes die der Russalke spielt. Die mit dem Russischen Leben genauer Vertrauten kennen gewiß noch viele Lieder, worin das Spiel des Landvolks alte Begebenheiten ins Leben zurückruft. Besonders zahlreich finden sich dergleichen am Don.

Die Klein-Russen feiern die Russalien-Woche in den zwölf grünen Nächten***) in der grünen Woche. In dieser Woche, am Donnerstage, hören alle Arbeiten auf, aber nicht sowohl aus anderen Rücksichten, als vielmehr aus Furcht, sonst sich und den Hausgenossen wohl gar ein Unglück zuzuziehen. Dann schlürfen die von der Arbeit befreiten Mädchen heimlich in den Wald, winden dort Kränze, sagen sich über ihr Schicksal wahr, werfen jene dann in die Gesträuche und stehen zu den Russalken, die vom Schicksale ihnen bestimmten Zukünftigen sie finden zu lassen. Am Sonntage der grünen Woche entscheidet sich die Prophezeiung: Alle Mädchen eilen in den Wald, um ihr Schicksal zu erfahren. In dem frischen, in dem verwelkten Kranze sehen sie das gute und das schlimme Leben vor sich. Das Mädchen stirbt eines schimpflichen Todes; die leise Hand der Russalke hat seinen Kranz nicht berührt. Beim Anblicke des dürren, verwelkten Kranzes erstarren die Mädchen vor dem Zukünftigen. „Diesen Kranz hat die Russalke auf ihrem Haupte getragen! — Die Russalke weissagt ein glückliches Loos!" — Nun eilen alle Mädchen, dem Glückslinde nach, zum Wasser. Die Eine freut sich, wenn ihr Kranz obenauf schwimmt; denn darin sieht sie einen glücklichen Ehestand voraus. Eine Andere, dieser Hoffnung beraubt, schweigt neidisch. Alle aber gehen gar kleinmüthig hinweg, wenn der Kranz untersinkt; denn in diesem Zeichen liegt ein naher Tod.

Nach dieser Lösung gehen die Mädchen auf eine Wiese, wo sie ihre angenehmen Zukünftigen erwarten und ihre Lustbarkeit mit Gesängen beschließen.

Mannigfaltiges.

— Preis-Aufgaben für Architekten und Maschinenbauer. Unter den Preis-Aufgaben, welche das Britische Institut für Maschinenbauer (Institution of civil engineers) kürzlich bekannt gemacht und deren Beantwortung auch Ausländern, die sich um den Preis bewerben wollen, freisteht, befinden sich folgende: „Die Natur und die Eigenschaften des Dampfes, mit Bezug auf dessen Anwendung als bewegende Kraft der Maschinen, darzulegen." — „Ueber die Erwärmung und Ventilirung öffentlicher Gebäude, nebst einer Uebersicht der Methoden, die am erfolgreichsten angewandt worden, um einen gesunden Zustand der Atmosphäre zu erhalten." — „Eine auf wirklichen Experimenten ruhende Nachweisung der Geschwindigkeit, Last und Macht der Lokomotiven auf Eisenbahnen, und zwar 1) auf geraden und 2) auf geneigten Linien." — Die Antworten müssen bis zum 31. März 1838 dem Institute in London eingesandt werden.

*) Eigentlich: то бамбки meшу, so laß' ich Dich zum Vater gehen.
**) Eigentlich: zu Tode gekitzelt.
***) Von Weihnacht bis zum heiligen Drei-König-Abende.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mehren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Freitag den 11. August 1837.

Frankreich.

Die Reise nach Paris.

Am 1. Januar 1837 sah zum Coupé der Lafitte-Caillardschen Diligence, die über den Boulevard des Italiens in Paris einfuhr, der Kopf eines Reisenden heraus, der sich durch eine unmäßig breite über die Ohren gestülpte graue Mütze, durch die silberne Brille auf der Nase und durch sein neugieriges Umhersehen mit weit aufgerissenen Augen als ein zum ersten Mal nach Paris kommender Provinzler zu erkennen gab. Der Mann war in seiner Heimath, dem Städtchen Carpentras in der Provence, vierzig Jahre alt geworden, genoß von seinem bescheidenen Vermögen ein reichliches Auskommen, führte ein ruhiges, gemächliches Junggesellenleben und war noch mit keinem Fuße über den Ort und seine Umgegend hinaus gewesen. Wem war auch wohler, als ihm?. Das ganze Städtchen kannte ihn, war ihm gut und hatte Respekt vor ihm, sogar die Honoratioren, der Unter-Präfekt, der Prokurator und seine Substituten; denn unser Freund, Herr Godard, war auch zugleich Wähler, eines der hundertundachtzigtausend bewegenden Räder in unserer repräsentativen Staats-Maschine, somit von Rechtswegen ein Gast bei allen Bällen und Diners der Herren von der Regierung, und je näher die Zeit der Wahlen, desto öfter wurde er eingeladen. Er war ein Patriot und guter Bürger vom Scheitel bis zur Zehe, entrichtete seine Steuern mit exemplarischer Pünktlichkeit und versäumte keinen Wachtdienst bei der Nationalgarde. Auch die geselligen Talente hatte er nicht ohne Glück kultivirt; er war musikalisch und übernahm bei Liebhaber-Konzerten die Solo-Partieen des Klarinets; seine literarischen Erzeugnisse, Sylbenräthsel und witzig ersonnene Impromptü's fanden ihren Weg in die halb-offizielle Zeitung des Departements und prangten neben gründlichen Artikeln über den Bau der Runkelrüben oder über den Eingangs-Zoll auf das Vieh. Mit einem Wort, Herr Godard war im Städtchen der Stimmangeber in Sachen des Geschmacks, der Kunstrichter in höchster Instanz, das Orakel in politischen Dingen; das Sprüchwort, „kein Prophet gilt in seiner Vaterstadt", ward an ihm zu Schanden. — Aber der Mensch weiß sein Glück nicht zu schätzen, bis er's einbüßt. Wenn in Carpentras, einer Stadt von zehntausend Seelen, so schön zu leben ist, wie herrlich, dachte er, muß es erst in Paris seyn, das eine Million Einwohner hat. Gewiß, ein bündiges Rechen-Exempel, und das Facit davon war eine Reise nach Paris. Brauchen wir erst zu sagen, was für eine Betrübniß im Städtchen war, was für eine Wehmuth, was für ein Abschiednehmen, als nun Herr Godard in der Messagerie auf den Wagen stieg, — wie man ihn umarmte, ihm die Hände drückte, ihn beschwor, sich in Acht zu nehmen, und ihm Grüße nachsendete, bis er aus dem Gesichte war? So viel Beweise der Liebe rührten den guten Mann, und mit thränenden Augen fuhr er zur Stadt hinaus; bald aber zerstreute ihn die Abwechselung der Reise und gab ihm alle seine Fröhlichkeit wieder. Von Station zu Station berechnete er mit freudiger Ungeduld, um wie viel er dem großen Paris, dem Paradiese Frankreichs und der Welt, näher gekommen sey.

Am 1. Januar 1837, wie schon gesagt, hielt er seinen Einzug in besagtes Paradies, und zwar durch die Barrière d'Enfer. Das Wetter war regnicht; der Wagen wand sich durch lange, schlechtgepflasterte, kothige Straßen und setzte unseren Freund im Hofe der Messagerie ab. Ein Schwarm von Lohnbedienten und Packträgern fiel über ihn her, packte ihn an allen Schößen und Kragen seines weiten Schottischen Mantels, und Jeder wollte ihn in ein anderes Hotel führen. Nach langwierigem Zerren und Schreien entledigte sich Herr Godard ihrer brutalen Dienstfertigkeit durch die Erklärung, er ziehe in Privatlogis. Dies war wirklich seine Absicht; er gedachte einen Schul- und Jugendfreund, Rigaud, der jetzt als reicher Banquier in Paris lebte, durch seine Ankunft zu überraschen, hatte deshalb auch nichts davon gemeldet, um ihm und sich die Freude des unverhofften Wiedersehens nicht zu verderben. Er nahm einen alten grauköpfigen Lohnbedienten und ließ sich den Weg nach der Chaussée d'Antin zeigen, wo Herr Rigaud wohnte. Der Führer machte sich das boshafte Vergnügen, ihn im stärksten Regenguß auf Umwegen durch ein rechtes Labyrinth von Sackgassen und Durchgängen hinter sich herzuschleppen, um dann einen recht hohen Lohn zu verlangen; damit noch nicht zufrieden, bat er sich am Ende auch etwas fürs neue Jahr aus. Es war überhaupt schlimm für Herrn Godard, daß er gerade am 1. Januar in Paris eintraf; an diesem und den nächstfolgenden Tagen mußte er in Kaffeehäusern, Theatern, an allen öffentlichen Orten großmüthige Geschenke austheilen für Dienste, die er das ganze Jahr über — nicht empfangen hatte. So geht es wohl öfter in Paris: der Eine giebt das Geld, der Andere hat den Kauf in der Tasche und geht still davon.

Als der Portier bei Herrn Rigaud einen ganz durchnäßten, vom Fuße bis zum Kopfe mit Koth bespritzten Unbekannten ankommen sah, wollte er ihn anfangs gar nicht einlassen. Einen ähnlichen Kampf hatte Herr Godard gegen alle Domestiken des Hauses zu bestehen; aber er drang herzhaft durch bis in den Salon. Herr Rigaud hatte eben Besuch und war sichtlich überrascht und verlegen; das ungeniirte Eindringen und der groteske Aufzug des Reisenden aus Carpentras verletzte den Stolz und die Eitelkeit des feinen Pariser Banquiers. Godard machte dem Hausherrn zuerst große Komplimente über die Schönheit und die Talente seiner „Frau Gemahlin", über die Anmuth der „Demoiselle Tochter", und rückte dann mit der Erklärung heraus, er komme sans façon, sich bei seinem alten Freunde einzuquartieren. Herr Rigaud, der sich solcher Freundschaft gar nicht versehen hatte, entschuldigte sich mit herzlichstem Bedauern, daß er ihm kein Logis in seinem Hause anweisen könne, empfahl ihm aber ein sehr schön eingerichtetes hôtel garni. Es hieß Hôtel de la Galère und schien den Namen zu verdienen. Statt eines Zimmers im ersten Stock bekam Herr Godard bloß ein Kämmerlein im fünften, so eng, daß er mit jedem Schritte vorwärts, rückwärts, rechts oder links an die Ecken des Kamins oder eines Möbelstückes stieß; ein wahrer Kerker für den guten, Bequemlichkeit liebenden Herrn, der daheim ein ganzes Haus für sich allein bewohnte.

Um halb sechs Uhr trieb ihn der Hunger herunter zur table d'hôte. Hier hatte er als jüngster und fremder Ankömmling das Mißvergnügen, zu sehen, wie die korpulente blonde Dame, welche die Honneurs machte, ihren bekannten Gästen die größten und delikatesten Stücke zuschanzte; an ihn erinnerte sie sich erst im Augenblicke der Bezahlung. Die abonnirten Gäste vollends schmausten um das Doppelte reichlicher und zahlten um die Hälfte weniger; unser Freund aber hatte nur ein Quasi-Diner zu sich genommen. Müde und schläfrig zum Umsinken, stieg er die fünf Treppen wieder hinauf zu seiner Klause; aber das einzige Fenster ging auf eine der allerlebendigsten Straßen in der Nähe des Palais-Royal hinaus; das Rollen der Wagen, das lärmende Rufen der Lohnkutscher, das verwirrte Getöse von Paris zermarterte den Abend und die ganze Nacht hindurch die Ohren unseres an die Ruhe und Stille seines Landstädtchens gewöhnten Godard. Spät schlief er ein, und in aller Frühe weckte ihn schon wieder das Geschrei der Händler, die, ihre Waare feilbietend, durch die Straßen zogen.

Kaum aus den Federn, lief er schon wieder zu Freund Rigaud und erwartete nichts Geringeres, als dieser werde mit ihm umhergehen und bei den Pariser Merkwürdigkeiten den Cicerone machen. Der Banquier entschuldigte sich mit seinen Geschäften und gab unserem Freunde den Conducteur des étrangers in die Hände; Godard ging in getäuschter Erwartung kleinlaut mit dem Büchlein von dannen. Freilich standen die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Paris darin verzeichnet, aber wie man auf leichte Weise und ohne großen Zeitverlust dazu gelangen könne, sie zu sehen, davon kein Wort. Der arme Godard gerieth in tausend Irrungen, machte tausend Gänge umsonst. Er getraute sich kaum, Vorübergehende nach dem Wege zu fragen, aus Furcht, man möchte sich ein schadenfrohes Vergnügen machen, ihn irre zu weisen. Für Paris ein ungeübter, wenig behender Fußgänger, hatte er Angst, im Gedränge niedergetreten oder von den raschen Cabriolets überfahren zu werden; sogar den Fiakern wich er auf viele Schritte aus.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Sommer-Nacht in London.

Die Nacht ist der Tag des Sommers; die Peripatetiker haben es vor mir bewiesen, sie, welche die Kunst, unter den Sternen zu leben, erfanden. Im Sommer kannten sie keinen anderen Mittag, als die Mitternacht; die Hitze existirt nicht, sagten sie, es ist dies ein leeres Wort. Diese großen Philosophen sahen von der Sonne nur den Auf- und Untergang; sie wollten lieber 1022 Sonnen als eine einzige über ihrem Haupte sehen; das war glänzender und kostbarer. Bei ihnen frühstückte man um drei Uhr Abends unter den Platanen der Akademie oder auf den Stufen einer Säulenhalle, die zu der Statue eines Gottes führte, trockene Feigen, Trauben aus Korinth, Honig aus Hybla, Wein aus Kreta. Um drei Uhr Morgens wurde zu Mittag gespeist; da gab es Braten und blühenden mit Oel zubereiteten Geißklee. Vor und nach dem Essen gingen sie spazieren, wobei sie sich über alle Gegenstände des Himmels und der Erde unterhielten, Räthsel aufgaben

oder ihre Reisen nach Sicilien erzählten, wo sie die Weisheit gründlich aus dem Munde der berühmtesten Redner gelernt. Welch ein liebliches und stilles Narrenleben, unbekümmert um das Tageslicht und der Sonne Glanz! Es war indeß zu schwach, dem Fortschreiten des Lichtes zu widerstehen, und von der edlen Sekte, die in den südlichen Zonen vielleicht für immer verschwunden ist, sind nur noch einige Spuren in London geblieben, wo die gnädige Polizei jede Meinung, die Lärm und Aufsehen vermeidet, in Schutz nimmt.

Die Sommer-Hitze des Nordens ist unerträglich; es ist nicht die weite ausgedehnte Hitze der mittäglichen Gegenden, sondern eine Beklemmung, die das Athmen der Brust erschwert, als ob man die Lippen an die Oeffnung eines Backofens hielte. In London sind die Sommertage voll Staub, Geräusch, Kohlenruß, der überall wie Thau niederfällt, und erstickenden Dunstes. Die Nächte versüßen dort wunderbar die Leiden des Tages. Ich habe in vielen Ländern Nächte erlebt, sie gleichen sich alle; das Volk schläft, es bleiben nur die Häuser in den Straßen. Die einzige Hauptstadt Englands hat eine besondere nächtliche Existenz. Es ist ein unvergleichliches Schauspiel diese Gaserleuchtung von zwanzig Meilen, die wahrhafte Wirkung eines Traumbildes. Es ist möglich, daß der einheimische Engländer niemals diesen zweiten Anblick London's gehabt hat, denn im Allgemeinen kennt Niemand schlechter ein Land, als der, welcher es bewohnt; aber der Fremde faßt leicht alles Neue auf, das dem Eingebornen entgeht.

Keine Stadt in der Welt ist mit London in Bezug auf nächtliche Sicherheit zu vergleichen. Alle Straßen sind hier gleich den Sälen eines Palastes erleuchtet; man wandelt in einem beständigen Gaslicht, und der Geist erschrickt bei der Berechnung, was dieses wunderbare unterirdische Werk von Arterien und Adern, welche den Tag und das Leben in der unermeßlichen Stadt wieder anfachen, zu schaffen und zu unterhalten kostet. Ganz England ist auf dieselbe Weise für seine Nächte besorgt; Städte, Flecken, Brücken, Landstraßen, überall dieselbe reiche Erleuchtung. In den Ländern, wo die Sonne fast nur dem Namen nach bekannt ist, wo der Mond und die Sterne unnütze Behelfe sind, ist es nicht zu verwundern, daß man jene künstlichen Sterne zu Myriaden vermehrt hat, um der geizigen Natur zu beweisen, daß man ihre Gaben entbehren kann, wenn man in England ist und Steinkohlen-Gruben zur Hand hat. Gott gebe, daß die Gruben sich nicht erschöpfen! Albion würde erlöschen.

Nichts begünstigt die nächtlichen Spaziergänge mehr als diese Klarheit, die den Wanderer umgiebt und seine Tritte sichert. Der Fremde, der so oft von Räubern in London sprechen hörte, hält Alles, was man ihm davon erzählt hat, für eine Fabel. Man kann von keinem Trottoir zum anderen hinübertreten, ohne einem Polizei-Beamten zu begegnen. Eine ganze Armee solcher Beamten ist als Aufpasser in den Straßen zu finden und hält die Stadt in ihrem Gewahrsam. Diese Polizisten oder, wie man sie in London nennt, Policemen sind ernste, unantastbare, stille und melancholische Beobachter. Die Toleranz, die sie den Peripatetikern beider Geschlechter angedeihen lassen, ist bewundernswerth; sie fragen niemals, wie es wohl in Paris geschieht: „Wo gehen Sie hin?" weil man ihnen antworten würde: „Ich gehe spazieren", und die magna Charta Niemanden verbietet, den Mond oder die Sterne der Sonne vorzuziehen. Wenn indessen der nächtliche Fußgänger sich beikommen ließe, die Ruhe der die Mehrzahl ausmachenden Tages-Menschen zu stören, so würde ein Policeman den Peripatetiker ins Gefängniß führen. Dies ist strenge Gerechtigkeit auf einem constitutionellen Boden, wo die Mehrzahl immer Recht hat, selbst dann, wenn das Unrecht auf ihrer Seite ist.

In London legt sich die schlafende Bevölkerung um zwei Uhr des Morgens nieder; der, welcher nicht schläft, legt sich nach dem Aufgang der Sonne, oder des Dinges, welches der Sonne gleicht, nieder. Bis zwei Uhr Nachts wird in den Theatern gespielt, rollen die Wagen, trinken die Einwohner Ginger-Bier, das sehr schlecht ist, essen die Vorübergehenden Seekrebse und Krabben, rauchen die Leute auf ihren Divans und bieten die Blumenhändlerinnen den über Schlaflosigkeit klagenden Spaziergängern ihre Bouquets an. Die unverschämteste Sittenlosigkeit, die jemals existirte und in deren Angesicht Herr Parent-Duchatelet ein zweites Mal vor Schmerz sterben würde, wenn er auf die Welt zurückkehrte, umfängt das ganze heutige London, erfüllt London mit seinen gemalten Säulen, pappenen Säulengängen, thönernen Hotels, Palästen von Backsteinen und seinen mit Oel und Firniß gemalten Thürmen, stürmt daher wie eine tolle Welt betrunkener Weiber, vorüber an dieser majestätisch knauserigen Baukunst, welche sich um nichts kümmert und nur Fenster hat, um nichts zu beschauen. In allen diesen Wohnungen leben jene edlen Menschenfreunde, welche an der Wiedergeburt der Welt arbeiten, welche die Moral wieder aufleben lassen, der Tugend ihren Werth, dem Menschen seine Würde, der Frau ihre Scham wiedergeben wollen, welche evangelische Missionaire und Bibeln an die Menschenfresser von Borneo und Vandiemensland, an die Heiden von Otaheiti und der Sandwichs-Inseln versenden und die Maurerkelle halten, um den Grundstein zu einem Missionshause zu legen. Edle aufgeklärte Menschenfreunde, die von der Verbesserung der Polar-Sitten träumen und die Schwelle ihres Hauses desinficiren lassen, welche moralische Gefilde an den Gränzen der Welt urbar machen wollen und unter dem Säulengang ihres Hauses die Tochter des Armen ihre Unschuld verkaufen lassen!

Um zwei Uhr ändert sich die Scene. Die Leute, die nun noch auf dem Schauplatz bleiben, schicken sich nicht mehr dieser Welt anzugehören; ein lebendiger Aussatz fliegt die Häuser entlang; Wesen ohne Zahl, ohne Geschlecht, ohne Stimme, ohne Gestalt wogen dem Zufall zu, wie jene Schatten, die einen Obolus erwarten, um auf die andere Seite des Höllenflusses überzusetzen. Man wohnt seltsamen Mahlzeiten an den Straßenecken bei, auf schwankenden Tafeln, welche Lichte und Schüsseln mit gräßlichen Gerichten schaukeln. Andere Wesen, ohne Zweifel Menschen, gehen in stummen Gruppen vorüber und kaufen um die geringste Kupfer-Münze ungeheure ungekochte Schnecken und kleingehackte Ueberbleibsel von antediluvianischen Thieren. Ringsherum steht eine Reihe glänzender Hotels, deren Gas mit ironischem Luxus leuchtet. Welcher Rahmen und welches Gemälde! Der Policeman spazirt herum, und da er sieht, daß Alles ruhig abgeht, so läßt auch er die Gäste in Ruhe. Eine Prozession kummervoller Seelen zieht stillschweigend über die Trottoirs, welche nach Carlton-House führen. Die Thore des Parks von St. James öffnen diesen Gespenstern London's elysische Felder; längs den Hecken, unter den Bäumen, auf den Bänken des Königlichen Parks leuchten verworrene Haufen von Lumpen, welche um Gerippe herum flackern, verwehrende Strohhüte, geziert mit dem Trauerflor Wilhelm's IV., Scherbenkleider, abscheuliche Gesichter mit Augen ohne Blick, Plunder-Ballen, die sich die Hände bieten, und glänzendes Gaslicht bestrahlt dies Alles mit seiner heiteren Flamme und verräth die buhlerischen Schatten, welche die ernsten und keuschen Schildwachen umstreifen, die den Schatten des verstorbenen Königs bewachen. Keine Stimme, kein Geschrei, keine Klage läßt sich unter diesen Gebüschen vernehmen; die Wachenden achten den Schlaf der Hotels von Carlton-Terrace; es ist eine pantomimische Promenade, bei welcher die Zügellosigkeit ernst aussieht, nicht über sich selbst lacht; ein melancholischer Scherz, ein ernster Muthwille, der vor den Policemen seine Unschuld wieder erhält und von seinen Vergnügungen und seinen Leiden nicht mehr genießt, als ihm die Gesetze des Landes erlauben.

In dem ganzen Umfange dieses Parks bewegt sich dieselbe Bevölkerung; mitten unter diesen unglaublichen Scenen findet man oft würdige Engländer, die unter der Gaslaterne ihre Zeitungen lesen, als säßen sie in einem Lese-Kabinet, und dabei durch den Strudel der Schatten nicht gestört werden. Unzählige peripatetische Philosophen durchschreiten diesen wandelnden Schmutz, wie die sanfte Arethusa die bitteren Wogen; sie plaudern nicht unter einander, sie gehen gebückt in stummem Nachdenken spazieren, sie sitzen auf den Bänken, betrachten die Bäume und schlafen auf Unkosten der Königlichen Gastfreiheit, welche ihnen diesen sanften Schlummer verschafft. Jeder unter diesen herumirrenden Philosophen denkt für sich, und keiner ist so verschwenderisch mit seinen Ideen, daß er sie seinen Nachbarn mittheilt. Es giebt nichts Düstereres, als diese Stille, welche nur in Zwischenräumen durch ein leichtes Zischen unsichtbarer Lippen, ähnlich dem Schwirren des Heimchens in den lauen Nächten der südlichen Zone, unterbrochen wird. Dieselben Scenen wiederholen sich vor dem neuen Palast von St. James, welcher traurig und wüst daliegt, wie eine Aegyptische Ruine, vor dem Triumphbogen, welcher sich ölpisch zur Erde neigt, weil er nichts in den Himmel zu erheben hat, und selbst noch vor der erhabenen Westminster-Abtei. Der Kirchhof sogar füllt sich; zerstreute Schatten treiben ihren Muthwillen auf den Leichensteinen und spotten der Majestät des Ober- und Unterhauses und der verstorbenen Königinnen in den Gewölben und den benachbarten Gräbern. Westminster erhebt seine beiden Thürme wie zwei Arme gen Himmel, gleichsam um Rache zu fordern; aber der Himmel erhört das abtrünnige Bauwerk nicht; die Ruchlosen sollen in ihren eigenen Sünden umkommen. In Erwartung des rächenden Himmels zeigt sich eine Schildwache, welche aber in ihrer Ordre keinen Befehl erhalten hat, die Gottesverächter zu stören, und der ewige Policeman, welcher nur beauftragt ist, den Schlaf der Lebendigen zu schützen, kümmert sich nicht um den Schlaf der Todten.

Begiebt man sich in die unendliche Vorstadt auf der anderen Seite von Westminster, so begegnet man denselben nächtlichen Umtrieben, bei demselben verräthierischen Leuchten jenes unerbittlichen Gases, welches das Verbrechen überall verfolgt und gleichmäßig scheint auf Böses und Gutes. Es giebt eiserne mit unbeweglichen Köpfen verzierte Gitter, die Jeden anstarren und niemals lachen; es giebt offene Thüren, welche zu geheimnißvollen und der Gaslicht-Sonne unzugänglichen Schlupfwinkeln führen, Stufen, auf denen Männer und Frauen wie eine Gruppe von Statuen auf einem Grabe sitzen, und dabei zieht fortwährend die Trottoirs entlang der Schwarm der zerlumpten Schatten im Strebhut mit dem Königlichen Trauerflor, mit Unterbrechungen bald züchtigen, bald tollen Ganges, je nachdem sie den leicht erkennbaren Hut, der das Haupt des Policeman bedeckt, sich nähern oder entfernen sehen. Es ist überall dasselbe Bild, dieselbe Decoration, dasselbe Schauspieler-Personal, man schreitet immer fort in derselben Straße, die man verließ, und sieht wieder, was man sah. Rechts und links schöne Häuser, deren Thüren von Kupfer und Firniß glänzen, Trottoirs, glatt wie polirter Stahl, Squares, die im Schatten ihrer eisernen Gitter schlummern, schnurgerade Straßen mit verzweifelter Regelmäßigkeit, überall nur unerhörte Verschwendung an Laternen, wo der Wind mit dem Gas oben auf dessen Kandelabern spielt, und überall auch das lebhafte und strömende Elend, der unversiegbare Aussatz, die in Fäulniß übergegangene Wollust, der über alle seine Niedrigkeit erhabene Cynismus, überall bilden Gold und Granit Englische Vignetten auf schmutzigem Grunde. Wenn man über die Westminster-Brücke geht, so gewahrt man zu beiden Seiten zwei Reihen Nischen, welche mit Mönchen bevölkert zu seyn scheinen, die entweder schlafen oder etwas erwarten, und wie man den Mund öffnet, um die Themse-Luft einzuathmen, nachdem man so viele verpestete Luft in sich aufgenommen, sieht man erstaunt vor dem prächtigen Schauspiel des auf den Lampen des wachenden Londons eingeschläferten Londons, eine Reihe der menschlichen Schöpfung, welche nicht genug trocken Brod für alle ihre Kinder besitzt und sie, auf den Misthaufen liegend, von der Kuppel der St. Pauls Kirche betrachtet, und was ist diese St. Pauls Kirche? ein schöner Körper ohne Seele, ein Leichnam der Sonne Roms, ein Dom von Eis, welcher den Kopf und das Herz erkältet und sich selbst nur eine Krone von ausgebrannten Kohlen zu bieten vermag.

Der anbrechende Morgen läßt endlich seinen blassen Schimmer auf alle diese herumirrenden verdammten Seelen fallen. Sie erhalten beim ersten Leuchten des Tages einen Körper, aber welchen Körper! sie trotzen der Morgenröthe, sie würden die Sonne zurückdrehen, wenn es in Lon-

den eine wahrhafte Sonne gäbe. Man muß sehen, mit welchem Ernst die Schildwachen von St. James diese Flüchtlinge der Nacht vorüber gehen lassen. Wo werden sie den Tag über verweilen? Niemand weiß es, sie wissen es selbst nicht. In diesem Augenblick bietet ein Blick auf London vom Triumphbogen vor Hyde-Park oder von der Carlton-Terrace aus ein wahrhaft bewundernswürdiges Gemälde. Die Morgennebel vermischen sich mit dem hinscheidenden Leuchten der Gas-Laternen und lassen auf dem als Hintergrund dienenden Himmel von Gas die anmuthigsten Baumwipfel der Welt und die hohen Kolonnaden des Parks hervortreten. Alles, was das unerbittliche Tageslicht Falsches, Sklavisches, Schwülstiges, Maßloses in der prunkvollen Dürftigkeit der Englischen Baukunst hervortreten läßt, liegt noch in dem gefälligen Halbdunkel der Morgenröthe verborgen; man möchte glauben, unter dieser Finsterniß Palmyra und Babylon auferstehen zu sehen. Die schwere und geschmacklose Säule des Herzogs von York benutzt diesen Augenblick, um die Rolle der Säule des Antonius zu spielen und mit geringer Mühe anmuthig zu erscheinen. Auf dem Waterloo-Platz und in Regent-Street erheben sich alle Steine mit einer imposanten Majestät; die Säulengänge der Klubs vergessen, daß sie von Pappe sind, und nehmen das Ansehen von Tempeln an; die Toskanische, Jonische, Korinthische Ordnung, die die Sonne demüthigst um Verzeihung bitten, sich auf gut Englisch maskirt zu haben, bemühen sich, um das Auge des Phidias zu täuschen, zu architektonischen Stellungen. Auf dem Trafalgar-Platze umgiebt sich das Museum mit einem großartigen Anblick; der Palast des Herzogs von Northumberland hüllt sich in einen Venetianischen Domino, und der Löwe auf demselben gleicht einige Minuten einem wirklichen Löwen. Von allen Seiten eine Größe, ein Reichthum, eine Verschwendung in Säulenhallen, Kolonnaden, Basiliken, Peristylen, Alles, wie ihr großer Künstler Martin sie in einer Gewitter-Nacht, mit einem bloßen Leuchter statt der Sonne, geträumt hat. In dem Grade, wie sich aber die Sonne mit ihren Rosen-Fingern durch diese Gebäudereihe von schattigen Wunderwerken hindurchschleicht, stakt die Majestät ihrer Baukunst in den Stand, und wenn der Tag angebrochen ist, bleibt nichts übrig, als die gesuchteste, geordnetste und bewohnbarste Stadt der Welt, in welcher Gewerbsfleiß und Reichthum mit Comfort verbunden sind, ohne daß dabei Kunst und Grazie sehr berücksichtigt erscheinen.

Méry.

Engländer auf dem Kontinent.

(Schluß.)

Daß das Unterrichtswesen in England nicht gut ist, läßt sich nicht leugnen, und zwar gerade je höher die Bedingungen gestellt sind, desto schlechter ist meistens der Lehrer. Es giebt viele vortreffliche Schulen in der Englischen Provinz, die eben so billig, ja noch billiger sind als die auf dem Kontinent; im Ganzen aber muß man sagen, daß die Schullehrer in England durch ihr Festhalten an dem alten System und ihre maßlosen Forderungen sich selbst schaden. Das Unterrichts-System auf dem Festlande steht weit über dem Englischen, auch werden die Zöglinge besser beaufsichtigt; und wenn es darum auswärts doch eben so wohl schlechte Schulen giebt, wie in England, so neigt sich doch das Verhältniß mehr zu Gunsten der Kontinental-Schulen, wozu noch der Vortheil kömmt, daß die Kosten fast nur die Hälfte betragen. Es ist in dem neueren Unterrichtswesen eine große Veränderung vorgegangen; man hat gefunden, daß die lebenden Sprachen und die mathematischen Wissenschaften mit den Klassikern und anderem Unterricht, den man noch in England vorzugsweise festhält, wenigstens gleichzustellen sind.

Ich habe von jeher dafür gehalten und bin auch in meiner Meinung immer mehr bestärkt worden, daß die Grundlage alles Unterrichts die Mathematik ist. Alle andere Sachen kann man durch Uebung erlernen und ohne große Denkanstrengung; von den arithmetischen Elementen aber bis zur Algebra und den Sätzen Euklid's kann kein Knabe seine Aufgabe machen, ohne zu denken. Ich habe noch keinen guten Mathematiker gekannt, der nicht fast über alle Dinge im Leben wohl unterrichtet war; der Grund ist klar — die Mathematik hat seinen Verstand gewöhnt, Alles, was er anfängt, in sich aufzunehmen und zu behalten. In allen ausländischen Schulen wird dieser Unterrichtszweig mehr gepflegt als in England, und schon das wäre für mich ein genügender Grund, ihnen den Vorzug zu geben. Was die Moral betrifft, so glaube ich, daß die Schulen beider Länder auf gleichem Niveau stehen, wiewohl ich auch hierin das System der ausländischen Schulen, ein Kind niemals durch körperliche Züchtigung zu erniedrigen, höher achten muß.

So viel kann ich zu Gunsten des Kontinents sagen, in jeder anderen Beziehung aber muß ich England das Uebergewicht einräumen. Junge Damen, die auswärts erzogen worden sind, scheinen mir im Allgemeinen zu Englischen Hausfrauen untauglich, und daß ich in dieser Meinung kein Sonderling bin, weiß ich von vielen jungen Leuten. Manche Mütter, die mit ihren Töchtern voll von Französischen Ideen und Moden zurückgekehrt sind und sich einbilden, es müßten ihnen die schönsten Partieen entgegenkommen, würden sich gar gewaltig wundern, wenn sie die jungen Leute hörten, wie sie in ihren gegenseitigen Herzensergießungen über die Verdienste des anderen Geschlechts sich aussprechen: das sey zwar ein recht hübsches, artiges Mädchen, sagen sie, aber sie habe ihre Erziehung im Auslande bekommen, und das könnten sie nicht brauchen. Viele Mütter wähnen, daß ihre Töchter, weil sie sich frei und ungenirt benehmen, laut sprechen und lachen und sich von einer Schaar junger Männer den Hof machen lassen, während das bescheidene stille Mädchen, das sich bei Seite hält, scheinbar vernachlässigt ist, mehr Bewunderung ärndten; das ist aber ein großer Irrthum. Die Männer lieben gerade dieses freie Wesen, diese Koketterie, dieses geistreiche Geträtsch, wenn ich so sagen kann, weil es sie für den Augenblick amüsirt; darum also umgeben sie die jungen Damen und schenken ihnen Aufmerksamkeit, aber sie zu heirathen, daran denken sie nicht. Gerade das stille Mädchen in der Ecke des Zimmers, das scheinbar ganz übersehene, bekömmt viel eher einen Mann, als die anderen. Es ist freilich nicht männlich gehandelt von unserem Geschlecht, auf diese Weise junge Damen in ihren Thorheiten zu bestärken und sie zu ihrer eigenen Kurzweil zu verderben, wie Shakespeare sagt:

„Schmach dem, der für Schuld läßt leiden
Und sich selber dran mag weiden."

Aber so ist es nun einmal und so wird es seyn, so lange die Welt steht und die Menschen nicht besser sind, als jetzt.

Wenn also durch das Verlassen einer behaglichen, komfortablen Heimath und eines moralisch guten Landes so wenig Vortheil erreicht wird, was ist es denn, was so viele Leute ins Ausland lockt? Ich muß erschrecken, den wahren Grund bei einer Schriftstellerin zu finden, die, indem sie von der Französischen Hauptstadt spricht, sich folgendermaßen äußert:

„Ich habe mich neulich bemüht, darauf zu kommen, was eigentlich Paris den Engländern zu einem solchen Lieblings-Aufenthalt macht. In Bezug auf Vergnügen und Zerstreuungen bietet Paris nichts, was sich mit London vergleichen ließe. Ein paar Fêten bei den Ministern in jedem Winter mögen vielleicht in Glanz und Pracht die Bälle, die bei uns in dem gewöhnlichen Gang der Dinge gegeben werden, überstrahlen; aber für einen Schmaus in Paris haben wir wenigstens dreißig. Die Gesellschaft steht bei uns in einem viel höheren und glänzenderen Range. Die wöchentlichen Soiréen dagegen, welche eigentlich die Gesellschaft jener Stadt repräsentiren, sind dumpf, schwer und steif im höchsten Grade. Da ist kein glänzender Versammlungs-Ort wie Almack's — kein Theater, wo man, wie in unserer Italiänischen Oper, die feinste Gesellschaft, die schönste Musik und den besten Tanz beisammen findet. Von den tausend und ein Theatern, auf die sich die Pariser so viel zu Gute thun, sind nur drei der Art, daß sie Leute von Rang besuchen können; die übrigen kommen eben so wenig in Betracht, wie das Pavilion- oder Garrick-Theater. Mittags-Gesellschaften giebt es hier nicht, Wasser-Partieen eben so wenig, auch keine Déjeuners, außer wenn einmal eine fremde Gesandtin eines giebt. Tausend Zugaben und Reize bei den Londoner Vergnügungen fehlen hier. Im Monat Mai, hat man mir gesagt, sind die öffentlichen Gärten und das Bois de Boulogne ganz bezaubernd; aber was ist nicht Alles bezaubernd im Mai? Paris ist es vielleicht gerade am allerwenigsten; denn mit Beginn des Wonne-Monats verläßt jede Französische Familie von Bedeutung die Residenz, um nach ihrem Landsitz zu gehen, oder ein See- oder Mineralbad zu besuchen. Nur die Fremden, der Handelsstand und die Beamten bleiben zurück. Worin besteht also, ich möchte es gern wissen, die angesuchte Lockspeise, welche selbst solche Menschen, bei denen kein Grund zur Oekonomie da ist, verführt, sich in dieser schmutzigen, trostlosen Stadt niederzulassen und sie ein Paradies zu nennen? Leider ist meine Lösung der Aufgabe weit entfernt, dem Geschmack unserer Exulanten Ehre zu machen. In Paris stehen die Leute weit weniger, als in London, unter dem Tribunal der öffentlichen Meinung."

Und nicht bloß in Paris, sondern auf dem ganzen Kontinent; denn da, wo die Moral im Allgemeinen ziemlich locker ist, da geht das, was anderswo Staunen und Tadel erregt, als etwas ganz Alltägliches ohne Kommentar vorüber.

Das Leben jener Engländer in der Fremde ist in der That von so vielen winzigen Plackereien und Aergernissen bedrängt, daß nur sehr wichtige Gründe sie zu einem längeren Aufenthalt bewegen können. Ueberall, wo sich Engländer niederlassen, treiben sie sämmtliche Preise in die Höhe, zum größten Verdruß der Rentiers und der übrigen Honoratioren des Ortes, wenn auch dem Lande im Allgemeinen zum Vortheil. Die feinerzogenen und höheren Klassen wollen nichts mit ihnen zu thun haben und sehen sie durchaus nicht mit wohlwollenden Augen an. Was die Bedienung betrifft, so werden sie durchweg schlecht bedient, obgleich sie zwei- bis dreimal so viel Lohn zahlen, als die Einwohner, die es sich sogar in den meisten Orten zur Regel gemacht haben, nie einen Dienstboten zu nehmen, der einmal in einem Englischen Hause gewesen ist; die Folge davon ist, daß die, welche sich den Engländern anbieten, immer von der allerschlechtesten Sorte sind, eine Art Paria's in der Dienerschaft, welche ihre Brodherren ohne Gnade plündern und aussaugen. Wenn sie darin eingeschränkt werden, so kündigen sie auf der Stelle auf, und man kann keine Kolonie von Engländern in der Fremde besuchen, ohne sehr gerechte Klagen über die Schurkerei der Dienstboten zu hören. Nach demselben Grundsatz giebt es wenige Orte im Auslande, wo die Kaufleute nicht zwei Preise haben, einen für die Engländer und den anderen für die Einwohner.

Eine Englische Dame von Rang, mit der ich in Gesellschaft zusammen war, erzählte mir ein höchst ergötzliches Beispiel von der Frechheit der Belgischen Dienstboten. Sie hatte eine große Familie ganz allein und ohne Hülfe zu erziehen und ging deshalb nach dem Kontinent. Man muß wissen, daß die Belgier ihre Dienstboten wie Hunde behandeln, und daß sie sich nur mit den Belgiern gut vertragen. Sie bekommen ein bestimmtes Fixum in Allem, was sie haben dürfen, das selbst aber ist sehr wenig. Diese Dame fand, daß ihre Ausgaben bei weitem ihre Mittel überstiegen, und versuchte daher, als sie erst eine Zeit lang in dem Lande gewohnt hatte, die Sache zu ändern. Sie erkundigte sich bei einigen Belgischen Familien, mit denen sie bekannt war, welches eigentlich das billige und rechte Maaß in allen Bedürfnissen sey, und dieses suchte sie nach und nach auch in ihre Wirthschaft einzuführen. Der erste Artikel, mit dem man früher verschwenderisch umgegangen war, war Brod, wofür sie jetzt ein gewisses Fixum aussetzte. Eines Morgens erwachte sie von einem lauten Gehämmer in dem unteren Stockwerk und konnte nicht begreifen, was das bedeute; als sie aber zum Frühstück herabkam, fand sie eines von den langen Brodten, die auf dem Lande gebacken werden, mit großen Nägeln auf dem Kamin festgenagelt, und

als sie forschte, wer dies gethan, antwortete sogleich eine von den Mägden, sie hätte es da angenagelt, damit ihre Herrschaft sehen könne, daß das Brod nicht zu schnell abgehe.

Ein anderer Punkt, über den sich die Engländer im Auslande lange und mit Recht beklagt haben, ist der, daß in jedem unbedeutenden Streit oder Prozeß, der vor einem niedrigeren oder höheren Tribunal, vom Friedensrichter an bis zum Cassationshof, verhandelt wird, das Urtheil jedesmal gegen sie ausfällt.*) Noch nie hab' ich ein Beispiel vom Gegentheil gehört, obgleich es gewiß welche giebt. Ein Engländer bekommt durchweg keine Gerechtigkeit bei der Vorenthaltung seines Eigenthums ohne gerechte Ursache, wie in Allem, was in seinem Vaterlande als Recht und Gesetz gilt: er muß sich entweder dem bittersten Hohn oder den frechsten Betrügereien unterwerfen. Namentlich tritt dies in Paris und Brüssel hervor, und es ist beinahe ein Festtag für einen großen Theil der Einwohner, wenn sie hören, daß ein Engländer ins Gefängniß wandern mußte. Doch muß man gestehen, nicht bloß die Rentiers oder überhaupt die, welche, von ihrem Vermögen lebend, dieses durch die von den Engländern verursachte Preiserhöhung sämmtlicher Artikel geschmälert finden und darum die Engländer weit weg wünschen, nicht diese allein haben jene feindselige Stimmung und Parteilichkeit gegen sie hervorgerufen; vielmehr ist besonders die große Zahl schlechter Charaktere daran Schuld, die aus England auswandern, weil sie ihre Stellung daselbst in der Gesellschaft nicht länger haltbar finden und durch ihr unwürdiges Benehmen in der Fremde eine so nachtheilige Meinung von dem Englischen Charakter zurücklassen, daß dieser, früher so hoch geachtet, als die Engländer bloß reisten, jetzt, da sie sich aus Oekonomie niederzulassen pflegen, sehr tief gesunken ist; denn das Einzige, was sie sonst bei den dürftigen Ausländern so gern gesehen machte, war die vornehme Art, wie sie auf der Durchreise mit vollen Händen Geld verschwendeten und dadurch einen Theil der Bewohner bereicherten, ohne die Consumtions-Preise für die ganze Gegend zu erhöhen.

Als einen Beweis von der Insolenz, mit der die Engländer behandelt werden, will ich dem Leser die wörtliche Abschrift eines Briefes geben, den ich vor nicht länger als einem Jahre von einem Freunde bekam. Ich habe von einem ähnlichen Fall aus Frankreich gehört, wo aber der Gastwirth ein Ritter der Ehrenlegion war; hier ist der Fall noch merkwürdiger. Die, welche reisen, können sich darauf verlassen, daß sie, vor der Beendigung ihrer Reise, noch mehr als einmal mit einem solchen D. zu thun haben werden. Ich bürge für die Wahrheit jedes Wortes in diesem Briefe:

Wiesbaden, 3. Juli 1836.

Mein lieber ** —, — Da Sie sich so freundlich geäußert haben, es würde Sie freuen, von unserer Weiterreise Nachricht zu hören, sobald sich eine Gelegenheit zum Schreiben biete, so benutze ich jetzt die Durchreise einiger Freunde durch Brüssel, um Sie wissen zu lassen, daß wir so weit gesund und wohlbehalten vorgerückt sind. Ob wir aber unseren Plan, in Italien zu überwintern, ausführen werden, scheint mir immer mehr zweifelhaft; denn erstens ist die Cholera in mehreren Ländern, die wir besuchen wollen, ungemein thätig, und ein Herr, der jüngst erst das Land verlassen hat, erzählte mir gestern, der Papst freue sich so sehr über den Vorwand, die Ketzer von seinen Staaten entfernt zu halten, daß er nicht daran denke, die Quarantaine aufzuheben; so müßten wir jedenfalls in irgend einem Loch an der Gränze vierzehn Tage lang schmachten, ehe man uns einläßt, und dies wäre nach meinem Dafürhalten hinreichend, uns ganz und gar abzuschrecken. Dazu kommt noch die Schwierigkeit mit dem fremden Geld und das beständige Draufzugeben, die Fremden zu plündern, was wir bis jetzt schon erfahren haben und was jenseits der Alpen noch viermal ärger seyn soll; dieses Alles muß uns jeden Genuß der Reise so sehr verleiden, daß ich der fortwährenden Kämpfe und Fehden, die wir zu bestehen haben, herzlich müde bin; Fehden sage ich, da man mich in Köln sogar herausgefordert hat. Die Geschichte ist zu hübsch, um vergessen zu werden, und darum will ich sie zur Kurzweil für Sie und Ihre Brüsseler Freunde erzählen, damit Sie auch noch, wen Sie können, vor Herrn D. in dem Hotel ††† **) warnen: — Wir hatten mit Madame D. wegen Stuben gehandelt, endlich fügte sie sich unserem Gebot, als aber die Rechnung kam, setzte sie ihre eigene Forderung auf. Wir protestirten, und die Rechnung wurde geändert; da kam Herr D. selbst herbei, noch ehe ich ganz bezahlen konnte, und bestand durchaus auf die größere Summe, indem er meinte, seine Frau habe für ihn keinen Handel zu schließen. Ich protestirte umsonst, und Madame selbst wandte ihre ganze Beredtsamkeit auf, die Sache auseinanderzusetzen; er blieb taub gegen Gründe, Beredtsamkeit und Schönheit, bis ich endlich anfing: „Wir wollen kein Wort mehr verlieren, ich werde den Menschen bezahlen und will dann nichts mehr mit ihm zu thun haben; dafür aber werde ich sorgen, daß weder ich, noch meine Freunde jemals wieder dies Haus betreten"; zugleich riß ich ihm die Rechnung aus der Hand. Da fragte er voller Wuth, was ich damit sagen wollte: „Ich bin ein Deutscher Gentleman", rief er, — „Sie ein Englischer, ich fordere Sie — ich fordere Sie." Obgleich ich ziemlich ergrimmt war, so machte mir doch dies so viel Spaß, daß ich dem Menschen ins Gesicht lachte. Dies verdoppelte seine Wuth, und er wiederholte seine Aufforderung: „Im vorigen Jahre", fügte er hinzu, „war ich in London, da verlangten sie vierzehn Shilling von mir für ein Mittagbrod im Kaffeehause, ich war aber viel zu sehr Gentleman, auch nur einen halben Kreuzer abzuhandeln. Ich fordere Sie — ich fordere Sie." — „Halten Sie Ihr Maul, Herr!" rief ich, „nehmen Sie Ihr Geld und packen Sie sich." — „Ich, Geld nehmen!" erwiederte er, „ich Geld nehmen! Nein, mein Diener mag das Geld nehmen, ich bin viel zu sehr Gentleman, das Geld zu nehmen." Hierauf strich der Kellner das Geld vom Tisch und übergab es seinem Herrn, der es sogleich einsteckte und fortging."

Diese Thatsachen müssen beweisen, wie irrig es ist, aus Oekonomie ins Ausland zu gehen. Ich habe schon oben bemerkt, der einzige wohlfeilere Artikel außer dem Unterrichte*) ist Wein, und hier muß ich freilich über die durstigen Seelen meiner Landsleute erschrecken. Wenn Bordeaux- und alle andere Franz-Weine zu einem niedrigeren Zoll nach England kämen, so würden sie hier fast eben so billig seyn, als in fremden Hauptstädten, und da die gesteigerte Consumtion der Regierung mehr als Ersatz geben würde, so muß man wirklich bedauern, daß es nicht so eingerichtet ist. Früher haben wir die Französischen Weine prohibirt und die aus Portugal, unserem alten Bundesgenossen, frei eingelassen; der alte Bundesgenosse aber hat neulich alles Andere, als Wohlwollen, gegen uns gezeigt, und wir sind also durchaus nicht mehr verpflichtet, seine Interessen zu befördern. Wenn wir nur Französische Bouteillen-Weine zu einem sehr niedrigen Zoll einlassen, so wird England eben so wohlfeil und als Wohnort viel behaglicher und bequemer seyn, als irgend ein Land auf dem Kontinent. Die Abwesenden, die unsere Sehnsucht verdienen, werden zurückkehren, und die, welche es vorziehen, in der Ferne zu bleiben, sind dort weit besser an ihrem Platz, als wenn sie ihre Landsleute mit ihrer Gegenwart behelligten. Wie wahr ist doch die folgende Bemerkung jener Schriftstellerin, die ich schon oben anführte, bei Gelegenheit ihrer Rückkehr vom Auslande:

„Nach Hause endlich, nach Hause! Wie rein ist's da, wie behaglich, wie bequem! In Martbieu zeigte man mir das armseilige, schmutzige Logis, wo die Familie *** jetzt spart und geizt, als thäten sie Buße für die Freuden und Vergnügungen eines kurzen Jahres, das sie in diesem reizenden Hause zugebracht. Armes Volk! Wie muß das sich nach England sehnen! wie müssen sie die tausend unbedeutenden und doch so nothwendigen Bequemlichkeiten entbehren, die hier für das civilisirte Menschenleben erfunden sind! Welch ein Anstand, welche Ehrerbietigkeit bei den Dienern! welch ein wohlthätiges Gefühl von Daheimseyn in einem Hause, das man ganz sein eigen nennt! Leichter und freier mag das Leben auf dem Kontinent seyn, — doch das ist die Freiheit eines Bettlers in seinem zerlumpten, bin und her gerissenen Rock, der schon zwanzig Herren gedient und kaum mehr zusammenhält, verglichen mit dem neuen, dichtanschließenden Anzug, der zum Wesen eines Gentleman gehört." Cap. Marryat.

*) Das hat unstreitig seinen sehr guten Grund. Die nach dem Kontinent kommenden Engländer benehmen sich im Durchschnitte so anmaßend, daß gewöhnlich ihre Gegenpartei, wo ein streitiger Punkt existirt, im Rechte sich befindet.

**) Wir glauben in der Deutschen Uebersetzung den Namen des Gasthofes um so mehr verschweigen zu können, als wir die ganze Geschichte hier mehr als einen Beweis von Filzigkeit der reisenden Engländer, denn als ein warnendes Beispiel gegen den Kölnischen Gastwirth übertragen.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Muster-Uebersetzungen. Die Edinburgh-Review bezeichnet bei Gelegenheit einer Anzeige von Irwine's Uebersetzung der „Braut von Messina" die Deutschen Uebersetzungen poetischer Werke des Auslandes als Muster-Arbeiten dieser Art für alle andere Nationen. „Der Fehler Deutscher Uebersetzungen", sagt sie; „besteht fast immer nur in einer gewissen Starrheit der Form, die aus einem zu genauen Anschließen an das Original entspringt; wer jedoch die Deutsche Literatur nicht kennt, kann sich kaum einen Begriff davon machen, mit welcher Vollkommenheit, sowohl was die Treue als was den Geist und den Gedanken betrifft, aus einer Sprache in die andere übersetzt werden kann. Die Deutschen besitzen solche Uebersetzungen nicht bloß aus den neueren Sprachen, und namentlich aus dem Englischen, sondern auch aus der alten klassischen Literatur. Oefter bereits haben wir Gelegenheit gehabt, auf die wunderbare Uebersetzung hinzuweisen, die Aug. Wilh. v. Schlegel von unserem Shakespeare veranstaltet hat; eine Uebersetzung, die, wenn ein Englischer Reisender, der des Deutschen vollkommen mächtig ist, ein Shakespeare'sches Stück auf einem Deutschen Theater aufführen sieht, ihn fast vergessen macht, daß er nicht des großen Dichters eigene Laute vernehme. In diesen Deutschen Uebertragungen ist nicht bloß der allgemeine Charakter Shakespearescher Weise festgehalten, sondern auch der Ton und das Abweichende jedes besonderen Stückes überall getroffen. Das Seltsamste bei der Sache ist aber, daß immer noch neue Uebersetzungen des Shakespeare in Deutschland erscheinen, und so ausgezeichnet die Schlegel'sche Arbeit auch ist, so sind uns doch auch schon von Anderen einzelne Stücke vorgekommen, denen wir unbedenklich den Vorzug geben möchten. Namentlich haben wir in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, den ersten Theil einer Uebersetzung zu lesen, die von Herrn Philipp Kaufmann herrührt, die, während sie der Schlegel'schen weder an Treue, noch an poetischer Schönheit nachsteht, doch auch noch einen ganz eigenthümlichen und anziehenden Charakter hat. — Gleichwohl müssen wir, wegen der vielen Analogieen, die sich zwischen dem Deutschen und dem Englischen finden, den ungeheuren Erfolg Shakespeare's in Deutschland für bei weitem weniger merkwürdig halten, als die Meisterschaft, mit der die Deutschen auch die Dichter der Pyrenäischen Halbinsel sich angeeignet haben. Niemand wird sich über Jauregui's treffliche Spanische Uebersetzung von Tasso's Aminta wundern; beide Sprachen sind einander so nahe verwandt, daß manche Verse der Spanischen Uebertragung wörtlich so lauten, wie im Italiänischen Originale. Aber in Deutschen Accenten die Gluth des Südens wiedergeben, in die vage und gedankenvolle Sprache der Germanen die hinreißende Leidenschaft und die Einbildungskraft des Spaniers kleiden — das ist eine Aufgabe, die wir, wenn uns die Arbeiten von Schlegel, Gries und v. d. Malsburg nicht vorlägen, für eine Unmöglichkeit halten würden."

*) Der Unterricht also auch ein Artikel, wie Käse, Brod und Wein!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Montag den 14. August 1837.

England.

Wahl-Scenen und Volksleben in England.

Von Méry.

Oxford, 26. Juli 1837.

.... Die Reise nach Irland habe ich um eine Woche verschoben, um vorher die Manufaktur-Distrikte des nördlichen Englands zu besuchen. Statt einer Schilderung des Irländischen Elends empfangen Sie daher diesmal einen Bericht über das Treiben bei den Englischen Wahlen, die eben im schärfsten Gange sind. Ich besitze weder Kenntnisse, noch habe ich Zeit genug, politisch gründlich auf den Gegenstand einzugehen; aber was ich auf meinem Diligencen- und Eisenbahn-Fluge durchs Land zu beobachten Gelegenheit gehabt, das will ich getreulich erzählen, ohne mich viel auf Reflexionen einzulassen. Ich gebe nur schlechtweg wieder, was ich sah und hörte, und will die Dinge nicht in meine Gedanken und Vorstellungen kleiden. Auf der Reise behält man auch nur zum Sehen Zeit — das Nachdenken findet sich erst, wenn man ruhig zu Hause sitzt.

Zu London sah ich, ganz kurz nach dem Tode König Wilhelm's, die ersten Zurüstungen zu der großen Wahlschlacht, die aber noch sehr ruhig vor sich gingen. Die Parteien scharmuzirten von weitem gegen einander; es wurden Lokale für die Wahl-Comités gemiethet und eingerichtet, Anschläge und Proclamationen an die Mauern geheftet, Fahnen umhergetragen und aufgepflanzt, die Streitkräfte von beiden Seiten eifrig, aber in bester Ordnung organisirt. Indem ich sah, wie kaltblütig man dabei zu Werke ging, schrieb ich es der größeren Klugheit und Erfahrung der Engländer, ihrer langen Praxis in Wahl-Angelegenheiten zu und zweifelte nicht daran, daß Britischer Ernst und Brittisches Phlegma sie auch auf das Wahlfeld und in die Volks-Versammlung begleite. Ich sah mich um nach den vielberufenen Meetings und Hustings; ich sah mich um nach den Kandidaten, die von Haus zu Haus, von Kramladen zu Kramladen um Stimmen werben gehen; ich sah mich um, wo man mit Kartoffeln, Kohlköpfen und faulem Obst nach einem Redner werfe — ich wurde nichts dergleichen gewahr. Die Zettelträger und Mauerbekleber waren freilich sehr geschäftig; aber ich war so ziemlich der Einzige, der sich damit aufhielt, die Anschläge an den Straßenecken zu lesen.

So dauerte es bis zu dem Tage, an welchem der „ewig betrauernswerthe" König Wilhelm zu seinen Vorfahren beigesetzt wurde. Gleich mit dem nächsten Morgen kamen alle Kennzeichen eines lebhafteren Kampfes in den Straßen zum Vorschein. Die Comité-Häuser wurden mit Fahnen und Teppichen von allen Farben über und über behangen, und fast im Nu waren alle Straßen des ungeheuren London zu beiden Seiten mit Mauer-Anschlägen in Weiß, Schwarz, Roth und Gelb tapezirt. Alle Minuten fuhren Omnibus den „Strand" entlang mit Zetteln oder Tafeln, worauf in großmächtigen Buchstaben die Namen der Kandidaten zu lesen waren: „Murray für Westminster!" „Leader und Evans!" „Hall für Marylebone!" Diese Fuhrwerke verbreiteten sich durch die Stadt und versahen bei der Volksmasse den Dienst von Cirkularen, um es mit den Namen der von den Wahl-Comités desgnirten Kandidaten bekannt zu machen. Da flatterten rothe Fahnen mit der Inschrift: „Die Königin und die Kirche!" auf anderen las man: „Die Königin und die Constitution!" „Die Königin und Reform!" auf manchen auch bloß „Reform!" schlechtweg, ohne jenen mildernden Vor- und Beisatz. Eine rechte Insurrection von Wagen, von Anschlags-Tafeln, von Fahnen, von Wahlsprüchen war in den Straßen los; das Volk aber ging noch immer ruhig seinen Geschäften nach und schien nicht darauf zu achten.

Ein Tag später, und die Scene hatte sich schon geändert. Ich wußte mich nicht mehr zu lassen, so wuchsen mir die Riesenzettel und Proclamationen über den Kopf; an mehreren Punkten in der äußeren Stadt brach Tumult aus, ich suchte mich in's Freie zu retten. Das Dorf Hampstead liegt auf einem anmuthigen Hügel vor London, etwa wie Montmorency vor Paris; da hinauf richte ich meine Schritte, aber Murray, Evans, Leader und Hall verfolgen mich unablässig, ohne Barmherzigkeit, von Baum zu Baum: die Stämme sind beklebt, die Zweige behangen. Dort unter der schönbelaubten Hecke von Steindorn und wilden Rosen will ich ruhen und frei Athem schöpfen — aber der Steindorn und der Rosenstrauch ist durch die Fürsorge des Tory-Comité für Middlesex mit Thomas Wood und Pownall ausstaffirt. Ich rette mich nach Higb-gate, wo die entlegene, wenig betretene Brücke zwei Hügel mit einander verbindet und unter dem gewölbten Brückenbogen die Straße nach Betfort läuft; da stehen Trauerweiden mit melancholisch niederhängendem Laube, Pappeln um den kühlen Springbrunnen, dort am Abhange junge schlanke Tannen, und überall am Wege lustig grünende Hecken und Spaliere — was rufen sie Euch zu? was ruft die ganze Englische Natur Euch heute zu? „Murray für Westminster! stimmt für Murray! stimmt für Marquis Chandos! stimmt für Harcourt!" — Ich nahm ein Pferd und ritt in den dichten Fichtenwald hinter Margate, der einsam, düster und duftig ist wie die noch von Menschenhand nicht gelichteten Halden der Bretagne; unter dem dunkelgrünen Dache des Nadellaubes gehen drei Ochsen ohne Hirten herum und schielen mit gesenktem Kopfe und scheuem Auge nach etwas ungewöhnlichem Weißen, womit die Bäume überzogen sind. Auch hierher hat sich ein Häuflein des unzählbaren Zettelheeres versprengt, und Murray, Evans, Pownall, wie sie Alle heißen, paradiren an den Fichtenstämmen in Schriftarten von jedem vorhandenen Kaliber, hier in bescheidenen Lateinischen Lettern, dort in kolossalen, tiefschattirten Kolumnar-Buchstaben. — Weit, weit von den Wohnungen der Menschen müßt Ihr entfliehen, wenn Ihr in diesem Juli-Monat ländliche Ruhe und Stille genießen, wenn Ihr auch nur ein Körnlein ländlicher Poesie auflesen wollt. Siehe da, ein kleiner Teich oder See, frisch und klar zwischen grünen Rasenufern, — und wer sitzt da auf der Rasenbank und meditirt in der Einsamkeit? gewiß ein Dichter, der sich aus dem geräuschvollen Treiben hierher gerettet hat, einer von den Tiefsinnigen und Empfindenden, von der „Schule des See's". Ich trete den Philosophen an, ich will mit ihm über die Poesie phantasiren, die im klaren, spiegelhellen Wasser steckt; der Mann erwiedert meinen Gruß und schiebt mir eine Proclamation von Thomas Wood für Middlesex in die Hand. Er saß da, um Spaziergänger anzuwerben, und wartete mit Schmerzen, daß man ihn von seinem Posten ablösen sollte; die Rasenbank war ihm nicht weich und schwellend genug, und er hatte sie hoch mit seinen Zetteln gepolstert. — Ich lasse den Mann sitzen und reite weiter. Ein lieblicher Weg, üppiger Rasen, zu beiden Seiten mit Schlehdorn, Hagebutten und wilden Nelken doppelt eingefaßt; drüben die Hochwiese mit dem lachenden Roth des Heidekrautes übergossen: prachtvolle, breitästige Bäume, von der Natur selbst in eine Allee gepflanzt, und an deren Ende ein einzeln gelegenes Haus, so still, so nett, so kunstlos wie das Häuschen im Walde, von dem unsere Kindermährchen erzählen, wohnlich, sauber, einladend, die Krone aller Englischen Cottages. Wir sind bei Cricklewood. Hier findet man die köstlichste Bewirthung zu einer Guinee für die Person; echten Rahm bekömmt man zu trinken und das berühmte, unverfälschte Ale, von dem die Walter Scott'schen Romane und Helden so würzig duften. Die Lage des Häuschens ist entzückend schön, ein Rosengarten dahinter; ein Rasenplatz, dessen zarte Fläche sich unter dem leisesten Lufthauch kräuselt; ein Springbrunnen und darüber die allgegenwärtige Büste Nelson's; eine kleine Kapelle zum Andenken an Waterloo; eine Terrasse mit weiter Aussicht und drauf ein Pavillon, wo man frühstückt. Der gegenwärtige Besitzer und einzige Bewohner der reizenden Anlage, Herr Edward Worthly, schloß mir den Pavillon auf. Von außen überzog ihn ein helles, grünes Moos, das lauter idyllische Gedanken weckte; drinnen, was fand ich? den unvermeidlichen, unausweichlichen „Murray für Westminster!" In Gestalt von Omnibus, von Riesen-Patentbogen, von Fahnen, von Zettelmenschen, von Comité-Haus-Schildern hatte er mich verfolgt, und hier lag er wieder in funfzig Exemplaren, der Mensch mit dem häßlichen Namen, der wie Sand im Munde knirscht und mir die süße Milch von Cricklewood gerinnen macht. Und bei dem Allen ist Murray nicht für Westminster gewählt worden! lohnte es sich darum, die Wälder und die Felder in ihrer Ruhe zu stören?

Meine Reise ging im Fluge von London nach Yorkshire, über Birmingham, Manchester, dann nach Liverpool, um von da nach Dublin überzusetzen. In jenen drei großen Handels- und Fabrikstädten fand ich Alles noch ruhig. In Birmingham stiegt ein Griechischer Tempel und ein Gothischer Palast neben dem anderen auf; in Manchester klappern Maschinen und rollen Webstühle um die Wette; in Liverpool war eben der große Portikus der Eisenbahn fertig geworden. Eine schöne und großartig ausgeführte Idee! auf zweiunddreißig mächtigen Säulen ruht die Wölbung, und darüber läuft der Eisenpfad, der den Hafen mit der großen Eisenbahn, die Weltmeerstraße mit der zukünftigen Europäischen Industrie-Straße verbindet. Ein Siegesbogen, der den Triumph des Handelsgeistes und der Civilisation für späte Geschlechter bezeugen wird. Darum haben die Liverpooler auch in gerechtem Stolz eine Medaille geschlagen auf die vollbrachte große Vereinigung (great junction) ihrer Eisenbahn mit der großen zwischen Birmingham und Manchester. Solche Medaillen lob' ich mir, es giebt keine von schönerem Korn und Gepräge. Welche Denkmünze auf Krieg und Sieg und Menschenschläch-

terei verkündet einen ſo wohlthätigen und folgenreichen, beſcheidenen und doch unvergänglichen Ruhm, wie hier die kurze Umſchrift: Great-Junction-Railway, 4 Jul. 1837. Freuen wir uns, daß der Juli nun auch einen Denktag hat im Kalender der Friedenskünſte, der Induſtrie und Civiliſation.

Als ich von einem kurzen Ausfluge nach der Grafſchaft Derby wieder in Liverpool anlangte, fand ich die Stadt, die Königin des Handels, bereits in der ſtärkſten Bewegung; den Wahlkampf in vollem Gange. Ein Meeting war in der Adelphi-Taverne angeſagt, wo ich abgeſtiegen war. Auf dem Platze vor dem Hauſe, und in den heranführenden Straßen Ranelagh-Street und Coppers-Hill ſah ich eine ganze Wolke von Polizeimännern mit ihren eiſenbeſchlagenen Stäben ſo geſchäftig, wie nur immer die Stadt-Sergeanten zu Paris ſeyn können. Dieſe Art, die Freiheit der Wahlen zu beſchützen, ſchien mir für England neu. Wo blieben denn die Konſtabler, von denen ich mir ſo viel hatte erzählen laſſen, dieſe väterlichen, ehrwürdigen Ermahner zur Ruhe, dieſe Repräſentanten des Geſetzes, die den Deliquenten nur mit dem Stäbchen berühren, und er giebt ſich gefangen und läßt ſich an der Spitze des kleinen Fingers ins Gefängniß führen? Es war keiner zu ſehen. Ich vermuthe, der Konſtabler gehört, gleich dem Italiäniſchen Sbirren und dem Spaniſchen Fandangotänzer, zu den Phantaſiewesen, die nur in Büchern und Reiſebeſchreibungen exiſtiren. Eine große Volksmaſſe ſtrömte vor dem Verſammlungshauſe des Meeting zuſammen. Innen fand ſich die Quinteſſenz des Toryismus zuſammen, faſt alle Wähler kamen zu Wagen an; das Volk ſah ernſt und ſtill zu. Auf dem Waterloo-Platze wurden indeß die Huſtings gezimmert. Die übrigen Quartiere der weitläuftigen und geſchäftigen Stadt ſahen aus, als ob nichts Ungewöhnliches vorginge; es wimmelte von Arbeitern in den vierzig Docks, wo Schiffe mit Gütern und Schätzen von allen Gegenden der Welt einlaufen; zu dem prachtvollen Zoll-Gebäude, das die Stadt auf eigene Koſten in der Nähe des Hafens aufführen läßt, wurden eben die letzten Quadern behauen; um die Nelſons-Statue auf dem Börſen-Platze — wahrlich der erbärmlichſte unter allen bronzenen Nelſons, die man ſehen kann — ſtanden die Kaufleute in Gruppen und verhandelten ihre Geſchäfte; in der Church-Street wälzte ſich eine widerwärtig ſchmutzige, zerlumpte Bevölkerung von Bettlern und Proſtituirten vor den glänzenden, drei Stockwerk hohen Baſars vorüber, wo jedes Gelüſten des ausſchweifendſten und raffinirteſten Luxus im Augenblick ſeine Befriedigung finden kann. Brauche ich übrigens zu ſagen, daß auch hier die Stadt mit bedrucktem Papier überklebt und überſchüttet wurde? Alle Augenblick ſchickte ein anderer Kandidat ſeine Ausrufer mit ganzen Ladungen von Proclamationen.

Von Liverpool gelangte ich nach Mancheſter, ſchneller und bequemer, als man in Paris von einem Stadtviertel ins andere kömmt. Die beiden Rieſen-Städte haben ſich die Hand gereicht und ſind die allernächſten Nachbarinnen geworden; die Eiſenbahn iſt zwiſchen beiden ausgeworfen, eine meilenlange Brücke, und man fliegt, man fällt ſo zu ſagen aus einer Stadt in die andere, ehe man ſich's verſieht. Mit außerordentlichem Vergnügen ſah ich Mancheſter wieder. Die mächtige Stadt war eben im höchſten Fieber politiſcher Aufregung, einem glühenden, ſiedenden Vulkane gleich. Hier kündigte ſich die Wahlbewegung im großartigſten, impoſanteſten Charakter an, als eine wahre und ernſte Volksſache. Aus den Zellen des ungeheuren gewerbſamen Bienenſtocks drängte ſich von armen Handwerkern und Tagelöhnern ein unabſehbares Gewimmel hervor — ruhig, gefaßt, aber mahnend umſtanden ſie als Zuſchauer die Wahlhandlung, mahnend an ein beſſeres Loos für ſich, an eine gerechtere Vertheilung der Lebensgüter. Armes Volk! Auf dem Portland-Platze, vor dem ſchönen Manufaktur-Gebäude von Louis Schwabe, zogen die Einwohner und Wähler des anſtoßenden Fleckens Salford in feierlicher Prozeſſion vorüber. Es waren ihrer zweitauſend, lauter Handarbeiter; die voranziehende Muſik ſpielte die National-Melodieen von Alt-England; dreißig blaue Fahnen wallten aus den Reihen empor, und jeder Einzelne trug eine blaue Schärpe oder ein Band von gleicher Farbe kreuzweis über der Bruſt. Ein ernſter, wehmüthiger Aufzug; keiner ſprach ein Wort; lautlos, wie eine Prozeſſion von Trappiſten, wandelten ſie einher. Ganz zuletzt fuhr ein alter, morſcher Leichenwagen; darauf ſaßen drei Arbeitsleute und führten eine ſtumme Pantomime auf, die in rührender und ergreifender Weiſe ihr Leiden, ihr Lebensloos und ihre hoffnungsloſe Ergebung verſinnlichte. Zwei von ihnen kneteten in einem Troge den rothen Lehm und Thon, woraus man Backſteine brennt, während der Dritte mit einem Spaten die Erde in einem Kaſten aufgrub. Sie zeigten ihre mageren entblößten Arme, ihre bleichen, von Hunger, Kummer und harter Mühſal eingefallenen Geſichter. So zogen ſie an den Reihen, an den Müßigen vorüber, und ohne ein Wort zu ſprechen, ſagten ſie Alles. Das Volk verſtand den Sinn des Aufzuges und begleitete ſie, zum Beifallszeichen, mit dröhnendem Hurrah! Welch ein Volk! Was hab' ich doch einmal von den Dörfern im Apennin, von Acquapendente und Bolſena geſagt? Das nehme ich Alles zurück, ich that ihnen Unrecht. Ihr Lazzaroni Rom's, die Ihr mit Euren Lumpen auf der Piazza Montanara Spalier bildet, ich habe Euch das elendeſte Volk Europa's genannt; verzeiht, ich habe Euch verleumdet. Fürwahr, Ihr Italiäner ſeyd Lords, Ihr ſeyd Fürſten und Herren im Vergleich mit Euren katholiſchen Brüdern zu Dublin und den [illegible] zu Mancheſter. Euer Elend hat doch noch eine Entſchuldigung. Ihr ſeyd Kinder des dürren Apennin, und Euer Herr iſt der arme alte Papſt. Aber dort, in Mancheſter und Dublin! . . . Geſehen muß [illegible] dann begreift man, was [illegible] mit ſeinem [illegible] Eingeweideln ſeiner [illegible] der Mund, durch [illegible] der gefährliche O'Connell!

[illegible] and French. — 6½ Sh.

[illegible] Shore. 2 Bde. 28 Sh.

Frankreich.

Die Reiſe nach Paris.

(Schluß.)

Herrn Godard's Verſuche, die viel gerühmten ſchnellen Pariſer Communications-Mittel zu benutzen, liefen nicht beſſer ab; die „Schwalben" flogen nicht, die „Diligentes" gingen im trägſten Schritt, und endlich beim Abſteigen befand unſer Freund ſich nicht da, wo er hin wollte, ſondern am entgegengeſetzten Ende der Stadt, weil er ſich auf den Cours der vielen Wagen nicht verſtand. Einmal wollte er zu einer Vorleſung in die Sorbonne und wurde vor der Menagerie im Jardin des plantes abgeſetzt; ein andermal nach dem Theater Gaîté, und der Omnibus führte ihn nach dem Kirchhofe Père Lachaise.

Herr Godard war kein Böotier, er hatte vielmehr Sinn und Gefühl für die Kunſtgenüſſe der Hauptſtadt; aber er ſah zu viel auf einmal und zu ſchnell hinter einander. So brachte er von ſeinem Beſuche im Muſeum des Louvre nichts zurück, als eine wahre Moſaik von konfuſen Ideen und Erinnerungen und gewaltigen Kopfſchmerz. Um ſich zu zerſtreuen, wollte er auf die Vendôme-Säule ſteigen und das herrliche Panorama von da oben genießen. Er ſtieg mit Anſtrengung die ſpiralförmig gewundene Treppe hinauf, und als er oben angelangt war, überfiel ihn ein Schwindel. Er war gekommen, um zu ſehen, und ſah nichts.

Seine große Begierde, alle Einrichtungen zu ſehen und kennen zu lernen, hätte ihm beinahe Geſundheit und Leben gekoſtet. Er war zwar kein beſonderer Enthuſiaſt für die neuen mechaniſchen und induſtriellen Erfindungen, doch wohnte er einer Probefahrt an einer Stelle der im Bau begriffenen Eiſenbahn von Paris nach St. Germain bei; er ſtand mit einem Aufſeher in der Nähe des Schienen-Geleiſes, und dieſer demonſtrirte ihm eben die Sicherheit und Gefahrloſigkeit der Bahn, als ein Wagen durch einen Stoß aus dem Geleiſe flog, und wenig fehlte, ſo hätte er Herrn Godard das Bein zerſchmettert. In einer Gasbeleuchtungs-Anſtalt drückte unſer Freund an einem kleinen Hahne, und die Folge davon war eine beträchtliche Detonation, die ihn beide Augen hätte koſten können.

In den Notizen eines Reiſenden, der aus der Provinz nach Paris kommt, um ſich zu amüſiren, nehmen die Theater natürlich die anſehnlichſte Stelle ein. Auch Herr Godard ging ſehr fleißig ins Theater, aber auch dies Vergnügen war mit allerhand Widerwärtigkeiten verknüpft. Er kaufte z. B. vor der Thür ein Logen-Billet zu dem doppelten Preis, wofür ihm verſprochen ward, einen Platz in der vorderſten Reihe zu finden; der Gute kam aber hinter einen monſtröſen Damenhut zu ſitzen, der ihm die ganze Bühne verdeckte. Ein andermal verleitete ihn die Wohlfeilheit, ein Billet für die Hälfte des Preiſes zu kaufen; aber nun mußte er auf dem Wege von draußen bis an ſeinen Platz ſo viel Supplemente an Thürhüter, Controlleure und Logenſchließer nachzahlen, daß ein Billet, unmittelbar an der Kaſſe genommen, ihm viel billiger zu ſtehen gekommen wäre. Auf der Bühne ſelbſt aber war die Trefflichkeit des Spiels und Geſanges nicht immer groß genug, ihn für ſeine Leiden und Mühen ſchadlos zu halten. In der Opéra comique bekam er manchen Tenor zu hören, deſſen Debüt ſich von der Kaiſerkrönung Napoleon's herſchrieb; auf einer kleinen Bühne ſah er zwölfjährige Knaben in edlen Väterrollen und auf ſehr großen funfzigjährige Damen als junge Liebhaberinnen auftreten. Auch die Wahl der Stücke, die man aufführte, die eingeriſſene Kunſt-Anarchie, die Vermengung aller Gattungen gab ſeinem klaſſiſchen orthodoxen Geſchmack und ſeiner poetiſchen Altgläubigkeit ein Aergerniß. Er ging ins Vaudeville-Theater und gerieth mitten in ein weinerliches Rührſchauſpiel; dafür ſah er im Théâtre Français eine neue Komödie, die eigentlich nur ein zu fünf Akten in die Länge gezogenes Vaudeville war. Manches Stück ſah er öfter als ihm lieb war, manches hinwieder nicht oft genug, um es kennen zu lernen: Meyerbeer's Hugenotten z. B. nur einmal — und was iſt einmaliges Hören bei Deutſcher Muſik?

Um kein Schauſpiel ungeſehen vorübergehen zu laſſen, beſuchte er auch die Sitzungen beider Kammern. Im Palaſte Luxembourg war gar nichts los, es gab juſt keinen politiſchen Prozeß. Im Palais Bourbon gerieth er in eine Diskuſſion über den Rohr- und Runkelrüben-Zucker, die ihm ſehr ſchmackhaft vorkam. Er wendete ſich an ſeinen Nachbar in der Loge mit der Bitte, ihm die berühmteſten Deputirten zu zeigen und zu nennen. Der Nachbar war ein Schalk und merkte an dem ſüdlichen Accent des Fragers, wen er vor ſich habe, gab ihm daher abſichtlich die allerfalſcheſte Auskunft, kompromittirte einen ausgemachten Doctrinair, indem er ihm den Namen eines Mannes vom Tiers-parti anhing, und machte einen alten legitimiſtiſchen Herrn mit Perrücke und Haarbeutel zu einem der feurigſten Kämpen des jungen Frankreichs. Der gute Herr Godard dankte außerordentlich höflich für die Gefälligkeit und für die intereſſanten parlamentariſchen Notizen, die er zu hören bekommen.

Als ein Freund literariſcher und gelehrter Feierlichkeiten erlebte er einen wahren Feſttag, die Einführung eines neuen Mitgliedes in die Akademie, fand aber leider ſeinen Platz dermaßen in einer entlegenen Ecke des Saales, daß er kein Wort von den beiden Vorträgen verſtand, worin übrigens von allen Dingen die Rede war, nur nicht von Literatur; denn das verſtorbene Mitglied war ein ſenſualiſtiſcher Philoſoph geweſen, das neu eintretende war ein Staatsmann und politiſcher Redner. Auch die Hoffnung, die geſammte Akademie in corpore verſammelt zu ſehen, mußte unſer Freund fahren laſſen; ein Dutzend etwa von den ex officio unſterblichen Vierzig war zugegen, und die berühmteſten gerade machten ſich durch ihre Abweſenheit bemerklich; da übrigens die anweſenden Herren auch verſäumt hatten, ihr mit grünen Palmen geſticktes Koſtüm anzulegen, ſo waren ſie trotz ihrer garantirten Unſterblichkeit durchaus nicht von anderen Sterblichen zu unterſcheiden.

Digitized by Google

Das war ein klassischer Vormittag; desto romantischer fiel der Abend aus, wo er in einer Soirée die meisten Dichter von der neuen Mode und außerdem fünf oder sechs literarische Frauen und Fräulein beisammen sah, deren jede auf den Beinamen einer zehnten Muse prätendirte. Ein junger Mann las, mit leiser schüchterner Stimme, einige Scenen aus seinem neuesten Zeter- und Mord-Drama vor; die unschuldigste Person darin beging einen Incest, zweimal Raub, dreimal Giftmord und allerhand kleine Abscheulichkeiten mehr; die Zuhörerschaft gab dem Werke einstimmig das Prädikat, es brause über von Handlung und Leben, es sey voll pulsirender Aktualität. Die bejahrteste unter den sechs zehnten Musen psalmodirte in leierndem Tone, mit niedergeschlagenen Augen und unter großer Bemühung, zu erröthen, eine Elegie über das Herzensbedürfniß der Liebe. Bei jeder Tirade, bei jedem Verse, bei jeder Halbzeile gab das Auditorium seine Rührung und Begeisterung in verzückten Geberden kund; man rief: Es ist sublim, überwältigend, pyramidalisch, mythisch, antediluvianisch! Zwischen den Vorlesungen wartete man mit Cigarren auf, denn ohne Cigarrendampf giebt es gar keine fashionable Soirée mehr; Herr Godard aber meinte schier zu ersticken an dem Rauche und an dem Lobsalm, den man hier einander ins Gesicht blies.

Um Sitten und Charaktere zu studiren und seine Menschenkenntniß zu vermehren, ging unser Freund auch hin und wieder in ein Spielhaus. Er kam, zur Beruhigung unserer Leser sey es gesagt, das letzte wie das erste Mal mit reinem Gewissen und reinen Händen, aber auch jedesmal mit reiner Börse heraus. Auch in die Auctions-Lokale ließ er sich verlocken, wo man Gegenstände aller Art auf Abstreich verkaufte, und erstand für wenig Geld Vieles, was auch das wenige Geld nicht werth war. Man kann sich in Paris an lauter wohlfeilen Einkäufen ruiniren. Das Allerschlimmste in dieser Art waren nun gar die Aufträge, die ihm von Damen aus Carpentras und der Umgegend mitgegeben oder nachträglich zugesendet wurden; er sollte ihnen in Paris Hüte nach der neuesten Mode auswählen. Ein mißliches Geschäft. Herr Godard wendete sich an eine Mode-Händlerin in der Rue Vivienne und bat sie, ihm das Verlangte zu besorgen, — und wirklich, sie versorgte ihn reichlich mit Antiquitäten aus ihrem Novitäten-Magazin.

Auch seine Freunde und Gevattern zu Hause ließen es ihm an Aufträgen nicht fehlen: er sollte für sie solliciren, der arme Mann. Man kann denken, wie viel Zeit ihm darauf ging, bei Deputirten und Ministern seine Aufwartung zu machen, ihnen die Bittschriften seiner Klienten zuzustecken und zu rekommandiren. Sein Besuch störte die berühmtesten Redner in dem Augenblick, wo sie ihre Improvisation für die morgende Sitzung auswendig lernten, und in den Ministerien mußte er Stunden lang antichambriren und warten, bis die Büreau-Chefs ihr Frühstück und ihre Conversation mit guten Freunden beendigten.

Mit einem Worte: der gute Mann aus Carpentras hätte in seiner Unerfahrenheit einen Führer nöthig gehabt und fand Keinen, der sich seiner annahm. Herr Rigaud hatte kaum Zeit, ihn zu sehen; er war so sehr mit anderen Interessen beschäftigt und in andere gesellschaftliche Verbindungen verflochten, daß die Erinnerung an ihre Jugendfreundschaft dagegen nicht aufkommen konnte. Da Madame Rigaud und ihre Tochter an der Unterhaltung des Herrn Godard eben so wenig Geschmack fanden, als an seiner Figur und seinen Manieren, und ihn ganz und gar für provinzial und trivial erklärten, so mußte Herr Rigaud ihnen den Gefallen thun, seinen alten Freund nur für die Tage oder Abende einzuladen, wo er große Gesellschaft bei sich sah, weil man in solchem Gedränge der Besucher tausend Mittel und höfliche Vorwände findet, lästigen Personen zu entschlüpfen, während man Geduld mit ihnen haben muß, wenn man sie in vertrauter Häuslichkeit empfängt. In diesen zahlreichen Gesellschaften war unser arme Herr Godard ganz isolirt und fremd, wußte nicht aus nicht ein, ärgerte sich über die Anderen und über sich selbst. Bei einem ceremoniösen Diner setzte man ihn eines Abends, oder vielmehr man sperrte ihn zwischen zwei Damen, deren Gigot-Aermel einen so ungeheuren Umfang hatten, daß er aus Furcht, daran zu stoßen oder zu knittern, seine Arme nicht zu rühren wagte und keinen Bissen vom Teller zum Munde brachte. Und was seine Lage vollends kläglich machte, beide Nachbarinnen sprachen nur mit ihrem anderen Nachbar, und der gute Herr Godard führte den Mund weder zum Essen, noch zum Sprechen.

Kurz, er kam je länger, desto mehr zu der Ueberzeugung, daß er und Paris sich nicht mit einander vertragen. Sogar das Klima trug zu seinem Verdrusse bei; er sehnte sich aus dem Regenwetter und der trüben Atmosphäre der Seine-Ufer nach dem klaren, blauen Himmel des südlichen Frankreichs zurück. Er wußte nicht, wo er das Vergnügen finden sollte, das er in Paris beständig suchte, und das beständig vor ihm floh. Er hätte gern Zutritt in der großen Gesellschaft, zu den Salons der hohen Staats-Beamten und Minister gefunden, und die Deputirten seines Departements hätten ihm auch Einladungen verschafft; aber das Ministerium war gerade nicht in der Stimmung, Fêten zu geben. Es fühlte sich schwach auf den Beinen und fürchtete zu springen, darum ließ es nicht tanzen.

Das Rigaud'sche Haus war das einzige, wo Herr Godard einmal einem großen Balle beiwohnte. Aber die jüngsten Damen und die schönsten Mädchen waren schon für alle Tänze versagt, und unserem Freunde blieb nichts übrig, als sich ex officio zu amüsiren, bis endlich die Frau vom Hause kam und ihm den Dienst auflegte, das zweite und dritte Aufgebot, die emeritirten Heldinnen der Kunst, ins Feld zu führen. Er fand sich tapfer in sein Geschick und hoffte, mindestens durch die Schnellkraft seiner Waden Ruhm einzulegen, um derentwillen er bei den Seinigen zu Hause der Cäsar der Pirouetten, der Napoleon des Entrechat genannt wurde. Aber leider, sein Talent gewann den neumodischen Tänzern, die mehr ginzen als sprangen, nur ein mitleidiges Lächeln ab. Zur Unterhaltung seiner respektablen Tänzerinnen bot er alle Gemeinplätze auf, die ihm in den Sinn kamen, und man kann leicht denken, wie lahm die Conversation dabei ging. Da dachte er denn mit Sehnsucht an die bescheidenen Fêten zurück, die der Unter-Präfekt zu Carpentras gab und wo die Witzsprünge seines Geistes und die Beredtsamkeit seiner Pas so lautes Bravo von allen Seiten ärnteten, worin sogar der General-Hypotheken-Revisor und der Königliche General-Prokurator einstimmten.

Unser Freund hielt auf seinem Posten bis ans Ende aus; dann aber wollte er sich entschädigen und hatte den Einfall, den Rest der Nacht auf dem Balle im Opernhause zu verbringen. Gedacht, gethan; er schleicht sich in die Garderobe, seinen Mantel zu holen. Aber anstatt des neuen schönen Mantels, den er mitgebracht hatte — eine numerirte Marke zu nehmen, hatte er leider versäumt — fand er einen schlechten, abgeschabten, von langem Dienst durchlöcherten Ueberrock. Es war eine Verwechselung, dergleichen häufig, und selten unwillkürlich, vorfallen, und er mußte den Verlust zu verschmerzen suchen. Das zerlumpte Kleid, das eher wie eine unanständige Vermummung angesehen haben würde, mochte er nicht anziehen; lieber entschloß er sich kurz, den Weg nach der Oper im Frack zu machen, auf die Gefahr hin, sich einen gewaltigen Katarrh zuzuziehen. Die Nacht war kalt, und auch die Luft des Opernballs wollte ihn nicht recht erwärmen. Eine wahre Fluth von Masken wälzte sich an ihm vorüber, schob ihn rechts und links, und er hatte nicht das Vergnügen, zu sehen, daß eine einzige mit ihm Scherz angefangen hätte. Theilnahmlos, schweigend, unbewegt und gelangweilt stand er mitten in dem jubelnden Treiben und Lärmen und wollte schon trübsinnig von dannen gehen, als ein ansehnlicher rosafarbener Domino ihn antrat und mit affektirter Englischer Aussprache ihn bat, für den Rest des Abends ihr Kavalier seyn zu wollen; sie gab sich für eine vornehme Lady aus. Gleich fing unser Godard Feuer; seine Conversation wurde zusehends lebendiger, wie das Crescendo in einer Quadrille. Ein galantes, zärtliches Wort gab das andere, und er bittet die schöne Maske auf ein Souper. Die gefällige Unbekannte nimmt die Einladung an und legt bei Tafel Proben von Appetit ab, die von einem mehr als weiblichen Heldenmuthe zeugen. Der galante Franzos, stolz darauf, den Englischen Dandy's eine so seltene Eroberung weggefischt zu haben, beschwört die Schöne hoch und theuer, sie möchte ihn ihr Angesicht bewundern lassen. Die Dame demaskirt sich, und nicht das zarte Antlitz einer blonden Englischen Lady, sondern ein derbes, rothglühendes, pausbackiges Männergesicht mit schwarzem Knebelbart kommt zum Vorschein. Der Spaßmacher hält sich vor Lachen die Seiten und kann sich nicht genug freuen, daß er seine Wette gewonnen hat, heute noch auf Kosten eines neuen Pourceaugnac zu soupiren. Unser zum Besten gehabter traktirender Freund, beschämt und zornig, soll nun noch die Karte bezahlen; er debattirt mit dem Garçon über den unverschämt hohen Betrag und fordert den seinem Tischgenossen Genugthuung für die Mystification. Der Morgen dämmert, man begiebt sich ohne Säumen auf's Terrain, und beim ersten Anfall hat Herr Godard einen tüchtigen Stich im Arme sitzen.

Noch theurer bezahlte er bei anderen öffentlichen Gelegenheiten seine Unerfahrenheit, seine provinzielle Einfalt und seine Neugier, Alles zu sehen und zu hören. Eines Abends, als er ganz taub von der musikalischen Artillerie des Orchesters aus dem Musardschen Konzerte kam, wurde ihm im Gedränge eine wohlgefüllte Börse und obendrein seine Uhr gestohlen, zu welcher er erst am nämlichen Morgen eine Sicherheitskette gekauft hatte. Ein andermal gab es auf der Straße einen Zusammenlauf, zwar keinen aufrührischen, den man aber doch mit bewaffneter Macht aus einander zu treiben für nöthig fand. Ein gemüthigter, kaltblütiger Pariser wäre klüglich vom Schauplatze des Spektakels weggeblieben; aber er, Godard, mußte sehen, was es da gab, und lief hinzu. Der Aermste gerieth mitten zwischen die Zusammengerotteten und die anrückenden Stadt-Sergeanten; von jener Seite setzte es Steinwürfe, von dieser Schläge mit den großen eisenbeschlagenen Stöcken, so daß die Revolte und das Prinzip der öffentlichen Ordnung sich auf dem Rücken Herrn Godard's bearbeiteten, der sich im allerärgsten juste milieu befand. Die Emeute ging schnell zu Ende; allein, da es bei der Polizei Grundsatz und Tradition ist, vor allen Dingen festzunehmen, wen sie kriegen kann, so wurde auch unser Freund ergriffen, eingesperrt und kam erst nach achtundvierzig Stunden los. Der Instructions-Richter bat ihn zwar wegen des Irrthums, der an ihm begangen worden, um Verzeihung, — aber solcher Höflichkeits-Balsam heilt keine Beule, die man sich geschlagen hat. Die herrschende Epidemie kam noch dazu, den Zustand des armen Herrn Godard zu verschlimmern; er bekam die Grippe. Aber er hatte nicht, wie andere Pariser zu solcher Zeit, das Glück, von Verwandten und Freunden mit Liebe gepflegt, mit Zuspruch ermuntert zu werden. Herr Rigaud lag selbst an der Grippe und konnte ihn nicht besuchen. So brachte unser Freund denn traurige Tage in seinem elenden Quartier zu, bettlägerig, schlecht bedient, ohne Pflege, wie verlassen in dem weitläuftigen Hotel; und obwohl auch der Arzt nur sehr selten kam, so dauerte die Krankheit doch gewaltig lange. Da stellte er ernste und heilsame Betrachtungen an — hatte er doch nichts Anderes zu thun — und ging in sich; er erkannte, daß die Gewohnheit in jedem Zustande, wobei uns wohl ist, die Hauptsache ausmacht, und daß es Thorheit ist, zu vierzig Jahren auf einmal in eine ganz neue Lebensweise hinein zu wollen; er erkannte, daß ein Provinzler geschaffen ist, in der Provinz, ein Pariser, in Paris zu leben, und daß Alles in der Welt besser gehen würde, wenn Jeder, Groß und Klein, hübsch an seinem Platze bliebe. Sein Entschluß stand nun fest, eine Stadt zu verlassen, wo er so viele unangenehme Erfahrungen so theuer erkauft hatte. Als er dem Hôtel de la Galère den Rücken kehrte, war ihm zu Muthe, wie einem Gefangenen, der der Galeere entwischt.

Er setzte sich gemächlich wieder in sein Haus zu Carpentras und wird da glücklich leben nach wie vor, als Junggesell nach wie vor. Jetzt aber, wenn einer von seinen Bekannten nach Paris reisen will, erzählt er die Geschichte seiner Leiden, um Jeden davon abzuschrecken, und schließt mit der Moral, daß einen Mann aus der Provinz nichts so quälen und langweilen kann, wie die Vergnügungen der Hauptstadt.

(Fr. Litt.)

Afrika.

Handels-Expedition vom westlichen in das innere Afrika.

Von der Handels-Expedition, die namentlich auf Betrieb des wackeren, aber dabei elendiglich umgekommenen Richard Lander im Jahre 1832 von Liverpool aus nach dem westlichen und dem innern Afrika unternommen wurde, sind nur noch zwei Männer, der Cargadeur Herr Laird und der Wundarzt Herr Oldfield, als lebende Zeugen übrig. Beide haben jetzt ihre Berichte über die Reise und den merkwürdigen Versuch, der damit beabsichtigt wurde, im Druck erscheinen lassen.*) Wir theilen daraus Einiges mit, so weit es den Handel betrifft, da das Schicksal der unglücklichen Reisenden selbst, und namentlich Lander's, doch hinlänglich bekannt ist.

Die Unternehmung hatte vornehmlich den Zweck, wo möglich eine Handels-Verbindung mit dem innern Afrika zu eröffnen. Die Expedition bestand aus der „Columbine", einer schönen Brigg von 200 Tonnen, dem Dampfboote „Quorra" und dem „Alburkah", einem eisernen Dampfboote. Die Fahrzeuge verließen Liverpool am 19. Juli 1832 und ankerten am 17. August wohlbehalten in Port Praya, auf der Insel St. Jago. Auf den Cap-Verdischen Inseln fanden sie Hungersnoth, weil es dort in drei Jahren nicht geregnet hatte. Am 7. September erreichten sie Cap Coast, wo sie Brenn-Material und zehn Kroemen**) einnahmen, setzten dann ihre Reise fort und berührten Liberia, die bekannte Neger-Kolonie am Flusse St. Paul, um sich mit Holz zu versorgen. Herr Laird glaubt, daß diese Kolonie ihren Zwecken nicht entspreche: die Bewohner sind nach ihm nichts weniger als freiwillige Auswanderer; sie sagten vielmehr, man habe sie unter falschen Vorwänden fortgelockt. Am 6. Oktober ankerten sie vor dem Holländischen Hafen Axim. Der Statthalter war der einzige Europäische Bewohner; seine Garnison bestand aus einem Korporal und fünf Gemeinen, die ihm, wie er versicherte, mehr zu schaffen machten, als die ganze übrige Bevölkerung. Die Art, wie er das Recht handhabt, ist echt Holländisch: wird Jemand bei ihm verklagt, so schickt er seinen Stock in das Dorf, wo der Beleidiger wohnt. Der Bote pflanzt den Stock in die Erde, und der Beleidiger muß eine halbe Unze Gold bezahlen; weigert er sich dessen, so schickt ihm der Statthalter seinen Hut und verlangt eine ganze Unze. Respektirt der Beleidiger auch den Hut nicht, so schickt der Statthalter seinen Degen und steigert so die Forderung auf zwei Unzen.

Im Dezember erreichte die Expedition Attah. Unterdeß häuften sich Entbehrungen und Krankheiten; es fehlte beständig an Brenn-Material, das man nicht immer ohne viel Ungemach und Zeitverlust herbeischaffen konnte, und die giftigen Dünste aus den benachbarten Sümpfen wirkten so nachtheilig auf die Gesundheit, daß noch vor Ende Dezembers ein Dutzend Leute von der Mannschaft des „Quorra", mit Einschluß des Capitains, ihre Opfer wurden.

Der König von Attah gilt für einen der mächtigsten Fürsten zwischen der Seeküste und Fundah. An der Protection eines solchen Mannes mußte Herrn Laird und den Seinigen natürlich viel gelegen seyn; aber die Versprechungen barbarischer Völker verdienen wenig Glauben, und am wenigsten, wenn es Afrikanische Barbaren sind.

Die Bewohner der Ufer des Nigers haben einen regen Geist und lieben den Handel außerordentlich. Männer, Frauen und Kinder nehmen Theil daran. In Bocqua wird alle zehn Tage ein großer Markt gehalten, der jedesmal drei Tage anhält und von sehr entfernt wohnenden Kaufleuten besucht wird. Die Handels-Artikel sind: einheimische Tücher, Rosenkränze, Elfenbein, Reis, Strohhüte und Sklaven. Für den Ertrag derselben kauft man Europäische Industrie-Artikel, besonders Spanische und Portugiesische. „Ungefähr 25 Kanoe's", sagt Herr Laird, „fuhren alle zehn Tage bei uns vorüber, und jedes enthielt 40 bis 60 Personen." Alle diese Kanoe's kamen nur aus Einer Richtung.

Man fragte auf diesen Märkten hauptsächlich nach rothem Tuche, Sammet und Rosenkränzen aus falschen Korallen; nächst diesen Artikeln wurden Spiegel und Tabaks-Dosen von Venetianischer Arbeit am meisten gesucht. Die Art, wie der Handel von Statten geht, ist eine harte Probe, selbst für Englische Geduld. Ein Elephanten-Zahn hat gewöhnlich vier oder fünf Besitzer, und da Jeder derselben von seinen Theilnehmern unabhängig handelt, so wird auch die Waare gewöhnlich vier- oder fünfmal an Bord gebracht, bevor man sie wirklich verkauft. Der Käufer thut am besten, wenn er ein- für allemal die Hälfte von dem verlangten Preise bietet. Die Kaufleute aus dem Oberlande ließen ihre Geschäfte zumeist durch einen Mäkler, Namens Mallam Cantab, einen Bewohner von Addakudda, besorgen und zahlten ihm regelmäßige Kommissions-Gebühren; der alte Spitzbube wurde aber in der That von beiden Theilen honorirt. Erst nach einiger Zeit entdeckte Herr Laird, daß dieser Mißbrauch herrschend war.

Der Indigo ist zu vier Fünftheilen unbrauchbar und kann in seinem gegenwärtigen Zustande nicht als Handels-Artikel betrachtet werden. Wachs in Kuchen fanden unsere Reisenden nicht vor; aber die Menge des Honigs läßt darauf schließen, daß man bedeutende Quantitäten Wachs gewinnen könnte. Die Eingeborenen kennen den wahren Werth des letztgenannten Artikels noch nicht. Nur wenige Strauß-Federn bot man ihnen zum Kaufe, und diese wenigen waren von schlechter Qualität. Der Preis eines Leoparden-Felles beträgt 2500 bis 3000 Cauri's.

Auf ihrer weiteren Fahrt kamen unsere Abenteurer in den Scharp oder Tschadda und steuerten nach Fundah zu. Im April erreichten sie die Hauptstadt und fanden bei dem König freundliche Aufnahme. Auch hier zeigte das Volk nicht ganz gemeine Anlagen; es besitzt Scharfsinn und Unternehmungs-Geist. Die Entfernung von Fundah bis zum See Tschad kann nicht bedeutend seyn; denn man versicherte Herrn Laird, daß ein Kanoe diese Strecke in zwölf Tagen zurücklege.

Der Bericht des Herrn Oldfield ist nicht weniger interessant. Er befand sich auf dem „Alburka", wo die Sterblichkeit geringer war, als auf dem „Quorra", von der Mannschaft des ersteren starben 15, von der des anderen 24 Personen. Die Zahl der Ueberlebenden auf beiden Schiffen betrug in Allem nur neun Mann.

Alles, was unsere Kenntniß von dem Afrikanischen Kontinent bereichert, muß uns willkommen seyn; und ohne Zweifel ist die Dampfboot-Expedition in dieser Beziehung nicht fruchtlos gewesen. Da unsere Abenteurer jedoch hauptsächlich kaufmännische Vortheile im Auge hatten, so ist der merkantilische Theil auch der werthvollste im ganzen Buche.

Herr Oldfield bekennt sich entschieden zu der Meinung, daß man nur durch den Niger*) in das Innere von Afrika eindringen könne. Er will an diesem Flusse eine Reihe Britischer Stationen errichtet, den Sitz der Regierung von Sierra Leone nach Fernando Po verlegt und die Communication mit dem Inneren von jenem Punkte aus vermittelst Dampfböten unterhalten wissen. Jede Station sollte, nach seinem Vorschlag, ein Capitain mit zwei Subalternen und einer Compagnie des Afrikanischen Corps besetzen. Freigelassene Westindische Neger müßten in der Nachbarschaft derselben sich ansiedeln und in ihren ökonomischen Bestrebungen Schutz finden. Nach und nach könnten diese Stationen vom Niger, der ganz West-Afrika beherrscht, bis zum Scharp, der bis 23° östlicher Länge schiffbar seyn soll, ausgedehnt werden; und auf solche Weise würde ein Verkehr mit den unbekannten Ländern zwischen Niger und Nil eröffnet.

Mannigfaltiges.

— Schiller's Dramen in England. Derselbe Englische Kritiker in der Edinburgh-Review, dessen Bewunderung Deutscher Uebersetzungen wir letzthin kennen lernten, äußert sich folgendermaßen über die bisher in England erschienenen Bearbeitungen Schillerscher Werke: Von Goethe's Faust besitzen wir zwar schon so viele Uebersetzungen, daß wir aufgehört haben, sie zu zählen; gleichwohl ist in allen zusammen noch nicht so viel Gutes, daß sich daraus eine Zusammenstellung machen ließe, die alle Anforderungen befriedigte. Die einzige poetische Uebersetzung aus dem Deutschen, die bis jetzt ein Eigenthum der Englischen Literatur geworden, möchte der „Wallenstein" von Coleridge seyn. Aber so trefflich diese Uebersetzung auch im Ganzen seyn mag, wird sie doch durch einzelne Flecken, Ungleichheiten und hin und wieder auch durch falsche Auffassungen oder durch Aenderungen des Wortsinnes, was eine aufmerksamere Feile mit geringer Mühe hätte verbessern können, verunziert. Noch auffallender aber ist, daß einige der trefflichsten Stellen des Originales in der Uebersetzung ganz fehlen. Coleridge hat sein Stück freilich nach einer Handschrift übersetzt, und Schiller mag, bevor er es drucken ließ, noch manche Aenderung mit seinem Drama vorgenommen haben; dieses könnte jedoch nur kleine Abweichungen rechtfertigen, während Coleridge ganze Musterstellen, wie z. B. in der Scene zwischen Wallenstein und Max Piccolomini im dritten Akt und in dem trefflichen Monologe Thekla's im vierten Akt, weggelassen hat. Die schöne Stelle, welche mit den Worten anfängt:

Mein! auch für mich war jener Lorbeerkranz,

bis zu dem Ausrufe:

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

zusammen zwanzig Zeilen, hat Coleridge durch fünf unbedeutende Zeilen wiedergegeben.**) — Doch, wie gesagt, aller dieser Fehler ungeachtet, ist Coleridge's Wallenstein eine gute Uebersetzung und zugleich ein edles Englisches Gedicht. Außerdem ist aber kein anderes Schillersches Stück von der Art übersetzt, daß man dadurch auch nur einen entfernten Begriff von den Schönheiten des Originals erhielte. Wir haben mehr als Eine Uebertragung des „Wilhelm Tell" schon gelesen, aber von der frischen, kräftigen Schweizer-Natur dieses Stückes — des einzigen bisher gelungenen Versuche, den Helvetischen Freiheitskampf in eine poetische Form zu bringen, weil darin nicht mit falscher Sentimentalität über heutige Ideen deklamirt wird, sondern die Landleute in ihrer Natürlichkeit auftreten — davon hat der Englische Leser bisher noch nichts erfahren. Eben so wenig haben wir in den Uebersetzungen der „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans", die wir besitzen, von dem würdevollen energischen Charakter der Ersteren und von dem romantischen Hauch, der über der Letzteren weht, etwas entdecken können. Beide sehen noch erst einer tüchtigen Bearbeitung entgegen.

---

*) Narrative of an Expedition into the Interior of Africa etc. (Bericht über eine Reise in das innere Afrika auf dem Flusse Niger, in den Dampfschiffen „Quorra" und „Alburkah", während der Jahre 1832, 1833 und 1834.) Herausgegeben von Macgregor Laird und R. Il. R. Oldfield, den überlebenden Offizieren der Expedition.

**) So heißen bekanntlich diejenigen Eingebornen der dortigen Afrikanischen Küsten-Gegend, die sich durch ihre besondere Geschicklichkeit als Seeleute und durch eine gewisse Industrie auszeichnen.

*) Der Strom, den die beiden Berichterstatter in ihrem Werke immer noch als „Niger" bezeichnen, führt diesen Namen nur mißbräuchlich, da, nach neueren Feststellungen, der Niger der Alten damit gar nicht zu verwechseln ist. Lander nennt diesen Strom, dessen Mündung und Lauf er zuerst entdeckte, den „Quorra", weshalb auch eines der beiden Dampfboote diesen Namen erhalten hat.

**) Die Stelle lautet in Coleridge's Uebersetzung:

„For me, too, was that laurel garland twined
That decks his bier. Life is an empty casket,
I throw it from me. Oh! my only hope
To die beneath the hoofs of trampling steeds!
That is the lot of heroes upon earth!"

wobei besonders das „heroes" als eine Verhaußhornung erscheint.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Mittwoch den 16. August 1837.

Frankreich.

Der Salon der Herzogin von Mazarin.

Von der Herzogin von Abrantes.*)

. . . . Die Herzogin von Mazarin, eine der vornehmsten Frauen am Hofe Ludwig's XVI., war zwar schön, aber zu stark und dabei im höchsten Grade ungraziös. Sie hatte von Natur ein sehr rothes, volles Gesicht; daher konnte man gewiß seyn, sie gerade an Tagen, wo sie die meiste Farbe hatte, in einem hell rosa oder himmelblauen Kleide bei Hofe erscheinen zu sehen. Dennoch war diese geschmacklose Art, Toilette zu machen, noch nicht die lächerlichste ihrer Gewohnheiten; das Ameublement und die ganze Einrichtung ihres Hotels war prächtig und elegant, aber unpassend und schlecht geordnet; auch spottete man in Paris viel über die unglückliche Sucht der Herzogin, Alles falsch und ungeschickt anzufangen. Die Marschallin von Luxembourg (frühere Herzogin von Boufflers), deren guter Geschmack und feiner Ton damals so allgemein bekannt war, konnte der Frau von Mazarin ihre ungraziösen, schlechten Manieren nicht verzeihen. „Die arme Frau!" sagte sie einst von ihr; „sie hat bei ihrer Geburt alle Gaben, mit denen die Feen ein menschliches Geschöpf beglücken können, in reichem Maße erhalten; doch man vergaß damals, die boshafte Fee Guignon-Guignolant einzuladen; diese aber rächte sich für die Vernachlässigung und beschenkte das Kind mit der Gabe, Alles verkehrt zu machen." Als eine Dame einst in Gegenwart der Frau von Luxembourg das frische, blühende Aussehen der Herzogin rühmte, sagte jene lächelnd: „Sie nennen diese Röthe Frische? nun gut, ich gebe zu, daß es so sey; aber sagen Sie mir nur nicht, sie blühe wie eine Rose, denn ihre Farbe gleicht ja viel mehr der des frischen Fleisches, als der jener zarten Blume." . . . . Die Herzogin hatte kostbare Diamanten. Einst ließ sie sich zu einer großen Hof-Fête ein Paar prachtvolle Ohrgehänge fassen, die aber so lang und schwer waren, daß sie die Ohren der armen Frau um einen Zoll breit herunterzogen; an jenem Abend sagte Herr von Ayen von ihr, daß sie einem Lüstre gliche . . . . Auch ihre Soupers waren vortrefflich und delikat, ihre Tafeln immer mit den seltensten, ausgesuchtesten Speisen besetzt; sie hatte die besten Köche von Paris; aber auch hierbei selbst zeigte sie eine unglückliche Sucht, die oft Herrn von Lavaupalière (jenen berühmten Gourmand) in komische Verzweiflung setzte: die Speisen mußten nämlich auf den Schüsseln so künstlich umhüllt und versteckt aufgetragen werden, daß keiner der Gäste entdecken konnte, was er eigentlich essen werde, bis sein Theil vor ihm auf dem Teller lag. Herr von Lavaupalière sprach niemals ohne eine Art von lächerlichem Zorn von diesen Fêten der Herzogin; denn er mußte doch eingestehen, daß sie übrigens vortrefflich wären. Natürlich konnten auch diese unglücklichen Soupers nicht dem Spotte der beau monde von Paris entgehen, und Herr von Bièvre sagte einst, daß Frau von Mazarin zwar keine Bälle mehr gebe, weil sie viel zu stark wäre, um selbst zu tanzen, daß sie sich aber durch ihre maskirten Soupers dafür schadlos zu halten suche. Aber trotz aller ihrer lächerlichen Gewohnheiten hatte die Herzogin doch sehr viel Geist; ich kannte mehrere Personen, die mit ihr sehr befreundet waren und die liebenswürdigsten Briefe von ihr aufzuweisen haben; sie galt sogar für boshaft und beißend; aber ihr fortwährendes Guignon mußte ihr doch wohl endlich eine gewisse Bitterkeit einflößen, die dann für Bosheit und Medisance gehalten wurde. Uebrigens war ihr Haus der Sammelplatz für die elegante große Welt von Paris; man lachte zwar über die Fêten, die sie gab, besuchte sie aber doch gern, und dann lag in den Scherzen, die man sich über sie erlaubte, nichts muthwillig Beleidigendes oder Boshaftes, denn Alle, die sie näher kannten, achteten und liebten die Herzogin.

Es war um die Zeit, als der verstorbene König von Dänemark sich in Frankreich aufhielt und die ganze vornehme Welt von Paris sich beeiferte, die Gegenwart des hohen Reisenden würdig zu feiern. Dieser war höflich und graziös, zeigte sich unendlich dankbar für die gastliche Aufnahme, die ihm in der Hauptstadt ward, und schien vorzüglich über den großen Luxus, der damals am Französischen Hofe herrschte, verwundert, da er an die größte Einfachheit in seinen Umgebungen gewöhnt war. Der König und die ganze Königliche Familie hatten ihn nicht nur mit liebenswürdiger Höflichkeit und den feinsten Schmeicheleien, sondern auch mit glänzender, fast betäubender Pracht empfangen. Vorzüglich glücklich fühlte er sich über die Lobsprüche, die ihm von allen Seiten gespendet wurden; doch hatte er dabei das Unglück, sehr wenig Französisch zu verstehen.

Unter der Zahl derjenigen Personen, die dem Könige von Dänemark große Fêten gaben, darf auch die Herzogin von Mazarin nicht vergessen werden. Indessen beeilte sie sich nicht eben sehr damit, denn sie hatte in demselben Winter schon sehr viele Feste in ihrem Hause veranstaltet, und dann fürchtete sie auch, wieder irgend eine neue Ungeschicklichkeit zu begehen; die arme Frau kannte ja das Unglück, das sie so beständig verfolgte. Eines Abends, als die Herzogin eben von dem kleinen Kreise der Auserwählten, die sie ihre wahren Freunde nannte, umgeben war, ward die Marschallin von Luxembourg gemeldet. Obgleich Frau von Mazarin diese Dame nicht liebte, weil sie wohl wußte, was sie einst von ihr gesagt, war sie doch höflich und zuvorkommend gegen sie, wenn die Marschallin sie besuchte, und nahm sie auch jetzt mit außerordentlicher Freundlichkeit auf. Bald fanden sich auch noch mehrere Gäste ein, und die Bedienten meldeten schnell nach einander den Marquis von Lavaupalière, die Damen von Serrant, Berchini, Cambis, die Grafen von Coigny und Guines, den Chevalier von Jaucourt, den man wegen seines runden, vollen und bleichen Gesichtes „claie de Lune" nannte, und noch mehrere andere Herren und Damen, die zu den Soiréen der Herzogin Zutritt hatten. Das Gespräch fiel bald auf die vielen Festlichkeiten, die zu Ehren des Königs von Dänemark veranstaltet wurden.

„Was denken Sie denn zu machen?" fragte die Marschallin von Luxembourg die Herzogin. — „Gar nichts", erwiederte diese; „ich habe in diesem Winter schon drei Bälle, ein Konzert und so viele große Assemblees gegeben; auch denke ich noch an mein ländliches . . . ." Hier brach sie kurz ab, denn die Erinnerung an ihr ländliches Fest erschreckte sie wie ein Gespenst. — „Ach ja", sagte Frau von Cambis, „Sie sprechen von Ihrer Hirten-Fête . . . . sie hat freilich eine unglückliche Wendung genommen; aber was für eine sonderbare Idee war das auch von Ihnen . . . ." — „Wie so denn?" erwiederte die Herzogin; „Sie und Frau von Luxembourg waren es ja eben, die mir diesen Rath gegeben haben." — „Ich glaube, Sie irren, Frau Herzogin!" — „Nein, gewiß nicht", erwiederte diese. — „Frau von Mazarin hat vollkommen Recht", sagte die Marschallin von Luxembourg ruhig und kalt, „wir selbst haben sie darum gebeten; aber wir gaben ihr doch wahrlich nicht den Rath, in ihrem Salon die Hammel, wie auf einer Wiese, loszulassen; und welch ein Salon war das!" — Die Marschallin warf einen spöttischen Blick auf die großen Spiegel, welche die Hintewände der rund um den Saal laufenden Nischen bildeten und von dem vergoldeten Plafond bis auf den getäfelten Fußboden herabreichten. Diese Spiegel waren alle in breite Bronze-Rahmen gefaßt, von denen einige noch die sichtbaren Spuren der vor kurzem dort angerichteten Verheerung trugen. Und in der That war derselbe Saal vor einigen Wochen der Zeuge eines tragi-komischen Abenteuers gewesen.

Die Herzogin von Mazarin war nämlich wirklich von den Frauen von Luxembourg und Cambis auf die Idee gebracht worden, mitten im Winter ein ländliches Fest zu geben. Die Absicht dieser beiden Damen mag durchaus nicht schlecht gewesen seyn; aber die Herzogin kam auch hier wieder auf einen bizarren Einfall, der dem Feste eine bald lächerliche, bald unglückliche Wendung gab. Sie ließ nämlich ein Kabinet, das am Ende des großen Saales lag, mit Laubwerk, Blumen und Gesträuch so reich garniren, daß dasselbe einer anmuthigen Laube glich; dann mußte einer ihrer Leute von dem nächsten Gute zwölf schöne, mit weicher, krauser Wolle bedeckte Hammel holen; die unglücklichen Thiere wurden in ein Seifbad gesteckt, gewaschen, parfümirt, mit rosa Bändern und Schleifen geschmückt und in das dem Kabinette zunächst liegende Zimmer gesperrt. Hier sollten sie bis zu dem Augenblicke bleiben, wo eine der Frauen der Herzogin, als Schäferin, und einer ihrer Kammerdiener, als Schäfer gekleidet, die Heerde vorführen und sie bei den Tönen der ländlichen Sackpfeife, die im Kabinette hinter einer großen Spiegelwand geblasen werden sollte, durch den Saal bei der Gesellschaft vorüberdefiliren lassen würde. — Alles dieses war nun sehr gut ausgedacht, aber wie es gewöhnlich im Hotel Mazarin der Fall ist, um so schlechter angeordnet und vorbereitet. Erst am Tage des Festes erinnerte man sich, daß zu einer Heerde auch ein Hund gehöre, und da kein anderer eben bei der Hand war, nahm man einen großen Hofhund, steckte das Thier in ein Seifbad, parfümirte es wie die Hammel und sperrte

*) Nach dem Beispiele der Madame Sophie Gay hat die Herzogin von Abrantes eine Zusammenstellung der berühmtesten Salons ihrer Zeit versucht und diese in zwei Bänden unter dem Titel Les salons de Paris herausgegeben. Sie hat damit eine Art von historischer Uebersicht verbunden, indem sie mit der Zeit Ludwig's XVI. begann, dann zur Revolution, zum Direktorium und zur Kaiserzeit überging und endlich mit der Restauration und der Gegenwart schloß. Eine genaue Charakteristik dieser Epochen dürfen wir freilich in einem solchen Werke nicht erwarten. Aber auch die Medisance und das Kaffe-Geschwätz können zuweilen dem geübten Beobachter Aufschlüsse über Dinge ertheilen, die ihm gerade in streng historischen Werken ein Räthsel bleiben.

es dann zu der Heerde, damit es mit den seiner Leitung anvertrauten friedlichen Geschöpfen Bekanntschaft mache. Aber kaum hatte der Hund die Schwelle jenes eleganten Schafstalles betreten, so ließ er, wahrscheinlich von der Gesellschaft, die er dort antraf, wenig erbaut, ein dumpfes mürrisches Knurren hören, das den sanften, schüchternen Hammeln keinen geringen Schreck verursachte. Unglücklicherweise war die Thür, welche in das grüne Kabinet führte, nur angelehnt; der Widder, der die Heerde leitete, stürzt aus dem Zimmer, und kaum wird der Anfang gemacht, so bleiben die übrigen auch nicht zurück, sie folgen dem Bocke und laufen in bunter Unordnung in den großen Saal, wo die Herzogin eben, als Schäferin gekleidet, aus allen Kräften tanzte und mit Ungeduld auf den idyllischen Zug wartete.

Als die armen Thiere sich so mitten in der geputzten Menge, von ungewohntem Lärm und glänzenden Lichtern umgeben sahen, als sie nun gar eine zweite, sie anbildende Heerde in den Spiegeln zu erblicken glaubten, wurden sie wüthend: der Bock stürzte sich wie rasend auf seinen vermeinten Gegner und lief mit den Hörnern gegen ein kostbares Spiegelglas, das klirrend in Stücke sprang; die armen Thiere, dadurch noch scheuer gemacht, warfen sich auf die Frauen und verwehrten den Lärm und die Unordnung in solchem Grade, daß man hätte glauben können, das Hotel Mazarin sey mit Sturm genommen worden.... In das Blöken der Schafe mischte sich das Angstgeschrei der Frauen, die noch froh seyn konnten, wenn sie nur mit zerrissenen Kleidern davon kamen; denn einige waren schon von den Hammeln zu Boden geworfen worden. Endlich gelang es der vereinigten Macht aller Domestiken des Hauses, Meister der widerspenstigen Heerde zu werden, und schon fingen sie an, die Thiere in ziemlich guter Ordnung abzuführen, als mit einem Male der Hund, der in dem leeren Zimmer geblieben war und sich wahrscheinlich in seiner Einsamkeit ennuyirt hatte, an der Saalthür erschien. Kaum erblickten die Schafe das dicke, große Thier mit seinem plumpen Kopfe, als sie aufs neue scheu wurden und nun Hals über Kopf sich durch eine andere Thür in den Garten retteten. Dort ergriff sie eine Art von Raserei, sie stoßen nach allen Seiten hin, und es dauerte eine volle Stunde, ehe es den Bedienten gelang, ein einziges zu fangen.... Das war das angenehme Fest, das die Herzogin ihren Gästen bereitet hatte; am anderen Morgen zirkulirten in Paris tausend Spottlieder über sie und ihre „fête villageoise", man sang sie nach allen Tonarten und sie lieferten zu den Weihnachts-Liedern desselben Jahres reichen Stoff.... Man kann sich nun wohl denken, wie erfreulich die Erinnerung an jenen denkwürdigen Abend für die Herzogin war. —

„Meiner Treue", sagte der Marquis von Lavaupalière, „ich sehe nicht ein, warum Frau von Mazarin Sr. Dänischen Majestät nicht ein recht schönes Diner geben sollte; nach Tische könnte sie ihn ja durch eine Partie Pharo oder Quinze amüsiren." — „Nein, nein, lieber einen Ball", rief der Chevalier von Jancourt. — „Aber er tanzt ja nicht", sagte Herr von Lavaupalière. — „Was thut das?" erwiederte Jancourt, „so tanzen wir für ihn." — „Nicht doch", unterbrach die Herzogin von Mazarin, „man muß etwas Neues ersinnen, um ihn zu amüsiren. Hat man schon irgendwo vor ihm Komödie gespielt?" — „Wie? wollen Sie etwa als Schauspielerin auftreten?" fragte die Marschallin. — „Welche Idee", erwiederte die Herzogin, „ich ganz gewiß nicht; denn mir hat es immer an Gedächtniß gefehlt; ein einziges Mal in meinem Leben sollte ich einen Glückwunsch an meine Großmutter auswendig lernen, und ich denke jetzt noch mit Schauder an die Mühe und Thränen, die er mich gekostet hat: nein, ich spiele nicht; aber ich werde ihm einen besseren Genuß zu verschaffen suchen." — „Und welchen denn?" fragte Frau von Cambis neugierig. — „Das ist mein Geheimniß", sagte lächelnd die Herzogin. — „Ich bin jetzt ganz ruhig", flüsterte die Marschallin v. Luxembourg Hrn. v. Lavaupalière zu; „wir haben sie dazu bewogen, eine Fête zu geben, und ich bin überzeugt, wir werden Stoff zum Lachen finden." — „Wie boshaft Sie sind, Madame", sagt Lavaupalière eben so leise; dann entfernte er sich, ein Liedchen trillernd, eine Gewohnheit, die er immer an sich hatte, wenn er sehr heiter oder sehr verstimmt war. — Der Marquis von Lavaupalière war übrigens ein vortrefflicher Mann, obgleich er keine ausgezeichnete Geistesgaben hatte; er war gutmüthig, zuvorkommend und ein liebenswürdiger Gesellschafter. Er spielte gern und viel; wenn er dem Könige von Dänemark eine Fête gegeben hätte, so würde er sie beim l'Hombre-Tisch eröffnet und an der Pharobank beschlossen haben; denn niemals waren Hazardspiele mehr in der Mode, als zu jener Zeit. Da er durch Geburt und Rang ausgezeichnet war und sich fortwährend in den höheren Kreisen der feinen Welt bewegte, so hatte er noch in sohem Alter die lebhaftesten Erinnerungen aus dem Hofleben jener Epoche; er erzählte gern und viel davon, niemals aber ward er eifriger und amüsanter, als wenn er über das Verdienst irgend einer Familie sprach und mit dem größten Feuer den Koch oder Haushofmeister derselben rühmte. Frau von Mazarin war in seinen Augen eine der ausgezeichnetsten Frauen, die seit Ludwig XIV. in der großen Welt aufgetreten waren, nur warf er ihrem Koche vor, daß dieser die Speisen zu versteckt auftrage. Da er aber wohl wußte, daß das nur nach dem Wunsche der Frau vom Hause geschehe, so nannte er diesen etwas bizarren Gebrauch „eine kleine Eulenspiegelei der Herzogin", die ihre Gäste gern mit etwas Unerwartetem überrasche.

Der zu dem Feste der Herzogin von Mazarin bestimmte Tag rückte heran. Diesmal glaubte die arme Frau gewiß, vor jeder Fatalität sicher zu seyn; es sollte Alles aufgeboten werden, um den hohen Gast würdig aufzunehmen, und in der That waren die Vorbereitungen, die sie getroffen, so vortrefflich geordnet, das ganze Hotel war mit so außerordentlich vielem Geschmacke zu dem wichtigen Tage verschönert worden, daß Jedermann an der Herzogin irre wurde und mit der größten Spannung das Fest erwartete.

Frau von Mazarin hatte den Ritter Gluck gebeten, ein ausgesuchtes Konzert für diesen Abend zu veranstalten, und die berühmtesten Virtuosen jener Zeit sollten vor dem Könige von Dänemark ihr Talent produziren. Der Winter ging zu Ende, und es gab schon eine Fülle jener zarten Frühlingsblumen, die in jedem Jahre angenehme Erinnerungen aus dem vergangenen zurückrufen. Die Zimmer und Säle im Hotel Mazarin waren anmuthig und geschmackvoll mit diesen Blumen geschmückt. Alles athmete dort eine gewisse elegante Einfachheit und einen reinen, guten Geschmack, an den man wahrlich sonst nicht gewöhnt war; die Herzogin von Mazarin schien unter der glücklichen Inspiration eines guten Geistes ihre Einrichtungen getroffen zu haben. An jenem Abend mußte wohl Jeder das unglückliche Abenteuer mit den Schafen und dem Neufundländischen Hunde vergessen; die Herzogin selbst strahlte im Glanz der Diamanten und der Schönheit, denn wenn sie nicht gar zu viel Farbe hatte, konnte man sie wirklich schön nennen, und erwartete ihren Königlichen Gast mit einem Selbstvertrauen, das sie schon lange nicht empfunden hatte. Die arme Frau hatte ja Alles so vortrefflich vorbereitet! — Bald füllten sich ihre Säle mit der Elite der vornehmen Welt und mit allen ausgezeichneten Männern und Frauen, die aus fremden Ländern und von befreundeten Höfen nach Paris gekommen waren. — Endlich ward der König von Dänemark gemeldet. Die Herzogin ging oder lief ihm vielmehr entgegen und führte ihn nach dem prachtvoll dekorirten Konzertsaal, wo 200 Damen, in der elegantesten Toilette, vom Glanz der Diamanten strahlend, den hohen Gast, für den der Ehrenplatz aufbewahrt war, erwarteten. Die Wände dieses Saales bestanden nur aus Spiegeln, die mit reichen vergoldeten Rahmen umgeben waren und das Licht von tausend Wachskerzen zurückwarfen; eine Fülle der schönsten Blumen verbreitete lieblichen Wohlgeruch rund umher, und der hohe Gast glaubte sich in ein Feenschloß versetzt, als er eintrat.

Der König kannte und liebte gute Musik. — Man kann sich also wohl denken, welchen Eindruck der Gesang Jelliottes und dieses ganze, von Gluck zusammengesetzte und selbst dirigirte Konzert auf ihn machen mußte. Er war entzückt, bezaubert und konnte nicht aufhören, zu wiederholen, daß er niemals, nein, niemals etwas so großartig Herrliches gehört habe, und die Herzogin fühlte sich so unendlich glücklich, daß ihr Thränen in die Augen traten. Sie war ja an keinen so glänzenden Erfolg ihrer Bemühungen gewöhnt, die arme Frau! — „Alles dieses ist noch nichts", flüsterte sie einigen ihrer Freundinnen zu, „Se. Majestät wird heute noch einen ganz anderen Genuß haben; nur Geduld, Geduld!"

Als das Konzert zu Ende war, stand die Herzogin auf und fragte den König, ob es Sr. Majestät gefällig sey, sich in den Schauspielsaal zu begeben; der König reichte ihr die Hand, verließ seinen Platz, und die ganze Gesellschaft folgte ihnen nach einem reizenden, runden Salon, der von den Architekten der Herzogin, nach der eigenen Zeichnung derselben, in ein Theater umgewandelt werden. Ein allgemeines Ach! der Bewunderung ertönte, als das elegante Publikum in den geschmackvoll dekorirten Saal trat; denn eine solche Pracht hatten die Meisten noch nie gesehen. — „Aber mein Gott, was ist denn der Fee Guigneu-Guignolant begegnet?" sagten Einige leise. „Sollte sie sich mit der Herzogin versöhnt haben?".... Die Marschallin von Luxembourg und Frau von Cambis waren die Einzigen, die nicht ganz befriedigt schienen. — „Es giebt hier kein Vergnügen für uns", sagte jene; „denn man amüsirt sich."

Der König wußte sich nur sehr unvollkommen und gebrochen in der Französischen Sprache auszudrücken; aber er hatte in seinem Gefolge einen Dänischen Edelmann, der so geläufig Französisch sprach, als ob er in der Straße St. Dominique geboren wäre. So lange dieser Herr in der Nähe seines Königs war, gerieth die Unterhaltung nie in Stocken; aber wenn er sich unglücklicher Weise entfernte oder sein Dolmetscher-Amt nicht geschickt verwalten konnte, verfinsterte sich augenblicklich der Horizont, und auf diesen Augenblick hatte die Fee Guigneu gewartet, um ihr altes Recht wieder geltend zu machen.

Damals lebte ein Mann in Paris, der in seinem bunten Rocke die große Menge eben so anlockte, wie Le Kain in seinem Kostüm als Dschengis-Khan; es war Carlin Bertinazzi, ein berühmter Mime, der in jener Zeit sehr in Mode war und allgemeines Aufsehen erregte. Die Herzogin von Mazarin, der seine Vorstellungen außerordentlich gefielen, setzte voraus, daß diese auch ihren Gast, den König, amüsiren müßten, und das war eben jenes große Geheimniß, das sie so wohl zu bewahren wußte. Sie hatte Carlin rufen lassen und ihm, ohne weitere Erörterungen, gesagt, daß sie gern eines seiner hübschesten Stücke, worin er am besten spiele, in ihrem Hotel vorstellen lassen wolle; übrigens erwähnte sie dabei durchaus nicht des Königs von Dänemark, weil sie mit Recht voraussetzte, daß Bertinazzi schon, um sie zu befriedigen, sein Möglichstes leisten würde. Der mimische Künstler wählte das Stück, in dem er die Rolle des „Arlequin als lahmer Barbier" gab, weil es eine seiner dankbarsten Partieen war; die Herzogin wußte, daß der König noch gar nichts von Carlin gehört hatte, so war sie sehr zufrieden damit und ließ alle zu der Vorstellung nöthige Vorbereitungen treffen.

Nun muß ich meine Leser zur Erklärung des Folgenden noch einmal darauf aufmerksam machen, daß der König von Dänemark sehr wenig Französisch verstand, und daß er seit seiner Ankunft in Frankreich daran gewöhnt war, nicht nur an den Thoren der Städte, sondern auch in Palästen und Schlössern die lächerlichsten, abgeschmacktesten Komplimente und Lobeserhebungen zu hören: kaum öffnete man die den Mund, um ihn anzureden oder in seiner Gegenwart irgend etwas verzutragen, so stand er auf und grüßte, und da er nun überdies sehr höflich war, so kann man wohl denken, wie viel Verbeugungen er in einem Tage verschwendet hat!

Carlin war in der Rolle des Arlequin wirklich unübertrefflich; aber nie hatte er so gut gespielt, wie an diesem Abend. Alles, was er sagte, hatte eine so komische Wendung; seine Lazzi's waren so drollig, daß der Saal vom lauten Beifallklatschen der Zuhörer wiederhallte. Kaum hörte es der König, so wandte er sich zu der Herzogin und verbeugte sich tief; er fing jetzt an, die beständig wiederholten Schmeicheleien, die

er von allen Seiten zu hören glaubte, sehr angenehm zu finden; denn man gewöhnt sich ja so schnell und gern an Alles, was uns Vergnügen macht. — Frau von Mazarin glaubte anfangs, der König sage ihr nur, daß Carlin vortrefflich spiele, und da sie in ihrem eigenen Hause war und ihm zu Ehren das Fest veranstaltet hatte, so dachte sie, Se. Majestät bedanke sich für den Genuß, den sie ihm verschaffe. Aber weit gefehlt! — Der Dänische Monarch glaubte, das Stück, worin Carlin spiele, sey ein zu seinem Lobe verfaßtes, wie die Prologe der Festlichkeiten, die man ihm im Temple, im Palais-Bourgogne und Versailles gegeben hatte; so oft also Bertinazzi durch sein komisches Spiel unter den Zuschauern eine lebhafte Bewegung des Vergnügens erregte, verbeugte sich der König gegen die Herzogin, um ihr zu danken. Dieser Irrthum war an jenem Tage um so verzeihlicher, da Carlin mit seinen Lazzi's und Calembourgs von dem fremden Monarchen unmöglich verstanden werden konnte; denn ihm entging ja sogar das Meiste, wenn Le Kain in Voltaireschen Tragödien spielte. Eine Zeit lang glaubte die Herzogin noch immer, die verbindlichen Grüße des Königs seyen nichts als Danksagungen; als sie aber das heimliche, schlecht unterdrückte Gelächter der Frauen von Luxembourg, Cambis und Brionne hörte, merkte sie, daß irgend etwas vorgehen müsse.

So lange die Vorstellung des unglückseligen Schauspiels dauerte, saß die Herzogin wie auf glühenden Kohlen; aber auch selbst mit dem Ende desselben sollten ihre Unannehmlichkeiten noch nicht aufhören. Der König konnte, auch nachdem der Vorhang gefallen, noch nicht müde werden, der Herzogin für die unendliche Güte, die sie gehabt, indem sie das reizende Stück aufführen lassen, zu danken. Dann wendete er sich zu den Frauen von Luxembourg und Brionne, die ihm zunächst saßen, und dankte ihnen, so wie allen anwesenden Damen, noch ganz besonders für das freundliche Wohlwollen und den Beifall, mit dem sie die Lobsprüche, die er doch so durchaus nicht verdiene, aufgenommen. Frau von Brionne, die schöne Geliebte des Herrn von Louvois, antwortete nur durch eine stumme Verbeugung; die Marschallin von Luxembourg verneigte sich zwar auch, aber konnte sich nicht enthalten, noch mit einem verstellt bescheidenen Tone hinzuzufügen: „O, Ew. Majestät sind zu nachsichtig; Sie haben wirklich nicht Ursach, zu danken." — Der König lächelte mit selbstgefälliger Miene und erwiederte: „Wie unendlich gut sind Sie, Madame!" — „Sire", antwortete die Marschallin, „es ist heute das erste Mal, daß mir das gesagt wird."

England.

Wahl-Scenen und Volksleben in England.

(Schluß.)

Gegen Abend durchwanderte ich Market-Street und kam dahinter auf einen freien Platz, der noch keinen Namen hat und voll Schutt und Baugerüst liegt. Hier wurde ich Zeuge einer Scene anderer Art, die wie eine Episode neben dem großen Wahl-Drama berging. Funfzig Arbeiter, bleich und mager, standen im Halbkreise und sangen ein langsames, wehmüthig klingendes Lied, eine von den ernsten und traurigen religiösen Melodieen der Lutheraner. Um diesen Kreis schaarten sich unzählige Kinder, Mädchen und Knaben, halb nackt, in Lumpen, früh verkümmert und verdorrt, früh von den leeren Brüsten ihrer darbenden Mütter entwöhnt, ein herzzerschneidender Anblick. Die Frauen, abgemergelt und abgerissen, wie ihre Männer und Kinder, kamen dazu und mischten ihre schrillenden Stimmen in den Gesang; ein junger, dürftig, aber anständig gekleideter Mann dirigirte als Vorsänger den klagenden Chor. Als der Gesang zu Ende war, stieg ein alter Mann, hager und gelbbleich von Gesicht, aber von kräftiger Constitution, auf einen umgestürzten Wagenkasten; die Zuhörer schlugen die Arme über einander; der Redner hielt von seiner Bühne herab einen Vortrag voll Salbung und natürlicher, eindringlicher Beredsamkeit; er ermahnte das Volk zur Mäßigkeit, zur Besonnenheit und Gerechtigkeit, zur gegenseitigen Liebe und Unterstützung, zur Uebung aller Tugenden, und goß alle Schätze einer leider vielleicht unfruchtbaren Moral vor seinen Brüdern aus. Denn was diesem Vorgange fehlte, war doch die eigentlich religiöse Weihe und Erbauung. Der Auftritt hatte für mich etwas Ehrfurcht Erregendes, und nicht ohne tiefe Wehmuth im Herzen, nicht ohne Thränen im Auge ging ich davon.

Einige Stunden später, schon in dunkler Nacht, ging ich durch Brown-Street und hörte in der Nähe ein furchtbares Geschrei losbrechen, das mich an die Pariser Emeuten erinnerte. Man sagte mir, es würde eben ein großes Meeting im Hause der General-Assekuranz-Gesellschaft in derselben Straße gehalten. Eine dichte Volksmasse hielt alle Zugänge belagert, und mit der größten Mühe wand ich mich durch. Ein Englisches Volksgedränge ist zehnmal schwerer zu durchbohren, als ein Französisches: jede Gestalt steht eckig und in die andere eingekeilt da; Keiner macht auch nur einen Fuß breit Platz, wenn man ihn nicht wegstößt, und jeder Schritt will erkämpft seyn. Eine einzige Kutsche stand vor der Thür des Versammlungshauses, die nämlich, in welcher der Kandidat, Herr Poulett Thompson, gekommen war. Ueber eine finstere, gewundene, mit Leuten besetzte Treppe schlüpfte ich hinauf in den Saal. In demselben war dicke Finsterniß, und bei dem blechen Sternenlicht, das zwischen den Wolken hindurch zu den offenen Fenstern hereinfallen konnte, unterschied man nur eine ungeheure, fest zusammengeschobene Masse von Köpfen und Schultern, die mit aufgeregten Geberden hin und her fuhren, mit Armen und Händen in der Luft fochten und meine Ohren mit ihrem „Hurrah" und „Hussah" betäubten. Da sah ich den ersten rechten Wahlsturm. Herr Thompson, ein eifriger Whig, stand auf einem erhöhten Gerüst, harangirte die Versammlung und antwortete mit unermüdlicher Geistesgegenwart auf alle Interpellationen, die an ihn ergingen. „Ihr wollt die Anmaßung der Aristokratie bemeistern!" — Hurrah! — „Ihr wollt das Joch des Tory-Despotismus abschütteln!" — Hurrah! — „Ihr wollt die Reform!" — Dreimaliges Hurrah, wovon das Haus in seinen Grundvesten erbebte. Und aus dem Saale brauste der Lärm zu zehn offenen Fenstern hinaus dem Volke über die Köpfe und weckte ganz Brown-Street entlang ein brüllendes Echo in der Masse. Als es Mitternacht schlug, war der Redner noch nicht müde, zu sprechen, und das Volk noch bereit, ihm zu antworten.

Am nächsten Tage war ich Zeuge der Wahl zu Chester und Liverpool. Was kann man nicht Alles an Einem Tage sehen, wo es Eisenbahnen giebt. Chester ist eine wunderschöne Stadt, von grünen Wällen umgeben, hat eine herrliche Gothische Kathedrale und die schönsten Frauen in ganz England. Sie ist der Wohnsitz der Aristokratie aus ganz Cheshire und sieht fein und elegant aus wie ein Boudoir. Natürlich spielt der Torysmus hier den Meister und hat im Poll den Triumph davongetragen. Der Trost ist ihm zu gönnen, es hilft ihm doch Nichts mehr auf. In dem benachbarten Liverpool hat die konservative Partei diesmal gleichfalls den Sieg errungen; aber da gab es furchtbare Auftritte, ein wahres erbittertes Gefecht in den Straßen, einen blutigen Krieg der Faustschläge neben dem unblutigen der Vota. Um einen Mann, der auf dem Platze geblieben ist, streiten sich die Parteien: die Whigs sagen, er sey ein Whig, die Tories, er sey ein Tory gewesen; man hat den Mann begraben, und damit war es aus.

In Birmingham rückte vor mir her ein Regiment Dragoner in scharlachrother Uniform ein, um die Wahlfreiheit zu schützen. Die gewaltige Industrie-Hauptstadt war in voller Insurrection begriffen, fast alle Läden waren geschlossen, die Arbeiter sammelten sich auf den Straßen in drohenden Gruppen; Whigs und Tories überschütteten einander in unzähligen Flugblättern und Maueranschlägen mit bitteren Schmähungen und beißendem Spotte. Die Stadt war völlig in zwei feindliche Lager getheilt: auf dem einen Banner standen die Namen der Reform-Kandidaten Attwood und Scholefield, die Losung der anderen Partei war der Name des Tory Stapleton. Die Whigs führten in ihren Manifesten eine leidenschaftliche Sprache: „Freie Männer, erinnert Euch an die Blutbäder zu Manchester und Bristol, sie waren das Werk der Tories!" — Die Tories ihrerseits hatten einen gewaltigen Anschlag drucken lassen, so riesenhaft wie man noch keinen gesehen, der bloß aus drei Worten bestand: „Go at Stapleton!" Das „Go" war volle fünf Fuß hoch und dominirte mit seiner gigantischen Autorität dergestalt an allen Straßenecken, daß jeder Vorübergehende dabei stehen bleiben mußte. An einem Eckhause der Providence Buildings hing eine blaue Fahne zum Fenster heraus, zum Zeichen, daß hier das Central-Comité der Reformer seinen Sitz habe; hier gingen von Minute zu Minute Berichte über den Stand des Polls ein und wurden auf einer Tafel vor der Thür ausgehängt, um welche das Volk unten sich zum Ersticken drängte. Oben am offenen Fenster des ersten Stockes stand ein Mitglied des Comité und rief den jüngsten Stand der Stimmengebung laut auf die Straße hinunter, zu Nutz und Frommen derer, die nicht an die Tafel heran konnten. Eine fieberhafte Ungeduld bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung, als die fünfte Abendstunde und mit ihr der Schluß des Poll heraurückte; die ganze unermeßlich volkreiche Stadt war auf den Beinen, alle Herzen pochten vor Erwartung. Da endlich wurde unter Trompetenschall und lautem Zujauchzen der Volksmasse das Resultat proklamirt; die Reform-Kandidaten hatten mit einer Majorität von tausend Stimmen gesiegt, Attwood und Scholefield waren in's Parlament erwählt. Im Nu fiel aller Orten die aufgestellte Musik mit lärmendem Tusch ein, alle Knopflöcher schmückten sich mit Bändern in Englischer Nationalfarbe; ein Orkan von Hurrah's brach los und wälzte sich von der Eisenbahn hinauf bis zu der großen Stadthalle, dem Pantheon von Birmingham. Doch ging neben der lauten Freude eine dumpfe Besorgniß her; es gährte in den Volksmassen, und ich fürchtete blutige Scenen, wozu die Erbitterung der besiegten Partei und die Widersetzlichkeit gegen die bewaffnete Macht leicht führen konnte. Als die Nacht hereinbrach, wurden die Anzeichen immer drohender; es ließ sich kein Frauenzimmer auf der Straße sehen, alle Läden in den Handelsvierteln wurden geschlossen; die Polizeimänner gingen umher und ließen die Laternen von den Leuchtpfählen herunternehmen; kleine Volksgruppen zogen trotzig und murrend durch die Straßen. Einen Augenblick trat ich in das Hotel zum weißen Schwan ein und fragte die Leute, ob diese Bewegung vielleicht gefährlich werden könnte; man sah mich verwundert an, erwiederte mir lakonisch mit dem einen Worte: „Wir hatten Wahl", und der Wirth fuhr kaltblütig fort, seine Anordnungen zu treffen, ohne auch nur ein einziges Mal auf die Straße hinauszusehen. Ich schämte mich meiner Furchtsamkeit, verließ das Hotel und ging durch Newstreet auf den Markt hinab. Hier stand ein Haufen Volkes um die Statue Nelson's; man hatte dem bronzenen Helden ein blaues Band um die Schultern gehangen, und ein lauter Beifall ertönte, als man die Bildsäule mit dem Abzeichen der Whigs und Reformer prangen sah.

Gegen neun Uhr lockte mich ein gewaltiges Schreien und Toben, das von Newstreet herkam, wieder in die Straße zurück; es war, als stände ein ganzes wildes Heer auf einmal auf, Alles vor sich niederzuschlagen und zu verschlingen. Die ganze Straße lag in dichter Finsterniß. Einen Augenblick verweilte ich, erfreut und voll Bewunderung vor dem herrlichen, jüngst vollendeten, palastähnlich Gothischen Gebäude, das den schlichten Namen der „Elementar-Schule" (Grammar-School) führt; die Dunkelheit ließ seine massiven und gediegenen Formen doppelt imposant erscheinen. Der Strom der Menge faßte und zog mich die Straße hinauf bis zu einer freien Stelle, wo zwei Lichter über einem wogenden Meer von Menschenhäuptern durch die Nacht blinkten. Hier eröffnete sich eine Scene, die nimmermehr aus meiner Erinnerung schwinden wird. Es war ein Meeting nach der Wahl, unter freiem Himmel: auf der Bühne, wo die beiden Fackeln brannten, stand ein Mann mit grauen Haaren und redete zum Volke; dies war Scholefield; sein Kollege Attwood stand neben ihm und wartete, bis die Reihe zum

Sprechen an ihn käme. Die beiden Wiedergewählten, von den Mitgliedern des Reform-Wahl-Comité's umgeben, überschauten und beherrschten von ihrer Bühne aus ihr unermeßliches Auditorium; sie standen nämlich auf der großen Terrasse des Royal-Hotel, gerade unter dem Balkon, der mit dem Britischen Einhorn und Leoparden in Lebensgröße und in vollem Relief dekorirt ist. Scholefield hatte die linke Hand auf dem Wappenschilde von England ruhen, das in die Mitte des prachtvollen Geländers eingesetzt war; die erhobene Rechte gestikulirte lebhaft und mit Würde; er beschrieb dem Volke die Bahn, die er im künftigen Parlamente einzuschlagen gedenke, und bei jeder Phrase brach ein unbändiger Beifallssturm los, der von fern dem Toben eines wüthenden Volkskampfs glich, in der Nähe aber durchaus nichts Schreckendes hatte. Denn hart neben dem Royal-Hotel gingen die Leute ruhig ins Theater, um den „Irländer in London" spielen zu sehen, eine eben so absurde als derbe Posse, worin der Irländer, wie in vielen anderen Stücken, die Rolle des einfältigen Maß spielt, gepreßt wird und Schläge kriegt. Der Irländer muß herhalten und ausbaden, in der Komödie wie im Leben. Ein interessanter Zwischenfall unterbrach den Vortrag Scholefield's. Ein Dragoner-Offizier im schlichten Uniformrock hielt zu Pferde mitten im Gedränge; er trug weder Säbel noch Epaulette. Er hörte dem radikalen Redner lange mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit zu; aber bei einer allzuradikalen Phrase, die vom Balkon herab ertönte, gab er ein lautes Zeichen des Mißfallens. Ich meinte nicht anders, man werde ihn augenblicklich in Stücke reißen; er kam aber nicht aus der Fassung, richtete sich auf dem Pferde in die Höhe und rief den Aufgereizten kaltblütig zu: „So ist meine Meinung; darf ich nicht frei denken?" Plötzlich wandelte sich der Unwille in lauten Beifall, die Masse öffnete sich, um ihm Platz zu machen, und der geschiedte Offizier gelangte bis dicht unter die Terrasse, wo er ein energisches Hurrah! für Attwod und Scholefield ausbrachte. — Noch um Mitternacht war die Versammlung und waren die Reden in vollem Gange; es hatte sich gewissermaßen ein Dialog, eine politische Katechisation zwischen dem Volke und den Abgeordneten entsponnen, wobei die Fragen von unten, die Antworten von oben kamen. Noch stundenlang hörte ich aus meinem Zimmer, im Hotel zum Schwan, den Lärm der Volks-Versammlung, und man erzählte mir am anderen Tage, erst nach Sonnenaufgange habe sie ihr Ende erreicht.

Auch auf meinem Wege von einer Stadt zur anderen, an der Landstraße, in Flecken und Höfern, fand ich den Wahlkampf überall lebendig, überall durch Flugblätter und Anschläge an Bäumen, an Zäunen, auf der Impériale der Diligencen, auf der Uniform der Postillone, auf den Wirthshäuserschildern verkündigt. Einen überraschenden Eindruck machte auf mich das Dörfchen Old Woodstock in Oxfordshire. Es hat, ein vielleicht einziger Fall in ganz England, eine durchaus Französische Physiognomie; die Häuser, die Hecken, die Gärten, die Landschaft erinnern an Bourgogne oder die Normandie. Die Grafschaftswahl war eben vor sich gegangen; dreifarbige Fahnen flatterten aus den Fenstern, und auf dem Kirchplatze war ein Freiheitsbaum wohl funfzig Fuß hoch aufgerichtet: als wäre ich hier, mitten in England, auf einmal in eine Französische Feier der Juli-Tage gerathen.

Ich bin erst vor wenigen Stunden in Oxford angelangt — eine Stadt, die zugleich Spanisch, Italiänisch, morsch und Gothisch aussieht. Gegenwärtigen Brief schrieb ich in großer Eil, mit einer von einem Studenten geliehenen Feder, auf einem Tisch in der Gaststube der Crown's Inn. Hier ist alle Welt mit dem Ausfalle der Wahlen zufrieden; in der Stadt ist ein Whig und ein Tory ernannt worden, und beide Parteien stimmen das Tedeum an. März.

Afrika.

Capitain Fawckner in Afrikanischer Gefangenschaft.*)

Capitain Fawckner hatte sich an der Küste der Provinz Mongone, die zum Königreiche Benin gehört, in den Schutz der Afrikaner begeben. Der schlechte Zustand seines Schiffes war die Veranlassung zu diesem verzweifelten Schritte gewesen, der eine ganze Reihe von Drangsalen und wirklichen Gefahren nach sich zog. Die Wilden zerstörten das Schiff, raubten alle Gegenstände von Werth und schleppten den Capitain und seine ganze Mannschaft in Ketten an die Küste. Fawckner und seine Gefährten schmachteten hier viele Tage, ohne zu wissen, welches Schicksal ihrer harrte. Von dort wurden sie nach Parcella transportirt, dessen Häuptling die wenigen Schwarzen unter der Mannschaft als Sklaven verkaufen und die Weißen binnichten lassen wollte. Parcella war jedoch für das beabsichtigte Henker-Schauspiel ein zu öffentlicher Ort; darum schickte der Häuptling die Gefangenen unter dem Vorwande größerer Sicherheit in eine abgelegenere Gegend, wo man sie ohne die Gefahr einer Entdeckung opfern konnte. Zu ihrem Glücke hat der Aberglaube für sie, was die Menschlichkeit ihnen versagte. Ehe die blutige Handlung vollzogen werden konnte, mußten die Götter um Rath gefragt werden.

„Der „Fetisch-Mann" (so erzählt der Capitain) langte eine Anzahl Cauri's hervor, welches kleine Muscheln sind, die aus Westindien eingeführt werden. Die platte Seite derselben ist weiß, die konvexe Seite roth. Diese Muscheln sollten in die Luft geworfen werden, und nun kam es darauf an, welche Seite sie beim Niederfallen nach oben kehrten. Es war ein Würfeln um unser Leben. Nachdem der Fetisch-Mann eine Hand voll dieser Cauri's genommen hatte, warf er sie mit der Sorglosigkeit eines Knaben in die Höhe, um zu erfahren, ob es der Wille des Himmels sey, daß man uns gleich in dem Kanoe niederschösse. Unsere Gefühle in jenem Augenblick vermag ich nicht zu schildern; mit Thränen im Auge flehten wir den Allmächtigen an, daß er die Herzen der Barbaren erweichen und das drohende Verderben von uns abwenden möchte. Die Muscheln fielen prasselnd nieder, und sogleich waren Aller Augen auf sie gerichtet, die unsrigen allein ausgenommen. Angstvoll spähten wir nach dem Eindruck, den das Resultat auf die Gemüther der Versammelten machen würde. Der Fetisch-Mann erhob sein Haupt, und seine Miene verkündete eine unangenehme Täuschung — fast jeder Cauri war auf die konvexe Seite gefallen und zeigte seine blatte weiße Oberfläche. Schon glaubten wir uns gerettet, wenigstens für den Augenblick; wer malt aber unser Entsetzen, als der mißtrauische Scheusal die Muscheln dem Offizier einhändigte, der ihm an Rang zunächst stand, und ihn aufforderte, „sein Glück zu versuchen!" Der Offizier setzte sich an den Bug des Kanoe's und that, wie Jener geheißen. Die Cauri's fielen und — kehrten wieder ihre weiße Seite nach oben! Das Mißvergnügen der Versammlung steigerte sich jetzt bis zur Wuth; sie glotzten einander mit Geschictern an, in denen sich Staunen und rasender Aerger walte. Endlich wollten sie den Himmel zum dritten Mal versuchen; sie reichten die Muscheln einem Manne, der am Steuer saß; er warf sie, aber umsonst: die meisten derselben kehrten ihre weiße Seite zum dritten Mal dem Lichte zu! Der Arm der göttlichen Vorsehung war sichtbar ausgestreckt, uns zu retten, und wir konnten mit dem Psalmisten sagen: „„In meiner Noth rief ich den Herrn an, und er befreite mich aus meiner Drangsal."" Unsere Freude, unser Dankgefühl waren unaussprechlich."

Bald darauf fielen sie einem Räuber-Häuptling in die Hände, der ihnen jedoch eine menschlichere Behandlung angedeihen ließ, als sie bis dahin erfahren hatten. Auch hier hatte der Aberglaube großen Antheil an ihrer Erhaltung.

„Als wir dem Räuber-Chef nahe gekommen waren, fielen wir Alle auf die Kniee und flehten ihn um Schonung unseres Lebens. Unsere flehenden Geberden bewegten dieses anscheinend mit dreifachem Erz umpanzerte Herz; und die „seidene Schnur des Mitleids" zog ihn von seinem Vorhaben zurück. Er lud uns ein, in dem Gemache Platz zu nehmen, verlangte den Beutel voll Cauri's, der so oft gegen uns erprobt worden, und eilte mit einem seiner Untergebenen hinaus, um diese schweigenden Orakel zu befragen. Wohl eine Viertelsstunde lang schwebten wir in schrecklicher Ungewißheit, und binnen dieser Zeit saßen die wilden Kanoe-Männer mit geladenen Gewehren vor uns, um die Befehle des Chefs gleich ausführen zu können. Als der Letztere zurückkehrte, strahlte ein Lächeln von seinem Antlitz, und das finstere durchbohrende Auge verkündete Gute und Wohlwollen. Er ging mit zwei Flaschen Rum in der Hand auf uns los, umarmte jeden Einzelnen und gab uns durch die freundlichsten Geberden zu verstehen, daß er unser Gönner und Schutzherr zu werden beabsichtigte. Die unmenschlichen Kanoe-Leute staunten über solche Huld und Gnade nicht weniger als wir; sie wurden jetzt doppelt gegen uns aufgebracht und warfen sich vor dem Räuber nieder, indem sie flehten, daß er uns wieder an sie ausliefern möchte; allein der Räuber schlug ihnen dies mit barschen Worten ab und sagte ihnen sogar, um ihre fernere Zudringlichkeit abzuwehren, sie sollten lieber für ihre eigene Sicherheit sorgen. Dies hatte die gewünschte Wirkung; die Leute gingen wieder auf ihre Kanoe's und fuhren am Frühmorgen des nächsten Tages nach der Stadt zurück."

*) Aus der Narrative of Captain J. Fawckner's Travels etc. (Capitain James Fawckner's Reisen an der Küste von Benin in West-Afrika.) London, 1837.

Mannigfaltiges.

— **Probe aus der Bride of Messina.** Wir haben vor kurzem eine kleine Uebertragungs-Probe aus Maffei's Sposa di Messina mitgetheilt und geben nun hier als Seitenstück aus Irvine's Englischer Uebersetzung ebenfalls einen Chor, und zwar aus der vorletzten Scene:

Oh! well is he, and blest his condition,
Who, in his native home's sweet rest,
Far from the mazes of life's wild transition
Sleeps like a child on nature's breast!
I look'd on the house of the mighty with sorrow:
High o'er the earth to-day they soar,
Mocking the sun; — alas! to-morrow
Their place remembr'reth them no more!

Safe is his bed, and to watching a stranger,
Who, far from life's tempestuous wave,
Timely advised, hath retired from danger
In the deep cloisters silent cave;
Who the proud thoughts that excite but to grieve us
Hath with proud fortitude repress'd;
And the vain wishes, that ever deceive us,
In his calm bosom lull'd to rest.

Wir lassen zur Vergleichung die Worte des Originales folgen:

Wohl dem, selig muß ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von des Lebens verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Gipfel des Glücks
Stürzen sehe die Höchsten, die Besten
In der Schnelle des Augenblicks!

Und auch der hat sich wohl gerettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle
Zeitig gewandt sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle;
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 99. Berlin, Freitag den 18. August 1837.

Schweiz.

Schleichhändler in der Schweiz.

Von Sixt in das Thal der Arve führt ein Pfad über das rauhe Gebirge, das von Cluses bis Sallenche streicht. Nur die Contrebandiers, die aber hier an der Savoyisch-Schweizerischen Gränze ungemein zahlreich sind, kennen und betreten diesen Weg. Diese schlauen und verwegenen Leute holen die Waaren und Vorräthe zu Martigny im Wallis ab, erklimmen mit ihrer schweren Last die steilsten und unzugänglichsten Höhen und steigen in die Savoyischen Thäler hinab, wo ihre Ladung abgelegt, vertheilt und unbemerkt weiter in das Land spedirt wird, während die Douaniers draußen an der Gränze auf der Wacht liegen und nichts Verbotenes die Straße hereinpassiren lassen. So besteht die Einrichtung in der schönsten Ordnung.

Ein Douanier ist leicht zu erkennen: er hat eine Uniform, schmutzige Hände und eine Pfeife im Munde. Er sitzt an der Straße, läßt sich von der Sonne bescheinen, lungert und wartet, bis ein Wagen vorbeikömmt, der die Straße wahrhaftig nicht fahren würde, wenn er auch nur für einen Pfifferling Contrebande führte. „Hat der Herr was zu deklariren?" — „Gar nichts." — Nun kommen die Herren, trotz der kategorischen Verneinung, mit Stöcken und Stechern heran, reißen Koffer und Felleisen auf, tappen und wühlen mit oben besagten Händen unter der weißen Wäsche, Taschentüchern und seidenen Roben. Für dies Geschäft bezahlt sie der Staat: ist das nicht kurios?

Die Contrebandiers sind wieder ein ganz anderer Schlag Leute; sie gehen ihren apparten Weg, bis an die Zähne bewaffnet, und leiden nicht, daß ein Douanier auf ihrer Straße einherspaziert; treffen sie einen, so machen sie nicht viel Umstände und grüßen ihn mit einer Kugel unter die linken Rippen. Zum Glück wissen die Douaniers von der Sache und richten sich danach; wenn sie spazieren gehen, nehmen sie einen anderen Weg. Man sollte ihnen so feinen Takt gar nicht zutrauen.

Die Herren Douaniers kenne ich; ich hatte oft mit ihnen zu thun. Meine Hemden haben die Ehre gehabt, an allen Gränzen, von den Beamten aller möglichen constitutionnellen und absoluten Regierungen, befühlt und nach verbotenen Dingen durchsucht zu werden, die sich nicht darin fanden. Aber weil ich gerade von Hemden spreche, fällt mir eine hübsche Geschichte ein. Ich reiste nach Lyon. Zu Bellegarde im Zollhause waren unsere Koffer durchsucht worden, und nun sollte es auch an eine Untersuchung unserer Personen gehen, wegen Verdachtes, ob wir nicht Uhrmacherwaaren am Leibe versteckt trügen. Die Aengstlichkeit läßt sich erklären, Genf ist nicht weit. Ich ließ mir die Visitation ruhig gefallen — ich bin überhaupt ein stiller, friedliebender Mensch; — aber es reiste ein Englischer Offizier mit uns, der gar nicht begriff, was man von ihm wollte; und als er's endlich begriff, zog er sein blankes Messer aus der Tasche und erklärte kaltblütig: „Ist stech' die Erst', wer kommt, un die Zweit' darzu, durch und durch", wenn Einer auch nur von fern Miene machen sollte, an ihn zu greifen. Das gab einen großen Rumor; die Herren wollten ihrem Reglement nichts vergeben, aber der lange resolute Eisenfresser von Waterloo, mit der spitzen Klinge von blankem Englischen Stahl, sagte ihnen einen heiligen Respekt ein. Der Inspektor nahm alle seine Autorität zusammen: „Durchsucht den Menschen!" rief er gebieterisch; der aber wurde wüthend: „Komm' Sie an! ik sneid' Sie in Stücken, die Erst' sammt die Zweit' und die Dritt', mit das!" und er streckte das Messer dem Inspektor unter die Nase, der drei Schritte zurückwich. Die Sache hätte ein tragisches Ende nehmen können, denn der tapfere Gentleman war sehr böse und ganz außer sich; da trat ich dazwischen und machte einen Vorschlag zur Güte. „Der Herr", sprach ich, „wird so gut seyn, sich selbst zu entkleiden und seine Kleidungsstücke den Herren von der Douane einzuhändigen; so können Sie Ihre Schuldigkeit thun, ohne dem Anstande gegen den Herrn zu nahe zu treten." Das war der Engländer gleich zufrieden; er zog rasch die Kleider vom Leibe und warf ein Stück nach dem anderen, wie es herunter war, den Douaniers an den Kopf. Er schälte sich rein aus, und ich werde die Art und Weise und den Ton nie vergessen, wie er zuletzt sein Hemde dem Inspektor fast ins Gesicht schlug: „Da nehm', miserable Kerl!"

Mit den Herren Contrebandiers ist meine Bekanntschaft nicht weit her, aber wir haben doch einmal mit einander zu thun gehabt, als ich mir nämlich eines Tages einfallen ließ, auf jenem Wege über das Gebirge ganz allein von Sixt nach Sallenche zu marschiren. Ich hatte mir den Pfad vorher genau beschreiben lassen; etwa eine Stunde, ehe man die höchste Fläche des Berges erreicht, geht man längs den Ufern eines kleinen Berg-See's, welcher le lac de Gers heißt, und dann verfolgt man eine scharfe Felsenkante, die aus einem Eis- und Schneefelde hervorragt; hernach geht es auf der anderen Seite abwärts durch die schöne Waldung, welche den Wasserfall von Arpenas umkränzt, bis nach Sallenche. — Ich war von dreistündigem Steilaufsteigen schon ziemlich ermüdet, als ich endlich den kleinen See vor mir sah: ein mäßiger Teich zwischen Abhängen und Matten, deren helles Grün sich im Wasser dunkler wiederspiegelt, während das Auge in der Tiefe dieser klaren, durchsichtigen Fluth die glänzenden, schillernden Moose und Wasserpflanzen unterscheidet, die den Boden überkleiden. Ich streckte mich am Ufer nieder und betrachtete wie Narcissus im feuchten Element mein eigenes Bild. Mit diesem Genuß verband ich einen anderen, nämlich den einer schmackhaften Hühnerkeule; ich aß und sah mich essen, und das war das Schöne an der Beschauung, daß mir kein Bissen darüber verloren ging.

Außer meiner werthen Person sah ich im Spiegel unten die ganze umliegende Landschaft, die Bergkuppen, die Wälder, die ganze Natur verkehrt, sogar zwei Raben, die hoch in den Lüften, da unten aber tief zu meinen Füßen im Abgrunde flogen. Das Schauspiel fesselte und ergötzte mich, und wer weiß, wie lange ich mit dem Kopfe über dem Wasser gelegen und die ganze Welt vergessen hätte — aber auf einmal sah ich auf einem Abhange, der sich zu meinen Füßen spiegelte und über den ich nachher meinen Weg nehmen mußte, etwas sich rühren und den Kopf aus einer Spalte hervorstecken; ob es ein Mann, ein Weib, oder nur ein Thier gewesen, vermochte ich nicht zu unterscheiden, denn es verschwand im Nu. Ich hob den Kopf in der Richtung auf, aber es war nichts mehr zu sehen. Es wird wohl eine Täuschung gewesen seyn, dachte ich: das Wasser wird sich ein wenig bewegt haben; und machte mich auf den Weg, in der festen Meinung, daß weit und breit kein lebendiges Wesen außer mir auf den Bergen einhergehe. Weil ich mir aber doch gar zu deutlich bewußt war, etwas gesehen zu haben, so blieb ich von Zeit zu Zeit stehen und sah mich um; und als ich der Stelle näher kam, wo mir der Kopf erschienen war, schlich ich sachte und vorsichtig hinter etlichen Felsstücken herum, um auszuspähen, was es etwa gäbe, und doch jede schlimme Begegnung zu vermeiden.

Der Weg, der hier in die Höhe führte, war ein Hohlpfad zwischen zwei niedrigen natürlichen Steinwänden, vielleicht vom Wasser ausgewaschen. Man hatte mir unten in Cluses eine Geschichte erzählt, die hier wohl an ihrer Stelle ist, da sie sich in demselben Hohlwege zugetragen hat. Achtzehn Contrebandiers, jeder mit einem Sack Pulver aus der Berner Pulvermühle beladen, wollten über den Berg hinüber nach Savoyen. Sie gingen einzeln hinter einander; der letzte in der Reihe merkt, daß sein Sack leichter und immer leichter wird. Anfangs behagte ihm das; aber mit der Zeit fing er klüglich an, sich zu besinnen, daß es wohl mit seiner Ladung nicht richtig aussehen müsse. Leider war es so: der Sack hatte ein Loch, und hinter ihm bezeichnete ein Pulverstreif auf eine lange Strecke den Weg, woher sie gekommen waren. Der Schade wäre zu verschmerzen gewesen, aber das Schlimmste war: das Pulver konnte die Zolljäger auf die Spur des Trupps leiten, und dann hätten sie einen harten Stand gehabt. Der Hintermann ruft „Halt", der ganze Zug steht still, wirft die Säcke ab, und jeder setzt sich auf seinen, um sich den Schweiß abzutrocknen und der Branntweinflasche zuzusprechen. Der vorsichtige Hintermann, ein Feldherrn-Genie, kehrt um und geht der Pulverspur bis an ihren Anfang nach. Nach zweistündigem Marsch erreicht er die Stelle, wo sein Sack gerissen war, und um die Spur schleunigst zu vernichten, steckt er seine brennende Pfeife daran. Es dauert keine zwei Minuten, so hört er einen furchtbaren Knall, der an den Bergwänden tausendfach wiederhallte und mit betäubendem Donnern und Rollen durch alle Thäler und Schluchten lief. Er sperrte Mund und Ohren auf: ein solches Feuerwerk hatte es nicht gegeben, seitdem die Alpen stehen. Nämlich die siebzehn Säcke, die sich am anderen Ende der Pulverlinie befanden, mit den siebzehn Familienvätern darauf, waren in die Luft geflogen.

Die Geschichte ist nicht so ohne, und es läßt sich zweierlei Schönes dabei bemerken. Erstlich ist sie wahr und ganz anmuthig und spaßhaft; sie ist aber nicht bloß wahr, sondern auch wahrscheinlich; sie wird bezeugt durch die örtliche Tradition und durch den Felsengang, der sich noch an derselben Stelle befindet — davon kann sich Jeder mit eigenen Augen überzeugen. Aus diesen Gründen halte ich die Begebenheit für so gewiß, wie den Zug Hannibal's über den kleinen Bernhard. Denn wodurch beweist man, daß Hannibal über den kleinen Bernhard gezogen ist? weil der Berg noch an derselben Stelle steht, das ist sonnenklar. Und was noch mehr ist, am Fuße des Berges liegt ein großer, ganz weißer Stein; das ist offenbar derselbe, den der Kar-

thagische Feldherr oben mit Essig mürbe gemacht hat, weil die Armee sonst nicht durchgekonnt hätte. — Zweitens bitte ich den Leser, wohl zu bemerken, daß in dieser Geschichte siebzehn Menschen ums Leben kommen und Einer übrig bleibt, um Kunde davon zu bringen. Das ist das rechte Merkmal, das wahre Kriterium einer schönen und herzzerreißenden Erzählung, und ohne ein solches sollte man eigentlich gar keine gelten lassen. Denn bei einer Schlacht, bei einer Pest, bei Wasser- und Feuersnoth, und was man sich sonst noch für Katastrophen in einer Geschichte denken kann, — sterben wenig Leute dabei, so ist's eine wahre Lumperei; und sterben ihrer Viele, was will's sagen? es bleiben ihrer doch noch viel zu viele leben. Aber Alle dürfen auch nicht sterben; sonst heißt es „gute Nacht!" und wie soll dann die Geschichte in die Welt kommen? Also am Ärsten und schönsten ist es, wenn so eine ganze Legion, ein rechtes Gewimmel und Gedränge von Leuten auf einmal ins Gras beißen oder in die Luft springen muß und nur ein Einziger durchwischt und die Begebenheit weiter erzählt: das ist die rechte Höhe der Kunst, und der Kenner freut sich, wenn er so was zu lesen oder anzuhören bekömmt. Darum ist ja eben die Geschichte so schön, die Griechische, die Römische und die neue, weil dergleichen tausendmal vorkommt.

Ich marschirte immer zwischen den Steinen fort. Heiß war es, aber in dieser Höhe herrscht beständig ein rascher Luftzug, der frisch erhält; die Schönheit der Natur, das stets wechselnde Schauspiel der Umgebungen und Aussichten beschäftigt Augen und Sinn, und man vergißt Hitze, Ermüdung und manche kleine Beschwerde, die in kahler, flacher Ebene zu einer großen und unerträglichen wird. Ich wendete mich um; da lag der gewaltige von Eis gewölbte Dom des Wuet so nahe vor mir, als könnte ich ihn mit Händen greifen. Aber hinter den letzten Tannen, über die ich hinaus war, ging etwas vor, was für jetzt meine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nahm; ich sah Füße sich regen, — wer weiß, vielleicht gehörten sie zu dem Kopfe, den ich vorhin gesehen. Mit noch größerer Vorsicht trat ich den Marsch weiter an. Es ist ein Unglück, daß ich von Natur so furchtsam bin; ich glaube, es ist mit mir geboren. Ein Held, sagt man, liebt die Gefahr; ich will darüber nicht streiten, weil ich's nicht begreife; ich für mein Theil liebe nichts so sehr, als Sicherheit vorn, Sicherheit im Rücken und auf beiden Flanken. Die bloße wohl eingeprägte Vorstellung, daß man sich bei einem Duell mit einer blanken Degenspitze vor der Nase herumfahren lassen muß, hat hingereicht, mich für mein ganzes Leben vorsichtig und friedfelig zu machen, obwohl ich eigentlich von lebhaftem und aufbrausendem Temperament, und meine Empfindlichkeit zu mäßigen, obwohl ich eigentlich stolz bin und mir leicht etwas in die Nase steigt. Hier aber konnte mir noch viel Schlimmeres bevorstehen, als ein Duell, — ein Angriff auf meine Börse, auf mein Leben, oder auf beides zugleich. Es konnte eine schreckliche Katastrophe geben, und wenn ich umkam, war Niemand da, sie weiter zu erzählen, — denn ich war allein. Mußte ich also nicht um jeden Preis mein Leben retten? Diese Ueberzeugung wurde immer mächtiger in mir, und ich hatte nicht eher Ruhe, als bis ich einen wohlgelegenen Winkel hinter ein paar Felsstücken aufgefunden, wo ich unterducken und die Operationen des Feindes in meinem Rücken beobachten konnte.

Eine halbe Stunde — sie wurde mir aber so lang wie drei ganze; denn das Beobachten, lieber Leser, ist unter solchen Umständen ein langweiliges und mißliches Geschäft — eine halbe Stunde mochte ich so im Hinterhalte gelegen haben, als eine Person von sehr verdächtigem, unangenehmem Aussehen hinter den Tannen sachte hervorschlich. Erst lugte der Mann eine ganze Weile scharf nach den Steinen hin, wohinter ich versteckt war; dann klatschte er zweimal in die Hände. Auf das Signal kamen noch zwei Leute hervor, und nun luden die Drei jeder einen großen Sack auf die Schulter und stiegen allgemach bergan. Etwa zwanzig Schritt von der Stelle, wo ich fast auf dem Bauche am Boden lag, hielten sie wieder an, legten ihre Säcke nieder, setzten sich darauf, just wie die Siebenzehn, und steckten ihre Pfeifen an. Zum Glück saßen sie mit dem Rücken gegen mich. Ich behielt Zeit, meine Leute genau zu mustern. Fürs erste waren sie wohlbewaffnet, führten einen Karabiner und zwei Pistolen, ungerechnet die drei gewaltigen Säcke voll — so lehrte mich die Geschichte — voll Berner Schießpulver. Ich zitterte nicht wenig; wie leicht konnte wieder Pulver verschüttet seyn. Ja, als einer von den Dreien aufstand, bei Seite ging und seine brennende Pfeife auf den Sack legte, empfahl ich in einem Stoßgebet meine Seele Gott und klammerte mich an den Felsen, in Erwartung, die Explosion müßte jeden Augenblick losgehen. Gottlob, der Stein wich und wankte nicht; sonst, glaub' ich, hätt' ich vor Angst laut aufgeschrieen und mich verrathen.

Der Mann, der mir den Schreck eingejagt hatte, war indeß auf eine Anhöhe gestiegen, und warf spähende Blicke auf den Weg hinaus, den sie zu nehmen gedachten; dann kam er zu den Anderen zurück. „Man sieht ihn nicht mehr", sprach er. — „Gilt ganz gleich", sprach der Zweite; „ein solcher Lumpenhund ist genug, uns zu verkaufen." — „Ich will wetten", fiel der Dritte ein, „er hat's darauf abgesehen. Was rennt er so voraus? 's ist eine verkappte Spürratze, sag' ich Euch. Habt Ihr nicht gesehen, wie er stehen blieb und schnoperte und nach allen Seiten umschielte? Es war dumm, sag' ich, wir hätten ihn gleich still machen sollen; 's ist so ein verschwiegener Winkel hier, — wenn's abgemacht ist, kräht kein Hahn danach!" — „Recht hast Du: ein Todter schwatzt nichts aus und kommt nicht wieder." — „Weißt Du noch", ließ sich der Erste wieder vernehmen, „wie wir damals den Hannes aus dem Wege geschafft haben? Da unten ist noch das Loch, unter der Stiege, wo er verfault ist, der Spion." — „Ich hab' noch ein Andenken an ihn. Wie wir an ihn kamen, da warf er noch geschwind die Flinte weg, der Cujon, und that, als ging' er bloß spazieren wie ein Monsieur schlechtweg. Die Flinte liegt bei mir zu Hause, und wenn ich sie in der Hand hatte, jückt mich's ordentlich, so einen Schnüffler aufs Korn zu nehmen." — „Damals gab's kurzen Prozeß", fuhr der Erste fort; „kaum hatten wir ihn, so band ihn der Lunte am Baume fest, und der Peter stülperte ihm die Schläfen mit einem Loch Vieh, — ratz, da lag er. Und hinterher sprach der Peter erst: na Hannes, bet' um Deine arme Seele, — aus lauter Spaß." Die Brüderschaft schlug bei diesen entsetzlichen Worten eine laute Lache auf, wovon mir Mark und Bein schauderte. Jetzt erhob sich der Eine, derselbe, welcher vorhin das Signal gegeben hatte, und indem er sich umwendete und einige Schritte vorwärts ging, wurde er mich in meinem Verstecke gewahr. „Halloh!" rief er, „da sitzt der Fink' im Neste. Viel Plaisir, mein schöner Herr!" Die beiden Anderen sprangen nun auch auf, und eh' ich mich dessen versah, umstanden sie mich, die Flinten- und Pistolenläufe gegen meinen Kopf gerichtet. Es waren drei, ich sah ihrer tausend; der Himmel und die Berge drehten sich mit mir. „Meine Herren", stammelte ich, „meine Herren! ich .... Sie sind im Irthum .... erlauben Sie .... thun Sie mir den einzigen Gefallen und setzen das Gewehr ab .... meine Herren, ich bin ein ehrlicher Mann wie einer auf der Welt —" (sie murrten und runzelten zornig die Brauen) — „ich führe nichts Böses im Schilde .... setzen Sie um Gottes willen die Pistolen ab, wie leicht könnten sie ohne Ihren Willen losgehen .... ich bin ein Studirter, ein Schriftsteller .... habe nichts in aller Welt mit der Douane zu schaffen — ein Hausvater, habe Weib und Kinder .... ich beschwöre Sie, legen Sie das Schießgewehr beiseit, es bringt mich ganz von Gedanken .... Sie können Ihren Marsch ganz unbesorgt fortsetzen .... haben Sie die Güte .... machen Sie sich meinetwegen keine Unruhe, ich verrathe Sie mit keinem Wort .... was geben mich die Douaniers an? sie sind keines Menschen Freund .... im Gegentheil, ich meine es gut mit Leuten Ihres Gewerbes .... es ist ein mühsames und nützliches Gewerb' .... Sie sind wackere Leute, meine Herren. Sie versorgen Ihre Nebenmenschen, die unter dem Druck der Zoll-Erpressungen leiden, mit nöthigen Bedürfnissen .... ich wünsche Ihnen von Herzen Glück und empfehle mich gehorsamst ...." — „Nicht von der Stelle!" rief der Schlimmste von den Dreien, eine harte und verschmitzte Cartouche-Physiognomie; „so kommt Ihr nicht fort. Ihr wollt uns auspassen, he?" — „Gott bewahre, wie käm' ich dazu? ich wollte ...." — „Na keine Flausen! auspassen wollt Ihr und uns an die Spitzbuben von Zöllnern verkaufen. Wir kennen unsere Leute. Wir haben Euch da unten am Wasser auf der Lauer gesehen: was habt Ihr Euch da herumzutreiben?" — „Die schöne Natur zu betrachten, liebe Herren; Anderes hab' ich nicht vor." — „Die schöne Natur! wem wollt Ihr das einreden? und warum duckt Ihr Euch da in den Winkel, wenn Ihr kein bös Gewissen habt? was gab's da aufzulesen? Hört Patron, Ihr treibt ein schändlich Gewerbe, und es kommt Euch heim. Das sind hier unsere Berge, und wir leiden keine Spürhunde. Macht Euch fertig, sprecht ein Gebet; wir wollen Euch nicht quälen, aber aus der Welt müßt Ihr." — Er setzte schon wieder die Pistole an, und ich fiel in Todesangst zu Boden. Die beiden Anderen traten indeß herzu und schienen ihrem Kameraden Vorstellungen zu machen; eine Weile redeten sie leise mit einander; dann faßte der Eine mich an und warf mir, ohne Umstände, ohne ein Wort zu sagen, seinen schweren Sack auf den Rücken! „Hui!" pfiff er und zog mich in die Höhe. Ich mußte gehorchen, und so machte ich, wider Willen und Absicht, den Zug einer Schmugglerbande mit. Es war das erste Mal in meinem Leben und auch das letzte; denn seitdem hab' ich mich besser zu hüten gewußt und bin keinen Schmugglerpfad mehr gegangen. (Fortsetzung folgt.)

Griechenland.

Stimme aus Griechenland über Journalismus und Preßfreiheit.

Im Jahre 1836 erschienen in Athen einige in Neugriechischer Sprache geschriebene Dialoge über Griechische Sitten und Zustände, unter dem Titel: *Ὁ γέρων Δημήτρις* (Der Greis Liberis). Wir entlehnen hier daraus Folgendes:

Die Griechischen Journalisten (begann im Verlaufe des ersten Dialoges der Greis) gleichen in der That den Danaiden: sie schöpfen in ein durchlöchertes Faß, und, was das Schlimmste ist, sie schöpfen immer aus dem nämlichen trüben und übelriechenden Wasser. — Dein Gleichniß (erwiederte Dimitrios) ist wahrlich sehr treffend, und namentlich das Bild vom trüben Wasser veranlaßt mich, hinzuzusetzen, daß sie eben darum ihre beschmutzten Gesichter nicht sehen; und daß sie, während sie Andere mit schwarzen Gesichtern malen, nicht erkennen, wie geld und schmutzig sie selbst sind, nachdem sie im trüben Winter (nach dem Dichter) ertrunkt und vom Sturme der Leidenschaften ergriffen worden und daher die Nothwendigkeit nicht einsehen, sich zu reinigen, wenn sie vor dem Volke, dem obersten Gerichtshofe, redend erscheinen wollen. Die Journalisten übernehmen in gewisser Beziehung die Rolle eines Anwalts bei diesem Gerichtshofe; und doch wissen sie nicht, wie weit sich ihr Wirkungskreis erstrecke, oder, auch wenn sie dies wissen, sie überschreiten frech die Gränzen desselben. Sie sind nur bestimmt, die (öffentlichen) Handlungen öffentlicher Personen zu beurtheilen; aber gleichwohl ziehen sie auch die Handlungen von Privatpersonen in ihren Bereich und maßen sich auf diese Weise eine Art Römischer Censur an. Neben diesem Secretair, jenem Gouverneur oder anderen öffentlichen Personen fallen sie auch hier über den Georgios, dort über den Dimitrios her, und, was das Schlimmste ist, nicht etwa wegen ihrer Handlungen von heute oder gestern, sondern wegen längst gethaner und oft zweifelhafter, auch nicht wegen eigener, sondern wegen dessen, was des Einen Vater, des Anderen Großvater, und sogar außer Griechenland, in der Türkei oder Aegypten gethan hat. Ein einziges Wort ist oft eine ganze Biographie, und dergleichen Biographien von Privatpersonen findet der Leser nicht selten in den Griechischen Zeitungen, die unter Verantwortlichkeit besoldeter Sklaven herausgegeben werden, deren Sold dann verdoppelt wird, wenn sie ins Gefängniß gesteckt werden. Ist es

nun nicht sonderbar, daß, während bei anderen Anwalten dafür gesorgt wird, daß es Menschen von reinen Sitten, von Bildung, Gesetzkenntniß und Gerechtigkeitsliebe seyen, man es bei den Anwalten vor diesem höchsten Gerichtshofe für hinreichend hält, daß sie fünftausend Drachmen besitzen, oder daß sie sie sich auch nur borgen können? Ist es nicht sonderbar, daß sie sich auf diese Weise die Erlaubniß erkaufen, nach dem Unschuldigen die Pfeile der Schande und der Ehrlosigkeit zu schleudern, und dies oft nur darum, weil derselbe im Staatsdienste vorgezogen werden könnte, da er es verdient? Ist es nicht sonderbar, daß, wenn mich Jemand in Gegenwart Zweier mit beleidigenden Reden schmäht, ich mein Recht gegen den Beleidiger suchen kann; daß dagegen, wenn mich Jemand schriftlich und öffentlich in den Zeitungen beleidigt, ich mich mit dem Sklaven des Journalisten einlassen muß, der es vielleicht für vortheilhaft hält, daß ich ungerechter Weise geschmäht, er selbst aber gerechter Weise ins Gefängniß gesetzt werde und dann den doppelten Lohn, oder was sonst auf einen solchen Fall ausbedungen worden ist, erhalte? Während der Journalist die Beleidigung beabsichtigte, flüchtet er sich nun hinter seinen besoldeten Sklaven; dieser schleudert seine Pfeile ohne Gefahr, wohin er nur will, und — diesen Zustand der Dinge nennt man verfassungsmäßige Preßfreiheit!

Ich leugne nicht (entgegnete Liberio), daß die Journalisten (unter die ich übrigens alle diejenigen, welche Aufsätze in die Zeitungen rücken lassen, und die periodischen Schriftsteller rechne), mehr oder weniger zügellos, nicht selten den Privatmann schmähen und öffentliche Personen selbst mit Koth bewerfen, statt allein deren schlechte Handlungen zu beurtheilen, daß sie die Lüge als Wahrheit ausstaffiren, so oft es ihnen nützlich ist, daß sie die Maske des Patrioten annehmen, um besondere Zwecke zu erreichen, daß sie, wie die Jäger, die nach Rebhühnern jagen, verschiedene Farben annehmen, um so, gleich Rebhühnern, die Leser ihrer Zeitung, und besonders die einfachen und ungebildeteren, wie sie sich haufenweis in den Kaffeehäusern der Städte zu finden pflegen, zu fangen.

Ich bin damit ganz einverstanden (antwortete Dimitrios); erinnerst Du Dich nun aber dessen, was wir früher besprachen, daß die eine Klasse der menschlichen Gesellschaft von jeder anderen abhängt und nach ihnen sich richten muß, und erwägst Du, daß folglich auch die Journalisten auf die übrigen Bürger außer ihnen und namentlich auf die Leser ihrer Zeitungen im Allgemeinen Rücksicht nehmen müssen, und daß sie von ihnen abhängen, so bedenke nun auch das Folgende, um gerechter urtheilen zu können.

Das Preßgesetz hat die Elastizität des Elephantenrüssels, der sich ausdehnen und zusammenziehen läßt. Dies erwägend und fürchtend, übernehmen die Journalisten nicht selbst die Verantwortlichkeit dessen, was sie schreiben, sondern bestellen einen anderen verantwortlichen Herausgeber und sagen, wenn nun einmal das Indische Thier seinen Rüssel etwas zu weit vorstreckt, daß es besser sey, statt ihrer ihren Stellvertreter, ihren Koch und Kellner zu finden. Diese Methode ist freilich nicht sokratisch; sie ist vielmehr eine offenbare Verletzung des Gesetzes und außer allem Zweifel der angeblichen Vertreter der heiligen Wahrheit unwürdig; sie ist das Werk frecher, unedler Feiglinge, nicht redlicher Anwalte des öffentlichen Rechts: aber warum geschieht es dennoch? Nur, weil das Preßgesetz von dem verantwortlichen Herausgeber weiter Nichts, als fünftausend Drachmen verlangt, gleich als ob die Zahlung dieser oder einer noch größeren Summe ein Recht begründen könnte, welches nur in der Sittlichkeit der Menschen seine Grundlage hat.

Die Bestimmung des Gesetzes selbst also giebt dem Journalisten, der an sich keinen Trieb hat, zu verleumden und zu schmähen, den Muth dazu, da er sieht, wie er, unerkannt und ungefährdet, nach Belieben schmähen und verleumden und die Menschen nöthigen kann, mit seinem Koch sich in Streit einzulassen. Wir haben hier einen Beweis, wie eine schlechte Gesetzgebung überall die Sitten verdirbt, statt daß jeder Gesetzgeber sie verbessern soll; wir sehen hieran, wie die Griechen auf traurige und zugleich lächerliche Weise Gefahr laufen, sich insgesammt mit faulen Aepfeln zu bewaffnen und damit Einer dem Anderen ins Gesicht zu werfen. Daraus entsteht die Gewohnheit gegenseitiger Geringschätzung und Verachtung; der Richter wird als ein bestechlicher Kadi, der Rath als ein Verräther und der Secretair als ein Feind des öffentlichen Wohles ausgeschrieen.

Der Mißbrauch des Tadels hat nun auch ganz natürlich zum Mißbrauche des Lobes führen müssen; und so ist es gekommen, daß das sonst leicht bewegliche, empfängliche Gefühl der Griechen, gegen das Eine, wie das Andere abgestumpft, ganz und gar zur Gleichgültigkeit herabgesunken ist. Wer schenkt wohl heutzutage die Schmähungen der Zeitungsschreiber? Wer strebt nach ihrem Lobe? — Ich wenigstens, lieber Dimitrios, erwiederte lächelnd der Greis, würde, wenn mich Jemand zwänge, Eins von Beiden zu erdulden, in der Zeitung lieber mit Epaminondas getadelt, als mit dem und jenem in die Reihe der ausgezeichnetsten Männer des neuen Griechenlands gestellt und mit der Fustanella des Kolettis geehrt seyn wollen.

Du hast ganz Recht, antwortete Dimitrios; und fast das nämliche Urtheil über die Griechischen Zeitungen las ich vorgestern zufällig in einer, vielleicht noch ungedruckten Handschrift. Ich habe mir das Wesentliche davon abgeschrieben. „Die Griechischen Zeitungen", sagt der Verfasser, „schreiben sich sonderbarer Weise die Kraft zu, welche der Mythos der Lanze des Telephos beimaß, nämlich die Kraft, zugleich zu verwunden und die Wunde zu heilen. Mag ich immerhin meine Zeitungsblätter mit Schmähungen und Beleidigungen anfüllen, spricht der Journalist, und mag einer der Beleidigten mir deshalb zürnen, und die ganze Stadt darin übereinkommen, daß ich ihm Unrecht gethan habe: was ist es weiter? Ich besitze die Kraft, nicht nur zu verwunden, sondern auch zu heilen; morgen fülle ich mein Blatt mit Lobpreisungen des Beleidigten an, und — wer kann dann Etwas wider mich sagen? Und sollte ich auch einmal wider alles Erwarten mit einem eitlen Prahlhans zusammenkommen, der in seinem Dünkel behauptet, daß er zu etwas Anderem auf der Erde bestimmt sey, als die übrigen Menschen, und weder meine Lanze, noch mein beflügeltes Geschoß ertragen will, so würde ich auch diesen mit leichter Mühe besänftigen können, wenn ich mein späteres Lob zufolge der Umstände vermehrte und ihn nach allen Regeln der Rhetorik anpriese. Auf diese Weise schleudert der Journalist sein Geschoß nach Jedem, der ihm in den Wurf kommt, bereit, ihn zu heilen, wenn er ihn ungerecht verwundet hat. Der Verwundete ist wieder geheilt worden, sagt uns oft die Αθηνᾶ (eine der vielen Zeitungen in Athen); aber nie kommt es ihr in den Sinn, daß sie auf diesem Wege unvermerkt eine unbeschränkte Macht sich anmaßt; jede Macht aber, geistiger oder anderer Art, mag sie von einer Regierung, aber von einem Volke, von Dem oder Jenem geübt werden, zu diesem oder jenem, zu einem heiligen oder einem profanen Zwecke, für die Interessen der Freiheit oder der Knechtschaft, — mit Einem Worte, jede Macht, die von Menschen ausgeht, trägt in sich selbst den Keim des Mißbrauchs und der Schwäche, das Erbtheil ihrer Natur, und sie darf daher nie unbeschränkt bleiben."

Unglücklicher Weise, sprach der Greis, nachdem er mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, ist der Uebergang von der Nothwendigkeit der Freiheit zum Wunsche nach Macht nicht schwer. Constitution! ruft die Αθηνᾶ zu zweien Malen in der Woche; und indem sie das ruft, was will sie? Theilung der Gewalten und Beschränkung einer jeden auf bestimmte Gränzen? Recht schön! recht politisch! Aber während sie so jede Gewalt beschränkt wissen will, soll ihre eigene unbeschränkt seyn, und sie selbst will das Recht haben, ohne Einschränkung, nur nach Belieben zu verwunden und zu heilen. Aber bedenke wohl, Αθηνᾶ, was Du sagst und thust! Dein Geschoß, wie jedes andere, öffnet, wo es trifft, eine Wunde; nicht alle vermagst Du zu heilen, und darum ist es nöthig, vor dem Schusse selbst dafür zu sorgen, daß nicht ein Unschuldiger verwundet werde und man Dich nicht vor das Gericht rufe, wo allein diese Wunden geheilt werden können; und um so nothwendiger ist diese Sorge, je wahrer es ist, daß eine jede Wunde, in moralischem, wie in physischem Sinne, nach ihrer auch noch so vollkommenen Heilung eine unvertilgbare Narbe zurückläßt, die bei dem Unschuldigen um so sichtbarer bleibt und um so leichter die Veranlassung zur Ungerechtigkeit in sich trägt.

England.

Die Merkwürdigkeiten Londons.

Ein junger Franzose, der sich in Calais befand und achtundvierzig Stunden Zeit hatte, entschloß sich, diese zu einem Besuche von London zu benutzen. Er schiffte sich auf dem Paketboot ein, betrat den Englischen Boden um neun Uhr des Abends, brachte die Nacht im Eilwagen zu und kam mit anbrechendem Morgen nach London. Sobald er angekommen war, nahm er ein Kabriolet und ließ sich in der Stadt herumfahren. Er ging zuerst vom Tower nach Regents-Park, durcheilte dann alle Stadtviertel, passirte alle Brücken, besuchte alle Monumente und alle Squares, sah Oxford-Street und Piccadilly bei Lichte und reiste um Mitternacht wieder ab.

Diese schnelle Art, London zu sehen, hat große Vortheile und gewährt eine bedeutende Ersparniß; denn wenn man die sogenannten Merkwürdigkeiten Londons besuchen will, muß man wenigstens vierzehn Tage Zeit und vierzig Louisd'or aus seiner Börse, wie kürzlich ein genauer Statistiker berechnete, daran wenden, und wirklich sind die Londoner Merkwürdigkeiten nicht im Stande, vierzehn Tage der müßigsten Zeit und vierzig Louisd'or der gespicktesten Börse aufzuwiegen.

Man wird schwerlich begreifen, wie das Budget des allzu neugierigen Reisenden auf diese Weise mit vierzig Louisd'or belastet werden kann. Paris ist eine großmüthige Stadt, welche edelmüthig Gastfreundschaft ausübt und den Fremden seine Denkmäler ohne irgend eine Bezahlung darbietet. Ein Fremder sieht in Paris das Louvre, das Luxembourg, Notre-Dame, das Pantheon, die Gobelins, die Museen, Kirchen und Paläste unentgeltlich. Aber in London findet der Fremde bei jedem Tritt einen angeschlagenen Tarif und eine ausgestreckte Hand. Die Hauptstadt Englands handelt mit ihren Monumenten, macht eine Waare aus ihren Alterthümern und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dieses einer so reichen und stolzen Nation so unwürdige unersättliche Feilbieten in Ausübung zu bringen.

Dabei ist diese Steuer nicht bloß eine Unschicklichkeit, sondern eine wahre Prellerei, denn die meisten Merkwürdigkeiten in London sind nur Mystifikationen. Der Tower z. B., dieses an historischen Erinnerungen so reiche Gebäude, zieht natürlich die gläubigen Fremden an; da hat man nun eine gehörige Prellerei zu erwarten. An dem Thore bezieht der Fiskus die erste Auflage. Man glaubt, mit drei Shilling fertig zu seyn; aber nein, damit ist erst das Eingangs-Recht erworben, nun bezahlt man noch das Recht, den Tower zu beschauen. Als Führer bekömmt man einen Diener, nach der Mode zur Zeit der Königin Elisabeth in einem Sammet-Barett mit dicken Bandschleifen und einem mit Tressen und Wappen besetzten Rock majestätisch ernst einherschreitend. „Blicken Sie in die Höhe", sagt der Cicerone, „hier ist das Fenster des Zimmers, in welchem die Söhne Eduard's ermordet wurden; weiterhin ist das Fenster des Zimmers, in welchem Anna Boleyn eingesperrt wurde." — „Kann man diese Zimmer nicht sehen?" — „Nein, sie sind bewohnt; das von Anna Boleyn von einem Unteroffizier der Garnison, und das der Söhne Eduard's von einer Wäscherin. Aber zur Entschädigung werden Sie den Platz sehen, wo die Hinrichtungen stattfanden. Hier auf diesem Stein stand der Block; wenn Sie genau hinsehen, so können Sie noch die Blutspur auf dem Pflaster finden. Hier wurde Anna Boleyn hingerichtet, und eben so der Graf von Essex und Johanna Grey, so unangenehm es Herrn Paul Delaroche auch seyn mag, der diese Hinrichtungs-Scene unter die Gewölbe des Tower verlegt."

Von der Richtstätte kömmt man in das Zeughaus; die mit ziemlicher Kunst geordneten Waffen bilden Sonnen aus Säbeln, Wände von Flinten, Säulen von Pistolen. In einer geräumigen Gallerie stehen die Rüstungen der vorzüglichsten Könige und der ersten Feldherren auf hölzernen Pferden. Man bemerkt den ungeheuren Küraß, welchen Heinrich VIII. ausfüllte. Wenn man auf historische Bagatellen achtet, so sieht man hier einen rothen Helm, der Tippo Sahib schmückte, und das Beil, welches das Haupt der Anna Boleyn abschlug. Ueberall in dem ganzen Tower ist die Rede von Anna Boleyn. Zugleich zeigt man in dem Tresor der Krone ihren Scepter, einen gar zerbrechlichen elfenbeinernen Stab, den der Künstler anmuthig und leicht für die zarte Hand der unglücklichen Königin angefertigt hatte. Will man nun die Kron-Diamanten Englands sehen, so muß man eine Gebühr entrichten. Wenn man diese Formalität erfüllt hat, so geht man durch eine kleine Thür und tritt in einen Saal, wo sich hinter einem eisernen Gitter eine durch eine silberne Lampe erleuchtete Kapelle erhebt. Hier liegen auf einer Art Altar glänzende Stein-Diademe, goldene Scepter, reich ciselirte Vasen, dann eine Menge kleiner Bijouterieen, Salzfässer, Sporen, kleine Löffel ꝛc. Dieser Schatz, dessen Werth, wie man sagt, sich auf mehrere Millionen Pfd. Sterl. beläuft, ist der Obhut einer alten Frau anvertraut.

Nachdem man diese Kron-Diamanten gesehen, die einigen Skeptikern auch wohl verdächtig scheinen dürften, besuche man die Docks, diese wahren Schatzkammern Englands. Die Docks, deren tiefe Bassins mit Schiffen unablässig angefüllt und mit unendlichen Magazinen umgeben sind, geben eine vollständige Idee von dem Handel Londons. Hierher führen jedes Jahr zwanzigtausend Schiffe die Waaren aus allen Erdtheilen, zu einem Werthe von siebzig Millionen Pfd. Sterl. Der größte dieser Docks ist der Westindische, der vollkommenste der St. Katharina-Dock, wo fünf Stockwerke stets angefüllter Magazine durch gußeiserne Säulen gestützt werden. Das Gewölbe des Londoner Docks hat neunhundert Quadrat-Ruthen Umfang, und sechzigtausend große Tonnen bilden ein unendliches Labyrinth von Straßen und Kreuzwegen. Ueber diesem Gewölbe befindet sich die Niederlage der Tabacke, in deren Mitte man einen breiten und tiefen Schacht angebracht hat. Wenn ein Kaufmann verdorbenen Taback erhält, so überläßt er ihn der Zoll-Behörde, um keinen Eingangs-Zoll zu bezahlen, und man verbrennt diesen Taback in dem Schacht, welchen man die Pfeife des Königs von England nennt.

Ein Privat-Etablissement wetteifert hinsichtlich der Größe und des Umfanges mit den Docks; es ist dies die Brauerei Barclay Perkins, deren Betrieb sich jährlich auf einen Werth von zwölftausend Thaler erhebt. Hundertsechzig Pferde sind in Thätigkeit, um die Waare durch die Stadt London zu vertheilen. Die Brauerei braucht hundertsechsunddreißig Bottiche. In einem dieser Bottiche, welcher hundertachtzehn Fuß im Umfange und vierundzwanzig Fuß Tiefe hat, gab das Haus Barclay Perkins dem Könige Georg IV. ein Gastmahl.

Wenn man, nachdem man die Brauerei von Perkins besucht hat, nach der St. Pauls-Kirche geht, so findet man diese sehr klein. Diese Kirche erscheint dann als eine sehr flache Kopie von St. Peter in Rom; es ist eine nackte, armselige Basilika ohne allen Schmuck, in welcher man hier und da einige kaum beachtungswerthe Gräber findet. Um seine Zeit durch den Besuch von St. Paul nicht verloren zu haben, muß man den höchsten Gipfel des Gebäudes bis an den Ort, welchen man die Kugel nennt, erklimmen. Man gelangt nicht ohne Anstrengung dahin, und nicht ohne auf der Treppe drei bis vier Steuer-Büreaus passirt zu haben; aber man findet zur Entschädigung ein prächtiges Panorama.

Westminster ist das höchste und prächtigste Bauwerk Londons; die Kapelle Heinrich's VII. ist bewundernswerth, aber die übrigen Theile der Kirche sind zu überladen, man möchte sie einen Basar von Gräbern nennen; die Mausoleen sind über einander gehäuft, und die Wirkung wird durch den Ueberfluß vollständig gestört. Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß man Schauspieler, wie Garrick und Kemble, im Westminster an der Seite der Könige beisetzte; aber Westminster ist nicht, wie St. Denis, absonderlich für die Asche der Könige bestimmt; es ist ein philosophischer Kirchhof, wo jeder Stein die Gleichheit des Grabes predigt; es ist ein Zwangs-Aufenthalt, eine Art Leichen-Hotel, wo Jeder für sein Geld begraben werden kann. Ein Kaufmann der City ruht neben Shakespeare, und ein gemeiner Bürger unweit eines stolzen Monarchen; es ist ein befremdender Mischmasch, wo alle Stände durch einander gemengt sind, ein wahres Ragout von Grabstätten. Man findet Garrick und Kemble zugleich in sehr guter und sehr schlechter Gesellschaft.

Die Majestät und der Ernst von Westminster geben sich von mehr als einer Seite blos. In einigen Kapellen sieht man große Schränke, in welchen hinter einer Glaswand Wachsfiguren aufgestellt sind, welche historische Personen, bekleidet nach damaliger Sitte, darstellen. Maria Stuart, die Königin Elisabeth, Karl II., der Herzog von Buckingham, der Admiral Nelson theilen diese Ausstellung. Es giebt nichts Erbärmlicheres, als diese gelben Gestalten, in alten verschossenen Sammet mit zerknittertem Atlas gepackt, mit alten Hosen bekleidet und mit rothen Spitzen, schmutziger Wäsche und mit falschen Perlen geschmückt. So findet man in Westminster das Erhabene und Lächerliche, Wachs und Marmor, den Père Lachaise und den Curtius neben einander.

Freilich sind wenige von diesen Marmor-Statuen mehr werth, als die von Wachs. Kaum findet man unter diesen Gräbern zwei oder drei gute Stücke von Bildhauer-Arbeit. Das Meisterwerk von Westminster ist das Grabmahl der Gräfin von Nottingham, von einem Französischen Künstler, Namens Roubillac, aus dem Jahre 1761. Die meisten Grabschriften sind aus Pope, dem Englischen Boileau, entlehnt. Unter den berühmten Todten, welche in Westminster ruhen, bemerkt man Pitt und Fox dicht neben einander. Sir Humphry Davy, der berühmte Chemiker, James Watt, der Erfinder der Dampfmaschinen, Dryden, Händel, ein Komponist, den England hartnäckig in Anspruch nimmt, obschon er in Deutschland geboren wurde; Ben Johnson, der seine Stelle bezahlt hat und, um den Raum zu ersparen, aufrechtstehend beerdigt seyn wollte; Parr, ein Dichter, gestorben 1635, in einem Alter von 152 Jahren, und eine Menge Lords, Ladies, Nabobs und Parlaments-Mitglieder, unter Anderen Parceval, der vor 25 Jahren im Unterhause durch einen unbekannten Mann ermordet wurde.

Die Museen in London sind selten reich, doch verdienen einige Kabinette von Liebhabern und Sammlern besucht zu werden. Ein gelehrter Engländer, Namens Sir John Soane, der sein ganzes Leben damit hingebracht und sein bedeutendes Vermögen aufgeopfert, um Aegypten, Griechenland und Italien zu durchreisen und Kunstgegenstände und kostbare Seltenheiten zu sammeln, starb voriges Jahr in dem Augenblick, wo er daran dachte, in Ruhe die Frucht seiner Anstrengungen zu genießen. Sir John ließ in Lincoln Fields ein hübsches Gothisches Haus erbauen, in welchem seine kostbare Sammlung kunstgerecht aufgestellt ist. Sein Testament enterbte seine Familie und vermachte sein Haus dem Publikum, welches 24 Tage im Jahr freien Zutritt hat. Diese Tage sind von Sir John alle namentlich bezeichnet, mit Beifügung der Bedingung, daß es schönes Wetter seyn müsse, wenn das Haus geöffnet werden soll. Eine solche Klausel kann das Haus mehrere Jahre verschlossen halten. Aber in London wird der letzte Wille eines Originals oder eines Narren stets heilig gehalten, und die vernünftigen Leute geben genau Acht, daß er streng beobachtet werde. Statuen, Basreliefs, die Mumien finden sich in dem Soaneschen Museum in Ueberfluß. Das Merkwürdigste aber ist die Bilder-Gallerie; wenn man die Gemälde besehen hat, regt sich nämlich das Tafelwerk, die Füllungen kehren sich um und bieten andere Gemälde dar; endlich verschwinden diese Füllungen gänzlich und machen einer dritten Gallerie Platz. Das Haus ist solcher Ueberraschungen voll: Alles hat einen doppelten Boden, die Verwandlungskunst hat sich darin selbst überboten.

Ein porphyrner Sarg erregt in diesem Museum besonders die Bewunderung der Liebhaber. Schaulustige finden hier auch sehr schöne Waffen, unter welchen ein angeblicher Degen Friedrich's des Großen, und ein Pistol, welches Peter der Große dem Bey, der die Türkische Armee bei Asow befehligte, abnahm. Der Kaiser Alexander machte mit diesem Pistol Napoleon ein Geschenk, der es auf St. Helena einem Engländer verehrte, von welchem Herr Soane es erhielt. Aber vielleicht noch interessanter als diese historischen Seltenheiten ist eine Reihenfolge herrlicher Gemälde von Hogarth, welche Scenen von Parlaments-Wahlen vorstellen. Hogarth, der Maler der Englischen Leidenschaften und Lächerlichkeiten, der geistreiche Künstler, dessen Werke sogar die Chinesen auf Porzellan übertrugen, hat nichts Komischeres und Unterhaltenderes, als diese Wahl-Dramen, welche er in den kritischsten Momenten auffaßte, dargestellt.

Noch heutzutage, wie zur Zeit Hogarth's, werden die Englischen Karrikaturen-Maler durch nichts so begeistert, wie durch die Wahlen. Eine der neuesten dieser Karrikaturen stellt einen Wettlauf zum Glockenthurm vor; die Pferde haben Wahl-Kandidaten-Köpfe, die vorzüglichsten Personen der Whigs und Tories sieben auf den Tribünen, mit Wetten beschäftigt. Die Minister in der Jacke und Jockei-Kappe spornen ihre parlamentarischen Renner, welche den Raum verschlingen, Land-Hecken von Quodlibets und Pallisaden von Epigrammen überspringen.

Die Englischen Minister lassen dem Griffel diesen Muthwillen, und die Kandidaten setzen den Karrikaturen ihre Anschlage-Zettel entgegen, auf welchen man mit Buchstaben von zwei bis drei Fuß Höhe eine einfache folgendermaßen abgefaßte Nachricht findet: „Der Ehrenwerthe Mre. Bernard ist der Kandidat von Greenwich.“ Die Mauern Londons sind mit solchen Anschlage-Zetteln bedeckt, deren Einfluß bei den Wählern, welche lesen können, sehr bedeutend ist. (J. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Die Spaas in Deutschland.*) Wenn in diesem und im folgenden Jahre die Deutschen Mineralbäder noch mehr als bisher von Engländern besucht werden sollten, so haben sie dies zum Theil dem Buche zu verdanken, das vor kurzem in London darüber erschienen ist und das den Dr. Granville, einen Arzt, der früher auch eine bereits in drei Auflagen erschienene Beschreibung von St. Petersburg herausgegeben, zum Verfasser hat. Spaa ist schon vor 150 Jahren der Lieblings-Badeort der Engländer gewesen; darum hat auch der Mineralbrunnen in Cheltenham den Namen des „Britischen Spaa“ erhalten, und so ist dieser Name mit der Zeit zu einer allgemeinen Bezeichnung für Bade-Orte geworden. Baden-Baden und Kalsbad sind es ganz besonders, bei denen der Verfasser verweilt und von denen er das erste die Königin und das zweite das Bad aller Bäder nennt. Aber auch die Taunus- und die anderen Böhmischen Bäder sind von Dr. Granville besucht und beschrieben worden. Weder in medizinischer noch in topographischer Hinsicht liefert er für Deutsche Leser etwas Neues; Englischen wird sein Buch jedoch ein verständiger Leitfaden seyn. Es scheint uns eine billige Revanche, daß der Englische Luxus jetzt mehr als je seine Befriedigung an Deutschen Vergnügungs-Orten aufsucht; er bringt auf diese Weise einen Theil der Kapitalien zurück, die der Deutsche Luxus jährlich nach England zu senden pflegt.

*) The Spas of Germany. By the author of St. Petersburgh. 2 vols London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Montag den 21. August 1837.

Mexiko.

Michel Chevalier in Mexiko.

Zweiter Artikel.

In den Minen zu Real del Monte, April 1835.

Zwei Monate bin ich erst in Mexiko und habe schon fünf Revolutions-Versuche erlebt. Insurrectionen sind hier an der Tagesordnung, und man befaßt sich damit, wie mit einem ganz gewöhnlichen Lebensgeschäft. Es haben sich sogar mit der Zeit gewisse Regeln und Formen für diese Praxis festgestellt, in denen sie ganz geläufig vor sich geht und von denen man wohlweislich nicht abweicht; sie sind bewährt, wie die Spielregeln im edeln Tricktrack und wie die Rezepte im bürgerlichen Kochbuch. Das Verfahren ist einfach und hat sich in seiner öfteren Wiederholung, man muß es sagen, so gutmüthig und unschädlich gestaltet, wie ein Opernzweikampf. Der erste Akt einer solchen Revolution heißt das Prenunciamiento: ein Offizier hohen oder niederen Ranges, vom Lieutenant bis zum General, pronunzirt sich gegen die bestehende Verfassung, gegen eine Institution, die ihm nicht gefällt, oder gegen was ihm sonst nicht beliebt; er versammelt eine Compagnie, eine Schwadron oder ein Regiment um sich, die sich fast immer mit großem Eifer zu seiner Disposition stellen. Nun kommt der zweite Akt, welcher el Grido, der Ausruf, genannt wird: es werden nämlich zwei oder drei Artikel aufgesetzt und darin die Gründe und der Zweck der Insurrection proklamirt; ist dieser Zweck wichtig und ansehnlich genug, so heißt es nicht ein Grido schlechtweg, sondern ein Plan. Der dritte Akt tritt ein, wenn die Insurgenten und die Anhänger der Regierung einander gegenüberstehen: sie scharmutziren von weitem, gehen vorsichtig um einander herum und befühlen sich, ehe sie es zum Kampfe kommen lassen. Im vierten Akte wird man endlich handgemein und schlägt sich, jedoch nur nach der neuesten vervollkommneten Revolutionsmacherkunst, das heißt: sehr gelassen und in ehrerbietiger Distanz. Am Ende hat die eine Partei geschlagen und die andere ist geschlagen worden: mehr will man nicht. Ist man geschlagen worden, so depronunzirt man sich; hat man geschlagen, so marschirt man auf Mexiko. Der fünfte und letzte Akt besteht unveränderlich darin, daß der Sieger im Triumphe zur Hauptstadt einzieht, der Besiegte sich mit allen Kriegsehren zu Vera Cruz oder Tampico einschifft und mit heiler Haut davongeht.

Der erste Aufstand, den ich hier zu Lande vorgehen sah, war von einem Infanterie-Lieutenant angestiftet, der in einem Dörfchen bei Acapulco, an der Küste des Süd-Oceans, in Garnison lag. Sein Pronunciamiento ging dahin, daß man alle Fremden aus dem Gebiete der Republik wegjagen sollte. Er konnte aber nur ein kleines Häuflein Leute sammeln, sah sich bald von überlegenen Streitkräften eingeschlossen und erklärte, daß er sich depronunzire. Er bat um Gnade und erhielt sie: denn, so sagte er, er sey durch schlechte Rathschläge verführt worden und überdies zur Zeit, wo er sich pronunzirte, nicht ganz nüchtern gewesen.

Der zweite Aufstand war das Werk zweier Sergeanten. Bisher hatte man noch kein Beispiel erlebt, daß Unteroffiziere sich auf diese Laufbahn eingelassen hätten; aber diese Beiden hatten es ihren Vorgesetzten abgesehen und gemerkt, daß eben keine Gefahr bei dem Revolutions-Geschäft wäre. Also machten sie guten Muthes ihr Pronunciamiento, und zwar zu Gunsten der Centralisation gegen das Föderativ-System, welches man, beiläufig gesagt, sehr zur Unzeit aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko herüber verpflanzt hat. Sie hatten auch einen Plan, — denn als simple Unteroffiziere mußten sie sich etwas damit, eine recht kunst- und regelrechte Revolution einzuleiten, — und dieser Plan bestand darin, den General Santana, den gegenwärtigen Präsidenten der Republik, zum Diktator zu machen. Sie bemächtigten sich des Forts San Juan d'Ullea, welches die Citadelle von Vera Cruz und gewiß das kostspieligste Bauwerk der Spanier in der neuen Welt ist.*)

Sie arretirten den Oberst-Kommandanten, griffen die Stadt an und nahmen noch die Forts San Jago und Concepcion weg; als sie aber vor die Kasernen rückten, fanden sie bei den Soldaten Widerstand und mußten sich in die Citadelle zurückziehen, von wo sie auf die Stadt schossen. Ihr Grido fand aber wenig Anklang in der Republik, nicht etwa als ob man sehr an der Föderatiy-Verfassung hinge, sondern weil ein Gefühl der Erwüdung und ein Bedürfniß der Ruhe jetzt bei allen einflußreichen Klassen vorherrscht. Der Präsident der Republik befand sich auf seiner Hacienda in der Nähe von Vera Cruz und eilte herbei, die Empörer zur Unterwerfung zu bringen. Anfangs erklärten sie, nur wenn er sich zum Diktator mache, würden sie seine Autorität anerkennen. Es ereignete sich aber der Unfall, daß Blanco, der eine von den beiden Sergeanten, in dem Augenblicke, wo er an Bord der im Hafen liegenden Goelette „der Pfeil" gehen wollte, um die Mannschaft der Regierung abspenstig zu machen, von einem Matrosen, der ihn begleitete, und der sich, wie ein rechter Verräther im Melodram, in heimtückischer Absicht unter die Insurgenten eingeschlichen hatte, einen tödtlichen Hieb mit dem Beile erhielt. Der andere Sergeant, Piñastor, depronunzirte zwei Tage darauf, und damit war Alles gut; ich glaube sogar, seine Beförderung zum Capitain wird nicht lange auf sich warten lassen.

Dieselbe Citadelle San Juan d'Ullea war der Schauplatz meiner dritten Revolution, von der aber nichts zu erzählen ist, da sie fast im Moment wieder unterdrückt wurde. Die vierte ist eben gegenwärtig im Werke und läßt sich gewaltig an. Der Mexikanische Kongreß, in welchem die Unitarische Partei dominirt, wollte nämlich jeden Widerstand gegen die Centralisations-Pläne der Anhänger des Präsidenten im Voraus unmöglich machen und befahl durch ein Dekret, daß alle Lokal-Milizen ihre Waffen niederlegen und ausliefern sollten. Die Centralisation wäre allerdings zum Besten des Landes erforderlich; aber der Staat Zacatecas, der Herd und Hauptsitz des Föderalismus, hat sich gegen dieses Dekret pronunzirt, durch dessen Vollziehung natürlich alle einzelne Staaten der Willkür der in Mexiko residirenden Exekutivgewalt preisgegeben würden. Der Präsident rüstet sich so eben zu einem Feldzuge gegen Zacatecas.*) Während dessen geht aber im Süden eine fünfte Revolution los. Der General Alvarez, der ein Truppen-Corps in der Gegend von Acapulco kommandirt, hat einen Grido erhoben und verlangt, General Santana solle als Verräther an der Constitution zu Gericht gezogen werden. — Ich reise von hier nach Vera Cruz, wo ich mich einzuschiffen gedenke; leicht möglich, daß ich unterwegs noch von ein paar neuen Insurrectionen höre, — ich würde mich so wenig darüber wundern wie die Mexikaner selbst.

*) Im Volke geht die Sage, es habe 200 Millionen Piaster gekostet.

*) Die Insurgenten von Zacatecas sind noch im Jahre 1836 geschlagen und zur Unterwerfung gebracht worden. Seitdem ist an die Stelle der Föderativ-Verfassung eine andere, auf das Prinzip der Einheit und Centralisation gegründete getreten.

Schweiz.

Schleichhändler in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

In jener kurzen Berathung war offenbar über mein Schicksal entschieden worden. Die Leute kümmerten sich nicht mehr um mich, sondern gingen, ohne ein Wort zu sprechen, vor und hinter mir her und lösten sich im Tragen zweier Säcke ab, während ich unter der Last des dritten einherkeuchte. Noch einmal wagte ich einen Versuch, ihnen meine Unschuld begreiflich zu machen; aber sie hörten nicht auf mich. Wahrscheinlich gab ich mir auch unnütz Mühe damit; denn ihr geübtes Auge mochte meine Unschädlichkeit deutlicher erkennen, als ich sie mit allen Betheurungen darzulegen vermochte. Nur der eine Umstand hielt noch ihr Mißtrauen wach, daß ich so vorsichtig einhergeschlichen war und beständig um mich geblickt hatte. „Wenn Ihr's nicht auf uns absaht", war die Frage, „wozu Euer Lauschen und Spioniren? Ihr konntet ja gar nicht wissen, daß wir des Weges gingen." Ich erklärte ihnen die Sache, wie ich unten im Wasser gesehen hätte, was hinter und über mir vorging. „Gilt ganz gleich", sprach der Eine, der Böse von den Dreien, „ein ehrlicher Kerl oder keiner, — Ihr könnt uns doch verhandeln, und wir müssen sicher seyn. Marsch zu: dort im Busche wird die Sache mit Euch richtig gemacht." Gewiß, es war aus mit mir, mein letztes Stündlein vor der Thür. Eine halbe Stunde hatten wir noch zu gehen, bis wir den Wald erreichten; in der Zeit lernte ich begreifen, wie einem armen Sünder zu Muthe ist, den man zum Richtplatze führt, und ich sage jetzt aus Erfahrung: Es giebt keine schlimmere Todesqual, als diese Todeserwartung. Und wie viel besser war ich noch daran, als ein Delinquent! erstlich hatte ich meine Unschuld, — zweitens die Hoffnung, Jemanden zu treffen, der mich befreien könnte, — drittens endlich hatte ich zu meiner Rechten, hart am Wege, einen recht hübschen Abgrund; er konnte gar nicht bequemer gelegen seyn, wenn ich mich sammt meinem Sacke hinunterstürzen wollte. Da jedoch Niemand uns entgegen kam und der letztermähnte Ausweg mir doch allzu verzwei-

felt und gar nicht besser als das Schlimmste schien, so erreichten wir ohne weiteren Zufall den Wald. Hier nahm man mir, zu meiner großen Zufriedenheit, meinen Sack ab; dann banden mich die Herren mit Händen und Füßen fest an den Stamm einer großen Asche, aber statt mich abzufangen, wie den Hannes, sprachen sie ganz sanftmüthig zu mir: „Lieber Herr! vierundzwanzig Stunden müssen wir Sicherheit haben, und so lange müssen Sie hier bleiben. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Morgen um die Stunde kommen wir wieder vorbei und binden Sie los. Sie sehen, wir machen's gnädig mit Ihnen; seyen Sie hübsch dankbar und schwatzen nichts aus. Adieu, auf Wiedersehen!" Und damit warfen sie ihre Säcke wieder auf den Rücken und zogen fürbaß.

Ich blieb allein. Zu meinen Füßen lag die Savoyische Landschaft mit Bergen und Thälern; nie in meinem Leben erschien mir die Natur so herrlich, so freundlich, nie weckte sie solchen Jubel in meiner Seele, wie gerade in diesem Augenblick. Den Baumstamm spürte ich gar nicht, so frei war mir zu Muthe; die vierundzwanzig Stunden sah ich an, als wenn's nur eben so viel Minuten wären; den vortrefflichen Leuten, die eben von mir gegangen waren, wünschte ich von Herzen alles mögliche Gute. Ein bischen ungestüm sind sie freilich, kurz und scharf; aber müssen sie nicht? wer kann es den ehrlichen Männern verdenken, wenn sie für ihre Sicherheit sorgen? jedes Handwerk hat seine Regel, und sie wissen sich doch zu benehmen. — Kurz, Alles erschien mir in rosenfarbenem Lichte; Alles, was ich fühlte, war Freude über mein gerettetes Leben. Der Uebergang war zu plötzlich, binnen wenigen Minuten von Betäubung und Todesangst zu einer Wonne ohne gleichen; er überwältigte mich, und eine Zeit lang verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, strömten meine Augen von Freudenthränen über. Wie manches Stoßgebet ich vorher in meiner bitteren Noth zum Himmel gesendet, davon hab' ich nichts gesagt, — denn ich weiß doch, setzt werde ich für meine Angst vom Leser ausgelacht; aber sobald ich mich gerettet sah, — warum soll ich's nicht gestehen — strömte mein Herz von Dank gegen Gott über, und meine Thränen quollen aus einer unbeschreiblich süßen, innigen Rührung: meine Brust hob sich und wurde warm in Liebe und Anbetung zu Ihm, in dessen Hand unser Leben ist. Mein erster Gedanke, nächst Gott, waren die Meinen daheim, und wie froh, wie glücklich ich nach ausgestandener Gefahr mich am häuslichen Heerde wiederfinden würde neben Weib und Kind. Der Gedanke wuchs an zur ungeduldigen Sehnsucht; von dannen hätte ich eilen mögen in die Arme meiner Lieben, — und nun fing ich erst an zu spüren, wie unbequem es ist, einen Aschenbaum an seinen Leib gebunden zu haben.

Es mochte zwei Uhr nach Mittag seyn, — nur noch dreiundzwanzig Stunden. Es war ein recht wilder, öder Fleck, wo ich mich befand, ganz in der Nähe des Schneefeldes; ein unbesuchter Weg — wer sollte da vorbei kommen? Uebrigens war in diesen ersten paar Stunden mein Respekt vor den Herren, die mir den Posten angewiesen, noch so groß — wer weiß, sie konnten ja noch ganz in der Nähe seyn — daß ich glaube, wenn Jemand gekommen wäre, mir zu helfen, ich ihn gebeten haben würde, davon zu bleiben und mich nicht loszubinden. Dieser Respekt aber nahm zusehends, und zwar nach einem bekannten Naturgesetz im Verhältnisse des Quadrates der Zeiten ab; um vier Uhr spürte ich wenig mehr davon, desto empfindlicher aber spürte mein Rückgrat die harten Knoten und scharfen Vorsprünge an dem Aschenstamm. Was war aber zu thun? ich war mit neuen und festen Stricken gebunden und kein Simson. Erlöst zu werden hatte ich keine Aussicht, es hätte denn die Maus aus der Fabel kommen müssen.

Statt ihrer kam ein Mensch, ja — wirklich, es war kein Irrthum; ein zweibeiniges Landeskind, — aber der sah erst wunderlich und fabelhaft aus. Er trug einen durchlöcherten Hut nebst Hosen von gleicher Beschaffenheit, dabei weder Strümpfe noch Schuh'; unter der Nase aber sah es aus wie ein dicker, schwarzer Wald von lauter Schnupftabak, — so unmäßig viel Contrebande stopfte der Mann in seine Nasenlöcher. „Holla, heda!" rief ich, „mir zur Hülfe, guter Freund, Landsmann, brave Seele!" Er kam aber nicht, sondern blieb wie eingewurzelt stehen und schob mit großem Bedacht eine gewaltige Prise ein. Der Savoyische Bauer ist zwar nicht feig, oder furchtsam, oder undienstfertig, aber über die Maßen bedächtig und vorsichtig; er beeilt sich nicht und rührt keine Hand, ehe er ganz klar weiß, woran er ist. Soll er sich auf eine Sache einlassen, so muß er zuvor alle mögliche Sicherheit haben, daß es nicht etwa einen Streit mit den Nachbarn, oder einen Tanz mit der Obrigkeit, oder gar ein „Krakeel" mit den Königlichen Karabinieren setzt. Ist er darüber beruhigt, so findet man in dem Savoyischen Bauer den gutmüthigsten Menschen auf der Welt; ich sag' es nicht so obenhin, sondern ich hab's mehr als einmal an mir selbst erfahren. — Mein Bäuerlein also war mit seiner Prise zu Ende, stand noch immer und schüttelte den Kopf. Ein fremder Mensch, an eine Asche festgebunden, — das kam ihm nicht geheuer vor. Wer weiß, was dahinter steckt! Die Obrigkeit, oder Hans, oder Kunz, oder sonst was, gewiß nichts Gutes. Also hielt er's für klüger, nicht heranzukommen, sondern abzuwarten, ob ich vielleicht auf ihn loskäme; indessen rief er mir von weitem zu: „Prächtig Wetter, nicht wahr?" und dabei machte er ein lachendes, bald einfältiges, bald pfiffiges Gesicht: „ein wunderschöner Tag"; — der Matz! als wenn ich Spazierens wegen und zu meinem Vergnügen dastände. Darüber riß mir die Geduld: „Guter Freund!" rief ich, „laßt den schlechten Spaß mit dem Wetter, kommt lieber her und bindet mich los." — „Hat keine Noth ums Losbinden, zu rechter Zeit. Seyd Ihr denn schon lange hier?" — „Freilich, schon drei Stunden; na, so kommt doch und faßt an!" — Zwei Schritt that er vorwärts, dann bedachte er sich wieder: „He, lieber Herr, weil sie Euch so gewickelt haben, — ist wohl schlecht Volk gewesen — seyn sie denn fort?" — „Das werde ich Euch Alles erzählen; macht mich nur los." — Diesmal kam er drei Schritte auf mich zu, und ich hoffte, schon am Ende meiner Qual zu seyn, als ihm wieder ein Gedanke durch den Kopf fuhr. Er blieb stehen, nahm eine sehr verdutzte, geheimnißvolle Miene an und fragte ganz leise: „Sagen mal, wollen sehen: hat's ihrer von der Contrebande?" — „Ihr habt's errathen, guter Freund. Die schlechten Kerle haben mich hier an den Baum gebunden, morgen um die Zeit wollen sie wieder vorbeikommen und sehen, ob mich nicht der Geier geholt hat." — Die Worte machten eine erstaunliche Wirkung auf das Bäuerlein. Er fuhr zurück, machte ein unbeschreiblich dummes Gesicht und ließ mich stehen, — wahrhaftig, er lief fort. Nun hielt ich meinen Zorn nicht länger; ich rief ihm tausend Verwünschungen nach, ich schalt ihn einen elenden Kerl, das dümmste Vieh, das je ein menschlich Gesicht zwischen den Schultern getragen. Er ließ sich aber gar nicht rühren: „Wollen sehen", rief er zurück, „wird sich finden; der Herr wird losgebunden werden zur rechten Zeit." Dabei lief er immer schneller und verschwand endlich hinter einer Wendung des Pfades.

Was halfen meine Verwünschungen! ich wußte mir nicht zu rathen, noch was ich von meiner Lage denken sollte. Ja, ich fürchtete, es schlimmer gemacht zu haben, indem ich dem Manne vorhin die Wahrheit sagte; er konnte mich ja bei den Schmugglern verrathen, — vielleicht war er gar Einer von ihren Helfershelfern. Meine Phantasie malte mir schon die schwärzesten Vorstellungen aus, und ich würde meine Zeit sehr trübselig verbracht haben, wenn nicht zwei Eichhörnchen gewesen wären, die mit einander spielten und mich durch ihre Sprünge ergötzten. Die niedlichen, scheuen Thiere glaubten allein im Walde zu seyn und überließen sich ganz ihrer Fröhlichkeit. Nur in ihrer Freiheit, wo nichts sie hemmt und nichts sie einschüchtert, kann man die Zierlichkeit, die blitzschnelle Behendigkeit, die neckische Anmuth ihrer Bewegungen und Sprünge recht kennen lernen. Sie jagten einander baumauf, baumab, sie machten Männchen, sie schwenkten sich ellenweit von Ast zu Ast; ja eines von ihnen kam an meiner Asche herunter gelaufen, und da ich mit dem Stamme nur Eins ausmachte und mich nicht rühren konnte, so lief es mir gerade über den Leib, das andere ihm nach, und beide wieder am nächsten Baume hinauf; im Nu saßen sie wieder in dem höchsten Wipfel. Auf einmal blieben sie still und rührten sich nicht, als hätten sie beide etwas Verdächtiges gesehen; ich schloß daraus, daß Jemand von weitem herankäme, und schloß richtig. Es kam ein dicker Mann von respektablem Ansehen zum Vorschein und hinter ihm her das Bäuerlein mit dem schwarzen Walde unter der Nase. Der Dicke hatte ein dreidoppeltes Kinn, ein Vollmond-Gesicht, zwei kleine verschmitzte Augen, trug einen dreieckigen Hut und ein schwarzes, langgeschwänztes Habit. Sobald er mich gewahr wurde, stellte er sich in beobachtende Positur und musterte mich scharf. „Wer sind Sie?" rief ich ihm entgegen. — „Der Rathsschreiber aus Sallenche", kam die Antwort; aber er rührte sich nicht von der Stelle. — „Herr Rathsschreiber", sagte ich, „ich fordere Sie hiermit auf, binden Sie mich los, oder lassen Sie mich von Ihrem Subalternen da losbinden, der sich neben Ihnen die Nase voll Tabak stopft." — „Der Herr soll losgebunden werden zur rechten Zeit", erwiederten Beide wie aus einem Munde. „Erzählen Sie doch Ihren Casus", sprach der Herr Rathsschreiber. Ich war jetzt aus Erfahrung klug geworden und nahm mir fest vor, kein Wort von Schmugglern verlauten zu lassen. „Mein Casus?" sagte ich, „daran ist nicht viel zu erzählen. Es haben mich Spitzbuben überfallen, geplündert und an den Baum gebunden; ich verlange, auf der Stelle losgemacht zu werden." — „Ah, so ist die Geschichte", sprach der dicke Mann, „also von Spitzbuben ist die Rede." — „Allerdings, von Räubern. Ich zog mit einem Maulesel über den Berg, der meinen Mantelsack trug; sie haben mir das Thier sammt dem Sack fortgetrieben." — „So ist die Geschichte", sprach er und wackelte mit seinem Kinn. — „Ja freilich, so ist die Geschichte; und nun, lieber Herr, da Sie es wissen, kommen Sie geschwind her und machen mich los. Allons, guter Freund, habt Ihr kein Messer?" — „So ist die Geschichte", reflektirte der Bedächtige noch einmal; „sehen der Herr, das wird viel Schreibereien kosten." — „Aber, in des Kuckucks Namen, binden Sie mich doch los, Sie Froschblut! Was kümmern mich Ihre Schreibereien? dazu ist unten Zeit." — „J, bewüte der liebe Herr, das muß Alles in der rechten Form gehen; erst muß ich Protokoll aufnehmen." — „Das können Sie ja nachher, binden Sie mich nur erst los." — „Geht unmöglich an, lieber Herr; das wäre ein großer Schnitzer. Ich muß den Befund aufnehmen vor Zeugen, und bis dahin muß Alles bleiben, wie es ist. Nach dem Protokoll werden Sie gleich losgebunden. Nun muß ich gleich nach Zeugen schicken, und zwar nach zweien, die ihren Namen unterschreiben können; das hält ein bischen schwer und wird wohl eine Weile dauern. Die Leute lassen sich auch nicht gern von ihrer Arbeit abrufen, aber wenn der Herr ihnen das Tagewerk vergüten will .... Geschwind, Anton", wendete er sich zu dem Bauer, „geh' runter nach Maglan, zu Mutter Perretten; sie wird Dir sagen, wo ihr Mann ist, der Notarius; sag' ihm, er soll heraufkommen. Dann läufst Du hinüber nach St. Martin, wo bei Chanzets heute Hochzeit ist; da findest Du unseren Herrn Küster Bentir, der die Glocke läutet; sag' ihm, er soll auch heraufkommen. Und der Notarius soll Stempel-Papier mitbringen und sein Dintenfaß auch; meines ist am letzten Dienstag vergessen worden. Geh', guter Junge, spute Dich: bei honetten Herren verliert man nichts, wenn man hernach abrechnet. Halt' mal! Du kommst ja durch Béluz, da kannst Du dem Hans Marx im Vorbeigehen sagen, sein Pferd hat die Mauke, sie haben's gebrannt, es wird aber zum Herbst besser werden. Na, mach' fort." —

„Ei, so hole der Teufel den einfältigen Burschen", brach ich los, „und den Hans Marx sammt seinem Pferde, und Euch dazu! Ihr seyd mir eine schöne Magistratsperson: Ihr habt ja nicht Einsicht, noch Barmherzigkeit. Hr, guter Freund!" rief ich dem Bauer nach; „Herr, lassen Sie mich losbinden, ich gebe Jedem einen Louisd'or." Der Bauer, der schon ein Stück fort war, spitzte die Ohren und riß ein Paar große begierige Augen auf. Aber der Herr Rathsschreiber bot an: „Mein bester Herr, Sie werden die Schreibegebühren und die Kosten bezahlen, und dann können Sie den Leuten ein Trinkgeld geben

nach Belieben; wenn es groß ist, na, dagegen wird Keiner was haben; aber daß Sie die Leute so im Voraus kaufen wollen, und wenn Sie auch Louisd'or über Louisd'or legen, das geht nicht zu statuiren. Gottlob, wir sind Rathsschreiber bei der Gemeinde gewesen vom Vater auf den Sohn, seit meinem Urgroßvater Baptist Andreas bis auf mich, der ich eben so heiße, und eher wird die Arve kein Wasser haben, als unser Einer sich so die Redlichkeit verzieht. Ich thu', was meine Schuldigkeit ist: gedulden der Herr sich nur; ich muß Sie eine Weile allein lassen; will hinunter geben ins Dorf und einen Schoppen Reiben heraufbringen, der wird Ihnen die Glieder stärken." Er ging; der Bauer war schon lange fort.

So war ich denn durch die zwar löbliche, aber verzweifelte Ehrlichkeit dieses Mannes und durch seine Pünktlichkeit in den Formen zu noch wer weiß wie langem Warten in diesem gefesselten Zustande verdammt. Ich war wieder allein und richtete mich völlig darauf, daß ich noch die ganze Nacht hier zubringen und erst morgen früh loskommen würde. Der Abend brach herein; zu meinem Glücke war er warm und köstlich heiter. Die sinkende Sonne warf ihre Strahlen, vor deren Gluth mich den Tag über das Laubdach geschützt hatte, zwischen den schlanken Baumstämmen herein, und die langen Schatten streckten sich über den moosbewachsenen Boden, den das warme, reine Abendlicht überspielte. Einige Weiben, die früher mir zu Häupten schwärmten, waren jetzt zu Ruhe gegangen; die Raben strichen krächzend durch das Thal der Arve und suchten ihre Schlafstätte; das Grün der entfernten Baumwipfel wurde dunkler und dunkler und verlor sich im Düstern. Weit und breit erstarb die laute Thätigkeit des Tageslebens, und der Friede der Nacht, die Stille des Schlummers lagerten sich über die Landschaft. Wer kennt den geheimen, beschwichtigenden Zauber nicht, womit diese Abendfeier der Natur das Gemüth in Ruhe wiegt und alle unruhige Gedanken, alle Sorgen des Tages in ein weiches Träumen auflöst und versenkt? So peinlich und sonderbar meine Lage war, so wirkte dieser Eindruck doch auch auf mich. Mein Herz hob sich in ruhigeren Schlägen; die Ereignisse dieses stürmischen Tages zogen in gedämpften Bildern an mir vorüber, und in der Erinnerung an die Angst des Vormittags war mir das Schauspiel abendlicher Ruhe und die Hoffnung auf meine, wenn nicht baldige, doch zuverlässige Befreiung erst recht beruhigend und erquickend.

Als nun die letzten Strahlen der scheidenden Sonne eben im Westen verglühten, sah ich unten, ganz fern am Horizont, Gestalten herauf und immer näher kommen, Männer, Weiber, Kinder, eine ganze Dorfschaft. Da sie sich zwischen der Sonne und mir befanden, so sah ich die langen, seltsam verzogenen Schatten über die silbergrün glänzende Laubdecke des Aeschenwaldes, der den Abhang zu meinen Füßen überkleidete, langsam zu mir emporrücken. Von dem Sonnenball geblendet, erkannte ich anfangs meinen Herrn Rathsschreiber unter den Herankommenden nicht, aber er war allerdings dabei; er schritt, den versprochenen Schoppen Wein in der Hand, neben dem Pfarrer her, den das Gerücht von meinem Abenteuer gleichfalls bewogen hatte, sich dem Zuge anzuschließen. An dem Besuche des ehrwürdigen Geistlichen richteten sich alle meine Hoffnungen wieder auf, und ich setzte mir schon eine Menge schöner Redensarten zurecht, um Alles, was der Mann an christlicher Tugend und Nächstenliebe besäße, für meine Befreiung aufzubieten. (Schluß folgt.)

England.

Oberst Shaw in Portugal und Spanien.*)

Der Titel, den Oberst Shaw seinem so eben erschienenen, in der Anmerkung näher bezeichneten Buche vorgesetzt, ist dem Inhalte kaum angemessen. Diejenigen Leser, denen es um genaue Kenntniß von den beiden großen constitutionellen Kämpfen zu thun ist, an welchen Oberst Shaw Theil genommen, müssen sich anderswo nach einer Erzählung umsehen, wogegen Jeder, der mehr angenehme Unterhaltung als Belehrung sucht, in diesen Memoiren vollkommene Befriedigung finden wird. Besonders werden junge Wagehälse und Schwindelköpfe den Verfasser liebgewinnen; auf jeder Seite lesen wir von kühnen Wagstücken, gefahrvollen Abenteuern und allen Glücks- oder Unglücksfällen des Krieges. Bei allem dem ist es aber eine rein persönliche Erzählung, deren ganzer historischer Werth in Anekdoten von namhaften Individuen verschiedener Länder besteht, mit welchen der Autor zu verschiedenen Zeiten in Berührung gekommen.

Oberst Shaw trat 1813 in Kriegsdienste, nachdem seine Verwandten eine Fähnrichsstelle im 52sten leichten Infanterie-Regiment für ihn gekauft hatten. Capitain Basil Hall sagt uns, daß der Seemann bis ans Ende seines Lebens eine zärtliche und romantische Zuneigung für das erste Schiff bewahre, auf welchem er gedient. Ein ähnliches Gefühl mag auch der Land-Soldat für sein erstes Regiment hegen; wenigstens spricht Oberst Shaw von dem 52sten wie von einer unvergeßlichen Jugendgeliebten. Er nennt dieses Regiment das beau idéal dessen, was der Soldat seyn sollte.

Nach der Schlacht bei Waterloo kam Shaw mit dem 52sten Regimente nach Paris. Im Frieden wurde das Regiment aufgelöst, und unser junger Held mußte mit halbem Solde ein unthätiges Leben führen. Er verließ England und machte eine Reise durch Holland und die Deutschen Bundesstaaten. In Braunschweig besuchte er die Vorlesungen der Militair-Akademie. Der Einfluß vielvermögender Freunde verschaffte ihm eine Anstellung bei dem 90sten Regimente. Shaw kehrte in Folge dessen nach England zurück, allein auch sein Dienst bei dem 90sten Regimente dauerte nur kurze Zeit. Er wurde bald wieder auf halben Sold gesetzt und beschloß, auf einer zweiten Reise jenseits des Kanals seinen Unmuth zu verscheuchen. Wir folgen dem Verfasser nicht auf seinen Wanderungen durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und einen Theil Italiens. Eine beständige Quelle des Aergers waren ihm hier die unausstehlichen Exemplare von Landsleuten, mit denen er fast auf jeder Station zusammentraf. Wo in aller Welt mögen nur alle die eingebildeten Englischen Narren herkommen, die Jahr aus Jahr ein auf dem Kontinent herumziehen und einen anständigen Engländer wohl zehnmal des Tages schamroth machen? Wir haben diese Frage oft genug aufwerfen hören, aber niemals Einen gefunden, der sie zu beantworten fähig war.

Im September 1831 kehrte Shaw nach England zurück, wo er bald im Vereine mit anderen Offizieren zu der beabsichtigten Expedition gegen Dom Miguel Rekruten aushob. Die Werber Dom Pedro's mußten aber sehr vorsichtig zu Werke gehen; sie konnten nur in den abgelegensten Stadttheilen Londons ihre Rolle spielen, und jeder Angeworbene mußte sich als Brasilianischer Pflanzer einschreiben lassen.

Am 15. Dezember ging der nunmehrige Capitain Shaw mit seinen vorgeblichen Kolonisten unter Segel. Ein wilderer Haufe hat wohl noch nie einen Kreuzzug für die Freiheit unternommen; fast täglich gab es Prügeleien auf dem Verdeck und beständige Scenen des Aufruhrs und der Trunkenheit. Doch erzählt der Verfasser einige Züge, die dem Charakter seiner Mannschaft im Allgemeinen große Ehre machen. Folgende Scene, die in Belleisle, dem Sammelplatze der Expedition vor ihrer Abfahrt nach den Azoren, sich ereignete, kann dies bezeugen:

„Am 11ten", so erzählt der Capitain, „kam der Admiral wieder an Bord, um Zeuge davon zu seyn, wie jeder Soldat seine vier Pfund und zehn Shilling erhielt. Das Aeußere der Mannschaft war nicht sehr einnehmend, aber ihre Gesinnungen waren um Vieles hochherziger, als die manches besser gekleideten Truppen-Corps. Der Admiral fragte jeden Einzelnen mit vieler Güte, ob er eine Frau, eine Mutter oder Schwester habe, und rieth ihm, etwas von dem Gelde zurückzulassen, indem er versprach, daß er für die Auszahlung des Geldes in England sorgen wolle. Ich hatte die Aufsicht über 140 Mann und sammelte das Geld ein, welches Jeder für seine Frau, seine Mutter oder Schwester bestimmt hatte. Jeder Mann empfing, wie bereits gemeldet, 4 Pfund 10 Sh., und die Total-Summe dessen, was sie davon abgaben, betrug über 300 Pfund. Zwar nahmen die Leute nachmals einen Theil des Geldes wieder an sich, da die Sendung nach England nicht so bald vor sich gehen konnte; wer entreißet sich aber, zu behaupten, daß das Herz dieser Männer nicht auf dem rechten Fleck saß? Von dem Tage an war ich ihr geschworener Freund und übersah gern manchen ihrer Fehler. Jeder, der so großmüthig auf einen Theil seines Geldes Verzicht leistete, bewährte sich auch als braver Soldat. Mit Schmerz muß ich sagen, daß die alten Soldaten den meisten Eigennutz zeigten; übrigens wurden die armen Teufel fast alle getödtet oder starben an ihren Wunden. Nur etwa zwölf Mann kamen lebendig davon. Vor der Auszahlung des Geldes bot der Admiral Jedem, der nicht als Soldat zu dienen wünschte, freie Ueberfahrt nach England an; aber nur fünf Individuen machten von dem Anerbieten Gebrauch, lauter schlechte Subjekte, bis auf einen armen Schneider, der eine Anzahl Scheeren und Nadeln nebst einer Quantität Zwirn eingepackt hatte, weil er im Ernste glaubte, er reise als Pflanzer nach Brasilien!"

Auf den Azoren hatte man Zeit genug, diesem buntscheckigen Haufen einige Dressur beizubringen; unter solchen Offizieren, wie Capitain Shaw und Oberst Hodges, machten die Leute rasche Fortschritte in ihrer militairischen Bildung. Die Offiziere sehnten sich unterdeß nach weiblicher Gesellschaft; und da viele der achtungswürdigsten Damen, die aus Portugal geflohen waren, in den Nonnen-Klöstern einstweilige Zuflucht gesucht hatten, so bemühte man sich auf alle Weise, mit den Bewohnern der Klöster in Verbindung zu treten.

„Ein junger Offizier, der, als halber Portugiese, ein paar Worte von der Sprache verstand, sagte einem seiner Kameraden, er sey mit einer der Nonnen bekannt geworden und werde am selbigen Abend mit ihr Chokolade trinken. In seiner Unschuld setzte er hinzu, daß er um die 8te Stunde einen Stein an's Fenster werfen und, wenn seine Dame öffnete, „á porta" (an die Thüre) rufen werde. Die Neugier des Fragers wurde jetzt noch mehr gereizt, und er erkundigte sich, ob es das zweite oder das dritte Fenster wäre. Der verrätherische Freund begab sich ein paar Minuten vor der festgesetzten Zeit an den bewußten Ort, warf einen ziemlich derben Kiesel nach dem Fenster und rief, als es geöffnet wurde, „á porta", indem er noch hinzusetzte, de pressa, de pressa (geschwind, geschwind). Dann eilte er an die Gartenthüre. Während er da durch das Schlüsselloch guckte, fiel ihm ein Schlüssel vor die Füße; er hob ihn auf und versuchte zu öffnen, fand aber zu seinem Schrecken, daß die Thür schon offen war. Sogleich schlüpfte er hinein und schloß von innen zu, damit kein Anderer ihm nachkäme. Aber jetzt wurde seine Lage sehr kritisch; denn er verstand, außer á porta und de pressa, keine Silbe Portugiesisch, und die Dame, die ihn gleich als den unrechten Mann erkannte, bediente sich derselben Worte, um ihn wieder hinauszuweisen. Er stehte kniend um Verzeihung und schickte sich an, der Schönen zu folgen; aber sie drohte ihm mit einem Stock, den sie gefaßt hatte. Unser junger Held fiel nun zum zweiten Mal auf die Kniee und gab der Dame pantomimisch zu verstehen, wie sehr er sich geehrt fühlen würde, wenn sie ihn als ihren Sklaven züchtigte. Während er nun demüthig sein Haupt bückte, versetzte ihm die Nonne mit ihrem Stock einen so unsanften Schlag auf die Schultern, daß er um keinen Preis eine Wiederholung dieser Gunst wünschte und vollkommen befriedigt sich nach Hause begab."

Ehe die Expedition von den Azoren aus unter Segel ging, entstand

*) Personal Memoirs and Correspondence of Colonel Charles Shaw etc. (Memoiren und Briefwechsel des Obersten Ch. Shaw, früheren Offiziers in Portugiesischen Diensten und zuletzt Brigade-Generals bei der Britischen Hülfs-Legion in Spanien. Enthaltend eine Erzählung des Kampfes für die constitutionnelle Freiheit in Portugal und Spanien, von seinem Anfang im Jahre 1831 bis zur Auflösung der Britischen Legion im J. 1837.) 2 Bande. London, 1837.

eine gewisse Kälte zwischen Dom Pedro und Sartorius, und zwar wegen eines Toastes, den der Letztere in Gegenwart Seiner Majestät ausbrachte. Sartorius, ein braver und ein galanter Offizier dazu, trank nämlich auf die „Herrschaft der Frauen". Der Kaiser schnitt ein verdrießliches Gesicht, gab sein Mißvergnügen sogar laut zu erkennen und weigerte sich, mit anzustoßen. Warum er bei dieser Aeußerung sich getroffen fühlte, ist mir noch jetzt ein Räthsel. Gewiß hatte Sartorius, dessen Herzensgüte seinem Zartgefühl die Wage hält, ihn nicht beleidigen wollen; es ist mir aber wahrscheinlich, daß Dom Pedro jenen Scherz nie verziehen hat.

Am 8. Juli 1832 landete die Expedition vor Porto, bei welcher Gelegenheit Capitain Shaw einem seiner Leute das Gewehr von der Schulter nahm und die feindlichen Reiter, welche über den Landungs-Platz schwärmten, mit einer Kugel begrüßte. Ohne Zweifel that er dies nur, um von sich sagen zu können, daß er in Portugal den ersten Schuß gethan habe. Die Erzählung von den Thaten und Abenteuern des Verfassers während der Belagerung von Porto und auf dem Zuge gegen Lissabon wird von denen, welche mit der Geschichte des Kampfes vertraut sind, mit Interesse gelesen werden; Anderen wird sie oft unverständlich seyn.

Den größeren Theil des zweiten Bandes umfaßt der Briefwechsel des Verfassers; seine Abenteuer bei der Legion des General Evans sind ganz in dieser Form mitgetheilt. Oberst Shaw hat offenbar von den Rathgebern des Generals Evans die niedrigste Behandlung erdulden müssen; denn er spricht den General selbst von jedem unziemlichen Betragen frei, betrachtet ihn aber als ein bloßes Werkzeug in den Händen seiner Umgebungen. Die Meisten, welche diese vertrauten Briefe an Oberst Shaw's Bruder lesen, werden zu dem Ergebnisse kommen, daß General Evans ein ehrenwerther Mann, aber der Verantwortlichkeit eines Oberbefehls ganz und gar nicht gewachsen sey. Ohne Zweifel hat die Eifersucht der Spanischen Generale an den schlechten Erfolgen der Legion großen Antheil gehabt; aber nur zu oft wurde auch die Schuld gewisser vertrauter Agenten des Generals Evans den Spanischen Behörden aufgebürdet. Wenige Monate nach der Landung der Britischen Legion schreibt Shaw an seinen Bruder:

„Die alten Geschichten, die in den Kaffehäusern von Lissabon sich ereigneten, haben wieder angefangen; es giebt Verweise und Entlassungen — Alles wie sonst. Neulich ging es sogar noch ernsthafter her; der Brigadier ** hatte einen Disput mit ***, dem Commandeur des Regiments, ließ ihn verhaften und befahl ihm, seine Demission einzureichen. Der General-Lieutenant kam desselben Abends unerwartet an, ließ *** zu sich entbieten und stellte ihm frei, ob er in eine andere Brigade, oder in seinen Generalstab treten wolle, kurz, er behandelte ihn überfreundlich und weigerte sich, seine Entlassung anzunehmen. Jener bestand darauf, und die Sache endete damit, daß er zwei Monate Urlaub nach England erhielt; doch äußerte er öffentlich seine Absicht, nie wiederzukehren."

„Ich begreife nicht" — so schreibt Oberst Shaw in einem anderen Briefe, „nach welchem Prinzipe die Beförderungen vor sich gegangen sind. Es hat noch kein Scharmützel stattgefunden, und kein Schuß ist bis jetzt gefallen. Einige Offiziere, die ich, während wir in Porto standen, wegen ihrer Untüchtigkeit nach dem Depot schickte, sind hier befördert worden, und, wunderlich genug, die braven und tüchtigen Offiziere stehen fast alle noch auf derselben Rangstufe, die sie in Porto einnahmen. Ich weiß nicht, wer die Schuld davon trägt; der General thut zwar Alles, aber vermuthlich hört er auf Andere. Ich kann mich irren; allein ich glaube, daß Keiner im Hauptquartiere es wagt, offen mit ihm zu reden. Vielleicht ist sein Geist mit wichtigen Dingen beschäftigt; vielleicht scheut er auch die Presse oder das öffentliche Urtheil in England."

Das Werk enthält die Bildnisse des Generals Evans und des Admirals Napier. Das letztere ist wohl getroffen; dem ersteren aber hat der Künstler einen zu stutzerhaften Ausdruck gegeben.

Bibliographie.

Lives of the most eminent and scientific men of Great-Britain. — Zweiter Band. 6 Sh.

The practice of cookery, pastry and confectionery. — Von Mrs. Fraser. 4 Sh.

Lessons on form. — Von C. Reiner. 6 Sh.

Remarks on Dr. Wiseman's lectures. — Von Philalethes Cantabrigiensis. — 4 Sh.

Lectures on European civilisation. — Nach Guizot. Von P. M. Beckwith.

On the diseases of the heart. — Von Dr. J. Wardrop. Erste Abtheilung. 4½ Sh.

Elements of physic. — Von T. Webster. 9 Sh.

The cancer extirpated without the use of the knife. — Von T. Bartye. 3½ Sh.

Rußland.

Bibliographie.

Erzählungen und kleine Gedichte, von A. Podolinski.

Elisabeth Kulmann, Phantasie von Alexis Timofejeff. (Deutsch.)

Vorlesungen über Literatur.

Reisen Russischer Unterthanen durch fremde Länder. Redigirt von J. Sacharoff.

Gedichte von Lukian Jakubowitsch.

Die Gründung der Stadt Kasan. Erzählung in Versen nach Tatarischen Sagen, von Alexander Zuche.

Apperçu sur les monnaies Russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie depuis les tems les plus reculés jusqu'à nos jours. Par le baron S. de Chaudoir.

Mannigfaltiges.

— Alexander und Wilhelm von Humboldt. Deutsche Leser werden gewiß auch mit Vergnügen erfahren, was das Journal des Débats über die gegenwärtige literarische Thätigkeit unseres berühmten Landsmannes, Herrn Alexanders von Humboldt, berichtet. Das genannte Journal sagt in seinem Blatte vom 3. August: „Herr Baron Alexander von Humboldt, dessen unermüdliche Thätigkeit so viele und so verschiedenartige Beschäftigungen immer in gleicher Weise zu absolviren wußte, verwendet in diesem Augenblicke diejenige Muße, die ihm seine Dienstleistungen am Königl. Hofe und die Sorge für eine zwar kränkliche aber doch durch seine außerordentlichen Reise-Erlebnisse viel angegriffene Gesundheit übrig lassen, auf überaus wichtige und gelehrte Forschungen. Er ist mit dem Drucke des ersten Bandes seiner Geognostischen Reise im nördlichen Asien beschäftigt, deren Resultate besonders für Rußland von unmittelbarem Interesse gewesen sind. Der Deutsche Bericht darüber wird von Herrn Rose, einem der Theilnehmer an der Expedition, redigirt. Während der berühmte Reisende diese Arbeit leitet, trifft er zugleich Vorbereitungen zu einer neuen durchgesehenen und vermehrten Ausgabe seiner „Asiatischen Fragmente". Vornehmlich aber setzt er dasjenige Werk fort, das seines wissenschaftlichen Rufes so würdig ist, und zu welchem er bei seinem letzten Aufenthalte in Paris gegen Ende des Jahres 1835, so treffliche Materialien gesammelt hat: wir meinen den Kosmos, in welchem Werke er die Physik des Weltalls darlegt. — Solche Arbeiten nehmen jedoch Herrn von Humboldt nur die Hälfte seiner Nachtwachen, die freilich nach seiner gewohnten Weise bis um 3 Uhr Morgens sich verlängern; die andere Hälfte ist der Besorgung einer Gesammt-Ausgabe der nachgelassenen Werke seines berühmten Bruders gewidmet, dessen Ruhm bei uns weniger als in Deutschland verbreitet ist; denn in seiner Muttersprache vornehmlich hat Wilhelm von Humboldt seine gelehrten Werke abgefaßt, während sein Bruder öfter dem Lateinischen und dem Französischen den Vorzug gegeben hat. Darum sind wir in Frankreich auch gewohnt, den Namen Alexander von Humboldt als eine unserer Nationalzierden zu betrachten. Deutschland dagegen erhebt fast auf gleiche Stufe des Ruhmes jene beiden glänzenden Namen, die, wie es oft schon ausgesprochen worden, für an jede Wissenschaft und an alle Hervorbringungen des menschlichen Geistes sich knüpfen. Alles, was Wilhelm von Humboldt über die Verwandtschaft der Sprachen, über das Studium der Geschichte und über philosophische Kritik geschrieben hat, wird eben so wie seine Abhandlung über das Baskische, die als Nachtrag zu Adelung's Mithridat erschien, sein Werk über das Epos, als Scholie zu Goethe's „Hermann und Dorothea", und seine Uebertragung des „Agamemnon" von Aeschylus ꝛc. in dieser Gesammt-Ausgabe verbunden mit sechs- bis siebenhundert vortrefflichen Dichtungen, die zum Theil noch gar nicht gedruckt sind, dem Publikum übergeben werden. Die Fruchtbarkeit seines Talentes glich der umfassenden Ausdehnung seiner Gelehrsamkeit. Es wird diese Ausgabe ein zweifach mit dem großen Namen Humboldt geschmücktes Monument seyn, das, wie wir hoffen, einem geschickten Uebersetzer Gelegenheit geben wird, auch Französische Leser mit Jenen bekannt zu machen, die zu den sublimsten gehören, welche das neuere Deutschland hervorgebracht hat."

— Ranke's Geschichte der Päpste. Dieses ausgezeichnetste aller in der neueren Zeit in Deutschland erschienenen Geschichtswerke scheint sich in England bereits einer verhältnißmäßig viel größeren Anerkennung zu erfreuen, als in unserem Vaterlande, wo es noch viel zu wenig gekannt und verbreitet ist. Die Quarterly-Review bringt in ihrer Nr. CXVI. bereits die zweite kritische Anzeige dieses Werkes und giebt zu gleicher Zeit einen Ueberblick desselben, der ganz geeignet ist, die Englischen Geschichtsfreunde auf eine vollständigere Kenntniß desselben begierig zu machen. Wir zweifeln darum auch nicht, daß sehr bald eine Englische Uebersetzung des Ganzen erscheinen werde, wie uns andererseits auch bekannt worden, daß nicht bloß in Frankreich und Belgien der katholische Klerus, sondern auch die Römische Curie die Forschungen unseres gelehrten Landsmannes als eine überaus wichtige Erscheinung betrachtet. In England, wo die Tory-Partei jetzt die kühne Idee hegt, daß das Papstthum dort wieder zahlreiche Proselyten mache und immer größeres Terrain gewinne, muß natürlich ein Buch, in welchem auf eben so interessante als überraschende Weise die Reaction dargestellt wird, die zu Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts, vornehmlich mit Hülfe der Jesuiten und ihrer Schulen, gegen den Protestantismus stattgefunden, einen um so größeren Eindruck machen. Die Englische Kritik macht vornehmlich auch auf dasjenige aufmerksam, was Hr. Ranke über das von Urban VIII. zu Stande gebrachte Bündniß von Frankreich und Spanien gegen England unter Karl I. beibringt, ein Bündniß, das nichts weniger als die völlige Wiederunterwerfung Englands unter die Herrschaft des Papstthums bezweckte, dem jedoch durch das rasche Einschreiten Buckingham's, der sich der Insel Rhé bemächtigte und die Französischen Hugenotten in Allarm brachte, zuvorgekommen ward. Die Quarterly-Review stellt zwar gegen diese Annahme, so sehr sie auch zur Aufhellung der damaligen Politik Englands dienen würde, einige begründete Zweifel auf, doch hält sie sich keineswegs für kompetent genug, die Sache zu entscheiden und empfiehlt vielmehr die von Herrn Ranke zum erstenmale gegebene Erklärung der sonst ganz unbegreiflichen Kriegs-Demonstration Buckingham's und Karl's I. der näheren Prüfung Englischer Geschichtsforscher.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Mittwoch den 23. August 1837.

Frankreich.

Die Reisen der Französischen Schriftsteller.

Der Sommer ist eine Zeit der Ferien für alle Freien und für alle die, welche sich mit ihrer Sklaverei abfinden können. Von den ersten Tagen des Juni an verändert Paris allmälig sein Antlitz; die Salons werden zuerst geschlossen; bald nehmen auch die glänzenden Equipagen ab, welche die Alleen des Boulogner Gehölzes durchziehen. So wie die Session beendigt ist, die Pairs auf ihre Schlösser abgegangen sind und die Deputirten ihr Hauswesen in der Provinz wieder aufgesucht haben, wo sie sich von den in den letzten Sitzungen so reichlich votirten Gesetzen ausruhen, verlieren Paris und die Zeitungen einen der bedeutendsten Züge ihrer Physiognomie. Noch einige Tage, und auch die Schulen, Kollegien und Gerichtshöfe gehen zwei Monate auf Urlaub; dann ist die Auswanderung fertig. Zum Ersatz dafür, um den Ausfall der Pariser Bevölkerung möglichst zu decken, senden uns die Departements ihre Notabilitäten. Wir bekommen nun einen ganzen Kongreß von Leuten aus der Provinz: ein wunderliches, liebenswürdiges Gemengsel, zu welchem jeder Bezirk Frankreichs seine Farbe, seinen Charakter, seine Figur liefert. Gegen Ende des Monats erhält die Invasion aus den Departements noch eine Verstärkung von Königlichen Prokuratoren, Advokaten und Substituten. Der Richterstand und die Barre der Provinz liefern der Oper ein neues Publikum, und der Ruhm unseres Duprez wird wie ein Rechtspunkt erörtert und von der Jurisprudenz sämmtlicher Gerichtshöfe des Königreichs bestätigt.

Die Künstler und die Literaten folgen seit einigen Jahren dem allgemeinen Hange; sie machen es wie die Pairs, Dandys, Deputirten, Modenärrinnen und Richter; sie verlassen Paris in der schönen Jahreszeit. Die Bühnenkünstler waren die Ersten, die diese Mode annahmen. Alle unsere berühmten Schauspieler reisen fast zu gleicher Zeit mit den Italiänischen Sängern ab; in der Provinz suchen sie die Zuschauer, die ihnen der Sommer in Paris entzieht; so ist der Sommer eben so wohl die schöne Jahreszeit des Theaters von Montargis und Carpentras, wie des Druryplane- und des Coventgarden-Theaters. Die Provinz richtet sich in dramatischer Hinsicht nach dem Londoner Mode-Kalender. Während das Gymnase und das Palais-Royal von ihren Triumphen und von ihren Winter-Einnahmen ausruhen, läßt Nantes zu Ehren Bouffé's Medaillen prägen, und Marseille trotzt der Hitze auf den Bänken des Beauveauschen Saals, um der Dlle. Desazet Beifall zu klatschen. Die Provençalen hängen so sehr an ihren ländlichen Sitten, daß in Marseille, den Sommer über, die Theater des Sonnabends geschlossen sind und die Zeitungen des Sonntags nicht erscheinen; Dlle. Desazet aber hat die Marseiller ihre Meierhof-Vergnügungen und ihre Schrotjagd-Freuden vergessen lassen. Fretillon spielt am Sonnabend, und um ihretwillen vernachlässigen diese Phoecer ihre Tannen, ihre Sonne, ihre Wachteln und ihre Krammetsvögel. Einen solchen Triumph hat selbst Talma nicht davongetragen.

Auch die Musiker, wie die Schauspieler, verlassen Paris, sobald die Nachtigall ihre Stimme hören läßt; sie eilen unter einen anderen Himmel, um neue Begeisterung zu suchen und sich von den Winterstrapazen zu erholen, denn der Winter ist für die Tonkünstler sehr anstrengend. Die Statistik der öffentlichen und Privat-Konzerte ergiebt eine Anzahl von zwei- bis dreitausend vom November bis Mai. Der Saal Bentadour und der Saal St. Jean haben von dieser melodischen Wuth besonders gelitten, und die Musik trägt bedeutende Schuld an den Ausbesserungen, die man in diesem Augenblick im Stadthause vornehmen muß. Zum Glück für die Künstler, für die Zuhörer und für die Piafonds unterbricht der Sommer diese Feste; die Virtuosen gehen aufs Land oder ins Bad, um sich nach ihren gewaltigen Arbeiten neu zu stärken, und die Tondichter benutzen den Waffenstillstand, um ihren Genius in den großen Quellen der Natur wieder anzufrischen. Der Eine studirt die Geschichte der Völker, die er in kosmopolitische Noten übersetzen soll; der Andere, der Schreckenszeit, der Jupiter tonans des Piano, schreibt im Schatten der Wälder oder am Gestade des Meeres unter den Einflüsterungen der Elemente die phantastischen Harmonieen, die in den regen Wipfeln hundertjähriger Eichen säuseln, und die wogenden Symphonieen, die in den Wellen jener unermeßlichen Orgel, gemeinhin Ocean genannt, fluthen und brausen. Den nächsten Winter kömmt er zurück mit einem Portefeuille voller Orkane, und unsere gefühlvollen Damen beben vor Entzücken, wenn unter den Donnerkeilen seiner Finger Erard's Pianos zertrümmern.

Was sollten die Maler in Paris machen, wenn die Natur sich für sie mit all' ihren Gaben schmückt, und wenn die schönen Tage ihnen gestatten, ihre Staffelei unter freiem Himmel aufzupflanzen? Die Maler ziehen also mit den Tonkünstlern davon. Die Einen, die Meister und Reichen der Kunst, gehen in weite Ferne, um neue Urbilder zu kopiren und die Sonne des Orients oder die Nächte Venedigs an Ort und Stelle aufzunehmen. Die Anderen, bescheidenere Leutchen, streifen durch die nahen Gehölze um Paris und lassen sich die Bäume von Fontainebleau und Bondy sitzen. Hiermit leistet die Kunst der öffentlichen Sicherheit einen großen Dienst. Im Sommer sind auch die berüchtigsten Wälder von allen Uebelthätern gesäubert. Sobald die Landschaftsmaler erscheinen, verlieren sich die Diebe, wohl wissend, daß es bei diesen neuen Gästen für sie nichts zu gewinnen giebt; ein Maler wird nicht bestohlen.

Zu allerletzt kam die literarische Wanderschaft: ein neues Element in der Lebensweise der Schriftsteller, eine Nothwendigkeit, die ihnen durch die Entwickelung auferlegt wurde, welche die Tagesliteratur seit einiger Zeit genommen hat. Man ist es müde, sich beständig in demselben Kreise herumzudrehen; die Erfordernisse einer raschen Production sind schwer zu befriedigen; die Reisen gewähren zugleich eine heilsame Zerstreuung und einen fruchtbaren Stoff; die pittoreske Gattung schmiegt sich leicht allen Launen der Einbildungskraft an, und der Leser reist gern in seinem Lehnstuhl, folgt gern einer lebendigen, bewegten und geistvollen Schilderung auf die großen Heerstraßen und durch Städte und Felder. Daher besteigen im Sommer so viele Literaten den Eilwagen oder das Dampfboot.

Das erste und schlimmste Unglück der literarischen Reisen ist, daß sie fast alle einander gleichen; der größte Theil derer, die nach dem Malerischen pilgern, schlagen einen und denselben Weg ein, und wenn sich nach ihrer Rückkehr das Feuilleton ihren Eindrücken öffnet, sieht das Publikum plötzlich und gleichzeitig auf allen Punkten der periodischen Presse eine Masse von Schilderungen auftauchen, die sämmtlich dieselben Stationen durchlaufen, an denselben Orten verweilen, dieselben Denkmäler beschreiben. Man weiß, wie viel Wanderungen durch die Normandie und Ausflüge nach Belgien jeder Herbst uns bringt.

Die Normandie ist immer der erste Anfang des literarischen Reisenden. Er geht von Paris nach Maisons mit der Diligence; unterwegs bewundert er die Eisenbahn-Arbeiten zu St. Germain. In Maisons-Lafitte schifft er sich auf dem Dampfboot ein. Hier beginnen die Reisebilder, die der Literat aufzunehmen hat. Er öffnet sein Album und greift nach dem Bleistift. Die Abfahrt eines Dampfbootes ist ein Gegenstand, der sich zu einer herrlichen Schilderung eignet; der dampfende Schornstein, die rauschenden Räder, das fliehende Ufer und die originellen Figuren, die sich auf dem Verdeck herumdrängen, das liefert schon ein sehr pittoreskes erstes Kapitel. Nachdem er seine ersten Beobachtungen flüchtig zu Papier gebracht, wendet der Reisende sich ganz auf die Landschaft; er betrachtet die Ufer der Seine, die bis Poissy ziemlich langweilig sind; aber Alles, was er sieht, scheint ihm eine unerschöpfliche Fundgrube neuer, köstlicher Dinge, und er notirt sich Häuser, Bäume, Heerden und Mühlen in seine Schreibtafel. Was wird er nicht über Berneuil, Triel und Meulan, diese gar zu wenig bekannten Städte, Alles zu sagen haben, und über das allerliebste Mantes, das von den Druiden gegründet wurde, über Mantes, dessen Kirche mit ihren hohen Thürmen ihm einen Vorgeschmack von den Glockenthürmen der Normandie giebt! Dann erscheint vor ihm Rosny mit seinen Erinnerungen an die Restauration; weiterhin la Roche-Guyon mit seinen Schloßtrümmern, die das Mittelalter zurückrufen.

Warum aber muß ein pittoresker Reisender, wie der gemeine Haufen, den unbescheidenen Mahnungen eines von der freien Luft gereizten Appetits unterworfen, warum muß er genöthigt seyn, sich von dem herrlichen Schauspiel loszureißen, welches die beiden Ufer der Seine vor ihm entfalten, und in den Salon zum Mittagessen hinabzusteigen? Welchen Schatz verlorener Beobachtungen wird diese Mahlzeit unserem Reisenden kosten! Kaum gönnt er sich so viel Muße, die nothdürftige Nahrung einzunehmen, die dem gefälligen Magen eines Beobachters unerläßlich ist, und schleunigst eilt er wieder auf das Verdeck. „Hier sind wir nun im Eure-Departement", sagt der Steuermann, und das Fahrzeug, seine schwarze Rauchsäule neigend, geht unter der Brücke von Vernon hin; der Reisende kann auch noch Chateau-Gaillard, die beiden Andelys und Pont de l'Arche nach Gefallen betrachten; mit dem Departement der Niederen Seine aber bricht die Nacht herein; Finsterniß verhüllt die Landschaft, und das Schauspiel ist von neuem unterbrochen; man sieht weder Elbeuf, noch die interessante Oertlichkeit von Rouen, und traurig muß man sagen: Es war Mitternacht, als wir in der Hauptstadt des alten Neustrien ankamen.

Der pittoreske Reisende tröstet sich damit, daß er am folgenden

Tage die Stadt durchstreift. Wie viel ist da zu beschreiben, wie viel Stoff zu schönen Schilderungen! Die Kathedrale, die Brücke, St. Ouen, der Thurm der großen Uhr, die Statue Corneille's, der Palast, das Hotel Bourgtheroulde und all die mittelalterliche Scenerie, all die wunderlichen alten Straßen, all die gothischen Häuser, aus denen man jeden Augenblick Bürger mit Kappe und Schnabelschuhen heraustreten zu sehen erwartet.

Von Rouen bis Havre bietet die Reise neue Wunder dar: zunächst das Thal von Darnetal, das Schloß Monlineux, gebaut von Robert dem Teufel, von Meyerbeer's Robert; dann Jumièges, die alte verfallene Abtei, die den guten König Dagobert in dem Hauskleide gesehen, in welchem ihn sein Minister, der große St. Eloi, darstellt; Jumièges, wo die schöne Agnes Sorel betete; weiterhin Caudebec, die lachendste Stadt der Normandie, und bei Caudebec die Ruine St. Wandrille, die großartigsten Trümmer der ganzen Provinz.

Zu Lillebonne sind es nicht mehr die Ueberreste aus dem Mittelalter, die den Blick fesseln, sondern die Ueberreste aus der Römerzeit; nicht die Trümmer von Kirchen oder Klöstern, sondern von einem Cirkus, ein neues Thema, um Mannigfaltigkeit in die Schilderung zu bringen. Endlich zeigen sich Havre und Honfleur mit all ihren Reichthümern dem pittoresken Reisenden. Von einer anderen Seite winkt Dieppe mit seinem Schloß, seinem Elfenbein und seinen Bädern, das Herrenhaus von Ango und die Ebene mit dem Schloß Arques, diese schönen historischen Denkmäler. Alle diese Städte und Landschaften, alle diese Ruinen und Ufer verdienen es sicherlich, gesehen und besucht zu werden; der Fehler ist nur, daß sie zu oft beschrieben worden sind. Die Reisen nach der Normandie sind jetzt so abscheulich wie die berühmte Veratsche Romanze, die alle Leyern heruntergeorgelt haben: Je vais revoir ma Normandie, c'est le pays etc..... Ja, es ist das Land, dessen irrende Musik und Literatur am grausamsten abgenutzt worden.

Belgien ist für den pittoresken Reisenden, der über unsere Gränzen hinauseilt, was die Normandie für den ist, der, minder unternehmend, es mit fremden Ländern noch nicht wagen will. Wie viel literarische Bruchstücke, wie viel Feuilletons haben wir nicht seit zwei Jahren unter dem Titel: „Reise durch Belgien", oder bescheidener „ein Ausflug nach Belgien", oder auch „acht Tage in Belgien", erhalten! Der Titel wechselt, die Sache selbst bleibt sich immer gleich; stets dieselbe Beschreibung von Brüssel, von der Schelde, von Antwerpen, von den Rubensschen Gemälden und dem Flämischen Bier. Dann kommen die gewöhnlichen Philippika gegen die trefflichen Belgier, die uns mit so naiver Frechheit nachdrucken, die unsere Bücher, unsere Zeitschriften und unsere Tageblätter plündern. Was kümmert sich aber der Belgier um die Verwünschung und den Schimpf, womit man seinen literarischen Raub verfolgt! Der Belgier, mit seinem erstaunenswürdigen Phlegma, druckt selbst die Verwünschung nach und kopirt Wort für Wort den ihm gebotenen Schimpf; denn der Belgische Nachdrucker kopirt, ohne zu lesen.

Nächst der Normandie und Belgien ziehen die Mineralbäder die größte Menge von pittoresken Reisenden an. Man gebe nur Acht, wie der Oktober uns wieder seinen gewöhnlichen Tribut von Feuilletons über Wagnères, St. Sauveur, Mont d'Or und selbst über Aachen, Baden und Teplitz bringen wird. In den Badeorten sucht der literarische Reisende nicht nur Gemälde für seine Schilderungen, nicht nur Gegenstände zum Beschreiben, sondern auch den Stoff zu irgend einem Roman, den Paris ihm nicht bietet. Es gilt in der Literatur für ausgemacht, daß diese bevorzugten Orte in ihrer Saison eine galante Versammlung aufnehmen, daß sie die Rendezvous für die Liebesintriguen der großen Welt seyen, als ob die große Welt es nöthig hätte, in solcher Ferne zu suchen, was sie überall und ohne Mühe findet.

In den Romanen und Vaudevilles sieht man nichts als Dandy's und Koketten, die sich von ihrem Arzt ins Bad schicken lassen. Dort trifft man sich, und der Beobachter braucht nur die Augen aufzuthun, um reizende Abenteuer, fertige Romane und Dramen nach der Art von „Antony" einzusammeln; der literarische Reisende begiebt sich also voll Hoffnung nach Wagnères, Spaa oder Baden; er sieht, beobachtet, zieht Erkundigungen ein und findet nichts als Leute, die sich einander fremd sind und sich gewöhnlich sowohl allein als in Gesellschaft gewaltig langweilen; Leute, die aus Gewohnheit, Mode oder Neugier dahin gekommen, die sich präsentiren, spazieren gehen, spielen, tanzen und mitunter auch baden. Da hat sich unser literarischer Reisender sehr verrechnet; nun will er aber seine Reisekosten nicht verlieren, er verfehlt daher nicht, nach seiner Rückkehr eine Menge mehr oder minder würziger Anekdoten in Spaa, Wagnères oder Baden spielen zu lassen und zu versichern, daß die Badeorte der gewöhnliche Sitz der Sommer-Intriguen seyen. So werden romanhafte Vorurtheile gehegt und gepflegt.

Es giebt noch eine andere Gattung von literarischen Reisen, die seit kurzem erfunden worden und in Schwung gekommen sind: wir meinen die Remunerations-Reisen, womit die Minister ihre Schützlinge belohnen. Es giebt Literaten, denen die Regierung gern Gutes erzeigen will; es giebt schriftstellerische Dienstleistungen, geheime und öffentliche, die man gerade nicht wie jede andere Waare direkt bezahlen mag; man hat daher die literarischen Missionen erfunden, die den Sold in einen anständigen Vorwand hüllen. Man sagt zu dem Schriftsteller: „In dieser oder jener Bibliothek liegt eine kostbare Handschrift, hier sind tausend Thaler, suchen Sie dieselbe hervor; das Institut ist über folgende Phrase in einem Lateinischen Kodex nicht einig, nehmen Sie hier die zehntausend Francs, und forschen Sie nach einer Variante, die sich in Italien oder Bayonne irgendwo befinden soll." Der Schriftsteller steckt das Geld ein, und es steht ihm frei, ohne die Variante zurückzubringen, oder auch gar nicht abzureisen. Einige dieser Aufträge sind allerdings in ernster Absicht an verdienstvolle Männer ertheilt worden, und diese haben sich ihrer geschickt und gewissenhaft entledigt; nichtsdestoweniger wird jener Mißbrauch getrieben und dient oft dazu, seltsame Subjekte und schimpfliche Palinodien zu belohnen.

Die Missionaire der ministeriellen Literatur verstehen eben so wenig von ihren Ausflügen Gewinn zu ziehen, wie die Schriftsteller, die auf ihre eigenen Kosten reisen; aber sie mögen nun vom Budget bezahlt werden oder nicht, die literarischen Reisen bringen selten etwas Gutes zu Werke. Die Romanendichter und alle Schriftsteller, die in der sogenannten leichteren Literatur arbeiten, können nur verlieren, wenn sie sich von Paris entfernen. Es geht ihnen wie den Schauspielern, die, wenn sie einige Monate in den Departements herumgereist sind, mit dem Ton, der Aussprache und den Manieren der Provinz zu uns zurückkehren. Auch wird der Reisende, der die Welt mit der vorgefaßten Absicht durchwandert, sie zu beschreiben, und der nachher seine mühsam gesammelten Notizen redigirt, nichts Tüchtiges leisten. So wie ein Brief alle Anmuth und allen Zauber verliert, wenn derjenige, der ihn schreibt, zum voraus weiß, daß er zum Druck bestimmt ist, eben so entgeht auch der vorher beabsichtigten Beschreibung einer Reise aller Reiz und alle Lebendigkeit. Man reise ohne Absicht, und nachher, wenn die Phantasie dazu treibt, schreibe man seine Erinnerungen nieder. So sind alle gute Reiseschilderungen entstanden.

Eugen Guinot.

Schweiz.

Schleichhändler in der Schweiz.

(Schluß.)

Der Pfarrer war alt und schwach, und es dauerte lange, ehe er den Abhang erstiegen hatte. „Ei, guter Herr, grüß' Sie Gott", sprach er, wie er in meine Nähe kam; „wie haben die bösen Leute Sie zusammengeschnürt!" Der freimüthig zutrauliche Ton und das offene Gesicht des alten Mannes gefielen mir außerordentlich, und erfreuten Herzens erwiederte ich: „Ganz verwünscht fest, ja wohl; darum entschuldigen Sie nur, hochwürdiger Herr, daß ich keine Reverenz machen und den Hut nicht ziehen kann. Aber ich darf wohl ein Weilchen mit Ihnen allein sprechen, nicht wahr?" — „Vor allen Dingen", erwiederte er, „müssen wir Sie doch losbinden; dann wird sich's bequemer sprechen lassen. Nun, Freund Andreas", redete er den Rathsschreiber an, „was steht Ihr da müßig? Rasch, schneidet die Stricke durch, macht der Sache ein Ende." Ich erschöpfte mich in Dankesbezeugungen, die fürwahr aus aufrichtigem Herzen kamen. Schon hatte Andreas das Messer gezogen und wollte einschneiden, als der Bauer von vorhin, dem es um den neuen starken Strick Leid that, sich zwischen uns Beide warf, den Knoten faßte und ihn nach wenigen Minuten glücklich löste, worauf er triumphirend den Strick zu sich steckte. Kaum war ich frei, so drückte ich dem wackeren Pfarrer die Hand, ja im ersten Sturm der Freude fiel ich ihm um den Hals und küßte ihn auf beiden Wangen. Aber im nächsten Augenblick fühlte ich auch schon die empfindlichsten Schmerzen in allen Gliedern; meine Beine waren starr und steif geworden und konnten mich nicht tragen; ich mußte mich auf der Stelle niedersetzen. Der Rathsschreiber Andreas trat gleich mit dem Scheppen Wein herzu und schenkte mir ein; der Pfarrer schickte herunter und befahl, sein Maulthier für mich zu satteln. Nachdem Alles angeordnet war, trat er zu mir mit den Worten: „Nun, bester Herr, wollen wir hören, was Sie uns zu sagen haben." Das ganze Völkchen stellte sich neugierig im Kreise um mich, Männer und Weiber, kleine Jungen und Mädchen, Schäfer und Knechte — der Rathsschreiber und der Küster mitten darunter. Die Sonne war jetzt völlig unter den Horizont gesunken. Ich fing an, meine Geschichte der ganzen Länge und Wahrheit nach zu erzählen, und verschwieg keinen Umstand. Als ich von dem Tode des Hannes und von der Art und Weise sprach, wie die Mörder ihn bei Seite geschafft, durchfuhr ein Schauder die guten Leute, — ja, als ich das lästerliche „Hannes, bet' um Deine arme Seele" wiederholte, worüber die drei Schmuggler so gottlos und unmenschlich gelacht hatten, da bekreuzten sich alle zugleich, der Pfarrer sammt seinen Pfarrkindern, und sprachen ein stilles Vaterunser. Lautlos, regungslos stand der andächtige Kreis unter dem klaren Sternenhimmel, alle Hände waren gefaltet; und ich selbst, gerührt und hingerissen von dieser Scene natürlicher, einfältiger Frömmigkeit, fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Hute und entblößte mein Haupt. Die kleine Gemeinde schien sich darüber zu verwundern, Alle sahen mich an, und ich kam etwas aus der Fassung; der Pfarrer aber blieb ernst und still. — „Erzählen Sie weiter", sprach er endlich. So setzte ich denn meine Geschichte fort bis zum gegenwärtigen fröhlichen Ausgange und vergaß weder die übermäßige Vorsicht des Bauern Anton, noch die stichfeste Redlichkeit und Uneigennützigkeit des Herrn Andreas gebührend zu erwähnen.

„Nun, Gott sey Dank", sprach der fromme Alte, als ich geendigt hatte, „daß es's mit diesem Manne so gnädig gefügt hat. Und nun, Kinder, hört ein ernstlich Wort. Ihr zittert und bebt vor diesen gottlosen Leuten, Ihr fürchtet Euch vor ihnen, darum sind sie so verwegen und nehmen sich Alles heraus. Eure Feigheit macht sie muthig. Aber was noch viel schlimmer ist, es sind welche unter Euch, die den Verdienst von ihrem abscheulichen und blutigen Gewerbe theilen. Es ist kein Segen an den Dingen, die man auf so gottlosem Wege erwirbt, woran vielleicht ein Mord haftet, — denn wer steht Euch dafür? — Sieh' Dich selbst an, Anton! Deine Leidenschaft für das Tabackschnupfen. Deine häßliche Gewohnheit, zehnmal so viel in die Nase zu stopfen, als Du bestreiten kannst, wohin hat sie Dich gebracht? Die Nase hast Du voll, und an den Füßen nicht Strumpf noch Schuh. Das mag vor dem lieben Gott noch hingehen, obwohl es gar nicht schön ist vor den Menschen — aber was nun? Du kaufst den Taback von den Schmugglern, und um es nicht mit ihnen zu verderben, läßt Du Deinen Nebenmenschen, der in Noth ist, sterben und getraust Dich nicht, ihm zu helfen, wie doch ein guter Christ soll. Weißt Du wohl, Anton, daß die Spitzbuben und Räuber in der Hölle braten, wo sie der Teufel ans Feuer spießt? und was mit denen geschehen wird, die unter einer Decke mit ihnen stecken, dafür will ich auch nicht stehen. Folge mir, Anton, —

Du bist sonst ein guter Mensch: schnupf' weniger Taback und kauf' ihn auf dem Amt. Andres aber" — sprach der gute Geistliche weiter und klopfte dem Genannten freundlich auf die Schulter — „der hat es ganz recht gemacht; und daß er dem Herrn nicht gleich los half, daran war die Regel seines Amtes Schuld, kein Gelüsten nach Taback oder so was Aehnlichem." Diese öffentliche, im Angesichte der ganzen Dorfschaft ertheilte Belobung seines vorsichtigen und rechtschaffenen Betragens stieg dem wackeren Andreas nicht wenig zu Kopfe; zum Malen stand er da, lächelte ungemein naiv und warf sich in die Brust, dabei hielt er in der einen Hand seinen Schoppen und in der anderen seinen dreieckigen Hut, den er aus Respekt abgezogen hatte.

Das Maulthier war indessen gekommen und stand gesattelt. Die guten Leute halfen mir hinauf, und ich nahm Abschied von dem Aeschenbaum, meinem vielstündigen Gesellschafter. Bergab ging es nun; der Rathsschreiber führte mein Thier am Zügel, der Pfarrer ging plaudernd neben mir her, und rechts und links, vor uns und hinter uns zog fröhlich schwatzend das übrige Völkchen. Es war ein freundlicher und malerischer Anblick, wie die Prozessionen in der klaren, duftigen Dämmerung bald in zerstreuten Gruppen über den Moosteppich zwischen den Bäumen hinzog, bald an engeren und tieferen Stellen des Weges sich dichter zusammenschloß, bald in langer Reihe hinter einander einen schmalgewundenen Pfad hinabstieg. Nach einer halben Stunde hatten wir die tieferen, weit ausgedehnten Wiesenflächen erreicht, hörten die Arve rauschen und sahen ihren gegenüberliegenden hohen Uferrand in den dunklen Nachthimmel emporragen. Näher vor uns einiges angebaute Feld, ein paar Hecken und die überhängende Spitze eines verfallenen Kirchthurms; — wir waren im Dörfchen. „Nun gute Nacht, Ihr Leute", sprach der Pfarrer zu unseren Begleitern; „Ihnen, lieber Herr, steht ein Abendbrod und Nachtlager zu Dienste, so gut ich's geben kann; 's ist zwar Fastentag heute, aber ich habe eben schon gemerkt, daß der Herr kein Katholik ist; also soll es vom Besten setzen. Martha!" rief er schon, als wir noch kaum an der Thür des Pfarrhäuschens waren — „mach' schnell ein Huhn zurecht und bring' mit den Kellerschlüssel."

Beim Abendbrod saß der liebe alte Mann mir gegenüber und hielt sich an seine magere Fastenkost, während ich mit Heißhunger das schmackhaft gebratene Huhn verschlang. Eine Flasche des ältesten Weines wurde mir zu Ehren angestochen, und als wir ihr auf den Grund sahen, schüttelte ich meinem trefflichen Wirth die Hand und ging zur Ruhe, deren ich wahrlich sehr bedurfte. Früh am nächsten Morgen nahm ich Abschied und wanderte hinunter nach Maglan. Eigentlich hatte ich das Chamounp-Thal besuchen wollen, aber nach einem solchen Abenteuer empfand ich gar keine Lust mehr, das Land zu durchstreifen, vielmehr eine große Sehnsucht, auf dem kürzesten Wege meinen häuslichen Heerd zu gewinnnen. So that ich dann auch und kehrte für diesmal den Bergen Savoyens und des Wallis den Rücken. (Bibl. Univ.)

Mexiko.

Michel Chevalier in Mexiko.

Dritter Artikel.

So widerwärtig sieht es jetzt in dem Lande aus, das zur Zeit Spanischer Herrschaft eines tiefen und ungestörten inneren Friedens genoß. Süd-Amerika befindet sich zum bei weitem größten Theile in gleicher Zerrüttung. Es fallen mir die sogenannten „militairischen Kalender" ein, die Anno 1817 und 1818 in Frankreich Mode waren und auf dem Titelblatte in großen Buchstaben die Inschrift trugen: „Ein Sieg auf jeden Tag!" Die Geschichte der ehemals Spanischen Kolonieen auf dem Amerikanischen Kontinent böte wohl den Stoff zu einem Kalender anderer Art, mit der Aufschrift: „Eine Revolution auf jeden Tag." Die Ruhe ist von Grunde aus zerstört, und mit ihr alles Gedeihen, alle Wohlfahrt. Nirgend ist Sicherheit. Als ein wahrer Glücksfall gilt es, wenn die Diligence von Mexiko nach Vera-Cruz einmal durchkommt, ohne von Räubern angehalten zu werden. Nur unter dem Schutz ganzer Regimenter gelangt heutzutage die Conducta*) mit ihren Piastern nach Vera-Cruz. Reisende, die keine Eskorte bezahlen können, müssen sich bis an die Zähne bewaffnen und in kleine Karavanen zusammenschließen. An vielen Stellen stehen Kreuze neben der Straße errichtet, den Ort zu bezeichnen, wo ein Reisender, meistens ein Fremder, unter den Kugeln oder Messern der Räuber sein Leben gelassen. Jeder Vorübergehende wirft, zum Zeichen mitleidigen Gedenkens, einen Stein auf die Stelle, und so häuft sich zu des Kreuzes Füßen ein warnendes Monument. Und nicht bloß auf entlegenen Straßen, in Einöden treiben die Missethäter ihr Wesen, sondern dicht vor den Thoren der volkreichsten Städte. Ja sogar in den Städten selbst, auf Straßen und Plätzen, im Herzen der Hauptstadt giebt es keine Sicherheit mehr. Unzählige Mal ist es vorgekommen, daß man im Umkreise einer Stunde um Mexiko, am Sonntage, zur Zeit, wo die meisten Spaziergänger im Freien sind, Leute angefallen und geplündert hat. Dabei ist die Gegend um Mexiko eine baumlose, flache Ebene, nach allen Seiten offen, und bietet keinen Schlupfwinkel. Einem Englischen Chargé d'Affaires wurde am hellen Mittage auf der Alameda, der öffentlichen Promenade zu Mexiko, der Lasso über den Kopf geworfen.**) Ungeachtet der Nachtwächter (serenos), die von Einbruch der Dunkelheit an die Straßen hüten, ungeachtet der Wachen zu Pferde, die an jeder Ecke postirt sind, ungeachtet des ausdrücklichen und mit großer Strenge überwachten Verbotes, daß nach acht Uhr Niemand durch die Straßen reiten solle, um eben das Lassowerfen zu verhindern, — allen diesen Anstalten zum Trotz ist man in Mexiko bei Nacht seines Lebens und Eigenthums nicht sicher, auch im eigenen Hause nicht. Wenn Ihr zu später Stunde, um acht oder neun Uhr, einen Freund besucht, so wird der Portier lange fragen und sich besinnen, ehe er die schwere, massive, mit Eisen oder Kupfer beschlagene Thür sich in den Angeln drehen läßt, und wenn er endlich öffnet, so wird es unter Vorsichten und Förmlichkeiten geschehen, als gälte es, die Zugbrücke zu einer belagerten Festung niederzulassen. Glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß jährlich 900 Leichen von Ermordeten in Mexiko zur Todtenschau kommen.

Aller Reichthum ist verschwunden; die wohlhabendsten, angesehensten Häuser sind heruntergekommen. Die Karossen ziehen nicht mehr, wie vor dreißig Jahren, in glänzender Reihe über die Alameda. Man sieht auch keinen Stand kleinerer Besitzer nachrücken, — Alles verfällt; an eine Bedeutung der mittleren Klassen ist nicht zu denken. Sie sind um nichts einsichtiger, um nichts thätiger, eben so mark- und kraftlos wie die ehemaligen, jetzt zu gleicher Nullität herabgesunkenen Grafen und Marquis. Das niedere Volk endlich, die Masse der Indianer und ihrer Abkömmlinge, trägt sein Joch nach wie vor, hüllt den Leib in Lumpen, füttert sich mit Bananen, Tortillen (geröstetem und zu einer Art Graupe bereitetem Mais) und Chilé und liegt in tiefster Rohheit, Trägheit und Unwissenheit begraben.

Der Anbau des Bodens wird ganz und gar vernachlässigt. Zur Zeit Spanischer Herrschaft durfte man in den Kolonieen weder Weinstöcke noch Oelbäume pflanzen; aber weit entfernt, sich die Befreiung von diesem Zwange zu Nutze zu machen, haben die Mexikaner viel fruchtbares Land, das zu Spanischer Zeit angebaut war, brach liegen und verwildern lassen. Im Umkreise etlicher Stunden um die Hauptstadt Mexiko liegen mehrere große Dörfer zur Hälfte oder fast ganz menschenleer und verödet. Unter diesem herrlichen Klima bedarf der Boden fast gar keiner Pflege, als der Wässerung; aber die Mexikanischen Hochebenen sind nicht besonders wasserreich. Die Spanier haben zu ihrer Zeit mit nicht geringen Kosten Kanäle und Wasserleitungen gezogen, — das fällt jetzt Alles in Ruinen, und Niemand denkt ans Ausbessern. Große Grundstücke, ganze Landschaften, die mit Hülfe von Cisternen und Bewässerungs-Kanälen eine nirgend in der Welt erreichte Fruchtbarkeit entwickelten, liegen jetzt dürr und ausgetrocknet.

Die Pflugwerkzeuge und überhaupt alle Ackergeräthschaften sind ganz roh, ungeschickt und unzweckmäßig. Niemand denkt daran, die Europäischen Verbesserungen und Mistboden im Landbau, so weit sie für Mexiko anwendbar seyn mögen, einzuführen; ja man nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich aus dem benachbarten Nord-Amerika mit vollkommeneren Werkzeugen zu versorgen, was doch so leicht und so wohlfeil geschehen könnte. Mein Reisegefährte bei der Ueberfahrt von New-Orleans nach Vera-Cruz war der General Arista, der wegen Theilnahme an einer Insurrection aus Mexiko verbannt worden war, jetzt aber, des Revolutionsspieles müde, in seine Heimath zurückkehren und ganz dem Landbau leben wollte. Kaum war er zu Vera-Cruz ans Land gestiegen, so warf man ihn unter dem Vorwande Gott weiß welcher Verschwörung ins Gefängniß, und da liegt er noch. Seine Pflüge, seine Eggen, seine Schwingen hat man mit Beschlag belegt, wahrscheinlich als verdächtige zu Komplotten und Staatsumwälzungen dienende Werkzeuge.

Auch der Ertrag der Bergwerke ist im Vergleich zur Spanischen Zeit gesunken. Kurz vor dem Anfange des Unabhängigkeits-Kriegs betrug er 120 Millionen Piaster jährlich; als der Kampf gegen das Mutterland zu Ende ging, nur 60 Millionen; und mit den außerordentlichsten Anstrengungen und Kosten haben ihn die Englischen Bergwerks-Compagnieen noch nicht ganz zu 90 Millionen heraufgebracht. Wie kann man sich auch auf die Ausbeutung eines Bergwerkes einlassen, wie kann man die Kapitalien daran wagen, die zu den Vorbereitungen und Einrichtungen nöthig sind, in einem Lande, wo man zum sicheren Transport des kleinsten Silberbarrens eine kleine Armee aufbieten muß? Von dem Dorfe Terejuka nach den Minen zu Real del Monte führte mich der Weg durch eine Felsenschlucht, wo ein blutiges Gefecht zwischen den zum Bergwerke gehörigen Leuten und den Räubern von dem Lande unter stattgefunden hat. Die Ersteren unterlagen der Ueberzahl, aber sie verkauften ihr Leben theuer. Hier auf dem Bergwerke hat man Kanonen und Kartätschen, und die Englischen Beamten der Compagnie üben sich fleißig im Schießen zu ihrer Vertheidigung. Die benachbarte Bergwerks-Schule (Mineria), wozu das stattliche Gebäude allein über drei Millionen Piaster gekostet hat, befindet sich im kläglichsten Verfalle, obwohl sie unter ihren Professoren noch zur Stunde den gelehrten Andrea del Rio zählt. Es fehlt ihr an allen Mitteln zum Unterricht, selbst in den Anfangsgründen. Ein großes chemisches Laboratorium ist vorhanden, aber keine Reagentien, fast kein Instrument, so daß auch die einfachsten Experimente nicht angestellt werden können. Die mineralogische Sammlung liegt in größter Unordnung, ist schlecht klassifizirt und ganz unvollständig. Noch elender steht es um die Bibliothek und das Maschinen-Kabinet aus. Kurz, die Schule scheint einerlei Schicksal mit dem Mexikanischen öffentlichen Schatze erfahren zu haben, nämlich drei- oder viermalige Plünderung und Aufräumung, und das Gebäude droht den Einsturz, wie die ganze Mexikanische Republik.

Man hätte meinen sollen, sobald nur einmal die Mexikanischen Häfen und Städte dem Handel und der Betriebsamkeit der Europäer geöffnet wären, müßten sich sehr bald Fabriken in großer Vollkommenheit in diesem Lande erheben, wo die Handarbeit so wohlfeil, der Arbeiter so genügsam, gehorsam und unterwürfig und dabei geschickt im Nachahmen der Handgriffe ist, die man ihm zeigt; in einem Lande, das Baumwolle in großer Menge erzeugt, wo die Spanier so viel für

*) So heißen die Geldsendungen, die aus den Mexikanischen Bergwerken nach Europa gehen. Jede Conducta beläuft sich auf etliche Millionen Piaster.

**) Lasso heißt der lange, am äußersten Ende mit einem laufenden Knoten versehene Strick, womit die Gauchos in den Süd-Amerikanischen Savannen die wild umherlaufenden Rinder und Pferde einfangen; sie wissen mit außerordentlichem Geschick, vom Pferde herab, während sie selbst in gestrecktem Galopp dahinsprengen, die Schlinge dem Thiere über den Kopf zu werfen. Der Räuber, der Menschen nachstellt, hat das eine Ende des Lasso fest an seinen Sattelknopf gebunden, wirft das andere dem Wanderer unversehens über den Leib und setzt dem Pferde beide Sporen ein; der Unglückliche wird umgerissen, besinnungslos hingeschleift und ist wehrlos in seines Feindes Hand.

die Vermehrung der Schafe, der Vicuña's, der feinhaarigen Ziegen u. s. w. gethan haben, und wo die Seidenzucht sich mit großer Leichtigkeit einführen ließe. Nur leider fehlt es den Mexikanern, Reichen wie Armen, an allem Unternehmungsgeist, und Fremde können es nicht wagen, irgend ein Etablissement im Lande zu gründen, da in jeder Kongreß-Sitzung und immer von neuem der Antrag und die Drohung aufs Tapet kommt, sie alle wegzujagen.*) Ja, wenn es einem Fremden gelänge, sein Gewerbe zu einer ansehnlichen Höhe und Bedeutung zu bringen und dadurch Wohlstand zu erwerben, so würde er den Haß und die Mißgunst der ganzen Bevölkerung gegen sich aufregen; denn nichts erbittert den Mexikaner (doch gilt dies nur von den Weißen, weniger von den Farbigen) so sehr, als wenn er vor seiner Nase einen Europäer oder Nord-Amerikaner reich werden sieht.**) Mag der Fremde es seiner Ausdauer, seiner sauern Mühe und Arbeit verdanken, mag seine Industrie ein Quell des Reichthums für das Land und den Ort werden, wo er sich niedergelassen, — es wird ihm nicht verziehen, daß er es den Eingebornen zuvorthut. Wehe dem gewerbsamen Engländer, Franzosen oder Anglo-Amerikaner, dessen Werkstatt und Magazin die Augen auf sich zöge und den Leuten zu reden gäbe! Beim ersten ausbrechenden Tumult würde der in bigottem Haß und in scheler Eifersucht gegen alle Ausländer erzogene Pöbel über ihn herfallen, ihn plündern und wohl gar umbringen. So sind die Manufaktur-Waaren-Magazine zu Pajian im Staate Mexiko eingeäschert und mehrere von Europäern in anderen Provinzen errichtete Fabrik-Gebäude zerstört worden.

Als die Mexikaner nach erkämpfter Unabhängigkeit eine Regierung und Verwaltung organisirten, errichteten sie eine Kasse zur Unterstützung und Aufmunterung der nationalen Industrie, banco de savio genannt, deren Deckung durch eine Erhöhung sämmtlicher Einfuhrzölle um 2½ pCt. bestritten werden sollte. Auf diesem Wege brachte man ziemlich schnell etliche hunderttausend Piaster zusammen und legte Manufakturen an, die nicht in Gang gekommen sind und allem Vermuthen nach nie in Gang kommen werden.***) Die Dotation der besagten Gewerbskasse wird aber längst nicht mehr zu ihrem Zwecke verwendet, sondern geht in dem von Jahr zu Jahre sich tiefer höhlenden Abgrunde des Defizits unter, welches diese Summen und noch viele andere verschlingt, wie das Meer einen Tropfen Wasser.

Der Handel liegt eben so danieder, wie der Gewerbfleiß. Ehemals existirten viele ansehnliche Handlungshäuser, sämmtlich Spanische, die über bedeutende Kapitalien geboten und lebhafte Geschäfte machten; sie haben sämmtlich schließen müssen, als der Kongreß von Mexiko durch ein Dekret alle aus Spanien gebürtige Personen bei Todesstrafe aus dem Gebiete der Republik verwies. Mexikanische Häuser haben sich an ihrer Statt nicht erhoben; Europäer und Amerikaner nehmen jetzt die Stelle der Gachupino's †) ein; doch ist, wie gesagt, die Niederlassung für sie oft mit Lebensgefahr verbunden. Auch sind die Geschäfte hier zu Lande längst nicht mehr glänzend und einträglich und kein großes Vermögen im Handel zu erwerben. Die einzigen Europäer, die etwas haben vor sich bringen und sammeln können, sind kunstfertigere Handarbeiter, als z. B. Tapezierer, Tischler ††), Schneider, Schuhmacher, Sattler, Stickerinnen, Wäscherinnen u. dgl. m. Die Handelsgebräuche sind, gerade wie in Spanien, um mehr als hundert Jahre gegen die übrige Welt zurück; man kennt weder Wechselbriefe, noch negociables Papier. Die Finanzen sind barbarisch, oder vielmehr gar nicht organisirt; es ist keine Spur von einem Institute vorhanden, das nur im entferntesten die Dienste einer Bank leisten könnte. Der Geldzins steht daher auch erschrecklich hoch: die besten Häuser müssen 1½ bis 2½ pCt. auf den Monat geben, mehr oder weniger, je nachdem der Wind stärker oder schwächer auf Revolution steht. Das Diskonto zwischen Mexiko und Vera-Cruz beläuft sich zehn, oder gar zwanzig Mal so hoch, als das zwischen London und Paris.*)

Alle öffentliche Gebäude und Denkmale fallen in Trümmer; Alles geht zu Grunde, und Niemand denkt ans Erhalten und Ausbessern. In welch elendem Zustande befindet sich jetzt der Hafen von Vera-Cruz, wo vordem Galionen einliefen, und was ist aus seinem herrlichen Molo geworden! Keine Straße ist im Stande, so weit das Land reicht. Die prachtvolle Heerstraße, den berühmten Pässen über den Mont Cenis und Simplon vergleichbar, vielleicht sogar noch herrlicher und großartiger als diese, — die unter der Spanischen Herrschaft auf Kosten der Kaufleute zu Vera-Cruz über Einöden, Felsenwüsten und steile Bergabstürze hinaufgeführte Straße, welche den Küstensaum am Mexikanischen Meerbusen mit dem beinahe 10,000 Fuß hohen Plateau des innern Landes verbindet, scheint nur noch zu existiren, damit der eben anlangende Fremde an einem recht kläglichen Beispiele die Sorglosigkeit der Mexikanischen Landesverwaltung kennen lerne. Sie ist während des Freiheitkrieges an vielen Stellen beschädigt und bis auf den Grund zu Schanden gewühlt worden, und am 1. Januar 1835, als ich darüber zog, war noch kein einziger, sage noch kein einziger Stein wieder eingesetzt, kein einziges Loch ausgefüllt, und von den großen Bäumen, die unter diesem der Vegetation so günstigen Tropenhimmel, mitten auf der einsamen, von Reisenden und Wagenzügen nicht betretenen Straße emporgewachsen sind, war noch keiner umgehauen oder ausgereutet. Auf der Mexikanischen Hochebene wäre nichts leichter, als die schönsten Verbindungsstraßen nach allen Seiten zu eröffnen; die Fläche des Plateau ist nur wenig hügelig, und überall sind im Ueberfluß Basaltsteine verhanden, die sich so herrlich zum Wegebau eignen. Aber selbst wo es noch gangbare Straßen giebt, machen die Mexikaner keinen Gebrauch davon zu ihren Transporten. Die sonderbare und unbegreifliche Vorliebe des Spanischen Volksstammes für den Transport durch Lastthiere hat sich bei diesen Abkömmlingen der Spanier erhalten und so möglich noch vermehrt. Von allen Seiten führen hundert Fuß breit, schnurgerade, vollkommen ebene Straßen und chaussirte Dämme an die Hauptstadt Mexiko heran; aber meint Ihr, man sehe einen Wagen daraufahren? Mit nichten: Alles wird auf Eselsrücken, auf Maulthierträden, oder auf der armen Indianer Rücken zur Stadt geschafft. Ganze Heerden von kleinen, kreuz- und lendenlahmen Eseln bringen in lauter kleinen Päckchen, keines größer als eine tüchtige Faust, was meint Ihr wohl herangeschleppt? die Kohlen, die man in der Stadt in den Küchen braucht. Ein kleiner Kanal führt aus dem Chalco- zu dem Texcuco-See, an welchem und zum Theil in welchem Mexiko liegt; wozu wird der Kanal benutzt? arme Teufel von Indianern gehen am Ufer einher und schleppen mit sauerer Mühe unzählige winzig kleine, mit Gemüsen beladene Barken an Stangen und Stricken durchs Wasser hinter sich her. Kein Wunder, daß alle Gegenstände, die nur einigermaßen großen Raum einnehmen, durch solche Transportreise enorm vertheuert werden. Das Land wird dadurch zu Grunde gerichtet und oft eine wahre Hungersnoth herbeigeführt. Die höher nach dem Kontinent liegenden Landschaften sind von den übrigen so durchaus abgeschnitten, so unzugänglich, als hielte ein feindliches Heer sie blokirt; haben sie nun einmal eine schlechte Aerndte, so können sie den Mais von unten nur zu unmäßig hohen Preisen, und die ärmeren Klassen können ihn gar nicht bekommen. Und doch widersetzen sich die Lokal-Legislaturen heute förmlich und aufs eigensinnigste, so oft ihnen die Anlegung neuer Straßen oder die Herstellung alter zugemuthet wird.

*) Dieses Thema wird in allen ehemals Spanischen Kolonieen, und überall ziemlich auf dieselbe Weise verhandelt, am lärmigsten in Mexiko und Peru. Daher wird beinahe in allen diesen neuen Staaten den Fremden untersagt, oder darauf gedrungen, daß man ihnen untersage, Detailhandel zu treiben. Fortwährend gehen Petitionen ein, daß man keinem Fremden den Eintritt ins Land gestatten solle, und allerjüngst hat im Mexikanischen Kongreß ein sehr einflußreiches Mitglied, ein Mann, der für ein großes Licht im Lande gilt, einen Antrag in diesem Sinne gestellt. Neu-Granada jedoch zeichnet sich vor den anderen emanzipirten Kolonieen durch mehr Liberalität, oder besser, durch weniger Illiberalität in seiner Politik aus.

**) Diese häßliche Leidenschaft der Mißgunst herrscht im ganzen vormals Spanischen Amerika mit einer Macht, die sonst wohl nirgends auf der Welt erhört ist, und hat die Regierungen dieser Aster-Republiken zu ganz unsinnigen, unglaublichen Verordnungen getrieben. Der Mexikanische Kreole, unter der früheren Spanischen Regierung zur Faulheit und unter den jüngsten Revolutions-Ereignissen zum aufgeblasenen Dünkel erzogen, macht sich aus einem ärmlichen und dürftigen Leben nichts und zieht es sogar einem Wohlstande vor, der durch Arbeit erworben und behauptet seyn wollte. Aber, daß vor und neben seiner Thür ein Fremder reich werde, das ist eine Qual für ihn, das nagt ihm das Herz ab. Uebrigens gönnt er seinen eigenen Landsleuten eben so wenig Gutes: jeden Gewinn, der seinem Nachbar zu Statten kommt, betrachtet er, als wär's ihm selbst genommen. Den Anglo-Amerikanern muß ich zum Lobe nachsagen, daß man diesen häßlichen, moralischen Fehler an ihnen wenig gewahr wird, in ihrem Benehmen gegen ihre Landsleute fast gar nicht, und daß sie in diesem Punkte nicht blos den Amerikanern von Spanischer Abkunft, sondern auch vielen Europäern voraus sind. Der Neid ist ein Ehrgeiz, der gegen Andere nicht zurückstehen, aber auch nichts thun will, sich emporzubringen, und der im müßigen Ingrimme an sich selbst zehrt. Der Amerikaner ist voll Ehrgeiz, aber er rechtfertigt ihn durch Arbeitsamkeit und energische Thätigkeit; er ringt um die Wette mit Anderen nach Reichthum und politischer Geltung; er ist der Nebenbuhler, der Konkurrent, aber nicht der Neider seines Nachbars.

***) Die einzige Manufaktur, die in Mexiko besteht und auf Europäische Art geführt wird, ist von einem Französischen Kaufmann, Dupont, angelegt und fabrizirt Manta's, d. i. ordinaire Baumwollenzeuge, die im Lande viel gebraucht und getragen werden. Die Maschinen, Webestühle u. s. w. sind sämmtlich aus der großen Maschinenbau-Werkstatt zu Patterson bei New-York.

†) Diesen Spitznamen führen die Spanier bei den Mexikanischen Eingebornen.

††) Zu Mexiko waren vor dem Jahre 1824 die Häuser sehr schlecht und roh, zum Theil gar nicht möblirt. Einige Französische Tapezierer haben dort ein ansehnliches Vermögen erworben. Als Iturbide sich zum Kaiser machte, schlug ein Franzose vor, ihm gerade so ein Bett aufzustellen, wie Napoleon in den Tuilerieen gehabt. Iturbide ließ es sich gefallen, und von da an datirt eine Revolution in der Möbel-Einrichtung der Mexikanischen Häuser und Wohnungen.

Mannigfaltiges.

— **Englischer Kunst-Verein.** Bis jetzt hat es der den Deutschen Kunst-Vereinen nachgebildete Englische, mit dem unmöglichen Namen „Art-Union", zu nicht mehr als 300 Mitgliedern bringen können, deren jedes eine Guinea jährlich beiträgt. Für diese 300 Guineen wurden neun Gemälde, fast lauter Landschaften und davon drei in Wasserfarben, angekauft, um unter die Interessenten verlooset zu werden. Gegenwärtig sind die angekauften Bilder, als deren bestes eine architektonische Ansicht der Cour St. Anard in Rouen, gemalt von J. Berne, angesehen wird, in London öffentlich ausgestellt, doch kann dieser Versuch weder von dem gegenwärtigen Standpunkte der Britischen Kunst, noch von dem Wirken der Kunst-Vereine in England ein aufmunterndes Zeugniß abgeben.

— **Englische Literaturgeschichte.** Die Engländer besitzen noch keine vollständige Geschichte ihrer Literatur, so reich auch sonst das historische Feld von ihnen bearbeitet worden ist. Einen Anfang hat jetzt Herr J. H. Hippisley mit seinem „Versuch über die ältere Englische Literatur" gemacht.**) Er knüpft darin interessante Vergleichungen der alten klassischen Literatur mit der des Zeitalters der Elisabeth und wiederum der neueren mit der Shakespeare'schen Zeit an. Englische Kritiker empfehlen das Buch als ein nützliches Studium besonders für die Jugend.

*) Der Piaster wird in Vera-Cruz im Durchschnitt zu 5 Francs, in Mexiko aber gewöhnlich nur zu 4¼ Francs berechnet, zuweilen ist er sogar um 4¼ Francs gesunken.

**) Chapters on early english literature. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Freitag den 25. August 1837.

Nord-Amerika.

Die Eisenbahnen in Nord-Amerika.

Während die Eisenbahnen im alten Europa, selbst England nicht ausgenommen, nur langsame Fortschritte machen, sehen wir in den noch flüssig beweglichen Zuständen des jungen Amerika das neue System desto ungebundener und umfangreicher sich entwickeln, desto weiter und schneller sich verbreiten — ein Gegensatz, der nicht gerade daraus erklärbar scheint, weil die Amerikaner, obgleich wirklich praktischer und industriöser, überhaupt auch thätiger und aufgeweckter, wir Europäer dagegen träger und gleichgültiger wären, als sie; oder weil wir nicht Geld und Wohlstand genug haben, so ungeheure Unternehmungen schnell auszuführen; oder gar, weil wir nicht fähig oder nicht geneigt wären, den ganzen Umfang und die Bedeutung der neuen Erfindung mit allen ihren Resultaten und Folgen zu ermessen — sondern, weil bei den Amerikanern ihre neugegründeten, noch schmiegsamen Gesellschafts-Zustände empfänglicher und zugänglicher sind für alles Neue; weil bei ihnen jede neue Erscheinung, noch nicht gehemmt durch eine lange Geschichte und die mit ihr gegebenen unantastbaren Beziehungen, bald freien Spielraum findet und sich leicht geltend machen kann; weil sie endlich nicht zu thun brauchen, was wir uns schuldig sind, auszusöhnen nämlich das Alte mit dem Neuen, die Vergangenheit mit der Zukunft, auf daß nicht das Alte, das Heilige unter dem Neuen schonungslos zertreten werde.

Fragen wir nach den Resultaten der Eisenbahnen in Nord-Amerika, so erfahren wir zunächst Thatsachen, wie folgende: Die Stadt Boston, die in ihren eigenen Ringmauern mehr als 80,000 Seelen faßt, ist, etwas mehr als 40 Meilen in die Runde*), mit einer Bevölkerung von 400,000 Menschen umgeben, die für ihre mannigfaltigen Beschäftigungen und ihre verschiedenartigen Bedürfnisse auch ihre Lokalitäten eingerichtet haben müssen und z. B. die Vortheile des Bodens, des weiten Raums, der Wasserkraft und manche andere unentbehrliche Vorrechte nur in ihren zerstreuten Aufenthaltsorten genießen können. Durch die vier Eisenbahnen nun, welche nach den vier Hauptpunkten des Kompasses führen, mit ihren nach allen Richtungen auseinanderlaufenden Zweigen, wird der allerentfernteste Theil dieser Bevölkerung, statt eine ganze Tagereise weit zu wohnen, in die Nähe eines dreistündigen Rittes, ja Manche bloß eine Stunde von der Stadt gerückt. Mit anderen Worten, die Vortheile, die in der Nachbarschaft der Hauptstadt liegen, werden dadurch auf die doppelte Entfernung ausgedehnt und umfassen also ein viermal so großes Areal als früher, da die neue Erfindung noch nicht bekannt war. Welches die weiteren Folgen dieser Concentration seyn werden, ist nicht vorherzusehen, noch zu sagen; so viel aber ist gewiß, daß sie den Bewegungen der Gesellschaft einen neuen Schwung geben wird, wie ihn kein anderer bisher bekannter Hebel erzeugen konnte.

Was hier gesagt worden, deutet nur, wie man sieht, auf die engeren und unmittelbaren Beziehungen, die sich durch die Eisenbahnen in kleinerem Maaßstabe bilden müssen, also etwa zwischen nahen Lokalitäten oder zwischen großen Städten und ihren Umgebungen. Bei dem Umfang aber und der Ausdehnung, welche das Eisenbahn-System in Nord-Amerika gewonnen hat, ist es schon erlaubt, von höheren Gesichtspunkten aus den Gegenstand zu betrachten und die allgemeinen Vergleichungen aufzunehmen, die sich hier dem tiefer forschenden Blick aufdringen. Hierher gehört namentlich das Verhältniß zwischen Eisenbahn-Verbindung zu Lande und der Wasser-Communication, ein Verhältniß, das immer wichtiger werden muß, je mehr die Eisenbahn fortschreitet, und das gewiß nicht wenige der großen Umgestaltungen enthält, welche das Dampf- und Eisenbahn-System überhaupt prophezeit. Es ist hier nicht der Ort, in diese reiche Seite unseres Thema's näher einzugehen; um aber das, was wir meinen, wenigstens anzudeuten, wollen wir nur einen hiermit zusammenhängenden Umstand hervorheben, der für Amerika besonders interessant ist. Wie bekannt nämlich, hat die Stadt New-York durch ihren großartigen Handel ein entschiedenes Uebergewicht über die anderen Häfen der Union errungen. Die von keiner Konkurrenz beschränkte inländische Schifffahrt dieser Stadt, — der rasche und regelmäßige Lauf ihrer Dampfboote nach Albany, nach Hartford, nach Providence, ja bis nach Charleston, — ihre Postschiffe nach Liverpool, nach London, Havre und vielen anderen Häfen, — ihre großen Kanäle, die Beförderer der Wasser-Communication nach Nieder-Kanada und dem Champlain-See, nach den Seen Ontario und Erie, und nach dem ganzen Westen hin — und endlich ihre unerschöpflichen Hülfsquellen in dem Reichthum und dem Unternehmungs-Geist ihrer Bürger, dies Alles schien dazu geeignet, ihr für eine nicht mehr ferne Zeit das Monopol des ganzen Handels nach dem Auslande zu sichern. Die Städte zweiten Ranges, wie Philadelphia, Baltimore, Boston und Charleston, sanken täglich immer mehr zu Provinzialstädten herab und wurden in allen Haupt-Operationen des Handels fast ganz von New-York abhängig. Ein großer Theil des inneren Handels von Massachusetts hatte nach und nach eine direkte Verbindung mit dieser Stadt angeknüpft. Es wurden Kanäle gegraben, die nach dieser Richtung führten, von den Grafschaften Hampden und Hampshire, und selbst von Worcester aus, dem eigentlichen Mittelpunkt des Staates. Boston, das früher die Hauptstadt von Neu-England gewesen, hatte beinahe aufgehört, die Handels-Metropole ihres eigenen Staats zu seyn. Die anderen Städte der Union litten unter einem ähnlichen Einfluß. Der ganze Handel des Landes schien sich auf die Wege beschränken zu wollen, welche sich entweder zu Dampf- oder Kanal-Schifffahrt eigneten. — So standen die Sachen, als die Eisenbahnen in England eingeführt und auch in Amerika bekannt wurden. Gleich aus den ersten Proben dieser neuen Reise-Methode sah man, daß sie geeignet war, eine große Revolution in Handel und Wandel hervorzubringen; daß die Richtung des Waaren- und Personen-Verkehrs, statt bloß an solche Wege gebunden zu seyn, wo sich Wasser hinleiten ließe, auch über Berge geführt werden könne und durch jede von menschlicher Industrie belebte Gegend; und daß der Wohlstand der Städte nicht mehr bloß von ihrer zufälligen Lage an einem schiffbaren Strom abhängen würde, der ihren Handel in ein weites Binnenland treibt, sondern von der Vorsorge und Thätigkeit ihrer Bewohner, sich selbst ihre Handelswege zu schaffen und sie mit den Arbeiten ihrer Industrie zu versehen.

Man kann sämmtliche Eisenbahnen in Amerika, die vollendeten, wie die im Bau begriffenen, in zwei Klassen absondern; in die erste gehören die, welche die Küstenlinie des Atlantischen Oceans bilden, und in die zweite die Verbindungen der Küstenstädte mit dem Innern. Die Arbeiten der ersten Klasse sollen, wenn man noch einige Dampfschifffahrts-Linien in der Mitte dazu rechnet, ein großes Communications-System bilden von Portland in Maine nach Wilmington in Nord-Karolina, eine Strecke von 900 Meilen. Davon wird man über 800 Meilen, von Boston nämlich nach Wilmington, sobald die schon angefangenen Arbeiten vollendet sind, wahrscheinlich in vier Tagen passiren können, ohne des Nachts zu fahren.

In Neu-England wird die Atlantische Linie von Portland oder vielleicht von Bangor anfangen und an der Seeküste hin durch Saco, Portsmouth, Newburyport und Salem nach Boston und von da durch Providence nach Stonington fortlaufen; nachdem man dann über den Long-Island-Sund, wo er 25 Meilen Breite hat, gekommen ist, soll sie fast in der ganzen Länge von Long-Island fortgeführt werden, durch Jamaika nach Brooklyn und so in die Nähe der Stadt New-York. Dies wäre die unmittelbare Küstenlinie. Doch neben dieser wird man noch andere, etwas weiter landeinwärts, haben, durch einen großen Theil, ja vielleicht die ganze Strecke der Entfernung: so die erste von Portland über Dover, Exeter, Haverhill, Boston, Worcester, Norwich oder Neu-London, und von da per Dampfboot nach New-York; und wieder eine andere von Boston über Worcester, Springfield, Hartford und New-Haven durch eine Kette von Eisenbahnen nach New-York. Von der Reihe der Arbeiten, welche diese doppelte und dreifache Communications-Linie längs der Küste der Staaten von Neu-England bilden werden, sind schon vier vollendet, nämlich von Boston nach Providence, von Boston nach Worcester, von Boston nach Andover und von Brooklyn nach Jamaika, was zusammen eine Strecke von 120 Meilen macht; sechs andere sind durch geordnete Actien-Gesellschaften schon angefangen und in rüstigem Fortschritt: die von Providence nach Stonington, von Boston nach Newburyport, von Andover nach Haverhill, von Worcester nach Norwich, von Worcester nach Springfield und von Hartford nach New-Haven, wieder eine Strecke von 220 Meilen. So weit wird die Reihe im Laufe zwei bis dreier Jahre, und auch die anderen Theile der beschriebenen Linien werden aller Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens großentheils, in einer nicht mehr entfernten Zukunft vollendet seyn.

Sobald diese Eisenbahnlinien fertig sind, wird man den gewöhnlichen Weg von Portland nach Boston in ungefähr sechs Stunden und von Boston nach New-York in zwölf Stunden zurücklegen. Die projektirten Eisenbahnen zwischen Boston und New-York werden dem Reisenden die Wahl lassen unter drei Straßen: eine durch Providence,

*) So oft von Meilen in diesem Artikel die Rede ist, sind Englische gemeint, von denen 72 auf einen Grad gehen.

Stoningtou und Long-Island, wo man 190 Meilen zu Land und 25 auf dem Dampfboot fahren wird; die zweite durch Worcester, Norwich und Long-Island Sound, 103 Meilen zu Land und 120 zu Wasser; und die dritte durch Worcester, Springfield und New-Haven mit 220 Meilen bloß zu Lande und auf dem Dampfwagen. Der Unterschied der Zeit, welche die drei Straßen erfordern, wird nicht groß genug seyn, um einer von ihnen einen entschiedenen Vorzug über die anderen beiden zu geben, besonders bei Solchen, die ein Interesse daran nehmen, sich das Land, durch welches sie passiren, anzusehen. Jede von den drei Straßen wird den Weg von Boston nach New-York auf eine bequeme Tagereise reduziren, die bei Tageslicht vollendet werden kann.

Geben wir von New-York südwärts weiter, so finden wir zwei verschiedene Eisenbahnlinien, welche diese Stadt mit Philadelphia verbinden: die eine ist die Camden- und Amboy-Eisenbahn, die mit einem doppelten Geleis erbaut ist und von dem Hafen Süd-Amboy in südwestlicher Richtung quer durch den Staat New-Jersey, eine Strecke von 60 Meilen, nach Camden führt, an den östlichen Ufern des Delaware, gerade gegenüber der Stadt Philadelphia. Der Weg von New-York nach Amboy wird auf dem Dampfboot zurückgelegt, eine Strecke von 25 Meilen, welche Staten-Island von dem Ufer von New-Jersey trennt. Von New-York nach Philadelphia kommt man in 5½ Stunden. — Die andere Linie ist von der eben beschriebenen ganz getrennt. Sie ist von derselben Länge und führt aus dem Hafen, New-York gegenüber, durch die Stadt Newark und die Flecken Brunswick und Trenton direkt nach Philadelphia. Sie besteht aus drei besonderen Bahnen, die zusammen eine Linie bilden: die eine von der Fähre an dem New-York gegenüberliegenden Ufer nach New-Brunswick, die zweite von New-Brunswick nach Trenton, die dritte von Trenton nach Philadelphia. Die zweite von diesen Bahnen ist noch nicht fertig, die anderen sind in voller Wirksamkeit. Diese Straße wird den Vortheil haben, durch die vorzüglichsten Städte von New-Jersey zu gehen, während man auf der anderen eine sehr öde und verlassene Gegend passiren muß.

Geht man auf der Atlantischen Linie weiter von Philadelphia nach Baltimore, so wird man auch hier bald die Wahl haben unter mehreren Straßen. Die, welche bisher vorzüglich bereist worden, ist die New-Castle- und Frenchtown-Bahn, welche nur einen über die Halbinsel vom Delaware-Fluß nach Chesapeake Bay, eine Strecke von 16 Meilen, geht und als verbindendes Mittelglied einer Dampfschifffahrts-Linie dient, wodurch der ganze übrige Weg von Philadelphia nach Baltimore zurückgelegt wird. Die Fahrt auf dem Dampfboot von Philadelphia nach New-Castle beträgt 35 Meilen, und die von Frenchtown nach Baltimore beinahe das Doppelte, so daß die ganze Entfernung zwischen Philadelphia und Baltimore 120 Meilen ausmacht. Dazu braucht man im Ganzen eine Zeit von 10 bis 11 Stunden, wovon die kurze Eisenbahnstrecke eine Stunde wegnimmt.

Eine zweite ganz besondere Straße von Philadelphia nach Baltimore ist zwar noch unvollendet, doch ein großer Theil davon wird bald in Aktivität kommen. Sie besteht aus drei Eisenbahnen, von denen die erste von Philadelphia nach Wilmington in Delaware, die zweite von Wilmington durch Elkton nach dem Susquehanna-Fluß, die dritte von dem Hafen Deposit an diesem Flusse nach Baltimore führt; die ganze Entfernung macht zusammen 100 Meilen. Ein Theil dieser Straße, von Wilmington nach Elkton, 17 Meilen lang, ist erst ganz neuerlich eröffnet worden. Auch auf den anderen Theilen der Bahn ist die Arbeit schon weit vorgerückt, und man vermuthet, daß sie noch in diesem Sommer eröffnet werden wird. Wenn das Ganze vollendet ist, so wird dieser Weg zwischen den beiden Städten in ungefähr sechs Stunden zurückgelegt werden. Es ist noch eine andere Straße im Plan, welche von Philadelphia aus auf der Columbia-Bahn 45 Meilen weit, dann auf einer neuen Eisenbahn von Coatesville über Oxford nach Port Deposit und von hier über den oben erwähnten Weg nach Baltimore gehen soll. Diese Straße ist weniger direkt, als die letzt beschriebene, und hat eine Länge von 120 Meilen.

Von Baltimore läuft die Atlantische Linie nach Washington, eine Strecke von 38 Meilen. Diese Straße besteht aus einer doppelten Bahn und ist acht Meilen lang, identisch mit der Baltimore- und Ohio-Bahn. Sie wird gewöhnlich in ungefähr 2¼ Stunden befahren. So legt man die Entfernung von Boston nach Washington, fast in geradem Wege, entweder auf der Eisenbahn oder auf dem Dampfboot zurück, und vor dem Ende des laufenden Jahres wird man die ganze Strecke zwischen New-York und Washington auf Eisenbahnen und in der Zeit von 14 Stunden befahren können.

Von Washington geht die Atlantische Linie südlich weiter durch Virginien. Zuerst hat man hier den Potomac, der von Washington aus 45 Meilen lang fast ganz südlich nach Potomac-Creek läuft und auf dieser Strecke für Dampfschifffahrt wohl geeignet ist; daher ist auch für diesen Theil der Linie noch keine Eisenbahn angefangen worden. Zwar hat man einen Freibrief ausgestellt für eine Eisenbahn von Washington durch Alexandria nach Fredericksburgh, mit dem Recht, einen Seitenarm nach Warrenton anzulegen. Auch liegen schon Bücher aus für Actien-Subscriptionen, aber die Gesellschaft ist noch nicht organisirt. Von Fredericksburgh nach Richmond ist die Eisenbahn schon gebaut und in glücklicher Thätigkeit. Sie ist 61 Meilen lang und wird täglich in etwas weniger als vier Stunden von Personenwagen mit der Briefpost befahren. Man hat den Vorschlag gemacht, diese Bahn von Fredericksburgh nach Potomac-Creek fortzusetzen, außer wenn die Bahn zwischen Fredericksburgh und Washington unmittelbar zu Stande kommt, in welchem Falle jene Fortsetzung überflüssig wird. Weiter südlich, von Richmond nach Petersburgh, ist die Eisenbahn noch nicht vollendet. Es hat sich eine Gesellschaft gebildet zur Anlegung dieser gegen 20 Meilen langen Bahn, und die Arbeit ist schon beträchtlich vorgerückt. Uebrigens wird der Mangel dieses Theils der Linie weniger fühlbar durch die Dampfschifffahrt zwischen den beiden Orten auf dem Kanal, der die Flüsse James und Appomator verbindet. Zwischen Petersburgh und dem Roanoke ist die Eisenbahn schon vollendet. Dies war eine der ersten und ist noch eine der schönsten Eisenbahnen im Lande. Neunundsunfzig Meilen lang bildet sie einen vortrefflichen Transportweg für die Produkte des reichen Roanoke-Thals nach dem Petersburgher Jahrmarkt.

Außer der eben beschriebenen Straße, die über Baltimore, Washington und Richmond nach dem Roanoke geht und nahe an der nördlichen Gränze von Nord-Karolina endet, giebt es eine andere, welche die Norfolk- und Ostufer-Bahn heißt. Man hat vorgeschlagen, eine Bahn anzulegen, welche von der Wilmington- und Susquehanna-Bahn bei Elkton ab südwärts und fast in gerader Linie fortgehen soll, über ein sehr ebenes Land noch an der östlichen Gränze von Maryland bis nach Princeß Ann, und bei Tangier Sound an der Südgränze des Staates enden soll. Die Länge dieser Eisenbahn wird 118 Meilen betragen. Um die Communicationslinie von Tangier Sound nach Norfolk und Portsmouth fortzusetzen, müßte eine Linie von Dampfbooten gebildet werden, für eine Strecke von 85 Meilen. In Portsmouth ist schon eine Eisenbahn gebaut, welche von hier westwärts nach Weldon am Roanoke führt, nicht weit von dem Ausgang der Petersburgher Bahn eine Strecke von 75 Meilen. Auf dieser Straße fährt täglich ein Wagenzug mit Passagieren, welche des Morgens in Landkutschen von Halifax kommen, und bringt sie noch vor Mittag nach Portsmouth, wo sie in die Dampfböte steigen, welche jetzt nach Baltimore und Washington fahren. Durch diese Straße theilt Norfolk mit Petersburgh den Handel des Roanoke-Thals, und sollte das Projekt der Ostufer-Bahn in Ausführung kommen, so wird diese Stadt in die kürzeste Communicationslinie gebracht werden längs dem Ufer des Atlantischen Oceans.

An dem Roanoke-Fluß endet die Atlantische Linie, die für jetzt in Arbeit ist; doch es ist die beste Hoffnung vorhanden, daß sie bald von diesem Punkte aus in einer Richtung nach dem Centrum und in der anderen nach dem südlichen Ende Nord-Karolina's fortgeführt werden wird. Es existirt eine Gesellschaft zu der Anlegung einer Eisenbahn von dem Ende der Petersburgher und Roanoke-Bahn bei Weldon in südwestlicher Richtung durch Halifax nach Raleigh, eine Strecke von 80 Meilen. Die Straße ist schon eingerichtet, und die Arbeit ist in bestem Fortschritt. Eine andere Gesellschaft hat sich gebildet, die Wilmington- und Raleigh-Eisenbahn-Gesellschaft genannt, von der eine Eisenbahn angefangen ist, die von Halifax an dem Roanoke in südlicher Richtung 160 Meilen weit durch die ganze Breite des Staates nach Wilmington gehen soll. Man hat vorgeschlagen, Seitenarme anzulegen, die von dieser Bahn nach Raleigh und Fayetteville führen, und auch einen Arm nach Newbern und Beaufort. Von Wilmington soll die Reiseroute auf dem Dampfboot nach Charleston fortgehen, eine Strecke von 160 Meilen. Es sind auch schon Pläne da, die Eisenbahnlinie von Raleigh nach Charleston fortzuführen, 250 Meilen weit, oder nach Columbia, 180 Meilen, und von da nach Augusta in Georgia, doch diese haben noch nicht eine solche Gestalt gewonnen, daß sie zu einer sicheren Hoffnung auf ihre baldige Verwirklichung berechtigen könnten.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The Columbian Bard. — Anthologie Amerikanischer Dichter, nebst Notizen über ihr Leben. New-York.

Mogg Megone. — Gedicht von John Greenleaf Whittier. Boston.

An elementary treatise on sound. — Theorie der Akustik. Von Benjamin Peirce, Professor an der Harward-Universität. Boston.

The Prometheus of Aeschylus. — Für Amerikanische Schulen bearbeitet von Prof. T. D. Woolsey. Boston.

The life of Thomas Jefferson. — Mit neuen Aktenstücken herausgegeben von Prof. G. Tucker. 2 Bde. Philadelphia.

The Magnolia for 1837. — Ein Almanach. New-York.

A new and copious lexicon of the Latin Language. — Nach Forcellini, Scheller und Lünemann. Von P. F. Leverett. Boston.

The history and present condition of St. Domingo. — Von Dr. J. Brown. Philadelphia.

An essay on the influence of tobacco upon life and health. — Von Dr. R. D. Muffey. Boston.

England.

Parlaments-Wahlen und Volksleben in England.

Zweiter Artikel.

Der Zufall hat mich auf meiner Reise begünstigt, daß ich binnen wenigen Tagen an verschiedenen Punkten von England die Wahlen vor sich gehen sah, und ich erstaunte über die Mannigfaltigkeit des Schauspiels, über die Kontraste, die bei der großen politischen Bewegung zu Tage kamen. Jede Grafschaft, jede Stadt, jeder Flecken im Lande zeigte sich bei dieser Gelegenheit in eigenthümlichem Charakter, während doch sonst überall in England die Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche so gleichförmig sind. So oft ich in eine andere Stadt einfuhr, richtete ich mich auf etwas Neues und Unerwartetes; denn das hatte ich schon erfahren, daß jeder Schluß von dem, was ich anderwärts gesehen hatte, auf das, was ich sehen würde, mich täuschte. Man hört die drei großen Centralpunkte des Englischen Handels und Manufakturwesens, Birmingham, Manchester und Liverpool, zuweilen Schwesterstädte nennen; aber es sind drei sehr unähnliche Schwestern, gänzlich verschieden an äußerer Bildung und innerem Charakter. Das Volk zu Liverpool hat mich auffallend an die Bevölkerung Marseille's erinnert, welches in der That durch die steigende Wichtigkeit und Lebendigkeit seines Verkehrs das Französische Liverpool zu heißen verdient. Ich habe an diesem Volke, das unter einem beständig nebligen, naßkalten Himmel lebt, eine Leidenschaftlichkeit, einen Ungestüm wie bei Südländern wahrgenommen, beides im Theater und in der Volksversammlung auf öffentlichem Platze. Zu

der Wahl, die so blutig werden sollte, war ein Montag angesetzt; am Sonnabende zuvor war außerordentliche Vorstellung im Königs-Theater. Die Taglioni sollte in zwei Balletten, der „Sylphide" und „Bajadere", auftreten; von den Englischen Schauspielern waren zwei Komödien, „der kleine Jokey" und „Nein!" angekündigt, und darauf sollte eine Posse, „Master Pringle", gesetzt werden. Aber hart neben dem Theater, auf Williamson-Square, hatt sich eine gefährliche Konkurrenz gegen die berühmte Tänzerin auf: ein großes Meeting war für den Abend angesagt. Die Anschlagezettel zum Ballet und zur Volksversammlung wetteiferten an Größe mit einander und trugen beide in gewaltigen Buchstaben die Ueberschrift: „Great Attraction."

Wir hatten uns, zwei Franzosen, in dem weitläuftigen Adelphi-Hotel zusammengefunden, das unstreitig der größte Gasthof in ganz Europa ist. Wir hatten für den Abend zwischen zwei Schauspielen zu wählen und wollten uns keines von beiden entgehen lassen. Zuerst also das Meeting. Ein stürmisches Volkegewühl erfüllte den Square; ein Redner drängte den anderen von den Hustings; es regnete Verwünschungen über die Tories; die Gesichter flammten, die Augen funkelten, die Fäuste ballten sich vor Leidenschaft und Erbitterung; die Menge rief Beifall, oder stampfte, pfiff und brüllte, je nachdem der Redner ihren Meinungen und Neigungen schmeichelte oder sie verletzte. Eine gewaltige Aufregung herrschte in allen Straßen und Versammlungs-Orten; es schien mir unmöglich, daß man während einer so wichtigen, mit solchem Eifer betriebenen National-Angelegenheit noch an das Theater denken könnte. Als ich ein wenig aus dem Gedränge trat, um frische Luft zu schöpfen, sah ich die Taglioni vorüber zum Theater fahren: heute, dachte ich, wird sie wohl zum erstenmal in ihrem Leben vor den leeren Bänken tanzen.

Aber so kam es nicht. Zur Stunde des Ballets strömte die Menge aus dem Meeting in das Theater und schob und thürmte sich Kopf an Kopf bis in die höchsten Gallerieen und das „Paradies" hinauf. Da ich in keiner Loge der ersten Reihe mehr Platz fand, so wendete ich mich an den Direktor, Herrn Clarke, und er hatte die Güte, mir eine Stelle im Orchester anzuweisen. Das erste Stück, „der kleine Jockey", war eben zu Ende gespielt. Der Saal war über und über gefüllt; Alles, was Liverpool an reichen und angesehenen Familien besaß, figurirte in dem großen Halbzirkel der Logen und blendete meine Augen durch eine Pracht der Toilette und des Schmuckes, wie nur solider Englischer Reichthum sie aufbieten kann. Das ganze weite Halbrund schien in einen glänzenden Bazar verwandelt: da prangten alle die herrlichen broschirten Dubliner Seidenstoffe, da blitzten und schillerten in allen Farben die Gewänder und Shawls aus Everington's weltberühmtem Magazin in Lutgate-Street, da funkelten die Geschmeide Mortimer's und Hamlet's, des Königs aller Juweliere. Die Damen aber, welche all diese Gewänder und Edelsteine an sich trugen, verdunkelten durch ihre Schönheit noch die Pracht ihres Schmuckes und schienen in anmuthiger Unbefangenheit gar nicht zu ahnen, welchen Glanz ihre Reize und ihre Diamanten um sie verbreiteten, — so leicht und unbekümmert trugen sie beides. Den dunklen Grund, auf welchem dieser Kranz blondgelockter Schönheiten sich doppelt hell und anmuthig hervorhob, bildeten die schwarzgekleideten Englischen Männergestalten, ernst, schweigsam, in Sinnen und Sorgen über die Wahlen und über die Aussichten des Poll versunken. Unten im Parterre schlug das Publikum sich wacker um die Plätze; einige Redner stiegen auf die Bänke und setzten ihre draußen auf dem Meeting unterbrochenen Vorträge fort; das Orchester spielte die Ouvertüre zur „diebischen Elster"; das Amphitheater und die Logen im vierten Range waren der Sitz einer whiggistischen Begeisterung, wovon das weite Rundgewölbe erdröhnte; hier und da waren Polizeimänner sichtbar, die sich große Mühe gaben, Ordnung zu schaffen und die widerspenstigen Redner zum Schweigen zu bringen. Der Vorhang flog auf, — wie durch einen Zauberschlag verstummte im Nu der ganze Tumult, und im nächsten Augenblicke brach die ganze Masse in einen Beifallssturm aus, der minutenlang mit so wüthender Begeisterung fort- und immer wieder von neuem emporbrauste, daß ich in meinen Vorstellungen von dem Charakter dieser Söhne des Nordens ganz irre wurde. Die Taglioni war's, die aus den Coulissen hervorschwebte und tanzte. Ich zweifle, ob ihre Kunst jemals einen berauschenderen Triumph gefeiert hat, als an diesem Abend. Die Macht ihrer Anmuth bändigte den Dämon politischer Leidenschaft; Whigs und Tories, die fieberisch aufgeregt aus ihren Klubs und Versammlungen kamen, vergaßen hier der Entzweiung und huldigten aus einem Herzen, mit einem Munde. Und als nun das Ballet zu Ende war, als die Bewunderung der Zuschauer sich in einem letzten, lange nachhallenden Applaus Luft gemacht hatte, mit welcher Lust, mit welchem Jubel wurde da der possierliche Master Pringle empfangen! Die Bänke schütterten, die Wände erdröhnten von donnerndem Gelächter; da sah ich die Gesichter der Engländer ihren trüben Ernst abstreifen und von Behagen und herzlicher Wonne leuchten. Hätte man die Wahlen gleich nach dem fröhlichen Schauspiele vorgenommen, gewiß, es wäre diesmal zu Liverpool kein Blut geflossen.

Aber der Sonntag kam dazwischen, der Sonntag, in ganz England ein Tag der Melancholie, des Spleen, der tödtlichsten Langeweile, und — ich weiß nicht woher das kommen mag — nirgends so trübe, so unfreundlich, so beängstigend wie zu Liverpool. Die ganze unermeßliche Stadt schien öde, ausgestorben wie ein Herkulanum; die Leute saßen eingepfercht in ihren vier Pfählen, grübelten über puritanischen Bibel-Kapiteln und brüteten in geschäfts- und freudenleser Muße über allerhand finsteren, schwerdunstigen Gedanken. So erhitzten die Geister sich erst recht in der heiligen Stille und einsamen Abgeschlossenheit des der Religion geweihten Tages; die reizende Bajadere und der lustige Pringle waren vergessen; mit geschärftem Eifer, mit gereizter Ungeduld harrte man die träge vorüberschleichenden Stunden aus und spannte allen Sinn auf den morgenden Kampf. Als die Nacht einbrach, ging ich die schönen, schnurgeraden Straßen entlang, die sich vom Waterloo-Platze ab allmälig senken und gegen die Börse hin wieder aufsteigen; dann bog ich, um den Hafen zu erreichen, links in Water-Street ein. Auch hier fand ich es still und menschenleer, wie in den anderen Stadttheilen, — sogar vom Hafen her drang kein Geräusch zu mir; doch ja, ein einzelnes Packetboot stieß eben aus dem Trafalgar-Dock nach Irland ab, die Wellen rauschten dumpf um seinen Kiel, und seine Planken stöhnten. Das ganze Gestade war in Nebel gehüllt; der Himmel schien grau und schwer und platt auf der Erde zu liegen; hinter dem trüben Dunstschleier hörte ich das Meer toben und brausen, aber ich sah es nicht. Es war, als wenn sich bereits der schaurige, unfreundliche Herbst der Polargegenden auf dem Lande lagerte, über welches der Sommer spurlos und ohne zu wärmen, wie ein Sonnenstrahl über eine Glasscheibe, hinweggleitet und seine Gegenwart nicht am Himmel, sondern nur im Kalender bekundet. Dabei waren doch alle Quais, alle Straßen, Ecken und Plätze mit Wahlanschlägen und Proclamationen übersäet, die das Losungswort der Parteien ins Oede und Leere hinausriefen. Und so fand ich denn auch diese trübe, nächtliche Einsamkeit erfüllt von dem Hasse, der hier lautlos, aber darum nicht minder erbittert sein Wesen trieb. Das erfüllte mich mit traurigen Gedanken. An allen Mauern der stumme Krieg, — die Namen der Gegner, in kolossalen tiefgeschwärzten Lettern, scheinen gegen einander auszurücken, um einander zu zerfleischen; — da gilt es, wer den Anderen überbieten kann an Schimpf und wüthender Schmähung; da werden die rohen Massen zum Aufruhr gehetzt, die Brandfackeln geschwungen und, was der wahnsinnigste Haß an grimmiger Verhöhnung und boshafter Verleumdung nur ersinnen kann, auf jenem zornig-rothflammenden Papier über O'Connell ausgegossen. Die Parteien haben ihre Banner entfaltet, ihre Feldzeichen ausgehängt, und herüber, hinüber schallen die trotzigen Aufforderungen, die man, wenn die Schranken sich öffnen, von beiden Seiten mit Muth und Blut bis zum entscheidenden Augenblicke durchfechten wird.

Die Nacht war über diesen Betrachtungen völlig eingebrochen; die unabsehbaren Reihen der weißen Gaslichter flammten auf, aber sie leuchteten keinem lebendigen Wesen. Wenn hier und da ein Schatten unter den Laternenpfählen hinglitt, so gehörte er einem verworfenen weiblichen Wesen, für welches der morgende Montag schon mit der neunten Stunde des Sonntagabends anging. Doch schon um Mitternacht sammelten sich Menschengruppen um die Bude des auf dem Platze zwischen dem Waterloo-Hotel und dem Liver-Theatre aufgerichteten Husting. Die Stadt-Polizeiwachen zogen vorüber und ließen ihre gefürchteten, eisenbeschlagenen Stäbe auf den Quadern der Trottoirs klingen. Eine ganz eigenthümliche Miliz im Dienste der Wahlfreiheit! Blut dürfen sie durchaus nicht vergießen, wie ehemals der gute Erzbischof Türpin, aber auf trockenem Wege dürfen sie jeden zu Boden schlagen, der nach dreimaliger Aufforderung nicht parirt. Mit der Morgendämmerung begann die Volksmenge herbeizuströmen und den Platz zu füllen; sie verhielt sich still; aber es war eine drohende Stille, wie sie dem Unwetter vorhergeht. Die Polizeimänner konnten das Gewühl nicht mehr meistern und zogen still bei Seite. Die Parteien schaarten sich um ihre Fahnen und Kandidaten, die eine um das Husting auf dem Waterloo-Platze, die andere um das vor der Hauptfaçade des Börsengebäudes aufgeführte Wahlgerüst. Eine Tory-Prozession, die mit schallender Musik und wehenden Farben einherzog, gab den ersten Anlaß zum Ausbruche der Feindseligkeiten, und schon in früher Morgenstunde war man auf den Wahlplätzen handgemein.

Die ganze Stadt schien mit einem Male, und wie in plötzlichem Schreck, aus ihrem Sonntagsschlafe aufzufahren. Die Redner donnerten von den Hustings herab, Fahnen flatterten aus den Fenstern, der Hurrahruf des Pöbels hallte tausendfach von allen Mauern wieder. Die Whigs eröffneten den Kampf und stürzten in gedrängter Masse auf die Prozession ihrer Gegner ein. Ihre Erbitterung stieg in demselben Maße, wie die vom Poll einlaufenden Nachrichten von Minute zu Minute günstiger für die Tories lauteten. Wie feindliche Armeen standen die beiden Parteien einander gegenüber, und hätten sie Waffen gehabt, sie würden einander einen Vernichtungskampf geliefert haben. In deren Ermangelung kam es zu einer allgemeinen wüthenden Schlägerei in der gedrängten Masse, wo Mann gegen Mann dicht auf dem Leibe mit Fäusten focht. Und doch war ein edles Element in diesem betrübenden Schauspiele roher Entzweiung nicht zu verkennen: der unerschütterliche Muth, womit Jeder seinen Platz und sein Recht bei dieser nationalen Handlung behauptete; die kühne und gesinnungsvolle Offenheit, womit Jeder sich zu seiner Meinung bekannte und ihre Farben und Zeichen trug. Da trat ein Jeder mit freiem und stolzem Selbstgefühle auf, und Jeder trug seinen Eifer, seine Ueberzeugung in den Kampf. Hier war es nicht wie anderwärts, wo die Gewissen um Geld kapituliren, wo ein armer Teufel, dessen Stimme man erkauft hat, sich zum Poll führen läßt, sein Votum abzugeben, während ein Anderer, dessen Fäuste man gedungen, klüglich die Fäuste und das Geld zugleich in der Tasche behält. Mit solcher Energie, wie ich es hier sah, kämpft man nur für eine Sache, die wahrhaft am Herzen liegt. Darum kann der Fremde, der als unbetheiligter Zuschauer solchen Auftritten beiwohnt und an beiden Parteien gleiches Interesse, nicht für Parteifragen, sondern für die Menschen nimmt, sich eines tiefen Mitleids nicht erwehren und ängstliche Fragen an das Geschick nicht unterdrücken. Ist denn die Freiheit im repräsentativen Verfassungssystem wirklich an so traurige Nothwendigkeiten gebunden? steht das Glück der Völker nur auf solche Bedingungen zu erreichen? muß die erste Handelsstadt der Welt, um sich auf ihrer Höhe und Wohlfahrt zu behaupten, von Zeit zu Zeit einmal zur Schaubühne roher Gladiatorengefechte werden? muß sie auf Tage in die Barbarei jener Zeiten zurücksinken, von denen die Fabel des Ortes spricht, als noch der Vogel-Drache „Liver" in dem grünlichen Wasser des „Pfuhles" hauste? Was nütze es die Schlüssel des Welthandels in Händen zu führen, ein ungeheures Douanen-Gebäude mit vierfachen Säulengängen, einen prachtvollen Börsen-Palast, Straßen

gleich fortlaufenden Bazars, vierzig staunenswerthe Docks, einen herrlichen Fluß, der sich dem Ocean vermählt, einen Hafen mit Raum für alle Schätze der Welt, ein Gewimmel von Dampfböten, aus Quadern gemauerte Quais, auf denen man eine Meile lang unter einem flaggenden Maste nwalde einhergeht, — was nützt es, alle diese Wunder und Herrlichkeiten zu besitzen? was nützt es, Felsen gesprengt, Berge ausgehöhlt und der Civilisation die Triumphstraße von Eisen mitten hindurch gebahnt zu haben? was nützt das Alles, wenn Euer Volk von solcher Höhe plötzlich zum Stande wilden Faustrechtes und zum rauhen Boxer-Handwerke herabsinkt? wenn Euer Zustand so beschaffen ist, daß er nur mit Hülfe eines zu bestimmten Zeiten ausbrechenden Erbitterungs-Kampfes zwischen Bürgern fortbestehen kann? wenn die Schwelle des häuslichen Heerdes mit Blut befeuchtet, und mit Leichen ein grausames Spiel auf den Vorwand hin getrieben wird, ob eine rothe oder blaue Fahne sie zudecke? Gebe Gott, daß nicht hierin Eure Freiheit bestehe: ihr wäre dann keine Zukunft zu prophezeien; ein Tag würde kommen, wo scharfe Waffen in die Hände Eurer wildgehetzten Faustkämpfer geriethen. Wenn Liverpool dereinst seinen Riesen-Nachbarinnen Birmingham und Manchester durch Eisenbahnen die Hände reicht, — wenn dann eines Tages die brausende Volksfluth der drei gewaltigen Städte sich zu einer zusammengießt, im Bruderkampfe entbrennt und aus dem aufgerissenen Eisenpflaster ihrer Straßen Waffen schmiedet, — wer schauderte nicht vor der Aussicht in eine solche Zukunft? wer fühlt nicht, daß Leben, Wohlfahrt, Civilisation und Freiheit in solchem Sturme untergehen müßten?

Uebrigens fehlt es in diesem wilden und schrecklichen Drama Englischen Lebens nicht an komischen, burlesken Personen und Zwischenfällen, die mitten aus tragischen Umgebungen auftauchen und unser Zwerchfell erschüttern. Vor unseren Augen fließt das Blut, wir wenden entsetzt den Blick seitwärts und — müssen lachen. Shakespeare kannte das Volk, für welches er dichtete. — Während die ganze untere Hälfte der Stadt Liverpool sich in vollem Aufruhr befand, genoß der schöne obere Stadttheil, der sich von dem herrlichen Peristyl der Eisenbahn bis zum botanischen Garten amphitheatralisch erhebt, der vollkommensten Ruhe. Ein Regiment Soldaten lag unweit vom Eingange der Eisenbahnen in Kasernen; es sah dem Tumulte zu und rührte sich nicht. Die Schildwache spazierte gemächlich auf und ab und blieb zuweilen stehen, die Proclamationen zu lesen, die man an ihr Schilderhaus heftete. Gerade im Augenblicke, als der Volkskampf mit der höchsten Wuth ausbrach, ließen sich in Church-Street und auf Clayton-Square ein paar Ausrufer sehen, die ein gedrucktes Blatt für zwei Pence feilboten. Ich habe zwei Stück von diesen Cirkularen gekauft und lese sie als Kuriosa sorgfältig auf; hier begnüge ich mich, ihren Inhalt kurz anzugeben, da ich sie doch nicht in ihrer ganzen Länge hersetzen kann. Das eine führt in mächtigen großen Buchstaben die Ueberschrift: „Großes Meeting im Adelphi-Hotel! Freie Männer, merket auf!" Man denkt natürlich, nun werde ein Bericht über das gestrige Meeting oder die Einladung zu einem neuen folgen. Aber nein; wir haben es bloß mit einem ehrlichen Mann zu thun, der Mowbray heißt, Schuhmacher in der Hirsch-Straße ist und diese Gelegenheit ergreift, den „freien Männern" bekannt zu machen, daß er ein ganzes Lager von Schuhen und Stiefeln an den Meistbietenden zu verkaufen gedenkt und durch die Güte der Waare das Vertrauen der Käufer zu rechtfertigen hofft. Dann folgt noch auf zwei mächtigen Kolumnen ein Preis-Courant der verschiedenen Artikel, sämmtlich weit unter dem Kostenpreise, und diesen Prospektus läßt sich der schlaue Herr Mowbray mit zwei Pence bezahlen. Der andere Zettel lautete wie folgt: „Außerordentliche Sehenswürdigkeit. Mademoiselle Taglioni! Stanley!! Towneley!!!" dies in ungeheuren Kapitalbuchstaben, darauf in kleineren: „Heute Abend wird aufgeführt: zuerst ein großes Possenspiel, die Wahl. Die Hauptrollen machen Signor Stanley und Abbé Towneley." Nun folgt eine ganze Fluth von Witzen und Satiren über diese beiden Kandidaten. „Nach dem Possenspiel werden die berühmten Künstler, Dlle. Taglioni, so wie Herr und Madame Paul Taglioni, ihre glänzendsten Rollen tanzen. Zum Schluß ein großes pas de deux, exekutirt von Signor Stanley und Abbé Towneley." Darunter wieder mit ungeheuren Lettern: „God save the Queen!" Der Prospektus wurde mit eben so großem Ernste gekauft als aufgedrückt, und dabei schlug man sich mit unnachlassendem witzigen Eifer fort.

Ich verließ Liverpool noch vor Ende des Tages und fuhr nach Ebester. Wenn man von einem solchen Schauspiele kommt, und diese Bilder bei der Reise durch ein blühendes Land nicht aus der Erinnerung zu bannen vermag, wie sehnlich ergreift uns dann der Wunsch, daß eine besser verstandene Freiheit neben einer vollkommeneren bürgerlichen Ordnung auf diesem Boden erblühen möge. Daß so viel unbeschreibliches Elend sich dicht neben unermeßlichem Reichthum und Luxus findet, das ist die Quelle aller Uebel, an denen England leidet. Das alte Albion steckt voll so schneidender Gegensätze und Widersprüche, daß der Beobachter nur zu bald und unsanft aus der Begeisterung des ersten Anblickes aufgeweckt wird. Ich betrachte das Land in seinem frischen, üppigen Sommerschmuck; die Aecker und Felder, die, mit Hecken und Baumpflanzungen eingefaßt, sauber und anmuthig gehalten sind wie Gärten; die herrlichen Landstraßen, mit Wasser besprengt wie Alleen in einem Lustpark, mit Fußpfaden zu beiden Seiten, die den Wanderer über einen schwellenden Rasen- und Blumenteppich führen; die weithin sich erstreckenden Wiesen und Weiden, von feistem, glänzendem Rindvieh und von Heerden frei umherlaufender Pferde bevölkert; Dörfer, geschmackvoll, reinlich und zierlich wie Städte; überall und in jeder Grafschaft, so weit der Horizont reicht, überschwellender Reichthum an allen Gaben der Erde. — und ich segne erfreuten Herzens die Freiheit, die Mutter der Arbeit und Sorgfalt, wodurch dieses Land so herrlich angebaut worden ist. Aber wie nahe unter dieser glänzenden Außenseite nagt der Wurm, birgt sich Asche und Verwesung! es gleicht dem goldenen Apfel von Gomorrha, — dicht unter der aufgebrochenen Schale sitzt die Fäulniß. Und was den Schmerz der Täuschung noch um Vieles erhöht — keine Abstufung mildert den plötzlichen, herben Uebergang, der in den Zuständen liegt und in den Eindrücken sich wiederholt, so daß mit einem Schritt, den wir in der Erkenntniß weiter thun, der Reichthum in Elend, die Kultur in Rohheit, die Freiheit in bittere Armuthssklaverei, das lautere Gold in schmutziges Blech umschlägt. Indem wir erkennen — und wer könnte es leugnen? — daß England das viele Schöne, Große und Heilsame, womit es ausgestattet ist, seiner Verfassung verdankt, so müssen wir Franzosen, zu unserem eigenen Heil wie zu dem unseres Nachbarvolkes, sehnlichst wünschen, daß weise Staatsmänner und Volksvertreter diese Verfassung allmälig von den Flecken und Uebelständen reinigen mögen, die noch an ihr haften, und deren Fortdauer sich mit der Fortdauer der Freiheit nicht mehr vertragen kann. **Mörp.**

Mannigfaltiges.

— **Das Lied von der Glocke in Nord-Amerika.** Schiller's Glocke wird jetzt auch von den Amerikanern als ein Meisterwerk bewundert, wiewohl es erst einer musikalischen Vermittelung bedurfte, um sie damit bekannt zu machen. Die „Akademie der Musik" in Boston hat nämlich die bekannte Composition Andreas Romberg's öffentlich aufgeführt, und zu diesem Behufe ist das Schillersche Gedicht von Herrn S. A. Eliot in's Englische übersetzt worden. Herr Eliot mußte, um dem Charakter der Composition nirgends zu nahe zu treten, den Worten des Originales so treu als möglich bleiben, und da er an sein Werk nicht ohne Vorliebe für den Deutschen Dichter und nicht ohne eigene poetische Ader ging, so ist ihm dasselbe auch bis zu der Wahrheit gelungen, daß die Amerikaner das Gedicht weit über dessen Composition stellen, obwohl doch letztere die Probe einer Uebertragung nicht zu bestehen hatte. Wir theilen hier einige kleine Bruchstücke mit, wie sie uns in einem Auszuge selbst vorliegen. Der erste Chor beginnt mit den Worten:

To the work we now prepare,
A serious thought is surely due
And cheerfully the toil we'll share
If cheerfull words be mingled too.

Eben so richtig getroffen ist der Sinn in den Anfangsworten des zweiten Chores:

What with fire's dread power,
We in the dark deep pit now hide
Shall on some lofty sacred tower
Tell of our skill and form our pride.

Auch die schwierigen Stellen in der Beschreibung der häuslichen Wirthschaft sind gut, obwohl mit größerer Freiheit wiedergegeben. Die Strophe „Und der Vater mit frohem Blick" übersetzt unser Amerikaner folgendermaßen:

The father cheerfull from the door,
His wide extended homestead eyes,
Tells all his smiling fortunes o'er;
The future columns in his trees,
His barns well furnished stock he sees. — —
He boasts with swelling pride
Firm as the mountain side,
Against the shock of fate
Is now my happy state.

Besonders treffend geben z. B. folgende Worte den Ton des Originales wieder:

Hope now dies	Hoffnungslos
Man must yield the heavens decrees	Weicht der Mensch der Götterstärke,
Submissive, yet appalled, he sees	Müßig sieht er seine Werke
His fairest works in ashes sleep.	Und bewundernd untergehn.

Wir schließen mit den Schlußworten des herrlichen Gedichtes:

All together! heave!	Ziehet, ziehet, hebt!
Its birthplace see it leave.	Sie bewegt sich, schwebt!
Joy to all within its bound!	Freude dieser Stadt bedeute,
Peace its first, its latest sound!	Friede sey ihr erst Gelaute!

— **Schulen in Mexiko.** Der Volks- und Elementar-Unterricht ist noch ganz so beschaffen, wie zur Zeit der Spanier. Die Geistlichkeit hat ihn in Händen und denkt weniger als irgend je daran, das Volk lesen zu lehren; sie hat gar zu große Angst vor den Büchern, die bei der bestehenden Preßfreiheit ihren Beichtkindern in die Hände gerathen könnten. Die Schulen sind sogar weniger zahlreich vorhanden als ehedem, was mit der Verminderung der Zahl der Welt- und Kloster-Geistlichen zusammenhängt. Um die höheren Unterrichts-Anstalten ist es aber noch viel schlimmer bestellt; das Wenige, was vorhanden war, ist gänzlich zu Grunde gegangen. Zur Spanischen Zeit gab es zu Mexiko eine reich dotirte Schule der schönen Künste: ich habe diesmal vergebens danach gefragt. Man zeigt den Fremden noch so etwas, was man ein Museum nennt; ich habe aber nichts Interessantes darin gefunden, als etwa die Reihe der Bildnisse Spanischer Vice-Könige von Cortez ab und eine kleine Anzahl Aztekischer Manuskripte. Vor einigen Jahren detretirte die Legislatur die Errichtung einer polytechnischen Schule; es ist aber nichts davon zur Ausführung gekommen. Spezial-Schulen giebt es überhaupt gar nicht, nicht einmal zur Bildung von Offizieren für die Armee, obgleich doch die Vorsorge der Regierung sich einzig und allein auf die Armee beschränkt. Noch viel weniger ist an Rechts- oder Arznei-Schulen zu denken, geschweige denn an Unterrichts-Anstalten für Gewerbe und Handel; das sind hier lauter unbekannte Dinge.

(M. Chevalier. Lettres sur la Mexique.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 103. Berlin, Montag den 28. August 1837.

England.

Die wichtigsten Erscheinungen der Englischen Literatur im Jahre 1836.

Zu populairen Schriften des historischen Faches sind im Laufe des Jahres 1836 zwei oder drei bemerkenswerthe erschienen; wir nennen zuerst die „Geschichte von China", die zur Edinburger Cabinet Library, und die „Geschichte von Rußland", die zu Dr. Lardner's Encyclopaedia gehört. Jene erstere ist mit großer Sorgfalt und Vollständigkeit abgefaßt und lehrt nicht bloß historische Begebenheiten, sondern auch den Zustand des Volkes, die Gesellschaft und Verfassung, die Natur des Landes und die Erzeugnisse des Bodens in sehr vielen anziehenden Details kennen. Von der „Geschichte von Rußland" kann man wohl sagen, sie wird hier eigentlich zum erstenmale dem Englischen Publikum dargeboten; denn das ältere und bisher einzige Werk über diesen Gegenstand, von Tooke, ist voller Unrichtigkeiten, die es auch der nachsichtigsten Kritik unmöglich machen, das Buch zu empfehlen. Die „Geschichte der Reformation", von Stebbing, hat den Fehler der Breite und Weitschweifigkeit, gewährt aber eine sehr umfassende und vollständige, auch wohlgeordnete Uebersicht der welthistorischen Begebenheiten, die mit dem Auftreten des Protestantismus zusammenhängen; Leser, die nicht gelehrte Kenntnisse oder nicht Muße genug besitzen, die Quellen selbst nachzuschlagen, werden sich in dem genannten Buche mit Nutzen Rathes erholen. Dem „Leben des Schwarzen Prinzen", von James, gebührt eine bedeutende Stelle unter den Erzeugnissen der neuesten Literatur; es ist eine sehr fleißige, auf gründliche Forschungen gestützte Arbeit, der nur mehr Klarheit in der Anlage und Darstellung zu wünschen wäre. Wer sich mit klassischen Studien befaßt, wird sich vielleicht freuen, Carr's „Handbuch der Römischen Alterthümer" kennen zu lernen; man merkt es aber diesem Buche, gleich vielen anderen über denselben Gegenstand, zu deutlich an, daß der Verfasser sehr oft nicht aus den Quellen, sondern aus dem Lehrbuche von Adam schöpft. Sehr verdienstlich, aber, als Uebersetzung aus dem Deutschen, eigentlich nicht der Englischen Literatur angehörend, ist „das öffentliche und häusliche Leben der Griechen", von Hase. — In die Zeitgeschichte schlägt Admiral Napier's „Bericht über den Krieg in Portugal" ein; die Schrift ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig und eigenthümlich, ausgezeichnet namentlich durch Freimuth und seemännische Derbheit, durch höchst lebendige und treue Detail-Schilderungen, endlich durch kurzgefaßte, nüchterne Gedrängtheit, — wahrlich eine seltene Eigenschaft bei einem tapferen Kriegsmanne, der seine eigenen Thaten zu erzählen und sich obendrein über Undank für geleistete Dienste zu beklagen hat.

Wir gehen zur Literatur der Reisen über. Die Zahl der Englischen Touristen, die sich in Europa, in der Levante, Amerika, Ost- und Westindien, ja in der ganzen Welt umsehen und dann ihre Reisen beschreiben, ist schon Legion und wird noch täglich größer. Natürlich haben nur die allerwenigsten unter diesen Reiseberichten Anspruch auf dauernde Wichtigkeit, und da sind denn besonders auszuzeichnen: Davis' Reise nach China, Strang's Reise durch Deutschland und Laing's Reise in Norwegen; alle drei in hohem Grade lehrreich, voll neuer Aufschlüsse für Länder- und Völkerkunde, für Politik, Social-Oekonomie und Geschichte. Solche Reisen machen dem Scharfsinn, der Beobachtungsgabe, dem tiefen und richtigen Urtheil der Reisenden Ehre und dem Leser wahres Vergnügen. Davis kann für unsere Kenntniß von China als eine der ersten Autoritäten gelten. Er studirt den Charakter und die Gewohnheiten des Volkes; er schildert Situationen und Zustände mit augenfälliger Treue; seine Sorgfalt übersieht auch das Kleinste nicht; die Darstellung ist löblicher Weise schlicht und einfach. Davis gehört nicht zu den Gentlemen, die einen oder zwei Tage auf dem Markte zu Canton umherschlendern, allenfalls einmal bei einem Hong-Kaufmann zu Gaste sitzen und dann mit prahlender Miene uns Europäern die Geheimnisse eines Landes verkünden wollen, das von seinen Oberen enger bewacht gehalten wird, als der Serail des Großtürken. Davis ist mit Chinesen umgegangen von Angesicht zu Angesicht; er ist in das Land tief eingedrungen, sogar über die Gränze hinaus, bis wohin sein Chinesischer Paß ihm Erlaubniß und Schutz gewährte; er hat Zeit und Gelegenheit gehabt, eine Menge interessanten Stoffes für sein Werk zu sammeln, und hat ihn fleißig benutzt. — Strang's „Deutschland" ist ein Buch voll gründlicher Gelehrsamkeit und Kritik, das den Deutschen Volks-Charakter von allen Seiten her beleuchtet und in seinen Zügen darstellt; das Urtheil des Verfassers ist nie leichtsinnig ausgesprochen, sondern auf aufmerksame, ja mühsame Beobachtung gegründet; doch ist Schwerfälligkeit nicht vermieden und die Ordnung nicht die beste. Beide übertrifft Laing in seiner „Norwegischen Reise", die in jeder Hinsicht trefflich und ein wahres Muster ist, wie man reisen und Reisen beschreiben soll. Man kann sagen, vor dem Erscheinen dieses Buches war jenes Land, seine Verfassung, seine Production, seine Verwaltungs- und politischen Formen, und der treffliche Charakter, die schlichte und kräftige Sitte des Volks, in England so gut wie gar nicht bekannt. Laing hat auf dieses Alles aufmerksam gemacht, seiner Beobachtung ist nichts entgangen, und die Bündigkeit seiner Betrachtungsweise, der helle weitausschauende Verstand, womit er die Zustände und ihre Folgen auffaßt, sichert ihm einen hohen und dauernden Ruf.

Wir gehen kurz über eine ganze Reihe anderer Reisebeschreibungen weg, die wir gar nicht anführen dürften, wenn es uns nicht eben darum zu thun wäre, die Leser mit der Waare bekannt zu machen, die den Englischen Literatur-Markt füllt und überfüllt. Da ist zuerst das vielberufene Buch der Mrs. Trollope, „Paris und die Pariser", lauter unerträgliche Affectation und unechte Appretur; die „Erinnerungen aus Amerika" von derselben Verfasserin taugen eben so wenig; sie hat das Land vornehm angegafft, ohne alle Wärme und wahres Interesse. Bei den „Ausflügen in die Schweiz" erregt nur das Eine Verwunderung, daß man Cooper's Namen vor einem Buche voll so abgedroschener und zehnmal wiedergekäuter Sachen findet. Die „Fahrten und Launen" von Willis enthalten lauter frivoles, seichtes Geschwätz; das Skizzenbuch von Greger ist leicht und gefällig geschrieben, aber voller Gemeinplätze. Slidell's „Amerikaner in England" wird vielleicht demjenigen etwas Neues sagen, der noch nicht weiß, daß die Londoner Straßen Gas-Beleuchtung haben, und daß die Londoner Hotels sehr komfortabel, aber auch sehr theuer sind. Desselben Verfassers „zweite Reise nach Spanien" ist etwas besser; aber Spanien ist auch ein Land, wo es keine Gas-Beleuchtung und sonst gar keine Wirthshäuser giebt; wer davon erzählt, muß uns also wohl oder übel etwas Neues sagen. — „Des weißen Mannes Grab" ist von einem Herrn Rankin vermuthlich bloß in der Absicht geschrieben, um der Welt zu beweisen, daß Sierra Leone der gesündeste Aufenthaltsort ist, den es auf der Welt geben kann; der Verfasser hat die Reise dahin seiner Gesundheit wegen gemacht, und das ist das einzig Merkwürdige in dem ganzen langen Buche. — „Madrid im Jahre 1835" enthält gar nicht üble Schilderungen Spanischer Sitten und Charakterzüge, aber an der unbändigen Weitschweifigkeit merkt man, daß der Verfasser ein Büchermacher von Profession ist. — „Griechenland", von Sir Granville Temple, ist ein recht behagliches, elegantes Buch, wie man von einem Gentleman erwarten kann, der zu seinem Vergnügen reist und dann am gemächlichen, häuslichen Heerde seine klassischen Erinnerungen aufzeichnet. — „Die Täufer in Amerika" ist in der Hauptsache ein Bericht über eine nach Amerika gegangene Mission zum Zwecke einer zu stiftenden Vereinigung zwischen den Englischen und Amerikanischen Anabaptisten und giebt nebenbei viele interessante Details über das Schisma der Amerikanischen Staaten wegen der Sklaven-Frage. — „Streifereien in Belgien" enthalten eben Nichts, was sich nicht auch bei Streifereien in Regent-Street oder irgend einer anderen Londoner Straße sagen und denken ließe. — „Der Kontinent im Jahre 1835" ist eine durchaus lückenhafte, oberflächliche Compilation. — „Ein Sommer in Spanien" hat herzlich wenig zu bedeuten. Irgend eine überschwängliche Lady hat die „Abend-Unterhaltungen auf der Reise" in gezierter poetischer Prosa geschrieben. — Für so viel winzige, unbedeutende Produkte entschädigt uns der ungemein interessante, werthvolle „Bericht über Capitain Back's Entdeckungsreise ins nördliche Eismeer"; der Verfasser, Herr King, hat die Expedition als Wundarzt und Naturforscher begleitet. — Den Reisenden empfehlen wir schließlich das in demselben Jahre erschienene „Handbuch für den Kontinent", als einen brauchbaren, zuverlässigen und fast zu jeder Auskunft bereiten Führer.

Unter der beliebten Bezeichnung „vermischte Schriften" wollen wir eine Anzahl Bücher zusammenfassen, die sich sonst unter keiner Rubrik gehörig unterbringen lassen. Von der Art ist z. B. Henry Bulwer's „Monarchie der Mittelklassen", wo der Verfasser sich mehrere Bände hindurch quält, etwas zu beweisen, was klar wie der Tag ist und sich mit gesundem Menschenverstand auf ein paar Seiten sagen ließe. — Die „flüchtigen Zeichnungen aus dem Hause der Lords" und „Babel, die Hauptstadt" sind mit großer Begierde gelesen worden, wimmeln aber von groben Irrthümern und zum Theil absichtlichen Entstellungen; der Verfasser, dessen Name Grand ist, ein ehemaliger Schnellschreiber für die Times, thut der Sprache nicht minder, als der Wahrheit Gewalt an. — Eben so großes Aufsehen hat Herr Louan durch seinen Bericht über „die Hofhaltung und Armee des Don Carlos" erregt; aber seine Darstellung der gegenwärtigen Ereignisse des Spanischen Bürgerkrieges

ist, wie bekannt, im einseitigsten Parteigeiste entworfen. — Lord Wharncliffe hat die „Korrespondenz der Lady Mary Wortley Montague" herausgegeben; man erfährt aber daraus über das Leben und den Charakter der berühmten Frau nichts Neues. Keines von diesen und ähnlichen Werken hat literarischen Werth. Der Ergötzlichkeit wegen ließe sich noch eine „philosophische Reise in den Mond" anführen, die den Leser auf geistreiche und anregende Weise über das verwirrte Treiben der Erde hinaus versetzt, aber auch außer Zusammenhang mit allen Interessen der Wirklichkeit steht. So kurz die hier gegebene Uebersicht ist, so geht doch klar daraus hervor, daß zwei Bände, dergleichen unter der Regierung Anna's und Georg's des Ersten erschienen, unendlich mehr werth sind, als die ganze jetzige Jahres-Aerndte von Unterhaltungs-Schriften.

Man sollte meinen, zu einer Zeit, wo so unzählig viel Bücher aller Art erscheinen und vom Publikum verschlungen werden, müßten die Leser sich eben so sehr für den Charakter, die Schicksale und Lebensumstände des Verfassers, wie für dessen Schriften interessiren. Aber dem scheint nicht so zu seyn, wenn wir aus der geringen Zahl der biographischen Denkwürdigkeiten schließen dürfen, die das Jahr 1836 gebracht hat. Die Memoiren Mirabeau's, Don Manuel Godoy's, Talleyrand's (?) und Lucian Bonaparte's sind aus dem Französischen übersetzt worden; in Englischer Sprache sind Lebensbeschreibungen von Sir William Temple, von Shaftesbury, Davy und der Miß Hemans erschienen. Von geringerer Wichtigkeit und ohne eigentlich ernsten Inhalt sind die „Erinnerungen Dr. Dibdin's" und die „Memoiren Sir Nathanael Wraxall's". Einzelne sehr verdienstliche Biographieen hat Dr. Lardner in seine Encyklopädie aufgenommen, so von König Alfred, vom heiligen Columban, von John Hedgwood. Das Leben Strafford's und Eliot's aus der Feder Henry Forster's schreckt die Leser durch ermüdende Weitschweifigkeit ab. Die „Erinnerungen Benson Hill's" sind ein Repertorium von Anekdoten, die sich fast nur auf das Privatleben des Genannten beziehen; recht spaßhaft und ergötzlich mögen sie seyn, aber es bleiben doch nur Anekdoten.

Auf dem Gebiete der Poesie im engeren Sinne begegnet uns eine ähnliche Unfruchtbarkeit. Hin und wieder blitzt einmal irgendwo ein Strahl von Genie auf; aber nachhaltige Begeisterung, Productionskraft und Originalität sucht man vergebens. Allen neueren poetischen Erzeugnissen gemeinsam ist Wohllaut der Sprache und Reinheit, ja Anmuth des Ausdrucks, aber dieser zum Gemeingut gewordene Vorzug der Form kann die Mängel des Gehaltes nicht verdecken. Es sind Spielereien, aimables riens, die in ungeheurer Menge produzirt und in den zahlreichen Reviews, Magazinen und Taschenbüchern abgesetzt werden. — Wir getrauen uns nicht, unter allen in diesem Jahre erschienenen Gedichten nur eines namhaft zu machen, das zwölf Monate zu leben hätte; ja wir wissen uns nicht zu erklären, wie überhaupt der größte Theil dieser Produkte nur Leser findet. Wahrscheinlich liest sie auch nur, wer des Verfassers Freund oder Bekannter ist, oder wer sonst muß. — Ein Bändchen Erzählungen in Versen von Mary Howitt liest sich leicht und gefällig, kann aber auf poetischen Werth keinen Anspruch machen. Eine ungenannte Lady besingt die Altdorfer Gemälde-Gallerie; ein Herr George Lennox Cunyngham nennt sich als Verfasser auf dem Titel einer Elegie „Hellas"; Beide möchten gern Dichter seyn, können aber nicht. Ein romantisches Gedicht „Geoffrey Rudel, oder der Pilger aus Liebe", von John Graham, enthält einige sehr schöne Stellen neben sehr schlechten; das Ganze ist ungleich und ungeschickt zusammengethan, als wäre es bruchstückweis gemacht. An Idyllen nennen wir „die Schülerin" von Thomas Maude, das durch Naivetät und Gefühl, und „der Geburtstag" von Caroline Bowles, das durch Einfachheit und geschmackvollen Vortrag anspricht. Höher als alle diese vermißt sich Herr Sewell Stokes, der in einem romantischen Gedicht, „das Thal Lanthorne", nicht allein die Spencer'sche Strophe, sondern auch die Schönheiten der Spencer'schen Poesie nachzuahmen trachtet. Reinheit und Schmuck der Sprache, Gewandtheit im Versbau, Wahrheit und Glut der Empfindung zeichnen diesen poetischen Versuch aus und machen ihn zu einer wahrhaft seltenen Erscheinung in unserer Zeit. — Damit ist es aber auch rein aus: oder was für Gedichte blieben uns noch zu nennen, die Nennung verdienen? Zwar einiger Namen erinnert man sich hin und wieder; aber die Werke? wer kennt sie, wo sind sie? Wer weiß heute noch von G. Kennedy, der einen „Kampf Polens", wer von William Bust Esq., der ein Gedicht: „die Christenheit", wer von Lydia B. Smith, die „Gesänge aus Granada und dem Alhambra", wer von einer anderen Dame, die „Stanzen aus Italien", wer von Stephan Prentis, der eine Vertheidigung Lord Byron's, wer von Reynold's, der einen „Alfred den Großen" und „Lieder im Zwielicht", wer von Robert Hamilton, der eine „Nachtwache der Seenymphen", wer von S. Oke, der eine „Buße" und „Polnische Lieder" geschrieben hat? und das nicht vor zwanzig, vor zehn, sondern vor drei, vor zwei, vor einem Jahre? Das Zauberschloß der Poesie steht leer und öde; das Banner flattert zwar noch auf den Thürmen, aber das Geschlecht der Ritter, wo ist es hin?

Desto lebendiger geht es auf benachbartem Gebiete, auf dem weiten Tummelfelde der prosaischen Roman-Dichtung her. Hier begegnen uns Erzeugnisse, deren sich das weiland goldene Zeitalter der Englischen Literatur nicht zu schämen gehabt hätte. Zwar mit einem Fielding, Richardson, Smollett, de Foë, Goldsmith hält keiner der jetzt lebenden Englischen Romandichter den Vergleich aus, — aber welche Ausdehnung, welchen extensiven und intensiven Reichthum, welchen Spielraum für Schilderung des Lebens aller Völker, aller Stände, für Aufnahme geistiger und moralisch-praktischer Tendenzen hat der Roman in jüngster Zeit gewonnen! Die Zahl der das Jahr über erscheinenden Romane und Novellen angeben zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen; der größeren allein, die mehr als einen Band ausmachen, mögen über siebzig seyn. Dabei ist noch eine ziemliche Anzahl Quasi-Romane ausgeschlossen: Bücher, die von Romanen nur den Namen und das Aeußerliche der Einkleidung haben, in Darstellung und Inhalt aber einen didaktischen, historischen oder sonst verschiedenen Charakter und Zweck verfolgen. — Unter den Verfassern der im Jahre 1836 erschienenen Romane waren viele den Publikum schon bekannt und verdientermaßen beliebt; Neulinge hingegen, die sich zum erstenmal auf dieser Bahn versuchten, sind verhältnißmäßig sehr wenige aufgetreten. Voran steht Washington Irving mit seiner trefflichen Astoria, die aber eigentlich keine Dichtung, sondern auf ein wirkliches, von Irving's Phantasie nur ausgeschmücktes Faktum gegründet ist. Bekanntlich führte den Namen Astoria eine von dem Pelzhändler Astor gegründete Niederlassung an der Mündung des Columbia-Flusses, im westlichen Nord-Amerika, die später in die Gewalt der Engländer kam und St. George umgetauft wurde. Unsere Leser kennen das Buch ohne Zweifel, worin Irving's anmuthiges Erzähler-Talent sich in so trefflichen Schilderungen und lebendig-dramatischer Scenerie glänzender als je gezeigt hat; wir wüßten nicht leicht eine unterhaltendere Lektüre. — Von ganz anderer Beschaffenheit ist eine Erzählung von dem jüngern d'Israeli, „Harriet Temple", die sich auf den Titel ziemlich pretiös als eine „Liebesgeschichte" ankündigt. D'Israeli's unerträglich affektirte Manier ist hinlänglich bekannt, und hätte er nicht ein gut Theil mehr Geschick neben seinen steifen und koketten Prätensionen, so wäre gar nicht bei ihm auszuhalten. Sein Talent gefällt sich im Entstellen. Die Erzählung hat eine psychologisch-moralische Tendenz, nämlich darzuthun, daß die erste Liebe zugleich die einzig wahre und fürs Leben dauernde ist; aber die Personen, an denen er diese schöne poetische Lehre erweisen will, sind für den Zweck sehr unglücklich gewählt, so daß man Verdacht schöpft, es möchte wohl mit ihrer Richtigkeit nicht zum Besten stehen. Nun kommt gar noch Lady Blessington, die doch auch eine große Kennerin in Herzensangelegenheiten seyn muß, mit ihren „Bekenntnissen eines Gentleman in absteigenden Jahren", und beweist das gerade Gegentheil, daß die Liebe nichts weniger als ewig ist, sondern daß ihr Eindruck im Gemüthe eben so schnell verschwindet, wie er zum Vorschein kommt. Die edle und geistreiche Lady schildert uns hier einen Lovelace, der sechs Liebschaften eine nach der anderen durchmacht und mit stets gleicher Leidenschaft erst dem Kammermädchen, dann der gnädigen Frau, erst der Ehefrau, dann der Wittwe, erst der Mutter, dann der Tochter in die Arme läuft. Und diese herzlosen, ekelhaften Geschichten erzählt die Verfasserin so ruhig, so unbefangen, so gewissenhaft umständlich, daß man beinahe glauben möchte, sie habe nur ein dergleichen Exemplar von Menschen in ihrer fashionablen Welt vorgefunden und kopirt oder vielleicht Geschichten und Charakterzüge von mehreren ihr bekannten Individuen auf eine fingirte Person übertragen. Dem sey, wie ihm wolle, so stehen Lady Blessington's und Herrn d'Israeli's Theorieen von der Liebe einander entgegen wie schwarz und weiß; zum Glück liegen noch unzählige dazwischen, an die man sich halten kann.

Den ausgetretenen, schalen und langweiligen Pfad des fashionablen Lebens verlassen wir, indem wir uns zu den Romanen zweier anderer Schriftstellerinnen wenden: Wood Leighton, von Mary Howitt, und Lovestein, von Miß Roberts. Beide lesen sich angenehm; jener führt uns in ein friedliches Dörfchen und in ein Stillleben seltsamer Leute, die daselbst wohnen; dieser spielt in der entlegenen Mitte dichter Wälder, unter Leuten von einfacher, bäuerischer Lebensweise, die sich nach herben Erfahrungen des Lebens, nach dem Scheitern all ihrer Jugend-Hoffnungen in diese Oede zurückgezogen haben. Die Dichtung ist freilich sehr schwach an Gehalt, aber die guten Absichten beider Verfasserinnen sind immer für Etwas zu schätzen. Der Verfasser der „Erzählungen zweier Alten" hat vor zwei Jahren durch dieses Buch Hoffnungen erregt, die er durch sein neuestes, „Geschichten aus Wald und Feld", bei weitem nicht erfüllt. Sehr anmuthig ist eine Sammlung kleiner Erzählungen unter dem Titel „die Plauderwoche", die in schöner, naiver Sprache viel kluge Gedanken und richtiges Gefühl enthalten. Den kleinen Geschichten, die Herr James früher für Zeitschriften und Reviews geschrieben und jetzt gesammelt und herausgegeben hat, können wir gleiches Lob nicht nachsagen; er hat der Sammlung den Titel „Absprünge" gegeben, die Leser haben sich danach gerichtet und sind von dem Buche baldigst abgesprungen. Ein Schottischer Bücher, Miller, tritt mit einer Erzählung „Ein Tag im Busche" auf, wahrscheinlich von Robert Southey produzirt und introduzirt, der an Natur-Dichtern, oder, wie man sie in England nennt, „ungezogenen" Dichtern großes Gefallen findet; aber an dem Büchlein ist darum doch nicht viel.

Die See-Romane sind im letzten Jahre noch immer zahlreicher geworden, und das wird vielleicht noch eine Weile so fortgehen. Dieses neue Genre ist nun ein- für allemal in den Kreis unserer Literatur aufgenommen und macht seinem Platze Ehre. Von Captain Marryat bekamen wir „den Pirat und die zwei Kutter", ein Buch, das in merkwürdig luxuriöser typographischer Ausstattung erschien; „Jarbet, der den Vater sucht", zwar kein See-Roman im eigentlichsten Sinne, aber doch mit mancher seemännischen Scene und Episode; endlich den „Schiffsfähnrich Wohlgemuth", unstreitig eines seiner besten Werke. Der „Rattlin" ist nicht von Marryat, sondern von Howard, aber ganz in die Marryatsche Form gegossen. Den Captain Chamier haben wir durch den „Ben Brace" kennen lernen; endlich „die Kreuzfahrt der Mücke*)", die früher bruchstückweise in Blackwood's Magazine zu lesen war, soll vom Professor Wilson herrühren; aber die Angabe ist wohl irrig.

Manche Leute behaupten, der Roman stehe bei der heutigen Lesewelt nicht mehr in so hoher Gunst; ein Blick auf die Thatsachen und literarischen Erscheinungen beweist das Gegentheil. Freilich darf ein „Roman" oder eine „Dichtung" sich's heute nicht mehr herausnehmen, dem Leser ein Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten zu bieten; die Zeit der Zauberromane, der Schwarzkünstler-Geschichten,

*) Name eines Schiffes.

der Geistererscheinungen auf den Gräbern ist unwiderruflich vorüber. Auch das Romanhafte darf jetzt nicht über die Gränzen der Natur und der vernünftigen Möglichkeit hinausgehen. Der Dichter darf keine seiner Personen mit übernatürlichen Kräften ausstatten. Ein buntes, bizarres, oder imposantes Zeit- und Volkskostüm, eine bewegte historische Periode, Widerstreit der Interessen und Leidenschaften, Verwickelung der Intrigue, überraschende Kreuzung von Plan und Zufall, die zu spannenden Situationen führt, etwas stark aufgetragenes Pathos und vor allen Dingen ein Geheimniß, das über dem ganzen Laufe der Handlung liegt und geschickt unterhalten wird, bis alle Fäden in die Katastrophe zusammenschlagen, — das sind die Mittel, die heute dem Romane zu Gebot stehen, und ihre mehr oder minder geschickte Benutzung charakterisirt unsere neueste Gattung historischer Romane, die eigentlich ganz und gar aus der Nachahmung Walter Scott's hervorgegangen ist. Leider glauben Viele, wenn sie nur Ereignisse darstellen, die irgend einmal vorgegangen sind, und Personen auftreten lassen, die wirklich gelebt haben, so sey ihnen jede Uebertreibung und Unnatur erlaubt. Die beste unter allen Nachahmungen Walter Scott's, die wir gelesen haben, ist der Roman „Edtiba von Glemie", an dem sich sogar mancher Kritiker täuschen und ihn für ein Werk des Schottischen Meisters halten konnte. Unter den neuerschienenen ist „Lord Roldan" von Allan Cunyngham mit glühender Phantasie, aber auch in so sichtbarer Eile geschrieben, daß die geschmackvolle Darstellung, die wir an dem Verfasser aus früheren Werken kannten, darunter gelitten hat. „Der Zauberer" von Leith Ritchie enthält lebendige dramatische Scenen, bewegt sich aber im Gebiete reiner Erdichtung, ohne historische Grundlage. Die „Mascarenhas" spielen in Ostindien; es tritt aber eine so ungeheure Menge von Personen in diesem Roman auf, daß die Verwirrung unausbleiblich ist. „Edrick der Sachse", eine Erzählung aus dem XI. Jahrhundert, von Bird, macht keine Ansprüche auf dichterischen Werth, sondern will bloß die Sitten, den Charakter und das ganze barbarisch grotesle Kostüm der damaligen Zeit wahrheitgetreu schildern. Den Roman Berkeley-Castle, von dem Parlaments-Mitgliede Grantley Berkeley, führen wir hier unter den historischen Romanen auf, weil wir ihn nicht anders unterzubringen wissen; man könnte ihn mit gleichem Rechte als eine Sammlung von Familien-Erinnerungen, oder als eine Gallerie von Familien-Portraits bezeichnen; Wahrheit und Dichtung geht kraus durch einander. „Der Selbstverurtheilte", von Gaspy, nennt sich einen Irischen Roman und ist es auch wohl in der Scenerie und in der Form des Vortrages, aber nicht in Farbe und Laune, auch nicht in Zeichnung der Charaktere; doch liest er sich so amüsant, wie andere seines gleichen. Ein sehr besonnen und korrekt geschriebenes Buch, „Seymour of Sudley", von Miß Sudley, macht die Zahl der nennenswerthen historischen Romane vom letzten Jahre voll. — Das „Romantische der Geschichte von Indien", von dem ehrwürdigen Geistlichen Hobart Caunter, nennen wir absichtlich erst außer der Reihe, weil es ein überwiegendes historisches Interesse hat und in einer Kette von Erzählungen die Zustände des muhammedanischen Indiens vom 10ten bis ins 17te Jahrhundert hinab schildert; historische Uebersichten verbinden die einzelnen Glieder mit einander. Es ist aus diesen Geschichten zu schließen, daß der Verfasser Land und Volk äußerst genau kennt, und sie enthalten viele schätzbare Andeutungen über Gegenstände, die einer weiteren und ernsteren Forschung würdig sind.

Eine einzige Gattung des Romans und der Erzählung, ein erkünsteltes, affektirtes Produkt der Mode, ist im Absterben begriffen: wir meinen die sogenannten fashionablen Romane. Das Publikum wendet sich von diesen seelen- und gemüthlosen Darstellungen eines steifen, verzerrten, förmlichen Gesellschaftslebens mit Ueberdruß ab und verlangt nach einer stoffhaltigeren Nahrung für Gemüth und Phantasie. Die Darstellungen der genannten Gattung, welche das letzte Jahr gebracht hat, trugen auch schon einen gemischten Charakter und zogen neben dem erkünstelten, exklusiven Leben der sogenannten vornehmen Welt auch Scenen gemüthvoll ansprechender Häuslichkeit und schlichter Menschlichkeit in ihr Gebiet. Lady St. John wird als Verfasserin des Romans „Mistreß Cleveland und die Familie Saint-Clair" genannt; sie zeigt Geschmack und richtigen Takt, Zartsinn und feines Gefühl in der Darstellung inneren, vertraulichen Familienlebens; aber sobald sie uns in den Salon führt und allen dreiviertel Tand des vermeinten bon ton zu schildern unternimmt, wird sie, durch die Natur des Gegenstandes gezwungen, bis zur Pein abgeschmackt. „Die Geweihten", von Lady Charlotte Burd, ist unter den Erzählungen dieser Dame eine der besten; allein damit ist noch gar nicht viel gesagt. „Die drei Alter des weiblichen Lebens" ist eine Novelle betitelt, die, ziemlich gut gedacht und angelegt, den Leser durch die gar zu einförmig zur Schau gelegte moralische Tendenz ermüdet, so daß man auch an der Reinheit und Eleganz des Styles keine Freude finden kann. — Unbedenklich empfehlen können wir eine Novelle, „der bürgerliche Kamerad", die in rascher Entwickelung verläuft, voll Geist und recht con amore geschrieben ist. Auch Miß Stickeay hat in ihrem Romane, „die Heimath oder das eiserne Gesetz", viel Einsicht in Wahl des Gegenstandes und der Scenerie, Geschick in dramatischer Anordnung und bemerkenswerthes Charakter-Studium gezeigt, und ihr Buch wird vielleicht noch gelesen werden, wenn die Namen unserer meisten heutigen Roman-Dichter und Dichterinnen längst verschollen sind. „Mistreß Armytage" ist ein neues Produkt aus Mrs. Gorn's geläufiger und gefälliger Feder und hat die Vorzüge, die wir an ihren Schriften bereits kennen: leichten Vortrag, lebendige Erzählung, treue Auffassung der Charaktere im kleinsten Detail ihrer Aeußerungen. — Herr Ainsworth hingegen hat uns in seinem „Crichton" und „Rookwood" lauter Flittern und Fratzereien aufgetischt.

Das wäre eine ungefähre Uebersicht des Bemerkenswerthesten, was die Englische Unterhaltungs-Literatur im vergangenen Jahre hervorgebracht hat. So flüchtig der Versuch gerathen seyn mag, doch wird sich daraus erkennen lassen, welche Richtungen die geistige Thätigkeit und Production der Engländer mit Vorliebe einschlägt. (Fr. Litt.)

Nord-Amerika.

Die Eisenbahnen in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Wir kommen zu der zweiten Klasse der Amerikanischen Eisenbahnen, zu der besonders die gehören, welche zwischen der Küste des Atlantischen Meeres und den schiffbaren Wassern der westlichen Staaten Communicationslinien bilden. Die erste und eine der wichtigsten dieser Linien fängt bei der Stadt Boston an, geht westlich durch die ganze Länge des Staates Massachussetts nach West-Stockbridge und von da durch die größte Länge des Staates New-York über Albany und Utica nach Buffalo, dem Haupthafen am Erie-See, und von da an dem südöstlichen Ufer des See's nach der Stadt Erie in Pennsylvanien, was zusammen eine Strecke von 600 Meilen macht.

Diese ausgedehnte Linie wird aus nicht weniger als eilf verschiedenen Arbeiten bestehen, die von einer gleichen Zahl unabhängiger Gesellschaften unternommen sind, von denen jede das Recht einer unbeschränkten Kontrolle über ihr eigenes Stück hat, die aber unter einander so eng verbunden sind, daß, wenn es die Umstände erfordern sollten, dieselben Maschinen und Wagen von dem einen Ende der Linie bis zum anderen fahren können, mit der einzigen Unterbrechung eines Kahns bei Albany. Von den 11 Theilen der Linie sind schon drei fertig und in voller Arbeit, und zwar gerade die, welche einige von den schwersten und kostspieligsten Strecken auf der ganzen Straße einschließen. Drei, zu denen die anderen schweren Theile gehören, sind im Fortschritt, und die übrigen fünf Gesellschaften, welche Theile der Linie zwischen Utica und Erie unter sich haben, sind entweder jüngst organisirt oder jetzt damit beschäftigt, die Subscriptionen auf ihre Actien auszufüllen.

Die zweite Eisenbahnlinie von dem Atlantischen Meer nach den westlichen Staaten ist die Bahn zwischen New-York und Erie, die bei Tarpan an dem Westufer des Hudsonflusses, vierundzwanzig Meilen von der Stadt New-York, anfangen und, nach Nordwesten und Westen, innerhalb des Staates New-York, noch an der nördlichen Gränze von New-Jersey und Pennsylvanien, eine Strecke von fast 500 Meilen, fortlaufend, bei Dunkirk, einem Hafen am Erie-See, enden wird. Man schätzt die Kosten dieser Bahn auf sechs Millionen Dollars.

Gehen wir weiter südwärts nach Philadelphia, so finden wir das Projekt eines dritten Systems von westlichen Eisenbahnen, die von der genannten Stadt nach dem Ohio-Fluß und Erie-See führen sollen. Schon sind in Pennsylvanien fertig und in vollem Gang 886 Meilen Kanal und 300 Meilen Eisenbahn; davon ist ein Theil das Eigenthum des Staates, und der Rest gehört inkorporirten Gesellschaften. Im Bau begriffen sind 305 Meilen Kanal und 400 Meilen Eisenbahn, und außerdem sind noch viele Arbeiten von beiden Gattungen im Plan, die man noch nicht angefangen hat. Unter den schon vollendeten Arbeiten ist eine Linie von Philadelphia nach Pittsburgh, die theils aus Eisenbahn, theils aus Kanal besteht und dem Staat gehört. Diese Linie, obgleich von großem Nutzen, kann doch nicht jene Schnelligkeit der Communication befördern, die so wünschenswerth ist und nur bei einer zusammenhängenden Reihe von Eisenbahnen stattfindet. Die öffentliche Aufmerksamkeit hat sich daher vor kurzem auf die Wichtigkeit einer fortlaufenden Eisenbahn gewandt, die nicht bloß nach dem Ohio-Strom bei Pittsburgh, sondern bis nach dem Erie-See führt. Indeß ist noch keine bestimmte Straße für diese Bahn auserwählt und noch kein Plan gefaßt für die Anlegung derselben in ihrer ganzen Ausdehnung. Man hat vorgeschlagen, daß sie theilweise aus einigen der schon vollendeten Arbeiten bestehen soll. Die bedeutendste darunter ist die Columbia-Eisenbahn, zwischen Philadelphia und Columbia, 80 Meilen lang, mit einem doppelten Geleis. Ein Seitenarm, der von dieser Bahn nach Lancaster und Harrisburgh, dem Regierungssitz des Staats, fortgeht, ist beinahe fertig. Es ist jetzt der Legislatur eine Bill vorgelegt worden, um eine weitere Fortführung dieser Linie von Harrisburgh nach Sunbury zu autorisiren, und man hat auch den Antrag gemacht, sie noch weiter von Sunbury nach Williamsport auszudehnen. Neulich wurde in Northumberland eine Versammlung der Abgeordneten aus den Grafschaften des Staates gehalten, worin man eine Bittschrift an die Legislatur empfahl wegen Errichtung einer Gesellschaft mit den nöthigen Kapitalien, um eine Eisenbahn von dem Erie-See über Williamsport nach Sunbury anzulegen und so die Linie nach Philadelphia zu ergänzen. Es sind auch verschiedene andere Maßregeln angenommen worden, welche von einer entschiedenen Richtung des öffentlichen Geistes auf die Erreichung dieses wichtigen Gegenstandes zeigen. Einige von den vorgeschlagenen Plänen bestimmen die Stadt Erie als das westliche Ende, andere Cleveland in Ohio über Pittsburgh und Beaver. Bedenkt man die ansehnlichen Mittel, welche die Bevölkerung dieses großen Staats für solche Unternehmungen besitzt, und den Wetteifer, der ihren Patriotismus spornen muß, wenn sie sehen, wie die New-York- und Erie-Bahn an ihrer nördlichen Gränze immer weiter vorschreitet und nach und nach einen Theil des westlichen Handels von ihrer eigenen Hauptstadt abziehen wird, so kann man mit Sicherheit schließen, daß diese Projekte nicht unausgeführt bleiben werden.

Die nächste Eisenbahnlinie, die von der Meeresküste nach den Gewässern des Westens führt, ist die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn. Diese kann man die Pionier-Eisenbahn des Landes nennen; sie war auch nicht nur die erste, welche die Alleghany-Berge zu durchschneiden versuchte, sondern überhaupt die erste Eisenbahn von beträchtlicher Größe, welche in den Vereinigten Staaten angelegt worden. Sie wird durch eine doppelte Linie von Baltimore nach Harper's Ferry ergänzt, mit einem Seitenarme nach Fredericktown für den Kosten-Aufwand von 3,474,600 Dollars. Außerdem ist noch ein Seitenarm da, welcher von der Ohio-Bahn an einer acht Meilen von Baltimore entfernten Stelle südwestwärts nach Washington abführt und auch noch eine Summe von

1,588,899 Dollars gekostet hat. Dieser Arm brachte im letzten Jahr ein reines Einkommen von fünf Prozent, wobei noch der fünfte Theil der ganzen Einnahme von den Passagieren, der dem Staat zu gut kommt, nicht mit gerechnet ist. Von Harper's Ferry ist durch eine besondere Gesellschaft eine Eisenbahn angelegt worden nach Winchester in Virginia. Man hat schon Feldmessungen veranstaltet zur Fortführung der Winchester-Bahn bis nach Staunton, und ist auch dies zu Stande gebracht, so wird man von Baltimore aus 212 Meilen weit eine fortlaufende Eisenbahn-Straße haben. Auch sind in den letzten zwei Jahren mit großem Eifer Feldmessungen ausgeführt worden, um die Baltimore- und Ohio-Bahn längs des Potomac-Thales, in Verbindung mit dem Kanal, bis auf die Spitze des Alleghany-Gebirges und von da weiter sowohl nach Pittsburg als Wheeling auszudehnen. Die Ingenieurs berichten voller Vertrauen, daß die Berge zwischen Cumberland und den westlichen Gewässern durch Lokemotiven und ihren Zug passirt werden können, ohne den Gebrauch einer hemmenden Kraft. Die Gesellschaft hat durch die Regierung von Maryland und den Stadtrath von Baltimore Subscriptionen auf ihre Actien bekommen zu dem Belauf von drei Millionen Dollars für den Staat und einer eben so großen Summe für die Stadt. Mit dieser freigebigen Beisteuer zu ihrem Kapital und mit einer Unterstützung, wie sie sich von den Bürgern Pittsburg's und Wheeling's erwarten läßt, werden die Mittel zu der Ausführung dieses Plans wohl beschafft werden können. Es ist noch keine bestimmte Lage für die Straße gefunden und folglich weder ihre Länge abgemessen, noch ihre Kosten sorgfältig berechnet worden. Die Vollendung der Bahn muß nicht nur für die Individuen, welche Actien-Inhaber sind, sondern auch für die Stadt Baltimore und den ganzen Staat höchst wichtig seyn. Wie die Arbeit jetzt gestellt ist, bildet sie nur ein bedeutungsloses Fragment des Ganzen und muß bis zu ihrer Vollendung verhältnißmäßig von keinem großen Gewinn seyn. Sie geht nicht, wie die erste westliche Linie, durch eine dichte Bevölkerung, die schon allein fähig wäre, ihr den nöthigen Impuls zu geben, außer dem, durch welchen sie doch zuletzt bestehen muß, nämlich den Verkehr und die Bevölkerung des Westens überhaupt.

Doch nun genug: wir wollen nicht in weiteres Detail eingehen, wollen nicht sprechen von den größeren und kleineren, theils vollendeten, theils angefangenen Eisenbahn-Systemen im Inneren Amerika's, in Virginien über die Alleghany-Berge, in Nord-Karolina, in Georgien, in Süd-Karolina, auch nicht von einer der großartigsten Bahnen in ganz Amerika, der zwischen Charleston und Cincinnati, die aber erst auf dem Papier steht, und von allen übrigen in einander greifenden Dampf-Communicationslinien zwischen dem Osten und Westen, zwischen dem Mississippithal und dem Atlantischen Meer, zwischen den Häfen an dieser Küste und dem Golf von Mexiko, lauter Unternehmungen, die zwar meist noch Pläne sind, bei der Leichtigkeit aber und dem Eifer, mit dem diese Dinge in Amerika behandelt werden, nicht lange Pläne bleiben. Es hat gewiß selbst für das Ausland, so sehr es uns auch beim ersten Blick fremd, entfernt und unwichtig scheint, doch ein hohes Interesse, diesen reißenden Fortschritt, diese wunderbare Dampfentwicklung im Einzelnen wie im Ganzen, zu Wasser und zu Lande, auf Kanälen wie auf Eisenbahnen zu verfolgen, zu sehen, wie das neue Communications-System dem vor mehreren Jahrzehnten noch mit Urwäldern bedeckten Erdstrich fast schon Bedürfniß geworden ist, wie jeder Tag neue Pläne, neue Unternehmungen und Arbeiten der Art hervorruft, wie alle Theile des neuen Systems in die Nähe und Ferne polypenartig in einander greifen und sich gegenseitig ergänzen, wie beide Communications-Arten, im Dampfboot und Dampfwagen, schon jetzt einander theils hemmend, theils befördernd zu ringen haben, und endlich daran zu denken, welch' großen Einfluß diese neue Mechanik üben wird auf die ganze Geschichte, auf sämmtliche Zustände Amerika's, schon jetzt und noch mehr für die Zukunft. Ist dies interessant, so haben wir die Gelegenheit benutzt, auch diesen Gegenstand einmal etwas näher zu betrachten und eine Art Begriff davon zu geben, wie es eigentlich damit in dem fernen Lande steht. Wer noch mehr und Spezielleres verlangt, der lese das Werk des ehemaligen Amerikanischen Ingenieurs Wilhelm Tell Poussin, über die Eisenbahnen in Nord-Amerika, aus welchem auch die obigen Details großentheils entnommen sind.

Das Sklaventhum und die Frauen in Boston.

Es ist bekannt, daß die Bewohner der Stadt Boston mit zu den wüthendsten Vertheidigern des Sklavenhandels gegen die Abolitionisten gehören. Im August 1836 beschloß eine beträchtliche Zahl von Bostoner Kaufleuten und Advokaten, welche früher die Aufhebung des Sklavenhandels theoretisch unterstützt hatten, eine Versammlung zu halten zu dem Zweck, was sie in der Theorie gebilligt, in der Praxis zu verwerfen. Ihre Interessen nämlich, die durch die Freiheit der Neger gefährdet waren, hatten sie zu dieser traurigen und unglücklichen Manifestation gezwungen, welche die Meisten hernach bereuten. Das Volk von Boston war ganz auf ihrer Seite und unterstützte sie. Trotz dieser Reaction setzten jedoch die wahren Abolitionisten ihre Versammlungen fort; bei jeder neuen Versammlung aber gab es einen neuen Aufstand. Endlich ward das Volk so erbittert, daß der Magistrat den Abolitionisten erklärte, man würde sie für alle Unruhen, welche in der Stadt ausbrechen könnten, verantwortlich machen. Sie erwiderten, daß sie in ihrem Rechte wären, und daß man eben so gut den Reichen verantwortlich machen könne für alle begangene Diebereien, unter dem Vorwand, daß der Reichthum, den er besitze, allein an dem Laster des Diebstahls Schuld sey. Sie hielten also ihre Versammlungen muthig weiter, in der Ueberzeugung, daß es ihre Pflicht sey, auf der Bresche auszuharren und die Freiheit der angegriffenen Meinungen zu vertheidigen. Den 21. Oktober darauf sollten sich die Frauen, welche es mit den Abolitionisten hielten, in ihrem Sitzungs-Saal in der Washington-Straße versammeln. Der Aufruhr erfüllte die Stadt. Fünfundzwanzig Damen hatten die Vorsicht gebraucht, sich vor der bestimmten Stunde auf ihre Posten zu begeben; fünf konnten sich nur mit Mühe durch die Menge nach dem Versammlungsort Bahn machen, und hundert andere wurden von dem Haufen verfolgt und beschimpft.

Den Abend vorher hatte man an der Mauer ein Blatt angeschlagen, auf welchem die Drohung ausgesprochen war, daß der Abolitionist Thompson auf öffentlichem Platz verbrannt werden, und daß die Damen, welche Mitglieder des Comité's seyen, dasselbe Schicksal haben würden. Die Letzteren wandten sich an den Bürgermeister der Stadt, um sich Schutz zu verschaffen. Die einzige Antwort, die sie bekamen, war: „Sie bereiten sich viel Unglück!" Jener Haufe, der so fürchterliches Geschrei erhob, bestand nicht aus Leuten der niederen Stände, sondern aus sehr anständig gekleideten Herren, welche lärmend in das Zimmer des Comité drangen, unter Wuthgeschrei und Todesdrohungen, während die 25 Damen ganz ruhig die gewöhnliche Anfangsstunde der Sitzung abwarteten. In dem Augenblick, als die Uhr schlug, standen sie auf und beteten; die Wand zwischen ihrem und den benachbarten Zimmern stürzte unter den Stößen der drängenden Menge zusammen, Wuthgeschrei jeder Art wurden auf diese unglücklichen Frauen geschleudert, und man fragte sie, ob nicht vielleicht Eine unter ihnen der verkleidete Thompson wäre? — Sie antworteten nichts, und die Secretairin erhob sich, um ihren Bericht zu lesen. Ihre Stimme ward von furchtbarem Geschrei übertäubt; der Angriff ward immer heftiger, und schon war das Leben dieser Frauen in Gefahr, als der Bürgermeister in den Saal trat und ihnen gebot, sich nach Hause zu begeben, wenn sie nicht in Stücke zerrissen werden wollten. Nun gingen sie wirklich in feierlicher Prozession zu zwei und zwei hinaus, unter den Verwünschungen von 5—6000 Personen, die für seine Leute gelten wollten. Der Gatte einer von diesen Damen, Garrison, der Haupt-Apostel des Abolitionismus in den Vereinstaaten, hatte seine Frau bis in den Sitzungssaal schützend begleitet. Man bemerkte ihn und bemächtigte sich seiner. Schon war es ihm gelungen, den Händen der Menge zu entschlüpfen und sich hinter einem Verschlag zu verstecken, als er bald auch hier entdeckt und mit bloßem Kopfe durch die Straßen geschleppt ward, während ein Hagel von Steinen und Ziegeln auf ihn regnete. Seine junge Frau war Zeugin dieses Schauspiels; sie rief: „Ich bin sicher, daß mein Mann seine Grundsätze nicht verleugnen wird!" — Sie hatte Recht. Garrison bewies sich höchst muthig und standhaft. Ein Mann aus dem Volk stürzte sich auf ihn mit der Keule in der Hand, und indem er sich stellte, als wollte er ihn ermorden, und seine Waffe über dem Haupt des Unglücklichen schwang, schützte er ihn gegen seine Angreifer. Bald kam man vor ein Polizei-Gebäude, aus welchem einige Gerichts-Beamten herauskamen, die sich Garrison's bemächtigten und ihn in einen dazu bestimmten Wagen brachten. Das Volk versuchte den Wagen umzustürzen, und es bedurfte erst der Peitsche des Kutschers und der Stöcke der Konstabler, um den Gefangenen zu vertheidigen, der schnell unter Schloß und Riegel gebracht wurde, da dies das einzige Mittel war, sein Leben zu retten.

Auf Befehl des Mayor hatte man die Aufschrift über der Thür des Saales: Büreau gegen die Sklaverei (anti-slavery-office), abgekratzt und zerstört. Dadurch, sagte er, hatte er gehofft, die Wuth des Aufruhrs zu beänstigen, d. h. mit anderen Worten, er verletzte die Gesetze, damit das Volk sie nicht übertrete. Vielleicht läßt sich auch das Wort Volk auf diese unedle und gewaltsame Aeußerung eines ganz persönlichen Interesses nicht anwenden. Die meisten Theilnehmer an dem Auflauf waren selbst Sklaven-Eigenthümer, deren Kleidung und Aussehen ihre Wohlhabenheit verrieth.

Mannigfaltiges.

— Adelbert von Chamisso. „Wunderbar", ruft der Courrier François vom 19. August in einer Anzeige von Chamisso's sämmtlichen Werken aus, „wunderbar und bizarr sind doch die Spiele der Revolutionen und des Schicksals! Ein junger Edelmann aus der Champagne, der mit seiner Familie zur Französischen Emigrations-Zeit über den Rhein auswandert, wird einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands, ein von der Deutschen Muse hochbegabter Dichter!" — Es folgt nach diesen einleitenden Worten eine mit großer Anerkennung geschriebene Beurtheilung sowohl der Dichtungen Chamisso's als seiner „Reise um die Welt". Zwar wird dabei seines berühmtesten Werkes, des „Peter Schlemihl", gar nicht gedacht; es bleibt aber doch immer ein Fortschritt der Französischen Kritik, daß sie einen Franzosen, der so ganz Deutscher geworden und seinem Vaterlande nur noch in seinen Jugend-Erinnerungen angehört, mit so uneingeschränkter Gerechtigkeit gelten läßt. Wir Deutsche sind nicht immer so gerecht gegen diejenigen Landsleute, die sich der Französischen Welt-Sprache zu ihrer Vermittelung mit dem gebildeten Europa bedienen.

— Morrison's Chinesische Bibliothek. Die seltene und kostbare Bücher- und Manuskripten-Sammlung, die der berühmte Sinologe Dr. Morrison hinterließ, hat derselbe seinem Englischen Vaterlande mit der Bedingung vermacht, daß dasjenige Institut, welches diese Sammlung für 2000 Pfd. Sterl., die seinen Erben zufallen, erwirbt, zu gleicher Zeit einen Lehrstuhl für Chinesische Sprache und Literatur begründe. Die neue Londoner Universität ist bereits bemüht, sich für den festgesetzten Preis in den Besitz dieses kostbaren Vermächtnisses zu bringen, während die reichdotirten Institute in Cambridge und Oxford keine Lust zu haben scheinen, etwas von ihrem Gelde darauf zu verwenden. In ganz England finden sich jedoch nur zwei Gelehrte, die allenfalls im Stande wären, den Lehrstuhl auszufüllen, der alsdann begründet werden soll.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Mittwoch den 30. August 1837.

Frankreich.

Zur Naturgeschichte der Menschen-Racen.

Die Anthropologie ist die Wissenschaft, welche von den physiologischen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes handelt, die, indem sie alle Völker in den unterscheidenden Zügen ihrer Organisation betrachtet, diese unter eine klassifizirende, mit der für alle Zweige der Naturgeschichte angenommenen übereinkommende Ordnung bringt. Den Alten war diese Wissenschaft nicht bekannt; wenigstens sind es neue Arbeiten, denen sie sowohl ihre Entwickelung, als auch ihre gegenwärtige Gestalt verdankt. Obgleich das Alterthum den größten Theil seiner gesellschaftlichen Verbände aus Vermischungen von Völkern gebildet sah, die vermöge ihrer physischen Gestaltung, ihrer Sprachen und Sitten höchst auffallend von einander abwichen, so hat es doch nicht daran gedacht, diese eigenthümlichen Abweichungen zum Gegenstande eines ausschließlichen Studiums zu machen. Es beschränkte sich darauf, dieselben bald als das Ergebniß einer vom Schicksale verhängten, wohlverdienten Degradation, bald als eine rein zufällige Veränderung des Urtypus der Gattung zu betrachten. Dort wohnten Neger und Weiße, Söhne Cham's und Söhne Jakob's unter denselben Zelten; hier waren die zu den verschiedenen Bruchtheilen von Sem's Nachkommenschaft Gehörigen in Stämme eingetheilt, die denselben Gott anbeteten und demselben Herrn gehorchten. Ueberall Theilungen, überall Ungleichheiten, Abdrücke jener ursprünglichen Unterscheidung; aber obgleich das Alterthum diese unzählbaren Mannigfaltigkeiten vor sich sah, brachte es dieselben doch nicht in eine vergleichende Tabelle, die einer Wissenschaft hätte zur Grundlage dienen können.

Vergebens würde man die alten religiösen Schriften und kosmogonischen Systeme der Völker zu analysiren suchen: man würde in ihnen, unter symbolischen Formen ohne Zweifel zwar einige Prinzipien der Genealogie, zur Geschichte gewisser Zweige der menschlichen Familie dienlich, entdecken können; Wahrnehmungen jedoch, die sicher und allgemein genug wären, um irgend ein System aus sich ableiten zu lassen, würde man gewiß nicht in ihnen finden. Jedes Volk, das ist wahr, hatte gewisse Glaubensmeinungen über den Ursprung und die uranfängliche Vertheilung der Menschen; allein der Werth dieser Meinungen, als Grundlage für ethnographische Classification, war nicht nur der Unvollkommenheit der geographischen Kenntnisse jener fernen Zeiten, sondern überdies auch noch der engherzigen Richtung eines blinden Nationalismus untergeordnet. So begriffen bekanntlich die Chinesen Nichts, was jenseit des himmlischen (mittleren) Reiches war. Gleicherweise glaubten Indien und Baktrien die ganze Welt gewissermaßen umschrieben in der Sphäre ihrer theologischen Systeme. Selbst die Bücher Mosis, übrigens so merkwürdig wegen ihres Charakters der Allgemeinheit, handeln in extenso nur von der Geschichte des Jüdischen Volkes und liefern kaum einige allegorische Andeutungen über die Verbreitung und eigenthümliche Beschaffenheit der anderen Völker des Erdballs. Mit einem Worte: die Alten, in ihren Religionsschriften ihre großen Prinzipien der Genealogie, nach der Ausdehnung ihrer Begriffe von Geographie und nach den Verbindungen, in welche sie mit mehr oder minder zahlreichen Gesellschaften getreten, in Formeln bringend, vermochten nur exklusive, partielle Data über die ursprünglichen Verschiedenheiten der Menschen uns zu überliefern.

Unsere Absicht ist indeß hier nicht, diese Meinungen zu analysiren; denn wir würden die primitiven völkerschaftlichen Unterschiede, die von den Hindu-Priestern, Chaldäern und Magiern, wie es scheint, angenommen wurden, nur sehr unvollkommen anzeigen können. Wir würden im Allgemeinen die Welt (d. h. den kleinen Theil des Globus, welchem jedes Volk diesen Namen gab —) in drei Haupttheile eingetheilt finden, auf welche dann wieder, dem Geiste der Traditionen gemäß, partikulare Bewohnerstämme sich bezogen. Dieses System ist nicht nur dasjenige, welches aus der Erklärung der im Zend-Avesta, in den Veda's und in allen Denkmälern orientalischer Bildung dargestellten kosmogonischen Theorieen sich ergiebt, sondern es ist auch das der Genesis und der heidnischen Philosophie. In den drei Söhnen Noah's haben wir die Personification der drei großen Racen, welche die Grundlagen zu den ersten gesellschaftlichen Verbänden gelegt, zu sehen: Eine Eintheilung, welche der in Asien, Afrika und Europa, die wir der profanen Geographie verdanken, entspricht. Diese alte Gleichförmigkeit der Classification könnte ein starkes Argument zu Gunsten eines Systems der Trinär-Eintheilung der Haupt-Typen unserer Gattung abgeben: Eine Abstraction von den Völkern Amerikas und des Oceans gemacht, die, als einer neueren Aera Angehörige, nothwendig andere Unter-Abtheilungen fordern.

Alles dies aber ist am Ende immer noch sehr dunkel; und die positivste Folgerung, die man daraus ziehen kann, ist eben die, daß das Alterthum jede Eintheilung der Verschiedenheiten des Menschengeschlechts, wenn auch nicht ganz und gar mißkannt, so doch mindestens für eine von sehr untergeordneter Bedeutung angesehen hat. Was nun die Philosophen anlangt, die mit den Farben- und Formen-Verschiedenheiten, welche die Menschen von einander abzeichnen, beiläufig sich beschäftigt haben, so brachten diese die innere Kraft der Organisation gar nicht mit in Anschlag; denn sie schrieben allgemein die Erzeugung jener Verschiedenheiten Umständen, welche der angeborenen Persönlichkeit des Menschen völlig fremd sind, d. h. dem Klima, der Nahrung, den Gewohnheiten u. s. w., zu. So sprechen mehrere Griechische Dichter von dem allmächtigen Einflusse der Sonne auf die Bildung der verschiedenen Typen. Die Geschichtschreiber, die Geographen, wie Herodot, Strabo und Pomponius Mela, geben diesen ganz analoge Ansichten zu erkennen. Selbst Hippokrates hatte diesen Theil der Naturgeschichte so wenig studirt, daß er die Abweichungen der menschlichen Hirn-Bildungen den von den Hebammen angewandten Kunstgriffen und der sorglosen Kinder-Wartung zuschreibt. Der Naturforscher Plinius endlich hatte ausgesonnen, die Neger färbten ihren Körper und kräuselten ihre Haare durch Bäder in einem Thessalischen Flusse, der die wunderbare Eigenschaft haben sollte, die physischen Merkmale, die er als allen Gattungen gemeinsam ansah, in solcher Weise zu verwandeln. Die Abgeschmacktheit dieser verschiedenen Erklärungsarten beweist also, wie wenig damals der Mensch in seiner Organisation studirt wurde, und wie viele Fortschritte der Naturgeschichte noch zu machen blieben.

Nur in einer Epoche, in welcher die Wissenschaft von ihren mystischen Wickelbändern endlich sich losmachen konnte, geschah es, daß Linné, den Menschen als das Haupt der Geschöpfe hinstellend, in ihm den ersten Ring der thierischen Kette sah. Indem er damals alle seine Kräfte aufbot, um ihn in den hervorstechendsten Zügen seiner Gestaltung zu studiren, konnte er nicht umhin, in dem Schoße seiner Gattung mehrere Verschiedenheiten, völlig analog denen, welche er unter den niederen Gattungen erkannt hatte, wiederzuerkennen. Doch wäre es nur von geringer Bedeutung, hier die Classification, die er annahm, mitzutheilen: Es ist das Eigenthümliche jeder Neuerung, eben sowohl ihren Theil an der Unvollkommenheit der früheren Begriffe zu haben, als auch immer einen reagirenden Charakter zu zeigen, den die Wissenschaft, sobald sie zu einem gewissen Grade von Beständigkeit gelangt, verleugnet.

Nach Linné überkam es Buffon, die vagen und ungewissen Ansichten der alten Philosophen in ein System zu bringen. Ihm zufolge sind die Haupt-Ursachen der Verschiedenheiten in der menschlichen Bildung erstens das Klima, dann die Nahrung und endlich die Gebräuche. Da er zu Unterstützung dieser Hypothese nöthig hatte, seine Eintheilungen sowohl nach den Wohnorten, wie nach den Menschen zu bestimmen, so besteht sein Verfahren etwa darin, daß er die Oberfläche der Erdkugel in mehrere Parallel-Kreise theilte und jedem derselben eine besondere durch die Hautfarbe bezeichnete Abweichung zuschrieb. Auf diese Weise stellte er in eine Linie alle Völker der nördlichen Gegenden, dann alle die in den gemäßigten Klimaten und endlich die unter den Wendekreisen erzeugten. Dabei sucht er darzuthun, daß ihre geographische Lage mit den Abstufungen ihrer Hautfarbe und mit allen charakteristischen Zeichen ihrer Race genau zusammentreffe.

Diese Theorie ist so einfach und zugleich so für sich einnehmend, daß sie vor jedem Widerspruche gedeckt zu seyn scheint.

Und doch fehlt noch Viel daran, daß dem wirklich so wäre. Denn, wären das Klima und die anderen von Buffon angeführten Umstände die alleinigen Ursachen der großen Verschiedenheiten unter den Menschen, so würden die in unsere Gegenden versetzten Neger und Negerinnen doch wohl endlich weiß werden, so würde ihre Nachkommenschaft wenigstens eine gewisse Neigung zur Identification mit uns zeigen — was ja aber in der Wirklichkeit nie der Fall ist, ohne daß eine Kreuzung beider Racen stattgefunden. — Wenn das Klima den ihm zugeschriebenen Einfluß hätte, so würde man ja gar nicht zu erklären wissen, warum Amerika, in seiner ganzen Ausdehnung, Nichts, als mehr oder minder rothe Racen hervorbringt; weshalb Asien in seinen heißen Gegenden gelbe und gelbliche Racen erzeugt; wie so endlich in den hyperboräischen Regionen, in denjenigen, worin der Einfluß der Sonne am mindesten sich empfinden läßt, fast eben so schwarze Völkerschaften, wie die unter der Linie geborenen sind (!) gefunden werden. Wenn Buffon's Hypothese gegründet wäre, so müßten ja die nun schon seit mehreren Jahrhunderten im südlichen Afrika einheimischen Holländer gegenwärtig bereits Hottentotten seyn; — die Engländer, die das nördliche Amerika bevölkern, die Züge eben der Indianer, welche sie unaufhaltsam vor sich her verja-

gen, bereits bekommen haben, oder mindestens doch gewiß denselben sich annähern; — würde endlich heutzutage wohl Nichts mehr die so bekannten Typen der Juden, Zigeuner und Araber kenntlich machen. Absichtlich führen wir das Beispiel dieser drei Racen an, weil es scheint, als haben sie unter um so unveränderlicheren Zügen beständig sich erhalten, je häufiger dagegen gerade sie ihre gesellschaftliche Lage, Wohnorte, politische Ordnung und Gebräuche jeder Art verändert haben. Von der Zeit ihrer Zerstreuung an, herab bis auf unsere Tage, hat sich an den Juden ihre facies hebraica erhalten. Zu Beweisen hierfür haben wir mehrere Denkmäler aus dem entferntesten Alterthume, welche uns dieselben unter ganz unverkennbar ähnlichen Formen darstellen. Die Zigeuner, umherirrende Schwärme, in Spanien unter dem Namen der Gitanos, in anderen Ländern unter verschiedenen anderen Namen bekannt, sind noch immer dasselbe Volk, mit denselben Sitten, mit derselben Eigenthümlichkeit der Gewohnheiten, mit denselben charakteristischen Merkmalen. Die Araber endlich, die wir nun schon in so vielen Ländern gesehen haben, und die überall so deutliche Spuren ihres Durchzuges hinterlassen — sind sie nicht gleichfalls ein vollständiger Beweis für die Beharrlichkeit des Typus mitten in dem erstaunlichsten Wechsel von Klimaten und Zuständen?

Demnach wird es gewiß erlaubt seyn, zu behaupten, daß Buffon's System, also in Widerspruch mit so zahlreichen Beispielen, wohl nicht ganz so viel Zuverlässigkeit in sich trägt, als seine Anhänger ihm zugestehen. Uebrigens bleibt die Frage noch unentschieden, weil selbst heutzutage noch die Naturforscher bei der Erörterung, welche sie anregt, in ihren Meinungen getheilt erscheinen.

Jedenfalls aber gab Buffon's Naturgeschichte des Menschen den physiologischen Studien einen Schwung und eine Richtung, die sie bis dahin nicht gehabt. Von da an machte die Anthropologie wirkliche Fortschritte, welche besonders durch das Erscheinen von Blumenbach's Werke: De generis humani varietate nativa unterstützt wurden. Zu den von diesem Gelehrten festgestellten Prinzipien fügte dann W. Lawrence in England neue Entwickelungen, trefflich geeignet, das Werk zugleich populairer und fruchtbarer zu machen. Folgendes sind die Grundlagen ihrer beiderseitigen Arbeit:

Erstens erkennen Blumenbach und Lawrence in dem Menschen nur eine Gattung. Die verschiedenen Erscheinungen, die sich an dieselbe knüpfen, sind in ihren Augen nur Zufälligkeiten, mittelst verschiedener Ursachen der Ausartung hinzugetreten. Ihrer Meinung nach ist ursprünglich nur ein Stamm erschaffen gewesen, von dem alle Racen sich herschreiben, die gegenwärtig, in mehr oder minder zu bemerkendem Grade, von einander abweichen. Dieser einzige Typus ist die Kaukasische Race, von welcher alle Europäer Abkömmlinge sind. Die Völker, deren physische Züge am meisten von denen der Kaukasischen Race verschieden sind, zerfallen in zwei Abweichungen, welche an den Endpunkten der Reihe der Abweichungen stehen: diese sind die Aethiopische und die Mongolische. Zwischen diesen beiden Extremen stehen, als Mittelglieder, die Amerikanische und die Malaiische, von denen die erstere eine Vermischung der Kaukasischen mit der Mongolischen, die zweite eine dergleichen aus der Kaukasischen und aus der Aethiopischen zu seyn scheinen. Die hier folgende Tabelle wird eine richtige Vorstellung von dieser Eintheilung geben.

Kaukasische — weiß:	Aethiopische — schwarz.	Malaiische — dunkelbraun.	
	Mongolische — gelb.	Amerikanische — roth.	

Die nähere Beschreibung jeder dieser Abweichungen behalten wir uns für eine künftige Arbeit vor. Für jetzt wollen wir nur so viel sagen, daß, wenn es auch in Betreff der Grundsätze ihrer Bildung wahr ist, daß Blumenbach's System Widerspruch gefunden, man doch mindestens das Verdienst seiner Classification nur wenig bestritten hat. Man weiß, daß gerade dieser Gelehrte mehr als irgend ein Anderer das Recht hatte, seine eigenen Beobachtungen in ein Lehrgebäude zu bringen; besaß er ja doch die großartigste Sammlung von Hirnschädeln, die nur jemals zusammengebracht worden, so daß er also nach unzähligen Proben über die bei allen bisher uns bekannten Völkern vorzüglich in den Kopfformen bemerklichen Verschiedenheiten der Organisation urtheilen konnte. Kaum war aber auch sein Buch erschienen, so fesselte es schon die Aufmerksamkeit der Gelehrten in allen Theilen Europa's, und wurden sofort Versuche gemacht, die Grundsätze, deren Ausführung es enthält, in neuen Formen zu verbreiten. So machte, wie gesagt, der berühmte Lawrence sie in England gemeinnützlich und verdankte dieser Initiative seine Erfolge und seinen Ruf. Sogleich gewann das System des Deutschen Physiologen, durch Uebersetzung und Erläuterung, unabhängig von dem Reize der Neuheit, für das Publikum den eines jeden Werkes, das den Menschen in hohem Grade interessirt und das die Möglichkeit von Nutzanwendungen durchblicken läßt.

Blumenbach's wichtigste Idee, diejenige, welche seiner Arbeit zur Grundlage dient, ist die von dem ursprünglichen Daseyn einer einzigen Gattung und von der nachherigen, durch Abartung entstandenen Bildung der gegenwärtig vorhandenen Verschiedenheiten. Ist diese Idee aber auch richtig? Stimmt sie auch mit den Thatsachen überein? Dies zu entscheiden, wollen wir uns keineswegs erlauben, obgleich wir doch auch nicht umhin können, durch folgende Betrachtungen dieselbe zu bekämpfen:

Blumenbach behauptet, die Racen der Schwarzen, Gelben, Rothen und Dunkelbraunen, die er, unter den vorgenannten Namen, unterschieden hat, seyen Sprößlinge der weißen Race, nur mehr oder weniger abgestuft. Nun möchten wir ihn aber fragen, warum er gerade die weiße Race, und nicht die schwarze, oder irgend eine der übrigen Racen, hierbei als Urtypus angenommen? Warum, nach dieser Hypothese, die Neger also Abkömmlinge der Weißen sind, und nicht die Weißen Abkömmlinge der Neger? Diese erste Frage kann offenbar durch das Studium der Thatsachen nicht gelöst werden. Es giebt aber in der Naturgeschichte gewisse Analogieen, welche oft für sehr triftig angesehen werden, und diese Analogieen sind gerade auf den Umsturz von Blumenbach's System gerichtet. Durch die Entdeckungen der Geologie ist die bei Erzeugung der verschiedenen Klassen organischer Geschöpfe von der Natur beobachtete Folge-Ordnung uns bekannt geworden: Wir wissen, daß die Thiere nach den Vegetabilien entstanden, und daß unter den Thieren diejenigen, deren Organisation die vollkommenste, oder besser, die komplizirteste ist, zuletzt hervorgegangen; daß namentlich der Affe und der Mensch in die neueste Aera der Schöpfung gehören. Folgten wir nun derselben Ordnung, um, vermöge der Analogie, zu ermitteln, ob die weißen Menschen Abkömmlinge der Neger, oder die Neger die der Weißen seyen, so würden wir zu dem Ergebnisse kommen: daß, vorausgesetzt, diese beiden Racen könnten als eine von der anderen abstammend angesehen werden, die Neger, weil sie, auch nach Blumenbach's Ansicht, von minder schöner und minder vollkommener Organisation, — aller Wahrscheinlichkeit nach die früher Erschaffenen, und daß folglich die Kaukasische Race eine vervollkommnete Abkömmenschaft von der Aethiopischen seyn würde.

Diese Hypothese ist diejenige, die Jeder gern an die Stelle der von Blumenbach setzen möchte; denn die Vorstellung von der Vervollkommnung ist eine gar verführerische, die von der Ausartung aber eine Schrecken einflößende Vorstellung.

Diese Bemerkungen scheinen übrigens auch unserem großen Naturforscher Cuvier keineswegs entgangen zu seyn, indem dieser seinerseits eine neue Eintheilung der Verschiedenheiten unter den Menschen vorgeschlagen hat. Er erkennt in dem Menschen nur eine Gattung und drei Verschiedenheiten an, die er die Kaukasische, die Aethiopische und die Mongolische nennt (worunter aber — unbegreifliche Unvollständigkeit seines Systems! — die Amerikaner, die Malaien und die Papuas nicht mit eingeschlossen sind). — Cuvier scheint aus Gründen, ähnlich denen, die wir bereits ausgesprochen, sich entschieden zu haben, aus der weißen Race ein vervollkommnetes Erzeugniß der Neger-Race zu machen.

Unter den gleichzeitigen Schriftstellern, die, nach Cuvier, diesen vielumfassenden Gegenstand der Forschungen auf die ausschließlichste Weise ergriffen haben, müssen wir Herrn Virey in die erste Linie stellen; sein Hauptwerk: die Naturgeschichte des Menschen, kann als das Vollständigste, was wir über die Anthropologie besitzen, angesehen werden. In der Absicht, seine Arbeiten und seinen Plan nächstens einmal auseinanderzusetzen, beschränken wir uns hier darauf, den Lesern die folgende Tabelle nach der Classification, die er, gemäß dem von Camper angegebenen angulus facialis, entworfen hat, vorzulegen:

Menschen-Geschlecht.	Erste Gattung. Angulus facialis von 85°.	1. Weiße Race	Arabisch-Jüdische. Keltische und Kaukasische.
		2. Gelbe Race	Chinesische. Kalmückisch-Mongolische. Lappische und Ostiakische.
		3. Kupferfarbene Race	Amerikanische oder Karaibische.
		4. Dunkelbraune Race	Malaiische oder Peloneſiſche.
	Zweite Gattung. Angulus facialis von 73 bis 80°.	5. Schwarze Race	Kaffern. Neger.
		6. Schwärzliche Race	Hottentotten. Papuas.

Um diese kurze Analyse der Prinzipien und Fortschritte der Anthropologie zu vervollständigen, würden wir nun nur noch von einigen noch neueren Arbeiten zu sprechen haben, die vorzüglich dadurch sich auszeichnen, daß sie, in gar sonderbaren Proportionen, nicht nur die Zahl der Racen, sondern auch die der Gattungen des Menschengeschlechts vervielfältigen. Zu der Zahl dieser Arbeiten gehört eine, die uns vermöge ihrer Originalität besonders merkwürdig erscheint, die von Herrn Bory von Saint-Vincent, welcher das Menschengeschlecht eintheilt wie folgt:

1) Japetische Gattung — 2) Arabische — 3) Hindostanische — 4) Scythische — 5) Sinesische — 6) Hyperboräische — 7) Neptunische — 8) Australasische — 9) Columbische — 10) Amerikanische — 11) Patagonische — 12) Aethiopische — 13) Kafferische — 14) Malaiische — 15) Hottentottische. — Jede dieser Gattungen umfaßt eine mehr oder minder beträchtliche Anzahl von Abweichungen, die alle der Reihe nach bezeichnet werden.

Ohne Zweifel wird man nun einwenden, daß, je zahlreicher die Classificationen, desto schwerer die Annahme der besten derselben. Freilich gelangte die Naturgeschichte des Menschen noch immer nicht zu dem Grade von Beständigkeit, welcher den positiven Wissenschaften eigenthümlich ist; nichtsdestoweniger aber bleibt eine unbestrittene Thatsache diese: daß das Menschengeschlecht eine Grund-Eintheilung der charakteristischen Verschiedenheiten der Organisation, durch Vererbung fortwährend erhalten, gestattet. Uebrigens aber kann man nicht leugnen, daß auch diese Wissenschaft, wie jede, deren Ursprung von Unsicherheit und Schwanken umringt ist, danach strebt, von Tage zu Tage einen festeren Charakter und eine zuverlässigere Grundlage zu gewinnen.

Jules Lechevallier.

Spanien.

Die Baskischen Provinzen, nach E. B. Stephens.*)

Ein junger Englischer Studirender kann sich gegenwärtig die langen Sommer-Ferien zu Nutze machen, mit dem Dampfboot über den Britischen Kanal fahren, im Fluge die Spanische Gränze erreichen, sich das erregende Schauspiel von Gefechten und Schlachtfeldern gönnen, allenfalls selbst Kriegs-Abenteuer bestehen, und das Alles in kürzerer Zeit und mit geringerer Mühe, als sonst erforderlich war, nach Paris hinüberzukommen und im Café de la Regence als Zuschauer bei einer

*) The Basque Provinces. By E. B. Stephens, Esq. 2 vols. London, 1837.

Partie Schach zu sitzen. Ja, wenn er es klug macht — und so hat es Herr Edward Bell Stephens gemacht — so ist er zur rechten Zeit, ehe die Season angeht, wieder in London, und zwar nicht mit leeren Händen, sondern mit einem nagelneuen Buch im Sacke. Der Scherz ist nicht böse gemeint. Freilich, seitdem der Krieg in Spanien losgegangen ist, machen es die Herren, die sich die Vakanzen über zu dilettirenden Politikern und Reisebeschreibern aufwerfen, ein wenig zu bunt und überschütten uns mit ihren Büchern: zum Glück indeß ist es leichte Waare, oberflächlich, aber lebhaft, unterhaltend und immer willkommen, wenn die Verfasser uns in rascher Abwechselung Bilder und Skizzen der Ereignisse vor Augen führen; zu wünschen wäre allerdings noch, daß die Herren sich des leidigen Parteigeistes entschlügen und nicht mit der Prätension aufträten, politische Orakel und Prophéten zu seyn. — Nun also, unser Herr Stephens ist, wie alle seine Kollegen, nicht um ein Haar besser oder schlechter. Er hat die Reise nach Spanien in der Absicht gemacht, der Morning-Post Neuigkeiten und Korrespondenzen zu liefern, sich als Zuschauer der Armee des Don Carlos angeschlossen, und sein etwas geschwätzig fabelhaftes, sonst aber recht amüsantes Buch berichtet uns, daß es ihm überall auf seinen Fahrten über die Maßen wohl gefallen hat. Er weiß auch, wenn er nur will, an allen Dingen und Personen die schönsten Seiten herauszufinden. Don Carlos Quinto ist ein so liebenswürdiger Herr, wie einer nur seyn kann, einfach von Wesen, freundlich, herablassend; seine Generale sind prächtige Leute, gar nicht zu bezahlen, wahre waghalsige Teufel im Gefechte und an einer wohlbesetzten Tafel die allerunterhaltendsten Gesellschafter. Seine Armee ist ihm treu bis in den Tod und thut wahre Wunder der Geschicklichkeit, Tapferkeit und Ausdauer; sie unterzieht sich den schwersten Arbeiten und stürzt sich in den dichtesten Kugelregen, beides mit gleicher Freudigkeit. Die Christinos hingegen sind, wie es in der That auch die neuesten Ereignisse zu beweisen scheinen, allesammt feige Memmen und dabei doch grimmig und blutdürstig wie die Katzen; und was nun gar die Britische Legion betrifft, so würde ein Gentleman sich die Finger beschmutzen, wenn er eine Zeile darüber schriebe. Die Leser werden nun so ziemlich wissen, wie es in dem Buche aussieht; jetzt können wir unseren Autor selbst reden lassen, und zwar zuerst über das Baskische Land und Volk:

„Ich habe viel von der Trägheit der Spanier gehört und gelesen, aber so weit ich nach eigener Beobachtung urtheilen kann, darf dieser Vorwurf den Baskischen Landmann nicht treffen. Im ganzen Bidassoa-Thale sah ich jeden Zoll breit anbaufähiges Land wirklich genutzt und bearbeitet, und zwar auf die mühsamste Weise, mit Hacke und Karst. Die kleinen Bauernhäuser hängen zerstreut an den Berglehnen und steilen Wänden, worein treppenförmige Pfade und Stiegen gehauen sind, so daß an den Gebrauch von Karren und Wagen nicht zu denken ist, sondern Alles auf dem Rücken von Maulthieren oder Menschen transportirt werden muß. Neben jedem Häuschen befindet sich ein Kalkofen, und meistens ein gar nicht kleiner, worin sie den Kalk zum Dünger für ihren Mais-Acker brennen. Unweit Salinas sah ich die Felder reichlich damit beschüttet. Der Kalkstein wird aus einer Bergwand am Eingange des Thales, Behobia gegenüber, gebrochen. An verschiedenen Stellen sahen wir Gänge oder Spuren von Gängen, die in das Schiefergestein auf Kupfererz getrieben waren, und die zu beiden Seiten des Weges verstreuten Schlacken und Fragmente schienen anzuzeigen, daß die Ausbeute gelohnt haben mochte. Ueber den Fluß setzten wir mit unseren Maulthieren auf einer Fähre, die an einem aus Weinranken geflochtenen Seile lief. Ein Karlistischer Douanier kam an das Ufer herunter, wo wir ausstiegen, und versah sein Amt. Der Mann trug nicht Uniform, noch Säbel, noch Flinte; sondern in der einen Hand die Hacke, womit er eben sein Maisfeld umgebrochen hatte, und in der anderen ein ganzes Bund Angelschnuren, den Köder schon daran, womit er auf den Aalfang gehen wollte. Am Ufer des Flusses waren viele kleine Mühlwerke im Gange, deren Räder, von silberglänzendem Schaum umsprüht, sich unter dem aus einer Rinne herabstürzenden Wasserstrahl horizontal umdrehten, so daß der senkrecht stehende Schaft unmittelbar, und ohne erst in ein Getriebe einzugreifen, den Mühlstein in Bewegung setzte; der Fall wird bei dieser Einrichtung in seiner ganzen Stärke benutzt, und es geht weniger Kraft im Räderwerk verloren."

.... „Wir ritten von Estella nach Durango. Unterweges wechselten alle mögliche Arten des Bodens mit einander ab, aber überall sah ich, daß die Landleute ihn mit Geschick und bester Sorgfalt zu nutzen verstanden. Nur hier und da einmal auf weite Strecken fand sich eine Ausnahme, aber ein solcher vernachlässigter Fleck stach dann auch so auffallend gegen das ganze übrige Land ab, daß die Regel sich an dem Kontrast erst recht bestätigte. Der Pflug der Biscayer ist freilich ein sehr unvollkommenes Werkzeug; zu einer Pflugschaar und zu den Schaufelbrettern, die das Erdreich auf die Seite werfen sollen, ist gleichsam nur ein Ansatz vorhanden; er hat auch nur eine Stelze, — gleichwohl reicht er hin, den Boden so tief auf- und umzubrechen, als erforderlich ist, um die Mühe des Landmanns durch eine reiche, vollkörnige Aerndte zu belohnen. Hirse wird fleißig gebaut, doch weiß ich nicht aus eigener Ansicht zu sagen, wie sie geräth; von Waizen und Gerste hingegen kann ich versichern, daß sie an Güte und Reichlichkeit des Korns dem besten gleichkommen, das man in England mit doppelter Mühe und Pflege erzielt. Die Gerste dient hauptsächlich zum Futter für Maulthiere und Pferde, zumal da in Biscaya kein Hafer gebaut wird. Der Mais wird auf jedem Fleck im Lande gepflanzt und als Nahrungsmittel gebraucht, nicht etwa als wäre er schmackhafter oder auf dem Markte gangbarer, als andere Getraidearten, sondern weil er gewissermaßen ein Freund in der Noth ist, der auf nebeligen Berggipfeln, an felsigen Abhängen und im niedrigen Marschland, mag es süßes oder braliges Wasser haben, an Stellen, wo der Pflug nicht eingreifen kann und wo anderes Getraide verkümmern oder ersaufen würde, gleich gut fortkommt, und jedenfalls, mag er in den Kolben reifen oder nicht, ein reichliches Halmenfutter abwirft."

.... „Als wir von der hohen Plateau-Landschaft Navarra und Alava über den berühmten Paß von Salinas nach Guipuzcoa hinabstiegen, wohin die große Straße längs den Ufern des Deba führt, änderte sich abermals der Charakter und der Anbau der Landschaft, und die Waizenäcker wurden öfters durch Rüben- und Kleefelder unterbrochen. Hier sieht man gar keinen Pflug mehr; alle Feldarbeit wird mit der Hacke und einer Art von Gabel verrichtet, die unten in zwei breite Spaten ausläuft. Von diesen letzteren führt der Mann in der Regel zwei auf einmal und arbeitet mit beiden zugleich, indem er das eine mit der rechten Hand und dem rechten Fuße, das andere mit den linken regiert. Ich habe mit Erstaunen gesehen, wie viel Land auf diese Weise ein einzelner Arbeiter binnen nicht gar langer Zeit umbrechen kann; und wenn nun vollends ein Dutzend Leute zusammen über einem Felde arbeiten, so sieht man noch deutlicher, wie trefflich die Sache von Statten geht. Sie stellen sich in eine Reihe am Rande des Ackers, stoßen die Spaten senkrecht in den Boden und ziehen sie alle zugleich mit einem Rucke wieder heraus — und siehe da, sie haben eine Furche aufgeworfen, worüber der geschickteste Pflüger in England sich wundern würde. Dann treten sie ein paar Schritte zurück und fangen dasselbe Manöver wieder an; so wird der Acker schnell und in hinlänglicher Tiefe umgewühlt. Zu beiden Seiten unseres Weges ragten die Höhen von Arlaban und ergötzten uns durch den in Spanien so seltenen Anblick ihrer üppigen und saftigen Wiesen, die das ganze Jahr grün bleiben, weil die niedrig darüber hinziehenden Wolken es ihnen nie an Feuchtigkeit fehlen lassen. Das sind dieselben Wolken, die durch General Evans' Depeschen unter dem Namen von Nebeln so berühmt geworden sind. Der Wein kommt hier in freiem Stande nicht mehr zur Reife: er kriecht an den Spalieren, an den Erkern und Wänden der ländlichen Wohnhäuser hinauf und läßt seine Ranken und sein Laub in grünen Festons zwischen den Bäumen niederhängen. Weiterhin, in der Gegend des Städtchens Mondragone, wachsen die Rosen frei, in solcher Menge und Fülle, daß das enge Thal stundenweit einem Rosengarten gleicht. Wenn man zu dem oberen Eingange des Thales bei der Schanze von Arlaban gelangt, bezeichnen die Ruinen einiger niedergebrannter Häuser den Weg der Anglo-Christinischen Truppen bei ihrem schmählich abgelaufenen Versuch, in dieses von der Natur befestigte Thal einzudringen, und den Punkt, wo sie zur Umkehr gezwungen wurden. Weiter unten, wohin sie nicht gedrungen waren, hatten wir nur lachende Bilder des ungestörten Friedens, der Wohlfahrt und des Ueberflusses gesehen."

.... „Die Wiesen Alava's mit ihrem würzigen Kräuterwuchs sind ein reiches Aerndefeld für die Honigbienen, und man hat ihnen ganze Häuschen aus mächtigen hohlen Stammblöcken über einander gebaut, worin sie sich ansiedeln können. Dergleichen Bienenstöcke, zu denen die emsige Bevölkerung unablässig aus- und einschwärmt, sieht man in die Steinwände der Bauernhäuser eingemauert, oder sie liegen und hängen malerisch über jähen, thurmhohen Felsen und Klippen; auf den Gipfeln steiler, überhängender Bergwände, zu denen das Auge nur schwindelnd emporreicht, über Steinmassen, die kühn und gewaltig hervorspringen, als wären sie, einst lebendig, zum Sprunge in die Tiefe gehetzt worden und mitten im Anlaufe erstarrt, wimmelt das zahllose Bienenheer und scheint wie ein zarter feiner Rauch darüber hin zu schweben. — Ueberhaupt sind die Felsenpartieen in dieser Gegend höchst romantisch, rauh und wild, zerrissen und zerklüftet, spielen in Farben aller Art vom sattesten Grün des Baum- und Graswuchses bis zum dunkelsten Grau, und bilden, ohne daß die Phantasie viel hinzuthun darf, die abenteuerlichsten Figuren und Köpfe von Menschen und Thieren. Das Maulthier, welches ich ritt, ein junges, schmuckes Thier aus Frankreich, schien sich über die ungewohnte Beschaffenheit des Landes und des Weges sehr zu verwundern und öfters in Verlegenheit zu kommen. Manchmal bog der steile, schmale Bergpfad scharf und plötzlich um eine Felsenecke, und zwar hart am Rande eines Absturzes, in dessen Tiefe ein Bergstrom rauschte; manchmal führte er fast senkrecht an einer natürlichen Felsenmauer hinauf, die denn erklommen werden mußte, so gut es gehen wollte; manchmal wieder schlängelte er sich in der Tiefe dicht am Wasser fort, oder er schmiegte sich dicht unter die hohe Thalwand, die, vom Wetter zernagt, vom Regen ausgespült, von der Fluth des schwellenden Gießbachs zerwaschen, den ganzen Boden der Schlucht und das Bett des Flusses selbst mit scharfkantigen Felsenstücken, mit zerbröckelten Steinen und Gerölle überstreut hatte. Zuweilen ritten wir in tiefen, gewundenen Hohlwegen, wo wir nicht zehn Schritte vor und hinter uns sehen konnten, und in der nächsten Minute hatten wir die Höhe erreicht, und ein herrliches Panorama that sich nach allen Seiten vor uns auf. An manchen Stellen schien der Weg recht absichtlich, wie man es auch an den Römerstraßen in den Gebirgen von Wales sieht, gerade über die höchsten und freiesten Bergkuppen und Kämme hinweggeführt zu seyn, von wo der Blick eine ganze weite Umgegend beherrscht und in alle Schluchten und Schlupfwinkel dringt; aber just diese hohen, weit sichtbaren Marken des Landes dienen dem Völkchen der Bienen bei seinen Wanderungen als Richtungspunkte und Sammelplätze, und wir fanden sie da oben jedesmal in so dichten Massen schwärmen, daß wir unsere Fernröhre nicht gebrauchen konnten. — Mein Maulthier schien übrigens viel Sinn für das Malerische der Landschaft zu haben und in den phantastischen Felsenmassen rings umher, so wie in den mächtigen Baumwurzeln, die über unseren Weg krochen, allerhand sonderbare Dinge zu sehen, — denn es machte tausend bald freudige, bald stutzige Seitensprünge und zwang mich, alle Aufmerksamkeit zusammenzunehmen, daß ich nicht mit ihm stürzte."

Hören wir den Verfasser ferner in folgender „Federzeichnung", die er von den Aragoniern entwirft, und die eine recht lebendige Probe von seiner Darstellungsweise giebt: „Ich hatte lange Zeit hindurch fast täglich Gelegenheit, die Leute zu sehen und mich mit ihrer Figur, ihrem Gesicht, ihrem Gange, ihren Geberden und Manieren bekannt zu machen. In meinem Leben ist mir kein so kurieser, bunter Schlag von Rekruten

vorgekommen; alle Korporale mit ihrem Dressirstock, alle Regiments- und Uniform-Schneider mit ihrer Kunst wären an dem Versuch geschei-tert, diesen Trupp in eine militairische Einförmigkeit und Regelmäßig-keit zu zwingen. Zwar ihre Musketen und Bajonnette waren neu, blank und in gutem Stande, ihre Degengehänge und Patrontaschen saßen knapp und fest; die braunen Röcke hingen ihnen bequem, aber freilich gar nicht nett und adrett um den Leib. In ihrem übrigen Aufzuge jedoch herrschte die größte Freiheit und die ergötzlichste Man-nigfaltigkeit der Formen und Farben: ein possierliches Durcheinander von Bonnas, flatternden Tüchern, Spitzhüten, Kopfbunden, Nachtmützen, während Viele sich ganz ohne Kopfbedeckung behalfen; desgleichen stand es frei, ob Einer bei der Musterung in Schuhen, Pantoffeln, Kama-schen, Stiefeln, Sandalen oder gar barfuß erscheinen wollte. Das ein-zige Uniforme an der ganzen Kolonne waren die rabenschwarz und dicht behaarten Köpfe. Männer von reifem Alter standen neben kaum er-wachsenen Knaben aufmarschirt; Kerle wie die Riesen, und zwar wohl-gebaute und proportionirte Riesen, sahen über die Köpfe von Vorder-männern weg, die kurz wie Pygmäen, dick und breitschulterig gerathen waren und an Walter Scott's schwarzen Zwerg erinnerten. Da war mancher schlanke, stämmige Bursch mit flinken, ausgereckten Gliedern; mancher von untersetzter Statur, zusammengeschoben und derb geknetet; mancher wieder mager, schmächtig und wie an Draht in die Höhe gezo-gen. Auch die Gesichter waren so ganz verschieden an Schnitt und Charakter, als hätte man die Leute von Nord und Süd und von den Antipoden her zusammengetrieben. Neben jungen, langschnäbeligen Burschen standen Männer, denen gar kein bestimmtes Alter anzusehen war, mit übermäßig breiten Backenknochen wie Kalmücken; hier eine gerade Stirn und eine Adlernase, wozu der buschige, schwarze Knebel-bart gar wohl paßte, und dort das gerade Gegentheil davon, ein einge-sunkenes, bartloses Profil, als sähe man einen Auswanderer aus der Grafschaft Galway von echt Milesischem Blute*) vor sich. — So wurde mir beinahe auf den ersten Blick einleuchtend, daß der Volks-stamm, der das Königreich Aragon bewohnt, ein sehr gemischter seyn muß, und daß wahrscheinlich die Bevölkerung jedes Thales von der des Nachbarthales in Abstammung, Wuchs und Physiognomie verschieden ist. Die Navarresen sehen daher auch mit Verachtung auf die Arago-nesen herab — wie denn überhaupt das Volk in jedem der Spanischen Königreiche sich für reineren Blutes hält, als seine Nachbarn — und spotten ihrer Geistesgaben in folgendem Geschichtchen: Ein Aragonesischer Maulthiertreiber kam an eine Brücke, die zerbrochen war; das Thier wollte nicht hinüber, weder Schläge noch Lockungen halfen. Da wurde der Mann es endlich müde und rief: Hast Du von Gott vielleicht mehr Verstand, so hab' ich dafür mehr Stärke! nahm das Thier auf den Arm und trug's hinüber."

Der Verfasser befindet sich mit einem Karlistischen Bataillon auf dem Marsche. „Die Spanier", sagt er, „haben viel natürlichen Sinn und Liebe für Musik. Wo ihrer auch nur drei oder vier zusammen-gehen, sey es bei Tag oder Nacht, immer wird sich mindestens Einer finden, der ein Marschlied anzustimmen versteht, ein Zweiter, der den Gesang begleitet, und die Uebrigen fallen in den Chor ein. Ein solches munteres Bataillon, auf seinen heimischen Bergen einherziehen zu sehen, der Anblick allein wäre eine Reise von London hierher werth. Der Re-gen mag klatschend auf sie herniederströmen, das thut ihnen nichts, sie singen nur desto lustiger, als wären sie wie die Enten, denen das Naß-werden Spaß macht. Einer von den Leuten trägt den Suppenkessel der Compagnie auf dem Kopfe und muß von Zeit zu Zeit stillstehen und das Regenwasser ausgießen, um seine Last zu erleichtern. Viele haben ihre Röcke ausgezogen und vorn quer über die Brust gebunden; so setzen sie ihren Rücken dem Sturme und Wetter aus, und durch Dick und Dünn geht es vorwärts. Die frei hängenden Aermel werden alsdann benutzt, die Munition unterzubringen, um die der Karlistische Sol-dat zärtlicher besorgt ist, als um ein Glied von seinem Leibe; der Kol-ben und das Schloß wird in den Aermel hineingeschoben, der Lauf ragt oben heraus, und es gewährt einen höchst komischen Anblick, diese Men-schengestalten in solchem Aufzuge hinter einander her über Stock und Stein springen zu sehen, die Flintenröhre nach oben gerichtet, als woll-ten sie den Wolken und dem Himmel drohen, der sie so unbarmherzig begießt. „Da geht ja Euer Offizier ohne Degen", frage ich Einen von den Leuten, „wie geht das zu?" — „O, er hat seinen letzthin beim Angriffe auf San Augustin zerbrochen; jetzt geht's wieder in die Schlacht, da wird er sich schon einen neuen schaffen." — Das Wort weckte Beifall und Jubel in dem ganzen Trupp. Und so macht öfters ein glücklicher Witz, ein echt nationales Schlagwort diese braven Leute aller Entbehrungen, Mühsale und Leiden vergessen; Keiner murrt, sie streben geduldig und muthig voran und trösten sich in der Hoffnung, daß es schon besser kommen wird. Ja, ihr leichter und sorgloser Muth, unter oft sehr kritischen und gefährlichen Umständen, könnte Engländern beinahe wie Leichtsinn und Tollkühnheit vorkommen."

Im Folgenden ist von der Belagerung Bilbao's durch die Karlisten die Rede, dessen Entsatz bekanntlich, nach vielen vergeblichen Versuchen Espartero's, durch die Englischen Hülfstruppen und die Artillerie der Englischen Flottille bewirkt wurde. „Während Espartero über die Ria Asua hinüber die Karlisten herzhaft bombardirte, wurden vor seiner Nase auf den Bergen gegenüber von lustigen Waidmännern Hasen und Schnepfen gepirscht, und unter dem Rufe: „Viva el Rey!" nieder-geknallt. Sogar die Pferde und Maulthiere, die noch nie ans Schießen gewöhnt waren, ließen sich durch die Christinische Kanonade in ihrem Grasen nicht stören, sondern steckten nur von Zeit zu Zeit die Nüstern in die Luft hinaus, schnupperten den Dampf und schüttelten die Köpfe gegen einander, als wollten sie sich die Bemerkung mittheilen, es stecke ein Donnerwetter drüben in den Bergen. Wie die Thiere, so waren auch die Reiter ganz unbekümmert um die Gefahr, und als wären sie fest gegen Bomben und Kartätschen; kaum daß Einer die Cigarre aus der Hand legte oder sich in einem Scherzwort unterbrach, um den Ku-geln der Christinos aus dem Wege zu gehen. Anfangs, ich bekenne es, kam die Sache mir etwas gefährlich vor, aber kurze Zeit reichte hin, meine Nerven abzuhärten und mich zu überzeugen, daß an jedem Orte gleich viel, oder vielmehr gleich wenig zu riskiren war; so verfagte ich mir denn das Vergnügen nicht, in Gesellschaft der Anderen hinter den Hasen und hinter den Kugeln einher zu jagen. Anders wurde die Sache, als just zwei oder drei Tage vor Weihnachten die Königlich Englische Artillerie anfing, die eisernen Nüsse über unseren Köpfen platzen zu lassen; da war auf den Höhen von Archanda, Arteagas und Monte de Cabras nichts mehr zu holen, als Wunden, und Alles war wie weg-gefegt. Wir wußten freilich noch nicht, wem wir für diese neuen und unerwarteten Probestücke artilleristischer Geschicklichkeit verpflichtet waren, aber so viel merkten wir Alle, das einzig Sichere und Räthliche sey, ganz aus dem Wege zu bleiben. Zwar Lord Ranelagh wollte den Ehevale-resken spielen und lud seine zahlreichen Freunde und Bekannten ein, zum Weihnacht Abend mit ihm zur Tafel zu sitzen und die verdieb-lichen Weihnachtsgeschenke, die Espartero uns bescherte, zu besehen. Aber man fand allgemein, daß die Grüße der Christinos jetzt gar zu pünktlich und akkurat bestellt wurden, und wartete mit Schmerzen auf den ersten Deserteur, der zu uns kommen und uns die Sache erklären würde. Mancher, der bisher Tag für Tag in größter Ruhe auf der Terrasse San Domingo seine Promenade gemacht oder sitzend seine Cigarre geraucht hatte, während von allen Forts drüben aus der Stadt scharf kanonirt wurde, Mancher, der auf den Anhöhen von Castrejana unter der knatternden Füsillade der Guerilla's kaltblütig auf und ab spazierte und nicht so viel darauf gab, wie auf einen Hagelschauer, — alle die Herren fanden es jetzt viel angenehmer, ihre Cigarre hinter dem Berge, statt auf dem Berge, und zwar möglichst dicht unter seiner Flanke zu rauchen; denn es ist nichts fataler, als wenn das Pferd, von dem Knall und Blitz über seinem Kopfe erschreckt, und von Splittern, Schellen und Steinen, die ihm unter dem Bauch und den Hufen aufstiegen, inkommo-dirt, alle Augenblicke einen Seitensprung macht und die Cigarre Einem aus dem Munde fährt. Da nun die Courage bei Menschen wie bei Thie-ren sich nur durch Gewohnheit und nur in Gesellschaft einstellt, so schloß ich mich gleichfalls, obwohl ich gar keine Cigarren rauche, schleunigst meinen Herren Kollegen an, die sich hinter den Berg salvirt hatten; noch viele Andere kamen nach, und Jeder wurde mit lautem und herz-lichem Gelächter willkommen geheißen. Keiner fragte man: Sind Sie verwundet? aber mit großer Theilnahme erkundigte man sich: Hat Ihr Pferd Schaden genommen? — So geht es im Felde: sterben wird für nichts geachtet, eine Wunde ist ein ganz gewöhnlicher Unfall, wovon man kein Aufheben macht; aber ein gutes Pferd verlieren, das ist ein arges Unglück und bringt um die Geduld: „Carajo! Demonio! da schlage der Teufel drein!"

Nach dem Entsatz von Bilbao verließ Herr Stephens das Karlistische Heer. Am 3. September 1836 hatte er das Spanische Gebiet zuerst betreten, und am 13. Januar 1837 befand er sich schon wieder zu Bayonne. Seine Schrift kann daher nur als das Tagebuch einer drei-monatlichen Reisetour angesehen werden, und nach diesem Maßstabe ge-messen, befriedigt es vollkommen die Erwartungen für Unterhaltung und Belehrung, die man daran knüpfen kann.

*) Bekanntlich nennen die Geschlechter vom ältesten und echtesten Irischen Blute, die sämmtlich das O' vor ihren Stammesnamen tragen, sich Milesische Familien, weil eine Sage ihren Ursprung von Kolonisten aus Miletos in Kleinasien herleitet.

Mannigfaltiges.

— **Ludwig XIV. und seine Zeit.** Eines der merkwürdigsten Memoiren-Werke aus der Regierungs-Zeit Ludwig's XIV. und fast noch interessanter als die Denkwürdigkeiten des älteren Grafen Ségur, ist kürzlich in Frankreich von Herrn Adhelm Bernier entdeckt und herausgegeben worden. Es führt den Titel: Mémoires secrets et inédits de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV. und hat den Marquis von Sourches, Groß-Richter (Grand-Prévol) von Frankreich, zum Verfasser. Das Manuskript führte keine andere Aufschrift, als folgende räthselhafte Initial-Buchstaben: M. L. F. D. B. M. D. S. C. D. M. P. D. L. D. R. E. G. P. D. F. Und diese mystische Aufschrift hat Herr Bernier nicht ohne großen Aufwand von Zeit und Scharfsinn folgendermaßen entziffert: Mémoires (de) Louis-François du Bouchet, Marquis de Sourches, Comte de Monsoreau, Prévôt de l'hôtel du Roi, et grande Prévôté de France. Die ge-heimnißvolle Aengstlichkeit, mit der der Verfasser seine Notizen erst für eine späte Zukunft bestimmt hatte, mochte ihn auch wohl davon zurück-gehalten haben, den Titel derselben deutlicher als durch obige Initialien zu bezeichnen. Ueber die Echtheit darf kein Zweifel obwalten; in dieser Beziehung ist der Herausgeber schon durch frühere Arbeiten zu vor-theilhaft bekannt; auch erzählt er fast mit zu großer Spezialität, wo und wie er zu seiner übrigens auch durch das Wappen der Familie de Sourches bestegelten Handschrift gekommen sey. Wir erhalten damit abermals einen Schatz von Aufschlüssen über den Hof, die auswärtige und die innere Politik Ludwig's XIV. Natürlich spielen Festlichkeiten und Spektakel auch in diesem Erinnerungsbuche des „großen Königs" die Hauptrollen, doch fehlt es auch nicht an neuen und interessanten Doku-menten in Bezug auf die Zurücknahme des Edittes von Nantes, so wie hinsichtlich der Finanz-Operationen Colbert's und der vertrauteren Ver-hältnisse, in denen sich Ludwig mit den großen Mächten seiner Zeit befand.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Freitag den 1. September 1837.

Frankreich.

Der Salon der Gräfin von Genlis.

Von der Herzogin von Abrantes.

Ich habe Frau von Genlis persönlich wenig gekannt und besuchte sie im Ganzen nur zweimal mit dem Kardinal von Maury, der gern ein näheres Freundschafts-Verhältniß zwischen uns herbeiführen wollte; aber das war unmöglich, denn leidenschaftlich verehrte ich das hohe Talent und den Charakter der Frau von Staël, deren erklärte Feindin die Gräfin von Genlis war. Indessen habe ich doch mit Personen zusammen gelebt, die mich leicht mit ihren Eigenschaften und Fehlern bekannt machen konnten: es waren dies Frau von Montesson, die Tante unserer Schriftstellerin, und dann mehrere genaue Bekannte des Herzogs von Orleans, dessen Gesellschaften auch sie oft besuchte. Frau von Genlis kam, als ich mich eben verheirathet hatte, nach Frankreich zurück. Ihre Schriften gefielen mir; „Adele und Theodor", jenes damals so hoch gefeierte Meisterwerk, das selbst in unseren Tagen noch immer für vortrefflich gilt, schien mir wirklich erhaben; auch meine Mutter, die die Lektüre durchaus nicht liebte, die bis jetzt sogar nur an Fenelon's „Telemaque" Geschmack gefunden hatte, ließ sich jenen Roman vorlesen und fand darin mit vielem Vergnügen einige ihrer Bekannten wieder, die von der Schriftstellerin vortrefflich geschildert waren. Der alte Graf von Périgord, ein Onkel Talleyrand's, dem ich auch zuweilen aus jenem Werke vorlas, erkannte ebenfalls viele seiner Freunde in den darin auftretenden Personen und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der ihre Portraits entworfen waren. So hatte ich also viele Gründe, für Frau von Genlis eingenommen zu seyn; aber das war keinesweges der Fall; sie forderte Bewunderung und verlangte, daß man ihr huldige; die größte Eigenliebe blickte in den meisten ihrer Schriften durch den leichten Mantel der Bescheidenheit, mit dem sie dieselbe künstlich zu umhüllen wußte; deshalb eben sagte mir ihr ganzes Wesen durchaus nicht zu, ja sie flößte mir sogar eben so viel Widerwillen, wie Frau von Staël Verehrung und Liebe ein: sie suchte mit einer solchen Autorität zu imponiren, daß sie dadurch eben die Lust, Opposition gegen sie zu machen, erregte; denn der Geist des Widerspruchs liegt einmal in uns, und niemals zeigt er sich thätiger, als in solchen Fällen. Ich kannte viele Freunde der Frau von Genlis, die sie zu vertheidigen suchten, wenn man von ihrer großen Eigenliebe und Eitelkeit sprach; aber sie selbst liefert in ihren Memoiren den schlagendsten Beweis dafür und zeigt, wie wenig man ihr mit jenen Vorwürfen Unrecht thut.

Die gesellschaftliche Existenz der Frau Gräfin von Genlis ist eine Art von Problem, dessen Lösung nicht ganz leicht ist; denn sie zeigt uns eine Reihefolge der seltsamsten Widersprüche. Einer der ersten Familien Frankreichs entsprossen, deren Namen und hohe Verbindungen ihr schon zu acht Jahren das Recht gaben, den Titel eines Stifts-Fräulein vom St. Alix-Kapitel zu führen, nannte sie sich bis zu ihrer Heirath Gräfin von Lancy; Herr von Genlis war ebenfalls von hohem Range und ausgezeichneter Geburt, aber dennoch nahm seine Frau in der großen Welt niemals die Stellung einer vornehmen Dame ein. Fortwährend von Frömmigkeit, treuer Pflichterfüllung und christlicher Demuth sprechend, dachte sie selbst nicht im geringsten daran, auf eine dieser Tugenden Rücksicht zu nehmen; sie donnerte öffentlich gegen alle Frauen, die Liebhaber hatten, publizirte fast täglich lange Abhandlungen über Freundschaft, kindliche Liebe und Empfindungen aller Art, hatte eine ganze Sammlung von kleinen Souvenirs für jeden Tag des Jahres, und dennoch besaß diese Frau keinen einzigen wahren Freund; sie stand isolirt in der Welt da und starb von Niemanden betrauert. — Ist die Moral aller dieser Thatsachen nicht eine sehr traurige? —

Wie dem aber auch übrigens seyn mag, Frau von Genlis hatte einen viel zu bedeutenden Einfluß auf ihre Zeit und auf die politischen Begebenheiten in Frankreich, um ihr nicht wenigstens auf einige Augenblicke unsere ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Sie hatte durch mancherlei Intriguen und Verbindungen mit Personen, deren Bekanntschaft sie später mit der naivesten Unbefangenheit ganz leugnet, schon lange vor dem Ausbruch der Revolution den großen Einfluß vorbereitet, den sie auf alle ihre Umgebungen ausüben wollte, und der Thatsachen herbeiführen mußte, die auch selbst für sie verderbliche Folgen hatten.

Frau von Genlis hat in ihrer Jugend ein seltsam bizarres Nomadenleben geführt, das wohl zu jeder Zeit auffallend seyn würde, vorzüglich aber in jener Epoche allgemeines Aufsehen erregte. Sie verließ oft nach kurzem Aufenthalte schon ein Schloß, um in das andere zu ziehen, ging als Bäuerin verkleidet in die Dörfer und mischte sich in die Spiele der Landleute, ritt mit hohen Stiefeln und Sporen von Genlis nach Paris und von dort wieder zurück, mystifizirte schonungslos Alles, was ihr unter die Hände kam, aß in ihrem 18ten Jahre mit dem größten Appetit rohe Fische, spielte die Harfe wie Apollo, focht mit der gewandtesten Geschicklichkeit gleich einer jugendlichen Bellona und war dabei klug wie die Göttin Minerva — sind das nicht Eigenschaften genug, um die Blicke Aller auf sich zu ziehen? — So war Frau von Genlis, als sie zur Ehrendame der Herzogin von Chartres ernannt wurde. — Ehe sie aber das Palais-Royal bezog, hatte sie während eines ganzen Winters einen Salon eröffnet, der höchst merkwürdig und ausgezeichnet war und dem nur wenige später gleichkamen. Jenes Verlangen nach fortwährender Abwechselung, das ihre Reiselust stets aufs neue erweckte, äußerte sich auch in dem Innern ihres Hauses und brachte Mannigfaltigkeit, Bewegung und Leben in ihre Gesellschaften. Obgleich sie damals noch eine sehr junge Frau war, zeigte sie doch schon jenen seltenen Geschmack und Sinn für Wissenschaft und Kunst, der sie später so auszeichnete; aber sie sah es auch gern, wenn ihre Talente nicht unbekannt blieben. Ihr Gesellschafts-Saal war der Sammelplatz für die berühmtesten Gelehrten und Künstler, etwas, das damals in den höheren Zirkeln von Paris noch ganz ungewöhnlich war und deshalb viel Aufsehen erregte. Sie veranstaltete zuweilen Konzerte, in denen der berühmte Violinist Kramer, die Violoncellspieler Jannowitz und Dupert und die ausgezeichnete Pianistin Mlle. Baillon mitwirkten. Oft auch ließen sich die Italiänischen Sänger Albanezi und Frizeri bei ihr hören; sie selbst spielte die Harfe und sang vortrefflich; man kann sich also wohl denken, daß solche musikalische Soiréen sehr unterhaltend und lebhaft waren. Zuweilen führte man Sprüchwörter und Charaden auf, arrangirte kleine Ballete und tanzte Quadrillen. In demselben Jahre machte auch Frau von Genlis eine Erfindung, die in allen vornehmen Zirkeln mit großem Beifall aufgenommen und bald allgemein Mode wurde. Um gesellschaftliche Spiele mit Tanz zu vereinigen, komponirte und arrangirte sie nämlich eine Quadrille, die sie „die Sprüchwörter" nannte. Jedes Paar bildete in dem Marsche, der zur Introduction des Haupttanzes diente, ein Sprüchwort und war der Bedeutung desselben gemäß gekleidet. Die Herzogin von Lauzun trug ein einfaches weißes Gewand mit grauem Gürtel und keinen anderen Schmuck, als ihre große Schönheit; ihre Devise war: „Bonne renommée vaut mieux, que ceinture dorée." — Herr von Beljunce führte sie. — Die Herzogin von Liancourt, die eben so durch Geist, Liebenswürdigkeit und Grazie ausgezeichnet war, wie alle Frauen, die von jener Zeit ab denselben Namen trugen, ward von dem Grafen von Boulainvilliers geführt, und ihr Sprüchwort war: „A vieux chat jeune souris." Herr von St. Julien, einer der liebenswürdigsten und heitersten Gesellschafter, war der Kavalier der Frau von Marigny; er war als Mohr gekleidet und sein Gesicht schwarz gefärbt; die Dame hielt ein weißes Schnupftuch in der Hand, mit dem sie von Zeit zu Zeit über das Gesicht des Herrn von St. Julien strich, ihr Sprüchwort war: „A laver la tête d'un Maure on perd sa lessive." — Diesem Paare folgte Frau von Genlis selbst, von dem Vicomte von Laval geführt, der prachtvoll gekleidet war, während sie das einfache Kostüm einer Bäuerin trug; der Vicomte, der sich fast immer langweilte, sah traurig aus und schien mit der Lust zum Schlafe zu kämpfen; sie hingegen blickte heiter und vergnügt um sich her. Ihr Motto war: „Contentement passe richesse." Auch Gardel, jener berühmte Tänzer, der damals eben im Glanzpunkte seines Ruhmes stand, hatte, auf Frau von Genlis' Wunsch, zu dieser Quadrille noch eine besondere Tour, nach dem Sprüchworte: „Reculer pour mieux sauter", arrangirt, in deren Ausführung er sich selbst übertraf; es war eine reizende Contretanz-Tour, nach Art der Mazurek, voller Leben und Bewegung, und entzückte die ganze vornehme Welt von Paris.

Man kann sich wohl denken, wie sehr ein so heiteres, sorgenfreies Leben eine junge, hübsche und lebhafte Frau, wie die Gräfin Genlis war, befriedigen mußte. Auch fühlte sie sich, ihrer eigenen Versicherung nach, vollkommen glücklich; Herr von Genlis liebte sie leidenschaftlich und theilte alle ihre Vergnügungen oder vielmehr ihre Thorheiten; er war geistreich, machte hübsche Verse, spielte zum Entzücken in kleinen Vaudevilles oder Lustspielen und besaß mit einem Worte alle Eigenschaften, die man von einem feinen, vollkommen liebenswürdigen Weltmanne in jener Epoche verlangte. — Während desselben Winters ließ Frau von Genlis auch oft in ihrem Hause Komödie spielen, eine Unterhaltung, die sonst gewöhnlich nur die Soiréen auf dem Lande ausfüllt; aber sie wußte nur zu gut, wie allerliebst sie auf der Bühne sey, und es war einmal ihr einziges Bestreben, Effekt zu machen. — Anfänglich ward sie bei diesen dramatischen Versuchen nur von Mlle. Baillon unterstützt, denn Frauen von hohem Range wagten es damals noch

nicht, mit dreisten, unbefangenen Schritten das Theater der großen Welt zu betreten, um dort zu gleicher Zeit als gute Schauspielerinnen und vornehme Damen zu erscheinen; sie wußten wohl, daß diese beiden Rollen nicht leicht zugleich durchzuführen sind.

Indessen konnte es nicht fehlen, daß die glänzenden Erfolge der Frau von Genlis Eifersucht erregen mußten, und es bot sich bald eine Gelegenheit dar, ihr einen bösen Streich zu spielen. Die bewußte Quadrille sollte nämlich im Saale des Opernhauses (damals wurde im Palais-Royal gespielt) von demselben Personal, für die sie arrangirt war, aufgeführt werden. Man denke sich den Unterschied der damaligen und unserer jetzigen Zeit! Damen vom höchsten Adel, die Zierden des Französischen Hofes, wie die Herzoginnen von Lauzun, Liancourt und noch viele Andere von eben so hohem Range, hielten es nicht unter ihrer Würde, auf einem öffentlichen Balle, in Gegenwart eines ziemlich großen, freilich gewählten Publikums, eine Quadrille zu tanzen. Diese Damen traten also wirklich um Mitternacht, geführt von ihren eben so vornehmen Kavalieren, in den Saal und zogen nicht nur die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich, sie nahmen dieselbe sogar ganz allein und ungetheilt in Anspruch; denn es ist ja eben das Privilegium der Quadrille, jeden anderen Tanz auszuschließen. — Nachdem die personifizirten Sprüchwörter einmal durch den Saal gegangen waren, schickten sie sich an, die von Gardel komponirte reizende Tour aufzuführen; da wälzte sich mit einem Male eine ungeheure Katze, laut miauend, bis in die Mitte der Tänzer-Gruppe, warf wilde Feuerblicke um sich her und drohte mit ihren gewaltigen Krallen allen Kleidern Verderben. Man kann sich wohl denken, welch' eine Verwirrung diese Unterbrechung im ersten Augenblick des Schreckens verursachte; selbst die Muthigsten erbleichten, und die Katze, der das Spiel zu gefallen schien, ward immer drohender und warf immer rollendere Blicke um sich her. Da veränderte sich mit einem Male die Scene. Herr von St. Julien, der sich wahrscheinlich schon früher in seiner Quadrillen-Rolle sehr ennuyirt hatte, ward jetzt durch die unerwartete Störung aufgebracht; er stieß den ungeheuren Rominagrobis anfangs ziemlich sanft zurück; aber als er sah, daß das Thier durchaus nicht weichen wollte, versetzte er ihm ziemlich derbe Fußstöße, wodurch das Fell, welches die vermeintliche Katze umhüllte, in Unordnung gebracht wurde, und die Gesellschaft erblickte nun das mit Farbe bestrichene Gesicht eines kleinen Savoyarden, der von den vielen Liebesbezeugungen, die ihm gespendet wurden, wahrscheinlich nicht erbaut, jämmerlich zu weinen anfing. Die Tänzer verdoppelten nun ihre Züchtigungen; denn es war augenscheinlich, daß das Ganze von den Feinden der Frau von Genlis angestiftet worden, um die Aufführung der Quadrille zu verhindern. Indessen nahmen die Zuschauer, die gern den berühmten Tanz sehen wollten, die Partei der Beleidigten; er begann, ward mit dem größten Beifall aufgenommen, und bald sah sich die Frau von Genlis auf eine glänzende Art an den ihr übelwollenden Neidern gerächt. Man wußte, daß der Possen ihr auf den Befehl des Herzogs von Chartres, der damals Frau von Genlis noch nicht kannte, gespielt worden war. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Valanthiennes in der Pyramide von Gizeh.

Aus dessen kürzlich erschienener Voyage en Orient.

Herr Major von Valanthiennes ist unter den neueren Reisenden der Erste, dem es gelang, in den berühmten Schacht der Pyramide von Gizeh zu kommen. Wir entlehnen seinem interessanten Werke den Bericht über diesen Pyramiden-Besuch, bei welchem ihn die Herren d'Arcet, Rigaud, Dutray, Debray, Höner und de Lorey begleiteten. Als die Gesellschaft bis ins Innere der erwähnten Pyramide vorgedrungen war und die beiden vornehmsten Gemächer besucht hatte, ließ Herr Valanthiennes seine Gefährten in einem derselben zurück. Das Weitere lassen wir ihn selbst erzählen.

„Meine beiden Arabischen Cicerони folgten mir, mit Seilen und Wachsfackeln versehen; ich selbst nahm drei Flaschen Branntwein und Rum, und so stiegen wir zunächst die große Gallerie hinab. Dann wendeten wir uns gegen Süden und kamen in das Gemach der Königin, welches gleichfalls aus Granit erbaut ist und dessen Decke die Form eines Daches hat. Man behauptet, es befände sich hier ein Kanal, der mit demjenigen, von welchem ich gleich reden werde, in Verbindung stehe: ich habe ihn vergebens gesucht.

Mehrere Reisende, wie Carsten Niebuhr, Davison und Montagne, sprechen von einer Oeffnung am oberen Theile der großen Gallerie. Schon Plinius gedenkt derselben, und Dupuis nennt sie eine Communication mit dem unterirdischen Tempel von Memphis, welche zu den Prüfungen der Neophyten diente. Meines Wissens hat aber noch kein Reisender den Versuch gemacht, darin vorzudringen. Ich wollte diese Thatsache aufhellen; allein ich offenbarte mein Vorhaben keinem Menschen, den jüngeren Champollion ausgenommen, der meinen Brief aufbewahrt hat.

Um an den Eingang dieses Schachtes zu kommen, muß man in die linke Ecke der großen Gallerie sich begeben: daselbst befindet sich ein kleiner Kanal, durch welchen ich mit meinen zwei Arabern sechs oder acht Schritte weit kroch. Am Ende desselben kamen wir auf eine enge viereckige Stelle, und der Eingang des Schachtes war vor uns. Ich gab meinen Führern zu verstehen, was ich beabsichtigte; allein sie zeigten keine Lust, mir zu folgen, da sie noch niemals in den Schacht gestiegen waren. Doch gewann ich sie endlich damit, daß ich einige Talari's ihnen zeigte, die ich ihnen als Extra-Belohnung versprach.

Die Oeffnung hat nur dritthalb Fuß im Durchmesser; der Schacht schien mir senkrecht angelegt; ich bemerkte rechts und links kleine Ausböhlungen, die man angebracht hatte, um beim Auf- und Niedersteigen Hände und Füße hineinzustecken. Wir knüpften das eine Ende des mitgebrachten Seils, welches einen Zoll dick und 40 Klafter lang war, so fest als möglich an den oberen Theil der Oeffnung und ließen den ganzen Knäuel in den Abgrund fallen. Eine Minute darauf zog ich an diesem Seil, an dessen anderes Ende ein Klumpen Blei, der etwa ein Pfund wog, befestigt war; allein ich fühlte das Blei nicht und vermuthete demzufolge, der Schacht könne nicht sehr tief seyn.

In dieser Voraussetzung ließ ich den Einen meiner Araber hinabsteigen; ich selbst folgte ihm, und der Andere kam hinter mir; Jeder von uns hielt eine doppelte Fackel, deren eine Hälfte angezündet war, in der Hand. Es war aber unmöglich, an dem Seile sich zu halten; Jeder von uns faßte mit der einen Hand seine Fackel, stützte den Ellbogen in eine Höhlung an der Wand des Schachtes und hielt sich mit der anderen Hand in der entgegengesetzten Ausböhlung; so stiegen wir mit großer Mühe abwärts. Glücklicher Weise sind die Vertiefungen zum Stützen immer nur einen Fuß weit aus einander. Von 25 zu 25 Fuß fand ich eine Art Fenster, die bald vor, bald hinter uns angebracht waren und etwa drei Fuß im Quadrate hatten; aus denselben kam eine warme Luft, und vermuthlich standen diese Löcher durch einen gemeinschaftlichen Kanal mit der Außenseite in Verbindung. Wir sahen uns oft zum Ausruhen genöthigt, und ich gestehe, daß mir in solchen Momenten unheimlich zu Muthe war; denn leicht konnte irgend ein Hinderniß uns in den Weg kommen und eine Katastrophe herbeiführen. Außerdem fühlten wir, nachdem wir eine Viertelstunde lang, erst den einen und dann den anderen Fuß vorsetzend und mit Hand und Ellbogen uns stützend, abwärts gestiegen waren, ein Zittern in den Beinen, das immer zunahm. Indessen zählte ich die Arten von Stufen oder vielmehr Ausböhlungen in der Brunnen-Mauer, und schon hatten wir 264 derselben zurückgelegt, als ich auf das Blei am Ende unseres Seiles stieß.... Jetzt gab es eine neue Pause und neue verdrießliche Berechnungen. Endlich setzten wir unsere Reise fort; aber mit einem Male stößt der Araber unter mir einen Schrei aus, und seine Fackel verlischt! Ich bleibe stehen, lausche, sehe unter mich — der Unglückliche war spurlos verschwunden! Mein Herz klopfte von dem Schrecken so gewaltig, daß ich beinahe selbst hinabgestürzt wäre. Ich stemmte meine Füße gut ein, zog eine meiner Branntweinflaschen hervor, trank einen Schluck und reichte sie dem Araber über mir. Dieser sprach „Alla kerim!" (Allah ist gnädig!) stellte mir die Flasche wieder zu, und nun setzten wir unsere senkrechte Reise etwas rüstiger fort. Fünfundzwanzig Fuß tiefer fand ich mich auf einem Viereck von sechs Fuß und setzte mich nieder. Horeb, der Araber, sah mit verstörten Blicken um sich; er zitterte am ganzen Leibe. Ich reichte ihm die Flasche wieder; allein er konnte vor Zittern kaum trinken und vergeß einen Theil des Branntweins. Wäre dieser Mensch bewaffnet gewesen, so hätte ich mich vor ihm gefürchtet; ich führte kleine Pistolen bei mir, an deren Schlössern ich absichtlich spielte. In dem Winkel zur Rechten, aber nicht gerade unter dem Schachte, den wir zurückgelegt hatten, war die Oeffnung des anderen Schachtes. Eine Viertelstunde lang ging ich mit mir zu Rathe, ob es nicht besser seyn dürfte, wieder hinaufzuklimmen, als dieses tollkühne Wagestück fortzusetzen; aber ein Aufwärtssteigen schien mir in unserem Zustande beinahe unmöglich, und so meldete ich meinem Gefährten, daß ich eine Fortsetzung der Wanderfahrt in die Tiefe beschlossen hätte. Horeb wiederholte sein Allah kerim! und stieg herzhaft zuerst in den Brunnen. Wiederum ging es drei Viertelstunden lang abwärts, auf welchem Wege neue Besorgnisse mich quälten; ich zählte dieses Mal 220 Ausböhlungen und stand zuletzt in einem viereckigen Gemache von 10 bis 12 Fuß ebenmäßiger Höhe. Nachdem ich hier ein paar Minuten gerastet und meinem Araber einen dritten Schluck angeboten, nahm ich meinen Wachsstock und besah mir das Gemach, dessen Wände von oben bis unten aus rohem unbehauenem Granit bestanden. In dem einen Winkel stieß ich auf einen sonderbar aussehenden Gegenstand: es war ein menschliches Skelett! Ich suchte im Kreise umher nach einer Reliquie, die mich auf die Entdeckung bringen könnte, wer der Unglückliche gewesen, dessen Gebeine hier zurückblieben; aber ich fand nur zwei große metallene Rockknöpfe.

Jetzt richtete ich meine Blicke auf die Mauer zur Seite des Skeletts und bemerkte Spuren einer fast ganz ausgelöschten Inschrift, von der ich nur Folgendes entziffern konnte:

London ... M .... 2 .... 171 .... S. Haye ....

Es ergab sich also aus diesen Fragmenten wenigstens, daß der Verunglückte ein Engländer gewesen war. „Dieser Arme", so sprach ich zu mir selbst, „ist derselben Spur gefolgt, wie ich, und wird ohne Zweifel, da er keinen Ausgang gefunden, vor Hunger umgekommen seyn! Dieses Schicksal steht auch mir bevor; allein ich werde nicht, wie er, die Qualen eines langen Todeskampfes ertragen — ich habe Pistolen bei mir!" Nach diesem Selbstgespräch bemühte ich mich, die Ausgänge zu finden, deren meine Autoritäten gedachten; allein vergebens! Das Zimmer war voll Schutt, der ziemlich hoch aufgethürmt lag. Gegen Süden sollte die Oeffnung eines langen Kanals seyn, der zu einem anderen Kanale führte, dessen Communication bis an die Sphinx reichte; eine nördliche Oeffnung aber führte, wie meine Autoren sagten, in die untere Gallerie der Pyramide. Ich begann nun, an der Nordseite aufzuräumen, während Horeb, auf mein Geheiß, an der Südseite ein Gleiches that. O, wie fürchterlich lang dehnten sich mir die zwei Stunden, die ich mit dem Wegschaffen des Schuttes zubrachte! Sechs Mal war ich im Begriffe, von dem Unternehmen abzustehen! Als ich ungefähr zwei Fuß weit vorgedrungen war, zerstörte ein falscher Tritt die ganze Frucht meiner Arbeit, und ich mußte wieder von vorn anfangen. Indessen schien es mir, als ob meine Hand den oberen Theil der Oeffnung berührte, und ich stieß vor Freude einen lauten Schrei auf.

Horeb eilte zu mir; ich konnte nicht sprechen; ich zeigte ihm bloß den oberen Theil der Oeffnung; allein er verstand mich, und in seinen Zügen malte sich ein Entzücken, von dem nur derjenige einen Begriff haben kann, der eine Zeit lang hoffnungslos in Todesgefahr geschwebt.

Er ergriff meine Hand, küßte sie heftig und setzte sogleich mit einem Eifer, der mich beschämte, die Arbeit fort. Nach einer halben Stunde war die Oeffnung des Kanals gesäubert und der Schutt so weit weggeschafft, daß wir auf dem Bauche hineinkriechen konnten. Wir rasteten zuvor ein wenig und leerten eine zweite Flasche. Ich konsultirte meinen guten kleinen Strabonius, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dieser Kanal wirklich in der Richtung der unteren Gallerie sich erstreckte. Der Kanal war mir beim Herabsteigen zur Linken gewesen; die Gallerie ebenfalls: folglich glaubte ich auf gutem Wege zu seyn. Ehe wir das Gemach verließen, schrieb ich auf den unpolirten Granit, so gut es gehen wollte, mit schwarzem Bleistift meinen Namen sammt Datum und bemerkte dabei, welche Arbeit wir gethan hatten. Ich ließ noch ein Fünffrankenstück mit dem Bildniß Karl's X. zurück und legte mich dann vor der Oeffnung platt an die Erde. Neue Verdrießlichkeit! unsere Fackeln konnten uns keine Dienste thun! Ich ließ eine derselben brennend in dem Gemache, für den Fall, daß wir umkehren müßten, und nun krochen wir in Gottes Namen vorwärts. Bald merkte ich, daß es eine Abdachung hinan ging, und rückte mehr als hundert Schritte ungehindert weiter, bis ich an einen Haufen Schutt kam, der meinen Weg versperrte. Horeb war an meinen Fersen; ich meldete ihm das neue Hinderniß, hörte aber in demselben Augenblick einen dumpfen Schall über uns! Jetzt blieb mir kein Zweifel daran, daß ich unter der Gallerie und zwar am Vereinigungs-Punkte des Eintritts-Kanals und des Kanales, der auf die Gallerie führt, mich befand. Ich fing an, aus allen Kräften zu rufen und zu schreien; ich horchte — immer vernahm ich einen dumpfen Schall und nichts weiter. Endlich schoß ich auf gutes Glück eine Pistole los; nun wurden die Schläge weniger dumpf; sie vermehrten sich und kamen näher; ein Schuß aus einer Feuerwaffe antwortete dem meinigen! Ich riß die Steine weg, die mir den Weg verbauten, und überzeugte mich bald mit unbeschreiblicher Freude, daß man auch von Außen arbeitete. Einen Augenblick dachte ich mit Schaudern an die Möglichkeit eines Einsturzes, der uns zerschmettern könnte; aber die gegenwärtige dringende Gefahr wirkte doch mehr, als die noch zu erwartende. Eine entsetzliche Stunde verging, bevor ich hoffen durfte, Etwas erreicht zu haben. Plötzlich fiel mir ein schwacher Tagesschimmer in die Augen; in demselben Momente löste sich ein Stein, rollte dicht vor meinem Kopfe hinab, und — es entstand eine Oeffnung. Kaum war sie weit genug, meinen Körper hindurchzulassen, und noch ist es mir, als ob eine magische Kraft mich herausgeschnellt hätte. Ich hörte Stimmen, Worte, Geschrei, aber ich verstand nichts. War ich betrunken?*) Ich weiß nichts davon.

Erst nach einigen Minuten kam ich wieder völlig zur Besinnung und bemerkte das Staunen meiner Landsleute, die mich auf einem Wege, der ihnen ganz unbekannt, aus der Pyramide kommen sahen. Horeb war von anderen Arabern umgeben, denen er unsere Erlebnisse in den Eingeweiden des Riesenbaues mit Feuer erzählte; seine Kameraden hörten ihm mit offenem Munde und hervorquellenden Augen zu. Als er geendigt hatte, machte mir Thibault lebhafte Vorwürfe über meine Vermessenheit. „„Parbleu!"" rief Rigaud, „„wenn unser Kommandant so große Lust hatte, dem ehrlichen Cheops Gesellschaft zu leisten, so hätte er wenigstens mich mitnehmen sollen; ich grolle ihm nur deshalb, daß er an meinem Muthe gezweifelt hat. Da Alles so gut abgelaufen ist, bis auf das mystische Verschwinden des Arabers**), den ohne Zweifel ein Kobold entrückt haben muß, so schätze ich den Kommandanten sehr glücklich, daß er in diesen schauerlichen Räumen gewesen. Sagen wir nun diesem Schlunde Lebewohl und bedecken wir des Kommandanten Blöße; denn er hat so gut als keine Kleider mehr auf dem Leibe.""" Wirklich waren alle meine Kleidungsstücke zu Fetzen geworden und alle unbedeckte Theile meines Körpers wund und blutig. Dennoch gelang es mir in diesem Zustande, aus der Pyramide herauszukommen. Die einbrechende Nacht und meine große Erschöpfung bestimmten mich, hier im Freien zu kampiren. Es wurden Feuer angezündet und ein Abendessen zurecht gemacht; ich wusch mich, zog andere Kleider an und konnte eine Viertelstunde darauf alle meine in der Pyramide erlebten Abenteuer erzählen.

*) Diese Vermuthung erhält durch den Umstand, daß der Verf. auf seiner Expedition wenigstens Eine Flasche Branntwein geleert haben muß, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

**) Das absolute Verschwinden dieses Begleiters des Herrn P. gränzt allerdings hart ans Fabelhafte, wenn man sich die Lokalität vergegenwärtigt.

West-Afrika.

Sierra-Leone.

Kein Punkt der Erde ist in Bezug auf die Ungesundheit seines Klima verrufener, als der Theil der Westküste des Afrikanischen Festlandes, wo Sierra-Leone gelegen ist. Fäulniß, sumpfiges Land, gelbes Fieber, beständige Nebel, das sind die Vorstellungen, die fast jeder Europäer damit verbindet, der Afrika nur aus Reiseberichten kennt, und wenn ihn seine Geschäfte in diese Gegenden führen, so wird er in dieser Vorstellung nur bestärkt, sobald er in der Nähe der Küste statt des blauen Himmels und des ruhigen Meeres der Wendekreise plötzlich eine unaufhörlich verdickte Atmosphäre und ein stürmisches Meer vor sich sieht, das weder von den Delphinen, noch von den Vögeln des Aequators mehr belebt wird. Bald aber verschwindet dieses eintönige, trübe Bild vor einem reizenden Schauspiel, das ihn mit dem Lande, vor dessen Berührung er sich scheute, wieder aussöhnt. Die Küste entfaltet sich seinen Blicken, und vor ihm liegt die Stadt Freetown. Da entdeckt er zuerst unter den hervorspringenden Gipfeln der blauen Berge, die von den Purpurstrahlen der Sonne funkeln, die Abhänge des Leicester-Hügels, mit wilden Palmen und Baumwollenstauden besetzt, und dann wieder mitten auf diesem grünen Panorama einen verworrenen Haufen von Häusern und Hütten jeder Art, nach den mannigfaltigsten Stylen der Baukunst, jedes Häuschen mit seinem kleinen Garten von Orangen-, Citronen- und großblätterigen Pisangbäumen.

Jetzt verlassen wir das Schiff und begeben uns in die Stadt. Freetown, so wie das ganze Gebiet der Halbinsel von dem Kap Sierra-Leone unter 8° 30′ nördlicher Breite bis 13° 40′, ist im Jahre 1793 von einer Englischen Gesellschaft angekauft worden. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 30,000 Einwohner, wovon nur 80 Europäer sind. Der Rest besteht aus Schwarzen, Braunen, Gelben, aus sogenannten Bistre's, Sépia's, Cardonate's, die sich alle wie ein Bienenschwarm unter einander hin und her bewegen. Nichts ist kurioser, als diese Mannigfaltigkeit von Figuren und ihr geschäftiges Leben. Hier sieht man eine junge Negerin, welche durch die Straßen läuft, eine Kürbisflasche mit Orangen und Citronen auf dem Kopf; dort eine Matrone, die ihre kleinen Negerchen bei der Hand führt oder sie auf dem Rücken trägt; noch weiter einen kräftigen Neger, der sich unter der Last der verschiedenartigen Vorräthe krümmt, womit seine Schultern bepackt sind, und endlich mitten unter diesen Gruppen einen schwarzen Soldaten, der, voll Stolz über seine Wichtigkeit, sein Degengehenk und seinen Anzug, majestätisch einherspaziert. Nimmt man zu diesem Bilde noch die erdrückende Hitze, die aus der Erde, wie aus einem glühenden Schmelzofen, emporsteigt, und die tausend Insektenschwärme, die unaufhörlich um Einen herumsummen, so hat man einen ungefähren Begriff von der Stadt und den verschiedenen Eindrücken, die man bei der Landung daselbst erfährt.

Unter den verschiedenen Menschen-Racen, die man in Sierra-Leone findet, ist besonders eine, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdient: das ist die aus dem Lande Kru, einer Gegend, die 400 Meilen südlich von der Halbinsel gelegen ist. Der Bewohner des Kru-Landes ist in Afrika das, was der Gallego in Spanien: Verstand, Thätigkeit, unermüdliche Beharrlichkeit in den härtesten Arbeiten, nichts fehlt ihm, wenn es sich darum handelt, die kleine Summe zusammenzubringen, die ihn einst in den Stand setzen soll, sich in seiner Heimath niederzulassen. Der Kruman verläßt sein Land und schifft sich in einer gebrechlichen Pirogue*) nach Freetown ein, um daselbst seine Pläne für die Zukunft zu realisiren. Tausend Gefahren umgeben sein Wagstück: hundertmal auf dieser langen Fahrt wirft der Sturm seine Barke um; da er aber ein geschickter Schwimmer ist, bringt er sie wieder zurecht, gießt das Wasser heraus und treibt ihn von neuem mit seiner Pagaye**) mitten unter die Wogen. Ferner muß er vor einer unwirthlichen Küste vorbei, wo Seeräuber von seiner Farbe Jeden, den ein böses Geschick an ihre Ufer führt, unerbittlich niederhauen; wird er gefangen, so ist's um seine Freiheit geschehen; entgeht er aber allen diesen Gefahren, kommt er glücklich in der Kolonie an, dann ist sein Glück gemacht. Er kommt als Lehrling zu einem Herrn aus seinem Stamme, dem er zwei bis drei Jahre dient, worauf er sich selbst etablirt und wieder für sich Lehrlinge nimmt. Endlich, in einem Alter von 40 Jahren, hat er das so lang ersehnte und mühevolle Ziel erreicht; er hat gegen 30 Pfund gesammelt. Nun kauft er Waaren und kehrt auf der Stelle in sein Land zurück, wo er von den Einkünften seines kleinen Kapitals bequem leben kann.

Besonders merkwürdig ist es, daß er die ökonomischen Ansichten des berühmten Malthus theilt. Niemand ist der Ehe so abgeneigt als er, so lange er nicht ein genügendes Einkommen besitzt, um die Bedürfnisse der Wirthschaft bestreiten zu können. Die Vorstadt von Freetown, wo die meisten Krumen ihre Wohnung haben, bietet einen höchst sonderbaren Anblick; man sieht da kein einziges Weib, die Hütten sind sehr unreinlich, meist ohne Fenster und kaum breit genug, daß ein Mann von mittlerem Wuchs darin schlafen könnte. Man kann sich denken, daß bei so feindlichen Gedanken gegen das schöne Geschlecht die Krumen sich keiner großen Gunst bei den Damen erfreuen; auch stehen sie bei diesen in der tiefsten Verachtung. Eine junge Negerin, die sich so weit vergessen könnte, einem Krumann einen freundlichen Blick zuzuwerfen, würde sich in der Meinung ihrer Gefährtinnen für immer zu Grunde richten. Diesen aber rührt das nicht; selbst Diogenes hätte den Stolzismus beneidet, mit welchem er gewöhnlich diese Verachtung erträgt.

Der Kruman liebt besonders leidenschaftlich die Gymnastik und verfährt bei diesen Spielen mit so viel Regelmäßigkeit und Anstand, wie unsere berühmtesten Boxer es nicht besser machen könnten; zuerst, beim Beginn des Kampfes, giebt er eine Pantomime zum Besten, in welcher er seine Beweglichkeit, die ganze Gewandtheit seiner kräftigen und wohlgebildeten Glieder, zum Vergnügen des Publikums entwickelt; dann springt er empor, schwingt sich auf seinen Gegner, drückt ihn mit seinen nervigen Armen, schlägt ihn zu Boden oder wirft ihn leicht über seinen Kopf weg. Wird er besiegt, ohne sich doch die Knochen zerbrochen zu haben, so richtet er sich wieder auf, tröstet sich und wartet einen günstigeren Augenblick ab, wo er seine Niederlage wird rächen können. Auch die Musik liebt er, und besonders weiß er aus einem Instrument, das aus einem Kürbis gemacht und dessen Saiten mit Gras überzogen sind, sehr harmonische Töne hervorzulocken. Zuweilen, wenn auch nur sehr selten, beschäftigt er sich mit den Wissenschaften und der Literatur; sobald sich aber diese Liebe zum Studium ausgebildet hat, dann ist sie fast zur Wuth geworden. Man hat Mehrere gesehen, die ihr Land ein zweites Mal verließen und nach Freetown zurückkamen, um sich daselbst der Mathematik zu widmen.

Wenn wir jetzt das Innere des Landes durchforschen, so finden wir daselbst eine Fruchtbarkeit und einen Produktenreichthum, wie man ihn nirgends anders trifft. Das Palmenöl, die Vanille, das Gummi, der Kaffee, der Indigo, der Kautschuck, die Fieberrinde, die Jalape, tausend andere Holzarten, die zu Spezereien oder Farben geeignet sind; der Zucker, die Gewürze, der Taback, kurz, die reichsten und kostbarsten Produkte der beiden Hemisphären sind hier in großem Ueberfluß und

*) Ein aus einem einzigen Baume gezimmerter Nachen der Wilden.

**) So heißt das Ruder bei diesen Nachen.

fast wildwachsend zu finden. Das Land kostet hier weiter nichts, als das Einschreiben, und der Lohn der Arbeiter beträgt täglich 8—10 Pence. Es haben sich einige Meiereien daselbst gebildet wie durch Zauber; die meisten darunter liegen auf dem Abhang der Hügel, sind umgeben mit Citronen- und Orangenbäumen und bieten in der Mitte dieses grünen Gürtels einen höchst reizenden Anblick dar. Rings herum gewöhnlich ganz nahe an dem Hauptgebäude sind ungeheure Felder, mit Zuckerrohr, Indigo und Baumwollenstauden bepflanzt, während die Kaffeepflanzungen die Höhen bedecken. Es herrscht die Sitte, sobald man eine Meierei anlegen will, die Hainen und Bäume, welche das zu bebauende Erdreich bedecken, zu verbrennen, um die Leoparden und Schlangen daraus zu vertreiben.

Das ist also jenes von den Europäern so gefürchtete Land. Ich habe gesagt, daß die Hitze und die Mosquitos daselbst unerträglich wären; in der That, dies sind die größten Unbequemlichkeiten des Landes. Nichts ist im Stande, die Intensität dieser Gluth zu schwächen, weder der Seewind, noch die schönen tropischen Nächte, wo das Gold der Sterne vom Himmel herab durch die dichte Finsterniß hindurchdringt und sich in dem Krystall der Gewässer wiederspiegelt. Umsonst dunstet das Wasser aus durch die Poren der Wasserflaschen; umsonst bleibt der Klaret, der Madera, der Sauterne, gut eingehüllt in Baumwolle, ganze Stunden lang der Seeluft ausgesetzt: die Flüssigkeit kommt immer brennend in die Kehle. Aber was ist die Hitze gegen die schrecklichen Leiden, die man von den Grillen, den gelben, rothen, purpurnen, grünen und grauen Heuschrecken und dem unermeßlichen Heer von Mosquitos auszustehen hat? Diese lassen Einem nicht einen Augenblick Ruhe: sie dringen überall hin, zuerst in die Haut, dann in den Wein, ja bis in die Suppe. Was aber die Ungesundheit des Klima betrifft, wie man sie besonders in Europa verschreit, so muß ich sie durchaus leugnen. Freilich wenn ein Mensch, der auf einmal in Afrika ankommt mit seiner Europäischen Constitution, anstatt seine Lebensweise nach den Umständen ein wenig zu modifiziren, sich nach wie vor allen Exzessen hingiebt und besonders starke Liqueurs ohne Maaß genießt, dann muß allerdings die Gesundheit eines solchen Menschen, die schon in der Heimath auf die Länge zu Grunde gehen müßte, es noch viel mehr unter dem brennenden Himmel des Aequators.

Diese Unmäßigkeit ist es fast immer, welche an der furchtbaren Sterblichkeit von Sierra-Leone Schuld ist. Nüchternheit, regelmäßige Lebensweise und eine mäßige Uebung in Allem, das ist das einzige wirksame Mittel für dieses Uebel. Dann wird der Europäer sich bald an das Afrikanische Klima gewöhnen und daselbst eben so lange leben, als in den anderen tropischen Gegenden; bald werden auch die Emigranten des Mutterlandes, nicht mehr so furchtsam wie früher, auf den Boden der Halbinsel, das reichste Gebiet des Welttheils, herbeiströmen, anstatt in andere Länder zu gehen, die ihnen nur ein mühseliges Daseyn bieten.

Bis diese so wünschenswerthe Gesundheits-Reform zu Stande kommt, beschäftigen sich die Behörden von Sierra-Leone besonders thätig mit der Ausrottung des Negerhandels. Gewiß nicht umsonst hat Noah zu Cham's Söhnen gesagt: „Ihr werdet den Knechten eurer Brüder dienen." Afrika ist immer der große Sklavenmarkt, wo sich Indien, Aegypten, Klein-Asien und Westindien Vorrath holen. Und sonderbar ist es dabei, daß die Mohammedaner diesen Handel mit weit weniger Grausamkeit treiben, als die civilisirten Völker des Occidents. Man kennt die Verträge Englands mit Frankreich, Spanien und mehreren anderen Staaten; in dem Vertrag mit Brasilien vom Jahre 1826 heißt es, daß jede Uebertretung des Vertrages als eine Seeräuberei betrachtet und bestraft werden wird. Ein ähnlicher Vertrag mit Holland ward 1829 unterzeichnet. Und alle diese Verträge, alle Summen, welche England für die pünktliche Befolgung derselben verwendet hat, haben dem Handel noch kein Ende gemacht. Man schätzt heute die Zahl der Sklaven, die jedes Jahr über das Atlantische Meer fahren und in allen Theilen Amerika's vertheilt werden, auf 80—100,000. Bei meiner Ankunft in Sierra-Leone sah ich im Hafen einen Schooner, der sich durch die Feinheit seines Baues und die Höhe seiner Masten auszeichnete. Dieses Schiff, dessen Verdeck mit Schwarzen bedeckt war, nannte sich „Donna Maria da Gloria"; man hielt es für Brasilianisch. Von einer Englischen Fregatte beim Einlaufen in die Rhede von Rio-Janeiro gefangen, war es in den Hafen geführt worden, wo die Sache vor die gemischte Brasilianische Kommission kam. Die Ladung bestand aus 430 Schwarzen. Diese Angelegenheit gab zu heftigen Debatten Anlaß, weil der Capitain des Negerschiffes versicherte, daß sein Schiff kein Brasilianisches Eigenthum wäre; endlich erklärte sich das Gericht aus Mangel an Kenntniß der Sache für inkompetent, und der Schooner wurde nach Sierra-Leone geschickt, um daselbst mit seiner Ladung gerichtlich zuerkannt zu werden. Der Negerfahrer mußte also das Atlantische Meer noch einmal durchschneiden, aber schon hatte der Tod fast ein Viertel von den Negern hinweggemäht; ihre Zahl betrug nur noch 335, und von diesen 335 Unglücklichen waren die Meisten von scheußlichen Krankheiten heimgesucht, Geschwüren, Blattern und Dysenterieen. Das war noch nicht Alles: als das Schiff Sierra-Leone erreicht hatte, mußte man mit der Ausschiffung der Schwarzen warten, bis das Gericht durch einen Rechtsspruch die Prise für gut und gültig erklärt hatte. Das dauerte wieder zwei Monate; nun erst bewies der Eigenthümer des Schooners, daß sein Fahrzeug, als es gefangen worden, die Portugiesische Flagge, und nicht die Brasilianische, getragen habe und daß es auch wirklich ein Portugiesisches Eigenthum wäre. Nun heißt es in dem Vertrage Englands mit Portugal, daß die Portugiesen den Handel nicht in der nördlichen Hemisphäre treiben werden. Der Schooner war in der südlichen Hemisphäre gefangen worden, nichts zeigte, daß er seine Ladung in der nördlichen Hemisphäre geholt, und folglich war das Gericht gezwungen, die Prise für ungültig zu erklären und sie dem Eigenthümer wieder zurückzugeben mit einem Geleitsbrief, damit sie nicht von anderen Englischen Kreuzern aufgehalten werde. So machte sich der Schooner aufs neue segelfertig nach sechs Monaten Prozeß, während welcher Zeit es nicht einem Schwarzen vergönnt war, aufs Land zu steigen; triumphirend verläßt er den Hafen mit ausgebreiteter Flagge, um zum dritten Male den Ocean zu durchschneiden mit den Trümmern seiner Ladung. In dem Moment der Abfahrt stießen die Schwarzen drei Hussah's aus, gewiß in der Hoffnung, ihre Leiden durch einen baldigen Tod enden zu sehen.

Die Orte, wo die Kreuzer am meisten zu thun haben, sind an der Mündung einiger Flüsse gelegen, in der Bai von Benin und Biaffra; auch die Flüsse Calaba und Bonny werden von den Negerschiffen sehr häufig besucht. Sobald ein verdächtig aussehendes Schiff in diesen Flüssen Anker geworfen, so bemächtigt man sich seiner; dann führt es ein Englischer Offizier mit einigen Matrosen nach Sierra-Leone, wo das Gericht, das an diesem Orte seinen Sitz hat, durch ein Erkenntniß die Beschlagnahme bestätigt oder aufhebt. Eines von diesen Schiffen, das einen Monat lang gefahren war, wurde von einem Englischen Kreuzer gefangen. Die Ladung, die bei seiner Abfahrt aus 374 Mann bestand, war schon auf 315 reduzirt. Dieses Schiff war ein Spanisches und nannte sich „Paulina". Sein Verdeck war vorn und hinten mit Männern, Frauen und Kindern in vollkommener Nacktheit bedeckt, und am Fuße des großen Mastbaums lagen etwa zehn Sterbende aufgeschichtet, die nichts mehr als Knochen an sich hatten. Man öffnete die Luken, die mit eisernen Barren verschlossen waren, und sogleich kam aus dem unteren Schiffsraum eine ganze Heerde von Negern und Negerinnen heraus, die ein herzergreifendes Geschrei ausstießen. Dieses Loch war nur 22 Zoll hoch und nur so breit, daß der vierte Theil der Unglücklichen, welche herauskamen, sich innerhalb desselben nicht hätte hinlegen können. So hatten also die Schwarzen einen ganzen Monat lang darin stehen müssen, oder wenigstens so, daß Kopf und Hals sich unter die Schiffsplanken beugen mußten, ohne sich rühren zu können. Nie hatte man in Sierra-Leone Neger von miserablerem Aeußern gesehen. Nachdem sie gelandet waren, wurde ein Theil von den Männern krank und starb; eben so war es mit den Frauen: einige wurden ins Hospital gebracht mit heftigen Fiebern, und andere wurden wahnsinnig, was unter den Frauen in Folge dieser Fahrten sehr gewöhnlich ist, besonders bei denen, deren geistige Fähigkeiten am meisten entwickelt sind.

Mannigfaltiges.

— **Mäßigkeit und Dürftigkeit.** Einer der am wenigsten bei uns in Deutschland gekannten Amerikanischen Schriftsteller ist *William Channing*, und doch verdient er es vielleicht mehr als Washington Irving und Cooper, auch im Auslande gelesen und geliebt zu werden. Das Feld, das er anbaut, liegt freilich nicht im Reiche der Poesie und der Romantik; Sittlichkeit, Religiosität und Menschenliebe sind die Zwecke, die seine schriftstellerische Wirksamkeit im Auge hat und die er, eben so wie auf der Kanzel, durch seine populairen anspruchslosen Schriften zu fördern weiß. Diesen ist zum Theil auch wohl der große Erfolg zu verdanken, den das Institut der Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika gefunden hat; denn zu seinen verbreitetsten Arbeiten gehört seine „Adresse in Bezug auf Mäßigkeit"*), von der jetzt auch in London ein Abdruck erschienen ist und deren Uebertragung ins Deutsche ein ganz zeitgemäßes Werk seyn würde, da man ja jetzt auch in unserem Vaterlande damit umgeht, ähnliche Mäßigkeits-Gesellschaften wie in Nord-Amerika zu begründen. Nicht in den gewöhnlichen verhorresciretden Redensarten und Uebertreibungen ist hier die Unmäßigkeit als ein Scheusal dargestellt — in der Regel wissen ja die unglücklichen Trunkenbolde selbst am besten, wie verächtlich ihr Treiben ist — sondern mit wahrhaft gottbegeisterter Beredsamkeit wird dem Armen das Glück gezeigt, das oft gerade in seiner Armuth liegt und das er nur im Verkennen seines geistigen und physischen Wohlseyns zurückstößt. Wir geben hier als Beleg eine Stelle aus der Schrift des Dr. Channing: „Unmäßigkeit", sagt er, „ist mehr noch um ihrer selbst, als um ihrer äußeren Folgen halber zu bemitleiden und zu verabscheuen; denn diese äußeren Folgen erscheinen ja besonders darum nur so traurig, weil ihnen eine verbrecherische Ursache zum Grunde liegt. Wir sprechen von dem Elend, das ein Trunkenbold über seine Familie bringt. Man denke sich des Mannes Brutalität fort, und wie leicht zu ertragen scheint dann dieses Elend selbst — sein Weib und seine Kinder in Lumpen. Ei, was Lumpen, wenn diese unverschuldet sind! Man denke sich einmal, der Mann sey kein Trunkenbold, sondern ein rechtschaffener Ehemann, ein liebevoller Vater gewesen; Krankheit und nicht das Laster habe die Familie so herunter gebracht; man denke sich ferner sein Weib und seine Kinder ihm durch innige Liebe verbunden, durch Liebe, die ein Leben voller Sorgen und Arbeit für ihren Unterhalt noch vermehrt hat; man denke sich, sie wissen, daß es seine Mühen für ihr Wohlergehen sind, die seine Gesundheit untergruben; man denke sich, er dürfte zu den Seinigen sagen: „Wir sind zwar arm an Gütern dieser Welt, aber reich an Liebe und religiösem Vertrauen; ich scheide zwar von Euch, aber ich hinterlasse Euch dem Vater der Vaterlosen und dem Gotte der armen Wittwen"; man denke sich alles dies, und in welchem anderen Lichte erscheinen jene Lumpen! wie verwandelt ist das kalte nackte Zimmer! Des Herzens Wärme kann viel thun, um Winters Kälte zu widerstehen; und Hoffnung nicht bloß, sondern auch Ehre ist in solcher tugendhaften Dürftigkeit!"

*) An Address on Temperance. By Dr. William E. Channing.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumeriet auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Montag den 4. September 1837.

Frankreich.

Die erste Pariser Eisenbahn.

Von Jules Janin.

Paris hat in diesen jüngsten Tagen einen neuen Ruhm und Schmuck gewonnen. Noch ist das Jahr nicht verflossen, das den Luxor-Obelisken aufrichten und den Siegesbogen an der Barrière de l'Etoile enthüllen sah, und nun besitzen die Pariser auch eine Eisenbahn. Was sage ich, Eisenbahn? das wäre gerade das Wenigste. Paris hat eine Eroberung gemacht, eine fröhliche und friedliche Eroberung. Das Schloß und der große, weite, schattige Wald von Saint-Germain-en-Laye gehört jetzt zu Paris. Der herrliche, majestätische Palast und die nicht minder majestätischen, uralten, seit Jahrhunderten von keiner Axt entweihten Bäume und Laubgänge, — die erhabene, weit ausgebreitete Terrasse, von wo herab der Pariser Spaziergänger die unvergleichliche Landschaft rings umher mit so freudigem Stolze und Behagen mustert, als lägen alle Königreiche der Welt ihm zu Füßen, — die freundliche Stadt Saint-Germain, an den dunkelgrünen Forst gelehnt, von reizenden Spazierwegen umgürtet; das Alles liegt jetzt dicht vor den Thoren von Paris. Gestern war es noch eine Reise, wenn man dahin wollte, mit allerhand Zurüstungen und Transporten; heute, wie bequem! es darf Jeder nur ein paar hundert Schritt vor seine Thüre gehen. Eine neue Welt thut sich vor den Parisern auf; sie dürfen mit gerechter Begeisterung rufen: Novus rerum mihi nascitur ordo.

Wir standen — es sind in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, kaum mehr als zwei Stunden her — wir standen auf der schönen, geräumigen place de l'Europe, die den Eingang zu den südwestlichen Stadttheilen von Paris beherrscht. Ringsumher und in der Nähe stehen schon recht viele neue freundliche Häuser, in gefälliger Unordnung, die bald zur Ordnung werden wird, bald einzeln, bald in Gruppen; die Regsamkeit, die laute Arbeit, das wimmelnde und geschäftige Leben, das sich je länger je mehr um diese neue Wunderstraße drängen wird, hat sie schon herbeigelockt. Unser Blick verfolgte mit Lust und Neugier die Eisenspur, die vor uns gerade aus so leicht über den Boden hinlief, in raschen Sätzen über Anhöhen und Thäler unaufhaltsam hinwegschoß und nicht eher ruhte, als bis sie in vollem Laufe dort die Höhe von Saint-Germain erreichte, die uns aus weiter Ferne mit ihrer grünen Waldeskrone und ihren weißschimmernden Häusern winkte. Wie reiche Frucht wird diese Eisenfurche tragen, die auf festem Grunde meilenweit über Acker und Haide, über angebautes und kahles Erdreich sich dahinstreckt! — In unseren Gedanken unterbrach uns plötzlich die Nachricht, der Herzog von Orleans sey schon da. Nun, hieß es, sind wir gleich in Saint-Germain; noch ehe wir abfuhren, richteten wir uns schon auf die Ankunft.

Der Herzog von Orleans kam nicht allein. Unsere Königin, die stolz darauf ist, überall das erste gute Beispiel zu geben, wollte auch die erste Fahrt auf der neuen Eisenbahn erproben. Mit ihr fanden sich die Herzogin von Orleans, die jungen Prinzessinnen, die Herzoge von Aumale und von Montpensier ein; in ihrem Gefolge der Graf Flahault, die dienstthuenden Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere; ferner die Handels-Minister, der Präfekt des Seine-Departements, der Polizei-Präfekt, der General-Direktor des Brücken- und Straßenbauwesens; der Graf Medem von der Russischen Gesandtschaft, der Deputirte Herr Jacques Lefebvre, der Pair und Bank-Direktor Herr Gautier; endlich von den Zuschauern, wer glücklich oder geschickt genug war, einen der übrigen Plätze zu gewinnen. Die Versammlung gewährte einen eben so freudigen als glänzenden Anblick; es war, als wenn ein Fest gefeiert würde, und die Eisenbahn hat gleich am ersten Tage entschieden ihr Glück gemacht. Denn welches allerfurchtsamste Pariser Zierpüppchen wird sich noch unterstehen, vor der Bahn und dem Dampfwagen Furcht zu haben, womit die Königin und die Herzogin von Orleans zur Probe gefahren sind? Diesem hohen und ermunternden Beispiel werden unsere zarten und zaghaften Pariser Schönen es zu verdanken haben, wenn sie schon innerhalb der nächsten acht Tage die minutenlange weite Reise nach Saint-Germain machen, zu der sie sich sonst den ganzen Sommer nicht getraut hätten.

Die durchlauchtigen Reisenden wurden von den Administratoren der Eisenbahn, den Herren James v. Rothschild, v. Eichthal, Sanson Davilliers und Thurneyssen, von dem Direktor Herrn Emil Pereire und von den beiden Ingenieuren, Herren Lamé und Claperon, in einem geräumigen, höchst geschmackvoll ausgemalten und dekorirten Saale empfangen. Die Mauern und der Plafond gaben an Schmuck und Eleganz dem Foyer der großen Oper nichts nach. Tausend anmuthige und sinnig verschlungene Figuren waren von der geschickten Hand des Decorations-Malers Fouchères auf die Wandfelder und Säulen hingeworfen. Schade, daß der schöne und weite Saal mit den geräumigen, ringsum laufenden Gallerieen und mit seinem ganzen verschwenderischen inneren Ausschmuck nur provisorisch auf dieser Stelle steht. Denn über kurz oder lang wird er mit der Einfahrt zur Eisenbahn weiter innen nach der Stadt verlegt werden müssen. Da die Eisenbahn jetzt kein Problem mehr ist, sondern zu einem Gemeingut für Alle wird, so wird man ihr schon gestatten müssen, daß sie der Bevölkerung der inneren und der östlichen Quartiere von Paris noch um ein paar Schritte näher kommt, bis zur Place Madelaine etwa. Es wäre auch nicht mehr als billig. Warum soll der schöne Meisterbau, auf den wir stolz seyn dürfen, auf die abgelegenen Anhöhen vor dem Thore verwiesen bleiben? Müssen wir denn so weit gehen, die Eisenbahn aufzusuchen, da sie ja so gern und so schnell zu uns kommen möchte? Ich wette, es vergehen keine sechs Monate, und sie wird mitten in unsere Stadt einziehen; wir werden die friedliche Siegerin im Triumphe empfangen und hocherfreut zu ihr sprechen: Herrin, sey uns willkommen!

Um halb drei Uhr stiegen die Königin, die Herzogin von Orleans, die jungen Prinzen und Prinzessinnen in den größten und schönsten von den Wagen, die, wie von selbst, oder von einer unsichtbaren Kraft des Bodens getrieben, auf dem schnurgeraden Geleise einherglitten; der Herzog von Orleans nahm mit seinem jüngeren Bruder, dem Herzoge von Aumale, unter freiem Himmel auf einer Bank der Impériale Platz, wo Herr Claperon ihnen Gesellschaft leistete. Noch über 150 Personen, außer dem Gefolge des Hofes, fuhren auf gedeckten und offenen Berlinen, auf Diligencen, Waggons und anderen Fuhrwerken mit. Diese Wagen hängen sämmtlich durch eine unten fortlaufende Kette von geschmiedeten Eisenstäben an einander, und die Vorrichtung bewirkt, sie mögen vorwärts oder rückwärts laufen, im Zuge seyn oder anhalten, jedem Zusammenstoß und Unfall vor. Die Administration der Eisenbahn besitzt übrigens schon jetzt 105 Wagen, auf denen zusammen 4070 Personen Platz haben. Ohne große Mühe kann an einem schönen Sonntage ganz Paris nach Saint-Germain, ins Grüne und in den schattigen Wald hinausgebracht werden.

Sobald alle Mitfahrende ihre Plätze eingenommen hatten, nahm der Direktor die Befehle der Königin entgegen; die Trompeten schmetterten das Signal zur Abfahrt, im nächsten Moment flogen wir schon weit dahin. Seht Ihr den eisernen Renner, wie er vor uns her Dampf und Feuer schnaubt, in Glut und Eifer vorwärts stürmend, ungestüm wie das Roß Hiob's; von seinem Gange dröhnet die Erde, und der Wind trägt die Wolken seines heißen Athems durch die Lüfte. Wo ist seines gleichen ein Geschöpf, unaufhaltsam, unermüdlich, schneller als der Wind, arbeitend ohne Rast und doch ohne Hast, mit sicherem und gleichförmigem Schritt seinen Weg durchmessend, siegreich über die Weite des Raumes und über den Flug der Zeit? Wie großartig, ehrfurchterweckend ist dieses Schauspiel einer Naturkraft, die sich mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt fromm und gehorsam in den Dienst des Menschen giebt, ihn wie auf Flügeln des Sturmes zu tragen, wohin er befiehlt. Sobald sein Lenker ihm die Zügel freiläßt, setzt das Dampfroß sich in Lauf; es jauchzt bei den ersten Schritten, und die Eisentrippen stöhnen von der Gewalt seines Athems; dann aber mäßigt es seinen Ungestüm, Ihr fühlt Euch sanft fortgetragen, und vor Euch her schwimmt die gekräuselte Rauchsäule in der Luft, gleich einem Schleier im Winde auf und nieder wehend. Es ist, als wäre die Kraft der Bewegung, die schaffende Seele der materiellen Welt, dort vor Euch sichtlich verkörpert und trüge Euch mit ihrer stillen, das All umströmenden Macht von dannen. Ihr spürt kaum, daß Ihr fortrückt; es ist kein Laufen, kein Rollen, sondern ein gleichmäßiges Dahingleiten ohne Erschütterung und Stoß. Der Raum verschwindet hinter Euch; was Ihr vor Euch seht, ist im Nu erreicht; ehe Ihr Euch des Anfanges recht bewußt werdet, seyd Ihr schon am Ende. Die Luft, die Ihr durchschneidet, kühlt Euch Gesicht und Stirn; die Brust wird weit, das Herz schlägt mit Lust und frischem Muth, und Ihr habt das leichte, selige Gefühl, wie es Horaz schildert: album motor in alitem! — Was rühmen und rechnen die Leute doch Alles der Eisenbahn nach! ein solides, ein nützliches Unternehmen, fürwahr, das Eure ernsteste Aufmerksamkeit verdient: die Bahn ist ein Reichthum für das Volk, sie verlängert des Menschen Leben; gewiß, sie verdreifacht uns das unschätzbare Kapital, das so eifrig und achtsam genützt seyn will, die Zeit. Von Eisenbahnen durchzogen, wird unser Frankreich zu einem großen Fruchtgarten, Land und Hauptstadt zu Einem werden; was jeder Ort an Gaben der Natur und Kunst hervorbringt, werden Alle mitgenießen. Was sie da sagen, ist Alles schön und gut, aber bei weitem das Schönste und Beste nicht. Die Eisen-

bahn ist mehr werth als baarer Reichthum, mehr als ein Industrie-Kapital, mehr als Alles, was die Nützlichkeit-Prediger daran zu preisen verstehen. Sie schafft uns ein neues, bis jetzt unerhörtes Vergnügen, eine Annehmlichkeit, der keine andere gleichkommt, eine lebendige Erholung, eine Erfrischung für den Geist und für die Sinne: wie hoch rechnet Ihr das an? Zeit ersparen, ei ja doch! wie manche schöne Stunde wollen wir an die Luft verschwenden, im raschen Fluge über Feld und Flur mit des Dampfes Schnelle dahinrollend, die reine Himmelsluft zu trinken!

Wenn Ihr vor Zeiten, zum Beispiel gestern, aus Eurer Klause hinaus nach Saint-Germain wolltet, nun ja, der Weg lag recht hübsch und anmuthig vor Euch: reizende Landschaft, grüne schattenreiche Thäler, malerische Hügel, rieselnde Gewässer, Wiesen voller Blumen, einladende Gebüsche, und über grünen Laubgewölben hervorschauend die altergrauen Kirchthürme von Dörfern und Städten. Aber das Alles wollte Schritt vor Schritt durchmessen, die Hügel wollten aufwärts und abwärts bestiegen, die Thäler durchwandert, der Fluß wollte überfahren seyn; dabei hattet Ihr Sonne und Staub zu beständigen Reisegefährten. Am Ziele angelangt, saßet Ihr eine Weile unter einem der alten Bäume auf der Terrasse, im Angesichte des Schlosses, wo Ludwig XIV. geboren wurde. Aber kaum waret Ihr von Eurer Ermüdung ein wenig erholt, so mußtet Ihr schon an den Rückweg denken und den Wald seyn lassen; sonst hättet Ihr Euch bis in den anderen Morgen hinein verspätet. Die Nacht brach ein, die ganze schöne Gegend lag in Finsterniß, es war ein langweiliger Rückmarsch unter ungeduldigem Seufzen: ach wie ist der Weg so lang und so dunkel! Lieber will ich doch als bescheidener Fußgänger im Gehölze von Boulogne umherspazieren, wo ich mindestens gemächlich Zeit habe, wenn mir auch der Staub von Wagen und Reitern die Aussicht in das Grüne verdirbt. — Aber jetzt! jetzt ist das ganz anders. Heute können wir eigentlich erst recht davon reden, daß wir Saint-Germain und seine anmuthige Gegend bei Paris haben. Für uns sind die Thäler ausgefüllt und die Höhen geebnet; die Hügel breiten ihre Abhänge gleich Armen aus, Euch aufzufangen, aber wenn Ihr herankommt, öffnen sie sich von selbst und lassen Euch hindurch. Die grünen Gebüsche laufen lustig neben Euch her; im hohen Bogen schießt Ihr über den Fluß; die Kirchthürme kommen Euch so schnell entgegen geflogen, daß Ihr denkt, sie im nächsten Augenblick mit Händen greifen zu können. Alles lacht Euch an, Alles ist freundlich, gefällig, einladend für Euch; Ihr fahret doch einher über dem trägen Erdenstaub, mit der Sonne um die Wette, und ehe Ihr's Euch versehet, liegt Ihr draußen auf dem schwellenden Rasen unter schattigem Laube hingestreckt und fragt Euch verwundert: schon da? — Und nun gehört Euch der ganze schöne, weite Wald; er ist in der That Euer für den ganzen Tag, Ihr mögt ihn durchstreifen in allen Richtungen und Euch ergötzen nach Herzenslust. Seyd unbesorgt um die Zeit, laßt den Abend einbrechen: die Eisenbahn schafft Euch schon noch zu rechter Zeit an die Thür Eures Hauses. Ergeht Euch so weit Ihr mögt; wenn Ihr wollt, legt Euch schlafen; sucht die Sonne, sucht den Schatten auf, sucht meinetwegen Reime, wenn Ihr meint, daß dabei ein Vergnügen zu holen ist. Setzt Euch bei sinkender Nacht wieder auf den Wagen: im Nu seyd Ihr daheim und bringt allen Genuß, alle Fröhlichkeit, allen Duft, alle Erquickung von draußen noch ganz frisch mit nach Hause.

Kennt Ihr das Feenmährchen, worin der verzauberte Teppich vorkommt? Wer sich darauf setzt, der darf nur denken: „dorthin möcht' ich", und gleich ist er dort. Ist nicht die Eisenbahn beinahe so ein Teppich?

Also nichts da von Geschäften, nichts da von Statistik ad vocem der Eisenbahn nach Saint Germain. Meint Ihr, es sollte mir schwer fallen, dergleichen recht viel und recht kaufmännisch gelehrt vorzubringen? So wahr mir Vulkan helfe, das wäre kinderleicht. Mancher Mann an meiner Stelle würde sich das trockene Vergnügen machen, zu sprechen wie folgt: „Meine Herren und Damen, treten Sie näher. Betrachten Sie diesen Weg, der 18,430 Meter lang ist; die Geleise sind anderthalb Meter, der Raum zwischen den Geleisen 1 Meter und 80 Centimeter, die Ränder zu beiden Seiten der Geleise 1 Meter und 4 Centimeter breit. Sehr schön, sehr vortrefflich. Die unterirdische Wegstrecke bei Batignolles, sehen Sie, besteht aus zwei Gallerieen, jede mit zwei Geleisen, 7 Meter und 40 Centimeter breit; sie sind zu sechs Fuß Höhe ausgewölbt, und ihre Länge beträgt volle 400 Meter." Wenn wir all' diese schönen Dinge wissen, dann haben wir was Rechtes profitirt: nicht wahr? Der Mann könnte übrigens weiter erzählen bis in die Nacht hinein: zum Beispiel, daß die Bahn zwischen Paris und Saint Germain über achtzehn Brücken, darunter dreimal über die Seine läuft; was sagt Ihr dazu? oder zu der Explication, daß und wie so bei der Fahrt von Saint Germain nach Paris ein Dreihundertmillionentheil mehr an Zugkraft verwendet werden muß, als wenn es von Paris nach Saint Germain geht; begreift Ihr, was das heißen will? Und wenn Ihr vollends erfahrt, daß die Bahn sich bei der Einfahrt in Paris in einem Bogen von nur 900 Metern Halbmesser wendet, werdet Ihr Euch nicht vor Schreck über diese Verwegenheit bekreuzen? Damit Ihr nur gleich alle Sorge um diese Dinge vom Herzen habt, so bückt Euch gefälligst noch ein wenig und versucht einmal, eine von den Schienen in der Hand zu wiegen. Sie sind gewaltig schwer, nicht wahr? das will ich auch meinen: sie wiegen vierzehn und ein halbes Kilogramm mehr als die Schienen auf der Eisenbahn von Saint-Etienne, funfzehn mehr als die stärksten auf der Liverpooler.

Wäret Ihr aber etwa mit diesen Notizen noch nicht zufrieden gestellt und wollet mehr dergleichen hören, so wird der kenntnißreiche Mann Euch die Geschichte der Eisenbahnen ab ovo aufstischen und bei den Zeiten und Völkern anfangen, wo es noch gar keine gab. Er wird Euch von vorn herein gründlich beweisen, daß Römische Heerstraßen und alle Arten von Land- und Wasserwegen, die man bis heute gekannt hat, Einen im Grunde so elend und langsam fortbringen, daß es eine Schande ist; höchstens den Rhone- oder Rheinstrom wird er als passable Reisegelegenheiten gelten lassen, Nota bene wenn man stromab fährt. Faßt Euch in Geduld: die gelehrten Leute, die ihr Wissen auskramen, werden gewiß die letzten seyn, die sich ans Eisenbahn-Tempo gewöhnen. Ihr werdet hören, wie die erste Eisenbahn, welche Beaumont zu Newcastle 1676 für den Kohlentransport anzulegen versuchte, eigentlich eine hölzerne gewesen ist; die Erfindung machte damals kein Glück. Die zweite Eisenbahn war gleichfalls noch von Holz, aber doch schon mit Eisenplatten überdeckt; die dritte schon aus Gußeisen, und erst nach vielen mühsamen Versuchen ist man zu der neuesten Erfindung der gewalzten Eisenschienen gelangt. Bei jenen ersten rohen Bahnanlagen kannte man den Dampf als bewegende Kraft noch nicht; ein paar Flaschenzüge oder ein unglückseliger Gaul mußten die Arbeit verrichten. Und als man den Dampf zu benutzen anfing, war die Maschine nur ein unbeweglicher Kessel mit Balancier, der die Lasten nicht hinter sich her, sondern nur an sich heran zog. Erst in der neuesten Zeit erschien der Wundermann, der zu der Maschine sprach: lauf! und sie lief. England, das die Dampfkraft zwar nicht zuerst erfunden, aber zuerst benutzt hat, England fuhr schon längst mit staunenswürdiger Kunst und Majestät auf seinen Eisenbahnen daher, als die ganze Französische Dampf- und Eisenbahnpraxis sich noch auf die Kochkessel mit Sicherheitsventilen und auf die Russischen Rutschberge beschränkte. Und die Zahl der wirklich eisernen Eisenbahnen ist auf den Großbritanischen Inseln in beständiger rascher Zunahme begriffen: Liverpool und Manchester, Carlisle und Newcastle, Glamorganshire, Cardiffe und Merthyr-Tidwill, Cromford und High-Peak, Birmingham und Bristol, Leeds und Selby, Canterbury und Whistable (?) haben die übrigen oder werden sie binnen kurzem haben; die von London nach Greenwich nicht zu vergessen, wobei unser Cicerone nicht ermangeln wird, zu bemerken, daß sie auf tausend gewölbten Bogen 22 Fuß über der Erde läuft und eilf Millionen Francs gekostet hat. — Die Lokomotiv-Maschinen haben bis zu ihrer gegenwärtigen Einrichtung nicht weniger Experimente und Veränderungen zu bestehen gehabt, als die Bahngeleise. Anfangs waren es steife, stößige Dampfklepper, höchstens für die Couceu's gut, die für zehn Sous die Person nach Saint Germain fuhren; bei allmäliger Vervollkommnung leisteten sie bald so viel, wie ein Fiakergaul, dann wie ein derbes stattliches Normannisches Pferd; und jetzt können sie dreist mit den besten Englischen Rennern um die Wette laufen und ihnen noch sechzig Minuten auf die Stunde Vorsprung geben. Das nenn' ich fortkommen. — Wollt ihr etwa wissen, wie man es angefangen hat, die rollende Maschine so weit zu vervollkommnen, bis sie dem Menschen ganz zu Willen war? Ganz einfach, ein Kind kann es begreifen. Man hat sie in die Länge gezogen und auf sechs Räder gesetzt; dem cylinderförmigen Kessel hat man inwendig seinen Platz angewiesen und den Feuerheerd größer gemacht: es versteht sich von selbst, daß man dafür dem Rößlein auch mehr Hafer, will sagen mehr Kohlen aufschütten muß. Die Sache, denk' ich, ist so klar, wie die Geschichte mit dem Sattelknopf und Halfter von Cherubino's Pferd in der Fabel.

Der scharfsinnige Mann ist mit seinen Erläuterungen noch nicht zu Ende. Er wird Euch an den Fingern berechnen, daß in England jahraus jahrein, gut und schlecht in einander gerechnet, 10 Millionen Menschen, 300,000 Stück Rindvieh, 1,700,000 Schafe und Schweine transportirt werden; so viel für jetzt, es wird aber gewiß noch besser kommen. Und dabei kann der Rechenmeister ein mitleidiges, achselzuckendes Lächeln über unsere Eisenbahn nach Saint Germain nicht unterdrücken, als wenn sie eine Müßiggängerin unter ihren Schwestern wäre. — Nein, sage ich: verachtet mir unsere Bahn nicht; gerade darum ist sie mir lieb, weil sie ihr Werk nicht nach Waaren-Tonnen zählen wird, wie ein Amerikanisches Handelsschiff, weil sie das Jahr über keine hunderttausend Ochsen und keine Million Schweine fahren wird; weil sie nicht funfzigjährigen Spekulanten, sondern fröhlichen jungen Leuten und Liebes-Paaren zu Statten kommen wird; weil sie den Parisern zum Vergnügen, nicht bloß zum Gewinne gereichen soll; weil sie in Feld und Wald hinaus, nicht in dumpfige, räucherige Stahl- und Baumwollen-Fabrikquartiere führt, weil sie munter, lustig, fröhlich genutzt, ganz von Vergnügen belebt seyn wird. Sollen wir einen Weg nicht lieb haben, der uns im Nu, so schnell beinahe als unsere Sehnsucht fliegen kann, hinaus ins Freie führt, unter den Waldesschatten, die Fruchtbäume, die Blumen, an das kühle Wasser, zu den Dörfern, wo wir Milch, frische Eier und Kuchen naschen, wo wir jagen, spielen, singen, uns an der lauen Luft, am blauen Himmel, im Frühling, Sommer und Herbst ergötzen können.

Aber das Alles macht unseren Professor nicht irre; er fährt in seinem Texte fort: „Wer die Bahn von Manchester nach Liverpool nicht gesehen hat, der weiß nicht, was eine Eisenbahn heißt. Denkt Euch einen Tunnel, der ein und eine Viertel Englische Meile lang, 123 Fuß tief durch einen Hügel gesprengt ist. Das nenne ich eine Gallerie! 22 Fuß breit, 16 Fuß hoch. Und was würdet Ihr erst zu den Eisenbahnen in Nord-Amerika sagen. Die haben um den Grund und Boden nicht betteln, nicht handeln dürfen; die wachsen, strecken sich und laufen ohne Hinderniß; kein Garten, kein Zaun und Graben, keine Mauer und kein Schloß macht ihnen den Weg streitig. Ihre Linien, Bogen und Netze durchziehen den weiten Kontinent, wie die Adern einen menschlichen Leib, und dienen dem raschen Umlauf der Lebenssäfte. Von Boston nach Providence fährt man 17 Meilen in zwei, von New-York nach Philadelphia 34 Meilen in fünf bis sechs Stunden. Von Philadelphia bis Washington ist eine neue große Bahn ausgestreckt, und tausend andere schießen an, deren schnellem und weitem Zuge eines Adlers Blick und Flug nicht zu folgen vermag. Nicht wahr, meine Herren, wenn man daran denkt, so muß man mit Beschämung und Mitleid bekennen: „das sind wahre Eisenbahnen, und unsere nur Kinderspiel dagegen." (Schluß folgt.)

Der Salon der Gräfin von Genlis.

(Schluß.)

Freilich nahmen die Dinge von jenem Abend an eine ganz andere Wendung, und die beiden Brüder des Prinzen, die Herren von Saint-Albin und St. Far, die ich ziemlich genau kannte, behaupten, daß die Liebe, die den Herzog von Chartres so lange an unsere Schriftstellerin fesselte, sich eben von dem denkwürdigen Balle herdatire, wo er sie sah, ohne von ihr bemerkt zu werden. — Frau von Genlis war wirklich um diese Zeit außerordentlich hübsch, graziös und blühend; sie hatte wunderschöne Augen voller Geist und Feuer; ihre zwar etwas starke, aber an der Spitze leicht aufgestülpte Nase gaben dem ganzen Gesicht einen gewissen pikanten Ausdruck, der, verbunden mit dem scharfen Beobachtungsgeist, der alle ihre Züge belebte, sie wirklich reizend und anziehend machte; die schönsten blendend weißen Zähne verliehen ihrem Lächeln Lieblichkeit und Anmuth, ihre Gestalt war hübsch, wenn auch nicht sehr groß: kurz, in ihrem 23sten Jahre war sie eine der hübschesten Frauen, die damals Epoche machten. — An jenem Abend erhöhte ein sehr vortheilhaftes Kostüm noch ihre natürlichen Reize: sie war als Bäuerin gekleidet und trug einen rosa Taffet-Rock, der mit drei Reihen Silberband garnirt war; das Atlas-Mieder, von derselben Farbe, war vorn mit Silber-Tressen geschnürt und hielt ein elegantes Batist-Chemiset, das mit kostbaren Valenciennes Spitzen besetzt war, zusammen. Ihr Kopfputz bestand aus einer großen, ganz aufgeblühten Rose, die unter Silbergaze und Federn halb versteckt war und ihrem frischen Gesichte vortrefflich stand: sie war wirklich an jenem Abend hübsch genug, um das Herz eines Prinzen zu erobern.

Nirgends versammelten sich die feine Welt von Paris, so wie geistreiche Männer und Frauen lieber, als in dem Salon der Gräfin Genlis. Sie fanden dort immer eine angenehme, belebte Unterhaltung; die Dame vom Hause machte mit liebenswürdiger Grazie die Honneurs und sorgte für das Vergnügen ihrer Gäste. Sie sah es gern, wenn ihre Besucher mit einander befreundet oder doch wenigstens bekannt waren; denn es ist ein gewisses unangenehmes Gefühl, in Gesellschaften zu oft Personen zu begegnen, die uns ganz fremd sind. Das erinnert mich an eine geistreiche Antwort, die der Herzog von Ayen einst Ludwig XV. gab. Es war um die Zeit, als Mad. du Barry, die erste Favorite Ludwig's, bei Hofe den Ton angab. Man wünschte sich fast die Herrschaft der Pompadour zurück; denn wenn diese die Königin spielte, so that sie es wenigstens mit Anstand, aber „die Andere", wie Dagé sie nannte, trieb es ein wenig zu weit. Eines Abends sah der König an seiner Tafel zwei so sonderbare fremde Gestalten, daß er den Herzog von Ayen leise und fast ängstlich nach dem Namen der beiden Männer fragte, die ihm gegenüber saßen, und deren gemeines, plumpes Aussehen so grell mit dem Orte, wo sie waren, kontrastirte. — „Meiner Treue, Sire", erwiederte der Herzog, „ich weiß es nicht, ich treffe jetzt solche Leute nur bei Ihnen." .... Frau von Genlis' Zirkel war freilich ganz andere; dort riskirte man nicht, Personen zu begegnen, denen man sonst gern aus dem Wege geht. Zu ihrem engeren, vertrauteren Kreise gehörten die beiden Schwestern ihrer Mutter, die Marquisin von Montesson und Frau von Bellevau, Herr und Frau von Puisieux, die Marquise von Sillery-Genlis, Schwägerin der Gräfin, der Chevalier von Barbantane, Herr von Soudigny, der Autor mehrerer interessanter Werke, der Abbé Arnaud, Verfasser des „Comte de Comminges", der Chevalier von Talleyrand, ein Bruder des Barons, die Grafen und Gräfinnen von Custine und Valincourt, Frau von Gourgues, Frau von Harville und noch viele andere interessante Personen. Zuweilen ward auch dieser Kreis, der sich täglich, bald bei dieser, bald bei jener der oben genannten Damen zusammenfand, durch eine ausgezeichnet liebenswürdige Frau, die Marquisin von Louvois, vergrößert. Die einzige Triebfeder, die Alles in diesen Gesellschaften leitete, der einzige Zweck, den Wirthin und Gäste vor Augen hatten, war das Vergnügen. Ich glaube, man würde demjenigen, der jedesmal eine neue Art, die Abendstunden heiter zuzubringen, ersonnen hätte, gern einen Preis zuerkannt haben, und meine Leser werden aus dem Folgenden sehen, wie gierig man nach jeder Abwechselung haschte.

Eines Abends kam der Graf von Albaret zu Frau von Genlis, wo er schon den Chevalier von Barbantanes, Herrn von Genlis und mehrere andere eben so geistvolle Personen versammelt fand; er erzählte, daß er am vorigen Tage in einer sehr unterhaltenden Soirée gewesen, obgleich die Gesellschaft fast nur aus „Pedanten" (so nannte er die Gelehrten) bestand. — „Wo sind Sie denn gewesen?" fragte Frau von Genlis. — „Bei der Muse Dubocage", erwiederte der Graf, „ich versichere Ihnen, daß ich mich dort außerordentlich amüsirt habe, man hat viele Anekdoten von Herrn von Voltaire erzählt, und hätte man mir glauben wollen, so wäre der Dichter selbst da gewesen." — „Wie so denn?" fragte die Genlis. — „Sie kennen mein Nachahmungs-Talent noch nicht?" antwortete Albaret, „fragen Sie nur Herrn von Genlis, er wird Ihnen sagen, daß es nicht ganz unbedeutend ist." — Genlis bestätigte die Wahrheit dieser Behauptung. — „Ich habe einen kleinen Plan zu unserer Unterhaltung entworfen", sagte der Graf, „wollen wir ihn ausführen?" — „Ja, ja", riefen alle junge Frauen einstimmig, „was sollen wir thun?" — „Die Personen aus der Gesellschaft der Dubocage vorstellen. Frau von Genlis, die ein so großes mimisches Talent hat, muß die Dichterin selbst kopiren; ich übernehme Voltaire, Genlis wird den Abbé Duresnil oder Pinart machen und Frau von Renée Mad. Fanny von Beauharnais vorstellen ...." Dieser Plan wurde mit Entzücken aufgenommen. Frau von Genlis hatte nicht nur von Mad. Dubocage sprechen hören, sie hatte sie sogar schon selbst bei ihrer Tante, Frau von Montesson, gesehen. Die Dichterin war zwar schon 66 Jahre alt; aber ihre feinen, zarten Züge verriethen noch Spuren von großer Schönheit; Frau von Genlis forschte genau nach der Art, wie sie sich kleidete, nach ihren Gewohnheiten, ihren Manieren, und nach Verlauf von 14 Tagen stellte sie die Personen der Mad. Dubocage mit einer Vollkommenheit vor, die Jeden frappiren mußte. Eben so vortrefflich kopirte Herr von Albaret Voltaire, mit seiner großen, hageren, ein wenig gebeugten Gestalt, seinem feurigen boshaften Blicke und dem sarkastischen Lächeln, das beständig den Mund des Dichters umschwebte. — „Wahrlich", sagte er zu der verwandelten Mad. Dubocage, „an dem Tage, wo ich Ihre so lebendige Beschreibung von Rom und Italien gelesen, hörte ich auf, es zu bedauern, daß ich die heilige Stadt nicht selbst gesehen habe .... Ich kannte Konstantinopel schon durch Lady Montague und war entzückt davon .... Dank sey es Ihnen, ich gebe jetzt Rom den Vorzug." — Frau von Genlis nahm nun die Miene einer Person an, die auf Lobsprüche wartet, und sprach mit Selbstgefälligkeit von ihrer Italiänischen Reise. — „O", rief Mad. Beauharnais aus, „nur in der „Kolumbiade"*) muß man schöne Verse suchen." — „Das ganze Gedicht ist nicht so viel werth, wie eine einzige Seite aus den „Briefen Stephanie's"**), erwiederte die Genlis-Dubocage, mit verbindlichem Lächeln. — „Wie können Sie das sagen!" rief Frau von Renée-Beauharnais, und mit der Hand Stillschweigen gebietend, deklamirte sie einige Verse aus der Kolumbiade mit entzückendem Ausdruck und Vortrag. Perigny, der Herrn von Condamine vorstellte, neigte sich dann zu Mad. Dubocage und rezitirte ihr mit bewegtem Tone folgendes Madrigal, das Condamine einst wirklich, trotz des Anathems, das die Gelehrten aus der Arena der Poesie ausschließt, an die Dichterin gerichtet hatte:

D'Apollon, de Venus, réunissant les armes
Vous subjuguez l'esprit, vous captivez le coeur,
Et Senderi, jalouse, en verserait des larmes;
Mais sous un autre aspect son talent est vainqueur:
Elle eut celui de faire oublier sa laideur;
Tout votre esprit n'a pu faire oublier vos charmes. —

Kaum hatte Herr de la Condamine geendet, so nahm Voltaire das Wort, dann deklamirten und sprachen die Herren Duresnel und Linant in ihren angenommenen Rollen; aber Voltaire feierte, wie es scheint, einen vollständigen Triumph. Herr von Albaret kopirte ihn, wie Fleury Friedrich II. auf der Bühne, ohne Uebertreibung oder Karrikatur, dabei improvisirte er von Zeit zu Zeit Verse zu Ehren seiner liebenswürdigen Wirthin, der Mad. Dubocage; kurz, er trug fast am meisten zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. „Dieses Vergnügen", sagte Frau von Genlis später, „das uns immer neue Abwechselung gewährte und dessen wir nicht müde werden konnten, ward ungefähr vier- oder fünfmal wiederholt; aber nur die Eingeweihten wußten darum, und wir bewahrten es wie ein tiefes Geheimniß." — Erst lange nach dem Tode der Mad. Dubocage konnte sich Frau von Genlis entschließen, von diesen Soiréen zu sprechen.

Frankreich war um jene Zeit ein wahres Zauberland, dessen Hauptreiz eben diese feine, höfliche, liebenswürdige Gesellschaft ausmachte, die stets so eifrig bemüht war, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen zu gefallen und sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Nichts störte das reine Vergnügen, die ungebundene Heiterkeit, die in allen geselligen Kreisen herrschte; man erlaubte sich wohl zuweilen kleine Spöttereien, diese waren aber nicht beleidigend, denn man wußte damals noch nichts von jener giftigen Medisance, jenen Verleumdungen, die man jetzt so frei, so ohne Scheu ausspricht, und die man Aufrichtigkeit oder Offenheit nennt. Ich halte sie für Bosheit, und zwar für eine Art von Bosheit, die weniger zu ertragen ist, als jede andere, weil sie im Finstern schleicht und verderblich wirkt. — Eine der angenehmsten Zerstreuungen für den hohen Adel von Paris waren die Gesellschaften, die sich bei den Prinzen versammelten. Die feine Welt nahm nicht nur im Winter regelmäßig Theil daran, sondern machte auch im Sommer Reisen nach den Landgütern dieser Fürsten, wo sie immer eine gastfreie Aufnahme und die angenehmste Unterhaltung fand: man besuchte den Herzog von Orleans in Villers-Cotterets, den Prinzen von Conti auf Ile-Adam, den Herzog von Bouillon in Navarra und den Prinzen Condé in Chantilly. Auf allen diesen Schlössern ward heiter und angenehm gelebt: man spielte Komödie, tanzte, musizirte, dabei blieb jede Spur von Etiquette verbannt; die Prinzen, die ich oben genannt, waren zuvorkommend, mittheilend und freundlich; man gefiel sich bei ihnen und war glücklich. Zu jener Zeit trug Alles dazu bei, eine Gesellschaft zu bilden; jetzt, im Gegentheil, arbeitet Jeder an ihrer Zerstörung.

Mehrere Jahre hindurch war der Salon der Frau von Genlis, wie ich ihn oben beschrieben, ein Sammelplatz für die beau monde, aber auch für Gelehrte, Schriftsteller und Künstler; ein Ort, wo man Musik und Literatur gleich zu würdigen verstand. Sie war nicht nur in ihrem eigenen Hause unumschränkte Gebieterin, sondern machte auch in sieben oder acht anderen Gesellschaftssälen die Honneurs. Es scheint überhaupt, als ob das Haus Orleans von jeher an ihre Beherrschung gewöhnt gewesen. Sie war verheirathet und konnte also dem Herzoge nicht ihre Hand reichen; aber ihre Tante, Frau von Montesson, war unvermählt, und vielleicht haben die klugen Manöver der Genlis mehr dazu beigetragen, jene Heirath zu Stande zu bringen, als alle Koketterieen der Frau von Montesson.

Frau von Genlis führte das sonderbarste, bewegteste Leben, das man sich vorstellen kann. Sie besuchte nicht nur ihre Freunde und Bekannte, sondern etablirte sich förmlich bei ihnen, bis sie ihrer Gesellschaft überdrüssig wurde; dann brach sie mit einem Male, ohne Vorbereitungen, auf und zog weiter. Ihr Lieblings-Aufenthalt war das Schloß Sillery, ein herrliches Landgut, das erst dem Herrn von Puisieux und dann ihrem Schwager, dem Marquis von Genlis, gehörte; aber auch selbst dort blieb sie nur immer einige Wochen; sie mußte Abwechselung haben und Aufsehen erregen, denn das war ihr zum Bedürfniß geworden. — Herr von Genlis, der doch viel zu verständig und geistvoll war, um sich von einer Frau leiten zu lassen, führte sie selbst überall hin, nahm an allen Fêten Theil, deren Seele sie so zu sagen war, und verließ sie nur, um sich dem Regimente, in dem er als Oberst diente,

*) Die Kolumbiade, ein Gedicht in 10 Gesängen, von Mad. Dubocage.
**) Lettres de Stéphanie, historischer Roman in 3 Bänden, von Mad. de Beauharnais.

anzuschließen. — Frau von Genlis präludirte damals schon zu der Rolle, die sie bald spielen sollte; sie haschte gierig nach Lobsprüchen und Auszeichnungen; sie konnte es nicht leiden, wenn irgend ein Anderer die allgemeine Aufmerksamkeit von ihr ablenkte; daher haßte sie Frau von Staël, die doch unendlich höher stand, als sie, und die sie mit so feindseliger Feder schildert. Wie gefallsüchtig sie war, zeigt sie selbst, indem sie von einem kleinen Vorfall, der sich bei Frau von Estourmelle zugetragen, spricht. Ihr Sohn, ein unartiges, verzogenes Kind, mußte stets in ihrer Nähe seyn, damit sie auch von Zeit zu Zeit ihre Mutterliebe an den Tag legen konnte; er quälte sie oft wie jene Fliegen, die uns nicht nur fortwährend umschwirren, sondern uns auch mit ihren Stichen peinigen. Einst war sie mit ihm bei Frau von Estourmelle, da fiel es dem Knaben mit einem Male ein, daß seine Mutter ihm ihren ganz neuen mit Blumen garnirten Hut geben solle, weil er Lust habe, damit zu spielen. Nichts wäre leichter gewesen, als es ihm zu versagen; doch Frau von Genlis konnte ja ihrem Kinde nichts abschlagen. Sie nahm also den Hut ab; aber man muß nicht denken, daß das damals so leicht war, wie jetzt, wo man nur eine Schleife aufzulösen braucht, um sich von der oft so lästigen Kopfbedeckung zu befreien. Ein Hut gehörte in jener Zeit zu jeder eleganten Coiffure; er war oft mit mehr als funfzig großen schwarzen Nadeln am Haar befestigt, und Frau von Genlis mußte also die Hülfe der Frau von Estourmelle in Anspruch nehmen, um diese Nadeln herauszuziehen. Diese war gefällig genug, fortwährend dabei auszurufen: „Wie sanft und gut sie ist! Wie hübsch sie aussieht!“ und als nun endlich der Hut den Händen des kleinen Tyrannen übergeben war, saß Frau von Genlis mit zerstreuten, aufgelösten Haaren da; Jeder sah sie an und bewunderte ihre schönen Locken und Flechten. Sie hatte also ihren Zweck erreicht; die allgemeine Aufmerksamkeit war auf sie gerichtet, und dieses Benehmen nannte man damals liebenswürdige Natürlichkeit und Einfachheit.

Nord-Amerika.

Cochran's neue Kanone.

Ein junger Nord-Amerikaner, Herr John Cochran, der Sohn eines Kaufmanns in New-Hampshire, hat die Construction der Kanone in solchem Grade vervollkommnet, daß dieses Geschütz dadurch eine viel größere Kraft erhalten hat und namentlich in viel kürzerer Zeit, als bisher dazu nöthig war, bedient werden kann. Seltsam ist dabei der Umstand, daß die so vervollkommnete Kanone in der Türkei, unter den Auspizien des Sultans, zum ersten Mal in Anwendung gebracht worden ist. Die Amerikanischen Zeitschriften theilen uns über Herrn Cochran und seine Erfindung Folgendes mit:

„In seinem 16ten Jahre zeigte der junge Mann große Neigung zu mechanischen Experimenten. Sein Vater, der diese Neigung billigte, gewährte ihm mehrere tausend Dollars zur Anschaffung von Werkzeugen und Apparaten, deren der junge Mann bedurfte. Schon in seinem 18ten Lebensjahre kam dieser auf die Idee, die jetzt eine solche Bedeutung zu erlangen verspricht, damals jedoch noch unvollkommen war und erst nach drei Jahren zu völliger Reife gedieh. Demnächst begab er sich nach Frankreich und England und zeigte dort das Modell seiner neuen Kanone. Als er in den Jahren 1833—34 zu Paris verweilte, ersuchte ihn der Türkische Botschafter, seinen Kollegen in London mit der neuen Erfindung bekannt zu machen. Cochran reiste nach Woolwich und stellte in Gegenwart des Türkischen Gesandten eine Reihe von Versuchen an, die so befriedigend ausfielen, daß der Türkische Diplomat ihn bewog, nach Konstantinopel zu gehen, wohin er ihm sehr schmeichelhafte Empfehlungs-Schreiben an die hohe Pforte mitgab. Herr Cochran kam den 11. Februar 1836 in Konstantinopel an und wurde durch den Groß-Wesir dem Sultan vorgestellt. Seine Hoheit fand großes Gefallen an den Versuchen, die der Erfinder mit seinem Modell anstellte, und trug ihm auf, nach denselben Prinzipien eine zwölfpfündige Kanone zu gießen. Man wies Hrn. Cochran eine elegante Wohnung in Pera an, erhob ihn zur Würde eines Kanonen-Meisters und stellte so viele Arbeiter, als er gebrauchte, zu seiner Verfügung. Aber die Stückgießerei war nicht in gutem Stande, und die Werkleute besaßen wenig Geschick, so daß Cochran sich genöthigt sah, die Arbeit mit eigenen Händen zu verrichten. Obschon er kein geübter praktischer Mechaniker war, gelang es ihm doch durch Fleiß und Ausdauer, drei Kanonen zu gießen, zwei Einpfünder und einen Zwölfpfünder, von denen der letztere so vollkommen gerieth, als man es nur wünschen konnte. Am 14. September desselben Jahres probirte er den Zwölfpfünder in Gegenwart der Türkischen Behörden, die einen schmeichelhaften Bericht über das Experiment an den Sultan abstatteten. Er hatte die Kanone im Beisein dieser Würdenträger zu ihrem größten Erstaunen hundert Mal in funfzehn Minuten abgefeuert. Der Sultan forderte Herrn Cochran auf, dasselbe Experiment unter seinen Augen zu machen, und fuhr an dem festgesetzten Tage auf seiner Pracht-Gondel mit glänzendem Gefolge nach Theropia, am diesseitigen Ufer des Bosporus, wo man große Verkehrungen zu dem feierlichen Experimente getroffen hatte. Als das Fahrzeug dem Werfte sich näherte, salutirte Herr Cochran, auf Chalil-Pascha's Geheiß, aus seiner Experimental-Kanone mit 21 Schüssen in weniger als zwei Minuten!! Die ganze Versammlung war vor Staunen außer sich. Der Sultan ließ den Erfinder in sein Zelt am Ufer kommen, versicherte ihn seiner besonderen Huld und verlangte die Fortsetzung der wunderbaren Experimente. Die Kanone wurde auch dieses Mal in 15 Minuten 100 Mal abgefeuert; der Lauf kam dadurch in eine Hitze von 650 Grad F., während der sich drehende Cylinder, der die Ladung enthielt, nur eine Wärme von 250 Grad hatte und also vergleichungsweise kühl war. Se. Hoheit fragte Herrn Cochran nach dem Belaufe der Kosten; dieser überließ die Summe dem Ermessen Sr. Hoheit und wurde am folgenden Tage nach dem Palast eingeladen. Der Beutel voll Gold, den er hier empfing, war ein echt Kaiserliches Geschenk und vollkommen hinreichend sowohl zur Entschädigung seiner Mühe, als zur Aufmunterung für die Zukunft. Herr Cochran kehrte bald darauf nach Amerika zurück.“

Die Erfindung des jungen Amerikaners ist seitdem auch von dem Amerikanischen Institut der Wissenschaften geprüft worden. Das Resultat derselben kennt man zwar noch nicht, aber eine New-Yorker Zeitung von neuem Datum meldet, das Patent auf die **vielkammerige, nicht revolvirende Kanone** (many-chambered non-revolving rifle) sey von dem Erfinder für 300,000 Dollars an eine Gesellschaft verkauft worden.

Aerzte in Nord-Amerika.

In Frankreich hängen die Einkünfte des Arztes fast immer von der Willkür des Kranken oder seiner Familie ab. Die meisten Dienste des praktischen Arztes scheinen ganz umsonst seyn zu müssen. Man handelt mit ihm, man zieht ihm von der Zahl und dem Preise seiner Besuche ab, und er kann sehr zufrieden seyn, wenn er nur das Drittel oder die Hälfte seiner Forderung erhält. Er darf keine Arznei liefern, und von einer einfachen Unterhaltung, von einem Freundschaftsbesuch (mehr ist es ja nicht) macht man kein großes Wesen. Der Doktor ist fast immer der Freund des Hauses. Wenn sich in einer Familie mehrere Personen unpäßlich fühlen, so kommen sie in einem und demselben Zimmer zusammen und erwarten den Besuch des Arztes: Jeder verklagt ihn und oft Alle zusammen auf einmal; man bestürmt ihn mit Fragen, und der unglückliche Doktor, der so unvorbereitet überrascht wird und gezwungen ist, auf Alles zu antworten, Alles zu bedenken, alle Fälle zu überlegen, alle Symptome zu unterscheiden, findet sich bei dem Allen noch des gerechten Lohnes für seine Dienste beraubt. Oft sogar kommt es vor, daß man sich von einem Stock zum anderen die Verordnungen mittheilt; jeder Nachbar schreibt sie ab, und so kommt man dazu, sich Arznei zu verschaffen ohne Arzt.

In England, wie in den Vereinstaaten, wo die Arbeit die Hülfsquelle Aller ist, da wird der, welcher die Gesundheit wiederherstellt, welcher dem Uebel eine Schranke setzt, welcher den Menschen von der Schwäche befreit, als ein nützlicher Arbeiter betrachtet, da wird ihm sein Rath und sein Besuch pünktlich angeschlagen; man bezahlt ihn Tag für Tag wie einen nützlichen Lieferanten. Daher wird man sich nicht wundern, daß die Behörde es sich angelegen seyn ließ, den Preis ihrer Dienste zu bestimmen und ein rechtsgültiges Verzeichniß davon zu geben. So sind die Familien vor jeder übertriebenen Forderung geschützt, und der Arzt und der Chirurg sind sicher, kein zu kleines Gehalt zu bekommen.

In den drei großen Städten Nord-Amerika's, New-York, Baltimore und Charleston, sind besonders folgende Tarife herrschend. Der erste Besuch des Arztes kostet nach unserem Gelde in New-York einen halben bis 3 Thaler, in Baltimore 1½ bis 3 Thaler und in Charleston gegen 2 Thaler. Die folgenden Besuche kosten in New-York 3 Thaler, in Baltimore 1½ und in Charleston so viel wie der erste Besuch. Ein einziger Besuch wird in New-York mit 3, in Baltimore mit 3 bis 15 und in Charleston mit 2 Thalern bezahlt. Eine Consultation mit dem Arzt kostet in New-York und Baltimore gegen 8 Thaler, in Charleston ungefähr 12 Thaler. Für die folgenden Consultationen zahlt man in New-York 4½ Thaler, in Baltimore 1½ bis 3 und in Charleston 3½ Thaler. Eine briefliche Consultation kostet in New-York 15 bis 22 Thaler, ein nächtlicher Besuch dagegen in New-York 10 und in Baltimore 8 bis 30 Thaler. Das Honorar für jede Stunde beträgt in New-York 4½ Thaler, in Charleston 3½, für jeden Tag beträgt es in New-York 36 Thaler. Für entfernte Besuche muß man außer dem Honorar für die Visite selbst noch auf die Meile in New-York 2 und in Baltimore 1½ Thaler zahlen. Ein Besuch zur Zeit epidemischer Krankheiten kostet in New-York 8 und alle folgende Besuche 4½ Thaler. Ein Besuch nach dem Tode kostet in Charleston 3½ Thaler. Bei einer gewöhnlichen Niederkunft bekommt der Arzt in New-York 36 bis 37 Thaler, in Baltimore 15 bis 36 und in Charleston 30 bis 75 Thaler; eine beschwerliche Niederkunft dagegen bringt dem Arzt in New-York 50 bis 90, in Baltimore 36 bis 70 und in Charleston 75 bis 125 Thaler. Ein Aderlaß am Arm oder Fuß kostet in New-York 3 Thaler, in Baltimore ½ bis 1½ Thaler und in Charleston gegen 3 Thaler. An der Halsader kostet der Blutlaß in New-York gegen 8 und in Charleston etwas über 8 Thaler. Für das Herausreißen des Zahnes bekommt der Arzt in New-York 1½, in Baltimore ½ bis 1½ Thaler, und geschieht die Operation bei dem Kranken selbst, so kostet sie in New-York noch einmal so viel. Für die Pockenimpfung zahlt man in New-York 8 bis 16 Thaler, in Baltimore 3 bis 8, in Charleston 7 bis 15 Thaler, für die Amputation eines Gliedes giebt man in New-York 75, in Baltimore 36 bis 100, in Charleston 30 bis 50 Thaler. Wer sich vom Arzt einen Finger abnehmen läßt, muß ihm in New-York 16, in Baltimore 8 bis 30 und in Charleston 7 Thaler zahlen. Die Heilung des Gesichts endlich kostet in Baltimore 50 bis 80 und in Charleston 30 bis 90 Thaler.

Man sieht, wie verschieden der Tarif ist in den drei großen Handelsplätzen. Der von New-York wurde nach seiner Bestätigung durch die medizinische Gesellschaft dieser Stadt im Januar 1816 festgesetzt; der von Charleston datirt von 1791, und der von Baltimore ist erst 1832 geordnet worden. (Rev. Britt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Mittwoch den 6. September 1837.

Frankreich.

Streifereien Napoleon's à la Harun-al-Raschid.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.*)

Eine Liebhaberei, welcher Napoleon häufig nachging, war die: nach dem Vorbilde jenes berühmten, durch die Erzählungen der Tausend und eine Nacht unsterblich gewordenen Sultans, die Hauptstadt inkognito zu durchstreifen. Von seinem Groß-Wesir Giafar, d. h. von dem Groß-Marschall des Palastes, oder, in dessen Ermangelung, vom diensthabenden General-Adjutanten begleitet, verließ der Kaiser deshalb zuweilen schon vor Tages-Anbruche die Tuilerieen. Derjenige, welchen er dabei zu seiner Begleitung mit sich nahm, mußte dann immer das Wer da? der rings um den Garten aufgestellten Posten mit „Der Kaiser!" beantworten. Hierauf kam der Kommandant des Postens selber, sich von der Wahrheit zu überzeugen und, nach dem Austausche von Losung und Feldgeschrei, das Gitter, durch welches Napoleon den Garten verlassen wollte, zu öffnen. So entwischte der Kaiser, wie er scherzweise zu sagen pflegte, seinem Tuilerieen-Gefängnisse.

Bei dergleichen Ausflüchten in die Stadt trug er meist einen Ueberrock von grauer oder von dunkelblauer Farbe, wie in der letzten Zeit, bis oben hinauf zugeknöpft, und einen runden Hut mit breiter Krämpe. Natürlich hatte auch sein Begleiter nicht das Mindeste an sich, woran sein Rang zu erkennen gewesen wäre. Bisweilen, besonders im Sommer und so lange die Tuilerieen noch für die Spaziergänger offen standen, ging Napoleon auch, anstatt den Palast durch eines der Gartenhäuser zu verlassen, über den Schloßhof und schlüpfte dann durch das Pförtchen, der Rue de l'Echelle gegenüber. Nun gab ihm Duroc den Arm, und so traten sie in die Läden der Straße St. Honoré und behandelten oder kauften auch wohl einige werthlose Kleinigkeiten. Manchmal geschah es auch, daß er sich bis in die Gänge des Palais-Royal wagte, jedoch nur, wenn er sah, daß nur wenige Leute darin waren. Gewöhnlich aber erstreckten sich die Abend-Ausflüge nicht viel weiter.

Trat der Kaiser in einen Laden, so ließ der Groß-Marschall die Sachen, von denen etwa gekauft werden sollte, vorlegen. Während dessen begann Napoleon seine Rolle als Ausfrager; und dann war nichts lustiger anzusehen, als wie er, der sonst immer so ernst, so einfach und so natürlich war, sich bemühte, die Geberden, die Sprache und den selbstgefälligen Ton eines Modeherrn nachzuahmen. Wie linkisch benahm er sich doch, wenn er dann sich fein machen wollte: wenn er, seine schwarze Halsbinde mit zierlich gespitzten Fingern in die Höhe zupfend, dabei auf den Zehen sich erhebend, im nächsten Augenblicke aber schon, die Knie-Gelenke zusammenknickend, sich wieder klein machend, mit einem Protektor-Tone sprach: „Nun, Madame, was hört man Neues, seit der Kaiser Frieden gemacht? Ist man wohl zufrieden? Geht Ihr Handel gut? Ihr Laden scheint mir ziemlich wohlversehen; es müssen wohl viele Käufer zu Ihnen kommen?" — Bei den Worten ziemlich wohlversehen, die dem Ohre von Madame eben nicht wohlgefällig klangen, sah diese den sonderbaren Frager etwas scheel an, verfinsterte sich ihr Gesicht und antwortete sie nur einsylbig, oder sie gab auch wohl ganz und gar keine Antwort, weil sie nicht recht dahinter kommen konnte, mit Wem sie zu thun habe. Manche rief selbst, aus Argwohn, wenigstens einen Revolutionair vor sich zu haben, um die zudringlichen Fragen des Kunden, dessen Wesen durchaus nicht das eines Mannes comme il faut war, kurz abzuschneiden, ihren Mann oder einen Diener und machte sich dergestalt von diesem Lästigen los. Ja, eines Tages (kurz nach der Krönung) begegnete es dem Kaiser, als er mit leichtfertigem Tone einen Juwelen-Händler in der Richelieu-Straße gefragt hatte, was man denn von dem Hanswurste, dem Napoleon, dächte? — daß Jener, der einer seiner eifrigsten Bewunderer war, in der Meinung, einen alten Jakobiner oder einen Polizei-Spion vor sich zu sehen, nach einem Besen, der hinter der Thür lehnte, sprang und dem Menschen, der dreist genug gewesen, ihm so höchst unehrerbietig von Sr. Majestät dem Kaiser und Könige zu sprechen, gar bedeutsam mit demselben drohte, — so daß der Groß-Marschall eilen mußte, sich ins Mittel zu schlagen und, so gut es eben gehen wollte, seinen Freund zu entschuldigen, der gerade noch Zeit genug zum Rückzuge gefunden, um etwas noch Schlimmerem, als Drohungen, aus dem Wege zu gehen. Und darf man dem Kaiser hierin glauben, so ist der Augenblick, in welchem er dafür, daß er in jenem Laden von sich selber schlecht gesprochen, beinahe Schläge mit dem Besenstiele davongetragen hätte, einer der frohesten und glücklichsten seines Lebens gewesen.

Aber wahrlich, in dem Harun-al-Raschid-Kleide, wie Napoleon selber es nannte, hatte er das sonderbarste Ansehen und Benehmen von der Welt. Dies kam von der Weise, wie er sich mit dem runden Hute herausputzte, indem er ihn, seiner ungewohnt, bald sehr weit nach hinten, bald ganz vorn, und, um nicht erkannt zu werden, tief in die Augen gedrückt trug. Was seinen Ueberrock betrifft, so waren dessen Schnitt und Umfang wahrhaft possierlich: Napoleon litt es nicht, daß seine Kleidungsstücke ihn, wenn auch nur im Geringsten, genirten, geschweige denn zwängten. Michel, sein Schneider, machte ihm daher Fracks, besonders jedoch Ueberröcke, die ihm so saßen, als ob ihm — um mich eines damaligen Mode-Vergleiches zu bedienen — an einem Schilderhause Maaß genommen worden wäre. Außer diesem Allen machte endlich auch noch die Sorgfalt, mit welcher er seine ihm eigenthümlichen Geberden, Haltung und Gang unter dem Wesen und Gange der gewöhnlichen Leute verbarg, aus Napoleon ein ganz besonderes Wesen, das man nicht anders als lächelnd und für die leibhaftige Originalität selber ansehen konnte. Fielen übrigens aber diese Inkognito-Streifereien auch nicht immer zu Gunsten seiner Eigenliebe aus, so fuhren doch diejenigen, denen das Glück diesen Gast zuführte, dabei gewiß niemals schlecht.

Zu Anfange des Jahres 1813, nach dem Unsterne von Moskau, beschloß Napoleon, um sich selber von dem Geiste zu unterrichten, welcher die Bevölkerung der Vorstädte von Paris beseelte, diese der Reihe nach alle zu durchstreifen. Mit der Vorstadt St. Antoine machte er den Anfang. Da setzt er sich eines Tages, nur von einem seiner General-Adjutanten begleitet (der Groß-Marschall befand sich gerade sehr unwohl), in einen Fiaker, läßt sich nach dem Bastille-Platze fahren, steigt dort aus und verfolgt die große Charonne-Straße. Am Ende derselben angekommen, bleibt er eine Zeit lang stehen und sieht einigen Maurern zu, die an einem ungewöhnlich großen Bau arbeiten. Da bemerkt er, wie Einer derselben plötzlich unbeweglich und wie im Aufhalte vor ihm dasteht. „Erkennst Du mich wieder?" fragt er den Maurer kurz und ihm allmälig nähertretend. — „O, mein Kaiser! .... Immer!" stottert der Mann hastig heraus, indem er die Kehrseite der rechten Hand militairisch an die Stirn legt, während seine Linke das Werkzeug, das sie gerade hielt, langsam zur Erde gleiten läßt. — „Ich erkenne Dich auch wieder", antwortet Napoleon. — „Du heißt Grégoire Boivin, warst Korporal im zweiten Garde-Jäger-Regiment zu Fuß, bist bei Eßlingen zweimal verwundet worden. Auf Deines Hauptmanns Empfehlung hab' ich Dir die Decoration gegeben. Bald nachher habe ich Deine Zulassung in mein Invalidenhaus bewilligt. Und warum seh' ich Dich nun hier?" — Grégoire steht wie eine Bildsäule, ohne eine Bewegung zu machen, ohne ein Wort hervorzubringen. — „Du hast's eben so weit gebracht, daß man Dich aus dem Invalidenhause verwiesen hat! Nicht wahr? Was hast Du denn angestellt?" — Dieselbe Unbeweglichkeit, dasselbe Schweigen von Seiten Grégoire's, der die Augen zu Boden schlägt. — „Du kannst Dich wohl nicht mehr darauf besinnen? .... Nun, so will ich Dir's sagen; Du weißt, daß ich ein gutes Gedächtniß habe: Eines Morgens, nachdem Du Dummheiten begangen hattest, hast Du Albernheiten geredet." — „O, mein Kaiser!" fällt Grégoire, den Kopf stolz erhebend, ein, „es waren keine Albernheiten, die ich geredet habe. Das wissen Sie auch wohl." — „Wie! Hast Du nicht wie ein Narr geschrieen: Es lebe die Republik! nachdem Du Dich mit den Schlingeln im Invalidenhause benebelt hattest? Dein Pathe hat Dir in der Taufe schon den richtigen Namen gegeben." — „Was denken Sie denn, mein Kaiser, ich hatte mich ja nur wieder daran erinnert, daß ich Freiwilliger von 93 gewesen. Und weil ich am Abende vorher ein wenig über den Durst geschluckt hatte, habe ich am Morgen gerufen ...." — „Es lebe die Republik! sag' ich Dir. Nun sage Du mir aber doch einmal: Was für ein Ding ist denn das, Deine Republik? Sieht denn das auch aus, wie irgend Etwas? — Man hat Dich also fortgejagt; man hat Recht daran gethan; Dir ist nur geschehen, wie Du's verdient hattest." — „Das bestreit' ich ja auch gar nicht, mein Kaiser; aber Sie werden mir doch auch zugeben, daß es sehr hart ist, wenn man Sie liebt, wie ich, wenn man sich geschlagen hat, wie ich, wenn man Frau und Kinder hat, wie ich — sich ohne Brod auf der Straße zu sehen, bloß, weil Einem ein

*) Wir setzen die Mittheilungen dieses ehemaligen Pagen fort, ohne jedoch, wie wir schon früher uns verwahrt haben, für deren historische Wahrheit uns verbürgen zu wollen. Es lesen sich diese Geschichtchen ganz vortrefflich, sie mögen nun wahr seyn oder nicht. Besonders unwahrscheinlich aber ist diese Maske Napoleon's à la Harun-al-Raschid, wenn man damit dasjenige vergleicht, was Herr Varnhagen von Ense in dem zweiten Bande einer vor kurzem erschienenen Denkwürdigkeiten über das zurückgezogene stillere Wesen des Kaisers erzählt.

Glas Wein zu viel in den Kopf gestiegen." — Und indem er dies sagt, kann der Maurer, den des Kaisers Worte wohl ein wenig weich gemacht haben mochten, zwei große Thränen, die ihm über die gebräunten Wangen herabrollten, nicht zurückhalten. Napoleon aber bricht, lebhaft bewegt, in die Worte aus: „So, Du hast also Kinder? Das ist etwas Anderes! Warum hast Du mir das nicht schon früher zu wissen gethan? Wie alt ist Dein Aeltester?" — „Ich habe eigentlich zwei Aelteste; d. h. sie sind Zwillinge und alle Beide für das nächste Jahr konskribirt." — „Gut! Aber was hast Du denn mit Deinem Kreuze gemacht?" — „Mein Kreuz?" wiederholte Grégoire, indem er rasch seine Weste aufreißt und einen wahren Lappen von einem Bande, dessen eigentliche Farbe gar nicht mehr zu erkennen, stolz zur Schau bietet und dann mit den flachen Händen bedeckt — „Mein Kreuz! Abwesend! Wegen dringend nöthiger Ausbesserungen und wegen der Entbindung von Mad. Grégoire. Aber, was das Band betrifft: Hier! Dasselbe, welches der Herr Hauptmann mir auf der Parade verliehen haben. Nur, daß es seine Zeit gedient hat und des Ersatzes aus dem Magazine bedarf." — Mit einem Blicke der Befriedigung auf Grégoire nahm nun der Kaiser funfzehn Napoleond'or aus der Börse seines Adjutanten und sprach, indem er sie dem Maurer in die Hand legte: „Da, geh' und bezahle die dringend nöthigen Ausbesserungen Deines Kreuzes, das, wie ich stark vermuthe, schwerlich beim Goldschmiede seyn mag; und trink' auch mit Deinen Kameraden auf meine Gesundheit, aber vernünftig, verstehst Du mich? Und dann, wenn es Dir wieder einmal einfallen sollte, Etwas zu schreien, nun, so schreie: Es lebe Frankreich! Dann wird's Dir wohl auch an einem Echo nicht fehlen; und Niemand wird das schlecht finden. Indeß, morgen kommst Du in die Tuilerieen; dort verlangst Du den dienstthuenden General-Adjutanten zu sprechen. Du sagst dem Kastellan, daß Du in meinem Auftrage kommst; so wird man Dich zulassen. Gott befohlen! Bleib' ruhig hier; ich will nicht, daß Deine Kameraden wissen, wer ich bin."

Am folgenden Tage erhielt Grégoire Befehl zu seiner Wieder-Aufnahme in das Invalidenhaus; denn er hatte keine Pension; und Napoleon hätte ja nimmermehr geduldet, daß einer seiner braven Soldaten Hungers stürbe, weil es — seinem eigenen Ausdrucke zufolge — ihm einmal begegnet war, im Dusel Albernheiten zu sagen, in denen kein gesunder Menschenverstand steckte.

Ein anderes Mal hatte Napoleon, um sich selber vom Fortgange der Arbeiten am Denkmale auf dem Vendôme-Platze zu überführen, schon bei Tages-Anbruche mit seinem Groß-Marschall den Palast verlassen. Nachdem der Kaiser das Riesen-Gerüst in allen seinen Einzelheiten besichtigt und in etwa drei Viertelstunden rings umgangen, begab er sich weiter, in die Straße Napoleon (jetzt Frieden-Straße), in welcher die neuen Häuser damals wie durch Zauber emporstiegen, und kam, sich rechts wendend, wieder auf den Boulevard, wo er in heiterem Tone zu Duroc sagte: „Die Herren Pariser in diesem Stadt-Viertel müssen doch recht faul seyn, daß sie jetzt noch alle Läden geschlossen haben, obgleich es schon heller Tag ist!" — Im Weitergehen bemerkte er dann, wie dies und jenes Haus, indem es zu weit vorgerückt worden war, die Aussicht versperrte oder die offene Straße beengte, was er sofort in sein Merkbuch eintrug, um mit Fontaine, sobald sie wieder zusammen arbeiten würden, darüber zu sprechen. Unter verschiedenen Gesprächen kam er dann vor die Chinesischen Bäder, die erst kurz vorher neu übermalt worden waren. Während er nun die äußere Verzierung und die Felsen, welche die Gebäude tragen, musterte, ward das Kaffehaus, das mit der Anstalt zusammenhängt, geöffnet. „Wie, wenn wir da hineingingen und frühstückten?" sagte er zu Duroc. „Was meinst Du? Hat unser Gang Dir nicht auch Appetit erregt?" — „Sire, es ist noch zu früh. Es ist erst acht Uhr." — „Bah, bah! Deine Uhr geht ewig zu spät! Ich habe Hunger. Ueberdies werden wir so auch an Zeit für das übrige Tagewerk ersparen." — Und ohne eine Antwort abzuwarten, tritt der Kaiser in das Kaffeehaus, setzt sich an einen Tisch, ruft den Kellner und bestellt Hammel-Cotelettes, Omelette aux fines herbes (seine Lieblings-Gerichte) und eine Flasche Chambertin. Nachdem er dann mit trefflichem Appetite gegessen und auch noch eine halbe Tasse Kaffee, von dem er behauptete, daß er besser gewesen, als der, den man ihm in den Tuilerieen gewöhnlich brächte, getrunken, ruft er den Kellner, fordert die Rechnung und steht auf, indem er zu Duroc sagt: „Bezahlen Sie, und lassen Sie uns nun wieder nach Hause gehen; es ist Zeit." — Damit stellt er sich auf die Thürschwelle des Kaffehauses, die Hände auf dem Rücken übers Kreuz gelegt, und fängt an, ein Italiänisches Recitativo zwischen den Zähnen zu pfeifen, wobei er, wie um den Takt dazu anzugeben, bald mit dem einen, bald mit dem anderen Beine wackelt. Der Groß-Marschall nun war zugleich mit dem Kaiser aufgestanden, hatte aber, nach vergeblichem Wühlen in allen Taschen, endlich nur die Gewißheit erlangt, daß er bei der Eile, mit welcher er am Morgen sich angekleidet, die Börse vergessen hatte. Und nun weiß er, daß Napoleon niemals Geld bei sich hat. — Indessen kommt der Kellner zurück und bringt dem wie versteinert an seinen Platz gebannten Groß-Marschalle die Rechnung, im Betrage von zwölf Francs. Unterschwingliche Summe! — Beide sehen sich eine Zeit lang an, ohne ein Wort zu sprechen: der Eine, weil dergleichen ihm noch niemals begegnet; der Andere, weil er den Grund der Verlegenheit, die zu verbergen Duroc vergebens sich bestrebt, sogleich errathen hat. Während dessen hat der Kaiser, der von dem ganzen Vorgange nichts gewahr geworden, wenig gewöhnt, warten zu müssen, und der gar nicht begreifen kann, warum Duroc so zögere, schon wiederholt den Kopf nach ihm umgewendet, ja, schon mehrere Male mit ungeduldigem Ton ihm zugerufen: „Nun, so machen Sie doch; es ist ja schon spät!" — Endlich, wohl einsehend, daß diese kritische Lage nicht länger dauern könne, und in der Meinung, daß es, um aus ihr herauszukommen, sich nur darum handele, die Verlegenheit frei zu gestehen, faßt der Groß-Marschall seinen Entschluß, tritt zu der Wirthin vom Kaffeehause, die während dieser ganzen Zeit schweigsam und gleichgültig in ihrem Comptoire geblieben, weil sie der ihr bevorstehenden Zumuthung schon längst sich versehen, — und sagt in einem höflichen, aber etwas schüchternen Tone: „Madame! Mein Freund und ich sind diesen Morgen ein wenig eilfertig ausgegangen. Wir haben vergessen, unsere Börsen einzustecken.... Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen binnen einer Stunde den Betrag dieser Rechnung zuschicken werde." — „Möglich, mein Herr!" antwortete die Dame ganz kalt. „Aber ich kenne weder Sie, noch den Anderen, und werde überdies alle Tage auf solche Weise angeführt. Sie sehen also ...." — „Madame!" unterbrach sie der Groß-Marschall, dem diese Antwort das Blut ins Gesicht getrieben, „wir sind Männer von Ehre und Garde-Offiziere!" — „O ja, schöne Kniffe! Nicht wahr? Ei, über die Herren Garde-Offiziere!" — Bei den Worten Männer von Ehre und Garde-Offiziere, die der Kaiser verstanden hatte, vermuthete er wohl, daß sich hier, ihm unbewußt, irgend ein Quiproquo ergeben haben müsse, und hatte, nochmals sich umkehrend und mit dem Fuße aufstampfend, gefragt: „Was giebt's denn?" — auf ein Zeichen von Duroc jedoch sogleich wieder seinen Platz unbeweglich eingenommen, den Hut noch tiefer in die Augen gedrückt und zu pfeifen aufgehört. — Da sagte endlich der Kellner, dem es dunkel vorschwebte, daß er das Gesicht des Groß-Marschalls schon irgendwo gesehen haben müsse: „Madame, diese Herren haben vergessen, sich Geld einzustecken; ich will für sie bürgen, überzeugt, daß brave Garde-Offiziere einem armen Kellner, wie mir, nicht werden Schaden zufügen wollen." — „Nun ja, so seyd Ihr immer!" erwiederte die Wirthin verdrießlich; „das sind eben wieder einmal zwölf Francs Verlust für mich!" — „Nein", antwortete der Kellner mit einer gewissen Würde, „ich will sie Ihnen ja auf der Stelle bezahlen." — Mit diesen Worten holt er die kleine Summe aus der Tasche und giebt sie seiner Herrin, die sie, unter beständigem Brummen über solche, die, wie sie sagt — die schlechte Gewohnheit haben, Geld zu verthun, ohne welches zu besitzen — in Empfang nimmt. Unterdeß hatte der Groß-Marschall seine Uhr aus der Tasche gezogen und dem Kellner mit den Worten hingereicht: „Da, mein Freund! da ist meine Uhr. Ich bitt' Euch, behaltet sie, bis ich meine Schuld an Euch abgetragen haben werde. Ich dank' Euch auch, für mich, und ganz besonders für meinen Freund, der dort steht und gewiß schon ungeduldig geworden seyn wird; denn wir haben dringende Geschäfte." — „Mein Herr, ich brauche das Pfand nicht; ich bin ja schon ohne dies überzeugt, daß Sie sehr rechtliche Leute sind." — „Ja, mein Freund", erwiederte Duroc, Ihr sollt Euer Vertrauen gewiß auch nicht zu bereuen haben." — Und mit diesen Worten trat er rasch zum Kaiser.

Beide setzten nun ihren Weg auf dem Boulevard fort, beeilten sich aber ein wenig, aus Furcht, daß man ihnen folgen möchte, und wandten sich nach dem Durchgange der Panoramen, den Napoleon auch in die Marsch-Route ihrer heutigen Streiferei aufgenommen hatte. Unterwegs erzählte ihm Duroc den Vorfall, der sie so sehr aufgehalten hatte, ausführlich. Der Kaiser lachte herzlich und war ganz entzückt über die Großmuth dieses Kellners, der, ohne sie doch zu kennen, ihr Frühstück für sie bezahlt hatte. „Der muß ein Pariser Kind seyn!" sagte er, „darauf will ich wetten! Denn die sind Alle so: dem ersten Anfluge sich überlassend, ihr Geld rechts und links dem Ersten, Besten an den Hals werfend, ohne Ueberlegung und ohne Reue!"

(Schluß folgt.)

Die erste Pariser Eisenbahn.

(Schluß.)

Lassen wir den gelehrten Mann sprechen: wir ungelehrten Leute denken nicht so hoch hinaus, wir bescheiden uns gern. Unsere Bahn nach Saint-Germain ist freilich nur 4½ Lieues lang, aber sie führt durch die anmuthigste, belebteste Gegend in der Welt. Ihr größter Tunnel ist zwar nur 254 Meter lang, aber wie leicht, wie kühn, wie zierlich ist die Wölbung. Sie hat zwar nur 18 Brücken, aber drei sind darunter, unter denen die prächtige Seine zwischen blühenden Gestaden hingleitet, und eine, die geneigte Brücke, die allgemein als ein wahres Wunderwerk der Ingenieur-Baukunst anerkannt wird. Laßt uns zufrieden seyn! wir sind noch keine Engländer oder Nord-Amerikaner geworden, Gottlob! Da ist es weit hin, bis wir in Frankreich lauter Handelsleute und Spekulanten und nichts als Handelsleute und Spekulanten sind. Wir haben Kaufleute und Fabrikherren, die sich schon sehen lassen; aber wir haben, Gott sey Dank, auch Künstler, Dichter, Musiker, fröhliche junge Leute, Verliebte, aufgeräumte Spazier- und Müssiggänger. In Amerika, sagt man, feiern die Eisenbahnen am Sonntage; unsere nach Saint-Germain ist gerade recht für den Sonntag gemacht. Am Sonnabend wird der blaue Himmel ihre Gäste werben und locken, und die Sonntagsluft wird jauchzend in Fröhlichkeit und Putz auf ihr einherrollen. Darum halten wir so viel auf unsere Eisenbahn; wir haben sie für unsere Fest- und Ruhetage; Eure (zu den Amerikanern rede ich) arbeiten die ganze Woche und das ganze Jahr und haben nur an den Tagen der Freude und Erholung nichts zu thun. Wenn Ihr auf Eure Reisen geht, wickelt Ihr Euch in Euren alten Rock und setzt Eure alte Mütze auf, und von Weib und Kindern, die Ihr zu Hause laßt, nehmt Ihr Abschied; denn sagt Ihr mit des Dampfes Schnelle davon, und oft erjagt Ihr nichts als den Bankerott. Wenn wir uns auf unserer Eisenbahn aufsetzen, wollen wir unsere besten Kleider anhaben und Weib und Kind mitnehmen, unser Vergnügen zu theilen. Das macht einen gewaltigen Unterschied. Glaubt mir, eine Eisenbahn zu sehen, wo man den Transport nicht nach Tonnen und Waarenballen, sondern nach fröhlichen Menschen zählt, darum lohnt es sich schon, weit herzukommen. Warum, meint Ihr, strömt und drängt sich ein so dichtes, zahlreiches Menschengewühl schon jetzt voll freudiger Erwartung und ungeduldigen Verlangens in allen Straßen und Alleen, die nach Saint-Germain hinausführen? warum verfolgt jedes Auge mit solcher Begier die beiden fern dahingleitenden Eisenspuren? denken sie sich dabei lauter

Actien, Wechsel und 20 Franken-Stücke? darum würden sie wahrhaftig nicht so herbeieilen und die neue Anlage hoffnungsvoll begrüßen. Nicht um der Thaler willen, die da herbeigerollt kommen können, klatschen sie so fröhlich in die Hände, sondern weil die allgemeine Freude Jeden zur lauten und herzlichen Theilnahme begeistert. Diese Freude gehört eben Allen; die Ballen, die Tonnen und die Thaler, die da kommen und gehen, gehören nur Etlichen und Wenigen.

Daß ich Recht habe in dem, was ich hier sage, kann ich an dem Beispiele der ersten Eisenbahn, die in Frankreich angelegt wurde, der von Saint-Etienne nämlich, beweisen. Als man diesen Bau unternahm, hatte man lediglich den Transport der Steinkohlen im Auge. Wie viel Tonnen und Lasten Kohlen das Bassin von Saint-Etienne für gegenwärtige und künftige Zeiten liefern könne, das hatte man sorgfältig herauskalkulirt; an die Menschen, die unter Gottes Sonne und Himmel leben, hatte Niemand gedacht. Dort zwischen den grauen, von Rauch und Schlacke geschwärzten Bergen bedeutete die lebelose Waare Alles, der Mensch Nichts. Erst muß Raum für die Kohlen, erst müssen alle Päcke und Fässer untergebracht seyn; dann kann der Mensch kommen und sich ein Plätzchen suchen. Darum haben die Menschen auch keine Lust gehabt, wie Bettler und blinde Passagiere auf einem Wege mitzureisen, wo die schmutzige Steinkohle den Herrn spielt und dem Ebenbilde Gottes aus Gnaden einen Winkel einräumt, wo es sich zurecht finden mag. Darum ist diese Bahn von dem Tage ihrer Einweihung an ihrem Charakter und ihrem Berufe treu geblieben; sie gehört den Kohlengruben, den Eisenschmelzen, den rußigen Hochöfen, den Hammerwerken, den finsteren Schachten und Stollen zu. Sie sieht trüb und unfreundlich, langweilig, erzkaufmännisch aus. Die Kohlen, das Eisen, die ungeschlachten Frachtballen sausen einher; der Reisende fühlt sich gedrückt und beklommen. Kein Laut der Fröhlichkeit, kein Lachen, kein Gesang; Alles ist stumm, die Nachbarn sprechen sich ins Ohr. Der Mensch macht sich klein, daß man ihn so wenig als möglich merke; er hat ja hier nichts zu suchen, wie eine Schleichwaare geht er mit. Nein, so wird es auf unserer Bahn von Paris nach Saint-Germain nicht aussehen. Die gehört den Reisenden vor Allen, und unter den Reisenden wieder den Spazierenfahrenden vor Allen, den Müßigsten vor Allen, den Jüngsten vor Allen, den Fröhlichsten vor Allen. Erst die Menschen, die Knaben, die Mädchen, erst die Lust und das Vergnügen; für Geschäfte und Pakete findet sich morgen Zeit und Raum.

Dergleichen Gedanken hegte ich während der Fahrt; natürlich gingen sie schnell und bunt und dämmernd durch einander; denn hätte ich mir nur die Hälfte von Allem, was ich hier gesagt habe, deutlich vorgedacht, so hätte ich während dessen die Fahrt wohl zwanzigmal hin und her machen können. Seyd Ihr wohl schon einmal in der bequemen, wiegenden Postkalesche mit vier vorgelegten Pferden in gestrecktem Galopp gefahren, und habt Ihr gespürt, wie an dem raschen Dahinfliegen auch Eure Gedanken Theil nehmen, und jeder, ehe er noch dem Bewußtseyn deutlich geworden, schon dem folgenden Platz machen muß, der ihn von dannen jagt? Man hat dann immer drei Gedanken auf einmal; der vorige tanzt schon dort vor dem Postillon her, der ihn mit der Peitsche in die Luft wegknallt; hinterher summt schon derjenige, der im nächsten Momente kommen soll, als säße ein naseweiser Lakai auf dem Hintersitz; der, welchen man gerade im Augenblicke denkt, flüstert uns so was in's Ohr, worauf wir im halben Schlafe hören und zu träge sind, zu antworten. Noch viel reißender spürte ich nun diese schnelle Succession der Gedanken auf der Eisenbahn, wo die Kraft nicht von vier, sondern von funfzig Pferden mit mir dahinsauste. — Was war das da für ein Schatten, der uns über die Köpfe flog, wie Wolke und Rauch? Die 264 Meter Felsenwölbung des Tunnel sind in etlichen Sekunden über unseren Scheitel hinweggeglitten, weiter war es nichts. Aus der dunkeln Wölbung schossen wir hervor, über eine tief ausgemauerte Wasserleitung hinweg, — im nächsten Moment unterschied ich sie nicht mehr. Ueberhaupt, wie soll ich Euch die Gegenstände alle nennen, die mit betäubender Schnelligkeit an uns vorüberflogen? wie auch nur die zu der Bahn selbst gehörigen, auf eine so kleine Strecke zusammengedrängten Riesenarbeiten namhaft machen? die drei in hohen Bogen gewölbten Steinbrücken, von denen man auf fünf andere, niedrigere herabsieht; die bis zu fünf Meter tiefen Durchschnitte, in denen die Bahn streckenweise läuft; andere Stellen, wo Senkungen des Bodens wohl um zwanzig Meter aufgeschüttet und gedämmt sind; ein Kalksteinbruch, den die Straße mit so glatten Wänden durchschneidet, als hätte das schärfste Barbiermesser den Stein gespalten; hundert andere Werke, die glorreich von der Kühnheit und Geschicklichkeit unserer Ingenieure zeugen. — Da liegt schon Asnières; grüßet doch zur Rechten den Triumphbogen von Saint-Denis, den herrlichen Steinbau, der die Last all unserer Siege, die Namen und Bilder aller unserer Kriegshelden trägt und damit stolzer, höher als die benachbarten Berge gen Himmel ragt. Schon verschwindet hinter uns in den Wolken die schlanke Gothische Thurmspitze der alten Abtei Saint-Denis, die noch jüngst wieder vom Blitze, abermals machtlos, getroffen worden. Was dort in der Weite so freundlich in der Sonne glänzt, das sind die Inseln von Neuilly mit ihrem Schlosse, Königinnen unter den Inseln, in ihrer Herrlichkeit einfach wie Bürger-Königinnen. Was da aus dem unermeßlichen Englischen Park mit seiner Gothischen Kirche hervorragt, ist Colombes. Jetzt fliegt Nanterre an uns vorüber, das vor grauen Jahren den Angriff der Normannen abschlug; wenn sie jetzt erwachen könnten, die furchtbar verwegenen Krieger und Räuber, die damals hier ihr Grab gefunden, wenn sie unseren Wagenzug mit kriegerischer Musik über das Schlachtfeld vorbeijagen sähen, wie würden sie stutzen vor der Wundererscheinung! Seht dort die reizenden, weichgeschwungenen Abhänge, die sich neigen und senken, als wollten sie sich mit ihrem wogenden Grün in den Fluß tauchen und ergießen? das ist der Mont Valérien, der sich so neugierig vorwärts streckt, als wollt' er sehen, was da auf Rädern vorbeistürmt. Procella ex astris. — So schweben, so rauschen die stets wechselnden Bilder an uns vorüber: Kirchen, Abteien, Landschlösser, zwischen Wiesen und Gebüschen weiße Häuserchen mit grünen Fensterladen, wie Jean Jacques sich sein Elysium träumte, Thürme mit schlank emporsteigenden Spitzen, alte Bäume mit breiter, voller Laubkrone, Weingärten, prangend in der Sonnenglut, deren Trauben hellbraun zwischen dunkelgebräuntem Laube hervorwinken. Nanterre liegt hinter uns; dort begrüßen wir das Schloß Rueil, das noch seiner Zeiten unter dem Kardinal Richelieu gedenkt. Wer weiß, hätte der strenge und furchtbare Kardinal es gewollt, vielleicht wäre schon hundertundfunfzig Jahre früher der Dampf eine Macht in der Europäischen civilisirten Welt geworden. In den Briefen der schönen, lustigen, leichtsinnigen Marion Delorme an den bekannten Cinq-Mars liest man eine rührende Geschichte, wie eines Tages ein alter Mann mit kahlem Scheitel sich Audienz bei dem Kardinal erbat und Seiner Eminenz unter Zittern eine Entdeckung vortrug, wie er, der arme schwache Greis, sich getraue, mit nichts als siedendem Wasser die größten Dinge zu verrichten und die Welt umzukehren. Der Kardinal erwiedert barsch: „Ihr seyd ein Narr"; und da der Alte auf seinen Reden besteht, läßt ihn Richelieu ohne Umstände in die Bastille werfen und von da ins Bicêtre bringen. So wäre denn der erste Entdecker der Dampfkraft im Narrenhause gestorben; er hatte wohl Grund, der arme Teufel, den Verstand zu verlieren. Was fiel ihm aber auch ein! zum Kardinal Richelieu hintreten und sagen: „Monseigneur, ich habe eine Kraft entdeckt, die mächtiger ist als Ihr, und die Kraft steckt in einem Töpflein Wasser, das nicht einmal mehr Wasser, sondern schon zu Dampfe geworden ist." Hätte Richelieu den Mann nicht für närrisch gehalten, er hätte ihn sicherlich umbringen lassen. Richelieu eine solche Entdeckung zugeben? der eifersüchtige, herrschsüchtige Kardinal, der dem Corneille die Erfindung eines Gedichtes, wie der Cid, nicht verzeihen konnte! — Ein frommes Angedenken auch der guten, liebenswürdigen, unglücklichen Kaiserin Josephine, die hier zu Rueil im Grabe ruht. — Weiterhin seht Ihr das Dorf Croissy sich selbstgefällig in dem Flusse spiegeln. Auf diesem Punkte der Bahn ist die Umsicht unvergleichlich schön, wahrhaft bezaubernd. Dann läßt der Weg die Brücke von Chaton zur Rechten und wendet sich mit einer leichten Krümmung zu dem Walde von Vésinet, den er durchschneidet. Der Wald gehört dem Könige, aber der König hat es erlaubt; er hat der Eisenbahn so viel Raum geschenkt, als sie brauchte, und hat alle Bäume umhauen und ausroden lassen, die ihr im Wege standen. „Der Boden, auf dem Du gehst, ist der Deine", sprach er zu ihr. Wollte Gott, wir hätten in Frankreich recht viel Grundeigenthümer seines Gleichen, da sollte es mit unseren Eisenbahnen rasch von Statten gehen.

Halt! wir sind da! In fünfundzwanzig Minuten haben wir die Fahrt von 4½ Lieues zurückgelegt. Doch wir dürfen nichts verschweigen: wir kamen um eine Minute und etliche Sekunden zu spät an. In den letzten Augenblicken sah ich Herrn Emil Pereire die Stirn runzeln; er war gar unzufrieden, und ich glaubte schon, er würde anfangen, die Maschine zu schelten, wie der Herr einen trägen Diener: „Ich glaube gar, Du läßt mich warten!" — Herr Emil Pereire ist ein Mann von bedeutender praktischer Intelligenz und von energischem Willen; ihm ist es gegeben, die schwersten und großartigsten Unternehmungen anzugreifen und mit Kraft und Erfolg durchzusetzen. Er hat Geister von gleicher Fähigkeit, Einsicht und Rüstigkeit zu Gehülfen bei dem gelungenen Werke gehabt, die Herren Lamé, Clapeyron, von Eichthal und Michel Chevalier. Der Letztgenannte namentlich, dessen reiches Talent, dessen umfassende Kenntniß und rühmlich bekannte Thätigkeit eine große dem Vaterlande nützliche Zukunft verspricht, hat die abgesteckte Linie zu wiederholten Malen untersucht und besichtigt und aus seiner in Nord-Amerika erworbenen Erfahrung manchen zweckmäßigen Rath gegeben. Wo solche Geister, solche Kenntnisse mit so festem Willen zusammenwirken, wo ein Rothschild seinen Kredit zu Gebote stellt, da muß ein Werk rasch und wohl vollbracht werden; und wo zwei erlauchte Frauen, wie die Königin von Frankreich und die Herzogin von Orleans, es mit der ersten Fahrt einweihen, da muß es wohl zu Glück bestehen!

An einem anderen, gewöhnlichen Tage würde ich, von der Eisenbahn absteigend, gleich zu dem Schlosse Saint-Germain hinaufgegangen seyn, das von König Ludwig dem Dicken 1124 gegründet ist; ich würde mit der Ehrfurcht, die geschichtliche Erinnerungen erwecken, die Spuren von dem Walten Franz I., Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. in diesen Räumen aufgesucht haben. Ich hätte auch wohl einen Spaziergang auf der unvergleichlichen Terrasse, die beim Schlosse anfängt und sich fern im Walde verliert, nicht versäumt. Aber diesmal war auf dem Rundplatze, in welchen die Bahn für jetzt ausläuft, ein geräumiger Pavillon errichtet; den durchlauchtigen Reisenden wurde eine Collation servirt. Darf ich erst sagen, daß auch hier Alles von Reichthum, Eleganz und Geschmack zeugte; daß die köstlichsten und duftigsten Weine, die feinsten Früchte der Jahreszeit, die prachtvollsten alten Sèvreschen Porzellane, das schwerste und kostbarste Silbergeräth auf der Tafel prangten? Aller Luxus, der eines so großartig vollbrachten Unternehmens würdig war, und den nur ein seit Jahren in einer Reihe gleich großer Unternehmungen gegründeter und befestigter Reichthum aufbieten konnte, war in diesem Raume entfaltet. Zugleich hatten sich die obrigkeitlichen Personen aus Saint-Germain eingefunden, und die Bevölkerung aus allen benachbarten Ortschaften war zu dem Schauspiele zusammengeströmt, Männer, Weiber, Kinder; die National-Garde stand Gewehr im Arm aufmarschirt; von den Anhöhen um Saint-Germain herab donnerten Kanonen; die Pferde der Dragoner und Munizipal-Gardisten, die in der Nähe der Dampfmaschine hielten, bäumten sich und scheuten bei dem Anblick ihres Rauch und Feuer speienden Nebenbuhlers, der sie einst alle aus ihrem Dienste verdrängen wird. Gleich nach seiner Ankunft hielt der Herzog von Orleans Revüe über die National-Garden von Saint-Germain: da wirbelten die Trommeln, da schmetterten die Fanfaren vom Gipfel des Hügels bis an seinen Fuß, und das ganze Thal erfüllte der stürmische, unzählige Mal wiederholte

Freudenruf: Hoch lebe der König! — In der That! Er, der König, wurde allein und schmerzlich vermißt, bei diesem Feste der Pariser Stadt und Gegend, das sich bald in allen Theilen von Frankreich als National-Fest wiederholen wird; er, der König, der noch jüngst die neugegründete Herrlichkeit von Fontainebleau und Versailles selbst gegenwärtig eingeweiht hatte. Aus der unübersehbaren Volksmenge suchten tausend dankbare Blicke ihn auf, und die Gedanken grüßten ihn, ob auch die Augen ihn nicht erblickten.

Nach einer halbstündigen Ruhe, deren wir Alle bedurften — denn wir waren müde von stets neuem Anstaunen und Bewundern — stieg man wieder zu Wagen, und das Volk schlug jubelnd, vivatrufend in die Hände, als der unabsehbar lange Zug auf dem Rückwege an ihm vorüberrollte. Soll ich Euch wieder beschreiben, wie rasch es ging? Wir holten die vorhin verlorene Minute wieder ein, und es war uns wirklich zu Muthe, als wären wir früher in Paris angekommen, denn von Saint-Germain abgefahren.

Der Herzog von Orleans fuhr nicht gleich mit seiner Gemahlin und Mutter zurück, sondern verweilte draußen bis zur Rückfahrt des nächsten Convoi's. Er nahm mit großem Interesse und einsichtvoller Genauigkeit alle Pläne und Zeichnungen der Herren Lamé und Clapeyron in Augenschein; hielt auch auf mehreren interessanten Punkten zu genauerer Besichtigung an, so an der Seine-Brücke bei Chaton, beim Pont Biais, der über die Straße von Chaton wegläuft, bei Nanterre, bei der Brücke vor Asnières und beim Tunnel in Batignolles, und gab mehr als einmal in den wärmsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken den Ingenieuren seine Bewunderung für die trefflichen Leistungen ihrer Arbeit, und den Chefs der großartigen Unternehmung seine Zufriedenheit mit der Leitung desselben zu erkennen. Nachdem der Herzog noch den Administrateren und dem Direktor der Bahn, auch im Namen der Königin und der Herzogin, für das Vergnügen der Fahrt in den verbindlichsten Ausdrücken gedankt hatte, entließ er Alle aufs freundlichste. Die erlauchten Damen hatten den Arbeitern im Dienste der Compagnie reichliche Beweise ihrer Großmuth und Freigebigkeit hinterlassen.

Und hiermit wäre denn meine Erzählung zu Ende, die zehnmal länger ausgefallen ist, als die ganze Reise. Ich hätte freilich gleich über die erste Zeile, als Motto, den in einem Worte veränderten Vers des Dichters setzen können:

Le chemin dont je parle est déja loin de moi.

Jules Janin.

England.

Englische Journalistik.

Von Capitain Marryat.

Es war gewiß ein großer Fehler vom Parlament, einen Zoll auf das Papier zu legen; der Druck sollte mit der Abgabe belegt werden, und wenn die Sache so eingerichtet würde, so würde sie einen ganz vortrefflichen Hemmschuh abgeben; es würde nämlich allen schlechten Schund vom Markte vertreiben. Wenn man die Buchdrucker für die Steuern verantwortlich machte und den Zeitungsstempel aufhöbe, so möchten wir einmal sehen, was diese Anordnung für Folgen hätte.

Die Circulation von Zeitungen und periodischen Schriften aller Art hängt von ihrem inneren Werthe ab. Wenn nun alle zusammen auf gleiche Weise die Steuer zahlen müßten, so ist es klar, daß die, welche nur eine geringe Circulation haben, nicht fortgesetzt werden könnten, und da man aus einer geringen Circulation auf den Mangel inneren Gehalts schließen kann, so würden wir dadurch all jenen Schutt ein- für allemal los werden. Es müßte jedes gedruckte Papier Tag für Tag so und so viel Steuer zahlen, ohne weitere Rücksicht auf die Zahl der verkauften Blätter.

Beim ersten Anblick würde es unbillig scheinen, daß die großen Zeitungen einen solchen Vorschub bekämen; aber in der That sollten auch die großen Blätter auf jede Weise begünstigt und beschützt werden. Wenn Einer so hinter den Coulissen stände, wie ich nun schon mehrere Jahre lang, und sich von den ungeheuren Kapitalien überzeugen könnte, die von den Eigenthümern solcher Blätter, wie die Times, die Morning-Chronicle, der Herald, die Post und einige Abend-Zeitungen, zu Hause und im Auslande verwendet werden, so würde er einsehen, daß die kleineren Blätter nur Räuber sind, die das Publikum gratis mit Nachrichten versehen, welche den Eigenthümern jener großen Blätter mehrere tausend Pfund jährlich gekostet haben. Von den Bemühungen jener Eigenthümer, schnelle und authentische Nachrichten zu bekommen, zieht das Land den größten Nutzen: sie halten sich eigene Korrespondenten in den verschiedenen Hauptstädten für einen jährlichen Sold von 3—400 Pfund. Die kleineren Zeitungen brauchen solche Ausgaben nicht zu machen; sie dürfen bloß die Arbeiten und Auslagen Anderer benutzen.

In der That, nichts als die Hülfe des Dampfs konnte die großen täglichen Zeitungen in Stand setzen, ihre gegenwärtige Aufgabe zu erfüllen. Wenn man bedenkt, daß die Debatten im Parlament zuweilen bis zwei oder drei Uhr Morgens dauern, daß die Berichterstatter, die alle zwanzig Minuten abgelöst werden, alle ihre Mittheilungen in das Büreau zu bringen haben, daß all dieser Stoff geordnet, in Lettern gebracht und dann verarbeitet werden muß, und daß trotzdem gerade noch einmal so viel Stoff frühmorgens mit dem Glockenschlag neun auf tausend und aber tausend Bogen reproduzirt ist, so muß man wirklich staunen, wie die Sache zu Stande gebracht werden kann. Sonnabend scheint die einzige Nacht zu seyn, wo man sagen kann, daß die, welche bei diesen ungeheuren Unternehmungen beschäftigt sind, Jahr aus Jahr ein eine Stunde Ruhe haben. Was für ein anstrengendes, was für ein unnatürliches Leben müssen die führen, die so in den Stunden der Finsterniß Vorrath sammeln zur bloßen Unterhaltung derjenigen, die die ganze Nacht gesund geschlafen haben und frühmorgens aufstehen, um sich durch die Arbeit jener Nachtwachen zu belehren. Gewiß, kein anderes Land in der Welt kann etwas Aehnliches aufzeigen. Es ist das wieder ein bedeutendes Glied in der großen Wunderkette, welche die Größe Englands beweist, und es müßte daher den großen Zeitungsblättern jede mögliche Unterstützung gewährt werden.

Die Redacteure dieser Blätter haben gewiß eine höchst beschwerliche Aufgabe. Und zwar ist es nicht die Abfassung des leitenden Artikels selbst, sondern die Verpflichtung, diesen Artikel Tag für Tag zu schreiben, mögen sie nun dazu gestimmt seyn oder nicht, krank oder gesund, in Betrübniß und Trauer, Sommer und Winter, ein Jahr nach dem anderen; immer sind sie an dasselbe Geschäft gebunden, immer an den einen Fleck. Man kann es nur mit dem Spaziergang von tausend Meilen in tausend Stunden vergleichen. Ich habe ein Mitgefühl für sie, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr schon eine Monatschrift Einem das Leben sauer machen kann. An sich scheint es nichts — die Spuren der Arbeit sind nicht zu erkennen; auch ist es nicht die Arbeit, — es ist die fortwährende Aufmerksamkeit die sie erfordert. Das Leben wird Einem selbst zum Magazin. Kaum ist ein Monat durchgesehen und gedruckt, und schon kommt der andere. Es ist wie der Stein des Sisyphus — eine endlose Wiederholung der Arbeit, eine nie erleichterte Last für den Geist — eine beständige Anspannung der Intelligenz, wo die ganze Energie aller Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch genommen wird, während man sich zu gleicher Zeit der anhaltendsten und langweiligsten Plackerei unterwerfen muß. Für ein Magazin schreiben, das ist ganz vortrefflich, aber eines heraugeben heißt, sich zu ewiger Sklaverei verdammen. Gott sey Dank, ich kann sagen, daß ich meine eigene Emancipationsbill durchgesetzt habe.

Auch für ein Magazin schreiben, ist schwerer, als alles Andere, und nur Wenige wissen es recht anzufangen; der Grund ist klar; hier herrscht durchweg die Parole: Spannung und Interesse. Wenn Einer ein Werk in ein, zwei oder drei Bänden herausgiebt, so kann er sich wohl erlauben, hier und da ein oder zwei schwächere Kapitel einschlüpfen zu lassen; kein Mensch bemerkt es; ja diese schwächern Partieen gestatten dem Geist des Lesers, sich ein wenig zu erholen, und so seltsam es auch klingt, oft bringen sie dem Ruf des Autors nur Vortheil. Aber wer für eine Zeitschrift arbeitet, der hat diese Freiheit nicht; der Leser verlangt immer neuen Reiz, und mag der Artikel politischer Natur seyn oder der Phantasie angehören, es ist jedesmal, schon des kurzen Raums halber, in dem z. B. die Geschichte erzählt werden muß, in Stoff und Ausdruck ein Aufwand von Prägnanz erforderlich, der sich nur äußerst schwer erringen läßt. Selbst in Fortsetzungen muß man diese Regel befolgen, denn da sie nur immer monatsweise gelesen werden, so muß jedes einzelne Stück als ein von dem vorigen unabhängiges Ganze erscheinen, das nicht einen Augenblick erschlaffen darf. Ein Beispiel davon hatte man an jener merkwürdigen Arbeit in Blackwood's Magazin, die „Tom Cringle's Schiffs-Tagebuch" überschrieben war. Jedes einzelne Stück wurde von dem Publikum verschlungen; voller Ungeduld erwartete man sie jeden Ersten, um die Fortsetzung zu lesen, und jeder Leser hatte sich bis auf den Schluß amüsirt, weil das Interesse darin gar so aufregend war. Kurze Zeit nachher wurde das Werk in zwei Bänden herausgegeben, und was war die Folge davon? — Die Leute klagten geradezu, daß es überladen wäre; es hätte gar zu viel Spannung und ließe nicht einen Moment Ruhe. Es war freilich wahr; gesammelt, hatte es allerdings diesen Fehler; so einzeln und nebenher war die Geschichte ganz hübsch, wenn auch etwas höchst ungewöhnlich; aber die Leute merkten es nicht eher, als bis Alles zusammen gedruckt erschien. Während der Zeit aber, wo es in Fragmenten erschien, hatte es ihnen die schönste Unterhaltung gewährt. Obgleich also hier das Ganze etwas zu hoch gespannt war, so zeigte sich doch an der allgemeinen Beliebtheit, die es während seines Erscheinens im Magazin genoß, was für prägnanter und markiger Stoff dazu gehöre, um für eine periodische Zeitschrift zu schreiben.

Mannigfaltiges.

— Capitain Marryat's Urtheil über Brüssel. Nun, Brüssel, lebe wohl; ich muß gestehen, daß ich deiner herzlich satt bin. Was die Englische Gesellschaft in dieser Stadt betrifft, so ist Alles, was ich von ihr sagen will, dies: je weniger man von ihr sagt, desto besser thut man. Boulogne ist bei weitem vorzuziehen. Seit der Revolution ist das Brüsseler gesellschaftliche Leben vernichtet. Wenn der Topf kocht, kommt der Schaum oben, sagen die Leute, und dies scheint sich besonders durch die Belgische Revolution zu bestätigen; nicht bloß direkt in Bezug auf die Einwohner Brüssels, sondern auch mittelbar in Hinsicht der Fremden, die dort wohnen. Trotz dem bleibt Brüssel eine sehr hübsche Stadt, und die Belgische Aristokratie besteht aus lauter gefälligen, angenehmen Leuten, die höchst gastfreundlich sind, sobald man sich in ihren Zirkel Zutritt erhält, was aber jetzt äußerst schwer ist. Es giebt keine Stadt auf dem Kontinent, in der unsere Landsleute verhältnißmäßig so wenig Vertrauen haben und so tief verachtet werden, wie in Brüssel. Und wenn ich ein Zeitungs-Lexikon schriebe, so würde ich unter dem Artikel Brüssel hinsetzen: „Brüssel, die Hauptstadt von Belgien, berühmt wegen seiner dem Auslande davongelaufenen Bewohner und Bankerottirer." — Was die Belgische Nation en masse betrifft, so muß ich das einzige Epitheton, welches ihren Charakter durch und durch bezeichnet, von den Amerikanern stehlen. Die Belgier sind, in dem eigentlichen Yankeesinn des Wortes, eine ..... Nicht-Nation (no-nation rascals). (N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Freitag den 8. September 1837.

Süd-Amerika.

Robinson's Insel „Juan Fernandez".

Die Insel Juan Fernandez ist im gegenwärtigen Jahre aus der Südsee verschwunden. Einer vulkanischen Eruption hatte sie, allem Vermuthen nach, ihr Entstehen zu verdanken, und in einem Erdbeben hat sie ihren Untergang gefunden. So bezeichnen zwei gewaltige Katastrophen den Anfang und das Ende ihres Lebenslaufes, der still und geräuschlos gewesen ist und der Welt wenig zu reden gegeben hat. Die Spuren ihrer bescheidenen Existenz muß man aus den Erzählungen der Reisenden zusammensuchen, die von Zeit zu Zeit an den Gestaden der Insel gerastet haben, und es lohnt sich wohl der Mühe. Manches Menschenleben enthält nur einen ausgezeichneten Tag, nur eine inhaltschwangere Stunde, und um dieses Tages, dieser Stunde willen wird sein Andenken nach dem Tode aufgefrischt. So ist auch mancher Fleck auf der Erde, dem die Begebenheiten eines einzelnen Tages oder Jahres einen Namen gemacht haben. Die Insel Juan Fernandez ist der Aufenthaltsort des Matrosen gewesen, welchen Daniel de Foe mit dem Namen Robinson Crusoe getauft und weltberühmt gemacht hat; darum verdient sie einen Nekrolog.

Der Spanische Steuermann Juan Fernandez, welcher der Insel seinen Namen gegeben, hat zu Ende des 16ten Jahrhunderts gelebt. Er machte gewöhnlich die Fahrt längs der Westküste von Süd-Amerika, von Peru nach Chili hin und zurück. Auf diesen Reisen hatte er nur einen Feind, aber einen hartnäckigen und furchtbaren, den Südsturm, der in diesen Gewässern herrscht, und durch welchen jede wiederholte Fahrt zu einer harten Uebungsschule in den Mühsalen und Wagnissen des Seemannslebens wurde. Eines Tages kam der vielerprobte Steuermann auf den Einfall, ob er diesen beschwerlichen Stürmen nicht ausweichen könnte, wenn er sich weiter von der Küste ab gegen das hohe Meer hielte. Er that's und befand sich wohl dabei; dem Bereiche der gefährlichen Küstenströmungen entzogen, glitten und tanzten seine Schiffe über den plötzlich wie durch Zauber ruhig gewordenen Meeresspiegel dahin. So gelangte er im Jahre 1572, auf der Reise nach Chili, an eine unbekannte Küste, und, glücklicher als der große Colombo, gab er dem Eilande seinen eigenen Namen, den es dritthalb Jahrhunderte getragen hat. Nach seiner Rückkehr erzählte er viel Herrliches und Schönes von seiner neuen Entdeckung, aber für seinen Vorschlag, eine Kolonie dorthin zu führen, hatte die Regierung zu Madrid kein Ohr. Die Seeherrschaft begann damals bereits, den Händen der Spanier zu entgleiten, und je mehr die Regierung des Mutterlandes ihre Macht schwinden fühlte, desto ängstlicher und mißtrauischer wurde sie. Jede Unternehmung, wodurch die Aufmerksamkeit ihrer Europäischen Nebenbuhler auf Westindien und den Süd-Ocean gelenkt werden konnte, schien ihr gefahrdrohend für die Amerikanischen Besitzungen. Statt die Feinde entschlossen abzuwehren, zog die Spanische Macht sich furchtsam in sich selbst zusammen, und hätte sich gern durch Wüsten isolirt. Ob dem Juan Fernandez sein Begehren geradezu abgeschlagen worden, wissen wir nicht; es scheint, die Insel gefiel ihm so wohl, daß er den Entschluß faßte, sich auf eigene Faust daselbst niederzulassen. Aber die Geduld ging dem unruhigen Seemanne bald aus. Die Wellen des Oceans, die ab und zu an das Gestade rauschen, die Fluth, die Brandung sprechen zu dem Seefahrer, der mit ihnen vertraut geworden, eine eigene, geheimnißvolle Sprache, und er widersteht der Verlockung nicht. So räumte denn Juan Fernandez sein kleines Königreich, und ließ die Insel im Besitze etlicher Ziegen, die sich in der Freiheit des wilden Lebens zahlreich fortpflanzten. Er bestand noch viele Fahrten und Abenteuer zur See, und eine nicht hinlänglich verbürgte Sage nennt ihn den Ersten, der auf einer Reise durch den Süd-Ocean die Küsten von Neu-Seeland gesehen. Aber, so wird erzählt, er behielt das Geheimniß für sich; auch seiner Schiffsmannschaft sagte er nichts davon, sondern hütete es bis an seinen Tod. Das Wesen der damaligen Spanischen Politik, ihre verdachtvolle Eifersucht, ihr Argwohn gegen die eigenen besten Diener zeichnet sich recht sichtbar in dieser Sage von dem kühnen Seefahrer ab, der einen neuen Kontinent entdeckt und es verschweigt, als erwartete er Strafe dafür oder Undank, als sähe er voraus, daß der Neid und die Mißgunst der nächsten Gefährten ihm noch den Ruhm verbittern und die Ehre der Entdeckung rauben würde. Dieses Verhältniß zu einer Regierung, die ihn argwöhnisch niederhielt, hat dem Charakter und den Abenteuern des Juan Fernandez einen geheimnißvollen und beinahe sagenhaften Anstrich verliehen, und der weite, wenig bekannte Süd-Ocean wurde in der Phantasie der Seefahrer zum Schauplatze wunderbarer Geschichten, in denen jener Spanier mit seinen Gefährten, oder Andere seines Gleichen eine Rolle spielten.

Aller Befürchtungen, der abergläubischen sowohl als der politischen, und aller Anstalten, wodurch die Spanische Regierung die Inseln und Küsten Amerika's gegen fremde Fahrzeuge abzusperren suchte, spotteten im 17ten Jahrhundert die Flibustier. Sie schwärmten zahlreich an der Westküste Süd-Amerika's einher, und wenn ihre Fahrzeuge vom Sturme entmastet, ihre Vorräthe aufgezehrt waren und der Skorbut unter ihrer Mannschaft grassirte, war ihnen die Insel Juan Fernandez ein willkommener Landungsort, wo sie Ueberfluß an frischem Wasser, heilsame Pflanzenkost, köstliche Fische und Ziegen in großer Menge fanden. Hier hielten sie Rast, theilten ihre Beute, und hausten wie vollberechtigte Erben und Nachfolger des ersten Besitzers. Die Spanischen Kriegsschiffe, die längs der Küste gegen die verwegenen Piraten kreuzen sollten, trafen selten mit ihnen zusammen, und hatten manchmal das Zusammentreffen zu bereuen.

In dieser zügellosen und gar nicht ehrbaren Gesellschaft treffen wir um das Jahr 1680 einen Englischen Seemann, dessen Name mit Recht berühmt ist, William Dampier. Er war ein Steuermann, der weit und breit seines Gleichen suchte, von Sitten roh und täppisch wie ein Matrose, voll Muth und unerschütterlicher Willenskraft, aber ein unruhiger, abenteuerlicher Geist, der sich in ein Wagniß über das andere einließ. Er war eigentlich nach der Campeche-Bay gefahren, um dort heimlich Farbehölzer zu laden; unterwegs gerieth er unter die Bukaniers, und ließ sich von ihnen zu einer Fahrt in die Südsee bereden. Ein Seeräuberschiff auf dem Meere ist seiner Verfassung nach eine echt demokratische Republik, wo die Leidenschaften nie zur Ruhe kommen und unter dem Deck beständig eine Verschwörung der Gehorchenden gegen die Befehlenden gährt. So brachen auch auf den Flibustier-Schiffen fast bei jeder Fahrt Verschwörungen aus; zuweilen auf offenem Meere, und der Capitain fand sich beim Erwachen auf seinem Lager gefesselt; öfter jedoch am Lande, an irgend einer verlassenen Küste, wo man die Opfer der Verschwörung umbrachte oder hülflos aussetzte. So lange man sich am Bord befand, blieb die Mannszucht und Subordination noch einigermaßen mächtig, und eine gewisse Scheu vor der gewohnten Ordnung hielt die Meuterer zurück; erst wenn man ans Land stieg und das Schiff aus den Augen verlor, fühlte die Zügellosigkeit und die Rachlust sich aller Bande ledig. So ging auch das Fahrzeug, worauf sich Dampier befand, mit einer Revolte schwanger, die ausbrach, als man, um Wasser einzunehmen, auf Juan Fernandez landete. Der Capitain Sharp verlor das Kommando und das Leben. „Weder sein Benehmen, noch seine Tapferkeit war zu loben", sagt Dampier, der über den Vorgang mit großer Kaltblütigkeit berichtet. „Während die Leute noch ganz und gar mit ihrem gelungenen Staatsstreich beschäftigt waren, kamen ihnen die Spanischen Kreuzer über den Hals; mit genauer Noth erreichten sie noch ihr Schiff und stachen in die See. Bei dieser Flucht über Hals und Kopf vergaß man einen armen Teufel von Indianer, einen Moskito, der in die Berge auf die Ziegenjagd gegangen war und jetzt allein auf der Insel zurückblieb."

Die Leser werden zu wissen wünschen, was ein Moskito sey. Diesen Namen führte eine kleine wilde Völkerschaft der Halbinsel Yucatan, in der Nähe des Kap Honduras. Man war geneigt, sie für die letzten Abkömmlinge eines vormals auf dem Kontinent heimisch gewesenen, edleren Menschenstammes zu halten; so sehr zeichneten sie sich durch hohen und kräftigen Wuchs, durch die Stärke und Behendigkeit ihrer Glieder, durch ihre Schnelligkeit im Lauf, ihre Geschicklichkeit in Jagd und Fischfang, die Schärfe und Fernsicht ihres Auges, und durch andere physische und moralische Eigenschaften vor den übrigen Indianerstämmen aus. Den Spaniern trugen sie bitteren Haß nach, aber anderen Weißen, namentlich den Engländern, leisteten sie gern und freundlich Dienste, ja sie waren den Reisenden unentbehrlich. Jedes fremde Schiff, das die Amerikanischen Meere befuhr, hatte seinen Moskito an Bord, und die Seeleute sagten: „unser Moskito", etwa wie man sagen würde: „unser Proviantmeister, unser Koch." Die Vorstellung hat etwas Anziehendes, sich den Moskito als einen gedächteten, in der Nothwehr erstarkten Indianer vorzustellen, der die Mühsal der Freiheit einer trägen Knechtschaft vorgezogen hat, und sich den neuen Ankömmlingen anschließt, um Beistand gegen die alten Unterdrücker zu finden. Der Moskito bewahrte übrigens auch an Bord des Europäischen Schiffes seine volle Unabhängigkeit, und that, was er that, auf seine Weise, nach eigenem Belieben. Er setzte sich allein auf sein Kanoe und fuhr auf den Fischfang aus; wollte man ihn darin stören, so ließ er eigensinnig die schönsten Fische vorüberziehen, als sähe er sie nicht. Bei seiner großen Fassungsgabe

und Auſtelligkeit lernte er bald die Muskete ſo geſchickt führen, wie daheim den Bogen, Pfeil und Wurfſpieß. Er war unerſchrocken im Kampfe, der Erſte zum Angriff, der Letzte beim Rückzug, und wußte von keiner Furcht, als vor dem Teufel, der kommen könnte und ihn ſchlagen. So leicht er ſich an die Sitten, die Gebräuche, die Sprache, die Kleidung der weißen Fremdlinge gewöhnte, ſo leicht warf er auch die erborgte Hülle der Civiliſation wieder ab, und kehrte zu der Lebensweiſe eines nackten Wilden zurück. Dabei zeigte er wenig Eigennutz und Begehrlichkeit; mehr als alle Geſchenke freute ihn der Name, den ſeine weißen Freunde ihm gaben, und auf den er ſich viel zu Gute that. Der Moskito, den Dampier's Gefährten auf Juan Fernandez zurückließen, hieß Will, wie der Name William bei den Engländern in vertraulicher oder populairer Verkürzung lautet.

(Fortſetzung folgt.)

Frankreich.

Streifereien Napoleon's à la Harun-al-Raſchid.

(Schluß.)

So plaudernd gelangten ſie an den Durchgang der Panoramen, welcher damals der reichſte und eleganteſte von allen in der Hauptſtadt war. Ein Laden zog des Kaiſers Aufmerkſamkeit auf ſich: das prächtige Alabaſter-Gewölbe war es, das man vor wenigen Jahren noch dort ſehen konnte. Zwei koſtbare, zur Schau ausgeſtellte Vaſen im Mediciſtyle ſchienen ihm ſehr geſchmackvoll. Er tritt daher in die offenſtehende Thür des Magazins, um nach dem Preiſe derſelben zu fragen. Er blickt ſich rechts und links um, bemerkt aber Niemand, als eine dicke Magd, die ruhig fortfährt, auszukehren, das aber (offenbar aus Furcht, Etwas zu zerbrechen) ſo linkiſch, daß Napoleon ſich des Lachens unmöglich enthalten konnte, jenes ſo freimüthigen Lachens das er ſeit Brienne vergeſſen hatte. — Duroc war draußen geblieben, weil er ſeine Gegenwart in dieſem Magazine, aus gewiſſen Gründen — eben nicht für ſonderlich wichtig halten mochte. — „Heda!“ rief Napoleon der Magd zu, als ſeine Fröhlichkeit ſich etwas gelegt hatte, „iſt denn Niemand hier? Weder Herr, noch Herrin? Das ſcheinen ja träge Leute, die ziemlich ſpät aufſtehen!“ — „Kommen Sie denn etwa, um was zu kaufen?“ — ſragt ihn die Magd mit einem geringſchätzigen Blicke, indem ſie nun ihre Arbeit unterbricht, und, beide Hände unter dem Kinn auf den Stiel ihres Beſens geſtützt, nun ihrerſeits den Kaiſer betrachtet und neugierig muſtert. — „Nun freilich! Ich will wiſſen, wie viel dieſe beiden Vaſen koſten.“ — „Sieh' einmal, das hätt' ich mein' Seel' nicht gedacht! Aber ich will der Madame klingeln.“ — Madame kommt auch bald herunter, indem ſie ſich in aller Eile ein Tuch über die Schultern wirft. — „Was ſteht denn zu Ihren Dienſten, mein Herr?“ fragt ſie den Kaiſer trocken. — „Madame, welches iſt der Preis dieſer beiden Vaſen?“ — „Fragen Sie denn, um ſie zu kaufen, mein Herr?“ — „Zum Kuckuck! Freilich!“ ruft der Kaiſer, durch dieſe Frage ein wenig aus der Faſſung gebracht. — „4000 Francs, nicht einen Liard weniger.“ — „Viertauſend Francs!“ wiederholt Napoleon erſtaunt, und durch Weſen und Ton der Frau wenig zu ihren Gunſten eingenommen. „Viertauſend Francs! Das iſt ja aber erſchrecklich theuer, Madame! Viel zu theuer für mich.“ — Dabei faßt er, zum Gruße, nachläſſig an den Rand des Hutes, und will eben das Gewölbe verlaſſen, als die Frau, beide Hände in die Hüften geſtemmt, mit höhniſchem Lächeln ihm nachruft: „Ja, das ſieht man wohl bald! Und doch koſten ſie mir ſelber 5000 Francs! Aber iſt's denn nicht immer noch beſſer, mit Schaden zu verkaufen, als Hungers zu ſterben? O, man macht jetzt gar ſchöne Geſchäfte! Ewig Krieg! Alle Welt klagt! Der Handel geht gar nicht; die Kaufleute gehen zu Grunde! Aber deshalb muß man doch, nach wie vor, ſeine Steuern zahlen!....“ Bei den erſten Worten der Frau hatte des Kaiſers Geſicht einen ſchwer zu beſchreibenden Ausdruck angenommen. Zuerſt hatte es ſich leicht geröthet, bald aber ſeine natürliche bleiche Färbung wiedergewonnen; alle ſeine Geſichts-Muskeln jedoch hatten ſich kraus zuſammengezogen; ſeine Lippen waren blau geworden; ſeine Augen ſchleuderten Blitze; die Arme hatte er über der Bruſt gekreuzt, die Hände geballt. So fragt er nun mit jener durchdringenden Stimme, die ſelbſt dem Herzhafteſten imponirte, ſie unterbrechend: „Haben Sie einen Mann, Madame? Wo iſt er? Warum ſehe ich ihn nicht hier?“ — „Na, na, ereifern Sie ſich nur nicht ſo, mein Herr! Ich habe einen, Gott ſey Dank! Er iſt aber heute ſchon ſehr früh ausgegangen, um ein wenig Geld zu erheben. Es hält ſo ſchwer mit der Einnahme! Niemand hat einen Sou! Und übrigens, was wollen Sie denn eigentlich von ihm? Bin ich denn nicht hier?“ — „Schon gut, Madame, ſchon gut! Ich wollte Ihrem Manne nur ſagen, daß ich dieſe Vaſen wohl nehmen werde.... aber ſpäter.... Ich werde herſchicken.“ — So tritt Napoleon, verlegener wegen ſeiner Uebereilung, als wegen des Auftritts, den die Frau ihm bereitet, und in einer Aufregung, die er nur mühſam verbirgt, aus dem Magazine und ruft Duroc zu: „Meiner Treu! da hab' ich einmal mein Theil bekommen! Ein verrücktes Weib, eine Art von Megäre, die ſich in die Politik miſcht, anſtatt ſich nur um ihre Vaſen zu bekümmern! Aber ihrem Manne will ich ſchon den Kopf waſchen, denn an dem liegt ganz allein die Schuld!“

Man ſieht alſo, daß in dem Kapitel vom Inkognito nicht gerade Alles Beneſiz war, wenn auch dergleichen Enttäuſchungen immer nur ſelten vorkamen. Unſere beiden edlen Schwärmer vergaßen übrigens gar bald nach ihrer Ankunft in den Tuilerien, der Eine die Alabaſter-Händlerin, der Andere das Frühſtück, das ſie auf Berg gehalten.

Etwa ſechs Wochen waren ſeitdem verfloſſen, als eines Morgens der Kaiſer, bei ſeinem kleinen Lever, zu Duroc ſagte: „Ich habe heut' eben nicht viel Wichtiges zu thun; wenn wir nun wieder einmal ein wenig umherſtreifen, da es noch früh am Tage iſt?“ — „Sire, es iſt aber ſehr kalt; und dann iſt heute noch ebendrein der Tag vor Weihnachten, alſo ſo gut wie Feiertag. Und kurz vor Neujahr ſind immer ſehr viele Leute in den Nachbar-Straßen des Palais-Royal und auf den Boulevards. Wohin könnten Ew. Majeſtät alſo gehen, ohne Gefahr zu laufen, erkannt zu werden?“ — „Das iſt auch wahr, Duroc: warten wir alſo bis zum Abende. Aber, eben fällt's mir ein, was iſt denn aus der Geſchichte in den Chineſiſchen Bädern geworden?“ — „Wahrhaftig, Sire! Ich muß Ew. Majeſtät mit Bedauern geſtehen, daß ich die ganze Zeit her gar nicht mehr daran gedacht habe. Doch will ich dieſe Vergeßlichkeit auf der Stelle gut machen.“ — „Ja, gewiß, das iſt auch nöthig, und heute noch! Im Augenblick, und auf eine würdige Weiſe gut machen! Du verſtehſt mich? — Bei dieſer Gelegenheit magſt Du auch dem Manne der Vaſen-Madame ſagen laſſen, daß er mir die beiden neulich behandelten perſönlich überbringen ſoll. Auch ich habe eine Vergeßlichkeit gut zu machen. Ja, ja, es iſt an mir; und wir wollen ſogleich ſehen, wie es gehen wird.“

Es war zehn Uhr des Morgens. Ein Diener, dem der Groß-Marſchall gemeſſene Befehle ertheilt hatte, trat in das Kaffeehaus der Chineſiſchen Bäder und fragte die Herrin vom Hauſe: „Madame, habt hier nicht, vor etwa ſechs Wochen, einmal zwei Herren, beide in blauen Ueberröcken, gefrühſtückt und dann kein Geld zum Bezahlen gehabt?“ — „Ja, mein Herr“, antwortet die Dame in großer Unruhe, weil der Fragende die Livrée des Kaiſerlichen Hauſes trägt. — „Nun, Madame, das ſind Se. Majeſtät der Kaiſer und der Herr Groß-Marſchall des Palaſtes geweſen. Kann ich jetzt den Kellner ſprechen, der damals für Dieſelben bezahlt hat?“ — „Gewiß.... O ja.... mein Herr!“ — Die Wirthin klingelt, und wird faſt ohnmächtig. Sie ſpricht der nichts Geringerem, als daß ſie ſich ins Waſſer ſtürzen wolle, wenn man ihr nicht erlaube, dem Kaiſer ſich zu Füßen zu werfen. Der Diener entfernt ſich zu dem Kellner, dem er eine Rolle mit 50 Napoleonsd'or einhändigt, und ſagt: „Der Herr Groß-Marſchall des Palaſtes hat mich beauftragt, Ihnen zu ſagen, daß, wenn Sie jemals eine Gunſtbezeugung für ſich oder für Jemand der Ihrigen nachzuſuchen haben ſollten, Dieſelben ſehr erfreut ſeyn würden, Ihnen nützlich werden zu können.“ — Dieſer Kellner hieß Dargent. Er beeilte ſich, die wohlwollende Geſinnung des Groß-Marſchalls zu benutzen, und wurde durch dieſen als Diener des Kaiſerlichen Hauſes angeſtellt. Bald hatte er dann das Vertrauen Joſephinens gewonnen, die ihn ſpäter, als ſie, bei ihrer Scheidung, nach Malmaiſon ſich zurückzog, in ihre beſonderen Dienſte nahm. Endlich aber — ſonderbare Schickſale der Menſchen jener Zeit! — trat derſelbe, 1814, gar in die Dienſte Lord Wellington's.

Eine Viertelſtunde nach ſeinem Beſuche in dem Chineſiſchen Kaffeehauſe trat jener Kaiſerliche Diener in das ſchöne Alabaſter-Magazin am Durchgange der Panoramen, und ſagte zu dem Herrn vom Hauſe: „Mein Herr, Sie ſind Augenblicks auf das Schloß entboten, mit den beiden Vaſen, welche Se. Majeſtät der Kaiſer vor etwa ſechs Wochen in Ihrem Magazine behandelt haben. Eilen Sie, mein Herr; denn Se. Majeſtät erwarten Sie!“ — „Ach Du mein Gott!“ rief bei dieſer Botſchaft der Kaufmann. „Will er mich denn erſchießen laſſen?“.... Dann aber wandte er ſich gegen ſeine Frau, die, ohne einen Laut von ſich zu geben, daſtand; ſo war auch dieſe niedergedonnert: „Ich hab's mir wohl gedacht: Du haſt von Politik geſprochen; Du haſt ſicher ſchlecht von der Regierung geſprochen, wie Dir das alle Tage begegnet — und vor Wem noch dazu! Vor Sr. Majeſtät dem Kaiſer und Könige! — Du wirſt aber Deine verwünſchte Zunge nie im Zaume halten können! Wie oft hab' ich Dir dies nicht ſchon geſagt! Und für einen Spion haſt Du ihn gehalten! — Ach, mein Gott! Es iſt aus mit mir! Hinaus wird man mich führen nach Grenelle!“..... So brachte die Furcht dieſen armen Mann um ſeinen Kopf; und der Kaiſerliche Diener mußte ſich alle erſinnliche Mühe geben, ihm nur einigermaßen Muth einzuflößen. Nachdem er denn endlich wieder zu einigen Kräften gekommen, konnte er in einen Fiaker ſteigen und nach den Tuilerieen fahren. Dort führt man ihn fort in des Kaiſers Kabinet, wo er ſich nun alſo allein, von Angeſicht zu Angeſicht mit ihm ſieht. Kaum kann er ſich auf den Füßen halten, ſo ſehr zittert er. — „So, ſo, Herr! Endlich alſo hat man Sie doch gefunden!“ ruft ihm Napoleon mit herriſchem Tone, aber nur mühſam unterdrücktem Lachen zu. „Es freut mich, Sie zu ſehen.“ — Zugleich holt er aus einem Schubfache ſeines Schreibtiſches acht Billets zu 1000 Francs, reicht ſie dem Kaufmanne, der gar nicht weiß, ob er die Hand danach ausſtrecken ſolle, — und ſagt, mit der kurzen Rede-Weiſe und mit der ſchneidenden Betonung, die er an ſich hatte, ſobald es nur Vorwürfe zu machen gab: „Ich bin neulich in Ihrem Magazine geweſen, habe dort zwei Vaſen behandelt; Ihre Frau hat 4000 Francs dafür gefordert, indem ſie mir ſagte: ſie koſteten ihr ſelber 5000. Da, obgleich das nur eine Lüge war, hier ſind achttauſend... So nehmen Sie doch!... Viertauſend ſind für die Vaſen, und viertauſend für Sie, zur Schadloshaltung für den Zorn, den Ihre Frau mir gegen Sie erregt hatte, und der Ihnen leicht theuer zu ſtehen kommen konnte. Dafür ſagen Sie ihr nun aber auch, daß ſie ſich in Zukunft um Nichts, als um ihre Kochtöpfe bekümmern möge! Oder, alle Wetter! ich laſſe ſie in Siebire kampiren, und Sie dazu! Nun gehen Sie; dies iſt Alles, was ich Ihnen zu ſagen hatte!“

An eben dieſem Tage, am Vorabende vor Weihnachten, ſpeiſten der Marſchall Marmont, der General Lauriſton, Cervisart, die Wittwe des General Valhubert, Madame Devaux, Palaſt-Dame Joſephinens, der Graf D., Kammerherr des Kaiſers, und einige andere zum Hofſtaate Ihrer Majeſtäten gehörige Perſonen bei dem Grafen von Lavalette im Poſt-Gebäude. Bei Tafel hatte man viel von der Alabaſter-Händlerin geſprochen, deren Vaſen man ſchon im Schloſſe geſehen und bewundert hatte. Natürlich war dabei auch von den Inkognito-Spaziergängen Sr. Majeſtät die Rede geweſen. Als die Gäſte dann ſchon ziemlich munter geworden waren, und Mitternacht herankam, meldete

der Kammerdiener des Herrn von Lavalette dem Marschalle, daß sein Kabriolet da sey. — „Heute gehe ich nicht mehr von der Stelle!“ antwortete Marmont und setzte, zu Lavalette gewendet, hinzu: „Mein lieber Direktor, mache, was Du willst; aber mich wirst Du diesen Abend nicht los! Ich befinde mich hier gar zu wohl, um wegzugehen!“ — „Allerliebst, Herr Marschall! Ja, bleiben Sie nur bei uns!“ erwiedert Frau von Lavalette. „Ich lade hiermit die ganze Gesellschaft ein; so können wir das Nacht-Essen zusammen einnehmen.“ „Nun dann“, nimmt Mad. Valbubert das Wort, „thun Sie nichts Halbes, meine Herren, sondern führen Sie uns auch in die Mitternachts-Messe!“ — „Vortrefflich! Ja, wir geben den Damen den Arm!“ — „Wir nehmen das an“, sagt Frau von Lavalette; „aber in welche Kirche sollen wir gehen?“ — „In unsere Pfarrkirche natürlich!“ giebt ihr Mann zur Antwort. „Nach St. Eustache; das ist ja auch nur zwei Schritte von hier.“ — „O geht mir doch!“ ruft Corvisart dazwischen; „ist mir das auch eine Pfarre! Nach St. Roch müssen wir gehen. Dort trifft man die Messe doch wenigstens mit Trompeten und Pauken; und dann giebt es dort ja auch ein viel fideleres Durcheinander!“ — „Ja, recht, nach St. Roch!“ ruft nun Lavalette wieder. „Mir ahnt schon, daß wir dort einen Hauptspaß haben werden!“

Obgleich nun aber die Damen zu dem vertraulichen Diner bei dem General-Post-Direktor eben nicht große Toilette gemacht hatten, so konnten sie denn doch auch nicht mit kurzen Aermeln und im bloßen Haare in eine Mitternacht-Messe gehen. Frau von Lavalette eilte daher, Alles, was zum Toiletten-Wechsel nöthig war, zu deren Verfügung zu stellen: die Hüte, Douillettes und Kaschemire dieser Kammerdame der Kaiserin traten alsobald an die Stelle der Blumen, der ausgeschnittenen Kleider und der durchsichtigen Schärpen. In wenigen Augenblicken war die Umkleidung vollständig bewerkstelligt. Aber freilich hatten die Damen nicht recht bedacht, welch' seltsames Ansehen sie durch dieselbe bekommen mußten: der Einen ist das Kleid viel zu lang, und die Andere hat einen Hut auf, der ihr offenbar viel zu eng ist, was den Damen diesmal jedoch nur zu herzlichem Lachen Stoff giebt. So steigt man denn ein und fährt nach St. Roch. Lauriston stellt sich nun an die Spitze dieser wunderlichen Prozession, und sieht, wie er so vor ihr daherschreitet, mit seinem Rohrstocke in der Hand, den er achtlos auf die Steinplatten auffallen und so vor sich herspringen läßt, einem sogenannten Kirchen-Duster merkwürdig ähnlich, so daß Marmont, Lavalette, Corvisart und die Anderen, die hinter ihm gehen, trotz aller Anstrengungen nicht umhin können, so sehr zu lachen, daß ihnen die Thränen immer an den Wangen herabschießen. Plötzlich aber, indem sie gerade um einen Pfeiler herumbiegen, wo es ein wenig finsterer ist, als in der übrigen Kirche, gehen zwei Männer sehr rasch an ihnen vorüber. Sie sind in braune, bis oben hinauf zugeknöpfte Ueberröcke gekleidet, und der Aeltere von ihnen tritt ziemlich heftig an die Gruppe der Lacher heran und sagt mit ernster und derber Stimme: „Meine Herren, dies Gelächter ist sehr unschicklich! Es komme in die Kirche, wer da will; aber, wenn man einmal hier ist, muß man sich nicht minder schicklich betragen, als in den Tuilerieen!“ — Und der kleine Mann war hinter dem Pfeiler verschwunden, indem er die lustigen Schwärmer, wie durch eine Erscheinung betroffen, stehen ließ; denn Alle meinen, sie hätten eine ihnen nur allzu wohl bekannte Stimme vernommen.

Und sie hatten sich nicht getäuscht: Es war die Stimme des Kaisers. (Le Siècle.)

England.

Schriftsteller-Einfluß in England.

Von Cap. Marryat.

Schriftsteller, wie Doktoren, kommen leicht in Streit. Neulich bekam ich ein sehr hübsches Buch in die Hand, unter dem Titel: Tagebuch einer Desennuyirten; darin kommen einige Stellen vor, die mich sogleich auf Henry Bulwer's bekanntes Werk über Frankreich zurückbrachten. Unter seinen Bemerkungen über literarischen Einfluß in England befindet sich auch folgende: — „Ein Französischer Literat, den ich vor kurzem in Paris getroffen, erzählte mir, ein gutmüthiger junger Lord, den ich erst nicht nennen will, hätte ihm gesagt, daß Tänzer und Sänger in der Englischen Gesellschaft eine vortreffliche Aufnahme fänden, Schriftsteller aber nicht. Est il possible qu'on soit si barbare chez vous?“ Er fügt hinzu: „In England als Schriftsteller bekannt seyn, kann Einem nur schaden; erstlich schließen die Leute gleich, daß man nicht das ist, was sie einen Gentleman zu nennen pflegen, und während die Großväter anderer Leute, die Banquiers oder Fleischer sind, oder von einem anderen Handwerk oder Beruf, wenigstens in der Erde Ruhe haben, müssen es sich die Abnherren von Schriftstellern gefallen lassen, noch aus dem Grabe gegen ihre Enkel heraufbeschworen zu werden.“

Herr Bulwer beweist dann mit vielen Gründen weiter, daß die Literaten weder bei der Regierung, noch bei der Aristokratie Großbritaniens einen Mäcen finden; er zeigt die Vortheile, welche die Französischen Literaten voraus haben in ihrem Institut, in ihrer Erhebung in den Adelstand, in den Ehrenzeichen und Pensionen, welche sie bekommen. Die Verfasserin des Tagebuchs möchte gern die Behauptungen des Herrn Bulwer widerlegen; aber in der Widerlegung selbst giebt sie Alles, was er aufstellt, zu, eines ausgenommen, — daß nämlich die Literaten von der Aristokratie in England nicht so gut aufgenommen werden, als in Frankreich.

Sie sagt: — „Was meint Henry Bulwer damit, wenn er behauptet, daß Schriftsteller in der Französischen Gesellschaft beliebter sind, als in England? Das mag seyn, daß sie eine unabhängigere und ehrenvollere Stellung einnehmen, daß sie sich nicht so sehr von patronisirenden Standes-Wittwen tyrannisiren zu lassen brauchen und daß sie sicherer sind, öffentliche Stellen und Aemter zu bekommen; aber mit Ausnahme von Mignet und Merimée — die auch mehr wegen ihrer persönlichen Verdienste und ihrer offiziellen Stellung, als wegen ihres literarischen Rufes so geachtet sind — habe ich fast nirgends Einen von ihnen getroffen. In den Gesellschaften der Minister, des Grand-Référendaire und anderer hoher Beamten werden allerdings Künstler und Schriftsteller zugelassen, als Anhänger eines politischen Systems; nimmermehr aber sind sie, wie Moore, Rogers, Chantrey, Newton und Andere, in den Boudoirs der Elite oder bei den ausgesuchten Festen eines Devonshire-Hauses zu finden. Indeß bringt das Gewerbe eines „homme de lettres“ hier seine besonderen Belohnungen und Vortheile mit sich und bildet einen ganz eigenthümlichen, unabhängigen Stand. Auch haben sie, gleich wie die Künstler, die Aussicht, in die Akademie erhoben zu werden, und zumal unter der gegenwärtigen Ordnung der Dinge sind sie mit Plätzen und Pensionen besonders reich begabt.“

Man sieht also, daß sie in Frankreich zu den Gesellschaften der Minister u. s. w. als Mitglieder einer politischen Partei eingeladen werden, und daß überhaupt die Regierung sie für sich zu gewinnen sucht, indem sie sie adelt und mit Aemtern und Pensionen überhäuft. So hat also, wie seine Gegnerin selbst zeigt, Herr Henry Bulwer doch Recht. In einem anderen Kapitel des erwähnten Tagebuches findet sich folgende ergötzliche Stelle, wo eine feine Mode-Dame ihrem Schützling bei dem ersten Eintritt in die Londoner Gesellschaft einen beherzigenswerthen Rath mitgiebt:

„In ihre Bücher“, sagte sie, als ich die Einführung bei einem der populairsten Schriftsteller des Tages verschlug, „in ihre Bücher kannst Du Dich vertiefen und hineinlesen, so viel Du willst; mit den Verfassern aber fang' mir bei Leibe nicht an. Diese Leute verwenden ihr ganzes Bischen Geist auf ihre Werke — die Brocken davon, welche durch die Gesellschaft wandern, sind dem Fusel zu vergleichen, der von der Kelter übrig bleibt, nachdem der Wein ausgepreßt worden. In der Unterhaltung mit einem geistreichen Schriftsteller kann man zuweilen einen neuen Gedanken über seine Augen blitzen oder lächelnd um seine Lippen spielen sehen, aber um Alles in der Welt möchte er ihn nicht von sich geben. Das gehört in sein nächstes Werk und wird auf der Stelle in das Hauptbuch seiner täglichen Gedanken eingetragen, unter der Valuta von drei und sechs Pence. Der Geist des Mannes ist seine Erzgrube; er kann sich nicht dazu verstehen, sie umsonst zu bearbeiten oder ihren Ertrag wegzuschenken.“

Ziehen wir aus diesen Stellen einen Schluß, so müssen wir sagen, daß, obgleich manche vornehme Leute Literaten mit ihrer Gunst beehren, jedenfalls die allgemeine Gesinnung gegen sie ist. Uebrigens kann ich nicht verschweigen, daß mich nichts mehr amüsirt hat, als dieser Spott unserer Desennuyée. Es ist gewiß viel Wahrheit darin, und doch ist es nicht wahr. Aber ich will mir's merken: sobald ich in Zukunft irgendwo in einer Gesellschaft etwas sogenanntes Geistreiches sage, so werd' ich doch wenigstens auf Heller und Pfennig den Werth meiner Produkte während der Mittags- oder Abend-Gesellschaft kennen: ich darf sie nur nach drei und sechs Pence berechnen. So viel ist klar, daß, wenn ein Autor nur ein halbes Dutzend geistreiche Bemerkungen macht, er sich sein Mittagbrod vollauf verdient hat.

In dem „Studenten“ Edward Bulwer's findet man eine Aeußerung, welche der Verfasserin des genannten Tagebuchs geradezu widerspricht. Indem er beweist, daß man den Charakter der meisten Schriftsteller aus ihren Werken erkennen kann, sagt er: — „Schriftsteller sind die einzigen Menschen, die wir wirklich durch und durch kennen lernen; alle übrige Menschen sterben, ohne daß man mehr als die äußere Oberfläche von ihrem Charakter erkennt.“ Daraus geht hervor, daß die Leute sich durchaus nicht entschuldigen können, wenn sie sich von Schriftstellern falsche Vorstellungen machen; treffen sie sie in Gesellschaft, so brauchen sie nur ihre Werke zu lesen, und sobald ihnen die Werke gefallen, müssen es auch die Verfasser. Und auf der anderen Seite äußert sich wieder Edward Bulwer im Widerspruch mit der Armuth der Erzgrube, von der in jener Stelle des „Tagebuchs“ die Rede ist: „Ich glaube, jeder Mann, dessen Geist nicht unermeßlich weit vor seinen Werken voraus ist, der nicht einen unerschöpflichen Vorrath von Gedanken, Gefühlen und Phantasie in sich führt, den er nimmermehr Muße genug hat, in Schrift festzuhalten, ein solcher Mann, sage ich, gehört nur in den zweiten Rang. Ein wahres Genie stirbt und hinterläßt der Nachkommenschaft nur den tausendsten Theil seines inneren Reichthums als Erbe.“

Ich habe ein großes Vergnügen daran, Alles bunt neben einander zu stellen. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, Aergerniß zu stiften, und das ist der Grund, warum es die Leute so gern thun. Indeß sollte doch der vorliegende Fall ganz ernstlich entschieden werden, und wie es ja vorkommt, daß in einem streitigen Falle die Disputanten, wenn sie sich nicht einigen können, nach gegenseitiger Uebereinkunft einen Dritten dazu rufen, so will ich es versuchen, hier das Schiedsrichteramt auf mich selbst zu nehmen und die Sache einmal ordentlich zu besprechen, da sie allerdings eine größere Bedeutung hat, als vielleicht beim ersten Anblick scheinen mag.

Wenden wir uns erst nach dem vorigen Jahrhundert zurück; in welcher Stellung werden wir da die Schriftsteller finden: — offenbar in der tiefsten Abhängigkeit von Patronen aus der Aristokratie und ihre Werke diesen Patronen widmend, in einem von Unterthänigkeit und Schmeichelei überflickenden Panegyrikus. Zu dieser Zeit war auch noch das Volk und die Aristokratie durch eine viel weitere Kluft getrennt, als gegenwärtig.

Nach und nach ist das Volk fortgeschritten, und mit diesem Fortschritt haben auch die Literaten das Joch der Sklaverei abgeworfen und die Privilegien, gleich wie die Laster und Narrheiten derjenigen angegriffen, vor denen sie einst das Knie gebeugt.

Das Vorschreiten des Volks aber und die Demüthigung der Aristokratie sind beide wieder durch die Presse selbst bewirkt w[illegible]

veränderte sich nach und nach die Lage der Schriftsteller, und während wir früher Männer, wie Dryden, Otway und viele Andere, die Riesen ihrer Zeit, sich um Brod herabwürdigen sahen, bekommen wir jetzt nur selten eine Widmung, und in den wenigen, die wir haben, ist die Schmeichelei wenigstens nicht so handgreiflich, als früher. Die Autoren betrachten das ganze Publikum als ihren Patron, und die Aristokratie wird nur als ein Theil und Glied dieses Publikums angesehen. Diese Bemerkungen passen eben so gut in Bezug auf die Regierung. Schriftsteller sind jetzt nicht so leicht zu erkaufen, wie früher; sie schreiben lieber im Einklang mit der öffentlichen Meinung, als für die Staatsbehörde, schon deswegen, weil sie auch von der öffentlichen Meinung besser remunerirt werden. Erinnert man sich nun, daß bei dem schnellen Fortschritt des Volks-Einflusses in der letzten Zeit, bei der Ausstellung und Verbesserung von Mißbräuchen und bei der Niederreißung aller der Schranken, welche allmälig in so vielen Jahren nachgegeben haben, daß hier immer die Schriftsteller und die Presse die Avantgarde geführt und daß in diesen fortwährenden Kämpfen die Aristokratie der angegriffene Theil war, so wird man es wohl begreiflich finden, daß sich nach und nach unter der Aristokratie, vielleicht ohne ihr eigenes Wissen, ein Vorurtheil ausbildete gegen die Presse und gegen Schriftsteller überhaupt.

Die Presse in England war und wird für eine lange Zeit wohl noch der Aristokratie feindlich gesinnt bleiben, und es läßt sich kaum mit Grund erwarten, daß sie den Feind in ihr Lager zulassen wird. Denn man bedenke nur, mag einer ein politisches Pamphlet oder eine Novelle schreiben, er hat immer dieselbe Gelegenheit, seine Ansichten auszudrücken und dem Publikum durch Vertheidigung seiner Meinungen zu schmeicheln, ja die Meinungen eines Romandichters haben vielleicht größeren Einfluß, als die eines Pamphletschreibers. Bei diesem erwartet man schon im Voraus nichts als die individuellen Ansichten eines politischen Parteigängers; die Novelle dagegen liest man zum Vergnügen, und da gerade saugt man unvermerkt die Tendenz des Verfassers ein. Für Einen Leser eines politischen Pamphlets (sie werden so nur obenhin und gewöhnlich bloß von denen gelesen, welche schon Einer Ansicht mit dem Verfasser sind) kann man hundert rechnen, die einen Roman ganz durchlesen, so daß die Ansichten der Romanschreiber offenbar eine viel größere Verbreitung gewinnen. Die meisten Werke werden eben so wohl des Gewinnes als des Ruhs halber geschrieben, und folglich müssen sie gleich von vorn herein so eingerichtet seyn, daß ihnen das Wohlwollen der Majorität sicher ist; sonst könnten sie ja auch unmöglich einen so reißenden Abgang haben. Da nun die Majorität in England durchaus liberal ist, so muß jedes Buch, das jetzt erscheint, mehr oder weniger die höheren Stände angreifen. Schriftsteller sind die Gegner der höheren Klassen; X. ist ein Schriftsteller geworden, folglich hat er sich auf die Seite unserer Feinde gestellt. Henry Bulwer hat also ganz Recht, wenn er behauptet, daß es Einem unter den höheren Klassen nur schaden kann, als Schriftsteller bekannt zu seyn.

Nachdem wir so viel bemerkt, um zu zeigen, daß die Aristokratie und die Presse mit einander in Kampf sind, wollen wir jetzt das Benehmen und die Verdienste der Literaten bei ihrem Auftreten in Gesellschaften untersuchen. Und hier, glaube ich, wird man sehen, daß man es mehr einem Mißgeschick, als einem Fehler von ihrer Seite zuschreiben muß, wenn sie keine gute Meinung von sich erregen. Erst werden sie überschätzt, ehe man sie persönlich sieht, und nach genauerer Bekanntschaft werden sie wieder zu niedrig angeschlagen.

Die Sache geht gewöhnlich so zu: Man liest die Werke eines Schriftstellers, sie gefallen einem zum Entzücken, und nichts ist natürlicher als der Wunsch, den Mann näher kennen zu lernen. Da verspricht man sich schon im Voraus den höchsten Genuß, man erwartet von seinen Lippen, ex tempore, einen gleichen Fluß geistreicher Gedanken und Bemerkungen, eine gleiche Kraft der Rede, eine gleiche Lebendigkeit und Prägnanz, wie sie ihm bei seinen Werken so viele Stunden Arbeit und Nachdenken gekostet, ja vielleicht nur in seinen glücklichsten Stimmungen zur Welt gekommen sind, und noch dazu von einer Person, die vielleicht zum ersten Male ganz fremd in eine große Gesellschaft tritt. Ist das eine billige und gerechte Forderung? Oder kennst du einen von deinen Freunden, der beim ersten Zusammentreffen mit einer ganzen Gesellschaft von Fremden die Geige spielt? Sind nicht Schriftsteller so zurückhaltend und scheu, als andere Leute, ja noch mehr als Andere? Und doch verlangt man von ihnen, als wären sie Hanswurste oder Gaukler, die mit einem gewissen Vorrath von Possen versehen sind, die Gesellschaft zu amüsiren. Gerade das Bewußtseyn, daß man dies von ihm erwartet, das macht den Mann ganz still, und durch das ängstliche Bestreben, euren Erwartungen zu genügen, verliert er gerade am Allermeisten.

Die Folge davon ist, daß du dich getäuscht findest, du und die ganze Gesellschaft, der du vorher feierlich angekündigt hast, daß der Herr „der und der" heute kommen wird. Hättest du den Mann näher kennen gelernt, so würdest du vielleicht den Unterschied gefunden haben, und er, der jetzt hinter deinen Erwartungen so sehr zurückblieb, würde dir eben so viel Unterhaltung gewährt haben, wie im Buche. Dessenungeachtet ist immer einige Wahrheit in den Bemerkungen der Desennuyirten, „daß nämlich manche Schriftsteller ihre neuen Gedanken nicht von sich geben, weil sie sie für ihre Bücher brauchen." Diese aber können, wie Bulwer bemerkt, nur zur zweiten Klasse gehören, und die Majorität der Schriftsteller nimmt ja immer nur den zweiten Rang ein.

Gewöhnlich sind diese Leute Witzlinge; witzeln aber ist kein Literatengewerbe; oder es können auch andere Schriftsteller vom zweiten Range zugegen seyn, und dann wissen sie schon, daß sie sich in der Gesellschaft litterarischer Taschendiebe befinden.

Um zu zeigen, daß jene Behauptung der Desennuyirten nur auf untergeordnete Schriftsteller anwendbar ist, wollen wir einmal sehen, wie es mit dem Unterhaltungstalent derjenigen steht, deren Namen den ersten Platz in der Literatur einnehmen. Hier aber kann ich nur von Solchen sprechen, die ich selbst kennen gelernt, — es giebt gewiß noch viele Andere. Wo kann man so unterhaltende Leute finden, als Coleridge, Charles Lamb, Sir John Malcolm und viele Andere, die schon dahingegangen sind? Und unter den Lebenden darf ich nur Croker, Professor Wilson, Bulwer, Lockhart, die Smiths und die Damen Somerville, Austin und Jameson nennen. Diese alle sind doch gewiß die Herren in ihren verschiedenen Literaturgattungen, und ich kann geradezu Jeden auffordern, mir aus dem ganzen Haufen eine gleiche Zahl anzuführen, die so gewandt oder unterhaltend sind in Gesellschaft; er ist es sicherlich nicht im Stande. Ich kann noch mehr zu Gunsten der Autoren anführen. Ich kenne Viele, deren Unterhaltung noch höher steht, als ihre Schriften; ich will sie nicht nennen, denn sie könnten das durchaus nicht für ein Kompliment nehmen; aber jedenfalls ist damit die Behauptung der Desennuyirten widerlegt, daß talentvolle Schriftsteller ihre Gedanken für ihre Bücher aufheben, im Gegentheil, gerade wenn sie in Gesellschaft sind, führen sie gewöhnlich das Wort. Indeß darf man hier einen Unterschied nicht vergessen, der in der Verschiedenheit des Temperaments liegt; es giebt Manche, die so gewohnt sind, beständig in Gesellschaft zu kommen, daß es ihnen ganz gleichgültig ist, ob sie mit den gegenwärtigen Personen bekannt sind, oder nicht; Andere dagegen sind zurückhaltender, sie müssen sich durchaus ganz wie zu Hause fühlen, und bei diesen kann man nur in kleinen Kränzchen und unter Freunden ihren wahren Werth erkennen. **— ist ein Beispiel der ersteren Art, der verstorbene Charles Lamb gehörte zu der letzteren. Manche glänzen besonders, wenn sie keine Nebenbuhler haben; Andere werden wieder bloß dann lebendig, wenn noch einige Männer von Talent in der Gesellschaft sind, und, gleich dem Stahl und Kiesel, kann man ihnen nur durch Reibung ihr Feuer entlocken.

Wenn es mir erlaubt wäre, den Schriftstellern selbst einen Rath zu geben, so möchte ich ihnen sagen, daß sie sich so wenig als möglich in große Gesellschaften mischen, sondern lieber auf ihre eigenen Freunde sich beschränken sollen. Sie würden einen weit höheren Ruf haben, wenn sie diesen Grundsatz befolgten.

Mannigfaltiges.

— Napoleon und die Welt-Eroberung.*) Dies ist der Titel eines so eben in Paris erschienenen Romanes, der als ein Gegenstück des zur Zeit auch im „Magazin" mitgetheilten Beweises, daß Napoleon niemals existirt habe, gelten kann. Der Verfasser hat sich nämlich den Spaß gemacht, die Europäische Geschichte seit dem Jahre 1812 total zu verändern und aus dem in Rußland besiegten Napoleon einen Welt-Eroberer zu machen, wie es Gottlob! noch niemals Einen gegeben hat. Der Brand von Moskau ist, diesem Roman zufolge, ein historischer Irrthum; Napoleon hält vielmehr seinen Einzug in St. Petersburg und kehrt dann triumphirend nach Warschau zurück, wo er den Fürsten Poniatowski zum Könige von Polen macht. Im Jahre 1814 gelingt dem Kaiser die Landung in England; drei Armeen zugleich bestürmen den Britischen Boden; am 4. Juni des gedachten Jahres findet bei Cambridge eine große Schlacht statt, die dem Französischen Sieger die Thore von London öffnet. Am nächsten Tage erscheint ein Kaiserliches Dekret, wodurch Großbritanien auf ewige Zeiten dem Französischen Reiche einverleibt und in 22 Departements getheilt wird. Nach dem am 5. September 1815 erfolgten Ableben Pius VII. wird der Kardinal Fesch, Napoleon's Oheim, zum Papste proklamirt. Europa erhebt sich zwar von neuem gegen die Französische Herrschaft, aber der Feldzug von 1817 entscheidet das Schicksal der Europäischen Universal-Monarchie, und der Moniteur vom 15. Aug. 1817 enthält die verschiedenen Dekrete, wodurch sich der Kaiser zum einzigen Souverain derselben erklärt und seinen vier Brüdern das Königthum nur unter Kaiserlicher Obergewalt sichert. In demselben Jahre stirbt des Kaisers zweite Gemahlin und Napoleon setzt die geliebte Josephine wieder auf den Thron. Nachdem die Einheit in Europa hergestellt worden, läßt Napoleon durch seine Marschälle einige Kreuzzüge nach Afrika unternehmen. Nicht bloß Algier und die ganze Barbareskken-Küste, sondern auch Aegypten wird erobert und mit Europa vereinigt. Der Kaiser erhält dadurch so viel Geld, daß er den Franzosen auf ein ganzes Jahr sämmtliche Steuern erläßt. Bald wird auch Asien unterjocht; Nord- und Süd-Amerika vereinigten sich in Panama zu einem Kongresse, in welchem der Kaiser zum Protektor der Neuen Welt erklärt wird. Am 5. Juli 1827 bringt der Moniteur ein Dekret, wodurch Paris zur Hauptstadt der Welt und die Könige von Asien, Afrika und Amerika als solche proklamirt werden. Im folgenden Jahre gelingt es dem Capitain Parry, die dreifarbige Fahne am Nordpol aufzupflanzen. Die Erdengen von Suez und Panama werden durchstochen und am 15. August 1827 wird Napoleon von seinem Oheim Fesch zum Universal-Kaiser in einer Kirche gekrönt, die dreimal so groß als St. Peter in Rom ist. Endlich aber kommt das Ende; am 3. Juli 1832 stirbt nämlich Napoleon an einem Schlagflusse im 63sten Jahre seines Alters. Wer die Universal-Monarchie fortgesetzt hat, wird uns von dem Verfasser nicht gesagt. Er hat uns nur, freilich etwas übertrieben, die Träume mitgetheilt, die einige Franzosen vor 25 Jahren wohl gehabt haben mögen, aus denen sie aber durch das gute Deutsche Schwert noch zur rechten Zeit wieder geweckt worden sind.

*) Napoléon et la conquête du monde, histoire de la monarchie universelle. — Paris 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den löbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Montag den 11. September 1837.

Spanien.

Spanische Zustände.

I. Galicien.

Coruña, 14. Juli 1837.

Während Spanien in fast allen seinen Provinzen der Verwirrung und dem Elende eines Bürgerkrieges von unabsehbarer Dauer zur Beute wird, genießt Galicien für den Augenblick einer tiefen Ruhe, an deren Anblick auch der Reisende sich erholt. Nur wird er leider bald gewahr, daß diese Ruhe nicht von dem Wohlstand und der zufriedenen Lage des Volkes, nicht von dem Vertrauen zu der bestehenden Regierung, sondern lediglich von der äußersten Erschöpfung der Kräfte herrührt, die sich in langen, schweren und doch nichts entscheidenden Krisen aufgerieben haben: es ist die Ruhe der Ohnmacht, ein todähnlicher Schlummer. Wie sollt' es anders seyn? Spanien hat seit dreißig Jahren zu viel gelitten, es ist keiner Energie mehr fähig. Durch Angriffe von außen erschüttert, durch innere Zwietracht zerrüttet, hat es vor beiden Uebeln nur in der Unterwerfung unter einen bigotten Despotismus eine Zeit lang Schutz gefunden; zwei Einfälle fremder Kriegsheere und zwei Restaurationen sind über das Land ergangen; eine volksthümliche Verfassung ist gegründet und gestürzt, wieder aufgerichtet und abermals umgestürzt und zum dritten Male erneuert worden. Wenn ein Volk binnen weniger als einem Menschenalter solche Erfahrungen durchmacht, wenn es die Staatsgewalt in beständigen Wechseln und Verwandlungen aus einer Hand in die andere geben, liberale und absolute Regierungen eine nach der anderen stürzen sieht, und erkennt, daß beide ihm nicht zu helfen, beide nichts Gutes zu wirken vermögen, — woran soll es dann noch glauben? woran Muth und Vertrauen fassen?

Wenn gleich daher Galicien sich ausnahmsweise einer sonst überall in Spanien beispiellosen Ruhe erfreut, so ist doch auch im Zustande und in der Stimmung dieser Provinz nicht zu verkennen, was sich auf der ganzen Pyrenäischen Halbinsel ausspricht: Ermüdung, Hoffnungslosigkeit, passive Ergebung in die Leiden der Gegenwart. Coruña, der Hauptort von Galicien und der Sitz des General-Capitains, müßte von Rechtswegen, wo nicht einer hohen Blüthe, doch eines im Vergleiche gegen das übrige Land bedeutenden Wohlstandes genießen. Sein herrlicher Hafen hat zugleich die schönste Lage für den Welthandel; nicht allein für Schiffe, die von England und der Westküste Frankreichs, sondern auch für solche, die aus Amerika über den Atlantischen Ocean herkommen, ist Coruña die nächste Station und sollte eigentlich schon längst den Cadixer Kaufleuten das Monopol des Havannah-Handels entrissen haben. Der Boden Galiciens ist durchgängig fruchtbar, das Klima mild und feuchter, als im übrigen Spanien, und die Provinz zeichnet sich durch frisches Grün der Landschaften, durch saftige üppige Vegetation sehr zu ihrem Vortheil vor den dürren, kahlen Hochflächen und Bergen der Mitte und des Südens von Spanien aus. Kein anderer Küstenstrich der Halbinsel hat so zahlreiche und vortreffliche natürliche Häfen, wie dieses felsige Gestade mit seinen vielen Vorsprüngen und Einbuchten. Der Menschenschlag ist zwar nicht besonders schön, aber überaus kräftig, arbeitsam, ausharrend, gegen Strapazen und Gefahren abgehärtet, recht für Seefahrt und Handel geschaffen. Das sind die Grundlagen für Coruña's dereinstige Blüthe und Größe, die gewiß nicht ausbleiben wird, sobald sich nur überhaupt eine Zukunft für Spanien auftut und das Land nicht mehr in beständiger Aengstigung von einem Tage zum anderen lebt.

Wenn man sich Coruña von der Seeseite her nähert, so bietet sich die Stadt sammt der ganzen Umgegend und Küste wie ein einziger ungeheurer Granitblock dar. Ja, ganz Galicien steht mit seinen Gestaden eigentlich da, wie ein granitner, in den Ocean gerammter Eckstein für die ganze Spanische Halbinsel, wie eine felsenfeste Bastei, an deren ragenden Wällen und vorgestreckten Klippen die Fluth des unermeßlichen Oceans sich bricht. Auf dieser Reise von Brest bis Coruña ist mir Plan und Veranstaltung der Vorsehung im Bau unseres Kontinents erst recht anschaulich geworden. Die ganze Westküste von Europa entlang stehen von Strecke zu Strecke Brustwehren und Dämme von Granit oder Basalt aufgerichtet; an ihnen zerarbeitet sich der Sturm und das Meer, dessen Wellen hier mit voller Gewalt etliche hundert Meilen weit angerollt kommen, und die Länder dahinter liegen geschützt. So strecken Norwegen, Irland und die Bretagne ihre Gebirgsarme und Vorgebirge, ihre unerschütterlichen Granitpfeiler und Basaltmauern tief in das Gebiet des Oceans hinaus. In den Zwischenräumen aber, wo der zerreibliche Kalkboden dem Anspülen der Fluth nicht widerstehen würde, wie an den Küsten der Normandie und Gascogne, lagern sich auf weite Strecken die Sandbänke und Dünen quer vor, saugen mit ihrer trägen Masse den rastlosen Anprall der Wellen auf, und leisten eine zwar nicht so heroische, aber gleich wirksame und erfolgreiche Gegenwehr.

Noch nie in meinem Leben habe ich die unergründliche Weisheit und Voraussicht in dem scheinbar zufälligsten Wirken der Natur mit solcher Ehrfurcht erkannt, noch nie ist die Ueberzeugung, daß eine erhabene Intelligenz bei der Schöpfung und Gestaltung unserer Erde gewaltet haben muß, so klar und siegreich in meinen Geist eingedrungen, wie vor etlichen Tagen, als unser Fahrzeug zwischen den gefährlichen Riffen und Klippen hindurchsegelte, in deren Mitte die weite Rhede von Brest wie ein tiefer Trichter eingeschlossen liegt. Eine doppelte Reihe von Felsenbänken, Untiefen und Strudeln dehnt sich wie eine sperrende Kette auf der einen Seite bis zur Insel Ouessant, und reicht auf der anderen Seite mit der Chaussée des Seins stundenweit ins Meer hinaus. Bei allem Vertrauen auf die Festigkeit des Fahrzeuges, das uns trägt, auf die Geschicklichkeit und Erfahrenheit des Lootsen, der uns führt, kann man sich doch einer inneren Angst unter diesen Umgebungen nicht erwehren. Das weite, offene Meer mit seinen Gefahren und Abgründen erscheint als ein ruhiger Zufluchtsort im Vergleich mit diesem tosenden Gestade, wo seit der Schöpfung die Brandung noch keinen Augenblick zu wüthen aufgehört, die Fluth und der Strudel noch keinen Augenblick geruht hat. Als wir bei sinkender Dämmerung an der Chaussée des Seins vorüberfuhren, streckten die Felsen ihre grauen Häupter aus den schäumenden Wellen empor, und sahen gleichsam grimmig drohend dem Fahrzeuge nach, das ihrer furchtbaren Nähe Trotz geboten. Zur Seite lag in trübem Dufte die Küste der uralten Bretagne; aus den weiten, öden Flächen ragte hier und da die einsame Kuppe eines „Dolmen" hervor; ihm zu Füßen rauschte die Fluth, wie sie seit ewigen Zeiten rauscht, und es war, als schlüpfte der Nachen einer Druidin, zur Feier des nächtlichen Mysteriums, geisterhaft durch die Brandung. Ein frischer Landwind erhob sich, das Schiff neigte sich anmuthig und glitt über die leblose Fluth dahin, wo jeder Schritt und jede Wendung ihm von der Kunst vorgeschrieben, wo es unrettbar verloren ist, wenn es eine Hand breit rechts oder links abweicht. Die Nacht brach ein; es war meine erste Seereise, die erste, wo ich Theil nahm an der vertrauten Gemeinschaft des Menschen mit dieser geheimnißvollsten und drohendsten Macht der Natur: eine Nacht der Trauer und Sehnsucht für solche, die einen theuren Gegenstand der Liebe und Erinnerung an dem Lande zurücklassen, aber eine Nacht voll süßen Genusses, voll freudiger und muthiger Ahnungen für die, welche an dem Meere eine zweite Heimath gewonnen und die erste darüber vergessen haben.

Den Matrosen ist Sorglosigkeit und Gleichmuth zur zweiten Natur geworden, und selbst die Gefahr regt sie nicht mehr auf, — so hat die Gewohnheit den Eindruck bei ihnen abgestumpft. Mag es zu Lustbarkeiten oder zum Gefecht, zur Ruhe oder zur Arbeit gehen, mag das Meer sich in Windstille legen oder ein plötzliches Unwetter losbrechen, sie sind in jedem Augenblicke zu Allem bereit, was man von ihnen verlangt. Der plötzliche Uebergang von der müßigen Geschäftigkeit, die zu Zeiten der Ruhe am Bord herrscht, zur raschesten, angestrengtesten Thätigkeit ist ihnen nichts Neues; sie sind es gewohnt, in jeder Minute ihr Leben zu wagen, an der Spitze eines Mastes zu hängen, der sich unter der Gewalt des Sturmes wie ein Rohr beugt und hart über die Wellen dahinfährt; ihr Leben ist eine beständige Kette von Selbstverleugnung und Aufopferung. Vielleicht giebt es außer den Matrosen keinen anderen Stand, bei dem die Vorstellung und das Bewußtseyn der Pflicht so in jedem Momente gegenwärtig und mächtig ist, keinen, der unter so schlichten, einfältigen, ja groben Formen, einen so selbstvergessenden Heldenmuth des Gehorsams besitzt. Der Matrose und der gemeine Soldat sind sich darin gleich, daß ihr Beruf der Gehorsam ist; aber der Matrose begreift allemal Grund und Zweck des Befehls, den er vollzieht. Wenn der See-Offizier durch ein falsches Manöver das Fahrzeug in Gefahr bringt, so wird die Mannschaft das Kommando richtig beurtheilen, aber es doch ausführen; gehorsam, ohne Murren werden sie mit dem Bewußtseyn, daß sie eigentlich gerettet werden könnten und sollten, in den Tod gehen.

Wie manchmal blieb ich in diesen schönen Sommernächten, die nur auf dem Lande so schwül, auf dem Verdecke eines Schiffes aber, selbst unter südlicheren Breiten, so frisch und erquickend sind, bis Mitternacht an das Geländer des Hinterdecks gelehnt, und wurde des stets neuen und lebendigen Schauspiels nicht satt, das auch die kürzeste Seefahrt dem Auge und den Sinnen des Neulings bietet. Unsere Brigg

tanzte leicht dahin; die hohen, schlanken Masten neigten sich unter dem frischen Nordostwinde anmuthig vorwärts, und schienen die weißen, schwellenden Segel in das Meer tauchen zu wollen, wie ein Vogel seine Schwingen. Auf einmal blies der Athem des Windes stärker hinein, die Segel hoben sich wie eine Menschenbrust, blähteten sich auf, und unser Fahrzeug, das eben noch sein Vordertheil, wie der Eis-Vogel, dessen Namen es trug, seinen Schnabel, in die Wellen getaucht, richtete sich, als wie mit einem starken Flügelschlage, empor, strebte hoch aufwärts und senkte sein Hintertheil in die Fluth, die über dem Kiele rauschend zusammenschlug. War mir doch zu Muthe, als hätte der schlanke, zierliche, gebrechliche Bau des Fahrzeuges sein eigenes Leben, und als gehörte auch mein Leben zu ihm und wäre nur ein Theil von seinem. Es schien, als söge und athmete das Schiff mit seinen Segeln, wie ich mit meiner Brust, die erfrischende, belebende Nachtluft ein. Kaum seit vierundzwanzig Stunden ein Gast in diesem schwimmenden Hause, welches selbst schon so viel fremder Länder und ferner Gestade Gast gewesen war, fühlte ich mich schon heimisch darauf, als nähme ich ein Stück des vaterländischen Bodens mit über Meer. So ist der an die trauliche Heimath, an die enge Stadt gewöhnte Mensch, er kann sie nicht verlassen, ohne für das Bedürfniß seines Herzens, sey es in sichtbaren Zeichen der Erinnerung, sey es in Gedanken und Einbildungen, etwas davon mitzunehmen, und selbst wenn er mit entschiedenem und trotzigem Willen dem Vaterlande den Rücken kehrt, hängt seine Liebe noch an jeder Kleinigkeit, die ihn träumend daran zurückmahnt.

Aber ich vergesse ganz, daß die Brigg „Halcyon" schon mehrere Tage im Hafen zu Coruña vor Anker liegt, und sogar bereits im Begriffe steht, wieder abzusegeln. — Die Stadt Coruña besteht aus zwei sehr merklich unterschiedenen Hälften. Die Altstadt hat ein ganz aristokratisches und feudales Aussehen, ist rings ummauert, auch da, wo sie an die See stößt, und ihre rothen Ziegeldächer zeigen sich, vom Hafen aus gesehen, amphitheatralisch um die Kathedrale und den Regierungs-Palast gruppirt, die den ganzen Umkreis hoch überragen. Die Häuser der Neustadt liegen tiefer am Gestade und bilden einen weiten, regelmäßigen Halbkreis um den Hafen; daran schließt sich eine gewaltig große Vorstadt, deren letzte Häuser gerade der Citadelle gegenüber liegen. In diesem unteren Quartier befindet sich auch der große und schöne Leuchtthurm, der den stolzen Namen Herkulesthurm führt. Daß der Phönizische Herkules, der Harokel, d. i. der Handelsfahrer, keine Hand an die Mauern gelegt hat, versteht sich wohl von selbst; aber vielleicht liegt in dem seit ältester Zeit an dieser Erdenstelle haftenden, und durch die Tradition bis auf unsere Tage erhaltenen Namen eine Erinnerung an die Landungen Phönizischer Schiffer an dieser entlegenen Küste. Denn hochwillkommen mußte den verwegenen Seeleuten von Tyrus der schöne, geräumige, aus den Händen der Natur vollendet hervorgegangene Hafen gerade an dieser Stelle seyn, wo ihre Handelsflotten auf der gefährlich weiten Fahrt nach den nebligen Gewässern Albions, nach den zinnreichen Kassiteriden, anlegen und rasten konnten. Vielleicht, wahrscheinlich sogar hat das Beispiel und der Unterricht dieser fremden Ankömmlinge in der Bevölkerung Galiciens den schlummernden Beruf zur Seefahrt erst geweckt, und sie gelehrt, ihre treffliche Lage für Handel und Schifffahrt zu begreifen und zu nutzen. Denn alle Punkte Spaniens, Frankreichs und Englands sind von den Galicischen Häfen aus leicht und schnell zugänglich, — Amerika's gar nicht zu gedenken, von dessen Vorhandenseyn der Tyrische Handelsgott noch keine Ahnung gehabt hat.

Der Gott lebt schon lange nicht mehr, aber sein Kultus überdauert ihn an der wohlgewählten Stelle. Sobald Spanien nur zu einiger Ruhe kommt, ist Coruña als Handelsstadt zu einer bedeutenden Rolle berufen. Noch jetzt ist sie der Mittelpunkt einer sehr emsigen Küstenschifffahrt, wodurch die Bevölkerung sich in seemännischem Geiste und seemännischer Uebung erhält; beide sind übrigens an dieser Küste seit fast undenklichen Zeiten traditionell. Die Stadt ist nur klein, bedeckt gar keinen ansehnlichen Raum, und hat höchstens 15,000 Einwohner; doch gewährt sie einen recht belebten Anblick, besonders gegen Abend. Im innersten Winkel des Golfes liegt die große Cigarren-Manufaktur, wo über 2000 Arbeiterinnen, Frauen und Mädchen, den ganzen Tag über beschäftigt sind. Man sieht sie daher des Tages nicht in den Straßen; dafür hat man Abends, wenn sie nach Hause gehen, das interessante Schauspiel einer Prozession, worin man die weibliche Bevölkerung jedes Alters und jedes Standes — die Vornehmeren natürlich ausgenommen — Revüe passiren lassen und alle Varietäten des Typus studiren kann. Hier die elegante manola (Grisette), die ihr Haar künstlich geflochten und in zwei langen Zöpfen über den Nacken hängend, um Hals und Schultern eine weiße Spitzen-Mantille und den kleinen Fuß in zierlichen Schuhen trägt; dort die derbe, robuste, schwarzhärige Galicische Bäuerin, die mit plumpen Beinen auf breiten und kurzen Füßen einherstampft. Dieser Umstand gewährt den Vortheil, daß man binnen einer Stunde eine ziemlich genaue Kenntniß von der Physiognomie der Bevölkerung gewinnen kann, was durch einzelne Beobachtungen vielleicht in einem ganzen Monate nicht zu erreichen wäre. Leider muß ich bekennen, — denn Wahrheit geht vor Allem, — nach dem, was uns alle Abende in der Straße nach Papoja hinaus begegnete, als Probe zu urtheilen, konnten wir uns von den Reizen des schönen Geschlechtes zu Coruña keinen hohen Begriff machen, und wir wurden es bald müde, das Vorbeidefiliren der langen Kolonne abzuwarten, die überdies auf eine Meile rings umher Alles mit herbem Tabacksdust erfüllte. — Die vornehmeren Coruñeser Damen leben die ganze Woche wie die Türkinnen, zwischen Glasfenstern und Glasthüren eingesperrt, in ihren Miradores, die das höchste Stockwerk des Hauses einnehmen; da sieht man denn von Zeit zu Zeit ein vielversprechendes braunes Köpfchen am Fenster erscheinen und schnell wieder zurückschlüpfen. Am Sonntage aber gehen sie, wie es Christinnen gebührt, früh in die Messe, und Abends auf die Alameda. Dieser öffentliche Spaziergang besteht hier nur aus einer häßlichen, finsteren, unfreundlichen Baum-Allee, die zur einen Seite die Stadtwälle, zur anderen die elendesten und schmutzigsten Häuser von ganz Coruña hat. [illegible] in so kurzer Zeit und unter so ungünstigen Umständen von [illegible] Damen-Publikum haben wahrnehmen können, läßt [illegible] etwas viel Besseres schließen, als an den obradoras [illegible] sehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Süd-Amerika.

Robinson's Insel „Juan Fernandez".

(Fortsetzung.)

Beinahe vier Jahre waren seitdem vergangen, als [illegible] 22. März 1684 auf einem anderen Fahrzeuge abermals [illegible] der Insel Juan Fernandez vorbeifuhr. Da erinnerte er [illegible] armen Moskito: was mochte aus ihm geworden seyn? [illegible] oder hatten die Spanier ihn damals erwischt? Halb [illegible] Gefühl, halb aus Neugierde entschloß Dampier sich, aus [illegible] in einem kleinen Kanoe, in Begleitung eines anderen Mos[illegible] Robin, stieß er vom Schiffe ab. Und siehe da, wie sie [illegible] näher kamen, lief eine sonderbare menschenähnliche Gestalt, [illegible] gehüllt, unter vielen Versuchen, sich dem Fahrzeuge bemerkt[illegible] und unter großen Freudenbezeugungen am Ufer auf und [illegible] fuhr wie närrisch von seinem Sitze in die Höhe und war [illegible] halten, daß er nicht aus dem Kanoe ins tiefe Wasser spr[illegible] mal war er mit einem lauten Freudengeschrei und mit ein[illegible] Satze am Ufer, warf sich der Länge nach auf die Erde [illegible] sein Gesicht an des wilden Mannes Füße. Dieser war wi[illegible] derer, als Will: er hob seinen Freund vom Boden auf, um[illegible] warf sich gleichfalls vor ihm nieder, ihm die Füße zu kü[illegible] rührend, die Freude der beiden Wilden zu sehen. Ver[illegible] kamen nun noch Andere nach, den wiedergefundenen [illegible] grüßen und zu umarmen. Will hatte mit seinem scharf[illegible] Auge das Schiff schon am Tage zuvor, ehe es bei der [illegible] warf, auf dem hohen Meere entdeckt; er zweifelte keine[illegible] daß seine alten Freunde kämen, ihn abzuholen, und hat[illegible] erlegt und gebraten, um sie zu bewirthen. Er mußte er[illegible] ihm ergangen sey, wie er in der Einsamkeit gelebt habe, [illegible] Mannschaft erbaute sich an seinen Geschichten. Seine gr[illegible] Furcht war gewesen, den Spaniern in die Hände zu fal[illegible] Gefahr vorüber war, fing er an, nachzudenken, wie er sein [illegible] könne. Seine ganze Habe bestand in einer Flinte, etwa[illegible] wenig Pulver und Blei, das beides schnell zu Ende ging. [illegible] Wilder weiß sich in solcher Lage besser Rath als der gelehr[illegible] matiker und Mechanikus von der Londoner Societät. Will [illegible] seinem Messer den Schaft seiner Flinte in Stücke, und fe[illegible] aus dem harten Holze Harpunen, Angelhaken, Lanzenspitz[illegible] zweites Messer. Mit seinem Flintenschloß schlug er ein Feu[illegible] er Tag und Nacht sorgfältig unterhielt; darin übte er sich [illegible] Flintenlaufes, schmiedete und hämmerte es auf den Steinen, [illegible] glücklich noch einige schneidende Werkzeuge zu Stande. [illegible] rohen Waffen jagte und erlegte er die Ziegen und fing [illegible] dem Wasser. Angelschnuren verschaffte er sich, indem er eine [illegible] haut in feine Riemen zerschnitt. Eine halbe Stunde [illegible] legte er sich eine kleine Hütte an, die er mit Ziegenfellen [illegible] ihm drei Jahre hindurch zur Schlafstätte diente. Im Ge[illegible] er keine Entbehrung; er setzte in der Einsamkeit sein Leben [illegible] es in der Heimath unter seinen Landsleuten gewohnt gewes[illegible]

Nach sechzehntägiger Rast auf der Insel ging Dampier [illegible] 1684 wieder unter Segel, und brachte von seinen weiten [illegible] Fahrten einen großen seemännischen Ruf mit nach Europa. [illegible] Englische Regierung sendete ihn im Jahre 1699 mit einem [illegible] „der Rehbock", auf eine Entdeckungsreise nach Neuholland a[illegible] unglücklich ablief; das Schiff scheiterte und versank, im Ja[illegible] an der Küste der Insel Ascension. Aber einem Seemann [illegible] vier, treibt ein Schiffbruch die Lust zu neuen Seefahrten [illegible] noch im hohen Alter verschmähte er die Ruhe. Im Jahr[illegible] er wieder als einfacher Steuermann, wie er früher gewesen [illegible] Handelsfahrzeuge aus, und noch später finden wir ihn als [illegible] Capitain Stradling bei dessen Expedition nach der Süd[illegible] Hier hatte er den Schotten Alexander Selkirk oder Selc[illegible] Leser mag, welches von beiden er will, für richtig hal[illegible] Schiffsgefährten. Dieser Selkirk war aus Lago in der Gr[illegible] gebürtig, ein ungerathener, widerspänstiger Bursche, ein [illegible] aber von Kindesbeinen an mit der See vertraut. Damals [illegible] wilden, trotzigen, ungelehrigen Geister, die den Zwang der [illegible] der gesellschaftlichen Ordnung nicht vertragen wollten, auf [illegible] Meere, auf abenteuerlichen Reisen, in fremden Welttheilen [illegible] Aber auch auf dem Schiffe muß man mit Menschen umgeh[illegible] tragen, fügen und gehorchen. Das vermochte Selkirk nic[illegible] warf sich mit dem Capitain, mit allen Vorgesetzten und [illegible] und gerade zu einer Zeit, wo er mit ihnen im übelsten [illegible] stand, ging das Schiff in einer Bay der Insel Juan Fe[illegible] Anker, um Wasser einzunehmen. Es war im September [illegible] 1704, und in diesen Monat fällt dort gerade der Anfang de[illegible] zeit. Der reizende Anblick des Eilandes, und der Gedan[illegible] wenn er hier bliebe, unumschränkter Herr und Besitzer [illegible] würde, reizten Selkirk's Einbildungskraft; er spürte eine große [illegible] zu bleiben, und Capitain Stradling eine noch größere, ihn [illegible] Zwar am nächsten Tage wollte den Trotzkopf die Bra[illegible] gereuen; aber der Capitain bestand unbeugsam darauf, [illegible] Land und segelte von dannen. So blieb denn unserem [illegible] Strafe für seine Wildheit und seinen Ungehorsam, die [illegible] samkeit und die unbeschränkteste Freiheit.

Die Expedition des Capitain Stradling lief gleichfalls [illegible]

ab, aber Dampier verlor den Muth nicht, und im Jahre 1708 sehen wir den unermüdlichen Steuermann schon wieder sein Glück in den Gewässern der Südsee versuchen. Diesmal begleitete er den Capitain Rogers Woode, der zwei von Bristoler Rhedern ausgerüstete Fahrzeuge, „Herzog und Herzogin von Bristol", befehligte. Auch diesmal hatten die Reisenden mit vielem Mißgeschick zu kämpfen. Der Skorbut griff unter den Matrosen und Offizieren um sich, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß bald nicht gesunde Leute genug übrig blieben, die nöthigsten Manöver zu verrichten. In solcher Noth dachte man, wie immer, an die Insel Juan Fernandez und steuerte darauf los. Am 1. Februar 1709 war man ihr auf vier Seemeilen nahe gekommen, und es wurde eine Schaluppe unter den Befehlen des Capitain Dover ausgesetzt, die Küste zu rekognosziren. Als es dunkel wurde, sah man vom Ufer her ein Licht schimmern. Waren die Spanier da? oder lag etwa ein Französisches Fahrzeug in der Bay vor Anker? Capitain Rogers wurde um die ausgesendeten Leute besorgt, und löste eine Kanone, um die Schaluppe zurückzurufen. Dover gehorchte dem Signal und war um 2 Uhr nach Mitternacht wieder an Bord. Aber man hatte kein Wasser und die Kranken bedurften durchaus der Erfrischung; da man nur die Wahl hatte, entweder am Skorbut zu sterben oder ein Gefecht zu wagen, so entschloß man sich zu letzterem, und traf, noch ehe der Morgen graute, alle Vorbereitungen. Als der Tag anbrach, sah man jedoch weit und breit keinen Feind und kein Fahrzeug, die ganze Insel lag ruhig und Dover stieß aufs neue mit der Schaluppe ab. Da er ungewöhnlich lange ausblieb, so sendete man ihm Nachmittags die Pinasse mit bewaffneter Mannschaft und einem kleinen Kanoe nach, um ihm zu helfen, falls er in Noth wäre. Es dauerte aber nicht lange, so kam die Schaluppe zurück, und brachte frische Lebensmittel und ein seltsames Geschöpf mit, das erst in der Nähe eine menschliche Gestalt und ein menschliches Gesicht annahm. Dampier erkannte in dem Wilden den vor vier Jahren ausgesetzten Alexander Selkirk wieder. Man begrüßte ihn mit großer Freude und hieß ihn willkommen, wie einen verlorenen Freund. Die Kranken wurden so schleunig als möglich ans Land geschafft; man machte ihnen Zelte aus alten, zerrissenen Segeln, und ließ sie ihre Genesung abwarten, während die gesunden das Schiff und die Böte reinigten, kalfaterten und ausbesserten. Da belebte sich der Strand, die Arbeiter tummelten sich um das Zelt des Capitains, der sie beaufsichtigte, und die Insel bot eine Zeit lang den Anblick eines bewohnten Landes, einer fleißigen Ansiedelung. Während dessen that Selkirk sein Möglichstes für die Bewirthung seiner Gäste, fing ihnen Ziegen, von deren Fleisch er treffliche Bouillon für die Kranken zu bereiten verstand, Strandvögel und wohlschmeckende Fische; auch erkletterte er die steilsten Felsen, um von Sträuchern, die auf der Höhe wuchsen, eine Art kleiner, schwarzer, säuerlicher Pflaumen zu pflücken, die den Skorbutkranken sehr wohl bekamen. Der arme Mensch gab seine Freude und Dankbarkeit tausendfach auf rührende Weise zu erkennen. Die Mannschaft der beiden Schiffe verweilte zwölf Tage auf der Insel, und ihre Erholungsstunden wurden damit zugebracht, Selkirk's Erzählungen anzuhören, den sie im Scherz den Gouverneur der Insel titulirten.

Sein Vermögen hatte, als Capitain Stradling ihn aussetzte, aus folgenden Gegenständen bestanden: ein Bett, eine Flinte, ein Pfund Pulver, Kugeln, Taback, eine Axt, ein Kessel, ein Messer, einige Instrumente und Bücher, die ihm gehörten, endlich eine Bibel. Die ersten Tage brütete er in trübsinniger Verzweiflung hin, ohne seine Lage und seine Umgebungen ins Auge zu fassen; allmälig legte sich der Schmerz, und der Instinkt der Selbsterhaltung, die Liebe zum Leben gewann die Oberhand. Die weite, stille Einsamkeit ließ ihm Zeit, in sich zu gehen; die Bibel ward seine Gesellschafterin und er gewöhnte sich an ihre Stimme, die einzige, die hier zu ihm sprach. Er erinnerte sich an die bescheidene, ärmliche Werkstatt, wo sein Vater, der Schuhmacher, so fromm zum lieben Gott gebetet; das Bild und das Beispiel seiner alten gottesfürchtigen Mutter kam ihm in den Sinn; auch die ernsten und warnenden Ermahnungen, womit der Prediger einstmals den bösen Buben, von der Kanzel herab, vor aller Gemeinde zurechtgewiesen. Mehr brauchte es nicht: der verlassene, auf sich selbst verwiesene Einsiedler wurde ein frommer Christ. Die Einsamkeit und das göttliche Wort überwältigten, bezähmten und sänftigten dieses trotzige, rauhe Gemüth. Auch die Natur, die ihn umgab, stimmte durch ihre Milde und Freundlichkeit seinen Sinn zu besseren Gefühlen: eine warme, linde Temperatur, ein reiner, klarer Himmel, Nahrung im Ueberfluß, eine reiche, üppige Vegetation; wohin das Auge sich wenden mochte, stimmte der Anblick die Seele heiter und ruhig, verkündete ihr die Gnade, die Güte Gottes, während der unermeßliche Ocean ringsumher von seiner Macht und Größe zeugte. „In meinem Leben", sagte Selkirk, „war ich kein so guter Christ, wie dort auf der Insel, und werd' es vielleicht nimmer mehr werden." Er baute sich zwei Hütten und bedeckte sie mit Ziegenfellen: die eine diente ihm zur Küche, die andere zum Schlaf- und Andachtzimmer, wo er betete und Psalmen sang. Sein Fleisch kochte an einem Feuer vom wohlriechenden Holze der Pimentstaude, das seine Mahlzeiten mit aromatischem Dufte würzte, — der einzige Luxus seiner Tafel. Das Schießpulver ging ihm, wie man denken kann, in sehr kurzer Zeit aus; aber er lernte den Ziegen über Felsen, Klüfte und steile Klippen nachsetzen und sie in vollem Laufe fangen. Ja er fand Vergnügen an dieser Art von Jagd, und ließ manches von seinen Händen gefangene Thier laufen, nachdem er ihm zuvor die Ohren mit seinem Messer gezeichnet hatte. Das Meer versorgte ihn reichlich mit Fischen, und auf der Insel wuchs eine Art Kohl, den er sich mit den Beeren der Pimentstaude würzte. Dampier hatte bei seinen früheren Landungen den Versuch gemacht, Europäische Gemüse-Arten an der Küste auszusäen; sie geriethen über die Maßen wohl und die Aerndte kam jetzt Selkirk zu Statten. Gefährliche Thiere gab es auf der Insel gar nicht, außer etwa die Seekälber und Seelöwen, die zuweilen an das Gestade herauskamen, gegen die er sich aber sehr leicht vertheidigen konnte. Gegen *einen* Feind jedoch hatte er einen harten Stand, — und das waren die Ratten. Von der Reiselust dieser Thiere weiß schon Lafontaine zu erzählen; kein Wunder, daß ihrer manche die Gelegenheit wahrgenommen hatten, aus den Schiffen, die von Zeit zu Zeit hier anlegten, heraus auf die Insel zu spazieren; mit den Jahren waren ihrer bei fruchtbarer Vermehrung so viele geworden, daß sie den zweibeinigen Monarchen des Eilandes recht unverschämt inkommodirten. Wenn Selkirk schlafen lag, krabbelten sie ihm um die Füße, benagten seine Kleidung, oder liefen ihm gar über den Leib weg. Aber der liebe Gott, der die Wölfe erschaffen hat, damit es die Schafe nicht zu arg machen — so sagt abermals Lafontaine — hatte es weislich veranstaltet, daß es auch Katzen auf der Insel gab. Diese gewann Selkirk zu Alliirten, indem er ihnen manches Viertel von einer Ziege preisgab; übrigens, wenn zweien Mächten an der Vernichtung eines gemeinsamen Feindes gleich viel gelegen ist, findet ein gutes Einverständniß zwischen ihnen keine Schwierigkeit.

Seine Kleider nutzten sich schnell ab, und er verfertigte sich andere aus zusammengenähten Ziegenfellen; ein Nagel mußte ihm statt der Nähnadel dienen, und statt Zwirnes gebrauchte er die Fäden aus einem alten Strumpf, oder ein in dünne Streifen zerschnittenes Ziegenfell. Als die Schneide seines Messers bis auf den Rücken abgenutzt war, ersetzte er sie durch ein Stück Eisen, das ihn ein glücklicher Zufall im Sande an der Küste finden ließ. So viel ihm übrigens die Bestreitung seiner Lebensbedürfnisse beständig zu thun gab, so hatte er doch auch Stunden der Erholung, wo er sich die Zeit mit Singen vertrieb, oder mit seinen Katzen und Ziegen spielte. Manchmal schnitt er seinen Namen und das Datum des Tages, an welchem sein Exil begonnen, in die Baumrinden ein. So klein und ohnmächtig der Mensch ist, er kann sich's nicht versagen: überall will er eine Spur seines Vorübergehens auf Erden zurücklassen. — Robinson machte es gerade so: und in der That, klingt die ganze Erzählung vom Selkirk nicht, als wenn ich von Robinson Crusoe's Abenteuern spräche und ein Referat über den Roman des Daniel de Foë gäbe? Aber nein, ich sage Alles dem Berichte des Capitain Rogers Woode auf Treu und Glauben nach, und bin fest überzeugt, daß der Capitain wahrhaft wieder erzählt, was er von Selkirk hörte, und daß auch Selkirk seinen Befreiern keine Lügen vorgeschwatzt hat. Was hätte es ihm auch geholfen? er konnte ihnen nichts weismachen. Erzählte er von seiner Aussetzung, nun so war ja Dampier zugegen, der selbst dabei gewesen; von seinen Kleidern — nun, er mußte sie ja wohl zeigen; von seinen Alliirten, den Katzen, — sie waren gewiß nicht weit; von seiner Schnelligkeit im Laufe und bei der Jagd, — ei nun, es waren ganz wackere Jäger und ein Jagdhund am Bord, mit denen er sich messen konnte, und Rogers bezeugt in der That, daß er mit ihnen um die Wette lief und sie Alle überholte.

Selkirk war übrigens ein sehr brauchbarer, wohlerfahrener Seemann, und auf Dampier's günstiges Zeugniß nahm Capitain Rogers ihn in seine Dienste und machte ihn zum Hochbootsmann auf einem der beiden Schiffe. Seine bisherigen Schicksale und seine Erzählungen gaben ein Beispiel des Ueberganges aus dem civilisirten in den Naturzustand; jetzt ging das umgekehrte Experiment an ihm vor, und er bot seinen Reisegefährten das Schauspiel eines menschlichen Wesens, das sich mühsam und allmälig in den Kulturzustand wieder hineingewöhnte. Es fiel ihm in den ersten Tagen unglaublich schwer und lästig, Schuhe anzulegen. Nachdem er Jahre lang seinen Durst bloß aus den frischen Wasserquellen gelöscht, fürchtete er sich jetzt, Branntwein zu trinken; auch das gepökelte Fleisch wollte ihm nicht gleich behagen. In seiner langen Einsamkeit, wo er keine Unterredung führte, als in Gedanken mit sich selbst, hatte er sich gewöhnt, alle Worte nur halb auszusprechen, so daß man anfangs viel Mühe hatte, zu verstehen, was er sagte. Am 14. Februar gingen die Schiffe wieder unter Segel. Schade, daß wir nicht erfahren, ob Selkirk seine klugen, abgerichteten Ziegen mitgenommen hat; Robinson vergaß doch seinen Papagei nicht. Was wurde später aus Dampier? wahrscheinlich hat er es nicht bei dieser Reise als bei der letzten bewenden lassen und der Tod mag ihn an entlegenen Gestaden, oder auf dem weiten Meere ereilt haben. Den geretteten Selkirk finden wir in den Londoner Tavernen wieder, wo er den müßigen Matrosen, die nicht müde wurden, zuzuhören, seine Geschichte erzählte. In den Winkelgassen am Ufer der Themse, unter Nebel, Kohlen- und Branntweindunst vergraben, hat Daniel de Foë diesen köstlichen Dichtungsstoff aufgefunden und für die Welt gerettet.

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Etwas aus und über Genf.

Von einem Engländer.

Ueberall wahrzunehmen sind die Zeichen unserer an Vervollkommnungen so reichen Zeit in dem großen Rhein-Thale, von der Mündung bis zur Quelle dieses gewaltigen Stromes. Die Wasser und Hügel, die einst nur kleinen Stammherren zu Behauptung und Vertheidigung in ihren einzelnen Burgen, und später zu Schranken kämpfender Heere gedient, sind nun zur Heerstraße Europa's geworden. Die blühende Pfalz ist wieder der Garten Deutschlands, jetzt reicher und schöner noch als vor der Verwüstung mit Feuer und Schwert durch Ludwig XIV. und Louvois. Der Preußische Zoll-Verein hat seinen Einfluß bis an die Gränzen des Schweizerlandes erstreckt, die fiskalischen Sperren, durch welche die kleineren Staaten geschieden waren, aufgehoben und den weiten Markt Deutschlands dem erfindsamen Bewohner des Schwarzwaldes, dem Winzer vom Rheine, dem Wollhändler aus Sachsen, hinauf bis zu den entfernten Häfen der Ostsee geöffnet.

Auch die Städte haben ihr Theil davongetragen: Zu Freiburg im Breisgau, dessen Kathedrale als der einzige bisher wirklich zur Vollendung gebrachte Beleg für den Zart- und Schönheitssinn der Rheinischen Baukünstler dasteht — sind in dem kurzen Verlaufe der letzten Jahre

Erweiterungen und Veränderungen aufgeführt worden, die selbst der ursprünglichen Erbauer dieser Kirche keineswegs unwürdig erscheinen dürften. In einem anderen Stadttheile ist kürzlich auch eine neue protestantische Kirche, in großartigem Maaßstabe, begonnen worden, deren breite Rundbögen, Byzantinische Fronten und viereckiger Thurm, in mancher Hinsicht den kleineren Kölner Kirchen nicht unähnlich, einen angemessenen Gegensatz zu der ehrwürdigen Anmuth und zu dem kunstreich gearbeiteten Glanze ihrer katholischen Schwester bilden.

Auch bei dem Eintritt in die Schweiz sind jene allgemeinen Merkmale von öffentlichem Fortschreiten überall sichtbar: In Zürich sind die Wälle, von denen Massena im Revolutionskriege beschirmt wurde, allmälig verschwunden, um steinernen Häusern, Brücken, Weinstöcken und den Wohnungen wohlhabender Bürger Platz zu machen. In Bern ist ein Entwurf zu Vereinigung des oberen Stadttheils mit den Höhen jenseits der Aar, mittelst einer unabsehbar großen Hängebrücke, im Werke. Und eine ähnliche Brücke ist bei Freiburg, quer über das abschüssige Thal, das die Annäherung an die Stadt von Bern her so schwierig machte, schon errichtet worden.

Indeß, weder der Wohlstand des kaufmännischen Zürich, noch der Glanz des patrizischen Bern oder des katholischen Freiburgs Eifer haben so merkwürdige Beweise von öffentlichem Fortschreiten gegeben, wie die Stadt, aus welcher diese Zeilen datirt sind. Die politische Geschichte Europa's, oder vielmehr der ganzen Erde, kann uns kaum eine anziehendere und seltsamere Thatsache aufweisen, als die lange und geschickte Behauptung der National-Unabhängigkeit des kleinen Genfer Gemeinde-Wesens, im Angesichte von Gefahren und Umwälzungen, die ganze Königreiche verschlungen, Fürstliche Häuser vernichtet und Nationen auseinandergerissen haben. Ohne Waffenschutz, den Einbrüchen gleich civilisirter und dabei viel mächtigerer Nachbarn ausgesetzt, beständig von Fremden aller Racen, Sitten und Glaubenslehren heimgesucht, hat Genf dennoch seinen zwar nur bescheidenen, aber zugleich auch angemessenen Platz in der Familie der Europäischen Staaten behalten. In den Personen Calvin's und Rousseau's übte es einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die beiden großen Epochen der Umwälzung, die den ganzen Erdball erschüttert haben. Zu verschiedenen Zeiten sind seine Bürger berufen worden, bald, mit Peter dem Großen, das Emporstreben eines mächtigen Reiches zu leiten, bald, von Necker bis Marat, die verhängnißvollen Lehren Frankreichs zu beherrschen. Seine Kaufleute haben die Fundgruben jedes Landstriches auf dem Erdballe erforscht. Doch weder Macht noch Wohlstand vermögen die ursprüngliche Anhänglichkeit seiner Kinder ihm zu entfremden: Haben wir es nicht gesehen, wie Männer, die ihre schönsten kräftigsten Jahre rückhaltslos der höchsten Thätigkeit, in ihren Laufbahnen als Europäische Staatsmänner, in der Wissenschaft und in der Literatur, gewidmet, nachher ruhig zurückgekehrt sind, ihre Tage in dem beschränkten Kreise ihrer Vaterstadt zu beschließen? Diese Besonderheiten und noch manche andere, zu deren Aufzählung es hier an Zeit gebricht, können theils der geschickten Vertheilung der Gewalt zugeschrieben werden, wie sie in einem kleinen Staate so schwierig, in einem großen aber ganz und gar nicht durchzuführen — vermöge deren jeder Bürger gerade so vielen Einflusses sich erfreut, als er, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, heilsam zu üben im Stande ist; — theils dem Sinne für Häuslichkeit, der des öffentlichen Lebens Bitterkeiten versüßt und dessen Würden tragen hilft; — theils der Leichtigkeit, mit welcher unternehmende und ehrgeizige Geister auswärts eine Laufbahn sich suchen, während die verharrlicheren Bürger das Mutternest hüten; — theils endlich dem gewaltigen Einflusse, den religiöser Sinn und einfache Sitten, durch die gefällig leichten Gewohnheiten geselliger Heiterkeit ihrer altascetischen Strenge entkleidet, auf den Genfer üben.

In den letztverflossenen vier Jahren sind die Veränderungen in der äußeren Erscheinung der Stadt sehr beträchtlich gewesen. Die Ufer des Rhone waren da, wo seine blauen und reißenden Fluthen aus der ruhigen Fläche des Sees brausend hervorbrechen, mit schlechten Hütten, Wohnungen der niedrigsten Klassen der Bevölkerung: der Schlächter aus den Fleischbänken und der Bootsknechte vom Hafen, belastet gewesen. Ein kleines und unbesuchtes Inselchen, mitten im Strome, bot etlichen plumpen Kähnen einige unsichere Ankerplätze; und nur weiter unten konnte der Fluß, auf zwei kleinen Brücken, überschritten werden. — Dies ganze Stadtviertel nun ist jetzt rein weggefegt worden, um zwei schönen Ufer-Straßen und Reihen stattlicher und bequemer Häuser Platz zu machen. Eine lange Brücke, mit der kleinen Insel des Barques zusammenhängend, kreuzt nun den Strom; und das Eiland selbst, eingefaßt mit einer Umgürtung von Quadersteinen und bepflanzt mit Bäumen, ist Rousseau, dessen Standbild man daselbst errichtet hat, geweiht worden. Zum Lobe dieses Standbildes aber, das ein Werk des berühmten Genfer Künstlers Pradier ist, läßt sich nur wenig sagen. Man wird sich vielleicht vorstellen, der Bildhauer habe seinen unsterblichen und unglücklichen Landsmann aufrecht dargestellt, fortgerissen zu eifrigem Nachdenken, und, mit der beredten Geberde eines Kindes und Freundes der Natur, den Blick auf diese schönen und schrecklichen Berge gerichtet, zwischen denen er in leidenschaftlicher Jugend umhergeschwärmt. Oder man denkt sich ihn wohl auch, mit einer Hand, zum Zeichen liebevollen Vorwurfs, auf seine Geburtsstadt deutend, und in der anderen die Rolle mit feurigen Gedanken, wie er sie auf seinen einsamen Gängen mit sich umherzutragen pflegte. Anstatt dessen aber haben sie ihn zu einem starrblickenden Weisen gemacht, in einer Römischen Toga dasitzend auf einem Stuhl, über centnerschweren Folianten, in der Tracht und Haltung eines Stoikers. Einem Fremden muß wahrlich erst gesagt werden — denn das Fußgestell führt keine Inschrift — daß der Mann da Rousseau seyn soll.

Auch in der Gemälde-Ausstellung, die so eben eröffnet worden, ist derselbe Mangel an Phantasie bei den Genfer-Künstlern ganz unverkennbar. Herr Hornung, dessen Tod Calvin's vor einigen Jahren einen so hohen Rang unter den neueren historischen Gemälden mit Recht einnahm, ist von seiner früheren Bahn gänzlich abgewichen, und hat die kleinliche Behandlung und die durchsichtige Ausführung der Niederländischen Maler nachgeahmt, freilich aber, ohne deren Farben-Harmonie und Geschicklichkeit im Relief zu besitzen. Und sein Einfluß hat nun auch den Styl mancher sonst vielversprechender Künstler verdorben, so daß ihre Arbeiten größtentheils pure Kopieen von der Presse des täglichen Lebens sind, nur gelegentlich durch einen Anstrich von Empfindung gemildert, von der Kunst aber, die in der Hochschule der Leidenschaft, Beschauung und Poesie gebildet wird, keine Spur tragen. — In der Landschaft jedoch sind mehr Fortschritte gemacht worden; und die Arbeiten der Herren Diday und Guignon sind äußerst gefällig und gelungen. Wer aber möchte eigentlich in der Schweiz Landschaftsmaler seyn? In der Schweiz, wo die Natur, verschwenderisch groß, das Auge mit unzähligen Eindrücken überrascht, so erhöht durch den prachtvollen Glanz einer südlichen Sonne, so erweitert durch die Entfernungen und Größen, daß jede Leistung des Künstlers beschämt, er selber zur Uebertreibung unausbaltsam fortgerissen, die Einheit und Absicht bei seinen Werken aber durchaus vernichtet werden muß! Ist ja doch mitten unter diesen staunenerregenden Scenen — mit denen, mit man freilich eingestehen muß, die Gemüthsart ihrer Bewohner plötzlich in geradem Widerspruche steht — auch noch nicht ein großer Dichter oder Maler jemals weder geboren noch gebildet worden! — Die Fortschritte der Genfer finden sich in den Künsten der verfeinerten Bildung und des gesteigerten Aufwandes; und sie verdanken auch ihrer Erfindungsgabe weit weniger, als ihrem praktischen Scharfsinne. Doch habe ich bei ihnen nicht etwa Unempfindlichkeit für die herrlichen Schauspiele ihrer Umgebung, sondern vielmehr ein Gefühl beständiger Heiterkeit, erhöht eben durch die Gewohnheit und angeregt durch den beständigen Wechsel von Licht und Schatten, Sturm und Ruhe, gefunden.

In den letzten vier oder fünf Jahren ist der See auch mit einer kleinen Flotte von Jachten und Lustböten bevölkert worden, die man an lustigen Abenden sehen kann, wie sie, gleich munteren Wasservögeln, mit Musik an Bord, über ihn hinfliegen und die, von den Wällen aus, ihrer Fahrt mit aufmerksamen Blicken folgenden Städter-Haufen begrüßen. Und auch den Lesern weiß ich keine bessere Ruhe und Erholung jetzt zu wünschen, als diesen Süßwasser-Seglern gefälligst sich anzuschließen. Sie würden gewiß einen guten Ruheplatz in der Admiralts-Jacht L'Epervier finden, und neben der Bündner-Fahne die Eintrachts-Flagge hissen!

(Lond. Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

— Zeichen unserer Zeit in Ostindien. Ein Enkel des berühmten Hyder Aly und ein Sohn des tapferen aber unglücklichen Tippu Sahib, der Muhammedanische Prinz Jamb-ud-Din, der, seitdem seine Familie aufgehört hat, in Indien ein ansehnliches Reich zu beherrschen, von der Britischen Regierung eine bedeutende Pension bezieht, war im vorigen Jahre in England, um sich dort mit eigenen Augen von den Wundern Europäischer Civilisation und von dem Ursprunge der Macht zu überzeugen, die, über ganze Welttheile hinaus reichend, das große Ostindien bezwungen hat. Bis jetzt hatten die unabhängigen und reichen Indier, vom Brahmanischen wie vom Muhammedanischen Glauben, ein Vorurtheil gegen das Reisen nach Europa; seitdem ihnen jedoch der gelehrte und leider zu früh verstorbene Ram-Mohun-Roy mit gutem Beispiele vorangegangen, scheint auch ihrer eine größere Reiselust sich bemächtigt zu haben, und wer weiß, ob diese nicht noch dazu beiträgt, den Orient allmälig aus dem Civilisations-Schlummer zu wecken, in welchem er sich nun schon seit Jahrhunderten befindet. Der Prinz Jamb-ud-Din, der nicht mehr, wie sein Vater und sein Großvater, mit dem Schwerte über Indien herrschen kann, hat sich eines anderen Mittels bemeistert, um zu derselben Gewalt zu gelangen. In England hat er nämlich sein großes Vermögen auf den Ankauf Ostindischer Stocks verwandt, die ihm ein bedeutendes Stimmrecht bei der Britischen Verwaltung seines Vaterlandes sichern. Hier wird uns also ein recht schlagender Beweis, daß das Geld, oder vielmehr dessen intelligente Anwendung, in unseren Tagen denselben Einfluß gewonnen hat, den früher die rohe Gewalt gehabt. Jamb-ud-Din herrscht jetzt in Ostindien eben so gut, wie Hyder Aly und Tippu Sahib; doch mit dem Unterschiede, daß die blutige Herrschaft seines Vaters und seines Großvaters nur durch Verwüstungen sich erhalten konnte, während die friedliche Geld-Herrschaft der Ostindischen Compagnie Häuser baut, Menschen erzieht und den Segen der Europäischen Gesittung auch über ferne Welttheile verbreitet.

— Hindustanische Literatur. Das gelehrte Europa ist bisher von der klassischen Literatur des alten Sanskrit so eingenommen gewesen, daß es darüber von der neueren Hindustanischen gar keine Notiz genommen hat. Selbst Sir William Jones hatte das Hindustanische einen „vulgar jargon" genannt, und obwohl er später von diesem Urtheile zurückkam, so blieb es doch nicht ohne Einfluß auf die Ansichten anderer Europäischer Philologen. Gegenwärtig sucht nun ein Französischer Gelehrter, Herr Garein de Tassy, das Unrecht wieder gut zu machen, das dem Hindustanischen bisher gethan worden. Derselbe hält sich jetzt in England auf und hat dort, so wie aus den Schätzen der Königl. Bibliothek in Paris, Notizen über nicht weniger als siebenhundert Hindustanische Schriftsteller und zahlreiche Auszüge aus ihren Werken gesammelt. Nächstens wird nun seine „Geschichte der Hindustanischen Literatur" erscheinen, mit der wir das Resultat aller seiner Forschungen auf diesem neuen Gebiete geistigen Lebens erhalten werden

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Mittwoch den 13. September 1837.

England.

Britische Spielluft.

Um dem Ursprunge der Spielluft in England nachzuforschen, muß man ziemlich weit zurückgehen. Schon unter Richard Löwenherz, und eben so unter König Johann, waren Gewinn und Verlust beim Würfelspiel die vornehmste Belustigung der Großen; und wie weit diese Belustigung getrieben wurde, kann man daraus abnehmen, daß selbst der Pomp und die Ehre des Ritterthums nicht im Stande waren, die Ritter von diesem bezaubernden Zeitvertreibe abzuziehen. Matthew Paris ermahnte die verbündeten Barone mit strengen Worten, der Wuth des Spiel-Tyrannen zu widerstehen und den Würfeln zu entsagen, da ihre Pflicht sie in den Kampf rufe. Wirklich hatte das Schmettern der Kriegstrompete keine so begeisternde Wirkung auf sie, wie das Rasseln der Würfel. Selbst die Ehre wurde dieser unwürdigen Leidenschaft zum Opfer gebracht, und zwar sogar von einigen jener tapferen Kämpen, denen England viele seiner schätzbarsten Gerechtsame und Freiheiten verdankt. Bedürfte es aber eines noch stärkeren Zeugnisses für die unter den damaligen Anglo-Normannen herrschende Spielwuth, so fänden wir es in dem zweiten jener Gesetze, welche die verbündeten Könige von England und Frankreich im Jahre 1190 für das Heer gaben, das gegen die Sarazenen ausgerüstet war. Kraft des erwähnten Gesetzes sollten Ritter und Kleriker täglich nur 20 Shilling wagen dürfen; den Soldaten und Matrosen aber war alles Spielen um Geld streng untersagt. Unter späteren Regierungen war das Spielen, obschon allgemein verdammt, ein Zeitvertreib, dem Jedermann huldigte, und wie verderblich diese Leidenschaft auf die Sitten des Englischen Volkes wirkte, namentlich zur Zeit der Elisabeth und ihrer unmittelbaren Nachfolger, läßt sich aus einer Phrase Shakespeare's schließen, wo die Eide der Spieler für sprüchwörtlich falsch erklärt werden.

Auch unter der Regierung Karl's II., von dem man sagen kann, daß er Unglück hatte, ohne dadurch weiser zu werden, griff die Spielwuth auf eine bedrohliche Weise um sich. Mit Karl's Tode ließ die Raserei des Spielens nach; aber unter der klassischen Regierung der Königin Anna gewann sie nicht nur bei den höheren Ständen ihre alte Kraft wieder — sie grassirte auch so sehr unter dem Volke, daß sie die besondere Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf sich zog, wie folgender Artikel lehrt:

„Sintemalen verschiedene lüderliche Personen sehr kostspielig leben, und doch keine sichtbare Profession, Geschäft oder Beruf haben, wovon sie sich ernähren könnten, sondern diese Ausgaben lediglich von Spiel-Gewinnsten bestreiten: so verfügen wir hiemit, daß die Magistrate alle dessen verdächtige Personen, die in ihrer Gerichtsbarkeit leben, vorladen sollen. Wenn nun dergleichen Personen nicht das Gegentheil vor dem Magistrate darthun können, so soll man sie auf zwölf Monate gegen Bürgschaft zu gutem Betragen verpflichten; in Ermangelung hinlänglicher Bürgschaft sollen sie ins Gefängniß kommen, bis sie dieselbe finden können; aber auch die gestellte Bürgschaft soll verwirkt seyn, wenn sie, zu welcher Zeit es seyn möge, um mehr als 20 Shilling wetten oder spielen."

An einem anderen Orte der Gesetz-Sammlung Königin Anna's wird das eben angeführte Statut wiederholt eingeschärft und Einiges ergänzt. Da heißt es unter Anderem, daß Jeder, der erweislich innerhalb 24 Stunden 10 Pfd. Sterl. oder darüber bei einer Spiel-Partie gewonnen oder verloren habe, das Fünffache der Summe als Strafe bezahlen solle. Ein späteres Statut (Geo. II. C. 23) legt den Besitzern jedes öffentlichen Hauses, wo dienende Personen spielen dürfen, und eben so den Bedienten, welche beim Spielen ertappt werden, Geldstrafen auf. Nicht weniger streng waren die Verfügungen gegen ihre Herren. Unter Georg I. und II. wurden die Hazard-Spiele durch das Gesetz für Lotterieen erklärt, und Personen, die solche Spiele in ihren Häusern duldeten, in eine Geldbuße von 200 Pfd. genommen; die Spieler selbst mußten jeder 50 Pfd. erlegen.

Obschon man aber die Hazard-Spiele und das Pharo unter Georg I. und Georg II. mit so schweren Geldbußen bedrohte, wurden sie doch, der Gesetzgebung zum Trotz, mit ungeheurem Eifer gespielt. Lord Oxford erzählt in seiner Korrespondenz mit Horace Walpole einige Anekdoten, die uns einen Begriff davon geben können, wie sehr man diesem Laster fröhnte. Im Januar 1755 schreibt der Lord, nachdem er sein Erstaunen über ***'s Selbstmord ausgedrückt: „*** selbst würde, so geschickt er sich aufs Wetten verstand, wohl unbedenklich gewettet haben, daß jeder andere Engländer sich eher entleiben würde, als er. Dennoch hat dieser Mann, den die öffentliche Meinung für den gescheidtesten Kopf seiner Zeit erklärte, allem Anschein nach, aus Unzufriedenheit mit seinem Schicksal sich erschossen..... Er verlor 1200 Pfd. jährlich durch den Tod des Lord Aldemarle, und 400 Pfd. durch den Tod des Lord Gage. An demselben Tage hielt er gleich um die Statthalterschaft Virginien an, und drang mit solcher Ungeduld auf Antwort, daß Herzog N—, dem es, wenn er die Bedürfnisse Anderer, ja selbst seine eigenen, befriedigen sollte, nie auf einen Tag ankam, sich höchlich darüber verwunderte. Unser *** wollte aber mit seinem Gesuche einen Spielerwurf thun — einen Wurf auf Leben oder Tod! Als der Bescheid ungünstig ausfiel, zog er verschiedene Personen darüber zu Rathe, wie man seinen Lebensfaden am bequemsten abschneiden könnte; dann lud er eine Gesellschaft zum Diner bei White, und spielte nach der Mahlzeit Whist, bis der andere Tag — der Morgen des neuen Jahres — graute. Lord Bertin trank ihm ein glückliches neues Jahr zu. Am Morgen ließ *** eine Gerichtsperson kommen, diktirte vor drei Zeugen seinen letzten Willen, den man ihm auf sein Gebeiß zwei Mal vorlesen mußte, und fragte dann den Advokaten, ob dieses Testament auch, im Fall er sich entleibte, Gültigkeit haben würde? Als man ihm eine bejahende Antwort gab, sagte er: „Entschuldigen Sie, wenn ich auf einen Augenblick ins nächste Zimmer gehe." Er ging und — erschoß sich. Er hatte das Pistol so fest an seinen Kopf gedrückt, daß man keinen Schuß hörte. — *** war ein Mann, der, wie Demeivres, selbst Gefühle und Neigungen einer Berechnung unterwarf. Bald nach der Verheirathung seiner Tochter fragte man ihn, ob sie in gesegneten Umständen sey? — „Auf mein Wort", sprach er, „ich weiß es nicht; ich habe nicht darum gewettet."

Diese Antwort erinnert mich an eine Anekdote aus neuerer Zeit. Der berühmte Witzling, Herr Hare, traf eines Tages zu Bath, wo er immer schweres Geld sitzen ließ, den bekannten Major Brereton, und fragte ihn ganz vertraulich, wie es jetzt mit ihm ständek? „Leidlich gut", antwortete dieser (er meinte sein Glück am Spieltische); „indeß hat mich vor kurzem ein Unfall betroffen — ich habe meine Frau verloren." — „„Beim Hazard oder beim Quinze?"" fragte Hare.

Im Februar 1755 schreibt Lord Oxford: „Das Tagesgespräch ist jetzt die Katastrophe des Herrn ****, der sein ganzes Vermögen beim Hazard-Spiel verschleudert hat. Neulich verlor er einmal in Einer Nacht 32,000 Pfund, wovon er jedoch den größeren Theil bald wieder gewann. Die ehrsamen Bürger eilten, als die Summe dieses Verlustes zu ihren Ohren kam, nach St. James-Street in das Whitesche Lokal — sie hofften Engel mit flammenden Schwertern zu finden, und fliehende Teufel mit Würfel-Büchsen, wie sie in Sadeler's Eremiten abkonterfeit sind."

Unter Georg III., besonders in der Periode zwischen 1772 und dem Anfang des Amerikanischen Krieges, gab es ungeheure Ereignisse in der Spielerwelt. Mehrere der hochbegabtesten Männer jener Zeit gehörten auch zu den wackersten Kämpen beim Hazard-Spiele. Wie Lord Lauderdale berichtet, so wurde einmal die ungeheure Summe von 5000 Pfund am Pharo-Tisch auf Eine Karte gesetzt; und eine nicht minder gültige Autorität meldet uns, daß der berühmte Fox zweiundzwanzig Stunden hinter einander Hazard spielte und in jeder Stunde 200 Pfund Sterling verlor! Dieser mit Recht gefeierte Mann war dem hohen Spiel so leidenschaftlich ergeben, daß man ihn einst sagen hörte, der erste irdische Genuß sey Spielen und Gewinnen, der zweite aber, Spielen und Verlieren!

Noch bleibt uns der Kerrybäus am Spieltische zu erwähnen, ein Mann, dessen Leidenschaft für das Spiel eben so einzig und unerreicht, oder wenigstens unübertroffen genannt werden kann, wie seine Geschicklichkeit in fast jeder Art von Spielen. Es war der Major Aubrey, von dem man sagt, daß er, als er die Würfel zum ersten Mal rasseln hörte, wie Karl XII. von Schweden, als die ersten Kugeln ihn umsausten, mit Begeisterung ausrief: „Dies soll hinführo meine Musik seyn!" Während aber Karl XII. durch seine Musik getödtet wurde, lebte Aubrey, Dank der seinigen, viele Jahre in Glanz und Wohlstand. Er gewann und verlor drei Vermögen beim Spiele; sein Abenteurer-Leben endete aber ungefähr so, wie es begonnen, d. h. er bezog in seinem letzten Jahre eine kleine Rente, die er klüglich außer dem Bereiche des Spielerglücks placirt hatte. Aubrey war übrigens, wie es schien, ein geborenes und erkorenes Spielwerk in Fortuna's Händen. Als er in seinem Jünglings-Alter nach Indien unter Segel ging, brach in dem Schiffe ein Feuer aus; der junge Aubrey sprang über Bord, und rettete sich, auf einem Hühnerkorbe schwimmend, bis ein Boot ihn aufnahm. Er entkam, wie durch ein Wunder, den Haifischen, die bei jener Gelegenheit, wie so häufig in seinem späteren Leben, nach ihm schnappten. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes bekräftigt zur Genüge, was in dem vorhin er-

wähnten Aussertuche des großen Fox liegt, daß nämlich die Freuden des Spieltisches keinesweges auf den Gegenstand des Gewinnes eingeschränkt sind. Wenn die Karten-Zimmer zu Newmarket erleuchtet wurden, hörte man Aubrey öfter ausrufen: „Will irgend Jemand ein Spiel machen?" Eines Tages verlor er nicht weniger als 25,000 Pfund beim Billard, das er sehr schlecht spielte. In seinen späteren Jahren erklärte Aubrey, die Erregung, welche das Spiel hervorbringe, sey ihm zum Leben nothwendig, und sein beliebtester Toast war: „Hoch lebe das Spiel; denn es gleicht der Luft, die wir einathmen, und in deren Ermangelung wir sterben müssen!"

Man muß übrigens zum Ruhme dieses außerordentlichen Mannes sagen, daß er niemals in den Ruf eines falschen Spielers gekommen ist, selbst nicht in jener außerordentlichen Zeit, als ein Lord Barrymore, ein Sir John Lade u. s. w. ihr ganzes glänzendes Vermögen von den Haifischen des Hazard-Spiels verschlingen sahen.

Die Annalen unserer Gerichtshöfe berichten uns, daß man im Jahre 1797 gegen die Gräfin von Buckinghamshire, Lady Elisabeth Luttrell, Mistreß Sturt und Herrn Concannon eine Untersuchung einleitete, weil sie in der Nacht des 30sten Januars in Lady Buckinghamshire's Behausung auf St. James-Square Pharo gespielt hatten. Ein Herr Martindale war als Eigenthümer der Pharo-Bank angeklagt. Zwei Zeugen, früher Bediente der erwähnten Lady, sagten aus, daß beklagte Personen in ihren respektiven Häusern abwechselnd Spiel-Partieen hätten — daß sie (die Zeugen) in Lady Buckinghamshire's Hause dem Spieler-Klubb aufgewartet — daß man Pharo, rouge et noir u. s. w. gespielt, wobei Herr Martindale gewöhnlich Bankhalter gewesen — daß endlich von 11 oder 12 Uhr in der Nacht bis 3 oder 4 Uhr des Morgens gespielt worden sey. Der Richter verurtheilte Martindale, als Eigenthümer der Pharo-Bank, zu einer Geldbuße von 200 Pfund. Die Spieler und Spielerinnen aber mußten respektive 50 Pfund erlegen.

Zur Ehre des weiblichen Geschlechtes müssen wir bemerken, daß eine leidenschaftliche Spielerin im heutigen England eine sehr seltene Erscheinung ist. Einige unserer vornehmen Ladies stehen in dem Rufe, daß sie bei Pferde-Rennen große Summen verwetten, und eine Dame von sehr hohem Rang soll die großen Ereignisse auf unseren Rennbahnen sogar zum Gegenstand eines literarischen Werkes machen. Die Wahrheit dieser Gerüchte lasse ich dahingestellt; im schlimmsten Falle könnten doch einzelne Ausnahmen die Regel nicht umstoßen.

Eines der größten Uebel, die das Spiel mit sich bringt, besteht darin, daß Personen, die man sonst, und zwar mit Recht, von der Gesellschaft ausschließen würde, wegen ihres Spieler-Talents darin Zutritt erhalten. Der wohlbekannte Matthias O'Byrne war ein roher Irländischer Abenteurer, der nicht einmal einen alltäglichen Geschäftsbrief zu schreiben verstand. Dieser Mensch hatte dem Lord Lyttleton in einer Streitsache aus freien Stücken seine Dienste angeboten, und auf diesem Wege bei einer gewissen Klasse von Leuten, die zur feinen Welt gehörten, Zutritt erhalten. O'Byrne bedurfte keiner ferneren Empfehlung; denn er war ein geschickter und glücklicher Spieler, welche Eigenschaft, da sie ihn fähig machte, in einem gewissen Zirkel das gros jeu zu spielen, im Vereine mit Irischer Dreistigkeit, binnen sechs Monaten mehr zu seinen Gunsten that, als die Lyttleton's und ihr ganzer Einfluß auf anderem Wege binnen sechs Jahren für ihn thun konnten. Er wurde an den Tafeln der Großen empfangen, und selbst der Vornehmste dieser Großen glaubte sich nichts zu vergeben, wenn er O'Byrne's Revanche-Einladung annahm und an dessen verschwenderisch besetzter Tafel sich niederließ. Einer meiner Freunde hörte ihn damit prahlen, daß er einmal zwei Prinzen vom Geblüte, vier Herzoge und drei Herzoginnen an seiner Tafel bewirthet habe. Was diese Herrschaften zu ihm hinzog, war weder seine Unterhaltung, noch seine Tafel; die allgemeine Spielwuth in jener denkwürdigen Zeit brachte solche Mesalliancen zu Stande.

Der Irische Abenteurer besaß übrigens Verschlagenheit und Geistesgegenwart, die ihn zu seiner Rolle vortrefflich eigneten, und von denen er, wie die folgende Anekdote zeigt, sehr guten Gebrauch zu machen wußte. Eines Abends gewann er seinem Gegner beim Piquet-Spiel die ungeheure Summe von 100,000 Pfund Sterl. ab! Da er jedoch wußte, daß sein Gegner außer Stande sey, das Ganze zu bezahlen, ließ er ihn vorsätzlich alles Verlorene, bis auf 10,000 Pfund, wieder gewinnen. Ohne diesen meisterhaften „Rückzug mit Zehntausenden", der ihm den Beinamen Xenophon erwarb, hätte O'Byrne vermuthlich keinen Heller bekommen.

Man hat von meinen Englischen Landsleuten — und ich fürchte, nur mit zu vielem Grunde — behauptet, daß sie nicht eher vollkommen glücklich zu seyn glauben, bis sie Alles erprobt haben, was sie vollkommen unglücklich machen kann. Ich möchte überhaupt sagen, daß der Mensch, vermöge einer natürlichen Disposition, seine Lage nur dann für wahrhaft glücklich hält, wenn die Möglichkeit, sehr unglücklich zu werden, mit seinem Glücke verbunden ist. Man denke nur an die verwegenen Speculationen der letzten zwei oder drei Jahre. Eine große Zahl von Fällen macht es uns jedoch schwer, den Grund der unnatürlichen Leidenschaft für das Spiel zu entdecken. Ist es Habsucht? In den höheren Kreisen der Gesellschaft gewiß nur selten; gewöhnlich spielt man da nur um des Spielens willen; dennoch kann ich mir von dem Genusse, der in dieser Art von Erregung liegen soll, keinen rechten Begriff machen, besonders nach der Definition, die der verstorbene Oberst Mellish, ein Mann, der so viele traurige Erfahrungen am Spieltische gemacht, von diesem Genusse gegeben. Man fragte ihn einst, mit welchen Gefühlen er als Adjutant des Sir Ronald Ferguson das Schlachtfeld von Vimeira betreten habe? „Es war mir", sprach der tapfere Offizier, „ganz eben so zu Muthe, wie wenn ich zu „Macao" eine sehr bedeutende Summe auf Eine Karte setzte." Wäre übrigens Habsucht der einzige Beweggrund zum Spiele: was könnte da den verstorbenen Herzog von Bedford und eine Menge Anderer, die, gleich ihm, irdische Güter in Ueberfluß besaßen, noch in späten Jahren angespornt haben, Alles in die Schanze zu schlagen, um Etwas zu gewinnen, das ihnen gar nicht Bedürfniß war?

Welche Liste von Personen, und zwar aus den höheren Kreisen des Lebens, könnte ich anführen, die den Würfeln, dem Kartenspiel, den Wetten beim Pferde-Rennen als Opfer gefallen sind! Ein Mann, der an der Spitze einer sehr populairen Whig-Familie von der alten Schule stand, und dessen erbliches Eigenthum an 30,000 Morgen des schönsten Landes in Großbritanien waren, endete vor kurzem sein Leben in einer engen, dunkeln Dachwohnung. Einen unserer ältesten Baronets brachten die verhängnißvollen Würfel so weit, daß er zuletzt auf einem Katschenbock seinen Lebensunterhalt verdienen mußte.

Aber nicht bloß schwache und leichtsinnige Leute bereiten sich am Spieltisch ihren Untergang, selbst kräftige und großartige Geister sind unter dem Einflusse dieses unseligen Zaubers zu Schanden geworden. Auf der anderen Seite müßte ich kaum ein halbes Dutzend Personen aus höherem Stande zu nennen, die im Besitze des gewonnenen Geldes blieben. Wer vom Zufall lebt, der ist nur selten einer weisen Selbstbeschränkung fähig. Ein Lord gewann die ungeheure Summe von 1,500,000 Pfund Sterl., und hatte sie bald nachher bis auf den letzten Heller wieder eingebüßt.

Man hat meines Bedünkens mit Recht behauptet, daß unter fünftausend Menschen höchstens Einer zum Spieler von Profession sich eignet. Der echte Spieler muß so viel Scharfsicht besitzen, daß er die Fehler der Anderen augenblicklich merken und zu seinem Vortheil benutzen kann. Er muß mit starken Nerven und mehr als gewöhnlicher Geistesgegenwart begabt seyn, damit er jeden faux pas von seiner Seite bemänteln könne, bevor sein Gegner ihn entdeckt. Sein Gesicht darf, gleich dem des Fürsten Talleyrand, durchaus nichts vom Barometer haben, und sein Tastsinn muß dem des geschicktesten Operateurs gleich seyn. Da endlich kein tiefes und angestrengtes Denken ohne die vollkommenste Gemüthsruhe möglich ist, so muß der Spieler von Profession nothwendig alle seine sinnlichen Begierden im Schach halten und in jeder Beziehung die strengste Diät beobachten; denn nur unter diesen Bedingungen waltet sein Geist frei und fesselos. Der Beruf des Spielers erheischt wirklich so viel kaltblütige Selbstbeherrschung, als die beste Philosophie nur zu geben vermag, und obwohl der Spieler in eminentem Grade ein berechnender Kopf ist, so hat er doch mehr vom Techniker, als vom Mathematiker; denn seine Theorie ist von der Praxis unzertrennlich.

(Frazer's Magazine.)

Bibliographie.

Prose and poetical sketches. — Von Mrs. Head. 10 Sh.
Uncle Horace. — Von Mrs. S. C. Hall. 3 Bde. 31½ Sh.
Manual of British botany. — Von Macreight. 7½ Sh.
Practical observations on costiveness. — Von Paul. 5 Sh.

Spanien.

Spanische Zustände.

I. Galicien.

(Fortsetzung.)

Eine ins historische Gebiet einschlagende Frage interessirt mich ungemein, und ich trage sie schon lange auf meinen Reisen mit mir herum, die Frage nämlich: auf welche Weise und in welchem Verhältniß sich die drei Grundbestandtheile der Spanischen Bevölkerung, der Celto-Iberische Urstamm nämlich, die Germanischen und die Arabisch-Mauritischen Einwanderer, in den verschiedenen Gegenden der Pyrenäischen Halbinsel unter einander gemischt haben mögen. Ob zwar Galicien in bedeutender Entfernung von der östlichen Pyrenäenkette liegt, so ist doch gleich der erste Strom der nordischen Einwanderer und Eroberer bis dorthin gedrungen, und die Sueven haben sich in Galicien, wie die Vandalen in Andalusien niedergelassen. Nun drängte sich mir wirklich bei meinen Spaziergängen und physiognomischen Beobachtungen am Hafen zu Coruña die Wahrnehmung auf, daß die Gesichter, denen man begegnet, sich nach gewissen Merkmalen so ziemlich unter zwei Hauptklassen bringen lassen, deren jede in ihrem Typus auf einen Urstamm der Bevölkerung zurückweist. Die bei weitem zahlreichste Klasse gehört offenbar der im Lande uralt einheimischen, Celtiberischen Race an; sie charakterisirt sich durch die niedrige, schmale, aber sehr stark gewölbte Stirn, durch das schwarze, straffe und struppige Haar, die stark hervortretenden Backenknochen, die runde, mehr in die Breite als in die Länge gezogene Gesichtsform und die scharf ausgeprägten Gesichtszüge. Beim weiblichen Geschlechte spricht sich dieser Typus am augenfälligsten aus; er ist, wie man leicht beurtheilen kann, der Schönheit nicht sehr günstig; aber die großen schwarzen Augen, die, von dichten Augenbrauen überschattet, stolz und dreist, fast möcht' ich sagen trotzig umherblicken, verleihen der Physiognomie dieser Weiber einen Ausdruck männlicher Energie, ohne es an dem lockenden Reiz weiblicher Koketterie fehlen zu lassen. Ihr Gang ist anmuthig, ihr Wuchs zwar nicht schlank, und eher klein als groß zu nennen, aber kräftig, geschmeidig, und die Haltung bei Vielen eben so würdevoll als zierlich. Ihre Tracht ist nicht besonders geschmackvoll oder gefällig, aber man kann nicht leugnen, daß sie zu dem Charakter ihrer Figuren und Gesichter vollkommen paßt. Das Hauptstück ist ein großer Kragen von scharlachrothem Tuch, der Brust und Schultern bedeckt, und mit seiner brennenden Farbe gegen das dunkelschwarze Haar und den gebräunten Teint recht harmonisch absticht. Die mehr Sorgfalt auf ihren Putz verwenden, werfen über diesen Kragen noch ein weißes Spitzentuch, dessen Zipfel vom Rücken herabhängt. Den Leib umschließen zwei oder drei Röcke von starkem, dickem Zeuge und allemal von dunkler Farbe. Die Beine und Füße werden häufig ganz bloß getragen, und zeigen das gerade Gegentheil eines feinen Andalusischen piedecito; der Fuß steckt noch manchmal in einem Schuh, aber die Beine sind in der Regel und fast durchgängig

unbedeckt. — An diesem ganz eigenthümlichen und meistens unverkennbar ausgeprägten Typus unterscheidet man denn die Abkömmlinge der Spanischen Urbevölkerung, daher er sich auch in größter Häufigkeit und Reinheit auf dem platten Lande findet, wo das Blut weniger Mischung erfahren hat, als in den Städten. — Für die zweite Hauptklasse lassen sich schon weniger bestimmte Kennzeichen angeben; sie hat keinen so durchgängigen, in deutlichen Zügen kenntlichen physiognomischen Charakter, sondern verliert sich in mancherlei Nüancen und Uebergängen. Doch werden wir, wo uns eine länglich ovale Gesichtsform, eine gerade oder scharf hervorstehende Nase, und gelblich blondes oder fahlblondes Haar begegnet, beim ersten Anblick auf die Abkunft von nordischer, Germanischer Race schließen, und zwar erinnern die Gestalten und Physiognomieen ziemlich bestimmt an Skandinavischen oder Angelsächsischen Stamm-Charakter. Der ganze Typus ist regelmäßiger, aber weniger lebhaft und ausdrucksvoll als jener erste, und gehört vorzugsweise den höheren Ständen an, die auch ganz unverkennbar von schönerem Blute sind, als das Landvolk; in Coruña trifft man ihn am wenigsten rein, sondern, wie dies in einer See- und Handelsstadt auch nicht anders zu erwarten ist, vielfach mit anderen Europäischen Racen gekreuzt und gemischt. Ein paar kleine Mädchenköpfe fielen mir auf, in deren Schädelbau und Physiognomie das energische, lebhafte, echt Galicische Gepräge mit dem länglichen Oval und den freieren, runderen Zügen des Germanischen Charakters aufs glücklichste verschmolz. — Um endlich keinen Bestandtheil der Bevölkerung zu vergessen, der im Lauf der Zeiten hier angeschwemmt worden, müssen wir erinnern, daß auch einiges Arabische und Afrikanische Blut sich dem Celtischen und Germanischen beigemengt hat. Als die Araber in ihrem raschen Eroberungszuge bis an die Pyrenäen gedrungen waren und hier einen Widerstand fanden, der sie zurückwarf, haben sie sich seitwärts ausgebreitet, und alle Städte der Cantabrischen Küste bis nach Asturien hin eingenommen. Die Spur ihrer Anwesenheit in diesem nördlichsten Winkel Spaniens ist noch jetzt an manchem Gesichte zu erkennen, das durch seine dicken, aufgeworfenen Lippen, die runde, abgestumpfte Nase und den olivenbraunen Teint einen echt Afrikanischen Charakter bekundet.

Die Tracht der männlichen Landbewohner ist überaus einfach: Jacke und Hose von grobem, gelbbraunem Sacktuch; auf dem Kopfe die schwarze Galicische Mütze, die ungefähr wie ein Zuckerhut mit umgelegter Spitze aussieht; will ein junger Bursche Staat machen, so schmückt er sie mit Federn oder Blumen, und legt als Sommertracht eine blitzende scharlachrothe Jacke und Pluderhosen von dunklem Linnen an. Einen höchst netten und reizenden Anblick gewährt es, wenn die Frauen und Mädchen vom Volke sich in ihren vollen, herkömmlichen Sonntagsstaat werfen. Der scharlachrothe Kragen hat alsdann einen breiten, gezackten Saum von schwarzem Sammet; den Leib umspannt ein scharlachrothes Röckchen mit seidenem Besatz, darüber eine breite, schwarze Schürze; die Mantilla von leichtem, schwarzem Tuch, über Hals und Schultern herabfallend, liegt viereckig gefaltet auf dem Kopfe, wie das Fazzolett der Römerinnen, und gewährt Schutz gegen die Sonne, im Nothfall auch gegen den Regen. — Die Damen höheren Standes tragen sich wie in Madrid, und leider wird, auf der Alameda zu Coruña wie im Prado der Residenz, die volksthümliche, reizende und bedeutsame Mantilla immer mehr von der ungeschickten, einfältigen Kopfbedeckung verdrängt, die man chapeau français nennt.

Ich habe in Gesellschaft mit einigen Offizieren unserer Brigg einen Ausflug nach dem vier Lieues von Coruña entlegenen Ferrol gemacht, um dort den Kriegshafen und das Arsenal zu besichtigen. Der Hafen, für welchen die Natur, wie für den zu Mahon auf Minorka, geradezu Alles gethan hat, ist noch in seiner alten Herrlichkeit vorhanden; aber das Riesengebäude des Arsenals steht leer und einsam, wie eine Ruine. Wo sind die mächtigen Flotten, die hier gerüstet wurden? wo ist das Leben hin, das einst den weiten Golf erfüllte? — Denkt Euch eine breite, hohe Granitmauer aus dem Meere aufsteigend, und eine einzige schmale Oeffnung, die hindurchführt, wie eine tiefe Rinne, drei (Engl.) Meilen lang, kaum eine halbe breit, und an manchen Stellen so eng, als wäre sie von Menschenhand ausgehöhlt. Sieben, nicht weniger als sieben Forts bestreichen diese Durchfahrt von beiden Seiten, und vertheidigen den Eingang zum Hafen. Jetzt freilich stehen sie kahl und müßig da: sie haben ja nichts zu beschützen. Doch ist jedes einzelne groß genug, mehr als 200 Stück Geschütz aufzunehmen, und keine feindliche Flotte wäre im Stande, in diesem engen Paß dem Feuer der furchtbaren Batterieen zu widerstehen, an denen man stellenweise auf Pistolenschußweite vorbeifahren müßte. Hat man diese Einfahrt zurückgelegt, so öffnet sich das unermeßlich weite kreisrunde Hafenbecken, und freundliche, vom Fuße bis an den Gipfel in lachendes Grün gekleidete Berge schließen von allen Seiten amphitheatralisch die Aussicht. Der Einfahrt gerade gegenüber, recht in der Mitte des weiten Rundes, dehnen sich die Straßen und Häuser der Stadt Ferrol, und das Arsenal streckt seine langen Gallerieen und seine Eckthürme, mit rothen Ziegeldächern gekrönt, imposant in die Höhe. Die Stadt ist neuer und steht gefälliger aus, als Coruña, ihre Straßen laufen regelmäßig in rechten Winkeln, aber die Einwohnerzahl ist geringer. Die Häuser sind durchgängig weiß angestrichen; ihre Nettigkeit und Sauberkeit würde auf Wohlstand schließen lassen, wenn nicht die Oede und Leere der Straßen zu laut vom Gegentheil zeugte. Man sieht viele Kaufläden, aber eine Frau auf der Straße belehrte mich treuherzig: „Es hat mehr Verkäufer bei uns in der Stadt, als Käufer.“ Warum es so ist, begreift sich leicht. Es wird gegenwärtig in Ferrol nichts fabrizirt und umgesetzt, als Kriegsmunition und Militair-Effekten; die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Angestellten, und diese beziehen, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, schon seit zwei Jahren keinen Sold; höchstens laufen ihnen das Jahr über zwei oder drei Monate von dem Rückstande ein. Unter diesen Umständen finden natürlich die Krämer und Handelsleute keine Kunden, sie müßten sich denn entschließen, den Herren Empleados (Beamten) eben so unbeschränkten Kredit zu geben, wie diese der Königin Christine. — Der arme Mann, der uns im Arsenale umherführte, hatte wahrscheinlich schon seit Monaten kein Stückchen Silbermünze gesehen; so schien es uns mindestens nach der ungemäßigten Freude, womit er unsere kleine Gabe annahm. Von seinem Gehalte, versicherte er, sey schon seit drei Jahren keine Rede mehr, und nach dem elenden Zustande seiner Kleidung wechten wir es wohl glauben.

Auf dem ganzen Werfte lagen nur ein altes und drei neue Fahrzeuge, eine Fregatte nämlich und zwei Korvetten, sämmtlich abgetakelt. An der Ausrüstung und Flottmachung der drei letzteren wurde jedoch eben gearbeitet, und unsere Französischen Offiziere fanden, daß ihre Construction und die Einrichtung ihres Segel- und Takelwerks ganz den neuesten wissenschaftlichen Fortschritten entsprach. Aber der Anblick stimmte uns ordentlich wehmüthig, diese paar Arbeiter und das Bischen dürftige Material sich wie verloren in diesen unermeßlichen Hallen umhertreiben zu sehen, wo ehemals die Geschäftigkeit von mehr als Zweitausenden Raum fand und von allen Wänden dröhnend wiederhallte. „Ja, vor Trafalgar“, hörten wir von Allen sagen, „vor Trafalgar, da ging es anders.“ — Trafalgar, das war der unglückselige Schlag; von da an datirt Spaniens Unglück. Das Bündniß mit Frankreich und der Krieg mit Frankreich, wie theuer sind beide dem Lande zu stehen gekommen; und doch lag in dem Tone, womit diese Leute uns Franzosen ihr Leid und ihr Elend klagten, kein Vorwurf, keine Bitterkeit, keine Spur unterdrückten Hasses. Der Spanier glaubt an ein Fatum, wie der Araber; er ist längst ans Dulden gewöhnt. Er beugt sein Haupt mit Geduld und Ergebung, wenn die Hand Gottes schwer auf ihn niederfällt, und schreibt die Schuld dessen, was er leiden muß, weder sich selbst, noch Anderen zu. Diese Passivität ist ihm gewissermaßen zur zweiten Natur geworden; sie bildet den Grundzug seiner individuellen und nationalen Existenz. Das Leiden hat sich seiner Physiognomie und seiner Haltung aufgeprägt, ein stilles und standhaftes Leiden, welches unvermeidlichen Plagen durch steifsche Apathie Trotz bietet.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Robinson's Insel „Juan Fernandez“.

(Schluß.)

Als etliche Jahre später Spanische Seefahrer auf der Insel landeten, fanden sie noch manche Spur von Selkirk's Anwesenheit, seine zwei Hütten, seine Pflanzungen, und vor Allem seine Ziegen. Aber die Zeit war längst vorüber, wo Spanien an allen Punkten Amerika's seine Kolonieen pflanzte. Statt selbst eine Niederlassung auf Juan Fernandez zu gründen, fand die Spanische Regierung es bequemer, jede Niederlassung Anderer zu verhindern; sogar die Ziegen sollten ausgerottet werden, und zu dem Ende ließ man eine Koppel großer Hunde auf der Insel los. Die Hunde vermehrten sich und nahmen, als Einwanderer und Eroberer, den besten Theil des Grundes und Bodens in Besitz. Die Ziegen flüchteten nordwärts, wo Berge und Felsen ihnen Schutz gewährten, und überließen den Eindringlingen das niedere Land. Solchergestalt war die Insel unter zwei Racen getheilt, wie Schottland unter die Berg- und Nieder-Schotten, die in beständigem Kriege mit einander lagen; aber die ursprünglichen Bewohner zogen meistens den Kürzeren, und um das Jahr 1740 war ihre Zahl bereits bedeutend geschmolzen.

Damals brach eben wieder ein Krieg zwischen England und Spanien aus. Das Englische Ministerium wollte dem Spanischen Handel einen Todesstreich recht mitten ins Herz versetzen, und rüstete ganz insgeheim ein Geschwader aus, das unter den Befehlen des berühmten Kommodore Anson die Britischen Waffen in die Südsee und in die Peruanischen Häfen tragen sollte. Anson war ein Seemann von echter und naiver Größe, auf seinem Schiffe ein Held, im Leben unbefangen und unerfahren wie ein Kind, so daß man von ihm sagen konnte, er sey um die Welt gereist und habe doch nie die Welt gesehen. Am 18. September 1740 lief er von Portsmouth aus, hatte Sturm und Mühsal auszustehen, und als er endlich gegen Ende des Dezembers glücklich um das Kap Horn gelangt war, sah er sich auf einmal mit seinem Admiralschiff in der weiten Südsee allein; die übrigen alle hatte der Sturm zerstreut. Nach kurzer Zeit stellte sich auch der Skorbut ein und machte die Mannschaft untüchtig, länger die See zu halten. Es konnte nicht fehlen, daß Anson sich in solcher Lage an die Insel Juan Fernandez erinnerte; sie lag mitten in diesem gefährlichen, ungastlichen, stürmenden Meere wie ein kleines Eldorado, ein Paradies in der Phantasie der ermattenden, verschmachtenden Seefahrer. Zwar auf den ersten Blick von fern zeigte sie nur ein schroffes, wildes, mit spärlichem Grün bedecktes Felsengestade; aber der bloße Anblick von Land, ein paar Sträuchern und ein wenig Gras ist schon ein Entzücken und eine wahrhafte Erquickung für die armen, abgematteten, von Arbeit und Krankheit hart mitgenommenen Matrosen, und für eine Handvoll grünen Krautes, das sie pflücken und zum Munde führen können, danken sie dem Himmel wie für die allerköstlichste Gabe. In größerer Nähe jedoch sah die Insel wirklich reizend aus: die Felsen öffneten sich, und man sah ihre inneren Abhänge reich mit Grün bedeckt und bewaldet; üppige Thäler breiteten sich, von klaren, frischen Bächen durchrieselt, die sich über die Felsen plätschernd ins Meer ergossen. Anson und seine Gefährten, Kranke wie Gesunde, lebten nun auf, als sie hier ans Land stiegen.

Der Admiral ließ sein Zelt in einem anmuthigen Thale aufschlagen, das von waldigen Anhöhen amphitheatralisch eingeschlossen und nur gen Westen mit freier Aussicht auf das Meer offen war. Da stand er oft, spähte mit dem Fernrohr nach dem Horizonte hinaus, und so oft er etwas Weißes fern im Morgen-Nebel schimmern sah, glaubte er, es wäre das Segel von einem seiner verlorenen Fahrzeuge. Drei volle Monate verweilte er auf der Insel, theils um sein Schiff auszubessern,

theils um den Anderen Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Er benutzte diesen Aufenthalt, die Insel sorgfältig zu rekognoszirren und aufzunehmen. Er fand drei Buchten; die beste darunter war die im Westen, in welche er selbst eingelaufen war und welche er Cumberlands-Bay nannte. Der nördliche Theil des Eilandes war voll steiler Klippen und tiefer Abgründe, aber reich bewaldet; der südliche Theil hingegen eine dürre, kahle, steinige Fläche. Die größten Bäume, die auf den Hügeln und Abhängen wuchsen, wurzelten so wenig tief, daß ein paar Leute von Anson's Mannschaft, die sich gegen einen Baum anstemmten, sammt demselben umfielen und tief hinunterstürzten, wobei einer von ihnen den Hals brach. Die Insel hatte Ueberfluß an nahrhaften und nutzbaren Gewächsen, und mancher Fund erinnerte die gegenwärtigen Besucher aufs angenehmste an ihre Vorgänger. Die erste eingefangene Ziege, die man dem Admiral brachte, trug einen ehrwürdigen weißen Bart und alle Zeichen eines hohen Alters. Ihr linkes Ohr war aufgeschlitzt, und später fing man noch manche andere, an denen dasselbe Merkmal kundgab, daß sie in Selkirk's Händen gewesen und von ihm freigelassen waren.

Die wilden Hunde waren, wie schon gesagt, die gefährlichsten Feinde der Ziegen, und mehr als als einmal setzte es vor den Augen der Reisenden hartnäckige Gefechte zwischen Beiden. Eines Tages wurde Anson auf ein Rudel Hunde aufmerksam, die ganz still und lauernd um den Fuß eines Hügels herumschlichen und auf einmal in vollem Laufe die Anhöhe hinanjagten. Oben zwischen den Felsen weidete eine Heerde Ziegen, die aber wohl zur Vorsicht eine Schildwache ausgestellt haben mochten; denn sie sammelten sich unter Anführung eines alten Bockes, und besetzten das einzige Defilé, das zu ihrer Felsenverschanzung hinanführte. Sie hatten den Vortheil der Zahl und des Terrains, und kannten sich, so urtheilte der Admiral, von eben her mit den Hörnern auf den Feind werfen und ihn den Abhang hinunterstürzen. Aber der alte weißbärtige Feldherr fand es nicht für gerathen, seine Streitkräfte vorwärts zu führen, sondern blieb gerade in der Oeffnung des Passes mit vorgesenkten Hörnern stehen, seine Truppen in guter Ordnung hinter ihm. Seine Gravität jagte den Hunden so viel Respekt ein, daß sie zwanzig Schritte vor ihm im vollsten Laufe anhielten, sich schnaubend und mit dem Rachen züngelnd an die Erde legten, aber doch keinen Angriff wagten, und am Ende umkehrten. Wahrscheinlich war dies die einzige Art Krieg, wozu die Insel Juan Fernandez je den Schauplatz gegeben hat, und er wurde, wie der Leser sieht, mit einer Kunst und Taktik geführt, der selbst ein Kommodore im Dienste Sr. Majestät Georg's III. seinen Beifall nicht versagen konnte.

Hin und wieder unterbrach ein aufregender Zwischenfall die stille Einförmigkeit des Lebens, das die Seeleute auf der Insel führten. Einmal sah man in der Ferne ein Spanisches Schiff vorüberseegeln, und machte Jagd darauf. Den größten Jubel gab es aber, wenn eines von den verirrten Fahrzeugen sich wieder zu seinen Gefährten fand, und von einem Kanonenschusse begrüßt, der an den Felsen und Bergen rings umher freudig und majestätisch widerhallte, in die Bay einlief. Allmälig hatte Anson den größten Theil seines Geschwaders wieder gesammelt, und stach am 19. September in die See, um seine Expedition fortzusetzen. Doch wollte er vor seiner Abfahrt seinen Nachfolgern die gleiche Wohlthat erweisen, die ihm von seinen Vorgängern erwiesen war, und steckte an verschiedenen Stellen Kerne von Europäischen Fruchtbäumen ein; ihr Gedeihen empfahl er der Fürsorge Gottes. Viele Jahre später trafen ihn Spanische Reisende zu London, und erzählten ihm, sie hätten auf der Insel Juan Fernandez Pfirsich- und Aprikosenbäume in großer Zahl gefunden. Der Kommodore Anson war seitdem Admiral und, zur Belohnung für seinen großen Sieg über Lasonquière, Pair geworden; aber auf das Alles war er gewiß nicht so stolz, wie auf dieses Verdienst um die auf Juan Fernandez landenden Verschlagenen.

Jene Spanier mochten um das Jahr 1730 auf der Insel gewesen seyn, und aus der nächst folgenden Zeit haben wir keine Nachrichten über dieselbe. Die Spanier, scheint es, hatten sich um das Jahr 1766 doch endlich entschlossen, sie zu besetzen; denn als Capitain Carteret 1769 in der Nähe vorüberfuhr, war er sehr erstaunt, ein kleines Fort mit ein paar Kanonen und darüber die Spanische Flagge zu erblicken. Ein anderer Englischer Seefahrer, Capitain Moß, bat 1792 den Gouverneur der Insel um Erlaubniß, in der Bay anlegen, Wasser nehmen und Fische fangen zu dürfen. Der Gouverneur wollte zwar die Erlaubniß nicht geben, aber da der Engländer für sein Schiff eine Ankerstelle fand, die außer dem Bereiche der Kanonen lag, so fingen seine Leute Fische so viel sie wollten, und der Capitain rekognoscirte das Fort mit aller Muße durch sein Fernrohr. Es hatte zwei kleine Batterieen; die eine konnte mit genauer Noth den Eingang der Bay bestreichen; die andere war gegen eine kleine Ortschaft gekehrt, deren Häuser recht angenehm zwischen zwei Anhöhen, wahrscheinlich an derselben Stelle lagen, wo Anson vor 30 Jahren sein Zelt aufgeschlagen hatte. Im November 1792 legte Moß auf der Rückreise wieder bei der Insel an; diesmal aber nahm der Gouverneur ihn sehr freundlich und zuvorkommend auf, und erlaubte ihm, Proviant einzunehmen. Der Engländer setzte eine Ehre darein, zu zeigen, daß er es Spanischer Großmuth und Gefälligkeit gleichzuthun wisse, und ließ dem Don Juan Calvo de la Cantiza ein überaus reiches und prächtiges Geschenk zukommen, bestehend aus zwölf Flaschen Wein, einem Dutzend Teller, zwei Schüsseln, sechs Trinkgläsern, einem Fäßchen Pökelfleisch und einem Paar neue Stiefel. So edlen Gästen konnte Don Juan Calvo de la Cantiza nichts mehr abschlagen. Moß sah sich das Städtchen an, das ihm außerordentlich wohl gefiel: vierzig Häuser in der freundlichsten Lage, jedes von einem duftigen Fruchtgarten umgeben. Die Frauen waren recht hübsch, hatten aber eine seltsame Tracht: ganz kurze Röcke, die kaum über das Knie hinwegreichten, aber durch einen eingelegten Reifen aufgebauscht das ganze Bein sehen ließen. Von Europa ist diese Sitte schwerlich zu ihnen gekommen: sollte vielleicht umgekehrt die Mode der Reifröcke aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. ursprünglich an den Küsten von Chili zu Hause seyn? Es wäre seltsam genug.

In den politischen Revolutionen, die mit Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts Süd-Amerika erschüttert und umgestaltet haben, hielt sich die Insel Juan Fernandez beständig zu Chili, und theilte alle Schicksale und Verfassungsveränderungen dieser neuen Republik; der Präsident von Chili ernannte die Gouverneure der Insel. Was mag bei der letzten Katastrophe, die dem Eilande den Untergang gebracht hat, das Schicksal der unglücklichen Bewohner gewesen seyn? Haben sie sich retten können? Noch sind wir in Ungewißheit darüber, und wagen kaum an die traurige Möglichkeit zu denken.

Und das ist Alles, was wir von der Insel Juan Fernandez zu erzählen wissen, in einem Zeitraum von 268 Jahren, von ihrer Entdeckung im Jahre 1572 bis zu ihrem Verschwinden im Jahre 1837. Eine Geschichte ohne Glanz, ohne große Thaten, Kämpfe und Eroberungen; ein stilles, in Dunkelheit begrabenes, aber nützliches und wohlthätiges Daseyn; ein Fleck Landes, wie ein Punkt aus dem unermeßlichen Ocean auftauchend, der so vielen Verirrten Rast, so vielen Kranken und Verschmachtenden Genesung gegönnt hat. Indessen mag sich mancher andere Ort, manches andere Eiland gleicher wohlthätiger Verdienste um die Menschheit rühmen, und ist doch von Allen vergessen worden, sobald sein Name von der Länderkarte verschwand. Wie kommt es, daß gerade die Insel Juan Fernandez für alle Zeiten im Andenken der Menschen bleiben wird? Weil Daniel de Foë's Genie sich etlicher Tage aus der Geschichte des bedeutungslosen Eilandes, etlicher Begebenheiten aus dem Leben eines Abenteurers vom niedrigsten Stande bemächtigt, und ein schönes, alle Gemüther ansprechendes Buch aus diesem Stoffe zu machen gewußt hat. So ist Beider Name der Vergessenheit entrissen worden, kraft des dem Genie zustehenden Vorrechtes, dem unscheinbarsten Stoffe, den es mit seiner Thätigkeit erfaßt, seine Unsterblichkeit mitzutheilen. Indem der Leser unsere dürre und dürftige, aber wahrheitgetreue Skizze von Selkirk's Schicksalen mit denen Robinson's vergleicht, wird er, weit entfernt, gleich Englischen Kritikern des vorigen Jahrhunderts, letzteren ein abgeschmacktes Lügenbuch zu schelten, mit freudigem Interesse wahrnehmen, wie aus einer kurzen und guten Geschichte, ihrer inneren Wahrheit unbeschadet, ein anziehender und geistig erhebender Roman werden kann. Und um dieser Einsicht willen, würde es sich schon lohnen, einmal in seinem Leben von Sturm und Wetter an die Insel Juan Fernandez geworfen worden zu seyn.

Mannigfaltiges.

— Baumwollen-Fabriken in Aegypten. Das Land der Pharaonen und der Ptolemäer fängt jetzt auch an, auf das Fabrikwesen sich zu legen und Mehmed Ali scheint nicht übel Lust zu haben, neben seinem London und Paris, die er — so wenigstens glaubt er — in Kahira und Alexandrien schon besitzt, auch ein kleines Manchester und ein Birmingham anlegen zu wollen. Bereits finden sich in Aegypten mehrere Baumwollen-Fabriken, von denen die bedeutendste in Bulack ist und von einem Engländer, Herrn Galloway, geleitet wird, dem der Vicekönig vor kurzem die Würde eines Bei verliehen und den er zum Civil-Ober-Ingenieur von Aegypten ernannt hat. Für diese Fabrik ist zwar eine bedeutende Anzahl von Maschinen-Webstühlen angeschafft worden, doch wird vorzugsweise immer noch auf den gewöhnlichen Hand-Webstühlen gearbeitet. Eine Dampfmaschine von 20 Pferden Kraft, die 300 Stühle in Bewegung setzen kann, ist in einer anderen Fabrik, die sich an den Ufern des Nils zwischen Bulack und Schubah befindet, in Thätigkeit gesetzt worden, doch, seltsam genug, in Aegypten sind diese Maschinen nicht im Stande, mit der menschlichen Handarbeit und ihrem Ertrage zu konkurriren. Während nämlich die Unterhaltung der Maschine täglich, bei zwölfstündiger Arbeit, 6 Pfund Sterl. (40 Thaler) kostet, wird die Arbeit derselben von 300 Arabern für 4 Pfd. (26⅔ Thaler) hergestellt. Der arme Araber begnügt sich nämlich mit einem Tagelohn von einem schlechten Piaster (ungefähr 2½ Sgr.), wodurch er also im Stande ist, es sogar mit einer Maschine, die nichts als Steinkohlen konsumirt, aufzunehmen. Nicht weit von dieser Fabrik befindet sich ein von zwei Maltheser geleitetes Etablissement, in welchem Calicots (Kattune) gedruckt werden; in Bulack selbst ist eine Druckerei für baumwollene Tücher aller Art. Das erste Etablissement beschäftigt 3—600 Menschen, doch liefert es keine außerordentlichen Arbeiten, da der verbesserte Walzendruck dabei noch nicht eingeführt ist. Es hat indessen den Vortheil der Wohlfeilheit für sich, da es seine Kattune im Durchschnitte um 15 Procent billiger als die Engländer und die Franzosen liefert. Die Fabrik-Arbeiten dieser beiden Nationen sind überhaupt seit einiger Zeit auf den Aegyptischen Märkten sehr in Verruf gekommen, und zwar besonders deshalb, weil gewöhnlich nur der Ausschuß und dasjenige, was man auf anderen Märkten nicht haben will, nach Aegypten gesandt wird. Die Aegyptier sind jedoch gar nicht mehr so dumm; ihre Frauen wollen eben so gut die neuesten Moden mitmachen als die Europäerinnen, und das hat hauptsächlich der Errichtung der Fabriken im Lande Vorschub gethan. Ja, der Pascha ist sogar in seinem Raffinement schon so weit gegangen, den Musterzeichnern seiner Fabriken den Befehl zu ertheilen, sich bei ihren Zeichnungen, eben so wie die geschmackvolleren Europäer, die Kunstwerke des Alterthums, die in Aegypten jetzt nicht mehr bloß aufgefunden, sondern auch zurückbehalten werden, zum Muster zu nehmen. Auf diese Weise könnte es also leicht einmal dahin kommen, daß die Dessins der Aegyptischen Fabriken, wegen ihres klassischen Ursprungs, von den Europäischen nachgeahmt werden, wie es ja früher schon einmal mit den geschmacklosen Türkischen und Persischen Mustern der Fall war.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 111. Berlin, Freitag den 15. September 1837.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.*)

I. Lund.

Wenn das Fahrzeug sich vom Sund oder vom Baltischen Meere her dem Schwedischen Ufer nähert, zeigen die Matrosen schon von weitem die Stadt Lund, deren Kathedrale ihre beiden viereckigen Thürme dicht an der Küste emporstreckt. Vor Zeiten war Lund die kirchliche Metropole des ganzen Skandinavischen Nordens, der Sitz eines Erzbischofes, zu dessen Sprengel alle Skandinavische Bisthümer gehörten und welcher den Titel Primas des Reichs führte. Die Kathedrale scheint absichtlich inmitten einer weiten freien Fläche, im Angesichte des Meeres aufgeführt zu seyn, damit sie über Land und Meer, als eine Königin der Kirchen, als eine weit und breit sichtbare Säule der Christenheit emporrage. Die alte kirchliche Herrlichkeit ist jetzt erloschen, die Stadt ist an Größe und Einwohnerzahl nur ein Schatten gegen ehedem, aber die uralte Kirche ist ihr geblieben, und Karl XI. hat ihr die Universität verliehen.

Die Kathedrale zu Lund gehört zu den ehrwürdigsten und merkwürdigsten Denkmalen des Mittelalters, die uns erhalten sind, und ich wüßte ihr an Struktur und hohem Alter keinen Europäischen Dom zu vergleichen, außer etwa den zu Bamberg. Der Bau hat lange gedauert, so daß man zweierlei Bau-Styl und zweierlei Kunst-Epochen deutlich unterscheidet, die eine, in welcher die Kirche begonnen, die andere, in welcher sie beendet wurde. In der Anlage des Schiffes der Kirche, in dem Abschnitte des Chors, in dem Säulengange, der außen um den Dom läuft, herrscht noch der Byzantinische Styl in seiner ganzen Strenge: das Rundgewölbe, die runde massive Säule, die mit den Pfeilern und Pilastern ein Ganzes macht, das Kapitäl mit platten Flächen und leicht abgerundeten Ecken, die glatte Basis, ohne andere Verzierung, als das einfache Dreieck ihrer Spitzen. Diese ganze untere Hälfte des Gebäudes stammt offenbar noch aus dem 11ten Jahrhundert. Während der Bau langsam fortrückte, änderte sich der Styl der mittelalterlichen Architektur und ging in den Charakter über, den wir den Gothischen nennen. Dieser macht sich denn auch in unserer Kathedrale, je höher das Gebäude aufsteigt, desto entschiedener geltend; der schwerfällige Byzantinische Pfeiler wird in der Höhe schlanker, freier und läuft in kühner geschwungene Linien aus; das drückende Rundgewölb dehnt und erweitert sich zu ovaler Form, und wie ein Baum sich in Aeste vertheilt, so verzweigen sich die Säulen mit ihren Fortsätzen in der hohen Decke und laufen in deren Mitte zusammen. Die schweren Steinmassen des Grundbaus wollen vergeistigt in die Höhe streben, der große Stamm der Gothischen Architektur entfaltet seine Sprossen; der hohe Spitzbogen verkündet sich, und bald wird ein Wald schlanker und leichtfüßiger Säulen in die Lüfte ragen. Dieser noch gebundene, unerschlossene Charakter verleiht der Kirche etwas höchst Feierliches, Imposantes, Ehrfurchterweckendes.

Die Kathedrale ist, wie alle Kirchen des Mittelalters, in Form eines Kreuzes gebaut: das große Schiff, zu beiden Seiten von den gewaltigen, schwerfälligen Säulen getragen, in der Mitte; daneben zwei kleinere von geringerer Breite und Höhe; im Hintergrunde der Chor, der ehemals ganz von der Kirche abgesondert war, zu dem aber jetzt eine breite Treppe hinaufführt. Durch eine andere Treppe gelangt man von dem Chor hinab in eine zweite Kirche, die sich unter der ersten befindet. Ein weites, aber niedriges und dunkles Gewölbe empfängt uns; hier ist die geheimnißvolle Stätte, die unterirdische, den Todten geweihte Kapelle, wo der Trauer-Gottesdienst vor sich ging, wo die Priester alljährlich, am Tage Allerheiligen, die große feierliche Todten-Messe lasen. An diesem Tage verließen sie den oberen Raum der Kirche, der den Lebendigen geöffnet ist, und stiegen in diese Katakombe, in diesen Gruft-Tempel nieder, um den Todten, für die gebetet wurde, näher zu seyn. — Oft hat, wenn der Bürgerkrieg im Lande wüthete, die Kathedrale innerhalb ihres geheiligten Bezirkes der gläubigen, wehrlosen, in des Bischofes Hut gegebenen Heerde Zuflucht und Schutz gewährt. So feste Wurzeln hatte der katholische Glaube hier in den Gemüthern gefaßt, daß noch funfzig Jahre nach der Reformation, als ganz Schweden sich längst zur Lehre Luther's bekannte, in der unterirdischen Kapelle zu Lund von katholischen Priestern heimlich Messe gelesen wurde. In die Grabgewölbe flüchtete sich der verdrängte katholische Kultus, gerade wie die ersten Christen nur in Gräbern und Katakomben ihren stillen Gottesdienst zu feiern wagten.

Dieses herrliche Denkmal des Mittelalters hat in neuerer Zeit durch eine Feuersbrunst beträchtlichen Schaden gelitten, und ein Professor an der Universität zu Lund, Brunius, hat an der Wiederherstellung sechs Jahre mit solcher Liebe und so gewissenhaftem Eifer, so ganz in der Gesinnung und im Geiste eines Baumeisters jener Zeiten und mit so gründlicher Einsicht in den Styl und Charakter dieser Architektur gearbeitet, daß die von ihm restaurirten Partieen sich von dem Werke der ursprünglichen alten Meister gar nicht unterscheiden lassen. Durch eine höchst genaue und lehrreiche Beschreibung der Kathedrale (Beskrifning öfver Lunds Domkyrka) hat der wackere Künstler und Gelehrte seinem Verdienste die Krone aufgesetzt.

Keiner alten Kirche darf ihre Legende fehlen. Die hiesige knüpft sich an zwei Figuren, die in der unterirdischen Kapelle aus Stein gebauen sind: rechts ein aufrecht stehender Mann, der einen Pfeiler mit aller Kraft umschlingt; links ein Weib am Boden kauernd, ein Kind auf ihrem Schoß, mit beiden Armen eine Säule fassend, als wollte sie das Gewölbe einreißen. Die Sage lautet, daß eines Tages Finn, der Schwedische Riese, zum heiligen Laurentius kam und sprach: „Ich will Dir eine große, prächtige Kirche bauen; dafür verlange ich, daß Du meinen Namen wissen mußt, wenn sie fertig ist, wo nicht, so mußt Du mir entweder die Sonne und den Mond, oder die zwei Augen aus Deinem Kopfe geben." Sankt Laurentius war's zufrieden, und Finn ging gleich an die Arbeit. Ein Wunder war's, zu sehen, mit welcher Kraft und Schnelligkeit er die mächtigsten Steine herbeischleppte und einen über den anderen thürmte. Die Mauern standen schon fertig, das Dach begann, sich zu wölben, und noch mußte Sankt Laurentius des Riesen Namen nicht. Es war nicht so leicht, ihn zu erfahren, wie er gedacht hatte. Er erkundigte sich bei allen Engeln im Paradies, bei allen Priestern, bei allen Bauern in Schonen, — keiner wußte zu sagen, wie der Riese hieß. Dem Heiligen wurde ängstlich zu Muthe, denn die Kirche wuchs von Stunde zu Stunde um ein groß Stück in die Höhe. Da ging er eines Abends über Feld und sah ein Weib mit einem Kinde vor der Schwelle ihres Hauses sitzen. Das Kind weinte, die Mutter sprach: „Sey still, Vater Finn kommt bald und bringt Dir die Sonne und den Mond mit, oder die beiden Augen vom heiligen Laurentius." Deß war der Heilige froh und ging in den Himmel zurück. Ein paar Tage später kam der Riese und mahnte ihn an sein Versprechen. „Laß gut seyn, Finn", sprach Sankt Laurentius, „die Kirche ist ja noch nicht fertig; später wird sich's finden." Wie der Baumeister seinen Namen aus des Heiligen Munde hörte, stürzte er ganz wüthend hinunter in das Gewölb und packte den allerstärksten Pfeiler, ihn umzuwerfen; seine Frau kam auch und wollte ihm helfen, aber Sankt Laurentius verwandelte sie in Stein. So sind sie unten an den Säulen haften geblieben, und über ihren Köpfen erhebt sich die Kirche des Heiligen, wie die Religion Christi über der versteinerten Vorwelt des Heidenthums.

Die Universität ist im Jahre 1666 gestiftet. König Karl XI. wies ihr den größten Theil der Pfründen zu, die vormals der katholischen Geistlichkeit und dem Domkapitel zu Lund gehört hatten, vier Pfarreien, dreißig Präbenden, neunhundert andere Grundstücke. Die Universität hat sich im Besitze dieser Güter bis auf den heutigen Tag erhalten und verwaltet sie musterhaft, so daß sie aus eigenen Einkünften ihre Professoren besoldet und den größten Theil ihrer jährlichen Ausgaben bestreitet. Die Regierung giebt nur einen geringen Zuschuß. Die Universität erweitert ihre Gebäude und Anlagen, kauft neue Häuser und Grundstücke, hat ihre Pächter, ihre Amtleute und Intendanten wie ein reicher Fürst oder Herzog, und führt über ihre Verwaltung, über Ausgaben und Einnahmen doppelte Buchhalterei, wie ein Kaufmannshaus. Den Intendanten ernennt der Kanzler der Universität auf Vorschlag des Konsistoriums. Derselbe hat das gesammte Vermögen der Universität zu verwalten; alle Zahlungen gelangen an ihn und geben von ihm aus, — dafür muß er auch jährlich strenge Rechnung ablegen. Was nach Abschluß der Bilanz in Kasse übrig bleibt, wird auf Zinsen angelegt, nicht in Staatspapieren, sondern auf gute und sichere Hypothek zu sechs vom Hundert. So hat die Universität bereits einen eisernen Fond von 100.000 Reichsbankthalern angesammelt, dessen Kapital noch beständig zunimmt.

Die Professoren erhalten ihre Besoldung, wie dies in alten Zeiten üblich war, in Naturalien; die Älteren dreihundert Tonnen Getraide jährlich, die sich in Geld auf etwa 4000 Francs abschätzen lassen; die jüngeren etwas weniger. Die außerordentlichen Professoren mögen sich auf 600 bis 1000 Francs jährlich stehen. Die Privatdocenten bekommen gar keinen Gehalt.

Jeder Professor der Theologie bekleidet zugleich als Geistlicher eine

*) Aus einem an den Französischen Minister des Unterrichtswesens, Herrn von Salvandy, abgestatteten Bericht des Herrn F. Marmier, der von seinem Ausfluge nach Schweden bereits wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt ist

Predigerstelle. Oft wird auch Professoren anderer Fakultäten, die sich in ihrem Berufe auszeichnen, zur Belohnung eine geistliche Pfründe verliehen; nur müssen sie dann pro forma in den geistlichen Stand eintreten. Zu dem Ende schreiben sie eine Lateinische Dissertation, deren Thesen sie in einer öffentlichen Disputation vertheidigen; darauf ordinirt sie der Bischof zu Geistlichen. Sie kleiden sich dann auch ihrem neuen Charakter angemessen: in den geistlichen schwarzen Rock, weißes Halstuch und den Kragen mit Besschen vor der Brust. Sie halten ihre Vorlesungen nach wie vor und lassen sich in ihrem Kirchspiele durch einen Vikarius vertreten, drei- oder viermal im Jahre jedoch müssen sie es besuchen und daselbst predigen. Die Einrichtung ist im Grunde dieselbe wie bei den Anglikanischen Kirchen und Universitäten; nur hat man in Schweden die Mißbräuche Englands vermieden, indem streng darauf gehalten wird, daß kein Geistlicher mehrere Pfründen zugleich bekleiden darf.

Die Professoren können aber in Schweden nicht bloß Prediger, sondern auch Bischöfe werden, und der Fall ereignet sich oft. Wenn ein bischöflicher Sitz erledigt ist, versammeln sich die Geistlichen aus jedem Distrikte bei ihrem Probst, und jeder von ihnen schreibt die Namen dreier Kandidaten auf einen Zettel. Diese Zettel gelangen sämmtlich an das geistliche Konsistorium des bischöflichen Sprengels, welches sie eröffnet, prüft und dann die drei Namen, auf welche die meisten Stimmen gefallen sind, dem Könige zur Wahl vorschlägt. In der Regel fällt die Entscheidung des Königs auf denjenigen, der die meisten Stimmen vereinigt. Auf diese Weise ist Esajas Tegnér, Professor der Griechischen Literatur zu Lund, Bischof von Wexiö, Agardh, Professor der Botanik, Bischof zu Carlsstad, und der Dichter Franzen von seiner Professur zu Åbo zum Bischofe von Norrland berufen worden. Es geht hier noch wie in den ersten Zeiten des Christenthums zu, wo die Gemeine den Mann zu ihrem Bischofe wählte, zu dem sie Vertrauen hatte, gleichviel, ob er ein Diakonus oder ein Laie war.

Die Universität Lund genießt keines so ausgebreiteten Rufes wie die von Upsala; doch hat sie für die Verbreitung von Kenntnissen und wissenschaftlichem Geiste im südlichen Schweden sehr erfolgreich gewirkt. Die historischen und philologischen Studien stehen hoch in Ehren, ganz besonders aber die theologischen werden mit großer Gründlichkeit und Auszeichnung betrieben. Mehrere Professoren haben Reisen durch Deutschland, Frankreich und England gemacht, in keiner anderen Absicht, als um zu lernen und das Gelernte zu Hause mitzutheilen. Giebt es wohl anderwärts eine Stadt von nur 2000 Einwohnern, wo man, wie hier zu Lund, ein naturhistorisches Kabinet, einen botanischen Garten, ein Museum Skandinavischer Alterthümer, eine große Lebhaftigkeit des Buchhandels und eine Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden findet? Den Grund zu letzterer hat theils die Bibliothek des vormaligen bischöflichen Kapitels, theils eine Sammlung von 10,000 meist während des dreißigjährigen Krieges zusammengebrachten Bänden gelegt, welche letztere König Karl XI. angekauft und seiner neugestifteten Universität Lund geschenkt hat. Die Bibliothek enthält eine vollständige Sammlung der Schwedischen Literatur und aller Schriften, die auf Schweden Bezug haben, demnächst viele große historische Werke. Von der Regierung sind ihr jährlich 2000 Francs, von den Einkünften der Universität eben so viel ausgesetzt; damit müssen alle Ankäufe bestritten werden. Bibliothekar ist gegenwärtig Herr Reuterdahl, Professor der Theologie, einer der ausgezeichnetsten Männer, deren sich die Universität seit lange rühmen kann.

Die Schüler haben ein strenges Examen zu bestehen, ehe sie zu der Universität zugelassen werden. Die Studienzeit ist in der theologischen Fakultät für gewöhnlich auf zwei Jahre, in den übrigen auf drei angesetzt. Die Studirenden der Medizin sind zur Praxis berechtigt, sobald sie ihr Examen zur Promotion überstanden und den Doktorgrad erworben haben; die Theologen und Juristen aber müssen noch eine zweite Prüfung bestehen, erstere vor dem geistlichen Konsistorium und dem Bischof, letztere vor dem Obergericht. Die Prüfung, die der Promotion vorhergeht, ist von zweierlei Art: ein Privat-Examen nämlich und ein öffentliches. Das Privat-Examen besteht darin, daß der Studirende von allen Professoren seiner Fakultät der Reihe nach in den verschiedenen Fächern des Wissens geprüft wird, ohne Gegenwart anderer Zeugen, als der Examinatoren; es dauert lange und ist schwierig, aber auch wesentlich und entscheidend. Das öffentliche Examen, das darauf folgt und in Gegenwart sämmtlicher Professoren der Fakultät abgehalten wird, ist mehr Formsache.

So hoch die Anforderungen gestellt sind, so ereignet es sich doch selten, daß Kandidaten durchfallen. Die Studirenden zu Lund zeichnen sich durch den größten Fleiß und durch musterhaft regelmäßige Aufführung aus. So ruhig und gesittet, so arbeitsam, so voll Ehrfurcht und Liebe zu ihren Lehrern habe ich nirgend einen Verein junger Schüler gefunden. Von Duellen, von Burschenschaft, von „Kneipen" hört man hier nicht reden. Den „Renomist" und die „Jobstade", die beiden burlesken Epopöen, worin das fahrende Ritterthum der Deutschen Hochschulen besungen wird, würde hier Niemand verstehen. Die Studenten zu Lund sind allerdings in einen gesellschaftlichen Verein zusammengetreten, aber die Statuten verpönen allen Genuß berauschender Getränke. Sie halten häusliche Zusammenkünfte, wo sie wissenschaftliche Gegenstände, Themata zu Abhandlungen und Disputationen zur Besprechung bringen und erörtern. Wie sonderbar! was in Deutschland als Quell und Anlaß aller Ruhestörungen, als Heerd und Zunder einer beständigen Exaltation gefürchtet und streng unterdrückt wird, das befördert und pflegt man hier und findet darin ein treffliches Mittel zur Erhaltung guter Disziplin. Was dort die Bundesbeschlüsse verbieten, findet sich hier durch die Gesetze der Universität ausdrücklich vorgeschrieben und geregelt. Jeder Student muß hier zu einer Verbindung gehören; die ganze Universität ist in Landsmannschaften eingetheilt, und Keiner wird immatrikulirt, der sich nicht zugleich in die Register der Landsmannschaft eintragen läßt, welcher er durch Geburt angehört. Die Landsmannschaften haben ihre eigenthümlichen Statuten und Reglements, ihre Fest- und Versammlungstage, ihre gemeinschaftlichen Arbeits- und Erholungsstunden. Ferner hat fast jede ihre eigene Bibliothek, musikalische Instrumente, Zeitungen und Journale und ein besonderes Auditorium mit Katheder, wo ein- oder zweimal wöchentlich Lateinische Disputatorien gehalten werden. — Innerhalb jeder Landsmannschaft giebt es drei oder vier Grade, oder vielmehr Altersstufen: Seniores nämlich, juniores und recentiores, von denen zuweilen noch die allerjüngst Eingetretenen als novitii unterschieden werden. Um in die nächst höhere Klasse aufzusteigen, muß man jedesmal vor den Mitgliedern derselben eine Prüfung bestehen. Aus der Zahl der Senioren wird der Kurator der Landsmannschaft gewählt; auch haben sie bei allen Berathungen zwei Stimmen, die jüngeren Mitglieder nur eine. Die Landsmannschaft wählt einen der Professoren zu ihrem Inspektor, der ihren Beschlüssen seine Genehmigung beizusetzen und die in ihrem Namen ergehenden Erklärungen und Verfügungen zu unterzeichnen hat. Er ist das vermittelnde Organ zwischen dem akademischen Konsistorium und der Landsmannschaft, vertritt diese bei jenem und jenes bei dieser. Seine Stellung zur Landsmannschaft ist aber keine befehlende, sondern nur durch wohlmeinenden Rath und moralische Autorität vermag er auf ihre Beschlüsse einzuwirken. Weiß er die Liebe der jungen Männer zu gewinnen, so kann er den entscheidendsten, heilsamsten Einfluß ausüben; wo nicht, so ist seine Würde ein rein illusorischer Titel. Unmittelbar unter dem Inspektor steht der Kurator; er verwaltet die landsmannschaftliche Kasse, beruft die Versammlungen, besorgt die Einschreibung der neu eintretenden Mitglieder und die Redaction der Protokolle. Ein aus der Zahl der Senioren gewählter Ausschuß hat die Vollziehung der in den Versammlungen gefaßten Beschlüsse zu betreiben und zu beaufsichtigen. Alle Entscheidungen erfolgen in dieser literarischen Republik nach Stimmenmehrheit und finden beim akademischen Konsistorium die aufmerksamste Berücksichtigung. Wer sich nach Beendigung seiner Studien zum Examen meldet, muß ein von seiner Landsmannschaft ausgestelltes Zeugniß über seine Aufführung und über Gang und Beschaffenheit seiner Studien beibringen. Die Landsmannschaft übt ein Recht der Oberaufsicht und gewissermaßen eine Jurisdiction über ihre Mitglieder. Hat ein Student sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, so kann der Kurator ihm unter vier Augen einen Verweis ertheilen; wer zum zweiten Mal in Tadel verfällt, wird vor die Senioren seiner Landsmannschaft citirt; die versammelte Landsmannschaft bildet die dritte, endlich der akademische Rath die höchste und letzte Straf-Instanz. In sehr schweren Fällen kann die Landsmannschaft ein unwürdiges Mitglied ausstoßen, und dieses Urtheil, von den eigenen Kameraden und Mitschülern nach ernster Berathung mit Stimmenmehrheit gefaßt, trifft den Schuldigen härter und macht einen tieferen moralischen Eindruck, als die von der akademischen Obrigkeit verhängte Strafe der Relegation. (Schluß folgt.)

Spanien.

Spanische Zustände.

I. Galicien.

(Schluß.)

Die Umgegend von Ferrol ist baumreicher und sorgfältiger angebaut, als bei Coruña; sie ist mit zahlreichen Häusern und mit Gebüschen von Nadelholz und Kastanien besetzt, deren volles, dunkles Grün den Anblick der Landschaft sehr freundlich macht. Man glaubt sich nach Frankreich, in eine schöne Gegend des Jura- oder Vogesen-Departements versetzt; der ganze Charakter, die frischen und hellen Farben, die von reicher Feuchtigkeit begünstigte Fülle des Pflanzenwuchses gehören mehr dem mittleren Europa, als dem sonnverbrannten Spanischen Süden an. Mit vollem Rechte hat man Galicien die Normandie Spaniens genannt. Zwar sieht man hier und da Oelbäume wachsen, und auch Orangenbäume, versicherte man mich, obwohl ich es schwer glaube, kommen bei den durchgängig milden Wintern an geschützten Stellen im Freien fort; allein die Physiognomie der Landschaften und die dicken Nebel, die auch im Sommer, auf dieser stürmischen, unfreundlichen Küste lagern, erinnern an eine viel nördlichere Breite.

Coruña ist nicht allein für den Handel und die Seefahrt, sondern auch als militairische Position für den Landkrieg von nicht geringer Wichtigkeit. Daher wurde hier im ersten Jahre des Spanischen Unabhängigkeits-Krieges ein hitziges Gefecht zwischen einem Französischen Armee-Corps unter Marschall Soult und einer Division Engländer unter General Moore geliefert. Nach einem harten und blutigen Kampfe vor den Thoren der Stadt zwang der Marschall durch geschickte Manöver die ihm an Zahl überlegenen Engländer zum Rückzuge in die Stadt; die Truppen waren beiderseits so nahe und mit solchem Eifer handgemein geworden, daß Sieger und Besiegte unter einander zugleich in die Stadt drangen. Eine Englische Flottille, aus einem Linienschiffe, etlichen Fregatten und einer großen Zahl Transportschiffen bestehend, lag auf der Rhede; die Engländer, mit Degen und Bajonnet hart im Nacken verfolgt, stürzten in solcher Hast zum Hafen und in die zu ihrer Aufnahme entgegengeschickten Boote, daß eine große Zahl, und namentlich viele Frauen und Kinder von Soldaten, in den Wellen ihren Tod fanden. Da den Engländern keine Zeit blieb, ihre Kavallerie einzuschiffen, so entschlossen sie sich zum Aeußersten, hieben allen Pferden die Sehnen am Knie durch und ließen sie am Strande liegen. Der General Moore war bei diesem unglücklichen Rückzuge tödtlich verwundet worden und überlebte seine Niederlage nicht; sein Grabmal befindet sich auf einer mit Bäumen bepflanzten Anhöhe im oberen Theile der Stadt, von wo man das Schlachtfeld und die Rhede übersieht. Hätte der frische Nord-Ostwind, der während der Schlacht wehte, noch etliche Stunden länger angehalten, oder wäre an seiner Statt Windstille eingetreten, so hätte das Englische Geschwader die Rhede nicht verlassen können, und sie wären allesammt gefangen oder in den Grund geschossen

werden; aber der Wind sprang gegen Abend plötzlich nach Süd-West um, und so wurde es ihnen möglich, zu entkommen, obwohl mit ungeheurem Verluste. Den Franzosen kam übrigens ihr Sieg eben so theuer zu stehen, wie Jenen ihre Niederlage.

Schon vor unserer Ankunft hatte sich die Französische Korvette „Thiebe" im Hafen zu Coruña auf Station befunden; in denselben Tagen fand sich eine kleine Englische Escadre, ein Linienschiff und drei Fregatten, auf der Rhede zusammen. So waren denn die Gewässer und Gestade Coruña's etliche Tage hinter einander mit Fahrzeugen und Seeleuten dreier verschiedener Nationen bedeckt und boten einen lebhaften, kriegerischen Anblick. Die Einwohner, die vielleicht lange keine so imposante Seemacht beisammen gesehen hatten, machten sich allerhand Befürchtungen; die Engländer, redete man sich ein, wollten sich Coruña's und mehrerer anderer Plätze an der Küste bemächtigen. Die Abfahrt des Englischen Geschwaders machte binnen wenigen Tagen aller Besorgniß ein Ende. Die Englischen Offiziere gaben vor, sie wären nur ausgeschickt, um Evolutionen zur Uebung auf hoher See vorzunehmen, und würden spätestens in drei Wochen wieder in England seyn. Wir durften um der Höflichkeit willen keinen Zweifel an diesen Versicherungen äußern; vermuthlich aber hat die Escadre nach ihrer zu Coruña bewirkten Vereinigung ihren Weg nach dem Mittelländischen Meer genommen.

Gestern am 15. Juli hat eine große Feierlichkeit hier stattgefunden. Die Truppen haben nämlich den Eid auf die neue von den Cortes votirte Constitution geleistet. Die Ceremonie ging mit Ordnung und Anstand, aber ohne großen Enthusiasmus vor sich. Etliche tausend Pfund Pulver hat man abgebrannt; besser freilich hätte man es gegen eine Bande von vier- bis fünfhundert Factiosen verwendet, die, wie man hört, an der Straße nach Santiago hausen soll. Wer weiß! vielleicht sind die ehrenwerthen Hidalgo's, wie das in Spanien sich häufig trifft, nur ganz simple Straßenräuber, die ihrem edlen Gewerbe einen politischen Anstrich und eine Art von Legitimation verleihen, indem sie sich Karlisten nennen. Es sind zwar Truppen gegen sie ausgeschickt worden, die aber wahrscheinlich nichts ausrichten werden. Es ist hier wie in der Vendée; wenn der Guerilla-Soldat sich verfolgt sieht, geht er nach Hause, versteckt seine Flinte, stellt sich hinter den Pflug und ist ein Bauer wie zuvor; wo man ein Rebellenheer zu finden erwartete, sieht man auf einmal nur friedliche Ackersleute. — Die Einwohner von Coruña thun übrigens Alles, was man von guten Patrioten und Anhängern der Constitution verlangen kann; die Bewachung der Stadt ist ganz und gar der National-Miliz anvertraut, die ihren Dienst mit löblichem Eifer vollzieht und sich durch gute Haltung, wie durch treue Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit und an die „unschuldige Isabella II.", auszeichnet. Aller Beistand, auf den sie zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Vertheidigung eines so wichtigen Punktes gegen einen feindlichen Handstreich rechnen kann, besteht in einem schwachen Bataillon National-Miliz und ein paar Artilleristen. Bei aller Treue für die Königin ist jedoch die Unzufriedenheit mit dem Ministerium und der ganzen jetzigen Lage der Dinge sowohl in der Stadt als auf dem Lande in der Umgegend sehr verbreitet und macht sich in häufigen Klagen Luft; man beschuldigt die Minister, wie der Kranke seinen Arzt, nicht als ob sie an dem Uebel Schuld wären, sondern weil sie es nicht zu kuriren verstehen.

Uebrigens wird man schwerlich im ganzen übrigen Spanien ein so sanftes, gutmüthiges, friedliebendes Volk finden, wie hier zu Coruña. Eine große Volksmenge, Personen jeden Alters und von den verschiedensten Ständen, waren zu der Eidesleistung herbeigeströmt, gewiß mit sehr verschiedenen Gesinnungen, Viele nichts weniger als begeistert für Isabella II. und die Constitution, — und doch fiel kein Zank, kein Wortwechsel, nicht die geringste Ruhestörung in dem Gedränge vor. Alle Franzosen, die sich längere Zeit hier aufgehalten haben, wissen den Empfang, der ihnen bei den Einwohnern widerfahren ist, nur als freundlich und wohlwollend zu rühmen. Wenn man die Bauern bei ihrer Feldarbeit trifft, grüßen sie immer den Fremden zuerst und mit unverkennbarer Treuherzigkeit. Die Anwesenheit eines Französischen Offiziers in seiner Uniform brachte unter den Mädchen, in Stadt und Land, immer ein Kichern und Flüstern zu Wege; aber das war sicher nicht böse gemeint.

Rosseeuw St. Hilaire.

Frankreich.

Die Mathematik, auf die Rechtspflege angewandt.

Es ist ein neuer, noch nicht ganz durchgearbeiteter Gedanke, die mathematische Analyse auf Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft anzuwenden, und zwar selbst auf solche, die rein moralischer Natur sind. Es hat viel Zeit gekostet, ehe man einsah, daß sich die periodische Rückkehr solcher Ereignisse und Thatsachen, welche die eigenste und unabhängigste Bethätigung des freien Menschenwillens sind, den Gesetzen eines, wenn auch nicht mathematisch strengen, doch annäherungsweise richtigen Kalküls unterwerfen lasse. Erst als man in Folge der neuen Begriffe von geordneter Administration, oder auch um gewissen Regierungs-Bedürfnissen zu genügen, die Gewohnheit einführte, alljährlich die verschiedenen Rechts- und Gesetz-Angelegenheiten zu rekapituliren, in welchen die öffentliche Behörde berufen war, eine Kontrolle auszuüben oder sonst irgendwie einzuschreiten, als man nach einer Reihe von wiederholten Beobachtungen dieselben Thatsachen mit einer Konsequenz wiedererscheinen sah, die auf die fortlaufende Wirkung gewisser konstanter, immer mit agirender Ursachen hinzudeuten schien, erst da hat man begriffen, daß diese Phänomene, die für jedes Individuum das besondere Resultat seines eigenen Willens wären, für das Menschengeschlecht im Allgemeinen das Ergebniß gewisser Urgesetze, die Verwirklichung und Entwickelung gewisser allgemeiner Social-Prinzipe enthielten.

So hat man nach der Wahrscheinlichkeits-Rechnung im Allgemeinen, wie sie von Pascal und Fermat im 17ten Jahrhundert auf die rein mathematische Würfel-Basis der Hazardspiele gegründet wurde, die ersten Theorieen über die Bevölkerung, über die mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer, über die Fruchtbarkeit der Ehen, über die ungleiche Fortpflanzung der Geschlechter und ihre ungleiche, in umgekehrtem Verhältniß stehende Mortalität bekommen.

Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts versuchte Condorcet die mathematische Analyse auf die Wahrscheinlichkeits-Zahlen der nach der Mehrheit der Stimmen ausgesprochenen Urtheile anzuwenden, und etwas später beschäftigte sich auch Laplace mit diesem wichtigen Gegenstand. Doch es fehlte dem berühmten Verfasser des Traité des probabilités an den nothwendigen Daten, um eine vollkommen genügende Lösung seiner Aufgabe zu erreichen; er kannte noch nicht den ganzen Umfang der Gerichtsfälle, wie er aus den Berathungen der Geschwornen, aus der Praxis der Gerichtshöfe, mit einem Wort aus dem ganzen Gange der Rechtsverwaltung hervorging.

Einige Jahre später haben die Berichte, welche in verschiedenen Ländern über den Verlauf der Kriminal-Justiz, nirgends aber mit so viel Ausführlichkeit und mit einer so ausgezeichnet philosophischen Analyse, als in Frankreich, veröffentlicht wurden, den mathematischen Kalkül mit vollständigeren und festeren Grundlagen versehen. Diese kostbaren Materialien, die seinen Vorgängern unbekannt waren, hat Herr Poisson benutzen können in seinem Werke über die Wahrscheinlichkeits-Berechnung der Urtheile in Kriminal- und Civil-Prozessen*); er hat sich besonders der Französischen Comptes-rendus bedient für die neun Jahre 1825 bis 1833.

In diesem Buch wird zuerst Laplace mit Recht widerlegt; dieser hatte angenommen: 1) daß die Geschworenen, aus welcher Klasse sie auch erwählt seyn mögen, sich alle in Kenntnissen und Aufklärung einander gleich seyen, eine Behauptung, die durch die Thatsachen selbst widerlegt wird; 2) daß, bevor die Jury ihr Urtheil abgegeben, kein Grund wäre, zu vermuthen, der Angeklagte sey schuldig; auch dies ist nicht zuzugeben, weil ja jeder verdächtige Urheber eines Verbrechens nur nach gewissen Indizien und Vermuthungen in Anklagezustand versetzt und vor Gericht gestellt wird.

Herr Poisson deutet ferner auf den wesentlichen Unterschied hin, der zwischen dem Civil-Richter und dem Geschworenen existirt; der Civil-Richter verurtheilt diejenige der beiden Parteien, welche die schwächste Wahrscheinlichkeit für sich hat; der Geschworene dagegen darf sein Verdammungs-Urtheil nur dann aussprechen, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß der Angeklagte schuldig sey, in seinen Augen einen gewissen Grad erreicht und die andere Wahrscheinlichkeit von seiner Unschuld bei weitem übertrifft. Endlich beweist er, daß, da die Kriminal-Justiz niemals den mathematischen Beweis von der Schuld eines Angeklagten erlangen kann, die Entscheidungen der Jury sich mehr auf die Anwendbarkeit einer Verurtheilung oder einer Freisprechung beziehen, als auf die absolute Gewißheit derselben: es wäre weit richtiger und sicherer, zu sagen: ein Mensch, den man verurtheilen kann, als ein Schuldiger.

Eine Angabe besonders aus den Französischen Comptes-rendus ist Herrn Poisson sehr nützlich gewesen, nämlich das Verhältniß zwischen den Verdammungs-Urtheilen und der einfachen Majorität von sieben auf zwölf Stimmen, eine Majorität, bei der die Richter des Assisenhofes nach den Bestimmungen des Artikels 351 im Kriminal-Kodex und nach dem Gesetz vom 24. Mai 1821 berufen sind, über den Fall zu entscheiden.

In den sechs Jahren von 1825—1830 findet man in Frankreich durchweg auf 100 Angeklagte 39, die ganz freigesprochen, 7, die durch die einfache Majorität von 7 Stimmen, und 54, die durch eine größere Majorität als schuldig verurtheilt wurden. Das Gesetz vom 4. März 1831 forderte zur Verurtheilung eine Majorität von mehr als sieben Stimmen, d. h. von wenigstens acht, und da im Uebrigen der Gang der Jury derselbe blieb, so hatte man 1831, wie man voraussehen konnte, unter 100 Angeklagten 46 Freisprechungen, eine Zahl, welche offenbar die 39 Freigesprochenen der früheren Jahre enthält plus 7; diese sieben Angeklagten waren es eben, die früher die einfache Majorität von 7 Stimmen gegen sich hatten, jetzt aber unter dem neuen Gesetz freigesprochen werden mußten. Das Gesetz vom 28. April 1832 blieb bei derselben Majorität von mehr als 7 Stimmen und gab den Geschworenen das Recht, zu erklären, daß in gewissen Fällen erleichternde Umstände existirten, ein Zusatz, der eine Verkleinerung der Strafe nach sich zog; die Folge dieser Maßregel war, daß die Jurys von nun an leichter und öfter das Schuldig aussprachen, sobald die darauf stehende Strafe nicht mehr so streng war: von da an gab es auf 100 Angeklagte statt 46 nur 40 oder 41 Freisprechungen und, dem entsprechend, 59 oder 60 Verurtheilungen anstatt 54 Prozent.

Ein noch neueres Gesetz, vom 9. September 1835, verpflichtet die Jury zum geheimen Stimmen und reduzirt außerdem die zum Schuldig nothwendige Majorität auf die ursprüngliche Ziffer von 7 Stimmen. Es wird interessant seyn, zu beobachten, welches die Resultate dieses Gesetzes sind und des doppelten Einflusses, den es auf die Zahl der Verurtheilungen üben muß. Diese traurige Veränderlichkeit in den Grundbestimmungen und organischen Gesetzen der Jury wird wenigstens den Vortheil haben, vermittelst der Gerichts-Statistik auf die wichtige Bedeutung aufmerksam zu machen, welche für die Verwaltung der Kriminal-Justiz in der Feststellung der Majoritäts-Ziffer bei der Jury und in der Abstufung der Strafenleiter liegt.

Indem Herr Poisson endlich die wahrscheinliche Anzahl der Irrthümer in den Aussprüchen der Jury berechnet, schließt er, daß in Frankreich alljährlich höchstens 18 Nichtschuldige verurtheilt und wenigstens 360 Schuldige freigesprochen werden. Uebrigens sieht man, daß

*) Recherches sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile.

eine Behauptung der Art nicht danach aussieht, sich in der Erfahrung nachweisen zu lassen.

Dies sind die Resultate, die der Verfasser aus den Comptes-rendus der Kriminal-Justiz in Frankreich abgeleitet hat. Durch die ganze Reihe der beobachteten Jahre haben sich dieselben allgemeinen Thatsachen beständig wiederholt und keine andere Veränderung erfahren, als die, welche die oben genannten legislativen Veränderungen herbeiführen mußten; und auch der Einfluß dieser Veränderungen ist in gewissen Gränzen geblieben, die man vorhersehen und im Voraus berechnen konnte.

Wenn nun aber die mathematischen Schlüsse, die man aus diesen gesellschaftlichen und moralischen Thatsachen hergeleitet, eine solche Sicherheit und Festigkeit haben konnten, als wären sie auf physiologische und organische Beobachtungen basirt, so scheint es doch, daß dieselben Gesetze sich auch in anderen Ländern bestätigen müßten, daß Etwas, was für ein Volk, in einem Lande beobachtet worden, auch bei einem anderen Volk, in einem anderen Lande wiederkehren müßte. Dem ist aber nicht so: vielmehr sieht man aus Allem, daß der Gang der Justiz in einem Lande nicht bloß von dem mannigfaltig kombinirten Einfluß seines gesellschaftlichen und politischen Zustandes abhängt, von seinen Institutionen, von den Sitten seiner Bewohner, von der Stufe, die es in der Civilisation einnimmt, sondern auch von den scheinbar allereinfachsten Umständen, von solchen selbst, denen man es beim ersten Blick nicht ansehen möchte, daß sie irgendwie eine Wirkung äußern auf das, was man die moralische Oberfläche der Gesellschaft nennen könnte.

Nehmen wir Belgien zum Beispiel, ein Land, das von Frankreich durch keine natürliche Scheidewand getrennt ist, das mit ihm dieselbe Religion, dieselbe Sprache, einen analogen Staats-Organismus und endlich, was für unseren Gegenstand am wichtigsten ist, auch dieselbe Gesetzgebung besitzt. Bis 1831 wurde daselbst die Kriminal-Justiz durch permanente Richter verwaltet, die über den Fall und das Recht nach einer Majorität von drei auf fünf Stimmen entschieden; damals wurden von 100 Angeklagten 17 freigesprochen. Im Jahre 1831 hat man die Jury eingeführt, während sonst die Kriminal-Gesetzgebung dieselbe blieb, das „Schuldig" durfte nur bei einer Majorität von 7 auf 12 Stimmen ausgesprochen werden, und seitdem belief sich die Anzahl der Freisprechungen auf ungefähr 40 Prozent.

Kann uns die mathematische Analyse von diesem enormen Unterschied Rechenschaft geben? Soll man sagen, daß die beständige Gewohnheit, Verbrecher vor sich zu sehen, der inquisitorische Geist und die Verhärtung, die sich dadurch der permanenten Richter bemächtigte, daß dies an der geringen Anzahl der 17 Freisprechungen Schuld ist, und daß sie also von 100 Angeklagten 23 Unschuldige verurtheilten (denn 23+17 giebt ja erst die Zahl der 40 Freisprechungen unter der Jury); oder läßt sich auf der anderen Seite behaupten, daß vielmehr die Unerfahrenheit und die moralische Schwäche der Bürger, welche zu dem ehrenvollen Amt eines Geschworenen berufen werden, wie ihre falschen Begriffe von Omnipotenz sie verleitet, von 100 Angeklagten 23 Schuldige in die verletzte Gesellschaft zurückzustoßen?

Betrachten wir ein anderes Beispiel. Wir haben gesehen, daß die Französische Jury im Durchschnitt, nach der verschiedenen Majorität, bei 100 Angeklagten 34—60 Verurtheilungen aussprach. In England, wo die Jury nur nach der Unanimität aller 12 Geschworenen verurtheilt, sollte man doch glauben, daß die Zahl der affirmativen Urtheile viel schwächer, die der Freisprechungen viel größer als in Frankreich seyn muß. Doch auch hier findet das Gegentheil statt. In den einundzwanzig Jahren von 1812 bis 1832 waren im Ganzen 286,166 Angeklagte; davon wurden 194,712 verurtheilt, d. i. so viel als 68 auf 100, und nur 32 freigesprochen; hier hat man also auf 100 Angeklagte 14 Verurtheilungen mehr als bei der Französischen Jury mit der Majorität von 8 Stimmen. Soll man sagen, daß der Englische Geschworene in seinem Urtheil flüchtiger ist und mit weniger Skrupeln zu Werke geht, als der Franzose?

Wir müssen schon zugeben, daß hier ein Geheimniß obwaltet, dessen moralische Ursachen man wohl ergründen und darstellen kann, das sich aber nicht in positiven Zahlen analysiren und festhalten läßt.

Unter den Gründen und Ursachen, welche die gerichtlichen Entscheidungen bestimmen, giebt es einige, die permanent, andere, die zufälliger und vorübergehender Natur sind. Wenn das Land sich im normalen Zustand befindet, wenn die politische und gesellschaftliche Ordnung unverändert bleibt, wenn die Strafgesetzgebung nicht umgestaltet wird, dann können einfache Veränderungen des Majoritäts-Verhältnisses in der respektiven Zahl der affirmativen und freisprechenden Urtheile nur diejenigen Verschiedenheiten hervorrufen, welche die mathematische Analyse im Voraus berechnen kann, mit einer fast zur Gewißheit gewordenen Wahrscheinlichkeit, ihre Voraussetzung durch die Erfahrung bestätigt zu sehen.

So sind in Genf, wo nach dem Gesetz vom 6. Januar 1815 die Angeklagten von 7 permanenten Richtern nach einer Majorität von 4 Stimmen gerichtet wurden, in den 18 Jahren von 1815 bis 1832 von 479 Angeklagten 416 oder 87 auf 100 verurtheilt und 63 oder 13 auf 100 freigesprochen worden. Als das Gesetz vom 5. Dezember 1832 die Zahl der Richter auf sechs reduzirt hatte, welche mit einer Majorität von 4 verurtheilten und im Fall gleicher Stimmentheilung freisprachen, hat man in den 4 folgenden Jahren 163 Verurtheilungen und 32 Freisprechungen bekommen, oder auf hundert 84 von den ersteren und 16 von den letzteren, ein Verhältniß, das nicht viel von dem Resultat abweicht, welches sich aus dem Kalkül ergiebt als Folge jenes Wechsels in dem Verhältniß der Stimmen.

Wenn dagegen, bei dem unveränderten Fortbestehen der Institutionen, der allgemeine Zustand des Landes sich umgestaltet, wenn der öffentliche Geist eine andere Richtung nimmt, wenn die socialen Bedürfnisse gebieterischer auftreten, oder wenn, auf der anderen Seite, die Nothwendigkeit einer Repression abnimmt, dann werden diese Umstände auf das respektive Verhältniß der Verurtheilungen und Freisprechungen einen nothwendigen, entschiedenen Einfluß ausüben. Betrachten wir z. B. in England drei siebenjährige Perioden in der Verwaltung der Kriminal-Justiz, so finden wir folgende Resultate:

	Zahl der Angeklagten.	Zahl der Verurtheilten.	Verhältniß der 2ten Zahl zur 1sten.	Zahl der Todesurtheile.	Zahl der Hinrichtungen.
1812—18	64,538	41,054	0,636	5,802	636
1819—25	93,718	63,418	0,677	7,770	579
1826—32	127,910	90,240	0,705	9,729	414

Man sieht, daß die Zahl der Angeklagten im Laufe dieser drei Perioden nach und nach beträchtlich zugenommen hat, daß demgemäß auch das Verhältniß der Verurtheilungen anwächst (was vielleicht das Resultat seyn mag eines gewissen Erhaltungs-Instinkts, der sich bei Zunahme der Verbrecher in der Gesellschaft geltend macht, und der daraus hervorgehenden Zunahme von Strenge); daß dagegen andererseits das Verhältniß der Todesurtheile nach und nach abnimmt, ja, daß sogar die absolute Zahl der Hinrichtungen sich immer mehr vermindert, ein sicheres Zeichen von der Reaction der öffentlichen Meinung gegen die drakonische Strenge der alten Strafgesetze Englands. Es scheint also hier in England ein doppeltes Streben hervorzutreten: auf der einen Seite wird die allgemeine Anwendung des Strafsystems verschärft, während auf der anderen für gewisse besondere Fälle die ehemalige Strenge desselben nachläßt. Und gerade diese Veränderungen und Resultate findet man in einer ganz normalen Periode, in einer Zeit, wo das Gesetz- und Strafsystem Englands keine andere Umgestaltung erfahren hat, als die, welche mit den Fortschritten der öffentlichen Meinungen und des Jahrhunderts, mit den Bedürfnissen der Gesellschaft und den Lehren der Erfahrung nothwendig zusammenhängt.

Zahlen sind es also nicht allein, welche diese Aufgabe lösen können; sie hat einen tieferen, moralischen Gehalt, wo der mannigfaltige nexus rerum zwischen den persönlichen Ansichten des Geschworenen oder des Richters und den allgemeinen Sitten, Zuständen und Beziehungen in der gesellschaftlichen Ordnung alle bloß arithmetische Proportionen über den Haufen stößt. Dies ist aber eine Seite unseres Gegenstandes, die noch am allerwenigsten untersucht werden. (*Bibl. Univ.*)

Mannigfaltiges.

— Goethe's naturhistorische Werke. Es würde gewiß kein kleiner Triumph für den alten Goethe gewesen seyn, wenn er, der sich noch in seinen letzten Gesprächen mit Eckermann über die geringe Aufmerksamkeit beklagte, die seine naturhistorischen Forschungen bei der Deutschen Gelehrtenwelt gefunden, die Huldigung erlebt hätte, die diesen jetzt in Frankreich zu Theil wird. Noch im Jahr 1831 sprach er in Bezug auf seine Pflanzen-Metamorphose den sehnsüchtigen Wunsch aus, daß doch der gelehrte Französische Naturforscher, Hr. Turpin, dessen Zeichnungen über die Physiologie der Pflanzen so vieles Licht verbreitet hätten, seine (Goethe's) Ideen über die Metamorphose derselben zur sinnlichen Darstellung bringen möchte. Und siehe da, heute ist nicht bloß dieser Wunsch erfüllt, sondern man hat in Frankreich noch mehr für seine naturhistorischen Arbeiten gethan, als Goethe selbst je gehofft hat. Herr Turpin hat den Wunsch des greisen Dichters gleichsam als ein Vermächtniß angesehen, dessen Ausführung ihm oblag, und so verband er sich mit einem tüchtigen Uebersetzer, Herrn C. F. Martins, zu einer würdigen Herausgabe nicht allein der Metamorphose der Pflanzen, sondern auch der Goethe'schen Schriften über den Urtypus der organischen Schöpfung (die Leser werden sich hierbei wohl von selbst des Intermaxillarknochens erinnern, von dem gewiß Viele nie etwas erfahren hätten, wenn sich der Verfasser des Werther und des Faust nicht damit beschäftigt hätte) und über die Gestaltung anorganischer Massen, namentlich in Bezug auf das, was Goethe über die verwitterten Säulen am Tempel des Jupiter Serapis gesagt hat. Das so aus einzelnen Schriften des großen Dichters zusammengestellte Werk hat der Uebersetzer mit erklärenden und historischen Anmerkungen begleitet, die gleichsam als rother Faden durch das Buch gehen und denen der Atlas des Herrn Turpin als Schlußstein und zu einer Zierde dient, wie sie die Werke des Deutschen Dichters in seinem Vaterlande noch nicht besitzen.*) Bereits gestehen auch die Franzosen mit einiger Ueberraschung, daß sie von dieser Universalität des Deutschen Schriftstellers keine Ahnung gehabt hätten. Ja, was ihnen noch mehr zur Ehre gereicht, ihre großen Naturforscher, an deren Spitze Herr Geoffroy de Saint-Hilaire steht, geben ohne Neid zu, daß manche Ideen, mit denen sie sich lebenslang beschäftigt, von Goethe's Genius nicht bloß vor ihnen geahnt, sondern schon zur völligen Klarheit gebracht worden seyen.**)

*) Das Ganze führt den Titel: Oeuvres d'histoire naturelle de Goethe. Traduites et annotées par Ch. Fr. Martius. Avec un atlas in-folio, contenant les planches originales de l'auteur et enrichi de trois dessins et d'un texte explicatif sur la métamorphose des plantes, par P. I. F. Turpin, membre de l'Institut.

**) Man vergleiche darüber die neuentstandene Revue Française; Tom. II. pag. 175 u. ff.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Montag den 18. September 1837.

England.

Greenwich und Richmond.

Von Méry.

Im Jahre 1814, einige Wochen nach der Rückkehr Ludwig's XVIII., erschien in Frankreich eine Ordonnanz, welche die Beobachtung des Sonntags nach den Vorschriften der Kirche einschärfte. Dies war eine wahre Gegen-Revolution in Bezug auf die Vergnügungen eines Volkes, das seit langer Zeit den Tag des Herrn als den seinigen zu betrachten pflegte und das, den religiösen Gewohnheiten zuwider, sechs Tage in seiner Arbeit gleichsam ruhte, um sich den siebenten recht zu ermüden. Die Königliche Ordonnanz drang nicht durch; sie brachte der neuen Regierung Unglück und verrieth beim ersten Auftreten derselben ihre Hinneigung zu den Priestern. Außerdem war sie auch eine indirekte Verletzung des Eigenthums; allen öffentlichen Orten, die nur von den Sonntags-Einnahmen bestehen, drohte der Untergang; man hätte sie entschädigen müssen; eine Milliarde aber hätte kaum hingereicht, um das Interesse der gewerbetreibenden Welt mit den Anforderungen der Kirche in Uebereinstimmung zu bringen. Die Ordonnanz verlor acht Tage nach ihrem Erscheinen ihre Wirksamkeit; sie wurde sogar in der Proclamation von Cambrai als ein Fehler anerkannt; der Sonntag wurde wieder der Tag des Volkes; man ließ dem Herrn nur die fünf Feste des Konkordats, und selbst die Hälfte von diesen nahm das Volk noch in Anspruch.

Wenn man der Pariser Bevölkerung die Sonntage Londons auferlegen wollte, so würde Paris seine drei Juli-Tage wiederholen und die Nationalgarde Barrikaden errichten. Um diese Gegensätze zu erklären, müßte man auf die ewigen Charakterzüge der beiden Völker zurückkommen; da man aber solche National-Eigenthümlichkeiten derselben überall wahrnimmt, so begnüge ich mich, hier bloß darauf hinzudeuten. Das Englische Volk ist gewohnt, sich mit Resignation den Gesetzen, die es sich selbst gegeben, zu unterwerfen, selbst wenn die Erfahrung ihm zeigt, daß diese Gesetze nach dem Verschwinden der politischen oder religiösen Begeisterung, von der sie ausgegangen, hart und unerträglich sind. Gewiß, wenn es ein Volk giebt, das die Woche hindurch fleißig arbeitet und nach sechs Tagen Arbeit einen Tag der Erholung verdient, so ist dies ohne Zweifel das Englische. Nirgends opfert sich der Handwerker und der industrielle Theil der Bevölkerung mit mehr Hingebung seinen Pflichten; das servet opus der Bienen ist hier der Wahlspruch jedes Hauses, und die Bienen sehen sich übertroffen. Ist der Sonntag da, so schließt Jeder seinen Laden; Jeder sammelt sich; man liest die Bibel, geht in die Kirche, hört den Prediger und die Orgel und singt die Psalmen David's in Englischer Sprache. In den Straßen und Spaziergängen machen sich einige wenige Philosophen von beiden Geschlechtern Bewegung und erlauben sich bisweilen, laut zu lachen; dies ist das sonntägliche London.

Man sieht leicht ein, daß in einer so puritanischen Stadt kein Fremder des Sonntags von Tagesanbruch bis Mitternacht ausdauern kann. Daher eilen die Ausländer aus London fort und suchen auf dem Lande Stille und Einsamkeit, die dort wenigstens nichts Trauriges und Abschreckendes haben. Die zu den Sonntags-Streifereien des Fremden am glücklichsten gewählten Orte sind Greenwich und Richmond. Oft, Dank sey es dem Dampf und der Themse, kann man sie beide zugleich besuchen und an dem einen Orte frühstücken, an dem anderen zu Mittag speisen. Als Kontraste betrachtet, kann man wohl kaum schärfere finden.

Die beiden Paketboote gehen stündlich von Hungerford-Market ab, das eine fährt die Themse hinab, das andere hinauf; Passagiere sind im Ueberfluß da; man zahlt nur einen Shilling; das Verdeck ist mit Englischen, nicht sehr frommen Familien bedeckt; es ist unmöglich, umherzugehen; man bildet eine kompakte Ladung, wo Jeder eben nur so vielen luftleeren Raum findet, als nöthig ist, um seinen Körper einzuschieben. An besuchten Sonntagen setzt man sich bei einer Spazierfahrt von einigen Stunden auf dem Flusse wirklich der Gefahr eines Schiffbruches aus. Die Engländer achten darauf nicht; sie betrachten die Themse wie ein Glied ihrer Familie und halten sie für unfähig, ihnen Unheil zu bringen; sie steigen ins Paketboot mit ihren Kindern, ihren Ammen und kleinen Erdbeer-Vorräthen; sie richten sich, so gut es geht, in einem Winkel ein behagliches Plätzchen ein und rühren sich nicht. Nur die Franzosen reden laut und lachen aus vollem Halse über diese Paketboote; der Katholizismus ist ja so tolerant! Die protestantischen Insulaner bemühen sich, durch die schweigsame Gravität ihrer Lustfahrt alles das vergessen zu machen, was ihr Betragen in den Augen der streng-religiösen Welt Tadelnswerthes hat. Das Greenwicher Paketboot gleicht einem Trappisten-Kloster, das einige Französische Schwätzer besuchen. In anderen Ländern und auf einem anderen Meere habe ich Scenen gesehen, die dieser ganz entgegengesetzt waren; während wir, wir Menschen des Festlandes, mit dem nagenden Geier der Seekrankheit auf der Brust, auf dem Verdeck dalagen, plauderten sie, die durch angeerbte Gesundheitsfülle kräftigen Söhne des Oceans, und lachten mit einem an Wahnsinn gränzenden Aufschwung der Fröhlichkeit, den ich an ihnen in ihrer Heimath nie bemerkt habe.

Von Hungerford-Market nach Greenwich gewährt die Themse einen wunderbaren Anblick; es giebt in der Welt kein großartigeres Schauspiel für den Menschen, um ihm das Geheimniß seiner Macht zu offenbaren. Nichts bereitet auf fröhlichere Weise zu einem ländlichen Mittagsmahl vor; durch die doppelte Kraft des Wassers und des Dampfes schießt man dahin wie ein Pfeil; es ist eine Eisenbahn auf dem Wasser. Fliegend eilt man unter den prächtigen Brückenbogen durch, welche die Themse wie einen Bach überwölben. Ich bin auf diese Weise schon zwanzigmal unter der Londoner Brücke durchgefahren, und immer habe ich mich an die Worte des Capitain Cook erinnert, als er auf dem Hinterkastell des „Endeavour" stand und, die entrollte Karte der Südsee vor sich, die antipodischen Gewässer der Insel Vlig beschiffte: „Bückt Euch, Kinder", rief er plötzlich, „wir fahren unter dem Bogen der London-Brücke durch!" — Nach dieser Brücke verwandelt die Themse sich in einen Hafen; ihre Fläche ist mit einem weitausgedehnten Wald von Masten und ihre Ufer mit Denkmälern der Englischen Industrie bedeckt; man glaubt ein schwimmendes Palmyra zu erblicken. An manchen Stellen hat der Strom nicht Raum genug für die Schiffe, die aus beiden Indien kommen; dann schweift er sein Ufer in begensörmige Bassins aus; er gewährt allen Flaggen eine Freistätte; er verkündet seine unerschöpfliche Gastfreundschaft von der Höhe des Towers, wo die Brittische Flagge, jene Flagge des industriellen Katholizismus, prangt, die sich in alle Wassertropfen des Oceans getaucht hat. Die Themse ist ein Hafen, der sich verlängert, hinschlängelt, hinzieht, gleich einer langen krummen Straße, wo die Schiffe die Häuser vorstellen; es ist ein Fluß, der seine Seitenströmung der endlosen Regsamkeit des Landungs-Geschäftes überläßt und seine Mitte für die unzählbaren Dampfboote frei erhält, deren Benennungen alle Namen der Fabelwelt und Geschichte erschöpft haben; es sind Schiffs-Post-Chaisen, die eine fortwährende Ebbe und Fluth von Reisenden nach Greenwich, Woolwich, Margate, Ramsgate, Boulogne, Calais und nach tausend Zwischenpunkten dieser lieblichen Ufer-Auen führen, die wie ein Keepsake mit Vignette verziert, mit herrlichen Bäumen beschattet, mit verdeckten Buchten, Werften, Zeughäusern, Schmelzöfen, Schiffbrücken, schwimmenden Hospitälern, tausendfarbigen Dörfern, mit Kirchthürmen, die wie die Grafen gekrönt, mit Schlössern, die in Grün eingerahmt sind, endlich mit Gebäuden bedeckt erscheinen, die von allen Ländern der Welt, von der Hütte des Lappländers bis zur Pagode des Dschuggernaut, ihren architektonischen Charakter entlehnt haben. Dieses Gemälde findet an Größe, Belebtheit und großartigem Reichthum seines gleichen nicht. Man geräth vor Erstaunen außer sich bei diesem Zusammenfluß von Schiffen aus allen Theilen der Welt, bei diesen Tausenden von Flaggen, welche die Sprachen aller Länder reden. Man fühlt, daß diese Insel das Haupt der Erde, daß dieser Fluß die große Pulsader derselben ist und London einer unermeßlichen Stadt von Magnet gleicht, die Alles, was auf den Meeren schwimmt und schifft, an sich zieht.

Dies ist der Weg nach Greenwich. Ist man angelangt, so speist man in der Ship-Tavern oder in der Crown and Scepter und besichtigt alsdann das Marine-Invalidenhaus. Dieses Gebäude erinnert die Franzosen an das Hôtel des invalides in Paris, und bei dieser Vergleichung sind wir, alle National-Eigenliebe bei Seite gesetzt, im Vortheil. Bei uns ist das Gebäude ein prächtiges Meisterwerk der Baukunst; auf allen Steinen desselben ist der Charakter seiner Bestimmung eingegraben; eine Armee von Veteranen wird da mit einem Aufwand von Fürsorge verpflegt, der in Erstaunen setzt und Rührung erweckt. So geziemt es Frankreich, sich dem verstümmelten Ruhm gastfreundlich zu erweisen; Alles ist da der darreichenden, Alles der empfangenden Hand würdig. In Greenwich ist das Monument unvollständig; es sind zwei Flügel ohne Hauptgebäude; die Säulengänge sind zu schlank; den Kuppeln fehlt es an Grazie und Leichtigkeit; Alles bleibt auf der Erde, nichts erhebt sich in den Himmel. Im Innern herrscht zu viel Sparsamkeit, und die Bewohner sind eben nicht zahlreich; ich war bei ihrem Thee zugegen, den sie um sechs Uhr Abends einnehmen, und ich habe eine Oekonomie bemerkt, die mich von den anderen [illegible] Mahlzeiten nicht zu viel Gutes ahnen ließ. Uebrigens [illegible]

leute fast alle frisch und kräftig, was für den Gesundheitszustand des Hauses günstig spricht. Man sollte nicht glauben, daß es Invaliden sind: ihr Schritt ist eben so fest auf dem schönen Grasplatz ihres Hofes wie auf den Hügeln ihres Parkes, und nichts verräth auf ihren frohen Gesichtern das geheime Leiden, dem sie ihre Aufnahme verdanken. Die Englischen Invaliden haben nicht das ausschließliche Vorrecht, in Greenwich zugelassen zu werden; alle Nationen sind dort repräsentirt: es giebt daselbst besonders viel Deutsche, und ich muß gestehen, daß ich sogar Franzosen fand. Unsere Landsleute in Greenwich haben mir in meinen Unterhaltungen mit ihnen mitgetheilt, daß sie in Indien unter dem Herzog von Clarence gedient haben, aber nie gegen Frankreich. Man schlägt sich schon seit so langer Zeit nicht mehr zur See, daß ich mich nicht wunderte, jene ehrwürdigen Invaliden, jene lebendigen Ueberbleibsel der furchtbaren vernichtenden Seeschlachten nicht in so großer Menge zu sehen, wie man sie wohl sonst antreffen mochte; 37 Jahre sind seit Abukir, 33 seit Trafalgar verflossen; diese beiden blutigen Tage haben dem Greenwicher Invalidenhause gewiß manchen Bewohner zugesandt. Ein Französischer Invalide hat mir im westlichen Korridor drei jener Menschentrümmer gezeigt, die am Bord des „Victory" den berühmten Zuruf Nelsons gehört haben: England expect every man to do his duty (England erwartet, daß Jeder seine Schuldigkeit thue). Tief ergriffen betrachtete ich diese Greise, die mit verschränkten Armen auf ihren Lehnstühlen saßen, sie, deren Hände vielleicht den Gliedern meiner Familie Verderben brachten, die am Bord des „Pluto" fielen, als der „Victory" die Französische Schlachtlinie an der Spitze des Englischen Dreiecks durchbrach, den „Bucentaur" in den Grund segelten und die von Lucas, Cosmao und l'Infernet befehligten Schiffe mit einem zerschmetternden Kugelregen besprühte. Wider Willen dünkte ich mich nach Toulon versetzt, wo ich in meiner Kindheit aus dem Munde der Helden von Trafalgar von diesem Tage erzählen hörte. Ich erinnerte mich jener edlen von Pulver und Sonne gebräunten Gestalten, vor denen das Volk sich beugte und dabei die Namen Cosmao und l'Infernet aussprach; Menschen, größer als die Halbgötter Homers, unverwundbar in den Schlachten, heiter und fröhlich auf ihren zerschmetterten Batterieen und am Fuße ihrer durch den eisernen Orkan entwurzelten Maste; ich erinnerte mich meines Freundes, des tapferen Donnadieu, der neben Villeneuve auf dem Admiralschiffe den Adler trug und weinte, weil Nelson das ihm vom „Bucentaur" angebotene Entern nicht angenommen hatte. Denn für mich war die furchtbar erhabene Zerstörung bei Trafalgar nie eine geschriebene und aus Büchern erlernte Geschichte gewesen; ich mußte sie auswendig, ehe sie gedruckt war; ich hätte sie gehört, auf den Knieen des riesigen l'Infernet sitzend, der durch seine Gestalt und seinen Heldenmuth mich während der Gymnasialferien an den thurmhohen Telamonischen Ajax erinnerte; ich hatte sie gelernt wie eine Sage, indem ich mich unter die Aspiranten mischte, die Cosmao umgaben, als dieser große Mann, der in Frankreich keine Statuen hat, uns erzählte, durch welche gewaltige Anstrengung er alle Französische Schiffe wiedereroberte hatte, die Nelson's Leichnam als Beute nach England führte, und durch welches unglaublich widrige Geschick diese Schiffe, die er so eben den Feinden wieder entrissen, an den Felsen von Cadix durch Sturm zerschmettert wurden. In Greenwich habe ich mich sehr lange Zeit nachher unter jenen Engländern von Trafalgar befunden, die ich als Knabe mit geballten Händen und nach der See gewandten Augen verwünschte. Das Jahrhundert hat einen Schritt vorwärts gethan, und in den Gefühlen des Menschen hat Alles eine neue, edlere Gestalt angenommen; ich habe mit Vergnügen diesen alten Feinden Cosmao's die Hände gedrückt, ihnen langes Leben gewünscht, mit ihnen über Trafalgar gesprochen, wie über eine Schlacht des Alterthums, eine Schwester von Salamis oder Actium. Sehen wir es von dem philosophischen Gesichtspunkt an, auf dem wir heutigen Tages stehen, so dürfen wir wohl fragen, welche von den beiden Nationen kann sich Trafalgar's rühmen? Wozu hat denn der ungeheure Aufwand von Menschen, Zimmerholz, Rauch und Eisen gedient? England hat nicht Ein Schiff dabei erworben, vielmehr Nelson dabei verloren; es hat die Trümmer einer zerstörten, unbrauchbaren und zur ewigen Ruhe der Werfte verdammten Flotte nach seinen Häfen bugsirt; die Franzosen haben in der Meerenge am Tage nach der Schlacht die Sieger des vorigen Tages verfolgt; ein zweifelhafter Sieg, von dem nur noch ein Name mit einem eigenen Klange, wie etwa das Krachen eines berstenden Schiffes, übrig geblieben ist. Es ist die letzte Lehre für zwei Völker, die jetzt wissen, wie planlos und unnütz es für die Zukunft ist, ihre Energie zu verschwenden, um den Ocean mit verstümmelten Menschen und Schiffswracken zu bedecken.

Der alte Ruhm, den England zur See erworben und der heut zu Tage in Greenwich durch einige Matrosen repräsentirt wird, die aus den unheilvollen Triumphen von Abukir und Trafalgar entkommen sind, zeigt sich in einem der Obdnt der Invaliden anvertrauten See-Museum in zahlreichen Details. Für den Eintritt in diese Gallerie hat man nichts zu entrichten, und dies ist der einzige Fall dieser Art in England. Die Museen haben in diesem Lande kein Glück; der Engländer bewacht, wäscht, putzt Alles, nur nicht die Wände, an denen die Gemälde gereiht sind. In Pall-Mall findet man das einzige Gebäude in London, das man einer steten Beschädigung durch Staub preisgiebt, ohne daß irgend eine sorgsame Hand für Raphael und Rembrandt das thue, was sie für den Alkoven des ärmsten Kaufmanns der City thut. Dieses Gebäude zeigt alle Schätze der Malerei auf einem Grund von Steinkohle, auf einem ungeziemenden Fußboden und in Sälen, in die kein Tageslicht dringt; mit Schmerz begrüßt man daselbst beim Schein einer ewigen Dämmerung die größten Namen, die den Pinsel verherrlicht haben. In Greenwich wenigstens sollte, wie es mir scheint, die Nationalfreigebigkeit eine heilige Sorgfalt auf die Gemälde verwenden, welche dazu bestimmt sind, die ruhmvolle Geschichte der Britischen Flagge der Nachwelt zu überliefern. England hat nie große Geschichtsmaler gehabt, hat aber durch sein Gold die aller anderen Nationen; das so großmüthige England hätte leicht würdige Pinsel gefunden, um das tausendblättrige Buch abzufassen, in welchem alle Jahrhunderte die Jahrbücher der Flotten, die über die Wogen aller Oceane einhergefahren sind, gelesen hätten. Diese Sparsamkeit in einem solchen Punkte ist für mich wahrlich ein Räthsel, und ich würde das Motiv desselben in einer großen National-Bescheidenheit suchen, hätte ich nicht auf allen öffentlichen Plätzen der Englischen Städte ein bronzenes Denkmal Nelson's mit den Basreliefs seiner Siege gefunden, und hätte ich nicht die Statue und Inschrift in Hyde-Park und den Mörser und die Kanone von Erz gesehen, jene ruhmvollen, den Franzosen abgenommenen Trophäen, die man auf Postamenten mit Spanischen Reitern vor dem alten Gebäude des St. James-Park aufgestellt sieht. Ich will lieber glauben, daß England die eitle Ehre verschmäht, seine Siege durch solche Hände malen zu lassen, die dieselben darzustellen würdig sind, und daß sich die National-Eigenliebe mit einem Datum in goldenen Buchstaben auf dem unteren Rahmen einer Leinwand begnügt, damit der Ruhm des Malers nicht die Aufmerksamkeit von dem durch den Pinsel geschilderten Siege abziehe.

In dem Museum von Greenwich, wo zwei Dinge vergessen sind, Gemälde und Tageslicht, befindet sich eine kostbare Reliquie, die Uniform, die Nelson in der Schlacht bei Abukir trug. Obgleich dieser große Mann glaubte, den Vorurtheilen seiner Zeit weichen zu müssen, indem er die Franzosen von Herzen verabscheute, muß ich es dennoch hier niederschreiben, daß wir, obwohl Franzosen, dennoch bis zu Thränen gerührt vor dem blauen Rocke, der einen Helden bedeckt hatte, standen, und daß unsere Häupter sich ehrfurchtsvoll vor jenem rechten Aermel beugten, in welchem einst der Arm fehlte, weil eine Französische Kugel ihn in den Ocean fortgerissen hatte.

Wie ungesucht bieten sich diese Gedanken dem Geiste dar, wenn man den Greenwicher Park, der einem stillen Elysium gleicht, in dem die Schatten der Heroen-Zeit umherwandeln, an einem schönen Sommerabend betritt. Dieser Park ist einer der schönsten Spaziergänge, die man sehen kann. Die Symmetrie hat ihren Zirkel dort nicht gebraucht; kein Sand bedeckt die Alleen; der Boden besteht vielmehr aus einer langen, sanften, wellenförmigen Hügelreihe, die mit reichem, sammetartigen Rasen, welchem Marienblümchen und Sinngrün ein buntes Ansehen verleihen, bekleidet sind. Mit einer bewundernswürdigen Unabhängigkeit der Vegetation gruppiren sich dort alle Bäume des Nordens entweder in kleinen Gebüschen, oder sie breiten sich unabsehbar aus oder zerstreuen sich in Lichtungen, ganz wie es ihnen zusagt; nichts hindert sie in ihrem freien Wachsthum; sie haben all' die natürliche Anmuth des Waldes und jene entzückende Ungezwungenheit des Schmuckes, die der Mensch mit seinen Versuchen, sie zu veredeln, so wohl zu verderben versteht. Es giebt für die Füße keinen weicheren Teppich, als diesen flaumartigen Rasen, der wie eine azurfarbige Welle steigt und fällt, sich erhebt und senkt und uns mit wollüstiger Schmiegsamkeit von den Ufern der Themse zum Gipfel des Berges trägt, wo die berühmte Greenwicher Sternwarte ihre Beobachtungen über Himmel und Erde ausdehnt. Von dort aus muß man London sehen, wenn diese Stadt ihren Nebelschleier abgelegt hat und sich in ihrer ganzen majestätischen Unermeßlichkeit zeigt.

So in der Ferne betrachtet man diese Stadt mit ihrer gezackten Glockenkrone gern; so in der Ferne betrachtet man sie gern in ihrer Glorie der Macht, wie eines jener kolossalen Gemälde auf den Wölbungen der Basiliken, deren Mängel das Auge in der Nähe wahrnehmen würde, die Entfernung aber verbirgt. Man betrachtet London von der Höhe der Greenwicher Sternwarte und vergißt all' die lebende Unreinigkeit, all' das stinkende Elend, die seine schönen Straßen beim nächtlichen Schein des Gases aufweisen. Wer weiß auch, ob es nicht eine der Bedingungen der Größe sey, Geschwüre in sich zu tragen? Gehe über die London-Brücke und alle unsichtbaren Stimmen werden Dir zurufen, das, was zu Deinen Füßen wimmelt und verfault, nicht anzublicken; schaue auf und Du wirst vom dritten Bogen dieser Brücke funfzig Glockenthürme sehen, die zu den Wolken emporsteigen und in ihrer stummen, symbolischen Sprache Dir rathen, ihnen nachzuahmen.

Auf der anderen Seite von London gewährt die Sonntagsfahrt im Paketboot einen der interessantesten Kontraste; man landet in Richmond.

Der Landweg, der nach diesem Dorfe führt, ist eine lange, von Gärten eingeschlossene, wie eine Park-Allee besprengte und durch Gas-Kandelaber erhellte Straße. Man glaubt, man hätte London nicht verlassen, und doch reist man auf einer Landstraße. Der Gasthof zum Stern und Kniehand (Star and Garter) ist der Sammelplatz der feinen Welt. Es ist ein Hotel, das unsere ärmlichen Gasthäuser in Frankreich gar sehr demüthigt. Elegante Teppiche bedecken alle Fußböden und Treppen; glänzende Säle empfangen die Gäste mit einem blendenden Luxus an Schenk- und Gesellschaftstischen. Die Balkons, mit Sommerläden versehen, gehen auf ein Gefilde von melancholischem Kolorit, welches man wie das schweigendvolle Schauspiel des Oceans liebgewinnt. Richmond liegt in einer Umgebung von Wäldern und Auen und scheint in einen so tiefen Schlaf versenkt, daß alle Vorübergehenden leise reden, um es nicht zu wecken. Wenn man die Augen schließt, so glaubt man sich in einer Wüste; öffnet man sie wieder, so staunt man über die lautlose, ernste Bewegung, die uns umgiebt. Wagen kommen an und fahren weg; Diener führen Pferde umher; Fashionables galoppiren auf den Rasenplätzen; Familien ergehen sich; Tische, von Gästen umgeben, zeigen sich in allen Vorragungen der Balkons, ohne daß eine störende Stimme dieses Unisono des Stillschweigens unterbreche, welches man als Pflicht betrachtet, um auf diese Weise das Vergnügen mit der Strenge des Puritanischen Sonntags in Uebereinstimmung zu bringen. Der Fremde tröstet sich für diesen Zwang in Richmond durch einen köstlichen Mittagstisch; Franzosen finden dort sogar Brod.

In Richmond wird man an einem schönen Sommertage in die Geheimnisse der nordischen Natur eingeweiht; es ist eine unerwartete Erscheinung, die Allem, was Wiese, Holz, Licht und Horizont ist, einen neuen Reiz verleiht. Es ist weder eine Landschaft nach Claude, noch eine nach Hobbema. Ein durchsichtiger Schleier, aber kein Nebelschleier,

bedeckt den Himmel und sichtet die Sonnenstrahlen, während er sie mit Regenbogenfarben über ein stilles Gefilde und endlose Baummassen ausbreitet, über jene hübschen, sorgfältig bekuppten Bäume, die alle so entzückend gruppirt sind. Ich habe diesen Sommer Richmond sehr oft besucht; es hat stets denselben Eindruck auf mich gemacht, und es scheint mir unmöglich, daß es einen anderen hervorbringen könne.

Vergeblich würde man dort jene klaren, in reinem Azur schwimmenden Horizonte suchen, jenen funkelnden Staub, der in goldenen Atomen von der Sonne herabsinkt, jene leidenschaftliche Atmosphäre, die der Dämon des Südens über die heißen Landschaften des Orients ausbreitet; es ist vielmehr stets eine halbverschleierte, besonnene, sorglose Natur, die weder Liebe noch Haß kennt, uns ihre Stille, ihre Ruhe, ihre Melancholie einflößt und jenes einförmige Glück gewährt, das in der Abwesenheit jeder Gemüthsbewegung besteht. Es wundert mich nicht, daß ostmals Verbannte von erlauchter Geburt, Dichter, die ihr Genie unglücklich machte, Denker, die am Glück verzweifelten und sich darein ergaben, es in der Einförmigkeit der gewöhnlichen Empfindungen zu suchen, sich nach Richmond flüchteten, um sich in die ruhige Atmosphäre desselben wie in einen Stoikermantel zu hüllen.

Man sieht die Themse in Greenwich in ihrer oceangleichen Größe, man sieht dort den Riesen; Richmond zeigt uns das Kind in der Wiege. Am Fuß des Hügels findet man eine schattige Bucht, in der sich die Spazier-Kähne schaukeln; und nichts ist an einem Sommer-Abend so angenehm, als wenn man beim Herannahen der Nacht den Strom hinaufführt. Die beiden Ufer sind mit vorspringenden dichtbewachsenen Grasplätzen eingefaßt; darüber runden sich die Baumkuppeln, und im Hintergrunde der Alleen ruhen Englische Villen, deren rothe Ziegelsteine sehr schön gegen die grüne Umgebung abstechen. Man zeigt uns das Haus, wo Pope Windsor besang; das Schloß, wo Heinrich VIII. seine Geliebten mit Rosen bekränzte, ehe er sie mit Blut bespritzte; die Einsiedelei, wo der Herzog von Orleans, jetzt König der Franzosen, in den trüben Tagen seiner Verbannung lebte, und noch manche andere Wohnplätze, an die sich minder volltönende Namen und Erinnerungen knüpfen. Indem nun das Ruder den Strom zertheilt, nimmt man wahr, daß der Fluß bei jedem neuen Schwung des Kahnes sich immer mehr verengt; man sucht die Themse; das Wasser fehlt unter dem Kiel; ein Wald von Flußgewächsen hemmt die Fahrt; man schifft nur noch auf biegsamen, schwimmenden Zweigen; noch ein paar Ruderstöße, und man trinkt die Themse in einem Becher aus. Dies ist das erstaunendste Schicksal eines Flusses, das man irgend sehen kann. Wie, ruft man aus, diese Wassertropfen sind es also, die ein paar Schritte weiter die Westminster-, Waterloo- und London-Brücke auf ihren Cyklopen-Pfeilern erzittern machen! Diese Wassertropfen sind es also, die dem Ocean zurufen: zurück, und der Ocean weicht zurück! — So beginnt alles Große! ich wundere mich nicht, wenn der Mensch, der an der Zukunft verzweifelt, Richmond zu seinem Wohnort wählt; er sieht immerfort die Hoffnung in voller Thätigkeit strömen; nichts tröstet so sehr, wie dieser Wasserstreif, der mit einem Grashalm ringt und mit dem Beistand des Himmels ein wenig weiterhin anschwillt, eine Hauptstadt durchschneidet, Flotten trägt und sich mit dem Meere verbündet.

Die Bade-Orte Bath und Cheltenham.

Ich weiß nicht, woher es kommt, daß wir Engländer, wenn wir nur ein wenig in der Welt gereist sind, auf unser Klima zu schmähen pflegen. Diese zur Mode gewordenen Lästerungen sind eben so ungegründet und abgeschmackt, als von großer Undankbarkeit zeugend. Wir hatten im vorigen Jahre einen prächtigen Sommer, der aber im September vergessen und geschmäht wurde, weil ein ziemlich nasser und stürmischer Herbst hinterher kam! Im Oktober riß der Wind ein paar Bäume nieder, und von Zeit zu Zeit fielen tüchtige Regenschauer, die aber den Spaziergängern in Cheltenham wenig Eintrag in ihrem Vergnügen thaten.

Ich hatte mir einen Ausflug nach Bath vorgenommen. Schon seit ungefähr zwanzig Jahren hört man diese gute alte Stadt kaum noch nennen; damals hieß Bath noch ein fashionabler Badeort, und es gab eine Saison, in welcher die Gutsbesitzer vom Lande ihre älteren Töchter nach Bath begleiteten, um sie unter den Auspizien des Badelebens rascher an den Mann zu bringen. Und wirklich fehlte es auch nicht an heirathslustigen Männern. Whist-Partieen und interessante Rendezvous belebten die Nächte, und im Sydney-Garten konnte man bisweilen allen Flor und allen feinen Geschmack der Hauptstadt vereinigt sehen. Dazu kamen die musikalisch-deklamatorischen Soiréen in der „Abtei", wo man Stoff genug zum Lachen bald über die Musik und bald über die Gesellschaft fand.

Ich setzte mich oben auf die Imperiale einer der Stage-Coaches, die nach Bath gehen, und — wie fand ich hier Alles verändert! Der Ort ist jetzt wie ausgestorben. Ich ward so melancholisch, wie eine begossene Katze, obschon der Tag sich schön anließ; kein Mensch war zu sehen — selbst das Pumpen-Zimmer einsam — kein Harfen- oder Violin-Ton, keine reiche Müßiggänger, keine Liebeständeleien. Nur sehr wenige unbedeutende Sänften begegneten mir, aber nirgends — und dies war für mich das Härteste — nirgends eine preßhafte Person, die einem Gentleman oder einer Lady ähnlich sah!

Bath kann indessen immer noch so bevölkert seyn, wie vor zwanzig Jahren. Ohne Zweifel ist es damals ein viel besuchterer Badeort gewesen; aber heutzutage wohnt man hier mehr: es giebt keine besondere Saison, sondern wer da ist, bleibt auch das ganze Jahr hindurch hier; doch bleibt es ausgemacht, daß das heutige Bath, selbst wenn man von dem nicht allzu lebhaften Bristol kommt, einer verbeteten Stadt gleicht; die Seele ist dem Körper entflohen. Der bedächtige Verstand unseres Jahrhunderts giebt allen unseren Brunnen-Orten den Todesstreich, einem nach dem anderen.

Endlich war ich des Schauens und — Nichtsehens überdrüssig und bestieg im Weißen Hirsch eine Retour-Kutsche nach Cliston. In Cliston hört man viel von dem schönen Brunnenort Weston-super-Mare, am Kanale, und Dampfboote bringen zur Sommerzeit beständig Gesellschaften nach dem romantischen Ilfracombe, das von Hügeln an der Seeküste ganz umschlossen und von der übrigen Welt gleichsam abgesperrt ist.

Schon in der Umgegend von Cheltenham ist ein reges geschäftiges Leben, das Einem sehr wohlthut, wenn man kurz vorher die todesstillen Orte Bath und Cliston besucht hat. Jedermann zeigt sich hier zu jeder Stunde des Tages im Freien, so daß man vom Morgen bis zum Abend prächtige Equipagen, stattliche Reiter und geputzte Fußgänger sieht. Besonders sind die Promenaden an dem „Montpellier-Spa" und am „Königs-Brunnen" täglich mit Bade-Gästen angefüllt, die den Konzerten zuhören. Ich kann mir überhaupt keinen angenehmeren Aufenthalt denken, als Cheltenham. Da dieser Ort so blühend ist und täglich an Größe zunimmt, so lebt man hier auch nicht allzu theuer, ausgenommen etwa in einigen sehr vornehmen Gegenden oder eleganten Villa's.

Cheltenham hat bereits eine so bedeutende Ausdehnung, daß man von dem einen Theile der Stadt eine halbe Stunde Zeit gebraucht, um den „Spa" zu erreichen, während an der anderen Seite der Stadt die Assemblée-Zimmer und Gärten von Pittville anderthalb Meilen von dem Mittelpunkt aller Operationen — d. h. von den Bibliotheken der High-Street, den Morgen-Auctionen, dem Klub und der Promenade des Montpellier-Spa's entfernt liegen.

Unglücklicherweise ist die Bevölkerung dieser Stadt in zwei große Parteien zerfallen, eine südwestliche und eine nordöstliche, die einander zu beiden Seiten der High-Street gleichsam kämpfend gegenüberstehen. Selbst die Tage- und Wochenblätter des Ortes gehören der einen oder der anderen Faction an, und auch der gewerbtreibende Stand kann nicht völlig neutral bleiben. Die High-Street ist jetzt nicht mehr, wie früher, das Verbindungs-Glied zweier befreundeter Stadthälften, sondern eine Art von bestrittenem Gebiete zwischen zwei mächtig und groß gewordenen Städten.

Ich freute mich, in Cheltenham eine Blumen-Ausstellung zu finden. Diese Feste der Flora verbreiten sich jetzt über ganz England und verdienen, daß Jeder, der nur irgend Anspruch auf Sinn für das Schöne macht, dazu beitrage. Auch öffentliche Dejeuners werden hier im Sommer gegeben. Ich nahm an einem derselben Theil, bei dem es recht munter herging. Nach dem Frühstück begab sich die Gesellschaft zum Tanze in den großen Saal der Rotunda, der mit dem Kursaale von Baden wetteifern kann, obgleich hier die Promenaden rund umher ohne allen Vergleich anziehender sind.

Cheltenham ist mit Brunnen-Aerzten überfüllt, die ihr nothwendiges Quantum medizinischen Eifers gar sinnig mit einer guten Dosis Uneigennützigkeit und Freundlichkeit zu verbinden wissen. Die Zeiten der feierlichen Gesichter, des bedenklichen Kopfschüttelns und der Stöcke mit goldenen Knöpfen sind vorüber. Fort mit euch, ekelhafte Tropfen und Mixturen! Man verordnet dem Patienten frische Luft, Wasser, Spaziergänge, eine Kraftbrühe u. dgl. Bedarf der Patient eines tüchtigen Reizmittels, so wird ihm ein Walzer oder eine Gallopade empfohlen — nur halte er sich hübsch warm und schütze sich wohl gegen die Nachtluft!

Dieses moderne laisser aller ist gewiß die vernünftigste Kur-Methode, besonders jetzt, da ein so großes Schisma in der medizinischen Welt entstanden ist. In London kann es sich treffen, daß Einer viele Jahre lebt und doch den Aerzten beider Parteien gleich unbekannt bleibt; an einem Brunnen-Orte ist es anders. Wer da nur um der unbedeutendsten körperlichen Störung willen einmal an die Thür eines Arztes gepocht hat, der bleibt von Stund' an dessen unveränderliches Eigenthum. Der Doktor rechnet ihn zu seinen lieben Getreuen, und groß ist die Verantwortung, die auf ihm lastet, wenn er das unheimliche Bündniß allgemach wieder auflöst oder mit Einem Streiche zerhaut.

Bei Allem, was Cheltenham Schönes und Genußreiches bietet, muß man aber sehr beklagen, daß alle Ergötzlichkeiten dieses Ortes — seine Bälle, Promenaden, Gärten, Konzerte, Klubs, Feuerwerke, Blumenfeste u. s. w. — nur einer vergleichungsweise geringen Zahl von Bewohnern zu Gute kommen. Der ärmere Bürger guckt, auf den Zehen stehend, über die Zäune und Gitter weg, oder zu den Fenstern hinein — das ist Alles, was er von diesen Herrlichkeiten haben kann. Warum gönnt man ihm nicht besondere Räume, wo er tanzen, Gärten, wo er Thee trinken, Plätze, wo er gymnastische Spiele aufführen könnte? Die reichen und angesehenen Bewohner sollten für das Volk thun, was dieses durch sich selber zu leisten außer Stande ist. Solche Ergötzlichkeiten fördern die Wohlfahrt des großen Haufens nicht weniger, als angestrengte Arbeit es thun kann; und es ist schmerzlich, das Volk ohne gesellige Erheiterung in größerem Maßstabe zu wissen. Daher wird die Jugend der niederen Stände so verschmitzt, so boshaft und duckmäuserisch; daher die vielen Beschädigungen und Frevel anderer Art, die an Zäunen, Früchten und Pflanzungen begangen werden. Die Reichen erheben bittere Klagen über diesen Unfug, und doch haben sie große Schuld daran. Warum bleiben sie für eines der dringendsten Bedürfnisse Cheltenham's auf eine stupide Weise unempfindlich? Man kaufe die gegenwärtig verkäuflichen Felder an der Londoner Straße, verwandle sie in Volksgärten und lasse zum Besten des gemeinen Mannes ein solides, anspruchloses, aber komfortabel eingerichtetes Gebäude aufführen — man besolde eine kleine Anzahl Musikanten des Ortes, daß sie dem Volke in diesen Räumen etwas vorspielen — man gestatte ihm Feuerwerke und andere harmlose Erheiterungen. Gewiß würden Gaben solcher Art dem Geber nicht weniger Segen bringen, als dem Empfänger. (U. S. J.)

Bibliographie.

Voyages up the Mediterranean, with memoirs of a midshipman. — Von John A. Herand. $10\frac{1}{2}$ Sh.

Kindness in women. — Von T. H. Bayly. 3 Bde. $31\frac{1}{2}$ Sh.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.

I. Lund.

(Schluß.)

Die Zahl der Studirenden zu Lund mag jahraus jahrein 400 betragen; darunter sind viele arm, finden aber Unterstützung durch mehrere Stiftungen und Stipendien. Ihr überaus mäßiges und frugales Leben erleichtert ihr Auskommen; mit sechs- bis siebenhundert Francs jährlich bestreiten sie alle ihre Bedürfnisse. Die Zahl der ordentlichen Professoren ist ein- für allemal, seit Stiftung der Universität, auf 21 bestimmt; über die Zahl der Extraordinarien hingegen ist Nichts festgesetzt, es sind ihrer gegenwärtig sechzehn; dazu 24 Privatdocenten, im Ganzen also 61 Personen, die Vorträge halten. An der Spitze der gesammten Universität steht der Kanzler, der als Rechtsbeamter bei allen wichtigen Finanz- und Verwaltungs-Angelegenheiten zugezogen werden muß. Den Titel eines Kanzlers der Universität Lund führt schon seit Jahren der Kronprinz von Schweden; die Function versieht der Bischof von Lund, welcher de jure Vice-Kanzler ist. Die ordentlichen Professoren ernennt der König unter den vom Konsistorium vorgeschlagenen Kandidaten, die außerordentlichen der Kanzler der Universität. Die akademische Jurisdiction wird hier, ziemlich so wie in Deutschland, für gewöhnliche und minder wichtige Fälle von einem Ausschusse, dem sogenannten „kleinen Konsistorium", bei schwierigeren Vorkommnissen von dem akademischen Konsistorium in pleno ausgeübt. Urtheile jedoch, die eine schwere Strafe nach sich ziehen, bedürfen der Königlichen Bestätigung.

Keine Deutsche Universität, so viel ich ihrer kenne, hat ihre alten Gebräuche und die ganze alterthümliche Repräsentation so unverändert beibehalten, wie Lund. Hier ist Alles noch so, wie bei der Stiftung vor 170 Jahren, dieselben Ceremonien bei jeder feierlichen Gelegenheit, die alten naiven Festgebräuche und Lustbarkeiten, vor Allem der religiös-kirchliche Charakter aller öffentlicher Versammlungen und Verhandlungen. Die Professoren beginnen und schließen ihre Vorlesungen jeden Tag mit einem Gebet; zu allen akademischen Feierlichkeiten läuten die Kirchenglocken. Nach dem Promotions-Examen wird der Kandidat zur Kirche geführt, wo sämmtliche Fakultäten und die Studenten als Zuschauer sich versammeln; der Professor, welcher eben zur Zeit die Stelle eines Promotors der Fakultät bekleidet, hält eine Lateinische Anrede an den Recipienden; dann werden die Glocken angezogen, und die Musikanten auf ihrer Gallerie blasen einen Tusch und ein Lied. Der Promotor überreicht dem creirten Doktor den Hut, das Symbol seiner neuen Würde, den goldenen Ring, der ihn für sein Leben der Wissenschaft verloben soll, und das Diplom. Hierauf wird der Gottesdienst gefeiert, und eine festliche Mahlzeit, welcher sämmtliche Professoren beiwohnen, beschließt den Tag. Auch der Bischof im Ornate seines Amtes, das goldene Kreuz vor der Brust, findet sich ein, gleichsam um die neue Laufbahn des jungen Mannes bei ihrem Beginne einzusegnen. Der Rektor Magnificus sitzt dem Bischofe zur Seite, und mitten unter der gelehrten Versammlung nimmt jetzt zum ersten Male der neugeschaffene Doktor Platz. Er ist nun nicht Schüler mehr, sondern selbst Meister; die gestern noch seine Kameraden waren, betrachten ihn jetzt mit Ehrfurcht, und seine ehemaligen Lehrer heißen ihn jetzt als jüngeren Mitbruder in ihren Reihen willkommen. Nach wenigen Jahren wird er vielleicht gleichfalls zum Professor aufgestiegen seyn und Schüler herangebildet haben; wenn er dann der Promotion dieser Jüngeren beiwohnt, wird er sich mit Stolz und Freude des feierlichen Morgens erinnern, wo er selbst unter gottesdienstlicher Weihe das Diplom empfing.

Das Rektorat wechselt alle halbe Jahre. Das Konsistorium wählt den Rektor, der Kanzler bestätigt ihn. Die Installation geschieht jedesmal mit großem Pomp. Am Tage vorher, dem letzten seiner Amtsführung, erstattet der abgehende Rektor seinen Kollegen Bericht über die Vorgänge an der Universität während des eben vergangenen Halbjahrs und ladet sie für den anderen Morgen in seine Wohnung. Von da ziehen sämmtliche Fakultäten in corpore, unter schallender Musik und Glockengeläut, zur Kirche: die Heroldе der Universität und die Pedelle mit dem silbernen Scepter des Rektors ziehen voran, wie vormals zu Rom die Liktoren mit den Fasces der Konsuln. In der Kirche hält der abgehende Rektor eine Lateinische Rede, der Nachfolger schwört den Eid in seine Hände und empfängt die Insignien seiner Würde, den Scepter, das Universitäts-Siegel, den Schlüssel zum Archiv, den zum Carcer und das Statutenbuch. Der akademische Secretair liest den betreffenden Abschnitt aus den Gesetzen und Constitutionen der Universität vor. Der so eben Installirte bittet in einer kurzen Rede seine Kollegen um Wohlwollen und Beistand in seiner Amtesführung; dann wird gebetet und gesungen, und die ganze Körperschaft der Universität geleitet den neuen Rektor in Prozession nach Hause. — Es geht bei allen diesen Versammlungen und Feierlichkeiten mit so freundlicher Ordnung, Andacht und Treuherzigkeit zu, daß man ihnen nicht ohne warmen Antheil und wahre Erbauung beiwohnen kann. Bei ihrer isolirten Lage, bei der ungestörten Stille und Gleichförmigkeit des Lebens kann die Universität Lund diesen Vorzug alter Sitten noch lange bewahren. Möge nur keine unvorsichtig neuernde Hand eingreifen und den Lauf der herkömmlichen Traditionen ändern wollen.

Die Stadt Lund liegt ungefähr eine Stunde vom Meer, und ihre Umgegend ist eine der freundlichsten und fruchtbarsten Ebenen des südlichen Schwedens. In der Stadt selbst haben viele Häuser Gärten und Blumenbeete, und das Land umher trägt Obstbäume und reiche Saaten. Jeder Professor hat sein eigenes kleines Wohnhaus, in der Mitte eines grünen Gehöges, um welches ein Zaun oder Gitter läuft; vor seinen Fenstern hängt das grüne Laub der Bäume, die Lerche streicht früh am Morgen vorüber und weckt ihn, und spät am Abend schlägt die Nachtigall vor seiner Thür. So gemahnt die Universität in dieser Sommerzeit, ganz zwischen Bäumen und Blumen versteckt, recht an einen Bienenstock; das Gesumme wissenschaftlicher Emsigkeit klingt uns in die Ohren, und in der Luft, die wir athmen, schwimmt ein poetischer Duft.

Die Ferien beginnen im Monat Juni und dauern den ganzen Sommer hindurch. Die Professoren benutzen diese Zeit zu wissenschaftlichen Reisen, oder, wenn sie zugleich Prediger sind, begeben sie sich aufs Land zu ihren Gemeinden. Ich habe das Vergnügen gehabt, eines dieser zur Universität gehörigen Kirchspiele in Begleitung dessen, der die Pfründe daselbst bekleidete, und eines anderen Professors zu besuchen. Ein ländliches Gebäude auf einem Hügel war die Prediger-Wohnung. Wie wir eintraten, fanden wir zur einen Hand das Schulzimmer, von etwa dreißig Kindern besucht, die vor uns aufstanden, freundlich grüßten und sich dann in ihren Lectionen nicht weiter stören ließen; zur anderen Hand zwei bescheidene Wohnzimmer, wo der Prediger sein Bett und seine Bibliothek stehen hatte, mit einer weiten Aussicht über beinahe funfzig in der Fläche zerstreut liegende Dörfer und über den Sund bis zu den Thürmen von Kopenhagen. Dicht neben dem Hause stand die Kirche, mit hohen Bäumen umpflanzt, in der Mitte des Gottesackers. Die Wohnstätte der Todten grünte und blühte unter der warmen Mai-Sonne, und dichtes Gras überwucherte die bescheidenen Inschriften auf den Leichensteinen. Ziemlich weit hinten sah ich ein ganz frisches Grab, gar freundlich mit Blumen und Kränzen geschmückt; der Vikarius, der die Stelle des Predigers im Kirchspiele versah, war eben vor wenigen Tagen hier bestattet worden, und die jungen Mädchen aus dem Dorfe hatten ihm den Grabhügel bepflanzt.

Wir traten in ein Bauernhaus ein. Die Frauenzimmer saßen in einer Kammer zusammen und spannen Wolle, wie die Isländerinnen. Als sie ihren Pastor kommen sahen, standen sie auf, gingen ihm mit großer Ehrfurcht entgegen und küßten ihm die Hand. Die Mutter führte uns in Haus und Hof umher, zeigte uns Wohnstube und Garten und setzte uns in einem zinnernen Gefäße frisch gemolkene Milch vor. — Gegen Abend traten wir den Rückweg an, der uns beständig zwischen wogenden Getraidefeldern und blüthenbeladenen Aepfelbäumen führte. Die Sonne warf im Untergehen die letzten goldenen Strahlen über die ruhige Meeresfläche. So fuhren wir in der freundlichen Abendstille dahin, und meine beiden Reisegefährten sangen, im Wagen zurückgelehnt, alte Balladen aus dem Folk-Visor. Als wir nach Hause kamen, erwartete einen der beiden Professoren seine Frau an der Thür, und sein Söhnchen sprang ihm fröhlich in die Arme. In den schnell verflossenen Stunden des Nachmittags hatte der Glückliche Alles genossen, was das Herz wünschen kann: die Freuden der Religion, der Wissenschaft, des häuslichen und Vaterglücks. Wahrlich, in diesem Augenblicke erschien kein Loos auf Erden mir so beneidenswerth, wie das eines Professors zu Lund, der dabei eine Pfarre auf dem Lande bekleidet.

Mannigfaltiges.

— **Mozart's Denkmal.** Die Salzburger, die bekanntlich ihrem großen Landsmanne ebenfalls ein Denkmal setzen wollen, haben sich auch nach London gewandt, um Beiträge in Pfunden Sterling zu erhalten, die freilich mehr ins Gewicht fallen, als die in Gulden Wiener Währung. Aber die Engländer sind mit ihren Pfunden gar nicht so freigebig, wenn es auf Anerkennung geistiger Suprematieen, besonders des Auslandes, ankommt. Beethoven's Symphonieen wurden in den Konzerten der Londoner „philharmonischen Gesellschaft" nicht wenig durchgespielt, und darum glaubte das Bonner Comité eine ganz vortreffliche Idee zu haben, als es sich mit seinen Aufforderungen zu Beethoven's Denkmal an das reiche Publikum der Britischen Hauptstadt wandte. Aug. Wilhelm von Schlegel schrieb eigenhändig an Lord Burghersh, den vornehmen Mäcen der Londoner musikalischen Welt, und der Lord zeigte sich nicht wenig bemüht, den verbindlichen Erwartungen des berühmten Deutschen Gelehrten zu entsprechen. Aber das reiche Publikum der Britischen Hauptstadt hat National-Oekonomie studirt; ein Pfund Sterling, das aus dem Lande hinausgeht, ohne daß dafür etwas wieder hereinkommt, ist ein verlorenes Pfund Sterling — das lehrt Mackulloch eben so gut wie Adam Smith. Und dann fragten, vielleicht nicht mit Unrecht, einige kluge Englische Zeitungen: Warum wendet sich Deutschland an uns, wenn es seinen großen Männern Denkmale errichten will? Vergebens wurde diesen geantwortet, daß Beethoven's Werke nicht bloß für Deutschland, sondern für die ganze Welt, wo man Gefühl für seine erhabene Sprache hat, geschrieben seyen; die National-Oekonomie trug den Sieg davon. Das große Konzert, das Lord Burghersh im Drury-Lane-Theater veranstaltet hatte, blieb unbesucht, und etwa 10 Pfd. Sterl. (66⅔ Thaler) sollen als Ertrag von London nach Bonn gesandt worden seyn. Ungefähr eben so viel, oder noch weniger, soll England auch zu dem Guttenbergs-Denkmal in Mainz beigetragen haben. Und doch haben sich die Salzburger von einem ähnlichen Schritte nicht zurückschrecken lassen. Es gelingt ihnen indessen vielleicht besser, als den Bonnern. Wenigstens sind sie durch den Erfolg des Beethoven-Konzertes schon insofern gewitzigt worden, daß sie sich nicht an die fashionablen Tonangeber, sondern an wirkliche Autoritäten, wie z. B. an den berühmten Etüden-Komponisten Cramer, der sich vor kurzem in Wien befand, zur Vermittelung der Sache gewandt haben. Der Atlas schlägt vor, das Konzert zum Besten des Mozart-Denkmals in der Exeter-Halle zu geben und darin folgende Compositionen Mozart's zur Aufführung zu bringen: Die Jupiter-Symphonie, ausgeführt von einem Orchester von 200 Personen; das mottetto splendente, gesungen von 3 bis 400 Stimmen; das Pianoforte-Konzert in D moll; das erste Finale von Don Juan und die Ouvertüre zur Zauberflöte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 113. Berlin, Mittwoch den 20. September 1837.

Portugal.

Lissabon im Fluge gesehen.

Wir waren am 17. Juli dieses Jahres um 7 Uhr Morgens noch in dem Hafen von Coruña, und am 18ten um Mitternacht warfen wir schon unter den Forts am Tajo Anker, nachdem wir in 39 Stunden eine Entfernung von 120 Seemeilen oder 6 Breitengraden, welche diese beiden Punkte von einander trennen, durchschifft hatten. Der frische Nord-Ostwind, der fast unsere ganze Fahrt begünstigte, hatte uns, als wir noch einige Meilen vom Hafen entfernt waren, verlassen, und wir fürchteten, eine jener plötzlichen Windstillen eintreten zu sehen, die in warmen Gegenden oft ganz in der Nähe des Hafens den Lauf der Schiffe mit einem Male hemmen und so den Vortheil der glücklichsten Ueberfahrt wieder aufheben. Aber ein Portugiesischer Lootse, der auf einem der sonderbarsten Böte, die ich jemals gesehen, zu uns herangerudert und an Bord unseres Schiffes gekommen war, prophezeite uns den günstigsten Wind, sobald wir in den Tajo einlaufen würden. Ich hatte große Lust, über diese Vorhersagung zu spotten; denn ich hielt mich für einen erfahrenen Seemann, da ich schon vierzehn Tage auf dem Wasser gelebt; aber kaum hatten wir, ungefähr eine Stunde später, das Kap de la Roca umsegelt, so blies uns ein frischer Wind, der von der Sierra di Cintra herabwehte, entgegen und trieb unser leichtes Fahrzeug mit fast unglaublicher Schnelle die breite Mündung des Tajo hinauf.

Die Nacht war während der Zeit hereingebrochen; aber an dem schönen Portugiesischen Himmel scheint der Mond so hell und klar, die Luft ist so durchsichtig, daß wir fast deutlich wie am Tage die lange ununterbrochene Reihe von Landhäusern, Schanzen und Palästen sehen konnten, die sich am rechten Tajo-Ufer vier Meilen lang hinzieht. Der Wind blies so heftig, daß der Hauptmast sich unter der Last des großen Segels beugte, und unsere Kanonen am Steuerbord lagen bis zur Hälfte unter der Oberfläche des Wassers, das an jenem Tage fast die Höhe unserer Verschanzungen erreichte. Endlich begrüßte uns die dort liegende Portugiesische Fregatte, die unsere Ankunft bemerkt hatte, mit einem Kanonenschuß. Wir hatten zwar die größte Lust, unseren Weg ohne Unterbrechung fortzusetzen, mußten aber dennoch beilegen, um den Besuch eines Offiziers zu empfangen; denn wären wir ohne Weiteres davongesegelt, so hätten die Portugiesischen Kugeln vielleicht eine zu genaue Bekanntschaft mit den Seitentheilen unserer Brigg gemacht. Uebrigens ist jene Untersuchungs-Visite eigentlich nichts als eine leere Förmlichkeit, die für beide Theile gleich lästig ist und daher gewöhnlich so schnell wie möglich abgemacht wird. Als der Offizier sich entfernt hatte, fuhren wir weiter; der frische Wind schwellte die Segel; das Fahrzeug glitt pfeilschnell auf der spiegelglatten Wasserfläche dahin; wir schifften durch eine enge kaum ¼ Meile breite Durchfahrt, die dem Fort St. Juliao gegenüber liegt, und ankerten endlich in dem herrlichen Bassin des Tajo, zwischen der „Dryade", einer schönen mit 20 Kanonen besetzten Französischen Fregatte, und einem Englischen Kriegsschiffe, das von dem Admiral Gage kommandirt wird.

Man schläft auf dem Wasser im Ganzen sehr wenig, am Tage der Landung aber gewiß gar nicht. Den anderen Morgen war ich vor Tagesanbruch schon auf dem Verdeck, um Lissabon zu rekognosziren und es bei unserer Ankunft zuerst zu begrüßen. Ich muß gestehen, daß der Anblick der Stadt eben keinen sehr günstigen Eindruck auf mich machte. Man stelle sich auf einer Ausdehnung von ungefähr 2 Meilen ein wahres Chaos von Mauern, Dächern und Thürmen, eine dunkle Masse von Häusern vor, die ohne Ordnung bunt durch einander stehen, ohne daß ein einziges großes, hohes Gebäude die anderen überragt und dem Auge zum Ruhe- und Stützpunkte dient. Das südöstliche Ende der Stadt, das uns gegenüber lag, ist unstreitig der schönste Theil derselben; es besteht aus dem Palaste der Königin, von dem wir jedoch nichts als das Dach bemerken konnten, und noch vielen anderen großen Häusern, die sich rund um das Schloß gruppiren. Obgleich sie alle ziemlich geschmacklos und in schlechtem Style erbaut sind, so geben sie doch durch ihre Sauberkeit, ihre Größe, vorzüglich aber durch ihre terrassenförmig angelegten Gärten, deren dunkles Laubwerk grell mit der weißen Farbe der Häuser kontrastirt, dem ganzen Viertel ein gewisses aristokratisches Ansehen. Aber hart am Ufer des Tajo liegen große mit schmalen Luken versehene Magazine, die ihm wieder ein gewerbliches Ansehen geben und gleichsam den Uebergang von dem adeligen Stadt-Theil zu dem Handelsviertel bilden. Dieses gränzt mit seinen hohen, schmalen Häusern, zwischen denen das Auge vergebens nach einem Baume oder einigen Grashalmen späht, an das Arsenal: es nimmt einen unermeßlich großen Raum ein und zieht sich dann ganz amphitheatralisch bis zum Gipfel des Hügels in die Höhe, auf dessen Abhang Lissabon erbaut ist. Auf dem höchsten Punkte dieses Hügels liegt das Schloß mit seinen Umgebungen und Nebengebäuden; eine verwirrte Häusermasse, die ohne Symmetrie und Schönheit gebaut ist und sich von den anderen Häusern der Stadt nur durch ihre höheren Dächer unterscheidet. Kurz, Lissabon giebt beim ersten Anblick dem Fremden wohl die Idee einer mächtigen und reichen, keinesweges aber einer schönen oder doch wenigstens freundlichen Hauptstadt. Es ist Neapel im Häßlichen, Neapel, aber ohne sein herrliches Grün, ohne den Vesuv, die Inseln Capri und Ischia, ohne jene lachenden Dörfer, von denen es umgeben ist, und die so groß und schön sind, daß man sie fast Städte nennen kann. Der einzige Punkt der ganzen Landschaft von Lissabon, auf dem das Auge mit Vergnügen ruht, ist der neue Palast von Ayuda, eine Viertelmeile südwestlich von der Stadt. Dieses Schloß würde vollkommen schön seyn und könnte mit dem in Madrid rivalisiren, wenn es ganz vollendet wäre. Aber auch selbst in seiner jetzigen Gestalt ist es ein edles, großartiges Gebäude, und man muß den leichten, hübschen Styl, in dem es aufgeführt ist, um so mehr bewundern, als die Portugiesischen Architekten sich sonst gewöhnlich durch ihren bizarren, schlechten Geschmack auszuzeichnen pflegen. Das Palais ist viereckig und erinnert ein wenig, trotz seiner bedeutend kleineren Verhältnisse und seiner blendend weißen Farbe, an das finstere, gigantische Eskurial. Am Fuße des Schlosses liegt die Burg Ayuda, und von dort aus dehnen sich nach allen Seiten hin jene hellen, monotonen Hügel aus, die ganz Lissabon umgeben und die fast bis zum Gipfel mit Getraide bedeckt sind; aber auch hier bringt kein Baum, kein Strauch Abwechselung in die traurige Einförmigkeit der ganzen Gegend. — Das der Stadt gegenüberliegende Tajo-Ufer ist ebenfalls ein steiles, trauriges Gestade, auf dem man jedoch hier und dort einzelne graziöse Dörfer mit weißen Landhäusern auftauchen sieht, die hinter Schluchten und Hohlwegen, wie die Spanierinnen hinter ihrer Ventana, bald verborgen sind. Südwestlich von der Stadt bildet der Tajo eine große Biegung; sein flaches sandiges Ufer erhebt sich hier kaum über die Meeresfläche und verschmilzt an einem fernen bleichen Horizonte mit Wasser und Himmel. Die ganze Ebene gewährt einen prosaisch einförmigen Anblick, und nur die wunderbare Klarheit des dunkeln südlichen Himmels verleiht dieser monotonen Landschaft einiges Interesse.

Trotz der großen Bevölkerung Lissabons, ist diese so geräuschvolle, belebte Stadt doch bei weitem nicht mehr so glänzend und wohlhabend wie früher. Sie hat mit Brasilien alle Elemente des Reichthums und Lebens, die der überseeische Handel ihr bot, verloren, und das schöne Tajo-Bassin, wo noch im Jahre 1828 fünfhundert große Kauffahrteischiffe vor Anker lagen, zählt jetzt kaum dreißig solcher Fahrzeuge. In diesem Augenblick sieht man dort die Englische Flagge auf zwei Korvetten, einer Fregatte und mehreren Dampf- und Paketböten wehen; Frankreich wird durch die „Dryade", ein schönes, neues, mit 60 Kanonen besetztes Schiff, würdig repräsentirt; nur von Portugals Seemacht zeigt das Bassin nichts, als ein altes, entwaffnetes, unbrauchbares Fahrzeug, den „Don Juan", und zwei oder drei Fregatten, die traurigen und beredten Symbole der verfallenen Größe dieses ersten und kühnsten aller schifffahrttreibenden Völker der Welt.

Als ich am anderen Tage, bei der glühendsten Sonnenhitze, ans Land stieg, um die Stadt Lissabon näher in Augenschein zu nehmen, war das Erste, das mir in der engen und bergigen Straße am Ufer des Tajo auffiel: die sogenannten „constitutionnellen Omnibus", ein Name, der an jedem dieser Wagen, die übrigens auch mit der blau und weißen Portugiesischen Nationalflagge geziert sind, mit großen breiten Buchstaben geschrieben ist. Diese mit vier Pferden bespannten Fuhrwerke sind ziemlich komfortabel; sie sind ganz nach dem Muster der Pariser Omnibus gebaut und aus Frankreich hier eingeführt worden. Uebrigens sind diese Wagen nicht das Einzige, womit jenes Land die Hauptstadt Portugals versieht; ich brauchte nur wenige Straßen zu durchwandern, um das zu bemerken; denn fast an allen Läden sieht man Schilder, auf denen Französische Putzhändler, Schneider, Restaurateure, Friseure und Zahnärzte ihre Waare den Vorübergehenden in drei verschiedenen Sprachen anpreisen. Unzählige solcher Künstler kommen jährlich aus der Gascogne und Provence nach der Pyrenäen-Halbinsel, um dort ein Glück zu suchen, dem sie in ihrem Vaterlande vergebens nachjagten, und Spanier oder Portugiesen, die doch wahrlich von dem Gefühl ihrer Nationalität von Kopf bis zu Fuß durchdrungen sind, würden sich für entehrt halten, wenn sie ihr Haar oder ihre Kleider von anderen als Französischen Händen berühren ließen. Die Zahl dieser fremden Künstler, die jetzt die ganze Halbinsel überschwem-

men, und die der Meinung sind, daß sie, um reich zu werden, keines anderen Talismans, als ihres Französischen Namens bedürfen, wächst jetzt von Tage zu Tage; in Madrid allein wohnen mehr als 10,000 dieser Repräsentanten der Französischen Nation, und wenigstens eben so viel sind in ganz Spanien zerstreut.

Wir waren an Bord unseres Schiffes an eine köstliche, milde, dabei aber doch frische Temperatur gewöhnt und erwarteten daher nicht die wirklich unerträgliche Hitze, die uns bei unserem Eintritt in Lissabon entgegenkam. Die Lage dieser Stadt, die amphitheatralisch auf dem südlichen Abhang einer langen Hügelkette erbaut ist, macht die wirklich tropische Gluth, die in ihren Straßen herrscht, erklärlich; nur der frische, leichte Wind, der fortwährend auf dem Tajo weht, verbreitet von Zeit zu Zeit eine momentane Kühlung und reinigt die Luft von den verpesteten Dünsten, die aus den Kloaken der Stadt aufsteigen. Ich werde mich noch lange an unseren Besuch auf dem Paseyo erinnern; er ist eine traurige, von dunkeln Eichen eingefaßte Promenade; die Blätter der Bäume dort sind mit einem feinen weißen Staube wie mit Puder bestreut und sehen aus, als ob kein Wassertropfen sie jemals benetzt hätte. Dieser öffentliche Vergnügungsort, oder Bratofen vielmehr, ist von allen Seiten hermetisch mit hohen eisernen Gittern verschlossen; seine einzige Zierde besteht in einer neuen, ziemlich hohen Fontaine, auf welche die Einwohner Lissabons nicht wenig stolz sind und die übrigens auch mit schlechtem Geschmack angelegt ist. Vergebens sucht man auch dort nach frischem Grün, vergebens nach einem Zweige Orangerie, oder nach blühenden, wohlriechenden Blumen; ich habe Lissabon nach allen Seiten hin durchstrichen, ohne einen einzigen Pomeranzenbaum zu sehen, und doch muß dieser Baum, dessen lieblicher Geruch die ganze Küste Spaniens von Porto bis Barcelona mit balsamischem Dufte erfüllt, auch in Portugal kultivirt werden; denn es giebt in Lissabon zu jeder Jahreszeit die köstlichsten Orangen in Ueberfluß, und Sevilla, „diese Stadt, berühmt durch ihre Frauen und Pomeranzen", wie Lord Byron sagt, würde viel zu thun haben, um unserem Gaumen den herrlichen Nachgeschmack zu rauben, den die edlen Portugiesischen Früchte ihm gelassen haben.

Dafür, glaube ich, werden die Frauen von Sevilla keine große Mühe haben, den Sieg der Schönheit über die Portugiesinnen davonzutragen; ich sah in den Straßen von Lissabon und auf den mit grünen Jalousieen vor der Sonne geschützten Balkonen viele junge Mädchen und Frauen, aber wirklich nur wenig hübsche. Die Nationaltracht der Portugiesinnen ist auch außerordentlich ungraziös: sie besteht aus einem Mantel von dunklem Tuch mit langem Kragen, ganz wie man sie im Winter in Paris trägt — eine Mode, die sich vortrefflich für eine Hitze von 30 Grad im Schatten eignet, und die auch übrigens nur bei den Frauen der niederen Stände eingeführt ist. Sie tragen das Haar von einem gigantischen Kamme zusammengehalten, der sich wenigstens drei Zoll hoch über den Kopf erhebt; auf diesem Gestell ruht ein kleines Tuch von weißer Gaze, das immer steif gestärkt seyn muß; die beiden Zipfel dieses Tuches sind unter dem Kinn zu einer Schleife gebunden, und die Spitze desselben fällt hinter den Kopf und auf den Hals zurück. Die matte Weiße der Gaze hebt die gelben Ocker-Töne, die die Gesichtsfarbe der meisten Südländerinnen charakterisirt, noch mehr hervor. Was die vornehmen Damen betrifft, so habe ich zu wenige während meines kurzen Aufenthalts in Lissabon gesehen, um es wagen zu dürfen, meine Meinung über einen so delikaten Gegenstand, wie ihre Toilette ist, zu äußern; ich müßte ja dann fürchten, mit jenem Engländer verglichen zu werden, der alle Französinnen nach seiner Wirthin in Chateauroux beurtheilte. Die Portugiesischen Damen, die ich sah, waren Alle nach der Pariser Mode gekleidet; doch bemerkte ich zu meinem größten Bedauern, daß die reizende, graziöse Mantilla aus den höheren wie aus den niederen Klassen der Gesellschaft gänzlich verbannt zu seyn scheint.

Drei ganz parallel laufende Straßen, in denen hohe, regelmäßig, aber nicht schön gebaute Häuser stehen, führen von dem Arsenal nach dem Paseyo Publico und nach den höher gelegenen Theilen der Stadt. Die Rua de Oiro (Gold-Straße) ist die Bond-Street von Lissabon; sie ist der Sammelplatz für die Portugiesischen Dandys, die dort jeden Abend die Theaterzeit erwarten, und alle Fremde, die ihre Kauflust gern befriedigen wollen, strömen nach den zahlreichen Magazinen und Waarenhandlungen, mit denen diese Straße und ihre bescheidenere Nebenbuhlerin, die Rua de Prata (Silber-Straße), gefüllt sind. Die breite und schöne Rua de Oiro stößt an einen herrlichen großen Platz, in dessen Mitte sich eine hohe, ziemlich plump gearbeitete bronzene Statue zu Pferde erhebt; an der einen Seite derselben ruht ein Elephant, an der anderen ein Pferd auf hohem Piedestal; beide Figuren sind ebenfalls von Bronze und bilden mit dem Hauptdenkmal in der Mitte eine nicht ganz geschmacklose Gruppe. Die Statue soll einen der letzten Könige von Portugal, ich weiß nicht mehr welchen, vorstellen. Dieser Platz ist an drei Seiten von schönen, wirklich grandios gebauten Häusern umgeben, die vierte liegt am Tajo, der sich von hier aus, so weit das Auge reicht, erstreckt; er gleicht an diesem Punkte wirklich eher dem Meere, als einem Flusse, und gewährt einen herrlichen, imposanten Anblick. Fast hart am Ufer des Tajo liegen zwei Pavillons, von denen der eine noch nicht ganz vollendet ist; der andere, die Börse von Lissabon, ist ein schönes, vortrefflich gelegenes Gebäude, dem nichts fehlt, als merkantilisches Leben.

Man sieht in der Hauptstadt Portugals viel weniger Kirchen, als in allen anderen Städten dieses Landes. Sie sind größtentheils alle modern gebaut, mit Schnörkeln und Verzierungen überladen, und ihre glänzend weiße Farbe, die kokette Sorgfalt, mit der ihr Inneres geschmückt ist, erwecken wahrlich viel eher weltliche, als ernste, religiöse Gefühle. Da ich mich nur sehr kurze Zeit in Lissabon aufhielt, so konnte ich zu meinem größten Bedauern nicht jene Wallfahrt durch alle Kirchen unternehmen, von der ein gewissenhafter Reisender sich niemals dispensirt. Unser Besuch in der Italiänischen Oper von San Carlos war freilich von längerer Dauer; aber in einer fremden Stadt, die man nur flüchtig berührt, ist das Theater mehr als ein bloßer Vergnügungsort; man hat dort die beste Gelegenheit, die Sitten einer Nation zu studiren; es ist der Sammelplatz für alle Klassen der Bevölkerung, und dem aufmerksamen Beobachter genügen die wenigen Stunden, die er mit ihnen zusammen ist, um sie Alle die Revüe passiren zu lassen. Der runde, ganz frisch dekorirte Schauspielsaal ist geräumig und geschmackvoll verziert; die ungeheure Loge der Königin nimmt den ganzen Hintergrund des Theaters und fast die volle Höhe desselben vom ersten bis zum fünften Range ein. An jenem Abend wurden eine Italiänische Oper, „l'orfana di Ginevra" (die Waise aus Genf) und ein neues Ballet „la venganza de una mulher" (die Rache einer Frau), gegeben; das Publikum war nicht sehr zahlreich, aber gewählt; die Damen alle in eleganter Toilette; das sehr hübsch erleuchtete Haus gewährt einen freundlichen Anblick und entspricht ganz der Idee, die man sich gewöhnlich von dem Theater einer Hauptstadt zu machen pflegt. Mir schien es wie ein Traum, wie die Wirkung einer Zauberei, daß ich, ein Reisender, der noch gestern mit Wind und Wetter kämpfen mußte, heut so bequem und wohlbehaglich in einem eleganten Saale sitzen und auf die Töne der köstlichen Italiänischen Musik, auf diese lieblichen Klänge, die man jetzt von einem Ende der Erdkugel bis zum anderen, von Wien bis nach Rio Janeiro wiederhallen hört, lauschen konnte. An diesem Abend feierte aber nicht Italien, sondern eine junge Französische Sängerin, die reizende Signora Galbi, einen vollständigen Triumph. Die Aufführung der Oper war im Ganzen sehr befriedigend; die Chöre besonders gingen vortrefflich; dafür aber war das Ballet um so schlechter. Die lächerlich wilden Geberden der Figuranten, die nach dem Takt alle Leidenschaften ihrer Vortänzer mitempfanden und, wie musikalische Automaten, die fast wahnsinnigen, rasenden Pantomimen der Kerpktäne wiederholten, erregten in demselben Grade unsere Lachlust, wie den lautesten ungetheiltesten Beifall des Publikums.

Wir hätten wenigstens 24 Stunden länger in Lissabon bleiben müssen, um nur einen einzigen Blick auf alle Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen zu werfen; aber der unwiderrufliche Befehl zur Abreise war gegeben, wir mußten schon den nächsten Tag nach unserer Ankunft wieder unter Segel gehen und hatten doch weder Belem, noch den Palast von Ajuda, noch die berühmte neu angelegte Wasserleitung gesehen, deren Hauptbogen mehr als 200 Fuß hoch ist und die ganz Lissabon mit Wasser versieht. Die Stadt zeigte sich uns übrigens jetzt erst in ihrem vortheilhaftesten Lichte. Man sieht sie von den Schiffen aus, die den Tajo hinauf fahren, von ihrer schönsten Seite. Das Viertel, in dem der Adel Lissabons wohnt, breitet seine Paläste und Gärten, die terrassenförmig über einander in pittoresker Unordnung liegen, wie einen Fächer vor den Augen der Absegelnden aus. Die Spitze des Hügels, auf dem es erbaut ist, wird von dem Palast der Königin und der glänzenden Kuppel einer herrlichen weißen Kirche gekrönt, die dem ganzen Stadttheil, von dieser Seite aus gesehen, einen orientalischen Anstrich giebt.

An der ganzen Küste des Tajo, vor der unsere Brigg, vom frischen Winde getrieben, schnell wie ein Pfeil vorüberflog, sahen wir nichts als eine ununterbrochene Reihe von Palästen, Forts und Landhäusern, die, wenn auch nicht durch den reinen Geschmack ihrer Architektur, doch durch ihre blendende Weiße und Sauberkeit sich bemerklich machen. Der alte Thurm von Belem, ein schönes viereckiges Gebäude in gothischem Styl, ist ziemlich weit in den Tajo hinein gebaut und liegt über einem kleinen Fort von modernerer Bauart. In geringer Entfernung von den Festungswerken Belem's liegt das Königliche Schloß oder vielmehr Lusthaus gleiches Namens: ein Gebäude, das weder durch seine Architektur, noch durch seine schöne Lage merkwürdig ist.

Rosseeuw St. Hilaire.

Spanien.

Spanische Zustände.

II. Katalonien.

Ich war zur Zeit der Cholera in Barcelona, konnte aber nur vierundzwanzig Stunden darin verweilen; indeß war auch dies noch zu viel zu einer solchen Zeit. Ich war einem Mönch, einem Arzt und einem Kaufmann empfohlen. Der Kaufmann war todt, der Arzt unsichtbar geworden, der Mönch auf der Flucht. Auf diese Weise mir selbst überlassen, durchlief ich auf gut Glück die Stadt, indem ich, so zu sagen, eine Entdeckungs-Reise machte.

Barcelona hat in seinem Aeußern einige Aehnlichkeit mit Palermo; was aber seine Sitten und seine Civilisation betrifft, so ist es für Spanien das, was Mailand für Italien ist; die Französischen Sitten dringen hier immer mehr ein und werden bald die alten einheimischen Gewohnheiten verdrängt haben. Es ist eine Stadt des Handels und der Eitelkeit. Man verfolgt das Glück, und nachdem man es erhascht hat, verschwendet man es in Luxus und Vergnügungen. Es ist diejenige Spanische Stadt, wo das Theater am meisten besucht wird, was sogar mitten in der Cholera-Epidemie der Fall war; die Oper ist manchmal gut besetzt, aber von National-Musik keine Rede. Rossini beherrscht als alleiniger und unumschränkter Herr die Katalonischen Dilettanten. Das Theater ist sehr schlecht erleuchtet, was aber nicht ohne Absicht geschieht: das Halbdunkel der Logen reizt zu Galanterieen, und die Schönheit der Frauen ist verführerischer in der Beleuchtung dieses Halbdunkels. Zu bedauern ist nur, daß die Damen die Mantilla dem Französischen Hut opfern. Dies ist vielleicht von allen Neuerungen jenseits der Pyrenäen die unleidlichste.

Es giebt eine Katalonische Bauart, deren Eigenthümlichkeiten man schon kennen lernt, bevor man noch die Pyrenäen überschreitet, denn Perpignan ist beinahe eine Spanische Stadt. Das Urbild dieser Bau-

art ist der Palast der Audiencia Real, ein Gerichtshof, das hervorstechendste Gebäude in Barcelona.

Zwei Dinge fielen mir in Barcelona besonders auf: die achteckigen Glockenthürme und die Säulen-Gallerieen, welche die Häuser umgeben. Dies sind die beiden unterscheidenden Züge der Barcelonischen Baukunst, welche der Stadt ein eigenes Ansehen geben.

Das Belvedere des Landes ist das Fort von Monjuich, welches die Stadt beherrscht und sie von dieser Seite beschützt, wie die Citadelle sie von der anderen vertheidigt. Man steigt auf einem im Zickzack in den Berg gehauenen und auch für Fuhrwerke brauchbaren Wege hinauf. Die Lage ist schön, aber dennoch traurig. Trotz der großen Anzahl Dörfer und Lusthäuser, welche in der Ebene liegen, so wie am Fuße und an den Seiten den Hügel umgürten, ist die Aussicht düster, und die Mündungen des Llobregat, eines gelben trägen Flusses, erinnern an die Einsamkeit und Wüstenei der Italiänischen Marrennen an der Mündung des Tiber. Der Anblick auf das Meer ist herrlich; in die Ferne getragen und melancholisch eingewiegt auf den blauen zitternden Wellen des Mittelländischen Meeres, verirrt und verzigt sich der Blick an den äußersten Gränzen des Horizonts. Durch das unaufhörliche Murren des Volkes, welches in diesem Augenblick unter den unsichtbaren Schlägen der Epidemie fiel, auf die Stadt zurückgeführt, dachte ich an die Scenen von Trauer und Verzweiflung, welche damals die so zu sagen verwünschte Stadt darbot. Nichts verrieth indessen, daß der Tod über ihr schwebte; die Luft war lau und rein, die Sonne leuchtete, der Himmel war heiter und der gelinde kühlende Hauch des Mittelländischen Meeres von dem balsamischen Wohlgeruch der Orangenbäume erfüllt. Diese bittere Ironie der Natur hatte Etwas, was das Herz zusammenpreßte und den Gedanken an das Uebel weit fürchterlicher machte.

Der Barcelonier ist ein Seemann; er liebt das Meer und die Abenteuer; die große Zahl von Auswanderern, welche im vorigen Jahrhundert ihr Heil in Indien suchten, ging von Barcelona aus. Die Seeleute haben ihr eigenes Stadtviertel, oder vielmehr ihre besondere Stadt. Das sogenannte Barcelonette oder kleine Barcelona gehört ihnen ausschließlich. Dieses Barcelonette ist in der That mehr als eine Vorstadt, es ist eine Stadt in der Stadt; man zählt darin mehr als 700 Häuser, welche alle nach einem und demselben Muster gebaut sind, und von denen keines über ein Stockwerk hoch ist, damit den Häusern von Barcelona nicht die Aussicht genommen wird. Alle Straßen sind schnurgerade. Barcelonette ist von modernster Bauart, die nicht über das vorige Jahrhundert hinausreicht. Der Marquis de la Mina legte im Jahr 1775 die letzte Hand daran. Es herrscht darin große Thätigkeit; man fabrizirt dort Anker, Segel und Tauwerk: Alles, was die Schifffahrt erfordert, und baut sogar Kauffahrer in allen Größen. Der Katalonier gewinnt durch diese Verhältnisse ein Uebergewicht, das er empfindet und gern Andere empfinden läßt.

Ich mochte vernünftigerweise nicht länger in einer so durch Krankheit heimgesuchten Stadt verweilen und reiste deshalb von Barcelona ab, um mich in den Bergen zu purifiziren. Während man den Eilwagen, der mich mitnehmen sollte, packte, läutete die Glocke einer auf der Rambla liegenden kleinen Kirche zur Messe für die Reisenden, die eben so früh als die für die Jäger geläutet wird; aber sie läutete vergebens, kein Reisender gab darauf Acht, und die Messe fand keine Besucher. Der Nachtwächter, der bald seine dumpfe einförmige Stimme mit der des silbernen Glöckchens vereinigte, rief: Zwei Uhr! und kündigte den schlummernden Bürgern an, daß das Wetter heiter sey. Da es nun in Spanien drei Viertheile des Jahres heiter ist, so hat man den Wächter mit dem Worte, welches er am meisten wiederholt, getauft: man nennt ihn den Heiteren (sereno). In Paris würde er wahrscheinlich der Regnichte, in London der Neblichte heißen.

Sobald der Eilwagen gepackt ist, reist man ab, und die lärmenden Glöckchen von sieben eingespannten Maulthieren tönen durch die finsteren und stummen Straßen. Das Stadtthor öffnet sich, die Zugbrücke rasselt, wir sind auf freiem Felde; allein es ist finstere Nacht, und man galloppirt in der Dunkelheit nach Martorelli, einem unbedeutenden Flecken, mit einem Triumphbogen und einer ursprünglich Römischen Brücke über den Llobregat.

Der Spanische Eilwagen unterscheidet sich von dem Französischen dadurch, daß er ausschließlich für den Dienst der Reisenden bestimmt ist und nicht für den Transport von Waaren benutzt wird; er ist aber auch viel theurer. Die vornehmsten Leute bedienen sich seiner, und man fährt oft mit Herzoginnen und Gesandten in demselben Wagen. Indeß ist damit nicht gesagt, daß man sich darin stets in guter Gesellschaft befindet. Ganz das Gegentheil von den Französischen Conducteuren, welche die Reisenden als den unbequemsten Theil ihrer Ladung ansehen, ist der Spanische Mayoral voll Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit für dieselben. Der Spanische Eilwagen rastet alle Abende in Posadas, die von Station zu Station auf Kosten der Regierung errichtet sind, und legt ungeachtet dieser täglichen Verzögerung den Weg weit schneller zurück als der Französische; denn ist er einmal im Gange, so geht er fast immer im Galopp. Gewöhnlich wird er von sieben Maulthieren gezogen, allein man legt deren oft bis zehn, ja sogar zwölf (einmal sah ich sechzehn), je nach der Länge des Relais oder nach der Schwierigkeit des Weges, vor. Die Maulthiere sind paarweise angespannt; die beiden letzten versehen den Dienst der Stangenpferde, und der Mayoral leitet sie durch den Zügel von seinem Sitz aus. Die übrigen gehen ohne Zügel und gehorchen der Stimme. Jedes Thier hat seinen Namen und antwortet darauf durch eine Bewegung der Ohren. Diese Namen verändern sich wenig und sind dieselben von einem Ende Spaniens bis zum anderen; sie lauten immer: Carbonera, Dragonera, Jardinera, Plotera, Capitana, Coroneta, Generala, Colegiala, Amerosa, Valerosa, Borracha, Leona ꝛc. Die Thiere sind gewöhnlich mit gelben Schabracken geschmückt und ganz mit betäubenden Glöckchen bedeckt. Das erste Maulthier reitet ein kleiner Postillon, der die Karavane leitet, ohne sich um das zu bekümmern, was hinter ihm vorgeht; niemals wendet er den Kopf um. Der Zagal ist ein Fußgänger, der zur Seite des Gespanns herläuft und nach Gelegenheit Tadel, Lob und Stockschläge austheilt. Er hat die härteste Beschäftigung und braucht wahrhaft eiserne Kniekehlen, um es auszuhalten. Alles zusammengenommen bildet das malerischste Ganze, und nichts ist unterhaltender, als der Leitung dieser widerspenstigen und lärmenden Armee in allen ihren Einzelnheiten zu folgen. (Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Michel Chevalier in Mexiko.

Vierter Artikel.

Neulich schrieb ich Ihnen, daß Mexiko, seitdem es sich unabhängig erklärt, sowohl in materieller als in geistiger Beziehung weit mehr verloren als gewonnen habe. In moralischer Hinsicht ist der Verfall des Landes — ich muß es mit Schmerz gestehen — noch schrecklicher.

Der Fond der Bevölkerung, d. h. die Indianische Race, war unter der Spanischen Herrschaft an Gehorsam und Unterwürfigkeit gewöhnt. Da diese Nachkommen der Ureinwohner größtentheils auf dem Lande leben, mit den Weißen wenig in Berührung treten und große Ehrfurcht vor der Geistlichkeit haben: so sind sie jetzt, was sie damals gewesen, oder doch wenig anders.

In den Städten zeigt der niedere Bürgerstand (d. h. ungefähr neun Zehntheile der Weißen) mit dem niederen Bürgerstande in den Städten Spaniens eine auffallende Aehnlichkeit. Es sind friedfertige Leute, ohne Ehrgeiz und von achtbarer Gesinnung, aber moralisch entnervt und jeder thatkräftigen Handlung, sey sie nun gut oder böse, ganz unfähig. Diese Klasse ist leicht zu regieren und läßt sich von dem Ersten, der ans Ruder kommt, wie weiches Wachs, in alle Formen kneten; aus demselben Grunde aber hat keine Regierung an ihr eine Stütze, oder ein gediegenes Werkzeug. Sie kostet dem öffentlichen Schatze wenig, bringt ihm aber auch wenig ein, da sie weder Reichthum noch Betriebsamkeit besitzt. Sie lebt ohne Sorgen und ohne Anstrengung im Schoße jener Mittelmäßigkeit, welche der Epikuräer Horaz eine goldene nennt. Diese Mittelmäßigkeit ist in ruhigen Zeiten für die große Mehrheit der Sterblichen reich an Genüssen; bei politischen Stürmen aber erscheint sie als eine unselige Stumpfheit und Lethargie und ist die Vorbotin des Todes. Bürger dieser Art taugen weder zur Vertheidigung des Landes gegen Angriffe von Außen her, noch zur Begründung einer öffentlichen Meinung im Innern; denn sie haben von der furia francese oder dem bürgerlichen Muthe der Engländer keine Begriffe. Ihr höchstes Gut ist ein leibliches und geistiges far niente; und doch besitzen sie nicht einmal Thatkraft genug, um, zur Sicherung dieser animalischen Wohlbehaltenheit, eine wohlorganisirte Bürger-Garde zu bilden, die Unruhstiftern oder Räubern furchtbar werden könnte. Seit zwanzig Jahren hat diese Volksklasse ihren Charakter nicht wesentlich geändert, wohl aber etwas modifizirt; ihre Fehler sind ärger geworden, obgleich die Ablegung derselben eine Hauptbedingung ihrer nationalen Wohlfahrt gewesen wäre. Nur eine kraftvolle und entschlossene Regierung könnte dieses Volk moralisch wieder aufrichten; aber die Regierung ist hier im höchsten Grade schwach und erbärmlich.

Auch findet man in den Mexikanischen Städten jetzt wie vormals ein abscheuliches Bettler-Gesindel, das überhaupt kein Alt- oder Neu-Spanischer Ort entbehren zu können scheint. Diese Kaste von Paria's ist aber leicht im Zaume zu halten, weil sie nichts von jener großartigen Kühnheit besitzt, die bei uns Franzosen sogar dem elendesten Proletarier nicht abzusprechen ist; sie ist nur einer momentanen Erregung fähig, der gleich nachher die äußerste Erschlaffung folgt. Dieses elende Gesindel wird heutigestages immer zahlreicher und hülfloser.

Zwischen dem Bürgerstand in den Städten und den Indianern befindet sich eine merkwürdige, hauptsächlich aus Mestizen gebildete Klasse, bei der nichtsdestoweniger das Blut der weißen Race häufig vorwaltet. Besonders zwei Typen dieser Klasse verdienen Erwähnung. Die Einen sind die Ranchero's oder kleinen Land-Eigenthümer, wackere Leute von stolzer unabhängiger Sinnesart, die gerade so viel besitzen, als zu ihren geringen Bedürfnissen ausreicht; die Anderen, sehr zahlreich, aber weniger hochgesinnt, haben kein eigenes Vermögen und verdingen sich deshalb als Bedienten. Bei einem gesellschaftlichen Zustande, in welchem das Patronat immer eine große Rolle gespielt, und wo der Mensch so geneigt ist, demjenigen zu gehorchen, der zu befehlen versteht, sind dergleichen Leute unentbehrlich. Der Ranchero ist schön gewachsen, von kräftiger Haltung und beständig mit einer Lanze oder wenigstens mit einem Säbel bewaffnet. Beide Waffen weiß er so geschickt wie ein Orientale zu führen. Seine Gesichtsbildung ist malerisch; seine Kleidung nicht minder; er trägt ein mit Gold und Silber gesticktes Wamms, mit Franzen besetzte sammetne Beinkleider, Kamaschen aus Hirschleder, die am Knie befestigt sind, Schuhe, die an der einen Seite oberhalb des Knöchels sich öffnen, ungeheure eiserne Sporen, mit Silber plattirt und mit Sporn rädchen von vier Zoll im Durchmesser. Das Hemde steht am Halse offen; den breitgeränderten Hut umgiebt eine silberne Tresse, und an der Vorderseite ist er mit einem Bildchen der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, der Schutzpatronin Mexiko's, geziert. Sehr oft trägt er über dem Wamms noch einen kurzen Spanischen Mantel aus Sammet oder anderem brodirten Stoffe, den er mit angeflammter Castillianischer Würde umzuschlagen weiß. Die Aermeren hüllen sich, statt des Mantels, in einen Serap, eine lange und schmale Decke aus dichtem weißen und vielfarbig gestreiften Wollenzeug, mit der sie sich, wie Griechische Statuen, zu drapiren wissen. Die Ranchero's waren die tapfersten Streiter im Befreiungs-Kriege.

Der dienstbare Mestize, obwohl demüthiger und in seinem Anzuge bescheidener, ist doch auch ein schöner Mann, ein vortrefflicher Reiter und gegen alle Beschwerden abgehärtet. So ungemein kräftig diese Leute sind, so äußerst kärglich ist ihre Nahrung. Sie haben stets ein sauberes Ansehen, wenn sie ihren Payo, ein mit Franzen besetztes Gewand aus Leder, tragen. Sie schlafen an der bloßen Erde, in die Manga eingehüllt, die Jeder hinter sich auf seinem Pferde trägt. Wenn ihr Herr auf einer Reise in einem Wirthshaus an der Landstraße einkehren muß, so legen sie sich quer in der Thüre nieder. Ehemals hatte man das größte Vertrauen auf ihre Treue und Ehrlichkeit; sie gaben oft Beweise von aufopfernder Anhänglichkeit an ihre Herren.

Die Klassen von Bewohnern, deren ich bis jetzt gedacht, bilden mit ihren Lastern und ihren Tugenden ein nationales Ganze, das vor etwa zwanzig Jahren eher noch über als unter der Mittelmäßigkeit stand, und das man selbst heutzutage ohne großen Nachtheil mit anderen Völkern, die sich sehr civilisirt dünken, vergleichen könnte. Alle diese vereinigten Elemente würden aber jedenfalls nur einen Körper ohne Kopf bilden. Außer ihnen und zugleich über ihnen giebt es eine höhere Klasse — ich nenne sie die Aristokratie im weiteren Sinne — zu welcher der höhere Bürgerstand und der ehemalige Kreolische Adel gehören; denn Spaniens Könige hatten einer bedeutenden Anzahl in Mexiko angesessener Spanischer Familien Castilianische Titel verliehen. Diese Klasse regiert jetzt, kraft ihrer gewohnten alten Superiorität; sie übt, wo nicht de jure, doch de facto eine gewisse Diktatur aus. Das Monopol der Gewalt kommt aber auch diesen Aristokraten nothgedrungen zu; denn sie allein haben einige, wenn auch nur oberflächliche Kenntniß von Staats-Angelegenheiten. Wir müssen sie vor allen Uebrigen in Betracht ziehen, wenn wir über den sittlichen Zustand Mexiko's urtheilen wollen; denn die anderen Klassen nehmen, hier wie allerwärts, aus Eitelkeit, Leichtsinn, Gewohnheit oder Modesucht die herrschende Klasse instinktmäßig zum Muster. Eben deshalb haben die Engländer, nach dem Urtheil manches denkenden Kopfes, Grund genug, zu behaupten, daß ihre Verfassung der Zukunft Trotz bieten könne; denn was für donnernde Syllogismen auch gegen die Privilegien ihrer Aristokratie geschleudert werden, diese Aristokratie ist und bleibt die gebildetste Klasse in England, diejenige Klasse, welche die meisten Reichthümer besitzt, und welche ihre Einkünfte zur Erwerbung eines ungeheuren Patronats-Rechtes, zur Begünstigung der Wissenschaften, der Literatur, der schönen Künste und der nützlichen Gewerbe am besten zu verwenden weiß; sie ist es endlich, die sich am besten darauf versteht, das Volk zu lenken und alle Interessen im Gleichgewicht zu halten. Sie zählt fast alle berühmte Britische Staatsmänner älterer und neuerer Zeit in ihren Reihen, Dank der Klugheit und Einsicht, welche die Rathgeber der Krone anwenden, so oft sie zur Pairs-Wahl schreiten. Die Verderbtheit der Französischen Aristokratie ließ um das Jahr 1789 jeden denkenden Kopf erkennen, daß Frankreich auf einem Vulkane ruhte, und im Jahre 1829 wurde aus ähnlichem Grunde einleuchtend, daß der Abgrund der Revolution für uns sich noch nicht geschlossen hatte; denn die Aristokratie der Restauration war nur ein Schatten der Britischen und stand außerdem einer hundert Mal unruhigeren, unlenksameren und stolzeren Demokratie gegenüber. Darum muß aber auch jeder klar sehende Beobachter in dem heutigen Mexiko die Keime wahrnehmen, die dereinst eine fürchterliche Katastrophe oder ein wunderbares Einschreiten der Vorsehung als unvermeidlich erscheinen lassen.

Ein Englischer Reisender hat von der Mexikanischen Aristokratie gesagt, daß man vergebens sich abmühen würde, in diesen Menschen auch nur ein Fünkchen wahrer Seelengröße zu entdecken, daß kleinliche Leidenschaften jeder Art, in Weichlichkeit und Apathie gleichsam aufgelöst, den Grundzug ihres moralischen Wesens ausmachten. Ich will nicht das Echo dieses strengen Richterspruches seyn; doch muß ich sagen, daß es mir unbegreiflich ist, wie dieselben Menschen, an denen ich hier vorübergehe, die ich täglich sehe und höre, so viel Gluth und Hingebung, so viel Seelenstärke und geistige Lebendigkeit zeigen konnten, als es Spaniens Joch zu brechen und tausend Gefahren zu trotzen galt. Sind das wirklich die tapferen Streiter von Hidalgo und Morelos, die glorreichen Waffenbrüder von Victoria und den Bravo's! Fast möchte man sagen, daß mit dem Hasse gegen die Spanier jeder frischere Lebenshauch von den Mexikanern gewichen ist. Am tiefsten sind die öffentlichen Beamten gesunken; die schamloseste Bestechlichkeit ist an der Tagesordnung; das Gewissen der Leute wird öffentlich in einen Tarif gebracht. Pforten, die Einem Beutel Unzen Widerstand leisten, öffnen sich vor zweien. Hätten die Machthaber dabei nur wenigstens Geist genug, um die Angelegenheiten des Gemeinwesens erträglich zu verwalten! Aber sie scheinen geistig eben so unfähig, als sie moralisch verderbt sind.

Die Sittenlosigkeit wird bei der Mexikanischen Aristokratie nicht so zur Schau getragen, wie dies vielleicht in Lima oder in Brasilien der Fall ist. In Mexiko beweist das Laster der Tugend noch so viel Rücksicht, daß es die Verborgenheit sucht; aber was für schauderhafte Dinge haben die Aerzte mir offenbart! Außerdem werden Ehrbarkeit und Zartgefühl stufenweise zu immer hohleren Klängen. Die Ehre ist ein Wort, das bald nur noch beim Kartenspiele als Trumpf (honneur) etwas bedeuten dürfte. Die Freundschaft nimmt mehr und mehr den Charakter eines ephemeren Bündnisses an, dessen Triebfeder grober Egoismus ist; der Schwur ist eine Mystification, die Gerechtigkeit verkappte Räuberei. Der Diebstahl wird zu einer nationalen Gewohnheit. Vornehme Damen haben sich, wie man sagt, eine Virtuosität darin erworben, in Waarenlägern Halstücher oder Schleier zu entwenden.

Nachdem ich so groben Laster Erwähnung gethan, ist es überflüssig, die kleinen Sünden aufzuzählen. Dahin gehört z. B. die Spielwuth der Mexikaner; man spielt das Monte, wie man immer gethan, auf Jahrmärkten, an Festen und bei öffentlichen Versammlungen. An dem jährlichen Feste des Dorfes San Augustin, bei Mexiko, spielte man mit rasender Leidenschaft und thut es noch jetzt, obschon die Leute sehr herabgekommen sind. Ein reicher Pfarrer kam eine lange Periode hindurch alle Jahr mit einem Beutel Unzen (80,000 Franken) nach St. Augustin, ritt an ein Fenster des Pharo-Saals, reichte den Beutel voll Gold, ohne abzusteigen, dem Bankhalter und ließ die ganze Summe auf Eine Karte setzen. Verlor er, so spornte er sein Pferd und ritt augenblicklich in sein Dorf zurück, ohne den geringsten Verdruß zu bezeugen; gewann er, so entfernte er sich, nach Empfang des Gewinnstes, mit derselben gleichgültigen Miene.

Dies wäre ungefähr der moralische Zustand derjenigen Klasse, in deren Händen Mexiko's Schicksal ruht. Der Indianer und noch mehr der bürgerliche Mestize fangen in ihrer Sphäre damit an, dem verderblichen Beispiel ihrer natürlichen Chefs zu folgen. Der Ranchero und der Indianische Landbauer sind im Ganzen noch nicht demoralisirt; aber das Sittenverderben greift um sich, wie ein Krebsschaden, und schon jetzt macht sich mancher Ranchero kein Gewissen daraus, einem Vorübergehenden die Börse oder das Leben abzufordern.

Die Mexikanische Gesellschaft wird immer ohnmächtiger. In den Bürgerkriegen schont man einander, nicht aus einem Gefühle von Menschlichkeit, sondern, weil man nicht moralische Kraft genug besitzt, um sich eines verabscheuten Gegners zu entledigen, oder weil die Furcht vor Wiedervergeltung zu groß ist. Die Straf-Gesetze kommen, selbst bei gewöhnlichen Attentaten, nicht mehr in Anwendung. Das Gouvernement ist väterlich mild gegen Diebe und voll Barmherzigkeit gegen Banditen. Es läßt diese Elenden ihr Gewerbe nach Herzenslust treiben, nimmt es aber übel, wenn rechtschaffene Leute dem Unwesen auf anderem Wege, als dem der Justiz steuern wollen.*) Selbst das Verbrechen ist ohne Energie, die Räuber sind Feiglinge, die den Reisenden in Engpässen auflauern, wo sie für ihr eigenes Leben nichts zu fürchten brauchen. Der Mörder ist ein niederträchtiger Schurke, der nur, wenn er noch ein halbes Dutzend Gehülfen hat, über einen Einzelnen herfällt.

Mannigfaltiges.

— Dumont d'Urville. Die Südpol-Expedition dieses durch seine früheren Reisen bekannten Weltumseglers ist nunmehr, trotz der beißenden, früher von uns erwähnten Protestation des gelehrten Herrn Arago, dennoch abgegangen. Die von dem Capitain kommandirte, aus den beiden Schiffen „l'Astrolabe" und „la Zelée" bestehende Expedition hat am 7. Sept. den Hafen von Toulon verlassen. Die Dauer der Reise ist auf drei Jahr berechnet. Der König der Franzosen selbst soll den Plan derselben entworfen haben, und zwar ist der Expedition als Hauptzweck aufgegeben, so weit als möglich nach dem Südpol vorzudringen. Die Region desselben ist uns nämlich *bisher noch viel unbekannter*, als die des Nordpols. Während Cap. Roß den magnetischen Nordpol selbst aufgefunden haben will, ist auf der südlichen Halbkugel der Erde Cap. Cook im Jahre 1774 nur bis zum 71sten und Cap. Weddel im Jahre 1823 nur bis zum 74sten Breiten-Grade gedrungen. Allerdings sollen aber auch die wallfischreichen Polar-Eismeere des Südens einen noch gefährlicheren Charakter haben und viel weiter sich erstrecken, als die des Nordens. Daß indessen auch dieses noch nicht ganz feststehe, ist schon daraus abzunehmen, daß überhaupt nur etwa 180 Grad oder die Hälfte der ganzen Circumferenz des Südpols in seiner Breite bis zum 74sten Grade von Seefahrern bisher erforscht worden. Dem Herrn Dumont d'Urville ist daher noch ein weites Feld zu Entdeckungen aller Art geöffnet. Wir wollen ihm Glück auf die Reise wünschen und hoffen, später auch unsererseits über neue Resultate derselben berichten zu können.

— Französischer Indigo. Die Versuche, die man im südlichen Rußland und namentlich in der Krimm mit dem Anbau einer unter dem Namen Polygonum tinctorium bekannten Chinesischen Indigo-Pflanze gemacht, sind in Frankreich mit dem besten Erfolge wiederholt worden. Europa hat also Aussicht, sich auch in Bezug auf dieses wichtige Produkt, eben so wie es im Mittelalter mit der Seide der Fall war, von Asien zu emanzipiren. Die Französische Regierung hat vor kurzem den Samen des Polygonum tinctorium aus Georgien kommen lassen, um damit Versuche anzustellen, aber noch früher als sie hat ein Hr. Bilmerin von Hrn. Hartwiß, Direktor der Kaiserl. Russischen Pflanzen-Anlagen von Nikita, Samenkörner erhalten, die er bereits im Jahre 1835 dem Direktor des botanischen Gartens in Montpellier, Herrn Delille, mittheilte. Dieser gewann im Jahre 1836 so viele Pflanzen, daß der Same derselben nach verschiedenen Orten, und zwar nach Paris, Berrières (im Departement der Seine und Oise), Nogent (im Departement des Loiret) und Nimes, zum weiteren Anbau versandt werden konnte. Sämmtliche Versuche sind gelungen und haben einen Indigo geliefert, der die Sachkenner in Erstaunen setzt und zu den größten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Das Polygonum tinctorium kommt hiernach nicht bloß im südlichen, sondern auch im nördlichen Frankreich fort und wird daher mit demselben günstigen Erfolg auch nach Deutschland verpflanzt werden können.

---

*) Auf der Straße von Mexiko nach Vera Cruz liegt das Dorf Tepeyahualco, dessen Bewohner für Räuber von Profession gelten. Der Oberst M..., Kommandant des Forts Perote, pflegte, so oft ein Raub auf der Landstraße begangen war, dahin aufzubrechen und mit den Uebelthätern einen summarischen Prozeß zu machen. Als die Behörde von diesem Mißbrauch Kunde erhielt, bedeutete sie dem Obersten, daß er die Verbrecher hinführo der Justiz überliefern sollte, die ihnen nach kurzer Haft ihre Freiheit wieder schenkt, wofern sie nicht dem Kerkermeister die Mühe ersparen und, ohne daß er ihnen die Thür öffnet, entwischen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 114. Berlin, Freitag den 22. September 1837.

Frankreich.

Ein strenges Wort über George Sand:

Nach der Genfer Bibliothèque Universelle.*)

.... Die große Schwierigkeit ist die, ehrbare und zarte Ausdrücke zu finden für einen Gegenstand, der es so wenig ist. Da ist zuerst eine Art Weib, oder vielmehr Räthsel, Namens Lelia, ein Räthsel, von dem man am Ende nicht mehr weiß, als am Anfange; diese flößt dem Kinde Stenio, dem zweiten Räthsel, eine heftige Leidenschaft ein und verschmäht es, sie zu erwiedern, nicht etwa aus Reinheit, sondern weil sie beinahe schon die Fähigkeit, unrein zu seyn, abgestumpft. Das Kind, vor Verdruß darüber, stürzt sich in die ausgelassensten Orgien, richtet sich geistig und körperlich zu Grunde und endigt zuletzt damit, in einen See zu springen unter gräulichen Lästerungen. Der Priester Magnus, ein drittes Räthsel, fängt ebenfalls Feuer für Lelia, kämpft lange mit sich selbst, wird wahnsinnig und erwürgt sie; worauf die ganze Sippschaft in den Himmel fährt, den Himmel George Sand's!.... Den moralischen Culminationspunkt der Geschichte repräsentirt der weise Trenmor, ein viertes Räthsel, ein ehemaliger Geck, Säufer, Spieler, Schurke und Galeerensträfling, Gründe genug, weshalb ihn die Verfasserin zum Helden und Heiligen erhebt.

Und nun bitte ich, was soll der Zweck von all dem seyn? — Die Moral anlangend, kann ich nur eine einzige darin sehen, nämlich die: Wer versteht doch ja Keiner seinen Leidenschaften, noch denen der Anderen; das ist eine übelangebrachte Unempfindlichkeit, mit der man schlecht fährt. Aber, wohl zu merken, die Verfasserin hat an diesen Schluß nicht mehr gedacht, als an jeden anderen. Ihr war es bloß darum zu thun, die Magie ihres Styls an so neuen, noch nie dagewesenen und unmöglichen Situationen zu versuchen; zu zeigen, wie sie bloß durch jenen sinnbetörenden Zauber die Leute zum Lesen verlocken und Interesse erregen könne, wobei natürlich alle andere Elemente des Erfolgs ganz gleichgültig bleiben. Da ist also weder ein System, noch ein Plan, weder Prinzipien, die man zerstören, noch solche, die man verbreiten will, weder Moralität, noch Immoralität zu suchen; auf solche Gemeinplätze war es gar nicht abgesehen. Das Ganze ist durchweg nichts als eine Lüge: mag sie loben oder lästern, mag sie preisen oder spotten, mag sie Ja oder Nein sagen, sie lügt; doch nein, sie lügt auch nicht einmal, denn diese Lüge, diese beständige Negation wäre doch schon Etwas, würde schon auf einen Plan und Zweck hindeuten; ihr aber ist es einerlei, was sie sagt, ob Ja oder Nein, ob Lüge oder Wahrheit: dafür giebt sie keinen Schuß Pulver; wenn sie nur was sagt. Hier und da kommt eine Aeußerung vor, die Euch in Harnisch bringt; aber ich bitt' Euch um Alles in der Welt, wer wird sich daran stoßen? — Dreht nur einmal die Seite um; seht Ihr denn nicht, daß der Gedanke nur das Kleid zu den Worten hergeben soll, und weiter nichts? — Ja, die Phrase, die Phrase, das ist das Centrum, um das sich hier Alles dreht, das ist die Tendenz all dieser Geistesprodukte, das Feldgeschrei bei all den Pro und Contra's, der Nahrungsstoff für all die beredten Talente des Tages. Unsere Nachbarn, die Franzosen, können es nun einmal nicht lassen. Die Phrase ist und bleibt ihre Liebe und ihr Stolz, ihr Putz und ihr Steckenpferd, ihr tägliches Brod und ihr Glaube, der Köder, mit dem man sie lockt, und der Wurm, der an ihnen nagt. Ja, dies geht so weit, daß bei ihnen ein glückliches Wort genügt, Einen zum großen Mann zu machen.

Was in der „Lelia" besonders empört, ist ein widriges Gemisch des Allerheiligsten und des Allerschändlichsten, das man sich denken kann; die ehrwürdigsten Worte in der Menschen-Sprache, Heiligkeit, Religion, Größe, Tugend, Himmel, Engel, Hoffnung, Zukunft, müssen sich alle eine Verdrehung ihres natürlichen Sinnes gefallen lassen, als hätte es sich die Verfasserin zur Aufgabe gestellt, sie so lange zu verzerren, bis sie für immer untauglich werden, das auszudrücken, was sie bisher ausgedrückt haben. Den Namen Gottes findet man in diesem Buche, sage in der „Lelia", bis zu drei Malen auf einer Seite. Mitten unter den unzüchtigen Schilderungen, wie sie nur die Hand eines Weibes hinwerfen kann, versteht sich, nur eines jener Weiber, die über die Schranke hinausgesprungen, eines jener moralischen Zwitter, die ein verächtliches Mixtum-Kompositum von Mann und Weib bilden, mitten unter diesem Schmutz also brechen Lelia und Konsorten plötzlich ab, um — Gott zu preisen, schamlose Bitten oder Vorwürfe an ihn zu richten, oder um den Vorschmack zu genießen von der „himmlischen Seligkeit, von der Entzückung der Engel zu den Füßen des Allmächtigen!" Man muß es mit eigenen Augen gelesen haben, um es zu glauben, und auch dann fällt es Einem noch schwer. Da kann man recht sehen, daß Gott und das Evangelium, der Erlöser und das Kruzifix, vor dem sie sich so zerknirscht hinwirft in dem einsamen Kloster, ihr höchstens ein erhabener Stoff sind, der sich bequem für einen Theater-Effekt brauchen läßt, ein reicher Schacht, aus dem man sich mit Figuren, Vergleichungen und Exclamationen versehen kann, ein Spielwerk zum Putz, ein Piedestal, um den Styl recht hoch zu schrauben, „eine wunderbar zarte und poetische Mythologie" endlich, „ein mysteriöses Symbol", „ein Bild" oder „Typus", mit einem Wort Nichts.

Tausendmal lieber ist mir noch der ehrliche Atheismus jener Holbach's und Helvetius', welche die Verirrungen des Geistes noch durch gewisse Tugenden des Herzens Lügen straften und es nimmermehr gewagt hätten, mit dem Namen des Gottes zu spielen, den sie verleugneten. Hier ist der Atheismus aus dem Kopf in das Herz herabgestiegen, und zwar so tief hinein, daß er alle Gefühle darin verderbt, alle Begriffe verkehrt, alle Skrupel und Grundsätze vernichtet hat, daß er mit Gott tändelt und ihn als eine bloße Opern-Maschine braucht zur Decoration des Stücks. Schauderhafte Lästerung, die Einem das Haar zu Berge stehen macht, wenn man an den Zustand einer Nation denkt, die diese Sachen liest und sich davon hinreißen läßt!

Es geht aus tausend Stellen hervor, die ich nicht zitiren kann, daß Madame Sand nicht an Gott glaubt; aber bei dem Allen macht es ihr Vergnügen, gut katholisch zu seyn; man höre: „Wie schön war sie, jene Kirche", sagt Stenio, „durchduftet von feuchten Wohlgerüchen, erzitternd in heiligen Harmonieen! Wie die Flamme der silbernen Lampe blaß und matt verdunstete in die Opal-Wolken des angezündeten Benzoe-Harzes, während aus den Räucherpfannen von vergoldetem Silber hoch hinauf an das Gewölbe sich die leichten Spiralen eines wohlriechenden Dampfes emporwanden! Wie die Goldplattirung am Tabernakel strahlend in einander funkelte unter dem Widerschein der Wachskerzen! Und als nun der Priester, dieser große schöne Priester aus Irland, mit den schwarzen Haaren und dem moselländischen Wuchs, mit dem strengen Blick und der wohlklingenden Rede, langsam die Stufen des Altars herabstieg, seinen langen sammetnen Mantel auf dem Teppich nach sich schleppend, als er seine dumpfe, gleich den Winden in seinem Vaterlande durchdringende Stimme erhob, als er, die schimmernde Monstranz hoch hinhaltend, jenes in seinem Munde so mächtige Wort aussprach: adoremus! da, Lelia, fühlte ich mich von einem heiligen Schrecken ergriffen, und den Marmor mit den Knieen berührend, schlug ich die Brust und senkte die Augen nieder."

Nicht wahr, das ist ein recht frommer Jüngling? Doch halt, unser guter alter Freund räth uns, das Ende abzuwarten. „Aber der Gedanke an Sie", fährt Stenio fort, „ist in meiner Seele mit allen großen Gedanken so innig verbunden, daß ich mich fast unwillkürlich zu Ihnen zurückwandte, um vielleicht, Gott verzeih' es mir, einen Theil dieser demüthigen Anbetung an Sie zu richten. Sie allein haben dem Herrn Ihr Gebet verweigert: sollten Sie eine Macht über ihn seyn? Einen Augenblick glaubt' ich es, und ich hätte beinahe meine Huldigung ihm entzogen, um sie Ihnen darzubringen."

Da haben wir sie recht auf frischer That ertappt, jene Religion des jungen Frankreichs, von der man uns so viel Lärm macht. Der Marmor, das Gold, das Silber, die Chorhemden, die Meßgewänder, der Weihrauch, die Orgeln, die hohen Bogen am Gewölbe, die Stimme der Redner und die Frauen im Kirchenschiff, das ist es eigentlich, was sie anbeten; dann hat die Sache ein Ende: sie drehen sich um, fertig mit Gott und in der tiefsten Erbauung. Ich gratulire Ihnen, meine Herren Neophyten unserer Zeit! Man sagt, daß Madame Sand an einer Stelle den Protestantismus tadelt und die Genfer lächerlich macht; ja, das begreife ich wohl, und ich kann den Genfern nur Glück dazu wünschen. (Schluß folgt.)

*) So viel auch bereits über die merkwürdige Frau geschrieben worden, das Thema ist doch noch lange nicht erschöpft. Es wird so bald und so leicht ein End-Urtheil über sie nicht festgestellt werden. Wir haben kürzlich die exaltirte Vorrede Jules Janin's auf dieselbe mitgetheilt und glauben daher, mit Fug und Recht das folgende, wenn auch etwas rigoristische, doch außerhalb des Bereiches aller Partei-Leidenschaften gefällte Urtheil nachschicken zu dürfen. Wir können jedoch nicht unbemerkt lassen, daß der Genfer seine Kritik an den älteren Roman Lelia — freilich eines der Hauptwerke George Sand's — anknüpft, während die Verfasserin in ihren neueren Romanen augenscheinlich anderen und besseren Tendenzen zu folgen strebt.

Bibliographie.

Correspondance de Napoléon avec le Ministre de la marine, depuis 1804 jusqu'en Avril 1815. — 2 Bde. 15 Fr.

Un tourlouron. — Von Paul de Kock. 2 Bde. 15 Fr.

Spanien.

Spanische Zustände.

II. Katalonien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am Dorfe Esparaguerra beginnt der Mont-Serrat, hineingeworfen mitten in die trockene und kahle Ebene wie eine ungeheure Klippe mitten im Ocean. Wenn man ihn von fern durch die dicken Nebel sich erheben sieht, so möchte man an irgend ein mysteriöses Babylon denken, das die vorweltlichen Titanen errichteten, um den Himmel zu ersteigen; aber die Nebel klären sich auf, die Morgenröthe erscheint, und die rauhen und kühnen Formen der riesenhaften Citadelle zeichnen sich immer reiner auf den rosigen Grund des Horizonts. Der einsame Berg ist nur ein ungeheurer in Gipfel und Spitzen getheilter Kalkfels, wie der Berg Pellegrino bei Palermo, welchem er auch ziemlich gleicht. Er liegt einzeln und kahl wie dieser da und ist in jeder Richtung von tiefen und pittoresken Abgründen durchschnitten.

In dem elenden Dorfe Bruch stieg ich ab und ging zu Fuß nach dem jetzt aufgehobenen Benediktiner-Kloster, das oben auf dem Berge liegt und dem er seine Berühmtheit zu verdanken hat. Das Hinaufsteigen ist von dieser Seite sehr leicht; man gelangt bequem auf einem mit großen Kosten durch die Mönche zur Zeit ihres Wohlstandes gebauten Wege hinauf, welcher sich aber immer mehr verschlechtert, seitdem er nicht mehr durch die Pilger betreten und durch ihre Gaben unterhalten wird. Rechts mit großen bald nackten bald zerrissenen Felsen besetzt, bald mit Moos tapeziert und mit Fichten bedeckt, steigt er an einem Abgrunde bis zur Höhe hinauf und beschreibt lange Krümmungen. Je nachdem man sich erhebt, erweitert sich der Blick über die traurige und öde Landschaft; ein Herbst-Nebel verhüllte die Seite von Manresa und erhöhte das Melancholische der Landschaft.

Das Kloster kündigt sich von fern durch eine große Statue von Stein an, welche mitten auf den Weg hingestellt zu seyn scheint, um den Pilger zu empfangen. Als ich ins Kloster eintreten wollte, stürzte sich eine Schaar Barcelonischer Urbanos auf mich und versperrte mir den Durchgang. Diese Leute befinden sich hier, um die Mönche zu bewachen, die stark in Verdacht waren, Verbindungen mit Don Carlos zu unterhalten. Meine Erscheinung war verdächtig, ich war ein Kundschafter, wie konnte man daran zweifeln? Ich zeigte meinen Paß vor, aber was galten da Pässe, wo man sich so viel falsche, als man will, verschaffen kann; indeß wollte das Geschick, daß einer der Urbanos einige Französische Worte radebrechte, es war ein alter Soldat, der mit den Kriegszügen unter Napoleon bis nach Genf gekommen war. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und er nahm mich unter seinen Schutz. Indessen fuhr der Anführer des Postens fort, mich mit verdächtigen Augen zu betrachten. Während der ganzen Dauer meines Aufenthalts im Kloster wurde ich als ein Gegenstand leidenschaftlichen Argwohns bewacht und nicht aus den Augen gelassen, während die Mönche ihrerseits, weil sie sich verdächtig zu machen fürchteten, sich von mir entfernt hielten und jede Verbindung mit mir vermieden. Kaum sah ich Einige mitten in den Felsen mit ihren schwarzen Gewändern herumirren. Sie verschwanden wie Schatten bei meiner Annäherung.

Die alte Kirche ist in Flammen aufgegangen und die neue in unedlem Style erbaut. Alles bedeckt der gelbliche Mörtel; auch das Kloster selbst ist ohne Werth für die Baukunst. Welche Baukunst von Menschenhänden, und wäre dieser Mensch auch Michael Angelo, könnte aber auch den Vergleich mit der prächtigen Baukunst dieses durch die Hand Gottes errichteten und behauenen Berges aushalten? Die Lage ist bewundernswerth; prächtige grüne Büsche durchschneiden die graue Dürre des nackten Felsens. Das Kloster liegt am Eingange einer engen Schlucht, die den Berg theilt, woher er den Namen des Mont Serrat erhalten hat, eine Verdrehung von Monte serrado (der durchschnittene Berg). Alle Bergspitzen sind mit Einsiedeleien gekrönt, die wie Adler-Nester an den Felsen hängen. Diese Zufluchtsörter ascetischer Gedanken und ewiger Beschauung sind seit langer Zeit verlassen. Der Glaube unseres Zeitalters ist nicht mehr stark genug, um den Menschen in so strenger Einsamkeit zu unterstützen. Diese Heiligthümer der Wildniß sind nur noch eine Zierde der Landschaft. Ringsherum öffnen sich ungeheure Abgründe. Der Llobregat schlängelt sich unten durch die dürre und einförmige Ebene von Menestrel. Ein Haufen Bettler aus dem Dorfe war an der Thür des Klosters aufgestellt und erwartete eine Gabe.

Ich ging den Berg nicht auf derselben Seite, von der ich ihn erstiegen hatte, wieder hinab; der Weg ist hier kürzer, aber er ist fürchterlich starrend von spitzen Felsen und am Boden hinziehender Wurzeln. Bei jedem Schritte erstaunte ich über die tiefen Abgründe, die schauerlichen Schluchten und die ungeheuren jähen Felsenwände. Ich begegnete auf diesen Engpässen mehreren Karavanen Barceloner beider Geschlechter, die zur Erfüllung der in den Schrecknissen der Cholera der Madonna gethanen Gelübde hierher kamen. Als Pilger, die jedoch für ihre Bequemlichkeit ganz gehörig sorgen, zogen sie auf guten Maulthieren an mir vorüber und gaben mir alle den Friedensgruß: Vaya Usted con Dios!

Ich kehrte mit dem Ave Maria nach Bruch zurück, nachdem ich den ganzen Berg umgangen hätte, und am anderen Tag bestieg ich den Eilwagen nach Saragossa.

Ich war nun der Cholera und den Urbanos entwischt, um in die Hände der — doch hier folge die ganze Begebenheit, wie sie sich zutrug. Ich hatte also in Bruch den Eilwagen nach Saragossa genommen. Der erste Tag war ohne Interesse. Das Land ist uneben, wild, bergig, und der Nebel oder Regen vermischte noch ebenein alle Farben der Natur. Igualada ist eine kleine unbedeutende Stadt, wo man frühstückt, außerdem aber kaum Zeit hat, sie zu besehen. Die November-Tage sind kurz, und es war finstere Nacht, als wir in Centera ankamen. Dies ist bekanntlich eine Universitäts-Stadt, und wir kamen mitten unter einen Haufen Studenten mit Barrets und kurzen schwarzen Mänteln, wie sie die Spanischen Studenten tragen. Drei nahmen im Eilwagen Platz. Ueber Nacht blieben wir in Tarrega, einer anderen kleinen Stadt, einer Zwillings-Schwester von Igualada. Die Posada war schlecht, die Suppe selbst für den Heißhunger des Reisenden ungenießbar, die wenigen Betten nicht sonderlich zum Schlaf einladend, sie starrten von Schmutz. Zum Essen schon fehlte der Platz, um so mehr zum Schlafen; man machte sich die Matratzen und Strohsäcke streitig, und wer sie zuerst faßte, erklärte sich für ihren Besitzer. Ich zog mich behutsam aus dem Handgemenge, denn der Kampfpreis war des Kampfes nicht werth. In meinen Mantel gehüllt, bemächtigte ich mich eines Tisches, dessen Besitz Niemand versucht war, mir streitig zu machen. Es war ein Lärm, eine Konfusion, um den Kopf zu verlieren. Die Maulthiertreiber fluchten, die Hunde heulten, die Posadera mißhandelte ihre Mägde, die Reisenden lachten, sangen, schrieen, die Unordnung wuchs, der Lärm verdoppelte sich, es war eine wahrhaft Babylonische Verwirrung.

Mitten unter diesem betäubenden Lärm bemerkte ich einen Mann von verdächtigem Aussehen, der von einem Zimmer in das andere ging und Alles mit tückischem Auge beobachtete. Als ich ihn meinen Reisegefährten bemerklich machte, verschwand er. War es ein Spion der Polizei, der Karlisten oder der Banditen? Ich weiß es nicht!

Indessen ward die Ruhe nach und nach hergestellt, und man hörte bald in den vier Winkeln des unsauberen Karavanserai in allen Tönen schnarchen. Diese glückliche Ruhe sollte aber nicht von langer Dauer seyn. Um zwei Uhr Morgens war schon Jedermann auf den Beinen; um drei Uhr rollte der Eilwagen wieder auf der Landstraße, und der Zagal plauderte freundschaftlich mit seinen Maulthieren. Es war noch finstere Nacht.

Der Wagen war ganz gefüllt. Der hintere Raum gehörte der Gräfin von M., einer jungen Andalusischen Witwe, welche mit Eskorte reiste, indem auf der einen Seite ein Kammermädchen, auf der anderen ein junger Italiäner, der bei ihr den Dienst eines Cavaliere servente versah, sie bewachten. Ich befand mich mit den drei Studenten von Cervera, einem amnestirten Emigranten von 1823, der von England zurückkam, und einem jungen Barceloner, der sich auf sein Landgut begab und ziemlich gut Französisch sprach, im Innern des Wagens. Die Rotonde war von einem Diener der Gräfin, zwei ehrsamen Frauen, deren jede ein kleines Mädchen von vier bis sechs Jahren bei sich hatte und die von einem eben so ehrsamen Bürger begleitet wurden, besetzt. Der verdächtige Landstreicher vom vorigen Abend machte den Schluß der Gesellschaft.

Ich sagte bereits, daß es Nacht war, und die Nacht war dunkel, denn es regnete. Wir waren in der Ebene von Urgel, aber man sah nichts, man hörte nur den Nachtlang der tausend Glöckchen der Maulthiere und die zankende Stimme des Zagal. Alles schlief, und ich schlief wie Alle in meinem Winkel. Plötzlich hielt der Wagen an. Aufgeschreckt vom Schlafe und mißmüthig über die ungehörige Störung, schickte ich mich an, wieder einzuschlafen, indem ich mir dachte, ein Maulthier sey gestürzt, denn dies war uns schon einmal begegnet, und der Weg war glatt. Aber das Halten verlängerte sich, und ich hörte gewaltsam eine Scheibe des Wagens zerbrechen; ich ließ mein Fenster herunter, steckte den Kopf aus dem Kutschenschlage, um zu sehen, was vorging, und blickte in die Mündungen zweier auf mich angeschlagener Karabiner. — Waren es Aufrührer? waren es Räuber? — In allen Fällen versprach das Zusammentreffen nichts Gutes, und während ich mich wieder in meine Ecke drückte, ließ ich auf gut Glück einige zwanzig Louisd'or in eine meiner Kamaschen schlüpfen und meine Uhr in die andere. Nachdem ich dies gethan, erwartete ich, was da kommen würde.

Man ließ nicht lange auf sich warten. Der Kutschenschlag öffnete sich, wir erhielten Befehl, auszusteigen, und ich befand mich mitten unter einem Dutzend Menschen, die mit Säbeln, Pistolen und Stutzbüchsen bewaffnet waren. Ein Säbelhieb hatte den Postillon vom Pferde gestürzt, ein Kolbenstoß den Zagal in den Graben geschleudert, und der Mayoral lag auf dem Bauch, den Kopf unter dem Rade, das ihn bei dem ersten Schritt der Maulthiere gerädert haben würde. Die junge Gräfin wurde gleich aus dem Wagen gerissen; der Regen troffte auf ihre schönen schwarzen Locken, und ihr Andalusischer Fuß berührte den Straßen-Schmutz. Die Dame war sehr erschrocken, und ihr Cavaliere servente half ihr zu nichts, denn er war noch mehr erschrocken, als sie selbst, und spielte eine ziemlich traurige Rolle. Alle Uebrige waren stumm und bestürzt. Was den unbekannten Landstreicher aus der Posada betrifft, so weiß ich nicht, was aus ihm geworden war, denn ich sah ihn nicht mehr. Die beiden Frauen der Rotonde zerflossen ganz in Thränen; die eine vorzüglich drückte ihr Kind mit leidenschaftlicher Angst an ihre Brust, indem sie ein verzweifeltes Geschrei ausstieß. Einer der Banditen, ich glaube, es war der Anführer, näherte sich ihr mit der Flinte in der Hand; die arme Mutter glaubte, daß er ihr Kind tödten wolle, und ihr Geschrei verdoppelte sich; aber der Bandit tröstete sie: er nahm das Kind und wiegte es väterlich in seinen Armen.

Während dieser Zeit war die Bande thätig und ging dabei eben nicht sehr sanft zu Werke. — „Boca abajo!" riefen sie uns zu, indem sie auf gut Glück Säbelhiebe und Kolbenstöße austheilten und Jeden zu gehorchen und sich ohne weiteren Widerstand mit dem Bauche auf die Erde zu legen zwangen. Ich allein opponirte mich gegen diese schändliche Formalität, und trotz der wiederholten Befehle, trotz der Drohungen und Schläge, blieb ich eigensinnig auf dem Fußtritt des Eilwagens sitzen. Der Possen war gefahrvoll, denn die Banditen fingen an, den Wagen abzuladen, und warfen die Koffer oben aus der Imperiale, unbekümmert, ob diese beim Niederfallen einen der auf den Weg ausgestreckten armen

Sünder zerschmetterten; einer der Studenten von Cervera erhielt einen Wurf, der ihm beinahe das Bein zerbrach. Die Frauen allein wurden geschont. Man hatte sie zusammen in ziemliche Entfernung gebracht. Ich erwartete hier eine Scene ganz anderer Art, denn die junge Gräfin schien dazu geschaffen, noch andere Gedanken, als die der Geldgier, zu erwecken; sie wußte dies auch und erinnerte sich ohne Zweifel der Unbill, welche kürzlich auf dem Wege nach Pampelona der Tochter des Grafen P. widerfahren war.

„Ich bin eine arme Kranke" (soy una pobre inferma), sagte sie schluchzend, und wahrscheinlich hatte sie einen geheimen Grund, als sie sich für krank ausgab. Gewiß war es, daß sie sich sehr wohl befand, und daß sie reizend war. Indeß kam sie mit der Furcht davon; sie hatte ihre Juwelen in ihr Korset verborgen, und man gab sich nicht die Mühe, sie dort zu suchen.

Als die Banditen gewahr wurden, daß ich ein Fremder sey, wurde ich ihrerseits der Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit. — „Al caballero francese", wiederholten sie sich einander, indem sie mit dem Finger auf mich zeigten und mich nicht aus dem Gesicht verloren. Es ward mir sehr schwer, sie zu verstehen, und noch mehr, ihnen zu antworten; denn ich stand damals noch bei den ersten Anfangsgründen der Spanischen Sprache. Ich verstand nur die Worte, welche sich dem Italiänischen näherten, und Italiänisch antwortete ich ihnen. Das Gespräch war nicht immer verständlich, und die Ungeduld meiner Disputanten zog mir mehr als Einen Säbelhieb zu. Einer, der ohne Zweifel glaubte, daß ich bösen Willen hätte, wurde ganz wüthend und rief, indem er mir seinen Karabiner auf die Brust setzte: „Carajo! has a morir!" (Schurke, du sollst sterben!) — „No, Señor!" antwortete ich ihm ruhig, indem ich im schlechten Gemisch von Spanischem und Italiänischem fortfuhr, „no se muere cosi."

Ich dachte damals durchaus nicht an den Tod, und meine Ruhe hatte folglich wenig Verdienst. Indeß packte mich ein trübseliger Gedanke. Ich glaubte, daß mein Titel caballero francese mich in eine gefährliche Stellung bringen könnte, denn es war möglich, daß plötzlich ein Funke der politischen Leidenschaften von 1808 in den Herzen dieser Wilden erwachte und dieselben an mir irgend einen alten Groll kühlten. Ich war einen Augenblick verlegen, aber die Nebel zerstreuten sich; man wollte nur meine Börse. Meine Kaltblütigkeit hatte einigen Eindruck auf sie gemacht, und nachdem sie sich in groben und einfältigen Drohungen ausgelassen, entsagten sie ihrer fixen Idee, mich, wie die Anderen, zur Erde niederlegen zu lassen (boca abajo), und behandelten mich zuletzt sogar mit einiger Achtung.

Hätte ich die Sprache verstanden, so würde ich mich weit besser aus der Sache gezogen haben, aber ich war in dieser Rücksicht stets in einer furchtbaren Verlegenheit. Ich rief zwar den jungen Barceloner, welcher Französisch sprach, zu Hülfe und bat ihn, mir als Dolmetscher zu dienen, aber er stellte sich todt und antwortete kein Wort. Die erste Spanische Lection war freilich ein wenig derb, indeß muß ich doch gestehen, daß sie Eindruck machte, und daß keines der Wörter, welche ich in der Nacht vernahm, aus meinem Gedächtniß entschwand. Was mein Ohr überhörte, begriff ich mit den Augen. — Dinero! dinero! war das Haupt-Wort, das ich vernahm, es war das, welches alle übrige beherrschte. Ich gab das Wenige, was ich in meiner Börse behalten hatte, ungefähr hundert Franken. Von Seiten eines Spaniers wäre die Summe hinreichend gewesen, die Räuber mußten sich sogar mit weniger begnügen. Die Studenten von Cervera hatten alle drei zusammen nur einen duro (1 Rthlr. 10 Sgr.). Freilich rächten sich die Banditen wegen des geringen Lösegeldes an den Schultern der Gefangenen und bläuten sie erbärmlich durch. Aber auch meine zwanzig Piaster waren den Katalonischen Straßenräubern nicht genug; meine Eigenschaft als Fremder ließ sie mehr erwarten. Sie vermutheten irgend eine List, und Einer fing schon an, mir die Füße zu betasten. Dies war für mich der kritischste Augenblick, denn wenn sie das in meinen Kniekehlen verborgene Geld gefunden, hätten sie mich, weil ich sie betrogen, ohne Gnade und Barmherzigkeit umgebracht. Sie wollen, daß man aufrichtig zu Werke gehe, und wenn man ihnen etwas verbirgt, so sagen sie, man bestiehlt sie. Ich gestehe, daß ich einen sehr schlechten Moment verlebte und von Grund der Seele meine gefährliche Vorsicht verwünschte. Mein Henker legte schon die Hand auf meinen kleinen Schatz, und meine letzte Stunde schlug, als einer seiner Begleiter mir wunderbar das Leben rettete, indem er meine Uhr verlangte; man wird sich erinnern, daß ich sie in die andere Kamasche verbarg; ich sagte, sie sey im Wagen und stieg hinein, als wollte ich sie suchen, zog sie aber, begünstigt von der Finsterniß, aus ihrem Versteck und reichte sie hin. Dieser Fang gab dem Dinge eine andere Wendung, und man dachte nicht mehr daran, mir die Füße zu betasten. Ich hätte lieber meine Uhr als mein Geld gerettet, aber man ließ mir keine Wahl, und es kam darauf an, mein Leben zu retten.

Sie hatten sich meines Koffers und meiner Hutschachtel bemächtigt; den Koffer verschmähten sie, aber das Hut-Futteral, das von Leder und mit einem Schloß versehen war, fesselte ihre Aufmerksamkeit. Sie bildeten sich ein, die Chatoulle erwischt zu haben, und wogen schon in Gedanken die Unzen Goldes, die sie enthielt. Sie schnitten die Riemen durch, öffneten.... Ein Hut! O Fehlgriff! Sie schleuderten das Futteral mit Wuth weit hinweg, und ihr Strich durch die Rechnung war so possirlich, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte; sie antworteten schnell durch einen Säbelhieb, welcher meinen Mantel aufschlitzte.

Waren es Factiosen oder einfache Räuber? Es waren Räuber, die für Karlisten gelten wollten. Um uns das Letztere glauben zu machen, verlangten sie endlich unsere Papiere, die sie jedoch nicht lasen. Während sie dieselben dem übergaben, der der Anführer schien und bei der ganzen Affaire das Präsidium führte, gaben sie ihm einfältiger Weise den Titel eines capitan facrioso, ein hinlänglicher Beweis, daß es keine Factiosen waren, denn sie würden sich nicht selbst diese Eigenschaft beigelegt haben.

Die Expedition dauerte über eine Stunde, und in solcher Lage wird Einem die Zeit nicht zu kurz; endlich gab der Anführer das Zeichen zum Aufbruch, und nachdem sie den Gefangenen den Befehl ertheilt, bei Todesstrafe nicht von der Stelle zu weichen, zog die feindliche Armee mit ihrer Beute davon. Sie verschwand bald in dem Dunkel der Nacht. Als die Räuber abgezogen waren, dauerte das Stillschweigen noch eine Weile fort, und Niemand regte sich, es war ein großartiges Schauspiel, alle diese Leute mitten auf dem Wege und auf dem Bauch wie Leichen liegen zu sehen. Da ich stehen geblieben war, so war mir natürlich die Rolle des Aufklärers zugefallen. Ich war es denn auch, welcher, so zu sagen, die Auferstehungs-Trompete blies. Ein Kopf erhob sich schüchtern, dann zwei, drei, endlich alle, und mit dem Leben fand sich auch der Muth wieder ein; sie erhoben sich einzeln aus dem schmutzigen Grabe, in welchem sie gleichsam beerdigt waren.

Kaum waren wir auf den Beinen, als ein langer Zug Maulthiere auf dem Schlachtfelde ankam. Beim Anblick der Koffer und Sachen, welche den Weg bedeckten, erkundigten sich die Arrieros nicht weiter, was uns begegnet war, denn in Spanien ist ein Straßenraub kein Ereigniß, das selten einmal vorkommt; es ist einer von den tausend Wechselfällen des Reisens, wie das Umwerfen des Wagens oder ein Anfall vom Schnupfen. Man spricht davon, wie von einer einfachen Unannehmlichkeit, und Niemand kümmert sich um solche Kleinigkeiten. Die Arrieros zogen vorüber, indem sie ihre coplitas sangen. Hätten sie die Räuber gerade bei ihrer Arbeit gefunden, so würden sie dieselben auch weiter nicht gestört haben, vielleicht wären sie nur etwas schneller vorübergezogen.

Man kann sich die Unordnung des ersten Augenblicks denken. Der Eine fischte seinen im Graben ersäuften Koffer heraus; der Andere sammelte seine im Schmutz zerstreuten Sachen; dieser zählte seine Verluste, jener seine Wunden. Es war ein allgemeines Chaos, und der Regen und die Finsterniß vollendeten noch die Verwirrung. Endlich, nachdem man den Schaden gehörig erwogen, fand es sich, daß Niemand todt oder selbst gefährlich verwundet war. Der Emigrant allein hatte einen Messerstich in den Rücken erhalten, was ihn indeß nicht verhinderte, seine Reise fortzusetzen. Als der Wagen wieder beladen war, nahm Jeder seinen alten Platz ein, und die traurige Karavane setzte langsam ihren Weg fort.

Eine halbe Stunde nachher hatten wir das Dorf Comes erreicht. Es war noch Nacht. Wir stiegen aus und gingen zusammen zu dem baile (Amtmann), um den Vorfall anzuzeigen. Der Schreiber (escribano) brachte unsere Aussagen, bloß der Form wegen, auf Stempelpapier. Jeder erklärte, was er wollte. Die, welche 100 Francs verloren hatten, gaben 100 Louisd'or an, und die Stockprügel verwandelten sich unter der Feder des escribano in Dolchstiche. Alle führten große Worte im Munde, und Keiner hatte Furcht gehabt. Ich sprach dreist mit ihnen, sagte der Eine, und doch war er stumm wie eine Auster gewesen. Man mußte sehen, wie ich sie in Respekt erhielt, sagte ein Anderer, der wie eine büßende Magdalena geweint und kniend um sein Leben gebeten hatte.

Gewiß ist es, daß Keiner an einen Widerstand gedacht hatte, der gar nicht so unmöglich war, denn wir waren zwölf Männer; indeß waren wir ohne Waffen, und in Spanien ist es auch nicht üblich, den Räubern die Spitze zu bieten. Die Prahlereien meiner Hidalgos erschienen aber darum nur um so lächerlicher, und die Gräfin, die Alles beobachtet hatte, ließ es nicht an Epigrammen fehlen. Der Ruf von unserem Abenteuer hatte sich im Dorfe verbreitet, und wir wurden bald von der ganzen Bevölkerung umringt. Ich genoß die Ehre einer besonderen Aufmerksamkeit. Pobre francese! sagten die Frauen ein Mal über das andere, und mehr als eine zupfte mich an dem Mantel, um zu wissen, ob ich verwundet sey. Mein Mantel war es, ich nicht. Was die Männer betrifft, so waren sie lauer, und in ihre Mäntel gewickelt, sahen sie uns mit einem Auge der größten Gleichgültigkeit, fast der Verachtung vorüberziehen. Einige trugen eine Stutzbüchse auf der Schulter; es waren Urbanos, welche das Dorf bewachten, aber niemals habe ich traurigere Gestalten gesehen. Sie sahen aus, als wollten sie ins Freie, um auf die Banditen zu vigiliren, aber es war nur der Form wegen; ja, wer weiß, ob nicht irgend einer von denen in ihren Reihen war, welche die That ausgeführt, und ob nicht meine Uhr in ihrer Tasche schlug? Comes hat in der ganzen Gegend einen sehr üblen Ruf. Die durch Lampen oder Feuerbrände nur halb beleuchteten Gruppen von Landleuten, hier die Verhüllten, dort die bewaffneten Männer, daneben Frauen jeden Alters, zum Theil in der Mantilla, zum Theil im bloßen Kopf, mehrere nur halb gekleidet, die Stunde, der Ort, der Regen, die kleinen Kinder, welche ganz nackt auf den Thürschwellen herumkrochen, das Geheul der Hunde, die herumschwirrenden Nachtvögel; endlich die lange Karavane von Reisenden, welche die ausgeplünderte Landkutsche mit dem Schirrmeister an der Spitze wieder einnahmen, die Studenten im Barrett, die Bürger in der Mütze, die beiden trostlosen Mütter, die noch ganz bewegungslose Gräfin, alles dieses bildete ein überaus wunderliches Gemälde, das eines Salvator Rosa nicht unwürdig gewesen wäre.

Ch. Didier.

Persien.

Persische Arzneikunde.

Wer Morier's Hadschi-Baba gelesen hat, der kann sich von dem Zustande der Medizin und Chirurgie in Persien eine deutliche Vorstellung machen. Nichts lehrt uns den Charakter des Muhammedaners besser kennen, als sein Zurückbleiben in jeder Wissenschaft, trotz der so zahlreich gewordenen Verbindungen zwischen Morgenland und Abendland. Gleichwohl stehen die meisten den Islam verehrenden Völker in dem Wahne, daß sie ihren nicht-muhammedanischen Zeitgenossen noch jetzt an Kultur eben so überlegen seyen, wie in der blühendsten Periode des Chalifates.

Wenn die Medizin und die Chirurgie im Türkischen Reiche und in Aegypten rasche Fortschritte gemacht haben, so verdankt man dieses Ergebniß den Bemühungen thätiger und aufgeklärter Europäer; die Perser aber müssen bis auf den heutigen Tag in allen bedenklichen Krankheiten mit den Weissagungen ihrer Mynedschim's (Astrologen) und den mystischen Beschwörungen ihrer Hakim's (Doktoren) fürlieb nehmen. Die abenteuerliche Lehre von heißen und kalten, feuchten und trockenen Krankheiten, von männlichen und weiblichen Heilmitteln, die sie aus den Werken alter Arabischer Aerzte geschöpft, und ihre vollkommene Unbekanntschaft mit Anatomie, Physiologie und Chemie machen es ihnen unmöglich, in der Heilkunde einen Schritt vorwärts zu thun. Wenn nicht über kurz oder lang ein unternehmender Fürst die Schranken der religiösen Vorurtheile niederreißt, so wird die Arznei-Wissenschaft des eigentlichen Orients immer bleiben, was sie vor sechs oder sieben Jahrhunderten gewesen ist. Die Persischen Aerzte fühlen sich im Besitze ihrer verjährten Kenntnisse sehr glücklich und weisen jeden Versuch, sie auf die Spur richtiger Prinzipien zu leiten, voll Abscheu zurück. Jeden Anatomen würde man für einen ruchlosen Menschen halten, dessen Umgang man fliehen müsse. Wer chemische Experimente anstellte, der würde unbedenklich für einen Zauberer und Bundesgenossen des Teufels erklärt.

Die medizinische Fakultät Persiens zerfällt in drei Zweige: Drogenhändler, Barbiere und Doktoren (Hakim's). Die erstgenannte Klasse hat kleine Läden in den Basars, deren vornehmster Artikel aus trockenen Kräutern und Pflanzen für Bähungen, Absude und Aufgüsse besteht. Erst seit ein paar Jahren beziehen sie über Gruſien kleine Quantitäten chemischer Fabrikate aus Europa, als da sind: schwefelsaures Eisen und Kupfer, Alaun, Borax, kohlensaure Soda und Potasche, Weinstein-Säure u. s. w. Auch findet man in ihren Läden zuweilen Kalomel, den sie unter dem Namen „weißes Pulver" verkaufen, weit seltener aber Präparate von Antimonium. Ferner besitzen sie Euphorbium, Elaterium, Ricinus, Sennesblätter, Rhabarber, Weinstein-Salz, Gummi und gewisse aromatische Bergkräuter.

Das einzige Formelbuch der Persischen Drogenhändler, von dem es nur geschriebene Exemplare giebt, hat einen gewissen Nureddin-Muhammed-Abdallah-Bin-el-Melek-Schirasi zum Verfasser. Man findet darin eine Menge unnützen Wustes, der offenbar aus Griechischen, Arabischen und Lateinischen Schriftstellern zusammengetragen ist. Hippokrates, Galenus, Plinius, Paracelsus und die ganze Reihe der berühmteren Arabischen Aerzte werden gekannt — die Griechen und Lateiner versteht sich nur in Uebersetzungen.

Die meiste Kenntniß besitzen sie von den Giften, welche größtentheils aus Pflanzen-Stoffen gezogen sind, obschon sie auch metallische Gift-Arten anzuwenden verstehen. Man rühmt im ganzen Orient ihre Geschicklichkeit in chemischen Combinationen und in Anwendung derselben; denn gewöhnlich ist der Drogist ein passiver Agent seines Schah's, der ihn für solche Dienste gut belohnt. Einige unter ihnen rühmen sich der Gabe, Jemanden in einem bestimmten Termin aus der Welt schaffen zu können; sie mischen von Zeit zu Zeit eine Quantität Gift in die Speisen ihres Opfers, um der gewünschten Wirkung sicher zu seyn; und der Unglückliche muß nun dem Einflusse feindseliger Gestirne zuschreiben, was verruchte Menschenhände ihm heimlich bereiteten. Eine ihrer Gift-Mischungen — Schmergel in Pilau — erzeugt, wie sie sagen, eine heftige Ruhr, die gewöhnlich mit dem Tode endet. Eine andere höllische Mixtur, deren Ingredienzien Wolfsmilch-Saft, sehr giftige Insekten und Intestinal-Schleim aus den Eingeweiden einer an Dysenterie gestorbenen Person sind, offenbart ihre Kräfte in verschiedenen Gestalten, indem sie bald Wassersucht, bald eine Darm-Entzündung oder ein bösartiges Nervenfieber erzeugt.

Einer von den Artikeln, die man bei den Persischen Drogenhändlern am gewöhnlichsten findet, ist die China-Rinde, von der sie in Krankheiten jeder Art Gebrauch machen. Die Kräfte dieses allgemeinen Spezifikums sind in einem Persisch geschriebenen Buche, das den Namen der Rinde führt, angepriesen. Wenn man dem Kranken diese Arznei eingiebt, müssen Fenster und Thüren geschlossen seyn, damit keine äußere Luft an ihn komme. Hat er seine Dosis eingenommen, so bedeckt man ihn mit Kleidungsstücken, bis er stark transpirirt.

Das Interessanteste aber in den Läden dieser Leute sind die Schutzmittel gegen Krankheiten, gewöhnlich Bezoare und heilige von Mekka's und Derwischen geweihte Steine aus Mekka. „Der Bezoar", sagen die Perser, „ist der König aller Heilmittel und der kräftigste Beschützer des Lebens; nie wagt sich ein giftiges Insekt an den glücklichen Sterblichen, der einen Bezoar besitzt; die Skorpione weichen ihm sorgfältig aus und zittern für ihre Schwänze; die Schlange meidet den Weg, den er gewandelt." Diese Substanz wird aus Bochara und Indien bezogen; man verkauft sie oft sehr theuer, besonders in Zeiten einer herrschenden Seuche. Ich sah einen Bezoar am Arm einer Persischen Dame, den man auf 20 bis 30 Toman (10 bis 15 Pfd. Sterl.) schätzte.

Eines Tages hatte ich die Ehre, einem Experimente mit dem Bezoar beiwohnen zu dürfen. Der Drogist legte dem Kranken, der von einem Skorpion gestochen war, die edle Substanz auf die Stichwunde, nachdem er sie zuvor angehaucht und in frische Milch getaucht hatte. Dabei rezitirte er in feierlichem Ton das Glaubensbekenntniß und den Segensspruch: „Im Namen Allah's, des Barmherzigen, des Gnädigen!" Alle Umstehenden waren von der Ceremonie sehr erbaut, und ich selber mit; doch konnte ich keine Veränderung in dem Zustande des Kranken bemerken.

Bisweilen haben die Persischen Apotheker unter ihren Arzneikräutern kleine Quantitäten Sassaparilla, welchen Pflanzenstoff man Sarsa und Kaskarilla nennt; bisweilen lassen sie sich aus Tiflis kleine Vorräthe eines Präparats kommen, das bei ihnen Dschehennum (Hölle) heißt; dieses Präparat ist unter Höllenstein, der bekanntlich so empfindliche und wahrhaft infernalische Schmerzen verursacht. In den letzten Jahren haben Engländer und andere Reisende den Drogisten von Ispahan und Bagdad kleine Quantitäten Ipecacuanha und Brechweinstein abgelassen, die sie mit ungeheurem Profit wieder verkauften. Eines Tages mußte ich zwei Gran Brechweinstein mit einem Thaler per Gran bezahlen.

Für Frauen, die sich ihrer Leibesfrucht bald nach der Conception entledigen wollen, hat der Persische Drogist eine große Auswahl von Präparaten. Eines derselben, das man zugleich als ein herrliches Schönheits-Mittel rühmt, habe ich chemisch geprüft; es ist ein sehr wirksames Gift, von welchem kleine Quantitäten in Rosenwasser, das man zuvor mit rothem Mohn gefärbt, aufgelöst werden. Diese Mischung erzeugt ein Prickeln und Jucken auf der Haut, wie von zehntausend Nadelstichen; die Hautgefäße verdorren, und 24 Stunden nach der Anwendung des Mittels löst sich die alte Epidermis ganz ab, wogegen eine neue sehr zarte und feine zum Vorschein kommt. Andere kosmetische Mittel sind: die Henna, womit man Füße und Hände bemalt und die Haare dieser schwärzt, und das schwefelsaure Antimonium zum Färben der Augenbrauen. Letzteres Kosmetikum hat eine so ätzende Eigenschaft, daß die meisten Persischen Frauen an Hautkrankheiten leiden; aber ihre Gefallsucht und die Macht der Gewohnheit wirken so viel, daß nichts sie davon abhalten kann, mit dieser Substanz ihren Blick lebhafter zu machen, obgleich er von Natur schon Leben und Ausdruck genug besitzt.

Der Persische Drogenhändler kauert beständig mit untergeschlagenen Beinen und seinen Tschibuk rauchend in seinem Laden. Er empfängt seine Kunden mit wahrhaft Französischer Artigkeit, fragt sie, wie es mit ihrem Befinden stehe, und giebt ihnen die Versicherung, daß ihre Gegenwart aus seinem Laden ein Paradies-Gärtlein mache, und daß sie ihn mehr als alle Schätze Arabiens beglücke. Bist Du zufällig ein Arzt, so sagt er Dir: „Eure Wissenschaft durchdringt meine Drogen und Eure Heraklassung mein Herz." (R. V.)

Mannigfaltiges.

— Columbus in Island. Wir haben bereits früher einmal in einem längeren Artikel der historischen Ansprüche erwähnt, welche die Skandinavier und namentlich die Isländer auf ihre lange vor Columbus bewirkte Entdeckung von Amerika machen, das ihnen, wegen des wildwachsenden Weines, den sie dort fanden, unter dem Namen Vinland bekannt gewesen seyn soll. Daß die kühnen Skandinavischen Segler schon im 11ten Jahrhundert dieses Vinland besuchten, und daß einzelne Schiffer diesen Besuch, der aber ohne alle Folgen für den Europäischen Handel und den Amerikanischen Kontinent blieb, in den nächsten Jahrhunderten mehrere Mal wiederholten, ja, daß sie dort sogar eine kleine, jedoch bald wieder eingegangene Kolonie zurückließen, geht aus alten Handschriften, welche die Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde besitzt, unzweifelhaft hervor. Wahrscheinlich ist es die Küste von Labrador bis Virginien gewesen, die den Skandinaviern auf diese Weise bekannt geworden. Die letzte große Reise nach dem Westen machte der Isländer Landa Rolf in den Jahren 1285 bis 1290, und von dieser besonders soll sich auch die mündliche Tradition sehr lange in Island erhalten haben. Nun aber weist Herr Professor Finn Magnussen in Kopenhagen, im neuesten Hefte der Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde nach, daß es keine andere Insel als Island gewesen sey, die Columbus im Jahre 1477 besucht hat und die in seiner von seinem Sohne Don Fernando zuerst herausgegebenen Lebensbeschreibung unter dem Namen Frisland vorkommt. Ist jedoch dieser Besuch des großen Weltentdeckers in Island, wie es allen Anschein hat, historisch festgestellt, so liegt allerdings die Vermuthung sehr nahe, daß sich Columbus, der damals schon mit dem Plane einer großen Reise nach Westen umging, um dort die östlichste Küste von Asien aufzusuchen, von den Isländern in Bezug auf dasjenige unterrichten ließ, was ihre Sagen und Schriften von dem fabelhaften Vinland erzählten. Herr Professor Magnussen macht ferner darauf aufmerksam, daß gerade um das Jahr 1477 der gelehrte Magnus Eiolfson, der früher Abt des Klosters Helgafell gewesen, wo sich die ältesten Handschriften über Grönland, Vinland und andere überseeische Entdeckungen der Skandinavier befanden, Bischof von Skalholt auf Island war, und daß Columbus unbezweifelt in den Unterhaltungen, die er in Lateinischer Sprache mit dem Bischof und anderen Geistlichen geführt, die ersten sicheren Merkmale von der Existenz des westlichen Kontinents erhielt. Der ultima Thule würde es hiernach beschieden gewesen seyn, nicht bloß zuerst die neue Welt gesehen, sondern auch dem großen Mann, der diese neue Welt zur Wahrheit gemacht und sie in ihr rationelles Daseyn gerufen, die Idee dazu befestigt und, was bis dahin vielleicht nur noch ein schwankender Gedanke war, zum unerschütterlichen Vorsatz gemacht zu haben. So indirekt auch dieses Verdienst um die Menschheit und ihre neuere Geschichte wäre, so sehr verlohnt es sich doch der Mühe, es geltend zu machen. Freilich beruht Alles, was Herr Finn Magnussen bisher vorgebracht, nur auf einer wahrscheinlichen Hypothese, aber diese ist zugleich mit so interessanten neuen Aufschlüssen über das Leben des Skandinavischen Mittelalters verbunden, daß die patriotischen Bemühungen des nordischen Gelehrten gewiß nicht bloß in seinem Vaterlande dankbar anerkannt werden dürften.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Montag den 25. September 1837.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.

II. Upsala.

Der Weg von Stockholm nach Upsala führt durch einen dunklen, ehrwürdigen Tannenwald, der recht mit Absicht in die Nähe der alten Hochschule Schwedens hingepflanzt scheint, die heilige Stätte der Wissenschaft in seinem Schatten zu bergen. Wo die Straße den Wald verläßt, da erblickt man das hohe Schloß von Upsala, wo ehemals die Schwedischen Könige saßen und jetzt der Gouverneur der Provinz residirt. Es liegt auf einer Anhöhe, ihm zu Füßen in weiter und freier Ebene die Stadt. Upsala hat, wie fast alle Schwedische Städte, hölzerne Häuser, aber schnurgerade Straßen. Den Namen des Flüßchens, welches durch die Stadt geht, habe ich vergessen, obwohl es in akademischen Reden und Carminibus und in den Versen Upsalaischer Lyriker, Elegiker und Idylliker unzählige Mal als ein den Musen geheiligtes Wasser gepriesen wird.*) In ihrer gegenwärtigen Gestalt hat die Stadt kein hohes Alter; mehr als einmal sind die hölzernen Häuser von der Feuersbrunst verzehrt und von den Bürgern nach neuem Plan und Muster wieder aufgeführt worden. Aber eine halbe Stunde weiter nordwärts sind noch die Trümmer von Alt-Upsala zu sehen, ein Ort, dessen Ruhm in den Sagen und Geschichten des heidnischen Nordens erklingt. Hier wohnte Odin und baute den großen Palast, den er dem Freyr schenkte. Hier wurden die Volksversammlungen der alten freien Normannen, die Allthinge gehalten, echt demokratische Comitien, wo Jeder sein Recht mit dem Schwerte behauptete. Da saß der König, von seinen vornehmsten Getreuen umgeben, auf einem erhöhten Steinsitz, ihm zur Seite in zwei Reihen die Jarle und die Lagmänner (Gesetzeskundige); um diese schaarte sich im Kreise das Volk der freien Kriegsmänner. Der König nahm zuerst das Wort; nach ihm durften die sprechen, welche ihm zunächst im Kreise auf den erhöhten Plätzen saßen; das Volk ringsum gab seinen Beifall durch Zuruf, durch Handaufheben und durch dröhnendes Zusammenschlagen der Waffen zu erkennen.

Im Jahre 1075 zerstörte das Feuer den Tempel zu Alt-Upsala, und nur die Mauern blieben davon stehen. Allein das Feuer war bei weitem sein gefährlichster Feind nicht. Die gläubigen Verehrer Thor's, Odin's und Freyr's hätten vielleicht die Herrlichkeit der weiten Tempelsäle und Hallen wiederhergestellt, die goldenen Wände und die Bilder der Götter wieder aufgerichtet; aber der Glaube an das heidnische Götter- und Priesterwesen lebte längst nicht mehr in den Gemüthern. Angelsächsische Glaubensboten hatten das Wort Gottes und die christliche Lehre in Schweden gepredigt und bei Fürsten und Volk Gehör gefunden. Die Opfersteine wurden zertrümmert, der Gott des Walhalla aus seinen Tempeln vertrieben. Wenn man heut an die Stätte kommt, wo ehemals die Stadt des Freyr gestanden, sieht man drei große Hügel, welche die Tradition als Grabmäler Thor's, Odin's und Freyr's bezeichnet, und eine Anzahl niedriger mit Rasen bedeckter Anhöhen hinter die Göttergräber gereiht, wie Krieger in Schlachtordnung hinter ihre Anführer. Gerade gegenüber erhebt sich eine Dorfkirche aus ihrem Kirchhof; hier kommen die andächtigen Upländischen Bauern und Bäuerinnen des Sonntags zum Gebet, und an der Stätte, wo vormals Menschenopfer bluteten, verkündet der Diener des Christengottes die Religion der Liebe und Versöhnung.

Die Kirche dieses Ortes, jetzt klein und vereinsamt, war in ältesten Zeiten die erste Schwedische Landeskirche, die Kathedrale des Erzbisthums Upsala. Als sie im 13ten Jahrhundert niedergebrannt war, beschloß man einen neuen Dom in solcher Größe und Pracht aufzuführen, wie es sich zur Verherrlichung der katholischen Religion in der vornehmsten Diöces Schwedens gebühre. In jenen Zeiten dichtete der Glaube Wunder aus; in allen christlichen Ländern stieg der heilige Bau der Kirchen aus der irdischen Tiefe empor, die steinernen Säulen wuchsen auf und entfalteten ihre Knäufe wie Blumenkronn, die unzähligen schlanken Thürme streckten ihre feinen, künstlich gemeißelten Spitzen gen Himmel, als wollten sie die Gebete des Volkes zu Gott emportragen. Das ganze Land trug und steuerte zu dem frommen Werke bei; die Päpste, die von Rom aus die Interessen der Christenheit in den entlegensten Ländern wahrnahmen und förderten, gewährten der Schwedischen Geistlichkeit die erfolgreichste Unterstützung. Bonifaz VIII. und Clemens V. verkündeten Ablaß und Vergebung der Sünden für Alle, die zu dem Bau der Kirche von Upsala beitragen würden. Die Vornehmen brachten reiche Gaben, das niedere Volk bot die Arbeit seiner Hände; nur ein Baumeister fehlte noch. Die Wahl fiel auf einen Franzosen Etienne de Bommeil, den man 1287 von Paris kommen ließ; er brachte zehn Gesellen und zehn Jungmeister (tex compaignons et tex bachelers) der edlen Kunst mit. Damals verstanden es die berühmten Architekten noch nicht, wie man bei der Ausführung großer Bauten sich selbst bereichert. Bommeil war arm, und als das Schwedische Domkapitel ihn berief, hatte er nicht Geld genug, die Reise zu machen und seine Gehülfen mitzunehmen. Zwei vornehme Schweden, die damals zu Paris studirten, schossen ihm vierzig Livres vor, zu deren Rückgabe er sich verpflichtete durch Wort und Unterschrift: Bommeil, tailleur de pierres, maistre de faire l'église de Upsala en Suède. — Der Bau wurde gegen Ende des 13ten Jahrhunderts begonnen, aber erst 1435 zu Ende gebracht. Im letztgenannten Jahre geschah die Einweihung in Gegenwart aller Schwedischen Bischöfe und Aebte, vieler Fürsten, Grafen und Herren. Von dem wackeren Französischen Baumeister Bommeil habe ich am ganzen Gebäude keine Spur gefunden. Bescheidener als Erwin von Steinbach, Adam Kraft und Peter Vischer, hat er das ihm aufgetragene Werk tadellos angelegt, aber nirgend seine Bildsäule oder seinen Namenszug angebracht.

Die Architektur der Kathedrale von Upsala ist durch die hohe Einfachheit und Eleganz ausgezeichnet. Hier steht man den gothischen Baustyl in seiner ursprünglichen Erhabenheit und Majestät, rein und unverkünstelt, die schlanken, schmucklosen Spitzbögen, die Gruppen verbundener Säulen, die in freiem, zierlichem Schwunge bis zum Deckengewölbe aufsteigen; keine Figuren und symbolische Bilder auf den Kapitälen, keine künstlich ausgebrochene Rosen über den Fensterwölbungen; überall herrschen reine, richtige, gefällige Linien vor, ohne spielende Verschlingungen und Arabesken. Das Deckengewölbe des Mittelschiffs ist außerordentlich breit und hoch, und die Bogen, die es zu beiden Seiten tragen, eben so kühn wie anmuthig ausgeschweift. In den Seitenschiffen rechts und links befinden sich die Grüfte und Grabmäler der Schwedischen Könige und der heiligen Brigitta, die aus dem alten Schwedischen Grafengeschlecht der Brahe war. Vom 13ten Jahrhundert ab war Upsala der Krönungsort der Schwedischen Könige.*) Hier in der Kathedrale begann und endigte ihre irdische Herrlichkeit; wo sie zuerst im Schmucke des Königsmantels aufgetreten waren, dahin kehrten sie im Leichenhemde zurück; wo sie vor dem Altare knieend die Krone auf ihrem Haupte empfangen hatten, da legten sie sich wieder dem Altare zu Füßen in ihr steinernes Ruhebett. So lehrte das katholische Christenthum jeder Zeit die Mächtigen Demuth; neben dem Throne wies es dem Gekrönten das offene Grab, und in der Feier weltlicher Herrlichkeit mahnte es an die Buße. — Unter den Grufsteinen in der Kathedrale sind viele auch als Kunstdenkmäler merkwürdig. Da sieht man die Gestalt des Königs in Stein gehauen, das Schwert zur Seite, den Reichsapfel in Händen, als wollte er noch im Tode die Herrschaft der Welt nicht fahren lassen; neben ihm seine Gemahlin im vollen Schmuck der Königlichen Tracht, gerade ausgestreckt mit über der Brust gefalteten Händen, als wäre sie mitten im Gebete entschlafen.

Die Gruft-Kapelle Gustav Wasa's ist mit Fresko-Bildern ausgemalt, welche die berühmtesten Momente aus dem Leben dieses beliebten Schwedischen Volkshelden darstellen. Damals staunte wohl Jeder bei der Erzählung dieses romanhaft abenteuerlichen Königslebens; wir Neueren haben noch Wunderbareres erlebt. — Die Edelleute und Herren vom Hofe, die den Königen ihr Leben lang gedient, sind auch im Tode des Dienstes noch nicht frei geworden und haben ihren Gebietern bis unter die Erde nachfolgen müssen. Man liest ihre Namen auf den Grabsteinen in der Kirche, in der Nähe der Königsgrüfte, und so nehmen sie noch hier, wie vormals am Hoflager und im Palast, den zweiten Rang unter einem Höheren ein. Desgleichen werden in der Kathedrale noch die Reliquien des heiligen Erich, eines alten Schwedischen Königs, aufbewahrt, zu denen das Volk ehemals in Zeiten der Pest und ansteckender Krankheiten betete. Man nahm sie auch in die Schlacht mit und trug sie dem Heere vor, in dem Glauben, sie würden Schrecken unter die Feinde bringen; im Frühjahre trug man sie über die Aecker und Felder und bat den Heiligen um Schutz und Segen für die Aerndte. Der beliebte und verehrte Name König Erich's hat diese Ueberreste im 16ten Jahrhundert vor der vandalischen Zerstörungswuth der Bilderstürmer bewahrt; die Ehrfurcht vor dem alten Königsstamme hat in dem Herzen der Schweden länger gelebt, als der Glaube an die katholische Kirche. Den Bilderschmuck ihrer Kirchen, die Reliquien und Denkmäler aller übrigen Hei-

*) Wir wollen dem Gedächtnisse des Herrn Marmier zu Hülfe kommen: es ist der Ysris-Fluß.

*) Auch die Königinnen Christine und Ulrike Eleonore wurden hier gekrönt, aber wie in Ungarn mit dem Titel Rex, nicht Regina. Die Abdankung Christinens geschah in einem Saale des Schlosses zu Upsala.

ligen haben sie vernichtet, aber das Andenken ihres alten Königs treu und fromm in Ehren gehalten.

Ueberhaupt ist Upsala ein wichtiger Ort in der Schwedischen Geschichte. Sehr häufig ist die Versammlung der Reichsstände von den Königen dorthin berufen worden, eben so oft hat die Schwedische Geistlichkeit hier ihre Konzilien und Synoden gehalten. Hier saß 1593 die Versammlung von 22 Laien-Doktoren der Theologie und 306 Geistlichen, die unter dem Vorsitz von vier Bischöfen feierlich die Augsburgische Konfession als das einzig gültige Glaubensgesetz des Reiches proklamirte. Die Reformation war zwar längst im Volke durchgedrungen, aber sie bedurfte dieser Sanction und Verwahrung gegen einen katholischen durch fremde Proselytenmacher mißgeleiteten König.

Seit dem 13ten Jahrhundert gab es zu Upsala bei dem Domkapitel eine Lateinische Schule. Hierhin wurden von den anderen Metropolitan-Kapiteln des Reiches junge durch Fähigkeiten und Fortschritte ausgezeichnete Leute geschickt, um sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen. Mehrmals kamen berühmte Lehrer aus Deutschland an die Schule und trugen alle Gelehrsamkeit des Mittelalters vor. Dürftig genug war dieser Unterricht; man lehrte den Schülern den Kirchengesang, das heilige Officium und etliche Prinzipien scholastischer Theologie. Wer damals ein wahrer Gelehrter werden wollte, der mußte an einer anderen Quelle schöpfen, nach Paris gehen und sich dort unter die Scholares der Universität einschreiben lassen. Wenn er dann in seine Heimath zurückkam, so war er ein Clericus Parisiensis, ein Mann, dessen Wissen Alle anstaunten. Die Englische Nation an der Pariser Universität zerfiel in drei Abtheilungen; zur ersten gehörten die Scholaren aus England, Schottland und Irland, zur zweiten die Niederländer und Westphalen, zur dritten die aus dem östlichen Deutschland, aus Dänemark, Schweden und Norwegen. Im Jahre 1285 kaufte ein reicher Schwede, Andreas Ared, ein Haus zu Paris in der Rue Serpente für seine daselbst studirenden Landsleute, mehrere Andere trugen noch bei; so ward ein Schwedisches Konvikt zu Paris gestiftet, dem der Erzbischof von Upsala jährlich einen Theil des Armen-Zehnten aus seiner Diöces anwies. In diesem Hause wurden zwölf Scholaren auf völlig gleiche Weise und in klösterlicher Regel und Zucht unterrichtet. Im Jahre 1291 gab der nachfolgende Erzbischof von Upsala ihnen eine ausführliche Anweisung über die Disziplin, welche sie beobachten, und über die frommen Werke und Uebungen, deren sie sich befleißigen sollten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein strenges Wort über George Sand.

(Schluß.)

Wie die Religion, so die Moral dieser Leute: das hängt nothwendig zusammen. Hören wir George's Moral: „Indem ihr den Spieler verdammt, dürft ihr ihn ja nicht verachten, ihr kleinen Organisationen, die ihr des Guten wie des Bösen gleich unfähig seyd. Nur mit Schrecken müßt ihr den riesenhaften Willen anstaunen, der so mit sich selbst kämpft auf einem sturmgepeitschten Meer, für das einzige Vergnügen, seine Kraft zu üben und sie dann aus sich heraus zu werfen. Seine große Seele bedarf der gewaltigsten Empfindungen und der stärksten Reizmittel. — Es giebt einen Schmerz, den man in sich verbergen muß bei Strafe der Ehrlosigkeit und des Fluchs: diesen Schmerz hat Treumor ganz ausgekostet (den Schmerz nämlich eines wegen Gaunerei verurtheilten Sträflings), und er wird sich dessen einst rühmen können vor Gott am großen Tage des Gerichts; denn vor den Menschen muß man ihn verstecken. — Die einzige Flucht vor den Menschen ist der Selbstmord; die einzige Flucht vor Gott ist das Nichts. — Ich zweifle, ob der Fortschritt der Menschheit nach sechzig Jahrhunderten das Daseyn des Menschen ein wenig erträglich gemacht und die Nothwendigkeit des Selbstmordes für eine große Zahl aufgehoben hat. — Die Verbindung des Mannes und der Frau konnte in den Plänen der Vorsehung nur vorübergehend seyn; Alles zusammen ist ihrer Vereinigung entgegen, und der Wechsel des bisher Gegebenen ist eine Nothwendigkeit ihrer Natur. — Man muß allen Theorieen ihre Entwickelung gestatten, und ich will recht gern die der ehelichen Treue den excentrischen Seelen überlassen; bei der Majorität herrschen andere Bedürfnisse, andere Gewalten. — Ich habe alle Kämpfe der starken und blinden Leidenschaft mit dem gesellschaftlichen Leben durchgemacht. Ich habe viel gearbeitet, o mein Gott, wann wirst du mich endlich in die Ruhe eingehen lassen!!!"

Man kann es an den Fingern abzählen: das Spiel, die Spitzbüberei, der Selbstmord, die Verachtung der menschlichen Gesetze, die Ehe ad libitum, die Madame Sand „die erhabene Flüchtigkeit des Weibes" zu nennen beliebt, das bekommt Alles hier seine Apologie, fürwahr mehr als genug für ein einziges Buch.

So wie es Monthyon-Prämien giebt für die Tugend, obgleich sie bei dieser überflüssig sind und sie aufhören würde, Tugend zu seyn, sobald sie jener Prämien bedürfte, so möchte ich auch wünschen, daß man Monthyon-Strafen festsetzte für die Infamie, und daß eine Versammlung von rechtschaffenen Männern und respektablen Literaten jährlich die anstößigen Produkte, welche die Gesellschaft besudeln, mit ihrer Brandmarkung bezeichnen möchte. Ich weiß, es giebt Leute, welche behaupten, daß die Lelia gerade durch die vielen Schlüpfrigkeiten Einem alle Schlüpfrigkeit verleidet, daß gerade die Uebertreibung aller Schamlosigkeit Einen ermüdet und zurückschreckt, daß der Roman, eben weil er Alles sagt, nichts sagt, daß er, mit einem Worte, gerade wegen seiner grundlosen Schlechtigkeit fast gut zu nennen ist. Dessenungeachtet, da das Böse an sich böse ist, ohne Rücksicht auf die, welche es nehmen oder liegen lassen, so muß ich gestehen, daß dies eines von den Büchern ist, welche ich für meinen Theil mit dem größten Vergnügen verbrennen möchte, und zwar mit den Kleidern der Verfasserin zusammen, die so nicht weiß, was sie damit machen soll.

Dein Reden ist umsonst, wird man antworten, das Talent dieser Dame erhebt sie über Gericht und Prozeß; hat man sie doch von der Bühne selbst herab als den ersten Prosaisten der neueren Zeit proklamirt! — Bei mir, wie bei dem Tribunal, vor dem ich spreche, würde das Talent nur dazu dienen, das Urtheil zu schärfen; indeß, da leiten nur bei zu vielen Leuten das Talent Alles entschuldigt, so wollen wir doch einmal sehen, was denn eigentlich an diesem Talent ist.

Was das ganze Gewebe der Dichtung betrifft, denn es ist mehr eine Art Dichtung, als ein Roman, so gehört die Lelia zu den Nachkommen Byron's, dessen unglückliche Saat leider nur zu sehr aufgeschossen ist und um sich gegriffen hat. Hier, wie in dem „Barden", findet man nichts als fremde, geheimnißvolle Personen ohne ein bekanntes Modell in der Wirklichkeit, Personen, die bald Mensch, bald Teufel, bald närrisch, bald erhaben und voller Widersprüche sind, die keiner Klasse und keinem Lande angehören, deren Geschichte weder Anfang noch Ende, weder Ziel noch Zweck hat, außer dem Zweck, gewissen Beschreibungen und Bildern, gewissen rasenden und unnatürlichen Leidenschaften zum Rahmen und allen Ausströmungen einer zügellosen Einbildungskraft zum Gefäß zu dienen. Wenn ferner diese Personen Niemanden im wirklichen Leben ähnlich sind, so sind sie sich wenigstens alle unter einander ähnlich. Sie sind Einer wie der Andere, Männer wie Frauen, gewöhnlich Vagabunden, die sich in der Welt herumtreiben, von jeder Fessel, jedem Grundsatz und besonders von der Meinung anderer Menschen ganz unabhängig; sie stoßen alle von Juwelen, leben in einem Saus und Braus und spielen überall eine große Rolle, eine Theorie, die vielleicht Madame Sand bald aufgeben wird, wenn es ihr je einmal einfallen sollte, so herumzulaufen wie ihre Helden. Es sind durchweg lauter starke Organisationen, lauter mächtige Stirnen, für die das gewöhnliche Leben zu eng ist, denen die Welt nicht genug Nahrungsmittel bietet, die um sich herum kein Schicksal finden, das die zu ihrer Höhe hinaufreicht, die endlich in sich alle Ideale vereinigen, das Genie aller Dichter, wie die Größe aller Heroen, wovon man uns übrigens, beiläufig gesagt, außer jenen hochschwülstigen Phrasen auch nicht so viel wie eine Nadelspitze aufweist. Endlich sind es alle miteinander unglückliche Herzen, die schon hingewelkt sind, noch ehe sie geliebt haben, und die an einem gewissen Schmerze leiden, der ganz namenlos ist; nun ist es gut, zu wissen, daß Alles, was keinen Namen hat, in dem Rothwälsch dieser Herren innerlich heißt. Wir anderen einfältigen Leute, wir würden das einfach blasirt nennen; aber dieses Beiwort wäre zu trivial, zu wahr, um poetisch zu seyn, zu übelklingend und uninteressant, besonders ließe sich zu wenig darüber schwatzen. Blasirt! .... damit wäre ja Alles gesagt, nicht doch!

Nur der einzige Magnus ist von einem anderen Guß, ohne aber darum viel origineller zu seyn. Gleich dem Mönch von Notre Dame de Paris, und selbst, in gewisser Hinsicht, gleich dem reinen Jocelyn, ist er eines der zahlreichen Kinder des Mönchs von Lewis, jenes unreinen Meisterstücks.

So haben wir also hier nichts Wahres, nichts Wahrscheinliches, und nicht einmal etwas Neuerfundenes, auch nicht eine einzige treue Schilderung, außer, wie ich glaube, die der Schwelgerei. Nun komme mir noch Einer und vergöttere den Styl der „Lelia"; mir ist es unmöglich, etwas Schlechtes zu bewundern in einem bewundernswürdigen Styl, so wenig wie mich eine Mißgestalt in glänzendem Kleide entzücken könnte; gerade dadurch würde mir das Scheußliche des Körpers nur um so krasser hervortreten.

Gleichwohl will ich ihr dies traurige Verdienst nicht rauben. Ich gebe es also zu: Sand ist dem Styl nach einer der ausgezeichnetsten Schüler jener schlechten Schule, deren edler, bewundernswürdiger Vater Chateaubriand war, und deren ausgearteter Bastard wieder ein Vicomte ist, Herr von Arlincourt. Es ist in diesem Styl allerdings viel Eigenthümlichkeit, viel Schönheit und Glanz, viel Frische und Zauber, aber auch ein schreiender Mißbrauch von Vergleichungen und Beiworten, ein beständiges Streben, recht malerisch zu seyn, ein Blindekuhspiel von Antithesen, die sich wenig darum kümmern, ob sie passen, wenn sie nur recht pikant sind, ein Luxus an Bildern endlich, in welchem der Gedanke, wenn einer da ist (was auch nicht immer der Fall ist), beinahe untergeht. Nur zu oft verschwindet das ursprüngliche Gebilde ganz unter diesen aufgetragenen Pinselstrichen, der Körper wird von dem Kleid verhüllt, der Gedanke entflieht Einem, und man muß noch einmal lesen; daher jene ermüdende Spannung, von der man bei den Schriftstellern des klassischen Jahrhunderts verschont ist. Auch muß ich diesem Styl zu viel Manier vorwerfen, gewisse Lieblingsworte, als: „Kampf, Schmerz, Versöhnung, vollkommen, fahl, satanisch", lauter Formen, die durch ihre allzuhäufige Wiederkehr den Reiz verlieren, den ihnen die Neuheit verleiht. Dazu gehört auch der Latinismus, den man in der Lelia so oft findet, als wäre er hier gepachtet worden. Wir wollen nur einige Beispiele anführen:*) „Die Sterne leuchteten groß und weiß wie die Silberplättchen auf einem breiten Tuch. — Zu der Zeit, wenn die zitternden Sterne kaum hervorzutreten wagen, fern und blaß gleich dem schwachen Hoffnungsschimmer in der Nacht des Zweifels. — Wie das Herz Dir schlägt rauh und heftig in der Brust. — Eine verirrte Kuh kam unruhig und brüllend in die Nähe dieser Ruinen. — Die kleinen Vögelchen drängten sich so warm und schwach unter den Flaum ihrer Mutter. — Andere Pflanzen öffneten sich bald und bald der Betastung, zitternd und warm gleich menschlichen Brüsten. — Die Thaten der Zukunft und der Weltgeschichte sind düster und furchtbar aufgeschrieben in den heiligen Poesieen der Propheten."

*) Die mit gesperrten Lettern gedruckten Worte sollen die ungewöhnliche Stellung derselben bezeichnen, welche Stellung hier, eben weil der Französischen Prosa fremder, Latinismus genannt ist. Vom Deutschen Standpunkte betrachtet, hat diese Wortklauberei allerdings etwas Lächerliches. Was würde wohl z. B. aus Jean Paul werden, wenn wir aus seiner Prosa alle poetische und ungewöhnliche Adjektiva verbannen wollten?

Stellt man diese Citate zusammen, so springt der Fehler deutlich hervor; liest man sie aber einzeln, so sieht man nur das Gold und das Silber, wovon sie die Hände voll hat, um den Fehler wieder gut zu machen. Besonders vollendet ist die Beschreibung, welche Trenmor giebt von seinen Empfindungen im Wagno; das ist wirklich Gold. „Habt Ihr nicht schon einmal", sagt er zuletzt, „jene liebliche Erstarrung des Körpers und der Seele empfunden nach den Tagen des Fieberwahnsinnes und des Alpdrückens, Tagen, die Einem so lang und schnell zugleich vergehen, wo man, von Träumen verzehrt, von heißen, unzusammenhängenden Empfindungen ermüdet, die Zeit nicht merkt, wie sie dahin schleicht, und die Nächte, die auf die Tage folgen? Wenn Ihr dann herauskamt, aus dieser phantastischen Verdumpfung, in die uns das Fieber wirft, um wieder zurückzukehren in das ruhige, träge Leben, in die ländlich reizenden Spaziergänge, unter die laue Sonne, zu den Pflanzen, die ihr im Keim verlassen und in der Blüthe wiederfindet; wenn Ihr so langsam und noch schwach hingeschritten seyd am Ufer des Baches, dessen Stille und Ruhe der Eurigen gleicht; wenn Ihr all' die mannigfaltigen Töne der Natur, die auf dem Schmerzenslager so lange für Euch verloren und fast vergessen waren, um Euch herum summen hörtet; wenn Ihr lächeltet bei dem Gesang eines Vogels und dem Duft einer Rose, als wären das lauter liebe, neue Sachen, die man so selten bekömmt; wenn Ihr, mit einem Wort, allmälig, durch alle Poren und mit allen Empfindungen hinter einander, das alte Leben wieder angefangen habt, dann könnt Ihr begreifen, was die Ruhe für mich bedeutet nach den Stürmen meines Lebens."

Zartheit, Harmonie, Anmuth, Poesie des Geistes und des Ohres, wie kommt ihr hierher, ihr Töchter des Himmels? Ihr habt euch gewiß verirrt, ihr seyd in schlechter Gesellschaft: fliehet eilends fort, entfaltet anderswo eure Blüthe; hier betrübt ihr mir das Herz mitten in diesem Buche, gleichwie jeden Biedermann der Anblick eines jungen, schönen Kindes schmerzt, das von lockeren Gesellen verführt worden und jetzt die Vorübergehenden anlächelt, um sie wieder zu verführen. O George Sand, George Sand, du hast viel zu verantworten, denn es ist dir viel gegeben worden!

Wenn man aber die Sache genauer untersucht, würde da nicht der gegenwärtige Gang der Dinge in Frankreich überhaupt und insbesondere die dortige Erziehung der Frauen unsere Vorwürfe weit mehr verdienen? Die Aeltern in Frankreich, eifrig bemüht, sich durch ihre Kinder Ehre zu erwerben, verkaufen der Eitelkeit das Glück und die Zukunft dieser armen Opfer. Ein junges Mädchen unserer Tage muß Alles lernen. Von der Wirthschaft freilich, die doch eine wichtigere Wissenschaft ist, darf gar nicht die Rede seyn. Die Religion ist das Geschäft einiger Wochen. Alles, was nicht mehr als nützlich ist, wird ganz schnell abgemacht; bei dem aber, was zum Glänzen dient und zum Hinausgeben über das Alltägliche, da zählt man weder Geld noch Zeit. Was ist die Folge davon? — Zuerst entnervt man sein Kind durch diese erzwungenen Studien, man verstimmt und erschüttert seine ganze Organisation durch die viele Musik, man giebt ihm den ganzen Vorrath von Krämpfen und Ohnmachten mit auf den Weg, wodurch es einst seine Umgebungen martern wird, man verhilft ihm endlich zu jener physischen Schwäche, zu jener überschwänglichen Entwickelung der Phantasie, über die sich Lelia so bitter beklagt. Es ist keine Mutter, die man für ihre Kinder erzieht, sondern eine glänzende, baufällige Puppe, die man für ihren Mann zurichtet.

Und dann seht ihr denn nicht, daß ihr mit all' diesen Fertigkeiten und Kenntnissen der feinen Erziehung ihr nur Reizmittel hinwerft für ihre Leidenschaften? Sie lernt Italiänisch, Englisch, Deutsch, lo amo, I love, Ich liebe: es ist immer dasselbe Lied, das ihr ihr in allen Sprachen vorsingt. Sie lernt singen: mio cuore, il dolce amore, dies und noch andere Sachen der Art, so daß man sie geradezu lehrt, schmachtend zu girren mit Augen und Stimme. Nun wundert euch auch nicht über die Folgen; Alles, was man lernt, will angewendet seyn. — Sie zeichnet: natürlich will sie auch malen, auf der Kunst-Ausstellung prangen, sich einen Namen machen: was ist zu thun? man muß sich an die getriebene Arbeit und an die akademischen Studien machen, man muß der Gesellschaft und dem Blick der Menschen trotzen, man muß ein neugieriges Auge hinter alle Schleier der Natur werfen; nur um diesen Preis läßt sich die vollkommene Bildung erringen. So fängt sie denn auch damit an und verschafft sich einen Platz unter den Künstlern. Ihr habt eine überlegene Dame bitten wollen, da habt ihr sie: erhaben über alle Skrupel und Vortheile, und besonders über alle Schaam.

Doch das ist noch nicht Alles. Was wollt ihr mit eurem Wunderwerk machen? Jedes Talent will seine Anwendung, die übrigen sind ihrer natürlichen Stellung zu unangemessen, als daß sie sich in dieser glücklich fühlen könnte. Ich gebe zu, ein Grad der Bildung ist in unseren Tagen unumgänglich; aber was will sie mit ihrem ganzen Ueberschuß anfangen, mit ihrer Rhetorik, ihrer Poetik, ihrer Linguistik und allen ihren Virtuositäten? der Salon hat gewiß seine Erfordernisse und seinen Werth; aber der Salon ist dem Mann noch nicht Alles und auch der Frau nicht. Zwischen zwei Salons liegt das sogenannte Leben in der Mitte, und bei den Reizmitteln, bei dem Bedürfniß, zu glänzen, woran ihr sie gewöhnt habt, wie könnt ihr da verlangen, daß sie sich mit der stillen, trivialen und unbekannten Rolle einer guten Hausmutter begnüge? Sie braucht ein Theater, eine Rolle, ein Spektakel und Bewunderer. Sie fängt damit an, sich erst einen kleineren Ruf zu machen; schon zeigt man sich ihre Billets und reißt sich darum. Durch diesen Erfolg gesteigert, strebt sie weiter: sie versucht sich in den Albums und den Revüen, erst anonym, dann mit den Anfangsbuchstaben und endlich mit dem vollen Namen und dem euphonistischen Vornamen. Sie macht Lärm; sie hat ihre Feinde und ihre Anhänger; sie wirft sich in den Kampf oder, soll ich sagen, in die Spielereien der Literaten; so ist dann die Amphibie fertig, sie hat kein Geschlecht mehr, ein Verrecht, das den Übrigen theuer zu stehen kommt! Doch worüber wird sie schreiben? Die höheren geistigen, literarischen oder wissenschaftlichen Gegenstände erfordern Zeit und Tiefe, beides fehlt ihr. Sie tappt unsicher zwischen der Poesie und der poetischen Prosa; das Vorspiel giebt sie in chants de l'aurore oder du crépuscule, in feuilletons de printemps oder d'hiver, in voix d'en haut oder d'en bas; dann erhebt sie ihren Flug und steigt zum Roman; das macht Aufsehen und kostet so wenig; es handelt sich nur darum, die Gefühle und Empfindungen, die man des Morgens beschreiben wird, den Abend vorher einzuüben. Scheint ihr dann der Ruhm noch zu langsam zu kommen, so hat sie ja, bei ihren frühzeitigen Erfahrungen, volles Farbenbrett: sie lockert die öffentliche Aufmerksamkeit durch Sophismen, sie reizt sie durch den Skandal, sie erzählt sich selbst und macht sich einen Namen auf eine unverschämte Weise. Nun muß man sie noch durch Lob erhitzen, ihr mit Kritiken den Kopf benebeln, und man hat das entschiedene Gegenstück des Weibes überhaupt: George Sand ist fertig. Wer hat die Schuld am Ende, wenn nicht der Anfang selbst? —

Nach so ernsten Bemerkungen sehe ich wohl, daß reine literarisch artistische Untersuchungen ganz bedeutungslos wären. Doch es bleibt mir nichts übrig, ich muß zur Kritik zurück; ich kann nicht schließen, ohne wenigstens kurz meine Meinung zu sagen über den Titel des ersten Französischen Prosaisten, mit dem man die Verfasserin der Lelia beschenkt hat.

Die erste Bedingung der Prosa, wenn sie gut seyn soll, ist, Prosa zu seyn und nicht Poesie. Die Prosa als die Sprache des Verstandes braucht ein festes, sauberes Gewebe, das man ordentlich in die Hände nehmen kann und das dem Leser keine Unschlüssigkeit läßt. Ihr steht die Nacktheit, die Derbheit wohl an; kommt noch ein Putz dazu, so muß der Muskel des Gedankens nothwendig schief werden. Das Wesen der Prosa ist das Positive, weil der Verstand vor Allem von seiner Arbeit etwas haben will. Die Poesie dagegen, die Sprache der Phantasie, hat das Ideal, die Harmonie, die Figuren, das Vage und Unbestimmte zu ihren Charakteren, denn die Phantasie will vor Allem entzückt und bezaubert seyn. Die Prosa macht denken, die Poesie träumen. Die erstere steht im Solde eines Herrn; ihr Geschäft ist es, schnell und treu dem Gedanken zu dienen, wenn es geht, auch mit Eleganz: das ist schon eine Zugabe. Die zweite ist für sich selbst da: sie spricht ungenirt hin und her, erst zu ihrem eigenen Vergnügen und dann auch für Andere; sie kann also auf ihrem Wege umherschweifen, sie kann kokettiren, schwatzen, hier und dort eine Blume pflücken; ihr ist Alles erlaubt. Die Prosa muß keusch seyn, d. h. sie muß sich und ihre Reize vergessen, wenn sie deren hat, um nur an das zu denken, was sie sagen soll. Die Poesie darf mit den übrigen Parade machen: sie will gefallen, und sie darf es sogar gestehen, wenn dies in ihren Plan schlägt.

Nehmen wir diese Kriterien in ihrer Anwendung zusammen, so müssen wir schließen, daß der erste Französische Dichter Chateaubriand ist, und der erste Französische Prosaist Lamennais. So lange es diesem Letzteren nicht gefallen wird, dem Schreiben zu entsagen, rathe ich den Anderen, noch ein wenig zu warten, bis dieser Titel wieder erledigt ist.

Doch, weil wir bei Lamennais sind, man schreibt mir aus Paris, daß er und George Sand unzertrennlich sind. Das wußten wir wohl, daß dieser Mann in der letzten Zeit einen sonderbaren Weg gegangen ist; aber wer hätte gedacht, daß er so schnell an dem entgegengesetzten Pol der Gleichgültigkeit seyn würde? Welches ist nun die verbindende Kette zwischen diesen beiden auseinanderliegenden Namen? Ist etwa Lamennais herabgestiegen oder George hinaufgekommen? Wer von Beiden hat den Anderen bekehrt? Was mich betrifft, so glaub' ich ganz einfach, daß ihr gemeinschaftliches Band nichts ist, als die Phrase, in der Beide excelliren, obgleich unter so verschiedenen Titeln. Ja, die Phrase, ich sag' es noch einmal und werde nicht müde, es zu wiederholen, die Phrase ist es, die Alles bedeckt und Alles zusammenbringt; sie ist der große Gleichmacher der neueren Zeit, die große Kategorie, in die Chateaubriand hingehört und Janin und Sand und Lamennais und noch viele Andere.

Ostindien.

Kinder-Raub und Verkauf in Ostindien.

Kauf und Verkauf von Kindern sind in Ostindien etwas ganz Gewöhnliches. Hunger und Elend sind die vornehmsten Ursachen dieses Menschenhandels, durch den oft ganze Familien ihren Erwerb sich verschaffen. Die Preise sind jedoch unter gewissen Umständen, besonders in Zeiten des Mangels, sehr niedrig. Als im Jahre 1833 eine Hungersnoth Indien heimsuchte, betrug der mittlere Werth eines Kindes nur sechs Sibr Getraide (60 Thaler). Kommt ein auf diese Weise verhandeltes Kind zu wohlhabenden Leuten, so hat es sich oft der liebevollsten Erziehung und Pflege zu erfreuen; es lernt die Englische Sprache, rechnen, reiten u. s. w.; es lebt mit den Kindern der Familie zusammen, und nichts wird gespart, was das arme kleine Geschöpf durch Bande der Dankbarkeit an seine neue Familie fesseln kann. Hat nun der gekaufte Pflegling das Alter der Vernunft erreicht und beweist er durch seine Aufführung, daß man die Saat der Bildung bei ihm nicht auf steinigen Boden gestreut, so wird er der Vertraute seines Herrn und leitet die Angelegenheiten des Haushalts oft ganz ohne Kontrolle.

Woher aber die große Aufmerksamkeit, die man solchen Kindern beweist? Sie erklärt sich aus dem lebhaften Wunsche, treue und innig ergebene Diener zu haben. Sobald man von einem verlassenen Kinde hört, melden sich gleich wohl zwanzig der reichsten Personen einer Gegend, die es in Kost und Pflege nehmen wollen. Im Jahre 1834 kam eine Anzahl Leute aus Radschputana nach Delhi; man arretirte diese Menschen in der letztgenannten Stadt mit 35 Kindern, die sie auf dem Wege gekauft hatten, um sie wieder zu verkaufen. Da der Menschenhandel im Auslande geschlossen war, so wurden die Verkäufer

ins Gefängniß gesetzt und die Kinder für frei erklärt. Unter diesen Kindern zählten einige kaum 2 bis 3 Jahre, andere wieder 12 bis 15. Die Letzteren erklärten vor der Obrigkeit, sie seyen nur aus Noth von ihren Aeltern verkauft worden; auch hätten sie gar keine Lust, in den Schooß ihrer Familien, wo Entbehrungen jeder Art auf sie warteten, zurückzukehren. Man setzte sie dieser Erklärung zufolge in Freiheit. Dann ließ der Magistrat zum Besten der kleinen Kinder Listen herumgeben und Jeden, der eines oder mehrere derselben an sich nehmen wollte, zur Unterzeichnung seines Namens auffordern. Alsbald schrieben sich die reichsten und angesehensten Bewohner, sowohl Muhammedaner als Hindu's, in die Listen ein. Die Hindu's zeigten anfangs weniger Eifer; nachdem aber Einer von ihnen den Uebrigen bemerklich gemacht hatte, daß diese Kinder, die Alle von Hinduschen Aeltern waren, ihre Religion verändern würden, wenn sie in muselmännische Familien kämen, so bestürmte die ganze Hindusche Aristokratie die Obrigkeit mit der Bitte, daß sie doch die Muselmänner auf den bereits geschlossenen Listen wieder streichen möchte. Es entspann sich nun eine lange und heftige Debatte über den Gegenstand, die die Behörde nicht ohne große Mühe beschwichtigen konnte.

Dieser Erwerbszweig hat öfter traurige Ergebnisse; denn er reizt die Habsucht vieler armen Leute, die sich dadurch bewegen lassen, Kinder zu stehlen oder gar mit Gewalt zu rauben. Die Räuber kleiner Kinder sind in Ostindien eben so zahlreich und gefürchtet, als die Taschendiebe am Eingang der Schauspielhäuser in London. Vor mehreren Jahren kamen in Delhi eine Zeitlang sehr viele Kinder abhanden. Lange forschte man vergeblich nach den Vermißten; endlich fand ein Vater seine kleine Tochter auf dem Gebiete des Radscha von Putiala; sie wurde sogleich nach Delhi zurückgebracht, und ihre Aussagen veranlaßten die Verhaftung einiger Verbrecher. Das Kind war Abends mit einem anderen kleinen Mädchen ausgegangen, um Holz einzusammeln, als eine alte Frau sie anging und ihnen sagte, sie wolle das Holz kaufen. Die Mädchen folgten der Alten in ihre Wohnung, um das Geld dafür zu empfangen; kaum aber waren sie an Ort und Stelle, als man sie Beide in einen Keller einsperrte. Einen Tag darauf wurden sie herausgeholt und jede in einen großen irdenen Wasserkrug gesteckt, den man auf den Rücken eines Ochsen packte. Dann setzte sich die Karavane in Bewegung und kam ohne Schwierigkeit zum Stadtthor hinaus. Ein anderes kleines Mädchen wurde um dieselbe Zeit seinen Aeltern zurückgestellt; dieses aber verdankte seiner Entschlossenheit seine Befreiung. Das Kind zählte nicht über 8 Jahre und hieß Mussumant Goumany. Es hatte sich eines Abends von seinen Gespielinnen verirrt und war von einem Manne ergriffen worden, der es mit Gewalt nach einem Boote schleppte. Das Boot ging unter Segel und hielt nach zweitägiger Fahrt vor Manilla-Gendschi, wo Scheik-Buddan — so hieß der Räuber — einem reichen Bewohner der Stadt das Mädchen, das er für seine Schwester ausgab, zum Kaufe anbot. Der Handel wurde mit 14 Rupien geschlossen; aber der Käufer wollte das Geld nicht eher herausgeben, bis Scheik-Buddan in Gegenwart des Darogha wiederholt hatte, daß die junge Goumany seine Schwester sey. Der Mann willigte ein; denn er rechnete auf den Schrecken, den seine Drohungen dem Kinde einflößt; aber die kleine Goumand besaß Herzhaftigkeit genug, ihm zu widersprechen und dem Daroga Alles zu erzählen, was sich zugetragen hatte. Der Räuber wurde gefesselt nach Dschelalpohr gebracht, wo man ihm Peitschenhiebe und lange Gefängnißstrafe zuerkannte.

Die Vorsicht, welche der Käufer der kleinen Goumany bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, ist übrigens etwas Seltenes in Ostindien; gewöhnlich schließt man dergleichen Käufe ohne weitere Erkundigung ab. Der Indier versetzt sich nicht in die Lage der trostlosen Aeltern, denen man ihr Kind geraubt hat, und doch würde man ihm sehr Unrecht thun, wenn man ihn für einen gefühllosen Egoisten halte wollte. Im Gegentheil, er ist edelmüthig und uneigennützig; ein Freund kann über seine Habe, ja über sein Leben verfügen; aber seine Neigungen sind nur einem kleinen Kreise zugewendet. Außer seiner Familie und einigen Freunden interessirt und rührt ihn Nichts — er besitzt engherzigen Edelmuth. Dieser Gleichgültigkeit des Hindu's gegen alles ferner Stehende verdankten es die berüchtigten Thug's, daß ihre Mordthaten so lange ungerächt blieben. Die Thug's verließen zu bestimmten Zeiten ihre Wohnungen, kehrten mit fremden Waaren bepackt wieder und lebten herrlich und in Freuden. Ihre regelmäßigen Wanderungen und ihr Luxus erweckten großen Verdacht; da sie aber ihr schreckliches Gewerbe nur in bedeutender Entfernung trieben und am heimischen Heerde gute Nachbarn, gute Väter und treue Freunde waren, so dachte kein Mensch daran, den Thug's auch nur ein Haar zu krümmen.

Ist ein Kind seiner Familie entrissen worden, so kommt es nur sehr selten zurück. Zuweilen verhaftet man die Verbrecher, wenn sie ihre Beute schon lange verkauft haben; dann bleiben sie im Gefängniß, bis das Kind wiedergefunden ist, was in den meisten Fällen einer ewigen Kerkerstrafe gleichkommt. Uebrigens ist das Verfahren der Hindusche Justiz nichts weniger als summarisch und sichert den Angeklagten vor ungerechter Verurtheilung. Zuerst wird die Sache einer schlichten Polizei-Behörde übertragen, die kleinere Vergehen mit angemessenen Strafen, z. B., sechsmonatlicher bis zweijähriger Haft, Geldbußen von 300 Rupien, u. dgl., belegen darf. Hat das Vergehen eine härtere Strafe verdient, so schickt der Polizei-Beamte den Schuldigen vor die Assisen, die ihn bis zu vierzehnjährigem Gefängniß verurtheilen können. Eine muhammedanische Gerichtsperson wohnt diesen Verhandlungen immer bei und schreibt, wenn sie beendigt sind, auf die Rückseite des Akten-Bandes das Fetwa oder den Artikel aus dem Gesetze Muhammed's, welcher auf den vorliegenden Fall anwendbar ist. Dann fügt er noch Siegel und Unterschrift bei und schickt die Akten an den Gerichtshof. Wenn das Fetwa den Gefangenen freispricht, oder verurtheilt, und der Gerichtshof damit einverstanden ist, so wird dasselbe unverzüglich vollstreckt; im entgegengesetzten Falle kommt die Sache vor das Gericht erster Instanz, Nisam Edderlet genannt, von dessen Aussprüchen nicht weiter appellirt werden kann.

Die Indischen Kinder-Räuber brauchen keine so schlaue Taktik anzuwenden, wie ihre Kollegen in Paris und London. Einige Leckereien oder ein Spielwerk reichen schon hin, um das Opfer zu gewinnen. Zuweilen bedienen sie sich auch eines Trankes, „Dalugá" genannt, der, in mäßiger Quantität genossen, einen tiefen Schlaf, in starker Quantität aber den Tod zur Folge hat. Vor wenigen Jahren vergiftete ein Dieb mit diesem Getränk eine ganze Familie. Am liebsten stehlen die Indier Kinder aus ärmeren Klassen, weil das Verschwinden derselben weit weniger Nachsuchungen veranlaßt. Darum sind aber die Kinder der Reichen keineswegs sicher: diese werden um der Edelsteine, Armbänder und Geschmeide willen, die sie an sich tragen, fortgeschleppt, nach der Beraubung erdrosselt und dann in Brunnen oder Flüsse geworfen.

Außerdem droht den Kindern der Indier sehr oft die Gefahr, auf den Altären der Göttin Kali oder Derga, eines bösen Genius, geopfert zu werden. Im Jahre 1821 geschah es, daß ein Knabe, der bei einem Dorfe an der Gränze der Provinz Dschintia eine Heerde weidete, von Personen überfallen ward, die ihm einen Knebel in den Mund stecken wollten; der Kleine schrie noch zu rechter Zeit aus Leibeskräften, und die herbeieilenden Bauern bemächtigten sich der Uebelthäter. Einer von diesen Menschen erklärte vor Gericht, daß Wotscheng Rewbant Quar, Schwager des Ram Singh, Radscha's von Dschintia, ihnen befohlen habe, ein Kind irgendwo zu rauben, um es der Göttin Kali zu opfern, damit sie seinem Weibe, der Schwester des Radscha's, Fruchtbarkeit bewillige. Dieses Geständniß, das die beiden anderen Gefangenen bekräftigten, begleitete der erste Geständige mit einer genauen Beschreibung des Ceremoniels, das man bei solchen Opfern beobachtet.

Die Britische Regierung ließ dem Radscha von Dschintia sofort anzeigen, daß sie, falls man ein solches Verbrechen noch einmal versuchen oder ausführen sollte, die sofortige Auslieferung derer verlangen würde, welche Veranlassung dazu gegeben hätten. Auch bedeutete man ihm, es werde die Urheber, zu welchem Stande sie auch gehören möchten, die härteste Strafe treffen. Der erschreckene Radscha betheuerte, er habe an dem Verbrechen durchaus keinen Theil genommen, und gelobte, darüber zu wachen, daß so gräuliche Opfer in seinen Staaten nicht wieder vorkämen. Die Göttin Kali hat jedoch leider über den abergläubischen Hindu gar zu große Gewalt. In Zeiten allgemeiner Noth oder herrschender Seuchen erwartet man das Heil von blutigen Opfern, die auf dem Altar dieser Göttin geschlachtet werden. Selbst die Muhammedaner halten Kali für einen mächtigen feindseligen Dämon, und man darf mit Grund befürchten, daß, trotz der Versprechungen des Radscha's von Dschintia und der Wachsamkeit des Britischen Gouvernements, noch manches Menschenopfer diesem angebeteten Scheusal fallen werde.

(A. J.)

Mannigfaltiges.

— Barthélemy's Virgil. Nisard's geharnischter Aufsatz gegen die „leichte Literatur", und das Beispiel, das er selbst durch seine Geschichte der Lateinischen Dichter der späteren Zeit gegeben, scheinen in der That nicht ohne Einfluß auf mancherlei Bestrebungen in Frankreich geblieben zu seyn. So lasen wir kürzlich von J. J. Ampère eine geistvolle und ausführliche Kritik des Ausonius und seiner Zeit, von Granier de Cassagnac eine Darlegung des religiösen Lebens der Griechen und Römer, und jetzt beschenkt uns gar Barthélemy, der leichtfertige Sänger der Villeliade und früher bekanntlich der poetische Zwillingsbruder Méry's, mit einer neuen Uebersetzung der Aeneide! Wir können dem Französischen Publikum nur Glück dazu wünschen, wenn es wieder Aufmerksamkeit genug für die Meisterwerke der Alten besitzt, und Herr Barthélemy ist ganz der Mann dazu, diese Aufmerksamkeit zu fesseln. Freilich hat er darum eben so wie seine Vorgänger zu dem einmal mundrechten Alexandriner seine Zuflucht nehmen müssen, aber unter seinen Händen gewinnt dieser wirklich eine gewissermaßen klassische Anmuth, und so wird er wohl auch den Vergleich mit Virgil's gefeilten Hexametern viel eher vertragen können, als der Alexandriner Delille's, der in seiner Uebersetzung der Aeneide diese durch mancherlei Zusätze total verändert und über ein Seitenstück zu Voltaire's Henriade als einen Widerhall des Lateinischen Epos geliefert hat. Zwar sind in Frankreich neuerdings Versuche gemacht worden, den reimlosen Vers einzuführen, und namentlich ist dies dem Herrn Oberst Lefrançois in seiner kürzlich vollständig (mit dem Original en regard) erschienenen Uebersetzung der Schillerschen Trilogie des Wallenstein gelungen; aber diese Versuche haben weder bei der Kritik noch beim Publikum Anklang und Eingang finden wollen, und so wird es wohl für jetzt noch beim Alexandriner verbleiben müssen. Wir geben hier zur Probe, weil sie allen des Originales kundigen Lesern noch am meisten im Gedächtnisse sind, die Eingangsworte der Aeneide, nach der Uebersetzung des Herrn Barthélemy, mit den vier apokryphischen Anfangs-Zeilen:

Jeune encore, aux pasteurs j'offris mes premiers sons;
Depuis, quittant les bois, par mes douces leçons
Aux vœux du laboureur j'assujétis la terre.
Aujourd'hui, déroulant des images de guerre,
Je chante ce héros, qui jouet du destin
Le premier vint de Troie au rivage latin.
Sur la terre et les flots sa fortune poussée
Lutta contre le ciel et Junon courroucée;
Il eut à subjuguer des peuples ennemis,
Pour transporter ses dieux au Latium promis,
Et fonder le berceau des grandes origines,
Des Latins, des Albins, de Rome aux sept collines.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den löbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Mittwoch den 27. September 1837.

Frankreich.

Ueber die Verjährung einiger Quiproquo's.

Hieß' es wohl, unsere arme Menschheit allzu streng beurtheilen, wenn man behauptete, daß mindestens die Hälfte alles dessen, was je geschrieben worden, auf Rechnung des Irrthums zu stellen sey? Bayle scheint diese Frage bejaht zu haben, indem er seinen Vorsatz: ein Verzeichniß aller für richtig auf- und angenommenen Irrthümer zusammenzutragen, als nur von einem Riesen zu bewältigen, aufgab, um bei dem weit beschränkteren Entwurfe dessen, was er uns wirklich hinterlassen hat, stehen zu bleiben. Gewiß aber würde in jeder Bibliothek der accreditirten Irrthümer die Abtheilung der Quiproquo's eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Bänden einnehmen. Diese Art von Irrthümern, die unbedeutendste von allen, ist oft die bändgreiflichste, so oberflächlich, zufällig oder wunderlich ist bisweilen das Mißverständniß, das dabei zum Grunde liegt; und trotz dem behauptet sie sich, ist sie nur erst einmal durch die Zeit zu einem gewissen Ansehen gekommen, nicht minder beständig, so daß man auf sie eben so wohl, wie auf die anderen, La Fontaine's Wort anwenden kann:

L'homme est de glace aux vérités; Der Mensch ist Eis für alle Wahrheit;
Il est de feu pour les mensonges. Doch Feuer ist er für die Lügen.

Sollte nun diese Wärme des Menschen für den Irrthum etwa daher kommen, weil dieser sein eigenes Werk, sein trauriges Geschöpf ist, während die Wahrheit, so oft er sie annehmen muß, mit der Strenge der Thatsachen sich ihm aufdrängt? Indeß, wie häufig versucht das Licht einer Thatsache doch vergeblich den dicken Nebel eines Vorurtheils zu durchdringen! Was z. B. ist allgemeiner angenommen, als die Einäscherung der Bibliothek zu Alexandrien durch den Chalifen Omar und die fünf Vierteljahre lang mit den Büchern der Ptolemäer unterhaltene Heizung der öffentlichen Bäder? Ich erinnere mich noch einer höchst merkwürdigen Bewegung bei einer Rede des verstorbenen General Foy, die einzig und allein eben durch diese Tradition verursacht wurde. Sie hat freilich auch nur den Einwurf gegen sich, daß die berühmte Bibliothek der Ptolemäer unter dem letzten dieser Fürsten, dem Bruder der schönen Kleopatra, verbrannt wurde, als Julius Cäsar Alexandrien eingenommen, und daß die, welche sich nach jener Zeit wieder angesammelt hatte, unter Theodosius ein Raub der Flammen geworden. Nun aber bezweifle ich sehr, daß die Alexandrinischen Bibliothekare von Theodosius bis auf Omar so viel und so kostbares Material wieder zusammengebracht haben sollten, daß es diesem Chalifen einen so schlimmen Ruf mit Recht eingetragen hätte.

Die Annahme der gänzlichen Vernichtung Karthago's durch die Römer ist gleichfalls eine nicht minder allgemein verbreitete Meinung. Etiam periere ruinæ — die Trümmer selbst verschwanden! — sind des Dichters Worte. Ein gelehrter Akademiker indeß hat neuerdings durch jene Autoren selber bewiesen, daß von der unglücklichen Stadt durch Scipio nur die Ringmauern geschleift worden, und daß die von seinem Heere, während dessen sehr kurzen Verweilens auf der Punischen Küste, vorgenommenen Zerstörungen lediglich auf die Hauptgebäude sich beschränkt haben. Hierzu kommt nun noch, daß auch die bis auf den heutigen Tag vorhandenen Spuren der kolossalen Stadt (Trümmer, die sich übrigens auch ganz augenscheinlich von denen des Römischen Karthago unterscheiden) mehrere Alterthumsforscher, die sich lange mit dem Studium derselben beschäftigt hatten, durch den Augenschein an Ort und Stelle zu demselben Ergebnisse geführt haben. So wurde auch Herr von Chateaubriand, bei seinem Besuche jener Gegenden, zu seiner Ueberraschung hiervon überzeugt, wie er es ja in seinem Itinéraire laut genug, und mit welcher Stimme! — bekannt gemacht hat. Indeß, Alles nur eitle Bemühungen gegen eine poetische Fiction, die zweitausend Jahre zählt!

Eine eben so falsche, aber durch die Zeit minder unterstützte und daher auch schon mit besserem Erfolge bekämpfte Ansicht war die immäßig übertriebene Vorstellung von der Bevölkerung des alten Roms. Der Grund dieser war ein sehr oberflächlicher; man hatte zur Grundlage der Berechnung ein Wort genommen, dessen Bedeutung, wie sie in den alten Topographieen gebräuchlich war, man nicht kannte: Insula nämlich, das freilich eine Insel, oder ein von vier Straßen begränztes Häuser-Bollwerk bezeichnet, hat außerdem aber auch die Bedeutung von Hütte*). Wollte man nun dies Wort zu einem der Faktoren einer Multiplication, deren Produkt die Bevölkerung Roms seyn sollte, machen, so mußte man zum anderen Faktor die muthmaßliche Zahl der Bewohner — nicht einer Häuser-Insel, sondern — einer Hütte nehmen, was, anstatt mehrerer Millionen, wenig Mehr als 300,000 ergiebt.

Dies war ein ganz eigentliches Quiproque, auf Grund des Doppelsinns eines und desselben Wortes, und ist wohl eher zu entschuldigen, als das jener Magistratsperson, von welcher Balzac sagt: „Es war ein Mann mit langer Robe, berühmt jedoch wegen seiner geringen Kenntniß von den Wissenschaften, den unsere Väter zu Paris gesehen, als die Gesandten von Polen dahin gekommen. Diese machten ihm ihre Aufwartung und redeten ihn dabei Lateinisch an. Er aber bat sie, ihn zu entschuldigen, wenn er ihnen nicht antwortete, da er nie Gelegenheit gehabt, Polnisch zu lernen." Es erinnerte dies an jenen anderen Gelehrten, von dem unsere Kinder mit Balzac werden sagen können: den unsere Väter gesehen haben — und der es schmerzlich bedauerte, daß Charlemagne (bekanntlich eine Zusammenziehung von Carolus Magnus) nicht den Beinamen des Großen erhalten.

Aber auch im allgemeinen Sprachverkehre giebt es eine Menge rezipirter Ausdrücke, die wahrhafte Quiproquo's sind, und deren Zusammenstellung nicht nur ein einzelnes Blatt, sondern einen dicken Band füllen könnte. Dahin rechne ich zunächst auch die Ortsnamen, die, in Folge eines Mißverständnisses, verändert oder bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet worden sind. So wurde der Name Agylla einer Stadt in Hetrurien (jetzt Cerveteri), schon vor Aeneas von einer Griechischen Kolonie begründet, ganz vergeblich beigelegt; denn die neben diesen neuen Kolonisten noch ziemlich barbarischen Landeskinder verstanden deren Sprache nicht und wurden nur dadurch sogleich von vorn herein sehr stark frappirt, daß die so zuthulichen und artigen Fremdlinge sie bei jeder Begegnung immer mit dem Worte Χαιρε! (Guten Tag!) begrüßten. Da legten sie nun dies Wort denen, die es so häufig aussprachen, als Namen bei; gerade so genial, wie die kleinen Kinder sich helfen, wenn sie Etwas bezeichnen wollen, dessen Namen sie noch nicht kennen. Und so bekam dann ganz unmerklich die Stadt selber den Namen Caere (Käre; denn das C der alten Lateiner wurde ja wie K ausgesprochen). Die Bewohner dieser Stadt waren aber, wie schon bemerkt, sehr höflich, so auch in der Wissenschaft des Kultus und in Regulirung seiner Ausübung weit gekommen; und daher entstand denn bekanntlich das Wort Caerimonia von ihnen. Dergestalt wurde durch diese etymologische Kindschaft eine Formel der Begrüßung zur ersten Wurzel unseres Ausdrucks Ceremonial. — Einer ganz ähnlichen Etymologie verdankt die Stadt Bayonne ihren Namen; denn er ist aus den Worten baye und youna (die ich vielleicht sehr unrichtig schreibe, die aber in der Basken-Sprache Guten Tag, mein Herr! bedeuten) entstanden.*) Andere Umwandlungen von Namen schreiben sich von Beziehungen her, die man in der Schrift oder in der Aussprache einiger Wörter der eigenen Sprache mit Benennungen in einer fremden zu finden glaubt, während sie nach der unseren nur sinnlose Töne enthalten. So wird in den Erdbeschreibungen des letzten Jahrhunderts zuweilen ein Kloster der heiligen Laura in Griechenland erwähnt. Die Griechen haben jedoch keine Heilige dieses Namens, wohl aber haben sie ein Kloster, das so berühmt ist, daß es vorzugsweise ἁγια Λαυρα, das heilige Kloster, heißt. Also ist die heilige Laura diesem Kloster als Patronin zugeschrieben worden, weil man Λαυρα (Λαύρα), anstatt es mit Kloster zu übersetzen, für den Eigennamen gehalten hat, obgleich dessen Trägerin mit diesem Kloster niemals in einem anderen Verhältnisse gestanden, als eben mittelst dieser Art von Gleichnamigkeit. — Fand nicht sogar der alte Geschichtsschreiber Ville-Hardouin in den Namen Cyclens und Methone die Französischen Wörter esquisse und mouton; denn so nennt er in seiner Chronik jene beiden Städte. — Rings um uns in den alten Städten bieten die Namen der ältesten Straßen dergleichen seltsame Verdrehungen ihrer Namen gleichfalls häufig dar: Wohl mehr als ein Bücherwurm mag, wenn er in der Rue des grès (Sandstein-Straße) in Paris nach alten Tröstern wühlt, nicht daran denken, daß er eigentlich in der Rue des Grecs (Griechen-Straße) ist. — Noch weniger dürfte der Maubert-Platz, vermöge des beständigen Geschreies, von dem er wiederhallt, das Andenken an Albertus Magnus zurückrufen, zu dessen Lehrstunden, als er nach Paris gekommen, ein solcher Zulauf war, daß seine Zuhörer von der in den Universitäts-Annalen so berühmten Fouarre-Straße, in welcher damals der philosophische Kursus abgehalten wurde, bis hin zu dem benachbarten Platze wogten. Doch eben nach dem Namen dieses großen Philosophen ist der Platz der Meister-

*) Grundstück (?).

*) So soll auch der Name des Ortes Moabit bei Berlin aus der Benennung Terre maudite entstanden seyn, welche die Gründer desselben, Französische Ausgewanderte, denen damals jener Fleck überlassen worden, demselben beilegten.

Albert-Platz genannt, und dies von der gewöhnlichen Aussprache, in Maubert-Platz verstümmelt werden. Wenigstens ist dies eine der Etymologieen, die hierüber in Umlauf sind; denn bekanntlich haben die Namen solcher alten Straßen deren gewöhnlich mehrere, über welche die Gelehrten ihrerseits dann niemals sich vereinigen können. — Eine solche ist ferner die Straße Petit Muse in Paris, deren Name ganz offenbar verändert ist und den Einige von Pelimus ableiten. Dies war nämlich das erste Wort in allen Bittschriften, welche die zahlreichen gewöhnlich in jener dem Hôtel St. Pol ganz nahen Straße wohnenden Sollicitanten nach diesem Palaste des Königs brachten. Eine andere etwas wahrscheinlichere Meinung aber hält die Worte petit muse für eine Corruption von pute y musse, welche an manchen Orten für die um ihrer Bewohnerinnen willen früher einmal übel berüchtigt gewesenen Straßen noch jetzt als Name sich finden. Und auch der glänzende Hause des Hôtel St. Pol schloß dergleichen Nachbarinnen von seinen Umgebungen ja keineswegs gänzlich aus.

Wie also die wunderlichsten Veränderungen dieser Art alte Benennungen verwischen, so finden wir im Laufe der Jahrhunderte zuweilen auch Namen großer, bedeutender Personen eingerahmt in burleske Ausdrücke, deren traditionelle Ableitung oft nur mit vieler Schwierigkeit zu verfolgen ist: Weshalb z. B. muß ein so herrlicher Fürst, wie König Dagobert, in einer solchen Menge von ganz gewöhnlichen Sprüchwörtern figuriren — und obendrein nicht etwa als ein Typus der Herrlichkeit, sondern vielmehr als ein Bild trivialer Gutmüthigkeit? — Weshalb verdankt ein Edler aus dem Hause Montmorency, Jean sire de Nivelle, die barocke Popularität seines Namens seinem Hunde? — Fragen, die von dem Scharfsinne der Gelehrten noch immer nicht beantwortet worden sind. — Eine Ueberlieferung derselben Gattung, und deren groteske Trivialität von einer platten und überdies auch völlig antinationalen Posse herrührt, ist der einfältige Gebrauch des Namens La Palisse. Durch welches Verhängniß geschah es doch, daß der treue Freund und Waffenbruder des Ritter Bayard, der treffliche Lieutenant des Königs Franz I., an dessen Seite er auch getödtet worden, in den Volks-Ueberlieferungen Nichts von sich hinterlassen konnte, als das lächerliche Privilegium der Oberführerschaft bei einer der thörichtsten aller Albernheiten? (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les Niebelungen. — Uebersetzt von Mad. Charlotte Moreau de Lamettière. 2 Bde. 15 Fr.

Procès en contrefaçon entre les éditeurs Roret et Renault.

Histoire des Mongols de la Perse. — Nach dem Persischen des Raschid-Eldin, mit Anmerkungen von Quatremère de Quincy. Erster Band.

Le Camp de Wallstein. — Nach Schiller, von Villenave. 2 Fr.

Mémoire sur le danger des inhumations précipitées et sur les signes de la mort. — Von J. B. Bigne. 2 Fr.

Tableau comparatif de la valeur nutritive des divers alimens donnés au bétail. — Manci.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.

II. Upsala.

(Schluß.)

Mit der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts brach das Licht einer besseren Zukunft für Kultur und Wissenschaft herein. Die Buchdruckerkunst gab den Anstoß zu raschen Fortschritten, und die Studien, mit denen man sich bisher begnügt hatte, erschienen jetzt dürftig und stümperhaft. Dem Beispiele Deutschlands, wo um diese Zeit mehrere Universitäten rasch hinter einander aufstiegen, folgte der hohe Norden; im Jahre 1477 gründete Sten Sture, der Schwedische Reichs-Statthalter, die Universität Upsala. Sie war in den ersten Zeiten nach ihrer Gründung nicht im Stande, viel Gutes zu wirken. Innere Unruhen, Kriege mit Dänemark und Rußland, mancherlei andere Noth und Bedrängniß machten den Großen und dem Volke zu schaffen. Niemand dachte an die neue Hochschule zu Upsala, und sie selbst gab lange kein Lebenszeichen von sich. Zwar Gustav Wasa, der als junger Mann fünf Jahre daselbst studirt hatte, erwies sich ihr nach seiner Thronbesteigung als gnädiger Schutzherr; aber alles Gute, was er für die Universität gethan oder beabsichtigt hatte, wurde unter seinen Nachfolgern, und namentlich unter Johann III., rückgängig oder zunichte gemacht. Dieser Letztere hatte eine eifrig katholische Prinzessin, Katharina, aus dem Polnischen Königshause der Jagellonen geheirathet und wollte in Schweden eine Reaction in demselben Geiste und in derselben Weise, wie die katholische Maria in England, durchsetzen. Er untersagte und verbannte den lutherischen Glauben und Gottesdienst aus seinem Reiche, zog die Dotationen der Universität Upsala ein und stiftete davon zu Stockholm ein Gymnasium, zu dessen Leitung Jesuiten berufen wurden.

Die wahre Blüthe der Universität begann in den Tagen Gustav Adolph's. Er riß sie aus der Vernachlässigung, worin sie bisher gelegen hatte, ließ sich all ihre Bedürfnisse angelegen seyn und stattete sie reich aus. Er betrachtete sie als seine Pflegetochter, schenkte ihr all seine Bücher und einen großen Theil seines Vermögens, das ganze Stammgut des Hauses Wasa, in Allem dreihundert Grundstücke und viele Präbenden. Seit dieser Regeneration erfreut die Hochschule sich ununterbrochenen Gedeihens, hat an Ausdehnung und Wichtigkeit außerordentlich zugenommen und nimmt jetzt eine der ersten und ehrenvollsten Stellen unter den Europäischen Universitäten ein. Hier lehrten und lehrten Olav Rudbeck, der Verfasser der Atlantica, der Philolog Verelius (*), Ihre, der das Glossarium Sveo-Gothicum schrieb, Celsius, der mit Maupertuis zur Gradmessung nach dem Nordkap reiste, der Botaniker Thunberg, der große Linné und der Chemiker Bergmann, Berzelius' Vorgänger. In dem großen Versammlungssaale des akademischen Konsistoriums hängen die Bildnisse aller berühmter Männer, die der Universität angehört haben, so wie aller Gönner und Wohlthäter der Hochschule. Unter den Trauerweidengängen des Kirchhofes zu Upsala stößt man bei jedem Schritt auf einen Grabstein, der einen denkwürdigen, der Wissenschaft theuerwerthen Namen trägt. So lebt und wirkt noch heute zu Upsala ein Verein von wissenschaftlichen Männern, der ihren Ruhm gründen würde, wenn derselbe nicht schon seit langer Zeit fest bestände: Geijer, der Dichter und Historiker; Atterbom, Professor der Literatur, den die jüngere reformatorische literarische Schule zu ihren vorzüglichsten Häuptern zählt; Swanberg, der den Meridiangrad in Lappland neuerdings gemessen hat; Schröder, dem man mehrere gelehrte und inhaltreiche Abhandlungen über Schwedische und überhaupt Nordische Alterthümer verdankt. Der Erzbischof von Upsala und Vice-Kanzler der Universität, Wallin, ist selbst ein ausgezeichneter Schriftsteller und vorzüglicher Dichter.

Es lesen an der Universität 26 ordentliche, 12 außerordentliche Professoren und 25 Privatdocenten. Sie ist ungemein reich und besitzt alle ihre Ausgaben aus eigenen Mitteln. Ihre Einkünfte bestehen aus dem Ertrage der Ländereien, welche sie aus dem Vermächtnisse Gustav Adolph's besitzt, und aus den Zinsen ihrer Kapitale; beides zusammen beläuft sich jährlich auf 75,000 Reichsbankthaler, etwa 150,000 Francs. Die Verwaltung des gesammten Vermögens der Universität leitet ein Intendant (Amtmann) unter Aufsicht zweier Professoren, die in dieser Function jährlich wechseln. Jeder ordentliche Professor bezieht jährlich 300 Reichsbankthaler und 225 Tonnen Getraide, was zusammen auf 3500 Francs abgeschätzt werden kann. Die Extraordinarien bekommen nur 65 Tonnen jährlich, und die Privatdocenten sind lediglich auf das Honorar ihrer Vorlesungen verwiesen. — Bei dieser Veranschlagung der Einkünfte der Universität sind jedoch mehrere Legate, die ausdrücklich zur Unterhaltung bestimmter Lehrstühle, z. B. für praktische Theologie, für politische Oekonomie u. a. m. dienen sollen, desgleichen die große Zahl der jährlich unter die Studenten zu vertheilenden Stipendien nicht mitgerechnet. Die vom Könige und vom Staate herrührenden Stipendien betragen jährlich 6300, die von Privatleuten gestifteten 34,242 Francs. Sehr oft sind dergleichen Stipendien jungen Leuten, die ihre Studien schon vollendet hatten, bewilligt worden, um zu ihrer weiteren Ausbildung wissenschaftliche Reisen ins Ausland zu machen.

Die Universität wird von etwa 850 Studirenden, sämmtlich geborenen Schweden, besucht. Wer zur Immatriculation zugelassen werden will, muß vor der philosophischen Fakultät, unter Zuziehung von fünf außerordentlichen Professoren, eine Prüfung bestehen. Er wird über die Grundsätze der evangelischen Religionslehre, über Geschichte, Naturgeschichte, Geographie, Logik und Mathematik, ferner in der Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Französischen und Deutschen Sprache examinirt. Bei der Aufnahme muß er dem Könige und dem Königlichen Hause eidlich Treue geloben, worauf ihn der Rektor in die Register der Universität einschreibt. Wird er nicht zur Immatriculation zugelassen, so darf er sich gleichwohl, wenn ein immatriculirter Student für ihn bürgt, bei der Universität aufhalten, auch die Vorlesungen besuchen; aber von allen Rechten und Privilegien der Universität ist er ausgeschlossen. Diese Privilegien bestehen hauptsächlich in der Freiheit der Studirenden vom Militairdienst und von allen Abgaben, und in dem Vorrecht, daß sie auf sechs Meilen rund um Upsala keiner anderen Jurisdiction unterworfen sind, als der akademischen. Die Organisation der Universität, die Einrichtung und Disziplin ist übrigens hier ganz so, wie ich es schon zu Lund gefunden habe. Auch hier theilen sich die Studirenden in Landsmannschaften; diese sind aber viel zahlreicher, als zu Lund, sie besitzen großes Vermögen, angesammelte Kapitalien, angekaufte Häuser und Grundstücke. In dem Stadttheile von Upsala, der das Lateinische Quartier heißt, hat man mir ein großes, schönes, elegant eingerichtetes Haus gezeigt, mit einer grünen, umgitterten Vorderterrasse, einem großen Hof und Garten; es gehört der Dalekarlischen Landsmannschaft, enthält einen Saal zu gymnastischen Uebungen, einen Konferenzsaal, eine ausgewählte Bibliothek; an den Wänden hängen die Bildnisse aller ehemaliger Mitglieder der Landsmannschaft, die sich durch Thaten und Schriften ausgezeichnet haben; man hält Zeitungen und Journale und versammelt sich zu bestimmten Tagen in der Woche, sich zu unterhalten, zu lesen, Musik zu machen, oder über wissenschaftliche Fragen zu disputiren.

Die Universität bietet an Hülfsmitteln, Anstalten und Sammlungen zum Unterricht einen solchen Reichthum dar, wie man ihn sonst nur in weit größeren Städten beisammen findet: ein Münzkabinet, das höchst seltene und merkwürdige Stücke enthält, ein naturhistorisches Museum, einen großen botanischen Garten, eine Sternwarte und eine Bibliothek von 100,000 Bänden und beinahe 6000 Manuskripten.*) Das jährliche Einkommen der Bibliothek beträgt 6000 Francs, überdies muß von allen in Schweden erscheinenden Büchern und periodischen Schriften ein Exemplar an sie abgegeben werden. Ihr früheres Lokal war ihr längst zu eng geworden; der gegenwärtige König hat ein neues, großes, stattliches Gebäude für sie aufführen lassen, wo sie Raum haben und nach Herzenslust wachsen kann. Gewiß, wenige Orte und Anstalten können sich einer so reichen und wichtigen Bibliothek rühmen, und doch ist diese hier, mit anderen verglichen, noch gar nicht alt. Gustav Adolph hat den Grund dazu gelegt; durch Einverleibung von Kloster-Bibliotheken, durch Geschenke und Vermächtnisse von Privatleuten ist sie bereichert worden; im dreißigjährigen Kriege hat sie aus Deutscher Beute manches werthvolle Stück erworben. Die Schwedischen Generale und Obersten, die mit Gustav Adolph als Kämpfer für die Reformation nach Deutschland gingen, müssen eben so treffliche Bibliographen, als

*) Der im Jahre 1814 erschienene Katalog der gedruckten Bücher nimmt drei Quartbände ein; an einem Kataloge der Manuskripte, der nächstens herauskommen wird, arbeitet Professor Schröder.

gute Patrioten gewesen seyn; sie wußten in den Bibliotheken die seltensten und werthvollsten Bücher und Handschriften ausfindig zu machen, legten mit dem Degen Beschlag darauf und nahmen sie mit heim. Auch die Stockholmer Bibliothek hat auf diesem Wege einen Theil ihrer literarischen Schätze erworben, so namentlich das berühmte Exemplar der Bibel, welches Luthern selbst gehört hat und auf allen Seiten von seiner Hand beschrieben ist, ein unschätzbares Andenken, um dessen Besitz die Deutschen noch heute das Brudervolk beneiden und den Raub schmerzlich empfinden müssen. Eben daher stammt die prächtige, im 13ten Jahrhunderte geschriebene Bibel, das größte und schönste unter allen in Europa vorhandenen Manuskripten. Es ist zwei und einen halben Fuß hoch und enthält außer dem Text der heiligen Schrift eine Anzahl Gebete und Exorcisations-Formeln. Eine Chronik erzählt, daß ein wegen Uebertretung der Ordensgelübde zum Tode verurtheilter Mönch sich vermaß, die ganze Bibel in einer Nacht abzuschreiben, wenn man ihm die Strafe erlassen wollte. Er schloß sich in eine Zelle ein und rief den Teufel zu Hülfe. Der Teufel, der immer schnell bei der Hand ist, wo es einfältige Seelen zu fangen giebt, kam auf der Stelle herbei, schrieb den Abend bis Tagesanbruch das ganze ungeheure Buch voll und fuhr, als kaum der Tag graute, mit der armen Seele davon zur Hölle.

Doch giebt es einen Mann, dem die Bibliothek zu Upsala mehr verdankt, als allen Offizieren Gustav Adolph's, mehr als dem ganzen dreißigjährigen Krieg. Sein Name sollte in den Jahrbüchern der Universität mit unauslöschlichen Zügen eingezeichnet seyn, und alle Freunde der Wissenschaft sollten ihn mit Hochachtung nennen: Graf Gabriel de la Gardie. Er hat der Universität seine überaus reiche Sammlung seltener Bücher und Isländischer Manuskripte, er hat ihr die Edda von Snorri Sturleson und den Codex argenteus geschenkt. Die letztere berühmte Handschrift mag Jahrhunderte lang unbeachtet, Gott weiß, in welcher Kloster-Bibliothek gelegen haben; während des dreißigjährigen Krieges fiel sie zu Prag dem Grafen Königsmark in die Hände, der sie der Königin Christine schenkte. Christine wußte mit dem Manuskripte, da es nicht Lateinisch war, nichts anzufangen und schenkte es ihrem Bibliothekar Isaak Vossius. Der nahm es mit nach Holland, und hier erstand es im Jahre 1662 Puffendorf, im Auftrage des Grafen de la Gardie, aus Vossius Nachlaß um den Preis von 400 Rixdalern (etwa 800 Francs). Der Graf ließ es prächtig in Silber einbinden und schenkte es 1669 der Universität Upsala. Es enthält bekanntlich einen Theil der Evangelien in der mösogothischen Uebersetzung des Bischofs Ulphilas. Es ist in Quart auf violettem Pergament geschrieben, der Text in silberner Kapitalschrift, die angeführten Stellen aus dem alten Testamente in Gold. Die Buchstaben sind übrigens großentheils durch das Alter so verwischt, daß man sie nur noch erkennt, wenn man die einzelnen Blätter gegen das Licht hält. Jede Seite ist unten mit gemalten Säulen und Rundbogen in byzantinischem Kirchenstyl verziert. Der Text ist leider nicht vollständig erhalten; er fängt beim fünften Kapitel des Matthäus an und reicht mit manchen Lücken bis zum neunzehnten des Johannes. Aber auch so haben wir in ihm noch den ältesten und bei weitem ansehnlichsten Ueberrest Alt-Gothischer Sprache und Schrift.*) Die Uebersetzung ist im vierten Jahrhundert verfaßt, die Handschrift aber aus dem sechsten. Ich habe in Paris, bei der Versteigerung der bibliothèque de Rosny, einen Bibliographen gesehen, der den Hut abzog und sich tief verbeugte, als der berühmte Codex Theodosianus des Pithoeus verkam; wenn der Mann jemals nach Upsala kommt, muß er vor dem Codex argenteus mindestens mit gefalteten Händen auf die Knie fallen. X. Marmier.

England.

Die Universität Cambridge.

Die Universität Cambridge ist ein Verein von Studirenden aller freien Künste und Wissenschaften und besteht aus 17 Kollegien, von denen jedes eine in sich abgeschlossene Körperschaft bildet und seine eigenen Statuten hat; immer jedoch der Oberhoheit der allgemeinen Universitäts-Gesetze unterworfen ist. Jedes Kollegium liefert Mitglieder sowohl für den gesetzgebenden als für den ausübenden Zweig der Verwaltung. Jener umfaßt die beiden Abtheilungen des Senats und ein Concilium, das den Namen Caput führt. Der Senat besteht aus allen denen, die entweder Magister der freien Künste oder Doktoren einer der drei Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) und in einem der Kollegien eingetragen sind, irgend ein Amt an der Universität bekleiden oder doch in der Stadt Cambridge wohnen; zusammen etwa 2000. Sie theilen sich in die zwei Klassen der Regents und der Non-regents: Jene, die Mitglieder des Ober- oder (wie es, nach den weißseidenen Hüten der dazu gehörenden, auch heißt) Weißhut-Hauses, sind Magister von weniger als fünf-, oder Doktoren von weniger als zweijähriger Würde. Das Non-regent-, Unter- oder Schwarzhut-Haus begreift die Uebrigen in sich. Doktoren von mehr als zweijähriger Würde und der öffentliche Redner der Universität dürfen in beiden Häusern stimmen.

Das Caput wird von dem Vice-Kanzler, einem Doktor aus jeder Fakultät und zwei das Regent- und das Non-regent-Haus repräsentirenden Magistern gebildet. Der Vice-Kanzler ist schon vermöge seines Amtes ein Mitglied dieses Rathes; die Anderen werden folgendermaßen dazu gewählt: der Vice-Kanzler und die beiden Prokuratoren ernennen, Jeder für sich, fünf Personen; und aus diesen Funfzehn wählen die Vorsteher der Kollegien, die Doktoren und die Stimmen-Sammler (Scrutators) Fünf, dem Vice-Kanzler zu Ehren gewöhnlich seine Wahl bestätigend. — Alle Vorschläge zu Universitäts-Gesetzen und alle Anträge (graces) müssen vom Caput genehmigt werden, wobei jedes Mitglied desselben eine verneinende Stimme hat, bevor sie den beiden Senats-Häusern zur Begutachtung vorgelegt werden.

Zusammenkünfte zu Besorgung von Universitäts-Angelegenheiten, sogenannte Congregationen, werden etwa alle zwei Wochen gehalten, und dazu giebt der Vice-Kanzler, beim Beginn jedes Kursus, ein Verzeichniß der für dieselben festgesetzten Tage. Für außerordentliche Vorkommenheiten kann der Vice-Kanzler auch außer der Zeit, mittelst einer, drei Tage vor der Versammlung selber, in den Sälen der verschiedenen Kollegien aufgehängten gedruckten Bekanntmachung mit Angabe der Sache, den Senat zusammenberufen. Jede Anzahl von Senatoren, nur nicht unter 25, mit Einschluß der eigentlichen Beamten, bildet eine vollzählige Sitzung und kann sofort verhandeln und beschließen. Außer diesen Zusammenkünften giebt es noch sogenannte statutenmäßige Congregationen: durch die Statuten festgesetzte Versammlungs-Tage für den ordentlichen Gang der Universitäts-Geschäfte, als: Grad-Ertheilungen, Beamten-Wahlen ꝛc., die keine besondere Bekanntmachung erfordern. Eine solche Congregation kann abgehalten werden, sobald 40 Senateren zugegen sind. Jedes Mitglied hat das Recht, einen Vorschlag oder einen Antrag, nach vorangegangener Genehmigung durch das Caput, vor den Senat zu bringen. Wenn ein solcher im Caput durchgegangen ist, so wird er im Non-regent-Hause von einem der Stimmen-Sammler und im Regent-Hause vom Prokuratoren-Senior verlesen. In derselben Weise kommt er bei der zweiten Congregation zum Vortrage. Erfolgt das non placet eines Mitgliedes des Non-regent-Hauses, so wird zur Stimmen-Sammlung geschritten. Erreicht oder überschreitet dann die Zahl der non placet diejenige der placet, so wird der Antrag verworfen; sind dagegen der placet mehrere, als der non placet, so wird er ins Regent-Haus gebracht, wo er denselben Gang zu durchlaufen hat. Ist er auf diese Weise in beiden Häusern durchgegangen, so besteht er als ein ordentlicher Senats-Beschluß und wird, wenn der Gegenstand die Requisiten zu allgemeiner Veröffentlichung trägt, ein Statut. Keine Würde wird ohne einen Antrag, der in der so eben beschriebenen Art durchgegangen, ertheilt. Dergleichen Anträge heißen Supplikate; geben sie nur auf die Würde eines Baccalaur der Künste, auf bloße Ehren-Grade, oder auf den Rang eines Magister vom King's-Kolleg, so bedürfen sie der Lesung nur in einer Congregation.

Das Personal der ausübenden Gewalt auf der Universität bilden folgende Beamte: der Kanzler, das Haupt der ganzen Universität, mit alleiniger Macht-Vollkommenheit intra praecincta, außer in Fällen von Verstümmelung und Kapital-Verbrechen. Er siegelt die Diplome und Verleihungen ꝛc., vertritt die Rechte und Privilegien der Universität, beruft Versammlungen und handhabt die Rechtspflege für die unter seine Gerichtsbarkeit Gehörigen. Der präsidirende Ober-Richter (the high steward), welcher die Befugniß hat, die innerhalb des Universitäts-Bezirkes eines Kapital-Verbrechens angeklagten Studenten zu verhören und in Gemäßheit des bestehenden Privilegs und Gebrauches Gericht zu halten; er giebt sich einen Vertreter, vermittelst Bestallung (letters patent), die durch des Senats Genehmigung vollzogen wird; der Vice-Kanzler, der jährlich, am 4. November, vom Senate gewählt wird und, wie schon sein Titel andeutet, die Befugnisse des Kanzlers für die Universitäts-Verwaltung und Ausübung der Statuten übernimmt, wenn dieser abwesend ist. Er muß, nach einer Verordnung von 1587, das Haupt eines Kollegs seyn und fungirt als Magistrat für die Universität und Grafschaft; der Kommissarius, ein Unter-Beamter des Kanzlers, steht an der Spitze einer Kanzlei für alle privilegirte Personen und Scholaren unter dem Grade eines Magisters, zur Untersuchung von Rechtsfällen nach dem Civil- und statuarischen Rechte und nach dem Universitäts-Gebrauche; der öffentliche Redner schreibt, verliest und verzeichnet die Briefe an den Senat und von demselben und erscheint bei jeder Ehren-Verleihung mit einer angemessenen Rede; der Assessor ist ein durch Senats-Beschluß zu Unterstützung des Vice-Kanzlers in causis forensibus et domesticis (in Gerichts- und Versammlungssachen) besonders angestellter Beamter. — Die beiden Prokuratoren sind jährlich gewählte Gerichts-Beamte, die wenigstens seit zwei Jahren Magister seyn müssen und vermöge ihres Amtes Regents werden. Ihre Pflicht ist es, über die Zucht aller derer, die noch in statu pupillari (minderjährig) sind, zu wachen, übelberüchtigte Häuser erforschen und lockere, verdächtige oder verdächtige Frauenzimmer in Gewahrsam bringen zu lassen. Sie müssen auch bei allen Congregationen gegenwärtig seyn, mit dem Kanzler oder Vice-Kanzler abstimmen, die Stimmen des Hauses, mündlich und schriftlich, einholen, verlesen und deren Uebereinstimmung oder resp. Abweichung erklären, die Anträge im Regenthause verlesen, die bei- oder abfälligen geheimen Vota sammeln und dann öffentlich verkündigen. — Die Moderatoren (Vorsitzer) werden von den Prokuratoren gewählt, vom Senate bestätigt und haben, als Vertreter Jener, den philosophischen Uebungen und Disputationen, so wie den Prüfungen zum Doktor- und Baccalaureus-Grade, vorzustehen. — Des Bibliothekars Obliegenheiten bezeichnet sein Titel. — Der Registrator muß selber, oder in der Person eines Stellvertreters, alle Congregationen mit abwarten, um für die gehörige Form der vorzulegenden Anträge zu sorgen und dieselben in das Universitäts-Archiv einzutragen, wenn sie in beiden Häusern durchgegangen sind. Eben so registrirt er das

*) Außerdem sind bekanntlich noch folgende Fragmente auf unsere Zeit gekommen: 1) Ein Bruchstück aus den Paulinischen Briefen, von Knittel aus einer Wolfenbüttler Handschrift herausgegeben, ein Heft in Quart, ohne Jahrzahl. 2) Ein anderes Bruchstück aus den Paulinischen Briefen und aus dem alten Testament, aus einem Kodex Palimpsestus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, herausgegeben von Angelo Maj und dem Grafen Castiglione zu Mailand 1819, ein Quartband, und neuerdings 1834 zu München durch Professor Massmann. 3) Ein Fragment einer alten Homilie, aus der Bibliothek des Vaticans, von Maj 1833 im achten Bande seiner Scriptores veteres bekannt gemacht. Der Text des Codex argenteus ist mehrmals im Druck erschienen: zuerst durch Junius, mit Angelsächsischer Version zur Seite, ein Quartband, Dordrecht 1665; durch Stiernhielm, 2te Ausgabe (wann die erste erschienen, weiß ich nicht) Stockholm 167[illegible], ein Quartband, mit Lateinischem Urtext und Schwedischer und Isländischer Uebersetzung; endlich durch den Upsaler Erzbischof Benzelius, gleichfalls mit Lateinischem Urtext, Oxford 1750, ein Quartband.

Senierat derer, welche in einer der Künste oder Fakultäten jährlich vorkommen, nach den Listen, womit die Prokuratoren ihn versehen. — Die beiden Taxatoren sind Magister und Regents vermöge ihres Amtes. Sie regulieren den Handelsverkehr, die Brodtaxe, Maaß und Gewicht und bringen jede dahin einschlagende Ungesetzlichkeit vor das Kommissariatsgericht. — Die Stimmen-Sammler sind Non-regents. Ihr Geschäft ist es, alle Congregationen abzuwarten, im Unterhause die Anträge zu verlesen, die Stimmen im Geheimen oder offen zu sammeln und deren Ergebniß anzukündigen. — Die drei Esquire-Pedelle schreiten, bei öffentlichen Vorkommenheiten und Feierlichkeiten, mit silbernen Scepteren vor dem Vice-Kanzler her, geleiten die Doktoren in das Regentshaus zur offenen Abstimmung, um daselbst ihre mündliche oder schriftliche Stimme abzugeben, holen die Anträge zum Vice-Kanzler und Caput, bringen sie zuerst zu den Stimmen-Sammlern des Unterhauses und, wenn sie in diesem angenommen worden, zu den Prokuratoren des Oberhauses. Sie begleiten auch die Professoren und Respondenten (Opponenten) der drei Fakultäten aus den Kollegien in die Stunden und bedienen sie während der Dauer der verschiedenen Verhandlungen. Sie sammeln Strafgelder von den Universitäts-Mitgliedern und laden die Senateren vor des Kanzlers Gerichtshof. — Der Universitäts-Drucker, der Bibliothek-Aufseher, dessen Unter-Aufseher und der Schul-Inspektor (School-Keeper) werden von der gesammten Körperschaft gewählt. Der Yeoman-Pedell wird durch Bestallung mit des Kanzlers Unterschrift und Insiegel eingesetzt; eben so der Universitäts-Marschall, vom Vice-Kanzler.

Die Universität hat zwei Gerichtshöfe: den Konsistorialhof des Kanzlers und den des Kommissars. Jenen bildet der Kanzler (oder, in dessen Abwesenheit, der Vice-Kanzler) mit einigen der Kollegien-Vorsteher und einem oder mehreren Doktoren der Rechte. Alle persönliche Forderungen und Klagen, als Schulden, Rechnungssachen, Verträge ꝛc., oder Verletzungen und Beleidigungen, die innerhalb des Universitäts-Bezirkes vorgefallen, aber weder Kapital-Verbrechen, noch Verstümmelungen sind, werden in diesem Gerichtshofe angebracht und entschieden, wobei das Verfahren ganz in Uebereinstimmung mit dem des Civil-Rechtes steht. Die Appellation geht von diesem Gerichte an den Senat. Das Kommissariats-Gericht leitet der Kommissarius, kraft Vollmacht, die ihm unter dem Insiegel des Kanzlers übertragen ist. Er untersucht und verfährt in Allem, wie oben gesagt; nur diejenigen Sachen, bei denen die Prokuratoren oder die Taxatoren, oder Einer derselben, ein Magister, oder irgend ein anderer höherer Gradnitter die eine Partei bilden, sind der Gerichtsbarkeit des Kanzlers oder Vice-Kanzlers vorbehalten. Das Verfahren ist bei diesem Gerichte eben dasselbe, wie bei jenem. Der durch Urtel etwa beeinträchtigten Partei steht statutenmäßig die Appellation an das Gericht des Kanzlers und von diesem, wenn Sache und Beeinträchtigung es fordern, an die Delegaten offen.

Die beiden von der Universität in das Parlament abgeordneten Mitglieder werden vom Senate gewählt. Der Universitäts-Rath (counsel) wird gleichfalls vom Senate bestellt, der Anwalt (solicitor) aber vom Vice-Kanzler. Die Syndici sind Senateren, zur Verhandlung aller speziellen Angelegenheiten der Universität berufen. Die Professoren beziehen ihre Besoldungen aus verschiedenen Quellen: aus dem Universitäts-Vermögen (chest), von der Regierung, oder aus eigens hierzu angewiesenen Etats. Das jährliche Einkommen aus dem Universitäts-Vermögen beträgt ungefähr 16,000 Pfd., die jährliche Ausgabe etwa 12,000 Pfd. Die Fonds stehen unter der Verwaltung des Vice-Kanzlers; die Rechnungen werden von drei alljährlich vom Senate niedergesetzten Rendanten nachgesehen. Die Universitäts-Kursus sind: der Oktober- oder Michaelis-Kursus, vom 10ten Oktober bis 16ten Dezember; der Januar- oder Fasten-Kursus, vom 13ten Januar bis zu dem Freitage vor'm Palm-Sonntage, und der Ostern- oder Johannis-Kursus, vom ersten Tage nach dem Ostern-Sonntage bis zu dem Freitage nach der Promotion, die immer am ersten Dienstage im Juli stattfindet.

Die 17 Kollegien der Universität sind durch verschiedene Individualitäten gegründet, von allen aber ist zuerst die Pflege der Religion und dann die der schönen (polite) Literatur und der Wissenschaften eingeschärft worden. Die Statuten einiger Kollegien verlangen, daß deren Mitglieder in England, in besonderen Grafschaften ꝛc. geboren seyen. Die Trinitäts-, St. Johannis-, Sidney-, Downing's-, Klare-Hall's- und Trinität-Hall's-Kollegien stehen allen Bewerbern offen; und dabei gilt unbedingt folgendes Gesetz: „Wer nur einen Englischen Parens hat, soll angesehen werden, als sey er in der Grafschaft geboren, zu welcher dieser gehörte, wäre er selber auch in einer anderen Gegend geboren. Waren aber beide Eltern Landes-Kinder, soll er zu der Grafschaft gerechnet werden, zu welcher sein Vater gehörte."

Die Folge der Grade innerhalb der einzelnen Kollegien ist nachstehende: 1) der Kollegien- oder Haus-Vorsteher, gewöhnlich ein Dr. Theologiae; nur in den Trinität Hall-, Kings- und Downing-Kollegien darf er auch ein Dr. juris oder Medicinae seyn. Das Haupt des Kings-Kolleg wird Propst, der Vorsteher im Queens-Kolleg Präsident, alle Uebrigen werden Magister titulirt. 2) Die Kollegiaten, gewöhnlich Doktoren der Theologie, der Rechte, oder der Medizin; Baccalaureen der Theologie; Magister oder Baccalaureen der Künste, nur Wenige, wie auf den Trinität Hall- und Kings-Kollegien, Baccalaureen der Rechte oder der Medizin. Die Zahl der Universitätskollegiaturen beträgt 408. 3) Die graduirten Edelleute: Doktoren der verschiedenen Fakultäten, geistliche Baccalaureen, welche Magister der Künste gewesen, und dergleichen Magister, die es aber nicht wirklich sind, sondern deren Namen in den Listen (boards) zur Senater-Wahl geführt werden. 4) Die Graduirten, weder Senateren, noch in statu pupillari, sind Baccalaureen der Theologie, mit den Beinamen der Vierundzwanzig Männer oder Zehn-Jahr Männer, weil den in ein Kolleg Aufgenommenen, wenn sie 24 Jahre oder älter und ihre Namen zehn Jahre auf den Listen gewesen sind, freistehe, zum Baccalaureus der Theologie sich promoviren zu lassen. In den letzten zwei Jahren müssen diese, während des größeren Theils der Dauer von drei Kursen, in der Universität wohnen und die statutenmäßig erforderlichen Aufgaben lösen. 5) Die Baccalaureen des Rechts und der Medizin, die ihre Namen bisweilen auf den Listen lassen, bis sie Doktoren werden. 6) Die Baccalaureen der Künste, die noch in statu pupillari sind, für die Beaufsichtigung bezahlen, gleichviel, ob sie in der Universität wohnen, oder nicht, und deren Namen auf den Listen der Kollegiatur- oder der Senats-Kandidaten stehen. 7) Die bürgerlichen Kollegiaten, meist jüngere Söhne des Adels, oder vermögende Jünglinge, welche das Vorrecht haben, an der Kollegiatentafel zu speisen. 8) Die Kostgänger (Pensioners) und Studenten. Die Zahl der Studenten-Stiftungen (scholarships) und Stipendien beläuft sich auf mehr als 700. 9) Die Sizars, Leute von geringerem Vermögen, die ihren Unterhalt gewöhnlich frei und viele Emolumente haben.

Neben diesen Notizen bietet der Universitäts-Kalender den Wißbegierigen noch manche andere interessante und schätzenswerthe Mittheilungen.

Bibliographie.

Russel's modern Europe. — Fortgesetzt bis zum Jahr 1837. 4 Bde. 32 Sh.

The Lincoln Cathedral. — Von Britton. 16 Kupfer in 4. 25 Sh.

Westwood's enlarged edition of Drury's Exotic Entomology. 3 Bde. 4. 6 Pfd. 16½ Sh.

The law of bills of exchange. — Von C. W. Johnson. 7 Sh.

Orchidaceae of Mexico and Guatemala. — Von Bateman. Erste Abth. Fol. 42 Sh.

My book, or the anatomy of conduct. — Von John H. Skelton. 7½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Mistreß Trollope. Von dieser Schriftstellerin ist so eben ein neuer Roman unter dem Titel: „Der Landprediger von Wrexhill" (The Vicar of Wrexhill, 3 Bde.), erschienen. Sie hat sich darin die Schilderung eines Englischen Tartüffe, eines wahren Gegenstückes zu Goldsmith's würdigem Landprediger von Wakefield, zur Aufgabe gemacht. Gewohnt, wie diese Schriftstellerin ist, in ihren Sittenschilderungen überall etwas stark aufzutragen, hat sie auch hier Frömmelei und Heuchelei in ihren grellsten Farben und in ihren Einwirkungen einerseits auf beschränkte Köpfe und andererseits auf sogenannte starke Geister dargestellt. Wir lernen hier eine ganz neue Seite des Englischen Lebens, nämlich die gegenseitigen Verhältnisse einer Landgemeinde, ihres Pfarrers und ihrer Gutsherrschaft kennen. In diesem engen Kreise sind zum Theil à la August Lafontaine Familien- und Herzens-Angelegenheiten mit salbungsreicher Eindringlichkeit geschildert, doch fehlt es andererseits auch nicht an der Färbung unserer Zeit: der Englische Tartüffe ist nebenbei ein politischer Reformer, und so hat denn Mistreß Trollope auch Gelegenheit, ihre bekannten Toryistischen Gesinnungen in's gehörige Licht zu stellen.

— Phraseologie der Englischen Juristen. In einem der nicht langer Zeit herausgekommenen Werke, betitelt: The Mechanics of law-making (die Mechanik des Gesetzmachens) befindet sich folgende glückliche Parodie des Wortschwalls, der in der Phraseologie der Englischen Juristen anzutreffen ist: „Wenn Jemand einem Anderen in aller Form Rechtens eine Pomeranze geben wollte, so wäre es nicht hinreichend, um auf ihn, wie es bei den Juristen heißt, „„eine unbedingte Uebertragung aller Rechte und Berechtigungen daran"" zu veranstalten, wenn man sagte: ich gebe Ihnen diese Pomeranze, sondern es müßte so heißen: Ich übergebe Ihnen im Ganzen und Besonderen meinen Besitz, meine Interessen, Recht, Berechtigung, Anspruch, Nutzen und Vortheil an und durch diese Pomeranze, mit ihrer ganzen Rinde, Schale, ihrem Saft, Fleisch und ihren Körnern und jedes Recht und jede Berechtigung daran, nebst voller Gewalt, zu beißen, schneiden, saugen und sonst dieselbe zu essen oder sie wegzugeben, so kräftig und wirksam, als ich, der besagte A. B. jetzt berechtigt bin, die genannte Pomeranze zu beißen, schneiden, saugen oder sonst zu essen oder dieselbe wegzugeben, mit oder ohne Rinde, Schale, Saft, Fleisch und Körner, indem nichts, was etwa bisher geschehen seyn könnte oder in Zukunft noch geschehen möchte, noch irgend ein Aktenstück oder Aktenstücke, Instrument oder Instrumente, von welcher Art oder Beschaffenheit es oder sie auch immer seyn mögen, auf irgend eine Weise dem Gegenwärtigen entgegenstehen können u. s. w. u. s. w. — Dies ist die Sprache der Juristen, und die Gelehrtesten unter ihnen sind der ernsten Meinung, daß durch Auslassung irgend eines dieser Worte das Recht an besagte Pomeranze nicht auf die Person übergehen würde, für deren Gebrauch sie bestimmt wäre."

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Freitag den 29. September 1837.

England.

Cap. Back's Bericht über seine letzte Reise.

Die jüngsten Englischen Zeitungen brachten die erfreuliche Nachricht, daß Capitain Back von seiner neueren Reise zur Erforschung des Meeres und der Küsten in der Polar-Zone Amerika's, nach funfzehnmonatlicher Abwesenheit, sammt seiner Mannschaft wohlbehalten wieder eingetroffen ist. Im Juni 1836 war er ausgelaufen, am verflossenen 3. September landete er zu Lough Swilly an der Westküste von Irland. Das Unternehmen war bekanntlich durch die Londoner Geographische Gesellschaft in Anregung gebracht und durch reichliche Unterstützung von Seiten der Regierung ins Werk gesetzt worden. Cap. Back sollte im innersten nordwestlichen Winkel der Hudsons-Bai in die beiden Buchten oder vermuthlichen Meerstraßen einzudringen suchen, welche von den Englischen Seefahrern Repulse-Bay und Wager-Inlet benannt worden sind; indem man voraussetzte, diese Arme der Hudsons-Bai wären nur durch einen nicht sehr breiten Isthmus von dem Polarmeer getrennt, hoffte man, die Küste des letzteren würde sich durch eine Exkursion zu Lande erreichen, auf eine Strecke verfolgen und solchergestalt der Umriß des Amerikanischen Kontinents an dieser Stelle sich bestimmen lassen. Die Admiralität ließ zu dieser Fahrt eigens eine Sloop, „the Terror", ausrüsten, und alle Kunst und Sorgfalt Englischer Schiffsbaumeister wurde aufgeboten, dem Fahrzeuge Stärke und Festigkeit zu geben, damit es den Andrang und Stoß der schwimmenden Eismassen aushielte. Gleichwohl war es bei der Rückkehr so übel zugerichtet, daß es vielleicht keinen Tag mehr die See hätte halten können. Die Reise war, wie alle zu gleichem Zwecke unternommene, reicher an Mühsal und Gefahr für den Capitain und die Mannschaft, als an Aufschlüssen über die so lange gesuchte Nordwest-Durchfahrt. Cap. Back hat unterm 11. September d. J. einen vorläufigen kurzen Bericht, oder vielmehr einen Auszug von Notizen aus seinem Tagebuch, an den Secretair der Geographischen Gesellschaft, Capitain Washington, eingesendet, wovon wir das Wesentliche hier mittheilen. Es geht daraus hervor, daß die Expedition gänzlich fehlgeschlagen und nicht einmal die Repulse-Bai erreicht worden ist; unübersteigliche Hindernisse setzten sich dem Vordringen der unerschrockenen Seefahrer entgegen.

„Am 23. Juni", so berichtet Capitain Back, „fuhren wir von Papa Westra ab und steuerten quer über den Ocean, bei stürmischem Wetter. Am 29. Juli geriethen wir in das treibende Eis; am 30sten hatten wir die Küste von Labrador in der Nähe des Kap Chudleigh vor Augen. Am 1. August passirten wir die Hudsons-Straße, und am 5ten kamen wir, im Angesichte der Spitze Northbluff, an mehreren Fahrzeugen der Compagnie vorüber, die zwischen dem Eise steckten. Indem wir uns hart an die Küste hielten, gelangten wir eine Strecke vorwärts und verloren jene aus dem Gesichte; aber schon am folgenden Tage saßen wir selbst eingeklemmt. Im Süden und Westen, nach dem Innern der Hudsons-Bai zu, lag das Eis fest zusammengeschoben und bildete, so weit man vom Mastkorbe sehen konnte, eine ununterbrochene Fläche; gen Nordwesten aber zeigte es Lücken und offene Stellen, so daß ich, in der Hoffnung, Fahrwasser zu finden, meine Richtung dorthin einschlug. Am 16. August gelangten wir 40 Meilen über die Trinity-Inseln hinaus, aber erst am 23sten kam uns Baffin-Island und zugleich gen Südwesten die Insel Southampton zu Gesicht. Dies war der entscheidende Zeitpunkt: hätten wir damals nur zwei Tage Westwind gehabt, der das Eis von den Küsten und aus der Bai hinweg gegen das offene Meer getrieben hätte, so wäre die Repulse-Bai zu erreichen gewesen; statt dessen aber hielt sich der Wind beständig aus Osten und schob und packte das Eis immer dichter über einander. Gern wären wir jetzt umgekehrt und hätten versucht, südwärts um die Insel Southampton herum und dann zwischen der Insel und der Küste westwärts zu steuern; aber es war keine Möglichkeit mehr. Wir trieben mit dem Eise fort und befanden uns am 29. August unter 65° 50' N. B. und 82° 7' W. L. Dies war der nördlichste Punkt, den unser Schiff erreichte; ich rechnete, daß wir von hier nur 40 Meilen bis Winter-Island hatten, wo Parry mit den Schiffen „Hecla" und „Fury" im Jahre 18½ überwinterte. Indem wir das Eis vor uns wegbrachen, arbeiteten wir uns südwärts in der Richtung nach der Insel Southampton zurück, weil ich noch immer die Hoffnung hegte, in dieser Gegend einen Strich freien Wassers zu finden. Am 4. September waren wir nur 136 Meilen von der Repulse-Bai entfernt; mit ein wenig lebhaftem Westwind hätten wir in zwei Tagen hingelangen können. Wir trieben aber noch 14 Tage mit dem Eise langsam westwärts und kamen drei Meilen am Kap Comfort vorbei, eine Landspitze, die 1000 Fuß hoch kahl und steil aus der See ragt. Am 20. September klemmte uns das Eis so stark, daß mehrere Planken an unserem Schiffe lecker wurden. Am 22sten machten wir einen neuen Versuch, uns durch das Eis zu bohren, um die nur 25 Meilen entfernte Duke-of-Yorks-Bai zu erreichen, aber vergebens: das Eis schob sich über jeder Oeffnung wieder zusammen und verschloß uns den Ausweg. Von diesem Tage an hatten wir das Schiff nicht mehr in unserer Gewalt; es lag wie vergraben zwischen Eiswänden und trieb mit Wind und Fluth hin und her. Am 26. September befanden wir uns unter 65° 48' N. B. 83° 40' W. L., der äußerste westliche Punkt, wohin wir gelangt sind, 90 Meilen von der Repulse-Bai. Am 27. September trieb das Eis von Osten her mit solchem Ungestüm gegen das Fahrzeug, daß es mit seinem Sternbord 7½ Fuß aus dem Wasser gehoben wurde. Am 9. Oktober that sich eine freie Straße vor uns auf, und wir gelangten in 12 Stunden längs der Küste bis zum Kap Pylot. Hier blieben wir wieder liegen, und als am 27. Oktober das Eis in einiger Entfernung vor uns sich abermals theilte, konnten wir dies nicht benutzen, weil unser Schiff fest eingefroren war. Wir arbeiteten mit Eissägen, Aexten und anderen Werkzeugen, womit die Regierung uns so reichlich versehen hatte; die Offiziere und Matrosen boten alle ihre Kräfte, die höchste Anstrengung auf, das Fahrzeug loszubringen, allein es half nichts. Am 17. Oktober fiel unser Fahrenheitisches Thermometer auf 9° unter Null.*) Mit Anfange Novembers begannen wir unsere Einrichtungen zu treffen, um mit unserem Schiffe auf dem Eise zu überwintern; wir führten zu dem Ende einen hohen Schneewall auf, um den Wind und die Kälte abzuhalten. Dabei trieben wir immer im Angesichte vom Kap Comfort hin und her und geriethen zuweilen so nahe an die Felsen, daß wir zu scheitern fürchteten. Am 21. Dezember erhob sich plötzlich ein wüthender Windstoß aus dem Westen und trieb uns 14 Meilen vom Kap Comfort ostwärts und dann eine Strecke von 120 Meilen südostwärts, bis Seahorse-Point, welches die östlichste Spitze der Insel Southampton ist. Wir kamen dabei an einer Küstenstrecke vorüber, die auf unseren See-Karten noch nicht verzeichnet war, und nahmen sie auf; sie bestand durchgängig aus kahlen, jähen Klippen- und Felsenwänden von 750 bis zu 1000 Fuß Höhe über der See.

Am Weihnachtstage zeigten sich unter unserer Mannschaft die ersten Spuren des Skorbuts, der nun allmälig um sich griff, so daß wir zu einer Zeit 25 Kranke am Bord hatten; doch starben uns nur 3, der Konstabler nämlich und 2 Matrosen. Im Anfange Januars barst während einer völligen Windstille die Eistrift, auf welcher wir lagen, mit einem entsetzlichen Knall; unser Fahrzeug bekam einen gewaltigen Stoß, und von da an immer mehrere und stärkere hinter einander; nach allen Seiten wurde es gedrückt, gezwängt, geschoben, und ohne die außerordentliche Festigkeit der Kiel- und Rippenbalken und des zu seiner Construction verwendeten Eisens wäre es gewiß in Stücke gebrochen. Am 18 Februar früh Morgens, als das Thermometer 33° unter Null**) zeigte, fand ein abermaliger Eisbruch statt; Eismassen von 30 Fuß Dicke wälzten sich wie die Wellen über unser Schiff, zerbrachen die Böden, drängten die Balken aus ihren Fugen, zerrissen die Taue, schoben mächtige Steine weg, die zur Befestigung dienen sollten, und rissen die eisernen Riegel aus den Planken. Das ganze Fahrzeug wurde so heftig hin und her geworfen, daß mehrere Matrosen sich nicht auf den Füßen halten konnten, sondern niederstürzten. Das war aber noch lange nicht unsere schlimmste Noth. Am 15. März, während wir in der Richtung nach Südost an einer flachen Landspitze vorübertrieben, welcher ich auf der Karte den wohlverdienten Namen Terror-Point (Schreckens-Spitze) gegeben habe, brach wieder ein gewaltiger Eissturz von Nordwesten herein, faßte unser Schiff von hinten, und obwohl es bis an die Ankerspillen zwischen Eiswänden vergraben lag, wurde es doch durch den heftigen Stoß herausgedrängt und auf die Seite geworfen, so daß es auf sein Backbord zu liegen kam; der ganze Hinter-Steven wurde weggerissen, und der Stern ragte 7 Fuß hoch aus dem Wasser. In der folgenden Nacht ging das Eis noch einmal los, riß die Schollen rings um das Fahrzeug mit fort und schob es noch höher auf das Eis hinauf, so daß der ganze Spiegel außer Wasser stand, während das Hintertheil wie in ein tiefes Loch zwischen überhängende Eismassen von 30 Fuß Höhe und Dicke eingezwängt war. Ein Glück, daß diese Massen stehen blieben, so wie sie die Flanken des Schiffes berührten; einen Fuß breit weiter, und sie hätten Alles zertrümmert. Das Wasser stürzte zu den ausgerissenen Steven in das Hintertheil ein, das Fahrzeug krachte und knackte in allen Fugen. Wir retteten

*) = 18° R.
**) = 29° R.

die Vorräthe auf das Vorderdeck, setzten die Boote aus und hielten uns auf das Aeußerste gefaßt; so saßen wir in der finsteren, todtenstillen Nacht und erwarteten jeden Augenblick einen neuen Stoß, der uns aller Wahrscheinlichkeit nach den Garaus machen mußte. Aber der gnädige Himmel fügte es anders: das Schiff lag ruhig in seiner neuen Eiswiege und trieb, ohne weiter Schaden zu leiden, auf Sea-horse-Point los. Die Scholle, auf der wir lagen, war mindestens 70 Fuß dick, und 25 Fuß tief mußten wir einsägen, um das Schiff aus seiner verschobenen Lage zu befreien und wieder gleich zu richten, was uns erst nach vieler Tage Arbeit gelang. Wir bestimmten die geographische Lage von Sea-horse-Point: 63° 43′ N. B. 80° 10′ W. L.; die Magnetnadel wich 49° nach Westen ab. Die härteste Winterkälte, die wir überstanden, war 53° unter Null*), wobei das Quecksilber fest fror und unser Alkohol sich in Eis verwandelte.

Am 1. Mai lag unser Fahrzeug noch immer auf der Eisfeld, in der Nähe von Mill-Island; dann trieben wir südwärts zwischen Nottingham-Island und dem Kap Wolstenholme, einer senkrechten 1000 Fuß hohen Klippe. Am 21. Juni lagen wir an der nördlichen Küste von Charles-Island. Da wir Anzeichen von dem baldigen Aufgeben des Eises gewahr wurden, so arbeiteten wir mit der größten Emsigkeit, unser Schiff flott zu machen. Alles legte Hand an, unsere mächtige, doppelte, 35 Fuß lange Eisscheere mit sägenförmig gezähnter Schneide in Bewegung zu setzen. Am 11. Juli, als wir 3 Fuß tief eingeschnitten hatten, spaltete sich das Eisfeld auf einmal von vorn nach hinten und klaffte aus einander, so daß unser Leerbord frei wurde. Wir trafen nun gleich Anstalten, die Segel aufzuziehen, aber noch war unseres Loskommens nicht; es hatte sich eine große Eismasse zwischen die Masten und Rüstbäume des Segelwerkes geschoben und saß so fest darin, daß wir wieder mit Sägen und Hebeln daran gehen mußten. Auf einmal hob das Wasser den Eisblock, an dem unser Schiff solchergestalt noch fest hing, in die Höhe, und indem die ganze Masse über die Oberfläche des Meeres emporstieg, warf sie das Fahrzeug dermaßen vorüber, daß das Wasser zum Vordertheil hereinstürzte und wir alle Noth hatten, dem Sinken zu wehren. Tag und Nacht mußten wir die mühselige Arbeit des Eissägens fortsetzen, wovon unsere Rettung abhing; Offiziere und Matrosen gönnten sich keinen Augenblick Ruhe und ließen trotz der äußersten Erschöpfung nicht ab, so daß ich ihnen zuweilen ausdrücklich befehlen mußte, von der Eisbank herunter ins Schiff zu kommen und sich zu erholen. So hatte ich eines Tages die Leute von der Arbeit zurückgerufen, und sie mochten etwa 10 Minuten von dem Eise herunter seyn, als auf einmal die Masse borst und der ganze Eisberg zusammenstürzend gegen die Rippen unseres Schiffes schlug. Alles Tauwerk, alle Stützen, womit wir es gegen diesen möglichen Fall zu befestigen gesucht hatten, wurden hinweggerissen, doch nahm das Fahrzeug selbst keinen zu beträchtlichen Schaden. Die Gnade der Vorsehung hatte sichtbar über uns gewaltet; wären die Leute noch etliche Minuten bei der Arbeit geblieben, der Eissturz hätte sie rettungslos zerschmettert.

Jetzt war das Schiff frei; das Eis theilte sich rechts und links und ließ uns den Weg offen. Unser altes Steuerruder war so beschädigt, daß wir es nicht mehr aushängen konnten; wir mußten ein neues zum Nothbehelf zimmern, auch neue Segel anfertigen. Es war ein ängstlicher Augenblick, wie nun Alles im Stande war und unsere Herzen in gespannter Erwartung klopften, ob das Fahrzeug auch dem Steuer gehorchen, ob die Segel auch den Wind halten würden. Und als das Schiff sich nun wirklich aufrichtete, vor dem Winde berief und sein Vordertheil der Heimath zukehrte, da brach aus Aller Brust ein einmüthiger, dankbarer Freudenruf.

Noch bis zum letzten Augenblick hatte ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, der Zustand des Fahrzeuges würde mir erlauben, noch einmal um die Insel Southampton herum nach dem Wager-Inlet zu fahren; hier gedachte ich an den Strand zu laufen und das Schiff gründlich auszubessern, während ein Theil der Mannschaft in den Booten den weiteren Zweck der Expedition verfolgen sollte. Leider standen die Sachen zu schlecht; zwei Pumpen mußten beständig arbeiten, das Schiff über Wasser zu erhalten; am Sternbord waren die Planken sammt ihrer Bekleidung fort; der Kiel war an vielen Stellen bedenklich schadhaft; kein Theil, der nicht schwer gelitten hätte. So mußte ich denn schweren Herzens der Pflicht gehorchen und so schnell und sicher als möglich den Hafen zu erreichen suchen; jede Stunde Verzuges konnte das Leben der Mannschaft aufs Spiel setzen. Zum Glück begünstigte uns während der ersten Wochen unserer Rückfahrt, auf dem Atlantischen Ocean, stilles und ruhiges Wetter; später wurde es unfreundlich, und die Lecke unseres Fahrzeuges nahmen so zu, daß die unausgesetzte Arbeit aller Pumpen es mit genauer Noth flott erhielt; auch war es in allen seinen Fugen so locker und lose geworden, daß es auseinanderzufallen drohte; wir mußten Ketten und die stärksten Ankertaue rundum schlingen, um es zusammenzuhalten.

Am 6. August passirten wir auf dem Rückwege die Hudsons-Straße; in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag den 3. September liefen wir in Lough Swilly ein. Auf unserer ganzen Fahrt, seit dem Juni 1836, hatten wir keinen Anker ausgeworfen. Ich will mich nicht in müßigen Vermuthungen über die Resultate ergehen, welche möglicherweise zu erreichen waren, wenn ich nur zur Repulse-Bai oder zur Ausmündung des Wager hätte gelangen können. Doch drücke ich hier nochmals meine feste Ueberzeugung aus, daß die größten Hindernisse überwunden sind, sobald man einen von diesen beiden Punkten erreicht hat, und die weitere Fahrt nach Westen bei weitem weniger Schwierigkeiten bieten dürfte. Die Nord- und Ost-Küste der Insel Southampton ist jetzt von meinem Begleiter, Lieutenant Owen Stanley, zum ersten Male aufgenommen worden. Derselbe hat Zeichnungen und Umrisse von vielen anderen Punkten und Strecken der Küste entworfen, auch eine Karte, worauf unsere Reiseroute angegeben ist. Lieutenant Smyth hat die verschiedenen merkwürdigen und gefährlichen Lagen unseres Schiffes zwischen dem Eise in einer Reihe von kühn und sicher angelegten Profil- und Durchschnittszeichnungen dargestellt."

Das Schreiben schließt mit dankbarer und rühmender Anerkennung des musterhaften Gehorsams, der unverdrossenen Thätigkeit, des ungebeugten Muthes, welchen Offiziere und Mannschaft des „Terror" ihrem Captain unter so harten Prüfungen unausgesetzt bewiesen haben.

Bibliographie.

Rudiments of physiology. — Von Dr. J. Fletcher. 19 Sh.

Price Thesis on the presence of air in the organs of circulation. — Von Dr. J. R. Cormack. 1½ Sh.

On the physiology and pathology of the brain. — Von Dr. Bennet. 2½ Sh.

The old Commodore. — See-Roman, vom Verf. des „Rattlin the Reefer." 3 Bde. 31½ Sh.

The dispatches of the Marques Wellesley. — Fünfter und letzter Band. 25 Sh.

A german grammar. — Von J. G. Tarks. 6 Sh.

Frankreich.

Ueber die Verjährung einiger Quiproquo's.

(Schluß.)

Jacques de Chabannes, sieur de La Palisse und Marschall von Frankreich, wurde, wie Jeder weiß, in der Schlacht von Pavia, tapfer streitend, getödtet; und gerade auf diesen ehrenvollen Tod und auf die Gefangennahme des Königs wurde das alberne Lied gemacht, das nachher, mit so und so vielen Varianten, unter dem Namen La Palisse verbreitet worden ist. Dies Lied auf die Schlacht von Pavia, erst neuerdings, nebst anderen Original-Dokumenten, durch den Verein für Französische Geschichte bekannt gemacht, ist eben so platt, als sein Erfolg für den Nationalgeist schmachvoll war. Der erste Vers lautet:

Hélas! La Palice est mort,	O jerum! La Paliß ist todt!
Il est mort devant Pavie!	Pavia kostet ihm das Leben.
Hélas! s'il n'estoit pas mort,	O jerum! war' er nicht schon todt,
Il seroit encore en vie.	So würd' er ganz gewiß noch leben.

Wäre dies Lied vielleicht von einem Diener des Connétable von Bourbon fabrizirt? So blieb es doch immer noch unbegreiflich, wie man Spottverse auf einen Marschall von Frankreich, der auf dem Felde der Ehre rühmlich geblieben, so in Aufnahme bringen gekonnt. Schloß doch selbst der Admiral Bonivet, trotz dem, daß eben seine Unerfahrenheit jenen Unstern herbeigeführt hatte, durch einen ähnlichen Tod aller Satyre für immer den Mund. Denn nur der Name Paliße figurirt zugleich mit dem des Königs, sowohl in diesen thörichten Versen, als auch in der Klage, welche, in ernster Betrübniß auf denselben Unfall gemacht und gleichfalls von dem genannten Vereine publizirt worden ist. In dieser findet sich indeß auch der Name La Trémoille:

Monsieur de La Palice, La Trémoille aussy,
Estoyant nobles gendarmes, noblement ont frapper,
Pour toute récompense ils ont leurs jours finer.

Der Herr von La Paliß', ingleichen La Tremoille
Die waren edle Ritter, fochten brav und gut;
Und all ihr Lohn war, zu verspritzen all ihr Blut. —

Noch dürfte die gegenwärtig gebräuchliche Bedeutung eines anderen Namens zu erwähnen seyn, der nichts weniger, als ein so peinliches Andenken, wie der vorige, erweckt, wegen der geringen Beziehung, in welcher das Wort mit dem, was es bezeichnen soll, steht: dies ist der Name Amphitryon, als Bezeichnung für Jemand, der gut zu essen giebt, gebräuchlich seit den Versen der Sosie bei Molière:

Je ne me trompais pas, Messieurs, ce mot termine
Toute l'irrésolution.
Le véritable Amphitryon,
C'est l'Amphitryon où l'on dine.

Ich irrte nicht, Ihr Herr'n, dies Wort entreißt
Uns allem weitern Schwanken schon.
Der wirkliche Amphitryon
Ist der Amphitryon, bei dem man speist.

Bei den ersten Erfolgen dieses köstlichen Lustspiels machten es sich einige Leute von munterer Laune unter sich zum Vergnügen, den Namen Amphitryon in diesem Sinne zu gebrauchen; und so wurde er denn ein etwas minder ärgerliches Symbol, als man für den rechtmäßigen Nebenbuhler des glücklichen Jupiter wohl hätte fürchten dürfen. — Heutzutage aber wird dieser Ausdruck so gewöhnlich angewandt, daß gewiß gar Viele desselben sich bedienen, ohne je darüber nachgedacht zu haben, woher er stammt.

Nach diesen Beispielen von einzelnen ihrem ursprünglichen Sinne so gewaltig entfremdeten Wörtern begreift man gewiß leicht, daß die Zusammenstellung ganzer Redensarten noch viel häufiger zu dergleichen Quiproquo's führt, und zwar ganz besonders in den beiden klassischen Sprachen, denen die Menge von Relativen abgeht, welche bei uns die Rede zwar matt und schleppend, aber auch klarer macht. Die Liebhaber von gelehrtem Plunderkrame sammeln zum Scherze bisweilen gar viele kleine Stückchen der Art, wie etwa das Testament jenes Römers, der einem Tempel, als Zeichen seiner besonderen Verehrung, statuam auream hastam tenentem*) legirte — was nach Ansicht des frommen Legatars ein goldenes Standbild mit einer Lanze — nach der Erben Meinung aber ein Standbild mit einer goldenen Lanze bedeutete; indem Jene das Beiwort auream auf das ihm vorangehende, Diese dagegen es auf das demselben folgende Hauptwort bezogen. Dieser Art von Zweideutigkeiten bedienten sich die alten

*) — 36° R.

*) Ein Standbild von Gold eine Lanze haltend.

Rhetoren häufig in den sogenannten Declamationen, den fingirten Fällen, die sie zur Uebung der Jugend aufstellten. In dem hier angeführten Falle nun würde sich, nach unserer Schreibart, die ganze Frage, wie in „Figaro's Hochzeit" — um die Stellung eines Komma drehen. — So hatte auch der Pater Martin einem einfältigen Interpunctions-Zeichen den Verlust des Priorats von Azelle zu verdanken, indem er die Ausführung der gastfreundlichen Inschrift über seinem Kloster: Porta, patens esto; nulli claudaris honesto!*) einem unwissenden Schreiber anvertraute, der sie folgendergestalt interpunktirte: Porta, patens esto nulli; claudaris honesto!**) So daß also, im geraden Widerspruche mit des guten Paters Willen, nicht nur überhaupt Alle, sondern ganz vorzüglich eben die Rechtschaffenen von seiner der Gastfreundschaft gewidmeten Pforte abgewiesen wurden. Aber, als wäre der arme Prior in Folge dieser Nachlässigkeit durch den Verlust seiner Würde noch nicht hart genug bestraft gewesen, mußte er auch noch seinen Namen in einem zweiten Leoninischen Verse, der mit seinem eigenen affonnirte, prangen sehen: Pro solo puncto caruit Martinus Asello.***) Und aus dem Doppelsinne des letzten Wortes dieses Verses (der denselben zugleich vollständig unübersetzbar macht) entsprang dann wieder das Quiproquo des so allgemein gebräuchlichen Sprüchwortes Faute d'un point Martin perdit son âne — Um einen Punkt verlor Martinus seinen Esel.

So bekannt nun wohl dieses Geschichtchen seyn mag, so wenig scheint es, wie fast tägliche Citate beweisen, das Quiproquo in dem Gebrauche der Worte vis comica, von welchen man gemeinhin glaubt, Julius Cäsar habe sie zuerst, auf den Terenz, in Versen angewandt, die uns eine (bald dem Suetonius, bald dem Aelius Donatus zugeschriebene) Biographie aufbewahrt hat. Doch schon im Anfange unseres Jahrhunderts hat Friedrich August Wolf bewiesen, daß die beiden Wörter vis und comica in jenen Versen, nicht nur zufolge der Lateinischen Phraseologie, sondern auch in Gemäßheit der betreffenden Stellen selbst, ganz und gar nicht auf einander sich beziehen; weshalb denn auch seitdem die Gelehrten einstimmig lesen:

> Lenibus atque utinam scriptis adjuncta foret vis;
> Comica ut aequato virtus polleret honore
> Cum Graecis!

O, daß dem lieblichen Wort' auch vereinigt wäre die Stärke;
Gleich groß von Comus die Kraft stritt' dann auch, nicht ungleich an Ehre,
Gegen die Griechen!

Alles dessen ungeachtet hört man aber noch immer nicht auf, die vis comica frischweg zu citiren. Und hier sollte doch wahrlich die Kritik dem Mißbrauche dieser Lateinischen Redensart ein Ende machen, da diese selbst an der einzigen Stelle, an der man sie zu finden geglaubt hat, gar nicht vorhanden ist.

Zuweilen indessen wurzelt ein Quiproquo von Worten, indem es sich in einer Sprache förmlich naturalisirt, dergestalt in derselben fest, daß es geradezu Thorheit wäre, es ausreuten zu wollen. Eine Bemerkung, die ich noch nirgend gesehen, und die dennoch schon oft gemacht worden seyn muß, ist diese, daß der Ausdruck Naturgeschichte (histoire naturelle), der in Frankreich nun schon so lange auf die Wissenschaft der Zoologie angewandt wird, offenbar auch ein Quiproquo ist und seinen Grund augenfällig ganz einfach in dem Titel hat, welchen Plinius der Aeltere seinem encyklopädischen Werke gegeben.†) Für einen Plan paßte der Titel Historia naturalis ganz gut; dann aber hat lediglich das besonders eifrige Studium des zoologischen Theiles eines Werkes die Gewohnheit herbeigeführt, der Zoologie selber den Namen des ganzen Werkes beizulegen. Später jedoch ist man weiter gegangen und hat gesagt Naturgeschichte dieses oder jenes Thieres, soll heißen: Beschreibung seiner Organisation und seiner Gewohnheiten. Giebt es doch auch Schriftsteller, welche die Naturgeschichte des Aristoteles angeführt haben. Das Werk, das sie meinten, ist aber betitelt: Geschichte der Thiere (wobei noch überdies zu bemerken, daß auch unser Wort Geschichte dem Griechischen ἱστορία nicht durchaus entspricht). Hat also das Buch des Plinius durch seinen Titel dieses Mißverständniß veranlaßt, so verdanken dagegen eines der berühmtesten Bücher des genannten großen Griechischen Philosophen und die Wissenschaft, die er durch dasselbe begründet hat, ihren Namen einem ähnlichen Ursprunge; denn die ganz allgemein angenommene Meinung schreibt den Namen, den wir meinen, einer alten Anordnung der Werke des Aristoteles zu, in welcher die Abhandlung von den Geistes-Thätigkeiten, ohne Titel unmittelbar hinter die Physik gesetzt, anfänglich durch die Worte μετὰ φυσικα (nach der Physik), als Abhandlung, welche auf die Physik folgt, bezeichnet wurde; welche Worte dann später, in ein Wort, Metaphysika, zusammengezogen, dem Inhalte der Abhandlung verblieben sind.

Giebt es nun aber unter so vielen sehr verbreiteten Quiproquo's nicht auch einige, durch welche die Begriffe bei wichtigen Gegenständen auf eine sehr ernste Art verfälscht werden können? Man könnte, glaub' ich, eine ziemlich beträchtliche Anzahl von dergleichen zusammenbringen. Zwei Beispiele werden indeß wohl genügen: Finden wir nicht in der Geschichte des menschlichen Geistes eine Quelle zahlreicher Irrthümer, wie es früher auch schon in Bezug auf die in die Sterndeuterei übergegangenen Planetennamen bemerkt worden? Glaubte ja doch keiner von all den Christen, welche dieser thörichten Wissenschaft sich hingaben, an Mars, Venus oder Jupiter, als an Gottheiten, und dennoch schrieben sie jedem der Himmels-Körper einen Einfluß zu, der ganz genau dem Charakter der Gottheit, deren Namen die Heiden ihm gegeben, entsprach!

Ein letztes Quiproquo endlich, das wir als allgemein angenommen hier noch anführen, steht auf einer solchen Höhe, daß wir in der That einigen Anstand nehmen, es hier, unter diesem Titel, figuriren zu lassen. Es zeigt aber alle Merkmale der Gattung, obschon es zugleich eine der ehrwürdigsten Religionslehren betrifft. Man hat nämlich aus dem Evangelium mittelst einer widersinnigen Auslegung, zu der die Ausdrücke ganz und gar nicht berechtigen, eine höchst seltsame Maxime geschöpft, welche die aufgeklärtesten Katholiken sowohl, als Protestanten heutzutage als dem Texte fälschlich zugeschrieben anerkennen, wiewohl sie ihm dabei nicht etwa auch eine und dieselbe Erklärung unterlegen. Wir meinen die so häufig angeführte Stelle des Matthäus: Selig sind die Armen am Geiste! Hierbei ist vor Allem zu bemerken, daß weder im Griechischen, noch im Lateinischen und Französischen das Beiwort arm mit einem anderen Worte konstruirt wird, um den Mangel an der Sache, welche das Wort gerade bezeichnet, auszudrücken. Denn wenn wir es auch wohl bisweilen wirklich in dieser Weise gebrauchen, so geschieht es doch immer nur als Anspielung auf die Art, wie man jenen Vers des Evangeliums verstehen zu müssen glaubt, der so viele beredte Entwickelungen und so viele irreligiöse Spöttereien veranlaßt hat. Nach jenem Widersinne wäre ein Armer am Geiste ein Mensch, dem es an Verstande fehlte. Sofort hat es denn auch an Zusammenstellungen mit dem übernatürlichen Charakter, den das Volk fast überall den Einfältigen zuerkannt, u. dgl. m. nicht gefehlt. Nach allem dem nun, was man über diese dergestalt verstandene Maxime ehrerbietig und ironisch geredet, geschrieben, gepredigt, gesungen, in Versen und in Prosa vorgebracht, wird man sich wohl vorstellen, daß wir uns nicht herausnehmen, das feierlichste Recht aus Verjährung, das nur irgend ein Irrthum dieser Gattung in Anspruch nehmen kann, zu bestreiten. Nur so viel wollen wir feststellen, daß die Vernunft und der Geist des Evangeliums eben so wohl, wie die Grammatik, anstatt jenes befremdlichen Ausspruches eine von den folgenden beiden, gewiß gleich befriedigenden, Auslegungen durchaus verlangen; nämlich entweder: „Selig sind diejenigen, welche Arme sind vermöge ihres Geistes" — d. h. diejenigen, welche, ohne wirklich zur Zahl der Armen, jener für das Erbarmen des Evangeliums Bevorrechteten, zu gehören, denselben doch, vermöge ihrer Demuth, ähnlich werden. — Oder: „Selig sind diejenigen, welche betrübt sind im Geiste." Diese letztere Auslegung ist zwar minder schön, als die erstere, dafür aber vielleicht der besonderen Schreibart unsers Evangelisten angemessener; denn dieser, da er ja zunächst für die Juden in Alexandrien schrieb, bediente sich der Sprache der Septuaginta. Auch haben die Kenner des Hebräischen schon die Bemerkung gemacht, daß in jener ersten Version im Volks-Idiome von Alexandrien das Griechische Wort πτωχος (supplex, gebeugt, bittend —) dem Hebräischen Ausdrucke, der betrübt, unglücklich bedeutet, sehr oft entspreche. Mithin ein philologischer Grund zu Gunsten der letzten Erklärung. Freilich würde man dasselbe Argument nicht auch auf eine Stelle des Lukas anwenden können, da dessen elegante Schreibart von der des Markus und Matthäus in hohem Grade verschieden ist. Und so sollte denn nothwendig eine der Demuth gebotene Palme, oder ein himmlischer, der Betrübniß verheißener Trost an die Stelle einer Apotheose der Geistesarmuth treten, und — wird es doch nicht. B. de Xivrey.

Bibliographie.

La Villa Pia des jardins du Vatican. Architecture de Perro Ligorio. — Von J. Bouchet. 24 Abbildungen in Folio, nebst Text. 36 Fr.

Le christianisme démontré par les traditions catholiques. — Von Lachadenede. 2 Bde.

Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires. — Von Dr. Civiale. Erste Abth. 7 Fr.

Histoire et modèles de la littérature française. — Von L. Halevy. 2 Bde.

Voyages aux iles du grand océan. — Von Morrenhout. 2 Bde.

Mauprat. — Roman von George Sand. 2 Bde. 15 Fr.

Valérie, ou la jeune artiste. — Von Mlle. Tremadeure.

Essai sur la langue et la philosophie des Indiens. — Nach Friedrich Schlegel. Mit Anmerkungen und Widerlegungen von A. Majure. 7½ Fr.

De l'agrienlture et de l'industrie, considérées dans leurs rapports avec la population et la moralité. — Von P. Delagarde.

Schweiz.

Genfs historische Bevölkerungs-Zunahme.

Nach Ed. Mallet.*)

Genf zählte im Jahre	Einwohner.	Verhältniß der Zunahme.
1404	10,000**)	
1589	13,000	100
1693	16,111	124
1698	16,934	130
1711	18,500	142
1721	20,781	160
1735	21,816	168
1781	24,810	191
1785	25,500	196
1789	26,140	201
1805	22,300	171
1812	24,158	186

*) Etwa: Pforte, geöffnet sey sein; nie zu für Gerechte sollst seyn!
**) Folglich: Pforte, geöffnet sey sein nie; zu für Gerechte sollst seyn!
***) Der Sinn ist: Ach, um ein Pünktchen allein, hatt' er Azelle gar ein!
†) Die Bemerkung wenigstens ist schon alt, daß es überhaupt, anstatt Natur-Geschichte, besser Natur-Lehre, und noch besser vielleicht Natur-Beschreibung heißen möchte.

*) Recherches historiques et statistiques sur la population de Genève. Par Edouard Mallet. (Annales d'hygiene publique vol. 17. Paris, 1837.)
**) Diese Zahl ist nur annähernd nach der der Feuerstellen berechnet, deren man damals in Genf 1298 zählte.

im Jahre	Einwohner.	Verhältniß der Zunahme.
1822	24,886	191
1828	26,121	201
1834	27,177	209
1837	28,003	215

Die verschiedenen Phasen, die diese Uebersicht darbietet, finden in der Geschichte von Genf ihre nächste Erklärung. Im Jahre 1535 wurde die Stadt protestantisch und erklärte sie sich, auf alte Munizipalfreiheiten gestützt, als unabhängige Republik, indem sie die Autorität sowohl des Bischofs als des Herzogs von Savoyen nicht mehr anerkannte. Ihre Bevölkerung zählte damals nur 12—13,000 Seelen, die sich in einem befestigten Umkreise eingeschlossen hatten, der zu jener Zeit zur Entwickelung des Gewerbfleißes vollkommen hinreichend war und der fast noch ganz so bis auf unsere Tage, ungeachtet sich die Bevölkerung seitdem mehr als verdoppelt hat, beibehalten worden ist. Die Anhänger des Katholizismus und der früheren Behörden wanderten zwar aus, sie wurden jedoch durch die von verschiedenen Ländern hereingekommenen Protestanten reichlich ersetzt. Ein oft sehr blutiger Krieg gegen den Herzog von Savoyen dauerte mit kurzen Unterbrechungen achtundsechzig Jahre und brachte die junge Republik mehrere Mal an den Rand des Verderbens. Enclavirt, wie sie im feindlichen Lande sich befand, war sie einer unaufhörlichen Hungersnoth ausgesetzt, zu der sich von Zeit zu Zeit auch noch die Pest gesellte. Demnächst war auch der strenge Protestantismus jener Zeit den auf die Bedürfnisse des Luxus begründeten Gewerben nicht günstig; ja der Arbeit selbst nahm er dasjenige, was ihr den hauptsächlichsten Reiz verleiht, indem er die Genüsse untersagte, die sich Jeder zu verschaffen wünscht. Aus allen diesen Gründen ist die Bevölkerung, ungeachtet des Zuflusses Französischer, Spanischer und Italiänischer Protestanten, in anderthalb Jahrhunderten nur um 2000 Seelen gewachsen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß dieser Zuwachs erst gegen das Ende der Periode stattgefunden hat, nämlich nach dem Friedensschlusse von 1603. Im folgenden Jahrhundert dagegen, von 1693 bis 1789, hat sich die Bevölkerung um 10,000 Seelen vermehrt. Während dieses Zeitraumes war Genf von allen Mächten als freie Stadt anerkannt; die Uhren-Fabrication war gleichzeitig mit mehreren anderen minder wichtigen Gewerben eingeführt worden; Künste und Wissenschaften blühten eben so wie Handel und Industrie. Der Puritanismus, dessen Energie die Arme der Väter bewaffnet hatte, war nach und nach in den Zustand eines sanften und duldsamen Christianismus übergegangen.

Mit diesem Wohlstande hatten sich allerdings auch die Keime politischer Zwistigkeiten entwickelt. Lange Zeit durch eine kompakte Aristokratie und durch den Einfluß der Nachbarländer niedergehalten, kann man es als eine traurige Wirkung derselben ansehen, daß von allen wahrhaften Verbesserungen die Aufmerksamkeit abgewandt und viele Fragen des materiellen oder intellectuellen Fortschrittes in Personen- und Partei-Fragen verwandelt wurden. Gleichwohl aber war Genf im Wohlstande. Da kam die Französische Revolution und warf ihre leuchtenden Brandfackeln in alle Nachbarländer und eben so auch in den kleinen Freistaat. Nachdem hier erst einmal die alte Regierung gestürzt war, folgte eine Constitution der anderen; Revolutions-Gerichte wurden eingesetzt, die besten Bürger vertrieben, eingekerkert oder zum Tode verurtheilt. Die Vereinigung der Genfer Republik mit Frankreich im Jahre 1798 trug vollends dazu bei, dem Wohlstande der Stadt durch die ungeheuern Auflagen, durch das Zoll-System und durch die Conscription den Todesstoß zu geben. So sehen wir denn auch im Jahre 1805 die Bevölkerung um 4000 Seelen vermindert gegen das Jahr 1789. Der Reichthum der Familien hatte in einem noch viel größeren Verhältnisse abgenommen.

Der Lauf der Ereignisse gab der Stadt Genf im Jahre 1814 ihre alte Unabhängigkeit wieder. Zwar vergingen noch einige Jahre, bevor sich die Nachwirkungen des Krieges und des Mangels verloren; aber bald war die Bevölkerung wieder im Zunehmen. Von der Zeit an war die Zukunft der Stadt, wenigstens bis zum Jahre 1830, nicht mehr gefährdet. Landbau, Handel und Gewerbfleiß prosperirten immer mehr. Zahlreiche, der Wissenschaft, der Literatur und der Wohlthätigkeit gewidmete Etablissements wurden errichtet. Durch die Sparkasse und mehrere Handwerks-Verbindungen ist vorsorglichen Menschen ein Mittel an die Hand gegeben, sich die Frucht ihrer Arbeit sicher zu stellen. Die Verwaltung hat, unbekümmert um den Parteigeist, die wachsenden Einkünfte auf unwidersprechliche Verbesserungen verwenden können. Fremde sind von allen Seiten herbeigeströmt, und die Genfer, wenn sie auch in nicht minder großer Anzahl auswandern, kehren doch, sobald sie Vermögen gesammelt haben, immer wieder zurück.

Unter solchen Umständen sollte man sich wundern, daß sich die Bevölkerung der Stadt seit zwanzig Jahren um nicht mehr als 4000 Seelen vermehrt hat; aber es darf nicht vergessen werden, daß der enge Umkreis von Genf eine unbeschränkte Ausdehnung der städtischen Gebäude nicht verstattet. Der Grund und Boden in der Stadt wird mit 15 bis 20 Schweizer Franken für den Fuß bezahlt, und es ist nur noch wenig Raum vorhanden, der nicht mit Häusern bedeckt wäre. Die Leute wohnen sich hier eben so nahe, wie in den schlechtesten Stadtvierteln von Paris, in jenen Stadtvierteln, deren gewöhnliche Sterblichkeits-Verhältnisse nur durch die Verheerungen der Cholera im J. 1832 an Intensität noch übertroffen worden sind. In Genf ist die Bauart der Häuser beinahe dieselbe, und wenn hier die Sterblichkeit sehr gering ist, so kann man daraus abnehmen, daß die Entbehrungen, Sorgen und alles das, was sonst noch im Gefolge des Elends in den schlechten Stadtvierteln von Paris ist, ganz andere und noch viel eingreifendere Ursachen der Sterblichkeit sind, als die schlechte Bauart und die Anhäufung der Wohngebäude.

Die Bevölkerung von Genf innerhalb der gegenwärtigen Stadtmauern kann sich höchstens noch um 1000 bis 1500 Seelen vermehren. Zwar können noch einige Häuser neu gebaut oder erhöht werden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die städtische Bevölkerung jemals mehr als 30,000 Seelen betragen werde. Was jetzt vor sich geht, ist die Bildung einer äußeren Stadt, deren politischer Einfluß, ja deren bloßes Daseyn unbezweifelt einmal die Niederreißung der Wälle der alten Stadt herbeiführen wird. Durch ein kürzlich erlassenes Gesetz ist zwar der gegenwärtige Umkreis der Stadt von neuem sanctionirt worden, aber das alte System wird gleichwohl durch die unbeschränkt gebliebene Zulassung neuer Ankömmlinge fortwährend untergraben. Tausende von Einwohnern, die der fortschreitende Wohlstand unvermeidlich herbeiführt, werden sich rings um die Stadt ansiedeln und dürften eines Tages, mit denen vereinigt, die im Kanton Genf die Befestigungen der Stadt nicht gern sehen und deren Interessen durch die gegenwärtigen Einschränkungen verletzt werden, auch in den Berathungen der Republik den Sieg davontragen, und zwar um so eher, als es in der That sehr zweifelhaft erscheint, ob man eine Stadt vertheidigen kann und soll, wenn sie in einer anderen Stadt eingeschachtelt ist.

Mannigfaltiges.

— Janin's neuester Roman. Der geistvolle Feuilletonist läßt sich von Zeit zu Zeit immer wieder verlocken, auch in einem größeren Werke vor dem Publikum zu erscheinen, wiewohl er in der Regel damit zu scheitern pflegt. Die Blitze und Witze, die zur reichen Ausstattung eines Journal-Artikels Kraft und Originalität genug besitzen, sind zur Erwärmung und Fesselung der Leser eines Romans, einer Darstellung des menschlichen Herzens und des Seelenlebens, nicht ausreichend. Darin unterscheidet sich ja eben der Humor vom bloßen Witz oder esprit, daß jener auch den frivoleren Seiten des Lebens den Ernst und die Bedeutung abzugewinnen weiß, während dieser gerade das Heilige und den Ernst ins Frivole herabzieht. Jean Paul macht uns einen Siebenkäs, einen Nikolaus Markgraf, zu unauslöschlichen, lieben Gestalten; Janin dagegen kann uns selbst große historische Charaktere, wie Mirabeau oder Barnave, durch seine witzig-krasse Darstellung für alle Zukunft verleiden. Darum aber verschwinden auch seine Romane eben so rasch, als sie entstanden sind. Von seinem „Chemin de traverse", dessen pikante Vorrede und Einleitung noch vor kurzem so viel von sich sprechen gemacht, ist jetzt schon nicht mehr die Rede, und sein „todter Esel", sein „Barnave", seine „Beichte" sind längst vergessen. Sein neuestes Produkt dieser Art heißt: „Un coeur pour deux amours" (Ein Herz für zweierlei Liebe) und bewegt sich um ein Geschwisterpaar à la Rista-Christine. Zwei junge Mädchen sind eben so, wie die Siamesischen Zwillinge, körperlich mit einander vereinigt. Sie haben zweierlei vollkommen schöne Gestalten, aber nur Ein Herz; zweierlei Willen, zweierlei Weltansichten, aber doch nur Eine Zärtlichkeit, Ein Empfindungsvermögen. Herz und Verstand haben hier also Gelegenheit, in eine Kollision zu kommen, wie in keinem anderen Individuum, und diese Kollision hat Herr Janin wunderlich erdacht und benutzt. Beide lieben, Jede aber, nach ihrer besonderen Weise, die äußere Welt in sich aufzunehmen, einen Anderen, und doch ist in ihrem gemeinsamen Herzen nur Raum und Empfindung für einen Einzigen. Man hat Mühe, in diesen seltsamen Konflikt, in diese Unterscheidung zwischen Liebe und Zärtlichkeit sich hineinzufinden: aber gerade weil es undegreiflich, unmöglich ist, macht es unserem Janin Vergnügen, diesen Konflikt mit seiner Eifersucht, seinem Unglück und seinen Schmerzen, die am Ende nur durch den Tod der beiden Schwestern gesühnt und geheilt werden, recht Niederländisch auszumalen. Es ist auch darin das große Talent des Verfassers ganz unverkennbar, aber dies würde noch mehr an seinem Platze gewesen seyn, wenn er den ganzen Stoff wieder zu einem Journal-Artikel verarbeitet hätte; zu einem Romane, zu einem Kunstwerke, war weder der Stoff noch das Talent ausreichend.

— Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Die neuesten Englischen Blätter kündigen „Goethe's Correspondence with a child" als eine Erscheinung der nächsten Woche an, aber sie schütteln schon im Voraus den Kopf dazu. Die Uebersetzung ist in Berlin veranstaltet und gedruckt: sieht das nun nicht wie ausländische Waare aus, die man auf den Englischen Markt bringen will, und noch dazu, um sie zu enorm hohen Preisen zu verkaufen? Zwei Bände sind nämlich angekündigt, und diese sollen 30 Shilling (10 Thaler) kosten, während drei Bände von Walter Scott, Bulwer oder Marryat niemals mehr als 31½ Shilling gekostet haben. Natürlich scheint das dem nachrechnenden Engländer etwas bedenklich. Er will sein Geld, sagt er, zur Bereicherung des Auslandes nicht beraeben. Zwar wird ihm erwidert, daß der Ertrag zu einem Denkmale für Goethe bestimmt sey, aber wir haben erst kürzlich bei Gelegenheit des Beethoven- und des Mozart-Denkmales gesehen, wie man in England über solche Dinge denkt. Wir fürchten daher auch, daß Goethe's Correspondence with a child eine schlechte Speculation seyn wird, selbst wenn sich die Engländer für den Inhalt derselben mehr interessiren sollten, als es, allem Anschein nach, der Fall seyn dürfte.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Montag den 2. Oktober 1837.

Italien.

Sicilien in älterer und neuerer Zeit.

Bei der herrlichen Lage Siciliens in der Mitte von drei Meeren und fast zwischen den drei Theilen der alten Feste, mit den drei Vorgebirgen, die es nach jedem Kontinent hinstreckt, als wollte sie ihn so einladen, sich ihr zu nähern, ist es wohl erklärlich, daß diese Insel schon früh, seit dem grauesten Alterthum, bekannt und besucht ward. Daher rühmen sich auch die Sicilianer einer Geschichte, die sie bis in die Urzeiten der Heroen und des Mythus zurückführen, und der fremde Reisende kann sich nicht genug wundern, wie gewissenhaft und treu dieses Volk seine alten mythologischen Traditionen festhält. Man trifft in dem Glauben des Sicilianers die allerentgegengesetztesten und feindseligsten Dinge zusammen: er glaubt an Riesen, Lestrigonen, Cyklopen eben so fest, wie an die heilige Rosalie und die heilige Agathe. Ist das auch anders möglich? Sicilien ist nicht nur von Menschen bewohnt worden, deren Daseyn in den finsteren Abgrund der vergangenen Jahrhunderte versunken ist, sondern es hat auch den Fictionen der Mythographen und Poeten zum Schauplatz dienen müssen. Sein schrecklicher Vulkan war einer der vielen Eingänge zum Tartarus, und noch heute betrachten die Bauern aus der Umgegend Catanias diesen furchtbaren Berg als den Aufenthalt des Teufels und nennen ihn nicht anders, wie la casa del diavolo.

Die Natur hat Sicilien nichts versagt, was irgendwie für die Niederlassung der Menschen und den Fortschritt der Bevölkerung förderlich seyn kann. Ein rauher Winter ist in gewissen Theilen der Insel ganz unbekannt, während er sich in anderen höchstens durch außerordentlich viele Regengüsse fühlbar macht; die Gluth des Sommers dagegen, wie sie unaufhörlich gemäßigt wird durch die kühlen Seewinde, die Strömungen der Luft aus den feuchten Thälern und die Frische der Nächte sind weit davon entfernt, die Kräfte zu entnerven und alle Thätigkeit zu lähmen, und tragen vielmehr dazu bei, das Leben recht weich und behaglich zu machen. Auch findet hier der Geist des Menschen stets neue Nahrung in der stillen Beschäftigung und Bewegung des ländlichen Lebens, in der wunderbaren Schreckenspracht der vulkanischen Phänomene und in den poetischen Inspirationen, welche die Wirkung einer so brennenden Sonne nothwendig hervorrufen muß. Die Gewässer, welche Sicilien umgeben, sind voll der trefflichsten, gesuchtesten Fischarten, und der abschüssige Rand seiner unterseeischen Küsten ist mit Korallen und kostbaren Muschelschalen besetzt. Die Erde ernährt alle Gattungen Europäischer Hausthiere, und in ihrem Schooß verbirgt sie die schönsten Silber-, Eisen-, Kupfer-, Schwefel- und Steinsalzminen; auch Marmor, Porphyr, Granit, Jaspis und Agatstein werden in reichem Ueberfluß daselbst gefunden. Auf den östlichen Küsten giebt es viel Agatstein; vor Allem aber ist es das vegetabilische Reich, das hier in unerschöpflichem Reichthum wuchert. Die für das Daseyn des Menschen unentbehrlichen Pflanzen, wie die, welche ihm die köstlichsten Genüsse gewähren, wachsen hier um die Wette, und unter den ersteren sind zuvörderst die verschiedenen Getraidepflanzen jeder Gattung zu erwähnen. Das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude können hier eben so gut gedeihen, als auf ihrem vaterländischen Boden; der Maulbeerbaum giebt eine doppelte Aerndte, und eine Menge dunkler Orangen- und Citronenwäldchen, die in der Luft die angenehmsten Gerüche verbreiten, wachsen hier fast ohne Anbau. Die Esche, von der das Manna fließt, der Weinstock und der Oelbaum, die Palme und die Ananas, der Indische Feigenbaum und der Agavé, der Färberbaum, das Salzkraut und der Taback geben den Bewohnern dieses glücklichen Landes reichen Stoff für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und ihrer sinnlichen Begierden.*)

Die Insel ist in sieben Provinzen (valli) oder Intendantschaften getheilt, nämlich: Palermo, Messina, Catania, Syrakus, Girgenti, Caltanissetta und Trapani. Jedes val wird von einem Intendanten verwaltet, dessen Amt dem eines Französischen Präfekten entspricht. Die 7 Intendantschaften bilden zusammen 23 Distrikte. Jeder Distrikt hat mehrere Kommunen; an der Spitze jeder Kommune steht ein Syndikus oder Maire, und der Rath der Kommune trägt die Benennung eines Dekurionats.

Der erste Beamte der Insel ist der General-Statthalter des Königs, dessen Macht der eines Gouverneurs gleichkommt. Ein Bruder des jetzigen Königs hatte, als er eine kurze Reihe von Jahren dieses Amt verwaltete, bloß pro forma und in Rücksicht auf seinen Rang, den Titel eines Vice-Königs bekommen; aber Sicilien blieb nichtsdestoweniger nur ein einzelnes Stück des ganzen Königreichs, dessen sieben Provinzen nach den Ziffern von XVI bis XXII numerirt sind.

Die Gerichts-Ordnung in Sicilien ist auf folgende Art organisirt: 1) kommen die Schiedsrichter, 2) die Bezirksrichter, 3) die Instructions-Richter, 4) die Handelsgerichte, 5) die Civilgerichte, 6) die Kriminal-Gerichtshöfe, 7) die Spezial-Gerichtshöfe, 8) die Civil-Gerichtshöfe, 9) der allerhöchste Gerichtshof, 10) der Rechnungshof. Die Magistrate sind entsetzbar. Die Französischen Gesetzbücher, etwas stark modifizirt, bilden das Sicilianische Recht. Die Lehnsrechte existiren dort nicht mehr; doch die Titel sind noch erblich und pflanzen sich in männlicher Linie nach der Erstgeburt fort. Jeder Vater kann über die Hälfte seiner Güter verfügen, wie groß auch die Zahl seiner Kinder seyn mag.

Das Ausgaben-Budget ist auf 1,700,000 Unzen (22,440,000 Francs) festgesetzt, wovon mehr als 900,000 Unzen (11,880,000 Fr.) außerhalb der Insel verwendet werden als Beitrag für den Hof, für das diplomatische Corps, für die Armee, die Marine, die öffentliche Schuld u. s. w.

Die beiden Theile des Königreichs haben nur eine Hauptstadt, und das ist Neapel. Doch ist Palermo, die ansehnlichste Stadt der Insel, auch die Residenz des General-Statthalters, des obersten Gerichtshofes und des General-Direktors der Polizei.

Die Stadt Palermo liegt im Hintergrunde eines Meerbusens auf der nördlichen Küste der Insel, dicht an dem Berge Pellegrino, der sich dunkel und unfruchtbar am Rande des Meeres erhebt, wie ein ungeheurer Leuchtthurm, der schon in der Ferne hindeuten soll auf das alte Panormus, die geliebte Tochter der Griechen, die Stadt, welche in Wahrheit, trotz aller Wechsel der Politik, doch immer die Hauptstadt Siciliens bleiben wird.

Wenn man von der Seeseite her nach Palermo kommt, so sieht es aus, als ob die Stadt an einen von Osten nach Westen sich hinziehenden Kranz von blauen, nackten Hügeln angebaut wäre; nähert man sich aber, so verschwindet die Täuschung: die beiden Bergketten, welche die Stadt rechts und links einschließen, strecken ihre Aeste noch ungefähr zwei Lieues weiter in das Innere hinein und vereinigen sich wieder an einem Punkte, wo das Auge schon aus der Ferne eine zweite Stadt gewahrt; dies ist Montréal, wo die Reste eines Französischen Königs, des heiligen Ludwig, begraben liegen. Das Thal, das sich so von Montréal nach Palermo herabsenkt, hieß bei den Alten „das goldene Thal"; diesen Namen verdient es noch heute wegen seiner wunderbaren Fruchtbarkeit, seiner malerischen Lage, seiner mit Blumen überzogenen Gärten, seiner reizenden Villas, seiner alten Olivenwäldchen und seiner herrlichen Vegetation, wo Eschen, Eichen, Fichten, Mandel- und Johannisbrod-Bäume, Agaven und Kaktus üppig unter einander wuchern.

Hier findet man die volkreichen malerisch gelegenen Flecken der Bagheria zerstreut, wo der Palermitanische Adel seine schönen Lusthäuser besitzt, die von den Reisenden so sehr gerühmt werden; die Olivazza eine Meile von Palermo, Bocca-di-falco, das durch seinen botanischen Garten und seine Ackerbau-Anlagen merkwürdig ist, die Parks der Favorita und Ficuzza, das Sarazenische Palais der Ziza, die Villen Buteria, Belmonte, Serra-di-falco, Monteleone, Palagonia und so viele andere, die wir hier nicht alle aufzählen können.

Dieses Palermo ist eine schöne, edle Stadt. Zwei lange, schnurgerade Straßen, die sich rechtwinklig durchkreuzen, theilen die ganze Stadt in vier gleiche Theile oder Bezirke. Die Straße, welche von dem Meeres-Ufer bis an den großen Weg nach Montréal läuft, heißt Cassaro, von dem Arabischen Al-khassar, das Schloß; denn hier trägt noch Alles die Spur Sarazenischer Erinnerungen. Sonderbar ist es freilich, daß das Volk ihr keinen anderen Namen giebt, während der Adel sie lieber Toledo-Straße nennt.

Der Cassaro ist mit schön gebauten Häusern und Palästen besetzt, und gegen die Mitte der Straße zu befindet man sich auf dem kleinen Platz der vier Ecken (i quattro cantoni). Von hier aus kann man die Hauptthore der Stadt sehen, die an den vier Kardinalpunkten gelegen sind. Weiterhin bemerkt man die schöne Kathedrale der heiligen Rosalie, ein kostbares Denkmal des Maurischen Baustyls, das ungeheure Palais des Erzbischofs, den Platz des Königlichen Palais und das Palais selbst, eine Art Festung, deren unregelmäßige und schlecht zusammenpassende Bauarten an die successive Herrschaft und Arbeit der Normannen, der Schwaben, der Anjou's, der Spanier und der Kaiserlichen erinnern. Dieses große Gebäude lockt besonders die Aufmerksamkeit der Fremden durch die prächtige Kapelle, die der König Roger daselbst er-

*) Sicilien liegt unter einer Breite von 36° 41′ 15″ — 38° 16′ und unter einer Länge von 10° 7′ — 13° 25′ (von Paris aus). Die größte Länge der Insel beträgt 180, ihre größte Breite 138 und ihr Umfang 460 geographische Meilen. Sie hat eine Oberfläche von 985 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 1,701,000 Seelen.

bauen ließ, und durch sein schönes Observatorium, welches die Arbeiten eines Piazzi berühmt gemacht haben.

Die Stadt ist mit einer Mauer in gutem Zustande umgeben und zählt ungefähr 300 Kirchen, Klöster und Kapellen. Die Häuser in Palermo sind meist groß, hoch und fest gebaut. Einige Hotels sind mit einer Schicht überzogen, die aus Kalk besteht und einer sandigen Erde von halb ins Gelb fallendem Braun, was eine reizende Wirkung hervorbringt. Das Wasser ist in allen Häusern und in allen Stockwerken reichlich vorhanden. In jeder Wohnung sind die Zimmer so hinter einander geordnet, daß sie, wenn es nöthig ist, durch die bloße Oeffnung der Thüren eine lange, schöne Gallerie bilden. Diese hohen, ungeheuren Gemächer, meist kamines, mit ihren großen Thüren und Balkonen, die einander so gegenüberliegen, daß sie so viel wie möglich Luftzug gestatten, schienen uns Bewohnern von Paris oder London, die wir gewöhnlich in unsere kleinen Städchen von wenigen Quadratfuß eingepfercht sind, von übermäßiger Größe. Die Dächer sind platt und mit Erde überschüttet; was aber besonders dazu beiträgt, dieser Stadt eine eigenthümliche Physiognomie zu geben, ist, daß die Häuser statt der Fenster Balkone haben, die sich durch Glasthüren mit zwei Flügeln öffnen und von außen mit einem oft sehr eleganten, eisernen Geländer versehen sind. In den Spazierstunden und besonders bei feierlichen Gelegenheiten bieten der Cassaro und Maqueda ein köstliches Schauspiel. Jedes Haus bedeckt sich dann äußerlich vom ersten bis zum letzten Steck mit einem glänzenden Schmuck; Männer und Frauen in ihren prächtigsten Gallakleidern stehen gruppenweise auf den Balkons, und nichts ist reizender als der Anblick dieser doppelten Tapete von bunten, strahlenden Farben, mit Schleiern, Shawls, Blumen und Juwelen übersät.

Man sieht in den Straßen, die wir so eben genannt, mehrere Hotels, wo die Balkone des höchsten Stocks von oben nach unten mit einem vorspringenden, gewölbten Drahtgitter besetzt sind. Dies sind Tribunen, die gewissen Frauenklöstern gehören. Die Nonnen kommen dahin aus ihren oft sehr weit entfernt liegenden Klöstern durch unterirdische Gänge und auf verborgenen Treppen. Hier pflegen die frommen Klausnerinnen den Tand der Welt vorübergehen zu sehen; diese Gallerieen sind für sie eine Art neutrales Gebiet zwischen dem Pomp des Satans und den Pflichten des Klosterlebens.

Das Thor Felice bildet den Eingang zum Cassaro. Wenn man links herauskommt, sieht man einen kleinen Hafen, wo nur Schiffe von dem schwächsten Tonnengehalt landen; dann kommt man zu der Festung von Castellamare. Geht man dem Litoral dieser Küste weiter nach, so kommt man durch eine volkreiche Vorstadt und dann endlich an den großen Hafen, der am Fuße des Pellegrino-Berges gegraben ist, eine Meile von Palermo. Am äußersten Ende des Dammes erhebt sich eine kleine Schanze in sehr schlechtem Zustand.

Der Pellegrino-Berg, der Ereta der Alten, trägt auch den Namen der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin der Palermitaner. Hier glaubte man im Jahre 1624 die Gebeine jener berühmten Tochter des Grafen von Marsi zu finden, aus dem Blute Karl's des Großen. Der Pellegrino ist eine Art natürlicher Festung mit nackten, zerrissenen Abhängen, gegen 3060 Fuß hoch und nur von Osten her auf einer schönen, aus 15 Krümmungen bestehenden Straße zugänglich. Die Gläubigen ziehen in feierlicher Prozession her, die theuren Reliquien der heiligen Rosalie anzubeten, während der profane Haufen der fremden Reisenden ihnen hinten nachfolgt, um oben auf dem Plateau, das die Spitze des Berges bildet, ein Panorama aufzusuchen, wo Himmel, Erde und Meer in Herrlichkeit und Glanz wetteifern.

Kommt man vom Pellegrino herab, so besucht man gewöhnlich eine Königliche Villa, welche die Favorita heißt, auf der Ferdinand I. Trost suchte in dem Kummer seines Exils. Das Merkwürdigste, was hier zu sehen, ist ein Festsaal, wo die fröhlichen Gäste vermittelst einer sinnreichen Mechanik bedient wurden, ohne die lästige Gegenwart der Diener.

Die See-Promenade ist rechts von dem Felice-Thor. Sie läuft am Meeresufer fort bis nach der Villa Giulia, einem reizenden öffentlichen Garten, wo es Orangen- und Citronenbäume die Fülle giebt. Man nennt ihn gewöhnlich die Flora. Jenseits der Villa Giulia ist der botanische Garten zu sehen. Die Marina besteht aus einer Art von Englischem Garten, der an der Mauer angebracht ist, welche den Palästen Butera, Trabia und Aceto zur Basis dient, ferner aus einer breiten Straße, die mit Bäumen besetzt und mit Statuen geschmückt ist, und endlich, am Rande des Meeres, aus einem Damm mit Fußsteig und Geländer. Jeden Abend nach der Siesta kommen mehrere hundert elegante Kaleschen hergefahren, die sich, je nach der Menge, in zwei, drei, selbst vier Reihen aufstellen. Einige verweilen unter einem Pavillon, auf dem eine kriegerische Musik bis um eilf Uhr in die Nacht die schönsten Symphonieen ertönen läßt. Andere Equipagen fahren nach der Seiten-Allee oder auf den Damm, und hier lassen sich die wollüstigen Sybariten, ohne einen Fuß zur Erde zu setzen, Sorbet, Indische Feigen, Aniswasser oder Wassermelonen bringen.

Die Promenade dauert gewöhnlich bis um ein Uhr früh, so viel Mühe kostet es Einem, um sich von der Wonne dieser schönen Nächte loszureißen. Man muß bei diesem Schauspiel wenigstens einmal in seinem Leben zugegen gewesen seyn, um den hohen Genuß, der darin liegt, zu begreifen. Der reine, erfrischende Hauch, der vom Meere herweht nach einem brennend heißen Tage; die Klänge der Musik und die träumerisch poetische Stimmung, in die sie versenken, die Durchsichtigkeit der Atmosphäre, hier und da ein blaßgoldener Mondstrahl, in den Wellen des Golfs erzitternd, der Schein der Fackeln, welche die Medusen-Fischer nicht weit von den Klippen auf dem Meere herumtragen, die meckernd wilden Töne, deren Echo der Wind aus der Ferne herfäuselt: Alles zusammen wirkt wie magisch auf die Saiten der Seelen-Aeolsharfe und durchbebt sie mit jener wollüstigen Wehmuth, wo man die Erde so lieb hat und nach dem Höheren sich hinsehnt.

Dies wäre die Physiognomie jener Hauptstadt Siciliens, einer höchst bedeutenden Stadt, die von 160,000 Menschen bewohnt wird.

In Palermo, wie in Sicilien überhaupt, sind die mittleren Klassen (mezzocelo) wenig zahlreich. Der Adel, die Geistlichkeit und das eigentlich sogenannte Volk (la plebe), das sind die wichtigsten Klassen, die man hier kennen muß.

Seitdem Sicilien der Herrschaft der Sarazenen entrissen wurde, hat es hinter einander die Normannen, die Schwaben, die Anjou's, die Aragonesen, die Kaiserlichen, die Franzosen, die Engländer und die Neapolitaner zu Herrschern bekommen. Der Boden trägt noch die Spuren dieser verschiedenen Invasionen, und die Bewohner haben das Andenken daran bewahrt. Jeder neue Eroberer, der sich eine mächtige Partei in dem unterworfenen Lande bilden wollte, hat es sich angelegen seyn lassen, alle mögliche Titel und Ehren unter seine Anhänger verschwenderisch auszutheilen, um so gewissermaßen Wurzel zu fassen in dem Boden und sich eine feste Zukunft zu sichern. Sobald ein neuer Herr kam, trat er auf der Stelle in den von seinem Vorfahren gebahnten Weg und vergrößerte noch ins Maaßlose die Liste der schon ohnedies so zahlreichen Titel. Daher kann man auch ohne Uebertreibung sagen, daß es wenig Städte, Flecken, Dörfer, Meiereien und Hütten giebt, die nicht mit dem stolzen Namen eines Lehns versehen sind. Noch mehr, sobald die Herrscher kein Lehn zu ihrer Disposition fanden, um einen treuen Diener damit zu belohnen oder um die goldene Kette daraus zu machen, die eine schwankende Treue wieder an den Thron fesseln sollte, so stellten sie Patentbriefe aus, durch welche der Günstling das Souverainetätsrecht bekam über ein Stück Land, das sonstwo in Europa lag oder auch gar in einem anderen Welttheil. Dieser ganze Adel wurde früher unter dem Kollektivtitel Barone zusammengefaßt. Heutzutage giebt es zu viele Fürsten, Herzöge, Marquis und Grafen, als daß man sie so mit der untergeordneten Klasse der Barone zusammenwerfen könnte. Da die Familienhäupter gewöhnlich mehrere Titel in sich vereinigen, so nimmt jedes Kind einen von diesen mit dem im Italiänischen gebräuchlichen Diminutiv dazu; daher die Titel principino, duchino, marchesino, contino und baroncino.

Die große Bedeutung der historischen Ereignisse, deren Schauplatz Sicilien war, hat auch die edlen Sprößlinge mehrerer Europäisch berühmter Familien dorthin geführt, so die Anjou, Moncade, La Cerda, Pignatelli, Montelcone, Belmonte, Gravina und manche Andere. Die Sicilianischen Adligen sind im Allgemeinen liebenswürdig, elegant und verschwenderisch. Die Pferdeliebhaberei, die Equipagenmanie und die Sucht nach Französischen Moden verleiten sie zu Ausgaben, die ihre gegenwärtigen Hülfsquellen übersteigen. Ihre zuvorkommende Höflichkeit gegen die Fremden verführt anfangs, da es aber bei Einigen bald in Uebertreibung ausartet, so ermüdet es und verliert alle Aufrichtigkeit. Sie sind witzig, aber unbarmherzige Spötter; ihre Unterhaltung ist eine beständige Satire auf die allerunschuldigsten Worte und Handlungen. Immer auf ihrer Hut gegen jeden Spott, den sie mehr fürchten, als irgend etwas in der Welt, weil sie ihn selbst mit vollen Händen auf Alles, was sie umgiebt, ausschütten, ist es ihre größte Sorge, was für eine Wirkung sie öffentlich machen werden. Ihre Toilette ist gewöhnlich lobenswerth, oft etwas gesucht. Die unerbittliche Etikette verfolgt sie überall, in die Kirche und ins Theater, auf die Promenade und zu den Conversationen. Bei Gelegenheit der Kirche ist die Etikette zu erwähnen, welche für den hohen Adel und selbst für einen Theil des niedrigeren verlangt, daß jedes Palais seine Kapelle hat, wo ein Priester des benachbarten Sprengels alle Sonntage für die Herren des Hauses und ihre Leute die Messe liest.

Wir könnten hier mehrere Sicilianische Herren nennen, die sich durch ihre feine Bildung, durch den Umfang ihrer Kenntnisse, die Anmuth ihrer Sitten und durch große, schöne Eigenschaften auszeichnen: wir dürften nur den Fürsten von Villafranca, den Herzog von Cumia, den Herzog von Serra-di-falco zitiren, die bei den fremden Reisenden in so gutem Andenken stehen; den Fürsten von Palagonia und viele Andere; doch dies sind Ausnahmen, bei denen wir uns nicht aufhalten können; leider muß man sagen, daß der Sicilianische Adel jetzt schon viel von seinem alten Glanz verloren. Fortgerissen von den Genüssen des sinnlichen Lebens, haben die Abkömmlinge der alten Barone die Reichthümer ihrer Ahnen nicht zu bewahren gewußt, so daß ein berühmter Name jetzt nur eine Last für sie ist. Handel, Ackerbau und Industrie könnten noch den Schaden wieder gut machen; dem aber widersetzt sich der Stolz: besser sterben, sagen sie, als sich herabsetzen. Das Elend und der Stolz sind gar schlechte Rathgeber, und man darf sich nur wenig wundern, wenn sie oft diesen Adel zu Handlungen verleiten, die für die öffentliche Moral und die Ehre der Familien ein Flecken sind. (Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Marschall Marmont in Aegypten.*)

Nach einem Ruhetage schiffte ich mich nach St. Jean d'Acre ein. Ich konnte mich nicht entschließen, Syrien zu verlassen, ohne eine Stadt gesehen zu haben, die dadurch, daß sie die Fortschritte des Generals Bonaparte aufhielt, einen unendlichen Einfluß auf das Geschick der Welt gehabt hat; denn hätte St. Jean d'Acre sich ergeben, so war Syrien erobert, und nichts stand mehr den Unternehmungen der Französischen Armee im Wege; die Völkerschaften des Libanons hätten dann zu den Waffen gegriffen und uns Hülfstruppen geliefert: die öffentliche Meinung würde uns Franzosen so günstig geworden seyn, daß Alles

*) Aus dem dritten und vierten Bande der Voyage du Maréchal Duc de Ragusa, die in Frankreich immer mehr Anerkennung findet. Lerminier nennt sie das wichtigste in neuerer Zeit vom Orient erschienene Reisewerk, aus dem man über Aegypten und die Türkei mehr erfahren und lernen könne, als von allen übrigen Touristen zusammengenommen.

uns nachgegeben oder sich gar mit uns vereinigt hätte. Die gewandte Politik Bonaparte's, das überwiegende Talent, welches er besaß, die Menschen zu leiten und für sich zu gewinnen, hätten hier die schönste Gelegenheit gehabt, sich zu entfalten. Er würde die zerstreuten Völkerschaften Asiens um sich vereinigt, ihre Interessen mit denen Frankreichs verbunden haben, und so hätten sie seine Hülfsmittel bedeutend verstärkt, das schon so schwache Ottomanische Reich würde bei seinen Angriffen und seinen Schlägen zusammengestürzt seyn, und eine neue politische Ordnung der Dinge wäre nothwendiger Weise entstanden. Als Herr eines großen Landes, als der Begründer eines neuen Reichs, hätte Bonaparte sich ohne Zweifel mit der Rolle eines Alexanders begnügt und nie mehr an eine Rückkehr nach Frankreich, die so schwer und gewagt war, gedacht. Gott aber mag wissen, in welchen Zustand Frankreich alsdann gerieth, und was ohne Bonaparte aus diesem Lande geworden wäre. Gott allein weiß auch, welchen Gang die Europäischen Begebenheiten genommen haben würden, aber was sich auch ereignet hätte, es blieb Frankreich fern, und ein zweites Frankreich hätte sich im Orient erhoben. Der unvorhergesehene Widerstand von St. Jean d'Acre führte die Französische Armee nach Aegypten zurück, brachte den General Bonaparte mit den Ereignissen in Europa wieder in Berührung und führte Schiffe dahin, welche ihn zurückbringen konnten. Er durfte auch getrost abreisen, denn er ließ eine siegreiche, wohl versorgte Armee im Besitz eines ausgedehnten, reichen, unterworfenen und leicht zu vertheidigenden Landes zurück. So entschied also der Widerstand von St. Jean d'Acre über sein und Europas Schicksal, denn eins war an das andere geknüpft. Jene Schlappe schien ihm ein großes Unglück zu seyn, und dennoch war sie eine unverhoffte Wohlthat des Schicksals, die ihn auf geheimnißvollen Wegen seiner Größe näher brachte.

Wir gingen unter Segel, und am 28. des Morgens waren wir vor Laiffa. Wir sollten und konnten auch vor St. Jean d'Acre Anker werfen, aber mein einfältiger Capitain versicherte, daß es hier sehr gefährlich sey. So landeten wir denn in Laiffa, welches am äußersten südlichen Punkte einer umfangreichen offenen Rhede liegt, deren Nord-Spitze St. Jean d'Acre bildet. Ich stieg gleich darauf ans Land. Der Musselim war davon benachrichtigt, und sogleich fand ich für mich und meine Gefährten die Transportmittel, um nach St. Jean d'Acre zu gelangen. Die Entfernung von Laiffa bis Acre beträgt vier Meilen, und man bleibt stets an der Seeküste, die oft mit Schiffs-Trümmern bedeckt ist, denn das Meer ist nicht selten sehr ungestüm.

Die Stadt St. Jean d'Acre liegt etwa fünf- oder sechshundert Toisen von der Spitze der Halbinsel. Ihre Festungswerke auf der Landseite sind nur 120 Toisen lang. Die Front liegt gegen Osten, wird von drei viereckigen Thürmen geschützt, der Wall wendet sich dann gegen Süden und folgt unmittelbar der Meeresküste. Hier ist auch der Hafen. Der Wall zieht sich hinauf von Süden gegen Westen, so daß er sich im Norden wieder an die Landfront anschließt. Der größte Durchmesser des Platzes beträgt nur gegen 360 Toisen. Eine zweite Umwallung von der Seite der Landenge gleicht der ersten, ist aber nicht so gut und liegt oberhalb der ersten. Sie allein war im Jahr 1799 vorhanden, und die äußere Einschließung ist erst von Dschezzar-Pascha, nach dem Rückzuge der Französischen Armee, angelegt worden.

Ich besuchte den etwas links vom Centrum des Walls nach der Landenge zu liegenden Angriffspunkt, welchen der General Bonaparte im Jahr 1798 gewählt hatte. Ich erkannte die durch die Französische Artillerie geschossene Bresche, an den Reparaturen, die sie nöthig gemacht hatte, denn die von dem übrigen Mauerwerk verschiedene Bauart macht sie leicht erkennbar. Ich führte damals den Oberbefehl in Alexandrien und hatte einige Stücke von grobem Kaliber auf einer Flotille einschiffen lassen, welche von den Engländern genommen wurde. Diese Batterie wäre mehr als hinreichend gewesen, um die Belagerung rasch zu beendigen; durch ihr Ausbleiben aber entstand große Verlegenheit, und man ward in die Nothwendigkeit versetzt, nur zwölfpfündiges Feld-Geschütz anzuwenden. Diese Stücke machten eine Bresche. Voller Ungeduld, den Platz zu nehmen, befahl der General den Sturm, ehe die Bresche noch recht praktikabel war, und wir wurden geworfen. Die unbedeutenden Vorräthe erschöpften sich; man hatte dieselben, in Folge einer unglücklichen Rivalität unter den Chefs der Artillerie und des Genie-Corps, nicht zweckmäßig benutzt. Mehrere Stürme ohne Erfolg decouragirten die Truppen, während auf der anderen Seite der gegen Erwarten glückliche Widerstand die Türken in ihrer Vertheidigung ermuthigte.

Die Französische Armee, schon bei ihrem Einrücken in Syrien nur schwach, hatte Verluste erlitten, welche sie noch mehr schwächten. Die Pest raffte hinweg, was das Feuer des Feindes verschonte, während die Garnisen, im Anfang zwei- bis dreitausend Mann stark, von der Seeseite fortwährend Verstärkungen erhielt, welche sie auf 12,000 Mann brachten. Auf diese Weise ward jede Hoffnung, den Platz zu nehmen, vereitelt; man mußte dem Unternehmen entsagen und die Belagerung aufheben. Der General Bonaparte konnte nichts Besseres thun, als mit seiner Armee nach Aegypten zurückkehren, was er denn auch glücklich bewerkstelligte.

Am 19. Oktober besuchte ich Abukir und erinnerte mich an das Seegefecht, das einen so großen Einfluß auf das Schicksal der Armee des Orients und Aegyptens hatte. Kurze Zeit nach jenem Ereigniß wurde ich mit meiner Brigade von Kabira abgesandt, um die Küsten gegen die Unternehmungen der Engländer zu schützen. Als ich anlangte, rauchten noch die Trümmer unserer Schiffe, und die Leichname ihrer Vertheidiger lagen zerstreut am Ufer umher.

In meinem Zelte im Lager von Kauka, zwischen Belbeys und Kabira, erhielt der General Bonaparte die traurige Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Abukir und die Depeschen, in welchen der General Kleber, der damals in Alexandrien befehligte, das Ereigniß umständlich erzählte. Der General Bonaparte blieb bei Durchlesung der Briefe ruhig und fest, zeigte große Seelenruhe und beschäftigte sich, ohne die Unermeßlichkeit unserer Verluste und ihre ernsten Folgen zu verheimlichen, nur damit, den Eindruck, welchen sie hervorbringen mußten, zu vermindern. Er wendete sich an die edlen und hochherzigen Gesinnungen seiner Umgebung und sagte zu uns: „Nun sind wir von unserer Mutter-Erde, dem Vaterlande, getrennt, ohne sichere Verbindung mit demselben, und müssen uns nun selbst genug seyn können. Aegypten bietet unermeßliche Hülfsquellen dar, wir werden sie uns eröffnen. Ehemals bildete dieses Land für sich ein mächtiges Königreich; warum sollten wir es nicht, durch Künste, Wissenschaften und Industrie bereichert, wieder aus seiner Asche erwecken? Mit Muth und gutem Willen läßt sich Alles erreichen, und es giebt kein Resultat, das man nicht hoffen dürfte. Welche Stütze für die Republik ist nicht diese offensive Stellung gegen die Engländer! Welcher glücklich gelegene Rüst- und Abgangspunkt zu den Eroberungen, zu welchen der mögliche Sturz des Ottomanischen Reichs uns Anlaß geben kann! Partielle Unterstützungen werden fortwährend aus Frankreich anlangen können. Die Trümmer der Flotte müssen der Artillerie wichtige Hülfsquellen verschaffen; wir werden mit Leichtigkeit in einem Lande unüberwindlich seyn, das keine andere Gränzen als die Wüste und eine Seeküste hat, die keinen Schutz bietet. Unsere große und wichtige Aufgabe ist jetzt, die Armee vor einer Entmuthigung zu bewahren, welche den Keim zu ihrer Vernichtung liefern würde. Wir wollen uns über den Sturm erheben, und die Wellen werden gebändigt werden. Vielleicht sind wir dazu bestimmt, das Ansehen des Orients wieder aufleben zu lassen und unsere Namen denen der berühmtesten Männer der alten Geschichte und des Mittelalters anzureihen."

— Ehe ich nach Ober-Aegypten abreiste, machte ich einige Ausflüge in die Umgebungen Kabira's, welche das doppelte Interesse der Erinnerung und der Wißbegierde für mich hatten. Ich besuchte die Ebene von Kubbeh vor dem sogenannten Sieges-Thor, wo sich die Karawane, welche von Kabira nach Mekka geht, versammelt. Wagen des Paschas erwarteten mich dort, und bald war ich in Matarieh, dem alten Heliopolis.

Dieser Ort erinnert mich wieder an ein Ereigniß aus den Tagen meiner Jugend. Ich stand damals mitten unter diesen Ruinen im Lager, als nach der Wegnahme von Kabira ein Theil der Französischen Armee auf Salahyeh marschirte, um Ibrahim, den zweiten unter den einflußreichen Beys und Nebenbuhler Murad's, zu verfolgen. Heliopolis war einst eine der berühmtesten Städte des alten Aegyptens. Es war die Pflegerin der Wissenschaften und die Schule der Priester. Plato hielt sich lange dort auf, und mehrere Weisen Griechenlands erwarben sich dort ihre Kenntnisse. Jetzt ist das Dorf Matarieh nur noch durch die große Anzahl öffentlicher Mädchen, welche sich dort aufhalten, berühmt. Ein einziger Obelisk erhebt sich noch, und die Ruinen, welche die Ebene, in deren Mitte er steht, umgeben, gleichen einer regelmäßigen Hügelkette, die gänzlich aus den in Staub zerfallenen Trümmern, wie in Sais und in der Rennbahn von Theben, besteht. Hier fand man die beiden Obelisken, welche unter dem Namen der Nadeln der Kleopatra bekannt sind. Auch derjenige, der sich in Konstantinopel auf dem Platze Atmeidon befindet, ist hier gefunden worden; denn Heliopolis war eine prächtige Stadt, deren Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ihren Glanz noch vermehrten. Es ist bemerkenswerth, daß Abu-Zabel, welches in unserer Zeit bestimmt zu seyn scheint, Heliopolis als Mittelpunkt des wissenschaftlichen Strebens zu ersetzen, gerade in seiner Nachbarschaft liegt.

Das letzte Ereigniß, an welches uns Matarieh erinnert, ist die Schlacht, welche die Französische Armee unter General Kleber gegen die Türkische unter Anführung des Großwesirs am 20. März 1800 gewann. Sie rettete die Armee, verschaffte ihr zum zweiten Male den Besitz Aegyptens und ging um ein Jahr einer anderen Schlacht vorher, die gewiß gewonnen worden wäre, wenn der General Kleber noch gelebt hätte, und deren Verlust den der Kolonie nach sich zog.

Ostindien.

Zauberei und Aberglauben in Ostindien.

Der Indier glaubt nicht bloß an Dämone, deren Macht ihn um Glück und Leben bringen kann, sondern auch an das Daseyn von Menschen, die ihm durch übernatürliche Mittel Krankheiten anzuzaubern im Stande sind. Es giebt in Hindostan sogenannte Herz- und Leber-Esser von Gewerbe, die es vermittelst ihrer Beschwörungen dahin bringen wollen, daß dem Menschen Herz und Leber, diese nothwendigen Lebens-Organe, schwinden. Solche Hexenmeister pflanzen ihre Kunst, wie man glaubt, in der Weise fort, daß sie dem, welcher gern davon Gebrauch machen möchte, ein Stück Leberkuchen zu essen geben. Die vorgebliche Macht dieses Gesindels hat eben so verderbliche Wirkungen, als wären sie wirklich im Stande, die teuflischen Wunder, deren sie sich rühmen, zu verrichten; denn ihre Drohungen wirken auf die Phantasie manches unglücklichen Individuums, dessen immerfort genährte Todesangst die Lebens-Functionen allmälig zerstören muß. Oft kann der Herz-Esser den Leidenden wieder gesund machen, indem er das bereits verschlungene Lebens-Organ ihm zurückstellt. Er spuckt dann gewöhnlich den Kern eines Granatapfels aus dem Munde; der Patient verschlingt diesen Kern mit großer Gier und erhält nun die leibliche Gesundheit wieder, nachdem sein Gemüth von der entsetzlichen Angst, die ihn verzehrte, befreit ist.

Auch Liebestränke von sehr verschiedener Art werden häufig gebraut und eingegeben. Einige dieser Mixturen sind so gefährlicher Art, daß derjenige, der sie trinkt, an den Wirkungen des Giftes stirbt. Ein unschuldigeres Mittel, Jemandes Gunst sich zu erwerben, ist folgendes: man murmelt einige Sprüche aus dem Koran über irgend einer Speise; und wird diese Speise von der Person, auf deren Liebe es abgesehen ist, sogleich genossen, so ist das Resultat sehr erfreulich. Gewisse kluge Frauen verstehen sich auch auf die Bereitung einer Salbe,

die in dem Geliebten das Feuer der Gegenliebe anfacht, wenn nämlich der Liebende so glücklich ist, ihm dieselbe verstohlen auf die linke Brustgegend schmieren zu können. Diese köstliche Salbe erzeugt, wie man behauptet, ein sehr angenehmes Gefühl, von einem würzigen Dufte begleitet, der die Atmosphäre ringsumher schwängert und nichts als Liebesgedanken weckt.

Auf ähnliche wunderbare Weise kann man Leute mit einander entzweien: man rezitirt nämlich um die Mittagsstunde ein gewisses Kapitel des Koran, und zwar 41 Mal nach einander, über einer Handvoll Erde, die aus einem Grabe genommen ist, und wirft dann diese Erde nach zwei Freunden, während sie traulich mit einander gehen. Die Folge davon ist bittere Feindschaft zwischen den Beiden. Das Kanuni Islam gedenkt noch eines anderen Rezeptes, um Zwietracht zu stiften: „Nimm vierzig Körner schwarzen Pfeffers, lies eine Woche lang, im Namen zweier Personen, Morgens und Abends das oberwähnte Kapitel des Koran über jedem Korne einmal und verbrenne dann die Pfefferkörner: so wird unfehlbar zwischen den beiden Personen Haß und Zwietracht entstehen."

Die muhammedanischen Indier glauben ferner, daß man seinen Feind durch eine bloße symbolische Handlung aus der Welt schaffen könne. Der Rachedürstende formt sich ein Bild aus Erde, die aus einem Grabe genommen ist, und rezitirt das verhängnißvolle Kapitel des Korans von hinten nach vorn über der Figur. Nach diesen und anderen Präliminarien wird das Bild an vielen Stellen mit hölzernen Nägeln durchbohrt, worauf man dasselbe in ein Leichentuch wickelt, feierlichst auf den Todtenacker bringt und im Namen der verhaßten Person begräbt. Die Letztere wird ihr Leichenbegängniß in effigie nicht lange überleben.

Wahrsager und Hexen beiderlei Geschlechts treiben in Ostindien ein vortheilhaftes Gewerbe, indem sowohl Hindu's als Muhammedaner solchem Gesindel unbedingten Glauben schenken. Selbst die muhammedanischen Bewohner Indiens haben vor den wahrsagenden Brahmanen großen Respekt; denn sie glauben, daß die Mantra oder Verwünschung, von einem Priester nach vorgeschriebener Form ausgesprochen, die schrecklichsten Wirkungen haben kann. In einer Stelle der Veda's heißt es: „Selbst derjenige, den die gewichtigen Waffen Indra's, Kali's oder Wischnu's nicht erschlagen können, wird untergehen, wie von Feuer verzehrt, wenn ein Brahmane ihm flucht." In den Zeiten der ersten Besitznahme Hindostan's durch die Briten legten selbst Europäer auf die Weissagungen und Beschwörungen der Brahmanen einigen Werth. Forbes erzählt in seinen Oriental Memoirs drei Anekdoten „zur Bestätigung des durchdringenden Geistes und der übernatürlichen Gaben eines hochberühmten Brahmanen von Bombay". Er bemerkt, daß er zwar als Christ Bedenken tragen müsse, an Dinge zu glauben, die mit der geoffenbarten Religion so augenscheinlich im Widerspruch ständen — als Mitglied der dortigen Gesellschaft aber (!) könne er versichern, daß die Vorhersagungen jenes Brahmanen lange vor dem Erfolge ausgesprochen und pünktlich in Erfüllung gegangen seyen. Der wunderbare Mann hatte einem Britischen Beamten, mit dem er in freundschaftlichem Vernehmen stand, alle seine Schicksals-Wechsel vorhergesagt und ihm zugleich versichert, er werde als Gouverneur von Bombay sein Leben beschließen. Nach einer langen glücklichen Carrière war dem erwähnten Beamten, Herrn Hodges, das Amt eines Oberstatthalters von Surate abgenommen worden. In seiner Bestürzung darüber ließ er den Brahmanen kommen, der ihm versicherte, daß sein Nachfolger zwar in die Vorhalle gekommen sey, aber das Haus nicht erreichen würde. Bald darauf kam ein außerordentlicher Botschafter aus England, entsetzte den glücklichen Nebenbuhler seines Amtes und bekleidete Herrn Hodges mit der Charge eines Statthalters von Bombay. Der Brahmane erwarb sich durch diese glückliche Prophezeiung das Vertrauen des Herrn Hodges in solchem Grade, daß dieser keinen wichtigen Schritt mehr that, ohne ihn um Rath zu fragen.

Selbst die aufgeklärtesten Bewohner Indiens sind nicht ganz frei von dem Aberglauben in Bezug auf den Einfluß des sogenannten böſen Auges. In Ostindien wie im ganzen übrigen Orient erfordert es die feine Lebensart, nur so zu sprechen und zu handeln, daß kein argwöhnischer und übelgesinnter Mensch zum Verderben des Angeredeten Vortheil davon ziehen kann. Erklären wir uns deutlicher: man darf die Person, mit welcher man sich unterredet, unter gewissen Umständen nicht ansehen und in keinem Falle eine laute Bemerkung darüber machen, daß sie eine gesunde Gesichtsfarbe habe oder an Wohlbeleibtheit zunehme, denn es kann diese Bemerkung den Neid eines Dritten erregen, dessen „böses Auge" die Kraft besitzt, blaß und elend zu machen. Auch ist es unschicklich, nach der Familie eines Bekannten, es sey denn ganz obenhin, sich zu erkundigen.

Bei den Muhammedanern steht die Katze in sehr üblem Rufe; weder Hund noch Katze dürfen das Zimmer einer Wöchnerin betreten, und nicht einmal der Name des letzterwähnten Hausthiers darf genannt werden, weil man die Katze für eine Hexe hält. Dessenungeachtet sind diese Thiere in muhammedanischen Familien oft sehr beliebt, und sie werden niemals schlecht behandelt, weil der Prophet selbst, wie die Sunna — der Talmud der Moslimen — berichtet, als er einst auf dem Saume seines Kaftans eine schlafende Katze gewahrte, den ganzen Saum abschnitt, um die süße Ruhe des Thieres durch keine gewaltsame Bewegung zu stören.

Große Landplagen werden bekanntlich den Launen der Göttin Kali zugeschrieben, die gewöhnlichen Unglücksfälle des Lebens aber der Einwirkung feindseliger Mächte, die durch Anhänger der schwarzen Kunst in Thätigkeit gesetzt wird. Unaufhörlich laufen Beschwerden über tückische Streiche angeblicher Hexen und Hexenmeister bei den Gerichten ein; oft erleidet auch wohl ein Unglücklicher, der im Verdachte der Zauberei steht, die ärgsten Mißhandlungen, die ihn nicht selten in Lebensgefahr bringen. Ein Gunputi, der sich auf Arzneikunde und Zauberei verstand, war Hausarzt bei einem Eingeborenen. Dieser Gunputi machte, wie es hieß, von der letztgenannten Wissenschaft viel häufigen Gebrauch, als von der ersteren; denn seine Patienten hatten den Glauben, daß er sie nach Gefallen verzaubern und den Zauber wieder lösen könne. Dem Gebrauche gemäß, zog der Medikus von diesem Glauben Vortheil, indem er Geschenke annahm, die ihn für seine Kunden günstig stimmen sollten. Eines Tages gelüstete ihn nach dem Besitze eines Gegenstandes, den man ihm jedoch verweigerte. Alsbald warfen die Büffelkühe der Familie keine Kälber mehr; die Söhne des Hauses aber fingen an zu kränkeln und starben kurz nach einander, trotz kräftiger Zaubermittel, an einer unbekannten Krankheit. All' dieses Unglück wurde, wie natürlich, den Beherungen des beleidigten Hausarztes zugeschrieben. Nachdem der unglückliche Vater manches Schwein und Huhn vergebens geopfert hatte, beschloß er, eigenhändig Rache zu nehmen, und als nun vollends sein Weib starb, wurde das Maaß seines Schmerzes voll. Er hieb den Gunputi mit einem Schwerte nieder und lieferte sich dann selbst der Gerechtigkeit aus.

Personen, die im Verdachte der Hexerei stehen, sind oft den grausamsten Behandlungen ausgesetzt, besonders wenn ein Gottesurtheil sie ihres Verbrechens überführt. Auch in Ostindien glaubt man, daß eine Hexe oben auf dem Wasser schwimmt; es giebt aber noch andere Hexen-Proben. So z. B. gießt man Oel, mit etwas Reis vermengt, auf ein Blatt. Sollte dieses Oel in dem Augenblick, wenn der Name des Schuldigen verlesen wird, hindurchtröpfeln, so steht seine Schuld fest. Vor dem Gerichtshofe zu Agra wurde ein Mörder aus folgenden Gründen vertheidigt: „Das ermordete Individuum war ein Zauberer, der die Leute ihres Lebens berauben oder mit schweren Krankheiten heimsuchen konnte. Im letzteren Falle mußten ihm die Verwandten des Kranken bedeutende Summen zahlen, worauf denn der Leidende wieder zu Kräften kam. Auf diese Weise erpreßte der Zauberer von Jedermann Geld und ruinirte viele Einwohner, die es nicht einmal wagten, eine Beschwerde gegen ihn anzubringen." Eine Zeugin, die Mutter des verhafteten Mörders, sagte aus: „Meine Schwiegertochter und mein Gatte wurden die Opfer der Teufelskünste des Ermordeten. Noch heute Morgen kam er in unser Haus, warf etwas Asche auf meinen Mann und murmelte eine Beschwörung. Mein armer Mann fiel sogleich todt nieder. Mein unglücklicher Sohn, der zugegen war, beschwor den Zauberer, seinen Vater wieder lebendig zu machen; allein statt dessen drohte er auch meinem Sohn mit dem Tode und eilte hinaus. Da stürzte mein Sohn ihm nach, zerrte ihn zurück und schlug ihn mit einem Kiesel auf den Kopf, bis er todt war." Es wurden noch andere Zeugen vorgeladen, die sämmtlich den Charakter des Gefangenen und sein friedfertiges Gemüth rühmten, den erschlagenen Zauberer aber als einen abscheulichen Böſewicht darstellten. Man begnügte sich, den Thäter mit dreijährigem Gefängnisse zu bestrafen. (A. J.)

Mannigfaltiges.

— Fiévées Briefwechsel mit Napoleon. Wenn es interessant ist, die Größe in ihrem Werden, die Eigenschaften, die einerseits den Weg zur höchsten Macht bahnen und andererseits den Sturz derselben herbeiführen halfen, von einer neuen Seite kennen zu lernen, so muß das so eben erschienene Buch des Herrn Fiévée*) eine willkommene Erscheinung seyn. Wir erhalten damit gleichsam ein Tagebuch in Briefen, die der Staatsrath Fiévée an Napoleon in den Jahren 1802 bis 1813 gerichtet hat. Allerdings ist es nicht der erste Konsul, nicht der Kaiser selbst, der hier spricht; er hört vielmehr nur ruhig zu, aber eben weil er elf Jahre lang ruhig zuhört und immer von neuem jene Berichte, Winke und Rathschläge verlangt, die er zum Theil beachtet, zum Theil auch nicht, können wir diese als ein Spiegelbild der merkwürdigsten Epoche seines Lebens betrachten. Hätte sich Napoleon wohl ein so lang fortgesetztes Eindringen in seine Pläne, gleichsam eine Kontrolle seiner geheimsten Gedanken, gefallen lassen, wenn er darin nicht Wahrheit, oder mindestens doch das erkannt hätte, was eben seine Leidenschaften darin suchten? Fiévée ist es, der Bonaparte antreibt, das Konsulat auf bestimmte Zeit in ein lebenslängliches zu verwandeln; Fiévée wagt es alsdann auch, gegen den ersten Konsul der Republik den Gedanken auszusprechen, daß er die alte Monarchie wiederherstellen und sich auf den Königlichen Thron der Bourbonen setzen möchte. Freilich sind das lauter Gedanken, die Fiévée erst aus Napoleon's Seele herauslas und die darin längst schon zum reifen Entschlusse geworden seyn mochten, aber uns gewähren sie doch das dramatische Interesse, daß wir sie vor ihrer Ausführung entstehen und ausgesprochen sehen. Späterhin giebt Fiévée dem mit seinen Feldzügen und mit stets neuen Eroberungsplänen beschäftigten Kaiser von Allem Bericht, was in Frankreich und vornehmlich in der Hauptstadt vorgeht. Die Geschichte der Mallet'schen Verschwörung ist nicht die uninteressanteste Episode in diesen Berichten. Das Ganze hat, wie wir sehen, auch einen großen historischen Werth. Wir haben das Werk zwar noch nicht aus eigener Prüfung kennen gelernt; was wir jedoch davon in Französischen Journalen gefunden, scheint unsere vorstehenden Bemerkungen vollkommen zu rechtfertigen.

*) Correspondance et Relations de J. Fiévée avec Bonaparte, premier Consul et Empereur, pendant onze années, publiée par l'auteur. 3 Vol. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Mittwoch den 4. Oktober 1837.

Italien.

Ein Sommer-Sonntag in Rom.

Ein Römischer Sonntag verkündet auf feierliche Weise, daß Gottes Wort beobachtet wird, und besonders im Sommer, wenn die Sonne über die Straßen, Paläste und Kuppeln ihre Lichtströme ausgießt, fühlen die Einwohner sich in der Stimmung, ihre religiösen Gefühle auch äußerlich an den Tag zu legen. Nicht minder fühlt sich der Fremde von dieser Erscheinung recht erbaut. Er bemerkt zuvörderst, daß die Stille, die in den öden Ebenen der Campagna wohnt, ihre Herrschaft auch über die Hauptstadt ausgedehnt hat, deren majestätische Miene Verachtung gegen die Reichthümer, die der Landmann der Erde abgewinnt, auszudrücken scheint. Die Denkmale erheben sich schöner, der durch keine glänzende Waaren-Lager abgezogene Blick betrachtet sie mit Muße, und das Ansehen der Häuser macht denselben Eindruck wie ein Handwerker im Sonntagsstaat. Sogar in den großen Hotels, deren Besitzer die zierlichen Bogengänge nie haben in Läden verwandeln wollen, bemerkt man irgend ein Zeichen des Feiertags, sey es nun in der Livree eines Guardaportone oder in den glänzenden Scharlach-Gardinen, die an den Fenstern hängen.

Jede Arbeit ist bei Seite gelegt, jede Spur von allem dem verschwunden, wodurch sich das Leben eines Volks am deutlichsten kund giebt, und ohne gerade diesem Leben die ihm eigenthümliche mehrfache Bitterkeit zu benehmen, ersetzt doch die religiöse Stimmung an *diesem* Tage die Stelle der bösen Leidenschaften, die während der Woche im Herzen des Menschen mit einander kämpfen: den Zorn des Handwerkers bei seiner Arbeit, die Gewinnsucht des Kaufmannes, den Müßiggang und die Schlaffheit des Reichen. Es ist eine gewisse geistige Wiedergeburt, die besonders in der Hauptstadt des Katholizismus Eindruck macht. Die Bedienten, Kammerfrauen und Dienstmädchen, bereits mit Sonnenaufgang in ihren festlichen Kleidern und mit Blumen geschmückt, verlassen die Hausschwelle am frühen Morgen und sind die Ersten, die jenes Glückes durch den Besuch der Kirche theilhaft werden. Die Frauenzimmer, die gern ihre schöne ländliche Tracht beibehalten, zeigen sich schaarenweise und voller Entzücken darüber, daß sie bei diesem Morgen-Kirchgang die wohlthuenden religiösen Gewohnheiten wiederfinden, die früher im Schooße ihrer kleinen Städte Frascati, Albano und la Riccia die höchste Freude ihres einfachen und ärmlichen Lebens ausmachten. Ihre Einbildungskraft nimmt den höchsten Schwung in den Römischen Basiliken, deren prachtvolle Marmorsäulen und vergoldete Wölbungen sich ihren Augen als lauter Wunder darbieten, die sie einst ihren Aeltern beschreiben wollen.

Die Gotteshäuser mit ihren Kuppeln und Thurmspitzen erheben sich, von den Strahlen der Sonne glänzend, hoch in die Lüfte, und da die Frömmigkeit sie in großer Zahl errichtet hat, so vermischen ihre auf allen Seiten in Schwung gesetzten Glocken ihr vielfaches Geläut und bilden eine Harmonie, die in der ganzen Stadt wiedertönt; es ist der Gruß, den die Erde zum Himmel in dem Augenblick emporsendet, wo die Einwohner unter dem häuslichen Dach vom Schlaf erwachen und die behagliche Ruhe, die der Tag ihnen verspricht, in ihren ersten Gedanken vorauszugenießen, während die Frühsonne sich durch die Spalten der Fensterladen in ihr Asyl stiehlt und außerhalb die Vögel das Lob des Herren zwitschernd anstimmen.

Später, wenn die zum Dienst der verschiedenen Haushaltungen bestimmte Klasse nach Hause zurückgekehrt ist, beschäftigen sich nun auch die Herrschaften ihrerseits mit der Toilette, und die Gedanken, von denen sie erfüllt sind, sind nicht eben bloß profan; sie tragen im Gegentheil ein gewisses Gepräge der Andacht. Denn jene kleinen Vorbereitungen werden durch Gebet, durch das Lesen religiöser Bücher und durch das Bestreben unterbrochen, nicht sowohl der Eitelkeit zu dienen, als vielmehr dem Feiertage durch erhöhten Schmuck eine größere Heiligkeit zu verleihen.

Nicht nur die Römer, sondern auch die Fremden haben in der ewigen Stadt eine Freistätte für das Gebet. Sie finden im Schooß der Religion eben so wie in der Heimath die Gebräuche und moralischen Genüsse ihres Vaterlandes. Jede Nation hat zum Wohl ihrer Kinder ihrem heiligen Beschützer einen Tempel errichten lassen. So vereinigen sich die Franzosen in der schönen Kirche des heiligen Ludwig, welche von der Pracht des Marmors und der Gemälde strahlt, die den Glanz und den Geschmack eines großen Landes verkünden. Für die Römer ist es etwas Ungewöhnliches, wenn sie daselbst in den Lateinischen Gebeten der Geistlichen diejenige Aussprache vernehmen, die man unter der Gothischen Wölbung der Notre-Dame-Kirche zu Paris hört. Die Symbole sind jedoch in allen Kirchen dieselben, und in allen herrscht ein und derselbe Gedanke, der sich besonders am Sonntag kund giebt. Man erkennt an dem Anblick, den dann die heiligen Mauern gewähren, an den Lorbeerblättern, die den Vorhof bedecken, an dem Schmuck der Altäre, an den Bewegungen der Priester und Mönche und an dem Gedränge des Volkes, daß zwischen Himmel und Erde eine geheimnißreiche Beziehung stattfindet. Oft auch verschönert noch ein feierliches Fest oder eine prächtige Prozession diesen Tag und hält den Eifer der andächtigen Seelen durch den immer neuen Aufschwung wach, der ein Erkalten verhindert.

Befinden sich nicht aber außerdem auch die Künste mit ihren Wunderwerken vor ihren Augen? Sie haben in Rom mit verschwenderischer Fülle Säulen, Statuen und Gemälde hervorgezaubert, welche von frommen Herzen mit Weihgeschenken bedeckt worden sind. Die Symbole des Christenthums zeigen sich in den reichsten Gestalten, und die Phantasie der Künstler hat die Hülfsquellen der Pracht erschöpft; Michael Angelo hat eine unermeßliche Kuppel in die Lüfte emporsteigen lassen, um das Grabmal des Palästinischen Fischers gegen die Unbill des Wetters zu schützen.

Das Innere der Römischen Kirchen zeigt einige Verschiedenheit von dem der katholischen in Frankreich. Man sieht da nicht den großen kreischulterigen Schweizer, der aufrechtstehend und mit dem Hute auf dem Kopfe die knieende Menge regiert und mit seiner schweren Hellebarde auf den Boden stößt, wenn er dem Priester Platz machen heißt. Bei uns tritt das Volk beim Anblick der heiligen Insignien von selbst zurück. Nur während der Predigt sieht man einen Mann im Chorhemde sich hin und her bewegen und mit den Ellbogen sich einen Weg bahnen, um in dem Augenblick, wo die Gemüther durch die Worte des Redners am bewegtesten sind, für die Armen zu sammeln. Ohne den Mund zu öffnen, schüttelt dieser Mann nur einen großen, viereckigen, flachen Beutel, den ein schönes Kreuz ziert. Die Stille des heiligen Ortes wird bei uns nicht durch jene Stimme unterbrochen, die ganz laut ruft: „Für die Kosten des Gottesdienstes, s'il vous plait", noch durch jene andere leisere, die uns in die Ohren murmelt: „Für Ihren Stuhl, S. V. P.", und uns aus der himmlischen Vision, die uns verzückte, plötzlich aufschreckt. Man sieht da keine Stühle, die den Kirchen nur das Ansehen von akademischen Lehrsälen geben, sondern lange Reihen hölzerner Sitzbänke nehmen das Schiff der Kirche zu beiden Seiten ein. Gleichwohl mangelt den Bethäusern in Italien etwas, was man in Frankreich nicht entbehrt; wir werden hier zwar nicht von dem düsteren, unangenehmen Ton des Fagots gequält, aber wir hören auch die hübschen Kinderstimmen nicht, die sich mit den Klängen der Orgel vermischen und im Herzen die lieblichen Bilder der Unschuld erwecken; vielmehr nehmen alte Sänger, deren kreischende Stimmen weder dem Manne noch dem Weibe angehören, die Stelle der Engel ein. Wir haben auch die Almosen-Sammlerinnen nicht, deren zarte Hand eine goldgestickte Sammet-Börse hält und die mit einer Stimme, die den Zauber der Schönheit mit tiefem Gefühl vereint, um eine Gabe ansprechen.

In Rom wirft man während des Gebetes einen Schleier über die Schönheit, und deswegen hat man den Frauen einen eigenen Platz angewiesen, der sie von den Männern trennt. Man läßt die Fenster-Vorhänge der Kirchen herunter und bringt so ein Dämmerlicht hervor, welches den Blick von allen anderen Gegenständen abzieht und ihn auf den Wald von Kerzen richtet, von denen der Hochaltar flammt.

Es hat Ein Uhr Nachmittag geschlagen. Die Frommen verbreiten sich in den Straßen, unter denen der Corso im Mittelpunkt Roms wegen seiner Größe und seines Glanzes den ersten Rang einnimmt. Nach Anhörung der Messe in der Kirche San Carlo ergeht die schöne Welt sich dort im Schatten der Paläste. Die Frauen beobachten trotz eines Anfluges von Eitelkeit ein bescheidenes Benehmen, obgleich die Profanen gern diesen unschuldigen Spaziergang in eine Belustigung, etwa wie die in einem öffentlichen Garten, verwandeln möchten. Dies ist jedoch nur ein vergängliches Schauspiel, das aber gleichwohl viele Annehmlichkeiten besitzt und so lange dauert, bis man den Weg nach Hause zurückgelegt hat.

Gegen Abend ertönen die Glocken noch einmal, um die Frommen zur Vesper zu rufen. Die Kirchen sind voll von Volk, und man sieht auf den Stufen und sogar auf den öffentlichen Plätzen Leute, die in dem Augenblick, wo der Priester mit dem Sakrament das Zeichen des Kreuzes macht, auf die Kniee fallen und beten. Die Menge erhebt sich, theilt sich auf verschiedenen Wegen und endigt den Tag in anständigen Erholungen.

Einer der schönsten und geräumigsten Plätze Roms, die piazza

Navona, deren Figur einen Cirkus vorstellt, bietet eine ganz eigenthümliche Unterhaltung dar. Die Schönheit dieses Platzes wird nämlich noch durch mehrere Springbrunnen, welche mit Statuen und Thieren verziert sind, bedeutend erhöht, und die reinen Wasserwellen plätschern von allen Seiten auf Marmorbecken nieder. Diese Springbrunnen erheben sich auf anmuthige Weise über dem Wirrwarr, den ein buntgemischter Blumen-, Kohl- und Apfelmarkt um sie herum erregt. Aber des Sonntags ist alles reingefegt, und man sieht das Wasser, welches seine unterirdischen Kanäle verschlossen findet, seine gewöhnlichen Gränzen überspringen und sich über das Pflaster in seiner ganzen Ausdehnung verbreiten. Großentheils strömt es aus dem mittleren Springbrunnen, dem unsterblichen Werke Bernini's, das auf wunderliche Weise einen Felsen vorstellt, auf dem sich ein Obelisk erhebt. Unten ist eine Grotte ausgehauen, in der sich ein Pferd inmitten eines geräumigen Beckens emporbäumt, und an den vier Ecken des Grottendaches befinden sich vier große Flußgötter, die in verschiedenen Stellungen reiche Wasserströme ausgießen. Die Wagen und Equipagen, welche aus allen Straßen kommen, stürzen sich gleichsam in diesen neuen zur Milderung der Hitze wie durch Zauber hervorgerufenen See, und die Füße der Pferde und die Räder bedecken die Oberfläche desselben mit sprudelndem Schaum, die plätschernden Wellen rollen bis zu dem äußersten Ende des Platzes und benetzen dort schmeichelnd die Füße der Zuschauer, die Kinder spielen mit dem Wasser, die Luft erhallt von Tönen der Freude, aus allen Fenstern ringsumher blickt man mit Entzücken auf dieses Schauspiel, und auf den Stufen der Kirche des Kollegiums Pamphili läßt sich die lebendige Musik eines halb im Wasser befindlichen Orchesters hören, die zwar das tausendfache Geräusch des Platzes nicht übertönt, jedoch mit demselben auf liebliche Weise sich vermischt, um die Trunkenheit der Freude auszudrücken.

Von dort begiebt man sich nach dem Corso, jener glänzenden Promenade, auf welcher sich bis nach der Piazza del Popolo hin zwei Reihen Equipagen ausdehnen, die zur rechten Hand einen entzückend schönen Hügel hinanfahren. Die mit Bäumen besetzten Straßen des letzteren winden sich, um den Abhang sanfter zu machen, bis zum Gipfel hinauf, und auf der obersten Spitze wird man von dem Schatten lieblicher Lustwäldchen mit einer erquickenden Frische empfangen. Beim Umkehren machen dieselben Equipagen, ehe sie sich nach dem Mittelpunkt der Stadt begeben, eine Fahrt um den Platz und halten zuweilen an, um den Anblick, der einen höchst angenehmen Eindruck macht, um so länger zu genießen. In der Mitte erhebt sich ein hoher Obelisk, der sich beim Eintritt durch das Stadtthor sogleich dem Blicke darbietet; gegenüber zeigen sich drei schöne Straßen und zwei Kirchen, von beiden Seiten Springbrunnen mit Gottheiten und endlich der Hügel del Pincio; alles dies wird durch das bewegte Treiben der eleganten Wagen belebt, in denen der Römer stolz einherfährt.

Dort ist der Vereinigungspunkt der schönen Welt. Die Freunde des Nachdenkens und der Stille aber, die Luxus und Eleganz nicht kümmert, suchen die einsame majestätische Straße, welche bei dem Springbrunnen, wo die von Phidias und Praxiteles gemeißelten Rosse sich bäumen, ihren Anfang nimmt und sich bis zur Porta Pia hinzieht. Hier sieht man einige Wagen von schmuckloserm Aussehen, in denen Prälaten und Kardinäle die freie Luft genießen, und Priester, Mönche und Seminaristen ziehen langsam zu Fuß einher. Alle verlassen die Stadt und begeben sich auf ein ödes Gefilde, das sich plötzlich belebt und verschönert, wenn die vierspännige Equipage des Papstes mit der Garde desselben erscheint, deren glänzender Uniform man es ansieht, daß ihre Waffen nur zum Staat dienen. Ein ehrwürdiger Greis, der die Hand zum Kutschenfenster aufhebt, um das bei seinem Vorüberfahren niederknieende Volk zu segnen, gewährt ein erhabenes und feierliches Schauspiel, das mehr als alle Ehrenbezeugungen der Welt das Herz ergreift.

So zerstreuen sich die Römer, je nach ihrem Charakter und ihren Gewohnheiten an verschiedenen Orten, ohne die Gränzen einer friedlichen Erholung zu überschreiten. Sie finden nirgends Schenken und Tanzsäle, sondern fühlen sich durch die Gärten, Seen und Lustwälder angezogen, die dem Geiste mehr Genüsse gewähren als den Sinnen. Sie ergehen sich und plaudern mit ihren Kindern, die auf dem Rasen spielen; die Gegenstände, die sich ihnen darbieten, stören die religiösen Gedanken nicht, die sie während des Tages etwa in sich aufgenommen haben; die herrlichen Villen Borghese und Pamfili, schmucklos wie der schöne Himmel, der sie erhellt und benetzt, verweichlichen das Herz nicht durch üppige Einflüsterungen; nur erhabene Größe tritt uns dort entgegen, und die Leute aus dem Volk in Jacke und Mütze theilen diese Größe für Augenblicke mit den Fürsten, die ihnen die prächtigen Spaziergänge zu betreten gestatten. Bricht endlich die Nacht herein und erschüttern die Glocken die Luft zwischen den Blättern der Fichten, so schickt sich Jeder an, seine Schritte nach Hause zurückzuwenden. Während der Nacht erhebt sich dann an den verschiedenen Straßenecken ein einfacher melodischer Gesang, voll beseligender Andacht, die den Sommerabenden etwas Rührendes, Unbestimmtes, Unendliches verleiht, ein Gefühl gleich denen, welche uns bei dem Gedanken an Gott erfüllen. Es sind dies nur die Gebete, die vor dem Bilde einer Madonna oder eines Heiligen, das der Schein einer Lampe den Augen der Frommen zeigt, gesungen werden; die Stimme der Leute aus dem Volke sendet sie mit wahrer religiöser Begeisterung gen Himmel empor, ohne daß sie selbst sich der köstlichen Gabe bewußt sind, womit die Natur sie beschenkt hat, um diese Töne, dadurch daß sie dem Ohre schmeicheln, ins Herz zu senken. Größer und glänzender jedoch ist das Schauspiel desjenigen Festes, das man in diesem oder jenem Stadt-Viertel einem Heiligen, dessen Bild man an den Mauern aufgehängt sieht, feiert. Alle Sonntage dieser Jahreszeit haben ein solches Fest. Man wird geblendet durch die Erleuchtung und durch die Feuerwerke, betäubt durch die Orchester; man singt, betet, lustwandelt, schwatzt. In der freien Luft belästigt die Hitze nicht; die durch Andacht gemäßigten Vergnügungen haben nichts Gefährliches; die Nacht, für die Völker des Südens stets ein Schauspiel, ist hier voller Zauber und stellt dem Leben keine Fallstricke, weil sie die Leidenschaften nicht zu lebhaft weckt.

Wie schön ist in Rom die durch den Mondschein versilberte Nacht! Einsame Lustwandler trennen sich von der Menge, um den lieblichen Trabanten, der seine Strahlen über das Koliseum gießt, ungestört zu betrachten. Auch da befindet sich ein dem Gebet geweihter Ort. In der Mitte ein hohes Kreuz, ringsumher an den Stationen die Passionsgeschichte, auf einer Seite die Kanzel, von der herab am Tage das Wort Gottes erschallte: das sind die Gegenstände, die sich uns darbieten, um die erhöhte Stimmung des Geistes zu nähren. Wir sinnen über die Geheimnisse der Erlösung nach, die von diesem Amphitheater, wie von der ganzen Erde, die blutigen Spuren der Barbarei vertilgt hat, während der Mond durch sein rührendes Licht das Herz auffordert, den Himmel als die Quelle aller Wohlthaten zu lieben.

Mit einem Wort, die Religion herrscht in der Hauptstadt des Christenthums überall, und nur der Religion verdanken die Römer in diesem Augenblick die tröstenden Gedanken, durch welche sie die schrecklichen Wirkungen der Cholera mit Ergebung zu ertragen vermögen.

Luigi Cicconi.

Sicilien in älterer und neuerer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Sicilische Klerus ist sehr zahlreich; er bekommt immer frischen Zuwachs an den Trümmern des Adels, welche das Elend in die Klöster und Seminarien treibt. Die Akademieen und die Universitäten besitzen eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen. Man muß bemerken, daß mehrere Glieder des Klerus sich der Wissenschaft und Literatur mit einer seltenen Fähigkeit widmen; es genügt hier, Piazzi, den Abbate Ferrara und den Abbate Scinà zu nennen. Meli, der größte Sicilianische Dichter, der vor ungefähr zwanzig Jahren gestorben ist, hatte ebenfalls die Priesterweihe empfangen.

In mehr als Einem Sicilianischen Kloster befinden sich werthvolle Archive von Manuskripten, Büchern, Gemälden und naturgeschichtlichen Gegenständen; wir nennen unter anderen die Benediktiner-Klöster in Montréal und Messina und das Sankt-Martins-Kloster bei Palermo.

Nachdem wir so manches Lob gespendet, wäre jetzt das Tadeln an der Reihe; doch dies wäre zu lang und zu schmerzlich, und wir wollen uns nicht damit abgeben. Wenn die Palermitanische Geistlichkeit unter den Augen eines ehrwürdigen Erzbischofs, wenn die von Catania und einiger anderer großen Städte sich mit Ordnung und Sittsamkeit betragen, so geben dafür die zahlreiche Geistlichkeit im Innern der Insel und die ungeheure Bevölkerung der Klöster beider Geschlechter nur zu oft das Beispiel der beklagenswerthesten Exzesse. Es ist unmöglich, an so viel Abscheulichkeiten zu glauben, wenn man nicht am Orte selbst unabweisbare Thatsachen vor Augen sehen.

Das Volk in Sicilien hat viel Mutterwitz, ist aber erstaunlich unwissend, und doch thäten keinem die Wohlthaten der Erziehung mehr Noth, um den traurigen Einfluß der üblen Neigungen unschädlich zu machen und selbst die oft etwas gränzenlose Entwickelung der angeborenen Tugenden zu mäßigen. Es ist so lange her, daß dieses Volk zurückschreitet, daß man vergebens in ihm die Fehler des Alters suchen dürfte; man findet nur die, welche der Kindheit der Gesellschaft angehören. Die Anmaßung dieses Volkes übersteigt Alles, was man sich denken kann; die Bewunderung, die es seinem Lande und sich selbst zollt, nährt nur die traurigsten Irrthümer und ist jedem Fortschritt im Wege. Es ist ein Freund aller Neuigkeiten und voller Hinterlist und Ebikane; der schwerste Vorwurf aber, den es verdient, ist seine Neigung zu Raub und Mord. Die ersten Momente seiner Wuth sind schrecklich; das Leben eines Menschen ist ihm nicht viel mehr werth, als ein kleines Insekt, und unglücklicherweise sind die oft wiederholten Beispiele einer Justiz, die sich zuweilen bis zur Barbarei streng zeigt, für diese Menschen meist verloren.

Die Vicaria*) in Palermo, die in den glänzendsten Theil dieser Stadt, gerade mitten auf die Passage der prachtvollen Equipagen, hingebaut ist, welche die Glücklichen des Tages zu den Promenaden und weltlichen Festen fahren, die Vicaria, die beständig von dem unglücklichen Haufen der Aeltern oder Freunde der Gefangenen umlagert ist, ruft nur bei den Fremden ernste Betrachtungen hervor; die Einwohner bemerken sie kaum.

Uebrigens sind die Sicilianer außerordentlich vernünftig; in den Momenten der Ruhe, sobald nur der erste Ausbruch des Zorns vorüber ist, kann man sehr verständig mit ihnen sprechen; dann werden sie human, gelehrig und theilnehmend. Nichts aber ist im Stande, das erste Aufflackern der Leidenschaft zu hemmen. Dies nennen sie sfogarsi. Wenn man in Sicilien von einem Menschen spricht, der ein großer Schmerz oder ein heftiger Wuthanfall ergriffen, hört man nichts gewöhnlicher, als: bisogna lasciarlo sfogare, „man muß ihn austoben lassen.“

Ihre Lebhaftigkeit ist außerordentlich, und sie sind solche Meister in der Pantomimik, daß man von ihnen sagen kann, sie haben zwei Sprachen in ihrer Gewalt, die der Worte und die der Geberden. Die Sicilianer sind viel nüchterner und eben so tapfer als jedes andere Volk der Halbinsel. Mit Unrecht spotten die Fremden über ihre Religionsgebräuche; so kindisch und roh sie auch scheinen mögen, so verdient doch die Aufrichtigkeit ihres Glaubens unsere ganze Achtung. Zum Unglück glauben sie, wie viele andere Völker des Südens, ganz ernstlich, daß sich Frömmigkeit und Galanterie recht gut neben einander vertragen.

Die Sicilianer sind die treusten Verehrer der Gastfreundschaft.

*) Dies ist zugleich ein Gefängniß, ein Bagno und eine Bastille.

Wenn man sich ganz offen und frei unter den Schutz ihrer Loyalität stellt, so ist man sicher, vortrefflich behandelt zu werden; sie sind meist voller Respekt, selbst demüthig gegen die Fremden. Man findet in Palermo, wie in den anderen großen Städten Siciliens, eine Klasse von Arbeitern, Facchini genannt, auf deren Rechtschaffenheit und Treue man sich ganz verlassen kann.

Man wirft auch den Sicilianern mit Recht ihre unvertilgbare Stadt- und Dorf-Eifersucht vor. Die Palermitaner und die Messiner geben hier vor Allen das schlimmste Beispiel. Messina nimmt, man weiß nicht, wie so, die Ehre in Anspruch, die Hauptstadt der Insel zu seyn; sie zieht es vor, lieber eine Provinz Neapels zu heißen, als die Rechte ihrer Nebenbuhlerin anzuerkennen; den Beweis davon sah man bei der Revolution von 1820. Man frage einen dieser Insulaner, aus welchem Lande er ist, so wird er antworten: aus Palermo, aus Messina, aus Catania, aus Girgenti u. s. w., aber nimmermehr ein Sicilianer.

Indeß waren die Sicilianer ein großes Volk, und sie haben Alles, was dazu gehört, um es noch zu werden; arm und unglücklich, stolz und unterdrückt, unbekümmert um die Gleichheit, aber leidenschaftlich verliebt in die Freiheit, besitzen sie in hohem Grade alle die Eigenschaften und Fehler, welche die nothwendige Folge ihrer historischen Schicksale sind.

Sicilien, das seit dem grauesten Alterthum bevölkert ist, war eines der ersten Länder, wo der Ackerbau blühte. Die blumenpflückende Proserpina in den Gefilden Enna's (heute Castro-Giovanni genannt), die, von dem Gott der Unterwelt geraubt, abwechselnd sechs Monate bei ihrem Gatten und sechs bei Ceres zubringt, ist bekanntlich das Bild der Aerndte, die bald im Schooß der Erde verborgen ist, bald wieder oben auf dem Boden erscheint. Der Ceres-Kultus besteht noch heute nach wenig veränderten Traditionen in gewissen kleinen Gemeinden Siciliens, namentlich am Abhange des Aetna. Die Ackerbauer feiern daselbst jedes Jahr den Anfang der Aerndten durch Spiele und Prozessionen, wo man das schönste Mädchen des Dorfes mit einer Krone von Kornähren figuriren sieht. Die Feste, die bei den Griechen Thesmophorien und Thesmophorien hießen, wurden ebenfalls in Sicilien gefeiert, und auch diese haben sich bekanntlich auf den Ackerbau bezogen.

Wo die Sagen-Traditionen aufhören, zeigt uns die Geschichte zahlreiche Kolonieen, die sich nach und nach in Sicilien niederlassen. Die Verschiedenheit der Sitten, der Gebräuche und besonders der Regierungen, die sich unaufhörlich erneuernden Einfälle mit bewaffneter Hand, dies Alles mußte den Gang der Civilisation, den Fortschritt der Industrie und der Künste aufhalten. Die Regierung der Gelonen (492 vor Chr.) war für die Sicilianer der Anfang einer ruhmvollen Periode. Syrakus erlangte Bedeutung genug, um den Angriffen der Karthager widerstehen zu können. Es wurde sogar eine zahlreiche Armee der besten Karthagischen Truppen von den Syrakusanern in den Ebenen Himera's (heute Thermini) geschlagen und vernichtet. Nun werden die Karthager beständig zurückgetrieben, die Athener und Alcibiades vollkommen geschlagen; der Sicilianer Hermokrates unternimmt glänzende Züge nach Asien; der erste Dionysius macht in Italien wichtige Eroberungen; Timoleon und Agathokles erfüllen die Welt mit dem Ruhm ihrer Großthaten; der zweite Hiero, von der Verzweiflung der Römer nach der Niederlage am Trasimenischen See gerührt, schickt ihnen 300,000 Modii Korn und 200,000 Gerste. Um dieselbe Zeit blühen auch die Künste und Wissenschaften; die Sicilianer beschäftigen sich besonders mit Philosophie, Poesie und Medizin. Der Luxus in Sicilien war zügellos; die reichen Stoffe, die kostbaren Pferde und Wagen, Alles, was die Sinnlichkeit der Menschen jener Zeit hatte erfinden können, war in reichem Ueberfluß auf der Insel vorhanden; der Ruf der Sicilianischen Gastmäler ging über Alles.

Endlich sah sich das durch den Luxus entnervte Sicilien außer Stande, länger der Karthagischen Macht zu widerstehen. Es rief die Römer zu Hülfe und bekam mit ihnen seine Herren.

Der Fall der Römischen Größe störte die Ruhe Siciliens, das einzige Gut, das die Prokonsuln und die fremde Herrschaft ihm gelassen hatten. Die nordischen Barbaren überzogen und verheerten es ohne Erbarmen.

Durch dieses Mißgeschick und die Bürgerkriege, welche die traurige Folge davon waren, begünstigt, bemächtigten sich die Araber Siciliens zu Anfang des neunten Jahrhunderts unserer Aera.

Unter allen erobernden Völkern sind die Araber diejenigen, gegen welche die Geschichtschreiber am ungerechtesten waren. Allerdings brachten die Sarazenen den Sicilianern all das Unglück, was eine Eroberung begleitet; auf der anderen Seite aber kann man nicht leugnen, daß die Araber hier in dem eroberten Lande auch manches Gute gestiftet. Unter ihrer Herrschaft hatte Jeder vollkommene Religionsfreiheit; mehrere Städte erhielten sich sogar ihre Unabhängigkeit, mit der einzigen Verpflichtung, einen Tribut zu zahlen. Der Ackerbau wurde von diesen Fremden besonders unterstützt: die Sicilianer lernten von ihnen sinnreiche Methoden zur Bewässerung des Landes; das ist der Ursprung jener giarres, einer Art Behälter von pyramidalischer Form, die in den Gärten bei Palermo gebraucht werden. Die Kultur der Küchenpflanzen bekam durch sie eine merkwürdige Vervollkommnung. Noch mehr, sie führten in Sicilien das kostbarste aller Gräser ein, das Zuckerrohr; denn es ist ein Irrthum unserer naturhistorischen Wörterbücher, daß das Zuckerrohr erst um das 14te oder, nach einigen Schriftstellern, gegen das 16te Jahrhundert in Europa eingeführt worden. Der Beweis, daß die Einführung dieses Rohrs den Arabern zu verdanken ist, welche Sicilien im 9ten Jahrhundert eroberten, ist erstens die allgemeine Uebereinstimmung, welche diesem Volk, dem ersten Erfinder der Chemie, die Kunst zuerkennt, das innere Mark des Zuckerrohrs zu extrahiren, und zweitens die Thatsache, daß die Normannen, als sie die Sarazenen aus Sicilien vertrieben, im 11ten Jahrhundert, schon Pflanzungen von diesem Rohr vorfanden, was von Diplomen und Handschriften bezeugt wird. Ja, es existirt ein Edikt von dem Grafen Roger, welches einen Zoll auf diese Waare festsetzt.

Um 970 eroberten die Fatimitischen Chalifen, die damaligen Herren Siciliens, Aegypten und schlugen hier ihre Residenz auf. Mehrere Sicilianische Städte benutzten deren Abwesenheit, um sich zu empören, und die Insel sah sich von neuem in eine Menge kleiner Herrschaften zerstückelt. Die Anarchie und der Bürgerkrieg verwüsteten noch diese schönen Gegenden bis an das Ende des 11ten Jahrhunderts, wo die Normannen die Sarazenen vertrieben.

Roger theilte seine Eroberungen in drei Theile. Den ersten gab er der Kirche und dotirte Bisthümer und Abteien; den zweiten gab er seinen Waffengefährten, und den dritten behielt er für sich. Dies war der Ursprung der drei Gewalten, welche bald in den Sicilianischen Parlamenten figuriren sollten, unter den Namen der kirchlichen, der militairischen und der grundherrlichen Macht.

Roger II., der seinem Vater folgte, berief im Jahr 1129 ein allgemeines Parlament nach Salerno, und in dieser Versammlung ward entschieden: 1) daß Roger den Titel eines Königs von Sicilien annehmen, 2) daß Palermo die Hauptstadt seiner Staaten seyn, und 3) daß Campanien, Calabrien, die Abruzzen und die anderen Provinzen des Festlandes, welche heute das Königreich Neapel bilden, auch ferner ihre respektiven Titel als Fürstenthümer, Herzogthümer oder Grafschaften behalten sollten. Die Normannischen Könige folgten alle diesem Beispiele und nannten sich Könige von Sicilien, Herzöge von Apulien, Prinzen von Capua u. s. w.

Nachdem die Dynastie der Schwäbischen Könige durch Konstanze, die nachgeborene Tochter Rogers, auf den Sicilischen Thron gekommen war, ließ der Kaiser Friedrich durch seinen Secretair Petrus von Vineis eine Compilation der Normannischen Gesetze anfertigen, aus der er einen Kodex bildete unter dem Titel Constitutiones.

Die kurze Zeit der Anjou's in Sicilien ist durch die berüchtigte Sicilianische Vesper (1282) bezeichnet; Karl von Anjou war der erste Souverain, der seine Residenz in Neapel nahm.

Die Dynastie der Prinzen aus dem Hause Aragonien folgte den Anjou's in Sicilien. Die Aragonesen regierten 126 Jahre lang, und diese Zeit war eine der unglücklichsten für Sicilien. Die Schwäche der Herrscher, der Ehrgeiz der Großen, die Spaltungen, die Parteien, die Einfälle der Afrikaner, das sind die Thatsachen, welche diesen Theil der Sicilischen Geschichte charakterisiren. Während der Verwirrungen, welche das Interregnum der Aragonesischen Könige begleiteten (1409—1411), war es zum ersten Mal, daß Sicilien von Vice-Königen regiert wurde.

Die Erhaltung und Beobachtung der Privilegien, der Statuten und der Verfassung dieser Insel wurde im Jahre 1499 durch den Vicekönig Johann de la Nuca im Namen Ferdinand's des Katholischen in dem zu Palermo den 18. August geschlossenen Parlament feierlich beschworen; dasselbe geschah 1503 durch denselben Johann de la Nuca im Namen des Erzherzogs Philipp von Oesterreich, Ferdinand's des Katholischen Schwiegersohn und Nachfolger, in dem zu Messina den 9. Februar geschlossenen Parlament; ferner 1518 durch den Vicekönig Pignatelli im Namen der Königin Johanna und ihres Sohnes Karl's V. in dem zu Palermo den 11. November geschlossenen Parlament; 1536 durch den Vicekönig Johann de la Vega im Namen Philipp's II. in dem zu Messina den 7. Juni geschlossenen Parlament und 1684 endlich durch Karl II., welcher die Privilegien Palermo's bestätigte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

La guerra rustica. (Der Bauernkrieg von Trient, oder Mechthilde von Nomi.) Historische Erzählung von Agostino Perini. — Trient.

Manfredi. — Trauerspiel von Carlo Marenco. — Turin.

Il Venerdi santo. (Der Charfreitag.) Scene aus dem Leben des Lord Byron. Gedicht von Francesco dall' Ongaro. — Padua.

Studii sul secolo d'Augusto. — Studien über das Jahrhundert des Augustus. I. Geschichte und Institutionen. II. Jurisprudenz. III. Wissenschaft, Literatur, Kunst und Philosophie. IV. Sitten und Gebräuche. — Von Tullio Dandolo. (Der Verf. hat bereits früher ähnliche Studien über das Jahrhundert des Perikles geliefert und kündigt dergleichen auch an über das Jahrhundert des Dante, des Cosmus von Medici, Leo's X., Galilei's, des achtzehnten und endlich des neunzehnten Jahrhunderts.) Mailand.

Scienza del foro. — Jeremias Bentham's Lehre von den gerichtlichen Beweisen. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von einem Italiänischen Rechtsgelehrten. Bologna.

Spanien.

Landstraßen und Boden-Kultur in Spanien.

Wenn man die seit dem Jahre 1814 bestehenden finanziellen Verlegenheiten der Spanischen Regierung in Betracht zieht, so ist es leicht einzusehen, daß man in keinem Lande Europa's so große Opfer für die Verbesserung der Wege gebracht hat, als dort. Die große Straße, welche Bayonne mit Madrid verbindet, ist seit dem Frieden gänzlich wiederhergestellt. Die beiden Abzweigungen, von welchen die eine nach Santander, die andere von Burgos nach Valladolid führt, sind in so gutem Zustande, als hätte sie Mac-Adam selbst angelegt. Die Straße von Vitteria nach Bilbao und die Abzweigung von letzterer Stadt aus, die sich mit der großen Madrider Heerstraße vereint, sind eben so gut, obgleich weniger sorgfältig unterhalten. Zwei Communications-Linien, die eine zu Lande, die andere zu Wasser, verbinden Tolosa, Pamplona, Saragossa und Burgos und vervollständigen so die Ebro-Linie. Die neue im Jahre 1833 eröffnete Straße von Pamplona nach Madrid hat ungeheure Summen gekostet, und die, welche von Barcelona nach

Madrid führt, ist ganz vor kurzem dem öffentlichen Gebrauch frei gegeben worden. Diese Straßen, und besonders die letztere, welche zwar nicht vollendet, jedoch sehr belebt ist, sind gleich allen Straßen in Catalonien ganz vortrefflich; nur sind diese daselbst weniger zahlreich, weil es dem Regierungs-System zusagt, keine neue mehr anzulegen, um dem Feinde den Zugang des Landes zu erschweren. Im Königreich Valencia ist der Zustand der Landstraßen weniger befriedigend. Diejenigen, welche sich in der Nähe der Provinzial-Hauptstadt befinden, sind zum Theil eingesunken, weil die Landleute die obere Erdlage derselben wegzuführen pflegen, um sie als Dünger zu gebrauchen. Die Anlegung einer neuen Linie zwischen Valencia und Madrid und einer anderen von Yativa über Alicante und Murcia ist wegen einiger Schwierigkeiten ausgesetzt worden. Die Regierung hat jedoch dem, welcher den besten Entwurf einer Straße längs der Küste vorlegen würde, eine Belohnung zugesagt. Die Straße von Murcia nach Granada ist rauh, uneben und in der Regenzeit für Diligencen und Frachtwagen unfahrbar. Granada, das sich einst unter der Regierung Karl's III. und Karl's IV. in einem so blühenden Zustande befand, aber unter den Nachfolgern dieser Fürsten sehr vernachlässigt wurde, Granada, eine der wichtigsten Provinzen des Königreichs, beginnt nun auch an der fortschreitenden Kultur Theil zu nehmen, und in einigen Jahren werden seine Straßen eben so gut und eben so sorgfältig unterhalten seyn, als in allen anderen Theilen des Landes. Der Linie, welche über Jaen nach Madrid führt, fehlt es aber noch an posadas (Wirthshäusern), und Escorten werden dort noch lange nöthig seyn, ehe man ohne Gefahr reisen kann. Der Ingenieur, der diese Straße angelegt hat und dem Spanien gleicherweise die Straße von Valladolid nach Burgos, eine der schönsten in Europa, verdankt, ist jetzt bei dem Castilianischen Kanalbau angestellt. Malaga hat zwei Straßen: die eine und schönere geht über Antiquera und steht in directer Verbindung mit Madrid; die andere führt über Colmenar nach Granada; jedoch bedarf Malaga noch einer dritten, um einen regelmäßigen Verkehr mit Cadix, Sevilla, Nieder-Andalusien und der ganzen Ronda unterhalten zu können, mit denen es jetzt nur durch Vicinalwege in Communication steht. Nach Gibraltar oder la Plaza, wie es die Spanier nennen, führt ebenfalls keine Verbindungs-Straße; dies entspringt aber aus der großen Eifersucht, welche die Spanier darauf haben, daß diese Festung in den Händen der Engländer sich befindet. Die Straßen Andalusiens sind in keinem guten Zustande und die in Alt-Castilien unvollendet. Hingegen sind die Straßen in Galicien und Asturien so gut, als man nur wünschen kann. Alle Arbeiten dieser Art sind übrigens jetzt, nach vorgängiger Bekanntmachung in den Zeitungen, Unternehmern überlassen worden.

Kein Land bietet so viel Verschiedenheit in seinem Anblick und seinen Produkten dar, als Spanien; in einigen Provinzen findet man die überströmende Fülle des Reichthums und einen fruchtbaren Boden, der alle Erzeugnisse der Erde ohne Kultur hervorbringt; in anderen dagegen ein dürres, trockenes Erdreich, in welchem die Produkte nur vermittelst großer Sorgfalt und Arbeit gedeihen. Was giebt es Schöneres, als den Landstrich zwischen Villa-Viciosa, Bilbao und Gigon? Man reist daselbst zwischen immer grünen Gesträuchen; Lorbeeren erheben sich wie hohe Bäume; Ulmen, Steinreichen, edle und wilde Kastanienbäume, letztere mit ihren schönen Blüthen, Eichen, Pomeranzenbäume, Citronenbäume, Obstgärten voll mit Aepfel- und Birnbäumen zeigen sich von allen Seiten. Begiebt man sich aber in die östlichen Provinzen, so findet man Alles durch die brennendheißen Sonnenstrahlen versengt und verdorrt, die innersten Kräfte der Natur scheinen angegriffen, Alles verschmachtet, und die für das Leben nothwendigsten, mit dem Schweiße des Landmanns benetzten Produkte schreinen nur mit Widerstreben zu wachsen. Von dieser Art ist die Gegend um Sevilla, wo außer den Gärten an den Stadtthoren die Felder ringsumher einen öden, einsamen Anblick gewähren. Von derselben Beschaffenheit ist auch das rechte Ufer des Guadalquivir; hier trägt aber nicht die Sonnenhitze oder der Erdboden die Schuld, sondern die Angriffe von Banditen sind es, die oft die Einwohner zwingen, ihre Wohnungen zu verlassen; aber auch die Malaria wüthet seit langer Zeit in dieser Gegend, und nur diesen beiden Ursachen ist es zuzuschreiben, wenn der reiche und fruchtbare Landstrich im Herzen der Sierra fast verödet ist.

In der Ebene von Malaga baut man Taback, und diese Pflanze wächst daselbst in so vorzüglicher Güte, daß Manche sie den besten Erzeugnissen der Havanna vorziehen. Die Ebenen der Mancha und der Distrikt von Alicante scheinen mit einem Fluch belegt zu seyn; in denjenigen Gegenden jedoch, wo man Wasser hat erlangen können, werden die künstlichen Wiesen zehn- bis zwölfmal jährlich gemäht. Die grottenreichen Thäler der Sierra-Gador sind mit Weinbergen bedeckt, und die Maulbeer-, Oliven-, Pomeranzen- und Citronenbäume wachsen daselbst überall, wo man nur wässern kann. In der Gegend um Motril, bei Granada, hat der Feldbau sich mit einem neuen Produkt bereichert, nämlich Reis von Portorico, der unter dem Namen Arroz-Secano bekannt ist, weil er, gleich dem Getraide, auf trockenem Boden wächst. Man hat auch mit mehreren Arten Reis von den Philippinen Versuche angestellt, jedoch ist das Ergebniß noch nicht bekannt. Der Kaffee, den man gleicherweise einheimisch zu machen gesucht hat, ist nicht gut fortgekommen; auch hätte dieses Produkt nie die Konkurrenz des Kaffees der Tropenländer aushalten können. Die Baumwolle dieser Provinz ist von vortrefflicher Qualität, obwohl die Aerndte wegen der schädlichen Herbstwinde oft schlecht ausfällt. In der Vega oder Ebene von Motril hat der Anbau des Zuckerrohrs mehrere Zucker- und Rum-Fabriken ins Leben gerufen, in denen die Englischen Maschinen an die Stelle des unbeholfenen und kostspieligen Apparats, dessen man sich seit Jahrhunderten in Spanien bediente, eingeführt worden sind, und vermöge dieser glücklichen Neuerung steht die Qualität des Rums in nichts der des Westindischen nach.

Die Batata oder süße Kartoffel wird um Malaga im Großen angebaut. Sie übertrifft die Westindische Batata und wird in allen Theilen des Königreichs sehr geschätzt; man röstet und ißt sie zum Nachtisch. Auch die Kultur der Cochenille bildet einen Theil des Landbaues in der Provinz Malaga. Das Insekt kommt daselbst sehr gut fort, und die Qualität giebt den Amerikanischen Cochenillen nichts nach. Ein sehr großes Hinderniß für das Gedeihen dieses Gewerbzweiges ist jedoch der hohe Preis der ins Land eingeführten Larven und die Taxe, welche von der Geistlichkeit auf die Erzeugnisse erhoben wird. Dieses ist ein ernsthafter Uebelstand, dem die Spanische Regierung sehr bald Abhülfe leisten muß, wenn sie dem Lande eine so wichtige Quelle des Reichthums erhalten will.

Wenn man jetzt das Königreich Valencia besucht, so kann man sich bald davon überzeugen, was die Industrie des Menschen im Verein mit seiner Ausdauer vermag. Diese Provinz ist nämlich von Natur nicht fruchtbar, vielmehr das Klima so brennend heiß wie in der Vega von Granada, und gleichwohl gehört Valencia, vermöge steter Bewässerungen und geduldiger Thätigkeit, zu denjenigen Provinzen, welche die meisten Erzeugnisse hervorbringen. Reis, Getraide, Maulbeeren, Seidenwürmer, Oliven, Cochenille, Zuckerrohr, kurz die verschiedenartigsten Produkte beider Hemisphären wachsen dort im Ueberfluß; das Valencianische Oel ist das berühmteste in ganz Spanien. Der östliche Theil dieser Provinz ist flach und bildet eine unermeßliche Ebene, die von einer Seite durch das Meer, auf der anderen durch hohe Berge begränzt wird und überall mit einem reichen Teppich von Grün bedeckt ist. Valencia besitzt eine Central-Schule, die escuela pia, in welcher dreitausend Kinder beiderlei Geschlechts unentgeltlichen Unterricht erhalten; diejenigen Kinder, welche ihre Pensien bezahlen können, haben besondere Wohnungen, und ihre Erziehung läßt nichts zu wünschen übrig.

Dies ist der physische Zustand Spaniens. Wo ist aber die Hand, welche hinreichende Gewalt, wo der Kopf, der hinreichende Fähigkeit besitzt, um alle diese Reichthümer auszubeuten, um den Haß, der die Nation spaltet, zu unterdrücken und die Kräfte und Hülfsquellen, die jetzt in dem Bürgerkriege nur zum eigenen Nachtheil verschwendet werden, für das alleinige Ziel allgemeinen Nutzens zu vereinigen?

(Br. Trav.)

Bibliographie.

Aristocracia. — Von Don Evaristo San Miguel. (Der Verf. erläutert in dieser Schrift das Wesen der Aristokratie, die, seiner Ansicht zufolge, in Spanien nur noch ein historischer Name sey, der jedoch im Volke seine Geltung mehr habe.) *Madrid*, 1837.

Los amantes de Teruel. — Original-Drama in 5 Akten (en prosa y verso). Von Don Juan Eugenio Hartzenbusch. *Madrid*, 1837.

Mannigfaltiges.

— Anakreon, Thorwaldsen und Ricci. Der große Bildner Thorwaldsen hat eine lang genährte Idee ausgeführt, indem er nach den Liedern des Anakreon und nach den Anakreontischen Fragmenten der Griechischen Anthologie eine Reihefolge von Basreliefs zum Theil entworfen und zum Theil bereits vollendet hat, die sowohl ihrer Idee, als ihrer Ausführung nach, klassisch genannt werden können. Thorwaldsen hat es gewagt, die anmuthigsten Gedichte der Griechen in Marmor zu übersetzen, und der stumme Marmor spricht jetzt noch mehr, noch allgemeiner an, als das schalkhafte naive Gedicht. Ein neuerer Dichter, Herr Ricci, hat nun wiederum den Marmor in weiche Italiänische Verse übersetzt, und so ist ein Werk entstanden, das zu den interessantesten Erscheinungen der neuesten Italiänischen Literatur gehört. In Rom, bei Giacomo Antonelli, erschienen nämlich in 31 Abbildungen in Fol. die Basreliefs von Thorwaldsen, begleitet von den erklärenden Gedichten Ricci's.*) Was Anakreon oft nur angedeutet, oder was aus einem auf uns gekommenen Fragmente sich nur noch errathen läßt, das hat Thorwaldsen mit gewohnter Meisterhand in volles Daseyn gerufen, und das hat dann wieder der Italiäner in wohllautende Verse gebracht. Thorwaldsen steht also hier zwischen zwei Dichtern mitteninne, und beide haben zur Verherrlichung der schönen plastischen Kunst beigetragen. Um einen ungefähren Begriff vom Ganzen zu geben, nennen wir hier die Themata, die Thorwaldsen in seinen 31 Basreliefs bearbeitet und die Ricci besungen hat. Es sind 1) Erato und Amor; 2) Anakreon und Amor; 3) Zeus, der dem Amor Gesetze giebt; 4) Amors Pfeile; 5) Amor, den Felsen entflammend; 6) Amor, der aus dem Pflastersteine Funken schlägt; 7) die Macht der Pfeile Amors; 8) ein Satyr, der einem kleineren Satyr (satiretto) Lehren giebt; 9) Amor, den Adler zähmend; 10) Amor zähmt einen Löwen; 11) Amor, einen Delphin bezwingend; 12) Amor, den Cerberus bewältigend; 13) Amor verlangt, daß die Rose Königin der Blumen sey; 14) Amor macht sich ein Halsband aus Muscheln; 15) Amor und Psyche; 16) Amor am Lebensfaden spinnend; 17) das Nest der Amoretten; 18) Bacchus reicht Amor den Becher; 19) Amor bessert sein Schifflein aus; 20) Amor liebkost den treuen Hund; 21) Amor, das Stichblatt der Bienen; 22) Amor, gefesselt von den Grazien; 23) Amor, Netze flechtend; 24) die Bahn des menschlichen Lebens; 25) Amor und Ganymed; 26) Hylas und die Nymphen; 27) Dejanire und Nessus; 28) Aurora; 29) die Nacht; 30) der Genius der Poesie, und 31) Nemesis.

*) Das Werk führt den Titel: Anacreonte novissimo del Commendatore Alberto Thorwaldsen, in XXXI bassorilievi anacreontici tradotti dal cavaliere Angelo Maria Ricci.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Freitag den 6. Oktober 1837.

Nord-Amerika.

Die farbige Bevölkerung Louisiana's.

Unter den Farbigen, welche den größten Theil der Bevölkerung von Louisiana ausmachen, werden sechs verschiedene Abstufungen des Blutes unterschieden und mit besonderen Namen benannt. Die Klassen sind in aufsteigender Ordnung folgende: 1) echte Schwarze oder Neger, zum kleineren Theil durch den Sklavenhandel eingeführt, zum größeren im Lande selbst von schwarzen Vätern und Müttern erzeugt; 2) Griffon's, von Mulatten mit Negerinnen; 3) Mulatten, von Negerinnen mit Weißen; 4) Quarteron's, von Mulattinnen mit Weißen; 5) Mestizen, von Quarteronnen mit Weißen; 6) Tiercerons, von Mestizinnen mit Weißen; diese Letzteren stehen an der Spitze der Stufenleiter, den Weißen zunächst. Hat sich solchergestalt in sechs fortgehenden Zeugungen das schwarze Blut mit weißem gekreuzt, die sechsfache Transfusion und Taufe mit reinem Europäischen Element bestanden, so ist in der siebenten Generation der Makel des Ursprungs physisch ausgelöscht, die Gesichtsfarbe geklärt, der Afrikanische Typus in der Verschmelzung mit dem Europäischen völlig untergegangen und alle Merkmale, bis auf die kleinste Nüance, welche an die Abkunft der Negerrace erinnern könnten, für das Auge verschwunden: für das Auge, nicht für den spürenden Instinkt und das unbarmherzig nachrechnende Gedächtniß des Kreolen. Sein Vorurtheil ist hartnäckiger als die Natur; was sie in einer langen Reihe von Geschlechtsfolgen und Jahren mühsam und allmälig zu Stande bringt, die Ausgleichung des Gegensatzes, die Assimilation zweier Varietäten des Menschengeschlechts, weigert er sich, anzuerkennen. In wessen Adern ein Tropfen Negerblutes, wäre es auch in siebenundsiebzigfacher Verdünnung, fließt, der ist ausgeschlossen von der stolzen Familie der vollbürtigen Weißen, zurückgestoßen von ihrer Gemeinschaft und höchstens geduldet in ihren Kreisen, nie als ein Gleicher eingebürgert. Es ist, als trüge er ein Wahrzeichen an der Stirn, ein unauslöschliches Brandmal, das die Reinen von ihm zurückscheucht. Es giebt keine Worte, die Stärke und Unversöhnlichkeit des Abscheus zu schildern, welchen der Kreole in Louisiana gegen Farbige und vollends gegen Schwarze empfindet. Die Letzteren namentlich haben in seinen Augen kaum Anspruch darauf, Menschen zu heißen; sie sind ihm verächtliche, widerwärtige Halbwesen, die er höchstens besser als Hunde gelten läßt. Gleichwohl — wie inkonsequent! — versehen fast durchgängig Negerinnen bei den Kindern der Weißen Ammenstelle. Eine Kreolen-Mutter legt ihr Kind einem Geschöpfe an die Brust, welches mit den Händen anzurühren ihr ekelt. An der Milch der Unreinen saugt sich die Brut der Reinen groß und stark, sie wächst heran, wird stolz auf ihr weißes Gesicht und sieht mit gemüthloser Verachtung auf die armen schwarzen Sklavinnen herab, als wenn die Amme, die den Säugling aus ihrem Blute nährt, nicht gleich einer zweiten Mutter wäre.

Die Masse der Negersklaven in den Vereinigten Staaten reproduzirt sich aus sich selbst. Früher vermehrte sie der Sklavenhandel durch jährliche Zufuhr um ein Bedeutendes, führte aber zu einer bedenklichen Spannung zwischen den südlichen Staaten, deren Existenz auf das Sklavenwesen gegründet ist, und die es daher in der Union auszubreiten suchten, und den nördlichen, die aus christlicher Gesinnung und folgerechter republikanischer Logik die „Abolition" verlangten. Durch gegenseitige Zugeständnisse indeß begegneten beide Parteien einander auf halbem Wege und einigten sich in dem Verbote des Sklavenhandels, das zwar als Staatsgesetz gegen offene Uebertretung mit aller Strenge geltend gemacht, nichtsdestoweniger aber in den südlichen Staaten häufig umgangen wird. Uebrigens würde es in keinem Falle die von den Abolitionisten beabsichtigte und gehoffte Wirkung erreicht haben, nämlich dem Sklavenwesen die Nahrung abzuschneiden und es durch Abschließung in sich selbst zu ersticken. Die Negerrace, ihrem eigenen Fortpflanzungstriebe überlassen, hat sich unter der schonenderen Behandlung, die jetzt den Sklavenbesitzern durch ihr eigenes Interesse geboten war, bei erleichterter Arbeit, gesunderer Kost und Pflege, bei angewiesener oder gestatteter Gelegenheit zu kleinem eigenen Erwerb, überhaupt bei größerem Wohlseyn, als sie je zuvor genossen, in rascher Progression vermehrt, und es fehlt nirgends an Händen zur Sklavenarbeit. Aller Feldbau wird im Süden durch Schwarze versehen, namentlich warten sie die großen Baumwollen- und Zuckerrohr-Pflanzungen, die allesammt und unfehlbar zu Grunde gehen würden, wenn sie durch Arbeit von Weißen oder Freien unterhalten werden sollten. Nur das sonnendurchglühte Afrikanische Geschlecht mit seinen Muskeln und Sehnen, hart, spröde und gediegen wie Metallguß, vermag diesem sonnendurchglühten Erdstrich seine Frucht abzuringen, und nur der Sklave, den das Gebot des Herrn zwingt, unterzieht sich der täglichen sauren Arbeit im obdachlosen Feld bei tropischer Sommerhitze.

In der Stadt Neu-Orleans werden Negersklaven auch zu allen häuslichen Diensten und Verrichtungen, zu mechanischen Arbeiten und Handwerken verwendet. Der Sklave gehört dem Herrn wie eine Sache, wie ein Hausthier, wie Hund oder Pferd, mit seinem Leibe und seiner Arbeit; er wird gekauft, verkauft, verdungen, vermiethet wie ein Geräth oder ein Lastvieh. Doch ist der Besitzer nicht unumschränkter Herr über des Sklaven Tod und Leben; er darf ihn zwar körperlich züchtigen, aber nicht umbringen — mindestens muß er im letzteren Falle Rechenschaft über die Gründe und Vorfälle ablegen, welche ihn zu diesem Aeußersten genöthigt haben. Sogar die Züchtigung soll sich nach gesetzlicher Vorschrift höchstens auf 25 Peitschenhiebe erstrecken; aber es kontrollirt sie freilich Niemand, und der Rücken des Negers bewahrt die Spur der überzähligen nicht. Will der Herr die Strafe an seinem Sklaven nicht selbst vollstrecken, so läßt er ihn ins öffentliche Steckhaus bringen. Hier wird der Schuldige entweder nach einer gebührenden Tracht Hiebe entlassen, was man schlechtweg la taille nennt, oder er wird eingesperrt, oder endlich — die empfindlichste Strafe, die den Schwarzen in seiner Eigenliebe schmerzlicher trifft, als die Peitsche in seinem Fleische — er wird in Hand- und Fußschellen gelegt (mettre aux ceps ist der Ausdruck) und muß eine schwere eiserne Kugel an einer Kette hinter sich her schleppen.

Der Preis eines Negersklaven oder einer Sklavin variirt von 600 bis zu 1000 Piaster (850 bis 1400 Thlr.), je nach Alter, Stärke, Kunstfertigkeit, Gemüthsart und anderen Eigenschaften. Ein Sklaven-Verkauf wird in den Zeitungen in eben der Form angezeigt, wie wenn es sich um andere Waaren handelt, und der Verkäufer ist verpflichtet, keines ihrer körperlichen Gebrechen und überhaupt keinen Fehler an ihnen zu verhehlen. Eine Negerin, die bloße Hausmagddienste verrichtet, wird um 20 bis 30 Piaster monatlich, die Beköstigung mit eingerechnet, vermiethet; ein Neger, der ein bestimmtes Handwerk oder Kunstgewerbe versteht, um 2 oder 3 Piaster auf den Tag. Bei den Kaufleuten, die Waaren zu transportiren haben, versehen gedungene Schwarze häufig den Dienst von draymen, d. i. Fuhrknechten, und bringen durch diese Beschäftigung, die gar keine Kunstfertigkeit erfordert, ihren Eigenthümern täglich etliche Dollars ein. Nur solche Geschäfte, zu denen Kenntniß des Lesens und Schreibens gehört, werden nie von Negern verrichtet, weil sie beides nicht lernen dürfen. Was sollte auch daraus werden, wenn die Schwarzen z. B. gleich den ersten Artikel der zu Philadelphia abgefaßten Constitution der Vereinigten Staaten lesen könnten, welcher lautet: „Alle Menschen sind von Geburt gleich frei und unabhängig"! Es besteht daher ein weibliches Verbot, daß Niemand einen Sklaven lesen lehren darf. Wird ein Neger freigelassen, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als in die Leseschule zu laufen und die verpönte Weisheit zu erlernen; er kann es nicht erwarten, durch diese Beschäftigung seine neuerworbene Freiheit zu manifestiren, gleichsam seine Fahne auf dem Boden des Bürgerrechtes einzupflanzen. Nur leider pflegt dieser Eifer sehr bald zu erkalten, die natürliche Indolenz des Negers gewinnt die Oberhand, der nach der Frucht vom Baume der Erkenntniß ausgestreckte Arm sinkt träge zurück, und die Meisten bringen es nicht über das A-B-C. Ich sah zu Neu-Orleans einen Freigelassenen, der vor aller Welt mit seiner Freiheit groß thun wollte, vor der Thür seines Häuschens sitzen und sich ganz vertieft in ein Zeitungsblatt stellen; der dumme Teufel hielt das Blatt verkehrt, und alle Vorübergehende lachten; er aber merkte nichts, so ganz nahm ihn die Rolle, die er spielte, in Anspruch.

Im Sommer darf sich nach neun, im Winter nach acht Uhr Abends zu Neu-Orleans kein Neger mehr auf der Straße sehen lassen. Damit sie die Mahnung der Zeit nicht überhören, wird jeden Abend zur erwähnten Stunde ein Kanonenschuß gelöst; wer sich später noch betreten läßt, den arretirt die Polizei und führt ihn ins Steckhaus. In Wirthshäusern und Schenken dürfen Schwarze nicht mit Weißen zusammen seyn und trinken. Der Schwarze muß, wenn ihm ein Weißer auf der Straße entgegenkommt, vom Trottoir weichen und hinüber auf den Fahrweg gehen. Wenn ein Fremder, mit diesem Gebrauche unbekannt, in der Mitte der Straße geht — dies geschieht jedoch bei dem ganz abscheulichen, kotbigen Pflaster selten — so sehen ihn die Kreolen verwundert und bald verächtlich an.

Es giebt unter den Negersklaven keine Familie, kein durch Religion und bürgerliche Rechtskraft sanctionirtes Verhältniß zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern. Ihre Ehe und Kinderschaft ist lediglich eine natürliche und wird durch keinen Akt gesetzlich konstatirt. Daher führen sie auch keinen Familien- und Stammnamen, sie heißen

Pierre, Jean, Christophe schlechtweg. Auf dem platten Lande führt man weder Geburts- noch Sterbelisten über die schwarze Bevölkerung, in einigen Städten jedoch nimmt man sich die Mühe, in aller Kürze, unter bloßer Anführung der Namen, Register darüber zu halten. Väter und Mütter hinterlassen kein Andenken, außer in der Erinnerung und Liebe ihrer Kinder, und auch da erlischt es schnell: die Gedankenlosigkeit nimmt es mit hinweg. So existiren und vergehen sie spurlos, Geschlecht auf Geschlecht, wie die Thiere des Feldes. Ohne Ceremonie, ohne Gebet und Weihe werden sie eingescharrt; nach wenigen Tagen weiß man die Stätte nicht mehr, wo sie liegen. — Eine wahre Ehe gestebt der Weiße seinen Sklaven und Sklavinnen gar nicht zu, bloß eine Paarung, die jedem Wechsel unterworfen bleibt und jeden Augenblick gelöst werden kann, je nachdem es Beiden gelüstet oder nachdem der Herr gebietet. Oft sieht es der Sklavenbesitzer gern und thut allen Vorschub dazu, daß die Weiber der Neger von einem Manne zum anderen gehen; das befördert ihre Fruchtbarkeit und vermehrt *seinen* Reichthum: denn die Kinder, welche die Negerin gebiert, wachsen *ihm* zu und vermehren seinen Sklavenstand. Darum wird auch die Fruchtbarkeit der Negerinnen hoch veranschlagt; sie macht einen wesentlichen Theil des Ertrages aus, auf welchen der Sklavenzüchter von seiner Heerde rechnet. So werden Laster und Ausschweifung unter ihnen befördert und begünstigt, und doch sind wahre, freiwillige Ehen unter Schwarzen nicht selten, Verbindungen, die mit gleicher Anhänglichkeit und Treue von Seiten des Mannes wie des Weibes das ganze Leben hindurch dauern. Beim Verkauf von Sklaven wird der Besitzer, wenn er nur einigermaßen menschlich fühlt, und wenn sein Vortheil nicht gar zu sehr darunter leidet, es immer so einzurichten suchen, daß Vater, Mutter und Kinder beisammen bleiben; doch findet sich freilich nicht jedesmal ein Käufer bereitwillig, die ganze Familie zu erstehen. Dann werden Mann und Weib, Mutter und Kinder erbarmungslos von einander gerissen und müssen verschiedenen Herren folgen: sie sehen einander im Leben nicht mehr wieder.

Es läßt sich jedoch den Louisianischen Pflanzern im Ganzen zum Lobe nachsagen, daß so schnöder Mißbrauch des Herrenrechts über schutz- und wehrlose Sklaven bei ihnen selten verübt wird. Der Charakter des Kreolen wird zwar vielfach verleumdet, doch ist er im Grunde edelmüthig und verabscheut die niederträchtige Grausamkeit der Sklavenpeiniger. Man urtheile nicht nach der Erzählung von einzelnen Vorfällen, die eben nur als Ausnahmen Aufmerksamkeit erregen. Von ungewöhnlichen Mißhandlungen verbreiten die Zeitungen Kunde; gewöhnlich aber und fast durchgängig findet der Neger bei seiner weißen Herrschaft mehr Güte, Milde und Nachsicht, als er verdient und vergilt. Ein Beispiel ist noch aus jüngster Zeit erinnerlich, wo die Entrüstung der weißen Bevölkerung zu Neu-Orleans gegen eine angesehene Frau, die ihre Sklaven mit ausgesuchter, schier wahnwitziger Grausamkeit marterte, in einen Tumult ausbrach; und dieser Fall steht nicht einzeln da, sondern zeugt mit vielen ähnlichen von einer mitleidigen und menschlichen öffentlichen Gesinnung, die, wirksamer als das Gesetz, den Neger vor zu weit getriebener Ungebühr schützt. (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Sicilien in älterer und neuerer Zeit.

(Schluß.)

Nach der Regierung der Oesterreichischen Fürsten folgte die der Spanischen Bourbonen. Der Infant Don Carlos, zum König der beiden Sicilien als Karl VII. gekrönt, bekannter aber unter dem Namen Karl III. von Spanien, hielt seinen feierlichen Einzug zu Palermo im Maimonat 1735 und berief daselbst den 30. Mai in die Kathedrale die drei Stände des Parlaments. Nachdem er die Messe gehört, stieg er auf einen von Gold und Edelsteinen funkelnden Thron, und hier schwur er mit lauter, fester Stimme, die rechte Hand auf das Evangelium gelegt, das ein Geistlicher vor ihm offen hielt, die Verfassung, Rechte und Privilegien Siciliens im Allgemeinen und seiner Städte insbesondere zu beobachten.

Als Karl nach dem Tode seines Bruders Ferdinand VI. König von Spanien geworden, leistete er auf das Königreich der beiden Sicilien Verzicht zu Gunsten seines Sohnes, der damals noch Kind war.

Wir kommen zu den großen Ereignissen der neueren Zeit. Der Hof von Neapel mußte 1798 vor einer gereizten und siegreichen Französischen Armee fliehen und suchte ein Asyl in Sicilien. Die Sicilianer empfingen die edlen Flüchtlinge, Ferdinand, Maria Karolina und die Neapolitanischen Herren mit den aufrichtigsten Zeichen der Freude. Der Adel sah in diesem Ereigniß eine Gelegenheit, seinen alten Glanz wieder zu erringen; das Volk, das immer das Neue liebt, immer leichtgläubig und schnell zu verblenden ist, hielt die Gegenwart des Königs für ein sicheres Pfand des Glücks, des Reichthums und der Ruhe. Alle Klassen wetteiferten, sich die schwersten Opfer aufzulegen: die Städte gaben Gold und die Landschaften Soldaten. Der König beschwor die Erhaltung der Privilegien und der Verfassung von Sicilien in dem Parlament von 1802. Dieselbe Hingebung, derselbe Enthusiasmus zeigte sich auch 1805, als der König von Neapel, nach einer Reihe gelungener und mißlungener Versuche, eine Zuflucht suchte in den Armen der Sicilianer, begleitet und beschützt von einer Englischen Armee. Erst 1815 verließ Ferdinand diese Insel, um seine Besitzungen jenseits der Meerenge wieder anzutreten. Während seines Aufenthaltes hatte er noch zweimal die Erhaltung der Sicilischen Privilegien beschworen, in den Parlamenten nämlich von 1813 und 1815.

So lange die Besetzung des Königreichs Neapel durch die Französischen Heere dauerte, hatte England, dem viel an der Erhaltung Siciliens gelegen war, eine Armee von 30,000 Mann daselbst stehen und übte einen großen Einfluß. Seine Flotten kamen regelmäßig dahin, um sich zu verproviantiren, und brachten eine große Menge Geld in Umlauf. Eine Hektolitre Korn, die heute nur 9 Francs werth ist, stand damals auf 36 bis 45 Francs. England ließ jährlich seinem General-Commissair in Sicilien eine Summe von 5 Millionen Pfd. Sterling zukommen, wozu man noch alles Uebrige rechnen muß, was die Land- und See-Offiziere von ihrem eigenen Vermögen zurückließen. Das baare Geld war um diese Zeit in solchem Ueberfluß, daß die Kupfermünzen beinahe unnütz geworden waren: das Spanische Gold zirkulirte allein auf den Messen und Thiermärkten.

Aber während so ein Goldfluß Siciliens Gefilde überschwemmte, ohne sie zu befruchten, bot die moralische und politische Lage des Landes ein erbärmliches Schauspiel. Vier Parteien stritten sich um die Herrschaft: die Königin Maria Karoline, von der man so viel gesprochen und die man noch so wenig kennt, verabscheute den Englischen Einfluß. Sie wollte, der König sollte Herr bei sich seyn, und da sie ihn für unfähig kannte, selbst zu regieren, so maßte sie sich die höchste Gewalt an, gerade wie sie's in einer Hauswirthschaft gemacht hätte, wenn sie in niedrigen Verhältnissen gelebt. Sir William Bentink, Befehlshaber der Englischen Truppen, immer geneigt, den Interessen Alt-Englands Alles zu opfern, wollte sich in Sicilien um jeden Preis behaupten, und bekümmerte sich nur wenig um die Bedürfnisse und Wünsche des Neapolitanischen Hofes. Seine Politik war ganz materiell, ganz positiv und Englisch. Die dritte Partei bildeten die Neapolitanischen Emigranten in Sicilien und die vierte die Sicilianischen Herren selbst. Die beiden Nationen, die Sicilische und Neapolitanische, waren durch einen alt eingewurzelten Haß gespalten. Die beiden Völker waren zwei verschiedenen Fahnen gefolgt: sie hatten gleiche Ansprüche darauf, den Hof jedes in seinem Gebiet zu besitzen und einen gewissen politischen Einfluß auf ihn auszuüben. Der Neapolitanische Adel und der Sicilische standen in feindseligster Konkurrenz um die Stellen und Würden. Die Neapolitaner behaupteten, Sicilien sey nur eine Provinz des Königreichs: diese Insel, sagten sie, die größte, die fruchtbarste, die reichste des Mittelmeers, wird immer ein Gegenstand eifersüchtiger Begierde für die fremden Nationen bleiben; die Ruhe Europa's und Italiens heil verlangen, daß dieses Land, das sich nicht durch sich selbst vertheidigen könne, ein für allemal mit dem Königreich Neapel vereinigt bleibe. Die Sicilianer dagegen behaupteten, die Insel müsse ein unabhängiges Königreich bilden, wie dies seit 800 Jahren gewesen. Es kann ja, sagten sie, seine National-Existenz bewahren und doch unter demselben Scepter stehen. Wer möchte zweifeln, daß das frei Sicilien, wenn die Umstände es erforderten, weit mehr thun würde für die Erhaltung seiner Rechte und Freiheit, als das unterjochte und gedemüthigte?

Der König und das eigentliche Volk standen fern von allen diesen Parteien; diese beiden äußersten Enden berührten einander, sie gaben sich gemeinschaftlich den nichtigsten Zerstreuungen hin, sie *freuten* und betrübten sich zusammen.

Im Jahre 1810 war es, wo der Sturm, der *schon seit lange* herdrohte, wie durch einen Donnerschlag endlich ausbrach. Die Neapolitanischen Minister, welche dem König nach Sicilien gefolgt waren, begingen einen Staatsstreich, der die alte Erbitterung der beiden Völker in einen unversöhnlichen Haß verwandelte: sie hoben die alte Sicilische Constitution auf; um aber diesen Akt gehörig würdigen zu können, ist es nöthig, zu wissen, was es mit dieser Verfassung für eine Bewandniß hatte.

Der Normanne Roger hatte, wie bereits oben angeführt wurde, aus seiner Eroberung drei Theile gemacht, von denen der erste dem Klerus, der zweite seinen Heerführern und der dritte ihm selbst zufiel. Siciliens Zustand in dieser Zeit innerer und äußerer Kriege erforderte die Erhaltung eines stehenden Heeres, und auch die innere Verwaltung des Landes machte gewisse Ausgaben nothwendig, die die Krone allein nicht bestreiten konnte. Man mußte Steuern auflegen, und es wurde beschlossen, daß die Subsidien, welche die Regierung brauche, von der Nation freiwillig bestimmt werden sollten nach den Bedürfnissen des Augenblicks. Seit damals rief der König die drei Stände des Staates zusammen, so oft er in dem Fall war, eine neue Subsidie von ihnen zu verlangen. Dagegen benutzten die Deputirten diese Gelegenheit, den Herrscher mit den Bedürfnissen der Nation bekannt zu machen und sich so für die bewilligten Summen durch neue Rechte zu entschädigen. Dieser Zustand der Dinge ward von allen Königen, die einander auf dem Throne Siciliens folgten, geachtet; doch war es nöthig, ihn ein für allemal zu ordnen, und dies that Karl V. Von dieser Zeit an bestanden die Mitglieder der kirchlichen Gewalt aus den Bischöfen und Aebten, welche von vorn herein durch Königliche Diplome das Recht bekommen hatten, an dem Stand Theil zu nehmen. Die Mitglieder der militairischen oder der Herrengewalt waren erblich, und die Deputirten der grundherrlichen Gewalt endlich wurden von dem Munizipalrath der Städte, der Herrenländer und der Flecken erwählt, die durch eine besondere Bestimmung der Krone zu dem Genuß desselben Privilegiums berufen waren.

Die drei Stände, unter dem Namen Parlament in eine Versammlung vereinigt, mußten alle drei Jahre berufen und 24 Stunden nach ihrem Zusammentreten sofort aufgelöst werden. In sehr dringenden Umständen jedoch konnte der Souverain das Parlament zu einer außerordentlichen Versammlung berufen.

In dem kurzen Zeitraum dieser Versammlung hatten die drei Gewalten über die von der Regierung geforderten Subsidien zu berathen und die für nothwendig erachtete Summe zu votiren. War dies geschehen, so überreichten sie dem König eine Liste von „Gnaden" oder „Bitten", jeder in dem Interesse seines Standes, wovon nun der Souverain eine größere oder geringere Zahl bewilligte, je nachdem er mehr oder minder mit der Summe zufrieden war, welche das Parlament ihm bestimmt hatte.

Dies war die alte Sicilianische Verfassung. Das Parlament von 1810 hatte sich nur wenig geneigt gezeigt, die ungeheuren Pläne des Neapolitanischen Hofes, welcher damals einen Einfall in Kalabrien

beabsichtigte, zu begünstigen. Die Summe, die es votirte, erschien ungenügend. Die Krone rächte sich für diese Sparsamkeit, indem sie die Verfassung aufhob. Die Güter der Gemeinden wurden für den Schatz versteigert, und man beschloß, daß jede Zahlung in öffentlichen Papieren einer Auflage von ein Prozent unterworfen werden solle.

Die Sicilianische Nation ward unruhig, die Barone ließen energische Beschwerden hören, der Hof aber, weit entfernt, dieser Manifestation der öffentlichen Meinung nachzugeben, ward über diese Kühnheit empört. Drei Sicilianische Herren, die Fürsten von Belmonte, Castelnuovo und Villafranca, die es gewagt hatten, eine Protestation gegen die Akten der Regierung zu unterzeichnen, und zwei andere ausgezeichnete Mitglieder desselben Standes, der Fürst von Jaci und der Herzog von Anjou, wurden während der Nacht aufgefangen und auf die Inseln Favignana und Pantellaria deportirt. Hier warf man sie in die für Uebelthäter eingerichteten Gefängnisse. Dieses geschah im Jahre 1811.

So war der Bruch zwischen dem Neapolitanischen Hof und dem Sicilianischen Volk vollendet. Bentink, seiner Sendung getreu, wußte auch diesen Umstand zu Englands Vortheil zu wenden. Er brach offen mit der Königin und ließ sie deportiren. Maria Karolina reiste nach Konstantinopel, dann nach Wien, wo sie wenig Jahre darauf starb.

Im Jahre 1812 endlich, das für Siciliens Geschichte sehr merkwürdig ward, berief Bentink die vornehmen Verbannten zurück und ließ eine Constitution nach Englischem Muster proklamiren, wo also das Zweikammern-System vorherrschte. Das Parlament versammelte sich 1813, der König beschwor die neue Verfassung und erklärte, wenn ihm die Vorsehung jemals seine Kontinentalstaaten wiedergäbe, so sollte Sicilien seine Unabhängigkeit und seine Institutionen behalten.

Im Jahre 1815 verließ der Neapolitanische Hof Sicilien, das Englische Heer räumte die Insel, die Britischen Flotten entfernten sich, um nicht mehr wiederzukommen, und die Sicilianer blieben allein mit ihrem Golde, ihrem Luxus und ihrer Verschwendungssucht, ihrer neuen Verfassung, ihrem Haß gegen Neapel und mit höchst unvollkommenen Ideen über den Zustand des Festlands, von dem sie so lange getrennt waren. Sie hielten es für verarmt, verwüstet und entvölkert, während gerade trotz der langen Kriege daselbst die Industrie, der Reichthum und die Civilisation die größten Fortschritte gemacht hatten. In Sicilien dagegen war das Gold, das ihm die Englische Occupation gebracht, schnell zerronnen, und an seiner Stelle hatte man nichts mehr, weder ein fremdes Heer, noch einen Hof von Neapel, weder Industrie, noch Handel. Die großen Eigenthümer der Insel, die sich nach Palermo, Catania und Messina zurückgezogen, verbrachten ihre Tage in Weichlichkeit und Zerstreuungen und dachten nur daran, die Summen, die ihre Pächter ihnen zu schicken beliebten, zu verschwenden; die Sorge für ihre Interessen überließen sie ihren Rechnungsführern oder Razionali's, die sich auf ihre Kosten bereicherten. Die Razionali selbst waren von betrügerischen Kommis umgeben, diese Kommis hatten wieder mit Pächtern zu thun, die sie täuschten, und die Pächter endlich vertrauten ihr Vieh, ihr Korn und ihre Früchte Arbeitern, die sie bestahlen. Der größte Theil Siciliens war unangebaut: nicht eine fahrbare Straße, nicht ein Kanal war vorhanden, nichts, was einen wirklichen Fortschritt bekundete. Alle Klassen waren durchweg von derselben Epidemie angesteckt, dem Durst nach Reichthum, der Liebe zum Luxus und zur Pracht, und — dem Arbeitshaß.

Mitten unter solchen Umständen unternahm der Hof von Neapel, als er sich kaum in seiner alten Residenz wieder festgesetzt, einen Schlag gegen Sicilien, den er ihm schon lange zugedacht. Die Constitution von 1812 ward aufgehoben und die Insel zu einer Vereinigung mehrerer Neapolitanischer Provinzen gemacht. Die Conscriptions- und Stempel-Gesetze, die bis dahin auf der Insel unbekannt waren, wurden trotz des lebhaften Widerstandes, den sie von jeher gegen diese neuen Gesetze bewiesen, eingeführt.

Es ist bekannt, daß fünf Jahre darauf die Revolution in Neapel ausbrach, die auch in Sicilien Anklang fand, doch so, daß diese Insel ihre nationale Unabhängigkeit von Neapel, wenn auch unter derselben Dynastie, behaupten wollte. Hier machte sich wieder die lokale Eifersucht geltend: Messina, Catania, Syrakus, Caltanisetta und Trapani weigerten sich, der Unabhängigkeitsfahne zu folgen, während Girgenti, Montréal, Marsala, Mazzara und andere Gemeinden es mit Palermo hielten, von wo das Signal der Unabhängigkeit ausgegangen war. Die Neapolitanischen Liberalen schickten nun den General Florestan Pépé mit einem Heer nach Sicilien, um die Widerspenstigen zu bezwingen; das Volk leistete wüthenden Widerstand, Alles wurde Soldat, aber seine Excesse empörten die höheren Stände und den Adel, der zu den Neapolitanern überging und sie in Palermo einführte. Bald erfolgte das Ende der Revolution in Neapel, die Oesterreichische Armee besetzte dieses den 23. März 1821, und auch in Sicilien kehrte Alles wieder in die alten Zustände zurück, die neulich nur durch die Wuth einer im Süden so schrecklich verheerenden Epidemie, wie die Cholera, vorübergehend gestört werden konnten. (Rev. Franç.)

Spanien.

Das heutige Kadix.

Mein Glück ist mir bis Kadix gefolgt, wo ich vorgestern ankam, nachdem meine Reise wegen der im Süden des Kap San-Vincent fast beständig herrschenden Windstille sich etwas verzögert hatte. Von der Küste Portugals kann ich dem Leser wenig sagen; wir ließen sie fern im Osten, und sie erschien uns beständig von einem dichten Nebel eingehüllt, der in so südlichen Gegenden um so auffallender ist. Als wir aber das Kap Vincent passirt hatten, legte sich mit einem Male der frische Nordwest, der bis dahin unsere Segel geschwellt hatte, und wir fühlten an der gesteigerten Wärme der Luft, daß wir in ein anderes Klima eingetreten waren.

Die feuchte und neblige Temperatur, welche an der ganzen Westküste der Halbinsel, selbst während des Sommers, zu herrschen pflegt, hat allerdings keinen südlichen Charakter, und bevor der Gluthhauch von Afrika uns nicht erreicht, bevor der heiße Wind uns nicht anweht, der den Sand der Sahara aufgewühlt und dann über das Meer gefahren, ohne sich abzukühlen, wird es uns schwer begreiflich, daß wir uns hier nur noch ungefähr zwanzig Seemeilen von der Großen Wüste befinden. Es ist dies einer von jenen urplötzlichen Uebergängen, an welche die abgehärtetste Constitution nur mit Mühe sich gewöhnt, und welche den Bewohnern gemäßigter Klimate eine Gesundheitsprobe sind, die auch ich bestehen mußte.

Abgesehen von dem fürchterlichen Winde Medina, der jedoch nur selten die Küste heimsucht, giebt es vielleicht nirgends ein herrlicheres Klima, als das von Kadix. Der Regen, die Wolken selbst sind hier zur Sommerzeit unbekannte Dinge; der fast beständig herrschende Westwind bringt die ganze Frische des Atlantischen Oceans mit. Das Thermometer steigt im Schatten kaum über zwanzig Grad, und die Luftbewegung ist oft von so erquickender Kühle, daß man selbst auf den glühenden Steinplatten des Hafendammes die verzehrende Gluth der Sonne nicht empfindet. Man hüte sich jedoch vor dieser Afrikanischen Sonne, vor ihrem fast lothrechten Strahl während der Hundetage! Hier, wie in allen heißen Ländern, haben der reine Himmel und die frische Atmosphäre etwas Verrätherisches, das man scheuen sollte, wie einen Feind, der uns schmeichelt. Jede Unvorsichtigkeit bringt Unheil, auf jedes Uebermaß lauert die Strafe. Jene schönen Früchte, die an jeder Straßen-Ecke den Gaumen reizen, jene duftenden Melonen und riesigen Weintrauben sind nur zu vorsichtigem und mäßigem Genusse zu empfehlen. Diät ist hier das hauptsächlichste, wo nicht das einzige Mittel, die Gesundheit zu erhalten. Man lebe regelmäßig, schlafe ein wenig in der Schwüle des Mittags, und vor Allem meide man einen Spaziergang in diesen heißen Stunden; die nordischen Organe werden sich dann schon binnen vierzehn Tagen an die entnervende Luft des Südens gewöhnt haben.

Doch ich bin als Reisender, nicht als Arzt, nach Kadix gekommen, und vor Allem muß ich des entzückenden Panorama's gedenken, das diese in ihrer Art einzige Stadt vom Meere aus darbietet. Byron hat Kadix eben so wahr als poetisch mit einem Schwimmer verglichen, der sein Haupt abwechselnd aus den Fluthen erhebt und wieder hinuntertaucht; kein Gleichniß in der Welt ist geeigneter, den phantastischen Eindruck wiederzugeben, den diese Felsen-Insel besonders dann macht, wenn man zur See ankommt. Wie von den Wellen getragen, scheint sie allen ihren Schwankungen zu folgen. Zuerst bemerken wir am fernen Horizonte nur den Leuchtthurm von San-Sebastian und die weißliche Kuppel der Kathedrale, welche die schwimmende Stadt beherrschen; wir verlieren sie aus dem Gesichte und finden sie wieder, je nachdem die Woge das Schiff höher oder tiefer trägt; je weiter wir vorwärts segeln, desto deutlicher werden die Gegenstände: von den Giebeln aller Häuser winken uns die kleinen viereckigen Wartthürmchen, von denen der Kaufmann einst seine Galionen ankommen sah. Nähert man sich der Mündung des Golfes, so enthüllt sich uns die ganze Stadt mit ihren mächtigen Ringmauern, ihren langen Batterieen, die bis ins Meer hervortreten, und ihren dicht gedrängten weißen Häusern, die terrassenähnlich und wie Marmor-Stufen über einander emporsteigen.

Betrachtet man Kadix in der Entfernung einer halben Meile vom Meere aus, so erscheint es ganz wie eine orientalische Stadt; nur vermißt man das Grün, welches die Morgenländer zwischen ihren Bauwerken anbringen, um dem von der weißen Farbe derselben ermüdeten Auge hier und da einen Ruhepunkt zu gewähren. In Folge einer Antipathie, die der Bewohner von Kadix mit allen seinen Spanischen Landsleuten theilt, sind alle Bäume aus dem Umkreise der Stadt verbannt; nur die Alameda und der Platz San-Antonio haben einige Baumgruppen aufzuweisen. Wie könnten sie auch gedeihen in diesem lärmenden Treiben einer geschäftigen Menge, dem selbst die Nacht kein Ziel steckt, in diesen engen Gassen, welche der Sonnenstrahl nur mit Noth erleuchten kann? Und bedarf der Andalusier des Schattens, wenn er in seinen abendlichen Feierstunden auf die Wälle geht, den kühlen Wind vom Golfe einathmet und, mit seinem Cigarito im Munde, voll seliger Vergessenheit dasitzt? Welche Lauben und Lustwäldchen könnten in seinen Augen die kokette, wie ein junges Mädchen geputzte Stadt aufwiegen, die er mit Stolz seine Vaterstadt nennt, jenes Kadix mit den frischen Miradores (Belvedere's), den grünen Sommerläden und den flatternden seidenen Marquisen, die jeden Abend aufgezogen werden, um der neugierigen Señorita einen Blick auf die Straße zu gönnen? Welchen Zauber könnte das nackte und öde Land für ihn haben, wo man nur im Frühling und Herbste zu verweilen wagt, während die reichen Bewohner der Küste zur Sommerzeit in Kadix labende Kühlung suchen? Nein! die Welt des Kadixers ist nur innerhalb der Ringmauer aus Steinen und Kalk, die seine Geburtsstadt einschließt; sein Salon, sein Theater und sein Feld zum Spazierengehen ist die luftige Alameda, von der er jedoch gegen zehn Uhr Abschied nimmt, um auf den besser geschützten Bänken des Platzes San-Antonio lebhafter und traulicher zu schwatzen.

Recht malerisch nimmt sich dieser kreisrunde Platz beim Schein des Vollmonds aus, wenn auf den Bänken eine Mantilla sich an die andere reiht, im Schatten jener gewaltigen Bäume, die schon so viele tausend verliebte Rendezvous beschirmt, so viele tausend Liebes-Seufzer belauscht haben. Hier, und nur hier allein, fand ich die schöne Sitte des gastlichen Venedig wieder, welche auch Frauen gestattet, einen einsamen Fremdling anzureden, der sich an ihrer Seite niederläßt. Die Patrizierinnen von Kadix würden sich zwar etwas zu vergeben glauben, wenn sie diesem echt patriarchischen Brauche huldigten; aber die gute bürgerliche Matrone fühlt noch Theilnahme für den Ausländer, der hier schüchtern sein Zelt aufschlägt. Das Reisen ist in den Augen des

Kadixer Spießbürgers, der den Thurm von San-Sebastian nie aus dem Auge verloren, eine so gefahrvolle und abenteuerliche Sache, daß er einen armen Teufel, den Geschäfte so weit aus seiner Heimath führen, nur mit innigstem Mitleid betrachten kann. Ich sage Geschäfte; denn kein Kadixer würde mich verstehen, wenn ich ihm von Reisen, die zum Vergnügen oder zur Belehrung unternommen werden, etwas sagte. Spanien ist oft mit Italien verglichen worden; mich für meinen Theil haben die Berührungs-Punkte immer weniger interessirt, als die Unähnlichkeiten. Von dem äußeren Ansehen des Landes schweige ich; es lasten schon so viele Verwünschungen auf den öden Hochebenen Spaniens, daß ich sie durch eine Confrontation mit den reizenden Gefilden Italiens kaum noch gehässiger machen würde. Dagegen bieten die Sitten und der Charakter der Einwohner beider Halbinseln so viele Kontraste dar, daß eine Parallele zwischen Italiänern und Spaniern belehrend und interessant scheint.

Bei dem Spanier finden wir, wie bei dem Italiäner, eine gewisse Ungenirtheit und Freundlichkeit, eine Hinwegsetzung über alle die eitlen Formalitäten, welche die kleineren socialen Pflichten auf Unkosten des Lebensgenusses vervielfachen. Beide Nationen besitzen die schätzbare Gabe der Sorglosigkeit, die den Menschen Alles entbehren lehrt, was ihm fehlt, und beiden ist auch Resignation zu Theil geworden, dieser Schlußstein aller menschlichen Philosophie, zu welchem ein instinktmäßiges Gefühl die ans Dulden gewöhnten Völker leitet.

Der Südländer hat für Eindrücke physischer und moralischer Art so reizbare Nerven, daß wir kaum begreifen können, wie er schwere Leiden zu ertragen fähig ist. Die Spanische Nation steht aber in diesem Punkte weit über der Italiänischen. Alfieri's Landsleute sind, dem schönen Ausdruck dieses Dichters zum Trotze, nicht „knirschende Sklaven", sondern Sklaven, die unter ihrem Joche singen; der Spanier aber trägt sein Joch weniger mit Heiterkeit. Schon lange gewöhnt, bei seinen Vorgesetzten keinen Schutz zu finden, und jeden Monat unter einem anderen Gewalthaber stehend, ohne daß der Saumsattel, der ihn drückt, jemals leichter würde, zahlt er seine Abgaben mit Resignation, aber er singt nicht dazu. Ein tief wurzelnder Schmerz reflektirt sich in in seiner düsteren Miene, die kein Lächeln erheitert. Mißtrauisch, wie alle Menschen, die viel gelitten haben, schmeichelt er sich nicht, wie der Italiäner, jeden Morgen mit neuen Hoffnungen; er geht gekrümmt unter seiner Last, ohne Verzweiflung, ohne Klagen, ohne einen Versuch, sie abzuschütteln.

Eines giebt es jedoch, was dem Spanier, vorzüglich dem Andalusier, der von Natur elastischer und lebensfroher ist, in seiner Trübsal einigen Trost zu geben vermag — es sind dies die Frauen. Das Weib spielt in Spanien eine fast eben so große Rolle, wie in Italien, obgleich diese Rolle äußerlich untergeordneter ist; wo der Italiäner gehorcht, da gebietet noch der Spanier. Die Eifersucht, diese alte, in Italien schon längst aus der Mode gekommene Leidenschaft, rast bis auf den heutigen Tag mit dem Giftwinde Afrika's über die Gefilde von Andalusien. Hier sieht man noch Gitter und Riegel, Stirnen voll finsteren Argwohns, die der Blick des geliebten Gegenstandes nie entwölken kann, und schöne weibliche Augen, die vor dem herrischen Gemahl sittsam und züchtig an den Boden geheftet sind, um wieder kühn aufzuschauen, wenn der Ehe-herr den Rücken kehrt. Bloße Liebhaber (novios) nehmen sich's schon heraus, ihren Geliebten das Schauspiel, den Tanz und die unschuldigsten kleinen Genüsse zu untersagen, wenn es auch kaum wahrscheinlich ist, daß das Liebesverhältniß mit einer Heirath endigen werde. Noch merkwürdiger als diese Zumuthungen des Majo's (Galan's) ist aber die Unterwürfigkeit der jungen Mädchen, die, obwohl selbst glühend und genußliebend, ihre schönsten Lebensjahre, weil es der Geliebte so wünscht, in einem harten Noviziate verbringen.

Ich nehme hier Gelegenheit, ein für alle Mal den Sinn eines Wortes zu erklären, das besonders in Kadix eine wichtige Rolle spielt. Dieses Wort, welches gleichsam die Basis der Sprache der Liebenden bildet, ist novio. Nach vorgängiger Erkundigung bei mehreren Señorita's, die sich auf die Sache verstanden, glaube ich novio so erklären zu können, daß es eine Art von Mittelding zwischen Bräutigam und Liebhaber ist, doch dem Letzteren näher als dem Ersteren. Nicht alle Novio's sind Verlobte, und eine noch geringere Zahl heirathet die Angebeteten. Die Stellung eines Novio kann in gewissem Betrachte der erste Gradus der Heirathe-Fakultät heißen: der Novio entspricht dem Baccalaureus, der Comprometido (Verlobte) dem Licentiaten, und der Marido (Gemahl) dem Doktor.

Wenn die Aeltern der Señorita den Novio in seiner Würde bestätigen, was freilich keineswegs immer geschieht, so hat er folgende Rechte: 1) Er darf zu bestimmten Zeiten das Haus besuchen. 2) Er darf die Señorita, jedoch nur im Beisein ihrer Mutter, sehen und auf der Alameda mit ihr spazieren gehen oder an ihrer Seite sitzen. 3) Es ist ihm erlaubt, so leise mit ihr zu sprechen, daß die anwesende Frau Mutter nichts davon versteht. 4) Er darf den Gegenstand seiner bescheidenen Zuneigung mit Du anreden. 5) Es steht ihm das Recht zu, der Geliebten seines Herzens das Theater, den Ball, die Stiergefechte und Spaziergänge mit jeder anderen männlichen Person zu untersagen.

So lauten die vornehmsten Artikel des Kanons der Liebe, eines Gesetzbuches, das, obgleich nur traditionell, in Kadix und in ganz Spanien weit mehr Gehorsam findet, als alle Dekrete der Cortes. Ohne Zweifel ist dieser Kodex, wie jeder andere, von Männern abgefaßt worden; denn das weibliche Geschlecht wird in demselben ziemlich en bagatelle behandelt. Man könnte sich dies schon gefallen lassen, wenn nur die Treue der Novio's zu ihren angemaßten Vorrechten und zu den Opfern, die sie ihren Geliebten zumuthen, im rechten Verhältniß stände! Darf ich aber den Versicherungen einiger Señorita's Glauben schenken, so giebt es leider! „viele Novio's und wenig Ehemänner" (novios hay muchos, y maridos pocos).

Ich zweifle übrigens, ob man in ganz Europa eine so lustige und wohl aufgeputzte Stadt finden dürfte, wie Kadix — eine Stadt, die ihr tief wurzelndes Elend so zierlich und festlich zu verstecken weiß. Seitdem die Spanischen Kolonieen von dem Mutterlande sich losgesagt haben, kommt der Handel täglich mehr in Verfall, und die ungeheuren fortwährend zunehmenden Steuern bringen die niederen Volksklassen in immer größeres Elend. Für eine Tonne Ceres-Wein, die etwa 100 Flaschen faßt, müssen 500 Franken Zoll-Gebühr entrichtet werden; alle Uebrige ist nach demselben Maßstabe besteuert. Für jeden Band eines ausländischen Werkes beträgt die Zoll-Gebühr 2½ Franken, für Spanische Bücher bei der Ausfuhr 1 Franken. Die Cigarren, dieses tägliche Brod der wohlhabenden Spanier, sind mit 20 Franken auf 1000 Stück besteuert. Zur Ehre der Bevölkerung von Kadix müssen wir jedoch bemerken, daß seine Einwohner zu den sanftesten und friedlichsten Spaniern gehören. Hier kommen keine Ermordungen und Messerstiche (cuchilladas) vor, und die Straßen sind, Dank der vortrefflichen Polizei von Kadix, die ganze Nacht hindurch vollkommen sicher. Die Sereno's (Nachtwächter) verwalten ihr Amt sehr gewissenhaft und überzeugen sich von Stunde zu Stunde, ob die Hausthüren wohl verschlossen und verriegelt sind.

Auch die Gefälligkeit der Kadixer verdient großes Lob. Tritt man in einen Laden, um nach dem Wege zu fragen, so verläßt der Kaufmann sein Comptoir und zeigt dem Fremden die Richtung, die er einzuschlagen hat; oft begleitet er ihn sogar in eigener Person eine Strecke weit. Doch scheint diese Feinheit und Urbanität über das Weichbild von Kadix nicht hinauszureichen; in den kleinen von Kadix abhängigen Städten glaubte ich schon weniger Höflichkeit wahrzunehmen.

Die Stadt besitzt wenige bemerkenswerthe Monumente, ausgenommen ihre ungeheure Domkirche, ein Bau in dem verderbten Geschmack des 18ten Jahrhunderts, das ihn anfangen sah. In seinen blühenden Zeiten dachte der Kadixer nicht an die Fortsetzung dieses Baues; jetzt eilt er unaufhaltsam seinem Ruin entgegen und — setzt eine Ehre darin, das Riesenwerk zu vollenden! Man hat Subscriptionen eröffnet; die Theater selbst haben zum Benefiz des frommen Werkes spielen müssen, und in allen Kirchen hängen Büchsen zur Aufnahme milder Beiträge. Man darf sich demnach versprechen, daß Kadix innerhalb zehn Jahren eine Kathedrale haben wird, die, trotz ihrer architektonischen Fehler, einen ungemein großartigen Effekt machen wird, doch müssen vorher auch die abscheulichen Barracken rings umher niedergerissen werden.

Rosseeuw St. Hilaire.

Mannigfaltiges.

— Zur Kenntniß der Zigeuner. Derselbe junge Moldauer, Herr Michael von Kogalnitschan, von dem wir vor einiger Zeit eine binnen kurzem erscheinende Geschichte der Moldau und Wallachei ankündigten, hat so eben in Französischer Sprache über die Geschichte, die Sitten und die Mundart der Zigeuner eine kleine Schrift herausgegeben, die recht viel Schätzenswerthes und Belehrendes enthält.*) Zunächst giebt er den Zigeunern, die in der Französischen Sprache einen unseren Slawisch-Deutschen Nachbarn eben nicht angenehmen Verwechselung mit den Böhmen (Bohémiens) stets ausgesetzt sind, denjenigen Französischen Namen (Cigains), den ihnen die Bojaren der Moldau und Wallachei beilegen, und es wäre zu wünschen, daß diese Benennung auch von dem Wörterbuche der Französischen Akademie adoptirt würde. Demnächst stellt er dasjenige zusammen, was Grellmann und Fessler bis auf die neueste Zeit von Deutschen, Französischen und Englischen Gelehrten über die Geschichte der Zigeuner beigebracht worden, giebt dann eine recht interessante Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande dieses Volkes in den Fürstenthümern Moldau und Wallachei, wo allein ein Drittel aller jetzt noch in Europa zerstreuten Zigeuner lebt, und wo sie zwar als Sklaven, entweder der Regierung oder der Gutsherren, aber doch nach bestimmten Gesetzen und mit gewissen eigenen Berechtigungen behandelt werden, und schließt endlich mit einer nach der bekannten Schrift des Herrn Prof. Graffunder in Erfurt bearbeiteten Uebersicht der Grammatik der Zigeuner-Sprache und mit einem „Vocabulaire Français-Cigain", das aus derselben Sprache ungefähr siebenhundert Worte enthält, die unseren gelehrten Sanskrit-Kennern neue Gelegenheit geben werden, die unmittelbare Abstammung der Zigeuner aus Indien und folglich auch die nahe Verwandtschaft ihres Idioms mit dem großen Indo-Germanischen Sprachstamme darzuthun. Wir behalten uns vor, aus demjenigen Theile der kleinen Schrift, welcher die Verhältnisse der Zigeuner in der Moldau und Wallachei darstellt, einige Auszüge mitzutheilen, und geben hier nur noch die Uebersicht von der, nach Herrn von Kogalnitschan, in Europa lebenden Zigeuner-Anzahl. Es befinden sich:

In der Moldau und Wallachei	200,000	Zigeuner
= = Türkei	200,000	=
= Ungarn	100,000	=
= Spanien	40,000	=
= England	10,000	=
= Rußland	10,000	=
= Deutschland, Frankreich und Italien	40,000	=
Zusammen	600,000	Seelen.

*) Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigains, suivie d'un recueil de sept cents mots cigains. Par Michel de Kogalnitchan. Berlin, Behr, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diese Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Montag den 9. Oktober 1837.

Rußland.

Ein Festtag im Kaukasus.

Ich bin im Kaukasus. Ich bin in Tiflis. Der Aussichten giebt es unzählige — heitere, düstere, majestätische, unbedeutende — von jeder Art. Mit Entzücken ruhten meine Blicke auf dem bezaubernden Thale des Kur, das mich nach Tiflis geführt hatte, doch ich ward um so verstimmter, als ich die nackten, vergötterten, gezahnten Berge vor mir sah, welche diese berühmte Stadt umlagern. Endlich kam ich in Tiflis an, wo ich bei einem alten Bekannten abstieg und den zureichenden Grund entdeckte, weshalb mir so heiß geworden war: das Reaumursche Thermometer zeigte 31 Grad im Schatten!

Tiflis? Was ist Tiflis? Eine Russische Gouvernements-Stadt wie jede andere, — eine Stadt mit Gerichts-Behörden; eine Stadt, wo Protokolle, Urtheile, Beschlüsse unterschrieben, Papiere numerirt und expedirt werden, wo man Prozesse führt, Pässe visirt und Kontrakte abschließt, was auch in anderen Städten geschieht, ohne daß sie dadurch berühmter oder interessanter werden.

Aber die Physiognomie dieser Stadt? Sollte sich darüber nichts Besonderes sagen lassen? Eine Physiognomie der Stadt — das ist freilich eine Sache für sich! Tiflis!.... Tiflis!.... Nun kurz gesagt, es ist ein Transkaukasischer Chan, der sich Rußland unterworfen hat; er trägt einen Asiatischen von Shawls verfertigten Chalat (Leibrock), Russische General-Epaulettes, auf dem rasirten Kopf eine Schafpelzmütze, an den Füßen Persische Pantoffeln und über der Schulter ein Russisches Ordensband. Tiflis ist nichts weiter als ein alter Asiatischer Chan, einer von denen, die Jeder kennt; an seinem mit Gold überstickten Gürtel hängt ein Kinschal, dessen Griff von Edelsteinen strahlt, und unter dem gefärbten Bart guckt ein rothes seidenes Hemde hervor, das jeden Monat nur einmal gewechselt wird, als gäbe es keinen heißen Sommer. Tiflis ist ein Gemisch von Europa und Asien. Man sieht zwei oder drei Plätze besetzt mit Europäischen Gebäuden, die schon vollendet sind oder noch gebaut werden. Nur gehe man vorsichtig um sie herum, damit man nicht in eine Grusinische Wohnung gerathe, die anstatt einer Thür ein Loch in der Erde, anstatt eines Schornsteins ein Loch in der Erde, anstatt eines Fensters ein Loch in der Erde hat. Nachts rathe ich Niemanden, einen Spaziergang durch Tiflis zu machen, wie hell auch der Mond leuchten, wie erquickend auch die Luft seyn, wie sehr man sich auch gestimmt fühlen möchte, sich durch den Zauberschein Luna's und durch die üppige Natur zu poetischer Begeisterung hinreißen zu lassen: man könnte in ein Loch und in die Arme einer schmutzigen Grusierin stürzen, die zu Hause ihren Tschadra, jenen schneeweißen magischen Asiatischen Frauen-Schleier, abgeworfen hat, unter welchem nur eine Mißgeburt nicht schöner scheint. Tiflis, das neue Tiflis ist eine Stadt mit einigen geraden und breiten Straßen mit dicht an einander gebauten zweistöckigen Häusern, deren jedes zwei oder drei Magazine hat — eine Folge des Freihafens. Es ist eine Russische Stadt, von Russen erbaut; bevor diese kamen, war Alles ein ebenes Feld — eben nach Landessitte, d. h. mit einer Menge Höhlen, in welchen sich Lesgier verbargen und wohin sie ihre Gefangenen schleppten. Aber einen Schritt aus der Russenstadt hinaus, und man tritt in eine Gasse, wo man sich einander nicht vorbeireiten kann, Häuser wie Ruinen, und Ruinen wie Häuser dastehen. Noch einen Schritt weiter, und man muß vom Pferde steigen und Stufen betreten, die in Felsen gebauen sind, an welchen Häuser mit flachen Dächern hängen und sich terrassenartig eines über das andere erheben; das Dach des untersten Hauses dient den oberen Häusern als Straße, Balkon oder als was man will. Ist man ermüdet vom Hinansteigen, so kehrt man nach unten zurück und gelangt in ein dumpfes Basar oder auf einen Markt mit Früchten und stinkenden Pscheremsa*); tritt man in die engen mit Menschen angefüllten Läden, so hat man ein Bild der ganzen Lebendigkeit und des ganzen Handels von Asien. Dort zaust ein Russischer Budotschnick (Straßenwächter) einen widerspenstigen Tataren. Hier faßt ein inländischer Dessätnick (Befehlshaber von zehn Mann), mit seinem Messingschloß auf der Brust, einen sich zur Wehr setzenden Soldaten beim Kragen. Weiterhin stößt man auf einen Musketier mit Tatarischer Mütze, oder auf einen Persischen Maurer in einem Soldaten-Mantel, die beide ihren Termin jenseits des Kaukasus tadellos aufgedient haben — was viel sagen will. Ein Civil-Beamter im Frack spricht geheimnißvoll mit einem Armenischen Kaufmann: worüber? — das ist nicht unsere Sache. Nahe dabei hält ein braungebrannter Asiate seine Mittagsruhe in der Grusinischen Juli-Sonne, an einem Orte, wo man Eier ohne Feuer kochen könnte. Das ist Tiflis!

In Tiflis giebt es auch heiße Schwefelbäder, die von Asiaten und den die Asiatischen Sitten liebenden Russen mit großem Vergnügen benutzt werden, und um die Stadt herum erheben sich nackte, kahle Berge, die dem wißbegierigen Geologen ihre Rippen in systematischer Schichten-Ordnung zeigen. Das dermalige Tiflis, der Mittelpunkt des großen Landes, welches Rußland in seinem Riesenkörper unter dem Herzen trägt bis zu einer künftigen Entbindung, bis zu dem Zeitpunkt, wo Grusien's Erziehung und Unterricht beginnt, ist, trotz seiner Schwefelbäder, eine gewöhnliche Russische Gouvernements-Stadt mit lokalen Schattirungen. Die einstige Hauptstadt des Grusischen Reiches, aus welcher man nicht die Nase zu stecken wagte, aus Furcht vor den Schlingen, Dolchen und Kugeln der Lesgier; wo alle Großen des Reiches sich ihre Speisen aus dem Basar holen ließen, bisweilen unter Versetzung ihrer Güter, die sich im Besitze ihrer Freunde, der Lesgier, befanden, bisweilen auf Kredit oder auf Ehrenwort, welches letztere übrigens nach dem Muster der Perser damals in Grusien nicht existirte — ist jetzt so gefahrlos und ruhig, wie man es in Asien nur wünschen kann, aber unerträglich während der heißen Sommertage für einen ordentlichen Menschen, der leicht in Schweiß geräth. Es ist daher sehr angemessen, einen gehörigen Vorrath von Wäsche zum Wechseln mit sich zu führen, indem man sich sehr getäuscht finden würde, wenn man dort elegante Hemden kaufen wollte.

Chaschmin war vor Freuden außer sich, als er mich erblickte, und mir bei vielen Gelegenheiten sehr nützlich. Drei Sternchen blitzten auf seinen dicken Epaulettes; er war noch immer der alte — eine gute Seele im Dienst sowohl wie außer demselben — mit dem Unterschiede jedoch, daß jetzt seine Brust mit Orden und Medaillen behängt war, die er in bewundernswürdiger Ordnung, wie auf einem Sammet-Kissen, zur Schau zu tragen wußte. Wären auf den Orden Ortsnamen angebracht gewesen, so hätte man seine Brust für eine Landkarte halten und die Namen Warna, Balkan, Elisabethpol, Araz, Kars, Achalzich, Baiburt u. s. w. lesen können.

Chaschmin befehligte ein Bataillon, und in Erwartung eines Regiments, das er sich von ganzer Seele wünschte, herrschte er fürs erste nur in Gedanken im Stabe seines Regiments. Man traf Vorbereitungen zu einem Marsch ins nördliche Dagestan, wo Kasi-Mulla sich ernstlich erhoben hatte. In der Mitte August's mußten wir uns, zu beiderseitigem Leidwesen, trennen. Aber in seinem Bataillon befand sich ein Junker aus inländischer Familie; dieser Junker hatte zum Vater einen Mirsa — versteht sich, einen Armenier — und zwar einen Armenier, schlau wie ein Fuchs und gewandt wie ein Aal, trotz seines festen Körpers. Dieser Vater schmeichelte dem Bataillons-Befehlshaber auf alle Weise und lud Letzteren mit seinen Freunden bei Gelegenheit des Ausmarsches der Truppen zu einer Mittagstafel ein. Chaschmin, der lange unter diesem Volke gelebt hatte und sein Lokal kannte, befahl dem Mirsa, ein Mahl anrichten zu lassen, wie es nur Asiatischer Luxus liefern könne. Ich ward natürlich auch eingeladen, und als Studienkamerad Chaschmin's durfte ich dem devoten Armenier gleichfalls meine Befehle ertheilen. Für meinen Magen sorgend, äußerte ich den Wunsch, auf der Tafel auch Europäische und Russische Gerichte zu finden; mein Verdauungs-System war nicht geeignet für die fetten, mit Saffran, Ingwer und Pfeffer starkgewürzten Speisen, in welchen sich salzig, sauer süß und bitter durch einander kreuzen, wie beißende Bemerkungen und alberne Witze in den Kritiken und Antikritiken zweier literarischer Spekulanten, wenn es sich darum handelt, ein rivalisirendes Werk herunterzureißen und dem eigenen mehr Subskribenten zu verschaffen.

Am 20. August, Morgens um 6 Uhr, war das Wetter heiter, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit. Der Kasbek und die übrigen Schneeberge, die wie verstohlen aus den Steinfelsen längs dem Kur hervorblicken, standen am Horizont da in leichten Umrissen und von leichten Dünsten umhüllt. Der weiße Schleier auf den Häuptern dieser titanischen Schönheiten erschien noch geheimnißvoller, und ihr mattweißer Grund zeichnete in scharfen Zügen das jenseits Duschet hervorragende graue Gebirge. Um 6 Uhr früh begann die Sonne die Felsen zu beleuchten, die noch den gestrigen Thau trugen, und gerade um diese Zeit setzte sich das festliche Banket zu einem Spazierritt vor dem Mittagessen in Marsch; es bestand einerseits aus Ausländern und Russen, Militair und Civil, alles Freunde und Bekannte von Chaschmin, und andererseits aus Grusiern und Armeniern, Freunde des Mirsa Ruslan Kabulakogaroff. In der Salalakschen Schlucht angelangt, dehnte sich der Zug wie ein Faden aus, d. h. er quälte sich auf matten Gäulen den Bergpfad

*) Eine Art wilden Knoblauchs, der noch stärkeren Geruch verbreitet, als der Russische.

hinan. Endlich erreichten wir die ersten Abhänge des Gebirges, welches Tiflis umgürtet und ihm wie Zähne seine grauen Schieferlagen zeigt. Alle waren wir froh, bis hierher gekommen zu seyn, wo ein milder Wind uns erfrischte und wir ein schönes Grün erblickten, das unten, ungeachtet aller Bewässerungs-Kanäle, kaum zu sprossen anfing. Auf dem Berge war der Weg ziemlich eben, und je weiter wir kamen, um so üppiger ward das Grün, um so lebhafter das Farbenspiel der Blumen und um so kräftiger und aromatischer die ganze Vegetation. Endlich, nachdem wir 8 Werst marschirt waren, befanden wir uns auf dem letzten steilen Abhange des Gebirges und legten die letzten 2 Werste mit viel geringerer Mühe zurück. Eine Strecke von 10 Werst und eine Höhe von 200 Klafter über dem Niveau des Kur hatten uns in ein völlig anderes Klima versetzt: anstatt eines schwülen, heißen Sommers fanden wir das Frühjahr mit aller seiner Ueppigkeit und seinen balsamduftenden Gewächsen; die Luft war unbeschreiblich rein und angenehm, noch unbeschreiblicher aber die Aussicht von der nächsten Anhöhe, wohin sich die ganze Gesellschaft begab. Erst, als wir den höchsten Punkt des Gebirges erreicht hatten, ward unser Genuß vollkommen. Der Kasbek und die übrigen Schneekuppen zeichneten sich in scharfen Umrissen auf dem fleckenlosen Tiefblau des Himmels. In der nämlichen Richtung, in einer Entfernung von ungefähr 50 Werst, erblickte man wie ein Silberband den Aragwa-Fluß, der sich zuletzt mit den Silberwellen des Kur vermischte. Augenblicklich hinter Bergen versteckt, bietet sich der Kur bald wieder dem Auge dar, ergießt sich in vielen Armen und verliert sich dann nach einem Laufe von mehr als 50 Werst in die sogenannten Tatarischen Distanzen, die mit ihren nackten Ebenen und mit den von ihren nomadischen Bewohnern verlassenen Hütten gleichfalls von hier zu sehen sind.

. . . . Da unsere Gesellschaft schon früh aufgebrochen war, so konnten wir uns bereits um 11 Uhr nach dem zu unserem Bankete bestimmten Ort auf den Weg machen. Ein Corps Asiatischer Musik war hier als eine unentbehrliche Sache aufgestellt worden; acht zerlumpte Grusinische, hinter dem Hause verborgene Orpheen bewillkommten die Gäste in einer Entfernung von ungefähr 100 Schritten mit ihrer fremdartigen oder, besser gesagt, mit ihrem Mangel an aller Harmonie. Die Surna, eine Art von Sackpfeife, trug eine Melodie vor, unisono von einer Baßstimme begleitet; dazwischen kreischten Napire (Flöten) und lärmten Deiren (Trommeln) und andere Instrumente. Nur die Töne der Tschongura (eine Art Guitarre) fehlten, als wollten sie sich in dieses musikalische Charivari nicht mischen. Die Tschongura ist eine zarte Asiatische Dame, die sich sowohl bei schwelgerischen Orgien, als im Harem des Persischen Padischahs zeigt.

Wenn bereits das Musik-Corps, von welchem die Gesellschaft empfangen ward, einen Europäer, der eben erst angekommen war, überraschen mußte, so waren die Vorbereitungen zum bevorstehenden Mittagsmahl noch auffallender für ihn. Auf jungem Grase war ein kostbarer Mianskischer Teppich ausgebreitet, und um denselben mußte man entweder auf Russisch liegen, oder auf Türkisch mit untergeschlagenen Beinen sitzen, oder auf seinen Knieen zugleich sitzen und stehen. Servietten gab es nicht; Lawaschen, lange und dünne Fladen von ungesäuertem Teig, die zugleich als Brod dienten und als Servietten, um die Finger von den verübten Speisen zu reinigen, lagen wie Couverts vertheilt da; in der Mitte standen silberne und irdene Krüge mit frischem Wasser und gläserne mit Gold verzierte Karaffen mit weißem und rothem Kachetischen Wein, der keinen ledernen Schlauch (Burdjuk), gesehen hatte: ein anderer Wein durfte bei Tisch nicht gereicht werden; das ist Gebrauch, und so war es übrigens vorher abgemacht worden. Der Kachetische Wein ist vortrefflich, besonders der rothe; eine Gattung desselben hat viel Aehnlichkeit mit Chambertin; der schwierige Transport aber macht es nothwendig, den Wein in Burdjuks aufzubewahren, die mit Narhta ausgeschmiert sind: Feinschmecker indessen kaufen ihn an Ort und Stelle in Krügen und transportiren ihn in Flaschen. Für uns Russen hatte man Couverts und Gläser besorgt. Ferner befanden sich auf dem Teppich Hörner des Auerochsen, die als Pokale beim Gesundheit-Trinken dienten; silberne Schaalen; Kulen oder kleine runde kolbenartige Gefäße mit langem, engem Halse: man muß es gewohnt seyn, wenn man aus diesen Gefäßen und aus den Hörnern trinken will, ohne sich zu begießen, und endlich eine silberne Schale, Gesar-Peschti, mit einem Griff wie bei unseren Vorlegelöffeln. Alles war mit Blumen geschmückt, und alte Diener (Nucker) und junge Waffen- und Pfeifenträger (Tschubuktschi) mit glänzenden Anzügen und Waffen und unpolirten Stiefeln mit emporstehenden Spitzen tummelten sich um die Tafel umher. Die Nucker servirten nur, wogegen die Tschubuktschi theils servirten, theils mit ihren Herren am Feste Theil nahmen, neben ihnen saßen und nur für kurze Zeit aufstanden.

Alles ließ sich nieder, und die allgemeine Stimme erwählte zum Tula-Pascha, „Haupt des Festes", den großen und dicken Jacub Schwili: er hatte die Oberleitung; von ihm gingen alle Allah-werdi aus; auch gehörte es zu seiner Pflicht, Gesundheiten auszubringen, indem er sich an seinen Nachbar mit den Worten wandte: Allah-werdi! „Gott hat es gegeben!" worauf der Nachbar erwiederte: Jakschi-jol! „Glückliche Reise!" Als Paar des Festes stand es in seiner Macht, zu befehlen, daß man auch wider Willen trinke, wobei er der Gesellschaft ein gutes Beispiel geben mußte. Die große Schale Gesar-Peschti ging vor dem Mahl umher, bei welchem Europäische und Asiatische Schüsseln sich in bunter Menge folgten. Die Russen aßen ihre Suppen, Saucen u. s. w. mit Löffeln und Gabeln; die Asiaten griffen nach ihren Boschaschen, Kebaben u. s. w. mit den Fingern, die sie dann an ihren Fladen abwischten, welche sie später mit Appetit verzehrten. Das Gebratene, Schaschlik, war gemeinschaftlich für Alle: zwei Nucker trugen es, so wie es vom Feuer kam, an den eisernen Spießen umher, an denen es gebraten war, und zerlegten es mit ihren Dolchen. Während des Essens machte, in Folge einer ausgebrachten Gesundheit, der immer neugefüllte Gesar-Peschti seine Tour um die Tafel unter Begleitung des Musik-Corps und lauter Hurrahs und Gihs, die jedesmal dazwischen erschallten, wenn der dicke Präsident sein Allah-werdi ausrief. Dieser Marsch des Gesar-Peschti machte das Trinken heute, als am Tage des Ausmarsches der Truppen, zur unbedingten Nothwendigkeit; Jeder, an den er adressirt wurde, mußte ihn bis auf den Boden leeren. Alles ging ziemlich ordentlich und anständig her bis zur Beendigung der letzten Schüssel, nach welcher Essragen und andere Kräuter unter Convoi von gedörrtem Stör, gesalzenem Käse, Mandeln u. s. w. umhergereicht wurden. Ein Wink des souverainen Tula-Pascha machte jetzt die Musik verstummen, und die Scene betrat Omar mit seiner Tschongura, Omar, der berühmte Sänger des Ostens, der Grusinische Aemar, dem nur ein zweiter Harun-al-Raschit fehlte, um seinen Namen auf ganze Jahrtausende zu verherrlichen: er begann einen weinerlichen, monotonen und durchdringenden Gesang, ein melancholisches Gemisch von Stöhnen, Seufzen und Wehklagen. Jetzt schaukelte sich Omar mit dem ganzen Körper und zwang seine Töne aus der Kehle hervor, wo sie zerplatzten, als würde sie zugeschnürt. In diesem Augenblick sah sich der Tula-Pascha um und rief mit lauter Stimme: „Kerim!"; da erschien der neunzehnjährige Tschubuktschi, Kerim, mit von Jugend und Wein glühenden Wangen, sprang mit Gewandheit auf den Teppich und begann einen Tanz zwischen Karaffen, Pokalen und Tischgeräth — in der Mitte und an den Seiten — Alles weiß, wie! — aber rasch und geschickt. Er wüthete wie ein Teufel auf, sprang umher, ohne mit seinen eisenbeschlagenen Hacken und aufwärtsstehenden Stiefelspitzen irgendwo anzustoßen. — Kerim! Allah-werdi. — Jakschi-jol, Mirsa! — Abshan! Barakallah! — Gi! Gi! Hurrah!

Alle Asiaten und ihre Tschubuktschi sprangen der Reihe nach herein, um zu tanzen, und setzten sich alsdann wieder hin und tranken. Der Kachetische Wein floß in Strömen. Gefüllte Schalen, der Gesar-Peschti, die Auerochsen-Hörner und Kulen verließen nach einander den Platz des Präsidenten des Festes und auf sein Geheiß. Russen und Fremde waren, wenn sie es auch nicht verstanden, genöthigt, auf alle Manieren zu trinken, und vergessen den Wein unter allgemeinem Gelächter; Wein floß auf ihre Kleider, auf sie selbst und unter ihnen. Einige von uns waren es nicht gewohnt, so viel zu trinken, mußten es aber wider Willen. Tapfere Bacchus-Veteranen schrieen und sangen: „Trink! Wie kann man nicht trinken? Getrunken muß werden!" Und die Schüchternen gossen den Wein hinunter, ohne daran zu denken, daß kein Sterblicher im Stande ist, zu trinken wie die Grusier. Alles trank, schrie, sang zusammen und allein, solo oder mehrstimmig. Ein Gesang von Hafis begegnete einem Krambambuli, einem Göttingischen Studentenliede, einer bachischen Ode von Heinig, einer Masurka oder dem Meldauschen Tanz Dschog. Dieser Höllenlärm ward noch ärger, als der Tula-Pascha wieder das Orchester verderrief und ein Auerochsen-Horn, mit anderthalb Flaschen Wein angefüllt, die Runde machen ließ. Das Horn schlug alle ungeübte Trinker zu Boden; sie stürzten auf das Schlachtfeld nieder und blieben dort in allerlei Stellungen liegen, bis es Zeit war, sich vom Fest zu erholen und mit Kopfweh nach Hause zu gehen. Höher konnte die Orgie nicht mehr steigen; nur fortdauern konnte sie trotz des aus der Ferne durch Donnerschläge sich verkündenden heranziehenden Gewitters. Doch was war den Trinkern Gewitter, Erde und Wasser? Tula-Pascha glich einem Danaiden-Faß und kommandirte unaufhörlich; sein Allah-werdi übertönte alle Gi's und Hurrah's. Er kommandirte, und die Gäste zankten und umarmten sich, lachten, machten Witze, schnarchten, tranken und fielen hin, nicht unter, sondern auf den Tisch. Die noch am Leben Gebliebenen begossen sie und absichtlich oder unwillkürlich auch sich selbst. Anfangs interessirte und belustigte mich dieses Alles als etwas Fremdartiges, zuletzt aber ging es über den Spaß: ich konnte mich noch mit dem Tula-Pascha umherzanken, um so leichter, weil er auch nicht mehr fest auf seinen dicken Beinen stand. Der unbesiegbare Chamschin trank um die Wette mit den tapfersten Jüngern des lustigen Gottes, und der Himmel weiß, was aus mir geworden wäre, wenn nicht plötzlich ein einziges Wort mein ganzes Inneres verwandelt und alle Weindünste vertrieben hätte. Dieses Wort war — der Name M***, den einer der Berauschten aussprach.

M***, M***, wo kommt er her? wo ist er? — Endlich vor ungefähr zehn Minuten erfuhr ich, daß zu Anfange des Sommers ein Podolischer Gutsbesitzer, Namens M***, nach Tiflis gekommen sey, daß er jetzt in einem Russischen Regiment diene und sich in *** befinde, und daß vor drei Tagen seine Frau zu ihm gekommen sey. Diese Frau konnte nach der Beschreibung Niemand anders seyn, als Emma, die reizendste aller Frauen, die ich jemals sah. Ich erfuhr, daß die Straße nach *** nur eine halbe Werst von hier läge, daß *** selbst nur 30 Werst entfernt und daß der Weg dahin gar nicht für Wagen, aber für Reiter zu passiren sey. Hinreiten oder nicht? — Jetzt gleich hinreiten oder später? Das Gewitter kam immer näher. Um halb 6 Uhr sprang ich mit dem Ausruf auf: „Lebe wohl, Anton Fedorowitsch! Ich reite." — „So warte doch, wir reiten zusammen." — „Nein, ich muß nach *** und hätte schon längst dort seyn sollen; ich vergaß mich ganz in Eurer Gesellschaft." — „Reiten Sie nicht!" erscholl es von allen Seiten. — „Ja, ich reite!" — „Reite nicht, es ist bald Nacht. Reiten Sie nicht! Da haben wir schon Regen, Sturm und Gewitter. Bleibe hier." — „Ich reite!" — „Gott mit Dir, Starrkopf! Du wirst es bereuen."

Ein muthiger Kabardiner ward mir von meinem Kosaken vorgeführt. Ich bestieg ihn und sprengte der Straße zu unter fernen Donnerschlägen und beginnendem leichten Regen. Bald konnte ich des felsigen Weges halber nur in scharfem Trott reiten; meine Straße führte mich längs dem Bergrücken, durch Abgründe und Thäler. Die Strahlen der Sonne leuchteten stellenweise hindurch, bald auf meine Person, bald auf entfernte Berge und Ebenen. Noch war ich nicht acht Werst geritten, als eine heranziehende Gewitterwolke Alles um mich her verfinsterte. Ich ritt durch Wolken; der Donner rollte; um und

über mir zuckten Blitze; immer stärker ward der Donner und schien mir zuzurufen: „Reite nicht!“ — Ich reite!

Ich trieb meinen Kabardiner vorwärts, trotz Blitz und Donner und eines Regens, der sich wie aus Eimern ergoß. Nur mit Mühe konnte das gute Pferd auf dem schlüpfrigen Wege laufen, und kaum vermochte mein Kosak, mir zu folgen, der mich von ganzer Seele verwünschte. Da erfolgte plötzlich dicht neben mir ein so heftiger Donnerschlag, daß mein Pferd wie angenagelt stehen blieb. Ich selbst war erschüttert. Funfzig Klafter von der Straße entfernt, etwas rechts, öffnete sich ein schrecklicher Abgrund, in welchen man nicht ohne Schwindel blicken konnte. Vor mir sah ich in schwarzen Schichten eine heruntergestürzte Bergwand liegen, über welche mein Weg führte; einzelne, die Gewitterwolken durchbrechende Strahlen der untergehenden Sonne goßen ein röthliches, blutiges Licht über den vor mir gähnenden Abgrund. Mich ergriff ein ungewohnter Schauder, und eine Zeitlang trieb ich mein Pferd nicht an.

— Reite nicht! riefen mir meine Gefährten zu, als ich Abschied nahm. — Reite nicht! wiederhallten Donner und Blitz. — Reite nicht, sprach endlich auch eine Stimme in meinem Innern — die Hölle liegt zu Deinen Füßen. — Und doch, ich reite!

Ein Schlag mit der Peitsche, — und mein Pferd sprang auf den Pfad hinunter, der neben dem Abgrunde hinführte. Glücklich umritt ich den letzteren und trieb meinen Kabardiner an, aber wahrscheinlich war es mir nicht bestimmt, dahin zu kommen, wohin ich wollte. Nachdem ich noch fünf Werst zurückgelegt hatte, umgab mich eine solche Dunkelheit, daß an kein Weiterreiten zu denken war. „Nun, Gott mit ihnen!“ dachte ich und kehrte zurück. Dschegitoff.

Nord-Amerika.

Die farbige Bevölkerung Louisiana's.

(Fortsetzung.)

Die gedachte Dame — ihr Name wurde damals in den Zeitungen genannt, sie lebt jetzt in Frankreich — ließ ihre männlichen und weiblichen Sklaven für die geringsten Versehen, oft ganz schuldlos, mit Peitschenhieben bis aufs Blut züchtigen und dann die Unglücklichen in einem finsteren unterirdischen Loche, ohne Speise und Trank, mit Wunden bedeckt, monatlang schmachten und wimmern. Die Verzweiflung gab den Gepeinigten den Entschluß ein, Feuer anzulegen, um ihren Qualen durch einen raschen Flammentod ein Ende zu machen. Dies ward ihre Rettung: man wurde den Brand im Entstehen gewahr, und eine Menge Volkes drang in das Haus, zu sehen, wo das Feuer auskäme. So fand man die Eingesperrten in einem jammervollen Zustande, den keine Worte schildern; ihre Erzählung und, mehr als Worte, der Anblick ihrer gräßlich zerfleischten, verstümmelten Körper erregte in der Volksmasse lauten Unwillen, der sich zur Wuth entflammte; statt das brennende Haus zu retten, ließ der Haufe seinen Zorn an Zimmern und Wänden, an allem Geräthe, Hab' und Gut der unmenschlichen Besitzerin aus, — Alles wurde zerstört, und nach einer Stunde lag kein Stein mehr auf dem anderen. Die Munizipalität, von einem Rechte Gebrauch machend, das ihr für äußerste Fälle gesetzlich zusteht, erklärte die Kreolin des Besitzes ihrer Neger verlustig; sie wurden von menschlicheren Herren erstanden; jenes Weib mußte vor dem öffentlichen Hasse das Land räumen.

Eine Grausamkeit, wie diese, ist zum Glücke unerhört; häufig dagegen, ja fast tagtäglich, erlebt man Beispiele des gefühllosesten Undanks, womit der Neger die Güte und die Wohlthaten der freundlichsten Herrschaft vergilt. Woran liegt es, daß er fast durchgängig so unempfindlich gegen wohlwollende Behandlung ist, daß nur die Strenge, nicht die Liebe des Herrn Eindruck auf sein Gemüth macht? Ist er von Natur so, oder trägt die Sklaverei die Schuld, welche die besseren Seelenregungen erstickt und nur die giftige Frucht im Gemüthe wuchern läßt? Zur Erörterung dieser Frage ist hier nicht Raum, aber wahr bleibt es, daß diese schwarze Race, wie sie in Farbe und äußerer Bildung den Europäer abschreckt und anwidert, so auch manche moralische Häßlichkeit und Verworfenheit an sich trägt. Ob von Natur, ob durch Schuld der Umstände, das bleibe dahingestellt; genug, der Neger ist in der Regel falsch, tückisch, gefräßig, diebisch, feig und faul — die Seele thierisch wie das Gesicht. Nur der strenge, harte, unbarmherzige Gebieter, der sie unter scharfer Zucht und eisernem Joche hält, darf auf Ehrfurcht, Gehorsam und Anhänglichkeit bei ihnen rechnen; Milde, Freundlichkeit und Schonung legen sie für Schwäche oder Furcht aus und werden unverschämt, trotzig und widerspenstig. Wie ihnen das Gefühl der Dankbarkeit fremd ist, so auch alle wahre Gutmüthigkeit. Werden sie aus Sklaven zu Herren, so sind sie die ärgsten Tyrannen und Peiniger ihrer schwarzen Brüder; keiner behandelt den Negersklaven mit so rohem, schonungslosem Uebermuth, keiner tritt ihn so mit Füßen, wie der freigelassene Neger. Dies ist ein schweres, verdammendes Zeugniß, das sie gegen sich selbst ablegen.

Allerdings giebt es Ausnahmen, und wenn es im Allgemeinen wahr bleibt, daß Undank des Negers Natur ist, so verdienen Beispiele einer rührenden Treue und Aufopferung, wie folgendes im Journal des naufrage mitgetheilte, um so mehr eine rühmende Erwähnung. Auf dem Fahrzeuge „les Six Soeurs“, welches im August 1830 mit Ladung und Passagieren, worunter vierzig Neger, von den Seychellen nach Isle de France segelte, kam unter den Waarenballen Feuer aus und griff so schnell um sich, daß keine Rettung möglich war. Alles stürzte in die Schaluppe; aber nun wurde das Meer stürmisch und immer stürmischer: das überfüllte kleine Fahrzeug drohte jeden Augenblick zu sinken. In dieser Noth wurde beschlossen, um Leben und Tod zu loosen; die das Loos träfe, sollten zur Erleichterung der Last und zur Rettung der Uebrigen über Bord geworfen werden. Es befand sich unter den Passagieren eine Kreolin von Isle de France, Madame Malleville, mit ihren zwei Kindern und zwei Negersklaven; die sielen vor ihr auf die Kniee und beschworen ihre Gebieterin, sich dem Loose nicht auszusetzen; lieber wollten sie beide sich ins Wasser stürzen. „Frau Masse“, riefen die treuen Burschen, „wir gern sterben, Du leben bleiben und junge Herren von uns.“ Vergebens suchte Madame Malleville ihnen zu wehren; die beiden Schwarzen umfaßten zum Abschiede ihr Kniee, küßten ihr die Hände, herzten noch einmal die beiden Kinder, dann empfahlen sie ihre Seele Gott und sprangen aus dem Fahrzeuge ins Wasser. Man sah sie noch lange schwimmen und bald zwischen den Wellen verschwinden, bald wieder zum Vorschein kommen. So lange ihnen die Schaluppe noch sichtbar blieb, winkten sie unaufhörlich mit Armen und Händen, ihre Herrin zu grüßen. Alles an Bord war tief gerührt und ergriffen, und man faßte den Entschluß, nicht zu loosen, sondern, wenn es seyn müßte, auch im Tode zusammen zu bleiben. Dahin kam es indeß glücklicher Weise nicht: der Sturm legte sich, und Alle wurden gerettet, bis auf jene zwei Neger, die sich so heldenmüthig geopfert hatten.

Die physischen Merkmale, wodurch der Neger sich vom Europäer unterscheidet, sind bekannt genug: nächst der Hautfarbe die unedle Gesichtsform mit flach zurücktretender Stirn, geplätteter Nase, stark nach vorn entwickelten Freßwerkzeugen, wulstigen Lippen und krauswolligem Haar; ferner die Kürze des Vorderarmes und Unterschenkels; sodann ist auch an der Nase des Negers die Knorpelscheidewand am unteren Ende gespalten, was zwar mit dem Auge nicht, wohl aber beim Anfühlen der Nasenspitze wahrzunehmen ist. An diesem letzteren Kennzeichen finden die Kreolen eine verdächtige Abstammung noch heraus, wo alle andere Spuren verschwunden oder unsicher geworden sind. — Zu dem moralischen Charaktergemälde des Negers gehören als besonders auffallende Züge eine lächerliche Eigenliebe und Eitelkeit und eine wüthende Eifersucht, die ärgste Qual für diese dumpfen, leidenschaftlichen Gemüther. In einem Liedchen, das sie oft und gern unter sich singen, heißt es ungefähr wie folgt: „Herzweh ist nicht krank seyn, Kopfweh nicht krank seyn, Zahnweh nicht krank seyn u. s. w., Eifersucht, das ist krank seyn.“

In den Pflanzungen ist in der Regel ein Aufseher über die Neger gesetzt, der sie zur Arbeit anzuhalten, aber auch für ihre Bedürfnisse und ihre Gesundheit zu sorgen hat. Sie wohnen in einer Anzahl kleiner Hütten, die hinter dem Wohnhause und den Wirthschaftsgebäuden des Pflanzers auf freiem Felde liegen und sich, in größerer Anzahl von weitem gesehen, wie ein kleines Lager ausnehmen. Jede Negerfamilie hat ihr besonderes Häuschen, wo sie sich einrichten mag, so gut sie kann; eine von den Hütten aber dient als Hospital zur Aufnahme der Kranken. Bei den meisten Pflanzungen wird auch ein Arzt gehalten, der gegen ein jährliches Fixum von Zeit zu Zeit einspricht und vorkommende Krankheitsfälle unter den Schwarzen behandelt. Viel Arzeneien werden nicht gebraucht; ein paar tüchtige Purganzen und hauptsächlich die Pillen und Tränkchen des Doktor Leroy müssen gegen Alles helfen. Ein Uebel, woran die Neger sehr häufig leiden, ist die Ausartung des Appetits, das krankhafte Gelüsten nach ungenießbaren Dingen, das sich auch bei jungen Mädchen in den Jahren der Pubertät zuweilen einstellt. Dann verschlingen sie Erde, Kieselsteine, Sand, Thon und dgl. in solcher Menge, daß man ihnen Knebel oder Maulkörbe anlegen muß, damit sie an dieser Gefräßigkeit nicht ersticken. Manche thun es aus Tücke, Hartnäckigkeit und verbissenem Trotz, widersetzen sich der Heilung und weisen Speise und Trank zurück, bloß um ihrer Herrschaft Schaden und Verdruß zuzufügen; sie wissen recht gut, daß es für ihren Herrn ein empfindlicher Verlust ist, wenn sie sterben, und drohen ihm gewissermaßen damit. Aber man weiß ihnen die Politik schon auszutreiben.

Jeder Sklavenbesitzer kann seinen Sklaven die Freiheit schenken; doch hat der Akt keine Gültigkeit, wenn die Regierung des Staates ihn nicht bestätigt — er muß ihr daher nebst den Beweggründen zur Prüfung und Genehmigung vorgelegt werden. Diese Beweggründe sind in der Regel zwei: die Rücksicht auf lange, treue Dienste, oder der Dank für eine Handlung besonderer Ergebenheit und Aufopferung von Seiten des Sklaven. Die Freilassung geschieht entweder augenblicklich, oder es wird ein Termin festgesetzt, nach dessen Ablauf sie vollgültig eintreten soll; ist dieser Termin vorüber, so geht der Sklave von Rechtswegen frei aus. Zuweilen wird beim Verkauf eines Negers in einer besonderen Klausel ausbedungen, daß der neue Herr ihn nach einer bestimmten Dienstzeit freilassen soll, was denn im Grunde auf eine Miethe für so und so viel Jahre herauskommt. Uebrigens besteht die Sklaverei des Negers durchaus nur auf Amerikanischem Gebiet; so wie der Neger den Boden eines fremden Staates betritt, ist er de facto und de jure frei; selbst wenn er seinen Herrn nicht verläßt, wenn er mit ihm nach Amerika zurückkehrt, bleibt ihm die oft sehr unerwünschte Unabhängigkeit, mit der er nichts anzufangen weiß. Dieser vom Gesetze offen gelassene Ausweg, so eng und so Wenigen zugänglich er ist, kommt doch manchem braven, vieljährig treuen Knecht zu Gute, an dessen Dienst und Gegenwart der Herr sich so gewöhnt hat, daß er ihn auch auf seinen Reisen nicht entbehren mag und sich lieber der Gefahr aussetzt, ihn zu verlieren, als ihn Wochen oder Monate lang nicht um sich zu sehen. In der Regel benutzen die Sklaven die sich ihnen darbietende Gesetzeswohlthat mit einer Hast, worin ein kränkender Undank gegen ihre Herrschaft liegt; meistens aber sieht man späterhin dergleichen Elende, denen die Freiheit zur Last und zum Verderben wird, in äußerster Noth und Verworfenheit umherirren und sich nach ihrem früheren Sklavenstande zurücksehnen: mit Freuden würden sie sich wieder unter das alte Joch beugen, wenn es nur anginge. Abermals eine Erfahrung, die gegen den Neger-Sklaven, als ein moralisch niedriger stehendes, entartetes Wesen, und zu Gunsten des Kreolen, des Sklavenbesitzers, zeugt. — Doch finden sich unter den Schwarzen auch energische, thatkräftige Naturen, die es an der Sklavenkette nicht aushalten, in denen ein wahrer, mächtiger Durst und Trieb nach Freiheit lodert. Solche entlaufen von der Arbeit in den Pflanzungen, wogegen die

Trägheit oder ein edleres Gefühl in ihnen sich empört, in die Gebirge und Wälder: sie werden Marron's und nähren sich von Jagd und Plünderung. Diese Flüchtlinge und Empörer werden von den Weißen auf Leben und Tod verfolgt; in tausend Zeitungen wird ihr Signalement und der auf ihre Köpfe gesetzte Preis ausgeschrieben; man hetzt sie mit wilden, riesengroßen Bluthunden, die auf die Negerjagd abgerichtet sind und nach dem Blute dieses menschlichen Wildes lechzen. Der Marron ist vogelfrei: der Weiße darf ihn niederschießen, wie ein reißendes Thier. So leben diese Wilden ausgestoßen, geächtet, rings umstellt; jede Flucht zu Lande oder Wasser ist ihnen abgeschnitten, und jeden Augenblick müssen sie des Todes von der Kugel des Verfolgers oder unter den Zähnen seiner Hunde gewärtig seyn. Die Verzweiflung macht sie furchtbar; im undurchdringlichsten Dickicht, hinter Schluchten und Verhauen liegen sie verschanzt; zur Nachtzeit überfallen sie die Pflanzungen, plündern, brennen, morden und führen andere Schwarze mit in die Wälder. Zuweilen dürfen sie sich Monate lang nicht aus ihren Schlupfwinkeln herauswagen, wo sie nichts zu essen haben, als rohe Wurzeln, Eicheln, Gras; der Hunger überwältigt sie, und ihr Trotz unterliegt in dem Kampfe, den sie, die armen rohen Wilden, beistandlos gegen eine ganze Welt mächtiger, civilisirter Feinde führen. Dann schleppen sie sich, zu lebendigen Gerippen ausgemergelt, in die Regien der Pflanzungen hinab, kriechen vor die Thür ihres ehemaligen Herrn und bitten wimmernd um ihr Leben und um die alte Sklaverei.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die viereckige Mütze der Französischen Advokaten.

Es ist eine entsetzliche Macht, die Mode; sie beherrscht uns ohne unser Wissen und wider unseren Willen; die ernstesten wie die unbedeutendsten Dinge, der große Haufe eben so gut wie die einzelnen Individuen, der Denker wie die Buhlerin unterwerfen sich ihrer Herrschaft. Die Mode mit ihren Einfällen hat bei uns alle Klassen, selbst die ernsteste von allen, die der Rechtsgelehrten, ergriffen; ihre Gewohnheiten, ihre Gebräuche, ihre Kostüme haben Veränderungen erlitten, deren Geschichte anziehende Betrachtungen darbietet. Wir beschränken uns heute auf einige historische Bemerkungen über den ehrwürdigsten Theil der Tracht unserer Doktoren, die Mütze, ein unterscheidendes Zeichen ihrer Würde.

Der Kopfputz ist das wichtigste Moment der Tracht; er ist für das Kostüm das, was das Haupt dem Körper ist, er macht den Charakter. Während mehrerer Jahrhunderte war der Kopfputz des Bürgers die Kappe, eine Art Plattmütze mit zwei ziemlich langen und verschiedenfarbigen, fast immer lebhaften Bändern geschmückt. Die Kunst bestand in der Art, diese Bänder um den Kopf zu wickeln. In späterer Zeit wurde nur eines dieser Bänder umgewickelt, das andere fiel auf das Gewand, dessen dunkele Schattirungen es erhöhte. Endlich befriedigte die altmodische Kappe nicht mehr die Gefallsucht des Bürgers; sie kam außer Gebrauch. Der Verfall der Kappe datirt sich von der Regierung Karl's V. von Frankreich, indessen verschwand sie nicht gänzlich, wie es die Geschichte der Bürgerkriege, welche das Ende der Regierung Karl's VI. mit Blut befleckten, beweist, und in welchen das St. Andreas-Kreuz auf der Kappe der Burgunder sie von den Armagnaken oder Bandes, also genannt wegen der Schärpe, welche sie trugen, auszeichnete.

Uebrigens wurde, trotz der Geringschätzung von Seiten des Bürgers, die Kappe von den Rechtsgelehrten adoptirt und von denselben gewissenhaft konservirt, anfangs in ihrer früheren Gestalt, sodann aus zweierlei Verzierungen bestehend; das Scheitelkäppchen der alten Kappe wurde zur Kappe des Doktors, Advokaten, Richters, und die Bänder der Kappe hingen von der Seite der Schulter herab. „Wie alle Dinge", sagt ein damals lebender Schriftsteller, „durch die Länge und Zeitfolge in Vergessenheit gerathen, so ist auch der Gebrauch dieser Kappe gänzlich verschwunden und ist nur unter den Hofleuten und den Magistern der Philosophie, welche noch ihre Chaperons auf den Schultern und die runden Mützen auf dem Kopfe tragen, geblieben."

Das Käppchen war im Allgemeinen von schwarzer Wolle; den Doktoren und Advokaten war auch die rothe Farbe gestattet. Bei öffentlichen Feierlichkeiten trugen die Advokaten ein rothes und mit Pelz besetztes Käppchen. Ein Rechtsspruch des Parlaments vom Sonnabend den 4. November 1514, welcher den Rang feststellte, den die Advokaten bei der Feierlichkeit des Einzugs der Königin einnehmen sollten, schrieb ihnen vor, sich im rothen und mit Pelz ausgeschlagenen Käppchen einzufinden.

Das Käppchen ward demnächst von allen Rechtsgelehrten, auf der Universität sowohl als im Justiz-Palaste, angenommen; da fiel es unter Franz I. einem Mützenmacher in der Straße des Cordeliers ein, mit dem Kopfputz eine Veränderung vorzunehmen. Dieser unschuldige Neuerer, Namens Patrouillet, hatte eine gute Anzahl Doktoren zur Kundschaft, sein Laden war weit und breit berühmt. Er erfand die viereckige Mütze als Nebenbuhlerin der runden; freilich war er weit entfernt, zu ahnen, daß seine Erfindung ein Apfel der Zwietracht, eine Fackel der Anarchie und des Bürgerkrieges werden würde.

Die Idee Patrouillet's konnte, wie jeder neue Gedanke, nur mühsam durchdringen. Endlich gelang es ihm, einige Advokaten und Doktoren für sich zu gewinnen; diese erschienen mit der neuen Mütze und erregten dadurch eine allgemeine Bewegung. Die Sorbonne und die Audienzen wurden den viereckigen Mützen untersagt: der Kanzler der Universität donnerte von der Kanzel gegen Patrouillet. Dies aber machte sein Glück. Die Verfolgung förderte, wie immer, die Proselytenmacherei. Die jungen Doktoren und Advokaten gingen mit besonderer Vorliebe mit der geächteten Mütze durch die Stadt spazieren. Die Wuth des Kanzlers der Universität veranlaßte eine Antwort der Vertheidiger der viereckigen Mützen, man diskutirte zuerst die Frage über bequem und unbequem; die Köpfe erhitzten sich, und bald theilte sich die Barre in zwei Lager, das eine mit der runden Mütze, das andere mit der viereckigen. Maskeraden von Studenten und Mützenmacher-Lehrlingen durchzogen die Straße des Cordeliers und die Borstadt St. Marceau, das Stadtviertel der Mützenmacher, indem jeder sein Symbol, auf Stöcken oder Pfeilen mit Windfahnen versehen, mit großer Gewaltige, für die Dissidenten-Partei beleidigende Inschriften emblematisch, aufpflanzte. Bei jedem Zusammentreffen gab es Handgemenge, Tumult und Schläge. Die Erbitterung war so groß, daß die Wache nicht hinreichend war, die Unordnungen zu unterdrücken. Blut floß in Strömen, und der Platz Pré-aux-Clercs sah jeden Tag einen Mörser der runden oder der viereckigen Mützen. Die Nacht selbst setzte den Feindseligkeiten nicht immer ein Ziel; jede Partei hatte ihre Weinschenken, welche eben so viele Kampfplätze wurden. Dieser Bürgerkrieg neuer Art dauerte mehrere Wochen, während welcher Zeit Diebstähle und Mordthaten auf eine furchtbare Weise sich vermehrten, weil die Verbrecher vor den Verfolgungen der Polizei, die jetzt andere Dinge zu thun hatte, sicher waren. Patrouillet's Erfindung hatte die Stadt in einen so aufgeregten Zustand versetzt, daß die strengsten Maßregeln nöthig geworden waren.

Um die Wiederkehr der nächtlichen Raufereien in den Weinschenken zu verhüten, verbot das Parlament „allen Weinschenkern und Gastwirthen, bei Strafe des Stranges, zur Nachtzeit Jemand bei sich sitzen zu lassen, noch irgend ein Trinken zu erlauben, sondern bloß bei Tage." Auch schärfte das Parlament bei körperlicher Züchtigung und willkührlicher Strafe „allen Chirurgen und Barbieren ein, die Vor- und Zunamen und Wohnungen der Leute aufzuschreiben, welche des Nachts verwundet würden und zu ihnen kämen."

Die Gereiztheit war jedoch zu groß, als daß man sie leicht hätte unterdrücken können. Man mußte sich vergleichen. Die Sorbonne und der Justiz-Palast waren gezwungen, das auf die Erfindung Patrouillet's gelegte Verbot aufzuheben und die Gleichheit der Mützen vor dem Gesetze zu proklamiren. Indessen verdrängte die viereckige Mütze das Käppchen nicht gänzlich, sondern konkurrirte nur damit. Die älteren Advokaten und Theologen, treu den überkommenen Gebräuchen und Gewohnheiten, hielten es mit dem Käppchen; doch der endliche Sieg blieb der viereckigen Mütze. Inzwischen erhielt durch eine Art von Vergleich, welcher der überwundenen Partei als Trost gewährt wurde, die Mütze Patrouillet's, trotz ihrer viereckigen Form, den Namen einer runden.

Genau genommen verdiente der Mützenmacher Patrouillet wenig Rühmens. Seine viereckige Mütze, welche durch die *jetzige Mütze* vortheilhaft ersetzt ist, war schwer und unansehnlich. Unter den vier Seiten jener niedrigen, nach oben erweiterten, auf vier abgerundete Ecken auslaufenden Mütze mußte das Gesicht eines alten Theologen oder eines Magisters der Philosophie einen grotesken Ausdruck erhalten, der den Widerstand, den sie fand, rechtfertigt. Uebrigens ärntete der Mützenmacher Patrouillet, welcher seine Rolle als Neuerer beinahe theuer hätte bezahlen müssen, hinreichend die Frucht seiner Erfindung; kein Mützenmacher der Straße des Cordeliers konnte mit ihm hinsichtlich der neuen Mütze, deren wahrhafter Vater er war, konkurriren; die Rechtsgelehrten strömten in seinen Laden, seine Mützen bedeckten die Köpfe der Mehrzahl jener Zeit, und das Glück lächelte ihm dergestalt zum Aerger seiner Genossen in der Mützenmacherei, daß er von der Frucht seiner Ersparniß in der Straße de la Savéterie ein sehr schönes Haus bauen ließ und von sich, indem er auf seinen Lorbeeren ruhte, mit Horaz sagen konnte: Exegi monumentum. (Le Droit.)

Mannigfaltiges.

— Bulwer und die Deutschen. Der neueste so eben in London erschienene Roman Edward Lytton Bulwer's heißt Ernest Maltravers, und das Deutsche Publikum hat sich dafür bei dem Verfasser ganz besonders zu bedanken. Bulwer hat nämlich diesen Roman dem Deutschen Volke gewidmet, und zwar nicht etwa des Inhalts wegen — dieser ist von ganz gewöhnlicher fashionabler Art, ja die Erzählung spielt nicht einmal in Deutschland — sondern aus reiner Dankbarkeit. Bulwer hat von der Verehrung erfahren, die das Deutsche Publikum für ihn hegt; er hat erfahren, daß mehrere seiner Novellen vier Mal ins Deutsche übersetzt worden; er hat erfahren, in Deutschland sey sein Name eine solche Autorität, daß man sich desselben sogar bediene, um Deutschen Produkten, die (wie die „Zeitgenossen") recht gut auf eigenen Füßen stehen könnten, ein größeres Publikum zu verschaffen, und aus Erkenntlichkeit für so unerwartete Auszeichnung widmet er den Deutschen seinen neuesten Roman. Wir geben hier einstweilen in möglichst treuer Uebersetzung die gar schmeichelhaften Worte der Widmung und denken auf das Buch selbst, das einem halben Dutzend Deutscher Uebersetzer ohnedies nicht entgehen wird, später noch zurückzukommen. Die Widmung lautet:

„Dem großen Deutschen Volke,
einer Nation von Denkern und Kritikern,
einem ausländischen, aber verwandten Publikum,
das so tiefen Urtheils, nachsichtig im Tadel, großmüthig
in der Anerkennung ist,
hat dieses Werk gewidmet
ein Englischer Schriftsteller."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Ämtern.

№ 122. Berlin, Mittwoch den 11. Oktober 1837.

Frankreich.

Napoleoniana.

Nach dem United-Service-Journal.

Ueber keinen Mann der neueren Zeit ist mehr geschrieben worden, als über Napoleon, und so verschieden die Gesinnungen waren, von denen dabei ausgegangen wurde, so entgegengesetzt und widersprechend sind auch die Nachrichten über ihn. Die Einen, von Dankbarkeit, Verehrung, persönlicher Anhänglichkeit und vor Allem von dem falschen Glanz verführt, der einen Helden umgiebt, sind ganz blind gegen seine Fehler, während die Anderen, ihn und seine Handlungen nur durch das falsche Medium des Vorurtheils und des Hasses beurtheilend, selbst diejenigen großen Eigenschaften leugnen, die ein unparteiischer Geschichtschreiber anzuerkennen gezwungen ist. Beide sind also von vorn herein gleich unfähig, jene ruhige, nüchterne Kritik zu üben, durch welche ihre Berichte allein einen historischen Werth bekommen können.

Gerade Napoleon hat mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen, ja vielleicht mehr als jeder andere merkwürdige Mann irgend eines Landes oder Zeitalters, dieser Verschiedenheit der Meinungen Spielraum gegeben; denn in seinem Charakter zeigte sich ein Gemisch von den allerentgegengesetztesten Eigenschaften, und es ist gewiß wahr, wenn man behauptet, daß wenige Männer so große Thaten ausgeführt und zugleich durch so ungeheure Fehler ihren Ruhm verdunkelt, wie er. Der Widerspruch also in den Urtheilen derer, die über ihn zu Gericht saßen, läßt sich nur durch die verschiedenen Stellungen erklären, die sie eingenommen; doch darf man auch nicht vergessen, daß die enthusiastischen Bewunderer Napoleon's ihr schmeichelndes Bild aus einer zu großen Entfernung gezeichnet haben, und daß sie, nicht zufrieden damit, seine Fehler zu bemänteln oder auf Rechnung der menschlichen Schwäche zu entschuldigen, sie ganz und gar zu verbergen oder zu leugnen versuchten. Um den blendenden Glanz ihres Idols zu vergrößern, haben sie sich bemüht, jeden Flecken, der seinen Ruhm entstellen könnte, zu entfernen, und keinen Anstand genommen, wirkliche Thatsachen zu verdrehen und die unleugbarste Gewißheit Lügen zu strafen. Dieses bestätigen die verschiedenen Memoiren über Napoleon, die seit vielen Jahren die Presse verlassen und die beinahe darauf berechnet scheinen, in Zukunft eine Quelle von Verlegenheiten und Schwierigkeiten für den unparteiischen Historiker zu werden, dessen Streben es ist, der Nachwelt die reine Wahrheit zu überliefern.

Ich habe die Absicht, durch eine klare Erzählung von Thatsachen, die sich fast unter meinen Augen ereignet und woran ich selbst Theil genommen habe, gewisse Behauptungen, die gegen alle Wahrheit und Wahrscheinlichkeit sind, zu widerlegen und die widersprechenden Zeugnisse zu vernichten, die sich im Auslande geltend gemacht haben.

Napoleon's Leben hat bekanntlich viele Nachstellungen erfahren, besonders zu der Zeit, da er die Kaiserliche Krone aufsetzte. Nur die Gewandtheit seines Kutschers war es, die ihn am 3. Januar vor der Höllen-Maschine rettete, und doch war er selbst so wenig auf seiner Hut, daß jeder entschlossene Mensch, der sein Leben daran setzte und seine Pläne geschickt anlegte, ihn ohne Schwierigkeit hätte ermorden können.

Erst der Vorfall, den ich jetzt erzählen will, erweckte seine eigene Furcht und bestimmte die Polizei, etwas entschiedenere Vorsichts-Maßregeln zu ergreifen. Der größte Feind Napoleon's gab bei seiner Verurtheilung, und kurz bevor er das Schaffot bestieg, folgende Erklärung: „Ich bin ein Gegner der jetzigen Regierung, aber kein Meuchelmörder; hätte ich Bonaparte's Tod gewollt, so boten sich mir verschiedene Gelegenheiten: unter anderen, als er einmal früh Morgens in den Gärten von St. Cloud spazieren ging. Er befand sich allein und an einer Stelle, die von dem Schlosse weit entfernt war. Ein alter Soldat mit einem hölzernen Bein ging vor ihm vorbei. Napoleon trat zu ihm und sprach mit ihm mehrere Minuten ohne das geringste Mißtrauen. In diesem Augenblick war sein Leben in meiner Gewalt! Ich war jener Veteran! Er war unbewaffnet, und ich trug einen Dolch und ein Paar Pistolen bei mir; aber ich war kein Mörder." Als man dies Bonaparte berichtete, so erinnerte er sich vollkommen dieses Vorfalls; jener Mensch war kein Anderer, als der berüchtigte George Cadoudal.

Bald darauf geschah es, daß der Theil des Gartens, der unmittelbar an den Palast gränzt, von dem übrigen Park durch eine Umzäunung abgesondert wurde, damit Napoleon spazieren gehen könne, ohne mit dem Publikum in Berührung zu kommen, und später wurde es auch die Terrasse, die an der Seite des Flusses nach den Tuilerieen hinführt; für Bonaparte selbst und seinen Hof blieb ein besonderer Zugang zu dem Flora-Pavillon durch eine unterirdische Passage.

Je mehr die Zahl der Mißvergnügten anwuchs, desto zahlreicher wurden auch die Vorsichts-Maßregeln für seine Sicherheit. Sie erreichten zuletzt eine solche Ausdehnung, daß fast kein Fremder sich ihm nähern durfte, außer natürlich bei den Revüen, wo er von den treusten seiner Anhänger umgeben war, die ihr Leben geopfert haben würden für seine Vertheidigung, und selbst bei solchen Gelegenheiten zog die kleinste verdächtige Bewegung die Verhaftung nach sich. Nichtsdestoweniger sind weit mehr Attentate gegen sein Leben angestellt worden, als die Welt erfahren hat; auch war es gewiß die beste Politik, sie zu verheimlichen, da die Kenntniß dieser beständigen Lebensgefahr des Kaisers in Frankreich wie in anderen Ländern einen höchst schädlichen Eindruck gemacht haben würde; dort hätte es allen Glauben an die Stabilität seiner Regierung untergraben, und der Welt wären die Augen geöffnet worden über die Loyalität und Anhänglichkeit, deren sich seine Regierung zu erfreuen schien. Ich werde bald Gelegenheit haben, von einigen dieser Verschwörungen spezieller zu reden.

Die Vorsichts-Maßregeln, die getroffen wurden, die Person Napoleon's in seinem Kaiserlichen Schloß zu beschützen, beschränkten sich darauf, die Annäherung jeder Person zu verhindern, deren Gesinnung und Zwecke man nicht kannte. Er war in jedem Augenblick von seinen Adjutanten und Stabs-Offizieren umgeben, die es in der That unmöglich machten, daß irgend ein feindlicher Versuch ihn daselbst erreichte; wenn aber der Kaiser reiste, so wurden die kleinlichen Anstalten zur Sicherung seiner Person so weit getrieben, daß ich keine Vorstellung davon hätte, wenn ich nicht selbst Zeuge gewesen und zur Theilnahme daran berufen worden wäre. Ich bitte den Leser, mir Glauben zu schenken, wenn ich mich bei jedem Umstand, den ich beschreibe, streng an die Thatsachen halte. Ich habe in der That keinen Grund, die Wahrheit zu umgehen, noch ist irgend etwas vorhanden, was mich von der Enthüllung derselben abhalten könnte, zumal da ich selbst die Maßregeln, die man zur Erhaltung des Kaisers ergriff, aufrichtig billigte. Er, der dem Tode so oft vor den Kanonenschlünden getrotzt, verdiente wahrhaftig nicht, durch den Dolch eines Mörders zu fallen.

Einige Monate nach der Geburt des Königs von Rom beschloß Napoleon, in Begleitung der Kaiserin Maria Louise eine Reise nach dem westlichen Frankreich zu machen. Beinahe einen Monat vorher bekamen die Präfekten der verschiedenen Departements die Anweisung, eine angemessene Aufnahme für die Kaiserlichen Herrschaften und ihr Gefolge, das aus hundert Personen bestand, vorzubereiten.

Ich machte damals gerade meine Lehrjahre in der Administration, und zwar als Privat-Secretair eines Präfekten. Mein Prinzipal hatte, bei vielen vortrefflichen Eigenschaften, etwas grobe Manieren und war wenig für die Gesellschaft geeignet. Der Gedanke, vor Napoleon erscheinen zu müssen und sich in das Höflings-Gedränge hineingeworfen zu sehen, war ihm ein unbegreiflicher Schrecken. Linkisch und verlegen, selbst in dem Besuchzimmer seines eigenen offiziellen Wohnhauses, wo er doch den höchsten Platz einnahm, war er kaum seiner Sinne mächtig bei dem Gedanken, von so vielen Prinzen, Herzögen und Ministern umgeben zu seyn; aber es erwartete ihn eine noch größere Angst. Der Mann war unverheirathet; reich war er auch nicht und seine Kleidung folglich nach der strengsten Oekonomie. Sein Hausgesinde bestand aus einem einzigen Diener und einem Koch, und mit Ausnahme von zwei Staatszimmern, in denen er Audienz zu geben pflegte und wo das Möbel wenigstens 30 bis 40 Jahre alt war, hatten die übrigen Geräthschaften des Hauses kaum einen Werth von 1000 Franken. Die Präfektur selbst war früher ein Palast der Herzöge von Gulse gewesen und seit länger als einem Jahrhundert nicht reparirt. Kein Wunder, wenn das Gebäude im Verfall und das Innere ganz kahl und vernachlässigt war.

Bei der Ankündigung jenes Kaiserlichen Besuchs durch den Staats-Secretair wurde zwischen dem Präfekten und mir ein großes Konzilium gehalten. Die Annäherung einer feindlichen Armee hätte meinen Prinzipal nicht ängstlicher und desorgter machen können — doch die Furcht half hier nichts. Es mußten alle nöthige Vorbereitungen getroffen werden, und ich wagte es also, ihm zu verstehen zu geben, daß es, da hier keine Zeit zu verlieren sey, am räthlichsten wäre, so schnell wie möglich alle Anstalten zu treffen. „Thun Sie weiter nichts, Herr Präfekt", fügte ich hinzu, „als sich auf Ihre amtlichen Pflichten beschränken, und stellen Sie nur 15,000 Franken zu meiner Disposition, so will ich dafür bürgen, daß Alles zu Ihrer Zufriedenheit geordnet seyn soll." Meine Versicherung gab ihm wieder etwas Muth. Er vergaß für einen Augenblick seine gewohnte Sparsamkeit, oder er ge-

wann vielmehr das Vertrauen, daß er für alle Ausgaben, denen er sich unterziehe, entschädigt werden würde, und hierin ist er auch nicht getäuscht worden.

Den folgenden Morgen waren 150 Arbeiter von verschiedenen Klassen beschäftigt, die Präfektur zu repariren und zu verschönern, und ich ließ für jetzt meine amtlichen Beschäftigungen im Stich, um als Direktor die Arbeiten zu beaufsichtigen.

Ich will über Einzelnheiten, die zwar an sich nicht ohne Interesse sind, aber meinem Gegenstande fern liegen, hinweggehen und nur bemerken, daß ich für den Palast (denn jetzt erst verdiente er diesen Namen) Möbel, Geschirr und anderes Geräth angeschafft hatte, dessen Werth sich wenigstens auf 8000 Pfd. (über 50,000 Thaler) belief. Es war von den angesehensten Bewohnern der Stadt geliehen, die mir bereitwillig mit aller möglichen Hülfe entgegenkamen. Man belehrte mich auch darüber, obgleich ich mich jetzt nicht mehr daran erinnere, wo die verschiedenen hohen Personen unterzubringen seyen; so viel aber weiß ich noch ganz genau, daß ich das schönste Möbel für die Zimmer der Kaiserin reservirte. Es wird sich zeigen, daß diese einleitenden Umstände deswegen so genau erzählt werden, damit sie meine Theilnahme an der Scene, die ich zu schildern im Begriff bin, erklären und man daraus ersehen könne, daß meine Erzählung nicht auf Hörensagen oder den Berichten Anderer beruht.

Vierzehn Tage ungefähr vor der Ankunft des Hofes langten zwei Offiziere des Kaiserlichen Hauses an, Herr Deschange und Herr Yongbloedt, blieben aber nur 24 Stunden in der Stadt. Wenn Napoleon auf Reisen war, so eilten ihm gewöhnlich Palast-Fourriere voran, welche die allgemeinen Befehle austheilten; diese wurden dann von den Maréchaux des logis ausgeführt, welche das Detail besorgten und die ganze Verantwortlichkeit trugen. Den letzten Tag vor der Ankunft des Kaisers machte der Oberkammerherr seine letzte Inspectionsrunde, um zu sehen, ob die Vorbereitungen alle vollendet und nichts vernachlässigt wäre, was zur Bequemlichkeit seines Herrn dienen konnte. Bei manchen Gelegenheiten jedoch und namentlich auf seinen Feldzügen mußten diese Formalitäten nothwendig wegfallen.

Da bei der Ankunft der Fourriere die Anstalten im Schlosse noch nicht sehr vorgerückt waren, wenigstens dem Aeußeren nach, so konnten sie nur wenig thun; eine Veränderung aber trafen sie doch. Ich hatte das Erdgeschoß für den Kaiser zurechtgemacht, als bequemer denn der erste Stock. Diese Ordnung ward umgestoßen wegen der vielen Fenster und Thüren, die nach dem Garten gingen, und sie entschieden, daß Napoleon in der oberen Zimmer-Reihe wohnen sollte, und bestimmten die untere für die Kaiserin. Diese Vorsicht fiel mir damals nicht besonders auf, doch sollte ich bald noch mehrere Maßregeln derselben Art wahrnehmen.

Als nach wenigen Tagen die beiden Maréchaux des logis, Herr von Ségur und der Baron de Canonville, in unserer Stadt anlangten, waren sie natürlich genöthigt, mich mit dem Geheimniß jener Vorsichts-Maßregeln, ihrem ganzen Umfange nach, bekannt zu machen.

Ihre erste Sorge war, jeden Winkel in Napoleon's Zimmer sorgfältig zu untersuchen; auch der Boden und das Getäfel wurden genau besichtigt und durchforscht. Das Zimmer hatte zwei Thüren: die eine führte in ein Vorzimmer, von wo aus man in den Audienzsaal kam, und hier mußten des Nachts zwei bis drei Offiziere wachen, während bei Tage mehrere Kammerherren und Huissiers anwesend waren; die zweite Thür führte in mehrere kleine Gemächer, die für die verschiedenen Kammerdiener, welche den Kaiser begleiteten, angewiesen waren. Unter diesen war auch der Mameluk Rustan, für den ein ähnliches Bett angeordnet war, wie für die übrigen, doch die Maréchaux des logis gaben den Befehl, es als überflüssig zu entfernen, da Rustan, sobald Napoleon zu Bett gehe, eine Matraze vor der Thür des Schlafgemachs hinbreite, auf der er angekleidet ruhe, mit den Waffen zur Seite. Von innen war auch ein starker Riegel an der Thür, den der Kaiser des Nachts vorschob und der nur von ihm selbst oder von einem aus seinem Gefolge, der durch eine andere Thür Zutritt hatte, geöffnet werden konnte, um seine Kammerdiener hereinzulassen.

Auf jeder Seite des Kamins im Schlafgemach war eine kleine Nische in der Mauer angebracht, wo man gewöhnlich die Lichter und Kerzen bewahrte. Diese Nischen waren ganz denen ähnlich, die man gewöhnlich in großen alten Gebäuden findet; auch konnte man sie wegen ihrer geringen Tiefe zu nichts Anderem brauchen. Zu einer von diesen war der Schlüssel schon längere Zeit verloren gegangen; der Marschall Duroc verlangte ihn und war sehr unzufrieden über sein Nichtvorhandenseyn, worauf ich bemerkte, daß die Nische gerade so groß sey, wie die auf der anderen Seite, und daß kaum eine Katze darin Platz hätte. „Un chat pourrait à peine s'y cacher", war mein Ausdruck; trotzdem wurde der strengste Befehl gegeben, auf der Stelle einen Riegel daran machen zu lassen.

Vor dem Palaste lag ein großer Hofraum, den eine alte gegen 30 Fuß hohe Mauer von der Straße trennte. Wenn dies von jeher einen sehr häßlichen Anblick von den Fenstern aus bot, so wurde dies durch den zerfallenen Zustand der Mauer noch gesteigert. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, kam ich auf den Gedanken, durch Verpflanzung von ungefähr hundert jungen Bäumen aus dem Walde die Mauer hinter diesen zu verstecken; und indem ich sie so aufstellte und durch eine Hecke hoher Ulmen von hinten unterstützte, gelang es mir richtig, die Mauer ganz und gar abzusperren, während die Masse des Laubwerks eine sehr angenehme Wirkung machte.

Kaum hatte der Marschall Duroc diese Bäume bemerkt, als er auf der Stelle den Befehl gab, sie fortzuschaffen. Vergebens stellte ich ihm den unangenehmen Anblick vor, den sie zu verbergen bestimmt waren, und wie jetzt keine Zeit mehr übrig sey zu irgend einer anderen Anordnung. Er wiederholte sein Gebot auf überaus heftige und entschiedene Weise, und ich eilte daher, sogleich mit den Herren von Ségur und Canonville zu sprechen, welche früher meinen Plan bewundert und gebilligt hatten. Sie kehrten mit mir zu dem Marschall zurück und brachten ihn endlich dahin, daß er meinen rideau de verdure stehen ließ.

Indem er jedoch dies zugab, traf er ganz besondere kräftige Maßregeln, um sein Gewissen zu beruhigen. Auf jeder Seite des Thores und zwischen der Mauer und der Ulmenhecke stellte er drei Reihen Schildwachen auf. Da nun die letztere in Form eines Bogens angelegt war, so konnte sich die erste von diesen Wachen buchstäblich nicht von der Stelle rühren; die zweite hatte einen Raum von ungefähr drei Fuß, in dem sie sich bewegen konnte, während die dritte, am äußersten Ende, nicht mehr als fünf bis sechs hatte. Sie standen gegen funfzehn Fuß von einander entfernt, waren alle aus der Kaiserlichen Garde, und zwar Männer von erprobter Treue, die also jeden Angriff auf Napoleon bei seiner Ankunft oder Abfahrt verhinderten.

Den Tag nach seiner Ankunft hielt der Kaiser eine Musterung der verschiedenen Autoritäten des Ortes, der geistlichen, der militairischen und der Civil-Behörden. Am Schluß derselben warteten die, welche dabei gewesen (gegen 150 Personen), auf dem Hof und an den Stufen beim Eingang des Schlosses, um den Kaiser zu Pferde steigen zu sehen, da er im Begriff war, das Rathhaus zu besuchen und sich die Stadt überhaupt anzusehen. Als Duroc dies bemerkte, hieß er sie alle in das Schloß zurückkehren, wo man sie in eine große Antichambre auf dem Erdgeschoß führte, deren Thüren und Fenster verschlossen waren. So war also, als Napoleon herunterkam, außer mir kein einziges Wesen in seiner Nähe, das nicht zu seinem Gefolge gehörte. Zwanzig Schritt von ihm plauderte ich mit Rustan und konnte nicht umhin, zu bemerken, daß der Kaiser mit großer Mühe zu Pferde stieg und etwas sehr steif auf dem Sattel saß. Wahrscheinlich wünschte man nicht, daß 150 Personen auf einmal diese Bemerkung machen sollten, oder man mochte auch fürchten, daß sich unter dieser Menge leicht ein Mörder verbergen könne. So viel ist gewiß, daß die Thüren der Antichambre, in welche jene Autoritäten alle mehr als eine Viertelstunde eingesperrt wurden, nicht eher geöffnet wurden, als bis sich Napoleon mit seinem Gefolge entfernt hatte. (Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die farbige Bevölkerung Louisiana's.

(Schluß.)

So viel von den Neger-Sklaven; wir haben nun der freien Farbigen zu gedenken, einer sehr zahlreichen Klasse, die durch hellere Gesichtsfarbe so wie an Bildung, Gesittung und Kenntnissen weit über den Schwarzen steht. Viele unter ihnen haben ein so weißes Gesicht, wie der reinste Kreole, aber das sühnt den Flecken der Abstammung nicht. Der Abscheu der Weißen, wo er an nichts Sichtbarem mehr haften kann, konzentrirt sich um so eigensinniger auf die Idee oder Präsumtion der unreinen Abkunft; von der anderen Seite *empfinden* die Neger einen Ekel und Widerwillen gegen die weißen oder halbweißen Mischlinge: „Schwarze und Weiße seyn Menschen", sagen sie, „aber Mulatten seyn Maulesel." So befinden sich denn die unglücklichen Farbigen in einer wahrhaft peinigenden Lage, von beiden Seiten zurückgestoßen, hier zur Theilnahme an der bürgerlichen Gemeinschaft nicht zugelassen, dort nicht als Brüder anerkannt, von jedem Amte, jeder öffentlichen Thätigkeit, jedem edlen und liberalen Beruf ausgeschlossen, wie Paria's angesehen und, wie die Juden in der alten Welt, auf Handel und Geldgeschäft als den einzigen Ausweg für ihre Thätigkeit verwiesen. Der ganze Strom der farbigen Bevölkerung hat sich, so zu sagen, auf das Feld der Industrie ergossen, sich sein Bett darin gegraben, es mit Schweiß und vieler Hände Arbeit befruchtet. Bei den Farbigen findet man in den südlichen Unionsstaaten die größten Reichthümer, sie sind die Kapitalisten, die Rothschilde Amerika's; aber mögen sie ihre Goldhaufen noch so hoch thürmen, den Kreolen stellt seine bloße Abkunft höher. Er behandelt sie, wie vormals die Französischen und Englischen Könige ihre Finanz-Juden; er gebt zu ihnen ins Haus, aber empfängt sie nicht bei sich; er läßt sich von ihnen zu Gaste bitten, aber zieht sie nicht an seinen Tisch; er verkehrt mit ihnen, aber nie wird er die Hand eines Farbigen fassen oder gar ihm die seinige reichen. Wenn ein Fremder, ein Europäer, sich über diese vom Stolze der weißen Race eingeführten Observanzen in seiner Unkunde oder Unbefangenheit hinwegsetzt, so schütteln die Kreolen unwillig und verwundert die Köpfe und flüstern dem Gaste ins Ohr: „Was machen Sie da? der Mensch ist ja ein Farbiger!" — Die Farbigen haben in jeder Stadt ihre besonderen Kaffeehäuser — in einem öffentlichen Lokal, das von Weißen besucht wird, dürfen sie sich überhaupt nicht sehen lassen — im Theater ihre besonderen Plätze, auf der Eisenbahn ihre besonderen Wagen. Wenn ihr bei einem Mulatten oder Mestizen zu Gaste seyd und Abends nach dem Diner, weil Ihr die Sitte des Landes nicht kennt oder eben nicht daran denkt, Eurem Wirthe den Vorschlag macht, ins Theater zu gehen, so wird er Euch bis an die Kasse begleiten und sich mit einer demüthigen Verbeugung empfehlen; er darf nicht mit Euch ins Parterre oder in die Loge, sondern er muß auf die Gallerie hinauf, die den Farbigen angewiesen ist. Oft habe ich mit schmerzlichem Erstaunen gefragt: Wie? diese Menschen sind der Mehrzahl nach gesittet, gebildet, reich an Fähigkeiten und Kenntnissen, und sie ertragen solchen Schimpf auch nur einen Tag, eine Stunde, eine Minute länger? Hängen sie so an dem Stiefvaterlande, daß sie lieber täglich die bitterste Demüthigung erdulden, als ihm den Rücken kehren und seinen Staub von den Füßen schütteln?

Dem weiblichen Geschlechte der Farbigen, von der Mulattin mit dem dunklen, kupferbraunen bis zur Tiereeronne mit dem hellen, weißen Teint, fällt ein anderes Loos der Herabwürdigung. Der größte Theil der zu Neu-Orleans überaus zahlreichen freien Frauenzimmer, von der verworfenen Lustdirne bis zur galanten Courtisane, gehört zu dieser Klasse. Die Rechte und Ehren einer Ehefrau gesteht der stolze Weiße

einer Farbigen nicht zu; dagegen findet man fast durchgängig uneheliche Verbindungen, die sehr häufig auf wahrer Zuneigung beruhen und nur durch den Mangel der kirchlichen und bürgerlichen Sanction, nicht an Innigkeit und Beständigkeit, von wahren Ehen zu unterscheiden sind. Die farbigen Mädchen und Frauen sind gefährliche Nebenbuhlerinnen der Weißen und machen ihnen Herz und Besitz der Verlobten und Männer streitig; für jene das Konkubinat, für diese die gesetzlich vollgültige Ehe, aber oft erweist sich das frei geschlungene Band fesselnder als das gesetzlich geknüpfte. Gegen das weiße Gesicht, den vornehmeren Stand der Kreolin setzt die Mestizin oder Quarteronne alle Lockungen der Zärtlichkeit, alle Gluth der Leidenschaft ein. Jene fühlt sich dem Manne gleich, ist hochmüthig, anspruchsvoll, oft launenhaft und versteht die Liebe des Gatten nicht zu gewinnen; diese ist demüthig, hingebend und, indem sie den Liebenden mit tausend Reizungen zu umstricken und an sich zu fesseln weiß, zugleich der geduldigsten Selbstverleugnung und Aufopferung fähig. Davon giebt oft das ganze Leben dieser farbigen Frauen den Beweis. Die als Jugendgeliebte den jungen, reichen, verschwenderisch genußsüchtigen Kreolen entzückt hat, dann vielleicht verschmäht, verlassen, oder um der vornehm geborenen, weißen Braut willen verstoßen worden ist, bewahrt ihm meistens eine treue Zuneigung und ist wohl noch in späten Lebensjahren seine Freundin, Trösterin und Pflegerin. Dies ist überhaupt im Charakter der farbigen Weiber ein ansprechender Zug, daß sie die sanftesten, geduldigsten, sorgsamsten und einsichtigsten Krankenwärterinnen sind; sie betrachten die Krankenpflege recht als ihren Beruf und sind mit vielen dem Amerikanischen Himmelsstrich eigenthümlichen Krankheiten und den Mitteln dagegen besser vertraut als mancher Arzt.

Was Schönheit betrifft, können die Mulattinnen, Mestizinnen und Quarteronnen sich zwar nicht durchgängig, aber doch häufig mit den weißen Mädchen und Frauen messen. Sie unterschieden sich in der Kopftracht; die Kreolin trägt den Französischen Hut, die Farbige vorzüglich gern den Spanischen Schleier oder die Mantille über dem bloßen Haar. Die Mulattinnen von niedrigem Stande winden, wie die Negerinnen, zum Putz ein buntes seidenes Tuch um den Kopf, das nach Art einer Haube etwas seitwärts auf dem Hinterkopfe sitzt und worunter sich ihr Gesicht mit dem dunklen, orangefarbenen Teint, den großen, schwarzen Augen und den lockenden, leuchtenden Augensternen recht reizend ausnimmt. Sie gefallen sich selbst außerordentlich in diesem Kopfputz, und man kann sie nicht bitterer demüthigen, ihnen kein größeres Herzeleid anthun, als ihnen dieses bunte Tuch abnehmen oder gar untersagen, wie wohl manchmal von einer unfreundlichen weißen Herrschaft geschieht. Die lebhaften, bebenden Mulattenmädchen nämlich, von zierlichem Wuchs und schalkhaftem Wesen, spielen zu Neu-Orleans die Rolle der Soubretten, und hier wie anderwärts mag die Dame oft auf die Soubrette eifersüchtig werden. Die Kreolinnen unter sich, wenn keine Zeugen zugegen sind, setzen gern vor dem Spiegel den koketten Kopfputz ihrer farbigen Nebenbuhlerinnen auf und ergötzen sich daran, wenn ein klares wohlgeformtes Engelsgesicht, von den bunten Falten verdeckt und bräunlich überschattet, ihnen aus dem Glase auf einmal mit der dämmernden, lauernden Miene eines neckischen Kobolds entgegenblickt.

Die unehelichen Verbindungen von Weißen mit Farbigen sind in Neu-Orleans so häufig und so in allgemeine Sitte übergegangen, daß man gar kein Hehl daraus macht, und daß die Gewohnheit ein eigenes Wort für diese Art des Zusammenlebens ausgeprägt hat. Man nennt es Placement; man sagt von einem jungen Weißen, er sey placirt, wenn er mit einer Farbigen in notorischem Konkubinat lebt. Uebrigens glaube man ja nicht, daß diese Sittenlosigkeit die ganze weibliche farbige Bevölkerung ergriffen hat. Als allgemeine Regel gilt, je dunkler die Farbe, desto größer die Verworfenheit, je weißer das Gesicht, desto reiner und sittlicher wird auch die Gesinnung. Es liegt hierin wieder ein Zeugniß für die moralische Superiorität der weißen Race über die schwarze. Zwischen Farbigen und Farbigen ist die Ehe gesetzlich erlaubt, sie erhält den kirchlichen Segen, und unter den zahlreichen farbigen Familien in Louisiana sind viele, die in ihrer Häuslichkeit ein musterhaftes Beispiel aller Tugenden geben. Nur der Kreole in seinem hochmüthigen Vorurtheil weigert ihnen die Anerkennung; er gönnt einem farbigen Weibe den Ehrentitel Madame oder Mistreß nicht; mag sie achtzig Jahre alt seyn, eine Schaar von Kindern und Enkeln um sich haben, er nennt sie doch nicht anders als Mademoiselle. Die Töchter der Farbigen finden bei großem Vermögen, sorgfältiger Erziehung und Bildung, großer Schönheit und ungetrübter Weiße der Haut gleichwohl keinen Freier, außer unter den in Neu-Orleans zahlreich zusammenströmenden Fremden. Und dabei leben diese armen Geschöpfe, weil sie den Fluch des auf ihrer Abstammung lastenden Vorurtheils kennen, in so beständiger Angst, daß sie gar nicht an die redlichen Absichten der Weißen glauben; sie schweben immer in Furcht, ob nicht bei Vollziehung ihrer Heirath, aus Versehen oder absichtlich, ein Formfehler begangen worden sey, der ihrem Manne das Recht geben würde, sie in fremdem Lande zu verstoßen. Erst nach längerem Aufenthalt in der neuen Heimath zerstreut sich diese Besorgniß und macht dem Gefühle des Glückes im Genusse der Freiheit und hauptsächlich der Gleichheit Platz, die für sie in ihrem Geburtslande nirgends vorhanden war, selbst in der Kirche, vor dem Angesichte des allmächtigen Gottes nicht. Denn auch hier sind die Farbigen auf entlegene, oft noch durch einen Vorhang abgesonderte Gallerieen verwiesen, oder es werden ihnen keine Bänke eingeräumt, und sie müssen vor den Augen der hochmüthigen Weißen auf dem bloßen Steinboden knieen.

Um endlich keinen Bestandtheil der Bevölkerung, die sich in Neu-Orleans und der Umgegend umtreibt, unerwähnt zu lassen, muß ich noch der Kribk-Indianer gedenken. Sie sind die Urbewohner und ersten Besitzer des Landes, aber von den vordringenden Amerikanern in die Savannen von Florida zurückgedrängt, und ihr Erscheinen in Neu-Orleans wird allmälig zu einer Seltenheit, die Aufsehen und Neugier erregt. Sie bringen hin und wieder Wildpret und Früchte in die Stadt zum Verkauf; dann sieht man sie in den Straßen auf und ab spazieren: kupferrothe Gesichter; das Haar glänzend schwarz, dicht und wild um Kopf und Wangen hängend, wie eine Mähne, von einem Paar großer, schwankender Federn überragt; um den Leib eine weiße oder buntfarbige Decke gewickelt, die bis auf das Knie hinabreicht; Nase und Ohrläppchen durchbohrt und mit schweren, bunten Steinen behangen, ähnlicher Schmuck an den Armen; die Beine vom Knie abwärts und die Füße nackt. Die Männer tragen ihre Waffen, Bogen und Flinte, die sie fast nie aus Händen legen; die Weiber haben einen kleinen Korb auf dem Rücken, und darin steckt, je nach Umständen, ihr jüngstes Kind, oder ihr Vorrath an Mais, das einzige Wirthschaftsbedürfniß, das sie auf ihren Wanderungen mit sich führen. Die Frau muß Alles schleppen, keinen Augenblick nimmt ihr der Mann die Last ab. Die Gesichter der armen Wilden sprechen große Gutmüthigkeit und Einfalt aus. Sie sind treffliche Bogenschützen; der Kreole macht sich häufig den Spaß, einen picayon (eine kleine Kupfermünze) funfzehn Schritt vor sie hinzulegen, der ihnen gehören soll, wenn sie ihn mit dem Pfeile treffen; fast durchgängig markirt die Spitze des Pfeiles genau den Mittelpunkt der winzigen Zielscheibe. Geldgierige Spekulanten sind auf den Einfall gerathen, die armen Natursöhne aus ihrer stillen, entlegenen Wildniß durch Lockung oder Gewalt zu entführen und sie in Amerikanischen und Europäischen Städten sehen zu lassen. Einige Tage vor meiner Abreise von Neu-Orleans hatte das Saint-Charles-Theater eine große Vorstellung angekündigt; der Anschlag besagte: „Heute werden die Seminolischen Krieger und die Kribk-Indianer, unsere Verbündete, mit ihren Anführern und ihren Squaws (Weibern), in großer glänzender Kriegestracht auf der Bühne erscheinen.“ Wirklich sah ich gegen Abend eine Art Fuhrwerk durch die Straßen rumpeln; darin saß eine ganze Sippschaft von Wilden, in ihrem höchsten Schmuck angethan, übereinandergepackt; man führte sie ins Theater, wo sie figuriren sollten. Ein schönes Fest für die armen Teufel! Der Leser erinnert sich dabei ohne Zweifel der unglücklichen Osagen, die sich in ihrer Leichtgläubigkeit und Einfalt von ein paar Seelenverkäufern in Europa herumschleppen und für Geld auf allen Bühnen und Jahrmarktsbuden zeigen ließen. Um keinen Preis hätte ich das Theater besuchen mögen! F. Gaillardet.

Bibliographie.

Statistics of the West. (Statistik der westlichen Staaten von Nord-Amerika zu Ende des Jahres 1836.) Von James Hall. Cincinnati.

First report of the geology of the State of Maine. (Ueber den mineralischen Reichthum des Staates Maine.) Von Dr. C. T. Jackson. Augusta.

The history of banks. (Geschichte der Banken.) Boston.

Elinor Fulton. — Ein Seitenstück der Erzählung: „Dreierlei Arten zu leben“, von derselben Verfasserin. Boston.

Three experiments in drinking. (Drei Epochen aus dem Leben eines Trunkenbolds.) Boston.

An argument for early temperance. (Aufforderung an die Jugend, sich frühzeitig an Mäßigkeit zu gewöhnen.) Von Professor E. Hitchcock. Boston.

Living on other people's means. (Geschichte des Simon Silver, der immer auf anderer Leute Kosten lebte.) Boston.

A glance at New-York. (New-York, wie es ist.) New-York.

Italien.

Die Universität Pavia.

Von Adr. Balbi.

Die Universität Pavia ist im Jahre 1363 durch den Oberherrn von Mailand, Galeazzo II., aus dem Hause Visconti, gegründet und somit eine der ältesten in Europa. Im 16ten und 17ten Jahrhundert behauptete sie einen ausgezeichneten Ruf und zählte den großen Galilei unter ihren Lehrern. Im 18ten Jahrhundert war sie sehr in Verfall gerathen, als Maria Theresia 1771 und Joseph II. 1788 sich ihrer annahmen und durch reiche Ausstattung, so wie durch Berufung und freigebige Besoldung ausgezeichneter Gelehrten, ihren Glanz wiederherstellten. Zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts rühmte die Universität sich solcher Männer wie Tissot, Joseph Frank, die beiden Fontana, Borsieri, Scarpa, Spallanzani, Volta, Mascheroni, Tamburini u. A. m., und stand in gleichem Range mit den vorzüglichsten Europa's. So unersetzlich der Verlust ist, welchen die Anstalt durch den Tod aller jener Lehrer erlitten hat, so ist sie doch weit entfernt, sich in einem so gesunkenen, dürftigen und verwahrlosten Zustande zu befinden, wie dies neuerlich ein Französischer Reisender hat glauben machen wollen. Wir können auf die unbegründeten Behauptungen und Redensarten der Ausländer nicht besser antworten, als durch Thatsachen, zu deren Kenntniß wir vor kurzem bei unserem Aufenthalte in der Lombardei und bei dem Besuche der Universität Pavia, ihrer Anstalten, Sammlungen und ihrer Bibliothek gelangt sind. Diese Angaben dürften größtentheils noch nicht öffentlich bekannt seyn, und sie werden den besten Beweis für die fortdauernde Blüthe der Hochschule in der alten „thurmgekrönten“ Hauptstadt des Longobarden-Reiches geben.

Die Auditorien, Sammlungen und Museen befinden sich in einem palastähnlichen, von Maria Theresia und Joseph II. errichteten Gebäude, welches mehrere große Höfe mit Säulengängen einschließt. Der verstorbene Kaiser Franz hat einen ganzen Flügel anbauen lassen, worin sich die Universitäts-Kanzlei, ein großes chemisches Laboratorium und Theater und ein geräumiger, amphitheatralischer Hörsaal für mathematisch-physikalische Vorlesungen befindet. Auch der Raum der Bibliothek ist durch zwei neue Säle vergrößert worden, und überdies hat Kaiser

Franz 17 Lehrstühle in den verschiedenen Fakultäten theils wieder hergestellt, theils neu errichtet. Die Universität hat nämlich 3 Fakultäten: eine für Jurisprudenz und Staatswissenschaft, eine für Medizin, Chirurgie und Pharmazie und eine für Mathematik und Naturwissenschaften. Aus folgender kleiner Tabelle, wobei die drei letzten Jahre des Königreiches Italien, 1812 bis 1814, und die drei letztvergangenen unter Oesterreichischer Herrschaft, 1834 bis 1836, einander zur Vergleichung gegenübergestellt sind, ergiebt sich, daß die Universität jetzt 11 Professoren mehr zählt als damals. Es hatte nämlich:

die juristische Fakultät . . .	(1812—14)	6 Prof.,	(1834—36)	8 Prof.
die medizinische	"	11 "	"	15 "
die physikalisch-mathematische	"	9 "	"	14 "
		26 Prof.		37 Prof.

Wir wollen in aller Kürze die mit der Universität verbundenen Anstalten erwähnen. Zuvörderst das physikalische Kabinet. Der Anfang dazu wurde 1771 gemacht, Volta hat es außerordentlich vermehrt, und man könnte es die Geburtsstätte der Entdeckungen nennen, wodurch dieser scharfsinnige Geist ein ganz neues Gebiet der Physik erschlossen und den Anstoß zu einer wahren Revolution in der Chemie und in allen Zweigen der Naturwissenschaft gegeben hat. Volta's würdiger Nachfolger, Configliacchi, hat dem Kabinet die größte Sorgfalt gewidmet und in Verbindung damit eine kleine Sternwarte nebst einem meteorologischen Observatorium angelegt. — Das hydrometrische Kabinet, von dem berühmten Brunacci zur Zeit des Königreiches Italien gegründet, gegenwärtig vermehrt und vervollständigt unter Leitung des Professors Bordoni, der als einer der größten Mathematiker Europas anerkannt ist. — Das naturhistorische Museum, eines der reichsten und schönsten, die existiren. Sein Ruhm schreibt sich schon von Spallanzani's Zeiten her; der gegenwärtige Direktor ist Professor Zandrini, bekannt durch seinen gelehrten naturhistorischen Kommentar über Flemming's Reisebeschreibung. Die Stücke, welche in dieser Sammlung die größte Bewunderung erregen, sind: ein Tiger, wie er aus dem Hinterhalte zum Sprunge auf seine Beute ansetzt, eine Löwin in ausgestreckter Lage und ein Hase. Diese drei hat der Kustos des Museums, Dr. Mauro Rusconi, nach einer eigenen von ihm erfundenen Methode ausgestopft, wobei es möglich ist, die Gestalt und Größe des Thieres, die Form und das Verhältniß der Theile bis in die kleinsten Einzelnheiten der Bildung treuer und genauer nach dem Leben darzustellen, als bei dem bisher üblichen Verfahren. Es macht einen Unterschied, ob man bloß das vollgestopfte Fell eines Thieres sieht, oder seine wirkliche Figur. Bei der hergebrachten Weise des Ausstopfens ist es nicht zu vermeiden, daß die Thiere entstellt, unförmlich und namentlich länger als in der Wirklichkeit ausfallen. Den Grund hat unser Freund, Herr Desendente Sacchi, richtig angegeben: im natürlichen Zustande nämlich liegt die Haut keineswegs straff über den Knochen und Eingeweiden, sondern sie bildet eine bequeme, vollkommene Hülle, sie hat Falten, sie läßt sich strecken, zusammenziehen, schütteln und verschieben; wird sie nun vom Körper abgezogen und so lange ausgefüllt, bis jede Sinuosität, jede Falte verstrichen und geglättet ist, so müssen Form und Dimension unrichtig werden. Diese Erfindung des Dr. Rusconi dürfte dem zoologischen Kabinet zu Pavia einen Vorzug vor vielen anderen sichern. — Das anatomische Museum, von Rezia gegründet, von 1783 an durch den berühmten Scarpa beträchtlich vermehrt, verdankt seine außerordentliche Bereicherung in neuerer Zeit dem trefflichen Professor Panizza, einem der größten jetzt lebenden Anatomen. Ueber 500 Nummern sind unter seiner Direction bereits hinzugekommen, darunter eine große Anzahl der künstlichsten Präparate, ganze menschliche Körper vollkommen wohl erhalten, einbalsamirt und bis in die kleinsten Theile und Gefäße trocken injicirt. Damit verbunden ist ein Kabinet für pathologische Anatomie, wozu Peter Frank den Anfang gemacht hat. Es ist in allmäliger, fortwährender Vermehrung begriffen; denn so oft sich bei einem Leichenbefund in den mit der Universität verbundenen Kliniken ein merkwürdiger Fall von Mißbildung oder krankhafter Ausartung eines Organs ergiebt, giebt er in diese Sammlung über. Ihr gegenwärtiger Aufseher ist Professor Cornegliani. Ein besonderes Kabinet für komparative Anatomie wurde auf Anordnung des Kaisers Joseph II. durch Previciani angelegt. — Den botanischen Garten hat in jüngster Zeit Professor Moretti, ein großer Botaniker und Agronom, in ganz neue Ordnung nach dem natürlichen System gebracht. Auch ein agronomischer Garten ist vorhanden, wo mit allen neuen Erfindungen für den Feld- und Gartenbau Versuche angestellt werden.

Die Bibliothek ist sehr bedeutend. Den Grund dazu legte 1772 die Kaiserin Maria Theresia durch den Ankauf der Haller'schen Bibliothek und mehrerer anderer Sammlungen aus Wien und Mailand. Der jetzige Bibliothekar, Professor Lasranchi, besitzt umfassende Gelehrsamkeit im bibliographischen Fache und nimmt sich der Anstalt mit großer Sorgfalt und Liebe an. Er hat in diesen letzten Jahren, mit unsäglicher Arbeit und Geduld, die ganze Bibliothek neu geordnet und neue Kataloge nach den wissenschaftlichen Fächern bearbeitet. Er hat ferner in einer vergessenen Kammer eine Anzahl von Manuskripten aufgefunden, großentheils handschriftliche Werke früherer Professoren der Universität, so daß dieselbe jetzt einen kleinen Schatz von Autographen hörer berühmten Männer besitzt; daran schließt sich eine Sammlung alter von Lehrern der Hochschule herrührenden größeren und kleineren Werke, Vorlesungen, Abhandlungen und sonstiger Schriften, gedruckter sowohl als ungedruckter. Die Bibliothek bezieht eine jährliche Dotation von 2000 Gulden; von Allem, was im Lombardischen Gubernium im Druck erscheint, muß ein Exemplar gratis an sie abgegeben werden. Es wäre zu wünschen, daß ihr ein gleiches Recht, wo nicht für den ganzen Kaiserstaat, doch mindestens noch für das benachbarte Venetianische Gubernium zustände. Durch zahlreiche Erwerbungen unter der Italiänischen und Oesterreichischen Regierung und durch mehrfache bedeutende Geschenke, dergleichen ihr noch in jüngster Zeit von Kaiser Franz I., von dem regierenden Großherzog von Toskana und von Sr. K. H. dem Erzherzog-Vicekönig zu Theil geworden sind, beläuft sich die Bibliothek gegenwärtig auf ungefähr 80,000 Druckbände und 120 Manuskripte. Der jährliche Zuwachs beträgt durchschnittlich über tausend Bände; denn die Zahl der angekauften allein belief sich im Jahre 1834 auf 700, 1835 auf 900 und 1836 noch etwas höher. Im Fache der mathematischen und Natur-Wissenschaften gehört die Bibliothek ohne Zweifel zu den auserlesensten in Europa; es fehlt ihr keines der wichtigen Werke, die bis auf die neueste Zeit erschienen sind; namentlich besitzt sie die Abhandlungen und Memoiren aller irgend bedeutenden Europäischen Akademieen in großer Vollständigkeit.

Da wir die Dotation der Universität erwähnt haben, so wollen wir hier nur die Summen angeben, welche die Oesterreichische Regierung während der letzten drei Jahre für die mit der Universität verbundenen Anstalten bewilligt hat. Mit drei dividirt, geben die Zahlen den durchschnittlichen Jahresbetrag einer jeden Rubrik.

Für das agronomische Institut	3,600	Lire austr.
" die Anatomie und das anatomische Museum .	4,639	" "
" das Kabinet chirurgischer Instrumente	1,325	" "
" die Bibliothek	18,000	" "
" die chemischen u. pharmaceutischen Laboratorien	4,376	" "
" das physikalische Kabinet	3,600	" "
" den botanischen Garten	8,453	" "
" das naturhistorische Museum	4,503	" "

Den blühenden Stand und die Frequenz der Universität mögen folgende Uebersicht von der Zahl der Studirenden beweisen, wobei nämlich das Italiänische Triennium 1812—14 dem Oesterreichischen 1834—36 zur Vergleichung gegenübergestellt ist.

	1812.	1813.	1814.	1834.	1835.	1836.
In der juristischen Fakultät . .	195.	253.	207.	413.	417.	451.
" " medizinischen	281.	243.	234.	604.	632.	641.
" " mathem.-physikalischen .	153.	207.	144.	339.	342.	354.
	629.	703.	585.	1356.	1391.	1449.

Es ergiebt sich daraus, daß die Frequenz von Jahr zu Jahr wächst, und daß sie sich, gegen die Jahre 1812—14 gehalten, mehr als verdoppelt hat.

Ueber die Benutzung der Bibliothek in den drei letzten Universitäts-Jahren giebt nachstehende kleine Tabelle Aufweis.

Universitäts-Jahr.	Gesammtzahl der Leser.	Darunter besonders: für medizinische ꝛc.	für litterarische Werke.
1833—34	17,662	5,860	3,893
1834—35	19,710	8,269	2,527
1835—36	24,380	8,956	3,974

Die Zahlen sprechen für sich und zeigen aufs deutlichste, in welchem Maße der Sinn und Eifer für wissenschaftliche Beschäftigung zunimmt. Noch erfreulicher ist die Wahrnehmung, daß die Studirenden in der freien Zeit, die ihnen von den täglichen Vorlesungen übrig bleibt, zugleich die fleißigsten Besucher der Bibliothek sind. Wenn trotz dem Allen reisende Ausländer behaupten wollen, die Universität Pavia liege danieder und sey nahe daran, den Geist aufzugeben, so läßt sich darauf nichts sagen, als daß diese Herren bei ihrem eiligen Durchfluge nicht Zeit oder auch nicht Lust gehabt haben mögen, sich mit eigenen Augen um die Wahrheit zu bekümmern. Ständen uns ähnliche Data, wie sie hier angegeben, in Betreff der berühmtesten fremden Universitäten zu Gebote*), so würden wir daran gern eine Vergleichung knüpfen, bei welcher, hoffen wir, unsere wissenschaftlichen Institute und die studirende Jugend Italiens nicht im Nachtheil stehen würden.

Mannigfaltiges.

— **Mittheilungen aus Spanien.** Unter diesem Titel ist kürzlich in Aschaffenburg das erste Heft einer Sammlung Spanischer Miscellen erschienen, die Herr J. B. von Pfeilschifter über Land und Volk, Wissenschaft und Kunst, die jetzige politische Umwälzung und den Krieg nach Spanischen Aktenstücken und Zeitschriften gesammelt und herausgegeben hat. Wir hätten kaum geglaubt, daß namentlich die letzteren, die wir theilweise auch aus eigener Anschauung kennen, so vielen Stoff zu Auszügen über die verschiedensten Dinge jetzt darbieten; denn meistens sind ihre Kolumnen voll von jenem politischen Guerillakriege, der in der Literatur noch resultatloser als im Felde ist. Dem Herausgeber ist es jedoch gelungen, nicht bloß über den Charakter der Kriegführung und über den Stand beider Parteien in Spanien manche neue statistische Notizen aufzufinden, sondern auch Uebersichten der Tages-Literatur, Proben der neuesten Poesieen und allerlei charakteristische Aufsätze aus Spanischen Blättern mitzutheilen. Eine gewisse Hinneigung zur Sache des Don Carlos blickt zwar hier und dort in den Auszügen durch, doch ist andererseits auch die in allen Berichten über Wissenschaft und Literatur unbedingt nothwendige Unparteilichkeit auf lobenswerthe Weise beobachtet, und so können diese Hefte, wenn sie fortgesetzt werden, ein interessanter Wegweiser im heutigen Spanien werden.

*) Ist es denn in Italien so schwer, sich Kunde von den Deutschen Universitäten zu verschaffen? An der Belehrung, die Herr Baldi zu wünschen scheint, fehlt es die Deutschen Zeitungen Jahr aus Jahr ein nicht.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Freitag den 13. Oktober 1837.

England.

Schottland's Geschichte, von Tytler. *)

Die frühere Geschichte Schottlands trägt in mancher Hinsicht ein Gepräge, welches sie unverkennbar von der Geschichte Englands unterscheidet. In der letzteren, selbst in den ungeordnetsten Perioden, lassen sich Spuren von anerkannten Gesetzen über Erbfolge, Regierungsform und Verantwortlichkeit der Herrscher nachweisen, die, je nach den persönlichen Eigenschaften dessen, der den Scepter führte, größeren oder kleineren Abänderungen unterworfen waren. Ferner stellt sich früh jener Widerstand des Adels heraus, der bald die Vorrechte der Krone zu schmälern, bald das wachsende Gewicht des Einflusses seiner Untergebenen zu unterdrücken sucht, während der Bürgerstand das Ziel seiner Unabhängigkeit fest ins Auge faßt und mit entschlossenem Schritte die Entwickelung seiner späteren Freiheiten vorbereitet. Daher finden wir bei allen Revolutionen Englands und bei allem Wechsel der Verfassung jene bestimmte Richtung, in der man die folgenden Begebenheiten als fast unvermeidlich voraussehen kann. So ist es nicht in der Geschichte Schottlands. So hervorragend durch Königliche Tugenden auch viele seiner Herrscher seyn mögen, so ritterlich auch sich die Barone, so freisinnig und vaterlandsliebend die Masse seiner Einwohner sich zeigen: so sind doch die Jahrbücher dieser Nation mit Thatsachen bezeichnet, welche aller Philosophie und aller Wahrscheinlichkeit Hohn sprechen, und welche abwechselnd zur höchsten Achtung und zur tiefsten Verachtung gegen Herrscher und Unterthanen auffordern. Die Schottische Geschichte bietet jedenfalls ein weniger lehrreiches Feld als die Englische, aber sie ist deshalb nicht weniger interessant; und gerade der Umstand, durch den sie in den Augen des Philosophen verliert, empfiehlt sie demjenigen, der für das Romantische Sinn hat.

Das bekannte „pervervidum ingenium Scottorum" ist eben so erkennbar bei den Schriftstellern dieses Volkes, wie bei seinen Kriegern. Die Fabeln, welche die Blätter aller Schottischen Schriftsteller, von Fordun bis auf Buchanan herab, entstellen, entsprangen aus einem falschen Streben, das Alter und die Wichtigkeit der Nation zu verherrlichen. Anfangs ging dieses Streben mit einer bestimmten politischen Absicht Hand in Hand. Als nämlich Eduard I. von England erbliche Ansprüche auf den Schottischen Thron geltend machte, suchte man wahrscheinlich durch die angebliche Geschichte einer uralten selbstständigen Dynastie die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu bekämpfen. Aber der bestimmte Zweck hatte längst aufgehört, während das falsche Streben noch fortdauerte. Die Schottischen Historiker hielten erst dann ihre Pflichten als Patrioten und loyale Unterthanen für erfüllt, wenn sie recht viel von den Thaten ihres Achaius und den Schriften ihres Berecmundus erzählten. Daher ist die Geschichte Schottlands im Allgemeinen noch so dunkel und im Einzelnen oft in eine fast undurchdringliche Finsterniß gehüllt; und sie aus dieser Lage zu reißen, kann nur die Aufgabe eines Mannes seyn, der mit dem klarsten Urtheile den redlichsten Eifer für die Sache verbindet.

Unter den früheren Forschern auf diesem verwilderten Boden glänzt Sir David Dalrymple hervor, der besser unter dem Namen Lord Hailes bekannt ist. Seine „Annalen Schottlands von der Zeit Malcolm Canmore's bis zur Thronbesteigung des Hauses Stuart" tragen durchgehends Merkmale eines mächtigen Geistes, der mit Schärfe und Tiefe in die Begebenheiten dringt, um aus ihren Erscheinungen und Wirkungen auf ihre Triebfedern zu schließen, und der die anscheinend unbedeutenden Vorgänge zu wichtigen Schlüssen zu gebrauchen versteht. Als Lord Hailes mit seinen Annalen auftrat, war in der historischen Literatur Schottlands große Ebbe. Bücher, wie die von Duff, Maitland und Guthrie, wurden gelesen, immer angeführt und vom Publikum für genügend gehalten; die Legenden des Boethius und Buchanan's nahm man für unbestreitbare Wahrheiten hin; die Autorität des blinden Harry war entscheidend, und von einem Ende des Landes bis zum anderen fanden sich Wenige, die zu zweifeln wagten, daß Fergus I. 318 Jahre vor unserer Zeitrechnung den Thron bestiegen, oder daß Kaledonien die Zuflucht für klassische Gelehrsamkeit wurde, nachdem Rom durch Attila geplündert ward. Die Erscheinung der „Annals of Scotland" brachte eine heilsame Revolution in diesem Gebiete hervor. Zum ersten Male sah man aus zuverlässigen Quellen schöpfen; Staatsschriften und authentische Historiker wurden zu Rathe gezogen, alle Zeugnisse geprüft und gesammelt, Widersprüche in den Nachrichten genau untersucht und so die langverborgene Wahrheit gelüftet. Doch neben den großen Vorzügen der Annals, die so viel Lob verdienen, findet auch die Gerechtigkeit des Tadels Manches zu thun. Eine große Unvollkommenheit liegt in der Form des Werkes, dessen Stil geziert, unzusammenhängend und ohne Haltung ist. Dem Lord war es mehr um ungewöhnliche Ausdrücke, als um Eleganz zu thun; die Lust, etwas Weißendes, Epigrammatisches zu sagen, zeigt sich öfter, als es dem Leser von gutem Geschmacke lieb ist, und die unedle Bemühung, die Thaten und Absichten seiner Landsleute zu verkleinern, geht viel weiter, als die Gesetze der Unparteilichkeit gestatten.

Pinkerton, in seiner „Geschichte Schottlands von der Thronbesteigung der Stuarts bis auf Maria", steht, was Untersuchung anbelangt, vielleicht über Hailes, aber unter ihm in Urtheil und Penetrationsgabe. Seine Fakta sind daher werthvoller als seine Betrachtungen. Es ist im Ganzen ein Werk, das Achtung verdient und sie bis zur Zeit, wo Tytler hervortrat, auch wirklich genoß.

Die Regierung der Königin Maria und ein Theil der ihres unwürdigen Sohnes und Nachfolgers ist mit Eleganz und Geschicklichkeit von Robertson bearbeitet worden. Das gesunde Urtheil über den Gegenstand, die Klarheit der Anordnung und der herrliche Stil, welche dieses Buch zieren, werden es immer zum Lieblingsbuch in diesem Fache machen. Und dennoch muß es mit Vorsicht gelesen werden. Robertson erfreute sich nicht des Zugangs zu jenen Quellen der Belehrung, aus denen allein eine solche Geschichte geschöpft werden kann, und er mußte sich zu häufig mit den dürftigen Materialien Anderson's und Goodall's begnügen. Die Entfernung seines Wohnsitzes von London versagte ihm die Benutzung der reichen Schätze des British Museum und des State-Paper Office, wodurch manche seiner Ansichten geändert und manche seiner Irrthümer vermieden worden wären. Diesen Mangel konnten ihm die unverdauten Sammlungen des Bischofs Keith und selbst seine scharfsinnige Konjektural-Kritik nicht ersetzen.

Die bisher erwähnten Schriftsteller haben sich jeder an einzelnen Perioden versucht; erst Herrn Tytler war es vorbehalten, mit seinem Fleiße die allgemeine Geschichte Schottlands zu umfassen. Sein Werk, dessen Anfang seit zehn Jahren dem Publikum vorliegt, nähert sich seiner Beendigung. Es ist mit Aufrichtigkeit, Mäßigung, Urtheil und unter den günstigsten Verhältnissen abgefaßt; und der kürzlich erschienene sechste Band giebt von neuem die Ueberzeugung, daß die Bestandtheile des ganzen Werkes die Frucht des Studiums beglaubigter Dokumente sind, die noch von keinem Historiker bis jetzt angeführt worden. Seit Hailes, Pinkerton und Robertson sind viele wichtige Quellen entdeckt worden und theils durch die Presse allgemein, oder durch die Liberalität der Privatbesitzer leichter zugänglich; und diese Materialien haben früher anerkannte Autoritäten nothwendig auf einen untergeordneten Grad von Wichtigkeit herabgesetzt.

Der Verfasser spricht sich in der Vorrede zu seinem 6ten Band über diese Fundgruben selbst folgendermaßen aus: „Dieser Band umfaßt den Zeitraum von der Ermordung des Kardinals Beaton im Jahre 1546 bis zur Verheirathung der Königin Maria von Schottland mit Henry Lord Darnley im Jahre 1565. Der Zeit nach ist dieses nur ein kurzer Abschnitt, aber er ist fruchtbar an Thatsachen von höchster Wichtigkeit in ihren Folgen. Schon die Reformation allein macht diesen Zeitraum merkwürdig, ohne an die schrecklichen Kämpfe im Innern, an die Invasion des Protektors Somerset, an den Krieg Englands mit den vereinten Kräften Frankreichs und Schottlands und andere bedeutsame Ereignisse erinnern zu müssen. Die mit dieser Periode in mehr unmittelbarer Verbindung stehende Geschichte der Regentschaft der Maria von Lothringen, die schlaue und rücksichtslose Politik Elisabeths und Cecil's, die Verschwörungen der Guisen und die Selbstsucht und Käuflichkeit des Schottischen Adels hat der Verfasser mit größerer Ausführlichkeit als seine Vorgänger bearbeitet. Ihm standen zu diesem Zwecke Handschriften zu Gebote, die größtentheils noch unbenutzt waren. Sie bestehen hauptsächlich aus Originalbriefen von Knox, Cecil, Elisabeth, Maria, Murray, Randolph, Letbington, Throckmorton und vieler anderer in diesen verworrenen Zeiten einflußreichen Personen. Der Gelehrte, der mit den verdienstvollen Arbeiten früherer Geschichtsforscher vertraut ist, wird sehen, daß das Studium dieser handschriftlichen Schätze den Verfasser in den Stand gesetzt hat, einen Theil der Schottischen Geschichte der Dunkelheit und dem Spiele der Hypothesen zu entreißen und zur Wahrheit zurückzuführen."

Statt Lob oder Tadel über unseren Verfasser auszusprechen, halten wir es für besser und für redlicher, wenn wir einen Theil seiner Arbeit hervorheben, der sich über die schwierigsten Stellen seines Gegenstandes erstreckt. Wir wählen hierzu das Beispiel, wie unser Verfasser die Geschichte des Wallace behandelt hat.

*) The history of Scotland. — By Patrick Fraser Tytler. Edinburgh, Vol. I. 1828 — Vol. VI. 1837.

Ueber keine historische Person sind die Stimmen der Geschichtschreiber mehr getheilt, als über Wallace. Hören wir Carte, Lord Hailes, Lingard und mehrere Andere, so war Wallace ein Individuum, dessen Talente, Verdienste und Thaten von seinen Landsleuten fabelhaft übertrieben worden sind. Stillschweigend stimmten sie in Bezeichnungen ein, welche die früheren Englischen Historiker sich gegen Wallace erlaubten, z. B. „Latro publicus et homicida." Gerade so machten es die Römischen Geschichtschreiber, und zwar die besten, mit dem hochherzigen tapferen Patrioten Viriathus, der, weil er sein Vaterland lange gegen die feilen Römer glücklich vertheidigt, und weil sie ihn nur durch niederträchtigen Verrath bezwingen konnten, von ihnen „Räuber und Mörder" gescholten wurde. Im Widerspruch mit diesen Liebhabern der Paradoxen steht die Meinung der ganzen Schottischen Nation, die hier durch Herrn Tytler repräsentirt wird. In ihren Augen ist er der Befreier seines Landes vom Joche der Engländer; sie bewundern seine Tapferkeit, seinen militairischen Geist, mit dem er sich eine Armee gesammelt und mit welcher er, ehe sie noch zahlreich und geübt war, die an Zahl und Uebung überlegenen Engländer wiederholt besiegte; sie sprechen mit gleicher Begeisterung von der großen Klugheit, mit welcher er eine Zeit lang die unter sich immer uneinigen Schotten, ihre häuslichen Kämpfe einzustellen vermochte, und rühmen endlich die Seelenstärke, mit der er sein Mißgeschick und seinen Tod auf dem Schaffotte ertrug.

Die Natur scheint die Vereinigung der Königreiche England und Schottland unter einem Oberhaupte bestimmt zu haben. Nur durch einen kleinen Fluß sind sie von einander getrennt, dagegen sind beide von der übrigen Welt gemeinschaftlich durch das große Weltmeer gesondert. Die Bewohner beider Länder sind durch Abkunft, Gesetze und Sprache verwandt, und ein Krieg zwischen ihnen ist demnach ein Bürgerkrieg, der zum Nachtheil beider Partheien geführt wird. England, das reichere und mächtigere, vergeudete Gut und Blut seiner Einwohner in den Versuchen, ausgedehnte Ländertheile in Frankreich zu behaupten und zu erobern; Versuche, die, wenn sie von Erfolg gekrönt worden wären, das Mutterland zu einer Provinz der neuen Staaten gemacht hätten. Die Normandie, Guienne, Anjou, Touraine, Poitou, Maine, Auvergne, Perigord, Angoumois, Limousin und die Bretagne gehörten zu einer Zeit England. Diese weitausgedehnten Länder konnten nur durch ungeheure Opfer von Seiten Englands erhalten werden. Hätten aber Eduard III. und Heinrich V. nur einen Theil dieser Opfer dazu benutzt, Irland und Schottland mit der Krone zu vereinen, so würden sie mehr Achtung bei der Nachwelt in Anspruch nehmen können, als sie jetzt haben, weil sie die Helden von Cressy und Agincourt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Affectation.

So wollte Sheridan eines seiner Lustspiele benennen, und es ist zu bedauern, daß er ein solches Gemälde nicht ausführte. Er hätte dadurch der Lustspieldichtung unserer Zeit eine ganz neue Richtung gegeben. Der geistige Fortschritt, von dem man so viel spricht, ist bloß über die Oberfläche, über die Epidermis der Gesellschaft verbreitet; die Affectation herrscht überall und erstreckt sich über Wirthshaus und Hof, über Kirche und Kaserne; ganz Europa ist davon angesteckt, und selbst die großen Geister sind vor dieser moralischen Pest nicht geschützt. Wie viel Eitelkeit, Einbildung und Schwäche hat man nicht in dem Minister Goethe, in dem Dichter Byron, in dem kleinen Thomas Moore gesehen und sieht man noch in der gelehrten Welt im Allgemeinen und in dem Französischen Literaten insbesondere, dem nichts unerreichbar dünkt, seitdem Herr Thiers Premier-Minister geworden ist.

Es giebt Epochen, wo man sogar Grobheit affektirt; dann ist sie aber nicht mehr das Ueberströmen einer natürlichen Rohheit, das Ergebniß gemeiner Gesinnungen und einer mangelhaften Erziehung, sondern eine ungewöhnliche, wunderliche Aeußerungsweise der Eigenliebe. Mancher, der Dir sonst herzlich die Hand drücken würde, begnädigt Dich mit einem huldvollen „Was machen Sie?" weil er eben von Anderen beobachtet wird und es ihm ganz recht ist, etwas hochmüthig zu erscheinen. Dieser zeigt eine verletzende Herablassung, und jener sieht Dich kaum an. Der alte Freund Deines Vaters kennt Dich nicht. „Um Vergebung, wie ist Ihr werther Name?" Du heißt Joseph, er aber nennt Dich Alexander. Auf gleiche Weise wollte Voltaire den kleinen Poincinet nie bei seinem rechten Namen nennen und möchte aus demselben bald Pourcinet, bald Poissinet.

Der größte Theil der schriftstellerischen Welt, begierig nach Erfolg, einem unsicheren Ruf ausgesetzt und oft nur durch Zufall emporgekommen, hat über unsere Sitten gleichsam einen Schleier der Affectation geworfen. Sogar unter den niederen Volksklassen und Domestiken findet man sonderbare Erscheinungen dieser Art. Nichts geschieht, wie die Natur es verlangt. Hier erblicken wir Säle mit alten Rüstungen, dort Kupferstich-Sammlungen, die lauter Vertreibungen von Königen vorstellen — überall tritt uns Affectation entgegen. Es sind Thorheiten, die die Sucht, Aufmerksamkeit zu erwecken, hervorgerufen hat; denn man glaubt, auf diese Weise den großen Männern nachzuahmen; wie thöricht! Man wird nie das Genie kopiren können. Man will größer, geistreicher, glänzender, witziger erscheinen, als man es von Natur ist, und verwandelt auf diese Weise die ganze Welt in ein Theater, wo Niemand seine eigentliche Rolle spielt; der Knauser macht den Freigebigen, der Schwätzer affektirt besonnenes Schweigen, und selbst die Laster werden verfälscht.

„Glauben Sie kein Wort von allem dem, was Sie etwa über mein Verhältniß mit Madame Brisell hören", sagt ein Geck und schlägt dabei mit der Reitpeitsche auf seine Jokeistiefel.

„Ich gebe gern Geld aus, ja, ich gebe vielleicht zu viel aus, aber bestehlen will ich mich nicht lassen", sagt der Geizige, der den Verschwender spielt.

Ich habe zerrissene Röcke voller Eitelkeit, zerfetzte, unsaubere Hüte gekannt, die nur bemerkt seyn wollten. Die Affectation bedient sich aller Mittel, selbst des Lächerlichen, da es doch ein gewisses Aufsehen erweckt. Es giebt Leute, die absichtlich schlecht schreiben, damit man sage, ihre Hand sey die der großen Genies. Es giebt ferner von dieser Schlage Kranke, an Vapeurs Leidende, Misanthropen, Sauertöpfische, Possierliche. Wie reich an Talenten sind doch solche Leute! Wenn ein guter Aufsatz anonym in einer Zeitschrift erscheint, so begegnet man an jeder Straßenecke dem Verfasser desselben, der sich unter bescheidenen Anfangs-Buchstaben verbergen hat und nun sein Inkognito Dir zu Gefallen verrathen will. Unglücklicherweise wird dies Inkognito so oft verrathen und der Aufsatz hat so viele Verfasser, daß man in Betreff des wahren in große Verlegenheit geräth. Es giebt Novellen, deren Vaterschaft acht meiner Bekannten in Anspruch genommen haben, und ich kenne den Schalk den Verfasser sehr genau, denn ich selbst war es. Arme Menschheit! o du beste der Welten! wie Wenige enthältst du doch, die auch nur eine der übernommenen Obliegenheiten vollständig zu erfüllen verständen! Zu diesem fast allgemeinen Unvermögen kommt nun noch eine gränzenlose Affectation. An Männern muß ich sie verachten; bei den Frauen hingegen ist sie nur eine fast kindische Grille, die sich von selbst entschuldigt und erklärt. Außerdem hält die Bestimmung der Frauen dieselben in häuslichen Sphären, und ihre Gewohnheiten wie ihre Affectationen bleiben immer in diesem Geleise; sie geben sich ein gewisses Ansehen; welche Folgen kann dies aber haben? In den niederen Klassen der Gesellschaft sind die eingebildeten Frauen sehr selten; eingebildete Männer aber sind hier so gewöhnlich, daß man ganze Armeen herstellen könnte. Je höher man in der gesellschaftlichen Hierarchie steigt, deste weniger Affectation findet man unter den Männern, und deste mehr wird sie durch Takt im Benehmen, durch Bekanntschaft mit der Welt und durch das Geschäftsleben unterdrückt.

Wie könnte man sich mit grausamer Strenge gegen die tausendfachen, unschuldigen, gleichsam ungezwungenen Zierereien waffnen, die in einem Frauen-Salon zu finden sind! die eine hängt sich Dir ganz an den Arm, als wollte sie ihre gänzliche Gleichgültigkeit andeuten, und wie wenig Furcht ihr eine solche Stellung einflößt; eine Andere berührt Dich kaum mit dem kleinen Finger, als fürchte sie, Du wärest einer solchen Berührung gar zu unwürdig. Ein Contretanz ist ein trefflicher Schauplatz für alle nur mögliche Arten von Affectation; man kann je nach den Umständen bald mit Jemand, der sich unter den Umstehenden befindet, sprechen, bald seinen Tänzer vergessen, Melancholie affektiren oder über Politik reden. Geben wir einmal Acht, ob eine junge Dame von Welt einen Dragoner-Lieutenant eben so wie einen jungen Herzog und Pair behandelt. Ich begann meine Laufbahn mit dem Militairstand und erinnere mich sehr wohl des mit Furcht gemischten Lächelns, mit dem man mich damals empfing. Mehr als ein anziehendes Abenteuer war die Folge eines Irrthums, zu dem eine Lage, die mich zwischen die Pairie und die Lieutenants-Epauletten brachte, Veranlassung gab. Ach, die Zeit ist vorüber, wo die Tanten und Mütter ihre wohlwollenden Aufmerksamkeiten an mich verschwendeten, wo ich drei verschiedene Einladungen zum Diner empfing, während meine Kameraden nur eine erhielten, wo ich etwas war, wo meine Zukunft Vertrauen einflößte und ich in großem Kredit stand. Dies kam daher, daß ich einen Onkel hatte, und dieser Onkel war reich, hagestolz und besaß Titel; er liebte mich, und unser Verhältniß war innig und vertraut; gleichwohl weiß ich nicht, wie ich zu der instinktartigen Ueberzeugung kam, daß der vortreffliche Onkel mir auch nicht einen Heller vermachen würde. Dies Vorgefühl gründete sich auf nichts; und woraus entsprang es dennoch? Ich weiß es nicht. Ich habe stets nur bei meines Gleichen beiderlei Geschlechts Glück gehabt; mein Onkel aber verehrte die Größe und beugte sich vor ihr. Er liebte die Etikette, ich verabscheute sie. Wir vertrugen uns nichtsdestoweniger recht gut, vielleicht gerade wegen dieser Unähnlichkeit; obgleich ich sehr wohl wußte, daß er mir bei seinem Leben oder nach seinem Tode nichts würde zukommen lassen, ausgenommen seine Freundschaft. Dies ahnten indeß die Mütter nicht, und diese Heirathskäufer machten unter der Flagge ihrer Töchter um die Wette auf mich Jagd. Sie befanden sich aber in einem großen Irrthum, wie man sogleich sehen wird. Warum soll ich jedoch meine Zeit damit verlieren, eine alte und sehr gewöhnliche Geschichte zu erzählen? wozu soll ich erst dem Leser auseinander setzen, wie Madame Brassely durch die Aussicht auf ein Vermögen getäuscht wurde, das mein Onkel Sorge getragen hatte, einem dreimal reicheren Mann, als er selbst war, zu vermachen? Ich werde lieber kurz abbrechen, wie Lorenz Sterne, und mit keinem Worte dasjenige erwähnen, was ich eigentlich meinem Leser versprochen habe. Mag er sich das Weitere hinzudenken!

Die Affectation nimmt bei den Mode-Damen einen, man möchte sagen, mechanischen Charakter an, der dem Beobachter weh thun muß. Soll denn eine Frau eine Drahtpuppe seyn? Was soll man zu den bleichen Gesichtern, zu den Wachsfiguren, zu den leblosen Wesen sagen, die, mit Seide und Gaze bedeckt, bei uns vorüberziehen? Zu dieser fast mechanischen Existenz bringt die Englische Erziehung einerseits und die Schmeichelei andererseits jene so beneideten Geschöpfe, die man reiche Erbinnen nennt. Die schlimmste Art Affectation ist, wie mir scheint, die, welche alle Geisteskräfte auf ein Nichts reduzirt; Fröhlichkeit, Lebhaftigkeit, Kunstgefühl, Natürlichkeit, Ausdruck, Alles geht zu Grunde; es handelt sich nur darum, gewisse Obliegenheiten und Bewegungen, welche das Gesellschaftsleben auferlegt, regelrecht zu beobachten; man grüßt, setzt sich, geht oder tanzt mit vollkommener Abgemessenheit, und in einem Körper voll Frische und oft voll Schönheit vertrocknet und verdorrt das Herz. Nichts, wie mich dünkt, ist so unterhaltend, als wenn man in einem modernen Contretanze die wohlgezogenen, wohlabgerichteten und sich im höchsten Grade langweilenden Puppen beiderlei Geschlechts einander gegenüber sieht. Ich gestehe, daß die Erziehung einer Puppe vollkommen seyn kann; je höher aber diese Vollkommenheit steigt, deste langweiliger erscheint sie, deste mehr nimmt

man wahr, daß sie die Frucht eines ganz mechanischen Jahrhunderts, einer industriellen Civilisation und eines Maschinenwesens ist, dem die Seele fehlt.

Ich werde mich stets der fashionablen Affectation einer unserer großen Damen am Hofe Georg's IV. erinnern, welche zu ihrer Zeit die Königin der Salons war. „Ich habe gehört", sagte sie eines Tages zu der geistreichen Frau von C., „daß Sie mich für sehr hübsch und sehr albern halten." — „Nein, Mylady", erwiederte die Französin, „das habe ich nie gesagt, habe es aber oft sagen hören."

(Frazer's Magazine.)

Frankreich.

Napoleoniana.

(Schluß.)

Das Arbeitszimmer des Kaisers war ganz nach seinen Gewohnheiten angeordnet. Auf einem großen Tisch, der mit einem grünen Tuch bedeckt war, standen drei Leuchter, jeder mit drei Armen; vier kleinere Tische standen ringsherum für seine vier Secretaire — Menneval, Mounier, de Ponthon und d'Albe, von denen der Letzte nur über die Karten und andere topographische Papiere und Instrumente die Aufsicht führte. Ich hatte von Mans, der berühmtesten Wachslicht-Fabrik in Frankreich, einen ganzen Vorrath zu diesem Zweck besorgt, und zwar kaufte ich zugleich einige von größerem Umfang für den besonderen Gebrauch des Kaisers. Als Herr von Ponthon meine Anordnungen besichtigte, verließ er mich plötzlich und kehrte bald zurück mit neun Wachslichtern in der Hand, die er an die Stelle der meinigen in die Leuchter setzte. Dies befremdete mich um so mehr, als es eine Art Tadel oder Verdacht auf mich selbst zu werfen schien, und ich bemerkte, daß es in ganz Frankreich keine schönere und bessere Kerzen gebe, als die, welche ich angeschafft. Hierauf erwiederte er nichts. Trotz dem tiefen Eindruck, den ich in die Maßregeln für Napoleon's Sicherheit gewonnen, konnte ich dies doch nicht begreifen, bis mir Herr von Canonville sagte, daß aus Furcht, die Kerzen auf dem Kaiserlichen Tisch könnten einmal mit einer kombustiblen Materie geschwängert seyn, die Secretaire einen Vorrath davon bei sich führen!

Tag und Nacht mußten während Napoleon's Aufenthalt bei uns nicht weniger als 25 Schildwachen in dem Palast und in den Gärten den Dienst verrichten. Ich war der einzige, der die Erlaubniß zum Eintritt hatte, ohne angerufen zu werden; kein Wunder, wenn ich dadurch Napoleon's Aufmerksamkeit auf mich zog und er mich gleich den ersten Morgen, da er mich von den Fenstern aus auf der Terrasse hinter dem Palast stehen sah, durch Rustan fragen ließ, wer ich wäre und was ich hier zu thun hätte?

Aber alle bereits angeführte Vorsichts-Maßregeln sind im Vergleich mit denen, die sich auf seine Tafelbedienung bezogen, unbedeutend: die Vorräthe von Fleisch, Fische, Geflügel und Vegetabilien wurden von der Stadt und ihren Umgegenden hergegeben. Die Einkäufe aber fanden nicht eher statt, als wenige Stunden bevor die Waaren gebraucht wurden; auch wurden sie ohne Unterschied von mehreren Lieferanten gekauft. Sie waren also nicht im Stande, selbst wenn sie die Absicht hatten, irgend etwas Vergiftetes oder Schädliches für den Verbrauch des Kaisers zu bereiten. Mit Wein, Oel, Essig, Salz, Pfeffer, Gewürz u. s. w. waren die Wagen, welche dem Hof folgten, vollständig versehen. Drei bis vier solche Wagen fuhren dem Hof voraus oder mit ihm zusammen, oder sie folgten ihm nach: einer mußte beständig in der Nähe seyn. Es traf sich zufällig, daß in dem ersten Wagen, der zum Tafeldienst angekommen, kein Oel oder nur ein sehr kleiner und ungenügender Vorrath vorhanden war. Als ich dies hörte, bat ich Einiges von dem Oel an, das der Präfekt brauchte und das er direkt aus der Provence kommen ließ. Man nahm es nicht an, unter dem Vorwande, es würde schon ohne Oel gehen, bis ein anderer Wagen käme, was auch einige Stunden später geschah, worauf sie sich reichlich aus dem Wagen versorgten. Außer Holz und Kohlen wurde von den Vorräthen des Präfekten nichts angenommen, und es würde gewiß Jedem, der es darauf angelegt, Napoleon zu vergiften, äußerst schwer geworden seyn, selbst in dem Fall, daß er einen von der Dienerschaft gewonnen hätte, was aber sehr unwahrscheinlich war. Der Kaiser hatte die Gewohnheit, wenn er an heißen Sommertagen des Morgens aufstand, ein Glas Limonade zu trinken. Sein Kammerdiener brachte ihm mehrere Citronen, eine Schale Zucker und eine Flasche Wasser. Er suchte sich eine Citrone aus, zerschnitt sie und bereitete sich selbst das Getränk. Zwei bis drei Stunden später brachte man ihm sein Frühstück, das aus acht bis zehn Schüsseln bestand, auf einem kleinen Tischchen gewöhnlich in sein Studierzimmer; selten berührte er mehr als eine Schüssel, und in wenigen Minuten war das Mahl vollendet.

Es ist bekannt, daß er mit seinem Mittagstisch eben so schnell fertig wurde: er aß wenig und betrachtete die Zeit, die er an der Tafel zubrachte, für verloren. Die Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungen und seine große Beweglichkeit ließen ihn jeder Rücksicht auf Form oder Höflichkeit selbst gegen die Kaiserin Marie Louise vergessen.

Ich will ein Beispiel erzählen aus der Zeit jener Reise. Den Tag nach ihrer Abfahrt von Paris war die Kaiserin etwas ermüdet und unwohl. Zuerst entschied Napoleon, daß sie die Nacht an dem Orte, wo sie gerade waren, in dem Schloß eines Edelmannes, zubringen sollten. Sogleich ward ein Courier abgeschickt, der diese Verzögerung der Reise den Behörden der verschiedenen Posten melden sollte. Der Kaiser aber, dem nichts schnell genug war, fing nach zwanzig Minuten an, diesen Aufschub zu bereuen. Plötzlich ward er anderen Sinnes und gab den Befehl, weiter zu fahren; nun mußte ein zweiter Courier abgesendet werden, der den ersten überholen sollte, damit in den Anordnungen keine Veränderung stattfände. Die Kaiserin, die sich noch nicht besser befand, war weiter nicht gefragt worden. Als sie sah, daß sie noch weiter fahren sollte, weinte sie und bat den Marschall Durec, für sie um die Gunst zu bitten, die sie selbst nicht zu verlangen wagte. Doch seine Vorstellungen waren umsonst; er willigte in keinen Aufschub, und sie setzten ihre Reise fort, deren weitere Details den Lesern gewiß eben so neu als interessant seyn werden.

Unter den Behörden, die in die Audienz des Kaisers zugelassen wurden, befand sich auch der Klerus, und der Bischof von Seez, von seinen Großvikarien und seinem Kapitel begleitet, trat mit dem Kreuz in der Hand, die Mitra auf dem Kopf, mit seinen priesterlichen Gewändern bekleidet, in das Audienzzimmer ein. Hier muß ich erwähnen, daß der Bischof und der Präfekt eine Zeit lang mit einander in Streit gewesen waren; von dem Letzteren wurden, ob mit Recht oder Unrecht, fortwährend Anklagen an den Minister des Innern gesandt, die jenen als einen Fanatiker und ehemaligen Ebenan darstellten. Diese Anklagen kannte der Bischof nicht, und da er sich also nicht vertheidigt hatte, so behielten sie bei der Regierung ihre volle Kraft.

Kaum erblickte Napoleon den Bischof, als er ihn mit folgenden Worten in sehr bitterem Tone anredete: „Herr Bischof, ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen. Sie sind mein Feind und entwürdigen das Kleid, das Sie tragen." Der unglückliche Prälat, von Staunen und Angst getroffen, versuchte, wenige Worte hervorzustammeln; der Kaiser aber sprach weiter: „Schweigen Sie! Ihre Hände sind mit Franzosenblut befleckt. Senden Sie mir sogleich Ihre Entlassung — et passez moi la porte." Dieses waren die eigenen Worte des Kaisers, die er 15 Schritt von ihm aussprach. Der arme Bischof, der siebzig Jahr alt, schwach und krank und von Husten geplagt war, hatte niemals etwas mit den Vendeern oder Ebenans zu thun gehabt; diese Verleumdung traf ihm das Herz. Er verbeugte sich und zog sich zurück, von seinem Großvikarius unterstützt. Sechs Monate darauf starb er.

Gleich nach der Abreise des Hofes ging ich in das Schlafzimmer des Kaisers und fand daselbst einen von den Kammerdienern, der mit noch einem Häuflein von Begleitern einige Stunden zurückbleiben sollte. Ich plauderte eine Zeit lang mit ihm und fand ihn etwas mittheilender, als ich erwartete. Es war ein junger Mann, dem seine Lage nicht gefiel. Napoleon war nicht immer so leutselig im häuslichen Verkehr, als er von Einigen dargestellt werden, und die gutgelaunten Momente waren nur selten bei ihm. Den Tag über mußte ein Kammerdiener beständig in seinem Schlafzimmer bleiben, und wenn der Kaiser kam, ein Taschentuch oder seine Dose zu holen, oder zu einem anderen Zweck, so gab er bloß ein Zeichen: das mußte man durchaus errathen, und wenn man ihn nicht gleich verstand und er genöthigt war, zu sprechen, so that er es voller Ungeduld und übler Laune.

Unter diesen Kammerdienern war auch ein alter Mann (ich weiß nicht genau, ob es Marchand war), der vom Kaiser mehr beachtet ward und in vertrauterem Verhältniß zu ihm stand, als die übrigen. Nach der Audienz, die er den Autoritäten gegeben, ritt der Kaiser aus, wie ich schon erzählt. Um vier Uhr kam er zurück, ging in sein Schlafzimmer, setzte sich auf seinen Armstuhl und schlief zwei Stunden. Dies war eine alte Gewohnheit, die Folge seines Frühaufstehens und seiner Nacht-Arbeiten. Gegen sechs Uhr kleidete er sich schnell an und verlangte zu essen; dann öffnete er einige Packete und las eine Depesche aus Spanien. Eine Viertelstunde darauf kam der alte Kammerdiener herein mit den Worten: „Eure Majestät, das Essen ist aufgetragen." „Gut, ich werde kommen", erwiederte Napoleon und las weiter. Eine halbe Stunde darauf wurde er ungeduldig: er riß an der Glocke und zerriß die Schnur. Daran waren die Diener gewöhnt, und es handelte sich darum, wer unter ihnen sich der Strafe aussetzen würde. Der alte Mann nahm sich ein Herz und ging hinein. „Wird es den Leuten nicht belieben, mir heut' das Essen zu besorgen?" fuhr ihn der Kaiser scharf an (wahrscheinlich war die Zeitung aus Spanien ungünstig) „Sire, ich habe Eurer Majestät schon gemeldet, daß das Essen aufgetragen sey." — „Das ist nicht wahr." — „Ich bitt' um Verzeihung, Sire; es ist so wahr, daß Sie mir antworteten: Gut, ich werde kommen." — Nun veränderte sich plötzlich Napoleon's Miene und Stimme, lächelnd sah er den alten Diener an und sprach: „Wahrhaftig, du hast Recht: Spanien ließ mich Alles vergessen."

Kein anderer Bedienter würde es gewagt haben, ihm so zu widersprechen; und selbst unter den Hofleuten waren nur sehr Wenige, die sich erkühnt hätten, mit ihm zu streiten. Auch Rustan stand mit dem Kaiser in keinem vertrauten Verhältniß, und zumal um jene Zeit dachte er daran, sich zurückzuziehen; als verheiratheter Familienvater, mit einem Einkommen von 15,000 Franken jährlich, hatte er, müde des unruhigen Lebens, noch vor der Abreise nach Elba sich ins Privatleben zurückgezogen. Der Mameluk, den man in den hundert Tagen um Napoleon sah, war nicht Rustan. Man hat sogar behauptet, daß es ein als Mameluk verkleideter Franzose war, was sehr möglich ist.

Ich fragte den jungen Kammerdiener im Plaudern, ob es denn wahr sey, was das Gerücht allgemein behaupte, daß der Kaiser einen Panzer trage? Ich meinte, die Art, wie er zu Pferde steige, scheine diesem Gerücht eine Begründung zu geben, und ich fügte hinzu, ich hätte gehört, ein Spanischer Mönch hätte bei der Jagd auf ihn gelauert und mit einer Legebüchse eine Kugel auf ihn abgeschossen, ohne daß dies von Erfolg war. Der Diener antwortete hierauf nicht eine Sylbe und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Die Leser können seine Discretion über diesen Punkt verstehen, so wie ich sie selbst mir zu erklären wußte.

Ich hatte auch Gelegenheit, mit einer der Damen, die der Kaiserin aufwarteten, eine Zeit lang zu plaudern. Sie sprach mit großem Lob von Marie Louise, die in ihrem häuslichen Leben sehr freundlich und auch sehr gut bedient war; dagegen konnte sie die Liebenswürdigkeit des Kaisers nicht sehr rühmen. Hier ist eine Anekdote, die sie mir erzählte unter manchen anderen, die am vorigen Abend ruchbar geworden.

Napoleon betrat das Zimmer der Kaiserin in dem Augenblick, wo sie sich zu dem Ball ankleidete, den die Stadt gab. Er nahm, während er mit ihr plauderte, ein gewirktes Tuch, das auf ihrem Tisch lag, entfaltete es und fragte nach dem Preis. Eine von den Damen sagte: „Diese Tücher kosten achtzig Franken." — „Wäre ich eine von den Damen Marie Louisen's", sagte Napoleon, „so würde ich zuweilen meine Einkünfte vergrößern, indem ich eines von diesen hübschen Tüchern mir zueignete." — „Sire", antwortete dieselbe Dame, ohne sich verwirren zu lassen, mit der ehrfurchtsvollsten Miene: „wir schmeicheln uns alle, diese Damen und ich, daß Ihre Majestät die Kaiserin nicht weniger auf unsere Rechtschaffenheit vertraut, als auf unsere Treue." — Der Kaiser biß sich in die Lippen und gab keine Antwort.

Der Abendball, wo sich Ihre Majestäten eine Stunde aufhielten, bot nichts Merkwürdiges, außer folgendem Umstand. Zwölf junge Damen sollten Marie Louisen, wenn sie in das Vorzimmer kam, einen Korb Blumen bringen, und die schönste darunter hatte den Auftrag, das Kompliment auszusprechen, das sehr kurz war. In dem Augenblick, wo das arme junge Mädchen sich auf zwei Schritt der Kaiserin genähert, erschrak sie plötzlich, verlor Gedächtniß und Stimme und konnte nicht ein Wort hervorbringen. Eine von den übrigen, Fräulein zu Crèe, die Tochter des Oberceremonienmeisters und die Nichte des Marineministers, trat sogleich vor und sprach das Kompliment mit vieler Grazie. Den folgenden Tag bekam sie eine sehr hübsche Uhr, die für ihre Gefährtin bestimmt gewesen war.

Nach der Abreise des ganzen Hofes wurden sämmtliche Möbel des Schlosses ihren Eigenthümern zurückgestellt. Einige besondere Sachen, wie die Geräthschaften an den Betten Ihrer Majestäten, konnten nicht füglich geborgt werden, und ich hatte sie daher von einem Kunst-Tischler gemiethet. Diese Artikel verkaufte er hernach für den doppelten oder dreifachen Werth, und er hat mir selbst gestanden, daß er in der Stadt und Umgegend nicht weniger als zwölf Matratzen vom Bett der Kaiserin verkauft habe. Der Gendarmerie-Oberst hatte auch das Federbett sehr theuer gekauft. Ich will ihn nicht ärgern durch die Nachricht, daß Marie Louise niemals eines gebraucht hat. Ich hatte es zwar wirklich angeschafft, doch wurde es bei der Ankunft der Ehrendamen weggenommen und sogleich an den Möbelhändler zurückgeschickt.

Dies erinnert mich an Voltaire's Stock, an Napoleon's Abdankungsfeder, an Jean Jacques' Perücke und viele andere Dinge, die vielleicht schon dreißigmal verkauft worden und noch immer zu verkaufen sind. Wenigstens was Ferney betrifft, kann ich versichern, daß ich dort vor sechs Jahren den Stock gesehen, den dreißig Liebhaber allein zu besitzen wähnten.

Indem ich diese Details schließe, wiederhole ich noch einmal, daß sie nichts enthalten, was nicht vollkommen wahr ist; und wenn einer glauben sollte, daß ich bei ihrer Veröffentlichung die Absicht gehabt, irgendwie das Andenken eines großen Mannes anzugreifen, so könnt' ich darauf antworten: — Amicus Plato, sed magis amica veritas.

Bibliographie.

Essai sur l'organisation démocratique de la France. — Von Villard. 7 Fr.

Traité de physiologie. — Von Burdach. Uebersetzt von Jourdan. 28 Fr.

Le Lithographe. Journal des artistes et des imprimeurs. 10 Fr.

Mannigfaltiges.

— Mandarin und Bonze. Unter Mandarinen versteht man in allen Europäischen Ländern die höhere Beamten-Klasse bei den Chinesen, und eben so werden die Chinesischen Buddha-Priester in ganz Europa Bonzen genannt. Dennoch sind beide Wörter der Chinesischen Sprache eben so fremd, wie den Sprachen des Abendlandes; denn was wir Mandarin nennen, heißt in China Kuan-fu, und für Bonze sagen die Chinesen Ho-schang. Da wir beide Wörter zuerst durch die Portugiesen erhalten haben, so könnte man sie auf den ersten flüchtigen Blick für Portugiesisch erklären; denn mandarim erinnert an mandar, befehlen, und Bonze vielleicht gar an pontifex!! In welcher Romanischen Sprache werden aber Substantiva durch Anhängung der Silbe in (oder im) an einen Infinitiv gebildet? Das erstere Wort müßte, um Portugiesisch zu seyn, entweder mandador oder mandadeiro lauten. Es ist aber ein echtes Alt-Indisches Wort, dem ohne Zweifel die Sanskrit-Wurzel man, denken, meinen (vgl. mind, monco, meinen, mahnen u. s. w.) mit dem gleichfalls Sanskrit'schen Suffixum tri (auch tar, das Lat. tor) zum Grunde liegt. In Form und Bedeutung dem Lateinischen monitor sehr nahe stehend, bezeichnet es den Rathgeber eines Fürsten, der ihn gleichsam denken macht (Mahner, Mahnender). Diese Bedeutung hat mantri vorzugsweise in einigen Sprachen des Buddhistischen Hinter-Indiens, wo noch sehr viele andere Sanskrit-Wörter sich eingebürgert haben. Die Minister des Königs von Siam führen den Titel mantri, und von demselben Worte scheint Wan kri oder Wan-kri, wie man im Reiche Birma den Minister des Innern benennt, eine bloße Verstümmelung zu seyn. Bei den Birmanen heißen auch die Buddha-Priester Bon-kyi oder Bongyi, welches Wort man undeutlich als den Erzeuger unseres Bonze betrachten darf. Die Europäischen Seefahrer bedienten sich zur Bezeichnung der Chinesischen Magistrate und Priester solcher Ausdrücke, wie sie bei ihren älteren Bekannten, den Bewohnern Transgangetischer Küstenländer, für ähnliche Begriffe gebräuchlich waren. Sch...

— Die Schicksale der Pariser Zeitungen. Seitdem vor ungefähr zwei Jahren Herr Emil von Girardin die Idee gehabt, eine Französische Zeitung zu begründen, die gerade nur die Hälfte (40 Franken) von dem kostete, was bisher der feste Preis aller bestehender Pariser politischen Blätter war, ist mit den Preisen, dem Format und den Redactions-Verhältnissen derselben eine so bedeutende Veränderung vorgegangen, daß die heutigen Französischen Zeitungen denen von 1830, wo sie auf dem Gipfel ihres Einflusses waren, kaum noch ähnlich sehen. So groß ist in unseren Tagen die Macht der Wohlfeilheit, daß sie selbst die für unüberwindlich gehaltene Macht politischer Parteien zu besiegen weiß. Der Temps, der sich rühmte, den Soldaten Karl's X. den ersten Widerstand geleistet zu haben, das Journal des Débats, das durch sein bekanntes „Malheureux Roi, malheureuse France!" den Feldzug gegen die Polignacsche Verwaltung auf eine Weise eröffnete, die einen schlimmen Ausgang ahnen ließ — beide Blätter sind durch die „Presse", jenes wohlfeile Kind der Zeit, gezwungen worden, nicht bloß ihr Aeußeres zu verändern, sondern auch die bis dahin behauptete Unabhängigkeit aufzugeben, denn beide Zeitungen sind jetzt unbedingte Vertheidiger des Ministeriums, dieses möge nun aus Männern von dieser oder von jener Nüance bestehen, es möge nun diese oder jene Maßregel, die September-Gesetze oder die allgemeine Amnestie, in Ausführung bringen. Wenn Herrn von Girardin's Presse ein planmäßig ausgeführter Coup gegen die Macht der Presse überhaupt war, so muß man gestehen, daß er tiefer und vertrauter mit den Schwächen der Zeit angelegt war, als irgend eine Maßregel, welche die Französische Regierung früher gegen die um sich greifende Gewalt der Oppositions-Journale in Ausführung gebracht hat. Die Presse und die beiden anderen Blätter, welche ihr zunächst im Plane und Preise gefolgt sind, nämlich das Siècle und das Journal général de France, zählen jetzt jedes 10—12000 Abonnenten, die sie zum größeren Theile den alten Blättern abwendig gemacht haben. Sie waren dabei klug genug, nicht bloß wohlfeilere Preise zu stellen, sondern auch dem Zeitgeschmacke mehr zu huldigen, indem sie mit ihren politischen Kolumnen ein gut redigirtes literarisches Feuilleton verbanden, ein Feuilleton, wie es selbst das Journal des Débats in solcher Mannigfaltigkeit niemals dargeboten hatte. Was Wunder also, wenn sich auch die älteren Zeitungen, die um ihre Existenz besorgt zu werden anfingen, nach Mitteln umsahen, ihre schwankenden Abonnenten festzuhalten? Nur sehr wenige Blätter, wie der Courrier Français und der Bon Sens, sind bisher unverändert bei ihrer früheren Gestalt und Redaction geblieben. Der Courrier rechnet dabei vielleicht mehr auf seine ausländischen Kunden, für die wegen des sich gleich bleibenten Portos ꝛc., die Ermäßigung der jüngeren Presse keineswegs die Hälfte des ganzen Preises beträgt, als auf die wenigen Französischen Getreuen, die lieber 80 Franken als 40 bezahlen, um nur nicht den gewohnten Oppositions-Ton gegen einen anderen zu vertauschen. Alle übrige Blätter haben entweder mit ihrem Formate oder mit ihrem Preise bedeutende Veränderungen vorgenommen und so auf die eine wie auf die andere Weise dem neuen Systeme huldigen müssen. Denn allerdings heißt es eben so viel, als den Preis herabsitzen, wenn jetzt das Journal des Débats und die Gazette de France für denselben Preis bedeutend mehr (auf einem um den dritten Theil vergrößerten Bogen) liefern als früher und dabei auch größere Kosten auf die Redaction ihrer Feuilletons verwenden. Der Temps hat sogar diese beiden Blätter durch sein ungeheures Format noch überboten, sich aber dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, den Stoff zur Ausfüllung desselben überall herzunehmen, wo er ihn nur aufzutreiben vermag. Dabei ist das Blatt auf die dunkelste Weise gedruckt, so daß es wohl seit seiner Reorganisation noch von keinem einzigen Menschen ganz durchgelesen worden ist. Seinen Preis hat es zugleich auf 72 Franken ermäßigt. Das Journal du Commerce liefert neben seinem Morgens wie gewöhnlich erscheinenden Hauptblatte täglich einen halben Bogen, der als Abendblatt ausgegeben wird, und seine Abonnenten erhalten also für 80 Franken jetzt anderthalb Blätter täglich, statt des früheren einfachen Bogens. Andere Zeitungen, wie das „gouvernementale" Journal de Paris und die legitimistische „Europe", haben sich der jüngeren Presse unmittelbar angeschlossen, indem sie ihre Preise ebenfalls auf 40 Franken herabsetzten. Noch andere haben ein Juste-Milieu zu beobachten gesucht, indem sie den Preis auf 60 Franken stellten, dabei aber ihr Format nicht vergrößerten. Zu dieser Kategorie gehören die beiden Extreme des Pariser Zeitungs-Heeres: die Quotidienne und der National. Der Constitutionnel endlich, der am meisten an politischem Einflusse und an Abonnenten verloren, hat noch einen besonderen Weg einzuschlagen versucht, indem er wöchentlich zwei ganze Bogen als Beilagen liefert, die abwechselnd der schönen Literatur und der Landes-Industrie gewidmet sind. Zu solchen Opfern haben sich also diese Blätter entschließen müssen, die noch vor wenigen Jahren wähnten, ihre Macht sey in Frankreich unvergänglicher, als die jedes anderen Besitzes. Und dabei ist es noch immer zweifelhaft, ob die ältere Presse unter diesen Umständen die Konkurrenz der neueren lange wird bestehen können. Diejenigen Blätter freilich, die ihre vierte Seite immer mit Privat-Anzeigen füllen können, finden darin ihre einträglichste Entschädigung; aber nur wenigen wird diese Vergünstigung von Seiten des Publikums, und so dürften wir binnen wenigen Jahren mehrere der ältesten Pariser Zeitungen ganz eingehen sehen. Daß indessen auch die Vierzig-Franken-Blätter, selbst bei ihren 10—12,000 Abonnenten, keine Seide spinnen, geht aus der Anstrengung derselben hervor, die Regierung zur Herabsetzung des Stempels und des Portos zu bewegen. Die Regierung scheint jedoch so bald in diese Wünsche nicht eingehen zu wollen; es ist ihr bei dem gegenwärtigen Verfahren so trefflich in die Hände gearbeitet worden, daß sie sich wohl schwerlich veranlaßt sehen wird, eine zweite Veränderung, die wieder dem Zeitungswesen seine frühere Gestalt geben könnte, selbst hervorzurufen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 124. Berlin, Montag den 16. Oktober 1837.

Japan.

Ueber Sprache, Schrift und Literatur der Japanesen.

Die Sprache des Japanischen Reiches, ein mehrsilbiges, weiches und nicht unmelodisches Idiom, ist von der Chinesischen so außerordentlich verschieden, als ob China und Japan zwei besonderen Hemisphären angehörten. Ihrem Geiste und Charakter nach den Tatarischen Sprachen ähnelnd und hin und wieder auch den Malayischen etwas analog, entfernt sie sich doch in Hinsicht ihres Materials auch von jedem der genannten Sprachstämme in solchem Grade, daß jeder Versuch einer Annäherung wohl abenteuerlich seyn dürfte.

Am auffallendsten muß uns freilich die ungeheure Kluft seyn, welche bei so vielen anderen Berührungs-Punkten, die beide Nationen fast als Zwillings-Brüder erscheinen lassen, das Chinesische und das Japanische von einander sondert. Wenn aber die Landessprache Japans im Wesentlichen eben so selbstständig geblieben ist, wie die Nation, die sie redet, so haben die Japanesen wenigstens ihre Schreibekunst von dem weit früher civilisirten Nachbar-Volke erhalten und ihre ganze Literatur nach der Chinesischen gemodelt. Sie machen aber von den Chinesischen Charakteren einen zwiefachen Gebrauch: bald bedienen sie sich derselben, wie die Chinesen, als bloßer Symbole von Begriffen — bald, mit Abstraction von ihrer Bedeutung, als einer Laut- oder Silbenschrift.

Wenn der Japanese ein ganzes Buch in Chinesischen Charakteren abfaßt und diesen Zeichen ihre symbolische Bedeutung läßt, so ordnet er sie auch nach den Gesetzen der Chinesischen Wortstellung, oder, mit anderen Worten, er schreibt rein Chinesisch. Ein solches Werk gehört alsdann nur seinem Inhalt nach der Japanischen Literatur an, und das Verstehen desselben hat für den Kenner des Chinesischen keine größere Schwierigkeit, als wenn ihm ein in Japan besorgter Nachdruck irgend eines klassischen in China geschriebenen Werkes vorläge. Gewöhnlich findet man in solchen Büchern kleine Noten in Japanischer Silbenschrift, die zum Theil zwischen die Chinesischen Charaktere eingeschoben sind. Der gelehrte Verfasser — denn nur von sehr unterrichteten Japanesen kann man erwarten, daß sie in der Sprache ihrer Nachbarn schreiben — macht solche Glossen zum Besten derjenigen Leser, denen die Subtilitäten und Dunkelheiten der Chinesischen Ausdrucksweise minder geläufig sind.*) Ein Französisch schreibender Deutscher würde zum Gelächter, wenn er diese oder jene Phrase durch eine Deutsch geschriebene Randbemerkung verdeutlichen wollte — passe encore, wenn es barbarisches Französisch wäre — ein Japanese aber verdient weit eher Entschuldigung, weil dieser eine Landessprache besitzt, die dem Chinesischen ungleich mehr entfremdet ist, als das Französische dem Deutschen. Aus demselben Grunde aber darf sich ein Japanischer Gelehrter, der in diesem Sinne sermone utriusque linguae doctus heißen kann, mehr darauf zu Gute thun, als ein Deutscher, der ein genießbares Latein, Französisch oder Englisch schreibt.

Sollte aber der Stil solcher Werke nicht wenigstens eine gewisse Japanische Färbung erhalten, die sie dem tieferen Kenner, noch abgesehen von ihrem Inhalt und anderweitigen Kriterien, als ausländische Fabrikate erscheinen ließe; wie man z. B. selbst in der klassischen Latinität eines Muretus, Ruhnken oder Ernesti gewisse Gallicismen, Batavismen oder Germanismen herausgewittert hat? Dies ist nicht bloß möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, aber die Entscheidung über einen so zarten Punkt noch lange nicht Sache des Europäischen Sinologen, der vor Allem auf das Verstehen der Texte Sorgfalt verwenden muß. Die Beurtheilung dessen, was für mehr oder minder klassisch zu halten sey, kommt nur dem gelehrten Chinesen zu; wir müssen übrigens gestehen, daß uns noch keine in China abgefaßte Kritik des Stiles eines in Japan geschriebenen Buches vor die Augen gekommen ist.

Die bedeutendsten der in Japan herauskommenden Werke, z. B. Reichs-Annalen, große Encyklopädieen, Länderbeschreibungen, philosophische Traktate u. s. w., sind fast alle Chinesisch geschrieben — ein wahres Glück für den Sinologen, der solchergestalt zwei Literaturen bewältigen kann. Obgleich in politischer Beziehung ihren ultramarinen Nachbarn immer feindselig oder doch voll Argwohn gegenüberstehend, ehren die Japanesen doch für die Sprache ihrer ersten Bildner unbekränzte Ehrfurcht, mit der auch wohl die Ahnung verbunden seyn mag, daß ihr vaterländisches Idiom an geistiger Entwickelung dem Chinesischen nachsteht.

Ihrer Selbstständigkeit unbeschadet, hat die Landessprache Japan's eine Menge Sinismen aufgenommen; ja, man kann sagen, daß für die meisten Begriffe zwei Wörter gäng und gäbe sind, ein Japanisches und ein Chinesisches. Eingebürgerte Fremdlinge werden aber im Munde des Ausländers nothwendig entstellt, und zwar um so mehr, je weniger sein Organ dazu geschickt ist; ein ähnliches Schicksal traf auch die Chinesischen Wörter in Japan. Es hat sich dort ein ganz besonderer Dialekt des Chinesischen gebildet, in dem wir sämmtliche dem Organ des Japaners widerstrebende Laute ausgemerzt oder mit verwandten leichteren Lauten vertauscht finden. Dieses Dialektes oder vielmehr Jargon's, den ein Chinese eben so wenig verstehen kann, als die Japanische Sprache selbst, bedient sich nun der Japaner immer, wenn ihm ein Chinesisch geschriebenes Werk zum Lesen vorliegt, gleichviel, ob es in Japan oder in China herausgekommen ist.

Da die Chinesischen Charaktere, sofern sie nur Begriffe darstellen, in jeder Sprache der Welt gelesen werden können, so scheint es eine lächerliche Pedanterie, daß man in Japan beim Lesen Chinesisch geschriebener Bücher nicht lieber Worte seiner Muttersprache denkt und ausspricht. Betrachten wir aber die Sache genauer, so verliert sie viel von ihrer Lächerlichkeit. Bilderschrift ist einer einsilbigen, keines organischen Lautwechsels fähigen Sprache am besten angepaßt, und außerdem stehen die Charaktere derselben mit den Wörtern der mündlichen Sprache nothwendig in gleicher Ordnung. Das bessere Gefühl sträubt sich aber gegen jede Mißhandlung des Mutter-Idioms, wenn sie auch nur in Gedanken vor sich ginge; und eben darum wird der Europäische Gelehrte, wenn ihm ein Chinesischer Text vorliegt, immer lieber ein Chinesisches Wort als Vermittler zwischen Bild und Begriff denken, als ein Europäisches. Die Japanesen haben verschiedene Schreibweisen versucht; aber noch nie hat sich's einer ihrer Schriftsteller in den Sinn kommen lassen, die Charaktere, wenn sie nur Begriffe darstellen sollten, so zu ordnen, wie es die Construction des Japanischen erheischt hätte.

So oft der Japaner in seiner Landessprache schreibt, ist es ihm nur um die Bezeichnung von Lauten zu thun. Zwar bedient er sich auch dann Chinesischer Charaktere; allein er abstrahirt ganz von ihrer Bedeutung und betrachtet sie nur als Repräsentanten des Laut-Systems seiner Muttersprache. Zu dieser einfachsten Art von Verwandlung einer Begriffsschrift in Silbenschrift hat sein Chinesischer Nachbar selbst ihm den Weg gebahnt. Wenn der Chinese irgend einen ausländischen Namen schreiben oder überhaupt die Articulation eines ausländischen Wortes darstellen will, so zerlegt er das Wort in eben so viele Chinesische Wörter, als es Silben hat, und drückt jede dieser Silben durch ein Schriftzeichen aus, dem der entsprechende oder ein analoger Laut zukommt. Da nun kein Chinesisches Wort, wie natürlich, aus einem bloßen Konsonanten besteht, sondern entweder Vokal oder Konsonant mit vokalischer Begleitung ist, so muß der Chinese bei Kollision mehrerer vokalloser Konsonanten das ausländische Wort, wenn er es nicht verstümmeln will, mehr oder weniger lang ausdehnen. Zur Erkennung eines solchen Wortes ist man gewöhnlich auf den Zusammenhang angewiesen; doch erinnern auch bisweilen andere Merkmale daran, daß ein oder mehrere Schriftzeichen nur Laut-Geltung haben sollen und in dieser Eigenschaft zusammengesprochen werden müssen.

Dem Japaner ist aber beim Gebrauch der Chinesischen Charaktere als Lautschrift sehr zu Statten gekommen, daß er zwar eine an Worten reichere, aber an Articulationen arme Sprache besitzt, die außerdem aller Konsonanten-Häufung entbehrt. Es giebt im Japanischen vielleicht nur Einen Laut, der den Chinesen abgeht: dieser ist R; alle übrige Laute und Laut-Verbindungen zu Silben finden sich auch im Chinesischen wieder.

Der Japaner brauchte demnach aus der Fülle Chinesischer Charaktere nur eine beschränkte Anzahl zu wählen, die sein Lautsystem möglichst genau und vollständig darstellte — und seine Silbenschrift war fertig; denn bloße formelle Modificationen — Abkürzungen und freiere Züge — begründen keinen wesentlichen Unterschied.

So ganz einfach ist man aber nicht zu Werke gegangen. Es wurde nicht jedes Mal das Chinesische Zeichen gewählt, dessen Aussprache mit dem Japanischen Laut, den es darstellen sollte, genau korrespondirte und — was das Schlimmste ist — man entschied sich nicht für eine bestimmte Zahl von Charakteren. In der Chinesischen Schrift haben durchschnittlich zwanzig Charaktere genau dieselbe Aussprache; statt aber, beim syllabarischen Gebrauche derselben, für eines dieser Zeichen sich zu entscheiden, wählte derselbe Schriftsteller oft bald dieses bald jenes.

*) Für Europäer sind dergleichen Noten weder störend, noch förderlich, selbst aus begreiflichen Gründen. Was bisher unter dem Titel traduction e l'original japonnais-chinois erschienen ist, war Alles aus Chinesischen, nur in Japan geschriebenen Werken übersetzt.

Die Methode, völlig unveränderte Chinesische Zeichen als Japanische Silben-Charaktere zu behandeln, ist übrigens nicht durchgedrungen: eines Theils mochten ganze Texte dieser Art dem Gelehrten, der die Chinesischen Zeichen als Symbole zu betrachten gewohnt war, anstößig seyn; und anderen Theils erforderte das Schreiben derselben zu viel kostbare Zeit, da die Japanische Sprache viele grammatische Formen und Wörter von stattlicher Länge besitzt. Man erfand deshalb im 9ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zwei Kurrent-Syllabare, von denen eines aus inneren und äußeren Gründen eben so einfach und leicht lesbar als das andere komplizirt und schwierig ist. Sie heißen Kata-kanna und Firo-kanna.

Wenn die Hypothese älterer Orientalisten, daß die Buchstabenschrift der Semitischen Völker aus abgekürzten symbolischen Zeichen oder Hieroglyphen entstanden sey, sich vertheidigen ließe, so würde die historisch beglaubigte Entstehung der Japanischen Silbenschrift Kata-kanna eine treffende Parallele dazu geben. In der Kata-kanna sehen wir eine bestimmte Zahl von Silben-Charakteren (zusammen 50) vor uns, die aus einer gleichen Zahl Chinesischer Symbole durch formelle Modification (von der es jedoch ebenfalls nur Eine Art giebt) entstanden sind und wie einfache Buchstaben sich ausnehmen. Die lautverwandten Silben sind einander jedoch keineswegs assimilirt, — so z. B. haben ra, re, ri, ro, ru wesentlich verschiedene Bezeichnung — und eben deshalb ist die Kata-kanna eine echte, von den Elementen der Laute nichts wissende Silbenschrift, ja vielleicht die einzige, der dieser Name mit vollem Rechte zukommt.

Man sollte nun denken, der Japanese müßte eine so leichte und doch vollkommen genügende Schrift vorzugsweise lieb gewonnen haben; dem widerspricht aber leider die Erfahrung. Ganze Texte in Kata-kanna sind bis auf den heutigen Tag eine große Seltenheit; es begegnen uns diese dem Auge wohlthuenden Zeichen fast nur in kurzen Anmerkungen, wogegen ein anderes Current-Syllabar, das heillose Firo-kanna, dicke Bücher füllt. Die Charaktere des letzteren sind zwar auch Modificationen Chinesischer Schriftzeichen; hier aber hat man keine so bestimmte Zahl derselben zum Grunde gelegt und eben so wenig die Häufung der Varianten vermieden. Außerdem sind die einzelnen Charaktere so abenteuerlich verzogen und verzerrt, daß es unsägliche Mühe kostet, Viele derselben von einander zu unterscheiden. Endlich bleiben die Firokanna-Zeichen in der Schrift nicht einmal säuberlich getrennt; sie hängen sich, wegen der Freiheit ihrer Züge, wie von selbst an einander, so daß man oft im Zweifel darüber bleibt, was zum einen und was zum anderen Zeichen gehört. Um Firokanna-Texte geläufig und mit Sicherheit lesen zu können, muß man entweder in Japan selbst gewesen seyn oder wenigstens manches Jahr unter der Aufsicht gelehrter Japanesen sich geübt haben.

In Japanischen Werken, die zu den niederen Genres der Literatur gehören, ist die Firokanna-Schrift gewöhnlich vorherrschend, nur hin und wieder mit Chinesischen Charakteren untermengt, die alsdann symbolische Geltung zu haben pflegen. Mancher Japanische Text ist aber ein wahres Potpourri von Sprach- und Schrift-Mengerei; besonders lieben es die Dichter, ihre an sich schon ziemlich chaotischen Schöpfungen in solcher Form dem Publikum anzubieten. Da findet man denn auf derselben Seite, und oft sogar in derselben Zeile, bald unveränderte Chinesische Charaktere, bald Firokanna- oder Katakanna-Schrift, aber damit ist die Sache noch keineswegs abgethan: alle drei Schriftarten stellen bald Chinesische, bald Japanische Wörter dar; bald ist ein Chinesisches Zeichen lautbestimmend, bald nur symbolisch gebraucht und integrirender Theil eines größeren Ganzen u. s. w.

Von der Japanischen Literatur, die an Umfang und Vielseitigkeit der Chinesischen kaum nachstehen dürfte, ist außer einigen historischen Werken noch wenig bekannt und durch Uebersetzungen nach Europa verpflanzt worden. Was unser berühmter Landsmann Siebold in neuester Zeit über Japan hat drucken lassen, ist, obgleich von unschätzbarem Werthe, doch weniger aus der Literatur des Landes geschöpft, als freies Ergebniß eigener Anschauung und kritischer Beobachtung. Um die Philologie Ost-Asiens hat Siebold durch die Herausgabe zweier lithographirter Texte, deren Originale zu seiner sehr reichhaltigen Japanischen Bibliothek gehören, sich verdient gemacht: der eine derselben enthält die Chinesischen Charaktere, lexikalisch geordnet und mit beigefügter Japanischer Aussprache in Katakanna-Schrift.*) Aus demselben erfahren wir also nur, wie die Japaner das Chinesische aussprechen. Der zweite Text begreift das bekannte Chinesische Buch Tsian-tse-king**), mit wörtlicher Japanischer und Koreanischer Uebersetzung.

Das wichtigste Japanische Werk der Königlichen Bibliothek zu Paris, über welches Abel Remusat im 11ten Bande der Notices et Extraits u. s. w. eine interessante und lehrreiche Notiz geliefert, ist die Japanische Uebersetzung einer in China herausgekommenen großen Encyklopädie, mit bedeutenden Erweiterungen und Zusätzen. W. Sch...

*) Zilin Gjok Ben, sive litterarum ideographicarum thesaurus. Leiden, 1833.

**) Teitsio Dai Wen, sive mille litteras ideographicae. Leiden, 1833.

England.

Schottland's Geschichte, von Tytler.

(Fortsetzung.)

Beim Anfange der Regierung Alexander's III. von Schottland drohten schon Feindseligkeiten zwischen diesem Lande, das bisher mehr auf Handel und Selbstvertheidigung als auf auswärtige Kriege bedacht war, und England. Doch das versöhnliche Temperament Heinrich's III. und die weise Mäßigung der Rathgeber Alexander's dengten dem Ausbruche eines Krieges vor, der nothwendig zum Verderben Schottlands hätte ausfallen müssen. Die feindselige Stimmung ging sogar in einen aufrichtigen Geist der Freundschaft über. Die Königlichen und viele edle Familien beider Länder waren durch Heirathen verbunden; Alexander selbst und viele seiner Barone hatten Grundbesitzungen in England und mußten daher nothwendig dessen König als ihren Lehnsherrn anerkennen, dem man Achtung gönnte und von dem man Schonung erwartete. Doch mit dem Tode Alexander's am 19. März 1286 nahmen die Angelegenheiten eine bedenkliche Wendung. Über den Tod dieses Königs erfahren wir aus der noch ungedruckten Chronicle of Lanercost einige Umstände, die bei keinem Geschichtschreiber erzählt sind. Am Morgen seines Todestages saß er mit seinen Baronen im Palaste in ausgelassener und leichtfertiger Unterhaltung. Nach Aufhebung des Zechgelages beschloß er noch einen Besuch bei seiner jungen Frau Yolenta abzustatten, die für die süßen Lockungen eines Thrones das Nonnengewand abgelegt, in welchem sie zu leben geschworen hatte. Sie wohnte zu Kingshorn draußen während heftiger Sturm, die Fastenzeit legte ihm Enthaltsamkeit auf, dennoch trotzte er den Umständen und dem besseren Rathe seiner Gäste und machte sich auf den Weg. Nur von drei Edelleuten und zwei Führern begleitet, wanderte er bei Nacht und Sturm dem Gegenstande seiner Lust zu, als die Führer alle Kenntniß des Weges verloren: die Pferde traten instinktmäßig fort und fielen endlich mit ihren Reitern in die See. Unser mönchischer Chronikenschreiber freut sich, den in gefallenen König mit dem in den Fluthen Kischons umgekommenen Sisera vergleichen zu können (Buch der Richter, Kapitel 4 und 5).*) Er setzt hinzu, daß er bei der Leichen-Feierlichkeit in der Abtei von Dumferling zugegen war, wo viele Wangen feucht waren, nur die Wangen derer nicht, welche dem Könige durch Freundschaft und Dankbarkeit am meisten hätten verbunden seyn sollen.

Der Adel, die Geistlichkeit und die Gemeinen ernannten gleich nach dem Tode des Königs eine Regentschaft, deren Hauptstützen die Bischöfe von St. Andrew und Glasgow waren. Der Thron ward früher schon durch das Parlament für Margareta, die Jungfrau von Norwegen, bestimmt. Man unterließ zu gleicher Zeit nicht, den mächtigen Nachbar Eduard den Ersten um Rath und Schutz anzugehen. Zwei Gesandte wurden an ihn geschickt, Johann von St. Germain, Prior von Perth und der Prior Arnold. Ihr Beglaubigungs-Schreiben, das vor uns liegt, und welches „Dumferling, Freitag nach Maria-Verkündigung" datirt ist, schweigt leider von den Instructionen der Abgesandten. Doch läßt sich nicht im entferntesten vermuthen, daß in ihren Aufträgen irgend etwas enthalten gewesen sey, was Eduard zu seinem nachherigen Betragen hätte berechtigen können. Alle Verhandlungen brachen aber plötzlich ab, als Yoleta, die Königliche Witwe, erklärte, sie wäre in dem gesegneten Zustande der Hoffnung, den erledigten Thron bald durch einen Sprößling des verstorbenen Königs besetzen zu können.

Unser Chronikenschreiber weidet sich an skandalösen Geschichten über das Betragen der Königin, die er schon aus Haß gegen Schottland überhaupt verfolgen zu müssen für Pflicht hält, besonders aber, weil sie den Schleier gegen den Purpur vertauscht hat. Er berichtet, sie habe sich elf Monate lang für schwanger ausgegeben und nachher einen Knaben von niederer Abkunft als den Sohn Alexander's untergeschoben. Der Betrug ward vom Grafen Buchan entdeckt, und sie rettete sich kaum vor dem entrüsteten Volke, das sie lebendig verbrennen wollte, nach dem Kontinente, wo sie Arthur, Herzog von Bretagne, heirathete.

Begebenheiten von großer Wichtigkeit folgen jetzt auf einander. Eduard nahm die Schottischen Angelegenheiten unter seine Kontrolle und nachdem man ihn als Lord Paramount (Schutz-Oberhaupt) anerkannt, wurden die Streitigkeiten der Thronbewerber seinem Ausspruche unterworfen. Nach einigem Hin- und Herreden wurde dem Johann Baliol, als dem nächsten Verwandten der Königs-Familie, die Krone zuerkannt. Er mußte aber Eduard als seinen Oberherrn anerkennen und ihm huldigen, und seine Herrschaft litt dadurch an allen Ueben der Gewalt, ohne den Genuß ihrer Vortheile. An Eduard hatte er einen Lehnsherrn, der mit aller Strenge seine oberherrlichen Vorrechte geltend machen wollte, und am Schottischen Adel eine störrische Kaste, die mit wüthender Eifersucht ihre angemaßten und geerbten Freiheiten bewachte. Die Kränkungen, welche mit kaltem Vorbedacht von Seite des Englischen Königs auf ihn gehäuft wurden, erreichten endlich ihren Zweck: daß Baliol sich nämlich von England lossagte und sich gegen dasselbe mit Frankreich verband.

Nichts konnte Eduard erfreulicher seyn, als dieser Entschluß, auf den er schon lange mit großer Ungeduld gewartet hatte, um in Folge dessen Pläne zu rechtfertigen und auszuführen, die er längst im Stillen entworfen. Schnell überzog er mit seinen Truppen Schottland, nahm die damals größte und reichste Schottische Stadt Berwick und tödtete ihre Einwohner ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, nahm Roxburg, Edinburg und Stirling und schlug bei Dunbar die feindliche Armee. Baliol ergab sich, mußte demüthige Geständnisse schriftlich ausstellen, der Krone entsagen und in den Tower zu London als Gefangener wandern.

Eduard rückte unterdessen im Siegerschritte immer weiter nordwärts und empfing überall die Huldigungen des Adels, des Klerus und Volkes. Mit Klugheit und zeitgemäßer Schonung traf er oder bestätigte heilsame Anordnungen, übergab dem Johann von Warenne die Verwaltung des Landes und stellte zahlreiche Kriegsmacht zu seiner Verfügung. Nachdem Eduard diese Vorkehrungen getroffen hatte, die eben so von seinen staatsmännischen Talenten zeigten, wie die vorangegangenen Waffenthaten seinen Ruhm als Feldherr vermehrten, ging er nach England zurück, in dem festen Vertrauen, Schottland eben so, wie die kurzen Wales, zur Provinz seines Reiches gemacht zu haben.

*) Unser gelehrter Mönch von Lanercost hat vor überschwenglicher Schadenfreude die Bibelstelle nicht nachgeschlagen, sonst hätte er gefunden, daß Sisera's Heer wohl zum Theil in dem Strome Kischon umkam, er selbst aber durch die meuchelmörderische Hand einer gastfreundlichen Verrätherin fiel. Aber wenn wir ihm auch die Vergleichung mit Sisera zerstört haben, blieben ihm doch noch andere biblische Heroen übrig; Pharao zum Beispiel paßt ganz gut und, da er auch im Meere ertrank, noch besser als Sisera.

Die gehoffte Ruhe war von kurzer Dauer. Der Graf von Warenne hielt den Geist der Schotten für gebändigt, und da er noch dazu krank war, so zog er sich nach Nord-England zurück, während Schottland von dem habsüchtigen Schatzmeister Cressingham geplündert und von dem blutdürstigen Oberrichter Ormesby grausam dezimirt wurde. Der Schottische Adel im Allgemeinen drängte sich, die neue Sonne anzubeten und die Priesterstellen ihres Tempels für sich zu erhaschen, während Bürger- und Bauerstand nur reiche Opfer für den Tempel liefern sollten. Allein da diese beiden letzten Stände nicht so gelehrig waren, so erklärte man ihrer viele in die Acht.

Die Geächteten sammelten sich und begannen den Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Anfangs waren ihre Anstrengungen ohne Einheit und liefen auf Plünderungen und Ueberfälle hinaus, weil der rechte Mann noch fehlte, der die zersplitterten Kräfte zu einem Ganzen verbindet und ihm den wahren Weg zum Ziele zeigt. Dieser Mann erschien in der Person des William Wallace, der alle Eigenschaften zur Leitung eines großen und gefährlichen Unternehmens im höchsten Grade besaß. Das Volk hat gleichgültig zugesehen, so lange die einzelnen Haufen der Insurgenten ohne zusammenhängenden Plan den Krieg im Kleinen führten; jetzt, da Wallace an der Spitze stand, öffnete es Auge und Herz, obgleich seine Arme noch aus Furcht unthätig blieben; und Eduard sah auch ein, daß er's mit einem Feinde, nicht mehr mit Räuberbanden zu thun habe.

Ueber den Stammbaum Wallace's ist wenig Sicheres bekannt geworden, und über sein früheres Leben wissen wir nicht viel mehr, als uns die Legenden des Blind Harry sagen, die aber übrigens nicht so verächtlich sind, als uns Lord Hailes glauben machen will. Bis zum Mai 1297 ist nichts von seinen Thaten erzählt, aber in dieser Zeit erscheint er als der Rächer der Schottischen Unabhängigkeit. Doch, um die Schwierigkeiten und Gefahren, auf die Wallace stieß, genau zu ermessen, ist es nöthig, einen Augenblick die Kräfte und die Lage beider Nationen zu untersuchen. (Schluß folgt.)

Italien.

Thorwaldsen in Rom.

Thorwaldsen und seine Werke hatten in so hohem Grade meine Bewunderung erregt, die Schriften über ihn waren so voll interessanter Bemerkungen, und der Lobeserhebungen ihm so viele gespendet worden, daß ich, als meine Geschäfte mich nach Rom führten, keinen dringenderen Wunsch hatte, als Thorwaldsen zu sehen. Aber das war, nach meiner Ansicht, nicht leicht; denn ich war weder Künstler noch Gelehrter von hinlänglichem Rufe, um mich ohne besondere Empfehlung, die ich zu meinem Bedauern nicht besaß, ihm vorzustellen. Durch die Gunst der Umstände aber habe ich Thorwaldsen gesehen, wie ich es nur irgend wünschen konnte, nämlich in seiner Behausung, in seinem Atelier, in dem Kreise seiner Freunde und Landsleute, und ich bewundere heute mehr als je diesen Mann, in welchem es der Natur gefallen hat, eines ihrer Meisterwerke hervorzubringen.

Wenn man sich glücklich fühlt bei der Betrachtung einer Kunstschöpfung, so ist man es oft noch mehr in der Gegenwart ihres Schöpfers. Man sucht nicht vergeblich in Thorwaldsen's Blicken die Begeisterung, den Ausdruck, den er seinen Marmor-Statuen einzuhauchen verstanden hat. Der Adel seines Ganges gleicht dem, welchen man an den Gestalten seines Alexander-Zuges bewundert, und wenn man ihn sieht, fühlt man ein ähnliches Vergnügen, wie beim Anblick eines schönen Original-Gemäldes von Raphael, von dem man bis dahin nur eine Kopie gesehen hatte.

Herr K., einer meiner Deutschen Freunde zu Rom, sah allabendlich eine große Zahl seiner Landsleute bei sich versammelt. In einer dieser Versammlungen sprach ich gegen ihn meine Begierde aus, Thorwaldsen kennen zu lernen, und das lebhafte Bedauern, keinen Zutritt bei ihm zu haben. „Sie wollen unseren Thorwaldsen kennen lernen?" erwiederte er; „nun, ich will Sie ihm vorstellen und Ihnen eine freundliche Aufnahme bereiten. Ich erwarte ihn heute und wundere mich, daß er noch nicht hier ist; denn er erscheint sonst ziemlich regelmäßig, um seine Landsleute, wie er uns Deutsche nennt, zu sehen. Haben Sie ein wenig Geduld, er muß bald kommen." Einige Augenblicke nachher hörte ich seinen Namen aussprechen und sah einen Mann von mittlerer Größe, der über die Sechzig hinaus war, eintreten. Obgleich seine Ankunft die Gesellschaft nicht im mindesten störte, verfolgten ihn doch Alle mit ihren Blicken und wandten sie nur ab, um nicht eine dem großen Künstler lästige Neugierde blicken zu lassen. Nachdem er einige Freunde herzlich begrüßt hatte, ließ er sich in ein Gespräch mit einem jungen Deutschen Maler ein, und dies gestattete mir, ihn nach Herzenslust in der Nähe zu beobachten.

Thorwaldsen ist ein schöner Greis; seine Gestalt, die angenehmste, die eindrucksvollste, die ich je gesehen habe, ist so belebt in der Unterhaltung, daß der Zuhörer, welcher zu entfernt ist, um ihn zu verstehen, in seinem Gesichte zu lesen glaubt, was er spricht. Er hat einen ziemlich stattlichen Wuchs, fast weißes Haar und ist in seiner Kleidung eben so einfach wie in seinem Benehmen. Der junge Mann, mit welchem er sprach, gewann allmälig an Muth und lenkte die Unterhaltung auf Gegenstände der Kunst. Derjenige von Beiden, welcher sich unterrichten zu wollen schien, war Thorwaldsen; er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, und ein einnehmendes Lächeln zeigte sich auf seinen Lippen, wenn eine Bemerkung ihm neu zu seyn oder seinen eigenen Ansichten zu entsprechen schien. Selten machte er deren selbst, und dann aussprüchelos, daß es schwer gewesen seyn würde, zu bestimmen, welcher von Beiden der Meister war, wenn in seinem Gesichte sich nicht eine Achtung gebietende Würde gefunden hätte, die noch vermehrt wurde durch jene Bescheidenheit, welche der schönste Schmuck großer Männer ist.

Seine lange Unterhaltung mit dem jungen Manne erregte Eifersucht, er wurde unterbrochen; Jedermann hatte Thorwaldsen etwas zu sagen, und dennoch bemerkte er nicht, daß er die Seele der Gesellschaft war. — Freund K. stellte mich endlich vor. — „Sie kommen von München", sagte Thorwaldsen mit einem Händedruck, „Sie bringen uns Neuigkeiten mit", und nun richtete er eine Reihe von Fragen an mich über die neuen Einrichtungen dieser Stadt, ihre Bauwerke, ihre Gemälde-Sammlung, und zwar in einer Weise, daß es mir nicht schwer wurde, seine Neugierde zu befriedigen. Nach und nach kam er auf einzelne Bemerkungen, und seine Unterhaltung gewann noch an Interesse. Zum Unglück wurden wir unterbrochen; Thorwaldsen schien sich zu erinnern, daß er auch der übrigen Gesellschaft angehörte: „Besuchen Sie mich", sagte er, meine Hand ergreifend, „es wird mir lieb seyn, mit Ihnen zu plaudern; Sie sollen meine Nemesis sehen. Gott befohlen." Darauf durchschritt er die Menge, die sich um ihn drängte, und setzte sich an einen Tisch, an dem er mit großer Freude aufgenommen wurde. Seine Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen erregten oft die Bewunderung, oft auch die Heiterkeit Aller.

Es sey mir gestattet, eine Anekdote einzuschalten, welche freilich sich nach diesem zugetragen hat, aber hier dennoch ihre Stelle verdient, weil sie ganz geeignet ist, eine Idee von der Einfachheit des großen Künstlers zu geben. — Wir hatten uns auf die Lerchenjagd begeben in der Umgegend von Rom; Thorwaldsen, obgleich kein Jäger, war eingeladen worden, mit uns den Ertrag derselben zu genießen. Statt der Spiegel wendet man zu dieser Jagd hier Eulen an, welche, wenn die Sonne hoch steht, an einer Stange befestigt, ausgestellt werden. Die Lerchen versammeln sich um den Nachtvogel und schweben in gerader Linie über ihm, so daß man sie leicht schießen kann. Unsere Jagd hatte früh begonnen und war um eilf Uhr Vormittags zu Ende. Wir fanden uns zum Frühstück ein. Thorwaldsen setzte sich mit uns zu Tische und war, wie gewöhnlich, einer der aufgeräumtesten Gäste. Indeß wurde die Unterhaltung so allgemein, daß, als man das Dessert auftrug, Niemand zu bemerken schien, daß er von Tisch aufgestanden war, um eine Eule in Augenschein zu nehmen, welche man bei der Rückkunft von der Jagd in eine Fenstervertiefung gesetzt hatte. Der Künstler begann sofort sein Spiel mit dem Vogel, faßte ihn an den Beinen und streichelte ihm den Rücken, bis der Vogel endlich die Liebkosungen nicht mehr verstehen wollte und in solchen Zorn gerieth, daß Thorwaldsen laut auflachte. Alles lachte mit ihm. „Ei, wie geht das zu? Haben Sie niemals eine Eule gesehen?" sagte einer der Gäste zu ihm; „sie scheint Ihnen nicht wenig Spaß zu machen." — „„Bei meiner Treu, ich kann Ihnen versichern, daß ich niemals eine lebende gesehen habe"", antwortete er ernsthaft, und das Gelächter verdoppelte sich. — „Und wenn Sie eine Minerva bilden?" fragte ein Anderer. — „„Nun, so bilde ich die Göttin und kopire die Eule; denn es ist schwer, ein Thier zu zeichnen, ohne es lebendig gesehen zu haben."" — Dieser unbedeutende Vorfall gewährte uns viel Genuß, und ich kann mir seine naive Antwort nicht ohne Vergnügen zurückrufen.

Wenige Tage nach unserem ersten Begegnen besuchte ich ihn zu Hause. Thorwaldsen hat fünf große Ateliers, in welchen viele Künstler beständig arbeiten; er selbst bringt täglich einige Stunden darin zu, um die bessernde Hand anzulegen; die übrige Zeit des Tages ist seinen eigenen Beschäftigungen in einem besonderen Atelier gewidmet. Seine Wohnung liegt auf dem monte Pincio (collis Hortulorum), heute der Sitz der schönen Künste, wie ehemals der des Luxus. Einst blühten die Gärten Lucull's an dieser Stätte. Der Künstler hat kein ganzes Haus für sich. Seit mehr als dreißig Jahren bewohnt er den ersten Stock eines Hotels, das einer Familie im unteren Stockwerk gehört, mit welcher er in größter Vertraulichkeit lebt. Eine besondere Treppe führt von da zu seiner Wohnung, und man sagt, daß er mehr als einmal, in dem Wahne, von Dieben verfolgt zu seyn, mittelst dieser verborgenen Treppe eine Zuflucht gesucht habe. Ist nun schon das, was man von seiner Furchtsamkeit erzählt, übertrieben, so ist doch hinlänglich bekannt, daß er in der That Gegenstand derartiger Verfolgungen gewesen ist. Diese seine Furchtsamkeit macht, daß er nicht einen einzigen Bedienten hat, was Personen, die ihn besuchen, mit Erstaunen wahrnehmen.

Sonntags hat er die Gewohnheit, dem Publikum sein Kabinet zu zeigen, von dem wir später reden werden. Dann findet sich die vornehme Welt in Karosse und Gala ein, und der Künstler empfängt im Hausrocke und Pelzmütze, was, indem es jeden Gedanken an Steifheit entfernt, den Reiz dieser Besuche erhöht. Da er sich keine Dienerschaft hält, so ist er es, der Jedermann umherführt, der die Thür öffnet u. s. w. Aber, was noch interessanter ist, er ist sein eigener Cicerone und erklärt Alles selbst.

Thorwaldsen's Wohnung ist angepfropft mit Gegenständen von größtem Werth. Die berühmtesten lebenden Künstler haben zu dieser Sammlung beigetragen; junge Künstler, in der Blüthe ihres Alters, dem Leben entrissen, haben ihm unsterbliche Werke hinterlassen, z. B. Kraft und Reinhold, der eine Genremaler, der zweite historischer Landschaftsmaler. Die besten Landschafts-Gemälde sind die von Reinhard und Koch; die besten Genrebilder, die von Meyer, Ridel, Lindau; die Seestücke von Gudin und Toeming, andere Landschaften endlich von Dänen Dahl und dem Franzosen Storelli. Horace Vernet hat das beste Portrait von Thorwaldsen gemalt, der seinerseits die Büste dieser berühmten Maler dem Meißel entlockt hat. Antiquitäten, etruskische Vasen, musivisch ausgelegte Ringe, Kameen und andere sehr kostbare Dinge finden sich in Unzahl in diesem wirklichen Museum. Wer ihn im Laufe der Woche besucht, wählt in seinen Schränken, während der Künstler ununterbrochen in seinem Atelier arbeitet. Man erstaunt über seine Sicherheit unter diesen Umständen; denn die Versuchung kann auf keine Weise größer, noch leichter befriedigt seyn.

Thorwaldsen scheint das Schicksal Winkelmann's zu fürchten, der auf der Reise in Triest von einem Bedienten, dem er goldene Dosen

münzen zu zeigen die Unvorsichtigkeit hatte, erwordet wurde. Ein weniger tragisches Ereigniß, das jüngst zu Rom dem berühmten Landschaftsmaler Wolfsberger begegnete, rechtfertigt auch Thorwaldsen's Aengstlichkeit. Der Bediente dieses Mannes stahl demselben eine Sammlung goldener und silberner Denkmünzen und besaß dabei die Höflichkeit, ein Schreiben auf dem Tisch seines Herrn zurückzulassen, in welchem er wegen seiner Untreue um Verzeihung bittet und behauptet, daß er sich in der Nothwendigkeit befunden hätte, ihm diesen Schatz zu nehmen, und daß es einem so berühmten Künstler leichter ankommen würde, den Verlust zu ersetzen, als ihm selbst, eine so goldene Gelegenheit wiederzufinden. Nach dieser eigenthümlichen Bedienten-Logik hat der liebenswürdige Veruntreuer, getreu der hergebrachten Formel am Schluß des Briefes, „die Ehre zu seyn" u. s. w.

Man muß indeß gestehen, daß sich unter Thorwaldsen's Schätzen Gemälde von mittelmäßigem Werthe befinden. Oft kauft er deren bloß, um seine Kunstgenossen anzufeuern, und in diesem Punkte ist seine natürliche Herzensgüte meistens im Widerspruch mit seinem Interesse. Es giebt keinen Deutschen Künstler und wenig Französische in Rom, die nicht zu Thorwaldsen gehen, ihn um Rath zu fragen, und häufig, ihm ihre Werke oder ihre Hände anzubieten. Er nimmt sie alle mit gleicher Herzlichkeit auf, unterhält sich freundlich mit ihnen, sucht von ihnen zu lernen, trägt ihnen Werke auf, wenn sie nicht sich anzubieten wagen, und weiß dergestalt die jungen Talente zu ermuthigen, daß ein Künstler selten von ihm gegangen ist, ohne kühn und begeistert geworden zu seyn, wie er es bis dahin selten gewesen war. Es ist nicht zu leugnen, daß die jungen Künstler zuweilen dieser so leicht erlangten Gönnerschaft wenig Ehre machen, aber die Zahl derselben ist nicht groß; und ich kannte einen ausgezeichneten Maler in Rom, der es nur durch seinen Landsmann Thorwaldsen geworden ist. Nachdem ihn dieser mit einer Arbeit beauftragt und ihm die Mittel zu seinem Unterhalte in Rom gegeben hatte, wiederholte er ihm unaufhörlich: „Beharrlichkeit und Muth führt am sichersten zum Ziel." Das heißt in der That für die Kunst leben, der jedes Wort, jede Handlung, jeder Gedanke geweiht ist, und dennoch bliebe die Frage problematisch, ob Thorwaldsen die Kunst mehr durch seine Schöpfungen oder durch sein Leben und Wirken gefördert hat.

Als ich in sein Atelier trat, fand ich ihn, den Meißel und Hammer in der Hand, vor dem herrlichen Basrelief der Nemesis. Es schien mir der Vollendung nahe, und doch trug Thorwaldsen unter dem Plaudern so mächtige Hammerschläge auf, daß ich die Augen schloß, aus Furcht, einen Fehlschlag zu erleben. Die Göttin ist aufrecht dargestellt auf einem Wagen; Gestalt und Haltung sind edel und imposant; eine schwer zu beschreibende Würde herrscht in den Zügen, und schon die Art, wie sie die Rosse beherrscht, scheint ihre unwiderstehliche Macht zu bekunden. Zwei Rosse ziehen den Wagen, deren eines, den Gehorsam darstellend, mit Ruhe schreitet; aber seine ungezwungene Bewegung zeigt nur Gehorsam, nicht sklavische Unterwerfung. Auf der anderen Seite stellt ein feuriges Roß die Widerspenstigkeit dar. Thorwaldsen hat es verstanden, hier einen jungen Renner in seiner ganzen Schönheit zu zeigen, der, den Kopf in Flammen, die Nüstern weit geöffnet, sich bäumt, nur mit Mühe den ihm aufgelegten Zügel duldet und, obgleich er nur zur Hälfte sichtbar ist, dennoch die größte Bewunderung erregt. Zwei Genien folgen dem Wagen, deren einer, das Füllhorn in der Hand, der Genius des Lohnes ist, der andere mit gezogenem Schwerte, der der Strafe. Die Räder des Wagens sind bedeckt mit Allegorieen, deren Beschreibung zu sehr ins Detail führte; ein Zodiakus umwölbt das Ganze. Dieses Basrelief aus Carrarischem Marmor von schönster Weiße ist das einzige, das Thorwaldsen ganz und gar allein gemacht hat. Es gehört dem Mailänder Milius, der ihm dazu den Auftrag gegeben. Herr Milius, ein durch seine Industrie zum Millionaire gewordener Kaufmann lutherischer Religion, verheirathete seinen einzigen Sohn mit der Tochter eines der vornehmsten katholischen Häuser in Mailand; diese Verheirathung geschah zu Triest, der einzigen Stadt Italiens, wo die Trauung zwischen beiden Konfessionen gestattet ist. Aber das Hochzeitsfest sollte sich in eine Leichenfeier verwandeln; der Bräutigam starb am Tage der Einsegnung, in dem Moment, wo nach seinem und der Braut Wunsche der Priester ihm den Trauring an die Hand stecken sollte. Um sich zu zerstreuen, machte der Vater eine Reise und trug, während seines Aufenthaltes in Rom, einigen Künstlern eine Nemesis auf, deren Macht er so schwer erfahren hatte. Thorwaldsen fühlte sich ergriffen von jenem tragischen Ereigniß und versprach Herrn Milius, dieses Basrelief zu liefern mit dem Zusatz, dieses Mal die Arbeit ganz allein auszuführen, ohne sie erst, wie bei seinen anderen Werken, durch die Hand seiner Gehülfen gehen zu lassen. Er entwarf das Modell dazu und führte es selbst aus.

Nachdem Thorwaldsen mir diese Veranlassung erzählt, erklärte er mir die Figuren, und sagte dann mit seiner gewöhnlichen Einfachheit: „Nun, was halten Sie davon?" — „„Ich finde es bewundernswürdig"", antwortete ich, mehr aus unfreiwilligem Antriebe, als um seiner Frage zu genügen. — „Sehr wohl, aber Sie machen keine Bemerkung." — „„Wäre ich Künstler, ich würde es wagen, Einiges zu bemerken."" — „Desto besser, daß Sie es nicht sind; ich beobachte gern den Eindruck, den meine Arbeiten auf Personen hervorbringen, die der ausübenden Kunst fern stehen." — „„Nun denn"", sagte ich, „„an Ihrer Stelle würde ich vielleicht das widerspenstige Roß, das von ergreifender Schönheit ist, an die Stelle des anderen gesetzt haben, damit es mehr ins Auge fiele. Die Wirkung davon würde vielleicht noch größer gewesen seyn."" — Der Künstler schwieg einen Augenblick, und mit einem leichten sardonischen Lächeln sagte er: „Wenn ich Franzose wäre, würde ich vielleicht nach Ihrem Wunsche verfahren seyn; denn Ihre Idee ist echt Französisch; aber ich habe der Würde des Ganzen damit zu schaden gefürchtet. Die Ruhe in den Gestalten hat mir nothwendig geschienen, um die unerschütterliche Macht der Nemesis fühlen lassen, und das bäumende Roß hätte nach meiner Ansicht diesen Eindruck gestört. Wenn Sie darüber nachdenken, sind Sie derselben Meinung?" — „„Ich sehe es ein"", erwiederte ich ein wenig verwirrt.

Ich fing darauf an, die anderen Basreliefs in Augenschein zu nehmen, die sich in den Sälen fanden; Thorwaldsen zeigte und erklärte sie mir alle. Von diesen Werken ist so viel geschrieben und gesprochen worden, daß ich einer weiteren Anführung überhoben zu seyn glaube. Thorwaldsen interessirte mich noch mehr als seine Werke, und ich hoffe, mich in dem Gedanken nicht getäuscht zu haben, daß es für den Leser nicht ohne Interesse seyn dürfte, den Eindruck kennen zu lernen, welchen seine Art, zu leben, sich zu unterhalten, kurz seine ganze Persönlichkeit auf Freunde machen, die ihn besuchen. Ich bemerke nur, daß das schönste Modell, welches ich bei ihm gesehen habe, das des Täufers Johannes in der Wüste ist, wie er verkündigt, daß das Himmelreich nahe herbeigekommen sey. Dieses Modell ist in der großartigsten Weise entworfen, und es ist zu beklagen, daß noch Niemand, selbst die mächtigsten Monarchen nicht, es bisher gewagt, ihn mit dessen Ausführung zu beauftragen; ohne Zweifel aus Scheu vor den Kosten, welche der Ankauf eines zur Ausführung hinlänglich großen Marmorblocks mit sich führen könnte. — Inzwischen bringen die Herren der Erde ihre Huldigungen dem gefeierten Künstler dar; nicht Einer von ihnen kommt nach Rom, ohne ihn zu besuchen; es giebt nicht Einen, der sich von des Künstlers Freundschaft nicht geschmeichelt fühlte. Alle schicken ihm Ehrenzeichen, Ordensbänder, Sterne, welche der bescheidene Künstler nur bei feierlichen Gelegenheiten trägt.

Oft fand ich Thorwaldsen in seinem Kabinet, mit ordinairer weißer Kreide auf einer Schiefertafel zeichnend. Diese zuweilen prachtvollen Entwürfe waren neu in ihrer Art und echte Geburten seines schöpferischen Genies. Wenn ich sie über seine Schulter weg anblickte, empfand ich ein schmerzliches Gefühl, so oft er den Schwamm ergriff, um diese schönen Skizzen abzuwischen.

Man zählt der Künstler nicht viele, welche das Interesse bei ihren Arbeiten so wenig leitet wie ihn. Thorwaldsen macht allen seinen Freunden Geschenke mit Modellen und Plänen, und als er mir sein Album zeigte, fehlte, um von ihm einige geschenkt zu erhalten, mir nichts als der Muth, sie von ihm zu erbitten. Freund K. machte mir daher einst meine Schüchternheit zum Vorwurf, indem er mir das Modell des kühnen Schillerdenkmals zeigte, mit welchem Thorwaldsen ihm ein Geschenk gemacht hatte. — Diese seine Freigebigkeit war die Veranlassung zu dem unwahren Gerücht, welches die Journale verbreiteten, daß Thorwaldsen der Stadt Stuttgart die vollständige Sammlung seiner Modelle geschenkt habe. Der Konsul des Königs von Württemberg zu Rom, Herr Roth, widerlegt das Gerücht und giebt darüber folgende Erklärung: Einige Modelle Thorwaldsen's, die er von dem Künstler erhalten, habe er der Stadt Stuttgart zum Geschenk bestimmt, und Thorwaldsen, der davon Kenntniß bekommen, dem Ueberbringer gesagt: „In diesem Falle will ich wenigstens die Mappen, die Ihnen zur Beförderung übergeben sind, voll machen." — Als gewiß aber steht es fest, daß er von allen seinen Werken Doubletten entworfen und der Hauptstadt seines Dänischen Vaterlandes geschenkt hat, wo ein eigenes Museum zur Aufnahme dieser kostbaren Denkmale errichtet werden soll. — Eine Tochter Thorwaldsen's, die an einen Mailändischen Oberst verheirathet ist, wird die Erbin seines Vermögens, welches, wenn seine Freigebigkeit dem nicht entgegenstände, leicht unermeßlich werden könnte.

(L'Artiste.)

Mannigfaltiges.

— Englisches Theater. Dieses erwartet jetzt seine Regeneration von einem Nord-Amerikaner. Die Klagen über den Verfall desselben sind bekanntlich noch begründeter, als die über den traurigen Zustand der Deutschen Bühne; denn so weit ist es doch bei uns noch nicht gekommen, daß die Gebildeten alle Lust am Theater verloren haben und dieses ausschließlich der schaulustigen geschmacklosen Menge überlassen. Solchen Reiz in der fashionablen Welt wieder zu wecken, ist keine kleine Aufgabe; Herr Macready scheint jedoch der Mann dazu, wenn es überhaupt noch möglich ist, in einem fast abgestorbenen Körper das Leben wieder zur vollen Thätigkeit zu bringen. Herr Macready kam vor etwa anderthalb Jahren aus seinem Amerikanischen Vaterlande nach London, wo er mit dem glänzendsten Erfolg in den Rollen Kean's und John Kemble's auftrat. Die Engländer vergaßen, daß sie einen Yankee vor sich hatten, und sehen den Künstler jetzt mit Stolz als ihren eingebürgerten Landsmann an. Durch solchen Triumph kühn gemacht, will sich Herr Macready nun vollends das Verdienst erwerben, eine neue Aera für die Englische Bühne herbeigeführt zu haben. Er hat die Leitung des Covent-Garde-Theaters übernommen, wo er mit einem tüchtigen Personale zunächst den Kultus der alten Englischen Dramatiker wieder zu Ehren bringen, alsdann aber durch Honorare und aufmunternde Unterstützung jüngerer Dichter einen Quell wieder eröffnen will, der in England in neuerer Zeit ganz versiegt war. Seltsam genug, ist es auch ein Amerikanischer Dichter, der dem Amerikanischen Schauspieler und Theater-Direktor mit dem ersten Drama von besserem Gehalt entgegenkommt. Herr Willis, von dessen Skizzen und Novellen wir bereits früher Gelegenheit hatten, in diesen Blättern Manches mitzutheilen, ist jetzt mit einem Schauspiel hervorgetreten, das den Titel führt: „Bianca Visconti, oder das seiner Pflicht erliegende Herz". Das, was Amerikanische Blätter daraus als Probe mitgetheilt haben, zeigt von Studium der Menschen sowohl, als der Bretter, welche die Welt bedeuten.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Mittwoch den 18. Oktober 1837.

Afrika.

Ein Tag in Tanger.

Von Rosseeuw de St. Hilaire.

Da lagen wir im Angesichte der Stadt Tanger, die sich, in Gestalt eines Fächers, mit ihren weißen Häusern zwischen Orangengärten gar freundlich ausbreitet, unter den Kanonen der dreheuden Kassaubah. Es ließ sich aber an, als sollten wir das Afrikanische gelobte Land nur aus der Ferne sehen und nicht betreten. Es hatte sich nämlich zu Kadix das Gerücht verbreitet, die Cholera wäre zu Fez, sechs Tagereisen von Tanger, ausgekrochen, und darum war unser Capitain entschlossen, gar keinen Fuß ans Land zu setzen, sondern gleich am anderen Morgen nach Gibraltar hinüber zu steuern, nicht aus Furcht vor der Cholera, sondern aus Furcht vor der Quarantaine.

Unser Fahrzeug, die Französische Kriegsbrigg „Le Griffon", war gegen Mittag von Kadix ausgelaufen, und die Ueberfahrt nach Tanger hatte kaum sieben Stunden gedauert. Wir strichen mit frischem und günstigem Winde längs der kahlen, öden Andalusischen Küste hin und kamen etliche Meilen an dem Kap Trafalgar, traurigen Andenkens für Frankreich und Spanien, vorüber. Noch birgt das Meer hier in der Nähe die Trümmer manches Schiffes, dessen Mannschaft lieber zu Grunde gehen als sich ergeben wollte. Noch kennt man am Eingange der Bai von Kadix die Stelle, wo der „Bucentaur", ein Französisches Linienschiff, im Hafen eine Zuflucht suchend, in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1805 an den Felsen scheiterte und versank. Die Spanier haben mehrmals versucht, die versunkenen Kanonen heraufzuwinden, und von Zeit zu Zeit machen die Fischer einen Fund, der an jenen Unglückstag erinnert. Mir blieb aber nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen. Das Europäische Gestade wich hinter uns zurück, und unser Fahrzeug glitt zwischen den Säulen des Herkules hindurch. Vor unseren Augen tauchte das Afrikanische Vorgebirge mit seinen weiß und grünen Abhängen auf: in der Landessprache heißt es „der Affenberg", aber wer möchte die wohltönende alte Benennung „Abyla" missen? Und so berühmt auch der Name geworden ist, welchen die viereckige über Gibraltar gethürmte Felsenmasse von Tharik, dem Eroberer Spaniens, empfing (Gibel-el-Tharik, Berg des Tharik), doch tönt der Name „Calpe" aus den Ueberlieferungen des grauen Alterthums noch vernehmlich herüber. Die Sage mag nicht Unrecht haben, daß hier Europa vormals durch eine Landenge mit Afrika zusammengehangen und die Fluth von beiden Seiten so lange an dem Damme genagt hat, bis er brach. So weit Menschengedenken zurückreicht, geht aus Zeugnissen und Ueberlieferungen hervor, daß die Straße zwischen den beiden Kontinenten von Jahrhundert zu Jahrhundert breiter geworden ist, von zwei Meilen bis auf zwölf oder vierzehn. Die beiden Vorgebirge tragen einerlei geognostischen Charakter und einerlei Vegetation.

Gegen sechs Uhr Abends befanden wir uns am Eingange der Bai und Rhede von Tanger. Ein mit Kanonen besetztes Fort, zu den Außenwerken der Kassaubah gehörig, verstellte die Aussicht auf die Stadt, und letztere kam uns nicht eher zu Gesicht, als bis unser Fahrzeug um die von dem Fort beherrschte Landspitze beg. Tanger liegt in der Ecke eines halbkreisförmigen von Bergen eingeschlossenen Beckens, dessen Boden die Bai einnimmt. Mein Auge, von dem Anblick der dürren Sandflächen und Felsen an der Andalusischen Küste ermüdet, ruhte mit Wohlgefallen auf dieser Afrikanischen Landschaft. Die Anhöhen, welche sie Aussicht begränzten, waren mit niedrigem, aber dichtem und kräftigem Pflanzenwuchse bedeckt. Große Ackerflächen, auf denen das reife Getraide goldfarben wogte, lagen hier und da auf dem grünen Teppich hingebreitet. Ungeachtet dieses Anbaus war die ganze Gegend öde, und weit und breit um die Stadt war kein Dorf, ja keine einzelne Wohnung zu sehen. Die Gipfel und Kuppen der Hügel krönte niedriges Gebüsch, während an mancher tieferen Stelle ein Sandfeld mit ein paar langsam einherschreitenden Kameelen oder ein paar im blendend weißen Burnus einhertummelnden Mauritschen Reitern an Afrika erinnerte. Am fernen Horizonte ragten die Höhen des kleinen Atlas terrassenförmig empor und streckten ihre Gipfel in die Wolken. Zur rechten Hand hatten wir jetzt die Kassaubah, die Citadelle und Residenz des Paschas; sie kommt an Umfang selbst einer kleinen Stadt gleich, und ihre Backstein-Mauern nehmen sich aus der Ferne imposant aus, in der Nähe aber erkennt man, daß sie an vielen Stellen bereits in Trümmer fallen. Der Anblick von Tanger überraschte mich; es war die erste Mauritsche Stadt, die ich sah, und der Eindruck war kein unfreundlicher. Die Häuser sind klein, niedrig, mit platten Dächern, glänzend weiß, zwischen dunkelgrünen Gärten und Gebüschen. Dazwischen ragen die Moscheen mit ihren Minarets hervor, die aber hier nicht schlank und dünn sind, wie in anderen muhamedanischen Ländern, sondern sich als massive Thürme darstellen. Die Häuser der Konsuln, auf Europäische Weise gebaut, erheben sich stattlich über die niedrigen Wohnhäuser der Mauren; jedes hat einen kleinen Thurm mit einer Fahne, und so flattern hier, auf einem kleinen Raume vereinigt, die Flaggen aller Europäischen Mächte über der muselmännischen Stadt. Die Kassaubah ist durch einen beträchtlichen Raum von der Stadt getrennt und nimmt den ganzen Abhang eines Berges ein, der sich gegen die Bai senkt, so daß ihr innerer Raum auch von unten sichtbar wird. Sie enthält eine große Anzahl kleiner Häuser oder Barracken, in welchen die Soldaten einquartiert werden. Ueber der Hauptbastei weht die rothe Fahne des Kaisers von Marokko. An Kanonen fehlt es nicht, aber die in den Hafen-Batterieen, welche wir in der Nähe sahen, waren alt, verrostet, lagen auf morschen, gebrechlichen Lafetten und würden bei einer ernstlichen Kanonade den eigenen Artilleristen mehr Schaden thun, als dem Feinde. Gegen einen Angriff von der Landseite kann sich Tanger vollends gar nicht halten: die Anhöhen beherrschen es von allen Seiten auf Flinten-Schußweite, — ein einziges Französisches Bataillon mit ein paar Haubitzen wäre im Stande, die Stadt zu nehmen.

Wir brachten die Nacht auf der Rhede zu, wo unser Schiff Anker geworfen hatte. Ich verwünschte in Gedanken die Cholera und die Quarantaine, diese zweite Landplage, die dem Reisenden im Orient jedes Vergnügen vergiftet. Tanger war die einzige Mauritsche Stadt, die an meinem Wege lag, und ich sollte sie nicht sehen! Zu meiner größten Freude jedoch erhielten wir am anderen Morgen die Versicherung, daß an allen Gerüchten von der Cholera in Fez kein wahres Wort und in Gibraltar keine Quarantaine wäre. Sofort stieg ich ins Boot, und binnen zehn Minuten stand ich auf Afrikanischem Boden; es war Dienstag, am 1. August. Ich habe auf Reisen einen eigenen Glücksstern, dem ich vertraue. Auf einer Reise von 12—1500 Lieues, theils zu Lande, theils zu Wasser, ist mir keine Aufhaltung, keine Widerwärtigkeit, geschweige denn ein ernstlicher Unfall zugestoßen. Kann ich irgendwo nur einen Tag bleiben, so trifft sich gewöhnlich in dieser kurzen Zeit etwas Besonderes, was mir Gelegenheit verschafft, das Land und das Volk näher kennen zu lernen. So auch hier. Seine Majestät der Kaiser von Marokko hatten geruht, den alten Pascha abzurufen und einen neuen für die Provinz Tanger einzusetzen; derselbe sollte eben heute mit einem Truppen-Corps von 2—3000 Mann eintreffen. So geschah es: die Marokkanische Excellenz rückte aus dem Lager, das eine Viertelstunde vor der Stadt aufgeschlagen war, an der Spitze einer Division von seiner Armee zur Stadt herab. Die Kanonen der Kassaubah donnerten, aber noch betäubender war der Lärm, den das Gefolge des Paschas mit Jubelgeschrei und Flintenschüssen machte. Auf dem schmalen, flachen Gestade, welches südlich von Tanger, zwischen der Bai und den Bergen, hinzieht, tummelten sich die besten Reiter und wiesen dem neuen Herrn zu Ehren ihre Kunst. Sie jagten mit verhängtem Zügel der Kolonne voraus, hielten die Flinte weit ausgestreckt, und in dem Momente, wo ihrem Arme die Kraft versagte, drückten sie los. Im stärksten Galopp hielten sie ihre Pferde plötzlich ein oder warfen sie herum. Ihre weißen Kleider flatterten und glänzten im Lichte der aufgehenden Sonne. Der ganze Zug, in seiner Unruhe, in seiner Unordnung, das wilde Geschrei und die gewaltsamen Geberden der Kriegesmänner, deren Reihen sich bald längs der Krümmung des Gestades hinschlängelten, bald im raschen Dahinsprengen sich lösten — das Alles gewährte einen ungemein malerischen und phantastischen Anblick. Der Zug verlor sich in den engen Straßen der Stadt, und wir nahmen kurz darauf denselben Weg zur Wohnung des Französischen Konsuls, der zu unserem Bedauern eben verreist war.

Die Mauren, welche den herrschenden Stamm in den Barbareesken-Staaten bilden, sind ein kräftiges, aber ein unbändig wildes, treuloses und tückisches Geschlecht. Zweimal hat dieser Volksstamm, im Dienste Arabischer Fürstenhäuser, Spanien erobert und dann seinen Herren die Eroberung entrissen. Nachdem ich mich lange Zeit mit ihrer Geschichte beschäftigt hatte, ohne sie je vor Augen gesehen zu haben, machte der Anblick ihrer Gestalten und Gesichter einen tiefen Eindruck auf mich. Der weiße Burnus hängt weitfaltig und bauschig um die hageren, schwarzbraunen Leiber; ihr Auge ist gelb, ihr Blick hat etwas Wildes, die dicken Lippen stehen etwas von einander, wie von einem tückischen Lächeln verzogen, und zeigen das weiße, leuchtende Gebiß. Es sind energische, aber keineswegs häßliche Physiognomieen; vielmehr gehört der Menschenschlag in dieser Nordwest-Ecke von Afrika gewiß zu den schönsten in der Welt. Der Maure ist in der Regel hoch gewachsen,

geschickt zu allen Leibesübungen, ein behender Fußgänger, ein trefflicher Reiter. Sein Gesicht hat eine reine, längliche Ovalform, die Haare sind schwarz, aber nicht kraus, und der Teint ist im Ganzen nicht dunkler, als bei den Andalusiern. Mit diesem Stamme sind höchst wahrscheinlich die Spanischen Araber und Maureesken verschmolzen, welche im 16ten und 17ten Jahrhundert von den bigotten Kastilischen Königen ausgetrieben wurden und nach Afrika hinüber flüchteten.

(Schluß folgt.)

England.

Schottland's Geschichte, von Tytler.

(Schluß.)

König Eduard stand in der Fülle geistiger und körperlicher Kraft da; sein Ruf war über Europa und Asien verbreitet; die Könige von Frankreich und Aragonien brachten vor seinen Richterstuhl ihre Streitigkeiten; er verfügte über die Throne von Sicilien und Schottland; er hatte eben Wales mit seinem Reiche verbunden und war in der Lage, die Zumuthungen des Papstes und seine Drohungen nicht achten zu müssen. England im Innern erfreute sich in Folge seiner trefflichen Verwaltung eines Friedens, den es bisher nie genossen hatte; die stolzen Edelleute fürchteten ihn wegen seiner Talente und Kraft, und das Volk liebte ihn; weil er über seine Interessen wachte. Schottland auf der entgegengesetzten Seite trug alle Züge der Erniedrigung. Sein König lag in Fesseln, sein Adel war theils auch im Gefängniß, theils unter den Kriegsfurchten des Zwingherrn in fernen Ländern zerstreut und das Volk in Verworfenheit und Sklaverei unter dem Joche des Ausländers. Wallace durfte bei solchen Verhältnissen nicht auf Erfolg hoffen, und man kann leicht denken, daß er sich nicht freiwillig in ein gefahrvolles Unternehmen gestürzt habe, das Tausenden seiner Landsleute Leben und Freiheit kosten mußte. Bower und Blind Harry nimmen überein, er habe William von Heslrigge, den Englischen Sheriff von Clydesdale, erschlagen und sey deshalb geächtet worden. Lord Hailes hielt dies für ein Mährchen, allein die Scalacronica setzt es außer allem Zweifel. Der Verfasser dieser treuen Geschichte ist Thomas von Grey (Vorfahr des jetzigen Grafen Grey), dessen Vater Zeitgenosse und Waffengefährte von Wallace war. Bei dem Scharmützel mit dem Sheriff war er auch zugegen und blieb für todt in dem brennenden Hause zurück*). Warenne und Cressingham waren damals nach England gereist, um beim Parlamente zu London zu erscheinen. Ormesby war somit der einzige Stellvertreter des Königs in Schottland. Man beschloß, ihn in Scone, seiner Residenz, zu überfallen und zu tödten; aber er ward noch bei Zeiten gewarnt und entkam nach England. Inzwischen ward die National-Partei bedeutend verstärkt durch die offene Theilnahme des Bischofs von Glasgow, des Stewards von Schottland und seines Bruders Robert von Bruse, durch Richard Lundin, Sir Andrew Murray, Sir William Douglas und Andere.

Eduard erfuhr die Nachricht von dem Aufstand in Schottland gerade, als er im Begriffe war, sich nach Flandern einzuschiffen. Er selbst konnte für jetzt nicht nach dem Schauplatze der Rebellion, aber er ergriff die wirksamsten Maßregeln, die er für mehr als hinreichend betrachtete, den plötzlich sichtbar gewordenen Geist des Ungehorsams zu vernichten. Er stellte den Grafen von Warenne an die Spitze der ganzen Kriegsmacht von England, die er nach dem Norden rücken ließ. Zugleich erhielt Cressingham die Weisung, die ihm streng verbietet, irgend eine Zahlung aus dem Schottischen Schatze zu leisten, da die sämmtlichen Einkünfte des Landes dazu verwendet werden sollen, die „Rebellen, Uebelthäter und Friedensstörer" zu vernichten.**) Allein die Einkünfte Schottlands waren bereits für Eduard verloren. Cressingham antwortete auf dieses Königliche Schreiben, daß es unmöglich sey, einen Pfennig mehr zu erheben, da mit Ausnahme von Berwick und Roxburg im ganzen Lande kein Englischer Sheriff mehr sey, daß die Hälfte dieser Beamten erschlagen, die andere Hälfte verjagt worden sey. Warenne drang in Schottland ein, fand aber den Feind nicht. Von der Westgränze her aber kamen Percy und Clifford und diese fanden die Insurgenten bei Irving gelagert. Am 9. Juli wurden Unterhandlungen angeknüpft, die einen Theil der feindlichen Partei zum Abfall von der Nationalsache und zur Unterwerfung an Eduard bewog. Wallace verwarf jeden Vergleich und zog nördlicher. Am 27. Juli benachrichtigte Cressingham den König, daß Wallace in dem Walde von Selkirk lagere und noch großen Anhang habe. Vom gleichen Tage berichteten der Bischof von Aberdeen, Johann Comyn Graf von Buchan und Gartenay, Sohn des Grafen von Mar, daß Moray der jüngere die Fahne des Aufruhrs zu Inverneß und Roß erhoben habe. Warenne scheint wegen des geringen Erfolgs bei seinem Herrn in Ungnade gefallen zu seyn, da dieser den Brian Fitz Alan zum Gouverneur und Feldherrn in Schottland bestimmte. Dem Namen nach, führte Warenne noch den Oberbefehl, den wirklichen war Brian Fitz Alan zu übernehmen im Begriffe. Und dieses Interregnum, verbunden mit der starrsinnigen Unwissenheit des Cressingham, führte zu Verwirrung, Ungehorsam und Mangel an Vorsicht in der Englischen Armee. Wallace benutzte schnell die Gunst der Umstände und schlug bei Stirling die Engländer aufs Haupt. Der Sieg bei Stirling ermuthigte die Schotten eben so, wie er die Engländer entmuthigte. Diese wurden noch dazu durch eine Nachricht vom Tode Eduard's in Flandern erschreckt, und den Schotten fehlte jetzt nur noch ein gesetzliches Oberhaupt, um den Sieg aufs vollständigste zu benutzen. Der König war gefangen, die meisten Adligen Verräther oder im Verdachte des Verraths; man warf also die Augen auf den außerordentlichen Sieger von Stirling und ernannte ihn und den jungen Sir Andrew Moray (Sohn des bei Stirling gefallenen Moray) zu Oberfeldherren des Reiches. Einen Monat nach der Niederlage bei Stirling nannten sich diese Beide in Staatsschriften: „Duces exercitus regni Scotiae et communitatis ejusdem regni", und unter diesen Namen kündigten sie dem Auslande die Befreiung ihres Landes vom Englischen Joche an.

Lord Hailes bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Daß Wallace die hohe Stelle verdient hat, leidet keinen Zweifel, aber wie er dazu gekommen, bleibt problematisch." Eine ungerückte Chronik, die zu Anfang der Regierung Eduard's II. geschrieben ist, macht uns hierüber mit einigen näheren Umständen bekannt, die Glauben verdienen. Sie giebt an, daß die Volksstimmen nach der Schlacht bei Stirling sich für die Wahl des Wallace vereinigt, da er durch seinen Geist und seine rastlose Thätigkeit die Erwartungen übertroffen habe, und daß ihn zu diesem Ende der erste Graf von Schottland bei einer National-Versammlung mit dem Ritterschwert umgürtete (aus diesem geht hervor, daß er noch nicht Ritter war).

Die Schotten drangen jetzt in England selbst ein und vergalten den Engländern durch Grausamkeit die erlittenen Gräuel. Northumberland und Cumberland wurden geplündert und die Einwohner niedergemetzelt.

Hemingford, ein gleichzeitiger und ganz vorurtheilsfreier Geschichtschreiber, erzählt folgende Anekdote: Das Kloster zu Herham war, wie alle Klöster auf dem Kriegs-Schauplatze, von seinen Einwohnern verlassen. Als aber die Nachricht einlief, die Schotten hätten einen anderen Weg eingeschlagen, kehrten drei bis vier Mönche in ihre Zellen zurück. Doch kaum waren sie da, als Soldaten auf sie eindrangen und ihnen bei Todesstrafe geboten, die Klosterschätze auszuliefern. Die Noth der armen Brüder war aufs Höchste gestiegen, denn sie hatten weiter nichts als unbedeutende Gerätschaften anzugeben, was aber die brutalen Söldner nicht glaubten; da erschien Wallace. Er trieb die Plünderer hinaus und bat, daß man die Messe lese, wobei er sich ganz entwaffnete, seine Kriegskleider ablegte, um in aller Ehrfurcht, die der Ort und die heilige Handlung einflößten, vor dem Altar zu erscheinen. Während er in einem Nebenzimmer die Rüstung ablegte, drangen Soldaten in die Kirche und nahmen Kelch, Stola und Meßbuch. Sogleich ließ er eine Untersuchung anordnen, um die Thäter zu züchtigen. Aber man war überzeugt, daß er sie köpfen lassen würde, daher gaben die Untersucher keinen an. Er schützte durch seine dreitägige Gegenwart die Priester und ihr Kloster gegen seine wilden Krieger, und bei seiner Abreise gab er ihnen Schutzbriefe, worin er sagt, daß er den Prior und das Kloster von Herham, so wie das ganze Eigenthum und die Pächter und Diener auf den Gütern desselben, unter seinen unmittelbaren Schutz nehme.

Eduard kam aus Flandern zurück und drang an der Spitze eines mächtigen Heeres in Lothian ein. Wallace zog sich geschickt vor der Uebermacht zurück und lockte den König in ein Land, das unfähig war, weder die Truppen noch die Pferde zu ernähren. Zum Unglücke für Eduard blieb seine Flotte wegen widriger Winde aus, und er war zu unrühmlichem Rückzug gezwungen, bei welchem er die ungestraften Neckereien des verfolgenden Feindes dulden mußte. Doch bei Falkirk ließen sich die Schotten von ihrem bisher so glücklich beobachteten Systeme, keine Schlacht anzunehmen, abbringen. Eduard war Alles daran gelegen, seinen Feind zum Stehen zu bringen; durch Spione belehrt, überraschte er die Schotten; sie nahmen die Schlacht an, statt der überlegenen Feindesmacht zu weichen, und wurden geschlagen.

In der Schlacht bei Falkirk hatte Wallace nicht nur gegen die Uebermacht des Feindes, sondern auch gegen den Verrath in seinen eigenen Reihen zu kämpfen. Aus Verdruß über die Treulosigkeit ungeblicher Patrioten legte er seine Würde nieder und verschwand für mehrere Jahre vom Schauplatze. Was ihn in dieser Zeit beschäftigte, wußte man bisher nicht. Es ist schwer zu glauben, was Blind Harry berichtet, daß er dem Könige von Frankreich gedient habe, die Engländer aus Guyenne zu vertreiben; es ist noch schwerer zu glauben, daß er in Unthätigkeit der Unterjochung seines Vaterlandes durch Eduard zugesehen habe. Der Zweifel über diese Frage kann jetzt durch die glaubwürdigen Berichte der oben erwähnten Chronik beseitigt werden.

Der anonyme Chronist aus der Zeit Eduard's II. erzählt, daß Wallace gleich nach der Schlacht bei Falkirk beschloß, beim Könige von Frankreich Beistand zu suchen. Philipp, der damals zu Amiens residirte, bereitete dem Helden einen anderen Empfang, als dieser erwartet hatte. Er wurde ins Gefängniß geworfen, und man schrieb an Eduard, ob er den Gefangenen ausgeliefert haben wolle? Eduard überströmte von Dankversicherungen gegen den König von Frankreich, bat aber zugleich, man möchte Wallace vorläufig noch in sicherem Gewahrsam behalten. Unser Chronik verläßt uns hier, doch ihr Bericht verträgt sich sehr wohl mit der Wahrscheinlichkeit. Freilich lag es in Philipp's Interesse, mit der Schotten im Bunde zu seyn, um von dieser Seite den Engländer, mit denen er nicht im aufrichtigen Frieden leben konnte, zu schaden. Aber der Papst hatte damals gerade eine Versöhnung zwischen den Königen von England und Frankreich gestiftet, und Eduard war im Begriff, Margarethe, Philipp's Schwester, zu heirathen. Philipp schlug einen Mittelweg ein, um seine alten und neuen Freunde zugleich zu täuschen. Er erbot sich, den Gefangenen auszuliefern, ließ ihn aber entwischen und gab ihm noch Empfehlungsschreiben an den Papst mit.

Ueber letzteres Faktum haben wir die beste Gewißheit in dem Originalbriefe, der Wallace anvertraut wurde. Er ist aus Pierrefort*) vom Montage nach dem Feste Allerheiligen datirt und an die Französischen Agenten am Römischen Hofe gerichtet, die darin aufgefordert werden, Bonifacius zu ersuchen, daß er dem Schottischen Edelmanne William Le Waleis ein günstiges Ohr für seine Vorschläge leihen möge. Dieser Brief, dessen Authentizität über allen Zweifel erhaben ist, hat auf der Rückseite die Inschrift von einer gleichzeitigen Englischen Hand:

*) Scalacronica p. 123. Ausgabe des Maitland Club. Glasgow, 1836.
**) Rotuli Scotiae 24. Juni 1297.

*) In der Nähe von Compiegne, wo noch die Ruinen eines Schlosses zu sehen sind.

„Der vierte Brief des Königs von Frankreich.“ Wie der Brief nach England gekommen ist, welches die Verhandlungen mit dem Papst waren, und ob Wallace wirklich in Rom war, darüber bleiben uns nur Konjekturen. Gewiß ist, daß um diese Zeit Bonifacius einen hohen Ton gegen Eduard annahm, und in einem Schreiben, in welchem er große Kenntnisse über Schottlands frühere und damalige Verhältnisse in den Tag legte, befahl er Eduard, alle Ansprüche auf den Besitz Schottlands aufzugeben, da er (der Papst) dieses Land besonders besitze. In einem Briefe von Robert Hastings, dem Befehlshaber zu Roxburgh, kommen auch Andeutungen über Wallace's Bemühungen im Auslande vor. Nachdem er dem Könige in diesem Briefe sagt, daß die Schotten einen Angriff auf das Schloß gemacht, sich aber zurückgezogen hätten, fährt er fort: „Einige Tage nachher hielten sie Versammlung, wobei ich meinen Spion hatte. David von Graham erhob sich und verlangte, daß man ihm die Ländereien und Güter des Sir William Wallace zuerkenne; dieser habe ihren Besitz verwirkt, weil er ohne Erlaubniß der Reichsverweser (Guardians) von Schottland aus dem Königreiche abwesend sey. Diesem Vorschlage widersetzte sich Malcolm Wallace, der Bruder des William, indem er behauptete, das Reich zöge Nutzen von seines Bruders Abwesenheit, und dieser dürfe nicht dafür an seinen Besitzungen gestraft werden. Darauf schimpfte man sich gegenseitig und zog dann, wie sich von selbst versteht, die Dolche u. s. w.“

Wallace kam nach Schottland zurück, nachdem er einsah, daß vom Auslande nichts zu hoffen sey. Die Geschichte schweigt über die Zeit seiner Rückkehr. Wahrscheinlich fällt sie in das Jahr 1303 und ward, wenn auch nicht veranlaßt, doch beeilt durch den Tod des Bonifacius. Er griff gleich wieder thätig ein; und obgleich wir von keinem Oberbefehl hören, so erfahren wir doch, daß er den Engländern großen Schaden zugefügt hat. Eduard verfolgte ihn mit einem unedlen und unversöhnlichen Hasse. Der gleichzeitige Chronikenschreiber Langtoft, dessen Angaben über Schottische Angelegenheiten in der Regel korrekt sind, erzählt, daß kurz nach Weihnachten 1303 Wallace einen Getreuen an den König sandte und ihn um die Erlaubniß bat, mit ihm in Unterhandlung treten zu können. Bei dieser Mittheilung wurde der alte ulkrische König zornig, nannte ihn einen Verräther und setzte den Preis von 300 Stuten auf seinen Kopf. Diese Rachgier ist um so weniger erklärlich, als man viele Beispiele hat, daß Eduard wirklichen Verräthern Gnade widerfahren ließ. Bei einer Uebereinkunft vom 9. Februar 1304 wurden die Häupter der Rebellion begnadigt, nur einige mit Geldstrafen oder kurzer Verbannung belegt; von Wallace hingegen wird in der Uebereinkunft gesagt, daß er sich auf Gnade und Ungnade ergeben müsse. In dem nachstehenden Schreiben Eduard's athmet derselbe Rachegeist.

„Der König an Sir Alexander Abernethy Gruß. Wir haben Euren Brief empfangen, worin Ihr Uns meldet, wie Ihr bemüht seyd, die Uebergänge des Flusses Forth zu bewachen. Damit sind Wir sehr zufrieden und befehlen Euch, ferner Eure ganze Wachsamkeit in dieser Beziehung aufzubieten und nöthigenfalls den Beistand des William Oliphant, Unseres Sheriffs zu Clackmanan, in Anspruch zu nehmen. Es wird Uns gefallen, daß Ihr den Posten nicht verlasset, weder auf Anlaß des Parlaments*) noch auf andere Veranlassung, bis Ihr Uns neue Nachrichten gegeben und Unsere Wünsche darauf erhalten haben werdet. Auf Euer Verlangen, zu wissen, ob Ihr mit William Wallace ein Wort des Friedens sprechen könntet, wisset, daß dies nicht Unser Wunsch ist. Er und seine ganze Brut müssen sich ohne die geringste Bedingung auf Unsere Discretion ergeben. Gegeben zu Kingborn, den 3. März.“

Es spricht nicht sehr für den Patriotismus Schottlands, daß man sagen muß, daß der einzige Mann von Ansehen, welcher in diesen Umständen Wallace treu blieb, Sir Simon Fraser war. Das feige Volk half ihn verfolgen, ihn, der es vor einigen Jahren vom Joche der Fremden befreit hatte. Welche Geistesgröße, welche Geschicklichkeit und Ausdauer mußte der einzelne Mann haben, der jetzt so lange seinen Verfolgern, die von allen Seiten auf ihn Jagd machten, entging! Die besten, und zwar gegen Wallace feindlichen Historiker können seine Entschlossenheit und seinen Muth nicht ohne Belobung lassen. Am 12. März 1304 berichtete man dem Könige, der zu Aberdeen in Fife residirte, daß Fraser und Wallace bei Happrewe geschlagen worden seyen, und Eduard schenkte dem Ueberbringer der frohen Botschaft vierzig Shilling, damit er sich ein Pferd kaufen und schnell Briefe an den Sieger John Lord Segrave und an Lord Kingston bringen könne. Am 15. März gab er zehn Shilling an John de Mosteburgh, den Führer des Lord Segrave und anderer Verfolger der Feinde des Königs, und an demselben Tage gab er an William Hakelittel 20 Shilling und 8 Pence für einen gewissen Schotten, der beauftragt war, die Feinde zu verlocken und zu verrathen. Wallace hatte im folgenden September wieder ein Treffen mit den Königlichen Truppen, denn eine Urkunde sagt, Eduard habe an Thomas de Umfranville 60 Shilling gegeben für den Verlust seines Pferdes bei diesem Treffen.

Aus den Verhandlungen des damaligen Parlaments erfahren wir, daß man einen gefangenen Schotten, Namens Ralph von Haliburton, von seinen Fesseln befreite und ihn nach Hause gehen ließ, auf daß er mitwirken möge „mit Anderen dieses Landes, welche beschäftigt sind, den William Wallace zu fangen.“ Die verrätherische That wurde von Sir John Menteith, Befehlshaber zu Dunbarton-Castle, geleitet, dessen Handlanger ein Mensch war, den man nur unter dem Namen des „Kurzen Hans“ (Jack short) kennt. Lord Hailes strengt sich an, den Menteith von der Mitschuld freizusprechen; allein Herr Tytler entfernt jeden Zweifel in dieser Beziehung. Wallace wurde im Hause eines gewissen Ralph Roe in der Nähe von Glasgow gefangen genommen, dem Lord Segrave überliefert und nach London geschleppt, wo er Sonntag den 22. August 1305 ankam. In einer Handschrift im British Museum finden wir das Verfahren Eduard's gegen seinen Gefangenen genau erzählt. Den Tag nach seiner Ankunft wurde er im Triumph von einem Hause in Fenchurch-Street nach der großen Halle von Westminster gebracht, die damals schon ein Gerichtshof war. Hier setzte man ihn auf eine hohe Bank und bekränzte zum Spotte sein Haupt mit einer Lorbeerkrone. Der Englische Justinian hielt die richterliche Form noch für nöthig, obgleich er das Schicksal des Opfers schon früher bestimmt hatte.

Am 18. August ernannte man zu Richtern über Wallace den Lord Segrave, Peter Mallory, Ralph de Sandwich, John de Banquelle und John le Blunt, Mayor von London, zur Untersuchung „nach dem Befehle des Königs.“ Die Anklage, wahrscheinlich von Mallory aufgesetzt, giebt eine lange Liste angeblicher Verbrechen des Wallace. Es wird darin verneinet, daß er Unterthan des Königs gewesen sey und somit Hochverrath begangen habe, als er dessen Truppen angegriffen. Eine merkwürdige Thatsache erfahren wir aus diesem Aktenstücke, nämlich daß der König nach seinem Siege bei Falkirk Wallace Gnade gegen Unterwerfung angeboten, dieser aber sie zurückgewiesen habe; darauf sey er für einen Schurken erklärt und geächtet worden. Da es aber in den Gesetzen Englands einem solchen nicht erlaubt sey, sich vor Gericht zu vertheidigen oder irgend eine Antwort auf die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu geben, so möge der Gerichtshof verordnen, daß Wallace gehängt und sodann gelöst werde, daß man sein Herz und seine Eingeweide verbrenne, sein Rumpf aber geviertheilt und daß davon ein Viertel zu Berwick, eines zu Newcastle, eines zu Stirling und eines zu Perth zur Schau aufgehängt werde. Diese schimpfliche Hinrichtung wurde buchstäblich vollzogen; und so starb Wallace, ein Märtyrer für Freiheit und National-Unabhängigkeit, verrathen von schändlichen Freunden und verspottet von Feinden, die vom Erhabenen und Großen zu niedrig dachten.

Die Nachwelt denkt andere. Nicht bloß in Schottland, sondern auch in England ist der Name William Wallace in hoher Verehrung. Er war groß und edel, wie wenige Helden vom Anfange der beglaubigten Geschichte bis auf unsere Zeit. Alles, was er that, geschah fürs Vaterland, nichts suchte er für sich und seine Familie. Man wirft ihm Grausamkeit vor; allein Grausamkeit war die Sitte damaliger Zeit, eine Sitte, die sich ja am schrecklichsten in dem Verfahren Eduard's gegen seinen unbewaffneten Gefangenen bewies.

Nach obiger Darstellung glauben wir, jenen Schriftstellern nicht nachgeredet zu haben, die, gleich dem Ankläger, den unglücklichen Wallace einen Räuber und Verräther schimpfen, die Humanität Eduard's und den Verrath Menteith's noch gar loben. Glücklicherweise findet hier der Angeklagte Vertheidiger, wenn ihm selbst auch die Vertheidigung versagt geblieben.

Eben so glücklich wie in der Erzählung der Thaten des Helden, den wir jetzt verlassen, ist Herr Tytler in der Geschichte des Helden Bruce. Von der Regierung Jakob's V. an hört für den Historiker die Periode der Finsterniß auf. Statt der mageren Chroniken und undeutlichen Staatsschriften geben ihm jetzt Privat-Korrespondenzen wichtige Aufschlüsse. Diese hat Herr Tytler mit großem Erfolge benutzt. Je mehr wir weiter lesen, desto mehr Interesse gewinnt das Buch. Die Regentschaft der Königin Witwe, die Fortschritte der Reformation, der Charakter des Knox und die Politik Elisabeth's sind in kühnen Zügen dargestellt. Gerade aber, wo uns der Verfasser am wärmsten zur Theilnahme an den Schicksalen der Maria Stuart gestimmt hat, da verläßt er uns; in einem Augenblicke, wo wir am begierigsten sind, ihn in unserer Gesellschaft festzuhalten. Doch wir wollen nicht selbstsüchtig seyn. Wir wissen, welcher Fleiß erfordert wird, die Materialien für einen neuen Band zu sammeln; mancher ganze Tag, manche Nacht muß noch dazu verwendet werden. (Br. and f. R.)

*) Eduard hielt ein Parlament zu St. Andrews um die Mitte der Fasten. Trivet Pag. 338.

Italien.

Rom bei Annäherung der Cholera.*)

Von einem Engländer.

Es ist schon geraume Zeit her, daß der Französische Philosoph Ducles an Herrn Abeille, einen sehr obskuren Encyklopädisten, schrieb, die Stadt Rom sey ein Volken, von dem man Alles könnte passiren sehen, was Europa Schönstes und Bestes aufzuweisen hätte. Gegenwärtig ist von diesem Schönsten und Besten nichts mehr wahrzunehmen. Im Vorgefühl der albernen Maßregeln, die man hier gegen die Seuche trifft, haben die meisten Ausländer das Weite gesucht, und ich kann von dem großartigen Volken des Philosophen Ducles nichts weiter gewahren, als die bekannten Verläufer der Cholera, jene blauen Nebel, die, einen kupferartigen Geruch verbreitend, durch die Campagna ziehen und deren Wellen gleich einem Phantomen-Meer um die trauernden Ruinen der alten Roma spielen.

Als ich heute Morgen auf dem Kaffeehause Ruspoli meine Chokolade schlürfte, fühlte ich mich beim Anblick des schon jetzt verödeten Corso ganz beklommen; man sollte fast denken, die Pest von 1656 hätte ihr Leichentuch über die sieben Hügel ausgebreitet. Ich legte unwillkürlich die Hand an meinen Magen und bildete mir sogar ein, den Appetit verloren zu haben, als plötzlich ein schauerliches Waffengetröhn, von einem lange anhaltenden Schrei begleitet, mich vollends in Todesangst versetzte. Eine rothe Kutsche, mit zwei Gäulen bespannt, die sich wie Kandidaten des Lazarets ausnahmen, fuhr langsam und feierlich die Straße entlang. Zwei armselige Lakeien in schmutziger apfelgrüner

*) Der Zustand Roms um diese Zeit war ein zu eigenthümlicher, als daß es nicht noch interessant seyn sollte, auf diese Skizze zurückzukommen. Sie wird übrigens dazu beitragen, die widersprechenden Nachrichten, die in Deutschen Zeitungen über die Cholera in Rom verbreitet waren, zu berichtigen.

Livrée standen hinten auf; der Eine trug einen rothen Sack; er mochte etwas beherzter seyn, als der Andere, der nichts trug, aber Beide waren augenscheinlich sehr hypochondrisch. Der Waffenlärm kam von einem kleinen Detaschement Päpstlicher Soldaten her, die vor der rothen Kutsche ins Gewehr treten wollten; bevor aber die von der allgemeinen Angst mitergriffenen Prätorianer in Reih' und Glied standen, hatte die Kutsche schon einen Vorsprung von ungefähr vierzig Fuß gewonnen. Der Kutscher, wahrscheinlich ein Kontagionist, hatte seine Rößlein angetrieben, um nur der gefährlichen Nähe so zahlreicher Menschen zu entkommen.

Das hiesige Volk ist entsetzlich rebellischer Natur gegen Epidemieen, und es ahnet mir Furchtbares, wenn ich die Beulen anstehe, wie sie in den öffentlichen Oefen ihre Fische backen, — wenn ich wahrnehme, wie man Leichname in Kapellen unter den Häusern beisetzt! Was für Miasmen werden hier durch einander gähren, sobald die Epidemie Todte auf Todte häuft, ohne daß die Souterrains geräumiger und die Mönche dünner werden!

Man sieht keine Nobili mehr in ihren Karrossen nach der Piazza Navone fahren, um hier Feigen und Bologneser Pudding zu genießen; dagegen werden auf diesem Platze schon jetzt große Feuer angezündet, welche die Atmosphäre reinigen sollen. Ich mische mich voll Neugier unter das Volk, das hier und dort in Haufen beisammensteht und mit scheuem Blick unter freiem Himmel der Cholera entgegenharrt, als gälte es, eine Sonnenfinsterniß zu schauen. Rosenkränze bewegen sich in allen Händen; die Frauen veräußern ihre vergoldeten Haarnadeln, um neue Reliquien zu kaufen. Eben erfährt man, daß die Regierung den Bewohnern des Ghetto (der engen Judenstadt) den Palast Cenci als Hospital bewilligt hat; diese Gunstbezeugung bringt Alles in Alarm; die Augen sprühen Feuer, und das Fieber des Aufruhrs durchzuckt alle Adern. Ich erinnere mich, daß man in Paris, auf dem Platze des Hôtel-de-Ville, einem Menschen die Eingeweide aus dem Leibe riß, weil er ein Giftmischer seyn sollte; ähnliche Handlungen haben sich auch hier bereits angekündigt. Das Volk betrachtet mich und überhaupt jeden Fremden mit Argwohn; als ich kürzlich an einem der brennenden Strohhaufen der Piazza Navone meinen Cigarro anzündete, bekreuzte sich in meiner Nähe ein Kapuziner und schnitt dazu ein Gesicht, als hätte er's mit dem Teufel selber zu thun; ohne Zweifel hielt er meinen Trabuco für eine Gift-Pfeile. In der Nachbarschaft des Arco di Giano quadrifonte suchte man Händel mit drei Deutschen Bildhauern, die ihr Heimweh mit der mephitischen Luft im Champagner ertränken wollten.

In London hat sich die Cholera gleichsam unter der Menge verloren; die Hauptstadt des Britischen Reiches ist zu gigantisch, als daß man dort von den Verwüstungen einer Epidemie viel bemerken könnte. In Madrid, wo ich beinahe mit der Cholera zugleich ankam, glaubte das Volk lange Zeit gar nicht an ihr Daseyn. Während Sevilla ein Zehntheil seiner Bevölkerung verlor, ganz Andalusien von der Epidemie verheert wurde und selbst Vallegas, ein Dorf in der Nähe Madrids, die meisten seiner Bewohner hinsterben sah, vertrauten die Madrider immer noch auf die trockene und hohe Lage ihrer Stadt und auf den Schutz des heiligen Isidorus. Liebhaber zogen, nach wie vor, bei nächtlicher Weile mit ihren Guitarren, Triangeln und Kastagnetten durch die Straßen; Frauen kokettirten, wie gestern und vorgestern, mit ihren Fächern in den Tertullas; die Polizei und die Räuber brandschatzten den Reisenden in gewohnter Weise. Endlich erschien die Epidemie, und Alles war wie vom Donner gerührt; das heroische Vertrauen wich wie Spreu vor dem Winde, und an seine Stelle trat wirkliche Spreu, die man vor alle Häuser der Stadt streute. In den Straßen drängten sich Fuhrwerke aller Art; überall wurde mit stürmischer Hast gepackt, geschirrt und aufgeladen; eine Menge vergessener Mantelsäcke und Felleisen blieben auf dem Pflaster liegen, ohne daß es Jemand einfiel, sie an sich zu nehmen. Madrid glich einem Ameisenhaufen, in den ein Wanderer seinen Fuß gesetzt hat. Ich erinnere mich eines Galizischen Lastträgers, der, unter der Wucht eines ungeheuren Sarges keuchend, mehr als drei Straßen von Madrid in Schrecken und Verzweiflung setzte. Man hatte ihm eine falsche Adresse gegeben, und so klopfte er, mit seiner unheimlichen Bagage auf dem Rücken, an alle Häuser. Welch' ein Hagel von Flüchen und Verwünschungen kam über diesen ehrlichen Kerl geregnet! „Packe Dich zu allen Teufeln, Hund und Sohn eines Hundes! Wir Alle hier im Hause sind gesund und frisch." — „Schlagt ihn todt, den verdammten Gallego; das Scheusal, den Tölpel! gebt ihm eine Tracht Prügel, daß er Zeitlebens daran zu schleppen hat" u. s. w. Der Gallego nahm sich nicht einmal die Mühe, zu antworten; er ging, unempfindlich wie ein Felsen, weiter und klopfte an neue Thüren, um neue Verwünschungen zu hören.

Alexander von Humboldt hat nachgewiesen, daß die wunderbare Vegetation an den Ufern des Nil und des Ganges und in den Savannen Amerika's immer mit einem bösartigen Klima gepaart sey. Welchen Einfluß dürften demzufolge auf die Entwickelung der Cholera in Rom die benachbarten Pontinischen Sümpfe haben, wo der Todesengel die Menschen bei Tage und bei Nacht wie mit unsichtbaren Pfeilen erlegt! Je üppiger und duftender hier die Ebenen sind, desto giftiger ist die Atmosphäre; je klarer der Himmel, desto todtbringender das Miasma. In den Umgebungen von Velletri sonnten sich herrliche Büffelheerden, und die reiche Aerndte wurde von allen Seiten auf antiken Fuhrwerken eingebracht. Blumen mit feuerfarbener Krone, Pflanzen und Gräser, so üppig und voll, wie antediluvianische Farnkräuter, ein wahrhaft himmlisches Licht, ein tiefblaues Meer, eine wollüstig liebliche Wärme — Alles wirkt hier mit solchem Zauber, daß man nicht begreifen kann, wo die bösen Dünste hausen. Die Geschichte der schönen Pia Tolomei von Siena schien mir nur in Dante's Phantasie existirt zu haben. Aber ich suchte vergebens jene idealen Menschen-Gestalten, jene Frauen mit dem glühenden Blick, jene patriarchalischen Greise, wie sie auf Leopold Robert's Meisterwerke „die Schnitter in den Abbruzzen" uns entgegen treten; ich sah nichts als gelblich blasse Gesichter, trübe und erloschene Augen, früh verblühte und abgezehrte Jungfrauen, lauter stumme Ankläger des schmeichelnden und heimtückischen Klimas. Noch war die Cholera nicht ausgebrochen, aber ein schleichendes Fieber wüthete schon unter dem Volke.

In der Gegend von Velletri sprach ich einen Pfarrer, dem es nicht an Menschenkenntniß fehlt, und der auch manches Vorurtheil glücklich abgestreift hat. Er zeigte mir einen Oberrock aus Wachsleinwand, in welchem er seine geistlichen Pflichten am Krankenbette ohne Gefahr einer Ansteckung erfüllen zu können glaubt. Trotz seines nicht ganz gemeinen Verstandes und seiner Welterfahrung kann auch dieser gute Mann des Glaubens an Vergiftungen sich nicht erwehren.*) Besonders fürchtet er, es möchte den Giftmischern gelingen, die Acqua Tofana wieder aufzufinden, jenes geschmack- und geruchlose Elixir des Todes, ein würdiges Monument aus dem Zeitalter der Borgias, dem Herr Agostino Manni, ein verdienstvoller Chemiker in Rom, vergebens auf die Spur zu kommen bemüht gewesen ist. (Rev. Br.)

Bibliographie.

Opuscoli varii. (Vermischte Schriften.) Von Pier Alessandro Paravia. Turin.

Algebra, geometria piana e solida e trigonometrica. — Vom Professor Calandrelli. 3 Bde. Rom.

L'Atenaide. — Vom Abbate Francesco Ma. Padua.

Mannigfaltiges.

— Goethe und das Kind in England. Wir waren wohl darauf gefaßt, daß die Engländer das Meiste von dem, was uns in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" gefällt, nicht genitiren würden; namentlich die kernige, echt reichsstädtische Figur der Frau Rath, die phantastisch-poetische Liebe des genialen Kindes zu dem in seiner olympischen Ruhe ungern gestörten Zeus, und endlich die unübersetzbar blumenreiche Sprache, die dem alten Goethe zu so vielen kleinen Gedichten das Material geliefert, schienen uns für andere als Deutsche Leser gar nicht gemacht, oder auf Urtheile, wie wir sie jetzt, nachdem die Englische Uebersetzung in London ausgegeben worden, in dortigen Blättern finden, waren wir doch nicht vorbereitet. So meint z. B. der Atlas (Nr. 394 vom 1. Okt.) das Buch sey zwar, vermöge der Karrikirung, mit der darin eine kindische Leidenschaft sich darstelle, sehr amüsant, aber es werde in England dem Rufe Goethe's in den Augen aller wohlgesinnten und ernsten Männer größeren Schaden zufügen, als irgend eine in feindseliger Absicht gegen ihn herausgegebene Schrift. Wir würden eine solche Behauptung ganz unbegreiflich finden, wenn uns nicht bekannt wäre, daß gerade in England Wolfgang Menzel's Polemik gegen Goethe einen größeren Eindruck gemacht, als ihr gebührte. Wo aber der Dichter einmal für einen Ignoranten gilt, wie ihn Menzel darstellt, da wird man natürlich auch leichter geneigt seyn, in der gelassenen Weise, mit der die geistvollen Unarten des Kindes von dem vergötterten Dichter geduldet oder durch ein beifälliges Lächeln wohl gar noch aufgemuntert werden, nichts weiter als eine Aeußerung der Selbstsucht zu erblicken. In Deutschland, wo Menzel's Angriffe den Ruhm des Dichters ungefährdet ließen, gönnt man ihm auch jene poetischen Licenzen und Spielereien, die ein Geist, wie Goethe, sich wohl gestatten durfte, ohne es darum mit „wohlgesinnten und edeln Männern" zu verderben. — Von der Uebersetzung selbst sagt die Englische Kritik: „In Berlin gedruckt und nach England gesandt, um hier zum Besten des Goethe-Denkmales verkauft zu werden, hat diese Uebersetzung durchweg einen ausländischen Ton, was, verbunden mit der wörtlichen Wiedergebung Deutscher Provinzialismen und mit den seltsamen Irrthümern der Interpunction, die das Buch hier und da entstellen, nicht wenig dazu beiträgt, auf den Englischen Leser einen eigenthümlichen Eindruck zu machen; doch ist gerade dieser Umstand vielleicht am meisten geeignet, uns in die rechte Stimmung zum Verständnisse des seltsamen Buches zu versetzen."

— Neuere Spanische Malerschule. Auch in Spanien, und zwar selbst unter den gegenwärtigen ungünstigen Umständen, scheint die Malerkunst einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen. Es wäre dies wenigstens eine billige Entschädigung für die Bilderstürmerei, mit der Franzosen und Engländer in der letzten Zeit die bekanntesten Meisterwerke der alten Spanischen Malerschule entführt haben. In diesem Augenblicke findet in der Akademie San Fernando von Madrid eine Gemälde-Ausstellung statt, die, einem kritischen Artikel in der Gaceta de Madrid vom 2. Okt. zufolge, Ausgezeichneteres darbietet, als seit langer Zeit dort gesehen worden. Besonders hervorgehoben werden folgende Werke: eine Transfiguration von Don Antonio Maria Esquivel, dessen Arbeiten überhaupt an die gefeierte Schule von Sevilla, an Velazquez, Murillo, Zurbarán, Valdes und Herrera erinnern sollen; ferner ein heiliger Franciscus und eine Madonna von Vicente Lopez, ein allegorisches Gemälde: die Liebe, von José Gutierrez de la Vega, die Kathedrale von Oviedo, von Genaro Perez Villamil, und mehrere Landschaften von José Elbo.

*) Hat doch sogar noch ganz kürzlich ein Deutsches Blatt, der in Gotha erscheinende „Allgemeine Anzeiger", in vollem Ernste die Hypothese aufgestellt und allen Aerzten zur Prüfung empfohlen, daß die Cholera durch ein vergiftetes Gewürz verbreitet werde! Wenn solche Albernheiten mitten in Deutschland gedruckt werden können, darf man wohl mit den abergläubischen Italienern und Spaniern einige Nachsicht haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Freitag den 20. Oktober 1837.

England.

Hirta, die Jäger-Insel.

In einem äußersten Winkel von Europa gelegen, von keiner großen Verbindungsstraße der Völker und Welttheile berührt, ist Schottland gleichwohl zu einem blühenden und gewerbsamen Lande geworden; ja in Betracht dessen, was es noch vor hundert Jahren gewesen und was es heute ist, kann man es ein Wunderland der Civilisation nennen. Dieses streitsüchtige Volk, das noch zur Zeit der letzten Stuarts in unablässigen, trotzigen Fehden, in lauter Mord und Todschlag lebte, ist jetzt ein friedliches, fleißiges, lernbegieriges geworden, und sein Streben nach Erwerb und Gewinn ist jetzt so unersättlich und unermüdlich, wie vormals seine Kampflust. Der Wohlstand breitet sich sichtlich aus; der eingewurzelte Aberglaube ist einer durch sorgfältige Pflege des Unterrichtes beförderten Aufklärung, die rohe Derbheit der Sitten einer verfeinerten Bildung und Höflichkeit gewichen. Die löbliche Erwerbsamkeit und haushälterische Sparsamkeit des Schotten wollen unfreundliche Tadler Habgier und Kargheit scheiten; mit größerem Rechte würde man den zanksüchtigen, rechthaberischen Grundzug des Volks-Charakters noch heute in der Prozeßsucht der Schotten wieder erkennen. Auch lieben sie es noch immer, wie zu Zeiten Knox'ens und des Covenant, ein bischen eigensinnig zu disputiren. Doch führen sie jetzt bei ihren Streitigkeiten die unblutige Waffe des Wortes; die Schranken des Gerichts, die Meetings, die Akademieen, die Reviews dienen zu Kampfplätzen, und der Schotte ist praktisch und gewitzigt genug, um über dem Streit nie das wahre Ziel aus den Augen zu verlieren, dem sie Alle um die Wette nachstreben: Vermögen, Wohlstand, Comfort, um das rechte bezeichnende Wort nicht auszulassen.

So ist denn Schottland längst das dürftige, öde Land nicht mehr, von halb barbarischen Clans bewohnt, mit mageren Birken, Heidekraut und hohen Disteln, die zum Schottischen Abzeichen geworden sind, bewachsen. Jetzt hat der Pflug seine Thäler in reiches Ackerland verwandelt, die Abhänge seiner Hügel sind mit Pflanzungen bedeckt, in der Wildniß der Berge weiden zahlreiche Heerden, belebte Straßen und Kanäle durchfurchen das Land in allen Richtungen. Das Alles hat Menschenhand bis jetzt geleistet; die Kraft des Dampfes wird es hinfüro weit überbieten. Keine Bucht ist so schmal gewunden, kein See so eng eingeschlossen, wo nicht ein Dampfboot seinen Weg fände. All die unzähligen Inseln, Halbinseln, Vorgebirge und Landzungen, worin Schottlands Küsten so wunderlich und vielgestaltig auslaufen, sind nun wie durch fliegende Brücken mit einander verbunden. Denselben Dienst werden zu Lande die Eisenbahnen verrichten, die theils, wie zu Dalkeith und Paisley, schon im Gange, theils, wie die zwischen Edinburg und Glasgow, im größten Maßstabe angelegt sind. Man kann sich kaum vorstellen, daß hier eine Eisenbahn den schon zu beispielloser Höhe und Lebhaftigkeit gediehenen Verkehr noch zu steigern vermöge, und doch wird sie es thun. Vor kaum sechzig Jahren, 1780, hatte Glasgow nicht voll 40,000 Einwohner, heute zählt es deren, nach der geringsten Schätzung, 220,000. Aus kleinem Anfange ist Glasgow's Handel emporgestiegen. Walter Gibson war 1668 der Erste, der ein Schiff mit Häringen nach einem Französischen Hafen laufen, Salz und Franzbranntweine zur Rückfracht einnehmen ließ und dabei gute Geschäfte machte. Heute reichen zwei Häfen, Greenock und die Mündung der Clyde, für Glasgow kaum zu: Greenock, die größte Schottische Seestadt, deren tiefe Hafenbucht für mehr als 500 Seefahrzeuge Raum hat und beständig Schiffe von und nach Ostindien und Nord-Amerika ankommen und abgehen sieht; die Clyde, an deren unabsehbaren, zwei Englische Meilen langen Quais die Fahrzeuge in dreifacher Reihe hinter einander angepfählt liegen.

Die Clyde ist übrigens der erste Fluß, mit dessen Wasser man einen Dampfkessel gespeist und die Räder eines Bootes umgetrieben hat. Früher war sie nur durch ihre herrlichen Wasserfälle oder Linns im oberen Lande (Corra-, Bonniton-, Dundas-Linn) berühmt. Schon 1786 fuhr Patrick Miller auf einem großen Fahrzeuge ohne Ruder und Segel, das nur durch Wasserdampf getrieben wurde, die Clyde stromauf, zum großen Erstaunen der Uferbewohner und der von ihm zu Zeugen seines Versuchs eingeladenen Freunde. Doch wurde gerade in Schottland die wichtige Erfindung erst spät benutzt. Längst waren durch Fulton, der auf einer Reise in Schottland Patrick Miller's Schiff gesehen hatte, die Dampfboote auf dem Hudson-Strome in Nord-Amerika eingeführt, als Henry Bell zu Glasgow 1812 mit einem in der Erfindung wesentlich verbesserten und nach ganz neuem Plan konstruirten Fahrzeug die Dampfschiffahrt auf der Clyde eröffnete. Jetzt freilich ist der ganze Fluß mit Dampfbooten bedeckt, die ihn in allen Richtungen durchschneiden. Fährt man von Glasgow nach Greenock, zu welcher Tageszeit man will, so sieht man von allen Seiten, nah und fern, die Rauchsäulen steigen und ziehen, als wenn der Strom an tausend Stellen siedete, und alle Viertelstunde mindestens muß unser Kahn längs einem der schwarzen schnell dahinschießenden Riesenschiffe vorüberschlüpfen. Jedes Verdeck wimmelt von Menschen: Nieder- und Hochländer, Leute von den benachbarten Inseln, Bauern, Städter, Handelsleute, die einander beim Vorüberfahren mit lautem, fröhlichem Zuruf grüßen. Auch manchen munteren Spaziergänger-Trupp führt das Dampfboot in diesen schönen, milden Spätsommertagen: Männer und Frauen, junge Leute und Mädchen, die von Glasgow und der Umgegend einen Ausflug nach Greenock oder nach dem Loch-Lomond machen. Ein Leinenzelt ist gegen die Sonne über das Deck gespannt, darunter wird zum Schall der Geige oder des Schottischen Dudelsackes getanzt. Jedes Städtchen, jeder Flecken, ja beinahe jedes ansehnliche Dorf längs dem Firth of Clyde hat zur Fahrt nach Glasgow und den benachbarten Marktstädten seinen eigenen „Steamer", wie man mitten im Lande Journalièren und Handerer hat. Nicht selten findet man Privatleute, die ein Dampfboot zum Gebrauche oder zum Vergnügen eigen besitzen, und man sieht dergleichen zierliche Fahrzeuge, bunt und bewimpelt, wie die Nußschalen neben den gewaltigen Schiffen einherträufeln, welche die Fahrt zwischen Glasgow, Liverpool und Dublin hin und her machen.

Sir Thomas Kennedy, ein wackerer, freundlicher Gutsbesitzer aus der Umgegend von Glasgow, den ich bei einer früheren Anwesenheit kennen gelernt hatte, besitzt ein solches Spielwerk, einen kleinen Steamer von der Kraft vier rüstiger Pferde. Sir Thomas hat zu Oxford studirt und versäumt keine Gelegenheit, zu zeigen, daß er sein Latein nicht vergessen hat; er pflegt daher das Boot sein Quadrigium zu nennen: sein wahrer Name aber, der auch ganz zu seinem niedlichen, flinken, tänzerlichen Wesen paßt, ist „Kitty". Das Schiffchen ist wohnlich und komfortabel eingerichtet; die nette Kajüte im Hintertheil kann acht oder neun Personen beherbergen, denn Sir Thomas liebt Gesellschaft. Für gewöhnlich, wenn es sich von einer bloßen Spazierfahrt auf der Clyde handelt, besteht die Bemannung des Schiffleins nur aus dem Engineer und zwei Steuerleuten; soll es aber weiter gehen, über den Firth und den Loch-Long hinaus, so wird sie um zwei Mann verstärkt, und dann kommt auch noch der Koch hinzu, unter allen Umständen eine wichtige und bei Sir Thomas' Seereisen eine ganz und gar unentbehrliche Person. Dieser Koch war eigentlich von Französischer Geburt und Schule, hatte sich aber das Beste von den Englischen Meistern, die Puddings, den gerösteten Lachs, das frischblutige Roastbeef zu eigen gemacht und vereinigte so die Vorzüge beider Systeme. Seine Gerichte dienten zu trefflicher Ausfüllung der Stunden, wo das Meer in seiner Stille so einförmig und monoton wird, daß es schon für einen rechten Zeitvertreib gilt, wenn ein Fisch im Vorbeischwimmen den Rücken herausstreckt. Sir Thomas war übrigens ein gründlicher Forscher und Kenner der ökonomischen Wissenschaften nach zwei Seiten hin, der politischen und culinarischen. Er sann in seinen Mußestunden, als ein Menschenfreund, über einem Systeme, wie man das Volk dahin bringen könne, so gut zu essen, wie er selbst seine Freunde traktirte. Wenn das Tischtuch abgenommen war und die Sherry-, Porto- und Champagner-Flaschen recht methodice die Runde machten, erging sich Sir Thomas über dieses Thema in scharfsinnigen Deductionen und glänzenden Theoriem; Say und Bentham hätten zuhören und ihre Freude oder ihren Neid daran haben mögen.

Es besteht überhaupt zwischen Glasgow und Edinburg, den beiden Haupt- und Schwesterstädten Schottlands, ein sehr auffallender Gegensatz. Edinburg ist ein Sitz geistiger, gelehrter Bildung und literarischer Thätigkeit; es wird oft zum Scherz das Athen von Mid-Lothian genannt; Glasgow ist durchaus kommerziell. Das Einmaleins gilt bei seinen Einwohnern mehr, als Pope's Ars poetica und Blair's Rhetorik. Hier hat man die Dampfschiffe, dort die Journale, Reviews und Magazines zur größten Zahl und Vollkommenheit gebracht. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß in Glasgow keine Zeitungen und Journale erscheinen, — diese fehlen in keiner einigermaßen bedeutenden Stadt Großbritaniens. Die Diskussionen in den Klubs zu Glasgow betreffen lediglich Politik und Handel; die Wissenschaft darf sich wohl zuweilen hören lassen, aber nur schüchtern, als Dienerin, als Magd der Industrie. Die Glasgower Damen, sogar die neumodischsten, wissen noch nicht, wie der Blaustrumpf kleidet; wenn sie in Gesellschaft kommen, sprechen sie von den neuesten Nachrichten aus Bombay und Kalkutta, von dem Preise der Kaschemir-Shawls, der Indischen Musseline und des Chinesischen Thees mit nicht geringerem Eifer und Interesse, als die

Eindrucksgemälde über das neueste Werk von Chambers oder Chalmers, oder über einen Artikel in der letzten Nummer von Blackwood's- und Fait's-Magazine. Die Herren hören ruhig zu und konsumiren in aller Gemächlichkeit ansehnliche Portionen Rum und Whiskey; kommt ein Gespräch in Gang, so betrifft es den Handel, die Geschäfte, die Reform, die Eisenbahn, die Versuche mit dem elektrischen Telegraphen, allenfalls mit größerer Lebhaftigkeit und Hitze die neueste Standrede O'Connell's oder die neueste Tischrede Sir Robert Peel's. — Mein Freund Sir Thomas war ein echter Glasgower, somit ein Kenner und gläubiger Verehrer der Arithmetik. Darin hatte er Recht: mit den Zahlen hatte er gelebt und gerechnet, die Addition und Multiplication hatten ihn reich und zum Baronet gemacht. Jetzt hatte er sich mit dem hübschen Facit von einem halben Dutzend Millionen zur Ruhe gesetzt und lebte mit seinem Hausbesmeister, seinem Koch und seinen Tischgästen ganz seinen beiden Lieblings-Wissenschaften. Jeden Abend bei den Weinflaschen tummelte er sich rüstig auf seinem staats-ökonomischen Steckenpferde; denn nach Tisch, wenn die Gläser klingen, geht den Besten erst recht das Herz auf, und ganze Bände könnte ich von der strömenden Gesprächigkeit des wackeren Baronet niederschreiben.

Schottland, mit Allem, was drum und dran ist, kannte er durch und durch. Da war in dem Lande, das vom Wasser so seltsam ausgezackt und eingeschnitten ist, wie ein Blatt Papier von einem mit der Scheere spielenden Kinde, keine Bai, kein Golf, keine Meerenge, kein Firth und kein Forth, kein schiffbarer Fluß, kein Kanal, kein zwischen Bergen versteckter See, wohin „Kitty" sich nicht durchgewunden hätte. Auch nach den Eilanden, die rings um Schottland liegen, von Arran bis zu den Shetländischen Inseln, hatte Sir Thomas häufig Ausflüge gemacht, zwar unter beständigem Essen, Verdauen und Schlafen, aber er war doch einmal gereist, und Gott weiß, wie er es anfing, er hatte bei seinem Essen, Verdauen und Schlafen viel gesehen und beobachtet. Die Engländer haben so eine Gabe, die Dinge im Fluge und zugleich mit ganz anderem, zerstreuten Gedanken im Kopfe anzusehen. Mylord saust auf seiner Tour wie eine Kanonenkugel über die Landstraßen daher, und wenn er nach Hause kömmt, ist es ein wahres Gotteswunder, was er Alles zu erzählen weiß. — Eines Abends, als wir uns wieder bei der Flasche in die sociale Oekonomie vertieft hatten, bob Sir Thomas auf einmal an: „Wenn ich Ihnen nun sage, nicht gar zu weit von Glasgow, nur 60 Meilen von Long-Island, liegt ein Ländchen, das in Ansehung seiner Größe ziemlich gut bevölkert und dessen Verfassung ganz so ist, wie unsere Utopisten träumen; ein Ländchen, wo absolute Gleichheit herrscht und wo die gleiche Vertheilung des Grundbesitzes unter alle Einwohner sich ganz von selbst macht, — nämlich allerdings den Grund und Boden selbst theilen sie nicht, aber wohl den Ertrag, und bei dieser streng gleichen Theilung gewinnen sie Alle, werden reich auf ihre Weise und haben, was sie wünschen, in Hülle und Fülle, — werden Sie mir's glauben? Geld kennen sie nicht, Soldaten haben sie nicht und brauchen auch keine, Steuern zahlen sie nicht, der König geht sie nichts an, von Gesetzen wissen sie nichts; es giebt keine Obrigkeit unter ihnen, keine Advokaten, keine Prozesse, und Niemanden, der Lust hat, welche zu führen." — „Sagen Sie geschwind", unterbrach ich seinen Redefluß, „wie heißt dieses Eldorado? wo liegt es?" — Sir Thomas wies auf die Wandkarte von Schottland: „Sehen Sie hier, in einem ganz unbesuchten Winkel des Atlantischen Meeres, 150 Meilen vom Kontinent, das schwarze Pünktchen, bei welchem der Name Hirta oder Sanct-Kilda steht? Das ist mein gelobtes Land, meine Republik, die mir lieber ist als Plato's; denn die hat nie existirt und war obendrein unmöglich, meine aber ist ganz gewiß möglich, denn sie existirt wirklich. Und doch steht sie in den Geographieen nicht; erst Chalmers hat die Insel wieder zu Ehren bringen müssen." — „Ich gestehe selbst, daß ich den Namen heute zum ersten Male höre; Hirta, das klingt so ein bischen Skandinavisch oder Gälisch, würde sich in einem Ossianischen Gedicht nicht übel machen." — „Steht aber im Ossian nichts davon. Dafür haben die Gelehrten darüber gefabelt und herausgebracht, daß der Name so viel als Herrha oder die Erde bedeuten soll." — „Sind Sie dort gewesen? Giebt es wirklich Leute dort?" — „O ja, recht gute Leute, die ich schon oft besucht habe und noch recht oft zu besuchen gedenke." — „Da möcht' ich wohl einmal mit." — „Ist das Ihr Ernst?" — „Gewiß." — „Gut, ich nehme Sie gleich beim Wort; morgen soll die „Kitty" zur Reise fertig seyn, und Sie fahren mit nach Hirta." Mit dem Versprechen, morgen zeitig am Platze zu seyn, wünschten wir uns gute Nacht.

Als der Morgen graute, fanden wir „Kitty" schon am Quai, mit der Kette an den Eisenring in der Ufermauer befestigt, dampfend, zischend, gluthathmend, sich auf und nieder werfend wie ein ungeduldiger Renner. Die Mannschaft war vollzählig, und Sir Thomas hatte noch schnell über Nacht zwei gute Bekannte als Begleiter zu der Exkursion angeworben, was freilich bei den bekannten Vorzügen seines Koches nicht schwer hielt. Besagter Koch brachte denn auch eine nicht geringe Anzahl Körbe herbeigeschleppt, die er mit sichtlicher und überaus zärtlicher Sorgfalt für ihren Inhalt im Kellerraume unterzubringen bemüht war. „Lieben Sie die Jagd?" fragte mich Sir Thomas und wies auf ein Dutzend herrlicher Jagdflinten, welche er eben in die Kajüte, in sein Arsenal, wie er sich scherzend ausdrückte, hinuntertragen ließ. „Leidenschaftlich", erwiederte ich. — „Nun, dann wollen wir uns schon amüsiren", rief der Baronet und sprang an Bord. Der Kessel war geheizt, der Balancier begann sein Spiel, die Schaufelräder arbeiteten im Wasser: ein Signal von Sir Thomas, die Kette war gelöst, die Anker gelichtet, und „Kitty" tanzte mit uns dahin. Wie eine Schwalbe im bebenden Zickzack-Fluge dem Schwarm der Krähen und Raben ausweicht, so unser kleines Boot den Riesen seiner Gattung, die in brausender, schnaubender Hast rechts und links uns vorüberjagen. So weit sich Glasgow mit seinen Vorstädten am Ufer hinstreckt, ist auch der Fluß eine Stadt, die von schwimmenden Häusern wimmelt. Weiter abwärts gewannen wir freieren Raum, und „Kitty" konnte sich in ihrer Leichtigkeit und Anmuth ruhiger bewegen. Die Clyde ist hier auf einer großen Strecke kanalisirt und hat zu beiden Ufern reizende Landschaften; freundliche Villen haben aus dem Grün zu uns herüber; den Horizont begränzten belaubte Anhöhen, ein Schmuck der Gegend, welcher in dem ziemlich baumarmen Schottland je weiter gen Norden desto seltener wird; der heiterste Himmel lachte über uns. Mag anderwärts die Natur in größerer Herrlichkeit und Ueppigkeit ihre Gebilde prangen, hier zeigte sie sich, so weit unser Auge reichte, von munterem Leben, von regsamer Thätigkeit erfüllt. Stromauf, stromab schwammen Fahrzeuge in zahlreicher, bunter Prozession; Eisenbahnen liefen zu den Landungsstellen am Ufer; aus großen und kleinen Ortschaften stiegen die Feuersäulen der Dampfmaschinen gleich Obelisken mit glühender und flammender Spitze in die Höhe, und drei oder vier der kolossalsten blieben beständig mit ihren wirbelnden Rauchsäulen am Horizonte sichtbar. Menschliche Industrie ist hier die schöpferische Macht, die Seele alles Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Gerichtshofe Doctor's Commons.

Welch' ein sonderbarer Gerichtshof existirt doch in London unter dem Namen Doctor's Commons! Nur England kann sich rühmen, noch in unseren Tagen ein so seltsames, aus dem Mittelalter herüberstammendes Tribunal zu besitzen, welches das Kostüm und die Gewohnheiten jener alten Zeiten beibehält und den Einwohnern Londons selbst nicht sehr bekannt ist. Ich gestehe, mein Spaziergang in jenen südlichen Regionen der Stadt, in jenem mir fast fremden Lande, hat mich selbst in großes Erstaunen gesetzt. Als ich nämlich vor einigen Tagen in der Gegend des Kirchhofes von St. Paul's ohne ein bestimmtes Ziel umherging, schlug ich die gleichnamige Straße ein, und da ich sie in gerader Linie verfolgte, gelangte ich nach Doctor's Commons.

Dieser Ort ist wahrhaft einzig in seiner Art. Man bewilligt den jungen, liebeentbrannten Paaren Heirathskonsense und ungetreuen, für einander nicht passenden Eheleuten die Scheidung; man registrirt dort den letzten Willen derer ein, die selbst nach ihrem Tode über ihr zeitlichen Güter noch verfügen wollen, und bestraft denjenigen Gentleman, der sich dieses Namens unwürdig bewiesen und sich erlaubt hat, Damen zu beleidigen! Hier stand er also vor mir, dieser Tempel der Moral! Ich konnte dem Verlangen, die genauere Bekanntschaft dieses furchtbaren Heiligthums zu machen, nicht widerstehen, und nachdem ich mich über den einzuschlagenden Weg erkundigt, trat ich hinein.

Ich ging über einen gepflasterten Hof, den einige Bäume beschatten und der von mehreren aus rothen Backsteinen erbauten Häusern umgeben ist; auf letzteren bemerkt man die Namen einiger bekannten Rechtsgelehrten. Ich blieb vor einer kleinen, grünen, mit kupfernen Nägeln beschlagenen Thür stehen; sie wich einem leichten Druck, und ich befand mich in einem alterthümlichen, schwarzen, jedoch ziemlich gut aussehenden Saal, der sein Licht durch kleine Fenster empfing und schwarz getäfelt war.

An dem einen Ende dieses Saales sieht man auf einer Erhöhung etwa ein Dutzend alter Herren mit Perrücken und carmoisinrothen langen Röcken, die ernst einen Halbkreis bilden; in der Mitte sitzt an einem Pult ein sehr dicker Mann mit kupfrigem Gesicht und einer schildkrötenen Brille: dies ist der Richter. Weiterhin sitzt um einen langen grünen Tisch, der ziemlich wie ein Billard aussieht, eine große Anzahl Personen mit wichtiger Miene, die ich an ihren steifen Halskragen und schwarzen mit Pelz verbrämten Röcken für Advokaten und Sachwalter erkannte. An dem anderen Ende dieses Tisches bemerkt man einen kleinen Mann mit einer Perrücke, der sich in einem großen Lehnstuhl beinahe verliert: dies ist der Gerichtsschreiber. In der Nähe der Thür sitzen hinter einem Pulte zwei Männer; der Eine ist ziemlich bejahrt und hat ein respektables Aussehen; der Andere hat ein breites, heiteres Gesicht und einen freundlichen Blick, trägt einen langen schwarzen Rock, schwarze Handschuhe, kurze Beinkleider, seidene Strümpfe, Busenkrause und ist trefflich frisirt. An dem silbernen Stab, den Beide trugen, erkannte ich sogleich die Gerichtsdiener.

Der Letztere ließ mich nicht lange über diesen Punkt in Ungewißheit, denn er kam alsbald auf mich zu, knüpfte eine Unterhaltung mit mir an und setzte mich in weniger als fünf Minuten davon in Kenntniß, daß er Thürsteher, der Andere aber Gerichts-Aufseher und der Saal, an dem ich mich befand, das Archiv-Tribunal wäre. Daher trage auch, fügte er hinzu, die Mitglieder des Kollegiums rothe Röcke mit Kragen mit Pelz besetzt; denn die anderen Gerichtshöfe haben das Vorrecht nicht. Dieser Grund erschien mir ganz einleuchtend. Während er sprach, machte ein kleiner, magerer, alter Mann, dessen graues Haar an den Schläfen zusammengestrichen war, meine Aufmerksamkeit rege. Sein Amt, wie mir der Cicerone sagte, besteht darin, daß er durch Klingeln die Eröffnung der Sitzungen anzeigt, und seinem vorsündflutlichen Aeußeren nach muß er dieses Geschäft schon seit Methusalems Zeiten verrichtet haben.

Der Herr mit dem kupfrigen Gesicht und der schildkrötenen Brille hatte so eben zu reden begonnen und that dies mit einer großen durch beständige Uebung erlangten Geläufigkeit, und obwohl er sich nicht sehr verständlich ausdrückte, nahm ich dennoch der Schicklichkeit wegen eine aufmerksame Miene an. Dies hinderte mich aber nicht, unter den rothröckigen Perrückenmännern besonders Einen zu bemerken, der vor dem Kamin stand und ihn durch seine kolossale Figur verdeckte. Er hatte seinen Rock nach Art der Frauen, wenn sie bei schmutzigem Wetter über die Straße gehen, aufgeschürzt und benächtigte sich auf diese Weise, zum Nachtheil aller Anderen, der ganzen Wärme des Herdes. Seine schließenden Perrücke, deren Zopf sich um den Hals herum verirrt hatte, seine zu engen Beinkleider und sein hoher gesteifter Halskragen, der ihm bis über die Augen reichte, vermehrten noch das widerwärtige Aufsehen dieses seltsamen Mannes. Ich werde mich aber

Zukunft wohl hüten, mein physiognomisches Talent zu rühmen; denn nach sorgfältiger Untersuchung war ich so weit gekommen, daß ich ihn für eine wahre Karrikatur der menschlichen Gestalt hielt, und doch raunte mir mein Freund mit dem silbernen Stab nachher ins Ohr, es wäre ein Doktor der Rechte, sage, ein Doktor der Rechte!

Der Mann mit der Brille fällte das Urtheil, worauf eine Pause von mehreren Minuten eintrat, damit die Versammlung still werden sollte; alsdann wurde die Sache Thomas Wood contra Studberry vorgenommen. Bei diesem Aufruf fand unter den Anwesenden eine allgemeine Bewegung statt, und mein gefälliger Cicerone sagte zu mir: „Jetzt wird es einen Spaß geben; es handelt sich um eine Personal-Injurie."

Der Advokat des Klägers hielt darauf seinen Vortrag; er bewies, daß die Richter nach einem vergessenen Statut der Eduarde die Gewalt besäßen, gegen Jeden, der überführt würde, in einer Kirche oder Sakristei geschrieen oder gestoßen zu haben, den Kirchenbann zu verhängen; nun wäre es aber durch zwanzig und einige Zeugen erwiesen, daß bei einer gewissen Sakristei-Versammlung in ich weiß nicht welchem Kirchspiel Thomas Studberry, der Verklagte, zu Thomas Wood, dem Kläger, gesagt hätte: Hol' Sie die Pest!

Genannter Thomas Wood und noch andere Personen warfen dem genannten Thomas Studberry vor, daß er diese Worte: Hol' Sie die Pest, wiederholt, ja sogar, daß er hinzugefügt habe, wenn genannter Thomas Wood etwa mit ihm anbinden wolle, dürfe er es nur sagen, denn er, nämlich Thomas Studberry, wäre der Mann nicht, dem man so etwas zu wiederholen brauche; und alles dies habe er mit gehässigen, strafsälligen Ausdrücken begleitet, die Thomas Studberry, nach Thomas Wood's Vermuthungen, gern hätte in Thätlichkeiten übergehen lassen. Demgemäß trug Thomas Wood darauf an, daß man gegen genannten Thomas Studberry, zum Heil seiner Seele und zu seiner Bestrafung in dieser Welt, eine Excommunications-Sentenz ausspreche.

Hierüber erfolgte nun ein langes Hin- und Hergerede beider Parteien, zur großen Erbauung der zahlreichen Zuhörerschaft; die den Saal erfüllte und an solchen Skandalen nicht geringes Vergnügen zu finden schien. Nach sehr langen Reden für und wider resumirte der Richter mit dem kupfrigen Gesicht und der schildkrötenen Brille die Verhandlungen noch einmal ganz kurz, was beiläufig länger als eine halbe Stunde dauerte, und schloß damit, daß er Thomas Studberry zu vierzehntägiger Excommunication und in sämmtliche Prozeßkosten verurtheilte. Studberry, ein Pfefferküchler mit rothem Gesicht und bösartem Blicke, redete hierauf den Gerichtshof an und sagte, wenn die Richter ihm die Zahlung der Kosten erlassen und ihn dafür zu lebenslänglicher Excommunication verurtheilen wollten, so würde ihm dies um so lieber seyn, als er nie einen Fuß in die Kirche setze. Auf dieses Ansuchen antwortete der Richter nur mit einem Blick erbarmenden Unwillens, und Studberry begab sich nebst seinen Freunden weg. Der Beamte mit dem silbernen Stabe sagte mir hierauf, daß die Sitzung des Gerichtshofes bald zu Ende seyn würde. Ich entfernte mich also und dachte über den Geist der alten Kirchengesetze nach, die ohne Zweifel gemacht wurden, um das Gefühl der Liebe in den Menschen anzufachen.

In meine philosophischen Betrachtungen versenkt, ging ich eine Zeit lang immer gerade aus und schlug, ohne es zu bemerken, einen Weg ein, der mich vor eine große von zwei Pfeilern getragene Thür führte. Als ich die Augen aufschlug, fielen mir sogleich die mit großen Buchstaben über dieselbe geschriebenen Worte: Prerogative-office in die Augen. Ich befand mich eben in der Laune, mir Alles anzusehen, und der Ort war ein öffentlicher. Warum hätte ich Anstand nehmen sollen, hineinzutreten? Ich gelangte in ein geräumiges längliches Zimmer, das zu beiden Seiten in eine große Menge kleiner Büreaus abgetheilt war, in denen ich Kanzelisten mit dem Abschreiben oder der Durchsicht von Akten beschäftigt sah. Mitten im Zimmer befanden sich einige brusthohe Pulte, an denen mehrere Personen mit vieler Aufmerksamkeit dicke Bände durchmusterten. Ich erfuhr, daß diese Leser alte Testamente aufsuchten, und faßte sie daher sehr aufmerksam ins Auge.

Es war interessant, den Kontrast zwischen diesen Fremden, welche nach den Testamenten ihrer Verwandten forschten, und den Schreibern, welche irgend ein Aktenstück lasen, zu beobachten. Die Letzteren ruhten mit gleichgültiger Miene aus, dehnten sich mit langem Gähnen auf ihren Sitzen und sahen rechts und links die Vorübergehenden an, während die Ersteren, über ihre Bücher gebückt, die in jeder Kolumne befindlichen Namen sorgfältig prüften. Unter diesen befand sich ein kleiner Mann mit weißer Schürze, der den ganzen Tag über gesucht und so eben sein liebes Testament gefunden hatte. Einer der Beamten, der einen dicken mit Klammern versehenen Band hielt, las es ihm mit leiser und ungemein rascher Stimme vor. Je mehr aber der Kanzelist las, desto weniger verstand davon der arme Mann mit der weißen Schürze, der anfangs, als das Buch gebracht wurde, den Hut abgenommen, sein Haar glattgestrichen und weiblgefällig gelächelt hatte, während er keinen Blick von dem Vorleser verwandte, um ja recht genau den Sinn der Worte, die er vernahm, auffassen zu können.

Die ersten Zeilen hatten ihm ziemlich verständlich geschienen, bald aber kamen die technischen Ausdrücke haufenweise vor und machten ihn verwirrt; hierauf folgte eine lange Reihe sehr verwickelter Verfügungen, die ihn dann vollständig aus der Fassung brachten. Je weiter der Kanzelist verlas, desto mehr konnte man sehen, wie die Verstandeskräfte des kleinen Mannes sich umnachteten, denn sein offener Mund und die auf den Lesenden arbeiteten Augen gaben ihm einen wahrhaft komischen Ausdruck des Schreckens und Staunens.

Etwas weiterhin durchlief ein alter Mann, mit Hülfe seiner Hornbrille, ein langes Testament. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und notirte sorgfältig einige Memoranda. Das Gesicht dieses Mannes wies tiefe Furchen, und die Strenge der Züge, der durchdringende Blick, so wie der Ausdruck seines Mundes, zeugten von Schlauheit und Geiz. Seine Geberden, sein Aeußeres, kurz Alles, selbst die kleine zinnerne Dose, woraus er zuweilen eine Prise nahm, ließen auf Reichthum, knauserige Entbehrung und eine schmutzige Seele schließen. Ich sah ihn das Register zumachen, die Brille abnehmen, seine Papiere zusammenpacken und letztere in eine große lederne Brieftasche legen. Aus seiner zufriedenen Miene konnte ich abnehmen, daß er irgend einem armen Schlucker, der es müde war, ein Jahr nach dem anderen zu warten, bis der Tod eines reichen Verwandten die Auszahlung seines Legats herbeiführte, letzteres gerade in dem Augenblick, wo es einen höheren Werth erlangte, abgekauft hatte, und ohne Zweifel zu einem Zwölftel seines wirklichen Werthes!....

Gern hätte ich meine Beobachtungen noch über einige andere Individuen ausgedehnt; jedoch aus dem Geräusch der staubigen Bücher, die man an ihre Plätze zurückstellte, konnte ich entnehmen, daß der Augenblick des Büreau-Schlusses da war. (Sketches, by Boz.)

Afrika.

Ein Tag in Tanger.

(Schluß.)

Die Weiber der Mauren führen, wie überall im Orient, ein eingesperrtes Leben in den innersten Zellen der Häuser, und die Fenster der Frauengemächer gehen nicht nach der Straße, sondern auf einen eingeschlossenen Hof hinaus. Auf der Straße sieht man nur Jüdinnen, Maurische oder schwarze Sklavinnen und zuweilen Weiber von der ärmsten und niedrigsten Volksklasse; aber auch diese verhüllen und verschleiern die ganze Gestalt und den Kopf in ein weites, faltiges Gewand von weißer Wolle, so daß nur die Augen frei bleiben. Einmal erblickte ich am Fenster eines ziemlich stattlich aussehenden Hauses eine Frau, die mir etwa dreißig Jahre alt zu seyn schien; ein schönes Gesicht von ernstem, fast männlichem Charakter, ein höchst interessant geformter Kopf, Adlernase, hohe Stirn, helles und scharfes Auge. Sie war unverschleiert, also höchst wahrscheinlich eine Jüdin, obwohl ich an ihrer Physiognomie und Haltung das sonst überall so kenntliche Gepräge der Hebräischen Abkunft durchaus vermißte.

Von der Maurischen Bevölkerung des Küstenstriches und der niedrigeren Vorstufen des Atlas verschieden sind die Dschebali, die Bewohner des höheren Gebirges: eine bei weitem robere, häßlichere und an allen physischen Vorzügen ärmere Menschenrace. Hier tritt das Afrikanische Gepräge schon merklich hervor, das Gesicht ist mehr rund, die Nase mehr stumpf mit breiten Nüstern, die Lippen aufgeworfen, die Gesichtsfarbe ein schmutziges Gelbbraun; in der ganzen Physiognomie spricht sich ein geringes Maaß der Intelligenz, etwas Wildes, Grausames, Thierisches aus. Sie gehören offenbar nicht mehr dem Kaukasischen Typus an, sondern sind wahrscheinlich ein im Lande ursprünglich heimischer, von den Eroberern unterworfener und in die Berge zurückgedrängter Stamm. Auf mein Befragen erhielt ich die Auskunft, daß diese Dschebali eigentlich gar nicht in der Umgegend von Tanger zu Hause, sondern aus einer südlicheren Provinz des Reiches dahin verpflanzt sind. Die despotischen Sultane von Marokko haben nämlich mehrmals die Bevölkerung ganzer Landschaften aus den Gebirgsgegenden des südlichen Atlas hinweggeführt und in verschiedene Wohnsitze längs der nördlichen Küsten vertheilt, um sie völlig dienstbar zu machen. Diese Race ist, wie gesagt, häßlicher und unedler als die Maurische, aber nicht minder kräftig; ich sah ihrer eine ganze Schaar, wohl mehr als tausend, in der Nähe vorüberziehen, lauter starke, martialische Figuren. Wir befanden uns nämlich in einem Zimmer des Französischen Konsulat-Hauses, als draußen auf der Gasse ein mißtönender Lärm sich erhob und Flintenschüsse dicht unter unseren Fenstern losgingen. Es war abermals das Gefolge des Paschas, welches vorüberzog. Wir stiegen schnell auf das platte Dach und sahen von da oben der seltsamen Prozession zu. Eine alte, rasselnde Trommel und ein paar klaffende, kreischende Oboen machten eine barbarische Musik. Voran trabte die Kavallerie in zwei Gliedern, sonst aber ohne die geringste Ordnung; die Anführer waren von den Gemeinen nicht zu unterscheiden. Das Kostüm dieser wilden Söhne der Wüste war in der Form bei allen gleich, nur die Farbe wechselte; eine gewisse Schönheit ließ sich ihm nicht absprechen. Ein langes, weites, fast durchgängig weißes Gewand, aus einem dem Nesseltuch ähnlichen Zeuge, um den Leib gegürtet, fiel über Schultern und Hüften in Falten herab, die ein Bildhauer hätte studiren mögen. Mir erschien diese Tracht einfacher und gefälliger, als der eigentlich in Algier und der Umgegend einheimische Burnus; es ist das orientalische Gewand in der ältesten, natürlichsten Form, wie es schon die Erzväter des Volkes Israel getragen haben mögen. Eine Falte dieses Mantels wird über den Kopf und den weißen Turban geschlagen; das dunkelgebräunte Antlitz der Männer mit den funkelnden, ausdrucksvollen Augen und dem dichten, schwarzen Bart sticht höchst energisch gegen die weiße, leichte, vom Winde flatternd bewegte Umhüllung ab. Statt der weißen Gewänder sah ich jedoch bei einigen Reitern, auch sonst noch oft bei Leuten aus der ärmeren Volksklasse, einen Ueberwurf von grobem, schwerfälligem, schwarz und grau gestreiftem Zeuge, der sich eben so unsauber und widerwärtig, wie jene erstbeschriebene Tracht würdig und elegant ausnimmt. Die Bewaffnung bestand aus der langen Flinte, wie sie der Beduine in Arabien und Aegypten und der freie, räuberische Nomade die ganze Nordküste von Afrika entlang führt, und aus dem Yatagan mit kurzer und gerader Klinge, ohne Schmuck an Griff und Scheide, der unter den Falten des Mantels versteckt liegt. Der Sattel ist auf Arabische Manier, sehr hoch und eng, und umschließt die Hüften des Reiters so fest, daß ein Sturz fast unmöglich wird. Während aber bei den Arabischen Steigbügeln die eine abgeschärfte Kante als Sporn dient, ist der Bügel des Maurischen Reiters nach hinten mit einem furchtbaren, sechs Zoll langen eisernen Stachel bewaffnet, der unbarmherzig in die Flanke des Pferdes einschneidet und jedesmal eine blutige Furche in das Fleisch zeichnet. Die

Pferde sind nicht von besonders edler Race, aber kräftig, ausdauernd und treffliche Renner. Die Fußgänger waren ganz eben so gekleidet und gerüstet, wie die Reiter, und da im Orient Sitten und Trachten sich in Jahrtausenden nicht ändern, so hatte ich, die Flinte ausgenommen, die aus jüngeren Zeiten herrührt, in diesen Berbern wahrscheinlich das genaue Bild der Afrikanischen Krieger vor Augen, die mit Tharik in Andalusien landeten und in der Schlacht am Guadalete über das Schicksal des West-Gothischen Reiches entschieden. — Auf einmal wurde das Freudengeschrei lauter und stürmischer, die Flintenschüsse knatterten schneller hinter einander: der Pascha in eigener Person kam vorüber. Sein bewaffnetes Gefolge fand kaum Platz in der engen, winkligen und unebenen Gasse. Er saß auf einem schönen apfelgrauen Hengst, und die echt orientalische Gravität und Langsamkeit, womit er einherritt, stach auffallend gegen die lärmenden Freudenbezeugungen des Haufens ab. Er war ein wohlbeleibter alter Mann, hatte einen grauen Bart, ein strenges, gebietendes Antlitz und ging übrigens so einfach gekleidet, daß er durch kein äußeres Abzeichen, sondern nur durch die ehrerbietige Entfernung zu unterscheiden war, in der seine Begleiter sich von ihm hielten. Unser Konsulat-Haus würdigte er im Vorüberreiten keines Blickes, aber der Haufe erhob ein lauteres Gebrüll, und die Marokkanischen Milizen richteten sämmtlich die Mündung ihrer Flinten auf uns und drückten ab. Sie wollten sich rühmen, den Christenhunden einen Schreck eingejagt zu haben. Ohne Zweifel waren die Flinten blind geladen, doch wurden wir gebeten, uns der Vorsicht halber von der Terrasse zu entfernen, weil doch leicht ein Versehen eintreten und uns zu einer Bekanntschaft mit den Kugeln der Barbareesken verhelfen könnte.

Sobald der Tumult sich gelegt hatte, stiegen wir wieder hinauf und erfreuten uns von dem Thurm herab der Aussicht über die Stadt, die in Vogel-Perspektive vor uns ausgebreitet lag. Die kleinen, viereckigen, weißen Häuser, zwischen dichtem Grün, nach der Außenseite fast ohne Fenster, dagegen sämmtlich mit einem inneren Hofe versehen, haben die größte Aehnlichkeit mit den Wohngebäuden in dem unterirdischen Pompeji. Der Muselmann sucht für sein häusliches Leben den Schatten und die Verborgenheit; was er besitzt, was er genießt, muß er dem Blicke seiner despotischen Herren entziehen. Was für uns der häusliche Heerd, das ist für ihn der von den Vätern gepflanzte Weinstock und Feigenbaum, unter deren kühlem Schatten er mit untergeschlagenen Beinen auf seiner Binsenmatte sitzt und, von seinen Weibern umgeben, die Tage in bequeme Indolenz hinbringt. Ist er reich, so genießt er seinen Reichthum verstohlen, wie ein dem Despoten entwendetes Gut, und sieht mit geduldiger Resignation dem Augenblicke entgegen, wo er auf Geheiß des Herrn sein Vermögen und vielleicht dazu sein Leben lassen muß.

Ein starkes Viertel mindestens der Bevölkerung von Tanger bilden die Juden. Sie treiben auch hier den Handel beinahe ausschließlich und vermitteln den Verkehr zwischen den Europäern und den indolenten Muselmännern; eine Menge kleiner einträglicher Gewerbe sind gleichfalls in ihrer Hand. Ihre Tracht ist reich und buntfarbig, wie das Kostüm der Juden im Orient überhaupt. Das untrügliche Kennzeichen aber, woran man den Juden im ganzen Gebiete der Barbareesken-Staaten erkennt, ist die Kappe von schwarzem Tuche, die er beständig auf dem Kopfe trägt. Ihre Gesichter überraschten mich, weil sie mit den Physiognomieen der Juden, wie ich sie in Frankreich und Deutschland kennen gelernt, so gar keine Aehnlichkeit haben. Die Adlernase, die breitgeschlitzten Augen, das langgezogene, nach unten schmal und mager zulaufende Gesicht mit hervorstehendem Kinn, ist hier gar nicht wiederzuerkennen; die ganze Gesichtsform ist runder, sogar die Haare schienen mir weniger schwarz und glänzend. Die Jüdinnen zu Tanger machen dem alten Ruf von der Schönheit der jüdischen Frauen alle Ehre; das orientalische Kostüm hebt die Hoheit ihres Wuchses, die Reinheit ihrer Gesichtszüge und ihren aladosterweißen, nur etwas glanzlosen Teint aufs vortheilhafteste hervor. Unter einander sprechen die Juden ein verdorbenes Spanisch; Hebräisch verstehen sie zwar, aber sie reden es selten.

Nachmittags machten wir allen Konsuln der Reihe nach unsere Aufwartung. Der Dolmetscher des Französischen Konsulats, ein Jude, führte uns durch ein Labyrinth von Straßen, die eng, krumm, finster, aber dem Klima vollkommen angemessen sind, nämlich schattig und nie ohne Luftzug. Einen ganz eigenen Anblick gewährte uns der Markt von Tanger. Weder unter Verkäufern noch Käufern sieht man Frauen, Alles wird von Männern besorgt und abgemacht. Der Feilbietende sitzt unter einem Zeltdach zusammengekauert, hat seine Früchte, Gemüse oder sonstige Waaren in Haufen vor sich aufgeschichtet und spricht kein Wort, versucht keine Geberde, die Käufer anzulocken, sondern wartet, bis sie von selbst kommen. Noch lebendiger sah es auf dem Platze um den großen Springbrunnen aus. Da kamen die Reiter des Pascha heran, den eigenen Durst zu löschen und ihre Pferde zu tränken: Sklavinnen gingen mit Krügen und Eimern ab und zu; am sonderbarsten aber nahmen sich die männlichen Sklaven aus, junge Burschen, zum Theil noch Knaben, bald nackt, mit kahl geschorenem Haupte, — nur auf dem Wirbel läßt man ihnen einen einzelnen Busch Haare stehen, damit der Engel der Gnade sie am Tage des Gerichtes beim Schopfe fassen und ins Paradies tragen könne. Unsere Französischen See-Offiziere in der glänzenden Uniform wurden, wo wir vorüber kamen, mit stummer Neugier und großem Respekt, aber keineswegs mit freundlichen Mienen betrachtet. Ich in meinem bescheidenen bürgerlichen Frack wurde keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und galt wahrscheinlich für den Bedienten, höchstens etwa für den Schreiber des Capitains, der uns voranschritt. — Die Konsuln bilden zu Tanger eine kleine Europäische Kolonie. Sie leben hier, obwohl an der Schwelle von Europa, doch in einem Exil voll Entbehrungen, dessen Einförmigkeit und Langeweile nicht zu ertragen wäre, wenn sie nicht unter einander im freundschaftlichsten geselligen Vernehmen ständen. Jeder Europäische Reisende findet bei ihnen die herzlichste Aufnahme und Gastfreundschaft; ihre Wohnungen lassen an Europäischer Eleganz und Bequemlichkeit nichts vermissen. Leider kannten unsere Besuche nur kurz und flüchtig seyn; doch muß ich dankbar der wenigen Stunden gedenken, die wir in dem liebenswürdigen Familienkreise des Schwedischen Konsuls, Herrn Ehrenhof, und zwar in seinem herrlichen Garten zugebracht haben, in welchem keine schöne und seltene Pflanze Europa's und Afrika's fehlt.

Leider mußten wir zeitig aufbrechen, da die Thore von Tanger mit Einbruch der Nacht geschlossen werden. Seit mehreren Stunden blies der Ostwind in heftigen Stößen und trieb die Wellen gegen das Land, so daß wir Mühe hatten, mit unserer Barke an Bord der Brigg zu kommen. Die Ueberfahrt betrug nur etliche hundert Schritt, dauerte aber eine volle Stunde, und als wir anlangten, waren wir so durchnäßt, als wären wir herübergeschwommen. Es kam noch schlimmer. Gegen drei Uhr Morgens schlief ich noch still in meiner Kajüte, als ein lauter Lärm auf dem Verdeck mich weckte. Man hatte den Anker heraufwinden wollen, und er war zerbrochen. Wahrscheinlich hatte er sich zwischen andere Anker und Ketten verwickelt, mit denen der Meeresboden in dieser unsicheren Bai, wo schon so manches Schiff scheiterte, bedeckt ist. Der Ostwind nahm noch immer an Heftigkeit zu und trieb das Schiff mit dem Hintertheil gegen das Land, so daß unser Steuer den Felsen auf achtzehn Klafter nahe kam. In der Noth wurde ein zweiter Anker ausgeworfen, der zum Glück Grund faßte; aber zu bleiben war in dieser Lage nicht. Unser Lootse trieb uns an, zu machen, daß wir fortkämen, ehe die Fluth einträte und uns unwiderstehlich gegen den Strand schleuderte, und lieber auch den zweiten Anker im Stiche zu lassen, als mit dem Heraufwinden die wenigen kostbaren Minuten zu verlieren. So geschah es, der Anker wurde gekappt; mit genauer Noth arbeiteten wir uns aus der verwünschten Bai heraus und dankten Gott, daß es uns nicht mehr als beide Anker gekostet hatte.

Mannigfaltiges.

— **Aufmunterung der Kunst in England.** Der Präsident der Akademie der Künste in London, Sir Martin Archer Shee, hat eine kleine Schrift drucken lassen, in der er sich darüber ausspricht, wie in seinem Vaterlande dem Zustande der Kunst und namentlich der Malerei aufzuhelfen seyn möchte.*) Aehnliche Vorschläge hat er zwar bereits ohne Erfolg im Jahre 1809 gemacht; damals hatte England aber andere Dinge zu thun, als sich mit der Kunst abzugeben. Freilich ist diese Periode auch schon längst vorüber, und England hätte, wenn sonst der Sinn dafür dort verbreitet gewesen wäre, Zeit genug gehabt, die Kunst eben so zu fördern, wie die Wissenschaft, den Handel und seine zur höchsten Vervollkommnung gebrachten technischen Gewerbe. Sir Martin meint jedoch, es liege an der fehlenden öffentlichen Aufmunterung, wenn die Kunst, und insbesondere die historische Malerei, zu deren Jüngern er sich selber zählt, in England zurückgeblieben sey. Das Parlament, sagt er, habe oft schon große Summen zu ganz unnützen Zwecken bewilligt; er verlange nur eine kleine — jährlich 5000 Pfd. Sterl. (35,000 Thaler) — um für England auch in Bezug auf höhere Kunstleistungen seinen Rang unter den gebildetsten Nationen Europas zu vindiziren. „Mögen wir doch", ruft der Präsident der Akademie, „die kränkende Voraussetzung, daß unser Land keinen Kunstsinn besitze, nicht eher als wahr gelten lassen, bis wir wenigstens ein Experiment in dieser Beziehung versucht haben. Mögen wir doch diejenigen, welche die Tugenden und die Tapferkeit der Griechen besitzen, nicht für unfähig erklären, auch den Geschmack der Griechen sich anzueignen, so lange wir ihnen nicht den Weg dazu gezeigt oder Mittel und Gelegenheit dazu gegeben haben!" — Ob nicht die in England seit Jahrhunderten angehäuften Kunstschätze des Alterthums und der neueren Zeit diesen Weg viel eher zeigen und dem Empfänglichen auch mehr Gelegenheit zur Begeisterung für die Kunst geben, als die 5000 Pfd. jährlich, die Sir Martin Shee verlangt, möchten wir billig in Frage stellen. Interessen wird man doch gern dem für die Ehre seines Vaterlandes besorgten Präsidenten die Erfüllung seines Wunsches gönnen. Nur alle drei Jahre will er die ausgesetzte Summe, die mithin auf 15,000 Pfd. anwachsen würde, vertheilt wissen, und zwar schlägt er die Vertheilung auf folgende drei Klassen vor: Erste Klasse. Gemälde aus der biblischen oder aus der Britischen Geschichte, mindestens mit 13 Figuren in Lebensgröße; doch darf kein Bild umfangreicher seyn, als die Cartons von Raphael in Hampton-Court. Erster Preis 3000, zweiter 2000 und dritter 1000 Pfund. Zweite Klasse. Gemälde nach Wahl der Künstler, mindestens mit 7 Figuren in Lebensgröße oder mit 13 in kleinerem Maßstabe; doch muß das Bild wenigstens die Dimensionen des bekannten Gemäldes von West „der Tod des General Wolfe" erreichen. Erster Preis 1500, zweiter 1000 und dritter 750 Pfund. Dritte Klasse. Gemälde ebenfalls nach Wahl der Künstler, ohne Bestimmung der Anzahl von Figuren; doch muß das Bild mindestens die Dimensionen der Sakramente von Poussin erreichen. Erster Preis 750, zweiter 500 und dritter 300 Pfund. Außerdem sollen noch in jeder Klasse drei Preise, in der ersten von 500, in der zweiten von 300 und in der dritten von 150 Pfd. an diejenigen vertheilt werden, welche nach den gekrönten Siegern als die Würdigsten erscheinen.

*) Outlines of a plan for the national encouragement of historical painting in the United Kindom. By Sir Mart. Archer Shee, President of the Royal Academy.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Montag den 23. Oktober 1837.

Rußland.

Giebt es Russische Klassiker?

Mit einem lauten, vernehmlichen Ja! beantwortete die hier aufgeworfene Frage das Erscheinen des Werkes: Die Russischen Klassiker*). Der Plan seiner Herausgeber war umfassend: sie versprachen in einer sauberen und dabei billigen Ausstattung einen neuen Abdruck der Werke von Kantemir, Trediakowsky, Lomonossoff, Sumarokoff, Chersakoff, Petroff, Bogdanowitsch, Chemnizer, von Wisin, Kostroff, Knäschnin, Murawieff u. A. m. — einen geschichtlichen Ueberblick über die Russischen schönen Wissenschaften — Muster Russischer Kanzel-Beredsamkeit und Schriftsteller, die sich mit einem Theile der Russischen Geschichte beschäftigt haben. Ob dieser Plan ausgeführt wird, ist bei dem voluminösen Umfang eines großen Theils der hier genannten Schriftsteller billig zu bezweifeln. Der Titel Russische Klassiker aber läßt kaum noch in Ungewißheit darüber, daß eine Sammlung von Muster-Erzeugnissen der Russischen Literatur gemeint sey.

Indeß das Wort Klassiker hat bekanntlich eine dreifache Bedeutung: Ursprünglich waren die Cives classici die zu den höchsten Klassen der Gesellschaft gebörenden Bürger, und in dieser Abgesondertheit wieder nur der allerhöchste Stand, mithin das, was heutzutage „die gewählte Gesellschaft", „die höheren Kreise", „die schöne Welt". Analog hiermit sagte man später Auctores classici, um die auserlesenen, die Schriftsteller erster Klasse zu bezeichnen. Weil aber diese klassischen Schriftsteller zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften durch die einzigen Autoren, deren Werke auf den Universitäten ausschließlich geschätzt und bearbeitet wurden und als Muster dienten, Griechische und Lateinische waren, so entstand die Gewohnheit, die Griechen und Römer vorzugsweise die Klassiker zu nennen. Eine weitere Ausdehnung bekam dieser Ausdruck, als endlich die neueren Literaturen sich gebildet hatten; denn nun bezeichnete er überhaupt die vorzüglichsten Schöpfungen aller Europäischer Sprachen, so weit man sie den Griechischen und Römischen an Vollendung und Wichtigkeit gleich achtete, — das höchste Lob, das man zu spenden vermochte. Diese sind die neueren Klassiker. Leider indeß hat sich in neuester Zeit eine vierte Bedeutung hierfür gebildet. Im Gegensatze nämlich zu den Neuerungen der Romantik hat man angefangen, Diejenigen Klassiker zu nennen, welche in ihrer Form den früher schon als solche bezeichneten Griechen und Römern nachahmten. Aber wahrlich! dieser hätte man das erhabene Wort nicht erniedrigen können, als indem man ihm die Bedeutung von Nachahmern unterschob!

Nun aber gilt es die Frage: Giebt es denn auch unter den Russischen Schriftstellern wirklich solche, die den Namen Klassiker in jener hohen Bedeutung des Wortes verdienen? Und hierauf antworten wir unbedenklich mit Nein! Zu unserer Rechtfertigung deshalb berufen wir uns auf das allgemeine Urtheil des lesenden, ja des schreibenden Publikums selbst. Vielleicht aber läßt sich unsere Behauptung auch durch einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Russischen Literatur, durch eine Prüfung der älteren Schriftsteller selber darthun.

Zuerst unterscheiden wir die Autorität des Schriftstellers während seines Lebens von derjenigen, die er bei der Nachwelt findet. Daß ein Buch bei den Zeitgenossen des Verfassers große Theilnahme erwecken und dennoch schon für die nächste Nachwelt todt seyn — von der Lesewelt heute verschlungen und morgen schon vergessen seyn kann, ist eine eben so alltägliche, als unangefochtene Erfahrung. Die wiederholte Auflage eines Buches bei den Zeitgenossen seines Urhebers beweist also für seine Klassizität nichts. Aber es giebt auch Bücher, die auf die Nachwelt übergegangen, Bücher, die wiederholt mit Gier gelesen und abgedruckt, obgleich sie von ihren Zeitgenossen kaum warm aufgenommen worden sind. Auch dies ist unbezweifelte Wahrheit, und eine solche Nachdauer trifft nicht bloß Talente erster Klasse, sondern auch Schriftsteller der zweiten Ordnung, wenn sie eine selbstständige, scharfe geschichtliche Bedeutung haben. Von welchem unserer Russischen Zeitgenossen z. B. könnten wir dies sagen? Gewiß von sehr wenigen nur: von zwei, drei, vier — doch, wir sind ja nicht die Nachwelt und haben also auch gar nichts zu sagen. Aber von den Alten? Vielleicht von Derschawin.

Schmerzlich weh müßt' es uns thun, wenn um dieses Ausspruches willen vielleicht Viele auf uns zürnen, die zwar jene Schriftsteller keineswegs lesen, dennoch aber jederzeit für deren Ehre eintreten. Wir wollen ja weder das gegenwärtige, noch das künftige Rußland wegen Unfruchtbarkeit an großen Talenten tadeln. Wer aber vom früheren Rußland und von den früheren Russen klassische Schöpfungen verlangt, der fordert Thaten, wie nur ein Erwachsener sie verrichten kann, von einem Unmündigen.

Die Russische Literatur bis auf Peter den Großen, bis zur Bildung der jetzigen Russischen Sprache, war nur eine Vorbereitung, nicht eine eigentliche Russische Literatur. Hierüber kann wohl kein Zweifel obwalten. Ja, selbst die Russische Geschichte beginnt erst mit dem funfzehnten Jahrhundert. Die uranfängliche Vereinigung der Slaven mit den Normannen, die Periode des Russischen Feudalsystems, der Russischen Kreuzzüge (gegen die Tataren) und die Erhebung Moskau's zu der Würde eines Hauptes aller einzelner Theile Rußlands — alles dies bildet nicht etwa die Geschichte des Reiches Rußland, wie es nachher, politische Selbstständigkeit erlangend, angefangen, alle Bedingungen einer Vergesellschaftung von außen in sich aufzunehmen, wozu es vorher natürlich auch einen Anfang zu einer Literatur gewinnen mußte. Diesen bekam es in den ersten geistlichen Werken und Uebersetzungen, in schulmäßigen Oden, Lustspielen, Satiren, Gedichten, Liedern und Psalmen, welche die Kiew-Polnische Gelehrsamkeit geistlicher Anstalten der Klein-Russen erzeugte. Da wurden Lustspiele in Schul-Anstalten und am Hofe vorgestellt, Oden und Kantaten den Großen gewidmet und vor ihnen abgesungen; Psalmen und Lieder kamen unter das Volk, dessen ganze Sprache ein büchergebarbarisches Mährisch-Polnisch war.

Peter der Große wollte eine neue Sprache und setzte deshalb auch ein Alphabet zusammen. Da kam nun wieder eine Bücher-Sprache zum Vorschein, welcher die Kanzlei- oder die gerichtliche Sprache zur Grundlage diente, jedoch vermischt mit einem Theile der Umgangs-Sprache und mit einer Menge neuer Wörter für neue Begriffe und Gegenstände und mit einem Prunke ausländischer, vorzüglich Deutscher Wörter und Redensarten. Den Grund zu der Literatur der neuen Sprache legten Uebersetzungen. Schafroff etwa schrieb das erste Russische Buch in dieser Sprache.

Wie Rußland nun nach allen Richtungen seines neuen Daseins hin angeregt war, so wurde die Nothwendigkeit einer Anregung auch der Literatur fühlbar. Da entschied sich die ernste Frage über die literarische Sprache: die Sprache der früheren Literatur anzunehmen, war nicht möglich. Die Russischen so wie die Kirchen-Buchstaben wurden daraus entfernt und der geistlichen Beredsamkeit allein überlassen.

Unter welchen Gestalten aber konnte die damalige Literatur sich offenbaren? Da sie nicht eine Folge starken inneren Gefühls von der Nothwendigkeit, eigene selbstständige Ideen auszusprechen, gewesen war, so legte sie auch wieder Hand an das, was in der früheren Literatur schon bestanden hatte und ihr bekannt war: an das Lustspiel, an die Ode, Satire und an das Lied. Anstatt der Kiewer Formulare lernte man nun Russische auswendig und, in Folge der neuen Bildung, abendländische, Französische, selten Lateinische und Griechische Muster; andere kannte man damals auch im übrigen Europa nicht. Aber indem man in die Französischen, als in allgemeiner zugängliche, immer mehr eindrang, gewann man in Rußland einen falschen Begriff von der Nachahmung der Alten, der man sich denn auch hingab, ganz wie die Literaten der früheren Bildung gethan, indem sie Latein lernten.

Da erschien Lomonossoff, brachte die Russische Sprache in einen grammatischen Rahmen, unter das Glas der Rhetorik, und baute die Ode, den Psalm, das Lied und das Trauerspiel. Vor ihm schon schrieb auch Trediakowsky Lieder, Oden und Trauerspiele. Dann kam Kantemir und schrieb die Satiren des Horaz und Boileau ab. Zugleich mit und noch nach ihm machte Sumarokoff Fabeln, Lieder, Oden und Trauerspiele nebst Lustspielen, weil in Petersburg gerade ein Schauspielhaus gebaut wurde. Maikoff sang Oden und schrieb Trauerspiele. Chersakoff machte Trauerspiele, weil Andere es thaten, und Gedichte, weil es gerade an Gedichten fehlte, um die Literatur vollständig zu machen. Petroff fertigte Oden, um sie seinen Mäcenen zu widmen, und eine Uebersetzung der Aeneis, weil man ja doch ohne eine Uebersetzung der Aeneis unmöglich bestehen konnte. Knäschnin sorgte für Trauer- und Lustspiele, weil man doch Etwas auf der Bühne vorzustellen haben mußte. — Bisweilen gab die Literatur ein Anrecht auf das Amt eines studirten Mannes und war auch nützlich für den Dienst; bisweilen gab sie eine angenehme Nebenbeschäftigung, für Schriftsteller wie für Leser, ab. Man schrieb, man druckte, man stritt. Ja, die Zeitgenossen der Einzelnen verkündigten wohl auch in Diesem einen Racine, in Jenem einen Lafontaine, im Dritten einen Homer. Die

*) St. Petersburg, 1836.

gelehrten Leute arbeiteten um einen Ruf, die aus den Schulen Ausgetretenen aus Gewohnheit und so ferner. Bisweilen blitzten leidenschaftlich begabte Geister auf, wie von Wisin mit seinen Lustspielen, Chemnizer mit seinen verführerischen Apologieen, Bogdanowitsch mit seinem „Liebchen" und endlich auch Derschawin mit seinem großen Talente. Aber bei Keinem, vom Ersten bis zum Letzten, war die Literatur Lebenszweck; sondern immer nahm sie nur einen vorübergehenden Zeitraum ein, wie ja auch bei unseren Künstlern und Gelehrten Künste und Wissenschaften nur ex officio einen Platz finden. Aus der ganzen Russischen Literatur, von Peter dem Großen bis auf uns, kann man daher auch nur vier bemerkenswerthe Männer anführen, die in der Literatur nicht einen Lückenbüßer sahen: Lomonossoff, Karamsin, Schukowsky und Puschkin. Jeder von diesen hat Epoche gemacht, eine Veränderung in Sprache und Literatur zu Wege gebracht. Unter ihnen bewegten sich die Nachahmer, die literarischen Tagelöhner, die Literaten aus Nothdurft, die Literaten en passant, deren Vorreden anfangen: „Da wir gerade hinreichende Muße übrig behalten u. s. w." — Weder die Sprache, welche eine ununterbrochene Bearbeitung verlangt und bei jeder neuen Periode reißend sich verändert, noch die fremden Muster, über welche Alles mit der Gier von Neulingen herfiel, indem man meinte: wenn man nur diese nachzuahmen verstände, könnte man auch schon Selbstständiges schaffen — noch vielseitige, nicht oberflächliche und nicht mühsam schleichende Bildung — noch sogar das Gesellschafts-Leben waren förderlich für das Erscheinen von klassischen Schriftstellern und Werken.

Für ein schöpferisches Land oder Volk giebt es zwei Zustände: die Periode der Kindheit, wo der Genius des Volkes seine volksthümlichen Sagen, seine ungeregelten Kirchen-Gesänge, seine Mährchen schafft. Diese Zeit schloß für Rußland mit Peter dem Großen. Doch giebt es noch eine, eine höhere Periode des Lebens-Alters für ein Volk und Land: wann die nationale und Reichs-Würde erkannt, wann die Nationalität begriffen, dem Lande sein Platz in der Geschichte der Menschheit und des menschlichen Geistes eingeräumt wird. Diese ist die Zeit der Reife. Für uns Russen beginnt sie vielleicht erst jetzt. Die Zeit zwischen diesen beiden Epochen gehört dem Uebergange und der Nachahmung derer, die in Bildung ihnen zuvorzukommen gesucht haben. Kein Talent bildet sich, ohne daß neben seinen Naturgaben auch Umstände mitwirken, die von der allgemeinen Bildung und National-Unabhängigkeit bedingt werden. So ereiferte sich unser Lomonossoff über eine Menge von Gegenständen, die ihm zur Bearbeitung vorkamen. So auch konnte Derschawin nicht sich losmachen von den unglücklichen Gesetzen des Klassizismus, die er für unverletzlich achtete. Und eben so wenig vermochten in unserer Zeit Schukowsky und Puschkin vollkommener Selbstständigkeit sich zu überlassen, hingerissen, wie sie es ja waren, von den Reizen der literarischen Richtungen Deutschlands und Byron's. Wollt Ihr nun vielleicht wissen, was in solchen Perioden die Talente niederen Ranges thun können? Ihr habt unter den Früheren Bogdanowitsch, von Wisin, Chemnizer und, wenn's beliebt, auch Kostroff und Mereljakoff vor Euch. Wir aber haben ja schon einmal gesagt, daß wir über die Zeitgenossen nichts zu sagen haben.

Scheint es nun nicht, daß man hieraus, ohne irgend zu verletzen, auf die Unmöglichkeit des Vorhandenseyns klassischer Schriftsteller im früheren Rußland schließen müsse? Und wie erscheint nun die Herausgabe von Russischen Klassikern? Wahrlich, kein einziger Grund ist für sie vorhanden; kein Ziel ist dabei abzusehen, es müßte denn Jemand recht absichtlich sein Geld verschleudern wollen; denn Vortheil, allgemeiner Nutzen kann hieraus nimmermehr erwachsen. Dagegen werden wohl solche Schriftsteller, die, wenn sie auch nicht klassische sind, doch ein ungemeines Talent bewiesen haben, noch immer bei uns neu gedruckt. Wer diese Glücklichen sind? Von Wisin, Bogdanowitsch, d. h. dessen Duschenka — und Chemnizer. Aber fragt nur einmal die Buchhändler, warum sie Lomonossoff, Sumarokoff und Knäschnin nicht auflegen; sie werden Euch gewiß antworten: Dazu ist ja gar kein Grund vorhanden; sie werden nicht verlangt (d. h. sie werden nicht mehr gelesen)! Und was beweist dies? So viel, daß den früheren Schriftstellern jetzt nur noch ein Platz in der Geschichte und in den großen Bibliotheks-Katalogen geblieben ist, während man früher nicht davor erschrak, von Knäschnin fünf, von Eberaskoff vierzehn, von Sumarokoff zehn Bände, selbst zwei Mal abzudrucken. Das war aber auch die Zeit der Knäschnine, der Eberaskoff's, der Sumarokoff's, und die ist vorüber!

(L. A. U.)

England.

Hirta, die Jäger-Insel.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stand hoch und glänzend am Himmel, als unser Dampfboot an der steilen südlichen Wand des altergrauen Felsens vorüberglitt, dessen Gipfel das Schloß Dumbarton krönt. Sir Thomas, der seit unserer Abfahrt von Glasgow in der Kajüte den versäumten Morgenschlaf nachgeholt hatte, kam jetzt herauf auf das Deck. Geschmack am Romantischen und Pittoresken spürte er just nicht, wohl aber den mächtigen Trieb, der auch den Bären aus seiner Höhle zwingt. „John!" rief er dem Koch, „ist das Frühstück fertig?" — „Yes, Sir." — „Trag hier oben auf: schöner Morgen, frischer Wind, und wenn die Sonne brennen will, haben wir ja das Zelt. Sind Sie's zufrieden, meine Herren?" Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß dergleichen Motionen sehr häufig von Sir Thomas gestellt wurden und jedesmal durchgingen nemine contradicente. Während wir tapfer einhieben und den gebratenen Fisch, das frischsaftige Roastbeef mit Thee, Kaffee oder Wein, nach Jedes Belieben, hinunterwürgten, verschwand der Ben Lomond mit seiner weißen von der Sonnenwärme bereits in tausend feine Fäden zerfaserten Nebelkappe hinter einer sich näher verschiebenden Bergreihe, und nun fuhren wir den Mittag und Nachmittag über durch den Firth of Clyde und die Kyles of Bute. Den letzteren Namen führt der enge tiefgewundene Kanal des Meeres zwischen der Insel Bute und dem festen Lande; die Ufer zu beiden Seiten sind malerisch wild und schauerlich, allein da es immer dieselbe Scenerie ist, die sich auf allen Punkten wiederholt, so finden sich Auge und Sinn bald ermüdet. Die Sonne neigte sich gen Westen, der Schatten von den Bergen lagerte sich über die ganze Breite des Loch Fine; unser Fahrzeug bog um die Spitze von Lomont, und während es an den öden, nackten, dürren, porfirleeren Gestaden der Halbinsel Cantire vorüberstrich, kürzte uns das Diner die Zeit. Es war völlig Nacht, als wir in der Einfahrt zum Crinan-Kanal unweit des Dorfes Lochgilphead anlegten. Der Crinan-Kanal, welcher die Halbinsel Cantire vom festen Lande trennt, besteht aus einer Reihe von tiefen Kesseln, die durch enge Rinnen mit einander zusammenhängen; wir passirten ihn am anderen Morgen früh und ersparten dadurch einen Umweg von mehr als hundert Meilen um die Halbinsel herum. Sir Thomas erwachte noch zeitig genug, um mir drüben auf dem Lande einen hohen, kahlen, von wilden Felsenzacken starrenden Berg zu zeigen: „Er heißt Sliamh-gaoil, d. h. der Berg der Liebenden", sprach der Baronet, indem er seine sechste Morgen-Cigarre anzündete und einen großen Schluck Whiskey zu sich nahm; „Gott weiß, wie er zu dem Namen kommt, denn er sieht gar nicht danach aus, zärtliche Gedanken zu wecken. Im Gegentheil, die Sage läßt hinter Thoten dort geschehen: Ossian Diarmid, der Ahnherr des Geschlechtes der Campbell, ist in den Schluchten des Sliamh-gaoil erwartet worden." Wir fuhren nun zunächst durch ein wahres Labyrinth von Golfen und Meerengen, erst zwischen Cantire und der rauhen bergigen Insel Jura, dann zwischen Jura und Mull, dann zwischen Mull und dem festen Lande. Auch in der Nähe des vielgepriesenen Staffa kamen wir vorbei, aber wir versparten den Besuch der tönenden Fingalsgrotte — Baimh Bin heißt sie auf Gaelisch — auf ein ander Mal. Eine kurze Zeit legten wir bei dem großen Dorfe Tomerbory, der Hauptorte der Insel Mull, an, um Wasser, Steinkohlen und frisches Fleisch einzunehmen, denn wir mußten nun über den breiten Meeres-Arm nach Long-Island hinüber. Sir Thomas wies mir in der Bai, wo wir ankerten, genau die Stelle, wo im Jahre 1588 die vom Sturm hierher verschlagene Mannschaft des Admiralschiffes der großen Spanischen Armada sich sammt ihrem Fahrzeuge in die Luft sprengte, um den rohen Insulanern nicht in die Hände zu fallen. Es war Nacht, als wir von Mull nach Long-Island hinüberfuhren; uns zur Rechten brannten Leuchtthürme auf den Inseln Muck und Canna, am Himmel glänzte Stern bei Stern, kein Lüftchen regte sich. Auf unserem Fahrzeuge herrschte eine solche Todtenstille, daß ich mehrmals auf das Deck und in den Raum stieg, um nachzusehen, ob die Leute etwa eingeschlafen wären. Ich fand sie alle auf ihrem Posten, den Steuermann, den Einheizer, den Wachmeister, sorgsam und pünktlich bei ihrer Arbeit, als hätten sie den Dienst auf einem Steamer ersten Ranges zu versehen. Aber Vorsicht war auch nöthig, sonst konnte „Kitty" unversehens mit der Nase gegen einen scharfen Felsen oder gegen einen Riff laufen, und das hätte einen unsanften Tanz gegeben. Als die Sonnenscheibe wieder aus dem Wasser auftauchte, sahen wir zur rechten Hand die Insel Skye schon hinter uns liegen. Diese Eilande im Westen Schottlands, Jura, Mull, Skye und wie sie sonst noch heißen mögen, sehen alle einander gleich: Berg an Berg, Fels an Fels, in allen denkbaren Winkeln an einander und über einander gethürmt, mit Grasmuche, der zur Weide dient, oder mit Haidekraut bedeckt; dazwischen gräbt sich das Meer tief hinein und streckt seine unzähligen Arme aus, wie ein Riesenpolyp, der seine Beute umfaßt. Seit Jahrtausenden nagt es am Fuße dieser Steinmassen und wird noch Jahrtausende nagen, ohne daß die harten Felsenrippen unter seinem Zahne morsch werden — „Kitty" war gar nicht müde von der Nachtfahrt; sie trug uns rasch zwischen den kleinen Inseln der Harriesstraße hindurch; gegen Mittag schnitten wir den 58sten Grad nördlicher Breite, der Atlantische Ocean dehnte sich unermeßlich vor unseren Augen. Wir hatten nur noch sechzig Meilen zu dem gelobten Lande, auf das wir lossteuerten: in der nächsten Nacht konnten wir die Einwohner von Sanct-Kilda überraschen und aus dem Schlafe wecken. Aber Sir Thomas war viel zu vorsichtig, sich mit „Kitty" in der Finsterniß auf den öden, seinen Steuerleuten wenig bekannten Ocean hinauszuwagen; er ließ rechts wenden, und wir nahmen zu Big auf der Insel Lewis, welches die größte unter den Hebriden ist, Nachtquartier. Um halb zwei Uhr in der Frühe wurden die Sterne am Himmelszelt schon bleich und der Tag dämmerte herauf; so kurz sind gegen Ende Juni die Nächte in dieser hohen Breite. Als die Sonne aufging, war uns alles Land aus dem Gesichte; wir fuhren mehrere Stunden und sahen weit und breit nichts als Himmel und Wasser. Ich wurde ungeduldig, wie Columbus' Gefährten, als der zweite Monat zu Ende ging. „Sir Thomas!" rief ich, „wo läuft „Kitty" mit uns hin? Wasser und kein Ende, — wollen wir den sechsten Welttheil entdecken?" — „Noch ein Stündchen Geduld", kam die Antwort, „und dann sehen Sie dort zur rechten Hand hinaus, wo jetzt die Wolke steht." Das Stündchen war noch nicht vergangen und die Wolke noch nicht verzogen, da tauchte ein schwarzer Punkt in der bezeichneten Gegend des Horizontes auf. „Hirta, Hirta!" rief Sir Thomas mit schallender Stimme, — kein Matrose kann nach sechsmonatlicher Seefahrt sein „Land!" mit solcher Herzensfreude vom Mastkorbe herunterschreien.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Bordeau und seine Bewohner.

Es ist meine Gewohnheit, die Städte nach ihrem äußeren Ansehen zu beurtheilen und mich ihnen ganz zu überlassen, sobald sie mir gefallen: das heißt, ich widme ihnen meine Zeit und mein Geld, ich

opfere ihnen Freunde, die mich erwarten, und Verwandte, die ich zehn Jahre nicht gesehen; kurz, ich gebe mich ihnen mit Leib und Seele hin, indem ich mich den Tag über damit beschäftige, sie zu sehen, und des Nachts davon träume, wie von einer jener schönen Geliebten, denen man en passant ewige Treue schwört.

So habe ich es auch mit Bordeau gemacht. Doch zuvor muß ich erklären, was ich unter dem Ausdruck verstehe: die Physiognomie einer Stadt gefällt mir; denn die Physiognomieen sind nicht alle einander gleich, bei den Städten so wenig wie bei den Menschen; ihre Mannigfaltigkeit ist unendlich, und eben so ist nichts verschiedener, als der Geist und die Stimmung, die man bei ihrer Beurtheilung mitbringt. Da muß man sich also verständigen.

Es giebt Städte, die von weitem gefallen. Auf einen Hügel hingeworfen oder wie ein Schwalbennest an dem Kamm eines Berges schwebend, bieten sie in dem Gesammtbild einer Landschaft einen herrlichen Prospekt, der den Augen wohlthut, ganz wie eine schöne Opern-Decoration. Doch näher heran darf man nicht: da sind die Straßen eng, dunkel und krumm, die Häuser plump gebaut, und jener Dom, den man noch aus der Ferne bewunderte, wie ein prächtiges Schiff, das in Gold- und Azurwellen mitten unter dem Gewölk des Horizonts zu schwimmen schien, ist in der Nähe nur ein mittelmäßiger Bau, ohne Charakter, ohne Größe und Würde. Von der Art ist, wenn mir's die Ehrenwerthen Städte nicht übel nehmen, die Schönheit Blois', Saint-Lô's, Poitiers' und so vieler anderer Orte in Frankreich, denen nur der Reiz der Landschaft, in der sie liegen, zu Statten kommt; es sind dies alte Gemälde, die von den Antiquitäten-Liebhabern noch leidenschaftlich verehrt werden; ich ziehe ihnen den ewig neuen Rahmen vor, in den sie eingefaßt sind.

Dagegen giebt es wieder Städte, in welchen beim ersten Eintritt Alles neu erscheint: und wer sich da nicht gleich versteht, der kann sich in eine Stadt versetzt glauben, die später als er selbst auf die Welt gekommen ist. So z. B. wenn man nach Rouen von den Quais herkommt, nach Havre auf der Straße von Paris, nach Tours über die Loire-Brücke, da ist man in einer ganz neuen Stadt. Diese Städte, die so modern aussehen, haben gewöhnlich eine große Straße und eine schöne Brücke. Die große Straße ist nur eine Maske, die ihre wahre Physiognomie versteckt; hinter dieser Maske sind sie durch und durch alt.

Ich bitte jedoch, zu bemerken, daß ich hier nur von dem Eindruck spreche, den der erste Anblick einer Stadt macht, und auch da nur von dem äußeren Schein; denn so wie es häßliche Menschen giebt, die oft eine sehr schöne Seele, einen höchst gebildeten Geist besitzen und bei näherem Umgang wieder gewinnen, was sie bei der ersten Zusammenkunft verloren haben, so verdienen fast alle die Städte, die ich angeführt, eine ernste, gründliche Untersuchung und gewinnen nur, wie man zu sagen pflegt, bei genauerer Bekanntschaft. Rouen ist voll interessanter Erinnerungen und Monumente, die man aufsuchen und studiren muß; Blois hat sein historisches Schloß, Havre seine wunderschönen Bassins, Poitiers seine alte Notre-Dame-Kirche, den schönsten Rest Karolingischer Baukunst, den man in Frankreich finden kann.

Doch hier ist nicht von den Karolingern die Rede, sondern von Bordeau, und ich will schnell dahin zurückkehren. Was ich in Bordeau besonders bewundere, ist, daß diese Stadt ganz ausgezeichnet schön ist; sie ist schön beim ersten Anblick, schön, auch nachdem der erste Eindruck sich gelegt hat, sie ist immer und überall schön. Was mir an ihrer Physiognomie gefällt, das ist jene offene, ausdrucksvolle, heiße und glänzende Luft, die überhaupt der Grund aller wahren Bordeau'er Physiognomieen ist. In der That, kaum kommt man auf den Gipfel einer Höhe, welche die Stadt beherrscht, und schon lacht Einem Bordeau freundlich entgegen. Man fährt hinunter; da öffnen sich zwei herrliche Abhänge, die mit dem vortrefflichen Wein der Stadt besetzt sind und zwischen denen man sanft bis an die Ufere rollt. Dort fließt der Fluß, der eine halbe Meile breit ist, doch halt! bald hätte ich die prächtige Brücke vergessen, welche die Stadt von einem Ufer zum anderen geworfen und zwischen deren siebzehn steinernen Bogen der Fluß lieblich hinfließt. Jetzt sind Sie auf dem linken Ufer der Garonne; die Stadt breitet sich majestätisch eine Stunde weit aus und schließt in diesen ungeheuren Umkreis ihren geliebten Fluß mit ein, der ihr den Fuß netzt, und die Niederung innerhalb jener unermeßlichen, reizenden Kurve, die mit Monumenten und Palästen besetzt ist.

Während das linke Ufer der Garonne Einen stolz und königlich aufnimmt auf seinen prächtigen Quais, schaut Einen das andere Ufer freundlich an mit seinen Lustbäusern, seinen Gebüschen, seinen Gärten, mit dem Weinland, womit es bekränzt ist, und zu seinen Füßen baden sich zahllose Trauerweiden in den Wassern des Flusses, wie ein grüner Laubwald, der mitten aus dem anderen Walde von Masten, womit der Fluß belastet ist, hervorguckt. Dies ist wirklich ein höchst bezaubernder Anblick; und doch ist fast nicht ein Bewohner von Bordeau, der ihn nicht jeden Morgen genießen kann: er braucht nur die Nase durchs Fenster zu stecken oder funfzig Schritt aus dem Hause zu gehen. Ein Hafen ist fast immer ein Kunstwerk, an welchem die Geduld und der Geist des Menschen einen harten Kampf gegen die Natur zu bestehen haben, und welches tiefe und unverwischbare Spuren dieses Kampfes an sich trägt. Der Hafen von Bordeau hat nur der Natur seine Bedeutung zu verdanken. Sie ist es, die jene zierliche Kurve gezeichnet, welche, stärker als alle Dämme von Granit, den sich brechenden Ocean innerhalb ihrer Laub- und Blumengehege bannt und einschließt. Daher hat auch der Mensch nichts weiter zu thun gehabt, als sich auf dieser Küste hinzusetzen. Die Natur selbst hatte schon alle Arbeiten der ersten Niederlassung auf sich genommen; und während sonst überall die Nähe des Oceans an der Unfruchtbarkeit des Landes Schuld ist, so könnte man hier sagen, daß der Boden gerade dem Seewinde, der ihn kost, und der Einwirkung des salzigen Elementes, das unablässig durch alle seine Poren dringt, jenen unvergleichlichen Saft, jenes kernige Gepräge, jenen feinen Geschmack, kurz, alle jene köstlichen Eigenschaften, jene reiche, kräftige Fruchtbarkeit verdankt, die seit Jahrhunderten dem edlen Wein der Guienne auf allen Märkten der Welt Eingang verschafft hat.

Ich schreibe allerdings unter dem wohlthätigen Eindruck der ersten Bekanntschaft, und ich möchte auch nicht darauf schwören, daß ich mit ruhigem Blute schreibe. Doch, was thut das zur Sache? Es ist keineswegs meine Absicht, einen „Führer" zu schreiben für die Reisenden, auch spüre ich nicht die geringste Lust in mir zu einer geduldigen, ausführlichen Beschreibung aller Orte, die ich besucht. Es bleibt mir also nichts übrig, als von meinen Empfindungen zu sprechen: so ist es wenigstens jetzt Mode, und in der That verlangt auch das Publikum von den Reisenden eine Darstellung ihrer Eindrücke (Impressions, Reisebilder, Reise-Novellen u. s. w.). Es liegt ihm wenig daran, zu wissen, was Einer gesehen hat, wenn er nicht zugleich erfährt, in welcher Stimmung ihn der Anblick gefunden und wie er auf ihn eingewirkt. Das Publikum zeigt in dieser Hinsicht eine Zudringlichkeit und eine Unbescheidenheit, die kaum zu glauben ist. Es will bei jeder Gelegenheit ein eigenes Glaubensbekenntniß und vor Allem vertrauliche Geständnisse haben. Wenn meine Leser also erlauben, so kehre ich ohne weitere Umstände zu den Empfindungen und Eindrücken zurück, die ich bei meinem Aufenthalt in Bordeau erfahren.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Städte, welche bedeutenden Handel treiben, niemals großen Eifer gezeigt, sich durch Künste und Denkmäler zu verschönern. Die meisten begnügen sich mit den schönen Augen der Kasse: darin liegt all' ihr Verdienst und all ihre Schönheit. In Bordeau hat der Handelsgeist den Genius der Künste nicht unterdrückt. Die Hauptstadt der Guienne war reich; sie wollte auch glänzen. Da öffneten sich eines Tages auf den Ruf des berühmten Tourny, des Intendanten der Provinz, all die Geldkasten, die der Welthandel gefüllt; da kamen die Thaler heraus, sich verwundernd ob der Tageshelle; und vor Allem verlangten sie Raum, Luft, Monumente, große Straßen, schöne Promenaden, Exerzierplätze; seit undenklichen Zeiten in niedriges, baufälliges Gemäuer versteckt, wollten sie jetzt gut untergebracht seyn; sie bekamen ihr Stadthaus und ihr Landhaus, ihre Villas und ihre Hotels, die einander aus dem Versteck der Rosenbüsche und Lustwäldchen mit dem ewigen Lächeln eines bezaubernden Horizonts und einer wunderbaren Fruchtbarkeit begrüßten.

Von dieser großen Revolution durch die Thaler datirt, um die Mitte des letzten Jahrhunderts, die Wiedergeburt Bordeau's in seinen Monumenten.

Sonst überall ist es, wenigstens in unseren Tagen, die Macht der Central-Regierung, welche die Monumente errichtet hat; sie restaurirt, sie erhält und verschönert. In Bordeau dagegen ist es der Handel, der nicht bloß ein Palais für die Börse gebaut hat, sondern auch das schönste Theater, das es in Frankreich giebt, eine Bade-Anstalt, die der alten Römer würdig, ein musterhaftes Hospiz und jene ganze Reihe prachtvoller Hotels, die sich vom Faubourg des Chartrons bis zum Chapeau-Rouge erstreckt über den Tournyschen Spazierplatz und die schöne Promenade der Quinconces auf den Ruinen des Schlosses Trompette; der Handel ist es, der alle diese herrlichen Quartiere geöffnet, wo der Luxus der Bordeauer und die großartige Wirkung der Gebäude freien Spielraum hat, wo so viel Licht und Helle schimmert, wo die Luft so frei umherkreist, durch das Wehen des Seewindes immer neu erfrischt und mit den Düften vom Felde her durchzogen, wo so viel stattliche Gebäude doch nur die Wohnungen reich gewordener Kaufleute sind; kurz, das Geld des Handels hat fast ganz allein jene neue Stadt erschaffen, die sich jeden Tag ausbreitet, jeden Tag größer wird, auf Kosten der alten Stadt, die von ihr immer neu umgestaltet wird. Freilich zeigt sie bei diesem Neuerungseifer nur wenig Ehrfurcht für die alten Römischen oder Gothischen Ruinen; die sie etwas ungeschickt in ihren neuen Plan mit hineinschiebt, wie jene alten Familienbilder, deren Rahmen und Farben jeder Erbe neu machen läßt; aber jedenfalls scheint sie die Befürchtungen jenes Ministers zu rechtfertigen, der auf das Ansuchen eines Gironde-Präfekten um die Approbation zu einer neuen gigantischen Unternehmung die Antwort gab: „Aber wenn ich Ihre Bitte bewillige, mein Herr, so wird Bordeau in zehn Jahren schöner als Paris seyn."

So ist Bordeau vom malerischen und Monumental-Gesichtspunkt aus; eine Stadt, die in den ersten Tagen ihrer Gründung schön seyn mußte, da ihr die Natur entgegengekommen war. Später hat ihr der Geist ihrer Bewohner jenen reichen Gürtel von Monumenten gegeben, die ihre Flanke einschließen, und jenen glänzenden Schmuck von Gärten, die sie ringsum bekränzen; der Geist des Menschen hat Bordeau zur Prachtstadt gemacht.

Hier seh' ich mich genöthigt, einem Einwand der Oekonomisten Rede zu stehen; denn heute steckt hinter jedem unserer Sätze ein Oekonomist, der unserem aufrichtigsten Enthusiasmus sein strenges Gesicht und seine kalte Verachtung gegenüberstellt, gleich jenen Todtenköpfen, die man in Memphis mitten unter den Freuden eines Gastmahls fand. Doch hören wir, was die Oekonomisten sagen: „Darf eine Handelsstadt eine Prachtstadt seyn? Können Kaufleute, die so theuer wohnen, lange Zeit gewissenhafte Lieferanten und ehrliche Schuldner seyn? Verträgt sich der Handelsgeist, die Klugheit, die er verlangt, die Chancen, unter denen er lebt, die Genügsamkeit, die das öffentliche Vertrauen dem Leben der handelnden Bürgerschaft zur Pflicht macht, mit jenem unerhörten Aufwand, den ihr so anpreist? Wenn die Thaler sich empören und mit Gewalt aus den Geldkisten herausfahren, kehren sie jemals wieder zurück? Wenn sich Paläste auf den Quais erheben, verschwinden da nicht die Schiffe aus dem Hafen? Ihr lobt Bordeau wegen seiner königlichen Pracht; aber gesteht doch nur, daß Bordeau im Verfall und daß der Luxus dieser unersättlichen Stadt eine täuschende Schminke ist, womit sie die Runzeln ihres Alters und die Vergehungen ihrer Lüsternheit bedeckt."

So sprechen die Feinde Bordeau's.

Der Verfall seines Seehandels ist allerdings eine viel zu unbestreitbare Thatsache, als daß es mir einfallen sollte, sie in Zweifel zu ziehen, und ein viel zu ernster Gegenstand, als daß ich ihn hier in dem leichten sorglosen Geschwätz besprechen sollte. Doch so viel hoffe ich, wenn man jemals die äußere Umgestaltung Bordeau's ernstlich unter die Uebel zählt, die seine Handelsblüthe getroffen, so wird man auch nicht vergessen, noch ganz andere Gründe dieses Sinkens anzuführen, die weit gewisser und wichtiger sind. Man wird nicht vergessen, daß die Nähe jener großen Industrie-Communicationen, die sich der Norden Frankreichs seit dreißig Jahren eröffnet, einen Theil des Handels, den Bordeau mit unseren Kolonieen trieb, und seiner Verbindungen mit der neuen Welt Havre zugewendet hat; daß die Begünstigung des inländischen Zuckers der Stadt, als Entrepot der fremden Produkte, einen neuen großen Schlag versetzt; daß ferner das allmälige Versanden ihres großen Flusses nach und nach die Schiffe, welche gewohnt waren, das Gold aus dem nördlichen und südlichen Amerika dort auszuschütten, daraus vertrieben hat, und daß endlich, was man ebenfalls, wenn man gerecht seyn will, zugestehen muß, die Interessen des Bordeauer Handels nicht immer bei den Kammern den Schutz gefunden, den sie verdienten.

Das sind einige Gründe, welche zeigen, wie überflüssig es ist, der äußeren Umgestaltung Bordeau's den Prozeß zu machen und ihm zu zürnen, daß es so schön ist. Wie viel Frauen giebt es, die den Angriffen der Verleumdung unterliegen mußten, ohne ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als schön zu seyn! Bordeau ist es nicht besser gegangen. Doch hier ist wenigstens diese Ungerechtigkeit ohne Gefahr; es ist ein Neid und eine Eifersucht, die Bordeau den Städten, die das Unglück haben, häßlich zu seyn, gern verzeihen kann.

Dagegen kann ich andere Vorwürfe nennen, die Bordeau wirklich verdient, da ich wenige Stunden vor den Unruhen, welche den Aufenthalt des Herzogs Decazes in Bordeau merkwürdig gemacht, dort war. Ein politisches Charivari ist zu allen Zeiten und in allen Ländern eine strafbare Thorheit; nun erst gar einen Staatsmann, einen Französischen Pair, einen berühmten Bürger beschimpfen, der, auf das Recht einer Volkswahl gestützt, seine Meinung in einem Departements-Conseil vertheidigen will, das ist ein Attentat gegen seine Freiheit, ein Verbrechen in einem freien Lande! Doch die letzten Unruhen in der Hauptstadt der Guienne decken auch einen Zug in dem Bordeauer Charakter auf, den ich hier hervorheben muß, da ich es versuche, die Physiognomie der Stadt wiederzugeben. In diesem Augenblick fühlt sich Bordeau wirklich höchst unbehaglich, und gleich jenen Kranken, welche die Heftigkeit ihrer Leiden dem Arzt zum Vorwurf machen, beschuldigt auch Bordeau die Regierung wegen der Dauer seines Uebels. Bordeau bildet sich ein, daß es von der Regierung (ich spreche nicht von den Kammern) seinen Reichthum und Wohlstand zu erwarten hat, gleich wie es ihr seine Ordnung, seine Polizei und die strenge Handhabung der Gesetze verdankt. Fast sieht es aus, als ob der Ministerrath den Schlüssel der Gironde in Händen habe, und als ob es von einer Ordonnanz des Königs abhinge, in schlechten Jahren die Sauterne- oder Médoc-Trauben reifen zu lassen. Das ist die Ungerechtigkeit der Bordeauer. Sie sind schon von jeher, und in unseren Tagen mehr als je, dazu geneigt, Alles, was ihre Ansprüche, ihre Interessen und Hoffnungen berührt, der exekutiven Gewalt zuzuschieben.

Von der Bevölkerung Bordeau's habe ich noch einige Worte zu sagen. — Beim ersten Anblick ist nichts verworrener, nichts ungewisser und unbestimmbarer, als die Elemente, welche diese Bevölkerung bilden; die Woge selbst ist nicht veränderlicher; das Meer, das zweimal täglich die Stadt besucht, ist nicht unbeständiger und mannigfaltiger; die Sonnenstrahlen können nicht in bunteren und beweglicheren Reflexen auf dem dichten Grün seiner Ufer spielen. Alle Länder der Erde scheinen an dieser Mosaik Hand angelegt zu haben; alle Charaktere, alle Physiognomieen vermischen sich hier; Spanier, Engländer, Amerikaner, Orientalen, Indianer, alle diese Typen werden durch den Handel aus allen Marktplätzen der Welt hierher zusammengetrieben; der Bürgerkrieg, die politischen Revolutionen führen unablässig ihre Gegner und ihre Opfer hierher. In Mexiko bricht eine Empörung aus; zwanzig Familien ergreifen die Flucht; zehn Fahrzeuge segeln nach Europa, mit Geld, mit Möbeln, mit Waaren beladen, und werfen den Anker an der Mündung der Gironde. Ein anderes Mal ist es wieder Chili, das die Hotels von Bordeau anfüllt; den dritten Tag kommt der Brasilianer hin und läßt sich für baare Zahlung von nagelneuen Piastern sein Mittagbrod geben; denn alle Amerikanische Flüchtlinge scheinen in die Verbannung die unerschöpflichen Minen ihrer Heimath mitzunehmen, und Bordeau weiß mehr als jede andere Stadt in Frankreich, welche Hülfsquellen die constitutionnellen Völker sehr oft in den Thorheiten der Republiken finden.

Mitten unter diesem Gemenge und dieser Verwirrung ist es schwer, gleich auf den ersten Blick die Züge der National-Physiognomie herauszufinden. Was mich betrifft, so habe ich in dieser Forschung eine der schwierigsten Schulen durchgemacht; und, Gott verzeih' es mir, ich habe einen Augenblick lang glauben können, daß es in Bordeau keine Bordeauer mehr gebe. Voller Eifer, mich mit einigen von den Landsleuten jenes berühmten Geschlechts, dem Frankreich seinen Montesquieu und Montaigne verdankt, in näheren Rapport zu setzen, machte ich mich hinter einander und ohne große Auswahl im Theater, auf der Promenade, in den Lese-Kabinets, an der table d'hôte, kurz überall an alle diejenigen heran, die ihr böser Stern mir zu Nachbarn gab. Doch der Eine antwortete mir mit Don Carlos, der Andere mit Santana; Dieser bat mich, Englisch mit ihm zu sprechen, Jener kannte nichts als Griechisch, und zwar das Griechisch der Miaulis und Kolokotroni, von dem ich wenig oder nichts weiß. Ich verlor allen Muth. Endlich, da ich die vorzüglichsten Monumente der Stadt besuchen wollte, nahm ich mir einen Wagen und einen Führer; nun denken Sie sich, dieser Führer war ein Auvergnate!..... Das ging über meine Geduld hinaus. Voller Wuth brach ich den Handel ab und besuchte Bordeau ganz allein und zu Fuß, was eigentlich der allerbeste Rath ist, wenn man gut sehen, Alles genießen und ein paar Eindrücke von seiner Reisen mit nach Hause bringen will, ohne Gemisch von Ungeduld, Ekel und Ueberdruß.

Doch ich muß nun schnell hinzufügen, daß es trotzdem in Bordeau eine wirklich Bordeauische Bevölkerung giebt. Das ist der feste Grund, der alle diese fremden Schichten auf sich trägt, der Ballast, der das Schiff über dem Wasser erhält; eine herrliche Bevölkerung, so sehr sie auch durch seinen traurigen Beisatz verdorben seyn mag; ein lebendiges, enthusiastisches Völkchen voller Expansivkraft und Geselligkeit; ein Geschlecht, das man an der Regelmäßigkeit seiner Züge, an der intelligenten Höhe der Stirn, an dem Glanz der Augen und an der Gewandtheit und Harmonie der Sprache erkennen kann, eine Race, in der die Beredsamkeit angeboren scheint, und wo es überhaupt viele politische Talente und doch nur wenig Staatsmänner giebt; denn fast alle die, welche die Gironde zu den Staatsgeschäften geschickt, haben sich mehr durch die wunderbare Gewandtheit ihres Talents, als durch die Macht, die Tiefe und Festigkeit ihres Geistes, ausgezeichnet. Die Bordeauer haben viel Anlage zum Spott; Montaigne, der erhabene Schwätzer, ist vielleicht ihr treuster und strengster Typus. Man könnte auch sagen, die Bordeauer sind die Athener Frankreichs; wenigstens haben sie ihren Egoismus, ihr prahlerisches Wesen und jene Sucht, Alles auf sich zu beziehen, die schon eine Manie der Griechen war und auch den Bordeauern eigenthümlich ist. Athen nannte sich vorzugsweise die Stadt, und auch Bordeau glaubt mitunter, daß es allein auf der Welt ist. Es würde freilich nicht das gemeinschaftliche Vaterland Philipp den Macedonier verkaufen, aber jedenfalls mit den allgemeinen Interessen Griechenlands seine lange Umstände machen; Alles wäre nur für den Athenischen Redner und die Kaufleute des Piräus da!

Die Bordeauer waren auch energische Rathgeber, unerschrockene Kämpfer, heroische Märtyrer; das Bordeauische Blut hat zuallererst das politische Schaffot eingeweiht. Sie waren und sind noch jetzt glänzende Redner und unermüdliche Publizisten; doch ich wiederhole es, der Regierungsgeist scheint ihnen zu fehlen. Denn wenn es wahr ist, daß die großartige politische Beredsamkeit aus dem Herzen kommt, und diese Quelle bei ihnen unerschöpflich ist, so erfordert die Leitung der menschlichen Angelegenheiten mehr Ruhe, mehr Besonnenheit, mehr Konsequenz, als der Bordeauer Charakter verträgt. Die Bordeauer sind dazu gemacht, die Welt zu ergötzen und reich zu machen, aber nicht, sie zu regieren. (J. d. D.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Nord-Amerika. Die Nord-Amerikaner fangen seit einiger Zeit auch an, sich mit der Philosophie zu beschäftigen. Zwar bewegen sie sich auf diesem Terrain noch etwas unsicher; sie schwanken noch zwischen dem alten Locke, der späteren Schottischen Philosophie und dem neuesten Eklektizismus des Herrn Victor Cousin, aber sie sind doch auf dem Wege, bald selber auch etwas Tüchtiges zu leisten und sich dann namentlich der Deutschen Wissenschaft eng anzuschließen. In Boston ist bereits im Jahre 1832 eine Uebersetzung von Cousin's „Einleitung zur Geschichte der Philosophie" von H. G. Linberg erschienen. Später hat Herr E. S. Henry in Hartford dessen Französischen Autors „philosophische Fragmente" übersetzt und kommentirt, und endlich enthält eines der letzten Hefte des in New-York erscheinenden Christian Examiner and general Review eine mit großem Fleiß ausgearbeitete Uebersicht der verschiedenen philosophischen Systeme der gelehrten Europa und insbesondere des Cousinschen Eklektizismus. Daß der Letztere, eben weil er selber noch so schwankender Natur ist und angeblich eine Auswahl des Besten, einerseits von Locke, Reid und Dugald Steward und andererseits von Kant, Schelling und Hegel giebt, den Nord-Amerikanern, diesen Anfängern in der philosophischen Wissenschaft, am meisten zusagen muß, läßt sich leicht begreifen. Aber so wie Cousin auch in Frankreich nur als ein Uebergang von der sensualistischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zu der neueren idealistischen Auffassung dieser Wissenschaft, nicht aber schon als ein selbstständiger Träger der letzteren, angesehen werden kann, so dient er auch in Amerika nur dazu, um den das Verständniß der schwierigen Deutschen Philosophen zu erleichtern oder zu vermitteln. In Amerika, wo man in gewohnten Druckweise und alten Geleisen noch nicht so eingefahren ist, wie in England; wo die Philosophie als eine neue Welt sich darstellt, in der eine frische allen Eindrücken noch empfängliche Jugend tausend neue Entdeckungen machen kann, in Amerika steht der Wissenschaft Hegel's und seiner Deutschen Vorgänger eine Aernte bevor, wie das Ausland sie bisher noch nirgends dargeboten hat.

— Bulwer's Zeitgenossen. Englische Blätter kündigen noch ein Buch unter diesem Titel als bevorstehende Erscheinung an. Während aber die in Stuttgart in Deutschem Gewande erschienenen „Zeitgenossen" als ein Werk von Edward Lytton Bulwer ausgegeben werden, treten die Englischen als eine Arbeit Henry Lytton Bulwer's auf. Dieser ist bekanntlich ein Bruder Edward's und jetzt zum Wiener Gesandtschafts-Secretair in Konstantinopel ernannt. Der genauere Titel des angekündigten Buches ist „Portraits of his Contemporaries" (Bildnisse seiner Zeitgenossen); wir müssen die Erscheinung desselben abwarten, um zu bestimmen, ob diese Zeitgenossen in irgend einem blut- oder wahlverwandtschaftlichen Rapport mit den Stuttgartern stehen, die in Deutschen Blättern schon so mancherlei Kontroversen erregt haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Mittwoch den 25. Oktober 1837.

Rußland.

Fürst Kantemir.

Ein biographisch-kritischer Versuch.

Nachdem wir in unserem Artikel über die neueste Ausgabe der Russischen Klassiker*) zu dem Resultat gelangt sind, daß es gar keine Russische Klassiker giebt, kommen wir jetzt auf denjenigen Schriftsteller, mit welchem jene Ausgabe der Russischen Klassiker eröffnet worden ist: auf Fürst Kantemir. Werfen wir einen Blick auf sein Leben und auf seine Werke, und zwar um so mehr, als aus einem gewissen höchst seltsamen Mangel an Einsehen noch heutzutage Viele ganz falsche Vorstellungen von ihm haben, indem sie ihn nicht nur zu den Russen zählen, sondern auch, wie figura zeigt, zu den Klassikern, ja, was freilich noch viel lustiger ist, sogar zu den Dichtern!

Der Name Kantemir oder Kan-temir (Eisen-Blut oder Blut-Eisen) kommt in der Geschichte der Tataren häufig vor. Der Ahn der Fürsten von Kantemir scheint sich aus der Krim in die Moldau übergesiedelt und dann die Taufe empfangen zu haben und ein Bojar von großem Ansehen geworden zu seyn. Seine Nachkommen wurden mit den Fanariotischen Fürsten und mit den Kantakuzenen verwandt, waren zum Theile Hospodare der Moldau und Dragomane der Pforte und zeichneten sich besonders durch Sprachkenntnisse, so wie durch die Kunst, mit der Pforte stets übereinzustimmen, aus. Dimitry Kantemir, stolz, herrschsüchtig, verschmitzt, bald dem Sultan eine Geisel für die Treue der Moldau, bald ein Hospodar derselben, bekam dieses Amt zuletzt noch einmal im Jahre 1710 und glaubte in dem damaligen Kriege Peter's des Großen gegen die Türken ein Mittel zu finden, sich zum selbstständigen Herrn der Moldau zu machen. Zu dem Ende wurde ein geheimer Vertrag zwischen ihm und Peter geschlossen. Der Krieg begann; sein unglücklicher Erfolg ist bekannt. Kantemir entkam nur mit Mühe in das Russische Lager am Pruth, wo er sich in Peter's Wagen verborgen hielt. Als dann die Türken zu einer der ersten Friedens-Bedingungen seine Auslieferung machten, gab Peter zur Antwort: Nie werde ich darein willigen, meine Rettung durch das Verderben eines Mannes zu erkaufen, der mir sein Schicksal anvertraut hat. Ich habe Kantemir mein Wort gegeben; er hat Alles für mich aufgeopfert; und ich breche mein Wort nicht. Lieber trete ich den Türken mein Land ab; denn dann behalte ich ja immer noch die Hoffnung, das Abgetretene einmal wiederzubekommen. Das Wort brechen aber heißt: der Ehre entsagen; und, dieser entsagen, ist schlimmer, als der Herrschaft. — Kantemir blieb daher in Rußland und wurde vom Zaar mit Gnadenbezeugungen überschüttet. Zugleich mit ihm waren alle seine Angehörigen und 2000 Moldauer übergesiedelt. Er lebte auf seinen Gütern, und zwar als so unumschränkter Gebieter, daß er selbst am Leben strafen konnte. Später indeß rief Peter ihn an den Hof nach St. Petersburg, und Kantemir war klug genug, einzusehen, daß dies aus einer leicht verzeihlichen Anwandlung von Mißtrauen geschehen war. Deshalb blieb er ganz in der Hauptstadt. Daselbst vermählte er sich (zum zweiten Male) mit der sehr jungen Tochter des Fürsten Trubetzkoy, wobei er seine Moldauische Tracht ablegte, seinen Bart abschnitt und ganz und gar Russe und Hofmann wurde. Zuletzt begleitete er den Zaar auf dessen Feldzuge gegen Persien, erkrankte aber während desselben und starb auf seinen Gütern im Jahre 1723.

Denselben Feldzug machte auch Antiochus, der jüngste seiner vier Söhne (1708 geboren), mit. Dieser scheint aber keineswegs sein Liebling gewesen zu seyn; 1719 ließ er ihn in Petersburg in das Preobraschenskische Regiment eintreten. Einmal schlug er ihn fast zu Tode, als er ihn auf seinem Posten schlafend gefunden. Des Vaters Testament besagte: Wie er den Zaar ersucht haben wolle, sein ganzes Vermögen dem besten seiner Kinder zu geben, oder welchem er wolle. — Da ging Antiochus völlig leer aus; denn Konstantin, einer seiner Brüder, durch Verheirathung mit des Fürsten Galizin Tochter diesem und den Dolgoruky's eng verbunden, trug die ganze väterliche Erbschaft davon. Antiochus wurde nur wie aus Gnaden erhalten und sah sich gezwungen, fortzustudieren, trotz seinem Widerwillen und seiner schwachen Gesundheit. Auch er hatte aber das beständige Erbtheil seines ganzen Stammes: ausgebreitete Kenntnisse, besonders Sprachkenntnisse, überkommen. (Sein Vater verstand gleich ausgezeichnet Türkisch, Arabisch, Persisch, Moldauisch, Alt- und Neu-Griechisch, Lateinisch, Italiänisch, Kirchen-Slawonisch und Französisch. Er schrieb auch Geschichtebücher in Lateinischer Sprache, dichtete Türkische Lieder und verfaßte ein System der Muhammedanischen Glaubenslehre.) Seine Lehrer waren der gelehrte Grieche Kondoidy und Ilynsky, unter deren Leitung er im Lateinischen und Griechischen schon zu Hause so rasch vorwärts schritt, daß er in seinem zehnten Jahre eine Griechische Rede in Gegenwart Peter's des Großen halten und 1727 eine Symphonie zum Psalter erscheinen lassen konnte. In den Zeiten seiner härtesten äußeren Bedrängnisse fand er Erquickung in den Wissenschaften, im Schreiben, im Uebersetzen und in der Durchsicht des Wörterbuchs der Wissenschaften, das damals herauskam. Fortwährend von den Seinigen vernachlässigt, verfiel er am Ende gar darauf, Russische Verse zu schreiben, und sicher ist Aerger seine erste Begeisterung gewesen. — Den Großen seiner Zeit waren die neueingeführten Deutschen und Römer verhaßt. Fürst Galizin sagte dies ganz öffentlich; und Menschikoff und seine Nachfolger zeichneten sich in Rücksicht auf die Wissenschaften eben auch nicht aus. Eine gelehrte Partei war damals diejenige, zu welcher Männer gehörten, wie Theophan Prokopowitsch, Fürst Trubetzkoy, Ludwig Prinz von Hessen-Homburg, der alte Fürst Tscherkasky und noch einige Andere. Bei diesen fanden die Gelehrten und die Studien Achtung und Unterstützung. Trubetzkoy verlebte nach der Schlacht von Narwa 18 Jahre in Schwedischer Gefangenschaft; sein Neffe aber war ein treuer Freund unseres Antiochus und brachte den jungen Dichter in diese Gesellschaft, wo ihm selbst Theophan seinen unaufhörlichen Spott über die Geistlichen nach altem Style so wenig übelnahm, daß er ihn sogar im Gegentheile (in freilich nur sehr mittelmäßigen Versen) nach Lesung seiner ersten Satire lobend auszeichnete. Dafür ward diesem aber auch die zweite gewidmet. Nach Peter's II. Tode jedoch änderte sich die Lage der Dinge. Man beschloß, den Thron auf Anna Iwanowna zu übertragen. Antiochus war derjenige, welcher die berühmte Berufung der Kaiserin verfaßte. Aber Parteiungen blieben nach wie vor rege und thätig; die Dolgoruky's und ihre Anhänger wurden zwar gestürzt, und des Antiochus Gönner und Freunde trugen freilich Gnadenbezeigungen und Ehrenstellen davon; er selber indeß sah sogleich, daß für ihn nichts zu hoffen war. Den Beunruhigungen und Umtrieben der Hof-Parteien zu entgehen, hielt er es daher für besser, Rußland zu verlassen. Er suchte und erhielt die ehrsame und friedfertige Stelle eines Residenten in England. Dort verbrachte er sieben ruhige Jahre, allen Wünschen, wie allen Verleumdungen entfremdet. Größere Zerstreuungen erlaubten ihm weder seine Gesundheit, noch seine Vermögens-Umstände; deshalb lebte er in seinem stillen Kabinette den Studien, übersetzte des Horaz Episteln (die 1744 erschienen), den Cornelius Nepos, Justin, Epiktet's Aphorismen und den Algarotti (Alles aber nur Versuche von Uebersetzungen, ohne Bedeutung). Schon 1730 war seine Uebersetzung der in jenen Tagen glänzenden Gespräche über die Mehrheit der Welten von Fontenelle gedruckt worden. Weiter ist bei seinem Leben nichts von ihm im Druck erschienen. Seine Satiren sind erst 1762 und später, zugleich mit seinem Fontenelle, nochmals aufgelegt worden. Eben so übersetzte er ein anderes Buch, das seinen Zeitgenossen die Köpfe ganz verdrehte: Die Persischen Briefe von Montesquieu; dieser, Maupertuis und Horaz, als Philosoph sowohl, wie als Dichter, waren seine Lieblinge.

Aber seine Gesundheit wurde immer schwächer; auch waren die Aergernisse für ihn noch keineswegs zu Ende: Er hatte einen heimlichen mächtigen Feind an Ostermann, der „diesen bescheidenen Gelehrten" fürchtete. Antiochus erhielt weder Titel noch Belohnungen und blieb fortwährend Geschäftsträger, was er schon 1728 geworden war, bis er endlich 1733, in „Anerkennung seiner Wohlbeflissenheit und aus Achtung für seine berühmte Abstammung", zum Minister ernannt wurde. Nun bat er um Urlaub, weil er gern nach Italien wollte. Anstatt dessen erhielt er aber plötzlich die höchst schwierige Stelle eines Gesandten am Hofe zu Versailles. Dort hoffte Ostermann durch nichtige Verleumdungen ihn zu verwickeln und zu verderben. Als Kammerherr ging er 1738 nach Paris, und sogleich zeigte sich das Mißliche seiner Stellung zwischen zwei so hinterlistigen Männern, wie Fleury und Ostermann. Glaubte doch z. B. Ostermann, als er Kantemir's Bericht über Fleury's Charakter erhielt, der Satiriker habe sein (Ostermann's) Bildniß entworfen, und wurde nur noch mehr erbittert, als Fleury ihm einmal schrieb, daß Fürst Kantemir Alles wohl sehr rasch abthue, da er ja durch die Lehren eines so großen Ministers, wie Ostermann, geleitet würde. — Weil Antiochus nun fortwährend Vorwürfe und Verweise empfing, beschloß er, um seinen Abschied nachzusuchen. Da bekam er plötzlich die unerwartete Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Anna und von dem Ende der Biren'schen Regentschaft. Nun sah er die Unhaltbarkeit der neuen Regierung wohl voraus und schickte deshalb seinen ersten Bericht nicht geradezu, sondern an einen seiner Freunde,

*) S. Nr. 127 des Magazins.

mit der Bitte, denselben, wenn das Testament der Kaiserin in Kraft bestände, an die Adresse, im entgegengesetzten Fall aber dem Feuer zu übergeben. Und dieses Vorgefühl des klugen Diplomaten bewährte sich. Als seine Papiere in Petersburg ankamen, war Biron schon im Gefängnisse. Jetzt aber lächelte dem Antiochus ein ganz unerhörtes Glück. Die Partei seiner Gönner wurde mächtig bei der Reichs-Verweserin; Fürst Tscherkasky ward Kanzler. Bei dem Allen blieb Ostermann nun zwar im Amte und übte auch Ränke und Verstellung, wie immer; doch verschüchterten ihn jetzt die Augen der Freunde und Gönner des Antiochus, die sich wieder auf diesen richteten, da sie in ihm einen klugen und gewandten Staatsmann, einen tüchtigen Gegner Ostermann's sahen. Der alte Tscherkasky erbat zuerst den Rang eines Geheimen Rathes für ihn und trug ihm dann sogar die Hand seiner einzigen Tochter, die ein sehr schönes Mädchen und Erbin einer Herrschaft von 80,000 Seelen war, an. Die Reichsverweserin aber ernannte ihn zum Hofmeister für den jungen Kaiser. Doch, wie staunten Alle, da Antiochus Alles ausschlug!*) Indeß, er that es aus leicht ersichtlichen Gründen und bezog auch keinen Fehler damit; er gerieth weder mit Tscherkasky in Ungnade, noch mit Ostermann nach Sibirien. Die neuen Reichsverweser überhäuften ihn mit Wohlwollen, und Elisabeth hatte die Gnade, ein Exemplar seiner Satiren entgegenzunehmen.

Antiochus wollte, seiner völlig zerrütteten Gesundheit wegen, nur Ruhe, besonders, als er sah, daß die Gewalt an Bestuschess kam. Deshalb bat er um die Stelle eines Präsidenten der Akademie, erhielt sie aber nicht. Da bat er wieder um Urlaub zu einer Reise nach Italien; diese erlebte er jedoch nicht mehr. Er starb zu Paris im Anfange des Jahres 1744, aufrichtig betrauert von Allen, die ihn gekannt; denn ungeachtet seines beständigen Tiefsinnes und leidenden Zustandes war er sehr liebenswürdig und beliebt in Gesellschaft, witzig und scherzhaft. Dabei hatte er umfassende Kenntnisse sich erworben. Sein Leichnam ward, seinem Willen gemäß, nach Moskau gebracht und ist dort neben seinen Aeltern und in der Nähe des berühmten Simeon Polotzky bestattet.

Nun fragen wir: Wenn man das Leben Kantemir's parteilos betrachtet, zeigt es dann nicht, daß er weder in Rücksicht auf seine Zeit, noch in Betracht seiner Geistes- und Charakter-Eigenschaften ein Literat, ein Schriftsteller, noch weniger aber ein Dichter gewesen? Ein gebildeter Fanatiot, ein Fremder aus berühmtem Geschlechte, sah er in seiner bedrängten Lage und in seiner schwachen Gesundheit, so wie in den damaligen betrübenden Umständen Rußlands, Hindernisse, die ihm entgegenstanden, wenn er eine bedeutende politische Rolle spielen wollte, und war zugleich klug genug, der Verblendung durch Ehrgeiz auszuweichen. Deshalb suchte und fand er in Wissenschaft und Literatur seine Erholung; doch sind sie bei ihm nie zu jenem unaufhaltsamen Strome geworden, der das ganze Leben und den ganzen Menschen mit sich fortreißt. — Aber, er schrieb ja Russische Verse! — Und wenn dennoch die Flamme der inneren Poesie in seiner Seele nicht glühte, wozu dann mühsam Verse schreiben? Wir mindestens gestehen, daß wir in Kantemir jene heilige poetische Flamme nirgend gewahren. Er schrieb eben so Russische Verse, wie er ein Buch seines Vaters in's Italiänische übersetzte. Unbekümmert um die Russische Sprache, nahm er Formen, Ausdrücke, Versfüße, wie Theophan, Bussiejeff, Maximowitsch, Jlynsky und andere Versemacher jener Zeit sie brachten. Boileau wurde damals für einen Halbgott geachtet. Die Satire war die Medegattung der Versekünstler. Was waren denn eigentlich Kantemir's Satiren? Nicht die mächtig tönende Stimme eines kräftigen Geistes, der zornig geworden ist über das Laster seines Jahrhunderts — sondern nur ein dünner Spott über das Lächerliche, über die allgemeinen kleinlichen Schwächen, Wunderlichkeiten und Gebrechen des Zeitalters. Und alles dies bestand noch obendrein aus einem zusammengelesenen Gemisch von Horaz, Boileau, Lucian, Juvenal, Persius, Pope u. A., ja nicht einmal allein aus einem Gemisch, sondern oft sogar aus einer armseligen wörtlichen Uebersetzung. Ihr findet Witz, Schärfe, Spott, aber Alles ist entlehnt. Wollte man bei Kantemir dasjenige streichen, was ihm nicht gehört, gewiß, es würde ihm nicht viel übrig bleiben. Recht treffend bezeichnet er sich selber im Scherze:

> — — — — — — — — —, wie ich die neuen
> Und alten Meister farb' und das nun Russisch schwatze,
> Was Römer und Franzosen schon an ihrem Platze
> Viel schöner längst gesagt.

Wir finden bei ihm weder Russisches Kolorit noch Russische Charaktere. Er nahm eben das System der Franzosen an, welche die Alten in Französische Charaktere umarbeiteten, und trug es in seine Russische Uebersetzung oder besser: Umarbeitung über. Dieses Kolorit, diese Charaktere passen aber zu allen Weltgegenden. Also höre man doch nur endlich auf, von poetischen Verdiensten und vom Russenthume bei Kantemirschen Satiren zu sprechen! Als poetische Schöpfungen, als selbstständige Russische Erzeugnisse haben sie gar kein Recht auf unsere Beachtung. Zu seiner Zeit konnten sie vielleicht neu erscheinen; es waren kühne Versuche von Uebersetzungen des Horaz und Boileau. Aber als Lomonossoff die Sprache umgestaltete, verlor Kantemir mit seiner Unbequemlichkeit in Sprache und Sylbenmaßen seine Leser. Unsere Väter mußten Sumarokoff und Lomonossoff auswendig, den Kantemir aber wahrscheinlich nicht. Ganz sonderbarer Weise jedoch wurde sein Ansehen in der ersten Dekade unseres Jahrhunderts unversehens wiederhergestellt: W. A. Schukowsky nämlich verfiel in einem jener glückseligen Augenblicke, in welchen unsere Seele so geneigt ist, der Nächsten Gebrechen zu vergeben, darauf, im Europäischen Boten von 1810 Kantemir einmal zu loben. Der Artikel bestand, unter der Aufschrift Kritisches Gespräch, in lauter Auszügen, mit einer Zugabe von Lobsprüchen. Und siehe! Auf W. A. Schukowsky's Wort wurde Kantemir dem Chore der Russischen Sänger zugezählt! Man fing an, ihn zu lesen; aber man verstand ihn nicht; doch schob man die Schuld nur auf sich selber, nicht auf Kantemir. Noch stärker wurde die Ueberzeugung, als Batjuschkof das reizende, sinnige Stückchen Ein Abend bei Kantemir schrieb. Seitdem aber sind mehr als 25 Jahre vergangen! Und dies ist viel sehr viel besonders, wenn indessen all' unsere Theorieen und alle Begriffe von der Russischen, ja überhaupt von allen Literaturen sich umgestaltet haben. Uns erscheint es jetzt eben so seltsam, Kantemir zu den selbstständigen Satiritern zu zählen — geschweige denn, Russische Verse oder vollends gar Sprachmuster in ihm zu suchen — wie wenn man Knäschnin einen Russischen Komiker, oder Ossetoff einen Russischen Tragiker nennen wollte. (b. A. U.)

*) Der jungen Dame wurde dieser Korb später von einem der Scheremetieff's abgenommen, dessen Familie sie, durch ihre Mitgift, zu der reichsten in ganz Rußland machte. Das gegenwärtige Haupt derselben zählt zwei Millionaire unter seinen Leibeigenen. Die Tochter eines seiner Hof-Konditoren trug an ihrem Hochzeittage einen Schmuck von 20,000 Rubeln an Werthe. Er selber jedoch steht, wegen Verschwendung, unter des Kaisers Vormundschaft. (Anmerk. des Verf.)

Bibliographie.

Erinnerungen an Sicilien, von A. Tscherkoff. 2 Bde. Moskau.
Gedichte, von Konstantin Bachturin. St. Petersburg.
Poetische Umrisse von der Ukraine, Odessa und der Krim; Briefe in Versen, von Iwan Woroschna.
Geschichte der Regierung der Kaiserin Katharina II., von A. Lefort. Bd. I. und II. Moskau.
Anfangsgründe der Russischen Landwirthschaft, von Schukoff.
Die Titular-Räthe im Hauswesen. Vaudeville in einem Aufzuge. Von Th. Kono.

England.

Hirta, die Jäger-Insel.

(Fortsetzung.)

„Kitty" richtete mit einer leichten Wendung ihr Vorderthe gerade nach dem Punkte hin; die Insel wuchs vor unseren Augen und schien uns entgegenzulaufen, so schnell näherten wir uns. Aus dem schwarzen Punkt wurde ein Felsen, aus dem Felsen ein Berg, der Berg dehnte sich zu einem Eiland, das sich in klaren Umrissen vor dem Hintergrunde, den Meer und Himmel bildeten, ablöste. So wie sich die Küste vor uns erstreckte, stieg sie aus dem Meere wie eine senkrechte Mauer zu schwindelerregender Höhe auf; darüber thürmten sich seltsam geformte Berggipfel, wunderlich gezackt und ausgebrochen, mit scharfen Spitzen, Vorsprüngen und Ecken in den blauen Himmel hineinragend; das Ganze lief in vier Kuppen von ungleicher Höhe aus, die zwischen sich weite Vertiefungen, gleich Einstürzen, hatten. So ließ sich die Insel einer riesenhaften Thurm-Ruine vergleichen, oder einem einzelnen im Meere freistehenden Säulenkolos, dessen Schaft durch übermenschliche Gewalt in der Mitte abgebrochen wäre, indeß sein Fuß unerschütterlich im Meeresgrunde wurzelt.

„Nicht mit Unrecht", nahm Sir Thomas das Wort, als wir in einiger Entfernung unter dieser Küste vorbeifuhren, „nicht mit Unrecht hat man diese Insel das Großbritanische Teneriffa genannt. Der Conachan, diese hohe Spitze da, unter der Wolkenbande, erhebt sich volle 1400 Fuß über die Meeresfläche, und dabei ist die Wand senkrecht, wie nach dem Bleiloth zugebauen, so daß Einer allenfalls oben sitzen und unten, wo das Wasser an den Fuß der Mauer schlägt, Fische angeln könnte. Nota bene, wenn sein Angelschnur 1400 Fuß lang wäre. Wenn man sich oben am Rande des Felsens auf den Bauch legt und das Gesicht nach unten wendet, so sieht man das Wasser unten an der Klippe brausen und schäumen, aber man hört es nicht, so gewaltig ist die Höhe." Wir mußten um die Felsenwand in ihrer ganzen Länge herumfahren, weil man nur auf der anderen Seite der Insel landen kann. „Eigentlich", fuhr Sir Thomas fort, „sollten die Touristen der drei vereinigten Königreiche sammt und sonders alle Jahre einmal zu dieser wunderbaren steinernen Arche wallfahrten, — erwiesen sie doch der Grotte auf Staffa und dem Riesendamm in dem armseligen Irland die Ehre. Aber freilich, sie liegt ihnen gar zu sehr aus dem Wege. In diesem Augenblicke rauschte unser Dampfboot so dicht unter der schwindelnden Absturze vorbei, daß ich meine Haare zu Berge stehen fühlte. Es schien, als müßten diese steilen, wild in die Höhe starrenden Felsenpfeiler sich mit ihrer ganzen Wucht über uns neigen und uns erdrücken. Auf einmal rauschte es über uns, wie eine weiße Decke löste es sich von den Felsen und Klippen ab und breitete sich wallend und flatternd in den Lüften aus; der Fels stand grau und nackt, der weiße Schleier wogte im Winde, der Lärm von Myriaden Flügelschlägen betäubte unsere Ohren. „Was ist das?" rief ich erschrocken, „stürzt der Berg ein? ist's eine Wolke, ein Wirbelwind?" — „Ja doch, ein lebendiger Wirbelwind: der ganze Gänse- und Hühnerhof von St. Kilda ist schon so worden, weil ihnen „Kitty" den Dampf von ihrer Cigarre unter die Nase bläst. Vorhin waren die Felsen über und über weiß, weil die Gänse und allerlei See- und Strandvögel zu Millionen darauf saßen; jetzt sehen wir, daß sie grau sind. Na, es ist schon wieder vorbei, die Wolke hat sich nieder; da oben flattern nur noch ein paar weiße Fetzen; so — da haben wir den ganzen Berg wieder weiß." — In der That, die wilden Vögel kamen von ihrem Schreck allmälig wieder zu sich. Zwei- oder dreimal flatterten sie noch auf und schwärmten mit entsetzlichem Lärm kreischend und schnatternd, um unsere „Kitty"; so dicht waren ihre Schaaren, daß sie auf Augenblicke ganz wörtlich die Luft verfinsterten. Endlich setzten sie sich und ließen sich nicht weiter stören. „Meine Treu!" sprach Sir Thomas, giebt es wohl einen schönern Taubenschlag im ganzen Atlantischen Meere? Mac Culloch ist vor etlichen Jahren hier gewesen und hat ausgerechnet, wie viel Paar Gänse auf diesen Gestade leben und wie viel ihrer jährlich geboren werden mögen. Es sind Zahlen, wobei Einem gelb und grün vor den Augen wird. Die Einwohner der Insel fangen ihrer jährlich eine Menge weg; die Gänse

machen ihre Hauptnahrung und ihren ganzen Reichthum aus, aber es ist gar kein Abgang zu spüren."

Wir waren in nordwestlicher Richtung um die halbe Insel herum und abermals unter einer Bergwand vorüber gefahren, die an Höhe dem Conachan wenig nachgab, und befanden uns jetzt einer kleinen Bai, dem einzigen Landungsplatze der Insel, gegenüber. Obwohl das Wetter schön, der Wind nur mäßig und das Meer still war, so brachen sich doch die Wellen hier mit außerordentlicher Wuth, und die Einfahrt wäre für jedes andere Schiff schwierig gewesen; aber unsere „Kitty", bei ihrem kleinen schlanken Wuchs, wußte sich zu helfen und schlüpfte seitwärts, längs einer Klippe, die zwischen sich und der Insel eine enge geschützte Wasserstraße offen ließ, in die ruhige spiegelglatte Bai hinein. Hier konnte sie von der langen Fahrt ruhen; die Klappe wurde geöffnet, der Dampf fuhr zischend und pfeifend in die Luft; der Anker wurde ausgeworfen, und wir setzten den Fuß ans Land. Etliche Weiber waren uns entgegengelaufen und standen gaffend am Strande, hielten sich aber von uns und unserem Fahrzeuge noch immer in scheuer Entfernung. Lustig genug sahen sie aus, von oben bis unten mit Federn überzogen und überklebt; sogar ihre Füße hatten sie in Vogelfelle gesteckt, an denen die Federn und die Flügel sitzen geblieben waren. So erinnerte ihr Aufzug an Merkur, den Götterboten, aber ihre Häßlichkeit und Plumpheit zeigte uns bald, daß wir es keineswegs mit geflügelten Bewohnern des Olymps zu thun hatten. Allmälig fanden sich zu den Weibern noch etliche Männer und Kinder, und nun kamen sie allesammt mit Geschrei und großen Freuden-Bezeugungen auf uns zu. Man sah nichts an ihnen als Federn; die Federn saßen als ein dichter Ueberzug auf ihren Kleidern, klebten in Schweiß und Fett auf ihrer Haut; sie hatten mehr Federn als Haare auf ihrem Kopfe. Wir hätten uns auf die Insel der Vögel in Swift's Mährchen von der Tonne versetzt glauben können. Am sonderbarsten sahen die Kinder aus; die Federn saßen ihnen struppig auf dem Leibe, wie jungen Känzchen im Neste; sie mochten wohl eben aus ihren Betten gekrochen seyn, die aus weiter nichts bestehen, als Federn, ohne Laken und Ueberzug. Wo wir hinsahen, war Alles befiedert, Land und Wasser, die Felsen weiß von Federvieh, das Meer wimmelte davon. An alle Häuser waren die Federn angeflogen, sie lagen zollhoch auf den Dächern; die Erde war weißaschgrau und bunt damit bestreut. Auf der Wiese stachen sie weiß unter dem grünen Grase hervor, wie anderwärts die weißen Sommerblümchen. Die Straße des Dorfes, das den Haupt- und beiläufig den einzigen Ort der Insel ausmacht, war mit Federn gepflastert; die Misthaufen bestanden zur größten Hälfte aus Federn, und auf den paar dürftigen Aeckern, an welchen unser Weg vorüberführte, schien auch nichts Anderes in den Furchen gesät zu seyn als Federn. Sie erfüllten die Luft und flogen uns um die Köpfe, wie Blätter im Walde, wenn der Herbstwind die Bäume schüttelt. Es dauerte nicht lange, so waren auch wir mit der weiß und grauen Landes-Uniform angethan. Das Unangenehmste war dabei, daß der weiche in der Luft schwimmende Flaum, den wir mit einathmeten, uns Nase und Mund zu verstopfen drohte, so daß wir beständig husten und niesen mußten, um uns seiner zu entledigen. „Um Gottes willen, Ihr Leute", rief Sir Thomas ungeduldig, „sind denn alle Gänse auf der Insel auf einmal in der Mause, daß man mehr Federn bei Euch findet, als Luft und Land?" — Einer von den Männern erklärte uns die Sache. „Der Laird von Macleod", vernahmen wir, „wird dieser Tage seinen Steward herüberschicken und die vierzig Pfund gelesene Eiderdaunen holen lassen, die wir ihm jährlich schenken müssen, da haben wir eine große Jagd gemacht und wohl drei Tausend Gänse erlegt, und seit drei Tagen thun wir nichts als Federn rupfen, Männer, Weiber und Kinder. Morgen ist wieder Jagd: wenn's die Herren mit ansehen wollen, so kommen sie gerade zurecht." — „Schön, schön", sprach Sir Thomas, „wir sind dabei; aber jetzt wollen wir einmal Eure Hauptstadt ansehen." — Der Weg dahin war nicht weit: das Dorf lag kaum eine Viertelstunde südwestlich von der Bai, wo wir eingelaufen waren. Ein einziger überaus steiler und schmaler Pfad führte zwischen den Felsen aufwärts, und ein Dutzend Menschen oben auf der Höhe konnten durch herabgewälzte Steinblöcke sonder Mühe einer ganzen Armee den Eingang zur Insel verwehren. Sir Thomas wies hinauf zu den überhängenden Felsen, die jeden Augenblick zu stürzen und die Hinanklimmenden zu zermalmen drohten: „Da hat die Insel ihren ewigen Freiheitsbrief", rief er, „und wenn ich sage, er ist auf Felsen gegründet, so ist das keine Redensart."

Während wir nicht ohne Anstrengung zum Dorfe hinankletterten, wußte der unermüdliche Sir Thomas uns verläufig dies und jenes von der Insel zu erzählen, die er zu seinen Vergnügungsreisen für den Sommer rechnete und bis ins Kleinste genau kannte. „Wenn ich nur aus dem Namen St. Kilda geschreibt werden könnte. Habe ich mich doch über alten Schwarten in der Edinburger und Glasgower Bibliothek krumm und blind gesessen, habe ich doch in dem Edinburger Advokaten-Archiv ein Manuskript nach dem anderen durchblättert und durchstöbert, um herauszubringen, wer der Heilige gewesen ist. Die Schottischen Stribenten kennen ihn nicht, auch nicht dem Hörensagen, und in der ganzen Irländischen Heiligengeschichte steht kein Wort von ihm. Die Insel ist aber doch gut christlich, obwohl sie einen so obskuren Patron hat. Anno 1690 gab es drei Kapellen hier; davon steht nur eine noch, zwei liegen in Trümmern. Der Laird von Macleod drüben rechnet die Insel zu seinem Eigenthum, und die guten Leute freuen sich alle Jahr, wenn sein Steward kommt und ihnen Neuigkeiten aus der Welt bringt; aber ich wäre doch neugierig, wenn die St. Kildaner einmal dem Steward die Thür vor der Nase zuschlügen und ihn abziehen ließen, wie es der Laird dann wohl anfangen wollte, die Rebellen zu Paaren zu treiben." Unter solchen Reden hatten wir das Dorf erreicht. Es besteht aus zwei Häuser-Reihen, zwischen denen eine gepflasterte Straße läuft. Die Häuser sind alle von behauenen Steinen aufgeführt, ohne Kalk und Mörtel; die Fuge von beiden vertritt zerweichter Torf, der in Lagen zwischen die Werkstücke gestrichen wird. Wir wunderten uns, die Häuser hier durchgängig viel höher zu finden, als auf Long-Island und den Hebriden; den Grund erfuhren wir erst später. Dächer haben sie gar nicht und können keine haben. Der Sturm würde sie zur Zeit der Nachtgleiche jedesmal herunterfegen. An allen Thüren sahen wir hölzerne Riegel; das kam uns sonderbar vor: wozu Riegel, wo es in den Häusern nichts zu stehlen und nichts zu verschließen giebt? Als wir später den Prediger darum fragten, erfuhren wir, die Ehefrauen auf der Insel hätten die Riegel eingeführt, und nun ward uns die Sache freilich klar: die Riegel waren für das sechste Gebot und nicht für das siebente; ob sie aber den St. Kildaer Ehefrauen geholfen haben, dafür wollte ich nicht stehen. Jedes Haus hat zwei Abtheilungen: die innere oder hintere dient der ganzen Familie zum Wohn- und Schlafzimmer, in der vorderen, die sich zunächst an der Hausthür befindet, wird bei schlechtem Winterwetter das Vieh untergebracht. Statt der Bettstellen haben sie große viereckige Vertiefungen, ungefähr wie Kamine oder Backöfen, in der Steinwand; diese Löcher werden mit Federn warm und weich ausgepolstert, und die Nacht über kriechen ihrer drei oder vier in eines zusammen, Groß und Klein, so viel Platz finden.

Der Prediger von St. Kilda war gleichfalls gekommen, uns zu begrüßen, und bot uns Nachtquartier in seinem Hause an. Da aber die Reinlichkeit hier zu Lande weder zu den christlichen Tugenden überhaupt, noch zu den besonderen eines Predigers gerechnet wurde und der Aufzug des würdigen Geistlichen kein besonderes Verlangen in uns erweckte, seine Häuslichkeit kennen zu lernen, so zogen wir es vor, die Nacht in den Kajüten auf unserem Schiffe zuzubringen, dankten dem guten Manne für sein Anerbieten und ersuchten ihn, uns für jetzt beim Spaziergange durch die Insel als Wegweiser zu dienen. Weit hatten wir nicht zu gehen — ganz St. Kilda mißt von Osten nach Westen höchstens drei, von Norden nach Süden zwei (Engl.) Meilen — aber der steinige, unebene Boden, das beständige Hinauf- und Herabklettern ermüdete uns sehr. Hin und wieder dehnte sich, von Felsen gegen Norden und Nordwesten geschützt, ein grasbewachsener Abhang, wo etliche Rinder und Schafe weideten. Sir Thomas schnaufte und keuchte, ließ aber das Gespräch keinen Augenblick fallen. Aus seinen Fragen und Bemerkungen und aus des Predigers Antworten stellten sich denn ungefähr folgende Notizen zusammen: Die Insel hat gegenwärtig hundertzwanzig und etliche Einwohner; bis zum Jahre 1764 zählte sie hundertundachtzig, damals aber rafften die Blattern über die Hälfte der kleinen Bevölkerung weg und ließen nur achtundachtzig übrig. Die St. Kildaer sind von einerlei Stamm mit den Bewohnern der Hebriden und Hochschottlands, sie sprechen Gälisch; nur in der Tracht unterscheiden sie sich von den Bergschotten, — den Plaid, die breite Mütze und den Philabeg (Schottischen Schurz) sieht man auf St. Kilda nicht. Sie haben etwa hundert Hufen Ackerland. Nur auf den Abhängen, die nach Südwesten gehen, können sie säen und pflanzen; wo anderwärts Erdreich zwischen den Felsen liegt, können sie es nicht nutzen, denn die furchtbaren Stürme aus Nordwest würden nichts aufkommen lassen. Sie säen Gerste und Hafer; ersteres gedeiht nirgend im ganzen Schottischen Hochlande so schön, wie auf dieser rauhen, stürmischen Insel, der Hafer aber taugt wenig. Gärten giebt es nicht, auch keinen Baum auf der ganzen Insel; an einigen besonders windgeschützten Stellen pflanzt man Kohl und Kartoffeln, sie werden aber kaum genießbar. Alle Erdarbeit wird mit dem Spaten und dem Kaschrom oder Handpfluge verrichtet. Der Acker gehört nicht einzelnen Familien, sondern der ganzen Gemeinde; sie lösen sich das Jahr in der Feldarbeit ab, und wenn die Aerndte eingebracht ist, theilen sie sich darein. „Aber können denn, fragte ich, die paar Morgen Acker, auf dürrem, steinigem Boden so viel eintragen, als die Leute das Jahr über verzehren?" „Würde allerdings nicht möglich seyn, erwiederte der Geistliche, wenn nicht der äußerst sorgfältige und mühsame Anbau wäre, wodurch die Fruchtbarkeit des Bodens verdoppelt und verdreifacht wird. Erst wird im Frühjahr die Erde sorgfältig mit dem Spaten durchgegraben, jede Scholle wird zerklopft und dann Alles noch einmal mit dem Karst durchgerissen und gewürfelt, so daß auch kein Steinchen, keine wilde Wurzel, keine Faser von Unkraut darin bleibt. Wenn sie das Erdreich so zubereitet haben, bedecken sie's mit einer hohen Lage von einem ganz eigenen Dünger, welchen sie den Winter über in ihren Häusern bereiten. Nämlich gleich nach der Aerndte brennen sie große Massen trockenen Torfes und streuen die Asche in ihrer Stube, wo sie essen und schlafen, auf den Boden. Ueber die Asche kommt eine Schicht Erde, und über die Erde wieder Asche, und so immer fort; dabei wird das Ganze mit Wasser begossen und mit den Füßen festgestampft, bis es einen trockenen, zähen Estrich bildet. Auf diesem Estrich brennt nun Tag und Nacht das Torffeuer, womit sie ihre Stube heizen, und zwar wandert der Heerd von einer Stelle zur anderen, bis der ganze Teig durch und durch zu Staub gebrannt ist. Dieser Staub wird dann wieder befeuchtet und mit neuen Lagen von Asche und Erde überschüttet; so geht es den ganzen Winter hindurch. Dieses ist der Grund, warum sie ihre Häuser so hoch bauen; denn diese Torfasche häuft sich dermaßen in ihren Stuben an, daß sie zwei Drittheile der ganzen Höhe wegnimmt. Gegen Ende des Winters kann man in mancher Stube nicht mehr aufrecht stehen. Im Frühjahr wird dann Alles aus den Häusern auf die Felder geschafft und giebt einen ganz vortrefflichen Dünger ab; das Land trägt davon noch einmal so viel." — „Das Rezept", sprach Sir Thomas lachend, „will ich meinen Bekannten zu Hause mittheilen; ich fürchte nur, unsere Schottischen Pächter, die so viel auf wriggescheuerte Dielen und blankes Geschirr halten, werden sich zu der Düngerfabrication nicht bequemen. Von Besen und Schwamm, ehrwürdiger Herr, weiß man vermuthlich auf St. Kilda nichts, und wenn das Frühjahr kommt, ist wahrscheinlich die Haut der Leute so fett gedüngt wie ihr Feld." — „Mag seyn", erwiederte der Prediger, „aber es bekommt ihnen auch gut, und sie leben lange dabei. Die Leute werden hier älter, als in ganz Hochschottland. Das macht die einfache, aber härtere Lebensweise, und hauptsächlich, daß wir vom Whisky nichts

wissen. Wir haben keine Schenke auf der ganzen Insel." — „Sagen Sie," fiel ich ein, „was haben die runden Häuserchen mit den Kuppeldächern dort unten zu bedeuten, die wie Bienenstöcke aussehen?" — „Das sind unsere Magazine", erklärte der Geistliche, „unsere Getraidedöden. So unförmlich und roh sie auf den ersten Blick scheinen, so sind sie doch mit großer Kunst und Festigkeit angelegt, aus hartem, zugehauenem Stein. Es kommt nämlich darauf an, daß von oben durchaus kein Regen eindringt und das Getraide doch von den Seiten Luftzug behält, um zu trocknen und nicht zu verderben. Wollten wir unsere Gerste, Hafer, Heu und Torf im Freien trocknen lassen, so würde uns Alles zu Schanden gehen, denn es vergeht fast kein Tag ohne Regenguß. So aber bringen wir das Getraide, sobald es geschnitten, und den Torf, sobald er ausgestochen ist, unter Dach und Fach, Alles trocknet schnell, und seit ich mich zu erinnern weiß, ist nichts verdorben." — „Bei Arthur Young!" betheuerte Sir Thomas, „das sollen meine Leute zu Hause auch lernen, die Erfindung muß Glück machen; und nun erst gar auf Long-Island und Skye, wo alle zwei Jahre unter dreien alles Heu und die Aerndte am Boden verfault." — „Das Verfahren", explizirte der Geistliche weiter, „muß schon den alten Caledoniern bekannt gewesen seyn und ist vielleicht durch Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit verloren gegangen. Es kommt schon bei Solinus in der Beschreibung der Hebriden vor. Ich habe in meiner Muße Manches über diesen Gegenstand gelesen, und wenn ich nach der Abbildung urtheilen darf, so ist der von den Schottischen Antiquaren so genannte Tempel des Römischen Gottes Terminus gar nichts anderes, als ein Getraideschober, wie wir ihn hier auf St. Kilda haben; die Form, die Breite, die Höhe, die seitwärts ausgebrochenen Oeffnungen, Alles stimmt überein; aber die Gelehrten haben sich mächtig den Kopf darüber zerbrochen." — „Ja, ja", lachte Sir Thomas, „die Herren haben manchmal mehr Geduld als Phantasie."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Streit über Quamquam und Kamkam.

Der berühmte la Ramée, noch bekannter unter seinem Lateinischen Namen Ramus, war einer von jenen Gelehrten, deren rastlosem Eifer wir es verdanken, daß die mittelalterliche Finsterniß von Europa wich und die Fackel Roms und Athens den Geistern wieder leuchtete. Leo X., Franz I. und die Mediceer hatten Viel gethan, um den schlummernden Genius der Menschheit zu wecken; aber trotz ihrer edlen Bestrebungen guckte die Barbarei noch aus allen Ritzen hervor: die Sprache des Volkes war ein rohes Gemisch verschiedener Jargons; das Latein und das Griechische wurden durch die sogenannte Gothische Aussprache entstellt, die man sogar auf den Katheder der Universität Paris zu hören bekam. Ramus besaß Geschmack genug, um das Lächerliche dieser Aussprache zu fühlen, Kühnheit genug, um sie zu bekämpfen, und das rechte Maaß von Energie, um ihre Herrschaft ganz zu vernichten.

Nachdem er mehrere Jahre am Kollegium Presle Philosophie gelehrt hatte, erhielt Ramus auf Empfehlung des Kardinals von Lothringen die Stelle eines Professors der Beredsamkeit an dem Königlichen Kollegium. Jetzt beseelte ihn ein neuer Eifer, die Wissenschaft zu reinigen und anzubauen. Der erste Mißbrauch, den er angriff, war die Gothische Aussprache, vermöge welcher das Qu wie K lautete; man sagte Kis für Quis, Kiskis für Quisquis, und Kamkam für Quamquam! Ramus machte seine Zuhörer auf die Mängel dieser Aussprache aufmerksam und demonstrirte ihnen sehr gelehrt, daß sie dem Buchstaben seinen gebührenden Laut nicht vorenthalten dürften. Mehrere Kollegen folgten seinem Beispiel, und bald hörte man in den Schulen weder Kamkam noch Kiskis mehr. Aber die Doktoren der Sorbonne nahmen es sehr übel, daß eine so gewaltige Reform mit Umgehung ihres Gutachtens ins Leben getreten; sie versammelten sich zu einer gründlichen Untersuchung der K- und Q-Frage und entschieden — wie sich voraussehen ließ — zu Gunsten des ersten Lautes. An diese Entscheidung knüpften sie den Beschluß, daß Jeder, der fortan noch Quamquam spräche, in die Ungnade der Sorbonne fallen sollte.

Bald nach diesem hohen Beschlusse wagte ein junger Geistlicher, Namens Pillorge, bei Gelegenheit einer öffentlichen Disputation, das berüchtigte Quamquam hören zu lassen. Die Anhänger des Kamkam machten der Sorbonne gleich von diesem Frevel Anzeige, und die ehrwürdigen Väter gingen in ihrer Entrüstung so weit, daß sie eine bedeutende Pfründe, in deren Besitze Pillorge war, für vakant erklärten.

Der Schuldige hatte unter den Studenten viele Freunde, die, als sie von jenem despotischen Verfahren Kenntniß erhielten, sogleich für ihn zu Felde zogen. Sie versammelten sich in großer Menge auf dem Platze Cambray und marschirten dann, eine rothe und weiße Fahne schwenkend, gegen die Gebäude der Sorbonne. Auf der Fahne standen in ungeheuren Buchstaben die Worte: „Es lebe der König! Es lebe die Universität! Nieder mit dem Kamkam!"

Die Gegenpartei war unterdeß auch nicht müßig gewesen. Von dem beabsichtigten Sturme unterrichtet, rückten die Studiosen der Theologie aus ihren Zellen in der Straße Fouarre und pflanzten eine Fahne auf, mit der Inschrift: „Es lebe die Sorbonne! Nieder mit dem Quamquam!"

Schon waren beide Heerhaufen einander sehr nahe — schon erhoben die jungen Fanatiker mit wüthender Geberde ihre Stöcke, ihre Federmesser und Rasirmesser — als plötzlich Ramus, begleitet von dem Stadt-Profoß und einigen Pedellen, auf dem Wahlplatze erschien und sich also vernehmen ließ: „Was ist das für ein Betragen, meine Kommilitonen! Sind wir Römer, sind wir Byzantiner, daß wir uns solche Streiche erlauben? Wie? um eines Wortes, eines armseligen Wortes willen soll es Metzelei und Blutvergießen geben zwischen Brüdern? Pfui — nicht doch! Legt diese Mordwaffen nieder, unter Lieben — legt sie bei Seite und umarmt mich! Laßt dem Parlamente die Sorge, den Streit zu schlichten, der sich auf den Bänken erhoben, und einen Beschluß zu fassen hinsichtlich dessen, was er zur Folge gehabt. Die hohe Weisheit dieses trefflichen Senates ist eine sichere Bürgschaft dem Unterdrückten!"

Der Anblick und die Stimme des Professors wirkten wie ein Deux ex machina: der allgemein verehrte Ramus hatte das Vertrauen, die Universitäts-Stürme zu beschwören, die scholastischen Gewitter abzuleiten.

Germain Pillorge folgte dem Rathe der Weisesten und Klügsten seiner Kollegen: er appellirte an das Parlament, und nun kam es zu einem förmlichen Prozesse. Die Doktoren der Sorbonne traten auf und nahmen ihr Kamkam nach besten Kräften in Schutz, wogegen Ramus an der Spitze der Professoren des Königlichen Kollegiums mit eben so viel Beredsamkeit als Logik ihre Gründe zu Schanden machte. Zwei General-Advokaten, Jean Baptiste von Hurepeix und Felix Sebastian Dumouchel, erklärten sich von ihrem Standpunkte zu Gunsten der Universität und des Quamquam. Nach drei Sitzungen erfolgte von Seiten des Parlamentes ein Ultimatum, kraft dessen der junge Geistliche seine Pfründe zurückerhielt und die Entscheidung über Kamkam und Quamquam den Grammatikern anheimgestellt wurde.

Damit hatte aber der Streit noch lange nicht ausgetobt. Die rachsüchtige Sorbonne, die außerdem wenig geneigt war, den Verordnungen des Parlamentes sich zu fügen, schmiedete endlose Kabalen gegen die Universität und gegen Ramus, den sie als einen gefährlichen Neuerer anklagte. Daher stammten jene unaufhörlichen hartnäckigen Zwiste zwischen den Studenten an der Universität und den jungen Advokaten; daher jene blutigen Raufereien bei den Spaziergängen der Schüler. Dieser Streit war gleichsam die zweite Ausgabe des berüchtigten Konziliums zu Antiochien, wo man sich um einer Silbe halber in den Straßen niedermetzelte.

Ramus und der gute Geschmack feierten endlich ihren Triumph; aber ein paar Jahre später verlor dieser große Mann in der Bartholomäus-Nacht unter den Dolchen der Meuchelmörder Katharina's von Medicis sein Leben. Sein Leichnam wurde aus einem Fenster auf die Straße geworfen, von den jungen Theologen mit kannibalischer Lust fortgeschleift und auf empörende Weise verstümmelt. So fürchterlich waren die Nachwirkungen des Streites um Kamkam und Quamquam!

(Gaz. des Tribun.)

Mannigfaltiges.

— Italien, wie es ist. Die Widersacher des Italiänischen Himmels, der Italiänischen Luft und des Italiänischen Volkes mehren sich täglich. Man sollte zwar glauben, daß solche Dinge gar nicht im Bereiche menschlicher Anfeindung liegen, aber wir haben an Herrn Gustav Nikolai's Buch gesehen, wie selbst die allerälteste und allerlegitimste Herrschaft, die der Natur und des Klimas, in unserer Zeit den Angriffen der Opposition nicht entgeht. Herrn Nikolai's Buch scheint in England gelesen worden zu seyn, oder wenn dies nicht der Fall ist, wenn die Contagien durch unmittelbare Berührung nicht stattgefunden, so muß in der Luft ein Miasma verbreitet seyn, das dieselbe Krankheit in England wie in Deutschland erzeugt. Im Oktober-Hefte des New-Monthly-Magazine (S. 272) befindet sich eine kritische Anzeige der „Hours at Naples" (Stunden in Neapel), einer Sammlung kleiner Gedichte der Lady Emmeline Stuart Wortley, und bei dieser Gelegenheit äußert sich der Englische Rezensent folgendermaßen: „Wer sagt nicht heutzutage von der schönen Italia, und wie Wenige wissen, daß diese Italia das schmutzigste, ekelhafteste, am meisten hungerleidende und langweiligste Land in Europa sey. Wenn eines Engländers Auge Schönheit gewahren kann in einer beständigen Reihefolge von fruchtbarer Hügel, so möge er sich am Appenin ergötzen. Wenn ihn der faulige Geruch von Sumpfboden, gewässertem Hanf und ungeheuren Miasmen, deren es jeden Monat andere giebt, eine angenehme Abwechselung ist, so möge er sich den Genuß der Ebenen Mailands, Ferrara's, der Campagna und hundert anderer Prairieen gönnen, vor denen ein wilder Indianer mit Abscheu seine Nase abwenden würde. Wenn er an einer verkrüppelten Vegetation, die so braun wie ein Brombeerstrauch und so staubig wie eine Landstraße ist, Gefallen findet, so möge er die Olivenhaine, die Weinberge und die von Räubern umwimmelnden Wälder aller Gegenden dieses Antiparadieses entzückend finden. Wenn sein Gefühl für Schicklichkeit nicht verletzt wird durch das zügellose Sitten-System, das es diesseits Otahaiti giebt, so möge er die gebildete Gesellschaft eines Landes aufsuchen, das die Pluralität der Ehemänner als eine seiner schönen Eigenthümlichkeiten betrachtet. Hat die Kunst sein Steckenpferd, so möge er die trockenen, dunkeln, theatralisch ausstaffirten Gemälde der neueren Italiäner, von den Alpen bis nach Kalabrien, sich ansehen. Ist er endlich ein Rechtsgelehrter, so mag er es zum Spaß einmal mit einem Prozesse vor einem Römischen Gerichtshofe versuchen und, wenn er die Richter gehörig bestochen hat, dasjenige zahlen, was ihm alsdann noch übrig bleibt." — Sollte man nicht glauben, der Engländer habe das Buch des Deutschen Italienfahrers abgeschrieben? Nur Eins vermissen wir in dieser Darstellung: die kleinen bedeutenden Gesellschafter, die unser Landsmann in jedem Italiänischen Gasthause angetroffen hat und von deren unangenehmer Zudringlichkeit er gar nicht genug zu erzählen weiß.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Freitag den 27. Oktober 1837.

England.

National-Denkmale in England.

Da, wie Muhammed sagt, jedes Volk seine kriegerische Glanz-Periode gehabt hat, so muß jedes Volk auch seine Sieges-Denkmale und seine Helden-Statuen besitzen, und da dies nur beweist, daß der Krieg ein Hazardspiel ist, in welchem jeder Spieler einmal einen glücklichen Tag hat, so darf auch Niemand daran Anstoß nehmen. Der Reisende, der Europa besucht, trifft überall Inschriften, Säulen, marmorne oder eherne Bildsäulen, die den Heldenmuth aller Nationen bezeugen. Die Engländer besitzen zwar ländereiche Annalen, aber nicht viele Denkmale. Man trifft bei ihnen nur Einen Namen und Einen Helden: Waterloo und Nelson. An allen Orten sieht man auf den Schildern von Strumpf- und Flanell-Händlern das Wort Waterloo. Waterloo-Haus, Waterloo-Platz, Waterloo-Straße, Waterloo-Brücke, Waterloo-Squäre und dergleichen wiederholt sich unaufhörlich in den Städten und Flecken der drei Königreiche, und dies geht bis zur Uebertreibung. Wenn man eine Stadt betritt, so trifft man unfehlbar auf ein dem General Nelson errichtetes Denkmal, bald in Form einer Votiv-Säule, wie in Sackville-Street in Dublin, oder einer Bildsäule, wie in Birmingham, oder einer dramatischen Gruppe, wie in Liverpool; aber Säule, Statue und Gruppe zeigen sämmtlich von einer wahrhaft wunderbaren Armuth in der Ausführung. Die Engländer haben es stets zu hintertreiben gewußt, daß man den Ruhm des Helden über den des Bildhauers vergesse, und der Minister der schönen Künste hat jedes Mal, wenn er irgend einem eingeborenen Phidias einen Nelson auftrug, das ausdrückliche Verbot, kein Meisterwerk zu liefern, hinzugefügt; und zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, man hat ihm stets gehorcht. Wie rührend ist doch diese Selbstverleugnung der Kunst! Als Liverpool beschloß, Nelson auf dem Börsen-Platze ein Denkmal zu errichten, und der Bildhauer seinen Entwurf überreichte, sagte Letzterer: „Ich werde Nelson vorstellen, wie er tödtlich verwundet auf dem Verdeck der „Victory" liegt; ihm zur Seite einen Matrosen, um anzudeuten, daß die Scene auf der See vorfällt; von der Höhe soll eine weinende Siegesgöttin herabsteigen, die über dem Haupte Nelson's eine Krone von Lorbeern hält; endlich soll in einem Winkel ein großes Skelett lauern, dessen Schädel sich zum Lachen verzieht und das seine Knochenhand nach dem Herzen des Helden ausstreckt, um die Schläge desselben zu zählen und ihn so lange leben zu lassen, bis er die Siegesbotschaft vernimmt." — Nun hätte zwar das Liverpooler Künstler-Comité an diesem Entwurf viel aussetzen können, wenn es sonst gewollt hätte; doch hütete es sich wohl, auch nur den geringsten Einwurf zu machen, sondern ließ den Künstler gewähren, fest überzeugt, er würde Nelson nicht verdunkeln.

England ist also voll von Nelson und Waterloo, und man sollte glauben, daß es in Ermangelung dieser beiden Namen an Stoff zu einer National-Inschrift dort gefehlt hätte.

Im Park von St. James begegnet man einer Wellington gewidmeten Trophäe, die aus einem ehernen von Spanischen Reitern umgebenen Mörser auf einem Postament besteht und eine Englische und lateinische Inschrift trägt. Jedoch sind die Engländer nicht sehr stark im Lateinischen, und man begreift nicht, warum sie es sich haben einfallen lassen, den Ruhm des Herzogs von Wellington in Lateinisch seyn sollender Prosa zu verherrlichen. Der Latinist, der diese Prosa zu Tage förderte, hat seine Aufgabe bis auf das schreckliche Wort Mörser mit ziemlicher Geschicklichkeit gelöst; das Wort aber machte ihn stutzig, da die Römer bekanntlich von Mörsern noch nichts wußten. Im sechzehnten Jahrhundert fand ein Gelehrten-Konzilium statt, dem Europa den Auftrag ertheilte, der unlängst erfundenen Muskete und Kanone entsprechende Lateinische Benennungen zu geben. Das Konzilium beliebirte vierzehn Tage lang, nach deren Verlauf die Sprache Virgil's und Horazens mit zwei neuen Wörtern bereichert wurde; man gab nämlich Flinte durch catapulta und Kanone durch tormentum bellicum wieder. Diese Uebersetzung war allerdings nicht sehr glücklich, die Schuld lag jedoch an den Römern; warum hatten sie nicht das Pulver erfunden? Da nun aber das Wort: Mörser sich nicht auf der Tagesordnung des Konziliums befunden hatte, so sah sich der mit der Abfassung der Trophäen-Inschrift beauftragte Gelehrte in nicht geringer Verlegenheit, als das Konzilium in Betreff der Muskete und Kanone. Er übersetzte demnach die ersten Zeilen: Als der Herzog von Wellington die Gallier in der Schlacht bei Salamanca besiegt hatte, durch devictis Gallis apud Salamancam .... bis hierher ging es recht gut, nun kam aber: so eroberte er diesen Mörser, der noch nie abgefeuert worden war .... Mörser! Wie das? .... der noch nie abgefeuert worden war .... adhuc inauditus! inauditus! .... aber Mörser! Mörser! .... welch' furchtbarer Gedanke, dies Lateinisch wiederzugeben! Woran hat auch nur Victor Bellune gedacht, als er diesen Mörser im Stiche ließ? Kurz, der Einweihungstag der Trophäe kam, der amtliche Latinist sah sich durch stadträthliche Entscheidung in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Erfindungsgeist anzustrengen. In dem Augenblick, als sich Verzweiflung seiner bemächtigen wollte, fiel er auf bombarda. Welch' herrliches Wort! Er ließ es nicht wieder entwischen, packte es mit beiden Händen und überlieferte es dem Gießer. Der Gießer nahm bombarda, wie er jedes andere Wort genommen hätte, und goß es in Erz. Nichts ist anstößiger als dieses bombardam im Accusativo, das gravitätisch auf dem Postamente prunkt. Es ist viel besser, in seinem Leben eine Schlacht bei Salamanca zu verlieren, als auf ehernem Pfade der Nachwelt entgegenzuwandeln und an seinen siegreichen Namen eine bombardam angehängt zu sehen.

Auf dem Wege von St. James nach Hyde-Park bemerkt man zwei stumme, plumpe und, was das Schlimmste ist, so traurig wie junge Ruinen aussehende Triumphbogen, die den Vorübergehenden mit nichtssagender Miene anblicken und ihn doch am Vorübergehen hindern; man hätte diese Steine besser zur Makadamisirung der benachbarten Landstraße verwenden können. Auf der anderen Seite sieht man durch ein Eisengitter die berühmte Achilles-Statue, welche die Englischen Damen dem Ruhm Wellington's errichtet haben. Diese Statue, besagt die Inschrift, ist aus den bei Toulouse, Vittoria, Salamanca und Waterloo erbeuteten Kanonen „konstruirt" worden. Ungefähr vier Kanonen bedurfte es zu diesem Guß: einer von jedem Siege. Wir Franzosen haben auf dem Vendôme-Platz weniger Bescheidenheit gezeigt. In einer Entfernung von zehn Schritten sieht diese Achilles-Statue aus, als hätte der Bildhauer die vier Kanonen in ihrem natürlichen Zustand gelassen und der Gießer nichts dabei zu thun gehabt. Das wäre vielleicht auch ein recht sinnreiches Kunstverfahren, wenn es bei Votivsäulen in Anwendung käme; als jedoch die Damen sich die Mühe gaben, dem Künstler eine Helden-Statue aufzutragen, hätte er wohl so galant seyn sollen, mindestens einen Menschen darzustellen. Indessen muß man auch gerecht seyn; wenn man den kleinen Koloß in der Nähe betrachtet, bewundert man das Talent, womit die vier Kanonen auf eine Weise zusammengestellt sind, daß man darin noch die menschliche Form wiederfindet, gleichwie man aus den buchsbaumenen Dosen Alles, was man nur will, herausfinden kann. Wenn der Beschauer diese seltsame Statue von allen Seiten betrachtet, so kommt ihm gewiß ein Augenblick der Illusion, die er allerdings festhalten muß und die ihm das Geständniß verstattet: Ja, das ist eine Statue. Ist erst das Daseyn einer solchen eingeräumt, so geht man zur Beobachtung anderer Einzelheiten über und entnimmt aus der Inschrift, daß, was man da vor sich sieht, ein Achilles sey. Nun hat der Künstler an dem Ende eines Stückes Kanone, das den linken Arm bildet, das Bodenstück eines Geschützes nach Art eines Schildes angebracht. Da der Achilles die Stellung eines Helden, der sich mit einem Schild bedeckt, darbietet, so darf ich wohl vermuthen, daß der Künstler weder den Erfinder des Achilles, Homer, noch die anderen Dichter, die von diesem ziemlich bekannten Helden gesprochen, gelesen habe. Achilles machte vom Schilde keinen großen Gebrauch; denn er vertheidigte sich nie, griff immer an, und seine Lanze hat einen Europäischen Ruf erlangt; ja, nehmen wir auch wirklich an, daß Achilles einmal in der Zerstreuung einen Schild genommen, so ist zu wetten, daß er ihn nicht über den Kopf, sondern unter die Ferse gehalten hätte und das ist ein großer Unterschied.

Am 18. Juni dieses Jahres saß ich gegen drei Uhr Nachmittags auf einer Bank in Hyde-Park in der Nähe des Vier-Kanonen-Stückes und hatte das Vergnügen, mit einem Engländer, einem sehr freundlichen Manne, mich zu unterhalten, der durch seinen Aufenthalt auf dem Kontinent in einer Atmosphäre toleranter Civilisation alle Eigenheiten Britischer Reizbarkeit abgelegt hatte. Wir sprachen von Waterloo, und er sagte zu mir mit der Gleichgültigkeit eines durch vieles Reisen blasonirten Menschen: „Wenn ich heute vor zweiundzwanzig Jahren, um dieselbe Stunde ungefähr, einem Franzosen auf der Ebene von Mont-St.-Jean begegnet wäre, so hätte er mich gewiß mit einem Pistolenschuß begrüßt; nicht wahr?" — Ich verneigte mich höflich, als wollte ich den Franzosen entschuldigen. — „Ohne Scherz, ist es nicht besser, daß man hier ruhig mit einander plaudert, als sich da drüben auf einem Belgischen Getraidefeld herumzuschlagen, um Menschen und Aerndten zu zerstören und zu welchem Zweck?" — „Um eine Statue dieses Schlages zu errichten; das ist Alles, was England dabei gewonnen hat." — „Sie sind also auch der Meinung, daß es nicht der Mühe lohnte, uns

funfzehn Jahre lang zu ruiniren und unseren Kredit zu erschüttern?" — „Ich bin vollkommen dieser Meinung; es ist eine Statue, die England theuer zu stehen kommt." — „Und welchen Vortheil hat der Held jenes Sieges daraus gezogen! Sehen Sie einmal da hinüber; ungefähr zwanzig Schritte von hier neben dem Gitter des Parkes bemerken Sie einen Palast; es ist die Wohnung des Herzogs von Wellington und das einzige Haus in London, das keine Glasfenster hat; denn das Volk hat gegen diese Mauern mehr Steine geworfen, als Wellington den Franzosen bei Waterloo Kugeln zugesendet. Die Spur der Kugeln ist verschwunden, die der Steine aber geblieben, und der edle Herzog hat sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, alle Fensterladen mit Eisen beschlagen zu lassen. Nicht die Statue bedarf eines Schildes, sondern der Palast des Helden."

Während er so sprach, kam der Herzog von Wellington incognito aus seinem Palast, und nachdem ich die Statue und das Haus bewundert, sah ich den Helden. Ich hatte in meinem Leben noch keinen Helden gesehen; nun bot sich mir ein Englischer dar! Der edle Herzog ritt einen Fuchs und trug einen braunen Oberrock und weiße Beinkleider; sein Haar fiel ins Graue, sein Rücken beschrieb eine Ellipse. Ich kann die Wirkung nicht schildern, die diese alternde, abgemagerte, sorgenvolle Figur, dieses melancholische Aussehen eines berühmten Mannes auf mich hervorbrachte, der mit seinem Ruhm, seinem Vermögen, seinem Leben und seinem Namen nichts mehr anzufangen weiß, der aus Langeweile in Begleitung eines einfältigen Groom zu Pferd steigt und am 18. Juni bei seiner Statue, die er nur von der Seite anblickt, verstohlen vorüberreitet, um in dem kreisförmigen Hippodromus von Hyde-Park ein wenig Staub zu erregen. Ich werde mich stets dieser Stunde des Jahrestages, die ich in einem Winkel jenes bleichen Gartens unter einem grauen flachen Himmel so traurig feiern sah, jener Statue, die den Ruhm zu parodiren scheint, und jenes öden Palastes erinnern, an den das Volk gleichsam ehrne Siegel gelegt hat. Die Melancholie, die thauartig auf Hyde-Park herabfällt, verlieh der auf ihren Sarkophag hingestürzten Erzmasse, den düsteren Gebäuden, die den Garten in ein Gefängniß verwandeln, den weidenartig trauernden Bäumen und selbst jenem neuen Palast von St. James, der keines seiner Fenster der frischen Luft öffnet, einen Gradesanstrich: dies also ist der Ruhm!

Mein Gesellschafter, der Engländer, betrachtete dies Gemälde aus Gewohnheit mit gleichgültigem Blicke und schlug mir eine Spazierfahrt auf der Themse vor. Ich will Ihnen, sagte er zu mir, ein National-Denkmal zeigen, mit dem Sie zufrieden seyn werden. Kommen Sie.

Wir nahmen in Hungerford-Market eine Fly und begaben uns abwärts nach den Docks der Ostindischen Compagnie. Das Dock, in das wir hineinfuhren, ist eines jener Wunderwerke der Industrie, wie sie England hervorbringt, und selten hat sich die Macht menschlicher Schöpfung mit so vieler Großartigkeit grossenbart als hier. „Dieses Dock", sagte der Engländer zu mir, „ist von James Millingam, einem Londoner Kaufmann, angelegt worden, und hier sehen Sie seine Statue"; und dies Mal sah ich eine wirkliche Statue, eine Statue in würdiger Stellung, ein aus den Händen eines Meisters hervorgegangenes ehrnes Kunstwerk. Das Postament trägt folgende Inschrift: Dem Londoner Kaufmann James Millingam. Hier schwindet aller Spott; man muß schweigen und bewundern. Wie viel besser ist es also, für England ein Dock anzulegen, als eine Schlacht gewinnen; Millingam erscheint dort viel erhabener als Achilles, der göttliche Held. Méry.

Hirta, die Jäger-Insel.

(Fortsetzung.)

„Ich sehe da unten", fragte nun Sir Thomas den Geistlichen, „eine recht hübsche Heerde: ist viel Vieh auf der Insel?" — „Wohl an tausend Stück, gegen achtzig Kühe und Ochsen, alle schwarz, wie die, welche da unten weiden, Schafe und Ziegen zusammen über neunhundert. Die Rinder sind von kleinem, aber kräftigem Schlage; die Schafe von Norwegischer Race, mit kurzem Schwanze, brauner Wolle und häufig mit mehr als zwei Hörnern am Kopfe, wie die Isländischen. Ihr Fleisch ist sehr zart und wohlschmeckend, und aus der zusammengegossenen Milch von unseren Schafen, Kühen und Ziegen machen wir Käse, die weit und breit berühmt sind, besser als auf Long-Island." Der gute Geistliche warf sich bei dieser Herzählung nicht wenig in die Brust; Sir Thomas aber murmelte, in Gedanken verloren: „Sehr zart und wohlschmeckend; — hm", sagte er dann, „ich möchte wohl morgen zum Frühstück eine St. Kildaer Hammelkeule versuchen." Ein Wunsch von einem so vornehmen Mann, wie Sir Thomas, klang dem Prediger wie Befehl, und er schickte sofort einen von seinen Landsleuten mit der nöthigen Ordre ins Dorf; uns aber führte er weiter an einen einsamen, von steilen grauen Steinwänden eingeschlossenen Platz und machte uns auf eine tiefe Spalte im Boden aufmerksam. Unsere Augen folgten den seinigen; wir sahen einen Wasserstrahl von ansehnlicher Stärke aus dem Gestein hervorquellen und sich in ziemlicher Fülle zwischen den Felsen ein Gerinne bilden. „Hier entspringt", belehrte uns unser Cicerone, „der einzige Bach der Insel; er heißt Tober-nam-Bay. Zwar sickert noch an zwei anderen Stellen Wasser aus den Felsen, aber bei weitem nicht genug, die ganze Insel zu versorgen; der Tober-nam-Bay hingegen strömt seit Menschengedenken so reichlich, wie heute; ohne ihn wäre St. Kilda nicht bewohnbar. Gott allein mag wissen, wie und woher dieser Springquell süßen Wassers auf unserem Eilande, mitten aus der salzigen See, zu Tage kommt."

Wir hatten jetzt einen der höchsten Punkte auf der Insel erreicht: ein weiter Horizont lag vor uns, der Ocean, öde, finster, unermeßlich, rings zu unseren Füßen. Vor uns breitete sich der graue Steinboden des Eilandes aus; stellenweis überzog ihn ein heller, einförmig grüner Rasen, zwischen welchem schwarzer Torfboden hervorlag. Nicht ein Baum, nicht ein Strauch; es giebt auf der Insel kein anderes Holz als angeschwemmtes. Die grasbewachsenen Torfdünte dienen dem Vieh zur Weide, den Menschen als einziges Brennmaterial. Funfzehn zwanzig Pferde von kleiner Shetländischer Race werden den Bewohnern gehalten und lediglich zum Transport des Torfes verwendet wir sahen etliche dieser Thiere mit ihrer schwarzen Last die Felsen wärts klimmen, und sie glichen aus dieser Höhe viel mehr abgebrochenen Stücken schwärzlichen Gesteins, als lebendigen Wesen. Als den Rückweg zum Dorfe antraten, sahen wir die Sonne zu unseren Füßen ins Meer niedertauchen. Sir Thomas, der ein nicht zu großer Ausfrager war, als der Reisende Arthur Young, bei dessen Namen er zu schwören pflegte, brachte den Prediger jetzt von der Agrikultur auf die Sitten des Inselvölkchens zu sprechen. Da bekam er denn manches Ergötzliche zu hören. Ein kleiner Stamm Menschen, seit undenklicher Zeit auf einem Fleck Landes mitten im Ocean, aller Berührung mit Fremden isolirt lebt, muß natürlich ein sehr eigenthümliches Gepräge tragen und in seiner angeerbten, zur Natur gewordenen Beschränktheit viel Seltsames darbieten. Sitte, Gewohnheit, Lebensweise ist hier gewiß noch wie vor fünfhundert Jahren. Selten verläßt ein Sankt-Kildaer seine Insel, noch seltener läßt sich ein Fremder bei ihnen nieder. Wahrscheinlich sind sie, in ihrer Abgeschiedenheit, das einzige Volk Europas, das in beständigem Frieden lebt. Der Boden ihrer Heimath giebt ihnen vollauf, was sie brauchen; sie kennen sie nicht, und alle künstliche Bedürfnisse sind ihnen fremd. Sie leben daher ohne Neid, Streit und Zwietracht unter einander friedlich, sanftmüthig, in Einfalt und glücklicher Unwissenheit wie Kinder. Ein Bauer auf Van-Diemens-Land, ein von den Missionären getaufter Wilder auf den neuen Hebriden weiß vermuthlich von den Europäischen Ereignisse der letzten vierzig Jahre besser Bescheid, als Bewohner von Sankt-Kilda, das doch in der Geographie zu den Hebriden und mithin zu Europa gerechnet wird. Die Indianer in Urwäldern Amerikas und die Australier, unsere Antipoden, ertönen von Napoleon; für die Sankt-Kildaer hat er gar nicht existirt. — vor ein paar Jahren hatten sie nichts von ihm gehört. Der Geistliche, der nicht auf der Insel geboren, sondern von der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums als Prediger hingeschickt war, erzählte: „Als ich vor funfzehn Jahren, Anno 1822, auf diesem von Gott vergessenen Eilande ankam, war das Allerneueste, was die Leute von Europa wußten, die Insurrection der Hochländer vom Jahre 17[illegible], die Niederlage des Prätendenten Karl-Eduard Stuart. Damals endlich hatte sich etwas Unerhörtes an den Gestaden der Insel zugetragen: der General Campbell war mit einer ganzen Flotte gekommen, den Prätendenten zu suchen, auf dessen Haupt ein Preis gesetzt war, von dem das Gerücht ging, er halte sich auf St. Kilda versteckt; die erschreckenen Insulaner wußten in ihrer Einfalt und Unschuld nur zu antworten, sie hätten von dem Manne im Leben nichts gehört, — was auch ganz der Wahrheit gemäß war. Aus später Zeit war einmal ein unbestimmtes Gerücht zu Ohren der St. Kildaer gekommen, daß die große Insel — so heißt Großbritanien bei ihnen — in einem sehr weit entfernten Lande, Amerika genannt, im Kriege sei, daß aber dieser Krieg schon längst zu Ende war, wußte man hier noch nicht. Als sie das Fahrzeug kommen sahen, welches den Schulmeister und mich ans Land setzen sollte, liefen sie alle von dem Dorfe weg und verkrochen sich unter die Felsen; sie meinten, es käme wieder ein Amerikanischer Korsar. Von den jüngsten gewaltigen Kriegen zu Lande und zur See, von Nelson und Wellington und allen unseren Helden hatten sie nicht die geringste Kunde. — „Das wollt' ich ihnen schon vergeben", fiel Sir Thomas ein, „wenn sie nur Kunde hätten vom echten Englischen Roastbeef und von dem wahren Französischen Salat. Aber ich wette, Ihr würdiger Herr, Ihre Insulaner stechen noch mit der zweizinkigen Speisegabel in das Beefsteak hinein, und haben keinen Begriff davon, was man à la fourchette speist." — „Was Gabeln betrifft", erwiderte der Geistliche, der endlich mit seinem Ernst und seiner Einfalt auf Sir Thomas' Späße einzugehen anfing, „so halten sie sich lediglich an die fünf Finger, die ihnen Gott gegeben hat, und ihre Vorfahren haben sie den sie für gewöhnlich nicht aus Rinderschenkeln, sondern unter Umständen gel einer Eidergans oder einer fetten Taucherente heraus. Dagegen unsere St. Kildaer Gänse in einheimischer Zurichtung, die schlechte Kost sind, davon sollen Sie sich morgen überzeugen, wenn Ihr Koch nicht verschmäht, was ich aus dem Predigerhause für Ihre Tafel schicke." — „Die Sendung soll respektirt werden", versetzte Sir Thomas dankend, „und wenn sich die Vortrefflichkeit bewähren, so will ich den St. Kildaer Gänsen einen Ehrenplatz auf meinem Küchenzettel ein. Also es bleibt dabei, morgen kosten wir die St. Kildaer geistliche Küche; aber die eine Bedingung stell' ich, Sie müssen meine Einladung am Bord der „Kitty" annehmen." — „Von Herzen gern, aber die Jagd muß erst vorbei seyn." — „Gut denn, morgen zur Jagd. Gott befohlen, hochwürdiger Herr!" So verließen wir den freundlichen Geistlichen am Eingange des Dorfes, wo der Gemeinde einer Legion geschlachteter Gänse und ein wüthendes Geflatter von Federn uns zum Rückzug zwang, und stiegen zu unserem Schiff hinab, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen.

Die Gälische Sprache scheint an Wohllaut ungefähr mit dem Rabengekrächz auf gleicher Stufe zu stehen. So urtheilten wir wenigstens, als in der frühesten Dämmerung ein zwanzig Insulaner, der Prediger an ihrer Spitze, an den Strand herunterkamen und uns mit tönendem Geschrei aus dem Schlafe weckten, damit wir ja die Jagd nicht versäumten. Der Himmel schmückte sich im Osten mit bleichen Farben, weiß und gelb geflammt; dazwischen schwammen kleine rosenrothe Wölkchen; die riesigen Felsenwände gaben dem Horizont eine tiefdunkle, schwärzliche Einfassung, die das herrliche, überirdische Farbenspiel noch glänzender hervorhob. Sir Thomas war nichts weniger

ein Dichter, doch begeisterte ihn der Anblick zu einem kühnen, wenn auch etwas sinnlich-materialistisch gehaltenen Gleichniß. Es ist, sagte er, als hätte man in einem Milchnapf Safran umgerührt und Rosenblätter eingestreut. Darauf stürzte er, als ein echter Schotte, ein Glas Whiskey hinunter, gegen die bösen Nebel — obwohl weit und breit keine Flocke Dunst zu sehen war — nahm einen der oben beschriebenen kleinen Klepper zwischen die Beine, wir Anderen und der Prediger thaten desgleichen, und so ging unser Zug über Steck und Stein munter bergauf, im Vortrab und Nachtrab die rüstigsten und verwegensten jungen Jäger von der Insel, bis wir den Riesenberg, den Conachan, erklommen hatten. Da oben auf der höchsten Terrasse machten wir Halt. Die Sonne war eben aufgegangen; sie „barbierte" sich noch, wie unsere Kildaer Jäger sich auszudrücken beliebten. Die Metapher ist nicht schlechter als manche andere und auf eine wahre, von dem naiven Sinne der Insulaner aufgefaßte Naturanschauung gegründet. In der That, die Sonnenscheibe lag matt flimmernd zur Hälfte über, zur Hälfte unter dem Wasser, und die vom Winde bewegte, weiß aufgekräuselte Fluth ließ sich nicht übel einem um Phöbus Antlitz spielenden Seifenschaum vergleichen. „Wie wär' es, wenn wir frühstückten?" ließ Sir Thomas sich vernehmen, und glitt dabei langsam und gemächlich, wie eine Ladung Torf, von seinem Klepper zur Erde: „die scharfe Luft hier oben könnte Einen ordentlich zum Menschenfresser machen; die Zähne sind mir schon ganz lang, und wenn sie nicht bald was kriegen, bleiben sie mir nicht in der Kinnlade sitzen." Wir Alle hatten nicht minder dringenden Appetit, und nun ging es an ein Essen. Unsere St. Kildaer Freunde brachten das Delikateste herbei, was sie an Gänse-Eiern hatten auftreiben können, damit war uns aber nichts gedolfen; sie setzen nämlich die Delikatesse darein, wenn mit dem Ei zugleich schon das junge Gänslein inwendig, das bald die Schaale mit seinem Schnäblein anpicken würde, gesotten wird. Da unser Appetit sich hiermit nicht befreunden wollte, so mußten Pökel- und Räucherfleisch, frischgefangene Fische und ein halber gebratener St. Kildaer Hammel herhalten: letzterer namentlich legte große Ehre ein und rechtfertigte in vollem Maße das gestern vom Prediger gespendete Lob. Dazu tranken der Prediger und die Eingeborenen nichts als klares Wasser; wir Anderen aber leerten etliche Flaschen Portwein oder Sherry, welche Sir Thomas weislich mit heraufgeschafft hatte, indem er sie wie Pistolenhalfter am Halfter der Pferdchen festband. Als wir nun des Mahles sattsam gepflogen hatten und alle Rippenstücke des Hammels, auch alle die ungeborenen Gänslein rein weggeputzt waren, da erhob Sir Thomas seine Stimme, die jetzt, bei gefülltem Magen, neugekräftigt wie ein Waldhorn schmetterte: „Auf! nun kann's losgehen!" So rief er, der Treffliche, und streckte sich unweit des Ufersandes nieder, um zuzusehen, wie es losgehen würde. Ich folgte seinem Beispiele, da ich so wenig wie er meinen Hals bei der im Werke stehenden Expedition wagen wollte; mindestens wollte ich, bevor ich mich weiter einließ, wissen, wie es zuginge. Für alle Fälle legte ich drei gute Flinten, Pulver und Blei neben mich hin, obwohl man mir schon unterweges gesagt hatte, Schießgewehr würde bei der St. Kildaer Jagdmanier gar nicht gebraucht. Da sich aber Vögel doch nicht im Laufe oder Fluge erlegen lassen, so erbrach ich mir den Kopf, wie die Sache wohl gehen könnte.

Inzwischen nahmen unsere Begleiter zweien Kleppern, die im Nachtrabe unseres Zuges heraufgekommen waren, ihre Last ab. Es waren lauter Stricke, die am Boden aufgerollt wurden, außerordentlich lang, mit starken Knoten. Ich nahm sie in die Hand und besichtigte sie genau; da unterschied ich denn ein inwendiges Seil, und eine ausgespendige Scheide, die das Seil in seiner ganzen Länge überzog. Das Seil bestand aus drei sehr fest zusammen gedrehten und durch einander geflochtenen Riemen von mit Salzwasser abgegerbter Kuhhaut, die Scheide aus eben so zubereitetem Schafleder; letztere macht den Strick dicker, ohne seiner Biegsamkeit zu schaden, und zugleich dauerhafter; an beiden Enden befinden sich Schlingen. Als sämmtliche Stricke, in Allem zehn, aufgerollt waren, faßten die Jäger je zwei und zwei einen Strick an den Enden und zogen und zerrten mit aller Macht daran, um die Festigkeit zu prüfen; diese ist wirklich außerordentlich, und man kann ungeheure Lasten anhängen, ohne daß die Stricke sich an einer einzigen Stelle auflockern, geschweige denn reißen. Dann warfen sie sich die Schlingen über und befestigten sie mitten um den Leib, so jedoch, daß die Arme und Beine vollkommen frei blieben. Auf diese Weise waren ihrer immer zwei an einem Stricke zusammengekoppelt. Das erste Paar, das mit seinen Vorbereitungen fertig war, rannte nun gestreckten Laufes auf den Rand des Absturzes zu, nicht anders, als wollten sie zu einem gewaltigen Sprunge die vierzehnhundert Fuß hohe senkrechte Felsenwand hinab ansetzen. Ich kroch auf dem Bauche vorwärts, bis ich mit dem Kopfe hart an den Rand zu liegen kam und den Blick in die schwindelnde Tiefe hinabsenkte; da sah ich weit, weit unter mir die Brandung wüthen und den weißen Schaum an den Fuß der Riesenmauer spritzen, aber ich hörte ihr Toben nicht, — es verhallte ohnmächtig in der Luft, bevor der Schall diese Höhe erreichte. Mein Auge verfolgte mit Neugier und Angst jede Bewegung der beiden Jäger! Der Strick lief jetzt um einen starken, mehrere Fuß tief in das harte Gestein eingerammten Pflock, und wurde von dem Einen festgehalten, der oben blieb und sich mit Händen und Füßen, mit aller Macht, an den Vorsprüngen des Felsenrandes in Spalten und Löchern festklammerte, während sein verwegener Kamerad, am anderen Ende des Strickes in der Schlinge hängend, mit großer Schnelligkeit und Behendigkeit an der lothrechten Wand hinunterglitt, oder besser gesagt, sich herunterfallen ließ. Denn nur hin und wieder gelang es ihm, mit den Armen und Knieen eine vorspringende Ecke oder Kante des Gesteins zu fassen und sich daran zu stützen; meistens hing er freischwebend, hin und her schwingend, über dem Abgrunde. Dem ersten Paar folgten rasch die übrigen, und so schwebten und schaukelten zehn Menschen, von zehn anderen gehalten, länge der nackten, schroffen Klippe in der Luft, ohne Stütze, zwölfhundert Fuß senkrecht über der Brandung. Ich konnte den Anblick nicht aushalten: der Kopf fing mir an zu drehen, es sauste mir in den Ohren, alle Gegenstände wirbelten in doppeltem Bilde vor meinen Augen, der Krampf durchzuckte all' meine Nerven. Es war mir zu Muthe, als hinge ich selbst in der Schlinge, am drehenden Strick, im sausenden Schwunge zwischen Himmel und Meer, Abgrund über und unter mir. Als ich von der Betäubung wieder zu mir kam, spürte ich eine furchtbare Beklemmung, den Alp auf der Brust, eine Centner-Last im Kopfe, so daß ich meinen Nachbar um Gottes Willen bat, mich bei den Beinen zurück zu ziehen; denn mir war nicht anders, als müßte mein Kopf überschweren und mein Körper nachstürzen. Unsere Jäger hingegen schaukelten sich an ihren Stricken so fröhlich und wohlgemuth, wie ein Kreolenmädchen in der Hängematte zwischen Gartenbäumen, und trieben ihr Spiel so unbesorgt, als hätten sie einen schwellenden Rasenteppich drei Fuß, und nicht einen gährenden Strudel und scharfe Felsenzacken zwölfhundert Fuß unter sich. So viel mir der Schwindel und die noch immer nicht überwundene Beängstigung erlaubten, ließ ich den Blick von dem ersten kühnen Paare nicht ab. Der, welcher sich hinabgelassen hatte, sah an dem Stricke baumelnd aus der Höhe wie ein winziger Frosch aus, der an die Angelschnur gebissen hat und den der Fischer mit aller Gewalt abzuschütteln versucht. Er schien noch gar nicht an den Fang zu denken, sondern sich zu seinem Vergnügen hin und her zu schleudern und allerhand Kunst- und Bravourstücke zu exekutiren, um die Kraft, Behendigkeit und Geschmeidigkeit seiner Glieder zu zeigen. Doch hatte er offenbar während dieses scheinbaren Spiels den Felsen und dessen gefügelte Bewohnerschaft mit spähendem, kundigem Blicke rekognoszirt und seine Angriffsstelle gewählt; jetzt gab er dem Seile einen starken und so richtig berechneten Schwung, daß es ihn gerade an eine Stelle trug, wo er auf einem schmalen Einsprung Fuß fassen konnte; seine Hände und Füße packten den Stein wie Eisenklammern, und er hielt sich angedrückt, wie mit dem Gestein zusammengewachsen. Jetzt ließ auch der Andere, welcher so lange oben geblieben war, sich zu seinen Kameraden hinab, und Beide schwebten, bald näher bald entfernter neben einander, ungefähr wie zwei Eimer am Brunnenseil, wobei der Pflock oben am Felsenrande die Stelle der Rolle vertrat; wenn der Eine sich niederließ, oder den Strick an sich zog, stieg der andere. Bald sahen wir die zwanzig Leute wie Fliegen oder Würmer an der Klippenmauer schweben und krabbeln. Das gescheuchte Volk, das in den Löchern und Spalten des Conachan haust, Eidergänse, Taucher, Albatrosse, See- und Strandvögel aller Art fingen nun an zu merken, daß es nicht geheuer sey. In Schaaren kamen sie aus den Nestern hervor und kreisten wie eine dichte weiß und graue Wolke, mit wildem Flügelschlagen und betäubendem Gekrächz, ihren Feinden um die Köpfe. Aber die Jäger, kaltblütig und unerschrocken, achteten das scheue Gewimmel nicht und ließen sich weder durch den Lärm, noch durch die Finsterniß, womit der Schwarm sie auf Augenblicke zudeckte, in ihrem Geschäft irre machen. Sie holten die Eier und die jungen noch nicht flüggen Vögel aus den Nestlöchern heraus oder griffen sie mit den Händen von dem Steingesims herunter. Binnen kurzem hatte Jeder einen ganzen Gurt von wilden Vögeln um den Leib und die Schultern hängen und im Busen so viel Eier stecken, als sein aufgebauschtes Hemde nur fassen konnte. Nun wanden sie einander mit Vorsicht herauf, um ihre Ladung nicht zu beschädigen; der Zweite, welcher heruntergekommen war, zog am Seil und brachte dadurch den Ersten in die Höhe, welcher, oben angelangt, alsbald seinen Kameraden nachzog. So kamen alle Zwanzig nach einander, unter lauter Lust und Fröhlichkeit, und packten ihre Beute triumphirend vor Sir Thomas' Füßen aus. Der alte Herr rief und klatschte freudigen Beifall und trank den braven Jägern in Sherry und Portwein eine Gesundheit über die andere zu. Die Leute waren noch ganz frisch, und kaum hatten sie ihre Last abgelegt, so traten sie ihre gefährliche und mühsame Fahrt zum zweiten und wieder zum dritten Male an; da blieb auf zweihundert Fuß Höhe keine Felsenspalte, kein Winkel, kein Ein- und Vorsprung undurchsucht. Wir Fremden schämten uns des faulen Müßigganges und fühlten uns recht eigentlich müde vom Nichtsthun. Den Schwindel hatten wir jetzt so ziemlich überwunden, unsere Augen hatten sich an die steile Tiefe gewöhnt, das Schaukeln und Schleudern, wie es unsere verwegenen Begleiter trieben, beängstigte uns nicht mehr. Die guten Leute machten uns den Vorschlag, wir sollten selbst eine Schlinge um den Leib nehmen und die Fahrt mitmachen; aber dazu spürten wir noch keine Neigung; wir hätten uns zwar auf das Geschick, die Kraft und die Besonnenheit der braven Insulaner verlassen können, aber sie nicht auf unsere. Am allerwenigsten mochte ich den Sir Thomas oder er mich zum Gegengewichte bei der Schaukelfahrt über dem Abgrunde haben. Wir beschlossen daher auf eine andere Weise mitzuwirken, griffen zu unseren Flinten und ließen uns von einem der Eingeborenen einen Pfad weisen, der, ziemlich gefährlich und schwindelnd, seitwärts zu einem rechtwinklig vorspringenden Gesimse des Felsens hinabführte; von diesem Punkte hatten wir die Felsenwand in ihrer ganzen Höhe nebst den daran schwebenden Vogelfängern in Flintenschußweite vor Augen. Hier faßten wir Posto und feuerten, daß es eine Lust war, recht in den dichsten Schwarm hinein; auf jeden Schuß erlegten wir ein Dutzend Vögel. Sie stürzten längs den Felsen herab und blieben manchmal an einer Spitze oder Zacke hängen, von wo denn unsere Jäger sie oft aus beträchtlicher Tiefe heraufholten, und um die Wette ihre verwegensten Künste im Seilschwingen und Klettern zeigten. In dieser Entfernung waren die Stricke, woran die Leute hingen, mit bloßem Auge nicht immer zu unterscheiden, und so bot es einen wunderbaren Anblick, die Menschen, klein wie Fliegen, bald an der Wand auf und nieder kriechen, bald gar in der Luft schweben zu sehen, als wenn sie flögen. Um die Täuschung vollkommen zu machen, begleiteten sie ihre Arbeit mit einem Gesange, der in dumpfen eintönigen Molltönen, wie alle nordische Volksweisen, sich von fern ziemlich wie Fliegengesumme anhören ließ.

(Schluß folgt.)

Griechenland.

Italiänisches Theater in Athen.*)

Herr G. Melis war nicht der Erste, der uns ein improvisirtes und leicht gezimmertes Theater vorführte. Nauplion, Syra, Patras, Athen selbst sahen in den letzten Jahren schon oft Häuser von Brettern und Balken sich erheben, bisweilen von oben bedeckt, meistentheils aber offen, so daß der Himmel, mit Mond und Sternen, das Dach bildete. Indeß müssen wir gestehen, daß unter allen diesen Theatern das des Herrn Melis ohne Widerrede das vollkommenere ist; ihm fehlt nichts von dem, was die größeren Theater von Paris und Italien besitzen: verschiedene Scenerieen, Orchester, Parterre, Gallerieen, Logen, Amphitheater, — kurz Alles, wie im übrigen Europa, daher es auch zu erklären ist, daß ihm der Beifall des Publikums, so wie den von ihm gegebenen Vorstellungen ein zahlreicher Besuch desselben nicht fehlte.

Im Anfange hatten jedoch die Vorstellungen des Herrn Melis für das Publikum von Athen keineswegs den Reiz der Neuheit; denn schon früher sah es Seiltänzer und athletische und pantomimische Vorstellungen von einer anderen Gesellschaft von Italiänern. Gleichwohl ist die Geschicklichkeit der Gesellschaft des Herrn Melis in der Seiltänzerkunst und seine eigene Körperstärke Allem vorzuziehen, was wir bisher in dieser Art in Griechenland gesehen haben, weshalb auch die ästhetischen Griechen haufenweise in sein Theater liefen und seine Vorstellungen mit Bewunderung verließen.

Das am zweiten Osterfeiertage eröffnete Theater des Herrn Melis erhielt sich diesen Beifall während mehrerer Wochen. Aber die Phantasie des Menschen verlangt Abwechselung, um in steter Bewegung zu seyn und immer neue Nahrung für sich zu haben; wie schön und anziehend auch der Gegenstand ist, der auf sie wirkt und sie begeistert, so findet sie sich doch auf die Länge ermüdet, und ihre Begeisterung wird geschwächt, wenn dieser Gegenstand ihr stets unverändert vorgeführt wird. So ging es auch den Productionen des Herrn Melis; sie ließen endlich das Publikum kalt, wie ausgezeichnet auch die Gewandtheit in den Seiltänzerkünsten und die Körperkraft neben der Grazie der Pantomimik bei ihm und seiner Gesellschaft war. Nicht unbekannt mit jener Eigenthümlichkeit oder Schwäche der Menschen, war Herr Melis bemüht, der Phantasie der Athener neue Nahrung zu gewähren: er kündigte die Vorstellung des ersten Aktes des Barbiers von Sevilla an.

Der Barbier von Sevilla, vorgestellt in Athen! Diese Bekanntmachung erregte das Interesse aller Klassen der Hauptstadt; diejenigen, welche diese Oper auf Französischen, Italiänischen, Englischen oder Deutschen Theatern gehört hatten, freuten sich, nach so langer Zeit, wenn auch verstümmelt und nur halb, diese Oper zu hören, weil sie hofften, daß dies die Erinnerungen an einen Rubini, David, Lablache, die Philomele Malibrau und die süße Sirene Sontag in ihnen zurückzaubern würde; diejenigen dagegen, welche nicht einmal von einer Oper einen Begriff hatten oder wenigstens den Barbier von Sevilla nicht kannten, erwarteten mit der nämlichen Ungeduld den Abend, an welchem die Vorstellung statthaben sollte.

Endlich erschien dieser Abend. Ein reizender Mondschein verschönerte denselben, und eine unabsehbare Volksmenge, wie noch nie, strömte nach dem Theater des Herrn Melis. Fremde und Einheimische, Soldaten, Kaufleute, Bauern, Türken, Leute aus allen Klassen fanden sich in bunter Mannigfaltigkeit ein. Schon um 7 Uhr begann die Menge, sich zu sammeln, aber erst um 9 Uhr begann die Vorstellung. Man kann sich die lärmende Bewegung und die Unruhe des Publikums während dieser Zeit vorstellen; hier ein Streit um die Plätze, dort die laute Besorgniß, das Theater möchte zusammenbrechen, besonders wenn es hier und dort in den Gallerieen krachte und sogar einzelne Bretter in das Parterre herabfielen. Endlich begann das aus nur neun bis zehn Instrumenten bestehende Orchester, worunter sich allein zwei Violinen befanden, die Ouvertüre zur Oper; aber auch sie vermochte die Unruhe des Publikums noch nicht zu beschwören, bis nach deren Schlusse der Vorhang in die Höhe ging. Die Versammlung brach nunmehr einstimmig in Aeußerungen der Zufriedenheit aus, und Alle wandten ihre Blicke nach der Bühne. Das Erste, was sie da sahen, war — ein Hund, der harmlos über das Theater dahinlief. Einige der Zuschauer dachten anfangs, daß auch der Hund zur Vorstellung gehöre; indeß wurden sie durch das Gelächter der Anderen bald eines Besseren belehrt, und nun brachen auch sie in lautes Gelächter aus. Nach dem Abgange des Hundes erschien der Diener des Grafen Almaviva; aber kaum öffnete er den Mund, um die ersten Töne seiner Partie zu singen, als der Hund von neuem aus der Tiefe des Theaters zu bellen anfing, gleichsam, als wolle er das Duett mit Jenem sich nicht nehmen lassen. Nachdem der Diener des Almaviva abgetreten, erschien sein Herr, der Graf: sein Kostüm war prächtig, sein Wuchs schön, sein Gesicht voll Leben, und ich glaubte einen Augenblick, David oder Rubini vor mir zu sehen; doch kaum hatte er den Mund zum Singen geöffnet, so verschwand alle Täuschung. Zwar war der Mann nicht zu verachten; seine Stimme war nicht wenig biegsam und gebildet, aber sie war dünn im höchsten Grade und um so weniger im Stande, das offene Theater auszufüllen, da von Zeit zu Zeit auch außerhalb des Theaters vorüberziehende Hunde sich hören ließen. Auch Almaviva trat ab, und Figaro, ganz Leben, ganz Frohsinn, erschien, mit der langen Mütze auf dem Kopf, mit der Guitarre in der Hand, und sprang und tanzte, und versetzte uns durch seine Grimassen in die heiterste Stimmung. Aber — seine Stimme! auch diese war so dünn, daß sie von dem schwachen Orchester selbst erstickt wurde. Im Uebrigen war Figaro nur zu loben, und namentlich hatte er den Charakter seiner Rolle wohl aufgefaßt. Nach ihm erschien der Chor, der, wenn schon er in einzelnen Theilen nicht ohne Verstöße gegen die Harmonie exekutirt wurde, doch dem Publikum von allen Stücken des aufgeführten ersten Aktes am meisten gefiel.

Es war nun der Augenblick gekommen, wo Rosine erscheinen sollte. Wer wird die schöne, die reizende, die listige Rosine, sie, in deren Darstellung die Malibran solche Reize entfaltete, wie sie der Komponist selbst sich kaum gedacht, darstellen? Mit Ungeduld erwarteten wir, sie zu sehen; aber — vergebens. Glücklicherweise war diese ganze Partie von Herrn Melis weggelassen worden, woran er auch in der That sehr wohlgethan hatte. — So endigte die erste Darstellung dieser berühmten Oper. Die Sänger hatten, was den guten Willen anlangt, das Ihrige gethan, aber — die Mittel, d. h. die Stimmen, fehlten. Trotzdem wurde namentlich das letzte Duett von Almaviva und Figaro ziemlich gut und so vorgetragen, wie es nur von wenig geübten Sängern zu erwarten war. Kaum war der Vorhang gefallen, als das ganze Personale unter lautem Geschrei und Händeklatschen herausgerufen wurde. Mit größerer Ungeduld und Begeisterung haben wohl selbst Lablache und Rubini in Italien oder Paris vom Publikum nicht gerufen werden können. Auch zögerten die Sänger des Herrn Melis anfänglich, dem Rufe zu folgen, und nicht ohne Verlegenheit erschienen sie endlich, den Dank des Publikums in Empfang zu nehmen. Nach diesem Schlusse der Vorstellung blieb den Zuschauern keine Zeit, diese selbst zu kritisiren; Bravorufen und Händeklatschen von Außen verkündigten die Ankunft des Königs und der Königin. Bald erschienen sie in der Königlichen Loge, und nun begann auch im Innern des Hauses der gewohnte enthusiastische Beifallsruf. Ihre Gegenwart gewährte uns eine erfreuliche Entschädigung für die Qualen der vorhergehenden Vorstellung. Dieser selbst folgte nun noch die Darstellung zweier Pantomimen, von denen besonders die zweite den größten Beifall fand, worauf sodann um bald zwölf Uhr vor Mitternacht das Theater endigte.

Wie unvollkommen auch die Vorstellung der genannten Oper ausfiel, so machte doch das Neue des Gegenstandes, die Anwesenheit des geliebten Herrscherpaares, der Anblick des zahlreich versammelten Publikums und die gelungene Vorstellung der zweiten Pantomime diesen Abend zu einem nicht wenig angenehmen, und die Menge verließ zufrieden das Haus. Die Einnahme des Herrn Melis soll fünfhundert Kolonnaten betragen haben.

Wie nützlich und nothwendig ein Theater für eine civilisirte oder der Civilisation zustrebende Gesellschaft sey, wie sehr es auf die Bildung im Allgemeinen und das ästhetische Gefühl des Volks, so wie namentlich auf die Vervollkommnung der schönen Künste einwirke, ist unbestreitbar; möge es auch uns bald gelingen, ein stehendes und möglichst vollkommenes Theater zu erlangen!

*) Aus dem Griechischen Courier (Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος), 1837. Nr. 4. vom $\frac{1}{13}$. Juni.

Mannigfaltiges.

— Die Französische Schreckenszeit. Zur näheren Kenntniß dieser Periode, die für den Psychologen immer vom höchsten Interesse seyn wird, weil sie bewiesen hat, daß Wahnsinn und politischer Fanatismus nicht bloß Individuen, sondern ganze Völker, und sogar eines der politirtesten, ergreifen können, ist so eben in Paris eine Sammlung von Aktenstücken aus den Jahren 1793, 1794 und 1795 erschienen.*) Es bedarf allerdings nur des wörtlichen Abdrucks der Berichte, Briefe und Befehle damaliger Machthaber, um diese in ihrer ganzen Rohheit und Blutgier darzustellen. Zuerst aber und vor allem Anderen macht sich die Unwissenheit der meisten Diktatoren jener Zeit kenntlich; die Englische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse könnte diese Aktenstücke allenfalls als Beweise abdrucken lassen, wie sehr das Gemüth durch Unwissenheit verhärtet werde und wie dasjenige, was wir im höchsten Sinne des Wortes „menschlich" nennen, vor Allem der Geistesbildung bedarf, um nicht von der Bestialität erdrückt zu werden. Freilich zählte der Konvent auch edlere Naturen, aber sie waren nicht einflußreich genug, um in einem Lande, wo Unterricht und höhere Bildung so wenig verbreitet waren, wie damals in Frankreich, einen Fanatismus zu bekämpfen, der hinter einigen anregenden mächtigen Ideen der Zeit seine Unwissenheit und Rohheit dem großen Haufen zu verbergen wußte. Dieser Fanatismus war es, der, wie aus den jetzt gedruckten Aktenstücken noch deutlicher hervorgeht, die Republik proklamirte, bevor er sich davon überzeugt hatte, ob es in Frankreich auch Republikaner gebe, um sie zu vertheidigen und zu erhalten; und da sich wirklich keine Republikaner fanden, so wollte man ihrer mit aller Gewalt, einerseits durch die Guillotine und andererseits durch die Assignaten, sich verschaffen.

— Silvio Pellico. Die Gefangenschafts-Geschichte dieses berühmten Italiänischen Schriftstellers ist nunmehr auch ins Spanische übersetzt worden, der einzigen unter den neueren gebildeten Sprachen, in der sie bisher noch nicht existirte. Diese Uebersetzung ist von Don Antonio Rotondo veranstaltet und in Madrid unter dem Titel „Mis Prisiones" erschienen. Die Gaceta de Madrid enthält eine kritische Anzeige dieses Buches, die, der darunter befindlichen Chiffre zufolge, von Martinez de la Rosa herrührt, der allerdings in einem gewissen wahlverwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Italiänischen Dichter steht.

*) La révolution telle qu'elle est, ou correspondance inédite du comité de salut public avec les généraux et les représentans du peuple en mission près les armées et dans les départemens, pendant les années 1793, 1794 et 1795, mise en ordre par M. Legros. 2 vol. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Montag den 30. Oktober 1837.

England.

Ernst Maltravers, von E. L. Bulwer. *)

Der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede zu diesem neuen Roman ausdrücklich gegen die Vermuthung, als habe er bei der Person des Maltravers sich selbst auch nur entfernter Weise im Sinne gehabt, ja er weist jede Aehnlichkeit mit seinen Helden entschieden von sich. Die Ablehnung darf uns nicht irre machen. Ist es denn etwas so Seltenes, daß ein Autor, ohne es zu wissen und zu wollen, in seinen Roman-Personen sich selbst produzirt? Freilich hat Bulwer mehr als zur Genüge dafür gesorgt, daß Niemand sagen kann, er habe sich im Maltravers geschildert. Er hat in den Charakter, in die Handlungen, in die Lebensgeschichte desselben so viel Excentrisches, Unzusammenhängendes, so viel Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche gelegt, daß dem Leser der Gedanke gar nicht einkommt, hier könne etwas aus dem Leben gegriffen seyn. Hingegen unterliegt es keinem Zweifel, daß Bulwer sich mit allerhand Gedanken und Sentenzen, mit seiner Art und Weise, die socialen Verhältnisse aufzufassen und zu analysiren, in der Person des Romanhelden abspiegelt. Wir wissen seit längst, daß der flüchtig gewebte Romanstoff ihm nur als Vehikel dient, um seine didaktischen Tendenzen und den glänzenden Luxus seines Geistes anzubringen. Ernst Maltravers ist ein junger Mann, den alle Umstände bei dem Antritte seiner Laufbahn begünstigen: er ist von gutem Hause, er besitzt großes Vermögen, er hat Feuer und Genie, er strebt nach dem Edeln; er ist ein beliebter Schriftsteller; er sitzt im Parlament und läßt sich die Vertretung der zurückgesetzten literarischen Interessen angelegen seyn. Ich dächte doch, hier hätten wir Jemand, der dem Verfasser des Pelham ziemlich ähnlich sieht, eine Figur mindestens, durch deren Mund der Autor recht bequem zu uns sprechen kann.

Die Vorzüge und Mängel dieses neuen Romans dürften sich so ziemlich die Waage halten; die letzteren liegen mehr in der Anlage des Ganzen, die ersteren in der Ausführung einzelner Partieen. Vieles ist unwahrscheinlich, gesucht, bei den Haaren herbeigezogen; viele Schilderungen und Situationen enthalten Wahrheit, aber eine peinliche Wahrheit, die mehr verletzt, als erbaut, die einschneidet, aber nicht wohlthut. Die Umgebungen, in welchen sich der Held bewegt, sind mit glücklicher Beobachtung nach dem Leben geschildert; es scheint uns aber doch in dem Blicke, womit Bulwer die Dinge auffaßt, mehr Schärfe als Treue zu liegen. Welchen Zweck er sich mit diesem Buche vorgesetzt habe, ist uns, wir gestehen es, dunkel geblieben; wir wagen nur eine Vermuthung. Er hat vielleicht darthun wollen, wie leicht sich Unreinheit der Gesinnung und Verworfenheit des Thuns mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes, mit der raffinirtesten Bildung, ja mit einem eingebildeten Streben nach der höchsten Vervollkommnung und mit der ächtesten Begeisterung für das Gute und Schöne verträgt. Wie vielen Leuten begegnet man, die beides beständig im Munde führen, ohne von dem wahren und heiligen Sinne dieser Worte, von der ewigen Idee des Guten und Schönen nur eine Ahnung zu haben, ohne in ihrem Gemüthe davon berührt zu seyn. Dieser Glaube, der sich so überschwänglich und prahlend verkündet, schützt seine Bekenner vor keinerlei Gebrechlichkeit. Das sehen wir an Ernst Maltravers, einem der Begabtesten dieser Sekte; wir sehen, daß die Anbetung des Ideals in den Handlungen des Helden so gut wie gar keine Früchte trägt und nur dazu gereicht, sein Leben zu verwirren. Er hat entweder die rechte Liebe oder die rechte Kraft nicht: er wird ein Spielwerk äußerer Anregungen, er sündigt, er bleibt weder sich noch Anderen treu. Das sehen wir; aber ob es wirklich Bulwer's Absicht war, uns das zu zeigen? Schlagen wir das Buch auf.

Gleich zu Anfange finden wir den Helden eben auf der Rückreise von Deutschland begriffen, wo er studirt hat. Er verirrt sich, wird in der Wildniß von der Nacht überrascht und findet in einer einsamen ländlichen Wohnung Obdach. Der Herr des Hauses heißt Darvil, ist ein Bösewicht und hat eine schöne, aber gänzlich ohne Erziehung aufgewachsene Tochter Alice. Nun kommt ein Stück Melodram. Darvil will seinen Gast berauben und ermorden; das Mädchen rettet ihn, wird deshalb von ihrem Vater gemißhandelt und entflieht. Der Zufall führt sie in dasselbe Dorf, wo auch Ernst eingekehrt ist; er beweist sich dankbar und nimmt das Mädchen unter seinen Schutz. Sie ist völlig roh und unwissend; sie weiß von dem Daseyn Gottes nicht, sie hat ihn im Hause ihres Vaters nie nennen hören. Unserem empfindsamen überspannten Helden ist das ganz recht: er entwirft für das arme Geschöpf, das doch gewiß nur die einfachsten sinnlichen Eindrücke aufnehmen kann, einen glänzenden poesiereichen Erziehungsplan. Er miethet ein Landhaus, wo er mehrere Monate unter falschem Namen mit ihr zusammenlebt. Nun bekommen wir zu hören, wie erstaunlich rasche Fortschritte sie in ihrer Ausbildung macht. Die Uebertreibung und Unnatur geht hierbei wirklich bis ins Lächerliche, so daß wir auf den Gedanken kamen, es stecke ein Schalk dahinter und der Autor wolle eine gewisse Schule von Reformatoren der Pädagogik persiffiren. Das ganze Vorhaben des jungen Gelehrten mit dem jungen Mädchen ist so abgeschmackt phantastisch, so thöricht und hirnverrückt, daß man gar nicht dazu kommt, an seiner unzweifelhaften Immoralität Anstoß zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß bei dem Experimente nichts Gutes herauskommt: zwei junge Leute können so nicht zusammenleben, — er vornehm gebildet, leidenschaftlich und ein Philosoph obendrein, sie in kindlicher Unwissenheit, voll hingebenden Vertrauens und fröhlicher Hoffnung, — sie müssen an einander unglücklich werden. Aber der Verfasser weiß sich herauszuhelfen. Ernst bekommt Nachricht, daß sein Vater gefährlich krank liegt; er verreist, Alice bleibt allein und geräth in die Gewalt ihres Vaters, der ihren Aufenthalt ausgespürt hat, zur Nachtzeit mit Gewalt in das Häuschen eindringt und die Tochter davon führt. Wir verlieren sie nun aus den Augen und folgen dem Helden auf mancherlei anderen Fahrten. Er geht auf Reisen und verliebt sich unterweges in eine verheirathete Frau, eine Französin. Die Leidenschaft läßt sich tragisch an, aber zum Glück hat die Dame mehr echte Zärtlichkeit, als der Liebhaber; sie bekennt ihm ihre Neigung und nimmt in demselben Augenblick für immer Abschied; sie will ihn nicht wiedersehen. Von der Trennung erschüttert, reist Maltravers zu seiner Zerstreuung nach der Schweiz. Hier lernt er eine andere Familie kennen, die ihm große Zuneigung einflößt, und wir sehen ihn eine Zeit lang in diesem freundschaftlichen Verhältnisse sich bewegen. Auf einmal kehrt er wieder nach England zurück; er geht nach London, er macht Aufsehen, er kommt in die Mode; er wird, was man in der Sprache der Fashionabeln und Exklusiven einen „Löwen" nennt. Dazu hilft ihm theils sein großes Vermögen, theils sein ausgezeichnetes Talent. Er traut sich geistige Kraft und Fähigkeit genug zu, auch als Schriftsteller aufzutreten, und siehe da, es glückt; er sendet mehrere Bücher rasch hinter einander in die Welt, und sie werden mit steigendem Beifalle aufgenommen. Die nächst folgenden Kapitel schildern nun mit vieler Wahrheit und treffendem Witz das Leben und den Standpunkt eines Mode-Schriftstellers in der großen Welt: den launenhaften Ehrgeiz, der sich bald das Publikum zu verachten, bald ihm zu schmeicheln getrieben fühlt; die Eitelkeit, welche thut, als ob sie auf Lob und Bewunderung stolz verzichte, und doch beides nicht missen, ohne beides nicht leben kann. Nur befaßt sich Maltravers zu sehr mit spitzfindig abstrakten Speculationen und philosophischen Grübeleien, die sich eigentlich mit dem Leben, das er in allerhand fashionabeln Gesellschaften und literarischen Koterieen führt, mit der beständigen Zerstreuung und müßigen Geschäftigkeit eines Schöngeistes von Profession nicht vertragen. Nichtsdestoweniger empfehlen wir diese Schilderung dem Leser: sie ist ernst gemeint, nicht ohne Nachdruck und Wirkung und wohl zu beherzigen. Nebenbei versteht es sich von selbst, daß ein Mann wie Maltravers nicht leben kann, ohne verliebt zu seyn: er braucht das so nöthig, wie die Luft zum Athmen. Wir sehen ihn einer geistreichen Schönheit nach der anderen zu Füßen liegen, während die unglückliche Alice Mutter geworden ist und in Gottes weiter Welt verlassen umherirrt. Der Autor nimmt sich ihrer an, eine freundliche Lady und ein überaus freundlicher Gentleman, — Letzterer eine etwas verdächtige Person, über welche man im ganzen Buche nicht ins Reine kommt, — interessiren sich für das Mädchen. Sie ist nun wohl aufgehoben und verschwindet ganz und gar von der Scene. Der Verfasser scheint auch gar nicht mehr an sie zu denken. Etliche Dutzend Kapitel später begegnet uns eine Lady, die Gemahlin eines vornehmen und angesehenen Mannes, welche Witwe und zuletzt gar Gräfin wird, indem sie einen Pair des Königreiches heirathet. Ueber der Herkunft und den früheren Schicksalen dieser Dame liegt ein geheimnißvolles Dunkel: es wird nicht gesagt, aber es scheint, wir sollen aus mehreren Andeutungen errathen, daß sie Niemand anders ist, als die von Ernst längst vergessene Alice. Hätten wir dem Autor etwas vorzuschreiben, wir würden uns diese willkürliche und gar zu bequeme Manier, die Leute glücklich zu machen, durchaus verbitten. Daß uns zugemuthet wird, uns den Inhalt der früheren Kapitel gewissermaßen ganz aus dem Sinne zu schlagen, uns über die größten Unwahrscheinlichkeiten hinwegzusetzen, einen so auffallenden Schicksalswechsel im Leben einer Hauptperson gelten zu lassen, ohne

*) Vgl. Nr. 121 des Magazins, wo wir bereits unter „Mannigfaltiges" eine kurze Notiz über diesen den Deutschen gewidmeten Roman gegeben haben.

nach dem Wie und Warum zu fragen, und uns so ohne Weiteres in die erneuerte Bekanntschaft und Situation zu finden, welche herbeizuführen dem Autor beliebt, — das Alles möchte noch hingehen. Aber wir dürfen nicht ohne strenge Rüge lassen, daß der Verfasser sich auf solche Weise, durch ein wahres Taschenspieler-Kunststück, den ernsteren und höheren Anforderungen entzieht, die wir an ihn richten dürfen; daß er ein Verhältniß einleitet, einen Knoten schürzt und dann zur Lösung der moralischen Verwickelungen nicht an sittliche Ideen und Kräfte, sondern an Glücksfälle appellirt. Besteht die poetische Gerechtigkeit in solchen ganz äußerlichen Behelfen? — Indeß, wozu ereifern wir uns? Revenons à nos moutons. Ernst Maltravers liebt die Lady Florence Lascelles, er wird mit aller Gluth und Innigkeit wiedergeliebt; Alles läßt sich aufs schönste zum fröhlichen Ende an, — denn Alice, die unterdeß unter die gräßliche Haube gebracht ist, wird ja wohl gegen das Glück des vielgeprüften Helden keinen Einspruch thun. Aber Ernst hat einen Nebenbuhler, und Lady Florence hat einen bösen Vetter; die Beiden spinnen eine Intrigue an und säen Eifersucht und Verdacht zwischen dem Liebespaare. Es kommt so weit, daß die Lady einen Zweifel an der Redlichkeit und Treue ihres Verehrers ausdrückt; sein Stolz empört sich; sie brechen mit einander. Zu spät bereut sie ihr Unrecht, wird krank und stirbt, aber nicht ohne vorhergegangene Aussöhnung mit dem Geliebten, der die Verleumder entlarvt und sich glänzend gerechtfertigt hat. Und damit ist die Geschichte aus. In einer kurzen Nachschrift macht Herr Bulwer uns Hoffnung, daß wir die Fortsetzung in einer künftigen Geschichte zu lesen bekommen.

(Schluß folgt.)

Hirta, die Jäger-Insel.

(Schluß.)

Wir konnten den Jägern nicht ohne staunende Bewunderung zusehen, so kühn, rasch und behend waren alle ihre Bewegungen, so blitzschnell folgten sie auf einander. Strecken von mehreren hundert Fuß wanden sie sich an der Klippe herunter und wieder herauf in Zeit von wenigen Minuten. Ich sah sie, in der Schlinge hängend, sich recht eigentlich von der Höhe des Felsenrandes herunterstürzen, während nur die Hand und der Leib ihres Kameraden das andere Ende des Seils festhielt, so wohlgemuth, mit solcher Zuversicht, als müßten sie sich an eiserne Säulen und Haken gekettet. Diese Jagd ist gewiß die halsbrechendste in der ganzen Welt, und doch ist es fast beispiellos, daß sich ein Unfall dabei ereignet, so groß ist ihre Gewandtheit und Geistesgegenwart, so stark und nervig ihre Arme, und hauptsächlich so unverwüstlich und dauerhaft ihre Stricke. Diese Jagdseile, mit äußerster Sorgfalt bereitet, gehen von Generation zu Generation als das theuerste Erbstück der Familie. Sie sind das wichtigste, unentbehrlichste Geräth und zugleich ein Gegenstand des Luxus bei diesen Insulanern; sie wetteifern, wer das längste, das schönste, das festeste habe. In dem Testamente eines Vaters ist das Seil immer das Hauptvermächtniß, wovon der allererste Artikel handelt. Um eine Tochter, die das Jagdseil der Familie erbt, reißen sich die jungen Burschen. Das mit Salz abgegerbte Leder widersteht der Zeit und Fäulniß; nur die lederne Scheide reibt sich an den Felsen ab und wird dünn. Alsdann wird sie sorgfältig ausgebessert oder durch eine neue ersetzt; das innere aus Riemen geflochtene Seil liegt daher beständig geschützt und wird so gut wie gar nicht angegriffen. So lange die Insel steht, ist noch kein solcher Strick bei der Jagd gerissen. Nur bei stürmischem Wetter ist wirkliche Gefahr vorhanden, besonders wenn der Nordwest-Sturm mit Wuth gegen die hohe Mauer des Conachan anprallt; doch lassen sich die verwegenen, abgehärteten Jäger oft auch durch drohende Wetter-Anzeichen nicht abhalten, ihrem gewohnten Geschäfte nachzugehen. Dann wird auf dem Gipfel des Berges der Donner der Brandung von unten wohl hörbar; dann fegt die Windsbraut heulend über die Felswand, bald auf-, bald abwärts; sie packt die Vögel, die an dem Felsen Schutz suchen, und reißt sie wirbelnd, kreischend mit fort; sie schleudert den Jäger, der sich ihr an dem schwanken Stricke aussetzt, in weiten Kreisen durch die Luft und wirft ihn gegen das Gestein, daß die Eier, die er im Busen gesammelt hat, zerschellen und seinen Knochen Zermalmung droht. — Sonst aber, wenn ein Unglück geschähe, könnte nur die eigene Ungeschicklichkeit des Vogelfängers oder die Tücke des Kameraden Schuld seyn, welcher das Seil hält, woran der Andere sich herabläßt. „Nur einmal", versicherte der Prediger — wir waren nämlich, nachdem wir unsere Lust am Schießen gebüßt, auf die Terrasse des Gipfels zurückgekehrt und lagen im Gespräch auf dem Rasen hingestreckt, die Jäger, das Gestade und das weite Meer vor Augen — „nur ein einziges Mal hat sich ein Fall der letzten Art zugetragen, und der Böswicht war kein Sankt-Kildaer, sondern ein Irländer. Er nannte sich Power. Ein Jahr vor meiner Ankunft, im Sommer 1821, hatten ihn Amerikanische Korsaren, mit denen er sich überworfen haben mochte, an der Insel ausgesetzt. Er blieb bei den Einwohnern zu Gaste, wußte die Zuneigung der treuherzigen Leute zu gewinnen, wurde einer der gewandtesten und verwegensten Kumpane bei der Vogeljagd, war unerschöpflich an Liedern und Geschichten, womit er den jungen Leuten die Zeit kürzte, und lebte unter ihnen wie ein Kamerad und einer ihres Gleichen. Nach seiner Heimath zurückzukehren, zeigte er kein Verlangen und ließ mehrmals, als Europäische Schiffe an der Insel landeten, die Gelegenheit unbenutzt. Auch merkte man, daß er sein Auge auf eines der schönsten Mädchen von St. Kilda warf, die aber bereits mit einem jungen Burschen Namens Harris, Power's vertrautestem Freunde, verlobt war. An einem stürmischen Morgen wußte Power den arglosen tollkühnen Jüngling zur Jagd hier hinauf zu locken. Was eben zwischen ihnen vorgegangen seyn mag, können wir nur nach den Aussagen zweier Anderen, die in einiger Entfernung gleichfalls die Jagd versuchten, vermuthen. Diese versicherten, es habe sich zwischen dem eben stehenden Power und dem am Seile zwischen Himmel und Erde schwebenden Harris ein lauter und heftiger Wortwechsel entsponnen; darauf wurden sie im Herzueilen gewahr, wie Power ein Messer zog, das Seil durchzuschneiden; Harris aber, als er die tückische Absicht erkannte und sein Leben wehrlos in den Händen des Böswichts sah, schleuderte mit unbändiger Kraft, deren seine Wuth und Verzweiflung ihn fähig machte, ein scharfes losgerissenes Felsenstück gegen seinen Feind in die Höhe; Power stürzte, an der Stirn blutend, und mit einem gewaltigen Schwung des Seiles zog Harris ihn sich nach. Man fand Beide zerschmettert auf den Felsenzacken liegen, die das Meer zur Zeit der Ebbe am Fuße des Conachan bloß läßt; das Seil hielt sie noch im Tode zusammen."

Die Erzählung würde peinliche Nachgedanken in uns erweckt haben; allein Sir Thomas war nicht der Mann, solche bei sich und bei Anderen aufkommen zu lassen. Indem er zu seiner Linken seewärts blickte, sah er „Kitty" in der Bai liegen und den Schornstein auf dem Hinterdeck gar einladend dampfen. Der Duft der Küche schien bis hier herauf in seine Nase zu dringen. „Nimmt denn die Jagd kein Ende? 's ist hohe Essenszeit; heda, einen Klepper, Ihr guten Leute, einen Klepper, ganz St. Kilda um einen Klepper!" So rief er mit aller Macht seiner Lungen. Man brachte das Thier, Sir Thomas lud sich ihm auf den Rücken, und rasch bergab ging die Prozession. Wir ließen unsere Pferdchen den Weg suchen, die Insulaner nahmen den übrigen gerade aus, über Stock und Stein, und unter der Last von Vögeln und Eiern, womit sie bedeckt und behangen waren, sahen sie gar nicht menschlichen Gestalten ähnlich. „Das wird einen guten Schmaus heute Abend im Dorfe geben", bemerkte Sir Thomas und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, denn der unbequeme Ritt auf dem Kildaer Gaul strengte den korpulenten Herrn etwas an. „Nicht besser noch schlechter als alle Tage", versetzte der Prediger: „das Vogelwildpret ist im Sommer die tägliche Kost, die niemals ausgeht, und im Winter, wenn die Vögel wegziehen, kommen die Fische: dafür hat der liebe Herrgott gesorgt." — „Nun hatte ich Recht zu sagen", wendete sich Sir Thomas zu mir, „daß Hirta ein gelobtes Land, ein Paradies im Atlantischen Ocean ist! Wo ist noch ein Land in der Welt, wo der Acker Getraide vollauf giebt, und der Berg Wildpret vollauf, die Heerden Fleisch und Milch, und das Wasser Fische vollauf? vollauf, sag' ich, das heißt so, daß Alle davon Nahrung haben in Ueberfluß, — ein Land, wo man nichts zu kaufen und zu bezahlen braucht, wo der Boden und seine Frucht Allen gemeinschaftlich gehört? Wenn hier das Utopien der Philosophen und Dichter nicht verwirklicht ist, wo denn?" — „Gewiß", nahm ich das Wort, „es ist ein glückliches Eiland. Mag der Krieg auf beiden Hemisphären der Welt wüthen, ihre Ruhe stört kein Kanonendonner. Mögen sie anderwärts Millionen Leichen auf den Feldern des Ruhmes einscharren, auf St. Kilda wird nur der Natur ihr letzter friedlicher Zoll entrichtet. Dafür wissen sie freilich nicht, was Rang und Stand, was Kreuze und Ordensbänder sind, was Lordschaft und Excellenz, was Times, Courier und Sun, was O'Connell und was ein Pair von England. Sie liegen gar nicht weit von Irland, und der große Agitator sieht sie nichts an; noch näher an Schottland, und haben mit Schottischen Steuereinnehmern nichts zu theilen; was sie jährlich dem Laird drüben schicken, ist mehr ein freundliches Geschenk, als ein Tribut. Regierung und Gesetz, sie bedürfen beider nicht; sie haben ja auch keinen Arzt, und es schadet ihnen nicht an Gesundheit und langem Leben. Ihre einzige Arbeit ist die Jagd, das Vergnügen unserer großen Herren, und die verschafft ihnen reichlichen Unterhalt, warme Kleidung und ein Bett von weichstem Flaum für die Nacht. Ihre Wünsche und Bedürfnisse sind in einen mäßigen leicht auszufüllenden Kreis gebannt: hier muß das Glück wohnen, oder wo sonst?" — „Wo sonst?" rief Sir Thomas mit Nachdruck: „an einer wohlbesetzten Tafel, sollt' ich meinen; und darauf sollen Sie mir heute noch Antwort sagen, hochwürdiger Herr! Sie haben doch Ihre Zusage von gestern nicht vergessen. Dort auf der „Kitty" ist angerichtet, doppelt, aus Ihrer St. Kildaer und meiner Englischen Küche. Nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich von den guten Leuten aus diesem Eden keinen mit einlade. Ich will ihr Glück und ihre Zufriedenheit nicht zu Grunde richten: ich will sie nicht Genüsse kennen lehren, wovon sie jetzt nicht träumen; ich will keine ewig unerfüllbaren Wünsche in ihnen rege machen." — So sprach der alte Herr, halb patbetisch, halb mit Lachen, als wir schon am steinigten Gestade der Bai abgestiegen waren. Der Herr Prediger ließ sich gar nicht nöthigen, uns zu begleiten, und sprach bei Tafel den Gerichten wacker zu. Er fand unsere Braten, Frikassees und Pasteten von Reh, Birkhühnern und Fasanen vortrefflich, aber auch wir mußten seinem auf St. Kildaer Manier im Ofen gebackenen Gänsebraten gleiche Ehre widerfahren lassen; er mundete in der That ausgezeichnet. Was den Portwein und Champagner betraf, so erklärte der Mann Gottes unumwunden und bewies es reichlich durch die That, daß sie ihm viel vorzüglicher schienen, als das Wasser des Tobermory-Bad. Sir Thomas nahm diese Freimüthigkeit ungemein hoch auf, und bei einem ausgebrachten Toast auf das Wohl der Einwohner von Hirta und ihres hochwürdigen Predigers erklärte er dem Letzteren mit einem kordialen Händedruck: „Herr, Sie gefallen mir!" Mit diesem Kompliment war Sir Thomas eben nicht freigebig, und es lag darin immer die Anerkennung, daß der so Belobte wie ein Bürstenbinder gegessen und wie ein durstiger Schwamm getrunken hatte. Der Geistliche blieb die Nacht über an Bord und nahm erst früh am Morgen in dem Augenblicke Abschied, da der Engineer der „Kitty" sich anschickte, ihre Rädersloffen in Bewegung zu setzen. Aber, heu quantum mutatus ab illo! Am Abend zuvor, ehe er im Winkel der Kajüte einnickte, war er munterem und freudigen Herzens gewesen, wie König David, als er vor der Arche tanzte; jetzt sah er gar trüb und übernächtig aus, der arme Mann mit langem, eingefallenem, verdrießlichem Gesicht. „Hahnemann der Homöopath hat Recht", bemerkte Sir Thomas lachend, „jede Arzenei hat eine

primitive und eine sekundäre Wirkung. Der fromme Herr spürt jetzt die sekundäre an sich; er laborirt an der melancholischen Reaction gegen eine zu reichliche Mahlzeit." — „ Und die Reaction scheint allerdings im geraden Verhältniß zur Action zu stehen." — „Desto besser; nun wird er erst recht beredt seyn, wenn er seinen Kirchengängern Mäßigkeit und Nüchternheit predigt; er wird aus Gottes Wort, aus der Vernunft und aus der Erfahrung sprechen." — „Das braucht er den Leuten auf St. Kilda nicht erst zu predigen, wo sich die Nüchternheit schon von selbst macht." — „Auch wahr; ich rede immer, als wären wir noch oder schon wieder in Glasgow. Uebrigens in siebenzig Stunden sind wir dort, wenn der Wind nicht konträr geht. Holla, — rief er dem Enginner zu, — laßt „Kitty'n" immer ein Bischen die Zügel schießen, wenn's seyn kann." — Das Quadrigium setzte sich in Galopp nach dem Eingange der Bai zu. „Hurrah!" grüßte Sir Thomas und schwenkte den Hut zum Lebewohl gegen das Ufer hinüber, wo der Geistliche unter einem halben Dutzend seiner Pfarrkinder stand, welche die Neugier so früh heruntergetrieben hatte, und uns träumend und wehmüthig nachsah, als wäre er gern mit von dannen gefahren. „Hurrah!" rief er zurück und suchte durch starkes Hut- und Tuchschwenken seine Melancholie abzuschütteln; „Hurrah!" schrieen die Insulaner im Chor. So nahmen wir von St. Kilda Abschied. — Gegen Abend des dritten Tages zogen wir über Irongate in Glasgow ein, wurden von tausend Arbeitsleuten und Matrosen in die Rippen gestoßen, vom Klappern der Maschinen betäubt, vom Gaslicht geblendet, von Steinkohlendampf eingeräuchert. Wir merkten wohl, wir befanden uns nun wieder im klassischen Lande, wo Industrie und Wohlstand zu Hause ist, im Lande der Dampfschiffe, der Eisenbahnen, der Porter- und Ale-Krüge, des Riesen-Zeitungs-Formats; mit einem Wort, wir waren auf Britischem Boden. Fr. Mercey.

Bibliographie.

Universal history, on the basis of geography. — 2 Bde. 12 Sh.

The protestant missions vindicated. — Von J. Hough. 4 Sh.

The life of Sir Edward Coke; with memoirs of his contemporaries. — Von E. W. Johnson. 2 Bde.

Wanderings and excursions in South-Wales. — Von Thomas Roscoe.

Bibliotheca scholastica; or a scholastic dictionary, describing the manners, customs, institutions etc. of the ancient Egyptians, Assyrians, Greeks, Romans, Normans etc. — Von P. U. Nuthall.

Ostindien.

Die Dayakdal's auf der Insel Borneo.

(Aus der Holländischen Militair-Zeitung.)

Zu Anfang des Jahres 1836 schickte die Holländische Behörde aus Banjermassing, dem Hauptorte der östlichen und südlichen Küste von Borneo, einige Abgeordnete an den Groß-Dayak, um die gewöhnliche Schatzung bei ihm zu erheben. Diese Personen wurden von der Bevölkerung der Kampong's (Dörfer) im Gebiete dieses Fürsten angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr mit ihrem Gefolge niedergemetzelt. In Folge dieses Ereignisses beschloß Herr Goldman, der Holländische Resident auf Borneo, von einer kleinen Truppen-Abtheilung begleitet, nach dem Gebiete des Groß-Dayak aufzubrechen und, nach geschehener Untersuchung des Vorgefallenen, auf die Auslieferung der Schuldigen zu dringen.

Ober-Befehlshaber der Truppen an der Süd- und Ost-Küste von Borneo war Capitain Albert Hendrits, ein Offizier, der sich von 1831 bis 1833 in dem Kriege an Sumatra's Westküste sowohl durch seine militairischen Eigenschaften, als durch die Gabe, das Zutrauen der Eingebornen in hohem Grade zu gewinnen, vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Mit Wunden bedeckt, hatte dieser tapfere Offizier den Kriegs-Schauplatz in Sumatra verlassen; er befand sich damals in einem Zustande, der keinen aktiven Dienst von seiner Seite mehr hoffen ließ; aber der Aufenthalt an der Küste von Borneo war seiner Gesundheit so förderlich, daß er um die Zeit, als Herr Goldman in das Gebiet des Groß-Dayak sich begab, an die Spitze der Eskorte treten konnte.

Am 42sten Tage nach ihrem Aufbruch von Banjermassing kehrte die Expedition zurück. Der Resident hatte seinen Zweck vollkommen erreicht, obschon es nicht eben zu bedeutenden kriegerischen Operationen gekommen war. Im August 1836 schrieb Capitain Hendrits an einen seiner ehemaligen Chefs einen Brief, in welchem er die Sitten und Gebräuche der Eingebornen schildert, die er auf seinem Zuge kennen gelernt hatte. Nachstehendes sind einige Auszüge aus diesem Schreiben:

„Nach sechzehntägigem Marsche kamen wir in das Gebiet der Dayakdal's, die bei unserer Annäherung in ihre Wälder flohen. Die Bevölkerung von achtzehn Kampong's hatte an der Niedermetzelung unserer Abgeordneten Theil genommen. In der Nähe des ersten Kotta (eines Bezirks von drei Kampong's) begab ich mich, von einer Abtheilung Infanterie gedeckt, mit einem Cochornschen Mörser nach dem Walde und ließ einige Granaten in die Dickichte werfen. Bald flammte an verschiedenen Stellen Feuer auf, besonders da, wo der Boden mit Allang-Allang (einer sehr trockenen Binse, die 4 bis 5 Fuß Höhe erreicht) bewachsen war. In ihrer Noth schickten uns die Flüchtlinge zwei Stammes-Oberhäupter; diese flehten um Schonung und versprachen zugleich, daß sie und ihre Untergebenen jeder Strafe, die wir ihnen aufzulegen für gut fänden, sich unterwerfen würden. — Die Dayakdal's kehrten nun in ihre Kampong's zurück, und wir setzten unseren Marsch fort. Bei jedem Kampong wurden uns die vornehmsten Schuldigen, die Waffen unserer Abgeordneten und überhaupt das Kriegsgeräth des ganzen Dorfes ausgeliefert. Außerdem erhielten wir, dem Adat oder Herkommen*) gemäß, eine Entschädigung von 300 Gulden für jeden Erschlagenen, und forthin war von diesem Handel nicht mehr die Rede."

„Die Dayakdal's sind Leute von hohem Wuchs und starkem Körperbau. Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß und sind beredsam wie die Advokaten, obschon sie weder lesen noch schreiben können. Die Männer sind vom Kopfe bis zu den Füßen tätowirt; aus der Ferne gesehen, nehmen sie sich fast wie Ungarische Husaren aus: sie tragen ein Stück Leinewand von etwa sechs Zoll Breite, in Form eines Ueberschlags (rabat), das vermittelst eines Degengehenks am Körper befestigt ist; dieser Ueberschlag hängt über die Kniee herab, das Degengehenk aber ist mit dem Hauptbaar erlegter Feinde und mit Zähnen von Tigern und Kaimanen geschmückt. Die Häuptlinge winden sich ein Tuch in Form eines Turbans um den Kopf. Männer und Frauen tragen große Ringe aus Horn in den Ohren, die mit Flittergold überzogen sind. Den Frauen liegen ihre Röcke so knapp an, daß es ihnen Mühe kostet, einen Fuß vor den anderen zu setzen; ihr Gang ist ein wahres Trippeln und Hüpfen. An der inneren Seite des Weiberrockes (Kain) sind drei bis sechs Reifen aus Binsen befestigt, und zwar so, daß der Kain um die Hüften weit, unterhalb der Kniee aber beinahe geschlossen ist. Dazu kommt noch eine Art Schnürleib, Slindang genannt. Einen wesentlichen Theil ihres Schmuckes bilden viele kupferne Arm-Ringe, von der Handwurzel bis zum Ellbogen, die, wenn sie blank geputzt sind, recht hübsch aussehen."

„Wenn die Dayakdal's etwas Wichtiges vorhaben, so beobachten sie den Flug der Vögel. Sie gewöhnen selbst wilde Vögel daran, auf ihren Ruf zu kommen und Futter zu holen. Fliegt nun der Vogel, wenn er getroffen hat, der Gegend zu, wohin der Dayakdal zur Ausführung seines Vorhabens sich wenden will, so bedeutet dies einen guten Erfolg; im entgegengesetzten Falle aber wird das Projekt aufgegeben, oder man sucht sein Ziel auf Umwegen zu erreichen. Die Dayakdal's glauben an Seelenwanderung; sie bilden sich ein, daß der Tugendhafte in einem künftigen Leben ein Vogel seyn werde."

„Die Waffen des Dayakdal's sind: ein Klewang, eine ausgehöhlte Lanze, genannt Soempit-an, deren er sich auch als Blaserohr bedient, um vergiftete Pfeile gegen den Feind zu blasen, ein Köcher und ein hölzerner Schild. Wenn er zum Kampfe auszieht, schirmt ihn außerdem eine Art Waffenrock, der mit Watte gefüttert und mit Wändern und Muscheln besetzt ist. Dieses eigenthümliche Kleidungsstück hat oben eine Oeffnung, um den Kopf hindurch zu lassen; es reicht vorn bisan die Schenkel und hinten bis an das Kreuz; der schärfste Pfeil kann nicht hindurchdringen. Die Pfeile, welche der Dayakdal mit seiner mächtigen Lunge durch das Soempit-an bläst, sind tödlich, wenn der Verwundete nicht auf der Stelle ein Gegengift anwendet. Es entsteht eine bedeutende Geschwulst, und das Gift verbreitet sich schnell im Blute. Einreibungen mit einer salzigen Substanz werden als das wirksame Gegenmittel empfohlen. Der Klewang ist diejenige Waffe, mit welcher man Köpfe abhaut. Ein geübter Kämpfer trennt den Kopf seines Feindes auf Einen Hieb, der gewöhnlich die Mitte des Nackens trifft, von dem Rumpfe."

„Wo drei kleine Dörfer oder Kampong's beisammen stehen, befindet sich alle Mal ein Fort (Kotta oder Benting genannt), mit einer Art von großer Kaserne, die Jedermann bei dringender Gefahr als Zuflucht dient. Eine Verpfählung aus Pallisaden von Eichenholz, die 16 bis 20 Fuß hoch sind, umschließt eine kreisförmige Gallerie oder eine zweite Reihe Pallisaden, die man in der Quere an die äußere Reihe befestigt. Auf der Gallerie ruht ein Boden in Form einer Brustwehr, den das äußere Pfahlwerk nur um vier Fuß überragt. Hier schaaren sich die Belagerten, mit ihren Blaseröhren in der Faust, und begrüßen die Stürmenden mit einem Hagel vergifteter Pfeile, die nur selten ihr Ziel verfehlen. In einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt bringen diese Pfeile noch gefährliche Wunden bei. Ein Benting ist unbezwinglich, wenn es eine wachsame und tapfere Besatzung hat, und wenn die Angreifer nur der gewöhnlichen Waffen des Landes sich bedienen. Auch versuchen die Dayakdal's öfter Ausfälle und Ueberfälle, um dadurch endlose Belagerungen abzukürzen; sie trachten, ihre Feinde zu umgehen, fallen dann mit dem Klewang über sie her und schlagen ihnen die Köpfe herunter. Die abgehauenen Köpfe werden als Trophäen vom Schlachtfelde heimgebracht. Dann beeilen sich die Frauen, diese Köpfe symmetrisch aufzustellen; der mit Ruhm bedeckte Kämpfer erhält einen Typiau (Hut), mit Pfauen-Federn geschmückt, und ein Feierkleid; so aufgeputzt, macht er wahre Bocksprünge um das gräßliche Schaugerüste, während ein weiblicher Chor unter Begleitung des furchtbar dröhnenden Gong Schlachtlieder singt. Hat die rasende Lustigkeit, der man sich wohl 24 Stunden lang überläßt, endlich ausgetobt, so werden die Köpfe von der Bühne genommen und wandern in das Schädel-Magazin ihres Eigenthümers. Wer die meisten abgehauenen Köpfe besitzt, der ist König; oft findet man in einem einzigen Hause 100 bis 150 dieser furchtbaren Trophäen. Auch stellen die Dayakdal's diese Todtenköpfe auf Balken von 30 bis 40 Fuß Höhe, als eine Ehrenwache ihrer Idole. Die letzteren schnitzen sie mit dem Messer; es sind ziemlich regelmäßige Figuren von Menschen, Tigern, Katzen u. s. w. So lange ein Dayakdal keinen Feindeskopf vom Rumpfe getrennt hat, schätzt man ihn sehr gering, das weibliche Geschlecht will gar nichts von ihm wissen."

„Die Dayakdal's lieben das Schweinefleisch über die Maßen. Die Schweine bewohnen das Erdgeschoß der Häuser und die Menschen den oberen Stock. Wenn ein Schwein geschlachtet werden soll, so bindet man es an einen langen Strick und tödtet es unter lautem Gesang

*) Adat ('adet) gehört zu der nicht unbeträchtlichen Zahl Arabischer Wörter, welche durch den Völkerverkehr, namentlich durch merkantilische und zum Theil auch durch religiöse Beziehungen in den Malayischen Sprachen Eingang gefunden. Seine Wurzel ist 'awd, wiederkehren, im Hebräischen 'od, wieder, noch, und 'eda, Gewohnheit. A. d. U.

mit Lanzenstößen. Es ist abscheulich anzusehen, mit welcher Gier Männer, Frauen und Kinder über das frisch geschlachtete Rüsselvieh herfallen und mit dem aufgefangenen Blute sich die Gesichter färben. Sie stecken sogar ihre Hände in die Wunden des Schweines und langen das geronnene Blut hervor, welches ebenfalls zu dieser ekelhaften Toilette dient."

„Wenn ein Dayakdal stirbt, so verbrennt man seinen Körper. Diese Verbrennung soll den Hingeschiedenen gegen die Strapazen abhärten, die er auf seiner Wanderung durch Wälder, Wüsten und das glühende Thal Gehenna zu bestehen hat. War der Verstorbene ein reicher Mann und Besitzer von Sklaven, so fragt man die Letzteren, ob sie ihrem Herrn ins Jenseits folgen wollen, um seinen seligen Geist zu bedienen. Ist ihnen das genehm, so tödtet man sie unter großem Gepränge mit Lanzenstichen und verbrennt ihre Körper. Ein Sklave, der auf diese Ehre Verzicht leistet, wird mit Verachtung behandelt und an den Meistbietenden verkauft."

„In jedem Kampong unterhält man einen Trupp Choristinnen oder weibliche Barden, die zu Kranken und Verwundeten, aber auch zu Einem, der über Projekten brütet, gerufen werden. Diese Bachantinnen erhitzen mit ihrem wilden Gesang, dem sie durch Begleitung seltsam dröhnender Instrumente einen wahrhaft dämonischen Charakter geben, die ohnehin sehr erregbare Phantasie ihrer Zuhörer."

„Als wir den feindlichen Kampong's gegenüber waren, zeigten sich die uns befreundeten Häuptlinge mit Einem Male kleinmüthig und unentschlossen. Der Resident, welcher diese veränderte Stimmung bemerkte, ordnete sogleich ein Fest an: er traktirte unsere Bundesgenossen mit Schweinefleisch und Arak und ließ ihnen, als der Abend herbeikam, durch 25 Sängerinnen einen Ohrenschmaus geben. Diesen Letzteren wurde brav zugeredet, daß sie ihr ganzes Talent aufbieten möchten, um den ausglimmenden Muth der Häuptlinge wieder anzufachen, und sie erfüllten — nicht vergebens, wie sie denn auch nicht umsonst gebrüllt hatten. Am nächsten Morgen war Alles gerüstet; doch wollten die Häuptlinge, bevor sie uns zu den Verstecken der flüchtigen Dayakdal's geleiteten, noch einen prophetischen Vogel fliegen sehen. Einer unter ihnen ging, mit Futterkörnern in der Hand, etwas abseits und schrie und lockte wohl eine Stunde lang, indem er von Zeit zu Zeit einiges Futter an den Boden streute. Endlich hielt er mit schon heiserer Stimme eine wahre Harangue an den unsichtbaren Vogel: „Ich bin", sprach er, „Dein alter Sklave Rateen Anam; beschäme mich doch nicht vor dem Residenten, dem Commandeur, den Prinzen des Königlichen Hauses, den Häuptlingen Mankoe, Boemie u. s. w." Da erschien plötzlich der heißersehnte Prophet, flog ein paar Augenblicke über unseren Köpfen im Kreise herum, verunreinigte Einen von uns und schlug dann, vermuthlich aus Schrecken vor dem Anblick aller dieser fremden Gesichter, eine entgegengesetzte Richtung ein. Das war für unsere Alliirten ein Donnerschlag; Tjelaka! (böses Omen) schrie Alles wie aus Einem Munde, und Hoffnungslosigkeit war auf jedem Gesichte zu lesen. In diesem kritischen Moment ließ Herr Goldmann den Augurn zu sich kommen, drückte ihm etwas Geld in die Hand und schärfte ihm ein, den Uebrigen zu sagen, der Flug dieses Vogels sey kein sicheres Wahrzeichen eines schlimmen Erfolgs gewesen, indem er (der Vogel) zu wiederholten Malen die günstige Richtung habe einschlagen wollen. Diese List gelang; denn hier wie anderwärts ist ein goldener oder silberner Beweisgrund der unwiderstehlichste."

„Die Ableistung eines Eides ist bei den Dayakdal's immer etwas sehr Feierliches. Ein Greis zählt dem Eidesleistenden die Verbindlichkeiten her, die er übernimmt, und macht ihm eine furchtbare Schilderung von den Strafen des Meineids. Während diese Formel gesprochen wird, verbrennt man Räucherwerk und übergiebt dann dem Schwörenden einen in der Mitte bezeichneten Stock; hierauf muß er sich seiner ganzen Länge nach auf einen Baumstamm legen und, ohne den Kopf zu erheben, den Stock mit seinem Klewang in der Mitte entzwei hauen. Gelingt ihm dieses Kunststück, so glaubt man seinem Schwure unbedingt. Wenn ein sehr zweifelhafter Rechtsfall obwaltet, so läßt man die Parteien in Gegenwart der Schiedsmänner in einem Flusse untertauchen. Wer es am längsten unter dem Wasser aushält, der hat den Prozeß gewonnen."

Mannigfaltiges.

— Deutsche Philosophie in Frankreich. Der Baron Barchou von Penhoen, der früher schon einige philosophische Abhandlungen von Werth herausgegeben, hat jetzt eine „Geschichte der Deutschen Philosophie von Leibnitz bis Hegel" erscheinen lassen.*) Schon die beiden Abgränzungen seines Gegenstandes zeigen, daß sich der Verfasser mit demselben vertraut gemacht hat; denn wie wenig ist selbst in Deutschland Leibnitz's Einfluß auf die spätere Philosophie anerkannt worden; erst die neuere Zeit erwirbt sich das Verdienst, diesen großen Geist wieder vollkommen zu würdigen.**) Aber Herr Barchou de Penhoen geht noch weiter zurück; er sucht die Quellen der Deutschen Philosophie in Descartes, Mallebranche und Spinoza, was allerdings auch schon Andere, aber nicht mit so geistvoller Auffassung, gethan haben. Er knüpft namentlich auch an den weniger bei uns gekannten Mallebranche an, den er in genetischen Zusammenhang mit den theosophischen Tendenzen und den religiösen Ausgangspunkten der Deutschen Philosophie bringt. Während sich, sagt er, der Deutsche Leibnitz des Cartesianischen Idealismus und der philosophischen Gotteslehre des Mallebranche als der mächtigsten Waffen gegen den Empirismus Locke's bediente, ward dieser gerade in Frankreich, der Wiege jener beiden Männer, von Condillac ergriffen und so die Grundlage des seichten Materialismus. Das Bestreben, seinem Vaterlande den Ursprung der Deutschen Philosophie zu vindiziren, wird dem Verfasser bei der Gerechtigkeit, die er den späteren philosophischen Richtungen der beiden Länder zu Theil werden läßt, gewiß nicht verargt oder als ein bloßer Eitelkeits-Patriotismus ausgelegt werden. In Leibnitz erkennt er und weist in die Keime nach zu den vier späteren Perioden von Kant, Fichte, Schelling und Hegel, die sich in jenem umfassenden Genie erblicken und erkennen müßten, wie eine ganze Familie mit ihren bereits variirten Gesichtszügen sich in dem Bildnisse des gemeinschaftlichen Urgroßvaters wiederfinde. Christian Wolf wird als historischer Uebergangspunkt von Leibnitz zu Kant dargestellt; er wird der mathematische Apostel der Moral, der Vater des protestantischen Rationalismus genannt, der Leibnitz's Herrschaft um ein halbes Jahrhundert verlängert und sie seinem Nachfolger bereits in einem Deutschen Gewand überliefert habe. Herr Barchou geht nunmehr zur kritischen Philosophie über, deren wesentliche Unterscheidungs-Merkmale von allen früheren und späteren Systemen er nachweist, während er seine Leser zugleich mit den drei Hauptwerken Kant's so wie mit dessen Gegnern bekannt macht, unter denen er besonders Jacobi und Fichte, als eigentlich Deutsche Naturen, hervorhebt. Der erste Band seines Werkes schließt mit Fichte, und der zweite wird zur Naturphilosophie, zu Schelling und Hegel, übergehen. Wir glauben, die Franzosen haben an diesem Lehrbuche der Deutschen Philosophie eine tüchtige neue Erwerbung gemacht, die ihnen in der Folge noch viele Früchte tragen wird. Dazu, d. h. zu den guten Früchten, können wir jedoch die Rezension nicht zählen, die Herr T. Toussenel über dieses Buch im Temps hat abdrucken lassen. Trotzdem, daß Herr Barchou seine Deutschen Meister nicht bloß verstanden, sondern auch ihrer ganzen Bedeutung nach aufgefaßt hat, will doch Herr Toussenel in einer Geschichte der Deutschen Philosophie nichts weiter als eine Geschichte des Unverständlichen erkennen. Die gewöhnlichen Klagen über Dunkelheit und Sprachverwirrung, die nur von denen wiederholt werden, die nicht einsehen wollen, daß die Sprache des abstrakten Gedankens sich, ihrer Natur nach, von der einer Unterhaltung über Dinge des täglichen Lebens oder der angewandten Wissenschaft wesentlich unterscheiden muß, werden von Herrn Toussenel in Französischer Weise noch übertrieben, und der Kuriosität halber, oder auch, weil man selbst aus einem Anscheine von Wahrheit immer etwas lernen kann, setzen wir hier einige seiner Bemerkungen hin. „Die Deutschen Schriftsteller", sagt er, „haben die Gewohnheit, über allgemeine Gegenstände für eine kleine Anzahl von Lesern, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, für einige Particuliers zu schreiben; die Französischen dagegen schreiben über partikuläre Gegenstände für die Allgemeinheit der Leser: es ist dies die Geschichte aller unserer Memoiren, die nichts weniger als Geschichte sind. Die kleine Anzahl von Lesern, für die der Deutsche Schriftsteller geschrieben, ist ganz stolz und nicht wenig eifersüchtig auf ihre gelehrte Dunkelheit, und mit fanatischem Eifer vertheidigt diese kleine Anzahl von Gläubigen den Schleier, der das Heiligthum verdeckt. Wehe dem unklugen Jünger, dem Renegaten, der es vielleicht unternimmt, die Deutschen Philosophen populair zu machen und zum Gebrauche des großen Publikums in einfacher und verständlicher Sprache das zu wiederholen, was die Meister in dunkle Formeln eingehüllt haben! Heutzutage giebt es vielleicht in ganz Deutschland zweihundert, die das verstehen, was seine Philosophen zu sagen haben. Wenn nun zufällig ein Ausländer, ein Franzose, seinen Landsleuten die Mysterien der Deutschen Philosophie zu erklären sucht, dann ist es nicht mehr bloß die Sache der Zweihundert, sondern ganz Deutschland erhebt sich gegen den Frevler, und nun beginnt eine „querelle d'Allemand." Ob der Franzose Gutes oder Böses von Deutschland gesagt hat: davon ist nicht die Rede; er hat sich herausgenommen, es verstehen zu wollen, und das ist ein Verbrechen, das man ihm nicht verzeihen kann. Das philosophische Deutschland nimmt alle unsere Komplimente mit vornehmer Verachtung hin, wie eine Sprödе, die sich über die Lobeserhebungen eines Gecken lustig macht, von dem sie fürchtet, es möchte den Anschein haben, als habe er sie zu genau kennen gelernt. Was ich hier sage, ist die Geschichte der Frau von Staël, Cousins, Lherminiers, und dies wird wahrscheinlich auch das Schicksal des Herrn Barchou seyn*). Die Deutschen nennen Frau von Staël, die ihr ganzes Leben lang sie besungen hat, eine indiskrete Schwätzerin (!); sie spotten über Herrn Cousin, der ihrer Philosophie so glänzende Formen geliehen; sie weisen Herrn Lherminier zurück, der ihnen höchst loyal eine philosophische Allianz angeboten hat; sie werden selbst über Herrn Barchou ein Anathem ergehen lassen, obwohl er es so gut mit ihrer Wissenschaft meint." — Mit unserer gegenwärtigen kurzen Anzeige können wir uns zwar nicht als eine Stimme aus Deutschland geltend machen, aber so rasch ist doch wohl noch kein Prophet Lügen gestraft worden, als Herr Toussenel durch unsere einleitenden Worte. Wenn Herr Barchou der erste Franzose ist, der die Deutschen Philosophen richtig aufgefaßt hat, weil er nicht, wie seine Vorgänger, ohne die Deutsche Sprache zu kennen, an die Deutsche Wissenschaft gegangen ist, so wird es wohl auch nicht auffallen dürfen, wenn er in Frankreich die ersten wohlbegründeten Lorbeern auf diesem Felde ärndtet.

*) Histoire de la philosophie allemande, depuis Leibnitz jusqu'a Hégel, par le Baron Barchou de Penhoen. Vol. I.

**) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf Leibnitz's Deutsche Schriften, herausgegeben von Hr. Guhrauer, deren erster Theil so eben bei Veit und Comp. in Berlin erscheint.

*) Frau von Staël hat, trotz ihrer vielen unrichtigen Auffassungen Deutschen Geistes, doch nirgends so viele Verwunderer gehabt, als in Deutschland; Cousin rühmte sich, Eklektiker zu seyn und nicht die Deutschen selbst, sondern nur das Aroma ihrer Philosophie wiederzugeben; Lherminier ist nicht Philosoph, sondern Jurist, und Herrn Barchou prophezeihen wir ein besseres Schicksal, als sein Landsmann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Mittwoch den 1. November 1837.

Moldau und Wallachei.

Die Zigeuner der Moldau und Wallachei.

Nach M. v. Kogalnitschan.*)

Alle Europäische Chroniken besagen, daß das Nomaden-Volk der Zigeuner zuerst in der Moldau sich gezeigt. Um von Indien, seinem Stammlande, nach Europa zu kommen, mußte es ja auch das Schwarze Meer passiren, bis zu welchem die Moldau damals sich erstreckte. Die ersten Zigeuner-Horden erschienen daselbst 1417, im neunzehnten Jahre von Alexander's des Guten Regierung. Von diesem Fürstenthum aus verbreiteten sie sich dann in die Wallachei, Transsylvanien, Ungarn und endlich über das ganze übrige Europa. Mit Benutzung des Irrwahns der damaligen Zeit in Bezug auf geheime Künste, legten sie sich einen Aegyptischen Ursprung bei; und eben daher schreibt sich auch, daß die Ungarn sie den Pharaonen-Stamm, die Franzosen, Engländer und Spanier Egyptiens, Gypsies und Gitanos nennen. Selber ohne einen eigenen Kultus, übten sie immer scheinbar den des Landes, in das sie gerade hinein wollten, und wußten auf diese Weise überall Duldung zu finden.

In größerer Anzahl, als in allen anderen Ländern, blieben sie in der Moldau, wo Alexander der Gute ihnen Luft und Land zum Durchstreifen und Feuer und Eisen zum Schmieden gewährte, und in der Wallachei. Doch verloren sie daselbst das köstlichste aller Güter, die Freiheit.**) Sie und ihre Abkömmlinge wurden Sklaven, wie sie es noch heute sind, so daß in den beiden Fürstenthümern ihr Name sogar gleichbedeutend mit der Bezeichnung von Sklaven geworden ist. Der Civil-Kodex der Moldau von 1833 spricht von ihnen im Wesentlichen, wie folgt:

Obgleich die Sklaverei dem natürlichen Rechte der Menschen zuwiderläuft, besteht sie dennoch in diesem Fürstenthume schon von alten Zeiten her, indeß nicht in dem Sinne, wie bei den alten Römern; denn hier erstreckt sich die Gewalt aus dem Eigenthums-Rechte an Sklaven unter keiner Bedingung bis auf das Leben, sondern nur über das Vermögen derselben, und auch über dieses bloß, wenn die Sklaven entweder keine rechtmäßige Erben, als Aeltern oder Kinder, nachlassen oder ihrer Herrschaft durch Vergehungen irgend einen Verlust zugezogen haben. Demnach werden bei uns die Sklaven keinesweges wie Sachen behandelt, sondern so weit ihre Handlungen und Verträge, ihre Rechte und Verpflichtungen Jedermann (ihre Herrschaft ausgenommen) angehen, gelten sie für Personen, und stehen als solche nicht nur unter der Verbindlichkeit, sondern auch unter dem Schutze der Landes-Gesetze.

Zwischen Freien und Sklaven kann keine rechtmäßige Ehe stattfinden. Ist zwischen solchen dennoch, aus Unkenntniß des gegentheiligen Standes, eine Verbindung geschlossen worden, so soll sie nicht aufgelöst werden, wenn der freie Theil der Herrschaft des unfreien Kontrahenten, binnen 30 Jahren nach dessen unrechtmäßigem Austritt aus dem Eigenthum seiner Herrschaft, den Werth erstatten will oder kann. — Ist solche Verbindung aber vom freien Kontrahenten mala fide eingegangen, so wird nicht nur diese aufgehoben, sondern der schuldige Theil auch mit Erlegung des Werthes seines Mitkontrahenten in die Gnadenkasse***), zur Strafe, angesehen, und der Sklave seiner Herrschaft zurückgegeben, wenn diese vorher weder ihn freilassen, noch einen Preis vom anderen Gatten (damit die Verbindung nicht getrennt würde) annehmen wollt. — Ist dagegen eine solche Verbindung erweislich mit Einwilligung oder auch nur mit Wissen der Herrschaft des unfreien Kontrahenten geschlossen worden, so soll die Herrschaft nicht nur den Sklaven verlieren, indem dieser frei und die Verbindung nicht getrennt wird, sondern, des Beispiels wegen, auch mit einem Verweise angesehen werden.

Alle Kinder aus einer jeden, gleichviel, ob gültig oder ungültig befundenen, Verbindung zwischen Freien und Unfreien sind frei; denn die Freiheit des einen Gatten soll für überwiegend angesehen werden und die Menschenliebe in solchem Falle, auf Grund des Kirchen- wie des Naturrechtes, vorwalten.

Die aus fremden Staaten zu uns gekommenen Sklaven, die, nach einem alten Landes-Gebrauch, der Regierung de jure gehören, werden frei, sobald sie sich mit einer freien Person verheirathet haben, gleichviel, ob derselben ihr Stand bekannt gewesen, oder nicht. Ihre Verbindung ist gültig, und Niemand soll es wagen, sie anzufechten.

Eine Heirath unter Sklaven kann nur mit Bewilligung ihrer Herrschaft stattfinden.

Der Preis von Sklaven ist, nach Maßgabe des Alters, der Geschicklichkeit und Anlagen, vom Tribunale zu bestimmen.

Ist eine Sklavin die Beischläferin ihres Herrn gewesen und von diesem bei seinen Lebzeiten nicht freigelassen worden, so soll sie nach seinem Tode frei seyn. Eben so ihre mit ihm erzeugten Kinder.

Die Eigenthümer von Sklaven und ihre rechtmäßigen Erben dürfen immer und von Jedermann ihre flüchtig gewordenen Sklaven vindiziren; denn die Verjährung tritt für Sklaven in unserem Fürstenthume nicht ein.

Freigelassene dürfen ungehindert mit Freigeborenen sich verheirathen, nur weder mit einer Tochter, Nichte, noch anderen Verwandtin ihrer gewesenen Herrschaft, noch mit der Tochter eines Adligen.

Der Sklave darf ohne Wissen seiner Herrschaft eine Erbschaft weder ausschlagen, noch annehmen. Haus, Garten und Scheune dagegen darf er, vermöge Gewohnheitrechts, zu eigen haben, aber weder Pachtungen, noch große Ländereien.

Fast dieselben Gesetze bestehen auch für die Sklaven in der Walachei.

In beiden Fürstenthümern sind alle Sklaven entweder Kron- oder Privat-Sklaven. Die Familien-Zahl der ersteren beträgt in der Moldau 3851, in der Wallachei 3300.

Die Kron Zigeuner zuvörderst zerfallen in vier Klassen:

1) Die Rudari oder Aurari, mit dem ausschließlichen Rechte, das Gold aus dem Fluß- und Berg-Sande aufzusuchen, wofür ein Jeder von ihnen drei oder vier Dramen (Drachmen Romänisch dramu, dramuri), d. h. $\frac{1}{200}$ oder $\frac{1}{100}$ einer Oca, als Nadelgeld an die Fürstin zahlt. Zur Zeit des Fürsten Kantemir empfing die Fürstin der Moldau auf solche Weise 1600 Dramen oder 4 Oca reinen Goldes; und die Gemahlin Stephan Racovitza's von der Walachei erhielt im Jahre 1764 von ihren 240 Aurarn 1254 Dramen feinen Goldes, oder etwa 3½ Oca. Heute aber ist dieses Gewerbe so einträglich nicht mehr.

2) Die Ursari oder Bärenführer, auch uns bekannt, wie sie mit ihren in den Karpathen ganz jung eingefangenen Bären überall umherziehen, um deren Künste im Tanzen u. s. w. für Geld sehen zu lassen, nachdem sie den Thieren, um Schaden zu verhüten, die Zähne und Klauen abgefeilt und die Augen, mittelst Feuers, ein wenig geblendet haben. Diese Ursari, von denen einige auch Roßtäuscher sind, entrichten der Regierung eine jährliche Abgabe von 20 bis 30 Piastern (2 bis 3 Thaler).

3) Die Lingurari oder Holzlöffelmacher, welche außer dem Stücke, dem sie ihren Namen verdanken, auch noch jede andere Art von Geräthschaften in Holz verfertigen und gleichen Tribut wie die Ursari bezahlen. Sie sind die civilisirtesten aller vier Klassen und fangen sogar schon an, sich feste Wohnungen zu bauen.

4) Die Lăieşi, Herumtreiber ohne festes Gewerbe: bald Maurer, bald Schmiede, bald Kammmacher. Diese sind die verworfensten aller Zigeuner und dennoch die unbeschränktesten; denn sie dürfen das ganze Fürstenthum durchziehen und haben, gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs von 30 Piastern an den Staat, die Freiheit, ihre Pferde bei allen Wegen und Dörfern weiden zu lassen. Die Mehrzahl derselben lebt nur von Diebstahl und Raub; denn, obgleich ungemein geschickt in Allem, was sie vornehmen, arbeiten sie doch sehr wenig und verbringen den Tag lieber mit Schlafen, die Nacht mit Maroderen. Thun sie aber ja einmal etwas, so haben die Arbeiten in Eisen ihren Vorzug: sie machen Schlösser, Schlüssel, Nägel, Pflugeisen, Ohrgehänge und Fingerringe für die Bäuerinnen. Zur Verfertigung aller dieser plumpen Arbeiten führen sie beständig ein tragbares Schmiedezeug mit sich. Früher waren es überhaupt die Zigeuner, welche die Gewehre, Lanzen, Säbel, Bomben und alles andere Feldzeug anfertigten. — Während die Männer arbeiten oder schlafen, durchstreichen die Weiber die Straßen, um Träume auszulegen und den Wißbegierigen Geld oder junge treue Gatten zu prophezeien. An allen Sonntagen und den (in der Moldau und Wallachei eben nicht seltenen) Festen besetzen sie die Eingänge der Kirchen, um das Mitleid der Besucher zu erregen, indem sie kleine Kinder (nicht selten auch nur als solche angezogene Puppen) an der Brust tragen und für krank, ja wohl gar todt ausgeben. Nach der Messe suchen sie die Paläste der Bojaren und die Häuser der

*) Vgl. Nr. 120 des Magazins, wo wir zuerst auf dessen Exquisse sur les Cigains aufmerksam gemacht. Gegenwärtig ist nun auch desselben Verfassers „Geschichte der Moldau und Wallachei" erschienen, auf die wir später noch zurückkommen werden.

**) Während sie in Ungarn schon 1496 unter eigenen selbstgewählten Häuptern und Richtern (Agiles) standen, deren Oberhaupt der vom Palatine selber aus ihnen erwählte Woywod, mit dem Ungarischen Edelmanns-Titel Egregius, war.

***) In der Moldau diejenige Staats-Kasse, welche die Pensionen für alte Beamte und deren Witwen oder überhaupt an alle Hülfsbedürftige auszahlt.

Bürger beim, wobei sie, unter dem Vorgeben, Almosen zu erbitten, mit beispielloser Dreistigkeit in die Zimmer dringen, um, wenn sie Niemand darin finden, zu stehlen, was ihnen gerade gefällt, und zwar unglücklicherweise fast immer, ohne entdeckt zu werden.

Keine dieser vier Klassen hat eigentlich feste Wohnungen. Im Sommer kampiren sie unter Zelten; den Winter verbringen sie unter Erd-Hütten, wozu sie das Material aus den Wäldern sich holen. Jederzeit aber verweilen sie in der Nähe von Dörfern, theils, um Arbeit zu finden, theils, um ihrem Hange zum Stehlen nachgeben zu können. Je zehn bis funfzehn Familien (sálassu, sálassuri) stehen unter der Gerichtsbarkeit eines Mannes, der von ihnen selber gewählt, von den Moldauern und Wallachen Jude oder Richter genannt wird und von einem Bulubassa, in Ungarn und Transsylvanien auch Woywod genannt, abhängt. Der Kandidat zu einer solchen Stelle muß aus einer Familie abstammen, die schon Bulubassen geliefert hat, sich besser kleiden, als die Anderen, von reifem Alter und imponirendem Wuchs und Ansehen seyn. Die Wahl geschieht unter freiem Himmel; der Erwählte wird, wie ehemals die Fränkischen Könige, auf den Schultern der Männer dreimal emporgehoben, der Versammlung gezeigt, die ihn mit allgemeinem Freudengeschrei begrüßt. Nach beendigter Feierlichkeit gehen die Zigeuner so stolz aus einander, wie Kurfürsten, die so eben einen Kaiser erwählt. Die Richter und Bulubassen werden von dem Groß-Waffenmeister des Fürstenthums bestätigt, an den die Letzteren, die anderwärts wohl auch Zigeuner-Könige genannt werden, den Tribut abliefern müssen, den sie durch die Richter einsammeln lassen. Derselbe bestimmt auch die Taxe, die sie zu bezahlen haben, macht ihnen den Willen der Regierung bekannt und ist ihr Richter in letzter Instanz. Daher fürchten die Zigeuner ihn mehr, als den Fürsten selber. Die Richter und Bulubassen sind, um vor der Menge sich auszuzeichnen, fast immer zu Pferde und haben das Recht, einen Bart zu tragen, ein langes Kleid von Purpur, gelbe oder rothe Stiefeln, eine Mütze von Lammfell, welche der Phrygischen nicht unähnlich ist, und, an einem Bandeliere, eine kleine Peitsche mit drei Riemen, mit welcher diejenigen ihrer Leute, die sich bei einem Diebstahle ertappen lassen oder ein anderes Vergehen begangen haben, gewissenhaft und von Rechtswegen bestraft werden. Die Bulubassen besonders üben eine ziemlich ausgedehnte Autorität über ihre Mitbrüder: sie sind deren Richter in erster und zweiter Instanz, erhalten zwei Prozente von dem Tribute, den sie erheben lassen, und haben das Recht, Schuldige selber zu bestrafen. Doch stehen sie immer unter Kontrolle der Behörde des Ortes, bei welchem ihre Untergebenen sich gerade aufhalten.

Die Privat-Sklaven gehören entweder Klöstern oder Bojaren und zerfallen in die beiden Klassen der Lăieşsi und der Bătrassi.

Die Lăieşsi der Privatpersonen leben eben so wie die der Krone. Nach Gefallen schweifen auch sie unter ihren Richtern umher; doch zahlen sie nicht der Regierung, sondern dem Kloster oder dem Bojar, von welchem sie abhängig sind, Tribut. Haben diese etwa irgend einen Bau auszuführen, so sind ihre Lăieşsi gehalten, dabei als Maurer zu arbeiten, und erhalten dafür täglich zu ihrer Beköstigung einen Piaster oder $2\frac{1}{2}$ Sgr.

Die Bătrassi dagegen haben feste Wohnsitze und sind überhaupt nur noch dem Namen nach Zigeuner; denn Sitten und Gebräuche dieser ihrer nomadischen Stammgenossen haben sie so ganz und gar abgelegt, daß sie von den Moldauern und Wallachen kaum noch zu unterscheiden sind, da sie selbst ihre ursprüngliche Sprache völlig vergessen haben. Einige Bătrassen wohnen in Dörfern und sind, bei fortwährender Besorgung des Landbaus, zu gleicher Zeit oft Barbiere, Schneider, Schuhmacher und Hufschmiede. Die Mehrzahl jedoch wohnt in Städten, in Bojaren-Häusern, wo die Männer als Schneider, Bäcker, Maurer, Kutscher, oder in der Küche arbeiten, während die Weiber die Zimmer reinigen und bohnen, die Wäsche besorgen, schneidern und, wodurch sie besonders sich auszeichnen, Hand- und Taschen-Tücher in Gold und Silber sticken. Bei den kleinen Bojaren sind die Zigeuner Diener und Köche. Weil es aber in ihrer Küchenwirthschaft unbeschreiblich schmutzig hergeht, da sie in diesem Punkte die Sitte (oder Unsitte) ihrer nomadischen Stammbrüder durchgehends beibehalten, so sind auch die Tafeln ihrer Herrschaften überaus unappetitlich.

In dem Hause eines jeden Edelmannes giebt es einen Straf-Kodex für die Sklaven, die ein Versehen begangen haben. Früher bestrafte man den Schuldigen, indem man ihn mit der Fálanga züchtigen ließ: Ein außerordentlich hartes, durch das gegenwärtige organische Staats-Reglement abgestelltes Straf-Verfahren, eine Art von Bastonnade, darin bestehend, daß man dem Sträflinge liegend die Füße an einen großen Steck band, den zwei Männer dann so hoch hoben, daß der Unglückliche nur mit dem Kopf und mit dem Obertheile des Rückens am Boden aufliegen blieb, während ihm die bloßen Fußsohlen mit Ruthen gepeitscht wurden. Heutzutage wird ein Zigeuner, der eine Strafe verschuldet, nur schlechtweg ausgepeitscht, bei vielen Bojaren sogar bloß für einige Zeit eingesperrt. Ist er aber etwa entlaufen, so werden ihm, sobald man seiner wieder habhaft geworden, die sogenannten Hörner, ein Halsband mit Eisenspitzen, die ihn im Schlaf außerordentlich inkommodiren, angelegt.

Unter den Bătrassi-Zigeunern findet man übrigens auch die besten Musiker der Moldau und Wallachei. Ohne alle Kenntniß der Noten, genügt es einem solchen oft, eine Mozartsche Sonate oder eine Beethovensche Symphonie ein einziges Mal gehört zu haben, um sie, nicht selten mit mehr Takt, Genauigkeit und Talent, als sein Vorspieler bewiesen, wiederzugeben! Ja, mehr als einen Zigeuner hab' ich zu Jassy in das Französische Theater, die Violine unter dem Arm, eintreten, die Ouverture und andere Stücke der weißen Dame z. B. leise begleiten gesehen und nach dem Schlusse der Oper die ganze Musik, die er so eben erst kennen gelernt, mit viel größerem Talente, als den ersten Virtuosen des Orchesters, ausführen gehört!! Die Instrumente der Zigeuner sind: die Violine, auf welcher sie gewöhnlich unübertroffene Meisterschaft an den Tag legen; die Cobza, ein Mandolinen-artiges, ihnen ganz eigenthümliches Instrument mit neun Seiten; das Naiu oder die Pansflöte; das Tamburin und das Moscalu oder die alte Syrinx, wofür sie gleichfalls ein ungemeines Talent besitzen, so daß auch der Bruder des Schach von Persien, der als Gesandter an Napoleon abgeschickt worden, auf seiner Heimkehr aus Frankreich, 1810, in der Wallachei über den musikalischen Geschmack der Zigeuner überhaupt ganz erstaunt war, am meisten jedoch über ihre Fertigkeit eben auf der Syrinx, und selber gestand, daß sie hierin sogar die Perser übertrafen, welche doch dieses Blase-Instrumentes so vorzüglich Meister sind. Aber sie spielen nicht allein so ausgezeichnet, sondern komponiren auch selber eben so vortrefflich; und die Namen Suceawă, Angheluzzâ und Barbă sind in den beiden Fürstenthümern allgemein bekannt; der Name des in Pesth lebenden Cibari aber über in ganz Ungarn wieder. Die Zigeuner begleiten die Volks-Melodien die sie spielen, immer mit ihrem Gesange und haben in der Regel sehr schöne Stimmen, durch die sie ihre Zuhörer nicht selten so in Entzücken versetzen, daß diese von der Tafel aufspringen und zwei oder drei Dukaten oder Türkische Rupien den Musikern an den Kopf werfen.

In schönen Sommer-Nächten erklingen alle Straßen Jassy's von Instrumenten und Jubelrufen. Da erblickt man den Bojaren, der mit einer ganzen Gesellschaft spazieren geht, vor sich her Europäische Musik; denn auch bei uns fängt man bereits an, Alles zu verachten, was einheimisch ist. Dort sieht man einen freien Bauern, der seine Fuhre Heu oder Holz verkauft hat, nun auch sich erlustigen will und deshalb, nachdem er bis zehn Uhr in einer Schenke gezecht, ins Freie schreitet, unter dem Vortritte von zwei Musikanten, die seine Lieblingsstückchen spielen und singen, daß ihnen die Kehlen platzen möchten, während der stolze Landmann, die Brust offen, die Hände auf dem Rücken in einander gelegt, oder auf den Gevatter gestützt, in diesen Augenblicken des Frohsinns alle seine Plagen, alle Bedrückungen, die er von seinem Verwalter oder vom Steuer-Einnehmer zu dulden hat, selig vergißt.

(Schluß folgt.)

England.

Ernst Maltravers, von E. L. Bulwer.

(Schluß.)

Wir tadeln an diesem Romane nicht, daß er ein Stückwerk ist, und daß er ohne eine sogenannte Befriedigung abschließt. Das Leben selbst ist eben auch Stückwerk und läßt uns Abschluß und Befriedigung vermissen. Daß Maltravers mit solcher Leichtigkeit aus einer Leidenschaft in die andere verfällt und doch jede ihn ganz beherrscht, auch dies finden wir richtig. Wer reich und unabhängig genug ist, allen Launen seines Geistes nachzuhängen, und gerade Genie genug hat, um sich mit glänzenden Illusionen über die Forderungen alltäglicher Moralität hinwegzusetzen, wird dergleichen oft an sich erleben. Aber daß der Held so gedankenlos ist, daß er sich selbst, daß er die Welt nicht kennt, daß er, jedes dauernden Vorsatzes unmächtig, von unstäten Trieben und Erregungen beherrscht wird, ohne nur dagegen anzukämpfen, dies scheint uns verfehlt; einen solchen Charakter hat Bulwer offenbar nicht zeichnen wollen. Um uns den Unterschied, die weite Kluft zwischen Genie und Lebensverstand anschaulich zu machen, durfte er jenes nicht in so unedler Schwächlichkeit, so ohne sittlichen Halt darstellen. — Mit einem Wort, die Anlage des Romans im Großen, die Fabel, die Charaktergebung erscheint mißglückt. Aber hin und wieder sind uns im Lesen vortreffliche Stellen begegnet, aus welchen der Grundgedanke, die Moral des Buches mit großer Beredsamkeit und Klarheit hervorleuchtet. Dergleichen kommt oft ganz unvermuthet, in einem Zusammenhange, wo man es gar nicht erwartet.

Es ist von den Memoiren, überhaupt von den geringfügigeren Erzeugnissen der Französischen Literatur im 18ten Jahrhundert die Rede, „Gerade diesen", sagt Maltravers, „wohnt oft ein eigenthümlicher Reiz bei. Man übersieht gern ihre Mittelmäßigkeit und hält die Schwächen ihrer Zartheit und Feinheit zu gut. So sind die Memoiren der Madame d'Epinay. Sie war selbst nicht tugendhaft, aber sie hatte Sinn für Tugend und liebte sie an Anderen; sie war kein geniales Weib, aber wie eine zitternde Blume empfänglich für den Anhauch des Genius. Vielen Menschen hat die Natur das Temperament und die Neigungen des Genies, aber nicht seine thätige und schaffende Kraft verliehen; das Genie, kann man sagen, steckt bei ihnen mehr im Nervensystem als in der Intelligenz; sie haben ein lebhaftes Gefühls-, aber ein schwaches Ausdrucksvermögen. Die Alt-Französische Civilisation, das höfische Zeitalter der beiden Ludwige hat viel dergleichen Charaktere hervorgebracht, in den Memoiren begegnen sie und enthüllen sich uns. Es ist interessant, diese empfindbaren, empfindungsreichen Gemüther im Kampfe gegen die geistige Lethargie, den inhaltsleeren Pomp, den einschläfernden Glanz ihrer gesellschaftlichen Umgebung zu beobachten. Wir mögen daraus lernen; es kann uns Manches heimkommen. Viele unter uns" — hier ließ Maltravers die Stimme sinken — „Viele werden in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eigenes Bild sehen." — Wir haben die Stelle unterstrichen, in welcher der Kern der ganzen Sentenz steckt. Sie paßt auf den Redner selbst; hat es Bulwer so gewollt? wirft er seinen Helden unter die Leute mit genialem Temperament ohne wahre geniale Kraft? Wir würden die Frage bejahen, wenn wir nur überhaupt erst wüßten, ob er mit dem ganzen Buche etwas gewollt hat.

Wir setzen das Portrait der Frau von Saint-Ventadour her, das in der That meisterhaft gezeichnet ist. Sie repräsentirt eine zahlreiche Klasse von Frauen der großen Welt; jeder Zug ist nach dem Leben. „Ihre Schönheit und ihr Geist trugen beide das Gepräge der Umgebungen, in denen sie aufgewachsen war. Sie hatte die Gesinnung, die Denkweise der vornehmen Zirkel ganz in sich aufgenommen; von diesen

Standpunkte aus betrachtete, beurtheilte sie Menschen und Dinge. Ihr Geist war glänzend, scharfsinnig, ohne daß dies der Zartheit und weiblichen Feinheit ihrer Empfindungen Eintrag that; ihre Aeußerungen, sinnvoll und gedankenreich, verleugneten doch in Ton und Manier nie die Mode der sogenannten großen Welt. Ihr Witz war schwermüthig und ihre Schwermuth witzig; sie war von selbst, ohne Anleitung, auf die Philosophie der Uebersättigung gerathen, die mit herbem kaustischem Spott das Bewußtseyn ihrer eigenen Trostlosigkeit wegzubannen sucht. Bei dem Leben, welches Frau von Saint-Ventadour führte, blieben Herz und Geist eigentlich ganz unbeschäftigt oder wurden nur aufgeregt, nicht erfüllt und befriedigt. Sie empfand die Hohlheit, die Leerheit dieses Lebens schmerzlich und verachtete Welt und Menschen, die ihr nichts Besseres zu bieten hatten. In ihrer äußeren Erscheinung und Unterhaltung war sie das vollendete Muster einer Französischen Weltdame, eine reizende, geistvolle Aspasia. Solche Frauen ziehen einen großen Männerkreis durch Anmuth und Talent, durch Takt, Würde und Feinheit des Benehmens unwiderstehlich an sich; sie sind nicht bloß Gegenstand einer oberflächlichen, frivolen, gedankenlosen Galanterie. Was sie darüber erhebt und ihren Vorzug vor anderen, mit Schönheit und Talent begabten Frauen ausmacht, ist ihre feine vollendete Welt- und Menschenkenntniß, womit sie alle Verhältnisse der Gesellschaft überschauen und gefällig ordnen; es ist ferner eine verhaltene Wehmuth, eine im Rausche und Glanz des Lebens wohl vergessene, aber hin und wieder hervorbrechende Trauer über ein Lebensloos, welches sie nöthigt, die Gaben des Geistes und die Neigungen des Herzens an Nichtigkeiten zu verschwenden. Solche Frauen sehen wir oft, nach einer in leeren und unechten Genüssen verbrachten Jugend, im Alter zu eben so leeren und unechten Frömmigkeits-Uebungen ihre Zuflucht nehmen. Diese Klasse von Frauen gehört eigens nur den Ländern und den Ständen an, wo uns das bunte, glänzend geschmückte, lustig flatternde und doch auf Gottes Erdboden allergequälteste, allerunseligste Geschöpf begegnet — das aus der Häuslichkeit verbannte Weib."

Maltravers ist ein ganz erstaunlicher Gelehrter. Er kennt die Philosophie, die Poesie, die Geschichte aller Zeiten aus dem Grunde. Die schöne Frau von Saint-Ventadour lernt von ihm, er aber noch mehr von ihr. „Wie viele noch unverstandene Geheimnisse der wirklichen Welt, der nächsten Umgebung erschlossen sich für Ernst Maltravers, indem er aufmerksam zuhörend an Valerien's Lippen hing. Gewiß, den größten Fortschritt in der Klugheit und Weisheit des Lebens macht der junge mit Geist begabte Mann, wenn er seine bisherige Theorie und Erfahrung mit dem Blicke vergleicht, den eine kluge und feinsinnige Frau auf die Welt und auf ihre Umgebung wirft. Erhoben wird er sich vielleicht dadurch nicht fühlen, aber sein Auge wird geschärft, sein Takt geläutert. Der funkelnde Witz, die sprühende Persiflage einer solchen Gesellschafterin setzt tausend kleine, aber schwer aufzufindende Umstände und Verhältnisse ins Licht, die ihm für Menschenkenntniß und Lebenskunst zu Gute kommen. Ohne solchen Umgang kann die Ausbildung des Mannes schwerlich für vollendet gelten."

Die Scene, in welcher es zwischen Ernst und Valerien zum gegenseitigen Bekenntniß ihrer Liebe kommt, scheint uns um der anziehenden Darstellung willen der Mittheilung werth. In einem glänzenden angefüllten Gesellschaftssaal sind die Beiden in ein Zwiegespräch gerathen, welches schnell die Richtung auf ihre Herzens-Angelegenheiten nimmt. „Sie erhob sich und ging ans Fenster. Maltravers stand eine Weile unschlüssig, dann ging er ihr nach. Vielleicht deutete er sich ihre Bewegung bald und bald als eine Aufforderung, ihr zu folgen. Die stille Straße lag vor ihnen mit ihren schwachen spärlichen Lichtern; am Himmel zogen schwere schwarze Wolken, ein paar Sterne schimmerten hindurch; in der Ferne grollte, kaum noch sichtbar, die See. Valerie lehnte an der Fensterbrüstung, durch die Vorhänge den Augen aller Gäste, nur seinen nicht entzogen. Zwischen ihnen stand eine große marmorne Blumenvase. Ein gedämpftes ungewisses Licht spielte um ihr reizendes Antlitz; ihre Wangen schimmerten bleich, ihr ganzes Wesen war weich und schwermüthig. Maltravers fühlte sich von Liebe für die schöne Frau überwältigt. „„Madame"", sagte er, das unterbrochene Gespräch wieder anknüpfend, leise, aber mit zärtlichem Nachdruck: „„einen Irrthum weiß ich, dessen ich mich nie schämen würde.""" — „„Meinen Sie?"" entgegnete Valerie, aus ihren Träumereien auffahrend. Es war keine Affectation; sie hatte wirklich nicht bemerkt, daß er ihr so nahe stand. Sie neigte das Haupt und fing an, die Blumen in der Vase zu zerpflücken: ein gewöhnliches Spiel, mit dem sich Frauen in einer zärtlichen Befangenheit helfen. Maltravers betrachtete die kleine, zarte, beinahe durchsichtig weiße Hand, dann das Gesicht und dann wieder die Hand. Die Blumen, die Vorhänge, das Fenster, Alles schwamm ihm vor den Augen; unwillkürlich, aus unwiderstehlichem Antriebe faßte er die Hand. „„Verzeihst Du mir"", flüsterte er mit stockender Stimme, „„kannst Du mir verzeihen? dieser Irrthum, er läge in meinen Gefühlen für Dich."" Sie bot ihr großes strahlendes Auge zu ihm und antwortete nicht. Er wurde dringender: „„Schilt mich, verhöhne mich, verschmähe, hasse mich, wenn Du willst; Valerie, ich liebe Dich."" Sie entzog ihm ihre Hand und schwieg. Er neigte sich über die Blumen zu ihr: „„O, sprich, laß Dich erbitten, sprich ein einziges Wort!"" Er hielt inne, er horchte mit zurückgehaltenem Athem; keine Antwort kam, aber er hörte sie aufseufzen aus gepreßtem Herzen. Ja, so war es: die vornehme, stolze, hochverständige Weltdame stand in diesem Augenblicke vor ihm, so befangen, ängstlich und schwach, wie das einfältigste Landmädchen bei der Erklärung ihres Liebhabers. Doch war es eine ganz andere Bewegung, die in Valerien vorging und sie für einen Moment der Sprache beraubte, es war ein Kampf ihrer Zärtlichkeit mit der Strenge ihrer Grundsätze, und die letzteren siegten. „„Herr Maltravers"", sagte sie, und ihre Stimme klang hohl, aber durch Anstrengung fest und deutlich: „„der Würfel ist gefallen. Ich verliere einen Freund, für dessen Glück ich nicht leben kann, und für dessen Wohl ich gern mehr als mein Leben hingäbe; ich verliere ihn für immer. Ich hätte es voraussehen sollen, allein ich war verblendet. Kein Wort mehr, kein Wort mehr; für morgen den Abschied, verlassen Sie mich jetzt."" — „„Aber, Valerie! . . . ."" — „„Herr Maltravers"", unterbrach sie ihn mit großem Ernst, und ihre Hand berührte leise die seinige: „„keine größere Qual, als eine Verirrung, deren man sich schämt!""

„Der Verstandesmensch, dieses Idol seichter Köpfe", sagt Helvetius, „ist lange nicht so viel werth, als der durch Leidenschaft erweckte." Von dieser großen Wahrheit, mit der aber wegen ihrer Gefährlichkeit behutsam umzuspringen ist, macht Bulwer eine Nutzanwendung für seinen Helden, nachdem derselbe Valerien entsagt hat. „Maltravers erfuhr an sich", heißt es, „wie viel Reinigendes und Erhebendes in einer echten Herzensneigung liegt. Sogar die Verirrung einer sträflichen Liebe, wenn sie nur nicht mit kaltherziger Selbstsucht festgehalten, wenn sie erkannt und edelmüthig, standhaft niedergekämpft wird, wirkt läuternd und veredelnd; das Gemüth wird gesänftigt, die Seele fühlt sich nach der verstandenen Prüfung freier, größer, fester als vordem, um eine unschätzbare Erfahrung an sich selbst bereichert. Mit der bloßen Philosophie der Vernunftgründe würde man ausreichen, wenn nur Automaten von der Studirstube aus in Bewegung zu setzen wären; aber wer auf der großen lebendigen Weltbühne, wer auf die Herzen wirken will, der braucht eine andere Erfahrung und Weisheit, der muß die Philosophie der Leidenschaften studiren, an Anderen und an sich selbst."

Sehr glücklich stellt Bulwer den Unterschied dar zwischen dem Ehrgeize des seiner Kraft bewußten Genies und der Ruhmbegier schwächerer Geister. „Maltravers fühlte sich eben nicht sehr von Ruhmsucht gestachelt; wahres Genie wird vielleicht am seltensten von dem Verlangen nach Ruf und Auszeichnung aufgeregt. Ein gesunder, gediegener, harmonisch ausgebildeter Geist findet in dem Bewußtseyn dessen, was er vermag, eine gewisse selbstvertrauende Ruhe; er zweifelt gar nicht daran, daß seine Kraft, wenn er sie wirken läßt, auch etwas ihr Angemessenes leisten wird. Talente zweiten Ranges hingegen sind hastig, reizbar, ungeduldig und haschen nach Celebrität; sie messen ihre Ansprüche nicht nach der eigenen Fähigkeit, sondern sie wollen auch erreichen, was Der oder Jener erreicht hat. Sie messen nicht die Höhe des Thurmes, sondern bloß die Länge und Breite seines Schattens und bilden sich ein, sie selbst könnten wohl einen eben so großen werfen. Kleine Leute recken das Knie in die Höhe und strecken sich wie auf Stelzen; die Hochgewachsenen gehen nachlässig gebückt, und je mächtiger der Mann, desto geräuschloser pflegt er einherzuschreiten."

Wo von der schriftstellerischen Laufbahn und den Autor-Erlebnissen Maltravers' die Rede ist, hören wir natürlich Bulwer um so lieber, da er aus eigener reicher Erfahrung spricht. Unter den Gründen, warum Maltravers' Schriften solches Glück gemacht, wird besonders angeführt, daß er sich gehütet habe, seinen Gedanken und seinen Styl im Lohndienste der periodischen Literatur abzunutzen. Für den Neuling in der Literatur sind die Spalten der Journale und Magazine die schlechteste Uebungsschule. „Sich auf diesem Wege dem Publikum mitzutheilen, ist nur für gewiegte Autoren räthlich, die den Reiz der Neuheit verloren, aber dafür einen festen Ruf und einen geltenden Namen erworben haben. Sucht ein solcher Anlaß und häufige Gelegenheit, sich über Politik oder Literatur vernehmen zu lassen, seine Meinungen zu begründen und zu verfechten, so ist eine Zeitschrift der geeignetste Ort hierzu. Ein junger Strebend hingegen, der sich auf diese Weise introduziren will, lasse ja bald davon ab, sonst richtet er seinen Geschmack, seinen Styl und alle seine Aussichten zu Grunde. Er macht das Publikum in Productionen, auf die es nun einmal und wohl mit Recht keinen großen Werth legt, mit seiner Manier vertraut und antizipirt in Zeit weniger Monate, was von Rechtswegen erst nach vielen Jahren der Bekanntschaft eintreten sollte, den Ueberdruß der Leser. Er gewöhnt sich, für momentanen Effekt zu schreiben; er verlegt sich in Styl und Raisonnement auf seichte und glatte Oberflächlichkeit oder auf unechten Witz. Sein Ehrgeiz beschränkt sich darauf, etwas zu leisten, was einen Monat vorhält, bis das neue Heft erscheint. Er verliert den Sinn für Arbeiten, deren Resultat und Ertrag nicht gleich auf der Hand liegt; ernstere Unternehmungen, deren Anerkennung langsam reift, über welche das öffentliche Urtheil sich erst nach Monaten und Jahren feststellt, schrecken ihn zurück. Talentvolle Schriftsteller, die von Jugend auf sich der periodischen Literatur zugewendet haben und dabei geblieben sind, behalten in Ausdruck und Darstellung immer etwas Herbes, Unreifes, Verkrüppeltes. Ihre Celebrität dringt nicht zu allgemeiner Anerkennung durch, sie werden zu Orakeln der Parteien und Koterieen, man wittert immer etwas Gespreiztes und Verschrobenes an ihnen. Unter vielen Zeitgenossen, die ihre begründete Antwartschaft auf einen schönen Nachruhm in der Literatur bei dem Journalwesen verpfändet und kläglich haben verfallen lassen, dürfen wir nur den einzigen Hazlitt nennen."

Junge Autoren mögen diesen schätzbaren Wink beherzigen. Die Stellung eines Schriftstellers in der Gesellschaft, wenn er anfängt, Glück zu machen, wird uns an Maltravers' Beispiel recht lebendig geschildert. „Wer so glücklich ist, mit seinem ersten literarischen Auftreten siegreich Beifall zu ärndten und mit einem zweiten Buche dem Publikum nicht zu mißfallen, hat die beste Aussicht, einen Platz in der Literatur zu behaupten. Aber dann gehen auch seine Plagen an. Mit seinem ersten Produkt macht der angehende Autor sich so wenig Feinde, wie ein Parlaments-Mitglied durch seine Jungfern-Rede. Seine Kollegen sehen ihn noch gar nicht für einen Nebenbuhler an. Hat er Vermögen, wovon er unabhängig leben kann, so getrösten sie sich der sicheren Hoffnung, er werde doch kein regulairer Schriftsteller, keiner „von Profession" werden. Es war eine Laune, er hat die Welt von sich reden machen wollen; er schreibt vielleicht gar nicht mehr, oder sein zweites Buch macht fiasco. Erscheint nun aber wirklich das zweite Buch und macht Glück, so rüttelt es sie aus ihrer Sorglosigkeit auf; die Mißgunst erwacht, die Bosheit beginnt ihr Spiel. Die ganze alte

Schule, alle die Herren, die an den Renten einer längst verschollenen Reputation zehren, fallen über den Eindringling her; überall begegnen ihm saure Gesichter, Spott, Ironie, beißende Rezensionen und Lobsprüche, die mitleidig und herabwürdigend klingen. Der unerfahrene Anfänger geräth schier in Verzweiflung; er sieht sich beim zweiten Schritte auf der Laufbahn weiter vom Ziele zurückgeworfen, als er mit dem ersten vorwärts gekommen."

Was nun folgt, ist offenbar ganz aus Bulwer's eigener Seele und nach dem, was er an sich selbst erlebt hat, gesprochen. „Maltravers wurde bald gewahr, welche veränderte Stellung sein neuer Charakter" — er gehört nämlich jetzt zu den berühmten Schriftstellern des Tages — „ihm in der Welt anwies. Was ihn früher in die Mode gebracht, ihm die erlesensten Zirkel der vornehmen Welt eröffnet, einen Kreis von Bewunderern und Schmeichlern um ihn versammelt hatte, das waren Glücksumstände, die er sich selbst nicht zum Verdienste rechnen konnte, seine Geburt, sein Reichthum, seine Konnexionen. Er hatte darauf wenig Werth gelegt; jetzt sah er sich auf andere Weise, aus anderen Gründen ausgezeichnet und gefeiert. Aber er besaß zu viel echten Stolz, er war über die Eitelkeit gewöhnlicher Geister zu weit hinaus, um sich nicht auch von diesem Treiben angewidert zu fühlen. Man suchte ihn auf, man riß sich um ihn, nicht um seines Talentes, seiner Verdienste, seiner geistigen Vorzüge, sondern lediglich um seiner augenblicklichen Celebrität willen. Als Modeschriftsteller stand er in gleichem Range mit anderen Personen und Dingen, die eben die Modewelt beschäftigten. Man lud ihn ein, nicht sowohl um sich mit ihm zu unterhalten, als vielmehr um ihn im Salon figuriren und von den Leuten begaffen zu lassen. Eine schöne Befriedigung für seinen edlen Ehrgeiz, die Bewunderung der fashionablen Welt mit einer fahrenden Durchlaucht aus Deutschland oder mit einer Compagnie kunstreich dressirter Flöhe zu theilen! Als er nun anfing, manches lästige Entgegenkommen zurückzuweisen, als er dem Geschwätz eleganter Ladies schweigsam und gleichgültig oder gar mit verdrießlich gefalteter Stirn zuhörte, da war es schnell um seine Beliebtheit bei dem „exklusiven" literarischen Publikum geschehen, und auch die früher so beliebten Schriften fanden keine Gnade mehr, nachdem der Autor persönlich diese Gönnerschaft verscherzt hatte. Zum Glück brauchte er wenig danach zu fragen. Auf die große Masse der gebildeten Leser, nicht bloß im eigenen, auch in fremden Ländern, hatte er seine Wirksamkeit berechnet; für ihre Bedürfnisse, für ihre Gesinnungen hatte er geschrieben; er appellirte getrost an ihr Urtheil, und alle Koterieen in der Welt konnten ihm nichts anhaben. Er betrachtete sich als den Vertreter eines großen zahlreichen Ganzen, der sich nicht zu fürchten braucht, Einzelne vor den Kopf zu stoßen, wenn er nur in den Gesinnungen und in dem Vertrauen der überwiegenden Mehrzahl unerschüttert bleibt. Er entzog sich einem schalen müßigen Treiben, aber er sonderte sich darum nicht von der Welt und ihren Bewegungen ab. Er wählte seine Gesellschaft, wie sie ihm zusagte, nahm rüstig und mit Lust an der Polemik und den Interessen des Tages Theil, wenn sie ernste und anregende Gegenstände betrafen; so bereicherte er seine Erfahrung, schärfte er seine Beobachtungsgabe und schuf er sich als Autor, durch freien rückhaltslosen Verkehr mit allen Klassen seiner Mitbürger, einen weiten und fruchtbaren Wirkungskreis."

Einen dunkeln Schatten jedoch auf dieses Gemälde von dem Leben und Beruf eines Schriftstellers wirft die Betrachtung, welche hier den Schluß unserer Mittheilungen machen möge. Sie ist gewiß wahr, vielleicht wahrer als alles Uebrige. „Maltravers stand jetzt in der Blüthe seiner Jahre, er war reich, er erfreute sich der öffentlichen Achtung und Berühmtheit, alle Annehmlichkeiten des Lebens und der Gesellschaft standen ihm zu Gebote. Aber er fühlte sich krank, ernstlich krank. Kein sichtbares bestimmt hervortretendes Leiden, sondern eine allgemeine Ueberreizung des Nervensystems war es, was ihn aufrieb und seine kräftige Constitution untergrub. Das Uebermaß geistiger Anstrengung rächte sich an ihm. In früheren Jahren war er ein eifriger Jäger gewesen; in der Schweiz war er mit den Gemsenjägern zu Berge gestiegen; diese körperliche Abhärtung und Kraftübung hatte der Thätigkeit seines rastlos feurigen Geistes wohlthätig das Gleichgewicht gehalten. Der Uebergang von diesem frischen waidmännischen zu einem studensitzenden Leben, das Durcheinanderarbeiten von tausend Ideen im Kopfe, die Anspannung der geistigen Productionskraft, der Wissensdurst, der ihn Tag und Nacht an seine Studien fesselte — das war mehr als genug, seine Gesundheit zu verwüsten. Wie ist der Schriftsteller in solcher Lage zu bedauern! Wie Wenige haben eine Ahnung von dem, was er leidet, gönnen ihm Theilnahme und Nachsicht! Er setzt seine besten Jahre, seine Gesundheit und seine Jugend an ein hartes mühevolles Frohnwerk; die Arbeit wächst ihm unermeßlich unter den Händen, der Lohn steht weit dahin. Und wie undankbar, wie blind, wie selbstsüchtig ist das Publikum! Frei soll er sich bewegen, ungezwungen soll er seyn, ohne Launen und Eigenheiten, stets munter auf dem Platze, in gefälliger Stimmung, zur Unterhaltung mit den Lesern aufgelegt, als ob er ein Leben führte voller Liebe und Lust, ein Leben, das Leib und Seele frisch und geschmeidig erhält, ein Leben, wie es die Aerzte vorschreiben, die Falten der Stirn auszuglätten und alle Nerven behaglich harmonisch zu stimmen. Noch etwas Anderes fehlte unserem Freunde und ließ ihn bei allen glücklichen Erfolgen seiner Thätigkeit an wahrer Befriedigung darben. Sein Herz war vereinsamt; kein häusliches Band, keine Weibes- und Kindesliebe gewährte ihm eine Erholungsstätte. Bekanntschaften, Freundschaften, zahlreiche Verbindungen in der Welt erwiesen sich zwar erfreulich und anregend, aber der Eindruck ging schnell vorüber; sie vermochten nicht, dauernd zu beglücken und das Leben freundlich zu gestalten."

Aus diesen Proben wird sich der Gehalt und Ton des Buches zur Genüge abnehmen lassen. Wer für die Analyse der Erscheinungen und Charaktere, für innerliche Auffassung und geistige Portrait-Zeichnung Sinn hat, den wird Manches daran erfreuen. Die Romanleser gewöhnlichen Schlages werden sich freilich, wenn sie dieses Buch zur Hand nehmen, in ihren Erwartungen arg getäuscht finden. Der Gesammt-Eindruck hat uns, wir müssen es gestehen, wenig befriedigt; einzelne glänzende Stellen sprechen allerdings durch ihren aus unmittelbarer scharfsichtiger Lebensbeobachtung entlehnten Gehalt ein höheres Interesse an, das für die Mängel des Plans und der Fiction einigermaßen entschädigt.

Griechenland.

Die Vorlesungen an der Universität zu Athen im ersten Halbjahre 1837 (vom Mai bis September).

Der Griechische Courier (ὁ Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος) vom 8. Juni 1837 giebt hierüber folgende Notiz, die wir hier, zugleich als Nachtrag zu der Mittheilung über das Lehrer-Personale an der Universität Athen in Nr. 89 des Magazins von diesem Jahre, ebenfalls geben. Es lesen nämlich danach:

a) von der theologischen Fakultät:

der Dekan Misail Apostolidis Exegese der fünf Bücher Mosis, die er bereits vor einigen Monaten am Gymnasium zu Athen begonnen hatte (dreistündig die Woche),

der außerordentliche Professor Kontogonis Hebräische Archäologie, seit dem 18. Mai (dreistündig);

b) von der juristischen Fakultät:

der Privatdocent Aem. Herzog Einleitung zum Römischen Recht, seit dem 18. Mai (vierstündig);

c) von der medizinischen Fakultät:

der Dekan Anastasios G. Lexlias Anthropologie, seit dem 17. Mai (dreistündig),

der ordentliche Professor Dimitrios Mavrokordates Anatomie, seit dem 19. Mai (dreistündig),

der ordentliche Professor J. Wuros medizinische Encyklopädie, seit dem 26. Mai (zweistündig);

d) von der philosophischen Fakultät:

der Dekan N. Wawwas Einleitung in die Moral-Philosophie, seit dem 13. Mai (dreistündig);

der ordentliche Professor Ludwig Roß die Komödien des Aristophanes und über Chorographie, seit dem 10. Mai (zusammen vierstündig),

der Professor Konst. Negris Arithmetik und Geometrie, seit dem 10. Mai,

der Professor Heinr. Ulrich Erklärung des Horaz und Brutus von Cicero, seit dem 13. Mai (zusammen vierstündig).

Man sieht aus dieser kurzen Uebersicht, daß die wenigsten der ernannten Professoren und Docenten an der am $\frac{1}{13}$. Mai 1837 eingeweihten Universität zu Athen Vorlesungen in dem ersten Halbjahre gehalten haben, und daß namentlich manche Hauptzweige der einzelnen Fakultäten ganz unberücksichtigt geblieben sind; auch soll es, nach öffentlichen Mittheilungen, an Zuhörern gefehlt haben. Indeß ist beides für den Anfang wohl erklärlich, zumal das letztere, da es für den Universitäts-Unterricht in Griechenland an einer erforderlichen und hinreichend breiten Unterlage zur Zeit noch gar zu sehr ermangelt. Eine solche Unterlage kann nur nach und nach durch größere Entwickelung des Elementar- und Gymnasial-Unterrichts gewonnen werden.

Mannigfaltiges.

— Marlowe's Tod. Die Engländer fangen jetzt auch an, einaktige Tragödien nach Art des „Vierundzwanzigsten Februar" zu schreiben, der in England, eben so wie Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" und Fouqué's „Undine", zu den bekanntesten Erzeugnissen der Deutschen Literatur gehört. R. H. Horne heißt der Verfasser des Trauerspieles „Marlowe's Tod", das in einem Akte die ganze Liebes- und Leidensgeschichte des alten Englischen Dichters zusammenfaßt und besonders das Verdienst einer sehr edlen Sprache und leichten Versification hat.

— Robert Southey. Dieser poeta laureatus, dessen „Leben Nelson's" jedoch alle seine gefeierten Verse überdauern wird, hat jetzt angefangen, seine poetischen Werke zu sammeln, die nunmehr in nicht weniger als zehn Bänden erscheinen. Zehn Bände Gedichte! Wer kann und wird diese wohl hinter einander lesen? Indessen ist es vorläufig nur auf das Kaufen und nicht auf das Lesen abgesehen. Der erste Band, der bereits erschienen ist, enthält eine Einleitung zu sämmtlichen Gedichten, in der der Verfasser Rechenschaft über die Geschichte seines poetischen Talentes giebt. Darauf folgt „Joan of Arc" und die „Vision der Jungfrau von Orleans", beides schwache Verherrlichungen der gottbegeisterten Heldin, die nur das Verdienst für sich haben, daß sie zuerst dem poetischen Unglimpf entgegentreten, den die Jungfrau bis dahin von Engländern und Franzosen erfahren hatte. Als Southey's Joan of Arc vor vierzig Jahren in England erschien, machte sie als ein neues Beginnen dieser Art nicht wenig Aufsehen. Seitdem jedoch Schiller's herrliches Drama die schönste Ehrenrettung der Heldin von Orleans geworden, hat Southey's Epos nicht bloß allen Reiz, sondern auch seine eigenthümliche Bedeutung verloren.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Freitag den 3. November 1837.

Frankreich.

Studentenleben in einer Französischen Provinzialstadt.

Die Schuljahre am Gymnasium zu Sorrèze waren beendet, und Eduard Reynier besuchte seinen Oheim, der auf einem Landgute bei Avignon lebte, um bei ihm die Ferien zuzubringen. Seit dem glücklichen Tage, wo er dem Gymnasium für immer Lebewohl gesagt, hatte er sich ganz den ländlichen Vergnügungen hingegeben, ohne sich irgend um die Zukunft zu kümmern; eines Tages jedoch nahm ihn der Oheim bei Seite und sprach: „Es sind jetzt bereits drei volle Monate, mein lieber Eduard, daß Du Dich hier zerstreust und jagst und das lustige Leben eines Landjunkers führst; das ist nun zwar recht schön, denn die Ferien sind dazu bestimmt, und ich habe Dich in Deinen Erholungen nicht stören wollen; jedoch nähern wir uns der Mitte November, und es ist wohl Zeit, auch an ernste Dinge zu denken. Du weißt, daß Du nicht hinlängliche Mittel besitzest, um von den Zinsen Deines Kapitals leben zu können; ja, Dein geringes Vermögen, das ich als Vormund nach bester Einsicht verwaltet und worüber ich Dir genaue Rechnung legen werde, möchte wohl nicht einmal ausreichen, um davon bei einem müßigen Leben selbst nur in unserem schlichten Dorfe zu vegetiren. Du mußt also einen Stand wählen und zu diesem Behuf Deine Studien an der Rechtsschule zu Aix oder an der medizinischen Schule zu Montpellier fortsetzen, da die Medizin und der Gerichtshof die beiden einzigen Carrièren sind, die einem jungen Manne, der nur auf sich angewiesen ist, offen stehen. Ich lasse Dir vollkommen freie Wahl; doch drängt die Zeit, da übermorgen der funfzehnte November ist, d. h. der äußerste Immatriculations-Termin der Hochschulen. Faße daher einen raschen Entschluß und mache Dich reisefertig; denn morgen begiebst Du Dich nach Avignon, und von dort, ganz wie es Dir beliebt, entweder nach Aix oder nach Montpellier."

Am folgenden Tage ging Eduard sorglos und unentschlossen in den Straßen Avignon's umher, denn noch wußte er nicht, ob er ein Schüler der Themis oder des Aeskulap werden sollte. Er hatte zwar einen ehemaligen, einige Jahre älteren Schulkameraden, Namens Laurent, getroffen; jedoch war Laurent zurückhaltend und nicht Willens, die Verantwortlichkeit eines Rathes zu übernehmen. „Wenn Du keinen bestimmten Beruf in Dir fühlst", sagte er, „so überlasse die Entscheidung dem Zufalle; die Aussichten sind auf beiden Seiten gleich, und beide Wege können Dich zu Ehre und Reichthum führen. Jedenfalls aber hast Du die drei schönsten Jahre Deines Lebens vor Dir; denn glaube mir, lieber Eduard, man denkt seiner Studentenzeit stets mit großem Vergnügen." — „Das Nämliche sagte man mir in Betreff der Schuljahre", erwiederte Eduard, „und gleichwohl denke ich derselben eben nicht mit sonderlichem Vergnügen."

„Das ist ein himmelweiter Unterschied! Denn auf der Schule ist man ja ein Sklave, zwischen vier Mauern eingesperrt, und muß die Nase immer in die Bücher stecken; aber als Student bist Du frei und genießest zu gleicher Zeit die beiden größten Güter des Lebens, nämlich Unabhängigkeit und Jugend. Die Welt bietet Dir alle ihre angenehmen Seiten dar, ohne dafür irgend eine Gegenforderung an Dich zu machen; Du wirst vermöge Deines Alters und Deines Standes der Vortheile der Gesellschaft theilhaft, ohne ihre Lasten zu tragen, und bist mit einem Wort Mann den Vergnügungen nach und Schüler in den Pflichten. Einst wirst Du Dich in diese Zeit zurücksehnen, wie ich es schon heute thue, denn ich habe jetzt meine juristischen Studien absolvirt und bin im Begriff, mir ein Notariat zu kaufen; mit den Geschäften sind die Sorgen aber auch schon da! Warum bin ich doch nicht mehr Student in Aix! Wenn Du dorthin gehst, so findest Du daselbst unseren Freund Grambois, der Dir mit seinem Rath beistehen wird; gehst Du nach Montpellier, so wird Mignardet Dich in den blühenden Pfaden der medizinischen Schule leiten."

Als Eduard das Post-Büreau betrat, hatte er noch keinen Entschluß gefaßt. — „Kann ich für heute Abend noch einen Platz bekommen?" — „Wohin?" — „Nach Aix oder Montpellier . . ." — „Nach beiden Orten ist noch ein Platz leer." — Eduard wurde verdrießlich und machte eine unwillige Geberde; er hätte gern keine Wahl gehabt. „Sie können noch", sagte der Beamte, „den Platz Nr. 6 im inneren Wagen nach Montpellier und Nr. 2 im Kabriolet nach Aix bekommen." Dies löste mit einemmale die Schwierigkeit und zog den Reisenden aus der Verlegenheit. Zwischen Nr. 6 im inneren Wagen und Nr. 2 im Kabriolet war nicht lange zu wählen, und Eduard beschloß, Rechte zu studiren.

Die Unentschlossenheit des jungen Musensohns würde früher geendet haben, und zwar aus einem triftigeren Grunde, hätte er gewußt, welche reizende Reisegefährtin er in der Diligence finden würde; denn was ist natürlicher, als daß ein junger Mensch von 18 Jahren sich in Betreff seiner Zukunft durch das Vergnügen bestimmen läßt, mit einer jungen Dame von entzückender Schönheit, Anmuth und Geist zu reisen. Wie oft während der leider gar zu kurzen Stunden dieser Reise wünschte sich Eduard Glück, die Medizin der Gerichtsstube geopfert zu haben! Als er in Aix anlangte, war er in Fräulein Aurelie von la Möle sterblich verliebt.

Laurent hatte Recht, sagte Eduard auf dem Wege nach Grambois' Wohnung zu sich selbst, Laurent hatte vollkommen Recht; ich habe da drei herrliche Jahre vor mir. Wie schön ist doch das Studentenleben! Wie göttlich war das Lächeln, mit dem sie von mir Abschied nahm! Welch' ein Gedanke, mit ihr in einer Stadt wohnen, sie alle Tage sehen zu können! Ich begreife gar nicht, wie ich auch nur einen Augenblick habe an Montpellier denken können; ich habe auch nicht die geringste Neigung, Arzt zu werden. Aber Advokat! das ist etwas ganz Anderes; der Weg führt heutzutage überall hin!

„Was!" rief Grambois, als er Eduard sah, „das ist ja der kleine Reynier aus Sorrèze! Bist Du etwa auch schon Studiosus juris? Wie doch die jungen Burschen uns einholen! Nun gut, ich studire hier, seitdem ich vom Gymnasium abgegangen bin; Du kannst Dir daher leicht denken, daß ich das Terrain kenne, und daß Dir Niemand besser als Leiter und Mentor zu dienen vermag."

Grambois war ein bemooster Haupt; denn das gewöhnliche juristische Triennium hatte sich bei ihm nun schon in ein Septennium ausgedehnt. Und er war nicht der Einzige seiner Art; denn in allen Fakultäten in Paris und den Provinzen findet man dergleichen Säumlinge, dergleichen ewige Studenten, die ihre Studien ins Unendliche verlängern. In Paris sieht man doch aber wenigstens einen Grund dafür, denn das Leben in der Hauptstadt hat für junge Leute allerdings einen großen Reiz; aber in der Provinz und besonders in Aix ist dies unbegreiflich.

„Ja mein Freund", fuhr Grambois fort, „seit sieben Jahren studire ich die Rechte und eile eben nicht sehr, damit zu Ende zu kommen. Ich habe schon mehrere Studenten-Generationen an mir vorüberziehen sehen und werde auch Dich vielleicht an der Hochschule zu Aix überleben. Stelle Dir deshalb nicht etwa vor, daß die Stadt viele Annehmlichkeiten besitzt und ich hier, wie Rinaldo in den Gärten Armida's, durch unbezwinglichen Zauber festgehalten werde; eine solche irrige Vorstellung möchtest Du gar bald verlieren. Aix hat vielmehr gar nichts Anziehendes, und wenn ich dennoch hier bleibe, so kommt dies daher, daß ich gewisse Gewohnheiten, aber keine Kollegia, angenommen habe. Gewohnheit wird zur zweiten Natur und giebt uns auch eine zweite Heimath. Ich finde Gefallen an einem Studentenleben ohne Studien; denn es ist ein Leben, das keine Sorge und keine Unruhe kennt. Der Wechsel, den ich von Hause bezöge, gewährt mir hier ein bequemes Auskommen und würde anderswo und in einer anderen Lage nicht ausreichen. Deswegen also bleibe ich hier, wo ich schon lange bin und ganz nach meinem Gefallen leben kann. Ich mag diesen Zustand der Behaglichkeit nicht fahren lassen, der sich durch die Zeit gleichsam herangebildet hat. Ich habe meinen Stuhl auf der Sonnenseite des öffentlichen Spazierganges vor dem Kaffehause: zum Apollo; im Kaffehause selbst habe ich meinen besonderen Schrank, um darin mein Billardqueue, meine Pfeife und meinen Code Napoléon einzuschließen; im Theater reservirt man mir meinen eigenen Platz, von wo aus ich Publikum und Bühne beherrsche. Meine lange Studirzeit verschafft mir ungewöhnliches Ansehen; man befragt mich über Alles und unterwirft alle schwierige Angelegenheiten meiner Entscheidung; bei allen Duellen bin ich unparteiischer Zeuge; mit einem Wort, ich übe über die Studirenden einen sehr großen Einfluß, eine Art Alters-Präsidentschaft aus. Aber auch die Professoren respektiren mich, denn sie kennen meine Macht; und um mich nur loszuwerden, möchten sie mich gern, wenn ich nur wollte, bei allen Examen ohne irgend eine Einwendung durchkommen lassen; aber ich will noch nicht; denn wie gesagt, ich befinde mich hier recht wohl . . . aber genug von mir gesprochen; wir müssen jetzt an Dich denken und Dir zuvörderst ein Quartier in der besten Gegend verschaffen."

„Wäre es nicht vortheilhaft, wenn ich in der Nähe der Rechtsschule wohnte?" fragte Eduard ganz naiv.

„In der Nähe der Rechtsschule? Du beabsichtigst also, sie zu besuchen? . . . . Glaube aber nur meiner Erfahrung, der Fleiß kehrt sich nicht an die Entfernung, und die Rechtsschule befindet sich in einem ganz abgelegenen Stadttheil. Außerdem müssen Juristen sich Bewegung machen, und daher wohnen die Justiz-Beamten immer weit vom Ge-

richtshof entfernt. Wir wollen also hierin unseren Vorbildern nachahmen."

Unter dem Vorwande, ein Quartier zu suchen, führte Grambois seinen Freund in der ganzen Stadt umher und zeigte ihm die zahlreichen Baudenkmale von Aix, die Erlöser-, Magdalenen- und St. Johannes-Kirche, den Justiz-Palast, die Statue des Königs Renatus, die Bäder des Sextius, die Springbrunnen auf dem öffentlichen Spaziergange und die vorzüglichsten Privat-Gebäude. Als er das Hotel des Herrn von la Möle nennen hörte, konnte Eduard seine Gemüthsbewegung nicht verbergen, und darüber von Grambois befragt, erzählte er ihm, welches Glückes er auf der Reise theilhaft geworden.

„Wie ich merke", rief Grambois aus, „bist Du in Fräulein von la Möle verliebt, in die Tochter des hochgeborenen und gnädigen Herrn Trophimus, Hilarion Jauffret, Marquis von la Möle, Baron von Ebamptercier ꝛc. ꝛc. ꝛc.! Das ist nun zwar recht schön, aber weißt Du denn nicht, mein lieber Freund, daß wir in Saint-Remy ein Haus haben, wohin man Leute Deinesgleichen bringt, ein Haus, worin man die Narren Deines Schlages beherbergt? Du, ein Kaufmannssohn aus Cavaillon, verliebt in die Tochter eines Marquis aus Aix! Du hoffst, wie Du sagst, mit Fräulein von la Möle in Gesellschaften zusammenzutreffen und scheinst also nicht zu wissen, in welchem Lande und in welchem Jahrhundert Du lebst. Wähnst Du vielleicht, Du lebst in Frankreich im neunzehnten Jahrhundert unter der Herrschaft der Charte und der Gleichheit? Wie sehr beklage ich Deinen Irrthum! Stelle Dir vielmehr vor, Du bist in Aix im Jahre 1725 unter der Regierung Sr. Majestät des Königs Ludwig XV. Heiße also Marquis von Reynier, zeige Deine Pergamente, pflanze mitten auf dem Marktplatz Deinen Stammbaum auf, dann darfst Du die Schwelle dieser alten Hotels betreten, wirst in die gesellschaftlichen Kreise des Fräuleins von la Möle Zutritt haben, wirst die adligen Salons besuchen, mit den Zeitgenossen der Frau von Grignon Landsknecht spielen, wirst junge Koketten sehen, die Dir ihre von Vanloo gemalten Portraits zeigen, und man wird Dir gestatten, ein Mädchen von Geburt zu lieben. Wenn nicht, und willst Du eine bloße Studentenliebschaft anfangen, so rathe ich Dir, eine Anzahl Sturzbäder zu nehmen und den Code Napoléon zu studiren."

Grambois fuhr fort, dem armen Eduard das gesellige Leben in Aix zu schildern. „Wir haben hier", sagte er, „Soldatenadel, Männer des Gesetzes, Bürger und den gemeinen Mann. Der Soldatenadel schätzt die Männer des Gesetzes gering, diese verachten den Bürger, und der spuckt vor dem Handwerker aus. Mitten in diesem aristokratischen Systeme also leben wir Studenten, und von diesen vier Klassen will uns keine, wir sind wahre Paria's, man sieht uns für Feinde der öffentlichen und häuslichen Ruhe an, und diese undankbare Stadt, die von uns lebt, versagt uns auch das geringste Vergnügen." Als Beweis für diese Behauptungen führte nun Grambois eine Menge abschreckender Beispiele an, während Eduard mit großer Niedergeschlagenheit zuhörte. „Mache Dich also nicht lächerlich", sagte das bemooste Haupt zu seinem jungen Freunde; „jetzt aber komm mit mir Mittagbrod essen, und wenn Du willst, so können wir immer Tischgenossen bleiben."

Grambois stellte Eduard seinen Kameraden vor und belehrte ihn während des Essens von den gastronomischen Gebräuchen der Rechtsschule. „Unsere verschiedenen Tischgenossenschaften bestehen gewöhnlich aus Studenten desselben Jahres und Departements; ferner leben wir hier auf dem nämlichen Fuß wie Lieutenants der Garnison, d. h. wir zahlen sechzig Francs monatlich, ohne die Extras. Ein Extra aber nennen wir den Champagner, mit dem Du uns zum Willkommen und wir Dich als Erwiederung Deiner Höflichkeit traktiren werden." Kaum hatte er dies gesagt, so brachte die Aufwärterin einen Sack mit den hölzernen Nummern eines Lotteriespiels, Jeder zog eine, und die, welche die niedrigsten Nummern gezogen, bezahlten das Extra. Auf diese Weise und da sich die Extras oft wiederholten, wuchs der Preis des Mittagetisches fast auf das Dreifache.

Eduard war bald immatrikulirt, nahm Vorlesungen an, miethete im ersten Stock eines schönen Hauses in der rue des quatre-Dauphins ein Quartier für funfzig Thaler jährlich, besuchte fleißig die Kollegia und alle Sonntag die St. Johanneskirche, wo Fräulein von la Möle ihre Andacht zu verrichten pflegte. Seine Leidenschaft wurde durch Melancholie genährt, und dieser Zustand war seinen Studien günstig, da er ihn von zu großen Zerstreuungen abhielt. Nach Verlauf eines Jahres machte er ein glänzendes Examen, und nach den Ferien kehrte er nach Aix zurück in Trauer um seinen Oheim, der ihm bei seinem Tode sein Vermögen vermacht hatte. In jedem anderen Lande hätte der nun reiche Eduard sich um die Hand des armen Fräuleins von la Möle bewerben können, doch schwand gar bald die Hoffnung, die der liebende Musensohn zu schöpfen gewagt hatte; denn Fräulein von la Möle heirathete einen Edelmann, der eben so hochgeboren und eben so arm war, wie sie. Dieser Schlag traf Eduard sehr hart, und von Stunde an ließ er die Studien fahren und suchte sich durch Zerstreuungen zu betäuben.

Welche Mittel konnte ihm aber der düstere Kastengeist der Stadt dazu an die Hand geben? Eine neue Liebe war dem verwundeten Herzen des jungen Mannes unmöglich, und wohin hätte er sich auch wenden sollen? Eduard versuchte es daher mit einer anderen Leidenschaft: dem Spiel. Grambois führte seinen Freund in ein Haus, wo er mehrere seiner Kameraden und einige andere zweideutig aussehende Personen fand, die Jenen die Börse leerten. Man spielte daselbst unbekannte Spiele, die in der Zeit, wo Herr von Villars durch Karten die Provinz beherrschte, an der Tagesordnung gewesen waren. Sobald die Verlierer kein Geld mehr hatten, wurden die Gewinnenden Wucherer, und man stellte auf dem grünen Tische Wechsel aus. Eduard mußte verlieren und verlor auch wirklich. Das Beste wäre nun freilich für ihn gewesen, wenn er eine Stadt, in der er sich nie wohl befunden, verlassen hätte; jedoch das menschliche Herz besitzt unerklärliche Schwachheiten. Eduard blieb in Aix und zwar fünf volle Jahre, während welcher Zeit er es mehr als ein Mal bedauerte, daß er nicht den Platz Nr. 6 auf der Diligence nach Montpellier genommen.

Als Eduard sich entschloß, seine Advokaten-Dissertation zu halten, war er bald ruinirt; Spiel und andere Verschwendungen hatten die Hälfte seines Vermögens verschlungen. Als er abreiste, studirte Grambois im vierundzwanzigsten Semester. Bei seiner Rückkehr auf das Landgut, das sein Oheim ihm hinterlassen, traf er seinen Freund Laurent an, der bereits sein Notariat loszuwerden suchte.

„Meiner Treu", sagte Laurent zu Eduard, „das wäre etwas für Dich; Glaube mir, theurer Freund, es giebt keinen glücklicheren Stand in der Welt, als den eines Notars, aber nicht etwa eines Pariser Notars, denn der wird durch die große Zahl höhergestellter Personen in den Hintergrund gedrängt, abgesehen davon, daß dergleichen Stellen eine halbe Million Franken kosten, sondern ich meine den Stand eines Notars in einem Dorfe, wo er der Erste ist. Cäsar wäre lieber ein solcher Notarius als in Rom zweiter Konsul gewesen. Als der Fürst von Ligne das angenehme Leben eines Postmeisters rühmte, kannte er die Reize eines Notariats nicht. Du hast ein kleines, hübsches, weißes Haus mit grünen Fensterladen, wie sich Rousseau eines wünschte, hast einen frischen Garten mit einem eleganten Gitter, und die Thür Deines Hauses ziert zwei vergoldete Gerichtsschilde; kurz Du lebst wie ein König in seinem Schloß. Was die Arbeit anbelangt, so ist sie leicht und geht ganz von selbst ...."

„Ja", unterbrach Eduard seinen Freund, „ich habe das Stück „das Haus in der Lotterie" gesehen, und Rigaudin hat mir gesagt, was in Deinem Büreau zu thun ist."

„Ohne allen Spaß; die Arbeit ist leicht und gleichwohl einträglich. Du wirst meine Bücher sehen. Mein Geschäftskreis ist ausgedehnt und mannigfach, wovon Dir der Umstand, daß ich mich schon nach fünfjähriger Praxis zurückziehe, den besten Beweis giebt. Du gehst gern ins Theater? Wir haben nun zwar in unserem Orte keines; welches Theater aber käme der Geschäftsstube eines Notars gleich? Jeder Tag bringt Dir Dramen und Lustspiele, die Du ad acta legst; alle Geheimnisse der Umgegend werden Dir anvertraut; man kann ohne Dich weder heirathen noch sterben, und Du bist bei allen Katastrophen und Entwicklungen gegenwärtig. Das geringste Aktenstück meiner Arbeitsstube enthält mehr Interessantes, mehr Anlaß zu Gemüthsbewegungen und zum Lachen, als das beste Theaterstück oder der schönste Roman. Nach einigen Jahren Notariatsleben hast Du Deine zerrütteten Umstände wieder hergestellt und deine jugendlichen Thorheiten gut gemacht; dann ziehst Du Dich gleich mir zurück. Außerdem bietet eine solche Stellung eine vortreffliche Gelegenheit dar, um eine reiche Heirath zu thun. Wie dem aber auch sey, Du kannst Dich bei Zeiten zur Ruhe setzen, wenn Du nicht etwa nach einem höheren Wirkungskreise strebst; denn willst Du zum Beispiel Deputirter werden, dann bist Du der Stimmen Deiner sämmtlichen Klienten sicher, da Du ihre Geheimnisse besitzest und ihre Angelegenheiten kennst. Es ist eine sichere, glänzende Zukunft, die sich Dir darbietet, nimm sie an ...."

Eduard Reynier ließ sich von seinem Freunde Laurent überreden, kaufte die Stelle und wurde — Dorfnotar. Eugen Guinot.

Moldau und Wallachei.

Die Zigeuner der Moldau und Wallachei.

(Schluß.)

Für den Tanz ist die Musik der Zigeuner derjenigen der Europäer bei weitem vorzuziehen; denn sie spielen mit weit mehr Takt und den Tänzer viel mehr zu Dank als die Europäischen Musiker; daher kommt es, daß in dem letzten Kriege zwischen Rußland und der Türkei die Russischen Offiziere die Zigeuner-Musik für den Tanz durchgängig ihrer eigenen Militair-Musik vor. Diese Zigeuner sind ferner in gewisser Art auch Schauspieler. In den Nächten nämlich zwischen Weihnacht und dem Ende des Karnevals hört man in den Straßen häufig den Ruf: Puppenspiel! Puppenspiel! Läßt man die Rufer nun bei sich eintreten, so präsentiren sich zwei Männer, die ein kleines erleuchtetes, etwa 7 bis 8 Fuß langes und 3 bis 4 Fuß hohes Theater tragen, welches sie dann auf zwei Stühle stellen. In demselben erscheint sofort eine Marionnette in der Rolle eines Schäfers, der mit seinem Lämmchen tanzt. Dann tritt ein Zigeuner mit seinem Bären auf; doch werden Beide gar bald durch den Herrn Vaslachi verdrängt, der um zwei junge Schönen herumschwirrt, während ihn seine Frau in allen Stadtwinkeln sucht. Nun aber kommt der Türk und der Kosak. Die werden, nach einigen bereitschen Herausforderungen, auf das grimmigste handgemein. Dabei ist wohl zu bemerken: Als die Osmanli in der Moldau noch geboten, fabelte der Türke dem Kosaken den Kopf herunter; als aber später die Russen Herren des Fürstenthums geworden, wechselten sie obligat auch hier in dieser zweiten Welt die Rollen, und nun war es der Kosak, der dem Feinde das Haupt abschlug. Wer gegenwärtig der Sieger sein mag, weiß ich nicht zu sagen.

Das äußere Ansehen der Bätrassli ist sehr vortheilhaft: sie sind von hoher Gestalt und edlen Zügen, und ihre Mädchen sind noch schöner. Die Brünetten unter diesen haben die ganze Reinheit der Griechischen Züge, im Vereine mit der Gluth des Klimas ihrer Aber-Heimath. Ihre großen schwarzen Augen strahlen unter den herrlichsten Schattenbogen der schönsten Augenbrauen in zauberischen Flammen, und nicht selten trifft man in der Moldau und Wallachei auf wahrhafte Pretiosen und Esmeralden, die jedoch, sobald sie Mütter geworden, ihre Schönheit mit einer wirklich widrigen Häßlichkeit vertauschen und zu leibhaftigen Meg-Merrilies vergilben und verschrumpfen.

An Bildung sind übrigens die heutigen Bätrassli den Bauern weit voraus, und sie verdienen wohl, daß die Regierung ihnen endlich eine Freiheit zurückgäbe, deren sie so würdig sind. Auch machen sie

jenigen unter den Bojaren, die der Europäischen Aufklärung theilhaftig geworden, von ihrem Rechte, Jene freizulassen, häufig Gebrauch.

Die Zahl der Privat-Zigeuner beläuft sich in beiden Fürstenthümern auf mehr als 35,000 Familien, welche alle (wie wir bereits gesehen, nur mit Ausnahme der Bátrassi und einiger Lingurari) Nomaden sind, von gleichen Sitten und gleicher Sprache. Nachdem wir so ihre Eintheilung einigermaßen kennen gelernt haben, wollen wir nun auch eine Skizze ihrer Sitten und Gewohnheiten entwerfen:

Die Zigeuner-Physiognomie ist im Allgemeinen ausdrucksvoll; auf ihrer glänzenden und von schwarzen Haaren beschatteten Stirn liest man eine tiefe Schwermuth; ihr schwarzes Auge glüht im düsteren Feuer unter den dunkeln Wimpern hervor; das ganze traurige Geschick dieses heimathlosen Volkes scheint auf ihrem Geiste schwer zu lasten. Mit einem Worte: dieses Volk zeigt etwas Leidendes; und dennoch zeugt der Blick seiner Männer oft von einem kühnen und unternehmenden Geiste. Obgleich nicht von hoher Gestalt, sind sie doch so vortheilhaft gebaut, daß man an ihnen in Wahrheit Plastik studiren kann. Brust und Rücken zeigen die schönsten Verhältnisse; und ihre Arme und Beine entsprechen den strengsten Regeln vollkommener Schönheit. Sieht man sie bloß, so glaubt man leicht, die schönsten Griechischen Statuen zu erblicken: eine Täuschung, die auch durch ihre Bronze-Farbe nur noch mehr befördert und gerechtfertigt wird. Das Nomadenleben, das sie führen, die reine Bergluft, wie der würzige Thalduft, die sie athmen, machen sie tüchtig, jede Anstrengung, jeden Ungestüm und Wechsel der Jahreszeit zu ertragen, und kräftigen ihre ohnehin schon starken Constitutionen für ein sehr hohes, nicht selten hundertjähriges Alter.

Die Zigeuner bekennen sich zu gar keiner Religion; sie haben nur den Fetisch-Glauben, d. h. sie verehren Alles, was ihnen Nutzen bringt, wie ihre Zelte, ihr Fuhrwerk und ihr Schmiedezeug. Wie die Türken, glauben auch sie an ein Verhängniß. Aber in den christlichen Ländern Europas befolgen sie zum Scheine die Lehren Jesu, wie in der Türkei die Vorschriften Muhammed's; und gäbe es noch ein Reich Judäa, so würden sie in diesem eben so wohl die Bekenner der Mosaischen Gebote spielen. In den beiden Fürstenthümern lassen sie ihre Kinder zwar durch orthodoxe Priester taufen, aber freilich nicht etwa aus Religion, sondern einzig wegen des unwiderstehlichen Argumentes des Don Basilio: um des Geldes Willen, das sie von den Paten bekommen. Deshalb ermangeln sie denn auch nicht, dasselbe Kind wohl neun bis zehn Mal in verschiedenen Gegenden zur heiligen Taufe zu bringen, so daß gar nicht selten einmal ein junger Täufling, von beiläufig 20 Jahren, mit der Bitte: sein Pathe seyn zu wollen, bei Euch eintritt. Auch keine rechtmäßige Ehe wollen sie anerkennen und beobachten bei Eingebung einer Verbindung zwischen Mann und Frau keine andere Förmlichkeit, als diese, daß der Bursche von 14 oder 15 Jahren, wenn er bemerkt, wie ihm außer Brod und Wasser doch noch etwas fehle, das erste beste Mädchen, das er finden kann, in sein Zelt führt und sie, gleichviel, ob sie selbst verwandt mit ihm ist, zu seiner Frau macht, wobei sie einen irdenen Krug nehmen und ihn zerbrechen. Und dann sind die Eheleute fertig!

Für die Erziehung der Kinder sorgt das Pärchen sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht. Sobald diese nur laufen können, läßt man sie in den Wäldern oder in den Straßen der Städte und Dörfer nach Herzenslust umherstreifen. Dabei müssen die kleinen nackten Wesen sich, vor Frost klappernd, ihr Brod betteln oder stehlen; denn in dem Zelte ihrer Aeltern finden sie kaum ein wenig Feuer, an dem sie Abends sich wieder erwärmen können. Bis ins funfzehnte, ja sechzehnte Jahr gehen sie, Sommer und Winter, ganz nackt. Der Zustand der Kinder ist wahrhaft jammervoll! Wie viele Krüppel findet man nicht unter ihnen! Müssen sie doch, wenn sie noch ganz klein sind, sogar die Stelle vertreten, die bei civilisirten Leuten wohl Schemelbeine einzunehmen pflegen; denn, sind etwa einmal zwei liebreiche Gatten der fruchtlosen Dialektik so überdrüssig, daß sie glauben, ihre Zuflucht zur ultima ratio, zu einem argumento ad hominem nehmen zu müssen, so ergreift der Vater eines der Kinder bei den Beinen; die Mutter nimmt ein anderes; und nun bedienen sich Beide derselben, als ob sie Stöcke hätten. Doch giebt es noch eine andere Quelle des Ueberflusses an Krüppeln; denn bekanntlich geschieht es nicht selten, daß die Zigeuner, um Mitleid und Almosen in größerem Maße zu gewinnen, sich selber Wunden beibringen, zu denen dann, weil sie nicht nur nicht gehörig gepflegt sind, um zu heilen, sondern vielmehr (häufig genug) absichtlich offen erhalten werden, endlich der Brand schlägt, der oft den Verlust eines ganzen Gliedes zur Folge hat. Diese Bettler stürzen in ganzen Haufen, Knaben und Mädchen von fünf bis zu funfzehn Jahren völlig nackt, bunt durch einander, dem Wagen des Bojaren, der aus der Stadt kommt, entgegen und begleiten ihn in vollem Laufe oft über eine halbe Stunde lang, mit dem unaufhörlichen Geschrei:

Gebt uns einen Para! Einen Para!
Und wir tanzen Euch auch die Tánena!*)

Niemals jedoch, wenn sie betteln, sprechen sie Wünsche für die Gesundheit des Angesprochenen, sondern immer nur für dessen Pferde aus; sie sagen nicht etwa: Ich wünsche Euch ein glückliches Leben! sondern: Mögen Eure Rosse lange leben!

Die Zigeuner können es nicht über sich gewinnen, von ihren Familien getrennt zu leben, selbst dann nicht, wenn man deren Andenken durch Reichthümer und Genüsse aus ihrem Gedächtnisse verdrängen wollte. Oft haben die Bojaren versucht, jungen Zigeunern eine ordentliche Ausbildung beizubringen, sie deshalb in ihre Paläste genommen und ihnen Lehrer gegeben — doch umsonst! Sobald nur eine Gelegenheit sich darbot, verließen die Unverbesserlichen alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens, um zu den Ihren zu flüchten. Das Nomadenleben und der Rauch des Zeltes sind dem Zigeuner eben so unentbehrlich, wie das Wasser dem Fische, wie dem Vogel die Luft. Das Leben des Stammes ist das Leben des Zigeuners.

So geschickt er auch, wie schon gesagt, in Allem, was er anfängt, sich zeigt, so zieht er doch das dolce far niente und das mit diesem nothwendig verbundene Elend der ermüdenden Arbeit vor, die ihm doch sein Daseyn wahrhaft behaglich machen könnte. Niemals legt er sich auf etwas Großes; denn obgleich er jeder Arbeit den Diebstahl unbedenklich bei weitem vorzieht und für diesen geradezu einen natürlichen unverkennbaren Hang hat, so übt er doch auch nicht einmal diesen im Großen, sondern begnügt sich immer damit, wahre Lumpereien an Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln zu mausen.

Alle Zigeuner, besonders aber die Lăieşi, sind abstoßend schmutzig; das Ungeziefer scheint mit ihnen zugleich auf die Welt zu kommen. Fast immer gehen sie ohne Hemde, das Vielen unter ihnen sogar ganz unbekannt ist; meist sind sie nur mit einigen Lumpen bedeckt, und dennoch beweisen gerade diese Lumpen oft, daß sie den Putz lieben; denn gar häufig sieht man Spitzen und Stickereien an den lumpigen Gewandern. Von den Farben sind die schreiendsten ihnen die liebsten: rothe oder blaue Kleider und gelbe Stiefeln tragen sie vor allen anderen gern.

Keuschheit ist den Zigeunerinnen unbekannt; denn obgleich sie nicht geradezu ein Gewerbe aus der Prostitution machen, so versagen sie sich doch auch Keinem, der ihnen einige Para verspricht. Ihr eigentliches Geschäft besteht im Stehlen und darin, daß sie die Leichtgläubigen in Städten und Dörfern betrügen, indem sie ihnen wahrsagen. Dies thun sie gewöhnlich mittelst Betrachtungen der Linien im Handteller, oder aus Karten, oder auch durch Berathungen mit dem bösen Geiste in einem kleinen Spiegel am Boden einer Blechbüchse.

Eben so entschieden als seltsam und widerlich ist das Gelüst der Zigeuner nach dem Fleische von Thieren, die an Krankheiten verendet sind, nur nicht von Pferden. Bezeigt man ihnen etwa Verwunderung darüber, so antworten sie wohl: Das Fleisch eines Thieres, bei welchem Gott der Schlachter gewesen, muß doch wohl besser seyn, als das eines durch Menschenhand getödteten. — Auf Grund dieses Geschmackes hat man sie denn auch als Menschenfresser angeklagt; und in der That scheint es auch, nach sicheren Beweisen, daß es unter ihnen wohl Einige gegeben, die den Genuß von Menschenfleisch nicht gescheut haben. Ueberall, in Deutschland, Frankreich, Spanien hat man sie deshalb gleichfalls des Kinder-Diebstahls beschuldigt. Ja, in Ungarn mußten zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 200 Zigeuner, als Menschenfresser, auf den Blutgerüsten enden. Das Verbrechen scheint aber doch gar zu entsetzlich, um ganz glaublich zu seyn; auch hört man gegenwärtig von dergleichen Schauergeschichten nichts mehr.

Die gewöhnliche Speise der Zigeuner besteht in der Mămăliga, einer Art von Polenta aus Mais oder Türkischem Korne, welche bald ganz einfach, bald mit Käse genossen wird. Bisweilen jedoch finden sich auch wohl ganz respektable Gänse, allerliebste Hühner oder jugendlich zarte Ferkelchen, um die Reize der Tafel um Vieles zu steigern. Ein wahres Freudenfest giebt es aber, wenn sie ihres Leibgerichtes, eines an Krankheit verendeten Thieres, habhaft geworden. — Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser; doch lieben sie die gebrannten Sorten desselben vorzugsweise und sind Jedem, der ihnen auch nur ein kleines Gläschen davon zukommen läßt, sehr verbunden. Das Rauchen lieben sie Alle, Männer, Frauen und Kinder schon vom fünften Jahre an, leidenschaftlich. Den ganzen Tag über haben sie die Pfeife im Munde, und wenn sie Taback weder haben, noch sich verschaffen können, rauchen sie trockene Nußbaumblätter. Hunger und Durst können sie ganze Tage lang aushalten; aber ohne die Pfeife, wenn sie auch nicht rauchen können, doch mindestens im Munde zu haben, vermögen sie kaum eine einzige Stunde lang auszudauern.

Nichts indeß erscheint seltsamer, als der Abzug eines Zigeuner-Trupps von seinem Wohnsitze. Da stecken die Kinder wie Kraut und Rüben zwischen Kesseln, Dreifüßen, Schmiedewerkzeugen und anderen Geräthschaften, auf einem unbedeckten und, um die etwa vorkommenden Flüsse trecken zu passiren, auffallend hohen Fuhrwerke, das oft nur von einer einzigen Rossinante gezogen wird und welchem die Frauen und Männer zu Fuße folgen, bis auf zwei oder drei der Letzteren, die den Zug zu Pferde beschließen und an beiden Seiten mit Quersäcken behangen sind, in denen unter Anderem auch noch Kinder stecken, wie man freilich nur aus den daraus hervorguckenden Köpfen abnehmen kann.

Muth und Kühnheit sind niemals das Erbtheil des unterjochten, herabgewürdigten Menschen; daher sind auch die Zigeuner im Allgemeinen sehr feig. Zuweilen wagen sie es wohl, aus ihren Wäldern hervorzubrechen und Reisende anzufallen, doch immer nur Fußgänger, auf die sie dann mit großen Knütteln losstürzen. So wie aber ein dergestalt Angefallener einen einzigen Pistolenschuß auf sie abfeuert oder auch wohl nur erst Anstalt dazu trifft, nimmt schon die ganze Horde die Flucht, beständen sie selbst aus hundert, ja zweihundert Köpfen!

Natürlich verachten die Romäner, d. h. die Moldauer und Walachen, dieses Volk; doch, abergläubisch wie sie sind, fürchten sie es zugleich, indem sie glauben, die Zigeuner hätten die Macht, starke und unsichtbare Wesen zu ihrer Unterstützung herbeizurufen, und würden am jüngsten Tage mit dem Antichrist erscheinen, die Christen zu quälen und deren Kinder zu verschlingen. Indeß, wie verachtet der Zigeuner auch bei allen Nationen ist, so verachtet doch auch er seinerseits wiederum alle Völker und ist, wie Malte-Brun sagt, stolz und glücklich; ein Düngerhaufen ist sein Thron, eine alte Eiche sein Baldachin.

Weil dieses Volk nun weder feste Wohnsitze noch Ackerbau liebt, haben Viele es geradezu für unverbesserlich, der Gewöhnung an ein regelmäßiges häusliches Leben unfähig erklärt. Die Erfahrung aber hat

*) Ihr Nationaltanz, ihr Fandango. Er besteht in Sprüngen, lasciven Geberden mit Armen und Beinen, und darin, daß sie mit den eigenen Fersen sehr gewandt dahin sich schlagen, wo das Kreuz seinen ehrlichen Namen längst verloren hat.

schon das Gegentheil beweisen: In Transsylvanien und in der Bukowina haben alle Zigeuner gegenwärtig feste Wohnsitze, die sie nur höchst selten noch und dann immer nur sehr ungern verlassen. In Serbien hat Fürst Milosch versucht, sie an Ackerbau zu gewöhnen, zuerst bei Poscharewatz und einigen anderen Orten; und es ist ihm wirklich gelungen: Sie leben glücklich, indem sie das Brod von dem Mais essen, den sie selber gepflanzt haben, und werden gewiß auch noch mehr sich civilisiren, wenn man sie nur fortwährend menschlich behandelt. Derselbe Versuch ist, mit demselben Erfolge, in der Moldau im Dorfe Ripi (Distrikt Fälcii) gemacht worden, so daß man dort schon sieben oder acht Zigeuner-Familien ihr Feld mit mehr Sorgfalt als die Bauern selber bewirthschaften sieht. Aber den größten Beweis für die Möglichkeit, dieses Volk zu civilisiren, liefern die Wätrassi, wie wir sie schon besprochen haben. Die Regierungen mögen daher nur ernstlich für Mittel und Wege sorgen, daß es sich unter geeigneten und annehmlichen Verhältnissen niederlassen kann, und sie werden ihre Sorgfalt durch die Civilisation eines ganzen Volkes belohnt sehen; denn die Zigeuner haben freilich manche Laster, aber bringt man es nur erst dahin, diese mit den Wurzeln aus ihren Herzen auszurotten, so werden sie, z. B. als Fabrik-Arbeiter, besonders in der Moldau und Wallachei, die allergrößten Vortheile gewähren.

Syrien.

Zustand der Heilkunde im heutigen Palästina.

Der größte Theil der praktischen Aerzte in Palästina sind Araber, die nicht den geringsten Unterricht in der Wissenschaft der Medizin genossen haben. Auch stehen sie in keinem großen Ansehen bei ihren Landesleuten; nur von den niedrigsten Klassen werden sie konsultirt, und auch von diesen selbst nur dann erst, wenn kein Fränkischer Arzt in der Nähe ist. In Lydd, einer Stadt von 30,000 Seelen, ohne die 4000 Mann starke Aegyptische Garnison, ist kein Arzt, der diesen Namen verdient, ausgenommen ein Franzose, der bei der Besatzung angestellt ist.

In Beirut, das eben so groß wie Lydd ist, aber in einer fruchtbareren und bevölkerteren Gegend liegt, sind zwei Fränkische Aerzte, der Doktor Rinaldi aus Neapel und der Griechische Doktor Partiti aus Salonichi. Außer diesen beiden wirklichen Aerzten giebt es noch eine Art Arabischer Doktoren, die einige der bekanntesten Medikamente anwenden, um sie allen ihren verschiedenen Kranken der Reihe nach zu ordiniren. Jalape, Kalomel und Brechweinstein sind ihre vornehmsten Heilmittel, und die Dosis, die sie dem kranken Opfer ihrer Kunst davon reichen, ist wahrhaft bereisch. Jalape muß der Leidende in einer Dosis von zwei Drachmen genießen, Brechmittel in einer Dosis von 4 Gran und verhältnißmäßig Kalomel. Rizinusöl geben sie nie weniger als 4 Unzen, oft noch mehr. „Während ich zu Beyrut war", erzählt der Doktor Hanow aus Philadelphia, dem wir diese Mittheilung verdanken, „wurde ich oft von den Einwohnern konsultirt. Unter Anderen kam ein Araber aus Aleppo zu mir, der an Seitenlähmung, momentanem Blödsinn und Schwindsucht litt. Zwei Jahre vorher, als er sich unwohl fühlte, fragte er einen Arabischen Arzt zu Aleppo um Rath. Dieser redete ihm ein, er habe Geschwüre am Körper, die ihm (dem Arzte) allein nur sichtbar wären. Er gab ihm darauf vier Gran Kalomel täglich und setzte dieses Verfahren zwei Jahre lang fort; das Resultat war, wie jeder sachkundige Mann leicht voraussehen konnte, daß der Arme für alle Zeiten große und unheilbare Schmerzen davontrug. Er war noch jung, von der sanftesten Gemüthsart, und seine Leiden rührten mich lebhaft. Bei der Untersuchung fand ich eine große Beingeschwulst. Ich verordnete ihm diejenigen Mittel, durch die seine Schmerzen am wahrscheinlichsten zu lindern waren."

Die Schwierigkeit für den Kranken, ärztlichen Beistand in diesem Lande zu finden, ist so groß, daß häufig die Amerikanischen Missionaire angegangen werden, den Leuten zu helfen. In den Augen der Eingebornen sind überhaupt alle Franken mehr oder weniger in die Geheimnisse der Heilkunde eingeweiht.

Zu Tripoli, einer Stadt von 15,000 Seelen, ist kein einziger unterrichteter Arzt. Ein Europäischer Arzt, der sich im heiligen Lande niederlassen will, findet keinen besseren Ort als Tripoli. Hier hat er keinen einzigen Nebenbuhler, aber sehr viele Patienten. Die Stadt hat überdies eine herrliche Lage zwischen dem Libanon und dem Meere.

In Jaffa ist nur ein einziger Arzt, und zwar ein Neapolitaner. Er ist erst seit einigen Jahren dort etablirt, aber er ist schon lange im Lande. Ich wollte mir hier zu Jaffa einige Medikamente verschaffen und begab mich deshalb in den Laden des reichsten Apothekers. Federico Jacomo, ein Spanischer Mönch im dortigen Franziskaner-Kloster, der Arabisch und Medizin versteht, begleitete mich. Der Laden war keine Europäische Apotheke, die mit schönem Marmor ausgelegt, die mit Reihen von runden Kristallschalen geschmückt ist, in denen wohlthätige Flüssigkeiten in verschiedenen Farben glänzen; es war eine Bude im Basar, wie andere Buden daselbst, offen von der Erde bis zur Decke, keine Thüre, keine Fenster, sondern zwei Läden, deren einer von oben herabhing und bis auf die Mitte ging, wo er sich an den unteren schloß. Letzterer diente zugleich als Ladentisch und war voll mit Schachteln und Büchsen. Der Laden war 8 Fuß hoch, eben so tief und etwa 15 Fuß breit. Der Apotheker, ein alter, stattlicher, Türkisch gekleideter Mann, saß mit gekreuzten Beinen am einen Ende der Bude, wo er die Waaren wog, die ihm ein Lehrling von der anderen Seite reichte.

Die Stadt Jerusalem, die 30,000 Einwohner hat, ist nicht besser mit Medizinern als andere Städte Palästina's versehen. Der einzige Arzt, der Rudirt hat, ist ein Wundarzt bei der Armee Ibrahim's, der also nicht für immer da bleibt. Die übrigen Doktoren sind wieder Araber, bei denen Studium und Erfahrung Hand in Hand gehen, d. h. beide stehen bei ihnen auf gleich niedrigem Standpunkt. Ist der Zustand des Heilwesens in ganz Palästina im Allgemeinen betrübend, so wird er es noch mehr in Betracht Jerusalems, wo so viele fromme Pilger und so manche im Interesse der Wissenschaft reisende Europäer zusammentreffen. Unter den jüngsten Opfern der vernachlässigten ärztlichen Hülfe bedauert man den jungen Irländer Carnagan, einen Mann von großen Talenten, erleuchteten und unternehmenden Geistes. Er wollte das Todte Meer untersuchen und baute sich zu Jerusalem ein Fahrzeug, das er auf Kameelen bis zum Meere bringen ließ. Er schiffte sich darauf mit einem Arabischen Begleiter ein und fing an, seine Untersuchungen anzustellen. Zum Unglück ging der stets durstige Araber nicht haushälterisch mit dem süßen Wasser um, und sie hatten bald Beide so viel von Durst, Hitze und Ermüdung zu leiden, daß sie kaum stark genug waren, das Land zu gewinnen und Jericho zu erreichen. Hier wurden Beide vom Fieber ergriffen, und der Araber starb sogleich. Carnagan ließ sich nach Jerusalem bringen, das er sterbend erreichte. Mit seinem schnellen Tode gingen die Resultate seiner eben angestellten Beobachtungen verloren, was für die Naturwissenschaft ein großer Verlust ist; denn es ist kein Zweifel, daß der talentvolle junge Mann Manches entdeckt hat, was zur Enthüllung der Natur-Geheimnisse des Todten Meeres hätte beitragen können.

Die vorzüglichsten Arzneipflanzen in Palästina sind mehrere Arten Münze (Mentha), Ricinus Communis, Scilla Maritima, Melia Azadarach, Datura Stramonium, der Oelbaum, Cucumis Agrestis und der Granat-Apfelbaum. Am Fuße des Kastells, welches Tripoli beherrscht, sah ich eine Rizinuspflanze, so groß, daß man sie einen Baum hätte nennen können. Sie muß mehrere Jahre alt gewesen seyn, während sie anderwärts gewöhnlich nur ein Jahr lebt. Das Stramonium ist ebenfalls von außerordentlicher Größe, oft 5 bis 6 Fuß hoch. Einen Granatapfel kaufte ich, der 1 Pfund 10 Loth wog. Der Ort, wo die Pflanze Cucumis Agrestis am üppigsten wächst, ist der Oelberg bei Jerusalem.

Die gewöhnlichen Krankheiten in Palästina sind: Fieber, Dosenterie, Pocken, Pest, Lungensüchtel und Augenentzündung. Die Fieber sind besonders den Fremden gefährlich und herrschen am häufigsten zu Tripoli. Doch unter allen Krankheiten im gelobten Lande ist die Augenentzündung am verbreitetsten; sie ist in der That eine allgemeine Kalamität. Bei jedem Schritte begegnet man einem Blinden oder Halbblinden. Im südlichen Theile des Landes ist es noch schlimmer, als im Norden. Zu Ramla waren die ersten Personen, die meinen Blicken begegneten, drei Blinde, welche mit einander plauderten, und als ich einmal aus der Stadt ging, zählte ich 34 Menschen, die theils auf beiden Augen, theils auf einem blind waren. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß die Hälfte der Einwohner an Augenübeln leidet. Die Ursachen so häufiger Leiden am Auge sind: die Nähe der Sandwüsten, der Einfluß einer brennenden Sonne, gegen die der schirmlose Turban nicht schützen kann, und der Sirokkewind. Wir fühlten diesen Wind, als wir den Berg Karmel bestiegen. Er war heiß, trocken und führte einen feinen Sand mit sich; und obgleich wir bei Nacht reisten, so verursachte er doch den Meisten unter uns heftige Entzündung im Auge.

Mannigfaltiges.

— Spanische Lexikographie. In Madrid ist so eben die achte Auflage des Wörterbuches der Spanischen Akademie ausgegeben worden.*) Dieselbe ist mit einer Vorrede ausgestattet, in der die Herausgeber über die gemeinhin geltende Voraussetzung sprechen, daß die Akademie das Recht habe, dieses oder jenes Wort zu sanctioniren oder auszumerzen. Nicht die Akademie, heißt es, sondern allein der Gebrauch heilige oder verwerfe Wörter und Phrasen, doch sey es die Aufgabe der ersteren, den Gebrauch zu ermitteln, wobei sie denn sowohl von der Sprache des Pöbels, als von der Schreibart untergeordneter Schriftsteller ganz und gar Umgang zu nehmen habe. Gegen die Ueberschwemmung der Spanischen Sprache mit Französischen Wörtern und Redensarten wird mit Recht große Klage erhoben. Lateinische und Griechische Wurzeln werden oft erst durch das Französische Medium hispanisirt, was zum Theil dem Umstande beigemessen wird, daß das moderne Publikum fast nur Französische Schriftsteller lese, während es die alten klassischen Autoren des eigenen Landes kaum noch kenne. Das Wörterbuch der Spanischen Akademie ist besonders, was die Orthographie betrifft, von großer Autorität. Bekannt sind die häufig vorkommenden Verwechselungen der Konsonanten g, j und x im Spanischen. Das x hat die Akademie da, wo es mit jenen beiden Buchstaben kollidiren kann, schon seit längerer Zeit verbannt, weshalb auch nicht mehr exercito, sondern ejercito, nicht Mexico, sondern Mejico u. s. w. geschrieben wird. Weiter hat jedoch die Akademie nicht gehen wollen und daher auch die Schreibart exilo (und nicht ecsilo) beibehalten. Was das g und j (vor e und i) betrifft, so läßt sie das erstere jetzt ebenfalls fort, wo es nicht durch die Abstammung hingehört, weshalb sie ejercer ꝛc. schreibt und dagegen nur gente, origen ꝛc. beibehält. Gegen die Verweichlichung des Spanischen Idioms durch völlige Verbannung solcher Buchstaben wie x oder des aspirirten h zu Anfang eines Wortes spricht sich die Akademie sehr energisch aus, indem sie in dieser Beziehung eben so schön als treffend sagt: „No se debe desvirturar la noble y varonil robustez de nuestro idioma."

*) Diccionario de la Lengua Castellana: por la academia española. Madrid, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlöbl. Post-Aemtern.

№ 133. Berlin, Montag den 6. November 1837.

Italien.

Malta und die Malteser.

Unter den Inseln des Mittelländischen Meeres ist Malta unstreitig eine von denjenigen, deren Lage, Charakter und Geschichte ihr in den Augen des Publizisten, Historikers und Künstlers das größte Interesse geben. Im äußersten Süden Europa's gelegen, nahe den Küsten Afrika's und der Levante, bildet es mit Sicilien und Calabrien eine natürliche Kette, welche die Welt des Ostens von der des Westens scheidet. Im Verlauf der Zeiten von fast allen Völkern in Besitz genommen, deren Flaggen in seinen Gewässern wehten; abwechselnd unterworfen den Phöniciern, den Griechen, den Karthagern, Römern und Barbaren, den Arabern, den Deutschen, Sicilien, Frankreich, Spanien, den Johannitern, diesem geweihten Krieger-Orden, der unter seinen Mitgliedern Repräsentanten fast aller christlicher Nationen zählte; wieder anheimgefallen den Franzosen und zuletzt abgetreten den Engländern, hat Malta an allen Umwandlungen Theil genommen, welche das Mittelländische Meer in seinen Gewässern oder an seinen Küsten erlebte. Zwar sind von seinen früheren Beherrschern dort wenig Spuren zurückgeblieben; aber seine neueren Schicksale haben der Lage, den Sitten und Gesetzen seiner Bewohner etwas Eigenthümliches und Incohärentes verliehen, ein unerklärbares Gemisch von Arabischem, Französischem, Italiänischem und Englischem. Malta mit dem schnellen Wechsel seiner politischen Verhältnisse wäre nicht übel einem weit hinaus liegenden Leuchtthurme zu vergleichen, der dem Schiffer das Terrain der benachbarten Länder beleuchtete, bis die unaufhörlichen Berührungen der Völker diesem Riff eine für militairische Operationen nicht zu verkennende Bedeutsamkeit gaben.

Malta gewährt aus der Ferne den Anblick eines dürren Felsens, besonders auf der Südseite, wo dieser wüste Charakter sich in seiner ganzen Strenge zeigt; denn hier erheben sich steile Felsenmassen wie eine ewige Mauer, die ihren dunkeln Wiederschein weit hinaus in die Fluthen wirft und die auf dieser Seite keine Rhede, keine Bucht oder Ankerstelle, selbst für die leichte Barke des Fischers, darbietet. Nach Osten gewendet, findet man die Häfen von Marsa-Scala, Marsa-Scirocco und St. Thomas, drei Buchten, die leichtgeladene Schiffe aufnehmen können; im Westen die Buchten von Becca di Bento, di Falcone, Carkeva und Gbajlien, in der Fronte von Gozzo, der nahe liegenden Schwesterinsel Malta's, mit der es beständig gute und böse Tage getheilt hat. Weiterhin zeigen sich die Buchten von Melleha, San Paolo, der Salinen, von St. Marcus, Magdalena, St. Georg, und endlich Sicilien gegenüber die beiden Haupthäfen, Marza-Muscict oder Musset und Porto-grande. Ihrer ganzen Ausdehnung nach sind sie durch eine Erdzunge geschieden, welche, höher gelegen als die übrigen Stellen, ehemals Berg Sceb-e-ras genannt wurde und, so weit sie ins Meer hineinragt, die Basis des Kastells St. Elmo und der Stadt la Valette, der bedeutendsten der Insel, bildet. Noch zwei andere Landzungen durchschneiden den Porto-grande; auf einer derselben befindet sich der Flecken Borgo; auf der anderen la Sangle, von wo aus man den dahinter liegenden Flecken Cotoner (beide nach ihren Gründern benannt) gewahr wird. Borgo heißt, zur Erinnerung an den Widerstand, den es den Türken im Jahre 1565 leistete, heutzutage die Unbesiegliche, und wird durch das Kastell St. Angelo, ein Baudenkmal der Sarazenen, das die Ritter bei Besitznahme der Insel als den einzigen befestigten Punkt vorfanden, vertheidigt.

Der Hafen von Marza-Muscict bespült mit seinen Wogen die Insel des Lazareths, dessen einförmige Stille nur durch den Anblick vor Anker liegender Schiffe und mächtig ansteigender Basteien, oder durch den Gesang eines einsamen Fischers und den Ruf der Schildwachen unterbrochen wird. Dennoch hat das Lazareth von Malta nichts mit so vielen Anstalten ähnlicher Art gemein, in denen man ängstlich die Tage, ja Stunden und Minuten zählt; sondern es gleicht vielmehr einer aus freiem Antriebe gewählten Behausung des Genusses und der Behaglichkeit. An den Osthäfen gelegen und bestimmt für die Aufnahme der Reisenden, welche aus Gegenden kommen, die fern von Frankreich und Italien liegen und reich an Entbehrungen und Gefahren sind, hat diese Quarantaine-allen Reiz eines Ruhepunktes an den Gränzen des heimatlichen Bodens. Noch lacht Asiatischer Himmel und mit ihm die letzte und schönste Erinnerung an die so mannigfaltig erfahrenen Eindrücke, und dieser fast platonischen Vergangenheit zur Seite befindet sich zugleich die trostvolle Aussicht auf Europäisches Leben. Es ist nach so langer Entbehrung in der That ein unbeschreiblicher Genuß, seine Französischen Weine, sein feines Porzellan, seine blendende Wäsche, seine Lieblingsgerichte wiederzufinden, und das Alles beim Austritt aus Griechenland und Aegypten, wo die einfachsten Bequemlichkeiten des Lebens unbekannt, das Brod ein Luxus ist! Ja, die Quarantaine zu Malta ist die Weihe für das civilisirte Leben; man liest wieder die Journale von Paris und London, legt sich auf Matratzen, auf Irländisches Linnen und entschlummert endlich bei dem ernsten und melancholischen Gesang der Matrosen, deren Stimmen, von Zeit zu Zeit untermischt, mitten durch die Stille ihre friedlichen Klänge ertönen lassen.

Die Insel Malta besitzt zwei eigentliche Städte, zweiundzwanzig Dörfer oder Casale und eine Bevölkerung von 90,000 Einwohnern. Die älteste dieser beiden Städte, ehemals Melita, Medina späterhin von den Arabern genannt, liegt, in tiefe Vergessenheit begraben, im Innern des Landes. Zur Zeit der Johanniter wurde sie von einem Hakem oder Richter verwaltet, welchen der Großmeister aus der Mitte der angesehenen Bürger wählte und der die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit übte. Die Stadt Melita, welche nicht ohne Bedeutung war, gerieth nach und nach in Verfall; ihr Handel schwand, ihre wohlhabendsten Bürger zogen fort, die zurückbleibenden sahen sich mehr auf die Geschäfte des Ackerbaues hingewiesen und ließen sich auf dem Lande, in dem Dorfe Rabatto nieder. Auch der bischöfliche Sitz wurde nach la Valette verlegt, das allmälig sich in den Besitz der Rechte seiner älteren Schwester setzte, und gegenwärtig hat Medina, verlassen, in Ruinen, nichts Merkwürdiges als seine Katakomben. Diese unterirdischen Räume, den Entschlafenen als Ruhestätte geweiht, laufen unter der Stadt in unregelmäßigen Straßen, welche, mit Leichenhügeln bedeckt, in weiten Kreuzgängen zusammenstoßen, die jene Straßen unter einander verbinden und ebenfalls Gradgewölbe enthalten, und das Ganze gewährt den ernsten Anblick einer Todtenstadt, welche, unberührt vom Wechsellaufe der Zeiten, glücklicher zu preisen scheint, als die darüber liegende Stadt der Lebendigen. Noch heute trägt sie dieselbe Gestalt wie ehemals, und hört sie auch nicht mehr die heiligen Gesänge, welche einst in ihren Wölbungen erschallten, so bewahrt sie wenigstens unversehrt die Asche der ihrem nächtlichen Schooße anvertrauten Leichen. Historische Wichtigkeit haben die Katakomben von Medina noch dadurch, daß sie den ersten Christen dieses Landes als Kirche und den Bewohnern als Asyl während der Einfälle der Barbaren im Anfange des fünften Jahrhunderts dienten. Um das Jahr 1007 zog sich ein Einsiedler dahin zurück und verwandelte sie für einige Zeit in einen Wallfahrtsort; eine andächtige Menge strömte nun von allen Seiten herbei, vor dem Wundermann ihr Knie zu beugen.

Die zweite Stadt Malta's oder vielmehr ihre einzige, welche durch ihre Lage zwei Forts, die bereits erwähnten Flecken und den Kanal von Sicilien beherrscht, wurde im Jahre 1566 von dem Großmeister la Valette, dessen Namen sie führt, gegründet und von de Monte, um die Mitte des Jahres 1571, vollendet. Sie wird auf der Seeseite von dem Kastell St. Elmo und auf der Landseite von dem ausgedehnten Fort Floriane vertheidigt, das durch zwei Wälle mit dem Kastell in Verbindung steht. Den Palast des Gouverneurs, die öffentliche Bibliothek und das Arsenal ausgenommen, bietet la Valette nur den einförmigen Anblick einer kleinen Italiänischen Stadt mit ziemlich sauberen Straßen, mit Kirchen und Häusern von regelmäßiger Bauart, ohne sonst Merkwürdiges weiter zu enthalten. Jedes Haus hat seine Cisterne; die öffentlichen Brunnen werden durch eine unterirdische Wasserleitung genährt, von der zahllose Röhren auslaufen, welche in Zeiten der Belagerung die besonderen Behälter zu füllen bestimmt sind. Diese Wasserleitung, deren Länge über 7450 Toisen beträgt, ist das Werk des Großmeisters Alof de Vignacourt, der, wie alle Häupter dieses kriegerischen Ordens, die Muße des Friedens der Vorbereitung zum Kriege widmete. La Valette ist eigentlich nur Festung, aber in ruhigen Zeiten mehr dem stillen Verkehr der Handelswelt geöffnet; seine hohe Lage, seine Mauern und Basteien geben ihm so sehr das Ansehen einer Citadelle, daß von vorn herein Niemand so leicht auf den Gedanken kommt, hinter diesen Bollwerken eine friedliche Bevölkerung zu suchen. Wer um die Mittagszeit, wenn der Bewohner im Schatten sich ausruht und der Matrose sein Lied verstummen läßt, in den Hafen der Stadt einfährt, auf den macht Malta den Eindruck einer menschenleeren Insel, die nur ihre Mauern und Wachen vom Untergange gerettet hat. Aber bald wird die Stadt wieder lebendig, die Thätigkeit beginnt von neuem, man fühlt sich in die Mitte einer geschäftigen und lärmenden Menge, deren Daseyn man kaum geachtet hatte, wie durch Zauber versetzt; denn so ist der Malteser, ohne Steigerung, ohne Pause geht er von der Italiänischen Indolenz zu der glühenden Geschäftigkeit des Afrikaners über. Noch immer rollt das Blut der Wüste in seinen Adern, und wenn die Herrschaft der auf einander folgenden Nationen nicht ohne Einfluß auf seine Sitten war,

so hat doch nichts die frappanten Gesichtszüge des Volkes verändert. Die alte Verwandschaft des Malteſers mit dem nomadiſchen Bewohner der Wüſte hat weder die ganz veränderte Lebensweiſe, noch die Berührung mit Europäiſcher Sitte jemals aufheben können.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Hunde, Hülfstruppen der Franzoſen in Algier.

Wenn in Frankreich ein Soldat die Ordre bekommt, nach Afrika abzugehen, macht er ſich gleich die überſpannteſten Vorſtellungen: er träumt ſich ein ganz neues, romantiſches Leben daſelbſt, der Orient mit allen ſeinen Reizen und Wundern ſchwebt ihm vor, er denkt an Aegypten, an Napoleon, er ſieht nichts als geheimnißvolle Harems und reichgeſchmückte ritterliche Mamelucken und vergißt über lauter Ruhm- und Wonnebildern die Miſeren der Wirklichkeit. Nach Verlauf einiger Wochen ſind die Täuſchungen verſchwunden; das Kaſernenleben iſt hier nicht beſſer als anderswo. Während aber wenigſtens Algier ihrer Neugier das lebendige Schauſpiel eines großen Hauptquartiers bietet, wie ſind dagegen diejenigen zu beklagen, deren Regiment auf einem der Plätze im Innern oder in einem der kleinen Häfen Garniſon hält, die zur Vertheidigung der Kolonie angelegt ſind!

So wird die Stadt Bugia (l. Budſchia) als einer der wichtigſten Occupationspunkte betrachtet, und man ſorgt daher fortwährend für die Unterhaltung einer anſehnlichen Garniſon daſelbſt, um den feindlichen Stämmen, die es umlagern, Widerſtand zu leiſten. Hier tritt Einem die ganze Leerheit jenes abgeſonderten Lebens entgegen, das man erſt nach längerer Erfahrung recht kennen lernt. Wenn die Leute alle Pflichten ihres Standes erfüllt haben, ſind ſie ſo ganz ohne alle Beſchäftigung, daß ihnen jede Minute wie ein Jahrhundert hinſchleicht; da hat man keine von jenen täglichen Zerſtreuungen, wie ſie die kleinſte Stadt in Frankreich bietet; man wünſcht beinahe, daß der Dienſt den ganzen Tag dauern möchte. Was aber unſere Soldaten entſchädigt, was ſie die Langeweile mit Geduld ertragen läßt und Bugia vor jeder anderen Stadt erträglich macht, iſt die beſtändige Nähe der Gefahr, die Kämpfe, die ſie jeden Tag zu erwarten haben, und die Flintenſchüſſe, die ſie alles Uebrige vergeſſen machen. In den erſten Jahren der Occupation, wo die Vorpoſten jede Nacht angegriffen und die Soldaten von feindlichen Kugeln erreicht wurden, konnte man der unſichtbaren Feinde, die uns ſo feigherzig bekämpften, faſt niemals habhaft werden, und es mußte der Haufen, welcher dergeſtalt geneckt wurde, ziemlich ſchwach geweſen ſeyn, wenn die Araber es wagten, ſich auf unſere niedergeſchlagenen Soldaten zu ſtürzen und einige Köpfe abzuſchneiden, die ſie als Trophäe unter ihre Zelte trugen. Dieſe Scharmützel koſteten uns viel Menſchen; man konnte auch während der Nacht den Angegriffenen nicht zu Hülfe eilen, weil man immer einen Hinterhalt befürchtete; man ſann daher auf alle mögliche Mittel, die Ueberfälle der Araber unſchädlich zu machen: zuletzt wählte man das, welches das ſicherſte und natürlichſte ſchien.

Es findet ſich nämlich in allen muhammedaniſchen Städten eine große Anzahl von Hunden, die keinem Einzelnen angehören, dafür aber das Eigenthum Aller ſind; jeder Einwohner füttert ſie, und von jeder Mahlzeit werden ihnen die Reſte aufgehoben. Keiner wagt es, die herumlaufenden Rudel dieſer Hunde anzugreifen, aber Niemand kümmert ſich auch um ſie.

Die Franzoſen hatten bald einige von dieſen Thieren durch gute Behandlung an ſich gelockt und gezähmt; ja, es gelang ihnen, dieſen Naturhunden eine Menge von artigen Dingen und Fertigkeiten beizubringen, durch die ſich die civiliſirteſten Hunde in der Franzöſiſchen und Europäiſchen Geſellſchaft auszeichnen. Man nannte ſchon einzelne Subjekte, welche in zwölf Tempos anzuſchlagen wußten, auf den Ruf: vive l'empereur! Sprünge machten und bei Erwähnung Abdel-Kader's die Zähne fletſchten. Dieſe armen Hunde vergalten unſeren Soldaten das Kommisbrod, das ſie von ihnen bekamen, mit einer wirklich ganz ausgezeichneten Zuneigung, wie ſie ſie ihren früheren Herren nie bewieſen hatten; das kam daher, daß die Muſelmänner ſie zwar fütterten, aber nicht liebkoſten.

Die Hunde folgten oft ihren Freunden, wenn dieſe außerhalb im Dienſte waren oder auf den letzten Vorpoſten die Wache hatten. Hier machten ſich die Dienſte recht bemerklich, die ihr wunderbarer Inſtinkt leiſten konnte. Wenn ein Franzoſe ſich näherte, ſo meldete ein kurzes kräftiges Gebell ſeine Ankunft; wagte es aber ein Kabyle, zu uns heranzuſchleichen, ſo wurde ſeine Nähe durch anhaltendes wüthendes Gebeul angekündigt, und indem ſie nach der Richtung des Feindes zu ſprangen, zeigten ſie unſeren Soldaten, wo die Gefahr war.

Der Nutzen dieſer ganz neuen Hülfstruppen war ſo weſentlich und wurde ſo allgemein anerkannt, daß man daran dachte, ſie regelmäßig unterzubringen und eine gewiſſe Zahl davon jeder Compagnie zu geben. Man ſchrieb deshalb an den Miniſter, der aber die Bitte nicht bewilligte, weil, wie er ſagte, eine ſolche Einrichtung auf den Gedanken bringen könnte, daß die Franzoſen die Grauſamkeiten der Spanier in Peru erneuern wollten. Gleichwohl wagte man nicht, den Hunden die Rationen zu entziehen, die ſie ſich durch ihre tapferen Dienſte erobert, und jeden Morgen bei der Vertheilung wird ihnen ihre Portion gewiſſenhaft aufbewahrt.

Ein junger Voltigeur, Namens Bachard, hatte ſich beſonders durch die vertraute Freundſchaft mit einem dieſer neuen Bundesgenoſſen bekannt gemacht. Azor, dies war der gewöhnliche Name, den er ihm gegeben hatte, war gewiß der gemeinſte unter den Sprößlingen ſeiner Gattung. Man kann ſich leicht denken, daß bei Hunden, die ſo in Rudeln herumlaufen, die Reinheit der Racen ſich nicht erhält; unter allen aber war Azor der entartetſte Baſtard aus der unreinſten Vermiſchung. Gleichwohl ſchenkte ihm Bachard eine außerordentliche Zuneigung, und es war ein Glück für ihn, in der Erziehung ſeines Azor eine Beſchäftigung gefunden zu haben, die ihm die langen und müßigen Tage ausfüllte. Azor gehörte nicht zu den glänzenden Schülern, die gleich von vorn herein den Unterricht ihres Lehrers auffaſſen; in vielen Dingen ſträubte ſich ſein widerſpenſtiger Verſtand gegen Lehren, die mit Geduld beigebracht und mit Stockſchlägen unterſtützt wurden; dafür aber war er eben ſo treu und anhänglich gegen die Franzoſen, als feindlich geſinnt gegen Alles, was den Turban trug. Beſonders war die Uniform der Gegenſtand ſeiner Verehrung: jeder Militair wurde von ihm auf die liebenswürdigſte Weiſe mit einem ausdrucksvollen Wedeln des Schwanzes begrüßt. Auch darf man nicht unerwähnt laſſen, daß er mit einer philoſophiſchen Verleugnung, wie ſie nur ſelten zu finden, den Unterſchied der Grade nur wenig achtete, und daß er aus jeder Uniform, wie auch ſonſt ihre Stickereien und Epauletten beſchaffen ſeyn mochten, den Franzoſen herausfand.

Jedesmal, wenn eine lange Prozeſſion von herumlaufenden Hunden vor dem Infanterie-Quartier vorbeidefilirte, war es kurios zu ſehen, wie eines dieſer Thiere auf den Ruf Azor, der ihm aus dem Hof der Kaſerne entgegenſchallte, ſtehen blieb und unter lebhaften Zeichen der Freude raſch zu den Füßen eines jungen Voltigeur ſprang, der ihn mit Entzücken umarmte, ihn abbürſtete und von dem Schmutz reinigte, den er von ſeinen unſtäten Streifereien mitgebracht. Dann mußte er voller Ernſt lange Reden anhören, die er zwar nicht begriff, denen er aber gleichwohl dieſelbe Aufmerkſamkeit ſchenkte, als hätte er ſie vollkommen verſtanden. Eben ſo kurios war jene Zuneigung des Soldaten, der jeden Morgen, nachdem ſein Dienſt beendigt war, ſich an den gewöhnlichen Platz hinſetzte, wo ſein Freund zu ihm kam, und ſo die Zeit verbrachte, die er von der militairiſchen Disziplin ſich abmüßigte. Der arme Bachard klammerte ſich an Azor's Freundſchaft, wie an eine letzte Zuflucht: ſo ſehr hatte ſich ſein Leben umgeſtaltet, und ſo viel Täuſchungen hatte er in dem Soldatenleben gefunden, das er ſich ſo ſchön und ruhmvoll geträumt! Das war es nicht, was ihm ſein Oheim, der alte Kaiſerliche Sergeant, von den Soldaten der großen Armee erzählt hatte. Bachard war ein Pariſer Kind; kaum 17 Jahr alt, war er ſchon ſeit einem Jahr im Dienſte. Er hatte das müßige Leben, das den „Gamins" ſo köſtlich dünkt, ſchnell ſatt bekommen, und verließ es ſobald er es kennen gelernt. Und als ſeine Mutter zu ihm ſprach: „Sieh, Du haſt mich früher unglücklich gemacht, weil Du nicht arbeiten wollteſt und ſo ein Taugenichts warſt, wie die Anderen; jetzt machſt Du mich noch unglücklicher, weil ich Dich immer traurig und gedankenvoll ſehe", da antwortete er ihr bloß: „Nein, Mutter, ich werde Dir keinen Verdruß mehr machen, da ich fortgehen werde. Ich will kein Handwerker ſeyn! Soldat will ich werden, wie mein Oheim; ich werde ſo tapfer ſeyn, wie er es war; ich werde gleich ihm das Kreuz bekommen und eine Penſion, und ich werde Dir Alles geben, damit Du ohne Arbeit und Sorge leben kannſt."

Ein paar Tage darauf nahm Bachard Dienſte *in einem Regiment*, das im Begriff war, nach Afrika zu gehen; er glaubte, er werde gleich mitten unter Schlachten kommen, wo er ſich auszeichnen und ſein Glück machen könne: man ließ ihn in dem Depot zurück, um das Exercitium zu lernen. Darauf kam er in ein Kriegesbataillon, und ſeitdem hatte er, wie er ſagte, noch nicht das Glück gehabt, den Feind in der Nähe zu ſehen, und mußte ſich trotz aller Ruhmliebe damit begnügen, ein paar Kugeln um ſich herum pfeifen zu hören und vor Langeweile in Bugia zu ſterben. Er hatte ſich den Ruhm ganz anders gedacht. Bei dieſer etwas niedergeſchlagenen Stimmung eines armen jungen Soldaten wird man die innige Anhänglichkeit Bachard's an ſeinen neuen Freund nicht begreifen, und obwohl er um dieſer ſonderbaren Liebe willen von ſeinen Kameraden manchen Spott zu erfahren hatte, fand er doch in der Dankbarkeit Azor's hinreichenden Troſt und Erſatz.

Die Compagnie, zu der Bachard gehörte, hatte ſo eben die Ordre bekommen, nach dem Fort Maldoub zu marſchiren, eine Meile von der Stadt, um eine Compagnie Grenadiere abzulöſen, die ſeit einer Woche dorthin detaſchirt worden. Man wußte, daß dieſer Poſten gefährlich war, bei ſeiner weiten Entfernung von der Stadt und von jeder Hülfe war er oft angegriffen worden, und ſchon manche Tapfere waren dem gefallen. Die Araber wählten ihn zum Ziel ihrer Ueberfälle, weil ſie wußten, daß ſie im Fall einer Niederlage den Rückzug ſicher hätten; waren ſie dagegen Sieger, ſo konnten ſie mit aller Muße ihre Opfer verſtümmeln.

Oft fand man auf dieſem verwünſchten Poſten die Schildwache nicht wieder, die man abzulöſen kam, oder man ſah nichts als einen verſtümmelten Rumpf, der mit ſchrecklichen Wunden bedeckt und an einem Fetzen der Uniform kenntlich war; denn die Araber ſtehlen immer die Waffen und den Kopf. Daher auch die Vorſichtsmaßregeln der Voltigeurs, ehe ſie an die Vertheidigung des wichtigen Poſten gingen, der ihnen anvertraut worden; mit welcher Sorgfalt ſie da die Waffen reinigten, und wie jede Flinte glänzen mußte! An der feinen Spitze der Bajonette ſah man, daß ſie ſo eben geſchärft worden. Und waren nun alle Vorbereitungen zu Ende, ſah man ſich vollkommen gerüſtet zu kräftigem Widerſtand, da hörte man tauſendfachen Freudenruf: es war, als ob ein Feſt bevorſtände, wo es Kugeln regnen ſollte.

Auch die Hunde wurden nicht vergeſſen, und wie immer, mußten ſie an der Spitze marſchiren neben dem Trompeter. Die, welche von den Grenadieren mitgenommen worden, kamen mit ihnen zurück; die Voltigeurs hatten auch welche, die ihnen insbeſondere zugethan waren und ſie begleiteten. Dieſe treuen Bundesgenoſſen ſchienen zu verſtehen, daß man einen Dienſt von ihnen verlange, und ihre freudigen Sprünge bewieſen, daß ſie zu Allem bereit waren.

Es war ſchon lange her, daß die Voltigeur-Compagnie in Maldoub einquartiert war, und gegen die allgemeine Erwartung blieb Alles ruhig: auch nicht der geringſte Lärm hatte die Ruhe der Soldaten geſtört. Man ſah ſie mitten in dem Fort, das ſo klein war, daß es ſie kaum faſſen konnte, ſich mit tauſend verſchiedenen Beſchäftigungen die Zeit

ertreiben; Jeder schuf sich eine neue Industrie, um seine Lage zu verbessern und sich das Leben angenehmer und bequemer zu machen. Diese wunderbare Thätigkeit des Französischen Soldaten, die unsere Künste und unsere Civilisation überall mitbringt, kontrastirt seltsam mit dem düstern Anblick einer Gegend, die eben so wild ist, wie die Völker, die sie bewohnen. Maldoud liegt auf einem hohen Plateau, und trotz der Arbeiten des Ingenieur-Corps zeigt es äußerlich nicht jene Regelmäßigkeit, die man sonst in unserer Bauart findet. Das Land bietet weder eine Vegetation, noch Bewässerung; der Boden ist hier und da durchschnitten, als hätte er eine heftige Erschütterung erfahren, und seine verbrannte Farbe paßt sehr gut zu den einzelnen, trockenen Gewächsen, die wie flehend sich zu dem Wasser herabneigen, das sie niemals benetzt. Und doch war auch mitten in dieser todten Natur und unter dieser brennenden Sonne die angeborene Französische Fröhlichkeit nicht verschwunden; die Soldaten im Fort trieben wie immer Späße und Neckereien unter einander.

„Nun, Bachard", rief ein Voltigeur, dessen ergrauender Knebelbart eine ganze Reihe von Dienstjahren anzeigte, „um zehn Uhr mußt Du auf die Wache, an den äußersten Posten; hüte Dich ja vor den Beduinen, das sind Dir gar höllische Kerls, Junge, und die fleischbegierigsten Thiere der ganzen Insel." — „Seitdem ich hier bin, hab' ich noch nicht Einen von den Yatagans gesehen, von denen Ihr so viel sprecht, und die, wie Ihr sagt, die Köpfe so gut abzuschneiden verstehen. Ich habe bis jetzt die Araber nur auf dem Markte gesehen, wo sie ihren Kohl verkaufen, und ich habe immer so viel Pech, daß ich glaube, wenn es einen Angriff setzt, so machen sie ihn eher auf jeden anderen Posten, als auf den meinigen. Uebrigens weißt Du ja, daß man bis jetzt noch nichts gesehen hat; warum soll's denn nun mit einem Mal anders werden, Jarry?" — „Es heißt, die Beduinen lieben besonders frisches Fleisch; sieh, Du bist jung und roth, werden sie sagen, das ist nicht so ein alter Krieger, wie der Jarry, der gegen uns so grausam und bei unseren Frauen so beliebt ist. Hast Du nicht von meiner letzten Liebesgeschichte in Algier erzählen hören, von der schönen Frau der Straße Bab-Azun? Crédié, das war ein Weib! dreimal so dick wie eine gut genährte Pariserin. Halt, da schlägt's zehn Uhr."

„Nummer 16!" ruft ein Korporal. „Hier", antwortet Bachard, nimmt seine Flinte von dem Hakenleisten, prüft sorgfältig das Zündpulver, pfeift auf seinen Azor und eilt auf den Posten. „Höre Kleiner, gieb Acht auf die Beduinen; 's sind ganz weiße Dinger, die auf den Händen kriechen; laß Dir's gesagt seyn."

Bald ward der schwere und schallende Schritt der abziehenden Patrouille immer schwächer, und Jarry sing mit einer Rührung, die ihm nicht gewöhnlich war, wieder an: „Ein braver Junge, dieser kleine Bachard; zwar noch junges Blut, aber von Schrot und Korn. Wenn uns doch die Regierung viel solche Rekruten schicken möchte! Um zehn Uhr, Kinder, haben wir Feierabend, also laßt uns die Kammer zurecht machen und uns in die Federn vergraben. Heda, Elsasser, hörst Du nicht, Du sollst Deinen Sack aufhängen und Dich aufs Streh hinstrecken."

Kaum hatten die Soldaten ihre Vorbereitungen geendigt, so hörte man einen Schuß und gleich darauf einen Schrei, der aber bei der großen Entfernung nur sehr schwach zu den Ohren derjenigen gelangte, die im Fort waren.

„An Eure Klarinetten!" schrie der alte Jarry, indem er seine schwere Flinte ergriff. „Ich will wetten, daß das von dem kleinen Bachard kommt; ich habe ihn geneckt, und daran that ich Unrecht, das bringt Unglück."

Der Veteran stürzte vorwärts, von seinen Kameraden begleitet. Die Schildwachen, die fest auf ihrem Posten standen, bestätigten ihnen, daß der Schuß aus der Gegend von Bachard's Posten hergekommen war, worauf sie ihre Eile verdoppelten, um ihm Hülfe zu leisten. Bald erreichten sie die Spitze des kleinen Berges, wo man ihn aufgestellt hatte, aber sie sahen ihn nicht. — „Sacré mille chiens!" rief Jarry, indem er einen Schuß abfeuerte, „dort seh' ich Weißes, das ist ein Beduine."

Und in der That wälzte sich ein Araber auf dem Boden, von seiner Kugel getroffen. Einige Kabailen, welche eine Schildwache ungestraft erwürgen zu können glaubten, entflohen nach verschiedenen Richtungen, als sie sich entdeckt sahen, aber die Kugel, noch schneller, erreichte einige von ihnen auf ihrer Retirade. Während ein Theil des Haufens den Flüchtlingen nacheilte, suchten Jarry und einige von seinen Kameraden Bachard auf, den sie verwundet glaubten; endlich bemerkte einer von ihnen einen Körper auf dem Boden ausgestreckt, der an den rothen Pantalons in der Dunkelheit zu erkennen war; alle drängten sich voll Eifer auf den Ruf ihres Kameraden herbei, der ihnen schweigend einen verstümmelten Körper, einen Leichnam ohne Kopf zeigte.

Während sie ganz betäubt hinstarrten, ließ sich ein schreckliches Gebell von dem Fuß des Hügels vernehmen. Sie sehen einen Hund rasend auf einen Araber zustürzen, der sich vor ihren Blicken versteckt hatte. Der Hund sprang wüthend auf ihn los, doch der Araber, der ihn stehenden Fußes erwartete, brachte ihm mit seinem Yatagan eine blutige Wunde bei und trieb ihn zurück, indem er ihn mit einem neuen Schlage bedrohte. Das muthige Thier erneuerte fortwährend seine Angriffe; es schien sich um seinen Schmerz nur wenig zu bekümmern, wenn es nur seinen Feind vernichtete. Endlich gelang es ihm, mit einem verzweifelten Sprung ihn an der Kehle zu ergreifen und ihn niederzuwerfen. Nun begann ein Kampf auf Tod und Leben; das schmerzliche Geschrei des Menschen vermischte sich mit dem wüthenden Gebeul des Hundes; man sah sie sich auf einander wälzen, bald kam der Afrikaner oben und gab dann seinem Gegner mit der Waffe Stiche in den Körper, bald hatte wieder der Hund das Uebergewicht, und dann hörte er nur auf, zu brüllen, um das Gesicht und den Hals seines Gegners zu zerreißen.

Die Soldaten wollten diesem Kampf ein Ende machen und dem Araber den Tod geben; schon waren ihre Flinten geladen und nach dem kämpfenden Paar gerichtet, da rief Jarry: „Halt, Kameraden, das ist Azor, Ihr könntet ihn tödten. Wir wollen den Beduinen mit dem Bajonett durchbohren."

Trotz ihres schnellen Laufes fanden die Voltigeurs, als sie hinkamen, den Araber schon leblos auf dem Boden ausgestreckt; die Arterien seines Halses waren ganz zerrissen. Azor, obgleich schrecklich verwundet und nicht mehr im Stande, sich zu halten, riß einen Zipfel von seinem Burnus hervor, und der Kopf Bachard's rollte zu den Füßen seiner Kameraden. Azor, durch Blutverlust erschöpft, fiel neben sein Opfer hin zur Erde. Nun kehrten die Soldaten von der Verfolgung zurück; unter ihnen war ein junger Mann, den man an dem Sammetkragen seiner Uniform als den Militair-Chirurg erkannte. „Halt, Major", sagte ihm Jarry, „Ihr seyd ja so gut; da Ihr mit keinem anderen Verwundeten zu thun habt, so werdet Ihr es gewiß nicht verschmähen, einen Hund zu verbinden, der sich so tapfer aufgeführt."

Der Chirurg untersuchte das arme Thier mit ernster Aufmerksamkeit; dann sprach er: „Er wird sich wieder erholen; seine Wunden sind nicht tödtlich, aber man muß ihm die Pfote amputiren, die ihm schon fast ganz abgehauen ist." — „Und wir, Kameraden, wollen den armen Bachard an der Stelle, wo er getödtet worden, beerdigen."

Bachard ist jetzt längst vergessen, und gar viele Soldaten haben sich schon auf dem Fort Maldoud abgelöst; nur ein Hund verläßt ihn nicht. Jeden Abend, kurz vor zehn Uhr, kommt er und setzt sich vor der entferntesten Schildwache hin. Um Mitternacht schleppt er sich auf seinen drei Pfoten traurig wieder zurück. Die Wachen versäumen nicht, das Gewehr vor ihm zu schultern, auch kennen ihn die Soldaten alle recht gut; sie nennen ihn: Azor, den Invaliden.

(L'Afrique française.)

Spanien.

Spanische Rechtspflege.

Die äußeren Formen der Spanischen Rechtspflege sind dem gerichtlichen Verfahren in Frankreich einigermaßen ähnlich. Bevor die Parteien oder ihre Anwalte zur ersten Instanz zugelassen werden, müssen sie sich dem Ausgleichungs-Urtheil (juicio de conciliacion) des Alkalde*) unterwerfen, der mit den gewöhnlichen Berufspflichten eines Maire oder Polizei-Commissair auch die eines Friedensrichters (juez de paz) verbindet. Ist das Urtheil dieser Magistrats-Person den Parteien nicht genehm, so legen sie ihre Streitsache dem Richter in erster Instanz vor. Von dem Richter in erster Instanz apellirt man an die audiencia real oder den Königlichen Gerichtshof, der, gleich den cours royales in Frankreich, aus mehreren Kammern (salas) besteht. Die Parteien können von dem ersten Urtheil der einen Kammer an das einer anderen appelliren, die eben deswegen den Namen Revisions-Kammer (sala de revista) führt. Von dem Königlichen Gerichtshof endlich wandert die Streitsache an ein oberstes Tribunal in Madrid, dem Cassations-Hofe in Paris entsprechend. Um aber dieser letzten Wohlthat des Gesetzes in Spanien theilhaft zu werden, muß man vorerst eine ziemlich bedeutende Summe deponiren, die, falls das Urtheil der audiencia real Bestätigung findet, zum Besten der Richter konfiszirt wird. Ein Alkalde residirt in allen Gemeinden; ein Richter in erster Instanz aber hält sich gewöhnlich im Mittelpunkte eines größeren Bezirkes auf, der unter seiner Gerichtsbarkeit steht; doch unternimmt er auch häufige Amts-Reisen, besonders wenn sein Gebiet sehr weitläufig und die Bevölkerung, wie so oft in Spanien, sehr ungleich vertheilt ist.

Zu den Ursachen, welche auf die Handhabung des Rechtes in Spanien verderblich eingewirkt haben, gehört der ungeheure Wirrwarr in dem legislativen Theile desselben. Die Alfonsinischen Gesetze, die sogenannte Neueste Sammlung (novisima recopilacion) und die Königlichen Dekrete, welche unter der monarchischen Verwaltung Gesetzeskraft hatten: dies Alles vereinigt bildet eine chaotische Masse einander widersprechender Texte, deren Zahl man auf achtzigtausend berechnet! Keines von allen diesen Gesetzen hat die Aufhebung eines älteren Gesetzes zur Folge gehabt, und da außerdem kein menschliches Gedächtniß den ganzen Wust umfassen kann, so ist und bleibt in Spanien die beliebige Entscheidung des Richters das höchste, ja das einzige mögliche Gesetz. Auch hat man sich von dieser Wahrheit so innig überzeugt, daß es eine besondere Verfügung giebt, die den Advokaten verbietet, in ihren Vertheidigungen den Text des Gesetzes, das sie zu Gunsten ihrer Klienten anrufen, wörtlich zu zitiren.

Dieses dem Richter gelassene weite Feld zur Willkür muß natürlich die Bestechung desselben zu einer Haupt-Aufgabe der Prozeßführenden machen, denen dabei noch der Umstand zu Statten kommt, daß Jene in der Regel sehr schlecht besoldet sind. Bevor wir aber weiter gehen, wollen wir von einer Person sprechen, die in Spanien bei der Handhabung der Justiz eine Hauptrolle spielt und einer fast sprüchwörtlichen Celebrität sich erfreut: wir meinen den Escribano. Das Amt dieses Herrn ist schwer zu definiren: er hat Etwas vom Gerichtsschreiber, vom Untersuchungs-Richter, vom Notar und vom Referendarius; er ist das Faktotum, die Seele des ganzen Triebwerks. Verheirathest Du Dich, so macht der Escribano den Ehe-Kontrakt; kaufst Du ein Gut, so macht und legalisirt Er den Kauf-Kontrakt; hast Du einen Prozeß, so mußt Du den Escribano in Dein Interesse ziehen; ist Dir in einem Augenblicke des Jähzorns das Unglück widerfahren, Deinen besten Freund zu

*) Die Alkalden sind nicht mit den Alkaiden zu verwechseln; denn unter Alcalde versteht man einen Festungs-Kommandanten oder einen Kerkermeister. Beide Wörter stammen, wie bekannt, aus dem Arabischen; aber dem Ersteren liegt Kadi oder Kasi (der Entscheidende) zum Grunde, während die Wurzel von Alkaide so viel als Sorge tragen, in Obhut nehmen, bedeutet.

verwunden, so muß der Escribano Dir aus der Verlegenheit helfen, denn Er ist es, der den Bericht über Deinen Rechtshandel abfaßt und das Urtheil dazu; Er ist es, der genau weiß, wie man das Herz eines bösen Richters zu rühren vermag, der Dir aufs Haar sagen wird, wie viele Realen der Mord eines Mitmenschen kostet, der Dich endlich, wenn Du ihn zur Genüge ermuthigst, aus der Hölle selbst erlösen kann. Die dickste Kerkermauer vermag nicht, der Gewalt des Escribano zu widerstehen. Uebrigens ist er ein Mann von Gewissen, der auf Lage und Mittel eines Jeden Rücksicht nimmt: ein armer Teufel braucht ihm nur wenige Unzen in die Hand zu drücken; ein Reicher kommt allerdings nicht so wohlfeilen Kaufs und — nicht so bald davon; aber das ist auch nicht mehr als billig. Der Beruf des Escribano gehört nun einmal nicht zu den brodiosen Künsten; man will sogar wissen, daß einige Madrider Escribanos Millionaire geworden sind.

Aber ganz abgesehen von der Bestechlichkeit, die in Spanien allgemein anzutreffen ist, enthält auch schon das Gesetzbuch dieses Landes eine Menge Keime zu Mißbräuchen. Da ich hier unmöglich auf eine kritische Prüfung der Spanischen Gesetzgebung eingehen kann, so sey es mir nur vergönnt, einiger Mißbräuche des Kriminal-Verfahrens zu gedenken, die unmittelbarer und verderblicher auf die Sitten einwirken, als die übrigen. Es herrscht in diesem Zweige der Legislation ein Geist der Fiskalität, dessen Kleinlichkeit zu der bekannten Grandezza des Altspanischen National-Charakters einen lächerlichen Kontrast bildet.

Ein Mensch wird auf der Straße von Mördern angefallen; er ruft um Hülfe. Es ist noch ziemlich früh am Abend; die Straßen sind noch belebt, die Thüren der Häuser offen, und man sieht Licht an den Fenstern. Ereignete sich etwas dieser Art in einem anderen civilisirten Staate, so würde Jeder auf das Geschrei des Opfers herbeieilen; in einem Nu wäre ein Haufe Volks beisammen, die Nachbarn kämen mit Lichtern oder Wachsfackeln aus den Häusern, und bald wäre das ganze Revier in Alarm. Was geschieht aber unter solchen Umständen in einer Spanischen Stadt? Jeder Vorübergehende eilt, so schnell er kann, von dem Schauplatze des Gräuels weg; die Thüren werden verriegelt, die Lichter ausgelöscht, und die Straße ist in weniger als einer Minute wie ausgestorben. Vergebens verdoppelt der Unglückliche sein Jammergeschrei; keine Seele kommt ihm zu Hülfe, und die Mörder können ihr Verbrechen in größter Sicherheit vollenden. Woher aber nun dieser empörende Egoismus? Fürchtet man die Mörder? O nein! persönliche Feigheit ist dem Spanier fremd; man fürchtet die Justiz! Läßt Du Dich von einem unwiderstehlichen Gefühl der Menschenliebe fortreißen, dem Bedrängten beizustehen, und kommen die Beamten der Justiz dazu, so wirst Du gleich als Zeuge festgenommen; und trifft es sich dann unglücklicherweise, daß der Gemordete oder seine Familie nicht im Stande ist, die Gerichtskosten zu bezahlen, so verlangt man das Geld von Dir! Die Justiz allein ist also für den begangenen Mord und für das egoistische Davonlaufen der Zeugen verantwortlich.

Zu Madrid wurde im vergangenen Jahre ein Greis auf öffentlicher Straße ermordet. Die Justiz ließ den Sohn des Gemordeten kommen und fragte ihn, ob er als Ankläger auftreten wolle? „Was! Ich als Ankläger?" versetzte dieser erschrocken; „Sie irren sich; die Sache geht mich gar nichts an; ich kenne diesen Mann nicht!" Der arme Teufel war zu entschuldigen; wär' er als Kläger aufgetreten, so hätte ihn die Justiz rein ausgeplündert und seine ganze Habe konfiszirt.

Eben so wird z. B. der Militair-Dienst in gewissen Fällen als eine Leibesstrafe betrachtet: das Tribunal verurtheilt Dich, eine bestimmte Zahl von Jahren in der Armee zu dienen. Vermöge einer anderen Anomalie gelten Zwangsarbeiten gar nicht für absolut entehrend, vielleicht schon deshalb, weil mit dieser Art von Bestrafung ein heilloser Mißbrauch getrieben wird. So schämt sich kein Chinese seiner Tracht Bambushiebe, wenn er sie in Form Rechtens empfangen hat; denn es ist dies eine zu alltägliche Züchtigung, deren außerdem ein Mandarin eben so gewärtig seyn kann, wie ein Sänftenträger. In Kartagena lernte ich einen Kaballero kennen, der frisch von den Galeeren kam und, als hätte er eine bloße Lustreise gemacht, die unterbrochene Redaction eines ministeriellen Blattes in Madrid rüstig fortsetzte, ja von Mendizabal selbst ermuthigt wurde, die öffentliche Meinung recht anzufeuern.

Den edelsten oder wenigstens pittoreskesten Zug der Spanischen Justiz-Behörden muß man aber in ihrem Verhältnisse zu Räubern und Spitzbuben suchen. Wer erinnert sich nicht des Gil-Blas, seiner Verhaftnehmung und des Verhöres, das er zu bestehen hatte, nachdem er die Höhle verlassen? Welchem Leser dieses weltbekannten Buches ist nicht Capitain Rolando gegenwärtig, wie er als Alguazil mit jener berüchtigten Gesellschaft Katalonischer Subjekte eine lebhafte Korrespondenz führt? Nun wohl! wenn Gil-Blas wieder einmal auf Erden erschiene, fände er in seinem Vaterlande nur Weniges verändert; er würde sich gleich überzeugen, daß die Alkalden und Escribanos unserer Tage der Korregidoren unter Philipp III. vollkommen würdig sind; ja, er würde sogar die seciale Stellung der Diebe und Banditen und die Sicherheit, deren sie sich bei Ausübung ihres Gewerbes erfreuen, um Vieles gesteigert finden. Der Räuber wird jetzt nicht mehr von der bewaffneten Macht der heiligen Hermandad inkommodirt. Von ihren alten Vorurtheilen zurückgekommen, unterhandelt die Justiz, statt dreinzuschlagen, und beweist den Vagabunden die zarteste und rührendste Schonung, oder sie bedient sich ihrer gar als Werkzeuge, um Geld zu erlangen. Einige Beispiele, die mir gerade zunächstliegen, werden dies genügend beweisen.

Vor nicht gar langer Zeit residirte an der Gränze von Valencia und Nieder-Arragonien ein Alkalde, der eine gar sinnreiche Art von Rechtsgang erdacht hatte. — Die Geldbuße, welche der Spitzbube erlegen muß, wird in drei Theile getheilt; davon ist einer für den Alkalden, der andere für den Angeber und der dritte für die Richter an der Audiencia Real bestimmt. Nun aber berechnete der erwähnte Alkalde das durchschnittliche Facit dieser Geldbußen und ersann in Folge dessen eine Art von Akkord mit der Audiencia; kraft dieses Akkordes oder Bauschhandels verpflichtete er sich, Jahr aus, Jahr ein eine bestimmte Summe zu zahlen, die dem Durchschnitts-Einkommen von Räuber-Gelde gleich war, und nahm die Verantwortung für alle mögliche Folgen auf seine Schultern. Nachdem der Bauschhandel eingegangen war, ging unser Alkalde nach folgendem Plan zu Werke: er brachte sein Polizei-Personal auf einen besseren Fuß, ermuthigte die Angebereien und verhaftete so viele Diebe, als er nur aufgreifen konnte. Steckten diese Leute erst im Gefängniß, so schröpfte und zapfte er an ihnen, bis sie keinen Heller mehr übrig hatten. Glaubt Ihr nun, der Alkalde hätte seine Gefangenen dann auf die Galeeren geschickt? O nein, so einfältig war er nicht. Er ließ den Räuber, ausgesogen wie er war, wieder laufen; dieser eilte wie ein hungriger Wolf auf die Landstraße, trieb sein altes Gewerbe von jetzt an mit verdoppeltem Eifer und verschaffte sich in wenigen Monaten Proviant genug für zwei Jahre. Inzwischen liefen von allen Seiten bittere Klagen und flehentliche Bitten bei dem Alkalden ein; der würdige Mann blieb aber unempfindlich, denn seine Zeit war noch nicht gekommen. Endlich, wenn er so gut als überzeugt seyn konnte, daß der Bandit sich wieder trefflich verproviantirt habe, da erwachte er plötzlich aus seiner Lethargie und traf so bewundernswürdig kluge Maßregeln, daß der Held von der Heerstraße ein zweites Mal in seine Netze gerieth. Nun kam es zu einem neuen Aderlaß, der nicht minder reichlich war, als der erste, und nach einigen Monaten ließ den Räuber sein guter Stern (d. h. der Alkalde) zum zweiten Mal entwischen, ehe noch seine Sache vor den Richter gebracht werden konnte. Diesem sinnreichen Systeme verdankte die Audiencia ihre regelmäßige Bezahlung, der Alkalde wurde reich, und Jedermann war zufrieden, das Publikum allein ausgenommen. Ich weiß nicht, wie lange der würdige Mann sein Wesen getrieben hat; doch fürchte ich, daß die indiskrete Oeffentlichkeit, die er seinen Ideen gab, ihm auf die Länge geschadet haben dürfte.

Ungefähr um die nämliche Zeit ereignete sich etwas eben so Charakteristisches an der Gränze von Murcia und Valencia. Ein Franzose, seines Gewerbes ein Pferdehändler, kehrte von einer Geschäftsreise in Murcia nach Valencia zurück; seine Reise war einträglich gewesen und er führte viel Geld bei sich. Als dieser Mann in dem Gränzorte Elda ankam, forderten ihn sechs National-Gardisten seinen Paß ab, und obgleich dieses Französische Dokument in bester Form war, so mußte es sich sein Besitzer doch gefallen lassen, daß die strupelhaften Wächter der öffentlichen Ordnung ihn arretirten. Angeblich wollten sie den Fremdling zum Alkalden des Ortes führen; aber statt dessen brachten sie ihn außerhalb der Stadtmauer, raubten ihm sein Geld und versetzten ihm so viele Bajonet-Stiche, daß er für todt liegen blieb. Zum Glücke war keine seiner Wunden tödtlich; er kam wieder zur Besinnung und schleppte sich, so gut oder so übel er konnte, bis zur Stadt, wo man ihn sogleich festnahm und ins Gefängniß steckte. Bald darauf wurde er zwar wieder entlassen, von seinem Gelde aber war nicht mehr die Rede. Als der Unglückliche nach Valencia kam, reichte er sofort bei dem wackern und thätigen Französischen Konsul, Herrn Gautier d'Arc, seine Klage ein. Der Konsul drang auf eine gerichtliche Untersuchung, und die Nationalgardisten — wurden freigesprochen! Auf nähere Erkundigung erfuhr man, daß die Angeklagten ihre Richter nach jeder Session bewirthet und täglich mit ihnen dinirt hatten. Der Konsul wendete sich nun an die oberste Behörde nach Madrid; von dort schickte man einen außerordentlichen Inquirenten, und die Schuld seiner Vorgänger lag bald klar am Tage. Diese erhielten einen Verweis, aber man ließ sie ruhig in ihrem Amte. Was die sechs ehrenwerthen Beschützer der öffentlichen Ordnung betrifft, so war ihr Prozeß, als ich Valencia verließ, noch nicht beendigt. (J. d. D.)

Mannigfaltiges.

— Chambeau's Handbuch der Weltgeschichte.*) Der Verfasser dieses in Französischer Sprache hier erschienenen Handbuches der Geschichte ist ein Ausländer, der jedoch in Deutschland seine Studien gemacht hat. Sein Werk hat der Verf. vorzüglich dem Studium auf Schulen bestimmt, denen dadurch der doppelte Vortheil wird, ein gut geschriebenes Französisches Lesebuch und zugleich eine mit freiem Geiste und ohne National-Vorurtheil zusammengestellte Uebersicht der Geschichte zu erhalten, wie sie bisher noch nicht in Französischer Sprache existirte. Obgleich auf engem Raume zusammengedrängt (das ganze Buch zählt 251 Seiten kl. 8. und kostet einen Thaler), haben wir in diesem Handbuche der Geschichte doch kein wichtiges historisches Ereigniß vermißt: ja, die neuere Zeit ist sogar hier und da mit zu großer Ausführlichkeit behandelt. Gleichwohl hätten wir ein längeres Verweilen und ein tieferes Eingehen in Bezug auf die Kulturgeschichte der letzten Jahrhunderte gewünscht, die in einem kurzen Anhange unter der Ueberschrift „Progrès de la civilisation, des arts et des sciences" abgefertigt wird. Die Geschichte kennt ja am Ende kein größeres Resultat, als die Heranbildung der Gegenwart; diese ist aber nicht bloß durch Völkerwanderungen, Kriege und Staaten-Umwälzungen zu Stande gekommen, sondern sie ist genetisch im Menschengeiste und durch den Menschengeist vor sich gegangen. Herr Dr. Chambeau hat unstreitig nur gefürchtet, durch eine nähere Betrachtung dieser Seite der Geschichte die Gränzen, die er seinem Buche gesteckt, zu überschreiten; denn im Uebrigen zeigt er sich in seiner Darstellung als ein Mann, der die Resultate der neueren Wissenschaft kennt und mit Vortheil anzuwenden weiß.

*) Manuel d'histoire universelle par Charles Chambeau. Berlin, Librairie de B. Behr, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 134. Berlin, Mittwoch den 8. November 1837.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

I. Ankunft in Dublin.

Von E. Feuillide.

Wenn man von Shrewsbury aus das an Naturschönheiten so reiche Gebirge von Nord-Wales übersteigen, dann von Bangor nach Anglesea, wo die zwei Vorgebirge mit ihren lachenden Abhängen einander fast berühren, auf der schwebenden Kettenbrücke den schmalen Meeresarm überschritten hat und sich nun im Hafen zu Holyhead auf der Insel Anglesea befindet, so gewinnt man bereits einen Vorschmack von Irland. Da sieht man alte häßliche Fahrzeuge liegen, mit zerbogenen Rippen, räucherigem, finsterem Verdeck, schwarzen und schmierigen Masten; dazwischen bläst und schnaubt aus seinem riesigen eisernen Schornstein das Königliche Dampfpaketboot, welches Tag für Tag zur bestimmten Stunde, wie auch das Wetter und das Meer sich anlassen mag, die Fahrt nach der Bai von Dublin über den Irischen Kanal antritt. Nur denke dabei Keiner an die eleganten Paketboote, die man zwischen Calais und Dover oder zwischen Boulogne, Ramsgate und London lustig hin und her gleiten sieht, schlank und gestreckt wie Yollen zur Spazierfahrt, mit gedohntem Deck, Säulengeländen, die Stückpforten mit Mahagoni eingefaßt, am Spiegel und Stern mit dem gemeißelten oder gar vergoldeten Brustbilde eines Königs oder einer Herzogin, eines Tritonen oder einer Sirene verziert, die Planken hellfarbig bunt, obendrauf behende Matrosen in reinlichen weißen Pantalons und blauen Jacken. Das Paketschiff nach Irland sieht ganz anders aus, schwarz über und über, kaum daß am Hintertheil sein Taufname in weißgeschmierten Buchstaben kenntlich ist. Am Spiegel ist ein Engel angebracht, der die Flügel um die Harfe von Erin schlägt, ein unförmlich ausgeschnitztes Sinnbild und mit einem matten, trüben Weiß überstrichen, welches man bei dunstigem Wetter nicht von dem halbdurchsichtigen, in der Luft schwimmenden Nebel unterscheidet, so daß es sich in einiger Entfernung ausnimmt, als wäre aus der schwarzen Vorderwand des Fahrzeuges ein großes Stück ausgebrochen. Statt einer freien gefälligen Gallerie läuft ein schwerfälliges schwarzes Geländer um das Deck, eine Brustwehr von starken, fest zusammengefügten, durch Schrauben mit dem Boden verbundenen Planken. An zwei Mastbäumen mit breitem eisernen Fuß hängt das dicke schmutziggraue Tau- und Segelwerk, das zu Zeiten ausgespannt werden muß, wenn die Riesenflossen des Schiffes, die sausenden Räder, im Kampfe mit Sturm und Fluth erwatten. Der Capitain ist griesgrämig, hat einen grauen Kopf und krummen Rücken, nicht vor Alter, sondern von dem ruhelosen unfreundlichen Leben, das er führt, von Wind und Wetter, von Verdrießlichkeiten und Strapazen, womit er sich Tag für Tag auf der wüsten Irländischen See herumschlagen muß. Die Matrosen haben rauhe, sturmgepeitschte, sonnverbrannte Gesichter, harte schwielige Hände; ihre Hemden riechen nach Unschlitt und Thran, ihre weiten leinenen Hosen starren von Theer, ihre Schuhe sind mit gewaltigen Nägeln beschlagen, deren spitze Köpfe unter der Sohle beim Klettern allenfalls als Krallen dienen könnten. Die Bewegung des Fahrzeuges ist gar nicht leicht, gar nicht anmuthig; als die Maschine sich in Thätigkeit setzte, der Balancier seine mächtigen eisernen Arme hob und senkte und die Räder zum Wälzen brachte, da grollte und tobte es in den Eingeweiden des Schiffes wie ein dumpfes Gewitter und arbeitete mit heftigen Stößen, daß Kiel und Rippen schütterten. Die Irische See läßt sich nicht anders bezwingen; sie fluthet, sie strudelt, sie grollt in einem fort; unter beständigem Kampfe muß das Boot sich seinen Weg bahnen; darum muß es so schwer und massiv gezimmert seyn, aus den stärksten Balken und Planken, voller Nägel und Klammern und mit Eisen gepanzert. Der Anblick über die weite, unwirthliche, weißschäumende Wasserfläche erweckt trübe, ängstliche Empfindungen. Myriaden Tauchervögel wiegen sich mit ausgespannten Flügeln auf den Spitzen der Wellen und mischen ihr gellendes Geschrei in das Brausen des Sturmes; weißgraue Möven setzen sich auf das Tauwerk, schütteln die Flügel und erheben ihren kläglichen Ruf. Alles scheint zu verkünden, daß man sich einem Lande nähert, welches seit einem Jahrtausend mit feindlichen Gewalten um sein Bestehen kämpft, einem Volke, das mit saurer Arbeit kaum nothdürftig Brod für seinen Leib und Kleidung für seine Blöße gewinnt und noch nichts an Eleganz und Luxus zu verwenden hat.

Nach sechsstündiger stürmischer Ueberfahrt lief das Dampfboot, an Flanken und Vordertheil von den Wellen wie zerpeitscht, in die Bai von Dublin ein. Dieselbe bildet einen weiten Halbzirkel, wie ein Hufeisen, ist geräumig und sicher und doch so leer, so öde, daß man sich noch mitten auf dem Atlantischen Ocean glauben könnte, wenn nicht zur Linken die Küste, geradeüber der Hafendamm von Kingstown dicht vor Augen läge und zur Rechten, am nebligen Horizont, die Thürme und Gebäude von Dublin sichtbar wären. Wir stiegen am Quai aus, und ich befand mich noch mit einem Fuß im Boote, als schon das personifizirte Irland mir in Gestalt eines armen Weibes entgegenschritt und den Ankömmling ansprach. Sie war jung, wohlgebaut, von kräftigem Wuchs; sie blickte wehmüthig aus großen blauen Augen, und die leidende Blässe ihres Gesichts war unter dem Sonnenbrande, der es überfloß, nicht zu verkennen. Sie ging barfuß, mit nackten Beinen; die langen Haare hingen ihr unordentlich um Hals und Nacken; um die Schultern war mit einem Stricke ein grauer Mantel befestigt, womit sie weniger sich selbst, als das an ihrer Brust liegende Kind zu bedecken suchte. Dieses Kleidungsstück, ihr einziges, wie mir schien, befand sich im kläglichsten abgerissenen Zustande; die Schöße reichten ihr kaum bis aufs Knie herab, und zahlreiche Löcher ließen mich die bloßen Arme wahrnehmen, womit sie das Kleid nothdürftig über der Brust zusammenhielt. „The potatoes are very dear, your honour" — „Die Kartoffeln sind so theuer, Ew'r Gnaden", sprach sie mit niedergeschlagenen Augen und mit einer Stimme, deren traurigen Ton ich nie vergessen werde. Das Herz schnürte sich mir vor Mitleid zusammen: „Die Aermste", dachte ich, „sie kann Kartoffeln nicht erschwingen, geschweige denn Brod. Am Ende wissen die Armen hier zu Lande gar nicht, was Brod ist. Und das hier bei Dublin: was werde ich erst mitten im Lande sehen, wo es keine große Städte giebt, keine Reichen, keinen Seehafen, wo keine Fremden aussteigen und Almosen spenden."

Den Weg von Kingstown nach Dublin, sechs Englische Meilen, legt man auf der Eisenbahn längs der Bai in weniger als zwanzig Minuten zurück. Neben mir im Wagen saß ein Irischer Gentleman. Mit einer freundlichen Zuvorkommenheit, wie ich sie in England noch nie gefunden, redete er mich auf Französisch an und sprach mit mir von Frankreich; er sprach mit Wärme, mit herzlichem Antheil, und jedes Wort zeugte von aufrichtiger Hochachtung und Sympathie für das Land und Volk, welches er 1814 und 1815 als Offizier im Wellingtonschen Heere kennen gelernt hatte und trotz der damals empfangenen, schwer verharschten Wunde in freundlichem Andenken trug. Hundert drängende Fragen über Zustände und Personen richtete er in der kurzen Zeit an mich, und mir machte es Freude, ihm zu antworten, ihn mein Vaterland kennen zu lehren, wie ich es selbst kennen gelernt habe, seitdem mir die Schuppen von den Augen gefallen sind, seitdem ich von leidenschaftlicher Verblendung zur Besinnung und zu freiem Umblick erwacht bin: mein Vaterland mit seiner Verfassung, Politik, Industrie, Kunst und Literatur, wie es geworden ist in zwanzig Jahren des Friedens und des gesetzlichen Kampfes um die Freiheit. In diesen zwei Monaten meiner Reise durch Großbritanien hat Alles, was ich sah und beobachtete, mich in der Liebe zu Frankreich bestärkt; nie habe ich die Vorzüge meiner Heimath deutlicher und lebhafter empfunden; als ich die Ungerechtigkeit Fremder erfuhr, ging ich in mich über meine eigene. — Meinerseits richtete ich an meinen Gesellschafter etliche Fragen über Irland; er antwortete mir mit sichtlicher Traurigkeit, im Gefühle schmerzlicher Demüthigung über das Elend seines Geburtslandes, als müßte er sich deshalb entschuldigen, daß er zur Vergeltung des Vergnügens, womit er mir zugehört, so wenig Erfreuliches zu bieten habe. Aber eine warme, dankbare Freude leuchtete aus seinen Augen bei meiner Versicherung, daß jedes brave Franzosenherz, ohne Unterschied der Religion und politischen Meinung, die innigste Theilnahme für die Sache der unterdrückten Irländer und die eifrigsten Wünsche für ihre Erlösung und Wohlfahrt hege. Es schien ihn zu verwundern und lief wahrscheinlich allen seinen Vermuthungen über meinen Stand und Beruf zuwider, als er vernahm, ich sey nur ein unbedeutender Journalist, welcher gegenwärtig, der politischen Wortgefechte überdrüssig und in Erwartung besserer Tage, von einer höheren wohlwollenden Hand geleitet, diese Reise nach dem Britischen Inselreiche angetreten habe, um dessen Verfassung und Sitten, Luxus und Elend in der Nähe zu betrachten, um zu lernen und, wo möglich, durch natur- und wahrheitgetreue Darstellung des Gesehenen, Andere zu lehren, daß es sich nicht schickt und überhaupt kein Grund vorhanden ist, vor den Augen der Fremden, ihnen zu Lieb' und Frommen, tagtäglich dem Vaterlande und den eigenen Landsleuten Unglimpf ins Gesicht zu werfen.*)

*) Herr Capo Feuillide war früher Mitarbeiter und Redacteur mehrerer entschiedener Oppositions-Zeitungen, der Nouvelle Minerve, des Bon Sens u. a. m. Seit etwa zwei Jahren hat er sich der sogenannten jungen, gouver-

„Ich wünsche Ihnen Gottes Segen", sprach er und drückte mir die Hand: „auf unserer Insel sind Sie willkommen. Wir Irländer sehen die Fremden gern bei uns; aber sie besuchen uns so wenig", — es lag eine schmerzliche Bitterkeit in der Betonung dieser Worte — „es scheint, sie wollen uns nicht kennen lernen." Wäre nicht ein solcher Wandertrieb in uns, der uns in jungen Jahren fast alle in fremdes Land führt, wir würden wenig von Europa erfahren und Europa von uns noch weniger. Und doch, wir scheuen das Auge der Fremden gar nicht. Sie mögen kommen, sie mögen beobachten; Gottlob, wir haben uns nicht zu schämen, nichts zu verbergen. Arm sind wir, das ist wahr, aber Verachtung" — hier hob sich seine Stimme — „Verachtung verdienen wir nicht, verworfen sind wir nicht. Mein Herr, Gott schenke Ihnen Standhaftigkeit genug, Alles zu sehen, und dann auch Muth genug, Alles zu sagen." — Ich dachte an die arme Frau auf dem Quai zu Kingstown und fühlte wohl, wie sehr ich beides nöthig haben würde. Nach einer Weile Schweigens nahm ich das Wort: „Es ist zu hoffen, daß Irland jetzt einer besseren Zukunft entgegengeht. Der Antheil, den seine Lage in der öffentlichen Meinung Europas erregt, kann nicht ohne Wirkung bleiben. Auch England fängt an seine Pflicht zu erkennen und mehr als bisher für das unterdrückte, verwahrloste Schwesterland zu thun." — „Ei freilich", fiel er mit bitterer Ironie ein: „große Dinge thut England für uns. Da sehen Sie nur, das schöne neue Hospital." Er wies mit der Hand rechts hinüber. „Ein Hospital?" fragte ich verwundert, denn das große Gebäude, das ich vor mir sah, war eine Maschinenbau- und Reparatur-Werkstatt. „Nun ja doch", sagte er, „ein Hospital für Maschinen. Für Menschen haben wir's nicht nöthig, ganz Irland ist eines. Die rechten Doktoren fehlen freilich dazu, und wenn die rechten Mittel nicht bald gefunden werden, fürchte ich, es wird zu spät. Einstweilen muß unser blutarmes Irland dem steinreichen England für so wohlthätige Anstalten, wie die da drüben, dankbar seyn. Damit fängt ja jetzt alle moralische und politische Verbesserung an, daß man Maschinen einführt. Dank der Weisheit der Engländer, wir haben nun Maschinen, gerade genug, daß Menschenhände bei der Arbeit unnütz werden, aber bei Leibe nicht so viel, daß wir Wohlstand und Reichthum dabei gewinnen könnten. Was man nicht brauchen kann, braucht man auch nicht zu reparieren, das versteht sich von selbst; also wozu Hospitäler für Menschen? Eine schadhafte Maschine kann man ausbessern; aber was ist mit einem Menschen anzufangen, der schadhaft geworden ist? je eher man ihn einscharrt, desto besser. Maschinen kann man zerlegen und aus zwei schlechten eine gute machen; aus hundert kranken oder verstümmelten Arbeitern bringt man keinen einzigen gesunden heraus. Darum ist es nicht mehr als billig und liegt in den Grundsätzen einer vernünftigen politischen Oekonomie, daß man sich der Maschinen erbarmt und die Menschen laufen läßt, daß man lieber den Stellmacher und den Mechanikus holt für gebrochenes Eisen und Holz, als den Arzt und den Wundarzt für gebrochene menschliche Glieder. Jedes Zeitalter hat so seine eigene Weise, man muß es gewähren lassen. Vormals baute die Religion Hospitäler für kranke Seelen und kranke Leiber; jetzt baut die Industrie welche für Dampfkessel und Webestühle. Die Maschinen arbeiten immer darauf los, und zwei, drei Fabrik-Unternehmer werden vielleicht reich dabei, vielleicht auch nicht; darüber müssen tausend rüstige Arbeiter die Hände in den Schooß legen, und Millionen Familien haben kein Brod." Das klägliche: „The potatoes are very dear, your honour", klang mir wieder in die Ohren.

Wir waren längst in Dublin und standen an der Thüre des Gasthofes, wohin der freundliche Gentleman mich begleitet hatte. Bevor er sich von mir trennte, gab er mir, als einem Fremden, für meinen ersten Aufenthalt im Lande allerhand Anweisungen und guten Rath, wie ich mich vor Verlegenheiten und Prellereien, dergleichen man gegen unerfahrene Ankömmlinge allzugern verübt, schützen könnte. Der Gentleman war ein Irländer, ein rechter echter Engländer hatte das nicht gethan. In Alt-England wird der Fremde als tributpflichtig betrachtet, und Jeder hilft dazu, ihn um sein Geld zu bringen. Man merkt auch den Unterschied. Der Engländer wird reich, so oder so, der Irländer stirbt arm, wie er geboren wurde.

Ich hatte in diesen ersten Stunden schon genug von Irland gesehen und gehört, um lange darüber nachzudenken. Es war mir erschienen in seiner Nacktheit, in seiner Armuth und zugleich in seinem Schmerz, in seiner offenen und treuherzigen Gesinnung, in seiner Freundlichkeit gegen den fremden Gast und vor Allem in seiner Liebe zu Frankreich. Diese Liebe erklärt sich aus der Unterdrückung, welche der Katholicismus hier seit Jahrhunderten erlitten hat und zum Theil noch fortwährend erleidet. In der duldenden, in der verfolgten Kirche erhält sich der Brudersinn lebendig; wie in den Zeiten der ursprünglichen christlichen Gemeinschaft die Gläubigen einander, wo sie sich begegneten, den brüderlichen Friedenskuß boten, so sieht noch heute der katholische Irländer in jedem Katholiken einen Freund, einen Glaubensbruder, den Gott ihm aus fremden Landen zuschickt, einen Vertrauten, dem er sein Herz öffnen, einen Tröster, an dessen Rath und Zuspruch er seinen Muth zu besserer Hoffnung aufrichten kann, einen Helfer vielleicht für den ersehnten Tag der Befreiung. Mancher Französische Leser, der sich klug dünkt, wird freilich darüber die Achseln zucken: unser Zeitalter, heißt es, ist über dergleichen sentimental-mystisch-christliche Ideen hinaus; wir sind politisch, positiv; um solcher Kindereien willen lieben und hassen sich Völker heutzutage nicht mehr; es kommt darauf an, was sie von einander haben. Nun wohl, die Irländer haben uns ganz positive materielle Beweise ihrer Freundschaft gegeben; sechzig Jahre lang, von 1688 bis 1745, haben Irländer im Dienste Frankreichs ihr Blut vergossen, wie in neuerer Zeit die Polen. Mancher Irländer wird Euch noch heute mit rühmendem Stolze vorrechnen und den Beweis in Zahlen führen, daß mindestens 450,000 seiner Landsleute ihr Leben für Frankreich auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Als im Jahre 1702 der Marschall Villeroi sich von Prinz Eugen überrumpeln und gefangen nehmen ließ und Cremona in die Hände der Oesterreicher fiel, nahmen zwei Irländische Regimenter, O'Mahony und Bourke, die Stadt wieder ein und befreiten den unglückseligen Marschall, dessen Thaten damals in einem Gassenhauer vom Pont-Neuf besungen wurden wie folgt:

Villeroi, Villeroi
A fort bien servi le roi
Guillaume, Guillaume.*)

Der arme Villeroi konnte wahrhaftig nichts dafür: warum hatte ihn die Frau von Maintenon aus ihrem Kabinette zur Armee geschickt? Zwei und vier Jahre später, bei Blenheim und Ramillies, haben die Irischen Dragoner des Lord Clare allein, bis auf den letzten Augenblick gegen Marlborough's Englische Regimenter Stand gehalten. Irländische Brigaden haben an dem heißen Tage von Fontenoy den Sieg für Frankreich entscheiden helfen. In der ermüdenden Geschichte dieser Kriege und Feldzüge, wozu die Pläne im Kabinette von Betschwestern, Beichtvätern und Maitressen ausgeheckt wurden, und die nutzlos so viel Unglück und Schmach über Frankreich brachten, muß der Irländer, die für uns gefochten haben, immer mit Ehren gedacht werden, und uns Franzosen ziemt es am wenigsten, diese alte in der Erinnerung noch lebende Treue und Anhänglichkeit geringschätzig in den Wind zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Malta und die Malteser.

(Schluß.)

Der Malteser ist von kleiner, untersetzter, aber nerviger Gestalt, mit schwarzen Haaren, munteren Augen und aufgeworfenen, lebhaft gefärbten Lippen; er ist betriebsam, nüchtern, abgehärtet zur Arbeit, unerschrocken auf dem Meere und im Schlachtgewühl; aber diese edlen Eigenschaften sind mit allen Fehlern gepaart, welche man den Afrikanern vorwirft; er ist habsüchtig, interessirt, voll Eifersucht, bitzig in der Plünderung und in der Rache, aufbrausend, gewaltsam wie ein Araber und falsch wie ein Punier. Von Natur geneigt, jede neue Meinung anzunehmen, verläßt er darum nicht die Vorurtheile seiner Väter; er findet das Mittel, Alles zu vereinigen, treibt jede Art von Schwärmerei bis zum Extrem und hegt unbekümmert seine angeerbte Unwissenheit. Sein Kostüm, welches an das der Griechen, der Neapolitaner und Araber erinnert, besteht aus einem weiten Hemde von Kattun; einem breiten Brustlatz, der mit silbernen, zuweilen sogar mit goldenen Knöpfen besetzt ist; einem Ueberwurf, an dem sich oberhalb ein Capuchen schließt; ferner aus weiten Beinkleidern, die um den Leib mit einem Gurt, welcher ein in der Scheide steckendes Messer birgt, befestigt sind; einer weißen, rothen, blauen oder gestreiften Mütze und an Festtagen einem Schuhwerk, das in einem mit Stricken über die Knöchel zusammengebundenen Stück Leder besteht.

Die Malteserinnen sind ebenfalls kleinen, aber schlanken und anmuthigen Wuchses; ihre lebhafte Gestalt, ihre glänzenden Augen und ihre schwarzen Haare nehmen sich recht artig unter der Falderia aus, einem seidenen Tuche, das um den Kopf gewunden wird und ihrer Person einen geheimnißvollen Reiz verleiht, wie der Mezzaro der Venetianerin, die Mantille bei den Spaniern. Mit diesem schwarzen Schleier, den sie mit früh erworbener Fertigkeit lüften und zusammenfalten, unter dem sie das Muskelspiel ihres Gesichtes geschickt verbergen, wird viel Koketterie getrieben: er dient zugleich als Kopfputz und Fächer und zeigt, sonderbar genug, fast immer nur die (vertikale) Hälfte von dem Gesichte seiner Gebieterin entschleiert. Diese Gewohnheit, beständig nur ein Auge zu gebrauchen, hindert häufig die gemeinschaftliche Richtung ihrer Blicke auf einen Gegenstand und macht, daß alle Malteserinnen schielen, ein Fehler, der ihnen indessen einen neuen Reiz verleiht; man fühlt bei ihrem Anblick etwas von jenem Staunen, von dem man bei Betrachtung der ihre Augen und Brauen schminkenden Weiber des Orients ergriffen wird. Anhänglicher dem Herkommen als die Männer ihres Landes, bewahren sie mit gewissenhafter Sorgfalt die Tracht ihrer Mütter; der blaue Rock und das Aermel-Korsett sind wie die Falderia dem Wechsel ausländischer Moden entgangen. Der Malteser im Gegentheil beeilt sich, so wie er Geld genug hat, aus der ärmeren Volksklasse auszutreten, dem Französischen Schnitt den Vorzug einzuräumen. Nach dem Allen ist die Beharrlichkeit der Frauen vielleicht berechnete Klugheit: sie wissen ohne Zweifel, daß sie beim Wechsel verlieren würden. Und giebt es wohl auch etwas Verspottungswerthers, als die unvollkommene Nachahmung des Ausländischen? etwas Gewagteres, als seine Gewohnheiten aufzugeben, um die anderen nachzuäffen, namentlich wenn man deren Eigenthümliches nur vom Hörensagen kennt? Der Luxus der Malteserinnen besteht einzig in ihrem Schmuck und ihren Steinen; sie behängen damit ihre Schultern, Arme, Hände, Ohren und Füße; ihre Schuhe sind mit goldenen oder silbernen Schnallen besetzt, und ihr Geschmeide hat im Allgemeinen viel Werth und wenig Geschmack. Es geht von einer Generation auf die andere über; die ärmsten Malteserinnen setzen ihren Stolz darein, dieses heilige Familiengut um einige Steine oder Goldblättchen zu vermehren, und wenn sie etwa, von Noth getrieben, ein Unbedeutendes davon zu veräußern sich entschließen, so betrachten sie dies als eine Schuld, die sie bei ihren Ahnen machen, von der sie dem nachfolgenden Geschlechte Rechenschaft ablegen müssen, und welche sie früh oder spät, wenn die Noth vorüber ist, gewiß wieder abtragen werden.

---

nementalen Presse, der Schöpfung des Hrn. Emil von Girardin, angeschlossen. Indessen scheint Herr C. Feuillide sehr geneigt, aus alten Ueberschreibungsgründen in neue zu verfallen.

*) Nämlich Wilhelm III. von England, den Erzfeind Ludwig's XIV.

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren die Malteserinnen noch dem Zwang Arabischer Sitte unterworfen: in ihren Wohnungen eingesperrt, gingen sie nie ohne Erlaubniß ihrer Väter oder Gatten aus. „Die Frauen", hieß es damals, „dürften nur zwei Mal öffentlich erscheinen, am Tage ihrer Hochzeit und an dem ihres Leichenbegängnisses." — Die Heirathen gingen auf morgenländische Weise vor sich, nach der Sitte, welche sich bei den Muselmännern fortgepflanzt hat. Die Verlobten begegneten sich zum ersten Mal an dem Tage ihrer Trauung oder Tages vorher; in Gegenwart der versammelten Verwandten stellte man sie einander vor, freute sich über das Glück der künftigen Gatten, die sich, so gut es gehen wollte, in die neue Lage zu schicken suchten, und ließ sich dann die aufgetragenen Speisen wohlschmecken. Dabei bestrich man die Lippen der Braut mit Honig, damit ihre Rede so süß werde als ihr Athem würzig, eines der reizenden Sinnbilder des Orients, wo jede Blume ihre Sprache, jede Frucht ihr Geheimniß, jeder Baum seine Deutung hat! Dann ging's zur Kirche, bei dem Klang der Instrumente, dem Ton freudiger Lieder und dem Dampf der Weihrauchwolken, die in den Lüften zerflossen. Nach der Rückkehr warf ein ungesehener Freudenspender einige Hände voll Saamenkörner und kleiner Münzen von dem Dache des Hauses als Prophezeiung von Glück und Ueberfluß; aber die Hochzeitsgäste lauschten noch auf ein ganz anderes Orakel: trat die Frau zuerst ein, setzte sie den Fuß vor ihrem Gatten über die Schwelle des Hauses, so war dies ein sicheres Zeichen, daß sie Herrin darin seyn würde. Dieser Trieb, die Zukunft voraus zu sehen, ist, besonders unter solchen Umständen, fast allen Völkern gemein, aber nirgends habe ich ihn mehr begünstigt gefunden als auf der Insel Castel-Rosso; denn dort muß der Mann mit einer angezündeten Kerze in der rechten Hand nach Hause umkehren, und bläst ein Windesstoß die verhängnißvolle Fackel aus, dann gute Nacht Männer-Regiment! das Scepter gebührt der Kuntel. Und so mächtig wirkt dieser Glaube oder richtiger Aberglaube, daß auf Castel-Rosso Niemand sich verheirathet, wenn der Wind geht, und auf Malta der Mann es nie versäumt, seiner Frau den Vorsprung abzugewinnen. Ja noch mehr, wenn Jemand eine Gewohnheit sucht, welche an die dies nefasti des alten Roms erinnert, so gehe er nach Malta im Mai, dem Unglücksmonat, und er wird sich vergebens nach einer Trauung oder einem Hochzeitsschmause umsehen; denn so lange der Mai im Kalender steht, wird nichts unternommen, kein Haus gebaut, nicht einmal ein Kleid zugeschnitten, geschweige denn geheirathet.

Wie der Orient seine Klageweiber hat, deren Seufzer und Thränenwasser die pflichtmäßige Begleitung einer jeden Leichenfeier bilden, so mußte natürlich auch Malta seinen erborgten Leichenflitter haben; es schuf die neviehas, Unglücksvögel, die, wenn sie in ihre schwarzen Mäntel wie in Rabenfittige gehüllt sich vor dem Sterbehause versammelt hatten, alle Bäume desselben kahl pflückten, alle Thüren besudelten, die Haare sich ausrauften und unter Schluchzen das Lob des Verstorbenen sangen. So äußerte sich ihre Trostlosigkeit, und zwar in um so höherem Grade, je besser sie bezahlt wurde; lange nach der Bestattung fand man noch überall den verwüstenden Gang dieser Furien. Auf der Höhe ihrer Verzweiflung verschonten sie weder Fenster noch Gesträuche; ihre Tritte bedeckten sich mit Trümmern, und ihre unerbittliche Strenge nahm selbst von den Hausthieren den Tribut ihres Schmerzes. Dann löschte man, nach heidnischem Brauch, das Feuer aus, legte unter den Kopf des Verschiedenen ein Kissen mit Blättern von dem Baume, welchem das Alterthum reinigende Kräfte zuschrieb (dem Lorbeer), und streitete zuletzt über das Grab einen Teppich, um die neue Ruhestätte jedem geliebenen Schmuck unzugänglich zu machen. Die Seuche, welche Malta im Jahre 1576 heimsuchte, hemmte plötzlich die fernere Ausübung dieser Ceremonie; seitdem sind die neviehas vergessen, nur daß man an ihrer Stelle im Leichengefolge gemiethete Trauerweiber bemerkt, welche zwei rauchende Kohlenbecken tragen, die sie mit Wohlgerüchen unterhalten und am Rande der Gruft niedersetzen. — Eben so alt und nicht minder erwähnungswerth ist die cuccilia, welche die Zeiten und ihre Umwälzungen überlebt hat. Die cuccilia, dem Kern des Maltesischen Aberglaubens entsprungen und darum von so unverwüstlicher Dauer, heißt das Wiegenfest der Kinder, welches die Veranlassung wird, nach Wahrzeichen für deren Zukunft zu forschen. Man reicht nämlich dem Kinde, wenn es ein Knabe ist, an seinem Geburtstage zwei mit Blumen verzierte Körbe; der eine enthält Getraide und Naschwerk, der andere Geld, ein Schreibzeug und ein Schwert. Das Kind wählt in Gegenwart der versammelten Verwandten das, was ihm am meisten gefällt, und diese Wahl entscheidet unvermeidlich seinen Beruf. Greift es nach dem Konfekt, so wird es natürlich ein Gourmand, nach dem Gelde, ein Krämergeist; zieht es das Schwert, so offenbart es eine Heldenseele, und greift es nach dem Getraide, so ist der Ackerbau seine Bestimmung. Man sieht, daß die Lösung des Problems zwar sachgemäß ist, ahnt aber im Voraus, daß, wie der Geburtstag öfters wiederkehrt, die Anzeichen sich auch widersprechen werden. Ein Kind, welches das erste Mal nach dem Schwerte langte, kann sich später durch den Reiz des Konfekts versuchen lassen, vom Getraide ein anderes Mal, ohne Vorurtheil gegen Schreibzeug und Geld, welche vielleicht auch an die Reihe kommen, und dann gehört die ganze Schlauheit des Griechischen und Phönizisch-Punischen Geistes dazu, um diese heteregenen Naturen zu vereinigen. Ist das Kind ein Mädchen, so ersetzt man das Schreibzeug durch Nähnadel und Seidenstoffe; denn auf Malta vermuthet man keine künftige Sevigné, keine Staël in der Knospe, keine Jungfrau von Orleans in den Windeln.

Die Sprache der Malteser ist ein Räthsel, dessen Lösung noch nicht gefunden ist: Einige glaubten in ihr Reste des Phönizischen zu entdecken, Andere entschiedene Spuren des Karthagischen Idioms; Uebergänge aus dem Lateinischen und Griechischen noch Andere; die Vandalen und Gothen ließen als Denkmal ihres Durchzuges manche Eigenthümlichkeit ihrer Zunge zurück, und ungerecht wäre es, den Franzosen die Ehre zu rauben, das Ihrige dazu beigetragen zu haben; die sieben Sprachen der Johanniter*) sind daselbst gewiß nicht ausgestorben, und die Engländer werden kein Bedenken tragen, dem Werke den Schlußstein hinzuzufügen. Inzwischen muß man doch den Arabern den meisten Antheil an diesem verworrenen, barbarischen und mit Kehllauten überladenen Jargon lassen. Am auffallendsten ist es, daß alle diese Sprachmeister Malta's es unterlassen haben, ihm ein Alphabet zu geben; es ist die Geschichte vom Thurmbau zu Babel, wo alle sich zerstreuten und mit davon trugen ihr Brod, ihre Maurerkelle, ihre neue Sprache, ohne zu wissen, was sie damit anfangen sollten.

Uebrigens sprechen die Vornehmen das Französische, Italiänische und Englische; der National-Dialekt in seiner eigenthümlichsten Weise findet sich natürlich nur in dem niederen Volke und auf den Schiffen im Hafen. Von da aufwärts bietet sich nichts von dem Allen: eine Stadt wie alle andere Städte. Nur die Trachten und Gesichter kreuzen sich wie selten an einem anderen Orte der Welt; der Plaid des Schottischen Kriegers, der rothe Rock der Englischen Soldaten, der schwarze Frack, der Hut und die Robe nach Französischem Schnitt treffen in bunter Mischung zusammen mit dem rothen und weißen Hemde, den gestreiften Hosen und dem Kaban des Eingeborenen, der zu arm ist, sich Europäisch zu kleiden. (Rev. Fr.)

Bibliographie.

Il Casificio. (Ueber die Bereitung des Käse.) Eine gekrönte Preisschrift von Luigi Cattaneo. Mailand.

Considerazioni etc. (Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Geschichtsmalerei in Italien und über die Mittel, sie zu befördern.) Von C. E. Selvatico. Mailand.

Dizionario di Conversazione. (Conversations-Lexikon.) Bis jetzt sind vier Hefte erschienen. Padua.

Opere del Conte Giacomo Leopardi. 2 Bde. Neapel.

Algier.

Der Mezouard.

Die Geschichte lehrt uns, daß den Römischen Aedilen die Anordnung der Spiele und Feste, die Ausbesserung der Straßen und Kloaken und, wenn ich nicht irre, auch die Beaufsichtigung derjenigen Etablissements oblag, die in dem Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft sich noch unter den Kloaken befinden. Diesen letzteren Theil des Aedilen-Amtes versieht in Paris der Präfekt und in Algier bekleidet ihn eine Magistratsperson, die man allgemein mit dem Namen Mezouard bezeichnet. Jedoch ist zu bemerken, daß die Letzterem unterworfene Klasse ihm fast wie ein Lehn angehört, über das er eine Art von Oberlehnsherrlichkeit ausübt.

Die Bewohner der Barbaresken-Städte sind nicht nur die bigottesten, sondern auch die ausschweifendsten aller Unterthanen der Türkischen Regierung. Diese seltsame Mischung von Sittenlosigkeit und Aberglauben erklärt sich durch die Geistesschwäche, Trägheit und den Müßiggang der Mauren, die bekanntlich die Nordküste Afrika's bewohnen. Während Sultan Mahmud an den Sitten und Vorurtheilen seines Volkes rücksichtslos rüttelt, die prächtige Nationaltracht abschafft, den Schleier seiner Frauen verbannt und sein Portrait unter die hohen Würdenträger seines Reiches austheilt, als wäre er constitutioneller König, und als trotze er dem Koran, der indirekt die künstliche Nachahmung der Werke Gottes untersagt, halten die Mauren auf fromme Weise an ihren religiösen Gebräuchen fest, weihen der Feier des Bairams acht Tage statt drei und legen eine sich forterbende Verehrung für ihre Marabouts an den Tag, welche schlauen, intriganten Coenobiten das sonderbare Vorrecht besitzen, Stand und Heiligkeit auf ihre männlichen Nachkommen zu übertragen. Mit dieser religiösen Strenge wissen jedoch die Mauren, wie gesagt, die Befriedigung ihrer Sinnlichkeit sehr wohl zu vereinen, und es leuchtet auch ein, daß die ehemals von Seeräubern bewohnten Städte allerdings der Orgien und Odalisken bedurften. Demgemäß erhielt der Mezouard das Amt, nicht nur die Priesterinnen der Aphrodite Pandemos einzuregistriren und zu beaufsichtigen, sondern auch die ihnen auferlegten Abgaben zu erheben. Zugleich untersagte aber auch der Dey den Ehemännern auf das strengste jeden Umgang mit den öffentlichen Buhlerinnen und setzte auf die Uebertretung dieses weisen Verbots eine der jedesmaligen Schwere des Verbrechens angemessene Bastonnade. Durch eine ziemlich sonderbare Bestimmung wurde ferner festgesetzt, daß gerade der Mezouard an den ungetreuen Ehemännern die Züchtigungen in Ausführung bringen sollte, so daß er zu gleicher Zeit Vergehen und Sühnung personifizirte. Dieser Theil seines Amtes hob in den Augen der Muselmänner die anderen Verrichtungen desselben, da sie die Gerechtigkeit sogar in ihren Instrumenten, ja selbst in dem Henker zu ehren gewohnt sind.

Wie dem aber auch sey, die Französische Verwaltung, welche dieses Amt vorfand, glaubte es beibehalten zu müssen.

Während meines Aufenthaltes in Algier hatte ich und noch einige andere junge Leute Gelegenheit, den Mezouard zu sehen, und wir fanden in ihm einen jungen Griechen mit Adlernase, lockigem Haar und geschmeidigem, unterwürfigem Benehmen; sein Name ist Nikolas. Wir richteten an ihn in Betreff seiner Untergebenen einige Fragen, die er mit vieler Bereitwilligkeit beantwortete, ja er zeigte uns sogar seinen Katalog. Es figurirten in der Zahl seiner Geweihten 150 Maurinnen, ungefähr 10 Jüdinnen, 10 Spanierinnen, 10 Malteserinnen und 10 aus Port Mahon, glücklicherweise aber wenige oder gar keine Französinnen.

Nikolas lud uns zu einem Fest ein, das er am Abend desselben Tages der muselmännischen Bevölkerung zu geben beabsichtigte und dessen

*) Der Orden der Johanniter war nach den verschiedenen Sprachen in sieben Zweige eingetheilt: der Provençalische, Auvergner, Französische, Italiänische, Englische, Deutsche und Kastilische.

Hauptjux, zur großen Freude der Eingebornen, die kein lebendigeres, kein entzückenderes Schauspiel kennen, mehrere Maurische Tänzerinnen ausmachen sollten. Auch wir waren auf diesen Anblick sehr gespannt und machten uns daher gegen 10 Uhr Abends auf den Weg nach der Behausung des Mezouard, die sich in der Casbah-Straße befindet.

Diese enge, krumme, finstere Straße fängt in dem unteren Stadttheil an und führt einen Abhang hinauf nach der Casbah oder Citadelle, welche die Umgegend beherrscht. Da diese Straße fast nur von Mauren bewohnt wird, so hat sie auch das düstere, öde Ansehen nicht verloren, das vor unserer Eroberung der ganzen Stadt eigen war. Zu der Stunde, da wir sie durchzogen, findet man darin selten eine lebendige Seele, obwohl wir dennoch einen alten weinberauschten Mauren antrafen, welcher sang und dabei rechts und links an die Häuser anflog.

Weiterhin sahen wir einen Araber, der nicht mehr hatte zu seinem Stamme zurückkehren können, philosophisch in seinen großen Burnu gehüllt auf der Schwelle eines Hauses schlafen. Wir suchten jedoch das des Mezouard und ließen uns dabei durch den Schall einer Trommel leiten, der uns plötzlich aus einem der benachbarten zahlreichen Sackgäßchen hervorzukommen schien. Da wir in der Tiefe desselben ein ziemlich übel aussehendes Haus wahrnahmen, aus dem sich augenscheinlich das mit rauhen verwirrten Stimmen vermischte Getöse hören ließ, so ergriff einer von uns einen Stein und schlug damit heftig an die Thür. Alsbald entstand in dem Hause eine Todtenstille, doch öffnete uns Niemand. Wir wiederholten die Schläge und vernahmen endlich ein Geflüster, worauf an einer runden Luke, ungefähr in der Höhe des ersten Stockes, ein schwarzer Kopf erschien. Der Mond, der in diesem Augenblicke in seiner reinsten Helle leuchtete, zeigte uns deutlich die Züge des Menschen. Die ölige, schwarze Haut, die krausen Haare, die hervorstehenden Backenknochen, die starkaufgeworfenen Lippen und die total eingedrückte Nase ließen uns in ihm einen der Neger aus Timbuktu erkennen, die Algier in einer Anzahl von ungefähr sieben- bis achthundert bewohnen und zwar groß und kräftig, aber auch die häßlichsten ihrer Race sind.

Dieses Individuum warf uns einen zornigen Blick zu und sagte mit ärgerlicher Stimme: Che demandet? — Antwort: La casa del Mezouard. — Nod esto la casa del Mezouard, esto la casa negro.

Dies hieß auf Fränkisch, daß wir nicht das Haus des Mezouard, sondern das der Neger vor uns hatten, die sich eben auch nach ihrer rohen Weise belustigten. Was für geheimnißvolle Saturnalien mochten an diesem Orte wohl gefeiert werden? Dies zu ergründen empfanden wir alsbald sämmtlich sehr große Lust, bemühten uns jedoch umsonst, in die Casa einzudringen, denn vergeblich betheuerten wir unsere redlichen Absichten, und vergeblich verschwendete derjenige von uns, der das eben angeführte Kauderwälsch am geläufigsten zu sprechen vermeinte, wahre Schätze von Beredsamkeit, um den Negro zu erweichen; dieser blieb unbiegsam. Wir dachten daher sogar einen Augenblick daran, die Thür des Hauses zu erbrechen und auf diese Weise einzudringen, jedoch erwogen wir noch schnell genug, daß wir nach dieser Heldenthat uns wahrscheinlich in der Mitte von zwanzig kräftigen Kerlen befinden würden, die uns in ihrer eifersüchtigen Wuth (denn die Gesellschaft bestand aus beiden Geschlechtern) sehr übel zurichten könnten. Wir hielten es daher für rathsam, unseren Rückzug anzutreten, und führten dies auch aus, jedoch nicht, ohne uns darüber zu ärgern, daß, je weiter wir uns entfernten, wir desto stärker wieder die Trommel ertönen hörten, deren Schall uns so nutzlos herbeigezogen hatte.

Endlich entdeckten wir den Gegenstand unserer Nachforschungen, und bald ließ uns das Schauspiel des Maurischen Festes das fatale Abenteuer der casa negro vergessen. Der Mezouard empfing uns in Person. Den inneren Theil des Hauses bildet, wie dies bei den Orientalen gewöhnlich ist, ein großer viereckiger Hof; die Zimmer stoßen an den Gang, der ihn umgiebt und der von gewundenen Säulen getragen wird. Dieser Hof also stellt das gewöhnliche Gesellschaftszimmer vor, indem das eigentliche Haus ein Geheimniß, ein dem Auge des Profanen unzugängliches Heiligthum ist, und dorthin auch wurden wir zugelassen.

Eine dicke Tabackswolke gestattete uns anfangs nicht, auch nur einen einzigen Gegenstand zu erkennen; bloß aus den Rippenstößen unserer Nachbarn konnten wir entnehmen, daß wir uns in einem dichten Gedränge befanden. Rechts und links, vor uns und hinter uns hörten wir die stark aspirirten Gutturaltöne, welche die Arabische Sprache charakterisiren und womit sich der noch viel rauhere Schall einer ganz entsetzlich mißtönenden, widrigen Musik verband. Nach und nach gewöhnten sich unsere Augen an die Atmosphäre, bei deren Berührung sie sich anfangs konvulsivisch geschlossen hatten, und endlich konnten wir uns ungehindert umsehen.

Mauren in ihrer bunten Kleidung und Araber, in ihre weißen Mäntel gehüllt, befanden sich dort unter einander gemischt und theils an die Säulen gelehnt, theils mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend; alle aber streiften mit den Lippen leichthin an der Bernsteinspitze ihres Tschibuk vorüber und sahen unverwandten Blickes auf einen kleinen leeren Kreis in der Mitte des Hofes, in welchem eine Maurin in ihren prächtigsten, reich mit Gold durchwirkten Kleidern den Nationaltanz ausführte. Mit fliegenden Haaren, funkelnden Augen, halboffenem Munde und brennendrothen Wangen drehte sie sich langsam im Kreise; ihr rückwärts gebeugter Kopf war bewegungslos, der Körper aber in beständigen nervösen Zuckungen, so daß sie ein lebendiges Bild der Kumäischen Sibylle gewährte. Ihr langes Haar, die großen schwarzen Augen und die glühende Gesichtsfarbe verliehen ihr einen ungemeinen Reiz; zugleich ließ sie mit einer gewissen Anstrengung die unterbrochenen Strophen einer Arabischen Romanze hören, die zu dieser Pantomime vollkommen paßte. Jede Strophe schloß wie gewöhnlich mit einer Anspielung auf eine Blume oder eine Frucht, und das Ganze wurde nach einer klagenden Melodie hergesungen, die durch den gedehnten Vortrag, die matte Betonung und durch den Mangel alles Rhythmus an die Gregorianischen Gesänge erinnerte. Vier Musikanten, von denen der Erste eine zweisaitige Violine, deren er sich als Violoncell bediente, der Zweite eine jämmerliche Mandoline, auf der er noch jämmerlicher kratzte, der Dritte einen mit Pergament bespannten irdenen Topf, auf dem er mit der umgekehrten Hand trommelte, und endlich der Vierte ungeheure eiserne Kastagnetten hatte, wiederholten unterdeß unaufhörlich einen einzigen musikalischen Satz, der ihren ganzen Melodieenreichthum zu bilden schien. Es war dies eine Art unterbrochenes, klagendes Tremolo, das ohne irgend einen Uebergang das Forte aufs Piano folgen ließ und dessen ungemein schnelles Tempo mit dem des Gesanges so wenig als möglich harmonirte.

Die durch die Tänzerin so natürlich ausgedrückte Verzückung brachte, dem Anschein nach, auf die Zuschauer die gewünschte Wirkung hervor; denn die Einen waren in eine stumme Extase versenkt, die Anderen legten das Nationalphlegma ab und lachten, sangen und tranken ihren schwarzen Kaffee, während sogar Einige, verzeihe es ihnen Mahammed, zu dieser orthodoxen Libation noch Branntwein hinzufügten. Die Scene war von gelben Wachslichtern erleuchtet, die Sterne funkelten über uns, und der Mond erhellte mit seinem Silberschein die oberen Stockwerke.

Ein Araber, der mit größerer Aufmerksamkeit als die Uebrigen den Tanz der Maurin betrachtete und ihre geringsten Bewegungen mit seinen Blicken verfolgte, stand plötzlich auf und winkte ihr, heranzukommen. Hierauf zog er aus seiner rothen goldgestickten Marequin-Brieftasche zehn oder zwölf kleine Geldstücke, befeuchtete sie ein wenig mit der Spitze seiner Zunge und klebte sie einzeln auf die Stirn, die Wangen, die Nase und das Kinn der Tänzerin, welche, je mehr die Zahl derselben wuchs, desto mehr auch außer sich zu gerathen und allen Athem zu verlieren schien. Als der Araber fertig war, bob sie den Kopf in die Höhe und schüttete die Geldstücke in ein Tuch, das sie in den Händen hielt. Diese sonderbare Ceremonie wiederholte sich im Verlauf einer halben Stunde mehreremal, und ein junger Maure, der neben mir saß und mir bereits sehr verbindlich eine Pfeife angeboten hatte, belehrte mich, daß ihr all dieses Geld auf Maurische Art zum Geschenk gemacht würde, daß man im Fall das Spiel wirklich ausdrucksvoll schiene, auf diese Weise seine Bewunderung zu erkennen zu geben pflege, und endlich, daß der Mezouard einen Theil des Nutzens genieße. Daher findet er auch seine Rechnung dabei, häufig derartige Tänze aufführen zu lassen, indem diese Gemälde sinnlicher Liebe bei einem in so hohem Grade materialistischen Volke stets sehr wohl aufgenommen werden.

Im ersten Stock des Hauses, der gleichfalls einen Gang bildet, saßen ungefähr funfzig von denjenigen Maurischen Frauenzimmern, die ihrer Beschäftigung wegen unter der Aufsicht des Mezouard stehen. Die meisten hatten sehr schöne Züge, auf ihren bleichen Gesichtern war aber auch kein Strahl von Intelligenz zu sehen, und man konnte leicht wahrnehmen, daß diese armen Geschöpfe Gutes von Bösem nicht zu unterscheiden wußten und ihre traurige Lebensweise gar nicht zu empfinden schienen. Obwohl stets von der Menge angesehen, hoben sie selbst jedoch nur selten ihre langen Augenlieder empor, ihr Kopf hing nachlässig auf die Schulter, und ihr ganzes Aussehen verrieth ihre thierische Erniedrigung. Es war ein peinlicher Anblick.

Als ich wieder hinunterstieg, befand sich eine andere Maurin in der Mitte des Kreises; jedoch wiederholten sich dieselben Bewegungen, dieselben Gesänge und dieselbe Musik, und dies dauerte bis Tagesanbruch fort. Was die erste Tänzerin betrifft, so fiel sie nach zweistündiger Anstrengung unter den Beifallsbezeugungen der Versammlung in Ohnmacht. Ich wollte den ähnlichen Succeß der zweiten nicht abwarten, und mit behaglichem Gefühl athmete ich beim Heraustreten aus dem Hause den gelinden Wind ein, der um diese Stunde der Nacht rein und frisch vom Mittelländischen Meere herüberweht.

(La France Africaine.)

Mannigfaltiges.

— Cholera in England. Einzelne Cholera-Fälle haben sich eben erst wieder in London gezeigt, und schon sind einige Aerzte abermals mit Schriften über diese Krankheit hervorgetreten. Es ist ordentlich, als ob die eine Epidemie immer von der anderen begleitet seyn müßte! Als ein interessanter Beitrag zur Geschichte dieses geheimnißvollen Welt-Uebels wird indessen ein Büchlein des Dr. Ayre angesehen.*) Der Verf. stellt die Resultate aller seiner früheren Beobachtungen zusammen und weist daraus nach, daß überall in denjenigen Armen-Anstalten, Gefängnissen und Hospitälern Englands, wo bei früheren Erscheinungen der Cholera ein Verein von Wohlthätern zusammengetreten, um die Bewohner jener Institute täglich mit kräftiger Nahrung und namentlich mit Fleisch zu versehen, die Krankheit entweder gar nicht zum Ausbruche gekommen oder bald wieder unterdrückt worden sey, während sie in anderen Anstalten dieser Art, wo man sich bloß mit Absperrungen, Luftreinigungen und anderen Purificationen begnügte, unaufhaltsam fortgewüthet habe. Diät ist das erste und das letzte Wort des Verfassers, aber nicht bloß eine negative, die diese oder jene Speise ausschließt, sondern auch eine positive, bei der eine gesunde kräftige Fleischspeise als Bedingung des täglichen Mittagstisches angesehen wird.

*) A letter addressed to Lord John Russell on the asiatic cholera. — London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Freitag den 10. November 1837.

Dänemark.

Andersen, nach X. Marmier.

Der Dänische Dichter, dessen Leben ich hier erzählen will, ist einer von den Menschen, deren Geist von Kindheit an, je höher er hinaufstrebt, desto härter gegen das Leben zu kämpfen hat, ein Mensch wie Burns und Hegg, die anfangs vom Schicksal verurtheilt schienen, in tiefer Verborgenheit in einem Dorfe zu leben, bis das Bewußtseyn ihres höheren literarischen Berufs in ihnen erwachte und sie wie instinktmäßig trieb, in der Welt der großen Städte aufzutreten und sich einen angemesseneren Schauplatz für ihre Geistesthätigkeit zu suchen. Eines Morgens trat in Kopenhagen ein großer junger Mensch zu mir ins Zimmer, an dessen schüchternen, etwas unbeholfenen Manieren eine feine Koketterie nur wenig Wohlgefallen finden mochte, aber dessen liebesuchender Blick und dessen offenes, ehrliches Gesicht gleich bei der ersten Bekanntschaft Vertrauen und Sympathie einflößten: es war Andersen. Ich hatte einen Band von seinen Werken auf dem Tische liegen. Die Bekanntschaft war schnell gemacht. Die Poesie ist eine Freimaurerei, deren Jünger von einem Ende der Welt zum anderen sich verstehen und nur ein Wort auszusprechen, nur ein Zeichen zu machen brauchen, um zu wissen, daß sie Brüder sind. Nachdem wir eines Abends mehrere Stunden in jener gemüthlichen Weise verplaudert, wo das Herz sich öffnet und seinen ganzen inneren Reichthum ausschüttet, sprach Andersen unter Anderem auch von den Kämpfen und Erfahrungen, die er durchgemacht, und als ich ihn nun bat, mir die Ereignisse seines Lebens mitzutheilen, fing er an zu erzählen:

„Ich ward im Jahre 1805 zu Odensee auf Fünen geboren. Meine Vorfahren waren reich gewesen; aber durch eine lange Reihe von Unglücksfällen und falschen Speculationen verloren sie Alles, was sie besessen hatten, und es blieb ihnen nichts übrig, als das traurige Andenken an ihren ehemaligen Wohlstand. Wie oft habe ich meine Großmutter von ihren Aeltern in Deutschland und von ihrem reichen Leben daselbst erzählen hören, wobei nichts schmerzlicher war, als der Kontrast dieser Erinnerungen mit der armen Hütte, in der sie laut wurden. Mein Vater, der noch bei seiner Geburt die Aussicht hatte, dereinst ein stattliches Vermögen zu erben, war genöthigt, in die Lehre zu gehen und Schuhmacher zu werden. Als er sich verheirathete, war er so arm, daß er sich sein Bett nicht kaufen konnte. Ein reicher Edelmann war so eben gestorben; man hatte seinen Körper auf einem Katafalk ausgestellt, und einige Zeit nachher ließen seine Erben Alles, was zu dem Leichenbegängniß gedient hatte, versteigern. Mein Vater nahm die Früchte seiner Ersparnisse zusammen und kaufte einen Theil des Katafalks zum Hochzeitsbett. Noch erinnere ich mich, jene großen schwarzen Draperieen gesehen zu haben, die schon so alt und abgenutzt und voller Wachsflecken waren und wo ich selbst zur Welt kam. Mein Vater trieb sein Gewerbe weiter, das bald gut, bald schlecht ging, je nach den verschiedenen Zeiten und der Kundenzahl. Wir lebten in einem höchst gedrückten Zustande, aber wir lebten doch; und des Abends, wenn die Stunde der Ruhe gekommen war und meine Mutter unser frugales Mahl auf den Tisch setzte, verlebten wir mitunter noch manche fröhliche Stunde, an die ich nicht ohne Rührung zurückdenke. Als ich so alt war, arbeiten zu können, brachte man mich in eine Fabrik, wo ich den größten Theil des Tages blieb; die übrige Zeit besuchte ich die Schule, wo ich lesen, schreiben und rechnen lernte. Einer von unseren Nachbarn, der eine besondere Vorliebe zu mir gefaßt, borgte mir einige Bücher, und ich las mit Begierde alle Komödien, die ich in die Hände bekam, und eine Menge Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Diese Lektüre rief ganz neue Gedanken in mir hervor: ich fing an, über die enge Sphäre des Handwerkstandes, an den ich gebunden war, hinauszugehen und mich zu fragen, ob ich nicht auch ein berühmter Mann werden könnte. Als ich zwölf Jahre alt war, starb mein Vater; ich blieb mit meiner Mutter allein, indem ich nach wie vor weiter arbeitete und mich meinen früheren Träumen hingab. Ich hatte eine ausgezeichnet reine und helle Stimme, so daß, wenn ich in der Schule sang, die Vorübergehenden oft stehen blieben, um mich zu hören. Auch hatte ich mich darin geübt, einige von den schönsten Stellen, die ich in den Komödien fand, herzusagen, und die Nachbarn, die meinen schönen Gesten und Declamationen zusahen, versicherten, ich hätte vortreffliche Anlagen zu einem Schauspieler. Ich beschloß, Schauspieler zu werden, und nachdem ich mir durch lange Ersparnisse einen Schatz von 13 Rixdaler (gegen 9 Thaler) gesammelt, dachte ich sofort an die Abreise. Vergebens suchte meine Mutter mich festzuhalten. Sie hatte mir eine vortreffliche Lehrlingsstelle bei einem Schneider verschafft: in kurzer Zeit, meinte sie, könnte ich mir so viel Lohn verdienen, um davon zu leben; in einigen Jahren würde ich erster Geselle und in der Folge vielleicht gar Meister werden. All' diese lachenden Aussichten konnten mich nicht bestechen. Ich war vierzehn Jahre alt, ich war allein, ich kannte Niemanden auf der Welt, der im Stande gewesen wäre, mich zu unterstützen; aber eine innere Stimme sagte mir, daß ich fort müßte. Ehe meine Mutter mir die verlangte Erlaubniß dazu gab, wollte sie noch eine letzte Probe machen. Es befand sich in der Stadt, wo wir lebten, eine alte Frau, die wegen ihrer Zauberkünste mehrere Meilen in der Runde berühmt war. Sie war unsere Sibylle, unsere Meg-Merrilies, und obgleich sie bei den guten Christen in Odensee im Verdacht der Hexerei stand, so nahmen doch alle Leute zu ihr die Zuflucht, und überall sprach man von ihr mit der größten Verehrung; denn sie wußte aus den Karten und vermittelst geheimnißvoller Beschwörungen, die man nicht verstand, die Zukunft zu deuten. Den jungen Mädchen sagte sie, wann sie sich verheirathen müßten, und den alten Leuten, wie lange der Winter dauern und wie die Aerndte ausfallen würde. Meine Mutter ging zu dieser Wahrsagerin und bat sie, ihr die Ehre ihres Besuchs zu geben; nachdem sie ihr meine Lage auseinandergesetzt und sie um Rath gefragt, setzte die Alte ihre Brille auf die Nase, nahm meine linke Hand und betrachtete sie aufmerksam; dann sprach sie mit feierlicher Stimme, man werde einst, mir zu Ehren, die Stadt Odensee illuminiren.

Diese Worte der Sibylle beruhigten meine Mutter vollkommen; sie gab mir ihren Segen, und ich machte mich auf den Weg. Mit den dreizehn Thalern im Beutel und meinem ganzen Gepäck in einem Taschentuch zog ich in Kopenhagen ein. Ich kehrte sogleich in das erste beste Wirthshaus ein, das ich zu Gesicht bekam, und bei meiner gänzlichen Unerfahrenheit ließ ich mir alles Mögliche geben, was mir einfiel. In wenigen Tagen war ich ausgebeutelt; nur ein Thaler blieb mir noch übrig. Ich ging zu einem Theater-Direktor, der, da er meine Jugend und Einfalt bemerkte, sich nicht erst die Mühe gab, mich auszufragen, sondern mich gleich unter dem Vorwande abwies, „ich wäre zu mager für das Theater." Es war Zeit, für meine Subsistenz zu sorgen, und ich dachte lange darüber nach. Eines Morgens erfuhr ich zufällig, daß ein Schneider einen Lehrling suche: ich ging zu ihm hin. Er nahm mich auf die Probe und gab mir Arbeit. Aber kaum hatte ich es einige Stunden ausgehalten, als ich ungemein traurig und niedergeschlagen wurde. Alle meine Phantasieen von Künstlerleben, welche die Noth für einen Augenblick verscheucht, kehrten eine nach der anderen wieder. Ich gab dem Schneider die Nadel zurück und sprang auf die Straße wie ein Gefangener, der seine Freiheit wiedererlangt. Doch bald sah ich ein, daß ich mit all diesen Träumereien auch nicht das kleinste Plätzchen in den Kopenhagener Hotels bekommen würde, und daß ich also, um ein Unterkommen zu finden, Beschäftigung und Arbeit suchen müßte. Während ich so voller Sorgen über meine Zukunft längs des Amagertors spazieren ging, erinnerte ich mich, daß man in Odensee sehr oft meine Stimme gelobt, und daß vielleicht diese Gabe der Natur jetzt mein Glück machen könnte. Auf der Stelle klopfte ich an die Thür unseres berühmten Musik-Professors Siboni. Ich erzählte der Magd, die mir öffnete, meine ganze Geschichte, und als diese ihrem Herrn Alles treu wiederberichtet, hörte ich von innen lautes Gelächter. Siboni hatte gerade an jenem Tage mehrere Personen bei sich zu Tische, unter anderen auch den Komponisten Weyse und den Dichter Baggesen. Alles wollte den seltsamen Reisenden sehen, der so auf gut Glück in die Welt hinausging; man rief mich herein. Weyse nahm mich bei der Hand, Baggesen klopfte mir lachend auf die Wange und nannte mich einen kleinen Abenteurer. Siboni beschloß, nachdem er mich singen gehört, mich Musik zu lehren und mich in die Oper aufnehmen zu lassen. Ich war ganz außer mir vor Entzücken, als ich das Haus verließ; meine kühnsten Träume schienen ihrer Verwirklichung nahe, und den anderen Morgen brachte mir Weyse, der bei seinen Freunden eine Kollekte veranstaltet, 70 Thaler. Er gab mir den Rath, hübsch fleißig zu seyn und mir eine Wohnung bei einer anständigen Familie zu suchen: dies that ich und kam bei meiner Unschuld zu einer von den Frauen, die in Victor Hugo's „Prière pour tous" vorkommen, einer von jenen lockeren Dirnen

Qui vendent le doux nom d'amour.

Lange blieb ich nicht in diesem Hause. Eines Tages verlor ich meine Stimme und mit ihr alle meine Hoffnungen. Siboni meinte, ich sollte nach Odensee zurückkehren, während ich bleiben und Schauspieler werden wollte. Ich ließ mich in die Tanzschule des Theaters aufnehmen und figurirte in mehreren Ballets. Ich spielte meine Rolle sehr unge-

schickt und verdiente nicht mehr als zwei Thaler monatlich; doch noch hoffte ich, daß ich meine Stimme wiederbekommen würde. Ich wollte um jeden Preis Schauspieler seyn, ich lernte mir in meiner elenden Dachkammer alle mögliche Rollen auswendig, und da ich einmal gehört, daß man das, was man am 1. Januar thue, das ganze Jahr hindurch wiederhole, so glaubte ich, wenn ich am Neujahr das Theater betreten könnte, so würde dies ein gutes Omen für die Zukunft seyn. Wirklich schlich ich mich an diesem Tage, während die Wagen in der Stadt herumfuhren und Freunde und Verwandte einander besuchten, durch eine versteckte Thür in die Kulissen und trat auf die Bühne vor. Hier aber ward ich von dem Gefühl meines Elends so sehr überwältigt, daß ich, anstatt die Rede zu halten, die ich zu diesem Zwecke vorbereitet, voller Angst auf die Kniee fiel und weinend ein Vaterunser hersagte.

Doch bald sollte mein Schicksal eine andere Gestalt annehmen; ich gewann die Zuneigung des alten Dichters Guldberg. Er schenkte mir das Honorar für ein kleines Buch, das er so eben herausgegeben, gab mir belehrende Werke zum Lesen und hieß mich dann auch schreiben. Um mich im letzteren zu üben, schrieb ich eine Tragödie, obgleich ich noch nicht einmal die Regeln meiner Muttersprache gelernt hatte. Guldberg las sie und verurtheilte sie mit einem Federzug. Ich machte mich aufs neue an die Arbeit und schrieb in acht Tagen eine zweite Tragödie, die ich an die Theater-Kommission abgab. Nach einigen Tagen ließ mich der Theater-Direktor, Herr Collin, zu sich kommen. Er sagte mir, daß meine Tragödie zwar nicht aufgeführt werden könne, daß sie aber zu Hoffnungen für die Zukunft berechtige, und er habe mir daher einen Freiplatz in dem Gymnasium einer kleinen Stadt verschafft.

Von diesem Moment an begann ich ein ernstes Leben. Ich arbeitete und studirte fleißig und suchte die Grundlagen zu meiner Zukunft zu legen. Doch die Zeit, wo ich diese Schule besuchte, war die allerschlimmste meines Lebens. Nie habe ich so viel gelitten und geweint. Bei meinem Alter von 19 Jahren konnte ich natürlich unter zehnjährigen Schülern keinen Umgang finden; ich stand also ganz allein da und wurde überdem von dem Rektor der Schule unbarmherzig gequält. Dieser Mann hatte es sich ordentlich vorgenommen, mich fortwährend zu kränken und mich das Drückende meiner Armuth und Verlassenheit in vollem Maße fühlen zu lassen.

Auch diese Prüfung ging vorüber. Ich bestand mein Examen und besuchte die Hochschule zu Kopenhagen. Hier gab ich einige Poesieen heraus, die Aufsehen machten; einige ausgezeichnete Männer nahmen mich in ihre Protection, und ich bekam Zutritt zu mehreren Häusern. Nach Beendigung meiner Studien empfahlen mich Oehlenschläger, Oerstädt, Ingemann dem König; auf ihre Vermittelung bekam ich ein Reisestipendium und besuchte 1833 und 34 Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich. Jetzt bin ich Bürger von Kopenhagen; ich habe weder Amt noch Pension, ich schreibe in einer wenig verbreiteten Sprache und für ein kleines Publikum; gleichwohl finden meine Romane früh oder spät Absatz, und Reitzel, mein Verleger, bezahlt mich pünktlich."

So weit Andersen. Er hat in einem Zeitraum von wenigen Jahren mehrere Werke geschrieben, die ihm in der Dänischen Literatur eine ehrenvolle Stelle sichern. Besonders bekannt sind zwei Romane von ihm: der Improvisator und O. T., in welchen der Gegensatz der beiden Naturen des Nordens und Südens lebendig zur Anschauung gebracht ist. Der erstere spielt im Süden und trägt ganz die Gluth und die glänzenden Tinten einer Neapolitanischen Landschaft an sich; der zweite dagegen bewegt sich mehr in Finnland und Dänemark, und seine Zeichnungen geben ein treues Abbild des ernsteren, abgeschlossenen Stillebens im Nordland. Außerdem hat er noch lyrische Poesieen herausgegeben, die ihrem Inhalt nach elegisch-melancholischer Natur sind und wie alle, die zu dieser Schule gehören, etwas zu weich und empfindsam.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

(Fortsetzung.)

Mancher wird den Irländern vorwerfen: hättet Ihr in Eurem Vaterlande, für Euer Vaterland, solchen Muth und solche Tapferkeit bewiesen, wie im Dienste fremder Könige, so wärei Ihr nicht seit fast siebenhundert Jahren die Vasallen und Sklaven Englands geblieben. So hätte ich auch noch vor wenigen Jahren gesprochen, jetzt nicht mehr. Ich befand mich etliche Tage später in Begleitung einiger junger Gentlemen auf dem Schlosse zu Dublin, in dem Saale, wo ehemals die Lords des Irischen Parlaments sich versammelten. Da zeigte man mir eine alte Tapete, auf die man in Dublin große Stücke hält, obwohl die Malerei sehr schlecht ist: sie stellt nämlich die Schlacht an dem Boyne-Flusse dar. Meine Gesellschafter bemerkten, auch damals sey auf Irischem Boden Irisches Blut in Strömen geflossen für Frankreichs Sache. Da ich nun gerade aus England kam, wo ich aus manchem Gespräch gelernt hatte, daß man eine Thorheit begeht und sich selber wegwirft, wenn man Fremden gegenüber aus Höflichkeit der Ehre und den Verdiensten seines eigenen Volkes etwas vergiebt, so nahm ich jetzt alle meine historischen Kenntnisse zusammen und erinnerte die jungen Leute, daß keineswegs von Seiten Irlands allein Aufopferung ohne Lohn gewesen, sondern in einer langen Reihe von Jahren Dienst mit Dienst vergolten worden sey. „Waren nicht", sagte ich, „damals am 6. Juli 1690, in der Schlacht, die wir hier auf der Leinwand gemalt sehen, auch Franzosen gegenwärtig und ließen ihr Leben für das katholische Irland, für den katholischen König Jakob, der vom Schlosse Dunmore auf dem Berge herab dem Kampfe und Tode seiner Getreuen zusah? Oder haben im Jahre darauf, bei Aughrim, die Franzosen Muth und Blut gespart? Und wem anders, als der Einschreitung Frankreichs, verdankten es nach der Belagerung und Capitulation von Limerick vierzehntausend Irländer, daß sie mit Weib und Kind vor der Rache des erbitterten Siegers nach dem Kontinent flüchten konnten? Frankreich hat die Verstoßenen aufgenommen, ihnen Bürgerrecht ertheilt, und ihre Nachkommen leben noch heute als Brüder unter uns." Ich war einmal im Zuge, und so ließ ich ganz leise auch ein Wörtchen von der Expedition des General Hoche fallen, der 1798 bei Ballycla-Point unweit Galway im südwestlichen Irland eine Landung versuchte, um den Irischen Insurgenten die Hand zu reichen. Kurz, wir hielten Abrechnung zwischen Irland und Frankreich, und das Resultat war, daß wir desto bessere Freunde wurden. Natürlich, war ich doch in einem katholischen Lande, wo noch keineswegs alle Erinnerungen aus alter Jakobitischer Zeit erloschen sind. Es ist gar nicht weit vom Dubliner Schlosse bis zum College-Green-Platze, wo noch ganz neuerlich die Reiterstatue Wilhelm's III. durch eine Petarde in die Luft gesprengt worden ist. Man hat sie etliche Schritte von ihrem alten Platz wieder aufgerichtet und keinen Titel von der alten Inschrift weggelassen, sogar das Rex Franciae nicht.

Wenn übrigens auch die Gemeinschaft der Religion, wenn die Geschichte mit ihren Erinnerungen, wenn der Trieb und die Gewohnheit des Reisens, wodurch die Irländer das Europäische Festland und am häufigsten Frankreich kennen lernen, wenn dies Alles nicht wäre, so würde doch des National-Irländers Eifersucht gegen die Nachbarinsel, der Instinkt des Widerstandes gegen Unterdrückung, eine natürliche und starke Hinneigung zu Frankreich bewirken. Da sie die politische Präponderanz Englands einmal anerkennen und sich ihr unterwerfen müssen, so sträuben sie sich um so mehr gegen die Herrschaft Englischer Sitten und socialer Gewohnheiten; sie gehen unter Englischer Fahne und Kokarde mit, dafür verschmähen sie Englische Mode. Dem vielgerühmten, oft so sonderbaren und abgeschmackten Englischen Comfort nachzueifern, sind sie zu arm: so geht denn ihr Trachten dahin, sich auch in der Lebensweise von den Engländern zu unterscheiden. Eine Menge Französischer Sitten und Gebräuche, von reisenden Gentlemen aus Frankreich mitgebracht, habe ich in schlichten Irischen Bürgerfamilien herrschend gefunden. Sogar viele Französische Worte haben die gleichbedeutenden Englischen verdrängt, und die letzteren müssen sich im Munde des Irländers eine absichtliche Verdrehung und Verunstaltung, theils des Lautes, theils der Bedeutung, gefallen lassen. Ich habe viel dergleichen Beobachtungen aus dem Leben gesammelt, deren jede einzeln höchst unbedeutend und gleichgültig scheinen mag, die aber in Masse, und in ihrem Zusammenhange mit ernsteren Lebenserscheinungen aufgefaßt, über den Irischen Nationalcharakter sehr wesentlichen Aufschluß geben. Man muß überhaupt das Privatleben eines Volkes, von den niedrigsten bis zu den höchsten Ständen, studiren und in seine Elemente zerlegen, um über die Richtung klar zu werden, in welcher seine Thätigkeit äußerlich und sein Charakter, seine Gesinnung innerlich sich fortentwickeln wird. Darauf läßt sich manche richtige Berechnung und Prophezeiung gründen.

Mehr als jedem anderen Fremden muß der hier bezeichnete Kontrast Irlands gegen England einem Franzosen auffallen, der Irland erst besucht, nachdem er London, Oxford, Birmingham, Manchester, Liverpool, diese Hauptsitze des Britischen Reichthums und Handels, der Britischen Industrie und Gelehrsamkeit, gesehen hat. Ich will meine Beispiele von London nehmen.

Die Londoner Kaufleute und Krämer, ihre Frauen, Söhne und Töchter, ihr ganzes männliches oder weibliches Ladenpersonal sind immer geneigt, den Unbekannten, der sich höflich benimmt, für einen Einfaltspinsel zu halten und demgemäß zu behandeln. Solch' Einer, denken sie, kommt ganz frisch vom Kontinent, wo man Stein und Bein auf die Vortrefflichkeit Englischer Fabrikate schwört; da suchen sie denn die älteste und verlegenste Waare aus ihrem Magazin anzubringen. In dem Laden des reichen Messerschmiedes Palmer, in Regent-Street, trieb man die Unverschämtheit so weit, mir eine rostig gewordene Scheere anzubieten und als vorzüglich anzupreisen. Statt unwillig zu werden, stellte ich mich, als wäre ich voller Bewunderung für die Trefflichkeit des Stoffes und der Arbeit; ich wollte doch sehen, wie weit der schlechte Scherz — denn dafür hielt ich's anfangs — gehen würde. Ich bemerkte ironisch, Französischen Stahl würde der Rost gewiß an beiden Blättern angefressen haben, es bewiese die Vorzüglichkeit des Englischen, daß an dieser Scheere das eine Blatt ganz rein geblieben wäre. Ich fragte nach dem Preise, er war unsinnig hoch. Während dessen witzelten die Ladenburschen und Mädchen in einem fort über meine Einfalt und über die närrische Eingenommenheit der Franzosen für fremde Waare. Endlich riß mir die Geduld; ich legte die Scheere in den Glaskasten zurück, schlug dem naseweisen Burschen hinter dem Ladentische mit dem Handschuh ins Gesicht und rieth ihm, sie aufzuheben und im nächsten Jahre zur Ausstellung nach Charing-Cross zu schicken, als ein schönes Pröbchen von Londoner Industrie und Ehrlichkeit. Bei solchen Ausflügen und Besuchen in den Englischen Kaufläden habe ich gelernt, wie man mit Engländern sprechen muß, damit sie verstehen und bereitwillig antworten. Es giebt ein Zauberwörtchen, das ihnen aus jedem Munde und jederzeit willkommen ist, ein Wörtchen, worauf sie passen, ein bloßes Frage-Wörtchen, welches hervorzurufen keine Mühe und Geduld sie verdrießt. Was man auch seyn, was man vorhaben mag, mit dem einen Wörtchen, das man allenfalls, wenn man auch gar kein Englisch weiter verstände, durch eine leichte Bewegung des Zeigefingers erläutern kann, kommt man durch ganz England; es heißt: How much? (wie theuer?) Diese Ananas da, how much? dieser Jagdhund, dieses Yorkshirer Pferd, how much? die Kandidatur da und da, how much? das Gewissen des und des Wählers, how much? Dies ist das Kardinal-Wort, es herrscht in der Sprache und in dem Verkehr der Engländer. Nur merkt Euch, wenn Ihr das Wort ausgesprochen und die Antwort darauf empfangen habt, so wird der Engländer wieder seinen Hals

tief in seine Binde stecken, die Lippen zusammenkneifen, die Hände auf den Rücken legen und ganz und gar das frostige, stätische Wesen annehmen, um dessen willen man auf dem Kontinent jeden reisenden Krämer aus der City mit Mylord anredet. Dann schweigt er wie ein Klotz; mögt Ihr stundenlang allein mit ihm seyn, es kommt kein Gespräch zu Stande. Gebt Euch keine Mühe, fragt ihn nicht über London und die Umgegend, noch über den Weg, den Ihr zu nehmen habt, noch über Englische Sitten und Einrichtungen, Handel und Gewerbe: er hört nichts, er sieht nichts, er weiß nichts, er antwortet nichts; er hat nichts im Sinne als seine Waare, um deren Preis er Euch dreifach übersetzt und keinen Shilling abhandeln läßt. Wie der Guillaume in dem Lustspiele l'Avocat Patelin ist er durch alle Fragen in der Welt von seinen sechs Ellen Tuch und einen Hammeln nicht abzubringen. Möglich, daß er zehnmal in Frankreich gewesen ist, daß er Französisch versteht und spricht; er sieht zu, wie Du Dich abquälst, Dich ihm auf Englisch verständlich zu machen, und kommt Dir mit keinem Worte Französisch zu Hülfe. Er ist ja in seinem Lande und würde dem eigenen Hausrecht, so wie der Suprematie Englands über andere Völker gar zu viel vergeben, wenn es sich herausstellte, daß er für nöthig gefunden hat, Deine Muttersprache zu erlernen, Du aber nicht die seine. Am meisten hüte man sich, solche Londoner Lokale zu besuchen, hinter deren Glasscheiben man die Inschrift liest: Ici on parle français. Ich sage nichts von der Ohrenqual, die Eurer dabei wartet; aber Ihr werdet damit recht eigentlich in einen Hinterhalt gelockt, wo man Eure Taschen ausplündern will. Mit der Ankündigung des parler français ist es bloß auf Vermeidung der Konkurrenz abgesehen. Geht nicht hinein, denn nicht Jeder ist so glücklich, wie ich es ein paar Mal gewesen bin, in einer solchen Spelunke nur einen tauben alten Mann oder ein lallendes kleines Kind anzutreffen.

Wie anders ist das Alles in Dublin. Da ist kein Marmor, keine Bronze, keine Vergoldung an den Kaufläden zu sehen, keine zehn Fuß hohen Spiegelscheiben aus einem Stück an den Façaden und Wänden; auch kein solcher Glanz, keine solche Fülle ausgelegter Zeuge und Kostbarkeiten. Oft sieht man eine eingestoßene Scheibe durch Papier ersetzt; die Wände sind kahl, wie in einem Magazin oder Scheunen, wo den aufgeräumt worden ist, so daß man sich unwillkürlich fragt, ob nicht vielleicht gestern die Gläubiger mit Gerichtsdienern da gewesen sind. Keine Legion schwarz gekleideter Kommis, kein Schwarm salonsmäßig geputzter Mädchen erfüllt diese Räume; nichts ist an der ganzen Ausstattung, was die fröhliche, eitle Jugend, oder das geschwätzige, kokette Alter, oder den Stutzer mit seinen phantastischen Gelüsten zum Eintritt locken könnte. Aber ich rathe Euch, tretet ein. Freilich, wenn Ihr feine Pariser Schuhe tragt, können sie leicht Schaden nehmen an den großen Nägeln in den Dielen, deren Unebenheiten kein weicher Teppich verdeckt, über welche noch nie die glattmachende Wachsbürste gefahren ist. Immerhin tretet ein. Hier dürft und sollt Ihr grüßen, denn der Herr des Ladens selbst kommt Euch freundlich entgegen und grüßt mit freundlicher Neigung des Kopfes, und sein zehnjähriger Sohn bringt Euch einen Stuhl. Der Kaufmann zeigt Euch das Beste, was vorräthig ist, und da er einen Fremden in Euch vermuthet, der von England kommt und folglich gelernt hat, mißtrauisch zu seyn, so wartet er nicht erst auf Eure how much, sondern er sagt Euch gleich den Preis, den Ihr für die Güte der Waare gewiß nie übermäßig finden werdet. Er verlangt auch die Zahlung nicht in Guinees, wie der Londoner Kaufmann thut. Der ehrliche Dubliner muthet dem Fremden nicht zu, sich mit einer anderen Münze und Rechnung zu befassen, als derjenigen, welche im Lande gesetzlichen Cours hat. Wie soll der Reisende wissen, daß, wenn man von Guinees spricht, damit nicht das courirende Goldstück, der Sovereign, gemeint ist, sondern eine längst aus dem Verkehr verschwundene, eingezogene, nur noch als fingirt zu betrachtende Münze, wovon in ganz Großbritanien vielleicht kein einziges Exemplar mehr aufzufinden ist, außer in Münz-Kabinetten und Sammlungen. Gleichwohl entblödet der reiche Londoner Kaufmann sich nicht, Euch auf jeden Sovereign noch anderthalb Shillinge in Rechnung zu bringen, um die ehemalige Guinee voll zu machen, die 21 Shilling galt. — Wenn die Qualität der Waare Euch nicht zusagt oder der Preis Euch zu hoch ist, so wird der Irische Kaufmann Euch anderes zur Wahl vorlegen, und der Handel wird zwischen ihm und Euch auf die freundlichste Weise, im Gespräch, mit Ehrlichkeit seinerseits und mit Zutrauen Eurerseits geführt. Wenn Ihr ihn nicht recht versteht, wird er sich die geduldigste Mühe geben und Alles aufbieten, was er an französischen Worten weiß; wenn sich aber ein Mißverständniß durchaus nicht heben läßt oder die Unterhaltung gar ins Stocken geräth, ruft er seine älteste Tochter, die gewiß und immer des Französischen kundig ist. Dann kommt das Mädchen in Begleitung ihrer Mutter; sie ist durchaus einfach, häuslich, schmucklos gekleidet, von anmuthigem, sinnigem Aeußern; sie giebt die Erklärung, die von ihr verlangt wird, auf schlichte, anspruchslose Weise, ohne Ziererei, ohne Gefallsucht. Indem Ihr zuhört, findet Ihr den Satz bestätigt, daß unter allen fremden Nationen die Irländer das deutlichste und wohllautendste Französisch sprechen. Nun wird die Unterhaltung lebhafter, die Töne der Muttersprache machen einen so freundlichen Eindruck aus dem Munde der Fremden; die Sympathie erwacht, beiderseits redet man von seiner Heimath. Da werden die Gemüther warm; die Persönlichkeit tritt ganz zurück, man ergießt sich selbst; nicht mehr ein Franzose spricht mit einer Irländerin, sondern Frankreich und Irland selbst reden durch unseren Mund zu einander. Wie Vieles wird mir jetzt erst klar, wie mancher feinere, verborgenere Zug in der Physiognomie Irlands und der Irländer schließt sich mir auf, worauf nur weiblicher Sinn und weibliche Beobachtungsgabe mich leiten konnten. Und nicht lange, so schwingt im Eifer des Gespräches meine neue junge Bekannte sich zu poetischer Höhe auf; dann nennt sie ihre Heimath Erin, das grüne Erin, den Smaragd im Ocean, wo der Bäume Laub nicht welkt, wo der Shamrock, der Irische Klee, über dem grünen Dreiblatt den rothen Blüthenbusch entfaltet das Haidekraut die Berge mit purpurnem Violett überkleidet, Wasserlilien auf den blauen Seen schwimmen und klare Ströme im Fall über Felsen weiß dahinschäumen. Aus dem Munde des sinnigen, empfindungsreichen jungen Mädchens vernahm ich einen Wiederhall der zarten Lieder Thomas Moore's und der mächtigen Beredsamkeit O'Connell's. Aber auch die Klage blieb nicht aus, die ich schon von dem Gentleman, meinem Reisegefährten auf der Eisenbahn, vernommen: „Die Fremden mögen uns nicht besuchen."

(Schluß folgt.)

Polen.

Das Polnische Ostermahl.

Zu den charakteristischsten Gebräuchen der Polen gehört vor allen das sogenannte Swięcone (Schwenzone) oder Geweihte, ein Mahl, welches am Ostersonntage zu Mittage gegeben wird, und dem die ganze zu diesem Fest versammelte Familie stehend beiwohnt.

Dies Mahl besteht aus einer großen Menge Schüsseln, doch werden die für die Feier bereiteten Gerichte sämmtlich kalt aufgetragen, nachdem sie zuvor von einem Priester geweiht worden, wovon das Fest seinen Namen erhalten hat. Diese Sitte, zu Ostern mit einander das Geweihte zu essen, wird in ganz Polen beachtet, auf den Schlössern wie in den Hütten, in den Städten wie auf dem Lande. Wenn der Bauer aus der Kirche seiner Parochie zurückkehrt, findet er Eier, Wurst, Lammbraten, Schinken und Kuchen mit Saffran und Rosinen auf seinem Tische. Dies Gastmahl, das er mit seiner Familie und seinen Freunden theilt, soll ihm gewissermaßen eine Entschädigung für die strenge Enthaltsamkeit seyn, der er sich während der Fastenzeit unterzogen hat. Gegenseitige Glückwünsche gehen dem Mahle voran; man wünscht sich eine glückliche Zukunft und eine frohe Gegenwart. Der wesentlichste Theil der Feierlichkeit besteht darin, daß den Gästen vor den anderen Speisen zuerst geweihte Eier, von einem heiteren Halleluja-Gruß begleitet, dargereicht werden. Der Wirth präsentirt diese Eier, und jeder Gast muß sein Theil davon nehmen.

Aus den älteren Polnischen Schriftstellern ersieht man, daß der Ursprung dieses eigenthümlichen Gebrauchs, der noch heutzutage in Polen fortdauert und etwas echt Patriarchalisches hat, sich in die Osterfestlichkeiten der ersten Kirche verliert. Rey sagt, wer kein Geweihtes esse, gelte für einen schlechten Christen; jede Schüssel hatte nach ihm ihre besondere Bestimmung, ihre eigene Kraft: die Bratwurst schützte gegen das Gift der Schlangen; der Rettig diente gegen die Insekten; die jungen Hühner bewahrten vor Gefangenschaft. Jeder Christ, der nicht zu der in den Kirchen gefeierten Auferstehungsstunde erwacht war, verlor das Recht, von dem Geweihten zu essen. Ein anderer Schriftsteller, der sich mit den alten Gebräuchen der Polen beschäftigt hat, berichtet, daß es in den vornehmen Häusern Sitte gewesen sey, von Allem nur ein wenig zu kosten und das Uebrige der zahlreichen Dienerschaft zu überlassen. In einem Briefe, welchen Nikolaus Pszaka (Pschonka), ein Hofmann des berühmten Feldherrn Tarnowski, an seine Gattin geschrieben, findet man eine anziehende Schilderung von einem solchen Geweihten, welches ein Krakauer Bürger gab.

„Bei Nikolaus Ebroberski", so lautet diese Erzählung, „einem Beamten der Stadt, wurde auf einer runden, mit einem geflickten Tischtuch bedeckten Tafel, um welche hundert Personen Platz hatten, auf sechs silbernen Schüsseln verschiedenes Rauchfleisch aufgetragen; auf sechs anderen Schüsseln waren zwei Spanferkel, gewürzreiche Bratwürste und bunt, besonders dunkelroth gemalte Eier servirt. Figuren, aus Kuchenteig geformt, waren in komischen Bewegungen und Handlungen dargestellt; so sah man zum Beispiel Pilatus dem Muhammed eine Bratwurst aus der Tasche stehlen; nun essen aber bekanntlich Türken und Juden kein Schweinefleisch; es war also ein Epigramm.*) Mitten auf der Tafel stand ein wunderschönes Lamm in Lebensgröße; aber ich hätte gern das ganze Geweihte für die Augen dieses Lammes hingegeben; es waren zwei Diamantringe von der Größe einer Haselnuß, auf schwarzen Grund aufgesetzt. Die Diamanten funkelten im strahlendsten Glanze, wie Augen. Dies Lamm, dessen Wolle so täuschend nachgeahmt war, daß sie den schärfsten Blick täuschen konnte, hatten Fräulein Agnes und der Urheber ihrer Tage selbst verfertigt. Der große Kron-Feldherr, Johann Tarnowski, von Herrn Ebroberski zu diesem Geweihten eingeladen, begab sich mit seinem Hofstaat in dessen Haus und stand lange Zeit in Staunen versunken vor dem wunderbaren Lamm. Doch welchen Werth konnten für ihn die Diamanten haben? Das Gefäß seines Säbels war ganz mit solchen Steinen besetzt. Bloß die Arbeit entzückte ihn; er aß wenig; außer sich vor Bewunderung, hatte er nur Augen für das Werk und für die Person des Fräulein Agnes. Der alte Mann rückte mehrere Male seinen Säbel zurecht, denn er war über alle Beschreibung erfreut und bezaubert. Außerdem sah man vergoldete silberne Flaschen mit Oel und Weinessig und vier gewaltige Krüge voll alten Meths auf Schüsseln von vergoldetem Silber, umgeben von gleichfalls vergoldeten Weihgefäßen; ferner silberne Schiffchen, angefüllt mit überzuckerten Früchten aller Art, wie sie Gott in unserem Lande wachsen läßt, sämmtlich von Fräulein Agnes zur Herbstzeit so zubereitet. Karaffinen, die in vergoldeten silbernen Körben standen, waren mit Wein gefüllt; das Glas war weiß wie Schnee und von vortrefflicher Arbeit."

„Es ist nun Zeit, daß ich von wichtigeren Dingen rede, die auch Du liebst, meine kleine Salomea, von allen möglichen Arten Backwerk, Torten, Kuchen, Baben und dergleichen, deren Zahl ich mich unmöglich erinnern kann, und von denen die Haupttorte umgeben war. Diese

*) Ob der Verfasser dieses Briefes oder der Krakauer Gastgeber oder Beide den Pilatus für einen Juden gehalten, muß dahingestellt bleiben.

hatte mindestens acht Ellen im Umfange und zwei Fuß in der Dicke. Kaum waren wir angekommen, so drang uns ihr süßer Duft entgegen. Die Ränder dieses kolossalen Gebäcks waren mit verschiedenen Figuren verziert; unter anderen erkannte man die sprechenden Bilder der zwölf Apostel, aus Teig geformt. Judas besonders machte mir viel Spaß; Du erinnerst Dich wohl noch eines gewissen Gielbutowski, liebes Sakowehchen, der mir für meine trächtige Stute ein kleines blindes Pferd anbot und, mich umarmend, Gott zum Zeugen anrief, daß das Thier ohne Fehler sey; gerade so, — zwei Wassertropfen können sich nicht ähnlicher sehen — sah Judas mit seinem rothgelben saffranfarbenen Schnurrbart aus. In der Mitte befand sich Jesus Christus mit einer Fahne, und über ihm schwebte ein Engel, der, ohne daß man es merkte, an einem Draht befestigt war und seinen Flug gen Himmel zu nehmen schien; aus seinem Munde gingen die Worte hervor: Resurrexit sicut dixit, alleluja! Die übrigen Torten stellten mancherlei andere Gegenstände dar. Sehr anziehend war für mich das Bad, ein Kuchen von ganz besonderer Gestalt, der einen mit weißem Meth gefüllten Fischteich darstellte, in welchem kleine Fische und Nymphen schwammen. Cupido spannte seinen Bogen; statt aber auf ihre Herzen zu zielen, zielte der Schelm, Gott verzeihe es ihm, auf ihre schönen Augen, die sie züchtig bedeckten. Dieses Stück war mit der seltensten Vollendung gearbeitet."

„Nach den üblichen Gebeten fing man an, von den Gottesgaben zu genießen. Der große Feldherr ersuchte freundlichst, daß man ihm erlauben möchte, den Wirth zu machen, so gut er es verstände. Er aß von Allem ein klein wenig; vom Meth kostete er, den Wein aber lehnte er ab, indem er sagte: „„Es wäre uns besser gewesen, ihn nicht zu kennen; dies Getränk hat uns viel Schaden gethan.""

„Der Kron-Feldherr reichte einem Jeden geweihte Eier, wobei er ohne Umstände mit Fräulein Agnes den Anfang machte, die erröthend ihr Ei aß, nachdem sie bescheiden gedankt hatte. Wir warteten alle ehrerbietigst, bis der Kron-Feldherr uns erlauben würde, an die Tafel heranzugehen. Er säumte auch nicht, zu uns zu sagen: „„Machen Sie doch von der Großmuth des Hausherrn Gebrauch, meine Herren, aber mit Maß und Anstand.""" Er selbst verneigte sich vor Fräulein Agnes, küßte sie auf die Stirn und sagte zu ihr: „„Fräulein, verschleiert Eure Reize vor Sr. Majestät.""" Dann empfahl er sich Allen und begab sich aufs Schloß zurück. Als er fort war, fingen wir erst an, unseren Appetit zu stillen; der Meth und besonders die Torte auf der Mitte des Tisches empfanden die Wirkungen davon. Diese Riesentorte enthielt über funfzig Pfund Käse, eben so viel Honig und andere Ingredienzien; ihr Geschmack war köstlich. Herr Sniatycki (Schnjatzyki) aß mit solchem Appetit, daß er beinahe erstickt wäre. Mitten während des Festes wurden wir plötzlich durch die komischen Gebete der kleinen Knaben unterbrochen, die Gott ihnen verzeihe; diese armen hungrigen Kleinen hatten große Lust, sich in unsere Geschäfte zu mischen; auch gingen sie nicht leer aus; jeder von ihnen nahm ein gewaltiges Brod, über acht Pfund schwer, einen Topf Meth, ein Stück Bratwurst, eine halbe Elle lang, mit Senf zubereitet, und ein tüchtiges Stück gepfefferten Schinken, wie Gott es bestellt, mit hinweg. Herr Kasimir Dcieseli (Dtschjäseli) lachte wie ein Besessener über einen kleinen Dummkopf, der sich, als Pilatus verkleidet, einen Bart von Flachs und lange Augenbrauen von Birkenmoos angeklebt hatte. Herr Mielecki (Mjälezki) ein Verwandter des großen Feldherrn, betrachtete Fräulein Agnes, statt sich mit dem Geweihten zu beschäftigen; es war, als wollte er sie verschlingen."

„Wir wohnten diesem Schmause mit der offenen Herzlichkeit unserer Vorfahren bei. Jeder aß nach seinem Geschmack. Niemand sprach den Getränken über die Maßen zu; wir schieden mit einem heiteren Hallelujah, schwangen uns aufs Pferd und ritten nach dem Schloß, wo das Andenken an die Auferstehung unseres Heilandes allgemeine Freude verbreitete. Alle Hofbeamte Sr. Majestät und andere vornehme Herren aßen und tranken zusammen in den unteren Gemächern des Schlosses, vermieden aber, eingedenk der Feier des Tages, jede Ausschweifung."

Eine andere nicht minder naive und anziehende Beschreibung dieses uralten Polnischen Festmahls findet man in einem alten Kalender des Großherzogthums Posen, aus der Zeit Wladislaus IV. Der dortige Erzähler äußert sich folgendermaßen über die Feierlichkeit:

„Der Wojewode Sapieha (Sapjäha) veranstaltete zu Dereczyn (Däräitschyn) ein überaus prächtiges Gewölbtes, zu welchem sich eine große Menge Litthauischer und Polnischer Großen versammelten. Mitten auf einer langen Tafel befand sich ein mit Pistazien und anderen Leckereien zubereitetes Lamm, welches das agnus Dei vorstellte, und über dem eine kleine Fahne angebracht war. Dieses köstliche Gericht war für die Damen, die Senatoren, die höchsten Würdenträger der Krone und die Geistlichen bestimmt. Auf der einen Seite sah man vier gewaltige Keiler, welche die vier Jahreszeiten vorstellten: jeder dieser Eber war mit Schweinefleisch, Schinken, Würsten und Spanferkeln gefüllt. Der Koch hatte eine Probe von dem wunderbarsten Talent abgelegt, indem er diese ungeheuren Massen zu braten gewußt. Auf der anderen Seite der Tafel waren zwölf gebratene Hirsche mit vergoldeten Geweihen der Gegenstand der größten Bewunderung; alle Arten von Wildprett, Hasen, Kaninchen, Rebhühnern, Auerhühnern und Fasanen, waren genommen worden, um diese Hirsche, welche die zwölf Monate des Jahres vorstellten, damit zu füllen. Um diese ungeheuren Fleischmassen herum standen gewaltige Torten, die man nur nach Klaftern messen konnte. Dieser Torten waren zweiundfunfzig an der Zahl, den Wochen des Jahres entsprechend. Dazu kam noch ein ganzer Wald von Sameglitischen und Masurischen Kuchen*), sämmtlich mit Rosinen, Mandeln und anderem Naschwerk gefüllt. Hinter diesen Verschanzungen befanden sich dreihundertfünfundsechzig Baben (Napfkuchen), welche die Tage des Jahres bedeuteten. Jede dieser Baben trug eine andere Inschrift, und mancher neugierige Gast belustigte sich erst mit deren Entzifferung, ehe er daran dachte, seinen Appetit zu stillen. Getränke waren in gleicher Menge verhanden. Zuerst kamen vier Karaffinen voll Weins aus der Zeit König Stephan's, dann zwölf silberne Kannen mit Wein aus der Zeit des König Sigismund; ferner zweiundfunfzig silberne Tönnchen mit Spanischem, Italiänischem und Cypper-Wein gefüllt; weiterhin noch dreihundertfünfundsechzig Fäßchen Ungar-Wein und endlich acht tausend siebenhundertsechzig Maaß Breslauer Meths, dieser für die Dienerschaft des Hauses; zusammen wieder die vier Jahreszeiten, die Monate, Wochen, Tage und zuletzt auch noch die Stunden des Jahres bezeichnend."

Auch in unseren Tagen wird das Geweihte noch gefeiert, aber im Verlauf der Zeit und durch die Fortschritte der Civilisation hat es eine etwas andere Gestalt bekommen. Vergebens würde man jetzt ganze Hirsche und Eber auf der festlichen Tafel suchen. Indeß überall, wo sich Polen am ersten Ostertage befinden, wird man sie auch diese von ihren Vorfahren überkommene Sitte gewissenhaft beobachten sehen. Wie man sie in Spanien zur Zeit des Kaiserreichs das Osterfest mit der Feier des Geweihten begehen und selbst die Spanier durch ihre fromme Gesinnung erbauen sah, eben so feiern noch heutzutage die in Frankreich, England und Amerika zerstreuten Flüchtlinge den heiligen Tag durch eine Ceremonie, die gewissermaßen einen Theil ihrer Nationalität ausmacht.

Die beiden obigen Gemälde sind in ihrer einfachen und naiven Sprache ein treuer Ausdruck des Geistes einer ritterlichen Zeit und ein lebendiges Bild von jenem orientalischen Prunk, der in den Volksgebräuchen des alten Polens vorherrschte und sich so harmonisch mit dem Charakter seiner Einwohner verband, die in ihren Handlungen einfach und edel, in ihrem Temperament heiter und jovial und in ihren Gesinnungen so gemüthlich waren.

*) So nennt man noch heutzutage Saffrankuchen mit Rosinen und Mandeln.

Mannigfaltiges.

— **Philosophie in Italien.** Das Land des Galilei, des Savonarola und des Vico hat sich zwar schon durch diese Namen seinen Platz in der Geschichte der neueren Philosophie gesichert, gleichwohl hat doch gerade diejenige Periode, in der sich die Philosophie erst zur Wissenschaft gestaltete, keinen ausgezeichneten Kopf in Italien geweckt. Es blieb ein stummer Zuschauer bei allen Umwälzungen, welche das Reich des abstrakten Gedankens in Frankreich, England und Deutschland erfuhr, und nur der angewandten Wissenschaft hat es seine Galvani, Volta, Meloni, Plana u. A. geliefert. Jetzt scheint es jedoch einen Theil seiner Schuld abtragen zu wollen. Es schallt aus Italien ein Name herüber, der einen guten Klang durch ganz Europa zu bekommen verspricht. Dieser Name ist **Rosmini**. Der Abbate Antonio Rosmini lebt und lehrt in Turin, wo er bereits im Jahre 1830 seinen Nuovo Saggio, d. h. seinen „Neuen Versuch über den Ursprung der Ideen" herauszugeben anfing. In den bürgerlichen Unruhen jenes und des folgenden Jahres konnte sich jedoch eine neue wissenschaftliche Erscheinung kaum bemerklich machen, und so blieb sie im Bereiche seines Lehrstuhles und seiner Freunde. Gegenwärtig ist jedoch in Mailand eine zweite Auflage des Nuovo Saggio, und zwar in vier Bänden, erschienen. Der Versuch hat sich Bahn zu machen gewußt und kündigt sich nunmehr zugleich als den Vorläufer einer „Psychologie", eines „Systems der Moral", eines „Naturrechts" und einer neuen „Untersuchung über die Natur des Schönen" an. Uns Deutschen wird Herr Rosmini wohl kaum etwas noch nicht Gekanntes bringen, aber in Italien ist sein Buch mit Recht als die Morgenröthe einer neuen Sonne begrüßt worden, von der man eben sowohl Licht als Wärme erwartet. Sein Nuovo Saggio ist nichts Anderes, als die Wissenschaft des Absoluten auf dem Standpunkte der Deutschen Philosophie. Die beiden ersten Bände geben eine historische Zusammenstellung alles dessen, was bisher über diese Wissenschaft gedacht und geschrieben werden; der dritte entwickelt des Verfassers eigenthümliche Theorie, und der vierte endlich führt zu neuen, aber für jetzt erst angedeuteten Schlußfolgerungen aus dieser Theorie, so wie zu einer Bekämpfung Cousinscher Prinzipien und derjenigen einiger neuerer Deutschen Philosophen. Herr Rosmini knüpft unmittelbar an Kant's Kritik der reinen und der praktischen Vernunft an und hat sich dadurch von selbst in eine gewisse Parallele oder Opposition zu den Nachfolgern Kant's auf dem Gebiete der Deutschen Philosophie gestellt. Er will es sich auch keineswegs nehmen lassen, ein ganz neues System gegründet zu haben, obwohl er nur mit dem Materiale weiter gebaut, das ihm von Kant überliefert worden. Intuition, transcendentale und empirische Erkenntniß bilden zwar auch die Grundlagen seiner Lehre vom Ursprunge der Ideen, aber die Eintheilung und die Anwendung, die er diesen Begriffen giebt, ist eine von der Kantischen Philosophie allerdings sehr verschiedene, und so dürfte es wohl auch bald die Deutsche Kritik der Mühe werth finden, von dem neuen Wissenschafts-Apostel in Italien Notiz zu nehmen und ihn bei uns einzuführen. Rosmini selbst hat ganz kürzlich, als Erwiderung auf eine Schrift des Grafen Mamiani, eine kleine Abhandlung herausgegeben, die als Leitfaden dazu dienen kann, um mit den neueren Forschungen in Italien bekannt zu werden. Sie führt den Titel „Ueber die Erneuerung der Philosophie in Italien" (Il Rinnovamento etc.) und ist ebenfalls in Mailand bei Pogliani erschienen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Montag den 13. November 1837.

Frankreich.

Schwester Beatrix.

Eine Legende von Ch. Nodier.

Noch vor zwei Decennien war jeder gebildete Franzose der festen Meinung, daß aller Reichthum poetischen Stoffes einzig und allein in dem Schacht einiger gangbarer mythologischer Wörterbücher anzutreffen wäre, und die klassische Einseitigkeit ging so weit, daß ein seltener Name aus dem gelehrten Phurnutus, eine Fabel, die sich nicht im Palaephatus fand, oder eine anmuthige Erzählung, die ihre Abkunft von dem Chaos und den Verwandlungen des Ovid nicht nachweisen konnte, mit einem Worte, jedes dichterische Erzeugniß, das nicht die staubige und platttretene Heerstraße der Griechen- und Römer-Poesie gehen wollte, für eine Fehlgeburt der Unwissenheit und Barbarei verschrieen wurde. Hatte man genug geredet und gedichtet von den Titanenkämpfen, den Schicksalen des Phaëton und Meleager, den Laddaciden und Danaiden, von dem Hause des Pelops und Atreus und anderen verrufenen Herrscher-Familien, welche die Ueberlieferung des Alterthums und die sklavische Lyra der Neueren nach dem Spruche des Schicksals dem Orkus zuwies, so blieb keine andere Wahl übrig, als von vorn anzufangen, und die Schulen wurden nicht müde, diese schönen Mythen, welche nicht die geringste Nahrung für Verstand oder Gemüth enthielten, aber mit dem süßen Wohllaut Hellenischer Rhythmen dem Ohre schmeichelten, mit bewundernswürdiger Geduld von neuem zu bestaunen und sich anzueignen. Bald war es die merkwürdige Geburt des Dionysos aus der Hüfte des Göttervaters, bald des Tantalus Sohn, den die Götter anbeißen und mit elfenbeinernem Schulterblatt kuriren, dann wieder Deukalion, der aus den Rippen seiner großen Mutter (der Erde), d. h. durch rückwärts geworfene Steine, ein neues Geschlecht ins Daseyn ruft, und tausend dergleichen ungereimte und ungenießbare Fabeln, deren lächerliche oder gar schmutzige und gotteslästerliche Einzelnheiten man kennen mußte, um nicht in den Augen der Gesellschaft für einen Idioten zu gelten.*) Dafür gab es aber auch Belohnungen und Prämien für das Kind, dessen Gedächtniß glücklich genug war, die größtmögliche Zahl solcher klassischen Quisquilien aufzunehmen, und der erste Geistliche seiner Parochie hielt, wenn ich mich dessen recht entsinne, die Sache für wichtig genug, ihr das Siegel des priesterlichen Segens aufzudrücken. Und diese Abstumpfung und Erniedrigung aller Seelenkräfte wagte es, sich den Namen der Erziehung beizulegen!

Die geistigen Interessen der Völker hatten indeß seit Jahrhunderten eine ganz andere Richtung genommen, als die, welche sich mit den indischen Mährchen des Heidenthums abfinden ließen; die Sokratische Ironie hatte den hohlen Götzen der Mythenzeit den Todesstreich gegeben, Lucianische Sarkasmen sie in den Staub gestürzt. Ein neuer Glaube war emporgetaucht, ernst, majestätisch, ergreifend, voll überirdischer Geheimnisse und Hoffnungen des Jenseits; in das Menschenherz hatten sich Gefühle gesenkt, die dem Alterthum fremd waren: heiliger Glaubenseifer, echte Geistesfreiheit, Liebe zu den Brüdern, Mitleid und Verbrüderlichkeit des Christen. Eine Poesie, welche diesen Gefühlen entsprach, hatte sich mit erzeugt, hatte sich ihren selbstständigen Kreis von Geschichte und Sage gebildet. Warum fand diese neue Quelle himmlischer Begeisterung und tiefster Erregsamkeit keinen Eingang bei jenen Verständigern, welche durch ihre Erzählungen aus der langweiligen Wirklichkeit in das Land der Ideale versetzen wollen? Die einzig richtige Erklärung liegt in der fortschreitenden Abnahme jener heiligen Einfalt, der die ersten christlichen Jahrhunderte ihre reinsten Genüsse verdankten und ohne welche es keine wahre Poesie giebt. Denn das dichterische Leben einer Nation beruht auf zwei wesentlichen Elementen, dem ungetrübten Glauben des Dichters an seine Erzählung und dem nicht minder festen Glauben des Hörers an den Inhalt des Vorgetragenen. Wo dieses Vertrauen und die gegenseitige Sympathie der für einander organisirten Naturen fehlt, da ist die Poesie ein eitler Klang, armselige Kunst gedrechselten Spielenfalles, und das ist zugleich der Grund, warum wir keine Poesie im einfältigen und ursprünglichen Sinne des Wortes besitzen und noch lange nicht besitzen werden, wenn sie überhaupt je wiederkehren sollte.

Um aber einen schwachen Begriff von dieser Einfalt zu bekommen, muß man die alten Chroniken ehrlicher Mönche nachschlagen oder in einem abgelegenen Gebirgsdörflein an dem Heerde einer unverdorbenen Bauernfamilie seinen Platz wählen. Hier werden die erhebenden und herrlichen Ueberlieferungen, deren Gültigkeit zu bestreiten Niemanden beifällt, die sich, gleich einer alten Erbschaft, von einem Geschlecht aufs andere fortpflanzen, wie das hochverehrte und untrügliche Wort der Greise sie giebt, mit Treue bewahrt. Fruchtlos bleiben die bespöttelnden Einwürfe einer unreifen, frivolen Aufklärerei, welche, ohne etwas von Grund aus zu verstehen, dennoch keinen Glauben schenkt, weil sie die Geheimnisse des Uebernatürlichen mit ihrem Verstande lichten wollte und den Zweifel gewann. Diese Landleute machen ihre Sagen zu keinem Gegenstande von Erörterungen; sie wehren dem Richterspruch einer anmaßenden Vernunft und einer absprechenden Philosophie den Zugang, binden sich an keine Gränze alltäglicher Wahrscheinlichkeiten, selbst nicht an das Gebiet der Möglichkeit; denn was jetzt nicht geschieht, meinen sie, konnte gewiß ehemals geschehen, als die Welt in ihrer Jugend und Unschuld noch werth war der Wunder, die Gott für sie that, als die Engel und Heiligen unter die einfachen und reinen Erdenbürger, deren Leben zwischen Arbeit und frommen Werken getheilt war, sich, ohne ihrer himmlischen Würde zu viel Abbruch zu thun, mischen durften. Diese Erzählungen bedürfen für sie auch keines weiteren Stempels ihrer Glaubwürdigkeit; es reicht das Zeugniß des Großvaters hin, der sie wieder von dem seinigen weiß, und so aufwärts bis zu dem Ahn, der Augenzeuge war, und in dieser Stammtafel ehrwürdiger Patriarchen, die in der Scheu vor Sünde aufgewachsen sind, hat es nicht einen gegeben, den man der Lüge zeihen könnte.

Freunde, die Ihr einen Funken von dem göttlichen Leben, das dem Menschen am ersten Tage seiner Schöpfung zu Theil geworden, in reiner Brust bewahrt, die Ihr ein Herz für Glauben und Liebe habt und in der allgemeinen Verzweiflung unseres Geschlechts nicht an Euch und der Zukunft verzweifelt, Euch fordere ich zur Theilnahme an den genußreichen Legenden auf, die das glückliche Leben verflossener Jahrhunderte, welche kein Wissen, aber Tugend hatten, uns ins Gedächtniß zurückrufen; aber ohne Säumen, weil es noch heute ist, ehe die Entwickelung, die einmal begonnen, ihren reißenden Fortgang nimmt. Was Horaz vom leiblichen Tode sagt, das gilt jetzt von der Erziehung der Jugend, dem moralischen Tode alles geistigen Wachsthums, der mit unbarmherzigem Fuße selbst an die niedrigste Hütte pocht. Schon dringen mit Macht alle Uebel, welche der durch die Presse unermeßlich erweiterte literarische Verkehr in seinem Gefolge hat, in die entlegensten Wohnungen alter Zucht und Schaam, und wie lange wird es währen, so hat die im Keime schon vergiftete Welt, welche aus Licht sich riegt, den magnetischen Pol einer Universalsprache gefunden und ihren Gott verloren. Darum, Freunde, ohne Säumen an eine Diorthosis der Volks-Poesie, ehe dieselbe mit Schaam ihrer Nacktheit inne wird und sich, wie Eva, als sie das Paradies verlor, mit einem Feigenblatt bekleidet.

In den höchsten Theilen des Jura, auf seinem westlichen Abhange, wurde man noch vor einem halben Jahrhundert einen Trümmerhaufen gewahr, der von dem Daseyn der Kirche und des Klosters Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch stummes Zeugniß gab. An dem Ausgang einer engen und tiefen Schlucht gelegen und vor den kalten Nordwinden durch seine Lage geschützt, brachte dieser Punkt jährlich die seltensten Blumen der Gegend hervor. Eine halbe Stunde davon, an der entgegengesetzten Seite, wird man ebenfalls die Trümmer eines Herrnhauses ansichtig, das gleich dem Gotteshause in Verfall gerathen ist. Das Einzige, was man von ihm weiß, ist, daß es von einer durch Waffenruhm ausgezeichneten Familie bewohnt war, und daß der letzte seiner adligen Besitzer bei der Eroberung des heiligen Grabes seinen Tod gefunden, ohne einen Stammhalter seines Geschlechts zu hinterlassen. Die trostlose Witwe zog nicht weg von dem Hause der Trauer; der Ruf ihrer Frömmigkeit verbreitete sich mit ihren Wohlthaten in die Weite und erhielt sich in der Tradition des umwohnenden Volkes, das, obgleich es alle andere Titel vergessen hat, sie noch jetzt die Heilige nennt.

An einem jener späten Wintertage, wo der blaue Himmel und die milde Luft gleichsam die Vorfeier des Frühlings begehen, wandelte die Heilige, wie gewöhnlich ernsten Betrachtungen nachhängend, unter den Bäumen der langen Schloß-Allee, deren Ende mit Dornensträuchern umhegt war, und ihr Staunen schien nicht gering, als sie das Gebüsch in voller Blüthe fand. Sie beschleunigte ihre Schritte, um sich zu überzeugen, ob vielleicht der zurückgebliebene Schnee ihr Blendwerk bereite; aber ihr Gesicht hatte sie nicht getäuscht, [illegible]

*) Man sieht, daß der gelehrte Franzose sich wenig um die Resultate Deutscher Mythenforschung gekümmert oder sie absichtlich ignorirt hat. Wie dem auch sey, die Schriften eines Creuzer, Welker, Ottfr. Muller u. A. bürgen dafür, daß die Hellenischen Mythen unter ihrer oft paradoxen Außenseite einen tieferen Gehalt und eine sinnvollere Verwandtschaft mit dem Orient dem Ohre dessen erschließen, der sie zu deuten versteht. Anmerk. d. Red.

sträuch war mit zahllosen duftenden Blüthen wie beschüttet, und sorgfältig löste sie ein Aestlein ab, um es der von früher Jugend hochverehrten Gottesmutter, die in ihrem Andachtszimmer hing, als die Gabe eines reinen Herzens zu bieten, und kehrte fröhlich heim. War dieser Zoll kindlicher Verehrung der Himmelskönigin nun wirklich angenehm, oder brachte der Erguß der Gefühle zum Gegenstande ihrer Neigung eine erhöhte Stimmung in ihr hervor, genug die Schloßdame hatte niemals so unaussprechliches Entzücken als an diesem Abende gefühlt. In ihrer Freude gelobte sie, täglich denselben Weg zu machen, um der Madonna immer frische Kränze verehren zu können, und man wird nicht zweifeln, daß sie ihr Gelübde treulich erfüllt habe.

Eines Tages indeß, als die Sorge für die Kranken und Armen sie länger als gewöhnlich vom Schloß entfernt gehalten hatte, spurtete sie sich vergebens, ihr Dorngehege zu erreichen; die Nacht war schneller hereingebrochen, und sie fühlte einen Anflug von Reue, sich allein in die Wildniß gewagt zu haben, als plötzlich ein stiller, reiner Glanz, wie das Licht des jungen Tages, das blühende Gebüsch erleuchtete. Sie hielt einen Augenblick ihren Schritt zweifelhaft an und kam auf den Gedanken, daß, wenn es nicht Johanniswürmchen wären, die sich so ungewöhnlich früh, wo die Nächte noch so kalt sind, herausgewagt hätten, eine Räuberbande sich hier könnte verborgen haben. Doch trat ihr das Gelübde vor die Seele, belebte ihren Muth, und mit zurückgehaltenem Athem nahte sie dem Gebüsch, faßte zitternd einen Zweig, der ihr ohne allen Widerstand wie von selbst in die Hand zu fallen schien, und nahm hurtig, ohne sich nur umzublicken, den Rückweg zum Schlosse.

Die ganze folgende Nacht dachte die Dame über diese Erscheinung nach, und von dem Wunsche, hinter das Geheimniß zu kommen, ganz ergriffen, ging sie am folgenden Tage um dieselbe Stunde in Begleitung eines treuen Dieners und des greisen Hauskaplans zum Sitze des Räthsels. Dasselbe milde Licht zeigte sich wie gestern, je lebhafter und strahlender, je näher sie kamen, so daß sie einen überirdischen Ursprung desselben vermutheten und auf ihre Kniee sanken. Der fromme Priester erhob sich darauf allein, that unter Absingung eines Kirchenliedes einige Schritte vorwärts und bog die nachgiebigen Ruthen des Gesträuchs ohne Mühe aus einander. Sprachlos, von Freude und Erkenntlichkeit durchdrungen, standen sie anfangs wie angewurzelt bei dem Schauspiel, das sich ihren Blicken bot. Ein Bild der Jungfrau war es, einfach aus grobem Holze geschnitzt, von einem wenig geübten Pinsel mit Fleischfarbe überfirnißt und mit Gewändern ländlicher Wohlhabenheit bekleidet, das seinen Silberschein über die Gegend ausgoß. „Wir grüßen Dich, gebenedeite Jungfrau", sagte endlich der Kaplan mit tiefer Beugung, und das harmonische Geflüster der Zweige begleitete seine Anrede, als ob sie von den himmlischen Heerschaaren wiederholt würde. In feierlichen Weisen stimmte er darauf die Litanei an, eines jener herrlichen Lieder, in denen der Glaube, ohne es zu wissen, die Sprache der erhabensten Poesie redet, und nach diesen Zeichen seiner Verehrung nahm er das Bild von seinem Platze, um demselben im Schlosse einen würdigeren Aufenthalt anzuweisen. In sein Gebet einstimmend, folgten die Dame und der Diener langsamen Schrittes, mit gefalteten Händen und zur Erde gesenkter Stirn.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß man dem Gnadenbilde eine kostbare Nische einräumte, mit wohlriechenden Kerzen es umsteckte, ihm Weihrauch streute, eine goldene Krone aufs Haupt setzte und es bis tief in die Nacht mit heiligen Liedern willkommen hieß. Am anderen Morgen aber war es verschwunden, und der Schrecken der Gläubigen, die sich durch den neuen Fund wunderbar gestärkt fühlten, läßt sich kaum beschreiben. Welche verborgene Sünde konnte dem Schlosse der Heiligen diese Ungnade zugezogen haben? warum hatte es die Gottesmutter verlassen und welchen anderen Aufenthalt gewählt? Der Leser wird es errathen. Sie hatte den bescheidenen Sitz in ihrem Lieblingsgebüsch der Pracht einer weltlichen Behausung vorgezogen. Alle Schloßbewohner verfügten sich in der Abendstunde dahin und fanden sie strahlender als Tages vorher. In andächtiger Stille sanken sie vor ihr hin, und die Schloßfrau begann: „Allmächtige Himmelskönigin, ich erkenne, daß Du diese Stätte zu Deinem Heiligthum auserseben hast; Dein Wille geschehe." Und in kurzem erhob sich um das Bild eine Kirche, an dem die höhere Baukunst christlicher Jahrhunderte alle Reichthümer ihrer von ewigen Gedanken befruchteten Einbildungskraft verschwendete. Die Großen der Erde wollten sie mit Geschenken verherrlichen, und Könige weihten ihr ein goldenes Tabernakel. Durch die ganze Christenheit verbreitete sich der Ruf ihrer Wunder und lockte in das Thal eine Menge andächtiger Frauen, die zu einer Ordensregel zusammentraten. Die fromme Witwe, mehr als jemals von dem Strom göttlicher Gnade, der auf sie herabfloß, gerührt, konnte den Titel einer Superiorin des neuen Klosters nicht ausschlagen und starb in diesem Amte, hochbetagt, nach einem Leben voll guter Werke und christlicher Hingebung, wie ein Opferduft an den Altären der Jungfrau ihre Seele verhauchend.

So geben die Chroniken des Landes den Ursprung der Kirche und des Klosters Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch einstimmig an.

Zweihundert Jahre waren seit dem Tode der Heiligen verflossen, und eine Jungfrau aus ihrer Familie war nach dem Herkommen soror custos, d. h. Aufsicht führende Schwester im Tabernakel, das sie an hohen Festtagen den versammelten Schaaren zur Andetung aufschloß, dessen Säuberung und gebührende Ausschmückung ihr oblag; Staub und bilderschänderische Fliegen hatte sie zu verscheuchen und, um Altar und Krone damit zu umwinden, Blumen von der reizendsten Form und den keuschesten Farben zu sammeln, welche, zu sinnigen Kränzen und Sträußen vereinigt, durch das nach Osten geöffnete Hauptfenster der Kirche die fliegenden Blumen der Wiese, in Azur und Purpur gekleidet, die gaukelnden Schmetterlinge sich zur Gesellschaft luden. So wie aber die Blüthenzeit des Dornstrauchs kam, erhielt er vor allen anderen Gaben des Frühlings den Vorzug; war sie vorüber, so legten die geschickten Nonnen, welche der Natur das Geheimniß abgesehen, den Strauch, von seidenen Stoffen bereitet, mit Silberband durchzogen, in den Schooß der Heiligen, und gewiß hätten sich die Schmetterlinge zuweilen durch die Aehnlichkeit täuschen lassen, wenn sie auf diesen leblosen Blüthen, die nicht für sie gemacht waren, auszuruhen gezwungen hätten. Die Schwester Aufseherin hieß damals Beatrix. Höchstens achtzehn Sommer alt, hatte sie kaum sagen hören, daß sie schön sey; denn mit funfzehn Jahren war sie in das Kloster, rein wie dessen Blumen, gekommen.

Beatrix hatte jenes glückliche oder unglückliche Alter erreicht, wo das Herz eines Mädchens fühlt, daß es zu lieben bestimmt sey; aber dieses anfangs noch unbegriffene Bedürfniß machte sie nur gespannter für ihre Pflichten. Damals außer Stande, sich ihre geheimen Empfindungen zu deuten, sah sie in ihnen nur den Trieb nach größerer Innigkeit für die angebetete Jungfrau und beschuldigte sich des Mangels an Eifer für den Gegenstand ihrer Liebe, weil ihre Gluth sich nicht bis zur Verzückung, ja bis zum Wahnsinn steigern wollte. Diese andächtige Sehnsucht, die sich zum Himmel schwang, weil sie auf der Erde noch nichts dieser leidenschaftlichen Zuneigung Würdiges gefunden hatte, bemächtigte sich aller ihrer Gedanken und Gefühle in dem Grade, daß, wenn sie mit wachen Sinnen genug von der ungeahnten Herrlichkeit der Geisterwelt geträumt hatte, selbst in den Träumen geheimnißvoller Bilder und Gestalten sie gaukelnd umschweben. In diesem Zustande fand man sie in ernstem Gebete vor dem Tabernakel knieend, Thränen erstickten ihre Stimme oder benetzten die Schwelle des Heiligthums, und lächelnd mochte die Liebreiche von ihrem Sternenthrone auf diese glückliche Unschuld niederschauen, der sie nach schweren Verirrungen und Prüfungen ihre mütterlichen Arme nicht zu versagen beschlossen hatte.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, welcher den Schleier von dem Geheimnisse hob, unter dem es für Beatrix bisher sich verborgen hatte. Ein junger Edelmann aus der Umgegend war in dem Walde von Räubern überfallen und daselbst für todt zurückgelassen worden, und obgleich die Klosterknechte nicht die geringste Hoffnung hatten, sein Lebenslicht, das jeden Augenblick zu erlöschen drohte, erhalten zu können, trugen sie ihn dennoch in das Krankenzimmer. Um die damalige Zeit verstanden die Rittersöchter das Nöthigste von dem wundärztlichen Heilverfahren, und Beatrix, darin nicht fremd, wurde von den Schwestern dem auf den Tod Verwundeten zur Pflege geschickt. Sie brachte gleich den ganzen Vorrath ihrer ärztlichen Kenntnisse in Anwendung, fühlte aber mehr auf die Allmacht und das liebevolle Eingreifen Mariens und erlangte durch die gewissenhafte Hut des Kranken, dem sie alle übrige Zeit, die sie ihren frommen Uebungen entziehen konnte, unermüdet schenkte, den gewünschtesten Erfolg. Raymund schlug seine Augen wieder zum Lichte auf, erkannte seine Retterin, die er in dem Schlosse ihres Vaters einigemal gesehen hatte, und legte ein leidenschaftliches Bekenntniß seiner längst gehegten und von den beiderseitigen Aeltern einst gebilligten Liebe vor dem zitternden Mädchen ab. Beatrix blieb stumm, ohne für ihre Gefühle Worte finden zu können. Sie entwand sich den kraftlosen Armen Raymund's und eilte in ihrer Bestürzung zu den Füßen der Jungfrau. Aber sie fühlte in ihren Adern ein fremdes Feuer wüthen, das mit irdischem Begehren an den Stützen ihres Glaubens leckte und sie in Asche zu verwandeln drohte. Sie weinte heiße und bittere Thränen, lag stundenlang mit gebrochenem Herzen auf ihren Knieen, aber die Flamme wollte sich nicht kühlen. Einen Theil ihrer Zeit brachte sie noch immer bei dem Kranken zu, dessen zunehmende Besserung nicht mehr ihre unausgesetzte Sorgfalt erheischte.

Einst in der späten Abendstunde, wo alle Schwestern sich bereits in ihre Zellen zurückgezogen hatten und nur die fromme Bitte im Innern emporstieg, nahm Beatrix zögernden Ganges den Weg nach dem Chor, und indem sie die Leuchter auf den Altar niedersetzte, öffnete sie mit bebenden Händen den Eingang zum Tabernakel, und abwärts gewendet, als fürchtete sie, daß die Himmelskönigin sie mit dem Blitz ihres Auges vernichten könnte, kniete sie mit niedergeschlagenen Blicken und zitternden Gliedern hin und versuchte zu beten; aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, wurden von Schluchzen unterbrochen. Sie verbirgt ihre Stirn in den Händen, ringt umsonst nach Ruhe und entreißt mit höchster Anstrengung ihrem übervollen Herzen einige unzusammenhängende Laute, ohne daß sie recht weiß, ob sie ein Gebet oder eine Gotteslästerung ausstößt: „Gnadenreiche Wohlthäterin meiner Jugend, bisher meine einzige Liebe und für immer die Gebieterin meines besseren Ich, warum hast du deine Beatrix verstoßen? den schwarzen Leidenschaften des Abgrundes sie zur Beute werden lassen? Dein allsehendes Auge weiß, daß ich nicht ohne blutigen Kampf die Waffen gestreckt habe; aber es ist geschehen, unwiderruflich geschehen; fortan werde ich nicht mehr in deinem Heiligthume walten, weil die Unheilige es nicht verdient. Ich ziehe fern von deinem Antlitz, den Stachel in der Brust, die Qual über die verlorene Unschuld, die selbst deine reine Hand in das entweihte Herz nicht mehr zurückführen kann. Maria, Schmerzensmutter, neige dein Ohr meinem Flehen, deine Theilnahme meinen Thränen, die bezeugen mögen, daß ich mit dem feigen Verrath meiner Sinne nicht einverstanden war, und nimm die letzte meiner Vertheidigungen wie die bisherigen auf, oder, war mein Eifer für deine Allmacht einiger Erkenntlichkeit werth, tödte mich, ehe ich diese Schwelle überschritten habe." Mit diesen Worten erhob sich Beatrix und nahte dem heiligen Bilde, schmückte es mit neuen Blumen und verbarg die alten, zum ersten Mal zitternd über die fromme Handlung, zu der sie kein Recht mehr hatte, unter wiederholten Küssen in ihrem Skapulier, um sich nie wieder von ihnen zu trennen. Noch einen Blick warf sie auf das Bild und floh mit einem Schrei des Entsetzens.

Die folgende Nacht sah den schönen verwundeten Ritter und eine junge Nonne, die ihr Gelübde gebrochen, von muthigen Rossen gezogen, das Kloster in Eile verlassen.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Élémens d'Algèbre. — Von Bourdon. 6te Aufl.

Essai sur la déclamation oratoire et dramat., suivi d'une nouvelle méthode curative du bégaiement et de tous les vices de la parole. — 6 Fr.

Études élémentaires de la Musique. — Von Damour und Burnett. Vollständig in 45 Lief. 11½ Fr.

Olinde et Sophronie. — Trauerspiel von P. J. B. Dalban.

Le fat dupé. — Schauspiel in 2 Akten, von J. Deligne. Cambrai.

L'Officier bleu. — Drama in 3 Akten, von Foucher und Alboize.

Expériences comparatives faites à Gavres en 1836 entre des bouches à feu en fonte de fer d'origines française, anglaise et suédoise.

Cours élémentaire de Culture des Bois. — Von Lorentz. Zweite Auflage. 7 Fr.

Traité pratique des émissions sanguines. — Von H. J. L. Magistel. 7 Fr.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

(Schluß.)

Ich ging mit tausend Gedanken im Kopfe. Das junge Mädchen hatte mir mit solcher Begeisterung die lieblichen und erhabenen Naturschönheiten ihres Vaterlandes geschildert, die Berge und Seen von Wicklow, Killarney und Gungariff im Süden, die Gestade von Antrim und den Giant Causeway im Norden, daß meine Phantasie ganz davon eingenommen war. — Ich konnte nicht umhin, die Aufnahme, die ich bei Irländern gefunden, mit der in England zu vergleichen. Warum ist der Engländer überall so steif, so kalt, so zurückhaltend, so wenig mittheilsam? Wie der jüngste Sohn eines Caecognischen Landjunkers, der in der Hauptstadt viel von seinem Gute und Schlosse geprahlt hat, verlegen und verdrießlich wird, wenn ein Besuch ihn auf seinem Neste in der Provinz überrascht, so scheint es beinahe, so ist England. Es prunkt dem Auslande gegenüber mit seinem Reichthume, mit seinem Luxus, aber es begegnet den Ausländern unfreundlich, wenn sie kommen und in der Nähe bewundern wollen, was sich aus der Ferne, jenseits eines Meeresarmes, so herrlich ausnimmt; wenn sie kommen, den Charakter und Zustand der Nation zu studiren, nicht in den Klubs, nicht in den Salons, nicht in den Galastunden, wo Britania sich in ihrem höchsten Putze zeigt, ganz duftend von Windsor-Seife und Rosenwasser, wo man sich durch Gänge und Vorzimmer, voll goldbetreßter und gepuderter Lakaien, zu ihr drängen muß; sondern wie man allein große Männer und große Völker kennen lernen kann, in ihrer Häuslichkeit, im Schlafrock, in der ungekünstelten Gestaltung des Privatlebens, im täglichen Handel und Wandel, im Kramladen, in der Taverne, auf offener Straße. Das will England nicht leiden, so betrachtet und gemustert zu werden. Wenn der Ausländer sich nicht begnügen will, die fertigen, zubereiteten Vorstellungen aus der großen Welt für Wahrheit anzunehmen und zu seinen Landsleuten heimzutragen, wenn er Aufschlüsse über das Englische Leben in den niederen Volksklassen, bei den sogenannten gemeinen Leuten sucht, mit wie theurem Lehrgeld, mit wie bitteren Kränkungen und Beleidigungen muß er jede Erfahrung und Entdeckung erkaufen. French dog! ruft ihm der Dünkel nach, der sich, von Spanischen Weinen bezecht, auf den Straßen herumtreibt; French dog! ruft der bezahlte Pöbel in seinem Rausche von Ale und Porter. Austreiben möchten sie den Fremdling, wenn er Miene macht, sich näher zu ihnen zu gesellen. Warum? habe ich lange gefragt und glaube nun endlich die Antwort zu wissen. Hinter dem Lärm, den England mit seiner Industrie, hinter dem Prunk, den es mit seinem Reichthum treibt, hat es einen Schaden zu verbergen, dessen es sich schämt; der Mantel aristokratischen Stolzes, in den es sich einhüllt, soll die Geschwüre verdecken, die an seinem Leibe zehren, die gräuliche Volks-Armuth und die noch gräulichere Prostitution.

Ja wohl, die Armuth und die Prostitution! In den größten, reichsten, gewerbsamsten Städten des Landes sah ich das Elend beider; sie gehen neben einander und werden eines in ihren zerstörenden Wirkungen. Nirgend ist die Armuth häßlicher, widerwärtiger, als in London, Manchester und Liverpool; es ist keine nackte Armuth, die reines Mitleid erregt, sondern eine vermummte, die sich verleugnen möchte, die sich in alte abgetragene Fetzen des Luxus kleidet, in Hut und Handschuh, in schwarzen Frack, Kaschemirshawl und seidene Robe. Aber der Hut ist schmutzfleckig und rissig, der Shawl ist verblichen, das Kleid sitzt nicht, der Besatz schleppt in Zotteln auf dem Boden nach, das schwarze Tuch ist bis auf den letzten Faden durchgerieben, die Taschen klaffen, die Strümpfe fallen über die Ferse herab, zu den durchlöcherten Handschuhen sehen die Finger, zu den Stiefeln und Schuhen die Fußzehen hervor. In solchem Aufzuge wird die Armuth erst erbärmlich. Die Straßen in den großen Englischen Städten geben das Bild eines wandernden Trödelmagazins, wo lauter vom großen Herrn auf den Bedienten und von dem Bedienten auf irgend einen armen Teufel herabgekommene Kostüme sich durch einander treiben. Mehr als Ein Robert Macaire spielt in dieser schmutzigen Bettlertracht seine plumpe Sündenrolle, und mehr als Ein Geschöpf, in Federhut und Schleier, redet Dich im Vorüberstreifen an, während die dürren Hände den Shawl um die nackten Schultern heraufstreifen: I am hungry — mich hungert! Die Armuth ist die ältere, die Prostitution die jüngere Schwester; die offene Straße ist beider Gebiet, da treiben sie ihr Wesen; die Polizei sieht nichts, hört nichts, sie hat nichts damit zu thun. Man hat eine Statistik der Prostitution in Paris und Frankreich entwerfen, den Umfang bestimmen können, welchen sie erreicht hat. Und stände ein zweiter Parent-Duchatelet auf, er wäre nicht im Stande, dasselbe für London zu leisten. Hier herrscht sie in riesenhafter Ausdehnung; man sieht nicht ab, wo sie anfängt, noch wo sie aufhört; über ganz England schlingt sie ein Netz des Schmutzes und der Sünde, dessen erste glänzende Ringe die Courtisanen mit den nackten blendend weißen Schultern im Drury-Lane-Theater halten, während die äußersten Fäden sich in Fabrikstädten und Seehäfen im Kothe der Winkelgäßchen verlieren. Das Gesetz Englands schweigt; es schützt nicht, es straft nicht, es wehrt dem entsetzlichsten Mißbrauche der menschlichen Freiheit nicht. Mag Britanien durch seine tausendstimmige Presse, durch die fremden von seinem Golde gedungenen Organe, mag es durch den Reichthum und die Verschwendung seiner Lords, deren Equipagen auf allen Europäischen Heerstraßen rollen, den anderen Völkern zu imponiren suchen, mag es sich seiner Industrie, seiner Erfindungen, seines Maschinenwesens, seiner Legionen geschickter Arbeiter, seiner raschen Renner, seiner kühnen Wettritte, seiner Fuchs-Jagden, der Schlösser und Parks seiner Aristokraten, seiner graziös-tugendsamen Weiber, seiner Kunstschätze an goldenem und silbernem Geräth, seiner Seehäfen, seiner Ostindienfahrer rühmen und auf den donnernden Fluthen des Oceans, dessen Königin die stolze Britania sich nennt, das donnernde Rule Britannia anstimmen. Immerhin, der Stolz ist gerecht, aber gerecht ist auch, die Kehrseiten dieser Herrlichkeit zu zeigen. Wie Schmutz und Rost den Marmor und das Erz der stolzesten Monumente zernagt, so an dem Gebäude der hochgepriesenen Englischen Civilisation jene beiden großen Krankheiten, für welche keine Heilung abzusehen ist.

Warum steht Irland, das arme, unterdrückte, entblößte Irland, so gern, daß Fremde zu ihm kommen? warum empfängt es sie mit offenen Armen und verhehlt ihnen nichts? Fragt einen Irländer nach etwas, was sein Vaterland betrifft, und das Herz sitzt ihm auf der Lippe; er giebt Euch jede verlangte Auskunft, und oft noch mehr. Und dieses Volk, das seine Gäste so freundlich aufnimmt, das ihnen so viele Zuvorkommenheit, Ehrlichkeit, Zartgefühl beweist, dieses Volk in einem von Gott mit Fruchtbarkeit und Naturschönheit reich ausgestatteten Lande wird gleichwohl von den Ausländern gering geschätzt; man geht daran vorbei, man würdigt es kaum eines Durchfluges. — Die Insel ist reich an Ruinen und Denkmälern aus alter Zeit; neben Gothischen Kapellen und Abteien aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert findet man die roben, riesenmäßigen Steinbauten aus der Celtisch-Druidischen Zeit; die Dänen, die Sachsen, die Anglo-Normannischen Eroberer, die Religionskriege, die Grausamkeit Heinrich's VIII. und seiner Tochter Maria, der zerstörende bilderstürmerische Fanatismus der Soldaten Cromwell's, religiöse und politische Verfolgungen noch im vorigen Jahrhundert haben Irland heimgesucht und seinen Boden mit interessanten, historisch merkwürdigen Trümmern bedeckt; warum reisen die Archäologen nicht hin und suchen sie auf? — Wer hätte nicht die klaren Seen Irlands rühmen hören mit ihren zahllosen grünen Inseln; seine Wasserfälle, oft 200 Fuß hoch, an Felsenwänden, die das Geissblatt überkleidet und der Vogelbeerbaum mit seinen rothen hängenden Trauben schmückt; seine Berge, woran die Nebel und Wolken in wunderbar und schauerlich gestalteten Massen lehnen; seine Steinklippen, mit rothem Haidekraut überdeckt, die am Rande steiler Abgründe drehend überhängen; seine sechshundertjährigen Riesenbäume, die in den Trümmern alten Gemäuers wurzeln; das Grün seiner Wälder und seiner mit Klee bedeckten Wiesen, das in der Welt seines gleichen nicht findet. Und wenn Ihr zu den Hütten eintretet, die in den Thälern, am Abhange der Hügel, am Fuße der rauschenden Wasserfälle zerstreut liegen, so begegnen Euch schöne weibliche Gestalten von schlankem, kräftigem Wuchs, weißer Haut, die großen blauen Augen von langen Wimpern überschattet und von feinen schwarzen Brauen überwölbt; eine schöne, reine, ursprüngliche Mischung Celtischen und Sächsisch-Normannischen Typus; blonde Lockenköpfe, wie sie Lawrence nicht lieblicher gemalt hat, andere wieder mit stolzer schwarzer Lockenfülle wie Scheffer's Judith. Es ist in Irland tausendfacher Stoff zu Gemälden, wie sie Salvator Rosa schuf; warum gehen die Maler nicht hin? — Es existirt ein eigenes Irisches Alphabet, und wäre die Insel durch ihre Lage von Alters her zur Seeherrschaft berufen gewesen, statt an die äußerste Ecke Europa's, an die Schwelle des Atlantischen Oceans, eine Beute für Räuber und Abenteurer aus allen Nachbarländern, hingeworfen zu seyn, wer weiß, ob diese Irische Schrift nicht eine Verbreitung gewonnen hätte gleich der Phönizischen. Die Fischer an der Westküste Irlands sind noch von unvermischtem Celtischem Stamme, zu ihnen ist die Englische Sprache nicht gedrungen; sie singen noch in echt Ersischer Sprache die uralten Balladen und Lieder ihrer Barden. Warum gehen die Gelehrten, die Sprachforscher nicht hin, diese Ursprache in der Wiege zu studiren? Warum setzt sich kein Dichter zu diesem Völkchen in die niedrige Erdhütte und lauscht den Tönen dieser harmonischen, naiven, naturfrischen, so alten und doch so ewig jungen Poesie? — Auch eine eigenthümliche Irische Musik würden sie entdecken, die bald in einfachen, klagenden Tonweisen, bald in raschen, munteren Liedersätzen zum Herzen spricht. Es stecken mancherlei Elemente darin: die tiefen Kehllaute der Ersischen Sprache, das Gemurmel der Seen, der Hall des Echo von den Felsen, die Erinnerung an so viele Volksschicksale und Leiden. Es ist eine Naturmusik; zu ihr gehörte von Anfang an die Harfe von Erin, über welche später der Engel des Christenthums die Flügel gebreitet. Zwar die Harfe ist verstummt, ihre Saiten hängen schlaff oder sind gesprungen; oft jedoch hört man auf der einsamen Spitze eines Berges oder einer Klippe aus entlegenen Hütten die Melodieen heraufklingen, die wie im Traume an Irlands alte bessere Zeiten mahnen. Damals, in den Tagen O'Brian's, rühmten die Barden von der Frömmigkeit und Heiligkeit der Sitten des Irischen Volkes: „Ein Mädchen, jung und schön, mit Armbändern und Diamanten geziert, möge ganz allein die Insel durchwandern, ohne Gefährde ihres Schmuckes und ihrer Keuschheit.“ — Warum ist bei dem Allen Irland vergessen, verlassen, von den Reisenden, den Dichtern, den Künstlern, den Staatsmännern verschmäht, als wäre es ein unfruchtbares, grauenhaftes, von Gott mit Fluch geschlagenes Land?

Ich habe mich bemüht, es kennen zu lernen. Ich habe es durchwandert in allen Richtungen und überall zu beobachten gesucht; von Ost nach Süd, von da nach Westen und Norden habe ich die Runde gemacht, durch bevölkerte Städte, über Berge, Haiden und wüste Torfmoore, längs den grünen Ufern seiner Flüsse und Seen und längs den Gestaden des grollenden Meeres. Ich trat in die armseligen hölzernen Kapellen der katholischen Landleute; ich sah sie unter freiem Himmel, zu Füßen eines morschen hölzernen Kreuzes, auf den Knieen zu dem Erlöser beten. Ich saß Abends in der Fischerhütte, hörte den Liedern, den Mährchen, den Erzählungen der alten Großväter zu; ich spielte mit den kleinen Kindern, die so blond sind, so hübsch, so sorglos fröhlich, dabei so nackt, so arm; und ich dachte mit Wehmuth daran, wie sie heranwachsen in diesen in die Erde gegrabenen, mit Torf und Lehm bedeckten Löchern, die man hier Hütten nennt, verloren in Elend und Schmutz, das Hausschwein zum Gespielen und Gesellschafter. Und oft kam ich, das Herz noch von solchem Anblicke beschwert, zur Tafel des Reichen, des Vornehmen, der 200,000 Morgen Landes sein Eigenthum nennt und berechnet, wie viel Seen, Berge und Wasserfälle er in seinen Besitzungen zählt, wie viel Pferde er in seinen Ställen füttert, wie viel Koppeln Hunde er warten und abrichten läßt, wie viel Rudeln Hirsche in seinen Parks umherlaufen und wie vielen armen Bauern und Pächtern er zu leben giebt — das ist der Ausdruck —, gegen Zins und Steuern und Zehend zu leben giebt. Meine Reise ist noch lange nicht zu Ende, doch weiß ich nun schon Irland und sein ganzes Leid auswendig. Noch widerfährt diesem schönen unglücklichen Lande in der Meinung der Europäischen Welt kein Recht. Auf dem Kontinent führen nur Engländer, nicht Irländer, das große Wort, und sie sprechen von Irland nicht anders, als mit spöttischem Lächeln und verächtlichem Seitenblick. Was sie von Irland Geringschätziges und Verleumderisches sagen, wird nicht minder geglaubt, als was sie von England prahlen. Ihre Schuld ist es, daß die Fremden sich abschreckende Vorstellungen von Irland machen, und ihre Schuld, wenn der Reisende, der Irland besucht, auf den ersten Blick jene Vorstellungen bestätigt zu finden meint. Sie haben Irland so gemißhandelt, so unglücklich gemacht, daß seine dürftige Nacktheit gleich in der ersten Stunde dem Fremdling in die Augen fällt und der Schrei des Hungers ihm in die Ohren tönt. Das schreckt zurück. Das unerschöpflichste Mitleid und die aufopferndste, von fürstlichem Reichthum unterstützte Wohlthätigkeit vermag gegen diesen Umfang des Elends nichts; sie reicht nicht aus, Einen Hunger unter Tausenden zu stillen, Einen Blöße unter Tausenden zu kleiden. Wer reist, sucht in der Regel Vergnügen, Ermunterung, Erholung; hier fühlt man sein Herz auf jedem Schritte schmerzlich berührt, und Wenige mögen eine ganze Reise damit zubringen, Almosen auszutheilen, über die Armen, Unterdrückten zu jammern und die Verblendung der Unterdrücker zu beklagen.

Java.

Dschoko Pirangon, der König von Aegypten.
Eine Javanesische Sage.*)

Im Lande Bali lebte ein Mann von großer Weisheit; sein Gewerbe war der Landbau, sein Name Dschoko Pirangon. Zu diesem Manne gelangte die Kunde, daß in Aegypten Mangel an Lebensmitteln sey. Da machte er sich auf den Weg nach Aegypten und nahm große Vorräthe von Reis und anderem Getraide mit. Als er in Aegypten ankam, lernte er dort einen Mann aus dem Dorfe Karas kennen, welches Dorf im Lande Bali lag. Dieser sein Landsmann hieß Kjahi Haman. Dschoko Pirangon zog mit Kjahi Haman zusammen, und sie lebten gemeinschaftlich von ihrem Erwerbe. Als Kjahi Haman die große Weisheit des Dschoko Pirangon bemerkte, ahnte er, daß sein Gefährte einst König werden würde; er bewies ihm die Ehrfurcht eines Unterthanen und that ihm in allen Stücken seinen Willen.

Nachdem Beide durch ihr Geschäft sehr reich geworden waren, berathen sie sich unter einander. Dschoko Pirangon sprach zu Kjahi Haman: „Willst Du meinem Rathe folgen?" — „„Ja"", antwortete Haman; „„„welches auch Dein Rath sey, ich gelobe Dir Gehorsam."" — „Wohlan", sagte Dschoko Pirangon; „hier in der Hauptstadt wohnt armes Volk in Menge; wie wär' es, wenn wir sie mit Speise und Kleidung versorgten? Gewiß werden sie dann alle uns anhangen! Sorge aber ja, daß es ihnen nicht an Speise und Kleidung gebreche!" Haman antwortete: „„„Es geschehe Dein Wille."" Darauf sammelte Kjahi Haman alles arme und zerlumpte Volk und vertheilte Kleidung und Speise unter dasselbe. Alle traten zusammen und huldigten dem Dschoko Pirangon als ihrem Gebieter.

Als nun Dschoko Pirangon ein Heer beisammen hatte, ließ er auch Waffen unter sie austheilen: wer eine Lanze haben wollte, der bekam eine Lanze, und wer lieber ein Schwert nahm, der bekam ein Schwert. Nachdem sie alle gewappnet waren, gab ihnen Dschoko Pirangon folgenden Befehl: „Besetzet alle Straßen, Krieger, und so der König von Aegypten irgendwo vorbeikommt, fasset ihn gleich und bringt ihn zu mir!" Darauf besetzten die Kriegsleute alle Straßen und Wege.

Da kam der König von Aegypten eine Nacht auf den Gedanken, in seiner Hauptstadt den Außen und von Innen die Runde zu machen; er nahm aber kein Gefolge mit. Die Kriegsleute des Dschoko Pirangon wurden bald seiner habhaft; Dschoko Pirangon ließ ihn tödten und kleidete sich in sein Königliches Ornat. Der Leichnam des Königs blieb auf der Straße liegen.

Darauf erging ein Befehl des Dschoko Pirangon an sämmtliche Magnaten in den Provinzen, sich in der Hauptstadt einzustellen. Sie erschienen und begaben sich in den Palast. Dschoko Pirangon saß auf dem Throne und sprach zu ihnen: „Merket auf, Ihr Magnaten! Euer voriger König ist todt. Wollt Ihr mir nicht glauben, so gehet und schauet! Dort in der Straße liegt sein Leichnam."

Die Magnaten gingen und überzeugten sich, daß Dschoko Pirangon wahr geredet hatte. Nachdem sie den Körper gereinigt und begraben hatten, wurden sie ein zweites Mal in den Palast beschieden. Dschoko Pirangon saß wieder auf dem Throne und sprach zu ihnen:

„Ihr Magnaten Alle! vernehmt den letzten Willen Eures vorigen Königs! Die Herrschaft über ganz Aegyptenland ist an mich gekommen. Ich werde hinführo über Aegypten herrschen! Glaubet Ihr mir nicht, so ist hier der Beweis: Ich trage das Königliche Ornat des Verstorbenen!"

Als die Magnaten solches hörten, fürchteten sie sich alle und huldigten dem neuen Könige. Kjahi Haman aber wurde erster Minister. Also war die Herrschaft des Dschoko Pirangon über Aegypten befestigt.

Darauf träumte König Dschoko Pirangon in einer Nacht, er sähe von Jerusalem*) her ein Feuer kommen, das über ganz Aegyptenland sich verbreitete: das Feuer verzehrte den Königlichen Palast und die Häuser der Großen und die Häuser der gemeinen Leute dazu. Nur die Wohnung des Sajid Himram blieb unversehrt; Sajid Himram aber und die Seinen waren allein Bekenner des Islam, und alle übrige Aegypter waren Heiden. Der König erschrack sehr und wachte von dem Schrecken, aber die Erinnerung an seinen Traum ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Darauf verlangte der König, daß alle Sterndeuter der Hauptstadt vor ihm erscheinen sollten. Diese folgten seinem Befehl, und der König erzählte ihnen von seinem Throne herab, was er im Traume gesehen. Darauf sprachen die Sterndeuter: „Großer König! die Deutung Deines Traumes ist folgende: Deine Hauptstadt und Dein ganzes Reich werden zerstört werden durch den Sohn eines Bekenners des Islam. Derjenige aber, welcher dieses Reich zum Untergang bringen wird, ist jetzt noch nicht geboren: er wird der Sohn eines Bekenners des Islam seyn und Nabi Musa heißen."**)

Mannigfaltiges.

— Literarische Reactionen. Wir theilen in unserem Blatte heute den Anfang einer Legende von Charles Nodier, dem vielerfahrenen, durch die Schrecken der Revolution geläuterten und bei aller Strenge der Form doch überaus anmuthigen Schriftsteller mit. Es ist dies ein wohlgemeinter Versuch, dem auf Irrwegen befindlichen Geschmack des Französischen Publikums eine bessere Richtung zu geben, keinesweges aber ein Erzeugniß der Frömmelei, oder gar jener Ansicht, welche die Wiedererweckung des Aberglaubens für einen Weg der Nächsten zum Glauben hält. Die freundliche Legende, die uns hier mitgetheilt wird, ist allerdings nicht ohne ihre Wunder, aber diese haben durchaus nichts Krasses, wovor ein gesunder Sinn unwillig sich abwendet, sondern sie sind in die edeln Formen der Kunst gekleidet, der man sie gern auch in das Reich des Ueberirdischen folgt. Aehnliche Versuche sind in Frankreich seit kurzem auch auf anderen Gebieten von einigen erleuchteten Schriftstellern gemacht worden. Dazu gehören unter Anderem die Bemühungen Nisard's, seine Landsleute wieder mit den Reizen der klassischen Literatur der Alten vertraut zu machen, und dazu müssen wir auch die so eben erschienene neue Ausgabe der „Valerie" von Frau von Krüdener, mit einer kritischen Einleitung von Ste. Beuve, zählen.***) Valerie, ein weiblicher Charakter, wie ihn Mad. George Sand gern zum Gegenstand ihrer Darstellungen macht, weiß doch den Leiden, denen sie durch die socialen Uebelstände der Zeit unvermeidlich ausgesetzt ist, auf edlere und menschlichere Weise zu begegnen, als Lelia, Indiana und wie die Spiegelbilder der berühmten neueren Dichterin sonst noch heißen mögen. Dieser Gegensatz ist es, der vornehmlich zur Wiedererweckung des auch durch seine stylistische Form ausgezeichneten Romans der Frau v. Krüdener den Anlaß gegeben hat. Uebrigens aber ist Valerie nichts Anderes, als Goethe's Lotte in Französischem Gewande und das Ganze eine Nachahmung des Werther, nur mit dem Unterschiede, daß es in der großen Welt spielt und das Ansehen eines bunten ritterischen Gemäldes hat, während das Deutsche Werk als ein Gemälde aus beschränkten ländlichen Kreisen zu betrachten ist. Gustav, der Geliebte Valerien's, deren Gatte eine sprechende Aehnlichkeit mit Lessing's Albert hat, erschießt sich freilich nicht, aber er stirbt doch an seiner Liebe und läßt einen nicht minder tragischen Eindruck zurück. Dieser hat jedoch die Verfasserin auf künstlerische Weise benutzt, um das Gemüth der Leser für die ewigen Wahrheiten der Religion empfänglich zu machen und mit der Beruhigung zu schließen, die in dem Glauben an eine allweise göttliche Leitung der menschlichen Geschicke liegt.

*) Die Sage aus Java, die wir hier mittheilen, und die ohne Zweifel nach einem Arabischen Originale gemodelt ist, findet sich in der Chrestomathie zu Gericke's Javanesischer Grammatik. (Eerste Gronden der Javaansche Taal. Batavia, 1831.) Der Verfasser hat den von ihm ausgezogenen Texten keine Uebersetzung beigefügt.

*) In dem Javanesischen Texte steht hier der Arabische Name Jerusalems, nämlich Beid-ol-Mukaddes (Beth-hamikdasch) oder das heilige Haus.

**) D. h. der Prophet Mose. In einem anderen Stücke, wo Moses Flucht und ihre Folgen ohne viele Ausschmückung erzählt werden, sagt Moses zu seinem künftigen Schwiegervater, dem Propheten Sunged: „Ich bin ein Sohn des Nabi Himram, der in Aegypten wohnt. Dessen Vater war der Nabi Jashar; dessen Vater der Nabi Lamme, dessen Vater der Nabi Jakup; dessen Vater der Nabi Iskak; und Iskak war ein Sohn des Nabi Ibrahim, der die heilige Kaaba in Mekka baute und in der Stadt Babel König und Prophet zugleich war." M. Sch.

***) Valerie, par Madame de Krudener, avec une notice de Sainte-Beuve. 2 Vol. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 137. Berlin, Mittwoch den 15. November 1837.

Holland.

Holländer und Deutsche.

Die Holländer wollen keine Deutsche seyn. Es ist dies freilich eine längst bekannte Sache; indessen wiederholen sie's jetzt ausdrücklich, nachdem seit kurzem mancherlei kommerzieller und politischer Anlaß die Frage, ob Holland sich wohl an die Deutschen enger anschließen soll, sehr in Anregung gebracht hat. In Deutschland, und zwar selbst an den Gränzen Hollands, ist an die Deutschheit der Holländer niemals ernstlich gedacht worden. Ihr Idiom steht unserer Sprache zwar viel näher, als etwa der an Kehllauten reiche Dialekt einiger Schweizer Kantone oder das Angelsächsische der Ostfriesischen Landleute, und die Holländer selbst nennen darum auch sich und ihre Sprache Nederduitsch*); gleichwohl aber sind Sitten und Gewohnheiten der Batavischen Wasserländer von jeher so verschieden von denen in Deutschland gewesen, daß eine Scheidung nicht erst durch die politischen Ereignisse herbeigeführt zu werden brauchte: die Natur selbst hatte dafür gesorgt. Da indessen unsere Zeit einmal das Eigenthümliche hat, daß sie das Eckige und Abstoßende der Nationalitäten immer mehr auszugleichen sucht, so sind auch hier und dort Versuche gemacht worden, Deutsche und Holländer auf ihre nahe Verwandtschaft hinzuweisen und ihnen das Interesse einer gegenseitigen Annäherung als recht dringend darzustellen.

Namentlich hat ein in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1837 Nr. 36) erschienener Aufsatz des Herrn Professor Leo in Halle, ursprünglich über sieben akademische Abhandlungen der historisch-politischen Schule in Leyden, zunächst jedoch über die Isolirung Hollands von dem stammverwandten Deutschland, bei unseren Nachbarn großes Aufsehen gemacht. Es sind dadurch im Journal de la Haye einige Gegenbemerkungen hervorgerufen worden, die wir, weil sie das Verhältniß der beiden Nationen, wie es jetzt in Holland aufgefaßt wird, auf treffende Weise darlegen, einer Uebertragung nicht unwerth halten. Seltsam erscheint es freilich, daß in einer Sache, bei der nur Deutsche und „Niederdeutsche" betheiligt sind, gerade ein Französisches Blatt zum Organ gemacht werden; wir wollen jedoch in diesem Falle nicht die gewöhnliche Vorliebe der Holländer für Französische Sprachformen, sondern nur die Meinung voraussetzen, daß das Journal de la Haye in Deutschland mehr gelesen sey, als die in Holländischer Sprache erscheinenden Blätter.

Zunächst wird von unserem Holländer auf den Vorwurf geantwortet, den Herr Leo den vereinigten Provinzen darüber macht, daß sie sich im sechzehnten Jahrhundert sowohl politisch als literarisch von Deutschland getrennt. Herr Leo, heißt es bei dieser Gelegenheit, habe zwar richtig erkannt, was Holland damals gewesen, aber dabei ganz außer Acht gelassen, in welcher Lage sich sein Deutsches Vaterland zu jener Zeit befunden. „Herr Leo selbst", so fährt sein Gegner fort, giebt zu, daß die Niederländer im 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert Herrliches gebaut, gemalt, gedichtet, geredet und sonst noch dargestellt haben; wie stand es nun damals um Wissenschaft und Kunst in Deutschland? Der Verfasser vergißt, daß in dieser Beziehung gar nichts vorhanden war, was uns an die Deutschen fesseln oder ihnen wieder zuführen konnte."**)

„Herr Leo frage sich nur selbst, welches noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Geist war, der in Deutschland über Wissenschaft und Kunst verbreitet war, und er sage uns dann, ob wir wohl davon irgend einen Nutzen hätten ziehen können?***) Die Dämmerung, die seit Thomasius am Horizont auftauchte und sich kaum in den Tag zu verwandeln anfing, war doch wohl kein Licht, dessen Holland zu seiner Erleuchtung bedurfte? Oder hätte uns vielleicht Herr Leo gern zu Gottsched in die Schule geschickt?"

„Möge sich doch Herr Leo die Wahrheit nicht verhehlen. Unter den neueren Nationen hat die Deutsche langsamer und später als wir und andere Völker Europa's ihren Rang eingenommen. Bis zu den letzten dreißig Jahren des 18ten Jahrhunderts waren wir den Deutschen in Allem, was Sprache, Geschichte, Wissenschaft und Poesie betrifft, vorangeeilt. Bis zu diesem Augenblicke konnten wir uns ihnen nicht anschließen, ohne einen Rückschritt zu thun. Wir wogten schon seit langer Zeit auf offenem Meere, als die Deutschen noch an der Küste mit konträren Winden zu kämpfen hatten."

„Seitdem haben Deutsche Sprache und Literatur allerdings einen wunderbaren Aufschwung genommen, und das wissenschaftlich gebildete Deutschland hat alle andere Länder eingeholt. Seitdem sind wir dagegen zurückgeblieben. Wir mögen uns hier nicht zu unserer Entschuldigung auf politische und sonstige Umstände berufen, die darauf eingewirkt — genug, wir blieben zurück, und das war unrecht. Ja, wir müssen sogar zugeben, daß wir von den Vorwürfen, die uns Herr Leo bei dieser Gelegenheit macht, manche verdient haben. In gewissem Sinne, wenn auch nicht in so allgemeinem Verstande, wie es dieser Autor zu glauben scheint, haben wir von unserem Kapital und von unserem alten Ruhme gelebt. Wir lassen durch die Beispiele des klassischen Alterthums, durch die Formen der Englischen Literatur, besonders aber der Französischen von ehemals, durch unsere eigene Vergangenheit und endlich durch Vorurtheile die Entwickelung unserer ursprünglichen Kräfte aufhalten. Die Mittelmäßigkeit nimmt einen großen Platz bei uns ein. Man liest hier Bücher mit vieler Erbauung, die anderwärts nur die Wirkung haben würden, daß Jedermann von der kompletten Unfähigkeit ihrer Verfasser sich überzeugte. Persönliche Rücksichten und Kleinigkeitskrämerei aller Art sind einer gesunden Kritik im Wege. Viele Namen ohne irgend einen wirklichen Werth haben Cours bei uns, bloß weil sie gedruckt sind. In Holland kann es sich zutragen, daß ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch für einen achtungswerthen Gelehrten gilt, vom Schauplatze dieser Welt abtritt, ohne jemals etwas für die Wissenschaft gethan oder auch nur eine eigene Idee gehabt zu haben. Statt für die Zukunft zu bauen, beschränken wir uns in der Regel darauf, einen übertriebenen Werth auf dasjenige zu legen, was früher gebaut worden und seine Zeit gehabt hat. Wir wählen uns Muster aus älteren Werken, statt sie durch eigene Arbeit zu liefern. Nur theilweise haben wir uns mit dem neuen geistigen Leben des benachbarten Deutschland in Verbindung gesetzt."

„Es ist endlich Zeit, daß wir nicht mehr bloß unsere Verfahren für uns reden lassen, und daß wir unseren Platz in der neuen Welt einnehmen! Wir sehen ein, daß wir jetzt mehr, als es bisher geschehen, versuchen müssen, mit Deutschland gleichen Schritt zu halten. Aber folgt daraus, daß wir ihm nur die Hand zu reichen haben und uns von ihm leiten lassen? Wäre uns keine andere Aufgabe vorbehalten, als Variationen auf Deutsche Themata zu liefern? Weil wir eine Zeit lang stillgestanden, soll darum unsere Laufbahn ganz beendigt seyn?"

„Wir sind Holländer und keine Deutsche. Wir erkennen darum nicht weniger, und sogar mit Stolz, unsere moralische Verwandtschaft mit diesen. Wir bilden ein Glied des Germanischen Europa, ohne aber darum aufzuhören, wir selbst zu seyn; ein Glied, dessen Functionen sich nicht bloß darauf beschränken, den Impuls zu empfangen, sondern das diesen auch seinerseits ertheilt; ein Organ, auf welches viele fremde Elemente in anderer Weise als auf Deutschland einwirken. Wir nehmen einen Platz in der Mitte zwischen Deutschland und England ein. Wir erblicken in Deutschland eine abstrakte, subjektive, spekulative Thätigkeit, die sich selbst genügen und ihre Befriedigung in der von ihr geschaffenen Welt finden kann. Holland dagegen befindet sich stets, vermöge seiner physischen, moralischen und politischen Organisation, direkt oder indirekt unter dem Einflusse der sinnlichen, äußeren und objektiven Welt, der Gesellschaft endlich und der Praxis."

„Unsere Aufgabe bleibt, eben so wie es mit unserer politischen Unabhängigkeit der Fall ist, auch für Wissenschaften und Künste das Genie, gleichviel in welchem Grade es uns vom Himmel verliehen worden, autonomisch zu entwickeln. Es giebt kein Land, mit welchem wir in politischem Sinne eine größere Gemeinschaft der Interessen hätten, als mit Deutschland. Folgt aber daraus, daß wir nichts Besseres zu thun haben, als uns in den Deutschen Körper einverleiben zu lassen, oder ein Mitglied des Deutschen Bundes zu werden? Gerade das Gegentheil ist das Richtige. Unabhängig und an der Seite von Deutschland können wir mit ihm im Vereine und in seinem Interesse wirken; aber wir können uns ihm nicht unterordnen, ohne die Macht und die Stel-

*) In England werden mit dem Worte Deutsch (Dutch) ausschließlich die Holländer bezeichnet, während die Deutschen selbst mit ihrer Römischen Benennung (Germans) vorlieb nehmen müssen.

**) Hierbei vergißt aber unser Holländer wieder, daß gerade derjenige große Gedanke, der sein Vaterland vom Spanischen Joche losriß und die Niederdeutschen zu einer selbstständigen Nation machte, von Deutschland ausgegangen war, wo er, eben so wie seinen Heerd, auch seine kräftigste Stütze hatte. Ohne die Kirchen-Reformation, ohne Luther's und Melanchthon's großes Werk, wäre auch Holland mit den Belgischen Provinzen vereinigt geblieben. Allerdings überstrahlten Männer, wie Erasmus, Hugo de Groot u. A. ihr Zeitalter; aber wer kennt und erkennt nicht auch in ihnen den Einfluß Deutscher Geistes-Richtung, wie sie in Luther so entschieden sich aussprach? Und waren nicht auch die Oranier, dieses Tagesgestirn in der Spanischen Nacht, ein Deutsches Fürstengeschlecht?

***) Gerade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte und lehrte Christian Wolf in Halle. Wir glauben, daß sich auch die Holländer seiner nicht hatten zu schämen brauchen. Vor ihm aber schon hatte Leibnitz, der Deutsche Leibnitz, gelebt — und

„Was Ein Mann kann werth seyn, habt Ihr wohl erfahren."

lung aufzugeben, die uns auszeichnen, ohne zu vergessen, was wir uns selbst eben so gut wie Anderen schuldig sind."

— So weit der Holländische Artikel gegen Herrn Leo. Wir sehen, daß er mit vieler Mäßigung und mit seltener Anerkennung geschrieben ist. Wenn der Verfasser sagt, daß die Holländer mit Stolz auf ihre moralische Verwandtschaft mit den Deutschen blicken, so ist dies ein Resultat der neuesten Zeit, denn wir wissen sehr wohl, welche spöttische, um nicht zu sagen hochmüthige, Ausdrücke sogar die Holländische Sprache für manche Deutsche Eigenthümlichkeit besitzt. Wir wollen das Bekenntniß unseres Holländischen Freundes jedoch als ein neues Zeichen der sittlichen Veredelung unserer Zeit und der gegenseitigen Achtung gebildeter Nationen zu Protokoll nehmen. Wir wollen uns künftig freuen, wenn unsere Batavischen Nachbarn in Wissenschaft und Kunst gleichen Schritt mit Deutschland halten. Einstweilen aber dürfen wir den Umstand, daß das vortrefflich rechnende Handelsvolk jetzt ein so bedeutendes Gewicht auf das politische Bündniß der früher von ihm so wenig beachteten Deutschen Staaten legt, als ein neues Resultat des in seinen Wirkungen immer segenvoller sich kundgebenden großen Deutschen Zollverbandes ansehen. J. L.

Frankreich.

Schwester Beatrix.

(Schluß.)

Das erste Jahr verfloß in dem Rausch befriedigter Leidenschaft. Die Welt war für Beatrix ein neuer, an Genüssen unerschöpflich reicher Schauplatz, und der Geliebte bot alle Mittel der Verführung auf, um ihren Irrthum zu unterhalten und das Verderben zu vollenden. Sie kam aus dem Taumel des Sinnengenusses nur zum Bewußtseyn, um sich in neue Festlichkeiten, in das Gewühl aufregender Tänze und verführerischer Melodieen zu stürzen; ihr Leben glich einem rauschenden Balle, wo die Stimme des Gewissens, von wiehernden Bachanalien erstickt, sich nicht vernehmen lassen konnte. Und dennoch war Maria nicht ganz aus ihrem Gedächtniß geschwunden, dennoch gab es Augenblicke, wo sie mitten unter ihren leichtfertigen Toilettenkünsten fast maschinenmäßig ihr Skapulier aufschlug und einen Blick und eine Thräne auf die Blume aus dem Heiligthume fallen ließ; dennoch zeigte sich mehr als ein Mal ein Gebet auf ihren Lippen, wie eine glühende Kohle, welche unter der Asche fortlebt, wurde aber von den giftigen Küssen des Verführers getödtet. So fühlte sie selbst in diesem wahnsinnigen Taumel, daß Gebet ihre einzige Rettung wäre. — Bald aber sollte sie inne werden, daß keine Neigung von Dauer sey, als die durch den Glauben versiegelt worden, daß nur die Liebe zum Heiland und der Jungfrau keinem Wechsel unserer Gefühle unterworfen ist, ja daß, während alle andere Neigungen, je glühender sie sind, desto schneller in unserem Herzen von Staub niederbrennen, diese mit der Zeit an Wachsthum und Festigkeit gewinne. Sie liebte Raymund, so viel sie konnte, aber es kam der Tag, wo sie wahrnahm, daß Raymund sie nicht mehr liebte, und bald der schrecklichere, wo der, für den sie Glauben und Treue gebrochen, ihrer Reize satt, sie verließ. Beatrix war jeder Stütze im Himmel und auf der Erde beraubt. Vergebens suchte sie Trost in der Vergangenheit, vergebens in der Zukunft. Die Blumen aus dem Tabernakel waren verwelkt, wie die Rosen ihres Glückes, und der Quell der Thränen und Gebete versiegt. Das Geschick, welches sie sich bereitet, ging seiner schrecklichen Erfüllung entgegen: sie wurde verstoßen und fiel um so tiefer, je höher sie einst gestanden hatte. Wohl verabscheute sie anfangs ihr Lasterleben, aber die Gewohnheit machte es zur zweiten Natur; in diesem Zustande verflossen ihr funfzehn Jahre, und ihr Schutzengel, der seit der Taufe ihre Wiege umschwebte, verließ sie mit gesenkten Fittigen und gebrochenem Bruderherzen.

Und welche Güter hatte die Zeit mit ätzendem Zahne hinweggerafft! Jugend und Unschuld, Schönheit und Liebe, des Lebens höchste Blüthen, die nur einmal sich entfalten, die keusche Scham und selbst die Reinheit des Gewissens, des Trösters in der letzten Noth. Der bleiche Flitter ihrer verwelkten Herrlichkeit, der nichtswürdige Lohn, den die Ausschweifung dem Laster zahlt, bot ihr nur eine nur allzuschnell versiegende Quelle ungenügenden Trostes. Sie fühlte immer schmerzlicher ihr Alleinstehen, ihren Verfall, sah sich als Gegenstand der Verachtung für sich und Andere, von Lotterbuben verdammt, von Tugendhaften gemieden, ein schauderhaftes Beispiel der Schande und des sie begleitenden Elendes, das die Mütter ihren Töchtern zur Warnung zeigten, und müde der Barmherzigkeit und des Almosens mitleidiger Menschenfreunde, war sie entschlossen, weit von den Zeugen ihrer Höhe und ihres Falles hinaus in die Fremde zu gehen, wo man sie und ihre Geschichte nicht kannte. Die Bettlerin hüllte sich in ihre Lumpen, die armseligen Reste der einst glänzenden Garderobe, und suchte die Ferne, in dem trügerischen Wahne — daß ihr Unglück einen Schleier über ihre Verbrechen ziehen würde. Die Blumen aus dem Kloster wanderten mit, aber unter dem Kusse ihrer vertrockneten Lippen zerfielen sie eine nach der anderen in Staub.

Beatrix war noch jung, aber Schande und Hunger hatten die Runzeln des Alters vor der Zeit auf ihre Stirn gerufen. Wenn ihre bleiche und stumme Gestalt die Hülfe der Vorübergehenden schüchtern anflehte, wenn ihre zarte, weiße Hand sich bebend nach deren Gabe ausstreckte, so ahnten alle, daß sie zu einem besseren Loose auf Erden bestimmt war. Niemand war so gleichgültig, der nicht seinen Schritt angehalten und mit einem Blick voll Trauer zu fragen geschienen hätte: Wie bist du so tief heruntergekommen, meine Tochter? Aber ihr Auge hatte keine Antwort mehr; schon längst waren ihm die Thränen ausgegangen. Lange, lange irrte sie umher, sie wollte ihre Irrfahrt nur mit dem Leben beschließen. Einst hatte sie mit Sonnenaufgang ihre Wanderung über einen rauhen Gebirgssteig angetreten, und kein Obdach bot sich der bis zum Tode Matten dar. Der Hunger zwang sie, ihre Nahrung in den Felsenspalten zu suchen, die ihr einige schmacklose Wurzeln boten, ihre Schuhe fielen in Fetzen, und die Füße ritzten sich an den Steinen blutig; sie fühlte sich bei einbrechender Nacht vor Hunger und Müdigkeit dem Umfallen nahe, als sie plötzlich eine lange Reihe von Lichtern gewahr wurde, die einem großen Gehöfte angehörten, und für dieses Ziel strengte sie ihre letzten Kräfte an. Aber auf den Schall einer Glocke, deren Ruf schlummernde Erinnerungen in ihrer Brust weckten, erloschen die Lichter auf einmal, und Nacht und Grauen umgab die Pilgerin. Sie that noch einige Schritte vorwärts, tappte mit beiden Händen umher und entdeckte eine Thür, an welche sie sich lehnte. Sie wollte Athem holen, die Ellbogen fester anstemmen, aber die kraftlosen Finger glitten ab, und mit dem Rufe: „Maria, erbarme dich der Treulosen", brach sie auf der Schwelle des Hauses zusammen. Wie schwer auch der Zorn des Himmels auf dem Schuldigen laste, solche Nächte söhnen ein Leben voll Uebertretungen aus.

Die belebende Kraft des Morgens sing kaum an, ihr ein schmerzliches und dunkles Bewußtseyn von ihrem Zustande zu geben, als sie wahrnahm, daß sie nicht allein war. Eine vor ihr knieende Frauengestalt hob vorsichtig den Kopf in die Höhe und betrachtete sie mit dem Blick unruhiger Neugierde, als wollte sie sich von der Rückkehr des Bewußtseyns völlig überzeugen: „Gelobt sey Gott", begann nun die gefällige Pförtnerin, „der uns, wie gewünscht, Gelegenheit giebt, ein frommes Werk an einer Unglücklichen zu üben; ich sehe darin ein gutes Anzeichen für das Fest der Gnadenmutter, das wir heute feiern. Aber wie kam es meine Tochter, daß Du nicht die Glocke zogst oder mit dem Hammer anschlugst? Deine Schwestern in Christo öffnen zu jeder Stunde dem Nothleidenden ihre Pforte. Schon gut, schon gut, antworte mir jetzt nicht, armes, verirrtes Weib; labe Dich an dieser Brühe, die ich Dir in Eile bereitet, trinke den Wein, der Dir Wärme und Geschmeidigkeit geben wird. Trink' nur aus, ehe Du aufstehst, hülle Dich in den Mantel, den ich Dir über die Schultern geworfen habe, gieb Deine kleinen erfrornen Hände her, um Leben und Gefühl in sie zurückzurufen. Siehst Du, wie Deine Finger unter meinem Hauch aufthauen? Nun noch einmal herzlich willkommen."

Beatrix, von Dank durchdrungen, ergriff die Hand der würdigen Nonne und drückte sie zu wiederholten Malen an ihre Lippen: „Ich folge Euch schon", antwortete sie, „und fühle mich stark genug, den Allbarmherzigen für seine Gnade im Staube zu danken, daß er meinen Fuß zu dieser heiligen Wohnung gelenkt hat. Wo bin ich? ich möchte meine Wohlthäter so gern in mein Gebet einschließen." — „Du frägst erst, wo Du bist?" versetzte die Pförtnerin, „wo anders, als im Kloster Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch? es existirt ja auf fünf Meilen in der Runde kein Kloster mehr in dieser menschenleeren Gegend." — „Unserer Lieben Frauen zum Dornbusch?" rief Beatrix mit einem Freudenschrei, dem die Zeichen der tiefsten Niedergeschlagenheit folgten. „Unserer Lieben Frauen zum Dornbusch?" wiederholte sie und ließ den Kopf auf die Brust sinken; „Gott sey mir Sünderin gnädig!" — „Wie, meine Tochter", sagte die mitleidige Nonne, „das wußtest Du nicht? Freilich scheinst Du weit herzukommen, wie Deine Tracht verräth. Aber unser Kloster beschränkt seine gastliche Aufnahme nicht bloß auf Einheimische, nein, es theilt die Güter seines Hauses mit Allen, wo es nur bedürftige Christenseelen giebt." — „Ach, ich kenne es und habe darin gelebt", antwortete Beatrix, „aber ich komme weit her, ehrwürdige Frau, drum wird es Euch nicht auffallen, daß ich die Wohnung des Friedens und Heils nicht gleich wiedererkannt habe. Nun erkenne ich erst, hier die Kirche, das Kloster, dort das Dornengehege, dessen Blüthen ich so oft gesammelt habe. Ja, sie blühen noch immer! ich war so jung, als ich fortkam .... es fiel in jene Zeit", fuhr sie fort und bob ihr Auge gen Himmel mit dem entsagenden Blicke des sich selbst verleugnenden Christen, „als Schwester Beatrix Hüterin der heiligen Kapelle war. Erinnert Ihr Euch noch ihrer, Ehrwürdige?" — „Wie sollte ich Schwester Beatrix vergessen haben, mein Kind, die noch jetzt wie immer ihr Amt unter uns verwaltet, jetzt mit sonst denselben musterhaften Wandel zur Erbauung der Schwestern führt und noch lange führen wird, so der Herr unsere Bitten erhört: nach der heiligen Jungfrau kennen wir keine bessere Mittlerin für den Himmel." — „Ach, diese meine ich nicht", unterbrach sie Beatrix mit einem schweren Seufzer; „ich meine eine andere, eine gefallene Beatrix, die vor sechzehn Jahren dasselbe Amt bekleidete." — „Der Herr vergebe Dir diese lieblosen Worte", versetzte die Pförtnerin und zog sie an ihr Herz. „Dein krankhafter Zustand trübt Dir den Geist und neckt Deine Erinnerung mit falschen Bildern. Ich bin länger als sechzehn Jahre im Kloster und habe nie eine andere Schwester Custos als Beatrix gekannt. Da Du übrigens gesonnen bist, Dein Gebet vor Unserer Lieben Frauen zu verrichten, so begieb Dich, meine Schwester, während ich Dir hier ein Lager zurecht mache, hin an den Eingang des Tabernakels, dort wirst Du Beatrix finden und sie leicht erkennen: denn es hat der ewigen Güte gefallen, ihr die Reize der Jugend selbst im Alter nicht zu nehmen. Ich werde Dich hier erwarten, um Dich bis zu Deiner Wiederherstellung nicht wieder zu verlassen."

Mit diesen Worten ging die Pförtnerin in das Kloster zurück, und Beatrix wankte bis zu den Stufen der Kirche, kniete am Eingang und berührte mit demüthiger Verneigung den Boden. Ein wenig ermuthigt stand sie auf, schlich von Säule zu Säule am Gitter vor, wo sie einen neuen Fußfall that. Durch die Dämmerung, die ihr Auge umflorte, hatte sie die Schwester Aufseherin vor dem Tabernakel wahrgenommen, die in ordnender Geschäftigkeit umherging, die ausgegangenen Kerzen anzündete, frische Kränze an die Stelle der alten legte, und Beatrix traute ihren Augen nicht, als sie näher kam. Diese Schwester war sie selbst, nicht wie Alter, Laster und Verzweiflung sie verunstaltet hatten, sondern wie sie hätte aussehen müssen, wenn sie die Unschuld ihrer Jugend in das reifere Leben mit hinüber genommen hätte. War es eine Truggestalt, die das anklagende Gewissen ihr vorführte? Oder hatte der Himmel sein Rächeramt mit diesem Engel dem gefallenen ge-

genüber schon hier auf Erden begonnen? Zweifelhaft barg sie ihren Kopf in den Händen und hielt ihn unbeweglich an die Sprossen des Gitters gelehnt, mit kaum vernehmbarer Stimme die rührendsten Gebete ihres Nonnenlebens stammelnd. — Immer näher kam die Schwester und streifte mit den Falten ihres Gewandes an dem Gitter vorüber, — Beatrix wagte nicht zu athmen. „Du bist hier, geliebte Beatrix", sagte die Gestalt mit göttlich milder Stimme, „ich brauche Dich nicht zu sehen, um Dich zu erkennen, und höre Dein Gebet jetzt wie sonst. Lange habe ich Dich erwartet, und sicher, daß Du endlich kommen wirst, habe ich Deine Stelle vom ersten Tage Deiner Flucht eingenommen, damit Deine Abwesenheit nicht wahrgenommen würde. Du hast die Nichtigkeit der Genüsse kennen gelernt, deren Lügenreiz Dich verführt hat, und Du wirst mich nicht mehr verlassen für Zeit und Ewigkeit. Nimm mit geläuterter Seele ohne Zagen wieder den Rang unter meinen Töchtern ein, in dem Du einst gestanden; bezieh Dich nach Deiner Zelle, deren Lage Du noch nicht vergessen hast; dort findest Du das zurückgelassene Ordensgewand, ziehe mit ihm Deine erste Unschuld, deren Sinnbild es ist, wieder an. Ich war Deiner Liebe zu mir einen außerordentlichen Beweis meiner Erkenntlichkeit schuldig und habe ihn für Deine gründliche Reue aufgespart. Gehab' Dich wohl, Schwester Aufseherin Mariens, liebe Marien, wie sie Dich."

Es war die himmlische Jungfrau, und als Beatrix, außer sich, ihr thränenschweres Auge zu ihr aufhob und die bebenden Arme zum Dank, für den ihr die Worte fehlten, sah sie Marien die Stufen zum Altar hinaufsteigen, die Thür des Tabernakels öffnen und sich in ihrer himmlischen Glorie unter der goldenen Sternenkrone und ihren Blumengewinden niederlassen.

In heftiger Gemüthsbewegung erreichte Beatrix wieder den Chor und suchte ihre Schwestern auf, deren Vertrauen sie betrogen hatte. Sie fand alle geartet, doch vorwurfsfrei in der Uebung ihrer strengen, entsagungsreichen Pflichten. Sie wagte es, sich unter sie zu mischen, gesenkten Auges und bereit zu einem demüthigen Bekenntniß beim ersten Laut des Vorwurfs, und lauschte mit gespannter Seele auf ihren Gruß, vernahm aber nicht das Geringste davon. Keine hatte ihr Verschwinden wahrgenommen, keine legte ein Gewicht auf ihre Rückkehr; sie sank zu den Füßen der Jungfrau, die ihr niemals so lieblich gedünkt hatte und auf deren Lippen ein Lächeln zu schweben schien. In den nächtlichen Bildern ihrer schwärmerischen Jugendliebe hatte sie nichts empfunden, was sich nur im geringsten dieser Seligkeit genähert hätte.

Das heilige Marienfest wurde mit einer Feier und einer Würde begangen, wie sich die gottgeweihten Jungfrauen kaum eines ähnlichen erinnern konnten. Die Einen hatten vom Tabernakel wunderbare Lichter niederschießen sehen, die Anderen die Engel in den Gesang der Nonnen einstimmen hören und ihrer Lippe Schweigen geboten, um nicht mit irdischem Laut das Halleluja der Seraphim zu entweihen. Man erzählte sich geheimnißvoll von einem Fest im Paradiese wie im Kloster zu Unserer Lieben Frauen, und, um das Seltsame dieser Tage zu vermehren, fast alle Dornsträucher der Umgegend schlugen zu ungewöhnlicher Jahreszeit aus, so daß von Außen und Innen Frühling und Wohlgeruch herrschte. Denn eine verirrte Seele war in den Schooß des Herrn zurückgekehrt, entkleidet von allen Schwächen und Rückfällen des irdischen Pilgerlebens, und dies ist das schönste Fest der Seligen im Himmelreiche.

Nur Eine Sorge trübte für einen Augenblick die unschuldige Freude der frommen Schwestern. Ein armes krankes Weib hatte am Morgen auf der Schwelle des Klosters gesessen; die Pförtnerin hatte sie gesehen, ihr nur halben Trost zugesprochen und sich nur entfernt, um ihr ein wohlthätiges Lager zu bereiten, aber seitdem sie vergeblich gesucht. Spurlos war die Unglückliche verschwunden, und es blieb nur die einzige Hoffnung übrig, daß Schwester Beatrix sie in der Kirche, wohin sie sich gewendet, bemerkt haben könnte. — „Beruhiget Euch", sagte Beatrix, von ihrer zärtlichen Theilnahme bis zu Thränen gerührt; „beruhiget Euch", sagte sie und drückte die Pförtnerin an ihr Herz, „ich habe die arme Frau gesehen und weiß, was aus ihr geworden ist. Sie befindet sich wohl, meine Schwestern, sie ist glücklich, glücklicher als sie es verdient und Ihr es für sie hoffen durftet." — Diese Antwort benahm ihnen alle Furcht, fiel aber auf, weil sie das erste strenge Wort im Munde der sanften Beatrix war.

Nachdem flossen die Tage unserer Dulderin wie ein einziger hin, wie jener Tag der Zukunft, den der Herr seinen Jüngern verheißen hat, ein Tag, der keine Qual, keinen Schmerz, keine Furcht, selbst keine andere Bewegung kennt, als fromme Ergießung gegen Gott und Mitleid mit den Brüdern, die noch im finsteren Thale wallen. Ein Jahrhundert hatte sie so verlebt, unberührt von den Spuren, die das Alter einem von Leidenschaften getriebenen Körper aufzudrücken pflegt. Das Leben des Gerechten ist eine ewige Jugend; ihre Seele, über alles Irdische und Vergängliche erhoben, hatte sich schon hienieden mit unvergänglichem Wesen bekleidet. — Beatrix starb endlich oder ging vielmehr sanft in den Grabesschlummer über, der die kurze Scheidewand zwischen Zeit und Ewigkeit bildet, und um ihr Andenken unter den Frommen zu ehren, erhob die Kirche sie unter die Zahl der Heiligen.

Ch. Rodier.

Bibliographie.

Livre de l'éleveur et du propriétaire d'Animaux domestiques. — Von Maunp de Mornay. 2½ Fr.

Italien.

War Tasso wirklich in Prinzessin Leonore verliebt?

Seit drittehalbhundert Jahren ist das unglückliche Schicksal Tasso's am Ferrareſischen Hofe, seine Ungnade und Gefangenschaft auf mannigfache, aber noch nicht auf einleuchtende und befriedigende Weise erklärt worden. Das Interesse der Italiäner nicht allein, sondern aller gebildeter Europäer für den gefeierten Dichter und der Reiz des über jene Vorgänge verbreiteten Geheimnisses haben die Wißbegier stets von neuem angeregt. Es fehlte jedoch theils an Nachrichten und Aufschlüssen, die erst in neuerer Zeit ans Licht gekommen sind, theils wurden manche Andeutungen übersehen, die zur Wahrheit hätten führen können. So hat man sich denn bis jetzt mit Erdichtungen und Hypothesen beholfen.

Der Unterzeichnete hofft, in einer Abhandlung, die sich unter seiner Feder befindet und binnen nicht allzu langer Zeit erscheinen wird, den vollständigen und unwiderleglichen Beweis zu führen, daß an dem ganzen Unglück Tasso's eine Unterhandlung Schuld ist, in welche er sich mit dem Hofe der Mediciier zu Florenz einließ. Scipio Gonzaga, der nachmalige Kardinal, war es, der im März 1575 diese Unterhandlung mit Tasso anknüpfte und ihn durch die glänzendsten Anerbietungen zu bewegen suchte, den Hofhalt des Herzogs Alphons II. von Ferrara zu verlassen und in die Dienste des Großherzogs Franz I. von Toskana zu treten. Es geht dies unwiderſprechlich aus Tasso's eigenen Aeußerungen hervor. Wir werden zahlreiche Stellen aus Briefen beibringen, die er in den letzten sechzehn Jahren seines Lebens, von seiner ersten Gefangenschaft im Jahre 1579 bis zu seinem Tode, geschrieben hat, worin er viel von seinem Unglücke spricht und es an Vorwürfen gegen den Mann, welcher zu jenem unglückseligen Vertrage gerathen und getrieben habe, nicht fehlen läßt. Ferner werden wir unsere Annahme durch Zeugnisse der damaligen Toskanischen Minister, zum Theil aus noch ungedruckten Quellen und sogar durch eine ausdrückliche Erklärung des Großherzogs Franz I. bekräftigen.

Aus den Briefen Tasso's wollen wir vorläufig nur zwei Stellen anführen. Die erste ist im Mai 1579, also kaum zwei Monate nach seiner Einsperrung im St. Annen-Hospitale, geschrieben und aus einem Briefe an Scipio Gonzaga entnommen. „Ihr könnt nicht leugnen", heißt es darin, „daß Ihr, in der guten Absicht, mir zu nützen, mein bitteres Unglück herbeigeführt habt; ja, wenn ich gefehlt habe, so habt Ihr mir Anlaß dazu gegeben, mich gewissermaßen dazu genöthigt." Der ganze lange Brief ist voller Klagen über sein Elend, und wenn Tasso nicht mit geraden Worten heraussagt, daß und wie so Gonzaga's Rath an seiner Gefangenschaft Schuld sey, so geschieht dies vielleicht aus Rücksichten der Klugheit. Gonzaga mochte Unannehmlichkeiten befürchten, wenn es bekannt würde, daß er die geheime Unterhandlung mit Tasso betrieben, um diesen dem Ferrareſischen Hofe abspenstig zu machen. An den beiden rivalisirenden Höfen gab es ohne Zweifel Personen, welche gleichwohl um die Sache wußten, allein sie sollte nicht laut werden. — Eilf Jahre später schreibt Tasso am 9. März 1590 von Rom aus an Fabio Gonzaga, den Bruder des nunmehr Kardinal gewordenen Scipio, wie folgt: „Ich habe weder Sr. Hoheit, noch anderen Mitgliedern Ihrer erlauchten Familie wegen meines Unglücks Vorwürfe machen wollen, denn ein edles Herz soll sich nur der Freundschaft und der Wohlthaten, nicht des Unrechts und der Leiden erinnern, die es erfahren hat. Wenn ich aber wollte, so könnte und dürfte ich wohl Allen und Jedem in Erinnerung bringen, daß meine Reise nach Rom zum heiligen Jubiläum 1575, wohin zu kommen Se. gegenwärtige Eminenz, damals Herr Scipio Gonzaga, mich aufgefordert hatte, die Ursache und der Anfang all meines Mißgeschicks gewesen ist; vollendet habe ich's freilich selbst, als ich thörichter Weise zur Hochzeit der gnädigen Frau Herzogin nach Ferrara zurückkehrte." Zu Rom nämlich, im Jahre 1575, hatte Tasso, auf Zureden des Scipio Gonzaga, jenen Vertrag mit dem Kardinal Medici abgeschlossen, dann seit 1577 eine geraume Zeit zu Florenz am Hofe des Großherzogs verweilt; bald nach seiner Zurückkunft wurde er in Ferrara gefangen gesetzt. Wenn Tasso sich so gegen Personen äußert, die um den wahren Hergang der Sache wissen mußten; wenn er im Jahre 1590, als er sich in voller Freiheit zu Rom befand, ganz dasselbe wiederholt, was er früher im Gefängnisse behauptete, so dürfen wir ihm wohl Glauben schenken. Daß Tasso sich in der letzten Audienz, die er vor seiner Einsperrung bei dem Herzoge hatte, vergessen, daß er verwegene und drohende Worte gegen den Herzog ausgestoßen hat, ist gewiß — (meine Abhandlung wird einiges Nähere darüber enthalten); Tasso leugnet es auch nicht, aber er bleibt dabei, daß er nicht um dieses Vergehens, sondern lediglich um des „Mediciischen Traktates" willen im Gefängnisse habe schmachten müssen.

Das vermeinte Liebesverhältniß des Dichters mit der Schwester des Herzogs, der Prinzessin Leonore, ist also nicht allein an dem Unglücke Tasso's nicht Schuld, sondern es hat ein solches überhaupt nicht stattgefunden, — es ist eine später ersonnene Fabel. Unsere Abhandlung wird den Ungrund aller Geschichten und Anekdoten erweisen, die man hierüber verbreitet hat. Damit fallen denn zugleich eine Menge Erdichtungen weg, von denen es schwer zu begreifen ist, wie sie haben Glauben finden können: z. B. daß der erzürnte Herzog dem Liebhaber seiner Schwester die Strafe auferlegt habe, sich wahnsinnig zu stellen, und daß alsdann Tasso durch ein Herzogliches Dekret zur Einsperrung in das Irren-Hospital zu Sta. Anna verurtheilt worden sey. — Wir können übrigens als Italiäner nicht anders als uns darüber freuen, daß die genaueste Untersuchung des Herganges den Dichter von aller moralischen Verschuldung rein und frei spricht. Torquato Tasso, der zuerst im Jahre 1565 beim Kardinal Ludwig von Este, dem Bruder des Herzogs, dann beim Herzoge Alfons selbst die ehrenvollste Aufnahme, nicht wie ein Schützling bei Gönnern, sondern wie ein Freund bei Freunden fand, der mit Wohlwollen, mit Gnadenbezeugungen, mit Ehren und Geschenken überhäuft wurde — wie er denn auch selbst dankbar anerkennend schrieb, der Herzog handle an ihm, wie an einem Sohn und Bruder —, Tasso, vor allen Kavalieren des Hofes ausgezeichnet, der Liebling, der unzertrennliche Gesellschafter, der Tischgenoß seines Herrn, nicht bloß Hofdichter, Hofgeometer, Hofhistoriograph, sondern auch der Vertraute, in dessen Unterhaltung der Herzog seine liebste Erholung suchte, — Tasso wäre der undankbarste Mensch gewesen, wenn er so viel Güte, so viel Wohlthaten, so viel Vertrauen mit einer Verletzung des Gastrechts gelohnt und die Intimität seiner Stellung zu

der Herzoglichen Familie benutzt hätte, hinter dem Rücken seiner beiden hohen Gönner ein wo nicht strafbares, doch unerlaubtes und unziemliches Verhältniß zu deren Schwester anzuspinnen und Jahre lang fortzusetzen. Jede Zeile, jedes Wort in Tasso's Schriften und Briefen legt Zeugniß für ihn ab, daß er durchaus unfähig war, so zu handeln. Er bewährt in allen Verhältnissen den reinsten Zartsinn, die höchste Gewissenhaftigkeit und stellt, was die Pflichten der Freundschaft betrifft, an sich selbst sowohl, als an Andere, die strengsten, fast idealisch überspannten Forderungen. Er schreibt 1577 — gerade das Jahr, in welches man seitdem so viel grundchimärische Historien verlegt hat — an Orazio Ariosti und rechtfertigt sich mit eifrigen Betheuerungen gegen eine sehr geringfügige, fast kindische Beschuldigung: „Bei den heiligen Gesetzen der Freundschaft", ruft er aus, „die ich nie wissentlich übertreten habe, nicht in Werken, noch in Worten, ja nicht einmal in Gedanken!" Sein Verhältniß zu dem Herzog nannte er eine „Freundschaft im höchsten Sinne des Wortes" und sagt in einem Briefe an Scipio Gonzaga (aus demselben Jahre und Monat wie der vorerwähnte an Ariosti): „Ich bin ihm (dem Herzog) zu solchem Danke verpflichtet, daß auch mit dem Opfer meines Lebens, wenn ich es für ihn hingäbe, die Schuld noch nicht abgetragen wäre." Im folgenden Jahre 1578 schreibt er an seine Schwester: „Gott ist gerecht, und ich finde, wenn ich in mein Herz blicke, nicht bloß, daß ich schuldlos bin, sondern auch, daß es unter Menschen wenige meines Gleichen giebt." Der gottloseste Heuchler wäre nicht im Stande, mit dem Bewußtseyn einer Unredlichkeit, einer Pflichtverletzung im Herzen, solche Worte über den Mund zu bringen.

Ich bin weit entfernt, den unbedingten Lobredner Tasso's machen zu wollen. Manche Verirrung, manche Ungebührlichkeit des Benehmens fällt ihm zur Last. Indeß ist Vieles, wenn nicht zu rechtfertigen, doch durch die Melancholie zu entschuldigen, die sich schon früh seines Gemüthes bemächtigte. In seinem Trübsinn war er mißtrauisch, im höchsten Grade empfindlich; er wähnte sich, bei ganz unbedeutenden Anlässen, absichtlich gekränkt und zurückgesetzt, und dann kam es zu Ausbrüchen eines krankhaft überreizten Stolzes. Ich werde im Stande seyn, die Veranlassung und den ganzen Hergang seiner Gefangensetzung im Jahre 1579 der Wahrheit gemäß darzustellen. Es wird sich dabei ergeben, daß Tasso durchaus nicht für wahnsinnig gegolten, auch gar nicht im Irrengefängniß gesessen hat — das St. Annen-Hospital war auch keineswegs bloß zur Aufnahme von Irren bestimmt. Ich werde übrigens keine Behauptung aufstellen, ohne sie mit gültigen und übereinstimmenden Zeugnissen zu belegen; die letzteren sollen nicht aus apokryphen oder verdächtigen, sondern theils aus urkundlichen Quellen, zumeist aber aus Schriften und Briefen Tasso's und seiner Freunde entlehnt worden, deren Echtheit allgemein anerkannt ist. Die Leser wollen, bitte ich, die Zuversicht, mit welcher ich spreche, aus meiner festen und sicheren Ueberzeugung von der Wahrheit dessen, was ich behaupte, nicht aus meiner Anmaßung erklären. Die Wahrheit ist mir doppelt heilig, wo es einem gefeierten, vaterländischen Dichter gilt; ein Italiänischer Schriftsteller muß sich vor seinem eigenen Gewissen schämen, über Tasso's Unglück Lügen und Erdichtungen zu Markte zu bringen. Ich verlange ja auch nicht, daß mir aufs Wort geglaubt werde; ich wünsche, ja ich bitte, daß die Gelehrten meiner Darstellung prüfen und mit unparteiischer Strenge richten mögen.

Ich schätze mich glücklich, viele theils von Tasso selbst, theils über ihn von Zeitgenossen geschriebene Briefe zum ersten Male bekannt zu machen. Meine Nachforschungen in den Bibliotheken zu Paris, Turin, Neapel u. s. w., wo schon Serassi so manchen glücklichen Fund für seine Illustrazioni gemacht, sind nicht unbelohnt geblieben; ich verdanke ihnen manchen neuen und nicht unwichtigen Aufschluß über Umstände aus Tasso's Leben und die Aufdeckung nicht weniger Irrthümer, die sich in die bisherigen Biographieen eingeschlichen haben. Es wird sich z. B. zeigen, daß die gewöhnliche Erzählung von der Art und Weise, wie Tasso aus dem Gefängnisse zu Ferrara losgekommen, durchaus der Berichtigung bedarf. Ich werde ferner das fehlende oder zweifelhafte Datum vieler Briefe Tasso's bestimmen und von mehreren Gedichten, die unter seinem Namen gehen und in die Gesammt-Ausgaben seiner Werke aufgenommen worden sind, beweisen, daß sie gar nicht von ihm herrühren. Endlich aber und hauptsächlich werde ich auf ganz unzweifelhafte Weise darthun, daß die Lebensbeschreibung Tasso's, die zuerst 1621 an der Spitze seiner gesammelten Gedichte (im ersten Bande der Deuchinischen Ausgabe) erschien, nicht, wie man bisher allgemein glaubte, den vertrauten Freund des Dichters, Ritter Giovanni Battista Manso, sondern den Carlo Fiamma, welcher jene Ausgabe veranstaltete, zum Verfasser hat; ja es wird sich zeigen, daß jene Biographie, der man auf den Namen ihres vermeinten Verfassers hin so unbedingt geglaubt und nachgeschrieben hat, ein Gewebe von handgreiflichen Lügen ist. Daß noch heute, nach mehr als zweihundert Jahren, das Publikum an eine so grobe Täuschung glaubt, ist um so unbegreiflicher, da ich nicht der Erste bin, welcher darauf aufmerksam macht, sondern dies schon vor länger als hundert Jahren durch den gelehrten Herausgeber des Tasso, Pater Bonifazio Collina, geschehen ist. Dieser fleißige und gründliche Kritiker hat, unter dem angenommenen Namen Giuseppe Mauro, die Venetianische Ausgabe des Tasso in zwölf Bänden (1722 ff.) besorgt. In der Vorrede zum ersten Bande lesen wir auf S. XIV folgende Worte: „Tommasini hat sich durch die 42ste Note der Mansoschen Biographie des Dichters irre führen lassen. Ich nenne sie die Mansosche, weil sie unter diesem Namen bekannt ist; ihr Verfasser aber ist Carlo Fiamma, wofür ich mir den Beweis auf einen anderen Ort verspare." Und im Register finden wir unter dem Namen: „Carlo Fiamma, Verfasser der Biographie Tasso's", auf S. XIV der Vorrede verwiesen. Pater Collina hatte die Absicht, den Beweis für diese Behauptung in einer besonderen kleinen Schrift zu führen; er war es auch vor allen Anderen im Stande, denn er besaß Alles, was bis auf seine Zeit über Tasso erschienen war; es scheint jedoch, der Tod hat ihn vor der Ausführung übereilt, und so ist es bei jener kurzen Notiz geblieben, die übersehen wurde.

Dies wäre denn die ungefähre Vorangabe des Inhaltes und des Zweckes meiner Abhandlung über Tasso. Nicht auf mein Talent und meine Darstellungsgabe, deren geringes Maaß ich gern und bescheiden anerkenne, sondern auf die überzeugende Kraft der Wahrheit und auf die Liebe jedes Italiäners zu dem unglücklichen Dichter, dessen Sache ich führe, gründe ich die Hoffnung des Erfolges.

Marchese Gaetano Capponi.

Obiger Aufsatz ist in mehreren Italiänischen Zeitschriften erschienen, und indem wir ihn unseren Lesern mittheilen, müssen wir uns natürlich alles Urtheils enthalten, bis die angekündigte Schrift gedruckt seyn und die Prüfung bestanden haben wird. Die Gelehrten mögen dann untersuchen, ob Capponi's Gründe und Beweise, womit er seine Darstellung zu unterstützen gedenkt — besonders was die Verhältnisse Tasso's zum Ferrareschen Hofe und seine Gefangenschaft nebst deren Ursachen betrifft — gehörig Stich halten. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an die in Nr. 61 und 62 des Magazins von Hrn. Alfred Reumont gemachten Mittheilungen über die in Rom vom Grafen Mariano Alberti kürzlich publizirten Handschriften Tasso's, so wie an die von Missirini angekündigten Gedichte desselben, die erst neuerlich aufgefunden seyn und die Liebe des Dichters zur Prinzessin Leonore ganz klar beweisen sollen. Wir sind neugierig auf das, was Alberti und Missirini wohl zu obigem Programm Capponi's sagen mögen. Ein Italiänischer Kritiker spricht schon die komische Befürchtung aus, die Litteraturgeschichte würde zwar, wenn Capponi's Annahmen sich richtig erwiesen, unstreitig gewinnen, die Poesie aber auf jeden Fall verlieren: denn alle die Klagelieder, Kanzonen, Elegieen und Tragödien über die Leidenschaft des großen Sängers gingen dann in's Leere und könnten Einen nicht mehr rühren, sobald man wüßte, daß die Geschichte doch nicht wahr gewesen!

Mannigfaltiges.

— Philipp II. auf der Bühne von Madrid. Der dramatische Charakter Philipp's ist auch in Spanien schon erkannt und zu verschiedenen Tragödien, jedoch, wie sich leicht denken läßt, erst in der neueren Zeit benutzt worden. Im vorigen Jahre brachte ein junger Spanischer Dichter ein Trauerspiel „Felipe II." auf das Theater del Principe in Madrid. Das Stück war nichts Anderes, als eine etwas freie Uebertragung von Schiller's Don Carlos, was übrigens auch bei der Ankündigung nicht verschwiegen war, wiewohl vielleicht die Uebersetzung nicht direkt, sondern erst nach einer Französischen Version gearbeitet seyn mochte. Das Stück gefiel wenig; der philosophische Charakter Posa's liegt eben so über dem Horizont der heutigen Spanier, als Philipp II., wie ihn Schiller darstellt, nicht Tyrann genug ist, um den Ideen eines eben in politischer Aufregung befindlichen Publikums zu entsprechen. Dieser Meinung ist freilich die Gaceta de Madrid nicht. „Schiller", sagt ein uns vorliegendes Blatt derselben (vom 26. Oktober 1837), „Schiller hat den Charakter Philipp's in einigen Beziehungen vortrefflich gezeichnet, in anderen aber ganz falsch, nicht minder falsch, als Alfieri; ja beide Dichter haben den Beweis geliefert, daß sie unsere Geschichte nicht sorgfältig genug studirt haben und sich von wahrheitswidrigen oder leidenschaftlichen Berichterstattern irre ließen." — Dem Spanischen Kritiker ist wahrscheinlich ganz unbekannt gewesen, daß Schiller gerade über Philipp II., was auch seine Geschichte des Abfalles der Niederlande beweist, mehr historische Quellen zur Hand gehabt hat, als über irgend einen anderen seiner dramatischen Charaktere. Freilich sind selbst die Spanischen Geschichtsschreiber über den Charakter Philipp's gar nicht einig. Miñana, der Fortsetzer der Spanischen Geschichte von Juan de Mariana, stellt ihn sogar als ein Muster der Weisheit, Tugend und Klugheit dar. Er hebt besonders die reichen Schenkungen hervor, die Philipp II. den Klöstern und Kirchen gemacht, und theilt die Meinung jenes alten Chronisten, der von dem Könige sagt, daß, wenn er auf die Dankbarkeit der Nachwelt auch keinen anderen Anspruch, als die Erbauung des Eskurials hätte, dieses allein ihn doch unsterblich machen müßte! Unser Kritiker in der Gaceta ist geneigt, zwischen dieser Apotheose Philipp's und den Darstellungen ausländischer, namentlich Französischer und Englischer Geschichtschreiber, die einen Nero aus ihm machten, die Mitte zu halten. Aber die neueren Spanischen Dichter theilen diese Ansicht nicht. Vor wenigen Wochen wurde in Madrid ein Drama „Antonio Perez und Philipp II." von Don José Muñoz Maldonado gegeben. Das Stück hat mehr gefallen, als Schiller's Don Carlos, aber bloß darum, weil der Dichter aus dem Spanischen Monarchen einen Französischen Ludwig XI. gemacht hat. Die beiden Charaktere mögen allerdings einige Aehnlichkeit mit einander haben, aber sie verhalten sich zu einander, wie ein Kastilianischer Grande zu einem Pariser „Epicier". In dem Einen habe Verhärtung und Grausamkeit doch immer noch einen großartigen Anstrich, während sie in dem Anderen das Gewand einer unritterlichen Schlaubeit und Hinterlist tragen. Gleichwohl fand doch das Madrider Publikum an Maldonado's Philipp, der hier, seinem Günstling Antonio Perez gegenüber, ganz mit den grellen Farben der heutigen Französischen Trauerspiel-Dichter, ja mit unverkennbarer Nachahmung Delavigne's, Alexander Dumas' und Victor Hugo's, gemahlt wird, mehr Gefallen, als an dem Philipp Schiller's, der doch Momente hat, wo er ein Mensch zu seyn sich erinnert und stolz darauf ist, die Wahrheit aus einem freien Munde vernehmen zu können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt i. der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Freitag den 17. November 1837.

Polen.

Memoiren des Johann Chrysostomus Pasek.*)

Der Graf Eduard Raczynski, der Herausgeber des oben genannten Werkes, spricht sich in einem kurzen Vorworte folgendermaßen über dasselbe aus:

„Seit mehreren Jahren mit den Denkmälern unserer Alt-Polnischen Geschichte und Literatur beschäftigt, übergebe ich hier dem Publikum die Memoiren des J. Ch. Pasek. Ich schmeichle mir, daß das Werk den Leser zu fesseln vermag. Mit großer Unparteilichkeit geschrieben, ergänzen diese Memoiren die Geschichte der Könige Johann Kasimir, Michael Korybut und Johann III. Sobiesti, indem sie uns nicht nur viele bisher unbekannte Umstände aus jenem Zeitalter mittheilen, sondern auch die Sitten und das häusliche Leben unserer Vorfahren, zuweilen in roher Form, doch immer in bestimmten Umrissen darstellen. Sie zeichnen sich dadurch gar sehr vor anderen Geschichtswerken damaliger Zeit aus."

„Nach dieser Empfehlung des Werkes wird der Leser etwas Näheres über den Verf. zu erfahren wünschen. Leider kann ich aber solchem Verlangen nicht genügen und führe hier nur an, was ich aus den Memoiren selbst entnommen habe."

„Pasek war aus adligem Geschlechte in der Gegend von Rawa geboren, besuchte die dortigen Jesuiten-Schulen und diente im Polnischen Heere unter Czarniecki gegen Rakoczyn, gegen die Schweden und Russen. Während des unglücklichen Bürgerkrieges, welchen Georg Lubomirski erregte, war Pasek ein treuer Anhänger seines Königs. Gegen das Ende der Regierung Johann Kasimir's trat er aus dem Kriegsdienste und ließ sich als Gutspächter in der Wojewodschaft Rawa nieder. Er befand sich auf mehreren Landtagen; auf dem zu Rawa 1661 wurde er zum Marschall des Ritterstandes erwählt. Mit Johann Kasimir und Johann III. war er bekannt und bei Beiden beliebt. Er starb um das Jahr 1690."

Die Memoiren sind nach Art der Annalen in einzelne Jahrgänge abgetheilt und reichen von dem Jahre 1656 — 1688. Wir theilen hier einen dieser Jahrgänge bis auf Einzelnes mit, um Deutschen Lesern von der anschaulichen Darstellungsart und der derben Zeichnung des Werf. wenigstens einen Begriff zu geben.

Das Jahr 1658.

Im Jahre des Herrn 1658 befand sich der König mit einem Theile des Heeres bei Thorn, ein anderer stand in der Ukraine, die eine Division unter dem Herrn Czarniecki. Drei Monate lang standen wir bei Drahim, Ende Auguste aber marschirten wir gen Dänemark, dem dortigen Könige zu Hülfe, der für uns im Schwedischen Kriege eine Diversion gewagt hatte. Er that das nicht etwa aus Erbarmen über uns, wenngleich das Dänische Volk von jeher den Polen zugethan ist, wie alte Schriften bezeugen; er ergriff vielmehr die Gelegenheit, in angestammtem Hasse gegen Schweden, wie dies unter Nachbarvölkern vorkommt, sich in der Zeit, da er den König Karl Gustav in Polen beschäftigt sah, alter Unbill wegen zu rächen. Er fiel diesem also ins Land, plünderte und wordete. Gustav, ein tüchtiger und glücklicher Krieger, kam, nachdem er einige Festungen in Preußen besetzt hatte, aus Polen zurück und trieb die Dänen gar weidlich in die Enge, so daß er nicht nur das Seine wiedereroberte, sondern auch bald einen großen Theil des Dänischen Landes im Besitz hatte.

Da gab der Däne der Sache den Anstrich, als ob er aus lauter Liebe zu dem Polnischen Volke seine Verträge gebrochen und mit den Schweden Krieg begonnen hätte; er sprach die Polen und den Kaiser um Hülfe an. Der Kaiser entschuldigte sich: Traktate, die er mit Schweden eingegangen wäre, erlaubten ihm nicht, Hülfe zu senden, auch besäße er jetzt kein Heer; doch hätte er den König von Polen autorisirt, überall Werbungen zu einem Hülfs-Corps anzustellen. — So sandte denn unser König ein Polnisches Corps von 6000 Mann unter Czarniecki, und zugleich, eigentlich auch aus eigenen Mitteln, ein Kaiserliches Heer von 14,000 Mann unter dem General Montecuculi. Des Königs Stelle im Heere vertrat der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm; dieser führte gewissermaßen den Oberbefehl. Wir ließen unsere Zelte in Czaplinek (Deutsch-Krone), in der Hoffnung, spätestens in einem halben Jahre zurück zu seyn.

Als es nun aber fortgehen sollte, da traten die Herren mit ihren mancherlei Bedenklichkeiten hervor. Nicht Wenige entsetzten sich darüber, daß wir bis über das Meer ziehen wollten, wohin noch kein Polnischer Fuß gekommen war; daß 6000 Mann gegen einen Feind ins Feld rücken sollten, zumal in sein eigenes Reich, dessen Macht wir in unserem Vaterlande mit allen unseren Kräften nicht hatten brechen können. Ueberdies es noch nicht einmal ausgemacht war, daß die Kaiserlichen mit uns marschiren würden. Nun kamen Briefe von den Vätern an die Herzsöhne, von den Frauen an ihre Männer, mit Rath und Bitte, nicht mitzugehen, sollte es auch die Stellen kosten, denn Alle hielten uns für verloren. Mein Vater aber, obgleich ich sein Einziger war, schrieb mir und befahl, ich sollte mich nicht schrecken lassen, sondern im Namen Gottes und unter väterlichen und mütterlichen Segenswünschen getrost dahin gehen, wohin des Feldherrn Wille es erheischte; er werde täglich für mich zu dem Vater im Himmel beten, ohne dessen Wissen mir auch nicht ein Haar vom Haupte fallen werde.

Kaum waren wir bis Meseritz gekommen, nahe der Polnischen Gränze, da kehrten ganze Massen Reiterei und Fußvolk wieder um, besonders Großpolnische Mutterſöhnlein, auch Viele aus den in einzelnen Kreisen neu angeworbenen Schaaren, wie aus dem Regimente des Starosten von Ostek und des Wojewoden von Podlachien, Opalinski. Die Abtheilung des Kozubski zerstieb völlig, nur der Fähnrich und ein Reiter blieben zurück. Die Husaren-Schwadron des Wojewoden von Sandomir, Zamoiski, trat aus Reih und Glied und schleppte sich hinter der Armee her; wir nannten sie Zigeuner, weil im Troß viele Rothröcke waren. Bei manchen anderen Fahnen blieben ihrer Zwei oder Drei. Selbst ordentlichen Kerlen benahmen diese Feiglinge den Muth, und mancher sonst Brave fing endlich auch zu wanken an.

An der Gränze schüttete Jeder noch einmal sein Herz vor Gott aus, und Alle stimmten wir dann nach Polnischer Weise den Gesang „O gloriosa domina" an. Die Pferde begannen lustig zu schnauben, daß Einem das Herz aufging, denn es galt uns dies für eine gute Vorbedeutung. Hinter Meseritz, von einem Hügel, überſahen wir zum letzten Male die Polnische Gränze, und nicht Einer mag beim Umschauen gedacht haben: „Werd' ich dich auch wiedersehen, theures Vaterland?" — Das Heimweh stellte sich gar bald ein, quälte uns aber nur so lange, als wir Polen in der Nähe hatten; hinter der Oder wurden wir schon leichteren Muthes, und je weiter wir kamen, desto mehr trat das Andenken an Polen in den Hintergrund.

Die Brandenburger nahmen uns freundlich auf und sandten uns ihre Commissaire bis über die Oder entgegen. Die erste Ration erhielten wir in Küstrin und so fort durch das ganze Brandenburgische Land. Ich muß bekennen, Alles war hier in sehr guter Ordnung. Ueberall waren unsere Nachtlager bereits angesetzt, und dort fanden wir die nöthigen Nahrungsmittel vor. Auch führte man damals in unserem Heer die Deutsche Manier ein, daß bei Durchmärschen durch Städte die Offiziere mit bloßen Degen den Fahnen vorantitten, die Reiter die Pistolen und die Fußgänger die Musketen erhoben. Verbrecher wurden nun nicht mehr gehängt oder erschossen, sondern mit den Beinen an ein Pferd gebunden und so mehrere Male im Kreise umhergeschleift, was keine Kleinigkeit, sondern eine fürchterliche Pein war, da der Körper dabei so zugerichtet wurde, daß die Knochen kaum zusammenhielten.

Unser Marsch ging über Nübol nach Apenrade, von da in die Winterquartiere nach Hadersleben, wo unser Regiment nebst einem Regimente Dragoner unter dem Wojewoden selbst verblieb; die übrigen Regimenter wurden in Kolbrück, Horsens und anderen Städten und Dörfern umher einquartiert. Anfangs hieß es, wir würden noch tiefer ins Dänische Land hineinrücken, aber unser Feldherr Czarniecki zog es vor, dem Feinde näher zu bleiben, besonders damit wir mehr Schwedisches, als Dänisches Brot äßen. In der That durchschwärmten unsere Patrouillen den ganzen Winter hindurch die Schwedischen Dörfer und rächten das an unserem Volke verübte Unrecht. Sie versorgten uns reichlich mit Proviant, mit Rindvieh und Schafen. Im Ueberfluß wurde uns Honig zugeführt, denn dort wird viel Bienenzucht getrieben, die Bienen aber werden in kleinen Schachteln von Stroh, nicht in Stöcken gehalten. Fische gab es in Menge. Statt des Holzes brennt man dort in Stücken abgestochene und getrocknete Erde (Torf), die sehr gute Kohlen giebt. Hirsche, Rehe und Hasen sah man in großer Anzahl, weil die Jagd nicht Jedem gestattet ist und es dort keine Wölfe giebt. Spürt man einen Wolf, so muß Alles aus Städten und Dörfern hinaus und ihm nach, bis er getödtet oder gefangen ist; dann wird er an einer Art Galgen oder an einem Baume mit einer starken Kette aufgehangen.

Die Dänen sind hübsche Leute und haben schöne Frauen, die aber zu hellblond sind. Die Kleidung derselben ist zierlich, bis auf ihre hölzernen Schuhe, mit denen sie auf dem Steinpflaster ein solches Ge-

*) Pamiętniki Jana Chrysostoma Paska. 2te Ausgabe. Posen, 1837.

klopfer verursachen, daß man sein Wort nicht hört. Die Dänischen Mädchen sind leidenschaftlicher als die Polinnen. Anfangs zwar thun sie überaus schüchtern, doch man darf nur ein wenig mit ihnen geplaudert haben, gleich verlieben sie sich aufs heftigste und zögern auch mit ihrem Bekenntnisse nicht; ja sie wären leicht im Stande, Vater, Mutter und Brautschatz zu verlassen und in fremdes Land mitzuziehen. — Ihre Lagerstätten haben sie in einem großen Spind, der in die Wand geschoben werden kann, dort thürmen sie Massen von Betten auf. Sie schlafen nackt, wie sie aus Mutterleibe gekommen sind, und tragen kein Bedenken, also neben einander sich an- und auszuziehen. Ja, sie schämen sich sogar vor Fremden nicht, sondern legen beim Licht ihre Kleider, selbst das Hemde ab und hängen dies Alles an Nägeln auf; völlig entkleidet verschließen sie dann die Thür, löschen das Licht aus und begeben sich in jenen Spind zur Ruhe. Wir sagten ihnen, das sey eine häßliche Sitte, so zeige sich bei uns auch die Frau vor dem Manne nicht; aber sie wandten ein, daß der Mensch keinen Grund habe, sich seiner ihm von Gott anerschaffenen Gliedmaßen zu schämen, auch solle es uns billig genügen, wenn uns die Kleidung und das Hemd den Tag über diene und bedecke, es müsse wenigstens des Nachts geschont werden; zugleich, meinten sie, schützten sie sich so vor bösem Getüer, das sie um den Schlaf bringen könnte. Unsere Soldaten spielten ihnen manchen losen Streich, sie ließen aber doch nicht von ihrer Gewohnheit.

Oefen findet man in Dänemark nur in den Wohnungen der reichen Leute; sie sagten, sie müßten eine hohe Abgabe, bei hundert Thalern jährlich, für einen Ofen an den König entrichten. Dafür haben sie große Kamine, um die sie sich herumsetzen, oder zu noch besserer Erwärmung mitten durch das Zimmer eine Art Krippe, die sie mit Kohlen anfüllen.

Die Kirchen der Dänen sind besonders schön; früher wurde in denselben katholischer Gottesdienst gehalten, und noch heute zeichnen sie sich vor den Kirchen unserer Polnischen Calvinisten aus, denn man findet Altäre und Bilder in ihnen. Wir wohnten auch zuweilen dem Gottesdienst der Dänen bei, sie luden uns selbst ein, ihre praedicta (wie sie die Predigten nannten) mit anzuhören, ja sie bereiteten sich für uns eigens vor, Lateinisch zu predigen und sprachen sehr behutsam, um unserem Glauben auch nicht den geringsten Anstoß zu geben, und man hätte meinen können, einen Römischen Priester vor sich zu haben. Des rühmten sie sich dann und behaupteten, sie wären mit uns Eines Glaubens, und wir nenneten sie mit Unrecht Schismatiker. — Unser Priester Pickarski sprach, wie zu erwarten war, seinen Tadel darüber aus, daß wir solchem Gottesdienste beiwohnten; Mancher ging aber auch nur hin, um die schönen Mädchen in ihren religiösen Gebräuchen zu sehen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Wahl-Kandidat für die Deputirten-Kammer.

Vielleicht habt Ihr noch nie von Herrn Trageant, einem gewesenen Deputirten, reden hören? Das wäre nicht so wunderbar, denn Herr Trageant hat weder jemals von sich reden lassen, noch auch in der Kammer einmal gesprochen. Während der kurzen Dauer seiner Functionen hat Herr Trageant Frankreich mit einer Bescheidenheit und einer Zurückhaltung repräsentirt, die einem Philosophen Ehre gemacht hätte.

Als die Auflösungs-Verordnung publizirt ward, erholte sich gerade der ehrenwerthe Herr Trageant von seinen parlamentarischen Arbeiten auf seinem Landgute Ligneval bei der Stadt N. Diese Stadt, die in einer unserer südlichen Provinzen gelegen und der Hauptort einer durch verschiedene gastronomische Produkte berühmten Unterpräfektur ist, hatte den Hrn. Trageant zum Deputirten erwählt. Die Wähler hatten ihm ihr Mandat unter gewissen Bedingungen anvertraut, an deren Erfüllung er fast nicht gedacht; daher machte es auch einen höchst unangenehmen Eindruck auf ihn, als er im Moniteur jene Verordnung las, auf die er nicht gefaßt war, so wenig bekümmerte er sich um die Dinge der politischen Welt.

Noch denselben Tag, wo die offizielle Nachricht seiner Entlassung Hrn. Trageant in seinen ländlichen Erholungen störte, bekam er den Besuch des Doktor Forgeac, des einflußreichsten und unruhigsten Menschen der Stadt N., eines Arztes, der sich durch sein Talent, in den politischen Krisen zu operiren, und durch seine Gewandtheit in der Wahl-Praxis auszeichnete. Gewöhnlich pflegen die Aerzte gern den Social-Körper als einen ihrer Kranken anzusehen, dem sie es nicht an Consultationen und Rezepten fehlen lassen. Der Doktor Forgeac war der politische Arzt der Stadt N.; in dieser Eigenschaft hatte er ihr Herrn Trageant zum Deputirten verordnet.

„Ich dachte mir, daß Sie heute krank seyn würden, lieber Freund", sprach der Doktor zu seinem Klienten, „darum komme ich, Ihnen eine Visite zu machen. Ich kenne Ihr Temperament, und ich weiß, welche traurige Wirkung das Journal von heute Morgen auf Ihre Gesundheit hervorbringen mußte. Nun sagen Sie mir, wie Sie sich fühlen, und sprechen Sie ganz offen mit mir." — „Unter uns gesagt, Doktor, gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß mir nicht sehr wohl zu Muthe ist. Stell' ich mich wieder auf die Deputations-Listen, so werden mich die Wähler fragen: Was hast Du gethan? was hast Du gesprochen? und in der That, ich muß Ihnen bekennen, ich habe weder etwas gethan, noch gesprochen." — „Ja! das weiß ich sehr wohl." — „Hätte ich nur wenigstens eine kleine Rede gehalten!" ....

„Das wäre noch nicht das Aergste. Man zürnt Ihnen nicht, daß Sie nicht gesprochen haben; das habe ich schon ins Reine gebracht: ich habe gesagt, daß Sie während der Sitzung an der Brust litten, und daß die Pariser Aerzte, in Uebereinstimmung mit mir, Ihnen die Rednerbühne untersagt und das tiefste Schweigen auferlegt hätten. Diese Entschuldigung hat bei allen Wählern Eingang gefunden, außer bei einigen Mitgliedern des Athenäums, die es gern gesehen, wenn sie unserer Stadt ein Kunststück von Beredsamkeit geliefert hätten. Was man Ihnen aber nicht verzeiht, das ist, daß Sie nicht Ihre Versprechungen gehalten, daß Sie nicht alle mögliche Verbesserungen für unsere Stadt durchgesetzt haben. Denn Sie können sich keine Vorstellung machen, lieber Freund, was Sie Alles versprochen, oder vielmehr was wir Alles in Ihrem Namen versprochen haben. Die Stadt erwartete zwei Regimenter, einen Königlichen Gerichtshof, eine Rechtsschule und Gott weiß was! Von allem dem ist nichts gekommen. Und doch kann man den Ministern anliegen und ihnen Gunstbezeugungen abdringen, ohne sich die Brust zu ermüden."

„Ja, Ihr glaubt gewöhnlich Alle, daß das so leicht ist, und daß ein gut gesinnter Deputirter, der sein Votum abgiebt, nur zu fordern braucht, um zu bekommen...."

„Erlauben Sie, mein geehrter Freund!.... Werfen Sie mich nicht mit Ihren Verleumdern zusammen. Ich habe mich nicht über Sie zu beklagen, denn das, was Sie mir insbesondere versprochen haben Sie gehalten. Was die Uebrigen betrifft, so sag' ich Ihnen nur so viel, um Sie über die öffentliche Meinung aufzuklären und über Ihre Stellung als Kandidat bei den nächsten Wahlen. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Aussichten Ihnen nicht günstig sind. Sie werden zwar von dem Ministerium unterstützt, das ist sehr gut; aber da muß man erst wissen, von wem das Ministerium unterstützt wird. Wenn übrigens hier eine Kandidatur unterstützt werden soll, so ist es nicht genug, daß sie von dem Telegraphen und dem Unterpräfekten empfohlen wird. Sie kennen vielleicht nicht die Stadt, die Sie repräsentiren? Bei uns giebt es nur wenig Wähler und wenig Patriotik. Der beste Fürsprecher für unseren Kandidaten wird immer sein persönlicher Werth seyn: man wird mehr für den Mann, als für das Prinzip stimmen. Die Majorität ist schwankend; man kann sie einzeln und durch geschickte Manöver gewinnen. Wenn Sie Ihre Wahl durchsetzen wollen, so müssen Sie der ganzen Welt schmeicheln und sich eine Farbe bilden, die aus mehreren geschickt vertheilten Nüancen zusammengesetzt ist; dann werden Sie Jedem das Prisma von der guten Seite zeigen. Gewiß, die Taktik ist schwer, höchst kitzlich, und Ihre Freunde werden viel zu thun haben; aber Sie wissen, was solche Dienste werth sind, und wir werden nicht zu viel fordern. Was mich betrifft, so werde ich mein Möglichstes thun, aber Sie müssen mir zu Hülfe kommen."

„Nichts billiger als das. Was verlangen Sie von mir?"

„Deutlicher kann man nicht antworten. Ich werde Ihre Präzision nachahmen und Ihnen ohne Umschweife sagen: Lieber Freund Trageant, Sie müssen sich vor den Wahlen verheirathen."

„Mich verheirathen? Gut, Doktor, das kommt ja vortrefflich zu Statten; ich hatte eben den Plan."

„Ja, ich weiß, daß Sie Fräulein Natalie N. heirathen wollen; aber.... unterbrechen Sie mich nicht und hören Sie mir geduldig zu.... Wenn Sie Deputirter werden wollen, so müssen Sie dieser Heirath entsagen. Fräulein N. ist hübsch, reich, liebenswürdig, sie gefällt Ihnen, sie liebt Sie, aber ihre Familie ist ohne Einfluß. Noch mehr, Fräulein Natalie wird von ihrem Cousin Aristide geliebt, der bei einer großen Anzahl von Wählern viel gilt. Wenn Sie dem Cousin Aristide zu verstehen geben, daß Sie sich zurückziehen, um ihm den Platz zu überlassen, so gehört er ganz Ihnen. Vergessen Sie nicht, daß seine Hülfe bei Ihrer Wahl unentbehrlich ist. Ich weiß, es ist schwer, einer vortheilhaften Heirath zu entsagen; aber zum Glück habe ich eine andere Partie Ihnen vorzuschlagen oder vielmehr zur Pflicht zu machen, denn Sie werden ganz gewiß nicht gewählt werden, wenn Sie nicht Frau von Rieuville heirathen. Ich habe Sie vor einem Jahre bei dieser schönen Witwe sehr oft gesehen, und Sie haben mir gesagt, daß Sie wegen ihres schlechten Charakters und einiger nachtheiliger Berichte, die Ihnen unter dem Schleier der Anonymität zugekommen wären, nichts von ihr wissen wollten. Doch, das sind ja Bagatellen! Welches Weib ist frei von Fehlern und entgeht der Verleumdung? Frau von Rieuville ist arm, aber sie gehört einer hochgestellten Familie an. Es ist eine Frau von Geist und Gewandtheit; sie hat ihren ersten Mann zum Französischen Pair gemacht, und sie wird nicht weniger für den zweiten thun. Bis dahin, wo sie eine ihrer würdige Bühne wieder betritt, spielt Frau von Rieuville eine einflußreiche Rolle in der Provinz; sie regiert, sie übt eine Autorität aus, der sich nichts entziehen kann. Ihr Betragen gegen sie hat sie zu Ihrer Feindin gemacht, sie hat geschworen, daß Sie nicht ernannt werden sollen, und sie wird Wort halten, wenn Sie sie nicht schnell besänftigen, indem Sie zu ihr zurückkehren. Ich kann Ihnen versichern, daß sie zur Milde gestimmt ist; sie wird nichts weiter verlangen, als Ihre Frau zu seyn, und dann die Frau eines Deputirten.... Denken Sie über Alles nach, was ich Ihnen gesagt habe; „Seyn oder Nichtseyn, das ist die Frage." Ich kehre in die Stadt zurück, wo ich Sie morgen erwarte: denn Sie dürfen nicht länger auf dem Lande bleiben, Sie müssen sich zeigen und auf dem Schlachtfeld agiren."

Der Doktor Forgeac ließ den Kandidaten in großer Verlegenheit zurück. Vor zwei Jahren, da die Stadt N. einen Deputirten zu ernennen hatte und keine große Zahl von Notabilitäten unter ihren Einwohnern besaß, war Herr Trageant aufgetreten; er war jung und ziemlich reich; er war in der Provinz bekannt und angesehen; er hatte gute Präzedenzien, viele Freunde und keine gefährliche Konkurrenten: er ward erwählt. Seitdem hatte sich Hr. Trageant an seine Deputirtenstellung gewöhnt; der Ehrgeiz war gekommen; er hatte sich eine glänzende Zukunft ausgemalt, nach der er langsam und allmälig hinstrebte, gestützt auf den Arm der höchsten Gewalt und von dem politischen Garten nur die Wünden berührend. Hr. Trageant konnte die Vorstellung nicht ertragen, sich gleich bei den ersten Schritten auf dieser so lockenden, schönen Laufbahn gehemmt zu sehen. Nach einem Kampf von wenigen Minuten trug der Ehrgeiz über die Liebe den Sieg davon; der Kandidat unterdrückte die Stimme seines Herzens und sprach: „Ich will Frau v. Rieuville heirathen!"

Nachdem Herr Trageant diesen Entschluß gefaßt, traf er Anstalten, sein Landhaus zu verlassen, als der Maire der Gemeinde ihn besuchte. Die Gemeinde forderte gewisse wichtige Privilegien an dem Eigenthum des Kandidaten zurück: es waren dies lächerliche Ansprüche, über die das Gericht in erster Instanz schon entschieden hatte. Der Maire meldete Hrn. Trageant, daß der Munizipalrath zu appelliren gedächte. — „Meinethalben", antwortete Hr. Trageant, „ich werde vor dem Appellhof eben so gut wie vor dem Tribunal gewinnen, denn ich habe die Vernunft und das Recht auf meiner Seite." — Der Maire war ein gewandter Administrator; als er sah, daß der Eigenthümer in seinem Vertrauen und seiner Festigkeit unerschütterlich blieb, wandte er sich an den Kandidaten; er gab Hrn. Trageant geschickt zu verstehen, daß die Gemeinde von 37 Wählern bewohnt sey, die für oder gegen ihn stimmen würden, je nachdem er sich mehr oder minder nachgiebig zeigte. — „Aber", rief Hr. Trageant, „wenn ich Ihren Ansprüchen weiche, so verliert mein Eigenthum die Hälfte seines Werthes!" — „Aber", antwortete der Maire, „wenn Sie nicht nachgeben, so verliert ihre Kandidatur 37 Stimmen, die Ihr Gegner gewinnen wird!"

Zwei Journale florirten in der Stadt N...., ein großes Journal, das von der Unterpräfektur unterstützt wurde, und ein kleineres ohne Patronat und ohne eigenthümliche Farbe, betitelt der Solitaire du département, mit der Aufschrift: „C'est le solitaire, qui voit tout, entend tout, est partout!"

Das ministerielle Journal war, wie sich von selbst versteht, für den Kandidaten der Regierung; aber es war Hrn. Trageant daran gelegen, auch bei dem Solitaire gut angeschrieben zu seyn. Zum Unglück hatte Hr. Trageant zur Zeit der ersten Kandidatur dem Haupt-Redacteur des Solitaire ein Versprechen gemacht, das er nicht gehalten hatte. Er entschuldigte sich, so gut es ging, und verdoppelte seine Anerbietungen. Der Journalist, der auf diese Zusammenkunft vorbereitet war, öffnete ein Karten und nahm einen Bogen heraus, den er dem Kandidaten zeigte: „Hier haben Sie", sagte er, „einen Gesellschaftsvertrag. Wir stellen den Solitaire unter Actien, mit einem Kapital von 30,000 Franken für zweihundert Actien, das Stück zu 30 Thalern. Die Hälfte dieser Actien ist schon weg, kaufen Sie die andere Hälfte und unser Journal ist zu Ihren Diensten." — „Aber, lieber Herr, das macht ja 15,000 Franken." — „Ich weiß wohl; funfzehntausend: da heißt es: entweder, oder."

Kaum war die Verlobung Herrn Trageant's mit Frau von Rieuville in der Stadt N. offiziell bekannt, so bekam der künftige Gatte von neuem eine Menge anonymer Briefe, in welchen die schöne Wittwe schrecklich maltraitirt wurde. Der Kandidat aber, entschlossen, zu siegen oder zu fallen, hatte sich mit einem unerschütterlichen Muth bewaffnet. Er kümmerte sich nicht um die Offenbarungen der geheimen Korrespondenz und heirathete Frau von Rieuville.

Nun erst gewann seine Kandidatur eine gewisse Festigkeit. Die Wähler, die seiner Frau ergeben waren, und die, über welche der Cousin Aristide disponiren konnte, traten auf seine Seite; die öffentlichen Beamten, die ihre Verhaltungsregeln von dem Unterpräfekten bekommen hatten, verstärkten das Bataillon. Doch fehlte noch sehr viel zu einer sicheren Majorität, und Herr Trageant war genöthigt, zu größeren Mitteln die Zuflucht zu nehmen. Man muß säen, um zu ärndten. Der Kandidat gab der Gemeinde, die ihren Prozeß gegen ihn verloren, gewonnen Spiel und kaufte die hundert Actien des Solitaire.

„Bleiben Sie auf so guten Wegen nicht stehen", sagte ihm der Doktor Forgeac. „Sie haben die Anhänger der Gewalt für sich, jetzt kokettiren Sie ein wenig mit den beiden Oppositionen. Gewinnen Sie sich die Leichtgläubigen und Einfältigen. Geben Sie Sonntags die Messe hören, das wird einen guten Eindruck machen, und mehr als ein Frommer, welcher doch weiß, daß der Kandidat der Kirche keine Aussicht hat, wird Ihnen seine Stimme geben, damit nur der Kandidat der revolutionairen Gottlosigkeit nicht triumphire. Ich glaube, die Deputation ist schon eine Messe werth. Dann müssen Sie dem Bischof eine Visite machen; der Prälat ist ein guter Alter, durchaus nicht fanatisch und höchst tolerant. Er wird Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit Dank wissen. Um ihn vollends zu bestechen, dürfen Sie ihm nur sagen, daß Sie den Minister um ein Gemälde für die Kathedrale ersucht, und daß dieses Gemälde so eben angekommen sey: dann werden Sie ihm eine schöne Kreuzabnahme schicken, die in Ihrem Kabinet hängt...." — „Was? ein Bild, das 6000 Franken kostet?" — „6000 Franken? Desto besser! der Bischof ist ein Kenner."

Als man in der Stadt erfuhr, daß Herr Trageant für die Kathedrale ein prächtiges Bild erwirkt, kam der Bibliothekar in aller Eile gelaufen, dem Kandidaten eine Visite zu machen und ihn an 33 Briefe zu erinnern, die er ihm in der Absicht geschrieben, einige gute Werke für seine Bibliothek zu erlangen. Der Doktor Forgeac war gerade zugegen und antwortete rasch: „Mein geehrter Freund hat Sie nicht vergessen, gerade heute hat er einen Brief von dem Minister bekommen, der ihm drei Bücherkisten ankündigt: morgen müssen wir sie bekommen. Ich hoffe, Herr Bibliothekar, daß Sie allen Freunden der Literatur einen Kandidaten empfehlen werden, der sich ihrer Interessen so thätig annimmt." — Und als der Bibliothekar fort war, sprach der Doktor zu Herrn Trageant: „Das wird Ihnen 300 Bände Ihrer Bibliothek kosten: aber dafür haben Sie die Stimmen aller Gelehrten und aller Dichter des Kreises."

Im Besitz der beiden Journale der Stadt, war Herr Trageant vor den Angriffen der Presse noch nicht geschützt. Man ließ ein heftiges Pamphlet gegen ihn erscheinen. In dieser Schrift standen so viel Wahrheiten, daß Forgeac selbst bestürzt ward. Madame Trageant, die nicht geschont wurde, spie Feuer und Flammen. Man lachte ganz laut, und der Skandal ward gefährlich.

„Sie müssen den Kerl packen", sagte der Doktor zu Herrn Trageant. „Was führen Sie für Waffen?" — „Was meinen Sie denn?" — „Sie müssen sich mit dem Verfasser des Pamphlets schlagen. Ihre Ehre und Ihre Kandidatur sind auf dem Spiel. Die Deputation ist schon einen Degenstich werth."

Herr Trageant bekam eine Wunde in den Arm.

„Sie sind verwundet, sagte der Doktor, das ist ja vortrefflich. Jetzt müssen Sie Ihre Wunde zu Ihrem Vortheil benutzen. Der Degenstich des Pamphletschreibers bringt Sie bei den jungen Leuten der Stadt in Ansehen, und dadurch gewinnen wir wieder einige Stimmen der Opposition. Kommen Sie, wir wollen in dem Kasserhause unserer Dandys eine Bowle Punsch trinken, und vergessen Sie nicht, sich einen guten Firniß von Liberalismus zu geben."

Die Dandys zu N. ließen dem Herrn Trageant eine ausgezeichnete Aufnahme widerfahren; er lud sie zu seiner Punschbowle ein, der mehrere andere folgten. Nach dem Punsch sprach man von einem Souper, das der Kandidat seinen jungen Freunden bereitet hatte. Das Fest dauerte die ganze Nacht: man fraternisirte mit dem Glase in der Hand, und über dem Wein vergaß sich Herr Trageant, der Kandidat der Unterpräfektur, so weit, daß er ein anarchisch-republikanisches Glaubensbekenntniß ablegte.

Den anderen Morgen lag Herr Trageant im Bett ganz krank von den Excessen der Nacht; aber dafür war er auch den anderen Morgen nicht mehr Kandidat, sondern Deputirter, und hinter den Vorhängen, wo ihn das Fieber fesselte, hatte er Muße, die Kosten seiner Wahl zu rekapituliren.

„Das Ding ist zwar sehr ruhmvoll", sagte er, „aber auch kostspielig genug. Zuerst habe ich einer Frau entsagen müssen, die ich liebte und die mich glücklich gemacht hätte, und eine Frau heirathen müssen, die ich nicht liebe, und die alles Mögliche thun wird, um mich unglücklich zu machen. Ich habe einen Degenstich bekommen und meine Gesundheit vielleicht für immer zu Schanden gemacht, denn Forgeac spricht schon von einer bedenklichen Gastritis. Ich habe mein Vermögen zu Grunde gerichtet und mich meines schönsten Bildes und meiner werthvollsten Bücher beraubt; ich habe 15,000 Franken dem Solitaire in den Rachen geworfen und mein schönstes Besitzthum um die Hälfte seines Werthes gebracht; und endlich habe ich ungeheure Schulden gemacht, um Stimmen und Hochzeitsgeschenke zu kaufen. Ist das nicht um bankerott zu werden?"

„Ja", antwortete Forgeac, der ihn gehört hatte, „es ist zum bankerott werden; aber der Deputirte wird schon Alles wieder einbringen."

Bibliographie.

Mémoires et dissertations sur les Antiquités nationales et étrangères. — Herausgegeben von der Königl. Societät der Alterthümer in Frankreich. Neue Folge. 3ter Theil. 7½ Fr.

Abrégé des Antiquités nationales. — Von A. L. Millin. Iste bis 4te Lief. mit 250 Kpfrn. 25 Fr.

Influence météorologique des montagnes et des forêts. — Von Morel.

Portugal.

Sicherheits-Polizei in Portugal.

In Lissabon und Porto besteht eine Art von Sicherheits-Polizei, die jedoch weder sehr thätig, noch sehr energisch ist, also auch nicht allzu viel Sicherheit gewährt. Die Provinzial-Städte und die Dörfer müssen sich selbst beschützen, so gut sie können; dort ist der Einzelne und Wehrlose ganz auf die Barmherzigkeit seines Feindes oder des Räubers angewiesen, dem nach seiner Börse und seinem Leben gelüstet. Die Obrigkeit läßt nur dann Bewaffnete ausrücken, wenn ein Ort von einer ganzen Räuberbande bedroht wird. Man nennt solche Banden Miguelisten, aber gewiß mit großem Unrecht; die Politik hat an ihren Exzessen selten oder niemals Antheil; gewöhnlich bezwecken sie nur Mord und Plünderung, und ihre vornehmste Triebfeder ist die Noth, bisweilen auch die Rache. In Ortschaften von geringem Umfang sind die einander kreuzenden Interessen immer in Bewegung: der Starke unterdrückt den Schwachen ungestraft; viel vermögende Feinde stellen sich Jeder an die Spitze eines ihm ergebenen größeren oder kleineren Haufens, und so giebt es Duelle auf Tod und Leben zwischen Hundert. Nicht selten trifft es sich, daß Standespersonen in ihren Häusern angefallen und ermordet werden; und fast immer steckt alsdann ein Mann von hohem Range hinter den Mördern, von dem sie bezahlt und beschützt werden.

Als Dom Miguel die Herrschaft über Portugal an sich riß, herrschte in Lissabon vollkommene Anarchie. Wer an Abenden auf abgelegene Straßen oder Spaziergänge sich wagte, der wurde von den Ziegenhirten (cabreiros), einem eben so armen als rohen Gesindel, das in den Umgebungen der Hauptstadt wohnt, überfallen und geplündert. Bald ging die Frechheit und Raubsucht dieser Kerle so weit, daß sie die Vorübergehenden bei hellem lichten Tage beraubten. Die Stadt war so gut wie im Belagerungs-Stande; man wagte sich nur in großen Karawanen und bis an die Zähne bewaffnet zum Thore hinaus.

Eines Tages ging ich, um einen meiner Freunde zu besuchen, der mit seiner Familie ein Landhaus auf dem Campo Lida bewohnte; dieses Landhaus steht in einem der prachtvollsten Orangen-Gärten um Lissabon. Es war ein lieblicher Maitag; die Stunden entflohen uns rasch im Schatten der Maulbeer- und breitästigen Nußbäume, und in der erfrischenden Nähe eines Springquells, der aus einem Marmor-Bassin emporsprudelte. Zwei Stunden nach Sonnen-Untergang machten wir uns auf den Rückweg in die Stadt. Die Nacht war schwül und finster; dickes Gewölk zog schwer und langsam dem Meere zu. Wir gingen zwischen verödeten und zertrümmerten Landhäusern, Denkmalen des unseligen Bürgerkrieges. Da wurde mir auf einmal sehr unheimlich zu Muthe. Mein Gefährte und ich, wir waren Beide ohne Waffen; ich hatte nur einen Sonnenschirm zu meiner Vertheidigung. Durch die

Risse der Mauern sah man in das Innere der verlassenen Häuser, furchtbare Schlupfwinkel, wo Räuber in Sicherheit ihrem Opfer auflauern konnten. Wir gingen schweigend und rasch vorwärts, bis wir etwa funfzig Schritt vor uns einen brennenden Cigarro an die Erde fallen sahen. Bald darauf traten uns zwei lange und finstere Gestalten in den Weg; es waren baumstarke Kerle in zerlumpter Kleidung. Beide erhoben ihre varas-paos*); Jeder von ihnen hatte seinen Mann ausgesucht. Ich sah das todbringende Instrument über meinem Haupte schwingen: ich that einen Seitensprung, der Hut fiel mir vom Kopfe, und das vara-pao fuhr an die Erde. In demselben Augenblick fiel mein Begleiter mit einem lauten Schrei zu Boden; ich glaubte ihn todt. Mein Gegner starrte mir mit dämonisch blitzenden Augen ins Gesicht und schlug dann, vor Wuth schäumend, ein zweites Mal nach mir. Ich entsprang ihm von neuem und rannte fort, indem ich aus Leibeskräften um Hülfe schrie.

Eine Zeitlang hörte ich Einen hinter mir herlaufen; dann wurde es wieder still in der ganzen Gegend. Ich war mit dem Verluste meines Hutes davongekommen. Das Landhaus, wo wir diesen Tag zugebracht hatten, war etwa vierhundert Schritte entfernt; ich kam athemlos an und erzählte meinem Wirth, was sich zugetragen. Sogleich schickte man bewaffnete Diener mit Fackeln, die meinen Freund aufsuchen sollten; sie fanden ihn mit blutigem Gesicht auf einem Acker. Die Räuber hatten ihn geknebelt und ihm Alles genommen, was er bei sich trug; er verdankte es nur dem Schrecken, der sich bei Annäherung des bewaffneten Trupps ihrer bemeisterte, daß sie ihm seine Kleider ließen. Wir machten sofort dem Richter des Bezirks von der Unthat Anzeige, und diesem gelang es, die Spitzbuben zu entdecken. Obgleich aber diese Kerle keineswegs Neulinge in ihrem Gewerbe waren, so that man ihnen doch kein Leid an; der außerordentlich gewissenhafte Richter erklärte das Verbrechen — für unbewiesen!

Schon acht Tage darauf überfielen die nämlichen Kerle, in derselben Gegend, um 11 Uhr Vormittags, zwei Engländer von meiner Bekanntschaft, denen man aber glücklicher Weise zu rechter Zeit Hülfe brachte. Bei dieser Gelegenheit wurde mein Hut wiedergefunden: der Spitzbube, der sich ihn zugeeignet, hatte ihn während des Kampfes vom Kopfe verloren. Erst drei Monate später ertappte die Polizei die beiden Vagabunden in flagrante delicto, und nun wurden sie zur Deportation verurtheilt.

So geht es in dem Weichbilde der Hauptstadt her. In der Provinz haben die Räuber ein noch ungleich freieres Spiel; da treiben sie ihr Gewerbe im Großen. Die Mitglieder der Bande versammeln sich an bestimmten Tagen; es sind Bauern, Tagelöhner, Handwerker, Bürger. Ist ein solcher Haufe organisirt, so heißt er eine Guerilla und liefert den Soldaten, die gegen ihn abgeschickt werden, regelmäßige Schlachten. Die Guerilla's plündern vereinzelt stehende Gehöfte und machen oft räuberische Einfälle in Flecken und Dörfer. In Lumiares sah man eines Tages einen zahlreichen Trupp bewaffneter Männer zu Fuß und zu Pferde einrücken; mitten unter ihnen befanden sich sechs als Magistrats-Personen gekleidete Männer, deren würdiges Aeußere Respekt einflößte. Der Trupp marschirte gerades Weges auf die Behausung eines reichen Geistlichen los; an alle Ausgänge pflanzte man Wachen, und die Pforte öffnete sich vor den Magistrats-Personen, die im Namen des Gesetzes (em nome da ley) Eintritt verlangten. Einige Bewaffnete folgten ihnen. Der Pfarrer und alle Hausbewohner wurden geknebelt und gefesselt; nur seine alte Mutter ließ man frei und fesselos; dafür mußte sie aber den unwillkommenen Gästen die Schränke und Spinden öffnen, in welchen das Geld und die Kostbarkeiten steckten. Die Räuber packten gemächlich ein, was ihnen des Mitnehmens werth schien, und zogen dann im Angesichte der Einwohner ab, wie sie gekommen waren. Jedermann hielt sie für Agenten der Obrigkeit, und keine Seele verrieth ihnen den Weg. Die Urheber dieses kecken Handstreichs blieben unbekannt.

Diejenigen Räuber, die an den Landstraßen im Versteck liegen, sind größtentheils verlarvt. Wenn sie einen Vorübergehenden bemerken, stürzen sie hervor, thun ein paar Flintenschüsse in die Luft und schreien: a terra! (an die Erde!) Der Kutscher oder Fuhrmann springt sogleich von seinem Sitz herunter und legt sich platt an den Boden; die Passagiere müssen es eben so machen und dürfen sich dabei nicht einmal umsehen; nur unter dieser Bedingung schont man ihres Lebens. Immer hat Einer von der Bande ein scharfes Augenmerk auf die Bewegungen der Reisenden, während die Uebrigen mit der Plünderung des Wagens beschäftigt sind.

Nur selten wird die Justiz dieser Räuber habhaft, und es ist sogar gefährlich, sie anzuzeigen. Einer meiner Landsleute war in der Nähe der Hauptstadt von sieben berittenen Männern rein ausgeplündert worden. Ein paar Wochen später begegnete er Zweien dieser Herren auf der Praça do Commercio; sie trugen seine besten Kleider. Aber der Anblick des Mannes, dem sie so übel mitgespielt hatten, brachte sie keinen Augenblick aus der Fassung; sie grüßten ihn, wie alte Bekannte, mit einem recht anmuthigen Lächeln. Gewiß wär es meinem Freunde ein Leichtes gewesen, die Kerle aufknüpfen zu lassen; allein dann setzte er sich der Rache ihrer Kameraden aus, die ihn unfehlbar bei erster Gelegenheit an einer abgelegenen Stelle erdolcht hätten.

Der Portugiesische Räuber tödtet in der Regel nur den, der ihm Widerstand leistet; zuweilen verfährt er aber dabei mit studirter, wahrhaft empörender Grausamkeit. Ein reicher Goldarbeiter von Nazareth hatte mit seinem Bedienten die Reise nach Lissabon angetreten; er führte Juwelen mit sich, deren Werth einige tausend Thaler betrug. Drei oder vier Tage darauf kam das Maulthier dieses Mannes allein in seine Wohnung zurück, und man schloß daraus, daß er ermordet sei. Nach langer Nachforschung fand man endlich die Leichname des Herrn und seines Bedienten im tiefsten Walde; Beide waren zusammen an einen Baum gebunden, aber ganz ohne Spuren äußerer Verletzung. Die Unglücklichen mußten den Hungertod gestorben seyn.

Besonders häufig ist der Straßenraub zwischen Lissabon und Porto. Reisende, welche von der einen Stadt zur anderen wollen, bilden Karawanen von 100 bis 150 Personen und begeben sich in den Schutz der Estafeta. Diese Estafeta ist eine Unternehmung gewisser Fuhrleute, die den Transport der Waaren durch Maulthiere besorgen. Obschon die Zahl der Fuhrleute bei dieser Art von Post nicht bekannt ist, so wird sie doch niemals angegriffen. Man glaubt allgemein, die Unternehmer zahlen den Spitzbuben einen jährlichen Tribut; mir will es aber bedünken, als wären die Räuber selbst die Entrepreneurs; denn sie können ja das Publikum nicht sicherer berauben, als unter dem Schatten der Königlichen Fahne, die immer dem Zuge vorgetragen wird. Da die Estafeta für alle Waaren, die man ihr anvertraut, verantwortlich ist, so läßt sie sich ungeheure Transport-Kosten bezahlen; sie stellt ihren Tarif nach dem muthmaßlichen Risiko, das aber in der That nur für den vorhanden ist, der ihr Patronat zu erkaufen versäumt.

Die Frechheit der Portugiesischen Räuber hat kaum ihres Gleichen. Wer wäre wohl im Stande, zu errathen, wo sie die geraubten Gegenstände von Werth aufbewahren? Sie selbst behalten nichts bei sich; auch haben sie weder Hehler von Gewerbe, noch Pfandleiher, die ihre Beute als Depositum annähmen. Es giebt einen viel sicherern Ort zum einträglichen Unterbringen des erbeuteten Gutes, und dieser Ort ist — das Gefängniß, in dem ihre Kameraden sitzen! Man hat nämlich weit und breit ganz Europa keine schlechter organisirte Gefängnisse, als in Portugal. Die Gefangenen leben meistens auf ihre eigenen Kosten, und wer an Baarem ist oder Niemanden hat, der ihm von Zeit zu Zeit Speise und andere Bedürfnisse bringt, erhält die sogenannte Suppe der Barmherzigkeit (sopa da misericordia). Ein Spitzbube, der nur bloß auf eigene Faust sein Gewerbe getrieben, braucht in seinem Kerker nie Mangel zu leiden; er bleibt mit seinen Verwandten und Spießgesellen in täglichem Verkehr und nimmt bei solcher Gelegenheit auch Manches in Verwahrung, was der Geber später wieder abholt, oder anderweitig darüber zu verfügen.

Oft ist das Wiederabholen eines solchen Depositums überflüssig, weil der Kerkermeister sich zur Befriedigung aller Betheiligten ins Mittel legt. Hat man Euch ein Kleinod gestohlen, das Euch besonders theuer war, so wendet Euch nur an diesen würdigen Mann; er wird es gewöhnlich bei seinen Klienten zu entdecken wissen und sich ein Vergnügen daraus machen, es Euch abzuliefern, vorausgesetzt, daß Ihr den doppelten Werth des Gegenstandes bezahlet. Sein Müller-Lohn ist ihm gewiß; der Klient, welcher das Kleinod bewahrt hat, darf sich auch einiger Dutzend Reis getrösten, und nach Abzug der beiden Honorare bleibt für den Deponenten (d. h. den Dieb oder Räuber) immer noch mehr übrig, als er vielleicht aus dem Verkaufe des gestohlenen Gutes gelöst hätte. (Le Droit.)

*) Es sind dies mit Eisen beschlagene Stöcke von fünf Fuß Länge; Spanisch varapalos.

Mannigfaltiges.

— Italiänische Literatur im Jahre 1836. Numerisch für die Leistungen der Italiänischen Literatur noch immer sehr bedeutend, doch sieht man sich die Sache genauer an, so findet man ein anderes Zahlen — nos numerus sumus. Im vorigen Jahre sind nicht mehr als 3314 Bücher in Italiänischer Sprache gedruckt worden. Diese vertheilten sich auf die verschiedenen Staaten in sehr ungleichen Verhältnissen. Es erschienen nämlich:

In der Lombardei (Mailand 522)	788
Im Venetianischen (Venedig 297)	843
Königreich Sardinien (Turin 211)	451
Herzogthum Parma (Parma 75)	111
„ Modena (Modena 26)	34
„ Lucca (Lucca 27)	27
Großherzogthum Toskana (Florenz 102)	151
Im Kirchenstaate (Rom 123)	200
Königreich beider Sicilien (Neapel 260)	356
Im Auslande (hauptsächlich Lugano und Paris)	50
Zusammen	3314

Man ersieht hieraus, daß das Lombardisch-Venetianische Königreich die meiste literarische Thätigkeit entwickelt, wie es auch überhaupt wohl den übrigen Italiänischen Staaten an äußerer und innerer Bildung vorgelegen ist. Den wissenschaftlichen und bibliographischen Rubriken nach vertheilten sich obige Erscheinungen folgendermaßen. Es lieferten die Theologie 651 Schriften (worunter viele Gebetbücher, ascetische und liturgische Schriften, Predigten, Heiligen-Verehrungen [Divozioni verso Maria Vergine allein 31] und andere Traktätlein); die Jurisprudenz 180 (worunter 56 Kriminal-Prozesse, die im Königreich beider Sicilien veröffentlicht wurden); Geographie, Geschichte, Archäologie und Mythologie 492 (worunter 112 Lebensbeschreibungen verstorbener Privatpersonen); Philosophie 73; Kameralistik 72; Mathematik 61; Physik und Chemie 113; Medizin und Chirurgie 290 (worunter 75 Inaugural-Dissertationen); Literaturgeschichte 30; Sprachwissenschaft 71; Poesie 435; Theater 112 (worunter 57 Opernterte); Romane und Erzählungen 113; Kupferstiche ꝛc. 69 u. s. w. — Daß unter diesen Schriften eine große Anzahl von Nachdrucken und eine noch größere von Uebersetzungen (namentlich aus dem Französischen und Englischen) sich befanden, braucht wohl nicht erst noch besonders hinzugefügt zu werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Montag den 20. November 1837.

Nord-Amerika.

Die Amerikanischen Ursprachen.

Die Gesellschaft der Amerikanischen Alterthumsforscher hat im verflossenen Jahre den zweiten Band ihrer Verhandlungen zu Cambridge in Massachussets erscheinen lassen.*) Den Hauptinhalt bilden die Untersuchungen Gallatin's über den grammatischen Bau und die innere Verwandtschaft der Amerikanischen Ursprachen, nebst Vokabularien und einem ansehnlichen linguistischen Apparat. Man sah in Amerika schon lange ihrer Bekanntmachung entgegen; die vieljährigen Studien des Verfassers, sein Forschertalent, die klare und richtige Gedankenfolge seiner Darstellung, beide bereits bewährt, ließen etwas Reichhaltiges und Gediegenes erwarten. Diese Erwartung ist denn auch in vollem Maße erfüllt worden. Voran geht eine historisch-kritische Einleitung (Introductory Essay), die gegen 200 Seiten einnimmt. Sie beginnt mit einer „Uebersicht der Indianer-Stämme, welche im Gebiete der Vereinigten Staaten, östlich von den Rocky-Mountains, und in den Britischen und Russischen Besitzungen auf dem Festlande von Nord-Amerika leben", und schließt mit „allgemeinen Bemerkungen". Hier hat der Verfasser in gedrängter Kürze die Resultate seiner umfassenden Belesenheit und seines Nachdenkens über die dunkle Amerikanische Vorzeit niedergelegt. Er führt die Geschichte dieser Volksstämme von den ältesten vorhandenen Nachrichten bis auf die jüngsten Zeiten herunter. Keine noch so entlegene Quelle ist ihm entgangen; die seltensten Werke in allen Sprachen, und namentlich die Berichte der ersten größtentheils Französischen Missionaire, sind mit einer Sorgfalt benutzt, die auch das Kleinste nicht übersieht. Ein vieljähriger Aufenthalt zu Paris**) ist dem Verfasser für diesen Theil seiner Forschungen zu Statten gekommen; daselbst finden sich in den Archiven des auswärtigen und des Kolonial-Departements die werthvollsten Dokumente aus der Zeit vor, als Frankreichs Herrschaft und Einfluß sich noch über Kanada, das Gebiet der großen Seen und des oberen Mississippi erstreckte. Unseres Wissens ist dies die erste zusammenhängende und einigermaßen befriedigende Darstellung der Ethnographie und Geschichte jenes großen Länder-Gebietes zwischen dem Eismeer und dem vormals Spanischen Amerika.

Auf diesen Text folgen nun die gesammelten Materialien, und zwar 1) eine Aufzählung der bei den Indianischen Völkerschaften herrschenden Stammsprachen und Dialekte, mit ausführlichen Notizen über Grammatik und Sprachbau, nach den besten und zuverlässigsten Quellen. 2) Zwei ethnographische Karten; die eine zeigt uns die Wohnsitze der Indianerstämme, wie sie ums Jahr 1600 den östlichen Küstenstrich am Atlantischen Meere bis hinüber zu den Alleghany-Bergen und zum Mississippi inne hatten; die zweite ist für das Jahr 1800 entworfen und stellt die Verbreitung der Stämme im Westen, vom Mississippi bis an die Küste des Stillen Oceans, dar. Letztere ist von Herrn Gallatin selbst gezeichnet, nach den Ergebnissen eigener Forschung in Büchern und auf Reisen. 3) Data zur Grammatik der Indianischen Sprachen und Dialekte, mit Hervorhebung des Gemeinsamen und Charakteristischen in Wortbildung, Wortabwandlung und Redeformen; die Paradigmen, aus funfzehn Idiomen mitgetheilt, beziehen sich hauptsächlich auf die Conjugation und das Regimen der Zeitwörter. 4) Eine Tafel über die Stamm- und Sprachverwandtschaft, über die wahrscheinliche oder muthmaßliche Verzweigung der Indianischen Völkerschaften; es sind ihrer 64 aufgeführt. 5) Vokabularien und kurze Sprachproben. Zuerst werden 181 Wurzelwörter, jedes in 53 Sprachen und Mundarten, verdolmetscht. Darauf folgt eine kleine Nachlese, worin gleichbedeutende Wörter und kurze Sätze aus achtzehn verschiedenen Sprachen mitgetheilt werden; doch finden sich hier bedeutende Lücken, so daß aus manchem Idiom nur acht, aus keinem mehr als 32 Proben gegeben sind. Desto vollständiger ist die nun folgende vergleichende Tafel über sechs Hauptsprachen, nämlich der Muscogee-, der Choctaw-, der Caddo-, der Mohawk-, der Seneca-Indianer und der Cherokee's, welche aus jedem dieser Idiome 452, aus dem Cherokesischen jedoch nur 393 Wörter aufführt. Eine besondere Liste hat den Zweck, die Verwandtschaft zwischen den Sprachen der Choctaw's und der Muscogee's darzuthun. Den Schluß macht eine Reihe ausgewählter Sentenzen und das Vaterunser in den vier Mundarten der Cherokee's, der Muscogee's, der Dahcota's und der Choctaw's.

Die Geschichte des Amerikanischen Menschenstammes beginnt für uns erst mit den Entdeckungen des Columbus und seiner Nachfolger. Die Benennung „Indianer", welche für die Eingebornen des ganzen Welttheils üblich geworden ist, schreibt sich von dem Irrthume der ersten Entdecker her, welche hier nicht einen neuen Welttheil, sondern das äußerste östliche Ende von Asien und Indien erreicht zu haben meinten. Daß diese rothe oder vielmehr kupferbraune Race gegen Ende des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts über ganz Amerika, vom Atlantischen bis an den Stillen Ocean, von Patagonien bis zum nördlichen Eismeer verbreitet war, wissen wir ganz bestimmt. Aber wo die ursprüngliche Heimath, die Wiege dieser Volksstämme zu suchen, von welchen Punkten ihre Verbreitung ausgegangen, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen sie geschehen sey, ob durch Völkerwanderungen, durch Eroberungszüge, durch Colonisation, darüber fehlt uns alle Kunde so ganz und gar, daß nicht einmal Vermuthungen zu wagen sind. In die jahrtausendlange Nacht fällt mit der Landung des Columbus auf Guanahani, im Jahre 1492, der erste Lichtstrahl. Die Berührung mit den Europäern ist der eingeborenen Bevölkerung verderblich geworden; die letzten Jahrhunderte erfüllt der langsame, aber unwiderstehliche Prozeß ihrer Aufreibung und Vernichtung. Sie werden von der Küste nach dem inneren Lande gedrängt; sie weichen vor den nachrückenden weißen Männern von Revier zu Revier, sie wollen nicht lassen von ihrem freien Jägerleben. Aber zu eigentlichen Auswanderungen ganzer Volksstämme kommt es nicht mehr; sie bleiben in der Gegend, wo sie zuerst gefunden wurden, oder doch in deren Nähe; da kämpfen sie unter sich oder gegen die fremden Dränger, da sterben sie aus. So sind die Araukaner in Chili, die Chariben auf Hispaniola, die Azteken in Mexiko, die Powhattan's in Virginien, die Lenapee's und Algonquin's in Neu-England und am Sankt-Lorenz-Strom spurlos von der Erde verschwunden.

Herr Gallatin bringt die Urbevölkerung des Theiles von Nord-Amerika, der sich zwischen dem Atlantischen Ocean und den Rocky-Mountains, von Florida im Süden bis zum nördlichen Polarmeer erstreckt, mit Rücksicht auf die Sprachverwandtschaft unter zehn Hauptstämme. Von diesen sind einige auf der ethnographischen Karte für das Jahr 1600 als Anwohner des Atlantischen Meeres angegeben; die anderen finden wir auf dem zweiten Blatte, für 1800, längs dem ganzen Mississippi-Thale, an den Ufern der Kanadischen Seen und in den weiter nordwärts gelegenen Englischen Besitzungen verbreitet. Fünf darunter, die Seminolen nämlich, die Muscogee's, Cherokee's, Choctaw's und Chacasaw's, haben in dieser ganzen Zeit ihren Wohnsitz nicht verändert. Die Algonquin's und Lenapee's, welche Herr Gallatin zu einem Stamme rechnet, nahmen das ganze Gebiet zwischen dem Mississippi und der See, von den beiden Karolina's bis Cap Breton, und weiter nach Norden das obere Kanada bis zur Hudsonsbai ein, nur mit Ausschluß der Landstriche, welche an der südlichen Gränze dieses Gebietes von den Irokesen, Tuscarora's und Catawba's, und in der nordwestlichen Ecke zwischen den Seen und dem Mississippi von den Winnebago's besetzt waren. Die Völkerschaften, welche zwischen dem Mississippi und den Rocky-Mountains zu Hause sind, gehören zu einerlei Sprachstamm, nämlich dem der Sioux; nur die Pawnee- und die Blackfeets (Schwarzfuß-) Indianer sind hiervon ausgenommen. Eine andere Sprachfamilie, welche Herr Gallatin unter dem Namen der Athabaca-Mundarten zusammenfaßt, herrscht in dem weiten Gebiete nördlich von den Quellen des Mississippi und westlich von der Hudsonsbai; zu ihr werden die Winnipeg's, die Tacullie's, die Biber-Indianer, die „Dogribs" (Hunds-Rippen) u. a. m. gerechnet. Endlich die eisbedeckten Küsten, Meerbusen und Inselgruppen der Polarsee, von Grönland bis zur Behrings-Straße und hinüber zu den Ausläufern des Asiatischen Kontinents, sind die Heimath der Eskimos. Von diesen hält es Herr Gallatin für ausgemacht, daß sie von Osten nach Westen gewandert und von Amerika nach Asien hinübergegangen sind. Was jedoch die übrigen Amerikanischen Volksstämme betrifft, so scheint die Annahme, daß ihre Ausbreitung über den Kontinent in der Richtung von Westen nach Osten erfolgt sey, mehr für sich zu haben, als die entgegengesetzte. Es ist zu bedauern, daß Herr Gallatin seine Untersuchungen nicht über die Bewohner der Westküsten von Nord-Amerika hat erstrecken können. Auch die Vergleichung der Nord-Amerikanischen Sprachen mit den Süd-Amerikanischen bleibt eine Aufgabe für künftige Zeiten. Wir erinnern uns nur einer einzigen Stelle, wo Herr Gallatin Beispiele aus Süd-Amerikanischen Dialekten, namentlich aus dem Araukanischen, herangezogen hat.

Es sind nun gerade funfzig Jahre her, seitdem Jefferson in seinen

*) Archaeologia Americana: Transactions and Collections of the American Antiquarian Society. Vol. II. Aus der Universitäts-Buchdruckerei zu Cambridge. 4. 573 S.

**) wo Gallatin Gesandter der Vereinigten Staaten war. Sein Name ist in den Verhandlungen wegen der Indemnität von 20 Millionen oft genannt worden. Gegenwärtig lebt er zu New-York und bekleidet eine hohe Stelle in der Finanz-Verwaltung dieses Staates.

Briefen über Virginien — sie sind 1787 erschienen, aber schon 1781 und 1782 geschrieben — auf die Nothwendigkeit aufmerksam machte, die Sprachen der Indianerstämme zu studiren, um über ihre Herkunft und ihre Verwandtschaft unter einander aufs Reine zu kommen. Er beklagt die Sorglosigkeit, welche in dieser Beziehung geherrscht hat: „Schon sind", sagt er, „ganze Völkerschaften, größere und kleinere, von dem Schauplatze verschwunden, andere sind im Begriff, auszusterben, und die Nachwelt wird kaum wissen, daß sie je existirt haben. Es ist hohe Zeit, das Versäumte nachzuholen. Man sollte über alle Dialekte, die in Süd- und Nord-Amerika gesprochen werden, Vokabularien entwerfen; wenn sie auch nicht vollständig gerathen, so dürften doch die Wörter und Bezeichnungen für die natürlichen, im täglichen Leben dieser Völker vorkommenden Gegenstände und Verrichtungen, die Ausdrücke für solche Gedanken und Begriffe, die auch der unkultivirtesten Horde des Waldes und der Steppen nicht fremd seyn können, nirgends fehlen. Auch die Grundlinien der Grammatik, die Abwandlung der Nenn- und Zeitwörter, die Regeln der Wortverbindung und des Satzbaues müßten aufgezeichnet und diese Materialien in allen öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt werden. Alsdann würden in künftigen Zeiten Sprach- und Geschichtsforscher im Stande seyn, diese Sprachen unter einander und mit denen der alten Welt zu vergleichen und so den Zusammenhang des Amerikanischen Menschenstammes mit den anderen großen Völkerfamilien zu ermitteln." Was Jefferson damals ausgesprochen, wird erst jetzt, nach dem Aufschwunge, welchen die wissenschaftliche Sprachforschung in den letzten Jahrzehenden genommen, in seiner ganzen Wahrheit und Wichtigkeit anerkannt. Die Sprache, auch ohne Schriftwesen und Literatur, die Sprache an und für sich allein, als organisches Gebilde aus Wortlaut und Wortform, ist das lehrreichste und zuverlässigste Denkmal von dem Daseyn eines Volkes; alles Andere ist dagegen unbedeutend. An Gräben, Dämmen, Erdwällen und dergleichen uralten rohen Anlagen, die sich besonders im Westen des Alleghany-Gebirges und je weiter nach Westen desto häufiger finden, erkennen wir ungefähr die alten Lagerplätze und Niederlassungen der Indianerstämme. Es wird ein irdener Topf, eine Pfeilspitze, oder sonst ein Geräth von Stein oder gebrannter Erde, von Holz, von Knochen oder von Kupfer ausgegraben; ein solcher Fund wird denn immer als ein Beitrag angesehen zu unserer Kenntniß von dem Kulturzustand jener Völker, von ihren Lebensgebräuchen und Kunstfertigkeiten, — aber wie dürftig, wie unsicher ist auch im günstigsten Falle die hieraus zu schöpfende Belehrung! Die Indianer hatten und haben zum Theil noch gegenwärtig eine Art Bilderschrift, aber keine ewig dauernde auf Stein, wie die alten Aegypter, sondern eine leicht zerstörbare, schnell vergängliche auf Baumrinde oder Bast; es finden sich auch Malereien, richtiger gesagt Kleckfereien, an Felsen und Steinwänden. Es wird schwer daraus klug zu werden und wenig daraus zu lernen seyn; jedenfalls ist, um sie deuten zu können, eine nähere Bekanntschaft mit der Sprache erforderlich, welche den Schlüssel zu der Vorstellungs- und Ausdrucksweise abgeben muß.

Das Wort ist flüchtig, aber der Sprache als solcher kommt eine höhere Dauer und Beständigkeit zu. Sie ist nichts zufällig oder willkürlich Hervorgebrachtes, sondern das Lautwerden des menschlichen Geistes inmitten der natürlichen Umgebungen. Sie produzirt und entwickelt sich, ein beseelter Organismus, nach gewissen allgemeinen Lebensgesetzen, aber sie hat zugleich immer eine eigenthümliche Gestaltung, ein individuelles Gepräge, einen Charakter, der sich in der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel der Formen unvergänglich behauptet. Alles, oder doch fast Alles, was die Indianer auf dem Boden Amerika's gethan und geschaffen haben, ist zu Grunde gegangen oder wird zu Grunde gehen; wir sind nicht im Stande, dem vernichtenden Werke der Zeit und der Geschichte Einhalt zu thun, — was wir retten, sind stumme Fragmente und Trümmer. An der Sprache hingegen, wenn wir ihren Wortschatz und Regelbau der Vergessenheit entziehen und zum unverlierbaren Gemeingut der Wissenschaft erheben, besitzen wir ein Denkmal, aus welchem uns der Geist längst entschwundener Völker und Zeiten unmittelbar anspricht. Dasjenige Element der Sprache, in welchem sich die geistige Eigenthümlichkeit des redenden Individuums oder Volksstammes, in welchem sich, so zu sagen, die Qualität seines Denkens am reinsten ausprägt, verdient daher von Seiten der Forscher die größte Aufmerksamkeit. Dieses Element ist das grammatische, das Prinzip der Articulation und formellen Gliederung der Rede. In dem Wortvorrath finden wir die Bezeichnungen des Gegenständlichen, als Substanz oder Accidens, die Grammatik lehrt uns, wie die Beziehungen ausgedrückt werden. Dieses letztere Element widersteht am meisten der Veränderung, nimmt am wenigsten Fremdartiges in sich auf. Appellativa, Adjektiva, überhaupt Nominal- und Verbalstämme geben mehr oder weniger leicht aus einer Sprache in die andere über, — aber daß ein Volk sich Fürwörter, Partikeln, oder gar Flexionsformen von einem anders redenden angeeignet hätte, ist wohl nie und nirgend, auch bei naher Berührung, bei lebhaftem Verkehr nicht vorgekommen. Die Pronominalstämme ganz besonders sind gewissermaßen unverwüstlich; oft schrumpfen sie durch Verbindung und Zusammensetzung, durch Verschmelzung und Abschleifung bis auf einen einzigen Stammvokal oder Stammkonsonanten zusammen, aber sie behaupten ihre Stelle. Auch die Zahlwörter sind ein sehr fixes Element in der Sprache. Mit den Indianischen Zahlwörtern hat es übrigens eine besondere Bewandtniß; wahrscheinlich nämlich war ihre ursprüngliche Bedeutung keine abstrakt numerische, sondern eine konkrete, und schloß die Bezeichnung der gezählten Gegenstände mit ein. Etwas Aehnliches findet sich noch gegenwärtig bei einigen Insulanern der Südsee, welche eine besondere Art von Zahlworten haben, um Kokosnüsse, eine andere, um Fische, eine dritte, um Vogels- oder Schildkröteneier u. dgl. zu zählen. Auch Partikeln spielen in den Indianischen Idiomen eine sehr wichtige Rolle; sie schließen sich als Präfixe und Suffixe den Nominal- und Verbalwurzeln an und erheben durch ihr Hinzutreten das in der Wurzel liegende Attribut in eine bestimmte Kategorie der Aussage.

Leider scheinen viele Gelehrte, die sich in England und Amerika mit linguistischen Forschungen abgeben, über den hier berührten Gegenstand noch sehr unrichtige Ansichten zu hegen, die durchaus irre führen müssen, wenn man sie bei der Untersuchung zu Grunde legt. Man lies zum Beispiel in einem Briefe, welchen ein Englischer Gelehrter unlängst an einen Amerikanischen schrieb, die Erforschung der Indianischen Sprachen betreffend, folgende Worte: „Am meisten geeignet, von einem Volksstamm zum anderen, von einer Sprache in die andere überzugehen und sich über ein großes Gebiet zu verbreiten, sind Artikel, Pronomina, Hülfsverba, Präpositionen; nächstdem Zahlwörter." Gerade das Gegentheil ist wahr. — Daß die Bezeichnungen eines und desselben Gegenstandes in verschiedenen Sprachen durchaus verschieden lauten, daß ein Volk in seiner Mundart Vokale, Konsonanten, Lautverbindungen, Tonweisen, Modulationen hat, welche kein anderes nachzusprechen oder nachzuahmen vermag, dies findet Jeder natürlich und begreiflich; es liegt in den Organen. Aber daß die Denkorgane der Völker eben so mannigfaltig verschieden sind, als die Sprachorgane, scheint Vielen nicht eingeleuchtet zu haben.*)

Weil die grammatische Organisation der Amerikanischen Idiome so ganz von den Formen und Schematen abweich, an welche man sich beim Lateinischen, Griechischen, oder beim Hebräischen, Arabischen u. s. w. gewöhnt hatte, sprach man ihnen gewisse grammatische Elemente und Functionen ganz und gar ab. Mit gleichem Rechte könnte ein Naturforscher, der bisher nur an vierfüßigen Thieren beobachtet hätte, den Fischen das Vermögen zu athmen und sich zu bewegen absprechen, weil sie keine Lungen und keine Füße haben. Vor 70 Jahren behauptete Colden, die Indianischen Sprachen hätten keine Pronomina. Etwas später kam Edwards mit seiner Abhandlung über die Muhl-Kiniu oder Mohikaner und versicherte, diese hätten in ihrer Sprache keine Adjektiva, außer zur Unterscheidung der fünf Finger an der Hand. Beudinot fand keine Präpositionen, und der Geistliche Dr. Beecher beklagte sich, es gebe in der Indianischen Sprache keine Worte, die wichtigsten Wahrheiten der Bibel auszudrücken. Der Reisende Le Hontan sagt von der Mundart der Lenapee's, welche zu den reichsten und ausgebildetsten gehört, sie sey ohne Wortaccent und Betonung. John Tanner, dessen Abenteuer im Westen Dr. James neuerlich herausgegeben hat, behauptet von den Indianern, sie unterschieden bei ihren Nenn- und Zeitwörtern die Einzahl und Mehrzahl nicht. Andere Schriftsteller sagen, es gebe im Indianischen kein Wort für seyn oder existiren; noch andere sprechen ihnen Artikel, Conjunctionen, Zeitabwandlungen und Modi der Verba, Personalflexionen und alles grammatische Regimen für Beiwörter und Objekte ab. Dergleichen Urtheile finden sich in Zeitschriften und einzelnen Abhandlungen aus den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren zu Tausenden. Die Wahrheit aber ist, daß die meisten Indianischen Dialekte eine sehr genaue, in mancher Hinsicht sehr feine Grammatik haben, die freilich nicht in Regeln gefaßt und aufgezeichnet ist, aber sich im lebendigen Gebrauch der Sprache von selbst, ohne Kunst und Lehre, geltend macht; eine Grammatik, welche dem deutlichen, bestimmten, erschöpfenden Ausdrucke aller Gedanken — innerhalb der Lebens- und Geistes-Sphäre des Indianers, versteht sich — nicht nur nicht hinderlich, sondern sogar einer natürlichen, kraftvollen naiven, eindringlichen und oft sehr gefälligen Beredsamkeit günstig ist. Kein Fremder, kein Weißer namentlich — er müßte denn unter Indianern geboren und aufgewachsen seyn — ist im Stande, ein Indianisches Idiom grammatisch richtig zu sprechen. Die Pelzjäger und Handelsleute, welche mit den Eingebornen im inneren Lande verkehren, wissen gerade so viel Indianisch zu radebrechen, daß sie sich über Kauf und Tausch, über die nächsten Geschäfte und Bedürfnisse mit ihnen verständigen können; ein anderes Gespräch vermögen sie nicht zu führen.

Einige Beispiele von der grammatischen Eigenthümlichkeit der Amerikanischen Idiome — ausführlich wollen wir uns auf dieses etwas trockene Thema hier nicht einlassen — entlehnen wir aus der Algonquin-Sprache. Diese gehört der großen ehemaligen Völker-Familie der Algonquin's und Lenapee's an und wird noch heute von dem Stamme der Odjibwa's gesprochen, unter den wenigen Ueberresten dieser sonst weitverbreiteten Nation der zahlreichste und am wenigsten ausgeartete

*) Wir freuen uns, in diesen Andeutungen des Amerikanischen Linguisten eine unbewußte, aber darum gerade um so überraschendere Wiederhelung dessen zu finden, was Wilhelm von Humboldt über den Geist der Sprachen so gründlich ausgeführt und uns als unschätzbare Reliquie hinterlassen hat. Noch überraschender freilich müßte es für unseren Amerikaner seyn, wenn er dasjenige, was er hier mit einem Hinblick auf seine gelehrten Landsleute und die sprachforschenden Engländer noch als frommen Wunsch ausspricht, in dem großen Werke unseres hingeschiedenen Humboldt schon mit philosophischer Erkenntniß zu einem Ganzen abgerundet sähe. Es ist hier nicht der Ort, auf jenes Werk, das in seiner Vollendung eben so die Amerikanischen, wie die Sprachen der Asiatischen Inselwelt umfassen wird, näher einzugehen, aber wir können es uns nicht versagen, wenigstens eine einzelne Stelle mitzutheilen, die den Beweis liefern wird, wie der Deutsche Gelehrte schon im Großen und Allgemeinen aufgefaßt hat, was hier der Amerikanische nur für den besonderen Fall angewendet. In seiner Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes (Einleitung zu dem großen Werk über die Kawi-Sprache auf der Insel Java) sagt Wilhelm von Humboldt, „der in den Bau einer größeren Menge von Sprachen eingedrungen, als wohl noch je von Einem Geiste umfaßt worden": „Zur Geisteseigenthümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere müßte vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellektualität und die Sprache gestalten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Wie sie in Wahrheit mit einander in einer und ebenderselben, unserem Vergrifen unzugänglichen Quelle zusammenkommen, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber über die Priorität der einen oder anderen entscheiden zu wollen, müssen wir als das reale Erklarungs-Prinzip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein lebendig selbstständig vor uns steht, die Sprache aber an ihr nur haftet." D. R.

Digitized by Google

Daß die Chippeway's (Tschippewäer) ursprünglich zu derselben Familie gehörten, hat Herr Gallatin aus der Uebereinstimmung der Pronominal-Suffixe in den beiderseitigen Dialekten dargethan. Die Stämme der Algonquin-Lenape's, zu welchen auch die Mohikaner gehörten, müssen von der Gegend aus, wo jetzt die Staaten von Neu-England, New-York, Connecticut, Massachussets liegen, sich nordostwärts bis an den Sankt-Lorenz-Strom, an der kriegerischen binnenländischen Nation der Irokesen oder Mohawk's vorbei, und von da westwärts längs den Kanadischen Seen bis an den oberen Lauf des Mississippi verbreitet haben. Die Traditionen der Tschippewäer, die jetzt zwischen dem Huronen-See und den Quellen des Mississippi wohnen, weisen nach Osten zurück; sie sind als ein eroberndes Volk westwärts und nordwestwärts vorgerückt und haben andere Stämme aus ihren Sitzen verdrängt. An der Südwestküste des Oberen Sees muß vor ihnen ein zu den Dakota's gehöriger Stamm gesessen haben. Die Mohikaner wohnten, oder, wie der Ausdruck im Indianischen lautet, sie „wachten" vor Alters an den Gestaden des Atlantischen Meeres; sie waren eine Zeitlang von den Mauquaz oder Mohawk's unterjocht und entrichteten ihren Tribut in Erzeugnissen der See. Dieser Zusammenhang ist längst durch Colden's Forschungen, und auch die Sprachverwandtschaft dieser Stämme bereits durch die Wörtersammlungen und Untersuchungen Elliot's, Roger William's und des Missionairs Pater Rasle ermittelt. Ein sehr geringer Ueberrest von etlichen Stämmen der Lenape's findet sich noch in einem Bezirke von Connecticut. Eine größere Zahl hatte sich in die Grafschaft Steckbridge, in Massachussets, gezogen und wurde hier durch Missionaire der Schottischen „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums in Amerika" im Christenthume unterrichtet. Nach dem Amerikanischen Befreiungskriege wanderten sie gen Abend, in das Land der Oneida's im westlichen Theile des Staates New-York, und zuletzt 1820 abermals westwärts in einen Landstrich unweit der Green-Bay.

(Schluß folgt.)

P o l e n.

Memoiren des Johann Chrysostomus Pasek.

(Schluß.)

Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war gegen uns sehr zuvorkommend, fügte sich bei allen Gelegenheiten in uns, gastirte uns und kleidete sich sogar Polnisch. Wenn Truppen vorüberziehen, pflegt wohl Dieser oder Jener seine Bekannten zu begrüßen, der Kurfürst aber trat fast jedes Mal vor sein Zelt heraus, oder, wenn er sich in der Stadt aufhielt, vor seine Wohnung und hielt die Mütze so lange in der Hand, bis alle unsere Fähnlein vorüber waren. Er mochte sich Hoffnung gemacht haben, nach dem Tode Kasimir's zu unserem Könige erwählt zu werden; und vielleicht wäre es auch dazu gekommen, wenn der Abgesandte des Kurfürsten bei der Wahl selbst nicht seinem Herrn in den Weg getreten wäre. Als Jenem nämlich ein Staroste sagte: „Nun, so mag der Fürst Lubern von sich werfen und bei uns König werden!" entfielen ihm die Worte: „Das thät er auch für ein Kaiserthum nicht!"

Dort in Dänemark konferirte unser Wojewode Czarniecki häufig mit dem Kurfürsten, weil er uns Polen und die Kaiserlichen kommandirte. Er hatte auch 12,000 Preußen zu uns stoßen lassen, ein besseres Volk, als die Kaiserlichen, weshalb wir auch mit ihnen lieber Kantonnirungen bezogen, als mit diesen.

Es war bestimmt worden, daß an dem heiligen Weihnachtstage, am frühen Morgen, die Festung Koldingen sollte berannt werden. Schon um Mitternacht wurde daher Reveille geschlagen, es wurden gegen fünfhundert Aexte, die aus den benachbarten Dörfern zusammengebracht waren und zum Einhauen der Mauern dienen sollten, unter die Truppen vertheilt, und es kam die Ordre, daß Alles sich in einer Stunde zum Sturm bereit halten und jeder Fußgänger ein Bund Stroh zum Schutz gegen die Flintenkugeln vor die Brust nehmen sollte. Durch eine kurze Andacht gestärkt, näherten wir uns dann mit Tagesanbruch der Stadt.

Indem kehrt der an die Schweden abgesandte Trompeter zurück. Sie lassen uns sagen: „Thut, was Euch Euer ritterlicher Sinn zu thun heißt, wir haben Euch in Polen nicht gefürchtet, noch weniger fürchten wir Euch hier." Sie schlugen unseren Angriff nicht hoch an, da sie sahen, daß wir nicht einmal eine Kanone hatten; auch bestand unser ganzes Corps nur aus einem Regimente Fußvolk, aus vier Schwadronen des Piaseczynski und aus den 300 wackeren Leuten des Semenow. Insbesondere hofften die Schweden, wie uns nachher die Gefangenen sagten, die beim Sturme untaugliche Reiterei durch die ersten Schüsse aus einander zu treiben. Unser Wojewode sprengte hinter uns her und sprach: „So mag denn Gott Euch in seinen Schutz nehmen! Seyd guten Muthes! Habt Ihr erst durch die Gräben gesetzt, so suchet im schnellsten Laufe dicht an die Mauern zu kommen, denn dort kann Euch der Feind nicht mehr so viel schaden."

So ging es denn vorwärts. Von dem Fußvolke hatte Jeder sein Bund Stroh vor der Brust, die Reiter begnügten sich mit ihren Panzern. Ich ließ sofort das Weihnachtslied anstimmen: „Laßt uns diesen König loben", was auch Wolski that, der eine Abtheilung führte, und von beiden Abtheilungen hat Gott nach seiner Güte auch nicht einen Mann umkommen lassen, während die anderen Abtheilungen fast decimirt worden sind. Als wir aus dem Graben kamen, warf Mancher sein Bund Stroh, das ihm zu beschwerlich wurde, hinab, dem Beispiele der Vordermänner folgten die Nachkommenden, und so wurde der Durchgang durch den Graben zuletzt sehr erleichtert. Schwer war freilich in dem tiefen Schnee mit jener Bürde den Wall wieder hinanzuklimmen, wer aber sein Bund zurückbehielt, konnte nachher in demselben eine Kugel finden, die kaum bis zur Mitte eingedrungen war.

Wir traten aus dem Graben. Ich ließ nicht, wie die Anderen: „Hu! hu!" sondern „Jesus Maria!" rufen, weil ich vermeinte, daß uns der Herr Jesus mehr helfen werde, als Jenen ihr Herr Hu!, und nun ging's im vollen Laufe auf die Mauer los. Ein dichter Kugelregen empfing uns, da stöhnte so Mancher, da stürzte so Mancher zusammen.

Ich gelangte mit meinen Leuten an einen Pfeiler, in dem sich ein mit einem starken eisernen Gitter versehenes Fenster befand. Ich ließ sogleich auf die Mauer loshauen, um das Gitter herauszubauen. In dem oberen Stocke befand sich aber, gerade über uns, ein gleiches Fenster, aus dem auf uns mit Pistolen geschossen wurde, denn andere Schießgewehre konnten wegen des Gitters nicht herabgerichtet werden. Sogleich ließ ich nun funfzehn Musketen nach oben richten und befahl, loszubrennen, sobald sich wieder eine Hand zeigte. Da fiel ein Pistol herab, und kein Feind wagte es mehr, uns seine Hand zu weisen; dagegen wurden nun Steine auf uns herabgeworfen, deren man sich aber leichter erwehren konnte, als einer Kugel.

Kaum ist das Gitter herausgeschlagen und die Fensteröffnung weit genug, da ruft Wolski, wie er gern überall voran ist: „Ich krieche hinein." Aber kaum ist er mit dem Kopfe drinnen, da greift ihn ein Schwede in die Haare. Er schreit. Ich erfasse seine Füße. Die Schweden locken ihn fein säuberlich zu sich hinein, wir aber zerren ihn wieder heraus, so daß beinahe der ganze Kerl aus einander gerissen wird. Er ruft: „Laßt mich lieber los, denn Ihr zerreißt mich", doch ich befehle meinen Leuten, einige Musketenkugeln zur Oeffnung hineinzusenden. Darauf bekommen wir nicht nur unseren Mann zurück, sondern wir können auch unaufgehalten einzeln hineinkriechen, und erst als schon über hundert der Unsrigen in dem Gewölbe sind, trat eine Rotte Musketiere herein, die wahrscheinlich vor unseren Kugeln entflohen war. Wir geben Feuer, ihrer Sechs fallen, die anderen Feiglinge machen sich wieder auf die Beine. So treten wir glücklich aus der Wölbung und stellen uns auf dem Hofe auf, während uns durch jene Oeffnung fortwährend Verstärkung zukömmt.

Als die Schweden uns auf dem Hofe bemerkten, da begannen sie zu trompeten und mit weißen Fahnen zu wehen, zum Zeichen, daß sie um Pardon bäten. So hielt denn die erbärmliche Prahlerei, daß Schweden niemals um Pardon bitten, nicht Stich. Wir behielten unsere Leute zusammen, weil der Feind noch nicht überwunden war, und waren ungewiß, was weiter zu thun wäre; indessen stand Jeder aufmerksam auf seinem Posten. Auf einmal kamen auf der Treppe, die in die Zimmer des Kommandanten führte, Musketiere zum Vorschein. Ich rief den Meinigen zu: „Seht, da bekommen wir Gäste!" Wir ließen die Leute alsbald einen Halbmond formiren, weil die Kugeln bei solcher Aufstellung den wenigsten Schaden thun, und befahlen, gleich nach dem ersten Schusse zu den Säbeln zu greifen. Weiterhin wirbelten indeß die Trommeln, Trompeten ertönten, lebhaftes Schießen, Geschrei und Getöse.

Wir waren eben im Begriff, auf unser Häuflein Feinde im Hofe Feuer zu geben, als aus den Gemächern am Thore Flüchtlinge hervorzustürzen begannen, denn auch dem Dänischen Oberst-Lieutenant Tetmin war es gelungen, mit seinen Dragonern hereinzudringen. Bei unserem Angriff stürzen auch Einige der Unsrigen, nur mit den Säbeln, auf die Feinde los, ein Theil erliegt auf der Treppe, einen anderen schneiden wir durch eine Schwenkung von der Treppe ab. Diesem, so wie jenen Flüchtlingen, die geradezu in die Falle gehen, ist bald der Garaus gemacht, und nun zerstreut sich Alles, was noch am Leben ist, in die Gemächer, um Beute zu suchen, und dort wird noch mancher Feind niedergemacht.

Tetmin meinte mit seinen Dragonern der Erste in der Festung zu seyn. Da er nur unser Funfzehn auf dem Hofe findet und eine Masse von Todten umherliegen sieht, so bekreuzt er sich und ruft: „Habt Ihr Handvoll Leute alle die hier umgebracht?" — „Wir", antwortet Wolski; „dort im Thurme giebt es aber auch noch für Euch zu thun."

An dem Rande der Festung, dicht am Meere, befand sich ein Thurm mit einem flachen Dache, welcher mit Blei eingedeckt und mit schönen messingenen Rinnen versehen war; rund umher standen eben Statuen von Erz und weißem Marmor, täuschend lebendigen Wesen ähnlich.*) Gott im Himmel! welch' ein Gekrach vernahmen wir plötzlich von jenem Thurme her! Unsere Soldaten hatten sich in die Gewölbe desselben begeben und füllten sich aus den dort befindlichen vollen Pulverfässern ihre Mützen, ihre Tücher und was sonst Jeder zur Hand hatte. Ein Schurke von einem Dragoner wagt sich sogar mit brennender Lunte dahinein, ein Fünkchen fällt hinab, das Pulver entzündet sich, zersprengt die Mauern mit furchtbarem Knall und wirft das Dach und jene Marmor- und Alabaster-Statuen in die Luft. Eine derselben, die eine Frau darstellte, kam unversehrt wieder herab, weshalb auf das Geschrei, es liege dort die Frau des Kommandanten, Viele hinzustürzten und Manche sich fast erst durch das Betasten überzeugen konnten, daß es ein Stein sey.

Nun hatte sich aber wirklich der Kommandant mit seinem Gefolge auf diesen Thurm zurückgezogen und gedachte von hier aus, freilich zu spät, um Pardon zu bitten. Er hätte solchen noch erhalten können, wenn die Pulvermassen, alle Stockwerke durchbrechend, nicht auch die allda befindlichen Personen erfaßt hätten, so daß sie, in Rauch gehüllt, bis zu den Wolken emporflogen und wir sie, als die Gewalt des Stoßes nachließ, einzeln wie Frösche in das Meer herabfallen sahen. Die Armen wollten vor den Polen gen Himmel flüchten, aber da wollte man sie nicht einlassen, und St. Peter verschloß vor ihnen schnell die Thür, indem er sprach: „Seht Ihr, in Krakau habt Ihr Eure Pferde in die Kirchen führen wollen, und da mußten die armen Jesuiten an Euch, wie an Heiden, große Summen bezahlen. Jetzt wollte Euch der

*) Diesen Thurm, den ich lieber einen Saal nennen möchte, pflegten die Könige zu ihren Lustdarkeiten, Mahlzeiten und Tänzen zu benutzen; denn die Lage des Thurmes war überaus schön, man konnte von da aus nicht nur fast ganz Dänemark, sondern auch noch einen Theil von Schweden übersehen.

Held Czarniecki mit Frieden und Heil beschenken, und den habt Ihr verschmäht. Gedenket, wie Ihr im Schlosse zu Sandomir heimtückisch den Polen Pulver untergelegt habt. Und jetzt habt Ihr dicht geschossen und doch den Polen nicht viel anhaben können, deshalb, weil sie von den Engeln Gottes beschützt werden."

Guter Gott! Wie gerecht sind Deine Gerichte! In Sandomir legten die Schweden unseren Polen verrätherischer Weise eine Mine in das Schloß, und doch hat damals Gott errettet, wen er gewollt hat; denn der dortige Edelmann Bobola wurde mit dem Pferde bis auf das andere Ufer der Weichsel geworfen, ohne Schaden zu leiden. Hier hatten sie sich selbst diese Grube gegraben, und ohne Vorbedacht von unserer Seite war das Unglück geschehen, ja von den Unsrigen vermißten wir selbst etwa zwölf Mann, die wahrscheinlich dabei umgekommen.

Beide Könige, der Dänische und der Schwedische, bemerkten den Unfall, es sah ihn das ganze Kaiserliche und Brandenburgische Heer; aber man meinte, es sey ein Freudenfeuer der Polen zum Weihnachtsfeste. Dem Könige von Schweden sagten jedoch gleich zwei Polen, die sich noch bei ihm befanden, daß dies etwas Anderes seyn müßte, weil solche Freudenfeuer nur zu Ostern bei den Polen stattfänden.

So war denn das ganze Werk fast in drei Stunden siegreich vollbracht, und unser Feldherr konnte die Festung sogleich durch den Hauptmann Wonsowicz besetzen lassen. Wir zogen uns alsdald in unsere Standquartiere zurück, denn noch sollte erst die heilige Festmesse gelesen werden. Da wurde, als wir mitten in einem Walde waren, unserem Priester Pickarski der Meß-Apparat zugeführt, nach dem er schon in der Nacht ausgeschickt hatte. Sofort blieb das Heer stehen. Um einen Eichenstummel, der nun statt des Altars diente, sammelten wir uns, und da wurde der Gottesdienst gehalten, wenngleich die Kälte so streng war, daß der Meßwein erst beim Feuer aufgethaut werden mußte. Weithin durch den Wald erschallte unser Te deum. — Ich kniete zu dem Priester nieder, um ihn bei der Messe zu bedienen. Indem ich ihn freudig bekleide, redet der Feldherr ein: „Bester Herr Bruder, mindestens wasche Dir erst die Hände." Doch der Priester erwiedert: „Laßt das gut seyn; Gott verabscheut das Blut nicht, das zu seiner Ehre vergossen worden."

Heiteren Sinnes ritt der Feldherr mit uns, weil er, wovon bisher fast kein Beispiel war, eine solche Festung ohne Kanonen und Fußvolk eingenommen hatte. Beides hätte er leicht von dem Kurfürsten, der in der Nähe stand, erhalten können, aber er wollte sich nicht schmiegen und beugen, und so vollführte er sein Vorhaben mit Gott, eigenen Kräften vertrauend. A. Wrr.

Italien.

Handels-Notizen aus Italien.

Der Handel Toskana's mit Liverpool hat sich seit zehn Jahren ansehnlich vermehrt. Im Jahre 1826 liefen im Ganzen nur drei aus Livorno kommende Schiffe im Hafen von Liverpool ein; im vorigen Jahre sah man vierzehn Toskanische Schiffe dort. Diesen Zuwachs der Handels-Verbindungen verdankt man dem zunehmenden Verbrauch des Borax und der Boraxsäure in den Englischen Fabriken. Der Borax aber wird am besten und im größten Ueberflusse in Toskana gewonnen. Die Lagunen sind es, aus deren verpesteten Dünsten man Boraxstoffe zu ziehen wußte, aus denen man einen Artikel gewinnt, der viele Menschen beschäftigt und den Umkreis der Lagunen zu bevölkerten Gegenden macht, statt daß die vergiftete Luft sie zu Wüsteneien machen müßte. Seitdem man angefangen hat, die Lagunen auf diese Weise zu benutzen, wird die ganze Umgegend mit großer Sorgfalt bebaut, und die kleine Stadt Grosette, die vor einigen Jahren höchstens 400 Einwohner hatte, zählt jetzt 1200.

Nächst dem Borax machen die Strohhüte den wichtigsten Ausfuhr-Artikel Toskana's. Eine Zeitlang wurden jährlich 900 Kisten, 24,000 Hüte enthaltend, nach England gebracht, das dafür 70,000 Pfd. Sterling, also ungefähr 3 Pfd. für den Hut bezahlte. Allein der hohe Eingangszoll, der sich bei den Hüten geringster Qualität bis auf 300 Prozent verstieg, zwang den Handel, sich entweder in Schmuggelei aufzulösen, oder das bloß zubereitete Stroh nach England auszuführen und die Verfertigung der Hüte und ihren Gewinn den Engländern selbst zu überlassen. Aber auch auf dieses Stroh legte die Regierung noch die ungeheure Eingangs-Steuer von 75 Prozent. Der Handel Toskana's kann blühend genannt werden, wenn man ihn mit dem des übrigen Italien vergleicht. Besonders sind die Fabriken Rom's im kläglichsten Zustande. In vielen webt man noch mit der Hand, wie ein Jahr vor der Sündfluth; in anderen findet man Webstühle, so grob und unbeholfen, wie bei den Hindu's im Dekan. Das Hospital St. Michael hat das Privilegium, dem Römischen Heere alle Stoffe zur Kleidung zu liefern; es hat 25 Stühle und 850 Arbeiter, und doch verfertigt man kaum 77,000 Ellen jährlich.

Einer der Hauptmärkte Italiens ist die Stadt Sinigaglia. Die Messe, die dort jährlich vom 20. Juli bis zum 10. August abgehalten wird, führt der Stadt Kaufleute von der ganzen Halbinsel zu. Seit 1831 hat sich der Umsatz der Waaren auf mehr als das Doppelte vermehrt. Man führte nämlich über Ankona ein: Im Jahre 1831 für 42 Millionen Francs; 1832 für 49, 1833 für 64, 1834 für 82, 1835 für 98 und 1836 für mehr als 100 Millionen. Die meisten Waaren kamen vom Auslande, und zwar lieferte:

Im Jahre 1832

Oesterreich für	13,908,900	Francs
Frankreich.	11,768,900	"
England.	9,769,600	Francs
Amerika.	6,769,600	"
die Schweiz.	3,748,300	"
die beiden Sicilien. . .	2,794,300	"

Im Jahre 1835

Oesterreich für	23,626,600	Francs
Frankreich.	21,555,400	"
England.	14,365,900	"
Amerika.	10,788,000	"
die Schweiz.	8,603,600	"
die beiden Sicilien. . .	6,883,700	"
Ostindien	3,552,300	"
Rußland	2,663,900	"
Griechenland	2,199,500	"
Spanien	1,956,800	"
Toskana.	1,294,600	"
die Türkei.	987,900	"

Die vorzüglichsten Artikel waren Seidenstoffe, Wollenzeuge, Leinwollen- und Garngewebe, rohes und raffinirter Zucker, Eisen, Stahlwaaren, Bijouterieen, Stablarbeiten, Rum, Branntwein, Farbestoffe, Kaffee, Kakao, Leder, Parfümerieen, Olivenöl, Indigo und Seide.

Mannigfaltiges.

— Wallenstein's Leben von T. Mitchell. *) Der bisherige Oberst-Lieutenant Mitchell hat so eben eine interessante Lebensgeschichte Wallenstein's herausgegeben, eine Lebensgeschichte, wie wir sie in deutschen noch nicht besitzen, da keines der beiden Schillerschen Werke dafür gelten kann, indem es entweder, wie das dramatische, eine dichterische Vergeistigung des Helden, oder, wie das historische, ein Gemälde des dreißigjährigen Krieges ist, in welchem Wallenstein's riesige Gestalt vor der noch mächtigeren des großen Schweden-Königs zurücktritt und Männer, wie Bernhard von Weimar und Tilly, die Theilnahmsamkeit nicht minder fesseln, als er selbst. Wallenstein ist indessen durch Schiller's Darstellungen nicht bloß in Deutschland, wo die Sage seines erlöschen beginnenden Traditionen des dreißigjährigen Krieges wieder aufgefrischt wurden, sondern auch in Frankreich und England, wo glückliche Uebersetzungen ihnen zu Hülfe kamen, ein populairer geworden. Er ist den Völkern eine ähnliche Personification des dreißigjährigen Krieges, wie es Friedrich der Große die des siebenjährigen und Napoleon die des Französischen Revolutions-Krieges ist. „Sir in Alle", sagt ein Rezensent der Times (vom 10. Nov. d. J.), „auf das Innigste vertraut mit der tragischen Figur Wallenstein's, wie sie uns in dem edeln Trauerspiele Schiller's gezeigt oder für uns in Coleridge's wunderbarer Uebersetzung kopirt worden ist. Und so groß ist die Macht des Genies — eines Gottes, der Thatsachen schafft und die Welt mit seinen eigenen Schöpfungen bevölkert — daß die Hauptfigur aus Schiller's Drama für uns eine wesenhaftere und natürlichere Gestalt geworden, als der wahre Wallenstein der Geschichte, obwohl uns diese doch von nicht geringem Interesse seyn muß, denn er war der größte Feind, den die protestantische Kirche jemals gehabt, und selbst der Zustand des blutigen Europa ist zum Theil noch eine Folge dessen, was Er vor zwei Jahrhunderten für seinen Kaiser in blutigen Schlachten erfochten hat." — Herr Mitchell darf also für seine Geschichte Wallenstein's auf ein aufmerksames Publikum und auf Anerkennung auch in seinem Vaterlande rechnen; ja, er rühmt sich sogar, unparteiischer zu Werke gegangen zu seyn, als zuweilen Schiller in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die oft ihren protestantischen Verfasser nicht verleugnen kann. Auch den Engländern vindizirt er in seiner Darstellung einen Antheil nicht bloß an dem Kampfe, sondern auch an dem Ruhme des furchtbaren Deutschen Krieges, bei dem es sich um die Vernichtung oder Erhaltung des evangelischen Glaubens gehandelt. Wir geben hier aus der Einleitung des Hrn. Mitchell diejenige Stelle, die darauf hindeutet, und zweifeln nicht, daß das Neue, was der Englische Biograph Wallenstein's etwa bringt, auch in Deutschland seine kritische Würdigung finden werde. „Großbritanien", sagt er, „hatte um jene Zeit zum ersten Male die Kronen der drei Königreiche auf dem Haupte seines Fürsten vereinigt gesehen. Aber die Vortheile dieser glücklichen Union, welche die Quelle so vieler künftigen Größe und Ehre seyn sollte, waren anfangs nicht wahrzunehmen. England war unter der Regierung Elisabeth's mächtiger gewesen und hatte im Ausland einen größern Einfluß geübt, als Großbritanien unter den ersten Königen des Hauses Stuart. Als Volk nahm Britanien keinen direkten Antheil an dem dreißigjährigen Kriege, aber Tausende von seinen Söhnen verbanden sich mit gewaffneter Hand die Ehre ihres Landes. Viele fremde Länder und Fürsten ärndteten in jenem Kampfe freilich größeren Ruhm, als irgend ein patriotischer Schriftsteller für Großbritanien oder seine Bewohner möglicherweise in Anspruch nehmen kann; gleichwohl waren doch die auf dem Schlachtfeld erworbenen Lorbeern edler oder glänzender, als diejenigen, welche sich die Britischen Krieger erwarben, die dem König Gustav Adolph nach Deutschland gefolgt. Schiller, der die Anwesenheit eines Britischen Heeres unter den Befehlen des Marquis von Hamilton erwähnt, sagt bei dieser Gelegenheit, daß die Landung dieser Armee Alles sey, was uns die Geschichte von den Engländern im dreißigjährigen Kriege erzähle. Eine unparteiischere Betrachtung der Thaten der Geschichte würde jedoch wahrscheinlich den großen Schriftsteller veranlaßt haben, seine Meinung zu ändern."

*) The Life of Wallenstein, Duke of Friedland. By Lieutenant-Colonel T. Mitchell. — London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Mittwoch den 22. November 1837.

England.

Eisenbahnen in England.

Man erstaunt, wenn man die seit wenigen Jahren in England theils zu Stande gebrachten, theils im Werke begriffenen Eisenbahn-Anlagen, ihre Ausdehnung und Mächtigkeit betrachtet. Der Eifer und die Thätigkeit auf diesem Felde, weit entfernt, nachzulassen, nehmen vielmehr noch beständig zu. Die Englischen Kapitalisten sind ausdauernde Spekulanten und wissen sich in die unausbleiblichen Unfälle bei industriellen Unternehmungen zu schicken. Einige bereits angelegte Eisenbahnlinien haben Kosten und Zinsen nicht gedeckt, andere nur sehr geringen Ertrag abgeworfen; doch schreckt dies Niemanden ab, und jedes neue Eisenbahn-Projekt findet, zumal in den belebten Handels- und Manufaktur-Distrikten, eine Compagnie, die sich der Ausführung unterzieht. Im vergangenen Februar hat die Gesellschaft, welche für den Bau der Eisenbahn von Manchester nach Birmingham konzessionirt worden, um das erforderliche Kapital von zwei Millionen Pfund zusammenzubringen, 20,000 Actien zu 100 Pfund Sterling aus; der Handelsstand von Manchester allein nahm 14,000 Actien und deckte somit fast im Nu ein Kapital von 1,400,000 Pfund.

Gewiß, in England geschehen solche Wunder leichter als anderwärts, weil hier so unermeßliche Reichthümer in den Händen Weniger konzentrirt sind; doch würden sie sich daraus allein nicht erklären. Der wahre Grund liegt im Charakter der Engländer: der Unternehmungsgeist durchdringt bei ihnen wie der public spirit alle Stände. So groß die Kontraste sonst in der Englischen Gesellschaft sind, so feindlich die Parteien in der Politik sich bekämpfen: auf dem Boden der industriellen Unternehmungen sind sie einig; hier streben Alle auf gleichem Wege zu gleichem Zweck. Nicht bloß die kolossal Reichen, sondern auch die mäßig Begüterten, die Wohlhabenden unter den kleineren Gewerbeleuten treten mit Eifer und nach Kräften zu den Eisenbahn-Unternehmungen bei. Ist der Betrag einer Actie für den Einzelnen zu hoch, so schießen mehrere kleine Rentiers oder Handelsleute die nöthige Summe zusammen und erstehen eine Actie gemeinschaftlich. So ist denn hierdurch eine neue Art des Eigenthums entstanden, welches sich durch alle Klassen der Gesellschaft vertheilt, und eine Menge Mitglieder des niederen Handelsstandes sind im wahren Sinne des Wortes Mitbesitzer der geschaffenen oder noch zu schaffenden Eisenbahnen. Die Geneigtheit, sich an solche Unternehmungen einzulassen, ist bei den Engländern so groß, daß das Parlament sich genöthigt sieht, den Eifer dafür zu zügeln und alle dergleichen Pläne mit äußerster, fast mißtrauischer Vorsicht zu prüfen. Es ist nur zu wahr, daß die Agiotage, die Jobberei sich des Handels und Schwindels mit Eisenbahn-Actien bemächtigt und die Leichtgläubigkeit oder Unvorsichtigkeit derer ausgebeutet hat, die sich übertriebene Vorstellungen und Hoffnungen von der Sache machten. Die noch nicht ganz verwundene Handelskrisis des vergangenen Winters wird sogar zum Theil den bedeutenden Verlusten verfehlter Eisenbahn-Speculationen zugeschrieben.

Das beim Regierungsantritt der jungen Königin Victoria aufgelöste Unterhaus hat während seiner letzten Session nicht weniger als 118 Petitionen und Bills, Eisenbahnen betreffend, zu prüfen gehabt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß es mit vielfachen und schweren Kosten verknüpft ist, eine solche Angelegenheit vor und durch das Parlament zu bringen. Es erscheint eine eigene Monatsschrift, das Railway Magazine, das sich ausschließlich mit Eisenbahn-Angelegenheiten beschäftigt. Dieser Zeitschrift zufolge sind 79 Bills unter jenen 118, nach vorgängiger Prüfung in den Ausschüssen, zur Diskussion im Comité des Unterhauses gekommen. Nur 42, also ein Drittheil der ganzen Zahl, sind vom Unterhause genehmigt worden; 34 wurden theils von den petitionirenden Parteien selbst zurückgenommen, theils durch Abstimmung im Unterhause verworfen. Dreien Bills, die durch das Unterhaus gegangen waren, versagte das Oberhaus seine Genehmigung.

Die 42 Bills, die demnach wirklich zur Ausführung kommen werden, haben zum Zweck, das große Englische Eisenbahnnetz auszudehnen und Lücken in demselben durch Verbindung gewisser Punkte und Linien auszufüllen. Vierzehn darunter betreffen die Eröffnung ganz neuer Communicationswege: durch 3 werden der Lauf und die Abzweigungen mehrerer noch in der Anlage begriffener Eisenbahnen bestimmt; durch 10 werden Verbesserungen und Aenderungen in der Richtung mehrerer Bahnen autorisirt; sechs andere modifiziren oder erweitern die ihren Unternehmern durch frühere Parlamentsakte eingeräumten Rechte; die 7 übrigen enthalten die Bestätigung einer im Jahre 1836 gebildeten Eisenbahn-Gesellschaft, setzen den zur Beendigung mehrerer Bahnen vorgeschriebenen Termin weiter hinaus und ermächtigen mehrere Unternehmer, die Kosten der Anlage durch Ausgebung neuer Actien bis zu einer gewissen Summe oder durch Anleihen zu decken. Diese Summe, die in keinem Fall überschritten werden darf, ist für die Birmingham-Londoner Bahn auf eine Million Pfund und für die Greenwich-Londoner auf 150,000 festgesetzt. Schon in der vorjährigen Sitzung des Parlaments hatten mehrere Eisenbahn-Compagnieen die Erlaubniß, Anleihen aufzunehmen, nachgesucht und erhalten, und dies wiederholt sich häufig. Es müssen also theils die Bau- und Unterhaltungskosten gewisser Bahnen den Voranschlag weit übersteigen, theils der Passagier- und Waarentransport weniger abwerfen, als die Unternehmer erwarteten. Gewöhnlich ist Ersteres der Fall, und die erfahrensten Ingenieure erklären es aus guten Gründen. Die Schienen wurden durch die Reibung und den Druck der schwerbeladenen Wagen schneller abgenützt, als man gedacht hatte; man mußte sie durch neue, stärkere ersetzen, und das zu einer Zeit, wo der Preis des Eisens auf eine nie erhörte Weise in die Höhe ging. Dies ist der Punkt, auf welchen man, wo es sich um die Anlage neuer Eisenbahnen handelt, auf dem Kontinent namentlich, die größte Aufmerksamkeit zu richten hat. Sind die Engländer allen Anderen zuvorgekommen, so mögen Andere dafür die von den Engländern theuer erkauften Erfahrungen nützen.

In folgender Uebersicht sind die vom Parlament in der letzten Session genehmigten neuen Eisenbahnen zusammengestellt und bei jeder die Länge in Englischen Meilen, das Kapital der unternehmenden Gesellschaft, der Voranschlag der Ausgaben und der jährlichen Einnahmen angegeben:

Bahn.	Länge in Meilen.	Kapital.	Die Meile soll kosten.	Jährliche Einnahme.
		Pfund Sterling.		
Von Bolton nach Preston	19.	380,000.	19,240.	52,386.
„ Chester nach Birkenhead . . .	14.	250,000.	17,698.	48,625.
„ Chester nach Crewe	20.	250,000.	11,622.	51,006.
„ Cork nach Passage	6.	200,000.	28,450.	31,878.
„ Dublin nach Kilkenny	73.	800,000.	10,651.	197,376.
„ Dundalk nach Western . . .	24.	100,000.	4,000.	49,275.
„ Glasgow nach Ayr	57.	625,000.	10,740.	113,827.
„ Glasgow nach Paisley . . .	22.	400,000.	17,245.	113,313.
„ Clarence nach Hartlepool . .	8.	52,000.	5,717.	18,114.
„ Lancaster nach Preston . . .	20.	250,000.	12,269.	43,654.
„ London nach Brighton . . .	109.	1,800,000.	21,217.	328,420.
„ Manchester nach Birmingham	79.	2,100,000.	21,612.	263,474.
„ Maryport nach Carlisle . . .	28.	180,000.	6,425.	30,362.
„ Sheffield nach Manchester . .	40.	700,000.	17,434.	258,700.

Von diesen 14 neuen Eisenbahnlinien kommen, wie man sieht, 9 auf England, 2 auf Schottland, 3 auf Irland. Ihre Gesammtlänge beträgt 471 Englische Meilen, das Gesammtkapital der 14 Compagnieen 8,090,500 Pfund, und im Durchschnitt wird auf 10¾ Prozent reinen Ertrag gerechnet. Die Ausgaben für den Ankauf der Grundstücke und die Baukosten betragen für alle zusammen 6,861,285 Pfund, so daß die Meile im Durchschnitt auf 14,566 Pfund zu stehen kommt. Die jährlichen Kosten für den Unterhalt der Bahn und den Transport, auf 45 Prozent der Brutto-Einnahme veranschlagt, geben 1,575,802 Pfund, wovon 923,078 Pfund durch den Personen-Transport und 652,724 durch den Waarentransport gedeckt werden sollen. Die beiden Bahnen von Sheffield nach Manchester und von Dublin nach Kilkenny scheinen nach dem Voranschlage das günstigste Resultat für die Unternehmer zu versprechen; von ersterer erwartet man 18¼ Prozent, von letzterer 14¼ Prozent jährlichen Reinertrages, während alle 14 zusammen im Durchschnitt nur 10¾ Prozent zu rentiren versprechen, also weniger als andere große industrielle und kommerzielle Unternehmungen.

Eine besondere Bill ertheilt die Erlaubniß, die schon 1836 votirte New-Castler Eisenbahn bis York zu verlängern. Dadurch gewinnt diese Bahn eine Ausdehnung von 76 Englischen Meilen, kommunizirt mit den Eisenbahnen von Carlisle, Durham, Sunderland, Clarence, Stockton und Darlington und eröffnet direkte Verbindungen zwischen den Hafenorten New-Castle, Shields, Sunderland, Stockton und Hartlepool. In York wird sie mit der von London kommenden Bahn zusammenstoßen und dann eine der wichtigsten Sectionen in der vom Parlamente schon genehmigten großen Nord-Englands-Bahn (Greath-North of England rail-way) bilden. Diese letztere wird eine Länge von 300 Meilen haben, und ihre äußersten Punkte werden London und Edinburg seyn. Das Kapital der Compagnie, welche die Verlängerung der New-

Castleschen Bahn nach York unternommen hat, beträgt eine Million Pfund; sie hofft auf eine große Einnahme von dem Transport der Bergwerkeprodukte aus der Grafschaft Durham, wo es so viele Steinbrüche, Steinkohlen-, Blei- und Eisengruben giebt. Auch hofft diese Compagnie durch vervollkommnete Einrichtungen die Fahrt der Lokomotiven beschleunigen und den Preis der Plätze herabsetzen zu können. Erfüllt sie ihre Versprechungen, so werden die Wagen, statt 12, zwanzig Englische Meilen in der Stunde machen und die Person für die Meile statt 4 Pence nur zwei zahlen.

Für die Verbindung Englands mit dem Kontinent, mit Frankreich namentlich, hat die Bahn von London nach Brighton das größte Interesse. Diese freundliche Seestadt liegt 54 Meilen südlich von London an der Gränze der Grafschaft Sussex, den Küsten der Normandie gegenüber, und steht durch Dampfboote mit den Französischen Hafenorten Havre und Dieppe in täglicher Verbindung. Ihr Ausgangspunkt in London wird sich am südlichen Ende der New-London-Bridge in dem volkreichen Stadttheil Southwark, also recht im Mittelpunkte des Londoner Handels und Verkehrs, nicht weit von der Stelle, wo die meisten Schiffe in der Themse anlegen, in der Nähe der Docks und der großen Waaren-Entrepots befinden. So wird sich denn eine neue direkte Bahn auf dem kürzesten Wege bilden für den Ablauf und Vertrieb der Waarenmasse, die Jahr aus Jahr ein von 13,000 Schiffen im Londoner Hafen abgelagert wird. Wo die Bahn an die Seeküste stößt, da wird sie durch die Dampfschifffahrt gleichsam fortgesetzt werden und auf diese Weise Dieppe, Havre, Rouen, die Stapelorte des Pariser Handels, im Becken der Manche und der Seine erreichen. Diese Brightoner Bahn wird sich an die Croydoner anschließen und Zweige nach Hewes, Newham und Shoreham abgeben. Die gesammten Baukosten sind für die Hauptbahn auf 897,073 Pfund, für die Seitenbahnen auf 302,833 Pfund veranschlagt. Wenn die Franzosen das Ihrige thun und die Eisenbahn von Paris nach Havre und Dieppe führen, so werden Paris und London einander auf eine Tagereise nahe gerückt seyn, was für Frankreich und England von unberechenbaren und für beide Länder wohlthätigen Folgen seyn muß. Eisenbahnen und Dampfschifffahrt können die Annäherung beider Völker rascher und wirksamer befördern, als alle Kunst der Diplomatie und alle politische Berechnung.

Das bisherige Fuhr- und Transportwesen wird natürlich auf vielen Punkten durch die neuen und rascheren Communicationen überflüssig gemacht. Die dabei Betheiligten haben Klage vor dem Parlament geführt und sich zum Beweise, daß ihre Befürchtungen gegründet wären, auf die Angaben berufen, die man in den jährlich erscheinenden Prospekten, Rechnungslegungen und anderen Dokumenten der Eisenbahn-Compagnie liest. So z. B. heißt es in einem Bericht, welcher neulich den versammelten Actionairen der Great Jonction rail-way Seitens der Compagnie vorgelegt wurde: „Die Erfahrung weniger Monate hat hinlänglich bewiesen, daß keinerlei Transport-Anstalt im Stande ist, mit uns Konkurrenz zu halten. Nicht allein haben wir auf der Haupt-Communicationslinie das ganze alte Fuhr- und Frachtwesen verdrängt und sind an dessen Stelle getreten, sondern auch den Vertrieb, der bisher auf Seitenbahnen geschah, hat unsere Eisenbahn zum größten Theil absorbirt. Auf der ganzen Eisenbahnlinie hat das Lohnfuhrwesen völlig aufgehört; hingegen auf allen Straßen, die zur Eisenbahn heranführen, herrscht eine bisher nie gesehene Lebendigkeit. Man kann jetzt über Nacht von London nach Liverpool und Manchester kommen, und nicht allein die Ortschaften längs der Bahn, sondern auch die entfernteren zu beiden Seiten haben durch die von uns bewirkte Raschheit des Verkehrs unleugbar gewonnen. Um endlich durch eine einzige Thatsache die Ausdehnung und Wichtigkeit unseres Kurses ins Licht zu setzen, führen wir an, daß die General-Postverwaltung uns die Felleisen und Briefstaschen von mehr als 740 Stationen zugehen und durch uns bestellen läßt."

Solche Erklärungen sind allerdings eben so beunruhigend für die Einen, wie erfreulich für die Anderen. Das Parlament hat sich sehr angelegentlich mit den Reclamationen der leidenden Gewerbszweige beschäftigt und die Sache durch ein besonderes Comité untersuchen lassen. Dieses Comité hat die erfahrensten Männer abgehört und sehr merkwürdige Aussagen gesammelt. Herr Clarke Wimberley, der einem großen Londoner Fuhrwesen vorsteht, bemerkte, die alten Landstraßen würden bald so wenig befahren werden, daß ihr Unterhalt sich durch den bisherigen Straßenzoll nicht mehr würde bestreiten lassen; er erklärte ferner, die Fuhrwerkbesitzer an allen Punkten der großen Englischen Nordbahn und namentlich die Eigenthümer der alten Mail- und Stagescoaches müßten nothwendig zu Grunde gehen. Was sie hauptsächlich zu Grunde richtet, ist die Abgabe, welche das gewöhnliche Fuhrwerk vom Personen-Transport entrichten muß. Hierin stimmten zwei andere Zeugen mit Herrn Wimberley vollkommen überein, nämlich Herr Richard Smith, der die Stelle eines Assessor of the milage duty bekleidet, und Sir Edward Hees, Secretair beim Edinburger Post-Amt. Jene Abgabe ist im höchsten Grade unzweckmäßig und unbillig doch; sie beträgt für die Reise von London nach Edinburg auf die Person acht Shilling (2⅔ Thaler). Und was das Schlimmste ist, sie ist ungleich vertheilt. Die Dampfwagen zahlen bei weitem weniger, als die gewöhnlichen Zugfuhrwerke; für jene nämlich beträgt die Meilensteuer nur ¼ Pence auf jeden Passagier, für diese ½ Pence; die Dampfboote dürfen für den Passagier-Transport gar nichts zahlen. Es liegt hierin eine große Ungerechtigkeit, die das nächste Parlament wohl auszugleichen suchen wird. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder durch verhältnißmäßigen Aufsatz oder durch gänzliche Abschaffung der Steuer. Im Interesse der Industrie und des Verkehrs wäre das Letztere zu wünschen; aber der Staatsschatz wird die Summen, welche jene Abgabe einbringt, nicht entbehren wollen, und dagegen gilt, das wissen wir längst, keine Einrede. (R. d. P.)

Fischerei in Irland.

Seit den Ichthyophagen, bei denen Menelaos auf seiner unglücklichen Fahrt von Troja nach Sparta Zuflucht fand, bis auf die jetzigen Fischer von Australien, hielt man die Wörter Fischer und Armer für Synonyme. Trotz dieser Meinung aber ergriffen die Holländer diesen Erwerbszweig mit besonderem Eifer, und es gelang ihnen, denselben zu einer Quelle vaterländischer Wohlfahrt zu machen. Ihrem Beispiele folgten viele Küstenstädte Großbritaniens, und auch ihnen war es vergönnt, jene Behauptung Lügen zu strafen. Das kleine Dorf Claddagh, welches die westliche Vorstadt von Galway in Irland bildet, hat 3000 Einwohner, die nur vom Gewinn ihres Fischfanges leben. Die Einwohner von Claddagh halten nicht, wie die meisten Irländer, ein Stück mit Kartoffeln bepflanztes Feld und ein Schwein für ihr summum bonum. Ihre Thätigkeit eröffnete sich einen Weg zu belohnenderem Unternehmungen. Sie bleiben gewöhnlich 3 bis 4 Tage zur See, kommen zurück, übergeben die Ladungen von Fischen ihren Weibern zum Verkaufen und stechen nach einigen Stunden Ruhe aufs neue in die See. Seit 1712 haben sie, nach der Weise der Holländer, Schiffe mit Fischkasten, um nach den Märkten Londons lebendige Fische zu liefern. Die Kriege zwischen Frankreich und England störten gewöhnlich die Fahrten der Irischen Fischer nach London, und im letzten Kriege waren die Märkte dieser Stadt oft gänzlich von Vorräthen entblößt.

In der neuesten Zeit ist dieser Erwerbszweig der Irländer fast auf Null herabgesunken, wenn man damit den wachsenden Gewinn der Schottischen Fischereien vergleicht. So haben 1822 die Irischen Fischer nur 12,122 Tonnen Häringe geliefert, während die Schotten 36,38 Tonnen lieferten. 1829 hatten die Irländer 16,855 Tonnen, die Schotten aber 89,680. Dieses Mißverhältniß rührt theils von der Unwissenheit des Irischen Schiffers her und von seinen Vorurtheilen; mehr aber von den Hindernissen, die durch Maßregeln der Regierung dieser Industrie in den Weg gelegt werden. Besonders hemmend wirkte die Besteuerung des Salzes. Früher waren auf dem ganzen Littoral Irlands kleine Salzsiedereien zerstreut, wo sich der Fischer schnell und wohlfeil mit Salz versehen konnte; seit der Besteuerung sind sie fast sämmtlich eingegangen, und man sieht sie nur noch an der mittelöstlichen und südöstlichen Küste, zu Dublin und Waterford, wo sie eine Art von Monopol geworden sind und das Salz zu einem Preise liefern, der den Häringfang im Großen sehr beschränkt, während früher fast keine Hütte an der Küste war, wo man nicht wenigstens eine Tonne Häring für eigenen Gebrauch jeden Winter hatte.

In früheren Zeiten betrachteten die Herrscher Englands die Fischerei als einen vorzüglichen Erwerbszweig für Irland. Daher befahl eine Verordnung Eduard's IV. schen, jedem fremden Schiffe, welches an der Irländischen Küste fischt, eine für die damalige Zeit beträchtliche Steuer aufzulegen. Der stolze Philipp II. von Spanien und die geizigen Holländer mußten den Tribut entrichten. Das Irische Meer ist heute noch so fischreich, wie ehemals; es hat an allen Arten Ueberfluß; die Lage des Landes ist die günstigste für Fischerei, da es überall Buchten und Häfen hat, wo leichte Schiffe gegen Stürme Zuflucht finden; allein die Regierung thut nichts für die Fischerei, aber viel dagegen.

Bibliographie.

Practical Surgery. — Mit 120 Abbildungen. Von R. Liston. 22 Sh.

Consistency of the discoveries of modern geology with sacred history. — Von Prof. Silliman. 3 Sh.

The use of auscultation and percussion. — Von Dr. J. Bell. 6 Sh.

Vocabulary of Egyptian hieroglyphics. — Von Sharpe. 4. 12½ Sh.

The rise and progress of British power in India. — Von Auber. Zweiter Theil. 21 Sh.

Nord-Amerika.

Die Amerikanischen Ursprachen.

(Schluß.)

Die Lenapees sprechen den Mohikanischen Dialekt, und ein im Jahre 1827 entworfenes Vokabularium zeigt eine durchgängige Uebereinstimmung mit dem Tschippewäischen. Fast alle Wörter sind gleichlautend, bis auf einige durchgehende Dialektverschiedenheiten; das Mohikanische hat nämlich mehr Gutturaltöne, auch den Laut des lispelnden (Englischen) th, welcher im Tschippewäischen fehlt. Bei Gelegenheit der Aufzeichnung jenes Vokabulariums wurde auch bemerkt, daß mehrere Worte aus dem Französischen, Holländischen und Englischen in die Sprache der Indianer aufgenommen worden sind, natürlich für solche Gegenstände, welche sie erst durch die Fremden kennen lernten: so Sokut (Zucker), Pepun (Pfeffer), Waiskok (Whisky), Hummun (Hammer), Alk (Weinesslg), Saugh (Säge), — diese aus dem Holländischen, elk, zagh —, Tubok (Tabak). Diese Neu-Mohikaner — so wurden sie von ihren Nachbarn in Massachussets und New-York genannt — waren nun durch ihre letzte Wanderung Nachbarn ihrer alten Stammverwandten, der Tschippewäer, geworden, und es stellte sich dabei die interessante Tatsache heraus, daß diese beiden Stämme sich als Freunde und Bundesgenossen erkannten, obwohl sie ganz gewiß seit mindestens fünfhundert Jahren durch weite Räume getrennt und in keiner Berührung mit einander gewesen waren. Im Jahre 1827 fand eine Zusammenkunft zwischen ihnen statt, und der Mohikanische Häuptling eröffnete seine feierliche Anrede an die Abgesandten der Tschippewäer mit folgenden Worten: „Wir kommen, unseren alten Bund mit Euch zu erneuern." Was für ein Bund ist damit gemeint? wo, wann, unter welchen Umständen wurde er geschlossen? Diese Andeutung weist uns in eine frühe Zeit, lange vor der Entdeckung Amerika's durch die Europäer, zurück. Damals mögen große Bewegungen

Kriege, Bündnisse unter den Völkern vorgegangen seyn, wovon wir nicht das Geringste wissen. Es ist Schade, daß die Indianer in Nord-Amerika keine bessere Mausoleen zu errichten verstanden haben, als bloße Erdhaufen; in Ermangelung anderer Urkunden, hätten wir uns vielleicht ihre Geschichte allmälig aus ihren Grabmälern zusammengelesen. Indeß auch unsere eigene Nachlässigkeit müssen wir anklagen, die so Vieles hat zu Grunde gehen lassen, was sorgfältig hätte untersucht, beschrieben und abgezeichnet werden müssen. Was noch an Resten und Denkmälern der Indianischen Vorzeit vorhanden ist oder in Zukunft entdeckt werden wird, das wird man hoffentlich von nun an besser zu Rathe halten. Der Pflug und die Schaufel werden noch Manches, im Westen besonders, zu Tage fördern; die oberste, jüngste Schicht des Bodens verdeckt dort, in der Wildniß, gewiß noch manche alte Ortschaften, Lagerplätze, Stein- und Erdbauten, Verschanzungen, Opfer- und Grabstätten.

Das Idiom der Algonquin's, und insbesondere der heutigen Adjibwa's, gehört zu den vorzüglich ausgebildeten; alle wesentliche Redetheile, Substantiva, Adjektiva, Verba, Pronomina, Adverbia, Präpositionen, Conjunctionen, auch der bestimmte Artikel, sind darin vorhanden oder durch Aequivalente vertreten. Wir wollen dem Leser zuvörderst einige allgemeine und charakteristische Grundzüge des Sprachbaues anschaulich zu machen suchen. Das Nenn-, Eigenschafts- oder Zeitwort, wie es inmitten der Indianischen Rede vorkommt, ist nicht das reine Stamm- oder Wurzelwort, sondern theils durch Umlaut modifizirt, theils mit Präfixen und Suffixen behaftet. Indem man diese ablöst, gelangt man zu der Wurzel, die das nackte Grundelement der Bedeutung, das reine Attribut enthält, abgelöst von aller Aussage und aller grammatischen Beziehungen entkleidet. Diese Wurzel, als solche, ist unfähig, in einen Zusammenhang der Rede einzugehen; sie läßt sich daher zu keinem besonderen Redetheil rechnen. Die Wurzel ist nicht Substantiv, nicht Adjektiv, nicht Verbum, sondern in einem gegebenen Zusammenhange wird sie, vermöge gewisser Modificationen des Lautes oder gewisser angeschmolzener Partikeln, entweder Substantiv, oder Adjektiv, oder Verbum. Es gewinnt daher den Anschein, als ob alle Unterscheidung zwischen diesen Redetheilen wegfiele: Substantive und Adjektive, Nennwörter und Zeitwörter gehen mit großer Leichtigkeit in einander über. Es leuchtet hieraus ein, welche wichtige Rolle die Pronominalstämme und die Partikeln, als Präfixe und Suffixe, in der Oekonomie der Indianischen Sprache spielen müssen. — Der Indianer unterscheidet das Lebendige und Lebloſe, nicht bloß in der Wahrnehmung der Natur, sondern auch in der Bezeichnung durch die Sprache. Diese Unterscheidung wird in der ganzen Grammatik aufs strengste beobachtet und ist noch viel durchgreifender und wesentlicher, als die des Geschlechtes in den älteren und neueren Europäischen Sprachen. Es giebt Wortendungen und Suffixe, die nur auf ein lebendiges oder als lebendig gedachtes Subjekt oder Objekt, andere wieder, die nur auf ein lebloſes hindeuten können.*) Wir dürfen daher in der Indianischen Grammatik mit Fug von lebendiger und lebloſer Termination und Flexion sprechen, wie anderwärts von männlicher und weiblicher. In vielen Fällen steht es dem Sprechenden frei, welche von diesen beiden Terminationen er wählen will, so daß nicht bloß in der Phantasie des Redners, sondern auch in der grammatischen Beschaffenheit der Worte das Lebloſe als lebendig und personifizirt auftreten kann; in anderen Fällen modifizirt sich die Bedeutung, je nachdem die eine oder die andere Endung derselben Wurzel angehängt wird. Vermöge dieser Eigenthümlichkeit wird die Sprache sehr geschickt für bildlichen Ausdruck, und auch ihr Wortreichthum gewinnt dabei. Der Plural der Nennwörter unterscheidet sich vom Singular durch eine regelmäßige Endung; das lebendige oder lebloſe Affixum behauptet dabei seine Stelle unmittelbar hinter der Wurzel, vor der Plural-Termination. Eine eigentliche Declination der Nennwörter giebt es nicht, sondern nur angehängte Suffixa, die dasselbe verrichten, was bei uns Präpositionen. Am häufigsten kommt die Endung ing vor, welche in oder auf bedeutet und die Stelle des Localis vertritt. Z. B. wenn ädópouin Tisch bedeutet, so heißt ädópouining auf dem Tisch; tschemän heißt Kahn, tschemäning im Kahn; ja wenn der Indianer Englisch radebrecht, hängt er diese Endung an rein Englische Wörter und sagt chambering für im Zimmer, tableing für auf dem Tisch. — Außer den Affixen, die zur Unterscheidung des Lebendigen vom Lebloſen dienen, giebt es noch andere, welche an den Nennwörtern gewisse Beschaffenheiten andeuten, z. B. Größe oder Kleinheit, Schönheit oder Häßlichkeit, Schlechtigkeit oder Vortrefflichkeit, Stärke oder Schwäche, Ansehnlichkeit oder Verächtlichkeit. So wird an den Substantiven vieles durch bloße Endungen ausgedrückt, wozu wir Beiworte brauchen würden; hingegen wird wieder das Adjektiv durch ein angefügtes Suffix unmittelbar zum Substantiv erhoben. Z. B. wenn der Indianer sagen will „weißer Mensch", so nimmt er die Wurzel onäbischk, welche weiß bedeutet, und hängt die Endung izzi daran, welche immer eine Person bezeichnet. Onäbischkizzi heißt denn auch der Europäer zum Unterschied von den rothen Indianern und den schwarzen Negern. Soll ein einfacher Satz aus einem Substantiv als Subjekt und einem Adjektiv als Prädikat gebildet werden, so braucht der Indianer kein Hülfsverbum zur Kopula, sondern er giebt dem Adjektiv die Endung izzi, wenn das Subjekt ein lebendiges, üd, wenn das Subjekt ein lebloſes ist. Das Wort für Seyn, Existiren fehlt aber darum nicht, sondern ist vielmehr durch zwei Verbalstämme, jah und atta, vertreten; ersteres bedeutet lebendiges, das letztere lebloſes Daseyn. Das Verbum atta ist natürlich, was wir ein Unpersönliches nennen, da das Lebloſe nie in der ersten noch in der zweiten, sondern nur in der dritten Person vorkommen kann. Von diesen beiden Wurzeln rühren die Suffixa her, welche, an den Wortstamm eines transitiven Verbums angehängt, das Objekt andeuten: nämlich ah oder ahn für ein lebendiges, ön oder ön für ein lebloſes Objekt. Dieses ön ist nur die letzte, betonte Sylbe des von atta gebildeten Verbals attön. — Die Zeitwörter haben keinen Infinitiv. Den reinen Begriff der Handlung oder des Zustandes giebt die nackte Wurzel des Verbums; eine Verbalform, worin keine Beziehung zu einem Subjekt oder Objekt, keine Aussage enthalten wäre, ist nach dem Geiste des Indianischen Idioms unmöglich. Die erste Person wird durch das Pronominal-Präfix Ni oder Nin (vor Lippenbuchstaben Nim, vor Gutturalen Ning), die zweite durch Ki repräsentirt; die dritte Person braucht in der Regel nicht bezeichnet zu werden, da das Subjekt meistens unmittelbar vorhergeht. Wo es nöthig wird, vertritt die einfache Vokalsylbe O die Stelle eines er, sie oder es. Das Präsens ist die einfachste Form des Verbi und im Präsens wieder die dritte Person des Singulars, die fast nur aus der Stammwurzel besteht. Z. B. die Wurzel boz bedeutet fahren (nämlich auf dem Kahne), nun heißt bozi er (sie, es) fährt, nim boz ich fahre, ki boz du fährst. Die Mehrzahl wird durch die Endung in oder wun angedeutet; die letztere gilt für das Präsens und Futurum, die erstere für die beiden Zeitformen der Vergangenheit (Imperfekt und Perfekt) und für das Futurum-Exactum. Wir haben damit zugleich die Tempora des Indischen Zeitwortes angegeben; diese Tempora werden aber nicht durch Flexionen am Stamm des Verbi, sondern durch Endungen unterschieden, die man an das vorangehende Personalpräfix anhängt. Im Präteritum lautet die erste Person nin-gi, im Futurum nin-gü, im Futurum-Exactum nin-gü-gi; setzt man ki oder o statt nin, so bildet man die zweite und dritte Person. Eben so werden die Modi bezeichnet; es giebt nämlich einen Precativus (bittende Form), für welchen die erste Person nin-gad lautet; ferner einen Potentialis (durch ich möchte, könnte u. dgl. zu umschreiben), wo die erste Person mit nin-dau, und daneben ein Präteritum des Potentialis, wo sie mit nin-dau-gi formirt wird; endlich einen Imperativus mit nin-gau für die erste, ki-gau für die zweite, und tah-gau für die dritte Person. Auch der Potentialis hat tah für die dritte Person. Das Präteritum Perfectum unterscheidet sich übrigens vom Imperfectum durch die Sylbe bun, welche hinter den Verbalstamm, in der Mehrzahl zwischen den Stamm und die Pluralendung gesetzt wird. Dieses Wörtchen bun bedeutet eigentlich gewesen, d. i. was war und nicht mehr ist; an Personen-Namen angehängt, deutet es an, daß von einem Verstorbenen die Rede ist.*) Durch ein hinten angesetztes nuh wird die Aussage in eine Frage verwandelt: z. B. nimbozi-nuh heißt fahre ich? ki-bozi-nuh fährst Du?

Doch wir können dem Leser nicht zumuthen, uns in diesen Erörterungen weiter zu folgen; die grammatische Physiognomie der Amerikanischen Idiome wird nach dem Vorhergehenden in einigen ungefähren Hauptzügen kenntlich seyn. Wir drücken zum Schlusse den Wunsch und die Hoffnung aus, daß Herr Gallatin seine Forschungen auf diesem Gebiete fortsetzen und recht bald Anlaß finden möge, neue Ergebnisse mitzutheilen. Es ist für diese Untersuchungen keine Zeit mehr zu verlieren. Noch leben im Osten der Rocky-Mountains gegen funfzig Indianer-Stämme, in Allem etwa 200,000 Seelen; allein ihre Zahl schwindet von Jahr zu Jahr. Sogar die Generation der Weißen, die noch in naher Berührung mit den Eingeborenen gelebt, mit der „Rothhaut" im Urwalde gejagt haben und von dem Indianischen Wesen zu erzählen wissen, auch diese Generation, noch durch einige hochbejahrte Männer repräsentirt, wird binnen nicht gar langer Zeit so gut wie erloschen seyn. Einen wahren Schatz von Aussagen, die zum Theil aus der letztbezeichneten Quelle, zum Theil aus dem Munde geborener Indianer gesammelt und aufgezeichnet sind, findet man in einer schon vor dreizehn Jahren erschienenen Schrift, an welche wir hiermit wieder erinnern. Ihr Titel lautet: Inquiries respecting the history, tradition, languages, manners, customs, religion etc. of the Indians living within the United States (Nachforschungen über die Geschichte, die Traditionen, Sprachen, Sitten, Gebräuche, die Religion u. s. w. der Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten), Detroit (im Staate Michigan) 1823. Der Verfasser ist, wie man fast mit Gewißheit vermuthet, Herr Caß, den Lesern bekannt als Kriegs-Secretair unter dem Präsidenten Jackson und gegenwärtig Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris. Damals, unter der Präsidentschaft Monroe's, befand er sich als Commissair der Centralregierung im Territorium Michigan und setzte sich durch Abfragen und Abhören kundiger Zeugen in Besitz der Data, welche er dann in dem genannten Buche zusammengestellt hat. Dasselbe hat zugleich den Zweck, denen, die etwa ähnliche Nachforschungen anstellen wollten, zur Anleitung zu dienen, wie und auf welche Punkte sie ihre Fragen zu richten haben. Die Anordnung verräth eine Meisterhand, und der ganze Inhalt bewährt die alte gute Lehre: „Willst Du das Rechte erfahren, so frage auch nach dem Rechten", oder, wie das Sprüchwort kürzer lautet: „Richtige Frag' ist halbe Antwort". Wenn wir recht berichtet sind, so befinden sich sehr werthvolle handschriftliche Mittheilungen zur Amerikanischen Völker- und Sprachenkunde seit längerer Zeit in Herrn Caß' Händen, deren Veröffentlichung wir vielleicht erst dann zu gewärtigen haben, wenn derselbe aus den Staatsdiensten in die Muße des Privatlebens zurückgekehrt seyn wird. (North-Am. Rev.)

*) Dieselbe Erscheinung kommt in der Polnischen Sprache vor.

*) Also wie das Französische fut, welches als Participium zu dem Präteritum je fus, il fut etc. gehört.

Frankreich.

Lesueur.

Ueber diesen Französischen Komponisten, dessen Glanzperiode in die letzten Konsulat- und die ersten Kaiserjahre Napoleon's fällt, unter dessen Regierung er Paisiello's Nachfolger als Kaiserlicher Kapellmeister wurde, während er später die Kapellen Ludwig's XVIII. und Karl's X. in Gemeinschaft mit Cherubini leitete, und der am 6. Oktober dieses

Digitized by Google

Jahres, als Mitglied des Instituts und Professor am Konservatorium, im 75sten Jahre seines Alters mit Tode abging, theilt einer seiner Kunstgenossen, H. Berlioz, in Französischen Blättern einige artistische Notizen mit, aus denen wir dasjenige hervorheben, was nicht schon in dem von Dr. Schilling redigirten Universal-Lexikon der Tonkunst zu finden ist:

„Lesueur hatte sich anfangs nur mit Kirchen-Compositionen beschäftigt; als er aber die Werke des Ritter Gluck näher kennen lernte und die Bewunderung sah, welche dieselben in Paris erregten, da ergriff ihn die Lust, sich auch in der dramatischen Sphäre zu versuchen, und er komponirte, 30 Jahr alt, 1793 seine Oper: „Die Höhle", durch welche er seinen Ruf zuerst begründete. Die Oper machte außerordentliches Glück; sie wurde zu Paris in fünfviertel Jahren über hundertmal gegeben und ging auf alle Provinzial-Theater über, auf denen sie noch jetzt aufgeführt wird. Ein Jahr später erschien die Oper „Paul und Virginie", die aber nicht solchen Beifall fand. Es hat sich von ihr nur der Introductions-Chor: „Divin soleil" erhalten, den man bis zum Jahre 1830 häufig in öffentlichen Konzerten in den Tuilerieen hörte, — ein herrliches Tonstück, dem wir nichts Aehnliches von irgend einem anderen Komponisten an die Seite zu stellen wüßten, so sehr verschieden sind die darin angewandten Effektmittel von denen, die man bei Anderen findet. Im „Telemach" wollte Lesueur den melodischen und rhythmischen Styl der alten Griechen nachahmen und auf diese Weise ein gelehrtes Musikproblem lösen, dessen Schwierigkeit er allein zu würdigen wußte; auch verdankte die Oper ihre günstige Aufnahme nicht der Lösung dieses Problems, sondern nur dem allgemeinen inneren Werth vieler feuriger und höchst origineller Musikstücke.

Im Jahre 1804 wurden in der Kaiserlichen musikalischen Akademie Lesueur's „Barden" aufgeführt, und dieses großartige Werk machte fast noch mehr Aufsehen, als elf Jahre früher die Caverne. Die eigenthümlichen Melodieen und das antike Kolorit der Harmonie waren hier von außerordentlicher Wirkung. Erhabener und treffender konnte die Ossianische Poesie durch die Musik nicht wiedergegeben werden. Napoleon's Vorliebe für die Gesänge Ossian's ist bekannt; der Tondichter, der ihnen ein neues Leben verliehen hatte, konnte daher seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen; bei einer der ersten Vorstellungen ließ der entzückte Kaiser ihn nach dem dritten Akt in seine Loge rufen und sagte zu ihm: „„Eine solche Musik habe ich noch nie gehört; der zweite Akt namentlich ist unerreichbar."" Tief bewegt von dieser Anerkennung und von dem Beifallssturm, der von allen Seiten ausbrach, wollte Lesueur sich zurückziehen; da nahm ihn Napoleon bei der Hand, führte ihn vorn an die Brüstung der Loge und trat an seine Seite, indem er sagte: „„Nein, nein, bleiben Sie, lieber Lesueur; genießen Sie Ihren Triumph; dergleichen kömmt nicht oft vor.""

Die religiöse lyrische Tragödie „der Tod Adam's" erlebte dagegen nur wenig Vorstellungen. Die vielen erhabenen Schönheiten dieser Composition konnten den Mangel an Handlung und die traurige Monotonie des Gedichts nicht aufwiegen. In musikalischer Hinsicht aber setzte Lesueur dieses Werk über alle seine anderen Tondichtungen. Der Charakter Kain's ist auch in der That eine der großartigsten Erfindungen in der dramatischen Musik. In einer Arie desselben sind die Gewissensbisse, die Verzweiflung und die Wuth des Mörders aufs erhabenste gemalt. Lesueur's letztes Werk, „Alexander zu Babylon", eine große Oper in drei Akten, ist nicht aufgeführt worden. Es wurden daraus nur einige orientalisch prächtig gehaltene Chöre öffentlich bekannt, denen der Komponist Lateinische Worte unterlegte, um sie bei der Eröffnung der Kammern im Jahre 1828 in Notre-Dame exekutiren zu lassen.

Messen, Oratorien, Motetten und andere Kirchen-Compositionen hat Lesueur in Menge geliefert. Unter diesen zeichnen sich besonders „Naemi" und „Ruth und Boas" durch ihre naive pastorale Haltung aus; die patriarchalischen Sitten konnten nicht anmuthiger ausgedrückt werden. In den letzten Jahren erschienen noch die Oratorien „Rahel" und „Deborah", die Kirchenmusik, welche bei der Krönung Karl's X. zu Rheims aufgeführt wurde, ein Tedeum und mehrere Messen.

Ein Werk Lesueur's, der auch als Schriftsteller auftrat, ist noch gar nicht bekannt, seine „allgemeine Geschichte der Musik", die sich in seinem Nachlaß befindet, und woran er dreißig Jahre gearbeitet hat. Man kann sich keinen Begriff davon machen, welche Mühe er es sich kosten ließ, um so genau als möglich zu ermitteln, wie es mit der Musik bei den alten Griechen, bei den Hebräern und bei den Aegyptern stand. Das Ergebniß so scharfsinniger Untersuchungen wird gewiß bei Gelehrten und Künstlern das größte Interesse erregen. Viele Vorurtheile werden verschwinden, sobald dieses Buch erscheint; viele allgemein angenommene und für Wahrheit geltende Meinungen werden von Grund aus erschüttert werden. Die Notenzeichen der Griechen kannte man schon vor ihm; Niemand wird ihm also die Möglichkeit abstreiten wollen, Bruchstücke ihrer Musik in unsere jetzigen Noten umzuschreiben. Aus diesen Bruchstücken nun, deren er eine große Menge gesammelt hat, beweist er unwiderleglich, daß in der antiken Musik Akkorde vorkommen. Ich habe mit ihm nach seinem Manuskript eine zweistimmige Sapphosche Ode von schöner Melodie gesungen; ich habe ferner bei ihm verschiedene antike Vokalstücke gesehen, die von mehreren Instrumenten begleitet waren, deren Akkorde zwar nur aus Konsonanzen und einigen dissonirenden Hemmungen bestanden, die aber dennoch eine sehr reine und ziemlich reiche harmonische Verbindung bildeten.

Von so wohlwollendem Charakter Lesueur auch war, so hatte er doch einige bittere Feinde, unter denen besonders Mehul hervorragte, der zweimal einen unglücklichen Versuch gemacht hatte, mit ihm zu wetteifern. Dessenungeachtet schätzte und bewunderte Lesueur die Meisterwerke seines Nebenbuhlers, besonders dessen „Euphrosyne" und „Stratonice". Mozart galt ihm als der Erste aller Tonkünstler, und Gluck erschien ihm größer als die Musik selbst. Für Weber empfand er wenig Sympathie, doch nahm er denselben sehr zuvorkommend auf, als dieser ihn bei seiner Durchreise durch Paris im Jahre 1826 besuchte. Was Beethoven anbelangt, so fürchtete er ihn wie den Antichrist der Kunst. Zwar konnte er bei seiner Gerechtigkeit und bei seinem musikalischen und poetischen Sinn einen solchen Genius nicht verkennen, aber er sah von dieser Seite her gewisse Ideen hereindämmern, die er nicht zulassen wollte, und es schmerzte ihn, daß er dieselben nichtsdestoweniger so um sich greifen sehen mußte. Da ich ihn einst dringend bat, mit mir nach dem Konservatorium zu kommen, um Beethovens C-moll-Symphonie zu hören, gab er nach. Dieses Meisterwerk, von dem er keine Ahnung hatte, erschütterte ihn furchtbar, so daß er noch eine Stunde darauf zitterte. Aber dessenungeachtet bedauerte er einige Monate später das Streben der neueren Generation, dem Riesen der Symphonie nachzueifern. Lesueur's Styl gleicht kaum einem anderen, am meisten noch dem Style Paesiello's und Hasse's; auch mit Sacchini hat er einige Verwandtschaft. Im Ganzen aber, in der harmonischen und melodischen Erfindung und in dem eigenthümlichen Charakter seiner Ideen, war Lesueur unbestreitbar ein eben so origineller als geistreicher und gelehrter Komponist."

Bibliographie.

Essai sur le développ. moral et intell. du Sourd-muet, avant qu'il ait acquis la connaissance de l'écriture. — Von M. Perrin. Lyon.

Rails mobiles, ou chemins de fer mouvans, de Hoëné Wronski. 4

Aventures de Voyage. Tableaux, récits et souvenirs du Levant. — Von A. Nobert. 2 Bde.

Commentaire sur l'épitre de l'apôtre Paul aux Galates, suivi d'un essai de philosophie de l'histoire de l'humanité d'après St. Paul. — Von P. A. Sardinoux. Valence.

Élémens d'histoire naturelle, dans une suite de tableaux synoptiques, accompagnés de figures. — Von C. Saucerotte.

Chroniques des Tuileries et du Luxembourg. Physiologie de cours modernes. — Von Touchard-Lafosse. Tbl. I u. 2. 15 Fr.

Histoire du pape Grégoire VII. — Von Voigt, übersetzt von Jager. 2 Bde. 12 Fr.

Mannigfaltiges.

— Belgische National-Literatur. Endlich scheinen die Belgier einen Weg aufgefunden zu haben, auf dem sie zu eigenen Leistungen in der Literatur gelangen können. An Versuchen hat es seit vielen Jahren nicht gefehlt, doch jede rein literarische Zeitschrift mit Belgischen Original-Beiträgen ging bald wieder ein, und an den Schriften der einheimischen Autoren wurde so viel Schaden gemacht, daß die Brüsseler, Lütticher und andere Belgische Verleger, wie einst der Edle von Trattner in Wien, sich bald darauf beschränkten, nur Gedrucktes zu drucken. Allerdings war das, was hier nur als Wirkung erscheint, die eigentliche Ursache des Uebels. Der Nachdruck wird allezeit der Krebsschaden bleiben, an dem die National-Literaturen Belgiens, der Schweiz, Nord-Amerika's und aller derjenigen Länder leiden werden, wo man die gebildete Sprache eines anderen Volkes redet, dessen Werke man nur nachzudrucken braucht, um jedes Bedürfniß geistiger Art leichter und wohlfeiler zu befriedigen, als es da geschehen kann, wo man eine eigene Literatur besitzt. Indessen trat in Belgien noch ein anderer Umstand hinzu, der sogar solche vereinzelte Erscheinungen nicht aufkommen ließ, die aus dem Nationalleben selbst hervorgehen. — die Nachahmungssucht nämlich, die diesem Lande in Bezug auf alles Französische anklebt. Wo irgend ein Schriftsteller in Versen oder in Prosa auftrat, knüpfte er nicht bloß an Französische Beispiele an, sondern Paris und die Pariser Gesellschaft waren auch immer die Mittelpunkte, um die alle Darstellungen sich bewegten. Natürlich aber blieb die Kopie immer weit hinter dem Originale zurück, und am Ende schlief die Nachahmerei bei lauter einschläfernden Erzeugnissen selbst ein. Hinter dieses Geheimniß ist man nun seit kurzem in Belgien gekommen, und wo jetzt einheimische Gelehrte mit einer Schrift auftreten, behandelt sie immer Belgische Geschichte, Belgische Natur und Belgische Charaktere. An der Spitze dieser freilich nicht sehr zahlreichen Männer steht Herr Quetelet, der in Brüssel schon mehrere Institute wissenschaftlicher Art hervorgerufen hat und dessen Leistungen namentlich auf dem Gebiete der Geographie und Statistik denen der gediegensten Schriftsteller anderer Länder sich anreihen dürfen. Demnächst nennen wir Herrn von Reiffenberg, dessen Quellenforschungen freilich vor einiger Zeit etwas verdächtig gemacht worden. Indessen sind seine historischen Darstellungen des Mittelalters, abgesehen von dem Quellen-Studium, nicht ohne eigenen positiven Werth. Mehrere Abhandlungen dieser Art waren in der Revue Belge abgedruckt, einer seit kurzem entstandenen Zeitschrift, die überhaupt alle Talente, welche die Nothwendigkeit der Bearbeitung einheimischer Gegenstände erkannten, um sich versammelt hat. Es gehören dazu noch vornehmlich die Herren van Hulst, der sich das biographisch-kritische Fach erwählt hat, Polain, der die Geschichten des Bisthums Lüttich bearbeitet, Weustenraad, Grandgagnage, Tielemans, Faider, van der Burden und Altmeyer, welcher Letztere eine nicht uninteressante Geschichte der Deutschen Hanse in ihren Beziehungen zu Belgien geliefert hat. Fahren die Belgier so fort, ihren eigenen Boden und ihre Geschichte gründlich zu bearbeiten, so wird dies gewiß, trotz der anscheinenden Absonderung von den Centralpunkten Europäischer Literatur-Thätigkeit, doch der beste Weg seyn, um sich auch anderen Ländern bekannt und interessant zu machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Freitag den 24. November 1837.

England.

Von der Aristokratie des gesellschaftlichen Lebens in England.

(Nach der Revue Britt.)

Nur wenige Monate sind seit dem Tode Wilhelm's IV. verflossen, und die bösen Ahnungen, die Befürchtungen und Zweifel, welche sich unmittelbar nach diesem folgereichen Ereigniß kund gaben, sind friedlichen Erwartungen, gewohnter Ordnung und altem Vertrauen gewichen. Eine Jungfrau, dem Kindesalter näher, hat unter der Aegide unserer Verfassung die Zügel des Reiches ergriffen, und alle Stürme, welche übelgesinnte Wetterpropheten mit bedenklichem Kopfschütteln als dem Ausbruche nahe verkündigten, scheinen bei dem bloßen Hervortreten dieser gewinnenden Unschuld beschworen zu seyn. Die Fabriken keiner Arbeiter bedürftig, der Handel in Verfall, die Nation in Zwiespalt, Irland im Aufstande, der Klerus ohne Einfluß, Rußland in drohender Stellung, das Parlament aufgelöst und ein Mädchen an der Spitze der Verwaltung, konnte irgend ein Zeitpunkt bedenklicher seyn? Um so merkwürdiger ist es, daß trotz des so übergroßen Zündstoffes Alles mit Ordnung hergeht, als wenn in den Verhältnissen sich nichts geändert hätte; Handel und Gewerbe nehmen ihren alten Gang, die Ruhe ist wiedergekehrt, die Wahlen erleiden keine Störung, die Nation blickt mit Vertrauen in die Zukunft, und England verfolgt keck und frei die Bahnen, die es sich gesteckt hat. Ist es Zufall, weise Berechnung der möglichen Ereignisse oder die Umstände schlau benutzende Gewandtheit der Verwaltung, der England diese glückliche Wendung der Dinge verdankt? Nichts von dem; die Weisheit unserer Gesetze, die Ungeschwächtheit ihres Einflusses, die Ehrfurcht, deren sie bei der Nation genießen, haben einzig und allein den Sieg der Ordnung und Ruhe in England hervorgerufen. Fern sey die Behauptung, daß unsere Verfassung keine Mängel habe, keiner Verbesserung fähig sey; aber sie zeigt gerade in solchen Zeiten sich minder unvollkommen, als die anderer constitutionneller Staaten, und dieser Umstand sollte den Freunden der Reform mehr Schonung für das Bestehende auflegen.

Jedes Menschenwerk wandelt und verfällt mit der Zeit; was die vorhergehenden Geschlechter als ersprießlich einsetzten, können die folgenden als nachtheilig aufheben, und es sollte auffallend erscheinen, wenn unsere Verfassung, wie sehr sie auch England im Laufe mehrerer Jahrhunderte ruhmvoll nach außen und glücklich im Innern machte, Aenderungen, Verbesserungen, Reformen bedürfte? Wo gibt es größere Veränderungen als die Habeas-corpus-Akte und die Bill of Rights? Das siebzehnte Jahrhundert gab ihnen die Entstehung, und das neunzehnte, wenn es dasselbe Bedürfniß nach Veränderungen fühlte, sollte nicht dasselbe Recht auf Vervollkommnung wie seine Vorgänger besitzen? Es ist keinem Menschen die Nothwendigkeit der Reformen zu leugnen eingefallen, und ohne Zweifel würden alle Wünsche, welche das Land hat, allmälig erfüllt worden seyn, wenn nicht eine Partei sich erhoben hätte, die, ungestüm eine Radikal-Reform verlangend, unter dem Vorwande wieder aufzubauen, auf die Zerstörung des Bestehenden ausgegangen wäre. Von dem Augenblick, wo das Prinzip des Radikalismus als reformirende Gewalt anerkannt wird, ist es unmöglich vorauszusehen, wo die Reform stehen bleiben werde, und nur die Furcht vor einem solchen System hat der konservativen Opposition ein so bedeutendes Uebergewicht gegeben. Wer wollte bestreiten, daß in der Einrichtung des Oberhauses, in den Wahlen der Mitglieder des Unterhauses, in der Stellung beider Häuser zu einander und zur Nation, in der Art ihrer parlamentarischen Verhandlungen, sich viele Eigenthümlichkeiten finden, die beim ersten Anblick großer Verbesserungen nicht bloß fähig, sondern ungesäumt bedürftig scheinen, die man aber bei näherer Betrachtung, trotz ihrer anscheinenden Mängel, für die größere Haltbarkeit des ganzen Gebäudes nothwendig finden wird. Zwar denunziren sie es, aber sie gleichen den eisernen Haken, welche man selbst den schönsten Bauwerken, um ihnen größere Dauer zu verbürgen, einzufügen nicht Scheu trägt und mit Emblemen mancherlei Art verdeckt, um sie dem Auge zu entziehen.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf das Gebäude unseres gesellschaftlichen Verkehrs, nach seinen verschiedenen Stockwerken, so wird diese Uebersicht uns mehr als eine Veranlassung geben, mancherlei irrige Ansichten ausländischer Publizisten und selbst einheimischer politischer Schriftsteller aufzudecken. Der erste unter ihnen, Montesquieu, fand in der Schilderung, die er von der Verfassung Englands entwarf, ihre Vorzüglichkeit ausschließlich in dem Gleichgewicht der Kräfte, ohne zu überlegen, daß, welche Vorsicht man auch anwende, das Gleichgewicht bald aufhören muß, wenn das Volk nicht zu dessen Erhaltung beiträgt durch Achtung vor den verschiedenen Kräften, nicht lediglich in ihrer Eigenschaft als Staatskräfte, sondern auch in der besonderen Stellung einer jeden gegen die beiden anderen. So lange diese Achtung Bestand hat, wird unsere Verfassung gewiß die schönste, beste und dauerhafteste von der Welt seyn, weil sie dem Bürger die unbeschränkteste und meiste Freiheit gewährt, welche der Mensch in der Gesellschaft genießen kann; wäre aber diese Achtung nie vorhanden gewesen, oder ginge sie zu Grunde, so wäre das vorgebliche Gleichgewicht der Kräfte eine Täuschung und fiele vor dem Machtgebot eines Soldatenregiments oder dem Zerstörungsruf eines Volks-Aufstandes.

Vergeblich sucht man in England die gränzenlose Verehrung, die fast abgöttische Anbetung des Monarchen, wie sie ehemals in Frankreich gefunden wurde. Dazu ist der Engländer zu stolz, zu republikanisch; als Mensch glaubt er sich nicht geringer als sein König, aber nichts gleicht der tiefen Ehrfurcht, ja Demüthigung, mit der er von der Souverainität seines Königs in abstracto spricht. Soll z. B. gesagt werden, daß der König einer Feierlichkeit beigewohnt, daß die Gegenwart des Monarchen zur Erhöhung ihres Glanzes beigetragen hat, so wird der Engländer unser „Monarch" weder durch dasselbe auch im Englischen übliche „Monarch", noch durch King oder Sovereign, selbst nicht einmal durch das gewöhnliche „his Majesty", (Seine Majestät) ausdrücken, sondern durch Majesty schlechtweg, also „the presence of Majesty", indem er nicht der Person des Königs den Titel „Majestät" giebt, sondern die Königliche Majestät in dem Individuum, das gegenwärtig damit bekleidet ist, personifizirt darstellt.

Im Allgemeinen wundert man sich darüber, daß der Engländer, der auf seine Freiheit so stolz ist, sich vor den Pairs auffallend unterwürfig zeigt, vergißt aber dabei, daß, wenn er nicht vor den Pairs wie beim Königthume individuell, d. h. für die Pairschaft, die in Individuen personifizirt ist, diese Ehrfurcht bezöge, das Oberhaus, dessen Glieder Pairs sind, außer Stande seyn würde, in dem ihnen angewiesenen Range die Pflichten, zu denen es berufen ist, genügend zu erfüllen.

So hoch auch das Haus der Gemeinen verehrt wird, so ist aus demselben Grunde ein jedes seiner Mitglieder nur nach den Talenten, die es entfaltet, oder nach dem Grade seines persönlichen Einflusses, dessen es sich erfreut, als Individuum geachtet. Dies ist für die Behauptung des Gleichgewichts und die Erreichung des Zieles, das den Staatskräften von der Verfassung zugedacht ist, durchaus nothwendig. Unmöglich hätte aber das von Montesquieu so gerühmte Gleichgewicht der Kräfte noch ferneren Bestand, wenn eine Radikalreform es dahin brächte, daß der König bloß als höchste obrigkeitliche Person betrachtet, die Pairs jedes anderen Einflusses als des ihrer Reichthümer beraubt und als natürliche Folge dieser Vorgänge die Mitglieder des Unterhauses außer der ursprünglichen Würde, auf die sie rechtmäßigen Anspruch haben, noch mit dem neuen Zuwachs derselben, welcher ihnen von der Schmälerung der Königs- und Pairsmacht zufösse, bekleidet werden sollten. Ein Blick auf die Ereignisse anderer Nationen des Kontinents, z. B. der Franzosen, die mit Einsetzung eines Königs und zweier Kammern sich eine der Englischen ähnliche Verfassung gegeben zu haben meinten, reicht hin, um uns über einen solchen Sieg des Radikalismus genügenden Aufschluß zu geben.

Als Ludwig XVIII. den Thron bestieg, sah er sich berufen, über ein Land zu herrschen, das seit 120 Jahren alle Regierungsformen durchgemacht hatte, ohne eine ausschließlich zu behaupten. Constitutionnelle Monarchie, Anarchie, drei oder vier verschiedene Arten republikanischer Verfassungen, despotisches Soldatenregiment, wechselten mit einander in Frankreich ab und hatten keinen anderen Erfolg, als daß sie das Geleise nationalen Denkens und Handelns, das geschichtliche Leben und Weben der Nation verwischten, ohne ein anderes an dessen Stelle zu setzen. Denn alle diese Regierungen währten zu kurz, um die Masse des Volkes uneingeschränkt republikanisch zu machen oder sie gänzlich unter das Joch des Despotismus zu beugen. Frankreich befand sich in solcher Verfassung und Ludwig in einer schwierigen Lage. Er konnte weder die alte Regierung des Landes wieder hervorsuchen, noch die Herrscherweise Napoleon's fortsetzen, und sollte dennoch regieren. So kam der König auf den Gedanken, dem Reiche eine neue Verfassung nach dem Muster der Englischen zu geben, und schuf eine constitutionnelle Monarchie mit zwei gesetzgebenden Kammern. Dies stand ihm ohne Einschränkung frei, dazu war er vollkommen berechtigt; über sein Vermögen jedoch ging es, dem Volke Ehrfurcht für die neuen Gesetze einzuflößen, und das Ganze blieb ein papiernes Machwerk, dem alle Kraft und alles Leben abging.

Zur Zeit der Restauration trug ein Theil des Französischen Volkes

noch die alte Liebe für seinen König, jene chevalereske Begeisterung, die gewiß alle Achtung und Rücksicht verdiente, aber nicht ausreichte, um der neuen Stellung des Königs hinlängliche Sicherheit zu geben. Ein anderer Theil des Volkes zeigte für das Andenken Napoleon's, trotz seines Sturzes, eine fast abgöttische Verehrung, aber diese Zuneigung, die theils von dem blendenden Glanze seiner Siege, theils von der langen Gewohnheit, im Felde zu leben und Länder zu erobern, herrührte, war rein persönlich und wurde nicht auf den neuen König übertragen, im Gegentheil waren die Bonapartisten die heftigsten Gegner der Bourbonen und der neuen Verfassung, die sie noch weniger verstanden, als die Anhänger des ancien régime. Ein dritter Theil des Französischen Volkes endlich, und zwar der, dem sich der König, durch den Gang der Ereignisse genöthigt, am meisten anvertrauen mußte, bestand aus alten Republikanern, die jede Aristokratie haßten und, ihrem Systeme treu, der Volksfreiheit alle nur mögliche Rechte einräumen und den constitutionnellen König nur als erbliche Obrigkeit betrachten wollten. Diese Stimmung hinderte hauptsächlich, daß die Pairekammer und ihre Mitglieder in der öffentlichen Meinung zu der hohen Achtung wie ihre Standesgenossen in England gelangten, die ihnen durchaus nicht fehlen durfte, wenn die ganze Institution das Gleichgewicht der Kräfte wahrhaft herbeiführen sollte.

Aber die Folgen dieser falschen Stellung, welche die Französische Regierung angenommen hatte, waren hiermit noch nicht abgeschlossen; die Pairie verlor alle Wirksamkeit, weil sie weder das Ansehen der Englischen, noch deren Uebergewicht des Vermögens und alter Geburt besaß, und ließ die Deputirtenkammer, deren Mitglieder bald persönlich die Auszeichnung genossen, die nur der Gesammtheit gebührten, somit zum ersten Staatskörper werden. Wie häufig hört man nicht den Mitgliedern der Deputirtenkammer selbst im gewöhnlichen Verkehr den Titel der ehrenwerthen beilegen, ohne daß es dem Franzosen einfällt, wie sehr er gegen das constitutionnelle Gefühl der Engländer verstößt. Die Engländer nennen ihr Unterhaus „das ehrenwerthe", und die Mitglieder nennen sich im Laufe der Debatten ebenfalls „ehrenwerth", vergessen aber nicht, daß dieser Titel, die ausschließliche Bezeichnung einer hohen Geburt, nur den Söhnen der Pairs zukommt. Seit den zwanzig Jahren, daß die Französische Regierung aus einem constitutionnellen Königthum und zwei Kammern besteht, hat dieses Institut im Lande nicht Wurzel gefaßt, und es steht dahin, ob es sie jemals fassen wird; denn das System läßt die groben Umrisse zu sehr durchblicken und entbehrt jedes inneren Trieb- und Räderwerks gänzlich.

Die Auszeichnung, welche das Englische Unterhaus als Staatskörper genießt, ist das Resultat einer tiefen Wahrheit, welche die als barbarisch verschrieenen Zeiten des Mittelalters erkannten und das Jahrhundert der Aufklärung, in welchem wir leben, nur zu oft vergaß, nämlich der Wahrheit, daß jeder Verein von Menschen, eben weil er ein Verein ist, ein Ansehen hat, das die einzelnen Mitglieder für sich nicht besitzen. Im Mittelalter, wo der Adel so mächtig und anmaßend war, erlangten die Zunftgenossenschaften der Bürger nicht nur Gewerb- und Abgabenfreiheit, sondern auch Ehren- und Adels-Privilegien, d. h. das Mittelalter erkannte jeden Verein von Menschen, so niedrig der Stand und das Gewerbe seiner einzelnen Genossen seyn mochte, dem Prinzip nach für edel an, bloß um der Vereinigung willen. Dies ist der Ursprung der Wappen, Fahnen, Schilder und einer großen Zahl anderer Ehrenrechte, die den Munizipal-Städten und späterhin den einzelnen Gewerken zuerkannt wurden. Dieser Brauch lebt in England in seiner ganzen Ursprünglichkeit fort; so haben die Schneider und Fischhändler Londons zu ihren Versammlungshäusern wahrhafte Paläste, über deren Eingang ihre Wappen glänzen. Eine der besuchtesten Tavernen in London hat zu ihrem Schilde das Maurerwerkzeug (Bricklayer's arms) in heraldischem Felde.

Jedes Individuum in England hat seine genau bestimmte Stelle in dem Ganzen der Gesellschaft und genießt nur kraft dieser Stelle politischer Rechte. Von den 471 Mitgliedern, welche im Unterhause das eigentliche England vertreten, sitzen nicht alle in gleicher Eigenschaft darin, wie man dies so häufig in den auf dem Kontinent fabrizirten Englischen Constitutionen findet, sondern 144 von ihnen, von den Grafschaften oder Provinzen ernannt, vertreten das Territorial- und Agrikultur-Interesse; 323 Abgeordnete der inkorporirten Städte, d. h. der Städte mit eigener Verwaltungsbehörde, vertreten das gewerbliche Interesse; die Wissenschaft endlich wird von vier Mitgliedern der Universitäten Cambridge und Oxford im Unterhause vertreten. Damit sagen wir keineswegs, daß dieser Unterschied immer haarscharf in der Praxis genommen werde. Unter welchen verschiedenen Namen die Abgeordneten auch immerhin gewählt seyn mögen, sitzen sie einmal im Parlamente als Mitglieder desselben, so bilden sie einen gleichartigen Staatskörper, der die Interessen seines Landes vertritt; aber nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß, wenn ein Englischer Wähler seine Stimme einem Kandidaten giebt, er sehr wohl weiß, daß er nicht in seiner bloß allgemeinen und abstrakten Eigenschaft eines Engländers votirt, sondern als Glied eines bestimmten Vereins von Individuen, der wiederum ein Theil ist in der Gesammtheit der Vereine, aus denen die Englische Nation besteht. Daher leitet sich der achtungswerthe Brauch des Unterhauses ab, der bis zur Epoche der Reform den Debatten so viel Würde verliehen und sie vor unziemlichen Auftritten, wie sie oft die Rednerstühle des Kontinents entehrten, bewahrt hatte, daß nämlich die Mitglieder nie nach ihrem Familiennamen, sondern nach dem Orte, den sie vertreten, benannt werden. Von dem Augenblick z. B., wo Sir Robert Peel und Hr. Hume auf den Bänken des Unterhauses ihren Platz einnahmen, um einer Sitzung beizuwohnen, hören sie auf, Peel und Hume zu heißen, sie sind Tamworth und Middlesex.

Wir müssen leider zugeben, daß die Bill über die Reform in parlamentarischen Verhandlungen und die Bill über die Munizipal-Reform dem Stand der Dinge, den wir als wesentlich für die Wirksamkeit der Englischen Verfassung ansehen, eine schwere Wunde geschlagen haben. Diese Verwundung kam nicht dadurch, daß man die Zahl der Wähler im Verhältniß zum Wachsthum der Bevölkerung vermehrte, eine bloße Maßregel der Gerechtigkeit, die keinen Vorwurf verdient, noch weniger dadurch, daß man den großen Städten, die seit einem Jahrhundert zu einem hohen Grad von Wohlhabenheit sich emporgeschwungen hatten, das Recht der Vertretung durch Parlamentsmitglieder zugestand — ihre Forderung war gerecht und unabweislich — sondern nicht dadurch, daß man einigen verfallenen Flecken, die sonst nicht mehr existirten, ihre Vertretung, die sie mit Unrecht genossen, nahm: alle diese Reformen an sich kannten für England nicht gefahrbringend seyn, aber die Weise, mit der man sich dabei benahm, hat das Land in eine Krisis geworfen, in der es sich gegenwärtig befindet. Wer hätte es gedacht, eine große Zahl von Reformen in eine einzige Maßregel zusammenfaßt. Wie dringend auch die Gründe seyn mochten, jene unbedeutenden Flecken zu übergehen, so kann man nicht leugnen, daß eine dreimonatliche Berathung nicht hinreichte, um 50 Corporationen mit einem einzigen Federstrich eines politischen Vorrechts zu berauben, das sie mehreren Jahrhunderten genossen. Dadurch gewann die Maßregel das Ansehen eines revolutionnairen Gewaltstreiches, was um jeden Preis zu vermeiden war. — Der zweite Fehler bestand darin, daß man einige nicht repräsentirender Flecken die Gränzen der Munizipal-Corporationen überschreiten ließ. Durch die Erlaubniß, daß mit den Gliedern einer Munizipalität Individuen, die keinen Theil derselben bilden, votiren konnten, wurde der landesüblichen Vertretung ein Stoß beigebracht, nicht zusammengehörige Elemente wurden vermischt. Der dritte und größte Fehler von allen vielleicht war der, daß man das Recht der Vertretung Städten bewilligte, die noch nicht als Corporationen existirten. Zu der Art war z. B. Manchester. Wir meinen keineswegs, daß es nützlich oder nicht dringend war, einer so wichtigen Stadt das Recht der Vertretung zu gewähren; aber man mußte damit anfangen, eine solche Stadt zu machen, ihr eine Incorporations-Akte zu verleihen. Wenn man daher heutzutage in einer Debatte sagen hört, „das ehrenwerthe Mitglied für Manchester", so kann man im politischen Sinne nicht anders thun: was ist das, Manchester? Ein Franzose würde mit Recht in seine Deputirtenkammer antworten: ein durch gewisse dazu nöthige Personen in das Haus geschicktes Individuum, das einen bestimmten Census entrichtet und einen Ort Namens Manchester bewohnt; damit ist uns noch kein Vertreter der Munizipalstadt Manchester motivirt. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Zur Statistik von Frankreich.

Die Französische Regierung hat in diesem Jahre zum erstenmal eine amtlich zusammengestelltes Tableau der Bevölkerung von Frankreich herausgegeben. Hiernach zählte das Land am 1. Januar d. J. 34,230,178 Einwohner. Die bevölkertsten Departements sind: das im Norden mit 1,106,000 und das des Nordens mit 1,026,000 Einwohnern. Nur vier Departements haben weniger als 200,000 Bewohner, nämlich die der östlichen Pyrenäen (164,000), das der Nieder-Alpen (130,000), das der Lozère (141,000) und das der Ober-Alpen (131,000). Die Zahl der Gemeinden, deren Bevölkerung entweder mehr als 2500, oder unter gewissen Umständen mehr als 1500 Seelen beträgt, und deren Maires vom Könige ernannt werden, beläuft sich auf 1623. Außer dem Elsaß sind es die See-Departements, welche die meisten solcher Gemeinden besitzen.

119 Städte in Frankreich zählen mehr als 10,000 Einwohner. Folgendes ist eine Uebersicht derselben und ihrer Bevölkerung:

Paris	909,100	Douai	19,000
Lyon	150,800	Rennes	28,000
Marseille	146,200	Montpellier	33,000
Bordeaux	97,800	Toulon	29,000
Rouen	92,000	Clermont	27,000
Toulouse	77,300	Avignon	31,000
Nantes	75,800	Nancy	35,000
Lille	72,000	Brest	27,000
Strasburg	57,800	Besançon	30,000
Amiens	46,100	Limoges	27,000
Nismes	43,000	Versailles	29,000
Metz	42,700	Grenoble	50,000
Caen	41,800	Tours	37,000
Saint-Etienne	41,500	Boulogne	28,000
Orleans	40,200	Havre	25,000
Rheims	38,300	Troyes	19,000
Angers	35,900	Vienne	16,000
Bourges	25,300	Bezier	15,000
Dijon	24,800	Colmar	11,000
Aix	24,600	Bayonne	13,000
Montauban	23,860	Rochefort	15,000
Dünkirchen	23,800	Moulins	14,000
Arras	23,400	Le Puy	14,000
Le Mans	23,000	La Rochelle	14,000
La Guillotière (Vorstadt von Lyon)	22,800	Chartres	13,000
Poitiers	22,000	Alençon	13,000
Saint-Quentin	20,570	Châteauroux	13,000
Arles	20,000	Sedan	13,000
Tourcoing	19,000	Blois	13,000
Valenciennes	19,400	Alais	13,000
Roubaix	19,400	Agen	13,000
Eberbourg	19,300	Elbeuf	13,000
		Beauvais	13,000

Bastia	13,060	Riom	11,472
Châlons-sur-Marne	12,900	Saint-Brieuc	11,300
Brasse	12,800	Villeneuve d'Agen	11,220
Lüneville	12,700	Lodève	11,200
Tarbes	12,630	Valence	10,960
Saint-Omer	19,000	Saint-Germain-Laye	10,950
Lorient	18,970	Aurillac	10,880
Carcassonne	18,900	Calais	10,860
Abbeville	18,200	Narbonne	10,790
Niort	18,100	Tarascon	10,770
Croix-Rousse (Vorstadt von Lyon)	17,900	Belleville	10,690
Cambrai	17,840	Baume	10,670
Laval	17,500	Moissac	10,610
Perpignan	17,610	Pau	12,600
Castres	17,600	Cahors	12,410
Nevers	16,960	Châlons-sur-Saône	12,400
Mülhausen	16,930	Bar-le-Duc	12,300
Angoulême	16,900	Mâcon	11,940
Dieppe	16,800	Saumur	11,923
Issoudun	16,800	Albi	11,800
Lille	11,650	Verdun	10,500
Bannes	11,640	Auch	10,460
Périgueux	11,620	Milhau	10,430
Nurerre	11,576	Autun	10,430
Batignolles	11,575	Evreux	10,200
Saint-Marie-aux-Mines	11,560	Castelnaudary	10,180
Lisieux	11,540	Dole	10,100
	11,472		

Marseille, das seit einigen Jahren, besonders seitdem sich die Franzosen in Algier festgesetzt, bedeutend an Einwohnern zugenommen, erscheint hier beinahe so volkreich als Lyon, doch darf nicht übersehen werden, daß bei letzterem seine beiden großen Vorstädte nicht mitgezählt sind, die ihre eigenen Munizipalitäten haben und mit denen zusammen Lyon nahe an 200,000 Einwohner besitzt. Sechs Städte von mehr als 25,000 Einwohner, nämlich Saint-Etienne, Rheims, Toulon, Brest, Boulogne und Havre sind keine Departements-Hauptorte oder Präfektur-Städte. Es sind lauter See- oder Fabrikstädte, die sich erst nach der Eintheilung Frankreichs in Departements zu ihrer jetzigen Größe erhoben. 23 Städte dagegen sind Hauptorte des Departements und zählen weniger als 10,000 Einwohner. Wir bemerken darunter Ajaccio auf Korsika mit 9000, Laon mit 8200, und Mezières mit 4000 Einwohnern. In 14 Departements giebt es nicht eine einzige Stadt von 10,000 Einwohnern. Wir bemerken darunter die Vendee, das Departement der Vogesen und das der niederen Alpen. Von den 119 Städten mit mehr als 10,000 Einwohnern liegen 62 im nördlichen und 57 im südlichen Frankreich. Die nördliche Hälfte, die sich durch Handel und Industrie auszeichnet, nimmt übrigens verhältnißmäßig weit mehr zu, als die südliche, deren Bevölkerung an manchen Punkten stationnair und an anderen im Abnehmen begriffen ist.

Spanien.

Gibraltar.

Von Rosseeuw de St. Hilaire.

Aus Gibraltar, 3. August 1837.

Die Meerströmung und der Westwind sorgen dafür, daß die von Herkules zwischen Europa und Afrika gesprengte Pforte einen Theil des Jahres so gut wie geschlossen ist. Aus dem Atlantischen Ocean strömt die Fluth beständig zu dem Mittelländischen Meeresbecken ein; wo all das Wasser bleibt, das mag Gott wissen, — denn seit Jahrtausenden ist das Mittelländische Meer nicht höher geworden, vielmehr an vielen Stellen vom Lande zurückgewichen. Der starke Ostwind, mit dem wir von Tanger ausliefen, war unserem Cours eigentlich entgegen, aber die Strömung brachte uns trotzdem nach Gibraltar. Hingegen, wenn Wind und Strom zugleich von Westen nach Osten geht, treiben sich die Schiffe oft wochenlang vor der Meerenge herum und können nicht hinaus in den Ocean.

Die Spanische Küstenstrecke vom Kap Trafalgar bis Tarifa und die Afrikanische vom Vorgebirge Abyla bis Tanger stehen einander auf sieben Lieues gegenüber. Aber jene erstere verliert gar sehr bei dem Vergleich. Sieht man die dürre, kahle, trostlose, bald felsige, bald sandige Küste Andalusiens und das hügelige, in anmuthigen Krümmungen geschlängelte, mit reicher Vegetation geschmückte Mauritanische Gestade, so fragt man sich verwundert: Wo ist denn das von den alten Dichtern gepriesene, paradiesische Land, Baetica? blüht oder drüben? Der Berg Abyla ist malerisch schön; wie die Ruine eines Riesenthurmes steht er da, eine jähe Mauer von grauem Granit, den bis zur halben Höhe üppiges Grün überwuchert; sechstausend Fuß hoch ragt der kahle, weiße Gipfel, eine Sammelstätte der Wolken, auch beim klarsten Himmel beständig von Nebeln umwallt. Das Europäische Vorgebirge ist ein kahler, nackter Fels und weiter nichts; Gibraltar liegt tiefversteckt an seinem Fuße, weiterhin am Gestade des Golfs Algestras, und ganz hinten wird auf einer Anhöhe die kleine Stadt San Roque sichtbar. Aber die Landschaft um diese Orte, so weit das Auge reicht, ist eine todte Wüste, aus der kein Haus, kein Gebüsch, kein einziger Baum hervorragt. Vormals war das anders. An dieser Stelle Andalusiens landeten die Kundschafter, welche Musa, der Arabische Feldherr, von Afrika herübergesendet hatte; voller Entzücken kehrten sie zurück, und in dem Berichte an den Chalifen Jezid schilderte Musa Spanien als ein Land, „milden und klaren Himmels wie Syrien, fruchtbar wie Aegypten, an Wohlgerüchen reich wie Yemen."

Nur der Spanier scheint sich in der unfreundlichen, trostlosen Oede rings um seine Wohnstätte zu gefallen; sie stimmt zu seinem Charakter, sie erklärt sich großentheils aus seiner ältesten Geschichte. Jeder Fußbreit Landes ist den Ungläubigen, den Nationalfeinden, abgestritten worden. In das mit den Waffen eroberte Gebiet setzten die alten Könige von Leon und Castilien Kolonieen (poblaciones), zum doppelten Zwecke des Anbaus und der Behauptung gegen den Feind. So war jede Ortschaft zugleich ein Waffenplatz, eine Festung, das Leben ein beständiger Kriegszustand. Die Bevölkerung konnte sich nicht über das offene Land ausbreiten, wo sie, vereinzelt, den Anfällen der Feinde erlegen wäre; sie drängte sich in die geschützten Orte zusammen. Der Landmann mußte sich selbst mit den Waffen helfen, auf die eigene Kraft und auf den Beistand seiner Ortsgenossen und Nachbarn (vecinos) rechnen; es galt nicht bloß zu säen und zu pflanzen, sondern auch den Feind abzutreiben, daß der Huf seiner Rosse die Saat nicht vor der Aerndte niedertrat. Und so ist es in Spanien bis auf den heutigen Tag geblieben. Noch lebt in dem Landmann der Stolz, der sich auf das Recht und die Fähigkeit bewaffneter Selbsthülfe gründet; noch lebt die Anhänglichkeit an die beschränkte Heimath, an die Lokalität, und läßt einen allgemeineren Patriotismus nicht aufkommen; noch immer scheut der Spanier das freie Feld, es ist ihm unheimlich, verdächtig, nicht geheuer, — und hat er etwa nicht Recht? In seinem Landhause könnte er noch jetzt keine Nacht ruhig schlafen. Sind doch selbst größere Städte vor den Räuberbanden nicht sicher, die ihr Unwesen auf allen Heerstraßen treiben.

Eine kleine Insel, die in der Bai etwas südlich vom heutigen Algestras liegt, ist die Stelle, wo Tharik mit einem Häuflein Afrikanischer Krieger zuerst landete. Er nannte sie auf Arabisch: Eldschezirat-el-ghadra, d. h. „die grüne Insel", und dieser Name ist auf die Stadt übergegangen. Dann warf sich die kleine Schaar auf den Felsenberg von Gibraltar, der sich ihnen, rings vom Meere umspült und nur durch eine schmale Landenge mit der Küste zusammenhängend, ganz in der Nähe als eine natürliche Festung darbot. Von diesem Adlerneste stürmten sie herunter, verbreiteten Schrecken über ganz Andalusien und bahnten der Eroberung den Weg. Ueber dem Golf, in der halben Höhe des Felsenabhanges, stehen noch die Grundmauern und der Thurm eines zerstörten Maurischen Kastells. Es trägt die Spuren der Kugeln und Bomben, womit es im Jahre 1782 bei der Belagerung Gibraltars durch die Spanier und Franzosen überschüttet worden ist. Diese Belagerung und die tapfere Vertheidigung Elliot's hat Gibraltar eigentlich so berühmt gemacht. Um den Besitz dieses nackten, unfruchtbaren Felsens haben damals drei Europäische Hauptmächte mit äußerster Anstrengung gestritten, mit einem Aufwande an Gold und Blut, der ehedem hingereicht hätte, Königreiche zu stürzen. In diesem engen Meerbusen, dessen blaue, ruhige Fluth jetzt nur etliche Kauffarteischiffe beherbergt, sind damals ganze Kriegsflotten zu Grunde gegangen. Die schwimmenden Batterieen des Ritters d'Arçon, die Tod und Verderben auf die Vertheidiger der Felsenfeste sprühen sollten, sind an ihrem Fuße machtlos gescheitert. Seitdem hat Gibraltar keinen ernstlichen Angriff erfahren, aber seine Festungswerke sind fortwährend verstärkt worden: der ganze Berg vom Gipfel bis zum Fuße ist in eine riesenhafte Citadelle verwandelt, namentlich an der Seite, welche der Spanischen Küste zugekehrt ist. Von oben bis unten sind mit unsäglicher Arbeit geschlängelte Wege in den Felsen gebauen und Schießscharten gesprengt; zu jeder Oeffnung strecken Feuerschlünde ihren Rachen hervor und beherrschen die schmale Landzunge, welche vom Lande her den einzigen Zugang zur Festung bildet. Zwei große, bedeckte Gallerieen, die eine 1200, die andere 1500 Fuß lang, sind nach der Belagerung in der kurzen Zeit von sechs Jahren vollendet worden und laufen in vielfachen Windungen die ganze Höhe der fast senkrechten Felsenwand entlang. Auch die Ueberreste jenes Maurischen Kastells, dessen unverwüstliches Mauerwerk den Bomben eben so getrotzt hat, wie den Jahrhunderten, sind zur Befestigung verwendet worden, und es enthält Batterieen in drei und vier Etagen über einander; über die Batterieen ragt der massive Thurm, und über den Thurm noch etliche hundert Fuß die jäh emporstarrende Bergwand. — Außer diesen Batterieen, die in verdeckter Position angebracht und hauptsächlich bestimmt sind, die beiden Meeresarme und die Landenge zu bestreichen, erheben sich viele andere auf freien, hohen Terrassen, deren Geschütz noch weiter hinüber bis an die ehemalige Spanische Circumvallations-Linie tragen soll, die man noch im Felde erkennt. Zu dem Ende erhebt sich Terrasse über Terrasse bis zu der oberen Platform, die den ganzen Berg beherrscht, und ungeheure 12zöllige Mörser stehen in dieser Höhe in Batterieen aufgefahren. Diese furchtbaren Vertheidigungs-Anstalten, wozu Natur und Kunst ihr Möglichstes gethan haben, sind gewiß einzig in der Welt. Nur der westliche Abhang des Berges, in einer Erstreckung von drei bis vier Englischen Meilen, ist bewohnt, er enthält sogar Gärten, Baumanlagen und Promenaden, die man mit vieler Mühe und Kosten auf diesen Felsenboden gepflanzt hat; auch der Hafen von Gibraltar befindet sich auf dieser Seite. Dessenungeachtet bildet der Berg auch hier eine ununterbrochene, mit ganzen Artillerie-Parks besetzte Batterie; den Hafen allein bestreichen 4 Reihen Geschütz über einander. Die vielen Kanonen über der am Felsen klebenden Stadt, zwischen freundlichen Lusthäusern, grünen Bäumen und Gärten, machen einen ganz eigenen, beim ersten Anblick sehr überraschenden Eindruck. Man rechnet, daß die Englische Regierung in Gibraltar über 800 Stück Geschütz unterhält, aber der Sergeant, der uns umherführte, versicherte uns, daß gegenwärtig nur 400 Artilleristen in der Festung lägen, also gerade 1 Mann auf 2 Kanonen. In Friedenszeiten mag das hingehen; es kommt natürlich Alles darauf an, ob diese gewaltigen und höchst kostspieligen Anstalten sich gegen eine ernste, regelmäßige, mit hinlänglicher Kriegsmacht unternommene Belagerung wirksam bewähren. Gibraltar hat zwar einen solchen Ruf der Festigkeit und Unbezwingbarkeit, daß Viele glauben, es vertheidige sich fast von selbst; doch sind den Sachkundigen manche Schwächen und Uebelstände nicht entgangen. Fürs erste, wenn alle die Feuerschlünde aus diesem Felsennest auf einmal spielen sollten,

dürfte die Erschütterung für die Gänge, Gallerieen und Gewölbe zu heftig werden, und höchst gefährliche Risse und Einstürze verursachen. Die Steinmasse hat ein blätteriges Gefüge und hält vermuthlich weniger aus, als das Arabische Mauerwerk, dessen Backsteine durch Lagen eines zu Stein erhärteten Kittes zu einer einzigen, durch und durch innig zusammenhängenden Masse verbunden sind. Auch versichert man, daß sich schon mehrmals bei den Schießübungen bedenkliche Zufälle ereignet haben, die aber von den Engländern verheimlicht werden. Ferner muß sich der Rauch, trotz aller Vorkehrungen, die getroffen sind, ihm freien Abzug zu verschaffen, doch in diesen verdeckten Räumen dergestalt verfangen und häufen, daß auf die Länge die Bedienung der Batterieen unmöglich wird. Endlich rechne man auf jedes Stück Geschütz nur acht Mann, so braucht Gibraltar zu seiner Vertheidigung allein über 6000 Artilleristen, mehr, als es vielleicht überhaupt an Besatzung fassen kann. Zum Glück ist noch auf lange Zeit nicht abzusehen, welche große Macht daran denken sollte, Gibraltar anzugreifen.

Von der eigentlichen Stadt weiß ich nicht viel zu sagen. Die Häuser haben alle ein graugelbes Ansehen, von dem Staube, der über diesem von der Sonne gedörrten, zerreiblichen Steinboden beständig in der Luft schwebt; das fällt doppelt unangenehm auf, wenn man eben von Kadix, der Stadt mit den reinlich weißen Häusern, kommt. Eine lange, krumme Hauptstraße geht von einem Ende der Stadt bis zum anderen; sie enthält kein einigermaßen bedeutendes Gebäude, dafür bietet sie einen höchst belebten Anblick. Gibraltar ist ein Freihafen, in einer für den Handel höchst wichtigen Lage zwischen zwei Welttheilen und zwei Meeren; ein unermeßlicher Schleichhandel nach den Spanischen und Portugiesischen Küsten wird von hier aus betrieben; Europäer, Afrikaner und Orientalen führt der Verkehr hier zusammen. Gelbbraune Barbaresken in ihren weißen, weitfaltigen Gewändern, Juden in ihrem orientalischen Kostüm, unter dessen lebhaft bunten Farben Gelb und Roth vorherrscht, Griechen mit kühnen und scharfen Gesichtszügen, keckem Knebelbart, in weite dauschige Hosen und enge kurze Jacken gekleidet, schwatzen in allerlei Sprachen durch einander und halten unter freiem Himmel ihre Börse. Nicht weit davon marschirt ein Trupp Englischer Soldaten vorüber, steifen Schrittes, gestreckten Leibes, immer gerade vor sich hin: sie verziehen keine Miene, und das echt Englische Milch und Blut ihrer Gesichter vermag nicht Spanische und Afrikanische Sonne zu bräunen. Auf einem langleibigen Pferde von Englischer Zucht reitet der junge, schmucke Lieutenant vorbei, ein echter Dandy, der vielleicht ganz frisch vom Trottoir in Bondstreet herkommt; neben ihm trabt auf einem schlecht dressirten, aber feurigen Andalusischen Hengst, mit hohem Sattel und breiten Steigbügeln nach Arabischem Reiterbrauch, der junge Bursche vom Lande, der Majo, braunen Antlitzes, in der knappen Tracht, die seine nervigen Formen aufs vortheilhafteste zeigt, mit Spitzhut und Schärpe. Die Spanischen Frauen hüllen Kopf und Schultern in die landesübliche braune oder rothe Manta; die Englischen Misses und Mistresses halten unverbrüchlich bei ihrer Modetracht, so unbequem und lästig sie in dem heißen, trockenen Gibraltar fallen mag.

Geht man auf der südlichen, nach Afrika gekehrten Seite vor die Stadt hinaus, so findet man bei jedem Schritte Anlaß, die Geduld, die Arbeit und den Kostenaufwand zu bewundern, wodurch der harte Felsen zur Fruchtbarkeit gezwungen und in Garten verwandelt worden ist. Auf Terrassen und Gerüste hat man Erdreich hinaufgetragen und mit Einfassungen geschützt, damit der Wind es nicht wegführe. Es gedeihen in diesem künstlichen Boden Bäume von kräftigem, wenn auch nicht hohem Wuchse; ihr Laub ist graugrün vom Staube, der sich daran setzt, allein es gewährt den Schatten, ohne welchen der Fels im Sommer gar nicht bewohnbar wäre. Zwei Hauptfeinde richten nicht selten große Verwüstung in diesen Pflanzungen an, die Stürme um die Zeit der Nachtgleichen nämlich und die Affen, deren Banden nächtlich einsteigen, die Fruchtbäume plündern und sich mit ihrem Raub in die unzugänglichen Schlupfwinkel des Berggebirges flüchten, dessen Urbewohner sie wahrscheinlich sind.

Eine Viertelstunde von der Stadt liegt das Arsenal: ich hatte mir große Vorstellungen davon gemacht, fand es aber sehr klein und unbedeutend. Weiterhin ist in neuester Zeit eine große und stattliche Kaserne aufgeführt worden, in deren Nähe die kleinen Wohnhäuser der Offiziere, jedes von einem Gärtchen umgeben, eine Art von Vorstadt bilden. Diese Gärtchen liegen in Absätzen über einander und reichen weit über die Mitte des Berges hinauf; der höchste und größte von allen gehört dem jeweiligen Kommandanten und heißt der Admirals-Garten. Sie bieten im heißen Sommer Schatten und Duft, aber leider wenig Kühlung. Der den Tag über durchglühte Steinboden, von einer dürren Staublage überzogen, haucht die ganze Nacht hindurch eine trockene, erstickende Wärme aus; es ist, als sollte man den Brodem eines Backofens einathmen. Der Seewind mag noch so frisch seyn, er kühlt diese Atmosphäre nicht ab. Daher getrieben auch hier, in der wahrhaft Afrikanischen Hitze, viele tropische Gewächse: der wilde Pfefferbaum (piper falsus), der in vier Jahren dreißig Fuß hoch wächst; der Drachenblutbaum, sonderbar und abschreckend von Farbe und Gestalt, mit einer Krone von schwarzgrünen, büschelweis emporstarrenden, spitzen Blättern, die, wie Nadeln am Stachelschweine, auf den Zweigen sitzen; riesenmäßige Kaktus, deren stachlige Disteln wie Lanzenschafte in die Höhe ragen; Nopalbäume; Agaven, deren Schaft, schlank und zierlich, mit dem Blüthengehänge im Winde schwankt; mit einem Worte, die zähe Vegetation Afrika's, die zum Wachsen nicht des Regens noch des Thaus bedarf, und deren Saft in der brennendsten Dürre nicht austrocknet. Zuerst von Menschenhand eingepflanzt, keimt sie jetzt an vielen Stellen schon von selbst. — Regen ist in Gibraltar höchst selten; oft aber bringt der feuchtwarme Ostwind, der über das Mittelländische Meer hergestrichen kommt, Nebel mit, die sich dann über den [illegible] des Berges lagern und von dem erwärmten Gestein eingesogen [illegible] Dieser Wind wirkt in hohem Grade ermattend; er ist hier gefürchtet wie der Sirocco in Unteritalien. Man spürt ihn stundenlang vorher und so lang er anhält, ist des Menschen Leib ein schmerzhaft empfindliches Barometer, das alle Schwankungen der Atmosphäre angiebt. Auch mir benahm ein solcher Nebel die Aussicht, als ich den dreitausend Fuß hohen Gipfel des Berges erklimmt hatte. Man überschaut dann oben die Meerenge, das Afrikanische Gestade von Ceuta bis Tarifa, die Andalusische Küste von der Punta d'Europa bis Katar und die Granadische bis zu der herrlichen Sierra de Ronda. Bei [illegible] Wetter muß unter diesem klaren südlichen Himmel, der alle Umrisse so scharf und alle Farben so lebhaft erscheinen läßt, der Anblick entzückend seyn.

Die Befestigung Gibraltars muß der Englischen Regierung ungeheure Summen gekostet haben, und ich zweifle, ob der Handel in aller Lebhaftigkeit ihr so viel an Einkünften abwirft, als sie Jahr aus Jahr ein für die Behauptung dieses Platzes aufwendet. Aber Gibraltar ist der Schlüssel zum Mittelländischen Meer; England hat ihn in Händen und wird ihn nicht fahren lassen. Ceuta gegenüber hat eine ähnliche von Natur feste Lage auf einer isolirten Felsenklippe und könnte anderen, als Spanischen Händen auch eine ähnliche Bedeutung gewinnen. Ob der Kaiser von Marokko wohl eine Ahnung davon hat? scheint mit Absichten auf Ceuta umzugehen und denkt gewiß, mit Spaniern in ihrer gegenwärtigen Lage sey leicht fertig zu werden. Es wäre der rechte Fiselstritt in die Rippen des kranken Löwen. Spanier halten zu Ceuta mit großen Kosten eine Besatzung, die zu nichts nützt, als das Bagno zu bewachen. Die Marokkanische Miliz hat die Spanischen Soldaten vor den Thoren der Stadt insultirt, und diese dürften sich eine Zeit lang nicht heraus wagen; ja es kann geschehen davon, der Sultan würde mit großer Heeresmacht herbeieilen. Das waren glücklicher Weise leere Befürchtungen, und wie ich höre, hat das neue Ministerium, welches so eben in Madrid zur Welt gekommen, sogar einen Theil der Besatzung von Ceuta nach Kadix und Tarifa berüberrufen, um die Exaltados nieder und die Moderados im Zaum zu halten. In Kadix wird man sich diese Gäste nachdrücklich verbitten; die Nationalmiliz spielt in dieser großen Stadt den Meister, will keine Soldaten und wünscht keine zu sehen.

Mannigfaltiges.

— Briefe Maria Stuart's an Elisabeth. Der kühne Französische Literaturforscher, Herr Francisque Michel, hat auf einer Reise, die er kürzlich nach England und Schottland unternommen, in der Cottonianischen Bibliothek in London den merkwürdigen Fascikel aufgefunden, den die unglückliche Maria Stuart mit den schönen Nebenbuhlerin geführt hat. Wenn die Engländer es bisher unterlassen haben, diesen in gutem Französisch des sechzehnten Jahrhunderts abgefaßten Briefwechsel durch den Druck zu veröffentlichen, so ist es wohl aus Rücksicht auf den Ruhm der Königin Elisabeth unterblieben, um die Nationalgesinnung nicht gern dadurch befleckt sehen möchte. Herr Francisque Michel, der diese Rücksicht nicht zu nehmen braucht, geht damit um, das Ganze mit historischen Bemerkungen herauszugeben. Die Sprache und der Styl jener Briefe sind auf gleiche Weise charakteristisch. Wir theilen hier zur Probe eines von den kürzern Schreiben mit, in welchem die gefangene Maria das Vertrauen zu der Königl. Schwester, das sie späterhin so bitter zu bereuen hatte, noch nicht ganz aufgegeben. Es ist aus dem Schlosse Bolton an den Gränzen der Grafschaft Yorkshire datirt, wohin sie am 14. Juni 1568 aus Carlisle sich hatte begeben müssen:

„Madame ma bonne soeur, m'estant venue jeter entre vos bras, comme de ma plus asurée espérance, pour tant de requestes assés souvent par moy ramanteus que m'assure n'estre ennuyeux vous en refreschir la mémoyre, ce m'a estay grand plesir et tandre qu'il vous a pleu, suivant ma première requeste, vous mesmes prandre la poine de metre la fin de ses trop longs troubles entre moy et mes subjects, la quelle je m'assure maintenant ne pouvoir ettre que briève et utille à toute notre pauvre affligée nation et en particulier à mon honneur, poer le regard et de la fiance que j'ay en vous et envie de vous complayre comme j'ay fayt paroitre et par l'empeschement d'effect entre de mes fidelles subjects, quant leur puisance estoit batante, pour avoir an moigns resonable apointemant et pour avoir l'ayse de chercher aylieurs secours que de vous, que je veulx estre ma bonne soeur et unique amye complayre en tout, m'assurant que me serés aussi favorable que me l'avés tousjours monstré quant je userois votre bon advis, comme j'ay fayt et ay intantion de fayre, comme par l'esvesque de Rosse et milord Herris pourés plus au long entandre, que je vous ay envoyés pour les plus fiables que j'aye, vous supliant comme à tels leur donner crédit comme feriés à moy-mesme, ou à part, en ensuyvant. L'un vous le conoissés, et l'autre j'espère vous satisfera ainsi que le raport que l'on vous en a fayt. Et pource que à vous deulx ays-je deschargé mon cueur, et milord Herris sçait tout ce qui s'est passé entre nous, me remetant sur eulx, je finiray par mes humbles recommandations à votre bonne grâce, priant Dieu vous donner, madame, en santay, longue et heurheuse vie.

De Boton, ce XXII d'octobre (1568).

Votre bien affectionnée bonne soeur et cousine,

„Marie R."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Montag den 27. November 1837.

Spanien.

Die Maurischen Denkmäler von Granada.

Frau von Staël konnte nie von Granada, von der Alhambra und den Orangen-Gärten der Maurischen Könige reden, ohne bis zu Thränen gerührt zu werden; und wirklich muß etwas Magisches in diesen Worten liegen, denn ich selbst fühle mich tief bewegt, während ich in einer an romantischen Erinnerungen so reichen Stadt diese Skizzen niederschreibe.

Ich habe die Alhambra gesehen, um derenhalber ich, dem glühenden Himmel Andalusiens Trotz bietend, mitten in den Hundstagen meinen Wanderstab ansetzte — ich habe ihn gesehen, den Palast aus der Blüthenzeit des Islam, und — was mir auf meinen Reisen noch selten begegnet ist — ich bin nicht in meiner Erwartung getäuscht worden.

Diesen Morgen um sechs Uhr verließ ich die Stadt, um den Anblick der hehren Trümmer genießen zu können, ehe noch der brennende Sonnenstrahl das dichte Laub in Boabdil's verödetem Garten durchdrang. Aber kaum befand ich mich im Freien, als eine schneidend kalte Morgenluft, die meinen Lungen nicht besser behagte, als die von Madrid, mich daran erinnerte, daß Granada ein Paar Tausend Fuß über dem Meere liegt. Auf meiner zwei Monat langen Wanderung durch Andalusien war ich zweier Dinge ganz ungewohnt worden, der Kälte und des Regens; und obschon ich aus einer Art von kindischem Uebermuth dann und wann sogar nach einem von beiden mich gesehnt hatte, so fühlte ich doch jetzt, daß meine in Malaga und Kadix verzärtelte Constitution wenigstens gegen Kälte sehr empfindlich war. Dies unbehagliche Gefühl verlor sich übrigens bald, als die Sonne über den rothlichen Thürmen des Maurischen Kastells emporstieg, und voll guten Muthes klimmte ich den langen gewundenen Pfad hinan, der von Granada auf die Alhambra führt.

Ein großes Portal, das in einer mächtigen Mauer aus Quadersteinen angebracht ist, hemmte zuerst meinen Weg, und eine Spanische Inschrift verkündete mir, daß ich im Bezirke der Alhambra mich befand. Der Styl dieser Pforte, den man weder Maurisch, noch Gothisch, noch Römisch nennen kann, hat allerdings wenig Anziehendes; von der anmuthigen Arabischen Bogenwölbung ist kaum eine leise Spur zu entdecken; allein ich setzte meinen Fuß zum ersten Male auf Maurisches Gebiet, und ein heiliger Schauer, der mich in diesem Augenblick ergriff, erstattete der Kritik keine Stimme.

Unterdessen war die Sonne am Horizont emporgestiegen; aber kaum hatte ich die Pforte der Citadelle überschritten, als unter dem dichten Laubdach an beiden Seiten des Weges eine herrliche Kühlung mich anwehte. Man muß die dürren Einöden Andalusiens in der heißen Jahreszeit gesehen haben, muß in diesen versengten und staubigen Ebenen Tage lang herumgewandert seyn, um die ganze Wollust eines solchen Augenblicks fühlen zu können. In Kadix besuchte ich das Theater, um wenigstens gemalte Bäume zu sehen — hier sah ich endlich einmal wieder natürliche Bäume, deren balsamischen Duft ich in vollen Zügen athmen und in deren Schatten ich gemächlich ruhen konnte!

In der Schweiz oder in der Normandie wäre mir diese Buchen- und Ulmen-Halle etwas Gewöhnliches, Alltägliches gewesen; allein sie schattete Andalusischen Boden, und jene großen röthlichen Thürme, die aus dem dunkeln Laube hervorschimmerten, waren die Alhambra!*) Der romantische Zauber, von dem ich mich gefesselt fühlte, wurde noch mächtiger, wenn hin und wieder ein Indianischer Feigenbaum, eine Agave oder ein Strauch von Lorbeer-Rosen in dieser ganz nordischen Natur meinen Blicken begegnete und mir lebhafter ins Gedächtniß rief, daß ich wirklich unter Andalusiens Himmel wandelte.

Doch ich war ja nicht hierher gekommen, um Bäume zu bewundern, und so verließ ich endlich diese reizende Anlage, um in die enge, vier hohe und zierlich gebaute Pforte zu treten, welche den Eingang zum Kastell bildet. Dies war noch eine echt Arabische Pforte mit Hufeisenförmigem Bogen, sonst aber ganz ohne architektonische Verzierungen, schön ob ihrer edeln Einfalt und in gefälligem Kontraste zu dem mächtigen Mauerwerk aus rothen Backsteinen, in welchem sie sich wie die Nische eines Heiligen in einer Kirchenmauer ausnahm. Ein paar Spanische Soldaten, die hier als Schildwachen standen oder vielmehr behaglich saßen, ließen mich ungefragt vorbei.

Gewiß giebt es nur wenige Festungen von großartigerem Charakter, als die Alhambra; man kann sagen, daß sie in gewissem Betrachte eine Stadt für sich bildet. In dem Raume, den sie einschließt, befinden sich kolossale Thürme, ein Maurischer Palast, eine Kirche, ein christlicher Palast, sehr geräumige Gärten und eine Esplanade, die so groß ist, daß ein ganzes Regiment darauf manövriren kann. Nur was man im engeren Sinne Alhambra nennt, der Palast der Mauren-Könige selbst, ist ein vergleichungsweise unscheinbares Gebäude, das uns aber von den Reichthümern und dem ästhetischen Sinne der alten Beherrscher Granada's, als von ihrer Macht einen Begriff giebt. Diesen Miniatur-Palast nennen die Spanier schlechtweg das Königliche Haus (Casa Real), und die Erlaubniß, ihn zu betreten, wird Keinem verweigert.

Der erste Eindruck, wenn man ins Innere der Festung gelangt ist, hat etwas Melancholisches; zur Rechten erheben sich die verwitterten Trümmer von fünf oder sechs Maurischen Thürmen, von denen der höchste noch als Warte dient und durch eine geweihte christliche Glocke vor muthwilliger Zerstörung geschützt wird; zur Linken aber erblickt man die jüngeren Ruinen eines Palastes Karl's V., dessen Bau nie vollendet worden. Die schöne Façade dieses Gebäudes trotzt schon seit drei Jahrhunderten dem Regen und Sturme und hat in diesem ganzen Zeitraum keinen Stein verloren.

Es scheint, als ob Karl V. diesen Palast, das Werk des berühmten Architekten Berruguete, nur darum habe erbauen lassen, damit die Welt sehen sollte, was Spanische Kunst neben Maurischer vermag. Aber Spaniens Baukünstler sind weniger siegreich gewesen, als seine Feldherren. Die dreifache Façade des christlichen Gebäudes, seine gedrückten Gewölbe und die plumpen mit Bildhauer-Arbeit überladenen Fenster machen sich schlecht neben den schlanken Säulen und den feinen wie Stickerei sich ausnehmenden Skulpturen in den Patio's des benachbarten Maurischen Palastes.

Verlassen wir darum jenes dürre Riesen-Skelett, Berruguete's unvollendete Schöpfung, und besuchen wir die Alhambra in der Alhambra, den zugleich hehren und lieblichen Aufenthalt der Könige Granada's. Nur wenige Schritte, und ich befand mich in der herrlichen Vorhalle, die unter dem Namen des Myrthen-Hofes (Patio de los Arrayanes) bekannt ist. Man erwarte hier keine ins Einzelne gehende Beschreibung aller Schönheiten dieses reizenden Ortes, keine geometrische Vermessung seiner schlanken Säulenreihen und seiner langen Gallerieen mit Blumengewinden aus Marmor und Stuckatur. Der wahre Enthusiasmus greift nicht nach Stab und Meßkette; auch will es mir nicht einleuchten, daß ein paar Fuß mehr oder minder an dem Gefühle von Rührung und Erhebung, das in diesem Heiligthume meinen ganzen Menschen ergriff, etwas modifizirt haben dürften. Wer aber mit wenigen Pinselstrichen nicht zufrieden ist, weil seine arme Phantasie ihn nicht in den Stand setzt, das Uebrige sich selbst auszumalen, den verweise ich auf die „Paseos artisticos de Granada" (Künstlerische Ausflüge um Granada) und auf die treffliche Beschreibung der Alhambra, welche Herr de Laborde geliefert.

Der Patio de los Arrayanes ist ein längliches Viereck, mit einem engen Bassin in der Mitte. Um das Bassin ziehen sich Rabatten, mit Blumen und Zwerg-Cypressen bepflanzt, deren kokette Symmetrie dem blumigen und symmetrischen Style der Arabischen Architektur sehr analog ist. Die beiden längeren Seiten des Vierecks bilden lange weiße Mauern, die stellenweise von zart gemeißelten Pforten durchbrochen werden; an beiden Enden aber erblicken wir eine doppelte Gallerie, an welcher jene phantastische Kunst, die einem Feen-Lande entstammt scheint, das Höchste und Wunderbarste geleistet hat. Der reich geschmückte Saal der Gesandten (Sala de los Embajadores), den man im Hintergrunde des Patio gewahrt, kündigt uns zuerst und schon aus der Ferne jene Feen-Welt, jenes Maurische Paradies an, zu dessen Vervollständigung nur schöne Odalisken und der Duft von edelem Räucherwerk fehlen.

Aus dem Patio de los Arrayanes treten wir in den Patio de los Leones (Löwen-Hof), mit seinem berühmten Brunnen, der uns schon durch die erste Gallerie entgegenschimmert. Eine detaillirte Schilderung dieses bezaubernden Ortes werde ich noch viel weniger versuchen. Obwohl in kleinem Maßstabe angelegt, ist dieser Patio doch eine der herrlichsten Schöpfungen, welche die Kunst jemals hervorgebracht hat.

So oft ich einer merkwürdigen Ruine gegenüberstehe, ergreift mich, besonders wenn die Ruine noch eine gewisse Frische und Schönheit hat, ein Gefühl stupiden Unglaubens; ich kann mich nicht ohne Widerstreben bereden, daß dieses Gebäude, diese Mauer wirklich so alt ist, wie man allgemein annimmt. In der Alhambra wurde dieser Unglaube bei mir lebendiger als jemals, denn ich hatte noch nie eine so lachende, so

*) Der Name bedeutet auch in der That die Rothe. Alhambra, oder Kasr al-hamrá, ist die weibliche Form des Arabischen Adjektivs ahmar, roth, mit dem Artikel al-ahmar, der Rothe, welches, beiläufig bemerkt, nicht selten als eigener Name vorkommt.

wohl erhaltene Ruine gesehen, wenn anders eine Wohnstätte, die ihr Besitzer gestern verlassen zu haben scheint, um morgen wiederzukehren, wirklich diesen Namen verdient. Zwar bemerkt man leider auch hier die Schminke, wie auf den Wangen einer alten Kokette; denn barbarische Eigenthümer dieses Kleinods aus Stuckatur und Marmor haben vor vierzig Jahren die herrlichen Festons und Arabesken mit Kalk übertüncht und die Ritzen der Mauern mit untedelem Kitt verstopft. Aber trotz aller Verunzierungen, denen die Alhambra sich gutwillig unterwerfen mußte, reicht der Patio de los Leones allein schon hin, um uns eine ganze Civilisation, ein ganzes Volk, eine ganze Epoche zu offenbaren!

Ich weiß nicht, ob ich mich selber täusche; allein ich glaube mit Zuversicht, daß ich während meines zweistündigen Aufenthalts in der Alhambra eine tiefere Einsicht in den Charakter jenes räthselhaften Volkes erlangt habe, als die ausgebreitetste Bücher-Gelehrsamkeit mir geben konnte. Dieses Miniatur-Bild des orientalischen Lebens vor meinen Augen, dieser Bau von kleiner Dimension mit seiner etwas gesuchten Eleganz, diese Architektur, die gleich der Poesie des Orients mit phantastischen Bildern überladen ist, machten mir wie durch Inspiration begreiflich, wie es zuging, daß die Arabische Herrschaft, die einst, gleich der Midgar-Schlange, eine Welt umlagerte, zuletzt in den engen Mauern der Alhambra sich aufrollen konnte. Dieses lachende Harem, diese erfrischenden Schatten und murmelnden Wasser, diese unterirdischen Bäder, in deren Marmor-Wannen die von Sternen durchbrochene Wölbung ein sanftes, verschleiertes Tageslicht fallen ließ, diese Lust, von den Wohlgerüchen des Orients geschwängert — Alles predigte mir die Entnervung der wilden und rauhen Eroberer in dem wollüstig lieblichen Capua Andalusiens.

Ein beredtes Emblem der Schicksale des muselmännischen Spaniens, Festung und Harem zugleich, bietet uns die Alhambra mit ihren hohen, zur Hälfte zertrümmerten Thürmen und ihren Marmorsälen, die noch jetzt der fröhlichen Gäste zu harren scheinen, das Lager neben dem Palaste, das kriegerische Zelt des Beduinen neben dem üppigen Pavillon der Freude. Zur Rechten stehen noch mit drohender Geberde die Torres Bermejas (Rothen Thürme), trotz aller Narben, die ihnen der Zahn der Zeit und Ferdinand's Kugeln beigebracht; während zur Linken die niedliche Behausung uns anlächelt, in welcher der sorglose Boabdil sein Königreich zu Grabe trug.*)

Viele Reisende haben die Alhambra (d. h. den Palast dieses Namens) zu klein und unscheinbar gefunden; aber diese Kleinheit ist es eben, was ihr in meinen Augen so großen Reiz giebt. Es herrscht in den Details dieser Gnomen-Architektur eine Feinheit und Vollendung, die mit großartigen Dimensionen unverträglich ist. Sinnlich und raffinirt, wie seine Religion, wie seine Poesie, blieb der Mensch hier an die Erde geschmiegt, wo er Wurzel gefaßt hatte, und die Baukunst war mit seinem materiellen Streben in schönster Harmonie. Jene schlanken Säulchen, dem Stamme der Zwerg-Palme ähnlich, erschließen schon in halber Mannshöhe ihr üppiges Laub und neigen ihre Früchte so tief, daß man sie gemächlich greifen kann. Die Dächer sind niedrig, denn der Fürstliche Besitzer des Hauses lag öfter als er stand. Er hatte Blumen, Fontainen, Wohlgerüche und Frauen: was bedurfte er mehr zu seiner Glückseligkeit?

Mitten in dem Patio erhebt sich aus reichem Blumenflor der berühmte Löwen-Brunnen. Die zwölf marmornen Löwen, welche diesem Brunnen als Stützen dienen, sind sehr häßlich und plump gearbeitet; allein man verzeiht ihnen ihre Häßlichkeit um ihres ehrwürdigen Alters willen. Außerdem ist es bekannt, daß der Islam seinen Bekennern jede Abbildung von Menschen oder Thieren untersagt, und so dürfen wir die Unbeholfenheit des Kunstwerks der Unerfahrenheit oder auch wohl den religiösen Skrupeln des Künstlers beimessen; er glaubte weniger zu sündigen, wenn er die Löwen nicht allzu natürlich abkonterfeite. Uebrigens findet man im Hintergrunde des Patio, in der sogenannten Sala del Tribunal, drei treffliche Fresko-Gemälde, die, wie Herr de Laborde annimmt, von gefangenen Christen gemalt wurden. Ich theile seine Ansicht unbedenklich; denn diese Gemälde stellen Menschen dar, und das wäre doch ein zu grober Verstoß gegen die Satzungen des Islam gewesen.**) Man vermißt auf diesen Gemälden das Helldunkel und die Perspektive dazu; aber die Gesichter haben viel Ausdruck und derbe unverfälschte Naturwahrheit.

In der berühmten Marmor-Wanne, wo die Abencerragen, durch den Haß der Zegris verrathen, enthauptet wurden, zeigt man noch jetzt einige Blutflecken; und es bleibt Jedem freigestellt, ob er an die Authenticität derselben glauben will, oder nicht. Eine rothe Ader in dem Marmor ist der Tradition zu Hülfe gekommen; aber selbst mein grauhäriger Cicerone, der mir die Geschichte erzählte, betrachtete diese Flecken mit einigem Argwohn. Lassen wir die volksthümliche Fabel ganz bei Seite, so hat eine Sage von Blut und Mord, wenn sie mit Erinnerungen an Liebe und Sinnenrausch verwebt ist, immer viel Rührendes und Ergreifendes. Auch Blois und Holyrood haben ihre Blutflecken, die nicht verschwinden wollen, gleich dem Blute auf Lady Macbeth's Hand; was ist aber dieses Blut Anderes als die göttliche Rache in populairem Gewande? was ist jeder Aberglaube Anderes als die fleischliche Hülle einer erhabenen Idee, die der ungebildete Geist nicht zu fassen vermag?

Von der Alhambra endlich scheidend, wendete ich mich zu ihrem Nachbarn, dem Generalife. Weniger prächtig geschmückt, als die Erstere, hat dieses Gebäude einen Charakter ländlicher Einfalt, der ihm eigenthümlich ist. Vor Allem aber entzückte mich der prachtvolle wilde Garten des Generalife, wo eine ganz südliche Vegetation ihre Schätze üppig erschließt. Ungeheure Gebüsche aus Orangen- und Feigenbäumen strecken ihre wuchernden Aeste und Zweige frei und fesselos die Mauern entlang, und Granatäpfel-Bäume biegen sich unter der Last ihrer Früchte, deren geborstene Schale die blutrothen Körner hindurchschimmern läßt. Zwei Riesen-Cypressen, vielleicht noch älter, als der Generalife selber, lehnen ihre ausgehöhlten und entlaubten Stämme gegen die Mauern. Unter diesen ehrwürdigen Bäumen wurde Sobeira den ihrem fürstlichen Gemahle überrascht, als sie mit ihrem Buhlen verbrecherische Liebe pflegte. So lautet wenigstens eine Sage, die Florian etwas bombastisch ausgeschmückt hat, wie seinen „Numa" und seinen „Wilhelm Tell".

Das Spanische Volk ist noch heutzutage, trotz aller Vermilderung und Verwahrlosung, für die Poesie der Sagen ungemein empfänglich. Der Bauer singt in seinen Feierstunden mit einer Art von Begeisterung die Romanzen, die ihm schon in der Wiege vorgesungen worden, und nimmt an dem Schicksale der unglücklichen Sultanin und der Abencerragen den lebhaftesten Antheil. Um aber das Interesse, das er dem Ungläubigen zuwendet, vor sich selbst rechtfertigen zu können, pflegt er Christliches auf Maurisches und glaubt mit Zuversicht, daß die Abencerragen vor ihrem Tode das Christenthum annahmen, vermuthlich, um in jener Welt ihren Todtfeinden, den Zegris, nicht zu begegnen.

Bevor ich die Alhambra verlasse, sey es mir noch vergönnt, einer kleinen Moschee zu gedenken, die in einem der fünf Patio's erbaut ist. Auf diesem Gebäude, das zu Karl's V. Zeit in eine christliche Kirche verwandelt wurde, sehen wir die Emblème Leon's und Castilien's in allen Feinheiten und Capricen der Arabischen Kunst gemischt. Entzückend schön: Marmorsäulen tragen die Wölbung des kleinen einfachen Tempels, dessen Dimensionen zu denen der Alhambra im genauesten Verhältniß stehen. Die Malereien und andere Ornamente haben, weil sie gegen das Wetter geschützt sind, ihre ganze Frische bewahrt, und der plump gearbeitete Hochaltar, obschon aus einer weit jüngern Periode, sieht beinahe älter aus, als die Moschee, die er verunziert.

Rosseeuw de Saint-Hilaire.

England.

Von der Aristokratie des gesellschaftlichen Lebens in England.

(Schluß.)

So wird es einleuchten, daß nach der alten Englischen Verfassung das Haus der Gemeinen zwar in seiner Gesammtheit die Bürgerschaft vertritt, aber in seinen Elementen aus Repräsentanten gewisser Immungen besteht, in die sich die Englische Bürgerschaft abtheilt. Das eigentliche Mißverhältniß, das im Fortgange der Zeit und Geschichte in dieses Haus sich eingeschlichen hatte und durchaus der Heilung bedurfte, bestand keinesweges in den Wahlgesetzen, die vortrefflich waren, sondern in der Thatsache, die sich durch das Wachsthum des Handels, die zunehmende Bildung und Bevölkerung allmälig herausstellte, daß nämlich ein großer Theil der Englischen Nation von aller Zunftgenossenschaft und mithin von allem Wahlrecht ausgeschlossen war. Zur Ausgleichung dieses Mißverhältnisses genügte es, die Zahl sowohl gewerblicher als munizipaler Corporationen zu vermehren und die Aufnahme leichter zu machen, aber sich weislich zu hüten, keinem Individuum wegen persönlicher Befähigung, des Vermögens oder jedes andern Gutes, unabhängig von seiner Befähigung als Glied einer Innung, das Wahlrecht einzuräumen. Dann war die Tendenz der alten Verfassung gerettet und die Reform ersprießlich und gefahrlos.

Weil das Oberhaus in England ein glückliches Gegengewicht gegen die Macht der Krone und des Volkes bildet, hielt man es in manchen Ländern, in denen man die Englische Verfassung nachbilden wollte, für hinreichend, eine Pairskammer zu gründen, um das Gleichgewicht von selbst sich herstellen zu sehen. Aber schon das Wort „gründen", das wir so eben gebrauchten, zeigt das Sanguinische der Hoffnung, die man von der Nachahmung der Englischen Constitution faßte. Nicht darum genießt das Oberhaus in England eines so mächtigen Einflusses, daß es aus Leuten von Rang und Stand besteht, daß seine Mitglieder reichbegüterte Männer sind, oder daß sie das Privilegium haben, außerordentliche Versammlungen zu bilden und die Beschlüsse des Unterhauses zu kontrolliren, sondern einzig deshalb, weil es niemals gegründet worden, weil das Haus der Gemeinen, so mächtig es auch heute geworden, um zwei Jahrhunderte jünger als das Adelshaus und nur ein Ausfluß desselben ist. Trotz der unberechenbaren Veränderungen, welche die Sitten, Gesetze und das ganze Staatsleben erlitten haben, trotz der Abschaffung der Hörigkeit und des übrigen Rüstzeuges der Lehnsherrschaft, trotz der Vermischung der Pairie mit namenlosen Geschlechtern stammt das Oberhaus in seinen gegenwärtigen Gliedern nicht um ein Titelchen weniger in ununterbrochener Linie von jenen unmittelbaren Kron-Vasallen ab, die dem Könige seit Gründung des Normannenreichs dienten, während im Gegentheil die Vertreter der Bürgerschaft bald von den Pairs, um sie den Anmaßungen der Krone, bald von der Krone, um sie als Gegengewicht dem Ehrgeiz der Lords entgegenzustellen, berufen wurden.

Hierzu kommt noch, daß dieser Glaube an die schnurgerade Abstammung der Pairs unerschütterlich in dem Gemüthe eines jeden Engländers lebt und durch die feudalistischen Formen, die sich in allen großen Häusern erhalten haben, selbst nachdem ein eigentlicher Besitz nicht mehr damit verbunden ist, fortwährend genährt wird. So führen die mächtigsten Lords einen wahrhaft fürstlichen Hofstaat. Der erste Diener des Hauses, der in der Regel ein Mann von namhafter Geburt ist, nennt sich den Edelmann Sr. Herrlichkeit; nach ihm kommen mehrere Almoseniers oder Kapläne, deren Zahl sich nach dem Range des Herrn richtet. Ein Herzog kann 6 Kapläne halten, ein Marquis oder Graf 5

*) Der Name Boabdil ist ohne Zweifel eine Corruption von Abu Abdallah.

**) Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß die Türken, obwohl nicht weniger eifrige Sunnitische Muhammedaner als die Araber, aus den Zeiten ihrer furchtbarsten Selbstständigkeit und Intoleranz biographische Werke mit vortrefflich ausgeführten Portraits besitzen.

ein Viscount 4, ein Baron 3, und jede Pairs-Witwe, welchen Titel auch ihr Gemahl führen mochte, zwei. Alle Pairs, deren Vermögen dafür ausreicht, haben ferner einen Leibarzt und einen Haus-Chirurgen, welche die Familie auf Reisen und auf ihre Güter begleiten. Bei der Geburt, der Majorennität, der Hochzeit des Erben, und — ganz im Geiste des Mittelalters — dieses allein, finden ausgesuchte Lustbarkeiten auf allen Gütern des Lords statt; die Glockenspiele geben den ganzen Tag, alle Pächter, die an diesem Tage die Stelle der Vasallen und Leibeigenen vertreten, sind in dem großen Saale des Schlosses versammelt zum festlichen Schmause, der aus den alten Nationalgerichten besteht, und der Lord benutzt diese Gelegenheit, rückständige Steuern zu erlassen und den Preis des Pachtgeldes von eigenem Antriebe herabzusetzen. Und diese Festlichkeiten und freiwilligen Spenden bleiben, was durchaus nicht übersehen werden darf, keineswegs im Kreise der Familie und eines gewissen Inkognito, wie es in anderen Ländern Sitte ist, sondern mehrere Tage hinter einander sind die Spalten aller Journale sowohl der Hauptstadt als der betreffenden Provinz voll von Erzählungen der stattgefundenen Ergötzlichkeiten und Gastereien, und zwar so detaillirt, daß man genau die Zahl der Ochsen erfährt, die dem pflichtmäßigen Roastbeef zu Ehren gefallen sind, der Plumpuddings, welche die Tische der Pächter geschmückt, und der Prozente, welche durch Herabsetzung der Pacht ihre Beutel gespickt haben. Dergleichen Vorrechte, an die begreiflicher Weise jeder Engländer wie an das Vaterunser glaubt, müssen den Pairs ein Uebergewicht geben, wie es sich nirgends wiederfindet.

Aber das ist noch nicht Alles. Die anerkannte Ueberlegenheit des Oberhauses, die auf jedem seiner Mitglieder ruht, offenbart sich in den geringsten Vorfällen des täglichen Lebens. Ein Kaufmann, ein Spekulant, der eine Annonce in die Journale einrückt oder einen Zettel an die Straßenecken anklebt, drückt sich hergebrachter Maßen aus: The nobility, gentry and public at large are respectfully informed that. d. h. auf Deutsch: einem höchsten und hohen Adel, so wie dem Publikum, die ergebene Anzeige, daß u. s. w., aber im Englischen steht nicht bloß die Pairschaft (nobility) an der Spitze der ganzen Gesellschaft, sondern die aristokratische Abstufung derselben zeigt sich in gentry, einem Wort, das nur im Englischen existirt und in keiner Europäischen Sprache ein entsprechendes findet.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir bemerken, daß in einigen Ländern Deutschlands die erste gesetzgebende Kammer aus mediatisirten Fürsten und Grafen besteht, die sich dadurch gewissermaßen in ihre ehemalige Stellung in den höheren Kreisen der Geselligkeit und die ihnen vom Adel oder den Fürsten übertragene Vertretung der Adelsrechte zurückversetzt sehen. Eben so sitzen die Schottischen und Irländischen Pairs nur als Vertreter der Pairschaft der beiden Königreiche im Parlament, und so hat man in diesen Ländern, wo man die nationalen Elemente dazu vorfand, den Geist der Englischen Verfassung getroffen. Wie sehr man aber in Frankreich, wo man sich gerade knechtisch an die Englischen Formen band, von denselben sich entfernt hat, bedarf kaum einer Erwähnung. Es ist möglich und unserem Bedünken nach wahrscheinlich, daß nach einer Revolution, die mit einem Schlage die Macht des Adels und dessen gesammte Vorrechte vernichtete, die Elemente, aus denen die Pairschaft gebildet werden konnte, nicht mehr vorhanden waren, aber das Mittel, welches man ergriff, um sie dennoch ins Leben rufen, war durchaus verwerflich. Wie konnte man sich mit dem Gelingen schmeicheln, Achtung für eine Gesellschaft zu erringen, die keine für die Theilnahme an der Gesetzgebung so nothwendige persönliche und unabhängige Freiheit besaß, keinen Stand zu vertreten hatte und nur aus einem buntscheckigen Quodlibet heruntergekommener Edelleute von altem Geschlecht, abenteuerlicher Glücksritter, reichgewordener Kaufleute, übelberüchtigter Spekulanten und einiger Gelehrten bestand, lauter Personen, die, um das Unglück voll zu machen, nur durch ihre servile Unterwürfigkeit gegen die gebieterischen Befehle eines Despoten sich bekannt gemacht hatten.

Unserer Behauptung, daß der König mit hoher Ehrfurcht in England behandelt werde, könnte man leicht die Beschimpfungen entgegensetzen, welchen gerade er von den Bürgern Londons nicht selten aufgesetzt ist. Dies ist uns nicht unbekannt, und wir selbst haben darauf aufmerksam gemacht, daß beim Englischen Volke nicht jene Liebe zu erwarten stehe, jene persönliche Aufopferung und gränzenlose Verehrung, die den Königen von Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution erwiesen wurde. Das Englische Volk schreibt sich die Befugniß zu, das Benehmen seines Königs zu richten und seinen Beifall oder sein Mißfallen darüber auszudrücken, ohne daß das Königthum etwas von der ihm zustehenden Würde einbüßte. Außer den bereits davon gegebenen Beweisen mögen hier noch einige folgen. — Sollte man es für glaublich halten, daß in einem Lande, wo die Freiheit so tiefe Wurzeln geschlagen hat, die hohen Würdenträger des Reichs, wie der Lord-Kanzler, der Präsident des Unterhauses u. A., wenn sie dem Könige in amtlichen Angelegenheiten nahen, nicht ohne Kniebeugung vor ihm erscheinen dürfen? — So oft der Ausrufer eine polizeiliche Verordnung oder die Nummer eines verloren gegangenen Staatspapiers bekannt macht, läßt er sein dreimaliges „Hört!" in altnormannischer Zunge vernehmen, und das Ende vom Liede ist ohne alle Variation wie der Anfang: God save the king. — Die Komödienzettel enthalten das Stück und die Schauspieler, welche darin figuriren, nebst den großgedruckten Schlußworten Vivant rex et regina! — Auf seiner Reise durch Frankreich im Jahre 1813 wurde Sir Humphry Davy von den Mitgliedern der philomathischen Gesellschaft von Paris zur Tafel gezogen und machte darauf in seinem Tagebuche die Bemerkung, daß, obgleich die Mehrzahl der Gäste aus Kaiserlichen Staatsdienern bestanden hätte, die Gesundheit Napoleon's aus Rücksicht auf ihn nicht ausgebracht worden wäre. Man wird sich aber schwerlich in der Annahme irren, daß, wenn Sir Humphry auch nicht bei Tische sich befunden hätte, dieselbe dennoch unterblieben wäre. Er glaubte sich in England, wo keine Versammlung stattfindet, ohne daß des Königs Wohl, welcher politischen Farbe auch die Theilnehmer angehören mögen, vor jeder anderen ausgetrunken würde. Stimmt man bei einer solchen Zusammenkunft oder im Schauspiel Nationallieder an, so ist das erste Lied: God save the king, und das zweite: Rule Britania. — Bei dem Tode des Königs, der Königin oder eines ihrer Familienglieder, wird nicht bloß bei Hofe und feierlichen Gelegenheiten Trauer angelegt, sondern jeder Engländer, selbst des niedrigsten Standes, trägt Schwarz, wie um einen nahen Verwandten. Als Wilhelm IV. vor wenigen Monaten starb, sah man nicht nur die Kaufleute Londons in Trauer, sondern auch die Läden der City während mehrerer Tage geschlossen. — Noch eine Thatsache, auf die wir nicht mehr Gewicht legen, als sie verdient, vermehrt die Reihe der Proben von der hohen Ehrfurcht der Engländer für das Königthum. Die Aktenstücke des Parlaments werden nicht nach Jahren der christlichen Aera, sondern, wie einst nach Konsuln und Archonten im alten Rom und Griechenland, von der Regierung des jedesmaligen Monarchen datirt. Ferner kommt in öffentlichen und Privat-Gerichtsverhandlungen niemals der Ausdruck „Englische Bürger", selten „Engländer" kurzweg vor, sondern der einzig vollgültige Ausdruck ist „Englische Unterthanen", eine Benennung, die man sich hier zum Ruhme anrechnet, in anderen Ländern aber als Bezeichnung der Knechtschaft haßt.

Eine nähere Betrachtung verdient noch die gentry, die wir oben als einen dem Engländer eigenthümlichen Stand und Ausdruck bezeichnet haben. Man muß durchaus die gehörige Bedeutung dieses Wortes kennen, wenn man einen richtigen Begriff von der Etikette der Englischen Gesellschaft erhalten will. Die Aristokratie Englands kann nämlich unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden: sie ist ein Mal ursprünglich und unveränderlich, das andere Mal zufällig und nach den Umständen wandelbar. An der Spitze der ursprünglichen Aristokratie steht der regierende König oder die Königin, deren Stellung keinem Wechsel unterworfen ist; die Prinzen von Geblüt, die dann folgen, sind nächst den Genannten die erhabensten der Nation, aber ihre Stellung ist verschieden nach den Würden, die sie einer vor dem anderen bekleiden. Nicht anders steht es mit den Pairs, welche auf die Prinzen von Geblüt folgen. Nach ihnen kommen die Standespersonen, welche auf den Titel Gentleman Anspruch haben, und diese bilden die Klasse der Gentry. Zu ihr gehören die jüngeren Söhne der Pairs, die reichen Grundeigenthümer, die Baronets und der niedere Adel. An die Gentry schließen sich die verschiedenen gewerbtreibenden Klassen. Wir dürfen dabei nicht übersehen, was für den Bestand der Englischen Aristokratie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit von so hoher Bedeutung ist, daß der Rang einzig durch die Geburt, dann durch den Willen des Königs, in einigen seltenen Fällen durch das Glück bestimmt wird, und daß es in ganz England keine Person oder Corporation giebt, die den Bürger über seinen Stand erheben könnte. Aus diesem Grunde haben die Mitglieder des Unterhauses als solche keinen Anspruch auf eine Stelle in der Aristokratie, sondern werden als bloße Bürger angesehen, die ein bestimmtes, vorübergehendes Amt verwalten. Das Haus der Gemeinen als Gesammtheit aber nimmt seine Stelle unmittelbar nach den Pairs ein, erhält das Beiwort „ehrenwerthe" und wird durch seinen Präsidenten auf der Rangliste der vorberechtigten Adelsklassen vertreten.

Die Englischen Pairs genießen großer Vorrechte, zu deren vorzüglichsten folgende gehören: Sie werden nur von Ihresgleichen gerichtet und Schulden halber nicht gefänglich eingezogen, ein Vorrecht, das sich sonst bis auf ihre Dienerschaft erstreckte, seit 1770 aber aufgehoben ist. Diese beiden Privilegien sind rein politischer Natur und von den Nationen des Kontinents deshalb nachgebildet worden. Anderer Art sind noch folgende: Wenn ein Pair in der Sache eines anderen zu Gericht sitzt, so giebt er sein Verdikt nicht als Vereidigter, wie ein gewöhnliches Geschworenengericht, sondern „auf seine Ehre". Dieselbe Gewährleistung giebt er auf Klagen, die man gegen ihn beim obersten Kanzleihof anhängig macht; aber als Zeuge in einem bürgerlichen oder peinlichen Prozeß muß er einen Eid ablegen, weil die Ehrenerweisung, welche das Gesetz dem Pair einräumt, nicht so weit geht, daß es den allgemeinen Grundsatz: In judicio non creditur nisi juratis umstoßen könnte. — So oft ein wichtiger Prozeß vor einem Gerichtshof verhandelt wird, steht jedem Pair Eintritt und Sitz in der Reihe der Richter frei. — Die Pairswürde kennt fünf verschiedene Grade innerhalb ihres Standes; sie heißen in absteigender Linie: Herzog, Marquis, Graf (Earl), Viscount und Baron.

Der Herzogtitel ist nicht alt in England. Eduard III. bewilligte ihn seinen beiden Söhnen; der Schwarze Prinz wurde 1337 Herzog von Cornwallis, und einige Zeit darauf Johann de Gand Herzog von Lancaster. Die ersten Pairs, welche den Herzogtitel führten, ohne Glieder des Königlichen Hauses zu seyn, erhielten ihn 1397 von Richard II. Heutzutage ist der erste Herzog und Graf von England der Herzog von Norfolk, aus dem Hause Howard; er ist zugleich Erbmarschall von England, der zwölfte seines Hauses gegenwärtig, dessen erster diesen Titel im Jahre 1483 unter Richard III. erhielt. Die Herzöge führen das Prädikat: most noble, in Briefen und mündlicher Anrede: your grace. Der Marquis ist most honourable, in Anreden und Briefen wie die übrigen Lords: Ew. Herrlichkeit. Die Grafen, Viscounts und Barone sind right honourable. Der Titel Baron findet sich nur in Urkunden, er führt in jedem anderen Falle den allgemeinen Namen Lord. — Die wirklichen im Parlament sitzenden Pairs sind die einzigen in England, die das Recht haben, einen dieser erwähnten Titel zu führen, und deren Kinder allein ihrem Namen den Zusatz „honourable" geben dürfen. Dies ist, genau genommen, die einzige Auszeichnung, die ihnen zusteht und in gerichtlichen Verhandlungen anzunehmen gestattet wird, aber im Umgangsleben unterläßt man es nicht, den Söhnen und Töchtern der Herzöge und Marquis Höflichkeitstitel zu geben, aber nicht mehr den Kindern der Viscounts und Barone. Die ältesten Söhne der Marquis und Grafen führen den sogenannten zweiten Titel ihres Vaters; so heißt z. B. der älteste Sohn des Herzogs von Norfolk, Graf von Sur-

rey; des Marquis von Londonderry, Viscount von Castlereagh, und der des Grafen Spencer, Viscount Althorp. Die jüngeren Söhne der Grafen und Marquis können keine eigentliche Titel im engeren Sinne führen, setzen aber das Wort Lord vor ihren Familiennamen, dem dann der Taufname nothwendig vorangehen muß. Lord John Russell ist ein jüngerer Sohn des Herzogs von Bedford. Alle Töchter der Herzöge, Marquis und Grafen werden Lady titulirt, ebenfalls mit vorangehenden Taufnamen. Solche ängstliche Sorgfalt trägt man in England, daß, so wie nur der Name einer Person ausgesprochen wird, auf der Stelle der Rang erkannt werde, welchen sie in der Gesellschaft einnimmt. — Bei dem Titel „Baron" ist noch zu bemerken, daß er nicht immer eine Adels-, sondern zuweilen auch eine richterliche Auszeichnung ist; so bei den Baronen des Finanz-Gerichts, wie sich die Räthe desselben nennen, ohne daß sie diesen Titel ihrem oder ihrer Frauen Namen vorsetzen dürften.

Obgleich die Pairs den einzigen Adelsstand in England bilden, so giebt es dennoch eine erbliche Auszeichnung, die sich demselben nähert und für welche sich kein Aequivalent im übrigen Europa findet: das ist die eines Baronets, ein Titel, der von Ausländern bald mit Bannerets, einem bloß persönlichen und militairischen Titel, bald mit Baron verwechselt wird, und spaßhaft klingt es Englischen Ohren, wenn es in Französischen oder Deutschen Journalen heißt: „der junge Baronet", um damit den Sohn eines Lords zu bezeichnen. — Der Titel Baronet ist ein reiner Ehrentitel, den Jakob I. im Jahre 1611 schuf und eine bestimmte Anzahl davon für Geld verkaufte, um mit der daraus gelösten Summe die Eroberung der Provinz Ulster in Irland zu vollenden. Das Vorrecht des Baronets besteht darin, gleich den Ordensrittern den Nominativ des Wortes Sir statt des gewöhnlichen Mister ihrem Namen vorsetzen zu dürfen, während die übrigen Engländer nur den Vokativ desselben und zwar ohne Hinzufügung des nomen proprium gegen einander gebrauchen. Die Eigenheit dieses Wortes Sir besteht darin, daß es, wie das Italiänische und Spanische Don, nur vor den Taufnamen, nie unmittelbar vor den Familiennamen gesetzt wird. — Ein zweites Privilegium haben die Baronets ebenfalls mit den Ordensrittern gemein, daß ihre Frauen, wie die der Lords, sich Lady nennen dürfen, und endlich, daß ihre Wappen zur Auszeichnung ein Freiviertel mit den Waffen der Provinz Ulster im heraldischen Felde enthalten. — Die Achtung, die man in England dem Adelstitel zollt, ist so groß, daß man ihn für unantastbar hält. Die Tochter eines Pairs, die wegen ihrer Geburt oder aus Rücksichten der Höflichkeit den Titel Lady führt, verliert ihn nicht, selbst wenn sie einen Bürgerlichen heirathet; er bleibt Mister, sie nach wie vor Lady. Noch mehr, wenn die Witwe eines Pairs in zweiter Ehe einen Pair niederen Adels heirathet, behält sie für ihr ganzes Leben nicht bloß den Rang, sondern auch den Namen ihres ersten Gatten. Obgleich einige Juristen dieses Recht nur den Herzoginnen einräumen wollten, so hat es der Gebrauch auch in anderen Fällen geheiligt.

Auch die Klasse der Gentry genießt das Recht, Wappen führen zu dürfen. Doch ist dieser Ausdruck nicht genau; denn jede Person, welche eine gewisse Summe, die sich mit den Unkosten auf etwa 100 Guineen beläuft, daran zu wenden im Stande ist, kann von dem Wappenherold Englands die Erlaubniß kaufen, ein Wappen auf seiner Wagenthür, seinem Silberzeug und Petschaft malen und stechen zu lassen. Wir müssen indeß gestehen, daß nur Personen, die eines gewissen Ranges und unabhängigen Vermögens sich erfreuen, sich zu der Ausgabe und den damit verbundenen Schritten entschließen. Zwar verfehlen die augenfälligen Wappen, welche diese Contrebands-Adligen zur Schau stellen, bei der Menge nicht ihre Wirkung, sie selbst aber wissen die phantastischen Embleme, mit denen ihre Kutschen prangen, von den goldenen Kronen, welche die Pairs allein führen dürfen, sehr wohl zu unterscheiden. —

Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man der Meinung wäre, daß die hier beschriebene Aristokratie des geselligen Lebens sich zwar in der Theorie vorfinde, aber die Praxis nur in seltenen und feierlichen Fällen davon Gebrauch mache. Nie, selbst in der vertraulichsten Unterhaltung nicht, wird ein Engländer einem Lord oder einer Lady die gebührende Titulatur versagen. Um einen Baronet anreden zu können, muß man unerläßlich seinen Taufnamen erfragen, ehe man ihn Sir Richard oder Georg nennt. Jeder Geistliche ist your reverence, jeder Richter, your worship, ja, was bei einem so freisinnigen Volke, als es das Englische ist, unglaublich scheinen könnte, wenn Personen verschiedenen Ranges sich an einer Tafel oder in einer Gesellschaft befinden, wird der Baronet sich wohl hüten, vor dem Pair aufzustehen oder wegzugehen, noch der gewöhnliche Edelmann vor dem Baronet. Dies würde Mangel an Lebensart verrathen und den Prezirenden von guter Gesellschaft ausschließen. Und damit Niemand sich mit Unkenntniß der Regeln dieser Etikette entschuldige, hat man Ranglisten entworfen und in verschiedenen Büchern abgedruckt, womit wir unsere Leser, wenn sie nicht etwa eine Reise nach England projektiren, verschonen wollen.

Rußland.

Journalistik in Finnland.

Nach amtlichen Berichten erschienen im Jahre 1836 im Großherzogthum Finnland zehn Zeitschriften, und zwar in Helsingfors 3, wovon 2 in Schwedischer und eine in Finnischer Sprache. Den ersten Rang unter allen nimmt die Finnländische allgemeine Zeitung (Finnlands Allmänna Tidning) ein, welche, mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen, täglich erscheint und über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes berichtet. Die Helsingforssche Zeitung (Helsingfors Tidningar) bezweckt hauptsächlich die Bekanntmachung gemeinnütziger und interessanter Notizen, ohne jedoch ernste literarische Abhandlungen aufzunehmen. Das Helsingforser Morgenblatt (Helsingfors Morgonblad) für gelehrte oder gebildetere Leser enthält größtentheils nur literarische Erzeugnisse in Prosa und Poesie. Die zwei übrigen in Helsingfors erscheinenden Zeitschriften sind religiösen Inhalts und nur für das gemeine Volk bestimmt; die eine in Schwedischer Sprache führt den Titel: Tidningari Andeliga ämnen, und die andere in Finnischer den Titel: Hengellisiä Sanomia.

In Abo werden in Schwedischer Sprache herausgegeben: 1) Die Abosche Zeitung (Abo Tidningar) und 2) Abosche Nachrichten (Abo Underrättelser). Sie nehmen hauptsächlich ökonomische, größtentheils aus fremden Zeitungen entlehnte Artikel auf; indessen findet man auch oft Original-Aufsätze über einheimische Landwirthschaft und Gewerbthätigkeit.

In Uleaberg erscheinen zwei Zeitungen in Finnischer Sprache:

1) Die Biene (Mehiläinen) monatlich in Heften von 2 Bogen und herausgegeben von Lenroth, einem eifrigen Literaten Finnlands. Der Hauptzweck dieser Zeitschrift ist die Verbreitung und Entwickelung aller Zweige der Finnischen Literatur. Im Hauptblatte werden aufgenommen: alte, bisweilen auch neue, bisher noch nicht bekannte Volksgesänge und Gedichte verschiedener Art, Sprüchwörter, Mährchen und Räthsel; kurze Bemerkungen über die Finnische Sprache, Grammatik und Lexikographie; Nachrichten über Finnische Mythologie, Geschichte, Geographie; moralische Erzählungen, Fabeln, ökonomische Nachrichten, Notizen über erprobte Hausmittel, Schilderungen der wichtigsten geschichtlichen Zeitereignisse und verschiedene Abhandlungen gemeinnützigen Inhalts; schließlich Rezensionen über neu erschienene Finnländische Bücher. Im Beiblatte werden ausschließlich solche Gegenstände berührt, die sich auf allgemeine Geschichte beziehen.

2) Die Uleaborger Tages-Nachrichten (Oulun Wiikko-Sanomia) erscheinen in Karelischer Sprache, in welcher auch die Zeitschrift Mehiläinen herausgegeben wird. Diese Zeitung ist vornehmlich den Finnländischen Landbewohnern gewidmet und enthält mancherlei nützliche Nachrichten über Geschichte, Statistik und Landwirthschaft.

In Wiburg erscheint in Finnischer Sprache der Wiburgsche Bote (Sanan Saattaja Wiipurista) wöchentlich einmal zu einem halben Bogen in 4. Die Tendenz dieser Zeitung ist die nämliche wie die der Uleaborger Blätter.

Bibliographie.

Journal des Russischen Gartenbaues, herausgegeben von Schwartz, Mitglied des Vereins für Russischen Gartenbau.

Gedichte von Constantin Bachturin.

Dimitri Donskoi. Historischer Roman von M. D.

Michaila Nowogorodski. Historischer Roman von N. Strachoff.

Boris Godunoff. Historischer Roman von M. N. K.

Ueber die Verdienste des Professors Christian Loder in der Chirurgie. Von F. Inosemtzeff.

Thaten Peter's des Großen. Von J. Golikoff. Zweite Ausgabe.

Krüloff's Fabeln in 8 Bänden. Neue Ausgabe.

Pskowsche Chronik, herausgegeben auf Kosten der Gesellschaft für Russische Geschichte und Alterthümer, von Pogodin.

Mannigfaltiges.

— Napoleon und Canova. Im Monat September 1802 erhielt der damalige Französische Gesandte in Rom, Herr Cacault, von Herrn von Bourrienne im Namen des ersten Konsuls den Auftrag, Canova zur Reise nach Paris einzuladen, um hier die Statue des Mannes anzufertigen, der damals schon die Welt mit seinem Ruhm erfüllt hatte. Dem Künstler war die Art der Ausführung ganz und gar überlassen worden, und außer sämmtlichen Reisekosten bot man ihm für seine Arbeit ein Honorar von 120,000 Franken. Als dem berühmten Bildhauer die Einladung mitgetheilt wurde, weigerte er sich auf das Entschiedenste, ihr zu folgen. „Bonaparte", sagte er, „ist es, der mein Vaterland zu Grunde gerichtet und es hernach einer anderen Macht überlassen hat. Ich habe hier mehr Arbeiten, als ich auszuführen vermag, und ich verlange nichts von den Mächtigen. Ueberdies ist der Winter vor der Thür, und ich würde im Schnee von Paris meinen Tod finden." — Herr Cacault ließ es indessen nicht an schmeichlerischen Bitten und Versprechungen fehlen, und so entschloß sich denn der Künstler auch endlich, nach der Französischen Hauptstadt abzureisen. Hauptsächlich soll ihn aber der Umstand gewonnen haben, daß man ihm erzählte, Bonaparte habe in Aegypten bei der Entdeckung einer kolossalen Statue ausgerufen: „Wär' ich nicht Feldherr, so möcht' ich Bildhauer seyn!" Canova's Benehmen während dieses seines ersten Aufenthaltes in Paris zeichnete sich auf gleiche Weise durch Discretion wie durch Muth aus. Schon bei dem Antrittsbesuche, den er dem ersten Konsul machte, erzählte er ihm, daß Rom verarmt und heruntergekommen sey, daß sein Handel ruinirt wäre, und daß die schönsten Ueberbleibsel des Alterthums, deren es sich früher als sein eigen rühmen konnte, in die Gallerieen und Sammlungen der Ausländer gewandert seyen. Die Antwort Bonaparte's war: „Ich werde Rom wieder herstellen; die Wohlfahrt der Menschheit liegt mir am Herzen, und ich werde sie zu erreichen wissen."

(Artaud, Histoire du Pape Pius VII.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 143. Berlin, Mittwoch den 29. November 1837.

Frankreich.

Napoleon als Baumeister.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.

Obgleich es schon an und für sich zu den Lieblingsgedanken des Kaisers gehörte, auf Werke der Baukunst zu sinnen, und riesenhafte Pläne die Augenblicke seiner Muße beschäftigten, so war doch der Gedanke, daß der Flor der schönen Künste der lauteste Herold einer gesegneten Regierung ist und dem Andenken des Fürsten, der sie begünstigt, den edelsten Nachruhm sichert, kein geringerer Antrieb dazu. „Ein großer Ruf", pflegte er zu sagen, „gleicht einer großen Erschütterung; je stärker, desto weiter vernommen. Gesetze, Sitten, Völker schwinden; aber ihre Geschichte bleibt und wächst bis in die entferntesten Jahrhunderte, von einer Epoche zur anderen, wie von Felsen zu Felsen hinüberklingend." Auch hing er mit zu vieler Vorliebe an Frankreich, um nicht für alle Folgezeit seinen Namen mit unauflösbaren Banden an das Land gekettet zu wünschen, und dieser über die Gränzen einer engen Gegenwart hinausstrebende Sinn spricht sich in den mannigfaltigsten Lagen seines schicksalsreichen Lebens aus. Wie Alexander auf dem Schlachtfelde von Arbela seinen Sieg über Darius geringer anschlug als seine Wahl zum Feldherrn der freiheitsliebenden Athener, so äußerte Napoleon in einem ähnlichen Gefühle am Vorabende der Schlacht bei Austerlitz gegen seine Umgebung: „Ich werde zu Paris von mir reden machen."

Kaum war Napoleon erster Konsul geworden, so berief er die geschicktesten Architekten und trug ihnen die Wiederherstellung des Invaliden-Hauses auf. Es mußte natürlich der erste Gedanke eines Mannes seyn, welcher die höchste Staatsgewalt der militairischen Laufbahn verdankte, das letzte Asyl seiner Gefährten, der Zeugen seiner Thaten, auf das würdigste auszustatten. „Es soll ihr Elysium werden", sagte er bei dieser Gelegenheit, „das bleibendste Pantheon ihres Ruhmes." — Der Löwe von dem St. Markus-Platze mußte Venedig verlassen, um den schönen Springbrunnen im Vorhofe des Hotels zu schmücken. Die vier Korinthischen Rosse, dieses alte Meisterwerk Griechischen Geistes, die unsichere Trophäe des jedesmaligen Siegers, die im Verlauf der Zeiten nach dem Willen der Eroberer die Reise von Griechenland nach Rom, Konstantinopel, Venedig und Paris gemacht hatte, sollte das Gespann für den Wagen der Viktoria auf dem dem Ruhme der großen Armee geweihten Triumphbogen des Carousſel abgeben.

Als Napoleon von seinem ersten Feldzuge in Preußen nach Paris zurückkehrte, durchflog er in Eile, ohne sich von der Anstrengung der Reise nur erholt zu haben, die Tuilerieen, um die während seiner Abwesenheit vorgenommenen Aenderungen und Verschönerungen zu durchmustern. Wie gewöhnlich hatte er Vieles auszusetzen und ereiferte sich gegen die Baumeister, die er im Scherz den Ruin der Staaten nannte. Als er aber zufällig aus einem Fenster des Marschalls-Saales nach dem Carousſel blickte, fragte er Herrn von Fleurieu, den Gouverneur des Schlosses, der sich nebst den Kaiserlichen Architekten in seiner Gesellschaft befand, warum der Giebel des Triumphbogens mit Leinwand verhangen wäre? „Sire, es sind die Verrichtungen, um die Statue Ew. Kaiserlichen Majestät in dem Wagen zwischen den beiden lenkenden Genien aufzustellen." — „Was soll das heißen", rief Napoleon mit Lebhaftigkeit; „das will ich nicht." Und zu Fontaine gewandt, fuhr er fort: „Befand sich meine Statue schon auf dem Riß, den Sie mir vorlegten?" — „Nein, Sire, sondern die des Kriegsgottes." — „Und warum soll ich den um seinen Platz bringen?" — „Denon, Sire, hat's so angeordnet." — „Das ist Unrecht von ihm!" war Napoleon's ungeduldige Antwort. „Daß doch die Menschen das Schmeicheln nicht lassen können und mir damit einen Dienst zu erweisen glauben. Die Statue soll fort, verstehen Sie mich, Fontaine? ganz fort! Es ist gegen allen Anstand, sich selbst Bildsäulen zu setzen. Wagen und Genien werden aufgestellt, aber der Wagen bleibt leer. Basta." — Gesagt, gethan; die Statue stieg von ihrem Triumphbogen nieder und ging in die Verbannung nach der Orangerie, die unter der Gemälde-Gallerie des Louvre liegt, wo sie noch am Ende des Jahres 1830 in Blei gegossen und von sprechender Aehnlichkeit zu sehen war.

Im Jahre 1804 war der Kaiser auf den Gedanken gekommen, den Triumphbogen des Carousſel aufzuführen. Die Bauriſſe waren bereits entworfen, die Kostenüberschläge gemacht, aber eine wichtige Frage noch nicht entschieden, wo das Monument stehen sollte. Die unberufenen Zwischenredner, die, ohne gefragt zu seyn, ihre Antwort immer auf der Zunge führen, ließen sich dahin vernehmen, daß der dafür gewählte Platz, der sich in der Fronte des Hauptportals der Tuilerieen nach der Carousſel-Seite zu befand, schlecht gewählt wäre. Die Einen wollten den Stand desselben nach dem Pont-tournant, die Anderen nach dem Ludwig's (XV.)-Platze, noch Andere nach der großen Allee der Champs-Elisées oder auf den Bastillen-Platz verlegt haben. Alle diese Vorschläge blieben Napoleon nicht unbekannt. „Wunderlich", sagte er, „kommen mir diese Menschen mit ihrer Furcht vor, daß der Bogen das Schloß, oder das Schloß den Bogen in Schatten stellen könnte. Wem soll man's nun recht machen?" — „Sire, die beste Antwort auf alle Besorgnisse und Einwendungen wäre nach meiner Ansicht, den Bau des Werkes mit Entschlossenheit zu beginnen", erwiederte Fontaine. — Diese Sprache des Selbstvertrauens gefiel dem Kaiser, und er antwortete: „Sie haben Recht; wir lassen die Leute Leute seyn, und thun, was uns gefällt."

Napoleon wollte aus Antwerpen einen Hafen machen, wo große Kriegsschiffe landen könnten, und trug einer Kommission von Sachverständigen seinen Plan zur Prüfung auf. Das Gutachten der Kommission fiel dahin aus, daß Vlieẞingen oder Terneuse sich weit besser für dieses Vorhaben eigneten. Napoleon war für beide nicht. Man stellte ihm vor, daß es unmöglich wäre, die Schelde schiffbar zu machen. Er zuckte mit den Achseln, beharrte entschieden auf seinem Vorsatz, und die Unmöglichkeit verschwand. Die Ingenieure trugen ihre zu diesem Zweck vorgenommenen Messungen auf einer Charte von ungewöhnlichem Maßstabe ein und schlugen diese Leinwand im Kaiserlichen Palaste vor den Augen Napoleon's aus einander. Während der Vorlesung des Berichtes, welchen eines der Mitglieder der Kommission hielt, folgten der Kaiser und sein Marine-Minister Décrès, auf die Charte gestützt, mit ihren Blicken dem Resultat der stattgehabten Messungen und untersuchten die Punkte, welche wegen ihrer Seichtigkeit und der Geneigtheit zur Bildung von Sandbänken als Hindernisse für die Durchführung angegeben wurden, die Napoleon seinerseits beharrlich zu leugnen suchte und nicht für unübersteiglich gelten lassen wollte. Nach zwecklosen Erörterungen über die Ausführbarkeit oder Unausführbarkeit des Planes hielt man sich an die unerschwinglichen Kosten, welche ein so riesenhaftes Unternehmen verschlingen würde. Auch dieser Einwurf scheiterte an dem Willen des Kaisers, und nun sprach der Minister ohne längeren Hehl seine innerste Gesinnung aus: „Wir dürften es wagen, Sire, so unermeßliche Opfer für einen Hafen zu bringen, der einst aufhören kann, Frankreichs Eigenthum zu seyn?" — Halb ärgerlich, halb scherzhaft erhob sich der Kaiser ungestüm bei diesen Worten, ergriff das Ende der Charte, auf die Décrès sich noch stützte, und sagte, indem er es in die übrige Leinwand einhüllte: „Auch dann thut mir das Geld nicht leid; Antwerpen wird immer einem Feinde Englands gehören."

Auch darin fand Napoleon eine Ehre, die Werke seiner Vorgänger fortzusetzen. Als er mit dem Ausbau des Pantheon beschäftigt war, hatte er die Absicht, es seiner ursprünglichen Bestimmung wiederzugeben. „Der Hochaltar bleibt der heiligen Genoveva, der Schutzpatronin von Paris. Außerdem müssen die Sarkophage aus dem Minoriten-Kloster, nach der Reihenfolge der Jahrhunderte geordnet, ihren Platz darin finden; sie kommen aus Kirchen, und es ist billig, daß sie wieder darin aufgenommen werden." Um dieselbe Zeit bestimmte er, daß die Kirche von St. Denis, welche, nach seinem eigenen Ausdruck, „ein weiter Sarg voll des Staubes vergessener Könige" war und damals als Militair-Lazareth diente, für die Aufnahme des Kaiserlichen Kapitels geräumt und in Stand gesetzt werden sollte. Er ging noch weiter; er unternahm eines Morgens die Besichtigung des Gebäudes und gab selbst die gewünschten Umänderungen an, bezeichnete die Lage und Aufeinanderfolge der Kapellen und hinterließ den Befehl, daß die Namen der hier begrabenen Könige nach ihrem Range in Frankreichs Herrscher-Dynastieen auf Bronze und schwarzen Marmorplatten eingegraben und aufgestellt werden sollten. Endlich entwarf er auch den Plan zu der Gruft, welche die sterblichen Ueberreste der Kaiserlichen Familie aufnehmen sollte.

Und während sein Blick den höchsten Interessen zugekehrt war und sein Geist auf Unternehmungen sann, die den Erdkreis mit dem Ruhm seiner Thaten füllten, schenkte Napoleon gleich Karl dem Großen seine ungetheilte Aufmerksamkeit Gegenständen eines engeren Bezirks, wie sie einem Privatmanne anstehen würde, und ging auf das Detail kleinlicher Verbesserungen ein, bei denen er nicht im entferntesten daran denken konnte, sie jemals sich zum Verdienst angerechnet zu sehen. Die Prellsteine, welche in den Straßen von Paris angebracht sind, um den Fußgänger gegen die Möglichkeit des Ueberfahrens zu sichern, hatten durch die bis zum Mißbrauch getriebene Ausdehnung der Schaufenster und Vorthüren an vielen Läden schon längst ihrer Bestimmung nicht mehr nachkommen können. Auf einem seiner Inkognito-Spaziergänge bemerkte

dies der Kaiser und sah darin die Ursache von tausend Unfällen. Noch an demselben Tage schrieb er dem Minister des Innern, für die möglichst schnelle Wiederherstellung der Prellsteine Sorge zu tragen, und kam bei dieser Gelegenheit zuerst auf den Gedanken, die Hauseigenthümer zur Anlegung von Trottoirs vor ihren Häusern zu nöthigen. „Der Handwerker", sagte er, „muß seine Erholung in den Straßen von Paris suchen können, ohne von dem Kabriolet des ersten besten Patriziers jeden Augenblick der Furcht des Umrennens ausgesetzt zu seyn." So ließ der Staatsmann, der große Feldherr, einer der mächtigsten Monarchen, sich herab, das Amt eines Stadt-Sergeanten zu übernehmen, wenn es dem Gemeinwohl förderlich war.

Als der Kaiser während seines Aufenthaltes in Spanien im Jahre 1808 den Wunsch äußerte, gleich bei seiner Rückkehr nach Frankreich einige Tage in Rambouillet zu verleben, wandte man alle Sorgfalt auf die Einrichtung und Möblirung des Schlosses, das seit der Revolution nicht mehr bewohnt worden war. Im Februar kam Napoleon daselbst an, und seine erste Frage war nach dem Badezimmer. Von seinem Kammerdiener dahin geführt, hatte er kaum den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er mit unverkennbaren Zeichen des Mißfallens seine Blicke nach allen Seiten umhersandte und endlich in den Ruf ausbrach: „Nein, über diesen Unverstand! wer hat den skandalösen Einfall gehabt? Constant, rufe mir den Großmarschall zur Stelle." Wirklich war der Architekt auf den unpassenden Gedanken gerathen, die lebensgroßen Bildnisse der Damen aus der Kaiserlichen Familie, unter anderen seiner Mutter Lätitia, seiner Gemahlin Josephine, seiner Tochter Hortensia und der Prinzessin Pauline, an den Wänden des Saales in Fresko anbringen zu lassen, und je länger Napoleon seine Blicke auf jede einzelne der Gestalten heftete, desto unwilliger zuckte er mit den Achseln und wiederholte seinen bei solchen Gelegenheiten üblichen Ausruf: „Eine solche Erzdummheit!" — Der Großmarschall kam: „Duroc, ich will den Pinsel, ich meine den Maler, zur Stelle haben, der dies Meisterwerk gepfuscht hat, damit er es sogleich übertünche. Wie heißt der Mensch?" — „Sire, ich weiß seinen Namen nicht." — „Gut, ich will ihn auch nicht mehr wissen; aber der Sudler muß wenig Respekt vor den Frauen haben, daß er sich eine solche Unanständigkeit herausnimmt. Wohlgemerkt, für meine Rechnung wird er nicht mehr beschäftigt." — Ueberhaupt zeigte Napoleon in allen Verhältnissen seines Lebens eine große Achtung für das, was er Anstand nannte. Davon noch folgende Probe. Als es sich darum handelte, den Platz Ludwig XV. mit einer Fontaine zu verschönern, verlangte der Kaiser von dem mit dieser Sache beauftragten Architekten, ihm ein Modell vorzulegen. Dieser that es. Der Entwurf bestand aus vier Najaden, aus deren Brust der Wasserstrahl hervorsprang. Der Kaiser fand diesen Gedanken unziemlich und gab ihn dem Architekten ganz verstimmt mit den Worten zurück: „Diese Ammen gefallen mir nicht; die Najaden waren Jungfrauen."

Seit langer Zeit hegte der Kaiser die Absicht, das Schloß zu Versailles in neuerem Geschmack herzustellen, fand aber die Kostenberechnung, die ihm Gondoin, der dazu berufene Baumeister, ansetzte, so übermäßig, daß er die Sache auf unbestimmte Zeit hinausschob. Im März des Jahres 1809 jedoch, als er von einem Besuche in der Schule zu St. Cyr nach Hause fuhr, ließ er seine Karosse an der Treppe der Orangerie zu Versailles, welche die hundert Stufen heißt, anhalten, nahm den Weg zum Schloß und blieb vor dem Gitter des Zeughauses stehen, in schweigende Betrachtung der großartigen Bauwerke, die seit der Revolution nicht mehr bewohnt waren, versunken. Nachdem dies einige Zeit gewährt hatte, machte Napoleon jene Bewegung mit dem Kopfe, die ihm eigen war, wenn er einen großen Entschluß gefaßt hatte, und stieg in seinen Wagen, indem er zum Herzog von Vicenza, auf dessen Arm er sich gestützt hatte, sagte: „Es ist beschlossen, ich muß die sechs Millionen daran setzen, welche Gondoin verlangt, ich kann die geschwänzte Sippschaft der Ratten und Mäuse nicht ferner von ihren Löchern aus das Schloß zernagen sehen, oder man wird in ein paar hundert Jahren die Ruinen von Versailles wie die Babylons, von denen, beiläufig gesagt, nicht mehr ein Stein vorhanden ist, besuchen. Es scheint mir eine Nationalsache." — Wenige Tage darauf diktirte der Kaiser nachstehende Note dem Baron Fain: „Wenn Hr. Fontaine mir einen vernünftigen Plan vorschlägt, der nicht mehr als sechs Millionen kostet, so bin ich bereit, den Schloßbau zu Versailles unter folgenden Bedingungen zu unternehmen:

1) Ich, die Kaiserin und unser Haus müssen bequem wohnen können; für mich verlange ich dabei ein eigenes Badezimmer nebst Kabinett. 2) Es muß 6 Wohnungen für Könige, 12 für Prinzen, 24 für Marschälle und Stallung für 200 Pferde enthalten. 3) Die Seite des Schlosses, die den Namen „Ministerpavillon" führt, muß in Stand gesetzt und ihr parallel ein zweiter gebaut werden. 4) Nicht minder die Intendantur, die Kanzlei, der kleine Schauspielsaal oder die Oper und die Kapelle; Gemälde dürfen nicht fehlen, die Speicher des Schlosses müssen eine genügende Zahl derselben enthalten. 5) Der große Aufgang muß von neuem hergestellt werden. 6) Die alten Bauten aus den Zeiten Ludwig's XIII. werden niedergerissen; sie verrathen keinen guten Geschmack. 7) Alle Zimmer müssen in gerader Linie mit einander verbunden seyn, von dem ersten Kabinett im linken Flügel bis zum letzten im rechten, so daß diese Zimmer eine einzige übersehbare Reihe bilden, wie eine weite Gemäldegallerie. 8) Meine Waffenschmiede, auf welche ich viel halte, darf dabei nicht außer Acht gelassen werden; sie bringt der Stadt auch etwas ein; man sehe, ob sie in der Intendantur oder der Kanzlei untergebracht werden könne. — So, denke ich, muß das Schloß wohnlich werden und ich jährlich daselbst einen Theil des Sommers zubringen können. Aber ehe der Plan ins Werk gesetzt wird, soll der dazu berufene Architekt auf sein Wort versichern, daß die Ausführung die bewilligten 6 Millionen nicht übersteigen werde; sonst will ich nichts davon hören, und die Kosten des unvollendeten Werkes fallen ihm zur Last." — Aus dieser wörtlich wiedergegebenen Note ist ersichtlich, daß in den Verschönerungen, welche mit dem Schlosse zu Versailles nachher vorgenommen sind, die Unternehmer buchstäblich die Absichten ausgeführt haben, welche der Kaiser 24 Jahre früher im Sinne hatte.

Kurz nach der Geburt des Königs von Rom ließ Napoleon einen Morgens, noch im Frühstück begriffen, Hrn. Fontaine rufen, und frug ihn, wie hoch sich die Kosten eines Pavillons mit Zubehör belaufen könnten, welchen er am Abhange der am Wasser gelegenen Terrasse anzuführen beabsichtigte, um daselbst mit seiner Gemahlin und seinem Sohne zuweilen das Frühstück einzunehmen. Fontaine suchte einen annähernden Ueberschlag zu entwerfen; der Kaiser unterbrach ihn: „Wir wollen nicht lange handeln, nennen Sie mir den Preis in einer runden Summe." — „Sire, die Sache kostet nicht weniger als eine halbe Million." — „Eine halbe Million", sagte der Kaiser ihm nach, indem er sich eifrig vom Tisch erhob, „was, eine halbe Million für einen Imbiß im Freien, wenn der Himmel blau aussieht? Nein, 10,000 Franken wage ich aufs Höchste daran." — „Sire, das geht nicht." — „Gut, so bleibt's, ich trinke nach wie vor meinen Kaffee am Fenster und das Frühstück kostet mich 30 Sous. — Eine halbe Million?" wiederholte er und durchmaß mit langen Schritten den Saal; „nun wundere ich mich nicht mehr, daß die Baumeister Ludwig XIV. zu Grunde gerichtet haben. Aber eine Schande ist's", fügte er bald darauf hinzu, indem er durch eine der Fensterbrüstungen des Zimmers nach der Kaserne der Kaiserlichen Garde blickte, die auf dem Quai d'Orsay stand; „es ist eine Schande, so erbärmliche Gebäude aufzuführen." Und indem er Befehl gab, ihm mehrere Risse für eine neue Kaserne vorzulegen, wählte er einen, und unmittelbar darauf wurde jener herrliche Palast begonnen, den man heute auf dem Quai d'Orsay in der Ecke der Straße Belle-Chasse bewundert, und der erst im verwichenen Jahre vollendet worden ist.

Nie hat ein Schauspielsaal in kürzerer Zeit mehr Revolutionen erfahren, als der im Schloß der Tuilerieen. Angefangen im Jahre 1806 und auf den Trümmern des Sitzungssaales des Konvents aufgeführt, ward er erst im Dezember 1811 vollendet. Die Abtragung des Saales gab Napoleon den Stoff zu mancher denkenswerthen Aeußerung. So sagte er unter Anderem, als er die Zimmerleute das Dachwerk einreißen sah: „Diese Bauart ist ein charakteristisches Bild der Zeit, die ihr den Ursprung gab, indem sie ein wunderbares Gemisch von Größe und Eilfertigkeit darbietet. Man sieht, daß die Arbeiter unter Aufsehern standen, die mit der Fuchtel in der Hand Befehle austheilten, und unbegreiflich ist's, wie dieser Saal nicht schon hundert Mal unter der Last jener stürmischen, von wilden Leidenschaften getriebenen Menge, welche in diesen Räumen auf- und abwogte, zusammengestürzt ist. Und wenn nun der morsche Bau während einer ihrer verrufenen Sitzungen zusammengebrochen wäre und einigen Fanatikern der Bergpartei den Kopf zerstoßen hätte, was wäre da heimlich gemunkelt worden! Und die einfache Ursache davon war? Nichts als die Unwissenheit eines Maurers. Von so geringen Veranlassungen hängen oft große Staatsumwälzungen ab!"

Wenige Tage darauf war Talma beim Kaiser: „Mein Freund", sagte dieser zu ihm, „Sie sollen über die Veränderungen, die ich mit dem Schauspielsaal vorgenommen habe, Ihr Urtheil geben; kommen Sie, ich will Ihnen Alles zeigen, nur nehmen Sie sich in Acht, daß Sie dabei nicht den Hals brechen." — „Sire, ich bin ohne Furcht, auf diesem Felde fühle ich mich heimisch." — „Aufrichtig gestanden, ich nicht", war Napoleon's launige Antwort, und indem er den Künstler am Arme ergriff, führte er ihn über die dunkelsten Gänge und gelangte mit ihm über Logen, Parquet und Orchester auf die Bühne. Lett hatte Napoleon, um große Opern und Ballets aufführen zu können, überraschende Veränderungen vornehmen lassen. Decorationen, Versenkungen und Wolkenzüge hatten nur unter schwierigen Vorrichtungen in verhältnißmäßig so engem Raume untergebracht werden können, aber vor des Kaisers allmächtigem Willen hatte sich Alles gebeugt. Er war mit Talma allein. Das bloße Licht einer einzigen Lampe warf nur einen düsteren Schein auf die Umgebung. Plötzlich sagte Napoleon zum Tragiker: „Glauben Sie wohl, daß mancher Engländer sich's viel Geld würde kosten lassen, an Ihrer Stelle zu seyn? Nur einer ihrer Agenten dürfte sich hier einschmuggeln, und er findet die günstige Gelegenheit, sich meiner zu entledigen." — „Sie erschrecken mich, Sire", rief Talma; „wenn Jemand hier verbergen ...." — „Beruhigen Sie sich", sagte Napoleon und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter; die Weltgeschichte hat zu viel Achtung vor mir, um mich hinter den Coulissen wie einen Bühnenhelden sterben zu lassen. Sie hat andere Absichten mit mir; denken Sie an Cäsar und sein Glück."

Nach den Schlachten bei Bautzen und Lützen im Jahre 1813 gab Napoleon neue Befehle, an der Verschönerung von Paris mit Eifer zu arbeiten. Als er seine Heere an den Ufern des Rheins verließ, kam er den 7. November nach St. Cloud, begab sich den 9ten in den Senat und berief am 10ten die Architekten, um sich von dem Fortgange der Bauten, die er vor seinem Abgange nach Sachsen ihnen anvertraut hatte, Rechenschaft geben zu lassen. Am 19ten desselben Monats nahm er seinen Aufenthalt in Paris und hielt am 20sten eine sorgfältige Prüfung der unteren Gallerie des Musée und der neu angelegten Theile des Louvre mit der Aussicht nach der Straße St. Honoré. Er glaubte zu bemerken, daß seit seiner Abwesenheit nicht viel Wesentliches zu Stande gekommen wäre, obgleich dies nicht gegründet war und lediglich in seiner Gemüthsstimmung lag. Darauf begab er sich nach den Tuilerieen zurück, verlangte seine Equipage und fuhr aus dem Palaste auf der Carousel-Seite, um die neue Getraideballe in Augenschein zu nehmen, deren neue eiserne Dachbedeckung, unter Leitung des berühmten Boulanger ausgeführt, seine Bewunderung auf sich zog, nahm dann seinen Weg durch die Hallen, von einer zahlreichen Volksmenge begleitet, die „Vive l'Empereur!" schrie, Bittschriften zuwarf und unter kräftigen Ausdrücken die Arme zu seiner Vertheidigung in die Höhe

hob, und fuhr über den Pont-neuf, um die Arbeiten im Luxembourg zu besichtigen. Der dienstthuende Flügel-Adjutant, sein Stallmeister und der Kaiserliche Architekt befanden sich in seiner Gesellschaft. An diesem Tage hatte einer seiner Pagen sich die Abwesenheit des Kaisers zu Nutze gemacht, um auf eigene Hand einen Spaziergang nach den Quais zu unternehmen, kam aber gerade dem Kaiser in den Weg, als dieser um die rue de Seine bog und nach dem Luxembourg wollte. Dem Pagen half sein Sträuben nichts, er wurde von der wogenden Menge bis unter das Pferd des Kaisers getragen. Nun war es aber dem Hofgesinde streng untersagt, während des Dienstes das Schloß zu verlassen, und noch mehr, dabei Civiltracht anzulegen; das wußte der Page, gab jedoch der Hoffnung Raum, daß der Kaiser ihn im Gedränge nicht bemerkt haben würde. Aber bald mußte der Wagehals sich vom Gegentheil überzeugen; denn der Kaiser hatte ihn deutlich wahrgenommen. Abends, bevor man sich zur Tafel setzte, gab ihm der Kaiser einen Wink mit dem Finger und sagte: „Tritt näher!" faßte ihn dann am rechten Ohrläppchen, welches er diesmal etwas stärker als gewöhnlich zog und fügte hinzu: „Junger Springinsfeld, was machtest Du heute Morgen in meiner Nähe, in der Vorstadt St. Germain?" Der Page senkte den Kopf und suchte sich nicht einmal zu rechtfertigen. „Man verkleidet sich wohl, um desto ungescheuter seinen Schlichen nachgehen zu können, vergißt die Ordre, oder macht sich darüber gar noch lustig? Nicht so? aber ich weiß schon, wo das hinaus soll; Du gehörst zu denen, die mich ausspioniren wollen." Diesen Vorwurf machte ihm der Kaiser nur im Scherz, der junge Mann nahm ihn aber für Ernst, hob mit einer Art von beleidigtem Ehrgefühl den Kopf in die Höhe und warf auf den Kaiser einen stummen Blick, der beredter sprach als alle Entschuldigungen, die er hätte vorbringen können, um sich von einem solchen Verdacht zu reinigen. Napoleon verstand, was in der Seele des Pagen vorging, ließ das Ohr, das er bis dahin gehalten hatte, frei, und indem er ihm mit der Fingerspitze einen jener gelinden Backenstreiche gab, die bei dem Kaiser die Stelle einer schmeichelhaften Lobeserhebung vertrat, fügte er mit dem Tone des Wohlwollens hinzu: „Nein, ich bin im Irrthum, Du wolltest mich nicht ausspioniren; aber bedenke einmal ernstlich, wenn ich ausfahre und Alle es so machten, wie Du, wer sollte das Haus bewachen?"

Der letzte Befehl, den Napoleon am 25. Januar 1814, wenige Stunden, ehe er zu jenem bewundernswürdigen, aber unglücklichen Defensivkriege auf Französischem Boden von Paris abreiste, seinem Minister hinterließ, enthielt die Anweisung zu zahlreichen Bauunternehmungen für die arbeitende Klasse, weil er mehr als jemals das Bedürfniß, sich beim Volke beliebt zu machen, fühlte und beständig die Furcht hegte, daß während seiner Abwesenheit die Arbeiter der Hauptstadt, für die er stets Sorge trug, ihren Unterhalt einbüßen könnten. Aus allem diesen geht entschieden hervor, daß Napoleon ein Freund von Bauwerken war, wie es die zahlreichen und herrlichen Denkmäler seiner glorreichen Regierung bezeugen; daß er aber nicht Mörtel und Bruchstein als solche, nicht die todte Steinmasse liebte, sondern nur eine würdige Erholung von seinen schweren Herrschersorgen darin sah. (Le Siècle.)

Bibliographie.

Le Cercle agricole. Journal mensuel, consacré à l'agriculture, aux forêts, cours d'eau, défrichemens etc. — Der Jahrgang 6 Fr.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1835. 4.

Projet de loi pour l'organisation d'une société générale entre tous les hommes dont la profession fait partie de l'art de guérir. — Von J. F. Courbaut. 2 Fr.

La science politique fondée sur la science de l'homme, ou étude des races humaines sous le rapport philosophique et social. — Von V. Courtet. 8 Fr.

Voyages et naufrages curieux en Océanie. — Von Ch. Delattre. 18.

Traité des études médicales. — Von E. F. Dubois. 7 Fr.

Encyclopédie des Lois. Dictionnaire général des lois, décrets etc. depuis 1788 jusqu'à 1837. — Von J. Forfellier. Giebt 5 Theile in 10 Bänden zu 30 Bogen. Preis des Ganzen 125 Fr.

Vie de Martin Luther. — Von Lederhose. Aus dem Deutschen. Straßburg.

Traité de Diagnostic et de Sémeiologie. — Von P. A. Piorry. 3ter Theil. 7 Fr.

Revue coloniale. Intérêts des Colons, Marins etc. — Der Jahrgang 20 Fr.

P o l e n.

Die Sage von Twardowski, dem Polnischen Faust.*)

Twardowski war ein ehrlicher Polnischer Edelmann aus alter Familie. Er hatte aber den Fehler, daß er sich klüger dünkte, als andere rechtschaffene Leute, und so gedachte er sogar gegen den Tod ein Mittel aufzufinden, denn das Sterben wollte ihm gar nicht in den Sinn.

Einst las er in einem alten Buche, wie man den Teufel citiren könne. Er verließ daher um Mitternacht in der Stille Krakau, begab sich in das nahe Podgorze und fing an, mit lauter Stimme den Bösen zu rufen. Der Gerufene ließ nicht lange auf sich warten, und die Parteien schlossen, wie es in damaliger Zeit zu geschehen pflegte, einen Vertrag mit einander. Satan schrieb auf den Knieen einen langen Schuldbrief, welchen Twardowski mit seinem Blute, das er aus einer kleinen Wunde am Goldfinger sich gepreßt hatte, unterzeichnete.

Der Hauptartikel des Briefes war, daß der Böse kein Anrecht auf die Seele und den Körper Twardowski's habe, bevor dieser nicht in Rom anzutreffen sey.

Das Erste nun, was Twardowski, kraft dieses Paktes, dem Bösen, als seinem Knechte, anbefahl, war, daß er das Silber aus ganz Polen in die Gegend von Olkusz zusammentrage und es tief in den Sand verscharre. — Der gehorsame Knecht erfüllte den Befehl; schon lange Jahre gräbt man jenen Silbermassen nach, aber noch bis auf den heutigen Tag sind sie nicht alle an das Tageslicht gebracht worden.

Zum Zweiten verlangte der nunmehrige Herr und Meister, daß sein Knecht einen hohen Felsen aus der Umgegend des Pieskower Berges von seinem Orte bewege und mit dem schwersten Ende nach oben drehe, zugleich dafür sorge, daß dieser Fels ewig so stehen bleibe. — Das Dienerlein gehorchte, und noch heute steht jener Felsen, der Falkenfels in den Karpaten.

So vermochte und besaß Twardowski Alles, was sein Herz sich wünschte. Er durchschnitt die Luft ohne Flügel; nur bei weiten Reisen bestieg er einen Hahn, und kein Reiter hätte ihn dann eingeholt. Er fuhr mit seiner Geliebten auf der Weichsel dem Strome entgegen ohne Ruder und Segel, und nahm er das Glas zur Hand, so verbrannte er die Dörfer hundert Meilen in die Runde.

Da ward sein Herz von der Liebe zu einem Fräulein entzündet, und er wünschte sie sich zur Gattin. Das Fräulein aber hatte in einem Fläschchen ein Insekt und wollte nur demjenigen ihre Hand reichen, der erriethe, was das für ein Insekt wäre.

Twardowski war nicht auf den Kopf gefallen; er hüllte sich in die Lumpen eines alten Bettlers und begab sich zu der schönen Dame. Sie hielt ihm alsbald ihr Fläschchen vor und sprach:

„Was für ein Thierchen? ein Wurm oder Schlangen?
Rathe, mein Lieber, willst's Mädchen erlangen."

„Hebo!" rief Twardowski, „'s ist ein Bienchen, Verehrte."
Errathen war's, und Twardowski führte sein Liebchen heim.

Die Frau Twardowska besaß ein kleines Haus von Lehm auf dem Markte zu Krakau und verkaufte allda Töpfe und Schüsseln. Ihr Gemahl pflegte dann wohl, wie ein vornehmer Herr gekleidet, mit glänzendem Hofstaate vorüberzufahren und von dem Gesinde die Gefäße zerschlagen zu lassen. Wenn nun die Gattin darüber keifte und fluchte, so saß er in der schönen Kalesche und lachte aus Herzensgrunde.

Gold hatte er immer wie Sand, denn Satan mußte bringen, was er verlangte. Nicht immer aber gelangen ihm seine Sprünge. Einstmals begab er sich ohne sein magisches Schutzmittel in einen dunkeln Wald. Während er in tiefen Gedanken dasaß, faßte ihn plötzlich der Teufel und verlangte, er sollte sich sofort nach Rom begeben.

Der erzürnte Schwarzkünstler entgegnete mit seinen bestigsten Zauberworten; der Böse mußte sich zur Flucht wenden und riß in seinem Grimme eine Fichte mit den Wurzeln aus der Erde, warf sie dem Gegner vor die Beine und zerschlug ihm einen Fuß. Von der Zeit an hinkte Twardowski und hieß allgemein „der Labmfot".

Am Ende verdroß es den Teufel, daß er so lange auf des Zauberers Seele warten mußte, und er griff zu einer List. In Gestalt eines Dieners kömmt er zu Twardowski und meldet, ein kranker Herr verlange sein, als eines erfahrenen Arztes. Twardowski eilt hinter dem Boten her in ein nahes Dorf, unbekannt damit, daß die Schenke des Dorfes „Rom" heiße.

Kaum ist er über die Schwelle des Hauses getreten, da bedecken Schaaren von Krähen, Eulen und Käuzen das Dach und erfüllen mit gräßlichem Gekrächze die Luft. Twardowski ahnt, was ihm hier bevorsteht; zitternd reißt er ein eben erst getauftes Kind aus der Wiege und beginnt es zu liebkosen, als der Teufel eintritt.

Der war hübsch gekleidet: er hatte einen dreieckigen Hut und ein Französisches Fräcklein, die Weste reichte bis über den Bauch, die kurzen Beinkleider schlossen nett an, an den Schuhen waren Schnallen und Bänder; dennoch erkannten ihn Alle sogleich, denn die Hörner guckten aus dem Hute hervor, die Nägel aus den Schuhen, auch der Haarzopf steckte hinten heraus.

Er wollte eben seinen Mann ergreifen, als er das Hinderniß erblickte, das Kind, zu dem er kein Anrecht hatte. Aber er schaffte sich alsbald Rath. Er trat vor den Zauberer hin und sprach:

„Bist aus gutadligem Geschlechte, also — Verbum nobile debet esse stabile."

Da sah Twardowski ein, daß er sein adliges Wort nicht brechen dürfe; er legte das Kind in die Wiege, und gleich flogen Beide geraden Weges zum Schornstein hinaus.

Die Raben und Krähen und Eulen schrieen freudig auf. — Jene flogen höher, immer höher. Twardowski verlor seine Besinnung nicht; er konnte noch die Erde sehen. Dörfer erschienen ihm wie Punkte, große Städte wie Fliegen und Krakau selbst wie zwei Spinnen neben einander.

Innige Reue preßte ihm das Herz zusammen. Er gab Alles auf, was ihm theuer war, was ihm Freude und Lust gebracht hatte. Schon war er, wohin kein Adler der Karpaten je gedrungen, wo ihn fast kein menschlich Auge mehr erreichte, da sammelte er den letzten Hauch in der erschöpften Brust zu einem heiligen Gesange.

Es war eine Hymne, die er in früher Jugend, als er noch keine Zaubereien kannte und noch unschuldigen Herzens war, zu Ehren der Maria selbst gesetzt und täglich gesungen hatte.

Seine Stimme verhallte oben in der Luft, obgleich er laut und aus vollem Herzen sang, aber die Hirten, die unter ihm auf den Bergen hüteten, schauten umher und staunten, daß aus der Wolke ein geistliches Lied ertönte. Denn der Gesang stieg nicht in die Höhe, sondern senkte sich herab zur Erde, um die menschlichen Herzen zu erbauen.

Das Lied war zu Ende. Staunend bemerkte Twardowski, daß er nicht mehr in die Höhe gerissen werde, sondern fest an den Ort gebannt sey. Er blickte um sich, der Gefährte seiner Reise war verschwunden.

*) Aus der demnächst in Warschau erscheinenden „Sammlung von Sagen des Polnischen und Russischen Volkes, herausgegeben von Wojcicki."

und eine laute Stimme rief ihm, wie ein ferner Donner, aus hellschimmernder Wolke zu:

„Hier verweile schwebend bis zum großen Gerichtstage!"

Bis jetzt ist er noch an derselben Stelle. Die Worte sind ihm längst im Munde erstorben, seine Stimme vernimmt Niemand mehr, aber die Greise, die sich alter Zeiten erinnern, zeigen, wenn der Mond in vollem Lichte erglänzt, hinauf nach einem schwarzen Fleckchen, dem Körper Twardowski's, der dort des großen Gerichtstages harret.

* * *

Die hier mitgetheilte Sage hätte leicht können breiter erzählt und mit mancherlei Schmuck versehen werden, aber wir haben es vorgezogen, ihr das einfache Gewand zu lassen, in welchem sie unter dem Polnischen Volke selbst einherschreitet.

Twardowski scheint im 15ten Jahrhunderte, zur Zeit des Königs Sigismund August, wirklich in Krakau gelebt zu haben. Man hat ihn mit dem Deutschen Faust verglichen, ja er ist mit diesem für eine und dieselbe Person ausgegeben und sein Name (twardy ist zu Deutsch: fest) ist für eine bloße Uebersetzung des Deutschen Namens gehalten worden. Mit welchem Rechte, ist bis jetzt noch nicht ausgemacht. Uebergänge der Deutschen und Polnischen Sage scheinen vorhanden zu seyn, denn auch Faust soll ja in Krakau eine Zeit lang gelebt haben. Man hat noch einige lustige Geschichten von dem Humor und den Kunststücken des Twardowski. So soll er auch dem Könige Sigismund August, als dieser sich nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, der trefflichen Barbara Radziwill, dem heftigsten Schmerze überließ, die Gemahlin aus dem Grabe heraufcitirt haben, worauf des Königs Sehnsucht aber nur um so größer wurde.

In der Kirche zu Wengrow befindet sich noch jetzt hoch über dem Eingange zur Sakristei ein Spiegel, der für den Hexenspiegel des Twardowski gilt. Er ist aus weißem Metall, schön glattgeschliffen und hat die Umschrift:

„Luceat hoc speculo magicas Twardovius artes,
Lusus at iste Dei versus in obsequium est."

Man meint, daß sich früher furchtbar häßliche Gestalten in demselben gezeigt haben, und noch jetzt meidet man seinen Anblick. Neuere Besucher der Kirche haben nur mit Mühe die Erlaubniß erlangt, den Spiegel näher zu betrachten.

Sigismund August schenkte den Jesuiten in Wilna unter vielen anderen Büchern auch ein sogenanntes „Manuskript des Twardowski". Das Buch soll, obgleich es mit eiserner Kette an der Wand befestigt war, verschwunden seyn, als ein Jesuit darin zu lesen anfing. Jetzt ist das Buch in der Krakauer Bibliothek. Es ist eine Art Encyklopädie, daher die Sage, daß man Alles aus dem Buche lernen könne. Der Verf., der sich in dem Werke selbst nennt, ist Paul Zideck, ein Böhme, der um 1460 in Krakau studirt hat.

In der Krzemionki, einer kleinen Bergreihe bei Krakau, zeigt man noch eine Höhle, welche man die „Katedra des Twardowski" nennt.

Der Sage haben sich die Polnischen Dichter bemächtigt, wie der vom Faust die unsrigen. Man hat eine Oper: „Twardowski in den Krzemionki", und manchem unserer Leser wird die ausgezeichnete, bereits mehrmals übersetzte Ballade von Mizkiewicz nicht unbekannt geblieben seyn.

A. Wrr.

England.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde in England.

Da in Nr. 125 des „Magazins" das mißliebige Urtheil Englischer Journale über die Uebersetzung von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde erwähnt worden, so möchte wohl auch billig seyn, auf einige wohlwollendere Beurtheilungen aufmerksam zu machen. Das Metropolitan Journal läßt sich also vernehmen: „Dieser Briefwechsel ist in der That ein merkwürdiges und sehr interessantes kleines Werkchen, eines, worüber man nicht voreilig urtheilen darf, da die Sprache desselben zu großen Mißverständnissen leicht Veranlassung geben kann. Die Briefe, von denen nur wenige von Goethe sind, sind voller Phantasie und einige davon so überströmend von Reichthum, Geist und Originalität, daß wir nicht glauben können, es werde irgend Jemand damit unzufrieden seyn, obschon Einige von uns die schöne Schriftstellerin nicht ganz verstehen dürften. In der Vorrede werden wir ausdrücklich gegen absichtliches Mißverstehen und Verdrehen der Beweggründe des Werkes gewarnt. Die zweifelhaften und unklaren Stellen des Textes werden für Irrungen eines reizbaren, sehr jungen und phantastischen Gemüths erklärt, und wir sind vollständig versichert, daß der Verkehr zwischen der Heldin und dem großen Deutschen Dichter Goethe durchaus vorwurfsfreier Natur war. Die gewöhnlichste Höflichkeit berechtigt uns, diesen beiden Bändchen eine gebührende und sorgfältige Aufmerksamkeit zu widmen. Sie sind von einer Dame von Rang und hoher Stellung in der Welt, betitelt, von Adel und im Leben wohlerfahren. Der lobenswerthe Zweck der Herausgabe dieser Briefe im Original und eben so ihre Uebersetzung ins Englische ist die Beschaffung von Geldmitteln zur Errichtung eines Denkmals für Goethe, und die gewöhnlichste Aufrichtigkeit zwingt uns, zuzugestehen, daß diese Briefe an vielen Stellen ein mannigfaches und entzückendes (delightful) Talent, zahlreiche Proben von Feinheit, große Bildung und ausgesuchten Geschmack entfalten. An anderen Stellen verletzt uns der Ausdruck als herb und ungewöhnlich; der Styl entfernt sich oft von der gefälligen Umgangs-Sprache, und hin und wieder gehen die überspannt geistreichen Beschreibungen bis zum Abgeschmackten. Indessen, trotz dieser Einwürfe gegen das Werk, meinen wir dennoch, daß es in England guten Absatz und viele Nachfrage finden und zu seinem lobenswerthen Zweck keine geringe Beisteuer liefern werde."

Mit größerer Ausführlichkeit und bestimmterem Eingehen in das Einzelne ist eine vom „Spectator" gegebene Beurtheilung geschrieben. „Der Inhalt dieser Bände", heißt es in dieser Kritik, „ist nicht weniger außergewöhnlich, als ihr Titel, obschon jener von ganz anderer Art ist, als dieser ihn uns erwarten läßt; denn anstatt eines „Kindes" in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes ist der Korrespondent des großen Goethe eine flügge Jungfrau (a miss in her teens). Allein: honni soit qui mal y pense! wenn Liebe jemals rein platonisch war, so ist es diese. Die Briefe der kleinen Bettine sind nur kindisch in ihrer wilden und spielenden Einfalt; ihre Neigung zu Goethe, obgleich weiblich, ist die eines Kindes und ihr Gefühl eben so rein und unschuldig als glühend und frei ausgesprochen, während Goethe die entsprechenden Gefühle väterlicher Liebe und Freude athmet. Wie sein Motto sagt: „Dies Buch ist nicht für die Bösen, sondern für die Guten", so werden Alle, welche die menschliche Natur studiren, es interessant finden, das Herz eines arglosen, empfänglichen Wesens, wie es sich mit rückhaltlos und furchtlosem Vertrauen in diesen durch Goethe's Namen geheiligten Briefen entfaltet, kennen zu lernen."

„Ein sentimentaler Briefwechsel zwischen zwei Personen, auch wenn sie geistreich sind, wird für einen Dritten sehr leicht langweilig und unschmackhaft; allein diese Briefe, selbst die unbedeutenden und unpersönlichen, die dem Vorwurfe ausgesetzt sind, etwas zu schwärmerisch und egoistisch, öfter nur einseitig zu seyn, da die des Mädchens sehr häufig und umfangreich sind, erfreuen als absichtslos und original; ihre Frische und lebhafte Färbung muß selbst langweilige Leser, denen das Gefühlvolle zuweilen gekünstelt und kindisch erscheint, ergötzen. Die geringste Affectation würde den Reiz zerstören und daraus eine — wie man sagt — allerliebste Unbedeutendheit machen; allein hier ist Alles echt und wahr, denn sonst würde Goethe dadurch nicht so getäuscht worden seyn." Der Beurtheiler verweilt nun ausführlich bei dem Verhältniß Bettina's zur „Frau Rath", deren Charakter ihm, wie auch den Deutschen Lesern, ganz besonders zusagt. Wenn er aber Bettina beschuldigt, daß sie mit Kaiser Karl VII., welcher bereits 1745 starb, einige sentimentale Liebeshändel (sentimental flirtations) gehabt, so ist dies eine sehr komische Verwechselung der Personen. Sehr gut ausgewählt sind die von Bettina als Episoden erzählten Begegnungen mit Frau von Stael, mit Winter und Beethoven.*)

Bibliographie.

Dr. Johannes Müller's Elements of physiology. — Uebersetzt von W. Baily. Erste Abthg. 9 Sh.

Dictionnary of the arts of antiquity. — Nach Julius Sillig. 8½ Sh.

The philosophy of marriage. — Von Dr. Ryan. 6 Sh.

The chemistry of nature. — Von Hugh Reid. 5 Sh.

Ethel Churchill — oder die beiden Bräute. Roman von der Verfasserin der „Improvisatrice" ꝛc. 3 Bde. 31½ Sh.

A home tour through various parts of the United Kingdom. — Von Sir George Head.

Mannigfaltiges.

— Schwedischer Volks-Kalender. Der mit so kunst- und zahlreichen Holzschnitten ausgestattete Volkskalender unseres Mitbürgers, Herrn Professer Gubitz, hat in Schweden einen Nachahmer gefunden. Der bei Fritze und Bagge in Stockholm erschienene „Svensk Folk-Calender för år 1838" hat zwar keine so reiche künstlerische Ausstattung, aber er ist nicht minder wohlfeil, als der Gubitz'sche und enthält dabei eine Auswahl gehaltvoller Schwedischer Original-Beiträge. Unter Anderem befindet sich darin ein Aufsatz „Luther in Wittenberg", welchem eine Abbildung des Marktes dieser Stadt mit der in der Mitte desselben aufgestellten Bildsäule des großen Reformators beigegeben ist. Eine „Reise durch die Sächsische Schweiz" giebt die Bemerkungen eines Schweden über dieses Alpenland en miniature.

— Eroſſe's Insekten. Herr Andrew Eroſſe zu Broomfield bei Taunton in England hört noch immer nicht auf, mit Hülfe seines electromagnetischen Apparats Insekten zu fabriziren, und die Englischen Provinzialblätter sind gläubig genug, alle Berichte, die er über diesen Gegenstand einsendet, ihren Lesern mitzutheilen. Kürzlich — so versichert er wenigstens — ist es ihm gelungen, aus einer Auflösung von Pottasche eine ganz neue, bisher noch nicht gekannte Art von Maden zu fabriziren, die, so lange sie jung sind, sechs Füße haben, später aber acht Füße bekommen. Er spottet über diejenigen, die seinen Experimenten keinen Glauben schenken, und meint, man würde anderer Ansicht werden, wenn man sein Verfahren erst genauer kennen werde.

*) Wir haben diese Englischen Urtheile nicht um ihrer selbst willen mitgetheilt, denn sie sind weder geistreich, noch enthalten sie über den Briefwechsel Etwas, das nicht schon in Deutschland selbst viel besser gesagt worden wäre. Nur um der Wahrheit die Ehre zu geben und um nicht parteiisch gegen ein Buch zu erscheinen, dessen Eigenthümlichkeiten und großen Reize wir niemals verkannten, haben wir den obigen Bemerkungen des Atlas diese wohlwollenden gegenüberstellen zu müssen geglaubt. Gleichwohl können wir auch dadurch nicht von der Ansicht zurückgebracht werden, daß uns die Uebersetzung des Briefwechsels ins Englische und Französische eine verfehlte Spekulation, nicht bloß in Bezug auf das projektirte Denkmal, sondern auch für die Verbreitung von Goethe's Ruhm im Auslande scheint. Wo man nicht, wie in seinem Deutschen Vaterlande, den Dichter in seiner ganzen Größe kennt und liebt, wird man leicht geneigt seyn, in seinem Verhältnisse zu dem Kinde, wie es in den Briefen sich darstelle, den liebelosesten Egoismus von der einen und die affektirteste oder unbegreiflichste Leidenschaft von der anderen Seite zu erblicken.

D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Redigirt von J. Lehmann. — Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung; in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 144. Berlin, Freitag den 1. Dezember 1837.

Türkei.

Die Reformen des Osmanischen Reichs.
Von L. Castagne.

Es ist für das Gemüth des Menschenfreundes ohne Zweifel eines der erhabensten Schauspiele, ein Volk zu sehen, welches nach einem vieljährigen Schlummer in socialer Abgestorbenheit, Unwissenheit und Aberglauben endlich aus diesem Schlummer sich erhebt und sich mitten in wache Leben, auf eine Laufbahn des Verstandes und der Einsicht wirft. Wir sehen dieses wohlthuende Schauspiel in einem großen Theile der muhammedanischen Welt vor uns, ganz besonders aber und von den bedeutsamsten Umständen begleitet in der uns nahe liegenden und durch die ihrer großen Bewegungen uns wichtigen Türkei. Sind aber die Türken aus ihrem Schlummer von selbst erwacht, oder sind sie durch den lauten Ruf Europa's und seine züchtigende Hand geweckt? Ging der Hinneigung zur verbessernden Gestalt der Dinge beim Türkischen Volke das Gefühl ihres wahren Werthes und ihrer Nothwendigkeit voraus, oder hat es nur im Gedränge der Ereignisse von außen das bittere Bedürfniß gefühlt, nach verzweifelten Rettungsmitteln zu greifen? Ist endlich der Drang nach fortschreitenden gesellschaftlichen Verfassungen auf Europäischen Fuß der Ausdruck des Volkswillens, oder gehört er nur den höheren Klassen oder gar nur dem Oberhaupte des Reichs an? Diese Betrachtungen sind nöthig, wenn man die Frage lösen will, ob den Türken ihre Bildungs-Versuche im Zustande der Unabhängigkeit gelingen werden, oder ob die Verbreitung und die Dauer der neuen Ideen nur unter der Herrschaft einer christlichen Macht möglich ist.

Ein Volk, das in der Kultur noch weit hinter seinen Nachbar-Völkern und hinter seiner Zeit überhaupt zurücksteht, erhebt sich nicht mit einem Sprunge auf den Standpunkt der Aufklärung, wenn nicht durch eine außerordentliche Erschütterung seine Zustände von Grund aus geändert werden. Bei solchen Umwälzungen, wo alle Zugen der Gesellschaft gewaltsam auseinandergerissen und alle Existenzen innerhalb derselben theils ganz vernichtet, theils in andere Formen gezwängt werden, stellt der aufgeregte menschliche Geist mit allen vorhandenen Fähigkeiten Versuche an, um neue Verhältnisse zu schaffen, dem Leben neue Vortheile abzugewinnen und sich mit den veränderten Gestalten desselben in möglichst glücklichen Einklang zu versetzen. Das Türkische Volk hat das gebieterische Gefühl für Verbesserungen nicht in sich. Die höheren Klassen befinden sich im Kreise ihrer gewonnenen Macht zu wohl, als daß sie ihn überschreiten sollten und sich zu niedrigeren Klassen herabzulassen. Diese niederen Klassen sind bisher zu weit von höherer Thätigkeit und Einsicht entfernt gehalten worden; die mittleren intelligenten Klassen sind an Zahl zu gering; und so mußte denn das Oberhaupt der Türkei den Gedanken der geistigen Umwälzung erfassen, wenn er nicht von außen her eindringen soll.

Als Peter der Große den Grundstein zu seinen durchgreifenden Reformen legte, waren die Völker Rußlands noch weit entfernt, den Begriff Europäischer Civilisation fassen und würdigen zu können. Dieser außerordentliche Mann sah, daß überall die Macht in der entwickelten Bildung, der emanzipirten Kunst ihre Wurzeln hat, daß ihr Glanz aus dem Feuer des Genies strömt; er sah, daß Staaten, die nicht so groß waren, wie die kleinste seiner Provinzen, ein Uebergewicht besaßen, das er mit allen seinen rohen Massen nicht zu brechen im Stande war. Diese Wahrnehmung theilte er seinen Völkern mit, indem er sie nach und nach an die Wohlthaten der Bildung gewöhnte, vor der sie bis jetzt aus Aberglauben und Irrsinn zurückschreckten. Die Türkei befindet sich aber in einer ganz anderen Stellung, als das damalige Moskowitische Reich. Peter der Große und seine nächsten Vorgänger waren nicht von außen her auf ihrem Throne bedroht; die Türkei hingegen greift zu Neuerungen zu einer Zeit, wo der Sieg ihre Fahnen verlassen hat. Enttäuscht von ihrem Dünkel, von ihrem lächerlichen Hochmuth und von ihren starren Ueberlieferungen, sucht sie Elemente neuer Kraft in Gebräuchen und Formen, welche ihr verhaßt und verächtlich waren. Mustapha III. war der erste Türkische Herrscher, der den Kriegswissenschaften der christlichen Staaten bei sich Aufnahme zu verschaffen suchte. Nach mehreren unglücklich geführten Kriegen gegen Rußland legte er den Grund zu einer Artillerie-Schule, und unter Abdul-Hamid dachte man ernsthaft an Belebung der Marine. Selim III. verfolgte mit Eifer die begonnenen Reformen seines Vorgängers; aber eben dieser Eifer trieb ihn zu heftig gegen die Vorurtheile des stupiden Herkommens, und er fiel als ihr Opfer. Man liest mit Erstaunen in den Denkwürdigkeiten des Barons von Tott, wie schwer es wurde, die geringfügigste Reform bei den Türken einzuführen. Das Volk ist aus Unwissenheit, Hochmuth, religiösem Fanatismus und vornehmlich aus angeborener Trägheit Feind jeder Neuerung; die Geistlichkeit fürchtete die Vernichtung ihres Ansehens, das bisher eben nur durch jene Eigenschaften des Volks gehalten wurde; die Großen zitterten für ihre Vorrechte, und Alle machten gemeinschaftliche Sache, sich den aufgedrungenen Verbesserungen zu widersetzen. Gewöhnlich waren dann die Günstlinge der reformirenden Sultane die Märtyrer ihrer guten Absichten.

Bis zur Regierung des jetzigen Sultans war selbst die Griechische Bevölkerung des Osmanischen Reichs dem Gedanken der Reform abhold. Mahmud II. fühlte bei seiner Thronbesteigung, daß nur innerhalb der Großherrlichen Familie die Nothwendigkeit kräftiger Veränderungen eingesehen wird, daß aber die Massen des Volks aus Unwissenheit keine Veränderungen wünschen und aus eigenem und durch die Geistlichkeit vermehrtem Aberglauben sich der Einführung derselben mit aller Hartnäckigkeit widersetzen, deren der Stumpfsinn und so viele Jahrhunderte alte Verblendung fähig ist. Mahmud unterdrückte zwölf Jahre seine Wünsche, bis der günstige Zeitpunkt zu ihrer Verwirklichung erschien, wo er die Gränzen weit und mit dem schönsten Erfolg überschritt, die seine Vorgänger ihren Reform-Absichten gesteckt hatten.

Statt die Freundschaft des Sultans zu pflegen, hat Frankreich in neuerer Zeit den Pascha von Aegypten zum Schützling gewählt, dessen Reform-Maßregeln einen ganz anderen Grund haben und eine ganz andere Bahn verfolgen. Es lobt in allen seinen Zeitungen die rohen Versuche des Emporkömmlings, welche es früher hervorgerufen zu haben glaubt; alle seine Thaten und Unthaten werden in Französische Lobpreisungen übersetzt und so über ganz Europa ausgegossen, ohne daß man es der Mühe werth hält, zu begreifen, wie durch die Machterweiterung des Pascha's und durch seine despotischen Grundsätze Frankreich sowohl als England verlieren, indem einerseits die Länder unter dem Pascha weniger von dem Kunst- und Gewerbefleiß Europa's abhängig werden, andererseits dadurch eine Schwächung des Türkischen Reichs entsteht, die mit dessen Zerstückelung und der daraus nothwendig entspringenden Störung des Gleichgewichts im Staaten-System enden muß.

Mehmed Ali hat in Aegypten zwar eine sehr große Macht erlangt, aber es ist nur die Macht eines reichen Unternehmers. Worauf stützt sich dieselbe? Auf die Schätze, die er durch Gewalt seinen Unterthanen auspreßt. Jedes Land hat begränzte Hülfsquellen; erschöpft man diese ganz, so muß die Nation Rückschritte machen; und dies war das Schicksal Aegyptens. Das Land hat jetzt bei weitem nicht mehr den Reichthum der Erzeugnisse, den es beim Anfang der Herrschaft Mehmed Ali's hatte; seine Bevölkerung hat sich vermindert, seine Lasten haben sich dagegen vermehrt; die Einwohner, weit entfernt, sich eines glücklicheren Daseyns zu erfreuen, sind vielmehr Sklaven, und in welcher grausamen Sklaverei! Unparteiische, sich über die Meinung des Augenblicks erhebende Reisebeschreiber erzählen, daß der Bauer in der Mitte seiner Aerndten Hungers stirbt, und daß er sie oft anzündet, um sie den Händen seiner Tyrannen zu entreißen.*) Viele Menschen werden dagegen einwenden, daß, wenn die Gewalt den Araber nicht zur Arbeit triebe, er in die tiefste Trägheit versinken würde. Dies ist aber ein Irrthum. Gewiß, derjenige, der plötzlich aus der Sklaverei in Freiheit übergeht, kann sich nicht gleich mit seinem neuen Zustande befreunden; er gleicht dem Blinden, dem plötzlich das Licht zurückgegeben wird; der ungewohnte Glanz blendet ihn. Giebt man aber allmälig dem Sklaven die Freiheit, so wird er sie segnen, wie der geheilte Blinde die Hand seines Arztes segnet. Es heißt, die Geschichte nicht kennen, wenn man behauptet, der Araber sey der Gesittung unfähig. Unter der Herrschaft dreier ganz verschiedener Religionen, unter den Pharaonen, Lagiden und Fatimiten, blieb Aegypten von den Annalen des Ruhmes nicht ausgeschlossen.**)

*) Von der Unparteilichkeit der Reisebeschreiber kann man, wie von der Platonischen Liebe, der vollkommenen Constitution und den Gespenstern, behaupten, daß Viele von ihr sprechen, noch Wenige aber sie gesehen haben. Welche Lügen, Schmähungen und Uebertreibungen in gutem und bösem Sinne haben sich die reisenden Herren und Damen nicht über Italien, das vor unseren Gränzen liegt, erlaubt! Wie viel mehr läßt sich über das ferne Aegypten schimpfen und loben, je nachdem man gut oder schlecht vom Pascha und seinen Beamten aufgenommen wird, je nachdem man gut oder schlecht vom Streben nach Fortschritten denkt, und endlich je nachdem man gut oder schlecht von Freunden oder Feinden bezahlt wird.

**) Hat der Verfasser mit seinem Blinden-Bilde oder mit seiner hinweisung auf die Geschichte den Einwurf widerlegt? Hat Peter der Große die Russen etwa anders gebildet, als durch Veranlassung zur Thätigkeit? Und doch waren die Russen damals nur im Aberglauben, nicht zugleich, wie der Araber, in stupider Rauheit befangen. Vor Mehmed Ali waren die Einwohner Aegyptens, wie alle Bewohner Nord-Afrika's, fast sämmtlich in jenem Zustande, den man uns oft gern patriarchalisch nennt, der aber nichts

Die Macht Mehmed Ali's ist nicht dauerhaft; die geringste Unternehmung gegen dieselbe von Seiten einer Europäischen Macht würde sie über den Haufen werfen. Eine Handvoll Russischer Truppen am Bosporus hat neulich hingereicht, den Vice-König in seinem ehrgeizigen Vorhaben zur Mäßigung zurückzuführen. Mit dem Tode Mehmed Ali's wird in Aegypten Alles in große Verwirrung gerathen, und sollte er noch lange leben,' so hat man, in Betracht des steigenden Verfalls des Landes, täglich einer fürchterlichen Katastrophe entgegenzusehen. Der Vice-König hat sich dadurch, daß er dem Unterrichtswesen scheinbare Pflege angedeihen läßt, die Gunst der öffentlichen Meinung in Europa erobert. Er hat junge Männer nach Paris und anderwärts hingeschickt, um sie bilden und unterrichten zu lassen, das heißt in seinem Sinne, er hat sie zu Werkzeugen seiner Habsucht machen lassen. Sie müssen Straßen, Kanäle und Maschinen bauen, aber nicht, um dadurch das Volk glücklicher zu machen, oder das Land in einen blühenderen Zustand zu versetzen, sondern um seine Koffer zu füllen und seine Macht auszubreiten. Wir wollen nicht behaupten, daß von diesen Einrichtungen gar nichts übrig bleiben werde; aber wir behaupten, daß das arme Volk sie mit dem Preise seiner Unabhängigkeit wird bezahlen müssen. *)

Die Reformen zu Konstantinopel gingen aus anderen Grundsätzen hervor. Die Türkischen Kaiser, die zuerst daran dachten, suchten so viel wie möglich die Kenntnisse der Kriegskunst der anderen Europäischen Völker in ihr Reich zu verpflanzen; sie thaten wenig zwar, um den Gewerbsfleiß und die Kenntnisse ihrer Völker in einen blühenderen Zustand zu versetzen, aber sie machten auch das Joch, unter welchem die Völker seufzten, nicht schwerer. Im Gegentheil, Selim III. und Mahmud II. erließen zu verschiedenen Zeiten und besonders vor der Erhebung der Griechen verschiedene Verordnungen zum besseren Schutze der Raja's. Diejenigen, welche zu Konstantinopel gewohnt haben, werden sich erinnern, wie sehr die Europäischen Legationen mit diesen Verordnungen zu kämpfen hatten, da durch sie herkömmliche Rechte der Franken mit den neuen Vergünstigungen der Raja's in Kollision kamen. Jeder Tag verminderte den Abstand zwischen Türken und Nichttürken. Der Türkische Unterthan ist überdies nicht Sklave, obgleich er der unbeschränkten Willens-Herrschaft eines despotischen Oberhauptes unterworfen ist. Seit der Regierung des jetzigen Sultans hat die Wohlfahrt der Massen wirkliche Fortschritte gemacht.

Man wird uns aber sagen, die Türkei war, wie historische Dokumente unwiderleglich beweisen, früher fruchtbarer, bevölkerter, reicher und betriebsamer als jetzt. Darauf antworten wir, daß die Behauptung nur zum Theil wahr ist. Man bedenke, daß ehemals die Produkte der Levante deshalb einen größeren Werth hatten, weil unsere Kolonieen, unsere Seekunde und die Kenntniß von dem Amerikanischen Kontinent noch im Entstehen waren. Europa nahm damals aus der Levante fast Alles, was es jetzt aus beiden Indien und China holt. Endlich ist der Haupt-Grundsatz in allen Institutionen der Moslemin nach dem Ziele gerichtet, sie zu einem erobernden Volke zu machen. Nirgends ist in diesen Institutionen vom Flore der Industrie, von Vervollkommnung des Feldbaues die Rede, nirgends von Erweiterung des Gesichtspunkts im Fache des Unterrichtswesens, der Staatshaushaltung, der Gesetzgebung, die auf andere Völker anwendbar wäre, nirgends von Entwickelung der Geistes-Thätigkeit im Verhältniß zur fortschreitenden Zeit und zu ihren stets wandelbaren Bedürfnissen.

Als daher eine große Kette von Welt-Ereignissen dem Kriegsgeist der Türken Halt gebot und die Tage ihres Waffenruhms aus dem Leben in die Geschichte übergingen, war ihr starres Stehenbleiben beim Alten um so sichtbarer, als rings um sie her die Segnungen der Civilisation in voller Farbenpracht und in lebendiger Frühlingskraft dastanden. Auch hat man unter die Gründe für die Abnahme der Bevölkerung noch den aufzunehmen, daß die Verheerungen der Pest unaufhörlich und wie in keinem anderen Lande die Zahl der Einwohner vermindern. Der Fatalismus verbietet ihnen, nach den Ursachen der Krankheit zu forschen und ihnen vorzubeugen. Die Pest war im übrigen Europa bis zum 17ten Jahrhundert nur ein seltener Gast und ist seitdem fast gar nicht wieder eingekehrt; in der Türkei hingegen ist sie immerwährende Hausgenossin, die um so anmaßender in der Forderung ihrer Opfer wird, je weniger man ihren Anmaßungen Trotz zu bieten wagt. In Europa sowohl als in Asien sieht man heutzutage ganze Gauen entvölkert, und besonders in Klein-Asien ist die Verödung sonst volkreicher Städte nur der Pest zuzuschreiben.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Fortschritte der Türkei in ihrem gegenwärtigen Zustande und auf das, was sie werden können. Wir haben oben gesagt, daß es den Großherren Anfangs nur darum zu thun war, ihr Militair-Wesen zu reformiren. Sie glaubten, in diesen Reformen neue Quellen von Kraft zu sehen, um ihren drängenden Feinden zu widerstehen. Diese schwachen Versuche führten bald auf andere. Man sah doch auch wenigstens aus ihnen, daß man nicht unerschütterlich am Alten festhalten will, nachdem man dessen Verderblichkeit vor Augen sieht. Schon die Annäherung an Europäische Gewohnheit versprach eine günstige Deutung. Man sah schon vergleichend auf die herrlichen Abdasiden hin, die, so fromm sie auch waren, dennoch die strengen Dogmen des Islams mit der Kultur des Wissens zu versöhnen wußten. Die Türkei hat jetzt Regimenter, die mit großer Genauigkeit manövriren, sie hat in der Hauptstadt ein See-Arsenal mit Linienschiffen, von Türkischen Händen mit seltener Geschicklichkeit gebaut; sie hat Stück-Gießereien, Gewehrfabriken, Pulvermühlen, ja mathematische Schulen und Anstalten zur Erlernung abendländischer Sprachen, es besteht eine Zeitung in der Hauptstadt, und vor Allem steht an der Spitze der Türkei ein populairer Herrscher, der allen Pomp und allen Herkömmlichkeiten entsagt, die ihn hindern, sich Kenntnisse von den Begebenheiten um ihn her zu verschaffen. Und trotz diesem Allen haben die Türken noch nicht die Früchte geärndtet, die man erwartet hat. Man hat einen der wichtigsten Gegenstände der Reform vergessen, nämlich die Finanzen. Der Sultan selbst giebt durch seine bescheidene Civilliste das schönste Beispiel von Oekonomie. Allein das kann dem Schaden nicht abhelfen. Neue Steuern läßt sich die Bevölkerung nicht auflegen, würde sie auch schwerlich beim gegenwärtigen Zustand der Verarmung entrichten können, und man hat nur das verwerfliche Mittel, den Beamten dürftige Gehalte zu geben, und sie dadurch stillschweigend auf Entschädigung durch Bedrückung und Bestechung anzuweisen. Gegen Anleihen hat der Sultan einen großen Widerwillen. *) Um aber doch eine Hülfsquelle zu haben, griff man zu dem abscheulichsten aller Mittel, nämlich zur fortwährenden Veränderung der Münze, ein Mittel, das jeden Privat-Kredit zu Grunde richtet und den Unternehmungsgeist lähmt.

Einen großen Fehler begeht die Politik der Pforte darin, daß sie sich nicht entschließt, durch fremde Militairs einige hohe Stellen in der Armee zu besetzen. Es haben dies zu verschiedenen Zeiten selbst gebildete Völker gethan. Hat ja Frankreich seinen Marschall von Sachsen und Oesterreich seinen Prinzen Eugen gehabt; und vor Allen hat Rußland seit Peter dem Großen bis auf die heutige Stunde zu seinem unberechenbarem Vortheile bewiesen, wie man das Genie und Talent des Auslandes benutzen muß. Hätte bei der Schlacht von Konia ein Europäischer General die Türkischen Truppen befehligt, so hätten ohne Zweifel Ibrahim Pascha geschlagen. Das Heer desselben war nicht stärker als das Türkische, es war durch lange Märsche ermüdet und hatte Feinde gegen sich, die auf ihrem eigenen Boden für ihren Beherrscher und ihren Herd kämpften. Aber Ibrahim's Bataillone waren von Selves, früherem Garde-Offizier unter Napoleon, und anderen Französischen Offizieren geführt, während der Ober-Befehlshaber des Feindes keine andere Lorbeeren hatte, als daß er so eben eine Empörung in Bosnien durch eine echt Türkische Treulosigkeit blutig unterdrückt hatte. Im letzten Kriege gegen Rußland bot ein Französischer Offizier von Auszeichnung der Pforte seine Dienste an. Man nahm ihn selber sehr höflich, seine Vorschläge aber nicht an. Der Türkische Soldat hat treffliche Eigenschaften für den Krieg, Muth, Stärke, Nüchternheit, Gehorsam, Gelehrigkeit; auch hat die ganze Nation einen kriegerischen Geist; aber alle diese Vorzüge gehen verloren, wenn kein Kopf da ist, der sie richtig anwendet. Daher tauzen die neugebildeten Soldaten nicht mehr, als die Janitscharen; einzeln tapfer, fechten sie ohne Plan im Zusammenhang bis zur Ermüdung und können darauf rechnen, von jedem gut disziplinirten Heere geschlagen zu werden, es mag ihnen auch an Zahl nachstehen.

(Schluß folgt.)

England.

Die Jugend Heinrich's VIII. von England. **)

Heinrich der Achte war am 28. Juni 1490 geboren. Er war der Sohn Heinrich's des Siebenten, Königs von England, und der Königin Elisabeth, welche Tochter Eduard's des Vierten und Erbin des Hauses York war, und hatte demnach den Vorzug, in seiner Person das Blut von zwei großen und rivalisirenden Familien zu vereinen, für deren streitige Ansprüche England so manches Unheil erlitt. ***)

Anderes ist, als ein Zustand der Unmündigkeit in der Tugend und des durch kein Gesetz gezügelten Lasters. Die Mammeluken trieben Räubereien im Großen, die Beduinen im Kleinen, und die Fellahs (Bauern) waren die Beute dessen, der zuerst kam. Mehmed Ali hat die Mammeluken zu Menschen, die Beduinen zu Unterthanen und die Fellahs zu fleißigen Bauern gemacht, indem er die Gesetzlosigkeit aufgehoben, das Laster bestraft, den Fleiß beschützt und das Talent belohnt.

*) Eben so könnte der Verfasser von allen Fürsten sagen, die Straßen, Kanäle, Häfen und Brücken bauen, sie thaten es nicht zum Wohle des Landes. Fuhr etwa der Pascha ganz allein auf seinen Straßen und kein anderer Aegypter, giebt er etwa seine Einnahme ganz für seine Tafel und seinen Harem aus? So lange Mehmed Ali die Schätze des Landes nicht verschlingt, wie seine Vorgängerin auf dem Aegyptischen Thron mit kostbaren Perlen that; so lange er nicht Straßen von Salz baut, wie eine Königin im Lande des Verfassers that, um im Sommer das Vergnügen der Schlittenfahrt zu haben, so lange, sagen wir, sind die Bauten und Einrichtungen noch nicht die größten Verbrechen des Pascha's.

*) Dazu ist der Türke viel zu wenig gebildet. Schulden machen ist eine Erfindung, die unserem hochgebildeten Geist vorbehalten war. Die Staaten des Alterthums kannten keine Anleihen; erst die Civilisation unserer Zeit hat sich so glücklich der Schulden als Zweig der Einkünfte bemächtigt.

**) Aus Patrick Fraser Tytler's Life of King Henry the Eight. Edinb., 1837. 8., welches Werk den zweiundzwanzigsten Band der Edinburgh Cabinet Library ausmacht. Der Verfasser hat sich schon durch eine andere Biographie — des Walter Raleigh (Life of Sir Walter Raleigh Edinb., 1833. 8.) — rühmlich bekannt gemacht, mit welcher er einen wichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte der Königin Elisabeth gegeben hat. In der Vorrede zu diesem neuen Werke, von welchem wir den Anfang als Probe mittheilen, erklärt sich der Verfasser darüber, daß er ein Hauptaugenmerk auf den Einfluß gerichtet habe, der durch das Wiederaufleben der klassischen Studien in England hervorgebracht sey. Er führt an, daß er den Wirkungen dieser Studien auf den Gewinn für Freiheit der Gedanken nachgespürt habe, welcher der menschliche Geist lange entfremdet gewesen sey, deren Wiedereintreten aber mit dem Beginn der Reformation in innigstem Zusammenhange stehe. — „Allerdings", fährt er fort, „unbedeutendere Glieder und secundaire Ursachen, jedoch nicht minder mächtig in der Hand des allmächtigen Baumeisters, dem es gefiel, bei der Entwickelung dieser großen moralischen Revolution das Licht wiederauflebender Wissenschaften mit der Wiederherstellung des wahren Offenbarungsglaubens in Verbindung zu bringen." Es verdient noch bemerkt zu werden, daß die Benutzung des im Jahre 1830 von den Königl. Englischen Commissioners for the Publication of State-Papers herausgegebene Original-Korrespondenz Heinrich's VIII. vom Jahre 1518 bis zu seinem Tode und anderer ungedruckter Autographa und sonstiger Handschriften dem bezeichneten Buche einen größeren Werth geben. Besonders sind die Verhältnisse mit Schottland hin und wieder in ein ganz neues Licht gestellt; wie man denn von dem Historiographen dieses Landes auch hier für die daselbst betreffenden Partieen die größte Gründlichkeit und Genauigkeit erwarten darf.

***) Der Verfasser meint die Bürgerkriege der zwei Rosen, die zwischen den Häusern York (rothe Rose) und Lancaster (weiße Rose) in den Jahren von 1452 bis 1485 mit eben so großer Erbitterung als vielem Blutvergießen

Bei Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Personen ist es immer interessant, ihrer Jugendgeschichte nachzuspüren; dieses gilt ganz besonders in unserem Falle, insofern keinem Zweifel unterworfen ist, daß die Erziehung, welche dem jungen Heinrich wurde, und die Ereignisse zwischen seiner Geburt und seiner Thronbesteigung einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung seines Charakters ausgeübt haben.

Heinrich war bekanntlich ein zweitgeborener Sohn. Sein älterer Bruder Arthur, Prinz von Wales, war im Jahre 1485 geboren und heirathete in einem Alter von funfzehn Jahren die Prinzessin Katharine von Spanien, da er, so viel man nach menschlicher Wahrscheinlichkeit voraussehen konnte, den Thron zu besteigen und ihn mit seinen liebenswürdigen Eigenschaften zu schmücken bestimmt war.

Die beiden Prinzen wurden von ihrem Vater nach den Grundsätzen einer strengen und weisen Zucht erzogen, indem er es vorzugsweise sein Streben seyn ließ, die Prinzen vor dem gefährlichen Glanze, den Versuchungen des Hofes zu beschützen und sie zu allen nützlichen Studien aufzumuntern.*) Während der Erstgeborene als wahrscheinlicher Thronerbe die Hoffnung und Zuneigung des ganzen Landes auf sich zog, ward Heinrich, wie man sich ausdrückte, für die Kirche bestimmt und erhielt zu dem Ende, da der Vater an seine Erhebung zum Primas in England dachte, die Wohlthat einer so gelehrten Erziehung, als sie in jenem Zeitalter nur irgend zu erreichen stand. Man vermuthet, daß Heinrich VII. bei diesem Verfahren sowohl, als auch bei der Art und Weise, die Erziehung der Kinder zu führen, von dem Einflusse seiner Mutter, der Gräfin von Richmond, geleitet worden sey, deren Ansichten er gewöhnlich huldigte und deren liebenswürdige Eigenschaften wohl auch auf ihre Großkinder Eindruck machen mußten. Sie war in Wahrheit eine ausgezeichnete Frau, wie denn auch ihr von Ehrfurcht und Liebe für sie erfüllter Biograph, der Bischof Fisher, der zugleich ihr Beichtvater war, uns glücklicher Weise ein schönes Bild ihres Charakters hinterlassen hat. Ihre Frömmigkeit, ihre christliche Demuth waren groß, obgleich mit einem gewissen Hange zur Aceese leise gefärbt. Um fünf Uhr Morgens stand sie auf und brachte dann bis zur Mittagsstunde ihre Zeit in frommen Betrachtungen hin. In ihrem Hause hatte sie beständig zwölf Arme um sich, welche sie mit Nahrung und Kleidung versah; ja sie übte, obgleich Mutter eines Königs, ein so thätiges Wohlthun, daß man sie oft die Wunden der niedrigsten Bettler verbinden und dieselben durch ihre ärztliche Geschicklichkeit hergestellt sah. „Sie war eine Mutter aller Studirenden beider Universitäten und eine Beschützerin aller Gelehrten Englands." Zwei öffentliche Vorlesungen über religiöse Gegenstände wurden von ihr, die eine zu Oxford, die andere zu Cambridge, angeordnet; aber diese hochherzigen Einrichtungen und Aufopferungen wurden weit übertroffen von ihren letzten und edelsten Stiftungen, — wir meinen die Kollegien Christi und St. Johannis an der letzteren Universität. Eine so wohlthätige Förderin der Wissenschaft war würdig, durch ein Epitaph des Erasmus verherrlicht zu werden.**)

Ohne Zweifel hatten die Rathschläge und Belehrungen dieser exemplarischen Frau einen beträchtlichen Einfluß auf die Leitung der Erziehung der Königlichen Prinzen, und wir dürfen vielleicht ihrem Einflusse die frühe Liebe zu den Wissenschaften zuschreiben, welche sich in dem jungen Heinrich zeigte.

Der große Gelehrte***), welcher sich damals in England aufhielt, hat uns ein so freundliches Gemälde des Königlichen Schulzimmers einer Zeit aufbehalten, daß wir dasselbe, ohne weiterer Entschuldigung zu bedürfen, hier einführen können. „Während ich als Gast auf Montjoy's Landsitze verweilte, überredete mich Thomas Morus, der mir daselbst einen Besuch machte, zu unserer Aufheiterung einen Spaziergang auf das nächste Dorf zu machen. Dort wurden, mit Ausnahme des Arthur, der bereits den Schuljahren entwachsen war, die Kinder des Königs erzogen. Bei unserem Eintritte in den Saal war die ganze Familie versammelt; wir sahen uns nicht allein von der Königl. Pauke, sondern auch von der Montjoyschen Dienerschaft umgeben. In der Mitte stand Heinrich, damals neun Jahre alt, mit wahrhaft Königlicher Haltung, indem er mit dem imposanten Wesen des hohen Herkommens die höchste Leutseligkeit vereinte. Rechts stand die Prinzessin Margarethe, damals ein eilfjähriges Mädchen, später mit Jakob dem Vierten von Schottland vermählt. Links spielte die vierjährige Marie, während Edmund, der noch auf den Armen getragen wurde, die Gruppe beschloß. Nachdem Morus mit unserem Freunde Arnold den jungen Heinrich bekomplimentirt hatte, übergab er ihm irgend etwas, ich weiß nicht mehr was, von seiner Hand Geschriebenes. Da ich auf eine solche Begegnung nicht vorbereitet war und daher nichts der Art bei mir hatte, blieb mir nichts übrig, als zu versprechen, daß ich recht bald dem Prinzen meine Huldigung in einer ähnlichen Weise bezeigen werde." †) In einigen weiteren Bemerkungen, welche Erasmus über dieses liebliche Familiengemälde macht, finden wir, daß Heinrich, obgleich noch in seiner zarten Jugend, einen Briefwechsel mit ihm begehrte, ein Beweis, daß er schon in seinem zarten Alter die Ehrfurcht vor der Gelehrsamkeit zeigte, welche ihn später auszeichnet hat. Als Richard Pace, einer der gebildetsten Männer jener Zeit, mit Erasmus in Ferrara zusammentraf, nahm Letzterer aus einer kleinen Tasche, welche er mit sich führte, einen Lateinischen Brief Heinrich's VIII., welchen er in seinen Knabenjahren ihm geschrieben hatte. Jener wies das Schreiben als klassische Kuriosität auf, und sein Freund fügt hinzu, daß es im Style reinster Latinität verfaßt gewesen sey*). Diese Anekdote ist der Aufbewahrung werth, indem sie die Eitelkeit des Erzählers und die Vorliebe für gekrönte Häupter, welche des Erasmus schwache Seite war, beweist, und wir können in diesen Anzeichen den Keim gelehrter Aufgeblasenheit sehen, welche später den defensor fidei und den Gegner Luthers auszeichnete.

Die Periode, von welcher wir jetzt reden, die letzte Zeit der Regierung Heinrich's VII., ist durch die Einführung der Griechischen und Römischen Literatur in England, nach einer langen Nacht der Unwissenheit und des Aberglaubens, besonders merkwürdig; sie war geschmückt mit einigen Männern von tüchtigem natürlichen Talente, die mit enthusiastischer Hingebung sich der Gelehrsamkeit widmeten; und genau von diesem Zeitpunkte an sehen wir die Flamme zuerst spärlich und schwach, dann in allmälichem, aber sicherem und unaufhaltsamem Wachsthume in Italien ihre Stärke borgen und endlich in weitem Glanze aufsprühen, bis sie die Finsterniß des mönchischen Zeitalters vollkommen bannte. Erasmus verweilte damals in England; seine Freunde Linacre, Grocyn und Latimer hatten aus der Tiefe der klassischen Quellen Italiens geschöpft, sie waren Meister in dem Style reinster Latinität und sogar mit der Griechischen Sprache bekannt geworden, von welcher man in jener Zeit in ihrem Vaterlande gar nichts verstand. Dean Colet, Gründer der St. Pauls-Schule, des ersten öffentlichen Seminariums in England, in welchem das Griechische gelehrt ward, hatte auf dem Kontinente studirt und ging noch in seinen alten Jahren mit jugendlichem Feuer an die Erlernung dieser schönen Sprache. Der Enthusiasmus des Thomas Morus für jeden Zweig des menschlichen Wissens ist bekannt; und Prinz Heinrich wetteiferte mit den ersten Gelehrten seiner Zeit; er warf sich mit Energie auf die Literatur und sog sich voll von dem Geiste der Gesellschaft, in welcher er lebte.

Im Jahre 1502 wurde Prinz Arthur zu Budlow Castle, wo er seinen Hofhalt hatte, von einer Krankheit befallen, welche ihn schnell ins Grab brachte. Sein Bruder, der jetzt künftiger Erbe des Thrones wurde, war nun sogleich Gegenstand der Schmeicheleien jener Günstlinge und Sykophanten, welche allerwegen sich in den Strahlen des Hofes zu sonnen pflegen. Inzwischen blieb, so lange sein Vater noch lebte, die Gefahr abgewendet; er verfolgte seine Studien mit ungeschwächtem Eifer, und man sieht, wie rapide Fortschritte er in allen Bildungszweigen jener Zeit gemacht hat. Lord Herbert**) sagt von ihm: „Er war ein gewandter Lateiner, Philosoph und Theolog, und, was von einem Könige noch mehr Wunder nimmt, ein recht sorgfältiger Musikus, wie zwei von ihm komponirte Messen überflüssig bezeugen, die oft in seiner Kapelle gesungen wurden." Er sprach und schrieb in Französischer, Deutscher und Lateinischer Sprache so leicht und fließend, als wäre eine jede dieser Sprachen seine Muttersprache; der Eifer, mit welchem er in früheren Jahren die Werke des Erasmus studirte, war so groß, daß dieser Gelehrte äußert, es sey kein Wunder, wenn der Styl des Monarchen dem seinigen gleiche. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß er mit diesen Gaben des Geistes den Reiz einer schönen Haltung, einen angenehmen und athletischen Körperbau und ein persönliches Benehmen verband, in welchem die glücklichste Verschmelzung von Milde und Majestät lag, so steht das Gemälde des jungen Prinzen in seiner Vollendung vor uns.

Am 22. April 1508 starb Heinrich VII.; die Thronbesteigung seines Sohnes, der damals achtzehn Jahre zählte, wurde von dem Volke mit allgemeiner und aufrichtiger Freude begrüßt. Sein Vater, obwohl ein kluger, war doch keineswegs ein dem Volke beliebter Monarch gewesen, vielmehr hatte er während seiner 23jährigen Regierung eine kalte und abgemessene Fernhaltung von seinen Unterthanen, besonders vom Adel, zu seinem Prinzipe gemacht. In seinem Charakter zeigt sich wenig Herz und gar keine Begeisterung. Alle diese Eigenschaften, welche Baco in seinem Panegyrikus auf ihn Tugenden genannt hat, stehen mit den Regeln der Weisheit in so direktem Widerspruche, daß wir anstehen, ihnen jenen Namen zuzuerkennen. Seine Liebe zum Frieden entsprang mehr aus der Furcht vor inneren Unruhen, als aus einem höheren Gesichtspunkte, seine Pietät gegen die Kirche war viel mehr ein Werk der Politik als der Religion; er war selbstsüchtig, argwöhnisch, gegen Niemand offen und leutselig; seine Gemahlin behandelte er nachlässig***). Seine Rathgeber munterte er auf, ihm ihre geheimsten Ansichten und persönlichsten Urtheile zu Tage zu legen, während er sich

---

geführt wurden. Der Tod des berüchtigten Richard III. in der Schlacht bei Bosworth, der zunächst Heinrich VII. auf den Englischen Thron brachte, machte diesen an Scenen der wildesten Grausamkeit überreichen Fehden ein Ende, in denen nicht weniger als vierzehn Glieder des Königlichen Hauses und die Hälfte des Adels gefallen waren. A. d. Ueb.

*) Bacon's History of King Henry the Seventh. Works, vol. V. p. 163. Edition 1819. A. d. V.

**) Jortin's Life of Erasmus, vol. I. p. 34.

***) Erasmus von Rotterdam.

†) Wir können uns um so weniger enthalten, hier die Worte des Lateinischen Originals auszuschreiben, da wir unsere Uebertragung zumeist nach der Englischen Uebersetzung des Verfassers mit Vergleichung des Lateinischen gegeben haben. In der Ausgabe des Life of Erasmus by Jortin, London, 1760. 4. Vol. II. finden sie sich p. 419. (Tytler citirt nach einer anderen Oktav-Ausgabe. Appendix, p. 108.) Sie sind aus einem Briefe des Erasmus an den Schwäbischen Reformator Joh. Vogheim genommen. Pertraxerat me Thomas Morus, qui tum me in praedio Montjoii agentem invenerat, et animi causa in proximum vicum expatiaremur. Nam illic educabantur omnes liberi regii, uno Arcturo excepto, qui tum erat nato maximus. Ubi ventum est in aulam, convenit tota pompa, non solum domus illius, verum etiam Montjoiicae. Stabat in medio Henricus annos natus novem, jam tum indolem quandam regiam prae se ferens h. e. animi celsitudinem cum singulari quadam humanitate conjunctam. A dexteris erat Margareta, undecim ferme annos nata, quae post nupsit Jacobo Scotorum regi. A sinistris Maria lusitans, annos nata quatuor: nam Edmundus adhuc lactans in ulnis gestabatur. Morus cum Arnoldo sodali, salutato puero Henrico, quo rege nunc floret Britannia, nescio quid scriptorum obtulit. Ego, quoniam hujus modi nihil expectabam, nihil habens, quod darem, pollicitus sum aliquo pacto meum erga ipsum studium aliquando declaraturum.

*) Jortin's Erasmus Vol. III. Appendix, p. 56. Nihil non Latinissimum sapiebat. Ein Brief Heinrich's an Erasmus, den er schon als neunjähriger Knabe geschrieben haben soll, ist von Henni (History of the Reformation p. 21.) bekannt gemacht; aber er ist augenscheinlich ein Werk seines Lehrers.

**) Kennet, vol. II. pag. 1.

***) Auch diese Heirath war nur ein Werk schlauberechnender Politik: Heinrich hatte nur deshalb sich um die Hand der Prinzessin Elisabeth beworben, weil seine Vereinigung mit ihrem Hause ihm in der öffentlichen Meinung viel nützen mußte und dadurch sein Thron erst recht eigentlich befestigt werden konnte. A. d. Ueb.

selbst vor jedem belauschenden Auge absperrte und seine politischen Machinationen Jedem verbarg. Unmöglich konnte ein solcher Charakter Zuneigung oder auch nur Achtung erwerben. Wenn er nun zu diesen abstoßenden Eigenschaften in seinen letzten Jahren auch das Laster des Geizes hinzufügt, so daß er keinen Anstand nahm, sein Volk mit hohen, ja drückenden Abgaben zu belasten, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß ihm seine letzte Krankheit durch keine Theilnahme erleichtert, daß sein Ableben mehr wie eine Befreiung begrüßt als wie ein Unglück betrauert ward.

Daher war dieses Ereigniß nicht so bald bekannt geworden, als sich jedes Auge mit Lust auf seinen Thronfolger richtete. Der jugendliche Monarch sah sich mit einer Fluth kriechender Schmeicheleien überströmt, die hinlänglich gewesen wäre, auch eine noch festere Natur zu entwaffnen. Ein geistreicher Geschichtsschreiber der neueren Zeit hat einige von den bei seinem Regierungsantritt an Heinrich gerichteten Briefen angeführt, um damit die Größe seines Geistes und die Trefflichkeit seiner Anlagen zu beweisen. Indeß können diese einem weniger nachsichtigen Urtheile nur als Ausdrücke der gröbsten Schmeichelei und als Weihrauch gelten, der ausgestreut war, um den jungen Fürsten von Eitelkeit und Selbstzuversicht trunken zu machen. Es ist wahr, Heinrich war ein gebildeter und vielversprechender Jüngling, er bezeugte eine brennende Liebe für die Wissenschaften, — nichts desto weniger aber kann die Lobpreisung des Kardinal Polé in Beziehung auf die Eigenschaften, welche er in seinen früheren Jahren zeigte, obgleich sie in der Absicht verfaßt war, die Schatten seiner späteren Verbrechen zu verwischen, nur als Annäherung zur Wahrheit gelten. Aber wenn Montjoy ihn „göttlich" nennt, wenn der Venetianische Gesandte sein äußeres Wesen dem Apollo vergleicht und seine majestätische Brust dem Torso des Mars, wenn Morison die erhabene Majestät des ganzen Leibes in begeistertem Tone anredet und in seiner gewaltigen Stirn den Sitz der Milde sieht, wenn Erasmus seine Schärfe im Argumentiren, sein Glück im Erfinden, seine Gründlichkeit im Urtheil, seine Anmuth in der Rede, den seltenen Scharfblick seines Geistes, seine Leutseligkeit, seine Keuschheit, seine Frömmigkeit preist, so müssen wir anstehen, die Wahrheit dieses Gemäldes zuzugeben. Dem Gemälde saß ein König; die Züge, obgleich nicht allzumal dem Originale unähnlich, sind in ihren Fehlern so gemildert, in ihren Schönheiten so übertrieben und idealisirt, daß wir uns von ihrer genaueren Betrachtung abwenden und uns nur noch wundern, daß die verderblichen Einwirkungen so grob aufgetragener Schmeicheleien sich nicht schneller vollends geäußert haben.

An die Redaction des Magazins für die Literatur des Auslandes.

Wenn Sie in Nr. 139 Ihres geschätzten Blattes „das Leben Wallenstein's, Herzogs von Friedland, von T. Mitchell. London, 1837" mit dem Bemerken anzeigen, daß hiermit ein Englischer Oberst-Lieutenant eine interessante Biographie Wallenstein's herausgegeben habe, „wie wir sie im Deutschen noch nicht besitzen", so erlaube ich mir, im Interesse Ihrer Leser, darauf aufmerksam zu machen, daß bereits im Jahre 1834 unter dem Titel: „Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst. Eine Biographie von Dr. Fr. Förster. Potsdam bei Riegel", eine ausführliche Lebensgeschichte des genannten Herzogs erschienen ist.*) Zur Vertretung der Verdienste Deutscher Historiker muß ich zugleich hinzufügen, daß die von Englischen Blättern so pomphaft angekündigte neue Biographie, nach den bis jetzt in jenen Blättern mitgetheilten Auszügen, nichts weiter ist, als eine zum Theil wörtliche, jedoch ziemlich mager gehaltene Bearbeitung der Deutschen Biographie. Einige Stellen mögen zum Beweise genügen:

Seite 44 in der Deutschen Biographie wird gesagt:

„In dieser Zeit ist es nun, in welcher der Herzog von Friedland zum ersten Male mit einem Antrage hervortritt, welcher seinen Unternehmungsgeist und seinen hochstrebenden Sinn auf eine unverholene Weise ausspricht."

Bei Hrn. Mitchell heißt es:

„It was under these circumstances, that Wallenstein came forward with a proposal, wich placed the lofty and aspiring nature of his genius in full view." etc.

S. 46: „Man fand es zwar in Wien anfänglich bedenklich, dem Herzoge Vollmacht zur Errichtung eines Heeres von 40,000 Mann zu geben, nur die Hälfte wollte man gestatten; allein Wallenstein entgegnete: 20,000 würden mir vor Hunger sterben, ich will mit 50,000 Mann ins Feld rücken, das sind Gehülfen, mit denen ich in allen Ländern brandschatzen kann. — Der Herzog erhielt von dem Kaiser die Bestallung zum General-Obristen-Feldhauptmann unter dem 25. Juni 1625 ausgefertiget mit einem Gehalt von monatlich 6000 Gulden."

Bei Mitchell:

„Even the Emperor hesitated and wished to limit the strength of the army to half the number; but Wallenstein cut the matter short by declaring that 20,000 men would die of hunger, whereas 50,000 would enable him to raise contributions at pleasure. In his commission he is called Colonel-General and Field-Captain and is promised a salary of 6000 florins per month."

In der Deutschen Biographie S. 109:

„Stralsund hatte seit alter Zeit den Ruf einer starken Festung, bei der frühesten Anlage war die Oertlichkeit insofern geschickt benutzt worden, als man die Stadt in ein Dreieck gebaut hatte, wovon eine Seite durch das Meer, die beiden anderen durch Morast gedeckt wurden; erhöhte Steindämme führten zu drei Thoren nach den drei Spitzen des Dreiecks." u. s. w.

Bei Mitchell:

„Stralsund is built in the form of a triangle, one side of which is washed by the sea, while the others are to a certain extent defended by lagoons or salt marshes, that can be passed only on three causeways leading to the gates of the town."

Da die Auszüge, welche die mir vorliegende Times mit den Englischen Werke giebt, nur bis zum Jahre 1630 reichen, so behalte ich mir vor, sobald das Werk selbst in unseren Händen seyn wird, noch einmal darauf zurückzukommen. Mit vollkommenster Hochachtung

F. F.

*) Wir hatten diese Arbeit des Herrn Verfassers mit seiner früher erschienenen Sammlung von Briefen und Aktenstücken zur Ehrenrettung Wallenstein's verwechselt, und darum konnte allerdings die Meinung bei uns entstehen, daß noch keine vollständige Deutsche Biographie des großen Heerführers vorhanden sey. D. R.

Bibliographie.

Portraits of the childern of the Nobility. — Herausgegeben von Mrs. Fairlie. 31½ Sh.

Electricity, its nature, operation etc. — Von William Tooke. 8 Sh.

Outlines of naval routine. — Von A. D. Fordyce. 10½ Sh.

Science of life insurance. — Von P. Watt. 6 Sh.

Treatise on warming buildings by hot water. — Von Tredgold. Hood. 10½ Sh.

The judgment of the Anglican church. — Von J. Todd. 10½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Neue Komplimentirbücher. Die Quarterly-Review führt deren nicht weniger als sechzehn in verschiedenen Sprachen auf, doch ist die Liste augenscheinlich sehr inkomplett, da z. B. in deutscher Sprache nur ein einziges Buch genannt wird, während doch unsere Literatur die verbesserten Alberti's, Knigge's und Rumohr's zu besitzen besitzt. Aus der großen Anzahl Englischer Werke, die in dieser Liste aufgeführt sind, sollte man beinahe schließen, die Engländer seien ganz besonders politur- oder komplimenten-bedürftige Nation, doch hat es dem Referenten wohl nur an eben so vollständiger Kenntniß in Bezug auf andere Länder gefehlt. Wir theilen hier zu Nutz und Frommen derjenigen, die sich über die schwere Kunst der Höflichkeit recht gründlich belehren wollen, das Verzeichniß so mit, wie es uns der Englische Berichterstatter überliefert hat:

1) Nuovo Galateo, di Melchiore Gioja, autore del trattato del merito e delle recompense. — Vierte Mailändische Auflage. Mailand, 1827.

2) Die Regeln der Höflichkeit ꝛc. — Wien, 1832.

3) L'art de briller en société, ou manuel de l'homme du monde etc. Par P. C. et A. L. R. Membres de la Société Royale académique des sciences etc. — Dritte Auflage. Paris, 1833.

4) Code civil, manuel complet de la politesse, du ton, des manières de la bonne compagnie etc. — Paris, 1832.

5) The laws of etiquette, or short rules and reflections for conduct in society. By a Gentleman. — Neue Auflage. Philadelphia, 1836.

6) Hints on etiquette and the usages of society. With a glance at bad habits. By *Aywyos*. — Eilfte Aufl. London, 1837.

7) Instructions in etiquette. — Von James Pitt, Tanz- und Fechtmeister. Vierte Auflage. London, 1836.

8) The philosophy of manner. By *ΑΣΤΕΙΟΣ*. — Glasgow, 1837.

9) The science of etiquette. By *ΑΣΤΕΙΟΣ*. — Glasgow, 1837. Zwanzigstes Tausend.

10) The true science of etiquette. By —. — Glasgow, 1837.

11) The book of etiquette or the whole art of politeness. By a Gentleman. — Siebente Auflage. London, 1837.

12) Chesterfield modernized; or the book of gentility and the Why and Because of polite society. — Von einem Mitgliede des Beefsteak-Klubs. Sechste Auflage. London, 1837.

13) Kidd's practical hints on etiquette etc. — London, 1837.

14) The book of fashion. By an Exclusive. — New Edit. London, 1837.

15) The book of refinement. — Neue Aufl. London, 1837.

16) The pocket book of etiquette and Vademecum of the observances of society. — Liverpool, 1837.

Wir ersehen aus diesem Verzeichnisse, daß es in England eine vielen anderen Philosophieen auch eine „Philosophie des Benehmens" giebt, die obendrein Griechischen Ursprunges zu seyn scheint, da ihr Verfasser, der auch eine „Wissenschaft der Etikette" geschrieben hat, seinen urbanen Namen in Lettern wiedergiebt, die der schönen Welt ganz besonders imponiren müssen. Charakteristisch ist übrigens, daß sich jedes dieser Englischen Komplimentirbücher mehr Auflagen erlebt hat als irgend ein anderes Werk der neueren Literatur.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Montag den 4. Dezember 1837.

Frankreich.

Die Tonkunst und ihre Jünger in Paris.

Von Emilien Pacini.

Die Künste und die Künstler haben seit einiger Zeit, die ersteren n unseren Sitten, die Letzteren in unserer Gesellschaft, eine so bedeutende Stellung eingenommen, daß man sich mit ihrem Schicksal ben so sehr beschäftigt, wie mit dem der Völker. Und daran thut man ohl. Völker giebt es immer; Künstler aber — man frage nur unsere einen Kenner, namentlich in der Musik, wie viel echte Genies sie zu ennen wissen. Boileau's Vers in Bezug auf die tugendhaften Frauen indet hier fast seine Anwendung: „Wenn's hoch kömmt, drei!"

Und ist es bei den unermeßlichen Hülfequellen jeder Art, die ein and wie Frankreich darbietet, nicht traurig, die große Opernbühne, die mit ihren 620,000 Franken jährlichen Zuschusses, mit ihrer geschickten Verwaltung und mit der Gunst eines aufgeklärten Publikums an der Spitze aller Theater Europa's stehen müßte, von so wenigen Französischen Talenten ausbeuten zu sehen? Der Erfolg ist hier fast zu einem Monopol geworden, und wir treiben es mit der Gastfreundschaft, die wir der ausländischen Muse erzeigen, ein wenig zu weit; warum sollten wir nicht auch unsere Französische Schule haben können? Auf diese Frage muß man alle diejenigen aufmerksam machen, deren Hand allein en Mängeln unserer Bühnen-Einrichtung abhelfen und es dahin bringen kann, daß wir mit demjenigen National-Ruhm, den uns Niemand bstreitet, mit der Ausführung nämlich, noch einen anderen unbezweifelt öheren Ruhm vereinigen, einen Ruhm, dessen Unsterblichkeit die Nachwelt anerkennen und bestätigen würde. Genug, wir bedürfen noch auernder Monumente.

Wir wollen fürs erste die Oper, zu welcher die Bahn noch nicht ebrochen ist, beiseitliegen lassen und etwas weiter ausheben. Was eschieht in Frankreich für das Gedeihen der Tonkunst, besonders in inſicht auf die Composition? Man giebt viel Geld aus und belohnt as Talent nach Gebühr, das ist Alles. Man müßte es aber ausbeuten. Wenn die Zöglinge des Konservatoriums, die sich des Studiums der Composition befleißigt haben, diese Musterschule verlassen, die jährlich o viel junge Virtuosen, vorzüglich Instrumentalisten, hervorbringt, so ehen sie daran, sich um den großen Preis des Instituts zu bewerben. Von drei oder vier Kantaten wird eine gekrönt und für die beste erklärt, aber von wem? Man sollte glauben, von den Musikern des Instituts. Weit gefehlt! Diese Herren gehören allerdings zu der Jury, ilden aber nur einen geringen Theil derselben. Die fünf Sectionen der kademie der schönen Künste, Malerei, Architektur, Bildhauerei, Kupferstecherkunst und Musik, sind alle zusammen berufen, über die Werke er Preisbewerber zu entscheiden. Es besitzt also nur ein Fünftheil avon, sowohl für die Musik wie für die anderen Künste, wahre Sachenntniß. Kann dabei wohl ein gerechtes und einsichtsvolles Verdikt erauskommen? Von allen Künsten ist aber die Musik vielleicht diejenige, deren Beurtheilung gerade die genaueste theoretische Kenntniß rheischt. Ein Musikstück von so ernstem und gelehrtem Stil, von so trengen Verhältnissen und so schwierigen Bedingungen, wie es bei einer Preisbewerbung gefordert wird, kann nur von vollendeten Tonkünstlern, ie sich auf den Kontrapunkt und die Fuge verstehen, die in allen Musik-Gattungen unterrichtet sind und den größten Theil der Werke lterer und neuerer Meister von Grund aus kennen, gehörig gewürdigt erden. Leute, die keine Sachkenntniß haben, können den Werth einer Composition nicht beurtheilen. Zwar sind die Schönheitsbedingungen ines lyrischen Werkes dem Eindruck untergeordnet, den es hervorbringt; ber es giebt nichtsdestoweniger in jeder Kunst eine erhabene Sprache, ie ihre Erfordernisse und Gesetze hat, von denen die große Masse nur ie oberflächliche Wirkung faßt, ohne den wissenschaftlichen und geheimnißvollen Bau zu begreifen, in welchem die äußeren Formen, deren Anblick die Menge bezaubert, ihre Grundlage haben.

Man gebe den Malern, Kupferstechern, Architekten und Bildhauern es Instituts einen Musard'schen Contretanz und die Menuett aus der -moll-Symphonie zu hören, ohne die Namen der Autoren zu nennen, nd es ist hundert gegen eins zu wetten, daß Beethoven nicht der Erwählte der Akademie seyn wird. Wer erinnert sich nicht der Jury für ie Malerei, die ein von einem jungen romantischen Künstler eingereichtes Gemälde der Zulassung in den Salon für unwürdig hielt? Nach dieser Zurückweisung gestand der Künstler ganz ehrlich, er habe den gelehrten Areopag dieser Herren nur auf die Probe stellen wollen, indem er ihnen einen Ribeira, dessen Spur sich seit langer Zeit verloren, zur Prüfung vorgelegt. Und im vorigen Jahre erst wurde die musikalische Section, um einen näher hierher gehörigen Fall anzuführen, als sie die zu krönende Kantate bezeichnet hatte, von den anderen Sectionen, die ihre Stimme und den Preis anderswohin wandten, förmlich Lügen gestraft.

Wenn der Preis des Instituts einmal gewonnen ist, sey es mit Recht oder nicht, mehr oder minder Talent besitzt der Gekrönte doch immer, so begiebt sich dieser auf Staatskosten nach Rom, um dort drei Jahre zu studiren, und was wohl? Die Sitten, Trachten und Merkwürdigkeiten; wahrlich für einen Musiker eine sehr fruchtreiche Arbeit! Man begreift, daß Maler, Bildhauer und Architekten von ihrem Aufenthalt in der Hauptstadt der christlichen Welt bedeutenden Nutzen ziehen können. Die Denkmäler, die Statuen, die Gemälde aus der großen Schule, woran jene Stadt so reich ist, liefern den jungen Zöglingen dieser Künste mannigfaltigere und seltenere Vorbilder. Aber die Musiker, was wollen die in Rom? Das dortige Theater steht jetzt auf niedriger Stufe; Neapel, Florenz und Mailand besitzen weit ausgezeichnetere Bühnen. Die Musik also ist es nicht, was die Musiker dort studiren können. Fern von uns sey die verwegene Absicht, die unzähligen erhabenen Meisterwerke der Italiänischen Tonkunst im geringsten verkleinern zu wollen. Alle Schulen verdanken ihnen zu viel, sie sind von zu viel Glanz und Ruhm umgeben, sie haben sich die allgemeine Bewunderung mit zu gutem Rechte erworben, als daß die Geringschätzung es wagen dürfte, sich bis zu ihnen zu erheben. Man muß jedoch bedenken, daß die materiellen Bedingungen der musikalischen Studien mit denen der anderen Künste gar keine Aehnlichkeit haben. Um schöne Gebäude und schöne Statuen des Alterthums zu sehen und zu studiren, ist es nothwendig, den Ort zu wechseln; aber die schönen Partituren der großen Komponisten findet man in Paris eben so gut wie in Rom. Der strenge Befehl Leo's X., daß Allegri's Miserere nur in der Sixtinischen Kapelle ausgeführt werden solle, hinderte einen der berühmtesten Tondichter nicht, das von dem heiligen Vater erlassene Verbot der Kopirung dieses Werkes zu vereiteln, und dem guten Gedächtnisse Mozarts, der dasselbe vom bloßen Hören niederschrieb, verdanken wir es, daß das Monopol zu Gunsten der heiligen Stadt für dieses Meisterwerk eben so wenig mehr besteht als für jedes andere.

Daß junge Künstler mit solchen kostenfreien Reisen nach dem schönsten und an Erinnerungen reichsten Lande Europa's unter dem Titel eines poetischen Ausfluges belohnt werden, ist erklärlich; wenn aber von Entwickelung des Talentes die Rede seyn soll, so läßt sich kein traurigeres, unfruchtbareres System denken, besonders dem Staat gegenüber, der die Wanderjahre so großmüthig bezahlt. Weniger ungereimt wäre es, in Rom eine Pflanzschule für Dichter zu begründen; die Nähe so vieler bedeutender Dinge, der Heerd der großen Erinnerungen des Alterthums, der Anblick der herrlichen Denkmäler, die theils noch stehen, theils in Trümmern liegen, das beredte Schweigen jener Hauptstadt der Welt, wo jeder Schritt ein so mächtiges Echo weckt, die traurige Einsamkeit dieser großen Stadt, die so mannigfache Schicksale gehabt, jene Ruinen, Straßen, Kampfplätze, Forums, Triumphbogen und Tempel, welche zwanzig Jahrhunderte vor uns so viele berühmte Männer, Könige, Konsuln, Kaiser, Feldherren, Redner, Dichter, Geschichtsschreiber und Künstler gesehen; dann in der Campagna das Gemälde einer so abwechselnden und gewaltigen Natur, hier dürr, versengt und wild, dort lachend und frisch, überall großartig und unermeßlich; dies Alles ist wohl dazu geeignet, in der Seele des Dichters den natürlichen Keim, den der Himmel hinein gelegt und der oft, dieser hohen Lehren beraubt, sich nur dürftig entwickelt, energisch zu befruchten. Der Genius vermag aus eigener Kraft und angeborenen Mitteln nicht zu ersetzen, was ihm die Eindrücke der äußeren Welt mittheilen, und es ist wohl nicht zu kühn, zu behaupten, daß Lord Byron, wäre er in London geblieben, niemals der Lord Byron Venedigs und Griechenlands geworden seyn würde. Beethoven aber brauchte nicht zu reisen. Die Musik lebt nicht von denselben Elementen wie die anderen Künste. Das Anschauen großer Dinge, welches in jeder Künstlerseele die Begeisterung weckt, kann zwar auch auf den Musiker wirken; seine Kunst aber, die vielleicht an die Spitze der schönen Künste zu stellen seyn möchte, ist so unbestimmter, geistiger, überirdischer Natur, daß sie in ihren Werken kein genaues und deutliches Bild von dem Gedanken, der sie bewegt hat, zu geben vermag. Es ist merkwürdig, wie in der Musik gleichartige, ja oft ganz entgegengesetzte Leidenschaften dieselbe Sprache leihen können, ohne daß das Musikstück an wahrem Ausdruck irgend etwas verliert. Wozu nützt es also jungen Tonkünstlern, bestimmte Anregungen aufzusuchen? Und wenn sie etwa noch bei ihrer Rückkehr nach Frankreich in Folge der Studien, die man bei ihnen voraussetzt, Gelegenheit erhielten, ihr Talent zu zeigen, so wären die

Opfer nicht gerade zu bedauern, die ihre musikalische Bildung gekostet; aber die ganze Art und Weise, wie es mit den schönen Künsten in Frankreich steht, ist dem entgegen. Dem Theater-Direktor ist es nur darum zu thun, die Gunst der Menge zu gewinnen. Die Zuschüsse, die er von der Regierung erhält, überheben ihn nicht der Nothwendigkeit eines anhaltend zahlreichen Besuchs, denn er will ja sein Glück machen. Um zu diesem Zweck zu gelangen, schlägt er einen Weg ein, der den meisten jungen Komponisten den Zugang zu seinem Theater versperren muß. Sobald ein längst bekannter und beliebter Tonkünstler mit einer Partitur in der Hand erscheint, beeilt man sich, ihn aufzunehmen; es werden ihm alle mögliche Vergünstigungen angeboten, denn die Hoffnung auf einen pecuniairen Erfolg bewegt den Unternehmer zu allen Arten von Opfern für das Gelingen des Werks; Zeit, Sorgfalt, Aufwand an Decorationen und sonstiger Ausstattung werden nicht gespart. Das Pariser Publikum darf ja die höchsten Ansprüche machen. Aber es ist viel Zeit dazu erforderlich, eine dreiaktige Oper, diese Musikgattung, in der die meiste Arbeit ist, die pezzi concertati, wie die Italiäner sagen, in Scene zu setzen und einzustudiren. Aus allen diesen Gründen kann das Theater der komischen Oper nur drei solche Werke in einem Jahre geben.

So viele namhafte Komponisten nun Frankreich auch hat, so muß man doch zugestehen, daß sich ihrer drei oder vier in den ganzen Beifall des Publikums theilen, und diese Zahl ist hinreichend, um die komische Oper beständig zu versorgen. Es bleibt daher nur noch für die einaktigen Opern ein Platz übrig, und so wird es den jungen Komponisten schwer, zu zeigen, was in ihren Kräften steht; denn die geringe Entwickelung, welche der enge Rahmen eines Aktes verstattet, läßt der Musik nicht hinlänglichen Spielraum und liefert dem Tonkünstler nicht mannigfaltige Situationen genug, um sich gehörig auszudehnen, auf verschiedene Schattirungen einzugehen und in seiner Musik die Leiter aller Gefühle und Leidenschaften zu durchlaufen.

Aber, wird man sagen, das heißt bei einem jungen Mann schon ein sehr hohes Talent voraussetzen, wenn man ihn für fähig hält, sich mit solcher Leichtigkeit in allen Tonweisen und Schreibarten zu bewegen. Allerdings heißt dies von einem jungen Maestro viel erwarten; wer aber einen Preis im Institute davongetragen und sich drei Jahre durch Studien vervollkommnet hat, soll der nicht einmal einen Versuch machen können? Wozu nützt dann eine ernste Ausbildung; von zwei Dingen eines: entweder die Schulen müssen Komponisten hervorbringen, oder nicht. Im ersten Fall kann die Regierung das Talent nicht in der Absicht entwickelt haben, um ihm später die Mittel zum Komponiren zu versagen. Wozu in der That so viel Geld ausgeben, um Individuen, die einen anderen Weg hätten einschlagen können, eine unnütze Wissenschaft beizubringen? Sollen aber die Schulen keine Komponisten hervorbringen, wozu dienen sie dann? Man sollte sie in diesem Fall lieber schließen. Doch nein, die Tonkünstler sind wirklich zum Komponiren bedeutender Werke berufen und nicht dazu verurtheilt, in Unthätigkeit zu erschlaffen; nur erweise man ihnen nicht die Ehre, ihnen irgend ein unbedeutendes einaktiges Textbuch anzuvertrauen, welches später, den Sängern zweiter Klasse anheimgegeben, nur dazu verhalten muß, die Theatervorstellungen einzuleiten und den Logen Zeit zu lassen, sich zu füllen. So wie die Sachen jetzt stehen, ist also der Zweck ganz verfehlt, und die komische Oper dient nur dazu, ihren Direktor reich zu machen.

Wir haben hier von der großen Oper noch gar nicht gesprochen, und das ist sehr natürlich, denn die Königliche Akademie der Musik nimmt, und mit Recht, eine zu hohe Sphäre ein, als daß man ihre Thüren anderen als vollendeten Meistern öffnen sollte, denen frühere Erfolge schon das Bürgerrecht in der großen Stadt verliehen haben. Die große Oper von Paris ist, nach einer Aeußerung, die man dem berühmten Komponisten „Robert des Teufels" zuschreibt, das Schlachtfeld der Künste. Hier gilt es Kampf; hier muß man in voller Rüstung erscheinen; und man darf sich nicht wundern, wie schwer es für einen Tonkünstler hält, unter die Zahl der auserwählten Kämpen aufgenommen zu werden, welche sich die Palme streitig machen sollen. Um in diese Schranken einzugehen, muß man sich seine Sporen schon anderswo verdient haben. Wo nun aber seine Proben ablegen und sich bilden, da auch das zweite lyrische Theater keine größere Werke mag, die einen kleinen Namen an der Stirn tragen?

Italien, welches in künstlerischer Hinsicht für die Welt von solchem Nutzen gewesen ist, giebt uns hierin ein Beispiel, dem wir wohl folgen sollten, und das, ungeachtet der verschiedenen politischen Einrichtungen beider Länder, für Frankreichs Departemental-System sehr gut passen und den Erfordernissen der Kunst wie denen der Künstler genügen würde, indem es zugleich ein wenig zu dem großen Decentralisations-Werk beitragen dürfte, das von der Wohlfahrt des Landes erheischt wird. Der Glanz der Hauptstadt würde dadurch nichts verlieren, denn man will sie ja nicht mit den anderen Städten auf gleiche Stufe bringen, sondern sich im Gegentheil bemühen, von ihrer Höhe aus die Provinzen so viel als möglich zu erheben; und soll nicht hierin das System einer wohlverstandenen Decentralisirung bestehen?

In Frankreichs großen Provinzialstädten ist das Theater sehr besucht und beliebt; die Tonkunst findet daher schon ein ihrer Entwickelung günstiges Element vor; man muß nur Nutzen davon ziehen, und hierzu giebt es sicherlich ein Mittel. Warum beschränken sich zum Beispiel Städte ersten Ranges, wie Rouen, Lyon, Marseille und Bordeaux, auf die Aufführung der in Paris gegebenen Werke? Könnten sie nicht statt dessen auch ihr eigenes Repertoir haben und eine jede im Jahre wenigstens Ein neues, für ihr Bühnenpersonal komponirtes Werk zur Darstellung bringen? Dicht- und Tonkunst würden beide dabei ihre Rechnung finden, und das Vergnügen des Publikums vielleicht nicht minder.

Die kolossalen, für die Pariser Oper bestimmten Werke befinden sich auf jenen Provinzial-Theatern in der Enge, weil es diesen an den materiellen Mitteln fehlt, welche die Königliche Akademie der Musik verwendet, um nicht nur für das Auge, sondern auch in Hinsicht der Ausführung ein großartiges Ganzes zu Stande zu bringen. Andererseits ist einem Komponisten, der für die erste Bühne der Welt eine Oper schreiben soll, kein Vorwurf daraus zu machen, daß er sich der unermeßlichen Hülfsmittel, die man zu seiner Verfügung stellen kann, in ihrem ganzen Umfange bedient. Aber was wird aus diesem großen Werke, wenn man es in ein Theater einzwängt, das kein solches Personal von Schauspielern, Sängern, Tänzern, Choristen und Musikern besitzt. Der ganze Werth der Darstellung dieser aufwandvollen, feierlichen, gewaltigen Werke besteht in dem Massenhaften und in dem vortrefflichen Ensemble, womit sie aufgeführt werden. Man sehe dagegen einmal den Jammer, wenn es an hinreichend starken Chören zu den von dem Drama und der Musik erforderten Theilungen und Untertheilungen fehlt, wenn das Orchester nicht alle nothwendige Instrumente hat, oder wenn es an irgend einem anderen Zubehör zur Ausführung gebricht! Da verwandelt sich das Vergnügen plötzlich in Ekel, der Zuhörer muß sich mit seinen Augen, mit seinen Ohren und mit seiner Phantasie abfinden, und nach vielen Anstrengungen und Ausgaben von Seiten des Direktors fällt das Stück durch. So wäre es vor einiger Zeit in Lyon den „Hugenotten" fast ergangen; Neumann's Anwesenheit allein hielt die Oper aufrecht. Und doch gehört das Lyoner Theater noch zu denen, welche die reichsten Hülfsmittel besitzen. Wozu nun also, statt daß so viel Zeit und Geld aufgewendet wird, um nicht eine matte Kopie von dem Original zu erhalten, für welches Paris mit all seinen Mitteln noch kaum genug hat, wenn statt dessen junge talentvolle Komponisten für jede große Stadt eine Partitur schrieben, die den Kräften des Theaters angemessen und deren Musik eigens für die Sänger komponirt wäre, die sie singen sollen, würde das nicht ein großer Vortheil für die Künste und den guten Geschmack seyn! Der Dichter würde dann sein Drama mit Rücksicht auf die Darsteller und das besondere Talent eines Jeden abfassen, und damit wäre schon viel gewonnen; vor Allem aber würde der Komponist von jedem Sänger nur das fordern, was dieser zu leisten vermöchte. Der Tenor brauchte nicht, wenn er keine hohe Stimme hätte, nicht mit Rollen abzuquälen, die für Andere geschrieben und die Er doch übernehmen soll. Die Sängerin könnte sich mehr ihrer natürlichen Anlage überlassen und würde Musikstücke besser vortragen, in denen nicht alle hohe, tiefe und Mittelnoten vorkommen, die nur in Mlle. Falcon's Kehle liegen, deren Kehlen sie in der Provinz natürlich verstümmelt werden müssen. Chöre und Instrumentation würden für die Individuen berechnet seyn, welche sie ausführen sollen. Auf diese Weise würde man zwar nicht so prunkvolle, aber natürliche und gute Wirkungen erreichen. Ein Jeder wäre in seiner Eigenthümlichkeit und in seiner Sphäre beschäftigt und trüge so zu einem für Alle erfreulichen und befriedigenden Ganzen bei. Die Provinzial-Städte wären unabhängig in Hinsicht auf die Kunst und hätten ihre Originalwerke, die man anderwärts nicht sehen könnte. Da jede große Stadt ein Opern-Personal besitzt, so könnten täglich neuere Komponisten ihre Proben zu gleicher Zeit ablegen. Das Geschmack des Publikums müßte sich dann selbstständig entwickeln und sein eigenes Urtheil aussprechen, weil er die Meinung der Hauptstadt nicht mehr zur Führerin und keinen Namen zur Gewähr hätte, zwei Rücksichten, die, was man auch sagen mag, auf die allgemeine Stimme einen bedeutenden Einfluß ausüben. Die Kunstbildung würde sich folgerecht unter den einzelnen Bevölkerungen verbreiten, in wenig Jahren könnte Frankreich mit fünf oder sechs von verschiedenen Komponisten ausgehenden Theatern ein eben so musikalisches Land werden wie Deutschland und Italien, denen bei weitem nicht so mannigfache und reiche Hülfsquellen in intellektueller (?) und finanzieller Hinsicht zu Gebote stehen, wie der Französischen Nation. Freilich würden die hier vorgeschlagenen Neuerungen einige Kosten verursachen, die General- und Municipal-Conseils würden von den Steuerpflichtigen einige Anstrengungen mehr verlangen, aber es ließe sich zu leicht nachweisen, wie sehr das allgemeine Beste dabei betheiligt ist, als daß man nicht augenblicklich auf so lebenswerthe Zwecke eingehen sollte. Die großen Gewerb- und Handels-Unternehmungen gelingen so trefflich, daß man hoffen darf, es werde für die Kunst einstweilen auch etwas gethan werden. Auch der Geist hat seine Eisenbahnen; man möge die Verwaltung bedenken; es eröffnet sich hier eine reiche Zukunft.

Bibliographie.

Pérégrinations d'une Paria. (1833, 34.) — Von F. Tristan. 2 Bände. 15 Fr.

Nouveau manuel complet de Marine. Manoeuvres de mer et de l'artillerie. — Von Verdier. 2 Bde. 5 Fr.

La Revue des Armées de terre et de mer; recueil militaire et politique. — 1ster Thl. 1ste Lieferung. Erster Jahrgang. 6 Fr.

Le testament d'un gueux. — Von Guerrin. 2 Bde.

Histoire du droit francais. — Von Laferrière. Zweiter Th. 8 Fr.

Voyage au Mont-Rose. — Von P. R. Rochette und J. L. Lesson. Lons-le-Saulnier.

Observations sur les phénomènes extraordinaires produits par les insectes, leur influence sur les plantes, les animaux et l'homme. — Von Latour-Marliac. Toulon.

Répertoire des travaux de la société de statistique de Marseille. — Erster Jahrgang. Marseille. 8 Fr.

Clinique homoeopathique. — Von B. Malaise.

Galeries historiques de Versaille. — Herausgegeben von L. Gallois. (Jede Lieferung mit zwei Stahlstichen und mit Text versehen. J. Janin kostet 1 Fr.)

Türkei.

Die Reformen des Osmanischen Reichs.

(Schluß.)

Die Oekonomie eines Staats besteht nicht in bloßer Einschränkung der Ausgaben, sondern wesentlich in einer klugen Ordnung; gerade diese fehlt bei der Türkischen Armee. Der zu Konstantinopel wohnende Franke muß erstaunen, wenn er von den Truppen des Westes, des Seriasker, den Truppen dieses und jenes Paschas und auch von den Truppen des Großherrn sprechen hört. Diese Sitte, den hohen Würdenträgern Truppen-Corps zu bestimmen, welche sie auf eigene Kosten ausheben und unterhalten, muß jedenfalls die souveraine Gewalt des Oberhauptes schwächen und muß das Zusammenwirken aller Theile der öffentlichen Macht stören, da diese Truppen sich nicht als Vertheidiger des Reiches und seines Beherrschers, sondern der Person dessen, der sie anwirbt und nährt, betrachten. In der Hauptstadt selbst, wo der Sultan auch Truppen hat, können die der anderen Herren nicht so sehr nach Willkür Böses thun, aber in der Provinz hat der Pascha seine Soldaten ganz allein und hat durch sie eine schrankenlose Gewalt, die er bei jeder ihm günstig scheinenden Gelegenheit mißbraucht und sie gegen die Völker anwendet, zu deren Schutz er scheindar eingesetzt ist. Die unglückliche Wahl der Oberoffiziere beim Landheere macht sich noch viel fühlbarer bei der Marine. Fast immer ist ein Linienschiff dem Kommando eines unwissenden Menschen anvertraut. Die Türkischen Schiffe können heutigen Tages nur in einer beschränkten Jahreszeit segeln und können die Sicilischen Gewässer nicht befahren. Auch ist seit lange die Türkische Flotte mit keinem Feinde zusammengestoßen, ohne von ihm wenigstens verbrannt, in den Grund gebohrt, oder genommen worden zu seyn.

Im gegenwärtigen Augenblick sind die Kriegskräfte der Türkei wenig beträchtlich, sie haben keine feste, Achtung einflößende Haltung, sind unfähig, sich in Uebereinstimmung zu bewegen, und vor Allem verlassen von der Hoffnung des Sieges. Wenn man diese Lage der Dinge durch Aufgebung des alten Schlendrians nicht verbessert, so wird es sehr schwer halten, von den anderen schon eingeführten Reformen einen kräftigen Nutzen zu ziehen. Vielleicht, daß eine kommende Regierung die Früchte ärndtet von den Reformen und Ideen, die von der jetzigen Regierung erst als schwache Saatkörner ausgestreut worden sind.

Die Veränderungen im Kriegswesen beschränken sich auf das, wovon wir oben gesprochen haben. Die Annahme einer allgemeinen Uniform, regelmäßiger Waffenübungen und neuer Bewaffnungsarten hielt schon sehr schwer, und es kostete einen großen Aufwand von Geschicklichkeit, Festigkeit und Blut, den Vorurtheilen, die ihr wüthendes Haupt erhoben, Schweigen zu gebieten. Doch hat die Beharrlichkeit des Sultans gute Früchte getragen, und man sieht heutzutage eine Masse von jungen Männern, die nach dieser Methode und nach den neuen Grundsätzen eingeübt sind. Die junge Generation scheint sogar mit Liebe dafür zu seyn, und man darf annehmen, daß dieser Reformzweig jetzt sicher gegen Vorurtheil und Aberglauben ist. Jedoch ist nicht zu vergessen, daß wir hier nur von der Hauptstadt sprechen; die Provinzen sind den glücklichen Neuerungen fast noch ganz fremd. Die Residenz hat immer mehr und bleibendere Berührungspunkte mit dem Auslande, als die Provinz; in ersterer ist auch in der Regel höhere Bildung, die natürlich höhere Toleranz gegen andersdenkende und andershandelnde Menschen mit sich führt, und daher finden die fremden Ideen eher Eingang in Konstantinopel, als in der übrigen Türkei. Hier hängt es vom guten Willen, der Einsicht und der Energie des Paschas ab, Verbesserungen an die Stelle der alten Mißbräuche zu setzen. Ein gutes Mittel, die Reformen zu verbreiten, wenigstens entfernte Einwohner mit ihrem Anblick vertraut zu machen, wäre, wenn man sich entschlösse, einen periodischen Wechsel der Garnisonen zu bewerkstelligen.

Mit Recht kann man sich jedoch darüber wundern, daß, so thätig auch das Streben für Verbesserungen der Anstalten und Gewerbe bei der Türkischen Regierung hervortritt, doch gar nichts für die Belebung des Ackerbaues geschieht. Der letzte Krieg hat bewiesen, daß zur Verproviantirung Konstantinopels das Getraide von Odessa nöthig ist, denn die reichen, herrlichen Ebenen von Mysien, Macedonien und Thrazien liegen brach! Wo ehemals sich majestätische Städte erhoben, wo zahlreiche Völkerschaften im Wohlstand schwelgten, da sind jetzt Wüsten und hungernde Bettler oder Räuber! Um den Ackerbau dieser sonst so lachenden Fluren zum Gipfel der Blüthe zu bringen, bedarf es weiter nichts, als Schutz von Seiten der Regierung, als die Erlaubniß für den Landmann, seine Aerndten ausführen und damit handeln zu dürfen. Man sagt, die Vernachlässigung dieser so hochwichtigen Pflege der Landes-Kultur wäre von einer fremden Macht befohlen. Und in der That müßte man diese Vermuthung sehr wahrscheinlich finden, wenn man für die Nachlässigkeit der Türkischen Staats-Verwaltung eine Entschuldigung nöthig hätte.

Die übrigen den Fremden nachgeahmten Einrichtungen sind an sich unbedeutend, doch ein großer Fortschritt im Verhältniß zu dem Zustande der Türkei vor dreißig Jahren. Die Modification der Kleider-Tracht hatte einen weit wichtigeren Gedanken zur Grundlage, als viele Europäer und viele Türken glaubten. Der Sultan selbst machte damit den Anfang; durch die Aufhebung der Verschiedenheit der Trachten und Abzeichen sollte der erste Schritt zur Annäherung an Europa geschehen und die bürgerliche Gleichstellung der Raja's mit den Muhammedanern vorbereitet werden. Welchen großen Einfluß die Verschiedenheit der Trachten auf die Gesinnung der verschiedenen Stände und Bürgerklassen gegen einander ausüben, kann man bei uns an Adel, Geistlichkeit und Juden seit der Revolution sehen. Letztere waren, so lange sie sich durch ihre Kleidung von den übrigen Bürgern absonderten oder durch schmähliche Gesetze absondern mußten, vom gemeinen Manne für unfähig gehalten, am Genusse bürgerlicher Rechte Theil zu nehmen, während jetzt, wo sie sich wie jeder Andere kleiden, der christliche Bürger sich im Leben an sie anschließt, selbst in Ländern, wo sie noch durch das Gesetz von ihm entfernt sind.

Mit der Abschaffung des früheren Kostüms hat der Sultan auch eine früher nicht gekannte Einfachheit im Ceremoniell des Hofes eingeführt. Der Soldatenrock bildet jetzt, wie bei den meisten Europäischen Fürsten, das Gallakleid; die Eunuchen haben ihr Ansehen schon fast ganz verloren, und bald wird es vielleicht gar keine mehr im Serail geben. Die fremden Gesandten werden nicht mehr mit so viel Dünkel, Lächerlichkeit und Anmaßung behandelt, sondern werden auf die einfachste Weise bei Hofe eingeführt. Der Sultan arbeitet mit seinen Ministern, macht mit Personen und Dingen Bekanntschaft, um sich über Alles zu belehren, und zeigt sich jederzeit seinem Volke, statt daß seine Vorgänger nur am Freitag beim Gang in die Moschee sichtbar waren.

Das Studium der abendländischen Sprachen war von den Türken verachtet, sie hielten es gar für eine Art von Abfall von der Reinheit des überlieferten Glaubens; jetzt hat man dies Vorurtheil schon weit hinter sich; die Französische Sprache wird eifrig gelernt, und viele Beamten, man sagt, der Sultan selbst, sprechen sie. Wenn einmal die Sprachen des Europäers in der Türkei verbreitet seyn werden, werden sich auch seine besseren Gedanken dort Eingang verschaffen. Die Regierung muntert das Studium der fremden Sprachen auf. Unter Anderem werden auf ihren Befehl viele wissenschaftliche Werke des Auslandes, besonders militairische und medizinische, ins Türkische übersetzt; sie giebt auf ihre Kosten eine Französische Zeitung heraus, und man geht damit um, in Konstantinopel auch eine Zeitung in Griechischer Sprache zu gründen.

Bei den wirklich schon gemachten Fortschritten und bei den weit größeren, deren Keim schon da ist, bleibt jetzt noch die Frage: wird die jetzige Dynastie gemeinschaftlich mit dem Volke oder letzteres allein die Früchte sammeln? Daß das Türkische Reich im Zustande einer gewaltigen Krisis ist, giebt Jedermann zu; möglich, daß es verjüngt aus dieser Krisis hervorgeht, möglich, daß es sie mit seinem Zusammensturz beendigt. Wenn man die letzte Hälfte der Vermuthung wahrscheinlich findet, so kann man sagen, daß die Verbreitung neuer und besserer Ideen ein großer Gewinn für denjenigen ist, der im Besitze Konstantinopels seyn wird. Er wird den Weg gebahnter für die Unterwerfung der Türken finden, sie werden sich mit viel weniger Hartnäckigkeit unter sein Joch schmiegen, als es die Türken des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts gethan haben würden. Man täusche sich nicht über den Patriotismus des Muselmannes. Die zarten Bande der Vaterlandsliebe waren dem Türken von jeher fremd; dagegen ist ihm das Gefühl eines Volksverbandes nicht ganz fremd. Den heimischen Boden zu vertheidigen im Sinne der alten Griechen, weil er die Wiege der Götter und Stammväter ist, liegt ihm nicht am Herzen; dagegen wird er für sein Volk kämpfen, das Volk, das mit ihm gleiche Glaubens-Traditionen hat. Eben so hatten die barbarischen Besieger Roms wohl ein Gefühl von Volksthümlichkeit, nicht aber das des Patriotismus. Diese Volksthümlichkeit aber wird durch den Eindrang fremder Sitten und Gedanken täglich lockerer und wird die besiegten Türken gelehrig machen für die Gesetze des Siegers. Hätte Rußland wirklich die Absicht, das Türkenreich zu stürzen und für sich zu nehmen, es stieße fast auf kein Hinderniß von Seiten der Türken selbst, wenn erst die Truppen zerstreut sind. Außerdem warten Tausende von Griechischen, Armenischen und Lateinischen Christen nur auf den ersten Wink Rußlands, sich ihm zu unterwerfen und ihm zahlreiche Hülfsvölker zuzuführen. (B. U.)

Amerika.

Die Alterthümer der Neuen Welt.

Daß auch Amerika seine Alterthümer habe, glaubt man in unserem Europa erst seit wenigen Jahrzehnden. Was uns Europäer in diesem Punkte so lange ungläubig machte, war die eingerostete Gewohnheit, den Neuen Kontinent als einen Welttheil zu betrachten, der kaum die erste Stufe der Kindheit überschritten haben sollte. Wie viel auch die Geschichte von Peru's und Mexiko's Wunderbauten erzählen mochte: immer malte uns die Phantasie Amerika's Fluren wild und jungfräulich, als wären sie unlängst erst dem Chaos entstiegen.

Und doch erheben sich mitten in jenen undurchdringlichen Urwäldern, in jenen Einöden, die kein menschlicher Fuß jemals betreten zu haben schien, zahlreiche Bauwerke, imposant durch ihren Charakter und ihre gigantischen Verhältnisse, Bauwerke, die, um mit Chateaubriand zu reden, vormals Wälder beherrschten und jetzt auf ihren zertrümmerten Zinnen Wälder tragen.

In den westlichen Staaten der Union findet man große Tumuli oder künstliche Hügel, die einer früheren Generation als Grabstätten dienten, und unermeßlich ausgedehnte Erdwälle von den verschiedensten Formen. Bei den heutigen Indianern hat sich keine Sage erhalten, die bis zur Gründung jener Wälle hinaufreichte. Die antike Verschanzung in der Nachbarschaft von Chillicothe ist auf einem Raume von hundert Morgen Landes errichtet; die Erdmauer derselben hat bei zwölf Fuß Höhe zwanzig Fuß Dicke, und es umgiebt sie ein zwanzig Fuß tiefer Graben. Von den Mündungen der Cataragu's in den See Erie erstreckt sich eine antike Linie von Erdwällen hundert Englische Meilen lang gegen Süden; und in dem westlichen Theile des Staates New-York entdeckt man Spuren ähnlicher Befestigungen, die wenigstens 500 Morgen Landes decken.

Die Tumuli im Norden haben gewöhnlich eine kleinere Dimension, als die südlichen; der Durchmesser der ersteren beträgt nur zehn bis zwölf Fuß, wogegen die letzteren öfter achtzig bis neunzig Fuß hoch sind. Der Stadt Saint-Louis gegenüber erhebt sich ein 100 Fuß hoher Tumulus, der an seiner Basis 2400 Fuß im Umfang hat; und im Stromgebiete des Mississippi zählt man deren wenigstens 3000; die kleinsten derselben haben an 100 Fuß im Durchmesser. Auch sogenannte

cyklopische Steinmauern aus großen unbehauenen Blöcken sind in mehreren Gegenden Louisiana's aufgefunden worden.

In dem Staate Kentucky befinden sich Ruinen einer alten Stadt, die ein Areal von fünf- bis sechshundert Morgen einnehmen. Diese Ruinen sind mit sehr dicken Erdschichten und mit Waldung von drei oder vier Perioden (jede Periode zu 500 Jahren) überkleidet; folglich muß die Zerstörung vor wenigstens anderthalb Jahrtausenden erfolgt seyn; und was hindert uns, anzunehmen, daß die Erbauung dieser Stadt bis in Homer's Zeitalter hinaufreiche?

In dem Staate Massachussetts erhebt sich am Ufer des Mississipi ein merkwürdiges Denkmal anderer Art: es ist dies ein großer Felsen mit einer Unzahl eingeschnittener Inschriften in unbekannten Charakteren. An verschiedenen anderen Orten gewahrt man ähnliche Schriftzüge, die gleichfalls in Felsenwände eingegraben sind.

Süd-Amerika bietet uns seine Monumente auf einem engeren Raume. Peru hat alte Bauten aus Stein aufzuweisen, die schon zu häufig beschrieben sind, als daß sie hier noch ausführlich berührt zu werden brauchten. Wir erwähnen daher nur im Fluge die Festung von Cusco, die von Tumbez, den Sonnen-Tempel von Cusco und den von Callo, die 30 Miglien lange steinerne Mauer bei Huacache; die Kanäle von 120 und 150 Franz. Meilen in der Länge, welche nur zu Bewässerung der Weideplätze angelegt waren, und vor Allem die beiden berühmten Heerstraßen, von denen jede 500 Meilen lang ist. Der Inka Huayna Capak wollte, nachdem er alle seine Feinde besiegt hatte, eine Reise durch die Provinzen seines Reiches machen. Auf die Kunde von dem beabsichtigten großartigen Triumphzuge des angebeteten Herrschers legten seine Unterthanen sogleich Hand ans Werk; sie ebneten Hügel, füllten Thäler mit Damm-Erde, unterstützten die Erdschichten durch Felsenmassen und brachten mit erstaunenswürdiger Kunst und Schnelligkeit eine Bahn zu Stande, die in gerader Richtung 500 Meilen weit sich erstreckte. Als der Inka bis zur äußersten Gränze seiner Staaten gekommen war, sprach er den Wunsch aus, längs dem Meeres-Ufer zurückkehren zu können, und sogleich bauten ihm seine Völker, wie durch Zauber, eine andere Straße von derselben ungeheuren Ausdehnung, deren solide Struktur noch jetzt hohe Bewunderung erregt.

In Neu-Granada fanden die Spanischen Eroberer zwar keine Monumente, aber wenigstens eine bedeutend vorgeschrittene Civilisation. Die Eingeborenen theilten ihre Zeit in Wochen, Monate und Jahre; sie besaßen in Stein geschnittene Kalender und bestimmten ihre Stunden nach Sonnenzeigern in Gestalt großer Säulen. Bei ihnen fand man auch die Kunst, Metalle zu schmelzen, welche den übrigen Amerikanern unbekannt war. Brasilien hat hin und wieder Trümmer von antiken Gebäuden aus Backsteinen aufzuweisen; und an den Mündungen der Flüsse Amargoso und Arvoredo erheben sich Felsen, in welche Charaktere von vierzig Fuß Höhe eingegraben sind. Diese kolossalen Charaktere gleichen der Phönizischen Schrift; man unterscheidet sie aus einer Entfernung von einer halben See-Meile.

Im inneren Süd-Amerika, einer noch wenig erforschten Region, sind bis jetzt nur einige Grabhügel, denen im Norden ähnlich, und einzelne mit symbolischen Figuren beschriebene Felsen entdeckt worden.

Wenden wir uns jetzt nach Mexiko, dem klassischen Boden der Civilisation in der Neuen Welt. Wir verweilen noch nicht bei Palenque, jener verödeten Stadt von acht Stunden im Umkreise, mit ihren Tempeln aus Granit und ihren kolossalen Stuckatur-Arbeiten, — auch nicht bei Mitla, der Todtenstadt, wo Mauern von mustvischer Arbeit, monolithische Säulen und Ornamente in Griechischem Geschmack unseren Blicken sich enthüllen. Eine zahllose Menge anderer architektonischer Denkmäler, die in gleichem Grade unsere Bewunderung in Anspruch nehmen, ist über das ganze Land verbreitet.

Da entdecken wir gigantische Tumuli, theils aus Erde, theils aus Steinen und Kalk, oder Ziegelsteinen aufgeführt. Einige derselben sind ohne Eingang, während andere von einer Gallerie oder zwei sich kreuzenden Gallerieen durchbrochen werden. Diese Gallerieen haben zum Theil durchbrochene Bogen-Wölbungen und sind mit regelmäßig behauenen Steinplatten ausgelegt. Nicht weniger als die Tumuli imponiren die kolossalen freistehenden Altäre von 50, 60 oder 80 Fuß Höhe (Teocalli's), aus behauenen Steinen, mit plattem Dache, das bisweilen einen Tempel als Ueberbau hat. Der Anwurf, welcher die Steine der Teocalli's bekleidet, ist fast unzerstörbar. Andere höchst merkwürdige Alterthümer von Mexiko sind: die viereckigen Pyramiden, nach ähnlichem Prinzipe gebaut, wie Aegyptens Spitz-Pyramiden, nur von verschiedener Form — die unterirdischen Grab-Monumente aus Stein, mit mehr oder weniger Skulpturen geziert — die cyklopischen Brücken, worunter eine, deren Bogen von zwei krumm gewölbten Steinen gebildet wird — die massiven Wasserleitungen — eine Menge Statuen und Basreliefs aus Kalkstein, Granit, Jaspis und Porphyr und viele andere Dinge.

Diese Arbeiten stammen ohne Zweifel, wie die alten Erzeugnisse der Kunst bei allen übrigen Nationen, aus verschiedenen Epochen. Einige haben einen rohen und barbarischen Charakter, während andere von echtem Sinn für das Schöne zeugen. Hier, wie in Aegypten, bleiben solche Bildwerke, die sich auf Gegenstände der Verehrung beziehen, durch alle Perioden der Kunst unverändert; man bemerkt die Veredlung nur an Nachbildungen von Gegenständen des gewöhnlichen Lebens.

Mehrere Idole der alten Mexikaner sind aus den härtesten Stoffen mit wahrer Meisterschaft gearbeitet. Dahin gehört z. B. ein kleiner Kopf aus grün und weiß geädertem Quarze, im Besitze des Herrn Galindo, Statthalters einer Binnen-Provinz von Mexiko. Von diesem vortrefflich ausgeführten Köpfchen hat Herr Farey eine Kopie genommen. Als plastische Kunstwerke verdienen besonders die Reliefs in Stuckatur, welche den großen Tempel von Palenque zieren, rühmende Erwähnung. Zartheit und Anmuth der Formen paaren sich hier mit bewundernswerther Feinheit und Zierlichkeit der Draperieen.

Die Monumente von Palenque sind, gleich denen des alten Reichs, nach dem Aegyptischen Prinzipe der Böschung (le talus) gebaut. Dieses Prinzip mußte ihnen, im Vereine mit dem gemäßigten Klima und der Großartigkeit ihrer Dimensionen, dieselbe Dauer sichern, welche den Pyramiden und Tempeln Aegyptens; dennoch befindet sich jetzt mehr im Verfalle. Man darf aus diesem Umstande schließen, daß Palenque und Alt-Mexiko in eine mindestens eben so frühe Periode hinaufreichen, als die Riesen-Bauten der alten Aegypter.

Die Hieroglyphen auf den Ruinen von Palenque haben der Form nach mit den Aegyptischen Hieroglyphen nichts gemein; auch dem sind jene in Relief und nicht hohl eingegraben, wie die letzteren. Am meisten überrascht uns aber der Umstand, daß die Bildwerke der Azteken (des Volkes Montezuma's) von den Charakteren auf Palenque eben so verschieden ist, obschon beide demselben Lande angehören.

Auch verdient Beachtung, daß die Tempel der Stadt Palenque in ihrer Bauart manches Eigenthümliche haben. Alle diese Tempel sind bedeckt, und man findet in Palenque keine eigentliche Pyramide, während im nördlichen Mexiko jedes dem Götzen-Kultus geweihte Gebäude nur ein ungeheurer pyramidalischer Altar ohne Dach ist, auf dessen Platform die religiösen Ceremonien unter freiem Himmel begangen wurden.

Als die Azteken, das Volk Montezuma's, im zwölften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Mexiko in Besitz nahmen, fanden sie die noch großartigen Denkmäler schon vor und leiteten sie, weil die einheimische Sage nicht weiter hinaufreichte, von ihren Vorgängern, den Tolteken her, welche um das sechste Jahrhundert auf dem Plateau von Mexiko angelangt waren. Vermuthlich hatten jene Tolteken, die von Norden her einwanderten, dem Andrange Nord-Asiatischer nach Amerika hin geschifften Stämme weichen müssen. Im hohen Norden sind zwar keine Denkmäler aus Stein; und schon diese Erwägung ist Grund genug, um den Tolteken die Ehre der Erbauung Palenque's zuzusprechen. Begnügen wir uns einstweilen mit dem negativen Ergebniß, bis die auch auf diesen Gebieten immer tiefer eindringenden Forschungen etwas Positiveres über die alte Geschichte Amerika's zu Resultat liefern werden. (A. L.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Holland. Der Professor Philosophie zu Heusde in Utrecht genießt jetzt in seinem Vaterlande den Ruf, der größte Philosoph desselben zu seyn. Betrachtet man sich jedoch die Sache etwas genauer, so ist es nicht eigentlich Philosophie, was Herr von Heusde treibt, sondern nur ein philosophisches Studium der Alten, namentlich aber der Sokratischen Lehre und der Schriften des Plato. Was bei uns höchstens in die Geschichte der Philosophie gehört, zum größten Theil aber in das philologische Studium einschlägt, das hielt der Utrechter Professor als die würdigste Aufgabe der menschlichen Forschung, als das letzte Resultat aller Bildung und Gelehrsamkeit. Nachdem er früher in Lateinischer Sprache zwei Schriften über die Philosophie des Plato herausgegeben *), ließ er über denselben Gegenstand in Holländischer Sprache ein dreibändiges Werk nachfolgen, das ihm viele Bewunderer und Nachbeter verschafft hat. Kürzlich kam von ihm auch: „Briefe über das Studium der Philosophie, besonders in unserem Vaterlande und zu unserer Zeit" erschienen. **) Darin sagt er in seinen früheren Schriften, spricht er sich mit großer Entschiedenheit gegen alle spekulative Philosophie (die auf Holländisch als „bespiegelende wijsgeerte" einen etwas koketten Anstrich erhält) und insbesondere gegen die philosophischen Systeme der Deutschen aus. Viele Leute, sagt er, seyen bereits gemacht worden, um diese Systeme auch auf Holländischen Boden zu verpflanzen, doch hätten sie hier niemals Wurzel fassen können, und die vereinzelte Kultur derselben habe nur einen exotischen Charakter behalten. Die den Holländern am meisten zusagende Philosophie sey und bleibe das Studium der Alten, und Verständniß dem neueren Europa von hier aus zuerst gewonnen. Männer, wie Hemsterhuys, Wackenaer, Ruhnkenius, Wyttenbach und Andere, hätten sich nicht etwa bloß auf die Interpretirung des Textes, auf die Auffindung abweichender Lesarten und auf die Konjugirung des Textes beschränkt, sondern seyen vom Geiste der Alten durchdrungen gewesen und auf diese Weise die Lehrer des Schönen und Wahren, die eindringlichsten Muster der Tugend geworden. Man kann Herrn van Heusde nicht absprechen, daß er seinen vielgefeierten Plato mit Nutzen studirt habe; er schreibt voll Klarheit und Zierlichkeit, seine philosophischen Schriften sind selbst dem Laien verständlich, der sich um die Wissenschaft des Gedankens nicht gekümmert hat; wenn er jedoch behauptet, die Weise der Holländer, die Alten zu kommentiren und aufzufassen, das sey Philosophie, so ist dies eine grundirrthümliche Verwechselung eines Mittels mit dem Zwecke. Der sittliche Standpunkt der Alten wird allerdings der Bewunderung und der Forschung aller Zeiten würdig bleiben; die Philosophie ist jedoch keine bloße historische Auffassung einer Periode der Wissenschaft — und handelte es sich auch um die Zeit ihrer schönsten Blüthe — sondern wir suchen in ihr das Verständniß der höchsten Begriffe: Gottes, der Welt und des Menschen. Und wer wagt es, zu behaupten, daß die Alten auch hier die beste Belehrung geben, das Ziel aller Forschungen uns zeigen können?

*) Specimen criticum in Platonem und Initia philosophiae Platonicae.
**) Brieven over het beoefenen der Wijsgeerte, inzonderheid in ons vaderland en in onze tijden, door Ph. W. van Heusden. Utrecht, 1827.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Mittwoch den 6. Dezember 1837.

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

Die erste Amerikanische Ausgabe eines Spanischen Klassikers — nicht etwa eine Uebertragung, sondern der Urtext mit sehr schätzbaren Erläuterungen begleitet — liegt vor uns. Eine solche Erscheinung verdient näher besprochen zu werden; sie beweist uns nicht bloß, daß man sich in Amerika mit der Spanischen Literatur immer mehr bekannt und vertraut macht, — sie deutet zugleich, im Zusammenhange mit vielen anderen Thatsachen, auf den großen Prozeß geistiger Befreundung hin, welcher zwischen allen civilisirten Völkern im Werke ist. Diesen Prozeß haben die Begebenheiten und Umwälzungen der neuesten Zeit theils eingeleitet, theils rascher gefördert. Früher saß jedes Volk innerhalb seiner Gränzen eingepferchT und wußte von seinen Nachbarn kaum so viel, wie wir jetzt von Siam oder Japan. Ein Strom, eine Bergkette, eine imaginaire auf der Karte gezogene Linie schied ein Land von dem anderen vollständiger, als jetzt der weite Ocean. Wie hat sich dies geändert! Die Theile des christlichen Staaten-Systems stehen in Mitleidenschaft zu einander, wie Glieder und Organe eines und desselben Körpers; die äußersten Enden Europa's sind einander näher gerückt, als vormals die Provinzen einer Monarchie. Die schnellen und leichten Communications-Mittel, die wir den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft verdanken, werden das Uebrige thun. Schon jetzt braucht man zu einer Reise von Britannien, dieser ultima Thule der Alten, bis in die südlichste Spitze von Italien weniger Zeit, als Horaz zu seiner Fahrt von Rom nach Brundusium. Ein fashionabler Tourist besucht mit dem Dampfboot binnen etlichen Wochen alle Plätze, die in der Iliade und Odyssee namhaft gemacht werden. Jeder ansehnliche Hafenplatz des Europäischen Festlandes wimmelt von Reisenden; Paris und Rom zählen ihre Gäste zu Zehntausenden. Ja, es besucht heutzutage so Mancher fremde Länder, der im eigenen Vaterlande nie über die nächste Nachbarschaft, über den Horizont seines Dorfkirchthurms hinaus gekommen ist. So gedankenlos und stumpfsinnig ist denn doch wohl Keiner, daß ihn im fremden Lande, unter fremdem Volke nicht eine Art Neugier oder Wißbegier anwandeln sollte, die Sprache, die Schriften, die Meinungen, die Sitten desselben kennen zu lernen. Dabei fehlt es auch nicht an geistig empfänglichen und gebildeten Reisenden, die ein ernsteres Interesse für Kunst und Literatur einer fremden Nation mit nach Hause bringen und daſſelbe durch gründliche Studien bethätigen.

Es zeigen sich die Wirkungen hiervon in den Reformen, die das Unterrichtswesen in unseren Zeiten erfährt. An den beiden neuen Londoner Universitäten werden nicht bloß über die alten klassischen Sprachen, sondern auch über alle neuere Literaturen Vorlesungen gehalten; es sind Dichter und Schriftsteller in sehr schätzbaren neuen Bearbeitungen erschienen, zum Beweise, daß die Professoren auf ihren Posten nicht müßig sind. Viele Zeitschriften, meist sehr geschickt und zweckmäßig redigirt, wirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke, das Publikum mit den Leistungen der Literatur und Kritik des Auslandes bekannt zu machen. Die Engländer haben sich bisher mehr mit der politischen, als mit der literarischen Geschichte fremder Völker befaßt. Die Geschichte Spaniens namentlich hat in England sehr ausgezeichnete Darsteller gefunden, von denen nur zu bedauern ist, daß sie sich beinahe ausschließlich mit den auswärtigen Staatsverhandlungen und Kriegen der Spanischen Könige befaßt, den inneren Zustand des Landes und Volkes aber im Dunkeln gelassen haben. Das bekannte Werk von Robertson ist eine Geschichte, nicht Spaniens, sondern Europa's zur Zeit der Regierung Karl's V. Watson's „Regierung Philipp's II." würde mit größerem Recht den Titel: „Der Niederländische Befreiungskrieg" führen, denn dieser macht den Hauptinhalt aus. Hingegen sind in den letzten Jahren in Nord-Amerika, oder von Nord-Amerikanischen Verfassern, nicht wenige Schriften erschienen, welche über den gesellschaftlichen Zustand, den Charakter und die geistige Bildung der Spanischen Nation Licht und Aufschluß geben. An Washington Irving wollen wir hier nur erinnern, da seine neuesten Werke gewiß jedem Leser, mindestens dem Namen nach, bekannt sind. Lieutenant Slidell hat seine Reise durch Spanien beschrieben und die eigenthümliche sociale Physiognomie dieses Landes mit großer Lebendigkeit skizzirt. Cushing's „Erinnerungen aus Spanien" sind zwar ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung, enthalten aber nichtsdestoweniger sehr gründliche und mühsame Forschungen über besonders interessante Punkte der Spanischen Geschichte. Des verstorbenen Professors Ticknor „Vorlesungen über Spanische Literatur", am Harvard College zu Cambridge gehalten, sind noch ungedruckt; sie geben eine umfassende kritische Darstellung, dergleichen man in keinem Spanischen Werke findet, und lassen, was Reichhaltigkeit und Vollständigkeit betrifft, sowohl Bouterweck als dessen Ausschreiber, den glänzend beredten Sismondi, weit hinter sich. Ticknor's Nachfolger, Longfellow, durch mehrere verdienstliche Schriften bekannt, hat die „Coplas de Manrique", die schönste Perle der Castilischen Poesie des 15ten Jahrhunderts, trefflich ins Englische übertragen. Von Elliot aus Philadelphia haben wir eine sehr gewandte Uebersetzung der „Geschichte des Quevedo", keine leichte Arbeit. Gegenwärtig nun hat uns Herr Sales, der an demselben Harvard College Lehrer ist, den Fürsten der Castilischen Klassiker, Cervantes, in einer neuen Ausgabe vorgeführt, die in vielen Stücken eigenthümliche Vorzüge besitzt. Wir nehmen davon Gelegenheit, das Buch selbst, den Don Quixote, und seine Bedeutung für die damalige Zeit zu besprechen. Wir haben es ja mit einem Werke zu thun, das populair in einem Umfange geworden ist, wie schwerlich ein anderes, und das nicht bloß den Spaniern, sondern in Wahrheit dem ganzen lesenden Europa als ein Lieblingsbuch angehört.

Cervantes lebte zur Zeit Philipp's II., als die Spanische Monarchie von der Höhe ihrer Macht bereits zu sinken anfing, aber sich mit den äußersten Anstrengungen auf derselben zu behaupten suchte. Das Reich begann schon an Altersschwäche zu leiden und strebte doch noch immer, sich auszudehnen; es hatte seine Flotten auf allen Meeren, es führte Krieg in der alten und in der neuen Welt. Die Waffen im Dienste des Königs und der katholischen Religion zu führen, war die einzige Ehre des Edelmannes. Alle ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller, welche Spanien damals zählte, haben in den Kriegen Karl's V. und Philipp's II. gefochten, sie müßten denn geistlichen Standes gewesen seyn. Cervantes war arm, aber aus altem edlem Geschlecht; überhaupt wenn ein echter Castilier sonst nichts hat, so hat er doch einen Stammbaum. Auch er führte in seiner Jugend und in der ersten Hälfte seines Mannesalters ein unruhiges und abenteuerliches Kriegsleben, von dem er auch dann noch nicht lassen wollte, als er in der Schlacht einen Arm verloren hatte. Unter mannigfachen Schicksalen sah er alle Länder rings um das Mittelmeer; fünf Jahre brachte er als Christen-Sklave in Algier zu. Doch war diese Zeit für ihn nicht verloren; hier faßte sein scharfes Auge das muselmännische Leben auf, dessen Pracht und schwelgender Luxus in mehreren seiner Erzählungen mit so glänzenden und brennenden Farben geschildert ist. Nachdem er viel erfahren und unglaublich viel erduldet, kehrte er in sein Vaterland zurück, mit Ruhm und mit Narben bedeckt, arm an Geld, reich an Beobachtung und Kenntniß des Lebens, einen Schatz in sich tragend, den er später in seinen Romanschöpfungen wuchernd anlegte. Er konnte sich übrigens auch jetzt zu einem sitzenden, unthätigen Leben nicht bequemen. Wir finden ihn da und dort, in den verschiedensten Provinzen Spaniens; auf seinen Wanderungen benutzte er die reichliche Gelegenheit, die sich ihm bot, den Volkscharakter zu studiren. In Andalusien mag er die Muster für den lebendig sprühenden Witz, die feine Ironie gefunden haben, womit so viele seiner Romanfiguren ausgestattet sind; in Sevilla machte er ganz besondere Bekanntschaft mit der Brut von ingeniosos hidalgos, von Gaunern und Beutelschneidern, welche in seinen Picaresco-Novellen eine so respektable Rolle spielen. In der Mancha endlich hat er nicht bloß die Geographie zu seinem Don Quixote studirt, sondern auch an den Söhnen dieser edlen Landschaft den wunderlichen Kontrast von überspanntem Stolz und kläglicher Armuth, welchen die Spanischen Komiker zu so mancher ergötzlichen Karrikatur auszubeuten gewußt haben. Bis dahin hatte sich Cervantes als Dichter nur durch seine „Galatea" bekannt gemacht. Es ist darin viel dichterische Schönheit an eine Art von Poesie verschwendet, die für unsere Zeit ungenießbar geworden ist. Das damals sogenannte Hirtengedicht (pastorale) hat etwas Unnatürliches, Gezwungenes und Geschmackloses; von naturgetreuer Charakter-Auffassung, worin Cervantes' größte Stärke lag, kann darin gar nicht die Rede seyn. Er hat auch eine große Anzahl Schauspiele verfaßt, die aber sämmtlich verloren sind, bis auf zwei zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder aufgefundene. Eines von diesen, „die Belagerung von Numantia", bewährt in kühner und richtiger Charakterzeichnung und in dem kräftigen Kolorit der Darstellung die Hand des Meisters. Erst im 57sten Jahre seines Lebens legte Cervantes die letzte Hand an den ersten Theil seines Don Quixote. Ueberhaupt sind alle ausgezeichnete Romane hierin anderen Erzeugnissen der Dichter-Phantasie unähnlich, das Produkt der späteren Lebensjahre ihrer Verfasser. Die Schule des Romandichters ist die Welt, deren mannigfaltige Erscheinungen und Kräfte man nur durch eine lange, sorgfältige Uebung kennen und behandeln lernt. Der Verfasser erzählt uns selbst, daß er an seinem Don Quixote zu schreiben angefangen habe, als er just im Gefängnisse saß. Wodurch er sich diese Haft zu-

gezogen, ist nicht ermittelt; wer weiß, mit was für Muthwillen er sich an dem erlauchten Volke von la Mancha versündigt haben mochte. Im Druck erschien die erste Hälfte des Don Quixote nicht eher als 1605. Der Versuch, diese Satire gegen den herrschenden Geschmack und die alten, eingewurzelten Vorurtheile seiner Landsleute vom Stapel laufen zu lassen, mochte dem Verfasser beinahe so abenteuerlich und mißlich vorkommen, wie das Turnier seines Helden gegen die Windmühlen. Daher suchte er sein Buch unter dem Patronate eines großen Namens in die Welt einzuführen und bat um Erlaubniß, es dem Herzoge von Bejar, einem Castilischen Grandeu, dediziren zu dürfen. Der Herzog hatte dazu nicht rechte Lust, sey es, daß er Plan und Absicht des Werkes nicht kannte, sey es, daß er sich keinen großen Erfolg davon versprach. Auf vieles Bitten des Verfassers willigte er ein, sich etliche Kapitel vorlesen zu lassen. Es geschah dies in Gegenwart mehrerer Zuhörer, und schon an den ersten Seiten ergötzten sie sich dermaßen, daß sie dem Dichter keine Ruhe ließen, bis er ihnen das Ganze zu Ende las. Nun besann sich auch der Herzog nicht länger und erwarb seinem Namen, indem er ihn auf das erste Blatt des Don Quixote setzen ließ, einen Paß für die Unsterblichkeit.

Das Urtheil eines kleinen auserlesenen Zirkels giebt allerdings keinen sicheren Maßstab für die Aufnahme, die einem Buche bei der großen leidenden Welt bevorsteht. Wir erinnern uns einer Anekdote von Bernardin de St. Pierre, der mit seinem „Paul et Virginie" ein Ähnliches Experiment anstellte, wie Cervantes mit dem Don Quixote. Er las das Buch nämlich einer erlesenen Gesellschaft von Pariser Literatoren und geistreichen Frauen vor; da waren Herr und Madame Necker, der Abbé Galiani, Thomas, Buffon u. A. m., lauter brillante Schöngeister vom ersten Wasser. Anfangs hörte man begierig zu, und Alles war still; allmälig ließ die Aufmerksamkeit nach, man fing an zu flüstern, leise zu plaudern, zu gähnen, und Niemand gab mehr Acht. Buffon sah auf seine Uhr und rief nach seinem Wagen. Die der Thür zunächst saßen, schlüpften hinaus. Thomas ging zu Bett. Necker lachte die Damen aus, weil sie weinten, und die Damen schämten sich, ihre Rührung einzugestehen. Als die Vorlesung zu Ende war, ließ sich keine lobende Stimme hören; Madame Necker aber fand zu tadeln, die Gespräche Paul's mit dem alten Manne wären überaus langweilig, störend für die Handlung, voll hergebrachter Moral und frostig wie ein Glas Eiswasser." Die Niedergeschlagenheit des armen St. Pierre gränzte an Verzweiflung; es war ihm, als hätte er sein Todesurtheil vernommen. Als aber Paul et Virginie wirklich ans Licht trat, wurde es eines der beliebtesten Französischen Volksbücher. Umgekehrt gründe kein Autor auf den Beifall eines Privat-Zirkels oder einer literarischen Koterie zu sichere Hoffnungen. Manches Schifflein tanzt lustig auf dem engen See und geht im Strome unter.

Bei Cervantes indeß sträfte der Erfolg die erste günstige Vorbedeutung nicht Lügen. Der Don Quixote machte gleich nach seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen; es war, als wenn ein elektrischer Schlag durch ganz Spanien führe. Ueberall und bei allen Lesern fand das Buch Anklang; der Verfasser hatte die rechte Seite, und zur rechten Zeit, angeschlagen. Vier Ausgaben folgten in Jahresfrist auf einander, zwei zu Madrid, eine zu Valencia, und eine zu Lissabon. Ein solcher Erfolg wäre auch in unseren Tagen außerordentlich; bedenkt man nun, wie klein damals, im Vergleich zu heute, das lesende Publikum war, so muß er fast wunderbar erscheinen. Daß der Roman sehr schnell seinen Weg in die höchsten Kreise der Gesellschaft, bis an den Hof und zu dem Könige selbst fand, beweist die bekannte Geschichte, wie König Philipp III. einen Studenten über einem Buche ganz unmäßig lachen sah und sprach: „Der Mensch ist entweder von Sinnen, oder er liest den Don Quixote." Gleichwohl hören wir nicht, daß der Verfasser des Don Quixote sich eines Zeichens der Königlichen Gunst zu erfreuen gehabt hätte. In seiner Noth wäre ihm dergleichen wohl zu Statten gekommen. — indeß von Philipp III. war nichts der Art zu erwarten. Zwar hat unter diesem Monarchen die Castilische Literatur ihr goldenes Zeitalter gehabt, ihre zahlreichsten Blüthen entfaltet; allein er selbst hat wahrlich nichts dazu gethan. In abergläubischen Andachtsübungen und indolenten Genüssen brachte er seine Zeit hin; sein Günstling und allvermögender Minister, der Herzog von Lerma, hatte den Kopf voll anmaßlicher, eigennütziger und seichter politischer Pläne, — was kümmerten ihn Dichter? Er ließ Roman Roman und Satire Satire seyn. Cervantes hatte eine Bahn eingeschlagen, die wohl zu Ruhm und Ehren, aber nicht zu Reichthum führte. Sehr häufig sind, in seinen Gedichten sowohl wie in seinen prosaischen Schriften, die Anspielungen auf seine dürftigen und gedrückten Verhältnisse. Zum Glück für seinen Ruhm und für die Nachwelt ließ er sich nicht verleiten, des Gewinnes halber flüchtig und viel zu schreiben; vielmehr ließ er nach dem Erscheinen der ersten Hälfte des Don Quixote mehrere Jahre vergehen, ehe er mit seinen „Novelas exemplares" hervortrat. Etwas diesen Erzählungen Aehnliches war weder in der Castilischen, noch in irgend einer Europäischen Literatur bisher da gewesen. Dramatisch in der Anlage, voll-sinnreich erfundener Situationen, mit feiner und bis in die kleinsten Züge ausgeführter Charakterzeichnung, im Vortrage allen Reichthum und alle Anmuth der Castilischen Sprache entfaltend, wurden sie vom ersten Augenblicke an populair und verbreiteten, schneller vielleicht als der Don Quixote, den Ruhm des Verfassers über Frankreich, England und Italien.

Daß Cervantes von den ersten Auflagen seines Don Quixote so gut wie gar keine Einnahme hatte, ist kein Wunder. Ein Buchdrucker hatte das Manuskript sammt dem ganzen Verlagsrecht um eine äußerst geringe Summe an sich gebracht, als die Herausgabe des Romans noch für ein gewagtes Experiment und der Erfolg für sehr zweifelhaft galt. Aber es scheint unserem Dichter, nachdem sein Glück bei dem Publikum aufs entschiedenste gemacht war, darum doch nicht besser ergangen zu seyn. Seinem Aerger über die Verleger macht er an mehr als einer Stelle Luft. „Was meint Ihr, Herr!" sagt der arme Teufel von Autor im Don Quixote, „soll ich den Ertrag meiner Arbeit an einen Bücherkrämer verhandeln, für 3 Maravedis den Bogen? denn das ist das Höchste, was sie bieten, und für die große Gnade, seinen sie, soll man ihnen noch dankbar seyn." Dergleichen Klagen sind indeß so alt, wie die Kunst des Büchermachens selbst, und da nur die Autoren, nicht aber die Verleger ihre Sache bei der Nachwelt führen können, so müssen wir mit unserem Urtheile auf unserer Hut seyn. Wenn Cervantes nicht übertreibt, so haben seiner Zeit die Buchhändler in Castilien ihr Gewerbe mit Kniffen und Schlichen betrieben, die allerdings den Prozeß verdienten. Er läßt in einer Novelle einen Licentiaten seine Klagen, „daß sie nie ehrlich mit dem Autor umgehen, wenn sie von das Verlagsrecht einer Schrift abkaufen, sondern immer mit allerlei Pfiffen, Tücken und Betrügereien. Wer aber gar sein Buch auf eigene Kosten drucken läßt, dem spielen sie am ärgsten mit. Daß sie Euch um die Hälfte der Auflage prellen, ist dabei ganz in der Ordnung. Fünfzehnhundert Exemplare bringen sie Euch in Rechnung, unter der Hand haben sie wohl dreitausend abgesetzt, wovon sie den Profit ganz allein in die Tasche stecken."

Zum Glück indeß gewann sich Cervantes durch seine Schriften zwei vornehme, einflußreiche und thätige Gönner, Sebastian Grafen von Lemos, und Diego de Rojas, Erzbischof von Toledo. In jenen Tagen bedurfte jeder Dichter, wenn er in der Welt nicht Noth vorstellte als einen Dichter, eines solchen Patronats, um nicht im Elend und Dürftigkeit zu verkommen. Ein Dichter unserer Zeit, wenn er einen wahrhaft großen und populairen Namen errungen hat, wird durch die Gunst und Liebe des Publikums getragen und kann, kühn und frei, alle Gönnerschaft der Großen entbehren. Damals, in Spanien, gab es kein solches Publikum. Doch ja, es gab eines, aber nur für den dramatischen Dichter. Die Poesie, die für das Theater spricht, hatte allein einen goldenen Boden. Es ist die allgemeine Regel, daß bei jedem Volke das Theater seine höchste Blüthe in dem Zeitpunkte erreicht, wo eine National-Literatur sich eben erst zu bilden anfängt. In solcher Zeit hatte England seinen Shakespeare, Jonson und Fletcher, Frankreich seinen Corneille, Spanien seinen Lope de Vega. Das Schauspiel ist der erste literarische Genuß, für welchen ein Volk im Ganzen empfänglich wird, eben weil es Schauspiel ist, weil es sinnlich anspricht mit Schaugepräng und Augenlust, wohl auch mit Musik und Gesang. Ein Publikum, das zu einem höheren Grade des Urtheils und der Bildung herangereift ist, in welchem ernste und tiefe geistige Interessen Anklang finden, — für ein solches hat das Theater keine Bedeutung mehr. Es bedarf für uns der scenischen Zurüstung nicht, damit die Schöpfung des Dichters lebendig an unserem innern Auge vorübergehe; wir fassen die poetische Welt und geben unmittelbar in sie ein, ohne daß sie uns erst auf den Brettern versinnlicht wird. Wir sind Leser, nicht Zuschauer: die Zeit hat uns dazu gemacht. Der Verfall des Theaters und der dramatischen Dichtkunst ist zu beklagen, allerdings, aber man muß sich als in eine Nothwendigkeit darein ergeben; der Gang unserer Civilisation hat ihn herbeigeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika.

Der Hrachich, des Orients Champagner.

Europa schickte dem Orient seine Weine, und die Paschas und Padischahs fingen an, sich in Champagner zu betrinken; der Orient war nicht undankbar und schickte uns wieder sein Opium, aber das Opium ist zu nichts gut, als zum Schlafen und Träumen. Wir trinken einen feurigen, stimulirenden Genuß, einen Genuß, der Geist und Körper zugleich in die höchste Aufregung bringt, während man beim Opium nur in maßlose, einseitige Verzückung, in jenes wollüstig selige Beschauen versinkt, wo alles Bewußtseyn und Leben, aller Witz und Humor fehlt. Daher ist auch das Opium mehr bei indolenten Türken und Persern, so wie in China und Indien vorherrschend, als bei den Arabern. Diese lieben vor Allem einen wilden, tollen Rausch, einen Rausch, der sich zuletzt bis zum Delirium steigert, und zu diesem Zweck haben sie schon seit alten Zeiten ein ganz eigenes Mittel, ein treffliches Aequivalent für allen vom Propheten verbotenen Weingenuß, und das ist der Hrachich.

In der Türkei haben wir ganze Haufen von Opium-Essern gesehen, die sich in Gesellschaft zu betrinken pflegten. In Kairo dagegen trafen wir fröhliche Banden auf den Straßen, die man uns unter dem Namen Hrachachs, d. h. Hrachich-Esser, bezeichnete. Wir selbst haben es mit beidem versucht, mit Opium sowohl als mit Hrachich: das Opium machte uns allerdings selig, aber das war eine negative Seligkeit, eine Art wollüstiger Vernichtung, wo der Körper eben so gefesselt blieb, wie der Geist, und so oft ich Opium nahm, erinnere ich mich, daß ich ein bis zwei Stunden damit zubrachte, nur innerlich zu wiederholen: „Ach, wie glücklich bin ich!"

Was dagegen den Hrachich betrifft, so kann ich nicht umhin, zu glauben, daß sein Geist und seine Kraft es war, die dem Propheten bei seinem reißend schnellen Flug in den siebenten Himmel wenigstens eben so sehr zu Hülfe kam, als die Flügel des Engel Gabriel. Wir haben hier und da an den Wänden orientalischer Kaffeehäuser Darstellungen aus dem Paradiese gesehen, die, wie man uns erzählte, von Derwischen gezeichnet waren. Auch hier konnte nur der Hrachich diese Paläste geschaffen haben, deren kühner Bau und bizarre Eleganz alle Vorstellungen überflieg, diese Thiere, die vielleicht ursprünglich auf dem Monde zu Hause seyn können, jedenfalls aber nicht auf unserem Planeten zu finden sind, diese Bäume mit goldenem Stamm und silbernen Blättern, die mit unbekannten Früchten belastet und von phantastischen Vögelgestalten belebt sind, diese Bäche endlich, in denen man Fische schwimmen sieht, die sicherlich weder auf unseren Tafeln, noch in unseren Fischbehältern jemals gesehen worden.

Uebrigens ist die Art, wie der Hrachich bereitet wird, kein Geheimniß: die Araber lehrten uns, daß der berauschende Stoff darin nichts Anderes sey, als ein Aufguß vom Samen und von der Wurzel des Hanfs, den man in Butter kochen läßt und dann mit Zucker, Mandeln oder Pistazien zusammenbäckt. So entsteht ein Gebäcke, das in Täfelchen, so groß wie die Hand, verkauft wird; die Hälfte davon genügt, um den Rausch herbeizuführen: wir wenigstens brauchten beim ersten Mal nicht mehr. Noch sehe ich unseren Kaufmann vor mir stehen; er hielt den besten Hrachich in ganz Kahira, und die Menge strömte fortwährend vor seiner Bude, die unter freiem Himmel fast dicht an dem Eingang einer Moschee stand.

Trotz der Vorliebe der Araber für den Hrachich ist das Opium nicht außer Gewohnheit gekommen; auch ist ja der Hrachich keine Erfindung von gestern, vielmehr haben beide seit Jahrhunderten friedlich neben einander geherrscht, und jedes hat immer seine eigenen Anhänger gehabt. Das Opium ist und bleibt der Lieblingegenuß aller anständigen Leute, aller ehrbaren Bürger, mit einem Wort der Türken, die, selbst während sie den Verstand preisgeben, ihre Würde nicht verlieren wollen; will man dagegen in die Zunft der Hrachich-Esser aufgenommen werden und sich ohne Scheu mit dem Prädikat Hrachach bezeichnen lassen, was so ziemlich unserem Trunkenbold oder Säufer gleichkommt, so muß man schon ein ganz heruntergebrachtes, lüderliches Subjekt seyn und den Turban nach der Seite tragen. Man sollte sehen, was diese Hrachachs, wenn sie vorüberziehen, für Spektakel machen: alle Frauen verschleiern sich dann bis an die Augen, und die stillen Leute machen schnell Kehrtum; sind sie in einem Garten, so hört man nichts als ihr Gelächter und ihre närrischen Reden, und die Vernünftigen müssen seufzend fortgehen. Ein hervorstechender Unterschied zwischen Hrachich und Opium ist der, daß das erstere von der Welt abzieht und isolirt, das letztere dagegen immer mit Anderen zusammen genommen seyn will und nur in Gesellschaft wahren Genuß bringt. Man kann das Opium auch in Gesellschaft genießen, aber man bleibt doch immer allein; wenigstens ist das Zusammenseyn sehr mystischer Natur und ohne alle äußere Wirkung. Die Hrachachs dagegen berauschen sich noch gegenseitig, sie ermuntern Einer den Anderen zu neuen Thaten, sie spotten und necken einander, sie lachen sich mit unverwüstlichem Gleichmuth ins Gesicht, und so kommt ein wahres Drama, eine Komödie, eine Pantomime voller Leben und Phantastik zu Stande, wo noch immer einzelne Vernunftschimmer durchblitzen.

Der Hrachich ist ein Proteus unter tausend Formen, nie sah ich ihn an denselben Individuen dieselben Phänomene hervorbringen. Auch geht die Wirkung des Hrachich erst sehr langsam vor sich: drei viertel, a oft eine ganze Stunde bringt man zu, ohne etwas zu merken, bis man auf einmal ungläubig zu lächeln anfängt und die Explosion da ist; oft ist es wie ein leichter Traum, man reibt sich die Augen, man glaubt zu schlafen, man fühlt sich so behaglich zu Muthe, besonders in der Gegend des Oberbauches, und siehe da, auf ein Wort, auf ein Nichts ergreift Einen ein unwiderstehlicher Lachkrampf, der nur endet, um wieder anzufangen. Ist dann eine zahlreiche Gesellschaft beisammen, so wird ein allgemeines Gelächter aufgeschlagen, ein Gelächter, das fast convulsivisch in einzelnen Absätzen erschallt und nur unterbrochen wird, um einige Worte durchschlüpfen zu lassen, die, unbedeutend oder drollig, die Heiterkeit verdoppeln. So ist die Krise da; doch anfangs ist man noch immer auf der Hut, man merkt den Abgrund, auf welchem man lebt, zwischen der Vernunft und der Tollheit; man sucht sich zu halten, man will noch nicht alle Zügel fahren lassen. Ueberhaupt hat dieser Rausch das Eigenthümliche, daß der Verstand nie ganz verschwindet, es entspinnt sich eine Art Kampf zwischen der Vernunft und der Tollheit, das Bewußtseyn, daß man irre redet, ist da, und doch kann man es nicht lassen. Einige, besonders die Neulinge, werden dabei von einer ganz schrecklichen Marter gepeinigt: sie fürchten nämlich, für immer toll zu bleiben, und ich erinnere mich Eines unter ihnen, der bei einer solchen Gelegenheit heiße Thränen vergoß und immerfort sagte, wie er sich denn in einem solchen Zustande seiner Familie und seinen Freunden zeigen könne.

Ein anderer Charakter dieses Rausches ist die rasche Aufeinanderfolge der Ideen, deren hier eine unglaubliche Menge produzirt wird. Man fängt eine Geschichte an, kaum hat man die ersten Worte erzählt, so fällt einem ein neuer Gedanke ein, und aus ist's mit der Geschichte; man kommt wieder darauf zurück, um sie noch einmal zu verlassen; oft fragt Einer den Anderen, was er denn zuletzt gesagt habe, und daß das Alles nicht ohne Begleitung von Gelächter, von Thränen, von Exclamationen, von Witzen, von improvisirten Reden und Liedern abgeht, versteht sich von selbst.

Was sind doch die groben Dünste des Weines gegen diese großartige Tollheit des Hrachich, wo man mehrere Jahre in einer Stunde lebt, wo das Blut in eine glühende Lava und das Gehirn in eine brennende Feuergarbe verwandelt, wo die Sensibilität auf einen außerordentlichen Grad gesteigert wird und die Erinnerung noch zurückbleibt, wenn der Rausch vorüber ist. Wenn in diesem Zustand eine Kontinuität der Ideen da wäre, wenn man sich der Entwickelung eines Gedankens ganz hingeben könnte, so würden aus dem Munde der Menschen, die das Herz und den Kopf voll haben, Reichthümer hervorströmen, die man nie in ihnen ahnte und von denen sie selbst nichts wußten; doch die Krise ist zu gewaltsam, und selbst das mächtigste Leben kann sich hier nur in einzelnen raschen Blitzen manifestiren.

Man weiß nicht, wer der Verfasser von „Tausend und eine Nacht" ist, ich glaube ihn zu kennen, es ist ganz gewiß der personifizirte Hrachich. Uebrigens sah ich nur wenige Fälle von düsterer Melancholie beim Hrachich, zuweilen sehr vorübergehende Wuthanfälle, am allerersten die ausgelassenste Fröhlichkeit. Einmal war es, wo ich nur mit Mühe einen Hrachach abhalten konnte, als Vogel aus dem Fenster hinaus auf einen Baum des Gartens zu fliegen. Er hielt die beiden Enden seines seidenen Gürtels aufgebunden in der Hand und schrie: „Ich bin ein Vogel des Paradieses, ich muß hinaus." Zum Glück steckte man den Vogel in den Käfig; ein Anderer bildete sich ein, die Sprache der Schlangen zu verstehen, und was noch besser ist, er sprach sie selbst; ich verstand kein Wort davon, wiewohl ich in einer Höhe mit ihm war. Auffallend ist es, daß Individuen in dieser Lage sich ihres gegenseitigen Zustandes recht gut bewußt sind; daher behandeln sie sich auch unter einander ohne Umstände als Narren; so wie aber eine nüchterne Person ihnen in den Weg tritt und sich über sie lustig macht, gerathen sie entweder in Wuth, oder sie werden traurig und verstimmt. Zu den Wirkungen des Hrachich gehört auch die Einbildung, daß man den Kopf vom Rumpfe verliert, doch ist dies nicht immer eine nothwendige Folge, es giebt auch Leute, die ihren Kopf immer auf den Schultern fühlen. Bei der Gelegenheit erinnere ich mich eines ähnlichen Falles, wo einer von meinen Freunden sich für eine Statue hielt. „Rührt mich nicht an", schrie er, „Ihr könntet mich zerbrechen"; und als ihn einer dennoch berührte, rief er: „Da habt Ihr's; seht Ihr, wie hier der Kopf, dort die Arme herunterrollen, und wie die Füße nach beiden Seiten auseinandergehen."

Gewöhnlich verliert man auch alles Maaß von Raum und Zeit; die Pause von einem Wort zum anderen scheint ein Jahrhundert zu dauern, und die Personen, die unmittelbar neben ihm stehen, scheinen dem Hrachach in einer unermeßlichen Entfernung von ihm getrennt zu seyn. Oft schreit man wie ein Tauber mit einer Donnerstimme, und gleich darauf frägt man: Habe ich denn gesprochen? Habt Ihr mich verstanden? Ein andermal bewegt man nur leise die Lippen und glaubt mit lauter Stimme gesprochen zu haben. Es giebt Leute, denen es vorkommt, als ob ihre Hände und Füße so lang würden, daß sie das Ende nicht mehr sehen; andere wieder bilden sich fest ein, daß ihnen die Augen und die Haare aus dem Kopfe herausspringen und vor ihnen herumtanzen.

Der Erste, den ich in diesem Zustande sah, war ein junger Mensch von unruhigem Geist und lebhafter Phantasie. Er lag auf einem Divan ausgestreckt mit geschlossenen Augen. „Ich sehe die Farbe Eurer Worte", fing er an: „die einen sind rosafarben, die anderen grün, wieder andere schwarz; auch der Ton ist materiell." Er behauptete, sein Blick dringe durch die Mauern, er sehe die Leute, die auf der Straße vorübergingen, und höre deutlich, was sie sprächen. Da er allein in diesem Zustand war, wir selbst aber, zum ersten Male diesem Schauspiele beiwohnend, uns nicht enthalten konnten, zu lachen, so rief er: „Nicht doch, Ihr dürft nicht lachen, Ihr thut mir weh. Ich kann Euch versichern, daß mir in diesem Augenblick die Gabe des Doppelsehens verlieben ist, ich sehe Eure Worte und die Farbe Eurer Worte, ich sehe Eure Gedanken und die Farbe Eurer Gedanken. Ach, wenn Ihr wüßtet, was ich Alles jetzt denke und empfinde! Ein Gelehrter, der sich in diesen Zustand versetzte, würde in einem Augenblick finden, wozu ihm sonst jahrelanges Studium nicht genügt...."

Noch eins, um zu zeigen, daß der Hrachich auch in der Geschichte keine unwichtige Rolle spielt: es ist bekannt, daß der Alte vom Berge seine Anhänger durch ganz besondere Mittel zu begeistern und zu fanatisiren wußte, und zu diesen gehört auch der Hrachich. Daher der Name Hrachachin, der Plural von Hrachach, d. h. Hrachich-Esser, oder, was gleichbedeutend war, Fanatiker und Meuchelmörder, und davon stammt wieder das Französische assasin. Sollte man es wohl glauben, daß diese Worte assassiner assassin irgend eine Verwandtschaft hätten mit dem Hrachich? Und doch ist es historisch wahr.

England.

Disziplin in der Britischen Armee.

Von einem Englischen Offizier.

Eine falsche Meinung scheint neulich unter dem Publikum Verbreitung gewonnen zu haben, eine Meinung jedoch, die durch eine besonnene Betrachtung und unparteiische Würdigung leicht zu entfernen ist. Wir meinen nämlich den Glauben, daß die Mannschaft Englands, das Militair einer der siegreichsten und glänzendsten Europäischen Armeen, nicht mehr jene alte kriegerische Begeisterung, jenen moralischen und physischen Muth besitzt, der die Feinde unserer kleinen Insel über die Hälfte von Europa besiegte und zerstreute.

Wir haben nicht die Absicht, durch eine ausführliche Besprechung etwas zu widerlegen, was durchaus nicht der Fall, noch irgendwie wahrscheinlich ist, und wenn wir eine Thatsache suchten, um das Gegentheil zu beweisen, so dürften wir nur eines anführen, dessen Erinnerung noch so frisch in den Herzen aller Engländer lebt, um die Zungen jener Unglückspropheten zum Schweigen zu bringen: daß nämlich noch vor kurzem, den 16. März, 400 Englische Seeleute sich ganz allein und standhaft behaupteten gegen mehrere Tausend der besten Guerilla-Truppen in der Welt, — Truppen, die nicht für Sold, sondern für ihre Heimath und ihr theuerstes Gut, die Britische Ehre, kämpften — und daß sie, nachdem sie ihre Feinde durch muthige männliche Haltung abgewehrt, sich mit jener Ordnung und Disziplin, jener ritterlichen Verachtung aller Gefahr zurückzogen, die ihnen das allgemeine Lob Europa's verschaffte — während der alte General der Französischen Armee an der Pyrenäen-Gränze mit der aufrichtigen, ungetrübten Bewunderung eines Mannes zusah, der schon manche Truppen unter Siegen und Niederlagen angeführt.

Dieses eine Beispiel wäre genügend, jedem Militair zu beweisen, daß die strenge Disziplin und Tapferkeit der Britischen Armee unvermindert geblieben ist, und laßt sie nur einmal wieder ausziehen unter dem Banner Alt-Englands, im Kampf für ihre gerechte Sache, da wird es sich recht zeigen, wie sie ihnen Irrthum vollends vernichten werden.

Wenn wir übrigens die Ursache dieser seltsamen Täuschung, die sich in der Welt verbreitet hat, nennen sollen, so ist es, glaub' ich,

Digitized by Google

nichts Anderes, als der letzte Sieg der Karlisten über die Britische Legion bei Hernani. Da ist vor Allem zu bemerken, daß diese Legion außer dem Umstand, daß sie eine bewaffnete Macht war und mit Kugel und Bajonnet kämpfte, kaum eine andere Aehnlichkeit hatte mit dem Britischen Heer. Auch behielten sie außer ihrem Commandeur fast keinen einzigen Britischen Offizier in ihren Reihen; und obgleich viele Soldaten darunter sich auch für die regulaire Armee qualifizirt haben mögen, so bestand doch die Mehrzahl aus Tausenden von halbverhungerten Handwerkern, die als der Auswurf der Hauptstadt ganz gewiß zurückgewiesen worden wären, wenn sie sich bei irgend einem aktiven Britischen Regiment gemeldet hätten. Diese Leute dienten auch für keine patriotische Sache, sie fochten nicht unter der Fahne Alt-Englands, sie hatten keinen esprit de corps, und daher ist es kein Wunder, wenn sie, nachdem sie mehr gethan, als sich von einem solchen Haufen erwarten ließ, zuletzt Niederlagen erlitten. Dies kann den Ruf der Britischen Armee nicht berühren.

Wir selbst wurden jung in dieses Heer aufgenommen, und wir hatten das Glück, in einem der schönsten Regimenter unseres Landes schnell zu avanciren. Es ist jetzt jedes Regiment im Britischen Dienst so gut disziplinirt, daß es gehässig wäre, wenn wir Vergleichungen anstellen wollten, doch so viel wird man mir zu gute halten, wenn ich versichere, daß wir in echter soldatischer Haltung, in der trefflichsten Organisation und in braver, gentlemännischer Gesinnung — Eigenschaften, die unter Soldaten wie Offizieren gleich verbreitet waren — keinem anderen den Vorrang ließen. Dies war jedoch nicht der einzige Vorzug dieses Regiments. Wir hatten einen Obersten, dessen unveränderliche Liebenswürdigkeit und Herzensgüte ihn in den Stand setzte, die strengste Disziplin mit den besten Erfolgen durchzuführen und sich zugleich die Liebe und Achtung der Offiziere und Soldaten zu gewinnen.

Unsere Station war in Malta, vielleicht eine der angenehmsten in der Welt, für Offiziere wie für Soldaten. Im Winter und Frühling, wo das Wetter nicht zu heiß war, hatten wir fortwährende Uebungen und Manöver, die durch die ganze Art ihrer Ausführung keineswegs zu schwer oder ermüdend waren. So hatte z. B. jede Woche ihre eigenen Tage für die Strickübungen, die, wenn ich nicht irre, jetzt allgemein bei der ganzen Armee eingeführt sind; zwei Tage waren für Bataillons-Uebungen und einer oder ein paar von den übrigen für praktische Feld-Manöver bestimmt — gewiß, nach unserer Meinung, ein ganz vortrefflicher Plan in jeder Hinsicht, da er sowohl die beste Gelegenheit bot, sich bei den Soldaten beliebt zu machen, als sie aus den Bierschenken und den nachtheiligen Folgen des Nichtsthuns herauszuziehen.

An den festgesetzten Tagen zog das ganze Bataillon auf mit schwerem Gepäck, jeder Mann mit seinem Antheil, da die Rationen schon früh ausgetheilt worden. So gerüstet marschirten wir aufs Feld, bald in der einen, bald in der anderen Richtung, wie Umstände oder Wahl es mit sich brachten: dazu spielte die Musik ein lustiges Stückchen, bis wir die äußersten Gränzen der Garnison erreichten. Nun wurde der Befehl zum „leichten Marsch" gegeben, und fort ging's mit nachgeschleiften Waffen, wobei die Cigarre und die kurze Thonpfeife ihre angenehmen Rauchspiralen von sich gaben; Scherz und Lachen ließen sich hören, und die munterste Fröhlichkeit drang in alle Reihen, ohne daß dabei die Achtung vor den gegenseitigen Verhältnissen und Stellungen im Geringsten verletzt wurde. Nachdem wir eine Strecke weit marschirt, machten wir Halt an einer auserwählten Stelle, wo wir die nöthigen Vorräthe von Holz und Wasser zum Bivouac fanden. Die Gewehre wurden aufgestellt und einzelne Haufen zu verschiedenen Beschäftigungen abgetheilt: die Einen mußten Feuer anzünden, die Anderen getrocknetes Holz und Wasser holen, wieder Andere kochen u. s. f., es dauerte nicht lange, und die Rationen dampften und kochten in den zinnernen Schüsseln auf ihren Bivouac-Feuern. Die Offiziere bereiteten ihr eigenes Pikenik, reichlich versehen mit allen Mitteln zu einem Mahl, welches die lange Morgen-Promenade höchst schmackhaft machen mußte.

War der Schmaus verüber (zu dem natürlich nur schöne Tage ausgesucht wurden), so begannen wir eine mannigfaltige Reihe von Spielen, als da sind Scheibenwerfen, Wettrennen, Springen und zuweilen auch Ballspiele; überall waren die Offiziere und Soldaten fröhlich zusammen und bestimmten auch gelegentlich einen kleinen Preis für den glücklichen Aspiranten in athletischen Meisterstücken. Wir selbst erinnern uns noch mit Stolz, was für ein guter Läufer wir gewesen und wie wir mit dem damaligen Sergeant-Major, einem jungen aufgeweckten Mann, und mit vielen anderen Gliedern des Corps zahlreiche Kämpfe zu bestehen hatten.

Während dieser Spiele wurden auch militairische Exercitien nicht vergessen: Piquets wurden an den besten Punkten ausgestellt und in kurzen Zwischenräumen abgelöst, wodurch das Ganze ebensowohl ein Spiel als eine Uebung wurde und die Leute bei dieser Gelegenheit eine so nothwendige militairische Fertigkeit praktisch erlernten. Dann und wann machte auch ein Haufe einen verstellten Angriff, was das Interesse der Scene und den Reiz des Ganzen erhöhte.

Diese ländlichen Spiele und Uebungen wurden so oft wiederholt, als es das Wetter erlaubte, und es war höchst erfreulich, zu sehen, wie viel guter Wille und Energie, an Geist und Körper, im ganzen Corps durch diese angenehme Belehrungsweise erzeugt wurde. Wo die Natur des Landes es gestattete, wurden auch auf dem Marsch selbst verschiedene Bewegungen ausgeführt, z. B. größere und kleinere Frontbildungen, Angriffe auf den Vortrab, Carrée, Passagen über enge Brücken, Scharmützelgefechte u. s. w.

Wir wissen wohl von einem Befehl, der existirt, daß die Offiziere, welche Regimenter befehligen, ihre Leute in Fecht- und Turnübungen exerziren sollen; ob aber dieser Befehl allgemein oder überhaupt jemals ausgeführt worden, glauben wir nicht. Und doch bieten fast alle unserer Garnisonsstädte den schönsten Boden in ihrer Nähe für diese militairischen Uebungen — so Portsmouth, Portsdown, Hill, Winchester, die alle ihre Ebenen haben — auch Exeter, Plymouth und manche andere in der unmittelbaren Nähe von ausgedehntem offenem Heideland, auf welchem viel überflüssiges Holz und Wasser zu finden ist. Die Depots und Regimenter würden von diesen praktischen Uebungen gleichen Nutzen ziehen, während die Faulheit und das Zahnfleischen der Meisten, welche die Mittel haben, in die Kneipen treibt, ihr Geld zu verrauchen und zu vertrinken. (U. S. J.)

Bibliographie.

Thoughts on religion. — Nach einer Handschrift des Jahres 1822 von einem Oxforder Graduirten.

Rudiments of a vocabulary of Egyptian Hieroglyphics. — Von Samuel Sharpe.

Electricity; its nature, operation and importance in the phenomena of the Universe. — Von William Leithead, Secretair der „Elektrischen Gesellschaft".

The Squire. — Roman vom Verfasser der „Erbin". 3 Bde. 31½ Sh.

Scenes and shadows of days departed. — Nebst Gedichten aus der Jugendzeit und aus dem Alter. — Von W. Liste Bowles.

Tales about Wales, with a catechism of Welsh history. — Von einer Dame. Zweite Auflage. Herausgegeben von Capitain Basil Hall.

An address to emigrants intending to settle to South-America. — Von einem kürzlich zurückgekehrten Oekonomen.

Britannia Ingrata. — (Ein Gedicht, welches den Britischen Sieg auf der Pyrenäischen Halbinsel und die Tapferkeit des Expeditions-Heeres feiert, das dafür, wie der Dichter behauptet, gar nicht belohnt worden sey.) Vom Major William Mackie.

Isabella, or the orphan cousin. — Eine Jugendgeschichte, von der Tochter eines Geistlichen.

Mannigfaltiges.

— Die Rossiniana. So heißt eine neue musikalische Zeitung, die jetzt in Französischer und Italiänischer Sprache in Paris erscheint. Französisch lautet ihr Titel vollständig: „La Rossiniennae, Annales cosmopolites de la musique, du chant et de la pantomime". Sollte man es nach dieser Benennung wohl für möglich halten, daß in der Zeitschrift selbst (uns liegt Nr. 2 vom 12. Nov. d. J. vor) weder von Rossini, noch von Gesang und Pantomime die Rede ist, ja daß von Musik überhaupt fast gar nicht darin gesprochen wird? Wir finden in dem Blatte zunächst ein „Musikalisches Glaubensbekenntniß" (Französisch: „Profession de foi musicale"; Italiänisch: „Professione di fede musicale), in welchem zwar das Wort „Musik" hundertmal wiederholt, aber die Musik selbst auch nicht im entferntesten definirt wird; der Plan zu einer allgemeinen Association à la Saint-Simon, zu einer Art von Bank, an der man auch ohne Geld und durch sein bloßes Talent Theil nehmen kann, ist es vielmehr ausschließlich, womit der Artikel sich beschäftigt. Die Actiomanie unserer Zeit hat schon mancherlei tolle Pläne zu Tage gefördert, der gegenwärtige aber ist der tollste, der uns jemals vorgekommen; ja, man wäre fast versucht, etwas Tiefpolitisches dahinter zu suchen, so verzweifelt dumm erscheint das Ding beim ersten Anblick. Der Baron Corvaja, ein Italiäner, der sich als Herausgeber nennt, will um sein Unternehmen alle musikalische Talente Frankreichs und Italiens versammeln; sie sollen nach dem Verdiensten an den ungeheuern Benefizien desselben Theil nehmen, doch vorerst müssen sie sich bei der neuen Zeitschrift als Actionnaire interessiren. Es werden zu diesem Behufe einige co-gerenti (Redacteure) in Italien reisen und in Mailand, Turin, Neapel und anderen Italiänischen Hauptstädten Kommanditen der Rossiniana errichtet werden. Die nächste Folge des großen Unternehmens wird das völlige Aufhören aller Armuth seyn, und der „Distruzione del pauperismo" ist in der neuen musikalischen Zeitung der zweite ausführliche Artikel gewidmet, worauf dann eine Kriegserklärung gegen die Börsenhelden (Giuochi di borsa) folgt. Unverkennbar ist die Speculation der neuen Zeitschrift, so sehr es auch vorzugsweise auf Italien abgesehen scheint, auf die Leichtgläubigkeit Französischer Actionnaire berechnet. In Italien wird die Rossiniana wohl schwerlich Eingang finden; in Frankreich aber sind in der neueren Zeit noch viel schwindelhaftere Projekte unterstützt worden.

— Rabel in Frankreich. Das neueste Heft der Revue de Paris (vom 26. Nov.) enthält unter der Ueberschrift „Madame de Varnhagen" einen mit besonderer Vorliebe für Deutsches Gemüth und Geistesleben geschriebenen Artikel des Marquis A. von Custine, der eine Zeit lang in Deutschland gelebt und die Frau, mit deren Gastfreundschaft er das Französische Publikum vertraut macht, persönlich gekannt hat. Herr von Custine weiß nicht, daß auch bereits Herr Prof. Geruzez in seinem Werke Au-delà du Rhin über Rahel ausführlich gesprochen und Proben aus ihren Briefen mitgetheilt hat. Es beruht daher auf einem Irrthume, wenn Herr von Custine sagt, daß außer einem von Herrn Philarète Chasles geschriebenen Artikel, der einmal im Journal des Débats gestanden, in Frankreich noch nichts über die merkwürdige Frau gedruckt worden sey. Er selbst ist übrigens unseren Lesern bereits durch ein interessantes Schreiben über Frau von Staël bekannt, welches wir (in Nr. 151 des Magazins von 1836) in einer Salon-Schilderung der Madame Sophie Gay mitgetheilt haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Freitag den 8. Dezember 1837.

Italien.

Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara.

Es war leicht vorherzusehen, daß die Behauptungen des Marchese Gaetano Capponi, die wir in Nr. 137 des „Magazins" mitgetheilt, in Italien nicht ohne Widerspruch bleiben würden. Noch bevor Capponi mit den angekündigten Beweisstücken herausgerückt ist, hat bereits der bekannte Literar-Historiker und Novellist, Professor Giovanni Rosini, ein geharnischtes Sendschreiben gegen Capponi erlassen.*) Dasselbe ist ganz mit jener gereizten Empfindlichkeit geschrieben, welche in der Polemik Italiänischer Schriftsteller von jeher immer vorgeherrscht hat. Herr Rosini, der früher die Liebeshändel des Tasso zum Gegenstand eines Dramas gemacht, das er mit einer kritischen Einleitung herausgegeben, sieht das Manifest des Herrn Capponi als eine direkte Kriegserklärung an und scheint darüber um so empfindlicher zu seyn, als er jenes Drama dem Marchese Capponi in tiefster Verehrung gewidmet hatte. Der Letztere soll, wie sein Gegner behauptet, die beiden von ihm benützten Briefe Tasso's an Scipio und Fabio Gonzaga (Vgl. S. 547 des Mag.) zum Theil verstümmelt und zum Theil in ganz verkehrtem Sinne ausgelegt haben. Die Liebe Tasso's zur Prinzessin Leonore läßt sich, wie Hr. Rosini behauptet, aus denselben Aktenstücken beweisen, die Capponi dagegen anführt, und steht übrigens durch zahlreiche Gedichte des Sängers der Gerusalemme unwiderruflich fest. Rosini scheint ebenfalls von den Manuskripten des Grafen Alberti, deren erste Lieferung (Lucca, 1837) bis jetzt erst erschienen, noch manche Beweise für seine Ansicht zu erwarten, deren Bekämpfung, bei dem einmal seit Jahrhunderten feststehenden Glauben an die Liebe Tasso's und Leonorens, allerdings etwas Gewagtes und Schwieriges ist. Freilich ist Herr Capponi nicht der Erste, der es ausspricht, daß Alfons von Este den großen Dichter nur darum einsperren ließ, damit er nicht in die Dienste der Mediceer eintrete. Schon Serassi hat es im Jahre 1785 gethan; aber gleichwohl ist gerade um jene Zeit der erste Entwurf zu dem schönsten Drama entstanden, in welchem der Dichter jemals gefeiert worden und worin seine Liebe zu Leonoren so poetisch wahr erscheint, daß sie wenigstens in den Herzen des Deutschen Publikums immer fortleben wird, wenn auch ihr Ungrund bis zur Evidenz erwiesen werden sollte.

Inzwischen können wir den Streit auf sich beruhen lassen, bis einerseits Graf Alberti seine Handschriften und Dichtungen als Beweise für und andererseits Marchese Capponi die seinigen gegen das Liebesverhältniß Tasso's vollends herausgegeben haben wird. Eine unbefangene Abwägung des Für und Wider mag alsdann den für die Literatur-Geschichte allerdings nicht uninteressanten Ausschlag geben. Zur Ehre Deutscher Forschungen dürfen wir jedoch nicht verschweigen, daß Capponi's scharfsinnige Vermuthungen über Tasso's Verhältnisse zum Hofe von Ferrara lange vor ihm schon in Deutschland ausgesprochen worden, und daß er selbst auch sich dazu bekannt hat, durch einen Aufsatz, der einmal in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" über Hrn. Professor Ranke's akademische Beiträge zur Geschichte der Italiänischen Poesie erstanden, zu Forschungen in dem Modenesischen Archiv veranlaßt worden zu seyn, welche diejenigen des Deutschen Gelehrten vollkommen bestätigt hätten.

Interessant ist, daß gerade jetzt auch jene Abhandlungen, die Herr Ranke vorlängst im Schooße der Königlichen Akademie der Wissenschaften vorgetragen, im Druck erschienen sind.**) Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, in dem Prozesse, der eben in Italien verhandelt wird, ein wichtiges, vielgeltendes Zeugniß zu vernehmen. Die großen historischen Gemälde, die Herr Ranke von Fürsten und Völkern, von Päpsten und Reformatoren entworfen, haben ihm auch den glücklichen Anlaß zu jenem anziehenden Genrebilde gegeben, das die Italiänische Poesie zum Gegenstande hat. Wir sehen darin diese Poesie aus den Gestaltungen des Mittelalters zu den Formen der modernen Zeit übergehen. An den poetischen Erzählungen der Italiäner, von den Reali di Francia — über deren bisher verloren geglaubten letzten Theil uns hier zuerst eine Darstellung nach einem in der Bibliothek Albani zu Rom befindlichen Manuskripte gegeben wird — bis auf Tasso, weist Herr Ranke die genetische Fortbildung mittelalterlicher Stoffe nach, die am Ende in ihrem modernen Gewand einer ganz anderen Welt anzugehören scheinen. Tasso aber ist es, für den Herr Ranke das Verdienst vindizirt, die Aristotelischen Einheiten in die Poesie eingeführt und zum ersten Male den romantischen Stoff klassischen Gesetzen unterworfen zu haben. Tasso repräsentirt die vollendete Form der Italiänischen Poesie; er hat ihr jenen modern-klassischen Stempel aufgedrückt, der zuerst in Spanien nachgeahmt, später aber in Frankreich durch das Jahrhundert Ludwig's XIV. zum allgemeinen Europäischen Gesetz erhoben worden ist.

Hören wir nun, was Herr Ranke über das Schicksal Torquato Tasso's am Hofe von Ferrara sagt. Es wird uns damit ein tiefer Einblick in das Gemüthsleben des Dichters gewährt, und wir werden dadurch auf die Entscheidung der obschwebenden Frage vorbereitet, sie möge nun ausfallen, wie sie wolle. — S. 77 der vorliegenden Abhandlung heißt es:

„Jedermann kennt das unglückliche Schicksal Tasso's im Allgemeinen. Bei weitem weniger bekannt sind die inneren Motive desselben, die zugleich mit der universalen Verwandlung des Zeitgeistes zusammenhangen.

Denn an jene Erzählung von einem Verhältniß des Dichters zu der Prinzessin Leonore von Ferrara, die zuerst ein gewisser Brusoni, ein anerkannt fabelhafter Autor in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, in Umlauf brachte, ist nun zuvörderst gar nicht zu glauben. Vor mehreren Jahren hat die Gazzetta di Milano einen Fund angekündigt, den man in der Casa Falconieri zu Rom gemacht habe; da seyen die Originale der Briefe und Sonette versteckt gewesen, die zwischen Beiden gewechselt worden, um deren willen Alfonso II. den Dichter gefangen gesetzt habe. Gleich als würde der Fürst, nachdem er sich der Person versichert, nicht auch die Papiere an sich genommen haben: er, der sogar das unschuldige Gedicht der Gerusalemme lange Zeit nicht herausgeben wollte. Gewiß ist hier irgend eine Mystification im Spiele.

Man braucht in der That nur die Briefe Tasso's im Zusammenhange zu lesen, um sich von dem Ungrund dieser Fabel zu überzeugen.

Tausend Mal erörtert Tasso in denselben sein Unglück; in der Heftigkeit seiner Leidenschaft verschweigt er nichts, was er weiß, was zu seiner Entschuldigung dienen kann; jedoch von einem Verhältniß dieser Art, das ja doch nicht unehrenvoll für ihn war, findet sich nicht die leiseste Spur, nicht die entfernteste Andeutung. Er hat dieser Prinzessin einige Sonette gewidmet, in denen er sagt, er würde noch zu anderen Gefühlen gegen sie erweckt worden seyn, wenn ihn nicht ihr Rang zurückhielte; allein das ist eben nur eine poetische Formel; ihrer Schwester Lucrezia trägt er ganz andere Schmeicheleien mit dem Ausdruck persönlicher Leidenschaft vor. Leonora war sehr zurückgezogen, männlich, gefiel sich in einer stoischen Gleichgültigkeit; sie galt für eine Heilige; man schrieb es z. B. ihren Gebeten zu, daß Ferrara von einem Erdbeben, welches eintrat, nicht härter mitgenommen wurde. Von einer schwachsinnigen Hinneigung zu einem jungen phantastischen Poeten war die ernste, stille, vernünftige Fürstin weit entfernt. Auch könnte man eher sagen, daß Tasso ihrem Andenken Gleichgültigkeit bewiesen habe. Als sie gestorben war, wurde sie von Allem, was in Ferrara Verse machte, besungen; Tasso allein, der doch auch da war und sonst jedes Gefühl in ein Madrigal, ein Sonett gießt, schwieg still; er hat sie niemals wieder erwähnt.

Weit andere Dinge waren es, die den armen Tasso bedrängten und in innerer Gährung herumwarfen.

Einmal seine Lage am Hof in Ferrara überhaupt. Die Italiänischen Literaten pflegten, wenn das Glück sie nicht besonders bedacht hatte, sich irgend einem Großen, einem Fürsten, einem Kardinal, einem reichen Edelmann anzuschließen und in dessen Hause, ohne bestimmte Bedienung, zu verweilen, bis Glück oder Verdienst ihnen bei diesem ihrem Herrn eine einigermaßen sichere Stellung verschafften. So stand auch Tasso anfangs bei dem Kardinal Este, dann bei dem Herzog von Ferrara: und auf dies persönliche Verhältniß gründete er die Hoffnungen für seine Zukunft. In seinem Gedicht hatte er nach dem Muster seiner Ferrareſischen Vorgänger das Haus Este aufs neue verherrlicht; er zweifelte nicht, daß diese Beflissenheit und das Verdienst seines Werkes ihn auf eine höhere Stufe, in eine bequemere, angemessenere Lage befördern würden. Hoffnungen aber, auf Hofgunst gegründet, sind zu allen Zeiten trügerisch gewesen; auch Tasso wurde hingehalten, nicht befriedigt. In dieser Zeit geschah nun, daß er einen Antrag erhielt, in die Dienste des Hauses Medici zu treten. In der Stimmung, in der er war, ließ er sich bewegen, darauf einzugehen. Hätte er es nun wenigstens auch sogleich ausgeführt! Da er sich aber doch nicht völlig entschließen konnte, gerieth er in eine unbestimmte, schwankende und höchst unbequeme Stellung. Schon mit sich selber ward er uneins. Indem er in Ferrara darauf antrug, daß man ihn zum Geschichtschreiber des Hauses ernennen möge, gelobte er seinen Florentinischen Freunden, dies Amt nicht anzunehmen, um nicht von dem Hause Medici

*) Lettera di Giovanni Rosini al sign. Defendente Sacchi a Milano sul maggio annuo' to della causa finora ignota delle aventure di Torquato Tasso, del sign. Marchese Gaetano Capponi. — Pisa, 1837.

**) Zur Geschichte der Italiänischen Poesie. Von Leopold Ranke. Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften. 4. Berlin, 1837.

ungünstig reden zu müssen*). Allmälig aber wurde jene Unterhandlung auch Anderen bekannt, an dem Hofe ruchbar. Zwischen Medici und Este bestand eine uralte, eingewurzelte Eifersucht; Alfonso, der von einem Angehörigen unbedingte Verehrung forderte, war davon betroffen, daß ein so namhafter Mann zu seinen Feinden übergehen wolle. So wie das Vertrauen schwand, das der Hof bisher dem Dichter bewiesen, regten sich seine Feinde, seine Neider. Ja Tasso selbst hatte Augenblicke, wo er sich wegen seines Vorhabens verdammte; er fürchtete, man werde es ihm als einen Treubruch auslegen, der ihn beschimpfe. Alle diese Dinge setzten ihn in eine innere Aufregung, die ihn, wenn ich nicht irre, auch deshalb um so mehr beherrschte, da sein Gedicht, das bisher seine Phantasie beschäftigt, sie in einem bestimmten Kreise der Thätigkeit festgehalten, damals im Ganzen vollendet war und er sich ungestört seinen düsteren Imaginationen, seinem menschenscheuen, egoistischen Mißtrauen überlassen konnte.

Und dazu kamen peinliche Gedanken von einer noch schlimmeren Art. Tasso fühlte sich, der entschieden religiösen Richtung, die er hatte zum Trotz, in dem christlichen Glauben nicht fest. Er hatte den ersten Unterricht in einer Jesuiten-Schule zu Neapel bekommen; er erzählt selbst, daß er von den Jesuiten bereits in seinem neunten Jahre zum Abendmahl gelassen worden sey, ehe er noch von der Bedeutung desselben etwas verstanden. „Aber die Umgebung", sagt er, „die Würde des Ortes, der Apparat, das Murmeln und sich an die Brust schlagen der Umstehenden brachten in mir eine geheime Devotion hervor"**). Die Frömmigkeit, welche die Jesuiten bezweckten, beruhte überhaupt mehr auf der Erregung eines dunkeln Gefühles als auf Einsicht, auf Unterricht. Ehe Tasso diesen empfangen konnte, ward er in die Irrfahrten seines Vaters verflochten. Da war er nun wohl übrigens ein guter Katholik geworden, d. h. er haßte, wie er sagt, den Namen eines Lutheraners, eines Ketzers, als etwas Verpestendes, — er wünschte von Herzen, „wiewohl", nach seinem eigenen Ausdruck, „mehr mit weltlichem als mit geistlichem Eifer", daß der Sitz des Glaubens, daß das Papstthum sich bis ans Ende der Tage erhalten möchte, — es war in ihm der allgemeine Umschwung der Italiänischen öffentlichen Meinung von einer Abneigung gegen das Pastthum zu einer Hinneigung zu demselben vorgegangen; aber dies hinderte nicht, daß ihm nicht gegen die Grundlehren des Glaubens Zweifel aufgestiegen wären. Er konnte die Meinungen der Philosophie, denen er Beifall gab, mit diesen Lehren nicht vereinigen. Er hielt Gott für ein ewiges Prinzip, für die erhaltende Weltseele; aber ob er die Welt geschaffen, ob er dem Menschen eine unsterbliche Seele verliehen, ob er sich selbst mit der Menschheit bekleidet habe, alles dies war ihm zweifelhaft, und daraus folgte denn, daß er an die Wirksamkeit der Sakramente, an Himmel und Hölle, endlich auch an die Autorität des Römischen Stuhles nicht vollkommen glauben konnte. Was ihn noch in Schranken hielt, war, wie er sagt, nur eine knechtische Furcht vor den ewigen Höllenstrafen, die ihm eben auch in erster Jugend eingeprägt worden seyn wird.

Nicht immer hatte er nun mit diesen Meinungen zurückgehalten; da er sich jetzt von Feinden umgeben und verfolgt glaubte, da er Jedermann in Verdacht hatte, so fing er an zu fürchten, man habe ihn bei dem geistlichen Gericht angegeben. Es kam hinzu, daß viele Einwendungen, die gegen sein Gedicht gemacht wurden, diesen Punkt betrafen. Nicht alle seine poetischen Phantasieen hatten das Gepräge der Rechtgläubigkeit***), und ohnehin gab es manchen ehrenwerthen Mann, dem alle und jede Dichtung in einem so kirchlichen Stoff unzulässig vorkam. Anfangs hatte sich Tasso darüber hinweggesetzt; allmälig machte es doch einen gewissen Eindruck auf ihn, da es mit seinen übrigen Befürchtungen zusammenfiel. Jedoch das Schlimmste war, daß in ihm selbst Skrupel erwachten. War ihm heute ein religiöser Zweifel aufgestiegen, so verdammte er sich morgen darüber; es bedrängte ihn selbst, daß er ein schlechter Christ sey. Von äußerer Furcht und von innerer Bekümmerniß zugleich getrieben, faßte er endlich den Gedanken, sich selbst der Inquisition anzugeben. Zuerst stellte er sich vor dem Inquisitor von Bologna, der ihn mit einigen guten Lehren entließ. Bald darauf erschien er vor dem Inquisitor in Ferrara; auch dieser absolvirte ihn†). Jedoch Tasso war damit nicht zufrieden. Es schien ihm, die Untersuchung sey nicht gründlich genug gewesen, die Absolution habe keine volle Gültigkeit; er faßte Briefe an das Tribunal der Inquisition zu Rom, an den Groß-Inquisitor selbst ab, um eine vollständige Absolution zu erlangen. Er gerieth in eine furchtbare Agitation. Eine ungünstige, ja drückende äußere Lage, — ergriffene, wieder verworfene Aussichten, — Mißtrauen gegen Jedermann, unerschütterliche Gesinnung zu keinem Menschen auf der Welt, — ein durch sein Verdienst, das ihm jetzt sogar verderblich ward, gesteigerter Ehrgeiz, den man um so unbarmherziger zurückwies, — und dazu nun religiöse Zweifel, die er verdammt, indem er sie hegt, so daß er mißbilligt, was er thut, und es doch thut, seine Gedanken verwirft und sie doch nicht ändern kann; alles das quält ihn um so mehr, arbeitet und wühlt um so tiefer in ihm, da er in sich selbst nicht mit Heuchelei umgeht, da er es mit Treue und Religion ehrlich meint: — so wird die Harmonie seines Daseyns zerstört; er hat weder die Kraft noch den Willen, seine aufgeregten, entflammten Lebensgeister von dem verderblichen Wege zurückzurufen, in Schranken zu halten. Er giebt Anlaß, daß man ihn für wahnwitzig hält.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Igilda di Brivio. — Geschichte aus dem 15ten Jahrhundert. Von Bassano Zuoli. 4 Bdchen. Mailand.

Cento Novelle. — Hundert Novellen, von Schriftstellern des 19ten Jahrhunderts. Bologna.

---

*) Lettere di Tasso Opere Tom. IX. p. 412.

**) Lettera di Torquato Tasso 1580 17 Maggio bei Serassi Vita di Tasso p. 88.

***) Man sehe unter anderen den Brief Tasso's an Silvio Antoniani: Opere Tom. X. p. 147.

†) Serassi p. 222, p. 248, p. 252.

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

(Fortsetzung.)

Lope de Vega und der Verfasser des Don Quixote waren Zeitgenossen. Jener beherrschte damals das Spanische Theater fast ausschließlich; sein Ruhm, sein Name galt über Alles, — er war der Liebling, der Abgott des Spanischen Publikums. Cervantes stand da als ein Naturwunder, ein Monstrum, um seiner ungeheuren poetischen Fruchtbarkeit willen. In der That übersteigt die Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit er die Unzahl seiner theils dramatischen, theils lyrischen Werke hinwarf, allen Glauben. Die Summe seiner literarischen Produktionen läßt sich, man mag es anfangen wie man will, gar nicht anders als in ganz erstaunlichen Zahlen ausdrücken. Z. B. er hat 21 Millionen Verse — sage einundzwanzig Millionen und dreimalhunderttausend Verse — im Druck hinterlassen, dabei noch eine Masse Manuskripte. Ein vertrauter Freund, Montalvan, versichert uns, daß Lope der Bühne 1800 regelrechte Schauspiele und nebenbei 400 religiöse Dramen geliefert hat, die sämmtlich zur Aufführung gelangt. Er selbst rühmt sich, über 100 Komödien geschrieben und zu keiner als vierundzwanzig Stunden Zeit gebraucht zu haben, wenn man bedenken mag, daß jede Komödie zu zwei- bis dreitausend Versen gerechnet werden muß, und daß an vielen Stellen nicht blos Vers und Reim, sondern oft auch die schwierigste und verschlungenste Form, z. B. Sonett, Oktave, Terzine herrscht. Lope de Vega ist 71 Jahr alt geworden; rechnen wir nun die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit auf 50 Jahre, so kommt im Durchschnitt auf jede Woche ein Stück. Nicht zu vergessen, daß er nebenbei auch Aemter bekleidete und zeitraubenden Berufsgeschäften obgelegen hat; nicht zu vergessen, daß außerdem noch 21 Quartbände vermischter Schriften von ihm vorhanden sind, darunter fünf epische Gedichte, woran er in „seinen Mußestunden" gearbeitet hat. Wir sehen uns vergeblich unter ältern und neuern Autoren nach Beispielen einer ähnlichen extensiven Fruchtbarkeit um. Am nächsten, doch immer noch in ungeheurem Abstande, kommt uns leicht Walter Scott. Die neueste, von Murray angekündigte vollständige Ausgabe seiner Werke wird 90 Bände in 8. betragen. Davon sind 21 ihrem theils poetischen, theils prosaischen Inhalt nach älter als das Jahr 1814; hingegen die Romane, welche 48 Bände, die historisch-biographischen Schriften, welche 21 Bände füllen, sämmtlich in den 17 Jahren 1814—1831 entstanden; also fast je drei Monate einen Oktavband. Man sollte denken, das Alles hätte kaum zum bloßen Niederschreiben hingereicht. Dabei war Scott theils durch mancherlei anderweitige Geschäfte von seinem literarischen Beruf abgezogen und führte ein gastliches, vielgeselliges Leben, verlor manche Stunde und manchen Tag in Anspruch nahmen — der Leser verzeihe uns die Abschweifung. Wir wissen, daß Poesie sich nicht nach der Elle oder nach der Uhr messen. Es war eine Anekdote des bekannten Capitain Basil Hall davon die Rede, wie schnell Scott täglich schreibe. „Das ist nicht gar so wunderbar", sagte unser literarischer Argonaut; „ich bringe, wenn ich will, vor dem Frühstück eben so viel zu Stande." Einer aus der Gesellschaft war unhöflich genug, zu fragen: „Ob aber die Qualität darunter mag?" Das ist der Punkt, worauf es ankommt, und in dieser Tracht verliert die Erscheinung Lope de Vega's viel von ihrem befremdlichen. Von seinen unzähligen Dramen finden die allermeisten heute noch Leser, kaum zwei haben sich auf der Bühne erhalten. Man kennt die Italiänischen Improvisatoren, die, von der Geschicklichkeit, dem Wohlklang ihrer Landessprache und von dem Reichthum, womit sie an vokalischen, in Reime austönenden Endungen unterstützt, der Eingebungen ihrer Phantasie augenblicklich in Verse einkleiden und vortragen. Ein solcher Improvisator war Lope de Vega, und die Spanische Sprache giebt sich zu solcher Handhabung noch leichter als die Italiänische her. Auf solchem Wege mußten seine Dichtungen nachlässig und fehlerhaft gerathen, aber ihre unglaubliche Reihenfolge ließ das Publikum gar nicht zur Besinnung kommen; jedes neue Stück überraschte die Zuschauer durch eine Exposition, die sie durch eine Intrigue ganz neuer Art und besonders durch leichten, raschen, lebendig sprühenden Dialog. Mit einem Worte, Lope de Vega hatte das Spanische Publikum ganz und gar in Pacht genommen, er war, wie Cervantes sich ausdrückt, „Allerbesitzer der Bühne". Aber nicht bloß die Ehre, auch der goldene Dank war ihm reichlicher zu Theil, als je vielleicht dem Lieblings-Dichter einer Nation. Lope ging äußerst sorglos mit dem Gelde um und brachte es, trotz einem Vermögen von 100,000 Dukaten, was so viel sagen will als unsre 7—800,000 Dollar. Nun wohl, in einer Strecke mit einem verzogenen Glückskind — denn Lope de Vega, von den Großen und vom Volke um die Wette geliebkost und bereichert, beklagte sich nicht, daß man sein Verdienst nicht genug anerkenne — in derselben wohnte Cervantes, im Kampfe mit Dürftigkeit und Widerwärtigkeit aller Art, und erwarb sich mit der Feder, welche für die Laute schrieb, mühsam seinen Unterhalt. Welcher Kontrast! und wie anders die Nachwelt so ganz anders, als die Mitwelt! Lope de Vega, dessen Name damals ganz Spanien erfüllte, ist jetzt bei seinen eigenen Landsleuten mißachtet und vergessen; der Ruhm des Cervantes ist mit der Zeit erstarkt, — er ist nun für alle Zeiten der Stolz Spaniens, seine Werke erfreuen die ganze gebildete Welt.

Indeß hat Cervantes sich schon bei Lebzeiten einer gerechten Anerkennung und eines bis in fremde Länder verbreiteten Ruhmes zu erfreuen. Als eines Tages der Erzbischof von Toledo einem Besuch bei dem Französischen Gesandten zu Madrid abstattete, kam zwischen den Dienern des Erzbischofs und den Französischen Herren das Gespräch auf Cervantes. Die Letzteren sprachen in Ausdrücken der Bewunderung des Entzückens über die Galatea, den Don Quixote und so

nd versicherten, diese Schriften würden in allen Ländern weit und reit gelesen, ja in Frankreich wisse Mancher sie beinahe auswendig. Sie wünschten sehr, diesen ausgezeichneten Mann von Angesicht kennen .t lernen, und erkundigten sich eifrigst, womit er sich denn beschäftige, ie und in welchen Umständen er lebe. Die Castilier wußten keine ndere Auskunft zu geben, als daß der Mann die Waffen für sein Vaterland getragen habe, schon bei Jahren sey und in Dunkelheit und Dürftigkeit lebe. „Was?" rief einer von den Französischen Kavalieren, „Señor Cervantes in Dürftigkeit? wie ist das möglich? warum wird für einen solchen Mann nicht aus dem öffentlichen Schatze gesorgt?" — „Das verhüte der Himmel", fiel ein Anderer ein; „wenn die Noth nacht, daß er so treffliche Sachen schreibt, so muß man ihn dabei assen, denn seine Armuth macht die Welt reich." — Bedürfte es ibrigens noch eines Beweises für die Größe des Mannes und für seine ohe Stellung in der Meinung seiner Zeitgenossen, so hätten wir einen war indirekten, aber vollgenügenden an der Eifersucht, der Mißgunst, en Schmähungen, womit die Schaar damaliger Dichterlinge den Heroen überschüttet hat. Er mochte das reizbare Geschlecht durch so manche reimlithige und scharfe Kritik, die er in den Don Quixote und in einige Novellen mit einfließen ließ, gegen sich aufgebracht haben, obwohl eine Satire immer nur die Sache, nie die Person traf. Die Pfeile einer Gegner waren freilich weder scharf gespitzt, noch richtig gezielt, dafür desto reichlicher in Gift und Galle getaucht. Sogar Lope de Vega soll sich nicht entblödet haben — wir glauben es nicht — mit ihnen gemeine Sache zu machen. Man schreibt ihm ein Sonett zu, welches nach großem Eigenlob mit der schmutzigen Prophezeiung schließt, die Werke seines Gegners (Cervantes') würden ihren Weg in die Kloaken finden. Aber dieses schlechte Machwerk ist ganz gewiß nicht von Lope, der viel zu edel von Gesinnung war und in seinem Rufe als Dichter viel zu hoch stand, um mit jenen Kläffern gemeine Sache zu machen. Vielmehr spricht er mehr als ein Mal in seinen Werken seine begeisterte Verehrung für Cervantes aus, und in dem Gedichte „el Laurel de Apolo" (Apollo's Lorbeer), welches 1369, vierzehn Jahre nach Cervantes' Tode, erschien, schließt die glänzende poetische Lobrede auf den Verfasser des Don Quixote mit folgenden beiden Versen:

Pocos se diga que una mano herida
Pudo dar á su dueño eterna vida.

Ein unverzeihlicher Irrthum hat sich, wir wissen nicht wie, in Lockhart's Vorrede zu der Murray'schen (Englischen) Ausgabe des Don Quixote eingeschlichen. Hier heißt es nämlich: „Nach Lope de Vega's Tode im Jahre 1615 war Niemand mehr vorhanden, der unserem Autor (Cervantes) den ersten Rang in der Literatur streitig machen konnte." Lope ist aber bekanntlich erst 1635 gestorben und hat somit den Cervantes um neunzehn Jahre überlebt.

Im Jahre 1615 gab Cervantes eine Sammlung seiner Komödien heraus, die auf der Bühne wenig Glück gemacht hatten. Es ging ihm darin, wie allen fruchtbaren Romandichtern: der Fluß seiner Darstellung ergoß sich zu leicht ins Breite und fügte sich den beschränkenden Regeln und Formen der dramatischen Gestaltung nicht. In der vorausgeschickten Dedication an die Leser läßt sich Cervantes vernehmen, der edle und sinnreiche Junker Don Quixote sey bereits wieder gesattelt und gespornt und werde allernächstens zum zweiten Ritt in die Welt aufsitzen. Man könnte sich wundern, warum es Cervantes so lange anstehen ließ, seinen Helden, der mit seinen ersten Fahrten so viel Glück bei den Lesern gemacht hatte, auf neue Abenteuer auszuschicken. Wahrscheinlich sah er selbst anfänglich die Geschichte mit dem ersten Theile für beendet an; in der That schließt sie sich völlig ab, und Don Quixote wird zwar nicht vor unseren Augen todtgeschlagen, allein er gilt so gewiß für todt, daß wir sogar zum Schluß seine Grabschrift zu lesen bekommen. Cervantes hatte sich mit dem Plane zu dieser Fortsetzung lange getragen und gemächlich daran geschrieben, als ihm ein eben so unerwarteter als unangenehmer Streich gespielt wurde. Es erschien nämlich eine Fortsetzung des Don Quixote von fremder, unbekannter Hand. Der Verfasser nannte sich Avellaneda und gab vor, er wäre aus Tordesillas; sein wahrer Name und Geburtsort hat nicht ausfindig gemacht werden können. Nach den Eigenthümlichkeiten seiner Schreibart und nach dem Geiste und Sinn seiner Aeußerungen zu schließen, war er ein Aragonier, seines Standes ein Geistlicher, wahrscheinlich einer von den kleinen Theater-Dichtern, denen Cervantes Kritik etwas unbarmherzig mitgespielt hatte. Die Idee des Cervanteschen Don Quixote, das Personal und die Charaktere sind von dem unberufenen Fortsetzer beibehalten, und neben manchem Plagiate aus dem ersten Theile findet sich Mehreres, was mit dem später erschienenen echten zweiten Theile des Don Quixote so auffallend übereinstimmt, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, entweder daß der vermeinte Avellaneda über Cervantes Manuskripte gekommen seyn muß, oder — und dieses ist wahrscheinlicher, — daß er dergleichen aus Cervantes eigenem Munde aufgeschnappt hat, welcher, ohne sich einer solchen Freibeuterei zu versehen, im Gespräche eine und die andere Andeutung über das im Fortgange begriffene Werk fallen ließ. Die unechte Fortsetzung war nicht ganz ohne Verdienst, und schon der Name, den sie an der Stirn trug, machte Aufsehen und verschaffte ihr Leser. Doch herrschte in den abenteuerlich-komischen Situationen, durch welche der Held geführt wurde, in den burlesken Späßen, womit das Ganze reichlich durchwebt war, das grobe Element sehr merklich vor, und die Sturrilität, ja die Unsittigkeit der Darstellung erregte selbst in jenem Zeitalter, wo man über diese Punkte bei weitem nicht so delikat dachte, Anstoß. Lesage hat, um dies beiläufig zu bemerken, auch diesen Pfuscher-Don-Quixote Französisch übersetzt oder vielmehr paraphrasirt und aus dem rohen und größtentheils werthlosen Material seines Originals durch geschickte und glänzende Fassung ein Buch zu Stande gebracht, das sich gefällig und geschmackvoll liest. — Cervantes bekam, wie es scheint, das Machwerk des Avellaneda zu Gesichte, als er just beim 59sten Kapitel im zweiten Theile seines Don Quixote stand. Von da an mindestens begegnen uns bittere Anspielungen und mehrfache Aeußerungen der Entrüstung gegen jenen Vermummten, der, um seiner Unverschämtheit die Krone aufzusetzen, sich in der Vorrede ungezogenen Spott über Cervantes körperliche Eigenschaften, Manieren und Lebensverhältnisse erlaubt hatte. Der Verdruß hierüber trieb indeß den gekränkten und beleidigten Dichter zur rascheren Vollendung seines Werkes, und die echte Fortsetzung des Don Quixote erschien gegen Ende des Jahres 1615. Fortsetzungen populairer Romane, in welche sich das Publikum mit Eifer und Liebe hineingelesen hat, mißlingen fast immer, sogar wenn der Autor selbst sie unternimmt, und machen auch bei den Lesern kein Glück. Indeß der Don Quixote ist eine glänzende Ausnahme von dieser Regel. Der zweite Theil erfreute sich eben so rascher Verbreitung, so volksthümlicher Beliebtheit, so einstimmigen Beifalls wie der erste, und die beiden Hälften wurden wirklich, auch für das Publikum, ein in allen seinen Theilen gleich geliebtes, gleich werthgeschätztes Ganzes. Cervantes hatte sich die Beurtheilungen, welche der erste Theil erfahren hatte, zu Nutze gemacht, die meisten der dort gerügten Mängel sorgfältig und mit Glück vermieden; Keiner übte solche Herrschaft über die Castilische Sprache wie er, Keinem floß sie in solchem Reichthum und so vielgestaltiger Anmuth.

Jetzt stand Cervantes auf der Höhe seines Ruhmes. Auch seine Vermögensumstände besserten sich; der Ertrag seines nun vollendeten Don Quixote riß ihn mindestens aus den Verlegenheiten und Nöthen, womit er sein Leben lang gekämpft hatte. Leider war ihm kaum ein halbes Jahr gegönnt, sich dieses Glückes zu freuen, denn schon im nächstfolgenden Jahre, am 23. April 1616, starb er. Er hatte eben noch seinen Roman: „die Leiden des Persiles und der Sigismunda", vollendet; die Dedication desselben an seinen alten Gönner und Freund, den Grafen de Lemos, welcher sich damals auf Reisen außerhalb Spaniens befand, ist wenige Tage vor des Verfassers Tode geschrieben. „Ich stehe", heißt es darin mit Anspielung auf ein altes Spanisches Sprüchwort — „ich stehe nun schon mit einem Fuße im Steigbügel, die letzte große Reise anzutreten. Gestern empfing ich das Sakrament, der Tod breitete seine Schatten über mich. Und doch hänge ich noch am Leben mit allen meinen Wünschen; ja ich habe das Leben lieb und möchte Euch noch einmal sehen. Ist es aber bei Gott anders beschlossen (sein Wille geschehe!), so getröste ich mich, daß Ihr, gnädiger Herr, den Mann kennt und sein gedenken werdet, dessen Wunsch und Eifer, Euch zu dienen, größer war, als selbst seine Liebe zum Leben." Weiterhin spricht er den Vorsatz aus, falls ihm Gott vergönnte, von diesem Krankenlager wieder aufzustehen, noch einige bereits angefangene Werke zu beendigen. So athmen seine letzten Worte noch die edle und treue Gesinnung, die zarte Empfindung, die Liebe zu seinem Dichterberuf und die schöne Heiterkeit des Gemüths, wodurch er im Leben vor Allen ausgezeichnet war. Begraben wurde er, in aller Stille und ohne Pomp in der Kirche des Klosters Santa-Trinidad zu Madrid. Kein Denkstein bezeichnet die Stätte, und während der winzigste Spanische Grande sein kostbares, prangendes Grabmal hat, ist die Stelle vergessen, wo Spaniens größter Genius die sterbliche Hülle ließ. Er freilich bedarf des Denkmals von Stein und Erz nicht, aber der Nation gereicht solche Vergessenheit zur Unehre.

Mit dem Inhalte des Don Quixote ist der Leser zu wohl bekannt, als daß es hier einer Analyse desselben bedürfte. Ueber die Tendenz des Romanes hingegen und über seine Wirkung auf die Zeitgenossen dürfte ein erläuterndes Wort an seiner Stelle seyn. Der Don Quixote hat bekanntlich den Ritter-Romanen in Spanien den Garaus gemacht. So, wie es in dieser Gattung von Romanen geschildert wird, hat das Ritterthum in der Wirklichkeit freilich niemals existirt. Aber die Gesinnung, die Denkweise, wie sie bei den Helden und Heldinnen in jenen extravaganten Geschichten gäng und gäbe ist, die überschwängliche Tapferkeit und Galanterie, die phantastischen Gelübde, die tollen Abenteuer, die Zweikämpfe, die prahlerischen Großthaten gegen Heiden- und Mohrenfürsten, gegen böse Zauberer, grimmige Riesen und Drachen, das Versenken der Einbildungskraft in eine ganz ungeheuerliche, unvernünftige, auf jedem Schritt und Tritt verzauberte Welt, — das Alles hat seine Zeit gehabt, wo es die Gemüther mächtig anzog und unbeschreiblich auf sie wirkte. Alle Völker des Europäischen Westens haben (zwar nicht gleichzeitig, die Italiäner am frühesten, die Deutschen am spätesten) eine Periode überstanden, wo die lesende Welt an Produkten jener Gattung ausschließlich Vergnügen fand und die dickleibigsten romantischen, galanten Zauber- und Ritter-Historien verschlang. Nirgends aber ist dieser Geschmack so früh aufgekommen, nirgends hat er so allgemein und anhaltend geherrscht, wie in Spanien. Aus der Geschichte des Landes und Volkes wird dies begreiflich. Die Spanische Nation, kann man sagen, ist in lauter Romantik aufgewachsen; die Atmosphäre war damit geschwängert; die eigenthümlichen Verhältnisse Spaniens im Mittelalter haben diesen überspannten, abenteuerlichen Geist des Ritterthums geweckt und gefördert. Die Nachbarschaft der Moslemin, der beständige Kampf mit ihnen fachte den Religionseifer und den Nationalstolz zu stets neuer Gluth an. Die Geschichte der christlich-Spanischen Staaten ist gewissermaßen ein Jahrhunderte langer Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Der Feind lag an den Gränzen; jeder Fußbreit des Bodens mußte ihm blutig abgestritten werden. Da fand der Tapfere täglich Reiz und Anlaß zu kühnen Waffenthaten. Die Spanischen Araber waren ein hochgebildetes, feinsinniges, edelstolzes Volk, der Kampf mit ihnen kein roher Streit der physischen Kraft, sondern ein Wetteifer der Tapferkeit, der Großmuth, der ritterlichen Ehre. So erwachte unter Kriegen und Gefechten der Geist der Courtoisie, des durch Religion, Ehre und Liebe erhöhten und verklärten Heldenmuthes. In diesem Geiste sind auch die alten Spanischen Gesetze abgefaßt. In den Partidas Alphon's X., aus dem 13ten Jahrhundert, wird bis auf das Kleinste vorgeschrieben, wie sich ein guter Ritter zu benehmen habe, und unter anderen wird ihm eingeschärft, im Gefechte den Namen seiner Dame anzurufen, damit deren Gedächtniß seine Seele

mit neuer Glut durchdringe und ihn vor allem unritterlichen Thun behüte. Dieses Gesetz war kein todter Buchstabe, sondern der Ausdruck der Sitte und Gesinnung, die bei den Spaniern noch herrschend blieb, als für Franzosen und Engländer die Zeit des romantischen Ritterthums längst vorüber war. Im 15ten und 16ten Jahrhundert noch erschienen häufig, wie theils Spanische, theils ausländische Chroniken-Schreiber, die Letzteren nicht ohne Verwunderung, uns berichten, — an den Hoflagern Europäischer Fürsten Spanische Ritter, die auf Abenteuer zogen durch alle Länder der Christenheit, pour chercher honneur et reverence par leurs faits d'armes, wie eine Französische Chronik damaliger Zeit sich ausdrückt. In den Paston Letters, die zur Zeit König Heinrich's VI. von England geschrieben sind, lesen wir, daß ein Castilischer Ritter an des Königs Hof gezogen kam, der die Farben seiner Dame am Arme trug und die Englischen Ritter herausforderte: „eine scharfe Lanze mit ihm zu brechen, seiner hohen Herrin und Frau zu Ehren." Der Spanische Chronist Pulgar, der in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, spricht von dieser irrenden Ritterschaft als von einer noch zu seiner Zeit unter dem jungen Castilischen Adel ganz gewöhnlichen Sache. Oviedo, der noch um etliche Jahre jünger ist, läßt die Aeußerung fallen, jeder rechte Kavalier müsse verliebt seyn, oder doch sich verliebt stellen, weil sonst seine tapferen Thaten des Glanzes und Reizes ermangeln würden. Das merkwürdigste Probestück abenteuerlicher Romantik ist ohne Zweifel das Turnier, dessen Beschreibung sich der Chronik des Alvaro de Luna angehängt findet und in der 1784 durch die Spanische Akademie veranstalteten Ausgabe jener Chronik mit abgedruckt ist. Zehn Ritter vertheidigten, in Gegenwart des Königs Johann II. und seines Hofes, den Paß zu Ordigo in Galicien, nicht weit von der Kirche und dem Grabe des heiligen Jakob zu Compostella, und machten sich anheischig, Allen und Jedem den Zugang mit den Waffen zu wehren. Der Name des Hauptkämpen unter den zehn ist uns aufbehalten, er hieß Sueño de Quenenes; seine Dame hatte ihm die Verpflichtung auferlegt, alle Donnerstag einen eisernen Ring vor aller Leute Augen um den Hals zu tragen, und wollte ihn dessen nur entbinden, wenn er jene Aufgabe siegreich und mit Ehren löste. Das Kampfspiel dauerte 30 Tage, die männlichen Kämpen führten nicht Schild noch Tartsche, ihre Lanzen hatten Spitzen von Mailändischem Stahl. Es fanden 627 Gänge statt, 166 Lanzen wurden gebrochen; da endlich erklärten die Kampfrichter, daß die Sache ausgefochten und von den Zehn mit Ehren bestanden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Java.

Adschi Soko.

Eine Javanesische Sage.*)

Als Adschi Soko in Java angekommen war, begab er sich zunächst auf den Berg Kendang. Darauf sprach er zu seinem Diener Pun-Sembodho: „Bleibe Du hier allein und bewahre dieses mein krummes Messer**); ich will nach Mendang gehen. Gieb dieses Messer Keinem, der es verlangen sollte, es sey denn, daß ich selbst es verlangte." Adschi Soko machte sich dann auf den Weg nach Mendang; Pun-Sembodho aber blieb zurück und hütete das Messer. Als Adschi Soko bis zur Gränze von Mendang gekommen war, fragte er einen Landbewohner, ob hier das Land Mendang sey? Dieser sagte: „Ja; wer bist Du aber, Fremdling?" Adschi Soko antwortete: „Ich bin übers Meer hierher gekommen und will dem Ratu (Könige) von Mendang meine Dienste anbieten." Der Bauer entgegnete: „Wenn Du diese Absicht hast, so wird es Dir übel ergehen; denn der Ratu von Mendang ist ein Menschenfresser; alle seine Unterthanen fliehen ihn, weil er jeden Tag eines ihrer Kinder verspeist. Auch Fremdlinge müssen ihm zur Nahrung ausgeliefert werden." Adschi Soko versetzte: „Dem sey, wie ihm wolle; ich gehe doch!" Darauf verwandelte sich Adschi Soko in ein schön und lieblich aussehendes Knäblein und ging gerades Weges in die Behausung des Patih (Ministers) von Mendang. Er trat vor den Minister und sprach zu ihm: „O Patih, ich wünschte, von dem Könige Sang-Noto verzehrt zu werden." Der Patih antwortete: „O Knabe, ich staune über diesen Deinen Wunsch! Du willst also sterben? Denn wer Jemanden als Speise dient, der ist gewißlich des Todes." Adschi Soko entgegnete: „Ich habe keine Lust, Mensch (Erwachsener) zu werden; wenn ich jedoch mit dem Leben davonkommen sollte, so bitte ich um gerade so viel Land, als mein Kopftuch bedeckt, wenn ich es ausbreite." Der Patih gelobte ihm dies.

Darauf wurde Adschi Soko dem Könige zur Mahlzeit für den heutigen Tag ausgeliefert. Als Sang-Noto den schönen und wohlgestalteten Knaben sah, freute er sich unmäßig auf diese leckere Speise. Zur Essenszeit brachte man ihm den Adschi Soko, den er bis dahin wohl aufbewahren lassen, und eben wollte der König voll Gierigkeit zugreifen — da nahm Adschi Soko plötzlich seine vorige Gestalt — die eines bejahrten Mannes — wieder an und faßte mit der einen Hand die obere, mit der anderen aber die untere Lippe des Königs. Da zerriß der Mund des Sang-Noto, und er gab seinen Geist auf.

Jetzt verwandelte sich Adschi Soko wieder in ein Knäblein, ging stracks in das Haus des Patih und erzählte ihm, wie Sang-Noto geendet hatte. Der Minister staunte sehr, daß es einem so jungen Knaben gelungen, den Sang-Noto zu tödten; zugleich aber erfreute sich sein Herz, denn er hoffte, das Land Mendang werde nun wieder zur Ruhe kommen und einen Fürsten erhalten, der kein Menschenfresser wäre, wie Sang-Noto.

Darauf erinnerte Adschi Soko den Patih an sein Versprechen. Dieser breitete das Kopftuch des Adschi Soko aus und sagte: „An einem solchen Stückchen Land kannst Du nicht einmal schlafen; begehre das Hundertfache: ich gebe es Dir!" Jetzt nahm Adschi Soko sein Kopftuch und breitete es mit eigener Hand aus. Das Tuch ward größer und größer; schon bedeckte es die ganze Stadt Mendang, und noch war sehr viel davon übrig; darauf breitete es sich über den ganzen Bezirk, und immer blieb noch ein großes, großes Stück. Als das Tuch endlich völlig ausgebreitet war, überdeckte es die ganze Insel Java.

Der Patih staunte über die Maßen ob solcher Wunderkraft. Darauf nahm Adschi Soko seine vorige Gestalt wieder an, worüber der Patih sich entsetzte, und sprach zu ihm: „Du hast Dich schön verrechnet; sieh, die ganze Insel ist nun mein Eigenthum geworden." Als der Patih sich wieder erholt hatte, sprach er: „Dem sey also!" Darauf ward Adschi Soko König von Mendang, und das Reich kam unter ihm zu blühendem Wohlstand.

Kurz nach seiner Thronbesteigung erinnerte sich Adschi Soko, daß er sein krummes Messer unter der Obhut seines Dieners Sembodho auf dem Berge Kendang gelassen hatte. Da rief er seinen nunmehrigen Diener Pun-Dhoro und befahl ihm, dieses Messer zu holen. Pun-Dhoro machte sich auf den Weg und traf auf dem Berge Kendang mit Sembodho zusammen. Nachdem sie einander begrüßt hatten, fragte Sembodho den Pun-Dhoro, was er hier zu thun habe? Dieser sagte: „Ich komme, um das Eigenthum meines Herrn abzuholen, welches in Deiner Obhut sich befindet." — „„Daraus wird nichts"", entgegnete Puni-Sembodho; „„denn mein Herr hat mir ausdrücklich befohlen, dieses Messer keinem Menschen abzulassen, außer ihm selber."" Die Beiden geriethen in Wortwechsel, und am Ende kämpften sie mit einander, bis sie Beide ihren Geist aufgaben.*)

Adschi Soko harrte lange mit Sehnsucht der Rückkehr seines Dieners. Als schon geraume Zeit verflossen war und dieser immer noch nicht erschien, wurde es dem Könige bang ums Herz. Er begab sich insgeheim selbst nach dem Berge Kendang und fand bald die Leichen seiner treuen Diener.

Der König versank in tiefen Schmerz und fühlte bittre Reue über seiner Uebereilung. Erst nach langer Zeit tröstete er sich mit den Gedanken, daß dieses Ereigniß eine göttliche Schickung gewesen sey.

W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Goethe in Italien. Bisher war der Dichter gerade in dem Lande, das er doch am meisten, außer seinem eigenen, gepriesen hat, am allerwenigsten bekannt. Mit Ausnahme des Werther und in neuerer Zeit auch des Wilhelm Meister, war — man sollte es kaum für möglich halten! — von Goethe noch nichts ins Italiänische übersetzt, während man doch Kotzebue's sämmtliche Theaterstücke und ihresgleichen und die von Iffland längst schon einer solchen Ehre würdig erachtet hat. Gegenwärtig erscheint in Mailand nach dem Muster des vor mehreren Jahren in Frankreich herausgekommenen Théâtre de l'Etranger ein Museo drammatico unter der Leitung von Giacinto Battaglia, und dieses hat bereits zwei Dramen von Goethe, den Götz von Berlichingen und den Faust, in Uebersetzungen geliefert. Ueber den letztern ist kürzlich in der Gazzetta Piemontese der Anfang eines bisterisch-kritischen Aufsatzes zu lesen; die Fortsetzung scheint jedoch auf Hindernisse gestoßen zu seyn, denn sie hat bisher vergebens auf sich warten lassen. Die Uebersetzung des Götz (wir wissen nicht, ob auch die des Faust) rührt von Herrn Francesco Bergani her und wird von Italiänischen Blättern sehr gelobt.

— Geographische Differenzen. Es geht doch nichts über die Genauigkeit, besonders bei statistischen Angaben! Wir erinnern uns daher jedem Zeitungsleser seyn, der sich über die Bevölkerung der sogenannten Raubstaaten Afrika's belehren will und nun, nachdem er zur größeren Sicherheit zwei verschiedene geographische Schriften nachgeschlagen, folgende Tabelle als Resultat erhält:

	Bevölkerung nach Hassel,	nach Balbi.
Marokko	14,800,000.	4,500,000.
Algier	2,500,000.	1,500,000.
Tunis	4,500,000.	1,800,000.
Tripolis	2,500,000.	660,000.
Zusammen	24,300,000.	8,460,000.

Der Zeitungsleser hat also nun zwischen 24 und 8 Millionen die Wahl — allerdings eine etwas harte Zumuthung, aber beide berühmte Geographen können sich mit Recht darauf berufen, daß man in Afrika keine so genaue Einwohner-Listen anfertigt, als in des Zeitungslesers Wohnort, und er muß sich daher, falls er sich hierbei nicht beruhigen will, bis zu der Zeit gedulden, wo entweder des Sultans oder der Französischen Reformen auch in den bereits sehr ehrlichen Raubstaaten eine bessere Ordnung der Dinge herbeigeführt haben.

*) Der Text ist mitgetheilt in dem Lesebuch zu Gericke's Javanesischer Sprachlehre. S. 63 f. — Adschi Soko, oder Adschi Saka, vermuthlich eine rein mythische Person, wird als der erste aus Indien gekommene Bildner der Javanesischen Malaien dargestellt. Vgl. W. v. Humboldt's großes Werk: „Die Kawi-Sprache auf der Insel Java", S. 9—10.

**) Was es mit diesem Instrument (Javanisch pangkot) für eine Bewandtniß habe, darüber kann der Uebersetzer keine Auskunft geben. Gericke sagt im Wortregister schlechtweg „een krom mes". Als Kompositum bedeutet krom-mes (Krumm-Messer) im Holländischen eine Hippe, auch ein Schuster-Messer. In Malakka und Sumatra heißt eine Hippe, pengâtam, was offenbar mit obigem pangkot ein und dasselbe Wort ist.

*) Diese tragische Begebenheit soll in den Namen der Javanischen Buchstaben verewigt seyn, nur deren Erfinder Adschi Soko gehalten wird. Setzt man diese Buchstaben in ihrer alphabetischen Ordnung und mit den anhängenden Vokalen, so entsteht ungefähr folgender Sinn: „Die Boten geriethen in Kampf und fochten tapfer, bis sie endlich zu Leichen wurden."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (⅔ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Montag den 11. Dezember 1837.

Frankreich.

Bücher-Ankündigungen und Literaten in Paris *).

Ungeachtet der volltönenden und vielgebrauchten Worte: Fortschritt und Verbesserung, hat sich doch seit Jahrhunderten der Kreis der praktischen Ideen eben nicht sehr bedeutend umgestaltet, und gleichwohl ist man heutzutage mehr als je von dem steten Ziele alles Strebens entfernt, nämlich vom Glück. Denn wann hätte man jemals so viele Deutsche nach Amerika auswandern, eines der drei Reiche Großbritanniens bei den beiden anderen um Brod betteln, Spanien und Portugal sein Unglück so schwer beklagen und endlich Frankreich mit so vielen Steuern belastet gesehen?

Es ist in diesem allgemeinen Schiffbruch schwer zu entdecken, wo denn eigentlich das Glück sey, und ich will mich daher nur auf Frankreich beschränken. In diesem Lande hat die Wuth, reich zu werden, einen nie geahnten hohen Grad erreicht, und wie mir scheint, ist dies Phänomen auch ganz leicht zu erklären; denn wenn man auf einer Eisenbahn in der Stunde fünf Meilen zurücklegt, so will man natürlich auch Geld mit gleicher Schnelligkeit verdienen. Da sich nun der Mensch nicht von Kohlen und Eisen übertreffen lassen darf, so hat er ein Mittel entdeckt, das man in mehrfachen Beziehungen mit dem Dampf vergleichen kann. Dieses Mittel war den Griechen und Römern, ja selbst den Chinesen unbekannt, obwohl Jedermann weiß, daß Letztere Alles ohne Ausnahme schon längst entdeckt haben, selbst das, was Andere erst noch entdecken werden.

Dieses Mittel sind die Annoncen. Im literarischen Sinne versteht man unter Annonce eine Anzahl Zeilen, durch die der Krämer seine Schwefelfaden, der Schriftsteller seine Werke bestmöglichst anzupreisen sucht; im typographischen Sinne versteht man darunter ein viereckiges Stück bedrucktes Papier von der Größe eines gewöhnlichen Bogens bis zur Höhe eines Hauses; ja es sind bereits zwei Stock hohe, mit Thür und Fenstern versehene Annoncen zum Vorschein gekommen. Aus dieser Verschiedenheit der letzteren kann man entnehmen, daß sie einer Entwickelung fähig sind, die nur an den Enden der Erde ihre Gränze findet.

Ich habe mich jedoch in meiner Definition geirrt, wenn ich mich zu allgemein ausdrückte und sagte, daß Annoncen nur Eigenlob enthielten. Allerdings hat Jedermann von sich und den Seinigen die beste Meinung von der Welt, allein nicht Jeder versteht es, sich nach Verdienst zu loben, woran theils vernachlässigte Erziehung, theils die Besorgniß Schuld ist, man möchte sich zu bescheiden ausdrücken; in beiden Fällen wendet man sich daher an gewisse Personen, die dann statt des Beauftragenden reib werden müssen. Diese sogenannten Annonciateurs haben nun ein ganz neues Gewerbe geschaffen, das den ersten Rang vor allen übrigen einnimmt, da ohne dasselbe kein einziges anderes Gewerbe wahrhaft einträglich wäre. Zuvörderst nimmt also der Annonciateur die zu verkaufende Waare in Augenschein, bestehe sie nun in einem Kramladen, einer Advokatur, einem Gedicht, 100 Flaschen Bordeauxwein, einer Kirche, einem Roman, kurz aus irgend Etwas. Hierauf taxirt er sie im Vertrauen und bemerkt, wie viele Annoncen sie kosten und wie viel sie einbringen würde. Wir werden, sagt er z. B., in sechs großen Journalen, in einem kleinen literarischen und in zwanzig Provinzialblättern davon auf gehörige Weise sprechen; und selten irrt er sich in seinen Berechnungen. Nur muß man es freilich nicht wie jener Buchhändler machen, der 2000 Francs auf Ankündigungen für einen gar nicht vorhandenen Roman ausgab, und als man nun nach dem angekündigten Buche fragte, ließ er durch seine Commis antworten, daß die Auflage vergriffen sey, wodurch er bewirkte, daß man im Publikum so lange von ihm sprach, bis er etwas Neues erscheinen ließ. Unglücklicherweise aber zeigt derselbe Buchhändler jetzt Werke an, die nur allzu sehr existiren, die er aber nicht abzusetzen vermag. Vielleicht jedoch macht er nicht genug Annoncen.

Als Beispiel von der wunderbaren Macht der letzteren möge folgende in Paris allbekannte Geschichte dienen. Unter den noch lebenden Schriftstellern giebt es einen, der zwar sehr bekannt, zu dieser Bekanntheit aber auf ganz ungewöhnliche Weise gelangt ist. Er duzt sich mit den Ministern, die ihn für einen Literaten halten, und die Literaten, die da glauben, er sey wenigstens so viel als ein Minister, behandelt er höchst geringschätzig. Dieses Ansehen hat er aber folgendermaßen erworben. Er besuchte eines Tages einen wohlbekannten Buchhändler und sagte zu ihm mit geheimnißvoller Miene: „Hören Sie, Herr .... wie wäre es, wenn Sie den Verlag eines Werkes übernähmen, das ich aber noch nicht geschrieben habe?" — „Was ist das für ein Werk?" fragte gleichgültig der Buchhändler. — „Ein sehr schönes Werk." — „Das ist möglich." — „Ein unübertreffliches Werk." — „Darauf zweifle ich nicht; was für einen Titel führt es denn aber?" — „Einen Titel, der 20 Auflagen absetzen würde." — „Und zwar?" — „Geschichte der Restauration; was meinen Sie dazu?" — „Ich meine, daß das Buch, wenn es gut geschrieben ist und sonst nur neue Aufschlüsse enthält, heutzutage guten Abgang finden müßte. Bringen Sie es mir einmal her." — „Ich werde es Ihnen bringen; unterdessen kündigen Sie nur immer an, daß die Geschichte der Restauration im Laufe dieses Monats erscheinen werde."

Der Buchhändler verfehlte nicht, in allen Journalen die Geschichte der Restauration mit Posaunenschall anzukündigen und ihr zu ihrem bevorstehenden Auftreten eine erwartungsvolle Aufnahme zu bereiten.

Kaum erfuhr man in gewissen hohen Zirkeln, daß ein Werk über die Restauration dem Erscheinen nahe wäre, als man auch schon in starke Bewegung gerieth. Entdeckungen befürchtete und von gewissen Aktenstücken sprach, die man für verborgen hielt, deren Veröffentlichung man aber besorgte. Man näherte sich daher dem Autor, gewann ihn durch Schmeicheleien und Versprechungen und gab ihm zuletzt eine Stelle von 6 bis 8000 Francs.

Gleichwohl zeigt nach Verlauf eines Jahres der Buchhändler wiederum die Geschichte der Restauration an. Mit neuen Befürchtungen treten auch größere Belohnungen ein, und die Entschädigungs-Summe oder, wenn man will, der Gehalt steigt auf 12,000 Fr. jährlich; dies ist aber noch nicht Alles. Das Gerücht von jenem unsichtbaren Werke hatte sich in den Salons verbreitet, und so oft der genannte Schriftsteller sich daselbst zeigte, sagte man sich einander leise ins Ohr: das ist der Verfasser der Geschichte der Restauration. In der Provinz interessirte man sich gleichfalls für das Werk und dessen Autor, und beide erlangten daselbst einen ausgebreiteten Ruf.

Man hätte nun wohl vermuthen dürfen, daß das so ungeduldig erwartete Werk endlich einmal ans Licht treten würde. Wirklich zeigte auch nach Verlauf von sechs Jahren der Buchhändler das nahe Erscheinen desselben mit dem Bemerken an, daß darin vielfache Irrthümer enthüllt, vielfache Fehler bloßgestellt würden. Alsbald fährt gewissen Leuten wieder der Schreck in die Glieder; man ernennt den Schriftsteller über Hals und Kopf zum Ritter der Ehrenlegion und weist ihm 40,000 Francs jährlicher Einkünfte auf verschiedene Staats-Kassen an. Zwölf Jahre sind es nun her, daß er diese 40,000 Francs bezieht, sich Equipage hält und im Rocher de Cancale zu Mittag speist; und was berechtigt ihn dazu? die famöse Geschichte der Restaurationen, die er weder geschrieben hat, noch schreiben wird, und die er überhaupt zu schreiben unfähig wäre.

Nun leugne Jemand noch die furchtbare Macht der Annoncen!

Noch bin ich aber nicht zu Ende. Während dieser berühmte Schriftsteller mit seiner Geschichte der Restaurationen nie fertig wurde, schrieb ein Anderer ein Werk über denselben Gegenstand und zwar, wie ich behaupten darf, mit Talent und Unparteilichkeit; jedoch hat noch Niemand etwas von diesem Werk erfahren. Vermöge der Annoncen also ist der, welcher die Geschichte der Restauration nicht geschrieben hat, einer der reichsten und bekanntesten Männer in Frankreich, und der Verfasser der wirklich vorhandenen Geschichte der Restauration sieht noch die erste Auflage seines Werkes unverkauft.

Da ich jetzt gerade von literarischen Angelegenheiten rede, so will ich auch noch der Literaten erwähnen. Unter diesen giebt es nämlich Minister, Rentiers, Journalisten, Literaten, die nach einem Platz in der Académie française streben, Literaten, die mit Literatinnen verheirathet, und endlich Literaten, die eigentliche Literaten sind.

Der sonderbarste von allen ist der Literat, der die Leute wie ein Minister empfängt, ohne einer zu seyn, ein Haus führt, als lebte er von Renten, ohne doch deren zu besitzen, und sich benimmt, als wäre er Garçon, dabei aber zu Hause die Leiden eines Ehemannes zu erdulden hat. Diesen hebe ich mir jedoch bis zu Ende auf und fange mit den Ersteren an.

Der Minister-Literat beschützt gewöhnlich die Maler, Pferdezüchter, verleiht den Landwirthen von Côte d'or Pensionen, schickt den Lyoner Seidenwaaren-Fabrikanten Medaillen, läßt aber nie einen Literaten vor sich. Einer der letzten Minister, gleichfalls Literat, hörte eines Tages mit an, wie man in der Kaiserzeit die Literatur, deren Erzeugnisse wegen des Krieges unverkauft blieben, zu beschützen suchte, und als er vernahm, daß Napoleon zwei oder drei Auflagen der Werke Delille's oder irgend eines anderen Schriftstellers auf ein Schiff laden ließ,

*) Aus der Erzählung „Washington Levert und Socrates Leblanc", von Leon Gozlan.

einiger Entfernung vom Ufer Prosa und Poesie ins Meer werfen ließ, rief der Minister aus: „Kein übles Mittel, in der That, die Bücher zu ersäufen! Es giebt aber ein besseres; ich liebe die halben Mittel nicht!“

Der Rentier-Literat spielt den Elegant, wohnt auf der Chaussée d'Antin in der ersten Etage, seine Pferde konkurriren bei den Wettrennen auf dem Marsfelde, und er giebt sich alle erdenkliche Mühe, nicht für einen Schriftsteller zu gelten. Er bewirbt sich nie um Lobsprüche in den Journalen und erhält auch wirklich keine; der Kreis, in dem er sich bewegt, beschränkt sich auf einige Salons, wo keine literarische Berühmtheit geduldet wird, und seine Sucht besteht darin, in allen Stücken als Gentleman zu erscheinen. Jedoch fehlt es nicht an beißenden Bemerkungen über ihn, und sobald er den Rücken kehrt, heißt es: Ein scharmanter Mensch; er gleicht frappant seinem Vetter, dem Käsehändler; seine Stimme klingt ganz so, als ob man seine Mutter, das Waschweib, hörte!

Der Literat, der nach einer Stelle in der Académie française strebt, wartet auf einen Todesfall, um selbst gehörig und in voller Form sterben zu können. Man glaubt es kaum, wie er sich abmüht, erniedrigt und herabsetzt, um nur seine Absicht zu erreichen. Seine Poesie ist mittelmäßig, seine Prosa total unbekannt, sein Name lebt nur im Gedächtniß einiger Freunde, und er weiß in der That selbst nicht, was ihn berechtigt, sich um den Platz des berühmten Mannes zu bewerben, dessen Nachfolger er zu werden wünscht. Erhält er ihn nun, so erhebt er seine Kollegen bis zum Himmel; im anderen Falle sind es grobe Flegel.

Wir kommen nun zu der letzten Klasse, dem Literaten, der nichts Eigenes besitzt als seine Feder, und der dennoch auf dem ruinirenden Fuß eines Bank-Directors lebt, alle Freitag mit dem Gepränge eines Präsidenten der Pairekammer die Aufwartenden empfangen und endlich im Hause und außer demselben die Dienerschaft eines Russischen Fürsten um sich haben will. Armer Fürst, dessen zehn Schlösser in seinen zehn Fingern, dessen herrschaftliche Besitzungen in seinem Gehirn bestehen.

In dem Palast eines Literaten dieser Klasse nun herrscht der ausgesuchteste Luxus; überall die prächtigsten Teppiche und Armsessel, die kostbarsten, seidenen Tapisserien, herrliches Porzellan und zahllose Domestiken, ohne die Freunde mitzurechnen. Einige von diesen, nämlich von den Domestiken, schütteln auf den Treppen-Absätzen Tiger- und Pardeldecken aus; andere ordnen prachtvolles Silber-Service in den Servanten, wieder andere beduften die Salons, andere liebkosen die mit Biscuit gefütterten Windspiele, andere tummeln im Hofe die Tages vorher bei Cremieux gekauften Pferde, andere fangen das Kammermädchen auf, welche voller Eile nach dem Schlafzimmer der Madam läuft, die geklingelt hat; man klingelt aber zugleich auch auf einer anderen Seite und an einem dritten Orte. Welch' ein Spektakel, welch' eine unnütze Geschäftigkeit!

Dies ist das Innere eines Hauses, das ein Mann bewohnt, der Seite für Seite und Zeile für Zeile, wie der Dachdecker Ziegel für Ziegel, bezahlt wird, sich aber von Letzterem darin unterscheidet, daß er, wann es regnet, wann es zu heiß oder die Luft zu drückend ist, keine Lust zum Arbeiten hat und daher auch wirklich nicht arbeitet. Ja, Sylbe für Sylbe, freilich nicht Idee für Idee, erwirbt ihm genug, um damit die Domestiken, das Silber-Service, die Teppiche und die Pferde zu bezahlen, die in ihren Ställen mit lautem Wiehern Heu und Journal-Artikel fordern. Aber auch die Jagdhunde haben Hunger; rasch eine Seite Prosa! Das Windspiel verlangt nach Biscuit; rasch ein Kapitel Roman! Ein Domestik fordert seinen Lohn, ein anderer hat keine Livree, ein dritter keinen Treffenhut mehr, ein vierter noch keine Schuhe, der Kutscher hat die Peitsche verloren, der Reitknecht hat keinen Klee mehr, der Futtermeister zeigt sich an der Schwelle mit der Rechnung; rasch Prosa her! — Aber ich bin unwohl, der Hals thut mir weh, der Kopf ist mir eingenommen, ich habe Stiche in der Brust! — Hilft nichts, Prosa her; kein Geld, keine Pferde; keine Prosa, kein Geld.

Da fängt denn der Literat an zu seufzen, setzt sich an den Tisch und besingt den Frühling in Prosa, die Zeile zu fünf Sous.

Italien.

Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara.

(Schluß.)

Zweimal entweicht er von Ferrara: aber die Ueberredung seiner Freunde und die poetische Meinung, der Herzog werde großmüthig allen Groll fahren lassen, wenn er sich wieder in seine Arme werfe, bringen ihn beide Mal dahin, zurückzukehren. Als er das zweite Mal wiederkommt, mit neuen großen Hoffnungen, trifft er gerade zu einer Zeit ein, wo man mit Festen beschäftigt ist und Niemand auf ihn achtet. Er empfindet das als eine absichtliche Kränkung: in einem Anfall seiner melancholischen Aufregung stößt er beleidigende Reden gegen den Herzog aus. Der Herzog, der auch nicht mit sich scherzen zu lassen pflegte, hält für das Beste, zugleich um ihn zu strafen und ihn kuriren zu lassen, ihn in das Spital von St. Anna einzuschließen. Und hier wurde nun der arme Tasso sieben lange Jahre, von 1579 bis 1586, festgehalten. „Er ist in der That wahnsinnig“, schreibt der Florentinische Resident am 4. April 1583 an seinen Hof, „doch spricht er zuweilen recht vernünftig und macht poetische Compositionen“.*) Seine Seele war in ihrer Tiefe zerrüttet und die endlich zurückgegebene Freiheit konnte sie doch nicht völlig herstellen. Er suchte 1589 eine Zuflucht in Rom, wie er denn auch dort eine Zeit lang im Palast Gonzaga gastfreie Aufnahme fand. Aber sey es nun, daß seine Melancholie den Umgang mit ihm unangenehm machte, oder aus welcher Art persönlicher Abneigung auch immer, in kurzem finden wir ihn aus diesem Hause verwiesen. Er mußte in Gasthöfen herumwohnen, und zwar ohne Geld, ohne anständige Kleider und von seiner Krankheit gereinigt. Er mußte in ein Hospital gebracht werden, das einer seiner Vorfahren für arme Landsleute gegründet hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte der Mann, der damals in gewissem Bezug als der ausgezeichnetste in Italien angesehen werden konnte, dessen Geist die Italiänische Literatur beherrschte, an den Kirchthüren betteln müssen. Es ging ihm wahrlich noch schlimmer als unserem Kepler oder als seinem Zeitgenossen Camoens.

In diesen verzweiflungsvollen Zuständen nahm aber Tasso eine immer entschiedener geistliche Richtung. In seinem Gefängniß glaubte er durch eine förmliche Erscheinung der heiligen Jungfrau gewesen zu seyn: als er dann befreit worden, that er das Gelübde, seine Poesie nie wieder einem profanen Gegenstande zu widmen. Am liebsten hielt er sich seitdem in Klöstern auf: er studirte nur noch die Kirchenväter, die alten Lehrer: es findet sich ein Exemplar des Augustin durchaus mit Randglossen von seiner Hand: er war glücklich, als er endlich einen Thomas von Aquino zu Händen bekam. Allein diese ernsten Studien verbitterten nicht, daß er sich nicht doch noch den ausschweifendsten Phantasieen überlassen hätte. Er glaubte alles Ernstes zuweilen von einem guten Engel besucht zu werden und wollte sich nicht überzeugen lassen, daß dies Imagination sey. Selbst in Gegenwart eines Dritten hatte er einst diese Erscheinung: man hörte ihn zu dem Fenster hinaus über die dunkelsten Fragen der Gottesgelahrtheit mit jenem Genius, den er zu sehen glaubte, Zwiesprache halten.

Schmerzliche Entwickelung eines so reich begabten Geistes. Hier er ist ein Beispiel, welche gewaltsame Lebenserschütterungen die Reaktion des Katholicismus, die sich damals vollzog, in einzelnen Gemüthern zur Folge hatte.

In dieser ganzen Epoche fuhr Tasso fort zu dichten; jedoch wie die Zustände, so waren auch die Werke verschieden. Endlich legte er Hand an, auch das befreite Jerusalem umzuarbeiten: natürlich in dem Sinne, der ihm jetzt der einzig zulässige schien. In der Gerusalemme conquistata — denn so nannte er das Gedicht — sind die Regeln noch viel strenger gehalten, die anstößigen Stellen ausgemerzt, die geistlichen Phantasieen gestrichen, die Beziehungen auf Ferrara, die jetzt haßte, mit ängstlicher Peinlichkeit vernichtet, — an die Stelle Rinald z. B. muß allenthalben ein Riccardo treten, was dann selbst bequeme, kleinliche Aenderungen nothwendig macht — es finden sich neue Zusätze der Devotion oder der Gelehrsamkeit; aber zugleich ist dem Gedichte auch sein Reiz genommen: es ist Alles schroffer, gewaltsamer, übergangeloser geworden. Es ist wohl nur Eine Stimme, daß die frühere Arbeit eigentlich durchgehends eine Verderbung der früheren ist. Allerdings bezeichnet sie auch eine Stufe in der Italiänischen Literatur: die noch ausgebildetere Herrschaft der geistlichen Tendenzen, die sich in Kunst und Gelehrsamkeit ebenfalls durchsetzte. Aber es war nun kein Gedicht mehr: Niemand hatte daran Wohlgefallen.“

* * *

In Bezug auf die hier von Herrn Ranke erwähnte spätere Arbeit Tasso's möge es uns gestattet seyn, noch eine andere minder bekannte Hypothese anzuführen, die ein Italiänischer Kritiker zur Erklärung der langen Gefangenschaft des Dichters aufgestellt hat. Herr Zuccala behauptet nämlich, daß weder die Liebe Tasso's zu Leonoren, noch dessen Absicht, an den Hof der Medicäer auszuwandern, den Herzog Alfons von Este zu solcher Strenge veranlaßt habe. Vielmehr sey es um die Besorgniß gewesen, daß der Sänger der Gerusalemme, eingedenk der schlechten Behandlung, die er am Hofe von Ferrara erfahren, sein Gedicht ändern und alle Verherrlichungen des Hauses Este, so wie seines Ahns Rinald, herausstreichen möchte. Um ihn hiervon abzuhalten, sey also der Dichter Jahre lang eingesperrt worden; dieser aber habe den ersten Moment seiner Freiheit dazu benutzt, um gerade das auszuführen, wovon man ihn auf so grausame Weise zurückgehalten. Es ist dies freilich eine auf nichts weiter als eben jene Gerusalemme conquistata gestützte Hypothese, aber als eine dritte sich geltend machende scheint sie sich doch am meisten derjenigen Meinung zu nähern, die die Gefangenschaft des Dichters in anderen Motiven, als in seiner angeblichen Liebe zur Prinzessin Leonore sucht. — Am Schlusse seiner Abhandlung kommt übrigens Herr Ranke in einer nachträglichen Bemerkung auf die vom Grafen Alberti herausgegebenen Papiere zurück, und wir glauben, zur Vervollständigung der Aktenstücke auch diese Stelle hier noch wiedergeben zu müssen. Sie lautet:

„Da ich p. 77 der Papiere aus der Casa Falconieri gedacht habe, so will ich doch nicht versäumen, hinzuzufügen, daß der erste Theil derselben so eben wirklich erschienen ist (Lucca, 1837). Noch ist das Buch nicht in unsere Gegenden gelangt, aber ausführliche Inhalts-Anzeigen benachrichtigen uns, daß es von jenem geheimen Verhältniß Tasso's zu der Prinzessin Leonore, das man hier in allen Details hervortreten zu sehen erwartete, auch nicht das Mindeste enthält. Natürlich! Schon Serassi benutzte dieselben Papiere, und dieser ehrenwerthe, gelehrte und alles Zutrauens würdige Mann ist es gerade, der von allen den romanhaften Erzählungen am entschiedensten nichts wissen will. Mit Freuden würde ich aus neuen Dokumenten neue Kenntniß schöpfen: jetzt ist der Stand der Sache folgender. Für jene Erzählungen werden einige Briefe und Gedichte angeführt, die aber sämmtlich nichts enthalten, was sich nicht auch anders erklären ließe. Welch ein mißliches Unternehmen ist es überhaupt, aus den leichten Schöpfungen der Phantasie eines Poeten die realen Verhältnisse und Lebensbeziehungen desselben ernstlich ermitteln zu wollen. Man mag doch darüber Lessing einmal wieder lesen! In unserem Falle stehen aber auch die überdies in sich zusammenhängenden Resultate eines solchen Bemühens mit allen glaubwürdigen Zeugnissen im Widerspruch. Da ist gleich der Brief M. Venier's an den Großherzog von Toskana, einen Herrn, dem wahr-

*) Dispaccio Horatio Urbani MS Arch. Med. III 23. Il Tasso come sa V. A. S. è qua in carcere, e in effetto è pazzo, se bene molte volte parla a proposito, discorre e fa di componimenti, i quali tutti sono a poche a pocho andativi divulgando e stampatisi in diversi luoghi fuori della sua volontà e per lo più imperfetti e ripieni d'infinite scorrettioni et alterationi.

hastig die etwanigen Anzüglichkeiten der Ferrareſiſchen Hofgeſchichte nicht verſchwiegen zu werden brauchten: den Tag nach der Gefangennehmung Taſſo's, über welche dieſer Brief überhaupt die einzige glaubwürdige Meldung enthält (Serafſi p. 247). Venier ſchreibt das Unglück Taſſo's, den er von Herzen bedauert, den melancholiſchen Grillen deſſelben, der Einbildung, daß er ein Ketzer ſey, zu. Dann folgen alle die eigenen Erklärungen Taſſo's, zuweilen ſehr ausführlich und eingehend (z. B. Opere S. VIII. p. 255), die aber einen ganz anderen Gang ſeiner Entwickelung nachweiſen. Dieſe Entwickelung, welche leider der geſammte ſpätere Verlauf ſeines Lebens und Dichtens fortführt, dieſe Rückwirkung der allgemeinen eine Zeit beherrſchenden Tendenzen auf den individuellen Geiſt, der ſich ihnen unterwirft, aber von ihnen zerſtört wird, iſt es auch allein, weshalb der ganzen Sache gedacht worden iſt."

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

(Fortſetzung.)

Die Neigung zu dergleichen romantiſchen Extravaganzen im Leben erzeugte und beförderte natürlich eine Neigung zu entſprechender Lektüre. Beides wirkte dann auf einander zurück. Die Normanniſch-Franzöſiſchen Ritter in England hatten ſich auch vor Zeiten die langen, müßigen Winterabende mit Wundermähren und Legenden vertrieben; aber im Fortgange der Zeit und der Bildung war man davon zurückgekommen und hatte an anderen natur- und wahrheitgemäßeren Darſtellungen Gefallen finden gelernt. Wie die romantiſchen Ritterſagen in der Italiäniſchen Literatur verarbeitet worden ſind, wer wüßte es nicht? Wer hätte ſich nicht bei Pulci oder Arioſt an dem launigen Spiel ergötzt, das ſie mit der alten Sage treiben, an dem ſchalkiſchen Lächeln, womit ſie den Leſer durch alle Wunderkammern des Mährchen-Labyrinths führen, an der drolligen, pagodiſchen Gravität, womit ſie den Glauben an all dieſe überſchwänglichen Dinge wirkſamer als durch frivolen Witz hinwegſpotten? Anders in Spanien. Hier nahm man es ſehr ernſt, ſehr gläubig, ſehr andächtig mit den Wundern der Romantik. Nicht gerade, als hätte man alle Geſchichten für buchſtäblich wahr gehalten, — aber man gab ſich der Illuſion ganz ohne verſtändigen Rückhalt hin, man erhitzte ſich, man gerieth in Begeiſterung und Extaſe bei der Erzählung von Heldenthaten, deren Lächerlichkeit und Abgeſchmacktheit ſelbſt für die tollſten Schnurren, welche eine ausgelaſſene Phantaſie ausdecken mag, zu weit ging. Auch hielt nicht etwa der Reiz und die Lebendigkeit der Darſtellung, anmuthiger Styl, wohllautender Versbau den Leſer für die Mühe ſchadlos, ſich durch den Wuſt durchzuarbeiten. Im Gegentheil, die Maſſe der Ungereimtheiten war in die ſchwerfälligſte, weitſchweifigſte Form gekleidet; Ereigniſſe und Charaktere auf das plumpſte übertrieben und verzerrt; die Erzählung in der wohlbekannten, hochtrabenden „Herkles-Manier", geſpreizt, verſchroben, ſchwülſtig, mit Anſpielungen und üppigen Schilderungen überladen, ſo daß dieſe Lektüre nicht allein allen geſunden Geſchmack untergrub, ſondern auch die ſittliche Reinheit junger Gemüther gefährdete. Aller Sinn für Einfachheit und Natürlichkeit, für verſtändiges Maaß und züchtige Haltung in Darſtellungen der Poeſie und Kunſt, alle Empfänglichkeit für die ſchmuckloſe, aber lehrreiche Wahrheit der Geſchichte ging bei der Beſchäftigung mit jenen Ausgeburten der entarteten Romantik verloren. Was der ungenannte, aber ſehr verſtändige Verfaſſer des „Dialogo de las Lenguas" (Dialog der Sprachen), ein Spanier des 16ten Jahrhunderts, von ſich ſelbſt ausſagt, gilt wahrſcheinlich auch für die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. „Zehn der beſten Jahre meines Lebens, — klagt er — habe ich unnütz, ſchlimmer als unnütz damit verbracht, daß ich jene Lügen-Hiſtorien verſchlang, und zwar mit ſolcher Gier, daß ich ſelbſt während des Eſſens das Buch nicht aus der Hand legte. Davon wurde mir der Kopf ſo verdreht, daß ich gar keine wahre Geſchichten mehr leſen mochte, und konnte ich mich durch eine vernünftige Hiſtorie gar nicht mehr durcharbeiten." — Wie verderblich dieſer Geſchmack des Publikums auf die Geſchichtſchreibung zurückwirken mußte, begreift ſich von ſelbſt. Alles ſollte wunderbar und heldenmäßig zugehen, und ſo wurden die Ereigniſſe mit Wundern und Heldenthaten aller Art reichlich bis zu gänzlicher Entſtellung aller Wahrheit verbrämt. Das mythiſche Zeitalter Griechenlands iſt kaum ſo ſehr mit Fabeln und Mährchen durchwebt, wie die Spaniſche Geſchichte in der letzten Periode des Mittelalters, als für alle Europäiſche Völker der hiſtoriſche Tag längſt angebrochen war. Jeder tapfere Ritter erſcheint in den Spaniſchen Chroniken als eine Art Halbgott, der alle Thaten des Herkules zu Schanden macht; jeder fromme Einſiedler oder Mönch wird zu einem Heiligen geſtempelt und thut, nicht nur bei lebendigem Leibe, ſondern auch nach dem Tode, eine ſolche Menge Wunder, daß man darauf hin ein ganzes Kloſter heiligſprechen könnte. Tritt nun der Hiſtoriker, mit der Leuchte der Kritik bewaffnet, ſeinen Weg durch dieſes dämmernde Labyrinth an, ſo zerfließen ihm die Geſtalten der vermeinten Spaniſchen Geſchichte in Nichts. Die berühmteſten Namen in den Jahrbüchern Caſtiliens, Namen, die mit den größten und wichtigſten Ereigniſſen in der Landes- und Volksgeſchichte in Verbindung gebracht, die in Chroniken und uralten Romanzen geprieſen werden, Namen, an welche ſich die ſtolzeſten Erinnerungen des Nationalruhms knüpfen, — werden jetzt als Märchengebilde erkannt, denen keine hiſtoriſche Exiſtenz zu Grunde liegt. Der Held Bernardo del Carpio gehört in eine Kategorie mit den Paladinen Karl's des Großen und den Rittern von Arthur's Tafelrunde. Sogar der Cid wird von der neueſten Kritik hart angefochten, und wenn es auch erwieſen bleibt, daß der tapfere Ritter und Kriegsheld Ruy Diaz de Vivar zu Ende des 11ten Jahrhunderts gelebt und geſtritten hat, ſo fällt doch das ganze über dieſem einen Namen aufgeführte Sagengebäude bei der leiſeſten prüfenden Berührung über den Haufen.

So war denn in Spanien, durch eine ſonderbare Verkehrung, die Geſchichte zum Mährchen geworden, und Mährchen ſtanden im Anſehen der Geſchichte. Ernſten und denkenden Männern entging das Nachtheilige und Verderbliche dieſer herrſchenden Geiſtesrichtung im Volke nicht. Auch die Regierung wurde endlich darauf aufmerkſam. In die Amerikaniſchen Kolonieen — ſo lautet ein Edikt Karl's V. vom Jahre 1543 — ſollten keine Ritterbücher eingeführt, auch daſelbſt nicht gedruckt und überhaupt gar nicht geleſen werden. Da nämlich die Beſitzungen jenſeit des Oceans als ausſchließliches Eigenthum der Krone von Caſtilien galten, ſo ging auch die Geſetzgebung für die Kolonieen und Vice-Königreiche ganz allein vom Könige aus. Im Jahre 1555 rechnen die Cortes von Caſtilien in einer an den König gerichteten Petition — (eine ſolche bedurfte nur der Königlichen Unterzeichnung, um ſofort Landesgeſetz zu werden) — die vielen ſchädlichen Wirkungen der Ritter-Romane her. Es liegt in dem Tone, womit ſie dieſes vortragen, ſo viel ſchlichte Einfalt und feierlicher Ernſt, daß wir den Eingang dieſes Antrages in wörtlicher Uebertragung verſetzen: „Des Weiteren gemahnen wir und iſt männiglich bekannt, wie großer Schaden ſo jungen Leuten als Jungfrauen, auch anderen Perſonen daher erwachſen, daß ſie Bücher geleſen voller Lügen, Eitelkeit und Narretbei, dergleichen ſind der Amadis und andere Hiſtorien derſelbigen Art. Sintemalen das junge Volk von Natur dem Müßiggange nachhängt, geräth es über ſolche Bücher und lieſt, wird eingenommen von Liebesgeſchichten und verwegenen Abenteuern und hat den Kopf voll der Ungereimtheiten, ſo darinnen ausgekramt werden. Dergeſtalt von böſer und thörichter Lehre verleitet, wann ſich die Gelegenheit ereignet, ahmen ſie ſolchem Beiſpiel nach und handeln wider Zucht und Frömmigkeit, ärger denn ſonſt. So die Mutter aus dem Hauſe geht und meint, die Tochter daheim ſorgfältig einzuſchließen und zu hüten, ergötzt ſich dieſelbe an ſolchen Büchern, und thut ihr der Zeitvertreib an ihrer Seele größeren Schaden, als wenn ſie frei über die Straße gegangen wäre. All dieſes gereicht nicht allein den Einzelnen zur Unehre, ſondern auch im Allgemeinen zur Verwirrung und Verderbniß der Gemüther, macht ſie abſpenſtig von der heiligen und wahren chriſtlichen Lehre und verlockt ſie zu ſündhafter Eitelkeit, davon die Vernunft wie von einem Rauſch und Wahnſinn getrübt wird. Zur Abhülfe ſolcher Uebel bitten wir: Ew. Majeſtät wollen verordnen, daß fortan kein Buch mehr, das von ſolchen Hiſtorien handelt, dürfe geleſen werden; die aber ſchon gedruckt ſind, ſoll man einſammeln und verbrennen, und kein neues drucken, ohne beſondere Erlaubniß. Dadurch werden Ew. Majeſtät der Kirche Gottes und der heiligen Religion einen großen Dienſt erweiſen, nicht minder dieſen Königreichen u. ſ. w. Indeß trotz dieſer nachdrücklichen und öffentlichen Aeußerung des Mißfallens blieben jene Romane populair nach wie vor. Durch Verbote war dagegen nicht zu wirken, der Geſchmack und das Urtheil der Leſer mußte gebeſſert werden. Kaiſer Karl V. ſelbſt, des eigenen Verbotes uneingedenk, las mehrere Ritter-Hiſtorien mit großem Vergnügen. Sehr häufig wurde bei den Feſtlichkeiten des Hofes der Stoff zu theatraliſchen Darſtellungen und Aufzügen aus jener Fabelwelt entlehnt, und der nachmalige König Philipp II. trat als Prinz mehrmals bei ſolchen Gelegenheiten in Heldenrollen oder als irrender Ritter auf. Moratin führt die Titel von mehr als 70 dickleibigen Romanen an, die ſämmtlich im 16ten Jahrhundert geſchrieben und zum Theil in mehreren Ausgaben erſchienen ſind; es iſt aller Grund da, zu vermuthen, daß die Liſte nicht vollſtändig iſt; ja vielleicht iſt bei weitem die größere Zahl den Nachforſchungen Moratin's entgangen. Das letzte Buch dieſer Art wird unter dem Jahre 1602 angeführt; Der Verfaſſer war einer der vornehmſten Edelleute am Hofe Philipp des Dritten.

So ſah es in der Spaniſchen Literatur aus, als Cervantes mit dem erſten Theile ſeines Don Quixote auftrat und mit den leichten Waffen des Witzes und der Ironie gegen ein Vorurtheil ankämpfte, das ſich bisher der aufgeklärten Meinung und den geſetzlichen Vorſchriften zum Trotz behauptet hatte. Es war kein geringes Wageſtück. Um ſeinen Zweck zu erreichen, durfte er nicht eine bloße launige Traveſtie der romantiſchen Legende liefern, wie die Italiäniſchen Dichter; er wollte nicht bloß zum Lachen kitzeln, ſondern mit aller Schärfe der Satire in einen veralteten Schaden einſchneiden. Und doch war ſein Gemüth zu echt poetiſch, zu tief von der Hoheit und dem wahren Geiſte des Ritterthums durchdrungen, als daß er ſich mit leichtfertigem Hohne daran hätte verſündigen, das Ideal in den Staub ziehen wollen. Darum ergeht bei dem Autodafé, welches der Pfarrer mit Don Quixote's ganzer Bibliothek veranſtaltet, Gnade über den „Amadis von Gallien" und etliche andere Romane, die beſſeren ihrer Art. Ja Cervantes geſteht ſelbſt, daß er in jüngeren Jahren einmal alles Ernſtes daran war, eine Rittermähr zu ſchreiben.

Dieſe Geſinnung und Abſicht des Verfaſſers giebt den Schlüſſel zur richtigen Beurtheilung des Ganzen nach Plan und Ausführung. Der Held, Don Quixote, iſt an und für ſich gar kein lächerlicher, vielmehr ein verehrungswürdiger, idealiſch vortrefflicher Charakter. Alle ritterliche Tugenden ſind in ihm verkörpert und perſonifizirt: Uneigennützigkeit, aufopfernder Muth, Verachtung aller Gefahr, fleckenloſe Ehre, zarte Courtoiſie, jenes Anſtreben nach höchſter, ſchier übermenſchlicher Vollkommenheit, das man einen Wahn ſchelten mag, aber einen Wahn der edelſten Gemüther. Dies iſt die hochpoetiſche Seite des Werkes. An die Schilderung und Ausmalung der Traumwelt, in welcher Don Quixote mit ſeinen Gedanken lebt, hat Cervantes allen Reichthum der Phantaſie, allen Farbenſchmuck der Dichtung verwendet. Auch die Sprache hat in dieſen Partieen eine unübertreffliche Schönheit und Wärme und gewinnt noch beſonderen Reiz durch einen alterthümlichen, an den Ton der Legenden und Ritter-Hiſtorien gemahnenden Anſtrich, welcher freilich in einer Ueberſetzung zum größten Theil verloren geht. Da werden uns alle Herrlichkeiten der Romantik noch einmal vorgezaubert, alle Bilder einer goldenen Zeit, das ſtrahlende Heldenthum, die idylliſch beglückte Zärtlichkeit, die bunte, prächtige Fabelwelt, an der

sich unsere Vorahnen ergötzten. Wie schimmernde Seifenblasen spielen diese Illusionen um den Leser und spiegeln die Gestalten der Wirklichkeit in tausend ätherischen Farben wieder, bis sie bei der Berührung zerschellen und in Luft zerfließen. So hat Cervantes seine Aufgabe, zu zeigen, wie das Ideal an der handgreiflichen Prosa des Lebens scheitert, wie unbarmherzig die Wirklichkeit dem gläubigen Schwärmer mitspielt, auf wahrhaft dichterische und zugleich auf heitere, freundliche Weise gelöst. Wenn Sismondi dem Don Quixote die Tendenz beilegt, „die Begeisterung lächerlich zu machen, den Heroismus im Kontraste und Kampfe gegen das Gemeine als unterliegend darzustellen", und der Meinung ist, daß hieran sich Gedanken von sehr unerfreulicher, ja niederschlagender Art knüpfen, — so scheint uns eine solche Auffassung mindestens sehr weit hergeholt. Warum sollen wir Cervantes eigenen, klaren und einfachen Worten nicht glauben, daß er nichts weiter beabsichtigt hat, als seinen Landsleuten den falschen, verschrobenen Geschmack für Ritter-Romane auszutreiben? Dabei hat er aber auf die herzliche, gesunde Lachlust seiner Leser, nicht auf Kritiker gerechnet, die hinterher, nachdem sie das Buch aus der Hand gelegt haben, schwermüthige Reflexionen anstellen. Soll indeß durchaus eine Moral aus dem Don Quixote herausgeklaubt werden, so wäre es noch am ehesten die Lehre, daß wir bei Allem, was wir unternehmen, das Maaß unserer Kräfte zu Rathe ziehen sollen.

Die Ueberschnapptheit des Helden äußert sich auf zweierlei Weise, indem er bald die Wirklichkeit für Ideal, bald das Ideal für Wirklichkeit nimmt. Alles, was in Romanen vorkommt, wähnt er im Leben zu finden, und Alles, was ihm im Leben begegnet, wird für ihn zur romanhaften Vision. Aus diesen Irrungen entspringen komische Effekte und Situationen in Ueberfülle. Aber Cervantes begnügte sich nicht damit, diesen phantastischen Charakter zu zeichnen und handelnd vorzuführen; sondern um sein Wesen in das hellste Licht zu setzen, um den Kontrast der überspannten Begeisterung des platten Verstandes schlagend und lebendig zu versinnlichen, ist dem Helden ein Begleiter beigegeben, welcher durch und durch das Gegentheil von ihm ist. In dem ehrlichen Sancho Pansa, der bald willig, bald unwillig, aber treu wie ein Schatten, auf jedem Schritt hinter seinem Herrn her ist, hat Cervantes den rein sinnlichen materiellen Trieb, die schlichte Einfalt des natürlichen Verstandes eben so meisterhaft dargestellt, wie in Don Quixote das rein geistige, idealische Streben. Sancho hält fest an der Erde, er steckt mit Leib und Seele in seiner Haut. Er ist erzsinnlich, pfiffig, immer für sich und seinen lieben Leib besorgt; sein Herr träumt von Ruhm, er von gutem Essen und Trinken. Von Ehre hat er ziemlich dieselben Begriffe, zu denen sich Falstaff in dem berühmten Monolog vor der Schlacht bekennt. In dem erhaben-schauerlichen Nachtstück, dessen Darstellung für ein Muster von Pathos gelten kann, wo die Erwartung immer höher und höher auf irgend ein Schreckniß gespannt wird, bis am Ende eine Walkmühle herauskommt, beschwört der zitternde und bebende Sancho seinen Herrn: „Wozu habt Ihr nöthig, Euch mit diesem Abenteuer zu befassen? es ist stockfinster, keine lebendige Seele sieht uns: kratzen wir ganz sachte aus, so gehn wir allem Schaden aus dem Wege. Wer wird danach fragen, ob wir ausgerissen sind?" Läßt sich in wenigen Worten besser das Gegentheil aller ritterlichen Gesinnung ausdrücken? Ueberhaupt liefert uns das ganze Gebiet der Dichtkunst kein zweites Beispiel eines mit so ungemeiner Kunst und so glücklicher Wirkung bis in die kleinsten Züge durchgeführten Kontrastes zwischen zwei Charakteren. Der richtige Takt und das große psychologische Geschick des Autors bewährt sich auch darin, daß Don Quixote, obgleich er aus einem seltsamen, kläglichen und lächerlichen Unfall in den anderen geräth, doch dem Leser nicht verächtlich, und Sancho, trotz seiner vielen gemeinen Eigenschaften, uns doch nicht zuwider, vielmehr durch seine gesunde Natur, seine Gutmüthigkeit und seinen geriebenen Mutterwitz, je weiter wir sehen, desto lieber wird. Im Grunde ist er ein viel zu pfiffiges und verschmitztes Subjekt, um seinem wahnwitzigen Herrn so für nichts und wider nichts aus bloßer Treue nachzulaufen. Aber ihn lockt die Hoffnung, daß am Ziele aller dieser Dinge, die er nicht begreift, eine recht erkleckliche Belohnung, eine Statthalterschaft, ein Vice-Königreich ihm abfallen wird, und mit diesem Trost führt er sich selbst, drollig genug, an der Nase herum. Dabei fließt er, als der personifizirte Volkswitz, beständig von Sprüchwörtern über; „ein leibhaftig Sprüchwörter-Bündel" nennt ihn Don Quixote. Die Stellen, wo der ehrliche Sancho im Eifer seinen Redestrom ergießt, sind für die Castilischen Sprachforscher und Puristen ganz unschätzbare Fundgruben, indem die Redensarten und Sprüche, welche er im Munde führt, zum Theil in das höchste Alter der Sprache hinaufreichen und als Belege für Wortformen und Wendungen dienen, die später außer Gebrauch gekommen sind. In den Sprüchwörtern steckt überhaupt der Kern, der konzentrirte Gehalt derjenigen Weisheit und Einsicht, die ein wahres, gemeines Volksgut geworden ist. Die Spanische Sprache ist in dieser Hinsicht eine der reichsten, wahrscheinlich die allerreichste unter ihren Europäischen Schwestern, und ihre Literatur zählt mehrere Sprüchwörter-Sammlungen von sehr ansehnlichem Umfange.

Die Figuren, welche in den verschiedenen Scenen und Episoden des Romans neben Don Quixote und Sancho Pansa auftreten, dienen zwar zum bei weitem größten Theile nur als bewegliche Staffage, aber es sind durchgängig lebendig getroffene, mit wenigen Strichen meisterhaft portraitirte Spanische Volks-Charaktere. Auch hier macht der Don Quixote für die gesammte Europäische Literatur Epoche. Es ist der erste Versuch, die Form des Romans als einen künstlerischen Rahmen zu benutzen für natur- und wahrheitgetreue Lebensbilder. In weiterer Fortbildung hat sich auf diesem Wege der Sittenroman und endlich der historische Roman gestaltet, und so ist diese Dichtungsform zu solchem Gehalt und solcher Bedeutung gediehen, daß wir sie in den Rang und zum Theil sogar in die Funktionen der Geschichte [illegible] sehen. Die Geschichte, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, [illegible] nicht sowohl den Menschen, wie er ist, als vielmehr die Rolle, [illegible] er auf der großen Schaubühne der Begebenheiten spielt. Ihre [illegible] sind selten rein und bergen nur zu oft absichtlichen oder unabsichtlichen Trug. Politische Dokumente sagen fast niemals die Wahrheit [illegible] Absicht und Gesinnung der Handelnden; Vorurtheil, Leidenschaft, Selbstsucht macht die Berichte der Zeitgenossen unzuverlässig. [illegible] abgesehen davon machen ja Staatsactionen, Umwälzungen, Kriege, [illegible] tische Verhandlungen und Intriguen die Geschichte der Menschheit [illegible] es ist dies nur eine Seite, und zwar weder die interessanteste noch [illegible] erfreulichste, für die Betrachtung des Ganzen. Der Zustand und [illegible] rakter des Menschen und der menschlichen Gesellschaft will auf [illegible] Weise aufgefaßt, mit anderen Farben geschildert seyn. Das alltägliche Leben, die Familie, die häusliche Sitte, das bürgerliche Thun und Treiben, der Verkehr der Stände und Geschlechter, die Meinungen und Vorurtheile, die Neigungen und Vergnügungen, das Zeit- und Kostüm in seiner lebendig bunten Mannigfaltigkeit, — wie könnten wir ohne von diesen Dingen eine Anschauung zu haben, uns die Vergangenheit vergegenwärtigen? Und doch ist der Historiker in der Regel genöthigt, dies Alles bei Seite liegen zu lassen, uns die trockene, gedrängte Summe der Begebenheiten und Zustände ohne den realen, lebendigen Gehalt zu geben. Ja seine Quellen würden ihn öfters im Stiche lassen, wenn er zu den einzelnen Erscheinungen, zu den Details der Wirklichkeit herabzusteigen versuchte. Hier tritt der Romandichter mit Vortheil an des Geschichtschreibers Stelle. Man hat den Historiker einen rückwärtsschauenden Propheten genannt: nun wohl, es giebt auch eine poetische rückwärtsschauende Divinationsgabe, welche durch das Studium der vorzeitlichen Denkmäler zwar nicht erworben, aber geübt und gesteigert wird. Vermöge dieser Gabe versetzt sich der Dichter in die Zeit, die er schildern will; die Eigenthümlichkeit, die Physiognomie vergangener Jahrhunderte gewinnt in seiner Phantasie konkrete Gestalt: so erfindet er Begebenheiten und Situationen, so schafft er Personen und Charaktere, in welchen neben der poetischen auch historische Wahrheit zur Darstellung kommt. Gemälde auf, deren Treue höher gilt, als bloße Porträtähnlichkeit. Lernen wir nicht die Volkssitten und den gesellschaftlichen Zustand Schottlands aus den Waverley-Romanen besser kennen, als aus den besten Schottischen Geschichtschreibern? giebt nicht Jeanie Deans ein deutlicheres Bild, wie es im Mittelalter in England aussah, als Hume und Hallam? So finden wir auch bei Cervantes das Spanische Volksleben, wie es im 16ten Jahrhundert beschaffen war, weit genauer, vollständiger und lebendiger geschildert, als ein Historiker mit dem reichsten Quellenschatz, mit dem Inhalte ganzer Archive und Klosterbibliotheken vermocht hätte. (Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Historische Vorlesungen in Paris.** In dem so eben erschienenen Verzeichnisse der Vorlesungen der Pariser Facultät des Lettres finden sich zwei seltsame Anachronismen. Unter der Ueberschrift „Alte Geschichte" (Histoire ancienne) wird nämlich von Herrn Lacretelle eine Vorlesung über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, über Crebillon, Voltaire und Diderot angezeigt, die damit gleichsam zu Antiken gemacht werden. Dagegen kündigt Herr Lenormant unter der Rubrik „Neuere Geschichte" (Histoire moderne) eine „Auseinandersetzung des Ursprunges der Griechischen Civilisation und insbesondere die Geschichte der Phönizier" an. Ein Druckfehler ist hier nicht denkbar, da Herr Lacretelle in der That Professor der alten und Herr Lenormant Professor der neueren Geschichte ist. Aber es muß doch einen Pariser Studenten, in dessen Studienplan es etwa liegt, in diesem Semester nur neuere Geschichte zu hören und sich darüber träumen zu lassen, ganz kurios vorkommen, wenn er am Ende Dinge weiß, die er gar nicht zu wissen verlangt hat, und dem Examinator, der ihn nach Ludwig XV. oder Frau von Genlis fragt, aus der Geschichte der Phönizier antwortet. Es sieht beinahe so aus, als habe Herr Professor Lenormant unseren Landsmann Friedrich Wagenfeld parodiren wollen, dessen Sanchuniathon bekanntlich ebenfalls erst in der neuesten Zeit sein Phönizisch gelernt hat.

— **Cimarosa und Mozart.** Cimarosa sah vollkommen ein, daß Mozart in den tieferen harmonischen Verbindungen und in den reicheren Mitteln des Orchesters die Keime zu einer bedeutenden Umwälzung der Tonkunst aufgefunden hatte, und die Deutsche Schule ist es vorzüglich, in welcher sich diese Umwälzung späterhin vollbrachte. Man erinnert sich der geistreichen Worte, welche Cimarosa an einen Kritiker richtete, der ihn, entweder aus Schmeichelei oder aus Unwissenheit, über den Komponisten des Don Juan stellte. „Was würden Sie dazu sagen", erwiederte der Tonkünstler lächelnd, „wenn Jemand Sie über Raphael setzte?" Cimarosa's Ruhm war so glänzend, daß er einen Augenblick lang selbst Mozart verdunkelte. Napoleon, der mitten in seinen ernstesten Geschäften doch auch die Künste nicht vernachlässigte, wollte sich eines Tages über das verhältnißmäßige Verdienst dieser beiden berühmten Tondichter belehren und fragte Gretry um seine Meinung über sie. „Sire", antwortete dieser, „Cimarosa stellt die Statue auf das Theater und das Piedestal ins Orchester; Mozart aber stellt umgekehrt die Statue ins Orchester und das Piedestal aufs Theater."

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Mittwoch den 13. Dezember 1837.

Frankreich.

Charles Fourier und sein Social-System.

(Nach der Revue des deux mondes.)

Das Leben Charles Fourier's trägt den Charakter der Isolirung und im Reiche des Wandels und der Vergänglichkeit das Bild einer unwandelbaren Zurückgezogenheit aus dem Getriebe irdischer Wünsche und Meinungen, indem es nicht elastisch genug war, in zwei Welten, der Welt der Ideale und der Welt der Wirklichkeit, sich heimisch zu machen. Zwei an und für sich unbedeutende Thatsachen brachten auf eine eigenthümlich organisirte Natur einen bleibenden Eindruck hervor: die eine bestand in einem unerwarteten Tadel, den er sich im Laden eines Vaters, eines Tuchhändlers zu Besançon, zuzog, als er eine gewöhnliche Kaufmannslüge durch die kindliche Erzählung des wahren Vorganges widerlegt hatte — damals war er fünf Jahr alt —; die andere, welche ihm in seinem neunzehnten Jahre zufließ, war die Versenkung einiger Getraide-Vorräthe, welcher er als Kommis eines Marseiller Handlungshauses beiwohnen mußte. Diese beiden Vorfälle, die er oft die Wendepunkte seiner inneren Weltanschauung nannte, riefen eine Ansicht über die Natur der geselligen Verhältnisse hervor; die Unwahrheit sah er als die aufgedrungene Gespielin der Kindheit und als Herrscherin im Handel und Wandel, und die Ausschließlichkeit des Monopols selbst die freien Gaben der Natur unter ihr eisernes Scepter zeugen. Dieser zwiefache Verrath ließ ihn mit Bestimmtheit auf eine früher oder später eintretende neue Ordnung der Dinge schließen, welche auf die größere Treue im Verkehr und eine harmonischere Berechtigung aller sich gründen würde. Von dieser reformatorischen Gesinnung ausgehend, legte er sich vor Allem auf die Beobachtung bei möglichster Zurückgezogenheit. Eine angeborene Abneigung, ein systematisches Mißtrauen erleichterte es ihm und gestattete ihm nicht, sich an die Gewohnheiten des geselligen Lebens sklavisch anzuschließen, daß sie ihm wie den anderen zur zweiten Natur würden, sondern bewahrte ihm die Ruhe, sie zu beurtheilen, und die Kraft, sie zu bekämpfen. Zu diesem Zweck stellte Fourier sich eine Regel auf, welche die seines Lebens, das Gesetz seines Denkens, der Schlüssel zu seinen Thesen war, nämlich absolute Skepsis und Indifferentismus gegen die Außenwelt, um sie unparteiisch zu würdigen. Vermittelst dieses Indifferentismus konnte er die Dinge in ihrer wahren Gestalt betrachten, nicht aber in dem trügerischen Lichte, welches den, der sich der kursirenden Münze gäng- und gäber Meinungen widerstandslos hingiebt, ohne sie in dem Fokus einer kräftigen Persönlichkeit zu sammeln, größtentheils blendet und anlockt, und der Zustand geistiger und sittlicher Armuth der Menschheit zeigte sich ihm in seiner ganzen Blöße. Neben den heiligen Banden der Ehe warf die frevle Verletzung derselben ihre Schlingen, die Käuflichkeit wohnte im Gefolge der Politik, die Beschränktheit stand im Wechselverkehr mit der Intrigue; der Mensch vergeudete seine Kräfte in nutzlosen Kämpfen, die Geschicke der Einzelnen durchkreuzten sich bis zur Zerrüttung, und eine allgemeine Erschlaffung war die Folge. Kurz, unser Kreuz und Jammer, unsere Dornenrosen, unser hohlwangiges Lachen standen in ihrer ganzen Größe vor seiner bekümmerten Seele. Von der Ueberreife der Menschheits-Erkrankung überzeugt, ergriff er zwei Fackeln und beleuchtete mit der einen den Irrweg des physischen und moralischen Schmerzes, mit der anderen den geebneten Pfad der Befriedigung und des Genusses, und bei ihrem hellen Schein suchte und fand er nach seiner Ansicht das Bessere.

Alle Mißverhältnisse in der Gesellschaft haben nach Fourier nur eine gemeinschaftliche, aber tiefliegende und darum nicht genug ergründete Quelle, nämlich die falsche Ansicht, daß Gott nicht allen Dingen die Bestimmung, wahrhaft gut und nützlich zu seyn, gegeben hätte. Wenn die Menschheit nicht mit derselben Harmonie ihren Kreislauf wie die Sphären beschreibt, so liegt der Grund in dem den göttlichen Absichten entgegenstehenden Umschwung, den sie eigenmächtig sich gegeben hat. Zwischen Schöpfer und Geschöpf herrscht ein fünftausendjähriges Mißverständniß, indem alle Philosophie- und Moral-Systeme bisher zwei Arten der Triebe am Menschen unterschieden, die guten und die bösen, und die Erziehung die Unterdrückung dieser und die Heranbildung jener erzielte. Welche andere Folgerung läßt sich aber aus diesem seit so vielen Jahrhunderten fruchtlos versuchten Unterdrückungs-System ziehen, als daß die bösen Triebe unzerstörbarer Natur und ebenfalls höheren Ursprungs seyen? Dies vorausgesetzt, bleibt wohl etwas Anderes übrig, als zu versuchen, ob diese Triebe und Neigungen, die man in die Kategorie der bösen setzt, nicht einen Beruf, eine nothwendige Stelle in der allgemeinen Harmonie der Wesen haben, ob sie, mit einem Worte, nicht eine Wohlthat werden könnten, anstatt ein Uebel zu seyn? Die Leidenschaften dienstbar zu machen, ihnen eine freie und ungehinderte Entwickelung zu gestatten, so daß sie alle Nutzen stifteten, keine Schaden, die widerstrebenden Neigungen und Kräfte in einen harmonischen Verband zu bringen: dies sollten die Hebel des Fourierschen Socialismus, dies die Stützen des neuen Systems werden.

Von diesem dunkeln, reifer Prüfung entbehrenden Gedankenblitze ausgehend, erschien im Jahre 1808 seine lange Zeit unbekannt gebliebene Schrift: la Théorie des quatre mouvemens*), die bereits das System des Verfassers enthält, den ganzen eigenthümlichen Ideenkreis desselben, zu dem die folgenden Schriften nur die weitere Ausführung und den Kommentar liefern konnten. Schon ist es seine Absicht, die Einzel-Haushaltungen zum Besten der größeren Familien- und Staats-Haushaltungen aufzulösen, die Masse nach Phalangen**) zu organisiren mit Hülfe einer Art von prästabilirter Harmonie oder Anziehung der Geister, attraction passionée, wie er sich ausdrückt, um das freie Spiel der Neigungen in seinem neuen Reiche zu bezeichnen. Alles, was später die Stärke und den Glanz seines Systems bilden sollte, findet sich dort im Umriß, als ringender Gedanke, als Divination: die bäuerlichen Vereine, der Grundsatz der wechselseitigen Arbeit, die kosmogonischen Phasen des Erdballs***), die Vertheilung nach Serien und Gruppen, die Begünstigung von Kunst und Wissenschaft, selbst die berühmt gewordene Formel, Vermögen, Kunst und Talent in gehöriger Mischung aufzunehmen. Trotz dieser Verdienste ist das Buch einseitig und unpraktisch; das Bild der beabsichtigten Sittenumwälzung geht unter in der breiten und zerflossenen Kritik ihrer bisherigen Gestaltung, kurz, der Verfasser ist über seine Reformen selbst noch nicht im Klaren. — Aber auch schon in diesem Buche, wie in allen Schriften Fourier's, überrascht den Leser die Mannigfaltigkeit der Studien und die große Belesenheit des Mannes, die sie voraussetzen. Fourier's reicher Geist berührt alle Felder des Wissens mit Kennerschaft und eindringendem Blick, die Literatur liefert ihm ungesucht eine große Zahl glücklich gewählter Stellen, die Geschichte seltene und treffende Data, das gewerbliche Leben sinnvolle Beobachtungen, die Mathematik die strengen Beweisführungen, die seine Werke charakterisiren, die Philosophie die vielseitige und lichtvolle Entwickelung, als Zeugniß seiner großen Gewandtheit in den verschiedensten Formen der Speculation. Und dieser Mann, welcher den Kreis menschlicher Erkenntniß wie zu seinem Vergnügen durchlaufen hat, um sich dann von ihr loszusagen und sie für eitel zu erklären, dieser Denker, dieser Forscher, wer ist er? Ein Mensch von untergeordneter Stellung, der keine Universitäts-Studien gemacht, es ist der Kommis eines Handlungshauses, der seinen Namen nicht zu veröffentlichen wagt und sich nur Charles nennt, unter dessen Firma allein er alle Einwürfe, die man gegen ihn erheben würde, zu widerlegen sich bereit erklärt. Zu seinem Bedauern erhoben sich deren aber wenige; denn die kleine Zahl von Lesern, die er fand, hielt ihn ohne Zweifel für einen Schwärmer.

Zwar nährte Fourier keine eitle Hoffnungen über das Schicksal seines Buches, indem er, wie sein ganzes Leben darlegt, die Menschen kannte und besser als ein Anderer wußte, daß seine Theorie von den gewöhnlichen Köpfen unbegriffen bleiben würde, aber doch die, daß es früher oder später die Aufmerksamkeit eines vermögenden oder einflußreichen Mannes, eines Banquiers oder vornehmen Herrn, wer weiß, ob eines Königs auf sich ziehen würde. Und allerdings bedurfte Fourier

*) Diese vier Bewegungen, zu denen er später eine fünfte hinzufügte, waren: mouvement materiel, Anziehung der Weltkörper; m. organique, Affinität der Stoffe; instinctuel, wechselseitige Anziehung der Neigungen und Triebe; aromal, der Impondérabilien, und social, Wahlverwandtschaft des Menschen mit seinen künftigen Geschicken.

**) Zum näheren Verständniß diene Folgendes: ein Phalanx ist ein Verein von ungefähr 1800 Seelen, der sich in Serien von 24 bis 32 Gruppen, die Gruppe zu 7 bis 9 Personen gerechnet, theilt. Das gemeinschaftliche Wohngebäude eines solchen Phalanx heißt Phalanstère, ein großartiger Palast, der sein eigenes Theater, seine Börse, seinen Telegraphen hat; ferner große Gehöfte, 400 Küchen, 400 Speicher, Werkstätten u. s. w., die nur Abtheilungen eines einzigen diesen besonderen Zwecken gewidmeten Raumes sind. Dabei kostet die Ausführung eines Phalanstere nicht mehr als der Bau von 400 schlechten Wohnhäusern in einer Französischen Provinzialstadt.

***) Von diesen fast mehr als apokalyptischen Träumereien des sonst so nüchternen Fourier können wir dem Leser zum besseren Verständniß des Folgenden einige Proben nicht vorenthalten: die Welt hat nach ihm eine Dauer von 80,000 Jahren, 40,000 des Wachsthums und eben so viel der Abnahme. Die Welt ist also noch im Kindesalter. In späteren Perioden stehen ihr noch große Veränderungen bevor. Das Eis des Nordpols wird schmelzen und das Polarmeer schiffbar werden, das Meerwasser seinen Salzgehalt verlieren und in ein angenehmes Trinkwasser sich verwandeln. In Sibirien werden Orangen blühen und die Flora der Aequatorialgegenden am 60sten Parallelkreis anzutreffen seyn, und als Zeichen der endlichen Verklärung sich ein Saturnusring um den Nordpol lagern.

nicht sowohl eines Kreises von Männern, die für seine Ideen begeistert waren, als der Mittel zur Realisirung seiner Vorschläge; ihm lag weniger daran, eine Schule zu ziehen, als die Früchte seiner Grundsätze an der Erfahrung reifen zu sehen. In der gerechten Erwartung, daß das Vielversprechende seiner Ergebnisse, die Bündigkeit seiner Schlüsse, das Großartige und Ersprießliche seines Planes ihm aus Staats- oder Privatmitteln Gelegenheit zu Versuchen im Großen bieten würde, harrte er geduldig, geräuschlos, und glaubte mit jedem neuen Tage die Entscheidungsstunde anbrechen zu sehen, und dies war die einzige Täuschung, weil weder Geld- noch Geburtsadel ein Auge hatte für den neuen Sternenhimmel, der in seinem System aufgehen sollte; die Hoffnung war nur eine chimärische: daß diese beiden Mächte eine Welt, in der sie herrschen und des schönsten Loses sich erfreuen, mit einer anderen, und wäre sie auch genußreicher als die seinige, vertauschen würden.

Nach dieser ersten Schrift schwieg Fourier während einer Reihe von Jahren und arbeitete mit Eifer an der Vervollkommnung seines Systems, mitten unter undankbaren, tagelöhnerischen Comptoir-Geschäften, ohne in seinem Glauben irre zu werden. Erst im Jahre 1822 erschien er wieder vor dem Publikum mit seinem „Traité de l'association domestique agricole, den er nicht zu benennen wagte, wie es sein Inhalt verlangte: Théorie de l'unité universelle. Obgleich von diesem Werke, das auf 6 Theile angekündigt war, nur zwei erschienen, so enthalten diese dennoch eine genügende und ausführliche Entwickelung seiner Grundsätze und weisen ihm einen Platz neben Newton an. Wie Newton die Anziehung der Weltkörper entdeckt hat, so Fourier die Anziehung der Geister; wie jener die Wissenschaft von dem Leben und Wandel der Gestirne, so hat dieser die Wissenschaft von dem Leben der Menschen begründet. In der Harmonie des Universums, das nach unwandelbaren Gesetzen seine Bestimmung erfüllt, sah Fourier die großartige Analogie für den Mikrokosmos des Erdenlebens, dessen Unordnung und Zerrissenheit ursprünglich nicht angeordnete Störungen voraussetzt. In dieser Annahme liegt ein unabweisbarer Wink, zu der normalen von Gott beabsichtigten tellurischen Harmonie zurückzukehren, und dies ist einzig möglich, wenn alle Leidenschaften und Neigungen ihre Stelle in dem Complex der Lebensäußerungen der vernünftigen Erdenwesen finden, wie alle Gestirne ihre Relation im Sideral-System finden. Beide vermögen dies nur wiederum, wenn sie dem Gesetz der ihnen inwohnenden Anziehung gehorchen, aber nicht einer gewaltsamen Unterdrückung dieses Gesetzes, dessen Vernichtung sie aus ihren Bahnen reißt und die kosmischen wie die tellurischen Anomalieen bewirkt. Wenn also das Inhibitiv-System unserer Weisen die freie Entwickelung der Neigungen hemmte, so fällt die Schuld nicht auf die Neigungen, gute und böse, weil sie alle, göttlichen Ursprungs, als freigeborene und geistliche Kinder des Geistes sich entfalten dursten, sondern auf das Inhibitiv-System des Menschen, das, vergänglich wie er, sich wandeln läßt wie er.

Diese ganze Schrift und die darauf folgenden, als le nouveau monde industriel (1829), le Pamphlet contre St. Simon et Owen, nebst den Artikeln des Phalanstère (eines Journals, von dem bald die Rede ist), sind nur als Korollarien eines bereits vollkommenen, aufgestellten und entwickelten Systems zu betrachten. Fourier fand eine Welt vor, deren ruhendes Moment die Agrikultur und das treibende die Association war, und für beide wollte er einen ins Einzelnste gehenden Kodex schaffen, gerieth aber dadurch in eine Weitschweifigkeit, in deren Labyrinth zu folgen oft der Muth fehlt. Diese seltsamen und noch nie vernommenen Erörterungen, die das angestrengteste Nachdenken und eine undegreiflich selbstbeherrschende Zurückgezogenheit voraussetzen, verschafften seinem Buche Leser, welche die streng wissenschaftlichen Abhandlungen überschlugen, um die oft bizarr klingenden Einzelnheiten desto ungescheuter mit der Lauge ihres Witzes zu begießen. So wurde Fourier gelesen, mehr um über ihn zu lachen, als bei ihm Belehrung zu suchen; aber das Lachen giebt in Frankreich den Todesstoß, weil man sich dann erst gar nicht die Mühe nimmt, einer Sache auf den Grund zu gehen. Deshalb erfuhr die Entdeckung des neuen Attractions-Gesetzes nur Zurücksetzung und Verachtung, so oft er die Stimmführer der öffentlichen Meinung um ihre Mitwirkung selbst für die bescheidenste Oeffentlichkeit anging. Nicht freundlicher und vorurtheilloser zeigten sich die rivalisirenden Systeme. Die Häupter des Etklektizismus, die damals ihre Blüthenzeit hatten, wiesen höhnend einen Mann ab, der sich eines eigenen Wissens rühmte; der St. Simonismus, der, damals kaum ans Licht getreten, schon den Hochmuth eines Emporkömmlings zeigte, verweigerte undankbar seine Hülfe einem Denker, mit dessen Federn er sich schmückte; Robert Owen, der gleichzeitig in England eine cooperative society gründete, erwiederte eine Initiative Fourier's mit leeren Ausflüchten, die mindestens für diesen nicht ehrenvoll waren.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

(Schluß.)

Die Spanische Volksthümlichkeit gewährt für solche Darstellungen günstigen Boden und reichlichen Stoff, vielleicht in größerer Fülle als selbst England. Der Spanier hat seinen National- und in jeder Provinz seinen Lokal-Charakter unverkümmert erhalten; in den kleineren niedrigen Kreisen des Lebens ist viel freies, selbstständiges Wesen, viel Originalität zu finden. Sogar was wir Humor nennen, ist der Redeweise, der Unterhaltung des gemeinen Spaniers nicht fremd; die Sprichwörter sind häufig damit gewürzt. — ganz besonders aber in den Picareco-Novellen, diesem echt-Spanischen Erzeugniß des heimischen Bodens, spielt der Humor eine bedeutende Rolle, obwohl er hier nicht selten ins handgreiflich Possenhafte ausartet. Der freien Entfaltung des Volks-Charakters war die ältere politische Verfassung sowohl Castiliens, als ganz besonders Aragoniens günstig; erst die Könige der Habsburgischen Dynastie, Karl V. und Philipp II., haben mit eiserner, despotischer Hand alle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit erdrückt. Jahrhunderte lang war der Spanische Landmann zugleich Krieger gewesen, hatte die Waffen wider die Ungläubigen geführt und so einen Antheil an militairischer Waffenehre, ein höheres Maaß persönlicher Geltung gewonnen. In Catalonien namentlich herrschte ein demokratischer Geist, der den Königen die wichtigsten Zugeständnisse abtrotzte und oft bis zur Zügellosigkeit stieg. Als ganz Spanien unter der Herrschaft eines Regenten vereinigt war, hatte dies keine Aufhebung, keine Verschmelzung der provinziellen Unterschiede zur Folge; die einzelnen Königreiche und Landschaften behielten ihre Institutionen, ihre Sitten und Gebräuche, und so blieb innerhalb der Spanischen Nationalität eine große Mannigfaltigkeit der volksthümlichen Charaktere und Physiognomieen. Der tapfere, derbe Asturier, der hochmüthige, träge Castilier, der betriebsame Neukastilier, der freiheitliebende Catalane, der eifersüchtige, verschmitzte Andalusier, der weichliche Valencianer, der stolze, prunksüchtige Granatiner — an diesen überaus zahlreichen Typen findet der Künstler, der Romandichter für Studien und Darstellungen unerschöpflichen Stoff. Dazu kommt die Vermischung des eingeborenen Stammes mit Römischem und Afrikanischem, Maurischem und Jüdischem Blute. Die Eroberer, welche das Land Jahrhunderte lang beherrschten, haben ihm sprachlich und geistig ihr Gepräge aufgedrückt, und die Inquisition hat es nicht auswerzen können. Der Ursprung der edelsten Spanischen Geschlechter, in Andalusien namentlich, ist nach den digressiven Verhandlungen der späteren Zeit unrein. Ein Buch, das in ganz Spanien populair geworden ist, el Tizon de España (der Feuerbrand Spaniens) betitelt, führt mit pedantischer Schadenfreude den Stammbaum der hochadeligen Häuser des Königreichs auf Maurische und Jüdische Ahnen zurück. — Durch alle diese Umstände gewinnt der Spanische Volks-Charakter ein fruchtbares, poetisches Interesse, einen pittoresken Anstrich; ein solches Volk gewährt natürlich dem Dichter mehr Anlaß und Stoff zu Roman-Schöpfungen, als ein einförmig civilisirtes, bei welchem alle Besonderheiten durch einen gleichmachenden Despotismus aufgehoben oder in der allein herrschenden Mode untergegangen sind. Auf wie engem Felde bewegt sich der Romandichter in Frankreich, wo die Gesellschaft durch und durch künstlich gebildet, wo conventionelle Form bis in die niedrigsten Kreise eingedrungen ist, wo sich der freien, natürlichen Aeußerung des Charakters und der Neigungen substituirt hat. In der That hat Frankreich für die Gattung des Romanes, zu welcher der Don Quixote gehört, nur Einen namhaften Schriftsteller, Le Sage, und dieser eine hat alle seine Stoffe aus Spanien entlehnt, weil er im eigenen Vaterlande keine fand, die ihn zusagten.

Um bei der Würdigung des Don Quixote keinen wesentlichen Gesichtspunkt zu übergehen, sey zuletzt noch erwähnt, daß er für die damaligen Zeiten ein in jeder Hinsicht aufklärendes und erleichterndes Buch war und nicht bloß in Bezug auf die Ritter-Romane, sondern über viele andere Gegenstände eine richtigere Denkweise verbreiten half. Schon die im Ganzen moralische Tendenz, die ethische Einheit des Don Quixote würde ihn vor allen literarischen Produkten jener Epoche auszeichnen. Er ist aber zugleich voll verständiger Aeußerungen, und eben so richtiger als witziger Urtheile über Angelegenheiten des Lebens und der Literatur, wozu nicht allein gesunde Kritik und durchdringender Scharfsblick, sondern auch, zumal für einen Autor des 16ten Jahrhunderts und einen Spanier, große Selbstständigkeit des Geistes und noch größere Freimüthigkeit gehörte. So z. B. wird bei jeder Gelegenheit der bei den Spaniern tief eingewurzelte Aberglaube an das Herrenwesen und Zauberwesen lächerlich gemacht. Mit noch größerer Kühnheit wird die Tortur angegriffen, welche damals zwar bei den gewöhnlichen Gerichten nicht mehr, wohl aber bei dem furchtbaren Inquisitions-Tribunale noch üblich war. Wo sich Cervantes über literarische Gegenstände ausläßt — und dies geschieht im Laufe des Werkes sehr häufig — zeigt er die gesündeste kritische Einsicht und einen durchaus richtigen, geläuterten Geschmack; in beider Hinsicht war er seinen Zeitgenossen weit voraus, und seine Urtheile sind als literarhistorische Zeugnisse vom größten Gewicht. Es hat auch vielleicht nie eine Satire ihren Zweck so sicher und vollständig erreicht, wie der Don Quixote. Drei Jahre vorher, 1602, war in Spanien der letzte Ritter-Roman erschienen und seitdem keiner wieder. Was der Ernst des Gesetzgebers, was Vermahnung und Strafandrohung nicht vermocht hatten, das bewirkte der dritte Spott. Die ganze schwerfällige Masse des Unsinns war wie im Nu hinweggehaucht. Keiner konnte sich mehr mit Rittergeschichten Gehör verschaffen; die Illusion bei den Lesern war von Grund aus zerstört. Der Spanier hatte sie hinter die Coulissen geführt, ihnen gezeigt, wie der Leser gemacht wurde, mit was für wohlfeilem Kram man Paladine und Feen, Könige und Königinnen aufstutzte. In der Regel hat die Satire eine nur lange Lebensdauer: wenn der Feind ihren Anariffen erlegen ist, dann ist sie selbst für todt zu achten, gleich den Insekten, die ihren Stachel in der Wunde stecken lassen und sterben. Nicht so der Don Quixote. Die Dinge, worauf sein Spott zielt, haben für uns längst kein Interesse mehr; wir verstehen die Anspielungen, die Seitenblicke nicht, die für damalige Leser einen Hauptreiz des Buches ausmachten. Und doch behauptet er sich durch seinen bloßen Kunstwerth in der Gunst des gebildeten Publikums aller Länder; ja seine Popularität ist beständig im Zunehmen, und jedenfalls ist er heute weiter verbreitet und wird höher geschätzt, als bei Lebzeiten des Dichters.

Cervantes war sich der Vorzüge seines Werkes nicht unbewußt und hat ihm diese Popularität selbst prophezeit. „Was wollt Ihr wetten, Herr!" läßt er den Sancho Pansa sagen, „es wird nicht gar lange dauern, so sieht man in jeder Kneipe, in jeder Schenke, in jeder Barbierstube Eure und meine Thaten abgemalt." Das Wort traf ein. Es kommen ein, und Cervantes kann mit eigenen Augen seinen Ruhm

Quixote und Sancho Pansa in allen Situationen, die der Roman hergab, in groben Holzschnitten und Pfennigbildern und in den kostbarsten Holländischen Kupferstichen, konterfeit gesehen haben. Bis zu des Verfassers Tode waren schon zahlreiche Ausgaben nicht in Spanien allein, sondern auch in Portugal, Italien und in den Niederlanden erschienen. Der Don Quixote ist in alle Europäische Sprachen übersetzt worden, in die meisten mehr als einmal, achtmal ins Französische, zehnmal ins Englische, mindestens eben so oft ins Deutsche. Bei dieser ungemeinen Verbreitung und bei den öfter wiederholten Ausgaben des Original-Textes konnte es nicht fehlen, daß sich Unfähige und Unberufene dem Geschäfte der Herausgabe unterzogen, und indem man den neuen Abdrücken ältere zu Grunde legte, schlichen sich zahlreiche Fehler in den Text ein, es entstanden Lücken, und diese hatten wieder Interpolationen zur Folge, die dem Werke zur höchsten Unzier gereichten.

Der erste Versuch der Wiederherstellung des Textes ging, sonderbar genug, von England aus. Die Königin Karoline, Georg's II. Gemahlin, legte sich eine Sammlung von Romanen an; sie nannte dieselbe im Scherze „die Bibliothek des weisen Merlin". Nur der Don Quixote fehlte ihr noch, und der Englische Gesandte in Spanien, Lord Carteret, machte sich anheischig, diese Lücke auf würdige Weise auszufüllen. So entstand die berühmte Londoner Ausgabe des Don Quixote, die 1738 bei Tonson in vier Quart-Bänden erschien. Der Lord hatte nicht allein den größten Theil der Kosten hergegeben, sondern auch den Spanischen Gelehrten Mayans y Siscar bewogen, eine Lebensbeschreibung des Dichters voranzuschicken. Diese Biographie ist die erste, die überhaupt Erwähnung verdient. Cervantes' Lebens-Umstände waren damals schon so in Vergessenheit gerathen, daß sieben Spanische Städte, wie bei Homer, um seine Geburt stritten. — Das von England aus gegebene Beispiel erregte denn doch in Spanien Nacheiferung. Die Königliche Akademie zu Madrid veranstaltete eine Pracht-Ausgabe, die nach langen Vorbereitungen endlich 1780 in vier Quartbänden aus der berühmten Ibarraschen Offizin hervorging. Diese Akademie ist auf gerauchlose Weise thätiger gewesen, als manche ihrer Schwestern, und hat sich theils durch Original-Abhandlungen, theils durch mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit bearbeitete Ausgaben alter National-Schriftsteller große Verdienste um die Spanische Literatur erworben. Der Don Quixote wurde einer sehr sorgfältigen Text-Revision unterworfen, wobei man die zu Lebzeiten des Verfassers in Spanien erschienenen Abdrücke zu Grunde legte, in der Voraussetzung, diese dürften von Cervantes selbst revidirt und korrigirt seyn. Diesem Geschäft hat sich aber Cervantes, wenn überhaupt, gewiß nur mit größter Flüchtigkeit unterzogen, und jene Editiones principes wimmeln überdies von den gröbsten Druckfehlern. Dem Texte vorangeschickt ist eine sehr elegant geschriebene und ziemlich vollständige Biographie des Dichters von Rios. Hinterher folgt eine eben so weitschweifige als unnöthige Analyse des Romans, worin eine Parallele zwischen dem Don Quixote und der Iliade und Odyssee durchgeführt wird. Daß es dabei zu großen Absurditäten kommt, läßt sich denken.

Im nächsten Jahre, 1781, kam abermals in England eine sehr verdienstvolle Ausgabe des Romans ans Licht. Ein Landgeistlicher, Namens Bowle, Prediger zu Idmestone in der Grafschaft Suffolk, machte sich den Don Quixote zu einem Lieblingsstudium seines ganzen Lebens, brachte einen ungemeinen Apparat für seinen Zweck zusammen und arbeitete 14 Jahre lang an einem Kommentar. Ein solcher war allerdings nöthig. Viele satirische Anspielungen verstand man nicht, aus Unbekanntschaft mit dem Inhalte der älteren Ritter-Romane, auf welche gezielt war. Vorfälle und Geschichten, welche dem Publikum zu Cervantes' Zeit in frischer Erinnerung waren, Sitten und Gebräuche, die damals herrschten, hatte man großentheils in Spanien selbst vergessen; um so mehr bedurften ausländische Leser über solche Punkte einer Auskunft. Auch die Spanische Sprache hatte große Aenderungen erfahren, und die alterthümliche oder provinzielle Ausdrucksweise an vielen Stellen des Buches war den Lesern des 18ten Jahrhunderts unverständlich. Man wurde überdies auf manche störende oder komische Versehen aufmerksam, die dem Verfasser beim Niederschreiben der Geschichte entschlüpft und bei späterer Durchsicht seiner Aufmerksamkeit entgangen waren. Sancho's Schecke zum Beispiel erscheint und verschwindet zu mehreren Malen auf ganz unerklärliche Weise; man weiß nicht, wie er wegkommt und wie er wiederkommt. Cervantes hat nämlich nicht im Gedächtnisse behalten, daß man dem ehrlichen Sancho seinen Schecken verlängst gestohlen hat. Als man ihm den Schnitzer bemerklich machte, verdefferte er ihn an etlichen Stellen, aber bei weitem nicht an allen. Auf ähnliche Weise erklären sich die vielen auffallenden Anachronismen, deren einige freilich absichtlich und aus muthwilligem Scherz begangen sind, z. B. wenn Don Quixote im zweiten Theile den ersten Theil und darin seine eigene Grabschrift kritisirt. Es scheint, Cervantes hat gegen das Revidiren und Korrigiren einen großen Widerwillen gehabt. Fehler, die nicht abzuleugnen waren, schob er, wo er nur konnte, auf den Setzer und Drucker; bei Anderen half er sich mit der Ausrede, sie wären wie Mälchen und Flecken, die einem schönen Gesicht wohlständen. Der gute Cervantes ließ sich freilich nicht träumen, daß man ihm nach zweihundert Jahren so genau aufpassen, ein Register über alle Stellen führen würde, wo er sich wiederholt, und wo er sich widerspricht, ja eine förmliche chronologische Tafel entwerfen über alle Thaten und Fahrten des sinnreichen Junkers und des ehrlichen Sancho. Hat doch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Französische Gelehrten-Gesellschaft, die Académie des lettres et des beaux arts zu Troyes, eine Deputation aus ihrer Mitte nach Spanien geschickt, um — es ist kaum glaublich, aber buchstäblich wahr — um wo möglich in der Bibliothek des Eskurial die Original-Handschrift des Arabischen weisen Mannes ausfindig zu machen, aus welcher Cervantes seinen Roman übersetzt zu haben vorgiebt.

Unter den Spanischen Herausgebern des Don Quixote sind bis auf die neueste Zeit Pellicer, Navarrete und Clemencin zu nennen. Pellicer's Ausgabe empfiehlt sich durch eine recht gute Abhandlung über Cervantes Leben und Schriften und hauptsächlich durch ein sehr gründliches und gelehrtes Eingehen auf viele historische und literarhistorische Themata. Navarrete, auf historischem Gebiete durch die Sammlung und Herausgabe der auf die ersten Entdeckungsreisen der Spanier bezüglichen Dokumente rühmlich bekannt, hat zugleich die beste und vollständigste Biographie von Cervantes geliefert. Sie enthält durchaus Alles, was wir bis jetzt, auf direktem oder indirektem Wege, über die Lebensumstände und die schriftstellerische Thätigkeit desselben in Erfahrung gebracht haben. Die Nachrichten über ihn sind nämlich, wie über Shakespeare, so mangelhaft und fragmentarisch, daß für gelehrte Konjekturen und scharfsinnige Hypothesen großer Spielraum bleibt. Clemencin, der treffliche Secretair der historischen Akademie zu Madrid — der jüngste (VI.) Band ihrer Memoiren ist ganz aus seiner Feder — ist leider durch den Tod an der Vollendung seiner Ausgabe des Don Quixote gehindert worden; nur der erste Theil von vieren ist erschienen. Der Herausgeber hat ihn mit einer trefflichen Einleitung versehen; die Erklärungen verbreiten, wie es von einem Gelehrten gleich Clemencin zu erwarten war, über die schwierigsten und dunkelsten Stellen des Textes Licht; hauptsächlich aber ist der Kommentar ästhetisch-kritisch und macht auf die Vorzüge und Schönheiten der Sprache und Darstellung, worauf man beim Lesen gemeinhin weniger achtet, stellenweise auch auf Mängel und Verstöße aufmerksam. Es ist die vorzüglichste Bearbeitung, die bis jetzt einem Castilischen Klassiker zu Theil geworden ist.

Unter den vielen Uebersetzungen, wodurch die Engländer ihr Gefallen am Don Quixote bekundet haben, dürfen mehrere gelungen heißen, zumal in Betracht der nicht geringen Schwierigkeit, die volksthümliche Redeweise und die charakteristischen Wendungen des launigen Dialogs getreu und doch ungezwungen wiederzugeben. Das meiste Glück haben die Uebersetzungen von Motteux, Jarvis und Smollett gemacht. Die erstgenannte ist die älteste und dürfte die beste seyn. Motteux war ein Franzose, wanderte aber zur Zeit Jakobs II. nach England aus und blieb daselbst bis zu seinem Tode. Seinem Englischen merkt man indeß nichts von fremder Beimischung an; im Gegentheil, seine Diction hat Farbe und Kern, ist reich an Kraftausdrücken und recht geeignet, den Ton des Castilischen Originals zu treffen. Und da zwischen dem Englischen, wie es Motteux schrieb, und dem gegenwärtigen schon anderthalb Jahrhunderte liegen, so hat sein Styl für den heutigen Leser den Reiz einer naiven Alterthümlichkeit, worin sich das ritterliche Wesen des sinnreichen Junkers Don Quixote doppelt gut ausnimmt. Da nun überdies Lockhart der neuesten Ausgabe der Motteuxschen Uebersetzung Noten und eine Anzahl alter Castilischer Romanzen in poetischer Uebertragung beigefügt hat, so wird dieser Englische Don Quixote den anderen wohl noch ferner den Rang ablaufen. — Wie seltsam übrigens! die erste gute Ausgabe eines Spanischen Klassikers erscheint in England; den ersten Kommentar liefert gleichfalls ein Engländer und zwar schreibt dieser Engländer Spanisch; und die beste Englische Uebersetzung des Spanischen Autors ist von einem Franzosen.

Die neue Ausgabe des Don Quixote von Sales, auf welche wir hiermit zum Schlusse zurückkommen — die erste in Amerika, obwohl halb Amerika Spanisch spricht — ist zunächst durch das Bedürfniß veranlaßt, den Zuhörern bei den Vorlesungen, welche Herr Sales am Harvard-College über den Spanischen Autor hält, einen korrekten und gleichlautenden Text in die Hände zu geben. Die bisher in Amerika gangbaren Ausgaben waren von innen und außen gleich kläglich beschaffen, von unwissenden Spanischen Buchdruckern für die Nachfrage fabrizirt, voll grober, stumentilellender Fehler und theuer obendrein. — Der Plan, wonach Herr Sales gearbeitet hat, ist einfach und verständig. Für den Text ist die Ausgabe der Spanischen Akademie, in ihrem neuesten sehr korrekten Wiederabdruck, zu Grunde gelegt; der Druck ist stereotyp, so daß der Text von jedem Fehler, der bemerkt wird, sofort gereinigt werden kann. Auch die Orthographie, Betonung und Interpunction befolgt genau das von der Akademie gegebene Muster. Nur hat die Akademie, indem sie durchgängig die neue Orthographie an die Stelle der alten des 16ten und 17ten Jahrhunderts setzte, auch viele alterthümliche, jetzt absolut gewordene Wortformen etwas zu rücksichtslos ausgemerzt und dadurch nicht selten den Ton und die Färbung des Styls beeinträchtigt. Herr Sales hat an geeigneten Stellen die alte Form wieder in ihr Recht eingesetzt; so namentlich in den Reden, welche Don Quixote führt. Ein sehr mißlicher Punkt bei jeder Textrevision ist die Masse der Fehler in den ältesten Spanischen Abdrücken des Romans, — Fehler, welche die Grammatik verletzen, das Verständniß stören und zum größeren Theile zwar den Buchdruckern, zum Theile aber auch der Sorglosigkeit und Flüchtigkeit des Verfassers zur Last fallen. Cervantes' Manuskript ist längst nicht mehr vorhanden, eine authentische Berichtigung also nicht möglich. Es bleibt also nur übrig, entweder, wie Clemencin, Arrieta und andere Herausgeber gethan haben, die vermuthete bessere Lesart unter dem Texte zu bemerken, oder sie, wie Herr Sales thut, in den Text selbst aufzunehmen. Es versteht sich jedoch von selbst, daß dies nur mit größter Vorsicht, und nicht mit Willkür, sondern unter steter Berufung auf entscheidende Gründe und Autoritäten geschehen darf. Ein gelehrter, kritischer Leser sieht freilich lieber die urkundliche, wenn gleich verdorbene Lesart im Text und behält sein Urtheil und seine Wahl unter den verschiedenen Konjekturen und Varianten frei. Dem größeren Publikum aber, und zumal einem ausländischen, erweist man offenbar einen Dienst, wenn man ihm dergleichen Anstöße so viel möglich aus dem Wege räumt. — Die Einleitung Clemencin's zum Don Quixote hat Herr Sales in seine Ausgabe aufgenommen. Die dem Texte beigefügten Anmerkungen und Erklärungen fallen, bei aller zweckmäßigen Kürze, doch sehr reichlich aus. Sie sind mit strenger Auswahl von den berühmtesten und angesehensten Kommentatoren des Don Quixote, besonders von Arrieta, entlehnt; doch hat der Herausgeber oft Anlaß gefunden, von seinem Eigenen hinzuzufügen, indem allerdings Vieles, das Spanien ganz geläufig und verständ-

lich ist und deshalb von den einheimischen Erklärern mit Stillschweigen übergangen wird, für den Ausländer einer Erläuterung bedarf.

(N. A. P.)

Polen.

Die Sage von dem Fürsten Trojan.*)

I.

„Bringe mir mein Pferd! Rasch, bringe mein Pferd, denn längst ist die Sonne hinabgesunken. Schon leuchten die Sterne, schon scheinet der Mond, der Thau glänzt an den Rainen. Nicht heiß mehr wehet, sondern kühlend der Wind. Wohlauf denn aufs Pferd! jeder Augenblick gilt für verloren! Schon lange harret mit klopfendem Herzen mein schwarzäugiges Liebchen. Hin nun im Fluge, denn nur kurz ist die Nacht, und so lang ist der Tag, und nur die Nacht bringt mir das Leben."

Also rief Trojan, der Serbier Fürst, er, der die Strahlen der Sonne nicht ertrug. Er kannte nicht ihren Glanz, er hatte im Leben den weißen Tag nicht gesehen. Denn wenn auch nur ein Strahl auf sein Haupt fiele, er würde zerfließen wie eine Wolke in Regen, sein Gebein zerginge in Thau.

II.

Gehorsam führt der Knappe das Pferd hervor. Auf sitzt Trojan und jagt davon, der treue Knapp rasch hinter ihm her.

„Kühl und abendlich, das ist meine Zeit!" ruft Trojan entzückt. „Wohl leuchten die Sterne, wohl scheinet der Mond, aber dieser Glanz versenget nicht. Ha! wenn die Thautropfen, wie weiße Korallen, die grünen Wiesen bedecken und in jedem der Sterne und des Mondes Bild erscheint! — weich' ein Schweigen umher, weich' eine Stille!" —

„O Herr", antwortet der Knapp, „lieber ist mir doch die Sonne und der weiße Tag. Er brennet, er versenget zwar, aber lieber ist mir doch der weiße Tag. Denn in dem Schatten der Nacht späht das Auge vergebens nach den Reizen des Feldes umher, nicht entdeck' ich das Sinngrün, noch den Basilik*) oder das Veilchen, aller Schmuck verschwindet in Eins. Nur der Eule Krächzen vernehme ich jetzt, nicht der Vögel Gesang; erst das Frührothe weckt die Lerche, erst die Sonne und den weißen Tag begrüßt sie. Mensch und Thier stärkt nun in dem Schlafe seine Kraft, nur wir irren in dem nächtlichen Dunkel umher."

III.

In der Ferne leuchtet ein Haus von Lerchenholz hervor, aus jedem Fenster schimmert ein Licht. Dort sehnet sich die Geliebte, den Fürsten in ihre Arme zu fassen. Trojan enteilt mit verdoppelter Schnelle, er sprengt über die Brücke und den steinernen Hof. Schon ist er am Eingange, schnell steigt er vom Pferd' und eilt in die bekannten Gemächer. —

Lange stand der Knappe da mit den Pferden, Schlummer überzog seine Augen. Aber er ermuntert sich und spricht:

„Ha! schon krähen die Hähne, der Herr muß zurück, denn der Weg nach dem Schlosse ist lang, und bald wird es tagen."

Er tritt an die Thür des Gemaches und pocht mit eiserner Faust. „Erwache, o Herr, erwache! Bald wird es tagen, besteige Dein Pferd und kehre heim!"

„Störe mir, Knappe, nicht den Schlaf!" erwiedert Trojan im Zorn. „Ich weiß besser, wenn es tagt, wenn der Bote meines Todes, wenn die Sonne sich erhebt. — Pflege Du mein Pferd und harre meiner!"

Der getreue Knecht antwortet nicht, er wartet wieder eine lange Zeit. — Da blickt er um sich, mit Schrecken bemerkt er das steigende Frührothe, also eilet er, und mit eiserner Faust pocht er noch heftiger gegen die Doppelthür des dunklen Gemaches.

„Herr, erwache!" ruft er in Verzweiflung; „ich sehe den Glanz des Morgenroths; säumst Du noch einen Augenblick, so erliegst Du dem Strahl der Sonne."

„Nur ein Weilchen noch harre mein; bald ist ja das Pferd bestiegen. Eh' dem Roth die Sonne folgt, bin ich schon in meinem Schlosse."

Der getreue Knapp wartet mit Sorgen; endlich stürzt Trojan hervor, rasch aufs Pferd und fort mit Pfeilesschnelle.

IV.

Kaum hat der Fürst den Hof durchsprengt, er ist mitten auf der Brücke, da erglühen plötzlich die Bergspitzen.

„Herr, da ist die Sonne!" schreit der Knapp.

„Nun, so ist die Todesstunde nahe. Laß mich vom Pferde steigen, an die kühle Erde will ich meinen Körper anschmiegen; bedecke mich mit dem Mantel, und am Abend führe mein Pferd zu mir her."

Zitternd und schwach steigt Trojan ab; er sinkt hin auf das feuchte Erdreich, und der treue Knecht deckt sorgsam den Herrn mit dem weiten Mantel.

„Nein, o Herr, verlassen kann ich Dich nicht. Auf der Wiese mag Dein Roß sich Nahrung suchen, ich werd' zu Deinem Schutze hier bleiben bis zum Abend."

V.

Es war ein schwüler Tag, die Sonne brannt' und kein Lüftchen wehte. Trojan zitterte unter dem Mantel vor Schmerz.

Da kommen Hirten, ihre Heerden treibend; sie finden die Pferde, erblicken den Knappen und den Mantel.

„Was verbirgst Du da?" so fragen sie.

„Waget nicht zu stören dessen Ruhe, denn Trojan schläft hier den Graft."

„Nicht jetzt ist Ruhezeit. Ha! getödtet hast Du wohl, der verbirgst. Oder ist's ein flücht'ger Räuber? Laß uns zusehn!"

Der Knappe flehet und beschwöret, doch sie dringen auf ihn ein. Er stellt rüstig sich zur Wehre, aber weichen muß er vor der Menge.

Trojan selbst ruft und beschwöret. „Decke, Mensch, nicht auf den Mantel. Laß nicht zu den Strahl der Sonne."

Bitte und Gebot sind vergebens. Ganz enthüllt wird der Fürst, und die Strahlen treffen gerad' ihm das Gesicht.

Da verstummt er; in zwei Tropfen sind die Augen ihm zerflossen, Haupt und Hals und Brust zerschmelzen, und der ganze Leib zerfließt sich in Thränen. Ein Weilchen glänzt der Thau noch an der Stelle. Auch den letzten Tropfen zieht die gier'ge Sonne ein. —

Und die Hirten flieh'n dem Wunder.

VI.

Der treue Knappe mit der Dienerschaft des Schlosses eilt herbei. Doch vergebens ist sein Eilen, nicht mehr findet er den Fürsten. Nur den Mantel sieht er liegen. Er ringt die Händ' und weint und trauert. — Thrän' und Trauer sind vergeblich, sie erwecken nicht den Herrn.

A. Wer.

*) Wir entnehmen diese Sage, die wir auch der Form nach, einer an mehreren Stellen rhythmischen Bewegung, wiederzugeben uns bemüht haben, dem 2ten Hefte der Zeitschrift: „Panorama literatury krajowéj i zagranicznéj" (Warschau, 1836), wo sie Wojcicki mittheilt. Die Meinung des Volks, daß das Morgenroth die Geister verscheuche und ihnen Verderben bringe, haben die Serbier auf ihren Fürsten ausgedehnt.

**) Beide Gewächse (Vinca per vinca und ocimum basilicum Linn.) werden oft in den Serbischen Liedern erwähnt.

Mannigfaltiges.

— Unbefugte Nachbildungen. Unter „contrefaçon" verstehen die Franzosen nicht bloß das, was wir Nachdruck nennen, sondern überhaupt jede unbefugte Nachbildung eines Originals, die möge nun in einem Manuskripte, in einem gedruckten, gestochenen, lithographirten Werke, oder in einem Modell von Künstlern, Fabrikanten oder Handwerkern, in einer patentirten Erfindung oder endlich in einem eigenthümlichen Muster für die Fabrication und den Zeugdruck bestehen. Die Gesetzgebung über diesen Gegenstand ist freilich nicht so einfach und übersichtlich, daß der Richter darin immer die Norm für seine Entscheidung besitzt, doch sind die ersten Prinzipien allerdings festgestellt, wozu dann eine Anzahl besonderer Regierungs-Dekrete und richterlicher Entscheidungen gekommen, welche letztere ebenfalls in neuen Kollisions-Fällen als Anhaltspunkte dienen. Zur bequemeren Handhabung und Uebersicht hat jetzt der Advokat Etienne Blanc in Paris eine vollständige Sammlung der auf unbefugte Nachbildungen sich beziehenden Aktenstücke der Französischen Legislation herausgegeben. Wir geben den Titel dieses Buches unten in der Anmerkung wörtlich, weil es auch wohl in Deutschland ein besonderes Interesse haben möchte, den Schutz genauer zu kennen, den Frankreich in allen oben erwähnten Beziehungen gewährt.*) Was den Schutz geistigen Eigenthums betrifft, so sind freilich unsere vaterländische Gesetzgebung durch die neuesten Zeitläufte, die sie darin gemacht, Fortschritte, die zu würdigen wir gerade jetzt wieder Gelegenheit erhalten, jeder bisher bekannten ausländischen vorzulegen weiden; gleichwohl kann, bei dem internationalen Verkehr, in welchem sich zu unserer Zeit die Literaturen aller Länder befinden, auch die fremde Gesetzgebung oft nicht ohne Bedeutung für einheimische Unternehmungen seyn.

— Nichts für die Jugend. Wir besaßen bisher Kinderschriften aller Art, aber noch keine Bücher, die sich ausschließlich an Personen von einem bestimmten höheren Alter wenden. In Paris ist nun von Dr. Gupétam ein Buch herausgegeben worden, das nur für Leute bestimmt ist, die über fünfanddierzig Jahr alt sind. Ob Damen, die es kaufen wollen, selbst kommen oder mindestens ihr Alter nachweisen müssen, wird nicht gesagt. Doch ist das Buch nicht ausschließlich für Damen bestimmt; der Verleger hat dagegen ausdrücklich protestirt, weil er sonst riskirte, alle seine Exemplare auf dem Lager zu behalten. Sowohl Männern als Frauen werden darin weise Rathschläge ertheilt, wie sie zu einer Zeit, wo die Natur nicht mehr mit der alten Regelmäßigkeit das Leben erneut und kräftigt, bei geistiger und körperlicher Frische sich erhalten können. Charles Nodier sagt von dem Buche, er bemerke bloß, daß es der Verfasser nicht früher geschrieben und herausgegeben habe, denn er (Nodier) sey nun bereits längst über das 45ste Jahr hinaus. Nach solchem Urtheile läßt sich wohl voraussetzen, daß das Buch nicht mit dem Charlatanismus ähnlicher Schriften abgefaßt sey, und wir geben daher in der Anmerkung den vollständigen Titel desselben**).

*) Traité de la contrefaçon, et de sa poursuite en justice; les brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation, les marques des fabriques, les noms des commerçans, les désignations de marchandises, les enseignes, la propriété littéraire, les oeuvres musicales, la peinture, gravure et sculpture, les dessins de fabriques en tous genres; avec le texte des lois, décrets, arrêts, ordonnances et les principaux monumens de la jurisprudence sur la matière; suivi d'une table alphabétique. Par Etienne Blanc, avocat à la cour royale de Paris.

**) La médecine de l'age de retour et de la vieillesse, ou conseils aux personnes des deux sexes, qui ont passé l'age de quarante-cinq ans. Par M. Guyétam, docteur de la faculté de médecine de Paris, membre de l'académie royale de médecine etc.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Freitag den 15. Dezember 1837.

Süd-Afrika.

Unbilden gegen die Kaffern.

Gewiß, ein schönes Zeichen unserer Zeit ist es, daß keine erhebliche Unbill oder Ungerechtigkeit gegenwärtig verübt werden kann, ohne alsbald auch einen Edlen zu erwecken, der sie mit lauter Stimme denunzirt und ächtet, um die gerechten Anforderungen der verletzten Menschheit zu behaupten, ohne Rücksicht auf Abkunft und Farbe der Schützlinge oder auf Gunst oder Scheelblicke der Betheiligten. So hat nunmehr auch das Kaffer-Volk eine Stimme in England gefunden, die seinen Unbilden ein Gehör verschaffen wird. Die Gräuel, welche den letzten Krieg zwischen den Kaffern und den Kolonisten gebrandmarkt haben, und die kaltblütige Ermordung des Kaffer-Königs Hintza haben das Maaß der Feindseligkeiten und Grausamkeiten voll gemacht, die, mit einigen Ausnahmen, bei den Holländern wie bei den Engländern, in der Behandlung der Eingeborenen, Hottentotten und Kaffern, seit der ersten Begründung der Kap-Kolonie die Regel gebildet haben.

Justus, der menschenfreundliche Verfasser der Unbilden gegen das Kaffer-Volk*), thut zuerst einen flüchtigen Rückblick auf die frühere Geschichte der Niederlassung: Keine schwärzere Seite giebt es in der Geschichte der gebildeten Völker, als deren erstes Verfahren mit denen, welche sie als Barbaren bezeichnen und als Thiere behandeln. Hierin macht auch die Kap-Kolonie keine Ausnahme von der Regel, die leider überhaupt niemals unterbrochen worden, außer von Penn und den ersten Ansiedlern in Pennsylvanien bei ihrem Verkehr mit den Indianern und für einige Zeit auch von den Jesuiten in Paraguay. Als die Unterdrückung in der Entgeistung und Unterjochung der Hottentotten-Stämme nicht weiter getrieben werden konnte und ein schwaches Widerstreben begonnen hatte, richtete sich derselbe Geist gegen den edleren Kaffer-Schlag, dessen ergiebiges Land und zahlreiche Heerden die Europäische Habgier in noch stärkere Versuchungen führten. Dann reizten häufige Einfälle der Kolonisten, von Plünderung und Blutvergießen begleitet, natürlich auch zur Wiedervergeltung; und diese wurde dann zu einem Systeme, das sich erbieb, bis die rechtmäßigen Eigner des Landes endlich in aller Form für unverbesserliche Barbaren und beständige Feinde erklärt und folglich ihre Vertreibung durch Waffengewalt beschlossen wurde. Dies war zum Theil schon im Jahre 1812 wirklich ausgeführt, als man die Kaffern über den Großen Fisch-Fluß zurückgedrängt hatte. Indeß erwies es sich als viel leichter, sie zurückzutreiben, als ihr Land friedlich und sicher zu besitzen. Da vollendete die eben so gefühllose als unverantwortliche Politik des Lord Charles Somerset das, was in demselben Geiste schon begonnen war, als er Statthalter der Niederlassung geworden. Fürchterliche Einbrüche der Kaffer-Stämme unter ihren verschiedenen Häuptlingen gefährdeten nun sehr ernstlich die Sicherheit, wenn nicht das ganze Bestreben der neuen Niederlassungen, die seit dem Frieden in den den Kaffern entrissenen Gegenden gegründet worden waren. Und in Folge dieser Einfälle entstand eine Reihe neuer Plünderungen und Vertreibungen, wiederum mit Vergießung von ganzen Strömen Barbaren-Blutes und bereits noch mit der blutgierigen und ganz unpolitischen, wenn nicht der verrätherischen Ermordung vieler Kaffer-Häuptlinge verbunden. So hatten denn gegen den Schluß des Jahres 1834 gar viele Verletzungen der Kaffern mit Recht zu einem allgemeinen Kriege erbittert. Hierüber sagt Justus:

„In dem Winter von 1833 und während des ganzen Jahres 1834 wurden die sogenannten Kommandos (die Lord Glenelg mit Recht eigentlich bewaffnete Haufen zum Plündern nennt —) mit wachsender Stärke in das Kafferland geschickt, so daß dieses Jahr als das einer unablässigen Plünderung bezeichnet werden kann. Diese Rotten gingen immer nur darauf aus, das den Kaffern zugehörige Vieh wegzufangen, und in jedem Monate, ja fast in jeder Woche, reizten und verletzten sie das arme Volk aufs ärgste. Die Bauern und Pächter, die bis in das neutrale Gebiet vorgerückt waren, und Andere in den östlichen Theilen der Niederlassung fanden nun gar bald, daß nichts leichter sey, als ihre Heerden ohne die lästige Weitläuftigkeit von Einkäufen und anderen solchen alten Förmlichkeiten zu vermehren: sie brauchten ja nur bei den Militair-Stationen mit einer Klage einzukommen, und sogleich wurden, ohne alle vorgängige Untersuchung ihrer Beschwerden, die Kunden in Bewegung gesetzt, deren unermüdlicher Eifer den dankbaren Pächtern dann Alles herbeischaffte, was diesen fehlte. Oder konnten sie das ihnen bezeichnete Vieh nicht sogleich finden, etwa weil es von den Eingeborenen in das neutrale Gebiet getrieben worden war, so trieben die großmüthigen Exekutoren eben anderes Vieh herbei, oft sogar zwei, ja drei Kaffer-Ochsen für einen von den Kolonisten, weil dieser ja doch gewiß immer einen viel bedeutenderen Werth, als jene, hatte. Daher scheint es mir in der That, als ob es damals geradezu die Absicht einiger Personen in der Kolonie gewesen, die Kaffern zu einem Kriege zu reizen, wobei sie wohl voraussetzten, daß das Ergebniß desselben wieder ein weiteres Vordringen in dem Gebiete der Amakosa seyn würde."

Die Unbilden, die schon vorher der Kaffer-Häuptling Macomo bei seiner Vertreibung erlitten, mußten wohl beim Ausbruche des Krieges noch in seinem Gemüthe gähren. Die Geschichte derselben giebt W. Gieborne, der damals gerade in der Kolonie reiste, folgendermaßen: „Macomo's Land wurde wider dessen Willen mit Gewalt besetzt; seine Ausdehnung kenne ich nicht, jedenfalls aber muß es mehrere Meilen umfassen. Ich begleitete eine der Truppen-Abtheilungen, die in dasselbe hineingeschickt wurden. Das ganze Corps war, glaube ich, in drei oder vier Abtheilungen geschieden, und diese brachten zwei Tage darin zu, um es zu durchstreifen und die Kraale zu zerstören, ohne dabei mit einander in Berührung zu kommen, so ausgedehnt war das Gebiet. Jo, so weit waren die anderen Abtheilungen von uns entfernt, daß wir ihre Richtungen überhaupt nur an dem Rauche der von ihnen angezündeten Dorfschaften erkennen konnten und erst am zweiten Tage Abends sie wieder erreichten. Zur Zeit dieser Besitznahme war das Land ein vortrefflicher Weidestrich; auch wurde es damals allgemein als eine sehr große Erwerbung und für die Kolonisten sehr gut gelegen gerühmt. Die Abtheilung, an die ich mich angeschlossen, fand bei ihrem Eintritt in das Gebiet nirgend Widerstand, traf vielmehr nur einige Volkshaufen, die sogleich in die Wälder flüchteten, fing daher alles Vieh ein, das auf den Weiden gefunden wurde, und verbrannte jeden Kraal und jedes Haus, die ihr auf dem Zuge vorkamen. Während dieser ganzen Zeit trafen wir nur mit einem einzigen Kaffer zusammen. Er hatte die uns entgegengesetzte Seite eines Felsen-Abhangs erstiegen, während wir ein Dorf in Brand steckten, und rief uns in der Kaffer-Sprache die Frage zu: Warum verbrennt Ihr mein Haus? worauf eine Antwort freilich sehr schwer schien und von unserer ganzen Mannschaft auch nur ein allgemeines Schweigen erfolgte."

Von den Kafferstämmen, ihren Sitten, Gewohnheiten und ihrer Regierungsform (welche feudal und im Wesentlichen dieselbe, wie diejenige ist, die noch vor kurzem in den Schottischen Hochlanden bestand) giebt Justus folgenden anziehenden Bericht: „Die Kaffern sind ein Hirten-Volk; sie lieben ihre Heerden mit aller Einfachheit einer rein menschlichen Zuneigung. Sie studiren die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten ihrer Thiere mit großer Sorgfalt, zeichnen ihre Lieblinge darunter aus und prahlen gern mit den Eigenschaften, welche dieselben für die Zukunft versprechen. Die jungen Hirten flechten zu ihrem Vergnügen die hervortretenden Hörner des Viehs zu gar phantastischen Gebilden in einander, die denselben, wenn sie älter werden, ein höchst befremdliches Ansehen geben. Auch Wettrennen halten sie mit den flüchtigsten aus ihren Heerden, wobei das siegreiche Thier mit tausend Lobpreisungen bis in die Wolken erhoben wird. Pferde sind erst seit den letzten Jahren bei ihnen eingeführt; und einige Engländer haben sich die freundlichste Mühe gegeben, deren Zucht durch werthvolle Geschenke von Stuten und Beschälern zu veredeln. Daher sind die Pferde, wie es bei einem solchen Volke auch ehedies wohl vorauszusehen war, gar bald vorzugsweise und so beliebt geworden, daß man annehmen darf, daß um ihretwillen das Rindvieh einmal ganz vernachlässigt werden wird. Sie haben große Schaaf- und Ziegen-Heerden; dem Grund und Boden aber widmen sie bis jetzt noch lange nicht die hinreichende Aufmerksamkeit; denn wenn sie auch Mais, Hirse und anderes Getraide bauen, so ist's doch nur für den unmittelbaren Gebrauch; und die Pflege der Heerden bleibt noch immer die überwiegende.

„In Betreff ihrer Persönlichkeit sind die Kaffern ein merkwürdig schöner Menschenschlag; das edle Antlitz, die Kraft der Gliedmaßen, die hohe Gestalt und würdevolle Haltung haben die Bewunderung schon vieler Reisenden erweckt. Vielleicht ist nirgend ein Volk zu finden, das sie an männlicher Stärke und schönem Ebenmaße überträfe. Ihre Farbe ist ein dunkles Braun, mit einem etwas lebhafteren Gelb untermischt; ihr Haar ist schwarz und wollig; ihre Züge aber nähern sich den Europäischen und übertreffen, nach unseren Schönheits-Begriffen, die der Hottentotten und Neger bei weitem. Ihre ganze Bekleidung besteht in einem Felle, das sie sich überwerfen, doch hauptsächlich nur zum Putze; denn übrigens gehen wenigstens die

*) Wrongs against the Caffre-nation. London, 1837.

Männer ganz nackt. Von Sinnes-Art sind die Kaffern munter, offen und gutmüthig, sehr verständig, nur arge Schwätzer und, wie die Neuern, in einer Rücksicht mindestens, jederzeit bereit, etwas Neues zu erzählen oder anzuhören. Sehr empfindlich sind sie im Punkte der National-Ehre, daher sie jede einem Stamme widerfahrene Beleidigung und jedem einem Häuptling angethanen Schimpf außerordentlich tief fühlen. Und doch sind sie dabei auch wieder ungewöhnlich leicht zu versöhnen, im Vergleiche mit den rachsüchtigen Barbaren anderer Völker. Das scheint mir die schönste Seite ihrer Gemüthsart. Und dies Volk nennten die obersten Kolonial-Behörden abwechselnd verrätherische und mordsüchtige, unverbesserliche Wilde u. dgl. m. benennen." —

Ihre Religion besteht aus einigen wenigen abergläubischen Sätzen, an welchen unser Verfasser eine eigenthümliche Verwandtschaft mit Aegypten erkennen will. Sie haben die Beschneidung, meiden den Genuß von Schweinefleisch und Fisch und verehren große Schlangen. Sie glauben an Hexerei; Zauberer und Hexenmeister vertreten bei ihnen die Stelle der Priester. Auch regelmäßige Gerichts-Sitzungen haben sie und, ohne Juristen und Gesetzbuch eine ganz gute Handhabung der wesentlichen Rechts-Pflege.

Nun Einiges über Macomo's Schicksale: Um das Ende des Jahres 1834 erwarteten die Kaffern, im Zaume gehalten von Macomo, der zum Beherrscher einiger ihrer Stämme erwählt worden war, mit Ungeduld die Ankunft Sir Benj. d'Urban's, des neuen Statthalters auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; denn von diesem sollten sie ihr Recht (wenigstens so viel Recht, als der Stärkere dem Schwächeren zuzugestehen pflegt) erwarten. Da beschleunigte jedoch ein an sich nur geringfügiger Umstand den Ausbruch des Krieges: Im Anfange des Dezember kam eine Runde unter dem Befehle des etwa 18jährigen Fähnrichs Spakes in das Kafferland, um, wie gewöhnlich, Kaffer-Vieh zu holen. Die Kolonie hatte nämlich vier Pferde verloren; dafür wollte man nun 40 Ochsen wegtreiben; und als man hierbei auf einigen Widerstand stieß, wurden der junge Herr sehr böse. Das gab denn ein Handgemenge oder ein Gefecht: die Soldaten feuerten; ein Kaffer warf seinen Haffagay und verwundete unseren Fähnrich am Arm. Dies betrachteten die Truppen als ein ganz unerhörtes Verbrechen; die Offiziere geriethen in Wuth über die Verwundung des Fähnrichs, und sofort wurde einstimmig erkannt, daß das kostbare bei dieser ewig denkwürdigen Gelegenheit vergossene Blut dem von 300 Ochsen gleich zu achten, die Wunde des jungen Mannes also nur durch eine dreifache Hekatombe zu sühnen sey — welche Buße dann auch, von dem Häuptlinge Eno, erhoben wurde. — Sehr bald hierauf drang ein neuer Zug unter dem Lieutenant Sutton in das Kafferland, eine neue Pfändung auszuführen. Diesmal wandte man sich gegen Tyali's Kraal, obgleich man nicht gerade behauptete, daß dessen Bevölkerung die Kolonie bestohlen hätte. Zufällig war Tyali nicht zu Hause, sondern nur sein jüngerer Bruder Kuo-ze, der deshalb, mit einigen Begleitern, zu der Runde trat und den Offizier fragte: Warum wollt Ihr meines Bruders Tyali Ochsen wegnehmen? Zwischen uns ist ja kein Krieg. Hat Euch etwa die Spur Eurer Ochsen oder Heerde in unser Land geführt? — Auf diese so einfachen und auch keineswegs beleidigenden Fragen wurde gar keine Antwort gegeben, sondern nur ein Gewehr angelegt und der junge Häuptling durch den Kopf geschossen, worauf die Runde mit der Heerde gelassen abzog. — Jeder Kaffer aber, der Kuo-ze's Wunde sah, ging in seine Hütte, nahm Haffagay und Schild und rüstete sich zum Kampf, indem er sprach: Es ist besser, zu sterben, als uns so behandeln zu lassen! Was soll uns das Leben, wenn sie unsere Häuptlinge erschießen? Tzatzé, (den die Engländer gewöhnlich in Solibey anglisiren) der mit Kuo-ze verwandt war, gab dessen Tod ausdrücklich als die nächste Ursache zum Kriege an und erzählte: In den letzten lichten Augenblicken vor seinem Sterben rief Jener den Kaffern, die herbeigeströmt waren, ihn noch einmal zu sehen, die Worte zu: Fort zum Kriege!

Dieser begann nun auch wirklich. Die Kolonisten waren jedoch auf den feindlichen Einfall noch ganz und gar nicht vorbereitet, als die Kaffern, 10,000 Mann stark, indeß nichts weniger, als nach gehörigem Plane oder mit Berechnung, das neutrale Gebiet, das vor ganz kurzer Zeit noch ihr eigenes war, betraten, die Forts wacker angriffen und die Meierein der Pflanzer so verwüsteten, daß diese in größter Bestürzung und Noth schaarenweise in die damals so eben gegründete Gränz-Stadt Graham's Town zusammenströmten. Ihr Verlust an Eigenthum war beträchtlich; und auch ihr Leben blieb nicht verschont; doch zeigt sich bei den Feindseligkeiten der Kaffern keine so wilde Grausamkeit, wie sie die barbarische Kriegführung im Allgemeinen wohl begleitet. Sie sind großmüthig, ja ritterlich in ihrer Behandlung des weiblichen Geschlechts im Kriege. Unmittelbar nach dem Ausbruche des Kampfes richtete Macomo, zur Rechtfertigung desselben, an den Statthalter ein Schreiben, dessen Hauptpunkte so lauten: „Niemand hat Dir erzählt, wie die Kolonisten mit dem Kaffer-Volke gewöhnlich verfahren haben. Oberst Somerset berichtet Dir freilich über die Vorgänge an der Gränze; aber er spricht immer nur von der einen Seite. Er hat seit langer Zeit schon die Kaffern fortwährend erschlagen, den Frieden des Landes unaufhörlich gestört und dasselbe in Stücke zerrissen. Daher sind die Sachen nun auf einen solchen Wendepunkt gekommen, daß Du allein im Stande bist, sie wieder gehörig zu gestalten. Oberst Somerset hat mich zu Grunde gerichtet, nicht jetzt aber, schon im Jahre 1829, gerade als ich Bowana half die Tambuki's züchtigen, welche die Kolonie bestohlen hatten. Dann tödtete Einer der Euren, ohne alle gerechte Ursache, einen von Eno's Söhnen in dessen eigenem Hause. 1830 kam ein Anderer ins Kafferland, um Vieh und Pferde der Kolonie aufzusuchen. Da ließ man auch Jetu, einem von Habahi's Söhnen, sagen, er möge sich zu einer freundschaftlichen Unterredung unbewaffnet einfinden. Der Häuptling kam zur Unterredung und wurde ohne rechtmäßigen Grund getödtet. Erst neulich haben sie einen Sohn Gaika's, meines Vaters*), verwundet. Nun mußt Du, Herr, ein ausdrückliches Wort reden, damit unsere Angelegenheiten in Ordnung kommen. Nur Du kannst diesem Allen, als ein Friedens-Richter, Einhalt thun und die Sachen zu einem glücklichen Ausgange bringen. Ich wünsche auch, daß Du nicht vergessen mögest, wie Gaika's Land diesem genommen worden, ohne daß er gegen die Kolonie Krieg geführt hat. Ein Englischer Offizier ist bei Fort Wilshire von den Kaffern verwundet worden; dafür habt Ihr Genugthuung verlangt; und sogleich sind 400 Stück Vieh ihm gegeben worden. So oft aber auch Kaffer-Häuptlinge erschlagen worden sind, habt Ihr uns doch niemals eine Genugthuung gegeben. Macomo."

Hierauf wurde Macomo geraubt, an den Oberst Somerset zu schreiben; er weigerte sich aber durchaus, irgend etwas, mündlich oder schriftlich, mit einem solchen Feinde zu verhandeln. — Als Herr Kayser, ein Missionair im Kafferlande, hörte, daß Fort Wilshire angegriffen worden, suchte er eine Zusammenkunft mit Macomo, die er in folgender Weise berichtet: Auf dem Wege zu Macomo's Ansiedlung begegnete ich einem Kaffer, der mir sagte, daß am vorigen Tage ein Befehl an alle junge und rüstige Kaffern ergangen, in dieser Nacht gegen die Kolonie aufzubrechen, um den Pächtern ihr Vieh wegzunehmen. Bei meiner Ankunft in Macomo's Wohnung erfuhr ich dann, daß er nicht zu Hause, sondern im Busche sey. Daher wurde ich zur Rathe berufen, dem man gemeldet, daß ich Jenen zu sehen wünsche, und der deshalb zu mir sprach: „Es ist vergeblich, daß Du Macomo sehen oder sprechen willst. Wir haben den Krieg angefangen; denn wir können es nicht länger mit ansehen, wie man unsere Häuptlinge erschießt. Schon sind ihrer Viele dieher erschossen worden; und doch sind wir immer ruhig geblieben. Jetzt aber haben wir beschlossen, zu streiten!" — Endlich verschaffte ich mir aber doch einen Führer, der mich auf die entgegengesetzte Seite von Kriskaus, einer Anhöhe in der Nähe des Forts, brachte, wo ich Macomo, mit einer großen Anzahl seiner Krieger, im Busch, am Boden sitzend, antraf. Fast wollte mir bei seinem Anblicke das Herz zerspringen; und vor Thränen konnt' ich anfangs gar nicht sprechen. Sobald ich aber mich gefaßt hatte, fragt' ich ihn: Was thust Du hier Macomo? worauf er mir erwiederte: Ich bin ein Rehbock; denn wir Häuptlinge werden ja erlegt, wie solche, und gar nicht mehr für Häuptlinge geachtet. Als nun Herr Kayser ihm Gegenvorstellungen machte und besonders des Häuptlings Gefühl in Anspruch nahm, gab dieser ihm eben so unbefangen als offen zur Antwort: Freilich ist's wahr, daß ein großes Blutvergießen entstehen wird; aber das Feuer brennt nun einmal; und ich kann's nicht mehr dämpfen. Geh' aber zu Oberst Somerset und sag' ihm, daß Du mich hier im Busche gefunden, weil mein Kopf in den Kopf geschossen worden ist.

Noch viel schlimmer jedoch erging es Hintza, dem letzten Ober-Häuptling oder Könige des Kafferlandes, obgleich er gar keinen Theil an diesem Kriege nahm, wovon man freilich das Gegentheil beweisen wollte, bisher aber noch mit keinem einzigen Beweise unterstützen konnte. Die vor dem Ausbruche des Krieges von den Häuptlingen an ihn abgeschickten Boten kehrten mit dieser Antwort an ihre Herrn zurück: Hintza sendet sein Wort an Euch; und Hintza sagt: Ihr sollt nicht streiten; denn er wird nicht streiten. — Und dennoch wurde er mit in die höchste Strafe für diesen Krieg genommen, dessen Einzelheiten, wie sie aus amtlichen Urkunden hervorgehen, jedes menschliche Gemüth mit Abscheu erfüllen. So berichtet der in diesem Kriege so traurig ausgezeichnete Oberst Smith einmal an den Statthalter: Der wüste Krieg hat seit dem 8. Januar, da ich die Offensive ergriffen, einen Verlust von 400 Kriegern, an Todten, erlitten, und auch die Zahl der Verwundeten muß beträchtlich seyn; denn die Kolonisten feuern mit bewundernswürdiger Genauigkeit und immer mit dem großen Schusse, welchen sie den Wegputzer (loper) nennen. Eno hab' ich aus seinem Kraale verjagt, wobei nur er allein mit dem Leben davongekommen ist; jeder seiner Weiber und ein Sohn von ihm, so wie 30 seiner Krieger, von welchen einige Feuer-Waffen hatten, sind geblieben. Tyali's Kraal ist auch zerstört. — Das Ende des Krieges bestand, laut den Berichten des Statthalters an das Kolonial-Amt im Mutterlande, darin, daß man die zurückweichenden Kaffern von einer Höhe zur anderen jagte, in ihren Kraalen umzingelte, sie niederschoß und zahlreiche Züge ihres Viehes, sammt großen Schaaf- und Ziegen-Heerden davonführte. — Nach Empfang von des Obersten Meldung berichtete der Statthalter: Die Stämme Gaika und Slambi haben 4000 Mann, worunter viele Anführer, verloren. Unser Verlust beträgt im Ganzen noch nicht 100 Mann, worunter nur zwei Offiziere. Auch sind dem Feinde, außer seinem Eigenthum an Land, gegen 60,000 Stück Vieh und fast 40 Ziegen genommen, seine Wohnungen überall zerstört, seine Gärten und Kornfelder verwüstet. Sie sind übrigens nicht übermäßig, aber hinlänglich gezüchtigt worden.

Und dies Alles nicht nur, sondern noch viel Gräulicheres konnten selbst gemäßigte und durchaus nicht bösartige Männer für nothwendig und heilsam erkennen, während Lord Kenelm, trotz seiner weiten Entfernung vom Schauplatze, sogleich die rechte Einsicht erlangte und in Gemäßheit derselben, eben so edel als kräftig der Unterdrückten sich annahm, indem er, unter Anderem, an den Statthalter schrieb: „Bei allen Gelegenheiten war das Verfahren gegen die Kaffern, behufs der Wiedererstattung gestohlenen Viehes, durchgängig der Art, daß die Ungerechtigkeit desselben nicht streng genug verdammt und die dadurch herbeigeführten unheilvollen Ergebnisse nicht tief genug betrauert werden können. Die Kaffern sind dadurch unvermeidlich in ein Räubervolk verwandelt worden; denn die Bewohner eines geplünderten Kraals hatten ja nur die Wahl, ob sie vor Mangel umkommen oder durch Vergeltung an dem nächsten Eigenthümer von Vieh, den sie überfallen und bewältigen konnten, das Verfahren ihrer Angreifer nachahmen

*) Königs von Amakosa.

wollten. Sie mögen freilich wohl die Kolonisten oft mit Plünderungen heimgesucht haben; indeß, vertrieben, wie sie es ja aus ihren alten und rechtmäßigen Besitzungen waren, zusammengedrängt in einen verhältnißweise engen Raum, auf welchem die Weide für ihr Vieh eben nicht ganz nach Wunsche zu finden seyn mochte, und durch die systematische Ungerechtigkeit, deren Opfer sie gewesen waren, zur Rache und Verfolgung angetrieben — hatten sie ein vollkommenes Recht, den freilich hoffnungslosen Versuch zu wagen, durch Gewalt die Ausgleichung, die sie auf andere Weise nicht mehr erwarten konnten, sich zu erzwingen. — Mitten unter all den Unfällen, welche die Kaffern in Folge ihrer unmittelbaren Nachbarschaft mit uns betreffen, haben sie unter Leitung ihrer christlichen Geistlichen Stellen für den öffentlichen Gottesdienst eingerichtet, mehrere Bekehrten- oder Schüler-Vereine gebildet, Schulhäuser erbaut und ihre Kinder zum Unterrichte dahin geschickt. Zu gleicher Zeit sind sie ja auch im Ackerbau und Handel nicht unbedeutend vorgeschritten. — Schmerzlich ergreift mich noch besonders das, daß ich in allen Ihren Berichten auch nicht einen Nachweis über Gefangene, bei vielen Gelegenheiten aber Hunderte von Kaffern als getödtet aufgeführt finde. Aus den zahlreichen Stellen, welche zur Beleuchtung der Art und Weise dienen, wie die Englischen Truppen diesen Krieg geführt haben, wähle ich die folgende aus einem Briefe des Obersten Smith an Sie, vom 11. Juni: Der Feind floh, obwohl er sehr zahlreich war, so schnell, daß ihm nur wenige Mann getödtet werden konnten. Er that nur drei Schüsse gegen uns. Der ganze Bezirk ist durch und durch von uns beschritten, mehr als 1200 Hütten, neue und alte, sind dabei verbrannt, unermeßliche Vorräthe von Korn überall vernichtet, 215 Stück Vieh von allen Gattungen eingefangen, viele Pferde und fast 1000 Ziegen erbeutet worden." Zur vollkommensten Genugthuung gereicht es, zu wissen, daß diese Wilden, indem sie ja die ungereizten Angreifer gewesen, alles das Elend, mit dem ihre Häupter und ihre Familien nun heimgesucht werden, selber auf sich herabgeschworen haben, und daß der große Tag der Vergeltung und Strafe für die von diesen mordsüchtigen Barbaren an unseren Kolonisten ungereizt verübten Grausamkeiten endlich gekommen ist."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Charles Fourier und sein Social-System.

(Schluß.)

Ausgestoßen von dieser Welt, blieb Fourier nichts übrig als in der Welt seiner Ideen zu leben, und bis in sein sechzigstes Jahr durch Briefkopieren sein tägliches Brod zu suchen gezwungen, fand er Erhörung und Freude einzig in dem Eldorado seines Socialismus. Mit Ruhm bekränzt, wandelte er dort unter freien und glücklichen Menschen, die ihn als ihren Befreier grüßten, die Krone des Herrscheramts ihm reichten. Mit diesen Wesen, den Söhnen seiner Einbildung, redete er eine uns Anderen unverständliche Sprache, baute, bevölkerte seine Phalanstère und versah sie mit weisen Staats-Einrichtungen; leitete selbst seine Harmonirenden zur Arbeit, gründete eine Stadt, eine Residenz, einen Mutterstaat, vereinigte durch das Band des Socialismus den Orient und Occident, Nord und Süd, ließ einen König des Erdkreises (Omniarque) ausrufen und wand mit eigener Hand um das Haupt dieses Weisen erster Größe den ihm von zwei Millionen zuerkannten Lorbeer. Holdes Zauberspiel der Phantasie, du bist der einzige Genuß des Fürstenherzens im Bettlermantel, du warst auch der einzige dessen, der, gleich Sokrates, ein Weiser, ein Armer, ein König war.

So viel Arbeit, so viel Nachdenken konnte jedoch nicht spurlos vorübergehen. Reichten ihm auch Monarchen nicht ihre einflußreiche Rechte und Kapitalisten die nöthigen Summen, so fand Fourier mindestens Schüler und Anhänger, ohne daß er sie suchte. Schon im Jahre 1814 hatte sich ein Herr Just Muiron zu seinen Ansichten bekannt und, seinen Grundsätzen sich anschließend, ein Comptoir communal gegründet, dem aber alle Hülfe von Seiten der Akademie zu Besançon versagt blieb. Außer dieser isolirten Erscheinung war jede fernere Erweiterung seines Kreises lange unterblieben, als Victor Considérant, ein feuriger und kenntnißreicher junger Mann, sich den Plänen Fourier's anschloß und gänzlich widmete, als der einzig heilbringenden Zukunft des menschlichen Geschlechts. Considérant war Zögling der polytechnischen Schule und brachte die Besonnenheit und die mathematische Methode derselben, die auf dem kürzesten Wege ihre Aufgabe löst, als dankenswerthe Gaben mit in die Fourier'sche. Sein praktischer Sinn trieb ihn ferner, die Doktrin von den dornigen Bahnen der Speculation auf die geebneteren Steige der Wirklichkeit zurückzuführen, um sie vor der Erschlaffung zu bewahren. Der Meister, im Gefühle seines Werthes, wartete, bis man ihn aufsuchte, und trug das Schneidende und Gebieterische seiner Theorie an sich; der Jünger strebte nach Vermittlung zwischen diesem unbeugsamen Genie der Studirstube und einer Welt, die es verlachte, weil sie dasselbe nicht verstand. Verschiedene Mittel zur Verbreitung des Systems wurden versucht, gelehrte Versammlungen zu Paris gehalten, denen Fourier einzelne Theile desselben vorlegte, dann wieder die Provinz für geeigneter gefunden und von Considérant ein Lehrstuhl des méchanisme sociétaire zu Metz eröffnet.

Es war um die Zeit, wo der St. Simonismus, von seiner kurzen Glanzperiode heruntergestiegen, in Zweifel und Muthlosigkeit verfiel, als einige Schismatiker desselben, namentlich zwei durch ihre Kenntnisse ausgezeichnete Männer, die Herren Jules Lechevalier und Abel Transon, dem Socialismus huldigten und unter den Fahnen Fourier's den Sieg des neuen Systems proklamirten. Lechevalier hielt darüber Vorlesungen zu Paris, die später durch den Druck bekannt gemacht wurden, Transon gab in zwei Artikeln der Revue Encyclopédique einen kurzen Abriß des Systems. Considérant, Muiron, Madame Clarisse Vigoureux, Mezige ließen es ebenfalls nicht an Schriften fehlen. Sie trugen neben vielen Schönheiten alle einen gemeinschaftlichen Fehler, zu sehr die kleinlichen Mängel der Gegenwart, anstatt die großen Fragen der Zukunft, in Betracht zu ziehen. Auch in der Form vermißt man die Glätte, die von einer gewissen Roheit verdrängt wird, aber auch die gebührende Achtung vor den literarischen Notabilitäten, die der zweideutigen Ehre genießen, einem überladenen und halbgebildeten Publikum täglich neue Geistes-Produkte aufzutischen.

Mit Hülfe dieser Denker und Journalisten erhielt das System einigen Schwung und ein Organ in dem „Phalanstère", der von den schon genannten und einigen neuhinzugekommenen Mitgliedern redigirt wurde. Bald fand sich auch Gelegenheit zu einem praktischen Versuche, auf den Fourier so lange vergeblich gehofft hatte, indem Baudet-Dulary und Gebrüder Deray gemeinschaftlich zu Condé-Sur-Vegres weitläufige Besitzungen einräumten, um daselbst die Grüneung eines Phalanstère zu unternehmen. Die Arbeiten wurden begonnen, die Aecker zum Theil urbar gemacht und einige Fabrikgebäude zur Verarbeitung der Naturerzeugnisse aufgeführt, aber Alles mangelhaft und mit ungenügenden Fonds. Noch später gingen alle Mittel aus, und das Werk gerieth ins Stocken, so daß der Versuch sich als unzeitig und von geringstem Erfolge erwies. Machten eines Theils die Unternehmer dabei die theuer erkaufte Erfahrung, daß man einen zweiten Versuch nicht ohne den Besitz der vollständigsten Mittel unternehmen dürfte, so äußerte sich auch andererseits das Mißlingen des Planes auf Condé-Sur-Vegres noch in mehreren Rücksichten höchst nachtheilig; die Sache hatte in den Augen des Publikums das Ansehen eines fehlgeschlagenen Projekts und blieb selbst nicht ohne verführerischen Einfluß auf die Anhänger des Systems; sie erkalteten und zogen sich zurück, um in dem Treiben der Politik ein geeigneteres Feld für ihre Wirksamkeit zu finden. Der Phalanstère hörte auf zu erscheinen, und eine Art von Dunkelheit lagerte sich um Fourier.

Nur Considérant hielt noch hoch das Banner des Socialismus, gab eine neue Zeitschrift „la Falange" heraus und arbeitete ohne Rast an der Verbreitung seiner Grundsätze. Aber durch Erfahrung klug geworden, scheinen die Schüler Fourier's sich nicht mehr von der Welt zurückziehen zu wollen, nehmen die Gesellschaft wie sie ist und betrachten das „Seyn soll" als Aufgabe der Zukunft. Sie treten in der einfachen Gestalt von experimentirenden Männern auf, die Allen die Wichtigkeit und den Nutzen des Socialismus im Kleinen anschaulich machen wollen, so lange es im Großen nicht gestattet ist. Noch mehr: indem sie richtig folgern, wie langsam und schwach ihr Einfluß auf Menschen, die über einen ganz anderen Leisten geschlagen sind, seyn werde, suchen sie denselben auf Kinder geltend zu machen und ein „Institut sociétaire" zu gründen, worin die Erziehung nach Fourierscher Methode geleitet werden soll. Einstweilen ist eine solche Schule auf einer der Mascarenen (Isle de France) gegründet und der Erfolg über alle Erwartung groß. In dieser Anstalt wird das Kind von seiner Entwöhnung an in die Lehre genommen und im dritten Jahre schon zu Dienstleistungen angehalten (d'être sociétairement utile). Zwangsmittel werden gar nicht angewendet, alle Neigungen des jugendlichen Alters, als Beweglichkeit, voriautes Wesen, Unbeständigkeit, selbst die Leckerhaftigkeit sind darin nicht bloß geduldet, sondern zugleich den Gesammtzwecken dienstbar gemacht. Bevor wir aber diesen Erfahrungen, man möchte sagen, einer anderen Hemisphäre Glauben schenken, müssen wir andere, in minderer Entfernung unternommene und einer besseren Kontrolle unterworfene Bestrebungen abwarten.

So stand es mit dem System Fourier's, dem er die Freuden seines irdischen Daseyns opferte, als der Tod ihn im 66sten Jahre seines Alters abrief. Bereits seit acht Monaten hatte die Krankheit so feste Wurzel gefaßt, daß der Arzt nur Palliativ-Mittel anwandte. Er starb arm, doch um sein Lager standen Betrübtere, als um das Bett eines Reichen. — Fourier war klein und schmächtig von Gestalt, aber sein Gesicht trug das Gepräge eines edlen Geistes. In seinem Blick lag eine Mischung von Tiefe und Bitterkeit, von Erhabenheit und Unglück; und auf seiner Stirn stand in lesbaren Zügen das Problem, dessen Lösung er mitten unter dem Spott und der Gleichgültigkeit der Welt während seines ganzen Lebens verfolgt hatte, ohne mit dem Bewußtseyn ihrer Befriedigung seine Augen zu schließen. Louis Reybaud.

Bibliographie.

L'honnête homme. Études morales. — Von S. H. Berthoud. 7½ Fr.

Cuvier, Leçons d'anatomie comparée, recueillies et publiées par Duméril. — Zweite Auflage.

Chronique d'Einsiedlen. — Von J. Regnier. 5 Fr.

Finnland.

Die Literatur Finnlands.

Ein Land von zwar beträchtlichem Umfange, aber unter dem Einfluß eines rauhen Himmels, von einiger Fruchtbarkeit in seinen südlichen Theilen, aber geringem Anbau nach Norden, von Felsenketten durchzogen und bedeckt mit unabsehbaren Wäldern und einer großen Zahl von Landseen, welche die Rauhigkeit des Klimas noch vermehren: mit einem Wort, das Großfürstenthum Finnland, dessen Hülfsquellen so unergiebig und dessen Einkünfte so dürftig im Vergleich mit den südlichen Gegenden Rußlands erscheinen; dieses Land hat ungeachtet der Schwierigkeiten, welche seine Bewohner zu bekämpfen hatten, Fortschritte in der Kultur gemacht, die unter solchen Umständen gewiß als auffallend und frühzeitig hervortreten und wegen der eigenthümlichen Richtung, welche die Bestrebungen seiner Gelehrten in der jüngsten Zeit genommen haben, die besondere Aufmerksamkeit des übrigen Europa verdienen.

Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im Ausgange des Mittelalters sah man in dem Studium der alten Sprachen, in der Lektüre ihrer Klassiker, in der genauen Kenntniß Griechischer Philosophie und Römischen Rechts die Grundlage aller höheren Erziehung. Dadurch gerieth der geistige Ertrag des Mittelalters selbst in Vergessenheit, und die volksthümlichen Ueberlieferungen, die Lieder und Epopöen mit ihrem phantasiereichen Gewebe von Geschichte und Sage aller derjenigen modernen Völker, welche, unberührt von dieser Verjüngungs-Periode unseres Weltheils, die dunkle Kunde der Urzeit unter sich erhalten hatten, wurden in ihrer kindlichen Einkleidung für uninteressant und der Mühe des Studirens nicht werth gehalten. Namentlich mußte dies in einer Provinz wie Finnland der Fall seyn, wo die oberen Klassen der Gesellschaft von Ausländern gebildet werden, wo Adel und Bürger Schwedischen oder Deutschen Blutes sind. Darum ging, bis vor kurzem, alles wissenschaftliche Streben darauf hinaus, unter diesen Ständen die Kenntniß der alten Sprachen und Natur-Wissenschaften zu verbreiten und auf diese Weise die gelehrten Entdeckungen der weiter vorgeschrittenen Länder gewissermaßen nach Finnland zu verpflanzen. Damit behaupten wir keineswegs, daß es nicht auch Schulen in Finnischem Interesse gegeben und der Elementar-Unterricht sogar viele Anstalten für die Volksbildung gezählt hätte, aber dies reichte nicht hin, jene Begeisterung unter den gebildeten Finnen für ihre Muttersprache zu erwecken, dies gab der einheimischen Literatur nicht jenen Aufschwung, der ihr nothwendig war, um sie zum Range einer Europäischen zu erheben. Selbst die alten Kernlieder blieben vernachlässigt und wurden nicht lebendig im Munde des Volkes, geschweige denn, daß sie zur Kunde des Auslandes gelangten.

Und doch ist Finnland ein Europäisches Land, das hinlängliche Wichtigkeit erlangt durch seine zahlreiche Bevölkerung, durch seine Originalsprache, die es dem Zerstörungs-ganze der Zeiten entrissen hat, und durch sein langgestrecktes, in mehr als einer Hinsicht merkwürdiges Terrain, obgleich alle Theile desselben die Beute ausländischer Eroberer wurden, ehe es eine selbstständige Stufe der Bildung gewinnen konnte. Aber gerade diesem Umstande verdanken vielleicht seine Gesänge und Ueberlieferungen den Anstrich des Alterthümlichen, der in unseren Augen ihnen ein so hohes Interesse verleiht; denn wenn jedes Jahrhundert seiner Existenz an geschichtlichen Großthaten reich gewesen wäre und die ganze Streitkraft der Nation in Anspruch genommen hätte, wenn jede Epoche desselben durch gereimte Erinnerungen der Nachwelt merkwürdig geworden wäre, so würden die früheren Eindrücke vor dem frischen Glanze der nachfolgenden ihre Stärke eingebüßt haben. Aber das völkergeschichtliche Loos Finnlands war von anderer Art, und alle seine Ueberlieferungen knüpfen sich im Gegentheil an die ältesten Zeiten, an die längst vergangenen Tage seiner Unabhängigkeit.

Erst seit einigen Jahren hat man angefangen, die Wichtigkeit dieser Ueberlieferungen besser zu würdigen: jene inhaltsvollen Dichtungen, welche die Finnländer noch heute gern vortragen, jene Lieder und Beschreibungen heroischer Kämpfe, in welchen man trotz der Wunder, womit die Poesie dieselben ausgeschmückt hat, geschichtliche Ereignisse noch im Hintergrunde zu erkennen glaubt, sind Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung für die einheimischen Gelehrten geworden. Man fühlte das Bedürfniß, Sammlungen zu veranstalten, und Finnische Journale mit dem doppelten Zweck zu gründen, diese Reliquien alter Zeit zur Kenntniß der Gebildeten anderer Länder zu bringen und umgekehrt deren nützliche Erfindungen zur Kenntniß der Finnländer ans Licht treten zu lassen. Von den zehn Journalen, die gegenwärtig daselbst herauskommen, sind vier in Finnischer Sprache abgefaßt, und zwei von diesen erscheinen zu Uleaborg, einer kleinen Stadt unter dem 70sten Breitengrad an den ungastlichen Ufern des Bothnischen Meerbusens, nahe den Gränzen Lapplands.

Diese Unternehmungen erfreuten sich einer außerordentlichen Begünstigung der Russischen Regierung, welche die Elementar-Schulen zur Verbreitung richtiger Begriffe unter den niederen Volksklassen, wie die geltenden Anstalten, welche das Universitäts-Studium vorbereiten, und gleichzeitig die Hochschule selbst mit der rühmenswerthesten Sorgfalt umfaßt. So wie sie von der einen Seite bemüht gewesen ist, die Zahl der Schulen in allen Theilen Finnlands zu vermehren, so hat sie andererseits die Landes-Universität auf das reichste zu dotiren getrachtet. Aber ein beklagenswerthes Mißgeschick wollte es, daß die großen Räume derselben mit ihren kostbaren Sammlungen im Jahre 1827 nebst einem Theile der Stadt ein Raub der Flammen wurden, und wir entnahmen zur besseren Einsicht aus einem zu Helsingfors erscheinenden authentischen Blatte einige Data über die dadurch herbeigeführten Verluste. Abo, unter der Regierung der Königin Christine im Jahre 1640 zur Universität erhoben, hatte, weil es ihm an Mitteln fehlte, lange Zeit nur unerhebliche Sammlungen zu seiner Benutzung, bis im Jahre 1811 die Russische Regierung ihm eine reichere Schenkung übermies und zur Vergrößerung der Bibliothek eine beträchtliche Summe jährlich zurückgelegt wurde, welche die Freigebigkeit der Behörden oft durch außerordentliche Zuschüsse erhöhte, namentlich im Jahre 1826, wo der Universität zum Ankauf der Haudorfschen Privat-Bibliothek 63,000 Rubel Silber bewilligt wurden. Schon war die Zahl der Werke auf 40,000 gestiegen, die naturhistorischen Sammlungen waren bedeutend zu nennen, das Herbarium zählte 15,000 Exemplare, nicht weniger das mineralogische Kabinett, die Frucht gelehrter Reisen, welche die Universitäts-Lehrer auf Kosten der Regierung nach dem nördlichen Eismeer, der Krimm, dem Kaukasus und anderen Gegenden unternommen hatten. Eine Sammlung von Manuskripten und Urkunden, welche ein neues Licht über die ältere Landesgeschichte zu verbreiten Hoffnung gaben, war offenbar ein noch herberer Verlust als alles Uebrige, weil wenig Aussicht war, eine ähnliche je wieder zusammenzubringen. Alle diese Schätze hatten in wenigen Stunden in den Flammen ihr Grab gefunden.

Die Regierung scheute keine Mühe und Kosten, das Entrissene wieder zu ersetzen. Die Universität wurde nach Helsingfors verlegt und erhielt eine neue Organisation, und obgleich seit dem Brande kaum 10 Jahre verflossen sind, zählt sie nicht minder reiche Sammlungen als ehemals und ist gegenwärtig im Besitz einer Sternwarte, die zu den schönsten in Europa gehört.

Wissenschaftliche Institute anderer Art wurden außerdem gegründet, von denen wir nur die beiden gelehrten Gesellschaften erwähnen, die sich durch ihre große Thätigkeit auszeichnen, nämlich die Kaiserl. Finnische Gesellschaft zur Verbesserung des Ackerbaues und die zur Förderung vaterländischer Geschichts- und Alterthums-Kunde. Unter anderen Nationalwerken, welche die letztere während ihres fünfjährigen Bestehens veröffentlicht hat, verdient das Epos „Kalevava", d. h. alte Gesänge der Provinz Karelien, in einer Reihe zusammenhängender Sagen in mehreren Beziehungen die Beachtung eines größeren Kreises von Gebildeten. Das Grundthema bilden die ewigen Kriege zwischen den Finnen und Lappländern, ihren unversöhnlichen Feinden, nebst den Wundern, die der Hauptheld des Gedichtes, Wäinämöinen, verrichtet. Die Finnischen Gelehrten, welche eine kritische Untersuchung des Werkes unternommen haben, sind nicht einig über den Namen und Charakter des Helden; bald sehen sie in ihm einen Heros, den die Bewunderung des Volkes unter die Zahl der Halbgötter erhoben, bald einen menschgewordenen Gott. Eben so schwierig zeigte sich die Frage die Lösung der Frage, ob das Gedicht rein mythischen oder einem Theile nach vielleicht historischen Gehaltes sey. Doch hat die Gesellschaft bereits einen Preis für eine gelungene Uebersetzung des Kalevava ins Schwedische oder Deutsche und einen zweiten für eine systematische Bearbeitung der Mythologie des alten Finnlandes ausgesetzt und auf diesem Wege die gerechte Hoffnung erweckt, daß die Europäische Literatur in kurzem um zwei Werke reicher seyn werde, die das Interesse der Gelehrten und Literateren im höchsten Grade erwecken müssen.

(Russ. Journ. des Unterrichts-Ministeriums.)

Mannigfaltiges.

— Die Jungfrau von Orleans auf der Englischen Bühne. Zwei neue Prachtstücke wurden kürzlich auf den Londoner Theatern Covent-Garden und Drury-Lane gegeben, und beide hatten die Jungfrau von Orleans zum Gegenstande. Am Mittwoch den 29. Nov. führte Covent-Garden die „historisch-romantische Legende" Joan of Arc, the Maid of Orleans auf, und am folgenden Tage gab Drury-Lane unter demselben Titel eine „große Original-Oper" mit Musik von Balfe, dem Englischen Rossini, Meyerbeer, Auber oder was man sonst will, denn Herr Balfe versteht sich auf jeden Geschmack und liefert die Compositionen ganz wie sie bestellt werden, besonders aber nach den Wünschen des großen Publikums, das jedesmal einen früher noch nie da gewesenen Spektakel verlangt und durchaus kein Liebhaber jener Musik ist, die sich bloß an das Gefühl der Zuhörer wendet, einer Musik, wie nur die wenigen Kunstfreunde sie lieben, die an das Londoner Publikum die seltsame Zumuthung richten, Gefühl mitzubringen, wenn es in die Oper geht! Herrn Balfe's Musik setzt nur Ohren und ein tüchtiges Trommelfell voraus, nichts weniger aber als Gefühl — ein Beweis, wie vortrefflich er seine Zeit versteht, und wie ganz er für Drury-Lane geschaffen ist. Seine Jungfrau von Orleans (gesungen von Miß Rainer) scheint ihre Visionen, eben so wie ihre Heldenthaten und Aufopferungen, ganz für den Effekt einer Spektakel-Oper eingerichtet zu haben, wobei das Erfreulichste ist, daß die Heldin am Ende lebt, und das Publikum die Hoffnung mit nach Hause nehmen kann, sie sey auch noch eine glückliche Hausfrau und die Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden. In dem Trauerspiele des Covent-Garden-Theaters stirbt freilich die Jungfrau, aber durch ihre eigene Hand. Der Dichter mochte wohl gefühlt haben, daß es seinen Landsleuten auf der Bühne eben nicht zu besonderem Ruhme gereichen würde, wenn sie ein Mädchen, die ihnen bewaffnet in der Feldschlacht gegenüber gestanden, als Hexe verurtheilen und verbrennen ließen. Herr Serle, der Verfasser des Stücks, der darin, eben so wie Herr Balfe in seiner Oper, selber eine Hauptrolle mitspielt, hat unseren Schiller nicht wenig bestohlen, aber Alles dabei so hübsch verballhornt, daß es der Deutsche Dichter allerdings nicht mehr als sein Eigenthum erkennen würde. Sir Lionel spielt in dem Englischen Stücke eine viel größere Rolle als in dem Deutschen. Er tritt gleich in der ersten Scene auf, und zwar nicht vor der Jungfrau verborgen gehalten, die ihm Schutz gegen seine Feinde gewährt und sich doch trotzdem den Letzteren anreiht, um die Retterin ihres Vaterlandes zu werden. Die Scene am Hofe Karl's VII., ferner der Krönungs-Akt in Rheims hat ganz den Verlauf wie bei Schiller, doch ist natürlich Alles bei weitem mehr noch zu glänzenden Theater-Effekten benutzt. Die Jungfrau, die hier von Miß Huddart gespielt wird, erscheint unter Anderem zu Pferde an der Spitze ihrer Truppen, und Karl wird mit demselben Pompe gekrönt, wie sonst gewöhnlich die Englischen Könige. In Rheims reitet Johanna dem gemüthlichen Sir Lionel, der vom Volke dort aufgegriffen wird, zum zweiten Male das Leben, und dieser Umstand ist es am Ende, der sie auch in die Hand der Engländer liefert. Es kann jedoch seyn, daß das Covent-Garden-Drama bloß darum weniger Gnade bei dem Londoner Publikum findet, weil die Jungfrau hier stirbt, während sie im Drury-Lane leben bleibt. Der Spektakel ist in beiden Stücken gleich groß, denn was in dem einen die Musik von Balfe thut, das wird in dem anderen durch Pferde, Manöver, durch große Schlachten-Tableaus und durch den Krönungs-Pomp in Rheims geleistet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Montag den 18. Dezember 1837.

Frankreich.

Napoleon und Canova *).

Im Jahre 1810, kurz nach der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise, wurde Canova aus Rom an den Hof des Kaisers berufen. Es wurden dem berühmten Bildhauer die glänzendsten Anerbietungen gemacht, falls er seinen bleibenden Wohnsitz in Paris aufschlagen wollte; die Senatorenwürde, die Hof-Charge eines General-Intendanten der schönen Künste, eine Wohnung im Louvre, das Napoleon damals wiederherstellen und zur Residenz für fremde Könige einrichten ließ, wurden ihm zugesagt. Der bescheiden stolze Künstler schlug Alles aus, und als er am 12. Oktober durch den Groß-Marschall Duroc dem Kaiser und der Kaiserin präsentirt wurde, dankte er in den ehrerbietigsten Ausdrücken für seine Berufung und erklärte sich bereit, den Befehlen Sr. Majestät ungesäumt nachzukommen, um nach Vollendung der ihm gewordenen Aufträge nach Rom zurückkehren und seine dortigen Arbeiten wieder aufnehmen zu können. „Nicht doch", fiel der Kaiser, der mit Marie Louise am Frühstück-Tische saß, lebhaft ein: „Paris ist die Hauptstadt. Sie müssen hier bleiben; ich rathe Ihnen, bleiben Sie hier." — „Sire", erwiederte Canova, „Sie haben über mein Leben zu befehlen, es soll ganz dem Dienste der Kunst und Ew. Majestät geweiht seyn, aber dies ist nur in Italien möglich. Ich bitte daher dringend um die Gunst, nach Rom zurückkehren zu dürfen, sobald ich hier den Aufträgen Ew. Majestät genügt haben werde." — „Sie werden vor allen Dingen das Bildniß der Kaiserin ausführen." — „Das Modell ist bereits ausgeführt", entgegnete Canova mit einer leichten Verneigung; „es stellt Ihre Majestät mit den Attributen der Concordia dar." — Der Kaiser lächelte freundlich, die Idee gefiel ihm wohl. „Warum wollen Sie durchaus nach Italien zurück?" fragte er; „hier sind Sie im Mittelpunkte, hier finden Sie alle antike Meisterwerke; der Farnesische Herkules fehlt uns noch, indeß wir werden ihn noch bekommen." — „Geruhen Ew. Majestät zu gestatten", erwiederte Canova, „daß Italien etwas von seinen Kunstschätzen behalte. Dort ist die Heimath der Antiken; dort bilden sie ein Ganzes mit anderen Ueberresten des Alterthums, die sich nicht von Rom und Neapel nach Paris transportiren lassen." — „Ach, was!" sagte Napoleon, „die Italiäner können leicht ihren Verlust ersetzen, sie dürfen nur nachgraben. Sagen Sie, hat sich der Papst die Nachgrabungen viel kosten lassen?" — „Nicht viel, Seine Heiligkeit war nicht reich, aber ein Kenner und Freund der Kunst, und hat durch zweckmäßige Verwendung geringer Mittel ein neues, ziemlich reiches Museum zu Stande gebracht." — „Aber die Borgheser?" fragte Napoleon weiter, „die Antiken-Sammlung im Palaste dieser Familie soll große Summen gekostet haben." — „Das Gerücht übertreibt", erwiederte Canova, „die Nachgrabungen geschahen nicht auf des Fürsten alleinige Rechnung. Eine Compagnie gab die Hälfte der Kosten her; wenn sich ein besonders werthvoller Fund ereignete, kaufte ihr der Herzog ihren Antheil ab." — „Wissen Sie wohl", fiel Napoleon ein, „daß ich für die Borgheser Statuen 14 Millionen bezahlt habe? Wie viel mag der Papst auf die Künste wenden? 100,000 Scudi jährlich, wenn's hoch kommt." — „Bei weitem nicht so viel; so reich ist Seine Heiligkeit nicht." — „Also meinen Sie, man kann mit weniger Geld viel ausrichten?" — „Allerdings, Sire." — —

Die Rede kam auf die kolossale Statue des Kaisers, die nach einem von Canova zu fertigenden Modell gegossen werden sollte. Es war Napoleon nicht recht, daß Canova ihn in nackter Figur mit einer antiken Draperie darstellen wollte. Der Künstler gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, warum dies so seyn müsse. „Sire", sagte er, „es wäre dem lieben Gott selbst nicht möglich, wenn er Ew. Majestät in kurzer Französischer Uniform mit Reitstiefeln darstellen wollte, eine schöne Statue herauszubringen. Die klassische Ausdrucksform in unserer Kunst ist nun einmal das Nackte, und auch für den Faltenwurf der Gewänder haben wir gewisse besondere Regeln. Wie sich in der Poesie nicht jede Sprache für das Erhabene schickt, so haben auch wir dafür einen eigenen Styl." — „Wenn dem so ist, warum machen Sie die andere kolossale Bildsäule, wo ich zu Pferde sitze, nicht auch nackt?" — „Das ginge nicht an; hier werden Ew. Majestät dargestellt, wie Sie zu Pferde Ihre Armee kommandiren: dazu muß ein heroisches Kostüm seyn. So ist es zu allen Zeiten Brauch gewesen: Ew. Majestät können es an den Reiter-Statuen der alten Könige von Frankreich sehen; auch an der Statue Kaiser Joseph's II.", setzte Canova mit einer Verneigung gegen die Kaiserin hinzu. Diese Erinnerung an die Französischen Könige, als seine Vorgänger, und an Joseph II., den Groß-Oheim der Kaiserin, machte dem Kaiser großes Vergnügen, er lächelte. „Sie haben die Bronze-Statue des General Desaix gesehen", fragte er nach einer Weile, „was meinen Sie dazu? ich glaube, sie ist schlecht: der allzu dicke Gürtel giebt ihr ein lächerliches Ausseben." — Canova wollte dem Kaiser die Gründe erklären, welche der Französische Künstler dabei gehabt: allein Napoleon wartete die Antwort nicht ab, sondern fragte rasch: „Wann werden Sie das Modell zu meiner Statue gießen?" — „Sire, es ist schon gegossen." Der Kaiser gab seine Zufriedenheit zu erkennen und sprang mit einem Male auf ein anderes Thema über: „Ich denke Rom zu besuchen", sagte er. — „Und Rom verdient, daß Ew. Majestät es besuchen; der Anblick, Sire, wird Sie begeistern: das Kapitol, das Trajanische forum, die via sacra, alle die Säulen, die Triumphbogen, die Wasserleitungen, die Ringmauern, diese noch in ihren Trümmern herrliche Welt, die sieben Hügel, die Appische Straße mit ihren Grab-Denkmälern, und dann Pompeji ...." — „Nun, was ist daran so wunderbar", unterbrach ihn Napoleon, „die Römer waren ja die Herren der Welt." — „O nein! Sire", fuhr Canova in steigendem Eifer fort, „die Macht allein hat es nicht gethan; der Italiänische Geist, die Liebe für das Große und Schöne hat den meisten Antheil daran. Florenz war ein kleiner Staat, und doch wie Herrliches haben die Florentiner, wie Herrliches die Venetianer in ihren Lagunen zu Stande gebracht! Der Reichthum Venedigs in jenen Zeiten ist freilich sprüchwörtlich geworden; mit den Schätzen, die der Levante-Handel eindrachte, erhöhten sie den Glanz ihrer Vaterstadt. Die Florentiner aber haben den großartigen, wunderbaren Bau ihres Domes, wenn meinen Ew. Majestät, bestritten? Durch eine Erhöhung der Wollsteuer, die den Wollenwebern und Tuchmachern aufgelegt war, um einen Soldo auf das Pfund. Sie haben es ausgeführt, und kein Monarch würde sich heute getrauen, es ihnen nachzuthun. Die bronzenen Thüren der Tauf-Kapelle im Dom zu San Giovani, das Meisterwerk Ghiberti's, haben der Gemeinde zu Florenz 40,000 Zechinen gekostet, was für jene Zeiten so viel sagen will, als etliche Millionen Franken. So wenig sparten die Florentiner das Geld für edle Zwecke und waren dabei ein gewerbsames, ein Handels-Volk; sie bauten ihr Land mit musterhafter Sorgfalt, — bedarf es eines besseren Beweises dafür, als die Urbarmachung der rauhen Schluchten von Valombrosa?" — Es war Canova's Absicht, dem Kaiser eine günstige Meinung von Italien und den Italiänern beizubringen, und er schmeichelte sich, als er für dieses Mal entlassen wurde, mit der Hoffnung, daß seine Rede nicht ganz ohne Eindruck geblieben sey.

Am 15. Oktober befand sich der Künstler mit dem Kaiser und der Kaiserin allein. Während er den Kopf der Kaiserin zu modelliren begann, kam das Gespräch wieder auf Rom. „Man sagt, Herr Canova", fragte Napoleon, „die Luft zu Rom sey ungesund, und zwar soll sie dies erst in neueren Zeiten geworden seyn; was halten Sie davon?" — „Sire, wenn ich mich dessen recht erinnere, was ich in den alten Autoren gelesen habe, so ist es von jeher so gewesen. Die Alten scheuten sich, die heiligen Haine der Götter zu betreten; wahrscheinlich war die verderbliche Ausdünstung des Bodens gefürchteter, als der Zorn der Gottheit. Alljährlich um die Zeit der größten Sommerhitze riß unter der unermeßlichen Bevölkerung Roms und der Umgegend eine starke Sterblichkeit ein. Tacitus erzählt, daß viele Soldaten von dem Heere, das mit Vitellius in Rom einzog, krank wurden, weil sie eine Nacht unter freiem Himmel auf dem Mons Vaticanus kampirt hatten." Napoleon schellte und ließ einen Tacitus aus seiner Bibliothek holen, um die Stelle zu suchen, — sie fand sich aber nicht. Der Kaiser war zu eilfertig und der Künstler in Gedanken zu sehr mit seiner Arbeit beschäftigt. Als jedoch Canova nach Hause kam und mit größerer Ruhe nachschlug, fand er die Stelle allerdings im zweiten Buche der Historien *) und theilte sie das nächste Mal dem Kaiser mit. Die Unterhaltung ging übrigens, nach jenem philologischen Intermezzo, ihren Gang fort, und Napoleon war natürlich, weil von einer Armee die Rede war, auf sein Lieblingsthema gebracht. „Wir wollen sehen", sprach er, „was Tacitus sagt; indeß der bloße Umstand, daß Soldaten auf dem Vatikan erkrankten, beweist nichts. Die Armee hatte einen weiten Marsch ge-

*) Kürzlich theilten wir aus Artaud's Geschichte des Papstes Pius VII. eine kleine Anekdote mit derselben Ueberschrift mit. Gegenwärtig hat sich Hr. Artaud veranlaßt gefunden, das Verhältniß des Kaisers zu dem Künstler in nachfolgendem Artikel ausführlicher zu charakterisiren.

*) Ne salutis quidem cura; infamibus Vaticani locis magna pars tetendit, unde crebrae in vulgus mortes. Hist. II, 93. Canova hatte allenfalls auch den Horaz, Epist. I, 7, v. 5 citiren können:

dum sinus prima calorque
Designatorem decorat lictoribus atris,
Dum pueris omnis pater et matercula pallet etc.

macht; wenn Truppen aus einem Klima schnell in ein anderes kommen, giebt es immer anfangs viel Kranke, — erst im zweiten Jahre stellt sich der Gesundheitszustand wieder her." — „Die Malaria", bemerkte Canova einlenkend, „schreckt übrigens den Ausländern furchtbarer, als den Römern selbst, und gegen die anderen Uebel, an denen Rom gegenwärtig leidet, kommt sie vollends gar nicht in Betracht. Rom, Sire, ist verwaist, es ist in Elend versunken, seitdem der Papst nicht mehr dort residirt. Nur Ew. Majestät können durch Ihre Macht der Stadt wieder aufhelfen. Sie hat ihren Souverain, 40 Kardinäle, über 200 Prälaten, eine ganze geistliche Bevölkerung, die fremden Minister und Gesandten verloren. Es wird Gras in den Straßen wachsen. Ew. Majestät kann meine Freimüthigkeit nicht beleidigen; ich beschwöre Sie, Sire, weil Sie allein es im Stande sind, nehmen Sie sich Rom's in seinem Unglücke an. Früher strömte den Römern das Geld aus allen Ländern Europa's zu; jetzt ist der Strom versiegt." — „Mit dem Golde", erwiederte Napoleon, „hat es in der letzten Zeit ohnehin nicht viel zu bedeuten gehabt. Ihr solltet Baumwolle pflanzen, Ihr Römer, das würde mehr eintragen." — „Sire, um Vergebung: Ihr Bruder Lucian hat den Versuch anstellen lassen, aber ohne Erfolg. Rom ist verarmt; es erfreut sich der schützenden Herrschaft Ew. Majestät, allein es bedarf auch Ihrer Gnade und hat vor Allen Ansprüche darauf." — Napoleon nahm den Eifer des Künstlers nicht übel: „Wenn ich nun aus ganz Italien Eins mache, Neapel dazu und Rom zur Hauptstadt, wäret Ihr Römer damit zufrieden?" — „Roms Gedeihen, Sire, hängt ganz von der Pflege der schönen Künste ab. Im Auftrage Ew. Majestät und der Kaiserlichen Familie werden zwar viele Arbeiten ausgeführt, aber sonst macht Niemand Bestellungen. Auch die Religion, früher die Mutter und Beschützerin der Künste, verliert täglich an Einfluß. Bei den Aegyptern, Sire, bei den Griechen, bei den alten Römern ist die Kunst aus dem Schoße der Religion, aus den Tempeln und Heiligthümern hervorgegangen; die Religion gab den Anlaß und den Stoff für die größten Kunstschöpfungen. Und nicht bloß Prachtgebäude, wie das Pantheon zu Athen, nicht bloß Statuen, wie die Pallas auf der Burg zu Athen und der Jupiter zu Olympia, — nein, auch die unzähligen kleinen Bilder und Weihgeschenke, die bei tausend Gelegenheiten von Privatleuten, von den gekrönten Siegern bei öffentlichen Spielen, von den Hetären sogar in den Tempeln der Götter aufgestellt wurden, — all' diesen Reichthum an Kunstschätzen verdankte Griechenland seiner Religion. Brauche ich die erhabenen Denkmäler der alten Baukunst erst zu nennen, die durch ihre religiöse Bestimmung vor den Zerstörungen barbarischer Zeitalter bewahrt und für uns gerettet worden sind: die St. Markus-Kirche zu Venedig, die Dome zu Pisa und Orvieto und das Pisanische Campo Santo? Und wenn man fragt, welche unter allen Religionen die liebreichste Mutter, die treueste Pflegerin und Beschützerin der Künste gewesen ist, so ist es die unsrige, die Römisch-katholische Religion. Die Protestanten begnügen sich für ihren Gottesdienst mit einer einfachen, schmucklosen Kapelle und einem Kreuz; dabei ist für die Kunst nichts zu thun. Wo die Protestanten eine schöne Kirche haben, da ist sie nicht von ihnen gebaut." — „Er hat Recht", bemerkte Napoleon gegen Marie Louise; „die Protestanten haben nichts Schönes in der Kunst aufzuweisen." *)

Es war eben so kühn als edel von Canova, sich auf solche Weise vor dem gewaltigen Napoleon zum Verfechter der Rechte und Interessen Italiens aufzuwerfen. Da er mit Nachsicht, ja mit Gunst angehört worden war, so getraute er sich weiter zu gehen und die traurige Lage seines früheren Herrn und Wohlthäters, des Papstes Pius VII., welcher sich damals in Französischer Gefangenschaft befand, zur Sprache zu bringen. Natürlich mußte dies mit äußerster Vorsicht geschehen. Canova wußte mit vielem Takt und großer Klugheit den Anschein des einfachen, bescheidenen, harmlosen Künstlers zu bewahren, dem das Herz auf der Lippe sitzt, wöhrend alle seine Gedanken bei dem Werke sind, das er vorhat. Er stellte sich, als ob alle seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet wäre, die Züge der Kaiserin, die ihm saß, zu studiren und aufzufassen, — als ob er ohne Absicht und Vorbedacht, bloß aus augenblicklicher Eingebung des Gemüthes spräche. Als Canova das erste Wort fallen ließ, runzelte Napoleon die Stirn, — doch besann er sich, wen er vor sich hatte, und im nächsten Moment war seine Miene wieder gütig wie zuvor. Der Künstler schöpfte Hoffnung: „Der Kaiser ist von Gemüth nicht tyrannisch", dachte er sich, „aber von Schmeichlern umgeben, die ihm die Wahrheit verhehlen, ihn zu Gewaltthaten verleiten." So nahm er denn all seinen Muth zusammen und sprach, in den ehrerbietigsten Ausdrücken, mit aller glatten Feinheit eines Venetianers, — Canova war aus Venedig, — aber mit Ernst, mit Wärme, mit eindringlicher Beredsamkeit. Sein Französisch war nicht ganz korrekt, er traf nicht immer das rechte, bezeichnende Wort, — aber gerade in dem Fremdartigen seiner Ausdrucksweise mochte etwas Gefälliges liegen. Der Kaiser hörte ruhig zu; die Kaiserin betrachtete den kühnen Redner mit Erstaunen, nicht ohne Bangigkeit, — innerlich sollte sie ihm Beifall. „Warum", so schloß Canova, „warum versöhnen Ew. Majestät sich nicht auf irgend eine Weise mit dem Papst?" — „Es geht nicht. Die Priester wollen überall herrschen, den Meister über Könige und Kaiser spielen, wie Gregor VII." — „Ew. Majestät haben das nicht zu fürchten: ganz Italien gehorcht Ihnen, der Papst ist ohnmächtig." — „Was kann Euch Italiänern überhaupt an einem Papst gelegen seyn? Die Päpste haben sich schlecht um Euch verdient gemacht; sie haben die Nation verunreinigt, niedergehalten, fremde Zwingherren ins Land gerufen. Sie hatten oft nicht so viel Macht, sich in Rom gegen die Factionen der Colonna und Orsini zu behaupten, aber immer Macht genug, dem Lande zu schaden." — „Es gab auch Zeiten, wo die Päpste die schönste Gelegenheit hatten, Herren von ganz Italien zu werden; nur die Kühnheit fehlte ihnen." — „Nicht doch", erwiederte Napoleon und legte die Hand an seinen Degen, „das fehlte ihnen; das ist das Werkzeug, womit man Herrschaften gründet." — „Auch damit, Sire, wußten Päpste umzugehen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Alexander VI. länger gelebt hätte; Cesar Borgia hatte einen schönen Anfang gemacht. Auch Julius II. und Leo X. haben sich unternehmend bewiesen; aber in der Regel waren die Männer, die man zu Päpsten wählte, zu alt, und wenn Einer mit kühnen Plänen umgegangen war, so sorgte man dafür, ihm einen desto zahmeren Nachfolger zu geben." — „Es bleibt schon dabei, Herr Canova: nur das Schwert erwirbt und befestigt Königreiche." — „Sire, ich erinnere mich, in den Discorsi von Machiavelli gelesen zu haben: es lasse sich nicht entscheiden, wer mehr zu der künftigen Größe Roms beigetragen habe, ob Romulus durch das Schwert oder Numa durch den Priesterstab.*) Beide müssen zusammenwirken. Wir Italiäner dürfen übrigens nicht undankbar gegen die Päpste seyn: sie haben des Großen und Schönen viel in unserem Lande gegründet. Die Brücke zu Civita Castellana, ein Päpstliches Bauwerk, giebt dem berühmten alt-Römischen ponte du Gard nichts nach." — „Giebt es in Italien noch viel Brücken aus der alten Römerzeit?" — „Wir sind nur drei bekannt: eine zu Jorea in Piemont, wo Ew. Majestät vor der Schlacht bei Marengo Ihr Hauptquartier hatten; eine zu Rimini; dann der ponte di Nona auf der alten Heerstraße zwischen Rom und Gabii." — „Die Römer sind ein großes Volk gewesen; was seitdem aus Italien geworden ist, daran tragen die Päpste die Schuld. Sie haben beständig die Zwietracht geschürt, sie haben Italien den Fremden, den Deutschen, den Franzosen geöffnet. Sie konnten die Waffen nicht führen, sich selbst nicht helfen, und doch wollten sie herrschen; so haben sie Alles verwirrt und zu Grunde gerichtet." — „Sire, Italien hat jetzt einen Herrn: Sie haben durch den Degen die Macht erworben, unser Wohlthäter zu seyn, — setzen Sie den Leiden Italiens ein Ziel. Wenn Ew. Majestät sich Roms nicht annehmen, so wird es der Stadt trauriger ergehen als zu der Zeit, da die Päpste zu Avignon saßen. Damals, Sire, hatte die Stadt unzählige Wasserleitungen, Fontainen und Cisternen, — eben weil Niemand dafür sorgte, sie in Stand zu halten, fehlte es an Wasser, und das Volk mußte den gelben, flüssigen Schlamm der Tiber trinken." — „So wird es nicht kommen", rief Napoleon mit einer ungeduldigen Bewegung, — „aber warum vereitelt man meine guten Absichten? warum trotzt man mir? Ich herrsche über Frankreich, über Italien, die drei Viertheile von Deutschland**); ich bin der Nachfolger Karls des Großen. Hätte sich der heutige Papst so gegen seinen Kaiser benommen, wie die damaligen, Alles wäre gut. Sie sind ja ein Venetianer, Herr Canova; wissen Sie nicht, daß Ihre Republik sich mehr als einmal mit den Päpsten überworfen hat?" — „Nicht so hart, Sire, wie Ew. Majestät. Und wenn auch, — die kleine Republik hatte endlich für ihre Unabhängigkeit zu fürchten; Sie aber, Sire, sind mächtig genug, um großmüthig seyn zu können. Nur Rom ist des Papstes würdiger Aufenthalt; was liegt Ihnen, Sire, daran, an welchem Orte ein schwacher, hülfloser Greis sein geistliches Amt verrichtet?" — „Wenn ich den Papst in Italien lasse, so ist er ganz und gar ein Deutscher Papst", sagte Napoleon und sah dabei Marie Louise an. — „Ich kann Ew. Majestät versichern", erwiederte die Kaiserin, „in Wien sagte man just das Gegentheil, er wäre ein Französischer Papst." — „Die Thaten beweisen's", hob Napoleon wieder an, „er hat allen Feinden Frankreichs, Engländern, Russen, Schweden, Vorschub gethan; er hätte sie zwingen sollen, den Kirchenstaat zu räumen, er wollte nicht." Canova ließ nicht ab, dringend zu einer Versöhnung zu rathen: „Ew. Majestät", sagt er, „wollen gewiß lieber angebetet und geliebt als gefürchtet seyn" — „So ist mein Verlangen", erwiederte Napoleon, „nur muß man es danach machen." Hiermit brach er das Gespräch ab.

Ein anderes Mal wußte Canova die Unterhaltung auf seine Vaterstadt Venedig zu lenken. Er sprach von ihrem Verfall, ihrer Verstimmung und nahm die Gelegenheit wahr, dem Kaiser eine Bittschrift zu Venedig zu überreichen. „Ist es kurz?" fragte Napoleon, und da er bei der Eröffnung die ganze Supplik nur wenige Zeilen lang fand, las er sie auf der Stelle, steckte sie ein, und wenige Tage darauf erfolgte die Gewährung des Gesuchs. Auf diesen Anlaß kam die Rede auf die Verfassung und Regierung der alten Republik Venedig und auf die Dauerhaftigkeit aristokratischer Institutionen. Canova ließ sich darüber sachkundig aus und schloß mit der Bemerkung: „Ich hätte nicht gedacht, den Sturz Venedigs zu erleben. Mein politisches Orakel, Machiavelli, sagt irgendwo: die Venetianer verstehen ihre Sache; sie malen ihren Sankt-Markus mit dem Evangelium und dem Schwert in der Hand; das Buch allein thut's nicht." — „Gerade die Maxime", erwiederte Napoleon, „haben die Venetianer vergessen. Die engherzig argwöhnische Aristokratie der Nobili lebte in beständiger Furcht, es möchte ihnen aus ihrer Mitte ein Cäsar über die Köpfe wachsen; darum duldeten sie auf ihrer Terraferma keinen geborenen Venetianer als General." — „Doch zuweilen, Ew. Majestät, in sehr dringenden Fällen; allein dann vertrauten sie ihm das Kommando nur auf sehr kurze Zeit an." — „Darin hatten sie Recht", bemerkte Napoleon mit großem Ernst; „nichts ist für Republiken gefährlicher, als das Kommando über Truppen zu lange in den Händen eines Generals zu lassen. Ich habe es den Mitgliedern des Direktoriums vorausgesagt: wenn Ihr mit dem Kriegführen kein Ende macht, so findet sich über kurz oder lang ein General, der Euch Allen kommandiren wird."

Napoleon war nicht ohne Vorliebe für die Italiäner; er ließ sich nicht ungern an den alten Toskanischen Adel seiner Abkunft erinnern. Einmal fragte Napoleon plötzlich: „Wo liegt Alfieri begraben?" —

*) Seltsam! Und doch lebte damals Thorwaldsen schon, ein Protestant, der der Canova des heutigen Italiens ist.

*) Machiavelli sagt sogar, Disc. I, 11: talche se si havesse a disputare a quale principe Roma fusse più obligata, o a Romolo, o a Numa, credo che più tosto Numa otterrebbe il primo grado: perche dove è religione, facilmente si possono introdurre l'armi, e dove sono l'armi e non religione, con difficultà si può introdurre quella.

**) Napoleon zählte dabei unstreitig alle Staaten des Rheinbundes mit zu seinen Besitzungen.

„Sire, in der Kirche Santa Croce zu Florenz, nicht weit von Michel Angelo und Machiavelli." — „Wer hat das Grabmal errichten lassen?" — „Es trat eine Gesellschaft zusammen und brachte die Kosten durch Subscription auf." — „Wer hat dem Galilei sein Denkmal gesetzt?" — „Seine Verwandten, wenn ich nicht irre. Erlauben Ew. Majestät, daß ich eine Bitte für die herrliche Kirche Santa Croce, dieses ehrwürdige Denkmal der Vorzeit, bei Ew. Majestät einlege. Sie ist in kläglichem Zustande, der Regen schlägt durch das Dach, sie bedarf von allen Seiten der Reparatur. Die Regierung hat die Einkünfte der Kirchen eingezogen und damit die Pflicht übernommen, für die Erhaltung der kirchlichen Gebäude zu sorgen. Um den schönen Dom zu Florenz wird es, fürchte ich, binnen kurzem nicht besser stehen; man hat es ganz vergessen, ihm einen Fonds für die nöthigen Reparaturen anzuweisen, — Alles verfällt. Helfen Sie uns, Sire, — ich bitte im Namen von ganz Italien, — daß unsere herrlichen Kunstdenkmäler nicht in Trümmer oder in die Hände spekulirender Schacherer fallen." — „Was? werden sie verschachert? nicht doch, ich will Alles nach Paris bringen, restauriren und aufstellen lassen." — „Sire, wäre es nicht besser, sie in Florenz zu lassen, wo sie mit ihrer Umgebung eins geworden sind? Können Ew. Majestät die Fresken Michel Angelo's nach Paris bringen? Wohl aber können Sie dem Präsidenten der Akademie zu Florenz die Fürsorge für die Erhaltung der Gemälde und Fresken übertragen, deren sich jetzt Niemand annimmt." — „Es soll geschehen." — „Dies wird Ew. Majestät um so mehr zum Ruhme gereichen, da Florenz sich rühmen darf, daß die Familie der Bonaparte ihm ursprünglich angehört. Ihre Ahnen, Sire, waren Florentinische Edelleute." — „Ist das wahr?" fragte die Kaiserin, zu Napoleon gewendet. — „Allerdings", versetzte Napoleon; „unsere Familie wohnte zwar seit langer Zeit auf Korsika, allein sie stammt aus Toskana." — „Der Senator Graf Alessandri", nahm Canova wieder das Wort, „Präsident der Akademie zu Florenz, gehört selbst zu einer der ältesten Familien des Landes; er hat aus Familien-Urkunden nachgewiesen, daß im 14ten Jahrhundert eine Tochter des Hauses an einen Bonaparte vermählt worden ist. Also sind Ew. Majestät vom ältesten Italiänischen Adel, und wir sind stolz darauf."

Das Gespräch kam auf die Italiänischen Improvisatoren, denen Napoleon großes Lob zollte; sodann auf die Malerei. „Wir haben jetzt in Frankreich bessere Maler als in Italien", sagte Napoleon, „die Eurigen taugen nichts mehr." — „Sire, ich kann nicht urtheilen", erwiederte Canova, „da ich seit langer Zeit keine Französische Gemälde zu sehen Gelegenheit gehabt; doch kann ich mehrere sehr verdienstliche Italiäner nennen: Camuccini und Landi zu Rom, Benvenuti zu Florenz, Appiani und Bossi zu Mailand." — „Ihr Italiäner mögt größere Meister im Kolorit seyn, aber die Franzosen zeichnen korrekter. Ich glaube auch, die Italiäner malen besser al fresco, aber in der Oelmalerei haben ihnen die Unserigen den Rang abgelaufen. Sie haben die bronzene Säule auf dem Vendome-Platz gesehen, Herr Canova: wie gefällt sie Ihnen?" — „Sie ist ein Meisterwerk, Sire." — „Die Adler an den Ecken wollen mir nicht recht dünken." — „Sire, die vielgepriesene Trajanssäule, welcher die Ihrige nachgebildet ist, hat eben solche Verzierungen." — „Der Triumphbogen, an welchem draußen im bois de Boulogne gebaut wird, soll noch großartiger werden." — „Diese Denkmale werden den Ruhm Ew Majestät auf die späteste Nachwelt fortpflanzen. Ihre Straßenbauten, Sire, sind gediegener und gewaltiger als selbst die Römischen." — „Künftiges Jahr", fiel Napoleon lebhaft ein, „wird die Straße über die Cornicia fertig; dann wird man Jahr aus Jahr ein von Paris nach Genua reisen können, ohne unterwegs Schnee zu sehen. Von Parma wird in den nächsten Jahren eine Straße nach dem Golf von Spezzia geführt, woselbst ich einen großen Kriegshafen anzulegen gedenke; von da soll eine Reihe Batterieen hart am Ufer streichen bis zu den Batterie-Terrassen, die Pommereul bei Castellamare angelegt hat." — „Sire, ich wünsche von Herzen, daß diese Zurüstungen gegen die Feinde Ew. Majestät unnöthig seyn und die friedlichen Künste fortan allein den Ruhm Ew. Majestät verkünden mögen. Noch einmal wage ich zu bitten, Sire: schützen Sie unsere Alterthümer, erhalten Sie uns unsere Kunstdenkmäler." — „Sie haben Recht, Herr Canova; ich werde dafür sorgen."

Am 5. November sollte von der fertigen Büste der Kaiserin die Hülle gezogen werden. Es war ziemlich früh am Vormittag. „Noch nicht", sagte Napoleon, „ich muß erst frühstücken; ich bin müde. — ich habe die ganze Nacht hindurch bis jetzt diktirt." — „Wie fangen es Ew. Majestät an, diese Last von Geschäften zu bestreiten?" — „Wie Sie sehen, Herr Canova. Ich habe sechzig Millionen Unterthanen, eine Armee von acht- bis neunmalhunderttausend Mann mit hunderttausend Pferden; die Römer haben niemals eine solche Streitmacht auf den Beinen gehabt. Vierzig Schlachten hab' ich geliefert; bei Wagram hab' ich hunderttausend Kanonenkugeln verschossen, und ich weiß ein Dämchen", — sagte er lächelnd, zur Kaiserin gewendet, — „ein Dämchen, das damals Erzherzogin von Oesterreich war und mir von ganzem Herzen den Tod wünschte." — „Ja wohl, das that ich damals", sagte Marie Louise. Die Enthüllung der Büste geschah an einem der nächsten Tage; sie hatte Napoleon's ganzen Beifall, und er äußerte zu wiederholten Malen seine Freude über den Gedanken des Künstlers, die Kaiserin mit den Attributen der Concordia darzustellen. H. Artaud.

Bibliographie.

De la reforme des prisons en France. — Von L. M. Moreau. 7½ Fr.

Code de commerce d'Espagne. — Uebersetzt von B. Foucher. 7 Fr.

Dictionnaire historique et géographique de la bible. — Von H. M. Cottard. 1½ Fr.

Double espérance. — Psychologischer Roman von A. Darten.

Deux pour l'aimer. — Roman von Demoliére. 7½ Fr.

Les deux sous. — Geschichte aus dem J. 1524. Mit einer historischen Einleitung über die Hofnarren der Könige von Frankreich. — Von P. L. Jacob. 2 Bde. 12 Fr.

Esquisse d'une langue universelle. — Mit zwei Kupfertafeln.

L'oculiste. — Von Lagoguey Saint-Joseph. 5 Fr.

Süd-Afrika.

Unbilden gegen die Kaffern.

(Schluß.)

Der schlagendste Beweis aber für die Ehrlosigkeit dieses Krieges und zugleich ein Gegenstand für Romanzen- und Bühnendichter ist die Ermordung Hintza's, des Königs von Amakosa. Sir Benj. d'Urban hatte aus einem noch dunkeln Grunde Hintza in dem Verdachte, daß er ein doppeltes Spiel spiele und, während er Neutralität zeigte, die anderen Häuptlinge heimlich aufwiegele. Beweise dafür sind aber nirgend vorhanden. Freilich war gestohlenes Vieh durch sein weites Gebiet hindurchgetrieben worden, weil die schwer ausfindig zu machenden Wege desselben den Raubzüglern besonders dienlich waren. Dies nun gänzlich zu verhüten, war Hintza natürlich gar nicht im Stande, obgleich es sein eifriges Verlangen gewesen, den Kolonisten als Schutzwache zu dienen. Sein eigentliches Verbrechen scheint aber vielmehr darin bestanden zu haben, daß er es abgelehnt, mit den Kolonisten in ein Offensiv-Bündniß zu treten, durch das er genöthigt worden wäre, den Häuptlingen westlich vom Kap den Krieg zu erklären. Dies verkehrte der Statthalter, als der Mord verübt war, in die Anklage, daß ohne allen Zweifel Hintza Anstifter der Verbindung jener Häuptlinge gegen die Kolonie gewesen. Der ganze Hergang nun ist folgender: Sir Benjamin schickt an Hintza eine Aufforderung, binnen fünf Tagen zu ihm zu kommen. Da dieser es aber für unräthlich hält, einer so peremptorischen Einladung sofort Folge zu geben, erklärt der Statthalter ihm den Krieg, und Oberst Smith beginnt die Feindseligkeiten, indem er in die Berge bei Hintza's Wohnsitz eindringt (wobei er dem Häuptlinge sehr überraschend nahe kam) und diese glänzende Affaire damit beschließt, daß er 20,000 Stück vorzüglichen Viehes, wovon ein Theil des Königs persönliches Eigenthum war, hinwegtrieb. — Wenige Tage nachher kam der Kaffer-König, mit seinem gewöhnlichen Gefolge von 50 Begleitern, in das Englische Lager, wo er eine eben nicht besonders freundliche Aufnahme fand, von den ihm untergelegten und zugerechneten Verbrechen unterrichtet und ihm angekündigt wurde: „Wie es Sr. Excellenz gefallen, die Fingo's unter ganz besonderen Schutz (mit anderen Worten: dem Könige 16,000 seiner Unterthanen, die, von einem benachbarten Fürsten verfolgt, aus ihrem Gebiete geflohen waren und seitdem friedlich unter den Kaffern lebten) zu nehmen." Wahrlich, eine ganz besondere Menschenfreundlichkeit! — Ferner geruhten der Herr Statthalter, dem Könige zu befehlen, 50,000 Stück Vieh und 1000 Pferde, nach dem Gutachten von Kommissarien, zu ersetzen, und zwar die Hälfte sogleich, die andere Hälfte nach einem Jahre, und außerdem noch eine Buße von 600 Stück guten Viehes für die Ermordung zweier Englischer Handelsleute auf seinem Gebiete zu entrichten. Als anerkanntes Haupt des Kafferlandes hatte er letztlich den kriegführenden Häuptlingen und deren Untergebenen die gemessensten Befehle, alle Feindseligkeiten sogleich einzustellen, zukommen zu lassen und für deren Befolgung Sorge zu tragen. — Dies Alles hat, wie allgemein versichert wird, der gutmüthige Hintza ruhig hingenommen; und so wurde zwischen den beiden kontrahirenden hohen Mächten ein bedingter Friede geschlossen. Wer aber erwartet nun wohl, daß auch dies noch nicht Alles war, was man in contumaciam gegen den Fürsten erkannte? Ja, der König und sein Sohn, der gewisse Erbe, wurden als Geiseln für die Sicherheit der stipulirten Leistungen zurückbehalten und nachher, ohne allen haltbaren Grund, sogar zu Gefangenen erklärt! Später wurde ihm verstattet, sich zu seinen Unterthanen zu begeben, um das ihm abverlangte Vieh zusammenzubringen; doch nur unter Aufsicht des Oberst Smith und einer starken Eskorte; denn man fürchtete, er möchte, wäre er nur erst aus dem Lager, schwerlich dahin zurückkehren. Die Geschichte seiner letzten Tage giebt Justus mit folgenden Worten: „Wo der gefangene König und sein Hüter am 10. Mai Halt gemacht, kann ich nicht ermitteln; am 11ten aber gingen sie, auf Hintza's eigenes Verlangen, nach der Mündung des Baeber-Flusses zu, wo sie zahlreichen Viehheerden auf die Spur kamen. „„Es war augenscheinlich (sagt Oberst Smith), daß die Heerden aus allen Kraalen der Nachbarschaft nach der von Hintza angegebenen Richtung hingetrieben werden waren, weshalb ich denn auch seinem Verlangen, diesen Weg einzuschlagen, gern nachgab."" — Am 11ten, um Mitternacht, setzten sie ihren Zug bis Morgens acht Uhr weiter fort und fanden dabei, laut des Obersten Zeugniß, auch „„fortwährend frische Viehspuren in großer Anzahl."" Dies ist nun doch gewiß ein Beweis für die Aufrichtigkeit Hintza's, der übrigens an diesem Morgen ganz besonders unruhig schien und (abermals nach des Obersten Berichte) unter Anderem auch sagte: „„Was hat denn das arme Vieh gethan, daß Ihr es durchaus wegführen wollt? Oder weshalb muß ich meine Unterthanen desselben beraubt sehen?"" — Um zehn Uhr zogen sie weiter; und bald nach dem Aufbruche sprach Hintza: „„Sieh, wie meine Landsleute mich behandeln: sie treiben, mir zum Trotze, das Vieh davon!"" Deshalb bat er nun um die Erlaubniß, seinen Vertrauten, Mutini, an seine Unterthanen abzusenden, um ihnen die Entfernung ihres Viehes zu verbieten. Dies ward ihm zugestanden. Als sie zum Kebaka-Flusse kamen, fanden sie die Spuren getheilt: der eine Theil derselben führte zu einem erstaunlichen Gebirge, der andere auf eine sehr hohe, einzelne, steile, waldbedeckte Höhe. Da rieth Hintza dem Obersten, der letzten Spur zu folgen; und hier be-

schloß er, einen Versuch zur Flucht zu machen. Er war gut beritten; der Weg, auf welchem der Zug vorrücken mußte, war ein schmaler Viehsteig, hin und wieder durch Felsenspalten sich hindurchwindend. Als sie beinahe die Spitze der steilen Höhe erreicht hatten, jagte Hintza plötzlich mit verhängtem Zügel davon, während die Wachen riefen: „Sieh, Oberst! Sieh!“ — Jener nahm seine Richtung einen sanften Abhang nach dem Kebaka hinab. Der Oberst hatte sogleich seinem Pferde die Sporen gegeben, den flüchtigen Fürsten im Fluge einzuholen, und drückte, so wie er ihm nahe gekommen, zwei Pistolen auf ihn ab. Sie versagten jedoch beide. Deshalb versetzte er ihm, noch näher gekommen, mit dem Pistolenkolben einen Schlag auf den Kopf. Dabei dauerte das Wettrennen immer fort und Hintza behielt die Spitze. Nach einer Jagd von etwa anderthalb Meilen Weges kam ihm der Oberst jedoch so nahe, daß er ihn vom Pferde herunterreißen konnte. Hintza erhob sich aber im Nu von seinem Falle, warf eine Hassagay nach seinem Gegner*) und stürmte eiligst davon. Nun konnte der Oberst sein Pferd nicht mehr bändigen, so daß es spornstreichs mit ihm durchging. Doch Herr George Southey, vom Guiden-Corps, kam unterdessen herbei und rief, etwa noch 400 Fuß von Hintza entfernt, diesem zu, er solle stehen bleiben, sonst werde er schießen. Dennoch eilte der König weiter. Southey schoß also, verwundete ihn aber nur leicht in ein Bein. Als der König jedoch auch nun noch nicht von seiner Flucht abstand, schoß Southey nochmals und traf ihn in den Rücken. Da fiel Hintza häuptlings zu Boden; doch sprang er sogleich wieder auf, und von Lieutenant Balfour (des Obersten Adjutant) fast auf den Fersen gefolgt, stürzte er sich in den Kebaka und weigerte sich durchaus, sich zu ergeben. Nun feuerte Southey wieder und schoß dem König durch den Kopf, so daß er todt in den Kebaka hinabfiel. — So lautet des Obersten Bericht. Ein Anderer aus dem Guiden-Corps, der bei den Einfällen der Kaffern zwar selber viel gelitten hat, die Ermordung Hintza's aber dennoch nicht ohne Schauder mit ansehen konnte, theilt uns den Ausgang des Vorfalls also mit: Nachdem Hintza zweimal verwundet worden war, sprang er in den Kebaka hinab und barg sich hinter einen großen Stein. Der Erste, der nun an ihn herankam, war einer von den berittenen Kap-Schützen; dieser sprang gleichfalls hinab und richtete schon sein Rohr, als Hintza ihm: Pardon! zurief, worauf er das Gewehr absetzte. Der Zweite, der herankam, war auch ein berittener Jäger und wurde in dem Augenblicke, da er Feuer geben wollte, durch die flehentlichen Bitten des Königs ebenfalls zurückgeschreckt. Unmittelbar darauf erreichte aber das Guiden-Corps den Platz, und da kein Einziger aus demselben geneigt schien, hinunterzuspringen, so richtete Hintza sich aus dem Wasser auf und rief: Faku amapakati! (Nehmt mich zum Gefangenen!) was Alle gehört haben. Southey indeß gab Feuer und zerschmetterte ihm den oberen Theil des Kopfes. — So fiel der König von Amakosa, indem er um Gnade bat! Sein Tod aber war von Allen schon vorhergesagt worden, sobald man erfahren, daß er sich in der Gewalt des Guiden-Corps befand. — Der Ruhm dieser That ist Gegenstand eines Gedichtes, das man, um die Aufmerksamkeit des Volkes anzuziehen, an die Kirchthür in Grahams-Town geheftet — Southey aber als Retter der Menschheit gepriesen worden. — Doch zurück zu Hintza, denn er hat noch keineswegs ausgelitten! War er ja doch erst todt! — Das Haupt des ermordeten Fürsten wurde nämlich von Jemand, dessen Namen ich lieber verschweigen will, über das Wasser herausgezogen und seiner Ohren beraubt, obgleich ein Anderer rief, man sollte dies doch nicht thun, weil es zu Hause leicht ein Geschwätz veranlassen könnte. Doch, wie gesagt, umsonst; die Ohren wurden abgeschnitten und dann im Siegs-Gepränge nach Graham's-Town gebracht. — Noch ein Anderer, dessen Namen ich gleichfalls kenne, schnitt dem Leichname das Fleisch vom Kinn herunter, nahm das Bajonett eines der Soldaten, grub damit die Zähne aus der Kinnlade und schickte sich, auch durch diese schauderhafte Schlächterei noch nicht befriedigt, schon dazu an, den ganzen Kopf vom Rumpfe abzuschneiden; als er ihn aber gar zu entstellt fand, gab er seinen Vorsatz auf.“

In Erwiderung auf des Statthalters Bericht von diesem völlig absichtslos vollzogenen Akt der Gerechtigkeit**) an dem Urheber und ersten Anreger aller Gräuel, der das Schicksal, welches über ihn gekommen, für seine Person, durch eine lange Reihe von Handlungen schreiender Treulosigkeit, Feindschaft und Ungerechtigkeit gegen die Kolonie, über und über verschuldet — rügt Lord Glenelg ganz besonders scharf, daß Hintza getödtet worden, als er offenbar schon lange nicht mehr im Stande gewesen, sich auch nur gegen einen, geschweige denn gegen eine ganze Eskorte von Verfolgern, wirksam zur Wehr zu setzen. Ob man diesen von seinem Volke fast abgöttisch verehrten Häuptling aber überhaupt gefangen gehalten habe — ob dies geschehen durfte — und ob und wie seine Flucht dann zu bestrafen gewesen wäre, bleibt dabei ganz und gar dahingestellt.

*) „Sollte er diese wirklich jetzt noch gehabt haben? Nachdem er zweimal gestürzt, und nach einer solchen Jagd?“

**) den er nur deshalb fast lieber ungeschehen wünschte, weil er zu Hause gewiß manches eben so boshafte als ungerechte Geschwätz verursachen dürfte. —

***) Aus einer Abhandlung dieses in China sehr geschätzten Philosophen, die sich unter der Ueberschrift Dschi Dschi (Wie man zum Wissen gelangt) in dessen gesammelten Traktaten befindet.

China.

Die rechte Art, zu studiren, nach Dschu-hi***).

Der Mensch, welcher sich dem Studium widmet, muß vor Allem dahin trachten, daß er das innere Wesen eines jeden Gegenstandes erfasse. Dazu ist aber vollkommene Gemüthsruhe die erste Bedingung.

Die zweite Bedingung lautet: erforsche Dich selbst, ehe Du Deine Forschungen nach der Außenwelt kehrest, sonst gleicht Dein Geist einem angezügelten Pferde: er schweift ohne Plan und Zweck herum und findet sich selbst nicht wieder.

Yen-ping sagt: „Bevor Du studirest, festige Dein Herz und dulde nicht, daß ein äußerer Gegenstand — gleichviel, was für einer es bewältige. Gehe bei Deiner Prüfung auf den Grund jeder Sache und forsche unverdrossen, bis Du alle Schwierigkeiten beseitigt hast.“

Genieße etwas geistig Erworbenes nicht eher, bis Du Dir sagen kannst: „Ich habe wacker gekämpft und gerungen.“ Strebe immer hin, die höchste Weisheit zu erlangen (laß Dir immer das höchste vorschweben), und rede Dir niemals ein, Du seyest unfähig oder nur kleinen Dingen begabt, sonst richtest Du Dich unfehlbar zu Grunde.

Warum gerathen die Angelegenheiten der Menschen so oft in Verwirrung? Antwort: weil der Mensch nicht über sich gewinnen kann, mit Ruhe zu denken. Das Heilmittel dieser Krankheit liegt in drei Worten: studire und bezwinge Dein eigenes Herz!

Wie unterscheidet sich das echte Wissen von der heutigen Vielwisserei? Wer dem ersteren nachstrebt, dem ist es um die innere Wesenheit jedes Dinges zu thun — wer es aber mit dem letzteren hält, der hat nur Befriedigung seiner Neugier zum Zwecke: er fragt nach Haupt- oder Nebensache, Wahrheit oder Falschheit. Unser Geist wird um so heller, je mehr er in die dunkle Tiefe dringt, und um so finsterer, je weiter er auf der hellen Fläche sich ausbreitet.

Das Bücherlesen ist ein Mittel zum Erforschen der Dinge, aber nicht das einzige.

Wenn Jemand lesen will, so sammle er zuvor seinen Geist, stelle ruhige sein Gemüth und schlage dann erst das Buch auf. Hüte Dich ja, den Sinn erst dem Papiere zu suchen; kehre vielmehr in Dich selbst zurück und prüfe sorglich. Die Regel des Lesens besteht darin, daß Du stufenweise fortschreitest und Alles scharf durchdenkest. Untersuche jedes Wort; ergründe den Sinn jedes Satzes. Schreite nicht eher zu etwas Folgendem, ehe Du das Vorhergehende richtig erfaßt.

Laß den Gedanken des Schriftstellers in Dir so reif werden, bis er gleichsam Dein eigener Gedanke wird.

Während Du liesest, sitze mit würdiger und anständiger Haltung, als säßest Du dem Weisen selber gegenüber, der das Buch geschrieben hat. So wird Dein Geist die nothwendige ernste Richtung nehmen, und die Erfassung des Sinnes Dir erleichtert seyn.

Die heutigen Leser lassen den Inhalt eines Buches niemals in sich reif werden*); sie lesen in stürmender Hast oder mit spielender Behaglichkeit; wie ist es da möglich, daß der Stoff langsam und fein in ihren Geist eindringe (wörtlich, in denselben einsickere)?

Wenn ich in meiner Jugend ein Buch las und gerade bei dieser oder jenem Artikel verweilte, so wollte ich noch gar nicht wissen, daß ein nächster Artikel vorhanden war. Wer beim Lesen nicht duldet, daß ihm auch nur Eine Stelle verloren gehe, der allein liest mit wahrem Nutzen.

Die Gelehrten klagen oft darüber, daß sie den Inhalt eines Buches nicht behalten können. Ich weiß für diese Krankheit nur folgendes Heilmittel: Leset weniger und denket mehr über das Gelesene nach, so wird es unmerklich in Eurem Geiste Wurzel schlagen.

Verfahre beim Studium eines schweren Werkes wie ein tüchtiger Feldherr, der dem Feind keine Ruhe läßt, bis er ihn vernichtet hat; oder wie ein strenger Magistrat, der unaufhörlich mit Fragen in den Verbrecher dringt und kein unzeitiges Erbarmen fühlt. W. Sch.

*) Wir können dem Deutschen Leser versichern, daß Dschu-hi, obgleich ein Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, doch bei weitem nicht der alte Chinese ist, der über das leidige Heutzutage Beschwerde führt. Von jener Zeit an hat es bei den Chinesen, wie bei jedem anderen Volke, ein schlechtes Jetzt und ein besseres Sonst gegeben.

Mannigfaltiges.

— Internationaler Literatur-Verkehr. Die Herren A. und W. Galignani in Paris, die zur Verbreitung der Englischen Literatur in Frankreich — freilich auch nicht ohne Benutzung des in seltenen Fällen zwar gesetzlich gestatteten, aber moralisch immer verwerflichen Nachdrucks — schon so mancherlei gethan, wollen nun auch mit ihrem London and Paris Observer, einer bereits seit vielen Jahren erscheinenden Wochenschrift, eine regelmäßige Review (Revüe) aller in Frankreich herauskommenden Werke verbinden. Denjenigen Engländern, die an der geistigen Regsamkeit ihrer Französischen Nachbarn ein besonderes Interesse nehmen, wird eine solche Uebersicht gewiß sehr willkommen seyn, und dem Unternehmen ist daher ein guter Erfolg zu prophezeien.

— Französische Neuigkeiten. Eine „Geschichte von Frankreich unter Ludwig XIII.“ ist so eben von Herrn A. Bazin, einem besonders durch das Livre des cent et un bekannt gewordenen Pariser Schriftsteller, herausgegeben worden und wird der gründlichen Studien halber gelobt, die der Verf. zu diesem Behufe gemacht haben soll. Nicht minder wird ein neues Buch des bekannten See-Novellisten Eugen Sue viel besprochen. Es heißt Latréaumont und hat einen interessanten historischen Hintergrund, nämlich die bisher noch wenig bekannte Geschichte einer unter Ludwig XIV. entdeckten republikanischen Verschwörung.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 152. Berlin, Mittwoch den 20. Dezember 1837.

England.

Die Universitäten Cambridge und Oxford.

Eine genauere Kenntniß dieser alten Institute, aus denen für Großbritanien so viele berühmte Namen hervorgegangen, in denen Baco, Hume und Robertson, Samuel Johnson und Gibbon herangebildet worden sind und in denen zu allen Zeiten das Gesetzstudium, die Kanzel, die Wissenschaften und Künste, die Literatur, Politik und der Krieg ihre berühmtesten Vertreter gefunden haben, eine genauere Kenntniß dieser Institute also dürfte vielleicht nicht uninteressant erscheinen.

Dort, so heißt es immer, macht man angestrengte Studien, dort ruht das durch die Zeit sanctionirte Erziehungswesen auf festen Grundlagen, alle unnütze Anstrengungen sind verbannt, der Geist entwickelt sich stufenweise, dort herrscht politische und religiöse Toleranz, mit einem Wort, die Wissenschaft und die Verbreitung der Kenntnisse und einer guten Methodik sind die einzigen Beschäftigungen der Leiter dieser Institute. Aber nichts von allem dem ist wahr. Die Englischen Universitäten, von deren Organisation man sich auf dem Kontinent gar keine Vorstellung machen kann, trotzen noch heutzutage der Reform und den Fortschritten der neueren Ideen. In allen anderen Ländern liegt nur den Professoren der Unterricht ob, nur in ihren Händen befindet sich dieses Amt und in ihren Vorlesungen gelangt die Jugend zur Kenntniß der höheren Wissenschaften. In Cambridge und Oxford aber lehren die Professoren gar nichts; man bewilligt ihnen einen zuweilen nominellen Gehalt und einen Ehrentitel nebst einer bequemen, manchmal auch prächtigen Wohnung, wo sie sich in aller Zurückgezogenheit ihren Lieblingsstudien gänzlich widmen können; denn ihr Amt dient bloß zum Staat und Luxus, so daß, wenn sie auch noch so fleißig arbeiteten, die Universität eben so wenig einen Nutzen davon hätte, als die gänzliche Abschaffung ihrer Aemter auf die Verbreitung der Wissenschaften auch nur irgend einen nachtheiligen Einfluß ausüben würde. Inzwischen wollen wir diese beiden Institute etwas näher betrachten.

Der Ursprung derselben ist sehr alt, da die Universität Oxford bereits unter Alfred dem Großen gegründet wurde. Wie die meisten Hochschulen, hatten Oxford und Cambridge bei ihrem Entstehen eine rein akademische Form. Es waren Verbindungen von Professoren und Studenten, die Allen offen standen, sich ohne Unterschied des Ranges und Glaubens aus allen Ständen ergänzten und nur die Wissenschaft und ihre größtmögliche Verbreitung im Auge hatten. Mit solchen Einrichtungen versehen, gewährten diese Universitäten dem Lande unermeßliche Vortheile; sie hoben sich immer mehr; die Regierung bewilligte ihnen in Betracht des Guten, das sie bereits gewirkt, zahlreiche Privilegien und reiche Einkünfte, und endlich erkannte sie auch die Unabhängigkeit der oberen Würden in allem dem an, was die Leitung und Verwaltung der inneren Angelegenheiten der Hochschulen betraf; kraft welches Rechtes sich auch heutzutage die Universitäts-Behörden den von der Regierung vorgeschlagenen Verbesserungen hartnäckig widersetzen. Die Gewalt der Universitäten wurde gleich der politischen in die ausübende und gesetzgebende getheilt; die ausübende Gewalt befand sich in den Händen eines Kanzlers, der als Haupt der Universität in allen Angelegenheiten die oberste Stimme hatte, und zweier Proctors oder Aufseher, und mit Ausnahme von Kriminal-Verbrechen gehörten alle Vergehen unter ihre Gerichtsbarkeit, die sich nicht nur über die Stadt, sondern auch noch über einen Umkreis von einer Meile außerhalb der Vorstädte erstreckte. Hieraus entsprang auch die Einrichtung eines Ober- und Unterhauses. In Oxford erhielt das eine den Namen Convocations-Haus, das andere Congregations-Haus; in Cambridge hießen sie Regentenhaus oder Haus des weißen Stabes, wegen des mit weißer Seide verzierten Stabes, den die Mitglieder desselben in den Versammlungen trugen, und Nonregenten oder Haus des schwarzen Stabes. Das Unterhaus bestand aus allen Magistern und Doktoren der Universität; das Oberhaus hingegen nahm nur solche Magister und Doktoren in sich auf, von denen die Ersteren ihre Würde fünf, die Letzteren zwei Jahre bekleidet hatten; man erwog daselbst alle Angelegenheiten der Universität und Alles, was zum Gedeihen derselben beitragen konnte, und die von beiden Häusern angenommenen Maßregeln hatten Gesetzeskraft. Dies war die Form, die sich auch in getreuer Ueberlieferung bis auf unsere Zeit erhalten hat. Jetzt, wie ehemals, besitzt Cambridge ein Haus des weißen und eines des schwarzen Stabes, und noch immer wird daselbst unter dem Vorsitz des Kanzlers, und in seiner Abwesenheit unter dem des Vice-Kanzlers oder auch der Proctors deliberirt. Zur Zeit ihrer Entstehung aber und lange nachher wählten diese beiden Häuser, auch Senat genannt, welche die ganze Universität repräsentirten, die hohen Beamten derselben, und zwar aus den verschiedenen Klassen der Lehrerschaft, so daß der Würdigste, d. h. der, welcher in beiden Häusern die meisten Stimmen für sich hatte, das Haupt der Uebrigen wurde. Die Stimmen selbst waren weder eingeschränkt, noch sonst durch Einfluß geleitet, die legislativen Berathschlagungen frei, und es gab weder Censur noch Veto. Doch alles dies hat sich geändert.

Zu dem ersten Gedanken an eine Umgestaltung so weiser Einrichtungen gab ein Gebrauch Anlaß, dem zufolge die Magister nach Erlangung ihrer Würde während einer bestimmten Zeit ihr Haus zur Aufnahme einer gewissen Anzahl Studenten, die bei ihnen wohnten und deren Erziehung und Sitten sie beaufsichtigen, bereit halten mußten. Der Zweck dieses Gebrauches war, zwischen dem Lehrer und Schüler eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Interesses hervorzurufen, da jener des Wetteifers und eigenen Vortheils wegen die Studien seiner Zöglinge so viel als möglich zu befördern suchte, diese hingegen stets unter Aufsicht und solchergestalt gehindert waren, sich der heutzutage so gewöhnlichen Verschwendung und Ausschweifung zu überlassen. Diese Einrichtung mißfiel jedoch dem Clerus. Dieser Stand nämlich erlangte an den Universitäten immer mehr Einfluß, seine numerische Stärke übertraf die der Laien, und da er in den Universitäts-Angelegenheiten die oberste Gewalt zu erlangen strebte, so wollte er natürlich auch, daß nur ihm die Beaufsichtigung und Erziehung der Zöglinge anvertraut werde. In dieser Absicht wurden mehrere Kollegien gegründet: in Cambridge entstanden nach einander Clare-Hall, das älteste von allen, Pembroke und Cajus-College, Trinity-Hall und King's College, von Heinrich VI., und Queen's College, von zwei Königinnen gegründet, nämlich von Margarethe von Anjou, Gemahlin Heinrich's VI. und Elisabeth Widville, Gemahlin Eduard's, und Trinity's College, das reichste und berühmteste von allen; in Oxford verdankten Baliol's College, dessen Stifter des Schottischen Königs Baliol Vater, John Baliol, und dessen Gemahlin Devorgnilla waren, Oriel New College, Lincoln's all soul's, Magdalen Christ Church, John und Jesus ihren Ursprung lediglich dem Klerus. Das Ansehen des Letzteren war ungeheuer, und vermöge seines thätigen und ununterbrochenen Einflusses auf die Fürsten und Großen gewährten Heinrich I., der berühmte Kardinal Wolsey, Heinrich VIII., die Königinnen Marie und Elisabeth, Jacob I., der gelehrte Graf Clarendon, Karl I. und später Georg I. und Georg III. diesen Instituten ihren mächtigen Schutz, reiche Dotationen an Ländereien und Einkünften, und endlich die Errichtung der Sizerships, Fellowships und Scholarships*), Plätze, die anfangs ausschließlich dem Klerus vorbehalten waren, heutzutage aber Gemeingut geworden sind, wenngleich mit ihnen noch die ursprüngliche Bedingung, nämlich die genaue Beobachtung des Cölibats, verknüpft ist.

Oxford und Cambridge wuchsen immer mehr, jedoch auf Unkosten der Freiheiten, die sie bis dahin genossen hatten. Die Studien wandten sich alle zur Theologie hin, der Klerus bemächtigte sich vermöge seiner Gewalt der wichtigsten Aemter, zog ungestraft die Studenten durch den Reiz der Belohnungen in seine Kollegien, in denen er unumschränkte Gewalt übte, erwirkte dann durch seinen mächtigen Einfluß eine Parlamentsakte, kraft deren kein Student einen akademischen Grad erlangen konnte, wenn er nicht in einem der Kollegien studirt hatte, schaffte endlich den alten Gebrauch ab und bemächtigte sich der ausübenden und legislativen Gewalt als seines ausschließlichen Vorrechts, das er auch seit der Zeit immer besessen hat. Dies war ihm aber noch nicht genügend, vielmehr setzte er überdies eine Aenderung in den Privilegien des legislativen Körpers durch. Bis dahin hatte dieser nämlich die Universitäts-Beamten frei aus seiner Mitte erwählt; aber das bei mehreren Veranlassungen an den Tag gelegte Bewußtseyn der Unabhängigkeit erweckte Mißfallen, und demgemäß entzog ihm eine Königliche Verordnung, die unter dem Einfluß des Klerus erlassen wurde, seine alten Freiheiten oder ließ ihm wenigstens nur einen Schatten derselben. So war zwar sein Votum wie früher nothwendig, um die Wahlen zu bestätigen, jedoch mußte er sich auf die ihm von den höchsten Beamten der Universität vorgeschlagenen Kandidaten beschränken; der Vice-Kanz-

*) Sizers sind arme Studenten, die auf Kosten der Kollegien unterhalten werden und zum Theil eine bestimmte Summe empfangen. Die Fellows und Scholars werden im Convocations-Haus erwählt und bestehen aus Doktoren und Baccalaureen des Rechts, der Medizin und Theologie und aus Magistern oder Baccalaureen der Philosophie. Der Fellow erhält 50 Pfund jährlich, der Scholar 30 Pfund. Nach zweijährigem Aufenthalt kann man Scholar werden. Die Zahl derselben und der Fellows wechselt nach Belieben des legislativen Körpers. Die Universität Cambridge besitzt jetzt 430 Fellowships. Der Fellow und der Scholar legen die Gelübde der Ehelosigkeit ab und verlieren ihren Platz, wenn sie dasselbe zurücknehmen.

ler wurde vom Kanzler ernannt; dieser ernannte seinen Substituten; der High-steward oder Großseneschall, ein neues Amt, das über die obere und Kriminal-Polizei der Universität wachte, wurde gleichfalls vom Kanzler ernannt, und die Wahl der Beisitzer, der Taxatoren, denen die Beaufsichtigung der Märkte und des Maaßes und Gewichtes oblag, der Proktoren, Skrutatoren und endlich des Rektors selbst geschah auf gleiche Weise. Gleichwohl zählte der Senat in seiner Mitte eine große Menge Laien und widerstand oft der Anmaßung des Klerus. Was thaten aber die neuen Herren, um ihre Macht noch fester zu begründen? Sie erlangten von der Königlichen Gewalt die Errichtung des Kaput. Dieses Kaput bestand aus dem Vice-Kanzler, einem Doktor von jeder Fakultät und zwei Magistern, von denen der eine das akademische Oberhaus, der andere das Unterhaus repräsentirte, im Ganzen sechs Personen. Die Rechte desselben bestanden in der Untersuchung aller Verleihungen, Dispensationen, Bills und anderer Vorschläge, ehe sie den beiden Häusern vorgelegt wurden, und diejenigen von diesen Maßregeln, die ihm mißfielen, konnte das Kaput durch ein Veto hindern. Dieses Veto war absolut und in der Gewalt eines jeden der 6 Mitglieder. In so hohem Grade also wurde die Organisation der Universität durch die Uebergriffe des Klerus verändert.

Diese Mißbräuche bestehen noch heute in ihrer ganzen Ausdehnung, so daß man das erbauliche Schauspiel vor sich hat, daß die Inhaber der obersten Würden sich selbst gegenseitig erwählen, die wichtigsten und einträglichsten Stellen der Universität eine nach der anderen bekleiden, und daß von einem einzigen übelgesinnten Mitglied die augenblickliche Verwerfung eines Vorschlages, so heilsam er auch seyn mag, ohne irgend eine Verantwortlichkeit abhängt. Freilich kann durch dies Vorrecht eines jeden Mitgliedes eben so wohl eine schlechte, als eine gute Maßregel mit einem Veto belegt werden, und eine Untreue ist allerdings nicht unmöglich, doch ist sie sehr selten; denn vermöge des jetzt bestehenden Wahlsystems gehören die Mitglieder des Kaput entweder alle der Geistlichkeit an oder die Laien befinden sich doch unter dem unmittelbaren Einflusse derselben.

Der Ursprung dieser Einrichtung schreibt sich bereits aus dem 15ten Jahrhundert her, und das Veto war anfangs auf die Bewilligungen und Gesuche beschränkt. Eduard VI. wollte in den Statuten, die er zu Gunsten der Universitäten erließ, trotz der Bitten des Klerus, dieses Privilegium nicht vergrößern. Der Kardinal de la Pole hegte in dieser Beziehung, wie man sagt, weniger Skrupel, obgleich weder in seinen Edikten, noch in den späteren Universitäts-Statuten der Königin Elisabeth vom Jahre 1559, noch auch in den jährlichen Reglements, die 1562 von Lord Burleigh aufgesetzt und vom Senat bestätigt worden, eine Erwähnung in dieser Hinsicht geschieht, und erst im dritten Statute der Tudors findet man diese wichtige Neuerung in ihrer ganzen Vollständigkeit. In diesem Statute wird gesagt, daß die Oberaufseher der Kollegien unter Beistand des Vice-Kanzlers volle Gewalt haben sollen, jährlich fünf Personen zu erwählen, welche so wie der Vice-Kanzler selbst das Recht besitzen, die der Sanction des Senates bedürftigen legislativen und exekutiven Maßregeln für gültig oder ungültig zu erklären. Das bisher Gesagte, besonders aber das, was sich vor einigen Jahren zutrug, als das Kaput einen Antrag der Dissenters zurückwies, in welchem diese die Aufhebung des Interdikts forderten, das auf ihnen lastet und ihnen den Eintritt in den Senat verbietet, giebt zur Genüge zu erkennen, welchen Gebrauch das Kaput von seinem Veto macht.

Jenes Interdikt schreibt sich freilich noch von den Katholiken her, die heutzutage selbst die Strafe dafür erdulden müssen. Es datirt zwar von der Regierung Eduard's VI., doch der Tod dieses Fürsten vereitelte die Ausführung desselben. Unter der Regierung der Königin Maria aber war man glücklicher und setzte fest, daß Niemand zur Universität gehören sollte, der nicht die Beobachtung gewisser Glaubensartikel gelobt hätte. Vermöge des Schisma, das von allen Seiten ausbrach und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, blieb jedoch diese Maßregel unbemerkt und wirkungslos. Die Königin Elisabeth beschränkte sich, trotz ihres despotischen Charakters, darauf, im Umkreis der beiden Universitäten diejenigen Predigten zu untersagen, welche den Lehren, zu denen diese Hochschulen sich bekannten, hätten gefährlich werden können. Jakob aber ging schon weiter, denn er bewilligte zwar jeder Universität das Recht der Repräsentation im Parlament und traf so allerdings eine weise Maßregel, allein er sandte auch den 30. Juni 1630 an die Oberaufseher der Kollegien eine lange Botschaft, worin er die Wiederherstellung des Mißbrauches forderte, der unter der Regierung der Königin Maria stattgefunden. Der Senat gehorchte. Jakob wollte diesen Vortheil verfolgen und forderte ferner, daß jeder Student, bevor er eine akademische Würde erlange, seine Anhänglichkeit an die Dogmen der herrschenden Kirche beschwören sollte. Diese Maßregel, welche zwei Drittheilen der Englischen Bevölkerung die Aufnahme in die Universität entzog, wurde von dieser mit der höchsten Freude angenommen; was aber die Nachwelt kaum glauben wird, ist der Umstand, daß außer einer kleinen Abänderung in der Formel, die jetzt lautet: ich schwöre, daß ich bona fide Mitglied der Anglikanischen Kirche bin, jene Bestimmung sich trotz so vieler politischen Ereignisse in ihrer ursprünglichen Gestalt bis auf unsere Zeit erhalten hat. Daher werden noch heutzutage Alle, die sich bei einer Fakultät um einen akademischen Grad bewerben, in Folge jenes Interdikts zurückgewiesen, wenn sie Katholiken oder Dissenters sind und einen Eid nicht leisten wollen, den ihre Religion ihnen nicht gestattet.

Indessen glaube man nicht, daß ihnen die Thüren der Universität verschlossen sind; im Gegentheil steht es ihnen vielmehr frei, sich unter den treue churchmen auf den Bänken der Hörsäle niederzulassen, vorausgesetzt nämlich, daß sie bezahlen, unter welcher Bedingung Katholiken, Presbyterianer, Independenten, Baptisten, Anabaptisten, kurz alle Sekten, wenn sie sonst wollen, des Unterrichts theilhaft werden können; ja man spart sogar weder Aufforderungen noch selbst Schmeicheleien, um so viele Non-Konformisten als irgend möglich herbeizulocken, und Alles geht aufs beste, bis es sich um eine Feierlichkeit oder um akademische Würde handelt; da schließen sich die Thüren der Universität gar schnell wieder zu. Man schwöre entweder, daß man bona fide Mitglied der herrschenden Kirche sey, oder wenn nicht, überlasse man die Stelle den true churchmen, da eine solche Aufnahme eines Dissidenten in den Schooß der Universität den Glauben gefährden würde und Unkraut unter den Waizen säen hieße. Zugestanden, sagte in Bezug hierauf ein Mitglied des Unterhauses, daß die Religion der true churchmen auf so festen Grundlagen ruht, so sind diese Vorsichtsmaßregeln allerdings sehr klug und verständig; warum aber ruft man denn die Wölfe in den Schaafstall und läßt sie darin, so lange sie nur nicht von einer Fellowship reden? Ist denn in diesem Falle das Gift des Unkrauts unter den Waizen weniger gefährlich?

Wir wollen hier jedoch noch ein anderes Beispiel anführen und daran wiederum die Logik der Häupter des Lehrstandes in einem Falle kennen lernen, wo sie ihr Interesse für gefährdet halten.

Es ist bekannt, daß die Bevölkerung Irlands aus drei Theilen besteht, nämlich aus Bekennern der Anglikanischen Kirche, aus Katholiken und Dissenters, welche letzteren beiden zusammen genommen sieben Achtel der Bevölkerung ausmachen. Im Allgemeinen sind die Katholiken im höchsten Grade unwissend, und der Grund hiervon ist sehr leicht einzusehen, denn es giebt kein Volk, das unter einem härteren und schändlicheren Joch geschmachtet hätte, als die Irländer. Es sind noch keine 140 Jahre her, daß im Parlament eine Bill passirte, laut deren jeder Katholik, der irgend wo anders als beim Anglikanischen Klerus Belehrung und Unterricht suchte, hart bestraft wurde; ja man beraubte sogar den, welcher Irland verließ und aus Haß gegen seine Unterdrücker auf dem Kontinent Ausbildung suchte, seiner Güter und Schlösser und übergab die Verwaltung derselben einem Protestanten. Diese Verfolgung wiederholte sich unter tausendfachen Gestalten. Im Jahre 1769 hatte ganz Irland nur 52 Schulen, die höchstens von 2000 Kindern besucht wurden. So groß aber waren die Hindernisse, die man diesen Instituten in den Weg legte, daß sie trotz aller Anstrengungen nicht emporkommen konnten. Irland sank in Finsterniß zurück und sollte, wie es schien, nie wieder davon befreit werden, als im Jahre 1800 das Institut von Kildare gegründet wurde, zu dessen Hauptgrundsätzen es gehörte, daß man nicht, wie bis dahin gewesen war, die Katholiken zu bekehren suchen sollte. Diese Anstalt wurde von allen redlichen und unparteiischen Männern des vereinigten Königreichs im höchsten Grade gebilligt. Gleichwohl kam sie erst im Jahre 1811 einigermaßen empor, zu welcher Zeit ihr fortschreitendes Gedeihen trotz aller Hinderniß von Seiten des Anglikanischen Klerus, die Aufmerksamkeit der Regierung erweckte. Da man nun vor allen Dingen ein ausgedehnteres System für unumgänglich nothwendig erachtete, das besonders dahin streben sollte, aus dem grünenden Erin die so tief gewurzelte Feindschaft, den so lebhaften Haß seiner Bewohner gegen einander auszurotten, so wurde ein von Lord Grey entworfener Unterrichts-Plan im Unterhause sogar von Sir Robert Peel unterstützt und dadurch bewährt, wie unparteiisch man bei der Ausarbeitung desselben zu Werk gegangen war. Lord Stanley setzte ihn in Wirksamkeit. Man bestätigte die in Gemäßheit dieses Planes die verständigen Bestimmungen des Gründers des Instituts zu Kildare und ließ jedem Kultus gebührende Freiheit; da aber in Folge der örtlichen Umstände und des neuen Systems die protestantischen Kinder mit den katholischen in Berührung kamen, so verfaßte man zum Gebrauch aller ein Schulbuch, in dem eine gemeinschaftliche für jedes Glaubensbekenntniß passende Moral zu finden war. Dies Buch, das zum Theil Bruchstücke aus den vier Evangelien enthielt, wurde unter Aufsicht der ausgezeichnetsten Männer beider Kulte verfaßt, und Folgendes möge als Probe des darin herrschenden Geistes dienen.

„Jeder Christ soll mit seinen Nebenmenschen, selbst mit denen deren religiöser Glaube von dem seinen abweicht, in Eintracht leben. Dies lehrt uns der Apostel Paulus."

„Unser Herr Jesus Christus sagte zu seinen Jüngern: „Liebet einander und liebet eure Feinde; segnet die, so euch fluchen, thut wohl für die, so euch verfolgen." Er betete auch selbst für seine Mörder."

„Die Menschen sind zwar den Irrthümern unterworfen, deshalb müssen wir sie deswegen weder hassen noch verfolgen. Unsere Pflicht ist es ferner, die Wahrheit zu suchen und sie, wenn wir ihrer gewiß sind, festzuhalten; dennoch müssen wir uns wohl hüten, diejenigen hart zu behandeln, die anders denken als wir; denn Jesus Christus erklärte seine Religion den Menschen nicht durch gewaltsame Mittel aufzudringen und verbot seinen Jüngern, für dieselbe mit Waffen zu kämpfen."

„Wenn dir Jemand ein Uebles thut, so folge seinem Beispiel nicht; denn Christus und seine Jünger lehren uns, Böses nicht mit Bösem zu vergelten. Haltet immer eurem Geiste die göttlichen Worte gegenwärtig: Thut euren Nebenmenschen, wie ihr wollet, daß sie euch thun; u. s. w."

Wahrlich, ein Türke, wenn er sonst nur nicht ganz und gar unvernünftig wäre, könnte gegen diese Lehren nichts einwenden; und dennoch war es in England ganz anders. Oxford und Cambridge, die Lords spiritual, Pfarrer und Bikare der drei Königreiche erhoben sich nämlich, sobald das Buch erschien, in Masse, schleuderten gegen das unglückliche Buch den Bannstrahl und erklärten es für unorthodox, ruchlos und gottesvergessen. „Ich wollte lieber", sagte einer der bittersten Verfolger, „ich wollte lieber meine Hand ins Feuer stecken, als meinen Namen mit einem solchen Werk in Verbindung bringen. Ja, wüßte ich, daß eine Schule wie diese in meiner Pfarre verbreitet wäre, so wollte ich den niedrigsten Bauern auf meinen Knien ansehen und zu ihm sagen: Ich habe in dieser Welt eine göttliche Sendung zu erfüllen und muß Eure und Eures Kindes Seele in Gottes Hand geben; so wisset denn, daß das ewige Leben Eures Kindes von Euch abhängt; schicket es nicht in diese Schule, oder sein Leben gehört dem Satan!

Wie, Gottes Wort zerrissen, verstümmelt! Man will ein einziges Wort von diesem heiligen Buche wegnehmen! Nein, nimmermehr; die Bibel, und nichts als die Bibel!"

Doch möchte dies noch hingehen, wenn man nicht erst vor kurzem noch anders gesprochen hätte! Es war nämlich ein Verein unter dem Namen Bibel-Gesellschaft gebildet worden, dessen Zweck darin bestand, Bibeln unter die Armen zu vertheilen und so das Wort Gottes unter ihnen zu verbreiten. Dieses Verfahren mißfiel jedoch dem Anglikanischen Klerus, der darin einen Eingriff in seine Rechte zu sehen glaubte und seinen Einfluß zu verlieren fürchtete; daher sprach er auf folgende Weise zum Präsidenten der Bibel-Gesellschaft:

„Täuschen Sie sich nicht, Mylord! Die Gesellschaft wird nie durch Vertheilung von Bibeln das Ziel erreichen, das sie sich vorgesteckt hat; denn leider sind die Menschen so beschaffen, daß das kostbare Buch des Lebens in ihren Händen sowohl zum Werkzeug der Wahrheit als des Irrthums, sowohl zum Quell des Guten als des Bösen wird. Wenn man bedenkt, daß die wahre Kirche Christi, die Englische Kirche (wohlverstanden), nicht die einzige ist, welche sich auf die Bibel als auf ihr heiliges Buch bezieht, sondern daß die Ketzer gleicherweise ihre Grundsätze und Irrthümer daraus herleiten, wenn man den verhaßten Papisten, den Puritaner, den Socinianer, den Kalvinisten, den Anabaptisten und den Quäker insgesammt, gleich uns, das heilige Buch als das ihnen angehörige, als das ihres Gottes und Glaubens in Anspruch nehmen und sie, wiederum gleich uns, behaupten hört, daß sie das Recht dazu besäßen, so kann man nicht umhin, einzusehen, daß die Bibel, wenn man sie ohne Kommentare und Anmerkungen vertheilte, nicht nur nichts Gutes erzeugen, sondern sich im Gegentheil in den Händen des Volkes nur als schädlich erweisen würde. Ist es denn nicht in der That augenscheinlich, daß sowohl Papist als Socinianer die nämliche Bibel, jeder in seiner eigenen Sprache, reden lassen und der Kalvinist, der Quäker und Baptist sie nach den Lehren seiner Sekte erklären wird? Unfehlbar müßten sich also durch diese Bibel-Vertheilung falsche Lehren ausbreiten, die einst für unsere heilige Religion traurige Folgen haben könnten. Wir führen aber noch ein Beispiel zur Bestätigung unserer Meinung an; man gebe z. B. einmal den Euklid oder Newton einem schlichten Landmann in die Hände und fordere ihn auf, dieses Werk zu erklären; wird er dies im Stande seyn, wenn man ihm nicht hilft? Eben so, Mylord, ist es mit der Bibel in den Händen des gemeinen Mannes; denn wenn man sie ihm nicht erklärt, so wird er ihr einen falschen Sinn unterlegen."

So sprechen die Häupter des Lehrstandes, wenn es sich um ihr Interesse handelt. Aber, wird man sagen, diese Reden gehören ohne Zweifel wer weiß welchen unbekannten Männern, welchen hungrigen Fanatikern an. Nein doch! sie sind von den einflußreichsten Würdenträgern des hohen Klerus gehalten, in alle Journale eingerückt, zu unzähligen Predigten als Text benutzt, von den Eifrigsten als Meisterstücke der Beredsamkeit und Dialektik gepriesen und endlich von der Menge mit dem größten Beifall aufgenommen worden!

(Schluß folgt.)

Italien.

Leonzio Pilato, der erste Professor der Griechischen Sprache in Italien.

Bereits näherte sich das vierzehnte Jahrhundert seinem Ende, und manigfache Bestrebungen, das Studium der orientalischen Sprachen aufs neue zu beleben, hatten sich noch immer als vergeblich erwiesen. Nur der Griechischen Sprache leuchtete ein günstigerer Stern; denn Leonzio Pilato, ein Calabrese, der im Besitz einer nicht gewöhnlichen Kenntniß der Griechischen Literatur war, besuchte auf einer Reise nach Avignon auch Venedig.

Boccaccio, dem die Pflege und Verbreitung der Griechischen Sprache im hohen Grade am Herzen lag, ließ diese günstige Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen, und durch sein freundliches Benehmen gelang es ihm, Leonzio an sich zu fesseln. Er nahm ihn mit sich nach Florenz und erlangte für ihn nicht nur die Errichtung eines Lehrstuhls an der Florentinischen Universität, um die Ilias des Homer öffentlich zu erklären, sondern gewährte ihm auch Wohnung und Unterhalt in seinem eigenen Hause. Damit noch nicht zufrieden, verschaffte er ihm sogar einen Gehalt und sammelte auf eigene Kosten die Werke des Homer, den er zuerst von allen Italiänern privatim erklären hörte.

Den unermüdeten Bestrebungen des Boccaccio also verdankte Florenz den neuen Lehrstuhl der Griechischen Sprache, und ich weiß nicht, sagt Tiraboschi, ob man im Occident einen älteren ausfindig machen kann.

Während aber Boccaccio das Fortschreiten des Studiums der Griechischen Literatur zu befördern suchte, sah er sich leider bald in seinen Hoffnungen getäuscht; denn da er den Leonzio auf einer Reise nach Venedig mit sich nahm, gab er ihm so wider Willen Gelegenheit, hier seinen lebhaften Wunsch, nach Griechenland einen Ausflug zu machen, zu befriedigen, und er kehrte daher voll tiefen Schmerzes ohne seinen Freund nach Florenz zurück.

Der Sommer war seinem Ende nahe, als Leonzio sich zur Abreise anschickte, ohne daß das schmeichelhafte Zureden des Petrarka im Stande gewesen wäre, ihn von seinem Vorhaben abzubringen; vielmehr ließ er sich bei seiner Abfahrt nach Griechenland sehr unwillig gegen Italien und dessen Bewohner aus.

Kaum hatte er jedoch das Ufer des ersehnten Landes betreten, so sandte er an Petrarka ein Schreiben, das, wie Letzterer sagt, länger als sein Haar und wilder als sein Bart war, worin er das unlängst von ihm verwünschte Italien bis zum Himmel erhebt und seinen Abscheu gegen Konstantinopel ausspricht, das er vor kurzer Zeit noch für den wonnevollen Aufenthaltsort glücklicher Menschen gehalten hatte.

Petrarka schenkte jedoch diesem Wankelmuth keinen Glauben, sondern ließ sich vielmehr im Dezember desselben Jahres in einem aus Pavia datirten Briefe an Boccaccio folgendermaßen über Leonzio aus: „Nein, so sehr er mich auch bitten mag, er soll in meinem Namen nie, weder schriftlich, noch durch einen Boten, zurückgerufen werden; er bleibe da, wo er seyn wollte, und lebe da in Bedrängniß, wohin er voller Hochmuth gegangen ist."

Obwohl ohne Antwort auf seine Briefe, zweifelte Leonzio doch nicht, in seinen Gönnern noch die ehemalige Freundschaft wiederzufinden, und in dieser Voraussetzung hatte er das Schiff, das ihn nach Italien bringen sollte, bestiegen, als er, bereits im Angesichte dieses Landes, während eines Sturmes von einem Blitz erschlagen wurde, der auf ihn und den Mast, an den er sich geklammert, niederfuhr.

Im Jahre 1363 beschreibt Petrarka, der nicht umhin konnte, einen solchen Verlust zu beklagen, mit dem lebhaftesten Bedauern seinem Freunde Boccaccio das Schicksal, welches Leonzio betroffen.

Der Verfasser des Decamerone hat uns ein unvortheilhaftes Gemälde von jenem Gelehrten hinterlassen, denn er schildert ihn als einen Mann mit abschreckendem Aeußeren, widerlichen Gesichtszügen, langem Barte, schwarzen Haaren, stets in tiefes Nachdenken versunken und von rohen ungebildeten Sitten, zugleich aber als höchst gelehrt in der Griechischen Literatur und als eine fast unerschöpfliche Vorrathskammer Griechischer Geschichten und Fabeln, wenngleich ohne sehr große Kenntniß der Lateinischen.

Das einzige Werk des Leonzio, das auf uns gekommen, ist die Uebersetzung des Homer; da nämlich bis zu seiner Zeit nur Bruchstücke einer alten Lateinischen Uebertragung, die man dem Thebaner Pindar zuzuschreiben pflegte, vorhanden waren, diese jedoch dem allgemeinen Wunsch der Gelehrten nicht genügten, so wandte Boccaccio seinen ganzen Einfluß an, um Leonzio zu einer neuen Uebersetzung zu vermögen; und es gelang ihm auch. Daher müssen wir sowohl dem Boccaccio für diese seine Bemühung Dank wissen, als auch dem Leonzio Pilato die ehrenvolle Anerkennung zu Theil werden lassen, daß er den Homer zuerst aus dem Griechischen ins Lateinische übertrug.

Gaetano Cassino.

Die alten Italiänischen Romane.

Von Defendente Sacchi.

Kürzlich gab sich Jemand die Mühe, mich in einem anonymen Briefe darüber zu belehren, daß mir eine recht alberne Bemerkung entfallen sey. Ich hatte nämlich in einem kurz vorher gedruckten Artikel gesagt, die Romanen-Literatur verjünge sich in Italien wieder, worauf denn mein Unbekannter mir bedeutete, daß es vor dem Erscheinen der Promessi Sposi gar keine Italiänische Romane gegeben habe und dieser Zweig der Literatur, sofern er Italien angehört, erst im neunzehnten Jahrhundert dem altergrauen Stamme unserer Literatur entsprossen sey. Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, mit anonymen Briefen viele Umstände zu machen; allein der Irrthum, in welchem dieser neueste sich befangen zeigt, ist leider so weit verbreitet, und es theilen ihn so viele Andere meiner Landsleute, daß ich eine möglichst gründliche Widerlegung desselben für meine Pflicht halte.

Der Roman bildet gleichsam ein Mittelglied zwischen Poesie und Geschichte: er erzählt frohe und traurige Begebenheiten des Privatlebens, zeichnet Charaktere, schildert die Sitten des Zeitalters, die Tugenden und Laster der Individuen und läßt aus allen diesen Elementen das Total-Bild des Charakters einer Nation in einer gegebenen Periode hervorgehen. In diesem Sinne haben die meisten Völker des neueren Europa's schon beim ersten Erwachen ihrer Literatur Romane gehabt, und wir Italiäner nicht minder. Das 14te und 15te Jahrhundert bieten uns sogar eine reiche Auswahl romantischer Erzählungen, die sämmtlich, dem Geiste und der Geschmacksrichtung jener Zeiten analog, das Ritterthum zum Gegenstande hatten und historisches Material zu den unsterblichen Dichterwerken lieferten, an welchen Italiens Muse so fruchtbar gewesen ist.

Wer jemals in unserem Dante die ergreifenden Lebens-Scenen Francesca's gelesen oder von Ginevra und Lancilotto gehört, der wird wohl auch eine Art Sehnsucht nach dem Roman empfunden haben, den die Ritter und edlen Frauen des vierzehnten Jahrhunderts so sehr liebten, und welchen Dante selbst einer Erwähnung würdigte. Es ist auch ganz außer Zweifel, daß dieser Roman in Dante's Zeit allgemein verbreitet war; denn noch jetzt bewahrt die Lorenzianische Bibliothek ein Manuskript desselben aus den ersten Jahren des 14ten Jahrhunderts, und im Jahre 1559 wurde er zu Venedig gedruckt, unter dem Titel: „Die berühmte und merkwürdige Geschichte des Lancilotto vom See"*). Er besteht aus drei Büchern in eben so vielen Bänden; die ersten zwei Bücher erzählen uns die Schicksale Lancilotto's und der Dame vom See, desgleichen sämmtlicher Ritter des Königs Artur; das zweite Buch gedenkt der Thaten des Königs Meliadus, und das dritte berichtet über die Abenteuer der beiden Tristan, Ritter von der Tafelrunde. Dieses eine Werk umfaßt also drei Romane, wenn auch die Schicksale Lancilotto's am schönsten erzählt sind. Es ist ein Buch voll wunderbarer Abenteuer, seltsamer Gebräuche und rührender Schicksale; sein Stil zeigt uns die Muttersprache in ihrer herrlichsten Blüthe und reizendsten Naivetät: dennoch ist es nicht wieder aufgelegt worden.

In jene ritterlichen Zeiten gehört auch die „Geschichte des Joseph von Arimathia oder die Eroberung des Heiligen Gral's"**). Dieses Buch ist so selten, daß nur Wenige es gelesen haben.

Wer hat nicht von dem Zauberer Merlin erzählen hören und,

*) L'illustre e famosa storia di Lancilotto del Lago.
**) Storia di Giuseppe d'Arimatia o la conquista del San Gral.

durch diese Erzählungen angeregt, nach genauerer Kenntniß der alten Magie, der Beschwörungs-Künste, der Hexen-Zünfte und Hexen-Sabbathe verlangt? Es giebt lange gelehrte Abhandlungen über diese Materien; wie viel schöner wär' es aber, durch die Lektüre eines ehrwürdigen alten Buches, das alle Gebräuche der fantastischen Kunst naiv, gemüthlich und fern von Systemsucht uns beschriebe, mit denselben vertraut zu werden? Wohlan, ein solches Buch ist vorhanden unter dem Titel: „Historia von Merlin, dem Zauberer". Es wurde 1379 ins Italiänische übertragen, erschien 1480 das erste Mal (zu Venedig) im Drucke und erlebte während des folgenden Jahrhunderts fünf neue Auflagen, seitdem aber keine wieder. Eine Menge interessanter und höchst schätzbarer Beiträge zur Geschichte des menschlichen Aberglaubens werden uns hier kindlich harmlos und außerdem in reinem schönen Italiänisch dargeboten.

Es giebt noch andere alte Romane, die man, gleich den eben erwähnten, nicht eigentlich Italiänische Originale, aber auch nicht bloße Uebersetzungen nennen kann, weil die Bearbeiter derselben ihnen wenigstens die Farbe ihrer Zeit und ihrer Nation gaben. Dahin gehören diejenigen, welche die Geschichte Karl's des Großen und der Paladine betreffen; diese Romane lieferten das Historische zu jenen lieblichen romanischen Possen und Gaukeleien, die uns bei Arioste, Bojardo und Berni so vielen Genuß gewähren. Zuvörderst gedenken wir der Reali di Francia und der Storia di Bovo d'Ancona, zweier Bücher aus dem 14ten Jahrhundert, welche von Liebe und Galanterie viel zu erzählen wissen, wie die Historie des Lanciletto, doch mit dem Unterschiede, daß in jenen mehr sittliches Gefühl und ein feinerer Sinn für das Geziemende walten, als in dieser. Ginevra und Isotta sind nicht eben weibliche Tugendspiegel und machen keine übergroße Ansprüche an den moralischen Werth ihrer Geliebten, wogegen Dusiana und Dusolina (die Heldinnen der eben genannten Romane) Keinem erlauben, daß er ihre Farben trage oder sich ihren Ritter nenne, er sey denn ein Kämpe ohne Furcht und ohne sonstigen Tadel. Dieses Buch, welches zuerst 1491 in Modena erschien, war lange, durch Fehler entstellt, unter dem Volke verbreitet, bis der gelehrte Bartolomeo Gamba 1821 in Venedig eine korrekte Ausgabe besorgte. Die „Abenteuer des Guerrino Meschino" werden noch jetzt bloß von dem gemeinen Manne gelesen, weil sie von Druck- und Sprachfehlern wimmeln und auch wohl interpolirt sind; dennoch hat dieser Roman, der uns ebenfalls in die Periode des großen Franken-Kaisers versetzt, Vieles, was die gebildetsten Leser fesseln könnte. Dazu ist er ein Italiänisches Original und, wie Quadrio meint, das Werk eines gewissen Maestro Andrea, der im 14ten Jahrhundert lebte. Gedruckt erschien er zum ersten Male in Pavia (1473).

Zwei andere Romane aus dem Jahrhundert des guten Stiles sind: „Die Abenteuer Rinaldo's von Montalban", und „Astolph's ritterliche Thaten". Eine dritte romanische Geschichte, die 1303 geschrieben wurde, liegt noch immer als Manuskript in der Laurenzianischen Bibliothek; sie führt die Ueberschrift: „Leben eines Armen, der aus dem adligen Blute von Narbonne entsprossen war und der kluge Arme benannt worden"*). Diesem Buche hat Pulci den Stoff zu seinem Morgante entlehnt; es gehört unter die ältesten Bücher unserer Literatur und würde, wenn es im Druck erschiene, dem Malespini und Compagni würdig zur Seite stehen.

Der Schauplatz dieser Ritter-Romane war gewöhnlich das Ausland, weil die während des Mittelalters im Schwunge gehenden Ritter-Sagen entweder die Paladine Karl's des Großen oder die Reisigen des Königs Arthur zum Gegenstand hatten. Da es in Italien keinen großen Fürstenhof gab, welcher der ganzen Ritterschaft des Landes als Centralpunkt dienen konnte, so ließen die Italischen Schriftsteller schon bekannte Helden, besonders Frankreichs und Englands, in ihren Erzählungen figuriren und kleideten sie nur in vaterländisches Kostüm. Oft ging man bei der Wahl seiner Heroen sogar bis ins Alterthum zurück; wer sich davon überzeugen will, der lese nur den „Trojanischen Krieg" des Guido delle Colonne, oder die „Thaten des Aeneas", von Fra Guido da Pisa, und er wird sehen, auf was für bizarre Weise diese guten Leute den Achilles, Hektor und Aeneas, die Andromache und die Königin von Karthago in eben so viele irrende Ritter und edle Frauen des Mittelalters zu metamorphosiren verstanden. Einen ganz Italiänischen Stoff wählte dagegen Busone da Gubbio in dem „Sicilianischen Abenteurer", einem Romane, der 1832 die neueste Auflage erlebt hat. Er spielt in der Periode der Sicilianischen Vesper und enthält die Geschichte von sieben Rittern, die auf Abenteuer ausgehen, zuvor aber sich verabreden, nach einiger Zeit an einem bestimmten Orte wieder zusammentreffen zu wollen. Die Erzählung der mannigfachen Glücksfälle dieser ritterlichen Wanderer und die Schilderungen der Sitten jener Epoche sind eben so einfach, als anmuthig und elegant.

Derjenige Schriftsteller endlich, welcher sein Zeitalter mit so wunderbarer Meisterschaft in dem unverwelklichsten Novellen-Kranze abspiegelte, giebt uns auch in seinen eigentlichen Romanen — Fiammetta, Ameto, Filocopo, Urbano und Corbaccio — das treueste Bild jener Zeiten. Zwar entbehren Boccaccio's Romane des Zaubers, der über sein Decamerone ausgegossen ist; sie halten das Interesse nicht in so gleichförmiger Spannung; aber wir fühlen uns doch bei ihrer Lektüre ganz entrückt aus der Gegenwart; Alles steht lebendig und wahr vor uns, der Ritter im Kampfe und als Trenbadour, die Turniere und die Liebeshöfe, wo edle Frauen zu Gerichte saßen.

Ein Italiänischer Original-Roman von kleinerem Umfang ist die „Liebes-Geschichte (Historietta amorosa) von Leonetto Bardi und Ippolito Bondelmonte", welche 1471 in Flo[illegible] zum ersten Male gedruckt ward.

Alle Romane, deren ich bis jetzt gedacht, gehören, wie schon bemerkt, dem goldenen Zeitalter unserer Literatur an. Darauf kamen Dichter und förderten eine Ueberfülle romantischer Poesie zu Tag. Im 17ten Jahrhundert befliß man sich wieder des Romanes in Prosa, und besonders wurde Italien damals mit Uebersetzungen Spanischer Romane überschwemmt. Auch das 18te Jahrhundert hat viele Italiänische Romanenschreiber aufzuweisen, bis auf Chiari, der jetzt vergessen ist und einst nur allzu berühmt war. Zu Anfange unseres Jahrhunderts bewies Ugo Foscolo, daß eine großartige poetische Natur in Italiänischer Prosa die plastische Vollkommenheit Goethe's erreichen könne.

Wenn man unsere alten, jetzt selten gewordenen Romane aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert dem schönen Geschlecht in einer elegant ausgestatteten Sammlung präsentirte, so würden unsere Damen sich Nützliches daraus lernen, und die junge Italiänische Welt würde überhaupt zu der Ueberzeugung gelangen, daß unser mütterliches Idiom eine echte Sprache der Galanterie und der Liebe ist. Ich behaupte ferner, daß die Schöpfungen der gewaltigsten Dichter Italiens nur nach sorgfältiger Lektüre jener kostbaren Ueberreste wahrhaft verstanden und genossen werden können.

Mannigfaltiges.

— Briefsammlungen unserer Zeit. So wie früher von Coleridge, so sind auch jetzt von dessen Freund Charles Lamb, dem Verfasser des Elia und vieler geistreicher „Essays", gesammelte Briefe, verbunden mit einer von Talfourd abgefaßten Biographie, erschienen. Coleridge und Lamb gehören zu denjenigen Persönlichkeiten, denen man gern ein thätiges Leben man selber mitgelebt haben möchte, um die eigene Seele empfänglicher, vorbereiteter und gereifter für künftige Bestimmungen zu machen. Das eben ist es auch, was einen so großen Reiz ihrer Gespräche und vertrauten Unterhaltungen ausmacht, daß sich darin ein reiches Herz ohne jenen Zwang ausspricht, mit dem man vor das große Publikum tritt, dessen Gegenüberstehen schon dem Gedanken des Schriftstellers eine leise Färbung und eine andere Richtung, als die ursprüngliche, aber nur von Herz zu Herz verständliche, gegeben hat. Freuen wir uns daher, daß gerade unsere Zeit, und daß namentlich Deutschland so reich an solchen Briefsammlungen ist, und daß wir sie von einigen reichsten hochgestelltesten Geistern besitzen. Ein Kritiker der Edinburgh-Review (Nr. CXXXIII) äußert sich über die Briefsammlungen unserer Zeit folgendermaßen: „Unsere Vorfahren mögen eben so viel mündlich sich unterhalten haben, als wir, schriftlich aber geschah es weder so häufig, noch in so vortrefflicher Weise. Briefe, die bloß um ihrer selbst willen geschrieben werden, sind ein Luxus der neueren Zeit und gehören zu den edelsten Früchten unserer Civilisation. Damit sie aber werden konnten, was sie sind, mußte die Gelegenheit erst gegeben seyn, Briefe eben so leicht abzusenden, als sie zu schreiben. Im Alterthum und im Mittelalter ist jedoch das Eine wie das Andere sehr schwierig gewesen. Nur wenige Männer und noch weniger Frauen hatten das Schreiben überhaupt gelernt; demnächst aber war auch das Schreibmaterial höchst unbeschickt und jeder Brief eine Art von Pergamentrolle; bedenkt man dabei, daß auch die Communicationen überaus prekär und kostspielig waren, so kann man es nur bewundern, daß die auf uns gekommene Brief-Literatur des Alterthums und der späteren Zeit noch so mannigfaltig ist, als man sie unter solchen Umständen nennen kann. Der Pedantismus, der eine Zeit lang die neuere Gelehrsamkeit beherrscht hat ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen, gerade den vertraulichen Epistelarstyl nicht aufkommen zu lassen. Bischof Sprat ließ Cowley's Korrespondenz vernichten, und zwar aus Gründen, die gerade für ihre Erhaltung hätten sprechen sollen. Pope war noch in denselben Irrthum befangen, als er seine Briefe schrieb, weshalb sie denn auch eben so wenig Briefe, d. h. Herzensergießungen zu nennen sind, als man seinen übersetzten Homer mit dem wirklichen vergleichen kann. Man müßte Pope gewiß sehr unrecht thun, wenn man glaubte, daß er mit seinen Freunden eben so gesprochen habe, wie er an sie schrieb. Die einzig guten Briefe der neueren Zeit waren von Frauen geschrieben, und Briefe dürften auch immer wohl ihr eigenthümlichstes Geistesprodukt bleiben. Frauen, die vor der Pedanterie der Buchgelehrsamkeit in der Regel bewahrt sind und die in der Gesellschaft mehr Gelegenheit haben, die Kunst, zu gefallen, sich anzueignen, kamen natürlich zuerst darauf, die anmuthige Leichtigkeit und Freiheit des täglichen Lebens in ihren Briefen auch wiederzugeben. Die Briefe der Lady Mary Wortley Montague sind denen von Pope eben so überlegen, als es die der Frau v. Sevigné denen von Voiture, Balzac und St. Evremont sind." — Gegenwärtig ist die Kunst des Briefschreibens um so allgemeiner verbreitet und um so höher gestiegen, jemehr auf der einen Seite die Schul- und auf der anderen die Postmeister dem Bedürfnisse entgegengekommen sind. Jeder Tag schafft, ihnen selber unbewußt, neue Menschendarsteller, die ihre Beobachtungen in Briefen niederlegen, und jede abgehende, jede ankommende Post birgt vielleicht in bescheidener Hülle mehr fruchttragenden Geist, als oft eine ganze Büchermesse. Nur immer vermehrt! Ist es doch besonders die Liebe, die sich gern in Briefen ausspricht; so mag denn unsere Zeit, wie an jenen gesammelten Reliquien, auch immer reicher an Liebe werden!

*) Vita del Povero nato del gentil sangue di Narbona detto il Povero avveduto.

*) The letters of Charles Lamb, with a sketch of his life. By Thomas Noon Talfourd. 2 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Freitag den 22. Dezember 1837.

Frankreich.

Das Thal der Arriège und die Republik Andorre.

Von Michel Chevalier.

Das Thal der Arriège ist bis in die Gegend von Pamiers schön und fruchtbar. Würde der Horizont nicht von malerischen Hügelreihen begränzt, so könnte der Reisende leicht annehmen, er befinde sich noch in der ausgedehnten und üppigen Ebene von Toulouse. Oberhalb Pamiers rücken die Hügel einander näher und schwellen zu Bergen an; die Landschaft wird wilder, das Klima rauher, der Boden karger begabt. Dem Wanderer behagt dieser Wechsel der Scene ganz wohl, wenn das Wetter schön ist; denn unter einer glühenden Sonne nehmen sich die Berge immer prächtig aus, wie dünn gesäet auch das Grün sey, das ihre Abhänge bekleidet. Aber selbst der enthusiastischste Liebhaber einer rauhen Gebirgs-Landschaft mit ihrem ewigen Schnee und ihren lebendigen Quellen fühlt sein Herz beklemmt, wenn er jenseits Tarascon gegen Viedessos hinansteigt. Man glaubt wirklich, in eine Gruft oder in die Behausung verwünschter Geister zu treten, wenn man die Schlucht la Ramade passirt, wo die Arriège durch Granitfelsen ihren Weg gebahnt hat. Zu beiden Seiten erheben sich ungeheure nackte Felsenmassen, die selbst hier, wo der Landmann jeden Korbvoll Erde, den der Regen ins Thal gespült, zu nützen sucht, ohne Anbau geblieben sind. Nur die alten Ritter wagten es, an diesem Orte des Grausens zu wohnen, wie das Schloß Miglos bezeugt, dessen ziemlich wohlerhaltene Thürme und Zinnen von einem der öden Gipfel herabschauen. Erst in der Nachbarschaft des Städtchens Viedessos verwandelt sich die Scene, und mit einem Male sehen wir das interessanteste Panorama, wo der Mensch und die Natur im Bunde gewirkt haben, vor uns aufgerollt: große Dörfer, deren Bewohner in blühendem Wohlstande leben, und majestätische Berge mit dem reichsten Anbau. Neben urweltlichen Trepfstein-Grotten dehnen sich andere nicht minder tiefe und gewundene Höhlen aus, an welchen der Mensch Jahrhunderte lang gearbeitet, um das Eisen dem Schooß der Erde zu entziehen; die Funken aus den Oefen der Eisenhämmer erlöschen auf Druiden-Denkmalen, auf Thürmen, die Karl dem Großen Obdach gewährten. Mitten durch diese Landschaft wälzt die Arriège ihre brausenden Wellen, und den ganzen Horizont umgürtet eine dreifache Reihe von Gipfeln, deren Formen sehr verschieden sind, je nachdem Granit, Schiefer oder Marmor die Substanz ist, je nachdem die urweltlichen Erschütterungen des Erdballs und die unterirdischen Feuer mehr oder weniger auf sie eingewirkt haben.

Jener Berg, der alle übrige beherrscht, ist der Montcalm, einer der höchsten Gipfel der Pyrenäen; jener andere ist der Bassiesses, dem seine fetten Weiden in Ruf gebracht. Die Käse, die man auf diesem Berge bereitet, sind allein von dem Anathema ausgeschlossen, das Languedoc's Gastronomen gegen alle übrige Käse des Landes geschleudert haben. Dort erhebt sich der eisenhaltige Rancié, dessen Eingeweide seit grauer Zeit durchwühlt werden. Zur Linken thront der Col de Sem, neben welchem ein einsamer von einem Granitfelsen gekrönter Gipfel emporragt. Dieses Felsenstück tragen drei kleine Blöcke, die, gleich den Beinen eines Dreifußes, den Tag hindurchschimmern lassen. Auf diesem Felsen floß in der Druiden-Zeit das Blut der Menschenopfer, und man bemerkt noch an der Oberfläche eine kreisförmige Höhlung, welche als Blutdecken diente. Zur Rechten winkt uns der Col de Lherz, welcher nach dem gleichnamigen in den Annalen der Geologie berühmten Teiche führt. Im Hintergrunde des Thales liegt der Flecken Viedessos; am Abhange der Berge gewahren wir die Dörfer Suc, Ayzat, Ollier und Orus. Den Bewohnern von Ollier ertheilte Karl der Große das Privilegium, ohne Ausnahme Schwerter zu tragen.

An der einen Seite von Viedessos führt eine Straße im Zickzack aufwärts nach den Minen; ein prächtiger Wasserfall von zweihundert Fuß Höhe, der zwischen überhangenden Tannen herabstürzt, macht diese Straße sehr malerisch. An der andren Seite von Viedessos, auf einem großen abgerundeten Hügel, bemerkt man die Trümmer einer alten Verschanzung: hier stand das Lager von Montréal, das eine Zeitlang den Soldaten und den zwölf Pairs des großen Franken-Kaisers als Aufenthalt diente.

Ich breche hier meine Beschreibung ab, um auf einen Gegenstand zu kommen, der interessanter ist, als die Configuration des Bodens oder die steinernen Denkmäler aus Vorzeit und Mittelalter: ich meine die heutige Bevölkerung dieser Thäler und Berge.

Die großen modernen Erfindungen und Reformen in jedem Zweige der Industrie und des Staatslebens sind mir sehr willkommen und erfreulich; dessenungeachtet muß ich bezweifeln, ob die Menschheit jetzt auch besser, glücklicher und zufriedener sey, als vor Jahrhunderten. Die Annalen der Gerichtshöfe und die Listen der unehelichen Kinder scheinen sogar zu beweisen, daß das Sittenverderben mit der Volks-Aufklärung gleichen Schritt hält; und wirklich sinnen schon weise Personen darüber nach, wie man die Reform selbst reformiren, das heißt, durch Läuterung und Moralisirung wahrhaft segensreich machen könne. Diese Vorwürfe sind aber nicht die einzigen, welche das neue Reformenwesen treffen. Seine wunderbarsten Ergebnisse, auf die wir mit dem größten Rechte stolz sind, scheinen alle Poesie aus der Welt zu treiben, indem sie der Menschheit einen gar zu monotonen Charakter geben; und wird man es nicht vor lauter Nivellirung endlich dahin bringen, daß selbst die Persönlichkeit des Individuums untergeht? Wird nicht jede zartere Gemüths-Regung unter der Last des Positiven erdrückt werden?

Was mich hier in den Pyrenäen bezaubert, das ist eben die Abwesenheit aller neueren Civilisation; hier sehe ich noch reiche Mannigfaltigkeit, Pittoreskes und Poetisches, an Menschen und an Dingen. Jedes Thal ist eine Welt für sich, von der benachbarten Welt eben so verschieden, wie Merkur vom Uranus; jedes Dorf ist ein Clan, eine Art von Staat, der seinen eigenen Patriotismus hat. Auf jedem Schritt entdecken wir neue Typen, neue Formen, andere Meinungen, andere Vorurtheile, andere Gebräuche. Selbst die zunächst liegenden Städte haben einen Abglanz dieses buntscheckigen Charakters bekommen. Anderthalb Stunden von dem mönchisch mittelalterlichen Pamiers treten wir in das vollkommen büreaukratische Foix, dessen Haupt-Bevölkerung Regierungs-Beamte und Handlungs-Kommis bilden, und wo kein Stein auf dem anderen bliebe, wenn man die Präfektur, die Mairie, die Gendarmerie, das Gefängniß und das Schulgebäude wegschaffen wollte. Eine Stunde von Foix liegt Lavelanet, ein Manchester in Miniatur, wo Jedermann spinnt, webt oder krämpelt, wo fast nur Fabriken und Manufakturen zu schauen sind.

Aber mitten im Gebirge werden die Uebergänge noch schroffer, die Kontraste noch auffallender. Da finden wir abwechselnd Dörfer, wo nur Ackerbauer wohnen; andere, die nur von Maulthiertreibern, und wieder andere, die nur von Bergleuten bewohnt sind. Jenes Dorf zur Rechten steht im Rufe großer Mäßigkeit und Sparsamkeit, während in dem Nachbar-Dorfe zur Linken die ganze Gemeinde zu Robert's Wahlspruch sich bekennt.*) In Sem sind alle Familienhäupter, selbst wenn sie keinen Buchstaben lesen können, mit den Mysterien des gerichtlichen Verfahrens vertraut; die Natur hat sie Alle zu Advokaten gemacht, während ihre Nachbarn in Goulier mit Leib und Seele der Gastronomie huldigen. Der berühmteste Arzt des Landes beschrieb mir einige Frühstücke, Vesperbrode und Mahlzeiten, denen er beigewohnt hatte, und die selbst Wehrwölfen Respekt einflößen könnten. Einer der ersten Gourmands von Goulier war von einem tüchtigen Hochzeitsschmause heimgekehrt; da ihm aber die Zeit bis zum Abendessen sehr lang wurde, so verzehrte er noch eine gebratene Gans und einen Schinken, von denen er im buchstäblichen Sinne des Wortes nur die nackten Knochen übrig ließ. Der erwähnte Doktor versicherte mir, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie zwei Bergleute aus Goulier an einer Wirthstafel gemeinschaftlich zwanzig Kilogramm Fleisch, zehn Kilogramm Brod und funfzehn Litres Wein (das Litre wiegt ein Kilogramm) zu sich nahmen; jedes dieser Freß-Ungeheuer war also um sechzig Französische Pfund schwerer, als es von der Mahlzeit aufstand.

Die Kontraste in Natur und Menschenleben, welche dieses Gebirgsland uns bietet, haben auch auf die politische Verfassung zurückgewirkt. Nur wenige Stunden von hier dehnt sich das Thal Andorre aus, ein kleiner Freistaat, den der Genius der Dauer in seinen besonderen Schutz genommen haben muß; denn dieser Freistaat existirt schon ein volles Jahrtausend. Das Thal hat die Form eines Y; d. h. es spaltet sich in der höheren Region in zwei Thäler, die von den Flüssen Embalire und Ordino bewässert werden. Gewaltige Höhenzüge, die sechs Monate des Jahres ganz unzugänglich sind, trennen es von Frankreich. Als Karl der Große ums Jahr 790 gegen die Mauren in Spanien zu Felde zog, schlug er sie in einem Thale, das an die Republik Andorre gränzt und noch jetzt seinen Namen (vallu de Carol) führt. Die Andorrenser nahmen das Heer Karl's des Großen freundlich auf und zeigten ihm den Weg durch die Engpässe von Catalonien. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst erklärte sie Karl für unabhängig und gestattete ihnen, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren. Sein Sohn, Ludwig der Fromme, gab den Andorrensern eine Verfassung, die bis auf den

*) Dieser Wahlspruch lautet: l'or est une chimère et il faut avoir s'en servir.

heutigen Tag ihre alten Formen und Namen bewahrt; so z. B. heißt noch jetzt ein Theil des Zehnten der Stadt Andorre das Karlovingische Recht.

Andorre's Privilegien blieben durch alle Stürme des Mittelalters ungefährdet. Bis auf Heinrich IV. stand der kleine Freistaat unter dem nicht eben lästigen Schutze der Grafen von Foix und der Bischöfe von Urgel; von Heinrich's Zeit an trat aber die Französische Krone in die Rechte, welche bis dahin den Grafen von Foix zukamen. Im Jahre 1793 wurden die Verhältnisse zwischen Frankreich und Andorre unterbrochen; aber Napoleon stellte sie 1806 wieder her. Dieser Gewaltige, der die Neutralität keines Landes und die Rechte keines Fürsten ehrte, sobald sie nicht mehr in seine Pläne paßten, unternahm es während der ganzen Dauer seiner Regierung, trotz des Krieges mit Spanien und der Nachbarschaft Mina's, nicht ein einziges Mal, der Neutralität von Andorre auch nur ein Haar zu krümmen. Jetzt entrichten die 6000 Bewohner dieses Pyrenäischen San Marino an Frankreich einen jährlichen Tribut von 960 Franken; eine gleiche Summe zahlen sie an den Fürstbischof von Urgel, und auf diese Weise erhalten sie sich mit der geistlichen wie mit der weltlichen Macht in gutem Vernehmen.

Man zählt in Andorre sechs Gemeinden und einige zwanzig Dörfer. Dies kleine Hirtenvolk ist, obgleich von Patriziern regiert, noch nie auf den Gedanken gekommen, die Geschichte des Aventinischen Berges zu erneuern, geschweige denn, daß man bei ihm von einem 10. August, einem 2. September, von Wohlfahrts-Ausschüssen oder Jacobinern gehört hätte. Und doch finden wir hier den echten Geist persönlicher Unabhängigkeit. Wer von Paris nach Andorre kommt, der traut seinen Augen kaum. „Wie!“ ruft er verwundert aus; „die Apostel der Revolution, die Rousseau's und Voltaire's, die Mirabeau's und Dantons haben das Donnerwort der Reform durch ganz Europa und sogar jenseit der Meere wiederhallen lassen; auf ihren Ruf ist, wie auf den Schall der Posaunen vor Jericho, das ganze Bauwerk der Vergangenheit um Andorre herum zusammengekracht, und nur in diesem kleinen Thale hat es sich unversehrt erhalten! Hier finde ich Register des Civil-Etats in den Händen der Geistlichkeit — ein Erstgeburts-Recht von solchem Alter und mit solcher Konsequenz aufrecht erhalten, daß manche Familie schon seit sieben- bis achthundert Jahren im Besitze desselben Vermögens ist, ohne dieses Vermögen irgendwie vermehrt oder vermindert zu haben — eine große Ungleichheit der Stände, oder wenigstens sehr reiche Leute neben sehr armen — beständige Substitutionen, unentgeltliche Amtsverrichtungen und noch andere unläugbare Kennzeichen des überwiegenden Aristokratismus — und Alles dies erduldet man ohne Murren, ohne Klage.“

Dieses Räthsel löst sich von selbst, wenn wir bedenken, daß der Gürtel von Gebirgen, welcher Andorre umzieht, für dieses Ländchen eine Chinesische Mauer ist — daß Andorre noch im ausgezeichnetsten Grade den patriarchalischen Sinn bewahrt, der hinreichend gewesen ist, um jenem unermeßlichen Reiche, welches eben so viele Millionen Einwohner zählt, als in Andorre Dutzende leben, eine tausendjährige Stabilität zu sichern — daß endlich dieses unscheinbare Ländchen seiner Religion und seinen strengen republikanischen Sitten treu geblieben ist. Wenn die Patrizier von Andorre zu befehlen verstehen, so wissen sie im Nothfall auch zu gehorchen; wenn sie ihre Rechte kennen, so ehren sie auch ihre Pflichten. Sie üben ihr Patronat auf eine weit freisinnigere Weise, als die Französische Aristokratie jemals gethan. Die Familien-Häupter und Stammhalter verlassen hier niemals ihre Besitzung, sie machen keine Art von unnöthigem Aufwand und verwenden ihr ganzes Einkommen auf Feldarbeiten und Viehzucht. Der arme Bauer, dessen Hütte an die Besitzung des Gutsherrn stößt, theilt die Arbeiten seiner Kinder und ihre Mahlzeiten; seine Kleider sind, wie das Kleid des Herrn, aus der Wolle seiner Heerde gewebt; an Festtagen gönnt man ihm dieselben Ergötzlichkeiten: er wird nie gedemüthigt, nie mißhandelt. Das Volk, weit entfernt, den Reichen um sein Glück zu beneiden, ehrt ihn, wie seine Obrigkeit, liebt ihn, wie seinen Wohlthäter und betrachtet sein Gut als eine unerschöpfliche Werkstatt, in der es beständig Arbeit und Brod finden kann.

(Schluß folgt.)

England.

Die Universitäten Cambridge und Oxford.

(Schluß.)

Wir haben nun über den Ursprung der Englischen Universitäten und die auf denselben herrschenden Mißbräuche zur Genüge gesprochen; daher wollen wir jetzt die Lehrmethode, die man zu Oxford und Cambridge befolgt, betrachten.

Den Gesetzen der Deutschen Universitäten zufolge sollen die Studenten regelmäßig die Vorlesungen besuchen, und zwar ist dies eine so unerläßliche Bedingung, daß sie ohne deren Erfüllung nicht ihre Examina ablegen können; man sieht sie daher auch zu Ende des Semesters die Thüre der Professoren belagern, um sich von denselben die Zeugnisse ihres Fleißes ertheilen zu lassen. Das ist allerdings eine sehr verständige Einrichtung; von den Vorlesungen sind ferner die der Brodstudien am besuchtesten und diesen positiven Geist in Bezug auf wissenschaftliche Ausbildung und in manchen anderen Dingen noch haben wir Engländer mit den Deutschen gemein. Gleich diesen berechnen wir, wie viel nach beendigter Erziehung uns die derselben geopferten Pence, Shilling und Pfunde wiederum einbringen werden; nichts ist jedoch für das allgemeine Interesse der bürgerlichen Gesellschaft schädlicher als eine Erziehung, die den Menschen nur für einen bestimmten Stand ausbildet. Ohne Zweifel kann er auf diese Weise sein materielles Wohlergehen befördern und Reichthümer anhäufen, aber ein so beschränkter, stets auf den Gelderwerb gerichteter Sinn vermag nie eine große, erhabene Idee zu erzeugen, und wenn er sie erzeugt, so besitzt er weder Muth noch Kraft, sie auszuführen. Auch Lord Bacon war dieser Meinung und staunte darüber, daß unter so vielen Kollegien in Europa kein einziges ausschließlich der Pflege der schönen Künste und Wissenschaften bestimmt vorhanden wäre; weswegen er auch den Universitäten Oxford und Cambridge die reichen Dotationen verlieh, die er zu jenem Zweck bestimmte.

Aber im Gegensatz zu den Deutschen widmen wir uns auf unseren Universitäten nicht auch den Studien des Rechtes und der Medizin als Brodstudien; denn das für diese Wissenschaften bestimmte Downing-College in Cambridge ist fast ganz verödet. Die Vorlesungen werden von zwei Professoren gehalten, von denen der eine Doktor der Rechte, Magister der Philosophie und seit zehn Jahren Mitglied der Universität, der andere Doktor der Medizin, gleichfalls Magister der Philosophie und höchstens seit zwei Jahren im Amt ist. Jeder von diesen zwei Professoren erhält 200 Pfund jährlichen Gehalt. Die medizinischen Vorlesungen beschränken sich auf anatomische Pathologie; von einer Klinik und praktischen Kursen aber weiß man nichts. Wer Baccalaureus der Medizin werden will, muß vorher Baccalaureus der Philosophie geworden seyn und demgemäß die Elemente des Euklid, die Prinzipien der Algebra, die geradlinige und sphärische Trigonometrie, die Kegelschnitte, Mechanik, Hydrostatik, Optik, die Prinzipien des Newton, das Griechische Testament, die Philosophie des Paley, die Essays von Locke, die Logik von Duncan und die Griechischen und Lateinischen Autoren, mit einem Wort, er muß alles das wissen, was er nicht zu wissen braucht; hingegen weiß er sehr wenig Chemie und Botanik. Kurz, mit den medizinischen und juristischen Studien ist es in Cambridge und Oxford sehr schlimm bestellt; da aber diese Fakultäten Prämien und Fellowships besitzen und besonders die Universitäten von dem Wunsche beseelt sind, das vereinigte Königreich mit Doktoren zu versehen, die eine genaue Beobachtung der 39 Artikel der bekannten Kirche beschworen haben, so wird man noch lange Baccalaureen und Lizentiaten der Rechte und der Medizin kreiren; am meisten zu beklagen sind jedoch die Klienten und Patienten, die ihr böser Stern solchen ungeschickten Leuten in die Hände liefert.

Einen Mangel jedoch haben unsere Universitäten mit den Deutschen gemein, es fehlt ihnen nämlich an einer guten Gymnastik. Indem wir legen viele Leute auf letztere nur wenig Werth; einige behaupten sogar, daß die so kostbare auf dergleichen Uebungen verwandte Zeit für die Wissenschaft verloren sey und fordern demgemäß die Unterdrückung derselben. Allein Petrarca, Cervantes, Milton, so wie alle große Schriftsteller der verflossenen Jahrhunderte, dachten in dieser Beziehung ganz anders, und Milton war ein eben so guter Schütze als gelehrter Hellenist. Aber wie, — sollte die Ausbildung der physischen Kräfte gar keinen heilsamen Einfluß auf die Geisteskräfte ausüben? Macht denn physische Schwäche und ein kränklicher Körper nicht die Seele träg, und schwächen sie nicht die Einbildungskraft in hohem Grade? Man betrachte nur einmal jenen Deutschen Professor; Niemand studirt mit mehr Beharrlichkeit und Ausdauer; zieht man ihn aber aus seiner Arbeitsstube hervor, so findet man nirgend einen Menschen, der weniger tauglich wäre, als er, unter anderen Menschen zu leben. Vor der Zeit alt und durch die angestrengten Studien entkräftet, ist sein Körper oft zu 30 Jahren schon gebrechlich und der Lohn seiner Arbeiten verloren.*)

In Oxford und Cambridge ist also weder Gymnastik, noch auch ein gründliches Studium der Rechte, der Medizin, der Chemie oder Botanik zu finden; das der Statistik, Kameralia, Mineralogie, Geologie und Naturgeschichte überhaupt liegt fast ganz danieder, und ungeachtet der großen Fortschritte, welche die Psychologie in neuerer Zeit gemacht, ist dennoch diese schöne Wissenschaft keine andere Hülfsmittel als die Werke von Locke und Mackintosh. Diese gänzliche Vernachlässigung ist, wie man sagt, gerade die Folge der neulichen Aufnahme dieser Wissenschaften in den Kreis der Universitäts-Studien und des unbezwinglichen Widerwillens, den die Vertheidiger der akademischen Palladien gegen alle Neuerungen haben. Wie soll man aber die fast gänzliche Vergessenheit rechtfertigen, in die das Studium der orientalischen und fast aller anderer lebenden Sprachen gesunken ist, da doch dieses Studium für das Land eine fruchtbare Quelle für Staatsmänner, Redner, Diplomaten, Philosophen und Linguisten seyn würde!

Was treibt man denn nun aber auf den Universitäten zu Oxford und Cambridge? Die mathematischen Wissenschaften, die klassischen Sprachen und die Theologie, das sind die Brodstudien der Englischen Hochschulen, und die Beförderung dieser Studien bezwecken alle Belohnungen und alle Bemühungen der Professoren. Die Scholarships und Fellowships, die bei diesen Fakultäten sieben Achtel der sämmtlichen vorhandenen ausmachen, die zwei goldenen Medaillen des Kanzlers, von denen jede 15 Guineen werth ist, die vier Preise jeder zu 15 Guineen, die den Universitäten von den Parlaments-Mitgliedern bewilligt werden, der Smithsche Preis von 25 Pfd., der Norriesche Preis von 12 Pfd. und der Seatonsche Preis von 40 Pfd. — das sind die Belohnungen, die den Wetteifer der Studenten erregen sollen, oft aber ein ganz anderes Gefühl in ihnen erwecken, nämlich das des Geizes.

In der Organisation der Pariser Universität finden sich gleiche Irrthümer vor, obgleich das System der Aufmunterung auf entgegengesetzten Prinzipien beruht. Wetteifer und zwar bis zum Uebermaß getriebener Wetteifer ist der vorzüglichste Stimulus der Französischen Erziehung. Was Anderes ist die allgemeine Preisbewerbung, an der die 8 Königlichen Kollegien der Hauptstadt Theil nehmen als eine Centralisation des Unterrichts zum Nachtheil der Provinzial-Anstalten? Das ist aber noch nicht Alles. Denn aus diesem Monopol entsteht eine Aufblähung der Schüler in den Kollegien, welche die Professoren, angenommen selbst, daß sie volle Talent, Eifer und Thätigkeit besen

*) Mit den Deutschen Stubengelehrten, wie sie früher so häufig waren und wie sie das Ausland immer noch als Muster aller Welt- und Menschen-Unkenntniß sich denkt, ist es indessen jetzt auch nicht mehr so arg.

dennoch ihre besondere Sorgfalt nur auf die fähigsten Zöglinge zu verwenden nöthigt, und gleichwohl ist die wissenschaftliche Ausbildung der vorzüglichsten derselben oft nur dem Anscheln nach glänzend, da es in der That nicht selten geschieht, daß eine oder die andere Anlage des Zöglings mit Vernachlässigung der übrigen ausgebildet wird. So beschäftigt sich der Eine zehn Jahre lang nur mit Latein, der Andere nur mit Griechisch oder der Mathematik, um bei der öffentlichen Bewerbung einen Preis zu erlangen, während die übrigen Schüler ihre ganze Studirzeit hindurch völlig vernachlässigt werden. Hieraus entspringt natürlich der Verfall der Provinzial-Anstalten, Entmuthigung ihrer Professoren und ein so niederer Grad wissenschaftlicher Ausbildung der meisten Zöglinge in Paris, daß sie bei ihrem Eintritt ins Leben für gar keinen Stand tauglich sind.

Zu den obengenannten Belohnungen kommt auf den Englischen Universitäten nun noch der sogenannte Tripos d. h. die Namensliste derjenigen jungen Leute, die sich im Laufe des Jahres in ihren Studien ausgezeichnet haben; Letztere sind entweder klassischer oder mathematischer Art und die Listen werden zweimal jährlich in der Universität bekannt gemacht. Der mathematische Tripos ist eine unerläßliche Bedingung des philosophischen Baccalaureats; denn wer diesen Grad erreichen will, muß junior optimo seyn, d. h. es muß seiner mathematischen Fähigkeit eine ehrenvolle Erwähnung auf dem Tripos stattgefunden haben; doch ist dies eine ungerechte Bedingung. Freilich giebt es nichts des Fleißes Würdigeres, als ein gründliches Studium der Mathematik, und nichts Löblicheres als die Bemühungen der Professoren, die Vervollkommnung und Verbreitung dieser schönen Wissenschaft zu befördern; denn gerade ihr verdankt England einige seiner größten Männer, wie Herschel und den großen Newton. Jedoch kann man nicht leugnen, daß sich sehr leicht Mancher, der in der Integral- und Differential-Rechnung nur mittelmäßig ist, gleichwohl in anderen Wissenschaften auszeichnen kann. Die meisten großen Namen, die heute auf der politischen Arena glänzen, sind, wenn wir dem Tripos glauben, nur mittelmäßige Mathematiker gewesen. Allerdings wendet man ein, daß das Studium dieser Wissenschaft den Geist lenk und geschmeidig mache, die Fassungskraft schärfe und ungemein geeignet sey, die Entwickelung des Verstandes zu befördern; man würde aber durch das Studium jeder anderen positiven Wissenschaft, z. B. der Logik, denselben Zweck auf raschere und daher vortheilhaftere Weise erreichen, vorausgesetzt natürlich, daß der Geist des Zöglings sich dazu geeigneter zeigte.

Mit einem Wort, das Studium der Mathematik wird sehr gründlich gehandhabt, eben so die Theologie, und letzterer fehlt zu ihrer Vollkommenheit nur Toleranz; das Studium der Klassiker aber läßt trotz aller Aufmunterung noch viel zu wünschen übrig; denn es beschränkt sich auf die Kenntniß einer kleinen Anzahl Autoren. Terenz, Plato, Demosthenes, ein paar Lateinische und Griechische Ausarbeitungen, die nur eine traurige Parodie des Style sind, der nachgeahmt werden soll, endlich die Fertigkeit, einen Hexameter oder einen jambischen oder alcäischen Vers herauszubringen, — darauf beruht die klassische Bildung, die man in den Universitäten erhält. Was Sophokles, Thucydides und Herodot betrifft, so sind diese großen Meister, deren eleganter und reiner Ausdruck für unsere Sprache von so großem Nutzen seyn könnte, in eine schmähliche Vergessenheit gesunken. Was kümmert auch den Professor die Redekunst und die Reinheit des Style; heutzutage sind dies in seinen Augen nur sehr unbedeutende Nebensachen. So erschien vor einigen Jahren eine Zeitschrift unter dem Titel: Philological Museum, die von den ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftstellern Deutschlands redigirt wurde; sie behandelte höchst wichtige Gegenstände der Philosophie, Mythologie, der Künste, der Geschichte und des Rechts, so weit sie nämlich die verschiedenen Perioden des Alterthums betreffen, und interessirte auf diese Weise die ganze gelehrte Welt; jedoch — sie ging ein. Einige Tage nachher befand sich einer der Herausgeber derselben in einer Gesellschaft, die größtentheils aus den höchsten und angesehensten Mitgliedern der Universitäten Cambridge und Oxford bestand, und äußerte sein Bedauern über das Eingehen der Zeitschrift; wie fand sich aber der arme Gelehrte gekränkt, als er inne wurde, daß die meisten Personen, an die er sich wandte und bei denen er Sympathie zu finden hoffte, nicht einmal wußten, daß seine Zeitschrift jemals bestanden hätte; — und nun urtheile man! (Br. Rev.)

Das Unglück, berühmt zu seyn.

Wahrlich, unter den zahlreichen Mitgliedern der „beunruhigten Klassen" hat Keines so anhaltende und mannigfaltige Leiden auszustehen, als das Opfer der Berühmtheit. Um diese ohne allzu große Ungeduld ertragen zu können, muß man wirklich zu dem Geschäft geboren seyn, oder jedenfalls gehört eine lange Lernzeit dazu, um den Rücken an die Last zu gewöhnen. Der Gleichmuth und die Grazie, womit gewöhnlich der geborene Aristokrat sich ihr unterzieht, sind in hohem Grade ausgezeichnet. Wenn dagegen ein Mann nach einer in stiller Obscurität verbrachten Jugend plötzlich vom Glück ergriffen wird und sich, ohne zu wissen wie oder warum, mit einemmal von Berühmtheit erdrückt sieht, so giebt es wohl nur wenig Constitutionen, die diesen Stoß ertragen können. Wenn z. B. ein simpler ehrlicher Mann, der sich langsam nach und nach durch die untersten Grade der Flotte heraufgeschwungen, wiewohl nicht gänzlich unbekannt mit dem, was Ruf heißt, doch jedenfalls weit entfernt von jener Notorität, die zur Berühmtheit führt, — wenn, sage ich, solch ein Mann unversehens die Mission bekommt, den Nordpol aufzusuchen oder gar eine Königliche Braut ihrem Gatten heimzuführen, so wird er recht sehen können, was es heißt, ein Opfer der Popularität seyn. So geht es auch dem obscuren Schriftsteller, der plötzlich auf einen Gegenstand für seine Feder geräth, über den die Welt in Erstaunen geräth, oder einem bescheidenen und stillen Professor, der von der Mode, aus Langeweile, zum guten Ton gemacht wird, oder einem Ausländer endlich, der durch eine besondere Caprice für einen Moment Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Ein solches Individuum wird bald nach seiner Erhebung bemerken können, daß es die Gewalt über sich selbst verloren, daß es nichts weiter geworden ist, als das Eigenthum des Publikums, sein Ochse, sein Esel, der Knecht, den es zu Allem braucht. Nicht von der Stelle kann er sich rühren ohne die Aufsicht seines Tyrannen, nicht das kleinste Vorhaben ausführen ohne seine Erlaubniß. Selbst er sich, seine bejahrten Aeltern zu besuchen, in seine Heimath und Familie zurückzukehren, einen Nachmittag einmal mit einem seiner intimsten Freunde unter vier Augen zuzubringen — die Gesellschaft ist unerbittlich. Er muß warten auf den Schmaus bei Lord A. oder wegen des ländlichen Festes bei der Herzogin von B. Herr C. D. verzeiht es ihm nie, wenn er seine Conversazione versäumt, und keine Entschuldigung gilt bei Sir John E. für sein déjeuné dinatoire. Umsonst schreibt ihm sein Arzt die strengste Absonderung und Diät vor; umsonst sind seine eigenen Neigungen und Gewohnheiten für ein zurückgezogenes Leben. Er muß überall hin; er wird, wie die Franzosen sagen, arraché, d. h. in Stücken zerrissen von den verschiedenen Kandidaten, die sich um seine gesuchte Gegenwart streiten; kein Wunder, wenn er sterben muß in Folge von Gicht, Dyspepsie oder bloßer Ermüdung. Zuerst seine Morgenstunden: da hat er vielleicht mit seinem Advokaten Geschäfte abzumachen oder die Rechnung seines Banquiers nachzusehen; er hat die Lords der Admiralität zu besuchen, den Kauf eines Landguts abzuschließen oder um eine junge Dame zu werben; er hat vielleicht ein Buch herauszugeben, Manuskripte im Britischen Museum nachzusehen, Aufträge für Freunde zu besorgen, kuriose und interessante Sammlungen zu besuchen, Experimente zu machen, und was es noch für andere unerläßliche Geschäfte giebt, von denen ja fast keine Klasse in der Gesellschaft ganz frei ist. Aber das hilft Alles nichts, erst muß er die tausend und ein Besuche wieder abstatten, die jeder nichtsnutzige, aufgeblasene Dummkopf in der Stadt sich einbildet, mit Recht von ihm verlangen zu können, natürlich unter der Bedingung der Wiedervergeltung. Er muß sich entweder ein Fieber an den Hals laufen oder sein Vermögen durch Flaker ruiniren, um nur sein tägliches Pensum durchzumachen, und doch wird er, gleich dem Stein des Sisyphus, nimmermehr das Ende der Arbeit erreichen. Bei seiner Rückkehr nach Hause glotzt ihm ein frisches Pack von Eindringlingen entgegen, noch größer als das vorige, das er sich eben vom Halse geschafft. Hier endet die Morgen-Arbeit noch nicht; abgearbeitet und gebeutelt von diesen erzwungenen Wanderungen zurückkehrend, muß er sich vor dem Ankleiden niedersetzen und noch die endlose Menge von Noten, Billets und Einladungskarten beantworten, die seinen Tisch belasten. Bei Lady Betty muß er annehmen, bei Sir Harry refüsiren; bei dem Einen muß er sich entschuldigen, mit dem Anderen hat er sich sonstwie zu arrangiren; dem Dritten muß er Erklärungen geben, den Vierten um eine Woche Aufschub bitten und, mit einem Wort, alle mögliche Fragen von allen möglichen Personen über alle mögliche Partikularitäten beantworten, die ihm persönlich höchst gleichgültig seyn müssen.

Der berühmte Mann muß ferner sämmtliche feinere Genüsse des Lebens entbehren. Er kann es sich nicht gönnen, ein Stück im Theater zu sehen, ja er darf sich nicht einmal in einem Omnibus in die City wagen. Einen guten Freund nach Vauxhall begleiten, oder das Vergnügen genießen, sich allein unter der Menge zu befinden — nimmermehr! Kaum hat er die Lust gezeigt, sich unter dem Publikum ungesehen zu machen, so ist er schon der Mittelpunkt eines dichten Kreises, und alle Augen, sage alle, gaffen nach seiner Person; den nächsten Morgen wird jede Zeitung in der Stadt Neuigkeiten von ihm ausposaunen. Was auch sein Beutel dazu sagen mag, er darf niemals in einem billigen Gasthaus speisen und ein Glas „cold without" trinken statt der kostbaren Weine, die seine Tasche erleichtern und seinen Magen beschweren. Ja, in Bezug auf diese Mahlzeiten, da ist der berühmte Mann am allerschlimmsten gestellt. Wenn die Diners, die ihm zu Diensten stehen, durch das ganze Jahr gleich vertheilt wären, so brauchte er gar nicht in ein Wirthshaus zu gehen; gewöhnlich aber ist es so, daß sie ihm alle auf einmal gerade in den Sommer-Monaten zusammenkommen, welche in London die Winter-Saison bilden. Um diese Zeit wird ein berühmter Mann mit Einladungen geradezu erdrückt. Was soll er machen? Wenige Menschen können drei oder vier Mal an einem Tage diniren, wie etwa der arme Charles Dignum, singenden Andenkens. Dazu kommt noch, daß jetzt Alles zu gleicher Zeit speist, und der beste Magen in der Welt kann doch nicht an zwei Orten zugleich arbeiten. Auf der anderen Seite ist wieder der Verlust eines Diners schon an sich ein bitteres Leid, nicht zu gedenken der schweren Wahl und des Unglücks, in einer gewöhnlichen Familie schon versprochen zu seyn, wenn endlich die längst ersehnte Einladung von Lord L — e oder von R — s kommt.

Ein berühmter Mann ist für die ganze Welt eine wahre Zielscheibe. An ihn wendet man sich in allen Arten von Verlegenheiten, und zwar sowohl von Seiten derjenigen, die ihn kennen, als derer, die ihn nicht kennen. Jede „Wittwe mit sieben kleinen Kindern", jeder respektable Handelsmann, „der durch eine Verkettung von unglücklichen Ereignissen ruinirt worden", jeder Geistliche, „dessen Ausgaben seine Einkünfte übersteigen, „jede sittliche Jungfrau", Alle machen ihn mit ihrer respektiven Noth bekannt und schauen nach ihm um Hülfe. Der Herzog von Wellington, wir können es beschwören, hat mehr Briefe von Offizier-Frauen, die durch Waterloo verwittwet wurden, bekommen, als jemals Offiziere in allen seinen Feldzügen zusammen gefallen sind. Ist aber die Berühmtheit gar literarischer Natur, dann hat die Verfolgung gar kein Ende. Jeder Tag bringt sein Epos oder Drama, seine Novelle in drei oder seine Reise in zwei Bänden mit der bescheidenen Bitte, sich durch das schlecht geschriebene Manuskript durchzuarbeiten, es zu beurtheilen, zu verbessern, eine Vorrede dazu zu schreiben und es einem Verleger oder seinen Freunden zur Subscription zu empfehlen. Nicht

zu gedenken der unaufhörlichen „Briefe mit doppeltem Porto aus Northamptonshire", oder, was noch schlimmer ist, großer Packete aus Amerika, wie die, welche Herr Lockhart in Sir Walter's Leben anführt, alles lauter übermüthige, tyrannische Pläne, die gegen deine Person und Tasche berechnet sind. Solche Bitte erfüllen, würde nichts weiter heißen, als seine persönliche Freiheit aufgeben; sie abschlagen, heißt, sich einen Feind machen, dessen Angriffen in den Zeitungen und Journalen man sein ganzes Leben lang ausgesetzt ist. Ja selbst wenn man in die Sache eingeht und dem Mann den Horazischen Rath der „neun Jahre" giebt, so wird die Sache nicht besser; das wird nur als Neid, Haß, Malice und Eifersucht gegen einen neuen Nebenbuhler ausgelegt. Doch ist kritisiren immer noch besser als loben; denn kein Lob ist doch genug, um die Eitelkeit eines Autors von dieser zudringlichen Natur zu befriedigen. Bei Gelegenheit des Postgeldes ist noch eine andere Plage der Berühmtheit zu erwähnen — die Verfolgungen nämlich durch die Stadtpost. Es läuft in der Welt eine Masse Neid und armseliger Bosheit herum, deren Intensität allein ihrer Geringfügigkeit gleich kommt, und für welche die anonymen Briefe der beste Erguß sind, so daß es wenig berühmte Leute giebt — ohne weitere Rücksicht auf den Grund ihrer Berühmtheit —, die nicht ungefähr einmal die Woche ihren Zweipennys-Brief bekommen, mit dem gewöhnlichen Anfang: „Sie teuflischer Schurke" oder „Sie eingebildeter Esel" und mit Vorwürfen von einer Menge Laster, wie man sie kaum in dem Katalog eines Gefängniß-Predigers findet. Ist der Korrespondent eine Dame, so kann man sich darauf verlassen, Unanständigkeiten zu lesen, wie sie kaum in Broad St. Giles gehört werden. Nun ist das zwar Alles höchst verächtlich, aber auch zugleich widrig und unangenehm genug; es giebt Einem einen zu tiefen Blick in den Abgrund der Gemeinheit und Niedrigkeit, die in der Gesellschaft grassirt, es macht Einem seine Nebenmenschen zum Ekel, und vor Allem ist es auf die Länge ungemein lestspielig.

Ein anderes reizendes Anhängsel der Berühmtheit ist die besondere Aufmerksamkeit von Seiten verrückter Leute. Die Zeitungen erzählen fortwährend von den Besuchen solcher Menschen bei Königen und Ministern, und wie diese hohen Personen nur um ein Haar breit ihren Händen entrinnen; aber das Uebel erstreckt sich auf alle Klassen, deren Namen im Publikum bekannt sind. Schauspielerinnen (besonders wenn sie jung und hübsch sind) müssen sich ihr Leben verbittern lassen von wahnsinnigen Liebhabern, die sie in beständiger Angst und Unruhe erhalten und zuweilen von dem Parterre auf sie feuern oder auf ihrem Wege zur Kutsche ihnen auflauern. Nach diesen kommen die kaum weniger ennuyanten und fast eben so wahnsinnigen Schaaren jener neugierigen Narren, die sich mit Gewalt in die Gegenwart ausgezeichneter Männer drängen, entweder um sie wie Afrikanische Löwen anzugaffen, oder vielleicht gar um sie in ihr Skizzenbuch einzutragen. Solch' ein Kerl besucht einen berühmten Schriftsteller unter dem Vorwand, ihn für eine andere Person, die denselben Namen führe, verkannt zu haben; oder er ersinnt sich wohl auch irgend ein vorgebliches Geschäft, hält ihn eine halbe Stunde mit seinen Partikularitäten auf und gesteht ihm zuletzt ganz ruhig die List, deren er sich bedient, um in seine Gegenwart zu kommen. Sechs Monate darauf kommt so ein gedrucktes Verzeichniß heraus von dem Möbel des Autors, seinem Zimmerschmuck, seinen persönlichen Eigenthümlichkeiten und Schwächen, mit einer vollständigen Schilderung aller seiner Meinungen über Menschen und Dinge, Meinungen, zu deren unbefangener Aeußerung er sich im vertraulichen Geschwätz leicht verlocken ließ, und er kann ganz froh seyn, wenn nur sonst nichts in der Erzählung hinzugefügt oder entstellt wird. Von den vielen Besuchen, die man sich so bei Gelegenheit von Empfehlungsbriefen gefallen lassen muß, wollen wir gar nicht reden — denn es ist ganz dieselbe Leier — nur mit dem Unterschied, daß dieser Fall beinahe eine Einmischung auf legislativem Wege verdiente, auf daß nämlich genau bestimmt würde, welche Leute das Recht haben sollen, und welche nicht, ihren berühmten Bekanntschaften solche Lasten aufzubürden.

Und nun zu allerletzt noch die innerlich verbitterte Stimmung, welche die Berühmtheit in ihren Opfern hervorruft, das letzte zwar, aber gewiß nicht das kleinste in dieser langen Leidensliste. So gehässig und widrig ihnen ihr öffentliches Leben durch die bitteren Erfahrungen werden muß, so fängt es zu gleicher Zeit auch an, ihnen zur Gewohnheit zu werden, und so sehr auch der berühmte Mann nach der engen Stille eines obskuren Looses zurückschmachten mag, bei näherer Probe wird es sich finden, daß er dafür ganz untauglich geworden. Die Publizität ist seine Tortur, aber es ist eine Tortur, von der er sich nicht trennen kann. Es hat sich heimlich in ihm eingewurzelt, gleich dem Feuerwasser bei dem Trunkenbold, es ist ihm ein unentbehrlicher Reiz geworden. Es ist wie die Luft des Himmels, ohne die er sterben muß. Darum wird und muß es die beständige Arbeit eines berühmten Mannes seyn, daß ihn die Welt nicht vergißt, ja die Größten und Besten sind von dieser Nothwendigkeit nicht befreit. Ein großer Theil selbst der Thorheiten, womit Byron's ruhmvolles Andenken belastet ist, muß auf Rechnung dieses Ruhmdurstes geschrieben werden, der um so heftiger war, je weiter der Gegenstand desselben seiner Gier zu entfliehen schien. Die Sucht nach Publizität wächst mit ihrer Befriedigung, und das Verlangen wird zuletzt so gebieterisch, daß die Pope's und die Dryden's, eben sowohl wie die Dennis's und die Bibber's, zu der ermattenden Ueberzeugung gebracht werden, „es sey besser, ein miserabler Kerl, als keinem Menschen bekannt zu seyn." Daher die ängstliche Unruhe, sich überall sehen, sich bei jeder Gelegenheit nennen zu lassen, daher die rastlose Ungeduld, wenn Zeitungs-Berichterstatter Einen übersehen oder winzige Kritiker Einen stechen, oder, was noch schlimmer ist, wenn andere Leute Erfolge davontragen. Daher die Kabalen, sich zu öffentlichen Diners zu drängen, oder sich so viel wie möglich Adressen zu verschaffen, von wem sie auch kommen mögen, selbst von einer Freimaurerloge oder von einem Klub Sonderlinge auf dem Land. Hat man nicht gesehen, daß Leute, von dieser krankhaften Sucht der Obskurität geplagt, es darauf anlegten, ihre Knochen zu zerbrechen, in einem Schiffbruch umzukommen, ja sogar für todt ausgestellt zu werden — natürlich bloß in den Zeitungen — damit sie dadurch nur die Gelegenheit bekämen, noch einmal von dem Publikum genannt zu werden, bei einer späteren Widerlegung dieser Nachrichten? — Diese Ursache müssen wir auch einen Theil jener Geckenhaftigkeit bei mehr als einem unserer allbekannten Publizität-Kandidaten zuschreiben, die, nicht zufrieden mit dem allgemeinen passe par tout, welches das Privilegium einer glücklichen Autorschaft ist, noch obendrein durch tausend possierliche Affectationen und Albernheiten alle Augen auf sich zu ziehen suchen und selbst die hübschen Damen anfeinden, die in einer solchen nadeln Gesellschaft mit ihnen die Aufmerksamkeit theilen.

Doch wir fangen an, persönlich zu werden, und es ist Zeit, einzuhalten. Wir wollen schließen, indem wir dem Himmel für unsere eigene Anonymität danken und uns freuen, daß wir, um nicht gerade sprachlich zu sprechen, nichts, sage nichts sind, „pas même académicien", und daß unsere eigene Person vor den neugierigen Augen unserer Leser für diesen Artikel wie für alle Zukunft sich ganz komfortabel verbirgt.

(N. F. A.)

Mannigfaltiges.

— Molière Deutsch. Vor uns liegen die drei ersten Lieferungen einer Gesammt-Ausgabe der Molièreschen Lustspiele in Deutschen Uebersetzungen von L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, L. Lax, W. von Lüdemann, M. Runkel, E. Weyden, O. L. B. Wolff u. A.*) Das Unternehmen selbst können wir nur als zweckmäßig bezeichnen, da, wenn das Französische Lustspiel unserer Zeit eine so überwiegende Rolle auch auf allen nichtfranzösischen Bühnen spielt, Molière als der Vater und das unübertroffene Muster desselben, wohl von allen Anderen es verdient, in Deutschland näher gekannt zu werden. Die heutigen Franzosen lieben ihren Molière noch eben so enthusiastisch, wie die der beiden vorigen Jahrhunderte ihn liebten, während die Verehrung ihrer alten Tragiker bekanntlich sehr abgenommen hat oder wenigstens nicht unangefochten bleibt. Molière, obwohl er eben nur seine Zeitgenossen darstellte, ist doch darum wahrer geblieben, als der Pathos jener Trauerspiel-Dichter, der eigentlich gar keiner Zeit, weder der alten noch der neuen, angehörte und, wenn auch ein in sich bedeutendes, doch nur ein künstliches Werk war. Molière's Stoffe und Gestalten begegnen uns auch noch im heutigen Französischen Lustspiel, obwohl unter veränderten Namen und nicht mit demselben Geiste verarbeitet. Wie unzählige Mal sind nicht sein Geizige, sein Scheinheiliger, seine medizinischen Charlatane, seine gelehrten Frauenzimmer und seine Ueberbildeten auf die Bühne gebracht worden, eh' nur damit auch die kleineren Pariser Theater sich mit seinen Zügen schmücken konnten, da der alte Molière selbst das ausschließliche Eigenthum des Théâtre Francais blieb. Aber wie alle Nachahmer alter Künstler, so geben auch die des Molière nur ein Bild davon, „wie er sich räuspert und wie er spuckt"; seinen Geist muß man nirgends als bei ihm selber suchen. Daher ist es allerdings auch ein preiswürdiges Unternehmen, ihn vollständig dem Deutschen Publikum zuzuführen. Aber wir würden es lieber gesehen haben, wenn ein einziger Bearbeiter, Jemand, der sich durch und durch mit dem Originale vertraut gemacht und nicht bloß auf dieses oder jenes Stück sich vorbereitet hat, die Uebersetzung unternommen und so in Einem Guß ausgeführt hätte. Molière will, wie Shakespeare, nicht bloß dem Worte nach, sondern auch im Zusammenhange mit seiner Zeit und deren Eigenthümlichkeiten vollständig aufgefaßt seyn, wenn er sich ohne Mißdeutungen in das moderne Gewand einer anderen Sprache fügen soll. Dazu aber gehört ein Studium, das man bei neun oder zehn verschiedenen Bearbeitern wohl nicht in gleicher Zeit voraussetzen darf. Wir finden davon auch die Bestätigung in dem vorliegenden Werke; Einzelnes ist trefflich übersetzt: namentlich die Alexandriner mit Leichtigkeit wiedergegeben worden, sind auch Anspielungen und Doppelsinnigkeiten nicht vermieden. Manches hätte jedoch im Vergleiche mit dem Original als ein redender Beweis dienen, daß der Alexandriner für unsere Muttersprache nicht geeignet sey, und daß Französischer Witz Französisch bleiben müsse, wenn er nicht sein Aroma einbüßen soll. Die drei ersten Lieferungen bringen vier Lustspiele; darunter sind zwei (die Schule der Ehemänner und die Lästigen) von O. L. B. Wolff, eins (l'Etourdi) von Ed. Duller, eins (le cocu imaginaire) von Ernst Weyden, eins (die Gräfin von Grandbagnac) von P. A. Anderer und vier (worunter die précieuses ridicules, die früher von Ludwig Robert so trefflich bearbeitet worden) von dem Herausgeber übersetzt. Der Letztere hat es vorgezogen, die Alexandriner in Prosa zu verwandeln, was wir nicht ganz billigen können. Allerdings ist uns eine gute Prosa lieber, als der oft holperige an Reimsucht und Zöpfe erinnernde Reccoco-Vers; Molière's Natur ist jedoch zu wesentlich poetisch, die nicht mit Scribe und seines Gleichen in einen Topf geworfen seyn will. Den Alexandriner wollen wir freilich den Uebersetzer gern erlassen, aber er muß uns dafür auch durch einen Deutscheren und dem Ohre leicht sich anschmiegenden Vers entschädigen.

*) Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Lewald. Stuttgart bei J. B. Mayer. (Es erscheinen zweierlei Ausgaben, eine in Einem Bande gr. 8. und die andere in mehreren Bändchen kl. 12).

Das Montags-Blatt des Magazins wird in der nächsten Woche erst am Dienstag ausgegeben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Dienstag den 26. Dezember 1837.

Türkei.

Frauen und Männer im Orient.

Von M. J. Quin*).

Ehe ich in der Türkei reiste, konnte ich nie recht wissen, wie wichtig das Weib ist für die harmonische Vollkommenheit der Schöpfung. Dort erst bekam ich so wenig von dieser Gattung zu Gesicht, daß ich zum ersten Mal anfing, sie zu vermissen. In den Städten, in den Dörfern, auf dem Felde, im Dickicht der Wälder wie auf den offenen Ebenen, überall sah ich Tag für Tag nur das Gesicht des Mannes. Dann und wann an der Schwelle einer Hüttenthür ließ sich aus der Ferne der weiße Schleier blicken, woran die Gegenwart eines Frauenzimmers zu erkennen war. Doch kaum hatte mein Roß die Richtung nach der heiligen Stelle genommen — denn heilig war sie damals in meinen Augen — so verschwand das holde Bild, und statt seiner glotzte mich entweder die finstere beturbante Stirn meines eigenen Geschlechts an, oder gar ein grimmiger Bullenbeißer, der sich anschickte, mich zu verschlingen, wenn ich mich dem von ihm bewachten Gebiet allzu nahe gewagt hätte.

Die Sache kam so weit, daß mir vor lauter Männer-Gesichtern übel wurde. Mußte nicht auch der fortwährende Anblick von schwarzbraunen Gestalten mit starkem Bart, mit wildrollendem feurigen Auge, mit großen fleischigen Fäusten, mit den bauschigen Shawls um den Leib und Pistolen und Jatagans im Gürtel, das Auge ermüden? Mußte es nicht mehr als je nach den rosigen Wangen, den rubinrothen Lippen, dem sanften Blick und den zarten langen Fingern einer Evastochter schmachten? — Doch weder im Thal, noch am Brunnen, weder im Weingarten, noch auf dem Hügel, weder im Walde, noch bei den Heerden war ein Weib zu sehen. Ueberall war Er und wieder Er und nichts als Er.

Oft hörte ich aus der Ferne das Läuten der Schaaf- oder Ziegenschellen. Halt, dacht' ich, dort auf der Höhe, wo die Thiere ihr Futter suchen, da muß gewiß eine Schäferin in der Nähe seyn, und spornstreichs ging's die Höhe hinauf, um, wie ich meinem Führer einredete, zu botanisiren, in der That aber, um die innerste Sehnsucht meiner Seele zu stillen, um, wenn auch nur momentan, einen Blick zu erhaschen von der Maid, die vielleicht unter dem Schatten eines Felsen- oder einem Haufen Strauchwerk schlummerte und mit dem Hahnrohr oder ihrer zarten Stimme die Heerde unter Aufsicht hielt. Das Kostüm war mir ganz gleichgültig: mag sie in einem ungefärbten Lammfell stecken oder in den Lumpen dessen, was einst ihrem Papa als Mäntel diente — das kümmerte mich wenig, wenn ich nur hinter der Vermummung den verschämten Blick des weiblichen Geschlechts entdecken konnte. — Aber auch hier sollte ich getäuscht werden. Tief eingewickelt in ein grobes Sacktuch oder in die Haut eines Rhinozeros lag ein kleiner Wilder da, bald Orangutang, bald Robinson Crusoe, fest schnarchend, mit dem spärlich gefüllten Schnappsack unter dem Kopf und einem dürftigen Stück Hirtenstab neben sich. Kurz, Frankenstein selbst war seiner eigenen Schöpfungen nicht halb so überdrüssig, als ich dieses ewigen Einerlei von Männern, an deren Existenz ich so ganz unschuldig war. — Des Nachts spät kamen wir an eine Anstalt, wie man sie in Frankreich eine auberge nennen möchte, in der Mitte einer kleinen Häusergruppe. Wir wollten ein Paar Betten und ein warmes Abendbrod, keinen Kaffee, auch nicht einen Fingerhut voll, denn nach einem so langen Ritt und nachdem wir den ganzen Tag nichts gegessen, als eine Brodkruste, eine Zwiebel, drei harte Eier und eine Handvoll Steinsalz, konnten wir unmöglich mit Kaffee zu Bett gehen. Wir wurden, wie gewöhnlich, von einem Manne empfangen, der sich anschickte, die Kohlen auf dem Heerd anzublasen und seinen Kaffee-Apparat in Ordnung zu bringen. Doch so wohlfeil war ich nicht zu befriedigen. Vergebens entschuldigte er sich damit, daß seine ganze Familie in den Betten wäre. Ich blieb dabei, ich müßte das Beste bekommen, was das Haus beschaffen könne. — Während noch meine Befehle zwischen dem Führer und dem Gastwirth hin und her diskutirt wurden, ging ich selbst an eine nähere Prüfung meines Gewissens, und da mußte ich mir denn gestehen, daß eine gute Mahlzeit zwar nichts schaden könne, daß es aber bei diesem dringenden Verlangen nach warmem Abendbrod auf etwas Anderes abgesehen wäre: ich hoffte dadurch eine von den Frauen der Familie aus dem Harem in das Küchen-Departement des Hauses hinauszulocken. Wirklich sah ich auch von draußen mehr als ein Kerzenlicht hinter den vergitterten Fenstern des Oberstocks hin- und zurückwandeln, und im Hause selbst konnte ich deutlich mehrere leise Fußtritte vernehmen, die rasch über mir hinglitten. Jetzt, dachte ich, sind sie aufgestanden, und sobald sie sich angekleidet und verschleiert, müssen sie mit ihren Schmorpfannen, ihren Schüsseln und den Produkten ihrer Speisekammer herunter kommen. Sind dann auch die Gesichter so viel wie möglich versteckt, so lassen sich doch die Augen nicht zuschließen, und selbst dann bleibt noch der spitzbubenartige Zauber ihrer Gestalt und die Musik ihrer sanften, zarten Stimme; und die schöne Hand endlich, die das Mehl zu kneten oder den Kuchen auf dem Heerd zu drehen hat. — Aus diesen poetischen Träumen weckte mich die aufgehende Thür; ein Mann mit einer großen hölzernen Mulde trat herein, setzte die Mulde auf die Erde nieder, und zu meinem Schrecken erkannte ich einen fertigen warmen Kuchen und einen hölzernen Napf mit geschmortem Rebhuhn, Zwiebel und Reis. Hierauf brachte mein Wirth einen Krug und eine Serviette, goß etwas Wasser auf meine Hände und überreichte mir die Serviette mit dem gastlichen Blick eines Patriarchen aus der Vorzeit, indem er mich freundlich zu dem Mahle einlud, das wie wunderbar vor mir hergezaubert war. Ueber uns wurde es immer stiller, bald hörte man keinen Fußtritt mehr, und es schien, als ob in dem ganzen Hause des Mannes kein weibliches Wesen vorhanden sey. Die letzte Pest, dachte ich, hat gewiß sämmtliche Frauen aus diesem Theil der Osmanischen Besitzungen mitgenommen.

Woher es kommt, daß das Weib gerade in dem Erdtheil, wo es seinen Ursprung hat, so allgemein und so ängstlich abgesperrt wird, ist eine Frage, die ich noch nicht genügend beantwortet gefunden. Ohne Zweifel ist es eine Sitte, die sich schon von den allerältesten Zeiten herschreibt. Es geht aus vielen Stellen in den heiligen Schriften hervor, daß die Frauen der Familie in den Zeiten wenigstens, von welchen diese Bücher handeln, meist nur in den inneren Gemächern des Hauses zu finden waren. Man sieht aus den schönen Schilderungen häuslicher Beschäftigung, wie sie in der Odyssee so häufig vorkommen, daß die älteren Griechen eine ähnliche Sitte hatten, die selbst heute noch nicht unter ihrer Nachkommenschaft erloschen ist. Die polytheistischen, wie die muhammedanischen Hindu's, die Perser, die Armenier, die Türken, Alle, namentlich die Letzteren, beobachten ganz dasselbe Gesetz; sie alle halten ihre Weiber, ihre Beischläferinnen (oder, wie Miß Pardoe*) sie nennt, Odalisken) und ihre Töchter vor den zudringlichen Blicken der Außenwelt abgesondert, und man sieht also, daß dieses Verfahren nicht, wie Viele geglaubt haben, in den Vorschriften des Koran seinen Ursprung hat, sondern in einer alten Sitte, die fast in allen Ländern Asiens gleiche Geltung zu haben scheint.

Einem Europäer aber, der zum ersten Mal dorthin kommt, kann nichts schrecklicher seyn, als wenn er unter allen Arten von Männergruppen, die er auf der Reise antrifft, vergebens nach einer weiblichen Gestalt sucht. In Bulgarien, wo noch unter den Anhängern des Propheten ein ansehnlicher Rest christlicher Familien lebt, scheinen die Frauen, die dem Kreuz angehören, mehr Freiheit zu genießen, als ich sonst in diesen Gegenden bemerkt. Sie gehen frei umher, wie im civilisirten Europa, oft im bloßen Haar, zuweilen auch mit Tüchern um den Kopf, meist unverschleiert. Als Zeichen der Berechtigung auf diese Privilegien, die ihnen durch Rußlands Fürsprache zugesichert worden, müssen sie auf der linken Schulter oder Brust ein rothes Kreuz tragen, das gewöhnlich in Seide gearbeitet oder auf ihre Kleidung gestickt ist. Dieses heilige Symbol macht einen herrlichen Eindruck. Es erinnert an die Tage der Kreuzfahrer und giebt einen mächtigen Beweis von der civilisirenden Kraft des Christenthums. Besonders schön nimmt es sich in der Ferne aus, umringt von lauter muhammedanischem Wesen, da ist es recht dazu gemacht, jene Liebe und Harmonie in das Leben zurückzuführen, die durch den monotonen Männerdespotismus der Türken daraus verbannt war.

Bei meiner Ankunft in Konstantinopel fand ich in diesem Absonderungs-System der Frauen eine größere Milderung, als ich erwartet. Obgleich die Zahl der Männer auf den Straßen noch immer größer war, als die der Frauen, so sah man doch die Letzteren ganz frei nach den verschiedensten Richtungen ihren Weg nehmen; alle aber mehr oder weniger dicht verschleiert. Eine Europäische Dame versteht unter dem Ausdruck „verschleiert" eine oder ein Paar Quadrat-Ellen von feinem Musselin oder Spitzen, so über Kopf, Busen und Rücken geworfen, daß man noch Gesicht und Gestalt deutlich unterscheiden kann, wie die Sonne hinter einer Nebelwolke. So haben wir diese Mode aus Spanien bekommen, und ein Schleier der Art ist wahrscheinlich nur eine Modification der strengen Tracht, die von den Mauren in

*) Dem Verfasser der „Donau-Reise mit dem Dampfboote durch Ungarn, die Türkei, ꝛc."

**) Der Held eines Englischen Romans.

*) Die Verfasserin des Buches: „The City of the Sultan."

dieses Land mitgebracht worden. Der Türkische Schleier dagegen hat große Aehnlichkeit mit unserem Nonnenschleier; es ist in der That eine linnene Binde, welche, dicht um die Stirn herum gebunden, Augenbrauen, Kinn und Mund bedecken soll, um die Gesichtszüge so viel wie möglich vor männlicher Bewunderung zu schützen; indeß muß der Schleier sehr oft die Häßlichkeit verstecken, und gewöhnlich wird er so geordnet, daß er gerade jene Bewunderung weit eher in Anspruch nimmt, als vielleicht bei neun Fällen unter zehn das offene Gesicht verdient hätte.

In Konstantinopel besonders, der wahren Metropole weiblicher Erfindungskunst in Hervorhebung äußerer Körperreize, wird der Schleier so getragen, daß er die dunkle Krümmung der Augenbrauen, auf die eine ganze Welt von Toilettenfleiß verwandt wird, in ihren schönsten Umrissen hervortreten läßt. Miß Pardoe, die wahrscheinlich in diese Geheimnisse eingedrungen ist, erzählt uns von gewissen chemischen Präparaten, welche man dort für diesen Theil der Augen braucht, und die einem Auge von 60 Jahren das frische, jugendliche Ansehen eines 16jährigen geben. Meine Galanterie muß dergleichen Aufschlüsse zurückweisen; auch ist die Aussage eines solchen Zeugen sehr parteiisch und verdächtig: Miß Pardoe hat gewiß ihre natürlichen Augenbrauen, sie weiß, daß die Augen in den Ländern, wo es keine Schleier giebt, fast durchweg denen im Lande der Schleier an Schönheit nachstehen, und darum möchte sie gern die Letzteren etwas in Mißkredit bringen. — So viel indeß ist gewiß, daß durch die künstliche Art, wie der obere Theil des Schleiertuchs angelegt wird, die Augen sowohl wie ihre Brauen und auch die Stirn bedeutend gewinnen muß. Auch der Theil der Tracht, der in der Nähe des Mundes seinen Platz hat, wird immer so gefaltet, daß das Mäulchen in seinen reizendsten Formen hervortritt, und was endlich die Wangen betrifft, so haben wenigstens die, welchen ich das Glück hatte, in der Sultanes-Stadt zu begegnen, ein so zartes Rosenroth und einen so vollkommenen Oval-Umriß dargeboten, wie ich noch in keinem anderen Theil der Welt vor mir gesehen.

Hier spielt Miß Pardoe wieder die Anklägerin, indem sie die Geheimnisse des Harem verräth. Sie hat den Muth, uns zu erzählen, daß die Türkischen Damen sich sämmtlich schminken. Der Ausdruck ist etwas stark und, auf die Osmanischen Schönen angewendet, nur ein Angriff auf ihre natürlichen Reize. Wenn an einem kalten Winter-Morgen, dergleichen Stambul so gut wie London hat, eine Türkische Lady an ihrer Toilette bemerkt, daß die Rosen ihrer Wangen etwas zu stark gegen die Lilien zurücktreten, wenn sie dann zu einem kleinen Elixir oder einem magisch begabten Kameelhaar-Pinsel greift, der die Folgen der strengen Jahreszeit verbessern und einige Spuren des letzten Sommers wieder auffrischen soll, wer möchte hier irgend etwas Anstößiges finden? — Dazu kommt noch ein anderer sehr wichtiger Umstand, den man ja nicht übersehen darf. Eine Englische Dame z. B. kann in ihrer Freiheit sich alle mögliche Bewegung machen; sie kann gehen, laufen, fahren oder reiten, wohin sie will. Im Herbst kann sie sich vom Strande her eine ganze Meuge Roth holen, woran sie für ein Jahr genug hat. Es fehlt ihr nie an der nöthigen Uebung: hat sie freien Zutritt in die Almacks, so kann sie, versteht sich, wenn sie aufgefordert wird, die ganze Nacht ländern oder Galopp tanzen. Ist die Almacks-Saison zu Ende und sie ist Mitglied einer Schützen-Gesellschaft, so kann sie, ohne Schaden für ihren Teint, sich der Bogenkünste befleißigen. Und wenn sie endlich der Erde überdrüssig ist, so darf sie nur mit Madame Green im Nassau-Ballon aufsteigen und dem Regenbogen seinen Purpur stehlen.

Vergleichen wir damit das Loos der Osmanischen Belinda. Wir betreten das innerste Heiligthum, wenn wir anders die Erlaubniß haben, es zu schauen, im Gefolge einer so glücklichen Reisenden, wie Miß Pardoe: da haben wir ein großes, reich tapezirtes Gemach vor uns mit einem Divan auf drei Seiten. Divan wird jede Bank genannt, die gegen einen Fuß hoch über dem Boden, reich gepolstert und mit Karmoisinsammt bedeckt ist. Unten und oben liegen in Zwischenräumen zahlreiche Kissen umher, mit Goldfaden und bunter Seide glänzend durchwirkt. Außerdem sieht man hier eine Fülle von Teppichen, der Jahreszeit angemessen, bei kaltem Wetter einen messingenen oder kupfernen Kessel mit Holzkohlen, einen Vorrath von Wasser und eleganten Sorbetten für die nöthigen Abwaschungen und endlich einen Koran. Zwei oder drei Spiegelrahmen von Rosenholz vollenden das Möbel des Zimmers, und dieses Zimmer heißt der Harem. — Die Fenster des Harem sind dicht vergittert, eine hemmende Scheidewand gegen die Zudringlichkeit der Außenwelt und die oft regere Neugier von innen. Doch sind diese Jalousieen auch dazu gemacht, den Harem vor der überschwenglichen Gluth der Sonne zu schützen, in einem Lande, wo man einen großen Theil des Tages nichts Besseres thun kann, als schlafen. Wenn eine Dame in England ihre Freundin besucht, so bringt sie sich ein Buch oder eine Arbeit mit, oder beides; sie wollen den ganzen Tag zusammen bleiben und sich recht ausplaudern. In der Türkei ist das anders, da hört man nur die stehende Formel: „Besuch' uns morgen zu einem Schläfchen." Eine Türkische Dame kann schlafen, so oft sie will, und zwar eben so leicht, wie sie eine Schale Kaffee oder ein Glas Sorbet zu sich nimmt; das macht Alles die Gewohnheit. Sie braucht nur ihre Polster zu ordnen und niederzusinken, und in einem Moment schwebt ihr seliger Geist durch die Gärten des Elysiums. Diese Gewohnheit ist offenbar nicht sehr förderlich für das Gedeihen des Teints, dem man also bei einem so einschläfernden Klima durch etwas künstliche Reizmittel nachhelfen muß. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Thal der Arriège und die Republik Andorre.

(Schluß.)

Geeignet seyen also die Berge! Sie bewahren noch manche Reliquie aus den goldenen Tagen der Menschheit. Wer sollte es für möglich halten, daß drei Schritte von Frankreich, dessen Beherrscher noch vor wenigen Monaten, so oft er nur einen Fuß aus seinem Palaste setzte, die Zielscheibe ruchloser Mörder war, und zwei Schritte von Spanien, wo man erst gestern in einem Madrider Kaffehause den blutigen Leichnam des edeln Quesada zur Schau ausgestellt, noch ein Winkel der Erde zu finden ist, wo der Hämen der Anarchie und der Revolutionen sein finsteres Haupt nie erhoben hat? Während am Horizont der Politik von allen Seiten Gewitterstürme drauen, genießt der tausendjährige Duodez-Staat Andorre aller Früchte des tiefsten inneren Friedens, und noch ist keine Spur von Wurmfraß an seiner Wurzel zu bemerken. Unsere modernen Republikaner haben sich's nicht träumen lassen, daß echte Religiosität, Ehrfurcht vor dem Alter, herzliches gegenseitiges Vertrauen und praktische Duldsamkeit mit republikanischen Formen verträglich seyen. Der Geist der Streitsucht und der Chikane ist schon so ganz mit unserem Naturell verwachsen, daß man den Diplomaten Europa's zum Gelächter würde, wenn man sie auf ein Land aufmerksam machte, wo Familien-Prozesse in Sachen der Erbfolge völlig unbekannt sind: „Vermuthlich denkst Du an die Prinz-Inseln, wo es gar kein Eigenthum giebt, oder an das Felsen-Eiland Juan Fernandez, das von keiner menschlichen Seele bewohnt wird?" Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren; Sie können dieses Phänomen und noch andere, die Ihnen nicht minder paradox erscheinen werden, in dem Thal Andorre beobachten.

Ich erlaube mir nun, einige Details über die Constitution des kleinen Freistaates folgen zu lassen.

Andorre erstreckt sich von Norden nach Süden ungefähr zwölf und von Osten nach Westen zehn (Franz.) Meilen weit. Es zerfällt in sechs Kirchspiele oder Gemeinden: den Hauptort Andorre, von welchem das Land seinen Namen hat, und die Dörfer Saint-Julia-de-Loria, Encamp, Camillo (vormals Canillan), Ordino (sonst Ordinans) und la Manassa.

Die Regierungs-Geschäfte verwaltet der Conseil général et souverain, ein Verein von 24 Mitgliedern. Diese Mitglieder sind: zwölf Konsuln, welche die sechs Kirchspiele verwalten, und zwölf Räthe, die im vergangenen Jahre Konsuln gewesen. Der Große Rath kann bei jeder außerordentlichen Gelegenheit zusammentreten; sonst hält er alljährlich fünf regelmäßige Sitzungen; um Weihnachten, Ostern, Pfingsten, am Tage Allerheiligen und am Sankt-Andreas-Tage. Vor jeder Versammlung hören die Mitglieder in corpore eine Messe in der Kapelle des Palastes oder Gemeindehauses. Keine andere Person darf dieser Messe beiwohnen.

Der Große Rath ernennt aus seinen ehemaligen Mitgliedern einen Syndikus-General-Prokurator auf Lebenszeit. Dieser Syndikus beruft die Mitglieder und präsidirt in jeder Versammlung. Alles wird nach Stimmen-Mehrheit entschieden, und dem Syndikus fällt die Vollstreckung der Beschlüsse anheim.

Vor dem 1. Januar, als der Epoche, in welcher die Weihnachts-Sitzung geschlossen wird, bringen die sechs Gemeinden respektive ihre Kandidaten zur neuen Konsul-Wahl in Vorschlag. Alle diese Kandidaten werden aus den Stammhaltern der patrizischen Familien gewählt; da es aber dieser Stammhalter begreiflich nur Wenige giebt, so zirkulirt die Konsul-Würde unter einer geringen Zahl Personen, die, nachdem sie ein, zwei oder drei Jahre privatisirt, von neuem gewählt werden müssen.

Zur Verwaltung der Justiz ernennen der König von Frankreich und der Bischof von Urgel Jeder eine höhere Magistrats-Person (viguier); aber mit dem Unterschiede, daß der König immer einen Franzosen wählt, während der Bischof von Urgel nur einen Andorreuser wählen kann, den er, wenn es ihm so gefällt, nach drei Jahren wieder abruft. Der Vignier oder Ober-Richter von Seiten Frankreichs behält seine Charge auf Lebenszeit. Jeder Viguier ernennt einen Richter in Civil-Sachen (baile), der sein Amt niederlegen muß, sobald ein neuer Viguier installirt wird.

Der Große Rath führt den Titel illustrissime; seine Mitglieder und die zwei Ober-Richter betitelt man illustres. Letztere beiden haben allein das Privilegium, Degen zu tragen.

Ein begangenes Verbrechen wird zunächst dem Viguier von Urgel angezeigt; dieser eröffnet die Untersuchung unter dem Beistande des Secretairs und macht sofort seinem Kollegen davon Anzeige. Der andere Viguier stellt sich ein, sobald er kann, und nun setzen sie die Untersuchung gemeinschaftlich fort. Ist Grund zu einer Leibes- oder Lebensstrafe vorhanden, so tritt, nach vorgängiger Aufforderung von Seiten des Syndikus, der Große Rath zusammen und wählt zwei seiner Mitglieder zu Beisitzern bei der gerichtlichen Verhandlung. Diese haben darüber zu wachen, daß keine bestehende Form und kein Landesbrauch verletzt werde. Der Angeklagte darf sich einen Vertheidiger wählen, den man razonador (den Sprecher) nennt.

So lange ein Kriminal-Prozeß währt, sind alle Civil-Verhandlungen suspendirt. Die Civil-Richter und die Konsuln bleiben in ihren Wohnungen, um gleich bei der Hand zu seyn, wenn es darauf ankommt, die Beschlüsse des Gerichts zu vollstrecken.

Das Urtheil, welches die Viguiers fällen, wird im Beisein des ganzen Staates auf dem öffentlichen Platze verkündet. Von diesem Urtheil findet keine Appellation statt, und die Vollstreckung erfolgt schon in 24 Stunden. Es kommt übrigens in Andorre nur sehr selten zu einer Kriminal-Untersuchung.

Ein geschriebenes Gesetzbuch ist nicht vorhanden; es giebt nur einige Reglements, welche die Formen des gerichtlichen Verfahrens betreffen, sonst überläßt man die Bestimmung der Strafe und überhaupt jede Entscheidung dem Gewissen oder der verständigen Einsicht des Decernenten. Unter den herkömmlichen Strafen giebt es noch einige kanonische; so z. B. kann Jemand wegen eines schweren Vergehens auf längere oder kürzere Zeit von der Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst ausgeschlossen werden.

Die öffentlichen Aemter werden unentgeltlich verwaltet; selbst für

titair-Dienste giebt es keine Besoldung. Jeder Bürger von Andorre verpflichtet, im Falle der Noth zum Kampfe auszuziehen, und muß ständig ein Gewehr und eine bestimmte Quantität Munition im use haben. Die patrizischen Familien begnügen sich nicht mit dem schriftsmäßigen Gewehr; Jeder von ihnen besitzt eine wahre Rüst-mer, so daß der Stammhalter zu jeder Zeit mit allen seinen Söhnen r Brüdern bewaffnet ausrücken kann.

Die Viguiers sind zugleich die Chefs der bewaffneten Macht, deren ganisation sehr einfach ist. Jedes Kirchspiel hat einen Capitain und i Unter-Offiziere, die alle Jahr wechseln und gleichzeitig mit den nfuln gewählt werden. Alle Jahr in der ersten Woche nach Pfingsten ien die Viguiers große Heerschau über die Wehrmänner der ver-edenen Gemeinden, untersuchen ihre Waffen und überzeugen sich, ob er Bürger die erforderliche Quantität Pulver und Kugeln in Vor-b hat. Die Viguiers dürfen von Amtswegen jeden Widerspenstigen r Jahrlässigen auf längere oder kürzere Zeit in Arrest bringen lassen.

Die Bergweiden von Andorre sind theils Gemeingut und anderen eils das besondere Eigenthum der einzelnen Kirchspiele. Die ersteren en der Spanischen Gränze zunächst; man verpachtet sie alle Jahr die Eigenthümer der Schafheerden von Urgel, und dieses Pachtgeld das einzige sichere Einkommen des Landes.

Alle Wälder von Andorre sind nur das Eigenthum der Gemeinden. der Ertrag dieser Waldungen die Bedürfnisse der Bevölkerung über-gt, so verkauft jede Gemeinde ihren Ueberschuß an die Eigenthümer Schmelzhütten. Die aus dem Verkaufe resultirenden Fonds dienen Bestreitung außerordentlicher Kosten.

Am Ackerland ist in Andorre Mangel; daher trägt der Boden nur sehr guten Jahren so viel Getraide, als zur Ernährung seiner Be-ner hinreicht. Man hat auf diese Erfahrung ein sehr weises Han-gesetz gegründet: die vornehmsten Eigenthümer, welche mehr ärnten, sie verzehren können, dürfen den Ueberschuß nur an ihre Mitbürger kaufen, wie viel man ihnen auch in Auslande dafür bieten mag. bst der Bischof von Urgel muß den Zehnten an Getraide, der ihm emmt, in Andorre selbst zu Geld machen lassen; keine Rebe davon dert ins Spanische Gebiet. Außerdem sind die Andorrenser von ten der Französischen Regierung autorisirt, in jedem Jahre eine immte Quantität Nahrungsmittel und andere nothwendige Dinge frei aus Frankreich zu beziehen.

England.

Irland mit Französischen Augen betrachtet.

Zweiter Artikel.

Beim Anblick einiger Straßen Dublins, die so breit wie große ome und mit Trottoirs versehen sind, die selbst wiederum die völlige ite von Straßen haben, möchte man wohl glauben, diese Stadt sey t bestimmt, von einer unermeßlichen festlich geschmückten Menge Tag Nacht durchströmt zu werden. Und nun vollends die öffentlichen äude, die Dublin besitzt und an denen Säulen, Giebelfelder, Ka-le und Gesimse mit wahrhaft Athenienssischer Verschwendung ange-ht sind! Das Trinity-College und die gegenüberliegende Bank in ege-Green, das Post-Gebäude in Sackville-Street und das Zoll-: im Hafen gewähren in einer Ausdehnung von fast zwei Quadrat-en das vollständigste Muster Griechischer und Römischer Architektur.

Wozu aber so viele gewaltige Bauwerke? .... Sie sind öde.

In dem Post-Gebäude könnten alle Posten Europa's auf einmal dirt werden, und doch korrespondirt Irland mit Europa nur über den. Man gehe nach dem Zoll-Amt; dort giebt es hinreichenden im, um alle Ballen aus Kaschmir und Madras, alle Weine aus ankreich und Madeira und alle Pelzwaaren aus dem Schwarzen ere an einem Tage zu wiegen, zu visiren und zu durchsuchen; doch : man einen ganzen Monat vor den geräumigen hohen Säulen-gen auf und ab, und nie wird man daselbst die geschäftige Wichtig-auch nur eines Beamten gewahr, da im Zoll-Amt das ganze r hindurch, und zwar aus triftigen Gründen, Feiertag ist; denn in s Monaten kommen vielleicht drei Schiffe im Hafen an.

Nun aber kommt eine noch bitterere Ironie! Man hat dem Lande, dem man auf jede Weise allen Handel, alle Industrie, allen Lands-fern zu halten sucht, einen Palast als Bank gegeben! Die so-annte Irländische Bank ist eine Kommandite Englischer Kaufleute eigentlich nur Filialbank der Englischen, welche gleichwohl in Lon-die Noten jener nur mit Verlust annimmt und sich wenig darum mert, ob sie den Kredit Irlands auf ihrer eigenen Wange ohrfeigt.

Fast alle Bauwerke Dublins schreiben sich aus neuerer Zeit her, das Alter derselben nicht über die Regierung Elisabeth's hinausgeht, das Trinity-College auf der Stelle des All-Hallows-Klosters er-tete; und gleich diesem Kollegium sind die meisten Gebäude auf den ümmern der öffentlichen oder religiösen Denkmäler des Mittelalters, che die Stadt einst besaß, erbaut worden.

In ganz Irland ist auch nicht ein einziger Stein zu sehen, den n dem eigenen Ruhm dieses Landes aufgerichtet hätte, kein einziger, dem die Namen seiner alten Barden, deren Gesänge die Fischer Westküste noch jetzt wiederholen, eingegraben wären, auch nicht ne Statue, um das Andenken der frommen Bischöfe zu ehren, die Zeit der Unwissenheit und Barbarei Irland zur Zufluchtsstätte der ssenschaften, der Kunst, der Civilisation und des Glaubens chten! Damit ich es kurz sage, einer der Söhne O'Connell's mußte ch Paris reisen, um sich von dem Französischen Kriegs-Ministerium Dienst-Listen der Irländischen Legion auszubitten, damit er jenem ionalischen Ruhm, der auf zwanzig Schlachtfelder Europa's einen so ßen Glanz geworfen, einige historische Zeilen weihen könnte.

Auf die Spitze einer steinernen Säule in Sackville-Street, die er alle Gebäude Dublins emporragt, ließ der Lord-Lieutenant, Herzog von Richmond, im Jahre 1808 die Statue Nelson's setzen. Das Wellington-Denkmal Dublins ist ein plumper Obelisk aus Mauerwerk, dessen dritte Basis auf einer der erhöhten Wiesen ruht, die nach dem Zoological-Garden führen, und den man des Schutzes wegen mit tiefen Gräben hat umgeben, ja sogar Tag und Nacht mit einer Schildwache versehen müssen.

Wie haben doch die Lord-Lieutenants so thöricht seyn können, zu glauben, daß Irland auf die in seine Hauptstadt wie einen Köder, wie einen Spott hingeworfenen Gebäude eitel seyn oder daraus einen Nutzen ziehen würde? Wenn man gegen die Irländer die architektonische Schönheit Dublins erwähnt, so schütteln sie traurig den Kopf und antworten nicht; äußert man hierauf sein Erstaunen über ihre Gleichgültigkeit, ach, dann offenbaren sich ihre innersten Gedanken, und ihr Schmerz und ihre Gleichgültigkeit, wie bitter beide auch immer seyn mögen, zeigen sich als wohl begründet. Es ist wohl möglich, sagen sie dann, daß Künstler und Kunstliebhaber eine Stadt nur von einem Gesichtspunkt aus ansehen und um eines Giebelfeldes, einer Karyatide willen in Entzücken gerathen. Diese Bewunderung entspringt aus einem Kunst-Fanatismus, und ohne ihn recht zu begreifen, verzeihen wir ihn gleichwohl. Inmitten der Europäischen Civilisation aber, im Herzen des so hoch gepriesenen Britanischen Reiches kann man eine Stadt nicht so in zwei Theile theilen und dann einen einzigen für sich, ohne Rücksicht auf den anderen, bewundern. Wir Irländer scheiden nicht so die Mauern unserer Hauptstadt von der Bevölkerung, die sie bewohnt. Will man unsere Steinmassen bewundern, wohlan, man bewundere sie; will man aber die Städte nicht gleich einem einäugigen Reisenden betrachten, der nur die seinem sehenden Auge zugewandte Seite anschaut, so wende man sich um, senke den Blick von der Höhe der Kapitäle und Kuppeln auf die Steinplatten nieder, die ihnen zur Grundlage dienen, sehe da, was für Generation seit Jahrhunderten an diesen Wunderwerken der Baukunst vorüberziehen, und sage uns dann, ob wir wirklich Grund zur Eitelkeit haben, sage uns dann, was *wir* mit *unserer* Bewunderung anfangen sollen, und der Fremde, der ein Herz hat, mit *ihrer seinigen*.

Man könnte sich hier in Dublin nach Italien, wo die Lazzaroni sich auf den Stufen der leeren Paläste sonnen, oder in diejenigen Epochen des Mittelalters versetzt glauben, wo Haufen von Zigeunern oder Räubern im Besitz der durch Furcht entvölkerten Städte blieben. Doch nein, das ist nicht Italien, denn sonst entbehrte man nicht der Sonne und der durchsichtigen Luft, der kalte Wind des Nordens vielmehr durchzieht jene fliegenden Lumpen, und eisiger Regen fällt auf die nackten Häupter; aber auch kecke Banditen sind dies nicht, denn schüchtern und ohne Murren entfernen sie sich vor dem Reichen und Glücklichen. Ach nein, das ist Italien nicht, denn die Paläste sind nicht leer; sondern wohlgepudert, wohlgekleidet, in seidenen Strümpfen kommt der Livree-Bediente und legt durch Stimme und Geberde diesen Unrath der Civilisation weg, dessen Anblick das Auge des Herrn verletzen und die Heiterkeit seines glücklichen Daseyns durch unheimliche Ahnungen trüben könnte.

Dieses Elend jedoch bietet nichts Widriges dar. Freilich wohl erweckt es alles Erbarmen, alle Thränen, deren ein Fremder fähig ist; aber eben dadurch wird es anziehend und erregt ein zwar schmerzliches, gleichwohl aber angenehmes Mitleidsgefühl. Und zwar kommt dies daher, daß das Elend Irlands, obgleich es in den verschiedenen Grafschaften einen verschiedenen Anblick gewährt, dennoch überall denselben Charakter trägt — den einer ergreifenden Resignation. Nicht um Mitleid zu erwecken, hüllt es sich in jene Lumpen, nein, sondern weil es nichts Anderes hat, und weil Englische Trödler vor einigen Jahren die in allen Ländern des Kontinents gesammelten Lumpen hinbrachten; und die Irländischen Armen priesen sich noch glücklich, ihre Blöße mit denjenigen Fetzen bedecken zu können, welche die Bettler Europa's bereits zu schlecht gefunden hatten; denn das Irländische Elend steht noch 20 Grad unter dem Elend des sämmtlichen übrigen Europa.

Schwer ward es mir allerdings, ohne Weiteres den bitteren Tadel für wahr zu halten, den ich von einem meiner Freunde gegen die blinde und taube Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit der Reichen hatte äußern hören. Nach dem, was man mir auf dem Kontinent erzählt, mußte ich annehmen, daß die Armen durch ihr schlechtes Benehmen das Mitleid der Reichen ermüdet und hintergangen hätten. Deswegen nun, und um die Extase herabzustimmen, in die wir im Lauf der Unterhaltung über diesen Gegenstand gerathen waren, sagte ich zu meinem Freunde: „Ist nicht aber etwas Wahres an dem Sprüchwort, nach welchem die Armen in Irland für ein Glas Whisky alle Jacken und Hosen der Welt geben würden?" — „Ja, mein werther Freund, dieses Sprüchwort ist in Europa, sogar in Irland selbst, besonders aber in England gäng und gebe. Und es ist in der That nicht ganz unbegründet; man trinkt in Irland viel, ja zu viel, aber nicht in den niederen Klassen. Sie werden wohl bereits den langen Sitzungen beigewohnt haben, die unsere Herren nach Tisch, wann sich die Damen zurückgezogen, zu halten pflegen; da wandern die stets vollen und stets geleerten Flaschen der zahlreichen Spanischen und Französischen Weine in Begleitung von Whisky, Branntwein, Zucker, Zimmt und Wasser ohne Unterlaß umher. Und weil wir gerade davon sprechen, so will ich Ihnen einige Schritte von meinem Hause einen Ort zeigen, wo der Gedanke, daß man wieder mit den Damen im Gesellschaftszimmer zusammenkomme, keinen Zwang auferlegt. Sie werden da ein Gemälde der Irländischen Trinklust im Großen sehen, und welchen Klassen die Köpfe und Beine angehören, die sie drehen und wanken macht. Es ist bald Mitternacht und daher gerade die rechte Zeit. Kommen Sie."

Vor einem schönen Hause in Grafton-Street, dessen Thür durch vier elegante Gaslaternen erhellt wurde, befanden sich eine Menge armer Weiber und Kinder. Die Straße ertönte von dem lauten Lärm konfuser Stimmen, der aber nicht von der düsteren, stummen Menge, welche die hellerleuchtete Thür umgab, herkam, sondern aus dem Innern

des Hauses und zwar durch einen langen Gang, in welchem der Schein von Lampen sich in einer dicken warmen Atmosphäre verlor, und zwar mit einzelnen Stößen von Rauch vermischt, so daß es schien, als käme er aus einem Sprachrohr und einem Ofen. Dort nämlich tost und brüllt des Abends der Dubliner Divan, die Ressource der höheren Klassen, wo Tories und Whigs, besonders aber Erstere, die politische Wahrheit auf dem Boden der von Whisky, Port- und Xeresweine überströmenden Humpers suchen.

Welch' herrliches Gemälde, wenn ich Maler wäre! — das Getäfel der Säle und die Tapezirung der Sitze mischen ihre verschwimmenden Farben mit den bläulichen Rauchwirbeln der Pfeifen und Cigarren; hier funkeln die Augen, die Haare sind in Unordnung, der Hals ist entblößt, die Gläser schwanken und stürzen bei den kräftigen Faustschlägen, unter denen die Tische erdröhnen, die Worte sind unzusammenhängend und kommen polternd hervor; dort zeigen sich bereits trübe Blicke, der Körper sucht sich zu stützen, die Köpfe wanken schwer und schlaftrunken, und wenn sie einen Augenblick plötzlich emporfahren, sinken sie dann wieder auf den Arm nieder, welcher der Länge nach auf dem Tische ausgestreckt liegt, die Zungen sind schwer und ungelenken, die Worte sinnlos und unterbrochen, die Beine schleppen sich mühsam nach und tragen kaum noch den übrigen Körper; alles dies ist die leibhafte Trunkenheit, die Trunkenheit ohne Vergnügen und Fröhlichkeit, die eben nur Trunkenheit ist, weil die Gewohnheit es so will, daß man sich alle Abende um dieselbe Stunde berausche, und weil das Leben eines Gentleman es so mit sich bringt.

Nicht alle diese Trunkenbolde, die sich von dort erst um 3 Uhr Morgens entfernen, sind jedoch Gentlemen der Geburt oder dem Vermögen nach; nein, bei weitem der größte Theil gehört zu der Irländischen Jugend, die nur eine Halb-Erziehung erlangt hat und so unbeschäftigt als nur irgend möglich gelassen wird; eitle Gecken, die es sich zur Ehre anrechnen, wenn sie an den Festen und Jagden, die der Reiche ihnen giebt, Theil nehmen können; schmarotzende Falstaffe, die mit ihren bechgeborenen Zechbrüdern auf gleichem Fuß zu stehen glauben; Thoren, die auf diese Weise seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht ihr fast nur durch ein Wunder den räuberischen Händen entgangenes Erbgut verschwenden und davon jährlich einige Morgen Landes zur Abrundung der Englischen Parke verkaufen; junge Männer, die, gleich ihren Vätern, sich an das Englische Supremat gewöhnen und in der Unmäßigkeit alternz beraubte Nachäffer des Ausländischen, die die Armen anbellen, weil sie nichts zu leben haben und auch nicht die jämmerliche Zähigkeit besitzen, sich ihren Unterhalt auf so schmarotzerische Weise zu erwerben, sondern nach wie vor barfuß einhergehen und sich von den Kartoffeln nähren, die man ihnen zuwirft!

Plötzlich erhob sich ein Streit, die Tische wurden umgestürzt, die Streitenden fielen zugleich mit ihnen in einem wirren Haufen zu Boden und gaben sich gegenseitig einige Faustschläge, deren Kraft jedoch glücklicherweise die Trunkenheit theils schwächte, theils weniger fühlbar machte; eine wahre Irländische Prügelei nach einem Saufgelage! — Wir hatten Beide genug gesehen.

„Was sagen Sie nun, mein werther Freund, ist es der gemeine Mann, der hier zu Lande am meisten trinkt?" — Dies waren die ersten Worte meines Begleiters, lange Zeit nachdem wir aus dem Hause getreten und nachdenkend über diese Scenen der Trunkenheit neben einander hergegangen waren; und er hatte wahrgesprochen! Es ist nicht das Volk, das hier am meisten trinkt.

Ich war in Dublin während der Wahlen und kam nach Limerick den vorletzten Tag, ehe die dortigen stattfanden. In letzterer Stadt zeigt sich die Aufregung weit gewaltiger, als in Dublin, da sich mit den politischen Leidenschaften dort auch noch die volle Heftigkeit der religiösen vereint. Ich habe also zwei sehr verschiedene Bevölkerungen in jenem wichtigen Augenblick gesehen, und es gab an beiden Orten Momente, wo das Volk seine eigene Sache für verloren halten konnte, und da wahrlich hatte es hinreichenden Grund, in der Trunkenheit Trost oder blinden und verzweifelten Muth zu suchen. Zum Ruhm Irlands jedoch sey es gesagt, ich habe in diesen beiden großen Städten weder bei Tag noch bei Nacht auch nur einen Betrunkenen aus den niederen Klassen gefunden .... die Trunkenheit war höher hinaufgestiegen.

Sehr viele Wähler in Limerick hatten das Versprechen treu gehalten, das sie in den ersten Tagen des Polls dem Mister Guineß, dem berühmten stout-porter-Fabrikanten, auf den Hustings gegeben. Mister Guineß, der sich Esquire nennt, hatte seinen in der Stadt sehr großen Einfluß auf das thätigste zu Gunsten der beiden durchgefallenen Tory-Kandidaten West und Hamilton verwandt. Da er jedoch wahrnahm, daß sein Kredit (der Kredit eines Mannes, der in einem einzigen Tage das ganze vereinigte Königreich berauschen kann) nicht den erwarteten Erfolg hatte, da er die Anklage seiner Freunde fürchtete, als habe er statt Geld nur Porter und statt Halbdier nur halbe Versprechungen ausgetheilt; da er ferner seinen ziemlich improvisirten Torysmus unter dem Mantel einer inneren Ueberzeugung, die alle Parteien respektiren müssen, verbergen wollte, und endlich durch den Gedanken noch mehr angetrieben, daß ein von ihm gethaner öffentlicher Schritt einige noch furchtsam Schwankende zu einem festen Entschluß bringen würde, wandte sich Mister Guineß, ehe er seine Stimme abgab, gegen die Menge und sprach: „Ich kümmere mich gewöhnlich nicht sehr um die Wahlen; der Augenblick jedoch ist gekommen, wo Jeder seine Pflicht erfüllen, seine Meinung öffentlich darlegen und laut erklären muß, ob er für die Aufrechthaltung oder den Umsturz der Constitution ist."

Dieser gute Mister Guineß wurde von den O'Connelliten, d. h. den Armen (und sie waren in Masse auf den Hustings), mit Grunzen und Gebrüll empfangen und entlassen, und zugleich ertönte das Geschrei: „We'll drink no more of your porter Mr. Guiness." (Wir werden euren Porter nicht mehr trinken, Mister Guineß).

Mister Guineß konnte damals wohl über diese Drohung lachen, da sein Gebräu nicht in die Kehlen des gemeinen Volkes strömt, das nicht oft an eine Flasche Porter den Shilling, den sie kostet, setzen kann. Ich wette jedoch, Mister Guineß hat jetzt aufgehört zu lachen, denn er ist inne geworden, daß das Volk, wenn es nur will, gleichwie die Weiber, jederzeit eine Rache zu finden versteht.

Wohl wissend, daß ihre Mäßigkeit allein für Guineß kein großer Verlust ist, haben die Armen Irlands dem ganzen Land und dem Rest des vereinigten Königreichs Mäßigkeit auferlegt. Man trinkt nur noch den in den Kellern vorräthigen stout-porter, denn die neuen Sendungen gelangen nicht mehr an ihre Bestimmung. Ich habe es auf vielen Landstraßen und besonders auf denen, die nach den Meerbusen führen, mit angesehen, wie das Volk sich der mit dem weltberühmten Zeichen des Hauses Guineß versehenen Fässer und Tonnen bemächtigte und ihnen den Boden einstieß, und zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, das Volk hält Wort; es trinkt auch nicht einen Tropfen des stout-porter, der auf diese Weise in seine Gewalt fällt, sondern läßt mit seltener Gewissenhaftigkeit die schäumenden Wellen desselben in die Wege und Torfmoore hinströmen.

Das heißt nun zwar allerdings das schon an und für sich problematische Recht, andere Menschen am Trinken zu hindern, zu weit treiben; das heißt allerdings die Gewissens- und Wahlfreiheit sehr schief verstehen; aber das ist nun einmal so an der Tagesordnung in Irland.

C. Feuillide.

Mannigfaltiges.

— Historische Monographie. Als eine solche stellt Herr Granier de Cassagnac seine so eben erschienene „Geschichte der Handwerker und Bürger-Klassen" dar.*) Er protestirt im Voraus gegen jede Rangirung seines Werkes in eine gewisse Klasse politischer Parteischriften. „Es ist dies", so beginnt er seine Vorrede, „kein politisches, sondern ein historisches Buch. Ich schlage keine neue Staats-Theorie vor; ich greife keine an und vertheidige auch keine. Ich erzähle bloß Thatsachen und erörtere sie." Der Verfasser bekennt sich zur Schule Guizot's, die, seiner Darstellung zufolge, keine Politik aus der Geschichte anerkennt und nur auf den Grundlagen der letzteren die erstere auferbaut. Guizot selbst habe durch einige historische Monographieen, namentlich über Fragen der Römischen Geschichte und des Mittelalters, den Weg gebahnt, den bald alle Französische Historiker betreten müßten, wenn sie ihrer Wissenschaft eine positive Grundlage geben wollten. Erst durch die genaueste Bearbeitung aller einzelner Theile könne man auch eine richtige Darstellung des Ganzen erhalten. Die Geschichte des Bürger- und Handwerkerthums sey ein solcher Theil, und er habe jahrelange Studien darauf verwendet, um zu seinem heutigen Werke zu gelangen, das er keineswegs jedoch als einen Schlußstein, sondern eben nur als einen Beitrag zu der Grundlage eines künftigen historischen Gebäudes dem Publikum übergebe. „Was bisher den großen Geschichtsschreibern geleistet worden, sey allerdings des Ruhmes werth, den ihm Nach- oder Mitwelt zu Theil werden lasse; aber allgemeine Geschichte sey es noch nicht, weil in einer solchen nichts, gar nichts fehlen dürfe, was die Menschheit gefördert und auf ihren heutigen Standpunkt gebracht habe. Das Lückenhafte sey in dieser Hinsicht so bedeutend, so überwältigend, daß auch für die nächste Zukunft noch keine Aussicht vorhanden sey, eine allgemeine Geschichte der Welt zu besitzen. Vorher müßten noch zahlreiche, kaum zu übersehende Monographieen erst geliefert werden: z. B. eine „Geschichte der Familie", d. h. eine Geschichte aller Veränderungen, die in den Verhältnissen zwischen Mann und Frau, Vater und Sohn, Aeltern und Kindern, Hausherrn und Dienstleuten, in moralischer wie in rechtlicher Beziehung vorgegangen seyen; ferner eine Geschichte aller Religionen; eine Geschichte des Rechts in allen Theilen der Erde; eine Geschichte aller Sprachen und Literaturen; eine Geschichte der Sitten und Gewohnheiten, der Moden und Trachten, der Wohnungen und Hausgeräthe u. s. w. „Hierzu einen Beitrag", so schließt Herr Granier de Cassagnac seine Einleitung, „und nichts weiter habe ich durch meine Geschichte der Handwerker und Bürgerklassen liefern wollen."

— Italiänische Weltgeschichte. Herr Cesare Cantu ist anderer Meinung als der eben bei unseren Lesern introduzirte Herr Granier de Cassagnac. Herr Cantu, der sich besonders viel mit Deutscher Wissenschaft und Literatur beschäftigt hat, kündigt jetzt eine allgemeine Weltgeschichte an, die vom 1. Januar 1838 an lieferungsweise erscheinen und das umfassendste Werk dieser Art in Italiänischer Sprache werden soll. Er hat sich dazu mit dem Buchhändler Pomba in Turin verbunden, der Cantu's „Storia universale", auch mit dem Nebentitel „Historische Encyclopädie" (Enciclopedia storica) herausgeben wird, weil die letztere in einzelnen Abtheilungen auch die besonders gedruckten Anmerkungen und Citate, archäologische, chronologische und biographische Abhandlungen enthalten soll. Der Verfasser hat seine allgemeine Geschichte in achtzehn synchronistische Epochen abgetheilt, von denen jede einen Band umfassen wird. Jährlich sollen zwei Bände erscheinen, die, wie Herr Cantu versichert, nicht nach fremden Darstellungen, sondern nach eigener Forschung und sämmtlich von demselben einheitlichen Gedanken beseelt, abgefaßt seyn werden.

*) Histoire des classes ouvrieres et des classes bourgeoises. — Ein Band von 600 Seiten. Paris, bei A. Desrez.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Mittwoch den 27. Dezember 1837.

Frankreich.

Der Sonntag in Paris.

Kein Tag hat mir in Paris von jeher eine so unüberwindliche Abneigung gegen sich eingeflößt, als der Sonntag, aber nicht etwa der christliche Sonntag, der Tag der Ruhe, des Gebets und des Gottesdienstes, sondern der bürgerliche, feiertäglich gekleidete, mit einem Wort, der sonntägliche Sonntag. Als ich noch auf dem Gymnasium war, erschreckte mir, wenn ich zu Hause blieb, kein Tag mehr Unruhe in den einen, mehr Unbehaglichkeit in der Stimmung, als eben dieser Tag. Nicht die Sonntagsträgheit verwünschte ich, sondern die Leere dieser Trägheit. Wenn der Pedell mit geheimnißvollem Lächeln seinen abgetragenen schwarzen Rock bürstete und sich wohlgefällig vor einem Stück Spiegel, das ich ihm mit mürrischer Miene geliehen, das Halstuch knüpfte, kochte mir unsäglicher Neid im Herzen; denn dieser Mensch war am Sonntage glücklich, mir aber wurde er immer mehr verhaßt. Als Student traf ich den Sonntag in der Gestalt eines Polizei-Commissairs auf den Tanzböden oder in der eines verdorbenen Eierkuchens in den Tabagieen an, und zuweilen sah ich ihn auch im Odéon hinter einer klassischen Tragödie Andrieux's lauern. Wie soll ich also nicht dem Sonntag von Herzen gram seyn!

Um ihm nun zu entgehen, hatte ich den Faubourg St. Germain, den Sitz der Künste und Wissenschaften, dann das Viertel St. Dénis, hierauf die Straßen um das Palais-Royal und endlich die Gegend des Luxembourg, der durch seine Sonntage am unerträglichsten ist, nach einander verlassen; aber alles Bemühen! vergeblich waren alle diese Wohnungsveränderungen; jenseits der Chinesischen Bäder fand ich den Sonntag mit seinem ganzen Gefolge wieder, und um so mehr dünkte dieser mir lächerlich, da er sich auf der Chaussée d'Antin im hohen Grade prächtig, elegant, müßig und neugierig zeigt. Dort drüben auf der anderen Seite sieht der Sonntag allerdings etwas steif aus, jedoch studirt er fleißig und versteht mehr Griechisch, als irgend Jemand in Frankreich; hier aber weiß er nichts davon und hat eine Eisenbahn!

In Paris erkennt man den Sonntag an der Miene derer, die ihn genießen, und derer, die an demselben laboriren. Am Sonntag nimmt die Stadt eine ungewöhnliche und höchst eigenthümliche Physiognomie an, von der gewiß die Moralisten eines Tages reden werden, und wolle der Himmel, daß dieser Tag kein Sonntag sey. Des Sonntags kennt Paris keine Thätigkeit, keine Freude, keinen Geist, keine Poesie, keine Kunst, keine Beredsamkeit, keine Liebe! Der Geist geht spazieren, das Genie fährt auf dem Wasser, und die Schönheit brüstet sich. Den Maler, dessen Atelier während der Woche der Sammelplatz der Kunstfreunde, des Fleißes und der interessantesten Plaudereien ist, sieht man am Sonntag mit einer Frau unter dem Arm und die Taschen voll mit Kindern vor der Thür irgend eines Theaters harren, und der Komponist, dessen Oper am letzten Freitag das Publikum bezaubert und hingerissen, streift des Sonntags in der Nationalgardisten-Uniform umher und geht in die Bataillenschule, um dort zu spielen. Es giebt Freunde, denen man nur Sonntags begegnet, vergessene Geliebten, die man nur Sonntags liebt, und sogar Bücher, die man nur Sonntags liest; selbst die Theater haben ihre Sonntags-Vorstellungen, wie man Sonntags-Soireen, Sonntags-Dejeuners und einen Sonntagsrock hat.

Am Sonntag schlägt man zum Rappell, am Sonntag werden die Paraden abgehalten, am Sonntag bringt man die Rechnungen, am Sonntag wird die bürgerliche Hausfrau zur Kokette, am Sonntag verlangen die Kinder Bonbons, und am Sonntag sieht man den Hausfreund bei sich zum Mittagbrod. Macht Jemand am Sonntag eine Landpartie, so verdirbt ihm ein Regenguß seinen Sonntagsbut, oder ein widerspänstiger Esel bricht ihm den Hals oder rennt ihm die Frau um und versetzt sie in einen schwer zu beschreibenden Zustand. Geht man ins Museum, so kommt man um sein Schnupftuch; geht man nach der Eisenbahn, so verliert man seinen Stock; besucht man das Tivoli, so erweckt der Wahrsager eifersüchtigen Verdacht oder der Walzer Gewissensbisse; geht man zu Musard, so hat man unversehens ein Duell auf dem Halse, und fährt man auf dem Wasser, so ertrinkt man sicherlich; ja man wird die ganze Woche hindurch geboren, stirbt aber nur am Sonntag. Aerger, Verdruß und Kosten regnen auf den Sonntag wie auf einen verwünschten Tag herab, und sogar Talleyrand lächelt nie am Sonntag.

Und vollends die Liebe! Diese ist ein abgesagter Feind des Sonntags. An den Wochentagen ist das schöne Geschlecht stets um drei Uhr zu sprechen; um drei Uhr werden die Tribunale, die Kammern, die Ministerien und die Börse eröffnet; der Advokat plaidirt, der Banquier diskontirt, der Deputirte votirt und der Minister signirt um drei Uhr; die jungen Damen haben um diese Zeit ihre Vormittags-Lectionen beendet und die jungen Wittwen ihre Kinder in die Tuilerieen geschickt; alles Leben, alle Bewegung befindet sich außerhalb der Häuser, und alle Gefühle, alle Schwärmereien flüchten in das Innere derselben. Die kleinen Salons, in denen die Modedamen die neuen Romane lesen und die Besuche empfangen, bilden gleichsam Oasen, welche die Arbeit der Wochentage respektirt und langweilige Menschen nie beunruhigen; denn die erstere beschäftigt bereits anderwärts im Uebermaß und die letzteren sind selbst zu sehr beschäftigt.

Am Sonntag aber ist die legislative Rednerbühne stumm; die streitenden Advokaten reichen sich die Hände, die Dukaten feiern, der Fonds-Spekulant schneidet sich die Nägel ab, und die Ministerial-Beamten rasiren sich. Es giebt keine Liebe mehr! Die Frauen sehen sich in der Wirthschaft um, revidiren die Wäsche und haben bald an ihren Männern und bald an der übrigen Familie etwas zu tadeln; alle Stunden dieses Tages sind voller Geräusch, keine einzige genießt der Einsamkeit. Die Frauen haben ihre Sonntagslaunen, und die Männer haben sie auch.

An den Wochentagen giebt es nichts Liebenswürdigeres, nichts Malerischeres, nichts Französischeres als das ganze Wesen der Pariserinnen in ihren Comptoire. In ihrer Weise, sich zu kleiden, zu sprechen, zu gehen, ja selbst zu schweigen, wenn sie einmal schweigen, herrscht eine vollkommene Harmonie. Fast in allen Waarenlagern findet man hübsche Verkäuferinnen, und Schürze, Kopfputz, Lächeln, Sprache, Benehmen, Eleganz, alles dies zeigt da seine Nationalität im vortheilhaftesten Licht. Wenn sie ihre Waaren rühmen, so sind sie voll feiner Höflichkeit und geistreicher Antworten, ja sogar die Stellung, in der sie beim Auerruhen irgend einen Roman lesen, verräth ihren Geist; selbst über Politik sprechen sie, streiten um die Zeitungen und berechnen das Steigen und Fallen der Rente. Auf ihre Arbeit niedergebückt, durch die Strahlen der hellen Gaslampen verschönert und durch die Fenster angegafft, stehen sie des Abends unbeweglich da wie die Statuen in den alten Thermen; die weißen Finger fliegen über die Stickerei hin, und sie hören die Galanterieen an, ohne darauf zu antworten. Das Gold, der Marmor, der Stahl und die Teppiche, mit denen man jetzt die Waarenlager so reich verziert sieht, verleihen diesen ein orientalisches Ansehen, und an den Wochentagen glaubt man, in den Straßen Japans umherzuwandeln, die ihrer ganzen Länge nach zu beiden Seiten mit Pareus besetzt seyn sollen.

Am Sonntag aber sind die Läden geschlossen und die Grisetten werden auf 24 Stunden zu vornehmen Damen. Statt der kokettirenden, farbenreichen, transparenten Waarenlager sieht man in den Straßen von Paris rechts und links zwei Reihen schmutziger Bretter, die einen düsteren, einförmigen Anblick gewähren, von den Straßenbuben mit Kreide vollgeschmiert werden und mit eisernen Stangen versehen sind, als wären sämmtliche Häuser von oben bis unten nur ein einziger Geldkasten; statt der schallhaften Verkäuferinnen mit der pfiffigen Schürze und Haube begegnet man improvisirten Damen, die in den Omnibus und Fiakern mit steifem und gezwungenem Aussehen ihre prächtigen Hüte und blendenden Roben ins Theater oder zu den Restaurateurs fahren oder im Wallstaat bei Lesage Pasteten oder auf den Meudoner Wiesen Melonen verspeisen.

Mein Schuhmacher, Herr B., ist ein großer Künstler, Freimaurer, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften und endlich ein Mann, der mit dem Talent, Stiefeln zu machen, noch das überschwängliche Verdienst verbindet, daß er nie seine Rechnung bringt; endlich besitzt er sogar auch gesunden Menschenverstand, denn er hat ein Vermögen von 300,000 Francs. Die Woche über ist dieser große Künstler in die bequeme, herkömmliche Tracht seines Standes gekleidet, er bewegt seinen Kopf leicht und ungezwungen, da er keine Kravatte trägt, und um den Mund spielt ihm ein freundliches Lächeln, dem man die Natürlichkeit ansieht. Mit seiner grünen Sergeschürze, seinen Ueberzug-Aermeln und seiner Hausmütze hat der Mann ein eigenthümliches Aussehen, eine gewisse Originalität; mit einem Wort, er ist Schuhmacher. Des Sonntags aber hält er sich seines Vergnügens wegen für verpflichtet, seinen schwarzen Frack in den Tuilerieen spazieren zu führen; wenn er grüßt, so vergeht eine Viertelstunde, ehe er seinen Hut, der ihm stets zu klein ist, wieder zurechtsetzt, und zu lachen wagt er vollends gar nicht; denn seine Gesichtsmuskeln, die zwischen dem Schraubstock seines steifen Halskragens stecken und noch vom Rasiren bluten, würden bei dem geringsten Verziehen schmerzliche Zuckungen empfinden. Ich habe ihn im Theater des Palais-Royal, auf den Paraden in den Champs-Elysées und beim Puppenspiel im Tivoli mit verzweifelter Anstrengung seine

ernsthafte Miene behaupten sehen, und der große Künstler, der vor Lachlust hätte sterben mögen, wagte dennoch nicht zu lachen.

Die Kleinstädter in Paris sind des Sonntags an ihrem befangenen Benehmen und ihrer unersättlichen Neugier zu erkennen. Man begegnet ganzen Familien, die an den Küchenfenstern des Café de Paris stehen und in vollen Zügen die Düfte einsaugen, welche die Straße Taitbout durchziehen; der Vater deutet nach und kratzt sich die Nase, die Mutter sieht den Küchenjungen zu, und das kleine Töchterchen meint vor Appetit. Im Theater fragt uns eine Dame angelegentlich nach der Lage des Ministers; so wie denn überhaupt die Kleinstädter nach Paris kommen, um die Diamanten der Mlle. Mars, die einen großen Ruf genießen, in Augenschein zu nehmen, und da sie selbst des Sonntags sich viel besser kleiden als in der Woche, so laufen sie an dem Tage, an dem sie vermuthen, daß Mlle. Mars ihre Diamanten anlegt, ins Théâtre français. Den Sonntag wählen die Provinzialisten ferner vorzugsweise, um auszureiten, den botanischen Garten zu besuchen, ihre Söhne in die Pensions-Anstalten zu bringen und Rasirmesser zu kaufen; sie überreiten die Leute auf den Boulevards, necken auf unverschämte Weise den Löwen in der Menagerie, fahren nach der Pensions-Anstalt in einem Fiaker, auf dessen Decke die Schlafs-Matratzen des neuangekommenen Zöglings gepackt sind, und unter dem Vorwand, sich zu raufen, schneiden sie sich zuweilen den Hals ab.

Nichts ist aber in Paris interessanter, als ein Lese-Kabinet am Sonntag. Man sieht daselbst Leute, die alle Sonntag Romane lesen; an der Stelle, wo die Heldin verfolgt wird, brechen sie das Blatt um, und den folgenden Sonntag finden sie dieselbe, so wie der Band sich zu Ende neigt, auf dem Gipfel des irdischen Glückes und als Mutter mehrerer Kinder wieder. In der Zwischenzeit haben die Leser Bankerott gemacht, Beine amputirt, das Vaterland vertheidigt, Mädchen verführt, geweint, Reisen unternommen, ja sogar begraben und wer weiß, was noch Alles gethan! jedoch den Roman vergessen sie nicht, und wenn auch ihre Privat-Angelegenheiten gelitten haben, so thut dies doch ihrer Sonntags-Lektüre keinen Abbruch. Es giebt auch Leute, die des Sonntags in den literarischen Salons für die ganze Woche politisiren; denn an den Wochentagen denken sie an nichts, als an die Spanische Anleihe, die Rente, die vier Kanäle und noch an tausend andere Dinge; des Sonntags aber gehören sie ihrem Vaterlande an, und die Einen erobern Konstantine acht Tage zu früh, die Anderen acht Tage, nachdem bereits das Thema erschöpft ist.

Ehemals hatte der Pariser Sonntag einen religiösen Anstrich; die polizeilichen Vorschriften handelten dem Geist der Regierung gemäß, indem sie streng über die Feierlichkeit des wöchentlichen Festes wachten; die Glocken wurden geläutet, die Kirchen waren gefüllt, die Kaufläden geschlossen, und man wußte, wenn man war. Heutzutage hingegen ist der Sonntag in Paris kein kirchliches Fest, sondern eine Lücke, eine Unterbrechung, eine Leere in der Woche; die Einen arbeiten, die Anderen nicht, eine Straße sieht aus wie eine Wüste, die andere wie ein Bazar, und es giebt Professionen, die den Sonntag, und wieder andere, die den Montag feiern; mit einem Wort, jetzt weiß man nicht, woran man ist.

Wenn die Verwirrung nur noch etwas zunimmt und Jeder einen besonderen Tag zum Feiertag macht, so wird bald die Woche in Paris aus sieben unkirchlichen Sonntagen bestehen, und es ist doch wahrlich schon genug an einem. (Le Siècle.)

Bibliographie.

L'exilé. — Une rose au désert. — Erzählungen von der Herzogin von Abrantès. 2 Bde. 15 Fr.

L'anémone. Annales romantiques. — 9 Fr.

Sténia. — Roman von E. Bertin. 2 Bde. 15 Fr.

Une année en Espagne. — Von Ch. Didier. 2 Bde. 15 Fr.

Un serment. — Von C. Mame. 2 Bde.

Sagas et Legendes des bords du Rhin. — 10 Fr.

Essai sur l'histoire de Marguerite d'Autriche. — Von P. F. Tuffinet.

Les larmes du poète. — Gedicht in sechs Gesängen von R. de St. Hilaire. 5 Fr.

Türkei.

Frauen und Männer im Orient.

(Schluß.)

Wenn die Türken zu Tisch gehen, so wird in dem Speisezimmer, wo die Familie sich versammelt, ein hölzernes Gerüst, gegen 18 Zoll hoch, aufgerichtet; auf dieses Gerüst setzt man eine große Mulde, die nach den Umständen der Familie von Silber, von Holz oder plattirt ist, und hierein kömmt eine geräumige große Schüssel mit Suppe. Um die Schüssel herum stehen sieben Porzellan-Schalen mit zerschnittenem Käse, Sardellen, Kaviar, Zuckerwerk und Eingemachtes aller Art, Becher mit rosenduftendem Sorbet und warmes ungesäuertes Brod. Die Betheiligten setzen sich auf Polstern um die Mulde herum, Jeder mit einer kleinen Serviette auf dem Schoß, und nachdem die vorgeschriebenen Waschungen vollzogen sind, beginnt das Werk.

Auf die Suppe folgt geschmortes Hammelfleisch, Geflügel, Wild und Gerichte verschiedener Art, Alles vom Koch in lauter kleine Portionen zerschnitten, die die Gäste ohne Unterschied mit Löffel oder Finger aus einer Schüssel herausfischen. Dem Fremden zu Ehren wird aus der Masse eine Keule oder ein Flügel herausgelesen, womit man ihn aufwartet: eine Ehre, die der Europäer beim ersten Besuch seinem Türkischen Wirth gern erspart, wäre nicht die ganze Weise, in der die Ceremonie vor sich geht, so delikat, daß sie keinen Kerb zuläßt. Noch stehen eine Menge kleiner Teller da von verschiedenem Inhalt: Fische, Pasteten, Sahne, mitunter auch noch Gänsebraten, Mais, Pfauenfleisch, Vogelschalen und zuletzt wieder Konfekt, ohne Rücksicht auf die gastronomischen Programme, die von den Englischen und Französischen Meistern der göttlichen Kunst empfohlen werden.

Nach dem Mahle werden Pfeifen und Kaffee aufgetragen; sodann erscheint der Massalji oder Mährchenerzähler, dessen Amt es ist, die Stunden eines langen Abends zu verkürzen. Diese Mährchenerzähler sind Männer von bedeutendem Talent, die oft Erzählungen extemporiren, wie man sie am Molo von Neapel hören kann. Meist beschränken sie sich auf die traditionairen Geschichten von Geistern und den alten Feenzeiten der „Tausend und eine Nacht". Einige glänzen in komischen Erzählungen, die mitunter eine dramatische Form annehmen, während die höhere Klasse dieser herumziehenden Barden nur die Dichtungen von Hafiz und Ferdusi und den anderen bekannten Dichtern aus der Persischen Literatur wiedergiebt. Ihr Anerkennung ist sehr edel und gemischt, und um den größtmöglichen Gewinn aus ihrem Beruf zu ziehen, theilen sie ihre Mährchen in Abschnitte und brechen immer da ab, wo die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf den höchsten Punkt gespannt ist. Dann lassen sie sich durch keine Bitten zurückhalten: sie springen auf und laufen aus dem Hause, so schnell sie können. Will man etwa schon früher mit ihnen abmachen, daß sie die Geschichte gleich zu Ende führen, so weichen sie mit der Entschuldigung aus, daß sie anderweitig verlangt sind: nur die Vermehrung ihres Geschenks bringt einen Vergleich zu Stande, der alle Parteien befriedigt.

Während der Erzähler sein Mährchen fortspinnt, sitzt die ganze Familie auf Kissen um ihn herum und horcht mit einer Aufmerksamkeit, wie sie unsere Kinder bei Geistergeschichten zeigen: dabei wird von allen Seiten geraucht, von Vater und Sohn, Mutter und Tochter, und zwar so anhaltend, daß eine dicke Rauchwolke das Ganze einhüllt, hinter welcher ihre Züge mit Mühe zu erkennen sind.

Dieser allgemeine Gebrauch des Tschibuk herrscht eben so sehr im öffentlichen, wie im Privatleben des Orients; wenn ich sage: öffentliches Leben, so denke ich an nichts Politisches: ich verstehe darunter hier den Gegensatz zu der Verborgenheit des Harem, also die Straßen, die Kaffeehäuser, all die öffentlichen Orte, wo der müßige Türke, wenn er nicht im Harem ist, den ganzen Tag zudringt. Diese Kaffeehäuser sind stets offen, Jedermann kann hineinsehen, selbst da, wo kein Balkon ist. Die Balkone jedoch, die sehr weit und geräumig sind, werden weit vorgezogen. Da sitzen sie, die Langerer der Stadt — und Langerer sind dort Alle, die so viel haben, daß sie nichts zu thun brauchen — und rauchen und schlürfen den lieben langen Tag. Auf dem Balkon nimmt auch der fremde Reisende sein Mahl, was für einen Franken höchst peinlich ist, bis er sich daran gewöhnt hat. Er muß sich gefallen lassen, von allen Seiten begafft und begafft zu werden, von jenen Müßiggängern, die sich sonst um einander nicht viel bekümmern, wie von den kleinen Buben der Nachbarschaft: sie treten haufenweise um ihn herum und beobachten jeden Bissen in dem Verlauf des Kauaktes mit einer Zudringlichkeit oder Gier, die den unerfahrenen Fremden höchlich erbittern muß.

Ich habe es oft bedauert, daß ich mir das Rauchen nicht angewöhnt: überall machte ich hierin eine Ausnahme, in Spanien, in Deutschland und in der Türkei. Bei den Türken besonders hält man einen Nichtraucher für einen halben Barbaren oder vielmehr für ein unbegreifliches Wesen. Nicht rauchen? wie ist das möglich? wie kann man leben, wie kann man essen? Das eine Bedürfniß scheint dem Türken eben so nothwendig für die animalische Existenz, wie das andere. Uebrigens ist die Allgemeinheit der Sitte in diesem Lande kein Wunder. Der dortige Tabak ist ein wahrer Wohlgeruch, ein Weihrauch, der einen praktischen Nutzen hat, indem er die Luft reinigt von den pestilenzialischen Dünsten des Südens.

Noch will ich von einer anderen Eigenthümlichkeit des orientalischen oder wenigstens des Türkischen Charakters erzählen, die ich nie genug bewundern konnte. Der wahre Osmane, er mag beschäftigt seyn, wie er will, er mag rauchen, Kaffee trinken, essen, schlafen, zu Wasser fahren, gehen, reiten, schreiben, lesen, fischen oder einen Handel abschließen, so wie der Moment da ist, wo er vom Minaret den Ruf des Muezzin zum Gebet hört oder aus dem Sonnenstand die Nähe dieser Zeit abmerkt, nimmt er ohne Weiteres seinen Teppich herab, breitet ihn auf den Boden aus, wirft sich darauf nieder und versinkt ganz in die Andacht seiner täglichen Gebete. Die Umstehenden kümmern ihn nicht: mag er von Freunden oder Fremden umgeben seyn, mag er sich im Dampfboot oder auf der Straße befinden, im Harem oder auf dem Bazar, in der Stadt oder auf dem Lande, im Wirthszimmer oder im Walde, nie wird er verfehlen, zur vorgeschriebenen Zeit dem Schöpfer sein Dankopfer zu bringen.

Beten ist in der Türkei wirklich das, was es überall seyn sollte: ein wesentlicher Theil der Lebensgeschäfte. In christlichen Ländern würde man Jeden auslachen, der vom Diner oder Kartenspiel aufstehen wollte, um in einem Zimmerwinkel sein Gebet herzusagen, und selbst unter den Nationen, die sich mit ihren Traktaten- und Bibelgesellschaften, ihren Hospitälern und Armenhäusern rühmen, war ich nie so glücklich, eine Spur von der inneren tiefen Wirkung zu finden, die der Akt des Gebets auf ein mohammedanisches Gemüth ausübt.

Ich reiste einmal mehrere hundert Meilen mit einem ältlichen Muselmann zusammen, dessen Pünktlichkeit in dieser Hinsicht mir besonders auffiel. Mit Sonnenaufgang war er auf den Beinen, und so wie die Feuerkugel am Horizont hervortrat, lag sein Teppich auf dem Boden ausgebreitet; indem er sein Gesicht nach Osten wandte, strich er sich den Bart zwei bis drei Male; sodann fiel er auf beide Knie, faltete die Hände und bewegte die Lippen rasch im leisen Gebet. Nachdem er sich dreimal mit der Stirn auf die Erde geworfen, stand er auf, legte die Arme über die Brust und setzte das Gebet fort, in die enge

knieende Stellung zurückkehrend und den Körper vor und rückwärts neigend. Diese Ceremonien wiederholte er dreimal und schloß damit, daß er die offenen Hände zum Himmel emporstreckte. Nachdem er endlich zum letzten Mal aufgestanden, strich er sich noch einmal den Bart mit dem deutlichen Ausdruck innerer Zufriedenheit, und von dem Moment ab war sein ganzes Wesen verändert, er ward ganz der heitere, artige Reisegefährte und zeigte sich bereit, mir alle mögliche Dienste zu leisten.

Als ich zum ersten Male durch das nordwestliche Thor von Konstantinopel passirte, bekam ich von einem Türken ein kleines Zeichen von Wohlwollen, das ich anfangs nicht recht verstand. Er kam gerade vom Begräbnißplatz und hatte in der Hand eine wälsche Nuß, deren Schale er eben aufgebrochen hatte. Indem er einen Theil des Kerns herausnahm, kam er mir entgegen und bat mich mit freundlich lächelndem Blick, dies anzunehmen. Ich nahm es und dankte ihm mit derselben Vertraulichkeit, als hätte ich ihn schon vierzig Jahre gekannt. Ich aß die Nuß auf der Stelle, trotz meiner Furcht vor der Pest, die, wie ich beim Weiterreiten sah, die Cypressen-Haine rings herum mit Leichen anfüllte. Später erfuhr ich, was diese einfache Gabe an den neuangekommenen Fremden bedeute. Sie sollte mir das Zeichen des Willkommens in Konstantinopel geben und mich der Gastfreundschaft der Stadt versichern. Kein Fremder verläßt ein Türkisches Haus ohne ein ähnliches Andenken an die Güte seines Wirthes. Er muß eine Hand voll Nüsse, eine Traube, einen Sallat oder einen Kuchen mitnehmen, damit er nicht mit leerer Hand nach Hause gehe, denn dies wäre ein eben so böses Omen für den, der geben, als für den, der empfangen sollte. Dieser Sittenzug spricht mehr als Folianten für den Schatz von Herzensgüte, den das Volk dieses Landes in sich trägt.

M. J. Quin.

Ostindien.

Indische Landwirthschaft.

Mit Unrecht nur sehen Manche noch heutzutage Indien für ein Eldorado an. Hindostan ist in der Wirklichkeit ganz und gar nicht so beschaffen, wie die Erzählungen der Reisenden, noch mehr aber die pomphaften Geschichten des Orients es darstellen. Die Wogen seiner Ströme schaukeln nichts weniger als Goldkörner in ihrem Schooße; seine Blumen duften wahrhaftig nicht durch und durch lauteren Balsam; seine Fürsten und Priester alle bewohnen nimmer eitel Paläste, Moscheen und Minarete. Freilich sinken sich noch immer zahlreich Spuren des früheren Glanzes daselbst: die Höhlen-Gewölbe Ellora's und Elefanta's sind in Betracht ihrer Zierlichkeit und Regelmäßigkeit vollkommene Werke. Die Trümmer von Aureng-Zeb's Palaste in Aureng-Zabad, so wie Dulutabad's Feste, sagen uns noch deutlich genug, welcher Geist ehedem in Hindostan geherrscht. Auch gegenwärtig stellen Kalkutta, wo der Europäische Geschmack mit Allem, was Asiatische Größe irgend Wundererlesenes hat, sich verbindet — und Bombay, wo hundert Nationen zusammenströmen, einen Aufwand, eine Pracht zur Schau, wie man sie anderwärts gewiß vergeblich suchen dürfte. Aber verlaßt nur einmal diese Städte und dringt in das Innere des Landes ein: dort begegnen, anstatt jener prachtvollen Wunderwerke, Euren entzauberten Augen nur Elend und Lumpen, niedrige plattdachige und schmutzige Hütten ohne Fenster, worin zu wohnen kaum ein Lappe oder Eskimo verachten würde. Dergleichen Wohnungen bergen indeß $\frac{4}{5}$ der Hindostanischen Bevölkerung. Tretet nun doch einmal hinein! Freilich die Thür ist so niedrig, daß Ihr Euch wie ein Taschenmesser zusammenklappen müßt, um hindurchzukommen; ein Uebelkeit erregender Dunst erfüllt das Innere; am Herde stehen Gefäße aus gemeiner Erde, mit Salz, Zwiebeln, Pfeffer, Plunder und Gewürzen; in einem Winkel: ein großer Korb, mit dem Getraide-Vorrathe für den Haushalt; am Boden: Steine, um den täglichen Bedarf von jenem zu mahlen; zwischendurch: Kinder, mit hageren Gesichtern und halbnackt umherkriechend. Da habt Ihr den jetzigen Zustand der Wiege der Künste und der Betriebsamkeit, wie er wirklich ist. Heutiges Tages ist Indien, Dank den Erpressungen Englands, eine Pflanzschule von Bettlern und unglücklichen Hungerleidern.

Doch werfen wir einen Blick auf dies unermeßliche Ländergebiet, wie es von Osten nach Westen sich erstreckt, von Brahmaputra bis zum Indus, in einer Länge von ungefähr 1500 Meilen, bei einer mittleren Breite von 350 Meilen.

Die Präsidentschaft von Bengalen umfaßt 328,000 Engl. □Meilen, mit 37 Millionen Einwohnern — die Präsidentschaft von Madras, auf 154,000 □Meilen, 13 Millionen Bewohner — die von Bombay, bei 11,000 □M., $2\frac{1}{2}$ Mill. Menschen. Die seit 1815 im Dekan gemachten Eroberungen betragen 60,000 □M. mit 8 Mill. Seelen. Nimmt man zu den bisher aufgezählten 553,000 □Meilen und 83 Mill. Einwohnern nun noch die Bevölkerung der damit verbündeten und zinspflichtigen Staaten, die sich auf 40 Mill. Seelen beläuft, so erhält man die Gesammtzahl der Bevölkerung von 123 Millionen, wovon $\frac{1}{10}$ an die Bearbeitung des Bodens verwiesen sind, von denen der Reichste nicht mehr als 500 Pfd. Sterl. besitzt.

Der Indische Landbauer ist in der That durchaus elend daran. Die Scholle, die ihn geboren werden sah und an welcher er mit einer ganz unbegreiflich festen Anhänglichkeit klebt, gewährt ihm, vermöge seiner Unwissenheit und der Unterdrückung, welcher er ausgesetzt ist, nur eine schwache Entschädigung für seine Bemühungen und Sorgfalt. Und dennoch, wie maßlos stark ist die Liebe zu eben diesem Lande bei ihm! Während der letztverflossenen dreißig Jahre entstanden in einigen Theilen Indiens innere Zwistigkeiten, in Folge deren mehrere Dorfschaften verlassen wurden; die Bewohner derselben zerstreuten sich in alle Gegenden des weiten Reiches. Doch konnte die Entfernung weder das Andenken, noch die Bande der Zärtlichkeit, die sie an die alten Wohnungen fesselten, vernichten. Sie blieben mit einander in steter Verkehr, verheiratheten ihre Söhne mit den Töchtern ihrer entfernten Freunde und traten, als die Ruhe in der Heimath hergestellt und ihnen erlaubt worden war, zu den alten, ihnen so theuren Wohnsitzen zurückzukehren, zusammen und zogen, den Potail oder das Gemeinde-Haupt voran, wieder in ihre Dörfer ein. Jeder nahm wieder von seinem Hause und Felde Besitz, ohne daß der geringste Streit entstand. Und bald blieb auch nicht eine einzige Spur der Spaltungen, die ihnen so theuer zu stehen gekommen waren, übrig.

Die Ländereien bezahlen insgemein etwa den Werth von $\frac{1}{12}$ ihres Ertrages als Steuer in die Hände des Potail, der es dann der Regierung abliefert. Der Preis der Handarbeit ist in den meisten Provinzen sehr wandelbar; gewöhnlich jedoch besteht der tägliche Lohn des Tagarbeiters in einigen Unzen Gerste oder Mais und in etwa zwei Pice Geld. Ueberdies darf der Tagelöhner alle vier Tage einmal des Pfluges und der Ochsen seines Herrn sich bedienen, um den Winkel Erde, der ihm eigen gehört, zu bestellen. Zur Zeit der Aerndte hat er auf $\frac{1}{10}$ derselben Anrecht, und seine Familie übt in seinem Namen die Aehrenlese. Wenn er sich verheirathet, leistet sein Herr ihm Vorschub; dann arbeitet er täglich zehn Stunden und verfügt über den Rest seiner Zeit nach Gutdünken. Der Dienstmann auf den Indigo-Pflanzungen wird etwas besser bezahlt; sein Lohn beträgt, abgesehen von seiner Beköstigung, vier Pice täglich — der des Zimmermanns, so wie des Schmieds, zwei Annas.

Das Ackergeräth der Indier ist über alle Maßen mangelhaft. Schon die plumpe Verfertigung dieser Werkzeuge allein deutet auf den Grad des Verfalls dieser Völkerschaften. Sie haben zwei Pflüge: einen leichten und einen schweren. Jener, dessen Pflug-Messer aus hartem Holze gemacht ist, dringt nur etwa drei oder vier Zoll, dieser dagegen funfzehn Zoll tief in die Erde ein. Fünf Paar Büffel werden vorgelegt; auf einem Thiere des dritten Paares sitzt ein Kind, dessen eine Hand mit einem langen Lederriemen bewaffnet ist, um die Thiere anzutreiben. An der Spitze des ganzen Zuges sieht man einen alten Mann, mit jeder Hand einen Büffel beim Ohre haltend, rückwärts voranschreitend. Die Egge, so wie das sogenannte Kolpek, benutzen sie zum Jäten, das sie vornehmen, ehe die Pflanzen ihre höchste Höhe erreicht haben. Fast durch ganz Indien sind Räder-Fuhrwerke außer Gebrauche, aber nicht, weil die Natur des Bodens etwa deren leichte Anwendung nicht gestattete, sondern nur, weil bei dem Hindu die Gewohnheit eine zweite Natur ist, die selbst der sonnenklarsten Ueberzeugung widerstehet. So ladet man denn die Getraidesäcke auf den Rücken von Saumthieren, läßt die Strohbündel von Büffeln auf dem staubigen und schmutzigen Erdboden hinschleifen und schafft den Dünger auf den Köpfen der Tagelöhner hinaus auf die Felder. Dieser Dünger besteht übrigens aus der Streu des Viehes, die man sorgfältig aufliest, aus Holzasche, ausgefallenem Laube und aus zerfetzten Vegetabilien.

Merkwürdig ist, daß die Beschaffenheit des Erdreiches in dem ganzen unermeßlichen Gebiete fast überall dieselbe ist. Der Boden der Ganges-Ebene besteht aus einem reichen, fetten, schwarzen, durch Anschwemmung entstandenen Marschlande. Kies findet man daselbst eben so wenig, wie im Delta. Die anliegenden Provinzen, der Boden Malwahs, Pendschabs und eines Theiles des Dekan ist gleichfalls ein fettes Land. In Malabar besteht das Erdreich am Fuße der Gebirge aus einer dichten Lage von rothem Thone. Auch Quarz- und Strae-Bildungen findet man dort; in den östlichen Gebirgen dagegen Granit und in der westlichen Kette Basaltfelsen.

Die Ländereien sind durchgehends bebaut. An die Stelle der freien Natur-Erzeugnisse des Bodens sind Pflanzen, wie der Mensch sie bedarf, getreten. Dergleichen sind: der Zucker, der Reis, die Baumwolle, der Mohn und der Indigo. Im Monat Jesht, welcher der letzten Hälfte unseres Mai's und der ersten des Juni entspricht, fängt man an zu säen, und zwar: das Til (sesamum orientale), das Doreed (phaseolus max.), das Mutka (Mais), das niemals reift; das Natchenee (cynosurus coracanus) und die Hirse. Alle diese Pflanzen wachsen sehr rasch und werden vor dem Ende der Regenzeit geärndtet. Der Monat Ashar, der auf den Jesht folgt, bezeichnet die Haupt-Jahreszeit für die Aussaat des Reis, den die Indier in beträchtlicher Menge konsumiren — des Goaree von Guzerat (holcus sorghum), des Bajra (holcus spicatum), des Mut und des Moong (phaseolus aconitifolius), des Hoolthra und des Papota (dolichos bifloros), des Jabled, des Hanfs und des Umbaree (hibiscus cannabinus). Die anderen Aussaaten fallen in den Monat Asvin (der Indische Monat), d. h. in die letzte und erste Hälfte des September und Oktober. Dahin gehören: Das Kupes von Guzerat (gossypium herbaceum), der Taback und der Safflor (carthamus tinctorius), der besonders in Guzerat gebaut wird, wo er sehr schön purpurroth blüht. Der Ertrag ist bei ihm eben so verschieden, wie überhaupt bei allen hier angeführten Pflanzen! So enthält eine Aehre des Joaree (surgurum) zuweilen 4 bis 500 Körner, während man, unter anderen Umständen, deren bis zu 2000 zählt.

Vor allen ist der Mohnbau der Hauptzweig der Indischen Landwirthschaft; ihm widmet man den größten Theil der fruchtbaren Ländereien von Malwa, Ländereien, die, Dank ihrer Pflege, einem schönen Garten gleichen. Um sie zur Aufnahme des Saamens vorzubereiten, theilt man sie in kleine Hohlbeete von sechs bis neun Fuß ab, begießt diese und bedeckt sie mit pulverisirtem Dünger. Dann macht man daraus Vierecke von vier bis fünf Fuß, in welche man den Saamen bringt. Dies geschieht im Dezember. Zehn Tage später nimmt man reichliche Wässerungen vor und bringt die Pflanzen aus einander, so daß sie vier bis fünf Zoll von einander zu stehen kommen. Die Blüthen zeigen sich in den Monaten Februar, März und April: dann sind die Saamenkapseln so weit gereift, daß man ihnen das Opium extrahiren kann. Dies geschieht mittelst Einschnitten in die Pflanze, aus denen ein weißer Saft herabfließt, den man Abends sammelt und dann unter Einwirkung der Wärme bringt, damit die Wassertheilchen daraus verdunsten, worauf

das Opium in Gefäße gethan und darin mit ein wenig Oel versetzt wird, damit es nicht hart werde.

Obwohl der Anbau dieser Pflanze sehr wandelbar ist, zieht doch die Ost-Indische Compagnie, die das ausschließliche Monopol derselben sich angeeignet hat, jährlich einen beträchtlichen Ertrag davon. Das Einkommen hieraus hat sich in dem Zeitraume von zwanzig Jahren beinahe verviersacht: Im Jahre 1810 betrug es nur 180,000 Pfd. Sterl. im Jahre 1830 schon 2,000,000 Pfd.; allein nach China gingen im Jahre 1817 2,435 Kisten, 1830 aber 16,305.

Der Anbau des Zuckerrohrs ist durchaus mangelhaft. Wie die Eingeborenen selber, ist es aus der Art geschlagen. Sein Ertrag kann mit dem des Westindischen Zuckers keinen Vergleich aushalten. Und doch ist sein Anbau für eine große Ausdehnung geeignet. Die Ausfuhren betragen durchschnittlich 5 590,760 Pfund jährlich, könnten aber bis zur Höhe von 450 Millionen, des gegenwärtigen Verbrauchs in Europa, steigen. Und wenn man, anstatt den Indischen Zucker stärker als den aus Amerika zu besteuern, die Pflanzer vielmehr ermuthigte, so würde man ihn dort, vermöge des beispiellos niedrigen Arbeitslohnes, billiger, als irgendwo sonst, herstellen können.

Auch die Baumwolle ist ganz herabgekommen. Die verschiedenen Arten derselben, auf die der Pflanzer sich besonders verlegt, sind die Nebdeba, die Hawlee und die Zeitowa. Die Nebdeba, die schönste Gattung, aus der man früher die feinen Musseline von Dekan fertigte, wird zur Herbst-Tag und Nachtgleiche gesäet. Ausgeführt wird hiervon jetzt nur sehr wenig. Die Hawlee, die etwas minder geachtet wird, als die vorige, säet man im Mai, zugleich mit dem Mais; sie bedarf gar keiner Wässerung, und das Verhältniß ihres Ertrages zum Saatkorne ist das von 3:1. Die Zeitowa wird gleichfalls sehr geschätzt, obgleich sie von geringerer Güte als jene beiden Sorten ist. Ihr Ertrag verhält sich zur Aussaat wie 5:1. Im Allgemeinen liegt aber auch dieser Zweig des Feldbaues sehr im Argen; und die schmutzige gelbe Baumwolle von Körner wird auf den Europäischen Märkten wenig geschätzt. Doch könnte sie mittelst Reinigungs-Maschinen, wie die Amerikaner anwenden, die Konkurrenz mit der Baumwolle der anderen Länder gar leicht aushalten.

Aber nicht allein mit Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse ist Indien ein merkwürdiges Land; nirgend auch stehen dem Landbaue so viele Thiere zu Gebote, wie hier, obgleich auch diese größtentheils nur schlecht unterhalten werden und häufig umkommen. So zieht der Ackerbau z. B. von den Pferden gar keinen Nutzen, die inländischen Pferde sind klein, zuweilen nicht viel höher, als Wallenbeißer — schlecht gebaut und voll Fehler. Die Regierung macht ihre Reiterei nur mit Pferden aus den Gebirgen von Nerauk beritten, oder auch wohl mit Tataren-, oder Mahratten-Pferden, die sie auf den Märkten von Kabul einhandeln läßt. Auch die Büffel und Ochsen haben gleichermaßen von der allgemeinen Entartung gelitten, die auf dem Lande von Hindostan zu lasten scheint. Der Büffel findet sich in allen mittägigen Bezirken von Indien sehr häufig. Kein Thier ist sanfter, als er; keines leistet dem Landbaue größere Dienste. Hat er auch nicht die Thätigkeit des Ochsen, erträgt er auch die Hitze nicht so leicht wie dieser, so ist er dafür kräftiger und gelehriger. Der Büffel hört auf den Zuruf seines Herrn und läßt sich von einem Kinde leiten, das oft auf dessen Rücken schläft, während er wiederkäut. Bisweilen vertheidigt er es selbst gegen wilde Thiere, die es angreifen wollen. Die meisten Büffel sind aber, wie schon gesagt, entartet; indeß, Dank den Bemühungen der Regierung, die erkannt hat, wie wichtig es ist, jene nicht ganz ausarten zu lassen, die Bezirke von Burneab und Sarun liefern gegenwärtig Büffel von sehr schönem Schlage. Ferner besitzt Indien auch Zebra's von prächtiger Gattung. Diese feurigen Thiere voll reger Lebendigkeit könnten sehr gut zu verschiedenen Diensten verwendet werden. Die Kühe geben gewöhnlich nur wenig Milch, diejenigen ausgenommen, die durch Kreuzung von einheimischen mit Englischen Gattungen erzeugt sind. Die Milch dieser setzt ¼ ihres Gewichtes als Butter ab. Endlich besitzt Indien in seinen Ziegen und Hammeln Erzeugnisse, deren Akklimatisirung in anderen Gegenden bisher noch immer nur vergeblich versucht worden. Bei dem Allen aber ist doch auch nicht ein Indier etwa darauf bedacht, seinem Grund und Boden auch für den Unterhalt dieser Thiere zu bestellen. Ein Indischer Hammel, wenn er recht fett ist, wiegt 20¼ Pfund. Zweimal des Jahres wird er geschoren; dann wiegt die ganze Schur etwa ein halbes Pfund. Diese Hammel und Ziegen haben seidenartige Haare und rückwärtsgekehrte Hörner. Die Ziegen von Tübet und Kaschemir sind in einigen Theilen Indiens Gegenstand großer Sorgfalt geworden. Die Kaschemir-Ziege erkennt man an ihren feinen glatten Hörnern mit einer einzigen Windung, zwischen denen sie einen kleinen Büschel weißer Haare hat. Ihre Schnauze ist gleichfalls weiß und der Länge nach mit einem schwarzen Striche gezeichnet.

Griechenland.

Die Piloten der Insel Milos*).

Es ist bekannt, daß die Einwohner der Insel Milos das Geschäft der Piloten, welches sie dem größten Theile nach betreiben, von den Vorfahren durch Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn ererbt haben. In der That vereinigt sich auch Alles, sie zu den erfahrensten und von Natur fähigsten Piloten für die Schiffe im Archipelages zu machen. Ihre Insel kann in gewisser Beziehung gleichsam als die Mündung des Archipelages angesehen werden; der Horizont derselben hat eine solche Ausdehnung, daß ihre Bewohner an heiteren Tagen die übrigen Inseln auffinden und studiren, auf diese Weise aber die Gestalt einer jeden, ihre Erhöhungen, Berge und Klippen, so wie ihre Entfernungen unter einander, je nach dem Stande des Windes kennen lernen — alles Verhältnisse und Umstände, die für jedes Schiff höchst nothwendig, besonders vortheilhaft aber für die Fahrzeuge fremder Nationen sind, welche im Archipelages überwintern wollen und aus diesen Gründen seit undenklichen Zeiten zur Fortsetzung ihrer Reise in die inneren Meere die Piloten aus Milos sich bedient haben. Außer diesem studiren die Milier von Kindheit an die im Archipelages befindlichen versteckten Klippen mit der größten Genauigkeit und Aufmerksamkeit und kennen nicht nur mit völliger Sicherheit die Lage derselben, sondern auch die gefahrlosen Durchfahrten durch diese Klippen, — ein Vorzug, den Andere, als die Bewohner des Archipelages, entweder gar nicht, oder nur mit der äußersten Mühe sich anzueignen im Stande sind.

Die aus den verschiedenen Theilen Europa's kommenden Schiffe pflegten bisher immer zuerst in Milos anzulegen und sich daselbst mit den nöthigen Piloten zu versehen, ehe sie ihre weitere Fahrt nach dem Schwarzen Meere fortsetzten. Es ist daher in Griechenland ungern wahrgenommen worden, daß seit kurzem einige Schiffe die Piloten von Milos verabschiedet und statt derselben andere, z. B. von Malta, den Jonischen Inseln, von Venedig, aus Dalmatien u. s. w. angenommen haben. Abgesehen davon, daß diese Schiffe für dergleichen Piloten mehr, als für die von Milos, bezahlen, so setzen sie sich zugleich mit ihnen der größten Gefahr aus; und Einige von ihnen haben bereits das Unglück gehabt, durch Schiffbruch oder Beschädigungen, die sie durch die Unwissenheit und Unerfahrenheit solcher Piloten erlitten haben, ihren Irrthum auf eine traurige Weise zu büßen.

*) Aus dem Ἑλληνικὸς παρατηρητὴς vom 7. September 1837.

Mannigfaltiges.

— Englische Geschichtschreibung. Nächst Lingard, dessen Ruf als parteiloser und würdiger Historiker jetzt feststeht, wird Alison, ein Schotte, der, so viel uns bekannt ist, eine Professur in Edinburg bekleidet, unter den lebenden Englischen Schriftstellern als der beste Geschichtsschreiber angesehen. Seine „Geschichte der Französischen Revolution" wird in England höher gestellt, als Mignet's und Thiers' berühmte Werke — natürlich schon darum, weil die Französisch-Englischen Kämpfe, die einen so wichtigen Theil dieser Geschichte ausmachen, von einem nationaleren Standpunkt aufgefaßt sind. Indessen ist Herr Alison doch weit entfernt, in den Fehler seines Landsmannes Walter Scott zu verfallen; vielmehr läßt er dem großen Gegner Englands, dem General Bonaparte wie dem Kaiser Napoleon, ohne dessen Schattenseiten zu verdecken, doch die vollste Gerechtigkeit zu Theil werden. Seine Geschichte umfaßt den Zeitraum von 1789 bis 1815; der kürzlich erschienene fünfte Band derselben beginnt mit der Schlacht bei Eylau und endigt mit der bei Coruña. Mindestens zwei Bände dürften also wohl noch zu erwarten seyn. Herrn Alison's Darstellung ist populair, jedoch auch nicht ohne gelehrte Studien, die sich indessen nur in den sehr zahlreichen Anmerkungen und Citaten, nicht aber in der Erzählung selbst, etwas mehr als nöthig ist, bemerklich machen. Für das Ausland hat seine Geschichte noch das besondere Interesse, daß er vorzugsweise die Englischen Original-Depeschen, da, wo sie besonderen Aufschluß zu geben vermochten, für seine Schilderungen benützt hat. Daß indessen auch diese, eben so gut wie die Bülletins der großen Armee, mancher dringenden Berichtigung bedürfen, hat sich erst in der neueren Zeit an einem recht schlagenden Beispiel ergeben. Hoffen wir daher, daß Herr Alison besonders für den letzten Band seines Werkes auch die aus der Feder eines berühmten Preußischen Feldherrn geflossene Darstellung des Feldzuges von 1815, deren erster Band kürzlich erschienen ist, mit seinen Englischen Quellen vergleichen und so denjenigen Irrthümern vorbeugen werde, zu welchen er durch zurechtige Auffassungen, wie sie gerade über diesen Zeitraum in England vorgekommen sind, verleitet werden möchte.

— Nelson's Leben, von einem Seemanne. Dieses ist jetzt mit dem Naval Keepsake ausgegeben worden, und der großen Popularität ungeachtet, deren sich Southey's Biographie des größten Britischen See-Helden erfreut, wird der neuen Darstellung doch von Englischen Blättern ein glänzender Erfolg verkündet. Das New Monthly-Magazine meint, daß ein Festlands-Mann (das Wort landsman hat im Englischen diese Bedeutung) unmöglich ein Seeleben nach allen seinen Seiten richtig auffassen könne. Schon das Kriegerleben eines Wellington sey ausschließlich die Aufgabe eines Darstellers, der die Soldaten genauer als etwa nur vom Paradeplatze her oder aus Zeitungsberichten und Urkunden kenne; noch mehr aber mache die Wirksamkeit eines Seehelden, eines Mannes, der nur auf dem Wasser in seinem Element gewesen, seinem Biographen die genaueste Sach- und Ortskenntniß zur Pflicht: denn auf einem Kriegsschiffe nehme fast jede menschliche Handlung eine andere Gestalt an, und selbst der Matrose, wenn er auf festem Lande sey, gleiche schon kaum mehr dem Matrosen im Dienst einer Fregatte.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Freitag den 29. Dezember 1837.

Frankreich.

Bonaparte's Depeschen aus Ober-Italien.

(Nach dem United Service Journ.)

Groß ist der Unterschied zwischen einer bloßen Biographie — mag sie nun von dem Helden selbst geschrieben oder das Werk seiner Freunde und Bewunderer seyn — und zwischen einer Korrespondenz, die während eines langen, thätigen, wildbewegten Lebens in verschiedenen Ländern und in jedem Wechsel des militairischen Glückes geführt worden. Hier kann der Verfasser nichts verschweigen, nichts zurückhalten — hier ist keine Entstellung von Thatsachen möglich. Die Instructionen kommen gerade so ungeschmückt ans Licht, wie sie in einer Bauerhütte oder bei dem Feuer eines Bivouacs niedergeschrieben werden. Die Unruhe des Helden, wenn er sich in kritischen Lagen befindet, offenbart sich eben so rückhaltslos wie sein stolzes Selbstgefühl, wenn er eine Siegesnachricht ertheilen kann.

Die gedruckten Korrespondenzen der beiden großen Feldherren unserer Zeit, die sich in England und Frankreich einander gegenüber standen, sind mehr als jede Biographie und jede Sammlung von Denkwürdigkeiten geeignet, uns von ihrer wahren Gesinnung, von den Motiven ihres Handelns ein treues Bild zu geben. Die Korrespondenz Napoleon's, welche 1819 in Paris gedruckt wurde, entfaltet uns neben seinem militairischen Genius und allseitigen Scharfblick überall auch jenen unersättlichen Ehrgeiz, dem Patriotismus und Begeisterung für die höheren Interessen der Menschheit nur als Maske dienten, während aus den Depeschen Wellington's der wahrhaft redliche Zweck und die echt patriotische Gesinnung des Herzogs am unzweideutigsten hervorgehen.

Die Korrespondenz Napoleon's beginnt mit dem Frühjahr 1796, als Bonaparte zu Nizza den Oberbefehl über die gegen Italien bestimmte Armee erhielt. Außer den eigenen Depeschen des Ober-Generals finden wir in derselben viele Instructionen des Direktoriums und viele Rapporte der subalternen Befehlshaber. Anfänglich setzte man einige Zweifel in die Echtheit dieser Urkunden-Sammlung; allein es lebten im Jahre 1819 noch sehr viele von den Offizieren, die während des denkwürdigen Italiänischen Feldzugs unter Bonaparte gedient hatten, und doch wurde keine Zeile der Korrespondenz für untergeschoben oder verfälscht erklärt. Es sprechen aber auch starke innere Gründe für die Authentizität dieser Urkunden. Alle nachmals so berühmt gewordene Personen, die in denselben figuriren, verleugnen ihren individuellen Charakter vom Anfang bis zum Ende nicht ein einziges Mal. Sie klagen oft und bitterlich Einer über den Anderen; aber in keinem dieser Berichte finden wir auch nur einen indirekten Vorwurf, der dem Ober-General gälte, oder einen Versuch, gegen seine Autorität anzukämpfen. Es scheint, als hätte sich's von selbst verstanden, daß Bonaparte frei von Schuld sey, selbst dann, wenn die fürchterlichste Noth aller Zucht und Subordination ein Ende zu machen drohte.

Dem allgemeinen Plan zufolge, welchen das Direktorium dem Ober-General vorzeichnete, sollte er zunächst Sardinien angreifen, die Truppen des Königs auf Turin zurückwerfen und ihn selbst bald mit Gewalt und bald mit List zu einem Waffenstillstand oder vielmehr zur Unterwerfung bewegen. Die Republik Genua sollte Bonaparte einstweilen ruhig lassen, bis er Nord-Italien von den Oesterreichern befreit haben würde. Er war ferner angewiesen, den Papst und die Neapolitaner mit allerlei Drohungen im Zaum zu halten, damit sie nicht, falls das Französische Heer eine Niederlage erlitte, die Gelegenheit benutzten, ihm in den Rücken zu fallen.

Nachdem man den Plan des Feldzugs entworfen hatte, kam die Subsistenz der Armee, welche schlecht bekleidet, ohne Sold und ohne Lebensmittel war, zur Sprache. Wie sollte dieser Noth abgeholfen werden? Einer von Bonaparte's ersten Briefen lehrt uns das Mittel kennen:

„Oneglia, den 4. April 1796.

„Der Ober-General befiehlt eine Contribution von 400 Säcken Mehl u. s. w. Er beauftragt den General Casalta, besagte Contribution zu erheben. Der Ober-General befiehlt ferner, daß diejenigen Dörfer, die nicht binnen 24 Stunden dem obigen Befehle gehorcht haben, für jeden Sack Mehl, den sie nicht geliefert, 100 Franken als Geldbuße entrichten sollen."

Aber Säcke voll Mehl waren nicht das einzige Bedürfniß der Französischen Armee: es fehlte auch an Geld. Ein ganz einfaches Mittel, dieses aufzutreiben, lernen wir aus einer Depesche Napoleon's an das Direktorium kennen, die beinahe von gleichem Datum ist.

„Ich habe in Oneglia Kunst-Gegenstände aus Marmor vorgefunden, die einigen Geldwerth haben. Diese sollen auf meinen Befehl taxirt und versteigert werden; so können wir zu einer Summe von dreißig- bis vierzigtausend Livres gelangen."

Diese Auction betraf also Privat-Eigenthum und außerdem Kunstwerke, einen Artikel, den jeder civilisirte Sieger bis dahin respektirt hatte. Es war sehr natürlich, daß ein von Strapazen und Entbehrungen fast aufgeriebenes Heer solchen Beispielen, die seine eigenen Vorgesetzten ihm gaben, nicht widerstehen konnte; und wir lesen die bittersten und ergreifendsten Klagen darüber von Seiten solcher Französischer Generale, in deren republikanischem Schwindel nicht alles Gefühl von Recht und Unrecht untergegangen war. Laharpe schreibt einmal aus Piemont an Bonaparte: „Die Agenten, die Aufseher der Magazine u. s. w. machen ihre Requisitionen ganz ohne Zug und Rücksicht; der Bauer wird ruinirt, und der Soldat schmachtet im Elend; nur jene Schurken bereichern sich. Unter solchen Umständen ist es unmöglich, den Soldaten im Zaum zu halten. Wenn diese gesetzwidrigen Requisitionen fortdauern sollen, so thäte man besser, sämmtliche Einwohner niederzuschießen und alsdann die Verwüstung vollständig zu machen; denn am Ende sterben sie doch vor Hunger." Ein anderer Offizier, Chambarlhac, schreibt aus derselben Gegend: „Es giebt keine Exzesse mehr, die unsere Soldaten nicht begingen, und Alles, was ich dagegen thun kann, ist fruchtlos. Ich bitte Sie daher, meine Entlassung anzunehmen; denn ich kann nicht ferner bei einem Heere dienen, das keine Art von Subordination kennt und jeden Augenblick seine Chefs und Offiziere bedroht."

Bonaparte sah recht gut ein, daß ohne Mannszucht kein Erfolg zu hoffen sey; er erließ daher aus seinem Hauptquartier strenge Befehle gegen Meuterer und Marodeur's. Seine Vorstellungen schienen auch die Herren im Direktorium, wo sein Freund Carnot damals die militairischen Angelegenheiten leitete, davon überzeugt zu haben, daß es aufs Aeußerste gekommen sey. Carnot that dem General Bonaparte bei den strengen Maßregeln, die er zur Widerherstellung der Disziplin ergriff, allen möglichen Vorschub. In Folge dieser Maßregeln wurden während der ersten drei Monate des Feldzugs von 1796 mehr Executionen an Französischen Soldaten vollstreckt, als während des ganzen Feldzugs auf der Pyrenäischen Halbinsel an Britischen Soldaten. Aber Strafen allein würden das Uebel nicht ausgerottet haben; man wählte deshalb militairische Beamte zu Commissairen, damit die Furcht vor dem Kriegsgerichte auch hier das Ihrige thue. Jene Maßregeln waren aber um so schwerer ins Werk zu setzen, als das gewissenlose System der offiziellen Plünderung Italiens dem Soldaten ein gar böses Beispiel verhielt. So erfahren wir aus einem eigenhändigen Briefe Bonaparte's, daß er bei Gelegenheit der Plünderung der Ställe des Großherzogs von Toskana fünf schöne Pferde auswählte und als Geschenk an Carnot schickte. Nur die Hoffnung auf Raub und Beute, der Geist solcher Führer, wie Massena und Augereau, und das steigende Vertrauen auf den Ober-General, der im Angesicht dieser Verwirrung und dieses Elends mit fast ununterbrochenem Erfolge die Oesterreicher zurückwarf und Beaulieu's Pläne schon in ihrem Entstehen vereitelte, konnten ein so unlenksames und desparates Gesindel, wie die Italiänische Armee, zusammenhalten. Montenotte, Milesimo und eine Menge anderer mit Blitzesschnelle auf einander folgender Triumphe erzeugten bei dieser rohen Soldateska einen tollkühnen Unternehmungs-Geist und eine unersättliche Ruhmbegierde; Bonaparte wurde allmälich ihr Abgott und konnte bald von seinem gewaltigen Einfluß Vortheil ziehen, indem er ein System militairischer Disziplin begründete, das auch den unglücklichen Landbewohnern Schutz und Sicherheit gab.

Als dieser große Zweck endlich erreicht war, konnten die öffentlichen und offiziellen Beraubungen systematischer vor sich gehen. Die Armee erhielt Bekleidung und Verpflegung; der rückständige Sold wurde ausbezahlt, und immer noch blieb zu bedeutenden Sendungen nach Paris und an die Rhein-Armee Geld genug übrig. In einem seiner Briefe bemerkt Bonaparte dem Direktorium, daß sechs Monate aktiven Krieges der Republik nur 450,000 Franken gekostet haben. Es ist wirklich spaßhaft, im Verlaufe dieser Korrespondenz zu lesen, wie einige Französische Generale bitten, daß man doch Männer von wissenschaftlicher Bildung ins Hauptquartier schicken möge, damit sie (die Generale) erfahren könnten, was für Kunst-Gegenstände wirklich geraubt zu werden verdienten. So schreibt General Cervoni am 17. Mai 1797 von Parma aus an Bonaparte: „Das berühmte Gemälde Correggio's, der heilige Hieronymus, wird mit den vier besten Gemälden, die man außerdem in hiesiger Stadt vorgefunden, eingepackt und morgen früh nach Tortona geschickt werden. In Bezug auf die übrigen Bilder halte ich es für nothwendig, daß Sie, wenn Sie eine gute Wahl

treffen wollen, einen Kunstkenner hierher schicken; denn ich selbst verstehe mich nicht auf Malerei."

Während die Französische Republik mit Genua, als mit einer unabhängigen Bundesgenossin, unterhandelte, reizte sie die Bürger dieses Staats, so lange das Glück den Französischen Waffen hold war, durch zahlreiche Agenten zum Aufruhr; so oft aber ein unangenehmer Wechsel eintrat, schrieben die Herren vom Direktorium an den Ober-General, er möge nicht vergessen, daß die Verbreitung der republikanischen Ideen nur ein Vorwand sey, und daß man nicht politisch recht daran thäte, den Unterthanen der Italiänischen Staaten einen Freiheits-Schwindel einzuflößen, der es ihren Fürsten unmöglich machen dürfte, sie im Gehorsam zu halten, falls es nothwendig würde, diese kleinen Staaten der Oesterreichischen Krone zu opfern. „Die Politik und unser Interesse, wenn wir es verständig ins Auge fassen, schreiben uns vor, die Begeisterung der Mailändischen Bürger sogar in Schranken zu halten." Dies sind Lepeaux's eigene Worte.

Von den Civil-Beamten, die im Geiste des angedeuteten Systemes rüstig arbeiteten, bewies Keiner mehr Gewandtheit und Verschlagenheit, als Cacault, der Gesandte des Direktoriums zu Rom. Dieser Mann war mehrere Jahre vor Ausbruch der Revolution der Französischen Gesandtschaft in Neapel attachirt worden; er huldigte dem republikanischen Prinzip von ganzem Herzen, und seine diplomatische Erfahrung wurde von dem Direktorium nach Verdienst gewürdigt. Am 31. Juli schrieb er aus Rom an Bonaparte, er habe von Seiner Heiligkeit, als Honorar für die Allianz, deren Frankreich den Papst würdigte, zehn Millionen Franken bekommen, und setzte hinzu: „Nous commencerons demain à travailler avec les savans et les artistes pour régler les objets à demander dans ce genre." Und gewiß betrieb man diese neue Art von gelehrten Untersuchungen mit erstaunlichem Eifer, denn Rom war binnen wenigen Wochen seiner schätzbarsten beweglichen Kunstwerke beraubt.

Während diese autorisirten Räubereien in bester Form vor sich gingen, machten Bonaparte und seine Generale über das Betragen der Civil-Beamten, welche die Contributionen für das Heer eintrieben. Am 8. Oktober schreibt Bonaparte an das Direktorium: „Ich bin ganz von Spitzbuben umlagert; ich habe schon drei Kriegs-Commissaire, zwei Administratoren und mehrere andere Beamte vor das Kriegsgericht gestellt." Dennoch läßt er drei Tage später folgenden Befehl ergehen: „Die Lombardische Legion soll von den Mailändern besoldet, gekleidet und equipirt werden. Zur Bestreitung dieser Ausgaben wird man sie ermächtigen müssen, das Silbergeräth der Kirchen zu veräußern, dessen Werth ungefähr 100,000 Franken beträgt."

Das Uebel griff jedoch so bedrohlich um sich, daß Bonaparte den ersten ruhigen Augenblick benutzte, um in Mailand eine Untersuchung gegen die Commissaire einzuleiten. Es ergab sich, daß einige dieser Schurken große Quantitäten Arznei verkauft hatten, während die Hospitäler mit Kranken angefüllt waren, und sogar Stroh-Matratzen entwendeten, obgleich der arme Verwundete keinen anderen Schutz gegen die Steinplatten oder den Estrich der Fußböden hatte. Seinen desfallsigen Bericht an das Direktorium (vom 12. Oktober) schließt Bonaparte mit folgenden Worten: „Sie rechneten ohne Zweifel darauf, daß Ihre Commissaire zwar stehlen, aber wenigstens ein Bischen sich schämen würden — dem ist aber nicht so; sie stehlen auf eine so lächerliche und unverschämte Weise, daß ich, wenn ich nur einen Monat Zeit hätte, alle mit einander erschießen lassen würde. Täglich werden einige dieser Schurken vor das Kriegsgericht gestellt; allein man erkauft das Urtheil der Richter — es ist hier ein großer Jahrmarkt, Alles ist käuflich." Hören wir nun, auf welche Weise Bonaparte selbst Bestechungen annahm und sein Gewissen darüber beruhigte. Er sagt in dem erwähnten Schreiben: „Thevenin ist ein Dieb — er affektirt einen empörenden Luxus — er hat mir einige sehr schöne Pferde offerirt, deren ich bedarf, und die ich angenommen habe; aber er will durchaus keine Bezahlung dafür. Lassen Sie ihn arretiren und sechs Monate ins Gefängniß bringen."

Zu den unbegreiflichen Schwierigkeiten anderer Art, mit denen Bonaparte kämpfen mußte, gehörte auch Mangel an Waffen; und es zeigt uns den Charakter des Französischen Soldaten, daß, als der General einen großen Vorrath Spanischer Gewehre in Livorno, unter dem Vorwande, sie zu leihen, in Beschlag nehmen ließ, die Soldaten erklärten, diese Gewehre seyen zu schwer, und sich schlechterdings weigerten, sie zu tragen. Dennoch trotzten diese nämlichen Leute dem Hunger und der Nachtkälte und verfolgten den Feind mit blutenden Füßen, bis sie vor Erschöpfung niederstürzten und an der Heerstraße starben. Ihr Zustand wurde jedoch in dem Maße besser, als ihre Triumphe sich mehrten; und Bonaparte schreibt im Oktober 1796 aus Modena, daß er jetzt nicht bloß im Besitze des zum Unterhalt der Armee nothwendigen Geldes sey, sondern einen Ueberschuß von 800,000 Franken nach Frankreich geschickt habe!!!

Es verdient auch bemerkt zu werden, daß man gleich von Anfang an, wie groß auch die Noth der Soldaten seyn mochte, keine Ausgaben scheute, um Spione zu unterhalten; nicht bloß der Ober-General, sondern jeder höhere Offizier scheint seine Spione gehabt zu haben, obschon die dringende Lebensgefahr, der diese Elenden sich aussetzten, gewiß mit ungeheuren Summen bezahlt werden mußte.

Die Wichtigkeit einer wahrhaft starken Festung ist vielleicht durch Nichts evidenter gemacht worden, als durch den Einfluß, welchen General Wurmser's ruhmvolle Vertheidigung von Mantua auf den Krieg des Jahres 1796 hatte. Es spricht sehr für Napoleon, daß er bei dieser Gelegenheit einem schändlichen Befehle des Direktoriums keine Folge leistete. Er sollte nämlich Wurmser, als einen Französischen Emigranten, mit dem Tode bedrohen, wenn er die Festung nicht augenblicklich übergäbe, und ihm Verzeihung angeloben, im Fall er zum Verräther würde. Wurmser war allerdings in Frankreich geboren, aber von Deutscher Familie und schon lange in Oesterreich naturalisirt. Als er endlich kapituliren mußte, bewies ihm Bonaparte einen Grad der Hochachtung, der dem Sieger und dem Besiegten gleich rühmlich war.

Zu den empörendsten Schändlichkeiten des Direktoriums gehört unstreitig sein Verfahren gegen die Neapolitanische Kavallerie (2400 Mann), welche, kraft des Waffenstillstandes, der im Juni 1796 mit Neapel geschlossen wurde, von der Oesterreichischen Armee sich trennen und im Auge des Französischen Heeres Winter-Quartiere beziehen sollte. Das Direktorium betrachtete diesen Waffenstillstand gleich von Anfang an nur als einen diplomatischen Kniff, aus dem man jeden erdenklichen Vortheil ziehen müsse, und die Herren nahmen es Bonaparte übel, daß er nicht die Pferde und die Equipirung der Mannschaft auf irgend eine Weise sich anzueignen versucht hatte, da der Waffenstillstand, ihrer Logik zufolge, nur auf die Personen und nicht auf ihre Sachen sich erstrecke. Ob der Ober-General aus Grundsätzen edler gehandelt, als das Direktorium von ihm erwartete, ist eine große Frage; denn bald darauf schreibt er in Betreff der schweren Contribution, die den Venezianern aufgelegt werden soll, an das Direktorium: „Peut-être jugerez vous à propos de chercher une petite querelle avec le ministre de Venise à Paris, pour que après la prise de Mantoue, et que j'aurai chassé les Autrichiens de la Brenta, je puisse trouver plus de facilité pour la demande que vous avez intention que je leur fasse de quelques millions!!"

Wir glauben, aus dieser merkwürdigen Urkunden-Sammlung gerade so viel mitgetheilt zu haben, als hinreicht, um den schneidenden Kontrast zu zeigen, der zwischen Wellington's und Napoleon's Prinzipien obwaltete. Die Handlungsweise des Letzteren war einigermaßen damit zu entschuldigen, daß sein Gouvernement ihm unmenschliche Instructionen ertheilte, und daß er sich von wachsamen Emissairen umgeben sah, die ihn, wenn er einem edleren Impulse nachzugeben geneigt war, als Verräther an der Republik denunzirt haben würden.

In der ganzen Sammlung sehen wir uns vergebens nach einem freundlichen und innig theilnehmenden Briefe um, wie sie in Wellington's Korrespondenz häufig vorkommen. Bonaparte überhebt sich des Geschäftes, die Freunde und Anverwandten gefallener oder verwundeter Offiziere zu trösten; doch nimmt er wenigstens ein paar Mal die Sache braver Offiziere in Schutz und verlangt pecuniaire Unterstützung für die Familien solcher, die im Kampfe gefallen sind. Sein Brief an das Direktorium, worin er darauf anträgt, daß man der Familie des Stipulanten Muiron die Rechte und Besitzungen zurückstellen solle, deren sie wegen der Emigration einiger Glieder dieser Familie verlustig geworden war, macht ihm unstreitig Ehre; und ein Kondolenz-Brief Bonaparte's an den General Clarke, nachmaligen Herzog von Feltre, als dieser seinen Neffen verloren hatte, offenbart sogar einen gewissen Grad von Gemüth und Gutherzigkeit.

Der Stil dieser Korrespondenz unterscheidet sich gar sehr von dem ziemlich bombastischen Stile der Bülletins aus den Zeiten der Kaiserherrschaft. Er ist sehr gedrungen, klar, scharf und bestimmt. Napoleon's damalige Schreibart scheint den Unter-Befehlshabern als Muster gedient zu haben, denn die Berichte seiner vornehmsten Generale verdienen gleiches Lob; ihre kräftige Kürze und Klarheit hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß während der verwickelten Operationen des Krieges im Gebirge die verschiedenen Abtheilungen der Armee, obschon öfter durch bedeutende Räume getrennt, in so wunderbarem Einklang wirken konnten.

Ein Britischer Offizier.

England.

Ludwig's XII. letzte Gemahlin*).

Nachdem König Heinrich (1514) in seine Staaten zurückgekehrt war, hatte er Rüstungen angeordnet, um den Feldzug in Frankreich so schnell es die Jahreszeit nur gestatten möchte, wieder zu eröffnen. Indessen wendeten König Ludwig's XII. geschickte Unterhandlungen den Krieg für das Mal ab. Obgleich dieser kluge Monarch von allen Seiten einen solchen Knoten von Verwickelungen sich zusammenschürzen sah, daß man für ihn selbst keine Möglichkeit des Herauskommens mehr absehen konnte, hatte er dennoch hier ein über alle Erwartung günstiges Gelingen. Durch Verwerfung des Pisanischen und Annahme des Lateranischen Konzils gewann er die Freundschaft Papst Leo's X.; er versöhnte Ferdinand den Katholischen, indem er ihm Navarra abtrat, er gewann den Kaiser Maximilian, indem er dessen Enkel Karl (dem nachmaligen Kaiser Karl V.) seine Tochter Renée zur Braut versprach; endlich besiegte er selbst die Animosität König Heinrich's VIII., indem er ihm auf eine listige Weise die Untreue seiner Bundesgenossen aufdeckte und einen Bund ehelicher Vereinigung zwischen den Häusern Frankreich und England vorschlug. König Ludwig war ein dreiundsechzigjähriger Wittwer, Heinrich's Schwester, die schöne Prinzessin Marie, war sechzehn Jahre alt; noch dazu hatte sich ihre erste Liebe dem Grafen Brandon, Viscount Lisle, einem der schönsten und gebildetsten Edelleute an ihres Bruders Hofe, zugewendet; — aber als Ludwig jetzt ihre Hand suchte, da mußte die Liebe dem Ehrgeize weichen. Es ward ein Vergleich zwischen den beiden Kronen abgeschlossen, dem die Heirath des Französischen Königs mit der Englischen Prinzessin als Basis diente.

Am 9. Oktober (1514) zog sie mit den Damen ihres Gefolges, unter deren Zahl sich auch Anna Boleyn, damals ein junges Mädchen, befand, in Abbeville ein; — die Hochzeit wurde nachmals mit außerordentlichem Glanze, mit dem strahlendsten Schaugepränge gefeiert.

.... Diese Heirath einer der schönsten Frauen ihrer Zeit gehört zu denjenigen Ehebündnissen, mit welchen Jugend und Glück an den kalten Altare der Politik hingeopfert werden. Wie sehr auch Titel und Rang einer Königin von Frankreich der Vermählten schmeicheln mochten, der Kontrast zwischen ihrem vorigen Geliebten, dem Viscount Lisle

*) Aus P. F. Tytler's History of Henry VIII. S. Nr. 146 des Magazins

wie er in den festlichen Turnieren glänzte und von jedem Ritter den Preis gewann, einerseits — und zwischen ihrem betagten Ehegemahl, wie er nur aus der Sänfte heraus, an welche ihn seine körperliche Schwächlichkeit fesselte, die Spiele mit ansehen konnte, andererseits — zehrten an ihrem Herzen. Und auch damit war das Maaß ihres trübseligen Schicksals noch nicht erschöpft. Denn an dem Morgen nach der Hochzeit wurde Lady Guilford, ihre Gouvernante, an welcher sie mit unbeschreiblicher Liebe hing, mit dem Gefolge der Englischen Damen entlassen und zur Rückkehr in die Heimath beordert. — Bei dieser für sie so traurigen Gelegenheit richtete die unglückliche Prinzessin, die sich ihrer Freunde beraubt und allein unter Fremdlingen zurückgeblieben sah, die folgenden Zeilen an den König, ihren Bruder:

„Mein guter Bruder!

„Ich empfehle mich mit tiefster Herzlichkeit Eurer Gnade. Es hat mich sehr Wunder genommen, seit unserer Abreise nichts von Euch zu hören, so oft ich auch zu Euch sendete und an Euch schreiben mochte. Jetzt bin ich wirklich allein zurückgelassen, denn gleich am Morgen nach unserer Hochzeit wurde mein Kammerherr mit allen männlichen Dienern fortgeschickt; ein Gleiches geschah mit meiner guten Mutter Guilford und allen meinen Hofdamen und Fräulein. Nur solche sind aufgenommen, die weder Erfahrung noch Kenntnisse haben, mich in Zeiten der Noth mit Einsicht und Rath zu unterstützen; und wie sehr zu befürchten steht, daß diese in kürzerer Frist kommen, als Eure brüderliche Huld bei meiner Abreise vermuthete, kann meine Mutter Guilford besser schildern, als ich es zu schreiben vermag; ich bitte Euch, ihr Glauben zu schenken. Ich ersuche Euch demüthig, wenn es irgend möglich ist, zu veranlassen, daß meine Mutter Guilford hierher zurückkehre. Sonst vermag ich, wenn etwas Anderes als Gutes mir widerfährt, nicht zu wissen, wie oder wo ich guten Rath erfahre, weder zu Eurer Zufriedenheit, noch zu meinem Vortheile. Ich bin erstaunt, daß Mylord Norfolk so leicht Alles zugiebt, was sie hier verlangen, und halte mich versichert, wenn Ihr die Wahrheit jeder Angelegenheit, wie sie meine Mutter Guilford schildern kann, erfahret, Ihr Euch der Nachricht einer solchen Behandlung wenig versehen haben werdet. Wollte Gott, Mylord York wäre in Norfolk's Stelle gekommen, um vieles glücklicher und zufriedener würde ich zurückgeblieben seyn! Somit sage ich in den herzlichsten Gesinnungen Ew. Gnaden Lebewohl, indem ich Euch mehr Herzensfreude wünsche, als ich deren jetzt habe."

Beim Schreiben dieses wehmüthigen Briefes gedachte die Prinzessin ihres edlen und ritterlichen Brandon und seufzte in ihrer Seele die glücklichen Tage, welche sie in England verlebt hatte. Aber dieser Harm über ihr eigensinniges Schicksal sollte nicht lange dauern. Noch nicht volle drei Monate nach ihrer Hochzeit erlag ihr Königlicher Gemahl dem Anfalle einer Krankheit, welche einer so geschwächten Leibesconstitution zu viel wurde. „Der König", erzählt uns der unterhaltende Verfasser der Memoiren des Bayard, „hatte seiner Gemahlin zu Gefallen seine ganze Lebensweise geändert. Während er sonst um acht Uhr sein Mittagsmahl hielt, mußte er jetzt um zwölf Uhr speisen; sechs Uhr war seine gewohnte Stunde zum Schlafengehen gewesen, jetzt saß er oft bis nach Mitternacht auf." Dieser Wechsel und diese Unregelmäßigkeit der Lebensweise, zumal bei einer so geschwächten Gesundheit, trug nicht wenig bei, den verliebten Fürsten bald unter die Erde zu bringen.

Sobald Heinrich von dem Ableben Ludwig's Botschaft erhielt, schickte er den ehemaligen Geliebten seiner Schwester, den Vicomte Lisle ab, um die Prinzessin in ihr Vaterland zurückzugeleiten. Das Ende dieser Sendung läßt sich ohne Mühe voraussehen. Ihrer hohen Stellung herzlich müde und der alten Liebe getreu, welche die ritterlichen Eigenschaften Brandon's ihr eingeflößt hatten, erklärte Marie, daß sie entweder ihrer ersten Liebe folgen oder in ein Kloster gehen wolle. Die Ehe ward heimlich in Paris geschlossen, und der König wurde, nachdem er mit ihr eine kurze Zeit deshalb gegrollt hatte, mit dem Ehepaar versöhnt. Brandon, der mit dem Könige aufgewachsen war, verstand sich trefflich auf die Launen desselben; er war vorsichtig genug, nie auf seine Verbindung mit dem Königlichen Hause Ansprüche zu begründen. Aeußerst bezeichnend für seinen guten Geschmack nicht minder als für seinen hellen Verstand ist das wohlbekannte Motto, welches auf dem Fähnchen seiner Lanze eingestickt war, und welches auch unter einem Original-Gemälde von ihm und der Prinzessin angebracht ist:

Sey nicht verächtlich, goldnes Kleid,
Hast du auch eins von Fries gefreit;
Du Friesskleid, laß den Hochmuth seyn,
Ist worden auch das Goldkleid dein. *)

Portugal.

Antonio Felisciano de Castilho.

Dieser im übrigen Europa noch wenig gekannte, aber in seinem Portugiesischen Vaterlande als ein Stern erster Größe geschätzte neuere Schriftsteller ward zu Lissabon den 26. Januar 1800 geboren. In seinem sechsten Jahre ungefähr bekam er die Masern, und trotz der zärtlichen Sorgfalt seines Vaters, welcher erster Professor der Medizin zu Coimbra war, wurde er nur erst nach einer langwierigen und äußerst gefährlichen Krankheit wieder hergestellt; die Hornhaut des rechten Auges jedoch blieb mit Narben bedeckt und daher dem Licht für immer undurchdringlich, die Sehkraft des linken Auges aber war minder zerstört, und nach einigen Jahren gelang es ihm, mit demselben die Farben und nahe Gegenstände von gewisser Größe zu erkennen; gleichwohl lernte er nie weder schreiben noch lesen und wurde daher von seinen Aeltern, die ihn früher zu den Wissenschaften bestimmt hatten, für unfähig gehalten, denselben in Zukunft obliegen zu können.

Trotz dem und ungeachtet der Hindernisse, die ihm seine Blindheit gewährte, trieb ihn doch die Liebe zum Wissen dazu an, Theil an den Studien seiner Brüder zu nehmen und dem Unterricht, den sie genossen, beizuwohnen. Sein Fleiß und seine Fassungskraft waren so ungemein groß, daß er seinen Brüdern auf dem Wege der Wissenschaft nicht nur folgte, sondern sie auch zur Bewunderung der Lehrer bei weitem übertraf. In seinem 10ten Jahre schon hatte er die vorbereitenden Studien der Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Geometrie, der Lateinischen und Griechischen Sprache beendet, und es würde zu weit führen, wenn wir erzählen wollten, auf welche Weise er sich alle diese Kenntnisse erwarb, da man kaum begreift, wie ein Blinder besonders in der Geometrie auch nur die geringsten Fortschritte machen könne; jedoch fehlt es weder in neuerer noch in älterer Zeit an Beispielen dieser von mächtiger Liebe zu den Wissenschaften vollbrachten Wunder.*) Zu seinem Glücke widmete sich einer seiner Brüder, Namens Augusto Federigo, der sich stets als sein treuester Freund erwiesen und sich nie von ihm getrennt hat, dem Studium der Literatur, und da dies auch das Lieblings-Studium Antonio's war, so erlangte er durch seinen Bruder Kenntnisse, die er sonst nicht hätte erwerben können. In seinem dreizehnten Jahre schrieb er Lateinische Verse, welche die Bewunderung der größten Kenner erweckten, und im Jahre 1816 dichtete er zum ersten Mal in seiner Muttersprache, indem er eine gefühlvolle und an dichterischen Schönheiten reiche Elegie auf den Tod der Königin Donna Maria verfaßte. Er studirte alsdann auf der Universität zu Coimbra die Rechte, beschäftigte sich nicht minder mit Naturgeschichte, Physik und Botanik und beendete seine Fakultäts-Studien im Jahre 1822. Da er diese aber mehr seinem Vater zu Liebe als aus eigener Lust getrieben, so ließ er während derselben auch keine Gelegenheit unbenutzt, seinen Lieblings-Beschäftigungen obzuliegen und sich neben den Lateinischen Autoren besonders mit den Italiänischen, Portugiesischen und Französischen Schriftstellern bekannt zu machen; daher erschienen bereits, als er noch Student war, seine ersten Versuche in der bukolischen Dichtung, die er vorzugsweise liebte, nämlich die cartas de Eco e Narciso (Briefe der Echo und des Narciß), die, was in Portugal höchst selten ist, in wenig Jahren vier Auflagen erlebten, und die Primavera (der Frühling), welche in diesem Jahre neu aufgelegt wurde.

Sein Vater wünschte nun, daß er sich dem Advokatenstande widmen möchte, doch konnte sein für die Anschauung der freien Natur geschaffenes Gemüth an dürren Akten und an den Rabulistereien der Gerichtshöfe keinen Gefallen finden, und trotz mannigfacher Schwierigkeiten weihte er seine ganze Zeit der Pflege der Musen. Hierin begünstigte ihn besonders der Umstand, daß sein Bruder Augusto Federigo, der den geistlichen Stand gewählt hatte, in dem Bisthum Aveiro am Abhange der Sierra de Coramalho, in einer der schönsten Gegenden Portugals, eine Landpfarre erhielt und nun im Verein mit seinem Bruder, der so die poetischen Träume seiner Kindheit verwirklicht sah, seine Muße den Studien zuwandte.

In dieser Einsamkeit verlebten sie fern von der Welt viele Jahre, und dort verfaßte Antonio's Bruder unter anderen eine Uebersetzung von Lukan's Pharsalia, er selbst aber übertrug die Metamorphosen und die Amores des Ovid, so wie einige Tragödien des Französischen Dichters Ducis; ferner schrieb er einige kleinere Gedichte, deren Stoff die Einsamkeit, in der sie lebten, bildete, und a Noite do Castello (die Schloßnacht), die zuerst in Lissabon und bald nachher in Paris gedruckt wurde; außerdem verfaßte er eine Persische Erzählung in Versen nach Art der Tausend und eine Nacht, so wie vieles Andere noch.

Trotz ihres zurückgezogenen Lebens und ihrer friedlichen Beschäftigungen wurden die beiden Brüder unter der Herrschaft Dom Miguel's vielfach verfolgt, und sie sahen sich daher gezwungen, um dieselbe Zeit nach Porto zu flüchten, als der Kaiser Dom Pedro in Lissabon zu landen beabsichtigte.

Jetzt leben sie in letztgenannter Stadt lediglich von ihren schriftstellerischen Arbeiten, da ein Amt, das einst König Johann VI. unserem Antonio zur Belohnung seines wissenschaftlichen Eifers gegeben, aufgehoben worden ist; und dennoch wäre er glücklich, hätte ihm nicht der Tod eine zärtliche, liebevolle Gattin geraubt, die seine ganze Seligkeit ausmachte. Die Geschichte ihrer Verbindung ist sehr originell und gleicht mehr einem Roman als einem Ereignisse des wirklichen Lebens. Donna Maria Isabel de Baena lebte seit ihrem 11ten Jahre in den Benediktiner-Kloster zu Bairro, vier Meilen von Porto. Sie war eine Verwandte des berühmten alten Dichters Antonio Ferreira und des neueren Dichters Nicolao Tolentino de Almeida, von denen, so wie von ihrem Vater, der den Wissenschaften gleichfalls sehr zugethan war, sie den Geschmack an letzteren in einem sehr hohen Grade erbte. Sie hatte sich eine genaue Bekanntschaft mit den Portugiesischen Klassikern erworben und ohne fremde Hülfe eine vollständige Kenntniß der Französischen, Spanischen und Italiänischen Sprache erlangt. Als die „Primavera" zum ersten Mal erschien, las sie das Gedicht mit solchem Entzücken, daß sie von dem Verfasser desselben eine höchst vortheilhafte Meinung bekam und ihm nach Coimbra, wo er sich damals aufhielt, folgende Worte schrieb:

*) Cloth of gold do not despise
Though thou be match'd with cloth of frize;
Cloth of frize be not too bold
Though thou be match'd with cloth of gold.

*) Reid führt in seinen Philosophical Essays an, daß der blindgeborene Doktor Saunderson die sphärische Projection und die wichtigsten Grundsätze der Perspektive vollkommen verstand. — Francisco de Salinas wurde zu Burgos um das Jahr 1513 geboren und starb zu Salamanca 1590. Er verlor vor seinem 10ten Jahre das Gesicht und erlangte gleichwohl ausgezeichnete Kenntnisse in der Mathematik, im Griechischen, Lateinischen und in der Musik. Er wurde Professor der Musik an der Universität zu Salamanca und vom Herzog von Alba und dem Papst Paul IV. beschützt und begünstigt; der Letztere verlieh ihm eine Spanische Pfründe. Sein berühmtes in Lateinischer Sprache geschriebenes Werk de Musica erschien 1577 zu Salamanca und neu aufgelegt ebendaselbst 1592, zwei Jahre nach seinem Tode.

Digitized by Google

„Wenn sich eine Echo jetzt Dir zeigte,
Machtest Du es wohl wie Dein Narciß?“ *)

Sie schrieb darunter einen erdichteten Namen und gab an, wie er ihr die Antwort zukommen lassen sollte. Jene Worte enthielten nämlich eine Anspielung auf Castilho's Briefe der Echo und des Narciß, welche die Liebe der Nymphe, die das grausame Herz ihres Geliebten nicht zu bezwingen vermag, die Unannehmlichkeiten des Ehestandes und das Glück derer schildern, die frei von dem Joche desselben leben. Es war daher sehr natürlich, daß Donna Maria, ehe sie sich entdeckte, erst zu erfahren wünschte, ob der Dichter etwa seinem Helden gliche. Die Antwort entsprach jedoch einer Erklärung, die der Eigenliebe des Dichters in so hohem Grade schmeichelte, und es begann hierauf ein regelmäßiger Briefwechsel, der bereits geraume Zeit fortgedauert hatte, ehe der blinde Dichter den Namen seiner unbekannten Geliebten erfuhr. Als dies Geheimniß schwand, kannten sie sich bereits aus ihren Briefen vollkommen und wurden nun leicht inne, daß sie für einander geschaffen seyen. Mannigfache Hindernisse jedoch verzögerten von einer Zeit zur anderen ihre Vereinigung, bis im Jahre 1834 der Dichter ganz unerwartet in Vairão eintraf und bereits einige Tage darauf, mehr als je in seine romantische Gattin verliebt, mit ihr nach Lissabon zurückkehrte. Nicht lange jedoch währte das Glück Castilho's; denn nach zwei Jahren schon entriß ihm der Tod seine Gattin, die ihm das Licht seiner Augen ersetzt und die Oede seiner Blindheit freundlich belebt hatte; sie starb den 1. Februar 1837, und er hat versprochen, sein nächstes Erzeugniß ganz ihrem Andenken zu weihen.

Die Werke, die bis jetzt von ihm erschienen, sind folgende:

Briefe der Echo und des Narciß, der akademischen Jugend Coimbra's gewidmet, nebst verschiedenen auf denselben Gegenstand bezüglichen Dichtungen.

Der Frühling (A Primavera). Zweite sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Lissabon, 1837.

Portugiesischer Tribut für das Andenken des Befreiers. Lissabon, 1836.

Die Schloßnacht (A noite de Castello). Ein Gedicht. Nebst Amaliens Bekenntnissen, nach Delphine von Gay. Lissabon, 1836.

Worte eines Gläubigen (Palabras do un Crente). Aus dem Französischen des La Mennais übersetzt.

Liebe und Melancholie (Amor e melancolia), wovon jetzt eine neue Ausgabe vorbereitet wird.

Dazu kommen nun noch eine Menge anderer Erzeugnisse in Prosa und Versen, die in den Zeitschriften, besonders in dem Jornal da sociedade dos Amigos das letras erschienen sind und von großer Gelehrsamkeit und tiefem Wissen zeugen. (Rev. de Madrid.)

China.

Auf dem Chinesischen Meere.

(Aus dem Schiffstagebuche eines Engl. Capitains.)

Die finsteren und trüben Wogen des Chinesischen Meeres hatten noch nie ein fürchterlicheres Ansehen, als am Morgen des 12. Januars 1836. Unser Schiff wurde von dem Orkane pfeilschnell vorwärts getrieben, und Wasserberge ohne Zahl rollten über das Verdeck. Die Wuth der Elemente legte sich nicht eher, als bis wir unter dem 11ten Breitengrad angekommen waren, und beinahe zu gleicher Zeit entdeckten wir gegen Westen das Wrack eines Schiffes. Der Capitain ließ die Segel etwas einziehen und befahl, auf das verunglückte Schiff loszusteuern; es war eine Chinesische Dschonke, deren Mannschaft flehentlich um Hülfe rief. Bei unserer Annäherung gaben sie Zeichen der ausgelassensten Freude, die aber schon im nächsten Augenblick wieder der Verzweiflung Platz machte; denn der immer noch anhaltende Sturmwind trieb uns schnell an dem Wrack vorbei. Wir mußten unser Schiff umdrehen; und als dieses Manöver glücklich ausgeführt war, ließen wir aus einem unserer Böte ein Tau mit einem Bowel-Knoten (bowling-knot) gegen die Dschonke werfen. Mit Hülfe dieses Taues wurden achtzehn Personen, Einer nach dem Anderen, aus der dringendsten Todesgefahr errettet und glücklich in das Boot gezogen, von wo sie denn eben so wohlbehalten auf unser Schiff gelangten.

Freude und Dankbarkeit der Geretteten waren gränzenlos. Sie warfen sich ihrer Länge nach auf das Verdeck und küßten bald die Füße der Mannschaft, bald die Planken des Schiffes. Sie gaben uns durch Geberden zu verstehen, daß sie in acht Tagen keinen Tropfen Wasser getrunken hätten, und Einige boten ganze Börsen voll Dollars für einen Schluck Wasser. Unser Schiffs-Chirurg verordnete ihnen weislich nur kleine Quantitäten des erfrischenden Elementes; der Mannschaft aber wurde streng untersagt, von den Geretteten Geld anzunehmen.

Es waren Chinesen aus einer Nord-Provinz des Reiches, meistens junge Leute von schönem athletischen Wuchse und einnehmender Gesichtsbildung. Ihr Capitain, der ungefähr 35 Jahre zählen mochte, hatte kohlschwarze Augen voll Geist und Feuer, denen ein dichtes, glänzend schwarzes Haar und eine prächtige turbanartige Kopfbedeckung noch mehr Relief gaben. Das ganze Aeußere dieses Mannes und mehrerer seiner Gefährten überzeugten uns, daß vollkommene männliche Schönheit auch mit dem Gesichts-Typus der Mongolischen Race vereinbar sey**). Seine religiösen Skrupel erlaubten ihm nur den Genuß des Rindfleisches*); die übrigen Chinesen verzehrten unbedenklich Alles, was man ihnen vorsetzte. Leider konnten wir uns mit der ganzen Gesellschaft nur kümmerlich durch Pantomimen verständigen; jede Europäische Sprache war ihnen unbekannt.

Nach einer weiteren Fahrt von fünf Tagen ankerten wir vor Pulo Aor (unter 2° 40′ N. B.). Hier fanden unsere Chinesen einen Landsmann, oder wenigstens eine Person, die mit ihnen reden konnte. Sie trafen eine Uebereinkunft mit dem Radscha, kraft welcher die Schiffbrüchigen, wie es ihr eigener Wunsch war, nach Singapore befördert werden sollten. Von dort aus konnten sie in ihre Heimath zurückkehren.

In Pulo Aor versorgten wir uns mit frischem Wasser. Unsere schiffbrüchigen Chinesen duldeten es nicht, daß Einer von der Britischen Mannschaft das Wasser herbeitrage, sondern bestanden darauf, die Gefäße mit eigenen Händen zu füllen. Beim Abschiede fielen sie sämmtlich auf die Knie und küßten Jedem von uns mit Inbrunst die Füße. So schieden wir von siebzehn Personen, die neun Tage lang auf einem elenden Wrack ohne Masten und Ruder sich herumgetrieben hatten und in dieser Zeit ohne Trinkwasser und beinahe ohne Speise gewesen waren. Einer der Geretteten, ein alter Mann, starb noch am Abend vor ihrer Abreise in Folge der ausgestandenen Strapazen. Die Uebrigen sind hoffentlich wohlbehalten in ihrer Heimath angelangt.

(Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Geschichte Ludwig's XIV., von James. Herr G. P. R. James, der Verfasser der Geschichte des schwarzen Prinzen, dem wir früher ausführlich in diesen Blättern gedacht, hat jetzt auch eine Geschichte des vierzehnten Ludwig herausgegeben.**) Bei dem reichen Französischen Memoiren- und Geschichtswerken, die in der neuern Zeit gerade über die Regierung Ludwig's XIV. erschienen sind, kann nicht die Compilation eines neuen Buches, und zwar eines solchen, das einigen Reiz eines Originalwerkes besitzt, eben nicht sehr schwierig sein. In der Darstellung, die Herr James hier geliefert hat, sind, trotzdem sie nichts weniger als eine Uebersetzung ist, doch die Französischen Elemente, aus denen sie gebildet worden, kaum zu verkennen. Es gibt dieser Art auch manche neuere Deutsche Novellen und Romane, deren Verfasser es sehr übel nehmen würden, wenn wir ihre Originalität in Zweifel zögen, die aber gleichwohl von Hugo, Dumas, James oder Sue nicht bloß die Farben, sondern oft ganze Figuren für ihre Gemälde sich geliehen haben. Doch er bleibt auch immer noch ein Verdienst, das hier und dort gesammelte geistige Material so geschickt zu verarbeiten, daß nur eben ein Kenner das Fremde, das nicht auf heimischem Boden Gewachsene, herauszufinden vermag. So wird auch das neue Buch des Herrn James in England mit großem Vergnügen gelesen. Man unterhält sich an den zahlreich eingeflochtenen Anekdoten und Hofgeschichten, deren es eigentlich mehr zum Lesen giebt, als solche Schilderungen, die das politische Leben des damaligen Frankreich und seine Verhältnisse zu dem übrigen Europa in das rechte Licht stellen. Das „Leben und die Zeit Ludwig's XIV.“ nach der Englischen Bearbeitung gehört daher auch eigentlich mehr in die Kategorie der unterhaltenden, als der mehr belehrenden und streng historischen Schriften.

— Romeo und Julia auf der Französischen Bühne. Eine freie Bearbeitung des Shakespeareschen Meisterwerkes, die schon bereits der bekannte Schriftsteller Fr. Soulié veranstaltet hatte, ist jetzt von neuem auf dem Theater des Odeon in Paris zur Aufführung gekommen. Herr Soulié hat es dem Französischen Geschmacke noch immer nicht zugetraut, den Heros mit seiner ganzen überwältigenden Kraft schön finden zu können, und so hat er denn z. B. von den fünfundzwanzig Personen des Originals nicht weniger als siebzehn gestrichen und die übrig gebliebenen acht ganz nach dem üblichen Zuschnitt des Französischen Theaterzettels ausstaffirt. Neben Romeo und Julia treten in dem Soulié'schen Stücke nur noch folgende Personen auf: der alte Capulet, Tybalt (der jedoch nicht, wie bei Shakespeare, ein Vetter, sondern der Bruder Julia's ist), Graf Paris (bei Soulié ein Spanischer Grande), der Fürst Escalus von Verona, Pater Lorenzo (bei Soulié ein Staats-Secretair Talerni) und die Wärterin Julia's (bei Soulié natürlich ihre „Vertraute“). Von Shakespeare's Bürger- und Parteien-Krieg kann unter solchen Umständen nicht die Rede seyn, und es erscheint nur räthselhaft, wie eine so massenhafte Handlung fünf Akte hindurch von diesen acht Personen, die ewig kommen und wieder gehen müssen, getragen werden kann. Janin, ein Freund Soulié's, aber — was seinem Geschmacke gewiß zur Ehre gereicht — ein noch viel größerer Freund des Britischen Dichter-Heros, weist in einem interessanten Feuilleton des Journal des Debats das Französische Publikum auf den Gewinn hin, dessen es sich selber dadurch beraubt, daß es sich solche Dramen, wie Romeo und Julia, noch immer nach seinem Geschmacke zustutzen läßt. Nur der letzte Akt des Trauerspiels soll dem Französischen Bearbeiter, aber nur darum, weil er sich hier treuer an das ergreifende Original halten konnte, vollkommen gelungen seyn.

---

*) Si se os presentase una Leo,
¿Imitariais vos a vuestro Narciso?

**) Unser Landsmann Gützlaff sagt von den Chinesen der Provinz Pe-tschi-li, daß sie in ihrer Physiognomie viel mehr Europäisches haben, als die Bewohner des mittäglichen China. Besonders schön und anmuthig fand er in jenen Gegenden die Mädchen und Frauen.

*) Dieser Umstand bringt uns auf die Vermuthung, daß jener Capitain ein Chinesischer Muhammedaner war.

**) The life and time of Louis the Fourteenth. 2 vols.

Mit dem heutigen Blatte endigt der Jahrgang 1837. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum letzten Semester werden nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google